GRUNDZÜGE

DER

PHILOSOPHISCHEN NATURWISSENSCHAFT

VON

HENRICH STEFFENS

ZUM BEHUF SEINER VORLESUNGEN

BERLIN
IM VERLAGE DER REALSCHULBUCHHANDLUNG
1806

VORREDE.

Eine jede Schrift hat, indem ſie erſcheint, auſser ihrer Eigenthümlichkeit, wenn ſie dieſe überhaupt beſitzt, eine perſönliche, alſo ſchwache, Seite, die ſich durch Verſtändigung und äuſsere Relation gegen die Welt zu ſtützen ſucht. — Sie iſt nothwendig, wie die Vergänglichkeit aller Erſcheinung; wer ſich aber eines wahrhaften, in ſich begründeten, Strebens bewuſst iſt, thut wohl, ſie nicht zu ernſthaft und ſchwerfällig zu behandeln.

Solche Relationen werde ich hier kürzlich berühren. — Die Schrift enthält Themata zu Vorleſungen und zukünftigen Schriften; iſt durchaus epigrammatiſch und ſyſtematiſch. Ich wollte es darthun, wie die Natur, nicht nur im Ganzen, ſondern auch im Einzelnen, aus ſich ſelbſt begriffen werden kann, ohne äuſsere Hülfe von Hypotheſen oder Principien, die, wenn ſie als das Aeuſserlich Beſtimmende und Regierende hervortreten, gleich ſchlecht und verwerflich ſind. Die Idee iſt mir klar genug; an der Ausführung mag Manches fehlen. Sie ſoll mir einen andern Vortheil gewähren. In zukünftigen Schriften werde ich die Aphorismen als Ueberſchriften benutzen, die das unvermittelte Seyn des Gegenſtandes im Ganzen darthun; und ich werde mich dann, vorzüglich in der Fortſetzung meiner Beiträge zur innern Naturgeſchichte der Erde, mit dem Eigenthümlichen des Gegenſtandes ganz beſchäftigen können.

Die Einrichtung dieſer Grundzüge erlaubte mir nicht, Citate anzubringen; ich habe mir deſshalb aber Nichts andern Naturforſchern Eigenthümliches zueignen wollen; und dem ſorgfältigen Leſer wird es von ſelbſt klar werden, wie viel ich Buch, Görres, Humboldt, Kielmayer, Möller, Reil, Ritter, Treviranus, Troxler, Werner, Winterl, durch mündliche Unterredungen Horkel, u. m. verdanke. Vorzüglich wird man mehrere bekannte Anſichten Schellings hier wieder finden. —

Eine jede erſcheinende Schrift hat eine polemiſche Seite, wenn ſie Eigenthümlichkeit beſitzt. — Es iſt nicht ihre beſte. Die neuere Anſicht der Naturphiloſophie hat ſich faſt durchaus aus der Polemik herausgearbeitet, und zeigt dadurch deutlich, wie ſehr ſie ſich in ſich befeſtigt hat. Nicht, als wenn die Maſſe derjenigen Gegner, denen das Weſen derſelben fremd iſt, abgenommen hätte; aber die Gemeinſchaft und die äuſsere Kolliſion hat aufgehört, und dieſes iſt für die Bekenner, wie für die Gegner, das Rathſamſte.

Eine andere Art Gegner hat ſich aber hervorgethan. Die Anhänger nämlich; — und in der That ſind dieſe gefährlicher als man glaubt. — Dieſelbe Stimme, dieſelben Aeuſserungen betrügen nicht den Verirrten allein, ſondern manchmahl, wenigſtens momentan, uns ſelbſt; und wir thun wohl, ſie von uns abzuweiſen.

So ſind Einige, die ſich haben ſagen laſſen, wie Alles in der Totalität ſei, auch dieſes wohl auf eine halbe Weiſe begreifen, denen es aber nicht gegeben iſt, den deutlichen beſtimmten Umriſs des Individuellen klar zu faſſen. Dieſen erſcheint Alles: Leben, Geſtalt, Form, das Einzelne und Ganze, als ein Unbeſtimmtes, als Andacht, Ahndung, Anbetung, was ſich nicht mit der klaren Vernunft faſſen läſst, weil dieſe Alles, das Ganze wie das Einzelne, auf die beſtimmteſte Weiſe anſchauet; ſie faſſen daher dieſes Unbeſtimmte mit dem heiligen Willen, mit Frömmigkeit. — Aber in der Wiſſenſchaft gilt nicht die Geſinnung allein, ſondern mit ihr die Tüchtigkeit; und was tüchtig, nicht in einem äuſsern, ſondern in ſich begründet und in ſich klar iſt, iſt wiſſenſchaftlich, möge die Sprache die des

Empirikers oder Theoretikers ſeyn. Wer durch dieſe Trennung etwas für die Geſinnung fürchtet, kann überzeugt ſeyn, daſs ihm nichts begreiflich geworden iſt.

Andere hatten gehört, daſs Poeſie und Philoſophie, Wiſſenſchaft und Kunſt Eins ſei; ſie meinten daher, man könne wohl beide äuſserlich verbinden, welches, wie vorauszuſehen war, beiden gleich ſchädlich ſeyn muſste. Wohl iſt die Ehe das Heiligſte in der Welt; aber ein weibiſcher Mann, oder ein männliches Weib nicht deſto weniger das widerwärtigſte und verhaſsteſte Geſchöpf.

Daſs eine Schrift, wie dieſe, nicht gemeinverſtändlich ſeyn kann, verſteht ſich. — Wenn die Kenner ahnden, daſs in den kurzen Sätzen mehr liegt, als die einzelnen Worte weniger Zeilen, und daſs die Anordnung nicht zufällig iſt; ſo bin ich zufrieden. — Ich ſchätze meine Abſicht zu ſehr, um mit dieſer Darſtellung ganz zufrieden zu ſeyn.

Denjenigen, die dazu beſtimmt ſcheinen, zu zeigen, wie die willkührlichen Kombinationen des Zufalls die wunderbarſten Geburten hervorbringen, werden mit der Einrichtung meiner Darſtellung vorzüglich zufrieden ſeyn, und es wohl auch nicht unterlaſſen, ſie, wie die Natur es ihnen gebeut, zu benutzen.

Folgende Druckfehler wird der Leſer gebeten vor dem Leſen zu berichtigen:

Seite 80 Zeile 7 ſtatt: jeder lies: jener
— 100 — 1 ſt. Oxydation l. Reduktion
— — — 5 u. 4 ſt. Indifferenz l. Oxydation
— 174 — 1 iſt auch auszuſtreichen
— 198 — 19 ſt. ſind l. ſich

EINLEITUNG.

Wiſſenſchaft iſt Vernichtung eines Gegenſatzes, Wiedervereinigung des urſprünglich Vereinigten. Was zum innerſten Weſen unſers Daſeyns gehört, iſt nicht für das Wiſſen, es iſt das Wiſſende ſelbſt; — was im Gegenſatze beharrt, iſt nicht für das Wiſſen, denn das Wiſſen iſt eben die innere Vereinigung des Geiſtes mit dem Gegenſtande, als wenn dieſer ihm inwohnte; — was nicht urſprünglich vereinigt und Eins war mit dem Geiſte, iſt nicht für das Wiſſen, denn das Wiſſen beſitzt keine ſchöpferiſche Kraft, — und nimmermehr möge es uns gelingen, durch Wiſſenſchaft dasjenige zu verbinden, was wir urſprünglich als getrennt geſetzt haben, oder die Natur zu überwältigen, wenn wir uns mit ihr, wie mit einem Fremden, Feindſeligen in einen thörigen Kampf einlaſſen.

Die jugendliche Geſchichte der Menſchen ſtellt glückliche Geſchlechter dar, die mit der Natur innig verbündet, in vollem Genuſſe des vollendeten Daſeyns, im ruhigen Seyn der Gegenwart, mehr eine Fortſetzung der ſchöpferiſchen Kraft der Natur ſelbſt, eine heitere Offenbarung ihrer innerſten Verhältniſſe, hohe, bedeutungsvolle Geſtalten gebährend und erhaltend, zeigten, als jene Trennung von der Natur, die das Wiſſen ſchafft und vollendet.

Früh ſehen wir freilich die Menſchen ſich den Dingen entgegenſetzen, aber nur im Allgemeinſten ward der Gegenſatz gefaſst, und durch tiefſinnige Denker glücklich gehoben. So entſtand die Philoſophie. Aber im Leben und im Beſondern wirkte noch immer der heitere Geiſt fröhlicher, unſchuldiger Kindheit, verband den Menſchen mit der Natur durch die Dichtung, und die Menſchen unter ſich durch die groſse Individualität nationaler und religiöſer Anſchauungen. Daher ſehen wir, neben den tiefſten Blicken des Wiſſens im Allgemeinſten, die herrlichſten Blüthen der Poeſie im Beſondern. Was urſprünglich, als ein Lebendiges, in der Natur wurzelt, offenbart ſein Leben, von dem Ganzen getragen, nur durch eigene Natur gemäſsigt, in unbefangenen Spielen nirgends eingeſchränkter Freiheit; was ſich von dem Ganzen getrennt hat, wird demſelben wieder durch Zwang verbündet, der, lebendig und ſelbſt im Ganzen gefaſst, als heilige Nothwendigkeit hervortritt. So ſehen wir die Nothwendigkeit heimiſch werden in den allgemeinſten Spekulationen alter Denker, indem im Beſondern die fröhliche und unbefangene Leichtigkeit der Naturfreiheit in Dichtungen ſich ergoſs, die ſich wunderbar mit jenen tiefen Anſichten verbanden, und ein eigenes, halb aus Wiſſenſchaft, halb aus Poeſie gewebtes, innerlich harmoniſches Leben hervorrief, deſſen heiterſter Glanz uns durch den göttlichen Plato anſpricht.

Wie man auch unſere Zeit und ihre Verhältniſſe anſchauen mag, ſo viel iſt gewiſs, daſs Mannichfaltigkeit der Gegenſtände des Wiſſens ſie vorzüglich auszeichnet. Indem der Menſch mit der Natur zerfiel, zerfiel er mit ſich ſelbſt und die Dinge unter ſich. Die Wiedervereinigung dieſer Trennung hat die Mannichfaltigkeit der Wiſſenſchaften hervorgerufen, und die Naturwiſſenſchaft ins Beſondere iſt als eine ſolche durchaus modern.

Nicht als ein Geringeres oder weniger Würdiges der Geſchichte darf dieſes ſcheinbare Zerfallen uns erſcheinen. So ſehen wir in der Vegetation in ſtiller Einmüthigkeit die Funktionen ſich in Produkte verlieren, die von der allgemeinen Natur getragen und gepflegt, auch die Freuden und Leiden derſelben gemeinſchaftlich theilen, und mit kindlicher Ergebung alle Bewegungen des groſsen Naturlebens innerlich darſtellen, indem die Funktionen, im Thierleben, ſelbſt ſich hervorwagen, die groſsen Bewegungen der Natur innerlich mäſsigen, aber auch eine jede Funktion und ein jedes Produkt ſich von den übrigen ſondert und trennt, und ſo ſich zum Gegenſtande der groſsen Naturſpekulation macht. Wer an dem Einzelnen der Zeiten in der Geſchichte, oder der Geſtalten in der Natur klebt, mag in dieſem Zerfallen das Unwürdigere ſuchen; denn nicht läugnen läſst es ſich, daſs das Einzelne des Thieriſchen — als Eingeweide — neben dem Einzelnen der heitern Vegetation, dieſem an innerer Schönheit nachſteht, und als ein Geringes, ja Unwürdiges und Schlechtes erſcheint. Aber das Leben in der Geſchichte, wie das Leben in der lebendigen Geſtalt, hat eine höhere Würde als die des Scheins; ja die ſinnvolle Bedeutung des individuellen Lebens iſt die Vernichtung des Scheins, und die Offenbarung unſichtbarer Schönheit. Ihr möchtet ſie ahnden in der ſchönen Geſtalt vollendeter Menſchlichkeit; ſehen könnt ihr ſie nicht, wie man ein bloſs Irdiſches ſieht, denn ſie iſt die unmittelbare Offenbarung göttlicher Schönheit, die in dem Einzelnen als Einzelnes zu ſeyn verſchmäht, und auch dieſes wieder als ein Ganzes und Selbſtändiges ſetzt. Wollt ihr daher das Wiſſen in ſeiner hohen Würde erkennen, ſo dürft ihr es nicht in ſeiner äuſsern Abhängigkeit als ein Einzelnes betrachten; als ſolches möchte es vielmehr geringer und unvollendeter erſcheinen als die vegetative Poeſie, ſondern in ſeiner Heimath im Göttlichen. Denn wie das Animaliſche in der Natur keine beſondere Kraft, nichts Einzelnes und Beſtimmtes, ſondern eben die Unendlichkeit der Natur ſelbſt iſt, die ſichtbar geworden, ſo iſt das Weſen im Wiſſen über die Erſcheinung des Wiſſens unendlich erhaben, nichts Einzelnes, ſondern das Sichtbarwerden des Unendlichen ſelbſt, die unmittelbare Offenbarung der mit ſich ſelbſt einigen geiſtigen Natur.

Wenigen möchte es gegeben ſeyn, ſich ſelbſt von ſich ſelbſt trennend, in ewiger Vereinigung mit ſich ſelbſt zu beharren, den bittern Kelch eines abgeſonderten Daſeyns bis auf die Hefen zu leeren, den Zwang zu lieben, der ſie unwiderſtehlich an eine beſtimmte Form des Daſeyns bindet, ſo daſs ſie nur ſich ſelbſt zu offenbaren vermögen, in Verbindung mit den Gleichzeitigen nur ihrer Zeit, immer das ſchon Beſtimmte beſtimmend, immer das Erzwungene frei leiſtend, in ewigem Widerſpruch die Harmonie finden und ſuchen müſſen, wie ihr Leib, der irdiſche Wiederſchein des Göttlichen in ihnen, eine Unendlichkeit getrennter Formen ewig mit einander ringend, nie ſiegend und nie unterliegend, als ein geſundes Leben darzuſtellen vermag. Denn eine tiefe Angſt hat die Zeit ergriffen, gleichmäſsig zittert man vor der Unendlichkeit des Werdens im Endlichen und vor der Endlichkeit des Seyns im Unendlichen — ſo wird die Vergangenheit als das Grab des Unbeſtimmten, als die eiſerne Hand der bloſsen ſchauderhaften Beſtimmtheit furchtſam angeſtarrt, und die Zukunft, als der Abgrund des Unbeſtimmten und die alle Beſtimmtheit verwiſchende Gewalt zaghaft erwartet. In unſerm Leibe ſehen wir die Vergangenheit heimiſch ſeyn und walten, in unſerer Seele fühlen wir uns an eine unbeſtimmte Zukunft verrathen, und das friſche Leben erblaſst in dem ängſtlichen Schweben zwiſchen beiden.

Dieſes Schwankende des allgemeinen Lebens äuſsert ſich nicht weniger in den Wiſſenſchaften, ja es iſt hier mit jenem urſprünglich Eins und aus derſelben Wurzel entſprungen. Einige, die die Freiheit nur kennen, ſo wie ſie in der Willkühr, durch den Zwang eingeengt und beſchränkt, *erſcheint*, glauben, ſie nur durch Vernichtung des Naturzwanges retten zu können, wodurch es denn geſchieht, daſs dieſer, ſein Recht behauptend, den bloſsen Schein deſſen, was man retten möchte, auf alle Wege offenbart. Andere, die die Nothwendigkeit nur kennen, ſo wie ſie in dem Zwange, der Willkühr ſich entgegenſtellend, *erſcheint*, glauben, jene nur durch die Vernichtung aller Selbſtbeſtimmung erhalten zu können; da aber jene Richtung, wie ſie es wohl inne werden müſſen, ſelbſt eine willkührliche iſt, ſo wird die Nichtrealität und das Scheinbare deſſen, was ſie erhalten möchten, durch ihre Beſtrebungen immer offenbarer.

Nicht für dieſe kann das Weſen der Wiſſenſchaft ſich eröffnen; denn was ſie von der Natur oder die Natur von ihnen trennt, hält auch jede lebendige Anſicht von ihnen entfernt, und trennt ſie von uns, wenn gleich nicht uns von ihnen. Wenn die äuſsere Spannung zwiſchen Willkühr und Naturzwang zu groſs wird, endigt ſie entweder in einer mattherzigen Indifferenz, oder man ſieht ſich nach vermittelnden Meinungen, Vermuthungen und Hypotheſen um, von welchen man freilich überzeugt iſt, daſs ſie nicht im Stande ſind, dasjenige zu leiſten, was man wünſcht, daſs die Vermittelung immer ins Unendliche hinausgeſchoben wird, daſs man erſt nach Ablauf dieſer Unendlichkeit im Stande ſeyn wird, das Recht jener Meinungen, als Vermittler aufzutreten, zu prüfen, bei welchen aber, ſich fürs erſte zu beruhigen, man den verzweifelten Entſchluſs gefaſst hat. Aus dieſer Verirrung gebahr ſich die Streitigkeit über das Recht einer Wiſſenſchaft ſich a priori oder a poſteriori zu begründen, als wenn das Eine irgend einen Vorzug vor dem Andern hätte, das Eine ohne das Andere ſeyn könnte, oder, in einem bloſs äuſsern Verhältniſs geſetzt, irgend eine Realität enthalte. Schauet, könnte man ſagen, nur das individuelle Leben, und ihr werdet inne werden, wie das Ganze, nicht durch Vermittelung, ſondern unmittelbar in einem jeden, als dasjenige, was ihr a poſteriori, das Einzelne auf die nämliche Weiſe, als das a priori, im Ganzen geſetzt iſt, und Beides nur das eine untheilbare Leben ausdruckt.

Es haben ſich eben in unſern, durch die Entfremdung der höhern Natur ſo ſtark bezeichneten, Tagen, lebendige Aeuſserungen hervorgethan, die auf die bedeutungsvollſte Weiſe die unergründliche Tiefe des Seyns in dem Denken, und die Unendlichkeit der Beziehungen des Denkens im Seyn enthüllten. Ohne allen Zweifel hieſse es jene Aeuſserungen des höhern Geiſtes ſelbſt aller Bedeutung berauben, wenn wir ſie irgend einer Beziehung des relativen Denkens für ſich unterwerfen wollten. Obgleich ſie, in der Spekulation auf der Seite des einſeitigen Denkens, in der Naturwiſſenſchaft auf der Seite des

Seyns zwangvoll gefeſſelt waren, und indem es nicht vergönnt ward, in ihnen die höchſte Durchdringung zu ſchauen; ſo iſt es doch klar, daſs in dem Maaſse, in welchem das Allgemeine des Denkens von dem Abgeſonderten der Dinge, und das Abgeſonderte der Dinge von dem Allgemeinen des Denkens in ſich aufzunehmen vermochte, auch Spuren des eigenthümlichen Lebens aus beiden hervorbrachen, und dasjenige Schein-Wiſſen, in welchem Alles nur durch äuſsere Beziehung und durch komparatives Denken iſt, vernichteten. So ſahen wir das innere Leben der Natur in dem unergründlichen Talent herrlicher Naturforſcher ſich enthüllen, und die ewigen Geſetze ihres unwandelbaren Seyns Eins werden mit dem Daſeyn menſchlicher Individualität. Eins werden, ſage ich, ſo daſs die Exiſtenz jener, als einzeln Erſcheinender, durch die Identität mit jenen Geſetzen, indem die Geſetze in ihr, ſie in ihnen, auf eine völlig gleiche Weiſe geſetzt wurden, in ſich begründet und ewig ward. So ſahen wir das Bewuſstſeyn, ſich in ſich begründend, die Ewigkeit ſeines Daſeyns in ſich ſelbſt finden. Wenn gleich, in der Darſtellung, jene Naturforſcher der von dem Denken relativ getrennten Natur, dieſe ſpekulativen Denker dem von der Natur relativ getrennten Denken unterlagen, ja ſo, daſs jene alles äuſsere Hervortreten der Form des Bewuſstſeyns als eine Willkührlichkeit, die ſie zu fliehen hatten, dieſe alle Gewalt der Dinge, als ein Widerſtrebendes, was bekämpft werden muſste, anſahen; ſo iſt es doch klar, daſs das Lebendige ihrer Anſicht gerade die Hineinbildung des ihnen verhaſsten Gegenſatzes ſei. Denn, wo das wahrhafte Talent der Naturforſcher hervortrat, ward eine Unendlichkeit des den Dingen eingepflanzten Denkens in der That offenbar, und die Annahme eines abſoluten Seyns vermochte nur jenem lebendigen Bewuſstſeyn die Eigenthümlichkeit zu geben. So müſſen wir jene Aeuſserungen des Wiſſens ihrem Weſen, nicht bloſs ihrer Erſcheinung nach, beurtheilen; dann werden auch ſie uns wahrhaft individuelle, das heiſst: für ſich ſeyende, nur aus ſich ſelbſt zu begründende, ein eigenes Leben führende Anſichten werden. Denn eben ſo, wie einige Organiſationen, die wir, dem Scheine nach beurtheilend, geringere nennen, von einer äuſsern Totalität abhängiger zu ſeyn ſcheinen; in ſo fern ſie aber Organiſationen ſind, nur ihr eigenes Leben, und zwar auf eine ewige Weiſe, führen, ſo daſs ſie ſich ſelbſt vorausſetzen und alles Werden durch äuſsere Beziehung verſchmähen, ſind auch jene Anſichten unvergleichbar mit dem Aeuſsern, und von dem geringern ihres erſcheinenden Daſeyns getrennt, ewig und groſs.

Doch unſerer Zeit ward es vergönnt, das Erwachen der uralten Spekulation und diejenige Anſchauung, die alle Gegenſätze vernichtet, zu ſchauen; und als den lebendigen Geiſt, der uns dieſe Anſchauung ſchenkte, nenne ich Schelling. Nicht zwar die Idee, die vielmehr, ſo alt wie die Geſchichte ſelbſt, alle Anſichten des Lebens und der Wiſſenſchaft leitete, durch groſse Geiſter zu verſchiedenen Zeiten vernehmlich genug ausgeſprochen wurde, und die eine ſo tiefe und ewig begründete Herrſchaft über die Aeuſserungen der Menſchen ausgeübt hat, daſs alle ihre Anſichten und alle Irrthümer und Unvollkommenheiten der Wiſſenſchaften für denjenigen, der auf eine lebendige Weiſe dieſe anſchauet, ſelbſt nichts als relative Abweichungen und excentriſche ſcheinbar gerade gezogene Linien ausdrücken, die ſich doch für eine höhere Anſicht in der ewigen Kreislinie der einzig wahren Idee auflöſen: — nicht alſo die Idee, die das Uralte und die Wurzel der Geſchichte ſelbſt iſt, iſt Schellings Eigenthum; denn ob ſie gleich durch ihn dem Zeitalter offenbar wurde, nachdem ſie lange, in Abweichungen verborgen, die ein eigenes Leben führen möchten, aus allen wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen zurückgedrängt worden war, ſo lag ſie doch in den Schriften trefflicher Menſchen ſo klar, wie ſie überhaupt ausgeſprochen werden kann; auch zeigten die Aeuſserungen mehrerer Männer unſerer Zeit, daſs ſie das Weſen der Wahrheit erkannten. Das eigenthümliche Verdienſt Schellings iſt vielmehr das Beſtreben, die ewige Wahrheit, als nie erlöſchende innere Sonne aller Wiſſenſchaft und alles Erkennens in der Geſchichte auf immer zu begründen, und die wahre Würde ſeiner Individualität offenbart ſich in dem raſtloſen, ſeiner trefflichen Natur früh eingeprägten Triebe, alle Abweichungen der Zeit, und Alles, was, weil es kein eigenes Leben hat, für ſich ſtehend, Irrthum, Tod und Wahn iſt, zur Urquelle zurückzuführen, das Endliche aber, welcher Art es auch ſey, als Produkt einer bloſs in der Beziehung exiſtirenden Reflexion, oder als Schein-Realität einer ſinnlichen Anſchauung, in ſo fern es als ein *An ſich* ein falſches Leben heucheln will, als ewiges Opfer der Wahrheit zu weihen. Wäre es nun auch der Fall, daſs er ſelbſt in dieſem und jenem dem Irrthume unterliegen müſste, daſs er durch irgend eine eigene Relativität das klare Bild ſeiner Darſtellung trübte, oder den innern Werth irgend einer Abweichung, durch die äuſsere Relativität getäuſcht, nicht gehörig würdigte, wie wir dieſes denn auch nicht durchaus läugnen wollen; ſo bleibt ihm doch nicht allein das unſterbliche Verdienſt, die Idee einer Sittlichkeit des Erkennens und der wiſſenſchaftlichen Naturforſchung als das innere Weſen derſelben aufgeſtellt zu haben, ſondern auch das noch gröſsere, einen wiſſenſchaftlichen Kultus eingerichtet zu haben, wie ihn die Geſchichte bisher nicht kannte.

Eine ſolche Anſicht vermag nun auf eine hohe Weiſe das Herrlichſte zu offenbaren, und wem es gelungen iſt, ſich ihr eigen zu machen, der erkennt nicht nur jene Einheit der Dinge mit einer allgemeinen Einheit, ſondern auch die mit ihr zugleich gegebene ſelige Einheit der Dinge mit ſich ſelbſt, durch welche die ewige Einheit, die ihnen innewohnt, und die nicht getheilt ſeyn kann, da die abſolute Einheit ſich nicht theilen läſst, als Eins geſetzt wird mit ihrem abgeſonderten Daſeyn, ſo daſs ſie durch ihr Werden ſind und durch ihr Seyn werden. Denn wenn ſie als Abgeſonderte werden, ſo iſt es doch nur das nie Gewordene, das Ganze was wird; und wenn ſie als Allgemeine ſind, ſo ſind ſie doch nur durch ihr Werden als Abgeſonderte. — Zwar iſt das bewundernswürdige Talent des Naturforſchers eine innerliche Verbindung des Gemüths mit dem Gegenſtande, eine wahre Verſöhnung beider, aber mehr auf der relativen Seite des Gegenſtandes, bewuſstlos, und daher ſelbſt im Gegenſatze geſetzt; das wahre Erkennen aber iſt nur da, wo der höchſte Gegenſatz, der nicht dieſem oder jenem als einem Einzelnen, ſondern dem Ganzen entgegengeſetzt iſt, das Bewuſstſeyn ſelbſt in die Verbindung hineingeht, und zwar nicht nur im Ganzen, ſondern auch im Einzelnen. So ſehen wir in der Organiſation das allgemeine Leben, und mit dieſem auch das eigenthümliche Leben eines jeden Organs bis ins unendlich Kleine geſichert. Es wird Alles nur in ſich ſelbſt und durch ſich ſelbſt, indem es im Ganzen wird, obgleich, wie das Ganze, auf eine relative Weiſe.

In ſich geſchloſſen und mit ſich einig iſt das göttliche Gemüth, in ſich geſchloſſen und mit ſich einig die göttliche Natur. Vergebens ſucht ihr eine äuſsere Verbindung zwiſchen beiden zu bewirken, einen Uebergang zu finden, die Natur mit dem Gemüthe in eine äuſsere, vermittelnde Beziehung zu ſetzen. Ewig getrennt, nur mit ſich ſelbſt einig, nur ſelbſt eigene Geburt verſchmäht das Gemüth, wie die Natur, alle Vergleichung. Setzt, welches ihr wollt, über das Andere, und das Entgegengeſetzte wird den Frevel der Relation ſelbſt vernichten. Aber dieſe ewige Trennung iſt die ewige Vereinigung und Eins mit ihr. So ſehen wir in den Geſchlechtern das Eine des Andern Auſsen-Welt ſeyn, und die höchſte Vereinigung durch Liebe Eins ſeyn mit der höchſten Trennung beider.

Der Geiſt umfaſst die Natur, wie der Liebende ſeine Geliebte, ſich ganz ihr hingebend, ſich ſelbſt in ihr findend, urſprünglich, unvermittelt, unbetrübt. Ihr ewig friſches Daſeyn iſt ſein eignes, und in allem Wechſel, mit dieſem Eins, herrſcht und waltet das Leben, das nie vergeht und die Liebe ſelbſt iſt. Faſst das Beſondere des Gemüths, und das Allgemeine des Daſeyns wird Euch in den unwandelbaren Geſetzen eines Univerſums, als der Typus alles Beſondern, liebevoll ergreifen; faſst das Beſondere des Daſeyns, und ein ewiger Wechſel wird Euch das, durch das Werden Seyende, Allgemeine des Bewuſstſeyns auf alle Wege entgegentragen; faſst beide gegen einander, und ein eigenes Leben wird als Organiſation zwiſchen beide treten, die Vereinigung ſofort auf jedem Punkte zu beurkunden.

Ergriffen von dieſer unendlichen Liebe, findet das Gemüth ſich in den Dingen wieder, und die Relation, das Maaſs der Beziehungen, durch welches uns die Gedanken verwandter und verſtändlicher, die Dinge entfernter und fremder erſchienen, iſt verſchwunden. Ganz in dem Ewigen der Natur verſunken, finden wir uns ſelbſt ohne Furcht, als Natur, und retten die Freiheit, indem wir ſie hingeben. Da hat eine jede Geſtalt ihr Wort, ein jedes Einzelne ſeine Gattung, nicht auſser ſich, ſondern in ſich gefunden, und ein jedes Daſeyn iſt durch die höchſte Reinheit des Eigenthümlichen getrennt und vereinigt zugleich.

Wie die Freiheit oder das göttliche Gemüth ſich ſelbſt findet in der Nothwendigkeit oder in der göttlichen Natur, ſo findet ſich die Nothwendigkeit auch ſelbſt in der Freiheit, und wie die Nothwendigkeit in ewiger Verbindung mit der Freiheit *lebendig*, ſo iſt die Freiheit in ewiger Verbindung mit der Nothwendigkeit *ſittlich*.

Einem ward es vergönnt, in dem ſich ſelbſt wiedergegebenen Gemüthe die Formen des Menſchlichen in reiner Eigenthümlichkeit zu faſſen, alle trübende Beziehungen zu zerſtören, auf jedem Punkte des geſchichtlichen und bewuſsten Daſeyns alles Aeuſsere Verunreinigende mit ſicherer Hand zu ſondern, daſs das ſorgfältig Getrennte nur mit ſich ſelbſt vereinigt ſei und mit dem Ganzen; dadurch den Frevel der trennenden Zeit zu zerſtören, und die ewige Liebe des Gemüths und der Natur, die Religion, kund zu thun. — Als dieſen nenne ich Schleyermacher.

Seine Beſtrebungen mögen wir uns eigen machen; denn nur dem gereinigten Gemüthe ergiebt ſich die göttliche Natur.

1.

Es giebt nur Ein wahres Erkennen, und dieſes iſt das abſolute Erkennen der Vernunft.

Was in der Vernunft erkannt wird, iſt nichts als die Vernunft ſelbſt, und auch das Erkennen iſt wiederum nur die Vernunft.

Nennen wir das Erkennende ein Subjektives, das Erkannte ein Objektives, ſo iſt das wahre Erkennen, oder das An-ſich des Erkennens, weder das eine noch das andere, alſo weder ein erkennendes Subjekt, noch ein erkanntes Objekt, ſondern die abſolute Einheit beider.

Der *Gegenſatz* zwiſchen Subjektivität und Objektivität iſt alſo kein reeller Gegenſatz; die wahre Realität iſt nur da, wo er ſchlechthin verſchwindet.

Das Objektive ſei uns hier das Mannigfaltige des Seyns, das Subjektive die Einheit des Denkens, ſo wird das wahre Erkennen nur da ſeyn, wo Denken und Seyn identiſch werden.

Das Erkennen ſelbſt wird als ein Subjektives geſetzt, und da es eine Identität des Subjektiven und Objektiven iſt, zugleich als ein Nicht-Subjektives. Wird das Erkennen als ein bloſs Subjektives geſetzt, im realen Gegenſatz gegen ein Objektives, ſo verſchwindet ſeine Realität, die nur in der Identität beider iſt; wird es als das Identiſche der Objektivität und Subjektivität geſetzt, ſo verſchwindet die beſondere Form, in welcher es doch nur ein Erkennen iſt. Dieſer Widerſpruch wird durch das Weſen der Vernunft ſelbſt gehoben, indem es zu ihrem Weſen gehört, ſich ſelbſt zu erkennen. Die Vernunft alſo, unter der Form des Erkennens, iſt die ganze Vernunft, auch ihrem Weſen nach, und da in der Form des Erkennens der Vernunft nichts iſt, was nicht zugleich das Weſen der Vernunft wäre, und in ihrem Weſen (ihrer ewigen Selbſterkenntniſs wegen) nichts ſeyn kann, was nicht zugleich ihre Form wäre, ſo iſt mit der Idealität der Form des Selbſterkennens zugleich die Realität des Weſens der Vernunft ewig, nothwendig und unzertrennbar geſetzt.

In der Vernunft iſt Alles, auſser der Vernunft nichts; denn da Alles, was ſich auſser der Vernunft befinden ſollte, ſich zur Vernunft wie ein Objektives (ſo daſs die Vernunft ein Subjektives würde), oder wie ein Subjektives (ſo daſs die Vernunft ein Objektives würde) verhalten muſs, die Vernunft aber die ewige und abſolute Identität des Subjektiven und Objektiven iſt, ſo verſchwindet Alles nothwendig in der Einheit der Vernunft.

Die abſolute Einheit wird nicht *geſucht;* als wenn ein Erkennen auſser ihr anfangen und mit ihr etwa endigen konnte, — auch nicht *poſtulirt*, in dem Sinne, wie man zum Behuf einer Wiſſenſchaft einen Grundſatz ſonſt wohl fordert; ſie iſt vielmehr das ewig daſeiende, nicht-geſuchte, nicht-gefundene, ſondern abſolut geſchenkte Organ aller lebendigen Unterſuchung, alles wahrhaften Erkennens, welches das Ganze des Erkennens und einen jeden Punkt deſſelben gleich klar bezeichnet.

Die Vernunft iſt ſchlechthin, d. h.: ſie iſt ewig, und ihr Weſen iſt das ewige Seyn ſelbſt, ſeinem Weſen nach; alles endliche Seyn iſt alſo nur als beſondere Form des Seyns des Ewigen zu erkennen; da aber das Erkennen als die Form ſchlechthin geſetzt wird, ſo müſſen alle endliche Formen mit der abſoluten Form eins werden; dieſe aber iſt mit der Einheit des ewigen Weſens alles Seyns identiſch. Es giebt daher für das wahre Erkennen kein endliches Ding, das Endliche wird vielmehr nothwendig in die ewige Form und ſofort in das ewige Weſen geſetzt, in welcher es aber mit dieſem eins iſt.

In der gemeinen Reflexion wird das Denken von dem Seyn getrennt. Das Seyn erſcheint als die mannigfaltige Fülle des Endlichen, das Denken als die leere Einheit des Unendlichen. Das Seyn enthält, für dieſe Anſicht, die Menge des beſtimmten Wirklichen; dieſer gegen über ſteht das Denken als das Beſtimmende, und enthält die bloſse Möglichkeit alles Wirklichen in ſich; durch das Denken wird die Mannigfaltigkeit des Endlich-Wirklichen in der Einheit des Begriffs vereinigt. Dieſe Einheit enthält aber die bloſse Möglichkeit, die in dem Mannigfaltig-Endlichen wirklich iſt. Dieſer Gegenſatz des Endlichen und Unendlichen, der Wirklichkeit eines beſondern Seyns und der Möglichkeit eines allgemeinen Denkens iſt aber für das wahre Erkennen von keiner Realität; für dieſes iſt vielmehr das Endliche mit dem Unendlichen, das Wirkliche mit dem Möglichen urſprünglich und nothwendig verbunden. Wird nun das Beſondere dem Allgemeinen abſolut einverleibt, ſo iſt in dem Allgemeinen ein jedes Beſondere, nicht bloſs der Möglichkeit, ſondern auch der Wirklichkeit nach, in einem jeden Beſondern aber die Allgemeinheit des Begriffs nicht bloſs möglich, ſondern auch wirklich; nun ſind alle einzelne Begriffe, in ſo fern ſie einzeln ſind, wieder als beſondere in den ewigen Begriff geſetzt, dieſer aber iſt mit dem Weſen des Ewigen eins. Auf einem jeden Punkte und in einem jeden Beſondern entdeckt ſich daher die ganze Fülle des Ewigen für das wahre Erkennen.

Die Identität des Denkens und Seyns wird Anſchauung genannt. Das Erkennen der Identität des ewigen Denkens und ewigen Seyns iſt die Selbſtanſchauung der Vernunft ſchlechthin — intellektuelle Anſchauung.

Schauen wir ein Endliches als ein ſolches, ſo hat dieſes Endliche den Grund ſeines Daſeyns nicht in ſich ſelbſt; es iſt beſtimmt durch ein anderes Einzelnes, dieſes wieder durch ein anderes, und ſo fort ins Unendliche; auch muſs es als beſtimmend für ein anderes Einzelnes, dieſes wiederum als beſtimmend für ein folgendes u. ſ. w. geſetzt werden. Es hat alſo ein jedes Endliche in ſich eine endliche Wirklichkeit, die aber durch die allgemeine Verkettung aller Dinge nothwendig auſser ſich auf eine unendliche Möglichkeit hinweiſet. Dieſer Gegenſatz der endlichen Wirklichkeit und der unendlichen Möglichkeit hat aber bloſs für einen Standpunkt auſserhalb der Vernunft Realität, für die Vernunft ſelbſt alſo keine; für die wahre Anſchauung iſt vielmehr eine jede endliche Wirklichkeit mit der unendlichen Möglichkeit unmittelbar verknüpft, und ein jeder Punkt bezeichnet ein wahrhaft ewiges nur unter der beſtimmten Potenz des Beſondern.

Das Erkennen, welches ein Einzelnes, Endliches als reell ſetzt, entſpringt nur in der Form der Zeit, aber die Zeit ſelbſt iſt für das Ewige nicht; daher iſt nicht allein das Endliche als ein ſolches, ein Nicht-Reelles für die Vernunft, ſondern auch jene Geſetze, die für den Verſtand abſolute Realität haben, indem ſie, die Zeit geſetzt, nicht allein für eine beſtimmte, ſondern für alle Zeit gelten, wie z. B. das Geſetz der Kauſalität, welches auf die wechſelſeitige Abhängigkeit und Unvollkommenheit des Endlichen allein deutet, und alſo in der abſoluten Seligkeit der ewigen Vernunft verſchwindet.

Es iſt daher kein Widerſtreit im Ewigen, nichts Sterbliches oder Vergängliches, kein Gegenſatz vom Innern und Aeuſsern, nichts was für ſich ſelbſt oder für das Ganze fremd wäre, ein jedes Einzelne nimmt an dem Leben des Ganzen Theil, und iſt dem Weſen nach Eins mit Allem.

In der Vernunft erkennen, heiſst daher nicht ein Sinnliches, Endliches, ſo wie es ſich den leiblichen Sinnen entdeckt, als ein Sterbliches oder Vergängliches, ſondern, ein jedes Einzelne in ſeinem Weſen, d. h. in der Potenz des Ewigen, erkennen. Ein jedes wiſſenſchaftliche Beſtreben, wenn es ſich gleich ſelbſt nicht erkennt, iſt, ſeinem Weſen nach, ein Beſtreben, die Dinge, nicht wie ſie in der Erſcheinung, ſondern wie ſie, an ſich in der Vernunft ſind, zu erkennen; denn auch in einer jeden, ſelbſt empiriſchen, Wiſſenſchaft iſt nicht das Beſondere für ſich, auch nicht der allgemeine Grundſatz für ſich, ſondern nur die Identität beider das Reelle. Nur weil man, ſich ſelbſt miſsverſtehend, das Weſen der Wiſſenſchaft ſelbſt als ein Einzelnes ſetzt, verſchwindet die Realität dieſes Strebens in der Nichtrealität eines ſich ſelbſt widerſprechenden Produkts.

Wenn das Denken, wie in der endlichen Reflexion, als von dem Seyn getrennt, angeſehen wird, ſo erſcheint jenes als ein bloſs negatives Vermögen, das nichts vermag, dieſes als das abſolut-poſitive, in welchem alle Realität iſt. Das Denken iſt dann eine unendliche leere Form, das Seyn eine Mannigfaltigkeit des Weſens. Da aber für das wahre Erkennen alle Gegenſätze nur formell ſind, und ſich in die abſolute Form auflöſen, in und mit welcher ſie an der unbetrübten Einheit des Weſens Theil nehmen; ſo wird (die Identität des Denkens und des Seyns vorausgeſetzt) die Allgemeinheit des Denkens — wenn ſie mit dem Beſondern des Seyns unmittelbar verknüpft iſt — *jene* als die unendliche Einheit des Weſens ſelbſt, *dieſes* als die formelle Mannigfaltigkeit des Endlichen heraustreten. — Durch die Aufnahme des Beſondern ins Allgemeine wird das Endliche dem Unendlichen einverleibt, die Form dem Weſen gleich geſetzt. Durch die Aufnahme des Allgemeinen ins Beſondere wird ferner das Unendliche dem Endlichen einverleibt, das Weſen in die beſtimmte Form aufgenommen. Aber das Weſen, als das ewig Unbegränzbare, Untheilbare, Ideale, im Gegenſatze gegen die Form, als das ins Unendliche getheilte Reale, iſt, wo es iſt, daſſelbe, alſo in der Form aufgenommen, ganz und untheilbar, und da mit einer jeden Form die Identität der Form und des Weſens geſetzt iſt, ſo iſt eine jede Form für ſich abſolut, und genieſst ein ewiges Leben.

Nur in der endlichen Welt und für eine endliche Anſchauung trennt ſich das Weſen von der Form, das Allgemeine von dem Beſondern, das Endliche von dem Unendlichen. In dieſer Trennung erſcheint daher nothwendig das Weſen als eine leere Möglichkeit und formloſe Form, die Form, das Beſondere aber, als eine vergängliche Wirklichkeit und ein bloſs veränderliches Weſen. Für das wahre Erkennen hingegen iſt die ewige Subſtanz der Dinge mit der Unendlichkeit des Denkens eins und daſſelbe, nur im Ewigen der Endlichkeit der Formen unmittelbar einverleibt. Was daher für das endliche Erkennen reine, einzige, reelle Poſition iſt — die vergängliche Wirklichkeit — iſt, für das wahre Erkennen, vielmehr bloſse Negation. Nemlich das, was als unendliche Möglichkeit der endlichen Wirklichkeit entgegenſteht, iſt mit dieſer in der ewigen Idee nothwendig verknüpft, und erſcheint, bloſs unter den Bedingungen der Zeit, alſo nicht an ſich, als getrennt. Auch iſt ein jedes Endliche, wenn es in die Allgemeinheit des Weſens mit der beſtimmten Form aufgenommen wird, ein Unendlich-Endliches. Aber dieſe Unendlichkeit des Endlichen iſt nicht eine Unendlichkeit der Zeit nach, ſondern vielmehr eine ewige zeitloſe Unendlichkeit. Ein jeder Begriff iſt, als dieſer beſtimmte Begriff, nothwendig ein Beſonderes, als Begriff aber ſchlechthin ein Unvergängliches; das Endliche daher — in die Allgemeinheit des Denkens aufgenommen — wird, als ein Endliches, unvergänglich, und in der Ewigkeit als das Unendlich-Endliche ſelbſt ſchlechthin geſetzt. —

Indem ein Endliches als zeitlos endlich geſetzt iſt, iſt es zugleich ewig, und wie in einer Rückſicht, wenn wir das Endliche, als in ſich ſeyend betrachten, dem Ewigen abſolut entgegengeſetzt, in einer andern Rückſicht mit dem Ewigen abſolut eins und verbunden; ſchauen wir das Abſolute ſchlechthin an, ſo iſt ſie die Einheit alles Unendlich-Endlichen und Endlich-Unendlichen ſelbſt, und alle Formen, der Einheit des Weſens eingepflanzt, drucken die Identität des Einen und Vielen in ewiger Klarheit aus; — ſchauen wir die beſtimmte Form, in ſo fern ihr die Allgemeinheit des Weſens eingepflanzt iſt, ſo iſt ſie, in ſo fern ſie zeitlos in ſich iſt, eine geſchloſſene Totalität, und in ihrer Form druckt ſie das Weſen des Abſoluten auf eine abſolute Weiſe ganz aus. Auf einem jeden Punkte iſt alſo, wie im Ganzen, die Klarheit und Einheit des Abſoluten ohne Gegenſatz oder Widerſtreit; die Dinge *im Abſoluten* erkennen, heiſst, ſie als abſolut erkennen. Schelling druckt dieſes ſo aus: es ſei im Abſoluten keine Differenz des Subjektiven und Objektiven; in ſo fern aber zum Behuf der Selbſterkenntniſs die Form dem Weſen als ein Erkennendes dem Erkannten, ein Subjektives dem Objektiven, ideell, nicht reell entgegengeſetzt wird, ſo entſtehe keine qualitative, ſondern nur eine quantitative Differenz des Subjektiven und Objektiven, ſo, daſs daſſelbe identiſche Subjekt-Objekt, in ſo fern es mit der Beſtimmung der überwiegenden Subjektivität auf der einen Seite heraustritt, eben ſo und nothwendig mit überwiegender Objektivität auf der andern Seite heraustreten muſs. In dieſer Entgegenſetzung iſt aber auf einem jeden Punkte das ganze Subjekt-Objekt nur auf der einen Seite mit der überwiegenden Subjektivität, auf der andern Seite mit der überwiegenden Objektivität geſetzt, ſo daſs der abſolute Centralpunkt in zwei relative Indifferenzpunkte getrennt erſcheint. Dieſe ideelle, für das Erkennen geſetzte Entgegenſetzung fixirt, erſcheint alſo daſſelbe Identiſche auf einem jeden Punkte ganz, auf der einen Seite, als der ewige Leib, oder das körperliche Univerſum, oder Natur, nicht in ſo fern es ſichtbar iſt, ſondern in ſo fern das Weſen der Form auf ewige Weiſe eingepflanzt iſt, und nun das ganze Weſen unter der Beſtimmung der Form ſich darſtellt, auf der andern Seite als ewiger Geiſt oder Geſchichte, nicht in ſo fern dieſe unter den Zeitbedingungen abläuft, ſondern in ſo fern ſie das Aufnehmen der Form in das Weſen auf eine ewige Weiſe ausdruckt, und nun die ganze Form unter der Beſtimmung des Weſens ſich darſtellt. Aber dieſe Beſtimmungen ſind blos ideell, und ſind ſie einmal relativ geſetzt, ſo erſcheint das Abſolute als die Indifferenz des Unendlich-Endlichen, des unter der Form geſetzten Weſens, — der Natur — und des Endlich-Unendlichen, der in das Weſen eingepflanzten Form, — der Geſchichte. —

Die Geſchichte ſowohl als die Natur ſind geſchloſſene Totalitäten; in beiden offenbart ſich die ganze Totalität. — Daher zwei Wiſſenſchaften als Hauptwiſſenſchaften — nemlich *Naturrecht* und *Phyſik*.

Der Indifferenzpunkt zwiſchen Natur und Geſchichte erkennt die Relativität beider in ihrer Abſolutheit. Die Natur erhält ihre höchſte Bedeutung im Erkennen, als eine innere Gewalt, die die äuſsere überwältigt (die Gewalt des Weſens über die Form). Die Geſchichte erhält ihre tiefſte Bedeutung im Naturzwange, als eine äuſsere Gewalt, die die innere überwältigt (die Gewalt der Form über das Weſen).

Die Geſchichte iſt das ewige Vorbild der Natur, die Natur das ewige Abbild und Gleichniſs der Geſchichte. — Die Natur bewahrt die Schönheit des Weſens in einer ewigen Form, — die Geſchichte die Wahrheit der Form in ihrem unvergänglichen Weſen.

Die Natur hat in ihrer ewig ſchönen Form alle Wahrheit der Geſchichte, die Geſchichte in der Wahrheit ihres ewigen Weſens alle Schönheit der Natur.

Schauen wir die Natur aus dem abſoluten Standpunkte, ſo iſt ſie bloſs im Erkennen; ſchauen wir das Erkennen, ſo iſt es bloſs in der Natur. Die ewige Wahrheit iſt da, wo die Natur keinen Schatten ins Erkennen wirft, das Erkennen keine Gewalt über die Natur ausübt, wo beide völlig unzertrennbar ſind.

Die Geſchichte iſt die erkannte Natur, daher übt dieſe hier ihre Gewalt aus, und offenbart ſich als das Recht der Natur — *Naturrecht.*

Die Natur iſt ihr eignes Erkennen; daher kehrt ſie durch das Erkennen (in der Geſchichte) ihre Gewalt gegen ſich ſelbſt, und wird Naturwiſſenſchaft — *Phyſik.*

Alſo erſt nachdem wir die Natur zur Geſchichte gehoben, die Geſchichte in die Natur verſenkt haben, erhalten wir das Erkennen in und für ſich (das Erkennen ohne irgend einen Gegenſatz vom Erkannten) d. h. Wahrheit. Aber dieſe iſt in einer doppelten Richtung, in der Phyſik und in dem Naturrecht gleich möglich.

Die Natur repräſentirt im Gegenſatz gegen die

Geſchichte das Endliche, Beſtimmte, Nothwendige; die Geſchichte, im Gegenſatz gegen die Natur, das Unendliche, Unbeſtimmte, Freie. Aber bloſs im Gegenſatze ſind beide relativ, in und für ſich beide abſolut. Die Natur iſt das Unendlich-Endliche; das Endliche in ihr iſt in der That unendlich, das Ewige die Identität beider. Das Nothwendige in ihr, durch das Aufnehmen im Erkennen, durch welches ſie erſt vollendet iſt, wahrhaft frei, (dieſes Erkennen — wohl verſtanden — als ein zeitloſes Erkennen, mit dem Seyn der Natur zugleich abſolut geſetzt) gedacht; die Form, durch welche das Unendliche in das Endliche aufgenommen wird, iſt der *Raum*, durch das Erkennen mit der Zeit identifiſirt.

Die Geſchichte iſt das Endlich-Unendliche, doch ſo, daſs das Unendliche in ihr in der That ein Endliches iſt, das ewig Wahre die Identität beider. Das Freie in ihr wird durch den Naturzwang, durch welchen ſie erſt vollendet iſt, nothwendig. Die Form, durch welche das Endliche in das Unendliche aufgenommen wird, iſt die *Zeit*, welche durch das abſolute Erkennen mit dem Raume identifiſirt wird.

Der Raum und die Zeit, das Nothwendige und das Freie, ſind relative Formen, welche identiſch werden, auf dem Standpunkte, wo Natur und Geſchichte indifferent ſind.

Aber die Natur und die Geſchichte ſind jede für ſich; wenn ſie ohne Gegenſatz betrachtet werden, wiederum geſchloſſene Totalitäten, und die wahre Natur in der Natur, die wahre Geſchichte in der Geſchichte, die Identität beider relativen Formen, ſo daſs Raum und Zeit, Nothwendigkeit und Freiheit in der Natur und der Geſchichte eins, nicht bloſs vereinigt ſind.

Da die relative Entgegenſetzung der Form und des Weſens nur eine ideelle Beſtimmung iſt, ſo iſt ſie ſelbſt in die Form geſetzt, und in das Weſen nur in ſo fern, als dieſes ſich in die Form ausdruckt. Aber da die abſolute Form dem abſoluten Weſen ſchlechthin gleich iſt, ſo verſchwindet auch in jener die ideelle Beſtimmung, auf eine ſolche Weiſe, daſs das in den zwei relativen Indifferenzpunkten Getrennte in dem Centralpunkte des ſchlechthin Ewigen ſich wiederum auflöſt.

Das, wodurch eine relative Differenz des Weſens und der Form in Rückſicht auf das Ganze geſetzt wird, nennen wir die beſtimmte *Potenz*, und ſie druckt ſich durch den Grad des Ueberwiegens der Subjektivität oder der Objektivität aus.

Aber, wie ein ſo beſtimmt, in einem relativen Differenzverhältniſs der überwiegenden Subjektivität oder Objektivität Geſetztes, in Rückſicht des Ganzen ein Relativ-Differentes iſt, ſo iſt es für ſich doch das ganze Subjekt-Objekt; *in ſeiner Form* mit dem untheilbaren Weſen als Eins, alſo ewig geſetzt. Das, wodurch die Potenz als dem ewigen Weſen gleich geſetzt wird, nennen wir *Idee*.

Die Philoſophie iſt die Wiſſenſchaft der Ideen.

2.

Die Naturphiloſophie iſt kein Theil der Philoſophie, ſondern ſelbſt die ganze Wiſſenſchaft, nur unter der Potenz der Form.

Die Naturphiloſophie hat für das Erkennen die Priorität, denn ſie iſt als das Erkennen des Erkennens, oder als das potenzirte Erkennen zu betrachten.

Die Natur braucht, um erkannt zu werden, kein fremdes Prinzip, ſondern iſt in ſich ſelbſt gegründet, d. h. abſolut.

Was wir Natur nennen, iſt nicht die der ſinnlichen Anſchauung entgegenſtehende, im Endlichen befangene, ſondern die ewige, in ſich ſelbſt unveränderliche Natur. Die ſinnliche Anſchauung iſt ſelbſt nur eine Modifikation dieſer höhern Natur; Alles was ihr entgegenſteht, iſt daher in den relativen Formen ihrer eigenen Exiſtenz gebrochen, und, wie ſie ſelbſt, nur ein Endliches und Vergängliches.

Iſt die Natur abſolut, ſo iſt ihr Erkennen als ein ewiges Selbſterkennen, alſo als ſchlechthin identiſch mit ihrem Seyn geſetzt. Alle ideelle Beſtimmungen, d. h. Potenzen, des abſoluten Erkennens überhaupt, müſſen alſo in der Natur wieder vorkommen, aber unter der gemeinſchaftlichen Potenz der Form.

Dieſe Potenzen ſind als relative Gegenſätze mit relativ überwiegender Subjektivität oder Objektivität geſetzt; nur ſo, daſs, im Gegenſatz gegen die Geſchichte, die Natur überhaupt die herrſchende Subjektivität darſtellt; in ſich aber iſt die Natur ein geſchloſſenes Subjekt-Objekt, und in der ewigen Idee ſelbſt nicht die relative Differenz, ſondern die abſolute Identität des Subjektiven und Objektiven, der Form und des Weſens, welche — die relative Differenz geſetzt — durch eine Rekonſtruktion ſich als Indifferenz offenbart.

In der Natur iſt nichts Endliches für ſich als Einzelnes, auch nichts Unendliches im Gegenſatz gegen das Endliche für ſich, als *Kraft*; alles Unendliche iſt vielmehr in und mit dem Endlichen, alles Endliche wahrhaft unendlich. Wenn wir eine Linie in der Natur gezogen, eine Beſtimmtheit in ihr geſetzt haben, ſo ſind zugleich und nothwendig alle Linien in alle mögliche Direktionen gezogen, und alle Beſtimmtheiten, als ſolche, ins Unendliche zugleich mit geſetzt. Für die ſinnliche Anſchauung und für die endliche Reflexion entdeckt ſich dieſes als eine nothwendige Verkettung des Einzelnen mit dem Ganzen. Durch dieſe Verkettung werden eine unendliche Menge Beſtimmtheiten, obgleich ſich wechſelſeitig beſtimmend, als auſser-einander-ſeyend, neben einander im Raume geſetzt. Eben ſo wird, wenn ein Einzelnes geſetzt iſt, dieſes Einzelne als begründet durch ein Vorhergehendes, und als ein Nachfolgendes begründend, in der Zeit geſetzt. So ſind freilich Raum und Zeit die nothwendigen Formen der ſinnlichen Anſchauung, durch welche ein jedes Endliches und Beſtimmtes ſich zu allen nothwendig geſetzten Beſtimmtheiten, wie ein Aeuſseres zum Aeuſsern verhält — im Raume, und wie eine endliche Wirklichkeit zu einer unendlichen Möglichkeit — in der Zeit. Für das wahre Erkennen iſt aber die Entgegenſetzung der Zeit und des Raums nur eine relative, die Identität des Endlich-Unendlichen aber das reale. Für dieſes Erkennen alſo iſt alles Aeuſsere, dem Weſen nach, nur unter der beſtimmten Potenz der Form in einem jeden Endlichen, alle Möglichkeit in dem Endlich-Wirklichen als wirklich geſetzt, und ſo ein jedes Endliche, indem ihm die endliche Unendlichkeit der Zeit als ewige Wirklichkeit eingepflanzt iſt, als wahrhaft unendlich — das allmählich durch einen unendlichen Progreſſus werdende Unendliche in der Zeit, indem ihm das Unendlich-Endliche durch den Raum eingepflanzt wird, als wahrhaft endlich — geſetzt.

In der empiriſchen Naturforſchung, die in der ſinnlichen Anſchauung bleibt, muſs die Verkettung der Dinge, als ein Abſolut-Ideales, dem Auſserſich-ſeyn der Dinge, als einem Realen, nothwendig und ſchlechthin entgegengeſetzt ſeyn, und der Uebergang von einem Aeuſsern zu einem andern bleibt ſchlechthin unmöglich. Für das wahre Erkennen exiſtirt dieſes Problem gar nicht, ein jedes Aeuſsere iſt vielmehr, dem Innern oder dem Weſen nach, Eins mit Allem, und indem die beſtimmte Potenz zur Idee gehoben wird, iſt ſie ſelbſt das Ganze und aller Uebergang unmöglich. Da aber das Einzelne, nur im Verhältniſs gegen ein Aeuſseres, ſelbſt als ein Aeuſseres geſetzt werden kann, dieſes Verhältniſs aber für die Idee gar nicht ſtattfindet, ſo giebt es für das wahre Erkennen gar kein Aeuſseres, ſondern nur ein Inneres, das in ſich klar durch keinen äuſsern Gegenſatz getrübt wird.

Eine jede Idee iſt als ein Unendlich-Endliches ein Abbild des ganzen Univerſums, und das ganze Univerſum ſpiegelt ſich in ihrer Form ganz, ſo daſs nichts als ein abgeſonderter Theil auſser ihr geſucht werden darf.

Eine jede Idee iſt zugleich mit allen Ideen im Abſoluten, als ewige Organe in einer ſchlechthin abſoluten Organiſation geſetzt.

Das Abſolute iſt als eine Kugel anzuſchauen, deren Peripherie ins Unendliche, alſo nirgends, deren Centrum allenthalben iſt; für die endliche Reflexion iſt vielmehr die Peripherie allenthalben, und das Centrum in einer unendlichen Ferne, d. h. nirgends. Da aber die Peripherie ohne irgend eine wirkliche Beziehung auf das Centrum, für die endliche Reflexion da iſt, ſo iſt ſie überhaupt nicht als Peripherie, ſondern als eine unendliche Menge gerader Linien anzuſehen.

Durch die Zeit wird das Endliche in dem Unendlichen, durch den Raum das Unendliche in dem Endlichen aufgenommen; durch die *Zeit* wird alſo die Differenz des Beſondern in die Indifferenz des Allgemeinen — durch den *Raum* die Indifferenz des Unendlichen und Allgemeinen in die Differenz des Beſondern geſetzt. Jene (als von der Differenz ausgehend) iſt daher der Urſprung aller Richtungen. Die urſprüngliche Anſchauung der Richtung iſt die Linie. Dieſer (als von der Indifferenz ausgehend) iſt urſprünglich richtungslos. Aber Zeit und Raum ſind nur ideelle Beſtimmungen, das Wahrhaft-Reelle iſt da, wo die Richtungsloſigkeit des Raums in die Richtung der Zeit; und umgekehrt dieſe in jene abſolut geſetzt iſt.

Die Cirkellinie, in ſo fern ſie nicht, wie in der Mathematik, als bloſs identiſch mit einem ſubjektiven Denken, ſondern, wie in der intellektuellen Anſchauung, als abſolut und lebendig ſeyend, angeſchaut wird, ſtellt eine Identität der Zeit und des Raums dar, weil eine Unendlichkeit möglicher Richtungen ſich in ihr in die Wirklichkeit einer in ſich abſolut zurückkehrenden, alſo (als beſtimmte Richtung) verſchwindenden, Richtung auflöſt.

Mit der beſtimmten Richtung der Linie iſt eine überwiegende Subjektivität auf der einen, und mit dieſer nothwendig eine überwiegende Objektivität auf der andern Seite geſetzt. Dieſe Linie, in ſo fern ſie nicht in der Zeit, ſondern abſolut geſetzt wird, druckt die Zeit ſelbſt als *ſeyend* aus, und iſt ſchlechthin unendlich. Wird das Objektive in dieſer Linie durch *B*, das Subjektive durch *A* bezeichnet, ſo wird auf der einen Seite ein überwiegendes *A*, auf der andern Seite ein überwiegendes *B*, in der Mitte die Indifferenz beider geſetzt. Da aber der Anfangs- und Endpunkt dieſer Linie im Unendlichen liegt, ſo iſt der Mittelpunkt, als der indifferenzpunkt, allenthalben. Ferner, wenn man einen endlichen Theil dieſer Linie ſich denkt, ſo wird dieſer Theil mit dem Charakter der ganzen Linie auftreten, und ein überwiegendes *A*, als einen hervortretenden ſubjektiven, ein überwiegendes *B*, als einen hervortretenden objektiven *Pol*, und den Indifferenzpunkt beider aufzeigen. Ferner, ein jeder Punkt dieſer Linie wird, je nachdem man theilt, als ſubjektiver oder objektiver Pol, oder als Indifferenzpunkt auftreten.

Der Raum iſt als das Abſolut-Richtungsloſe, in der Trennung von der Zeit, ein Rein-Allgemeines, in welchem kein Punkt und keine Differenz unterſcheidbar iſt.

Der Raum iſt nicht an ſich, eben ſo wenig wie die Zeit an ſich iſt. Die Richtung der Zeit wird vielmehr mit der Richtungsloſigkeit des Raums geſetzt, indem alle mögliche Richtungen in ein nothwendiges Seyn, alſo die Nicht-Realität aller endlichen Richtungen, geſetzt wird.

Wird die Linie als die urſprüngliche Richtung geſetzt, ſo kann ſie doch nur relativ geſetzt ſeyn; nämlich ſo: $(A = B)$ iſt, in und für ſich ein $(A = A)$. Wird alſo der Gegenſatz nur relativ geſetzt, ſo iſt ein entgegengeſetzter Gegenſatz nothwendig mitgeſetzt. Keiner dieſer Gegenſätze, ſondern nur die Identität beider, iſt das Reelle; indem aber die Gegenſätze ſelbſt ſich relativ entgegengeſetzt ſind, wird der eine das Unendlich-Endliche oder die Aufnahme des Unendlichen ins Endliche unter der Potenz des Endlichen, d. h. die Zeit im Raume, fixiren; der andere Gegenſatz wird vielmehr das Endlich-Unendliche, oder die Aufnahme des Endlichen ins Unendliche unter der Potenz des Unendlichen, d. h. das Seyende ſelbſt in der Zeit aufnehmen. — Dieſe zwei Richtungen werden ſich darſtellen, wie zwei ſich in einem rechten Winkel ſchneidende Linien; nur wird die eine Linie, als die *ſeyende*, der andern, als der *werdenden*, entgegenſtehen. Die werdende Linie wird auf einem jeden Punkte entſtehen und in keinem ſeyn; inſofern ſie aber der urſprünglichen Richtung entgegengeſetzt wird, iſt ſie nicht allein in Einem, ſondern wahrhaft in allen Punkten, alſo nicht eine Linie, ſondern eine unendliche *Fläche.* Wenn die urſprüngliche Linie als die *Länge* anzuſehen iſt, ſo wird dieſe werdende Linie als die *Breite* angeſchaut; aber das Seyn im Gegenſatz gegen ein Werden iſt eben ſo wenig reell, wie ein Werden im Gegenſatz gegen ein Seyn. Das Reelle iſt die Indifferenz beider, oder die *Tiefe.*

Das Abſolute, in ſo fern es die Indifferenz aller Dimenſionen iſt, iſt die Materie.

Die Materie iſt ewig und das Abſolute der Natur ſelbſt.

Der Raum iſt von der Materie nicht verſchieden, ſondern iſt die Materie ſelbſt, in ſo fern ihm die endliche Unendlichkeit der Zeit eingepflanzt iſt.

Die Materie iſt bloſs im Gegenſatz gegen die Geſchichte ein ($A = B$), in und für ſich ein ($A = A$).

Der Raum, im Gegenſatz gegen die Zeit, iſt eine reine Extenſität; die Zeit, im Gegenſatz gegen den Raum, die reine Intenſität. Die Identität der Intenſität und Extenſität iſt *Kraft.*

Im Raume iſt keine Richtung (in ſo fern der Raum als von der Zeit getrennt geſetzt wird) wirklich; auſser dem Raume iſt keine Richtung möglich. In der Zeit iſt alſo auch (wenn die Zeit vom Raume getrennt wird) keine Richtung möglich, auſser der Zeit aber keine Richtung wirklich; mit der Richtung der Zeit iſt alſo nothwendig der Raum, und, da mit dem Raume die Einheit aller Richtungen, und für uns Richtung und Differenz eins iſt, ſo iſt die Einheit aller Differenzen nothwendig — geſetzt, d. h. alle Potenzen der Natur ſind nicht nach einander, ſondern zugleich, und die Natur drückt nichts anders aus, als die Einheit aller Potenzen.

Mit dem Gegenſatz von Subjekt und Objekt iſt die erſte Richtung, mit dieſer die entgegengeſetzte, mit der Entgegenſetzung der Gegenſätze ihre wechſelſeitige Relativität, mit dieſer Relativität aber ſo fort die Abſolutheit der Einheit geſetzt.

So wie die Gegenſätze überhaupt geſetzt ſind, ſo ſind ſie ins Unendliche geſetzt, und zwar mit ihrer Relativität, ſo daſs auf einem jeden Punkte das Endlich-Unendliche und das Unendlich-Endliche und die Identität beider iſt.

Durch die ſeyende Linie wird die Indifferenz in die Differenz aufgenommen, durch die werdende Linie = Fläche wird die Differenz in die Indifferenz aufgenommen. Die Indifferenz iſt alſo wirklich in der Differenz der ſeyenden Linie, nur der Form des Auſsereinanderſeyns im Raume untergeordnet; dieſe Linie überhaupt iſt der Ausdruck des beſtimmten Gebildeten. — Die Differenz iſt in der That in der Indifferenz der werdenden Linie, nur der Form des Nacheinanderſeyns in der Zeit untergeordnet. Die werdende Linie iſt daher der Ausdruck des Unendlichen, Unbeſtimmten, in der Bildung Begriffenen.

Das Seyn, welches ein Werden im Gegenſatz gegen ſich hat, iſt nur ein endliches, alſo nicht das wahre Seyn; das wahre Seyn iſt die Identität des Werdens und des endlichen Seyns: wird alſo dieſer Gegenſatz relativ geſetzt, ſo wird die Identität, das Abſolute, als Grund des Seyns geſetzt. Als ſolcher offenbart ſich das Abſolute in der *Schwere.*

Die Schwere, abſolut betrachtet, druckt das Seyn der Natur ſchlechthin aus, ſo, daſs alles Einzelne und Beſondere durch ſie in der allgemeinen Einheit der Natur ſchlechthin geſetzt wird, und mit allen Potenzen zugleich, als das ſchlechthin Eine.

Wie die Schwere Ausdruck des Seyns des Beſondern im Allgemeinen iſt, ſo iſt die Kohärenz Ausdruck des Allgemeinen im Beſondern: jene, die Einheit der Differenz und Indifferenz; dieſe, der relative Gegenſatz des Differenten gegen das Indifferente.

Durch die Schwere, abſolut betrachtet, druckt ein jedes einzelne Ding ſein unmittelbares Seyn im abſoluten Mittelpunkte der ewigen Natur ſelbſt, durch die Kohärenz ſein Seyn in ſich ſelbſt aus.

Das Princip der beſondern Formen nimmt an den Differenzen ſelbſt keinen Antheil, ſondern iſt als das Ewig-Formende und Bildende, das ewig unbedrübte ideale *Agens* der Natur. Iſt die Natur in ſich abſolut, ſo iſt das Erkennen als das Subjektive in ihr, nur unter der Potenz der Form ſchlechthin. Das unter der Potenz der Form angeſchaute ewig Subjektive, iſt das Schaffende der unendlichen Formen, doch ſo, daſs dieſe, als eine unendliche Mannigfaltigkeit relativer Reflexe, keinen Reflex abſolut in ſich ſetzt. Der Ausdruck dieſes ewig formenden, durch die Mannigfaltigkeit der Formen aus ſeiner Identität nie heraustretenden Princips, iſt das *Licht*.

Die Schwere druckt die Einheit des Weſens der Natur in ihrem unveränderlichen Seyn aus, und iſt das konſtruirende Princip, durch welches das Allgemeine in dem Beſondern geſetzt wird. Das Licht iſt das formende Princip, durch welches das Beſondere im Allgemeinen geſetzt wird. Die Schwere iſt die Identität des Weſens, das Licht die Identität der Form, beide unveränderlich und keiner Differenz fähig, beide aber unter der beſondern Potenz der Form.

Durch die Schwere wird alles Einzelne aufgenommen in die Ruhe des Seyns im Raume, durch das Licht in die Bewegung des Werdens in der Zeit. Die Schwere ſetzt die Unendlichkeit des Seyns im Endlichen als wirklich, und iſt das ewige Reale der Natur, das Unendliche iſt hier das Erſte dem Endlichen eingepflanzt. Das Licht ſetzt die Unendlichkeit des Werdens durch das Endliche als möglich, und iſt das ewige Ideale der Natur; das Endliche iſt hier das Erſte, dem Unendlichen eingepflanzt.

Die Identität der Bewegung und Ruhe, der Wirklichkeit und Möglichkeit, des Raums und der Zeit, iſt Organiſation.

Die wahre Natur iſt im Einzelnen wie im Ganzen abſolut organiſirt.

Nicht die Schwere, in ſo fern ſie im Raume konſtruirt, noch das Licht, in ſo fern es in der Zeit formt, iſt das Wahre, ſondern beide ſind relativ in ihrer Abſolutheit, und umgekehrt. So iſt die Schwere eines jeden Planeten konſtruirend in der Form des Planeten, als eigenthümliche Schwere des beſtimmten Planeten; — Eins aber mit dem Weſen ſchlechthin, als das Konſtruirende des Univerſums. So iſt ein jeder Körper, in ſo fern er ſchwer iſt, Eins mit der Erde; die Erde, in ſo fern ſie ſchwer iſt, Eins mit dem Sonnenſyſtem; das Sonnenſyſtem ſelbſt ſchwer gegen einen unſichtbaren Punkt, und ſo weiter bis ins Unendliche. Die wahre Schwere tritt daher nie aus der Einheit ihres Weſens heraus. — So iſt das Licht formend für das Planetenſyſtem, in ſo fern es ſich in relativ differenten Planeten organiſirt; formend ferner für einen jeden Planeten, in ſo fern er ſich in ſich durch relative Differenzen organiſirt. Der wahre Mittelpunkt des Planeten, das zugleich Formende und Konſtruirende, der Repräſentant der Einheit der Schwere und des Lichts, iſt *die Sonne.*

Die ſichtbare Sonne, ſo wie ſie ſich für eine endliche Anſchauung darſtellt, iſt ſelbſt nur ein Reflex der wahren Sonne, die in einem jeden Planeten, in einer jeden Organiſation, als das An-ſich des formenden und konſtruirenden Princips iſt. In den Formen der endlichen Anſchauung unterſcheidet man daher die Richtung, durch welche die Differenzen der Formen in der Einheit der Maſſen, wie in einem gemeinſchaftlichen Punkt, in ihr verſchloſſen ruhen — von der Richtung der Sonne, durch welche ſie (aus ſich herausgehend) alle Formen hervorruft, und ſchaffend gegen die Schwere zu kämpfen ſcheint. Dieſe Entgegenſetzung der Richtungen, durch welche wir die Sonne als Maſſe, von der Sonne, als Quelle des Lichts, unterſcheiden, iſt aber nur relativ, in der ewigen Wahrheit dagegen Eins. Indem daher die Sonne das Allgemeine — Univerſelle — immer als ein mehr Beſonderes — Individuelleres — ſetzt; ruht ſie nicht, bis ſie eine Organiſation hervorruft, welche, indem ſie die am meiſten beſondere, zugleich die Allgemeinſte iſt

— die Menſchenorganiſation. Das Licht offenbart ſich daher als das höchſte Princip, weil das Endliche als das Individuellſte, in der Menſchenform, mit dem Unendlichen identiſch wird, als *Endliches* (der Kulminationspunkt des endlichen Seyns); die Schwere, als das tiefſte Princip, weil ſich das Endliche, als ein ſolches, in ſie als das Unendliche — Univerſellſte — verliert. Der Punkt, wo das Endliche, als ein ſolches, durch die Menſchenorganiſation mit dem Unendlichen identiſch wird, iſt zugleich der, wo alles Endliche ſich als ein unendlicher Reflex, als Strahlen gegen einen unſichtbaren Schwerpunkt, dieſer aber wieder, als das abſolute Centrum, als die Sonne des Lichts und der Schwere, in welcher das Licht ſelbſt ſchwer, die Schwere aber durchſichtig wird, als abſolute Wahrheit und Klarheit alſo, d. h. als Vernunft, offenbart.

Ein jedes Endliche iſt, dem Unendlichen entgegengeſetzt, bloſs endlich; in ſich aber ein Unendlich-Endliches. In der relativen Entgegenſetzung alſo erſcheint es als ein Subjektives, das ſein Objekt auſser ſich hat, als ein bloſs Formelles, in einem andern, als ſeinem Grunde, Reell-Seyendes; in ſich aber und von der relativen Entgegenſetzung abgeſehen, iſt es ſein eigner Grund und mit dieſem Eins. Relativ alſo angeſehen, iſt es ein $(A = B)$ abſolut aber, ein $(A = A)$ oder ein A^2. Das Endliche alſo, wenn es unendlich geſetzt wird, verhält ſich wie die zweite Potenz oder das Quadrat von ſich ſelbſt.

In der Schwere ruhen alle Formen, wie in der verſchloſſenen Nacht des abſoluten Seyns, ununterſcheidbar. Nun iſt aber entweder aller Widerſtreit der Formen in eine Form aufgelöſ't, die dem Weſen gleich und mit dieſem Eins iſt (wie bei den Planeten), oder die einzelnen Formen ſind ſich ideell entgegengeſetzt, ſo daſs das Ideell-Einzelne ſich zum Ganzen wie zu ſeinem Grunde verhält. In dem erſten Falle werden Zeit und Raum, Bewegung alſo und Ruhe, identiſch geſetzt werden, im zweiten Fall aber wird die Bewegung ſich nicht in dem Ruhenden, als mit dieſem Eins, ſondern als eine Bewegung gegen das, was ſich zu ihm als Grund verhält, offenbaren. Aus dem erſten (aus der Identität der Ruhe und Bewegung) entſpringen die Geſetze der Bewegungen der Planeten, aus dem letzten, die Geſetze der Bewegung der relativ bewegten einzelnen Körper gegen das Centrum, in welchem ſie ruhen, oder die Geſetze des Falles.

„Durch die Schwere wird das Unendliche im
„Endlichen geſetzt, dieſes alſo ins Unendliche auf-
„genommen. Nun verhält ſich das Unendliche zum
„Endlichen wie die zweite Potenz; da aber das
„Seyn auſser dem Abſoluten, oder die Differenz,
„in jeder Beziehung, nur eine quantitative ſeyn
„kann, ſo kann ſie auch in Anſehung eines relativ
„bewegten Dinges nur quantitative Differenz *in Be-*
„*zug auf Raum*, alſo Entfernung, ſeyn. Es ge-
„ſchieht daher (kraft des allgemeinen Verhältniſ-

„ſes, des Endlichen und Unendlichen, als ideeller Gegenſätze, wie ſie hier ſind, des letztern, nämlich als der zweiten Potenz des erſtern) jene Bewegung ſo, daſs die Zeit nicht der einfachen Entfernung, ſondern dem Quadrat der Entfernung gleich ſey — und hier liegt der Grund des Newtoniſchen Geſetzes, daſs die Schwere überhaupt im umgekehrten Verhältniſs des Quadrats der Differenz zunähme.“

„Setzen wir ein Ding, das auch in der Erſcheinung die beiden Einheiten der Form und des Weſens abſolut in Eins gebildet trägt, ſo iſt erſtens jede Einheit für ſich abſolut, und — da der erſten, welche Einbildung des Unendlichen ins Endliche in der Relativität, *der Raum*, der andern, welche Einbildung des Endlichen ins Unendliche, *die Zeit*, entſpricht; ſo folgt, daſs jede dieſer Einheiten, weil ſie als abſolut die Entgegengeſetzte begreift, mit der andern reell Eins ſey. Und wenn wir, da in der In-Eins-Bildung oder Durchdringung beider das Abſolute iſt, beide als die gleichen Quadratwurzeln des A^2 ſetzen, ſo iſt jede $= 1$ zu ſetzen, ſo daſs ſie, mit einander vervielfacht, 1 geben, und hinwiederum beide die gleichen Wurzeln von 1 ſind. Es ſey die Einbildung des Weſens in der Form, in ſo fern durch dieſe der Weltkörper in ſich ſelbſt iſt, und als ſolcher, ſeinen Raum und ſeine Diſtanz vom Centro oder dem Abbilde der Einheit behauptet, ſeine Centri-

„fugalkraft; — die Einbildung der Form in das
„Weſen aber, welche diejenige iſt, wodurch der
„Weltkörper, indem er in ſich ſelbſt auch im Centro
„oder dem Abſoluten iſt, ſeine Centripetalkraft;
„ſo folgt, daſs das Produkt jeder dieſer Einheiten
„in Anſehung des Weltkörpers nothwendig
„und ganz daſſelbe ſey. — Denn es werde in der
„erſten Einheit A^2 ganz in ($A = B$) gebildet, ſo
„iſt, da dieſes, in ideeller Beſtimmung gedacht,
„Differenz, oder das iſt, was dem Weltkörper von
„ſeiner Einheit ſondert, hier alſo, was ihm die
„Entfernung vom Centro beſtimmt, indem ihm das
„A^2, welches von ſich ſelbſt lebendig und Urſache
„alles Lebens iſt, abſolut verbunden wird, das Produkt
„dieſer Einbildung *lebendige Entfernung* =
„Umlauf. — Es werde zweitens das ($A = B$)
„abſolut in A^2 aufgenommen, ſo iſt, da dieſe Einbildung
„in ihrer Relativität, Zeit, das Produkt
„davon, daſs der Weltkörper, als ein Bild der
„Ewigkeit, die Zeit in ſich ſelbſt trage und faſſe,
„oder, da ($A = B$) = Diſtanz, A^2 in Bezug auf
„$A = B$, Setzendes der Zeit iſt — Diſtanz — *die*
„*zur Zeit wird.* Hieraus erhellt, daſs jede dieſer
„Einheiten das *Ganze* iſt. — Fürs andere folgt,
„daſs, da die Zeit in beiden Einheiten in den Raum,
„der Raum in die Zeit untrennbar gewachſen iſt,
„dieſe mit dem Raum ſyntheſirte Zeit (welche
„*Umlaufszeit* iſt) kein unmittelbares Verhältniſs
„zum Raum als Raum (zur Diſtanz), ſondern
„nur zu dem haben könne, in Anſehung deſſen bei-

„de untrennbar ſind, welches das A^3 iſt. — Da „ferner die Zeit als *Umlaufſzeit*, d. h. als Zeit, „die mit dem Raume ſyntheſirt iſt, in beiden Einheiten — nicht als ein Theil, ſondern als das „abſolut-*Ganze* ſteht, beide Einheiten ſich aber „zum Abſoluten (A^3) als die gleich abſoluten Quadratwurzeln verhalten, ſo kann auch die *reelle* „oder Umlaufſzeit in beiden Einheiten ſich zum „A^3 nur als die Quadratwurzeln verhalten. — „Nun iſt aber die Diſtanz $= D$ geſetzt, $\sqrt{A^3}$ auch „$= \sqrt{D^3}$, denn da $A = B$, welches, ideell gedacht, „$= \sqrt[3]{A^3}$, (wie bewieſen) auch $= D$ und demnach „auch $\sqrt[3]{A^3} = D$ iſt, ſo folgt, daſs D^3 auch $= A^3$, „und $\sqrt{A^3} = \sqrt{D^3}$. Es folgt mithin allgemein, „daſs ſich die *Umlaufſzeiten* in Anſehung aller „Weltkörper *wie die Quadratwurzeln aus den Cubis ihrer Entfernungen vom Centro verhalten*, „welches das erſte Kepplerſche Geſetz iſt.“

Durch die elliptiſchen Bahnen der Planeten wird ihre relative Differenz angedeutet, ſo daſs kein Weltkörper für ſich, wohl aber alle zuſammen, die völlige Cirkelbahn beſchreiben, welche aber für die ſinnliche Anſchauung, (mit welcher ſchon nothwendig alle relative Differenzen bis ins Unendliche geſetzt ſind), ſich nicht offenbaren kann, ſondern nur für die intellektuelle Anſchauung in dem ewigen Weſen der Vernunft abſolut iſt. Daher die Nothwendigkeit des zweiten Kepplerſchen Geſetzes.

„Auch die Differenz der elliptiſchen Bahnen iſt nur für die Erſcheinung, und wird auch ſelbſt in der Erſcheinung zur Identität gebracht. — Was die formelle Gleichſetzung der Räume und Zeiten in der Bewegung betrifft, ſo kann dieſe, da die Entfernung vom Centro ſich im Umlaufe nicht gleich bleibt, aus der Differenz nur dadurch hergeſtellt werden, daſs *im gleichen Verhältniſs*, wie mit der gröſsern Entfernung die Zeit, als derjenige Faktor der Bewegung, welche die Einbildung des Endlichen ins Unendliche bezeichnet, zunimmt, dagegen mit der geringern der Raum, als Faktor der Einbildung des Unendlichen, ins Endliche zunehme. — Die reelle Gleichſetzung der beiden Einheiten aber, deren Schema die Kreislinie iſt, wird eben dadurch wiederhergeſtellt, daſs die Zeiten ſich nicht wie die durchlaufenden Bogen, ſondern wie die *ganzen Räume*, zwiſchen dieſen und dem Centro verhalten; denn da dieſe dem Inhalte nach einander gleich ſind, ſo folgt, daſs, wenn die Zeiten ſich wie dieſe verhalten, in gleichen Zeiten doch wieder *gleiche Räume* beſchrieben werden, und daſs alſo die Kreislinie, wenn nicht dem Scheine, doch der That nach, in ihren Bewegungen ausgedruckt ſey. Und dieſes iſt der Sinn des dritten Kepplerſchen Geſetzes.“

Indem durch das erſte Kepplerſche Geſetz die Identität des Planeten mit ſich ſelbſt, durch das zweite die relative Differenz, durch das dritte aber die Syntheſis der Identität und der Differenz ausgedruckt iſt, ſo iſt mit dieſen Geſetzen der ganze Typus der Geſetzmäſsigkeit in den Bewegungen und in dem Seyn der Weltkörper als relative Totalitäten, und mit dieſem, der Typus des Seyns des Beſondern im Allgemeinen vollſtändig ausgedruckt.

Durch die Erkenntniſs des abſoluten Seyns alles Beſondern ſchlechthin wird das Wiſſen ſpekulativ. Durch das Erkennen des Seyns des Einzelnen der Natur im abſoluten Schwerpunkte, d. h., durch das Erkennen der ſpekulativen Bedeutung der Kepplerſchen Geſetze, wird die Naturwiſſenſchaft ſelbſt ſpekulativ.

Die Form des Erkennens des Abſoluten iſt die der Trinität des Endlichen, Unendlichen und Ewigen, ſo, daſs das Unendliche endlich, das Endliche unendlich im Ewigen, das Ewige ſelbſt als die Identität beider geſetzt wird.

5.

Wie das Wiſſen ſpekulativ wird, durch die Anſchauung der *Univerſalität*, ſo wird die Spekulation wiſſenſchaftlich, durch die Anſchauung der *Individualität.*

Das Beſtreben aller Wiſſenſchaft iſt ein mannichfaltiges der Erkenntniſs; da aber eine jede Wiſſenſchaft nothwendig ſpekulativ, d. h. organiſch, iſt, ſo muſs das Einzelne nothwendig das Ganze, das Ganze aber die Identität des Einzelnen ſeyn. Da alle Differenz nur eine quantitative, und, für ſich betrachtet, die Indifferenz ſelbſt iſt, nur unter der beſondern Potenz, ſo iſt das wiſſenſchaftliche Intereſſe dieſes: die Differenz in ihre Indifferenz, die Potenz in ihre Idealität, die Identität der Grenze und des Grenzenloſen, nicht in dem Grenzenloſen und Idealen, welches das reine ſpekulative Intereſſe iſt, ſondern in der Grenze und im Realen, obgleich grenzenlos und ideal, zu erkennen. — Eine Potenz, als ſolche, in ihrer Idealität erkennen, heiſst: Individualität anſchauen.

Nur das Individuelle hat wiſſenſchaftliches Intereſſe, und alles Nicht-Inviduelle, durch welches alſo im Einzelnen das Ganze nicht ausgedruckt wird, iſt eine Nicht-Realität für die Wiſſenſchaft.

Die Natur ſelbſt ſucht durch das immer intenſivere Individualiſiren nichts, als den individuellſten Reflex = Genie, welcher aber, in dem er das Maximum der Reflexion bezeichnet, zugleich die Identität der Reflexion und Anſchauung ſelber iſt.

Die wahre Individualität iſt nicht unter den Bedingungen der Zeit und des Raums, ſondern ewig.

Das wiſſenſchaftliche Beſtreben aller Naturforſchung geht dahin, in der Relativität der Form des Einzelnen die Abſolutheit des Weſens zu erkennen; da aber das Weſen nur in der relativen Form, die relative Form ſelbſt nur als identiſch mit dem Weſen, dieſer Gegenſatz aber von Form und Weſen nur als ein relativer Gegenſatz angeſehen werden kann, ſo iſt das Erkennen der Relativität der Gegenſätze, d. h. das Erkennen der Quadruplicität in allem Einzelnen, ein Hauptbeſtreben aller Naturforſchung.

Es iſt der Zweck aller Naturwiſſenſchaft, den trügeriſchen Schein der endlichen Anſchauung, durch welchen ein jedes Einzelnes von dem Ganzen verſchlungen wird, ſo, daſs weder das Einzelne, noch das Ganze (welches ja ohne das Einzelne nichts iſt) irgend eine Realität hat, aufzuheben. Das wahre Seyn des Ganzen iſt nur dann, wenn die Ewigkeit des Einzelnen geſichert iſt.

Durch die Quadruplicität wird die Relativität der Gegenſätze, und durch dieſe die Identität des Werdens und des Seyns im Ganzen und auf einem jeden Punkte erkannt. Ein jedes Endliches enthält die ganze Quadruplicität in ſich, nur mit dem Hervortreten der einen Seite, durch welche die beſtimmte Potenz bezeichnet wird; das Endliche ſelbſt aber iſt die Identität der vierfachen Richtungen, der Zirkel des ſcheinbaren Quadrats. So wie nun ein jedes Endliche, in Rückſicht auf ſich, die Ewigkeit ſeines Seyns, (als einer geſchloſſenen Organiſation) auf dieſe Weiſe beurkundet, ſo offenbart es, in relativem Gegenſatze gegen alles übrige Endliche, die ins Unendliche gehende, in ſcheinbarer vierfacher Richtung ſich zeigende relative Differenz, und wird, wie es in ſich eine geſchloſſene Organiſation iſt, zugleich ein ewiges, relativ differentes Organ der abſoluten Organiſation.

Durch die Quadruplicität, eben weil ſie die relative Differenz bis ins Unendliche eröffnet, werden die unendlichen Verſchlingungen der ewigen Organiſation erkannt, und durch ſie allein ſind wir im Stande, uns in dem ſcheinbar verworrenen Chaos zu orientiren.

Die Quadruplicität entſteht aus dem relativen Widerſtreite zwiſchen Differenz und Indifferenz, zwiſchen Werden und Seyn, d. h., zwiſchen Schwere und Licht.

Das Licht, als das ewige Ideale und Unbegrenzbare der Natur, iſt das Selbſterkennen der Natur ſelbſt, nur unter der allgemeinen Potenz der Form. Alle einzelne Organiſationen ſind daher Organe des Selbſterkennens der Natur, die Natur ſelbſt aber iſt die Identität des Subjektiven und Objektiven des Erkennens und des Erkannten.

Der ewige Punkt der Schwere tritt durch das Licht ſcheinbar aus ſeiner Identität heraus, und dehnt ſich zur Linie aus, in welcher eine unendliche Menge Punkte auſser einander ſind; aber weil die Schwere realiter nie aus ihrer Identität heraustreten kann, ſo muſs ein jeder Punkt nur ſcheinbar auſser dem Mittelpunkte, realiter aber im Mittelpunkte ſeyn, ſo daſs alſo die ſcheinbar einzelnen Dinge ſich nothwendig zu einem Ganzen organiſiren müſſen.

Das Licht, als das Subjective der Natur, will ſich in ſeiner Identität mit dem Objektiven erkennen; da aber der Gegenſatz zwiſchen Subjektivität und Objektivität, wenn er einmal geſetzt iſt, nothwendig ein unendlicher ſeyn muſs, ſo iſt der Widerſtreit zwiſchen Schwere und Licht ein unendlicher, und nur auf eine nicht-zeitliche und ewige Weiſe, durch das Univerſum, abſolut gehoben.

Das Licht iſt, im Gegenſatz gegen die Schwere, die lebendige Zeit, zeitlos geſetzt; die Schwere, im

Gegenſatze gegen das Licht, der abſolute Raum, mit der Zeit ewig geſetzt.

Der Gegenſatz zwiſchen Licht und Schwere iſt nicht ein Gegenſatz von *A* gegen *B*, ſondern von *A* gegen *A*.

Durch das Licht wird die Schwere gezwungen, aus ihrer Identität herauszutreten, aber ſie ſelbſt *iſt* auch nur dadurch — nemlich als Grund vom Daſeyn und organiſirendes Princip.

Die Differenz, in ſo fern ſie die Potenz der Schwere noch immer bezeichnet, wird ſich durch die beſtimmte Richtung ihrer Gegenſätze als die ſeyende Linie darſtellen. Da nun das In-ſich-ſeyn des Endlichen durch Kohärenz ausgedruckt wird, ſo wird die Differenz, in ſo fern ſie unter der hervortretenden Potenz der Schwere iſt, die kohärente Linie und die Beſtimmtheit aller Richtungen zugleich bezeichnen.

Die Differenz, in ſo fern ſie die Potenz des Lichts bezeichnet, wird ſich durch die Unbeſtimmtheit ihrer Richtungen als die werdende Linie darſtellen, und da ſie nur unter der Form der Zeit als immer entſtehend und nie ſeyend angeſchauet wird, ſo wird ſie zugleich als das Nicht-Kohärente und Richtungsloſe bezeichnet.

Die beſtimmte Linie eines Planeten iſt die Nordſüd-Linie — ihre phyſikaliſche Axe.

Die unbeſtimmte, nie ſeyende, immer entſtehende Linie eines jeden Planeten, iſt die Oſtweſt-Linie, und weil ſie auf einem jeden Punkte entſteht und nirgends iſt, ſo wird ſie durch eine Zirkellinie — den Aequator des Planeten — bezeichnet.

Die Nordſüd-Polarität ſteht unter der Potenz der Schwere, und verliert ſich in der Maſſe des Planeten, als das Seyende, Gebildete. Die Oſtweſt-Polarität ſteht unter der Potenz des Lichts, verliert ſich in das Werden des in Bildung Begriffenen.

Die Nordſüd-Polarität wird durch den magnetiſchen Gegenſatz, die Oſtweſt-Polarität durch den elektriſchen bezeichnet.

Vermöge des magnetiſchen Gegenſatzes iſt alles Einzelne dem Schema der Linie unterworfen, vermöge des elektriſchen Gegenſatzes dem Schema der Fläche. Aber nicht dieſe Quadruplicität, oder der Gegenſatz der Gegenſätze, ſondern vielmehr die Indifferenz beider (die Tiefe, in welcher die Länge und Breite mit begriffen iſt) iſt das Reelle.

Eine jede Materie enthält die ganze Quadruplicität, weil ſie als Materie die Einheit aller Dimenſionen iſt.

Weil die mannichfaltig verſchiedenen Verhältniſſe der Quadruplicität ins Unendliche gehen, ſo giebt es auch eine unendliche Mannichfaltigkeit verſchiedener Potenzen, in welche die Duplicität unter der Potenz der Schwere (magnetiſche Polarität) und die Duplicität unter der Potenz des Lichts (elektriſche Polarität) zugleich mit der Identität des relativen Gegenſatzes (als Schwere und Licht) da iſt. Ein ſolches Einzelnes ſtellt ſich als ſpecifiſche Materie dar, und offenbart in ſich die Verhältniſſe des ganzen Univerſums; relativ gegen alles Uebrige aber, eine relativ hervortretende Seite der Quadruplicität.

Die Axe des Planeten ſtellt im Gegenſatz gegen den Aequator das Paſſive, Ruhende; der Aequator, im Gegenſatz gegen die fixirte Axe, das Aktive, Bewegliche dar.

Nicht allein die relativen Differenzen und die organiſchen Verwickelungen dieſer auf einem jeden Planeten, ſondern auch die relativen Differenzen und die innere Organiſation des Univerſums, wird nur aus den Verhältniſſen der Quadruplicität erkannt.

Da das Licht ſo wenig wie die Schwere aus ſeiner Identität heraustreten kann, ſo ſchlieſsen beide ihr Entgegengeſetztes nothwendig in ſich, und da das Licht als die zeitloſe Zeit oder als das hervortretende unbegrenzbare Ideale, die Schwere aber als der ewige Raum oder als das ewig grenzenloſe Reale ſich zeigt, ſo wird im Raume unter der Potenz der Maſſe ſowohl, als in der Zeit unter der Potenz des ſchaffenden Lichts, die ganze Quadruplicität ſich entdecken.

Die Quadruplicität ſtellt ſich im Raume durch die Weltgegenden dar, wo die Nordſüd-Linie und die beſtimmte Richtung die hervortretende iſt, die Oſtweſt-Linie aber, den Raum mit der Zeit verknüpft.

In der Zeit offenbart ſich die Quadruplicität durch gröſsere und kleinere Oscillationen, als Tages-, Jahreszeiten und gröſsere Epochen.

Was im Tage Morgen, iſt im Jahre der Frühling — das hervortretende Endliche —; was im Tage der Mittag, iſt im Jahre der Sommer — der Kulminations-Punkt des Endlichen und Individuellen —; was im Tage der Nachmittag, iſt im Jahre der Herbſt — das hervortretende Unendliche —; was endlich im Tage die Nacht, iſt im Jahre der Winter — der Kulminations-Punkt des Unendlichen und Univerſellen.

Schon der Sprachgebrauch bezeichnet Norden mit Mitternacht, Süden mit Mittag, Oſten und Weſten aber mit Morgen und Abend.

Wie im Raume Mitternacht und Mittag (Nord- und Süd-Punkt) der herrſchende, der Morgen- und Abend-Punkt aber der zurückgedrängte iſt, ſo iſt hingegen in der Zeit der Morgen- und Abend- (Oſt- und Weſt-) Punkt der hervortretende, der Kulminationspunkt des Mittags und der Mitternacht, dahingegen nur momentan. Weil nemlich die Quadruplicität in den Weltgegenden ſich unter der Potenz der ſeyenden, die Quadruplicität der Tages- und Jahreszeiten aber, ſich unter der Potenz der werdenden Linie offenbart.

Durch dieſe Quadruplicität der Formen hat die Natur den ewigen Rhythmus ihrer eigenen Konſtruktion offenbart, und durch ſie ſind die ewigen Formen aller wiſſenſchaftlichen Naturanſchauung auf immer beſtimmt.

Nicht die Trennungen der Quadruplicität der Zeit von der Quadruplicität des Raums, ſondern die Identität des Werdens und des Seyns, in welcher der Gegenſatz der Quadruplicitäten und mit dieſen die Quadruplicität ſelbſt verſchwindet, iſt das Reelle. So iſt das Leben der Erde nicht aus ihren Oscillationen allein, auch nicht aus der Ruhe ihres Seyns allein, ſondern nur aus der Identität beider zu begreifen.

Auf einem jeden Punkte zeigt ſich, in der beſtimmten Aktion, die ganze Quadruplicität der Epochen — in einem jeden Produkte die ganze Quadruplicität der Weltgegenden, nur unter der Form der eigenthümlichen Potenz. Im Einzelnen wie im Ganzen findet man daher immer dieſelbe innere Organiſation, und das Einzelne iſt wie das Ganze durch denſelben Typus der Form bezeichnet. Für die ſinnliche Anſchauung wird durch die relative Trennung der Zeit und des Raums Alles von Allem verſchlungen, und keine Individualität tritt rein hervor. Die wahre Naturwiſſenſchaft erkennt aber in jeder Aktion die beſtimmte Form eines abſoluten Weſens, und dadurch die ewige Individualität.

Daſſelbe Identiſche kann auf einem jeden Punkte, wie im Ganzen, in vierfacher Richtung bis zu einem Extrem hervortreten, mit überwiegendem Endlichen oder Unendlichen unter der Potenz des Endlichen, mit überwiegendem Endlichen oder Unendlichen unter der Potenz des Unendlichen.

Das überwiegende Endliche in der relativen Duplicität zeigt ſich als Attraktiv-Kraft, das überwiegende Unendliche als Expanſiv-Kraft. Beide Kräfte kommen unter der Potenz des Endlichen und Unendlichen vor.

Das relativ überwiegende Endliche in der ſeyenden Linie, oder in der magnetiſchen Axe, wird in der experimentalen Phyſik, wo es am reinſten hervortritt, *Kohlenſtoff* genannt, und kohärirt, wo es für ſich hervortritt, unter allen Materien am ſtärkſten in ſich, als Diamant. Im Ganzen repräſentirt der Kohlenſtoff den kohärenteſten nördlichen Pol der Erdkugel. Die Alten bezeichneten dieſes nördliche Princip treffender und ſinnvoller durch das Element *der Erde*.

Das relativ überwiegende Unendliche in der magnetiſchen Axe wird in der experimentalen Phyſik, wo es am reinſten hervortritt, *Stickſtoff* genannt, zeigt die nicht-kohärente oder expanſive Seite der magnetiſchen Linie an, und bildet das Weſen der irdiſchen Luft. Im Ganzen repräſentirt der Stickſtoff den weniger kohärenten ſüdlichen Pol der Erdkugel. Die ältern Naturforſcher bezeichneten dieſes ſüdliche Princip der Erde bedeutungsvoll durch das Element der *Luft*.

Weder das eine, noch das andere Princip, ſondern die Identität beider, bildet die Maſſe der Erde, die als ſolche am reinſten und gediegenſten da iſt, wo der nordſüdliche Gegenſatz in das identiſche Weſen am reinſten verſchwindet, und die Maſſe, als ſolche, dem abſoluten Schwerpunkte am nächſten verwandt iſt; dieſe nimmt dadurch an der Unveränderlichkeit des Weſens unter allen irdiſchen Dingen am meiſten Theil, und zeigt das Maximum der Schwere und das Maximum der Differenz gegen das Licht zugleich; die letzte ſowohl durch ihre Undurchſichtigkeit, wie durch die irdiſche Unſterblichkeit ihres gediegenen Weſens. Es ſind die edeln Metalle, welche die reinſte Indifferenz der Erde überhaupt darſtellen, und ſich durch die unedlern Metalle der Differenz der ſüdnördlichen Principe, nach entgegengeſetzter Richtung, immer mehr und mehr nähern.

Das relativ überwiegende Endliche in der werdenden Linie oder in der Elektricität wird in der Phyſik, wo es am meiſten hervortritt, *Sauerſtoff* genannt, und repräſentirt die aktive Attraktiv-Kraft auf der Erde. Der Sauerſtoff iſt als das hervortretende Endliche unter der Potenz des Unendlichen urſprünglich richtungslos, aber zugleich das Beſtimmende aller werdenden Richtungen auf der Erde (welche von der ſeyenden Richtung der Erde wohl unterſchieden werden muſs). Im Ganzen repräſentirt der Sauerſtoff den beweglichen öſtlichen Punkt (das Punktum ſaliens) der Erde. Die Alten bezeichneten dieſes öſtliche Princip tiefſinnig durch das Element des *Feuers*.

Das relativ überwiegende Unendliche in der werdenden Linie wird in der Phyſik, wo es am reinſten hervortritt, *Waſſerſtoff* genannt, und repräſentirt die aktive Expanſiv-Kraft auf der Erde. Der Waſſerſtoff iſt ſelbſt richtungslos und widerſtrebt zugleich allen beſtimmten Richtungen auf der Erde. Im Ganzen repräſentirt der Waſſerſtoff den beweglichen weſtlichen Punkt der Erde. Die Alten bezeichneten dieſes weſtliche Princip durch das Element des *Waſſers*.

Die Indifferenz der relativen Differenz von Sauerſtoff und Waſſerſtoff iſt das Waſſer ſelbſt, welches, da es eine Indifferenz auf der indifferenten Seite darſtellt, im Gegenſatz gegen die edeln Metalle, welche die Indifferenz auf der differenten Seite darſtellen, als eine potenſirte Indifferenz anzuſehen iſt, und weil die Waſſerſtoffſeite ſelbſt die indifferenteſte iſt, ſich dieſer ſcheinbar nähert, und das weſtliche Princip wird.

So wie es eine Indifferenz giebt, die ihren Gegenſatz gegen ſich hat (deren niedrigſte Potenz die edeln Metalle, deren höhere Potenz das Waſſer zeigt), ſo muſs es auch eine Indifferenz der ganzen Quadruplicität geben, durch welche dasjenige, was durch die Identität des Lichts und der Schwere ſich als das Abſolute entdeckt, in der Natur ſelbſt ſich als Indifferenz offenbart. Alſo eine allgemeine Verſöhnung aller Differenzen, eine Anſchauung, durch welche *Alles Eins* wird, und durch welche eine jede Differenz unmittelbar ihre allgemeine Verkettung und ihre Aufnahme in die allgemeine Einheit, die Alles umfaſst, offenbart. Dieſe iſt mit der *Wärme* gegeben. Daher das wunderliche, myſtiſche, nie völlig ergründete Weſen der Wärme, daher ihre tiefe Verwandtſchaft mit der Schwere und mit dem Lichte zugleich. Ein jeder Planet hat ſo ſeine Temperatur, in welcher der Streit der Schwere und des Lichts auf immer geſchlichtet iſt; und wie auch die Temperaturen der einzelnen Körper, durch welche eine beſtändige Oscillation entſteht, wechſeln, ſo verändert ſich dieſe Temperatur nicht, und durch ihre unverkennbare Tendenz zum ewigen Gleichgewicht offenbart ſich für uns ihr höheres Weſen. Eine jede einzelne Organiſation, die eine beſtändig dauernde Verſöhnung des Lichts und der Schwere iſt, feiert ſie durch eine eigene Temperatur, welche bei allem Wechſel der Temperaturen der einzelnen Organe unverändert bleibt. — Ja — was iſt das Gefühl der Kälte anders, als das Gefühl einer momentanen Differenz, welche unmittelbar mit dem Gefühl einer allgemeinen Indifferenz und Einigkeit verknüpft iſt? Es giebt keine Differenz in der Wärme, eben weil ſie die *allgemeine* Indifferenz iſt, und in der Wärme kann man kein Extrem als Stoff oder relativ differente Materie aufzeigen, eben weil ſie das An-ſich der Materie, freilich nicht als Identität, ſondern als Indifferenz, darſtellt.

Ein jeder Oxydations- und Desoxydationsprozeſs iſt ein Abweichungsprozeſs von der urſprünglichen Linie. Die Linie, welche das Beſtreben hat, *in ſich* zu ſeyn, wird dadurch in eine oscillatoriſche Bewegung geſetzt, indem bald das In-ſich-ſeyn der Linie, bald die Abweichung von der Linie die Oberhand hat. Da beide Bewegungen relativ ſind, ſo darf keine die abſolut ſiegende ſeyn; und da in einem jeden Moment, wie in einem jeden Punkt, die Bedingungen der Quadruplicität da ſind, ſo werden dieſe Oscillationen unendlich kleine und unendlich groſse Epochen bezeichnen.

In der ſeyenden Linie iſt eben ſo wenig ein totaler Mangel an Bewegung, welcher alle Veränderung abſolut ausſchlieſsen würde, wie in der werdenden Linie ein völliger Mangel an Ruhe, indem ſonſt eine unendliche Geſchwindigkeit alles Werden verhindern würde.

Die ſeyende Linie wirkt retardirend auf die werdende, die werdende umgekehrt accelerirend auf die ſeyende. Dieſer wechſelſeitige Sieg der Nord- und Südlinie über die Oſt- und Weſtlinie, und umgekehrt, bringt im Raume wechſelnde Differenzen hervor, die, im Ganzen, Hauptdifferenzen für groſse Epochen fixiren; unter der Potenz dieſer aber erſcheinen in kleinern Epochen, und in immer kleinern, mannichfaltige Veränderungen, welche durch die wechſelnde Erſcheinung des chemiſchen Prozeſſes, durch welchen in der Materie irgend ein Princip der Quadruplicität relativ hervortritt, bezeichnet werden. In der Zeit aber werden dieſe Oscillationen durch die gröſsern und kleinern Epochen, welche in ſich die Momente der ganzen Oscillation in gröſsern und kleinern Zeiten einſchlieſsen, bezeichnet. Der Raum iſt aber eben ſo wenig von der Zeit, wie die Zeit vom Raume, anders als relativ getrennt. Die Epochen ſind mit den räumlichen Veränderungen, dieſe mit jenen, eins; die Veränderungen aber ſind gleich den relativen Abweichungen, dieſe aber verlieren ſich für eine Anſchauung, für welche Werden und Seyn ſich durchaus durchdringen, und in welche die wahrhaft ruhende in ſich beſchloſſene Totalität des Planeten in der abſoluten Organiſation des ewigen Univerſums, als eine ewige Idee, ruht.

Kleinere Oscillationen werden von den gröſsern verſchlungen, und was in unendlich groſsen Epochen als beweglich erſcheint, erſcheint in kleinern Epochen als relativ ruhend, und ſo drückt ſich der Schein des Seyns, in Rückſicht auf unſere ganze Erdkugel, relativ dem Oſt- und Weſtpunkte aus.

Der magnetiſche Prozeſs der Erde zeigt das Ueberhandnehmen des In-ſich-ſeyns der Erde als Maſſe — den Sieg der Univerſalität, der Homogeneität des Gebildeten. Der elektriſche Prozeſs der Erde zeigt die Abweichung von der Linie — den Sieg des Individualiſirens, der Heterogeneität des ſich Bildenden. Die gediegene Maſſe der Erde zeigt ſich da, wo die Linie von der Schwere beſiegt wird, als abſolute Kohärenz. Wo das Licht die Abweichungen von der Linie hervorruft, werden die Bildungen immer mannichfaltiger und relativ kohärent.

Waſſerſtoff und Sauerſtoff ſind nichts Fremdes, was ſich mit den oxydirten oder desoxydirten Körpern verbindet, ſondern ſie bezeichnen nur die Grade ihrer Abweichungen, je nachdem ſie intenſiver hervortreten. Eben ſo ſind Stickſtoff und Kohlenſtoff nichts Fremdes, was zu irgend einem Körper hinzukommt. Dieſe Stoffe bezeichnen nur die Intenſität, mit welcher die Linie ſich in ſich zurück bildet, und zwar deſto ſtärker, je intenſiver ſie hervortreten. Man muſs daher behaupten, daſs weder Kohlenſtoff noch Stickſtoff ſo deutlich in Extremen hervortreten kann, wie Sauerſtoff und Waſſerſtoff, weil nämlich die relativen Trennungen dieſer Polarität nothwendig mit einer gröſsern oder geringern Abweichung verbunden ſeyn müſſen: und Kohlenſtoff und Stickſtoff werden nie vollkommene Gegenſtände des Experiments ſeyn.

Die naturwiſſenſchaftliche Beobachtung hat als ihr Schema die ſeyende Linie; das Schema des naturwiſſenſchaftlichen Experiments iſt die werdende Linie: jene unterwirft Alles dem Magnetismus; dieſes erklärt Alles aus Elektricität. Nur wenn der Beobachter ſowohl als der Experimentator die Relativität ihrer Geſichtspunkte erkennt, unterſuchen Beide im Sinne der Natur.

Je gröſser die Abweichung, deſto geringer die relative Schwere. Da aber das nördliche Princip den beſtimmten Pol der beſtimmten Seite (das negative unter der Potenz der Schwere) ausdruckt, ſo wird es auch (obgleich nie ohne Abweichung) das Maximum des relativen In-ſich-ſeyns (der relativen Kohärenz) bezeichnen. Bei den übrigen Extremen wird mit ihrer Schwere zugleich die Kohäſion abnehmen. (Sauerſtoff, Waſſerſtoff, Stickſtoff ſind Gasarten.)

Wie der Sauerſtoff und Waſſerſtoff die Grade der Abweichung unter der Potenz der Schwere, ſo deuten die Farben die Grade der Abweichung unter der Potenz des Lichts an, ſo, daſs die rothe Seite des prismatiſchen Bildes die oxydable oder öſtlich abweichende, die violette Seite aber die desoxydable oder weſtlich abweichende Seite zeigt. Was unter der Pötenz der Schwere auf der Erde überhaupt mit dem Minimum der Abweichung auftritt, zeigt ſeine Differenz vom Lichte durch die Reflexion als Glanz; was ein Maximum der Abweichung darſtellt, zeigt ſeine Identität mit dem Licht durch die Durchſichtigkeit; die Farben oscilliren zwiſchen beide. Wo in der Oscillation die oſtweſtliche Linie momentan bis zu einem Maximum die Oberhand hat, da bricht das öſtliche Princip als Flamme unter der Potenz des Lichts, das weſtliche Princip als Waſſer unter der Potenz der Schwere hervor, und der abweichende Körper fällt nach dieſem Indifferenzirungsprozeſs mehr oder weniger unter das Schema der Linie zurück.

Das oſt-weſtliche Princip herrſcht vorzüglich in der Luft und im Waſſer, die überhaupt das

Maximum der Abweichung darſtellen, und daher auch den Keim aller Bildungen in ſich enthalten; das nord-ſüdliche Princip herrſcht vorzüglich in der feſten Erdmaſſe, die überhaupt das Gebildete darſtellt.

Kohärente Maſſe = gebildete; flüſſige = in Bildung begriffene.

Was das nördliche Princip für die feſte Erdmaſſe, iſt das Waſſer für die flüſſige; was das ſüdliche Princip für die feſte Erdmaſſe, iſt die Luft für die flüſſige — nur umgekehrt, die indifferente Seite iſt bei der flüſſigen Maſſe die kontrahirte Seite (das Waſſer), die differente Seite die expandirte (die Luft).

Das ſüdliche Princip der Erde iſt in ſeiner Freiheit ein urſprünglich weſtlich abweichendes (von baſiſcher Natur) als ein urſprünglich expandirtes, und als ſolches das paſſive indifferente Element der Luft. Alle Aktivität in der Luft iſt durch das Oſt-Weſt-Princip vermittelt, und alle Differenzen als Keime des Individualiſirens in dynamiſcher Verwirrung in einander verflochten.

Das nördliche Princip der Erde iſt in ſeiner Freiheit ein urſprünglich öſtlich abweichendes (von ſaurer Natur) als ein urſprünglich kontrahirtes, und als ſolches das paſſive indifferente Element der Erde.

Alle Aktivität in der feſten Erdmaſſe iſt durch das oſt-weſtliche Princip vermittelt, und alle Differenzen treten hier als Individualiſirungsprozeſſe bis zum Maximum der Individualität in dynamiſcher Stufenfolge auseinander.

Die Indifferenz der feſten Erdmaſſe wird durch die edeln Metalle, als ruhende Keime und Wurzeln aller erwachenden Differenzen, repräſentirt. Die Indifferenz der Aktivität der Luft iſt das Waſſer, als das Reſiduum ihrer Thätigkeit.

Das Waſſer enthält den Keim aller Differenzen (als Abweichungen) in ſich, die aber in ihm verſchloſſen ruhen. Es bezeichnet die Aktivität des Lichts unter der Potenz der Schwere, ſo wie die relativen Differenzen der feſten Erdmaſſe die Paſſivität der Schwere unter der aktiven Potenz des Lichts.

Das Ueberhandnehmen der Differenz und der relativen Kohärenz des nördlichen Prinzips durch eine öſtliche Abweichung bezeichnet den urſprünglichen phlogiſtiſchen Prozeſs der Verbrennung.

Das Ueberhandnehmen der Indifferenz- und Kohärenzloſigkeit des ſüdlichen Princips durch eine weſtliche Abweichung, bezeichnet den antiphlogiſtiſchen Prozeſs des Schmelzens.

Das Verbrennen iſt urſprünglich nordöſtlich, das Schmelzen urſprünglich ſüdweſtlich.

Luft und Erde werden (als Stickſtoff und Kohlenſtoff) ewig auseinander gehalten; das Waſſer iſt die getrennte Indifferenz. Die eine Hälfte der Erde zeigt ihre ſüdliche Richtung durch das Hervortreten des indifferenten Durchgangspunktes.

Wenn man eine Diagonallinie von Nord-Oſt nach Süd-Weſt auf unſerer Erdkugel ſo zieht, daſs der Orient den relativ ruhenden öſtlichen Punkt bezeichnet, ſo nimmt das feſte Land in geradem Verhältniſſe mit der Entfernung von dieſer Linie gegen einen nord-öſtlichen, das Waſſer gegen einen ſüdweſtlichen Punkt zu.

Die nördliche Hälfte unſerer Erdkugel hat eine nord-öſtliche, die ſüdliche Hälfte eine ſüd-weſtliche Abweichung.

Die magnetiſche Linië ſelbſt kann nicht abweichen; was auf unſerer Erde den magnetiſchen Meridian bezeichnet, wird alſo durch eine ſcheinbare weſtliche Abweichung die wahre öſtliche, durch eine ſcheinbare öſtliche Abweichung die wahre weſtliche zeigen. Da aber der öſtliche Punkt freilich in gröſsern Epochen ruht, in kleinern aber beweglich iſt, da auſserdem die öſtliche Abweichung der nördlichen, und die weſtliche Abweichung der ſüdlichen Hälfte der Erde mit der entgegengeſetzten (oscillirend) abwechſelt, ſo entſteht daraus eine ſcheinbare Verwirrung ſowohl in Rückſicht auf den Ort, wo die Abweichung beobachtet wird, als in Rückſicht der Epochen der Abweichung, welche aber in einem höhern Geſetze verſchwindet.

Die öſtliche Abweichung des Kohlenſtoffs iſt mit ſeinem Freiwerden Eins, und nichts als die Manifeſtation ſeiner urſprünglich negativen (ſubjektiven) Natur. Die weſtliche Abweichung des Stickſtoffs iſt mit ſeinem Freiwerden Eins, und offenbart ſeine urſprüngliche poſitive (objektive) Natur. Aber alle Differenz iſt nur eine relative; und die urſprüngliche Tendenz der Materie in der Einheit zu ſeyn, zwingt das Expanſive, ſich zu kontrahiren, das Kontrahirte, ſich zu expandiren, und bringt, da der Gegenſatz des Werdens und Seyns ein unendlicher iſt, jene Bewegungen hervor, vermöge welcher Alles in Allem verſchlungen, eine jede relative Differenz ſeine entgegengeſetzte ſucht, und nie vollkommen findet. Mit der öſtlichen Abweichung der nördlichen Halbkugel iſt daher zugleich die entgegengeſetzte geſetzt, mit der weſtlichen Abweichung der ſüdlichen Halbkugel ebenfalls. Der expandirte Stickſtoff wird ſich kontrahiren, d. h. öſtlich abweichen; der kontrahirte Kohlenſtoff wird ſich expandiren, d. h. weſtlich abweichen.

Dieſe Oscillation, die in unendlich groſsen Epochen, aber auch in den kleinſten Momenten ſtattfindet, offenbart ſich im ſeyenden Produkte als eine relative Differenz mit unendlichen Graden der

Intenſität oder Abweichung im Ganzen, aber auch im unendlich Kleinen. Da durch das ſüd-weſtliche Princip die relative Einheit, durch das nord-öſtliche Princip die relative Differenz, aber ſelbſt in einem Differenz-Verhältniſs, gegen einander hervortreten, ſo wird die entgegengeſetzte Oscillation als eine Tendenz; das ſüdliche Princip zu differenziren, das nördliche aber zu indifferenziren, erſcheinen; und da ein jedes einzelne Ding, in ſo fern es mit dem Schein einer ſpecifiken Eigenthümlichkeit hervortritt, eine relative Differenz iſt, die die ganze Quadruplicität in ſich enthält, nur ſo, daſs die Richtung und Intenſität der Abweichung die eigenthümliche Potenz bezeichnet, ſo wird es die entgegengeſetzte Differenz hervorrufen, und ſich zu indifferenziren ſuchen.

Indifferenzirungsprozeſs = chemiſcher Prozeſs.

Bei einem jeden chemiſchen Prozeſs iſt die ganze Quadruplicität thätig. Die Differenz zweier ſich indifferenzirender Körper ſtellt die Grade ihrer gegenſeitigen Abweichung vor, oder die Intenſität des oſt-weſtlichen Prinzips; der Indifferenzirungsakt ſelbſt iſt ein Kohärenzakt, durch welchen das Expandirte ſich kontrahirt, und umgekehrt.

Bei einer jeden chemiſchen Aktion entſteht entweder eine Indifferenzirung der heterogenen Körper, als Repräſentanten der getrennten magnetiſchen Pole (Neutraliſation), oder eine relativ gröſsere Differenz; und die Indifferenzirung iſt dann unter der Potenz der Elektricität (Verbrennungs- und Schmelzungsprozeſs).

Ein jeder chemiſcher Prozeſs iſt magnetiſch und elektriſch zugleich, und die Indifferenzirung unter dem hervortretenden Schema des Magnetismus oder der Elektricität immer nur eine relative.

Bei einem jeden chemiſchen Prozeſs iſt die ganze Quadruplicität der Weltgegenden thätig, nur ſo, daſs der Verbrennungsprozeſs eine gröſsere öſtliche, der Schmelzungsprozeſs eine gröſsere weſtliche Abweichung, der Reduktionsprozeſs aber ein relatives Zurückkehren zur Linie bezeichnet.

Da die Intenſität der Entgegenſetzung in der Linie ſowohl, als die Intenſität der weſtlichen und öſtlichen Abweichung von der Linie, unendlich mannichfaltig den Graden nach ſeyn muſs; da ferner die Oſt- und Weſtpunkte, obgleich in gröſsern Epochen, ſcheinbar ruhend, doch in kleinern, in einem Kreiſe ſich bewegen; ſo entſtehen dadurch bewegliche Abweichungsſegmente. Durch dieſe aber erhält ſelbſt die bewegliche Oſt- und Weſtlinie ein polariſches Verhältniſs, und es iſt in dieſer relativen Entgegenſetzung gleichgültig, ob man das nördliche und ſüdliche Prinzip einer öſtlichen und weſtlichen, oder das öſtliche und weſtliche Princip einer ſüdlichen und nördlichen Abweichung zuſchreibt. (In der Aſtronomie wird dieſes Abweichungsverhältniſs des beweglichen Kreiſes durch die Schiefe der Ekliptik bezeichnet.) Durch dieſes relative Verhältniſs der werdenden Linie zur ſeyenden iſt ein jeder ſeyender Punkt der Erde zugleich ein werdender, und was als eine Differenz geſetzt iſt, in irgend einer Zukunft, zugleich als eine entgegengeſetzte, und ſo eine Oscillation nach allen vier Weltgegenden, und eine relativ wechſelnde Intenſität der Abweichung an einem jeden Orte, wie im Ganzen, in den kleinſten oscillirenden Momenten, wie in den gröſsten Epochen, geſetzt. Hierauf beruht die unendliche Mannichfaltigkeit der nie ruhenden chemiſchen Aktion, die, indem ſie wechſelſeitige Entgegenſetzung hervorruft und vertilgt, Alles in Allem verſchlingt, alle Oscillationen in einen jeden Moment, und alle Potenzen in eine jede Differenz zu ſetzen ſucht, und ſo aus einer ſcheinbaren dynamiſchen chaotiſchen Verwirrung das individuelle in ſich beſtehende Leben keimen läſst.

Was für die Zeit die Quadruplicität der gröſsern und kleinern Epochen, und für den Raum die vier Weltgegenden ſind, das ſind für die Beobachtung die Elemente (Feuer, Waſſer, Luft und Erde), und für das Experiment die vier Stoffe (Sauerſtoff, Waſſerſtoff, Stickſtoff und Kohlenſtoff). Die nord-ſüdlichen Gegenſätze des Experiments ſind nothwendig in ihrer Relativität wiederum relativ, und tragen das Gepräge des Orts, wo das Experiment angeſtellt wird. So iſt der nordſüdliche Gegenſatz der experimentalen Phyſik ein Gegenſatz der nördlichen Halbkugel, und der ſüdliche Gegenſatz fällt (wie unſer Mittag) nicht gegen den wahren Südpunkt, ſondern gegen den Aequator.

Ein jeder chemiſcher Prozeſs bildet ein eigenthümliches individuelles Leben (eine momentane Identität der Schwere und des Lichts); weil aber der Prozeſs nur momentan iſt, und mit relativen Differenzen endigt, ſo erſcheint die ganze Erdkugel, in ſo fern ſie chemiſch angeſehen wird, als ein relativ Differentes, in welchem die Keime der Individualität momentan hervorſtreben, aber immer wieder ins Ganze zurückſinken.

Chemiſcher Prozeſs = Tendenz zur Aſſimilation; denn Aſſimilation iſt das Beſtreben, Differenzen in eine beſtimmte Potenz aufzunehmen.

Permanente Aſſimilation = individuelles Leben = iſolirte Organiſation.

In der ganzen Natur, in ſo fern ſie ein relativ Differentes iſt, herrſcht durchgängig das Beſtreben, in Eine Potenz alle Potenzen aufzunehmen. Gelänge ihr dieſes abſolut, ſo wäre nur die eine Potenz der Identität, aber keine Natur. In der anorgiſchen

Natur iſt freilich auch Alles in Allem, aber nur als Möglichkeit für *eine* Zukunft, durch die relative Trennung des Werdens und Seyns geſetzt, nicht als eine Wirklichkeit für den gegenwärtigen Moment, als eine Identität des Werdens und des Seyns. Kann nun dieſes individuelle Leben in der Natur, in ſo fern ſie ein relativ Differentes iſt, nicht abſolut, ſondern nur relativ hervorgerufen werden, ſo müſſen auch verſchiedene Grade der Intenſität der Aſſimilation, oder, welches daſſelbe iſt, der Individualität, ſtattfinden.

Grade der Intenſität der Aſſimilation = Stufenfolge der Organiſation.

Aſſimilation iſt Identität des Werdens und des Seyns; aber da die Intenſität der Aſſimilation den Graden nach verſchieden iſt, ſo iſt die Identität doch nur eine relative, ſo wie umgekehrt die Differenz des Seyns und des Werdens in der anorgiſchen Natur eine relative war.

Relative Identität des Seyns und des Werdens = organiſche Funktion.

Die Potenz der Schwere äuſsert ſich als Kraft, die des Lichts als Aktivität; — Identität von Aktivität und Kraft iſt Wirkſamkeit. Eine jede organiſche Funktion äuſsert ſich durch Wirkſamkeit. Ferner der Gegenſatz von Aktivität und Kraft iſt gleich dem Gegenſatze von ſubjektiv und objektiv, und da dieſer Gegenſatz in der individuellen Funktion eine innere und keine äuſsere iſt, ſo iſt die Wirkſamkeit der Funktion nach innen, aber nicht nach auſsen. In der anorgiſchen Natur, wo die Aktivität im relativen Gegenſatz gegen die Kräfte trat, jene als die Identität, dieſe als Differenzen, entſprang das Produkt der Wirkſamkeit, die man als eine Wirkſamkeit der Totalität der Erde anſehen müſste, aus einem zum Theil innern, zum Theil äuſsern, alſo wechſelſeitigen, Verhältniſſe, und ward neutraliſirt. In den iſolirten Organiſationen geht hingegen alle Thätigkeit nach innen; eine jede individuelle Organiſation trennt ſich von der ganzen äuſsern Welt, um in ſich eine eigene Welt zu bilden. Da aber eine jede Organiſation nur eine relative Identität der Schwere und des Lichts bildet, ſo bildet ſie auch eine Sphäre der Wirklichkeit und Möglichkeit auſser ſich, im Gegenſatz gegen eine relative Sphäre der Identität des möglichen und wirklichen in ihr, und mit dieſer wird eine nothwendige Einwirkung der äuſsern Welt auf die Organiſation geſetzt. Aber alles Aeuſsere iſt nur für ſie, in ſo fern ſie ein Inneres iſt, und alle Kraft äuſsert ihre Wirkſamkeit nur mittelbar durch die eigene Thätigkeit der Organiſation.

Eine jede Funktion iſt Aſſimilation; aber dieſe wäre ohne den Gegenſatz eines zu aſſimilirenden nicht möglich. Eine jede iſolirte Organiſation bildet gleichſam einen eigenen Centralpunkt, in welchem eine gröſsere oder geringere Sphäre relativer Differenzen den Charakter einer eigenthümlichen Potenz annimmt.

Das relative Verhältniſs der iſolirten Organiſation gegen die äuſsere Welt druckt ſich durch Erregbarkeit aus, welche aber hier nicht blos als ein Zwang entgegengeſetzter Kräfte, ſondern als ein eigenthümliches Vermögen erſcheint. Alle Einwirkung auf die Organiſation iſt durch die Erregbarkeit vermittelt.

Die anorgiſche Natur *iſt* nur im Gegenſatz gegen die organiſche Natur, „als das allgemeine Saamenkorn, aus welchem Alles hervorgeht.“

Die Wärme (als ſpecifike Wärme) bezeichnet die individuelle Indifferenz der Schwere und des Lichts. Die individuelle Identität der Schwere und des Lichts wird durch die Seele bezeichnet. Bei einem jeden chemiſchen Prozeſs entſteht nothwendig Temperaturveränderung, weil während der chemiſchen Aktion die differenten Körper einen eigenen individuellen Kreis bilden, der durch eine eigenthümliche Temperatur (als die Indifferenz der im thätigen Gegenſatz begriffenen Differenzen) bezeichnet wird.

So wie der chemiſche Prozeſs nie etwas anders auszudrucken vermag, als die relative Identität der ganzen Erde, ſo wird dahingegen urſprünglich die relative Differenz der Erde durch die Organiſation fixirt, und als ſolche zur Idee gehoben; denn da die Organiſation doch nur relative Intenſitäten der Aſſimilation ausdruckt, ſo müſste die Relativität durch ein Ueberwiegen der Potenz der Schwere auf der einen, und durch ein Ueberwiegen der Potenz des Lichts auf der andern Seite bezeichnet werden. Dieſer Gegenſatz wird durch Animaliſation und Vegetation urſprünglich repräſentirt.

Ein anorgiſcher Körper iſt nach auſsen different, nach innen indifferent. Ein organiſcher Körper iſt umgekehrt nach innen different, nach äuſsen indifferent. Aber indem ein anorgiſcher Körper durch ſeine Differenz immer nach einer äuſsern hinzeigt und blos in dieſer und durch dieſe, dieſe aber wieder in einer dritten und durch dieſe dritte exiſtirt, und ſo fort ins Unendliche, ſo beweiſt ein ſolcher Körper dadurch ſeine eigene Nichtrealität, und druckt in ſich ſelbſt nicht ſeine eigene, ſondern eine fremde Totalität aus. Eine jede einzelne Organiſation hingegen bezeichnet die Eigenthümlichkeit einer eignen Sphäre der Totalität. Da aber dieſe Totalität doch nur eine relative iſt, ſo wird die relative Differenz, durch die Stufenfolge der Organiſationen, ſelbſt realiſirt und in die Potenz der Idee gehoben.

4.

In der anorgiſchen Natur findet eine relative Trennung des Subjektiven und Objektiven ſtatt; aber eben daher auch ein wechſelſeitiges Beſtimmen des Subjektiven durch das Objektive, und umgekehrt; die Duplicität des Werdens erſcheint daher, in ſo fern ſie unter der Potenz des Lichts ſich offenbart, und in dem allgemeinen Konflikte der Produktion verſchlungen iſt, nicht ſelbſt als Aktivität, ſondern als Kraft, und das gegenſeitige Beſtimmen, welches mit der relativen Trennung eins iſt, zeigt uns die unendliche Reihe einer Beſtimmung des Einen durch das Andere, oder die Kauſalitätsreihe, in welcher Alles durch ein Anderes und ein Drittes beſtimmend, alſo nicht mit Selbſtbeſtimmung erſcheint; aber ſchon hieraus iſt die Nichtrealität einer anorgiſchen Natur, als einer ſolchen, einleuchtend. Nun iſt aber die Natur ihrem Weſen nach die ganze Identität unter der Potenz des Objektiven. In ihr muſs alſo das Subjektive ſelbſt als ſolches, als Aktivität alſo, objektiv werden; dieſes iſt aber nur durch eine relative Identität des Subjektiven und Objektiven, des urſprünglich Freien und Nothwendigen, in welcher die relative Trennung einer Selbſtbeſtimmung unterliegt, möglich. Was wir alſo als eine relative Entgegenſetzung des Lichts und der Schwere in den Stufenfolgen der Organiſation erblicken, doch ſo, daſs unter jeder relativen Potenz eine Identität der Schwere und des Lichts als eine eigenthümliche Organiſation erſcheint, iſt nichts anders, als das allmählig Objektivwerden des Subjektiven (des Lichts), als Aktivität. Daher erſcheint die Schwere hier als das relativ Einſchränkende, Beſondere, Subjektive; das Licht als das Allgemeine, Aktive; aber eben daher in der eigentlichen Organiſation weder die Eine noch das Andere für ſich, ſondern ihre Identität unter der Potenz der Selbſtbeſtimmung.

In der Aſſimilation, welche eine bloſse Reproduktion der organiſchen Maſſen iſt, erblicken wir die Identität des Lichts und der Schwere unter der Potenz der Schwere, alſo die ſubjektiveſte Seite der Organiſation. In der Aſſimilation, die über die organiſche Maſſe herausgeht, und in immer gröſsern und gröſsern Sphären der äuſsern Welt das Gepräge eines eigenthümlichen Lebens aufdringt, erblicken wir die Identität des Lichts und der Schwere unter der Potenz des Lichts, alſo die objektiveſte Seite der Organiſation. Jene iſt die Vegetation, dieſe die Animaliſation.

Wie in der ganzen Entgegenſetzung der Organiſation, ſo muſs auch, in einer jeden Potenz derſelben, der relative Gegenſatz des Objektiven und Subjektiven ſich wiederholen; denn da die Identität des Lichts und der Schwere in keiner Potenz eine abſolute, ſondern nur eine relative iſt, ſo muſs dieſe Relativität ſich durch eine wechſelſeitige Trennung offenbaren; da aber hier eben ſowohl wie im Ganzen, die Identität der Schwere und des Lichts in beiden Potenzen erſcheinen muſs, ſo wird der Gegenſatz durch zwei in der Trennung vereinigte Organiſationen repräſentirt. Das männliche Geſchlecht ſtellt in einer jeden Potenz die objektive, das weibliche die ſubjektive Seite dar.

Kein relativer Gegenſatz iſt ein realer, und dem Weſen nach iſt eine jede Sphäre der Organiſation ein Reflex der abſoluten Identität unter der beſtimmten Potenz. Die Vereinigung der Geſchlechter, durch die Zeugung, iſt der Verſuch, die relative Trennung aufzuheben; da aber das Produkt nothwendig ſelbſt ein relatives (männliches oder weibliches) ſeyn muſs, ſo wird die Vereinigung ins Unendliche geſetzt. Da nämlich das Produkt ſeinen Gegenſatz ſucht, durch die Zeugung ein neues relatives Produkt hervorgebracht wird, und ſo fort ins Unendliche, ſo bildet eine jede Potenz der Aſſimilation (eine jede Sphäre der Organiſation) einen innerhalb ſeiner Gränze unendlichen Kreis von einer unbeſtimmbaren Anzahl einzelner Geſchöpfe. Das Reelle und Individuelle dieſer Sphäre iſt nun nicht irgend ein einzelnes Geſchöpf, ſondern die ganze Sphäre ſelbſt, als die Identität des Endlichen und Unendlichen in ihr. Die einzelnen Geſchöpfe, in ſo fern ſie einzeln und relativ ſind, gehören einer fremden Totalität, in welche ſie aufgenommen werden, das heiſst, ſie ſterben; dieſelben aber, in ſo fern ſie eine beſtimmte Potenz der Aſſimilation ausdrucken, treten in einer ewigen zeitlos geſetzten Sphäre, welche die Identität des Producirens und des Produkts in einer beſtimmten Potenz ausdruckt, und die durch das Sterben des Einzelnen ſelbſt auf keine Weiſe getrübt wird.

Eine jede Thier- und Pflanzengattung iſt ewig und nicht durch die einzelnen Produkte, ſondern durch die Identität der unbeſtimmbaren Anzahl aller Produkte, auch nicht durch die blos männlichen oder weiblichen Geſchöpfe, ſondern durch die Identität beider Geſchlechter vollendet.

Pflanzen und Thiere bilden nicht eine Reihe, ſondern ſind ſich relativ entgegengeſetzt. Da die Aktivität auf der Seite der Pflanzen blos auf die Aſſimilation der Maſſe geht, bei den Thieren hingegen als ſolche allmählig frei hervortritt und ſich durch die Willkühr (Bewegung, die durch das Thieriſche ſelbſt vermittelt iſt,) offenbart; ſo wird durch die Pflanze die bloſse Maſſenorganiſation und Generation objektiv, bei den Thieren werden beide, ſo wie ſie die höhern Stufen des Individualiſirens erreichen, der höher hervortretenden Aktivität ſubordinirt.

Die Pflanzen werfen ihre Eingeweide (die relativen Differenzen der körperlichen Aſſimilation) nach auſsen, die Indifferenz nach innen. So ſind, wie ſchon Boerhawe bemerkt, die Wurzeln ihr Magen; die Blätter aber ſind ihre Lungen, und in den Blumen tritt die ganze Konſtruktion der Generationstheile hervor; mit dieſen iſt aber zugleich der Gipfel des Individualiſirens in der Vegetation gegeben.

Die Thiere werfen ihre Eingeweide nach innen, die Indifferenz nach auſsen, und je mehr ſie ſich individualiſiren, deſto gröſser wird die Sphäre der äuſsern Welt, die in ihre Aktivität aufgenommen wird.

Die Identität der Schwere und des Lichts unter der Potenz der Schwere, (die Aſſimilation der organiſchen Maſſe) iſt Reproduktionskraft; die Aſſimilation der Schwere und des Lichts unter der Potenz des Lichts, iſt Senſibilität.

Generation iſt Reproduktion, durch die relative Identität der Geſchlechtsdifferenz vermittelt.

Willkühr iſt Bewegung, durch die hervortretende Senſibilität vermittelt; durch dieſe nämlich, in ſo fern ſie als reine Aktivität ſich äuſsert und ſich nicht in der bloſsen Reproduktion der Maſſe verliert.

In ſo fern in der Organiſation eine relative Differenz ſtattfindet, wird ſich auch eine relative Indifferenz offenbaren. Relative Indifferenz, in der Zeit angeſchaut, = Oscillation. Der Repräſentant dieſer relativen Indifferenz, (das Princip aller organiſchen Bewegungen alſo) iſt Irritabilität; die Irritabilität, durch bloſse Reproduktionskraft vermittelt, giebt unwillkührliche; die Irritabilität, durch hervortretende Senſibilität vermittelt, giebt willkührliche Oscillationen.

Oscillation = Wechſel von Expanſion und Kontraktion.

Senſibilität, Irritabilität und Reproduktionskraft ſind weder in Rückſicht der totalen Organiſation, noch in Rückſicht der einzelnen Sphären des Organismus oder der einzelnen Geſchöpfe dieſer Sphäre reell; die Realität iſt die Identität aller.

In der Totalorganiſation wird die eine hervortretende Seite, als das herrſchende Subjektive, die Gewalt der Reproduktionskraft; die andere hervortretende Seite, als das herrſchende Objektive, die Gewalt der herrſchenden Senſibilität, ein eigener Kreis des Individualiſirens, zwiſchen beide oscillirend, die Gewalt der herrſchenden Irritabilität zeigen.

Die Pflanzen zeigen uns das Reich der herrſchenden Reproduktionskraft; die Würmer und Inſekten das ſich fortbildende Reich der herrſchenden Irritabilität; die Fiſche, Amphibien, Vögel und Säugthiere das ſich immer mehr und mehr individualiſirende Reich der hervortretenden Senſibilität.

Da der Gegenſatz von Thier und Pflanze den Gegenſatz des relativen Totalorganismus angiebt, ſo werden zwiſchen beide die erſten Verſuche der anorgiſchen Natur zum Organiſiren fallen. Dieſe ſind durch die niedrigſten Thier- und Pflanzenſtufen (durch Infuſionsthiere und Polypen auf der einen Seite, und durch Klavarien, Pizizen, Agarici, u. ſ. w.) auf der andern Seite angedeutet; in beiden iſt blos die Aſſimilation der Maſſen, als Reproduktionskraft, das herrſchende, die höhere Potenz dieſer Kraft aber (die Generation) bildet ſich erſt in entgegengeſetzten Reihen, in den Pflanzen- und Thierſtufen, immer mehr und mehr aus: in jenen unter der Potenz des Subjektiven oder Weiblichen, in dieſen unter der Potenz des Objektiven oder Männlichen.

Wie ſich auf beiden Seiten in entgegengeſetzter Richtung die Pflanzen und Thiere ausbilden, ſo wird der relative Gegenſatz vom Subjektiven und Objektiven, oder die Geſchlechtsdifferenz, in beiden immer intenſiver (obgleich unter entgegengeſetzten Potenzen) hervortreten. Da bei den Pflanzen die Generation den höchſten Grad des Individualiſirens ausdruckt, ſo wird bei ihnen, mit dieſem, auch die höchſte Ausbildung der Generationstheile ſtattfinden. Auch das Männliche entwickelt ſich verhältniſsmäſsig, aber dem Weiblichen ſubordinirt. Da auf der Seite der Thiere die ſich fortbildenden Stufen das gröſsere Hervortreten der Senſibilität als die objektiv gewordene reine Aktivität darſtellen, ſo wird hier mit den höhern Stufen auch eine deutlichere Trennung des Weiblichen und Männlichen ſtattfinden, nur ſo, daſs im Ganzen, beim fortſchreitenden Individualiſiren, das Subjektive dem Objektiven ſubordinirt ſeyn wird.

Die obſolete Produktion der niedern Stufen zeigt die geringere Intenſität des Individualiſirens an: daher die Einfachheit ihrer Funktionen, die unvollſtändige Trennung des Feſten vom Flüſſigen. — Denn dieſe Thiere beſtehen aus einer bloſsen, mehr oder weniger einfachen Gallerte, und der Abſatz des Anorgiſchen, welcher als ein Kalkgehäuſe von ihnen getrennt iſt, zeigt den Rückfall der Organiſationen zu ihrem erſten Urſprunge. In der anorgiſchen Natur nämlich iſt das Feſte von dem Flüſſigen immer getrennt, die vollſtändigſte Organiſation hingegen erſcheint vielmehr als die innigſte Vereinigung beider. — Daher ferner die undeutliche Trennung der einzelnen Thiere von einander, indem eine groſse Menge einzelner Geſchöpfe, wie bei den Korallen, als Sproſslinge aus einem gemeinſchaftlichen Stamme hervorwachſen, daher endlich die Schwierigkeit, ſelbſt die Arten dieſer

Thiere durch genaue ſpecifiſke Differenzen von einander zu unterſcheiden. Die willkührliche Bewegung, die bei den niedrigſten Stufen der Organiſation hervortritt, iſt freilich die erſte Aeuſserung der frei hervortretenden Aktivität, die aber hier bloſs auf die Ernährung geht, und ſo unmittelbar wieder in die bloſse Reproduktion der Maſſe zurückſinkt.

Sowohl bei den Pflanzen, wie bei den niedrigſten Thierſtufen, ſind alle drei Potenzen des Individualiſirens, nämlich Senſibilität, Irritabilität und Reproduktionskraft, nothwendig da, nur daſs die erſten Potenzen ſich bei den Pflanzen unmittelbar in der Reproduktionskraft verlieren, und für die äuſsere Anſchauung verſchwinden, bei dem Fortbilden der Animaliſation aber allmählich hervortreten.

Mit den höhern Stufen zeigt ſich, ſo wie die Geſchlechtsdifferenz deutlicher wird, zugleich das höhere Individualiſiren dadurch, daſs das Flüſſige und Feſte ſich in ihnen vereinigt, und eine innere Differenz der Funktionen beweiſst die gröſsere Mannichfaltigkeit der Differenzen, die in eine Potenz aufgenommen werden. Zugleich trennen ſich die einzelnen Geſchöpfe, und zeigen die erſten Spuren eines erwachenden individuellern Lebens; auch die eigenthümlichen Sphären der Organiſation, die Arten, bilden ſich beſtimmter in ihrem eigenen Kreiſe, und ſind genauer von einander zu unterſcheiden; ſo fallen bei den Konchylien die Kalkgehäuſe, die bei den Korallen vereinigt waren, auseinander, die Thiere leben für ſich, die Begattung wird deutlicher, die Struktur vielfältiger, die willkührlichen Bewegungen hervorſtechender.

Die relativen Differenzen, die durch die ganze Organiſation ſich zeigen, finden ſich an einer jeden Sphäre der Organiſation nothwendig wieder, nur unter der beſtimmten Potenz der ſpecifiken Sphäre; und da die höhere Fortbildung der Animaliſation insbeſondere das immer objektiverwerden der Aktivität darſtellt, dieſe aber nur dadurch objektiv wird, daſs ſie immer mehr und mehr Differenzen in eine eigenthümliche Potenz aufnehmen; ſo müſſen dieſe Differenzen, theils, wie ſchon erwähnt, durch die Mannichfaltigkeit der Funktionen im Raume, theils durch die ſtärker hervortretende Metamorphoſe in der Zeit, ſich darſtellen. Da aber zugleich das Individualiſiren ein Identifiſiren der Zeit und des Raums iſt, ſo wird auf die höhern Stufen dieſe Metamorphoſe immer von dem hervortretenden Individualiſiren zurückgedrängt werden, und immer mehr und mehr, blos als Oscillation der erſten Ausbildung erſcheinen.

Da die Aktivität in der Reihe der Animaliſationen nicht rein, ſondern nur relativ hervortritt, ſo muſs ſie, ſo wie ſie hervortritt, das Gepräge der Relativität tragen, und in ihr ſelbſt eine relative

Differenz, vermöge welcher ſie auf der einen Seite der Potenz der Schwere, auf der andern Seite der Potenz des Lichts näher tritt, ſich zeigen. Dieſe Differenz iſt mit der Differenz der Sinne gegeben.

Das Geſicht zeigt uns die hervortretende Potenz des Lichts; ja, durch dieſes wird das Licht erſt objektiv. Das Gehör iſt das Objektivwerden der relativen Gewalt des Lichts über die Maſſe oder der Oscillationen. Der Geruch und Geſchmack offenbart den Uebergang der reinen Oscillation zur Maſſe: jener unter der Potenz der Oscillation, dieſer unter der Potenz der Maſſe. Das Gefühl fällt mit den reinen Maſſenverhältniſſen zuſammen. Die Sinne ſind alſo mit dem Objektivwerden dieſer Verhältniſſe, in ſo fern ſie eine Aktivität ausdrucken, eins.

Wird blos auf die Relativität der Sinne reflektirt, ſo werden dieſe als relativ aktiv, das ihnen Entgegenſtehende als relativ paſſiv, auf der andern Seite aber dieſes Entgegenſtehende als eine erregende Potenz für die Sinne, alſo als relativ aktiv, die Sinne ſelbſt aber, als erregt durch jene Potenz, alſo als relativ paſſiv, erſcheinen müſſen, und hieraus entſteht jene Täuſchung einer Wechſelbeſtimmung der Aktivität und Paſſivität bei den Sinneneindrücken, für einen beſtimmten Standpunkt der Reflexion. Für die Anſchauung der Totalität verſchwindet dieſe Täuſchung ſchlechthin, und das Hervortreten der

Sinne iſt eins mit dem Objektivwerden der Aktivität der Natur. Hierdurch wird dieſe, die in der anorgiſchen Natur ſich nur unter der Potenz des Werdens entdeckt, ſelbſt in die Potenz des Seyns aufgenommen, und dadurch tritt ein Gegenſatz gegen ein höheres Werden hervor, welches mit den höhern Sphären der Organiſation ſich allmählich aufthut, und endlich in der Geſchichte in ſeiner ganzen Unendlichkeit ſich offenbart.

So wie mit dem Gegenſatz der Schwere und des Lichts, durch das relative Hervortreten des letztern, die höhern Stufen der Individualität ſich zeigen, ſo werden auch die Sinne, wie ſie ſich der Potenz des Lichts nähern, ſich individueller in ſich ausbilden. Daher jene bewunderuswürdige Struktur der Sinnenorgane, die ſich — von dem einfachſten Muſkel, der dem Gefühle dient, und mit ſeiner einfachen Struktur das Minimum der Individualität durch das Verbreiten über den ganzen Körper darthut, bis zu den künſtlichen, in ſich vollendeten und geründeten Organen des Auges, ſowohl in Rückſicht des immer engern Raums, welcher mit einer immer hervortretenden Intenſität der Sinne als reine Aktivität in geradem Verhältniſſe abnimmt, als in Rückſicht der mannichfaltigen Struktur, — mehr und mehr in ſich hinein bilden.

So wie die individuellere Stufenfolge der Sinne hervortritt, wird die Duplicität der Organe zugleich immer deutlicher, die aber, da hier das höchſte Individualiſiren der Thätigkeit ſelbſt ſtattfindet, nur unter der Potenz der Maſſe ſich zeigt, unter der Potenz der Aktivität aber verſchwindet. Wir ſehen daher hier ganz das Entgegengeſetzte von dem, was uns die erſte Differenzäuſserung der anorgiſchen Natur im Magnetismus zeigte, dort die Differenz in der Vereinigung, hier Identität in der Trennung.

Das Fortbilden der Thiere iſt mit dem Fortbilden der Sinne eins.

Schon mit den erſten Aeuſserungen der Animaliſation zeigt ſich der Sinn des Gefühls bei den Würmern, obgleich auf eine dunkle Art, als ein bloſses Taſten. Bei den Inſekten tritt er aber deutlicher hervor; aber hier iſt auch das Individualiſiren auffallend weiter gediehen, die Senſibilität deutlicher, die Funktionen mannichfaltiger, die abgeſonderte Maſſe nicht ein bloſses Kalkgehäuſe, ſondern ein eigenthümliches Horn von der Gewalt der Organiſation bezwungen, artikulirt, obgleich nach auſsen abgeſetzt. Bei den Inſekten verliert ſich die Senſibilität nicht, wie bei den Pflanzen und zum Theil bei den Würmern, in die bloſse Reproduktionskraft, ſondern vielmehr, wie ihre groſse Muskelkraft darthut, n die zwiſchen beiden oscillirende Irritabilität. Ihre gröſsere Fortbildungsſtufe zeigt ſich auch dadurch, daſs hier eine Metamorphoſe ſtattfindet, doch ſo, daſs die Epochen dieſer Metamorphoſe mit den Epochen des Lebens der Inſekten (oder ihrem Wachsthum) eins ſind; die letzte iſt zugleich der Uebergang zum Tode. In dieſer höhern Sphäre erhält die Aſſimilation eine höhere Bedeutung, indem eine aſſimilirte Maſſe, der Regelmäſsigkeit der anorgiſchen Natur (der Kryſtalliſation) freilich unterworfen, einen neuen Körper bildet, zur Erhaltung der Gattung. Da dieſe Aſſimilation nicht durch die der Potenz der Kraft unterliegende Senſibilität vermittelt wird, ſondern als die erſte Aeuſserung der freien Senſibilität anzuſehen iſt, ſo entdeckt ſie ſich als Trieb, und jene Aſſimilation iſt der Kunſttrieb, durch welche die Sphäre der Potenz der Organiſation, obgleich in die Maſſe ſich verlierend, ſelbſt über den Körper herausgeht.

Durch die Fiſche, Amphibien, Vögel und Säugthiere bildet ſich die hervortretende Senſibilität als freie Aktivität zu einer höhern Stufe der Individualität aus: daher das Zerfallen dieſer ganzen Sphäre in vier groſse von einander ſo merkwürdig getrennte Sphären; daher das Zunehmen der Mannichfaltigkeit der innern Funktionen, das Zurückdrängen der abgeſetzten Maſſe nach dem Innern des Körpers, unvollſtändiger — nach Innen als Gräten, und nach Auſsen als Schuppen — bei den Fiſchen; vollſtändiger — als hohle Knochen nach Innen, und Federn nach Auſsen — bei den Vögeln; noch vollſtändiger — als markvolle Knochen nach Innen, und Haaren nach

Auſsen bei den Säugthieren; am vollſtändigſten bei den Menſchen, wo das vollkommene Knochengebäude nach Innen, und die gröſste Nacktheit nach Auſsen die gröſste Trennung von der äuſsern Natur und den gröſsten Grad des Individualiſirens offenbart. Das Hervortreten der Sinne in dieſen Klaſſen iſt mit jeder Veränderung eins; denn wie das Gefühl der Sinn iſt, der uns mit der Maſſe am meiſten vereinigt, die höhern Sinne uns aber immer mehr und mehr von der Maſſe trennen, ſo ſind auch die unter der Potenz des Gefühls ſtehenden Inſekten noch immer dadurch, daſs die Aktivität ſich in der Maſſe nach Auſsen verliert, mit dieſer verbunden, und mit der allgemeinen Natur eins. Unter der Potenz immer höherer Sinne zeigt ſich in den höhern Thierſtufen eine Aktivität, die, *als ſolche*, eine fremde Maſſe in die Sphäre der Organiſation hineinzieht, und ihr das Gepräge einer eigenthümlichen Gewalt aufdringt; dieſes iſt der Unterſchied zwiſchen Inſtinkt und Kunſttrieb. Auch die Metamorphoſe zeigt die höhere Individualiſirungsſtufe an; ſie iſt bei den Fiſchen und Amphibien in die Kindheit zurückgedrängt, bei den Vögeln geſchieht ſie im Ei, bei den Säugthieren im Mutterleibe.

Der Gegenſatz vom Objektiven zum Subjektiven, der ſich zwiſchen Pflanze und Thier zeigt, wiederholt ſich bei den Thieren ſo, daſs die Thiere unter der Potenz der Irritabilität die ſubjektive, die unter der Potenz der Senſibilität die objektive

Seite repräſentiren. Ferner bei den ſenſibeln Thieren ſo, daſs die Säugthiere die objektive, die Vögel aber die ſubjektive Seite darſtellen.

Eine jede organiſche Sphäre enthält die ganze Differenz der geſammten Organiſationen in ſich, nur unter einer bald engern, bald höhern Potenz.

Je höher die Ausbildungsſtufe, deſto deutlicher zeigt ſich die relative Differenz der ganzen Organiſation bei einem jeden Einzelnen. Mit der Menſchenorganiſation ſind zugleich die relativen Differenzen alles vegetativen und animaliſchen Lebens aufs deutlichſte geſetzt, nur unter der Potenz der höchſten Individualität. Der Menſch alſo iſt der Mittelpunkt aller Organiſationen, und alle einzelne Sphären der Organiſationen ſind als die *disiecta membra* der Menſchenorganiſation anzuſehen.

Wie ſich bei den Würmern vorzüglich die Ernährung, bei den Inſekten die Reſpiration, die Irritabilität und das Gefühl, bei den höhern Thieren die Sinne ausgebildet haben, ſo wiederhohlt ſich dieſe Stufenfolge bei einem jeden Thier — bei den höchſten am deutlichſten — ſo, daſs z. B. bei den Menſchen der Proceſs, der ſich bei den Würmern individualiſirt hat, als Ernährungsproceſs in einer höhern Individualität aufgenommen worden iſt; was bei den Inſekten ſich individualiſirt hat, durch das irritabele Syſtem des Menſchen in eine höhere Potenz eintritt; und wie nun dasjenige, was als Wurm eine eigene Sphäre bildet, im Menſchen nur Ernährungsorgan einer höhern Sphäre wird, das, was als Inſekt die Irritabilität individualiſirt, bloſses Organ der Reſpiration und Circulation wird, ſo zeigt der Kopf des Menſchen jene Stufen, die ſich mit den vier höhern Klaſſen fortgebildet haben. Auf dieſe Weiſe muſs die relative Totalorganiſation aller Thiere als Ein groſses Thier betrachtet werden, in welchem eine jede Funktion eine eigene Sphäre bildet, und ein eigenes Leben führt, ein jedes einzelne Thier aber als die koncentrirte Totalorganiſation unter einer beſtimmten Potenz, der Menſch als der Centralpunkt aller Organiſationen.

Die Willkühr, die ſich in den Bewegungen der Thiere zeigt, und ſich ſtärker äuſsert, je mehr ſich die Thiere fortbilden, iſt, als Willkühr, nur ſcheinbar, denn das Objektivwerden der Aktivität der Natur als eine ſolche, und zwar in dieſen beſtimmten Sphären und mit dieſer beſtimmten Intenſität, entſpringt aus der ewigen Nothwendigkeit des Weſens der Natur. Auch alle Handlungen der Thiere fallen mit dieſer Nothwendigkeit der Natur abſolut zuſammen; alle ihre Bewegungen, ſo wie alle Aeuſserungen der Kunſttriebe und des Inſtinkts ſind nichts als Ausdrücke der Geſetzmäſsigkeit der Natur in ihren Bildungen, und der Schein der Willkühr iſt ſelbſt nothwendig.

Iſt die anorgiſche Natur nur relativ im Gegenſatz gegen die Organiſation, der Menſch aber der Mittelpunkt aller Organiſationen; ſo muſs mit ihm auch das Maximum des Objektivwerdens der Aktivität der Natur gegeben ſeyn. Aber objektiv wird die Aktivität nur dadurch, daſs ſie mit der Kraft identiſch wird, oder dadurch, daſs die Kraft ſelbſt in die Potenz der Aktivität aufgenommen wird. Was wir durch die Stufenfolge der Organiſation allmählig erwachen ſehen, war nichts anders, als die blinde Kraft der Natur, die immer intenſiver in die Potenz der Aktivität aufgenommen wurde; da aber die Sphären, innerhalb welcher die Potenz der Aktivität hervortrat, nur comparative, mit einem Gegenſatz behaftete, waren, ſo behielten ſie gegen ſich eine Sphäre der Kraft, die, nicht von der Potenz bezwungen, ihr gegenüber trat und ein Geſetz der Wechſelbeſtimmung zwiſchen beide ſetzte, vermöge welcher die Aktivität ſelbſt doch nur eine fremde Geſetzmäſsigkeit und nicht ihre eigene ausdruckt. So lange die Sphäre der Aktivität eine relative bleibt, ſei es in der Stufenfolge der Organiſation der Natur, ſei es in den Handlungen und Geſinnungen der Menſchen, ſo lange wird nichts anders, als die Geſetzmäſsigkeit einer fremden Totalität ausgedruckt. Das Verhältniſs iſt ein organiſches, aber für das Einzelne kein reelles. Nur wenn die Sphäre der Aktivität im Abſoluten iſt, offenbart ſie ſich als Freiheit, die aber dann auch keine Nothwendigkeit im Gegenſatze gegen ſich hat. Mit dieſer Sphäre, die aber, eben weil ſie die abſolute iſt, nie erſcheinen kann, offenbart ſich das Maximum der Individualität. Es eröffnet ſich mit der Menſchenorganiſation, und wird angeſchauet in der unwandelbaren Geſinnung und Anſchauung, die keine fremde Gewalt über ſich kennt, ſondern, mit dem Göttlichen Eins, ſich der ewigen Nothwendigkeit, nicht mit Haſs und Widerwillen, ſondern mit ewiger Liebe hingiebt. Für dieſe Freiheit und in ihr wird auch erſt der innere Sinn der Nothwendigkeit objektiv, und die Seligkeit der einzelnen Sphären der Organiſationen, in ſo fern ſie als Identität des Endlichen und Unendlichen geſetzt werden — das unbetrübte, unwandelbare und wahrhaft geſunde Leben dieſer Sphäre — tritt nur in dieſer höchſten Individualität hervor. Auſser ihr iſt Alles Finſterniſs und ein Kampf um Schatten. Der Vergänglichkeit hingegeben, von Allem verſchlungen, vernichtet das Einzelne das Ganze, das Ganze das Einzelne, und in dieſem Reiche der Widerſprüche iſt die ganze Fülle des Lebens ein ewiger Vernichtungskrieg ohne Feind und Waffen; für die höhere Anſchauung hingegen, für welche dasjenige, was das Gepräge der Nothwendigkeit trägt, nichts als die Natur der Freiheit ſelbſt offenbart, iſt in einer jeden Sphäre das Ganze und alle Sphären ſind in ewiger Harmonie wiederum das Ganze.

5.

Zwei Extreme der quantitativen Differenz ſind auf der Erde, als Zwiſchenſtufen des relativen Erkennens. Das Extrem der Univerſalität heiſst Maſſe, das Extrem der Individualität Seele. Wo beide abſolut ſind, faſſen ſie ihr Entgegengeſetztes ganz in ſich: da wird Maſſe Materie, und Seele Geiſt.

Ein jedes Erſcheinende hat eine doppelte Natur: eine, durch welche es als Maſſe in der Materie, eine, durch welche es als Seele im Geiſte iſt.

Seele und Maſſe ſind nothwendig getrennt (auseinandergehalten), und nur durch die abſolute Trennung — in der Materie und im Geiſte — ewig vereinigt.

Die ewige Materie in der Maſſe iſt die Schwere; der ewige Geiſt in der Seele iſt die Vernunft, als Centrum des Lichts und der Aktivität

Was die Sonnennähe für den Umlauf des Planeten iſt, iſt die Organiſation auf der Erde; was die Sonnenferne für den Umlauf iſt, iſt die anorgiſche Natur für die Erde. Das Maximum dieſer Sonnennähe iſt das Bewuſstſeyn; für dieſes erſcheint daher die anorgiſche Natur, als wenn das Allgemeine und Beſondere in ihr in kleinen Momenten getrennt wäre. Hiermit verhält es ſich nun folgendermaſsen: je intenſiver die Organiſation, deſto ſtärker tritt die Kreisform, d. h. das lebendige organiſche Ineinanderſeyn des Allgemeinen und Beſondern, hervor; je anorgiſcher das Ding, deſto gröſser iſt die Zeit, in welcher ſeine Kreisform ſich offenbart, und zwar tritt das Verhältniſs ſtufenweiſe hervor. Je individueller die Organiſation, deſto inniger die Verbindung des Allgemeinen und Beſondern in ihr; je näher dem Anorgiſchen, deſto mehr iſt das Beſondere in ihr von dem Allgemeinen dem Scheine nach getrennt, d. h. deſto mehr wird die Identität beider durch gröſsere Zeitmomente dargeſtellt. Am meiſten anorgiſch ſind diejenigen Dinge, bei welchen in endlichen Momenten das Allgemeine und Beſondere (das Bewegliche und Ruhende, das Feſte und Flüſſige) völlig getrennt erſcheint, und wo daher das lebendige Ineinanderſeyn beider nur durch eine unendliche Zeit vermittelt wird. Aber der wahre Umlauf der Dinge, das An-ſich ihrer Bewegungen und ihres Seyns, verhält ſich nicht wie dieſe Differenz, ſondern wie die ganzen Räume.

Das Starreſte der Erde — ihre feſte Maſſe — iſt das Bild der unendlichen Vergangenheit. Es iſt eben ſo ungereimt, die vergangenen Epochen der Erdbildung durch Jahrszahlen beſtimmen zu wollen, wie die Sterne zu zählen. Eine unendliche Tiefe der Vergangenheit thut ſich hier auf: daher in ihr die Offenbarung zwangvoller Ruhe.

Das Flüſſigſte der Erde — die Luft — iſt das Bild der unendlichen Zukunft. In ihr liegt die unendliche Möglichkeit, wie in der feſten Erdmaſſe die unendliche Wirklichkeit: daher in ihr die Offenbarung der willkührlichſten Beweglichkeit.

Das Univerſum (Makrokosmos) iſt das Bild der ewigen Gegenwart der Materie: daher durch daſſelbe die Offenbarung der vernünftigen Nothwendigkeit.

Die Menſchenorganiſation (Mikrokosmos) iſt das Bild der ewigen Gegenwart des Geiſtes: daher durch ſie die Offenbarung der vernünftigen Freiheit.

6.

Die Metalle ſind das Bild der reinſten Maſſe, d. h. der intenſivſten Annäherung zur Materie für die Erſcheinung. Die abſolute Kohärenz giebt die Intenſität des Seyns des Einzelnen im Ganzen, und umgekehrt, die ſpecifiſche Schwere die Approximation zur Materie.

Inſofern die Planeten Differenzen der Kohärenz und der Schwere darſtellen, ſind ſie individuelle Metalle: die Metalle alſo Annäherungen zur planetariſchen Form, unter der beſtimmten Potenz und Zwang einer individuellen Planetenbildung.

In einem jeden Planeten iſt die Differenz der Kohärenz und Schwere aufgehoben, in einem jeden Metall durch die Organiſation des Planeten ebenfalls.

Die ſchwerſten Metalle zeigen das Uebergewicht des Indifferenten, die kohärenteſten das Uebergewicht des Differenten, doch jenes noch im Differenten, dieſes im Indifferenten. Daher der Schein eines umgekehrten Verhältniſſes der Kohärenz und Schwere bei den Metallen.

Die Schwere iſt bei den Metallen das eigentlich Gediegene. Je edler die Metalle, deſto mehr verſchwinden alle Relationen in dieſem identiſchen Punkt.

Die Metalle bezeichnen diejenige unendlich entfernte Epoche, in welcher die Schwere und das Licht am meiſten getrennt waren.

Der Kern der Erde iſt metalliſch.

Die Differenz der Metalle iſt der ihnen eingeborne bewegliche Gegenſatz; es iſt die Oſt-Weſt-Polarität, nur von dem ruhigen Seyn der Schwere bezwungen, und in einen ſtarren Gegenſatz verwandelt.

Die edeln Metalle enthalten die ganze Quadruplicität in ſich. Platina iſt die gröſste Annäherung zur nördlichen, Gold zur öſtlichen, Silber zur weſtlichen, Queckſilber zur ſüdlichen Abweichung, nur daſs der identiſche Punkt, in welchen alle Relationen verſchwinden, in einem jeden energiſcher als in irgend einem andern Dinge hervortritt; daher zeigen ſich die entgegengeſetzteſten Qualitäten, ſtarke Kohärenz, Kohäſionsloſigkeit, Dehnbarkeit, ganz dicht neben einander.

Das öſtliche Princip, durch den ſtarren Gegenſatz bezwungen, erſcheint als das nördliche, das weſtliche als das ſüdliche, doch ſo, daſs der gediegene, an ſich metalliſche Punkt nirgends völlig verſchwindet, einen jeden Theil der Maſſe mit dem Ganzen qualitativ verbindet, — deſto energiſcher, je näher das differenzirte Metall dem edeln Mittelpunkte iſt, — und die metalliſche Verbindung mit den übrigen befördert.

Die kohärente Metallreihe (Nickel, Kupfer, Eiſen, Kobald, Uranium, Titanium, Braunſtein, Wolfram, Molybdän, Chromium, und das Extrem der Reihe: Diamant) iſt die hervortretende nördliche, die nicht-kohärente Reihe (Queckſilber, Blei, Zinn, Zink, Wismuth, Tellurium, Spieſsglanz, Arſenik, und die Extreme: Phosphor und Schwefel) die hervortretende ſüdliche, jene das Bild des allmählig ſich darſtellenden Beſondern in der Trennung, dieſe das Bild des allmählig ſich zeigenden Allgemeinen.

Da in der kohärenten Reihe die Differenz aus der Einheit der metalliſchen Maſſe erzeugt wird, ſo zeigt ſich hier, im Uebergange aus dem Indifferenten zum Differenten, der im Einzelnen fixirte Gegenſatz der ganzen Metallreihe, d. h. die magnetiſchen Metalle, die daher nothwendig nördlich ſind.

Die nördliche und ſüdliche Hälfte der Erde ſind magnetiſch verſchieden, und dieſe magnetiſche Polarität, iſt das Unveränderliche an ihr; Alles bewegt ſich durch Abweichung von dieſer Linie in gröſsern oder geringern Zeitmomenten.

Die kohärente Reihe iſt urſprünglich oxydirt, die nicht-kohärente urſprünglich hydrogeniſirt; nur erſcheint dieſe Oxydation und Hydrogeniſation nicht als eine ſolche, weil die ſtarre Linie nur in unendlich groſsen Momenten als beweglich erſcheint.

Magnetismus iſt Verwandlung des Sauerſtoffs und Waſſerſtoffs in Kohlenſtoff und Stickſtoff.

Die urſprüngliche Oxydation der nördlichen, und Hydrogeniſation der ſüdlichen Metallreihe iſt mit der Erzeugung des ſtarren Gegenſatzes der Erde Eins, und muſs von der beweglichern Oxydation in kleinern Zeitmomenten unterſchieden werden. So iſt der Diamant das oxydirteſte Extrem der kohärenteſten Reihe, und der gediegenſte Kohlenſtoff — der Phosphor das desoxydirteſte Extrem der nicht-kohärenten Reihe und der gediegenſte Stickſtoff — zugleich. Es iſt daher keine Reduktion dieſer urſprünglichen Metall-Metamorphoſe möglich, ſo wenig wie ein Uebergang aus einer wahren Thiergattung in eine andere; denn ſie werden durch die in unendlich weite Zeitmomente entfernten Bildungsprozeſſe der ganzen Erde auseinandergehalten.

Die edeln Metalle bilden eine innere Ellipſe (gleichſam die erſte gediegene Entfaltung der Erde). Eine gröſsere der abſoluten Kohärenz umſchlieſst dieſe. Ihre Apſidenpunkte ſind das Maximum der abſoluten Kohärenz auf der kohärenten Seite — (die magnetiſchen Metalle,) und daſſelbe auf der nicht-kohärenten — Zinn, Zink. Die Apſidenpunkte der gröſsten metalliſchen Ellipſe werden durch das Maximum der relativen Kohärenz gebildet — (Härte und Feuerbeſtändigkeit auf der nördlichen Seite) — durch das Maximum der Kohäſionsloſigkeit — (Sprödigkeit und Flüchtigkeit auf der ſüdlichen.) — So werden durch den gröſsten Gegenſatz im gediegenen Kern (Platina und Queckſilber), durch Annäherung zum Gleichartigen im Gegenſatze der abſoluten Kohärenz (Zunahme der Kohärenz auch auf der nicht-kohärenten Seite), und endlich durch allmähliches Hervortreten des Allgemeinen und Beſondern in der Trennung, die drei Hauptdurchgangspunkte in der Bildungsgeſchichte des metalliſchen Kerns bezeichnet.

Metalle ziehen ſich gegenſeitig deſto ſtärker magnetiſch an (bilden ſelbſt Magnete) je gröſser ihr Gegenſatz iſt; ſie verbinden ſich hingegen leichter, je geringer ihr Gegenſatz iſt.

Der ſcheinbare Nordpol der Magnetnadel iſt der wahre Südpol, vom Nordpol der Erde angezogen, und der ſcheinbare Südpol der wahre Nordpol, von dem Nordpol der Erde abgeſtoſsen. Von der ſüdlichen Hälfte der Erde gilt das Nämliche, nur umgekehrt.

Da die ganze Metallreihe = ein Magnet iſt, ſo können Metalle aus der nicht-kohärenten Reihe mit den kohärenten Magnete bilden, deſto intenſiver, je entgegengeſetzter ſich die Metalle ſind; der nicht-kohärente Pol wird, wie der wahrhaft ſüdliche der Nadel, vom Nordpol der Erde angezogen, der kohärentere abgeſtoſsen.

Alle Metalle bilden eine eigene Welt der herrſchenden Maſſe (ihre Seele die Materie), die, in ſich geſchloſſen, die Univerſalität der Schwere um ſo reiner repräſentiren, je edler ſie ſind. Daher werfen ſie die Lichtſtrahlen zurück, leiten die Electricität und Wärme, reduciren ſich ſelbſt aus allen Verbindungen, wenn ſie der innern Ellipſe angehörig ſind, behalten aber den innern gediegenen metalliſchen Kern in allen Metamorphoſen, ſelbſt wenn ſie den äuſserſten Extremen der Reihen angehören.

Alles, was ſich mit Metall metalliſch verbindet, wie Kohle und Diamant mit Eiſen, Phosphor und Schwefel mit vielen Metallen, iſt ſelbſt metalliſch.

Der nord-ſüdliche Gegenſatz der Metalle zeigt ſich in der Struktur der entgegengeſetzten Reihen. Die ſüdlichen Metalle zeigen, ſo wie die abſolute Kohärenz verſchwindet, ihre hervorſtrebende Poſitivität durch einen ſtrahlichen, die nördlichen ihre Negativität durch einen körnigen Bruch. Sprödigkeit daher mit ſtrahlichem Bruch = relative

Kohärenz der Hydrogeniſation, Sprödigkeit mit körnigem Bruch = relative Kohärenz mit Oxydation, beide unter der Potenz des magnetiſchen oder metalliſchen Gegenſatzes.

Da Sauerſtoff und Waſſerſtoff die Richtungen des Beweglichſten der Erde ſind, ſo daſs Sauerſtoff die Tendenz des Individualiſirens, Waſſerſtoff die Tendenz des Univerſaliſirens in der Trennung andeutet, ſo iſt jener als negative, dieſer als poſitive Elektricität anzuſehen.

Elektricität iſt Hervorſtreben des beweglichen Gegenſatzes in dem Starren, Magnetismus Hervorſtreben des ſtarren Gegenſatzes in dem Beweglichen.

Je gediegener die metalliſche Maſſe, deſto mehr widerſtrebt ſie der elektriſchen Richtung. Je entfernter von dem gediegenen Mittelpunkt, deſto mehr unterliegt ſie derſelben Richtung. Leitungsfähigkeit für Elektricität und Receptivität für Sauerſtoff und Waſſerſtoff ſtehen mit der Verwandtſchaft gegen beide Stoffe in einem umgekehrten Verhältniſs.

Diamant und die mit ihm verwandten glaſigten Foſſilien ſind die negativ-elektriſirteſten der kohärenten Reihe; daher oſcilliren ſie die poſitive Elektricität, ohne ſie zu leiten. Schwefel und Phosphor ſind die poſitiv-elektriſirteſten der nicht-kohärenten Reihe, daher oſcilliren ſie die negative Elektricität, ohne ſie zu leiten (verſteht ſich, relativ).

Die Metalle der innern Ellipſe oxydiren und hydrogeniſiren ſich nur momentan, die der äuſsern konſtanter; doch bleibt bei der Verglaſung der einen und Verflüchtigung der andern der ſtarre Gegenſatz herrſchend — nord-ſüdliche Abweichung der oſt-weſtlichen Richtung. Nur bei den Extremen erſcheinen metalliſche Säuren (öſtliche Abweichungen der nord-ſüdlichen Richtung, wie Wolframſäure, Molybdänſäure, Chromiumſäure, Kohlenſäure) und Hydrures (weſtliche Abweichung derſelben Richtung, wie Spieſsglanz-, Arſenik-, Schwefel-, Phosphor-Verbindungen mit Waſſerſtoff.) — Die Grade dieſer Oxydation und Hydrogeniſation ſind mannichfaltig verſchieden, je nachdem der Faktor des ſtarren oder beweglichen Gegenſatzes relatives Uebergewicht hat.

Daſs die nördlichen Metalle ſich bloſs oxydiren und Säuren bilden, die ſüdlichen aber ſich nicht bloſs hydrogeniſiren, ſondern auch oxydiren, zeigt eine Eintauchung in eine herrſchende Oxydationsſphäre, die anſchaulich gemacht werden muſs.

Die Erdarten ſtellen die metalliſchen Reihen ſelbſt dar, nur ſo, daſs der ſtarre Gegenſatz faſt ganz verſchwunden iſt.

Die kontrahirte Seite der Erden wird durch die Kieſelreihe (Kieſel, Zirkon, Glucine, Thon), die expandirte durch die Kalkreihe (Kalk, Baryth, Strontian, Kali, Natron und Ammoniak) dargeſtellt. Talk bildet den Uebergang.

Da aus den Erden der magnetiſche Gegenſatz verſchwunden iſt, ſo verhalten ſie ſich nicht wie kohärente zu nicht-kohärenten Metallen, ſondern wie Säuren zu Baſen. Die Kieſelreihe ſtellt die ſaure, die Kalkreihe die baſiſche vor.

Sauerſtoff iſt die reinſte Säure, Waſſerſtoff die reinſte Baſe, und durch unendliche Zwiſchenſtufen der ſauren und baſiſchen Bildung wird der Uebergang zu ihnen gebildet.

Elektricität iſt Verwandlung des Kohlenſtoffs und Stickſtoffs in Sauerſtoff und Waſſerſtoff.

Die Werkſtätte der Elektricität iſt die Luft, im Gegenſatz gegen den metalliſchen Kern der Erde, als den Wohnſitz des Magnetismus. Waſſer und Erde ſind die Bildungen des Differenzirens und Indifferenzirens, die ſich zwiſchen beiden bilden.

Nur durch den Zwang des metalliſchen Kerns erhält ſich die Luft in ihrer Beweglichkeit, nur durch den Zwang der Luft beharrt der metalliſche Kern in ſeiner Ruhe. — Beide ſind in und mit einander. Das Verhältniſs iſt ein organiſches Spannungsverhältniſs.

Die Verbindung zwiſchen dem Starren und Beweglichen iſt durch das Maximum der gemeinſchaftlichen Indifferenz, d. h., alle Oxydation und Hydrogeniſation iſt durch Waſſer vermittelt.

Das Zerfallen eines jeden Metalls durch die Oxydation iſt der Typus der erſten Bildung der Erde durch Trennung des Feſten vom Flüſſigen. Wie das Metall das Flüſſige differenzirt, und das Flüſſige ſich durch Neutraliſation indifferenzirt, ſo lagerte ſich mit nordöſtlicher Abweichung das feſte Land gegen Norden, indeſſen das Flüſſige ſich mit ſüdweſtlicher Abweichung gegen Süden anhäufte.

Alles feſte Land iſt anzuſehen als die ganze Metallreihe, in eine gemeinſchaftliche Oxydationsſphäre aufgenommen.

Der erſte Oxydationsgrad iſt der *Granit*. In dieſem hat der Quarz die gröſste relative Kohärenz, und ſchlieſst ſich an die nördlichen Metalle. Der Feldſpath (mit einem doppelten Durchgang der Blätter) iſt das in der Oxydation relativ hervortretende Hydrogeniſirte (ſüdliche), (daher die geringere Menge Kieſelerde, der Kaligehalt u. ſ. w.), der Glimmer (mit einem einfachen Durchgang der Blätter) das am meiſten oxydirte, öſtlich Abweichende (daher die herrſchende Dimenſion der Breite — der Talkgehalt u. ſ. w.). Durch den Uebergang aus Granit im Gneus, aus dieſem im Glimmerſchiefer, endlich in Urthonſchiefer, bildet ſich die erſte vollſtändige Trennung des Feſten vom Flüſſigen, durch eine allmählig zunehmende Oxydation. Es iſt die Epoche des herrſchenden (ſcheinbaren) Chemismus in der organiſchen Bildungsgeſchichte der Erde. Im Ganzen iſt der hervortretende Quarz (das Maximum der urſprünglichen Oxydation) mit ſeinem Gegenſatze, der Feldſpath, das Gediegenſte, und die ganze Gebirgsmaſſe als ein allmählig oxydirtes Metall anzuſehen. Daher die bewundernswürdige Regelmäſsigkeit in der ſtufenweiſen Fortbildung, daher das regelmäſsige Sinken des Flüſſigen, welches nichts anders iſt, als die zunehmende Spannung zwiſchen Differenz der organiſchen Oxydation (als feſtes Land) und Hydrogeniſation (als Luft), die mit Abnahme der Indifferenz der chaotiſchen Neutraliſation des Flüſſigen nothwendig verbunden iſt.

Die blättrige Struktur des hervortretenden Schiefers iſt Ueberhandnahme der Flächenform des beweglichen (oſtweſtlichen) Gegenſatzes. Die Schieferform im Kleinen und die Schichtenform im Groſsen ſind die zurückgelaſſenen Spuren der groſsen und kleinen Oscillationen, während welcher jene Spannung immer ſtärker hervortrat. Hier entdeckt man die Unendlichkeit der Zeitepochen; denn eine groſse Epoche wird gebildet durch die ganze Reihe jener Maſſen, kleinere durch den Uebergang der Maſſen in einander, noch kleinere durch die Schichtenabtheilung der einzelnen Maſſen, die kleinſten, und in der That bis ins Unendliche kleinen, durch die Schieferform und durch die blättrige Struktur.

Die Abſonderung des feſten Landes geſchah durch eine nordöſtliche Abweichung, wie die Natur des gediegenſten Kerns der Gebirgsmaſſe (der Granit) beweiſt. Daher iſt das Hauptſtreichen jener Gebirge von Nord-Oſt nach Süd-Weſt, das Fallen aber (die Richtung der abnehmenden Flüſſigkeit) weſtlich.

Was jene Maſſen in der ſtufenmäſsigen Fortbildung der ganzen Erde ſind, ſtellt am reinſten die Oxydation des Diamanten dar, ſo daſs er ſelbſt dem quarzigen gediegenen Kerne, der Graphit dem halbmetalliſchen Glimmer, die reinſte Kohle aber dem ſchwarzen Thonſchiefer entſpricht, nur daſs alle Potenzen der zukünftigen Fortbildung in jene Gebirgsmaſſen, wenn gleich einer beſtimmten Potenz der Univerſalität ſubordinirt, als Keime ſchlummern und die Reinheit der Maſſe trüben.

Die chemiſche Regelmäſsigkeit der alten Gebirge iſt die noch herrſchende uniforme Allgemeinheit, als der Haupttypus ihrer Bildung.

Die Granitgebirge, wo ſie am mächtigſten hervortreten, ſind im Ganzen am meiſten uniform; aber daher erſcheinen ſie auch im Einzelnen mit der ganzen Trennung der Oxydation (als Quarz) der Desoxydation (als Feldſpath) und der unter dieſer Potenz hervortretenden beſondern Indifferenz als Glimmer).

Die Gneus-, Glimmerſchiefer- und Urthonſchiefergebirge ſind im Ganzen differenter als der Granit, und zwar ſo, daſs der Thonſchiefer im Ganzen der differenteſte iſt, und der einfachſte im Einzelnen. Vom Granit an bis zu jenem jüngſten Glied der Urgebirge, ſteht daher die Differenz im Einzelnen mit der Differenz im Ganzen in umgekehrtem Verhältniſs: jene tritt zurück, ſo wie dieſe hervortritt. Die letztere wird durch die Gebirgslager repräſentirt, die häufiger und mannichfaltiger werden, je jünger und oxydirter die Glieder der Urgebirge ſind.

Nachdem der ſtarre Gegenſatz der metalliſchen Erdmaſſe im Ganzen verſchwunden war, in welchen durch die Trennung ſelbſt die Vereinigung und durch die Vereinigung die Trennung vermittelt war, ſo daſs das ganze Spannungsverhältniſs zwiſchen dem ſtarren und beweglichen Gegenſatze ſelbſt ſtattfand, erſchien die eine Seite jenes Gegenſatzes, als das in ſich am meiſten Kohärente (relativ-Kohärenteſte), die andere, als das Kohäſionsloſeſte, jene als feſtes Land, dieſe als Luft, und alle Trennung = relative Spannung und Vereinigung = relative Neutraliſation, offenbarte ſich als durch das in den getrennten ſtarren Gegenſatz hineingebildete Bewegliche vermittelt. Da der getrennte magnetiſche Gegenſatz nie aufgehoben werden kann, ſo daſs durch dieſen Alles auf der Erde auseinandergehalten wird, ſo iſt eine relative Vereinigung nur möglich, indem ein unendlich Mannichfaltiges ſich unter der doppelten, nie aufzuhebenden Potenz der Univerſalität (als Luft) und Individualität (als feſtes Land) entwickelt, und ſo die Verbindung durch eine Unendlichkeit vermittelt wird. Durch dieſe Entwickelung wird die Univerſalität in der Potenz der Individualität, und umgekehrt, dieſe in jener, geſetzt, und es entſteht eine Vereinigung in der Trennung. Aber, wie der Hauptgegenſatz unauflösbar und nur durch eine Unendlichkeit zu vermitteln iſt, ſo iſt es auch die unendliche Mannichfaltigkeit, die unter jeder Potenz ſich entwickelt. Auch dieſe kann nie aufgehoben werden. Doch iſt die Hineinbildung des Mannichfaltigen unter jeder Potenz als die relative Vereinigung beider Potenzen in einer jeden anzuſehen. Wenn bei der allmähligen Fortbildung der Gebirgsmaſſen immer mehr und mehr Verhältniſſe im Ganzen hervortreten, ſo hat eine jede ſich vom Ganzen abſondernde Bildung nicht allein eine beſtimmte Relation zum Ganzen der Gebirgsmaſſe, woraus ein organiſches Verhältniſs gegen dieſe entſpringt, ſondern auch ein beſtimmtes Verhältniſs gegen die Luft; aber dieſes ſetzt ein, wenn gleich wegen der Univerſalität der Potenz in das Ganze verſchwommenes, und diluirtes Verhältniſs dieſer voraus, welches nun wiederum theils mit dem Ganzen der Luft, theils mit dem Einzelnen des feſten Landes in Relation ſteht. Aber nicht allein unter ſich bildet ſo der getrennte Gegenſatz mannichfaltige Relationen, ſondern auch gegen die vermittelnden Glieder des beweglichen Gegenſatzes, und zwar ſo, daſs mit der Spannung dieſer gegen einander die Mannichfaltigkeit der Verhältniſſe hervortritt; und da Spannung = relative Trennung iſt, ſo nimmt mit der Trennung des beweglichen Gegenſatzes die relative Vereinigung des ſtarren zu, und umgekehrt, mit der Trennung des ſtarren Gegenſatzes die Vereinigung des beweglichen. Da nun der bewegliche Gegenſatz als die vermittelnde Indifferenz des getrennten ſtarren anzuſehen iſt, ſo folgt das Geſetz: daſs die relative Differenz des ſtarren oder Hineinbildung des Mannichfaltigen in eine jede Potenz mit zunehmender Spannung des beweglichen, die relative Indifferenz des beweglichen Gegenſatzes aber mit zunehmender Spannung des ſtarren im Allgemeinen nothwendig verbunden iſt.

Nennen wir das Element des feſten Landes Kohlenſtoff, das Element der Luft Stickſtoff, ſo iſt mit dem Hervortreten des Stickſtoffs unter der Potenz des Kohlenſtoffs eine unendliche Mannichfaltigkeit der Bildungen gegeben, deren graduelle Verſchiedenheit ſich in gleichem Verhältniſs mit der Spannung der Oxydation des feſten Landes und der Hydrogeniſation der Luft entwickeln wird. In dem nämlichen Verhältniſs nun, in welchem der Stickſtoff unter der Potenz des Kohlenſtoffs ſich entwickelt, wird umgekehrt der Kohlenſtoff unter der Potenz des Stickſtoffs hervortreten, in jenem der Stickſtoff der Individualität des Beſondern, in dieſem der Kohlenſtoff der Univerſalität des Allgemeinen unterliegen.

Der Granit, als das Gediegenſte (der relativ-reinſte Kohlenſtoff im Gegenſatz gegen eine Luft, die wir als den relativ-reinſten Stickſtoff anſehen können) enthält die geringſte Mannichfaltigkeit verſchiedenartiger Bildungen, und in der That müſſen wir denjenigen Granit, der Lager und Metalle enthält, als den jüngſten, und ſchon als zum Gneus übergehend, anſehen.

So wie die Spannung der Oxydation und Hydrogeniſation zunahm, muſsten alle Verhältniſſe hervortreten können, auch theilweiſe ein Zurückſinken zu jener urſprünglichen Vereinigung beider, die wir als die Metallität der Erde kennen. Daher werden die Gebirge metallreicher, ſo wie die Spannung zunimmt, die Linie alſo im Ganzen verſchwindet, die Flächenkraft in der Schieferform überhand nimmt, und die Abnahme des Waſſers den lebendigen Gegenſatz der Univerſalität und Individualität hervortreten läſst.

Die uns für die Zukunft naheliegende Entdeckung des Verhältniſſes der Metallvertheilung zu den Gebirgsmaſſen verſpricht uns die herrlichſten Aufſchlüſſe über den rhythmiſchen Gang der Bildung der Urgebirge, denn in den Metallen liegt die reinſte Darſtellung der verſtändigen Relation der Erde verborgen.

Das Zurückſinken der Gebirgsmaſſen zur Metallbildung iſt die Offenbarung der innern Natur der Erde für den Forſcher.

Die ſchiefrigen Gebirgsmaſſen zeigen die allmählig hervortretende Individualität der Bildungen im Ganzen. Alles entwickelt ſich daher hier, aber weniger rein, mehr in dem Ganzen verſchlungen. Die Gänge hingegen, indem bei ihrer Bildung die Maſſen der Gewalt der Totalität mehr entriſſen waren, zeigen die Gewalt der Individualität für ihre Entſtehungsperiode am reinſten. Daher die reine Ausbildung alles Einzelnen in ihnen, indem in der Gebirgsmaſſe Alles von Allem beſchränkt ward, und alle Bildungen eine jede trübte.

Je älter die Gänge ſind, deſto weniger ſind ſie von den Gebirgsmaſſen im Ganzen verſchieden (wie die Granit-, Gneus-, Quarzgänge); je jünger, deſto mannichfaltiger, wenn nicht die Gewalt der jüngern Gebirgsmaſſen plötzliche Gangausfüllungen veranlaſste, die keine Individualiſirung erlaubten (wie es die Porphyr-, Trapp-, Wackengänge u. ſ. w. beweiſen).

Die Gebirgslager ſind individuelle Produktionen unter der Potenz der ganzen Maſſe. Daher ihre gleichförmige Lagerung.

Die Gebirgslager ſind entweder theilweiſe Reduktionen einzelner Maſſen (wie die Quarz- und Metalllager), oder hervortretender Stickſtoff auf der einen (Kalklager), und Kohlenſtoff auf der andern Seite (Urtrapplager), oder endlich theilweiſe Reduktionen der geſammten Maſſe (Porphyrlager).

Wo die Maſſe zur Metallbildung zurückſinkt, alſo die innigſte Vereinigung des Kohlenſtoffs und Stickſtoffs erſcheint, tritt ihr Sauerſtoff und Waſſerſtoff entgegen, d. h., die gleiche Fähigkeit, Verbrennungs- und Schmelzungsprozeſs einzuleiten, ſteht der gleichen Receptivität gegen beide Prozeſſe gegenüber; wo die reinſte Oxydation des Kohlenſtoffs in der feſten Maſſe ſich zeigt, tritt ihr die reinſte Hydrogeniſation des Stickſtoffs entgegen, und wo theilweiſe unter der Potenz des Individualiſirens eine relative Hydrogeniſation des Stickſtoffs in der feſten Maſſe ſich zeigt, ſteht ihr gegenüber eine Oxydation des Kohlenſtoffs in der Luft. Da dieſe Verhältniſſe dem Weſen ſowohl der feſten Maſſe als der Luft widerſtreben, und nur durch den Zwang der Kombinationen hervorgebracht worden ſind, ſo heben ſie ſich wechſelſeitig auf, und der Kalk (als die relative Hydrogeniſation des Stickſtoffs) erſcheint immer als mit der urſprünglich luftförmigen Kohlenſäure neutraliſirt.

Das Maximum der Oxydation der feſten Maſſe geht in das Entgegengeſetzte über.

Das Maximum der Oxydation findet da ſtatt, wo der Kohlenſtoff gasförmig wird.

Die Abnahme der Oxydations- und Hydrogeniſationsſpannung, alſo die Zunahme des Waſſers, zeigt ſich in den Urgebürgen durch Maſſen mit abweichender und übergreifender Lagerung.

Die Abnahme der Spannung iſt ein relatives Zurücktreten zur urſprünglichen Granitbildung, alſo eine relative Reduktion der ganzen Maſſe. Durch dieſe Reduktion werden die individuellen Verhältniſſe, die während der Zunahme der Spannung allmählig hervortraten, ſeltener; die häufigen Lager verſchwinden, und die Metallproduktion nimmt ab, hingegen tritt der Feldſpath (das relativ-Hydrogeniſirteſte der Maſſe) erſt weniger, allmählig ſtärker hervor, bis endlich bei der vollendeten Bildung die ganze Maſſe, wie der Granit, aus Feldſpath, Quarz und Hornblende, ſtatt des Glimmers beſteht. Die Porphyrformation und ihr granitähnlichſtes Glied, (der Sienit) ſtellt dieſes Verhältniſs am reinſten dar.

Da das Waſſer verſchwindet, ſo wie die Spannung zunimmt und die Mannichfaltigkeit individueller Bildungen hervortritt, ſo entſteht daher der

Schein, als wenn Alles aus dem Waſſer hervortrete, oder wohl gar, wie eine durchaus falſche Anſicht ſich ausdrückt, im Waſſer aufgelöſt wäre. Es iſt aber ein bloſser Schein, das Verhältniſs ein wechſelſeitiges organiſches; und Waſſer entſteht eben ſowohl, indem die individuellen Bildungen zurücktreten, wie dieſe, indem jenes abnimmt.

Mit der Porphyrbildung iſt die erſte Epoche der chemiſchen Urzeit geſchloſſen.

Der chemiſche Schein der Urzeit entſteht, indem die Oxydations- und Hydrogeniſationsſpannung eine äuſsere und keine innere iſt. So war das feſte Land das oxydirte, die Luft das hydrogeniſirte, auch die Verhältniſſe der Spannung des feſten Landes äuſsere. Daher finden wir in den Urgebirgen nur Regungen individueller Bildungen, keine Individualität.

Die fortſchreitende Bildung iſt das Hineinbilden der Gegenſätze des Werdens (als Sauerſtoff und Waſſerſtoff) in den Gegenſätzen des Seyns (als Stickſtoff und Kohlenſtoff); dadurch erſt entdeckt ſich Alles in Allem auf einem jeden Punkt, d. h., es entſteht organiſche Individualität.

Der Schein des Anorgiſchen entſpringt, indem das urſprünglich Vereinigte (des Waſſers als Sauerſtoff und Waſſerſtoff, des Magneten als Stickſtoff und Kohlenſtoff) innerlich getrennt wird — durch

Zerfallen — und äuſserlich vereinigt — durch äuſsere Spannung. Das Organiſche entſpringt, indem die äuſsere Spannung, alſo Vereinigung, eine innere, die innere Trennung des Einzelnen, als eines Ganzen, eine äuſsere wird.

Die chemiſche Urzeit enthüllt das Innere der Erde durch theilweiſe Metallproduktion; die Zeit der keimenden Organiſation verbirgt das äuſsere Zerfallene der Erde durch iſolirte Individualität.

Die chemiſche Urzeit iſt diejenige, in welche die Indifferenz des Werdens als Waſſer, und die Differenz des Seyns als Magnet, ineinandergreifen, indem ſich die Indifferenz differenziren, die Differenz indifferenziren will; alle Gegenſätze liegen ſich daher äuſserlich ſehr nahe: das Zerfallene der Erde in der Luft und im Waſſer, die Kohäſionsloſigkeit des Waſſers und der Luft in der feſten Erde. Auf einem jeden Punkte ſind daher im Granit alle Gegenſätze: der der Luft als Feldſpath, der des Waſſers als Glimmer, der der feſten Erde ſelbſt als Quarz. Die Spannung trennt Alles im Groſsen, vereinzelt Alles im Kleinen, damit ein jeder Gegenſatz ſeine eigne Unendlichkeit finden, und alle Gegenſätze in ſich finden möge. So ſind die groſsen Lager die erſten Spuren der individuellen Bildung, und da Individualität und Selbſterkennen Eins iſt, das erwachende Selbſterkennen iſolirter Verhältniſſe. Aber ein jedes Verhältniſs hat, als die von ihm getrennte Zukunft, ſeinen ſympathetiſchen Gegenſatz in der Luft, wo er, von der Potenz der Univerſalität ergriffen, ſich nur auf eine undeutliche Weiſe abzuſondern vermag, und ſeine Bildung im feſten Lande nur als eine ewige Sehnſucht umſchwebt, ohne ſich mit ihr verbinden zu können.

Wenn das Maximum der Spannung erreicht iſt und umſchlägt, dann differenzirt ſich die Luft, das kohärente feſte Land aber indifferenzirt ſich, die individuellen Verhältniſſe treten in die vergangene Nacht zurück, die Gegenſätze des Granits zeigen ſich wieder, und die alte Gewalt des Waſſers kommt zurück. Wie wir wiſſen, die Porphyrbildung.

Wenn die Spannung einmal erwacht iſt, kann ſie nur relativ verdrängt werden. Auch zeigt ſelbſt der Sienit, indem er Hornblende ſtatt des Glimmers erhält, die geheime Gewalt des getrennten Kohlenſtoffs; denn jenes Foſſil gehört der Urtrappformation urſprünglich zu. Doch kann jenes Uebergehen in ein entgegengeſetztes Verhältniſs nicht bloſs partiell ſeyn. Es iſt nicht zu begreifen, wie die Individualität wieder keimen und die Fortbildung ſtattfinden könne, nachdem die Natur ſie durch einen eigenen lebendigen Akt vernichtet hat, wenn die producirte Maſſe in einer aktiven Kohärenz mit der Erde blieb. Jene immer fortdauernde Spannung weiſet aber dieſe Kohärenz zurück, die producirte Maſſe, anſtatt mit der Erde aktiv zu kohäriren, vermag nur mit ſich ſelbſt zu kohäriren, mit der Erde nur paſſiv. Die Indifferenz dieſer eigenthümlichen Kohärenz iſt ein eigner Schwerpunkt; nur theilweiſe, alſo relativ, vermochte der Porphyr ſich der Erde aufzudringen, indem die Spannung erſchlaffte, der gröſste Theil der Maſſe aber, von der mit beharrender Spannung lebendigen Erde abgeſtoſsen, bildete den Mond — und die Porphyrbildung iſt die erſte Epoche der Mondbildung. Daher die wunderbare Erſcheinung der unterbrochenen Lagerung, die die uralten Spuren der verſchwundenen Maſſe noch immer nachweiſen. Die Schwere der Erde, die dem Individualiſiren des Lichts widerſtrebt, ſtand mit jenen Maſſen im Bunde; daher ſehen wir, wie die niedrigſten Stellen der Gebirge mit zuſammenhängenden Porphyrlagern bedeckt ſind, da die höhern Punkte nur einzelne von einander entfernte Kuppen zeigen.

Alle fortſchreitende Bildung iſt mit der zunehmenden Spannung verbunden. Die Porphyrbildung ſcheint plötzlich gekommen und vollendet zu ſeyn.

Die Uebergangsgebirge verhalten ſich zum Porphyr, wie die Schiefergebirge zum Granit, nur daſs, weil die alte Spannung bloſs theilweiſe zurücktrat, die Kontinuität der Fortbildung noch immer ſtattfindet. So hängt das Grauwackengebirge mit dem Urthonſchiefer, das Uebergangstrappgebirge mit dem Urtrapp, und das Uebergangskalkgebirge mit dem Urkalk zuſammen.

Nachdem es der Erde gelungen war, jene Maſſenverhältniſſe durch die Spannung zu verdrängen, trat die höhere Tendenz zum Individualiſiren mächtiger hervor; ſie äuſsert ſich theils durch das ſcheinbar Geſetzloſe der Lagerung in den Uebergangsgebirgen, — denn die geſetzmäſsig fortſchreitende Lagerung in den Urgebirgen zeigte ſich eben weil Alles unter der Potenz der ſich fortbildenden Maſſe ſich entwickelte — theils durch die Gewalt über die alte Maſſe als Konglomerat — theils durch das Hervortreten der einzelnen Verſteinerungen. —

Die Tendenz, ſich in groſsen verſchiedenartigen Maſſen zu trennen, tritt bei den Uebergangsgebirgen zurück; das Zurückſinken zur Metallproduktion wird ſeltener.

In den Uebergangsgebirgen behält die bloſse Maſſe noch immer eine groſse Gewalt, und dann tritt die wahre Schieferform und die geſetzmäſsige Lagerung wieder hervor.

Die erſten Spuren der Organiſation offenbaren ſich, indem die Oxydations- und Hydrogeniſationsſpannung eine innere wird, d. h., indem ſowol in der feſten Maſſe unter der Potenz der Individualität, als in der Luft unter der Potenz der Univerſalität, Sauerſtoff und Waſſerſtoff ein Spannungsverhältniſs begründet, doch ſo, daſs auch hier der Sauerſtoff in dem individuellen, Waſſerſtoff in dem univerſellen Gegenſatze die Oberhand behält.

Die Verſteinerungen in den Uebergangsgebirgen ſind weder für die Vegetation, noch für die Animaliſation, weder für eine organiſche univerſelle, noch für eine organiſche individuelle Bildung entſchieden.

Die Flötzgebirge bilden mit den Urgebirgen einen wahren Gegenſatz. Jene zeigen die keimende ſich fortbildende Gewalt der Organiſation, dieſe die abnehmende Gewalt der bloſsen Maſſe.

In den Flötzgebirgen offenbart ſich die äuſsere Gewalt über die Maſſe deutlicher noch als in den Uebergangsgebirgen, durch die mächtigen, in den neuern immer kleiner werdenden Konglomerate, die innere Gewalt durch das Zurücktreten der Schieferbildung, die ſeltener und unreiner (mit Konglomerat vermiſchter) wird, die Gewalt der keimenden Organiſation aber durch die Verſteinerungen.

Im Ganzen der Gebirge ſteht die Menge der Metalle mit der Mannichfaltigkeit der Verſteinerungen, die reine Gewalt der Maſſe mit der Gewalt des iſolirten Organismus in umgekehrtem Verhältniſs. In den älteſten Urgebirgen ſind Metalle ohne Verſteinerungen, in den jüngſten Flötzgebirgen Verſteinerungen ohne Metalle (Eiſen ausgenommen). — In den Uebergangsgebirgen und älteſten Flötzgebirgen nehmen die Metalle ab, wie die Verſteinerungen zunehmen, und umgekehrt.

Wo die Spannung eine innerliche geworden iſt, da iſt nothwendig die ganze Quadruplicität nicht allein potentia — was auch in der chemiſchen Urzeit ſtattfindet — ſondern actu gegenwärtig, d. h., die Organiſation iſt ein konzentrirtes Bild aller Verhältniſſe der Erde.

Alle erſcheinende Organiſationen nehmen Theil an den Spannungen des beweglichen und ſtarren Gegenſatzes in der Urzeit.

Die Vegetation erſcheint, indem der urſprünglich oxydirte öſtlich abweichende Kohlenſtoff in der Potenz der Hydrogeniſation oder weſtlichen Abweichung die innere Spannung einſchlieſst.

Die Pflanzen zeigen im ſtarren Gegenſatze hervortretenden Kohlenſtoff und zurückgedrängten Stickſtoff, im beweglichen Gegenſatze hervortretende Hydrogeniſation und zurückgedrängte Oxydation.

Die Pflanzenorganiſation ſtellt die Vermählung der feſten Erde mit der Luft dar.

Die Animaliſation erſcheint, indem der urſprünglich hydrogeniſirte, weſtlich abweichende Stickſtoff in der Potenz der Oxydation oder öſtlichen Abweichung die innere Spannung einſchlieſst.

Die Thiere zeigen im ſtarren Gegenſatze hervortretenden Stickſtoff und zurückgedrängten Kohlenſtoff, im beweglichen Gegenſatze hervortretende Oxydation und zurückgedrängte Hydrogeniſation.

Die Thierorganiſation ſtellt die Vermählung der Luft mit der feſten Erde dar.

Die Organiſation der Erde zeigt auf einer jeden Stelle ihre ganze Unendlichkeit — durch die feſte ruhende Maſſe der zwangvollen Vergangenheit, die ſich durch die vegetirende Decke mit der Luft organiſch verbindet, — durch die urſprünglich freie Atmoſphäre der willkührlichen Zukunft, die ſich durch die Animaliſation mit der Erde verbindet. Daher wurzelt die Pflanze, indem das Thier die Willkührlichkeit mit der Luft theilt. Das Waſſer oſcillirt zwiſchen beiden, und nimmt mit zunehmender Spannung ab, mit abnehmender Spannung zu.

Was in der Urzeit als Mannichfaltigkeit der Produkte erſcheint, offenbart ſich in der Organiſation als Mannichfaltigkeit der Funktionen.

Wie in der Urzeit auf der hydrogeniſirten Seite der Luft, nur auf eine undeutliche Weiſe, die Mannichfaltigkeit unter der Potenz der Univerſalität ſich entwickelte, indem auf der oxydirten Seite des feſten Landes die beſondern Bildungen deutlich hervortraten, ſo entwickelt ſich auch in der hervortretenden organiſchen Oxydation der Animaliſation die Mannichfaltigkeit der Funktionen, indem in der organiſchen Hydrogeniſation der Vegetation dieſe Entwickelung auf eine undeutlichere Weiſe ſtattfindet, nur mit dem Unterſchied, der aus dem Weſen der Organiſation, als der Identität des Allgemeinen und Beſondern im Allgemeinen und Beſondern, nothwendig folgt. Daher die beſtimmte Erſcheinung der vegetativen Proceſſe unter der Potenz der Animaliſation und die Unſcheinbarkeit der animaliſchen Proceſſe in der Vegetation.

Die Kalklager als hervortretender Stickſtoff zeigen die Tendenz zur Animaliſation; die Schiefer- und Trappformation, als hervortretender Kohlenſtoff, die Tendenz zur Vegetation in der Urzeit.

Die Schiefer- und Urtrappbildungen zeigen früh die aus der allgemeinen Oxydation hervorſtrebenden Hydrogeniſation — in den älteſten Gebirgen durch ihren Feldſpathgehalt, in den jüngern durch die Blaſenräume der Mandelſteingebirge — die von einer Gasentwickelung zeugen; aber dieſe Hydrogeniſation trennte ſich von der Oxydation, und die Spannung blieb eine äuſsere.

Die Kalklager, als das relativ-Hydrogeniſirteſte der feſten Erde, zeigten früh ſchon ihre Neigung, ſich in der Hydrogeniſation zu oxydiren, indem ſie ſich mit Kohlenſäure verbanden; aber dieſe Verbindung ward eine Neutraliſation: die Gegenſätze hoben ſich wechſelſeitig auf, die Spannung ward vernichtet.

Die Animaliſation ſchlieſst ſich in den Flötzgebirgen an die Kalklager, die Vegetation an die Flötztrappgebirge und Sandſteinformationen — die letztern als Fortſetzung der Schieferbildung. Daher alle Thierverſteinerungen kalkig, alle Pflanzenverſteinerungen kieſelig.

Die Kalkgehäuſe der niedern Thiere und der Kieſelgehalt der niedern Pflanzen beweiſen die noch in ihrer Organiſation herrſchende Gewalt der Maſſe.

Kalk und Kieſel ſind organiſche Reſiduen der Animaliſation und Vegetation, und nicht als ſolche von auſsen in die Organiſation hineingetreten.

Die Erdarten, durch die Organiſation abgeſetzt, verhalten ſich zu dieſer, wie die Metallproduktion zu den Gebirgsmaſſen.

Das Oel der Pflanzen iſt Kohlenſtoff, durch den Zwang der Vegetation zur weſtlichen Abweichung gebracht.

Die gallertartige Zähigkeit zeigt den Uebergang aus dem in ſich Verſchloſſenen der relativen Kohärenz des oxydirteſten Kohlenſtoffs zur Allgemeinheit der Hydrogeniſation. Daher die Entſtehung einer Gallert durch Verbindung des Kieſels und Thons mit Kali — daher das Verſchwinden des gallertartigen Zuſammenhangs, je ätheriſcher die Oele werden.

Der Weingeiſt verhält ſich zum Kieſel, wie die überſauern Säuren zu ihren reſpektiven Grundlagen, und es zeigen ſich unendliche Zwiſchenſtufen des Uebergangs vom ſtarren Gegenſatz zum beweglichſten, dort wie hier. Das Experiment hat dieſe nur noch auf eine unvollſtändige Weiſe aufzuſtellen gewuſst.

Durch die Vegetation iſt die Hydrogeniſation, und mit dieſer die Receptivität, das innere Leben und die Kombuſtibilität in der ganzen Maſſe der Erde ſelbſt einheimiſch geworden.

Der Grund, warum man in den Urgebirgen ſo wenige Spuren des Verbrennlichen findet, iſt, weil dieſe in einer einſeitigen Oxydationsſphäre urſprünglich eingetaucht waren.

Nur der hydrogeniſirte Kohlenſtoff iſt verbrennlich, weil beide ſich den Sauerſtoff aneignen. Der hydrogeniſirte Stickſtoff hat eine Receptivität, ſowol für den Kohlenſtoff als für den Sauerſtoff; beide Gegenſätze binden ſich, und es entſteht eine Neutraliſation.

Durch die vergangene Vegetation hat ſich das uralte Verhältniſs in der Epoche der älteſten Gebirge umgekehrt. Die Hydrogeniſation regt ſich in der feſten Maſſe, die Oxydation in der Luft — und mit dieſem Zwange iſt die innere Spannung der Organiſation im Ganzen der Erde, wie im einzelnen Leben hervorgebracht.

Die Flötzgebirge zeigen zwei groſse Epochen; in beiden iſt eine Epoche der herrſchenden Vegetation, eine der herrſchenden Animaliſation, und eine dritte der ſiegenden Neutraliſation.

In der älteſten Epoche der Flötzzeit findet man als Hauptflötze: das älteſte Konglomerat mit Steinkohlen (als öligte Reſte der älteſten Vegetation im Ganzen), Pflanzenabdrücke und Schiefer — den älteſten Kalkſtein, mit thieriſchem Oel und Thierverſteinerung — den älteſten Gips, und Steinſalz endlich als das neutrale. In dieſer Epoche iſt die Vegetation die herrſchende; die Steinkohlengebirge ſind die vorwaltenden.

Die Konglomerate ſind in dem Kohlenſtoffe und den vegetativen Gebirgen die herrſchenden, weil das hier Hervorſtrebende ein Streit der Maſſe gegen ſich ſelbſt iſt, weniger in den Kalkgebirgen, weil ſie eine Maſſenproduktion der Luft ſind.

Die älteſte Vegetation und Animaliſation keimte unter der Potenz der Maſſe, die älteſten Thier- und Pflanzenformen zeigen ſelbſt das Herrſchende dieſer Gewalt. In den Maſſen finden wir drei Epochen. Eine Epoche des Kampfs gegen die chemiſche Maſſe, bezeichnet durch die Konglomerate, und am mächtigſten auf der vegetativen Seite, eine der hervortretenden Animaliſation und Vegetation, bezeichnet durch Verſteinerungen und öligte Produkte, endlich eine der wieder hervortretenden, die iſolirte Organiſation bezwingenden chemiſchen Maſſe, bezeichnet durch Schieferbildung. Dieſe Epochen oſcilliren mannichfaltig mit einander.

Auflöſung im Waſſer iſt Aufhebung derjenigen Spannung, die aus dem Streite zwiſchen Magnetismus und Elektricität entſpringt.

Auflöſung iſt das Entgegengeſetzte von Reduktion. Reducirt wird ein Körper, wenn er dem magnetiſchen Gegenſatze näher gebracht wird; aufgelöſt, wenn die Indifferenz des Waſſers ſiegt.

Nur metalliſche Körper können reducirt werden.

Die Fähigkeit, im Waſſer aufgelöſt zu werden, findet erſt ſtatt bei den Extremen der metalliſchen

Reihe (wo Kohlenſtoff und Stickſtoff relativ getrennt ſind), und ſelbſt bei dieſen nur dann, wenn ein Maximum der ſekundären öſtlichen oder weſtlichen Abweichung erreicht iſt. Kohlenſtoff iſt unauflösbar im Waſſer; ſein Extrem der Oxydation (als Kohlenſäure) und Hydrogeniſation (als ätheriſches Oel) hingegen auflösbar. Mit Schwefel und Phosphor iſt es der nämliche Fall.

„Ein Körper löst ſich im Waſſer auf, wenn er
„mit hervortretendem Sauerſtoff den Waſſerſtoff
„des Waſſers, oder mit hervortretendem Waſſer-
„ſtoff den Sauerſtoff des Waſſers oscillirt, ohne die
„Spannung hervorrufen zu können.“

„Die Auflösbarkeit ſteht mit dem alkaliſchen
„und ſauern Gegenſatz in geradem Verhältniſſe.“

Die Auflösbarkeit der durch Säuren neutraliſirten Alkalien verhält ſich umgekehrt, wie die in ihrem Bildungsmomente geäuſserte Verwandtſchaft gegen die reſpektiven Säuren; — „denn wenn
„Säure und Alkali ſich neutraliſiren, ſo indifferen-
„ziren ſie ſich, und werden alſo gegen das Indiffe-
„rente gleichgültig, und je höher die Verwandt-
„ſchaft, deſto vollkommener die Neutraliſation, und
„alſo deſto geringer die Auflösbarkeit.“

Die organiſche Spannung der Vegetation unter der Potenz des Kieſels als Maſſe, und die Spannung der Animaliſation unter der Potenz des Kalks als Maſſe, werden, wenn ihr Maximum erreicht iſt, erſchlaffen, ſich indifferenziren und eine Epoche der Salzbildung hervorrufen.

Die Epoche der Salzbildung iſt bezeichnet durch die Kochſalz- und Gipsgebirge der älteſten Flotzzeit.

In den Steinſalz- und Gipsgebirgen verſchwinden die Verſteinerungen.

Das Maximum der gegenſeitigen Spannung iſt erreicht, wenn dieſe aus einer innern wieder eine äuſsere geworden, d. h., wenn die Maſſe auf beiden Seiten ein relatives Uebergewicht erhalten hat; — denn da die äuſsere Spannung in denjenigen Produktionen, in welche die Erde jetzt verflochten iſt, ſich als eine ſolche nicht erhalten kann, ſo muſs ſie ſich ſelbſt aufheben, und eine Indifferenz den Durchgangspunkt zur erneuerten organiſchen Spannung bilden.

Ein neutrales Salz iſt nicht allein eine Indifferenz des Sauern und Baſiſchen, ſondern auch eine Indifferenz des Stickſtoffs und Kohlenſtoffs durch Sauerſtoff und Waſſerſtoff, alſo eine relative Indifferenz der Quadruplicität.

Da durch die erwachte Animaliſation und Vegetation der Stickſtoff in dem Kohlenſtoff, und umgekehrt, die Oxydation in der Hydrogeniſation, und umgekehrt, geſetzt iſt; ſo kann auch die Indifferenz nur in der ganzen Quadruplicität ſeyn.

Die Epoche der Salzbildung zeigt die Gewalt des Waſſers, gebändigt durch die nur relativ zurückgedrängte Organiſation.

Die Salzgebirge ſchlieſsen ſich mehr an die Vegetation, wie der Salzthon, der ſie begleitet, beweiſt; die Gipsgebirge mehr an die Animaliſation, wie durch den Stinkſtein, der immer mit ihnen vorkommt, dargethan wird.

Wie die Vegetation, hat in der älteſten Epoche das Steinſalz das Uebergewicht. Der Gips iſt, wie die Animaliſation, weniger mächtig.

Der Grund der Vernichtung der erſten alten Organiſation liegt theils in dem einſeitigen Uebergewicht der Vegetation, theils in der Gewalt der Maſſe. Beide ſind in der noch nicht zurückgedrängten Herrſchaft der uralten Spannung gegründet.

In der zweiten Hauptepoche der Bildung der Flötzgebirge erſcheinen die Glieder der erſten wieder, nur ſo, daſs die Vegetation zurückgedrängt, die Animaliſation vorwaltend iſt. Seltener iſt daher Steinkohlen- und Steinſalzgebirg, häufiger Thierverſteinerung und Gips. Die Konglomerate zeigen eine gröſsere Herrſchaft über die uralte Maſſe (ſind feiner); die Schieferbildung iſt weniger mächtig, die Menge der Verſteinerungen hat zugenommen, die Menge der Metalle abgenommen.

Die Verſteinerungen der Uebergangsgebirge ſind ſolche, die als die niedrigſten Thiere ſich der Pflanzenform, oder als die niedrigſten Pflanzen ſich der Thierform am meiſten nähern. Die Verſteinerungen der älteſten Flötzgebirge ſteigen nur bis zur Organiſation der Fiſche. In den jüngſten finden wir auch Amphibien und Vögel. Die Stufenfolge der allmähligen Entwickelung der Organiſation in den Epochen der Erdbildung geht alſo der dynamiſchen Stufenfolge des jetzt daſeyenden Totalorganismus parallel.

Je älter die Verſteinerungen ſind, deſto mehr weicht ihre Form von der Form der jetzigen Organiſation ab; je jünger, deſto weniger. Keine Verſteinerung der Flötzgebirge ſtimmt mit den gegenwärtigen lebendigen Formen ganz überein; wo man dieſes zu finden glaubt, muſs man es der Unvollſtändigkeit der nachgelaſſenen Spuren zuſchreiben, die uns die Differenz verbirgt.

Die Abweichung der Verſteinerungen von den beſtehenden Formen iſt der geheime Zug, der die Differenz der ganzen Maſſe in ihnen darthut, ihre Entwickelung auf niedern Stufen hemmte, und ihr

Daſeyn und ihre Exiſtenz an diejenige der ganzen Maſſe knüpfte, alſo Spuren der chemiſchen und äuſsern Spannung der Urzeit in der Organiſation ſelbſt.

Da alle äuſsere Spannung nur eine relative, und im Ganzen (in der Totalorganiſation der Erde) eine innere iſt; ſo iſt der Wechſel der Ab- und Zunahme dieſer Spannung die Offenbarung des totalen Lebens, und der Untergang und Tod der alten Organiſation Eins mit dem Leben der ganzen Erde.

Die erwachten Verhältniſſe in den Flötzgebirgen haben ihren organiſchen Kontrapunkt der Differenz in der Luft, und ihre gemeinſchaftliche Indifferenz im Waſſer. Es iſt durch die mehr verwickelten Verhältniſſe der Produktion der Gegenſatz der Differenz der Oxydation, Hydrogeniſation und Indifferenz, d. h., der urſprüngliche auseinandergehaltenen Spannung des feſten Landes, der Luft und des Waſſers, im feſten Lande, in der Luft und im Waſſer, obgleich in einem jeden Gliede unter der beſondern Potenz geſetzt. Daher ſehen wir in der Flötzzeit abwechſelnde Epochen der herrſchenden Oxydation, Hydrogeniſation und der Indifferenz, und da in einer jeden Oscillation die Luft und das Waſſer organiſch verflochten iſt, ſo wird bei dem Uebergange der einen zur andern die Spannung der Maſſe gegen die Luft abnehmen, das Waſſer alſo zunehmen, bei der fortſchreitenden Bildung umgekehrt. Auch die Salzbildung als Indifferenz wird mit Abnahme des Waſſers verbunden ſeyn, weil jene unter der Potenz der Maſſe ſich darſtellt. Daher in der Flötzzeit die horizontalen Bedeckungen, die von einer wiederhohlten Waſſerbedeckung zeugen. Da das Verhältniſs zwiſchen Waſſer, feſtem Lande und Luft ein lebendigeres geworden iſt, ſo kann auch in einer jeden Spannung bald die Indifferenz des Waſſers überhandnehmen, welches ſich durch die erneuerte Konglomeratbildung zeigt, bald die Gewalt der Organiſation vorwaltend ſeyn, bald die alte Spannung gegen die Luft in der Schieferbildung hervortreten, und zwar ſo, daſs bald das eine Glied, bald das andere die Oberhand hat, oder eins faſt ganz zurückgedrängt ſcheint. So eröffnet ſich in den Flötzgebirgen eine unendliche Fülle der Vergangenheit, und auf einer jeden Stelle zeigen ſich alle Epochen der Fortbildung, nur ſo, daſs in den älteſten das Konglomerat durch ſeine Mächtigkeit die noch gewaltige Maſſe, die Schieferbildung durch ihre Stärke die Energie der uralten Spannung beweiſt, da in den jüngern, bei einer jeden Oscillation, die alten Maſſen im Konglomerat mehr überwältigt, die Schieferbildung mehr zurückgedrängt iſt und das Mittelglied der Organiſation ſich freier und ungebundener heraushebt.

Nur durch eine erneuerte Ausſcheidung der reinen. Maſſe könnte die Organiſation die Hemmung ihrer Entwickelung und die Gewalt der äuſsern

Spannung vollkommen überwinden. Dieſes geſchieht durch die der Porphyrbildung ähnliche Baſaltformation, die, wie jene, wohl ſelbſt in der Spannung der mit keimender Organiſation erfüllten Flötzlager, und dieſen untergeordnet, hervortreten könnte, am mächtigſten aber in übergreifender und abweichender Lagerung, alle Gebirge bedeckend, die lange verborgene Gewalt der Maſſe wieder hervortreten läſst.

Die Baſaltformation iſt, wie die des Porphyrs, eine Reduktion der ganzen Maſſe.

Die Salzformation zeigt eine Indifferenz unter der Potenz der Maſſe; das groſse Maſſenverhältniſs könnte aber nur dann hervortreten, wenn jene Spannung zwiſchen dem Beweglichen und Starren wieder eine äuſsere würde, alſo nicht durch eine Indifferenz der ganzen Quadruplicität. Da nun durch die organiſche Spannung der Flötzzeit Stickſtoff und Kohlenſtoff an einem jeden Punkte zugleich ſind, ſo müſste, wenn das Verhältniſs der Urzeit wiederhergeſtellt würde, der magnetiſche Gegenſatz, reiner noch als in der Epoche der Porphyrbildung, hervorſtreben. Das uralte Waſſer müſste dann in groſser Reinheit und mit vieler Gewalt wieder zum Vorſchein kommen. Daher der ſtarke Eiſengehalt und der mächtige Magnetismus des Baſalts.

Die Baſaltformation iſt die Offenbarung der innerſten metalliſchen Verhältniſſe der Erde. Alle eröffnete individuelle Bildungen der Erde verſchwinden in ihr, alle verwickelte Spannungen hören auf, und verlieren ſich in der Homogeneität einer magnetiſchen Maſſe.

Die Baſaltmaſſe, obgleich metalliſch, hat ein beſtimmtes Uebergewicht des Kohlenſtoffs.

Die im Baſalt eingeſprengten Foſſilien (baſaltiſche Hornblende, Augit, Olivin, wohl auch mehrere Edelgeſteine) zeigen die Neigung an, die in der Urzeit herrſchende Spannung des oxydirten Kohlenſtoffs in der feſten Maſſe, und des hydrogeniſirten Stickſtoffs in der Luft wiederherzuſtellen.

Der Porphyrſchiefer verhält ſich zur Baſaltformation, wie der Sienit zum Porphyr; nur iſt das Verhältniſs das umgekehrte. In der Porphyrformation war der Sienit das Maximum der Reduktion, in der Baſaltformation iſt der Porphyrſchiefer diejenige Maſſe, die, wie der Granit aus dem metalliſchen Kern der Erde, aus dem gediegenern Baſalt den oxydirtern Kohlenſtoff (den Quarz) wieder hervorruft.

Wie in der Epoche der Porphyrbildung die Spannung, in welche die Erde damals verwickelt war, der Gewalt der Maſſe widerſtrebte, ſo muſste auch die Energie der erwachten, nie zu vernichtenden Organiſation, die Maſſe des Baſalts abſtoſsen. Daher die merkwürdige Aehnlichkeit zwiſchen Baſalt und Porphyr in allen ihren Verhältniſſen, das Vorkommen in unterbrochener Lagerung, in einzelnen Kuppen, die die Spuren der zurückgeſtoſsenen Maſſe beweiſen.

Die Epoche der Baſaltformation iſt die zweite der Mondsbildung.

Wie die fortſchreitende Spannung der Oxydation und Abnahme des Waſſers durch unendliche Oscillationen das allmählige Erwachen individueller Bildungen in der Urzeit darthun, dahingegen die Epoche der erſchlafften Spannung ſchnell vorübergehend war, ſo iſt auch die unter der Potenz der Maſſe ſich regende organiſche Spannung eine durch unendliche Oscillationen ſich hervorarbeitende, die Epoche der Baſaltformation eine plötzlich erſcheinende, und nach kurzen Oscillationen verſchwindende.

Die Formationen der aufgeſchwemmten Gebirge verhalten ſich zum Baſalt, wie die der Uebergangsgebirge zum Porphyr, ſchlieſsen ſich aber auch an die Formationen der Flötzzeit, wie die der Uebergangsgebirge an die Formationen der Urzeit an.

Durch das Zurückſtoſsen der Baſaltmaſſe hat die organiſche Tendenz der Erde ſelbſt die Metallität (den ſtarren Gegenſatz) überwunden.

Das Erwachen der Organiſation iſt nur aus dem Organismus der Erde im Ganzen, wie im Einzelnen, zu begreifen.

Die Organiſation iſt, nach der Baſaltbildung, durchaus das Herrſchende, und alle Oscillationen, durch welche die Luft, das Waſſer, die Erde, das Feuer, die Animaliſation oder Vegetation hervortreten, ſind ſelbſt unter der Potenz der iſolirten Organiſation.

Mit der erſten jetzt beſtehenden Thier- und Pflanzenform iſt die ganze beſtehende Organiſation das Verhältniſs der Vegetation zur Animaliſation und alle Stufen der Thier- und Pflanzenbildung zugleich gegeben, ſo wie mit der Abweichung von der gegenwärtigen Thier- und Pflanzenform, in der Flötzzeit, zugleich die Hemmung auf niedern Stufen geſetzt war.

So wie in der Epoche der Porphyrbildung die äuſsere Spannung, in derjenigen der Baſaltbildung aber die organiſche, nur relativ zurücktrat, werden auch die alten Verhältniſſe der äuſsern Spannung in der herrſchenden Organiſation der neuern Zeit nur relativ verdrängt. Wir können daher, ſowohl in den einzelnen Organiſationen, wie im Ganzen, und ſelbſt in denjenigen individuelleſten Bildungen, die am meiſten in ſich begründet ſind, wie in der Menſchenorganiſation, tiefe Spuren des alten, nie ganz unterjochten Geſetzes finden. Am ſtärkſten aber treten dieſe Verhältniſſe in den niedrigſten Thier- und Pflanzenklaſſen hervor. Wir finden noch immer die Fortſetzung der Steinkohlengebirge in den Braunkohlenlagern, dieſe wie jene der kieſeligten Reihe untergeordnet; die Kreideformation, die jünger als der Baſalt zu ſeyn ſcheint, mit Thierverſteinerungen, als Fortſetzung der Flötzkalkgebirge; die Steinſalzniederlagen in den aufgeſchwemmten Gebirgen als Fortſetzung des Indifferenzirens in der Flötzzeit; endlich wird aber die uralte Schieferformation durch die Vegetation mittelſt der Torfmoore, die uralte Kalkformation durch die Animaliſation mittelſt der Korallenbänke noch immer fortgeſetzt.

Der Salzgehalt des Meers zeigt die im Waſſer, durch ſein organiſches Verhältniſs zum feſten Lande und zur Luft, ſich zeigenden Spuren der magnetiſchen Differenz.

Die ganze Erde wird durch den lebendigen Organismus in einem organiſchen Zwange gehalten. Alle Elemente, die Veränderungen der Atmoſphäre, die Beſchaffenheit der Erdoberfläche, die Natur des Waſſers, die Erſcheinungen des Feuers, ſind, was ſie ſind, durch den organiſchen Zwang. In einer jeden Epoche iſt die Art des Erſcheinens aller Elemente eine andere geweſen. So war in der Urzeit die Luft die relativ-reinſte Spannung der Hydrogeniſation, das feſte Land die reinſte Spannung der Oxydation; je organiſcher aber ein Glied der Gegenſätze, deſto organiſcher auch die andern.

Auch in der jüngſten organiſchen Epoche der Erde giebt es Reduktionen, derjenigen der Porphyr- und Baſaltformation analog. Da die Organiſation die herrſchende iſt, ſo muſste dieſe Bildung, wie alle Maſſenproduktion, zurückgedrängt ſeyn; ferner, da die Verbindung des Stickſtoffs und Kohlenſtoffs durch die höchſte Individualität organiſcher Bildung, im Ganzen wie im Einzelnen, inniger und genauer geworden iſt, ſo muſsten jene Maſſen metalliſcher, und dem Innerſten der Erde entſprechender ſeyn, und ſich zum Baſalt, in Rückſicht der Metallität, verhalten, wie dieſer zum Porphyr. Es ſind jene groſsen metalliſchen Maſſen, die in mehrern Ländern vorkommen, und wovon einige, wie die Eiſenmaſſe in Siberien, durch eingeſchloſſene, dem Olivin ähnliche Foſſilien, ihre Verwandtſchaft mit dem Baſalt deutlich genug offenbaren.

Der Keim der Reduktion zum ſtarren Gegenſatz liegt in einer jeden Organiſation verborgen, ſowohl als im Totalorganiſmus der Erde, und bricht bei dem Untergange der einzelnen Organiſationen, oder, was daſſelbe iſt, bei dem Uebergange der innern Spannung zur äuſsern, immer hervor. Daher der Eiſengehalt des Bluts, daher die Menge des Eiſens in den Flötz- und aufgeſchwemmten Gebirgen, die noch immer erſcheint, nachdem die übrigen Metallproduktionen verdrängt ſind, und die auch jetzt beſtändig in den Torfmooren abgeſetzt wird.

Das Eiſen iſt nicht als ſolches im Blute.

In der Epoche der herrſchenden Organiſation ſind alle Verhältniſſe der Erde geſelliger geworden; der äuſsere Streit der Elemente iſt im Mittelpunkte der Seele innerlich geſchlichtet; der wilde Kampf einander äuſserlich vernichtender Kräfte hat aufgehört. Ein jedes Einzelne, indem es die Widerſprüche der alten Zeit in der Harmonie eines eigenthümlichen Daſeyns vereinigt hat, iſt ſelbſt das Ganze, und die, in ferne und unendliche Epochen zurückgewieſenen äuſserlich einander bekämpfenden Elemente vermögen nur ſcheinbar die tiefe Ruhe der mit ſich ſelbſt einig gewordenen Erde zu ſtören. Durch den harmoniſchen Wechſel der Tages- und Jahreszeiten, durch das Gebähren, Wachſen und Gedeihen der lebendigen Formen, durch das Leben und durch den Tod des Einzelnen feiert die Erde ihre Verſöhnung mit ſich ſelbſt; die alten Kämpfe, wilden Träumen gleich, verſchwinden in dieſem Erwachen der beſonnenen Natur, offenbaren in ſich ſelbſt die heitern Bewegungen der im Ganzen lebendigen Erde; die innere Sonne iſt aufgegangen, und überall will die heilige, das Einzelne wie das Ganze pflegende, innerlich inwohnende Liebe hervorbrechen.

Die Offenbarung der Liebe iſt die Geſchichte, die höchſte individuellſte Organiſation die Ethik, und der göttliche Menſch der verſöhnende Mittler zwiſchen Natur und Gott, in deſſen unwandelbarem Daſeyn und heiliger Anſchauung, Materie und Geiſt, Freiheit und Nothwendigkeit, beſonderes und allgemeines Leben, ihre ewige Vermählung feiern.

7.

Die Wärme tritt eben ſo wenig, wie das Licht und die Schwere, jemals aus ihrer Identität heraus. Als Temperatur der Erde und der einzelnen Organiſationen offenbart ſie die Einheit des Lebens, im Ganzen wie im Einzelnen, als vollkommene nie geſtörte Aſſimilation; ſie iſt daher der Schwere eben ſo nahe verwandt wie dem Lichte, dem Kohärenten eben ſowohl wie dem Nicht-kohärenten eigen, und ſtellt die Indifferenz alles Organiſirten und die Intenſität (das Gediegene) des individuellen Lebens dar, ſo wie die Schwere die Intenſität des univerſellen Lebens.

Keine Thätigkeit in der Natur tritt für ſich hervor; alle Thätigkeit iſt vielmehr innerlich identiſch mit einem Leidenden, alles ſich Abſondernde, Iſolirende mit einem Allgemeinen verknüpft, und durch die Identität beider bildet ein jedes ſich Iſolirende ein eigenes Leben.

Was die Thätigkeit in der Natur iſolirt, iſolirt auch die Wärme, und ein als iſolirt thätig ſich Abſonderndes wird ſofort eine Quelle ſinnlich hervortretender Wärme.

Wo eine iſolirte Thätigkeit ſich in das Allgemeine verliert, verliert ſich die Wärme: wird latent.

Da durch die Kohärenz das Einzelne in ſich iſt, ſo wird durch einen Kohäſionsakt Wärme erzeugt.

Da durch die Kohäſionsloſigkeit das Einzelne ins Allgemeine aufgenommen wird, ſo muſs durch die Kohäſionsverminderung Wärme verſchwinden.

Die Wärme an ſich (die Temperatur) iſt die Identität der beſondern Wärmeerzeugung und der allgemeinen Wärme.

Da die Wärme die unmittelbarſte Verknüpfung des Allgemeinen mit dem Beſondern iſt, ſo ſind alle Körper der Erde, inſofern ſie ſich im Beſondern oder Allgemeinen, oder organiſch, in der relativen Identität beider, abſondern, in einer gemeinſchaftlichen Oscillation begriffen, die äuſserlich unabhängig iſt von aller ſpecifiſchen Qualität, durch ihre Tendenz ſich ſelbſt zu vernichten (eine gleichförmige Temperatur hervorzurufen), den bloſsen Schein ihres Daſeyns unmittelbar offenbart, und *als* Oscillation nur für das ſich relativ-Abſondernde, nimmermehr für das Ganze, da iſt.

Wenn zwei ſtarre Körper gegen einander gerieben werden, ſo entſteht Wärme, und zwar ſo: Es wird erfordert, daſs zwei ſtarre Körper (zwei Metalle z. B.) die gegen einander gerieben werden, von verſchiedener Kohärenz ſind. Sie ſetzen alſo in ſich wechſelſeitig Kohäſionserhöhung und Verminderung, und da ſich ein jeder Körper beſtrebt, ſich in ſeiner Kohärenz zu erhalten, ſo wird die relativhervortretende Aktivität auf die Seite desjenigen Körpers geſetzt, der ſich in ſeiner Kohärenz erhöht. Aber keine Aktivität iſt iſolirt. So wie in einer Rückſicht die Aktivität ſich iſolirt, muſs ſie in einer andern Rückſicht ſich als univerſell offenbaren. Dieſes geſchieht, indem der Körper eine Quelle der Wärme wird. Indem er aktiv wird, leitet er die Wärme aus allen Körpern zu ſich, oder, damit wir uns eigentlicher ausdrucken, der Aktivität in ihm entſpricht eine verhältniſsmäſsige Paſſivität in allen übrigen Körpern, die nur deſshalb, weil die aktive Leitung von einer unendlichen Peripherie gegen ein endliches Centrum geſchieht, nie bemerkbar wird. Iſt der Gegenſatz ſelbſt innerhalb einer engen Sphäre des Starren, Leitenden; ſo iſt es klar, daſs der ſich in ſeiner Kohärenz relativ vermindernde Körper nicht mit lebendiger Receptivität dem andern das Empfangene wiedergeben kann, daſs vielmehr, weil alle äuſsere Körper gröſsere Receptivität haben, die empfangene Wärme dem Univerſellen wieder anheim fallen muſs, und zwar den benachbarten Körpern bemerkbar, da jetzt die Wärme aus einem endlichen Punkte ausſtrömte.

Die Reibung ſetzt in einem Körper dieſelbe Iſolirung der Aktivität, nur durch äuſsern Zwang, die durch die Oxydation, nur durch innere Aufforderung, geſetzt wird.

Durch eine jede Verbrennung (Oxydation) wird Wärme erzeugt, durch eine jede Schmelzung (Hydrogeniſation) verſchwindet Wärme.

Die Wärme an ſich (die Temperatur) iſt die Indifferenz des beweglichen Gegenſatzes, unter der Potenz des Lichts, inſofern dieſer den entgegengeſetzten ſtarren ganz in ſich aufgenommen hat.

Eine jede Wärmemittheilung an einem Körper iſt eine Aufforderung, ſeine Thätigkeit zu iſoliren. Bei den Metallen, und zwar deſto ſtärker, je gediegener ſie ſind, iſt, weil bei ihnen der ſtarre Gegenſatz vorwaltet, die öſtliche Abweichung des Kohlenſtoffs mit einer weſtlichen des Stickſtoffs, die individualiſirende Oscillation mit der univerſaliſirenden unmittelbar verbunden; die hierdurch entſtehenden Oscillationen, die bei den edelſten Metallen bis ins unendlich Kleinſte gehen, heben ſich wechſelſeitig auf, und die Wärme wird progreſſiv fortgeleitet, mit einer Schnelligkeit, die mit der gediegenen Metallität in geradem Verhältniſſe ſteht.

Die Oscillation, durch welche die Wärme in den metalliſchen Körpern fortgeleitet wird, ſondert einen jeden unendlich kleinen Theil in einem unendlich kleinen Moment von der Maſſe ab, und giebt ihn dieſer wieder; wenn daher, durch die Politur daran verhindert, kein einzelner Theil der Metallmaſſe, ſondern nur das Ganze die Wärme fortleiten kann, ſo wird dadurch die Oscillation ſelbſt relativ iſolirt, und das Metall ein ſchlechterer Leiter. Das Phänomen der langſamern Leitung einer ganzen ſpieglichten Metallfläche iſt das der Reflexion ſtrahlender Wärme. Wenn die Oberfläche rauh wird, d. h., wenn einzelne Theile für ſich fortleiten können, ſo hört jene relative Iſolation der Wärme auf.

Durch die Oxydation zerfällt das Metall in ſich, und das Zerreibliche zeigt das Beſtreben eines jeden unendlich kleinen Theils der Maſſe, in ſich, und nicht im Ganzen, zu kohäriren. Daher iſt ein oxydirtes Metall ein ins Unendliche, nicht bloſs Zertheilbares, ſondern wahrhaft Zertheiltes; denn wären jene kleinſten Theile nicht wiederum zerreiblich, alſo zertheilt, ſo beſtünde das Metalloxyd aus einer Menge gediegener Körner, und wäre durch die öſtliche Abweichung nicht ſpecifiſch von dem gediegenen Metall getrennt worden. Der Akt dieſes Zerfallens iſt ein Wärme-Erregungsakt.

Das Zerbrechen und Pulveriſiren eines Körpers iſt dem chemiſchen Zerfallen in ſich entgegengeſetzt. Jenes die Gewalt einer äuſsern, ihrer Natur und ihren Graden nach unbeſtimmbaren Kraft, die ſich in einer äuſsern endlichen Zertheilung endigt, dieſes eine ſpecifiſche beſtimmte Kraft (Qualität), die von innen heraus in einer unendlichen Zertheilung ſich verliert.

Durch das Schmelzen verliert ein jeder unendlich kleiner Theil der Maſſe ſein beſonderes Seyn relativ, und wird im Ganzen aufgenommen. Beim Schmelzen wird die Wärme latent.

Durch das Schmelzen und Verbrennen werden die Faktoren der Wärme ſcheinbar — für das Einzelne — getrennt.

Wenn das Maximum des Zerreiblichen durch eine Oxydation erreicht iſt, wird das Ganze, indem alle Theile ſich wechſelſeitig durchdringen, als ein Beſonderes geſetzt — durch die glaſige Struktur. — Mit dieſem Hervortreten des Beſondern iſt die Oscillation der Wärmemittheilung bis zu einem Minimum herabgeſetzt — die glaſigen Foſſilien ſind ſchlechte Leiter.

Wenn das Maximum des Flüſſigen durch Hydrogeniſation erreicht iſt, wird alles Einzelne als ein Allgemeines geſetzt — durch die Gasform. Mit dieſem Hervortreten des Allgemeinen iſt die Oscillation der Wärmemittheilung bis zu einem Minimum herabgeſetzt — die gasförmigen Körper ſind ſchlechte Leiter.

Die fortſchreitende Bildung der Gebirge durch zunehmende Spannung der Oxydation und Hydrogeniſation iſt eine ſcheinbare Trennung der Wärmeerregung und Kapacität.

Die eigenthümliche Wärme eines Körpers ſteht mit ſeiner öſtlichen oder weſtlichen Abweichung in einem geraden Verhältniſſe.

Je geringer die urſprüngliche eigenthümliche Wärme eines Körpers, deſto intenſiver in Beziehung auf ihn die Oscillation, welche, komparativ mit andern Körpern, eine gleichförmige Temperatur zwiſchen ihnen hervorrufen ſoll.

In einem jeden auch anorgiſchen Körper iſt eine urſprüngliche Identität der Wärmeerregung und Kapacität = ſeiner Temperatur, nur ſcheinbar paſſiv, und der totalen Spannung untergeordnet.

Das Erwachen der organiſchen Verhältniſſe in der Geſchichte der Erde iſt zugleich ein Hervortreten einer eigenthümlichen lebendigen Temperatur. Wo die Spannung der Oxydation und Hydrogeniſation eine innere geworden iſt, iſt es auch ihre Indifferenz, die Temperatur.

Die Intenſität der innern Spannung der Organiſation ſteht mit ihrer Abhängigkeit von der äuſsern totalen in einem umgekehrten Verhältniſſe.

Der Tages- und Jahreswechſel iſt ein Wechſel der äuſsern Spannung unter der Potenz der vorwaltenden Organiſation.

Der Tageswechſel iſt eine hervortretende innere (organiſche) Spannung in der äuſsern; daher äuſsert er ſich am ſtärkſten in den Organiſationen ſelbſt, und iſt anzuſehen als ein Wechſel zwiſchen Animaliſation und Vegetation.

Der Tag iſt eine herrſchende Animaliſation in der totalen Spannung — eine organiſche Oxydationsſpannung. Daher die Sauerſtoffentwickelung der Pflanzen und das intenſivere Leben der Thiere, welches, der innern Bedeutung nach, Eins iſt mit dem Hervortreten des Lichts und der Gewalt des individuellen Lebens des Einzelnen auf der Erde überhaupt.

Der Tag iſt ein organiſcher Wärme-Erregungsproceſs.

Die Nacht iſt die herrſchende Vegetation in der totalen Spannung, eine organiſche Hydrogeniſationsſpannung. Daher die Waſſerſtoffentwickelung der Pflanzen und das Hervortreten des vegetativen Lebens der Thiere (im Schlafe), welches, der innern Bedeutung nach, Eins iſt mit dem Verſchwinden des Lichts und dem Zurücktreten der individualiſirenden Gewalt der Erde.

Die Nacht iſt ein organiſcher Wärme-Kapacitätsproceſs.

Der Jahreswechſel iſt ein Wechſel zwiſchen der herrſchenden innern und äuſsern Spannung, zwiſchen dem Organiſchen und Anorgiſchen.

Der Winter iſt die hervortretende äuſsere Spannung: daher herrſchende Oxydation des Feſten und Hydrogeniſation der Luft. Daher auch die Erſtarrung des indifferenten Waſſers als eine noch in der organiſchen Epoche ſich zeigende Spur jener uralten Gewalt, die das Waſſer differenzirte.

Der Winter iſt ein relativ-hervortretender Wärme-Erregungsproceſs, der nur deſshalb für die einzelnen Organiſationen als Kälte erſcheint, weil ſie ſelbſt von der allgemeinen Sphäre der Wärmeerregung ergriffen ſind, und alſo mit dem Ganzen aktiv leiten.

Der Sommer iſt die hervortretende innere Spannung, daher herrſchende Oxydation der Luft und Hydrogeniſation des Feſten. Sie iſt das Analogon der organiſchen Epoche, wie der Winter dasjenige der chemiſchen.

Der Sommer iſt ein relativ-hervortretender Wärme-Kapacitätsproceſs.

Der Oxydationsproceſs des Winters und der Hydrogeniſationsproceſs des Sommers beſtimmen ſich wechſeitig, und die Sonne bewirkt nicht unmittelbar, ſondern durch den lebendigen Wechſel der Faktoren der irdiſchen Erregbarkeit, die Wärme des Sommers.

Der Gegenſatz von Tag und Nacht, Winter und Sommer, iſt für die ganze Erde von keiner Bedeutung; ein jeder Tag hat ſeine Nacht, ein jeder Winter ſeinen Sommer gegen ſich. Dieſe ſcheinbare äuſsere Spannung iſt alſo eine innere, der Gegenſatz nicht reell, und in der Identität dieſes Gegenſatzes ſelbſt wird die eigenthümliche Temperatur, oder, was daſſelbe iſt, das organiſche Leben der Erde angeſchauet.

Die höhern Thiere unterliegen am deutlichſten dem Tageswechſel, weil in ihnen der Gegenſatz von Animaliſation und Vegetation ein innerer geworden iſt; die niedern Thiere und Pflanzen unterliegen mehr dem Jahreswechſel, weil ihre Organiſation eine zum Theil innere, zum Theil äuſsere Spannung aufweiſt. Die Abhängigkeit von dem Jahreswechſel ſteht alſo mit dem Hervortreten der Individualität in einem umgekehrten Verhältniſſe.

Das Feuer iſt das Erſcheinen der individualiſirenden Thätigkeit, als einer ſolchen.

Das Erſcheinen der abſondernden Thätigkeit unter der Potenz der Maſſe (des Produkts) iſt ein bloſser Oxydation- und Wärme-Erregungsproceſs.

In den Epochen der herrſchenden äuſsern Spannung verbirgt ſich das Licht in der Maſſe. Daher keine Spur von Feuer in den alten Gebirgen.

In der Epoche der herrſchenden organiſchen Spannung erſcheint das Licht theils innerlich als Leben, theils äuſserlich als Flamme.

Das Licht kann nur erſcheinen, indem es durch Differenzen getrübt wird.

Flammen und Farben ſind nur durch das Uebergewicht der Potenz des Starren und Beweglichen von einander verſchieden. Farben ſind unendlich kleine, daher nicht bemerkliche Oscillationen des Beweglichen, von der Ruhe einer Exiſtenz bezwungen; Flammen ſind hervortretende Oscillationen des Ruhenden, von dem Beweglichen bezwungen.

Die rothen Farben und Flammen ſind wärmeerregend und oxydirend, die blauen und violetten Farben und Flammen hydrogeniſirend, und machen die Wärme relativ latent. Es iſt der hervortretende Gegenſatz des Allgemeinen und Beſondern auf der Seite der individualiſirenden Thätigkeit.

Die Farben und Flammen ſind von dem Sehen nicht verſchieden, ſo wie die Wärmeveränderungen von dem allgemeinen Gefühle der Organiſation nichts Verſchiedenes ſind. Alle Farben und Flammen bilden ein identiſches Licht, alle Wärmeveränderungen eine gemeinſchaftliche Temperatur. Es iſt die äuſsere Spannung des Getrennten, die als eine innere Spannung des ewig Vereinigten und Einen in Beziehung auf ein abgeſondertes Leben hervortritt, indem die qualitativen Differenzen ſelbſt ſich als quantitative offenbaren, und ihr gemeinſchaftliches Leben in dem Mittelpunkte eines individuellen Daſeyns gefunden haben und erkennen.

Das Feuer iſt das Erſcheinen der hervortretenden Seele der im Ganzen belebten Erde in einer individuellen Organiſation; es wird daher mit dem allgemeinen innern Sehen, als dem ideellſten Sinne, Eins.

Die Wärme iſt das Erſcheinen des hervortretenden beſeelten Leibes der ganzen Erde in einer individuellen Organiſation, die daher mit dem allgemeinen innern Gefühl, als dem reellſten Sinne, Eins wird.

8.

Das Verhältniſs der Erde zur Sonne iſt durchaus ein lebendiges, und alle Einwirkung der Sonne auf die Erde durch die eigene Erregbarkeit dieſer vermittelt. Alle Bewegungen der Erde um die Sonne und die Richtungen dieſer Bewegungen ſind alſo zugleich Bewegungen der Erde in ſich, und nichts vermag ſich auf der Erde zu regen, was nicht, indem es in ſich eigene Oscillationen einſchlieſst, zugleich der Potenz jener lebendigen Oscillationen der ganzen Erde unterläge.

Indem die Erde als ein Lebendiges angeſchauet wird, iſt, wie im Organismus, ihr Leben nur dadurch ein harmoniſches, daſs die iſolirten Funktionen, indem ſie getrennt vereinigt, indem ſie vereinigt getrennt ſind.

Die Schwere iſt durchaus für ſich, und ſchlechthin das Ganze, und es giebt nichts, was nicht in der Einheit der Schwere auch der Erde wäre. Je intenſiver die Schwere eines Einzelnen, deſto unabhängiger iſt dieſes ſelbſt von aller Veränderung, deſto tiefer, ſelbſt in der Erſcheinung, die Ruhe ſeines univerſellen Daſeyns.

Das Licht iſt durchaus für ſich und ſchlechthin das Ganze, und es giebt nichts, was nicht in der

Einheit des Lichts, auch für die Erde wäre. Je intenſiver das Licht in einem Einzelnen inwohnt, deſto unabhängiger iſt dieſes ſelbſt von aller Veränderung, deſto tiefer, ſelbſt in der Erſcheinung, die Ruhe ſeines individuellen Daſeyns.

Die Schwere und das Licht ſind ewig beiſammen als daſſelbe, aber unvermittelt, und daher giebt es keinen Uebergang von jener zu dieſem, keine endliche Geburt des in ſich Lebendigen (iſolirt-Organiſirten) aus dem univerſell-Lebendigen (ſcheinbar-Todten), und ein jeder Verſuch, das Organiſche, durch eine endliche Vermittelung, aus der Maſſe entſpringen zu laſſen, iſt jenem Grundirrthum ähnlich, der eine Anſchauung, ein Erkennen, durch Erklärungen vermitteln will, welche falſche Richtung des verirrten Verſtandes von Rechtswegen eine aequivoque Generation des Erkennens genannt werden kann.

Nicht allein der Totalorganismus, ſondern auch eine jede Sphäre der Organiſation (eine jede wahre Gattung), ſetzt, wie das Bewuſstſeyn, ſich ſelbſt ewig voraus, ſchneidet dadurch alle äuſsere Vermittelung und Begründung auf immer ab, und iſt, wo ſie iſt, ganz, alſo ewig.

Alle Oscillationen und relative qualitative Verhältniſſe der Erde gegen einander, zeigen die lebendige Relation der individuellen Erde zur Univerſalität des Planetenſyſtems (ihre Erregbarkeit), und rufen daher in allen einzelnen Theilen durch äuſsere und innere Spannung Wechſelverhältniſſe hervor, die das Bild der totalen Relation aus einem jeden Dinge zurückwirft.

Das Bild der innern Oscillation, äuſserlich angeſchauet, iſt der Chemismus.

Die Relationen des Chemismus verſchwinden in der Totalorganiſation der Erde.

Die Maſſenverhältniſſe der Erde ſtehen der Reproduktionskraft der iſolirten Organiſation, der Totalorganismus der Senſibilität, der Chemismus der Irritabilität gegenüber, und zwar ſo, daſs die Chemie der ſcheinbar-anorgiſchen Natur mit den unwillkührlichen, die Chemie der organiſchen Natur mit den willkührlichen Bewegungen des organiſchen Lebens verglichen werden kann.

Alle Bewegungen der Erde um die Sonne, und die Richtungen dieſer Bewegungen, ſind zugleich Bewegungen der Dinge gegen einander und beſtimmte Richtungen dieſer Bewegungen.

Morgen, Mittag, Abend und Nacht, Frühling, Sommer, Herbſt und Winter; die Quadruplicität der groſsen Epochen, ſind zugleich relativ-hervortretende Spannungsverhältniſſe der Erde, und indem einzelne Dinge durch wechſelſeitigen Zwang eigene Sphären der thätigen Quadruplicität bilden, müſſen ſie doch zugleich jener Potenz der gemeinſchaftlichen Oscillation relativ unterliegen.

Der Magnetismus, als das Starrſte, und die Luft, als das Beweglichſte, geben in ihrer Spannung gegen einander die leichteſten Oscillationen an, und zeigen durch die Korreſpondenz ihrer Bewegungen, daſs der uralte Bund zwiſchen dem Starren und Beweglichen und ihre äuſsere Spannung noch nicht verſchwunden iſt, ſondern alles Leben der Erde gemeinſchaftlich umſchlieſst.

Die magnetiſche Linie der Erde iſt die unbeweglichſte, und Alles, je nachdem es in die oſt-weſtliche Spannung aufgenommen worden iſt, nimmt an einer Abweichung Theil. Die Magnetnadel, die jener ſtarren Spannung unterliegt, aber zugleich, in die Atmoſphäre eingetaucht, die bewegliche Oscillation offenbaren muſs, giebt daher das ruhigſte Maaſs aller Bewegungen, weil die übrigen Dinge der Welt, von der Gewalt der Bewegungen ergriffen, das totale Maaſs mehr oder weniger verloren haben.

Der wahre Südpol der Magnetnadel zeigt nach dem ſtarren Nordpol des Totalmagneten hin, und offenbart alſo die unbeweglichſte Richtung der nördlichen Hälfte der Erde (iſt das relativ-Reducirteſte); der wahre Nordpol der Magnetnadel, als der abgeſtoſsene, alſo relativ-freie, unterliegt der Spannung der ganzen Erde, zeigt daher die öſtliche Abweichung der nördlichen Hälfte der Erde. Die ſcheinbar weſtliche Abweichung der Magnetnadel iſt alſo eine wahrhaft öſtliche der nördlichen Hälfte der Erde, deren Maaſs uns die Magnetnadel angiebt. Von der ſüdlichen Hälfte der Erde gilt alles das Geſagte völlig umgekehrt.

Die öſtliche Abweichung der nördlichen Hälfte der Erde offenbart ſich nicht allein durch die Ueberhandnahme des feſten Landes gegen Norden, ſondern auch durch allerhand merkwürdige Erſcheinungen. So iſt in unſerer ganzen chemiſchen Anſicht jene Potenz der öſtlichen Abweichung das Herrſchende. Daher die Mannichfaltigkeit der kohärenten Metalle und das Hervortreten der Trappformation gegen Norden; daher die Einſeitigkeit der Oxydation bei den kohärenten Metallen, da die nicht-kohärenten relativ-hydrogeniſirteſten auch von der Oxydation ergriffen werden; daher die Mannichfaltigkeit der Säuren gegen die wenigen Alkalien; daher endlich das beſtimmte bewundernswürdige Uebergewicht der Oxydation im Galvanismus.

Da das urſprünglich ſüdliche Princip in ſeiner Trennung richtungslos iſt, ſo zeigt ſich das Vorwalten dieſes Princips durch die Ueberhandnahme der Indifferenz gegen Süden — durch das Uebergewicht des Waſſers.

Der Winkel der Ekliptik gegen den Aequator kann als Maaſs der Spannungsverhältniſſe der Erde im Ganzen angeſehen werden. Das Minimum der Schiefe der Ekliptik zeigt die Gewalt der oſt-weſtlichen Spannung, alſo das Maximum der Abweichung und der Abnahme des Waſſers im Ganzen; das Maximum der Schiefe die Gewalt der nord-ſüdlichen Spannung, alſo das Minimum der Abweichung und das Zunehmen des Waſſers.

Die Barometerveränderungen in Verbindung mit den Thermometerveränderungen, zeigen in der Luft, wie die Abweichung der Magnetnadel auf dem feſten Lande, das Maaſs der Spannungsverhältniſſe — nur, weil hier die in unendlich groſsen Zeitmomenten, und die in unendlich kleinen oscillirenden Epochen mit allen ihren Zwiſchenſtufen auf eine verworrene Weiſe in einander greifen, auf eine undeutliche Art.

Das Steigen des Barometers beweiſt eine zunehmende Spannung ſowohl der Oxydation als Hydrogeniſation, das Sinken des Barometers eine Abnahme der Spannung oder Waſſerbildung.

Die Oscillationen des Barometers ſind deutlicher in kleinen Epochen, und wo dieſe vorwaltend ſind, verworrener in groſsen; die Abweichung der Magnetnadel iſt umgekehrt verworrener in kleinen, und deutlicher in groſsen Epochen und wo dieſe herrſchend ſind.

Die Oscillationen der Magnetnadel durch eine Abweichung von, und ein Zurückkehren zu der horizontalen Linie zeigen die Intenſität der Spannung der Nadel in ſich, das Phänomen der Abweichung überhaupt, die relative Theilnahme an dem oſt-weſtlichen Spannungswechſel der ganzen Erde, die Inklination aber, ihr Seyn in der ſtarren und unbeweglichen magnetiſchen Achſe ſelbſt. Daher zeigen ſich die erſt genannten Oscillationen in ſehr kleinen, die Oscillationen der Abweichung in gröſsern, die der Inklination in den gröſsten Momenten.

Die magnetiſche Spannung nimmt gegen beide Pole zu, und zeigt durch die Magnetnadel die noch herrſchende Metallität der ganzen Erde, die durch die Trennung des feſten Landes und der Luft und durch das dazwiſchentretende, ſich in beide einbildende Glied der Indifferenz nur relativ zurückgedrängt wird.

Da die Luft, als das abgeſonderte Richtungsloſe der Erde, einer jeden gegebenen Richtung unterliegt, ſo iſt ſie die Stätte des beweglichſten Gegenſatzes.

Unter Aequator findet das intenſivſte Hineinbilden des Lichts in der Schwere ſtatt; daher iſt die Spannung der Oxydation und Hydrogeniſation, als eine Spannung der Animaliſation und Vegetation, hier die vorwaltende.

Der Tageswechſel, als ein Wechſel zwiſchen Animaliſation und Vegetation, iſt unter Aequator der herrſchende; daher treten hier alle Phänomene des Tages am reinſten hervor, daher ſind hier die täglichen Barometerveränderungen am deutlichſten, die magnetiſchen Oscillationen weniger intenſiv.

Die gröſsere Wärme des Tages beweiſt ein relatives Hervortreten des Oxydationsproceſſes der innern Spannung, die gröſsere Kälte der Nacht ein Hervortreten der Hydrogeniſation. Das Steigen des Barometers und Thermometers von Morgen gegen Mittag beweiſt alſo eine zunehmende Spannung der Oxydation unter der Potenz des iſolirten Organismus: daher wärmeerregend für einen Jeden. Das Steigen des Barometers und Sinken des Thermometers von Abend bis gegen Mitternacht aber eine zunehmende Spannung der Hydrogeniſation unter der Potenz des iſolirten Organismus: alſo kälteerregend für einen Jeden. Das Sinken des Barometers um den Mittags- und Mitternachtspunkt iſt das Uebergehen von einem Maximum der einen Spannung zum Minimo der entgegengeſetzten: alſo ein relatives organiſches Uebergewicht der Indifferenz. Die Hitze bleibt nach Mittag, die Kälte nach Mitternacht als eine Nachvibration bei abnehmender Spannung, alſo ſelbſt mehr hervortretend, zurück. So zeigt auch die weſtliche Abweichung der Magnetnadel am Vormittag eine öſtliche Abweichung der Erde, die öſtliche Abweichung derſelben am Nachmittag die weſtliche Abweichung der Erde, das Stillſtehen der Magnetnadel um Mittag und Mittermacht aber die Indifferenz der oſt-weſtlichen Spannung, und Barometer und Magnetnadel bezeichnen auf die bedeutendſte Weiſe das Nämliche.

Im geraden Verhältniſſe mit der Entfernung vom Aequator tritt die Gewalt des Jahreswechſels, als ein Wechſel zwiſchen äuſserer und innerer Spannung, zwiſchen Leben und ſcheinbarem Tode hervor; der Tageswechſel wird aber von jenem gröſsern abhängiger. Indem der Jahreswechſel, ſcheinbar ruhend in kleinern Momenten, beweglich in gröſsern, hervortritt, regt ſich allmählig der ſtarre Gegenſatz; die Barometerveränderungen werden undeutlicher, die magnetiſchen Spannungsverhältniſſe intenſiver.

Die Erde, als ein in ſich geſchloſſenes und lebendiges Ganzes, faſst in ſich die äuſsere und innere Spannung, als Eine innere und organiſche. Die relativ-äuſsere Spannung erſcheint als eine aktive Leitung, die relativ-innere als eine lebendige Receptivität; und daher iſt die ganze Erde mit einer aktiv leitenden, ſelbſt alſo in ſich erſtarrten, Winterdecke umzogen, die in der Nähe des Aequators von der Erde am entfernteſten iſt, in gleichem Verhältniſſe aber mit der Entfernung vom Aequator ſich der Erde mehr und mehr nähert.

Die Erde bewegt ſich auf eine lebendige Weiſe um die Sonne, und die Anſicht des Gravitationsſyſtems iſt nur eine einſeitige und ſubordinirte.

Die Neigung der Erde gegen die Ekliptik, durch welche ſie der Sonne bald die eine, bald die andere Hälfte ihrer Kugel näher bringt, iſt mit ihrem innern Spannungsverhältniſs Eins. Die der Sonne näher gebrachte Hälfte entfernt relativ die aktiv leitende, in ſich erſtarrte, bleibende Winterdecke, und zeigt die hervortretende lebendige Receptivität = herrſchende Vegetation; die von der Sonne entfernte Seite zieht jene erſtarrte Decke an ſich und zeigt die hervortretende Leitung.

Die Kälte des Winters entſteht, indem Alles einer äuſsern Leitung (einer Leitung für die Totalität der Erde) unterliegt. Der Winter iſt ein hervortretender Oxydationsproceſs der Erde; daher die reine Winterſpannung der Luft (Steigen des Barometers) mit dem Sinken des Thermometers verbunden iſt, umgekehrt die Abnahme der Spannung mit dem Steigen des Thermometers. Die ſcheinbar weſtliche Abweichung der Magnetnadel im Winter zeigt die wahrhaft öſtliche Abweichung der Erde.

Die Wärme im Sommer entſteht, indem Alles ſich unter der Potenz einer innern Receptivität (einer Receptivität des Einzelnen im Ganzen) regt und gebiert. Der Sommer iſt, im Gegenſatz gegen den Winter, ein hervortretender Hydrogeniſationsproceſs, in ſich aber eine lebendige Spannung der Oxydation und Hydrogeniſation. Die reine Sommerſpannung der Luft (Steigen des Barometers) iſt mit einem Steigen des Thermometers verbunden, umgekehrt, die Abnahme der Spannung mit einem Sinken des Thermometers. Die ſcheinbar öſtliche Abweichung der Magnetnadel im Sommer zeigt eine wahrhaft weſtliche Abweichung der Erde.

Im Winter tritt die alte mächtige Spannung als eine eigene hervor; daher ſtarke Zwiſchenſtufen der Oscillation vom Maximo der Spannung bis zur Indifferenz. Die Wärmeerregung iſt hingegen nur für eine fremde Sphäre, und das Steigen des Thermometers beim Sinken des Barometers zeigt mehr eine Erſchlaffung der fortleitenden Spannung, als eine poſitive Wärmeproduktion.

Im Sommer entfaltet ſich, unter der Potenz der herrſchenden Receptivität, ein eigenes mannichfaltiges Leben, und die Gegenſätze der innern Spannung beſtimmen jener Receptivität ihr organiſches Maaſs; daher die Spannung überhaupt gemäſsigter, die Zwiſchenſtufen der Oscillation bis zur Indifferenz geringer; die Temperatur hingegen iſt erhöht, und indem die Gegenſätze des eigenthümlichen Lebens ſich auf mannichfaltige Weiſe unter einander bewegen, ſcheint hier die Wärme zu verſchwinden, dort zu entſtehen.

„Die Barometerveränderungen ſind im Winter „am ſtärkſten, im Sommer am ſchwächſten; die „Thermometerveränderungen ſind umgekehrt, im

„Sommer am ſtärkſten, im Winter am ſchwächſten.“

Das Leben im Sommer und ihr Gegenſatz, die Winterdecke, die ſich um die ganze Erde gelegt hat, beweiſt die Intenſität der Umkehrung des Verhältniſſes der Urzeit, indem die Receptivität und Hydrogeniſation auf der Erde heimiſch geworden iſt, die Spannung der Oxydation aber univerſell.

Wenn der Winter auf der nördlichen Hälfte der Erde herrſchend iſt, die Winterdecke ſich dort herabſenkt, auf der ſüdlichen alſo hebt, ſo wirft ſich die Indifferenz zwiſchen Winter und Sommer (die Regenzeit der Aequatorialgegenden) auf die ſüdliche Seite des Aequators; umgekehrt, wenn der Winter auf der ſüdlichen Seite herrſcht, auf die nördliche Seite, d. h., die Indifferenz der Waſſerbildung hält genau das organiſche Mittel zwiſchen beiden Spannungen.

Die Luft iſt organiſch, und die Oxydationsſpannung alſo kein poſitives chemiſches Hervortreten des Sauerſtoffs, ſo wenig als die Hydrogeniſationsſpannung ein chemiſches Hervortreten des Waſſerſtoffs. Der Sauerſtoff tritt nur deſshalb im Experimente hervor, weil das Experiment ſelbſt unter der Potenz des Beſondern ſteht; der Waſſerſtoff verbirgt ſich für die Vereinzelung des Experiments, und offenbart ſich nur auf eine univerſelle Weiſe.

Die Luft nimmt Alles in einer eigenthümlichen Potenz auf, d. h., ſie aſſimilirt auf eine organiſche Weiſe. Daher verſchwinden alle differente Ausdünſtungen in der Homogeneität ihres Weſens, und ſie bleibt allenthalben dieſelbe.

Die Organiſation der Luft entſpringt aus dem organiſchen Zwange der jetzigen Epoche.

Alle Waſſerbildung der Luft iſt eine relative Abnahme ihrer organiſchen Spannung.

Elektriſche Exploſion der Luft iſt ein Maximum der Thätigkeit (Feuerproduktion) und Uebergehen zum Minimo des Entgegengeſetzten, alſo mit einem relativen Durchgehen durch die Indifferenz (mit Waſſerbildung) verbunden.

Alle Witterungsveränderungen, Winde u. ſ. w. ſind organiſche Verhältniſſe der Spannungen und ihrer Indifferenzirung zu einander. Die ſcheinbare Willkührlichkeit entſteht, indem mannichfaltige, gröſsere und kleinere Oscillationen in einander eingreifen.

Die Oscillationen des Tages und Jahres ſind mit der Gewalt der iſolirten Organiſation Eins, indem die weſtliche Abweichung des urſprünglich öſtlich abweichenden nördlichen Princips, als Vegetation, und die öſtliche Abweichung des urſprünglich weſtlich abweichenden ſüdlichen Princips, als Animaliſation, der uralten Richtung widerſtrebt, ohne ſie vernichten zu können.

Je ſtärker die Epoche der Organiſation hervortrat, deſto mannichfaltiger wurden die in gröſsern Oscillationen eingeſchloſſenen kleinern — die letztern waren am undeutlichſten in der uralten chemiſchen Zeit.

Wie der Jahreswechſel eine Oscillation zwiſchen äuſserer und innerer Spannung darſtellt, ſo zeigen die gröſsern Epochen Wechſelverhältniſſe der äuſsern Spannung ſelbſt.

Die gröſsern Oscillationen offenbaren ſich durch die Ab- und Zunahme der Schiefe der Ekliptik. Auch der Tages- und Jahreswechſel iſt mit einer ſolchen, obgleich unſcheinbaren, Ab- und Zunahme verbunden.

Wie die Pole der Erde, durch die oſt-weſtliche Spannung von den magnetiſchen Polen abgewichen iſt, ſo iſt auch der Aequator der Erde von dem magnetiſchen Aequator abgewichen.

Die Ekliptik giebt das Maximum der nord-ſüdlichen Abweichung der oſt-weſtlichen, der Aequator der Erde das Maximum der oſt-weſtlichen Abweichung der nord-ſüdlichen Spannung; der magnetiſche Aequator hält das beſtimmteſte Mittel zwiſchen beiden, und der Winkel, den er mit dem Aequator bildet, beträgt alſo genau die Hälfte des Winkels der Ekliptik.

Der magnetiſche Aequator wird durch den Nullgrad der Inklination bezeichnet.

Die oscillatoriſche Bewegung des magnetiſchen Aequators geht der der Ekliptik parallel, nur iſt ſie unſcheinbarer. An dieſe Bewegung iſt die Totatität aller Abweichungs- und Inklinationsphänomene geknüpft, und ihre organiſchen Wechſelbeſtimmungen werden in ihr erſt anſchaulich.

Der magnetiſche Aequator hat eine beſtimmte Beziehung auf einen für kleinere Momente ruhenden, und nur für unendlich groſse Epochen beweglichen, alſo relativ fixirten, nördlich abweichenden Oſt-, und einen ſüdlich abweichenden Weſtpunkt.

Nachdem die Spannung der Hydrogeniſation der Erde eigen geworden, iſt die, durch die iſolirte Organiſation nur bezwungene uralte Spannung, wie vormals, noch immer beſtrebt, durch Oxydationsſpannung die alte Gewalt hervorzurufen — und das Waſſer nimmt noch immer ab.

Der Mond, indem er durch ein Uebergewicht der reducirten Maſſe in den Spannungsepochen entſtanden iſt, zeigt noch immer die am meiſten hervortretende Gewalt der Maſſe.

Was in den Spannungsepochen unter der Potenz der Indifferenz oscillirt, iſt am meiſten an die Mondsbewegungen geknüpft; daher der Zuſammenhang der Ebbe und Fluth mit den Bewegungen des Mondes.

Die hervortretende Indifferenz der Spannungen iſt relativ weſtlich, die herrſchende Differenz öſtlich; daher iſt die Sonne als ein öſtliches, der Mond als ein weſtliches Princip anzuſehen.

Ein Monat kann als ein gröſserer Tag betrachtet werden, in welchem die erſte Quadratur mit dem Vormittag, der Vollmond mit dem Mittag, die letzte Quadratur mit dem Nachmittag, und der Neumond mit der Mitternacht zuſammenfällt.

Nicht allein das Meer, ſondern alles Oscillirende der Erde, zeigt Oscillationen unter der Potenz der herrſchenden Indifferenz; daher die Abhängigkeit der Witterung, der Organiſationen, kurz alles Lebens von dem Mondswechſel.

Alle Oscillationen unter der Potenz des Mondes, mit herrſchender Indifferenz, ſind an dem beweglichen Mittags- und Mitternachtspunkt erkennbar; Alles, was unter der Potenz der Sonne, mit herrſchender Differenz oscillirt, an dem fixirten Mittags- und Mitternachtspunkte.

Alle Waſſerbildung zeigt die Gewalt des Mondes.

Es giebt auch gröſsere Mondsepochen. Die achtzehnjährige Nutationsepoche iſt eine ſolche gröſsere Mondsepoche.

Die Mondsepoche verbindet die kleinern und am meiſten der innern Spannung unterliegenden Sonnenepochen mit den gröſsern, in welchen die äuſsere Spannung die herrſchende iſt. So verbindet der Monat den Tag mit dem Jahre, ſo verbindet die achtzehnjährige Nutationsepoche das Jahr mit den gröſsern Sonnenepochen.

Auch in den Mondsepochen iſt ein Wechſel von Oxydation, Hydrogeniſation und Indifferenz, nur unter der gemeinſchaftlichen Potenz der Indifferenz. Daher die Ab- und Zunahme des Winkels der Ekliptik und die ihr geſetzmäſsig entſprechende, mit der Abnahme jenes Winkels zunehmende und mit der Zunahme deſſelben abnehmende Abweichung der Magnetnadel.

Die ſeit faſt hundertundfunfzig Jahren herrſchende ſcheinbar weſtliche Abweichung der Magnetnadel beweiſt eine öſtliche Abweichung der Erde, oder eine durch alle kleinere Oscillationen ſich durchwindende, allmählig zunehmende Spannung der Oxydation für das feſte Land, die mit der noch immer herrſchenden Abnahme des Waſſers Eins iſt.

Die Epochen der Oscillation im Ganzen, ihre Dauer und die Intenſität ihrer Spannung laſſen ſich nicht aus der Beobachtung der Abweichung an einzelnen Orten, wo ſie durch das relative Verhältniſs zu den magnetiſchen und elektriſchen Parallelkreiſen und den Polen, bald gröſser, bald kleiner, bald ſchneller, bald langſamer oscillirend erſcheinen kann, ſondern nur aus einer gemeinſchaftlichen Beziehung aller auf die Bewegung des magnetiſchen Aequators beurtheilen.

Auch die gröſsern Sonnenepochen haben durch eine allgemeine weſtliche Abweichung des feſten Landes den Durchgangspunkt der zunehmenden Indifferenz hervorgerufen. Daher die bedeutenden Waſſerfluthen der frühern Zeit und die Bildung der aufgeſchwemmten Gebirge.

Die Geſchichte zeigt zwei groſse Epochen, eine frühere der herrſchenden Indifferenz, und eine ſpätere der noch dauernden hervortretenden Differenz; jene durch die Gewalt des Waſſers, dieſe durch die Gewalt des Feuers bezeichnet.

Die in den kürzeſten Zeitmomenten eingeſchloſſenen Oscillationen äuſsern ſich nur in der Luft (wie die täglichen) die in gröſsern im Waſſer, indem es friert und ſchmilzt (die jährlichen); die in gröſsern Zeitmomenten hervortretenden oscilliren auch zum Theil das feſte Land.

Das Beweglichſte, am leichteſten Oscillirende des feſten Landes, iſt bezeichnet durch dasjenige, was in der relativen Kohärenz des Erſtarrten am meiſten weſtlich abgewichen iſt, d. h., durch das Reſiduum vergangener Vegetation; durch die Steinkohlengebirge. Daher in dieſen vorzüglich die Stätte der Erdbeben, der vulkaniſchen Eruptionen und aller Aeuſserungen intenſiv hervortretender Oxydation.

Die warmen Quellen, die aus Steinkohlengebirgen ihren Urſprung haben, beweiſen eine immer fortdauernde Oscillation dieſer Gebirge, ohne daſs ſie immer in einer beſtimmten Oxydation herüberginge. Nur aus einer ſolchen lebendigen, wenn gleich äuſserlich nicht ſichtbaren, Oscillation, läſst ſich die in langen Epochen fortdauernde, ſich immer gleichbleibende Temperatur ſolcher Quellen begreifen.

Vulkaniſche Eruptionen, Erdbrände und Erdbeben haben ſowohl als die feurigen Meteore der Luft ihre beſtimmten Epochen, die als Epochen hervorſtechender Oxydationsſpannung angeſehen werden müſſen.

Wo die oſt-weſtliche Richtung die herrſchende iſt, wird der Gegenſatz der Waſſer- und Feuerproduktion lebendiger. Daher in den Aequatorialgegenden häufige Gewitter und plötzliche Regengüſſe. Wo der ſtarre Gegenſatz vorwaltet, iſt die Natur gegen Waſſer- und Feuerproduktionen indifferenter, die Intenſität beider geringer, die Abwechſelung gedehnter. Daher in den nördlichen Gegenden die Nordlichter und der Nebel.

Die gröſsern Sonnenepochen ſind zugleich mit klimatiſchen Veränderungen der Gegenden der Erde verbunden, indem durch die Ab- und Zunahme der Schiefe der Ekliptik das relative Verhältniſs der oſt-weſtlichen zur nord-ſüdlichen Spannung ein anderes wird.

Die öſtlichen Länder der alten Geſchichte und die Gegenden des ſüdlichen Europa's haben durch eine öſtliche Abweichung an Wärme zugenommen, die nord-weſtlichen Länder Nordamerika's, indem ſie durch die nämliche Oscillation, in die nord-ſüdlichen Spannung hineingetreten, ſind kälter geworden.

In der vorgeſchichtlichen Zeit, wo die Gewalt der äuſsern Spannung mächtiger war, waren auch alle Oscillationen der ganzen Erde ſtärker. Daher jene Spuren vergangener ſüdlicher Organiſation in den nördlichen Ländern.

Die Bildungsepochen der Erde waren zugleich die Bildungsepochen des ganzen Planetenſyſtems, und eine jede hervortretende Differenz der Oscillation fand ihr Maaſs in einem andern Planeten. So wie die Planeten in ſich organiſcher wurden, nahm die äuſsere Gewalt der Planeten, ihr äuſseres Spannungsverhältniſs gegen einander ab, und wurde gemäſsigter. Daher kann die Aſtronomie, die unter der Potenz eines gegebenen organiſchen Spannungsverhältniſſes der Planeten gegen einander, beobachtet, den Maaſsſtab für die Oscillationen jener gröſsern Epochen nicht aufweiſen.

Das Gravitationsſyſtem iſt allein organiſch zu begreifen, und das Perturbationsſyſtem zeigt die noch übriggebliebenen Spuren der äuſsern Spannung der Planeten gegen einander.

Die Planeten ſind die relativ-organiſchen, die Kometen die relativ-anorgiſchen Weltkörper; in jenen iſt die innere, in dieſen die äuſsere Spannung vorwaltend.

Alle Oscillationen zeigen nur das relative Hervortreten der Sonnennähe oder Sonnenferne der Dinge; eine jede Epoche iſt, in ſich geſchloſſen, nicht eine Differenz, ſondern Identität, keine äuſsere, ſondern eine innere Spannung; — die Differenz iſt nur für eine gröſsere oder kleinere Zeit, für die ganze Epoche aber die Harmonie der ganzen durch den Umlauf zurückgelegten Räume.

Der iſolirte Organismus ſchlieſst in ſich alle Oscillationen der ganzen Erde, nur ſo, daſs der Rhythmus des Umlaufs aller Oscillationen, d. h., die Einheit der Gegenſätze, das unmittelbar-Gegebene iſt; daher die nach innen geworfene Unendlichkeit aller Spannungen und Verhältniſſe, die in dem Weltkörper und im Univerſum bis ins Unendliche auseinandergelegt und entfaltet ſind.

Der organiſche Rhythmus aller Spannungsverhältniſſe der Erde läſst ſich in den ihnen entſprechenden kosmiſchen Bewegungen der Erde ſchauen. So fällt die tägliche Bewegung mit der Bewegung der Erde um ihre Achſe (ihre lebendige Bewegung in ſich) zuſammen, der Jahreswechſel mit der Bewegung der Erde um die Sonne, durch welche ſie bald mehr in der Sonne (organiſcher), bald mehr in der Maſſe (anorgiſcher) iſt, und die gröſsern Epochen mit dem Spannungsverhältniſſe aller Planeten unter ſich (das Uebergewicht der äuſsern Spannung auf einem jeden Planeten wie im ganzen Syſtem) durch die Ab- und Zunahme der Schiefe der Ekliptik. Endlich iſt es wahrſcheinlich, daſs das Fortrücken der magnetiſchen Knoten (der Durchſchnittspunkte des magnetiſchen und Erdäquators) mit dem Fortrücken der Apſidenpunkte zuſammenfällt und eine telluriſche und kosmiſche Epoche bildet, deren Oscillationen, in einer endlichen Zeit kaum bemerkbar, tiefere Blicke in die Bildungsgeſchichte der Erde noch enthüllen mögen.

Alle Verhältniſſe des Univerſums ſtellen in jedem Momente die ewige Organiſation in einem unendlichen Raume dar. Ein jedes äuſsère Spannungsverhältniſs der Erde ſtellt die ewige Organiſation (die Idee), nur in einer unendlichen Zeit, dar. Nur die dimenſionsloſe Vernunft vermag das ewig-Ruhende des Raums und das ewig-Bewegliche der Zeit als Eins zuſammenzufaſſen, und ſo in der Natur nichts als die in ſich ſelbſt lebendige, unwandelbare Idee zu ſchauen.

9.

Durch die allgemeine organiſche Spannung iſt in einer jeden iſolirten Organiſation die innere Spannung zugleich eine äuſsere; — die innere begründet das abgeſonderte Leben — die organiſche äuſsere das allgemeine Leben, und beide ſind durchaus Eins. Nun iſt das Leben, unter der Potenz der Univerſalität, in welchem die äuſsere Spannung ſelbſt als eine innere erſcheint, die Vegetation; das Leben, unter der Potenz der Individualität, in welchem die innere Spannung als eine äuſsere erſcheint, die Animaliſation, ſo daſs die Quelle des vegetativen Lebens in der relativ-getrennten Univerſalität, die Quelle des animaliſchen Lebens in der iſolirten Organiſation ſelbſt begründet ſcheint. Was aber in ſich ſelbſt begründet iſt, iſt ewig; daher iſt ein jeder Typus der Organiſation ewig, und man kann von ihr nicht als von einem Entgegengeſetzten und in ihr von keinem Gegenſatze ſprechen; ſelbſt jene innere Spannung iſt nur Schein, und die beſtimmte Form der Organe in einer jeden Organiſation, druckt das ruhige, unwandelbare Zuſammenſeyn des Getrennten in der Vereinigung, und umgekehrt, aus. Dasjenige, was in einem lebendigen Leben iſt, iſt alſo ſchlechthin ewig, in ſich begründet, unabhängig; auch die beſtimmte Form des Lebens, als von dieſem unzertrennbar, iſt unwandelbar und keinem Wechſel unterworfen. Nur das Leben, inſofern es erſcheint, iſt, indem es in ſich iſt, doch auch nicht in ſich, ſondern in jener Totalität aller Erſcheinungen, die, durch den wechſelſeitigen Zwang ſich als eine ſolche ſetzend, den Zwang ſelbſt, den Schein und die äuſsere Abhängigkeit der Dinge wieder vernichtet, und durch das lebendige Seyn des Ganzen auch das des Einzelnen wiederherſtellt. So wie alſo in der Organiſation Alles Ruhe, Aufhebung aller Gegenſätze, unwandelbares Daſeyn ausdruckt, ſo iſt für den Schein Alles beweglich, Alles Wechſel der Gegenſätze, Alles veränderlich, in jedem unendlich kleinen Momente bis in die unendlichſte Tiefe des Daſeyns, in jeder gröſsern Epoche auch für immer gröſsere Sphären der Organiſation; und jener Schein des Werdenden und Beweglichen iſt eben die Offenbarung des ewig-Ruhenden und nie Veränderlichen, weil es die unmittelbarſte Anſchauung der Relativität aller Gegenſätze und der Nichtrealität alles Wechſels iſt.

Durch das erſcheinende Daſeyn wird die Animaliſation und Vegetation auseinander gehalten, doch ſo, daſs in beiden beides eingebildet iſt.

Das Graduelle in der Fortbildung der Organiſation iſt nur für den Schein; an ſich ſind alle Grade als eine Potenz in einer jeden Organiſation, und in einem jeden Organ einer jeden Organiſation geſetzt.

Durch das erſcheinende Daſeyn wird auch in einem jeden eigenthümlichen Typus der Organiſation der Gegenſatz der Animaliſation und Vegetation geſetzt, und, wie im Totalorganismus, durch das Leben an ſich wieder vernichtet.

Das Vegetative (die Reproduktion) erſcheint mit äuſserer Mannichfaltigkeit der Organe (der Produkte) und innerer Einheit der Funktionen, das Animaliſche (die Senſibilität) mit äuſserer Einheit der Organe und innerer Mannichfaltigkeit der Funktionen.

Organiſation der Funktionen iſt Animaliſation; Organiſation der Produkte, Vegetation.

Wo die Senſibilität herrſcht, iſt die Receptivität äuſserlich und die Thätigkeit innerlich; wo die Reproduktion herrſcht, umgekehrt: die Thätigkeit äuſserlich, und die Receptivität innerlich.

Wo die Senſibilität hervortritt, iſt relative Ruhe des individuellen Daſeyns; daher die Ruhe der Sinne in ihrer äuſsern Empfänglichkeit.

Wo die Reproduktion hervortritt, iſt relative Ruhe des univerſellen Daſeyns; daher die Ruhe des Pflanzenlebens in ſeiner innern Empfänglichkeit.

Die Irritabilität iſt das Hineinbilden der Senſibilität in die Reproduktion, und umgekehrt. Sie erſcheint daher in beiden Potenzen der Organiſation, und wird, indem ſie *in* den Oscillationen dieſe ſelbſt vernichtet, und ſo das Ewige in ſich begründete Daſeyn derſelben offenbart, *Erregbarkeit.*

Die Erregbarkeit iſt dasjenige der Organiſation, was an keinem Wechſel Theil nimmt, das Relationloſe in allen Relationen.

Eine jede Sphäre des Totalorganismus hat ihre beſtimmte Erregbarkeit, ein jedes Organ der Sphäre ebenfalls; nur iſt hierbei an nichts Graduelles zu denken. Das Graduelle iſt nur für den Schein. Wenn man daher von überwiegender Reproduktion oder Vegetation der niedern Thiere oder einzelner Syſteme beſtimmter Sphären, von überwiegender Senſibilität oder Animaliſation der höhern Thiere oder einzelner Syſteme ſpricht, ſo gilt dieſer Gegenſatz weder für den Totalorganismus, noch für die beſtimmte Sphäre; er iſt vielmehr in beiden ſchlechthin vernichtet.

Die erſcheinende Organiſation tritt als ein einzelnes, von ihrer Sphäre relativ-Getrenntes in eine beſtimmte Relation gegen dieſe, und ſetzt die ganze, in ſich organiſche und ewige Sphäre als ein in einer unendlichen Menge Relativitäten Auseinandergehaltenes, und zwar ſo, daſs eben die Unendlichkeit der Relationen, die *mit* einer jeden und deſshalb auch *in* einer jeden geſetzt iſt, das Relationloſe nicht durch Vermittelung oder Approximation, ſondern unmittelbar entfaltet. Die durch die Einzelnheit getrübte Sphäre entdeckt ferner in dieſem relativ-Abgeſonderten ihre eigene ſcheinbare Relativität, und indem das Beſondere als ein Abweichendes in der Sphäre erſcheint, erſcheint auch die ganze Sphäre in ihm getrübt, und nur als ein dem Totalorganismus relativ-Entgegengeſetztes; aber ſelbſt der Totalorganismus, indem er nur in dem Zuſammenſeyn der Einzelnheiten geſchauet wird, tritt als ein dem Anorgiſchen relativ-Entgegengeſetztes hervor. Ferner, wie durch dieſe ſcheinbare Abſonderung des Einzelnen vom Ganzen, in immer gröſsern Sphären das Ganze als ein relativ-Abgeſondertes hervortritt, ſo wirft ſich auch das Trübende des erſcheinenden Gegenſatzes bis ins Unendliche nach innen, und das im Weſen der Organiſation ewig harmoniſche Zuſammenſeyn aller Organe, als für ſich Seyender und in ſich Begründeter, erſcheint als eine innere Spannung, die Organe ſelbſt als ſich relativ entgegengeſetzt; und gilt dieſes nicht allein für alle Organe unter ſich, ſondern auch für ein jedes Syſtem der Organe wieder: nur dann, wenn der Schein der Beziehungen einmal in die Organiſation geworfen iſt, wird nicht allein das Ganze der einzelnen Organiſation auf das Ganze des Totalorganismus bezogen, ſondern auch ein jedes Organ und eine jede unendlich kleine Oscillation des einzelnen

Lebens tritt auch in eine beſtimmte Beziehung gegen ein jedes Organ, und eine jede unendlich kleine Oscillation in einer jeden ändern Organiſation aller Sphären. Durch dieſe innige Verknüpfung und geſetzmäſsige Anordnung, durch welche nicht allein die ganze Organiſation, ſondern auch eine jede Form derſelben bis ins unendlich Kleinſte, als bloſs ſeyend, im Ganzen geſchauet wird, erſcheint das Qualitative abſolut Getrennte als ein Quantitatives, in dem Ganzen nothwendig-Seyendes, das getrübte Ganze reſtituirt ſich auf dieſe Weiſe ſelbſt, und was das individuelle Daſeyn des Einzelnen durchaus zu vernichten drohte, ſichert es eben, indem der Schein ſich ſelbſt vernichtet.

Der Gegenſatz, der im Totalorganismus erſcheint und wieder in jeder Organiſation bis ins unendlich-Kleinſte, iſt ſelbſt ein organiſcher, alles in ſich faſſender, und der Schein des Gegenſatzes vernichtet ſich nicht allein im Ganzen, ſondern aus im Einzelnen bis ins unendlich-Kleinſte.

Indem ſich die Vegetation als hervortretender Kohlenſtoff und zurückgedrängter Stickſtoff, hervortretende Hydrogeniſation und zurückgedrängte Oxydation, die Animaliſation aber, als hervortreten der Stickſtoff und zurückgedrängter Kohlenſtoff, hervortretende Oxydation und zurückgedrängte Hydrogeniſation zeigt, verlieren die Stoffe die Bedeutung, die ſie in der relativen Trennung und äuſsern Spannung gehabt haben, ganz. Eine jede Spannung iſt eine Spannung der relativen Identität des Starren und Beweglichen, und an irgend etwas Chemiſches, oder was mit dieſem ſich auf irgend eine Weiſe vergleichen lieſse, iſt durchaus nicht zu denken.

Die Senſibilität iſt das Vorbild der Reflexion; die Erregbarkeit das Vorbild des Bewuſstſeyns.

Wie ſich Bewuſstſeyn zum Gefühl verhält — in welchem ſich die Reflexion relativ verliert — verhält ſich die Animaliſation zur Vegetation.

Die ſichtbare leibliche Organiſation enthält alle Potenzen der unſichtbaren, iſt durchaus vegetativ und durchaus animaliſch zugleich.

Auch die Pflanzen ſind thieriſch, nur nicht in der Trennung des Erſcheinens. Die Potenz der Animaliſation iſt für die Pflanzen in der animaliſchen Spannung des Tages.

Das differenzirte Licht, der bewegliche Gegenſatz, iſt die Auſsenwelt der Pflanzen; die differenzirte Schwere (die Maſſe) die Auſsenwelt der Thiere.

Das Knochen- und Hautſyſtem ſind die organiſchen Repräſentanten des ſtarren Gegenſatzes: jenes unter der Potenz der Linie, dieſes unter der Potenz der Fläche; daher lebendiger.

Das Muskel- und cellulöſe Syſtem bilden in der Maſſe den beweglichen Gegenſatz; jenes als Differenz, dieſes als Indifferenz.

Das einſaugende und aushauchende Syſtem auf der einen, und das arterielle und venöſe Syſtem auf der andern Seite, zeigen die lebendige (animaliſche) Indifferenz; jenes von der Ruhe des vegetativen Seyns bezwungen, dieſes, indem das Seyn ſelbſt in ein höheres Werden — die unmittelbare Offenbarung eines höhern Seyns — aufgenommen wird.

Das Nervenſyſtem ſtellt das Thieriſche im Thiere, die relativ gröſste Ueberwindung der Maſſe dar, die gröſste äuſsere Indifferenz der Form und Bewegung, und die gröſste innere Differenz, alſo die unmittelbare Eröffnung einer unſichtbaren Welt.

Alle Syſteme kommen in allen Organen vor, bis ins Unendliche; nur das Nerven- und Knochenſyſtem, als die relativ-entgegengeſetzteſten, und das Muskelſyſtem, als das äuſserlich-beweglichſte, ſondern ſich relativ ab in den höhern Organiſationen. Die innere Spannung der Organiſation iſt zwiſchen individueller und univerſeller Funktion überhaupt.

Die univerſellen Funktionen haben ihren individuellen Kontrapunkt in der Totalität der Erde;

daher hier die hervortretenden Oscillationen. Die univerſellen Funktionen bewegen ſich mit den Oscillationen der Totalität; in den Organen herrſcht relative Ruhe.

Die individuellen Funktionen haben ihren univerſellen Kontrapunkt in der Totalität der Erde; daher in ihnen ſelbſt die hervortretenden Oscillationen. Die individuellen Funktionen bewegen ſich unabhängig von den Oscillationen der Totalität.

Was die Funktion individualiſirt, individualiſirt auch das Organ.

Alles Univerſelle des Organismus wirft ſich nach auſsen, um ſein inneres Seyn in der Totalität zu finden. Daher das Aeuſserlichwerden aller Organe der Vegetation, das Suchen nach Licht.

Alles Individuelle des Organismus wirft ſich nach innen, um ſein inneres Leben in ſich ſelbſt zu finden. Daher die innere Differenz, das abgeſonderte Seyn, und die äuſsere Indifferenz der Animaliſation.

In den univerſellen Organen verlieren ſich alle Funktionen in einander. Die individuellen Organe trennen die Funktionen von einander.

Das Knochenſyſtem iſt das relativ-Individualiſirte, das Hautſyſtem das Univerſelle — jenes nach innen gedrängt, dieſes äuſserlich. Daher ſind bei den Pflanzen beide vereinigt. Das Gehäuſe der Würmer läſst ſich nur uneigentlich Knochenſyſtem nennen, denn es iſt ohne Gegenſatz von Hautſyſtem. Es iſt ein Hautſyſtem, was der Knochenbildung unterliegt. Die Bedeckung der Inſekten läſst ſich ebenfalls nur uneigentlich ein Knochenſyſtem nennen. Es iſt eine Knochenbildung, die dem Hautſyſtem unterliegt; daher jenes der Würmer anorgiſcher und ſtarrer, dieſes der Inſekten organiſcher und beweglicher.

Das Muskelſyſtem iſt am meiſten ausgebildet, da, wo das Knochenſyſtem ein inneres, individuelles geworden iſt, im Gegenſatz gegen das Hautſyſtem als ein äuſseres. Es iſt die lebendige Oscillation zwiſchen der Längendimenſion der Knochen und der Breitedimenſion der Haut. Daher die ſtarren Faſern bei den Pflanzen, weil Haut- und Knochenſyſtem bei ihnen als Eins ſind; daher die gallertartigen Faſern bei den Würmern, weil bei ihnen das Hautſyſtem ſich in die ſtarre Knochenbildung verliert; daher immer beweglichere Faſern bei den Inſekten, weil bei ihnen ſich die ſtarre Knochenbildung in eine bewegliche, aber äuſsere Hautbildung verliert; daher endlich bei den höhern Thieren das am meiſten ausgebildete Muskelſyſtem.

Das einſaugende und aushauchende Syſtem iſt die lebendige Differenz des celluloſen Syſtems, in welches ſich alle innere Oscillationen in einem äuſserlich indifferenten Produkte verlieren. Dieſe Syſteme ſtellen die Indifferenz der Reſpiration und Ernährung des Produkts und der Oscillationen dar. Je mehr ſich Haut-, Knochen- und Muskelſyſtem trennen, deſto deutlicher tritt dieſe Indifferenz im Gegenſatz gegen die Differenzen hervor. In den höhern Thieren regt ſich auch der Gegenſatz in den Funktionen des einſaugenden und aushauchenden Syſtems. Die lymphatiſchen Drüſen und ihr Mittelpunkt, der Bruſtgang, ſtellen das Maximum der Individualität dieſes dunkeln Gegenſatzes dar.

Die ganze Organiſation der Pflanzen beſteht aus Haut, ſtarren Faſern, dem Zellgewebe und einſaugenden und aushauchenden Gefäſsen. Das hervortretende Zellgewebe mit den einſaugenden Gefäſsen bilden ſich in der Wurzel aus, der ſtarre Gegenſatz nimmt in dem Stamme überhand, das Hautſyſtem mit den aushauchenden Gefäſsen tritt in den Blättern hervor, ſo daſs relativ die Wurzel die äuſserlich gewordene Ernährung und den innern Gegenſatz, der ſich in Indifferenz verliert, darſtellt (daher die homogene Struktur der Wurzel), der Stamm das Hervortreten des innern Gegenſatzes als einen äuſsern zeigt (daher die Starrheit), die Blätter die relativ ſich äuſsernde Beweglichkeit des Gegenſatzes (daher die dichotome Anaſtomoſe in ihrer Struktur). Die Blätter ſind die Flügel der Pflanzen. In den Blumen zeigt der Kelch die Aufnahme des Stamms in die Blätter (daher das hervortretende Starre), die Blumenblätter die Aufnahme der Wurzel in die Blätter (daher die Sekretionen, die Nektarien, die mit ihnen verbunden ſind), die Generationsorgane endlich die Aufnahme von Allem in Alles und die höchſte Individualiſirung, und zwar in den männlichen Blüthen relativ mehr auf der Seite des Stamms und des ſtarren Gegenſatzes, auf der weiblichen mehr auf der Seite der Blätter und des beweglichen Gegenſatzes; denn in den Pflanzen iſt das Weibliche das am meiſten Individualiſirte.

Der Gegenſatz von Reſpiration und Nahrung iſt bei den Pflanzen im höchſten Grade undeutlich, und das Pflanzenleben in ſeiner relativen Differenz als die höchſte Indifferenz aller Funktionen anzuſehen. Daher iſt hier auch die Senſation eine durchaus univerſelle. Die Blätter ſind zugleich Organe der Ernährung, die Wurzel Organe der Reſpiration, und die Funktionen, wie die Organe, nirgends individualiſirt.

Die ſtarke Reproduktion (die Generationsfähigkeit eines jeden Organs der Pflanzen) iſt mit dem univerſellen Typus ihres Daſeyns Eins.

Bei den Pflanzen iſt die animaliſche Potenz die univerſelle. Bei den Thieren iſt die animaliſche Potenz, inſofern ſie in der Erſcheinung eine ſtufenweiſe Fortbildung offenbaren, immer nur relativ, und zum Theil eine innere, wodurch ſich die Intenſität ihres erſcheinenden animaliſchen Lebens darſtellt, zum Theil eine äuſsere, univerſelle, wodurch ihr Seyn im Totalorganismus begründet wird. Daher ſehen wir in den Pflanzen nicht die Potenzen des animaliſchen Lebens, wohl aber in den Thieren die Potenzen des vegetativen, und eine jede individualiſirte Funktion hat ihren Kontrapunkt in einer univerſellen, in welcher die individuelle Abſonderung relativ verſchwindet.

Die Ernährung iſt diejenige animaliſche Funktion, die der vegetativen am nächſten ſteht. Es iſt die Aſſimilation, aber unter der Potenz der Maſſe.

Die Würmer individualiſiren die Nahrung; daher alles Animaliſche an ihnen in der Potenz des Vegetativen.

Das Nervenſyſtem, als die bezwungene Differenz der Maſſe und hervortretende Differenz der individualiſirenden Funktionen, zeigt, wie alles Erſcheinende, eine urſprüngliche Spannung: diejenige, in welcher es der äuſsern Mannichfaltigkeit der Maſſe relativ unterliegt (die univerſelle), durch das gangliöſe Syſtem; diejenige, in welcher die Mannichfaltigkeit animaliſcher Funktionen herrſchend iſt (die individuelle), durch das Hirnſyſtem.

Die Animaliſation iſt ſchlechthin maſſenlos, und eben hierin liegt der Grund, daſs die Maſſe, als ſolche, in eine relative Spannung gegen das Thier tritt, und zwar intenſiver, je animaliſcher es iſt.

Bei den Würmern iſt das gangliöſe Syſtem das durchaus vorwaltende.

Das Knochenſyſtem der Würmer ſteht mit ihrem individuellen Leben in einer relativ-äuſsern Spannung; daher die todte Natur ihrer Gehäuſe (hydrogeniſirter Stickſtoff, der ſich, wie in den Gebirgen, ſofort neutraliſirt). Dieſer todten äuſsern Differenz gegenüber, ſtellt ſich das Indifferente ihrer Organiſation. In dem Maaſse, als ein Lebendiges (hornartig-Vegetatives) die Schaale durchdringt, individualiſirt ſich ihr Leben, geht die äuſsere Spannung in eine innere über.

Die Sepien zeigen das Maximum der Ausbildung des gangliöſen Syſtems; daher die dunkle Aeuſserung der Sinne bei dieſen Thieren.

Die Reſpiration iſt diejenige animaliſche Funktion, die als eine relativ-univerſelle der Animaliſation relativ am nächſten liegt. Es iſt die Animaliſation der Luft unter der Potenz des Beweglichen.

Die Inſekten individualiſiren die Reſpiration als eine relativ-univerſelle Funktion.

Wie feſtes Land zur Luft, verhalten ſich die Inſekten zu den Pflanzen: jene, Oxydation des

Stickſtoffs, dieſe, Hydrogeniſation des Kohlenſtoffs. Die Würmer und niedrigſten Pflanzen bilden die Indifferenz zwiſchen beiden. Daher das dumpfe Waſſerleben der Würmer und Schwämme, und ihre gehemmte Entwickelung.

Der äuſsere anorgiſche Abſatz der Inſekten (ihre hornartige Bedeckung) iſt ſelbſt vegetativ; daher hervortretender Kohlenſtoff und Kombuſtibilität, und ſie zeigen diejenige Spannung in ſich, die in der erwachenden organiſchen Epoche hervortrat. Die Hydrogeniſation ihrer Bedeckung ſteht mit ihrer lebendigen Spannung in einem geraden Verhältniſs.

Wie die erwachten individuellen Produkte in den Gebirgen ihre univerſellen Kontrapunkte in der Luft haben, haben die organiſchen, der Maſſe unterliegenden, univerſellen Funktionen der Vegetation umgekehrt ihre organiſchen individuellen Kontrapunkte in der Organiſation eigenthümlicher Inſekten. Daher die genaue Verbindung zwiſchen Inſekten und Pflanzen.

Durch das Individualiſiren des Allgemeinſten (der Luft) im Gegenſatze gegen das Univerſaliſiren des Beſondern in der Vegetation, muſs ſelbſt in der Maſſe die äuſsere Spannung verſchwinden (durch Homogeneität) und die innere Spannung offenbar werden (durch Symmetrie). Das Rückenmark iſt die erſte ſymmetriſche Trennung, und die Beziehung aller äuſsern Spannungsverhältniſſe auf eine ſchlechthin innere.

Je ſymmetriſcher die Geſtalt, deſto abhängiger das Leben des Einzelnen von der Totalität der individuellen Bildung dem Scheine nach, d. h., deſto gediegener das Seyn des Einzelnen im Ganzen, alſo deſto ſchwächer die Reproduktion.

Die Inſekten individualiſiren die Reſpiration, die Würmer die Ernährung, aber auf eine univerſelle Weiſe, in relativer Trennung; daher bei jenen die Luft ſelbſt, als ſolche, das innerlich Oscillirende, bei dieſen das Waſſer — bei beiden aber das Uebergewicht aller univerſellen Funktionen.

Die höhern Thiere aſſimiliren nicht bloſs, wie die Pflanzen, das Starre, oder, wie die Inſekten, das Bewegliche, ſondern vielmehr das Vegetative ſelbſt. Durch das Blutſyſtem iſt die äuſsere Spannung der Luft eine innere geworden, nicht bloſs *durch* die Organiſation — wo dann die innere Spannung zugleich eine relativ-äuſsere iſt, wie bei den Inſekten — ſondern *in* der Organiſation, ſo daſs ſie für dieſe nur iſt, indem ſie, als eine innere, iſolirt organiſirte auftritt. Das Herz iſt der Centralpunkt des innerlich gewordenen vegetativen Lebens und der Kontrapunkt des Gehirns. Je innerlicher alle univerſelle Funktionen werden in jenem, deſto äuſserlicher werden alle individuelle Funktionen in dieſem.

Die Arterien zeigen die individuelle Spannung, die Venen die univerſelle. Daher in jenen das Objektivwerden der innern Spannung ſelbſt.

In den Verdauungsorganen ſind die Ganglien und das venöſe Syſtem, in den ſenſitiven das Gehirn und das arterielle Syſtem vorwaltend.

Muskeln in der Potenz des gangliöſen Syſtems, ſind unwillkührliche; Muskeln, unter der Potenz des Hirnſyſtems, willkührliche Muskeln.

Bei den Fiſchen und Amphibien iſt das Muskelſyſtem relativ zurückgedrängt, das cellulöſe und lymphatiſche Syſtem hervortretend; das arterielle Syſtem weniger, das venöſe mehr ausgebildet. Daher die geringere innere Spannung, das kalte Blut, das träge Daſeyn.

Bei den Vögeln iſt das Muskelſyſtem hervortretend, das arterielle Syſtem herrſchend; daher die Beweglichkeit, die Stärke der innern Spannung, das warme Blut.

Die Fiſche verhalten ſich zu den Vögeln, wie die Würmer zu den Inſekten.

Bei den Säugthieren herrſcht das relativ-gröſste Gleichgewicht des gangliöſen und Hirnſyſtems, des arteriellen und venöſen Syſtems, d. h., die gröſste Aſſimilation der Vegetation.

Je höher die Animaliſation, deſto innerlicher alle äuſsere, deſto äuſserlicher (offenbarer) alle innere Spannungen.

Indem das Knochenſyſtem, als das relativ am meiſten überwundene und oxydirte nach innen, das Hautſyſtem, als das relativ am meiſten hydrogeniſirte und abhängige nach auſsen gedrängt iſt, oscilliren alle Funktionen nach innen individualiſirend, ſich von einander ſondernd, oxydirend; nach auſsen univerſaliſirend, ſich in einander verlierend, hydrogeniſirend. So haben die individuellen Organe der Verdauung relativ gegen ſich die univerſellen der einſaugenden und aushauchenden Organe, ſo die individuellen Organe der Reſpiration die univerſellen der allgemeinen Perſpiration. Was aber innerlich in den Organen und Funktionen geſondert iſt, iſt äuſserlich, wie in den Pflanzen, ununterſcheidbar, und allgemeine Perſpiration und allgemeine Ernährung iſt Eins.

Die Animaliſation iſt mit dem Objektivwerden des Innern Eins. Die Offenbarung des Innern iſt Senſation. Keine Animaliſation ohne Senſation.

Senſation unter der Potenz der Univerſalität iſt Gefühl; Senſation unter der Potenz der Individualität, Bewuſstſeyn.

Was von der erſcheinenden Organiſation im Ganzen gilt, gilt auch für die Sinne. Die Stufenfolge ihrer Fortbildung iſt nur für den Schein, und alle bilden einen Totalorganismus der Senſationen. Wie die Vegetation von der Animaliſation, iſt das Gefühl von dem Bewuſstſeyn getrennt — relativ. Wie die Vegetation ohne erſcheinende Animaliſation, dieſe aber als Aſſimilation des Vegetativen hervortritt, ſo iſt das Gefühl und alle Sinne unter der Potenz des Gefühls ohne erſcheinendes Bewuſstſeyn, das Bewuſstſeyn ſelbſt aber die Aſſimilation aller Sinne. Daher werfen die Sinne, wie die Vegetation, auſserhalb des Bewuſstſeyns ihre Differenz nach auſsen, offenbaren aber, im Bewuſstſeyn, in jeder Modifikation ihr gemeinſames Leben — wodurch die Sinne der Thiere ſich von den Sinnen der Menſchen unterſcheiden.

Die Senſation iſt die unmittelbare Offenbarung der Beziehung der Organiſation auf ſich ſelbſt.

Die Sinne ſind durchaus ſymmetriſch.

Die linke Seite iſt die relativ-univerſelle; die rechte, die relativ-individuelle. In einer jeden Sinnesäuſserung vernichtet ſich aber dieſer Gegenſatz, wie im totalen Leben der Thiere alle Gegenſätze.

Die Sinne ſind anzuſehen wie ſich individualiſirende Thiere in den Thieren.

Je individueller der Sinn wird, deſto eigenthümlicher iſt der Nerv, der das Organ mit dem Gehirn verbindet, von den übrigen getrennt. Beim Gefühl findet dieſe Trennung gar nicht ſtatt, beim Geſchmack und Geruch dunkel, beim Gehör und Geſicht endlich am deutlichſten.

Eine jede Aſſimilation offenbart ihre Relativität durch eine ihr entgegenſtehende Exkretion. Bei der Aſſimilation unter der Potenz der Univerſalität iſt dieſer Gegenſatz am undeutlichſten; daher die geringern Exkretionen der niedern, die deutlichern der höhern Thiere; daher die undeutlichern Exkretionen der allgemeinen Ernährung, die deutlichern der beſondern (der Verdauung). Auch die Sinne, als eigenthümliche Organe, haben ſpecifique Exkretionen, die ihnen entgegenſtehen, und die, je individueller der Sinn, deſto mehr ſich von der Organiſation abſondern. Beim Gefühle iſt dieſe Exkretion undeutlich zu erkennen, beim Geſchmacke (als Speichel) wird ſie von dem Totalorganismus wieder ergriffen, und verhält ſich zum eigenthümlichen Daſeyn des Sinns, wie das anorgiſche Reſiduum der niedern Thiere zur univerſellen Organiſation der

Erde; beim Geruch iſt die Exkretion deutlicher geſondert, beim Gehör noch intenſiver, beim Geſicht am intenſivſten, und zwar als die reinſte Indifferenz der Univerſalität.

Das Weſen der Sinne iſt nur anzuſchauen in der organiſchen Spannung der Totalität, wo dieſelben Dinge, wie in der iſolirten Organiſation, in einer Rückſicht als innerlich erſcheinen, ſo wie ſie in einer andern Rückſicht als äuſserlich hervortreten, und zwar ſo, daſs dieſer Gegenſatz in den Dingen, wie in den Sinnen, als nichtig geſetzt wird. Der Gegenſtand iſt alſo mit der Empfindung urſprünglich Eins, und nur für die iſolirte Organiſation ſcheinbar von ihr getrennt.

Die Sinne offenbaren die Aſſimilation der univerſellen Funktionen als ſolche.

Alle Senſation iſt die Identität eines äuſsern und innern Faktors als ein Inneres, die zugleich als die Identität des äuſsern und innern Faktors der Organiſation erſcheint.

Das Gefühl iſt die Identität der äuſsern Oscillation und des innern Seyns — alſo Identität des Nerven- und Muskelſyſtems. Einheit des innern Faktors und Differenz des äuſsern, giebt das Getaſte; Differenz des innern und Einheit des äuſsern, Gefühl der Wärme.

Geſchmack iſt die Identität der Ernährung und des innern Seyns, alſo Identität des Nerven- und glandulöſen Syſtems.

Die Ernährung iſt, im Gegenſatz gegen die Reſpiration, relativ-hydrogeniſirend, der äuſsere Gegenſatz des Geſchmacks alſo oxydirend; und da hier das Individualiſirende äuſserlich iſt, ſo iſt dieſer Sinn indifferenzirend. Daher die Waſſerproduktion, die ſtärker wird, je ſtärker die Oxydation iſt; daher das Zuſammenfallen dieſes Sinns mit dem chemiſchen Proceſs.

Der Geruch iſt die Identität des univerſellen vegetativen Syſtems und des innern Seyns, alſo Identität des Nerven- und Hautſyſtems.

Da der Gegenſatz der Faktoren des Geruchs intenſiver iſt, ſo iſt die Sphäre ſeiner Individualität mehr erweitert. Daher iſt der äuſsere Gegenſatz des Geruchs hydrogeniſirend, und Hydrogeniſirtes wird vorzüglich gerochen, wie Oxydirtes vorzüglich geſchmeckt wird. Die innere Oxydation unterhält die Spannung; daher das Zuſammenfallen dieſes Sinnes mit dem elektriſchen Proceſs.

Die lebendige Spannung der Oxydation und Hydrogeniſation, als eine innere, iſt die der Reſpiration. Der Geruch verhält ſich zur Reſpiration wie der Geſchmack zur Ernährung, nur äuſserlich getrennter.

Der Hunger iſt innere Spannung der Aſſimilation unter der Potenz der Maſſe, im Gegenſatze gegen eine äuſsere. Daher das Gefühl des Hungers im obern Magenmunde.

Der Durſt iſt innere Spannung der Aſſimilation der Indifferenz im Gegenſatze gegen eine äuſsere. Daher das Gefühl des Durſtes in der Gegend des Schlundkopfs, und das Zuſammenfallen deſſelben mit den Organen des Geſchmacks.

Die Beklemmung iſt innere Spannung der Aſſimilation der Differenz der Oxydation und Hydrogeniſation im Gegenſatze gegen eine äuſsere. Daher das Zuſammenfallen deſſelben mit dem Geruche.

Getaſte, Wärme, Gefühl, Geruch und Geſchmack ſind Aſſimilation der Funktionen der Totalität unter der Potenz der Maſſe; daher ihre Abhängigkeit von äuſsern Potenzen.

Das Gehör iſt die Identität des relativ-Anorgiſchen der Organiſation und ihres innern Seyns, alſo Identität des Nerven- und Knochenſyſtems.

Da der Gegenſatz der Faktoren des Gehörs intenſiver iſt, ſo iſt auch die Sphäre der Individualität dieſes Sinns eine mehr erweiterte. Durch das Gehör wird das Seyn der Maſſe als ein Werden, d. h., die Oscillationen als ſolche objektiv. Es iſt die Offenbarung der äuſsern Unendlichkeit.

Das Geſicht iſt die Identität des innerſten vegetativen Lebens und des innern Seyns der Animaliſation, alſo die Identität des Nerven- und arteriellen Syſtems.

Da beide Faktoren des Geſichts innerlich unendlich ſind, ſo iſt hier das Maximum ſinnlicher Individualität erreicht. Durch das Geſicht wird das Werden der Maſſe ſelbſt als ein Seyn, d. h. das Licht, objektiv. Es iſt die Offenbarung der innern Unendlichkeit.

Dem Gehör entſpricht die relative Hineinbildung des Raums in die Zeit, dem Geſicht die Hineinbildung der Zeit in den Raum. Durch das Weſen des Hörens und Sehens iſt aber der Gegenſatz zwiſchen beiden aufgehoben.

Das Bewuſstſeyn wohnt den Thieren bei, wie die Animaliſation der Vegetation beiwohnt.

Alle Funktionen der Vegetation ſind im Weibe relativ-hervortretend.

Je gröſser die Aſſimilation des Vegetativen, deſto individualiſirter dieſes, auch in ſeiner Potenz. Das Maximum der Aſſimilation des Vegetativen iſt das Weib.

Der Buſen beim Weibe iſt das Geheimniſs der Hineinbildung des innern Seyns in der Vegetation, d. h., in der Generation.

Reflexion iſt beim Manne, was die Animaliſation bei den Thieren, der Keim neuer innerer Sonderungen und das Erwachen einer neuen unendlichen Stufenfolge innerer, ſich immer mehr und mehr individualiſirender Bildungen.

Die Generation iſt beim Manne relativ getrennt. Die Teſtikeln (beim Manne, was der Buſen bei der Frau) zeigen durch ihr niedriges Daſeyn die Unabhängigkeit des innern Seyns des Mannes von der Generation.

Die Frauen zeigen ein relativ-hervortretendes Seyn in der univerſellen Spannung der Totalität. Die monatliche Reinigung iſt eine periodiſche Oscillation des Gebährens unter der Potenz der Univerſalität.

Der Generationsakt individualiſirt das univerſelle Gebähren der Frauen.

Eine jede erſcheinende Organiſation iſt eine relative Abweichung von der Normalorganiſation, die nur durch die Totalität dargeſtellt wird.

Die Abweichungen der erſcheinenden Organiſationen bilden ſich unter der Form der Quadruplicität, und zeigen nothwendig unendlich viele Zwiſchenſtufen der Intenſität.

Die Potenzen der Abweichung (analog den Elementen der Erde) werden angeſchauet in der Duplicität der Faktoren des innerſten vegetativen und animaliſchen Lebens.

Das Bewuſstſeyn individualiſirt eine jede erſcheinende Menſchenorganiſation, wie die Erregbarkeit eine jede Sphäre (Gattung) der Organiſationen überhaupt.

Das Weſen des individuellen Bewuſstſeyns iſt von dem Wechſel des Scheins, von den relativen Oscillationen der Erſcheinung im irdiſchen Leben unabhängig.

Ein jeder ſich wahrhaft bewuſster Menſch bildet eine eigene in ſich geſchloſſene Sphäre, die ſich ſelbſt vorausſetzt, in nichts Aeuſserm gegründet iſt.

Der Menſch iſt ewig.

Die Anſchauung der individualiſirten Abweichung menſchlicher Geſtalt iſt mit den Temperamenten geſetzt.

In den Temperamenten ſind die Elemente der Erde, nicht bloſs im Ganzen, ſondern für ſich, ewig geworden.

Das ſüdliche Temperament iſt das ſanguiniſche mit hervortretendem Hirnſyſtem im Ganzen, alſo Stickſtoff. Das ſanguiniſche Temperament iſt das relativ am meiſten thieriſch-aſſimilirende, genieſsende; der Stickſtoff, nach innen gedrängt, individualiſirend, daher der Kohlenſtoff nach auſsen vegetirend (bräunliche Farbe mit ſchwarzen Haaren).

Das nördliche Temperament iſt das melancholiſche mit hervortretendem gangliöſen Syſtem im Ganzen, alſo Kohlenſtoff. Das melancholiſche Temperament iſt das relativ am meiſten vegetativ-aſſimilirende, ſehnſüchtige; der Kohlenſtoff, nach innen gedrängt, individualiſirend, daher der Stickſtoff nach auſsen vegetirend (blonde Farbe mit weiſsen Haaren).

Das öſtliche Temperament iſt das choleriſche mit hervortretendem arteriellen Syſtem im Ganzen, alſo Sauerſtoff. Das choleriſche Temperament iſt das relativ am meiſten irritabele, oscillirende, differente.

Das weſtliche Temperament iſt das phlegmatiſche mit hervortretendem venöſen Syſtem im Ganzen, alſo Waſſerſtoff. Das phlegmatiſche Temperament iſt das relativ am meiſten ruhende, indifferente.

Das erſcheinende Temperament iſt eine Abweichung von dem Normaltemperament, welches nur in der Totalität der Menſchenorganiſation zu ſchauen iſt.

Ein jedes Temperament iſt gleich ewig und innerlich geſund, und keines hat einen Vorzug vor dem andern.

Wie in den Temperamenten (den temperirten Elementen) das organiſche Uebergewicht der Individualität über die Univerſalität dargeſtellt wird, ſo giebt es auch ein relatives Uebergewicht der Elemente über die Temperamente, alſo ein Uebergewicht der totalen Spannung in der Menſchengattung ſelbſt. Dieſes wird durch die Racen angeſchauet.

Die Race der Menſchengattung, die dem ſüdlichen Princip unterliegt, iſt die Negerrace; die nördliche, die mongoliſche; die öſtliche, die malayiſche; die weſtliche, die amerikaniſche.

Wie im nördlichen und ſüdlichen Princip der Erde das gröſste Uebergewicht der Maſſe, ſo in der mongoliſchen und Negerrace keine Spur von Geſchichte.

Wie im öſtlichen und weſtlichen Princip der Erde das gröſste Uebergewicht des Lichts, ſo in der malayiſchen und amerikaniſchen Raçe ein Analogon der Geſchichte; aber eine durchaus vegetative Geſchichte, die Spuren der differenzirenden Reflexion (das Analogon des Animaliſchen) ſind durchaus verſchwunden, alle ihre Erfindungen ſind vorgeſchichtlich, mythologiſch. Ihre Einrichtungen ſind, wie im Inſtinkt, imperfektibel und in ſich vollendet.

Die kaukaſiſche Race iſt die temperirte Race; daher in dieſer die inwohnende Reflexion und die Stufenfolge geſchichtlicher Fortbildung.

Was ſich *durch* eine jede Menſchenorganiſation, als räumliche, ſeyende Differenz in Beziehung auf die Normalorganiſation offenbart, das wiederholt ſich als Oscillation *in* einer jeden Organiſation, als zeitliche, werdende Differenz in Beziehung auf dieſe ſelbſt, als die Totalität ihres Lebens.

Im Kindesalter iſt das Gehirnſyſtem das herrſchende, aber als ein relativ-differentes, alſo der äuſsern Spannung unterliegendes, univerſelles. Bei den Kindern iſt das Gefühl das herrſchende, und ſelbſt das Licht und die Töne ſind relativ, mehr durch eine äuſsere als innere Spannung für die Organiſation. Daher das innerlich vegetative Leben der Kinder. Die Kinder ſind ſanguiniſch.

Im Jünglingsalter iſt das arterielle Syſtem das herrſchende. Der Jüngling iſt choleriſch.

Das Fortwachſen iſt eine immer intenſiver werdende innere Aſſimilation des Vegetativen. Der

Kulminationspunkt des Lebens die höchſte Geſchlechtsreiſe, in welcher aller äuſsere und innere Gegenſatz überwunden, und die individuell (endlich) gewordene Unendlichkeit in Produktionen (unter der Potenz des Lichts) als Handlung — (unter der Potenz der Schwere) — als Generation hervorbricht.

Die Spuren der äuſsern Spannung bei den Thieren zeigen ſich, indem die Paarungszeit (ihre Blüthezeit) an beſtimmte Jahreszeiten geknüpſt iſt.

Im männlichen Alter iſt das gangliöſe Syſtem das herrſchende. Der Mann iſt melancholiſch.

Im Alter des Greiſes iſt das venöſe Syſtem das vorwaltende. Daher das äuſserlich vegetative Leben des Greiſes. Der Greis iſt phlegmatiſch.

Das vegetative Leben der Kinder iſt das aus der Indifferenz hervorſtrebende, ſich innerlich differenzirende, das vegetative Leben des Greiſes das erlöſchende, ſind indifferenzirende. Daher der Tod die hervortretende äuſsere Differenz.

Krankheiten ſind nur aus der totalen Spannung der Organiſation überhaupt zu verſtehen.

Krankheiten entſtehen entweder, indem die relativ - äuſsere (vegetative) Spannung eine innere (animaliſche) wird, oder, indem in der animaliſchen ſich die vegetative regt.

Krankheit iſt das Beſtreben einer einzelnen Funktion, die totale Form der Organiſation in ihre Potenz aufzunehmen.

Da alles vegetative Leben ſeinen organiſch-animaliſchen Kontrapunkt in der Totalität hat, ſo iſt in einer jeden Vegetation, auch in der von der Animaliſation, in der Erſcheinung, alſo relativ, aſſimilirten, ein geheimes Beſtreben, ſich ihren Kontrapunkt einzubilden, d. h., ſich zu individualiſiren.

Da alles animaliſche Leben ſeinen organiſch-vegetativen Kontrapunkt in der Totalität hat, ſo iſt in einer jeden Animaliſation auch in der der Vegetation, in der Erſcheinung, alſo relativ, hineingebildeten, ein geheimes Beſtreben, ſich mit ihrem Kontrapunkte zu identificiren, d. h., ſich zu univerſaliſiren.

Bei einer jeden eigenthümlichen Funktion äuſsert ſich das Beſtreben, eine eigene iſolirte Organiſation zu bilden, auf eine eigenthümliche Weiſe. Eine jede Krankheit iſt eine ſpecifiſche.

Die durch die Krankheit geſetzte Differenz iſt immer nur eine ſcheinbare und weder für die totale organiſche Spannung, noch für die einzelne Organiſation an ſich reel.

Der individuelle Menſch wird nie krank.

Die Krankheiten der Pflanzen ſind bloſs individualiſirend. Daher ſind ſie und die niedrigſten Thiere ſo häufig bloſse Durchgangspunkte für eine individuellere Bildung (durch die Generatio heteronyma).

Die Inſektengeneration iſt anzuſehen als eine Krankheit der Pflanzen. Auch das vegetative Syſtem der Thiere dient als Durchgangspunkt für Inſektenbildung.

Die Krankheiten der höhern Thiere ſind theils individualiſirend, theils univerſalirend.

Was die Funktionen individualiſirt, individualiſirt auch die Krankheit. Daher die gröſste Mannichfaltigkeit der Krankheiten bei den Menſchen.

Gift iſt das Erſcheinen des univerſellen Kontrapunkts einer individuellen, oder des individuellen Kontrapunkts einer univerſellen Funktion, oder endlich das Erſcheinen einer äuſsern Differenz als Kontrapunkt der innern Indifferenz.

Das Gift iſt nur *durch* die Organiſation *für* die Organiſation, oder nur dadurch Gift, daſs die totale, äuſsere Spannung auch als eine innere geſetzt wird.

Das Pflanzengift tritt als ein Univerſalirendes gegen das innerſte Animaliſche, gegen das Hirnſyſtem, das thieriſche Gift, als ein Individualiſirendes gegen das innerſte Vegetative, gegen das Blutſyſtem, das metalliſche Gift, als ein äuſserlich Differenzirendes gegen die innere Indifferenz, gegen die Reproduktion.

Ernährung iſt Aſſimilation in der Einheit aller Funktionen. Arznei iſt Ernährung differenzirter Funktionen.

Krankheiten ſind verſchieden — nach der ſcheinbaren Abweichung der organiſchen Sphäre: daher bei einer jeden Thiergattung eigenthümliche Krankheiten; — nach der ſcheinbaren Abweichung der einzelnen Organiſation derſelben Sphäre: daher bei einer jeden Konſtitution der verſchiedene Typus der nämlichen Krankheit, der am deutlichſten ſeyn wird, je individueller, am undeutlichſten, oder wohl unmerklich, je univerſeller ſie iſt; — nach der ſcheinbaren Abweichung der Funktionen der nämlichen Organiſation: daher die Mannichfaltigkeit der Krankheiten in einer jeden; — nach der Oscillation der innern Spannung in einer jeden Organiſation: daher die Krankheiten, die den verſchiedenen Epochen des Lebens eigen ſind; — nach den Oscillationen der innern Spannung in der Totalität: daher der verſchiedene Typus der nämlichen Krankheit zu verſchiedenen Tageszeiten; —

nach der Oscillation zwiſchen innerer und äuſserer Spannung in der Totalität: daher die Krankheiten der Jahreszeiten; — endlich nach den Oscillationen der äuſsern Spannung: daher die kontagiöſen Krankheiten gewiſſer Epochen. Dieſe relativen Verhältniſſe verſchiedener Spannungen und Oscillationen verwickeln ſich auf mannichfaltige Weiſe, rufen hier eigenthümliche Krankheiten hervor, verändern dort den Typus derſelben Krankheit, doch ſo, daſs weder die Individualität des höhern Seyns beim Menſchen, noch die Individualität der Gattung im Thieriſchen, noch endlich die Individualität der organiſchen Spannung der Totalität dadurch je getrübt wird.

Die krankhafte Organiſation iſt das empfindlichſte Maaſs für die Oscillationen der totalen organiſchen Spannung, und die pathologiſche Beobachtung vermag daher zu enthüllen, was durch alle naturwiſſenſchaftliche Beobachtung ſonſt verborgen bleibt.

Geſundheit iſt Durchſichtigkeit des Körpers für die Seele, vollkommene Identität der Seele und des Leibes.

Das Bewuſstſeyn iſt die Offenbarung des Unendlichen im Unendlichen, die Spannung zwiſchen einem innerlich Unendlichen (als Ich) und einem äuſserlich Unendlichen (als Univerſum) — als eine innere Spannung geſetzt.

Durch das Bewuſstſeyn wird in jedem Moment das Unendliche, alſo die Totalität, geſetzt, der Gegenſatz vom Aeuſsern und Innern aufgehoben.

Der Begriff, als Funktion des Bewuſstſeyns, iſt von dem Dinge nicht verſchieden; es iſt die unendliche Potenz (die Individualität), das Selbſtſetzen des Dinges.

Das erſcheinende Bewuſstſeyn offenbart eine ſcheinbare Spannung gegen fremdes Bewuſstſeyn, gegen ſich ſelbſt, und gegen die Dinge. Aber dieſe Spannung iſt wiederum nur eine innere, alſo ſich ſelbſt vernichtende.

Das Bewuſstſeyn iſt im Mittelpunkte aller Individualität (in der Ethik), wie die Dinge im Mittelpunkte aller Univerſalität (in der Schwere) ſind.

Die reine Individualität, die, in ſich begründet, immer nur ein eigenes, zeitloſes Leben führt, drückt ſich geſchichtlich, als die ewige Klarheit und Unvergänglichkeit der Geſinnung, als Sittlichkeit — in der Natur, als ewige ungetrübte Harmonie aus. Die wahre Sittlichkeit iſt nur diejenige, die keinen Gegenſatz erkennt, durch nichts Aeuſseres bedingt oder beſtimmt, in ſich ſelbſt eingeſchloſſen, ihr Weſen als das Weſen Gottes erkennt, die alſo der Form nach frei, dem Weſen nach nothwendig, in ihrer Form nur das Weſen, alſo die Identität der

Form und des Weſens, der Sittlichkeit und der Harmonie, der Geſchichte und der Natur erkennt. Die wahre Natur iſt nur diejenige, die ohne Gegenſatz, in ſich ſelbſt lebend, der Form nach nothwendig, ihre Einheit mit Weſen Gottes als ewig frei, alſo die Identität der Form und des Weſens, der Sittlichkeit und der Harmonie, der Natur und Geſchichte erkennt. Die Frage, wie die Spannung zwiſchen Freiheit und Nothwendigkeit entſtanden ſey — wo denn die Freiheit in dem Scheine der Willkühr, die Nothwendigkeit in dem Scheine des Zwangs ſich verliert — hat keinen Sinn, indem Willkühr freilich zum Zwange ſich verhält, wie Seele zur Maſſe, Freiheit aber und Nothwendigkeit wie Materie und Geiſt ewig in einander ſind. Dieſes Myſterium des Lebens der Individualitäten iſt das eigentliche offenbare Myſterium, welches, aus der Wurzel der Identität der Geſinnung und des Erkennens in der Geſchichte nichts als den ewigen Frieden und die Gemeinſchaft der Heiligen, in der Natur nichts als unvergängliche Harmonie und ewige Klarheit erblickt. Das urſprüngliche Erkennen dieſes Myſteriums iſt nichts Vermitteltes, durch Beweiſe Eingeleitetes, äuſserlich Begründetes, vielmehr *unmittelbare* Anſchauung, die wohl, wo ſie iſt, ausgeſprochen, aber auch nur, wo ſie iſt, verſtanden werden kann.

Die

Revolution.

Erſter Band.

Die
Revolution.

Eine Novelle

von

Henrich Steffens.

Erſter Band.

Breslau,
im Verlage bei Joſef Max und Komp.
1837.

150 | 2971
X

Universitäts-Bibliothek Leipzig

55 - 5872,1
D
23. 3. 55
NK
Pl. W. / 19. Jhd.

LEIPZIGER STADTBIBLIOTHEK

Die Reſidenz ** liegt in einer reizenden Gegend. Hohe, wilde Gebirge erheben ſich in keiner großen Entfernung gegen Süden. Ein rauſchender Fluß ſtürzt ſich von dieſen herab, bildet fruchtbare Thäler und anmuthige, ſtark bevölkerte Weitungen, die ſich der Stadt nähern. Er trennt die ſüdliche Vorſtadt von den älteren, früher durch Wälle eingeſchloſſenen Theilen der Reſidenz. Seit dieſe niedergeriſſen ſind, haben die Vorſtädte ſich erweitert und ſchließen ſich an ſchöne Landhäuſer an, deren baumreiche Gärten ſich weit in die fruchtbare Gegend hinein verlieren, in der Entfernung einzeln zerſtreuen, ja in die dichte Waldung, die den Fuß des Gebirges umkränzt, hier und da hineindringen.

Es war ein ſchöner Maitag. Edward hatte ſchon früh die Stadt verlaſſen, um ſich loszureißen von den äußern und innern Verirrungen, die ihn drängten und quälten. In dem entfernten Winkel des Gartens einer Schenke hatte er eben eine einfache Mahlzeit genoſſen. Auf dem Tiſche lagen Kräuter aller Art, mit deren Unterſuchung er eifrig beſchäftigt war. Wenn er, von ſeinem Geſchäft ermüdet, die Augen aufſchlug, überblickte er das Blüthenmeer der Fruchtbäume, die luſtigen Landhäuſer, den rauſchenden Fluß, die Vorſtädte und die in Rauch gehüllten Thürme der Stadt. Die Frühlingsſonne ſchien heiter und warm in die reizende Gegend hinein. Die Winterdecke des Stadtlebens war verſchwunden, und er fühlte ſich von dem Jubel der Natur ergriffen. Was in früher Jugend keimte, in trüben Stunden ihm längſt verwelkt und abgeſtorben ſchien, wuchs in friſcher Lebendigkeit um ihn her, und die fröhliche Zuverſicht, die ſich mit dem Leben und ſeinen Ereigniſſen innerlich verwandt fühlte, erhob ihn. Mit der Natur im Bunde, hört auch die Geſchichte auf, in ſolchen Momenten uns fremd zu ſein. Auch ſie lebt in uns, mit uns, ſie iſt uns befreundet. Es iſt die Sicherheit des Daſeins, ſeine innerſte Wahrheit, die uns erhebt, daß Entſchlüſſe zukünftiger Thaten wie ſchwellende Knoſpen ſich hervordrängen, und es iſt uns, als würde eine Decke von der Seele weggezogen, ſo daß wir die Vergangenheit frei betrachten, die Gegenwart friſch genießen und die Zukunft mit heiterer Zuverſicht erwarten. Geſtalten, die uns peinigten, verwandeln ſich in ſchützende Genien, daß wir erſtaunt ſind, die Nacht verſchwunden, den Tag hellleuchtend zu finden. Schwierigkeiten, die uns ſonſt ängſtigten, hoffnungsloſe Träume, die uns ſonſt feſthielten und quälten, verwandeln ſich in unbedeutende Hinderniſſe, die wir, wie bei jedem Schritt, den wir im raſchen Gehen zurücklegen, mit bewußtloſer Sicherheit überwinden. Edward hatte vergeſſen, daß er ſchwermüthig und von düſtern Gedanken verfolgt aus der Stadt geeilt war, daß ihn die Frühlingsſonne zuerſt und langſam erfriſcht hatte. Dieſe innere Geſundheit ſchien ihm ſein urſprüngliches Weſen. Es war der Mittelpunkt, und das friſche blühende Leben, das geheimnißvolle Rauſchen der Blätter in dem nahen Walde, die Geſänge der Vögel, das Murmeln der Gewäſſer, das ſtille Flüſtern der geheimen Welt, die zwiſchen den Halmen wühlte, die glänzenden halbdurchſichtigen Wolken, die ſchnell die Sonne wie neckend verhüllten, um ihre freie, glänzende Pracht zu erhöhen — Alles, was ihn quellend umgab, ſchien nur der Abglanz ſeiner innern Heiterkeit, von ihm die Pracht, die Lebendigkeit, den Jubel geliehen zu haben. Triumphirend verließ er den Garten und ſchritt raſch die Anhöhe herunter. Er war in die heitern Thäler ſeiner Kindheit, ſeiner Jugend verſetzt. Die Geliebte erſchien und umarmte ihn, die Schulfreunde, jetzt in der Welt zerſtreut, eilten ihm frohlockend entgegen, die verſtorbenen Pfleger ſeiner Kindheit traten freundlich grüßend hervor, und er ſank in die Arme, die ihn als zartes Kind getragen hatten. Es war nicht Reflexion, es war die Schnellkraft einer zwar umwölkten, aber innerlich nicht erkrankten, einer geſunden Jugend, die bewußtlos hervorbrach und die Wolken verjagte.

Was uns ſo als unſere heilige Natur durchdringt, ſtört, hemmt uns nie. Durch und durch erfriſcht, konnte Edward mit klarer Umſicht das Kleinſte betrachten. Eine ſeltene Pflanze erſchien ihm als ein langentbehrter Freund, den er mit heiterer Freude begrüßte, deſſen innerſtes Weſen er erforſchen, nach deſſen in der Geſtalt verhülltem Schickſale er ſich erkundigen mußte. Wenn Wagen vorbeirollten, wenn Arbeiter auf den Feldern ihm begegneten, ſchienen Alle ſeine Heiterkeit zu theilen. Sie waren aus der trüben Umgebung, aus den quälenden Sorgen herausgeriſſen, das friſche Leben der Natur, das ordnende Geſetz, durch welches die Entwicklung des Daſeins beſtimmt, gepflegt wird, war auch ihnen gegeben; es war der helle, klare, durchſichtige Strom der ewigen Liebe, der alles Trübe auflöſte in jeder menſchlichen Geſtalt, die ihm entgegentrat, wie in der Natur, die ihn umgab, wie in ihm ſelbſt. — Wer dieſen tiefen Gottesdienſt der Natur zu feiern vermag, der ſteht noch in Gottes Hand, der iſt nie ganz geſunken.

Die Sonne neigte ſich. Ein großer Teich, von

Gärten umgeben, lockte Edward an ſeine Ufer. Zwiſchen zwei Gärten, deren freundliche Gitter in die ſorgfältig geordneten baum- und blüthenreichen Räume blicken ließen, führte eine große alte Lindenallee nach dem Teiche hinunter, wo dicht am Ufer eine Birke ihre hängenden Zweige über das Waſſer neigte. Eine Bank lud ihn zum Sitzen ein, und der ſtille Waſſerſpiegel zog ihn an. Dicht neben ihm ergoß ſich ein Bach, ſchnell über das feuchte Gras eilend, in den Teich. Die dunkel-feuchtgrünen Konfervenfäden, aneinander gedrängt und von dem Strom des Baches ergriffen, bewegten ſich in ſanften Wellen, die Lemna bildete ſchwimmende Inſeln, die bräunlichen Blätter des Potamogeton bedeckten, leicht bewegt, hier und da die Waſſerfläche. Die ſtarkverzweigte Alisma, der doldenblüthige Butomus trugen, mächtig hervorragend, ſchwellende Knoſpen, der Waſſerranunkel blühte ſchon und in der Ferne, zwiſchen den großen ſchwimmenden Blättern, erhob ſich die Blüthe der weißen Nymphäa — der europäiſche Lotos — die prächtigen Blumenblätter noch von den grünen Kelchen umhüllt. Allmälig ward ihm das feuchte, reiche Waſſerleben immer theurer, bedeutender. Die Uferpflanzen ſchienen ihm, je mehr die kleine Welt heranwuchs, gewaltige Bäume. Der Schwimmkäfer ſchoß auf der Oberfläche des ſtillen Waſſers pfeilſchnell dahin, drehte ſich wirbelnd und zog eine glänzende Waſſerblaſe nach ſich, indem er untertauchte. Der ſchlanke Waſſerſkorpion trat mit ſeinen langen Füßen auf das Waſſer, und die Waſſerfläche bog ſich unter ihnen, ohne zu zerreißen. Ein ſchneller Sprung führte ihn weiter. Die Waſſerwanze ſchwamm, einem Brote ähnlich, auf dem Rücken, und die ſchnell bewegten Füße ergriffen die kleinen Inſekten, die dann verſchlungen wurden. Unter ihr verlor ſich das Waſſer, Edward verfolgte das kleine Thier, jetzt von ſeinem Elemente verlaſſen. Er ſah, wie es, als das Waſſer ſich verlief, ſich herumſchnellte, mit Gewandtheit an dem Stengel einer nahen Pflanze herauflief, davon flog und faſt wie ein todtes Steinchen in die entfernte Waſſerfülle hineinſtürzte. Er glaubte das Aufprallen auf die Waſſerfläche zu hören. Wenn dieſe kleinen Thiere ſeine Aufmerkſamkeit feſthielten, ſo entging ihm doch nicht das Gewühl unzähliger Geſchöpfe, mit welchen verglichen, jene Rieſen ſchienen, die hin und her ſchwimmend ſich drängten, ergriffen, verſchlangen. Zwiſchen den Pflanzen verbargen ſich die kleinen Thiere, zwiſchen den Wurzeln wühlte das bewegliche Leben in tauſend wechſelnden Formen. Sie ſchienen in das ſtille Pflanzenleben hineinzutauchen und aus dieſem wieder hervorzuquillen, Ströme des Lebens, in welchen ein jeder

Tropfen ſich in ſich faßte, eine eigene Welt aus ſich zu gebähren. Immer inniger, immer mächtiger wurde Edward, wie durch einen geheimen Zauber, in dieſe feuchte Welt hineingezogen. Er bog ſich, indem er einen ſtarken, herabhangenden Zweig der Birke ergriff, über die Waſſerfläche, er ſchaute mit ſcharfen Blicken in die Waſſerwelt hinein, die bekannten Formen traten, je länger er hinein ſah, deſto klarer hervor, vervielfältigten ſich, ſchienen ihn zu umſchlingen. Er lebte in ihrer Mitte, ſie lebten in ihm, die Geſtalten wurden ihm Worte, die, ſchnell wechſelnd, wie im Traume, ihm laut zuriefen, dann leiſe flüſterten und immer leiſer, bis ſie in kaum vernehmlichen Tönen unmerklich verklangen, ohne ihren innern Reichthum, ihren tiefen, verborgnen Sinn zu verlieren. —

Freunde hatten oft dieſe reiche, ſtille Begeiſterung getadelt, ſie trieben ihren Spott mit einer Neigung, die ihnen kleinlich, beſchränkt, armſelig ſchien. Es handelt ſich, rief Theodor, um die größten Intereſſen der Menſchheit, es iſt uns gelungen, die elenden Familiengeſchichten zu verdrängen, und Du willſt uns jetzt das Gewürm zu Ehren bringen, mit einer Poeſie der ſummenden Käfer und Ameiſen verlangſt Du gehört zu werden, mitten unter dem Brauſen erwachter, ringender Völker. Lieben Freunde, antwortete einſt Edward, als man von allen Seiten eine Neigung, welche die ſchönſten Kräfte zu lähmen ſchien, heftig, ja mit Erbitterung zu bekämpfen ſuchte, erinnert Ihr Euch, was Göthe einſt ſagte, wie er kein größeres Zeichen der innern, kranken Zerriſſenheit kenne, als wenn der ſtille Wechſel der Jahreszeiten dem unglücklich Erkrankten unbemerkt vorübergeht? Wir leben am tiefſten mit der Natur verbündet — ſie hat uns ergriffen, wie der Leib die Seele, mit ihr vermögen wir Alles, ohne ſie nichts. Je reiner wir uns dem Geiſt hingeben, der in ihr mächtig iſt, deſto durchſichtiger wird ſie uns, deſto freier wir ſelbſt. Wären Euch die Schriften der Naturforſcher aus dem vorigen Jahrhundert, meiſt aus der erſten Hälfte bekannt, hättet Ihr die Ruhe, ſie zu leſen, den Sinn, den ſie andeuten, zu faſſen — Ihr würdet mich dann beſſer verſtehen. Es war die ruhige Zeit, in welcher die politiſchen Verhältniſſe, die Kriege ſelbſt den innern Genuß eines ſtillen, ſich ſelbſt beſchränkenden Lebens nicht zu ſtören vermochten. Schlagt die Bücher auf. Ihr findet nicht ſelten die geliebte, ruhige Wohnung, die gefeierte Stätte der ſtillen Forſchung, ein anmuthiges Schloß, von Gärten umgeben, vorne den Teich, von Bäumen luſtig umkränzt, im dichten Rohr niſten Vögel, Inſekten ſchwärmen, Schnecken liegen im Vordergrunde, und ein höchſt anziehendes friedliches Leben ſchwebt über dem Ganzen. Es iſt unmöglich die Schriften dieſer Zeit — Réaumur, Schwammerdam, Trembley, Bonnet — wenn er, der allgemeinen Reflexion entſagend, ſich der ſtillen Betrachtung hingiebt — Lyonnet, de Geer, Röſel, Gleichen zu leſen, ohne zu ahnen, daß hinter dieſen Studien eine Poeſie ruht, ja daß dieſe ſelbſt mit tiefer Ahnung die Forſchenden ergreift, obgleich ſie noch keine Geſtalt, keine Sprache gefunden hat. Mag man die religiöſe Naturbetrachtung aus dieſer Epoche tadeln, wie man will, es iſt gewiß, daß ſich auch in dieſer Richtung etwas Höheres zu bilden verſuchte, was eine ſpätere Zeit wieder aufnehmen, tiefer entwickeln wird. Euch allen iſt der Hamburger Götze bekannt, ſeine ſtarren religiöſen Anſichten, ſein geiſtloſer Kampf. Eine jede ſolche Einſeitigkeit, mag ſie religiös oder politiſch ſein, wird nichtig, abſtrakt, fanatiſch. Dieſer hatte einen viel jüngern Bruder, deſſen tüchtige Naturſtudien ihm einen bleibenden Ruhm erwarben, während jener den ſeinigen zerſtörte. Er gehörte ganz zu den Schriftſtellern, die ich genannt habe, und der Gegenſatz, durch die Verwandtſchaft uns ſo nahe gerückt, iſt auffallend und lehrreich auch für unſere Tage. Und wenn wir neben dieſe ſtillen, ſo unſcheinbaren Anfänge die mächtigen Naturſchilderungen von Humboldt, Reinwardt, Blum, Martius, Pöppig hinſtellen, die Euch gewiß nicht unbekannt ſind: ahndet Ihr da nicht, daß hier eine Poeſie geboren wird, deren unermeßliche Bedeutung für ſpätere Geſchlechter ſich entwickeln ſoll? Noch ringt die Darſtellung mit der unbiegſamen wiſſenſchaftlichen Sprache. Die keimende Einbildungskraft iſt der Schulzucht unterworfen. Die Geſchichte, die jetzt von den mechaniſchen Kräften, von der Gravitation, von der Maſſe beherrſcht wird, ringt nach Leben, nach organiſcher Form. Wir ſtudiren die Grammatik, und weil dieſe Erziehung zeitgemäß iſt, hören wir die unnützen Knaben, die der Zucht entrinnen, von großen Aufgaben der Menſchheit ſchwatzen, ſehen, wie ſie Herrſcher der Zeit und armſelige Helden ſpielen, und mit leeren Begriffen wie mit Schneebällen um ſich werfen. Ich darf es behaupten, rief er und ward immer heftiger, eine ſchönere Idylle ruht in jenen ältern Schriften, wenn man ſie herauszuleſen verſteht, als in den Geßnerſchen, die Käſer, die Schmetterlinge und ihre Verwandlungen, die Réaumurſchen Bienenzellen, ja die Spinnen und Röſels Fröſche ſind ganz andere und tiefere idylliſche Geſtalten, als Chloe, Damon und Daphnis. Man ſpricht von den Menſchen, als bildeten ſie in ihrem vergänglichen Daſein den einzigen Gegenſtand, der der Forſchung, der Betrachtung würdig wäre. Iſt aber die Natur nicht unſer eigenes, innerſtes Leben, Worte, die, uns entfremdet, in Geſtalt ſtumm wurden und nun das verlorne Verſtändniß, die verſchwundene Sprache ſuchen! — Die Freunde blickten ſich verwundert an, ſie lächelten mitleidig, ſie verſtanden ihn nicht. Das alte Sprichwort iſt wörtlich in Erfüllung gegangen, rief Theodor, laut auflachend: qui amat ranam, ranam putat esse Dianam, und das Geſpräch war abgebrochen. —

Edward zog ein kleines klares Glas hervor, und ganz bis zur Waſſerfläche ſich herunter beugend, ſchöpfte er Waſſer und mit dieſem Waſſerlinſen. Er hielt das Glas gegen die ſinkende Sonne, betrachtete es durch eine Lupe, und mit großer Freude entdeckte er Armpolypen, die, an den zarten Wurzeln feſtſitzend, ihre langen durchſichtigen Arme ausſtreckten und kleine Thiere verſchlangen. Er war ganz in ſeine Betrachtung vertieft, das heitere Leben des Maies, Himmel und Erde, in quellender Freude aufjauchzend, hatten ſich ganz in dieſen faſt unſichtbaren Punkt zuſammengezogen, der ihn wie mit unwiderſtehlicher Gewalt bannte und feſthielt.

Ein alter Herr ſchritt langſam, die Hände auf den Rücken gelegt, die Lindenallee herunter. In ſeinen ausdrucksvollen Zügen verbarg ſich eine Welt von trüben Erfahrungen, ein tiefer Kummer hielt ihn feſt in ſich ſelbſt gebannt, ſo daß der Jubel der Natur, der ihn umgab, ihm fernab zu liegen ſchien. Die weißen Haare des Alters, das feine Geſicht, die trübe Milde, die ſich durch ſeine ſtrengen Züge hindurchwand, der edle Anſtand, deuteten auf einen Mann, der in bedeutenden Verhältniſſen gelebt hatte. Man konnte ihn ſeinem Anſtand nach für einen Franzoſen halten, ſeine Geſichtszüge verriethen aber den Deutſchen. Er näherte ſich, ganz in ſich ſelbſt verſunken, dem Teiche. Die tiefſtehende Sonne vergoldete die Waſſerfläche, und der Glanz ſchien ihn zu blenden, daß er die Augen aufſchlug und Edward entdeckte, der noch immer aufmerkſam das Glas durch die Lupe betrachtend da ſaß. Der Alte ſchlich leiſe, als fürchtete er gehört zu werden, nach einer gegenüberſtehenden Linde, lehnte ſich an den Stamm, kreuzte die Arme über die Bruſt und blickte mit ſtiller Aufmerkſamkeit nach Edward hin. Eine heitre Milde rang mit den ſtrengen, kummervollen Zügen, wie wenn die Sonne aus düſtern Wolken hervorleuchtet oder ein Engel verklärt aus der irdiſchen Verhüllung ſich loswindet. Je länger er nach Edward hinblickte, deſto mehr ſchien die Milde ſich in unſägliche Rührung zu verwandeln. Lange ſtand er ſo da. Edward war immer noch von ſeiner kleinen Welt gefeſſelt.

Endlich, von dem ſtarren Hinſchauen ermüdet, ſchien er ſich nur ungern von der Betrachtung loszureißen, goß das Waſſer aus dem Glaſe und reinigte es, rieb ſich die Augen und blickte um ſich, als wollte er ſich beſinnen, wo er wäre. Die Augen trafen den Alten, der noch immer, an den Stamm gelehnt, ſeine ruhige Stellung behauptete. Sie hier, Herr Louvet, ſagte Edward, indem er aufſtand und ihm entgegenging. Sie haben mich in einer Betrachtung, in einer Stimmung überraſcht, die meine Freunde nicht begreifen, die mich aber glücklich macht. Ich war ſchon lange hier, erwiederte der Alte, was Ihnen das Glas, waren Sie mir, und ich würde es ſehr bedauern, wenn ich Sie ſtörte. Keinesweges, antwortete Edward, ich war eben im Begriff nach der Stadt zurückzukehren. Die Sonne ſinkt, die Vorſtadt iſt in der Nähe. Wo die Häuſerreihen anfangen, verſchwindet der Zauber, der mich feſthält, der nur in der tiefen Natur-Einſamkeit oder vielmehr in der großartigſten, alle übrigen Verhältniſſe ausſchließenden Geſellſchaft ſich frei zu entwickeln vermag, und indem ich mich wieder in die Verwirrung des Tages hineinſtürze, muß ich es als ein gutes Zeichen betrachten, daß mein väterlicher Freund mich zuerſt begrüßt. Und wie lange war ich von Ihnen entfernt. Immer, wenn ich Sie aufſuchen wollte, ſchoben ſich Verhältniſſe dazwiſchen, ſo ſonderbarer Art, daß ich zu glauben anfing, es träte eine geheime Gewalt zwiſchen uns, die unſere Trennung beabſichtige. Louvet, durch dieſe Äußerung, wie es ſchien, beunruhigt, reichte ihm die Hand, und ſie gingen ſtillſchweigend die Allee hinauf.

Ich habe einen ſchönen Tag verlebt, fing Edward an, und was ich geſehen, erfahren, erlebt habe, ſchwebt mir jetzt, da ich erwacht bin, wie ein lieblicher weiſſagender Traum vor der Seele. Der Frühling iſt das Kind der Natur; aber wie unendlich viel mehr verſpricht es, als es zu leiſten vermag. Schon die erſten Tage, wenn das Schneeglöcklein, von Eis und Schnee umgeben, aus dem Winter herausſieht, dem Kinde ähnlich, das die Augen aufſchlägt, während die Mutter noch an den Geburtsſchmerzen leidet, enthalten eine unendliche Hoffnung, und die heitere Sonne, ſo wunderbar erfriſchend, ſpricht den Jubel aus über die Geburt des Frühlings. Alles iſt dann bewußtloſe, kindliche Lyrik, die Blumen ſind Gedichte, den ſchönſten Volksgeſängen der heiterſten Zeit zu vergleichen. Das friſche Grün der Wälder iſt das Lächeln des Kindes, das Rauſchen der Blätter wie ein Kindeslallen, und betrachten wir die Vegetation, die in das bunteſte geſchichtliche Gewühl der groſſen Städte ſich hineindrängt, wenn wir begrüßt werden von den Blüthen der Pfirſiche, der Mandelbäume, der Daphne, die den Blättern voraneilen, wie ſteigert ſich dann Alles durch die Blüthen der Fruchtblume, des Flieders endlich zum Gipfel der friſchen Jugend, wenn die Kaſtanien ihre ſtolzen Blumenſträuße tragen, die Akazien ihre Idylle und die Roſen die Poeſie der tiefſten, glühenden Liebe entfalten. Dieſer Frühling wird von allen Stimmen begrüßt, die Bäche murmeln, die Flüſſe rauſchen, der Sturm, das Gewitter, der Regen verſtärken die Hoffnung der Liebe, unterdrücken ſie nie. Die Lerche ſchmettert in dieſen Frühling hinein, und die Nachtigall ſtellt die klaſſiſche Zeit ſeiner Liebesdichtung dar, die durch die Roſe ihre Geſtalt gewinnt. Auch die unmittelbar ſinnlichen Genüſſe haben dann einen ätheriſchen, zarten Charakter. Der Spargel, vor allem die Erdbeere, das feinſte Aroma des Nordens, Linné's Lieblingsſpeiſe, die Ambroſia des nordiſchen Pflanzengottes — ja ſelbſt noch die erſten zarten Erbſen, laſſen uns aus dem lieblichen Taumel nicht erwachen, der alle Richtungen unſers Daſeins gefangen nimmt, daß wir nun das Größte, das Heiligſte erwarten. So lange wir von dem Strom der friſchen Entwicklung fortgetragen werden, merken wir nicht, daß Alles hinter uns abſtirbt, die Pfirſichbäume verlieren ihre Pracht, die Blumenblätter der Fruchtbäume bedecken die Wege, der Blumenſtrauß der Kaſtanie verwelkt, doch wir treten aus dem Tode, der uns umgiebt, fröhlich und geſund heraus, wir hüpfen über die

Sterbenden, immer ein neues Leben zu begrüßen. Mit den welkenden, herabfallenden Roſenblättern verfliegt aber der ſeelige Traum der blühenden Jugend, und eine trübe Ahnung der harten Wirklichkeit ergreift uns. Da reift aus dem Hinſinken, aus der Ermattung ſchon die überlegende Reflexion, die zu einem Scheinleben ihre Zuflucht nimmt. Neuholland, das Kap der guten Hoffnung, Südamerika, die glühenden tropiſchen Gegenden ſollen als künſtlicher Reiz das erſchlaffende Leben ſteigern; aber die Heimath dieſer neuen, hergezauberten Blüthenwelt iſt der Topf — ein Abgeriſſenes, Verkümmertes, eine fremde, ſüdliche Poeſie, in die wir uns unſicher taumelnd hineinſtürzen, bis Alles in dürren Saamen erſtarrt, in trockne Kapſeln und Bälge, in Schoten und Hülſen verkümmert. Unſere Fruchtböden füllen ſich, die Getreideſpeicher ſchließen den Zauber des Jahres ein, das Gras vertrocknet im Heuſchober, das Fleiſch iſt emancipirt und feiert ſeinen Triumph, die Weintrauben reichen uns den Becher leichtſinniger Betäubung als höchſten Troſt, — und vor uns liegt die Barbarei des Winters, der nie zu entrinnen iſt.

Louvet ſah ihn erſtaunt an. Und ſo ſchnell, ſprach er, verfliegt der liebliche Traum. Wo blieb die heitere Weiſſagung, die noch im Erwachen wiederklang? — Sie verdunkelte ſich, indem ich zu ſprechen anfing, antwortete Edward, ſie verſtummte, während ich ſprach. Die Straßen, als wir in ſie hineintraten, riſſen mich aus der ſtillen Natur heraus und ſtellten mich in die troſtloſe Verwirrung der Geſchichte. — Wie ſeltſam, erwiederte Louvet, wir Alten, die wir die Erſchütterung aller Staatsverhältniſſe als Jünglinge erlebten, die wir alle konvulſiviſchen Veränderungen der Zeit nicht blos äußerlich theilten, wir halten die Hoffnung feſt, die von der jungen Welt aufgegeben iſt. Sonſt war es ſprichwörtlich, wie die Alten die Vergangenheit prieſen, und wir hoffen von der Zukunft Alles, während die Jünglinge hoffnungslos einer verworrenen Zukunft entgegenſehen. Sie verzweifeln, und die neue Welt, die ſie uns anpreiſen, iſt nichts, als eine höhnende Ironie, die einzig übrig gebliebene Spur einer übermüthigen, krankhaften Jugend, die mit ihren Ketten einen ohnmächtigen Spott treibt. Es freuet mich nur, daß Sie, lieber Edward, ſchmerzhaft vermiſſen, was Andere ſpottend aufgeben. Der Schmerz hält den verloren geglaubten Gegenſtand noch feſt.

Er wollte weiter reden, aber eine immer wachſende Unruhe in der Vorſtadt ſtörte das Geſpräch. —

Als ſie in dieſe hineintraten, ſahen ſie, wie die Läden ungewöhnlich frühe, obwohl die Sonne noch nicht ganz hinter das ſüdliche Gebirge geſunken war, und mit furchtſamer Eile geſchloſſen wurden. Frauen blickten ängſtlich aus den Fenſtern. Auf der Straße herrſchte nicht die ruhige Bewegung, nicht das tägliche Treiben der Menſchen, die auf verſchiedenen Wegen einem verſchiedenen Ziele langſamer oder ſchneller entgegeneilen. Knaben und Männer eilten der Stadt zu. Immer häufiger wurden die ruhig fortſchreitenden Freunde gedrängt, geſtoßen, ohne daß ſie es, in ihr Geſpräch vertieft, anfänglich merkten. Das Drängen nahm aber ſo zu, daß ſie unwillkührlich aufblickten. — Was iſt das? ſagte Louvet, etwas ganz Ungewöhnliches ſetzt das Volk in Bewegung? — Sie ſuchten durch die Vorbeieilenden vergebens den Grund der Unruhe zu erfahren. Keiner antwortete, alle liefen ſchnell weiter. Hinter dieſer ſtummen Eile ſchien ſich etwas Furchtbares zu verbergen. Edward rieth auf eine Feuersbrunſt, Louvet aber machte auf die eilende Maſſe aufmerkſam, die ganz aus Männern und Knaben der geringſten Klaſſe beſtand, und auf das ängſtliche Verſchließen der Häuſer. Es iſt ein Volkstumult, flüſterte er und beſchleunigte ſeine Schritte; Edward folgte ihm. Sie traten in eine Straße der Vorſtadt hinein, die gerade auf eine der Hauptſtraßen der Stadt zulief. Eine große Menſchenmaſſe drängte ſich vor ihnen; hinter ſich blickend, ſahen ſie die Straße leer. Sie hörten aus der Ferne das lärmende Getöſe des aufgeregten Volkes, aus welchem ein wildes Aufjauchzen hin und wieder fürchterlich hervorbrach und ſich wieder in das allgemeine Gemurmel verlor. Noch blieb ihnen die Scene des Aufruhrs verborgen. Denn dieſer Theil der Vorſtadt liegt, nach der Stadt zu, auf einer Anhöhe, die ſich ſanft erhebt und dann nach einem Arm des Fluſſes herabfällt, der beide trennt. Hat man die Höhe erreicht, ſo eröffnet ſich eine Ausſicht, die von den Einwohnern ſehr geprieſen wird. Gegen Süden läuft die offene Häuſerreihe in die anmuthige Gegend heraus, gegen Norden überſieht man die lebhaft bewegte, anſehnliche Hauptſtraße. Als die Freunde dieſen Punkt erreicht hatten, blieben ſie einige Augenblicke, ſich beſinnend, ſtehen. Hinter ihnen lag die ſchöne Gegend, die Sonne hatte ſich hinter das Gebirge geſenkt, das glühende Abendroth zuckte noch hervor und die Gebirgsreihe lag in klaren, ſcharfen Umriſſen vor ihnen. Die Vorſtadt war wie ausgeſtorben. Eine tiefe Dunkelheit herrſchte ſchon am Fuße des Gebirges, weiter ab trat die immer hellere Dämmerung, in welcher noch die Landhäuſer mit ihren Gärten ſich erkennen ließen, hervor. Die ängſtliche Stille, die nächtliche Dunkelheit, in welche alle Gegenſtände, nach dem Gebirge zu, ſich verloren, verſchleierten die ruhende Gegend und den ſchönen Genuß des Tages, ſo wie er auch zurückgedrängt, verhüllt war in dem aufgeſchreckten Gemüth der Freunde;

denn vor ihnen lag die unruhige, aufgeregte Stadt. Hier war noch Alles hell, das Abendroth vergoldete noch die Thürme und Dächer der Stadt, und ſie ſahen in die große, breite Straße hinein, die von einer lärmenden, ſchreienden Volksmenge in dichtem Gedränge erfüllt war. Man hörte das Klirren der Fenſter und Laternen, die zerſchlagen wurden, und das wilde barbariſche Aufjauchzen des Pöbels. Im Hintergrunde der langen Straße ſtanden Kavallerie-Maſſen, die den Augenblick des Angriffs zu erwarten ſchienen. Einzelne Reiter, von den übrigen getrennt, waren von der wogenden, ſchreienden Volksmaſſe umringt. Die entblößten Säbel blitzten im Abendroth. Noch ſchien der Hauptpunkt des Aufruhrs in den entferntern Theilen der Straße zuſammengedrängt, aber es war vorauszuſehen, daß die vorrückende Kavallerie die dichte Volksmaſſe nach der Brücke zu drängen würde. — Ich muß, ich muß meine Wohnung erreichen, rief Edward, indem er athemlos nach der Stadt hinſtarrte. Die Züge ſeines Geſichts waren entſtellt und dies mit einer Todtenbläſſe bedeckt. Louvet, obgleich ſelbſt unruhig, ſchien doch über dieſe tiefe Erſchütterung ſeines jungen Freundes erſtaunt. Auch ich muß nach meiner Wohnung zu dringen ſuchen, ſagte er. Eilen wir, mein Haus iſt nur wenige Schritte von der Brücke entfernt, vielleicht erreichen wir es noch, ehe der tolle Pöbel nach den untern Theilen der Straße gedrängt wird. Noch einmal warf er einen trüben Blick nach der ſtummen Ruhe des in Schlummer ſinkenden Frühlings, einen beſorgten auf ſeinen erſchütterten Freund und eilte mit dieſem der wilden, tobenden Maſſe entgegen.

Je näher ſie der Brücke kamen, deſto mehr häuften ſich einzelne Gruppen, die ſich lebhaft unterhielten; vor ihnen drängte ſich ſchon die immer dichtere Maſſe, und muthwillige, meiſt betrunkene Geſellen, die ſich unter den Arm gefaßt hatten, gingen taumelnd und brüllend nach der Vorſtadt zu, die ganze Straße ſperrend. Sie trieben die einzelnen Gruppen zurück. Louvet ging von dem Augenblick an, als er den Entſchluß gefaßt hatte, vorzudringen, mit feſten Schritten. Seine Geſtalt hatte etwas Gebietendes, und die Spuren des lähmenden Alters waren verſchwunden. Auch Edward ſchien völlig verwandelt, ſeine Augen flammten; er eilte mit ſeinem alten Freunde raſch vorwärts, entſchloſſen, ein jedes Hinderniß zu überwinden. Mitten in der Straße gehend, erreichten ſie die taumelnden Geſellen, vor welchen die einzelnen Menſchen ängſtlich zurückwichen. Macht Platz! rief Louvet; man antwortete mit einem drohenden Gebrülle und ſuchte ſie zu umringen. Edward erhob ſeinen Knotenſtock, ließ zwiſchen die Nächſtſtehenden einen derben Schlag fallen, und Beide eilten ſchnell weiter. Hinter ihnen erſcholl ein furchtbares Geſchrei. Die Verräther, hörte man, zwei Feinde der Freiheit, haltet ſie auf, ſchlagt ſie todt, ermordet ſie! zwei Spione! ſchrien Andere. Aber ehe die Umſtehenden noch wußten, wer durch das Geſchrei bezeichnet werde, hatten ſich Beide in den Volksmaſſen verloren, die ſich immer dichter zuſammendrängten. Man hat dort, wie es ſcheint, zwei unglückliche Menſchen ergriffen, ſagte Louvet, indem er einen Augenblick ruhig ſtehen blieb. Wo, wo? riefen die Umſtehenden; wahrſcheinlich dort, antwortete Louvet und zeigte nach der Gegend hin, wo er ſelbſt herkam. Bedauert Ihr die Verräther etwa? ſchrieen Einige, und eine Menge lief dem Geſchrei nach; das Gedränge nahm dadurch ab, und die Freunde erreichten die Brücke. Hier ward das Vordringen immer ſchwieriger; nur mit der größten Anſtrengung ſchritten ſie vorwärts und hatten endlich langſam faſt das Ende der Brücke erreicht, als mit furchtbarer, unwiderſtehlicher Gewalt ein ungeheurer Menſchen-Knäul, wie der brauſende Strom eines mächtigen, angeſchwollenen Fluſſes, ſich von der Stadt nach der Brücke wälzte. Ein entſetzliches, hie und da ängſtlich tönendes, wie halb erſticktes Geſchrei ertönte aus dem verworrenen, zuſammengepreßten Haufen. Sie werden von der Kavallerie gedrängt, flüſterte Louvet, wir müſſen ſuchen das Geländer der Brücke zu erreichen. Es gelang. Edward hielt ſich an dem Geländer feſt. Der letzte Bogen der Brücke wölbte ſich über dem trocknen Ufer, Louvet war unter dem Geländer durchgeſchlüpft, hatte dort den Stamm eines Baumes, der dicht an der Brücke ſtand, umklammert und ſuchte vergebens Edward nach ſich zu ziehen, der von ihm getrennt wurde. Da hörte man ein lautes Gekrache. Das Geländer zerbrach, und unter entſetzlichem Angſtgeſchrei ſtürzte eine Menge der dicht Zuſammengedrängten in den Fluß hinein. Eine Todesangſt durchzuckte die Maſſe, die auf der Brücke zuſammengepreßt war. Mit der unwiderſtehlichen Gewalt der Selbſterhaltung entſtand von hier aus ein plötzlicher Gegendruck. Man hörte ein ſchauderhaftes Geſtöhne aus der Mitte des dichten Knäuls. Es tönte in die laute Verwirrung hinein, wie ein Todeskampf der Zuſammengepreßten. In dem Fluß lag der verworrene Haufe, Füße und Arme ſah man zuckend aus dem Waſſer hervorragen, und matte, entſtellte Geſichter ſuchten ſich erblaſſend über der Oberfläche zu erhalten. Das Gedränge dauerte nur wenige Augenblicke. Eine plötzliche Angſt ſchien ſich, wie ein mächtiger Zauber, der ganzen Maſſe mitzutheilen. Der Aufruhr war gelähmt, und eine furchtbare Stille drückte das Grauen erſtarrend in das Innerſte des Gemüths hinein. Die Kavallerie, als ahnete ſie, daß ein plötzliches Ereigniß den

Aufſtand zerſtreute, zog ſich ſtill zurück. Von einem unbekannten Schrecken ergriffen, floh das Volk die Straße hinauf, von keinem Militair, von keiner Polizei gehindert, und in wenigen Minuten hatte der dichte Haufe ſich aufgelöſt. Eine ganz andere Thätigkeit äußerte ſich jetzt; Stangen, Stricke wurden ſchleunig zuſammengetragen, Boote eilten von allen Seiten herbei, und eine Menge Menſchen waren an dem Ufer mit der Rettung der Hereingeſtürzten beſchäftigt. —

Edward ſtürzte mit dem Geländer. Louvet ſuchte ihn feſtzuhalten, aber die gewaltige Macht der drückenden Maſſe riß ihn fort. Da ſchien er Alles um ſich her zu vergeſſen; ſchnell glitt er, den Baum loslaſſend, das ſteile Ufer hinab. Hier muß er ſein, ſagte er ſtill vor ſich hin, und während Einzelne noch hineinſtürzten, während Todesangſt, Geſchrei und Verwirrung auf der Brücke über ihm herrſchte, ſuchte er emſig den verſchwundenen Freund in dem bunten Haufen der Verunglückten zu erkennen. Sein ganzes Daſein war auf dieſen Punkt gerichtet, der forſchende Blick durchdrang den Haufen. Mit ängſtlicher Eile zog er, wie bewußtlos, Einige an's Ufer, Halbbetäubte, ſcheinbar Todte. Sie werden Hülfe finden, ſagte er, legte ſie ruhig nieder und ſuchte weiter — ich bin berufen, ihn zu retten. Minuten waren verſchwunden, ſeine Angſt ſtieg, ſein Athem ſtockte, ſeine herumſchweifenden Blicke wurden unſicher. Er muß hier ſein, er ſtürzte ja in der Nähe des Ufers, murmelte er und ſuchte alle Beſonnenheit in einen feſten, forſchenden Blick zuſammenzudrängen. Da erkannte er das Kleid des Freundes; Kopf und Schulter lagen unterwärts, von Waſſer, von herabgeſtürzten Menſchen verhüllt; er zog ihn hervor. Schon waren von allen Seiten rettende Männer beſchäftigt. Während er Edward, halb tragend, halb ziehend, an's Ufer brachte, wurden die Herabgeſtürzten, die ihn bedeckt hatten, fortgebracht. Edward ſchien todt, ſein Geſicht war furchtbar entſtellt. Alle drängten ſich nach der Seite, wo das Geländer eingeſtürzt war. Beſonnen ging Louvet unter der Bogenbrücke fort nach der entgegengeſetzten Seite, wo er, mitten in dem Gewühl um ſich und über ſich, einſam mit dem Leichnam des Jünglings ſich niederließ. Er richtete den Körper auf, er löſte die Halsbinde, entblößte die Bruſt und erkannte die matten Schläge des Herzens. Seine Hoffnung ſtieg, während er die Herzgrube, die Schläfe und den Rücken fortdauernd rieb. Plötzlich ergoß Edward einen Strom von Waſſer und öffnete die Augen. Aber ſie ſchloſſen ſich gleich wieder und Louvet ſetzte ſeine Bemühungen fort. Was iſt es, ſagte er, was mich an dieſen Jüngling feſſelt, daß mir alle Hoffnung meines kummervollen Lebens an ſein Daſein geknüpft ſcheint? Welche ſeltſamen Erinnerungen, wie Klänge aus einer frühern, glücklichern Zeit, ſteigen tröſtend auf, wenn ich ihn reden höre, und welche geheime Angſt hat mich abgehalten, ihn nach ſeiner Herkunft, nach ſeinen Verhältniſſen zu fragen? Iſt es doch, als wenn es die Furcht wäre, einen ſchönen Traum zu verſcheuchen, der mir vorſchwebt, der mitten in die Nacht meines Daſeins hineinleuchtet und durch das erſte laute Wort zu verſchwinden droht. Während er ſo mit ſich ſelber ſprach, wurden ſeine Bemühungen immer erfolgreicher. Ströme Waſſers, die Edward ausſtieß, ſchienen ihn zu erleichtern, das Schlagen des Herzens wurde vernehmlicher, der Athem freier. Aufmerkſam verfolgte Louvet die hoffnungsvollen Anzeichen des wiederkehrenden Lebens und mühſam, weil die Nacht während der Zeit zunahm. Wiederholt hatte der Jüngling die Augen geöffnet und wieder geſchloſſen. Jetzt blickte er, wie verwundert, um ſich und ſtarrte Louvet an, der ihn voller Freude betrachtete.. Edward, Edward, lieber Freund, beſinnen Sie ſich, rief Louvet und faßte ihn freundlich bei der Hand.

Sie ſind hier, antwortete Edward mit matter Stimme, wo bin ich? Ich ward in ein aufrühreriſches Gedränge hineingeriſſen. Es ſchwebt ſeltſam dunkel und doch klar vor meiner Seele. Es war die furchtbare Angſt, die mich lange, lange ergriffen hatte, die in den innerſten

Tiefen meiner Seele wühlte, dieſe war es, die ſich in einem grauenhaften Traum zu verwirklichen ſchien. Aber wie? Ich war ja in der That auf der Straße, ich habe ja einen ſchönen Tag in ſtillen, andächtigen Erinnerungen verlebt. Oder war auch dieſer ein Traum? Ich bin wohl krank, bin aus zerrüttenden Phantaſieen aufgeweckt. Aber wo bin ich? Wie ſeltſam iſt dieſe Umgebung, welch' ein Getöſe umgiebt mich — und Sie begleiteten mich ja und ſind jetzt hier.

Er blickte ſich verwundert um. Kaum konnte man noch die Umgebung erkennen. Noch immer beſchäftigten ſich die Menſchen auf der andern Seite mit der Errettung der Verunglückten, und erſt allmälig erholte ſich Edward ſo, daß er, auf Louvet geſtützt, den Brückenbogen verlaſſen konnte. Sie ſuchten eine Stelle, die weniger ſteil war, Louvet rief einen am Ufer Stehenden zu Hülfe, und Edward ward durch Beide nach der nahen Wohnung des väterlichen Freundes gebracht.

Die einbrechende Nacht fand die Stadt in großer Unruhe. Aeltern vermißten ihre Kinder, Geſchwiſter ſuchten ſich mit tödtlicher Angſt, die Braut vernahm das Unglück und hatte noch nichts von dem Geliebten erfahren. Auf den Straßen ſah man einzelne Menſchen in ängſtlicher Eile. Frauen, Mädchen, die ſonſt nie in einer ſolchen Stunde unbegleitet ſich herauswagten, liefen, nur von Einem kummervollen Gedanken durchdrungen, ohne auf die Nacht, auf die Umgebung zu achten. Die Hausthüren, noch vor wenigen Stunden ängſtlich geſchloſſen, waren geöffnet, unruhig bewegten ſich die Lichter in den Häuſern aus einer Stube in die andere, ein Bild der ſorgenvollen Verwirrung, die in den Familien herrſchte. Erſt nach Mitternacht ward es allmälig ſtiller. Die Todten, die Verwundeten, die Geretteten waren in den nächſten Häuſern untergebracht. Viele waren von den Umſtehenden erkannt, von ihren Verwandten, ihren Freunden aufgeſucht worden, nicht Wenige konnten nach ihren eigenen Wohnungen gebracht werden, Kinder hatten ihre Aeltern, Bräute ihren Geliebten, Freunde den Freund wiedergefunden, und gegen Morgen ruhte die ganze Stadt. Früh beſchäftigte Arbeiter bewegten ſich langſam durch die öden Straßen, Landleute brachten Nahrungsmittel zur Stadt, und wer dieſe jetzt ſah, dem kam der geſtrige Aufruhr wie ein Traum vor. Nur Polizeibeamte, die hie und da ſich blicken ließen, Patrouillen, die langſam durch die Straßen ritten, erinnerten, wenn man ihnen begegnete, an die ſchlummernde Unruhe.

Als aber nach und nach die Einwohner erwachten, als die Erinnerung an den wilden Aufruhr und ſeinen verhängnißvollen Schluß klar in allen Gemüthern aufſtieg, ſchien eine tiefe Reue die ganze Stadt zu beherrſchen. Wenn ein Mann am Abend berauſcht eine gefährliche Thorheit beging, dann bringt er wohl die Nacht in verworrenen, ängſtlichen Träumen zu, erwacht des Morgens mit einer quälenden Angſt; dem dämmernden Bewußtſein ſchweben die rohen Auftritte des Abends unſicher, dunkel, aber vernichtend vor, und es iſt ihm, als wäre die Wurzel ſeines ganzen vergangenen Daſeins tödtlich verletzt. Eine ähnliche Empfindung durchdrang die Einwohner. Nach und nach erſchienen ſie ſtill, gedrückt auf den Straßen, leiſe flüſternd näherten ſich die Bekannten, die Befreundeten, als fürchtete ein Jeder von dem Andern ein noch nicht vernommenes Unglück zu erfahren, einem Jeden war es, als lauerte ein verborgenes, drohendes Unheil in ſeiner Nähe, als läge es verhüllt in den noch nicht geöffneten Lippen der begrüßenden Freunde, als ſpräche es ſchon aus ſeinen düſtern Zügen. Still, voll quälender Beſorgniſſe verging der Tag, die früher ſo wüthende Volksmaſſe ſchien alle Klagen, alle Beſchwerden, die ſie aufgeregt hatten, vergeſſen zu haben. Die Unruhigſten mußten ſich verbergen, während Gerüchte die Zahl der Verunglückten immer furchtbarer ſteigerten, ſchauderhafte Ereigniſſe ausmalten und die trübe, reuevolle Stimmung bis zum höchſten Gipfel trieben. Gegen Abend ſah man Menſchen beſchäftigt, an den Ecken der Straßen eine Bekanntmachung der Behörden anzuſchlagen. Die Einwohner der Stadt drängten ſich an dieſe. Wer am nächſten ſtand, ward aufgefordert, ſie laut vorzuleſen. Sie war mit beſonnener Gewandtheit abgefaßt. Man erinnerte an die bedauernswerthe Veranlaſſung des Unglücks, an die grundloſen Klagen des Volks, an die heitere Zufriedenheit vergangener Tage, als man das Unvermeidliche mit leichtem Sinn ertrug, als beiderſeitiges Vertrauen Regierung und Volk vereinigte, wie Vieles ſeitdem geſchehen war, drückende Laſten zu heben, allſeitige Sicherheit zu begründen. Von den Wohlgeſinnten hoffte man für die Zukunft, das furchtbare Ereigniß ward leiſe als höhere Warnung berührt, die geſetzliche Strafe, die mit unerbittlicher Strenge die Urheber des Aufruhrs treffen würde, ward entſchieden hervorgehoben. Und als nun ein genauer Bericht bewies, daß die Zahl der Verunglückten viel geringer war, als man befürchtete, als man erfuhr, daß die größte Zahl der Todten aus den Unruhigſten beſtand, die ſich nach der Brücke drängten, um einen freiern Platz für ihr wildes Treiben zu finden, um ſich mit den Aufrührern aus der Umgegend zu vereinigen, war es, als erwachte das Volk aus einem ängſtlichen Traume, als wälzte ſich eine ſchwere Laſt von dem gedrückten Gewiſſen. Ja, man durfte das Unglück ſelbſt als ein Gericht betrachten, welches, indem es die Schuldigſten traf, die Übrigen reinigte.

Adrian bewohnte einige große Räume zu ebener Erde, die ihre Fenſter nach einem zu beiden Seiten mit Läden beſetzten Hof hatten. Ein ſchmaler, dunkler Gang, der zu ſeiner Wohnung führte, lief einem hellen Flur zu. Dieſer durchſchnitt ein mittleres Gebäude, durch welches zwei große Häuſer, nach zwei verſchiedenen Hauptſtraßen gewandt, mit einander verbunden waren, und diente den Einwohnern als ein abkürzender, ſtark benützter Durchgang.

Adrian trat in ſeine Wohnſtube. Eine große Elektriſirmaſchine nahm die Mitte des Saales ein, auf einem großen Tiſche ſtanden phyſikaliſche Inſtrumente, lagen Bücher, Papiere, Karten umher, und dennoch waren die verſchiedenartigſten Gegenſtände ſo geordnet, daß ſie einen gefälligen Eindruck machten und eine jede Vorſtellung von Verwirrung verdrängten. Er war ein Mann von mittleren Jahren, eine jener heimlichen Naturen, denen es, obgleich ſie uns beim erſten Anblick warnend zurückſtoßen, doch gelingt, uns anzuziehen, ja zu beherrſchen. Sie gewinnen kaum unſere Zuneigung, unſer Vertrauen, wenigſtens dann nicht, wenn vielfältige Erfahrungen uns warnend zur Seite ſtehen, aber ſie verſtehen es, uns zu feſſeln, uns fortdauernd zu intereſſiren. Einen geheimen Hohn wiſſen ſie hinter der verbindlichſten Freundlichkeit zu verbergen, und wenn ſie ſich am unbefangenſten hinzugeben ſcheinen, werden ſie uns eben am räthſelhafteſten. In Adrians ganzer Art, ſich darzuſtellen, lag etwas Imponirendes, ja Großartiges, alle Verhältniſſe, die berührt wurden, waren ihm bekannt, von allen Gegenſtänden, die beſprochen wurden, war er unterrichtet, und er behandelte ſie im Geſpräch mit der geiſtreichen Leichtigkeit, die von ſeiner Herrſchaft über alle geltenden Meinungen ein gültiges Zeugniß ablegte. Er lebte ſeit einem halben Jahre mit einer kranken Frau in der Reſidenz, und ſein erſtes Auftreten war von Umſtänden begleitet, die in einer gährenden Zeit einen ſtarken Verdacht erregten und die Aufmerkſamkeit der Polizei auf ihn zogen. Ja, dieſer Verdacht ſteigerte ſich ſo, daß man ſich für berechtigt hielt, ſeine Papiere in Beſchlag zu nehmen.

Eines Morgens erſchien ein angeſehener Polizeibeamter, von mehreren Unterbeamten begleitet; man durchſuchte die Papiere, die Adrian ohne irgend einen Widerſtand und mit großer Ruhe abgab, nachdem er ſie ſorgfältig geordnet hatte. Es waren meiſt Briefe von Freunden über Privatverhältniſſe, phyſikaliſche Korreſpondenz und Aufſätze über naturwiſſenſchaftliche Gegenſtände. Man fand nichts auch nur im entfernteſten Verdächtiges. Ein ſchlauer Polizeidiener unterſuchte aber mit beſonderer Aufmerkſamkeit die ganze Wohnung, und je unſchuldiger die Papiere erſchienen, deſto verdächtiger ſchien ihm der Fremde. So entdeckte er im Schlafzimmer eine Stelle, die ihm einer genaueren Unterſuchung werth ſchien. Es war eine Ecke, tief unten, faſt im Dunkeln. Papierſtreifen von der Art der Wandtapeten waren locker angebracht, und indem er einen ſolchen Streifen ohne Mühe abriß, fand er ein kleines, kaum ſichtbares Schloß. Schon waren Alle von der völligen Unſchuld des unbefangenen Mannes überzeugt, als dieſe Entdeckung den früheren Verdacht zu beſtätigen und zu verſtärken ſchien. Adrian war überraſcht, verlegen. Man forderte den Schlüſſel; er behauptete dieſen nicht zu beſitzen, ja daß ihm das Daſein des Schrankes unbekannt wäre. Als man abèr Anſtalt machte, das Schloß aufzubrechen, trat er hervor. Ich will nicht läugnen, ſprach er, ſich an den höhern Polizeibeamten wendend, indem er den Schrank aufſchloß und ein Paket herausnahm, daß es meine Abſicht war, die Papiere, die in dieſem Schrank verborgen waren, zu verheimlichen, und jetzt, da ich ſie Ihnen zu übergeben gezwungen bin, nehme ich Ihre Diſcretion im vollſten Sinne des Worts in Anſpruch. Hier ſind ſie, ſprach er und ſchien, indem er ſie übergab, ſehr ergriffen, eine kurze Ueberſicht wird Sie mit dem Inhalt bekannt machen, und dann, aber dann erſt, bitte ich, mag geſchehen, was Ihre Pflicht fordert, aber nicht mehr. Mit geſpannter Erwartung nahm der Beamte das Paket, während die Uebrigen ſorgfältig, doch vergebens nachforſchten, ob der verdächtige Schrank nicht mehr enthielt. Er durchblätterte die Papiere. Es war eine Reihenfolge von numerirten Briefen, deren Inhalt ſich leicht überſehen ließ. Die Polizeibeamten betrachteten Adrian mit ſtiller Schadenfreude und ſchienen überzeugt, daß man ihn mit ſeinen Papieren feſtnehmen müßte. Adrian ſtand indeſſen, die Arme kreuzweis verſchlungen, an die Wand gelehnt und blickte den Leſenden forſchend an. Wie überraſcht wurden ſie aber, als nach einem langen, peinlichen Stillſchweigen der Vorgeſetzte aufſprang und tief erſchüttert ausrief: Sie waren es alſo, deſſen Großmuth mir bekannt war, deſſen Namen man mir verſchwieg; Sie waren es, der mit Aufopferung, ja mit Gefahr jene unglückliche Familie — Adrian unterbrach ihn. Ich beſchwöre Sie, ſagte er, ſprechen Sie nicht weiter; was geheim bleiben kann, werden Sie, nachdem der

Inhalt der Papiere Ihnen bekannt geworden, ferner geheim halten. Ein, wie ſich gezeigt hat, ungegründeter Verdacht giebt Ihnen kein Recht über ein mir heiliges Geheimniß. Gewiß nicht, erwiederte der Beamte, aber dennoch muß ich dieſe Papiere, wie die übrigen, der höhern Behörde übergeben. Wenn ich ſelber in einer ſo aufgeregten Zeit verdächtig erſcheinen ſollte, würden Sie nur dabei verlieren. Er wickelte das Paket ein und verſiegelte es amtlich. Drücken Sie, fuhr er fort, auch Ihr Siegel darauf. Es ſoll nur in Ihrer Gegenwart eröffnet werden und Ihr Geheimniß ſoll uns heilig ſein.

Den Tag darnach ward Adrian zu dem Polizei-Präſidenten eingeladen. Er fand den Miniſter der Polizei gegenwärtig und ward mit ausgezeichneter Achtung empfangen. Mein Herr, ſagte der Präſident, Sie erhalten hier Ihre ſämmtlichen Papiere zurück. Wir fanden nicht allein nichts, was irgend einen Verdacht begründen konnte, ſondern in Ihrer Privatkorreſpondenz vollen Aufſchluß über alles, was das Gerücht als verdächtig erſcheinen ließ. Ihre Verbindung mit berühmten Gelehrten, Ihre Studien, die unſere Achtung fordern, dürfen auf unſern Schutz Anſpruch machen, und wir ſind Ihnen Genugthuung ſchuldig. Wenn ich gerechtfertigt erſcheine, antwortete Adrian, habe ich die Genugthuung erhalten, die ich fordern darf. Die Sicherheit des Staats darf der Bequemlichkeit der Einzelnen wegen nicht vernachläſſigt werden, und ich muß geſtehen, daß hier Umſtände ſtattfanden, die mich verdächtig machen mußten. Der Präſident überreichte ihm das verſiegelte Paket. Es hängt von Ihnen ab, was Sie uns von dem Inhalt dieſer Papiere anvertrauen wollen, ſagte er verbindlich. Adrian entſiegelte das Paket und übergab es dem Präſidenten. Ich glaube mich verpflichtet, ſprach er, den höchſten Behörden nicht zu verheimlichen, was einem Beamten ſchon anvertraut ward. Der Präſident empfing das Paket, und Adrian ward ſowohl von dieſem als von dem Miniſter eingeladen, an ihren engern geſellſchaftlichen Kreiſen Theil zu nehmen. Wir glauben, ſagte der Miniſter, wie wir Sie jetzt kennen gelernt haben, Ihren eigenen Wunſch zu erfüllen, wenn wir Sie von den größern geräuſchvollen Geſellſchaften entfernt halten, in welchen wir uns nur zu oft bewegen müſſen; aber welche Gründe Sie auch bewogen haben, die Einſamkeit in einer Hauptſtadt, wo man ſie freilich am leichteſten finden kann, zu ſuchen, ſo haben Sie doch kaum das Recht, der Geſellſchaft einen Genuß zu entziehen, den ſie vor Allem ſuchen ſollte, obgleich ſie leider den Mangel deſſelben kaum ſpürt. Ich habe, antwortete

Adrian, nicht den Muth, eine ſo ſchmeichelhafte Einladung auszuſchlagen, wenn ich es gleich ſollte. Die großen wiſſenſchaftlichen Inſtitute, die Bibliotheken, die reiche Belehrung berühmter Gelehrten lockten mich von dem ſtillen Landſitze; aber meine Beſchäftigung, die Muße und Ruhe erfordert, wie ich ſie nach einem unruhigen Leben endlich mühſam errang, unglückliche Privatverhältniſſe, ein immer höher ſteigender Mißmuth über die Zerrüttung aller geſchichtlichen Verhältniſſe haben mir Einſamkeit zu einem immer dringendern Bedürfniß gemacht, und (darf ich einem mächtigen und verehrten Staatsmanne gegenüber es zu äußern wagen,) vor Allem hat das verworrene politiſche Treiben, wie es ſich in alle, ſelbſt in die engſten Verhältniſſe hineindrängt, mich aus jeder Geſellſchaft herausgetrieben — dieſe breitgetretenen, armſeligen Principien, die faſt ſeit einem halben Jahrhundert verbraucht ſind und doch immer flacher, immer geiſtloſer wieder hervorgeſucht werden, um in Geſellſchaften behandelt, in Schriften erläutert, unter das Volk verbreitet und, wo ſie mir faſt am kläglichſten erſcheinen, um in den Kammern mit alberner Breite kommentirt zu werden. Wir können den Mann, erwiederte der Miniſter lächelnd, nur beneiden, der ſich von dieſer Verwirrung zurückziehen kann, die uns quälend verfolgt. Wo wir Erholung ſuchen, müſſen wir unſere täglichen Quälgeiſter abweiſen. Von Politik und Wetter werden Sie bei uns nichts hören, und Ihre geiſtreiche Unterhaltung wird am meiſten geeignet ſein, uns unglückliche Götheſche Zauberlehrlinge wenigſtens für Augenblicke zu beruhigen.

Adrian entfernte ſich, erhielt den Tag darauf die anvertrauten Papiere mit einem höchſt ehrenden und anerkennenden Schreiben zurück, und erſchien ab und zu in den vertrauten engern Kreiſen des Miniſters und des Präſidenten. Dieſes Ereigniß ward zwar in der Stadt anfänglich lebhaft beſprochen, aber Adrians unbemerktes, zurückgezogenes Leben und die Gährung, die in der Stadt herrſchte und immer mehr zunahm, zogen bald die Aufmerkſamkeit von einem Gelehrten ab, der ſich, der allgemeinen Meinung nach, mit Gegenſtänden beſchäftigte, die nur für wenige, eben ſo wenig bemerkte Männer und Jünglinge ein Intereſſe hatten. Selbſt in den großen Häuſern, die ſeine Wohnung verſteckten, in welchen die anſehnlichen Stockwerke von reichen Familien, die in großen geſelligen Verhältniſſen lebten, bewohnt waren, wußte man von ſeinem Daſein nichts, und nur ein paar arme Handwerker, deren Werkſtätten und ärmliche Wohnungen in dem großen Hofe an ſeine unmittelbar angrenzten, betrachteten den

Mann, der die Zimmer zu ebener Erde bewohnte, neugierig, und er ſchien ihnen räthſelhaft.

Herr Anton — rief eines Morgens, einige Wochen, nachdem die polizeiliche Unterſuchung ſtattgefunden hatte und faſt vergeſſen war, ein Schuhmacher, der ſeinen Laden in dem Hofe hatte — Herr Anton, ſehen wir Sie denn wieder ein Mal. Seit Sie den neuen Dienſt erhalten haben, ſcheinen Sie ja Ihre alten Freunde ganz vergeſſen zu haben. Ach nein, antwortete dieſer, und mein Beſuch wird zeigen, daß es keinesweges der Fall iſt. Ich habe Sie bei meiner Herrſchaft empfohlen, und Sie müſſen ſogleich hingehen, dem Herrn und der Frau Maß zu nehmen. Warum gehſt Du denn nicht? rief Elſe, eine lebhafte Frau auf den Grenzen der Jugend und Schönheit. Herr Anton, Sie bleiben ja wohl hier, bis mein Mann wiederkommt. Wenn man etwas verdienen will, muß man die Gelegenheit ergreifen. Die Kunden nehmen ab, die Zeiten ſind ſchwer, da heißt es flink ſein, wenn man nicht in Armuth und Elend umkommen will. Hat es denn eine ſo große Eile, Herr Anton, ſagte der zögernde Schuhmacher. Ich möchte doch gerne etwas von Ihrer Herrſchaft erfahren. Da liegen nun die großen, hellen Fenſter alle Tage vor uns, und ſehen ſo freundlich und klar in den Hof hinein, als wollten ſie Alles ausplaudern, was in den Sälen vorgeht, und ich ſtehe oft ſtill und denke: Nun wirſt Du etwas erfahren; aber lieber Gott, nichts erfahre ich, auch gar nichts. Die Fenſtervorſätze ſind ſehr ſchön, die herrlichſten Landſchaften mit Städten, Schlöſſern, Wäldern, Felſen und Meer ſind darauf; aber ſie verbergen Alles. Der alte Herr liebt die freie Luft, wie es ſcheint, aber nur die obern Fenſter werden geöffnet. Zuweilen bewegt ſich ein Fenſtervorſatz, er wird bei Seite geſchoben — nun, denkt man, wird doch etwas zum Vorſchein kommen. Da erſcheint der Herr ſelber dicht am Fenſter, er hat ein Glas in der Hand und betrachtet irgend eine Flüſſigkeit lange und genau. Ein junger Herr zeigt ſich wohl zuweilen, der nun auch das Zeug eben ſo genau beſieht. Aber ich bitte Euch, was kann an einem ſolchen, winzigen Dinge viel zu betrachten ſein? Wie kann ein ſolcher ehrbarer und ernſthafter Mann ſich mit ſolchen Lumpereien abgeben? — Ein ander Mal hält er ſich ein kleines Glas — ein Vergrößerungsglas denke ich — dicht vor die Augen, und guckt und guckt, daß Einem Zeit und Weile lang wird. Dann entfernt er ſich, der Fenſtervorſatz wird gleich wieder an ſeine Stelle geſetzt, und Alles iſt verſchloſſen und geheimnißvoll, wie vorher. Wenn ich nur ein Mal einen Zank, nur ein lautes Geſpräch hören könnte; aber da drinnen dicht vor mir ruht das Geheimniß, und es iſt ſtill, wie das Grab. Sie wiſſen, lieber Herr Anton, daß es am Tage oft recht lebhaft hier iſt, und wenn ich durch das Haus gehe, blicke ich wohl nach dem finſtern offnen Gange, der zu ſeiner Wohnung führt; aber nur ein Mal ſah ich einen jungen Mann hereingehen — es war der Sohn des Polizeipräſidenten, ein lieber junger Mann und mein Kunde. — Ja, ja, ſagte Elſe, die jetzt alle Eile vergeſſen zu haben ſchien, ſeufzend, das iſt ein rechter Jammer, es läßt uns gar nicht zur Ruhe kommen. Mein Mann ſaß ſonſt hier unter der Marquiſe und konnte doch im Freien arbeiten. Aber da mußte er immer wieder von ſeiner Arbeit aufſehen. Es ſchien ihm alle Augenblicke, als rührte ſich etwas, als hörte er etwas, und kein Schuh ward fertig. Ich konnte es ihm nicht verdenken. Da liegen nun wochenlang die lieben Hemden, und ich komme zu nichts; ich muß immer wieder hinſehen. So haben wir denn zuletzt wohl eingeſehen, daß es nicht länger mehr geht, und haben nun einen deſperaten Entſchluß gefaßt. Wir haben uns in den Laden zurückgezogen und wollen uns gar nicht um den alten, hartnäckigen, fatalen Mann bekümmern. Aber, was hilft es. Ich habe die ganze liebe Nacht hindurch kein Auge zugethan. Als er nun vor zwei Monaten hier ankam, ſtieg eine blaſſe Frau mit einer ältlichen Magd aus dem verſchloſſenen Wagen. Das Gepäck iſt wohl von der Straße her abgeladen worden. Die liebe Dame ſah recht kummervoll aus, und wir haben ſie alle beide gar nicht, nein auch gar nicht mehr mit Augen geſehen, als wären ſie verſchwunden, als wären ſie todt und geſtorben. Da ſchwebte die Frau mir nun die ganze Nacht hindurch im Traume vor, und ich war ſo unruhig, es ſchien mir, als wäre ſie in großer Gefahr, und als ich aufwachte, blieb die Geſtalt immer noch da, dicht, dicht vor meinen Augen, daß ich zitterte und bebte, und meinen Mann aufwecken mußte. Die Tiſchlerfrau da drüben, die ebenfalls leiden muß dieſer fremden Leute wegen, lauert und lauert und lauert, und erfährt eben ſo wenig, wie wir. Nun hatte dieſe ſelbe gute Frau vor einigen Tagen erfahren, daß Sie, Herr Anton, bei dieſen ſeltſamen Leuten dienten. Nein, ich muß es Ihnen nur ſagen, Sie waren ja ſonſt mein lieber guter Freund, und da mußte ich hören, daß Sie in ein ſolches dunkles Geheimniß hineingerathen waren. Ich erſchrak. Sie dienen in dieſer Familie, Sie gehen aus und ein in dieſen Stuben hier dicht neben uns, und können das Alles hören und ſehen, was uns verborgen bleibt. Aber wo in aller Welt ſteckten Sie?

Sie ſollen gleich nach der Ankunft des Herrn in ſeinen Dienſt getreten ſein, und wir ſahen Sie doch nie. Noch nie haben Sie ſich ſo lange von mir zurückgezogen. Sie waren rein verſchwunden, wie die Frau und die Magd. Wie das mich beunruhigte! Sie legte die Hand vertraulich auf ſeine Schulter, blickte ihn zärtlich an und fuhr fort: Und nun müſſen Sie gerade heute nach meinem erſchrecklichen Traume zu uns kommen. Erſt wollte ich meinen Schuſter wegſchicken, damit wir ein langes, trauliches Geſpräch führen könnten. Der gute Mann ſchwatzt immer dazwiſchen, aber wir werden ihn wohl jetzt nicht mehr los. Nein, Frau, wenn Du zu ſchwatzen anfängſt, hat es kein Ende — und nun, lieber Herr Anton, ſagen Sie uns um's Himmels willen, wie iſt es mit dieſer ſeltſamen Familie. Dem Anton ſchien dieſe Aufforderung ſehr angenehm, und er wartete ungeduldig auf den Augenblick, wo es ihm vergönnt ſein würde, auch ein Wort zu ſprechen. Ja, liebe Herzens-Elſe, ſagte er, ergriff einen Stuhl und ſetzte ſich dicht neben die Frau, indem er ihre Hand faßte, drückte und ihren zärtlichen Blick erwiederte. Verdammt vertraulich, murmelte der Schuſter. Ih, ſieh einmal, fuhr die Frau ihn an, ich glaube wahrhaftig, er brummt, weil Herr Anton mich freundlich anſieht. Er armſeliger Schlucker, der ohne mich nicht ein Hemd auf dem Leibe hätte, ſollte er nicht Gott danken, wenn ſeine Frau einen ſolchen braven, anſtändigen jungen Mann zum Freunde hat, der von Allen, die ihn kennen, geehrt und gelobt wird. Der Schuhmacher ſchwieg und unterdrückte einen Seufzer. Meinetwegen können Sie ruhig ſein, lieber Mann, verſicherte Anton, indem er der Frau ſchalkhaft zulächelte. O achten Sie nicht auf ihn, erzählen Sie nur, erzählen Sie nur, lieber, freundlicher Anton, wir vergehen vor Ungeduld. Sie blickte ihn mit geſpannter Aufmerkſamkeit an, und auch der Schuſter ſchien alle Unzufriedenheit vergeſſen zu haben. — Nun ſo hören Sie denn, fing endlich Anton an. Ich war meiſt auf dem Lande bei Verwandten in einem nahen Gebirgsdorfe, da ließ mich der Herr, den ich auf der Reiſe begleitet habe, wiſſen, daß eine Herrſchaft von ihrem Landſitze nach der Stadt ziehen würde und einen Bedienten zu erhalten wünſchte. Er hätte, ſchrieb er, mich vorgeſchlagen. Es wäre ein ſehr vortheilhafter und bequemer Dienſt, und meine zukünftige Herrſchaft erwarte nur Ehrlichkeit, Pünktlichkeit und Verſchwiegenheit. Nun wiſſen Sie, gegen meine Ehrlichkeit kann gewiß kein Menſch etwas ſagen, und ausplaudern thue ich nichts. Ein braver Bedienter muß nichts hören und ſehen. Seht, das iſt mein Grundſatz, den ich immer befolgt habe, und ich habe mich immer wohl dabei befunden. Ich nahm es gern an, denn ich ſuchte einen Dienſt und ſehnte mich nach der Stadt, um meine liebe gute Freundin wiederzuſehen. Nun da haben Sie es wahrlich lange genug anſtehen laſſen, rief Elſe. Stille, gebot der Schuſter, und Anton fuhr fort: Ich war zur rechten Zeit und Stunde hier, höchſt begierig, die Herrſchaft kennen zu lernen. Die Wagen kamen, ich war, nach der Anweiſung, von der Domſtraße in das Haus gegangen. Ei, daher haben wir Sie nicht geſehen, Herr Anton, unterbrach ihn die Frau. Still, rief der Schuhmacher. Die Herrſchaft ward indeſſen durch den Wirth nach dieſen Stuben geführt. Ich hatte drei bis vier Tage hindurch auszupacken und hinzuſtellen, und nach dieſer Zeit rief mich der Herr hier in dieſe Stube da. Anton, ſagte er, ich gebe Ihnen täglich einen Gulden. — Einen Gulden, rief die Frau. Mein Gott, alle Tage einen Gulden, wiederholte der Schuſter, Sie müſſen ja ein reicher Mann werden? — Ja, ich geſtehe, ich erſchrak faſt. Ich habe mich zwar nie weggeworfen, aber einen ſolchen Lohn doch nie erwartet. Na, dachte ich, dafür wirſt Du wohl bei Tag und Nacht keine Ruhe haben; aber hören Sie. Ich fordere ſtrengen Gehorſam und vor Allem Treue und Verſchwiegenheit, ſagte der Herr, nachdem er mir für die erſten Tage und den laufenden fünf Gulden ausgezahlt hatte. Sie ſtehen um fünf Uhr auf und beſorgen, was Ihnen aufgetragen wird. Um zehn Uhr wird Alles abgethan ſein, für gewöhnlich früher. Dann wünſche ich, daß Sie das Haus verlaſſen. Ich mag Leute, die nichts zu thun haben, nicht in meinem Hauſe ſehen. Brauchen Sie Ihre Zeit, wie Ihnen gut dünkt, können Sie dieſe zu Ihrem Vortheil benützen, deſto beſſer für Sie. Um acht Uhr Abends genau erwarte ich Sie wieder. — Wie, ſchrie die Frau und blickte Anton wüthend an, den ganzen Tag hat der Herr für ſich gehabt, und nun kommt er hierher und ſchwatzt mir von Freundſchaft vor. Sie ſprang vom Stuhl auf, und Anton ſah ſie erſchrocken an. O ich weiß wohl, wie der Herr ſeine Zeit zugebracht hat — mit der ſaubern Lieſe, nicht wahr? Pfui, ſchämen Sie ſich, wenn Sie in einer anſtändigen Familie mit Freundſchaft und Liebe aufgenommen ſind, ſich mit ſolchen frechen Dirnen einzulaſſen. Sie hat wohl die Gulden verzehrt und lacht den Herrn aus, wie er es verdient. — Aber, liebe Elſe, antwortete Anton, als er zu Worte kommen konnte, hören Sie doch. Ich habe, das kann ich verſichern, weder Lieſe noch ſonſt irgend ein Mädchen ſeit der langen Zeit geſprochen. Nein, ich wollte als ein vernünftiger Menſch meine Zeit beſſer benützen.

Auf dem Gebirgsdorfe, als ich mich bei meinen Verwandten aufhielt, hatte ich einen Schreiberdienſt verſehen. Den brauchte ich jetzt nicht aufzugeben. Gleich um neun Uhr, ſelten um zehn eile ich dahin, verdiene einen halben Gulden und freies Eſſen, und komme richtig um acht Uhr wieder zurück. Auf einige Tage habe ich da nichts zu thun, freue mich darauf, meine liebe Freundin nach ſo langer Zeit wiederzuſehen, und habe von meinem ſauern Verdienſt dieſe Kleinigkeit für ſie mitgebracht. Er zog ein Paket aus der Manteltaſche hervor. Dieſes ſchöne, feine Kleid, rief die ſchon wieder völlig beſänftigte Frau zögernd, nachdem ſie das Paket eröffnet und das Zeug mit blitzenden Augen betrachtet hatte. — Iſt für Dich beſtimmt, Herzens-Elſe, rief der triumphirende Anton, indem er ſie umarmte und küßte. Nun, einen Kuß verdient wohl ein ſolch ſchönes Geſchenk, meinte Elſe und erwiederte die Umarmung — nicht wahr, lieber Mann, dawider haſt Du gewiß nichts einzuwenden? Ach nein, antwortete dieſer in einem etwas kläglichen Tone, indem er das Kleid halb freudig, halb erſchrocken betrachtete. Sie müſſen reich ſein, wenn Sie ſolche Geſchenke machen können. Aber erzählen Sie doch weiter, ich brenne vor Begierde. Sie ſetzten ſich wieder, Elſe über das Geſchenk erfreut und heiter lächelnd.

Anton fuhr fort: Nun wünſchte ich doch etwas Näheres über meine Herrſchaft zu erfahren, denn die Einrichtung im Hauſe iſt gar zu ſeltſam. Die Frau bewohnt die vordern Stuben nach der Straße zu, dann folgt die Kammer der Magd, dann die Küche, endlich ein langer Gang, der zur Wohnung des Herrn führt. Die beiden Eheleute ſind alſo völlig getrennt. Ihn, den Herrn, ſehen wir nie. Seit jenem erſten Mal ſprach ich ihn nur ein Mal und erblickte ihn ein paar Mal in der Ferne. Die Frau beſorgt Alles, jede Beſtellung geht durch ihre Hände; was ich in der Stadt zu holen habe, Bücher und Inſtrumente, wird von der Magd dem Herrn gebracht. Er iſt ſtill, ernſthaft, ich fürchte mich faſt vor ihm. Sie iſt blaß, aber gar zu lieblich, immer mild, freundlich, geduldig wie ein Engel. Ich ſah ſie immer in erbaulichen Büchern leſen, oft in der Bibel. Ich habe, das muß ich ſagen, während der zwei Monate nie ein hartes Wort gehört. Die Magd dahingegen iſt unausſtehlich. Zwar iſt auch ſie freundlich und thut mir Alles zu Gefallen; aber wenn ich nur irgend etwas von der Herrſchaft zu erfahren wünſche, iſt ſie ſtumm. Wo kommt die Herrſchaft her? fragte ich einen Abend, als wir allein in der Küche ſaßen, während die Frau bei dem Herrn war. Vom Lande, antwortete die Magd. — Der Landſitz iſt wohl weit von hier? — So, ſo. — Haben die lieben Leute keine Kinder? — Einige. — Wo ſind ſie? — In der Welt herum, lieber Anton. — Sie ſind alſo erwachſen? — Einige. — Verheirathet? — Einige. — Zuletzt brach ſie das Geſpräch kurz ab: Was geht uns unſre Herrſchaft an? Wenn wir thun, was ſie mit Billigkeit von uns verlangen kann, und wenn ſie uns behandelt, wie wir es fordern dürfen, ſo kann uns ja alles Uebrige gleichgültig ſein, und damit Sie es kurz wiſſen, ich weiß wenig und Sie erfahren von mir nichts. Nun iſt es aber all mein Lebtag mein Grundſatz geweſen, daß es ſich für einen Bedienten nicht ſchickt, neugierig zu ſein, und ſo habe ich denn beſchloſſen, gar nicht weiter zu fragen. Aber ich kann es nicht verbergen, ich ward recht tückiſch auf die Herrſchaft, die alte, halsſtarrige Magd ward mir vollends fatal, ja der ganze Dienſt ward mir zuwider, ſo vortheilhaft und bequem er auch war. Da dachte ich: halt! da ſteckt etwas Gräuliches dahinter; das iſt ein Räuberhauptmann, oder ein Mörder, oder ein Aufrührer, ſo etwas aus den verleſenen und vergriffenen Büchern der Leihbibliothek. Als ich ſo dachte und überlegte, ob ich nicht lieber den Dienſt aufkündigen und mich von ſolchen entſetzlichen Menſchen losſagen ſollte, da kam mein guter Freund, der Kaſper bei der Polizei. — Ach ja, der Kaſper, ein lieber, guter und ein recht hübſcher Menſch, das muß ich ſagen, fiel Elſe ein. Sie haben ihn ja hier bei uns kennen gelernt. Wiſſen Sie noch, lieber Anton, Sie und mein Schuſter ſtichelten beide und waren dem guten Mann ſo böſe, und brummten mich an und meinten wohl gar — und das war doch nun gar nichts, obgleich er mir wohl ein wenig gut war, der liebe Mann. Ja, das war eine ſchöne Zeit. Ein ganzes Jahr iſt ſeitdem verfloſſen, und ich habe ihn nicht mit Augen geſehen. So ſchweig doch, gebot der Schuſter jetzt höchſt ungeduldig. Ja derſelbige Kaſper, fuhr Anton fort, winkte mir auf der Straße ſehr geheimnißvoll und führte mich in eine Schenke, wo wir vertraulich ſprechen konnten. Weißt Du etwas von Deiner Herrſchaft? fragte er. Ich erzählte Alles, wie geheimnißvoll es in dem Hauſe ſei, wie ich nichts wiſſe und trotz aller Mühe nichts erfahren könne. Nicht wahr, ſagte ich, es iſt ein gefährlicher Menſch. — Die Polizei weiß ſchon Alles. — Ich will mich von ihm trennen. — Thue das nicht, ſagte Kaſper, Du kannſt dem Staate einen großen Dienſt erweiſen. Du mußt ihn belauern, Du mußt mir alle Briefe zeigen, die er ſchreibt und die er erhält. Ich notire mir nur die Adreſſen der abgehenden, und von wo die Briefe an ihn herkommen, dann magſt Du ſie abgeben. Laß Dir nichts merken, aber ſei aufmerkſam. Er gab mir ein paar Thaler und verſprach mehr. Jetzt, dachte ich, kannſt Du Dich um Dein Vaterland verdient machen, jetzt iſt es Deine Pflicht als ein guter Bürger, den Menſchen zu belauſchen. Ich blieb ein paar Mal in der Stadt, ich wagte es, mich in meiner Kammer zu verſtecken, ich zeigte dem Kaſper alle Briefe; aber wir entdeckten nichts. Endlich mußte doch die Polizei etwas erfahren haben. Sie nahm ihm alle ſeine Papiere. Ja, rief der Schuſter, damals dachten wir auch, nun wird doch wohl der Menſch mit ſeinen verdammten Geheimniſſen endlich heraus müſſen; aber Alles iſt ſtill, wie zuvor, und wir ſind nur noch mehr gequält. — Was war es, erzählte Anton weiter, der Herr iſt freilich ſo Einer aus den Leihbibliotheken, hieß es nun, aber von einer ganz andern Sorte — ein großer Unbekannter, ein großmäuliger Tugendheld, ein Wohlthäter der Menſchheit. — So einer, der ſich ſehr wohl ausnimmt in den Büchern und uns zum Heulen bringt, der aber doch nirgends hinpaßt, wo man mehr thut als leſen, wo man wirklich ißt und trinkt, und ſich wie ein vernünftiger Menſch beträgt. Er ward zum Miniſter und Präſidenten, zu den Grafen und Baronen eingeladen. Er darf ſich unterſtehen, ſich rar zu machen, und da iſt der Herrlichkeit kein Ende. Neulich, als ich des Morgens noch nicht weggegangen, die Magd aber weggeſchickt war — es geſchah zum erſten Mal — kam ein Bedienter von dem Miniſter, der dem Herrn einen Zettel brachte und Antwort erwartete. Das war nun eine Gelegenheit, die ich mit Freuden ergriff. Ich eilte nach der Stube des Herrn, eröffnete ſie und trat ſchnell herein — und was ſah ich! — Die Frau kniete, das Geſicht auf einen Stuhl niedergebeugt und mit beiden Händen bedeckt. Der Herr ſtand neben ihr, aber ſo wie er die Thüre knarren hörte, eilte er mir entgegen, ſchob mich zur Thüre hinaus und fuhr mich entſetzlich an: Unterſteh Er ſich nie in meine Stube zu treten, ohne anzuklopfen. Geſchieht das noch ein Mal, ſo ſind wir geſchiedene Leute. Ich wurde Er genannt, was ſonſt nie der Fall war. Ich erſchrak und konnte kaum dem Herrn die nöthige Nachricht ertheilen. Vor der Thüre mußte ich warten, während er den Zettel beantwortete. Seht, liebe Elſe, jetzt wiſſen Sie Alles. Was ich nun ſo mir ausgedacht habe, das will ich Ihnen wohl ſagen. Die Frau ſitzt immer und lieſt in erbaulichen Schriften, ich ſah den Prediger, den die Leute gewöhnlich den frommen nennen, auch den Tiſchler Gebhard, der ſich ſo viel um die Armen bekümmert und die Kinder der Arbeiter in die Schule ſchickt. — Ich kenne ihn wohl, bemerkte Elſe, er übernimmt das Betteln für das Lumpenpack, damit es auch gar nichts zu thun habe, und ſchwatzt einem die wenigen Pfennige ab, die man gern für ſein Vergnügen zurücklegen möchte. — Dieſe beiden Leute, fuhr Anton fort, habe ich da geſehen, und ſie gingen mit der Frau zu dem Herrn. Als ich ihn von Staats wegen belauerte, merkte ich wohl, daß die Frau, wenn ſie mich entfernt glaubte, zu dem Herrn ging und Stunden lang bei ihm blieb, und wenn ich dann überlegte, daß ich ſie betend überraſcht habe, ſo habe ich denn bei mir ſelber gedacht, daß ſie wohl zu den Frommen gehören, zu irgend einer Sekte, die ſich heilig dünkt, und daß ſie unter ſich beten und ihre Andacht halten. Der Mann, bemerkte kopfſchüttelnd der Schuhmacher, ſieht mir doch gar nicht wie ein Frommer aus. Elſe ſtimmte aber ihrem zärtlichen Freunde völlig bei. Sie wiſſen, lieber Freund, ſagte dieſer, daß ich früher ein Gärtnerburſche war und aus der Lehre lief. Da habe ich denn geſehen, wie ein Gewächs, wenn es, wie die Roſen und Georginen, Mode iſt, ſich in hunderterlei Arten zerſplittern und ziehen läßt. Die Frömmigkeit iſt hier und da Mode geworden, ſie wird auf allerlei Bäume gepfropft, in der Hitze und in der Kälte gezogen. Bald kriecht ſie auf der Erde, bald brüſtet ſie ſich wie eine hochſtämmige Roſe, ſie gedeiht im Thränenregen und in dem trockenen Hochmuth, ſie wird auf Klatſchroſen und Stachelbeeren mit gleichem Glücke gepfropft, ſie blüht wie die Hortenſie im Tabaksdampf, verändert dann wohl die Farbe, aber nicht die Form, und wird eben ſo gut von wohlriechendem Waſſer in den Fürſtenſälen genährt. Sie kennen nicht alle Abarten, die durch ſorgfältige Pflege entſtehen können. — Der Schuhmacher ließ ſich endlich überreden und eilte, von der Frau, wie von Anton getrieben, zu ſeinem Geſchäft. Dieſer blieb mit ſeiner theuern Freundin zurück, um ihn, wie er ſagte, hier zu erwarten. Der gute Mann hatte bei ſeinem häuslichen Kummer, den er in ſich verſchließen mußte, ſich ſelbſt ein Quentchen Frömmigkeit erworben und ſuchte ſich im Stillen mit einigen Sprüchen zu tröſten. Er fand es für nützlich, ſich mit dieſen bei ſeinen neuen Kunden einzuſchmeicheln, und da Adrians Frau mit Innigkeit, der Herr ſelbſt, obgleich trocken und kalt, ihn ermunterten, ſeine religiöſe Geſinnung beizubehalten und zu pflegen, ſo kam er mit der Ueberzeugung, daß Antons Scharfſinn das rechte Verhältniß erkannt hätte, zurück. Bald ward es unter den armen Einwohnern des Hofes Gewohnheit, Adrian und ſeine Frau als Fromme zu betrachten, aber damit hatten ſie auch alles Intereſſe für dieſe Leute verloren, und ſelbſt der Schuhmacher konnte nun ſtundenlang unter der Marquiſe arbeiten, ohne ein Mal nach den Fenſtern zu ſehen, die ihn ſonſt ſo ſehr beunruhigt hatten.

Adrian wohnte ſo, daß weder ſeine Frau, noch Diener oder Magd erfuhren, Wer ihn beſuchte; er ſelbſt ſchloß auf, wenn er Jemand einlaſſen wollte. Da der, zwei Hauptſtraßen verbindende, Durchgang zur Bequemlichkeit des früh beſchäftigten Theils der Einwohner mit Tagesanbruch geöffnet und erſt um zehn Uhr Abends wieder geſchloſſen, in den Mittagsſtunden aber wenig benutzt wurde, ſo konnte ein Durchgehender leicht unbemerkt in den dunkeln Gang, der zu Adrians Wohnung führte, hinein und wieder herausſchlüpfen. Es war ihm wichtig, Beſuche zu empfangen, die von Niemand bemerkt wurden, ja Einige, mit welchen er in geheimer Verbindung ſtand, bewohnten das Innere der weitläufigen Räume, hier und da in beiden Häuſern zerſtreut, meiſt in den oberſten Stockwerken.

Der Theil der Wohnung, der von der Frau bewohnt wurde, lag in der großen Hauptſtraße, die nach der Brücke zu lief, auf welcher der Aufruhr ſich konzentrirte, aber in der obern Hälfte derſelben, nach dem Markte zu. Als der Tumult wuchs, trat Anton, nachdem er vorſichtig geklopft hatte, in Adrians Stube. Er ſah die Fenſterladen zugeſchloſſen, obgleich es noch nicht dunkel war. Eine Lampe erhellte die Stube, und Adrian ſaß in Arbeiten vertieft. Herr, rief Anton ängſtlich und verſtört, die Straße iſt in Aufruhr, das Volk ſchreit: Freiheit! Das Straßenpflaſter wird aufgeriſſen, Fenſter und Laternen klirren, und die Frau liegt in Ohnmacht. Ich komme, rief Adrian. Habt Ihr die Fenſterladen zugeſchloſſen, die Thüren verrammelt? Noch nicht, erwiederte Anton, es kam zu plötzlich, wir waren zu erſchrocken. Adrian eilte zu ſeiner Frau, ohne zu antworten. Als er die Stube erreicht hatte, befahl er Licht zu bringen und öffnete die Fenſter, um die Laden zu ſchließen. — Wer will ſich da verrammeln, hörte man drohende Stimmen aus dem Haufen rufen. Steine her, das muß ein Verräther ſein. Lieben Leute, ſchrie Elſe, die ſich muthig und furchtlos mitten unter dem Haufen bewegte, — da wohnt ja Antons Herrſchaft, die arme, blaſſe Frau und der ſtille, fromme Herr. — Ja, ja, riefen Andere, wir kennen ihn, ſtört ihn nicht. Kaum hätten aber dieſe Wenigen eine Gewaltthat verhindert, wenn nicht die ſtarke Stimme eines Mannes ertönt wäre, der, in einen

Mantel gehüllt, das Volk zu beherrſchen ſchien. Keiner wage eine Gewaltthat gegen dieſe Wohnung, rief er. Ohne irgend eine Störung wurden die Fenſterladen geſchloſſen, die Thüre verrammelt, und jetzt wandte ſich Adrian an ſeine Frau, die ſich indeſſen durch die Hülfe der Magd zu erholen anfing. Sei ruhig, ſagte Adrian, indem er ſich tröſtend zu ſeiner Frau neigte, das Volk wird ſchnell von der Kavallerie überraſcht werden, es hat, wenigſtens hier, keine Zeit, Barrikaden aufzuwerfen. Ich ſah ſchon die Reiter in Maſſen aufgeſtellt, und vor unſerm Hauſe wird in wenigen Augenblicken die Straße in ihrer Gewalt ſein. Die Frau blickte ihn mit einem erſchrockenen, aber zugleich durchbohrenden Blick an. Entfernt Euch, ſagte ſie, zum Diener und zur Magd gewandt. Als ich aus der Ohnmacht erwachte, flüſterte ſie ihm leiſe und ängſtlich zu, hörte ich eine ſtarke, ſchützende Stimme. Ich erkannte ſie, Ulrich. Ach die Sicherheit in dieſem Augenblick iſt mir entſetzlicher, als alle Gefahren des Aufruhrs. — Auch ich erkannte Roberts Stimme, mir war es, wie Dir, — unangenehm, ſehr unangenehm, daß er hier iſt. Aber ich bitte Dich, laß Deine thörichten Träume fahren. Lebe ich nicht einſam, in harmloſe Studien vertieft, hat dieſes ſtille, eingezogene Leben, haben alle Verſicherungen Dich noch nicht überzeugt? — Iſt es ſo, erwiederte die Frau, dann verzeih mir, wenn ich Dir Unrecht thue. Aber ſeit ich hier bin, habe ich keine Ruhe; ſeit Du mit dem freundlich umgehſt, den Du, wie ich glauben muß, tief haſſeſt, ängſtige ich mich fortdauernd. Warum, wie oft legte ich Dir dieſe Frage vor, ſind wir eben hier? warum haſt Du nicht eine andere Stadt, eine andere Gegend — eine zweckmäßigere ſtand Dir zu Gebote — gewählt? Wie ungenügend waren Deine Antworten. Schweig, Frau, ſagte Adrian finſter und kalt, das verſtehſt Du nicht. Eine beſtimmte Arbeit konnte nur hier fertig werden. Hätte ich nicht alle Rache aufgegeben, ſo wäre ich nicht hier. Das Bewußtſein, dieſen Mann, dieſen mächtigen in meiner Gewalt zu haben, ja ihn zu beherrſchen, iſt mir Genugthuung, Rache. Es hat mich freilich hart getroffen, Dich auch, ich ſehe ein, wie es ſeine Stellung, ſeine Pflicht, die eiſerne Nothwendigkeit einer verworrenen Zeit war, die ihn gegen unſern unglücklichen Freund waffnete, nicht Bosheit. Dein Mißtrauen, früher vielleicht begründet, iſt dennoch ungerecht. Dieſer ewige, halsſtarrige Verdacht zerſtört meine Ruhe. Du ſollſt, du mußt ihn unterdrücken, er könnte mich erbittern. Du haſt jetzt nichts zu befürchten, das weißt Du. Er verließ ſie, und während das furchtbare, oft ängſtliche Geſchrei auf der

Straße fortdauerte, während Aufruhr und Entſetzen um ſie her herrſchte, ſchien die unglückliche Frau nichts zu merken; ein furchtbarer Gedanke, grauenhafter als der Aufruhr ſelbſt, durchzuckte ihr Innerſtes. Ich ahnete es immer ſprach ſie, von nächtlichem Jammer ergriffen, ich ahnete es immer, daß er mich betrog, jetzt weiß ich es. Er iſt es, ſein böſer Dämon ſchreit mir aus dem Wüthen des wilden Pöbels entgegen. Eine verzweiflungsvolle Hingebung, eine innere betäubende Erlahmung diente dazu, den tiefen, zehrenden Schmerz abzuſtumpfen.

Adrian ſchritt unruhig in ſeiner einſamen Stube auf und nieder. Keiner wagte es, ſich ihm zu nähern. Sie müſſen eine Ahndung gehabt, ſie müſſen Nachricht erhalten haben. Wie konnten ſonſt die Reiter ſo ſchnell da ſein. Von dem Durchgang her hörte er ein unruhiges Laufen, laute Stimmen; Männer und Weiber im eifrigen Geſpräch erfüllten den Hof. Er verſtand nichts, nur verworrene Töne von Redenden, eilig Gehenden erreichten ſein Ohr. Stunden vergingen ſo. Da vernahm er, wie es allmälig ſtiller ward, er konnte die einzelnen Geſpräche in dem Hofe unterſcheiden. Es war, als wenn die Einwohner des Hauſes zurückkehrten, um ſich zur Ruhe zu begeben, als wenn ſie jetzt nur, aufgeregt durch die Ereigniſſe des Tages, ſtehen blieben, um ſich eifrig, was ſie erlebt und gehört hatten, wechſelſeitig mitzutheilen. Er lauſchte. Eine Gruppe hatte ſich dicht hinter den verſchloſſenen Fenſterladen geſtellt. Von einer eingeſtürzten Brücke, von Hundert, die verunglückt wären, von Bürgern, durch die Reiter verwundet, getödtet, glaubte er zu hören. Aber die Rede wechſelte zu ſchnell; das Geſpräch, obgleich laut, war durch den Eifer der wechſelſeitigen Mittheilung doch verworren. Er vermochte keinen Zuſammenhang hineinzubringen. Mitternacht war nahe, die Haufen ſchienen ſich zu verlieren, die Geſpräche erlahmten, er hörte, wie die Sprechenden ſich entfernten, wie die Einwohner ſich in ihre Wohnungen zurückzogen, wie die Thüren zugeſchlagen wurden. Jetzt war Alles ſtill, nur wenn er ſich in die Kammer, die ein gewöhnliches, jetzt durch Laden feſt verſchloſſenes Fenſter nach dem Durchgang zu hatte, lauſchend hineinſchlich, hörte er noch einzelne Tritte.

Adrian zündete ein Licht an, trat in den dunkeln Gang und ſah den Durchgang matt erleuchtet. Dieſer war, gegen die Gewohnheit, nach beiden Straßen zu offen. Ein junger Mann, über den Hof ſchreitend, kam ſchnell heran. Gute Nacht, ſagte er, indem er vorbeiging, das war ein entſetzlicher Tag. Wiſſen Sie, fragte Adrian, ob Viele verunglückt ſind? Gott weiß es, antwortete der Jüngling, ein Jeder zittert für das, was ihm vielleicht morgen das Herz durchbohren wird. Auch Sie vermiſſen wohl einen Freund oder Verwandten, und warten auf Nachricht? — Leider, ſo iſt es, antwortete Adrian, und der Jüngling entfernte ſich. Adrian wollte ſich ebenfalls zurückziehen, als er in der ſtillen Nacht eine Bewegung im Vorderhauſe vernahm. Eine Stimme fragte: Du da, Kasper? Ja, ward geantwortet, endlich kann ich nach meiner Stube ſchleichen. Die Stimme war Adrian bekannt, und er zog ſich in ſeine Wohnung zurück. Bald darauf hörte er drei Mal leiſe an die Thür klopfen, er öffnete und Kasper trat herein. Es war derſelbe, den Anton als Polizeidiener kannte, ein ſtarker Mann mit einer entſchloſſenen, verwegenen Miene. Er hatte den mächtigſten Heerführer in ſeiner Jugend auf ſeinen Zügen begleitet. Nach dem Frieden fing er einen Kram an. Es wollte ihm nicht gelingen, das ruhige Leben war ihm ohnehin verhaßt, und ſeit Jahren galt er für einen der gefährlichſten und kühnſten Schmuggler des Grenzgebirges. Verſchmitzt, wie er war, hatte er ſich auch an die Polizei angeſchloſſen und war ein eben ſo entſchiedener Angeber, wo er es heimlich und ohne Verdacht ſein konnte. Polizeibediente, hob er an, bewachen den Eingang zu dieſen Höfen, um das arme Geſindel zu ergreifen, das unſchuldig, wie es iſt, die Gelegenheit nur benutzte, ſich einen tollen Tag zu machen. Der iſt ein Eſel, der ſich vor dieſem Volke fürchtet. Betrüge ich es doch ſeit Jahren, ſelbſt, wo ich ihm zu dienen ſcheine. Ich mußte mit den Menſchen plaudern und habe in kurzer Zeit ein halb Dutzend ehrliche Leute verdächtig gemacht. Als ich durch den Gang ging, blies ich, als wäre es zufällig geſchehen, die Lampe aus, trampelte mit ſchweren Schritten die Treppen hinauf, als wollte ich mein Dachſtübchen ſuchen, zog die Schuhe aus, und ſchlich dann im Dunkeln und leiſe hier herein.

Adrian hatte ſich in ſeinen Stuhl geworfen. Jede Spur von Unruhe war verſchwunden. Kasper blieb reſpektvoll in einiger Entfernung ſtehen. Laß mich Deinen Bericht hören, ſagte Adrian befehlend, aber ruhig, faſt nachläſſig. Alles iſt verloren, gnädiger Herr! antwortete Kasper, doch ebenfalls ſo leicht hin, als ſpräche er von der gleichgültigſten Sache der Welt. Verloren? erwiederte Adrian, weißt Du, was erlangt werden ſollte? Nun, meinte Kasper: Freiheit, Gleichheit, Menſchenrechte. — Denkſt Du, Kasper, die wären nun verloren? Doch wie Du das verſtehſt, begreife ich Deine Furcht. Ich erwarte Deinen Bericht. —

Alles ging gut, fing Kaſper an. Den ganzen Tag hindurch wurden die gedruckten Blätter mit Vorſicht vertheilt. In allen Schenken war das ſouveraine Volk verſammelt und lauerte auf das Zeichen. Fünfhundert der bravſten Männer wurden in der Stadt zerſtreuet, wir hatten für den Rückzug nach der Vorſtadt und durch Zwiſchenpoſten für die Verbindung mit unſern Bewaffneten in den Gebirgspäſſen geſorgt. Das Volk, ſeit langer Zeit vorbereitet, lief uns zu. Schon war es im Begriff, das Pflaſter aufzureißen, Wagen, Karren, Waffen aus den Läden wurden in Beſchlag genommen, das Volk war in hoffnungsvolle Wuth gerathen. Unſer Plan war, die Hauptſtraße und die Brücke ſo lange als möglich zu behaupten. Daß wir ſie zuletzt räumen mußten, war vorauszuſehen. Aber ſo wie es anfing dunkel zu werden, wurden unſere Truppen aus dem Gebirge nach der Vorſtadt in Bewegung geſetzt, und Alles war ſo vorbereitet, daß die fliehende Maſſe ſich bald hinter den aufgeworfenen Barrikaden gegen einen jeden Angriff der Kavallerie geſchützt fühlen mußte. Dort ſollte das Volk bewaffnet werden. — Das weiß ich ja Alles, ſagte Adrian ungeduldig. — Plötzlich, wie aus der Erde hervorgezaubert, erſchienen die Reiter. Straße und Brücke zu behaupten war unmöglich. Wir tröſteten uns damit, daß die gedrängte Volksmaſſe wohl nicht ſobald fliehen konnte, wie ſie gern wollte. Die Hauptführer aus der ganzen Stadt, verwegene Kerle, deren Muth erprobt war, hatten ſich, als ſie die Gefahr ſahen, aus allen Gegenden ſchnell zuſammen gefunden. Mit aller Gewalt hatten wir uns durch das Volk gedrängt, um, wie verabredet, die Brücke zu erreichen. Es gelang, und hier ſtanden wir nun Alle — der lange Görge, der räucherige Kunz, Fiſtel-Johann, der ſchielende Töffel, Schrei-Peter, Brummel-Gottfried, Tobias, Robert, ich und noch mehrere andere, alle die tüchtigſten Anführer. Wir wollten uns jenſeits der Brücke berathen, dann ein Jeder nach ſeinem Orte gehen, die heranrückende Mannſchaft begleiten, das Volk anweiſen, wo und wie Barrikaden einzurichten, die Straßen durch Wagen zu ſperren ſeien, wir wollten die Häuſer aufſuchen, wo Flinten und Munition verborgen waren, um das Volk zu bewaffnen, und überhaupt, wie uns befohlen worden, im Zuſammenhang thätig ſein. Auf der Brücke, wo wir von dem immer mehr zuſtrömenden Volke aus der Vorſtadt, welches hier in dieſem Moment mit den furchtſam fliehenden Maſſen gewaltſam zuſammenſtieß, aufgehalten wurden, ſahen wir uns immer enger und enger zuſammengepreßt. Wir hatten unglücklicherweiſe eben die Mitte der Brücke erreicht. Die Meiſten hatten mit aller Kraft das Geländer umfaßt, um deſto ſchneller vorzudrängen — da brach das Geländer, und ſie ſtürzten ſämmtlich vor meinen Augen in den Fluß hinein, eben wo er am tiefſten iſt, und wurden von der Menge der Nachſtürzenden bedeckt. Nur Robert ſah ich noch, wie er, ſchon ſchwankend, ſich aufrecht erhielt und vordrang. Ich ward glücklicherweiſe durch Einige, die ſich zwiſchen uns ſchoben und auch faſt alle in den Fluß hineinſtürzten, von den Uebrigen getrennt. Ich warf mich mit aller Gewalt der drohenden Gefahr rücklings und war dem Fallen nahe. Als ich mich — es dauerte nicht lange — wieder beſonnen hatte, eilte ich, ſo ſchnell das Gedränge erlaubte, nach dem Fluß hinunter. Eine Menge Menſchen zogen die Heruntergeſtürzten hervor, die ihnen am nächſten waren. Kähne eilten von allen Seiten herbei, der Aufruhr war wie verſchwunden, und ich ſah Schwärme von Polizeibedienten, die ſich ohne Widerſtand mitten unter das Volk wagten, ja von dieſem hülfreich unterſtützt wurden. Ich fand einige Vertraute, die mit den Polizeidienern am Ufer beſchäftigt waren. Alle waren wie betäubt, und ich konnte, ohne Verdacht zu erregen, einige der Vertrauteſten ſeitwärts ziehen, die Verunglückten, die ihnen wohl bekannt waren, nennen und ihnen auftragen, genau darauf zu achten, ob irgend einer von dieſen gerettet würde, wo man ſie hinbrächte, und mich hier zu erwarten.

Dann eilte ich durch die Vorſtadt nach jenem verborgenen Ort, wo einige der Vertrauteſten verſammelt waren, wo der Verbindungsposten war, der die Befehle an alle aus den Gebirgen heranrückende Mannſchaft bringen ſollte. Als ich das Ufer verließ, war die Brücke wie durch einen Zauber geleert, die Reiter zogen in kleinen Abtheilungen durch die Vorſtadt. An den Häuſern hin ſchlichen im Dunkeln einzelne Männer, als fürchteten ſie ſich vor einem jeden Zuſammentreten, vor einem jeden Geſpräche. Jenſeits der Vorſtädte ſah ich Kavallerie-Maſſen ſich vertheilen und verſchiedene Wege wählen, und ſoviel ich in der Dunkelheit wahrnehmen konnte, ſchien es mir aus der Richtung, die ſie nahmen, daß ſie mit unſern Plänen bekannt ſein mußten. Ich ſchlich zwiſchen engen Gaſſen, über Feldwege nach einer Höhle, die, in einer engen Gebirgsſchlucht hinter dichtem Gebüſch verſteckt, ſchwer zugänglich und nur den Einwohnern der nächſten Dörfer bekannt iſt. Dort fand ich den ſtarken Tom. Er war ganz bewaffnet, und dort erfuhr ich nun, mit welcher unbegreiflichen Schnelligkeit die Nachricht von dem unglücklichen Ereigniß hierher gedrungen war. Die Mannſchaft war ſchon aus allen Thälern vorgerückt.

Die reichen Bauern in den nächſten Dörfern arbeiten von frühem Morgen an und gehen mit den Hühnern zu Bette. Die Heranrückenden konnten hoffen, ſie ſchlafend zu finden, und näherten ſich ſchon ſchleichend und ſtumm den Bauerhäuſern, als ſie von dem Verbindungsposten durch reitende Boten die unglückliche Nachricht erhielten, und Tom hoffte, daß ſie ſich, der Verabredung gemäß, ſogleich zerſtreuen würden, um ſich in kleinen Abtheilungen auf den bezeichneten Stellen im Innern des Gebirges wieder zuſammen zu finden. Tom war nur hier geblieben, um mich oder Robert zu erwarten. Kaum hatte ich ihm Alles mitgetheilt, was mir bekannt geworden, als rund um uns her Pferdegetrappel erſcholl. Ein Pferd ſtand geſattelt da. Reitend, ſagte Tom, kann ich nicht mehr entkommen. Sieh zu, wie Du Dich retteſt — und ſchnell kletterte er an der ſchroffen Felſenwand hinauf und verſchwand. Mir war das recht lieb, ich beſtieg das Pferd und ritt den Herannahenden entgegen. Ein Offizier, der auf mich zukam, fand mich zwar verdächtig, als ich ihm aber das Polizeizeichen hinhielt, folgten er und einige Reiter mir mit Vertrauen. Hier herum ſoll ein Schlupfwinkel der Aufrührer ſein, ſagte der Offizier. Dieſer Knecht — ich erblickte einen Bauer, der ihm mit allen Spuren der Furcht folgte, —

ſoll ihn aufſuchen, verſichert aber, ihn nicht finden zu können. Ich forderte ihn auf, mir zu folgen. Ich wäre, verſicherte ich, hierher gekommen, um wo möglich einige Aufrührer zu überraſchen. Ich war ſo glücklich, fuhr ich fort, durch einen Spießgeſellen, den ich gewann, dieſe verborgene Schlucht kennen zu lernen. So ſchlich ich hier herum. Ich hatte ſchon die Höhle entdeckt, ich ſah ein Licht und einen Bewaffneten. Da es aber möglich, ja ſelbſt wahrſcheinlich iſt, daß mehrere hier verſammelt ſind, ſo zog ich mich vorſichtig zurück. Jetzt, mit einer ſtarken Begleitung, können wir hoffen, den Einen, vielleicht auch Mehrere zu ergreifen. Als wir in die Höhle hineintraten und ſie leer fanden, waren meine Begleiter ſehr entrüſtet, um ſo mehr, da ſie Spuren von Menſchen fanden, die eben da geweſen ſein mußten. Das Strohlager war noch warm, Flaſchen und Gläſer ſtanden auf einem platten Stein, einige noch mit Wein gefüllt, das Licht brannte noch. So iſt es uns gegangen, wo wir hinkamen, äußerte der Offizier mit vieler Erbitterung, ſie waren eben dageweſen, aber verſchwunden.

Er forderte mich auf, ihn weiter zu begleiten, ich ſtellte ihm aber vor, daß ich ſchleunigſt der Polizei Bericht abſtatten müßte, ritt im Galopp zurück, erreichte die Brücke und erfuhr hier, daß die meiſten der Verbündeten, die vor meinen Augen herunterſtürzten, gefunden waren, aber keiner gerettet. Ich übergab mein Pferd an Anders, den ich bei der Brücke zurückließ und eilte hierher, weitere Befehle zu empfangen.

Adrian hörte die Erzählung mit der größten Ruhe. Es iſt allerdings eine verlorne Schlacht, ſprach er, aber keine entſcheidende. Ich bedaure die Ertrunken ihretwegen. Wir können ſie entbehren. Herr, rief Kasper, der ungeachtet der Achtung, ja Unterwürfigkeit, die ſich in ſeinem Benehmen darthat, durch dieſe Aeußerung ſich tief verletzt fühlte, — Herr, wir wagen täglich, ja ſtündlich unſer Leben, und ſo reden Sie, wenn wir die Opfer Ihrer Pläne werden! — Thor, antwortete Adrian, ſind wir nicht da, waren Tom, Robert und Du vor Allen nicht die eigentlichen Stützen der Unternehmung? Iſt es jetzt, da wir alle Verhältniſſe, ſelbſt die ſcheinbar ungünſtigſten, mit ruhiger Beſonnenheit überſehen, beherrſchen müſſen, Zeit, ſich in unnütze Klagen zu verlieren? Bin ich etwa weniger gefährdet, wie Ihr alle? Wie leicht kann irgend ein nicht vorauszuſehendes Ereigniß mich verdächtig machen. Ihr entſchlüpft, ich bin aber dann der Gegenſtand der allgemeinſten, furchtbarſten Erbitterung. Bedenk doch, waren wir, die am engſten Verbündeten, nicht oft von dieſen Menſchen mehr gequält, als unterſtützt? Sie vermochten nicht, eine große, kühne Unternehmung keck und feſt in's Auge zu faſſen. Wer das vermag, der unterwirft ſich ihr, der ſtrengſte Gehorſam iſt dann nicht knechtiſche Unterwerfung, er iſt Zeichen einer großen Seele. Durchkreuzten ſie nicht unſere tiefſten Pläne faſt bei jedem Schritt mit ihrem kleinlichen Eigenwillen? Sie waren kühn, entſchloſſen — ich geſtehe es — wo ſie nicht Zeit hatten zu überlegen, aber ſtörend, wo ein entworfener Plan Einigkeit in den vorbereitenden Schritten forderte. Wie Krieger, die nach einer vermeintlich gewonnenen Schlacht ſich zerſtreuen, um Beute zu machen, um das Geplünderte in Sicherheit zu bringen, und eben dadurch die Niederlage herbeiführen, ſo faßten ſie bei jeder Gelegenheit eine Anſicht auf, die irgend einen armſeligen Vortheil verſprach. Es iſt Dir bekannt, wie ſchädlich, ja gefährlich ſie uns dadurch oft geworden ſind. — Komm her, Du, der Du Alles verloren glaubſt.

Kasper, der bis jetzt an der Thür geſtanden hatte, trat näher. Adrian forderte ihn auf, ſich niederzulaſſen. Charten der Umgegend wurden vorgelegt, und der Untergebene fühlte ſich nicht wenig geſchmeichelt, als der Mann, deſſen geheime Gewalt ihm bis jetzt grenzenlos, deſſen verborgene Quellen ihm unerſchöpflich geſchienen, ihn zur Berathung zog. Mit der kaltblütigſten Beſonnenheit ſtellte Adrian den Verluſt dar, den ſie erlitten hatten, überging keinen Umſtand, und, indem er alle Nachtheile der gegenwärtigen Verhältniſſe entwickelte, ſchien Kasper jetzt erſt zu begreifen, daß Alles hoffnungslos verloren ſei, ſchien ihm jetzt erſt klar zu werden, was er undeutlich geahnet hatte. Man muß ſich nichts verbergen, man darf ſich nicht täuſchen, ſprach Adrian, als er Kasper, der etwas ganz Anderes erwartet hatte, erſtaunt, ja entſetzt ſah, — nur Wer die Gefahr, Wer alle nachtheiligen Verhältniſſe in ihrem ganzen Umfange in's Auge zu faſſen vermag, erwirbt ſich das Recht, ſie zu beherrſchen. Alle Enthuſiaſten ſind einſeitige Thoren, die ſogenannte Begeiſterung iſt blind, wie die Liebe. Deſto beſſer für uns, denn die blinden Thoren ſind einer jeden ſelbſtändigen, freien Handlung unfähig, ſie ſind nur dazu da, ſich beherrſchen, behandeln zu laſſen. Er fing jetzt an, das zertrümmerte Gebäude ſeiner Entwürfe wieder aufzubauen, er ſchien den Verbündeten in das engſte Vertrauen einzuweihen. Ein jeder Menſch iſt zu berechnen, den ärgſten Feind muß man zu benutzen verſtehen, ſagte er, und das wird möglich, wenn man jeder Leidenſchaft, Haß wie Zuneigung, entſagt und Alles ſeiner Unternehmung opfert. Er entwickelte die Leidenſchaften, die einſeitigen Anſichten, die geheimen Feindſchaften der Großen, die Parteien der Ständeverſammlungen; er zeigte, wie man die Unternehmungen der Behörden benutzen könnte. Ein Jeder muß in ſeinem Sinne handeln. Nur ſo kann man ihn brauchen. Ruhig habe ich feindliche Maßregeln angerathen und befördert, die uns mehr dienen werden, als unſere eigenen. Er knüpfte die zerriſſenen Fäden wieder an, er entwickelte Pläne, die wichtigſten Gegenden im Stillen mit Unzufriedenen zu füllen, die Krieger des Landes nach falſchen Richtungen in Bewegung zu ſetzen, daß ſie die Plätze, die aufgeregt werden ſollten, in den entſcheidenden Momenten leer ließen. Kasper wußte, was er in andern Gegenden unter anderm Namen gethan hatte, und das unbegrenzte Vertrauen, welches er genoß, machte das Kühnſte und Ausſchweifendſte wahrſcheinlich, ja glaublich. Adrian ließ ihn aus der Ferne hineinblicken in fremde Verhältniſſe, in Hülfsquellen großer, bedeutender Art, die noch nicht benutzt wären, und die ganze Unternehmung erſchien dem kühnen, durch viele Erfahrung gebildeten Abenteurer erſt jetzt recht würdig und großartig. Kasper war ganz hingeriſſen. Alles, was Adrian von dem Enthuſiasmus kurz vorher geſagt hatte, war in dem Moment vergeſſen, wo er ſelbſt der einſeitigſte Enthuſiaſt ward. Er hatte nie größere Hoffnung gehabt, und die Ausſichten in die Zukunft würden ihm kaum ſo lachend erſchienen ſein, wenn der geſtrige Aufruhr vollkommen gelungen geweſen wäre, wenn die Aufrührer die Hauptſtadt beſetzt, wenn ſie die Miniſter, die verſammelten Stände vertrieben hätten. — Sie können ſich auf uns verlaſſen, ſagte er, und ich werde ſchon Männer zu finden wiſſen, die die Ertrunkenen erſetzen ſollen. Mich hat die geſtrige Niederlage angeſpornt, nicht entmuthigt.

Der helle Tag drang ſchon durch die Ritzen der verſchloſſenen Fenſterladen. Du mußt Dich entfernen, ehe der Durchgang lebendig wird, ſagte Adrian. — Aber wir dürfen nicht ruhen. Ich habe Aufträge für Dich, die wichtig ſind. Er theilte ihm dieſe in kurzen, beſtimmten Worten mit, und führte den höchſt zufriedenen Verbündeten hinaus. Er ſelbſt trat in den Durchgang und fand Alles ſtill, nur ein Landmann ſchritt, ihnen den Rücken zuwendend, durch das vordere Gebäude. Kasper ſchlüpfte die Treppe hinauf. — Der Vogelſänger muß das Pfeifen verſtehen, murmelte Adrian leiſe, indem er ſich zurückzog. Erſchöpft ſank er auf ſein Lager hin, und nach kurzem Schlummer ſaß er ſchon wieder in ſeinem Morgenanzuge da, mit ganz andern Gegenſtänden beſchäftigt. Ein elektro-magnetiſcher Apparat ſtand vor ihm, und die Verſuche, die er anſtellte, nahmen ſeine ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Die Frau, die zur gewohnten Stunde ihm das Frühſtück brachte, fand ihn ſo. Sie näherte ſich ihm mit einer Art von Schauder, und er, in ſeine Arbeit vertieft, bot ihr den Morgengruß, ohne aufzuſehen. Mich täuſcht er nicht, ſprach ſie halblaut und tief ſeufzend, indem ſie ſich entfernte. Das iſt auch gar nicht meine Abſicht, ſagte Adrian, als ſie die Thür geſchloſſen hatte, aber ich fürchte Dich auch nicht.

Als die Frau ihn verlaſſen hatte, öffnete er im Kabinet die Fenſterladen und das Fenſter, das nach dem Durchgang führte. Die Flügelthüre der Wohnſtube war halb geöffnet, ſo daß man, durch das Fenſter blickend, von dem Durchgang aus, die Inſtrumente und den forſchenden Phyſiker entdecken konnte. Es war natürlich, daß Weiber, Kinder, wohl auch Jünglinge und Männer im Vorübergehen ſich neugierig hinſtellten. Er ſchien nicht darauf zu achten.

Stunden lang war Adrian mit Verſuchen beſchäftigt, und obgleich er in einem furchtbaren Moment, in welchem eine gefährliche Unternehmung zu ſcheitern drohte, alle zerriſſenen Fäden wieder anzuknüpfen, die unzählbar einander durchkreuzenden Verhältniſſe zu überblicken und zu beherrſchen ſuchte, beſaß er dennoch die faſt grauenhafte Kraft, ſich ganz in ſich zu faſſen, und jetzt mit ruhiger Anſtrengung und lebendigem Intereſſe den vorliegenden Gegenſtand im ſtrengen, ſcharf faſſenden Zuſammenhange zu verfolgen. Er hörte zwei Mal an die Thür klopfen. Es iſt Waldemar, ſprach er und öffnete. Ein junger Mann von einnehmendem Aeußern, jetzt aber ſehr aufgeregt, trat ein. Es war der Sohn des Polizeipräſidenten. Ei Waldemar, begrüßte ihn Adrian, ſchön, daß Sie kommen. Der Apparat iſt vortrefflich, der Magnet, in den elektro-magnetiſchen Apparat gebannt, thut Wunder. Es ſoll uns noch gelingen, den alten ſtarren Erd-Eremiten, der bis jetzt nur in unverſtändlichen Zeichen ſich vernehmen ließ, zum Sprechen zu bringen. Sehen Sie hier — Aber um Gottes Willen, Herr Adrian, rief der Jüngling entſetzt, — jetzt, in dieſem Augenblicke, während die ganze Stadt in Angſt und Verwirrung lebt, können Sie hier ſitzen, mit einem Gegenſtande beſchäftigt, der, um verfolgt zu werden, die größte Seelenruhe erfordert. Was giebt es? rief Adrian und blickte den jungen Mann mit allen Zeichen der Ueberraſchung an. Und, Freund, wie ſehen Sie aus? Das Schrecken, das Entſetzen ſpricht ja aus Ihren Zügen. — Und Sie, erwiederte Waldemar, ſetzen mich in Erſtaunen. Wie iſt es möglich, daß Sie nichts von dem Aufſtand erfahren haben. — Den Aufſtand, ſo nennen Sie den Tumult, der geſtern Abend ſtattfand, junger Freund. Freilich, der konnte mir nicht verborgen bleiben. Als ich das verhaßte, nur zu oft vernommene Geſchrei hörte, ſchloß ich, noch am hellen Tage, die Fenſterladen und ließ das Volk ſchreien. Ich mußte meiner Frau zu Hülfe eilen, die von der Straße aus bedroht war. Aber bald darauf war die Straße von Truppen beſetzt, die Gefahr von uns entfernt, und als ich nach wenigen Stunden die Einwohner, die mich oft genug durch ihr Geſchwätz ſtören, zu Hauſe kommen, als ich die Chronik des Abends durch geläufige Zungen ausarbeiten hörte, glaubte ich den Tumult beendigt. Wenn die Dichter und Geſchichtſchreiber hervortreten, ſind die Thaten zu Ende, und alles Geſchrei ſinkt, bei einem Pöbeltumult, wie in der Geſchichte, in Geſchwätz hin, um ſich ſo zu beruhigen. Auch iſt dergleichen ja das Schnupfenfieber des Tages, die langweilige Influenza, das Marlborough-Lied, das uns allenthalben verfolgt, — Sie irren, unterbrach ihn Waldemar lebhaft, der Aufſtand iſt nur zu bedeutend, zu drohend, und ſelbſt geſtern ward er nicht durch die Truppen beſiegt, nein durch ein ſchauderhaftes Ereigniß unterbrochen; und Sie, gewiß, Sie ſind der Einzige, der noch ſo ruhig da ſitzt, gewiß der Einzige in der ganzen Stadt. Ich habe mein ſtilles Aſyl nicht verlaſſen, erwiederte Adrian, und Waldemar erzählte nun Alles, was wir ſchon wiſſen und was Adrian eben ſo bekannt war. Dieſer horchte auf die Erzählung mit der angeſtrengteſten Aufmerkſamkeit. Es war keine Verſtellung. Eine jede Aeußerung des jungen Mannes war ihm wichtig, kam ſie doch aus einer Quelle, die ihr eine große Bedeutung lieh.

Und was wir noch zu befürchten haben, iſt kaum abzuſehen, fuhr dieſer fort. Mit der ausgeſuchteſten Bosheit, aber auch mit großem Verſtande hat man die Verhältniſſe, die eine Spannung zwiſchen den Miniſtern und der Ständeverſammlung veranlaßte, benutzt; was das Volk aufzuregen vermag, iſt ſchon ſeit längerer Zeit mit großer Beſonnenheit verbreitet; wir haben Nachrichten von gleichzeitigen Bewegungen in der Nachbarſchaft, und, was das Entſetzen vergrößert, wir müſſen glauben, daß das Centrum dieſer drohenden Bewegungen in unſerer Mitte iſt. Alle Nachrichten deuten auf eine große, mehrere Nachbarſtaaten umfaſſende, gräßliche Verſchwörung. Selbſt was wir von dem geſtrigen Aufſtand erfuhren, muß uns mit Schrecken erfüllen. In den entfernteſten Gebirgsdörfern war das Volk aufgewiegelt — die Schmuggler ſcheinen den Kern zu bilden. Ganze Maſſen von andern Gegenden hatten ſich verſammelt. Die Gebirgsthäler nicht allein, ſondern auch die unwirthbarſten Schluchten und Gebirgswälder wurden auf eine Weiſe, die große militäriſche Kenntniß vorausſetzt, benutzt, um dieſe Maſſen unbemerkt nach einem Punkt zu leiten. Sie waren wohl bewaffnet, ſie hatten ſich ſchon in der Nähe der Stadt konzentrirt und waren im Begriff vorzurücken. Alles dies erfuhren wir geſtern, kurz vor dem Ausbruch des Aufſtandes, und als man nun, nachdem Alles hier ſo plötzlich, ſo unerwartet, wenn gleich auf eine ſchreckliche Weiſe, beruhigt war, dieſen Umſtand benutzte, um die heranrückenden Aufrührer aufzuſuchen, waren ſie auf eine unbegreifliche Weiſe verſchwunden, obgleich man faſt allenthalben Spuren fand, die uns überzeugen mußten, daß ſie eben dageweſen waren. So ſehen wir uns nun von dem Netz einer tiefgreifenden Verſchwörung umſponnen, befinden uns ſelbſt in dem Mittelpunkt, ohne daß es uns gelungen iſt, irgend eine Spur von den verſteckten Verbrechern zu entdecken. Die Ergriffenen und Feſtgeſetzten, obgleich mehr oder weniger ſchuldig, ſind nicht von der Art, daß wir hoffen dürfen, durch ſie Aufſchlüſſe über ſo tiefgelegte Pläne zu erhalten. Zwar iſt die geſtrige Unternehmung mißlungen, zwar hat das furchtbare Ereigniß das Volk zu unſerm Vortheil geſtimmt, aber ſo lange das geheime Gewebe, welches von Einigen, wahrſcheinlich aber nur von Einem geſponnen iſt und geleitet wird, nicht bis zu ſeinem Urſprung verfolgt wird, iſt Nichts gewonnen. Die Geſinnung des Volks iſt wandelbar und unſicher, und wir leben in einer beſtändigen Sorge für die möglichen Ereigniſſe der nächſten Zeit. Welcher redliche Bürger kann wünſchen, daß wir dieſe Gefahr für den Augenblick durch Zugeſtändniſſe zu beſchwören ſuchen, die die Grundfeſten des Staats, die wohlbegründeten Rechte des jungen Fürſten und ſo das ganze zukünftige Glück des Volks untergraben würden? —

Soll der Wahnſinn mich allenthalben verfolgen? rief Adrian, als Waldemar ſeinen Bericht geſchloſſen hatte; und doch, lieber Freund, die Phantaſie ſtellt Ihnen dieſes Ereigniß gar zu gefährlich dar. Das Geheimniß vergrößert auf eine grenzenloſe Weiſe, und Sie werden, wenn Sie den verborgenen Mittelpunkt der Verſchwörung entdecken, höchſt wahrſcheinlich ein Paar zitternde Verbrecher finden, die jetzt die nahe bevorſtehende Entdeckung mit Schrecken erwarten, und die an jenem imponirenden Zuſammenhange ſehr unſchuldig ſind. So etwas fügt und verbindet ſich von ſelbſt, und in eine jede von mehreren Seiten angeknüpfte Unternehmung bildet ſich eine Art von Konſequenz hinein, die mehr dem menſchlichen Verſtand überhaupt gehört, als daß ſie aus dem klaren Bewußtſein eines Einzelnen entſprungen wäre. Hängen doch unſere größern, ja unſere größten ſocialen Verhältniſſe auf eine ähnliche Weiſe recht zähe zuſammen. Da die Behörden ſo viel wiſſen, werden ſie, ich zweifle nicht daran, noch mehr, wohl Alles erfahren, und das unglückliche, unerwartete Ereigniß, das einigen Menſchen das Leben koſtete, wird als das größte Unheil erſcheinen, obgleich man mehr Grund hat, es als etwas Günſtiges zu betrachten, da es den Aufſtand unterbrach und die Stadt von einer Menge gefährlichen Geſindels befreite. Benutzen die Behörden, wie ich nicht bezweifle, die jetzige Stimmung und ihre Veranlaſſung, verſtehen ihre Schriftſteller, wie ich hoffe, ſie zu unterhalten, ja zu ſteigern, ſo haben die Aufrührer ihre Stützen auf immer verloren.

Ich kann, erwiederte Waldemar, dieſe Begebenheit nicht von einer ſo heitern Seite betrachten. Das nächtliche Gewebe umſchlingt uns, hält uns gefangen, ich ſehe, wie wir von einer geheimen dämoniſchen Gewalt ergriffen ſind, und vermag es nicht, das tiefe Grauen zu überwinden. Gewiß hat aber auch ein unglücklicher Umſtand, der mich ſelbſt, die Meinigen nur zu nahe betrifft, viel dazu beigetragen, die düſtere Stimmung zu vergrößern. Luiſe iſt hier, die Familie, deren Wohlthäter Sie waren, iſt in grenzenloſes Elend geſtürzt. Wie! rief Adrian jetzt wirklich überraſcht, ja entſetzt, Luiſe iſt hier, die Familie unglücklich! Wie, erzählen Sie, ich bitte, ich beſchwäre

Sie. — Sie haben ſich nur zu ſehr in dieſem Roller geirrt, fuhr Waldemar fort. Sie haben ſich für ihn zu verbürgen gewagt, und nun zeigte es ſich dennoch, daß auch Sie getäuſcht ſind. Roller iſt als ein überwieſener Hochverräther ſeines Amtes entſetzt und gefangen, und die vorläufigen Unterſuchungen haben ihn ſchon auf eine ſolche Weiſe kompromittirt, daß nur die Gnade des Fürſten ſein Leben retten kann. Seine unglückliche Frau, meine Schweſter, wie ich ſie nennen muß, da wir von Kindheit an mit einander erzogen ſind, iſt hier in einer Stimmung, die uns furchtbar iſt. Die — — — Waldemar ſchwieg einen Augenblick, denn Adrian ſchien plötzlich ein Anderer. Alle Züge waren entſtellt, es war eine Miſchung von Ingrimm, von verborgener Wuth, die ihn verwandelt hatte; eine verhüllte Verworfenheit ſchien die Decke abgeworfen zu haben und nun ſichtbar geworden zu ſein. Dieſe Verwandlung dauerte jedoch nur einen kaum bemerkbaren Moment, ſie verſchwand eben ſo ſchnell, als ſie entſtand. Er ſaß ruhig und beſonnen da, nur daß eine innige Theilnahme ſelbſt den gewöhnlichen Ausdruck ſeiner bedeutenden Züge zu veredeln ſchien. Waldemar fühlte ſich wie von Entſetzen durchbebt, er wußte nicht, ob dieſer ſo plötzlich entſtandene, ſo faſt unmerkbar verſchwundene Augenblick ein Krampf, ein unwillkürliches Zucken geweſen war, oder ob er einen tiefern Grund hatte. Aber die innige Theilnahme zog ihn an, der erſtere Eindruck verflog, und er fuhr fort: Die arme Frau ſchwebt in einer tödtenden innern Ungewißheit, ob ſie die Bande der Zuneigung, der Liebe zerreißen ſoll oder nicht. Eine tiefe ſittliche Scheu zieht ſie von dem Verbrecher ab, eine eben ſo tiefe Liebe kettet ſie an den Vater ihrer Kinder. Innerlich zerriſſen, geht ſie in dieſem vernichtenden Schwanken zu Grunde. Adrian äußerte die innigſte Theilnahme. Wie hat dieſer Mann, ſagte er, mich getäuſcht. Ein Verdacht, den ich Urſache hatte für einen ungegründeten zu halten, haftete auf ihm, und um ihn zu retten, hatte ich die gutmüthige Unbeſonnenheit, mich für ihn zu verbürgen, und jetzt, da ich mich ſo unglaublich getäuſcht finde, muß ich befürchten, in unangenehme Verhältniſſe hineingezogen zu werden, die, wenn ſie auch ohne Erfolg bleiben, doch die Muße unterbrechen, die ich nach langen Kämpfen endlich errungen zu haben glaubte. Das Geſpräch, welches jetzt einen Gegenſtand gefunden hatte, der Beide inniger, perſönlicher berührte, ward fortgeſetzt, und Adrian verſprach die unglückliche Frau zu beſuchen.

Als Waldemar ſich auf der Straße allein befand, war es ihm, er wußte ſelbſt nicht warum, als hätte ein neues drohendes Unglück ſich mit dem verbunden, was ihn ſchon quälte. Ein innerer Schauder durchdrang, erſchütterte ihn. Jener ſchnell vorübergeflogene Moment, der den Mann, den er innig verehrte, in einen finſtern Dämon verwandelt hatte, trat geſpenſtiſch hervor. Was iſt es, fragte er ſich, was dieſem kaum bemerkbaren Augenblicke eine nächtliche, düſter verhängnißvolle Bedeutung giebt? Wie natürlich, daß das Gefühl, ſich auf eine ſo unerwartete Weiſe von einem Freunde getäuſcht zu ſehen, dem er vertraut, für den er ſich auf eine gewagte Weiſe verbürgt hatte, ihn tief erſchütterte. Muß ich den Mann nicht bewundern, der ein ſolches Gefühl zu beherrſchen vermochte; ja, je tiefer die Erſchütterung in ſein Inneres hineingriff, deſto mehr ſollte meine Bewunderung wachſen — und dennoch, es war etwas Anderes, etwas Entſetzliches, was mich mit furchtbarer Angſt durchzittert. — Von dieſem Augenblick an hatte Waldemar ein ſtilles, namenloſes Geheimniß. Es verfolgte, quälte ihn, ohne daß er es irgend einem Menſchen zu entdecken, ja ohne daß er es ſich ſelbſt zu geſtehen wagte. Oft ſchlummerte das Entſetzen Tage lang, und wenn er Adrian in längerer Zeit nicht ſah, ſchien es ganz verſchwunden. Wenn er ſich aber entſchloß, ihn zu beſuchen, dann trat es wieder mit großer Gewalt hervor; erſt ſtand er lange ſchwankend da und fühlte dennoch, daß derjenige, der den Schauder erregt hatte, ihn auch allein verſcheuchen könnte. Wenn Adrian unerwartet erſchien, dann war es ihm, als wäre das verborgene Unheil nun wirklich da, als wollte es ihn ergreifen. — Adrians Gegenwart, ſein Geſpräch, vertrieb das Geſpenſt gänzlich, und nie verließ Waldemar ihn, ohne ſich völlig beruhigt zu fühlen, ohne ſeine Thorheit zu belächeln. Schreckliche Träume ängſtigten ihn; was in dieſen erſchien, war unklar, verworren, und wenn er erwachte, fühlte er ſich wie von einer nächtlichen Qual belaſtet. Eltern und Freunde ſahen, wie er ſich abzehrte, aber er äußerte ſich nie darüber, und man ſuchte den Grund der verborgenen Krankheit, die immer bedenklicher ward, in dem Unglück einer geliebten Jugendfreundin. Die Eltern fingen an eine tiefere Neigung für die unglückliche Luiſe zu vermuthen, die er bisher niedergekämpft hätte, die aber jetzt, indem er ſie leiden ſähe, mit zerſtörender Gewalt hervorbräche.

Als Adrian ſich allein befand, überließ er ſich einer grenzenloſen Wuth. Das Spiel geht zu Ende, ſagte er. Aber es war nicht Furcht vor den Folgen, es war ein furchtbarer Zorn, der ihn in Bewegung ſetzte. Drängt ſich Alles zur letzten, entſcheidenden Kataſtrophe? Wohlan! Der drohende Moment ſoll mich entſchloſſen, nicht ſchwankend finden. Das Spiel fängt an, mich anzuekeln, ich wünſche das Ende, aber auch das volle Maß meiner Rache. Mit heftigen Schritten ging er auf und nieder, die Augen flammten, die Lippen bewegten ſich krampfhaft; er ſchien innerlich tief aufgeregt ſich zu einer entſetzlichen That vorzubereiten, als wollte das letzte menſchliche Gefühl den Kampf ihm erſchweren, als wollte er ſich vertraut machen mit dem ſchwarzen Moment, mit der letzten Kriſe ſeines finſtern Daſeins, die er lange vorausſah, die er ſelbſt als unvermeidlich erkannte, und die jetzt herannahte. Dieſe gewaltſame Aufregung dauerte lange. Er ſchien entſchloſſen und durch den Entſchluß wenigſtens äußerlich ruhig, und als beſänne er ſich jetzt erſt auf die Gegenwart und was ſie forderte, ging er mit langſamen Schritten nach dem Kabinet. Eine Menge Papiere lagen zuſammengewickelt auf dem Boden. Kaſper iſt thätig geweſen, wie ich es ihm auftrug, ſagte er, ſchloß das Fenſter und die Fenſterladen nach dem Durchgange, ſammelte die zerſtreuten Papiere, die durch die Verbündeten, indem ſie ſich, wie von Neugierde getrieben, im Vorübergehen an das Fenſter geſtellt hatten, hineingeworfen waren, und ging zurück. Lange beſchäftigten ihn die Nachrichten, die er erhalten hatte. Es waren Gerüchte von zufällig verwundeten Bürgern, von Gewaltthaten des Militairs und der Polizei, von Häuſern, die durch das verſammelte Volk ſelbſt geſchützt, von Schätzen, die, obgleich in ſeiner Gewalt, nicht geraubt, von Polizei, die durch Bürger vertheidigt worden, Gerüchte, die theils erfunden, theils zwar durch wirkliche Ereigniſſe veranlaßt, aber bearbeitet unter dem Volke ausgeſtreut wurden.

Adrian vertiefte ſich in die zerſtreuten Nachrichten, die er erhalten hatte. Die verſchiedenen Papiere wurden geordnet, alle Ereigniſſe des Abends und der Nacht überdacht. Eine Menge Bemerkungen wurden niedergeſchrieben, und nachdem er die Materialien zu einem Aufſatz, der für den Druck beſtimmt war, hinlänglich überblickt hatte, ſo daß er ſie völlig beherrſchte, ſah er nach der Uhr, merkte, daß der Mittag ſchon herannahte, und ging mit immer ſchnellern Schritten in der Stube auf und ab. Wo er doch bleiben mag, ſagte er, es iſt die höchſte Zeit. Als ſeine Ungeduld den höchſten Grad erreicht hatte, ward in beſtimmten Pauſen an die Thür geklopft, und Adrian eilte, den lang Erwarteten hereinzulaſſen. Er war mit Adrian von gleichem Alter, hatte aber ein viel jugendlicheres Anſehen, lichte, faſt blonde Haare, ein rundes blühendes Geſicht, die beweglichen Augen ſchienen einen gewiſſen Trotz mehr zu ſuchen, als wirklich auszudrücken, während etwas Unſtätes, Unſicheres im Blicke ſich kaum verbergen ließ. Wo biſt Du denn geblieben, Wolf? rief ihm Adrian entgegen, als er eintrat. Wie war es möglich, daß Du in einer ſo bedenklichen Lage ſo lange wegbliebſt? — Ich komme noch immer früh genug, erwiederte Wolf verdrießlich. Einige Stunden ſpäter hätteſt Du eingeſehen, daß nichts mehr zu thun iſt, und meinen Beſuch überflüſſig gefunden, wenn Du ihn nicht als einen müßigen, freundſchaftlichen, der ſich wohl aus unnützem Gerede eine Unterhaltung ſpinnt, gefälligſt hätteſt betrachten wollen. Das verdammte Volk! Daß es gerührt, erſchüttert iſt, finde ich ſehr natürlich. Möchten diejenigen, die Brüder, Geliebte, Söhne, Freunde verloren haben, ſich noch ſo ſentimental, überwältigt von Kummer darſtellen und nach Belieben heulen, beten, Hände ringen, wer will ſie hindern? Möchten alle Einwohner ihre Theilnahme zeigen, aber dieſe armſelige Reue, dieſes Vergeſſen aller hohen Ideen, die noch geſtern Alle entflammten, dieſe knechtiſche Zerknirſchung iſt unausſtehlich. Es wird nichts. Ich überlaſſe dieſen Lumpenhaufen ſeinem Schickſale. Wo nicht Feſtigkeit, mannhafter Sinn, über alle Ereigniſſe erhaben, herrſcht, da iſt das Volk zur Knechtſchaft geboren, und es iſt recht und billig, daß man es in einer Lage läßt, für die es beſtimmt iſt. Adrian lachte laut auf.

Du Thor, ſagte er, immer bleibſt Du doch derſelbe. Fällſt Du nicht in die Schwäche, die Du männlich und kühn zu bekämpfen ſcheinſt? Giebſt Du nicht thöricht die Hoffnung auf, die Dich noch geſtern entflammte, weil ein vorübergehendes Ereigniß Dich beherrſcht? Daſſelbe Volk, welches heute an ſeinen erhabenen Ideen verzweifelt, wie Du Dich mit lächerlicher Emphaſe ausdrückſt, wird morgen, wenn wir es zu behandeln verſtehen, mit derſelben Leichtigkeit ſeine Reue aufgeben. Blinder, ſiehſt Du nicht ein, daß wir das Volk nur ſo brauchen können? Doch es iſt uns nicht erlaubt, uns in ſolch müßige Betrachtungen einzulaſſen. Die Zeit drängt, der Moment iſt wichtig, und wir dürfen ihn nicht unbenützt vorübergehen laſſen. Damit wir nun nicht unnütz Zeit verlieren, laß Deine Klagen ruhen. Ich werde Dir Alles, was ich erfahren habe, mittheilen; ſind Dir dann Ereigniſſe von Bedeutung bekannt geworden, die mir bis jetzt verborgen blieben, ſo erwarte ich, daß Du ſie mir auch mittheilſt. Kenne ich doch Dein beneidenswerthes Geſchick, Verhältniſſe, von welchen Du genau unterrichtet biſt und die Du im Zuſammenhange überblickſt, mit bewunderswürdiger Leichtigkeit zu kombiniren und dann zu beherrſchen. Sie ließen ſich nieder, und Adrian erzählte nun, was uns bekannt, und was er durch die zum Fenſter hineingeworfenen Papiere erfahren hatte. Seine Erzählung war einfach, klar, ruhig, und obgleich ſie ſcheinbar nur thatſächliche Darſtellung der Ereigniſſe zu enthalten ſchien, traten dennoch Anſichten, Vorſchläge, Entwürfe hervor, die, wenn auch nicht ausdrücklich ausgeſprochen, dem aufmerkſamen Zuhörer ſich aufdringen mußten. Zwar waren Wolf die Hauptſachen nicht unbekannt, dennoch horchte er mit großer Spannung, und ſein Erſtaunen wuchs, je weiter die Erzählung fortſchritt.

Ulrich, rief er, Du biſt viel genauer unterrichtet, als ich. Wie war es Dir möglich, in ſo kurzer Zeit eine ſolche Maſſe von Thatſachen, Gerüchten, ſelbſt verborgenen Ereigniſſen zu erfahren? Ich habe nicht geruht, ſo weit ich vermochte, ohne aufzufallen, war ich allenthalben. Bis nach Mitternacht ſtrich ich herum. Dieſen ganzen Tag war ich, bis jetzt, in Bewegung, horchte auf den Straßen nach den Geſprächen, machte Beſuche bei den Familien, die mir Zugang geſtatten, benutzte, wie ich glaubte, mit großer Umſicht die naive Offenherzigkeit, die in ſolchen gefahrvollen Momenten nicht ſelten zur unbeſonnenen Geſprächigkeit verleitet, trat verkleidet in die Kneipen und jedes Mal den Ton anſchlagend, der unter den verſammelten Geſellen Anklang fand, ſprach ich hier demagogiſch, dort für die Ständeverſammlung, an andern Oertern für oder gegen die Miniſter, mit der Geläufigkeit, die Dir bekannt iſt. So glaubte ich mit großer Mühe einen Schatz geſammelt zu haben, komme hierher in der Ueberzeugung, Dich mit dem Reichthum meiner Erfahrungen zu überraſchen, und muß nun erfahren, wie Du, den ich doch als einen Unbeweglichen, kaum aus ſeiner Wohnung Hervorzulockenden kenne, viel genauer unterrichtet biſt, als ich. Haſt Du Deiner Natur entſagt, biſt Du, wie ich, ſpähend, thätig, die aufgeregten Gemüther zu ſelbſtverrätheriſchen Geſtändniſſen lockend, herumgeſtrichen? Wie war es möglich, daß ich Dich dann nirgends traf, nirgends durch die Verbündeten, mit welchen ich oft hier und da zuſammentraf, irgend etwas von Dir vernahm? — Ich habe dieſe Stube nicht verlaſſen, antwortete kaltblütig Adrian. Doch laß jetzt dieſe müßige Neugierde. Nicht, wie ich Alles erfuhr, darf uns jetzt beſchäftigen; wie wir die freilich ungünſtigen Ereigniſſe zu unſerm Vortheil wenden können, muß Gegenſtand der Berathung ſein. — Ja, erwiederte triumphirend Wolf, und mir ſind während Deiner Erzählung Entwürfe, Pläne, deren Erfolg kaum zweifelhaft iſt, zugeſtrömt. Ich will ſie Dir mittheilen, Du wirſt ſie billigen. — Gut, lieber Wolf, unterbrach ihn Adrian mit einem kaum bemerkbaren ironiſchen Lächeln, kenne ich doch Dein herrliches, uns ſo nützliches Talent; aber verzeih' es mir, Freund, ſo wichtig mir Dein Rath ſein muß, ſo oft ich Gelegenheit hatte, Dir bei ähnlichen Gelegenheiten bewundernd beizuſtimmen, ſo wünſchte ich doch die Zweckmäßigkeit Deiner Vorſchläge auch beurtheilen zu können, und muß Dich daher bitten, zuvor, was Du erfahren haſt, mitzutheilen. Es iſt doch kaum möglich, daß nicht Manches Dir bekannt geworden, was mir bis jetzt verborgen blieb.

Wolf erwähnte einiger Gerüchte, die Adrian noch nicht vernommen hatte, andere zwar ihm bekannte, aber ganz anders dargeſtellte. Adrian notirte Einiges, Vieles ſchien ihm unbedeutend. Endlich, ſagte Wolf, muß ich Dir doch noch zwei Ereigniſſe mittheilen, deren Du nicht erwähnt haſt, und die, irre ich nicht, nur zu bedeutend ſind. Louvet — Nun, Louvet, rief Adrian und ſtarrte den Vertrauten an, was weißt Du von ihm? — Ich kenne Dein Verhältniß zu ihm, antwortete der faſt erſchrockene Wolf, nur ſehr unvollſtändig, aber ich weiß, wie wichtig es Dir war, ihn von Edward entfernt zu halten, wie dieſes Dir, wenn auch anfangs nicht ganz, doch in der letzten Zeit wirklich gelang. Dieſe Abſicht iſt völlig mislungen. — Wie, wie? rief Adrian ungeduldig. — Auf welche Weiſe, fuhr Wolf fort, Louvet und Edward in der Vorſtadt oder vielleicht in der nahen Gegend zuſammentrafen, vielleicht zufällig, iſt mir unbekannt. Das aber iſt gewiß: eben als auf der Brücke das Gedränge am größten war, als das Geländer brach, ſuchten dieſe Beiden ſich durchzudrängen. Edward ſtürzte in den Fluß. Er ward ſcheintodt von Louvet unter andern Herabgeſtürzten mit Mühe hervorgezogen, nach langer Bemühung unter der Brücke von dieſem zum Leben gebracht. Ermattet ward er durch Beihülfe einiger anderen in der Nähe Stehenden nach Louvets Wohnung geführt, und dort iſt er jetzt. Louvet hat Nachtkleider und Manches, was zur Bequemlichkeit gehört, aus Edwards Wohnung bringen laſſen, und es iſt kaum zu bezweifeln, daß der Kranke, der, wie ich erfahren habe, ſehr angegriffen iſt, bis zu ſeiner völligen Wiederherſtellung dort bleiben wird. Adrian erhob ſich, und hin und herſchreitend gelang es ihm, eine tiefe Erſchütterung zu überwältigen und die Miene eines tiefen Nachſinnens anzunehmen. Es iſt unangenehm, es zerſtört einen meiner beſten Entwürfe, ſagte er ruhig, ſich an Wolf wendend. Louvet iſt, Du weißt es, ſeit meiner Jugend mit mir in feindſeliger Berührung geweſen, er war Emigrant und hat ſich nicht geändert. Ich wünſche nicht von ihm erkannt zu werden. Doch, ſetzte er gleichgültig hinzu, das läßt ſich wohl vermeiden. Schlimmer iſt es, daß er mit ſeiner ausgebildeten Schlauheit Edward beherrſchen wird, und gerade dieſen hatte ich zwar nicht unmittelbar, denn ich ſprach nie mit ihm über politiſche Gegenſtände — ich bin ſein Lehrer in der Phyſik —, wohl aber wußte ich mittelbar ihn für eine Unternehmung zu gewinnen, deren Folgen er nicht ahnen kann, die ſogar ſein zartes Gewiſſen anſprechen muß. Die Sache war von Wichtigkeit und muß ganz aufgegeben werden. Indeſſen — er beſann ſich — was uns dort entgeht, läßt ſich wohl auf eine andere Weiſe erſetzen. Doch wundere ich mich, daß ein ſolches Ereigniß mir unbekannt bleiben konnte. — Es läßt ſich wohl erklären, erwiederte Wolf. Keiner achtete in der Verwirrung darauf, daß Edward, als es ſchon dunkel war, nach Louvets Wohnung gebracht würde. Auch ich erfuhr es nur, als ich eine Familie beſuchte, die denſelben Stock bewohnt.

Nun Deine zweite Neuigkeit, dieſe war bedeutend genug, ſagte Adrian. Wolf ſetzte ſeinen Bericht fort: Es war nach Deiner Anordnung Sorge dafür getragen worden, daß keiner unſerer jungen Enthuſiaſten ſich in den Aufruhr miſchen, daß ſie ſämmtlich ruhig zu Hauſe bleiben ſollten. So, behaupteteſt Du, wären ſie nicht zu gebrauchen und würden dem Verdacht unnöthigerweiſe die gefährlichſte Richtung geben. Den meiſten und eben den Vorlauteſten war es wohl angenehm, die Entſchloſſenern wurden durch den Eid, der blinden Gehorſam fordert, in ihre Kammer gebannt. Wirklich iſt dadurch, wie ich gehört habe, ein ſchon entſtandener Verdacht ganz unterdrückt worden. Nur Einer wagte es, dem Verbote Trotz zu bieten. Er erſchien, in einen Mantel gehüllt, in der Mitte der Aufrührer. — Theodor, rief Adrian. — Du haſt es errathen, erwiederte Wolf. Du kennſt ſeine flammende Beredſamkeit, und wie er es verſteht, nach der Laune des Volks ſich richtend, deſſen Aufmerkſamkeit zu erregen und dann zu feſſeln. Wo Einige zuſammenſtanden, ſchloß er ſich an dieſe an. Bald ſammelten ſich Mehrere, zuletzt ſtanden große Haufen um ihn gedrängt, und wenn ſeine Rede gegen den Aufruhr ſich ſchloß, ſchlichen ſich Alle oder doch die Meiſten ſtill nach Hauſe. Wo er hinkam, ſchien die Wuth gedämpft, ſtill horchend hing das wankelmüthige Volk an ſeinen Lippen. Die bewaffneten Krieger haben kaum mehr Aufrührer zerſtreut, als er durch ſeine Rede. —

Ich hatte es vermuthet. Du erinnerſt Dich, wie unzufrieden ich war, als man ihm ein unverdientes Vertrauen ſchenkte. Ich kenne ihn, ich ſah ihn oft, und zwar, nachdem ich wußte, wie viel man ihm thörichterweiſe anvertraut hatte, noch öfter. Wir konnten, bis auf gewiſſe Punkte, auf ihn rechnen, aber für unſere Entwürfe iſt er noch nicht reif. Man konnte des begeiſterten Narren wohl ſchonen; von der Rolle, die wir Beide ſpielen, hat er keine Ahnung. Ich unterhielt mich mit ihm nur über Geſchichtliches aus der fernen Vergangenheit, und wenn er, oft genug, die Rede auf neuere Ereigniſſe, auf politiſche Geſinnung zu bringen ſuchte, brach ich kurz ab. Er wird, ich kenne ihn, ſeine Freunde kaum verrathen. Er wird den verſchwiegenen Helden ſpielen und uns offen entgegentreten. Er iſt Thor genug, um nicht einzuſehen, daß er ohne Verrath nichts gegen uns vermag. — Und doch, fuhr er nach einigem Beſinnen, indem er überlegend auf und niederging, fort, es geht nicht, er weiß zu viel. Niemand kann berechnen, wie weit ſein Gewiſſen ihn noch bringt. Und dann — ja, das Volk ſoll wiſſen, daß eine geheime unſichtbare Gewalt verhängnißvoll richtend in ſeiner Mitte lebt. Wer ſie zu fürchten hat, wer durch ſie geſchützt wird, kann der Stumpfeſte einſehen. — Was er bis jetzt geſprochen hatte, war einem Monolog ähnlich, kaum an Wolf gerichtet. Finſter näherte er ſich ſeinem Pulte, zog eine Karte hervor, zeichnete eilig einen Todtenkopf darauf, umgeben von geheimen Figuren, ſchrieb oben Theodors Namen hin, unten eine Chiffre und überreichte ſie dem Vertrauten. Dieſer erblaßte. Um Gottes willen, rief er mit zitternder Stimme, Adrian, beſinne Dich. Soll dieſes furchtbare Gericht nun auch hier Entſetzen verbreiten? Jetzt, bei der herrſchenden Stimmung, würde es nur Grauen, Abſcheu und furchtbare Wuth hervorrufen. Nicht jetzt, antwortete Adrian kalt und ohne auf die Erſchütterung ſeines Verbündeten zu achten. Das Todesurtheil iſt nur für den Fall der Noth, der leicht eintreten kann, beſchloſſen, aber die Zeit der Vollſtreckung iſt noch nicht da. Theodor wird durch dieſes Blatt unſer Gefangener auf Leben und Tod, alle ſeine Schritte werden bewacht. Wie ich Dir ſage, wir dürfen für's Erſte auf ſein Stillſchweigen rechnen. Jetzt, da der Aufſtand gedämpft, die ganze Unternehmung, wie er glauben wird, geſcheitert iſt, iſt er beruhigt und ſucht höchſtens ſeine Freunde zu bekehren. Ich bin in dieſer Rückſicht ſicher. Gelingt aber dieſe Bekehrung nicht, haben unſere Bemühungen irgend einen Erfolg, entſteht eine Bewegung, wie die zurückgedrängte, dann wird die äußere Unruhe ihm eine innere werden, er wird ſich in der Gewalt der dämoniſchen Kräfte glauben, die um ihn her wüthen, er wird ſie beſiegen und mit blutendem Herzen ſeine Freunde opfern. Wir wollen dieſen Kampf abkürzen. Das Volk denkt nicht, wie er. Ein Mal aufgeregt, wird es die geheime Gewalt anerkennen, und was in dieſem Augenblick einen Jeden mit Abſcheu erfüllen würde, wird dann als ein verborgener Schutz, als ein Gericht, welches ſo wie unſere, ſo ſeine Feinde trifft, Allen willkommen ſein. Behalte Du indeſſen das Blatt, ich überlaſſe es Dir. Wir können, wie die Verhältniſſe jetzt ſind, kaum mit Sicherheit wiſſen, ob oder wann wir uns wiederſehen werden. Du kennſt jetzt meine Anſicht und wirſt zu beurtheilen wiſſen, wann Du Gebrauch davon machen, die verhängnißvollen Zeichen hinzufügen darfſt. Wolf, während der Anrede noch immer erſchüttert, ward durch den Schluß beruhigt, ja, daß das Leben eines Menſchen in ſeiner Gewalt ſtand, daß er das Schwert ſchwebend über dem Kopfe des Jünglings hielt, ſein Entſchluß über Leben und Tod entſchied, hatte für ihn einen gefährlichen Reiz. Und doch ängſtigte ihn die lokkende Vorſtellung, während ſie ihn anzog. Er vermochte es in dieſer aufgeregten Stimmung nicht, ſeinen innern Zwieſpalt, ſeine Qual zu verbergen. Adrian, ſagte er, ich muß freimüthig mit Dir reden. Mich erſchüttert immer tiefer dieſe Maſſe von Verbrechen, dieſer fortgeſetzte Betrug, der ſich in ſich ſelber verwikkelt. Ja, mehr als das kühne Verbrechen ekelt mich dieſes Geſpinnſt von Lügen, dieſe Gemeinheit, die mich ſelber, der Wahrheit, der Offenheit gegenüber, ſo nichtig, ſo armſelig erſcheinen läßt.

Lüge, Betrug, erwiederte Adrian, daß ich dieſe Worte, die keinen Sinn haben, ſo oft wieder hören muß. Die Natur ſchreitet in ſtiller Ordnung fort, und auch ich mag mich in dieſer Alles umfaſſenden Geſetzmäßigkeit eines ewigen nothwendigen Seins, in welchem alle Wünſche, alle That, die Willkür, der Wille ſelbſt ſchläft, forſchend verlieren — es iſt mein Schlaf, der mich erquickt, ſtärkt, erfriſcht. Alle Hingebung iſt Schlaf, höchſtens Traum, Ermattung und Täuſchung. Das Erwachen iſt Lüge, die ſich faßt, begreift, ſich ihrer bewußt iſt. Wo ſtammt das Geſetz her, wo will es hin, ſo fragt der Menſch, und die Wenigen, die nicht fortdauernd träumen, erſinnen, um es zu erklären, Allerlei, was immer mehr Beifall erhält, je weniger ſie ſelber daran glauben. Ganze Epochen der Geſchichte nährten ſich von dieſen Lügen, ſie bildeten das Erzeugniß des geſchichtlichen Bewußtſeins. So wird die Natur ſelbſt in ihrer ſtillen Ordnung ein Erlogenes, wenn ſie in die Geſchichte hineintritt, und doch hätte ſie ohne dieſe Lüge für uns keine Bedeutung. Und nun ſie ſelbſt, die Geſchichte, das verworrene Geſammtleben der Menſchen. Iſt nicht das Bewußtſein der Lüge eben unſere geiſtige Stärke? Gilt nicht wechſelſeitiges Vertrauen für naive kindiſche Schwäche? Menſchenkenntniß nennt der verſtändige, erfahrne Mann die vorausgeſetzte gemeinſchaftliche Lüge, Diplomatik wird dieſer Verſtand genannt, wenn er klar ſieht in den Verhältniſſen der Staaten, und wenn die Gelehrten die allſeitige Richtigkeit, ſich bekämpfend, entdecken, dann wird ihre Kritik geprieſen. Aller Scharfſinn iſt gegenſeitige Vernichtung, die Lüge zu verkennen, Blödſinn. Wir ruhen nicht, bis wir zu der tröſtlichen Ueberzeugung kommen, daß wir uns von jeher ſämmtlich unter einander betrogen, und derjenige, deſſen Lüge am gründlichſten täuſchte, gilt für den Bedeutendſten des Geſchlechts. Wir wühlen die Gräber auf, um uns zu überzeugen, daß, was uns heiter, anmuthig, friſch und wahr dünkte, was die Dichtkunſt ausſchmückte und verklärte, ſchon faulte, während es lebte. Wo Kraft mit Kraft, auch nur Verhältniſſe mit Verhältniſſen rangen, iſt es das Tiefſte, Vornehmſte des Alles beſonnen durchſchauenden Bewußtſeins, wenn wir erfahren, daß Betrug geſtritten hat mit Betrug. Nicht derjenige, den wir vertheidigen, ſoll uns ein Wahrer werden — der Vertheidiger wird gelobt, weil derjenige, der uns bis jetzt täuſchend betrog und für etwas galt, entlarvt, vernichtet wird. Verſucht es nur, den Vertheidigten lobend feſtzuhalten und man wendet ſich von Euch ab, wie von einem verblendeten Thoren. So ward Philipp der Zweite dem Don Carlos, der Herzog von Alba dem Oranien, Eliſabeth der

Maria Stuart, ja Flamſtead ſelbſt dem uns bisher makelloſen Newton gegenübergeſtellt. Wir ſind beruhigt, wir erkennen uns erſt ganz, wenn wir uns als gegenſeitige Betrüger durchſchauen. Ja ſelbſt, was bisher für die Grundwahrheit des Daſeins galt — freilich nur durch träumende Hingebung geheiligt — konnte dieſem Grundtrieb des Daſeins, der ſeine Wahrheit in der Lüge erkennt, nicht widerſtehen. Wie allmälig, wie langſam, aber wie ſicher hatte man ihre Vernichtung vorbereitet. Sie iſt geſtürzt. Zwar erſchienen keine Titanen, Oſſa auf Pelion wälzend, im Streit gegen die Götter, dieſe ſiegten. Ein Gewürm vielmehr nagte erfolgreicher an der alten verborgenen Urwurzel des Daſeins. Der Stamm ſchwankte, da rühmte ſich das Gewürm der gelungenen That und hatte keine Ahnung davon, daß es ſelbſt nur ein Produkt der Fäulniß war. So widert uns dieſes ſchwächliche, ekelhafte Gewühl an, die Verſumpfung der Geſchichte, ein peſtartiges Miasma. Geiſtesbankerotte Juden, verunglückte Studenten ſind aus Verzweiflung unter die geiſtreichen Schriftſteller gegangen, wie man ſonſt Marqueur oder ſchlechter Schauſpieler oder Croupier ward.

— Freund, ſagte Wolf, den eifrig Redenden unterbrechend, Du ſpringſt auf ein Mal von den größten Ereigniſſen zu dieſen kleinen des Tages und biſt doch auch unbillig. Unter denen, die Du bezeichneſt, finden wir in der That bedeutende Talente. — Warum ich von dieſen rede? fuhr Adrian fort, nun, ſie ſind mir, wie ſie da ſind, eben recht. Nicht ohne Talent, wie Du ſagſt, und habe ich das nicht zugeſtanden? Kein Bettler macht Bankerott. Sie ſind Nachtigallen, ich will es nicht läugnen, wie ſie im April die erſten Töne anſchlagen; aber, wenn wir nun die ſchmetternden Geſänge erwarten, die uns den Jubel eines neuen lebendigen Erzeugniſſes verkündigen ſollen, haben ſie ſich in kreiſchende Raben verwandelt. Ihre lyriſchen Ergüſſe ſind durch die Gewitter der Zeit ſauer geworden, die Kindermilch iſt abgeſtanden und der Käſe in Maden zergangen. Wie thöricht, dieſe Erſcheinung als eine einzelne zu betrachten. Sie iſt die Signatur der Zeit, die vor ihrem eigenen Zeichen in erbärmlichem Schauder zurückbebt. Was uns früher verband, war jene Illuſion des Glaubens, die jetzt zerſtört iſt. Sie knüpfte uns an die Familie, an den Staat, an Gott, ſie verband jede vereinzelte Erkenntniß. Jetzt ſind die Seelen von Gott, die Bürger von dem Staate, die Weiber von der Ehe und die Meinungen von der Weisheit emancipirt. Damals durfte man ſich geſtehen, daß man die Seinigen, die Obrigkeit, die Wiſſenſchaft, daß man Gott liebte, weil eine täuſchende Hoffnung uns ſpornte und trieb. Jetzt iſt die Unſterblichkeit eine Thorheit, und die Erwartung, daß unſere Thaten Früchte tragen, iſt ein kindiſcher Wahn geworden. Dem Fleiſch iſt ſein Recht geworden, und der gegenwärtige Genuß iſt Alles. Was gilt in der herrſchenden Geſellſchaft, was iſt dort das Gebietende und erſcheint als die geiſtige Ariſtokratie? Dürfen wir läugnen, daß es die vereinzelten Virtuoſitäten ſind? Sie ſelbſt haben keinen Zuſammenhang, keine Vereinigung. Die Kunſt iſt ohne Religion, die Poeſie ohne Volk, die Lehre ohne Glauben. Wir ſuchen in alten Zeiten, wir treten zurück in eine abgeſtorbene Vergangenheit und wühlen in den Ruinen einer innerlich, wie äußerlich verſchwundenen Zeit, um Gegenſtände für unſere Virtuoſitäten zu ſuchen, und gelingt es uns, eine zugeſtandene Täuſchung hervorzurufen, dann ſind wir mit uns zufrieden und der Bewunderung gewiß. Der Verſuch, einen Grund für dieſe wechſelnden Genüſſe, eine höhere Einheit in dieſem Taumel, der uns augenblicklich zu ſättigen ſcheint und unerquickt darben läßt, zu finden, wird geprieſen als ein Meiſterſtück des Scharfſinns, eben auch als eine Virtuoſität. Der Naturforſcher erhält unſern Beifall, wenn er ſich und uns belügt, aber er wird ein Thor, wenn er an ſeine Lügen glaubt. Die Philoſophie verſpricht uns den Glauben — Wer iſt der armſelige, der auf ihre Verſprechungen bauet? Was dem ganzen vergangenen Daſein ſeinen Werth gab, die kindiſche Naivität der Liebe und Treue, die den Himmel ſchuf und einen Gott, wollen dieſe Pedanten durch künſtlich geſtellte Worte, durch Paragraphen und Methoden zurückzaubern. Können ſie uns den verlornen Frieden wiederſchenken? Sie ſelbſt ſind aus den finſtern Räumen der Schule herausgetreten, treiben ſich in der bunten Welt herum, und ein Jeder verſucht es, den Fauſt auf ſeine eigene Fauſt zu ſpielen. Ein Jeder iſt ſcharfſinnig genug, die Nichtigkeit der Uebrigen darzuthun, ſo findet er unſern Beifall, und mit Recht, aber wenn er ſich wohlgefällig in ſeiner eigenen Weisheit ſpiegelt, wenden wir uns hohnlächelnd ab. Die ſogenannte Literatur iſt zum Spott geworden, und Wer ſich mit ihr gemein macht, muß ſich aus der guten Geſellſchaft zurückziehen, um nicht Gegenſtand des Spottes oder des ſtummen Mitleids zu werden. Und dennoch leiden Alle an den Uebeln der verhöhnten Literatur. Die Mächtigen verlachen mit Recht Profeſſoren und Pedanten, die ſich wie Politiker gebehrden, und ſie merken es nicht, daß Kollegienhefte und Paragraphen in die Säle der Berathung eingedrungen, daß ſie ſelbſt Profeſſoren geworden ſind.

Der arme Menſch will ſich doch losreißen von dieſem Taumel, er will ſich von den Genüſſen befreien, um ſich ihnen gegenüberſtellen zu können, und ſo wird Ironie der Götze des Tages, und ſie iſt auch da, wo man kaum ihren Namen kennt. Da verkehrt ſich das verzweifelnde Hohnlachen in ein anmuthiges Lächeln, das Angſtgeſchrei in tändelnde Poeſie und wird wieder eine Virtuoſität, die wir bewundern und genießen. So ſpricht das furchtſame Kind oder ſchreit im Finſtern, um ſich ſelbſt zu hören und dadurch die Geſpenſter zu verſcheuchen — wir ſingen, um unſern Jammer, und tanzen, um unſere Schmerzen zu verbergen, und die Ironie iſt ein in Leichtſinn verkehrter Stoicismus geworden. Ob es nun in dieſem ekelhaften Spiele einen Ernſt, für dieſe Nichtigkeit eine Wahrheit giebt? — Ja, rief er laut mit einer dröhnenden Stimme, als bräche mit dieſem Laut ſein innerer Ingrimm hervor — es giebt eine Wahrheit — der mächtige Wille, der ſich ſelber faßt, die freie That. Sieh, Freund, ich ſchaue in dieſe unfruchtbare Gährung, die keine Zukunft zu zeugen vermag, die, dem Kronos ähnlich, ihre eigenen Kinder verſchlingt, wie in meine Welt hinein. Sie iſt für mich da und deswegen bin ich. Was ſie wünſchen und hoffen, wonach ſie ſich ſehnen, was ſie ahnen, wie ſie ſich mehr noch in Zuneigung, als in Haß wechſelſeitig verkennen, das verworrene Treiben wird für mich ein zugerichtetes Mahl. — Und was wird durch dieſe That? fragte Wolf. — Nichts, antwortete Adrian kalt; erwarteteſt Du etwas? Die That iſt für mich da, für ſich ſelber. Sie vergeht, und je mehr ſie Alles um ſich her anzieht, verwandelt, in gährende Bewegung ſetzt, deſto grimmiger wüthet die Zerſtörung, wenn ſie aufhört. Aber ſie war und eben deswegen iſt ſie. Die mächtige Gegenwart, die ſich ſelber ergreift, iſt die Ewigkeit — es giebt keine andere. Was gilt mir die Zukunft der Welt, des Staats, meine eigene? Wer ſich ſelber genug iſt, bedarf keiner Zukunft, er iſt ganz in jedem Momente. Was frage ich nach ihren Flüchen, ihrer Verachtung, ihrem Abſcheu? Es iſt mir wie das Zucken des Thieres, wenn es geſchlachtet wird, um genoſſen zu werden; das ohnmächtige Widerſtreben, wie das Heulen verkündigt dem den Sieg, für welchen er allein da iſt, mir ſelber. Du ſprichſt von der gemeinen Lüge, Du ſchämſt Dich ihrer. Wenn Du lügſt, um zu ſtehlen, um irgend einen armſeligen Vortheil zu erringen — vergehe vor Dir ſelber, die innere Schande mag Dich verfolgen, ſchäme Dich — aber nicht Deiner Lüge, ſondern Deiner Erbärmlichkeit. Der mächtige Wille adelt Alles: Lüge, Verläumdung, Treuloſigkeit, Mord. Wir ſind nur unſerm Willen unterworfen, was ſie Sittlichkeit, Tugend nennen, ſoll uns nur dienen, nicht beherrſchen.

Iſt nicht ſchon mit unſerm phyſiſchen Daſein Manches unvermeidlich verknüpft, was wir ſorgfältig nicht nur vor Andern, ſondern auch vor uns ſelber verbergen? Es wird überwältigt durch das Leben, es wird inſtinktmäßig verrichtet und tritt nicht in das geſunde bewußte Leben hinein. So ſtehen, wenn eine mächtige, weltbeherrſchende That Dich durchdringt, alle dieſe kleinen Mittel, die erfordert werden, fortdauernd in Beziehung zu ihr, und Du lügſt und betrügſt, wie Du natürliche Dinge verrichteſt — weil Du mußt.

Wolf war ſichtbar aufgeregt, doch zeigte er ſchon während der Rede eine große Ungeduld und oft eine Neigung, Adrian zu unterbrechen. Nur die fortſtrömende Gewalt der Rede verhinderte ihn daran. Als Adrian ſchwieg, folgte er dem Drange, der ihn trieb. Wohl, wohl, rief er, es iſt mir lieb, daß ich meine eigene Geſinnung recht brav, recht lebhaft vortragen höre. Du kannſt es nicht läugnen, dieſe Anſichten, die Du eben ausſprachſt, haſt Du mir abgehorcht. Wolf ſchien ſelbſt zu erſchrecken, als er dieſe Worte, die ihm unwillkürlich entſchlüpft waren, ausgeſprochen hatte. Ich habe mich zu ſtark, ich habe mich unrichtig ausgedrückt. Ich wollte ſagen, ſetzte er verlegen und ſtotternd hinzu — meine Meinung war nur — — Zu ſagen, was Du geſagt haſt, fiel Adrian ein mit einer milden Ruhe, die den Freund überraſchte; und haſt Du nicht Recht, hörte ich Dich nicht oft ſo, wenn auch nicht ganz ſo reden, konnte ich etwas Anderes wollen, als meinen Freund in die lebendige Mitte ſeiner eigenen Geſinnung, ſeiner eigenen Welt zu verſetzen? Ja, rief Wolf, der plötzlich ſeine ganze Zuverſicht wiedergewann, dieſer urkräftige Wille, der ſich ſelber genügt, dieſe kernhafte That, die ſich in ſich ſelber ſpiegelt und, während unſicher ſchwankend zwiſchen Schmerz und Luſt unruhige Gemüther auf und nieder wogen, gleich dem Kryſtall ſtarr und ſchroff in ihrer bleibenden Geſtalt beharrt, hat allein Wahrheit und Daſein. Wie der Kryſtall das allbelebende, Alles beherrſchende Prinzip, das Licht, unterjocht, bricht und zwingt, ſeiner Bahn zu folgen, ſo wird der ſtarke Wille Alles beherrſchen, iſt ſich ſeiner Kraft bewußt, und dieſes Bewußtſein iſt Seligkeit, der menſchliche Geiſt kennt keine andere. Selbſt der Bequeme, Nichtlebendige fühlt dieſen Trieb, der, wo er mächtig wird, philoſophiſche Syſteme erzeugt, deren Strahlenbrechung bekannt iſt und ſich vielleicht dem Kalkul unterwerfen läßt. Wie viel großartiger iſt derjenige, der mitten unter den verworrenen Strahlen der Zeit, die, polariſirt, ſich wechſelſeitig verdüſtern, die bunten Strahlen um den dunkeln Grund des finſtern Daſeins zu verſammeln weiß, während der feſtgewordene

Wille, dem durchſichtigen Kryſtalle gleich, unverändert in ſeiner vollen Klarheit verweilt. — Das Bild iſt ſchön, verſicherte Adrian, nur Schade, daß man, um ſeine Tiefe zu faſſen, Phyſik verſtehen muß. Doch, Wolf, jetzt, da Du Dich ſelbſt gefunden haſt, ſtark biſt in der innern Wahrheit Deiner urſprünglichen Kraft, komm her, daß wir nicht mit leeren Betrachtungen die Zeit verlieren. — Sie brachten Stunden in wechſelſeitiger Berathung zu, indem das geſammelte und ſchon vorläufig geordnete Material vielfältig beſprochen, Manches, um den beabſichtigten Erfolg ſicher zu ſtellen, ſchriftlich notirt ward; und als dieſes geſchehen, als die Berathung geſchloſſen war, erhob ſich Wolf. — Ich weiß, wie ich mich ganz auf Dich, auf Dein Talent, wie auf Deinen Eifer verlaſſen kann, ſagte Adrian; aber nun eile. Morgen muß der Aufſatz gedruckt und verbreitet ſein. — Ich überſehe Alles, erwiederte dieſer, Du kannſt es mir getroſt übergeben. Ich bin ganz von dem Gegenſtande erfüllt. Es wird, es muß gelingen, es ſoll ein Meiſterſtück werden und doch zur rechten Zeit erſcheinen. Wolf ſchien durch die vorliegende Arbeit ein Anderer geworden, ſeiner Kraft, ſeiner Gewandheit ſich bewußt, heiter und zuverſichtlich, indem er eilte ein gefährliches, ihn ſelber zerſtörendes, trugvolles Werk zu unternehmen. Er ging, faſt einem

Menſchen ähnlich, der, freudiger Hoffnung voll, ein löbliches Werk mit ſicherer Begeiſterung beginnt.

Wir verlaſſen das Schauſpiel allſeitiger Verblendung, vorbereiteter Verbrechen, verhängnißvoller Ereigniſſe, und verſetzen uns in eine andere Gegend, unter andere Verhältniſſe, in eine ferne Vergangenheit, in welcher, was unſere Zeit bewegt, trübt und verwirrt, noch als ein unbeachteter Keim ſchlummerte. Der Zuſammenhang der Begebenheiten, die wir darſtellen, fordert dieſe kurze ſcheinbare Unterbrechung.

Am frühen Sonntag Morgen 1773 verließ eine ſchöne Equipage eine kleine Stadt und fuhr langſam dem rauhen Gebirge zu. Mit beſorgter Miene blickte ein Reiſender aus dem Wagen heraus, während die kahlen Felſen — ſchroffe, ſchwarze Schieferwände —, nur hier und da ſpärlich mit Tannen und Fichten bewachſen, in trüber Ferne aus dem dicht herabfallenden Nebel hervorblickten. Man entdeckte zerſtreute Dörfer, deren kümmerliche Hütten das Finſtere der rauhen Umgebung noch erhöhten. Auf kurzen Strecken brachte man Stunden zu, und ſchon war ein großer Theil des Vormittages verfloſſen, als man ein Thal erreichte und in dieſem ein Dorf erblickte, deſſen verfallene Hütten

Alles, was Schmutz und Armut Widerwärtiges haben, noch zu übertreffen ſchienen. Der Weg ward immer holpriger, unfahrbarer. Kaum vermochten die Pferde den Wagen über die tiefen Löcher hinüberzubringen, und, wenn es gelang, drohten wiederum große Steinblöcke augenſcheinliche Gefahr. Der Herr, ein anſehnlicher Mann, in einen großen Mantel gehüllt, ſtieg verdrießlich aus, ein luſtiger, fein angezogener Knabe folgte, und ein Bedienter in einer reichen Livrée ſchwang ſich ſchnell vom Bocke, während der ängſtliche und mürriſche Kutſcher franzöſiſche Flüche ausſtieß. Herr und Bedienter mußten, ungeachtet ihres ſtattlichen Anzuges, den Wagen halten, faſt tragen, und mühſam näherte man ſich dem Dorfe. Die Räder knarrten, die Pferde hatten zum Theil ihre Hufeiſen verloren und die übrigen klapperten bei jedem Schritt. Durch einen Bauer, dem ſie früher begegnet waren, hatte der Herr den Namen des Dorfes erfahren, und leider mußte er ſich überzeugen, daß dieſes der Ort war, den er aufſuchte. Der Verdruß verwandelte ſich in trübes Nachdenken. Der arme Knabe, ſeufzte er, und hier in dieſer Umgebung ſoll er ſeine Kindheit zubringen. Aus einem reichen Leben, aus der lebendigſten Mitte äußerer, wie innerer Genüſſe willſt Du ihn herausreißen, um ihn hierher zu verſetzen, wo der Menſch bis zur tiefſten Rohheit herabſank, und in eine Umgebung, die den fröhlichen Kindesſinn völlig erſticken muß. Welch ein Wahnſinn hat Dich ergriffen. — Faſt war er entſchloſſen wieder umzukehren, einen lange erwogenen Entſchluß wieder aufzugeben, als ſie ſchon dicht vor dem Dorfe waren.

Sie ſahen eine Menge Schweine, die ſich in einem Moraſte wälzten, und vor dieſen ſtand ein Hirte in zerriſſenen, ſchmutzigen Lumpen, die ihn kaum bedeckten, dicht am Wege. Die matten Augen ſtarrten nach dem Wagen hin, die aufgedunſenen und doch ſchlaffen Wangen zeigten keine Spur von Beweglichkeit, die dicken Lippen, die den offenen Mund umgaben, hingen, wie nur durch Schwere beſtimmt, tief herunter, die Haare, in chaotiſcher Verwirrung mit Stroh durchflochten, durch Schmutz zuſammengeballt, bedeckten die Schultern, die Arme hingen wie todt am Körper. Wie verſteinert ſtand der Hirte da und ſchien durch den Anblick der prächtigen Equipage, der ſchönen Pferde, der vornehmen Herrſchaft wie betäubt. Der Herr ging auf ihn zu. Der Gottesdienſt, ſagte er, iſt wohl noch nicht geendigt? Kannſt Du uns einen Gaſthof anzeigen, wo wir die Pferde füttern, die Räder ausbeſſern können? (Wirklich hatte der Herr ſchon beſchloſſen, den Prediger, der den Sohn erziehen ſollte, nicht aufzuſuchen.) Der Hirte ward durch die Anrede völlig verwirrt. Ein ſeltſames Zucken durchfuhr ihn, die Geſichtszüge erſtarrten, Angſt und Verwirrung ſprachen aus den rollenden Augen, und Worte, die an der Kehle klebten, tönten hohl und gurgelnd aus dieſem Hintergrunde hervor, ohne Zähne und Lippen, ja kaum die Zunge in Bewegung zu ſetzen. Der Reiſende, faſt erſchrocken, war von tiefem Mitleiden ergriffen, als er dieſen armen Menſchen genauer betrachtete. Er wiederholte die Frage milder, deutlicher, und der Hirte wies nun nach einem Hauſe, welches zum Glück vor dem Dorfe lag und leicht zu erkennen war, weil es größer als die umliegenden Häuſer erſchien. Mühſam brachte er die Worte: Schenke da, hervor und gerieth in Erſtaunen, als der Reiſende ihm eine kleine Silbermünze reichte. Mit ſtarrer Verwunderung betrachtete er die Münze und den Herrn, der ſich entfernte. Der Wagen fuhr nun langſam den Weg nach dem bezeichneten Hauſe. Der Herr und der Bediente gingen, der Knabe hüpfte von einem Stein zum andern, indem er den Schmutz ſo viel als möglich zu umgehen ſuchte. Vater, ſagte er, der arme Mann kann ja nicht ſprechen. — Er war über unſere Gegenwart erſchrocken, erwiederte der Vater, Reiſende kommen höchſt ſelten in dieſe entfernten Thäler. Der Hirte hat wahrſcheinlich nie einen Wagen geſehen, wie unſeren. Wie kann es doch

Bibl. Univers. Iqs.

ſolche Menſchen geben, fuhr der Knabe plaudernd fort, ſo arm, ſo ſchmutzig, ſo dumm. Das müßte ſchrecklich ſein, wenn ich nun hier leben ſollte, unter ſolchen Menſchen, denen ich nicht einmal die Hand reichen könnte, ohne mich zu beſchmutzen. An ein Geſpräch wäre gar nicht zu denken. Und nun die traurigen Berge und die ſchmutzigen Hütten. Sie wollten mich ja zu einem braven Prediger bringen — haben wir noch weit hin? Da ſind gewiß die Häuſer ſchöner, die Menſchen reinlicher, beſſer und geſprächiger, und die Berge freundlicher — Nicht wahr, Vater? — Dieſer ſchwieg und betrachtete den Knaben, der ſich über das Stillſchweigen des Vaters zu ängſtigen begann.

Indem ſie ſich der Schenke näherten, ſahen ſie eine Menge Bauern in lebhafter Bewegung, die aber plötzlich aufhörte, als die Reiſenden entdeckt wurden. Und als nun die Pferde eben hier ſtill hielten, umringten ſie voller Verwunderung, in weiter Entfernung einen großen Kreis bildend, den Wagen. Einige grüßten, andere flüſterten ſich, wie es ſchien, ängſtliche Worte zu, und alle ſchienen beſorgt. Wenn auch nicht völlig ſo zerlumpt, wie der Hirte, waren ſie doch ärmlich und unreinlich bekleidet. Eine ſchmutzige Magd trat erſchrocken hervor, und als der Reiſende eine Stube forderte, ſie ihn aber in den Vorhof hineinführte, ſtillſchweigend, ſcheu und verlegen die Thüre zu der Schenkſtube eröffnete, ſtrömte ihm ein ſolcher Qualm entgegen, daß er unwillkürlich zurückprallte. Er ließ einen Tiſch und ein Paar elende Stühle an eine von dem Eingang abgewandte Seite des Hauſes bringen. Der Nebel hatte ſich geſenkt, der Himmel ſchien heitrer zu werden. Während der Kutſcher die Pferde ausſpannte, beſichtigte der Reiſende den Wagen und war nicht wenig erſtaunt, als er ſah, daß dieſer nur wenig gelitten hatte. Indeß, die Rückreiſe bedenkend und von dem Wunſch erfüllt, ſobald als möglich dieſe grauenhafte Gegend zu verlaſſen, ließ er Stricke aus dem Wagenkaſten hervorſuchen, um die Räder ſtark zu umwinden, und einen Schmidt rufen, die Pferde zu beſchlagen. Jetzt erſt, da es in ſeiner Gewalt ſtand, ſobald er wollte, fortzueilen, verzehrte er, ruhiger geworden, mit dem Knaben etwas von der kalten Küche, die er mit ſich führte. Sodann ließ er Wein bringen und eine Waſſerflaſche aus einer Quelle füllen, die in einer kleinen Entfernung hervorſprudelte und dann ſich vor dem Hauſe in einen Miſthaufen verlor, der die Unreinlichkeit vergrößerte und den Zugang erſchwerte.

Während dieſer Zeit ſtand noch immer der Hauſe der Bauern ſtill in der Ferne und wagte nur ſcheu einige neugierige Blicke auf die Fremden zu werfen.

Der Reiſende hatte dieſen Platz gewählt, weil er der reinlichſte war, und als die Bauern ſahen, daß er ſich hier niederließ, und merkten, daß er, ohne ſich um die Einwohner zu bekümmern, gleich wieder die Gegend verlaſſen wollte, ſchien ihre Neugierde und Beunruhigung verſchwunden. Sie ſtürmten in die Schenke hinein, und da ein trübes, halberöffnetes kleines Fenſter ſich nach der Seite des Hauſes, wo der Reiſende ſich niedergelaſſen hatte, befand, ſo konnte dieſer ihre Geſpräche, die ſehr laut und heftig klangen, ſehr deutlich vernehmen. Er ließ den Kutſcher herbeirufen. Wenn die Pferde ſich erholt haben, ſprach er, reiſen wir wieder nach dem Städtchen zurück. Der Wagen wird in den Hof hinein geſchoben. — Du biſt ja in dieſem Gebirge geboren und erzogen, warſt Du nie in dieſem Dorfe? — Nie, antwortete Baptiſte. — Aber das verdammte, unverſtändliche Patois der Einwohner verſtehſt Du doch? — Ich verſtehe es und ſpreche es noch, erwiederte der Kutſcher, ein Dreißigjähriger, der mancherlei Verhältniſſe durchlebt, luſtiger Natur und ſeinem Herrn treu ergeben war. Wohl, fuhr der Herr fort, miſche Dich mit der ſchalkhaft treuherzigen Miene, die Dir zu Gebote ſteht, unter dieſe Bauern, ſuch ihr Vertrauen zu gewinnen. Sie ſind offenbar aufgeregt, ſie ſinnen, wenn ich nicht irre, auf etwas Gewaltſames. Ob irgend eine That, früher beſchloſſen, durch unſere Gegenwart geſtört wurde oder ob wir ſelber Gegenſtand der Aufregung ſind, weiß ich nicht. Ich vermag den Inhalt ihrer Geſpräche nicht im Zuſammenhange zu faſſen, obgleich ich ſie deutlich durch das offene Fenſter vernehme. Von einem Ueberfall, von Jemand, den man mißhandeln wollte, war die Rede, ſo viel habe ich verſtanden. — Ueberlaſſen Sie es mir, gnädiger Herr, antwortete Baptiſte, dieſe Bauern auszukundſchaften. Ich werde ihr Vertrauen erlangen. Ich weiß ſie zu behandeln. Die Bauern dieſer vermiſchten Dörfer haben den Leichtſinn von den Franzoſen und die Halsſtarrigkeit von den Deutſchen; es iſt ſchwer, mit ihnen fertig zu werden. Freilich, wenn es auf Sie abgeſehen wäre, würde ich ſchwerlich etwas erfahren; aber ich bin überzeugt, wir haben nichts zu befürchten. Die bloßen Treſſen an unſern Röcken flößen ihnen Reſpekt und Furcht ein.

Baptiſte ging langſam nach dem Stalle zu, rief einige Bauern, die ſich noch im Hofe herumtrieben, in ihrer Sprache zu ſich, bewog ſie durch einige kleine Münze, den Wagen in den Hof hineinzuſchieben, verſprach noch für einen Trunk zu ſorgen und ſchlenderte, als die Pferde beſorgt waren, in die Schenkſtube hinein. Hier ward er bald in ein lebhaftes Geſpräch verflochten, ſprach über Mancherlei hin und her, und als die Bauern mit Erſtaunen hörten, daß ein in ihren Augen ſo bedeutender Mann ihre Sprache redete, in ihre Denkweiſe hineinzugehen vermochte, hatte er bald ihr ganzes Vertrauen gewonnen. Während Baptiſte ſich ſo in der Schenkſtube unterhielt, war der Nebel, als der Mittag ſich näherte, völlig geſunken, der Himmel war heiter und die Sonne ſchien hell in ein reizendes Gebirgsthal hinein, welches ſich der Schenke gegenüber öffnete. Die ſchroffen Felſenwände waren mit Nadel- und Laubhölzern bedeckt. Bäche floſſen rieſelnd durch die an das Gebirge grenzenden Felder, von Erlen beſchattet, eine reiche Vegetation, mächtige Blumen umkränzten den Fuß des Gebirges, zwiſchen Wachholder-, Heidelbeer-Geſträuchen und jungen Eichen. Der Reiſende erhob ſich, nachdem er das Frühſtück genoſſen, und der Knabe war ſchon jetzt, da die Sonne die Gegend erheiterte, mehr mit dieſer zufrieden. Aber die vernachläſſigten Felder, die magern Kühe, die elenden Pferde, die auf dünn bewachſenen Weiden graſeten, und die ſchmutzigen, verfallenen Hütten der Dörfer gaben der Gegend ein trübes, trauriges Anſehen. Vater und Sohn wollten dieſen Anblick vermeiden, indem ſie in das Gebüſch eindrangen, wo um ſie herum die Wieſenraute, der Sturmhut, die Brombeergeſträuche mächtig und ſaftvoll in ihren mannigfaltigen Arten und Abänderungen blühten, die großen, prachtvollen Blumensträuße ſich bunt zwiſchen den Sträuchern erhoben, in den verwitterten Gebirgsarten wucherten und, von den rieſelnden Bächen fortdauernd genährt, ſich durch den dichten Teppich von Blaubeeren empordrängten. Hier ſahen ſie nur die höhern, wildern Partien des Gebirges, hier waltete die Natur allein in ihren großen, freien Formen. Das verunſtaltende Elend war verſchwunden. Beide vergaßen hier, was ihnen verletzend entgegen getreten war. Der Knabe flog von einer Blume zur andern. Was er bis jetzt nur in geregelten Gärten geſehen hatte, das wucherte hier in großartiger, wilder Ueppigkeit. Die mächtigen Pflanzen ſchienen ihm Kinder der Natur, die ihn zum luſtigen Spiel einluden, ſeinesgleichen, ihm befreundet, während ſie in den Gärten wie abweiſend daſtanden und ihn verdrießlich zurückſcheuchten. Das friſche, befeuchtete, hochwachſende Gras, das helle, klare Waſſer, die eilenden Bäche, die ſonnenbeſchienene, vertraulich eingeſchloſſene Gegend, über welche die hohen Gebirge ſich kühn erhoben, die ſchmetternden Vögel riſſen ihn hin. Er lagerte ſich auf dem Teppich der Blaubeergeſträuche und ſtreifte die reifen Beeren von den reichbewachſenen niedrigen Zweigen. Der leicht bewegliche Blumenwebel der Wieſenraute mit ihren zarten, kleinen, dicht an einander gedrängten Blüten winkte ihm vertraulich zu, und der ernſte, kühn empor wachſende Strauß des Sturmhuts mit ſeinen dunkelblauen phantaſtiſchen Blumen ſah ihn wie zurechtweiſend und dennoch lockend an. Vater, rief er, wie können ſolche Menſchen unter ſolchen Blumen gedeihen und ſolcher Schmutz ſich dicht neben ſolcher Herrlichkeit anhäufen? Der Vater ſah ihn wehmüthig an. Gefällt es Dir hier? fragte er. Hier — o ja — dieſe Blumen ſind die luſtigſten Spielkameraden, erwiederte das Kind; aber ein Paar Knaben müßten doch dabei ſein. Die Blumen würden ſich dann erſt recht in unſere Spiele mengen, wenn wir mit einander jubelten.

Eine Stunde war faſt vergangen und ſie näherten ſich wieder dem Dorfe. Sie ſahen Baptiſte aus der Schenke heraustreten. Auf einen Wink von dem Bedienten verlor er ſich in das Gebüſch, um hier, von den Bauern nicht bemerkt, ſeinen Herrn aufzuſuchen. Nun, haſt Du etwas erfahren? fragte dieſer, Alles, antwortete Baptiſte lachend. Verſtehen Sie, gnädiger Herr, das Dorf hat franzöſiſche und deutſche Einwohner. Zwiſchen dieſen hat ſich eine Sprache gebildet, die weder ein Deutſcher noch ein Franzoſe in der Welt verſteht. Wer ſie ſpricht, iſt ſchon dadurch wie in einem geheimen Bündniß mit dieſen Leuten, es iſt wie eine Art Freimaurerei. Als ſie mich ſprechen hörten, waren Sie, gnädiger Herr, Wagen, Pferde und Livree vergeſſen. Sie drückten mir die Hand, ſie ſchwatzten durcheinander, als hätten ſie einen alten Bekannten entdeckt, und ich erfuhr bald, was ſie hier verſammelt. Der Prediger muß ein ſeltſamer Kauz ſein. Sie lieben ihn, ſie loben ſeine Predigten, ſeine Sorge für ſie. Er opfert ſich für das Geſindel auf, hilft, wo er kann, denkt nie an ſich; aber dennoch wollen ſie ihn durchprügeln. — Mißhandeln wollen ſie ihn, die Frechen, rief empört der Herr, das muß verhindert werden. Wir bewaffnen uns, wir belauern ſie. Ich verlaſſe das Dorf nicht, bis ich den Prediger in Sicherheit — doch, was haben ſie gegen ihn — erzähle. — Ich merkte bald, ſagte Baptiſte, daß ſie etwas Ungewöhnliches vorhatten. Ich ſprach hin und her und über ihre Lage. Ihr ſcheint unzufrieden, was quält Euch, fragte ich. Da erfuhr ich, daß der junge Prediger dieſes dumme, einfältige Volk in ein verſtändiges verwandeln will. Sie ſollen vortreffliche Landwirthe werden. Er verſpricht ſchönes Vieh, fruchtbare Aecker, fette Wieſen, herrliche Kartoffeln, Wohlſtand und Freude, wenn ſie fleißig und reinlich und tugendhaft werden. Er könnte eben ſo gut dem Vieh predigen und die Schweine dazu bringen, ſich zu waſchen — der Thor. Jetzt fordert er nun, daß die Bauern die Straßen vor ihren Häuſern reinigen ſollen. Freilich ſammelt ſich hier der Miſt auf die ekelhafteſte Weiſe zuſammen; das ſchöne, helle Waſſer, reinlich, wie es aus den Gebirgsſchluchten herabſtürzt, wälzt Fluten von Schmutz durch das Thal, und die Miſtquelle im Dorfe, die ihre Felder veredeln würde, verſiegt nie. Der Prediger dringt darauf, daß ſie Gruben hinter ihren Hütten graben, die Bäche durch die Aecker vertheilen, dieſe düngen ſollen. Da ſind ſie empört, ſie wollen ſchmutzig, faul, arm, dumm ſein, wie ihre Aeltern waren, und da ſie den guten, verſtändigen Mann nicht zu widerlegen wiſſen, ſo wollen ſie ihn auf ihre Weiſe zum Stillſchweigen bringen, und, wenn ſie ihn durchgeprügelt haben, mit aller Andacht und Veneration ſeine Predigten und geiſtigen Ermahnungen hören. Die Bauern waren ſehr erſchrocken, als wir hier ankamen. Das böſe Gewiſſen beunruhigte ſie und flüſterte mehrern zu, daß wohl gar ihr Vorhaben ausgeplaudert ſei, daß Sie, gnädiger Herr, vielleicht ein Richter wären, hergekommen, ein ſtrenges Gericht zu halten. Ich verſicherte, daß ſie deswegen ruhig ſein könnten, daß ein ſo vornehmer Herr, wie Sie, kein Bauernrichter wäre, daß es Ihnen völlig gleichgültig ſein könnte, ob ein Dorfpfaffe durchgeprügelt würde oder nicht, wenn es Sie nicht etwa gar ergötzte. Dieſe Aeußerung ſchloß alle Herzen auf. Einige Bauern, die dem Gottesdienſt beigewohnt hatten, traten hinzu. Als ſie mich erblickten, erſchraken ſie zwar, waren aber bald beruhigt, als die übrigen ſie über Alles verſtändigt hatten, und das Geſpräch ward nach einer kurzen Unterbrechung fortgeſetzt. Eben heute hatte der Prediger über die Geduld gepredigt, mit welcher man Beleidigungen, ſelbſt Mißhandlungen ertragen könne und ſolle, wenn man ein gutes Gewiſſen hat, wie man, auf den rechten Backen geſchlagen, den linken darbieten müſſe. Dadurch ward nun die Luſtigkeit der Bauern bedeutend erhöht. Wir wollen ihm Gelegenheit geben, die Geduld zu üben, rief der Eine, ja, wir wollen doch erfahren, wie er ſeine eigene Lehre befolgt, ſchrie der Andere, und ſie wurden ſo zutraulich, daß ſie mit großer Ausführlichkeit mir die Stelle beſchrieben, wo die Heldenthat ſtattfinden ſoll. — Baptiſte zeigte nach einem Gebüſch vor einem Wege zwiſchen zwei Felſenwänden. Hier, ſagte er, muß der Prediger durchgehen, wenn er von der Filialkirche nach geendigtem Gottesdienſte zurückkömmt, und hier wollen ſie ihm auflauern. — Der Reiſende war bei dieſer Nachricht ſehr bewegt. Während er noch vor Kurzem entſchloſſen geweſen, das Dorf zu verlaſſen, ohne den Prediger zu ſehen, waren Umſtände eingetreten, die eine perſönliche Bekanntſchaft unvermeidlich, ja nach Allem, was er erfahren hatte, wünſchenswerth machten. Jetzt aber drängte er jede andere Betrachtung zurück. Der Bediente ward gerufen, er und der Kutſcher bewaffnet, und ſie überlegten eben, wie ſie den Aufenthalt, ohne Verdacht zu erregen, verlängern, wie ſie den erbitterten Bauern unvermerkt nachſchleichen könnten, als ſie durch das Gebüſch, durch welches ſie verborgen waren, den Prediger in ſeinem Ornat, auf die Schenke zuſchreitend, erblickten. Der Reiſende, ſehr geſpannt, ſchlüpfte aus dem Gebüſch, ſtellte ſich dicht an das Fenſter, doch ſo, daß man ihn nicht wahrnehmen konnte, und hörte, wie die Thüre der Schenkſtube ſich öffnete und der Prediger unter die Bauern trat.

Dieſe waren eben in einem heftigen Geſpräch, Baptiſtes Rede hatte ſie noch mehr ermuntert, aber dennoch waren einige unter ihnen, die eben, je entſchiedener der Entſchuß gefaßt war, je näher die Zeit der Ausführung heranrückte, deſto unſicherer wurden. Sie erinnerten an ſeine Güte, an ſeine Milde, wie er ſo Vielen geholfen, und ſelbſt die Heftigern, die mehr Erbitterten konnten den Eindruck, den ſolche Betrachtungen machten, nicht ganz abwehren. Zwei von dieſen zeichneten ſich beſonders aus. Jean, ein ſchweigſamer, ingrimmig verſchloſſener Menſch übte von jeher einen großen Einfluß über alle Bauern aus, obgleich er meiſt unthätig ſchien. Er blickte vor ſich hin, ſeine Lippen waren dicht geſchloſſen, und er öffnete ſie nur zum Spott. Obgleich die Meiſten ihn zu fürchten ſchienen, ja ihn vermieden, ſo beherrſchte er doch vorzüglich einen jungen, heftigen, vorlauten Mann, Pierre, und mehr durch dieſen, als unmittelbar, die Uebrigen. Pierres Aeußerungen gegen den Prediger waren die ſtärkſten geweſen. Er fand es unerträglich, daß dieſer ſich klüger dünkte, als die Einwohner des Dorfs, als ihre Väter; er fand ſich durch die immer wiederholten Belehrungen, wo er ſich der Erfahrne dünkte, am tiefſten verletzt, und noch einen Augenblick vorher dachte er mit übermüthiger Freude an die Demüthigung, die dem Prediger bevorſtände, und dennoch war keiner von den Zweifeln, die ſich erhuben, ſtärker ergriffen, als er. Er ſaß an dem Tiſche, den Kopf auf beide Hände geſtützt, die lang herunter hangenden Haare und der breiträndige Hut bedeckten das Geſicht, während er ſtarr vor ſich hinſah. In dieſem Augenblicke öffnete ſich die Thür und der Prediger ſtand unter ihnen. Der Reiſende konnte der Begierde, einen Blick durch das kleine halb eröffnete Fenſter zu werfen, nicht widerſtehen. Er ſah ihn mitten unter den Bauern, im Profil. Dieſes war äußerſt beſtimmt, die Stirne hoch, die gebogene Naſe trat ſtark hervor, wie das Kinn. Ueber die ſchneidende Schärfe ſeiner Züge, wie er ſie hier erblickte, noch mehr über ſeine Jugend erſtaunte er. Aber über die Bewegung, die unter den Bauern entſtand, erſchreckt, zog er ſchnell den Kopf zurück; er wollte jetzt nicht entdeckt ſein. Die Bauern ſtarrten entſetzt den Prediger an. Ihr glaubt Euch durch mich beleidigt, fing dieſer in einem ruhigen Tone an, Ihr ſeid entſchloſſen Rache zu nehmen. Ich habe es erfahren, wie es Eure Abſicht iſt, mir, wenn ich von dem Gottesdienſt in dem Dorfe zurückkehre, aufzulauern. Die Schlechtigkeit des Auflauerns möchte ich Euch erſparen. Ihr wollt mich mißhandeln. Glaubt nicht, daß ich Euch Widerſtand leiſten werde. Ich übergebe mich Euch ganz, handelt mit mir, wie Ihr glaubt, es vor Gott verantworten zu können. Glaubt nicht, daß ich mich durch Eure Mißhandlungen beſchimpft fühlen werde. Die kurzen, vorübergehenden körperlichen Schmerzen, ſelbſt wenn die Wuth, die einmal erregt, ſich ſelten zu mäßigen weiß, gegen Eure Abſicht mich empfindlich, vielleicht gefährlich verwundete, haben nur eine geringe Bedeutung. Ach, es iſt gar nicht von mir, es iſt von Euch, Ihr Lieben, die Rede. Ich weiß es, wenn ich nun, gemißhandelt, unter Euch hinſänke, dann würden die Waffen Euch aus den Händen fallen und Euer vermuthlicher Triumph würde ſich ſchnell in eine tiefe Reue verkehren. Erſpart Euch dieſe. Ich weiß, wodurch Ihr Euch beleidigt findet. Kann ich Euch zwingen? Wäre es nicht eine hinlängliche Rache, auf meinen wohlmeinenden Rath nicht zu achten? Glaubt nur, dieſe Rache iſt gründlicher, empfindlicher, denn die Schmerzen gehen vorüber, aber das traurige Gefühl bleibt, daß meine Liebe, die Euch ſo gerne in eine beſſere Lage verſetzen möchte, völlig nutzlos verſchwendet iſt, und bereitet mir eine fortdauernde Qual, deren Schmerzen Eure Rache in Mitleiden verwandeln würde, wenn Ihr ſie zu begreifen vermöchtet. — Ein tiefes Stillſchweigen, erſt der Verwirrung, dann der Reue, endlich der Hingebung herrſchte unter Allen. Der Reiſende glaubte ein kaum vernehmliches Murren, deutlicher ein Schluchzen zu hören, als der Prediger ſchwieg. Beides hörte auf. Alle ſchienen bewegungslos, während der Prediger mit milder Ruhe ſeine Gegner betrachtete. Seine wohlklingende, liebevolle, jetzt bebende Stimme, die auf eine innere Erſchütterung deutete, während die Rede ſelbſt voll Zuverſicht und feſter Sicherheit war, hatte den Reiſenden ebenſo ſehr, als die Rede ſelbſt ergriffen und die Wirkung auf die übrigen Zuhörer auch nicht verfehlt. — Nun, Ihr Lieben, habt Ihr mir nichts zu ſagen? fragte der Prediger, als das Stillſchweigen fortdauerte.

Die Bauern ſchienen noch immer unentſchloſſen, bis ein junger Mann mit einem runden, blühenden Geſicht verlegen und ſchüchtern hervortrat. Man mußte ſich wundern, Louis unter den übrigen zu finden. Auch war er der erſte, der die Bedenklichkeiten zur Sprache brachte, die Unſicherheit hervorrief und das ganze Unternehmen zweifelhaft machte, als es feſt beſchloſſen ſchien. — Wir wollen uns nicht entſchuldigen, ſagte er und blickte den verehrten Lehrer ſcheu an, wir waren ſchlecht, nichtswürdig, und Ihr ſeht wohl, wie wir jetzt beſchämt ſind. Es iſt wahr, wir wollten Euch ſchlagen und dieſe Stöcke waren für Euern Rücken beſtimmt, weil Eure zudringlichen Lehren und Projekte uns unerträglich wurden. Aber glaubt mir, es wäre nichts daraus geworden. Jetzt eben regte ſich unter uns ein beſſerer Sinn, und wenn wir dort im Gebüſche, wo wir Euch aufzulauern beſchloſſen hatten, Euch gegenübergeſtanden, würden wir über den Erſten hergefallen ſein, der ſeine Hand gegen Euch aufzuheben gewagt hätte. Iſt es nicht ſo? ſprecht Ihr Alle. Ja, riefen ſie, ſo iſt es — und einer nach dem andern ging hin, dem Prediger die Hand zu reichen, der ſie mild verſöhnend annahm. Jean war mürriſch weggeſchlichen, Pierre aber ſaß noch immer, wie zuvor, da. Selbſt, als der Prediger eintrat, hatte er ſeine Stellung nicht verändert, der erſchütternde Blick, den er ihm zuwarf, war kaum wahrzunehmen; aber während der Rede ſtürzte ein Thränenſtrom unaufhaltſam hervor und benetzte den Tiſch, und er vermochte nicht ein tiefes, inneres Schluchzen zu unterdrücken, und ſelbſt als die übrigen ſchon ſich dem Prediger näherten, blieb er laut ſchluchzend und weinend ſitzen. Die Verſammelten, zu ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt, ſchienen gar nicht auf ihn zu achten; aber dem Prediger war er gleich von Anfang an aufgefallen. Pierre, rief er ihm zu — und der Angerufene richtete ſich in die Höhe und blickte entſetzt um ſich, das Geſicht erhitzt, die Augen von Thränen geſchwollen und ein Zug des tiefſten, ergreifendſten Schmerzes um die bebenden Lippen. Pierre! rief der Prediger noch ein Mal, und die gebeugte Geſtalt richtete ſich völlig auf und ſchwankte, die Augen niedergeſchlagen, auf den Prediger zu, ergriff ſeine Hand, küßte ſie und ſprach kaum vernehmlich: Die Uebrigen ſind weniger ſchuldig, als ich, — ich war es, — Er vermochte nicht weiter zu reden, denn Schluchzen und Thränen überwältigten ihn. Der Prediger ſchien aber ſeine Rührung wenig zu achten, er blickte ihn ſtreng an. Du kömmſt heute Abend zu mir, ſagte er, wandte ſich mit einer kurzen Ermahnung an die verſammelten Bauern und entfernte ſich. Der Reiſende ſah, wie er mildlächelnd, einem Engel ähnlich, fortging. Ueberraſchte ihn, als das Profil ihm zuerſt auffiel, die Schärfe der jugendlichen Züge, ſo ſetzte ihn jetzt nicht weniger die liebreiche Milde, die aus ſeinem Antlitze ſtrahlte, in Erſtaunen. Er ging, in ſich vertieft, dem Reiſenden nahe vorbei, ohne ihn zu bemerken, und dieſer ſah, wie er mit ſchnellen Schritten den Fußſteig hinaufſchritt, der zwiſchen Gebüſch und Felſen führte, und wie er in der engen Schlucht verſchwand.

Der Fremde hatte zwar nur den Prediger verſtanden, was die Bauern ſprachen, war ihm völlig unverſtändlich; aber die Nachrichten, die er durch Baptiſte erhalten hatte, und der Auftritt, der in ſeiner Nähe vorging, machten ihm Alles klar, und es war ihm, als hätte ſich plötzlich die ganze Umgebung verwandelt. Noch immer erſchien freilich dem ſaubern, reinlichen Herrn die ſchmutzige Armut widerwärtig, noch immer konnte er ſich nicht denken, daß hier der künftige Aufenthalt ſeines Sohnes ſein ſollte; aber es war ihm doch jetzt, als ruhte hinter dieſen Wolken eine Sonne, als wenn eine verborgene Quelle der Reinigung alles Widerwärtige wegſpühlte. Der Prediger war, als er ihn ſuchte, verſchwunden, ohne ſeine Gegenwart zu ahnen. Der

Wagen war in den Hof hineingeſchoben, die Pferde in dem Stall, und der Reiſende und ſeine Begleitung waren nicht bemerkt worden. Dieſer überlegte, wie es jetzt in ſeiner Gewalt ſtände, unvermerkt das Dorf zu verlaſſen. Aber er konnte ſich nicht dazu entſchließen. Das erſte Auftreten des merkwürdigen Mannes erſchien ihm zu bedeutend, er fühlte die größte Sehnſucht, ſeine Bekanntſchaft zu machen. Er beſchloß, ſeine Ankunft abzuwarten. Verdiente ein ſolcher Mann doch ein offenes Verfahren. Du willſt, dachte er, ihm alle Deine Zweifel freimüthig vorlegen, er ſoll jetzt, da das zukünftige Schickſal Deines Sohnes Dich ängſtigt, Dein Rathgeber ſein. Kannſt Du einen würdigern finden? Auch wenn Dein Sohn nicht hier bleibt, kannſt Du der dürftigen Gemeinde nützlich werden, kannſt ihm behülflich ſein, alle die vielen Hinderniſſe, die ſich um ihn her aufthürmen, wenigſtens einigermaßen zu überwinden. Wie unverzeihlich, wie unwürdig, wenn Du Dich wegſchleichen wollteſt, jetzt, da Du Zeuge eines ſo bedeutenden Ereigniſſes geweſen biſt.

Während der Vater ſich in der Nähe der Schenke aufhielt, hatte der Knabe ſich zwiſchen den Gebüſchen herumgetrieben. Was ihn hier feſthielt, war ſo reizend, was ihm die Schenke darbot, ſo abſchreckend, daß er gerne den Anblick vermied und unter den Blumal neben den rieſelnden Bächen, von Fels und Wald umgeben, verweilte. So geſchah es, daß der Prediger den luſtigen Knaben, deſſen Tracht und Ausſehen ihm auffallen mußte, mit Verwunderung auf ſeinem Wege fand. Wie biſt Du hierher gerathen, Kleiner? fragte er, ihn mild anblickend. — Mein Vater, antwortete der Knabe, iſt bei der Schenke. Sie kommen ja daher, haben Sie ihn nicht geſehen? — Ich komme allerdings von der Schenke, lieber Knabe, erwiederte der Prediger, aber ich ſah nichts, keinen Wagen, keine Pferde, keine Reiſende. Ich kehre in ein Paar Stunden zurück, treffe ich Dich dann noch hier? Er betrachtete den Knaben mit Liebe und Zuneigung. — Ich glaube nicht, antwortete dieſer, es gefällt weder dem Vater, noch mir hier in dieſem häßlichen, ſchmutzigen Dorfe unter den dummen Bauern, die ja nicht einmal ſo ſprechen, daß man ſie verſtehen kann. Wir werden bald wieder wegfahren. — Alſo müſſen wir uns ſo ſchnell wieder trennen? erwiederte der Prediger. — Mit Ihnen möchte ich ſchon leben, meinte der Knabe, als der Prediger ihn freundlich in die Höhe hob, ihm einen Kuß gab und weiter eilte. — Seltſam, überlegte dieſer, indem er ſchnell fortging, grade heute erwarte ich ein Kind, der Vater wollte mir es bringen, und dieſes muß es ſein; aber meine armen Bauern haben ihn abgeſchreckt und er wird, ohne mich zu ſprechen, wieder abreiſen. Kann ich es ihm verdenken? Und der Knabe iſt ſo lieblich, wie gerne behielt ich ihn. Ein leiſer Seufzer ſtahl ſich aus ſeiner Bruſt, aber Alles war vergeſſen, als er an das eben erlebte Ereigniß dachte, als ihm die Beſchäftigung vorſchwebte, die ihn nach der entfernten Gemeinde hinrief, die ihm ſo wichtig, ſo heilig war. Raſch ſchritt er vorwärts und der Knabe ſah ihm nach, bis er zwiſchen den Felſenwänden verſchwand. Eben, als der Vater ihn vermißte und ſich erſt ruhig, dann haſtig nach ihm umſah, trat er aus dem Gebüſche. Vater, rief er, ich habe einen gar lieben Prediger geſprochen. — Gefiel er Dir? fragte der Vater. — O gewiß, er ſah mich ſo freundlich an, ſeine Stimme klang ſo mild und lieblich — es that mir recht leid, als er ſo ſchnell wegging, ſagte der Knabe.

Die Bauern traten aus der Schenke heraus und verſammelten ſich, ruhig redend. Der Haufe war durch diejenigen vermehrt, die dem Gottesdienſt beigewohnt hatten, und die der Reiſende daher bei ſeiner Ankunft nicht ſehen konnte. Dieſe waren beſſer und reinlicher angezogen, als die übrigen, und, als er ſich näherte, hörte er ein beſſeres, verſtändlicheres Franzöſiſch. — Nun, Pierre, rief Louis, laß uns Deinen Vorſchlag hören, wie es uns gelingen ſoll, den Prediger zu verſöhnen.

Pierre ſchien ſich noch immer nicht gefaßt zu haben. Sonſt vorlaut und übermüthig, trat er jetzt ſchüchtern hervor und ſchien die Bauern bittend für irgend Etwas gewinnen zu wollen, wogegen dieſe ſich ſträubten. Da der Reiſende eine verſtändliche Sprache hörte, trat er unter ſie. Es ſind hier einige, die ich verſtehen werde, ſagte er, wer unter Euch ſpricht am Beſten? Die Bauern ſprengten aus einander, bildeten, wie bei ſeiner Ankunft, einen großen Kreis um ihn und blieben ſo, ſtumm und verlegen, ſtehen. Er mußte öfters ſeine Frage wiederholen und erſt, als er gebieteriſch und ungeduldig die Annäherung befahl, trat Pierre beſchämt hervor, ging furchtſam auf den Reiſenden zu, den Hut in der Hand, und fragte, was er beföhle. Dieſer erzählte nun, wie er ihren verwegenen und ſchlechten Entſchluß erfahren, wie er ſich und ſeine Begleitung bewaffnet hätte und wie es ſeine Abſicht geweſen, eine ſo ſchändliche That nicht allein zu verhindern, ſondern auch die Theilhaber zur Rechenſchaft zu ziehen und ſtrenge beſtrafen zu laſſen. Pierre war tief beſchämt, drehte verlegen ſeinen Hut und wagte nicht zu antworten. Der Fremde fuhr fort: Ich ſah aber auch, wie der herrliche Mann unter Euch trat, war Zeuge Eurer Reue und ſeiner Vergebung. Soll dieſe Verſöhnung von Eurer Seite keine weitere Folge haben? Daß er

Euch an der Ausführung einer ſolchen niedrigen Handlung hinderte, fordert Euern Dank, aber Ihr ſeid ihm auch noch für Euern ſchlechten Vorſatz Genugthuung zu geben ſchuldig. — Gnädiger Herr, ſagte Pierre ſchüchtern und verlegen, mein Vorſchlag iſt, daß wir, die Schuldigen, uns morgen früh in der Pfarrwohnung mit Hacke, Schaufel und Spaten verſammeln. In dieſer Zeit haben wir ohnehin wenig zu thun, wir ſollten uns daher anbieten, dem Herrn Prediger eine Grube, wo und wie er ſie haben will, zu graben und zu füllen, damit es wenigſtens vor ſeinem Hauſe wird, wie er es wünſcht. — Sehr wohl, erwiederte der Herr, aber Deine Kameraden ſcheinen nicht ſehr geneigt, in Deinen Vorſchlag einzugehen. Sie ſträuben ſich, wenn ich nicht irre. — Sie werden nachgeben, meinte Pierre, die meiſten ſind ſchon gewonnen. Ich habe ihnen vorgeſtellt, daß wir ja nicht für uns zu thun brauchen, was wir dem beleidigten Prediger gewähren. Er wünſcht dieſe Verrichtung, ſagte ich, alſo gewähren wir ſie ihm; uns ſcheint ſie überflüſſig, läſtig, alſo ſträuben wir uns nach wie vor. — Der Fremde wagte es nicht, den guten Willen, den ſie jetzt äußerten, auf eine zweifelhafte Probe zu ſetzen; er glaubte es dem Prediger überlaſſen zu müſſen, den halsſtarrigen Sinn der Bauern zu beugen, er ermunterte daher Pierre und ließ einige andere herbeirufen. — Wenn Ihr auf dieſe oder eine andere Weiſe, ſagte er, den Prediger, der beſſer, als Ihr ſelbſt, weiß, was Euch dient, Folge leiſtet, dann will ich vergeſſen, was ich hier vernahm, was ſelbſt als bloßer Vorſatz ſtrafbar iſt. Wie heißt Du? fragte er, gegen Pierre gewandt. Dieſer, der nach und nach etwas dreiſter geworden war, nannte ſeinen Namen. — Wie biſt Du zu der verſtändlichern Sprache gekommen? — Ich diente einige Jahre in der nächſten Stadt, erwiederte Pierre, bei einem Beamten, der ſich viele Mühe gab, mir meine Dorfſprache abzugewöhnen, aber auch unter uns giebt es einige Bauern, doch vorzüglich Kinder, die beſſer ſprechen, als ich. Solche Kinder, die ohne Aufſicht ſind, wenn die Eltern im Felde arbeiten, ſelbſt die kleinſten, werden in einer großen Stube verſammelt. Hier werden ſie von einigen Frauen und Männern, Freunden des Predigers, beſchäftigt; die kleinſten ſpielen, die Mädchen ſtricken, während andere leſen lernen, und hier darf nur reines Franzöſiſch geſprochen werden. Als einige Eltern die Fortſchritte ihrer Kinder ſahen, entſchloſſen auch dieſe ſich, die Schule der Sprache wegen zu beſuchen. Aber es ſind nur wenige, die ſich enger an den Prediger angeſchloſſen haben. — Und Ihr? fragte der Fremde. — Wir wollen ſo leben, wie unſere Vorfahren, arm zwar und mühſelig, aber wir ſind es gewohnt, erwiederte Pierre, wer giebt uns die Verſicherung, daß die neue Weiſe, die uns der Prediger aufdringen will, die beſſere ſei? Die Bauern, die ſich klüger dünken, als wir, plagen und mühen ſich ab, aber noch ſahen wir nicht, daß ſie reicher geworden. — Obgleich Pierre noch nicht die Erſchütterung überwunden hatte, die ihn ergriffen, zeigte er dennoch jetzt, da er ſein bisheriges Verfahren einem fremden, vornehmen Manne gegenüber rechtfertigen ſollte, einigen Trotz.

Die Bauern, zuerſt erſchrocken, als ſie erfuhren, daß dieſer Fremde, von deſſen Stand und Macht ſie die höchſten Vorſtellungen hatten, mit ihrem verwegenen Vorſatz bekannt war, ſpäter durch ſeine Herablaſſung ermuntert, wurden bald einig. Der Reiſende lobte den Prediger, forderte die Bauern auf, ihm ihr ganzes Zutrauen zu ſchenken, und unterdrückte ſeine Neigung, eine Summe unter ſie zu vertheilen, ſo lange, bis er beſſer unterrichtet und einer zweckmäßigen Anwendung derſelben verſichert ſein würde. Die Bauern trennten ſich und er blieb allein, mit Ungeduld den zurückkehrenden Prediger erwartend. Er bewunderte den jungen Mann, der ſich entſchloſſen hatte, eine ſolche Gemeinde für Religiöſität und Kultur zu gewinnen, aber er betrachtete ihn als einen intereſſanten Schwärmer. Die Mittel, die angewandt wurden, ſchienen ihm, der gehaltloſen Maſſe von Albernheit und Verworfenheit gegenüber, geringfügig und irgend ein bedeutender Erfolg unmöglich. Es wird ihm vielleicht gelingen, meinte er, dieſe Menſchen aus ihrer Armut, aus ihrer Rohheit und Unwiſſenheit herauszuarbeiten, aber nur um ſie für Ausſchweifungen anderer Art zu gewinnen. Seine Erfahrungen ſowohl, als die herrſchenden Anſichten ſeiner Zeit erlaubten ihm nicht, an eine Verbeſſerung der Menſchen zu glauben. Aber dennoch ſehnte er ſich heftig nach der genauern Bekanntſchaft mit einem Manne, der ihm ſo bedeutſam entgegentrat. Die Zeit ward ihm lang, die drückende Erwartung machte ihn ſtumm und verſchloſſen. Der Knabe, der den ſtrengen Befehl erhalten hatte, ſich nicht zu entfernen, empfand eine quälende Langeweile, bis man endlich den Prediger entdeckte, der eilig vom Gebirge herunterſtieg. Der Knabe eilte ihm entgegen, begrüßte ihn jubelnd und das ernſte Geſicht des Mannes erheiterte ſich, als er ihn erblickte. — Sieh, jetzt biſt Du doch noch da! rief er und umarmte das Kind. Der Reiſende näherte ſich und begrüßte ihn. —

Wir brechen die ausführliche Erzählung ab. Der Reiſende, ein alter, reicher und mächtiger Edelmann, der ſeine Zeit in Paris, in großen und glänzenden Verhältniſſen zubrachte, hatte dem Knaben und Erben ſeiner weitläuftigen Beſitzthümer eine Stiefmutter gegeben. Als auch ſie Mutter eines Sohnes ward, wandte das Herz ſich ganz von dem Stiefſohn ab, ja ſie haßte ihn. Der Vater fand kein anderes Mittel gegen dieſen Haß, der ſich immer mehr ſteigerte, immer bedenklicher ward, als die Entfernung des Sohnes. Es gab ſelbſt Augenblicke, wo er ein furchtbares Verbrechen ahnete, und ſo ſah er das erträumte Glück ſeiner zweiten Ehe verſchwinden und mußte ernſthaft daran denken, ſeinen Sohn zu retten. Der erſte Beamte der Grenzprovinz hatte ihn auf den Prediger des entfernten Dorfes aufmerkſam gemacht, er hatte ſeine Fähigkeiten und ſeine Geſinnung ſo dargeſtellt, daß der Vater ſich glücklich pries, ein ſo abgelegenes, verborgenes Aſyl für ſeinen Sohn zu finden, wo er, vor den Verfolgungen der Stiefmutter geſichert, zugleich eine vortreffliche Erziehung fände, und ſo eilte er das Dorf zu ſuchen. Was ihn hier erſt zurückſchreckte, dann, wenn auch zweifelnd, anzog, wiſſen wir. Der Marquis trat in das Haus des Predigers. Es war nicht ärmlich, wie er erwartet hatte, einfach zwar, aber im höchſten Grade ſauber. In dem Hausgeräthe, in dem reinlichen Hofe, in dem geregelten Frucht- und Gemüſegarten, wie in der ruhigen Bewegung der Dienſtboten ſprach ſich die ſtille, geräuſchloſe Ordnung des täglichen Lebens aus.

Eine Frau von feinem Betragen und mildem Weſen empfing ihn. Er erfuhr ſpäter, daß ſie in einer größern Stadt in einer reichen Umgebung erzogen war. Sie erſchien von zwei muntern Knaben begleitet, der eine ihr Sohn, der zweite ein Pflegling, beide ziemlich von gleichem Alter mit dem Sohne des Marquis. Er blieb einige Tage hier, er erkannte den wohlthätigen Einfluß des Predigers auf ſeine Gemeinde, ſeinen frommen, einfachen Sinn, ſeine rüſtige, friſche, nie ruhende Thätigkeit, ſeinen klaren Verſtand und ſeine mannigfaltigen Kenntniſſe. Jetzt ſah er ein, wie glücklich ſein Sohn war, daß er ſeine jungen Tage in einer ſolchen Umgebung verleben konnte. Auch die Frau gewann für ihn immer höhere Bedeutung. Sie ſchien ihm wie durchſichtig — ſo ruhig, klar, anmuthig, ſich immer gleich, daß er faſt ſein eigenes Unglück vergaß, obgleich er, durch trübe Erfahrungen ermüdet, von den Menſchen nur wenig erwartete, und die frohe Hoffnung, die heitere Zuverſicht des Predigers nicht theilen konnte. Denn dieſer, der mit tauſend, wie es ſchien, unüberwindlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, dem Albernheit, Trägheit, Dummheit, Undank, ja Verläumdung und Verfolgung entgegentrat, der nicht ſelten eigene Irrthümer zu ſpät erkannte, behielt fortdauernd den friſchen Muth, die fröhliche Hoffnung. Oft, wenn Alles verloren ſchien, war ihm unvermuthete Rettung gekommen, oft, wenn ihm Alles trübe und verworren dünkte, war ihm plötzlich das einzige Rettungsmittel klar geworden, welches er dann mit wunderbarer Sicherheit ergriff und mit einem Erfolge benutzte, der in Erſtaunen ſetzte. Aber er lebte auch durchaus für ſeinen Beruf, er ergab ſich dem Gegenſtande ſeiner wohlthätigen Wirkſamkeit ganz, unbedingt. Nur ſo vermag man das Glück zu beſchwören, daß es uns dienen muß. Ich bewundere Sie, ſprach eines Abends der Marquis, aber ich begreife Sie nicht. Die ruhige Sicherheit, der wunderbare Glaube reißt mich hin. — Wollen Sie die Quellen kennen, aus welchen ich ſchöpfe, ſtets mit gleicher Zuverſicht ſchöpfe, und die ich nie leer fand — meinen Fortunatus-Beutel? fragte mild lächelnd der Prediger. Die Stunde naht. — Er führte den Marquis in eine Stube, in welcher reinlich gekleidete Bauern mit ihren Frauen und erwachſenen Kindern auf Bänken ſaßen. Der Marquis ſetzte ſich auf einen für ihn hingeſtellten Stuhl. Die Frau ſaß neben ihm. Er wohnte ſo der ſtillen Hausandacht bei. Das Gebet, die einfache Rede ergriffen ihn, der, nach damaliger Sitte, ſeit langer Zeit keinem religiöſen Akt beigewohnt hatte, auf eine unerwartete Weiſe. Die Glücklichen! ſeufzte er. Aber warum ſollte ich meinem Sohn nicht ein Glück gönnen, das für mich verloren iſt? —

Sieben heitere Jahre verlebte Charles in dieſem Dorfe, im Hauſe des Predigers. Er ſah, wie das Dorf ſich hob, wie die Gegend freundlich, die Aecker fruchtbar wurden, wie Wagen, mit Getreide und Früchten beladen, nach der großen Stadt, die einige Meilen entfernt war, auf ebenen Wegen fuhren, wie der ſtille, fromme Glaube das Leben erheiterte, wie der hülfreiche Sinn diejenigen verband, die ſich ſonſt verfolgten und haßten. Dem Knaben freilich war dieſes nicht ſo klar, aber ſpäter begleitete dieſe frühe Erfahrung, die ſeine Kindheit erheiterte, ihn das ganze lange Leben hindurch und in den trübſten Stunden zog er ſich in dieſe ſchöne Erinnerung zurück, die ihn nie troſtlos ließ. Im Jahre 1780 fuhr eine prächtige Equipage vor. Der Vater ſtieg aus, der vierzehnjährige Knabe verließ weinend das Dorf, den väterlichen Lehrer, die einzige Frau, die ihn mütterlich geliebt hatte, und jugendliche Freunde, die ihm theuer waren. Die Stiefmutter war geſtorben. Der arme Marquis mußte ſich glücklich ſchätzen, daß der Tod ihn aus einem Verhältniſſe herausriß, in welches er ſich unbeſonnen geſtürzt hatte.

Viele Jahre hindurch kamen die Briefe von dem jetzt entfernten jungen Manne regelmäßig. Sie enthielten ein Tagebuch, und die ihm zugeſandten Schreiben enthielten die Fortſchritte der Gemeinde und alle kleinen Ereigniſſe des ruhigen und dennoch innerlich bewegten ſtillen Lebens ſeiner Erzieher und Freunde. Sie erkannten mit Freude, wie er den treuen, frommen Sinn unter lockenden Verhältniſſen feſthielt. Dann brach die Revolution aus, der Briefwechſel ward abgebrochen und von jetzt an war jede Spur von dem geliebten Zögling verſchwunden. — Wo iſt er, wie lebt er? Ach, lebt er nur? fragte oft die Pflegemutter. — Der Prediger, die Frau, die Freunde bewahrten ſein Andenken, aber die Hoffnung, ihn jemals wiederzuſehen, verſchwand allmälig. Sie glaubten ihn, wie ſo Viele, in dem Strudel der Revolution untergegangen. Viele Jahre vergingen, aber noch immer erweckte die oft erneute Erinnerung einen ſtillen Kummer in der Familie. Eben die Ungewißheit ſeines Schickſals unterhielt fortdauernd die Sorge. — Ach, der arme Charles, ſeufzte die alte Magd, die als eine Verwandte des Hauſes betrachtet ward, und ein ſolcher Ausruf erzeugte eine allgemeine Stille, von Seufzern unterbrochen. Wo er auch ſein mag, pflegte dann der Prediger zu ſagen, er iſt, hier oder dort, in der Hand Gottes. —

Louvet ſchlich ſich ſacht in die Stube herein. Die großen rothen Fenſtervorhänge waren nieder gelaſſen, und die hereinſcheinende Sonne warf ein röthliches Dämmerlicht auf die Wände und auf den kranken Edward, der in einem bequemen Lehnſtuhle, blaß, ſchwach, den Kopf auf Kiſſen ruhend, in tiefem Schlafe ſaß. Louvet betrachtete ihn mit aufmerkſamer Theilnahme. — Die Krankheit ſcheint verſchwunden, dachte er, die Nervenzuckungen entſtellen nicht mehr das Geſicht, alle Züge drücken jene ruhige Milde, jene innere Klarheit aus, die mich vom Anfange an ſo tief ergriffen. Wenn es wäre, wie mir immer wahrſcheinlicher wird? Die Aehnlichkeit iſt zu auffallend. Nie ſah ich ihn, ohne daß ſie mir zugleich erſchien und die furchtbaren Tage, die das Vertrauen zu tödten drohten. Eine ſeltſame Miſchung von Freude und Entſetzen, grauenhafte Erinnerungen und freudige Hoffnung üben zugleich ihre Gewalt über mich aus, wenn ich ihn ſehe. Noch darf ich ihn nicht auffordern, mir über ſein Leben Aufſchlüſſe zu geben, aber ich bewache ihn wie einen verborgenen Schatz nie erloſchener Liebe, wie einen Engel meines nahen Grabes. — Er ſaß lange in wehmüthige Erinnerung verſunken und betrachtete den Kranken; da ſah er, wie Edward die Lippen bewegte, wie ein heiteres Lächeln mit ſeinen Zügen ſpielte. — Theodor! rief der Erwachende freudig, indem er die Augen öffnete. Er blickte halb ſchlafend um ſich, und als er Jemand in ſeiner Nähe wahrzunehmen glaubte, fragte er, zweifelnd: Theodor, biſt Du da? — Ich bin es, lieber Edward, antwortete Louvet, indem er ſich dem Kranken näherte. — Sie ſind es, lieber Vater, ſo wollen Sie von mir genannt ſein, und wie gerne nenne ich Sie ſo, erwiederte Edward. Ich hatte einen lieblichen, einen erquickenden Traum, und er ſchwebte noch vor mir, als ich erwachte. — Theodor nannteſt Du, fuhr Louvet fort, es iſt wohl ein Freund, der Dir ſehr theuer iſt. Oft hörte ich Dich ſeinen Namen ausrufen, wenn die Krankheit Dein Bewußtſein in fremde und unzugängliche Regionen führte. Du ſcheinſt ſeinetwegen beſorgt zu ſein, ſo viel konnten wir aus Deinen verworrenen Reden verſtehen. Jetzt darf ich Dir's wohl ſagen: eben dieſer Theodor iſt ſeit den erſten Tagen Deiner Krankheit ſehr oft, zwei, ja drei Mal täglich hier geweſen. Sein freundliches, offenes Weſen, ſeine Unruhe, ſeine Sorge um Dich, zogen mich an. Der Arzt aber hatte einen jeden Beſuch ſtrenge verboten, er war, nachdem er Dich ſorgfältig beobachtet, Deinen Schlaf, Deine Träume belauſcht hatte, feſt überzeugt, daß nicht der Scheintod allein, dieſer vielmehr in Verbindung mit einer innern Gemüthsbewegung, die Dich wohl lange gequält hat, die Krankheit hervorrief, es iſt ihm nicht unwahrſcheinlich, daß das Fieber auch ohne dieſes Ereigniß ſich entwikkelt hätte, daß der Ausbruch nur dadurch beſchleunigt wurde. Alles, was Dich an die nächſte Vergangenheit zu lebhaft erinnern konnte, mußte daher ſorgfältig vermieden werden. Ich machte den Arzt auf die häufigen, ängſtlichen Nachfragen Deines Freundes aufmerkſam, ich ſuchte ſelbſt dieſen auszuforſchen; aber er ſchien ein Geheimniß verbergen zu wollen, er behauptete, bis er Dich geſehen, geſprochen hätte, nichts ſagen zu dürfen. Sie werden mich täglich mehrere Mal hier ſehen, ſagte er, aber ich ſchleiche mich ſtill fort mit meiner Sorge, bis es mir erlaubt ſein wird, den Freund zu beſuchen. Als Deine Krankheit gefährlicher war, wankte er niedergebeugt fort. Der Arzt iſt mit mir einig geworden, daß er der erſte ſein ſoll, der, wenn Du den Wunſch äußerſt, vorgelaſſen wird, und er glaubt, daß die Zeit da iſt. Eine Menge Andere haben ſich, mehr oder weniger theilnehmend, wohl nur neugierig, ja Einige, wie mir ſcheint, auf eine verdächtige Weiſe ausforſchend, nach Deiner Geſundheit erkundigt. Auch eine Frau hat große Theilnahme gezeigt. Ein Bedienter erſchien täglich, während der Gefahr öfters. — Edward erröthete, doch nur einen Augenblick. Alle ſeine Gedanken ſchienen mit Theodor beſchäftigt. Ihn, den Freund, wünſchte ich vor Allen zu ſehen, rief er mit einer Aufregung, die Louvet ängſtigte. Ja, lieber Vater, wenn meine Geſundheit Ihnen am Herzen liegt, geben Sie den Befehl, ihn gleich zu mir zu führen, ſo wie er erſcheint. Daß ich ihn noch nicht ſah, noch nicht ſprach, iſt, ich fühle es, das Einzige, was meine Heilung verzögert. Wie ſehne ich mich nach dem Augenblick, der ein gefährliches Mißverſtändniß vernichten ſoll. Ich habe an ihm gezweifelt und habe ſchwer dafür büßen müſſen. Iſt erſt dieſe ſchwere Laſt von meiner Bruſt gewälzt, dann werde ich freier athmen, dann kömmt auch der glückliche, lang erſehnte Augenblick, wo ich Ihnen gegenüber kein Geheimniß mehr habe, wo ich den Namen Sohn mit größerm Recht, als bis jetzt, tragen kann. Ich fürchtete ſonſt dieſen Beſuch, es war mir, als müßte er mich wieder in die Krankheit zurückwerfen; aber ich habe Lebensluſt und freudige Hoffnung gewonnen. Ein Traum hat mir die ſelige Gewißheit gegeben. — Louvet unterbrach ihn, er befürchtete, das Geſpräch möchte den Kranken zu ſehr aufregen. Er forſchte ängſtlich nach dem Puls, und war überraſcht und beruhigt, als er keine Spur von Aufregung entdeckte. — Beſorgen Sie nichts, ſagte der Kranke, ich erwarte den mir ſonſt ſo fürchterlichen und doch ſo nothwendigen Beſuch mit einer Zuverſicht, die mich ſelbſt in Erſtaunen ſetzt. — Der Bediente trat herein. Theodor, meldete er, läßt ſich nach der Geſundheit des jungen Herrn erkundigen. — Er iſt da, rief Edward, ja, ich wußte es, er mußte mir nahe ſein. Ich will ihn ſprechen, ſogleich, rief er dem Bedienten zu. Dieſer blickte fragend ſeinen Herrn an und Louvet, nachdem er einen Augenblick ſeinen kranken Freund zweifelnd betrachtet hatte, befahl, den jungen Mann hereinzuführen. Theodor erſchien. — Darf ich Sie bitten, dieſen Beſuch ſo viel wie möglich abzukürzen, ſagte Louvet, Sie werden dieſe Bitte des beſorgten väterlichen Freundes richtig zu deuten und zu verzeihen wiſſen. — Ich theile Ihre Sorge, antwortete Theodor, und werde Ihren Wunſch, ſo wie die Umſtände es erfordern, erfüllen. — Louvet entfernte ſich.

Leiſe näherte ſich Theodor dem Kranken, Beide blickten ſich einige Augenblicke ſtillſchweigend an. — Daß Du mich matt, blaß, hinfällig findeſt, fing endlich Edward an, während ſein Freund ihn mit ſchmerzlicher Theilnahme betrachtete, darf Dich nicht wundern, denn es war Dir bekannt, daß ich gefährlich krank geweſen bin, daß ich, kaum vom Tode gerettet, ihm wieder zueilte. Aber Du, Theodor, wie haſt Du Dich verändert? Wo blieben Deine hellen Augen, Deine Lebensluſt, Deine blühende Farbe? — Schweig, Freund, rief Theodor, da ich Dich wieder ſehe, wieder ſpreche, da ich erfahre, daß Deine Krankheit überſtanden iſt, ſollen Deine blaſſen Wangen, Deine matten Augen mich nicht irre machen. Deine Geſundheit hat innerlich mit Magen, Gedärmen, Lunge, und vor Allem mit Herz und Gehirn ſo viel zu ſchaffen, daß ſie jetzt noch keine Zeit findet, aus den Augen zu blicken, und ſich ſpielend um Wangen und Lippen in freier Luft zu ergehen. Nicht wahr, Freund, Du fühlſt, wie ſie drinnen rumort? Du aber bekümmere Dich nicht um mein Ausſehen. Du weißt es ja, daß ich oft Morgens wie ein apfelrunder Pachtersſohn, wie der ruhigſte geſunde Menſchenverſtand in vollem ungeſtörtem Gedeihen, und Abends wie ein Don Quixote, wie die krankhafteſte Phantaſterei ausſehe. Der bloße Schlaf ſtellt Alles wieder her. — Edward wollte ſprechen. Theodor unterbrach ihn: Schweig, ich gebiete Dir's, und ich habe zu befehlen. Es iſt Dir am nützlichſten und mir am bequemſten, denn ich habe viel zu ſagen. Schweig und hör' aufmerkſam, was ich Dir zu berichten habe. Du ſtandſt auf der Brücke — in der Aufruhrspreſſe, die eben zerplatzen wollte, weil ſie keine Sicherheitsröhre hatte. Unſere Augen trafen ſich und ich las in Deinen, daß Du mich ſchon entdeckt, daß Du geſehen hatteſt, wie ich, eifrig redend, das Volk um mich verſammelte. Ich wußte, daß Du mich in dieſem Augenblick als einen Verbrecher, als einen Hochverräther betrachteteſt. Nicht wahr? — Edward wollte ſprechen, aber Theodor gebot Stillſchweigen. — Nicke mir mit dem Kopfe, ſagte er, das Sprechen iſt völlig überflüſſig, denn Alles, was Du fragen kannſt und wirſt, ſehe ich ganz klar voraus. Edward, der ſeinen Freund kannte, lächelte, ſchwieg und machte das verlangte Zeichen. —

Gut, fuhr Theodor fort, ſo bin ich mit Dir zufrieden. Wiſſe alſo, daß die Abſicht meiner vortrefflichen Rede war, den Narren, die ſich preßten, um ſich an dem Aufruhr wie an einem Feuerwerk zu ergötzen, und eben im Begriff waren, ſelbſt als Raketen in die Luft zu ſteigen, ihre Milch, Semmel, Kartoffeln, Frau, Kinder und Bett recht appetitlich und lockend hinzuſtellen, daß es mich eben im höchſten Grade ergötzte, als ich nun ſah, wie das Feuer meiner bewundrungswürdigen Beredſamkeit ſich in Waſſer verwandelte, wie dieſes ſtromweiſe ſich über den tollen Haufen ergoß, daß er ſich nach allen Seiten verlief und begoſſen nach Hauſe ſchlich. Und als ich mich nun herzlich freute, traf mich Dein Baſiliskenblick, und Du haſt mir die Freude verſalzen und haſt es auf Deinem Gewiſſen, daß ich ein Narr anderer Art, ein Hypochondriſt, ein Grillenfänger mit dünnen Backen und von kümmerlichem Anſehen geworden bin. Die Brücke brach ein, ich ſah Dich ſtürzen und mir war es, als wenn Dein drohender Blick mich verfolgte, indem Du, von Nachfallenden bedeckt, hinſankſt. Ich ſuchte mich durchzudrängen. Alle drängten ſich zum Retten, es dauerte lange, ehe ich das Ufer bei der Brücke erreichte. Von Dir erfuhr ich nichts. Ich betrachtete jeden, der an's Ufer gezogen wurde, ich fragte. Jeder war beſchäftigt, Keiner bekümmerte ſich um einen Unbekannten, ein Jeder dachte an Freunde, an Verwandte, die möglicherweiſe unter den Hineingeſtürzten ſein konnten, Keiner antwortete. Ich blieb da, bis Alles um mich her ſtille war, und Dein letzter ſtarrer Blick brannte in meinem Herzen. Ich lief den Tag darauf wie ein Geächteter herum. Vaterland, Freunde, Aufruhr, alle erhabenen Ideen waren verſchwunden, Du hatteſt mich bezaubert, Freund, und zogſt mir mit dem verdammten Blick, der nicht weichen wollte, Muth und Blut und alle vernünftigen Gedanken aus der Seele. Da kam einer von den albernen Jungen, Gebhard, Du kennſt ihn ja, auf mich zu. Er war eben im Begriff, mir von dem feſten Muthe, der zunehmen müſſe, je mehr ſich die Schwierigkeiten häuften, von neuen Unternehmungen Allerlei vorzuſchwatzen. Ich hatte ſchon dergleichen Volk haufenweiſe ſtehen laſſen, was ging mich ihr Gerede an. Da nannte er Deinen Namen. Ich horchte und erfuhr nun, wie Du gerettet, wo Du zu finden wäreſt. Ich eilte hierher. Dein Nervenfieber war ſehr gefährlich, wie man mir ſagte, und dieſe Nachricht verwandelte mich in einen Thoren anderer Art. Dein letzter ſcheidender Blick behielt ſeine Gewalt, aber meine alberne Eitelkeit gab ſeiner vernichtenden Macht eine andere Richtung. Du biſt dem armen Narren ſo wichtig und werth und theuer, daß er es der Mühe werth findet, Deinetwegen den Verſtand zu verlieren und gar zu ſterben, dachte ich. Du biſt ſein Mörder, rief ich pathetiſch aus und ſchickte mich richtig an, ſelbſt den Verſtand zu verlieren. Von ſeltſamen, unerwarteten Ereigniſſen umringt, benützte ich einen jeden Augenblick, um mich nach Dir zu erkundigen. Die Bedienten wurden zuletzt verdrießlich und ſahen mich mürriſch an, und hätte ich nicht einen alten ſentimentalen Graubart gefunden, der ſich über mich erbarmte, hätte nicht durch ihn Louvet mein wiederholtes Nachfragen erfahren, man hätte mich ohne Antwort weggeſchickt. — Nicht wahr, Edward, dieſe

Grille war völlig grundlos? Es war thörichte Eitelkeit, und Du hatteſt während Deiner Krankheit an ganz andere Dinge zu denken, an Deine Liebe, an Deinen väterlichen Freund, an mich dachteſt Du gar nicht. Er ergriff die Hand des Freundes und eine Thräne drängte ſich hervor, ohne daß er es hindern konnte. Edward war tief bewegt, und Theodor ängſtigte ſich und machte ſich Vorwürfe. —

Jetzt darf ich doch reden, fing Edward an, ich werde reden und mir nicht länger Stillſchweigen gebieten laſſen. Aengſtige Dich nicht, zwar fühle ich mich erſchüttert, aber es iſt eine heilſame Erſchütterung, es ſind die letzten Spuren der Krankheit, die entweichen will. Ich bin leicht, heiter und ſpüre die zurückkehrende Geſundheit in allen Adern. Wenn Du mich jetzt anſiehſt, wird der Baſilisken-Blick auf immer Dir entſchwunden ſein. Ich geſtehe es, der Blick, der in Deiner Seele brannte, verrieth die Flamme, die mich verzehrte. Seit längerer Zeit ängſtigte mich die Bewegung, die unter den Jünglingen herrſchte, die thörichten Reden, die verpeſtete Geſinnung, und ein tiefer Kummer ergriff mich, als ich auch Dich von dieſer zerſtörenden Krankheit angefallen glauben mußte. — Du hatteſt Unrecht, rief Theodor, doch ſprich nur, ich werde ſchweigen. — Eine Ahnung, fuhr Edward fort, die ich kaum ſelbſt zu erklären weiß, ließ mich ein geheimes Bündniß unter der Jugend vermuthen. Ich vernahm die unruhige Stimmung, die immer lauter, immer bedenklicher ward. Eine Frühlings-Exkurſion in das Gebirge führte mich nach einer verborgenen, dunkeln Schlucht. Von Gebüſchen verdeckt, vernahm ich viele Stimmen. Den Zuſammenhang des Geſprächs konnte ich zwar nicht verfolgen, von einem Aufſtand in der Stadt war aber die Rede, ſo viel vernahm ich deutlich. Als ich, unvorſichtig und übereilt, durch das Gebüſch drang, war kein Menſch da, aber ich ſah in der Ferne bewaffnete Männer zwiſchen den Felſen davon eilen. Ich mußte ſie für Schleichhändler halten. Nach der Stadt zurückgekehrt, ſuchte ich Dich voll großer Unruhe. Ich fand Dich nicht. Du warſt verſchwunden, Keiner wußte, wo Du hingerathen warſt, mehrere Bekannte aber deuteten auf eine geheime Sendung. Tage vergingen, ohne daß ich etwas von Dir vernahm. Nun kam der Tag des Aufruhrs. Ich erblickte Dich, von dem Volke umringt, heftig redend. Da trafen ſich unſere Blicke. Alles ſchwankte um mich her, die Stützen des Vertrauens brachen in mir zuſammen, das Geländer ſtürzte ein, und ich nahm die quälende Angſt mit in die Fluten, die über mir zuſammenſchlugen. Es war mir, als haftete Dein

Bild noch an meinen Blicken, indem ich hinſank. — Armer Edward, ſagte Theodor, wohl ſehe ich ein, daß ich mir Manches vorzuwerfen habe, daß Du das Recht haſt, eine Beichte zu fordern, die Dich allein völlig beruhigen kann.

Dir iſt es bekannt, unter welchen Verhältniſſen ich meine Kindheit und meine frühere Jugend zubrachte, wie mein Vater eine bedeutende Stellung behauptete, in einem großen Kreiſe lebte und dieſen beherrſchte. Schon früh zog mich die Geſchichte meines Vaterlandes an. Seine Schickſale waren mit denen meiner eigenen Familie verknüpft, und wenn auch dadurch der Geſichtskreis beſchränkter ward, ſo erhielt er doch etwas Heimatliches, dem Kinde näher Liegendes, und die Geſinnung, die naturgemäß an der Familie haftete, erweiterte ſich und erhielt eine größere Bedeutung. Ich durchlebte, geleitet von einem vorzüglichen Lehrer, die verſchiedenen Epochen, die der Staat durchlief, ich erfuhr, wie er ſich gebildet, wie er ſich gehoben hat, dann geſunken war, um ſich wieder zu heben. Alle ſeine Inſtitutionen lernte ich, als ich älter ward, kennen, nicht bloß in einer ſtagnirenden Form, ſondern, wie ſie entſtanden waren, ſich gebildet hatten. Die Stände waren vor Zeiten mächtig, ſie hatten ſich in vorübergehenden glänzenden Epochen wechſelſeitig unterſtützt, dann waren Streitigkeiten entſtanden, Mißverſtändniſſe trennten, was früher vereinigt war, und das heitere Bild allſeitigen Gedeihens verkehrte ſich durch lange, trübe Zeiten hindurch in ein wildes Gewirr ſich untereinander zerſtörender Kräfte. Es wurde mir klar, was der tüchtige Mann ausrichten kann, wie er Räthſel zu löſen, Mißverſtändniſſe zu entwirren vermag, und große Entſchlüſſe erfüllten und hoben die jugendliche Seele. Wo ein großes Ereigniß ſtattgefunden, Plätze, auf welchen eine gewaltige Bewegung vor Zeiten hervorbrach, alte Gebäude, die an vergangene, wichtige Begebenheiten erinnerten, ſchlichte Chroniken, die mit einfacher Klarheit berichteten, was die alten Mauern noch für die Erinnerung feſthielten, Alles, ſelbſt das Kleinſte, war mir wichtig. So lebte ich mit meinem Vaterlande. Was ſich in alten Zeiten aufgebauet hatte, Einrichtungen, Geſetze, Rechte, wie ſie Jahrhunderte überliefert hatten, ſchienen mir heilig. Ich ſah wohl, wie Inſtitutionen veralteten, Geſetze unpaſſend wurden, Rechte ſelbſt freiwillig aufgegeben werden mußten; aber je freier die Vergangenheit ſich in der Gegenwart abſpiegelte, je tiefer der Sinn, der in ſeiner beſchränkten Beſchäftigung ſeine bürgerliche Heimat fand, von dem beengten Standpunkt aus über das ſcheinbar Kleine waltete, deſto inniger ſchien es mir mit der ruhigen Entwickelung des Ganzen verbunden. Es lag in der freiwilligen Beſchränkung für mich ein Abgrund von Liebe, in der ſtillen Hingebung eine unendliche Kraft. Von einem jeden Punkte quillt dann ein lebendiger Strom deſſelben Lebens hervor und ergießt ſich über das Ganze. Muß ein ſolches Leben vielfältig verſchlungener Kräfte nicht auf einen ruhenden Mittelpunkt hindeuten? Und ſelbſt wenn dieſer in ſich unſicher würde, wenn er ſchwankte, muß nicht das Gefühl, daß mit ihm das Leben verſchwände, uns zwingen, daß wir ihn als Mittelpunkt aus aller Macht feſthalten? Seine ordnende Gewalt weiſet, wie die Schwere, nach dem dunkeln Grund alles Daſeins hin, aber ſie weiſet auch nach der Sonne hin, nach der ewigen Quelle des Lichts, die ihre Bewegungen leitet. — Wenn Wiſſenſchaft und Kunſt, Gewerbe und Handel blühen, wenn Jeder dem Andern die Hand reicht und das hochſchätzt, was ihm nicht verliehen iſt, weil jede Form des Lebens einen höhern Urſprung hat und alle gemeinſchaftlich getragen werden von dem Höchſten, wenn der Segen der ewigen Liebe durch alle Verwirrung hindurchblickt und auch der Deinige geworden iſt, dann wirſt Du begreifen, wie das Geheimniß des Staats die göttliche Gnade iſt, die wir in den Fürſten verehren, dann leben wir nicht bloß in dem Staate, ſondern auch mit ihm, dann ſind wir von groſsen Erinnerungen umgeben, die, und wären ſie auch in der Menge untergegangen, in uns lebendig blühen, das ewige Bild, durch keine Zerſtörung zu vertilgen. Darf ich dem Staate, dieſem beſtimmten Staate untreu werden, weil ich ihn erkranken ſehe? Bleibt er nicht, krank oder geſund, derſelbe? Wer iſt verrückt genug, einen andern an ſeine Stelle zu wünſchen — etwa weil die Gefahr wächſt und die treue Ergebung eben jetzt auf die Probe geſtellt werden ſoll? Du ſitzeſt matt und erſchöpft da — ich erkenne in dieſen erſchlafften Zügen nicht den friſchen Jüngling, der über Berg und Thal ſchweiſt, und eine Welt in ſeiner Bruſt trägt und pflegt; aber eine tiefere Zuneigung hält das Bild des ewigen Jünglings feſt und verläßt es nicht. Neulich kam mir Kunde von Deiner Krankheit; war mein Kummer etwas Anderes, als jenes innere Streben, das dieſen Jüngling, eben wie er da iſt, mit ſeinen Schwachheiten und Tugenden feſthalten wollte, ſelbſt über das Grab hinaus? Giebt es eine andere Liebe, als dieſe? — Ja, Freund, was mir das Vaterland, der Staat, die Perſönlichkeit des Staates, der Fürſt, was ſtille Hingebung. Gehorſam und die heilige Treue iſt, das habe ich erſt erfahren, ſeit ſie mir zu entſchwinden drohten.

Edward blickte den Freund mit Rührung an und bat ihn dringend, weiter zu reden. — Es iſt Dir bekannt, Edward, fuhr dieſer fort, wie wir auf der Univerſität treulich zuſammenhielten, ein Jeder ganz in ſeine Studien verſunken, wie Du mich in Deine Forſchungen hineinzogſt und mit inniger Theilnahme meine Berichte von alten Zeiten anhörteſt. Die Lehrer, die uns anzogen, waren uns Alles, wenn ſie uns für ihre Anſichten zu gewinnen wußten, wie ganz ergaben wir uns, voll Glaubens und innigen Vertrauens, und welcher Quell geiſtiger Freiheit entſpringt nicht eben aus dieſer grenzenloſen Hingebung? Zu ſehr mit unſern Studien beſchäftigt, achteten wir kaum auf das, was um uns vorging, und ich habe in der That das Meiſte, was ich von den Thorheiten der Jünglinge weiß, erſt erfahren, nachdem ich die Univerſität verlaſſen hatte. Du eilteſt nach Deinem friedlichen Thal, und ich nach meiner Heimat, hieher. Die Kammern waren eben eröffnet, Alles ſprach von dem Staate, von Misbräuchen, die abgeſchafft werden, beſſeren Inſtitutionen, die an die Stelle der veralteten treten müßten, das heilige Wort der Freiheit ertönte von allen Seiten, auch mir ein heiliges. Wie war es möglich, daß ich ohne Theilnahme blieb. Die freimüthigſten Aeußerungen wurden laut. Ich ſchwieg nicht. Für mich hatte die Bewegung einen heitern Anſtrich. Ganz von dem durchdrungen, was mir von Kindheit an das Heiligſte war, ließ ich, meiner Geſinnung gewiß, mich ganz gehen, und wie man ſich wohl eben über Gegenſtände der feſten Zuneigung mit großer Freiheit ausſpricht, erſchien ich in den Augen der Zuhörer oft als unvorſichtig, zu rückſichtslos tadelnd, ja tollkühn. Man warnte, ich fand die Warnungen lächerlich. Ich fand es unbegreiflich, daß man nicht meine Hingebung, meinen Gehorſam und meine Treue durch den Tadel hindurch erkennen ſollte. Es war, als wollte die innere Kraft, die ſich ſelbſt erkannte, ſich ſpielend ſtärken, ehe ſie ſich der geordneten Thätigkeit hingäbe, wie das Hüpfen des Kindes den ruhigen Gang des Mannes vorbereitet. Aber eben dieſes rückſichtsloſe, übermüthige Treiben zog eine Anzahl junger Männer an, die ſich um mich verſammelten, auch ältere geſellten ſich zu uns. Zwar war die herrſchende Anſicht, die in dieſer Geſellſchaft laut ward, mir innerlich fremd. Ich mußte viel hören von der Bewegung, von den Rechten der Menſchen, von der Gleichheit aller Staatsbürger, in einem Sinne, der mir wohl bekannt, dem ich aber abgethan war, und doch mußte ich es erleben, daß ein Irrthum, den ich überwunden zu haben glaubte, jetzt, da er als ein herrſchender mir entgegentrat, eine große Gewalt über mich ausübte, wenn er mich auch nicht beſiegte. Hatte ich doch von ſelber eingeſehen, daß eine jede Lebensform in ihrer Beſtimmtheit nur durch die Bewegung lebe, daß dieſe Bewegung eines Jeden unter Allen ein einigendes, belebendes Prinzip erfordere, welches, wo es ſei, in einem Jeden daſſelbe, ſich ſelbſt gleich wäre? Sollen wir, indem wir Familienglieder, Adliche, Bürgerliche, Gelehrte, ja ſelbſt Chriſten ſind, nicht vor Allem Menſchen bleiben? Wird nicht ſelbſt das Heiligſte widerwärtig, die Religion fanatiſch, wenn ſie unter allen übrigen Richtungen als eine beſchränkt geſchloſſene, ausſchließende hervorzutreten wagt? Wenn nun die Vergangenheit die Macht der beſtimmten Form zu ſehr hervorhob, ja mit beſchränkender Härte feſthielt, war es nicht natürlich, daß in der nie ruhenden Oscillation der Zeiten das allenthalben ſich ſelbſt Gleiche ſeine Gewalt ausübte und in den Schwingungen wechſelnder Epochen jenes Gleichgewicht erzeugte, ohne welches eine geſchichtliche Entwickelung unmöglich wird? So verſtand ich, was um mich herum laut ward, und gab mich der herrſchenden Vorſtellungsweiſe, innerlich geſichert, unbekümmert hin. Allmälig gewann ſie die Oberhand, und ich konnte reden, wie die Uebrigen, ohne zu ahnen, daß ich innerlich ein Anderer war. Die unruhigen Bewegungen in andern Staaten, die vorzüglich von der Jugend ausgingen, waren mir freilich nicht unbekannt. Auch unter uns ward von geheimen Bündwiſſen als etwas Wünſchenswerthem geſprochen. Ich hörte von Verbrechen, die mich mit Abſcheu erfüllten. Aber mir war dieſe Welt eine unbekannte, fremde. Wie man in Ländern, die eines langen Friedens genoſſen, von entfernten Kriegen und ihren Gräueln hört, aber nicht ahnet, daß dieſe Zerſtörung auch den heimatlichen Boden, auf welchem man ſich ſo ſicher fühlt, treffen kann; wie man Nachrichten von den Schrecken des Krieges zwar mit Theilnahme, ja mit Entſetzen vernimmt, halb wie ein Mährchen aus einer fernen, fremden Welt, aber nicht glaubt, daß dieſes Entſetzen in unſerem ruhigen Daſein vernichtend ſchlummere und da wach werden könne: ſo vermochte ich nicht den Gedanken zu faſſen, daß in dieſen Menſchen, die mich umgaben, in deren Augen ich blickte, eine unheilſchwangere, finſtere Macht verborgen läge. Die Gegenwart übt eine große Gewalt über uns aus. Wir glauben, ſelbſt wenn wir ſie heftig bekämpfen, dennoch innerlich mit denjenigen verbunden zu ſein, die wir oft, die wir täglich ſehen; ja nicht ſelten entſpringen die heftigſten Streitigkeiten eben aus dieſer Ueberzeugung, die wir nicht aufgeben können, nicht aufgeben wollen. Fand ich doch ältere, beſonnene Männer, die meinen Unglauben theilten. Und gewiß, ich hatte nicht Unrecht. Die Meiſten ſpielen leichtſinnig mit Vorſtellungen, die ſie, wenn ſie in ihrer ganzen furchtbaren Wirklichkeit da ſind, nicht mehr als die eigenen erkennen. War ich doch von einer ähnlichen Täuſchung beherrſcht. Ich ward immer kühner, und leider, ich gefiel mir immer mehr in dieſer Kühnheit. Ich hatte keine Ahnung davon, daß meine unbeſonnenen Reden in einer Zeit, die ich nicht erkannte, gefährlich, ja verbrecheriſch erſcheinen konnten, daß ich mit der beſten Geſinnung ein Aufwiegler ward. Zwar trug meine immer gewaltſamere Oppoſition urſprünglich nicht das Gepräge der herrſchenden, ſie war auf irgend einen geſchichtlichen Moment baſirt, aber die Freunde hörten nur den Tadel, er war ihnen eben ſo recht, und was ich täglich vernahm, blieb nicht ohne Einfluß. Ich ging, ohne es zu merken, von einem allgemeinern, abſtraktern Geſichtspunkt aus. Die geſchichtliche Wirklichkeit, die mir ſonſt ſo heilig war, verlor immer mehr ihre Bedeutung. Zwar ſchlummerte die geheime Stimme des warnenden Gewiſſens nicht ganz. War ich der bewunderte Mittelpunkt des Geſprächs geweſen, hatte ich mich immer heftiger in aufregenden Darſtellungen ergoſſen, daß die Rede ſich durch ſich ſelbſt ſteigerte und Tadel aus Tadel erwuchs, und rief ich mir nun Alles Abends, einſam in meiner Kammer, zurück, dann ergriff mich ein ſtrafendes Misbehagen, eine nicht zu verdrängende Unruhe, ein unbeſtimmter Vorwurf, der tief aus der Erinnerung einer frühern, ſchuldloſen Zeit wie aus meinem Innerſten hervortönte und ſich durch das beſchwichtigende Gerede, als verkündige ich die heilſame Wahrheit, nicht zum Stillſchweigen bringen ließ. Die Selbſttäuſchung hatte den höchſten Gipfel erreicht. Die aufgeregte Stimmung des Volks ward immer lauter, die Tagesblätter wurden immer drohender. Ich betrachtete dieſe Zeichen der heranwachſenden Gährung als unbedeutend. Die Aufforderungen, einer geheimen Verbindung beizutreten, wurden immer dringender. Ich hatte zwar den unabänderlichen Beſchluß gefaßt, nie an dieſen theilzunehmen, aber ich wies dennoch die Aufforderung nicht entſchieden ab, ja ich ſuchte mir einzureden, daß ſolche Verbindungen gar nicht da wären. Die Verbündeten mußten glauben, daß ich ihnen angehöre, und wurden immer kühner in ihren Aeußerungen, immer vertraulicher in ihren Mittheilungen. Jetzt weiß ich wohl, was mich verblendete, warum ich mich ſelbſt und meine Umgebung täuſchte. Wie iſt der Menſch ſo klein, eben wenn er ſich mächtig, kühn, erhaben dünkt. Ich konnte mich nicht entſchließen, die glänzende Rolle aufzugeben, die ich in ihrer Mitte ſpielte. — Mein Geſtändniß iſt vollendet, lieber Edward, ich habe es ſo aufrichtig gegen Dich, wie gegen mich ſelber, abgelegt. Das war die Zeit, die uns immer mehr von einander trennte. Mich Dir anzuvertrauen und aus dem Traume aufzuwachen, der mich feſthielt, wäre daſſelbe geweſen. Ich ſah, wie Du Dich ängſtigteſt. Du warſt das treue Abbild meiner eigenen innern Unruhe, daher floh ich Dich, wie mich ſelber. — Aber ich ſollte aufwachen, und zwar auf eine unerwartete Weiſe.

Ich trieb mich einſam und unruhig in dem Park umher, der ſich in den nahen Wald verläuft. Die Sonne ſchien in kurzen Augenblicken, verbarg ſich aber abwechſelnd hinter fliegenden Wolken, die, von dem Sturm herbeigejagt, in jene unentſchiedene Flüſſigkeit ſich auflöſten, die bald Regen, bald Schnee, bald Hagel bildete. Das unfreundliche Wetter zog mich an. In trübes Sinnen verſunken, überließ ich mich ganz meinen unruhigen Betrachtungen und glaubte mich allein in der wildaufgeregten Natur, die meiner Stimmung entſprach. Auf einmal ſteht Wolf vor mir — der politiſche Schriftſteller, der Redakteur eines vielgeleſenen Tageblatts. — Ich kenne ihn, ſagte Edward, und Theodor fuhr fort: Wenn wir verſammelt waren, war er der Einzige, der mit mir rivaliſiren konnte. Er iſt unerſchöpflich in geiſtreichen Wendungen, und da er gewöhnlich erſt, während er ſpricht, ſich von der Wahrheit ſeiner Rede überzeugt, ſo wirkt die friſche Ueberzeugung oft wunderbar auf ſeine Zuhörer. Das unſtäte Weſen dieſes Menſchen, das Lauernde, wie es ſeltſam mit großer Unbeſonnenheit verbunden iſt, war mir von jeher zuwider, und in dieſem Augenblicke war er mir im höchſten Grade läſtig. Ich war unruhig, ich konnte meine Zerſtreuung nicht bekämpfen und kaum hörte ich, was er ſagte. Aber er verſtand es, meine Aufmerkſamkeit zu feſſeln. Ich will Dir nicht mit einem ausführlichen Berichte beſchwerlich fallen. Der Anfang, wie ich ihn nur halb auffaßte, handelte wie gewöhnlich von der Bedeutung der Minorität in der Kammer, wie ſie zwar dort immer ſchwächer werde, aber dennoch die Majorität im Lande ſei, wie ſie, trotz ihrer Ohnmacht auf der Tribune, die eigentliche Macht ſei, durch das Volk, durch die Preſſe, durch die öffentliche Meinung. Aber das Volk vermöge ſich nicht zu vereinigen, die Preſſe, die Meinung ſei den fliegenden Corps ähnlich, die hier und da dem Feinde eine vorübergehende Niederlage in kleinen Gefechten beibringen, mehr beſchwerlich als gefährlich ſind; aber ein ſolider Mittelpunkt, ein ſtehendes geordnetes Heer ſei nothwendig, wenn ſolche Erfolge irgend eine Bedeutung erhalten ſollten, vor allem müſſe durch mächtige, kundige Anführer die Unternehmung Kraft erhalten — und ſie ſind da, ſetzte er nachdrucksvoll hinzu, indem er merkte, daß es ihm gelungen war, meine Aufmerkſamkeit in Anſpruch zu nehmen. — Sie gehören ja uns zu, lieber Theodor, fuhr er fort, indem er jetzt ſeiner Stimme etwas Eindringliches zu geben verſuchte. Keiner hat eifriger, hat erfolgreicher für uns gearbeitet, als Sie. Ihr geiſtreicher Tadel, ihre ſcharfe Kritik fliegt von Mund zu Mund und hat Viele für uns bewaffnet. Nichts Entſetzlicheres hätte der Menſch mir ſagen können; aber ich ſchwieg, ja ich ſuchte ſtillſchweigend Freude zu heucheln. Ich war in großer Spannung, Angſt und Neugierde hatten mich ergriffen, und ich erwartete nach der bedeutungsvollen Einleitung Entdeckungen, die ich bis jetzt, obgleich ich ſie ahnete, dennoch abzuwehren, ja abzuläugnen ſuchte. — Es iſt Zeit, fuhr er fort, daß ein jeder tüchtige Mann für das Vaterland thätig ſei, nie war ein Kampf glorreicher. So lange hin und her geſprochen wurde, ſo lange kein feſter, ſtarker Entſchluß gefaßt war, wollten wir einen Mann nicht auffordern, deſſen Bedeutung wir anerkennen, an deſſen Geſinnung wir nicht zweifeln dürfen; aber jetzt, da die Unternehmung begründet iſt, da wir ein bedeutendes Heer, ſchon bewaffnet, bieten, da wir dem beſonnenen, verſtändigen Manne unſere Pläne vorlegen können, jetzt muß Kraft ſich mit Kraft verbinden, und wir haben auf Sie gerechnet. —

Und nun entwickelte er mir eine Unternehmung, die ſo durchdacht, ſo in allen Theilen berechnet war, daß ich in Erſtaunen gerieth. Ich werde ſie Dir zu einer andern Zeit ausführlich mittheilen. Die Darſtellung war meiſterhaft, das Verwickelteſte erſchien ganz einfach, der Zuſammenhang war ſo klar, daß mir, der ich ihm mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit folgte, Alles noch immer vorſchwebt. Ich kannte ihn, ſeine Darſtellungsgabe iſt bewundrungswürdig; aber er hatte keinen Theil an dieſem Entwurfe. — Wer war nun aber der Gewaltige, der einen ſolchen Plan zu entwerfen, die zerſtreuten Kräfte zu ſammeln, im Stillen eine drohende Maſſe zu bewaffnen vermochte? Was mir hier entgegentrat, war nicht der thörichte Traum eines Ohnmächtigen, und die Gefahr, die über meinem Vaterlande ſchwebte, die der Regierung, ja dem Fürſten drohte, war mir jetzt auf einmal klar geworden. Ich ſah ein, daß ein entſchiedener Moment meines Lebens da war, den ich nicht abweiſen durfte. Wir waren, ohne daß ich es merkte, ſchnellen Schrittes aus dem Park heraus, durch den Wald in eine wüſte Gegend gekommen. Die Wolken jagten ſich, der Wind pfiff durch die Bäume, abwechſelnd wurden wir von Schnee, Regen und Hagel benetzt, und Wolfs unheilverkündende Stimme tönte ſeltſam in die aufgeregte Umgebung hinein.

Ich ließ ihn glauben, daß ich an einer ſo kühnen That theilnehmen wollte, und fand es nicht nöthig, viele Zuſicherungen zu geben, denn er ſchien gar nicht an meiner Zuſtimmung zu zweifeln. Ich mußte den Plan bewundern, obgleich er mich mit Entſetzen und Abſcheu erfüllte. Die Bewunderung äußerte ich, den Abſcheu verbarg ich, ja, ich wagte es, einige den Aufrührern günſtige Umſtände, die man, wie mir ſchien, überſehen hatte, hervorzuheben. Wolf war entzückt, ich ſah ein, daß ich ſein volles Vertrauen beſaß, und dieſes wollte ich jetzt um jeden Preis erwerben. Zwar konnte ich mir nicht denken, daß ein ſolcher Plan, wie durchdacht er auch war, je gelingen würde; denn obgleich Alles angewandt war, wodurch ein unwiſſender Pöbel in Bewegung geſetzt werden konnte, ſchien es mir dennoch unglaublich, daß das Volk ſie unterſtützen würde — und hätten ſie ſich hier verrechnet, ja ſchwankte nur dieſer Boden, ſo ſtürzte ja das ganze Gebäude über den Häuptern der Urheber zuſammen. Wolf ſchien aber das Gelingen ſo blind vorauszuſetzen, daß ihm die Gefahr, die ihm drohte, völlig unbekannt war. Ein ſolches blindes Vertrauen einer untergeordneten Natur findet nur da ſtatt, wo der Menſch abergläubiſch beherrſcht wird von einer gewaltigen Perſönlichkeit — und der böſe Geiſt, der von dem Mittelpunkte aus das gefährliche Gewölbe leitete, ward mir immer grauenhafter. Sie ſehen — ſagte Wolf — Alles iſt darauf berechnet, daß die Bewegung hier und in der benachbarten Reſidenz zugleich ausbrechen ſoll. — Wir waren indeſſen, einen ſchmalen Fußſteig verfolgend, in ein dichtes, naſſes Geſträuch eingedrungen. Es liegt Alles daran, fuhr er geheimnißvoll fort, daß die nothwendigen Berichte, die nach der genaueſten Ueberlegung aller Verhältniſſe entworfen ſind, nicht allein durch eine ſichere Perſon nach ihrem Beſtimmungsorte gebracht werden, der Ueberbringer muß auch der Rathgeber ſein. Sie, Theodor, ſind jetzt hinreichend unterrichtet, Sie haben bewieſen, wie ſehr Sie in alle Verhältniſſe eingedrungen ſind, daher — Erſcheint es wünſchenswerth, daß ich dieſes Unternehmen auf mich nehme, rief ich ſchnell. — Ein leiſer Zweifel ſchien jetzt das unbegrenzte Vertrauen vorübergehend zu unterbrechen. Ich habe Ihnen, ſagte er, wichtige, gefährliche Dinge anvertraut — wenn Sie mein Vertrauen misbrauchten? — Was fällt Ihnen ein? ſagte ich. Allein, mir ſelbſt überlaſſen, von Keinem aufgefordert, habe ich den gefährlichen Kampf mit einer Macht gewagt, der ich waffenlos preisgegeben war — und ich ſollte mich bedenken, in Verbindung zu treten mit Meiſtern, die mir Ausſichten eröffnen, wie ſie meine kühnſten Träume nicht ahin ſo fern wir die Stelle ausfüllen, die uns Gott angewieſen hat. Wir wiſſen alle, daß wir das nicht vermögen, und ſo ſind wir als arme Sünder uns ebenfalls unter einander nur gar zu gleich. Nicht wahr, Brüder, ſo iſt es? —

Zwar wollten Einige meinen, dieſes wäre nicht die Gleichheit, die von der mächtigen Hauptſtadt aus ge[illegible] würde, aber dieſe Stimmen durften kaum laut werden. Der Prediger wartete mit großer Ruhe, bis die Meinungen ſich geäußert und ſeine Anſicht als die v[illegible]de ſich entſchieden ausgeſprochen hatte. — In ein[illegible] Verſammlung, hub er dann wieder an, gilt, wie Ihr wißt, die Stimmenmehrheit. Es ſcheint nun, als wenn dieſe ſich für meine Meinung erklärt hat, und wir können ſomit getroſt den Behörden anzeigen, daß unter uns die Freiheit und Gleichheit ſchon ſeit langer Zeit eingeführt ſei. —

Nun haben wir einen zweiten Auftrag erhalten. Wir ſollen aus unſerer Mitte einen Bürgerpräſidenten und einen Volksredner wählen. Zwar hat ein Jeder unter Euch, die Ihr hier verſammelt ſeid, das unbeſtrittene Recht zu wählen, wer Euch der Tüchtigſte dünkt. Aber es ſcheint doch, um die Verwirrung zu vermeiden, gut, wenn wir uns erſt darüber berathen. Der Bürgerpräſident hat Manches zu thun, was nicht

Jeder unter Euch kann. Er muß Berichte abſtatten, Fragen ſchriftlich beantworten, Bittſchriften einreichen und alſo mit der Feder umzugehen wiſſen. Nun weiß ich keinen, der dazu tüchtiger wäre, als unſer Schulmeiſter — oder kennt Ihr einen Geſchickteren unter Euch? Die Bauern beriethen ſich lange unter einander. Viele meinten, der Prediger ſelbſt müßte doch billig der Bürgerpräſident ſein; er wußte aber die[illegible]nung zu bekämpfen und den Schulmeiſter, der [illegible]gen eine Würde, die ihn über den Prediger zu ſtellen ſchien, ſträubte, zu überreden. An den Schu[illegible]ſter ging jetzt die Leitung der Wahl über. Er [illegible]en Prediger als Volksredner vor, und da gegen [illegible] Vorſchlag nichts einzuwenden war, ging er ohne Widerſpruch durch. —

Ich bin alſo Euer Volksredner, fuhr der Prediger fort, und finde ſelbſt, daß es recht und billig iſt. Ein jeder Anderer unter Euch iſt nicht gewohnt vor dem verſammelten Volke zu reden, er würde ſtottern, das rechte Wort nicht finden können, und der bravſte Mann könnte ſo leicht zum Geſpötte werden. Ich bin dazu auferzogen, und es iſt Euch bekannt, daß mir nicht das rechte Wort fehlt, wenn ich etwas zu ſagen habe. Nun iſt es aber als Volksredner meine Pflicht, einen Freiheitsklubb einzurichten, und ich ſetze voraus, daß wir nen ließen. Bin ich Ihnen nicht preisgegeben? Habe ich andere Hoffnungen, als diejenigen, die ſich auf die gänzliche Veränderung der jetzigen Verhältniſſe gründen? Iſt mir nicht jeder Weg, das Vertrauen der Regierung zu erwerben, wie Sie ſelbſt bemerkten, abgeſchnitten? Stellen Sie mich auf die Probe, ich werde jede beſtehen. — Es koſtete mir eine große Ueberwindung, dieſe Worte auszuſprechen. Es war die härteſte Strafe, die mich treffen konnte, und noch bin ich beſchämt, wenn ich an dieſen Augenblick denke. Ein unerwartetes Ereigniß gab der Sache eine ganz andere Wendung. — Ich trage dieſes wichtige Schreiben an das Haupt der Verſchwörung in der benachbarten Reſidenz immer bei mir, ſagte Wolf und zeigte mir ein Paket, das aus der Taſche hervorragte, um es, wenn irgend eine Gefahr droht, ſogleich vernichten zu können. — Sie haben Recht, antwortete ich, kein Pult, kein verborgener Schrank würde in einer Zeit des allgemeinen Verdachts dieſe Papiere ſicher verbergen.

Die ſeltſame Stimmung, in welche ich verſetzt war, ließ mich weder auf den Weg achten, den wir verfolgten, noch über die Abſicht nachdenken, die meinen Begleiter bewegen konnte, immer tiefer nach einer völlig einſamen Gegend hin durch das naſſe Geſträuch zu gehen. Ganz durchnäßt folgte ich mechaniſch. Ich [illegible] war entſchloſſen, durch eine entſchiedene That, ſelbſt die tollkühnſte, mich aus der unwürdigen Stellung, die mich beſchämte, herauszureißen — aber wie? — Zu ſpät bereute ich meine Thorheit. Bis dahin hatten die Sträucher eine jede Ausſicht gehemmt. Jetzt lag dicht vor uns die Dir bekannte Ruine, die verfallene Warte auf einem mäßig erhöhten Felſen. Du wirſt Dich erinnern, wie ſie vor ſich einen offenen Platz hat, während der Wald ſie hinten und von beiden Seiten umgiebt. Ich entdeckte mit Erſtaunen auf dem Platz vor der Ruine einen Menſchen, in einen Mantel gehüllt, der ſich, als erwartete er Jemand, ſpähend nach allen Seiten umſah. Wir waren von den Sträuchern ſo bedeckt, daß er uns nicht erblicken konnte. So betäubt ich auch war, fiel mir der Menſch, in dieſem Wetter, in einer ſo verlaſſenen Gegend, wie er da lauſchend ſtand, ſeltſam auf. — Was mag der Menſch da zu ſuchen haben? fragte ich. Er wird früh genug Geſellſchaft finden, antwortete Wolf geheimnißvoll, und kaum ſtanden wir einige Augenblicke den Thurm betrachtend da, als ich vier Vermummte aus dem Gebüſch hervortreten ſah. Der Wartende ſchien äußerſt erſchrocken; aber plötzlich war er von den Vermummten umringt und ergriffen. Ich ſah, wie man ihn knebelte, die Hände auf den Rücken band, die Beine zuſammenſchnürte, wie man ihn in einen großen Tragkorb legte, in dieſem mit Stricken befeſtigte und den Korb mit einem Tuche bedeckte. Die Vermummten hoben den Korb auf und verſchwanden in den Wald. Während der Sturm um die Ruine heulte, der Regen ſich ergoß, wir ſelbſt aber in dieſer wilden Umgebung, durchnäßt und im Geſträuche verſteckt, daſtanden, war mir dieſe Erſcheinung, wie ſie ſich in unſerer Nähe geſtaltete, ſelbſt als bloßer Traum faſt zu wild, zu abenteuerlich. Wolf ſchien ſich an meinem Erſtaunen zu ergötzen, mit einer widerwärtigen Zuverſicht trat er mir ganz nahe, und mit einer Miene, die drohend ſein ſollte, ſprach er langſam und pathetiſch: So ſtrafen wir den Verräther, der das heilige Vertrauen zu misbrauchen wagt. Faſt lächerlich ſchien mir das Männlein in dieſem Augenblicke. Um deſto mehr zu imponiren, hatte er beide Hände in die Seiten geſtemmt, die hervortretenden Ellbogen trugen den naſſen Mantel, und ich ſah die wichtigen Papiere, wie ſie aus der Rocktaſche hervorragten. Meine Geduld war erſchöpft, die armſelige, berechnete Abſicht, mich erſt zu gewinnen, dann zu erſchrecken, empörte mich. War, was mich hier überraſchte, ein Poſſenſpiel, oder war wirklich ein Unglücklicher in die Hände dieſer Aſſaſſinen gerathen? Es war mir in meiner damaligen Stimmung völlig gleichgültig. — Denkſt Du mich zu ſchrecken, Lump? rief ich, indem ich ihm mit einer Hand an die Gurgel griff und mit der andern das Papier aus der Taſche zog. Ich habe Euch jetzt in meiner Gewalt und es freut mich, Euch offen den Krieg erklären zu können. — In dem erſten Augenblicke hatte ihn der plötzliche, unerwartete Ueberfall völlig betäubt, er dachte an keinen Widerſtand, und ich hatte hinlängliche Zeit, die Papiere in Sicherheit zu bringen, dann aber ſchien der Unglückliche von dem Bewußtſein ſeiner gefährlichen Lage ergriffen. Er ſtürzte wie ein Verzweifelter auf mich zu. Ein einziger Fauſtſchlag war hinreichend, um ihn taumelnd von mir zu ſtoßen und niederzuwerfen. Meine Lage war indeſſen nicht weniger gefährlich. War, wie es mir gewiß ſchien, dieſes Ereigniß vorbereitet, war es auf mich berechnet, ſo konnte ich kaum daran zweifeln, daß Wolf Hülfe in der Nähe hatte. Ich ließ ihn liegen und floh mit ſchnellen Schritten mehr inſtinktmäßig, als mit Ueberlegung in der Richtung, die meinem dunkel geahneten Entſchluß entſprach. Indem ich floh, hörte ich Stimmen und Schritte, und, als ich mich umwandte, erkannte ich Männer und ſah, wie Wolf ſich erhob und ihnen entgegenging. Ich mußte mich verfolgt glauben, ſuchte den Wald, der mich verbarg, und lief mit aller Anſtrengung, bis ich, völlig athemlos, gezwungen war, mich an einen Baum gelehnt zu erholen. Ich horchte, ob ich die Tritte der Verfolger vernehmen könnte. Aber der Wind rauſchte, der Regen ſtürzte herab, die Verfolger konnten dicht neben mir ſein, ohne daß ich ſie entdeckte. Ich gönnte mir keine Ruhe, durchlief die Thäler, durchwatete die angeſchwollenen Bäche, erklimmte die ſteilſten Anhöhen, bis ich ermattet auf den naſſen Boden hinſank. Es war eine Pauſe eingetreten, der Wind ſchwieg, der Regen hatte aufgehört, es war, als wenn die Natur ſich erſchöpft fühlte, wie ich. Der Abend war während meiner Flucht herangerückt, es ward immer dunkler und um mich her herrſchte eine feierliche Stille. Ich mußte mich überzeugen, daß ich entweder nicht verfolgt wurde, oder die Verfolger waren einer falſchen Spur nachgegangen, obgleich mir Beides gleich unbegreiflich ſchien. Als dieſe Furcht überwunden war, fühlte ich erſt die ganze Unbequemlichkeit meiner Lage. Zwar waren die Papiere ſorgfältig durch alle Kleider geſchützt, aber ich mußte befürchten, daß ſie durch die Näſſe gelitten hätten. Ich unterſuchte ſie und fand, daß der Regen weniger, als ich glaubte, durch den dichten Mantel gedrungen war. Von dieſer Sorge befreit, blickte ich um mich. Ich lag auf einem Abhange, der mir eine weite, unbeſtimmte, dämmernde Ausſicht eröffnete, in der Ferne entdeckte ich Licht und ging nun langſam auf dieſes zu. Wo ich war, wußte ich nicht. Indem ich ſo die niedrige Ebene erreichte und mich dem Dorfe näherte, erblickte ich einen Bauer, der mir das Dorf nannte, und, als ich den Namen hörte, gewann ein Entſchluß, der mir ſchon lange vorſchwebte, der wie ein dämmernder Traum während der anſtrengenden Flucht meine Seele umfing, plötzlich Geſtalt, Klarheit und Beſtimmtheit. Ich bat den Bauer, mir Albrechts, des Pächters, Wohnung zu zeigen. Ich ging auf das mir wohlbekannte Haus zu. Der Sturm hatte ſich nach kurzer Ruhe wieder erhoben, er brauſte durch die breite Gaſſe, während der Regen ſich von neuem ergoß. Aber ich war ſchon gleichgültig geworden gegen das Ungeſtüm des Wetters. Ich konnte mich nicht entſchließen, ſogleich in das Haus hineinzutreten. Von jeher hatte der Blick durch die Fenſter in die erhellte Kammer, in das verborgene, ſich ſelbſt überlaſſene häusliche Leben für mich etwas unwiderſtehlich Anlockendes. In der Stube ſaß der mir wohlbekannte Pächter, ein rüſtiger, ruhiger Mann. Er hatte einen Quartband vor ſich, las zwar, aber ſprach dazwiſchen mit der Frau, die noch für ſchön gelten konnte. Sie ſaß ihm gegenüber, nähend. Ein Knabe ſtand grade vor mir, ſo groß, daß er etwas über den Tiſch ragte, ſtützte beide Ellbogen auf dieſen, während der Kopf auf beiden Händen ruhte und die Finger ſich in den Haaren verbargen. Er ſchien ernſthaft mit einem Buche, das aufgeſchlagen vor ihm lag, beſchäftigt. Ein kleines Kind ſaß auf einem hohen Kinderſtuhl dicht neben der Mutter, die mit ihm ab und zu tändelte, und ein halberwachſenes Mädchen erſchien, durch die Stube ſchreitend, ſprach mit der Mutter und entfernte ſich wieder.

Albrecht war ein ruhiger, treuer, anſtelliger Mann. Er diente im Hauſe meines Vaters, und ich hatte mich in meiner Kindheit recht innig an ihn angeſchloſſen, er leitete meine Spiele, begleitete mich auf meinen Ausflügen. Später, und noch ehe ich das Haus verließ, hatte mein Vater ſeine Hochzeit beſorgt, ihn bei ſeiner häuslichen Einrichtung unterſtützt und in ſeinem Teſtamente bedacht. Mich liebte die Familie von ganzem Herzen, und wenn ich in das Haus trat, jubelten Alle. Ich habe manche ſchöne Stunde da zugebracht und Du wirſt Dich freuen, den braven, ſchlichten Mann kennen zu lernen. So wie ich daſtand, konnte ich mich von dem friedlichen, freundlichen Anblicke nicht trennen. Es war mir, als müßte ich mich ſcheuen, meine Unruhe in den Kreis dieſer Glücklichen hineinzutragen. Drinnen die reinliche, ruhige Stube, und um mich her das tobende Wetter, drinnen das ſtille, geordnete Leben, und ich in eine wilde Welt voll Verbrechen und Gräuel hineingeriſſen. — Wenn ein Mörder ergriffen wird, dann tritt die Gerechtigkeit ſchonungslos hervor, Keiner wagt ſie der Härte zu beſchuldigen: und wenn ruchloſe Verbrecher die Brandfackel in dieſe ſtille Stätte hinein werfen, wenn ſie Eltern und Kinder in namenloſes Elend ſtürzen, wenn ſie die wilde, zerſtörende Geſinnung dahin pflanzen, wo ruhige, beſonnene, ſegenbringende Thätigkeit waltete, wenn dieſe nächtliche Unthat an tauſend Familien verübt wird, dann finden wir es grauſam, barbariſch, einer civiliſirten Nation unwürdig, wenn die Gerechtigkeit den Frevler ſtraft. Iſt eine ruhige, in gemeinſchaftlicher, hülfreicher Thätigkeit vereinigte Familie nicht ein lebendiges, ein organiſches Ganzes im heiligſten Sinne des Wortes? Iſt der Zerſtörer nicht ein Mörder? So hat die Zeit Brüderſchaft geſtiftet mit dem furchtbarſten Verbrechen und nennt ſich eben deswegen die gebildete, geiſtig fortſchreitende. Wie wagen wir das Mittelalter, das Fauſtrecht, die plündernden Edelleute rohe Barbaren zu nennen? Wir müſſen ſie unſchuldig, milde nennen, wenn wir ſie vergleichen mit der anſteckenden Peſt, die jetzt, Ruhe und Sicherheit zerſtörend, in dem Innerſten der Geſellſchaft wühlt. Solche Gedanken durchkreuzten mich und mich ſchauderte, wie nah ich dieſer Anſteckung geweſen war, ohne die Gefahr zu ahnen.

Ich öffnete die Thür und trat hinein. Der Mann kam mir entgegen, die Frau erhob ſich ſchnell, die Tochter ſtand ſchüchtern und erſchrocken in der Ferne, der Knabe ſah mich ſtarr an und das Kind ſchrie. Die Eltern erkannten mich erſt nicht und wußten nicht, was dieſer Beſuch eines Fremden, der ſo ohne Umſtände hereintrat, zu bedeuten hatte. Die Frau blickte mich lange zweifelhaft an. Mein Gott! rief ſie endlich, Theodor, junger Herr! wo kommen Sie jetzt her und zu Fuß — und wie ſehen Sie aus? ſetzte ſie hinzu, indem ſie mich beleuchtete. — Ich war nämlich oft geſtürzt, ich triefte von Regen, der Mantel war von oben bis unten beſchmutzt, und die Spuren der Anſtrengung, der völligen Erſchöpfung, der unruhigen, leidenſchaftlichen Stimmung ließen ſich nicht verbergen. Was iſt Ihnen begegnet? rief der Mann. — Es dauerte lange, ehe es mir gelang, die beſorgte Familie einigermaßen zu beruhigen, und ich forderte nun den Pächter auf, ſeinen Reiſewagen anſpannen zu laſſen. Deine Pferde, ſagte ich, müſſen mich ſogleich zu meinem Oheim an die Grenze bringen, wie ſchwer Du ſie auch jetzt entbehren kannſt. — Er unterbrach meine Rede ſchnell. Der Wagen ſoll bereit ſtehen, wenn Sie hier ein paar Stunden geruht haben, ſagte er, und mein Kutſcher ſoll dann die Pferde nicht ſchonen. — Ich warf mich auf ein Bett und vergaß, kaum hingeſtreckt, alle Sorgen. Eine furchtbare Schläfrigkeit hatte mich, gleich nachdem ich in das Haus trat, ſo überwältigt, daß ich bald in einen Todesſchlummer fiel. Als meine Kleider gereinigt, dieſe und die Papiere am Feuer getrocknet waren, koſtete es Albrecht Mühe, mich aufzuwecken. Ich verließ die beſtürzte Familie, die wohl ahnen mußte, daß etwas Außerordentliches, etwas Gefährliches mir begegnet war. Hatte ich mich doch, obgleich ich ſie ſeit ungewöhnlich langer Zeit nicht beſucht, gar nicht um ihre Verhältniſſe bekümmert, auch nicht mit den Kindern getändelt. Dieſe blieben furchtſam, verlegen, ja erſchrocken in der Ferne.

Der feſte Schlaf hatte mich erquickt, der Wagen rollte raſch in der dunkeln Nacht den ſchönen Weg entlang, ich war gegen das Wetter geſchützt, und jetzt erſt vermochte ich die Begebenheiten des Tages mit vollem Bewußtſein zu überlegen. Wie Vieles war in der kurzen Zeit geſchehen. Ich fand mit Schrecken mein ganzes Daſein umgeſtaltet und konnte kaum meine früheren Gedanken wiederfinden. Was ſich bisher drohend, aber in halb lauten Tönen mahnend vernehmen ließ, und mich auch ſo beunruhigte, das trat mir jetzt als furchtbar ſtrafender Vorwurf entgegen. Welche Verblendung hatte Dich, Unglücklicher, ergriffen, Deinen beſſern Sinn verwirrt, daß Du glauben konnteſt, mit dieſen Menſchen übereinzuſtimmen. Vaterland, Staat — kennen ſie dieſe heiligen Namen? Sie ſind ihnen fremd geworden und haben ſich in abſtrakte Meinungen verwandelt. Sie ſind die finſteren Dämonen unſerer Tage, die im Innern nicht weniger hohl, in ihren Aeußerungen nicht weniger verabſcheuungswürdig ſind, als die böſen Geiſter des verſpotteten Mittelalters. Oeffentlich nennen ſie die Meinung, und doch iſt ſie eben das verborgenſte, geheimnißvollſte, mißgeſtaltetſte Ungeheuer unſerer verworrenen Zeit, ſie nimmt in den innerſten Tiefen des verirrten Daſeins jede Geſtalt an, ſchließt einen verrätheriſchen Bund mit jeder wilden Begierde, ſie ſchneidet wahnſinnig dem, den ſie zu lieben vorgiebt, den Leib auf, wühlt in ſeinen Eingeweiden, lächelt dabei und verſichert dem Sterbenden, daß ſie es gut meine und jetzt den Sitz der Krankheit vollſtändig kenne. Wenn Du auch ſtirbſt, Lieber, ſagt ſie, ſo brauchſt Du Dich doch deswegen gar nicht zu ängſtigen. Du wirſt wieder lebendig und dann viel beſſer organiſirt ſein, als jetzt. — Warum ſollten denn diejenigen, dachte ich, die in unſern Tagen den Staat zu lieben vorgeben, nicht ein Bündniß ſchließen mit Fremden, mit Feinden? Haben Sie nicht die Heimat verläugnet, jede Grenze niedergeriſſen, daß nur das Grenzenloſe, das Formloſe ihr Vaterland ward? Zwar durfte ich mir's geſtehen, daß ich dieſen Wahnſinn nie getheilt hatte, aber wie konnte ich ihn in meiner Nähe dulden? Mit welcher Zärtlichkeit hatte ich ihn, einen anerkannten Feind, mehr angezogen, als zurückgeſtoßen? Ich trat ihm entgegen mit jener zarten Ironie, die zu faſſen die Zuhörer zu ſtumpf waren, und ſo ward ich allmälig reif für ihr entehrendes Vertrauen. Und jetzt, da ich erhielt, was ich — wenn auch nicht begehrte — doch anlockte, mußte ich es nicht mißbrauchen auf eine Weiſe, die mich mit Schamröthe erfüllt? Sie durften mich — und mit welcher Sicherheit! — als einen Hochverräther betrachten. Wie eine Jungfrau bei einem unanſtändigen Antrag ſich ſelbſt die Schuld beimißt, ſo mußten ſie in mir das Nichtswürdige erkannt haben, wenn ſie es zu benutzen wagten. Der böſe Geiſt, der in mir wohnt, hat es wohl verſtanden ſich vor mir zu verbergen, aber ſie haben ihn entdeckt.

Eine innere Angſt ergriff mich. Hochverräther! tönte es aus den innerſten Tiefen meines Daſeins, und ein grauenhaftes Gefühl, als wühlte ein ekelhaftes Gemiſch ſcheußlicher Verbrechen aller Art da, wo das Bewußtſein wie in ſeinen heimlichſten Abgrund dämmernd hinein ſchauet, nahm mich gefangen, daß ich glaubte, ein Fremder, ein Anderer, mein eigenes Geſpenſt zu ſein. Da trat meine Kindheit, meine frühere Jugend mir entgegen. Damals lebte ich ganz in einer Zeit, die den Hochverräther als den furchtbarſten aller Verbrecher betrachtete. Sein Leib ward nicht allein dem ſchmählichen Tode preisgegeben, ſein Leichnam ward verbrannt, ſein Haus in Aſche verwandelt, ſeine Aecker blieben ungepflügt, ſein Name verſchwand. Mit Entſetzen näherte man ſich der Stelle, wo ihn das Gericht traf, mit Angſt umging man in der Ferne die Plätze, wo ſein Haus ſtand, wo ſeine jetzt wüſten Aecker lagen. Man glaubte ſie von böſen Geiſtern bewohnt, die jeden Herannahenden verlocken wollten. Schauder durchflog einen Jeden, der ihn nennen hörte, ſeine Kinder flohen in fremde Länder, verbargen ſich unter fremdem Namen und verwünſchten ihre Herkunft. Wir nennen dieſe Vorſtellung barbariſch, roh: mit Unrecht. Wenn plötzlich in den geſunden Tagen ein Gefühl des Todes uns durchzuckt, iſt dann das Grauen der eigenen Vernichtung nicht deſto tiefer, deſto erſchütternder, je feſter die Geſundheit war? Wenn ein Frommer, der ſich ganz dem Gott der Liebe ergab und mit redlichem Eifer nach Reinheit der Geſinnung ſtrebt, ſich in der Gewalt ruchloſer Gedanken fühlt, iſt nicht die gren=

zenloſe Angſt, der innere, tiefe Abſcheu, der ihn ergreift, ein Zeichen ſeiner Reinheit? So ſind nur zu viele Staaten unſerer Zeit den langwierigen Kranken ähnlich, die mit der Krankheit vertraut geworden ſind, die ſie zum Tode führt, den Unglücklichen, denen die verbrecheriſchen Gedanken zur Gewohnheit geworden ſind, die ſie den Gerichten überliefern. — Zwar wechſelten dieſe peinigenden Vorſtellungen, die mich verfolgten, mit andern, milderen, die mich vorübergehend beruhigten, ja, ich dankte Gott, daß ich durch die faſt unglaubliche Verblendung auf eine ſo entſchiedene Weiſe gewarnt wurde, daß ich einen ſo gefährlichen Verrath zu verhindern berufen war. Aber immer von Neuem drängten ſich die düſteren Träume drohend in meine Nähe und ich konnte keine Ruhe finden. Möchte eine Verzweiflung, wie dieſe, lieber Edward, Dich nie ergreifen! —

Ich fuhr unabläſſig, die Nacht, den ganzen Tag hindurch, nur kurze Zeit raſteten die kräftigen Pferde, und gegen Abend erreichte ich die Wohnung des Oheims, dicht an der Grenze.

Der ländliche Wohnſitz liegt in einer reizenden Gegend zwiſchen Bergen. Man fährt auf der Höhe fort, und wenn man ſich dem Schloſſe nähert, blickt man in einen großen, ſorgfältig unterhaltenen Park hinein, der einen bedeutenden Theil eines weitläuftigen Thales einnimmt und ſich auf beiden Seiten an die Gebirgsabhänge anlehnt. Ein Fluß durchſchneidet den Park, und mächtige Terraſſen reichen von der Tiefe des Thales bis an das Gebäude hinauf. Jetzt ſtanden ſie nackt da, denn die reiche Orangerie und die Fülle der mannigfaltigſten Blumen aus einer ſüdlichen Gegend war noch in den Gewächshäuſern. Das Gebäude ſieht man kaum, nur der Theil, der ſich über die Terraſſe erhebt, zeigt ſich, und als ich näher kam, ſah ich die großen, weißen Wände und die Fenſter von der untergehenden Sonne beleuchtet. Die übrigen Theile des weitläuftigen Gebäudes ſind hinter ſchönen Bäumen verſteckt. In der Nähe des Schloſſes fährt man in das Thal hinunter und darauf ſteigt der Weg zwiſchen Felſenwänden in die Höhe, und man ſieht ein breites Gebäude, einer Mauer ähnlich, mit einem platten Dache, mit Ueberreſten von Vaſen und verſtümmelten Figuren. Der Weg führt durch ein altes gothiſches Thor nach einem wüſten Hofplatz, in welchem zwiſchen den Pflaſterſteinen allenthalben das Gras ſich reichlich hervordrängt. Er iſt von ſeltſamen, hell angeſtrichenen, großen Gebäuden umgeben, deren Wände mit halb verwiſchten Freskomalereien bedeckt ſind. Hier und da zeigt ſich noch ein Arm, ein Bein, ein Ritter ohne

Kopf, einer ohne Rumpf, halbe, wohl auch ganze Figuren. Der untere Theil der Gebäude um den ganzen Hof her beſteht aus offenen Gängen, deren Decken durch niedrige, einfache Säulen geſtützt ſind. Alle Fenſter ſind längſt verſchwunden. Durch die Oeffnungen derſelben, die einander gegenüber ſtehen, ſchien die Sonne, der Wind heulte durch die öden Räume. Hier ſieht man keinen Menſchen. Man fährt durch ein zweites, niedrigeres Thor. Die Durchfahrt iſt dunkel, in der Mitte, wie bei Feſtungen, gebogen und ihre Länge zeigt die bedeutende Breite des Baues. Auch dieſer innere Hof iſt ganz von Gebäuden eingeſchloſſen, die vier Ecken mit Thürmen, die über die platten, mit Vaſen und Figuren beſetzten Dächer hervorragen; aber dieſer Hof iſt kleiner, das Gras zwiſchen den Steinen zwar nicht verſchwunden, aber ſeltener. Die Mauern imponiren durch ihre mächtige Höhe. Auch hier ſind die Wände bemalt, nur ſind die Freskomalereien beſſer erhalten, ganze Gruppen laſſen ſich noch erkennen. Drei Seitengebäude ſind völlig wüſt, die Thüren, die Fenſter verſchwunden. Nur eine Seite iſt bewohnt. Man entdeckt in einer Ecke eine kleine, oben gerundete Thür, die durch ihre Neuheit und Zierlichkeit einen ſeltſamen Kontraſt gegen die wüſte Umgebung bildet. Hier hielt der Wagen ſtill. Nie beſuchte ich den Oheim, ohne daß ich, wenn ich die engen, aber bequemen Treppen, die ſich durch einen Thurm winden, hinaufſtieg, von einem ängſtlichen, beengenden Gefühle ergriffen wurde, welches zu unterdrücken, meine Stimmung jetzt nicht geeignet war. Ich näherte mich den wohlbekannten Zimmern, nicht minder überraſcht, als ſonſt. Denn die ganze neueingerichtete Reihe iſt anſehnlich und füllt dennoch nicht das eine Stockwerk des Seitengebäudes aus. Ueber, unter und neben dieſen bewohnten Zimmern, die in eine ſo mächtige Ruine hinein gebaut ſind, iſt Alles wüſt. Die Wände ſind mit glänzendem Holze getäfelt, die Form der Stühle, Tiſche, Schränke iſt alterthümlich, aber Alles trägt dennoch durch die Verkleinerung, durch die Bequemlichkeit und Zierlichkeit das Gepräge des Modernen. Die gewaltigen Fenſter über der Terraſſe zeigen nach dem ſauber erhaltenen Garten, ſind mit ſeidenen Gardinen, die in großen Falten herunter fallen, behangen, und ſo ſieht man ſich, beim Heraustreten aus den ungeheuern, wüſten Räumen, plötzlich von einer anmuthigen, heitern Wohnlichkeit umgeben. Die Geſchichte des Schloſſes iſt merkwürdig. Daß vor Zeiten ein mächtiger Mann der Beſitzer geweſen, iſt klar.

Hier lebt der Bruder meiner jung verſtorbenen Mutter, ein ſiebzigjähriger Greis. Als ich das verräthieriſche Paket in meiner Gewalt hatte, als ich mit dieſem floh, ſtand plötzlich dieſes ſeltſame Schloß und ſein Beſitzer vor mir. Es war mir, als hörte ich die freundliche Stimme des Greiſes, und dadurch ward, faſt ohne daß ich es wußte, die Richtung meiner Flucht beſtimmt. Als ich, von quälenden Gedanken verfolgt, die Nacht einſam in dem Wagen ſaß, der mich ihm immer näher brachte, fühlte ich mich beruhigt, wenn ich an ihn dachte, und ſegnete den dunkeln Trieb, der mich zu ihm hinzog. Von meiner früheſten Kindheit an vertraute ich mich ihm ganz. Er beſuchte oft meinen Vater, und wenn die hohe, ehrwürdige Geſtalt hereintrat, war ich jedes Mal freudig erſchrocken. Wenn er ungewöhnlich lange ausgeblieben war, brachte er bei dem nächſten Beſuche viele Stunden mit mir zu. Er forderte mich zur Erzählung auf, nahm an Allem Theil, die kleinſten kindiſchen Beſchäftigungen ſchienen ihm wichtig, und wenn er mich entließ, hatte er mich ganz durchſchaut. Meine Thorheiten und Fehler waren ihm genau bekannt, und ich verließ ihn nie, ohne mich geſtraft und ermuntert, gezüchtigt und geſtärkt, auf alle Weiſe gereinigt zu fühlen. Und dieſer Mann, der ſo herablaſſend und freundlich ſich mit einem unbedeutenden Kinde beſchäftigte, war einer der mächtigſten Männer im Lande, beherrſchte, ſelbſt in den ſchwierigſten Zeiten, alle bedeutenden Verhältniſſe. Ich kenne keinen Menſchen, der ſo unwiderſtehlich Ehrfurcht und vertrauliche Zuneigung zugleich zu erwecken wußte. Seine Frau war, wie meine Mutter, ſeine Schweſter, früh geſtorben, ſeine Söhne waren angeſtellt, ſeine Töchter verheirathet, und in ſeinem ſchon hohen Alter erzog er in ſeinem Hauſe eine Nichte, Luiſe, und zugleich Waldemar, den Sohn des hieſigen Polizeipräſidenten, als dieſer, einer Kabale weichend, das Land verließ. Dieſes liebliche Mädchen war mir unſäglich theuer. Die zarte, ſchlanke Geſtalt erſchien nie, ohne Freude zu verbreiten. Als ſie heranwuchs, entfaltete ſich eine Schönheit, die Aufſehen erregte, und obgleich ſie heiter, anmuthig, theilnehmend war, ſo entwickelte ſich doch zugleich eine ſtille Würde, etwas echt Vornehmes, wodurch ſie die Umgebung beherrſchte, ja in Erſtaunen ſetzte. Sie war gegen Waldemar und mich freundlich, ſie behandelte uns wie Brüder, aber ich fühlte mich, je älter ich ward, deſto mehr angezogen und meine Neigung wäre ernſthaft geworden, wenn ich nicht in einem Alter, welches noch nicht die Liebe kennt, von ihr getrennt worden wäre. Und dieſes herrliche Mädchen konnte einen Mann lieben, der mir zuwider war. Er heißt Roller. Dieſer Menſch beſitzt verſchiedene Vorzüge — eine ſchöne Geſtalt, etwas Einnehmendes, Mildes in ſeinem Weſen, eine große Beredſamkeit, reiche Kenntniſſe oder wenigſtens weiß er diejenigen, die er beſitzt, geltend zu machen. Der Oheim rühmte ſeine Gewandtheit, die große Sicherheit, Umſicht und Leichtigkeit, mit welcher er die ſchwierigſten Geſchäfte behandelte. Roller wußte ihn ganz zu gewinnen. Als ich erfuhr, daß Rollers Verbindung mit Luiſen entſchieden war, durchfuhr mich ein peinliches Gefühl, und ich konnte eine innere Angſt nicht überwinden. Kurz nach der Hochzeit entſtand gegen Roller ein Verdacht geheimer Umtriebe. Er hatte ſchon einen anſehnlichen Poſten erhalten, und nun ſprach man von einer gefährlichen Unterſuchung, von Abſetzung.

Ein ſeltſamer Menſch lebte in dieſer Zeit in der Nähe meines Oheims. Er bewohnte einen einſamen Edelhof, deſſen Beſitzer ſich in der größten Armut in der Reſidenz aufhielt. Das Gut ward gerichtlich verwaltet, und man nahm gern für die Wohnung die anſehnliche Miethe, die geboten wurde. Dieſer Mann, von deſſen ſtillen Studien, unermeßlichen Kenntniſſen und Eremitenleben man ſich Wunderdinge erzählte, erſchien ſelten im Hauſe meines Oheims. Ich ſah ihn dort nie. Als Rollers Sache die gefährlichſte Wendung nahm, als mein Oheim, den er ganz gewonnen hatte, der ihn unſchuldig glaubte, alle Hoffnung verlor und Luiſe in Verzweiflung war, erſchien dieſer geheimnißvolle Mann. Man konnte ihm die Lage der Sachen nicht verbergen. Da bot er ſeine Vermittlung an. Der Oheim wußte nicht, wie er ein ſolches Anerbieten von einem Manne, der, von aller Welt getrennt, in ſeine Studien vertieft lebte, verſtehen ſollte. Aber der Eremit ſuchte Alle zu beruhigen, eilte nach der Reſidenz, und nach wenigen Tagen ward die Unterſuchung unterdrückt und Roller erhielt einen noch anſehnlichern Poſten, der das größte Vertrauen vorausſetzte. Durch welche Mittel der ſeltſame Mann dieſes auszurichten wußte, erfuhr Keiner. Jetzt kennen wir ihn. — Es iſt Adrian.

Edward ſtutzte; aber ſich beſinnend ſagte er: Es ſollte uns nicht in Erſtaunen ſetzen. Wiſſen wir doch, daß er früher in bedeutenden Verhältniſſen gelebt hat, aus welchen er ſich zurückzog. — Wohl wahr, erwiederte Theodor und fuhr in ſeiner Erzählung fort:

Die Hochzeit hatte ſtattgefunden, Luiſe aber fühlte, wie ich mit vielem Schmerz hörte, ſich nicht glücklich. — Du wirſt mich entſchuldigen, daß ich dieſer Umſtände erwähnt habe, ſie bilden einen nur zu weſentlichen Theil meiner Erzählung.

Ich trat in den Vorſaal hinein. So wüſt das Gebäude ausſieht, ſo herrſcht dennoch eine große Thätigkeit in dieſen Mauern. Mein Oheim, obgleich größtentheils von der Stadt getrennt, iſt vielſeitig beſchäftigt. Zahlreiche Beamten fahren ab und zu. Er hat ſeine beſtimmten Stunden des Empfanges, und auch jetzt war er mit Mehreren beſchäftigt. Der Bediente meldete meine Ankunft und daß ein Geſchäft von großer Wichtigkeit mich hergebracht habe. Dennoch mußte ich faſt eine Stunde mich in dem Zimmer aufhalten, das für mich beſtimmt war. Ich ward gerufen. Ein wichtiges Geſchäft bringt Dich her? rief mir lächelnd der Oheim entgegen. Laß hören. — Wir ließen uns nieder. Ich fing, wie jetzt, mit einer Konfeſſion an; aber ich kannte meinen Oheim, ich war viel ausführlicher. Nicht bloß meinen lauten Tadel, ſondern auch die Gegenſtände deſſelben trug ich ihm vor. Indem ich ſo meine Thorheit rückſichtslos bekannte, vergaß ich nicht, daß mein Geſtändniß nicht bloß als eine Privatmittheilung betrachtet werden konnte, daß ich auch von Staatswegen meinem Richter gegenüber ſaß, ja, da meine Buße vollſtändig ſein ſollte, war es mir angenehm, daß die Strenge des Richters ſich mit der Vertraulichkeit des Verwandten verband und mir eine Ausführlichkeit erlaubte, die ſich für ein gerichtliches Verhör nicht geeignet hätte. Ich beſaß, das wußte ich, das volle Vertrauen meines Richters, er mochte meine Thorheit noch ſo ſtrenge richten, an meiner Wahrhaftigkeit würde er nie zweifeln. — Während ich nun ſprach und er mit großer Aufmerkſamkeit zuhörte, ſah ich ihn oft lächeln. Zuweilen hörte ich ſelbſt, wo mein freimüthiger Tadel ſich rückſichtslos ergoß, ein beifälliges Hm! — dann freilich auch: dummes Zeug! — albernes Geſchwätz! — Als ich mein Geſtändniß zu Ende gebracht hatte, erhob er ſich. Iſt das Alles? — Mein Bekenntniß iſt zu Ende, ſagte ich; obgleich was folgt, was mich raſtlos hierher jagte, ich geſtehe es, eine Folge meiner Thorheit war, ſo glaube ich doch, als ein redlicher Unterthan gehandelt zu haben. — Was Du geſtanden haſt, macht Dich ſtrafbar, es fordert eine Unterſuchung, und ich thue keinen Schritt, um die Strafe zu mildern. — Ich unterwerfe mich jeder Strafe, ich ſelbſt habe mir die härteſte zuerkannt. — Das weiß ich, lieber Neffe, rief der herrliche Mann, umarmte mich, und mir war es, als wäre ich durch dieſe Umarmung gereinigt, als wichen die Furien, die mich bis jetzt verfolgt hatten.

Ich erzählte nun den Auftritt im Park, und Du kannſt Dir denken, mit welcher geſpannten Aufmerkſamkeit er die Erzählung verfolgte. Die Pläne der Aufrührer ſetzten auch ihn in Erſtaunen. Wolfs Darſtellung hatte mich, ich geſtehe, hingeriſſen; ich glaube nichts Weſentliches vergeſſen zu haben. Wie ich das Paket ergriff, wie ich floh und hieher kam, erzählte ich kurz. — Ein mächtiger, ja ein furchtbarer Feind, ſagte er, als er Alles vernommen hatte; wie iſt Alles berechnet, alle Schwierigkeiten ſind in Anſchlag gebracht, unſere Fehler und armſeligen Streitigkeiten benutzt. Sein Heer iſt keinesweges verächtlich. Die Alten hatten ihre Drachen, die Jungfrauen forderten, rieſenhafte Ungeheuer, die ſich drohend in der Nähe der Städte lagerten — wir haben nun auch unſere nächtlichen Dämonen, aber ſie wohnen mitten unter uns, ihre Lockungen ſind gefährlicher. — Biſt Du ritterlich genug geſinnt, um dieſes Ungethüm zu bekämpfen. Ich will Dich waffnen, braver Junge, und Du darfſt nicht zagen, wenn aus allen Gegenden, aus vielen Druckerpreſſen Europas ein furchtbares Geſchrei Dir entgegenbrüllt, um Dich zu betäuben. Aber nun das Paket! — Ich legte es ihm vor. Albrecht hatte es ſorgfältig mit einem Umſchlage verſehen, ich hatte es noch gar nicht näher betrachtet. Der Oheim eröffnete den Umſchlag und las die Adreſſe. Ich ſah ihn erblaſſen und in den Stuhl hinſinken." Der Blitz ſchlägt in unſer eigen Gebäude ein, ſagte er und zeigte mir die Aufſchrift. Das Paket war an — Roller adreſſirt."

Ich will Dir den plötzlichen Schreck, der den unglücklichen Greis ergriff, nicht darſtellen. Eine lange

Pauſe trat ein, ohne daß wir es wagten, das Paket genauer zu unterſuchen. Aber die Gefahr für den Staat drohte in der Nähe. Der Oheim erbrach, nachdem er mit ſich gekämpft hatte, das verhängnißvolle Siegel mit zitternden Händen, ermannte ſich dann und ſprach: Vergeſſen wir, Theodor, den eigenen Kummer, er darf uns jetzt nicht überwältigen, unſer jugendlicher Fürſt, unſer Land iſt in Gefahr. In Gottes Namen, wir rüſten uns. — Jetzt durchlaſen wir mit großer Aufmerkſamkeit die Papiere. Was ich mündlich erfahren hatte und was wir hier ſchriftlich vor uns hatten, erläuterte ſich wechſelſeitig. Mitternacht kam heran und noch waren wir mit den Papieren beſchäftigt. Rollers Verrätherei leuchtete aus Allem ſo klar hervor, daß er nicht zu retten war. Dahingegen ruhte ein undurchdringliches Dunkel über dem Mittelpunkt der Verſchwörung in unſerem Lande, und dennoch war hier die Macht konzentrirt, in unſerer Hauptſtadt oder in ihrer Nähe mußten der oder die leben, die Alles leiteten. Wir überlegten nun lange, wie dieſes Paket in die Hände der Behörden der benachbarten Reſidenz kommen ſollte. Du darfſt Dich, ſagte der Oheim, da keiner Unterſuchung unterwerfen; ſie würde Deine Thätigkeit hier lähmen — und dennoch kann ich mich nicht entſchließen, dieſe wichtigen Dokumente fremden Händen anzuvertrauen. — Endlich ward beſchloſſen, daß ich gegen Morgen nach der Stadt fahren ſollte; ich konnte den Tag darauf gegen Abend wieder zurück ſein. Der Oheim ſchrieb an den Miniſter einige Zeilen, machte die Aufſchrift und verſiegelte das Paket mit ſeinem Amtsſiegel. Ich reiſte ab und kam gegen Abend an, ließ mich bei dem Miniſter melden, übergab das Schreiben in ſeine Hände, und da die wenigen Zeilen des Oheims ſo geſchrieben waren, als wenn ich mit dem Inhalte völlig unbekannt wäre, ſo ward ich bald entlaſſen. Ich eilte zurück und brachte die Zeit mit der Ausfertigung des ausführlichen Berichts zu. Schon ehe der Tag ſich neigte, erfuhren wir den Erfolg meiner Sendung. Die ganze Hauptſtadt war in der größten Beſtürzung, das Gerücht von der Entdeckung einer höchſt gefährlichen Verſchwörung verbreitete ſich mit unglaublicher Schnelligkeit und erreichte bald die Grenze. Eine Menge Menſchen waren feſtgeſetzt. Rollers Name ward vorzüglich genannt. Daß ein ſo anſehnlicher Beamter, im Beſitze des höchſten Vertrauens, an der Spitze der Verräther ſtand, erfüllte Jeden mit Entſetzen. Es hatten ſich zwar Bewegungen unter dem Volke gezeigt, man verſuchte Roller mit Gewalt zu befreien, aber alle Anſtalten, um einen vermutheten Aufſtand zu verhindern, waren ganz im Stillen getroffen, und die Empörer, die kaum Gelegenheit fanden, ſich zu vereinigen, waren bald eingeſchüchtert. Drei Tage lang warteten wir nun vergebens auf Nachrichten von den beiden Reſidenzen, vor Allem von der unglücklichen Luiſe.

Es war ſchon ſpät. Der alte ehrwürdige Oheim, von der anſtrengenden Arbeit erſchöpft, — denn wir beide hatten ohne irgend eine Beihülfe gearbeitet, — von dem ſtillen, zehrenden Kummer ergriffen, hatte ſich zurückgezogen. Ich wollte eben, ganz ermüdet, mich zur Ruhe begeben, als ich einen Wagen rollen hörte. Er hielt vor der kleinen Thüre ſtill und ich hörte, wie die Bedienten mit Licht hinuntereilten, wie mehrere Menſchen mit ſchnellen Schritten die Treppen heraufſtiegen. Ich ging nach dem Vorſaal, um die Fremden, die etwa angekommen wären, zu empfangen, ohne den erſchöpften alten Oheim zu ſtören.

Da ſah ich eine Frau hereintreten, hinter ihr eine Magd, die ein Kind trug, und ein Bedienter. Ich näherte mich, da blickte mich mit blaſſen Wangen, mit ſtarren Augen die unglückliche Luiſe an. Ein furchtbarer Schmerz durchzuckte mich, indem ich ſie anſah. — Ich blieb unbeweglich ihr gegenüber ſtehen, als ſich die Thüre nach dem Kabinet des Oheims öffnete. Als ahnete er, wer gekommen war, ging er eilig Luiſen entgegen. Ein Schmerzensgeſchrei entfuhr Beiden und ſie ſank lautſchluchzend in ſeine Arme.

Kennſt Du den Zuſtand, in welchen wir verſetzt werden, wenn ein groſſes Unglück, als entſprungen aus unſern wohlüberlegten Handlungen, wenn auch als unvermeidlich erkannt, nun plötzlich erſcheint? Als es mir gelang, die Verſchwörung zu entdecken, als ich losgeriſſen war von den Lockungen, die mich früher feſſelten, fühlte ich mich frei, dünkte ich mir gereinigt; ſelbſt während der Ueberlegungen mit dem Oheim war ich zwar von der Gefahr, die über Luiſen ſchwebte, tief und innig ergriffen, ich ſchwankte oft und nur die Feſtigkeit meines Rathgebers entſchied, aber ich dünkte mir, als der Entſchluß gefaßt war, rein, kein Vorwurf traf mich und es gab Augenblicke, in welchen ich mich durch den ſiegreichen Kampf erhoben fühlte. Jetzt aber, da die Leidende mir gegenüberſtand, da eine kaum überwundene tiefe Neigung wieder aufzuleben drohte, trat plötzlich mit einer Gewalt, die mich erſchütterte, die Erinnerung an meine nächſte Vergangenheit richtend hervor. — Du haſt ſie, ſo ſagte ich mir, in grenzenloſes Unglück geſtürzt. Frühere Gedanken, Reden, Handlungen fuhren mit Blitzesſchnelle an mir vorüber. Haſt Du Dich nicht in das Vertrauen der Verbündeten hineingeſchlichen, haſt Du ſie nicht getäuſcht, Deine wahre Geſinnung verborgen, bis es Dir gelang, ſie an Dich zu locken? Kannſt Du an der Schlechtigkeit Deiner

Geſinnung zweifeln, da ſie unverholen, nackt hervortrat in jenem betrügeriſchen Geſpräche mit dem feigen Wolf? Es iſt das Unglück einer jeden verwerflichen Neigung, daß man ſich ſelten rein von ihr loszureißen vermag, wenn ſie erſt eine Gewalt über uns erlangt hat. Das furchtbar gehäſſige, erniedrigende Wort: Spion, tönte mit einer Empfindung, die mich durchſchauerte, aus meinem Innerſten heraus. Ich erſchien mir ſelber ſo gering, ſo armſelig, ſo widerwärtig und ekelhaft, wie von einer ſittlichen Verweſung ergriffen.

Es giebt Empfindungen, die kein Menſch lange aushält, weil das Gefühl der Selbſterhaltung ſie abweiſen muß. So erwachte auch ich ſehr bald aus dem finſtern Traume, wie aus einer Betäubung. Ich ſah den Oheim, ſchon gefaßter, der unglücklichen Luiſe gegenüber ſitzen. Sie war todtenblaß und blickte ihn mit ſtarren Augen an. Und Roller, ſprach der Oheim, iſt jetzt allein, auch von Dir, auch von ſeinem Kinde verlaſſen? — Ich erwartete dieſen Vorwurf, antwortete Luiſe mit einer Ruhe, die etwas Furchtbares hatte. Ich drängte mich an ihn, ich wollte ihn in das Gefängniß begleiten, er ſtieß mich zurück, und als ich nicht nachließ, mißhandelte er mich. Der Arme war, ohne eine Ahnung zu haben von dem, was ihm ſo nahe bevorſtand, überraſcht, von einer völlig beſinnungsloſen Wuth ergriffen.

Er fluchte mir und ſeinem Kinde, und die darüber empörten Beamten mußten ſich ſeiner wie eines Raſenden bemächtigen. Sie verſicherten mich zwar mild und höflich, aber entſchieden, daß, ſo lange die Unterſuchung eingeleitet würde, ich von ihm getrennt bleiben müßte; ich ſelbſt durfte das Zimmer nicht verlaſſen, und jetzt, da ich Erlaubniß erhielt, abzureiſen, eilte ich zu Dir. — Kennſt Du die Veranlaſſung ſeiner Verhaftung? fragte der Oheim; war ſein Verbrechen Dir vor der Verhaftung bekannt? Es iſt eine ſchmerzliche Frage, ſoll ich Dir aber Rathgeber und Stütze ſein, ſo muß ich Dein Verhältniß zu Roller kennen. — Es wird mir nicht leicht ſein, was ſie antwortete, Dir wieder zu erzählen. Es iſt mir, indem ich es zu wiederholen verſuche, wie Einem, dem, ohne daß er zu ſingen vermag, eine herrliche Melodie mit allem Reize der lebendigſten Erinnerung vorſchwebt, die aber, wenn ſie laut werden ſoll, rauh, unklar, ja widerwärtig den Zuhörern und ihm ſelbſt entgegentönt. Möchteſt Du die Fähigkeit beſitzen, die Melodie ihrer Rede aus verſtümmelter Wiederholung herauszuhören. — Ihre äußere Ruhe war nicht geſchwunden; ſie ſchien ſich mit großer, zerſtörender Kraft zu faſſen. Du nennſt die Frage eine ſchmerzliche? Ja freilich, ſie enthält mein ganzes Unglück, aber dieſes laſtet ja mit ſeinem ganzen Gewicht unaufhörlich auf mir. Ich mußte zwei Mal den Richtern und das eine Mal ihm gegenüber dieſelbe Frage beantworten. Daß ein Unheil in meiner Nähe brütete, konnte mir freilich nicht unbekannt ſein, zehrte es doch an meinem Leben; und doch konnte ich den Richtern die Verſicherung geben, daß ſein Verbrechen mir unbekannt war. Sie haben es geglaubt, und ich bin entlaſſen. Aber was mich früher unbeſtimmt drohend umgab, erhielt hier Umriß und Geſtalt. Jetzt kenne ich ſein Verbrechen. Er iſt ein Aufrührer, ein Verräther, er hat das ehrende Vertrauen ſeines Herrn und Gebieters gemißbraucht. Die Schande ſeiner That ruht auf mir, ſeinem Weibe, hat ſeinem Sohne die Ehre geraubt. — Ich kann Dir nicht ſagen, wie dieſe harte, ſchneidende Aeußerung, die ſchonungslos und unumwunden das Entſetzlichſte, die eigene Vernichtung ausſprach, mich ergriff, ja faſt mit Widerwillen erfüllte. Kann, darf ein Weib ſo reden? fragte ich.

Luiſe ſchwieg, als hätte, was ſie eben ausſprach, ſie ſelbſt überraſcht, als wäre, was jetzt vielleicht dem väterlichen Greiſe gegenüber unwillkürlich zum erſten Male Worte fand, ihr ſelbſt etwas Neues, welches mit ſeinem ganzen Gewichte ſie zu Boden drückte. Sie warf ſich erſchöpft in den Seſſel zurück, ſie ſchien ſich faſſen zu wollen, eine ſchnelle Röthe flog, ſchnell wieder verſchwindend, über die blaſſen Wangen, zwei Tropfen perlten in den Augen. Aber dieſer Moment der Erſchütterung verging. Das blaſſe Geſicht, das trockne Auge ſah uns wieder an. Jetzt zum erſten Mal wandte ſie ſich an mich. Theodor, ſagte ſie, ſo gedemüthigt, zertreten, ſiehſt Du die Uebermüthige, Zuverſichtliche wieder. — Du willſt, Vater, mein Verhältniß zu Roller kennen? Was ich ſorgfältig vor Dir, vor allen Freunden, nur zu lange vor mir ſelbſt zu verbergen ſuchte, das ſoll ich jetzt mit vollem Bewußtſein mir ſelber, ſoll ich Euch verkündigen. — Ach, wie ſchön, wie lieblich waren die erſten Tage unſerer Ehe! — Die Stimme zitterte, indem ſie es ſagte, die Kraft, die einen furchtbaren Schmerz in das Innerſte des Gemüths hineinpreßte, war verſchwunden. Sie bedeckte das Geſicht mit den Händen, ein gewaltſamer Thränenſtrom ſtürzte aus den Augen, und wir hörten ſie ſchluchzen. Wir ſchwiegen. Wie man den Schlummer eines Sterbenden bewacht, fürchteten wir durch die leiſeſte Bewegung den beruhigenden Erguß des Kummers zu ſtören. — Ich darf mich nicht ſo der ſchwächenden Rührung hingeben, ſprach ſie, trocknete die Thränen, faßte ſich mit einer Schnelligkeit, die mich in Erſtaunen ſetzte, und ſprach mit einer feſten Stimme: Er iſt nicht ſo ſtark, ſo entſchloſſen, wie er ſcheint. Ich muß, wie ich Alles überdenke, und immer und unaufhörlich überlege, ſo daß ich das fortdauernd wiederkehrende Nachdenken über eine unabänderliche Vergangenheit nicht los werden kann — ich muß glauben, daß ein lockender, mächtiger Geiſt ihn ſchon früher, noch ehe er die Liebe kannte, gefeſſelt hatte und beherrſchte, aber in dieſen wenigen, ſchönen Tagen war er gewichen. Roller war durch die Liebe gereinigt und gehoben. Wenn eine finſtere Vergangenheit ihn gefangen gehalten, jetzt waren die Ketten zerbrochen. Ich war ſehr glücklich. Er ruhte aus, er lebte im Schooße der Liebe und die reiche Fülle ſeines Geiſtes ergoß ſich in vollen Strömen. Dauerte dieſes Glück lange? wirſt Du fragen. Ich weiß es nicht, ich zählte die Wochen, die Stunden nicht. Jetzt erinnere ich mich wohl, wie eine gewiſſe Unruhe, eine ängſtliche Haſt, die ſich auch mir mittheilte, uns ſtörend beſchlich; es war, als ahneten wir, daß das Glück nun bald verſchwinden müßte, als müßten wir, was uns vergönnt wäre, ſchnell, gewaltſam an uns reißen, ehe es uns enteilte. Dann ſah ich ihn wohl, wenn er hereintrat, ängſtlich, mismüthig; aber die Wolken verſchwanden ſchnell, alles ſchien nach wenigen Minuten überwunden. Dieſer Mismuth, dieſer innere Kampf, der immer ſichtbarer ward, fing an mich zu quälen. Es ſind verdrießliche Geſchäfte, dachte ich, er will mir mit ſeinem Verdruſſe nicht beſchwerlich fallen. Sucht er Dich doch, um zu vergeſſen, was ihn quält. Ich ſuchte mich zu tröſten, ich tröſtete mich wirklich. Doch ich will dieſe langſame Steigerung meiner Qual in allen ihren Stufen nicht verfolgen. Ich will kurz ſein. Er ſuchte mich erſt freundlich, dann immer entſchiedener, härter in politiſche Geſpräche zu verflechten. Es geſchah anfänglich mit vieler Vorſicht. Du kennſt meine Geſinnung, Du ſelbſt haſt ſie genährt; daß Roller ſie theilte, hatte ich nie bezweifelt. Du weißt, daß, wo ſie feſt iſt, ich ſie eben ſo feſt und entſchieden äußere. Was den Frauen fremd bleiben ſoll, weiſe ich ab; aber es giebt Verhältniſſe, die rein menſchlich ſind, und wir beurtheilen dieſe vielleicht reiner, unbefangener, als die Männer, die durch einſeitige Grundſätze irre geleitet werden. Wenn eine ſolche entſchiedene Aeußerung von meiner Seite laut ward, widerſprach er nie, ſchien ſie vielmehr zu billigen, aber mit Widerwillen. Ich ward ihm, ohne daß ich ſagen konnte wie, immer fremder. Er kam, war zerſtreut, umarmte mich flüchtig und bedauerte, daß drückende Geſchäfte ihm nicht erlaubten, das ſchöne, häusliche Glück der erſten Tage unſerer Ehe zu genießen. Dieſes Alles hatte doch noch den Schein der Freundlichkeit. Aber ſeine Laune ward immer bitterer. Er bezog eine entfernte Stube, um, wie er behauptete, ſich ganz den Geſchäften widmen zu können. Sind dieſe Reſte abgefertigt, ſagte er, dann werden Zeiten der Muße wiederkehren und wir werden uns wieder angehören. Es war das letzte freundliche Wort, das ich vernahm. Es ſchien mir, als ſtahl ſich ein Seufzer aus ſeiner Bruſt, indem er mich verließ. Ich ſah ihn in Wochen nicht. Ließ ich ihn um ein Geſpräch bitten, ſo kam er wohl zuweilen, war aber zerſtört, unfreundlich, zuletzt hart und grauſam. Er forderte mich auf, das Haus zu verlaſſen. Nie erfuhr ich, auch durch die freundlichſten, geduldigſten Fragen nicht, wodurch ich mir ſeinen Unwillen zugezogen hatte. Einſt, als ich ihn beſchwur, mir zu ſagen, was ich thun ſollte, um ſeine Liebe wieder zu gewinnen, rief er, wie ſich vergeſſend: Schweig Weib, ich bin unglücklicher wie Du! Ich hatte mir ſchon früher geſagt: Es brütet ein Unheil in ſeinem Innern, es hat unſer Glück untergraben; aber dennoch ſträubte ich mich gegen das eigene ſchmerzliche Bewußtſein. Jetzt war mein Schickſal entſchieden. Oft, wenn in jene Zeit ein kurzer Sonnenblick früherer Tage hineinbrach, fühlte ich mich plötzlich erleichtert, athmete freier. Ach, ſeufzte ich dann, es kann noch Alles gut werden. Es war mir, als müßte der klare Frühling meiner Liebe wieder grünen und blühen. Ich ſah ihn mild hereintreten, alle Qual, alle Kämpfe mir anvertrauen, und wie wir ſiegreich den finſtern Geiſt verbannten. Ich konnte jubeln, wenn ich mich dieſen Träumen hingab. Es iſt, denke ich mir, mit allen Menſchen ſo, die dem langen Elende, der Krankheit, der Armut und ſo vielen anderen Uebeln des Lebens unterliegen. Aber mitten in der Freude trennte ſich das klare Bewußtſein von den Träumen, die mich dennoch gefangen hielten. Ich war eine doppelte Perſon, und während die eine ſich der Hoffnung hingab, ward ſie von der andern mit tiefem Mitleiden betrachtet. Es waren Augenblicke einer namenloſen Wehmuth, die trügeriſche Hoffnung hatte den Abgrund des Elends aufgewühlt, und noch während ich aufjauchzte, ſchrie aus der Freude ſelber der vernichtende Schmerz hervor. Dieſe Momente wurden ſeltener, aber je entſchiedener ich alle Hoffnung aufgab, deſto lebhafter ergriff mich eine innere, vorwurfsvolle Unruhe. Haſt Du nichts verſchuldet, fragte ich mich, ihn nicht durch Ungeſchick abgeſtoßen, wo Du ihn anziehen wollteſt? Dieſer Vorwurf laſtet leider noch auf mir. Ich rufe mir jene Geſpräche der frühern Zeit, jene Gegenſtände, die er mit mir zu behandeln verſuchte, hervor. Eine peinigende Erinnerung drängt mir kleine Züge, beſtimmte Antworten mit einer ſo furchtbaren Klarheit auf, als ertönten ſie von neuem, laut mahnend und ſtrafend, und die Aeußerungen, die ihn zu verletzen ſchienen, haben ſich mit unermeßlicher Gewalt in mein Gedächtniß eingeprägt. Dann bin ich wieder, von unruhiger Betrachtung, von hin und her ſchwankender Erwägung ergriffen, in ſein innerſtes Weſen verſetzt. Brütete er ſchon über dem Verbrechen, als er meine Liebe zu gewinnen ſuchte, ſollte die Verbindung nur ein Mittel ſein, die verbrecheriſche That mit deſto größerer Sicherheit auszuführen? Hoffte er durch Sophismen mich zu gewinnen? Als er, gleich nach der Hochzeit, ſo verdächtig erſchien, daß ihm ſchon damals eine gefährliche Unterſuchung drohte, war ich völlig ruhig. Die Unterſuchung traf ihn in den glücklichen Tagen der friſchen Liebe. Damals war er unſchuldig. Früher aber, ich ſagte es mir mit Schauder, wahrſcheinlich eben ſo wenig, wie ſpäter. Damals erwartete ich mit völliger Sicherheit ſeine Freiſprechung und ſie überraſchte mich nicht, und doch beunruhigte mich die Erinnerung an dieſe Zeit immer mehr. Er ſchien mit großer Sicherheit jede Unterſuchung zu erwarten, ja herauszufordern. Aber in den Stunden der Vertraulichkeit verrieth er eine Unruhe, die ich damals nicht verſtand, die jetzt eine unſelige Bedeutung erhielt. Er gehörte Dir nie, rief es mir peinigend zu, er ſuchte eine Andere und wandte ſich ab, als er ſeinen Irrthum erkannte. Vermagſt Du Dich zu verwandeln? Ich konnte mich für einen Augenblick beruhigt finden, wenn ich mich von ihm getrennt dachte. Konnte ich den lieben, der mich betrog, dem gehören, den ich nicht zu achten vermochte? Wir hatten wechſelſeitig unſere Täuſchung eingeſehen, alſo waren wir getrennt. — Sie ſchwieg.

Ich will nicht unterſuchen, was mich bewog, jetzt das Stillſchweigen zu brechen. Du biſt geſchieden, rief ich aus, mit dem Elenden haſt Du nichts gemein, ſeine Nichtswürdigkeit hat das Band zerriſſen, das Euch durch eine unſelige Täuſchung, von ſeiner Seite ſogar durch Betrug, verband! — Sie blickte mich wie erſtaunt an und wandte ſich an den Oheim. Denkſt Du auch ſo? fragte ſie und ſchien mit geſpannter Aufmerkſamkeit auf die Antwort zu horchen. Er antwortete, indem er ſie mit theilnehmender Ruhe betrachtete, mir aber einen vorwurfsvollen Blick zuwarf: Von unſerer Anſicht kann ja hier nicht die Rede ſein, Dein Entſchluß entſcheidet allein und Du wirſt das Rechte wählen. — Ich, rief ſie und die Stimme erhob ſich, ohne doch heftig zu werden, ich gehöre ihm zu, ja feſter bin ich an ihn gefeſſelt, als je. Ich kann das Band, welches mich jetzt an ihn feſſelt, zwar nicht mit jenem frühern der freien, glücklichen Liebe vergleichen, aber es iſt unauflöslich. Er hat mein ganzes Daſein an ſich geriſſen, daß ich mich vernichtet glaube, wenn ich mich von ihm getrennt denke. Weißt Du, Theodor, was es bedeutet, wenn ein Weib ſich dem Manne ergiebt? Sie ſind ein Leib, ſpricht der Herr. Das Band, welches Mann und Weib umſchlingt, hat nicht menſchliches Gutdünken geſchlungen, es iſt ein heiliges Naturgebilde. Du findeſt ein ſolches Verhältniß drückend, Du bedauerſt mich als eine elende Sklavin. Seid Ihr denn nicht, wie wir, von der Sinnlichkeit, von Euerm Leibe gebunden, ſind wir nicht den ewigen Geſetzen der Natur preisgegeben, ſelbſt wenn wir uns krank, elend, verſtümmelt fühlen? Iſt es nicht ein Wahnſinn, wenn wir uns in eine andere geſundere, ſchönere, ſtärkere Perſon verwandeln wollen, der Mann etwa in ein Weib oder umgekehrt, der Beſchränkte in einen Talentvollen, der Nüchterne in einen Phantaſiereichen — und iſt dieſe unabänderliche Schranke nicht der Boden ſeiner Freiheit? — So lange er lebt, gehöre ich ihm, wir ſind ein Leib, die Trennung wäre Selbſtmord, und der Gedanke, der ſich von ihm losreißt, ſtempelt meinen Sohn zum Baſtard. — Erinnerſt Du Dich, Theodor, wie Du mir die handſchriftliche Ueberſetzung einer däniſchen Novelle vorlaſeſt? Sie war von einer Frau verfaßt, und die ſchöne Darſtellung riß mich deswegen ſo ganz hin, weil die Verfaſſerin ſo echt weiblich erſchien. Doch mehr noch wie die Darſtellung war es der Gegenſtand, der mich ergriff und mit einer Gewalt anzog, die mir jetzt faſt prophetiſch erſcheint. Die Tochter eines der trefflichſten Könige des Landes folgt ihrem unglücklichen, zuerſt durch ungerechte Verfolgung erbitterten, dann durch Hochmuth und Herrſchſucht zum Verbrechen, zum Verrath verlockten Manne in's Gefängniß, in Elend und Verfolgung. Sie hat ihn vor den Gerichten vertheidigt, aus den Gefängniſſen gerettet, ſie ſelbſt ſchmachtete darin, ward als eine gefangene Verbrecherin ſchmachvoll durch die Straßen der Hauptſtadt geführt — und es iſt kein Mährchen, die edle Tochter eines der trefflichſten Könige hat wirklich gelebt. Sie war die Schönſte, Geiſtreichſte ihrer Zeit, und lebt noch als eine der glänzendſten und großartigſten Geſtalten in der geſchichtlichen Erinnerung ihres Volks. Die Geſchichte Uhlfeldts machte mich mit ihrem Leben, mit ihren Leiden, mit ihrer großartigen Aufopferung bekannt. — Es war Eleonora Uhlfeldt. —

Die Erinnerung an ſie ſchien die arme Luiſe zu beleben, und mir war es ſehr wohl erinnerlich, wie das rührend ſchöne Leben und Leiden dieſer Frau vor Jahren ſie lebhaft beſchäftigte. —

Ich weiß leider wohl, daß meine Lage eine andere iſt. Ich war nicht die Vertraute meines Mannes, er haßt mich, ich bin von ihm verſtoßen; aber das iſt nur, weil er ſich ſelber haßt, weil er in unſeliger Verblendung ſeine Verdammniß da zu finden fürchtet, wo ſein Himmel iſt. Dieſen — ſein eigentliches Weſen liegt in ihm verhüllt, daß er es nicht zu erkennen vermag — dieſen Himmel aber bewahre ich, ſagte ſie ſtolz und mit feſter Stimme. Mir hat ihn Gott anvertraut, und er iſt nicht verloren, ſo lange die Treue ihn bewahrt. —

Ich habe Luiſens Rede ſo ausführlich und genau wiedergegeben, wie ich vermochte; denn obgleich wenige Tage mich aus der gewöhnlichen Ruhe des Lebens herausgeriſſen und in dieſen die unerwartetſten Ereigniſſe ſich drängten, war ſie dennoch die bedeutendſte Geſtalt, die mir immer vorſchwebte, und alles, was ſie betrifft, hat ſich unauslöſchlich meinem Gedächtniß eingeprägt. Sie war von der Rede ſehr erſchöpft, der Oheim tröſtete ſie, lobte ihren Entſchluß, und nur mit Mühe ward ſie beruhigt.

Als Luiſe ſich entfernt hatte, bemerkte der Oheim: Ich lobe die arme Frau, bin aber durch ſie in eine eigene, ſeltſame Lage verſetzt. Es leidet keinen Zweifel, ſie wird Alles aufbieten, um Roller zu befreien; muß ich nicht Alles thun, um es zu verhindern? Auch Du darfſt nicht länger hier bleiben, Deine Gegenwart in der Stadt iſt durchaus nothwendig. — Wäre Luiſe nicht da, müßte ſie ſich nicht nach ſo vielen Erſchütterungen erholen, ich ſchickte Dich lieber noch heute fort. Aber ſie muß mitreiſen.

Der Bruder des hieſigen Polizeipräſidenten — er iſt Dir vielleicht bekannt — iſt dieſem zugeordnet. In ſeinem Hauſe verlebte Luiſe, als eine nahe älternloſe Verwandte, die erſten Kinderjahre. Dahin, wollte der Oheim ſie überreden, zu gehen, dort würde ſie eine liebreiche Aufnahme finden und, ohne daß es auffiele, unter Aufſicht ſein. — Sie wird ſich ſträuben, meinte ich, und Zwang zu brauchen, wäre grauſam. — Sie ſoll, denke ich, gern hingehen, erwiederte der Oheim. Sei Du bereit, morgen früh abzureiſen.

Die Ruhe hatte Luiſe ſichtbar geſtärkt, ſie trat auf das Verlangen des Oheims ſchon ſehr früh in ſeine Stube, und er begann: Liebe Luiſe, es würde mir angenehm ſein, Dich hier zu behalten. Ich halte es aber für beſſer, daß Du Dich nach der Hauptſtadt begiebſt und dort bei Deinen Verwandten aufhältſt. — Luiſe erſchrak ſichtbar. — Mir ſind, fuhr er ruhig fort, als merkte er das Erſchrecken nicht, die gefährlichen Unternehmungen Deines Mannes ſehr wohl bekannt. So, wie ich ſie kenne, da Dein Mann ein Unterthan unſeres Fürſten und der Mittelpunkt des

Aufruhrs in unſerer Reſidenz zu ſuchen iſt, werden wir fordern müſſen, daß er dahin gebracht wird. Wenn die Unterſuchung weiter fortgeſchritten iſt, kannſt Du hoffen, ihm dort hülfreich zu werden. Ich ſelbſt werde dazu beitragen können. — Luiſe war überraſcht. Ward ihr jetzt erſt die Stellung ihres Pflegevaters klar? Ich glaube es. Sie ſchwieg lange, ſchien zu überlegen und antwortete dann, zu meinem Erſtaunen, mit ruhiger Entſchloſſenheit: Ja, Vater, ich begleite Theodor. Man wird ja die unglückliche Verwandte freundlich aufnehmen und dulden. — Auf einige Augenblicke ſchloß ſich der Oheim mit ihr ein, ſie erſchien ruhiger, weniger aufgeregt, und reiſte, von der Kindermagd und dem Kinde begleitet, mit mir ab. Der Oheim hatte ſchon Pferde auf die Stationen bis hieher beſorgt, und gegen Abend konnte ich Luiſe der Pflege, der Sorge, leider auch der polizeilichen Aufſicht der Verwandten übergeben. Während der Reiſe war Luiſe ſtill. Sie ſchien in Nachdenken vertieft, und nichts, was um ſie her vorging, konnte ihre Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen. Unſere Geſpräche waren kurz und abgebrochen, denn auch ich ehrte ihr Stillſchweigen, und wie ſie da ſaß und ihren ſchweren Kummer, ſtill ſinnend, trug, wagte ich es nicht, mich in ihr Vertrauen einzudrängen. Du entfernſt Dich ungern von Deinem Manne, fragte ich leiſe, faſt furchtſam. — Er wird ja auch da hinkommen, wo ich hingeführt werde, antwortete ſie. Mein Vater erfüllt ſeine Pflicht, und ich werde meine erfüllen. Aber, was er auch glaubt gegen mich und Roller vornehmen zu müſſen, was er ſagt, iſt Wahrheit. Alſo werde ich ſein, wo Roller iſt, das tröſtet mich. — Sie erſchien mir auf eine Weiſe verſchloſſen, die mich von ihr entfernt hielt. Oft fing ein kurzes Geſpräch an, ſie wollte an Gegenſtände einer frühern, glücklichern Zeit, unſerer Kinderjahre, mühſam erinnern, aber mitten im Geſpräch ſtockte ſie, verlor den Faden, war wie in eine andere Welt verſetzt, ſtarrte vor ſich hin, ihre Geſichtszüge zeigten eine gewaltſame Spannung, eine mühſame Anſtrengung, und der Gegenſtand, der uns beſchäftigte, war vergeſſen. Wenn ſie ſinnend da ſaß, ſtörte ich ſie nie. Sie ſinnt auf Flucht, dachte ich und läugne nicht, ich wünſchte, daß ſie ihr gelingen möchte. In meinem Bericht an den polizeilichen Verwandten hütete ich mich wohl, meine Gedanken zu äußern. In ihrer neuen Umgebung behielt ſie ihr verſchloſſenes Weſen, man glaubte, das Unglück hätte ihren Verſtand verletzt, man betrachtete das Stillſchweigen, die Verſchloſſenheit als ſtumpfe Ergebung, die den Stachel des Kummers abbräche, und behandelte ſie mit großer Schonung.

Als ich ankam, war die Stadt ſchon in einer unruhigen Bewegung. Auf der Straße traf ich junge Männer, die ſich ängſtlich näherten. Sie behandelten mich, zu meinem Erſtaunen, als einen Verbündeten. Es iſt uns befohlen, ſagten ſie, daß wir uns ruhig verhalten ſollen, wenn nun der Aufruhr losbricht. Ich werde meine Stube nicht verlaſſen, ſagte Einer, der ſonſt zu den Lauteſten gehörte — ich werde einen Verwandten auf dem Lande beſuchen, ein Anderer. Wenige ſchienen mit dem Befehl unzufrieden und gehorchten unwillig. So erfuhr ich, daß der Aufſtand jetzt ſchon ausbrechen ſollte, und eilte, dem Polizeipräſidenten mitzutheilen, was er wiſſen mußte. Rollers Verhaftung war den Aufrührern noch unbekannt, und ich erfuhr ſpäter, daß man in dem Nachbarlande glücklich genug war, den Boten, der ſie bringen ſollte, aufzufangen. Ich aber fand eine Vermuthung beſtätigt, die ſich ſchon während meiner Flucht zu bilden angefangen. Wolf fürchtete ſich, den Auftritt im Park zu geſtehen, und dieſe Furcht war meine Rettung. Durch welche Erfindung hat er ſich zu helfen geſucht? Ich weiß es nicht, vermag es kaum zu errathen. Aber ſeine Lage mußte furchtbar ſein. Ein jeder Augenblick konnte ihn ſeiner eigenen Partei, wie den Behörden preisgeben, von allen Seiten war ſein Leben gefährdet. Ich habe es ſchon öfters erlebt, wie Menſchen ohne allen perſönlichen Muth dennoch, wo kein unmittelbarer Angriff droht, eine überraſchende Geiſtesgegenwart zeigen können. Wolf ſchien das beſte Mittel ergriffen zu haben, um den Rückzug zu decken. Am zweiten Tage nach dem Aufruhr erſchien in ſeinem Blatte und unverkennbar von ſeiner Hand ein Bericht über den Aufſtand. Der Aufſtand war getadelt. Man müſſe ſich der Regierung, der Ständeverſammlung anſchließen. Dann ward die Geſinnung des Volks hervorgehoben. Wie edel, wie großartig hätte es ſich gezeigt. Wie nothwendig erſcheint, ſo hieß es, das wechſelſeitige Vertrauen, wenn wir ſehen, welche traurige Misverſtändniſſe durch das unſelige Mistrauen herbeigeführt werden. Man darf zwar das Militair, nachdem es zur Hülfe gerufen war, nicht zu hart beurtheilen, es wäre aber dennoch wünſchenswerth, daß es ſich ruhiger, beſonnener benommen hätte. Zwar tobte der Aufſtand wie ein unheilbringendes Gewitter, alle Elemente der Geſellſchaft ſchienen aufgelöſt, die eigene zerſtörende Bahn zu verfolgen, aber aus dieſem wilden Toben und Brauſen wollte eben die Kraft eines ordnenden Geiſtes ſich erheben, als jene fremde Gewalt ſich hineindrängte. Wenn eine fremde Maſſe ſich zerſtörend in der zarten Organiſation des Auges zeigt, dann ſehen wir die bewegenden

Kräfte des verſtändigen Organs ſich ſelbſt vereinigen, das Verletzende zu entfernen; aber die ungeduldige Selbſtklugheit der Menſchen überläßt ſelten das Auge ſeinem eigenen ſichern Inſtinkt, und der ungeſchickte Finger unterhält den Kampf, der ſchnell geſchlichtet wäre, ohne ihn. So müſſen wir freilich bedauern, daß eine wohldenkende Behörde das edle Volk verkennen konnte, daß ſie auch da gewaltſam verfuhr, wo ein ehrendes Vertrauen heilſamer geweſen wäre, daß verdiente, ruhige, loyale Bürger die Opfer eines ſolchen Misverſtändniſſes werden mußten. — Wirkliche Ereigniſſe wurden mit geſchickter Hand entſtellt und konnten, ſo dargeſtellt, ihre Wirkung nicht verfehlen. Erſonnene furchtbare Begebenheiten wurden mit den ſchreiendſten Farben ausgemalt, dann aber mit der ſcheinbar mildernden Bemerkung begleitet: Man wolle hoffen, daß dieſe Ereigniſſe, die alle Gemüther mit Entſetzen erfüllten, durch das Gerücht zu grell ausgemalt wären. Endlich ſchloß der Artikel mit Betrachtungen über die Rechte, die ein ſo edles Volk erworben hätte, was es zu erwarten, zu fordern, zu hoffen hätte, und brachte Alles, was das Volk in Bewegung geſetzt hatte, alle Anſprüche auf eine, wie es ſchien, verſöhnende, in der That aber aufregende Weiſe zur Sprache. — In einem andern Blatte las man: Ein verdienter Beamter, an deſſen loyaler Geſinnung zu zweifeln man keinen Grund hat, iſt plötzlich, man weiß nicht warum, in unſerm Nachbarſtaate in's Gefängniß geſetzt worden. Die Frau verließ mit ihrem Kinde den Unglücklichen und lebt hier unter Verhältniſſen, die den allgemeinen Unwillen eines ſittlich geſinnten Volks erregen müſſen. Wir würden dieſe ſkandalöſe Geſchichte verborgen gehalten haben, wenn nicht das allgemeine Gerücht ſie ſchon verbreitet hätte, und wir erwarten, daß unſer Polizeipräſident, der ſo allgemein geachtet iſt, ſo ſtreng über die öffentliche Sittlichkeit wacht, eine ſolche Schandthat nicht länger in ſeiner Nähe dulden wird.

Der Bericht hatte einen tiefen Eindruck gemacht. Das Volk fand ſich geſchmeichelt, und Jedermann verſicherte, ja Viele glaubten es wohl gar, daß ſie, wäre das Militair nur nicht dazwiſchen getreten, den Aufruhr ſelbſt unterdrückt haben würden, den ſie, wenn nicht erregten, doch unterhielten. Der myſtiſche Inhalt der Anzeige ſchien ein geheimes Verbrechen anzudeuten und zog dadurch unwiderſtehlich an. Freilich hörte man laut die Behauptung, daß ein Ereigniß der Art nie Gegenſtand des Gerüchts geweſen wäre und daher ohne allen Zweifel nur eine verläumderiſche Erfindung ſei; aber hier und da wurde leiſe geflüſtert, daß man allerdings ganz im Geheim etwas der Art vernommen, daß man ſich aber alle mögliche Mühe gegeben, das keimende Gerücht zu unterdrücken. Man flüſterte ſich bedeutende Namen zu und die gefährliche Saat zu künftigen Unruhen war ſorgfältig ausgeſtreut.

Wolf, der Verfaſſer des Berichts, vielleicht auch der Anzeige, hatte in der That die Kühnheit, während des Aufſtandes hier zu bleiben, man ſah ihn noch den darauf folgenden Tag, als die Polizei ihn aber den dritten Tag ſuchte, war er und mit ihm viele junge Männer verſchwunden.

Aber was iſt aus Roller, aus Luiſe geworden, fiel Edward lebhaft ein, iſt er hieher gebracht? — Allerdings, antwortete Theodor. — Im Fortgang des Prozeſſes ſah man ein, daß beide Länder die Sache als eine gemeinſchaftliche behandeln müßten; Roller ward hiehergebracht, und zwei Räthe des Nachbarlandes begleiteten ihn. Er erſchien hier in einem beſſern Lichte. Er iſt ein unbeugſamer, hochmüthiger Menſch; was er für ſeine Ueberzeugung hält, bildet ſich in ſtarrer Einſeitigkeit aus und benimmt ihm die Fähigkeit, eine jede Einwendung auch nur zu begreifen. Nachdem er den erſten Moment der Ueberraſchung überwunden hatte, erſchien er als ein anderer Menſch. Mit großer Offenheit, Freimüthigkeit und Klarheit entwickelte er, was ihn bewog, an den geheimen Unternehmungen ſcheinbar

Theil zu nehmen. Er glaubte in den Anordnungen der Regierung beider Länder ein rückſchreitendes Beſtreben wahrzunehmen. Manches, was man als ein weſentliches Element der Zeit, der Geſchichte zu betrachten habe, was zwar geleitet, beherrſcht, aber eben deswegen anerkannt werden müßte, fände, wie er glaubte, die Anerkennung nicht, die nothwendig wäre, wenn man, aus dem verworrenen Streit der Meinungen heraustretend, mit geiſtiger Freiheit die geſchichtliche Entwicklung auf eine geſunde Weiſe fördern wollte. Einen Aufſtand, ſo viel iſt klar, wollte er nicht, vielmehr iſt es erwieſen, daß er eine zweite Unternehmung leitete, die dieſen verhindern ſollte. Eine drohende Bewegung des Volks, die er, wenn auch nicht erregte, doch duldete, ja durch ſeine Theilnahme förderte, aber auch, wenn ſie gefährlich würde, unterdrücken zu können meinte, ſollte ihm ein Mittel ſein, das zu erlangen, was er auf einem graden Wege nicht erreichen zu können hoffte. Sein Ehrgeiz gefiel ſich in dieſem dreifachen gefährlichen Spiele, mit der Regierung, mit den Oberhäuptern einer Verſchwörung und mit einer eigenen Intrigue. Er ahnete nicht, daß jene ihn durchſchauten und ganz umſponnen hatten, daß er ein völlig blindes Werkzeug in ihren Händen war, und als man die Papiere, die ich Wolf abgenommen, ihm vorlegte, entſetzte er ſich anfangs. Bald aber, nachdem er ſie mit großer Aufmerkſamkeit durchgeleſen hatte, erhob er ſich, und ohne die Folgen eines ſo bedenklichen Geſtändniſſes, die ihm nicht unbekannt ſein konnten, zu achten, rief er aus: Gott ſei gedankt, daß dieſe Papiere in Ihre, nicht in meine Hände kamen. Ich wollte keinen Aufſtand; durch dieſe Papiere wäre ich unvermeidlich ein Aufrührer geworden! Der Vorſitzer des Gerichts geſtand, ihn nie in einer ſchönern, edlern Haltung geſehen zu haben. Herrſchſucht und ein blindes Vertrauen zu ſich ſelbſt hatten eine urſprünglich edle Natur und Fähigkeiten, die das Größte zu leiſten vermochten, zerrüttet. —

So weit waren die Unterſuchungen gediehen. Inquiſitoren, Richter, die Fürſten beider Länder ſelbſt fingen an ſich für die Perſönlichkeit des Verhafteten zu intereſſiren, man ſann darauf, ihn wo möglich zu retten; man ſah aber keine Möglichkeit. Seine Verbindung mit den Verſchworenen war erwieſen; daß er geglaubt ſie beherrſchen zu können, diente nicht zu ſeiner Entſchuldigung, und beſonders, da er ſtarrſinnig darauf beharrte, die Häupter der Verſchwörung nicht zu verrathen. Keine Vorſtellung, die dem Betrogenen doch ſo nahe lag, keine Drohung, kein Verſprechen machte einen Eindruck auf ihn. Die geheime Gewalt, die bisher in der Mitte des ſcheinbar ſichern Lebens ſich zu verbergen gewußt, erſchien jetzt drohender, da ſie eine ſo unerklärbare Macht über die Perſönlichkeit eines ſolchen Mannes ausübte. Aber auch das Intereſſe, welches er durch ſein Benehmen erregt hatte, mußte ſich mindern, als ſein Starrſinn das gefährliche Geheimniß verſchloß. Der Mann oder die Männer, die alle Verhältniſſe der Zeit kannten und benützten, die vielleicht aus einer Niederlage ſelbſt Vortheile zu ziehen wußten, waren noch immer verborgen, waren noch immer, wie konnte man daran zweifeln, im Stillen thätig, das aufgeregte Volk konnte bald wieder in Bewegung geſetzt werden, die Gefahr war augenſcheinlich, und Roller allein unterhielt ſie.

Als das günſtige Vorurtheil für ihn entſtand, bewachte man ihn weniger ſorgfältig. Eben hatte man beſchloſſen, ihn rückſichtsloſer, ſtrenger zu behandeln, ſeine Gefangenſchaft zu ſchärfen — da ſuchte man ihn vergebens. Er war verſchwunden und Luiſe mit ihm. Du kannſt Dir denken, wie ſeltſam mir zu Muthe war, als ich es erfuhr. Ich war keinen Augenblick im Zweifel — Luiſe hatte ihn befreit. Aber wie? Sie hatte, ſeit ſie herkam, nie das Haus verlaſſen. Um die Trübſinnige zu erheitern, hatte man ein Mädchen, welches in ihrer Kindheit an ihren Spielen Theil genommen, von dem Gute des Oheims kommen laſſen. Dieſe zeigte ſich unter Fremden ſo ſcheu, ſo ungeſchickt, daß ſie für eine Intrigue völlig unbrauchbar ſchien — und dennoch mußte Luiſe es verſtanden haben, ſie zu benützen; denn ſie war mit ihr und dem Kinde entflohen. Im Gefängniſſe fand man eine Feile zurückgelaſſen und zwei Eiſenſtäbe des Fenſters durchfeilt. Aus dieſem Fenſter, das von unten bewacht wurde, hatte Roller mit vieler Gefahr das nahe Dach erklettert, und von einer Stelle, die ihm unbeobachtet ſcheinen mochte, hingen aneinandergeknüpfte Tücher, einige mit Luiſens Namenchiffre bezeichnet, bis zu dem nahen Graben hinunter. Dieſen hatte er durchſchwommen. War er durch die Hülfe der Verſchworenen entwichen, jetzt in ihrer Gewalt? Hatten dieſe es verſtanden, Luiſens Schwäche zu benützen? Ich bekämpfte dieſe Vermuthung mit aller Macht. Das Gefängniß, behauptete ich, erſcheint dieſer Frau nicht ſo gefährlich, wie die Gemeinſchaft mit den Verſchworenen. Vergebens verfolgte man die Fliehenden, keine Spur war aufzufinden. Zwei Tage waren ſchon unter vergeblichen Nachforſchungen verſtrichen, als man mit ſchwerem Herzen ſich entſchloß, einen Steckbrief zu entwerfen. Da erinnerte ſich der Präſident, daß wenige Tage vor der Flucht ein ſchon ausgefertigter Paß vermißt wurde. Man pflegte einen Stoß ausgefüllter Päſſe zur Unterſchrift auf das Bureau des Präſidenten hinzulegen, und das Unterſchreiben war das letzte Geſchäft in ſeinem Bureau. Er begab ſich dann in die Sitzung. Der Bruder pflegte die ausgefertigten Päſſe abzuholen. Er fand dies Mal, wie ſonſt, die Stube verſchloſſen, die nach Nummern geordneten Päſſe lagen da, aber einer fehlte. Es beunruhigte den Bruder, den Präſidenten ſelbſt; man konnte ſich's durchaus nicht erklären. Jetzt ſah man ein, daß es Luiſen gelungen ſein mußte, unvermerkt von der Wohnſtube der Frau aus ſich in das Bureau zu ſchleichen. Während man ſie von ſtumpfem Trübſinn ergriffen wähnte, hatte ſie, bei ihren häufigen Beſuchen auf Alles achtend, den ſich täglich wiederholenden Gang der Geſchäfte ſorgfältig gemerkt. Schon wollte man den Namen deſſen, für welchen der Paß ausgeſtellt war, in den Steckbrief eintragen und dieſer ſollte zum Druck abgeliefert werden, als ein Brief an den Bruder des Präſidenten ankam. Man erkannte Luiſens Handſchrift und erbrach ihn mit zitternder Hand.

Theodor zog einen Brief hervor. Ich habe ihn für Dich erhalten, ſagte er und las: Verzeiht, Ihr Lieben, daß ich Euch betrog, um ihn zu retten. Wir ſind in Sicherheit. Der brave Gottlieb (Rollers Diener) leitete die Flucht ein. Er und Magdalene begleiteten uns. Zwar haben wir die Hülfe eines der Verſchworenen benutzt, aber auch dieſe ſind getäuſcht. Sie wiſſen nichts von unſerer Flucht. Ich wäre höchſt unglücklich, wenn es anders wäre. Roller gehört jetzt mir und, was wichtiger iſt, ſich ſelbſt. Ihr hättet Zeugen ſeiner Befreiung ſein ſollen. Ich ſtand unten, jenſeits des Grabens, ich ſah, wie die Wache auf und nieder ſchritt, ich hörte die vereinzelten Töne, das Klirren des Gewehrs, wie es zu mir herübertönte in der ſtillen Nacht. Der Mond ſchien hell. Da entdeckte ich in der Ferne, was die Wache in der Nähe, dicht unter dem Gebäude, nicht wahrnehmen konnte, wie Roller aus dem Fenſter kroch, wie er ſich ſchwebend mit der einen Hand an den Eiſenſtäben feſthielt und mit der andern, unſicher tappend, einen Halt ſuchte. Der Abgrund unter ihm, die Wache hin und her ſchreitend, die jeden Augenblick das Geräuſch vernehmen konnte — ich bebte, ein Schwindel ergriff mich und ich ſank zurück in Magdalenens Arme, die ſelbſt zitternd hinzuſtürzen drohte. Als ich mich wieder beſann, ſah ich vor mir eine Mauer und von dem Dache hinunter ſchwebten loſe weiße Tücher. Eine furchtbare Angſt benahm mir den Athem, es war mir, als müßte ich in dieſem Augenblick ſterben. Er iſt heruntergeſtürzt, dachte ich, und Du haſt ihn ermordet. Da hörte ich im Graben dicht vor mir ein Plätſchern. Er war es, er war durchgeſchwommen und ſtürzte durchnäßt, wie er war, in meine Arme. — Noch immer ſchwebt dieſer herrliche, ſchöne, ja heilige Augenblick vor mir. Er gab meiner Ehe zuerſt die Weihe. — Der harte Mann weinte, ich hörte ihn an meiner Bruſt ſchluchzen, und die Thränen ſtrömten aus ſeinen Augen, wie das Waſſer aus ſeinen Kleidern mich benetzend. Es war mir wie die Taufe eines neuen Lebens. So ſtanden wir da und hatten Alles vergeſſen. Und wie ſeltſam, wenn ich mir dieſen Moment in der Erinnerung zurückrufe. Gefängniß, Schande, Tod umgab uns — und die uns verfolgten, die drohenden Feinde, waren keine Fremden, ſie waren mir die Nächſten, meine Verwandten, die heimatliche Umgebung von der früheſten Kindheit, alle mir in Liebe zugethan, ſie konnten mich nicht tadeln, ich konnte meine Zuneigung nicht von ihnen abwenden. So hatte Tod und Leben, Liebe und Haß ſich verbündet, um dieſen Moment zu heiligen, der das Innerſte zweier Liebenden aufſchloß, die, ſcheinbar getrennt, jetzt erſt erkannten, daß ihre Vereinigung ewig ſei. Gottlieb mußte uns mahnen, denn wir hatten Alles um uns her vergeſſen. Wie freute ſich Roller, als er das Kind ſah! — Doch ich muß abbrechen, der Wagen ſteht da, der uns weiter bringen ſoll. Ich durchlebe zwar mit ihm ſchwere Stunden, aber ich bin ihm Alles, wie er mir, und ſo trage ich Alles leicht und juble innerlich. Wie oft fällt der alte, einfache Vers meiner Heldin, Eleonora Uhlfeldt, mir ein — das Motto ihres wie unſeres Lebens:

Das Schwierigſte wird leicht der ehelichen Lieb',
Und Schande bringt uns Nichts, wozu die Treue trieb.

Wir werden uns nach einem einſamen Gebirgsthal begeben, um dort, entfernt von Allen, ſtill zu leben. Einen Theil von meinem und meines Mannes Vermögen habe ich mir zu verſchaffen gewußt, hinreichend für fünf Menſchen, die zuſammengehören und ſo wenig bedürfen, wie wir. Inliegend ſende ich den Paß zurück, den ich mir anzueignen wagte, um über die Grenze zu kommen. Wie Ihr ſeht, war er ganz wie für uns ausgefertigt, und ſo mußte Alles unſere Flucht unterſtützen. Ich bin ſehr glücklich. Gedenket meiner nicht unfreundlich, wenn meine That auch Eure Pläne, Eure Unterſuchungen ſtörte. Ein Jeder thut, was ihm zukömmt. —

Der Brief iſt, wie Du ſiehſt, aus einer Stadt des nahen Gebirgslandes datirt. Dort haben die politiſchen Verbrecher eine Freiſtätte. Was Rollers Betragen während ſeiner Gefangenſchaft bezeugte, wird durch Luiſe beſtätigt, und ich bin überzeugt, daß er nicht entflohen wäre, wenn er ſich nicht durch unbekannte

Verhältniſſe verpflichtet gefühlt hätte, das Geheimniß der Verſchwörung nie zu verrathen. Ich fühlte mich erleichtert und war über meinen Antheil an Rollers Verhaftung völlig beruhigt.

Aber noch immer ruht der Schleier über den verborgenen Umtrieben. Die letzte Unternehmung iſt freilich mißlungen. Wird es die letzte ſein? Die Preſſe der Oppoſition tritt verſteckter, aber gefährlicher hervor. Was ſie durch jene ſchändliche Verläumdung erreichen wollte, hat freilich jetzt keine Bedeutung mehr. Man ſuchte auf ein geheimes Verhältniß zwiſchen Luiſe und Waldemar anzuſpielen, und der Arme iſt in der That, ſeit Luiſe ankam, ſeltſam verändert. Er ſcheint einem innern Kampfe zu unterliegen, er ſucht die Einſamkeit und welkt ſichtbar hin. Die Eltern glaubten, daß eine geheime Neigung für Luiſe, die er wohl früher bekämpfte, jetzo, da er ſie in ihrer Ehe unglücklich wiſſe, wieder Kraft gewonnen habe und ihn aufzehre. Daß dieſe Vermuthung falſch ſei, hat ſich jetzt gezeigt, denn Rollers Befreiung, Luiſens ſchöne That, ihr Brief haben keine Veränderung bewirkt. Er vertraut ſich Keinem, und dieſes ſtille Unglück, wie die öffentliche Gefahr hat eine liebenswürdige, ſonſt heitere Familie ſehr unglücklich gemacht. Die frühere Vermuthung von dem Urſprunge des ſtillen Grams, der Waldemar aufzehrt, muß ganz in ihrer erſten Entſtehung, man begreift nicht wie, ausgeplaudert und gemißbraucht ſein. Die Verläumdung war um ſo boshafter, da derjenige, der ſie wagte, wohl einſah, daß eine Widerlegung unmöglich war. Jetzt hat man das ganz entgegengeſetzte Mittel ergriffen. Alle Oppoſitionsblätter, dieſelben, die Roller als einen gemißhandelten, ohne Grund verhafteten, redlichen, fähigen und verdienten Beamten darſtellten, klagen jetzo faſt unverholen den Präſidenten an, als hätte er die Flucht eines gefährlichen Verbrechers befördert — und in der That, die nahe Verwandtſchaft, Luiſens Flucht aus dem Hauſe des Bruders, das Intereſſe für den Verbrecher, wie er es, wenn auch nur in den vertrauteſten Kreiſen, geäußert hat, giebt dieſer Beſchuldigung einen gefährlichen Schein. Der Präſident hat ſeine Entlaſſung eingereicht, ſie iſt aber nicht angenommen worden.

Alles in dieſer ſonſt ſo fröhlichen, gewerbthätigen, heitern Stadt hat ſich verwandelt. Die Regierung hat das Vertrauen des Volks und das zu ſich ſelbſt verloren, der redliche Theil der Oppoſition kennt ſich nicht mehr in dieſer entehrenden Verwandtſchaft mit den kühnſten Verbrechern. Erwägen wir das Schrecken, welches dieſe eingeflößt haben, ſo müſſen wir bekennen, daß ſie in ihrer geheimen, jeder Forſchung unzugänglichen Stätte — ſelbſt nach der Niederlage die Siegreichen ſind. In allen Familien herrſcht eine finſtere Stimmung, es iſt einem Jeden, als wenn ein nahes Unglück über ſeinem Haupte ſchwebte, eine jede bürgerliche Unternehmung ſtockt. Neue Häuſer, deren Bau im Vertrauen auf eine ſichere Zukunft angefangen wurde, ſtehen halb vollendet da, und die leeren Gerüſte, deren Arbeiter verſchwunden ſind, blicken uns geſpenſterhaft und warnend an. Die Landſtraßen ſind ſtill und öde, die Armen, ohne Arbeit, verſchmachten faſt, werden dadurch täglich gefährlicher, ja ſie werden durch den Mangel ſelbſt für die geheime Macht angeworben, und der Stillſtand in allem Gewerbe, hervorgerufen durch Angſt, durch Furcht vor einer unbekannten Gefahr, zieht dieſe herbei und ſteigert ſie. Mißmuthig ſchleichen die Bürger durch die ſtillen Straßen, die Schenken, in welchen man ſonſt ſo keck die Regierung tadelte, ſind verlaſſen, die Salons, in welchen man denſelben Gegenſtand eben ſo flach, nur mit angelernter Geiſtreichigkeit behandelte, ſind leer. Wo wir hinkommen, tritt uns das Widerwärtige, Hohle, Schwankende eines eiteln Strebens, wie es in alle Richtungen ſich hineindrängte und jetzt nur ſeine Erbärmlichkeit ſich zu geſtehen ſchämte tödtend entgegen, und mir iſt in dieſem Pfuhle von Nichtigkeiten aller Art recht klar geworden, wie die mächtig, Geſchichte, die uns ergriffen hat, etwas unendlich Tieferes iſt, als unſere Philoſopheme, unſere Konſtitutionen, unſere ſogenannte Literatur und das Gerede unſerer Salons. Wo liegt der Schlüſſel ihrer Geheimniſſe? In den Kabinetten, in den Kammern, in den philoſophiſchen Konſtruktionen?- Mich würde ein Ekel vor einer Zeit, wie dieſe, ergriffen haben, wenn nicht rein menſchliche Verhältniſſe, der Politik entfrembet, mich in Anſpruch genommen hätten. Meine Theilnahme an Luiſens Schickſal, meine Sorge um Dich, gab mir Lebenskraft, Muth ſelbſt, weil ein mächtiges Gefühl, auch wenn es uns aufzehrt, dennoch ein wirkliches Leben iſt, während jene leeren Abſtraktionen, aus welchen Alles entſpringt, was in unſeren Tagen als Politik das Volk in Bewegung ſetzt, uns innerlich aushöhlt. Was die mächtige Geſchichte mit uns will, das geſchieht, unſerem vornehmen Bewußtſein zum Trotz, bewußtlos, wie die Verwüſtungen der Mongolen und Mohamedaner, die in blinder Wuth Welttheile umgeſtalteten und neue Zeitalter ſchufen. —

Edward, der jetzt das Geſtändniß ſeines Freundes als geſchloſſen betrachtete, fragte lächelnd: Schienſt Du doch ſelbſt im Anfange Deiner Beichte einzuſehen, daß ein tiefes, echt Menſchliches die eigenthümliche Aufgabe eines jeden Menſchen beſtimme, daß alle Verheißung darauf beruhe? Freilich, wer in dem Gewühle der Meinungen oder in dem Konflikt der widerſtreitenden Gedanken der Zeit ihre Bedeutung ſucht, wer glauben kann, daß, was auf alle Weiſe Irrthum iſt, könne durch irgend eine Vermittlung Wahrheit, was in allen Formen todt, durch eine künſtliche Ausgleichung lebendig werden, der iſt kaum zu heilen. — Freund, unterbrach ihn Theodor, laſſen wir das. Alles wäre freilich gut, wenn wir, in das Gewühl hineingeſtoßen, die genannte, unter uns wenigſtens oft erwähnte Aufgabe zu erkennen vermöchten; aber iſt dies nicht eben ſo ſchwierig, als die Aufgabe der Geſchichte zu begreifen? — Hör auf, um Gottes Willen, rief Edward, meine Nerven ſind noch für eine ſolche Sprache zu ſchwach. — Und doch haſt Du Recht, wenn der ſchlichte Sinn, wenn die Einfalt, die nie aus ihrer urſprünglichen, aber eben deswegen unendlich reichen Beſchränkung heraustritt, verſchwunden iſt, wenn wir mühſam ſuchen und erwerben müſſen, was *uns* beſitzen ſoll. Doch entfernen wir uns von einer Unterſuchung, die mehr Zeit und wenigſtens von meiner Seite mehr Anſtrengung erfordert, als mir vergönnt iſt. Louvet wird ungeduldig, und ich muß Dir noch eine Furcht mittheilen, die mich ängſtigt. Du haſt Vieles erlebt, und während ich hier in der engen Stube mit dem Tode kämpſte, haſt Du mit einem bunten Leben einen ſtarken Kampf beſtanden; aber wie kannſt Du ſo ruhig ſein? Die Regierung fürchtete die verborgne Macht — haſt Du vergeſſen, daß ſie Dir ganz beſonders gefährlich werden muß? — Die Schwäche der Krankheit äußerte ſich jetzt. So lange die Erzählung dauerte, trat die Angſt um den Freund, die in der That keine erträumte war, zurück. Jetzt ward Edward von dieſer überwältigt, Theodor ſah ihn erblaſſen und erwiederte ſchnell: Ich war freilich am Tage des Aufruhrs in keiner geringen Gefahr; mein öffentliches Auftreten war bald von Verſchworenen entdeckt, ſie betrachteten mich als einen Verräther, weil ſie mich für einen Verbündeten angeſehen, und nur die überraſchende Unterbrechung des Aufruhrs durch den Einſturz der Brücke, eben was Dein Leben bedrohete, rettete meines. Jetzt fürchte ich wenig mehr. Dieſe geheime Wuth iſt nur gefährlich, wenn man ſie nicht kennt. Blind darf ſie ſich nicht äußern, denn jede Bewegung iſt von dem leitenden, beſonnenen Mittelpunkt abhängig. Mich jetzt angreifen, da ich unter dem unmittelbaren Schutze der Behörde ſtehe, die Deine Furcht theilt, wäre nicht bloß tollkühn, ſondern auch zwecklos. Es würde ihr Unternehmen gefährden, ohne ihnen irgend Gewinn zu bringen. So wir ich das Gewebe, gewiß nicht unrichtig.

beurtheile, iſt es mir entſchieden, daß ein verborgener, höchſt talentvoller Verbrecher alle Fäden der Verſchwörung zuſammenhält. Ich bin überzeugt, daß er das Spiel noch nicht aufgegeben, ich bin eben ſo überzeugt, daß er meinen Untergang beſchloſſen hat; aber jetzt nicht. Er mag der Liſtigſte ſein, und er iſt es — die Zukunft wird ihn dennoch um eine Hoffnung betrügen. Er will mich opfern; aber er ſinkt früher. Ich habe eine Zuverſicht, die mich nicht trügen wird. —

Der heilſame Einfluß des Beſuchs auf den kranken Edward war auffallend. Theodor erſchien täglich, Louvet faßte zu ihm ein großes Vertrauen, und dieſe Drei bildeten einen innig verbundenen Kreis vertrauter Freunde. Louvet lebte ſehr ſtill und eingezogen, Wenige kannten ihn, und obgleich er mit großer Sorge den politiſchen Erſchütterungen entgegenſah, obgleich ihn die Ereigniſſe, die durch Theodors Entdeckungen eine Kriſe herbeizuführen ſchienen, lebhaft bewegten, ſo äußerte er ſich doch ſelten über dieſen Gegenſtand. Er war mit der Geſinnung ſeiner jungen Freunde zufrieden, und dieſe glaubten nur zu bemerken, daß er, wenn die Rede war von dem geheimen Oberhaupte, eine ahnungsvolle Beſorgniß nur mühſam zu verbergen vermochte. Sie hatten ſich nicht geirrt; eine furchtbare Vermuthung, Erinnerungen aus einer frühern, unheilſchwangern Zeit traten drohend hervor, er ſuchte aber dieſe ſorgfältig vor ſich ſelbſt, wie vor Edward und Theodor zu verbergen, und horchte aufmerkſam auf ein jedes Ereigniß, verfolgte jede Spur, die aus den fortdauernden Unterſuchungen auf das verborgene Haupt der Verſchwörung hinzuleiten ſchien. Edward war ihm während der Krankheit immer lieber geworden. Er mußte mit Sorgfalt eine jede Erſchütterung, eine jede gewaltſame innere Bewegung, die dem Kranken gefährlich werden konnte, zu vermeiden ſuchen. Wenige Tage vor Theodors Beſuch hatte Edward, von der Sorgfalt, mit welcher er gepflegt wurde, gerührt, Louvets Hand ergriffen und ihn Vater genannt. Mein Sohn, wie glücklich würde ich ſein, wenn ich Dich mit Recht ſo nennen dürfte, erwiederte Louvet; und warum ſollten wir dieſe Benennungen, die uns beiden wohlthuend ſind, nicht brauchen? Nenne mich Vater, ich will Dich Sohn nennen, ich fühle mich glücklich durch dieſe Täuſchung. — Faſt hätte Louvet Urſache gehabt, dieſe Aeußerung zu bereuen. Edward war äußerſt bewegt und konnte ſich nur mühſam beruhigen. Seit dieſer Zeit blieb aber dieſe wechſelſeitige Benennung.

Jetzt, da Edwards Geſundheit immer feſter ward, wollte Louvet die Hoffnung, die ihm ſo lange vorgeſchwebt, in Gewißheit verwandeln. Je länger er alle Verhältniſſe überdachte, deſto größer ward ſeine Zuverſicht.

Edward ſollte nun wieder in der Geſellſchaft, unter Freunden erſcheinen, er wollte die freie Luft, die Natur, die ſich in aller Fülle entfaltet hatte, genießen. Er war freier, heiterer, als vor der Krankheit, und die ganze Luſt ſeiner friſchen Jugend war zurückgekehrt. Der folgende Tag war für ſeine erſte Ausflucht beſtimmt, Theodor wollte dieſen Abend kommen, und da in den letzten Tagen die häufigen Beſuche nicht ſelten läſtig waren, ſo hatte Louvet befohlen, einen jeden abzuweiſen. — Fühlſt Du Dich ſtark genug, uns heute die Geſchichte Deiner Kindheit, Deiner Jugend mitzutheilen? fragte Louvet, und Edward bejahte es. Ihren Wunſch, lieber Vater, ſagte er, habe ich geahnet, und meine Erzählung wird mich entſchuldigen, daß ich bis jetzo die früheſte Zeit meiner Kindheit nur ungern berührte, und ſelbſt meinen beſten Freund darüber in Dunkelheit ließ. Ich habe mich während der Geneſung oft in die Erinnerung früherer Tage verſenkt und konnte mich nicht enthalten, über die Art der Darſtellung nachzudenken, und dann war es mir wieder, als wenn ein ſolches Nachdenken der Darſtellung nur nachtheilig ſein könnte. Der Gegenſtand iſt Dir ja bekannt, dachte ich, Deine einfache Erzählung bedarf keiner langen Vorbereitung und wird ohne allen Zweifel wahrer, lebendiger hervortreten, wenn ſie ein reines Erzeugniß des Augenblicks iſt, wenn ſie, getragen von der Theilnahme der Freunde, ſich kunſtlos entwickelt. Es iſt wohl die zurückgebliebene Schwäche der Krankheit, die dieſe ſeltſame Bedenklichkeit erzeugt hat. So mag auch eine Vorſtellung, die ich nicht abzuweiſen vermag, entſtanden ſein. Ich weiß nämlich nicht, was mir dieſe Mittheilung ſo wichtig macht, obgleich mein früheres Leben mir ſelbſt nur unbedeutend, und, was es für die Zukunft verſpricht, auch eben nicht von großem Intereſſe zu ſein ſcheint; aber in der That, ich kann die Ahnung nicht verdrängen, daß an dieſer Mittheilung ſich Ereigniſſe knüpfen, die für mein ganzes Leben entſcheidend ſein werden. — Sie wurden einig, Theodors Ankunft abzuwarten.

Jetzt, da der Augenblick der Entſcheidung herannahte, erſchien Louvet, was ihm früher ſo gewiß war, höchſt zweifelhaft. Die wenigen Umſtände, die ihm aus Edwards Leben bekannt waren, der Vorname, die Erziehung auf dem Lande, die Aehnlichkeit mit einer geliebten Perſon, ſchienen ihm nur eine ſchwache Aehnlichkeit zu begründen. Er fing an für den Augenblick zu fürchten, der alle ſeine ſtillen Hoffnungen zerſtören ſollte. — Und wenn ſie nun auch erfüllt werden? Biſt Du nicht genöthigt, Deine Freude über die Entdeckung zu verbergen? Sind die Verhältniſſe, die Dich zwangen, das geliebte Kind zu verbergen, nicht noch immer die nämlichen? Welche Qual bereiteſt Du Dir, wenn Du in ſeiner Nähe lebſt, wenn er Dich Vater nennt und nicht wiſſen darf, wie ſehr er berechtigt iſt, dieſen Namen, wenn auch nicht im engſten Sinne, zu tragen? Faſt gereuete ihn die Aufforderung, und doch ſah er ein, daß er nicht länger in dieſer Ungewißheit leben könnte. Dann warf er ſich ſeine Unruhe vor; es ſchien ihm kindiſch und unwürdig, ſich von einem äußern Verhältniß ſo abhängig zu fühlen, da ein langes Leben und Täuſchungen der ſchmerzlichſten Art ihn geſtählt haben ſollten. Darfſt Du Dich freuen, daß Du dieſe Spuren eines friſchen Lebens in Dir entdeckſt, daß Du mit großer Heftigkeit von Hoffnung und Furcht bewegt wirſt, daß Du eine neue Zukunft ergreifen willſt, die, ſelbſt wenn Deine Vermuthung gegründet wäre, für Dich verhängnißvoll ſein, Dir drohend, düſteres Unglück bereiten kann. Wirſt Du durch den jugendlichen Muth getragen, der eine gefährliche Zukunft herausfordern darf und in einem zweifelhaften Kampfe einen Genuß findet? Und wenn Du nun daſitzeſt, wenn er ſeine Erzählung anfängt, wenn die erſten einleitenden Worte Deine Vermuthung beſtätigen oder widerlegen — wirſt Du Dich nicht in beiden Fällen unvermeidlich verrathen? —

Der Augenblick näherte ſich, und noch kämpfte Louvet mit ſich ſelbſt. Theodors Ankunft ward angeſagt, er ſchob ein nothwendiges Geſchäft vor und blieb noch lange allein, bis die männliche, durch ein bewegtes, bedeutendes Leben geſtärkte Kraft ſiegte. Mit einer großen äußern Ruhe trat er zu den Freunden hinein, entſchuldigte ſein Zuſpätkommen, grüßte Theodor und ſetzte ſich ſo, daß die vorübergehende Erſchütterung, die er erwarten mußte, die ſelbſt, wenn es ihm gelang ſie zu bekämpfen, ſich doch äußern würde, unbemerkt bleiben konnte. Nun, ſagte er, Edward, ich bin bereit. —

Dieſer hob lächelnd an: Ich befinde mich, indem ich meine Perſon, was doch für eine Lebensgeſchichte unvermeidlich ſcheint, genauer bezeichnen ſoll, in einer eignen Verlegenheit. Sie, Herr Louvet, haben mir erlaubt mich ihren Sohn zu nennen, und in der That, Sie haben ein eben ſo großes Recht ſich meinen Vater zu nennen, wie irgend ein anderer mir bekannt gewordener Menſch — und dennoch bin ich keinesweges ein Findling, deſſen Herkunft etwa unbekannt wäre, obgleich ſie mir verborgen blieb. — Nun, ſagte Louvet, der ſich raſch dem Tiſche näherte, jetzt völlig überzeugt, daß ſeine Vermuthung gegründet ſei, ſeine Erſchütterung hinter der raſchen Bewegung einer aufgeregten Neugierde verbergend, — nun, Deine Erzählung fängt ja ſehr intereſſant an. Wenn ich auch nicht Dein Vater ſein kann im ſtrengſten Sinn, weil ich es doch wiſſen müßte, wenn ich irgendwo einen Sohn verſteckt hätte, oder wenn er mir etwa geraubt oder ſonſt verſchwunden wäre, ſo kannſt Du doch vielleicht mein naher Verwandter ſein. Meine Verwandtſchaft iſt ausgebreitet, ich ſtand lange außer irgend einer Verbindung mit ihr — und was kann ſich da nicht ereignet haben, ohne daß ich es erfuhr? Wer in die Lotterie ſetzt, der beſitzt doch gewiſſermaßen den Gewinn, wie der Erbe eines reichen Mannes ſein Erbtheil, bis der erſte den Gewinn, der zweite ſeine Erbſchaft, jener durch den Zug, dieſer durch den Bankerot, verliert. Ich dächte, wir betrachteten unſer bis jetzt nur fingirtes Verhältniß von nun an als ein mögliches. —

Edward lächelte heiter und Theodor rief: Ei, ei, Du haſt Dich alſo unter einem falſchen Namen in unſere Mitte und in meine Freundſchaft hineingedrängt. Wer weiß, was aus Dir werden kann. Dein Familien-Diplom iſt verbrieft, aber das Siegel ſteht nicht darunter. Was kann man nicht ſein in unſern Tagen? Biſt Du etwa ein Prinz, ein bis jetzt verborgener Prätendent, der unſchuldigen Iſabella oder der portugieſiſchen Maria gegenüber, ein Buonapartide, ein Naundorf=Bourbon, oder ein Abkömmling von Iturbide oder Chriſtoph — wenn Dein Teint die letzte Vermuthung erlaubte? Bei den grenzenloſen Prätenſionen unſerer Tage darf man ſich über die Menge der Prätendenten nicht wundern. Nun dieſer Eingang ſpannt meine Neugierde; fang, ich beſchwöre Dich, Deine Geſchichte an. — Wenn die Heftigkeit Deiner Neugierde mir Zeit läßt, ſie zu befriedigen — herzlich gern, ſagte Edward und erzählte:

In einer nicht ſehr entfernten Gebirgsgegend liegt ein liebliches, heiteres Dorf. Die ſchönen Bauerhäuſer, reinlich und licht angeſtrichen, mit klaren, durchſichtigen Fenſtern, blicken uns freundlich an. Faſt alle ſind von mächtigen Blumen hinter grünem Gitter, umgeben. Eine Allee geht mitten durch das Dorf und eine breite, ſorgfältig gebaute, feſtgeſtampfte Straße trennt die Bäume. Mächtige Berge erheben ſich in einem Halbkreis und die Gebirgswaldungen drängen ſich bis dicht an das Dorf hin. Grüne, feuchte, reizende Gebirgswieſen bilden auf hohen Gebirgsflächen lichte Plätze, wo das fette Vieh im hohen, ſtets friſchen Graſe weidet. Wohlerhaltene Aecker, nur durch Gärten von den Häuſern getrennt, umgeben das Dorf. Hier und da entdeckt man anſehnlichere Wohnungen und Fabrikgebäude. Große Frachtwagen, die auf den ſchönen Landſtraßen ankommen und abgehen, vor den größeren Häuſern halten, hier abgeladen, dort mit Waaren von Neuem belaſtet werden, beweiſen, wie die lebhafte Bewegung, daß hier ein reges, thätiges, betriebſames Volk lebe. Wie nun auch der Fremde, der dieſe abgelegene Gegend zuerſt entdeckt, durch die Freundlichkeit, durch die Anmut der Umgebung, durch die friſche Thätigkeit der Menſchen überraſcht werden mag, mehr noch wird er erſtaunen, wenn ihn die Einwohner freundlich bewillkommnen, wenn der in heimatliche Tracht ſauber gekleidete Bauer mit beſcheidener Freimüthigkeit in einer gebildeten Sprache ihn anſpricht, treuherzig, gaſtfrei, wo es erfordert wird, hülfreich erſcheint und mit ruhigem, liebreichem, verſtändigem Sinne vorliegende Verhältniſſe beſpricht. In dieſem Dorfe ward ich — nicht geboren, aber als zartes Kind gepflegt, als Knabe erzogen. Mir, der ich hier aufwuchs, ſchien freilich Alles eine nothwendige Bedingung des Daſeins und die Häuſer mit ihren Einwohnern ſo ſicher begründet, wie die Gegend mit ihren Gebirgen und Waldungen. Als ich aber älter ward, fiel mir freilich das Erſtaunen der Reiſenden auf, die hieher kamen, nicht bloß der Geſchäfte wegen, ſondern auch aus Neugierde oder durch edlere Motive bewogen, — und ſpäter, als ich die Geſchichte der Umwandlung dieſes Dorfes, die wie ein Wunder in die verworrenen Begebenheiten der Zeit hineinfiel und unbeachtet blieb, wie alle wahren Wunder, — da ward es mir freilich klar, in welche äußerlich wie innerlich reiche Umgebung mich ein günſtiges Geſchick verſetzt hatte.

Ich wuchs hier in dem Hauſe eines Oberförſters auf, galt für einen nahen Verwandten und führe noch den Familiennamen ſeiner Frau. Der Oberförſter war ein ſehr tüchtiger, ganz mit ſeinen Waldungen verwachſener Mann. Er trug ſich feſt und grade, die grauen Haare hingen geſcheitelt, ſchlicht und grade herunter. Man erkannte den alten Militair. Er hatte in ſeiner Jugend in Nordamerika gedient, und erzählte gern von den Feldzügen und faſt lieber noch von den dortigen mächtigen Wäldern. Wenn er lang und ſchlank, in ſeiner graden Haltung, mit einem männlichen, derben Schritt, grade vor ſich hinſchauend, dem Beſuchenden entgegenging, ihn feſt anſah, was dieſer vortrug, mit beſonnener Ruhe anhörte, ihn dann mit dem offenen Auge fixirte, ſo glaubte man einen harten Mann vor ſich zu ſehen, und er pflegte auch in der That einem

Fremden zu imponiren. Der Gegner erwartete einen harten Widerſtand und täuſchte ſich nicht. Er lebte ganz und mit großem Eifer für ſein Amt und beſonders eiferte er gegen die Verwüſtung der Wälder. Es war ſeine unerſchütterliche Ueberzeugung, daß die Wälder unter dem Schutze des Staates ſtehen müßten, daß der Eigenthümer nie das Recht haben könne, willkürlich mit dieſem Eigenthume zu verfahren, da ein geſetzloſes Niederhauen eine Gegend auf immer verwüſte. Mit großer Mühe und Anſtrengung hatte er aus allen, ſelbſt aus den entfernteſten Ländern Nachrichten geſammelt von ſolchen Verwüſtungen, durch welche Gebirgsgegenden beſonders unbewohnbar geworden. Er ſelbſt kannte viele Gebirge, die auf eine ſolche Weiſe verödet waren. Oft pflegte er von einer Stadt zu ſprechen, deren Lage als eine reizende berühmt war. Die Stadtbehörde hatte die ſchönen Waldungen, welche die Stadt umgaben, verſchleudert, die Käufer ſuchten durch eiliges Umhauen den Kaufpreis wieder zu gewinnen. Jetzt iſt die Stadt von kahlen Gebirgen umgeben, die Gegend hat ihren Schmuck, die Fabriken haben ihr nothwendigſtes Bedürfniß verloren. Die Einwohner leiden ſämmtlich darunter, am meiſten die Armut. Wie oft, ſprach er dann heftig, ſah ich nackte Gebirgsſtrecken meilenweit ohne allen Pflanzenwuchs. Der Sturm pfeift ſeit Jahrhunderten über die wüſte Stätte, und dennoch zeigen ſie, wie die Ruinen aſiatiſcher Städte, die traurigen Spuren einer verſchwundenen Pracht. Die Reſte vormals mächtiger Bäume erhalten ſich noch, ja einzelne Stämme ſtrecken ihre vertrockneten Arme aus, haben Jahrhunderte überlebt und ſtehen wie dürre, mahnende Geſpenſter in der Mitte der Felſenwüſte da. Unter dem Schutze der Waldung wuchs hier eine ſtille Welt, die rieſelnden Bäche tränkten eine lebhafte Vegetation, der überflüſſige Reichthum ergoß ſich wohlthätig über die niederen Felder. Die Waldungen hielten die Stürme auf und feſſelten ſie. Jetzt iſt Alles verödet, die Stürme brauſen über die kahlen Flächen, die Regengüſſe wälzen ſich von den nackten Höhen herunter und eilen von dieſen ohne Aufenthalt weiter, früher Segen, jetzt nur Schrecken verbreitend. Und wie laut, wie klar iſt die Stimme der erzeugenden, ſich immer erneuernden Natur, die den Menſchen zum Wächter, zum Pfleger ihrer Kinder berief! Wir können die geheimen Mächte, die drohend um die ſtolzen Bäume heulen, bändigen, und dankbar lohnen dieſe dann unſere Pflege, unſere Liebe — ja wir können jene Dämonen in wohlthätige Geiſter verwandeln, und zaubern ſie fluchbringend herbei. —

Der Oberförſter war zu jener Zeit, ſo weit ich mich zurück erinnern kann, ſchon einige dreißig Jahre hier, hatte immer daſſelbe Amt bekleidet und ſtandhaft eine jede Aufforderung, eine höhere Stelle anzunehmen ausgeſchlagen. Hier aber zeigte er, was redlicher Eifer auszurichten vermag. Alle Baumpflanzungen gediehen, ſelbſt für den Schmuck der Gegend war er beſorgt. Mächtige Weymuthskiefern zierten das Gebirge, nordamerikaniſche Eichen miſchten ſich mit einheimiſchen Platanen, mit Linden in den niederen Gegenden, mächtige Alleen, nicht von Pappeln, die er nicht liebte, lieſſen längs der Landſtraße, und an ſeine Wohnung ſchloß ſich ein mächtiger Baumwuchs, der ſich in die Thäler hineindrängte, über die ſanften Hügel herüberzog, kreisförmig die ſchönſten Wieſen umſchlang und wie ein Park, in welchem die Natur, freiwaltend, das Schönſte erzeugte, von den reinlichen Gängen durchzogen war. Das luſtige Wild, durch ſtarke Gehege von den Aeckern getrennt, näherte ſich zutraulich dem Wanderer, und blickte ihn ſorglos und neugierig an. Die Eintheilung der Waldung in regelmäßige Schläge, das Fällen der Bäume, das Anpflanzen, die Jagden, Alles hatte ſeinen ſtill geordneten Gang, und die Waldungen mit ihren Bewohnern waren ihm, was dem trefflichen Prediger ſeine Gemeinde — ſeine Kinder, den wilden Mächten der Natur und den Verwüſtungen der Menſchen preisgegeben, gegen welche ſie ihn um Schutz und Erhaltung anflehten. Er kannte jeden mächtigen Baum, wie jedes Reh in ſeinem großen Reviere. Er brachte Tage, oft halbe Nächte in den finſteren Wäldern zu, und wenn der Wind zwiſchen den Blättern ſäuſelte, wenn der Mond einen beweglichen, ſchwankenden Schein in die nächtliche Finſterniß hineinwarf, fühlte er ſich nicht, wie Andere, von drohenden Phantaſien gequält — nein, wie in einer lieben, traulichen Heimat, ein jeder Baum nickte ihm freundlich zu, die mächtigen Blumen grüßten ihn, die Rehe näherten ſich zutraulich, und das Rauſchen der Blätter, das Säuſeln des Windes tönte ihm wie geheimes Liebesgeflüſter.

Der Jagd- und Waldfrevel war faſt ganz verſchwunden. Seine Untergebenen wußten, daß ſie einer ſtrengen Aufſicht unterworfen waren, und er hatte eine Gewalt über ſie, wie über alle Einwohner, die faſt unglaublich ſchien. Was ihm am meiſten Sorge machte, war die Neigung der großen Waldbeſitzer, die Forſten zu verwüſten, um ſchnell ein Vermögen zu erwerben oder zerrütteten Verhältniſſen aufzuhelfen. Gegen dieſe trat er mit großer Entſchiedenheit auf. So weit die Geſetze ihm beiſtanden, gab er nie nach, und wo dieſe nicht hinreichten, ſcheute er nicht bedeutende Opfer, Anleihen mit ſicherem Verluſt, um nur ſeine Wälder zu retten. Wo es nöthig war, ſuchte er die Hülfe der höchſten Behörde nach, und oft zog ſein unbeweglicher Sinn und, wo die Mächtigen ihm entgegentraten, ſeine rückſichtsloſe Freimüthigkeit ihm gefährliche Gegner zu. Aber ſeine Verdienſte legten ein zu ſtarkes Zeugniß für ihn ab, und die allgemeine Liebe und Achtung gaben ihm einen mächtigen Schutz.

So erſchien der Oberförſter in ſeinem Amte; in ſeiner Familie war er der mildeſte, nachgiebigſte, liebevollſte Mann. Ich erinnere mich kaum, einen heftigen Auftritt erlebt zu haben. Seine Frau, aus einer angeſehenen Familie, hatte noch in ihrem Alter etwas Friſches, Geſundes und Einnehmendes, das Auge klar, der feine Mund liebreich. Ihre ſanfte Stimme erhob ſie nie, und dennoch übte ſie eine unwiderſtehliche Gewalt über ihre ganze Umgebung aus. Sie war in ihrem Hauſe eben ſo beſtimmt, wie der Mann in ſeinem Amte. Alles war ſtreng geordnet und geſchah ohne Geräuſch, und mir ſchien es, als müßte es ſo ſein, als wäre die geräuſchloſe Ordnung des Hauſes ebenſo nothwendig, wie die der Natur.

Dennoch waren einige Tage dadurch ausgezeichnet, daß ſie das Haus in eine ungewöhnliche Bewegung ſetzten. Es waren die Tage der großen Wäſche und die Schlachttage im Herbſt. Der Oberförſter pflegte dann das Haus zu räumen und benutzte ſie zu den Amtsreiſen in ſeinem weiten Diſtrikte. Dieſe Tage erſchienen uns, den Kindern, als ereignißvolle, recht ausgezeichnete, obgleich wir entweder allenthalben beſchwerlich waren, und daher mit dem Lehrer eingeſperrt oder nach dem Hauſe eines benachbarten Kaufmanns hingeſchickt wurden. Am angenehmſten war es uns, wenn wir dieſe Tage im Wald und Gebirge zubringen durften.

Dieſe Kinder, mit welchen ich ſo meine erſten Jahre zubrachte, waren die Enkel der Alten. In der Ferne lebte eine verheirathete Tochter, ein Sohn aber war im Felde geblieben, und ſeine Wittwe ſtarb kurz darauf aus Gram. Er hinterließ zwei Söhne und eine Tochter. Dieſes Mädchen und der älteſte Sohn waren Zwillinge und ziemlich von meinem Alter, der zweite Sohn nur zwei Jahre jünger. Amalie ward frühzeitig im Hauſe beſchäftigt und übte eine anerkannte Herrſchaft über uns aus. Sie war luſtig und harmlos, oft auf eine überraſchende Weiſe witzig und geiſtreich. Ihre heitere Beweglichkeit kannte keine Grenze, und in dem ſtill geordneten Hauſe erſchien ſie nicht ſelten einem fremden, feenartigen Weſen ähnlich. Aber ſie war dabei ſo anmuthig, ſo heiter und einſchmeichelnd, daß wir uns gern von ihr beherrſchen ließen.

Dieſes Haus war im eigentlichſten Sinne geſegnet, und ein ſtiller, wunderbarer Friede herrſchte in ſeinen Mauern. Als mein Bewußtſein zu erwachen anfing, als das Leben der Altväter, Abrahams, Iſaaks, mir Gegenſtand der Betrachtung ward, ſchien mir jene Lebensweiſe ſo natürlich, meiner Umgebung ſo nahe verwandt. So mochte der Herr wohl auch in unſerer Mitte leben, und gewiß er erſchien dem alten, ehrwürdigen Vater wohl auch und offenbarte ihm ſeinen Willen. Oft, wenn der Vater ſich nach irgend einem für ſeine Gegend für das Dorf, für ſeine lieben Wälder bedenklichen Ereigniße, ſorgenvoll in ſeine Stube einſchloß, und heiter, zuverſichtlich und mit ruhiger Entſchloſſenheit wieder erſchien, war es mir, als wenn Gott ſich ihm unmittelbar offenbart, er ſich ihm unbedingt ergeben hätte, und er konnte mir dann wie Moſes, als er mit Gott geſprochen hatte, wie von einer leuchtenden Klarheit umfloſſen erſcheinen. Das ganze Leben war wie ein fortdauernder Gottesdienſt, Alles, was geſchah, Freudiges wie Schmerzliches, hatte eine beſtändige Beziehung auf ein höheres Daſein. Oft ward mir erzählt, wie die beiden Alten, als ſie die Nachricht von dem Tode des Sohnes und der Schwiegertochter empfingen, nicht mit Wehklagen und Verzweiflung, vielmehr mit ſtiller Ergebung, mit Gebet und Lobgeſang die Verſtorbenen dem Herrn geweiht und dann mit ruhiger Thätigkeit die gewohnte Ordnung fortgeſetzt hätten. Alle Jahre ward dieſer Tag gefeiert. —

Der eigentliche Mittelpunkt dieſes Familienlebens war der Prediger, einer der merkwürdigſten Männer, nicht allein der Gegend, ſondern auch unſerer Zeit. Er war damals ſchon mehrere Jahre über ſiebzig, älter als der Oberförſter, aber noch ſehr rüſtig und thätig. Sein Profil trat beſonders ſchneidend hervor. Seine Stirne war groß, die gebogene Adlernaſe gab dem Antlitz etwas Entſchiedenes, faſt Hartes, das ſpitze, hervorragende Kinn vollendete die Schärfe ſeiner Züge. Aber es war ſeltſam, wie ſchnell dieſer Eindruck verſchwand, wenn das Geſicht uns mild und freundlich zugewandt war, wenn die ſelige Zuverſicht des Glaubens, durch keinen Zweifel getrübt, uns mit Macht in die Welt hineinriß, aus welcher er wie aus ſeiner eigenen Heimat herauszutreten ſchien. Seine Predigten unterſchieden ſich wenig von ſeiner gewöhnlichen Rede. Nie hatte man das Gefühl, als ſuchte er nach Worten. Alles, was er Religiöſes vortrug, war höchſt einfach, es war keine Reflexion, ich möchte es Erzählung nennen, die in aller Einfalt laut ward. Es war nicht bloß Erdachtes, vielmehr im eigentlichſten Sinne Erlebtes. Seine Gemeinde, die ganze Gegend huldigten ihm, und wenn man ihn in ſeiner ſchlichten Art hervortreten, ſich ſtill und freundlich unter die Freunde hinſetzen ſah, und wie er ſich nie vordrängte, mit hingebender Geduld ſich belehren ließ, keine Einwendung, ſelbſt keine thörichte, ſogleich abwies, ſchien es unbegreiflich, wie dieſer Mann eine ſo große Herrſchaft über ſeine Umgebung ausüben konnte. Dieſe Gewalt erſchien aber eben deswegen als etwas Höheres, nicht bloß Menſchliches. Seine ſtille Gegenwart wirkte wie ein Zauber, wenige Worte konnten den heftigſten Streit ſchlichten, ein kurz und einfach ausgeſprochener Rath ſchien plötzlich Schwierigkeiten zu heben, die man für unüberwindlich gehalten. Wenn auch Angelegenheiten des Dorfes die Geſellſchaft lebhaft beſchäftigten, wenn das Kleinlichſte mit Heftigkeit und leidenſchaftlich verhandelt ward, ſo verwandelte ſich dennoch die Verſammlung, wo er erſchien, in eine gottesdienſtliche. Denn in ſeiner Begleitung trat der zuverſichtliche Glaube als die Sonne, die ſtill und unmerkbar jedes Geſchäft, jede That erwärmte und pflegte, hervor. — Durch ihn waren auch alle Einwohner des Dorfes unter ſich verbunden. Die Familien waren durch den eigenen wachſenden Wohlſtand für ſich beſchäftigt, lärmende Zuſammenkünfte fanden gar nicht ſtatt, die Schenken wurden für gewöhnlich nur von den Fremden, von den Fuhrleuten beſucht; aber dennoch wandte ſich ein jeder Bauer, wo er Hülfe bedurfte, mit Zuverſicht an ſeinen Nachbar, und wo ein Bau ſchnell zu vollenden, ein dringendes Geſchäft ſchnell auszuführen war, ſah man viele Nachbarn vereinigt, mit großer Anſtrengung hülfreich herbeieilen. Alle Zwietracht war zwar hier nicht verdrängt, die Verläumdung, der Haß, das wilde Leben war den Einwohnern nicht fremd — ja, die ſonſt ſo ſegensreiche Entwickelung mochte hier und da die Heuchelei befördern — aber das Schlechte, Nichtswürdige durfte ſich nicht hervorwagen, und was das Leben von der Art Finſteres, Nächtliches enthielt, erſchien uns, aus der geheimnißvollen Ferne, abſtoßend, ja grauenhaft.

Vor einer Reihe von Jahren war dieſes Dorf völlig verſunken. Armut, Unwiſſenheit, hemmende Halsſtarrigkeit zeichneten es unter allen aus. Die Gegend war unfreundlich und faſt unzugänglich. Die Aecker trugen keine Früchte und Sagen von einem halbwilden Volke, welches das wüſte Gebirge bewohnte und ſich kaum ſehen ließ, erweckten Verachtung und Hohn und nur unter Wenigen tiefes Mitleiden. Ein Vorgänger des Predigers war der erſte ausgezeichnete Mann, der, obgleich ſeine Bildung wie ſeine Stellung ihm einen bedeutenden Wirkungskreis verſprachen, ſich dennoch freiwillig entſchloß, hieher zu ziehen. Er legte den erſten

Grund, und vermochte er auch wenig, ſo waren doch ſeine einleitenden Verſuche von Erfolg. — Da kam der Mann, der meine Kindheit geleitet hat. Jung, ganz von der Gewalt des Glaubens durchdrungen, allen Freuden der Jugend entſagend, verſuchte er das tiefgeſunkene Volk nicht allein zu heben, ſondern auch zu einem Muſter für alle Nachbarn auszubilden. Man erſchrak faſt, wenn man ſich hier, in dem wildeſt[illegible]birge, in der gebildetſten Sprache anreden hörte, wenn der verſtändige Bauer, in ſeiner ſchlichten Weiſe, von den Verhältniſſen ſeines Lebens gründlich unterrichtet, mit jener einfachen Klarheit, die Vertrauen und Ueberzeugung erweckt, eindringlich ſprach. Die ganze Gegend verwandelte ſich durch ihn. Während in ganz Europa die größte Verwirrung herrſchte, während das Land, deſſen Provinz dieſe Gegend war, in ſeinen eigenen Eingeweiden wüthete, während Verbrechen aller Art herrſchten, und die böſen Geiſter der roheſten Vorzeit, die man ſeit Jahrhunderten gebunden und gefeſſelt glaubte, losgelaſſen waren und ärger, ruchloſer, zerſtörender, als je, in dem Innerſten der Gemüther wütheten, baute ſich hier ein ſtiller Tempel Gottes, mit gleichem Segen Gebirge, Wald, Acker und das Gemüth der Menſchen verklärend. Reiche und Herrſcher-Familien wurden geſtürzt, wilde Kriege brachten Tod und

Zerſtörung über ganze Länder, ein wunderbarer Held erſchien, eine Zuchtruthe Gottes, wie ein Meteor und erloſch wieder; aber hier ruhten die Waffen, hier herrſchte der ſtille Friede, und die Wenigen, die der Zufall herbrachte, ſtaunten das Wunderwerk an und begriffen es nicht, denn das wilde Leben hatte ſie ergriffen, daß, was ſie ſahen, ihnen ein Traum ſchien; und alle Jahre [illegible]wirrung hindurch blieb, was ſo gedieh und freudig heranwuchs, ſelbſt in der Nähe ein Geheimniß und ſo geſchützt. Daß dieſer Mann, obgleich er ganz für ein höheres Daſein der ewigen Liebe lebte, obgleich nichts für ihn eine Bedeutung hatte, wenn es nicht dem Höchſten geweiht war, kein engherziger Schultheolog ſein konnte, daß er umſichtig alle Verhältniſſe des Lebens erfaßte, daß er nichts abwies, als das Schlechte, das Böſe, das Nichtswürdige, dieſes aber da bekämpfte, ſchonungslos und ſtark bekämpfte, wo es ſeine eigentliche Stätte hat, im Innerſten des Menſchen, iſt begreiflich. Unſchuldige Freude ſtörte er nie. Geſang und Tanz und Fröhlichkeit, der heitere Jubel, der da am friſcheſten gedeiht, wo geordnete Thätigkeit das Leben bewegt, äußerten ſich unbefangen, wo er erſchien, und der ſtille Greis ſchien, umgeben von der jubelnden Jugend, unter allen der heiterſte. Oft habe ich, als Kind, als Jüngling, ſolchen Feſten beigewohnt, wenn der helle Himmel, die lachende Gegend, wenn durch die Ruhe von der Arbeit an Feiertagen, die in ſtiller Betrachtung zugebracht waren, das ſchwellende Gefühl eines glücklichen Lebens jede Bruſt hob; ich habe es erlebt, wie es ein Maaß der Freude giebt, nicht von außen aufgedrungen, ſondern in ihrem innerſten Weſen begründet, ſehr verſchieden von jenem betäubenden Rauſche, [illegible] ich ſpäter nur zu genau kennen lernte. Es wa[illegible] Gezwungenes, es war ein völlig natürlicher Ueb[illegible] wenn ein ſolches fröhliches Feſt mit einem innigen, andächtigen Gebete ſchloß, durch welches die Luſt ſelbſt nicht erſtickt wurde, ſondern das Feſt nur ſeine höchſte Weihe erhielt.

Man hat Manches erzählt von dieſem wunderbaren Manne, deſſen Thätigkeit, deſſen Schöpfung freilich in einer ruhigern Zeit die Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Als er während der Revolution aufgefordert ward, den Gottesdienſt einzuſtellen, dafür zu ſorgen, daß ein Bürgerpräſident und ein Bruder Redner angeſtellt würde, deſſen Pflicht es ſei, gegen die Tyrannen zu predigen, ließ er die ganze Gemeinde ſich verſammeln. Manches war ſchon in dieſer verlautet, Einige gefielen ſich wohl auch als Republikaner und freie Bürger, und es fehlte auch nicht an ſolchen, welche die wilden Meinungen, die dem Volke nur zu lockend ſind, auszubreiten ſuchten. Die Bauern ſtrömten von allen Seiten zuſammen, ein unruhiges Treiben herrſchte in der Verſammlung, einige ſprachen laut von Freiheit und Gleichheit, und wie jetzt der Bauer ſich mit dem reichen Bürger, ja mit dem Vornehmſten meſſen dürfe. Auch von dem Prediger, rief ein vorlauter Burſche, dürfen wir [illegible] nicht mehr gängeln laſſen, was der uns vorredet, [illegible]t mehr. — Schweig, dummer Junge, rief ein [illegible]auer, und Keiner wagte es, ſich zu jenem zu geſellen oder ihn zu vertheidigen. Eben war die Aufregung am heftigſten, als der Prediger in ihrer Mitte erſchien. Alle drängten ſich um ihn her und eine tiefe Stille herrſchte in der ganzen Verſammlung. Man hatte erwartet, ihn niedergeſchlagen, verlegen zu finden und war nicht wenig erſtaunt, als er, ganz wie gewöhnlich, mit ſeiner ruhigen, heitern Miene hervortrat, als wäre eben gar nichts Außerordentliches vorgefallen.

Lieben Kinder, ſagte er, es ward mir ein Befehl der hohen Obrigkeit, die über uns zu gebieten hat, zugeſandt, und ich bin verpflichtet, dieſen Euch öffentlich mitzutheilen, Ihr Alle aber, ihn zu befolgen. Erſtens wird uns befohlen, die Freiheit und Gleichheit unter uns einzuführen. Was nun die Freiheit betrifft, ſo habe ich Euch gelehrt, und ich weiß, es iſt Euch Allen klar geworden, daß es nur eine Freiheit giebt, die Freiheit der Kinder Gottes, die uns lehrt, uns an ihn mit der Zuverſicht der Kinder zu wenden, daß wir ihn nennen: Abba, lieber Vater. Wer von ihm frei erklärt wird, der iſt nimmermehr ein Knecht, er iſt, wie der Apoſtel, ſelbſt in Ketten frei, — und was die Gleichheit anbetrifft, ſo ſtellen ſich zwar die Kinder unter die Eltern, der Knecht iſt dem Herrn unterwürfig [illegible] Schüler dem Lehrer, der Bauer ſeinem Schul[illegible] Jugend dem Alter, und wenn Ihr mir Achtung bezeigt, wo ich ſie fordern darf, und Gehorſam, wenn es nöthig iſt, aber das geſchieht nicht, weil Ihr [illegible] ſeid, ſondern freiwillig, denn das Gebot [illegible] iſt ja eben das Gebot der Liebe, die uns frei macht, und nicht allein frei, lieben Kinder, ſondern auch einander gleich. Wenn Ihr mir Achtung und Vertrauen bezeigt, ich aber beides nicht verdiene, dann ſtehe ich ja tief unter Euch; und wenn ich redlich handle und thue, was ſich gebührt, gleich Euch, dann bin ich ja deswegen nicht mehr. Wenn der Knecht die Treue gegen ſeinen Herrn bewahrt, dieſer ihn aber vernachläſſigt, wird jener denn dadurch höher geſtellt, daß er nun auch die Treue bricht? Er wird dann nur ſchlecht, wie ſein Herr; und wenn dieſer ihn wohl hält und lohnt und ihm vertrauet, dann wird er ja nur ſeinem Knechte gleich vor Gott. So ſind wir unter uns alle gleich, in ſo fern wir die Stelle ausfüllen, die uns Gott angewieſen hat. Wir wiſſen alle, daß wir das nicht vermögen, und ſo ſind wir als arme Sünder uns ebenfalls unter einander nur gar zu gleich. Nicht wahr, Brüder, ſo iſt es? —

Zwar wollten Einige meinen, dieſes wäre nicht die Gleichheit, die von der mächtigen Hauptſtadt aus ge[illegible] würde, aber dieſe Stimmen durften kaum laut werden. Der Prediger wartete mit großer Ruhe, bis die Meinungen ſich geäußert und ſeine Anſicht als die vo[illegible]de ſich entſchieden ausgeſprochen hatte. — In ei[illegible] Verſammlung, hub er dann wieder an, gilt, wie Ihr wißt, die Stimmenmehrheit. Es ſcheint nun, als wenn dieſe ſich für meine Meinung erklärt hat, und wir können ſomit getroſt den Behörden anzeigen, daß unter uns die Freiheit und Gleichheit ſchon ſeit langer Zeit eingeführt ſei. —

Nun haben wir einen zweiten Auftrag erhalten. Wir ſollen aus unſerer Mitte einen Bürgerpräſidenten und einen Volksredner wählen. Zwar hat ein Jeder unter Euch, die Ihr hier verſammelt ſeid, das unbeſtrittene Recht zu wählen, wer Euch der Tüchtigſte dünkt. Aber es ſcheint doch, um die Verwirrung zu vermeiden, gut, wenn wir uns erſt darüber berathen. Der Bürgerpräſident hat Manches zu thun, was nicht

Jeder unter Euch kann. Er muß Berichte abſtatten, Fragen ſchriftlich beantworten, Bittſchriften einreichen und alſo mit der Feder umzugehen wiſſen. Nun weiß ich keinen, der dazu tüchtiger wäre, als unſer Schulmeiſter — oder kennt Ihr einen Geſchickteren unter Euch? Die Bauern beriethen ſich lange unter einander. Viele meinten, der Prediger ſelbſt müßte doch billig der Bürgerpräſident ſein; er wußte aber dieſ[illegible]nung zu bekämpfen und den Schulmeiſter, der [illegible]gen eine Würde, die ihn über den Prediger zu ſtellen ſchien, ſträubte, zu überreden. An den Schu[illegible]ſter ging jetzt die Leitung der Wahl über. Er [illegible]en Prediger als Volksredner vor, und da gegen [illegible] Vorſchlag nichts einzuwenden war, ging er ohne Widerſpruch durch. —

Ich bin alſo Euer Volksredner, fuhr der Prediger fort, und finde ſelbſt, daß es recht und billig iſt. Ein jeder Anderer unter Euch iſt nicht gewohnt vor dem verſammelten Volke zu reden, er würde ſtottern, das rechte Wort nicht finden können, und der bravſte Mann könnte ſo leicht zum Geſpötte werden. Ich bin dazu auferzogen, und es iſt Euch bekannt, daß mir nicht das rechte Wort fehlt, wenn ich etwas zu ſagen habe. Nun iſt es aber als Volksredner meine Pflicht, einen Freiheitsklubb einzurichten, und ich ſetze voraus, daß wir alle, die wir hier ſind, an dieſem Klubb theilnehmen werden, oder ſollte hier Jemand ſein, der die Freiheit ſo wenig liebte, daß er nicht wünſchte Mitglied zu ſein? — Alle drängten ſich hinzu, und ein Jeder, ſelbſt wer auf eine verworrene Weiſe von dem Geſchrei des Tages angeſteckt war, ſchien begierig zu erfahren, was kommen würde, wenn auch Wenige es ahnen mochten. Der Zuſtimmung ſeiner Zuhörer gewiß, hub nun der Prediger wieder an: In den großen Staaten will man zwar auch die Gleichheit einführen; aber wenn man zu[illegible]usführung ſchreitet, finden ſich viele Schwierigke[illegible]er ſich mit großen, wichtigen Sachen beſchäftigt, erſcheint natürlich bedeutender, als wer nur für ſich zu ſorgen hat; und die Frauen und Mädchen war man genöthigt, von den Verhandlungen auszuſchließen, ſo daß dieſe ſich Alles müſſen gefallen laſſen, was die Männer beſchließen. Unter uns fallen alle dieſe Schwierigkeiten weg, unſere Verhältniſſe hier, in dieſem entfernten, von der Welt getrennten Thale, ſind ſo einfach, daß der Einfältigſte ſie überſchauen kann, und erfordern, um recht gründlich geordnet zu werden, zwar eine redliche, treue Geſinnung, aber nicht viel Zeit. So können wir Alle einladen, an unſerm Klubb theilzunehmen, Alte und Junge, Kluge und Einfältige, Reiche und Arme, ja Frauen und Mädchen; denn es wäre grauſam, irgend Jemand auszuſchließen, und wenn unſer Wirkungskreis auch eng iſt, ſo haben wir doch den großen Vortheil, daß wir die Gleichheit im eigentlichſten Sinne und ohne alle Einſchränkung einführen können. — So, lieben Freunde, ſind wir alle in einem Freiheitsklubb brüderlich und ſchweſterlich vereinigt, und es entſteht die Frage, wie oft wir uns verſammeln ſollen und wo. Ich denke nun, ein Mal wöchentlich wäre nicht zu oft. Ließen wir eine längere Zeit verſtreichen, dann könnten die Gegenſtände der Berathung uns nur zu leicht fremd werden. — Alle, geſpannt auf den Schluß, ſtimmten ein — und ich ſchlage den Sonntag vor, fuhr der Prediger fort, dieſer Tag war von jeher dazu beſtimmt, um ſich mit Gegenſtänden zu beſchäftigen, die für uns alle einen gleichen Werth haben, und wir ſind, wählen wir dieſen Tag, nicht genöthigt, die Ordnung unſeres Lebens, die uns durch lange Gewohnheit lieb geworden, zu ändern. — Auch darin ſtimmten Alle ein. — Aber wo verſammeln wir uns? Meine Wohnung wollte ich gern anbieten, aber ſie iſt zu klein, die Schulſtube faßt kaum die Kinder, die Schenke bietet uns eben ſo wenig einen hinlänglichen Raum, und wollten wir uns, wie jetzt, unter offenem Himmel verſammeln, ſo würde das Wetter nur zu oft unſere Verſammlungen ſtören. So ſehe ich keinen andern Ausweg, als die Kirche. — Da alſo wollen wir uns zur gewöhnlichen Stunde nächſten Sonntag gemeinſchaftlich vereinigen, und ich werde als Euer gewählter Volksredner unter Euch auftreten. Er entließ die Verſammlung und Alle erwarteten mit großer Ungeduld den Sonntag.

Die Kirche war gedrängt voll, der Prediger beſtieg die Kanzel. Man fordert von uns, daß wir gegen die Tyrannen predigen ſollen, hub er an. Iſt es Euch bekannt, was man unter dieſer Benennung verſteht? Er ſuchte es ihnen klar zu machen. Seht, lieben Freunde, fuhr er fort, ſolche Tyrannen kennen wir nicht unter uns — in unſere entfernten Gegenden dringen ſie nicht hinein, und es wäre doch ſeltſam, wenn wir gegen einen Feind kämpfen wollten, der uns nicht angreift, ja der uns unbekannt iſt. Aber dennoch hat der Kampf gegen die Tyrannen auch für uns einen wahren, ja einen ſehr bedeutenden Sinn, denn eine gefährliche Tyrannei herrſcht auch unter uns, ja hat ein verrätheriſches Bündniß mit unſerer eigenen Geſinnung. Sie zerſtört die wahre Freiheit, die Gott uns gab, und auch die Gleichheit, weil, wie wir ſelbſt Knechte unſerer Begierden und Laſter ſind, wir auch die Uebrigen in Knechte verwandeln wollen. — Die Gefahr, die ſeiner ſo lang und ſorgfältig gepflegten Gemeinde drohte, ſchwebte ihm vor, und Keiner kannte ſie genauer, als er. Schon längſt war ſeine Sprache den Zuhörern bekannt, geläufig, ja die eigene geworden, wenn ſie ſich über geiſtige, religiöſe Gegenſtände, unter ſich und mit ſich ſelber berathend, äußern wollten. Jetzt ſprach das Gefühl der nahen Gefahr, verbunden mit der unendlichen Kraft der eigenen feſten Ueberzeugung. Nie war ſeine Rede eindringlicher, nie hatte ſie einen tiefern Eindruck gemacht, und eine Bewegung der Gemüther, die alle früheren Bemühungen zu zerſtören drohte, ward ſelbſt heilſam und fördernd. Er kam den Wünſchen der verſammelten Gemeinde zuvor, als er ſie aufforderte, ein ihnen Allen wohlbekanntes Lied zu ſingen.

Einſt wurde er als Hochverräther angeklagt und vor ein Revolutions-Tribunal, das ihm mit dem Tode drohte, citirt. Er verließ, als ihm die Vorladung eingehändigt ward, ſtillſchweigend das Dorf. Es konnte Keinem auffallen, denn oft ritt er, wie dieſes Mal, nach der großen Provinzialſtadt, um mancherlei Bedürfniſſe ſeiner Gemeinde zu befriedigen. Mit Summen, von Wohlthätern geſchenkt, die ſeine Thätigkeit bewundernd unterſtützten, wohl verſehen, kaufte er dann fehlende Ackergeräthe, oder was ſonſt den Dorfbewohnern nützlich ſein konnte, und ſeine Rückkunft brachte ihnen immer neue Beweiſe ſeiner umſichtigen, liebenden Sorgfalt. — Noch in ſeinem hohen Alter ſah ich ihn oft ſo, auf einem alten, ruhigen Pferde, von den Einwohnern freundlich begrüßt, durch das Dorf reitend, zuletzt in den Wald verſchwinden. — So ritt er auch damals; Keiner ahnete die Gefahr, die ihn bedrohte, und er ſchien ruhig und heiter, freundlich lächelnd, wie ſonſt. Er ließ ſich auch nicht abhalten, ein Verzeichniß von mancherlei Beſtellungen, wie immer, mitzunehmen, und kam, beladen mit wünſchenswerthen Hülfsmitteln zur Verbeſſerung des Zuſtandes ſeiner Gemeinde, ja reichlicher verſorgt wie gewöhnlich, von einem Wagen begleitet, zurück. Nur bemerkte, wer in ſeiner Nähe lebte, eine zwar nicht unruhige, aber tief ernſte Stimmung, ſo daß er gegen ſeine Gewohnheit einen Jeden, der ſich wie ſonſt theilnehmend an ihn drängte, ſtumm abwies und ſich lange in ſeine entfernte Kammer einſchloß. Wohl ahnete man ein trübes Ereigniß, welches ihn erſchüttere; aber noch an demſelben Tage erſchien er darauf ruhig und heiter, ſprach über die nothwendigen Geräthe, deren man lange hatte entbehren müſſen und die jetzt durch die Beihülfe wohlthätiger Menſchen da waren, und entwickelte mit lebhaftem Intereſſe, was ſich nun Alles ausrichten ließe, wie ein Jeder durch Fleiß und Ordnung und verſtändigen Gebrauch ſich der

Wohlthaten würdig machen müßte. Durch ihn erfuhr man Nichts weiter.

Wie erſchrak nun die Gemeinde, aber wie ſtieg auch ihre Verehrung, als man vernahm, daß eine gefährliche Anklage gegen ihn ſich er[illegible]en hatte, die ihn mit wahrſcheinlichem Tode bedrohte. Ich habe die Geſchichte von einem ſehr alten Bauer, Pierre, in meiner Kindheit gehört. Ich forderte ihn, der mich beſonders zu lieben, ja ſelbſt von meiner Herkunft beſſer unterrichtet zu ſein ſchien, als ich ſelber, ſehr oft auf, ſie mir wieder zu erzählen, und eine ſolche Aufforderung ſchien ihm immer willkommen. Glaubſt Du es wohl, pflegte er dann zu ſagen, daß ich in meiner wilden Jugend der heftigſte Feind des Predigers war, daß ich mehrere Bauern aufhetzte, ihn zu mishandeln, daß ſchon Zeit und Stunde für dieſe Unthat beſtimmt waren? — Er erzählte nun ſehr weitläufig, wie der Prediger, damals auch noch ein junger Mann, durch ſeine bloße Gegenwart dieſes Komplott vernichtet, wie er ihn gewonnen und wie er ſelbſt ſeit der Zeit das Glück gehabt hätte, immer mehr in dem Vertrauen ſeines Lehrers zu ſteigen. Er war es auch, der die erſte Nachricht von der großen Gefahr, die über dem verehrten Manne ſchwebte, nach dem Dorfe brachte. Er war wenige Tage nach der Rückkunft des Predigers in der Stadt geweſen, wo ihn allerlei Geſchäfte, theils eigene, theils Aufträge des Predigers, deſſen thätiger Gehülfe er war, den ganzen Tag in Bewegung ſetzten.

Man erzählte mir hier, ſagte Pierre, wie man noch vor wenigen Tagen in einer großen Unruhe geweſen. Wilde Männer, verſicherte man, zogen drohend durch die Straßen, ein toller Jubel ließ ſich vernehmen, zahlreiche Rotten brüllten Freiheitslieder und drohten denjenigen, die ſie Verräther nannten, mit dem Tode, während die ruhigen Einwohner mit ängſtlichen Mienen, ſtill und furchtſam, als wollten ſie ſich verbergen, durch entfernte Straßen ſchlichen. Alle Gefängniſſe, ſagte man, waren voll. Eine Menge Hinrichtungen ſetzten alle Tage das Volk in Schrecken, man drang in die Häuſer ein, zerſtörte, plünderte ſie und ſchleppte unglückliche Bürger vor ein furchtbares Tribunal, welches in wenigen Stunden die Angeklagten verhörte, in's Gefängniß führen oder hinrichten ließ. In der Hoffnung, hier etwas von dem Ereigniſſe zu erfahren, das auf eine ſo ungewöhnliche Weiſe unſern Prediger betroffen hatte, beſchloß ich, einen angeſehenen Mann und liebreichen Wohlthäter des Dorfes zu beſuchen, der mit unſerem Lehrer in der engſten Bebindung ſtand.

Und Euch iſt wirklich die große Gefahr unbekannt, in welcher Euer Prediger ſchwebte, und wie er ihr entrann? fragte dieſer Herr. Ich begreife wohl, was ihn bewog, ſeinen wunderbaren Sieg über die blutdürſtigen Tyrannen zu verſchweigen, halte es indeß für wichtig, daß Ihr erfahret, was er Euch verheimlichte. — Er erzählte nun an Pierre der Hauptſache nach Folgendes:

Die Freunde des Predigers hatten erſt an dem Tage ſeiner Ankunft in der Stadt erfahren, daß er vor das Tribunal geladen ſei. Hier galt eine Anklage ſchon als Beweis. Daß er Feinde hatte, war bekannt, obgleich er Keinen beleidigt hatte, außer in ſo fern ſein Leben, ſeine Handlungsweiſe ihnen ein fortwährender Vorwurf war. Die Freunde fürchteten Alles, ja glaubten ihn rettungslos verloren; ſie hielten noch eine ſchwache Spur einer entfernten Hoffnung feſt, ſie erwarteten, daß er früher nach der Stadt kommen, daß er irgend einen von ihnen aufſuchen werde, ſie wollten ihn dann bewegen, ſich durch die Flucht über die nahe Grenze zu retten. Aber er täuſchte ſie, ſie warteten vergebens. Die Stunde, in welcher er ſich ſtellen ſollte, näherte ſich, die Angſt, die Verzweiflung der Freunde ſtieg. Er kam nicht. Ein Diener wartete ſeiner in der Vorſtadt, durch welche er herein kommen mußte, aber auch dieſer ſah ihn nicht. Der Prediger geſtand ſpäter, daß er jeden Beiſtand ſeiner Freunde habe ablehnen wollen.

Er war von den in der Stadt herrſchenden Verhältniſſen nur zu wohl unterrichtet, und glaubte ſeine Freunde in Gefahr zu bringen, wenn er dieſe in ſeine Angelegenheit hineinzöge. Er wollte daher unbemerkt ankommen, wählte einen Nebenweg und gelangte auf dieſem unbemerkt in die Stadt. Schon war die beſtimmte Zeit verfloſſen. Vor dem furchtbaren Gerichtshofe war ein Gedränge von Menſchen, Männer und Weiber ſangen Freiheitslieder, und rauhe, erſchütternde Töne verkündeten Tod und Zerſtörung. Mitten durch den Geſang hörte man den wilden Jubel, den barbariſchen Triumph des Pöbels, als man plötzlich ein Geſchrei vernahm. Es ward Platz gemacht und, von zwei Henkersknechten begleitet, ward ein Geiſtlicher die Treppe hinaufgeführet. Man ſah, wie er durch die Thüre verſchwand, hörte, wie das höhnende Geſchrei des tollen Volkes hinter ihm her ſchallte.

Unterdeß hatte ein Freund des Predigers einen der Blutrichter aufgeſucht; den er kannte und von dem er wußte, daß er in der Gegend des Dorfes geboren war, daß er die dortigen Verhältniſſe genau kennen mußte.

Der Prediger ward in den düſtern Gerichtsſaal geführet, wo man ihm in einer Ecke einen Sitz anwies. Um einen Tiſch ſaßen ernſte Männer, und als das Dämmerlicht erlaubte, um ſich zu blicken, entdeckte er einen Greis in ſeiner Nähe. Dieſer ward zuerſt vorgefordert und trat an den Tiſch. Es ward ihm kein Sitz angeboten, und man ſah, wie er, auf ſeinen Stock geſtützt, ſich mühſam aufrecht hielt. Euer Sohn dient in dem feindlichen Heere, ſagte einer der Richter und blickte ihn ſtreng an. — Er ſchwur ſeinem Könige Treue und verficht ſeine Sache, antwortete der Greis. — Der König iſt ja todt, iſt gerichtet, wie er es verdiente, erwiederte der Richter. — Der König ſtirbt nie, war die Antwort des Greiſes. Eine Pauſe trat ein, es ſchien, als wären die Richter durch die entſchiedene furchtloſe Sprache des Angeklagten überraſcht.

Es iſt Euch bekannt, daß der Vater des entwichenen Sohnes für dieſen mit ſeinem Leben haften muß, begann der Richter wieder. — Ja, war die Antwort. — Steht Ihr mit Euerm Sohne in Verbindung, habt Ihr ihn mit dieſem Geſetze bekannt gemacht? — Ich erhalte zuweilen Nachrichten von ihm und kann ihm ſolche zukommen laſſen, wollte aber nicht, daß er aus Sorge für mich ſeiner Pflicht, ſeiner Ueberzeugung untreu würde; er kennt die Gefahr nicht, in welcher ich ſchwebe, und ich bin hier, um mein Leben hinzugeben, wie er täglich das ſeine Preis giebt. — Der Greis ſprach ohne alle Aufregung, mit der kalten Ruhe des feſten

Entſchluſſes, und offenbar ſtutzten die Richter und ſchienen unſicher zu werden. Durch eine günſtige Fügung waren eben an dieſem Tage die blutdürſtigſten abweſend. — Geht wieder auf Euern Platz, Alter, ſagte der Richter, Ihr dauert uns; wir vermögen Euch aber nicht zu retten.

Der Prediger ward nun aufgefordert hervorzutreten. Er näherte ſich leiſe dem Tiſche; ſeine milde zuverſichtliche Miene, das Kindliche, Wohlwollende in ſeinem Blicke ſchien die Richter zu entwaffnen, als ſie ihn ſahen. — Ihr habt die jungen Männer in Euerm Dorfe verführet, ſie fechten, durch Euch verleitet, in den feindlichen Heeren gegen ihr Vaterland, ſo lautete die Anklage. — Eine ſeltſame Beſchuldigung, erwiederte der Prediger mild lächelnd und beruhigt, als er den Inhalt der Klage erfuhr, die ſich leicht widerlegen ließ. Die jungen Männer, die aus meiner Gemeinde in Euer Heer eingetreten ſind, halten ſich noch in der Stadt auf, ſie mögen meine Zeugen ſein. — Indeſſen trat ein anderes Mitglied des Tribunals eilig herein, und als er den Prediger erblickte, begann er leiſe ein eifriges Geſpräch. Die Richter ſchienen überraſcht, als zehn Soldaten ungewaffnet vorgelaſſen zu werden wünſchten. Es ward ihnen erlaubt, ſie traten nun mit militäriſcher Haltung herein, blieben in der Ferne ſtehen und einer näherte ſich mit ruhigem Anſtande dem Tiſche. Er erkannte den Prediger, reichte ihm, indem er ſich ehrfurchtsvoll neigte, die Hand und ſprach: Wir ſind Einwohner des Dorfes und Mitglieder der Gemeinde dieſes Predigers, wir haben vernommen, daß er angeklagt ſei. Er ſoll, den Anklägern zu Folge, die Jugend verleiten, ſich mit den Verräthern des Vaterlandes zu verbinden. — Wie habt Ihr das erfahren? fragte einer der Richter. — Ich, entgegnete ihm das eben angekommene Mitglied des Tribunals, erfuhr Vieles, was es mir wahrſcheinlich machte, daß die gegen dieſen Mann erhobene Anklage falſch ſein müßte; erfuhr, daß die aus ſeinem Dorfe ausgehobene Mannſchaft hier war, machte ſie mit der Anklage bekannt und forderte ſie auf, als Zeugen zu erſcheinen. — So aufgefordert, ſagte der Soldat, erſcheinen wir hier, erklären den Kläger für einen Verläumder, und als Bürger eines freien Staates dürfen wir, wenn es uns gelingt, zu beweiſen, daß die Beſchuldigung eine gefliſſentlich falſche iſt, fordern, daß der Kläger uns genannt, daß er beſtraft werde.

Weshalb Kinder, wollt Ihr ihn denn beſtraft wiſſen? fragte der Prediger. Gelingt es Euch, meine Unſchuld zu beweiſen, ſo iſt ja ſeine böſe That im Entſtehen vernichtet und er beſtraft genug. Glaubt Ihr, daß dieſe Richter, berufen, die Schuldigen zu beſtrafen und die Unſchuld zu beſchützen, den Anklagen dieſes Mannes in der Zukunft trauen werden? Ich, der ich weiß, daß dieſes Gericht mich freiſprechen wird, erſuche die Richter vielmehr, den Kläger nicht zu nennen, ich wünſche ihn nicht zu kennen. — Ihr könnt verzeihen, erwiederte der Soldat, wo wir das Recht dazu nicht haben, und an das Gericht gewandt, fuhr er fort: Wir verſammelten uns ſchnell, als wir die Kunde erhielten, verfügten uns dann zu unſerm Obriſten, legten ihm die Sache vor, und er ertheilte uns ein Zeugniß, welches wir Euch hiemit überreichen. - Wenn es thöricht erſcheint, das eigene Lob zu verbreiten, ſo darf man nicht vergeſſen, daß es hier zur Rechtfertigung des Angeklagten dienen ſoll.

Das Mitglied des Tribunals, welches, ſpäter angekommen, zuerſt die Uebrigen für den Prediger günſtig zu ſtimmen ſuchte, empfing das Zeugniß und las:

Aus dem Dorfe ... wurden für das Heer fünf Mann requirirt, fünf andere ſtellten ſich freiwillig; dieſe zehn Mann zeichnen ſich in meinem Regimente durch geregeltes Leben, durch ſeltene Bildung, durch Treue und Gehorſam aus, und haben Gelegenheit gehabt, Kühnheit, Muth und Entſchloſſenheit dem Feinde gegenüber zu zeigen, ſo daß die Hälfte derſelben ſchon als Unteroffiziere dienen, höhere Stellen hoffen dürfen und

Alle eine gleiche Auszeichnung verdienen. Sie bezeugen ſämmtlich, daß dieſe Geſinnung, dieſe Liebe zum Vaterlande, dieſe Bildung durch den Prediger ihres Dorfes, den ſie grenzenlos verehren, ihnen eingepflanzt worden ſei. Dazu aufgefordert, muß ich erklären, daß ich lange gewünſcht habe, die perſönliche Bekanntſchaft eines Mannes zu machen, der nach Allem, was ich vernommen habe, in ſeinem ſtillen Wirkungskreiſe zu den Merkwürdigſten und Achtbarſten ſeiner Zeit gerechnet werden muß. — Der hier Unterzeichnete, ſagte der Richter, indem er das Zeugniß den Uebrigen mittheilte und den Prediger mit freudigem Erſtaunen anſah, iſt ein bekannter Patriot, wir dürfen keinen Anſtand nehmen, nach ſolchen Beweiſen den Angeklagten frei zu ſprechen. — Die Soldaten entfernten ſich ſtillſchweigend.

Alle Richter waren einig, und der Prediger ward frei geſprochen. Aber es war nicht dieſe ſo leicht widerlegte und ſo ſchnell abgefertigte Beſchuldigung, die den Prediger ſo tief erſchütterte. — Zum erſten Male waren ihm die furchtbaren Auftritte der Revolution nahe getreten, der Strom der zerſtörenden Verwilderung ergoß ſich vor ſeinen Augen, in der Nähe ſeiner Gemeinde, hatte ihn ſelbſt ergriffen. Es fiel ihm nicht ein, den brauſenden Sturm, der Alles niederwarf, durch ohnmächtigen Widerſtand hemmen zu wollen. Die

Verhöhnung der Religion, die Gräuel der losgelaſſenen Leidenſchaften, die Ermordung des Königs waren ihm, der mit ängſtlicher Aufmerkſamkeit alle grauenhaften Vorgänge der Zeit verfolgte und nie ohne Vertrauen auf die göttliche Fügung, aber dennoch mit Zittern ſie erwog, nur zu wohl bekannt. Jetzt ſah er ſeine Gemeinde umzingelt von der Rohheit der Zeit, von wilden furchtbaren Menſchen, denen die grauenhafteſten Laſter, ſelbſt der Mord ein Spiel waren. Er wußte das alles, aber mächtiger ergreift es uns, wenn wir es erleben. Die Gebirge, das ſtille Leben in engen Verhältniſſen, bisher das Glück ſeiner Gemeinde, ſchienen ihm keinen Schutz mehr zu gewähren, und mit Zittern ſah er dem Augenblick entgegen, in welchem der Taumel der Leidenſchaften ſeine bis jetzt ruhige Heerde ergreifen und Alles, was er mühſam geſäet, was unter göttlichem Schutze hervorgewachſen war, von dem brauſenden Orkane erfaßt, zerknickt, verheert, nur eine wüſte Stätte, von dem Frevel der Zeit angeſteckt, zurücklaſſen würde.

Und dennoch war er eben jetzt auf eine Weiſe getröſtet und mit einer Zuverſicht erfüllt worden, die ihn erheben mußte. Als er nämlich in der Stadt angekommen war und das Haus, welches ihm angezeigt war, betreten hatte, war er unter Hohngelächter von rohen Geſellen angegriffen und wie ein Verbrecher durch die Straßen geſchleppt worden. Er hatte damals erwartet, daß er unverhört in ein Gefängniß geſchleppt und nach wenigen Tagen vielleicht hingerichtet werden würde. Viele Schlachtopfer der Revolution waren ſo gefallen. Wie überraſcht ward er daher, als er ſah, wie man den Greis, der kühn dasjenige bekannte, was damals für das höchſte Verbrechen galt, mit Theilnahme, ja mit Achtung behandelte, daß er ſelbſt verhört ward, daß man günſtige Zeugen zu erſcheinen aufforderte, und ſo offenbar mit Freude und einſtimmig ihn freiſprach. Etwas mußte vorgefallen ſein, was nicht bloß ihn, was auch das Land in dem entſetzlichſten Moment rettete, und daß dieſes Ereigniß ſchützend eintrat, eben als man ihn ergriff, mußte ihm ſeiner religiöſen Anſicht nach als ein Zeichen höherer Leitung erſcheinen. Die mächtigſten, blutdürſtigſten Beiſitzer des Tribunals waren allgemein bekannt und gefürchtet. Er fand ſie nicht. Schon als der Greis verhört wurde, gewahrte er ein Schwanken, eine Ungewißheit unter den Richtern, eine gewiſſe Milde, die wie unwillkürlich hervorbrach, und das wilde Weſen, die rohe Strenge ſchien ſelbſt als ein Aeußeres, mühſam Errungenes mit einer entgegengeſetzten Geſinnung im Kampfe. Er ſelbſt trat unſcheinbar, ſtill hervor, ſprach wenig, vertheidigte ſich kaum. Als das für ihn durch den Freund günſtig geſtimmte Mitglied des Tribunals hereintrat, ſchien der Eindruck, den ſeine Mittheilungen machten, entſcheidend; daß die Soldaten vorgelaſſen wurden, war ſchon auffallend, noch mehr die ruhige und ſtille Aufmerkſamkeit, mit welcher man das Zeugniß vernahm und gelten ließ. Durch irgend ein unbekanntes Ereigniß, ſo ſchien es, vorbereitet und bedenklich gemacht, traten die Beiſpiele von ruhig ergebener Treue durch den Greis, von hoher, bedeutſamer, ordnender Wirkſamkeit durch den Prediger den zweifelnden, ſchwankenden Richtern, die von den wilden, leidenſchaftlichen Häuptern verlaſſen waren, mahnend entgegen. Es war, als wenn plötzlich ein Blitz aus einer fremden Region ihnen die finſtere Nacht, in welcher ſie lebten, fühlbar machte, und ſie konnten die frühere Sicherheit, das alte entſchiedene Benehmen nicht wieder finden. Das gegen den Prediger freundlich geſinnte Mitglied hatte durch die übrigen Beiſitzer das ſogenannte Verbrechen des Greiſes vernommen und wie dieſer, anſtatt es abzulehnen, ja auch nur zweifelhaft zu machen, es vielmehr durch ſeine Ausſage beſtätigte. Dieſer Richter ſchien überhaupt auf ſeine Kollegen einen entſchiedenen Einfluß zu üben. Er mochte wohl immer eine Oppoſition gegen die jetzt Abweſenden gebildet haben, und war, ſo lange dieſe entfernt waren, und nun durch eingetretene günſtigere Verhältniſſe unterſtützt, der mächtigere. Er ging auf den Greis zu; alter Herr, ſprach er, Sie müſſen die Stadt, Sie müſſen das Land verlaſſen, wir werden Sie unter dieſer Bedingung zu retten ſuchen. Der Greis, durch dieſe freundliche Anrede, die ihm faſt unbegreiflich ſchien, überraſcht, antwortete: Es iſt nicht ſchwer, ſich über die nahe Grenze zu ſchleichen und ſo jeder Verfolgung zu entgehen, auch würde ich die kleine Summe, die für die wenigen Tage, welche ich noch zu durchleben habe, nöthig iſt, wohl mitnehmen können; aber mein Sohn, mein einziges Kind wäre ein Bettler; ihm das Vermögen zu retten, blieb ich zurück, bis ich angeklagt und ergriffen wurde. Haben Sie, verſetzte der Richter, keinen Freund, dem Sie dieſe Sachen anvertrauen könnten? Keinen, erwiederte der Greis; Wer meine Geſinnungen theilt, iſt entflohen, und frühere Freunde, von dem Taumel der Zeit ergriffen, würden es für einen Verrath erklären, mir beizuſtehen. Der Richter beſann ſich. Uns können Sie freilich nicht trauen, ſprach er und ſchwieg. Dann ging er, offenbar mit einer Art von ehrfurchtsvoller Scheu, auf den Prediger zu. Sie haben die Anklage gegen dieſen Greis gehört, ſagte er, Sie kennen die Gefahr, in welcher er ſchwebt. Wir werden ihn unvermerkt über die Grenze bringen, aber er wünſcht ſein Vermögen zu retten. Gewiß muß Ihnen die Art, wie Sie ſich hier gezeigt haben, ſein Vertrauen verſchafft haben. Können Sie rathen, können Sie ſelbſt etwas thun, oder kennen ſie einen Menſchen, der Geſinnung, Muth und Geſchick beſitzt, um einen ſolchen Auftrag zu übernehmen und auszuführen? Der Prediger redete den Greis an: Werden Sie es wagen, eine ſo wichtige Sache in meine Hände zu legen? Der Greis äußerte auf die unzweideutigſte Weiſe das feſteſte Vertrauen. Verſtehen Sie mich recht, fuhr der Prediger fort, ich beſitze weder die Kenntniſſe, noch das Geſchick, das hier erfordert wird; auch erlaubt mir meine Lage nicht, einen ſolchen Auftrag zu übernehmen, ich bürge aber für den Freund, der Ihre Angelegenheit beſorgen wird. — Und ſo geſchah es in der That.

Der Alte und der Prediger wurden dem verſammelten Pöbel, der auf ihre Verdammung lauerte, durch geheime Gänge entzogen. Ein junger Mann redete das Volk an und verſtand es, durch leere Sentenzen, durch allgemeine Zuſagen, indem er den herrſchenden Leidenſchaften ſchmeichelte, an die Stelle ihrer getäuſchten Erwartung eine unbeſtimmte, aber grenzenloſe zu ſetzen. Der Pöbel zerſtreute ſich jubelnd, der Greis ward ſpäter ſicher über die Grenze gebracht. Derſelbe Mann, der Pierre dieſe Erzählung mittheilte, hatte die Beſitzthümer des

Greiſes in eine bedeutende baare Summe verwandelt, die er ihm zu überſenden wußte. Der freundlich geſinnte Richter aber forderte den Prediger auf, ihm ſeine Wohnung anzuzeigen. Ich muß Sie ſprechen, ſagte er, noch ehe Sie die Stadt verlaſſen; an meinen Geſinnungen dürfen Sie nicht zweifeln. Der Prediger bezeichnete ſeine Wohnung, und beſuchte, innerlich tief bewegt, ſeine Freunde. — Unterdeſſen hatte ſich mit Blitzesſchnelle in der Stadt die Nachricht verbreitet, daß das Haupt der blutdürſtigen Partei in der Hauptſtadt geſtürzt ſei und ſich entleibt habe. Die ruhigen Bürger faßten Muth, der wilde Haufe, noch vor kurzem ſo furchtbar, verbarg ſich ſtill, und die Stadt ſchien in wenigen Stunden wie verwandelt. Es war dem Prediger klar, daß die Mitglieder des Tribunals dieſe Nachricht früher als die übrigen Einwohner erhalten hatten, daß eben deswegen die Häupter verſchwunden, die Zurückgebliebenen ſo ſchwankend geweſen waren. Eine wunderbare Fügung hatte ſeine Feinde entwaffnet, als er in ihre Gewalt gerieth, und mit großer Spannung erwartete er den angeſagten Beſuch. Der Richter kam, das Geſpräch dauerte lange, es nahm einen großen Theil der Nacht ein. Was unter ihnen verhandelt wurde, hat Keiner erfahren. Aber nach wenigen Tagen ſah man eine Familie nach dem Dorfe ziehen; es war der

Richter mit Frau und Kindern. Er behalf ſich lange in einer kümmerlichen Wohnung, baute ſich eine bequemere, unterſtützte die Gemeinde mit ſeinem Vermögen, genoß die allgemeine Liebe und Achtung, und ſtarb in meiner früheſten Kindheit.

Ein ſolches Ereigniß mußte das Anſehen des Predigers, ſeinen Einfluß auf ſeine Gemeinde im höchſten Grade ſteigern. —

Eine eigenthümliche Richtung des Geiſtes, die ſich aus der ſtillen, auf ſeine Gemeinde beſchränkten Wirkſamkeit ausbildete, ſollte ihn noch inniger, ja auf eine geheimnißvollere Weiſe mit ihr verbinden. Sie herrſchte dort ſchon vor ſeiner Ankunft. — Er ward von dem herrſchenden Irrthume angeſteckt — wird der nüchterne Beobachter ſagen. Es war eine ſeltſame, für die Entwickelung ſeiner Gemeinde höchſt wichtige Erſcheinung, und obgleich ich fürchten muß, mißverſtanden zu werden, will ich doch meine Anſicht darüber nicht verhehlen. Sie wird, befürchte ich, den Aufgeklärten nicht befriedigen und dem einfach Gläubigen eben ſo wenig genügen. Das second Sight der Schottländer, jenes ſeltſame Vorausſehen, Fernſehen, iſt allgemein bekannt. Bald ſieht ein ſo Begabter einen Leichenzug in geordnetem Gefolge, er ſieht ihn aus einem beſtimmten Hauſe heraustreten, er erkennt wohl gar die Leiche, und was er ſah, erfüllt ſich ſpäter, eben wie er es voraus erblickte. Bald erſcheint ihm ein entfernter Freund oder Verwandter in einer beſtimmten Gefahr, von einer tödtlichen Krankheit ergriffen oder von Mördern umringt, ſie werden gerettet oder unterliegen; aber was der Begabte ſieht, iſt nicht ein bloßer Traum, es ereignet ſich, wie man ſpäter erfährt, wirklich auf dieſe Weiſe, oft in großer Ferne, zu derſelben Zeit. Wer kennt nicht dieſes Vorausſehen, das ſich hier und da häufiger zeigen mag, aber nirgends ganz fehlt. Die völlige Gleichförmigkeit, die unter dieſen Erſcheinungen, wo ſie zum Vorſchein kommen, herrſcht, muß Aufmerkſamkeit erregen. Aber dieſe Gabe, wenn man ſie ſo nennen will, findet ſich immer mit einer geiſtigen Beſchränktheit gepaart; auch ſind die Gegenſtände des Voraus- und Fernſehens keinesweges bedeutend, nicht ſelten offenbaren ſie eine bedauernswerthe Armſeligkeit. Es ſcheint, als wenn die innere Unendlichkeit des Menſchen, je enger die Schranke iſt, eine deſto gewaltſamer explodirende Elaſticität erhielte, als wenn in dieſer eine produktive Kraft, eine Macht der Verwirklichung läge, deren Tiefe uns verborgen bleibt. Das Weſen der Einfalt iſt die Unmittelbarkeit. Wenn dem Reflektirten, Beſonnenen Alles entſteht, wird, wie Gedanken aus Gedanken ſich entwickeln, ſo muß man von dem Einfältigen behaupten, daß für ihn Alles unmittelbar da iſt, je enger die Schranken des Denkens, deſto mächtiger dieſes unvermittelte Daſein. Der Dichter ſpricht in Bildern, die den Gedanken durchblicken laſſen; zerſtören wir das Bild, um den nackten Gedanken zu behalten, ſo entſteht eine Albernheit, die eben deſto armſeliger erſcheint, je reicher ſie ſich dünkt. Der bildende Künſtler feſſelt die Gedanken noch geheimnißvoller, aber doch immer noch erkennbar in ſeinen Erzeugniſſen. Der ordnende, thätige Mann handelt öfters entſchieden ſo und nicht anders, indem er immer richtig den Punkt trifft; er kann ſich aber nicht Rechenſchaft geben, ſo wenig ſich, als Andern die Gründe entwickeln: die tiefſten Gedanken verbergen ſich in ſeinen Handlungen, von dieſen unzertrennbar. Noch tiefer mag dieſe geheimnißvolle Verwandtſchaft der menſchlichen Seele mit der ſie umgebenden Welt ſein, und ſie mag immer verborgener, immer grundloſer erſcheinen, je ſtummer und unfähiger die Seele iſt, ſich durch Gedanken zu äußern. Beſchränktheit ſchließt Tiefe nicht aus, es kann eine urſprüngliche Genialität geben, die kein Wort, keinen Ton, keine Aeußerung findet, die ſich an den armſeligſten, unbedeutendſten Ereigniſſen und Gegenſtänden abzehrt. So giebt es unendliche Abſtufungen von dem beſonnenen, Alles erwägenden Manne, der mit nachdenklicher Sorge die gefahrvolle Lage eines entfernten Freundes verfolgt, bis zu demjenigen, der durch Liebe, innige Theilnahme, ja ſelbſt durch Neugierde ſich gewaltſam in ferne Verhältniſſe hineingezogen fühlt, — ja dieſer Zug, öfters im Traume thätig, mag in einem jeden Menſchen gefunden und durch das Denken beherrſcht werden. Eine religiöſe Bildung, auch wenn ſie wahr und echt iſt, hebt nicht immer die Beſchränktheit auf, die innerliche Betrachtung, diejenige, welche ſich auf das Verhältniß der Menſchen zu Gott bezieht, kann ſie veredeln, und dennoch ſehen wir ſie dann nicht ſelten noch herber und ſchroffer hervortreten, denn die beſchränkte Macht wird ſtärker, intenſiver, ſie reicht über das Leben hinaus, ſie ergreift die dunkle Zukunft der eigenen Seele, das Schickſal der Freunde nach dem Tode, und auch hier wird ſich die Unmittelbarkeit geltend machen. Man glaube nicht, daß ich durch ein ſolches Wort die Tiefe der Erſcheinung erſchöpft zu haben wähne, räthſelhaft und geheimnißvoll bleibt Alles dennoch, aber dieſes behaupte ich, daß nur ein Individuum und zwar ein beſchränktes ſeine Offenbarung ausſpricht; es mag eine tiefe Enthüllung ſein, aber eine rein perſönliche.

Der Prediger fand das Vorausſehen vorherrſchend, als er, ein junger Mann, mit jugendlicher, religiöſer Zuverſicht, mit Vertrauen auf Gott ſich der Leitung und Bildung der verwilderten Gemeinde hingab. Es war ihm zuwider, er betrachtete es als eine widerwärtige Rohheit, die weichen würde, wenn eine höhere geiſtige Bildung Zutritt fände. Als aber viele Mitglieder ſeiner Gemeinde ſich enger an ihn anſchloſſen, als das innere Leben dieſer Menſchen ihm näher trat, als er die ſeltſame Erſcheinung in immer größeren Kreiſen erkannte, ja ſelbſt durchlebte, als ihm eine ruhige Beſchränkung, die bei dem äußern lebhaften Verkehr, den er wünſchte, ja hervorrief, dennoch ſeine Gemeinde innerlich abſchloß, ihm für das Gedeihen nützlich ſchien — da ward ihm die ſeltſame Gabe, die dann auch eine höhere Richtung nahm, deſto merkwürdiger, je mehr er ſie früher verkannt hatte.

Seine Frau war viele Jahre vor meiner Geburt geſtorben, aber Alle, die ſie gekannt hatten, verehrten ſie. Der Prediger beſaß in ſeinen früheren Jahren etwas Hartes, Derbes, welches mit ſeiner Entſchloſſenheit enge verbunden war und ſich nie ganz verlor. Ein Mädchen aus der Verwandtſchaft beſuchte damals ſeine Schweſter, die, als er ſeine Stelle antrat, ſeine Haushaltung beſorgte. Die Verwandte war in einer Stadt in einer feinen, geſelligen Umgebung erzogen. Vieles mußte ihr an dem Prediger mißfallen, ſo wie ihm die beſtändige Rückſicht auf das bloß Aeußere zuwider war; ſie ſtritten ſich häufig, und ſeine derbe Weiſe erſchien dem zarten Mädchen nicht ſelten verletzend. Seine Mutter kam einſt aus der Stadt und erkannte, tiefer blikkend, ohne allen Zweifel dieſes Verhältniß, ſie mochte eben in dem Streite die keimende Neigung entdecken und rieth dem Sohn, um die Verwandte anzuhalten, die, nach ihrer Ueberzeugung, eben für ihn eine paſſende Frau wäre. Er erſchrak, aber je mehr er widerſtrebte, deſto mächtiger drang ſich der gutgemeinte und verſtändige Rath der Mutter auf. Die geheime Neigung — in ſeinem reinen Sinne betrachtete er ſie mit Recht als einen höhern Rathſchluß — trug den Sieg davon, und noch immer mit äußerem Widerſtreben ward das Bündniß geſchloſſen. Es war natürlich, daß ſeine mächtige Natur die Frau ganz hinriß, ihr ganzes Leben war ihm, alſo mit ihm ſeiner Gemeinde geweiht. Die mit Gott beſchloſſene Ehe bildete von jetzt an die Grundlage ſeiner ganzen Thätigkeit. Er hatte für ſich, wie für ſeine Gemeinde, eine Heimat, einen ſichern, ruhigen Mittelpunkt gefunden, ſein Haushalt war nun geordnet, ſeine Umgebung heiter, anmuthig, eine ruhige Stille mäßigte, er wußte ſelbſt nicht wie, ſeine gewaltſamere Natur, und kaum war der Einfluß ſeiner Frau auf ihn geringer, als derjenige, den er auf ſie ausübte. So für ein wohlthätiges, bedeutendes, ja heiliges Beſtreben veredelt, erhielt ſein Anſehen etwas Väterliches, Patriarchaliſches, und ein liebliches, kindliches Verhältniß der Einwohner des Dorfs bildete ſich auf eine herzliche, glückliche Weiſe aus. Er war bedeutend älter, als ſeine Frau. Sie überſtand die Wochenbetten glücklich und war völlig geſund. Fünfzehn Jahre lebten ſie in einer glücklichen Ehe, da ward ſie krank und ſchien ihren Tod zu ahnen. Er konnte ihre Beſorgniß nicht theilen, aber unerwartet nahm die Krankheit eine gefährliche Wendung, und nach einem kurzen Krankenlager ſtarb ſie ruhig und ergeben in ſeinen Armen. Sein Schmerz, als der Tod ſich nahete, war grenzenlos, ſeine heftige Natur rang ungeduldig, faſt fordernd in heißen Gebeten, und als dieſe ſich fruchtlos zeigten, als ſeine Frau ſtarb, vermochte er noch nicht ſich von ihr zu trennen. Er wurde heimatlich in jenen dem Sterblichen verborgenen Wohnungen, und Fremde, die ihn beſuchten, erſtaunten, wenn er ihnen eine Karte zeigte, die verſchiedenen Provinzen des Himmels, von geſtorbenen Seelen bewohnt, als eben ſo viele Stufen der Reinigung enthaltend. Man fand es unerklärlich, daß dieſer beſonnene, in allen Verhältniſſen des Lebens klarſehende, in vielen Zweigen menſchlicher Erkenntniß wohlunterrichtete Mann ſich einer ſolchen Täuſchung hingeben konnte. Menſchen, die ſich ernſthaft mit ſich ſelbſt und mit ihrem Verhältniß zu Gott beſchäftigen, überzeugen ſich leicht, daß auch das eifrigſte Beſtreben, die reinſte Hingebung, der härteſte Kampf uns nicht völlig zu reinigen vermag, daß der letzte Augenblick des Lebens uns nie völlig geheiligt findet, daß der Tod, wenn er uns trifft, uns nie als eine völlig freie und befreiende That erſcheint. Und dennoch ſehen ſie dem Tode getroſt entgegen, auf das uns gewordene Heil mit Zuverſicht vertrauend. Da bildete ſich die Vorſtellung von einem nach dem Tode ſtattfindenden Heiligungsprozeß. Auf den erſten Stufen hängt der Seele noch manches Irdiſche an, was erſt allmälig durch innere, ſtrengere Prüfungen überwunden wird. Lange bleibt noch die Neigung zurück, die ſelbſt bei den Reinſten und Edelſten die tiefſte iſt, die der Geſchlechter gegen einander, und ſo lange ſolche irdiſche Triebe noch da ſind, ſcheint ihnen eine Verbindung mit den Lebenden möglich. Nur die völlige Heiligung, das reinſte, ſelige Hineinleben der Seele in Gott ſcheidet eine jede Verbindung völlig ab. Wenn daſſelbe religiöſe Bedürfniß nun auch zu den verſchiedenſten Zeiten und in den entfernteſten Ländern eine ähnliche Vorſtellung hervorruft, finden ſie in dieſer Uebereinſtimmung eine Beſtätigung deſſen, was ſie ſelbſt nicht bloß gedacht, ſondern auch erlebt haben. So lebte nun der Prediger mit ſeiner Frau. Es war nicht eigentlich die Form des Fernſehens, wie ſie ſich bei den weniger gebildeten Mitgliedern ſeiner Gemeinde entwickelt hatte, ſondern es waren mehr viſionäre Träume, die ihn zu ſeiner verſtorbenen Frau führten, ſo daß dieſe warnend, mahnend, ermunternd, tröſtend in einer Reihe von Jahren nach ihrem Tode in ſeinem Hauſe, in ſeiner Familie, in ſeiner Gemeinde thätig blieb. Ich wage über dieſe ganze Richtung kein Urtheil, ſie mag in vielen Rückſichten bedenklich ſcheinen, aber mit Recht können wir hier, wie in ſo manchen Fällen, ſagen: Dem Reinen iſt Alles rein. Eine ſeltſame, noch keineswegs völlig erkannte Eigenthümlichkeit herrſchte ſchon in ſeiner Gemeinde, vergebens ſuchte er ſie zu verdrängen; je mehr ſein ganzes Leben ſich, wenn auch umſichtig, klar, alle Mittel erwägend, auf ſeine Gemeinde beſchränkte, deſto mächtiger trat auch dieſe verborgene geheimnißvolle Erſcheinung für ihn bedeutungsvoll hervor. Sie riß ihn hin, und der Tod ſeiner über Alles geliebten Frau führte ihn ſelbſt über das Grab hinaus. Die Unmittelbarkeit der Beſchränkung zog auch ihn, aber jetzt nicht ihn allein, ſondern auch die ganze Gemeinde nach der himmliſchen Heimat hin. Es war, als wenn durch dieſe geheime Verbindung Alles inniger verſchmolzen wäre, als wenn jetzt das Trennende verſchwunden, alle bloß äußere Verhältniſſe nicht ſowohl aufgehört, als ſich vielmehr in innere verklärt, alles Todte ſich zum

Leben geſtaltet hätte, als wenn jetzt erſt die Gemeinde als eine in ſich geſchloſſene Perſönlichkeit daſtände, und Leib und Seele enthielte. Es lag für mich, auch als Knabe, etwas ungemein Anziehendes in dieſem liebevollen Zuſammenleben der Lebenden mit den geliebten Verſtorbenen, von deren Hoffnungen und Kämpfen ſie auf geheimnißvollem Wege Nachricht erhielten. Oft auch ergriff mich ein ſeltſamer Schauder, — wenn eben die Beſten, Beſonnenſten mit ruhiger Zuverſicht erzählten, wie ihnen ihre Frauen, ihre Kinder, ihre Freunde erſchienen wären, wie dieſe, unter ſeltſamen Kämpfen, die mit den irdiſchen keine Aehnlichkeit hätten, zu höhern Stufen der Seligkeit gelangt, zu neuen Hoffnungen gereift wären, — wenn ihnen dieſe Stufen immer reiner, anmuthiger, zwar in Bildern, aus dem ſinnlichen Leben genommen, erſchienen, aber ſo wunderbar geſtaltet, ſo ſeltſam erhöht, daß alles Irdiſche nur als die Blätter dieſer eigentlichen Blüte erſchien.

Eine jede wahre lebendige Perſönlichkeit iſt nicht bloß in ſich, ſie iſt auch nach außen thätig, eine ſolche rüſtige Thätigkeit geht nothwendig aus der Einheit ihres Lebens hervor. Wie die mannigfaltigen Organe untereinander in ein Leben verſchmelzen müſſen, damit dieſes wahrhaft thätig ſei, ſo mußte auch hier alles Mannigfaltige, wodurch die Gemeinde in ſich beſtand, ſich erhielt und wuchs, es mußte der immer geſteigerte Wohlſtand, das Hellerwerden des ſinnlichen Bewußtſeins, ſich in eine höhere Einheit verklären, und ſo entſtand eine Thätigkeit, die über die Gemeinde hinausreichte, und deren Natur und Weſen nicht zweifelhaft ſein konnte. In dieſem Sinne muß in dieſer Gemeinde die Vereinigung zur Bibelverbreitung und für Miſſionen aufgefaßt werden. Es war die unzweideutige, ja nothwendige Lebensäußerung einer Perſönlichkeit, die nur religiöſer Art ſein konnte. Auch in einer andern Rückſicht erwies ſich dieſe Thätigkeit auf eine heitere Weiſe nützlich. Im gewöhnlichen Leben unſerer Zeit treten entfernte Gegenden, die bisher unbekannt waren, lebhaft in unſere engeren Kreiſe herein, wenn ein Krieg, politiſche Verwickelungen, gewaltige Naturerſcheinungen unſere Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen; eine Menge Menſchen, ſonſt gegen die bloß wiſſenſchaftliche Neugierde verſchloſſen, erlangen Kenntniſſe, die ſie ſonſt nie erhalten hätten. Hat nicht das Theater, haben nicht Romane und Novellen dazu gedient, ferne Zeiten der Geſchichte, entfernte Räume der Erde unter das Volk zu bringen und bekannt zu machen? Wie viele Kenntniſſe ſind nicht auf ſolche Weiſe, wenn auch unvollſtändig, ja entſtellt, ausgebreitet worden? Die Gemeinde ſah aber dieſe Bewegungen nur von Ferne, ſie nahm keinen Theil an den politiſchen Ereigniſſen, ſie ſtritt nicht über die Verfaſſung ihres Landes: Alles, was die Einbildungskraft in Anſpruch nahm, war religiöſer, heiliger Art. Aber auch dieſe Gemüthsrichtung, welche reinigend, nicht verwirrend, reicher als die reichſte Phantaſie und dennoch nicht phantaſtiſch war, verbreitete Kenntniſſe, über die der Fremde in Erſtaunen gerieth. Der Prediger verſtand es, mit der religiöſen Theilnahme die lebhafte Begierde nach genauer Kenntniß entfernter Gegenden zu verbinden. Fremde wunderten ſich nicht wenig, wenn ſie Bauern in der Kapkolonie, auf den Antillen und in Grönland heimiſch fanden, wenn ſie erfuhren, wie dieſe ſchlichten Männer kühne Miſſionäre in's Innere von Afrika begleiteten. Und, ſelbſt ohne Rückſicht auf die religiöſe Bedeutung erſchien der ſo erweiterte Geſichtskreis durch den heiligen Gegenſtand geheiligt, ungemein heiter und erfreulich, während er ſonſt oft eine nur zu bedenkliche Beimiſchung enthält.

Das Treiben der Gemeinde war zwar für die in ganz anderer Richtung heftig bewegte Umgebung lange ein Geheimniß, doch konnte es nicht fehlen, daß der ſteigende Wohlſtand, die auffallende Bildung der ſonſt verwilderten Einwohner die Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Einige, ſelbſt mächtige und bedeutende Männer, die ſich ermunternd, rathend, unterſtützend an den Prediger anſchloſſen, bewahrten vorſichtig das Geheimniß in ſich, aber das vormals verachtete Dorf ward jetzt in manchen äußeren Beziehungen ein wichtiger Gegenſtand, der nicht unbeachtet bleiben durfte. Die geebneten Wege hatten das ſonſt unzugängliche Thal eröffnet. Das Dorf, ſonſt wegen ſeiner unfreundlichen Lage, ſeiner Unfruchtbarkeit, ſeiner barbariſchen, bettelhaften Einwohner berüchtigt, lieferte jetzt Getreide, Gartenprodukte mancherlei Art; auch die Waldungen erhielten einen bedeutenden Werth. Der Oberförſter, einer der Wenigen, denen es vergönnt war, mit einem ſtillen, friedlichen Sinne ſich aus der Verwirrung herauszureißen, der mit dem Prediger ſchon früher verbunden war, erſchien als einer der erſten Einwanderer, und viele folgten ihm nach, Fabriken wurden errichtet, Kaufleute bauten ſich an, das Dorf erhielt auch für den Staat eine immer größere Bedeutung, und ſo lebte dieſer wunderbare Mann ſechzig Jahre lang als Prediger in ſeiner Gemeinde. Selbſt in der Ferne, in der großen Hauptſtadt des Landes erſcholl ſein Ruf, angeſehene Staatsmänner erwähnten ſeiner in den Kammern, und obgleich die Quelle, aus welcher Alles floß, ihnen verborgen blieb, mußten ſie doch geſtehen, daß das, was dieſer ſchlichte Mann auszurichten vermochte, einem Wunder ähnlich war. Man glaubte ihn durch einen Orden zu ehren, aber er war, ſagte er, als er ihn erhielt, ſchon lange durch das wahre Kreuz bezeichnet. Er ſtarb in meiner Jugend, und obgleich ein achtzigjähriger Greis, ſchien doch der echte jugendliche Mittelpunkt des Lebens mit ihm aus der Gemeinde zu verſchwinden. Die ganze Gegend war bei ſeinem Tode in Bewegung. Aus den entlegenſten Städten ſtrömte man herzu, ſein Begräbniß zu feiern. Seine hohe, wunderbare Bedeutung ſchien den vielen Tauſenden erſt jetzt klar zu werden, aber im Dorfe zeigte ſich auch die Macht ſeiner langen Wirkſamkeit heller, als je. Wer nicht in ſeinem Sinne lehrte und handelte, konnte nicht ſein Nachfolger ſein. Er ſelbſt lebte noch in ihrer Mitte, in zweifelhaften Fällen ertheilte er noch Rath und erſchien hülfreich, wo man ſeiner am dringendſten bedurfte.

Sie werden mir vorwerfen, lieber Vater, daß ich mich ſo lange mit meiner Umgebung beſchäftigt habe, da ich doch verſprach, von meinem eigenen Leben zu reden: aber jetzt, da die Erinnerung an mein Knabenalter, an meine frühe Jugend mir lebendig vorſchwebt, überwältigt es mich, wenn ich erkenne, wie ich mich damals in der Mitte einer der denkwürdigſten Erſcheinungen unſerer Zeit befand. Denn welcher Denker, ſelbſt der ſcharfſinnigſte, darf ſein Syſtem, welcher Forſcher, ſelbſt der Glücklichſte, ſeine Entdeckung, welcher Dichter, auch der phantaſiereichſte, ſein Gedicht, welcher Held, auch der ſiegreichſte, ſeine Triumphe, ja welcher Herrſcher, auch der glanzvollſte, ſeine Macht mit der ſtillen Thätigkeit dieſes Mannes vergleichen, der, mit unergründlicher Abſichtlichkeit, mit feſtem, unzerſtörtem Sinn in ſeinen Gegenſtand verſinkend, die ſtarren Gebirge aufſchloß, die wilden Wälder zähmte, freundliche Blüten in der wüſten Gegend zog, Aecker und Hausthiere veredelte, anmuthige Wohnungen ſchuf, ein gebildetes Volk in den verödeten Räumen verſammelte und Alles, was ſo Herrliches und Geordnetes den Wanderer in Erſtaunen ſetzt, in ein Gefäß für die höchſte, reinſte Blüte des Daſeins umzuwandeln vermochte? Kann Jemand mitten unter dem Ruin ſtürzender Völker und ſich wechſelſeitig zerſtörender Verhältniſſe ein ſolches Wunder an ſich gedankenlos vorübergehen laſſen, ohne nach der Quelle der mächtigen ſchöpferiſchen Gewalt zu forſchen?

Wir Knaben dachten freilich wenig an dieſe Wunder, in deren Mitte wir lebten, und genoſſen, was die Gegenwart uns gab, mit unbefangenem Sinne. Wie würde man ſich irren, wenn man glaubte, daß das Leben, welches ſo für das Höchſte in Anſpruch genommen ward, ein finſteres, freudenloſes geweſen wäre. Wir wuchſen unter Arbeit, Spielen und auch unter Kämpfen auf. Vater und Mutter liebten und züchtigten uns. Den Prediger beſuchten wir oft, als der Religionsunterricht anfing, täglich. Er liebte die Kinder, und noch in ſeinem hohen Alter verſtand er es, ihr Vertrauen zu erwerben. Mit der größten Unbefangenheit plauderten wir mit ihm, alle unſere kleinen, kindiſchen Wünſche ſchienen ihm dann wichtig, und nie war ſein Weſen abſtoßend. Wenn ich ſpäter mich der früheſten Auftritte wieder erinnerte, drängte ſich mir die Vermuthung auf, daß er durch irgend ein geheimes Band ſich inniger an mich geknüpft fühlte, als an die übrigen Kinder. Ich hatte kein Geheimniß vor ihm, und wenn er ſprach, war es mir oft, als wäre er ein Kind, wie ich, ſo verſtändlich, ſo aus mir ſelber heraus klang Alles, was er ſagte. Ich konnte mich mitten unter den Spielen in der fröhlichſten Umgebung, wenn Wald, Fluren und der helle Himmel mich lockend umgaben, mit aller Sehnſucht des kindlichen Gemüths recht herzlich nach ihm ſehnen, und ein innerer Jubel, ein unendliches, tiefes ſtilles Aufjauchzen durchbebte mich, wenn ich ihn zuweilen nach einer Unterbrechung von wenigen Tagen wiederſah. Es war ein ſtilles Gebet, welches alles Glück meines jungen Lebens in mein Innerſtes zuſammendrängte, und durch grenzenloſe Hingebung hob und heiligte. Und wie reich war dieſes Leben! War es ein urſprünglicher Trieb, war es das innig mit Wald und Gebirge verbundene Leben des Oberförſters, welches von früh an mich gewaltſam nach der geheimnißreichen Natur hinzog? Die Blumen ſprachen mich an, die Thiere des Waldes ſchienen mich zu kennen, das rauheſte Gebirge war mir ein befreundetes, das Rieſeln der Bäche klang mir wie der reine, jubelnde Geſang, Alles, was mich umgab, drängte ſich an mein kindliches Herz, und im Hintergrunde tönten die erhabenen Stimmen eines höhern, göttlichen Lebens, das alle Geheimniſſe umſchloß. Der Vater nahm mich oft in die Wälder mit, und da ſein Geſchäft, von einem frühern Studium unterſtützt, ſeine botaniſchen Kenntniſſe erweitert und befeſtigt hatte, ſo lernte ich ſchon ſehr jung alle Pflanzen der Gegend wiſſenſchaftlich unterſcheiden und beſtimmen; und dieſe Beſchäftigung war es wohl vorzüglich, die meine urſprüngliche Neigung begründete und unterhielt. Die Strenge des Unterrichts, die Beſchäftigung mit den alten Sprachen, wie mit den Naturgegenſtänden, die nie läſſig, oberflächlich, vielmehr nach der härteſten Methode betrieben wurde, hat dieſer Fülle und dem Reichthume der Phantaſie nie Eintracht gethan. Ich weiß es, denn ich habe es erlebt, wie eben die ſchärfſte, ſchattenloſeſte Klarheit das Kind ganz zu gewinnen vermag. Mit unſäglicher Geduld Schritt für Schritt fortſchreitend, Einzelnes mit Einzelnem klar und ſtrenge verknüpfend, entwickelt ſich das Kind am freudigſten, und verwirrt ein ungeſchickter Lehrer nicht die Fäden der Verbindung, überſpringt er nicht den mühſam fortſchreitenden Gang des kindlichen Bewußtſeins, ſo entſpringt eine Freude aus der wachſenden Fertigkeit der Verknüpfung ſelber, und ein unendlicher Jubel ergreift das Kind, wenn zum erſten Male ein Allgemeineres, das Einzelne zur Einheit erhebend, als ein Höheres, Geiſtiges ihn begrüßt. Mir war es dann, als riſſe ſich das ſo Verbundene aus der ſtrengen Verknüpfung los, als träte es beflügelt in ſicherer Geſtaltung geiſterartig in die Welt der Phantaſie, die mich reich und mannigfaltig umgab. Und dieſe ſelige Gewißheit, daß das mühſam Errungene ein reicher Schatz wäre, aus dem innerſten Abgrunde des eigenen Daſeins gehoben, verdankte ich meinem trefflichen Lehrer Emmerich. —

Emmerich? rief unterbrechend Louvet, und Edward wie Theodor ſahen ihn aufmerkſam an. Louvet faßte ſich ſchnell, der Name fiel mir auf, ſprach er mit anſcheinender Gleichgültigkeit, ich hatte einen Freund dieſes Namens in Nordamerika. —

Er war in Nordamerika, antwortete Edward und fuhr, von Louvet aufgefordert, fort: Emmerich ſah es ein, wie in Verhältniſſen ſo bedingter Art, wie diejenigen, die in der Gemeinde ſtattfanden, Manches zu dulden, ja wohl zu loben war, was in einer größern Umgebung abgewieſen werden mußte oder nur einen bedingten Werth erhalten konnte. So lernten wir Kinder durch ihn das Chriſtenthum zwar nicht weniger tief, nicht weniger beſtimmt, aber freier als den innern, unverrückten Mittelpunkt des Lebens, der Wiſſenſchaft und der Kunſt kennen. Ich habe eine durchaus ungetrübte, ſehr glückliche Jugend durchlebt, und wenn meine Sehnſucht nach einer Bekanntſchaft mit der mir unbekannten Welt, ſo wie meine Kenntniſſe zunahmen, immer lebhafter ward, ſo fühlte ich mich dennoch in der heitern Umgebung glücklich und froh. Wenn ein neues Haus gebaut wurde, eine neue Anlage entſtand, eine Familie einwanderte, war es mir, als entwickelte ſich mit dieſer Erweiterung des engen Lebens, mit dieſen Zeichen des wachſenden Wohlſtandes eine neue Welt. Die beiden Enkel des Oberförſters genoſſen natürlich den Unterricht mit mir; der älteſte wählte, durch frühe Neigung beſtimmt, die Waffen, der jüngere ſollte, ſo hoffte der Großvater, in ſeine Fußſtapfen treten. Die großen Verdienſte, die der Oberförſter ſich erworben hatte, und die allgemein anerkannt waren, hatten nämlich die Behörde beſtimmt, die bedeutende Stelle, welche er bekleidete, für einen jungen Mann, der in ſeiner Schule erzogen wäre, offen zu halten, und, für den Fall, daß der Oberförſter vor deſſen völliger Ausbildung ſterben ſollte, nur interimiſtiſch zu beſetzen. Indeſſen wuchs Amalie heran und ward ein reizendes Mädchen. Ihre Geſichtsfarbe war nicht ganz hell, die braunen Augen ſehr lebhaft, und etwas zurückgedrängt Spöttiſches in ihrem Weſen erſchien mehr anziehend, als abſtoßend. Sie war ſchlank und höchſt zierlich gewachſen, beweglich und graziös, und mit den Jahren entwickelten ſich an ihr immer mehr Talente. Sie zeichnete, ſpielte, ſang, und gelegentlich brach wie unwillkürlich ein dichteriſches Feuer hervor. Wie Raketen blitzten und funkelten dann die wunderlichſten Bilder, ſtiegen in die Höhe, blendeten und ſchienen zerplatzend zu verſchwinden.

Ich zeigte frühzeitig ſchon eine merkwürdige Eigenthümlichkeit, die mit meinem ernſthaften, nach Innen gekehrten Weſen in einem ſeltſamen Widerſpruche zu ſtehen ſchien. Es war ein mimiſches Talent, welches ſich früh und wie unwillkürlich in mir entwikkelte. Ein jeder Menſch trägt in ſeiner Phyſiognomie etwas, nicht durch Worte zu Bezeichnendes, Eigenes, den Keim irgend einer Bizarrerie, der von der Gegend der Lippen ausgeht. Bildet dieſer ſich zu entſchieden aus, ſo entſteht ein Zug nach den oberen Theilen des Geſichts, gewöhnlich nach einem Auge, nie nach beiden. Selten erſcheint ein ſolcher Zug deutlich, oft nur in flüchtigen Augenblicken; aber iſt er einmal erkannt, ſo bleibt er uns für immer klar. Ein ruhiges, geiſtreiches Geſicht weiß zwar dieſe Verzerrung zu verbergen, ſo daß der gewöhnliche Blick ſie nicht leicht zu entdecken vermag; ganz verſchwindet ſie indeß nicht. Ich war von meinem früheſten Knabenalter an wie gezwungen, auf dieſe Verzerrung zu achten, entdeckte ſie, wo ſie am verborgenſten ſchien, und ſie verfolgte mich dann oft auf eine widerwärtige Weiſe. Zum Glück verſchwand oder ſtumpfte ſich dieſe Beobachtungsgabe ab, je länger ich einen Menſchen kannte, je lieber er mir ward. Der erſte Eindruck, den ein Menſch auf mich machte, war immer der entſcheidende, und ich möchte die Behauptung aufſtellen, daß, wenn dieſe erſte Erſcheinung eines unbekannten Menſchen völlig unbefangen aufgefaßt würde, wenn ſie in dieſer Art feſtgehalten werden könnte, ſo würde ſie uns das innerſte Weſen der Perſönlichkeit aufſchließen und, da in dieſem ihr Schickſal verborgen liegt, divinatoriſch ſein. Höchſt ſelten dauerte die Beobachtung, welche ich gemacht hatte, nach längerer Bekanntſchaft fort, oder trat höchſtens noch in einzelnen Momenten mich quälend hervor. Was ich nun ſo entdeckte, bildete ich wie unwillkürlich nach. Wenn ich des Abends mit den Kindern zuſammenſaß, ergötzte ich ſie ungemein dadurch, daß ſie jedes Mal, wenn ſie mich erblickten, einen andern, ihnen bekannten Menſchen zu ſehen, oder, wenn ich ihm nachſprach, ihn zu hören glaubten. Ich habe einſehen lernen, daß viele Portraitmaler dieſes unglückliche Talent in hohem Grade beſitzen, daß eben dadurch die falſche Aehnlichkeit erzeugt wird, die uns überraſcht, den Gegenſtand ſogleich erkennen läßt, auch wenn das Bild in der That einen ganz andern darſtellt. Es war begreiflich, daß ich die mir angeborene Kunſt den Aeltern verbergen mußte; und obgleich ich mich als leichtſinniger Knabe oft gehen ließ, mich ergötzte, wenn ich die Kinder in Erſtaunen ſetzte, und mich beſonders glücklich fühlte, wenn Amalie bei einer ſolchen Gelegenheit mich ermunterte und mir Beifall ſchenkte, ſo war mir dennoch dieſe Gabe höchſt läſtig. Je mehr ich nämlich heranwuchs, je klarer mein Bewußtſein ſich entwickelte, deſto mehr ward ich, indem ich einem Menſchen nachahmte oder nachſprach, wie durch einen Zauber verwandelt; ich ſah, ich ſprach dann wie aus dieſem Nachgeahmten heraus; Leidenſchaften, dem Knaben völlig unbekannt, ſchienen mich dann wie mit geheimer Gewalt zu überwältigen, eine innere Angſt konnte mich vorübergehend ergreifen, und ich mußte mich vor mir ſelber zu retten ſuchen.

Als Emmerich dieſe ſeltſame Gabe entdeckte, als ich ihm den Zuſtand, in welchen ich durch ihre Ausübung verſetzt ward, bekannte, ſchien er äußerſt beſorgt zu ſein und ließ es nicht an Warnungen fehlen. Als ich, von ihm begleitet, in der Stadt das erſte Schauſpiel ſah, riß mich dieſes völlig hin. Im Dorfe wurde eine Bühne errichtet, Schauſpiele durch mich verfertigt, und es entſtand in mir die Täuſchung, als wenn ſich hier die eigentliche Bedeutung meines verborgenen Talents entwickeln müßte. Amalie ſtellte in dieſen Schauſpielen ihre Rollen am beſten dar, die übrigen Kinder mit größerem oder geringerem Geſchick, aber es dauerte lange, ehe ich zu der traurigen Ueberzeugung gelangte, daß ich trotz meines wunderbaren mimiſchen Talents unter Allen der ungeſchickteſte war. Dieſe Kinderſpiele, die etwas Unſchuldiges waren, ja, da die Stücke von den Lehrern und Eltern zenſirt wurden, von kindlichen Tugenden überfloſſen, wurden zwar geduldet, aber es war vorauszuſehen, daß dieſe Vorſtellungen, länger fortgeſetzt, ein Aergerniß im Dorfe erregen würden, als ſie glücklicher Weiſe uns langweilig erſchienen und aufhörten.

Indeſſen hatte dieſes Talent, welches mit dem Fernſehen der Dorfeinwohner eine mir nicht ganz angenehme, aber doch unverkennbare Aehnlichkeit hatte, ein Ereigniß herbeigeführt, welches, wie es ſcheint, für mein Leben bedeutend und noch nicht enträthſelt iſt.

Ich liebte es, mich, von den Andern getrennt, in ſtiller Einſamkeit dem Naturgenuſſe hinzugeben, es war mir dann, als wäre die ſtrengſte Unterſuchung einzelner Gegenſtände von dem belebenden Hauche der ganzen mich umgebenden Natur durchdrungen. In den letzten Tagen vor meinem Abgange nach der Univerſität traten dieſe Momente, in welchen ich die ſtillſte Einſamkeit ſuchte, immer häufiger hervor. Ich nahm nun Abſchied von der mir ſo lieben Gegend. Ein jeder Fels, eine jede Wieſe, eine jede Baumgruppe winkte mir den Abſchiedsgruß zu, und wie wir an einer Geliebten, von der wir ſcheiden ſollen, immer neue Reize entdecken, ſo ward mir die Umgebung immer reicher, immer mannigfaltiger; tauſend Gegenſtände, bis dahin verborgen, traten hervor, die mich lebhaft anzogen. Als ich nun einſt mich dieſem wehmüthigen Genuſſe überließ, kam der Abend heran. Es war ein ſchöner warmer Maitag geweſen. Die ſinkende Sonne röthete die Gipfel des waldigen Gebirges; einzelne Rehe und Hirſche näherten ſich zutraulich, aus dem Walde heraustretend, über den Weg gehend; ſie blieben ſtehen und betrachteten mich, als wüßten ſie, daß ſie mich zum letzten Male ſähen. Ich war durch ein waldiges Thal über eine aufſteigende Wieſe geſchritten und erreichte eine Höhe, auf welcher der Weg durch dichte Bäume fortging, das Dorf lag vor mir, der Rauch der Schornſteine ſtieg gerade in die Höhe, die Abendglocke läutete zum Gebet und miſchte ihre Töne mit den Glockenklängen der aus allen Thälern heimkehrenden Viehheerden. Ich ſetzte mich auf eine dort angebrachte Bank und überließ mich ganz meinen Empfindungen. Ich weiß ſelbſt nicht, wie lange ich ſo in mich verſunken da ſaß, als eine Stimme ſich dicht neben mir hören ließ.“ Guten Abend, Edward, ſo lautete der Gruß, und ein Menſch, ein Ränzel tragend, einen Knotenſtock in der Hand und eine Flinte auf dem Rücken, ſtand vor mir. Es war etwas Lauerndes in dem finſtern Blicke, mit welchem er mich fixirte. Ich ſchrak faſt zuſammen, als ich ihn anſah, obgleich ſeine Züge mir nicht ganz unbekannt waren; er mußte bemerkt haben, daß ich ihn forſchend und unwillig betrachtete. Kennen Sie mich nicht, junger Herr, erinnern Sie ſich meiner nicht? Habe ich Sie doch oft begleitet durch Wald und Fluren, als Sie noch ein Knabe waren; ich bin ja der Kaspar, der beim Oberförſter diente.

Im Dorfe lebte nämlich vor Zeiten ein Menſch, der Jean hieß. Der gute Pierre hatte mir oft von ihm erzählt. Der böſe Menſch war der heftigſte Gegner des Predigers, er unterhielt den Widerſtand gegen alle heilſamen Unternehmungen deſſelben, hetzte die Bauern gegen ihn auf und hatte beſonders auch dieſen Pierre eine Zeit lang in ſeiner Gewalt. Er ſchien mit Auswärtigen ſeiner Art, auch wohl mit einigen ſchlechten Geſellen unter den Einwohnern in geheimer Verbindung zu ſtehen, und Pierre war zuletzt von ihm getrennt, ja ſein heftigſter Gegner geworden, als Jean plötzlich aus dem Dorfe verſchwand. Man ſprach ſchon lange von einer gefährlichen Diebsbande in der Gegend, bedeutende Einbrüche hatten ſtattgefunden und ein ſtarker Verdacht laſtete auf dieſem Jean. Er führte ein verworfenes Weibsbild mit ſich herum, und lange hörte man nichts von ihm; da erfuhr man, daß er in der Revolution eine bedeutende Rolle ſpiele. Er war einer der Hauptanführer bei der Gefangennehmung des Königs und zeichnete ſich aus, als an jenen furchtbaren Septembertagen die Gefängniſſe erbrochen und viele Menſchen ermordet wurden. Nach vielen Jahren kam Kasper nach dem Dorfe, er erklärte ſich für den Sohn dieſes Jean, hatte viele Feldzüge mitgemacht, war nach dem Frieden entlaſſen worden und diente eine Zeit lang bei dem Oberförſter. Durch ſein tadelloſes Betragen wußte er deſſen Vertrauen zu gewinnen und hatte die Ausſicht auf eine Förſterſtelle. Plötzlich verſchwand er aber, und wir hatten nie erfahren, wo er hingekommen oder was aus ihm geworden war.

Mich befiel ein Schauder, als ich ihn jetzt wiederſah, ein gewiſſer Zug in ſeinem Geſichte, der ſich ſchon damals in mein Innerſtes tief eingeprägt hatte, als er noch das Vertrauen des Oberförſters beſaß, machte mir ihn verdächtig. Er ließ ſich neben mir nieder, und eine ſelt[illegible] mit Entſetzen gepaarte Luſt hielt mich an ſeiner Seite gefeſſelt.

Ich habe mich weit in der Welt herumgetrieben, begann Kaſper, ſeit ich das ſtille Haus des Oberförſters verließ; ich war gezwungen, wegzugehen, eine geheime Aufforderung rief mich ab, und ich konnte ihr nicht widerſtehen. Da, als ich in mancherlei Verhältniſſen mich herumtrieb, erfuhr ich manches Geheimniß, auch ein ſolches, das Sie betrifft. Sie kennen Ihren Vater nicht, junger Herr. — Ich entſetzte mich, als er ſo ſprach, denn, obgleich ich als ein Verwandter des Hauſes betrachtet wurde, war doch mancher Zweifel in mir entſtanden; eine alte Magd, die im Hauſe des Predigers viele Jahre gedient hatte, mehr eine Freundin als Dienerin des Hauſes, die einer allgemeinen Achtung im

Dorfe genoß und nach dem Tode des Predigers ſeinen Namen trug, ſchien von meiner Herkunft genau unterrichtet und war nicht immer in ihren Aeußerungen vorſichtig. Auch Pierre äußerte ſich, wenn auch dunkel, doch oft ſo, daß meine Zweifel verſtärkt werden mußten. — Edward, ſagte Kasper, Sie ſind der Sohn eines reichen, bedeutenden Mannes, und obgleich Ihr Vater geſtorben iſt, ſo lebt doch Ihr Großvater noch, reich und angeſehen. Sie ſtammen aus einem mächtigen, altadelichen Geſchlechte. — Könnt Ihr das beweiſen? ſagte ich heftig, überraſcht und übereilt, denn die Ahnung, die mich lange gequält hatte, glaubte ich beſtätigt zu finden. — Wie, erwiederte Kasper, Ihr ſeid im Begriff, das Dorf zu verlaſſen, und man hat Euch noch nicht mit Eurer Herkunft bekannt gemacht? — Plötzlich trat die Gewalt der verborgenen Geſichtszüge mir furchtbar entgegen, ich war genöthigt, ihm nachzuſprechen, ich ſprach aus ihm heraus, und es war mir, als wollte ich mich ſelbſt ermorden. Von Entſetzen ergriffen ſtand ich auf, fühlte mich an der Hand feſtgehalten, ich riß mich gewaltſam los und, obgleich waffenlos dem Bewaffneten gegenüber, ſtieß ich ihn vor die Bruſt, daß er taumelnd auf die Bank zurückſank. Wüthend erhob er ſich, der Knotenſtock ſchwebte ſchon über mir, als er plötzlich unter den dunkeln Bäumen verſchwand, und als ich mich umſah, ſchritt der Oberförſter, von Jägern begleitet, über die Wieſe auf die Bank zu. Ich ſuchte mich zu faſſen; ungewiß, ob ich, was mir begegnet war, dem Pflegevater mittheilen ſollte, ſtand ich noch da, als er mich erreichte. Es iſt mir lieb, Edward, ſagte der ruhige Alte, daß ich Dich hier finde. Herr Emmerich und ich wünſchen Dich zu ſprechen. Wir haben vor Deiner Abreiſe Dir eine wichtige Mittheilung zu machen. Geh nach Hauſe, mein Sohn, bringe Deine Zeit in ernſter Betrachtung zu, Dir ſteht eine Entdeckung bevor, die Dich überraſchen wird; in einer halben Stunde wirſt Du uns ſehen. —

Ich war tief erſchüttert, ja entſetzt. Klingt die nämliche Stimme in demſelben Augenblicke aus der Hölle und aus dem Himmel, aus dem Abgrunde des finſtern Verbrechens und aus den Tiefen der reinſten Liebe zugleich? Es war, als wenn mein ruhiges, kindliches Leben jetzt geſchloſſen wäre, als wenn ein neues Daſein anfinge, ein furchtbares Bewußtſein zukünftiger Kämpfe erwachte. Eine tiefe Rührung und ein finſteres Grauen waren mit einander verbunden, ahnungsvoll lag die verworrene Welt, der ich entgegenging, in die ich mich ſchon hineingeriſſen fühlte, vor mir. Das heitere Bild der geliebten Gegend war verhüllt, als ich gedankenvoll auf das Dorf zuſchritt. In der Arbeitsſtube des Oberförſters wartete ich auf ſeine und Emmerichs Ankunft. Es bedurfte der Ermahnung meines Pflegevaters nicht. Der ganze Ernſt des Lebens war mir nur zu nahe getreten. In der Stube war Alles in der größten Ordnung; die Papiere lagen nach den bekannten Fächern geordnet, die Bücher, welche mir ſo vielen Genuß gewährten, ſtanden in graden Reihen vor mir. Alles ſprach mich ſo reinlich, ſo ſtill, ſo heiter an, die ganze Macht der ruhigen Vergangenheit ergriff mich mit einer ſüßen Gewalt. Es war nur ein Augenblick; die unſelige Verwirrung, die wie ein Blitz in mein ruhiges Daſein hereinfuhr, die mich unvorbereitet niederſchmetterte, hatte mich ſchon wieder ergriffen, als der Oberförſter mit Emmerich hereintrat.

Setze Dich, Edward, ſprach er, wir haben ein ernſtes Wort mit Dir zu reden. Du kennſt Deinen Vater nicht, Du biſt nicht mein Verwandter, Dein Vater war ein reicher, bedeutender Mann, — er lebt nicht mehr, wohl aber Dein Großvater, reich und angeſehen. Du ſtammſt aus einem bedeutenden, altadelichen Geſchlechte. — Ein furchtbares Entſetzen durchfuhr mich, als die nämlichen Worte auf die nämliche Weiſe, wie ſie mir ſchauderhaft aus dem Munde des Verbrechers entgegentönten, ſich hier wiederholten. Ich war einer Ohnmacht nahe. Daß dieſe Mittheilung einen ſo erſchütternden Eindruck auf mich machte, war den alten Männern unbegreiflich. Sie ſahen, wie das Entſetzen aus meinen blaſſen Zügen ſprach, und eilten mir zu Hülfe. Nur langſam erholte ich mich. — Edward, ſprach Emmerich, ich faſſe Dich nicht; Dein Großvater iſt einer der herrlichſten Menſchen, ich darf es ſagen, denn ich kenne ihn. Du wirſt, wenn Du ihn findeſt, an Liebe reicher; ihn gewinnſt Du und uns verlierſt Du nicht. Wie kann eine ſolche Entdeckung den ſonſt ſo ruhigen Jüngling mit ſolchem Entſetzen ergreifen? — Ich ſah es ein, daß ich jetzt Alles entdecken mußte. Ich erzählte, was mir eben in dem Augenblicke, als der Oberförſter auf der waldigen Höhe ſich mir näherte, begegnet war. Die beiden Alten erſchraken, wie ich, als ſie es hörten.

Emmerich kannte die ſeltſame Richtung meines mimiſchen Talentes. Er hatte dieſes zum Gegenſtande einer genauen Forſchung gemacht und mich gewarnt, mich dieſer Neigung ja nicht hinzugeben. Es war mir in der That gelungen, der gefährlichen Luſt zu widerſtehen, ja ich durfte hoffen, daß ſie verſchwunden war; Emmerich erſchrak daher nicht wenig, als er dieſe plötzliche und gewaltſame Aeußerung derſelben erfuhr. Wenn der Oberförſter ebenfalls dadurch beunruhigt ward, ſo ſchien ihn Kaspers plötzliche Gegenwart in der Gegend doch vorzüglich zu beunruhigen. Ich mußte glauben, daß er von dieſem mehr wußte, daß er ſein Treiben, ſeit er das Dorf verließ, kannte. Nach meiner Erzählung ward die Mittheilung, die man mir machen wollte, abgebrochen. Der Oberförſter eilte hinaus, um alle Anſtalten zu treffen, den gefährlichen Menſchen zu ergreifen. So vergingen mehrere Stunden. Emmerich wollte die Zurückkunft des Oberförſters erwarten, und meine innere Unruhe hatte den höchſten Gipfel erreicht. Endlich kam dieſer zurück. Er ſchien völlig gefaßt und ruhig, und ich ſaß wieder allein zwiſchen Pflegvater und Lehrer. — Du wurdeſt, fing der Oberförſter an, von einem alten Herrn, von Bedienten begleitet, in einer prächtigen Equipage hieher gebracht; Du warſt damals nicht über zwei Jahr alt, und der alte Herr, der Dich uns übergab, war dem Prediger wohlbekannt; er ſelbſt war als ein rüſtiger Knabe von ſeinem Vater dem damals jungen Prediger übergeben worden, und verließ das Dorf als Jüngling. Nach ſeinem Willen verhehlten wir Deine Herkunft. Du würdeſt, ſagte er, kennteſt Du ſie, nur beunruhigt, Deiner Umgebung fremd werden, mit Deinen jugendlichen Wünſchen ſehnſüchtig über die Grenzen des Dorfes, das Deine eigentliche Heimat ſein ſollte, in die Welt hinauszuſchweifen. Er hatte aber auch einen andern geheimeren Grund. Wir dürfen dieſn Dir nicht mittheilen, Du wirſt ihn von ihm ſelbſt erfahren. Hier im Dorfe hatte ſeine Ankunft bei den Einwohnern, die ihn perſönlich oder aus Erzählung kannten, groſe Freude erregt, denn ſeit er es als heranwachſender Jünging verlaſſen, hatte er nur einige Jahre mit dem Prediger Briefe gewechſelt. Er lebte damals in der Hauptſtadt, die Revolution brach aus, die Nachrichten hörten auf und jede Spur von ihm war verſchwunden. Man zählte ihn zu den vielen Opfern der Revolution; de Prediger und ſeine Frau, die ihn wie ihr eigenes Kind liebten, betrauerten ihn als einen verlornen Sohn, ud noch auf ihrem Sterbebette gedachte die herrliche Frau ſeiner. Kurze Zeit vor ſeiner Erſcheinung trat der Prediger, der ſehr oft von dem ſchönen Jünglinge, der ihm ſo lieb war, geſprochen hatte, mit heiterer Miene zi uns herein. Er lebt! rief er uns entgegen, meine veſtorbene Frau hat mir die Nachricht gebracht. Ich darf in kurzer Zeit ihn hier erwarten, er bringt ein Kind nit, das unter meinen Augen aufwachſen ſoll. So wart Du uns angekündigt, ehe Du herkamſt. Ich hatte Deinen Großvater früher nicht gekannt; er hatte das Dorf ſchon verlaſſen, als ich mein Amt hier antrat. Er blieb nur wenige Tage hier, übergab mir ein nicht unbedeutendes Kapital, um damit Deine Erziehung zu beſorgen und Dich als Jüngling auszurüſten, wenn ſie vollendet wäre. Eine jede Stunde, die uns die Amtsgeſchäfte übrig ließen, durchlebten wir in der kurzen Zeit mit ihm. Er hatte vieles Furchtbare erlebt, und während wir in ſtiller Zurückgezogenheit, was die ruhigen Tage einförmig brachten, zufrieden genoſſen, hatte er den Kelch der größten und ungewöhnlichſten äußern, wie innern Leiden gekoſtet. So war er zum Manne gereift. Nie iſt in ſo kurzer Zeit ein Menſch mir ſo lieb geworden, und es iſt mein innigſter Wunſch, ja, ſeines hohen Alters ungeachtet, meine lebendigſte Hoffnung, ihn noch ein Mal vor meinem Tode wiederzuſehen.

Jahre vergingen, Briefe, die hin und herliefen, unterhielten unſere Verbindung. Die erſten Nachrichten von ihm erhielten wir aus Neu-Orleans, und ſie mußten uns um ſo erfreulicher ſein, da er mit der großen Armee nach Rußland gegangen war. Alle ſeine Freunde glaubten ihn todt. Jetzt vergingen wieder viele Jahre, ohne daß wir etwas von ihm erfuhren. Die letzte Nachricht brachte Dein väterlicher Lehrer. Emmerich hat in Amerika den Umgang Deines Großvaters genoſſen, erſt neulich kam ein Brief, der uns die Hoffnung giebt, daß er bald wieder nach Europa zurückkehren wird. Ich traue meinem Glücke nicht, ſchreibt der Greis, lebt das Kind noch?

Iſt es gelungen, das Geheimniß ſeiner Geburt zu bewahren? Ich ſchicke Euch die Nachricht von meinem Leben, kann aber die Kunde, welche mir ſo wichtig iſt, die allein dem Leben einen Werth für mich giebt, nicht wieder empfangen, denn das Schickſal treibt mich noch in meinem hohen Alter unſtät herum, und ich weiß nicht, wo ich in der nächſten Zeit mein Haupt hinlege. — Das iſt Alles, was wir Dir von Deiner Familie jetzt mitzutheilen berechtigt ſind. Die Papiere, die Deine Herkunft beweiſen und Deine Rechte ſichern, ſind bei uns aufgehoben. Dein Großvater ſelbſt wird ſie Dir einhändigen, und nur, wenn die Nachricht von ſeinem Tode kömmt, ſind wir berechtigt, ſie Dir zu überliefern. — Der Oberförſter ſchwieg.

Ich kam, ſagte Emmerich, um Dich aufzuſuchen, nach dieſem Dorfe. Dein Großvater ahnet es nicht, aber ich darf vorausſetzen, daß es ihm lieb iſt. Du begreifſt, wie lieb, wie theuer Du dem Prediger, dem Oberförſter und mir ſein mußteſt. Du biſt kein Fremdling unter uns; was Du jetzt erfahren haſt, muß Dich nur noch mehr unter uns heimiſch machen, wenn treue Liebe ein Recht hat. Wenn Du Deine zukünftige Stellung in der Welt erwägſt und ſie vergleichſt mit der Richtung, die ich Deinem Geiſte zu geben ſuchte, ſo wirſt Du meine Abſicht nicht verkennen. Deine

Neigung, von der äußern Welt und ihren Ereigniſſen abgewandt in innere Betrachtung zu verſinken, habe ich nicht unterſtützt, Du weißt es — unterdrücken konnte ich ſie nicht, wollte es auch nicht. Den feſten Grund, worauf Alles ruht, aus welchem Alles entſpringt, Aeußeres wie Inneres, Denken wie Handeln, der Alle gleich ſetzt, Arme wie Reiche, Niedere wie Hohe, kennſt Du; Du haſt das Glück gehabt, in einer Umgebung aufzuwachſen, die wir die ausgezeichnetſte der Zeit nennen dürfen. Es ſollte ſich zeigen, daß das treue Beſtreben eines Gott ergebenen Mannes, rohe, verwilderte Bauern für Religion und Sitte zu gewinnen, auch zartere Blüten zu entwickeln vermochte. Möge Dein ſchönes glückliches Knaben- und Jünglingsleben unter uns Dir immer ſo theuer bleiben, wie jetzt. Gott behüte Dich vor dem Unglück, jemals mit Angſt an Deine Kindheit zurückzudenken. —

Während des letzten Theiles der Erzählung hatte Louvet große Mühe, ſich zu faſſen. Er ſchien von mannigfaltigen Erinnerungen überwältigt; Theodor und Edward betrachteten ihn mit Erſtaunen. Es entſtand eine Pauſe. Louvet raffte ſich plötzlich zuſammen. Dieſer Emmerich, ſagte er, ſchwebt beſtändig vor meiner Seele, es muß mein Freund geweſen ſein; daß er Dein Lehrer geweſen, lieber Edward, ſchließt mich noch inniger an Dich an, aber was einen Mann, der an den wichtigſten Ereigniſſen der Zeit lebhaft und erfolgreich Theil nahm, bewegen konnte, ſich nach einem Dorfe zurückzuziehen, um da Knabenlehrer zu werden, iſt mir unbegreiflich, ſetzt mich in Erſtaunen, ja beunruhigt mich. Du aber kannſt Dich glücklich ſchätzen, junger Freund, von drei ſolchen Männern, alle drei Väter und Lehrer zugleich, erzogen und unterrichtet zu ſein. Wie viele Menſchen, auch die vorzüglichen, müſſen Lehrer wie Vater in höherem Sinne entbehren. Doch das Intereſſe für meinen Freund hat die Erzählung unterbrochen; ich bin auf die Fortſetzung geſpannt. —

Edward fuhr fort:

Hatten die unerwarteten Ereigniſſe, die mit meiner Entfernung von dem Dorfe verbunden waren, die mich alle unruhigen Verwickelungen des Lebens zum Voraus koſten ließen, mich innerlich erſchüttert und bewegt, ſo ſollte dieſe Unruhe noch ſteigen. Es war, als wollte der ſichere Grund und Boden, auf welchem mein Leben bis jetzt geruht, überall zu zittern beginnen. So mag ein Menſch ſich ergriffen fühlen, wenn er zum erſten Male ein Erdbeben erlebt, wenn die Erde ſich ſpaltet, Hügel ſich erheben, Wälder und Häuſer zuſammenſtürzen, und Menſchen unter ihren Trümmern begraben. —

Die wichtige Mittheilung war beendet, die beiden väterlichen Freunde blickten mich wehmüthig an, ſie ſchienen zu beten, eine feierliche Stille herrſchte unter uns, ich hörte, wie die Uhr die Sekunden zählte — da öffnete ſich die Thüre und die Frau des Oberförſters ſtürzte blaß und zitternd herein. Amalie! rief ſie zitternd und kaum der Sprache mächtig. Der Alte, über den Anblick ſeiner Frau entſetzt, ſprang auf, hielt ſie, die umzuſinken drohte, ſetzte ſie in den Lehnſtuhl, den er eben verlaſſen hatte, und fragte beſorgt, was begegnet ſei? Ich ſuche Amalien, ſagte die Frau, nachdem ſie ſich etwas gefaßt hatte, ſchon ſeit Stunden mit tödtlicher Angſt; ſie iſt nirgends zu finden, im Hauſe nicht, im Garten nicht, bei keinem Bekannten. Ach, ich fürchte, ſie iſt für uns verloren! — So Vieles, was auf eine ſo ungewöhnliche Weiſe das ruhige Leben erſchütterte, kehrte jede Ordnung des Hauſes um. So lange die Frau die Hoffnung feſthielt, das Mädchen zu finden, hatte ſie, von immer ſteigender Angſt ergriffen, jede laute Aeußerung abzuwehren gewußt. Sie wollte den Oberförſter nicht unnöthig beunruhigen. Jetzt aber, da die unglückliche Gewißheit da war, da die Frau in die Stube hineinſtürzte, ihrem Manne Alles zu entdecken, brach die Unruhe allenthalben los, man hörte Menſchen gehen und kommen, Andere lärmend die Treppen auf und ab eilen, und eine allgemeine Verwirrung ſchien in dem ſonſt ſo ruhigen Hauſe zu herrſchen. Ich mußte meinen Pflegevater in dieſem Augenblicke bewundern. Während die Frau, einer Ohnmacht nahe, kaum zu ſprechen vermochte, eine Menge Menſchen mit verworrener Rede in die Stube hereinſtürzten, ſchien er der einzig Gefaßte, ja Ruhige. Sorgen Sie für meine Frau, Emmerich, ſagte er, ich muß klar ſehen. — Schweigt, gebot er darauf ſtrenge, und wenn Einer von Euch mir einen verſtändlichen Bericht geben kann, ſo rede er. — Der älteſte Enkel trat hervor. Vater, ſagte er, erſt vor einem Augenblicke erfuhren wir, daß auch Herr von Rembrand vermißt wird, ſein Wagen iſt fort, ſeine Stube leer, er hat uns offenbar ohne Abſchied verlaſſen, und ſo eben bringt uns ein Bauer die Nachricht, daß man den einſpännigen Gig des Herrn von Rembrand ein paar Meilen von hier in ſchneller Eile dahinfliegen ſah. In dem Wagen ſaß ein Herr und eine dicht verſchleierte Dame. — Hat man Amaliens Stube unterſucht? fragte noch immer ruhig und unerſchüttert der Alte. In der Verwirrung hatte man es in der That verſäumt. Der Alte ſtieg die Treppe hinauf, ich und ſein Enkel begleitete ihn. Die Stube war völlig in Ordnung, ein Schrank aber, der Kleidungsſtücke zu enthalten pflegte, und eine Kommode, die ſonſt Wäſche und Putz enthielt, waren geleert. Auf dem Pulte fanden wir folgenden lakoniſchen Brief:

Ich verlaſſe Dich, denn ich wußte, daß Du nie eine Verbindung mit dem Herrn von Rembrand billigen würdeſt. Du ſiehſt mich als eine Frau wieder. Nie werde ich vergeſſen, was ich Dir zu verdanken habe. Die gute Mutter muß ſich tröſten.

Amalie.

Jetzt war Alles klar. Der Herr von Rembrand war ein entfernter Verwandter, er hielt ſich jetzt ſchon ſeit einem Monate im Dorfe auf und erſchien freilich als ein durchaus fremdes Weſen. Wir jungen Leute kannten die deutſch-franzöſiſchen Dandy's noch nicht, und trotz dieſes leichtfertigen äußern Scheines wußte der junge Herr uns dennoch zu gewinnen, ja er verſtand es ſogar, das Vertrauen des Oberförſters und ſeiner Frau zu erwerben. Ich kann nicht ſagen, daß er mir zuwider war, aber gleichgültig; verdächtig erſchien mir die doppelte Sprache, die er führte. Mit dem Alten redend, erſchien er einfach, faſt naiv; ſprach er mit uns, ſo äußerte er ſich in jener leichten, ironiſchen Art, die, wie ich jetzt wohl weiß, geiſtreich genannt wird: er hütete ſich wohl in unſerer Gegenwart über etwas, was uns theuer oder heilig war, zu ſpotten, aber durch die arme Amalie, die ſich weniger zu verſtellen wußte, konnten wir wohl ſeine Geſinnung errathen. Der Einfluß, den er auf ſie ausübte, blieb den Aeltern verborgen, und wir waren zu unſchuldig, um die Gefahr zu ahnen, in die ſie gerathen war. Man ſah Beide faſt nie zuſammen, ja Amalie hatte mehrere Schwächen des jungen Herrn wohl bemerkt und trieb ihren Spott mit ihm; und dennoch mußte ein geheimes Einverſtändniß unter ihnen ſtattgefunden haben. Das Mädchen brachte viele Stunden allein in ihrer Stube zu, ſie verſäumte zwar nicht die häuslichen Geſchäfte — ſie würde dadurch der Mutter verdächtig geworden ſein — ſie wußte aber dieſe ſchneller abzumachen, und die verdachtloſe Mutter lobte ſie. Die Stunden, die ſie dadurch gewann, die ſonſt im Garten und auf dem Felde mit uns zugebracht wurden, verlebte ſie jetzt einſam und ſtill auf ihrer Stube. Was ſie da trieb, konnten wir nicht begreifen, aber eine ſeltſame Veränderung fiel uns auf. Es war eine neue Sprache, die ſie gewonnen hatte; phantaſtiſche Aeußerungen traten hervor, ihre Spöttereien, früher unſchuldiger, wurden jetzt herber, pikanter, ja erſchienen oft verletzend; mit leichtem, ſpielendem Hohne griff ſie das ganze Leben, was uns ſo lieb geworden war, an, und es ließ ſich nicht läugnen, daß ſie uns dadurch imponirte, daß der Werth deſſen, was wir ſonſt hochachteten, uns zweifelhaft zu werden anfing, daß Manches, was wir mit naivem Ernſte zu betrachten gewohnt waren, lächerlich ward. Und hätte das ſo verwandelte Mädchen ihren Einfluß länger als ein paar Wochen ausüben können, er würde auch uns gefährlich geworden ſein. Einſt, es war wenige Tage vor ihrer Entweichung, trat ich, von der Mutter abgeſandt, in ihre Stube und ging unbemerkt dicht an ſie heran. Sie war ſonſt nicht gewohnt, ſich viel mit Leſen zu beſchäftigen; lebhaft nach Außen bewegt, war ſie wenig geneigt, ſich einer ſtillen Betrachtung hinzugeben; was ihr mitgetheilt wurde, faßte ſie ſchnell, oft richtig, immer auf eine intereſſante Weiſe auf. Die Bücher, die ihr bis jetzt geboten wurden, waren freilich wenig geeignet, ein lebhaftes Mädchen anzuziehen. Ich war daher im höchſten Grade erſtaunt, als ich ſie in ein Buch ſo vertieft ſah, daß ſie meine Annäherung gar nicht merkte Wir betraten ihre Stube höchſt ſelten; ſich einzuſchließen, wagte ſie nicht, und ſie konnte ſich dennoch in ihrer Einſamkeit ziemlich ſicher glauben, wenn Alles, was der Tag forderte, abgethan war. Sie erſchrak daher heftig, als ich ſie auf die Schulter klopfte und fragte, was das für eine Schrift ſei, die ſie ſo ſtark anzuziehen vermöge? Es war ein Roman von Balzac.

Und jetzo, da wir die Stube unterſuchten, fanden wir eine Menge ſolcher Schriften, mit welchen der junge Mann die Phantaſie des Mädchens verpeſtet hatte.

Der Oberförſter verließ, noch immer äußerlich ruhig ſcheinend, die Stube und ſchloß ſich mit ſeiner Frau, die ſich etwas erholt hatte, lange ein. Keiner wußte, was nun zu thun ſei. Sollte man den jungen Leuten nachſetzen? Rembrands Eltern waren geſtorben, er lebte frei und unabhängig in der Stadt. Sollte man den Verwandten durch eine Eſtafette Nachricht geben? — Man wußte ſich nicht zu rathen. Emmerich verhinderte eine jede voreilige Unternehmung. Ich fühlte mich wie in eine neue drohende Welt verſetzt, und mein Lehrer forderte mich auf, mit ihm einen Gang durch den Garten zu machen. Was wir dort ſprachen, wird mir immer unvergeßlich ſein. Du gehſt jetzt, ſagte er, von uns weg. Indeß iſt es nothwendig, daß ich Dich über Manches aufkläre, was Dir hier verborgen bleiben mußte, damit der ruhige Gang Deiner Entwickelung nicht geſtört würde. Und er zeigte mir nun, wie das ganze herrliche Leben, welches mir fertig, vollendet, in ſich geſchloſſen wie die Natur, die mich umgab, erſchien, dennoch ein menſchliches, gebrechliches, einſeitiges, ja manchen Menſchen gefährliches genannt werden mußte. Hier war kein Platz für ein Mädchen, wie Amalie, ſagte er, Scherz und Luſt iſt ein weſentliches Element des menſchlichen Daſeins. Zwar waren dieſe nicht verbannt aus unſerm Kreiſe, aber die tiefe, ja bedeutende Ironie des Daſeins mußte ſich doch gedrückt fühlen; ſie iſt — man darf es ſagen — ein angebornes Talent, und bedarf der Pflege und Leitung, ſie fordert eine größere Freiheit, als hier möglich war. Ich habe das Mädchen mit großer Sorge heranwachſen ſehen, ich ahnete den Kummer, den ſie nährte, den ſie ſelbſt nicht kannte, weil er ſich hinter Spott und Witz verbarg. Sie war fremd unter uns, keiner hat ſie verſtanden, und ſo mußte ſie ein Opfer der erſten Verführung werden. Wir erfreuten uns an dieſer ſcheinbar fröhlichen Geſtalt, der anmuthige Widerſpruch reizte uns, während ſie ihrem Untergang entgegenging. Sie iſt ein Opfer eines tiefen, ja unvermeidlichen Irrthums geworden, und ich muß ſie mehr bedauern, als tadeln. Und wie dieſes Mädchen, ſind auch andere, die durch eine freiere Behandlung zu retten wären, durch die einſeitige Richtung verloren gegangen. Was Dir ſeit Deiner Kindheit ſo werth war, ja, als ein Heiliges erſchien, will ich nicht herabſehen, aber es iſt ein Menſchliches, und Du mußt — ich weiß, wie ſchwer es der Jugend fällt — auch was ſich hier entwickelte, als ein Menſchliches betrachten, mit freiem Blick beurtheilend faſſen, damit Du nicht fortdauernd gefeſſelt bleibſt, ſelbſt, nachdem wir Dich losgelaſſen haben. Die Jugend liebt unbedingt, wie die Geliebte, ſo die Kunſt, ſo den Menſchen; es giebt keinen größern Kampf, als denjenigen, der uns ergreift, wenn wir dieſe Liebe aufgeben müſſen. Immer von neuem tritt dem vollen Herzen das Göttliche in ſeiner ganzen Fülle in die Erſcheinung hinein; und wie ſchwer begreifen wir, daß wir Gott allein über Alles lieben ſollen im Geiſte und in der Wahrheit. — Mein Herz blutete, ich konnte das fröhliche Daſein, was noch vor wenigen Stunden vor mir lag, nicht wiederfinden; ich ging, von meinem treuen Lehrer begleitet, ſchwankend in das Haus zurück. Der Gang führte uns an der Stube vorbei, in welcher der Oberförſter und ſeine Frau ſich verſchloſſen hatten.

Die Thüre öffnete ſich und Beide traten heraus. Auch jetzt war der Oberförſter ruhig, aber es war nicht mehr die trotzige Ruhe des Mannes, der ſich kämpfend gegen plötzliche Unglücksfälle zuſammenfaßt, es war vielmehr die der ſtillen Ergebung, und die Frau hatte in der kurzen Zeit gelernt, den großen Verluſt auf eine bewunderungswürdige Weiſe zu tragen. Der Oberförſter bat die Leute auseinander zu gehen und wollte nicht, daß irgend ein Schritt geſchähe, um der Entflohenen nachzuſetzen. Meine und des Enkels Abreiſe ward durch alle dieſe Ereigniſſe um einige Tage ausgeſetzt; der Oberförſter war aber während dieſer Zeit keinesweges unthätig. Die Männer, die ausgeſandt waren, um Kasper nachzuſetzen, kamen unverrichteter Sache zurück, er war eben ſo plötzlich verſchwunden, als erſchienen, und man erfuhr nichts weiter, als daß er in einigen nahen Dörfern geſehen worden. Nach der Stadt ward eine Eſtafette zu Rembrands dort lebenden Verwandten geſandt, und bald kehrte die gewohnte Ordnung und Ruhe in's Haus zurück; aber der ſtille Kummer blieb, und das muntere Mädchen ward lange vermißt. Man erfuhr bald, daß Amalie, wie ihre frühere Umgebung, ſo auch ihren Geliebten beherrſchte. Er war leichtſinnig genug, dem Mädchen zuzumuthen, daß ſie ihn nach ſeiner Wohnung begleiten ſollte, aber ſie zwang ihn, bei ihren gemeinſchaftlichen Verwandten vorzufahren. Sie hat es mir ſpäter geſtanden, daß das Eintreten bei dieſen ihre größte Strafe war. Das Geſtändniß, welches ſie hier ablegen mußte, beſchämte ſie tief. Sie blieb in dieſem Hauſe, die Eſtafette kam an, der Oberförſter legte nach dem, was geſchehen war, der Verbindung kein Hinderniß in den Weg; die Hochzeit fand ſtatt, aber Amalie hörte lange von ihren Pflegeältern nichts; alle Verbindung zwiſchen ihr und dieſen fand nur mittelbar durch die Verwandten ſtatt; ſogar die Geſchwiſter durften ihr nicht ſchreiben, wie es auch mir verboten war. Die Briefe an die Verwandten enthielten keinen Vorwurf, aber auch keine Aeußerung, die auf eine Verzeihung deutete, und in der That wirkte dieſes Benehmen am ſtärkſten auf die junge Frau. Rembrand war kein Menſch, der die fortdauernde Achtung Amaliens erwerben konnte, es war keineswegs eine tiefe Neigung, die ſie zu ihm hingezogen hatte, es war die neue, ſeltſame Welt, die ſie lockte, der Reiz der Verwirrung, der ſie anzog. Sie glaubte ſich frei, wenn ſie die Feſſeln des geordneten Lebens durchbrach. Sie war es nach ihrer Weiſe, denn obgleich in ſo engen Verhältniſſen, in ſtarren, von dem Leben der Stadt abweichenden Formen erzogen, war es ihr doch leicht, den Anſtand einer jungen Frau von Stande zu erwerben. Bald erfuhr man, wie ſie durch Witz, Laune und geiſtreiche Unterhaltung in allen Cirkeln glänzte. Sie ſelbſt verſammelte eine große Geſellſchaft in ihrem Hauſe, ihr Salon zeichnete ſich unter allen in der Stadt vorzüglich aus; aber wie ungebunden ſie auch nach ihren Launen lebte, ſo ward ſie doch fortdauernd durch das Stillſchweigen ihrer Pflegeältern, durch die vollſtändige Trennung von ihren Geſchwiſtern gequält und geängſtigt. Es war kaum ein Monat nach meiner Abreiſe verfloſſen, als der Oberförſter einen reumüthigen Brief erhielt. Man erſtaunte über die Eleganz ihrer Sprache, über die Zartheit ihrer Aeußerungen, über die Feinheit der Wendungen. Mir ward eine Abſchrift dieſes Briefes mitgetheilt, und ich mußte ſie bewundern. Alle Schwächen der Pflegeältern kannte ſie und ſie wurden benutzt. Bald fand auch die Ausſöhnung ſtatt. Sie beſuchte das Dorf mit Rembrand, ſie war zwar gewandter, als ſonſt, aber im Uebrigen erſchien ſie, wenn ſie im Dorfe war, nicht als die elegante Dame der Stadt, der Geſellſchaft, vielmehr ganz als das frühere naive Mädchen. So gewann ſie die Neigung der Pflegemutter ganz. Der Oberförſter trug ſeine Sorge ſtill.

Nach zwei Jahren zog Rembrand mit ſeiner Frau hieher; eine bedeutende Beſitzung, die er in der Nähe der Stadt erbte, bewog ihn dazu. Ich habe ſie ſeit ihrer Flucht zuerſt hier wiedergeſehen. Ich kann es nicht läugnen, ihre Erſcheinung machte einen tiefen Eindruck auf mich. Rembrand bewohnt einen Palaſt in dieſer Stadt, eine glänzende Dienerſchaft empfing mich. Die Stunde des Beſuchs war faſt zu früh und der Diener, dem ich mich näherte, verſicherte mich höflich, daß die gnädige Frau ſo früh keine Beſuche annehme. Ich drang darauf, daß er mich anmelden ſollte. Er that es kopfſchüttelnd, und kurz darauf erſchien Amalie ſelbſt in einem reizenden Morgenanzuge, und fiel mir lachend und weinend um den Hals. Ich war, ich geſtehe es, völlig hingeriſſen; ſie führte mich in ihr prachtvolles Kabinet, und es dauerte lange, ehe ſich die verworrenen, einander drängenden Fragen zu einem regelmäßigen Geſpräche ordneten. Wo iſt Rembrand? fragte ich. — Wie kann ich das wiſſen, antwortete ſie. Ich habe ihn ſeit — ſie beſann ſich — etwa einer Woche nicht geſehen. Wir treffen uns in Geſellſchaft, in unſerm Hauſe und anderswo. — Du lebſt, fragte ich erſchrocken, in einer unglücklichen Ehe? — Lächelnd antwortete ſie: Ich ſtehe mit meinem Herrn Gemahl auf dem beſten Fuße, aber er iſt ſo gütig, mir ſelten beſchwerlich zu fallen; was meine Ehe anbelangt, ſo iſt ſie, wie jede Ehe einer gebildeten Frau, die ſelbſt ihren Eheherrn wählen darf, aus der erſten gründlichen Thorheit eines Mädchens entſtanden. Ich entdeckte zugleich, indem ich das Meer zu durchſchiffen wagte, eine neue Welt. — Allerdings iſt meine Ehe ein Unglück, weil es eine Ehe iſt; es giebt kein Inſtitut, ſo barbariſch, wie dieſes. Ich weiß nicht, ob es nicht beſſer wäre, die Mädchen, wie im Orient, gleich einzuſperren, damit ſie wüßten, daß ſie beſtimmt ſind, Sklavinnen zu werden; beſſer, wenn man uns ſo haufenweiſe verkaufte. Jetzt erfahren wir große Worte über die Beſtimmungen der Frauen. Die Männer werden von uns beherrſcht, und dennoch verkauft die erſte Verirrung einer keimenden Neigung uns eben ſo gewiß an irgend einen Thoren, der uns anbetet, wie die orientaliſche Frau. Mein Herr Gemahl iſt ein fader Geck und mir am liebſten, wenn er andere Frauen mit ſeiner Anbetung beehrt. Ich könnte mich trennen, willſt Du ſagen, aber welch ein Lärmen, welch ein Gerede würde dann entſtehen; es iſt nicht das Vermögen allein, es ſind alle Verhältniſſe des Lebens, die einen ſolchen Schritt verbieten müſſen. Und ſo — eben weil man einſieht, welch ein thörichtes, faſt lächerliches Inſtitut die Ehe iſt — kam man überein, es ſo wenig unbequem einzurichten, als man vermag. Die ganze Art unſerer Geſellſchaft, in der die Frauen herrſchen, iſt durch dieſe Uebereinkunft entſtanden, aus dieſer Ueberzeugung entſprungen; ſo iſt die Ehe unſchädlich geworden, es iſt faſt gleichgültig, Wen wir heirathen, wenn die Herkunft unſeres Herrn, ſein Vermögen, ſeine perſönliche Erſcheinung uns nur eben keine Schande macht. —

Wie ſchrecklich muß die innere Zerriſſenheit einer weiblichen Seele ſein, die ſo zwiſchen den Trümmern ihres eigenen tiefſten Daſeins ein betäubendes Leben führt! Und dennoch, ich ſchäme mich faſt, es zu bekennen, hat dieſe Frau es verſtanden, mich auf eine gefährliche Weiſe zu feſſeln. Ihr werdet es merken, fuhr Edward fort, denn ich bin ganz von der Ordnung meiner Erzählung abgekommen, indem ich von ihr zu reden anfing.

Was ich noch zu ſagen habe, iſt nicht viel. Ich wurde gewaltſam in die Welt hineingeſtoßen, noch ehe ich das Haus meiner Pflegeältern verließ, und wenn ich Alles überdenke, was ich ſeitdem erlebt habe, ſo ſehe ich wohl ein, daß ich mehr innere Zuſtände, als äußere Ereigniſſe darzuſtellen haben würde. Theodor weiß, wie ich auf der Univerſität lebte. Er und der Enkel des Oberförſters bildeten meinen einzigen Umgang. Ich hatte genug mit mir ſelbſt zu kämpfen, ich hatte keine Neigung und keine Aufforderung, mich in die Welt zu miſchen; ich ſah Paris, die Schweiz, Italien, ja im Fluge London in den Ferien. Emmerich begleitete mich, auch ein Mal Theodor, und dieſer war es auch, welcher mich hieher zog. Und ſo wäre eigentlich meine ganze Erzählung geſchloſſen, denn, was ich ſpäter erlebt habe, iſt, mit den Ereigniſſen der früheren Jahre verglichen, nur unbedeutend. — Edward, rief Theodor, geſchloſſen, ſagſt Du, und von Deiner Liebe ſchweigſt Du? —

Daß ich liebe, will ich nicht verbergen, aber iſt nicht Alles geſagt, wenn man dieſes ausgeſprochen hat? — Doch, lieber Edward, ſagte Louvet lächelnd, etwas Genaueres wünſchte ich doch von Deinem Romane zu kennen, und wenn Du mir Vaterrechte einräumſt, ſo dürfte ich es wohl auch fordern. —

Ich ſoll Euch mit meinem geliebten Mädchen bekannt machen, denn auch Theodor kennt ſie nicht, und das ſetzt mich in große Verlegenheit. Was ſoll ich von einem Mädchen ſagen, die durch ihre ſtille, geräuſchloſe, anmuthige Gegenwart allein anzieht? Agnes iſt die Tochter eines angeſehenen Fabrikherrn, und in dem Hauſe ihrer Eltern herrſchte dieſelbe ſtrenge Ordnung, dieſelbe religiöſe Sitte, die alle Familien, welche durch den Prediger nach dem Dorfe gezogen wurden, auszeichnete. Der Oberförſter und der Fabrikherr waren Freunde, beide Familien lebten in vertraulichem Umgange, Agnes war das einzige Kind ihrer Eltern, und obgleich die Kinder ſich auch zuweilen ſahen, ſo wuchs die Tochter doch in großer Einſamkeit auf. Sie fühlte eine tiefe Neigung, ſich auszubilden, und genoß mit großem Eifer den Unterricht, den Emmerich ertheilte. Man fand ſie oft im Stillen beſchäftigt, und der Vater erzählte uns, wie er oft erfuhr, daß ſie Kenntniſſe beſaß, über die er erſtaunte; ja die Früchte dieſer einſamen Selbſtbeſchäftigung überraſchten nicht ſelten den Lehrer. Auf eine eben ſo geräuſchloſe und unbemerkte Art war ihr hülfreicher Sinn thätig, der ſich früh entwickelte, und alle Stunden, die ſie von den häuslichen Geſchäften und von den Selbſtſtudien abmüßigen konnte, waren Hülfsbedürftigen gewidmet. Sie ſpricht wenig, und ich habe noch nie ein Mädchen geſehen, welches ſo gar nicht die Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen ſuchte; Alles, was auffällt, reizt, ſcheint ihr zuwider, ſie wählt die unſcheinbarſten Farben zu ihrem Anzuge, es iſt, als glaubte ſie ſich ſelbſt durch die züchtigſte Kleidung nicht hinreichend verhüllt. Der ſtille Ernſt ihrer Geſichtszüge wird durch eine anmuthige Güte gemildert, und wenn ſie von heiteren, glücklichen Menſchen umgeben iſt, ſtrahlt die Freude der innigſten Theilnahme aus ihren Augen. Es iſt dann, als eröffnete ſich der unverſiegbare Born des liebevollen Gemüths, das alles fremde Glück als ein eigenes fühlt und trägt. Ich weiß nicht, was mich ſchon als Kind zu dieſem Mädchen hinzog; ſie war fünf Jahre jünger, als ich. Wir hatten uns wechſelſeitig viel mitzutheilen, und es mochte denen, die unſere Geſpräche belauſcht, wunderlich ſcheinen, wenn ſie die Gegenſtände, über die wir uns unterhielten, und die für unſer Alter zu ernſthaft ſchienen, vernommen hätten. In den letzten Jahren meines Aufenthalts zogen wir uns wechſelſeitig ſcheu zurück, die unbefangene Unterhaltung früherer Jahre verſchwand, und es mochte wohl das bewußtlos ſchlummernde Vorgefühl einer innigen Verbindung ſein, das uns trennte. Mein Abſchied von ihr war ſtill, wir ſtanden uns ſcheu gegenüber, wir konnten keine Worte finden, es war nichts laut geworden, das auf gegenſeitige Neigung anſpielte, und auch jetzt trennten wir uns, ohne eine Hoffnung, ja ohne einen klaren Wunſch einer zukünftigen Verbindung. Da war es nun recht ſeltſam, wie das Bewußtſein meiner Liebe mir erſt in der Entfernung, erſt auf der Univerſität klar ward. Ihr Bild verfolgte mich fortdauernd, ich wußte, daß ſie mich liebte, ſo gewiß, als hätten wir uns wechſelſeitig erklärt. Der Oberförſter hatte, auf Emmerichs Rath, mir verboten, in den Ferien nach Hauſe zu reiſen. Wenn Du, ſagte er, das Jahr hindurch nach Innen beſchäftigt biſt, ſo ſind die Ferien dazu da, Dir die äußere Welt in allen Richtungen aufzuſchließen. — Ich ſehnte mich zwar nach

Agnes, aber obgleich der Pflegevater, und wohl nicht ohne Abſicht, mich wiſſen ließ, daß viele Bewerber um das ſchöne, reiche Mädchen ſchon angehalten hätten, ſo fühlte ich mich doch dadurch auf keine Weiſe beunruhigt. Ich wartete zwar ſehnſüchtig, aber unbeſorgt, das Ende der Studienzeit ab; nach dem Schluſſe der letzten Reiſe kehrte ich erſt nach dem Dorfe zurück. Theodor weiß es, mit welcher Zuverſicht ich auf ihren Beſitz rechnete, nach ſeiner Art nannte er es wohl unverſchämt und verſicherte, daß ich einen Korb verdiente. Vollkommen heiter erreichte ich nach einer vierjährigen Abweſenheit das Dorf.

Den Herbſt hatte ich in England zugebracht und einige Wochen hindurch keine Nachricht aus der Heimat erhalten. Was hatte ſich alles in dieſen wenigen Wochen zugetragen! Mich belebt von jeher ein wunderliches Gefühl, es mahnt mich, die Verbindung mit geliebten Menſchen ununterbrochen zu erhalten, es iſt mir, als ob die Augenblicke, wo ich mich von befreundeten Menſchen abwende, ein feindſeliger Geiſt benütze, um, leiſe heranſchleichend, Unheil zu ſtiften. Agnes Mutter, von jeher kränkelnd, war geſtorben; der Vater ward tief ergriffen; zwei Tage nach dem Tode der Frau fand man ihn auf der Straße vom Schlage

Bibl. Univers. Lips.

getroffen. Die ſchnellſte Hülfe konnte ihn nicht retten. In dem verödeten Hauſe ſaß das trauernde Mädchen zwiſchen zwei Leichen; ſie war in den vier Jahren zur reifen Jungfrau herangewachſen, ſelbſt der tiefe Kummer, das blaſſe Geſicht, das trübe Auge konnte die Fülle der Geſundheit und Schönheit nicht verbergen. Wir ſaßen wieder ſtumm neben einander; das harte Geſchick, durch welches ſie ſo plötzlich aus den Armen der liebenden Eltern geriſſen war, durchdrang uns allein, wir dachten nicht an unſere wechſelſeitige Neigung, denn wir dachten nicht an uns. Die echte Theilnahme iſt ſtumm; vermag ſie ſich in vielen Worten zu ergehen, ſo verſchwindet ſie mit dieſen. Wir ſprachen wenig, aber die wenigen Worte, die, kaum hörbar, in Thränen erſtickten, wogen ſchwer, und doch fühlte ſie ſich erleichtert. Es waren die erſten Thränen, die ſie fand. Die Bewohner des Hauſes ſchlichen betrübt, ſtill umher, noch waren ſie von der plötzlichen Umwandlung der Verhältniſſe des Hauſes betäubt, ſie konnten ihr keinen Troſt geben, vernichtender Schmerz ſprach aus Allem, was ſie umgab. So ſaßen wir, in ſtummen Gram verſunken, neben einander und achteten kaum auf das, was um uns her vorging. Dunkel fühlte ich eine immer mehr zunehmende Hitze, ſie ward immer beſchwerlicher, ein dichter Rauch quoll auf einmal durch die halb offene Thür, eine Flamme folgte nach, und von Entſetzen ergriffen ſank Agnes in meine Arme. Ich trug ſie, durch die Gefahr geſtärkt, über den ſtark beleuchteten Flur, ich eilte die Treppe hinunter, erreichte die Straße, auf welcher ſich ſchon eine Menge Menſchen zu verſammeln anfingen, und ſank, von Angſt, Schrecken und von der theuern Laſt der Geliebten erſchöpft, neben ihr hin. Das Haus ſtand in vollen Flammen; plötzlich erhob ſich Agnes. Die Leichen, ſchrie ſie, die Leichen meiner Eltern! Die Stimme tönte ſo laut, ſo furchtbar aus dieſer zarten, ſtillen Geſtalt, daß ſie rings umher ein Entſetzen erregte. Ich fand mich, ich weiß nicht wie, wieder mitten im Feuer, die Jugend des Dorfes ſtürmte nach, die breite Treppe, auf der wir hinauf geeilt waren, brannte ſchon, wir ſtanden vor den Särgen, Flammen umgaben uns. Ob es möglich wäre, die Leichen unbeſchädigt heraus zu bringen, ob wir hoffen dürften, uns ſelbſt zu retten, ſchien zweifelhaft. Ein mit der Bauart des Hauſes bekannter Bauer ſchlug vor, die Wand des Nebenhauſes zu durchbrechen; zum Glück führte der Wind die immer ſtärker werdenden Flammen von dieſer Richtung ab, die Särge wurden fortgeſchafft, ein Saal und eine Kammer deſſelben Stockwerkes trennten die Leichenſtube von dem Nachbarhauſe. Wir ſtanden hier vollkommen ſicher, die Bauern, welche zur Rettung herbeigeeilt, waren mit Aexten verſehen; aber es dauerte lange, ehe die Oeffnung der Mauer groß genug war, um die Särge hindurch bringen zu können. In dieſer Zeit — Stunden verfloſſen darüber — waren alle Einwohner des Dorfes herbeigeſtrömt. Agnes ſtand da, von dem Oberförſter und ſeiner Familie, vom Lehrer und den Freunden umgeben, aber man konnte ſie nicht bewegen, die Stelle zu verlaſſen. Von Angſt erſtarrt, blickte ſie unverwandt das brennende Haus an; ſchon hatte die Flamme die Leichenſtube ergriffen, die Balken der Decke ſtürzten ein, Agnes glaubte die theuern Ueberreſte ihrer Eltern und den Geliebten in Gefahr. Noch verging eine lange Zeit, man glaubte uns alle verloren. Agnes ward ohnmächtig fortgetragen; da ſah man uns unerwartet aus dem Nachbarhauſe heraustreten und beide Särge auf die Straße ſetzen.

So war Agnes eine Waiſe und mit ihren Eltern war auch die treue Heimat der Vergangenheit verſchwunden. Der Oberförſter war nach dem Willen ihres verſtorbenen Vaters ihr Vormund, und es war ſchon früher beſchloſſen, daß ſie Amaliens Stube beziehen ſollte. Wie ſoll ich die Tage des Kummers und der Sorge ſchildern? Ich brachte ein halbes Jahr im Dorfe zu, ich gewann das Mädchen und darf hofſen, daß die Eltern dieſen Bund ſegnen werden, wie der Oberförſter, ſeine Frau und mein mir noch unbekannter Großvater. Denn mein Pflegevater behauptete, daß er die Vollmacht habe, in ſeinem Namen die Genehmigung auszuſprechen. Theodors Aufforderung ward immer dringender, ich eilte hieher.

Und ſo ſchloß Edward ſeine Erzählung.

Gedruckt bei Graß, Barth und Comp. in Breslau.

Die
Revolution.

Zweiter Band.

Die

Revolution.

Eine Novelle

von

Heinrich Steffens.

Zweiter Band.

Breslau,
im Verlage bei Joſef Max und Komp.
1837.

I 50 / 2972

Universitäts-Bibliothek Leipzig

D 21. 3. 55

23. 3. 55 .

NK

Mk. 1,2 / 19. Jhd.

Leipziger Stadtbibliothek

Edward fand ſich doch etwas angegriffen, als er ſeine Erzählung beſchloſſen hatte. Es war ſpät geworden, die Geſpräche ſtockten, die Freunde verließen ihn und er fand ſich allein. Die ruhige, ſchöne Zeit ſeiner Kinderjahre beſchäftigte ihn ganz. Wie ſtill floſſen ſie dahin, wie ſicher war das befeſtigte Daſein damals in ſich ſelber begründet. Natur und Geſchichte waren mit einander verbunden, ſie verſtanden ſich wechſelſeitig, und die unruhige Bewegung der Geſchichte war durch die Stätigkeit der Natur geordnet. Die Kämpfe der Völker und der Geiſter tönten wie ferne Gewitter in den fortdauernden Sonnenſchein ſeines Lebens hinein; aber der Himmel, der ihn umgab, blieb klar, ruhig und heiter. Jeder Tag war ihm in der wehmüthigen Erinnerung eine Knospe, die ihre Blüte trug. — Und als Du nun die ſtille Freiſtätte Deiner Jugend verlaſſen ſollteſt, ſagte er, wie ſtürmte damals die Verwirrung der Welt zerſtörend hinein? War es nicht, als wenn die innere Qual, die Unruhe auf den Augenblick lauerten, in welchem Du Deine Heimat verlaſſen ſollteſt?

Waren die Ereigniſſe der Trennung nicht ſolcher Art, daß die ganze friedliche Sicherheit früherer Jahre in ſich zuſammenſtürzte? Alles, worauf Du Dein Daſein begründen zu können glaubteſt, war plötzlich zweifelhaft geworden. Durch eine kaum in ſich befeſtigte Ueberlegung ſollte jetzt erſt einen Werth erhalten, was ſchon einen unendlichen beſaß. Wie oft haſt Du ſie angeſtellt? Darfſt Du ſie geſchloſſen nennen? Stiegen nicht ſeit der Zeit immer neue Zweifel auf, die Dich immer von neuem ängſtigten und quälten? Wirſt Du jemals den Frieden, die Ruhe Deiner frühen Jugend wieder gewinnen?

Er ſuchte die Briefe ſeiner Geliebten hervor. Während ſeiner langen Krankheit hatte ſie nichts von ihm vernommen. Die erſten Zeilen, die der Arzt erlaubte, mit ſchwacher Hand geſchrieben, brachten ihr die erſte Nachricht von einer überſtandenen Krankheit und trugen ſelbſt die Spuren der Schwäche. — Welche Tage der Angſt habe ich durchlebt, ſchrieb ſie, welche Freude erregte Dein noch unerbrochener Brief im ganzen Hauſe, und dennoch wie erſchraken wir, als wir die unſicheren Züge erkannten? Du biſt dem Tode nahe geweſen, Du warſt ſchon geſtorben, und der treffliche, väterliche Freund rief Dich wieder in's Leben zurück; eine neue Krankheit brachte das eben gerettete Leben wieder in

Gefahr. Und ich ahnete von dieſer Gefahr nichts, Deine Briefe, die Gährung in der Stadt und im Lande ließen mich eine ganz andere beſorgen. Iſt die Krankheit überſtanden?

Die Angſt ſprach ſich in jeder Zeile des Briefes aus. Edward ſuchte andere hervor, Briefe aus früheren Zeiten. Einer vorzüglich ſchwebte ihm in der Erinnerung vor, den er eilig ergriff und las:

Du haſt mir oft erzählt, Lieber, wie tief Du erſchüttert wurdeſt, als ſo unerwartet Dir Deine Herkunft, obgleich nur dunkel, bekannt ward, welche Qual Du fühlteſt, als Du uns verließeſt. Wie oft haſt Du mir geſagt, daß die Liebe, die Dir nicht zweifelhaft war, allein den ſichern Boden der Vergangenheit feſthielt und erleuchtete. Scheu, verworren und ſtumm hatten wir uns getrennt, aber mir ging es, wie Dir. Nicht damals, als wir von einander ſchieden, verſtand ich meine Liebe. Sondern erſt kurz nachher, als ein junger Mann, der meinen Eltern wohlgefiel, um mich anhielt, ward es mir plötzlich klar, daß ich ja Dir zugehörte, und keinem Andern. Wir hatten kein Wort geſprochen und dennoch war es mir, als wären wir durch die feierlichſte Verpflichtung verbunden. Meine Eltern wieſen den jungen Mann ab, weil ich es wünſchte, und ich war überzeugt, ſie thaten es gern.

Mir ahnete, ich weiß nicht wie, denn Dein Name ward nie genannt, daß Vater und Mutter unſere Liebe kannten, und zu unterſtützen wünſchten. Es überraſchte mich kaum, als ſpäter die gute Oberförſterin dieſe Ahnung beſtätigte, als ſie mir erzählte, wie unſere beiderſeitigen Eltern mit der nämlichen Sicherheit, die ich fühlte, unſere Verbindung voraus ſähen und wünſchten. Unſere Trennung war ſchmerzhaft, — wie furchtbar aber waren die ernſten Ereigniſſe, die uns wieder vereinigten; Vater und Mutter gleich nach einander geſtorben und das Haus in Flammen. So waren alle Fäden, die mich an ein früheres Daſein knüpften, abgeſchnitten, mein ganzes zukünftiges Leben war an Dich gewieſen; ich ſollte aus der Liebe ein neues Leben gewinnen. Der tiefe Schmerz dieſer Wiedergeburt wird nie aus meinem Gedächtniſſe ſchwinden; und wie man erzählt, daß Krüppel nach dem Verluſte der Glieder in den verlorenen Gliedmaßen noch Schmerzen empfinden, ſo lebe ich noch oft in der alten Heimat, Vater und Mutter umgeben mich, die alten Möbel ſtehen auf der alten Stelle, ich wandle in den freundlichen Räumen meiner lieblichen Kindheit, und es iſt mir zu Muthe, wenn ich aus meinen Träumen erwache, wie dem armen Verſtümmelten, der mit dem Fuße auftreten will, den er verloren hat. Wird dieſe Empfindung je verſchwinden? Ich glaube es nicht, ja ich wünſche es nicht. Der herbe Schmerz hat ſich in ſtille Wehmuth verwandelt, dieſe wird eine Begleiterin unſerer Liebe ſein, wird ſie inniger, tiefer machen, nie ſchwächen. —

Wie geheimnißvoll iſt die Liebe, dachte Edward, der ſich den lieblichen Träumen gern hingab. Er durchlebte jenen ſchönen Maitag, der ſo entſetzlich ſchloß. — Als Dir damals die Natur freundlich entgegenkam, als Himmel und Erde, Gebirge und Wald, ja jede Blume Dich anſprach, die kleinen Thiere Dich in ihr wunderbares Gewühl hineinzogen, ſo daß eine räthſelhafte, geheimnißvoll verborgene Welt ſich Dir aufſchloß, als die geheimen Klänge des reichen Lebens Dich durchzitterten, ſchmolz die fremde Gegend nicht damals mit Deiner heimatlichen zuſammen, und vereinigte ſich nicht Alles in die geliebte Geſtalt? Ging aus dieſem Mittelpunkt der Liebe nicht alle Seligkeit, alle Wonne hervor? War ſie es nicht, die ſich an Dein jubelndes Herz drängte? —

Träumeriſch fand Edward ſich in einen der furchtbarſten Momente ſeines Lebens verſetzt, die hohe Reizbarkeit ſeiner Phantaſie, durch die Krankheit erhöht, ließ ihn Alles noch ein Mal erleben. Es war ein dunkler Abend, wenige Tage vor dem ſchönen Luſtgang, der unſere Erzählung eröffnete. Edward hatte den Morgen mit wichtigen, phyſikaliſchen Verſuchen bei Adrian zugebracht, war, dadurch angeregt, den ganzen Tag anhaltend und anſtrengend beſchäftigt geweſen, und ſuchte Bewegung und freie Luft, indem er in den Straßen der Stadt umherging. Die Gährung, die in derſelben herrſchte, war auch auf dieſen wahrzunehmen. Lebhaft bewegten ſich die Menſchen unter einander, mehrere Gruppen vereinigten ſich zu heftigen Geſprächen, einzelne Worte ließen ihren Inhalt ahnen, und Edward eilte nach einſameren Gegenden, denn es war ihm in dieſem Getöſe, als hätte ſich Alles, was ihn ängſtigte, das ganze innere Unglück der Zeit in ein unverſtändliches Geſumſe verwandelt, das ihn geſpenſterhaft umrauſchte. So erreichte er eine ferne Straße. Wenige Fenſter waren erleuchtet. Alles war ſtill, und nur einzelne Menſchen ſchlichen hier und da aus einem Hauſe heraus, um ſich ſchnell in einem benachbarten zu verbergen. Die Nacht war völlig dunkel, einzelne Laternen erhellten nur kleine Räume, und die Stille, die hier herrſchte, zog ihn an; er hörte ſeine eigenen Schritte. Indem er nun ſo dicht an den Häuſern fortſchlich, ſtürzten aus einem Gebäude, ihm gegenüber, in lautem Geſpräch eine Menge junger Leute heraus. Sie ſchienen durch Getränke erhitzt und mochten ſich in dieſer entfernten Gegend der Stadt ſicher glauben. Inſtinktmäßig blieb Edward im dunkeln Schatten eines Gebäudes ſtehen. Sie ſollen uns kennen lernen, rief eine laute Stimme, wie werde ich mich freuen, wenn jene mächtigen Herren, die ſo ſtolz auf uns herabſehen, vor uns zittern werden! — Ja, ſchrie ein Anderer dagegen, das wird Dir freilich ſehr fremd und abſonderlich vorkommen, da Du ſelbſt zu zittern pflegſt, wenn ein altes Weib Dir ein Geſicht ſchneidet oder ein Hund Dich anbellt. Du führſt große Worte, wenn Du weißt, daß Keiner Dir den Mund ſtopft. Aber ich wette, wenn der Aufruhr losbricht, wirſt Du Zahnſchmerzen haben, zu Hauſe ſitzen, ſelbſt in der wohlverſchloſſenen Kammer zittern und keine andere Angſt kennen, als Deine eigne. — Laß ihn in Ruhe, rief eine rauhe Stimme, wäre Theodor hier, ſo würdeſt Du nicht ſo keck ſein; er verſteht es, Dich zum Schweigen zu bringen. — Wo iſt Theodor? hörte man die Stimme eines jungen Mannes, den ein Anderer bei Seite zog, ſo daß Beide in der Nähe der Stelle, wo Edward ſtand, ſtehen blieben. — Ich kann Dir's ſagen, war die Antwort, die leiſe dem Fragenden zugeflüſtert wurde, doch deutlich genug, um von Edward vernommen zu werden. Er iſt einer der Häupter der Verſchwörung, die jetzt losbrechen wird, er iſt mit einem wichtigen Auftrage ausgeſandt, wird aber zur rechten Zeit wieder erſcheinen. Man hat ihn zum Präſidenten der erſten Verſammlung, die eine neue Konſtitution entwerfen ſoll, beſtimmt, er wird ein mächtiger Mann werden. Wie hinreißend iſt ſeine Beredſamkeit, wie mannhaft und entſchieden tritt er hervor, er iſt zum kühnen Anführer eines freien Volks geboren. — Während der Zeit wurden die Stimmen des lärmenden Haufens immer lauter. — Schweigt, rief derjenige, der die geheime Nachricht dem Fragenden mitgetheilt hatte, wollt Ihr Euch Männer nennen, da Ihr thöricht, wie die Weiber, auf der Straße Eure Geheimniſſe laut ausplaudert? Die Menge ſchwieg, taumelte unter leiſem Gemurmel weiter, und Edward ſtand allein in der ſtillen, einſamen Straße. — Das war der Wurm, der an ſeinem Daſein nagte. Bis jetzt ängſtigte ihn die Furcht, daß die herrſchende Stimmung ſeinen Freund zu ſehr anziehen möchte. Was er jetzt vernahm, war entſetzlich; er konnte, er wollte es nicht glauben, und dennoch war es ihm, als wenn jene Momente der Trennung von ſeiner Heimat mit allen ihren Schmerzen, aber noch herber, noch gewaltſamer wieder hervorträten. In ſtummer Verzweiflung wankte er nach Hauſe und ſaß lange in betäubenden Schmerz verſunken. Da erſchien ihm Agnes; höchſt täuſchend bis zur Wirklichkeit war ihre Geſtalt. Ja, ja, Du bleibſt mir, wenn Alle mich verlaſſen, aber auch Du, Theodor, ich kann Dich nicht entbehren, Du darfſt Dich nicht ſelbſt verlieren. Iſt es nicht thöricht, dem müßigen Gerede betrunkener Gecken mehr zu glauben, als der ewigen Freundſchaft? Er mag ſie beherrſchen; wo er erſcheint, muß Alles ſich ihm ergeben, aber ſeine edle Natur kann ſich nicht mit dieſen Thoren verbrüdern.

So ſchien die Freundſchaft durch die Liebe gereinigt, und wie er feſt an ſeiner Geliebten hing, fand er es frevelhaft, an dem Freunde zu zweifeln; aber der Schmerz war zurückgedrängt, nicht überwunden, er hatte tief in ſeiner Seele Wurzel gefaßt und ließ ihn nicht zur Ruhe kommen.

Jetzt war jeder Zweifel verſchwunden. Er hatte ſeinen Freund wiedergewonnen, und getragen von der Liebe, von der Freundſchaft und von der väterlichen Sorge Louvets, konnte er der Zukunft ruhig entgegenſehen. Ja, wenn er ſein Verhältniß zu dieſem ehrwürdigen Greiſe überdachte, wenn er alle Ereigniſſe erwog, ſo ſtieg eine Vermuthung in ihm auf, die plötzlich wie ein helles Licht ſein ganzes Daſein erleuchtete. Wenn er es wäre, rief er aus, den Du ſuchſt, wenn er ſich nicht bloß Vater nennen ließe, ſondern es auch wäre? Wenn die innige Neigung, mit der er Dich an ſich zieht, das Vorſpiel einer ſchönen Entdeckung wäre?

Von glücklichen Träumen umgaukelt, ſchlief er ein und träumte fort. Louvet ſtand vor ihm und legte ſegnend Agnes Hand in die ſeine; Theodor theilte ſein Glück. —

Louvet war wenig mit ſich zufrieden; er fürchtete ſich verrathen zu haben. Die Gründe, die ihn bewogen, Edwards Herkunft ihm ſelbſt und der Welt zu verheimlichen, waren noch nicht verſchwunden. Die Gefahr, die ihn umgiebt, iſt noch da, ſagte er, ſie drängt ſich in dieſem Augenblicke ſogar näher an ihn heran, und jetzt, da Du ihn haſt, kennſt, ja Dein Glück nicht mehr zweifelhaft iſt, da Du es ergriffen haſt, ſchleicht ſich das düſtre Unglück, was Dich ſo lange Jahre verfolgte, heran, um Dir zu rauben, was Du unerwartet erlangteſt. Wie wunderbar hat ſich Alles vereinigt, um dieſen Jüngling liebend und pflegend zu tragen. Das reizende Mädchen erſcheint in ſeiner Darſtellung ſo herrlich, ſein Freund iſt die nothwendige Ergänzung ſeines innern Lebens, und eine Reinheit der Geſinnung ſcheint alle finſtern Geiſter fern zu halten. — Louvet überlegte ernſthaft, wie er die Vermuthung, die in Edwards Seele wahrſcheinlich entſtanden wäre, verdrängen könnte, und beruhigte ſich erſt, als er das Mittel dazu gefunden zu haben glaubte.

In der Stadt herrſchte noch immer eine große Spannung; die politiſchen Tageblätter ſuchten die Gährung zu unterhalten, alle Maaßregeln der Regierung wurden verkannt, geſchmäht und als gefährlich für die Freiheit dargeſtellt. Die ſtrengſte Sorgfalt der Sicherheitsbehörden konnte nicht verhindern, daß eine große Menge verdächtiger Menſchen ſich in den benachbarten Gebirgen verſammelte. Dort nämlich bildeten noch immer die Schmuggler einen gefährlichen Vereinigungspunkt für den unruhigen und aufrühreriſchen Pöbel, und was vorzüglich beunruhigte, war, daß die genaueſten Unterſuchungen und die wiederholten Verhöre der Gefangenen es nicht vermochten, über den eigentlichen Sitz der Verſchwörung irgend eine Aufklärung zu verſchaffen. Man konnte ſich's nicht verhehlen, daß ſelbſt im Schooße der Behörden Verräther thätig waren. Viele Maaßregeln derſelben waren vor ihrer Ausführung bekannt geworden, und man fand ſich auf eine unbegreifliche Weiſe gehemmt. Die ärmere Klaſſe trieb ſich brotlos und ohne Arbeit umher, ein fortdauerndes Gefühl des Unbehagens herrſchte unter allen Ständen, und die allgemeine Unzufriedenheit nahm täglich zu. Beſonders war ein Miniſter, ohne daß man den Grund davon anzugeben wußte, der Gegenſtand des allgemeinen Haſſes. Er, ſo behauptete man, ſei hauptſächlich gegen die Konſtitution des Landes. Selbſt ruhige Einwohner betrachteten ihn als einen gefährlichen Mann, und die öffentliche Meinung forderte ſeine Entfernung. Der junge Fürſt war noch nicht mündig, die Regentſchaft verhaßt, und man hoffte Alles von ſeinem nahe bevorſtehenden Regierungsantritt. Auf Adrian fiel gar kein Verdacht.

Theodor, der täglich ſeine Freunde, Louvet und den jetzt völlig geſund gewordenen Edward, ſah, war nach allen Richtungen thätig, und während Edward ſich in Studien und innere Betrachtungen vertiefte, griff ſein Freund in alle Verhältniſſe des Lebens ein. Er ſtand noch immer mit ſeinem Oheim in der genaueſten Verbindung; ohne deſſen Rath unternahm er nichts. Aber das dunkle Geheimniß, welches fortdauernd auf den Unternehmungen der Verſchwornen ruhte, beunruhigte ihn ſehr. Zwar war er überzeugt, daß Wolf es nicht gewagt hatte, den Auftritt im Park ſeinen Mitverſchworenen bekannt zu machen, daß er geflohen war, ohne etwas zu entdecken, ja, daß er durch ſeine Flucht ſich nicht bloß den Verfolgungen der Behörden entziehen wollte, ſondern ſich auch aus den ihm gefährlich gewordenen Verhältniſſen zu ſeiner Partei zu retten ſuchte. Da aber dieſe ſich in die Amtszimmer der Behörden einzudrängen gewußt hatte, ſo konnte er kaum daran zweifeln, daß die Häupter der Verſchwörung mit ſeiner veränderten Stellung bekannt ſein mußten. Die unbeſonnene Jugend ſprach, wie ſonſt, laut und rückſichtslos, und hielt ſich, wie früher, an Theodor. Dieſer fand ſich durch die Zweideutigkeit ſeiner Stellung im höchſten Grade gequält; es war ihm darum zu thun, die Täuſchung entſchieden zu vernichten, wie bedenklich auch ſein offenes Hervortreten gegen die Aufrührer ſcheinen möchte. Die Gelegenheit zu einer unbefangenen Erklärung fand ſich bald.

Einige nothwendig gewordene Maaßregeln der Regierung hatten die höchſte Unzufriedenheit erregt und man ſprach ſich laut darüber aus. Zu gleicher Zeit verkündete das Gerücht, daß die Aufrührer ſich in dem Gebirge zuſammenrotteten und die Hauptſtadt, wie früher, bedrohten. Die Regierung ward in dieſem entſcheidenden Augenblicke unſicher und ſchwankend. Die gährende Unruhe wuchs in der Stadt auf eine bedenkliche Weiſe und der verhaßte Miniſter reichte ſeine Entlaſſung ein. Der unruhige Pöbel erregte einen drohenden Auflauf und forderte die Befreiung der Staatsgefangenen. Der Polizeipräſident mußte ſich verbergen, und ſo unſicher war der Augenblick geworden, daß man durch ſtrenge Maaßregeln eine Kriſe hervorzurufen befürchtete, die dem Staate den Umſturz drohen könnte. Dieſer Sturm ging indeſſen ruhiger vorüber, als man erwartete, ja es zeigte ſich, daß die Streitkräfte der Aufrührer viel geringer waren, als man glaubte. Aber, obgleich der Pöbel nicht mehr zu fürchten war, ſo war doch die Beſorgniß der Einwohner und der Behörden noch nicht verſchwunden.

Edward hatte Theodor verſprochen, daß er ihn bei Amalien einführen wollte. Der heutige Abend war dazu beſtimmt; aber die Unruhe in der Stadt ließ befürchten, daß die gewöhnliche Abendgeſellſchaft nicht ſtattfinden würde. Theodor drang darauf, eben heute die Bekanntſchaft der intereſſanten Frau zu machen. Wir ſind, ſagte er, angeſagt, man erwartet uns, ich weiß, daß man dort heute einen bedeutenden Kreis finden wird. Sie gingen zuſammen hin. Auf den Straßen war es ungewöhnlich ſtill, Häuſer und Läden waren früher, als gewöhnlich, geſchloſſen, kaum erblickte man in wenigen Häuſern Licht, und eine drückende Schwüle ſchien das drohende Gewitter zu verkünden.

Die Freunde hörten die Equipagen aus allen Richtungen her nach der Straße hin rollen, in welcher Rembrands Hotel lag. Still ſchlichen ſie längs den Häuſern hin, während die Wagen, nach der Reihe vor dem Hotel haltend, ſich langſam entluden. Die hell erleuchtete Treppe war auf beiden Seiten mit prachtvollen Blütenſtauden und ausländiſchen Gewächſen beſetzt. Ueber koſtbare Teppiche ſtieg man hinauf und trat in den großen, glänzenden Saal. Hier ſtanden Damen und Herren in einzelnen Gruppen, und ſprachen leiſe über die Angelegenheiten des Tages. Sie erwarteten die Dame des Hauſes. Die Flügelthüren im Hintergrunde des Saales öffneten ſich und Amalie trat koſtbar, geſchmackvoll, aber einfach geſchmückt mit dem freien, leichten Anſtande einer Dame von Welt hinein. Sie ging auf einige bekannte Gäſte zu und grüßte ſie freundlich. Während die Anweſenden einen Kreis um ſie bildeten, füllte ſich allmälig der Saal. Der Andrang der ankommenden Gäſte hinderte anfangs jede ruhige Unterhaltung, und es ward Edward ſchwer, Zugang zu der von Allen gehuldigten Frau zu finden und ihr ſeinen Freund vorzuſtellen. Endlich gelang es ihm. Sie betrachtete Theodor mit jener leichten, unbefangenen Freiheit, die einer in der großen Welt gebildeten Frau erlaubt iſt und anſteht. Er ſchien ihr zu gefallen. Theodor ſtellte ſich mit ruhiger Sicherheit dar, und ein paar freundliche, höfliche, aber unbedeutende Worte leiteten die Bekanntſchaft ein. Amalie bewegte ſich mit anmuthiger Leichtigkeit unter den vielen Gäſten, ſchien, frei von jeder unruhigen Bewegung, für alle da zu ſein und wußte einem Jeden etwas Angenehmes zu ſagen. Es war unverkennbar, daß eine ängſtliche Unruhe in der Geſellſchaft herrſchte; man flüſterte ſich die bedenklichen Erſcheinungen des Tages zu. Amalie war die einzige, die von allem dieſem nichts zu merken ſchien; ſie lenkte die Geſpräche von den unangenehmen Ereigniſſen ab und ſchien entſchloſſen, der Konverſation eine heitere Wendung zu geben. Ich erwarte einen ſeltenen Gaſt, ſagte ſie, und darf mich rühmen, die Erſte zu ſein, die ihn in einen ſo großen Geſellſchaftskreis unſerer Stadt einführt. Iſt Ihnen Herr Adrian bekannt? — Edward und Theodor waren erſtaunt. Die Gäſte nicht weniger. Adrian war oft Gegenſtand der Geſpräche geweſen; es war bekannt, wie er bei dem Miniſter und Polizeipräſidenten, aber nur in den engſten Kreiſen derſelben, erſchien. Keiner in der zahlreichen Verſammlung, die Freunde ausgenommen, kannte ihn, aber Vieles hatte man von ſeinen Kenntniſſen, ſeiner Unterhaltungsgabe und von ſeinen geiſtreichen Reflexionen gehört. — Sie ſetzen mich in

Erſtaunen, gnädige Frau, ſagte Theodor. Adrian, mit wichtigen wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen beſchäftigt, ſchien nie entſchloſſener, als eben jetzt, ſich von jeder Geſellſchaft zurückzuziehen. Er hat jede Gelegenheit vermieden, in den Kreiſen, die ihm offen ſtehen, in welchen er zu jeder Zeit willkommen iſt, zu erſcheinen und iſt ſeinen nächſten Freunden faſt unzugänglich geworden. Es iſt Ihnen, gnädige Frau, faſt etwas Unglaubliches gelungen. Wer wagt es aber auch, an Ihrer Allgewalt zu zweifeln.

So beunruhigt die Geſellſchaft in ſich war, ſo viel Mühe es auch koſtete, die ängſtliche Stimmung zu verbergen, weil die Frau des Hauſes es wünſchte, ſo ſchien ſie doch mit großer Spannung den Angekündigten zu erwarten. Wenige Augenblicke nachher ward ſeine Ankunft gemeldet. Seine große, kraftvolle Geſtalt, ſein brennendes Auge, welches mit einem ſcharfen Blicke die ganze Geſellſchaft zu umfaſſen, ja zu durchſchauen ſchien, machte einen tiefen Eindruck. Ein erwartungsvolles Stillſchweigen herrſchte in dem ganzen Saale und alle Augen waren auf den Hereintretenden geheftet. — Was kann Adrian hergebracht haben? flüſterte Edward Theodor zu. — Ich traue meinen eigenen Augen nicht, erwiederte dieſer, ſo ſeltſam iſt mir ſeine Erſcheinung in einer ſolchen Geſellſchaft. — Amalie war ihm faſt bis an die Thüre entgegen gekommen. Mein freundſchaftlicher Kreis, ſagte ſie, während er ſie durch den Saal nach einem Sopha begleitete, auf welchem ſie ſich niederließ, fühlt ſich durch Ihre Gegenwart hoch geehrt. Die genaueren Bekannten des Hauſes bildeten einen Kreis um Beide, während die Uebrigen, von Neugierde gepeinigt, es doch nicht ſchicklich fanden, ſich zuzudrängen. Zu zwei und drei vereinigt ſchritten Herren und Damen durch den Saal, näherten ſich der engern Umgebung und blieben, auf die Geſpräche horchend, ſtehen. Die Menge häufte ſich und nur diejenigen, die durch das wachſende Gedränge nicht nahe genug treten konnten, ſuchten ſich leiſe durch andere Geſpräche zu unterhalten. Adrian bildete den Mittelpunkt der Konverſation. Von den Tagesbegenheiten war gar nicht mehr die Rede, gleichwohl ſchien er von Allem unterrichtet, alle bedeutenden Menſchen ſeiner Zeit ſchienen ihm bekannt, und er wußte die geheimſten Verhältniſſe der wichtigſten Ereigniſſe auf die geiſtreichſte und intereſſanteſte Weiſe darzuſtellen. Memoiren, die damals die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich zogen, die große Welt faſt leidenſchaftlich beſchäftigten, und von den mächtigſten und vertrauteſten Genoſſen des großen Eroberers geſchrieben waren, wurden von ihm erläutert und berichtigt. Die Verfaſſer ſolcher Denkſchriften hatten nicht ſelten ihre Verhältniſſe einſeitig und in einem zu günſtigen Lichte dargeſtellt. Adrian, der mit allen dieſen geheimen Ereigniſſen genau bekannt war, verſtand es mit großer Gewandheit, die Verfaſſer, eben wo ſie ſich am vortheilhafteſten, ja recht grandios und großmüthig darzuſtellen ſuchten, niedrig, gemein, oft komiſch erſcheinen zu laſſen. Solche Aufſchlüſſe waren den vornehmen Gäſten ſehr willkommen, ſie hörten mit immer ſteigendem Intereſſe, was er erzählte. Seine ausgezeichnete Unterhaltungsgabe ward allgemein bewundert, und Wer ſeine Erzählungen vernehmen konnte, ſchien die Sorge des Tages zu vergeſſen. Ein paar Stunden waren auf dieſe Weiſe unvermerkt verfloſſen. Amalie fand es ſchicklich, dieſer einſeitigen Richtung der Unterhaltung eine allgemeinere Wendung zu geben. Adrian ſchwieg und verlor ſich in der Geſellſchaft. Die Unterhaltung war durch das Intereſſe, welches Adrian erweckt hatte, zwangloſer geworden; die mannigfaltigſten Gegenſtände kamen zur Sprache. Adrian ſuchte es zu verhindern, daß er nicht wiederum alleiniger Mittelpunkt des Geſpräches werden möchte. — Allmälig begann eine ängſtliche Stimmung in der Geſellſchaft überhand zu nehmen. Da trat Herr von Rembrand herein. Man verſichert, ſagte er, daß in der Vorſtadt, jenſeits des Fluſſes, eine ungewöhnliche Unruhe ſichtbar, und man fürchtet, daß das Geſindel aus dem Gebirge bewaffnet eingedrungen ſei. Dieſe Nachricht ſteigerte die ängſtliche Stimmung der Gäſte. Sie warfen ſich es vor, in einer ſo bedenklichen Zeit ſich von Haus entfernt zu haben. Die Stunde, in welcher die Geſellſchaft auseinander zu gehen pflegte, war noch weit entfernt; nur wenige Equipagen hielten vor dem Hauſe. Die Beſitzer derſelben entfernten ſich ſchnell. Es konnte demnach nicht auffallen, daß auch Adrian verſchwunden war. Die Frauen ſchickten Boten, um die Wagen früher kommen zu laſſen. Einige wagten es, in männlicher Begleitung zu Fuße zu gehen, und wenigſtens zwei Stunden früher, als gewöhnlich, war der Saal leer. — Edward, ſagte Theodor, wie ich die Verhältniſſe kenne, muß dieſes Gerücht falſch ſein. Je genauer ich alle Umſtände erwäge, deſto feſter bin ich davon überzeugt, daß die Macht der Aufrührer in dieſem Augenblicke ſehr ſchwach iſt. Einige drohende Gerüchte, einige künſtliche Bewegungen, die einen gefährlichen Anſchein haben, ſollen die fehlende Kraft erſetzen und ihnen hier durch den aufgeregten Pöbel eine Hülfe verſchaffen, die ihnen fehlt. — Sollten wir das nicht Amalien mittheilen? fragte Edward. Es wird ſie beruhigen. — Theodor theilte Amalien ſeine Vermuthung mit. — So wäre denn, ſagte ſie, das Ganze nur eine luſtige Myſtifika=

tion, die doch wenigſtens den Vortheil gehabt hat, mich von Gäſten zu befreien, die heute Abend über alle Begriffe langweilig waren. Was wäre aus uns geworden, wäre Adrian nicht gekommen? Offenbar drängten ſich Alle heute von Angſt getrieben in meinen Saal und ängſtigten ſich ſelbſt durch unſinnige Gerüchte immer mehr. Hätte Adrian nicht durch eine Menge unterhaltender und trefflicher Verläumdungen die Herren und Damen in eine Region zu verſetzen gewußt, in welcher ſie heimiſcher ſind, als in ihrem eigenen Hauſe, ſie würden noch unausſtehlicher geweſen ſein. — Es iſt noch früh, erwiederte Theodor, die Entfernung iſt nicht groß, und wenn Sie es erlauben, gnädige Frau, ſo bringe ich Ihnen binnen einer Stunde ſichere Nachricht. Du bleibſt ſo lange hier, Edward. — Bleib' Du auch hier, Theodor, rief ängſtlich Edward, vergiß doch nicht Deine gefährliche Stellung. — Fürchte Dich nicht, erwiederte Theodor, ich weiß genau, was ich wage. Er entfernte ſich ſchnell.

Ein raſcher Jüngling, ſagte Amalie, als er weg gegangen war, ein herrliches, klares, entſchiedenes Geſicht! — Nur zu raſch, antwortete Edward.

Amalie fragte ſchnell und ſo, daß ſie ihre lebendige Theilnahme kaum zu verbergen vermochte: ob denn Theodor etwas zu befürchten habe. Dieſe Frage ſetzte

Edward, der Theodors Stellung nicht verrathen wollte, in Verlegenheit, er ſprach nur allgemeine, in ſolchen Fällen natürliche Beſorgniſſe aus, und Amalie war oder ſchien befriedigt. In dem leeren Saale ſtanden viele Stühle in Unordnung umher; die helle Erleuchtung, die prachtvolle Einrichtung gab der wüſten Leere ein ſeltſames Anſehen. Die offenen Flügelthüren führten zu einem ebenfalls hell erleuchteten Gemache und man vernahm von dort her ein leiſes Geräuſch. Sind da noch Gäſte? fragte Edward leiſe. — Ohne Zweifel, antwortete Amalie, es ſind die Spielgäſte. Dieſe, in ihr Spiel vertieſt, haben wahrſcheinlich nichts von dem gehört, was die Geſellſchaft beunruhigt und auseinander getrieben hat. Wir können ihretwegen hier unſer Geſpräch ruhig fortſetzen; eine Stunde wenigſtens wird das Spiel noch dauern. — Aber, was ſagſt Du, Edward, von unſern Geſellſchaften? Jetzt kennſt Du ſie hinreichend, und wirſt dieſe zwangloſe Art der Konverſation, dieſe leichte und mannigfaltige Unterhaltung rühmen müſſen. Unſere Säle ſtehen einem jeden gebildeten Manne, der ſich nur überhaupt mit Anſtand zu benehmen weiß, offen. Wir fragen weder nach Herkunft, noch ſonſt nach der Stellung des Mannes, der Zutritt zu unſeren Kreiſen zu erhalten wünſcht. Was in unſerer Mitte Aufmerkſamkeit erregt, was ausgezeichnet wird, iſt weder Geburt, noch Rang, nur der Geiſt, das ſcharfe, treffende Urtheil, die Fähigkeit, was eben lebendiges Intereſſe erregt, zum Gegenſtande des Geſprächs zu machen, erwirbt Aufmerkſamkeit und Auszeichnung. Das lebhafte, durch keine unnatürliche Schranken, durch keine Bande engherziger Konvenienz gehemmte Geſpräch giebt den Blödeſten den Muth der völligen Unbefangenheit. In den früheren, jetzt immer ſeltener werdenden Zirkeln erſchien oft der Geiſtreichſte am unbedeutendſten. Dort herrſchte nicht die Unbefangenheit, welche die Geiſter entfeſſelt. Die vorzüglichſten Menſchen ſind gewohnt, in jedem Worte die ſcharfe Eigenthümlichkeit ihrer Natur auszuprägen. Was ſie indeß dort erblickten, was ſie hörten, war hemmend, rückſichtsvoll, aus leerer, wenn auch in ſich geſchloſſener Uebereinkunft entſprungen. Und ſo erſchienen denn gerade die Geiſtreichſten, eben weil ſie gewohnt ſind, nur da den Geiſt walten zu laſſen, wo er ſich darzuſtellen vermag, ungeſchickt, ängſtlich, ja einfältig. Wenn die Großen auf ſolche Weiſe in ſolchen Kreiſen einen geiſtreichen Mann kennen lernen wollen, ſo ſchnüren ſie ihm nicht ſelten die Kehle zu, indem ſie ihn zu ſprechen auffordern. Wie ganz anders verhält es ſich unter uns; kein Gegenſtand iſt ausgeſchloſſen. Du darfſt das Höchſte mit Leichtigkeit, ja mit ſpottender Ironie behandeln, Du kannſt uns, wie Du willſt, aufregen, beluſtigen, ja erſchüttern. Nur die Barbarei einer rohen Sprache, das Ungeſchick des ungebildeten Geiſtes findet ſich bei uns nicht wohl und verſtummt, wie billig, wo der Geiſt herrſcht. Der Geiſt der Zeit iſt es, der hier allein zu gebieten hat. Er hat von den leeren Masken der vergangenen Zeit die todte Hülle abgeriſſen, er hat alle Genüſſe des höhern Lebens, der Civiliſation für ſich zuſammengedrängt, und es giebt nur eine Vornehmheit, nur eine Ariſtokratie, die der Geiſtreichen.

Ich habe, antwortete Edward, dieſe Rede oft gehört, und die Bedeutſamkeit Eurer Salons iſt ja in dieſer Rückſicht laut genug auspoſaunt. Ich kenne zwar die höheren Kreiſe nicht, unter den Großen habe ich nicht gelebt; ſie haben mich nicht, ich ſie nicht geſucht. In unſeren Zeiten indeß bleibt uns nichts verſchloſſen. Schriften haben alle Säle eröffnet, ja nicht dieſe allein, auch die dunkeln Kammern, die ſonſt das Unſchickliche verbargen, ſtehen nur zu offen da. Wir können in jene Säle hineintreten, faſt Alles wird uns auf eine nur zu ausführliche Weiſe vorgezeigt. Das Ameublement, die Kleidung der Damen, die Art, wie ſie erſcheinen, wie ſie ſich unter einander geberden, bis der hohe Herr eintritt, wird uns völlig klar und, was in ſolchen Kreiſen vermieden werden muß, durch das Ungeſchick irgend eines Gaſtes einleuchtend genug gemacht. So wäre es wunderbar, wenn eine Einrichtung gebildeter Völker, die eine große Bedeutung hat und auch wohl nie verlieren wird, dem beſonnenen Menſchen ganz unbekannt bliebe, und ſo will ich Dir denn geſtehen, daß ich jene vornehmen Kreiſe, die Du tadelſt, nicht ſo niedrig und Eure Salons nicht ſo hoch zu ſtellen vermag. Wo viele Menſchen ein gemeinſchaftliches Daſein führen ſollen, wo dieſes eben als ein gemeinſames ſich leicht und anmuthig äußern ſoll, da darf ein einzelnes Glied nicht der eigenen Bewegung folgen. Rückſichten, Erwägung deſſen, was ſich nicht bloß im Allgemeinen, ſondern eben hier ſchickt, bilden das Weſen ſolcher Geſellſchaften. Eine Uebereinkunft, ein Geſetz, durch welches Alle ſich gebunden finden, iſt nothwendig, wenn nicht entweder Reibungen entſtehen ſollen, die das Gemeinſame aufheben, oder dieſes in eine Mehrzahl geſonderter Geſellſchaften zerfallen ſoll, die nur durch den Raum vereinigt ſind. Es iſt freilich nicht zu läugnen, daß mancher vorzügliche Geiſt verſtummen muß und ſich in einem ſolchen beſchränkenden Kreiſe nicht frei zu bewegen vermag. Wie geiſtig bedeutend oder leer und flach dergleichen geſellige Kreiſe ſein werden, hängt von dem tiefern oder flachern Sinne des Großen ab, der ihren Mittelpunkt bildet; aber Eure form- und geſtaltloſen Geſellſchaften, Eure geiſtreichen Salons ſind nur in der Einbildung da. Ich gebe zu, daß Ihr Euch erheitert, angeregt, ja, wenn Ihr die allgemeine Aufmerkſamkeit auf Euch zieht, geſchmeichelt fühlen könnt; aber dieſer Genuß findet nur ſcheinbar in der großen Geſellſchaft ſtatt, daſſelbe würdet Ihr viel behaglicher, in kleineren Räumen, unter Wenigen genoſſen haben. In jenen in ſich geſtalteten Kreiſen muß der Einzelne nur ſcheinen, damit das Ganze Wahrheit ſei; dagegen, wo ein Jeder ſeine perſönliche Wahrheit auskramen will, da wird das Ganze nur ein Schein. Du wirſt behaupten, daß die geſelligen Maſſen keineswegs ſo roh und unverträglich neben einander liegen, aber zeige mir nur, was ſie mit einander zu verſchmelzen vermag? Wenn ich die Geſtaltung einer Geſellſchaft kenne, ſo weiß ich auch, worauf ich zu verzichten habe, indem ich in ſie hineintrete. In Eure ungeſtaltete Maſſe muß man ſich wie bewußtlos verlieren, was Euch verbindet, was Ihr Anſtand nennt, iſt ein Juste milieu, und Ihr ſeid mit einander verbunden durch dasjenige, was Ihr am meiſten verachtet. Dieſe Verbindung muß daher unſicher in ſich ſelber ſein, wie die Verfaſſung des Reiches, in deren Mitte ſie ſich ausgebildet hat. Um Reibungen zu entgehen, muß ſie in flüſternde Parteien zerfallen, und das höchſte Vergnügen wird dieſes ſein, daß die verſchiedenen Gruppen ſich unter einander herabwürdigen. Der Anſtand beſteht daher nur durch die Trennung, die Geſellſchaft wird, was ſie in der Wahrheit iſt, indem ſie aufhört, Geſellſchaft zu ſein; und die Lebensart, die hohe Bildung zeigt ſich im Flüſtern. Am unerträglichſten aber erſcheinen mir dieſe Salons in unſerer ſchönen Literatur. Da bilden ſie den neu errichteten Tempel der armſeligſten Eitelkeit. Glänzen will das Volk, ohne irgend etwas zu ſein, aus dem Kehricht der Zeit ſammeln ſie die Lumpen der Geiſtreichigkeit, um ſie wohlfeilen Kaufs den bewundernden Herren und vorzüglich den Damen darzubieten. Hoffentlich wird eine beſonnene Zeit kommen, die dieſe bunte Jacke den albernen Geſellen abreißt. Ihre Vornehmthuerei, mit dem Sansculottismus verbunden, iſt wahrhaft unerträglich, und wer dieſen Hanswurſt von unſerm Welttheater treibt, wird von einer zukünftigen Zeit nicht Gottſched genannt werden.

Du wirſt ja grob, Edward, rief Amalie und lachte. Aber ich kenne Dich, und wie ſollte ich Dich nicht kennen, da wir beide in einer gemeinſamen Wüſte gelebt haben; nur, daß Du Dich mit Deinem ergebenen Sinne beſſer einzurichten wußteſt, als ich. In der That, lieber Edward, Du warſt in unſerm Dorfe eben ſo fremd, wie ich, aber fügſamer, und wie Du dort mit der herrſchenden Art der Erbauung eine Uebereinkunft trafſt und Dir die Hemmung gern gefallen ließeſt, weil Du ein artiges Kind biſt, ſo möchteſt Du Dich auch jetzt der Zucht der alten Ariſtokratie in der Geſellſchaft unterwerfen. Ich aber war, wie Du weißt, von Kindheit auf unartig und meine Unart gefällt jetzt, wie ſie bei meinen lieben Großältern gefiel. Du biſt liebenswürdig in der Unterwerfung, und meinen Ungehorſam nennt man auch ſo, wir haben daher beide hinlänglichen Grund, zu bleiben, wie wir ſind.

Herr von Rembrand, der durch das beunruhigende Gerücht die Geſellſchaft auseinander getrieben, ſich in die Spielzimmer verfügt, und ſich hier, ohne an dem Spiele Theil zu nehmen, von einem Tiſch zum andern gähnend herumgetrieben hatte, trat jetzt herein, nahm einen Stuhl und warf ſich nachläſſig auf dieſen, zwiſchen Amalie und Edward. Amalie hatte offenbar die Abſicht, die Stunde bis zu Theodors Wiederkunft zu einem vertraulichen Geſpräche mit Edward zu benutzen. Es war der beſſere Geiſt ihrer Kindheit, der in der Nähe deſſelben in ihr rege ward, und wenn das Geräuſch des Tages, die Freude über die allſeitige Anbetung und Bewunderung nachließ, ſo trat unruhig und herbe mahnend die Erinnerung an eine frühere und glücklichere Zeit hervor. Nur wenn Edward da war, verwandelte ſich dieſe Mahnung, die ſie mühſam abzuweiſen ſuchte, in einen heitern Gruß, den ſie gern erwiederte. Es war ihr daher ſehr verdrießlich, daß ihr Mann ſich zwiſchen ſie und Edward eindrängte. Sie verlaſſen Ihre Gäſte, Herr von Rembrand, ſagte ſie, um ſich in ein Geſpräch zu miſchen, das kaum ein Intereſſe für Sie haben wird. Das Dorfleben war Ihnen langweilig, Sie können auch noch kaum daran denken, ohne zu gähnen; mir aber iſt es in einer ſo traurigen Umgebung — ſie warf einen verächtlichen Blick auf ihren Herrn Gemahl — erſt bedeutend und recht pikant geworden. — Ich wollte mich mit Dir, lieber Edward, nach unſerm alten Dorfe begeben; jetzt — müſſen wir ſchon hier bleiben. — Sie wollten nach dem Dorfe reiſen, meine Gnädige? ſagte Rembrand, der ſie nicht zu verſtehen ſchien oder nicht verſtehen wollte. — Wir wären ſchon da, wenn Sie uns nicht mit Ihrem Beſuche beehrt hätten, erwiederte Amalie. — Madame, ſagte er, indem er ſeine Frau und Edward durch die Lorgnette betrachtete, und einen ernſthaften, belehrenden Ton anzunehmen ſuchte, Madame, daß wir beide nach der Sitte der Welt mit einander umgehen und eine unſchickliche Vertraulichkeit vermeiden, die ſo leicht unangenehme Störungen und auf unſerm Standpunkte nicht zu duldende Verhältniſſe herbeirufen kann, iſt unſer beiderſeitiger wohl erwogener Entſchluß, und ich muß ihn verſtändig nennen. Daß Sie aber ſo ganz aus der Rolle fallen können, daß Sie dieſes vertrauliche Du für den Herrn Edward aufbewahrten, der nicht einmal Ihr Verwandter iſt, daß Sie ein ſolches Verhältniß ſelbſt in den größten Kreiſen unbefangen aufdecken, hat mich billig in Erſtaunen geſetzt. — Amalie lachte laut auf, klatſchte mit den Händen und rief: Wahrhaftig, mein Herr Gemahl wird eiferſüchtig; das iſt mir ja etwas ganz Neues! — Sie ſollen mich nicht aus der Faſſung bringen, antwortete von Rembrand ruhig, und blieb in dem ernſthaften und belehrenden Tone. Sie wollen mich misverſtehen und wiſſen recht gut, daß hier von keiner Eiferſucht die Rede iſt; das Schickliche aber ſollte der Frau näher liegen, als dem Manne, und ich muß bedauern, daß ich es nöthig finde, Sie an dergleichen zu erinnern. — Schweigen Sie mit Ihren albernen Lehren, ſagte Amalie. Was ſich ſchickt, weiß ich. Wo man ſich gegenſeitig fremd fühlt, iſt die Höflichkeit an ihrem Platze, mein Herr. Edward und ich galten für Geſchwiſter, ſo weit meine Erinnerung reicht, und die Welt, in der ich lebe, ſoll ihn als meinen Bruder betrachten. Trauen Sie mir die Gewalt nicht zu, dieſem Gebote Achtung zu verſchaffen? — Rembrand war offenbar überraſcht, und Edward ſagte mild: Es würde mir in der That ſchwer fallen, ein Verhältniß, welches mit meinem ganzen Leben ſo verwachſen iſt, und eine ſo tief begründete Vertraulichkeit mit einem Male zu vernichten. Und ich glaube, Sie ſelbſt, mein Herr, würden, wenn wir uns auf eine revolutionaire Weiſe aus der alten Vertraulichkeit in eine moderne Höflichkeit umſetzten eine ſolche Verwandlung albern, lächerlich, ja unſchicklich finden.

Aber, rief Amalie, wo bleibt Theodor? Die Stunde iſt längſt verfloſſen, ſeine lange Abweſenheit fängt an mich zu ängſtigen. — Herr Theodor? ſagte in einem gedehnten Tone Herr von Rembrand, darf ich fragen? — Wer dieſer Theodor iſt, wollen Sie fragen, erwiederte Amalie lächelnd. Es iſt Edwards Freund; er hat ihn heute das erſte Mal in unſere Geſellſchaft eingeführt und mir ihn vorgeſtellt. Der Herr hat die Güte gehabt, ſich auf eine Stunde zu entfernen, um die Wahrheit des Gerüchts, durch welches Sie meine Geſellſchaft auseinander zu ſprengen beliebt haben, genauer zu erforſchen.

Die Geſellſchaft der Spielenden ward jetzt unruhig, die Stühle wurden gerückt, Herren und Damen traten in den Saal, die harrenden Bedienten wurden gerufen, die ſpäten Gäſte entfernten ſich, und nur im

Vorbeigehen äußerte Einer oder der Andere ſeine Verwunderung darüber; daß die Geſellſchaft ſo früh auseinander gegangen war. Auch Herr von Rembrand entfernte ſich. Edward blieb mit Amalien allein, aber ein Geſpräch ließ ſich nicht wieder anknüpfen. Die Dazwiſchenkunft des Gemahls hatte Amaliens Stimmung durchaus verändert. Eine Viertelſtunde verging nach der andern, Amalie und Edward gingen mit ſchnellen Schritten in dem leeren Saale auf und ab, die Unruhe ſtieg. Zwei Stunden nach Mitternacht waren ſchon verfloſſen. Sie warfen ſich ängſtliche Fragen zu, deuteten Vermuthungen an, welche die ſteigende Furcht bald verminderten, bald vermehrten. Die Bedienten erſchienen, erſtaunten, als ſie ſahen, wie Beide in dem Saale auf und niedergingen, blieben einen Augenblick in den Thüren wie verwundert ſtehen, und zogen ſich darauf ſcheu zurück.

Endlich hörte man auf der Treppe ſchnelle Tritte und Theodor trat eilig herein: Ich bin lange weggeblieben. — Wir waren Ihretwegen ſchon ſehr beſorgt, ſagte Amalie, und Theodor entdeckte mit Freude eine warme Theilnahme, welche die geängſtigte Frau in dem erſten Augenblicke nicht zu verbergen vermochte. — Meine Vermuthung, erwiederte Theodor, war gegründet, wie ja ſchon die ungeſtörte nächtliche Ruhe der

Stadt beweiſen kann. Als ich nach der Vorſtadt kam, hörte ich hier und da aus der Ferne ein Geſchrei, auf den Straßen war es ſtille. Einzelne patrouillirende Reiter und Gruppen von Polizeibeamten verriethen noch die Spur einer unterdrückten Unruhe, und als ich mich erkundigte, erfuhr ich, daß etwa zwanzig bis dreißig Menſchen, meiſt Geſindel aus dem Gebirge, ſich in kleinen Abtheilungen in den Straßen verbreitet hatten. Sie verkündigten laut die Annäherung eines aufrühreriſchen Heeres; aber ſelbſt der Pöbel, der unter günſtigen Umſtänden wohl zugeſtrömt wäre, ſchien der Verkündigung keinen Glauben beizumeſſen. Nur äußerſt Wenige ſchloſſen ſich an, und zogen ſich, als die patrouillirenden Reiter, die bereit ſtanden, plötzlich erſchienen, ſchnell und furchtſam zurück. Alle Häuſer waren geſchloſſen. Man war ſo glücklich, einer Abtheilung des Geſindels den Rückweg abzuſchneiden und ſie gefangen zu nehmen. Aber eben dieſe ſchnelle Unterdrückung des Aufruhrs machte eine nähere Unterſuchung nothwendig. Ich verſchaffte mir ein Pferd, begleitete die Reiter nach dem Gebirge zu, und da vorgeſchobene Kolonnen aufgeſtellt ſind, um über eine jede Bewegung in den weniger zugänglichen Thälern des Gebirges Nachricht zu geben, ſo erfuhren wir bald, daß dort Alles ruhig ſei und daß man nur hatte verſuchen wollen, was man durch einen blinden Lärm auszurichten vermöchte. Dieſer Ritt, der nothwendig war, wenn ich nicht eine unvollſtändige Kunde bringen wollte, hat meine Abweſenheit verlängert. Ich muß bedauern, wenn meine ſpäte Rückkunſt Sie, meine Gnädige, beunruhigt hat. — Amalie ſchien verlegen, dankte für die Mühe, die er ſich gegeben hatte, ihr eine befriedigende Nachricht zu bringen, bemühte ſich, einigermaaßen kalt zu erſcheinen, reichte den beiden Freunden die Hand, die Theodor etwas lebhafter, als die bloße Höflichkeit gebot, an ſeine Lippen drückte, und empfahl ſich.

Die Freunde gingen. Ich habe Dir, ſagte Theodor, etwas von meinem Gange zu berichten, was Dir nicht gleichgültig ſein wird, es iſt aber jetzt zu ſpät; auch bin ich durch den Gang, durch den Ritt und durch das Ereigniß, welches ich Dir mittheilen werde, erſchöpft. Da Du mich unverletzt ſiehſt, ſo kann ich Dir wohl ſagen, daß Deine Befürchtung nicht ſo ganz ungegründet war. Du ſiehſt mich geſund und wirſt Dich jetzt nicht ängſtigen. — Ich begleite Dich nach Hauſe, antwortete Edward, ich laſſe Dich nicht allein gehen. — Sei kein Thor, erwiederte Theodor, ich verſichere Dich, daß für mich nichts zu fürchten iſt, ja, daß wir beide geſchützt ſind, beſſer ſogar, als wir uns wechſelſeitig beſchützen können. — Wie ſo? rief Edward verwundert aus. Die Straße iſt ſtill und leer. — Siehſt Du die Menſchen nicht? erwiederte Theodor, indem er in die Ferne hinwies. Sie werden ſich theilen, zwei werden Dir, zwei andere mir aus der Ferne das Geleit geben; ſie ſind ſtark bewaffnet, und ich muß es Dir doch ſagen, damit Du die ſchützenden Freunde, wenn ſie Deine Schritte verfolgen, nicht für Feinde anſiehſt.

Als Theodor, um Amalien die Nachricht von dem Aufruhr zu bringen, die Geſellſchaft verlaſſen hatte, fand er die Straßen ruhig und leer, glaubte aber einen Menſchen zu entdecken, der auf ihn lauerte. Seine Augen fielen nämlich unwillkürlich auf einen Mann, der, in einen Mantel gehüllt, ſich zu verbergen ſchien. Als Theodor heraustrat, ſetzte jener ſich langſam in Bewegung, und dieſer fand ſich wirklich verfolgt. Er ging mit ſchnellen Schritten, und der Unbekannte eilte ihm nach. Wenn er langſamer fortſchritt, that es dieſer auch und blieb dann in einer Entfernung von wenigen Schritten ſtehen. Da ſich nun Theodor davon überzeugt hatte, daß er verfolgt würde, drehte er ſich plötzlich um und ging auf den Unbekannten zu. Sie verfolgen mich, mein Herr, ſagte er, und ich wünſche den Grund zu wiſſen. — Der Angeredete ſchlug in großer Verwirrung den Mantel zurück, als wollte er irgend Etwas hervorſuchen, zitterte und ängſtigte ſich ſichtbar. — Ich kann es nicht thun, ich will es nicht! rief auf einmal eine Theodor wohlbekannte Stimme, die ihn in Schrecken ſetzte. — Ferdinand, ſagte Theodor, was iſt das? — Was willſt Du nicht? — Ich ſollte Dich ermorden, erwiederte dieſer, ich weiß, daß, indem ich Dir dieſes ſage, mein eigenes Leben verloren iſt; aber während ich Dich verfolgte, ja früher noch, als ich lauernd da ſtand, war ich wie verwandelt. Mein früheres Leben ſchien mir plötzlich ein dämoniſcher Traum, aus dem ich erwachte. Du biſt, ſagte er warnend, von Dolchen umgeben, und ich bitte, ich beſchwöre Dich, gehe nicht auf dieſem Wege weiter. — Als er dieſe Worte ſagte, trat ein Dritter hinzu, der wie neugierig ſich näherte, als wolle er erforſchen, was da vorging. — Verlaſſen Sie uns, ſagte Theodor, der mit mir ſpricht, iſt ein Freund. — Der Angeredete zog ſich ſtill zurück. — Du ſiehſt, ich bin nicht ohne Schutz, fuhr er, gegen Ferdinand gewandt, fort, daß aber Deine Verblendung, die mir ja nicht unbekannt iſt, ſo weit gehen konnte, ergreift mich mit Entſetzen. — Verlaß Dich nicht auf den Schutz, ſagte Ferdinand mit zitternder Stimme;

man kennt Dich von fern. Daß Du nach der Vorſtadt eilen würdeſt, wenn Du die Verſuche, dort Unruhen zu erregen, erführeſt, ſetzte man voraus. Ich weiß, man verläßt ſich nicht allein auf mich. Auf der Brücke lauern andere Mörder auf Dich; ſie werden plötzlich auf Dich zuſtürzen, und Du biſt ermordet, ehe die Hülfe kömmt. Ich war wie wahnſinnig, eine ſataniſche Luſt, das Blut des Freundes zu vergießen, führte mich auf den höchſten Gipfel der Verirrung. Der ſcharf geſchliffene Dolch war ſchon in meiner Hand, als ich mich plötzlich umgewandelt fühlte. — Gehe nach Hauſe, ſagte Theodor tief erſchüttert, halte Deine beſſere Geſinnung feſt, ich werde morgen früh bei Dir ſein. Für mich brauchſt Du nichts zu fürchten. Da ich die Gefahr kenne, ſo iſt ſie ſchon abgewendet. —

Ferdinand ging langſam und mit ſchwankenden Schritten fort, und Theodor entfernte ſich ſchnell in entgegengeſetzter Richtung. Er war ſchon über die Brücke gegangen, ſchon in die Vorſtadt hinein und ſah keinen Menſchen. In nächtlicher Stille lag die Straße, die ſich jenſeits erhob, vor ihm, und er fing ſchon an, Ferdinands Nachricht zu bezweifeln, da ſah er, wie einige Menſchen auf ihn zukamen, als wollten ſie einen Kreis um ihn ſchließen. Er konnte in der Dunkelheit die Geſtalten kaum unterſcheiden, aber die Tritte vernahm er und wie ſie von allen Seiten her ſich näherten. Er glaubte einen Streit zu vernehmen. Erſt flüſternde, dann laute, drohende Stimmen ließen ſich hören. Einige flohen und wurden verfolgt, die ganze Bewegung verlor ſich in das Dunkel der Nacht, und er fand ſich wieder auf der öden Straße allein, als er aus dem Dunkel heraus angeredet wurde. Er kannte die Stimme. Es war ein Polizeibeamter, der ihm über das, was um ihn her vorging, aufklärende Nachricht brachte. Wir ſind, ſprach er, hieher geſandt, um auf die Bewegung, die wir erwarten, aufmerkſam zu ſein. Auf der Brücke ſahen wir einige Menſchen, die flüſternd und ſtill daſtanden; ſie entfernten ſich, als wir uns näherten. Die Dunkelheit der Nacht erlaubte es Einigen von uns, die langſam Fortſchreitenden in der Entfernung unbemerkt zu umgehen. Wir hatten ſie umzingelt, ohne daß ſie es merkten, denn in dem friſch gefallenen Schnee konnten wir leiſe auftreten. Jenſeits der Brücke blieben ſie wieder ſtehen und auch wir verhielten uns ſtill. Sie mochten ſich nicht mehr verfolgt glauben. Sie, Herr Theodor, gingen ſchnell über die Brücke und dann mitten auf der Straße fort. Wir ſahen, wie die Lauernden ſich vertheilten, um Sie zu umzingeln. Da wir ſie aber dicht umgaben, ſo konnten ſie ſchnell ergriffen werden. Einigen gelang es, zu entfliehen. Unter dieſen war einer, der uns mit Rieſenkraft und Tollkühnheit angriff, noch im Entfliehen vier bis fünf bei Seite ſchleuderte und einen ſogar, wir hoffen, nicht gefährlich, verwundete. Die Gefangenen ſind mit Dolchen bewaffnet, die ſchon zum Morde gezückt waren. — Es war natürlich, daß Theodor durch ſo drohende Ereigniſſe ſich aufgeregt fühlte und in große Spannung verſetzt ward. Jetzt hörte man von Weitem Pferdetritte; patrouillirende Reiter erſchienen aus der Nebenſtraße, in der Ferne ward hier und da ein Geſchrei vernommen. Theodor erfuhr hier das, was er Amalien mittheilte. Die Polizeibeamten verſchafften ihm ein Pferd, er ritt, wie wir wiſſen, von den Reitern begleitet, nach dem Gebirge zu, und Alles erfolgte, wie uns bereits bekannt iſt.

Als Theodor ſich nun erſchöpft auf ſeinem Lager befand, als er die Ereigniſſe des Tages erwog, ſah er wohl ein, daß, wie damals in dem Park, als das Geſpräch mit Wolf ſtattfand, ſich eine neue Kriſe in ſeinem Leben vorbereitete. Die Gefahr, der er kaum entronnen war, die furchtbare Verirrung eines ſonſt freundlich geſinnten jungen Mannes deckte ihm die Krankheit der Zeit auf eine grauenhafte Weiſe auf. Adrians Erſcheinen in der großen Geſellſchaft zu eben dieſer Zeit beunruhigte ihn, er wußte ſelbſt nicht warum; und der Eindruck, den Amalie mitten unter ſo vielen verwirrenden Ereigniſſen zurückgelaſſen hatte, ließ ſich nicht verläugnen. So von Vorſtellungen, die weit auseinander zu liegen, die unter ſich keine Verbindung zu haben ſchienen, von dem ihm drohenden Mordverſuche, von Adrians unerwarteter Erſcheinung, von Amaliens Schönheit und Liebenswürdigkeit aufgeregt, von den widerſtreitendſten Empfindungen gequält, fiel er, wie betäubt, ſpät in einen ruheloſen Schlaf. Der Wintermorgen dämmerte kaum, als er ſchon wieder erwachte. Das gegebene Verſprechen ſtand klar vor ihm, er zog ſich eilig an; die Aufregung, durch die geſtrigen Ereigniſſe veranlaßt, war durch den unruhigen kurzen Schlummer nicht verſchwunden, und er eilte zu Ferdinand.

Er fand ihn ſitzend, und ſein Anzug zeigte, daß er die Nacht außer dem Bette zugebracht hatte. Seine Ellbogen hatte er auf den vor ihm ſtehenden Tiſch geſtützt und ſein Kopf ruhte in beiden Händen. Als die Thür geöffnet ward und Theodor hereintrat, blickte er auf, ohne die Stellung zu verändern, und ſchrak zuſammen. Die aufgeſchwollenen Augen bewieſen, daß er die Nacht in Thränen zugebracht hatte. Theodor, der ſeine innere Erſchütterung ſah und begriff, nahm einen Stuhl, ſetzte ſich neben ihn und redete ihn freundlich an. Lieber, guter Freund, ſagte er, faſſe Dich. Jetzt erhob der Arme den Kopf, ſtarrte Theodor mit faſt verwilderten Augen an und rief: So ſprichſt Du Deinen Mörder an? Wenn Du mir mit Verachtung begegneteſt, wenn Du mich verfluchteſt, ich könnte, glaube ich, mich erleichtert fühlen. Mehrere Tage lang trug ich dieſes Todesurtheil des geheimen, ſcheuslichen Gerichts mit mir herum; ich konnte mich in grauenhafter Verblendung erhaben glauben durch die entſetzlichſte Unthat, ich ſehnte mich nach dem Augenblicke, in welchem ich dem barbariſchen Götzen der Zeit den Freund als Sühnopfer liefern würde. Dieſer furchtbare Wahnſinn ſchwebt noch vor mir, als hätte er mich kaum verlaſſen, er weilt in meiner Nähe, als könnte er mich jeden Augenblick wieder ergreifen, und ſo noch halb von Mordgedanken beſeſſen, fühle ich mich durch Deine Güte zerſchmettert. —

Beſinne Dich, Ferdinand, der Wahn, der Dich ergriffen hatte, iſt freilich entſetzlich; daß er in jugendlichen Gemüthern Wurzel faſſen kann, iſt die gräßlichſte Erſcheinung unſerer Tage. Ich aber ſelbſt, durch Erziehung, durch mein ganzes früheres Leben, wie man glauben mußte, gegen Verirrungen der Art geſichert, habe von dem Taumelkelch gekoſtet. — Und was hat

Dich umgewandelt, wodurch ſank der eben gezückte Dolch, wie geſchah es, daß Du waffenlos mir gegenüber ſtandeſt? War es nicht Deine Neigung, Deine Freundſchaft, die Dich entwaffnete? Je mehr Du Deinen Zuſtand mit ſchwarzen Farben ausmalſt, deſto reiner und entſchiedener tritt die Gewalt Deiner Neigung hervor, und noch iſt es keinem Freunde gelungen, mir einen ſolchen entſchiedenen Beweis ſeiner Liebe zu geben, wie dieſer iſt.

Dieſe Anrede wirkte wie ein Zauber auf den Unglücklichen, die Züge des Geſichts wurden ruhiger, das Auge verlor den irren Blick und ſchien milder. Ja wahrlich, ſagte er, ſo war es. Wie Deine Geſtalt mir verzerrt, widerwärtig, als das haſſenswertheſte in der Welt, was unter jeder Bedingung vernichtet werden müßte, erſchien, ſo war ſie es auch, die ſich zuerſt verklärte, ſie mahnte mich an jene Stunde, in welcher Deine Beredſamkeit mich gewann; das Fremdartige in Deinen Reden, was mich damals oft von Dir trennte, wenn ich Dich nicht verſtehen konnte, trat mir plötzlich und mit ſeltſamer Gewalt entgegen, und indem ich hinter Dir herſchlich, ſchwebten mir längſt vergeſſene Aeußerungen vor, als vernähme ich ſie jetzt eben, und ihr verborgener Sinn ward mir klar.

Es iſt mir lieb, daß Du da biſt, fuhr er fort, Deine Gegenwart wirkt wunderbar beruhigend auf mich, ich fühle die Bedeutung der Beichte, und wie ſie uns erſt über uns ſelbſt, über unſer zerſtörtes Innere aufklärt. Das ſtumme Wort hat keine Gewalt, die im Gemüth gefeſſelten, ſich wechſelſeitig anklagenden Gedanken verſchwinden, bleiben unſicher, können keine Geſtaltung finden, und ich ſehe, wie ſie ſich in der grundloſen, vernichtenden Unruhe des Gefühls verhüllen. So höre mich denn an. Es iſt mir, als müßte es mir durch eine freundliche Mittheilung gelingen, das, was mich quälend verfolgte und mir immer verworrener ward, was mich die ganze Nacht hindurch wach erhielt, zu beherrſchen. Es wird ein Monolog ſein, der mir verſtändlicher wiedertönt aus der Seele des Freundes. Hier liegt das verhängnißvolle Blatt, auf welchem das Todesurtheil des geheimen Gerichts verzeichnet ſteht, hier liegt der ſcharf geſchliffene Dolch, der beſtimmt war, Dein Herz zu durchbohren. — Sprich, Freund, ſagte Theodor, gewiß, die Rede wird Dich beruhigen. —

Es iſt etwas Seltſames, ſprach Ferdinand, ſeine Beichte anfangend, wie durchaus verſchieden meine Kindheit und die erſte Jugend von der ſpäteren Zeit meiner Verirrung war. Nichts ließ eine ſolche Verkehrtheit ahnen. Ich war als Kind höchſt einfach und natürlich, weich und theilnehmend, fleißig und ſtill, und Jedermann erwartete von mir das Beſte. Das Erſte, worauf ich mich beſinne, was ſtörend in mein einfaches Leben hineinblickte, war der Kampf gegen die herrſchende Sentimentalität. Daß die Beſſeren und Verſtändigeren, indem ſie dieſe Richtung unſeres Volks in ihrer Einſeitigkeit bekämpften, keinesweges die natürlichen Ergüſſe eines in ſeiner Urſprünglichkeit wahren Gefühls angreifen wollten, das wollte mir, wie ſo vielen jungen Männern, nicht einleuchten. Es giebt eine ſtille Rührung, die ein jedes Herz, ſelbſt während es jubelt, durchzittern ſoll, die das tiefe Leiden und die in der freudigen Stimmung nur zurückgedrängten Uebel nicht trotzig abweiſt und ſchwächt, vielmehr auf ſich ladet und trägt — dieſe wollten jene Männer nicht ſchmähen; nur gegen den prahleriſchen Schein, der in hohlen Worten das an's Tageslicht brachte, was als ein ſtummes Geheimniß allein ſeinen Werth hat, traten ſie kämpfend auf. Ich aber glaubte in meiner urſprünglichen, reichen Natur, in der ſtillen Rührung eine Krankheit zu erkennen, die nur durch harte Maaßregeln, nur durch eine pſychiſche Diät, die alle Genüſſe der Empfindung ſorgfältig vermiede, geheilt werden könnte. Als Arznei erſchienen mir jene ſich hoch dünkenden Geſinnungen, die ſich von aller Liebe und Theilnahme gegen die Nächſten, gegen die Menſchen wegwendet, um ſich einer ſogenannten Menſchheit zu ergeben. Ein Sprüchwort ſagt, man ſehe den Wald vor lauter Bäumen nicht; ich fing an umgekehrt die Bäume auszurotten, um Platz für den Wald zu gewinnen. Ich weiß es, denn ich habe es erlebt, wie verwüſtend, wie zerſtörend die Verſuche der Jugend, die eigenen Empfindungen, die natürlichſten Gefühle zu bekämpfen, auf die innerſte Wahrheit unſeres Daſeins wirken; dieſe gefährliche Richtung des menſchlichen Geiſtes zerreißt die natürlichſten Bande, wir finden uns an Maximen verkauft, die Menſchenopfer fordern; blödſinnig verkennen wir es, daß die nächſten Verhältniſſe, die uns umgeben, Familie, Freunde, ernſte und ſtrenge Beſchäftigung mit dem nächſt Liegenden, die wahren Heiligthümer der Liebe, die wahre Bedeutung unſeres Daſeins in ſich ſchließen. Ich ward dieſe ganze Nacht hindurch durch die Erinnerung an meine Kindheit gemartert. Mein Vater ſandte mir vor einiger Zeit ein ganzes Paket Briefe, die ich nach Hauſe geſchrieben hatte, an Eltern, an Geſchwiſter, an gute Freunde. Er mahnte mich dringend, ſie durchzuleſen. Fange, ſchrieb er, mit dem erſten an, lies ſie alle der

Reihe nach durch, merke wohl auf die Zeit, wo Deine Sprache ſich verändert, lerne es einſehen, was Du warſt, und was Du geworden biſt. Vergebens ſuchſt Du uns zu verbergen, was jetzt Deine ganze Seele bewegt. Ich durchſchaue Dich, Ferdinand, und zittere für Dich. Möchte die Erinnerung an Deine Kindheit recht lebendig werden, möchten Deine Briefe wieder einfach, natürlich, kindlich lauten, wie damals, damit Deine unglücklichen Eltern Ruhe finden. — In meiner erhabenen Thorheit las ich dieſe Worte, ohne daß ſie einen Eindruck auf mich machten. Das Briefpaket warf ich in einen Winkel, entſchloſſen, es nie zu eröffnen.

Dieſe Nacht, als ich zerknirſcht nach Hauſe kam, mahnten mich die Worte des Vaters; ich nahm ſeinen Brief, las, was Du gehört haſt, und eröffnete das Paket. Soll ich Dir ſagen, welch' einen furchtbaren Eindruck die Briefe auf mich machten? War es mir doch, als wenn die einfachen Worte mir einen längſt entwichenen Himmel eröffneten. Ich war wieder Kind, die kleinen Sorgen und Mühen der Familie, die ſtillen Genüſſe, die mir Natur und einfache geſellige Verhältniſſe in bürgerlichen Kreiſen gewährt, die Luſt, die mir anſtrengende Beſchäftigungen gebracht hatten, Alles lag offen vor mir da, ja die Geſinnungen und Gefühle einer längſt verſchwundenen Zeit lebten wieder auf. Kaum merkbar ſchlich ſich die Veränderung, die ſtattgefunden hatte, in meine Sprache ein. Es iſt ein eigenes Gefühl, heimlich und drückend, wenn wir die ſtufenweiſe Umwandlung unſeres innerſten Selbſt auf eine ſolche Weiſe allmälig hervortreten ſehen. Die Verſchlechterung der Geſinnung kömmt mit einer Geſetzmäßigkeit zum Vorſchein, als wäre dabei nicht ein eigener Entſchluß, vielmehr ein Naturgeſetz thätig. Als der leere Stolz, das falſche Ideal meine Seele gefangen genommen hatte, zeigte ſich die Gewalt, die mich beherrſchte, mit furchtbar zunehmender Schnelligkeit. In demſelben Maaße verſchwand meine kindliche Theilnahme an allen kleinen Verhältniſſen, die mir ſonſt ſo wichtig und theuer geweſen. Ich fragte nicht mehr nach dem Befinden der Schweſter, ihre Krankheit, ihr Kummer erregte meine Theilnahme nicht mehr, und Fragen der beſorgten Eltern blieben unbeantwortet. Briefe, die immer nach langen Pauſen geſchrieben waren, floſſen über von Deklamationen und leeren Sentenzen; die hohlen Worte, die widerwärtig verſchrobene Sprache, die Geſinnung, die ich erhaben nannte, traten mir bei meiner veränderten Stimmung in der ſtillen Nacht wie grinſende Geſpenſter entgegen; mein Vater hatte Recht, zu jeder Zeit würden dieſe Briefe wenigſtens ein ernſtes Nachdenken erweckt haben.

Jetzt war der Eindruck vernichtend, ich begriff nicht, wie ich den Wahn hatte hegen können, als wäre ich frei geweſen, als wäre dieſe furchtbare Umwandluug die eigene That, da ich mich vielmehr als der niedrigſte Knecht einer allgemein herrſchenden Anſicht erkennen mußte. Es war in der erſten Epoche meiner Umwandlung, als Du mich kennen lernteſt; das Durchblicken einer beſſeren Geſinnung, eines liebevolleren Weſens mochte damals meiner perſönlichen Erſcheinung und meinen Aeußerungen einigen Reiz mittheilen. Ich kann es begreifen, wie der Kampf ſelbſt, die Mühe, die es mich koſtete, die beſſere Natürlichkeit zurückzudrängen, die unwillkürlichen Ausbrüche eines kindlichen Gemüths um deſto anziehender erſchienen, je abſichtsloſer, ja wider meinen Willen ſie zum Vorſchein kamen. Ich erinnere mich noch jenes frohen Abends, der uns vertraulich näher brachte, Deine Kenntniſſe, Dein reifes Urtheil, wie Deine Beredſamkeit zogen mich an. Ich hatte noch nicht die unbefangene Verehrung für eine gediegenere und gründliche Ausbildung verloren. Ich fand mich durch Deine Annäherung, durch Deine offen ausgeſprochene Neigung, durch die Aufforderung, das vertrauliche Du unter uns zu brauchen, im hohen

Grade geehrt. Ich verließ die Geſellſchaft mit jenem frohen Gefühl eines erhobenen Daſeins. Ich war überaus glücklich; aber ſo weit war ich ſchon gekommen, daß ich bald anfing mich meiner Freude, meines Glückes zu ſchämen. Ich wies die Achtung, die Bewunderung, die Du bei mir erregt hatteſt, feindſelig zurück. Was aus meiner vollen Seele quoll und damals noch kernhafter, noch inniger an das Leben ſelbſt und ſeine Bedeutung geknüpft war, erſchien mir wie eine Verlockung, die ich bekämpfen müßte. Deine lebendigſten Aeußerungen beantwortete ich mit hohlen Phraſen. Die Menſchheit ſollte ſich entwickeln im Großen und Ganzen, die Armut ſollte verſchwinden; jede Theilnahme an einer vorliegenden Noth ward mir immer fremder, denn wie ſie in der Wirklichkeit hervortrat, war ſie mit ſo vielem Kleinlichen verbunden, der Nothleidende war ein Menſch, wie ſie zu ſein pflegen, er ſelbſt und ſeine Leiden bildeten einen zu auffallenden Gegenſatz gegen die erhabenen Geſinnungen, die mich durchdrangen. Ich konnte den Armen hülflos weggehen laſſen, indem ich ihn tröſtete mit der Aufhebung aller Armut, die, wo Menſchen, wie ich, eine kühne Verbindung eingingen, bald verſchwinden müßte. Alles, was mir nahe lag, Alles, was an die Beſchränkung des wirklichen Daſeins erinnerte, nannte ich Philiſterei, es war mir zuwider. Das einzige Verdienſt war für mich, von ſolchen hohen Geſinnungen durchdrungen zu ſein; und die gewiſſenhafte Erfüllung bürgerlicher Pflichten, die ohne Beſchränkung, ohne Hingebung, ja ohne Gehorſam und Unterwerfung nicht möglich iſt, erſchien mir als die niedrigſte Knechtſchaft. Die Menſchheit im Großen, im Ganzen und Vollen ſollte ſich wieder erneuern, die Feſſeln des Aberglaubens (und alle Religionen waren mir nichts Anderes) ſollten zerbrochen werden, der Staat, das Vaterland hätten nur Bedeutung, in ſofern ſie fähig wären, ein ſo erhabenes Ideal zu verwirklichen. Was durch die Natur bedingt war, alle Vorzüge, die durch eine günſtige Fügung oder durch geſchichtliche Verhältniſſe erlangt waren, ſchienen mir verwerflich. Freilich war es mir ein erhabener Gedanke, daß der Mächtige ſeine Macht, der Reiche ſeinen Ueberfluß mit dem Ohnmächtigen und Armen freiwillig theilten; aber das Ziel, welches die Menſchheit erreichen, das hohe Ideal, was Alle beglücken ſollte, dürfte nicht auf einen ſolchen Entſchluß warten, es müßte erkämpft werden und durch Gewalt ſich eine Bahn brechen, wo es Widerſtand fände. Ich ſelbſt genoß indeſſen die Vorzüge, die mir Geburt, Wohlſtand und Vermögen gaben, mit völliger Ruhe. Ich glaubte aber im Beſitze jenes mittlern Maaßes zu ſein, welches aus einer gleichmäßigen Vertheilung aller Güter entſtehen müßte; auch mußte ich ja die Unabhängigkeit feſthalten, die nothwendig war, wenn ich im Sinne meines Ideals thätig ſein wollte. Den Adel haßte ich, wie es ſich von ſelbſt verſteht; jede Unterwerfung, die nicht aus der innerſten Ueberzeugung entſprungen war, ſchien mir des freien Mannes unwürdig. Mein Ideal war mein Götze, den ich allein anbetete, und wie religiöſe Fanatiker Alles, was dem Leben einen Werth giebt, all bedeutenden Erſcheinungen in der Geſchichte, Wiſſenſchaft und Kunſt, Heiterkeit und Freude auch in der unſchuldigſten Geſtalt, wie ſie aus dem Leben entſpringen, verachten, ſo erſchien mir von jetzo an Alles, was durch Fleiß, Mühe und Arbeit errungen war, was ja eben daher nur durch Unterwerfung, durch Hingebung ſich entwickeln konnte, als etwas Geringes und Verwerfliches. Eine jede Anſtrengung ekelte mich an, nur was meinem Ideale entſprach, hatte für mich einen Werth. Es giebt Schriften genug, die eine ſolche Geſinnung nähren, und ich las keine andern. Ich will mich nicht weiter in die Darſtellung meiner fanatiſchen Verblendung verlieren, Du kennſt ſie ja. So weit war ich ſchon in meiner Thorheit gediehen. Ich dachte kaum an eine beſtimmte That, in meiner träumeriſchen Phantaſie war ſchon Alles da, aber in Reden, wie in Briefen, ward das laut, was meine ganze Seele erfüllte, und eine grenzenloſe Erbitterung ſchien mich unfähig zu machen, irgend eine Verbindung mit dem geſunkenen Geſchlechte einzugehehen. Es iſt ſeltſam genug, daß ich bei einer ſolchen Geſinnung eine lange Zeit hindurch die von allen Seiten mir zuſtrömenden Nachrichten von Verbrüderungen, die den Zuſtand der Dinge herbeiführen ſollten, der mir als der allein wünſchenswerthe erſchien, hören konnte, ohne einen Schritt zu thun, um mich ihnen anzuſchließen, und dennoch erregten ſie meine größte Theilnahme. Ich lebte in einer Umgebung, die durch eine heftige, meiſt ungeſchickte Oppoſition mich immer tiefer, immer gewaltſamer zum Widerſtand reizte und dadurch die Entwickelung meiner Verirrung beſchleunigte. Ich gewann zwar einige andere Jünglinge für meine Anſicht, wir überboten uns in kühnen Behauptungen, aber ich mußte es erleben, daß dieſe, wenn nur eine Ausſicht ſich eröffnete, auf eine vortheilhafte Weiſe für den Staat thätig zu werden, ſich Alles gefallen ließen und in der Knechtgeſtalt erſchienen, die ich verachtete. Was mich von dieſen unterſchied, war, daß es mir völlig Ernſt war. Das Ideal ward von mir, ich darf es ſagen, mit Andacht angebetet, es durchdrang mein ganzes Daſein, war mir Weſen, Wahrheit, Religion. Und dennoch wäre dieſer Wahn vielleicht als ein Traum verſchwunden, wenn mich ein glücklicher Zufall, der mich ſo lange von den gefährlichen Verbrüderungen entfernt hielt, fortdauernd begünſtigt hätte. Ich war aber reif für ſie, wie Wenige, und bald ſollten ſie mich ganz beherrſchen. Zufällig war ein gewiſſer Wolf, den Du ja kennſt, der jetzt verſchwundene Zeitungsſchreiber, Zeuge meiner kühnen Deklamationen. Ich höre noch, wie ich mit jugendlichem Eifer mich in den unſinnigſten Behauptungen erging. — Alles Deklamiren iſt mir jetzt verhaßt, aller Pathos zuwider; es liegt in allem Deklamiren eine falſche Prätenſion, die Sprache darf ihre Natürlichkeit nicht verlieren, ein Jeder ſoll reden, wie ihm der Schnabel gewachſen iſt; und die Steigerung der Sprache, die unwillkürlich aus der innern Fülle eines reichen Gemüts entſpringt, iſt von dem leeren Pathos durchaus verſchieden. — Wolf hörte mich mit Erſtaunen. Ich muß Sie ſprechen, ſagte er, und den Tag darauf erſchien ich bei ihm. Wie erſtaunte ich, als ich nun erfuhr, daß das, was mir das Höchſte war, thätig vorbereitet ward, daß eine mächtige Verbrüderung in der Stadt organiſirt war, in der ich lebte, daß geheimnißvoll im Hintergrunde, ungenannt und unbekannt, mächtige Männer das Ganze leiteten, daß eine ausgebreitete Verbindung mit benachbarten Ländern ſtattfand, und ſo wunderbar iſt der Menſch, daß ich, der ich mit Heftigkeit nach Freiheit und Selbſtſtändigkeit rang, mich willig einer fremden, dunkeln, unſichtbaren Gewalt unterwarf, weil ſie meine Träume zu verwirklichen verſprach. Hier könnte ich abbrechen, denn was jetzo folgt, weißt Du ja vielleicht beſſer, als ich.

Unter den Freunden traf ich Dich wieder. Du erſchienſt zwar nicht in unſern Verſammlungen, aber an öffentlichen Orten, die von uns häufig beſucht wurden, ohne mit uns verbunden zu ſein. Dein treffender, ſchneidender Tadel riß mich hin, wie die Uebrigen, ein Jeder wünſchte Dich mit uns verbunden zu ſehen. Man begriff nicht, was die Oberen abhielt, Dich entſchieden aufzufordern. Du ſchienſt beſtimmt, unter uns die größte Rolle zu ſpielen, Du warſt mir wieder bedeutend, und ich war ſtolz auf das vertrauliche Verhältniß, welches uns verband. Und dennoch fühlte ich, daß etwas Fremdes zwiſchen uns trat, daß wir uns nie völlig verſtändigen könnten, und eine Ahnung ſagte mir, daß Du nicht zu den Uebrigen gehörteſt. In dieſer Epoche meiner größten Befangenheit ſollte ich eine Probe beſtehen, die mich daraus zu wecken drohte. Die geheimen Vorbereitungen zu einem nahe bevorſtehenden Aufſtande waren ſchon getroffen. Obgleich die verborgenen Häupter noch nicht gekannt waren, ward uns doch ſo viel mitgetheilt, daß wir die glänzendſten Hoffnungen nährten. Da wurde uns eine Proſkriptionsliſte vorgelegt von Männern, die fallen ſollten. Ich ward in eine geheime Vehme aufgenommen. Wir bilden, ſagten unſere Oberen, den noch verhüllten Staat, in uns ruht die Gewalt über Leben und Tod, nur wer durch uns gerichtet wird, leidet ſeine Strafe nach Geſetz und Recht; alle jetzt beſtehenden Richterſtühle ſind unrechtmäßig da, alle Strafen, die von dieſen ausgehen, ſind Mißhandlungen, eine jede Hinrichtung iſt Mord; daher dürfen wir die Gefängniſſe öffnen, denn alle Verbrechen, die aus den gewaltthätigen Staatseinrichtungen entſprangen, ſind getilgt, wenn dieſe zuſammenſtürzen. Wer durch die geheime Vehme das Leben verliert, der iſt getroffen von dem Gott, der uns beherrſcht. — Mir ſchauderte; ſo ſicher und feſt begründet meine Träume waren, ſo drohten ſie doch in ſich zuſammen zu ſtürzen, jetzt, da die That von mir gefordert ward. Ich konnte mich zwar wohl entſchließen, wenn auch mit geheimem Widerſtreben, gegen Bewaffnete zu treten, aber man glaubte ſicher auf mich rechnen zu können, und mir wurde eine Ermordung aufgetragen. Ein furchtbares Entſetzen ergriff mich, das ganze alte, wie ich glaubte, längſt entſchwundene Daſein trat gewaltſam hervor. Ich konnte, ich wollte meine Gefühle nicht verbergen, aus meinem empörten Innern traten die heftigſten Empfindungen unwillkürlich hervor, die drohenden Mienen ſchreckten mich nicht, und meine Rede machte einen großen Eindruck, weil ein wahres Gefühl, lange zurückgedrängt, mich hinriß. Viele ſchwankten, die Oberen geboten Stillſchweigen, und ich verließ die geheime Verſammlung, von den widerſprechendſten Gefühlen ergriffen. Aber ſo mächtig war die ſtarre, leere Einſeitigkeit, die mich gefangen hielt, daß ich mir bald darauf die heftigſten Vorwürfe machte. Ganz anders, großartig und kühn erſchien mir die That, die das Aeußerſte wagte, ich kam mir wie ein Kind vor, kindiſch ſchien mir mein ganzer Widerſtand, und die Furcht, die Erbitterung der geheimen Verbrüderung auf mich gezogen zu haben, beunruhigte mich zugleich. Die geheime Verſammlung war erſt ſpät in der Nacht auseinander gegangen, ich brachte die übrigen Stunden, von Angſt und Unruhe gequält, ſchlaflos zu, und beſchloß in der frühen Morgenſtunde einen der Oberen aufzuſuchen, ihn mit meiner veränderten Stimmung bekannt zu machen und den furchtbaren Auftrag, den ich, von unwillkürlichem Schauder ergriffen, abgelehnt hatte, der mich noch immer mit geheimem Entſetzen erfüllte, willig zu übernehmen. Ich wollte mir zugleich eine Verſammlung ausbitten, um durch einen förmlichen Widerruf den ſchädlichen Eindruck zu verwiſchen, den meine Rede gemacht haben konnte. Doch eben, als ich meine Wohnung verlaſſen wollte, erhielt ich dies Schreiben:

Deine geſtrigen Aeußerungen, lieber Bruder, machen uns nicht irre, wir ehren dieſe Ausdrücke des natürlichen Gefühls. Die beſonnene Ueberlegung wird Dich jetzt gewiß überzeugt haben von der Nothwendigkeit der harten Maaßregeln, deren Anwendung wir ſelbſt bedauern. So ſicher rechnen wir auf dieſe, daß wir den Antrag, den Herrn *** zu ** im Auftrage der geheimen Vehme zu richten, hiemit erneuern. Umſtände, die mit dieſem Auftrage verbunden ſind, machen es nothwendig, daß Du heute gegen Abend auf dem Ruinenberg, hinter dem Park erſcheinſt; bis dahin bleibſt Du ein freiwilliger Gefangener in Deiner Wohnung und vermeideſt eine jede Zuſammenkunft mit den Brüdern. Die genaue Erfüllung dieſes Gebots wird uns ein Beweis Deiner veränderten Geſinnung ſein. —

Als Theodor die Burgruine hinter dem Park nennen hörte, war er ſehr geſpannt. — Alſo Du warſt es? rief er unwillkürlich aus. — Ferdinand ſtutzte und wollte fragen — Du ſollſt Alles erfahren, erwiederte Theodor, jetzt aber erzähle nur weiter. — Die Vorausſetzung der Oberen, fuhr Ferdinand fort, daß ich großartig genug dächte, eine vorübergehende Schwäche, die ſo natürlich war, zu überwinden, war mir ſchmeichelhaft; daß man den Auftrag erneuerte, machte mich ſicher, obgleich von neuem ein inneres Grauen mich durchrieſelte. Ich blieb ſtill zu Hauſe, ließ mir ein ſpärliches Mahl auf die Stube bringen und alle Beſuche abweiſen. Dieſe kamen häufig, denn, wie ich ſpäter erfuhr, wollten viele Mitglieder der Verbrüderung, die durch meine Rede zweifelhaft geworden waren, ſich mit mir berathen. In einen Mantel gehüllt, gequält und geängſtigt, durch meinen Entſchluß keineswegs beruhigt, eilte ich bei unfreundlichem Wetter durch den Park. Auf dem Platze vor der Ruine ſtand ich wartend und ſah keinen Menſchen; plötzlich ſtürzten verlarvte Männer über mich her, Hände und Füße wurden mir zuſammen gebunden, man knebelte mich, warf mich in einen großen Korb, deckte mich mit Kiſſen zu und ließ für das Athmen ſo wenig Raum, daß ich zu erſticken fürchtete. So ward ich von vier Männern durch Wald und Gebüſch, durch Gebirge und Thal fortgetragen. Die Träger waren ſtumm und eilten ſehr. Nach langer Zeit fing erſt ein Geſpräch an. Einer muß vorausgehen, ſprach ein Träger, wir müſſen da, wo wir die Chauſſee durchſchneiden, einen Augenblick wählen, wenn die Straße leer iſt. Der Korb wurde niedergeſetzt und man wartete.

Ich konnte keinen Augenblick zweifeln, daß dieſe Gewaltthat von den Oberen der Verbrüderung ausging; aber ſeltſam kann man es wohl nennen, daß ein ſolches Ereigniß, anſtatt mir die Augen zu öffnen, meinen Enthuſiasmus ſteigerte. So unbequem ich mich auch in meiner Lage befand, ſo ſuchte ich mich dennoch durch die erhabenſten Geſinnungen zu ſtärken. Wie ich die Geſellſchaft kannte, war ich ſicher, daß man mich nicht tödten wollte. Wäre ich durch die geheime Vehme gerichtet, ſo würde ich durch einen Dolchſtoß fallen. Es ſoll eine Probe ſein, ſagte ich mir, und Du wirſt ſie beſtehen.

Der Korb ward wieder aufgehoben. Als wir aber eben in der Mitte der Chauſſee waren, vernahm ich ein Geſchrei. Halt! ward den Trägern zugerufen, — oder wir ſchießen. Dieſe verſchwanden plötzlich in das Gebüſch. Mehrere Schüſſe fielen und fremde Männer umringten den Korb. Die Decken wurden aufgehoben, ich ſah mich von bewaffneten Grenzjägern umringt, und dieſe erſchraken, als ſie mich gebunden entdeckten. Schnell waren meine Bande gelöſt, und man beſtürmte mich neugierig mit Fragen. Ich bemerkte wohl, wie wenig die Herren mit ihrem Funde zufrieden waren. Sie hatten offenbar etwas Vortheilhafteres erwartet. Ihre Fragen beantwortete ich kurz und ausweichend, das Ereigniß ſelbſt erzählte ich der Wahrheit gemäß. Ich ſei, behauptete ich, in einer düſteren Stimmung geweſen, das trübe Wetter habe mich angeſprochen, und die einſame und traurige Lage der Ruine habe zu meinen ernſthaften Reflexionen gepaßt. Es müßte, verſicherte ich, ein Irrthum vorgefallen ſein. Vielleicht habe man irgend Jemand verlockt, zu der Stunde, wo ich zufällig dort erſchien, ſich da einzufinden; in meinem einfachen Leben ſei nichts vorgefallen, was einen ſolchen Ueberfall auf irgend eine Weiſe erklärlich machen könnte. Die Grenzjäger fanden an meiner Erzählung ſo wenig Gefallen, wie an ihrem Fund, und wurden erſt zufriedengeſtellt, als ich, für meine Befreiung dankend, ihnen eine nicht unbeträchtliche Summe gab.

Von meinen Befreiern erfuhr ich, wie es ihnen gelang, mich zu erretten. Die große Vorſicht der Träger hatte ſie verrathen. Auf Schmuggler lauernd, hatten jene in dem nahen Gebüſche verſteckt gelegen. Da ſahen ſie einen Menſchen, der aus dem dichten Walde hervortrat, allenthalben ſpähend umherblicken und dann wieder zwiſchen den Bäumen verſchwinden. Sie zweifelten nun nicht mehr daran, jetzt die Schmuggler, die ſich ſicher glauben mußten, bald hervortreten zu ſehen.

Vorſichtig und ohne Geräuſch näherten ſie ſich der Stelle, wo der Späher verſchwand, und ſo war es ihnen leicht, die Träger plötzlich zu überraſchen. Ich eilte nach der Stadt; mein erſter Gang war zu einem unſerer Oberen, er war nicht zu Hauſe. Von ihm weggehend, traf ich einen geheim Verbrüderten und erfuhr, daß außerordentliche Ereigniſſe eine Verſammlung veranlaßten. Er war eben im Begriff, dahin zu gehen, und ich begleitete ihn. Als ich nun plötzlich in der Verſammlung erſchien, merkte ich wohl, wie die Oberen erſchraken. Ich zog denjenigen, der für den Erſten galt, bei Seite. Mehrere, die, wie er, in unſerer Verbindung eine höhere Stelle einnahmen, drängten ſich neugierig hinzu, und glaubten ſich dazu berechtigt. Ich konnte vorausſetzen, daß es diejenigen waren, denen die Art meiner Verhaftung bekannt war. Ich erzählte daher unbefangen und gerade heraus, wie ſich meine ganze Anſicht, als ich beſonnener nachgedacht, geändert hätte, erzählte die Art meiner Verhaftung und, wie ich der Verbrüderung nie inniger zugehört, als in dem Augenblicke, da ſie mich gewaltſam behandelte. Sie läugneten nicht, was ſich freilich nicht läugnen ließ, daß ſie den Ueberfall veranlaßt hatten. Es gelang mir, ſie von meiner völlig veränderten Gemüthsſtimmung zu überzeugen. Und wahrlich, ich gehörte der

Verbrüderung entſchiedener zu, als jemals. Meine Verblendung hatte den höchſten Gipfel erreicht. Neugierig ſaßen indeſſen die Mitglieder der Verbrüderung in der Ferne, und keiner wagte näher zu treten; die Oberen forderten mich auf, Alles, wie es wäre, der ganzen Verſammlung bekannt zu machen, und überließen es mir, wie ich den Eindruck, den ich durch meine frühere Rede hervorgerufen hatte, vertilgen wollte. Auf jeden Fall hatte ich einen Vortheil errungen, denn obgleich man mir das höchſte Vertrauen ſchenkte, glaubte man doch, daß ich von dem mir früher gegebenen Auftrage befreit werden müßte. Ich trat hervor, redete die Verſammlung an, und wenn auch Einige über den Vorfall erſchrocken waren, und wohl erwägen mochten, wie ſie der doppelten Gefahr, von den Behörden entdeckt zu werden und bei der Geſellſchaft in Verdacht zu gerathen, ausgeſetzt wären, ſo ſchien doch die Mehrzahl von der Nothwendigkeit ſo ſtrenger Maaßregeln überzeugt zu ſein. Ich aber gewann an Vertrauen, anſtatt zu verlieren, und wir erwarteten mit Ungeduld den Ausbruch des Aufſtandes, auf welchen wir alle unſere Hoffnungen geſetzt hatten.

Es war uns zwar bekannt, daß die Oberen Verbündete bei der Polizei hatten, daß dieſe ihre Vorgeſetzten auf falſche Spur leiteten, dennoch waren wir ſelbſt erſtaunt darüber, daß ein Ort, in welchem ſich nicht ſelten vierzig bis funfzig junge Leute verſammelten, unentdeckt bleiben konnte. Alle Vorkehrungen waren getroffen, um eine ſolche Entdeckung völlig unſchädlich zu machen. Der Wirth — denn es war ein öffentliches Haus — war unſer Vertrauter, ja einer der Oberen. Geheime Thüren verbanden den Saal mit entfernten Gemächern und in einem Moment konnte der ganze Saal verändert erſcheinen. Dieſen Abend traten nun wirklich Polizeibeamte herein. Die Verſammelten ſchlüpften nach allen Richtungen hinaus. Der Wirth, der die Ankunft der Beamten durch Vertraute aus ihrer Mitte erfahren hatte, ging ihnen mit großer Ruhe entgegen. Sie forderten ihn auf, den Saal zu öffnen, traten dann hinein und fanden drei ältliche Männer, die ruhig in einer Ecke am Spieltiſche ſaßen und, eifrig mit dem Spiel beſchäftigt, die Hereintretenden nicht bemerkten. Nichts deutete auf eine Verſammlung irgend einer Art.

Die Aufregung, in welche wir fortdauernd durch ſolche Ereigniſſe geſetzt waren, der nahe bevorſtehende Aufſtand und die Hoffnungen, die wir auf dieſen gründeten, erhielten uns in einer beſtändigen Spannung, ja, ſelbſt als uns nun befohlen ward, an dem öffentlichen Angriffe nicht Theil zu nehmen, fanden wir uns dadurch mehr geſchmeichelt, als verletzt. Wie jene mächtigen Männer, von welchen Alles ausging, uns verborgen blieben, ebenſo waren wir es dem Volke, und wie jene unſichtbaren Häupter eben dadurch als ſeltſame, mächtige, unwiderſtehliche Gewalten uns erſchienen, ſo mußte ſich, glaubten wir, im Volke eine ähnliche Vorſtellung von uns bilden. Eingeſchloſſen auf meiner Stube hörte ich den lauten Tumult des Aufruhrs. Polizei und Militär waren zu aufmerkſam, als daß wir es wagen konnten, uns zu verſammeln, aber der Vortheil, der daraus entſprang, daß wir uns nicht in den Aufſtand gemiſcht hatten, war jetzt klar. Es war nicht die Abſicht, daß wir fortdauernd unthätig bleiben ſollten; wäre es der aufrühreriſchen Bande und dem Pöbel gelungen, das Militär zu überwältigen, dann ſollten wir hervortreten, und wir lauerten während des immer ſteigenden Aufruhrs. Du kannſt Dir denken, mit welcher Spannung auf den Augenblick, der uns in Thätigkeit ſetzen ſollte. Die Nacht brach ein, es ward immer ſtiller um mich her. Ich öffnete die Fenſter, die Straßen waren ruhig, nur einzelne Männer ſchlichen hie und da umher. Jetzt wagte ich mich hinaus und erfuhr Alles. Einzeln ſahen wir uns den Tag darauf, und die Oberen verſtanden es, ſelbſt nach dem unglücklichen Ausfalle des Aufruhrs unſere Hoffnungen feſt zu halten. War doch die ganze Sache nur durch den Einſturz des Brückengeländers mißlungen, hatten wir doch die Erfahrung gemacht, wie willig der aufgeregte Pöbel war, ſich mit uns zu verbinden. Die Truppen, die wir im Gebirge verſammelt hatten, zogen ſich zwar zurück und zerſtreuten ſich, konnten ſich aber in jedem Augenblicke wieder zuſammenfinden. Von Dir war unter uns jetzt viel die Rede. In der Reſidenzſtadt des benachbarten Landes ſollte der Aufſtand zugleich losbrechen. Verbindungen fanden in weiten Umkreiſen ſtatt, mächtige Verbündete in einem in innerer Gährung begriffenen großen Reiche bildeten einen bedeutenden Haltpunkt. Du warſt, verſicherte man uns, mit einem höchſt wichtigen Auftrage nach der Reſidenz geſandt. Wir erwarteten mit großer Ungeduld die Reſultate Deiner Sendung, als wir erfuhren, daß dort das Haupt der Verbrüderung, ein bedeutender Beamter, entdeckt und verhaftet war, ſo daß der Aufſtand in der Geburt erſtickt wurde. Auf Dich fiel kein Verdacht, ja, man war nur um Deine Perſon beſorgt. Als Du nun hier erſchienſt, war es recht auffallend, wie ſorgfältig man jeden Verdacht, als wenn Du uns verrathen hätteſt, zu entfernen ſuchte. Selbſt Deine häufigen Beſuche bei dem Polizei-Präſidenten, bei den höchſten Behörden wurden als eine kühne Maske dargeſtellt, und wir bewunderten Deinen Muth und Deine Gewandtheit. Was bis jetzt geſchehen iſt, wäre, verſicherte man uns, nur die Einleitung zu unſerem großen Vorhaben, das Heer aus dem Nachbarlande würde bald erſcheinen, und ſo vergingen in der Hoffnung bedeutender Unternehmungen mehrere Wochen.

Die lange Erwartung ſteigerte meine Ungeduld bis auf's Höchſte, und mancherlei Zweifel fingen an, mich lebhaft zu beunruhigen. Da erhielt ich eine Einladung, bei einem unſerer Oberen zu erſcheinen. Eine Geſellſchaft war verſammelt, und ich erſchrak, als ich dort eine junge Dame ſah, die mir vorgeſtellt ward. Es war meine Geliebte. Meine innere Unruhe, die fortdauernde Spannung, in der ich lebte, hatte freilich unſere Verbindung locker gemacht; nur zuweilen dachte ich an den Augenblick, wo ich, wäre die Umänderung aller beſtehenden Verhältniſſe erſt gelungen, als ein bedeutender Mann ihr gegenüber hervortreten könnte. Ich darf nicht behaupten, daß das, was mich zu dieſem Mädchen hinzog, Liebe war; eine hohle Geſinnung konnte eine ſo zarte Blüte nicht entwickeln. Aber genug — wir hatten uns Allerlei vorgeredet. Ihre Eltern wohnten mehrere Meilen von der Stadt, ſie kannten meine Lage, ſchienen das Verhältniß zu billigen, und wir ſchrieben uns pomphafte Briefe. Jetzo ward ſie mir als Braut eines Andern vorgeſtellt. Ich erwähne dieſes Verhältniſſes nur wegen der Folgen, und ich ſehe jetzt ſehr gut ein, daß die Oberen auf dieſe rechneten. Das Mädchen ließ ſich ohne Verlegenheit vorſtellen und ſchien vorauszuſetzen, daß ich den Fremden oder wenig Bekannten ſpielen würde. Ich täuſchte ihre Erwartung nicht, ich wünſchte ihr Glück und blieb völlig kalt, aber eine tiefe Erbitterung ergriff mich. Der Bräutigam, der mir auch vorgeſtellt ward, war mir völlig fremd. Ich erkundigte mich nach dieſem Ereigniſſe, und erfuhr, daß Du den Mann in die Familie des Mädchens eingeführt, daß Du die Wünſche des jungen Mannes unterſtützt hatteſt. Schon lange hatte ich im Stillen eine feindſelige Geſinnung gegen Dich genährt, das Fremde in Deinen Reden war mir immer klarer geworden, und ich erkannte, daß, was uns getrennt hielt, daſſelbe war, was mich innerlich quälte, und was ich vergebens ganz zu verdrängen ſuchte. Jetzo fand ich mich von neuem durch Dich verletzt, ich haßte Dich.

Einige Tage ſpäter ward ich unter die Vertrauteren der Verbrüderung aufgenommen. Man legte mir die Beweiſe Deines Verrathes, wie ſie es nannten, vor. Du hätteſt, ſo ſagte man, die wichtigſten Papiere vertrauensvoll empfangen, und dieſe darauf den Behörden der nahen Reſidenz verrätheriſch überliefert, Du hätteſt die Verhaftung eines unſerer wichtigſten Häupter und die Entdeckung eines bedeutenden Theils unſerer Pläne veranlaßt. Da Du die Geſellſchaft junger Männer, die zu unſerer Verbrüderung gehörten, noch immer nicht zu vermeiden ſuchteſt, da man hoffte, Dich dadurch den Behörden verdächtig zu machen, und auch aus anderen Gründen, die man mir ſpäter vertrauen wollte, blieb Dein Verrath ein Geheimniß der Oberen. Die weniger Vertrauten durften nichts davon ahnen. Mit mir, der ich das größte Vertrauen beſaß und verdiente, wollte man nun überlegen, wie der Verräther zu beſtrafen wäre. Eine Karte, auf welcher Dein Name ſtand, mit geheimen Chiffern bezeichnet, bewies, daß Du ſchon ſeit mehreren Wochen der Vehme verfallen warſt. — Könnt Ihr Euch beſinnen, rief ich aus, den Befehl unſerer Häupter zu vollführen; viel iſt geſprochen worden von der Nothwendigkeit, das Volk in Schrecken zu ſetzen, mag er als das erſte Opfer fallen. Ihr behauptet das Recht zu haben, Todesurtheile auszuſprechen und zu vollziehen; für Wen können ſie beſtimmt ſein, wenn nicht für den offenkundigen Verräther? — Darüber, ſprachen die Uebrigen, ſind wir einig, er iſt nach unſern Geſetzen gerichtet; aber die Frage bleibt noch übrig, ob es rathſam ſei, ihn jetzt hinzurichten, und Wer der Blutrichter ſein ſoll? — Ich drängte mich mit Heftigkeit hinzu: Mir muß dieſer Auftrag werden! rief ich. — Du haſt doch, ſagte einer der Oberen, keinen Privatgrund, ihn zu haſſen? Unſere Geſinnung iſt rein, ausgeübte perſönliche Rache wäre Mord, der unſere heilige Sache nicht beflecken darf. —

Ich war ſo tief geſunken, daß ich läugnen konnte, und ein Grauen durchfährt mich jetzt, wenn ich das durch und durch erlogene Weſen betrachte, welches uns gegen einander eine ſolche Rolle zu ſpielen erlaubte. Denn, daß ſie den Grund der Erbitterung, die ich verläugnete, kannten, ja herbeigeführt hatten, davon war ich ſchon damals völlig überzeugt. Ich war reif für die entſetzliche That, das fortdauernde Leben in geſetzwidrigen Verhältniſſen hatte meinen Sinn völlig verkehrt. Der Räuber erſcheint mir jetzt unſchuldig, mit mir verglichen, wie ich damals war. Es war, ich ſehe es ein, nicht bloß perſönlicher Haß gegen Dich, es war nicht das Gefühl gekränkter Liebe — das Mädchen war mir in der That ſchon gleichgültig geworden — es war meine ganze, innerlich zerſtörte, in ſich aufgewühlte Geſinnung, die ihren finſtern Mittelpunkt ſuchte. Es war der wüthende Ingrimm, der ſich in ſich ſelbſt zu faſſen, durch eine Greuelthat ſich ſelbſt zu begreifen ſtrebte. — Von jetzt an waren alle guten Geiſter von mir gewichen. Die Natur lag wie in einen Schleier gehüllt vor mir, die Menſchen bewegten ſich wie Geſpenſter um mich her, Tage und Nächte wechſelten, ich merkte es kaum. Die Feuerglut, die mein Innerſtes verzehrte, leuchtete allein aus dem dunkeln, chaotiſchen Abgrunde meines zerrütteten Daſeins. Blut, rief ich, Blut allein kann mir Ruhe verſchaffen. Ich ſah Dich durchſtochen, der Blutſtrom quoll mir entgegen, und eine furchtbare Wolluſt ergriff mich, wenn ich den Augenblick mir vormalte, in welchem ich Dich niederſtoßen ſollte. Es dauerte mir zu lange, ich wünſchte den Moment herbei, um Ruhe zu finden für die innere Qual. Daß ich ein bloßes Werkzeug in den Händen verruchter Menſchen war, wußte ich, aber ich wollte es nicht wiſſen.

Endlich wurde mir nun bekannt gemacht, daß man einen neuen Verſuch wagen wolle. Der Eindruck, den das unglückliche Ereigniß am Tage des Aufſtandes gemacht hatte, war erloſchen, es war den geheimen Oberen gelungen, das Volk gegen die Regierung zu ſtimmen. Die Unſicherheit aller Verhältniſſe hatte alle Gewerbe gelähmt, die Maſſe der brodloſen Menſchen gehörte, ſo hoffte man, uns zu. Hatte man es doch vermocht, einen Miniſter zu ſtürzen, hatte man doch den Polizei-Präſidenten gezwungen, ſich zu verbergen. Ein Blatt mit dem geheimen Zeichen ward mir gebracht. Jetzt ſtand darauf: Blutrichter, erhebe Dich, der Gerichtete iſt in Deine Hände gegeben! Als ich das Blatt geleſen hatte — es traf mich im innern, finſtern Hinbrüten — ward ich von einem Schwindel ergriffen; ich lag lange, ein dumpfes Bewußtſein flüſterte mir zu: Das iſt das Ende Deines Daſeins! Ich konnte jenſeits der Greuelthat keine Bedeutung meines Lebens finden. — Von jetzt an lauerte ich Dir fortdauernd auf, meine Baſiliskenaugen ſahen nichts, als Dich, ich ſchlich Dir nach auf allen Deinen Gängen. Oft, wenn ich Dich ſah, ergriff mich die Wuth, daß ich Dich mitten unter den Menſchen, im Gewühl der Straße niederzuſtoßen ſtrebte. Eine mir unbewußte Furcht hielt mich immer zurück. Oft, wenn Du aus meinen Augen verſchwandeſt, glaubte ich, die That ſei ſchon vollführt, es war mir, als hätte ich Dir den Dolch in's Herz geſtoßen, als hätte ich geſehen, wie Du durchſtochen hinſankſt, wie der Blutſtrom aus Deiner geöffneten Bruſt hervorquoll. Dann folgten einige Augenblicke betäubender Ruhe; ich erwachte wieder. Nein er lebt noch, ein irreleitender Traum hat Dich getäuſcht, rief ich dann, und nun ergriff mich die Unruhe wieder, und in athemloſer Hetze, wie von böſen Geiſtern gepeitſcht, jagte ich Dir nach. Alles, was um mich her geſchah, blieb mir verborgen, was die Verbündeten thaten, wußte ich nicht. Die erhabenen Geſinnungen, die mich bisher leiteten, waren erloſchen. Es war mir, als wäre die Welt befreit, wenn Du ermordet wäreſt, und als müßte ich dann ſterben. Des Abends, wenn ich müde gejagt zu Hauſe kam, zog ich den ſcharf geſchliffenen Dolch hervor. Ich feilte immer von neuem, ich konnte ihn ſtundenlang betrachten. Augenblicke kamen, wo ich es am natürlichſten fand, ihn in das eigene Herz zu ſtoßen. Nein, rief ich dann, er muß zuerſt fallen, die Rettung der Welt hängt davon ab. Ich ſah Dich in das große Hotel hineingehen. Der Wahnſinnige hat eine ſeltſame Verſtellungsgabe, und während Mordluſt mein ganzes Innere durchdrang, konnte ich ein gleichgültiges Geſpräch mit den Umſtehenden anfangen. Auf eine völlig unverdächtige Weiſe erfuhr ich, um welche Zeit die Geſellſchaft auseinander ginge. Es ward mir die zweite Stunde nach Mitternacht genannt; aber die innere Qual ließ mir keine Ruhe. Schon vor Mitternacht ſtand ich, in meinen Mantel gehüllt, den Dolch krampfhaft feſt haltend, dem Hotel gegenüber. Schon mußte ich befürchten, daß man mich getäuſcht hatte. Die Wagen ſetzten ſich in Bewegung, ich ſah einen nach dem andern wegfahren, Alles war unruhig. Bediente eilten aus dem Hauſe fort nach allen Richtungen, Damen gingen, begleitet von Herren, ſchnell, wie von Furcht ergriffen, aus dem Hauſe und in ängſtlicher Eile durch die Straßen. Offenbar war die Geſellſchaft in Unruhe geſetzt worden. Nach und nach ward es ſtille. Ich hatte ſchon alle Hoffnung aufgegeben, Dich zu finden, da trateſt Du aus dem Hauſe ganz allein, die Straße war öde und ſtille, Du warſt mir preisgegeben.

Aber eben dieſes Gefühl, daß Du nun rettungslos verloren wäreſt, befiel mich auf einmal mit einer ſeltſamen Gewalt. Ich erſchien mir als ein Anderer, als wäreſt Du in Gefahr, von einem Mörder angefallen zu werden, als würde ich ſelber zur Hülfe aufgefordert. Leiſe, kaum mir ſelbſt bemerkbar, hatte mich dieſes Gefühl ſchon früher beſchlichen, mitten in meinem Wahnſinne kamen Augenblicke, wo es mir war, als müßte ich Dich warnen. Jetzt aber, als ich hinter Dir herging, ward dieſes Doppelte meines Weſens auf einmal mächtig, meine Hand zitterte. Ich kam mir ſelbſt wie aus einem ſchweren Traum erwachend vor. Die Nothwendigkeit, Dich aus Räuberhänden zu retten, drängte ſich mir immer lebhafter auf, in dieſer Abſicht verfolgte ich Dich, und zwar mit dämmerndem Bewußtſein. Du kehrteſt gegen mich um, als Du in mir einen Menſchen erkannteſt, der Dir nachſchlich. Jetzt war der Augenblick da, und nun ward ich plötzlich mir meiner ſelbſt bewußt. Du biſt ja ſelbſt der Mörder! rief es in meinem Innern, ich entſetzte mich vor mir ſelber; das Uebrige weißt Du. —

Theodor war von dieſer Erzählung im höchſten Grade ergriffen. Dieſe innere Zerrüttung eines urſprünglich wohlgeſtimmten Gemüths, dieſe Zerknirſchung, die ihm das Leben gerettet hatte, erfüllte ihn mit Grauen. Er mußte ſich ſagen, daß die Geſinnung des Unglücklichen noch nichts weniger als befeſtigt ſei, daß eine ſolche plötzliche, gewaltſame Umänderung eben ſo ſchnell, eben ſo gewaltſam umſchlagen könnte., Er wagte kaum ihn zu verlaſſen. Wie leicht konnte Ferdinand von irgend einem Mitgliede der geheimen Verbrüderung überraſcht werden, und dann würde für ihn mit der innern Gefahr der Sinnesänderung eine unvermeidliche äußere verbunden geweſen ſein. Mit Angſt hörte daher Theodor einen jeden Tritt im Hauſe. Dieſe ſorgenvolle Erwägung beſchäftigte ihn, als der Schluß der Erzählung herannahte, als er den Inhalt derſelben vorausſehen konnte und daher weniger aufmerkſam zuhörte. Es entſtand alſo, als Ferdinand ſchwieg, eine lange Pauſe. Sie würde wahrſcheinlich noch länger gedauert haben, hätte Theodor nicht entdeckt, daß ihn Ferdinand mit ſtarrem, faſt irrem Blick fixirte.

Armer Ferdinand, ſprach er, Du haſt viel gelitten, Deine Krankheit war ſehr gefährlich. Wie entſcheidend war der Moment, der uns beide rettete, Dich freilich aus einer viel größern Gefahr. — Er ſprach ihm nun lange und tröſtend zu, und es gelang ihm, Ferdinand nach und nach etwas zu beruhigen. Wie dieſer in ſeiner blinden Wuth früher Alles vergaß und alle Kraft ſeines Daſeins ſich auf die eine haſſenswerthe Geſtalt zuſammendrängte, ſchien ihn eben ſo nun die liebevolle Theilnahme gewaltſam zu ergreifen. — Daß Du jetzt in Gefahr biſt, ſagte Theodor, iſt Dir ſelbſt am beſten bekannt. Du darfſt ſo wenig den Verbündeten, wie Deinen eigenen Gedanken preis gegeben werden. Nach Allem, was geſchehen iſt, wundere ich mich faſt, daß noch keiner Deiner früheren Freunde hergekommen iſt. — Theodor erzählte ihm nun, wie man offenbar auf das Gelingen ſeiner That wenigſtens nicht allein gerechnet hatte, wie Ferdinands Warnung nicht überflüßig geweſen, wie er von einem zweiten Ueberfalle bedroht worden war; und Ferdinand mußte geſtehen, daß er jeden Augenblick einen bedenklichen Beſuch erwarten dürfe. Findet man uns beide hier beiſammen, dann iſt freilich dem geheimen Bunde Alles auf einmal klar. Aber warum ſollen wir dieſen Augenblick vermeiden, der doch entſchieden hervortreten muß, und, wie mir's ſcheint, je früher, deſto beſſer. — Das iſt, erwiederte Theodor, nicht meine Meinung, wir müſſen jede perſönliche Berührung mit einem Mitgliede des Bundes, wenn es uns irgend möglich, vermeiden, und Du mußt vor Allem Deine Wohnung verlaſſen. Haſt Du etwas hier, was Du fortbringen kannſt, und was, zurückgelaſſen, Dir gefährlich werden könnte? — Ferdinand erſchrak bei dieſer Frage. Jetzt erſt, als er aus dem Gewühle vernichtender Empfindungen erwacht war, fiel es ihm ein, daß er den fürchterlichen Eid gebrochen hätte, den er dem Bunde geſchworen. — Theodor ſah ihn erblaſſen, und wollte in dieſem Augenblick nicht durch ein neues Geſpräch den gefährlichen Aufenthalt in der Wohnung verlängern. Was Dich auch, ſagte er haſtig, jetzt in Bewegung ſetzt, wird an einem anderen Orte ein Gegenſtand der Erwägung werden. Wir müſſen fort, trifft uns Jemand auf der Treppe, auf der Straße, ſo iſt dieſes ja nicht bedenklicher, als wenn ſie uns hier treffen; beſinne Dich alſo und komm; was Du hier zurückläßt, iſt nicht verloren. — Ich habe nichts, antwortete Ferdinand, überhaupt iſt mir weniger vertraut, als Du vermuthen wirſt. Deine Frage ſchien mir auf geheime Papiere, die ich nicht beſitze, zu deuten, aber mir fiel der gebrochene Eid auf's Herz. — Den Dolch, lieber Ferdinand, ſagte Theodor, indem er ihn in der

Scheide verbarg, ohne auf die bedenkliche Aeußerung zu achten, Deine Briefe wirſt Du doch mitnehmen müſſen, und dieſes geheimnißvolle Blatt, welches mein Todesurtheil enthält, bitte ich mir zu überlaſſen. Ich werde es ſorgfältig verbergen und nicht mißbrauchen. —

Sie eilten jetzt fort, und erſt auf der Straße fiel es Theodor ein, den Unglücklichen zu Edward zu bringen, der ſeit ſeiner Krankheit ſeine bleibende Wohnung bei Louvet hatte. Auch der Rath dieſes erfahrenen Greiſes wird in einer ſo verwickelten Sache von Wichtigkeit ſein, dachte er. — Ferdinand ſtutzte erſt, als ſie in das anſehnliche, ihm ganz fremde Gebäude hineintraten. Du kennſt doch Edward, ſagte Theodor, der dies bemerkte, indem ſie die Treppen hinaufgingen. — Der große, ſchlanke, milde Menſch, der immer in Deiner Geſellſchaft in früheren Zeiten gefunden ward — meinſt Du den? — Er iſt es, ſagte Theodor, Du kannſt Dich ihm ganz anvertrauen. — Ich bin in Deiner Hand, erwiederte Ferdinand, ich übergebe mich Deiner Leitung ganz. Als ich meine Freiheit behaupten wollte, verlor ich ſie; vielleicht gewinne ich ſie durch willige Hingebung wieder. — In der That erſchien der Gebeugte ſo in ſich zuſammengeſunken, ſo willenlos und erſchöpft, blickte mit ſo matten Augen, mit ſo gebrochenem Herzen denjenigen an, der ihm freundlich und hülfreich entgegentrat, daß er das innigſte Mitleid erwekken mußte.

Edward erwartete ſeinen Freund nach der bedenklichen Andeutung, die dieſer ihm den Abend zuvor gegeben, mit großer Ungeduld, und war überraſcht, als er ihn mit Ferdinand eintreten ſah. Er kannte ihn zwar, aber die allgemeinen Maximen, die abgedroſchenen Tiraden, die dieſer damals immer im Munde führte, machten ihm den jungen Mann widerwärtig, und er vermied ihn gern. — Du ſiehſt ein, ſprach Theodor, als ſie hineingetreten waren, gegen Ferdinand gewandt, daß ich Edward mit der Lage der Sachen bekannt machen muß, und Deine Anweſenheit würde für uns alle, für Dich am meiſten, peinlich ſein. Edward, überraſcht, öffnete die Thüre eines nahen Kabinets, und Ferdinand ging ohne Sträuben und ſtillſchweigend hinein. Kurz und entſchieden ward nun Alles von Theodor vorgetragen. Edward war tief ergriffen. Ferdinand ward hereingerufen, Edward fiel ihm weinend um den Hals, und es entſtand eine lange Pauſe. Der Unglückliche ſchwieg fortdauernd, aber die Thränen ſtürzten aus ſeinen Augen, und man ſah es ihm an, wie er, kraftlos und ermattet, nur von den Freunden, nicht von ſich ſelbſt Errettung erwartete. Es war, als wenn das Bewußtſein und jede ſelbſtändige geiſtige Thätigkeit ſich in das abgelegte Bekenntniß zuſammengedrängt hatte und dann erſchöpft war. Dieſe völlige geiſtige Erlahmung ſetzte die Freunde in Schrecken. Ferdinand ſank auf ein Sopha hin und ſaß in ſich zuſammen geſunken da, ein wehmüthiger Blick traf zuweilen die Freunde, und ſeine erſchlafften Geſichtszüge gaben ihm faſt das Anſehen eines Blödſinnigen. Wir müſſen unſern väterlichen Freund zu Rathe ziehen, ſagte Edward, der erfahrene Greis muß uns unterſtützen in einer Sache, die, von allen Seiten betrachtet, ſo verwickelt ſcheint. — Selbſt die Gefahr, aus welcher Theodor gerettet war, ſchien Edward vergeſſen zu haben, ſo gewaltſam war der Eindruck, den der Zuſtand des Unglücklichen auf ihn machte. Er entfernte ſich und blieb lange fort. Ferdinand ſchien auf dem Sopha zu ſchlummern und Theodor ſtörte ihn nicht. Als Louvet mit Edward eintrat, war er in feſten Schlaf verſunken.

Er ſchläft, ſagte Theodor leiſe, und wir können Gott danken, wir können unſere Berathungen jetzt um ſo ungeſtörter anfangen, ſeine Gegenwart würde uns ſtörend ſein, und der Schlaf wird ihn erquicken. Sie gingen leiſe durch die Stube in eine zweite hinein und lehnten die Thüre an, um eine jede Bewegung des Schlafenden wahrnehmen zu können. Noch ein Mal wiederholte Theodor das grauenhafte Bekenntniß ſo treu, wie ſein Gedächtniß und der noch lebhafte und erſchütternde Eindruck es ihm erlaubten. Nachdem Louvet mit allen Verhältniſſen bekannt war, ſprach er: Wer muß nicht das innigſte Mitleid fühlen mit einem unglücklichen jungen Manne, der ein Opfer einer herrſchenden Verirrung der Zeit geworden iſt. Dächten wir nur an ihn, dann wäre, was wir zu thun hätten, keinem Zweifel unterworfen. Er müßte fort, vielleicht über die Grenze, ganz im Stillen, damit Keiner ſeinen Aufenthalt erführe. Ich dächte nach Deinem Dorfe, Edward, dort wäre er ohne allen Zweifel am beſten aufgehoben. Aber ein anderes Bedenken findet hier ſtatt. Wie groß unſere Theilnahme für den jungen Mann auch ſein mag, ſo dürfen wir doch ſein verbrecheriſches Verhältniß zum Staate nicht vergeſſen. Er kann im Beſitze wichtiger Geheimniſſe ſein, es iſt möglich, daß die Behörden durch ihn über die geheimen Häupter Aufſchlüſſe erhalten und ſeine Ausſagen von Wichtigkeit ſein können, auch dann, wenn ihm, wie ſehr wahrſcheinlich, jene unbekannt geblieben ſind. — Das iſt es, ſagte Theodor, was mich vorzüglich quält, daß ich unter ſolchen Verhältniſſen vielleicht der Angeber ſein muß, iſt mir ſchauderhaft, und ich muß noch ein Mal die Strafe meiner Thorheit tragen. —

Sie wurden nach langem Hin- und Herreden einig, den jungen Mann in ihrer Wohnung zu behalten, damit er ſich erſt von den gefährlichen inneren Kämpfen erholen könne. Als ſie in die Stube hineintraten, fanden ſie ihn noch immer im feſten Schlafe. Der Tag verſtrich, ſie waren in die peinlichſte Lage verſetzt; ſchon glaubte man einen Arzt holen zu müſſen. Louvet verhinderte es, indem er verſicherte, daß der Schlafende ſich in einem vollkommen geſunden Zuſtande befände, und daß die furchtbare innere Aufregung, die ſo lange gedauert hätte, einen ſolchen Schlaf, ja einen noch längern, vollkommen begreiflich machte. Mitternacht nahete heran, die Freunde waren ſämmtlich erſchöpft. Louvet ließ, als es ſpät ward, den Kranken durch einen alten treuen Bedienten bewachen. Die Freunde legten ſich jetzt auch nieder, und als ſie gegen Morgen erwachten und den alten Diener ablöſten, erfuhren ſie, daß Ferdinand, obgleich in einer unbequemen Lage, die ganze Nacht über ſich nicht gerührt hätte. Erſt zwei Stunden ſpäter fing er an ſich zu bewegen, rieb ſich die Augen und ſah ſich verwundert um, als wollte er ſich beſinnen. Faſt vier und zwanzig Stunden lang hatte er ſo geſchlafen. Die unbequeme Stellung, in welcher er auf dem Sopha lag — unbewußt hatte er nämlich, als er feſter einſchlief, die Füße an ſich gezogen — hatte eine Steifheit in allen Gliedern verurſacht. Er verſuchte aufzuſtehen, taumelte und ſank wieder auf das Sopha zurück. Die jungen Freunde eilten zu Hülfe, aber es verging eine lange Zeit, bevor man im Stande war, ein Geſpräch mit ihm anzuknüpfen. Wo er war, begriff er nicht; nach und nach aber ward ihm ſeine Lage deutlich, das vorgehabte Verbrechen, die Reue, die in Thränen durchwachte Nacht, das Bekenntniß traten in ſeiner Erinnerung hervor, und indem dieſe furchtbar durchlebte Zeit ihm lebhaft vorſchwebte, ſah man den ganzen Körper zittern, aber von der Zeit an, wo das Bekenntniß geſchloſſen war, ſchien die Betäubung angefangen zu haben, er konnte ſich auf nichts nach dieſem Augenblicke beſinnen.

Als er nach einigen Stunden ſich vollkommen erholt hatte, mußte man über die Wirkung des Schlafes erſtaunen, er konnte, wenn auch von Kummer und Schmerz durchdrungen, dennoch mit Klarheit und Beſonnenheit über ſeine Lage nachdenken. — Es iſt mir, ſagte er, als wäre die ganze verwirrte Vergangenheit ein gräßlicher Traum geweſen, der mich, als er verſchwand, in einen erquickenden Morgenſchlaf einwiegte, als wäre ich jetzt erſt aus dieſem erwacht. — Er war der erſte, dem das Verbrecheriſche ſeines Bündniſſes einleuchtete, er ſah es ein, daß die Freunde als treue Bürger ſeine Schuld nicht theilen durften, indem ſie ſie verſchwiegen. Ich will, ſprach er, meine Strafe geduldig ertragen, aber daß meine ſchuldloſen Aeltern, rief er außer ſich, meine Geſchwiſter meine Schande theilen müſſen, könnte mich zur Verzweiflung bringen! — Die Freunde ließen ſolche Ausbrüche des kummervollen Gemüths ſtill vorübergehen. Sie ſprachen tröſtend und theilnehmend, und ihre Liebe that dem Unglücklichen wohl. — Er blieb mehrere Tage da. Nach und nach erfuhr man, daß er, obgleich man ihn zum furchtbarſten Verbrechen misbrauchte, dennoch wenig unterrichtet war. Das Haupt oder die Häupter des Aufruhrs blieben ihm verborgen. Lange ſträubte er ſich, die ihm bekannten Obern zu nennen. Die gräßlichen Eidſchwüre ſchwebten drohend vor ſeiner Seele, und es koſtete Mühe, ihm zu zeigen, daß Eide, ſo offenbar, wie hier, der Hölle geſchworen, vor Gott nicht gelten könnten. Ferdinand hatte dem Anſcheine nach mit der Religion jedem Aberglauben entſagt. Muß nicht eine ſtreng ſittliche, keinesweges religiöſe Anſicht uns überzeugen, daß die bloß einfache Verſicherung für den ſittlichen Menſchen ſo bindend iſt, wie der Eid? Was iſt es nun für ein geheimes Entſetzen, welches den Menſchen trotz aller Aufklärung ergreift, wenn er einen

Eid geſchworen hat? Liegt hier nicht wirklich etwas Verborgenes zu Grunde? Wir haben, ſo ſcheint es, durch den Eid unſer Daſein unbedingt hingegeben, es iſt, als wäre unſer Weſen, das Innerſte der Seele jetzt in einer beſtimmten Richtung gefangen, als hätte der gefangene Geiſt verlernt, in der freien Luft zu athmen, als ſpräche er, wenn er den Eid bräche, ſeine Vernichtung aus. — Das vollkommene Geſtändniß fand erſt langſam und bruchſtückweiſe ſtatt, und als dieſes nun vollſtändig war, als die Freunde ſich überzeugten, daß er völlig gereinigt vor ihnen daſtand, ward beſchloſſen, daß Theodor das ſchriftlich abgefaßte, vollſtändige Bekenntniß dem Miniſter vorlegen ſollte. Ferdinand nahm an dieſer Berathung Theil, und der Entſchluß ward mit ſeiner vollen, ja faſt freudigen Genehmigung gefaßt.

So war Theodor der Kläger und der gerichtliche Beiſtand ſeines Freundes zugleich. Er verfügte ſich zu dem Miniſter, er ſah ein, wie wichtig das Bekenntniß war, noch hatte man nicht ſo tief in das innere Geheimniß der Aufrührer hineingeblickt, wie jetzt, und die Hoffnung, die eigentlichen Häupter zu entdecken, lag nahe. Er forderte eine Privataudienz bei dem Miniſter; nach wiederholten Verſuchen ward ihm dieſe zugeſtanden; denn er geſtand, daß er genöthigt wäre, ein

Geſpräch von mehreren Stunden in Anſpruch zu nehmen. Er legte dem Miniſter das ganze Ereigniß der Wahrheit gemäß vor, und wenn er bedachte, daß das Schickſal des jungen Mannes von dieſer entſcheidenden Stunde abhing, war er innerlich erſchüttert. Ich will es nicht läugnen, ſprach er, daß ich als der Vertreter, ja, als der Vertheidiger des unglücklichen jungen Mannes hier erſcheine; nicht bloß die allgemeine menſchliche Theilnahme, die hier auf die tiefſte Weiſe erregt wird, das ſeltſame perſönliche Verhältniß zu ihm, der rettende Engel, der in dem gefährlichſten Momente neben dem Dämon ſtand, die Spitze des ſchon gezückten Dolchs von meinem Herzen entfernte, zwingt mich dazu. Ich laſſe ſein ſchriftlich abgefaßtes Bekenntniß in Ihren Händen zurück, und wenn Ew. Excellenz in der Angelegenheit des unglücklichen jungen Mannes mich wieder zu ſprechen wünſchen ſollten, ſo ſtehe ich zu Ihrem Befehle. —

Man wartete mehrere Tage mit großer Unruhe. Ferdinand ſelbſt ſchien der Geduldigſte und Ruhigſte unter ihnen. Nur, wenn er an ſeine Aeltern dachte, war er troſtlos und ſchien der Verzweiflung nahe. Endlich erſchienen zwei Beamte, Mitglieder des für dieſe Angelegenheit beſtimmten Inquiſitionsgerichts. Sie ließen ſich bei Louvet melden und forderten ihn auf, ſie zu Ferdinand zu begleiten und mit ihm allein zu laſſen. Als Louvet die Herren zu Ferdinand hineinführte, war dieſer wohl überraſcht, aber nicht erſchrokken. Die Inquiſitoren ſchloſſen ſich mit ihm ein, und Louvet kam offenbar freudig zu den Freunden zurück. — Es iſt klar, ſagte er, nachdem er den Beſuch gemeldet hatte, daß die Sache unſeres armen Freundes ſich günſtig ſtellt. Dieſes Privatverhör deutet darauf, daß ſie einige Aufklärung wünſchen, einige Aufſchlüſſe über Verhältniſſe, die in dem Bekenntniſſe angedeutet ſind. Die höchſte Behörde kann nach meiner Ueberzeugung den jungen Mann in's Geheim entfernen, wenn ſie Alles erfahren hat, was ſie freilich wiſſen muß. — Sie wurden darüber einig, die Hoffnung, die ſie hegten, Ferdinand nicht mitzutheilen. — Es liegt, ſagte Theodor, in der Verirrung, welche die Jugend in die Parteikämpfe hineinzieht, etwas wirklich Furchtbares, welches uns tief in das Verderben der jetzigen Zeit hineinblicken läßt, und es iſt merkwürdig, wie dieſe epidemiſche Krankheit ärger, als die Cholera, in ganz Europa hat um ſich greifen können. Wenn ſie ſich bei uns zuerſt in der Turnzeit puritaniſch zeigte, ſo tritt ſie gegenwärtig vielmehr als eine völlige Auflöſung aller bürgerlichen Sittlichkeit hervor. Gäbe es etwas, was uns befürchten ließe, daß die Civiliſation ſich zuletzt in Barbarei umkehren könnte, ſo wäre es dieſe tolle Erſcheinung, die mitten aus dem europäiſchen Verſtande als das Symptom eines verborgenen Wahnſinns hervorbricht. Die polytechniſchen und medliziniſchen Schulen in Paris, die Verſammlungen der Studirenden in Glasgow, unſere Studentenverbindungen beweiſen, daß dieſe Krankheit eine allgemeine europäiſche iſt, und es giebt nichts Alberneres und Beſchränkteres, als ihren Urſprung in dieſem und jenem Inſtitute zu ſuchen. — Sie mag doch wohl, ſagte Louvet, mit einer andern Eigenthümlichkeit der Zeit, die wir zu den Vorzügen rechnen müſſen und die uns gute Früchte verſpricht, mit der Oeffentlichkeit und Popularität aller Staatsverhandlungen innig zuſammenhangen, und es ſcheint mir, als bedürfte es keiner andern Erklärung, um den Urſprung dieſer Krankheit zu verſtehen. Hören wir doch die unreifſte Jugend eben ſo thöricht und entſchieden über Wiſſenſchaft ſich äußern, ja, ſehen wir ſie doch auch fanatiſch gegen die Religion auftreten. Alte Inſtitute, die, je tiefer ihre Bedeutung iſt, deſto langſamer und beſonnener ſich umändern, wie z. B. unſere Univerſitäten, werden von dieſer Krankheit freilich angeſteckt, und wenn ſie hier ſich ſtärker äußert, ſo liegt der Grund ganz einfach darin, daß hier die bedeutendſte Jugend verſammelt iſt. Eben ſo ſind einzelne Erſcheinungen, die Unbeſonnenheit einiger Lehrer und dergleichen, als ein Symptom zu betrachten. Wenn Zahnſchmerzen aus einer allgemeinen Diſpoſition entſpringen, ſo ſind wir nur gar zu geneigt, den ſchmerzhaft angegriffenen Zahn auszureißen, und glauben uns ſicher, wenn die Betäubung, durch die Operation hervorgebracht, uns für einen Augenblick beruhigt; aber wir haben nur einen Zahn verloren, den wir nicht wieder erhalten, — die Krankheit bleibt. Was ſo innig mit den Vorzügen unſerer Tage verbunden iſt, darf man zwar nicht läſſig dulden, gegen die Symptome muß man auch auftreten, und zwar entſchieden und ſcharf, aber den Sitz der Krankheit trifft man dadurch nicht. —

Entſetzlich iſt es doch, bemerkte Edward, wenn die Verirrung der Jugend bis zum Verbrechen ſich ſteigert, wenn Unthaten, die uns früher unmöglich ſchienen, Verlockungen, die noch in der nächſten Vergangenheit gar nicht da waren, nun plötzlich in der Geſchichte hervortreten. Wir glaubten die Barbarei längſt vergangener Jahrhunderte überwunden, gebändigt zu haben, und nun beſchleicht ſie uns doch, dringt anſtekkend in die Familien ein, zerſtört das ruhige Gemüth wohlgeſinnter Jünglinge und wird nicht erkannt, nur weil ſie in einer andern Form erſcheint. Und dennoch zeigt ſich hier eine Eigenthümlichkeit Deutſchlands. Das junge Frankreich, das junge Italien iſt nicht bloß bei Mordplänen ſtehen geblieben, Ermordungen haben ſtattgefunden, Verſuche wenigſtens der furchtbarſten Art. Unter uns iſt zwar viel von ähnlichen Verbrechen die Rede geweſen, ſo raſende Entſchlüſſe wurden auch wirklich gefaßt, aber unſere innerlich zerſtörten Jünglinge wälzen den gefaßten Entſchluß hin und her, häufen alle Gräuel im Innern aufeinander, ſchlitzen, den Chineſen ähnlich, ſich den Bauch auf und wühlen in den eigenen Eingeweiden, wenn ſie, Rache ſuchend, den vermeintlichen Feind treffen wollen. Daher kommen ſolche Pläne bei uns nicht zur Ausführung, während gelungene oder verſuchte Mordthaten, ſelbſt gegen den Monarchen, bei unſeren Nachbaren nur zu häufig ſind. Man wirft uns vor, daß wir zu theoretiſch ſeien, während unſere Nachbaren praktiſcher ſind. Hier iſt es unſer Glück. Merkwürdig ſcheint es mir auch, daß die wahnſinnige That des unglücklichen Sand ein ſo entſetzliches Gepräge der tiefſten fanatiſchen, inneren Verrücktheit trug, während in Frankreich die verſuchten Mordthaten aus der platteſten Gemeinheit entſprangen. — Ein anderes Verhältniß iſt noch zu erwägen, fiel Theodor ein, das iſt die herrſchende Gewalt der bürgerlichen Ordnung über ein deutſches Gemüth, die Ehrfurcht gegen den Staat, das Gefühl der Treue, welches ſich aufrecht erhalten hat, ſelbſt in den verworfenſten Gemüthern bleiben die Spuren zurück. Wenn die Unthat, die innerlich das Gemüth verzehrt, an das Tageslicht treten ſoll, ſo ſtößt ſie an die Unerſchütterlichkeit des Staates an und prallt zurück, ſich in ſich ſelbſt verzehrend. Wo aber Jünglinge, wie bei unſern in dieſer Rückſicht unglücklichen Nachbaren, mit den höchſten Gerichten, ja mit der perſönlichen Sicherheit des Regenten öffentlich Spott treiben dürfen, ohne durchgepeitſcht zu werden, da vermag der Staat nicht dem Verbrecher mit jener Heiligkeit, die das Verbrechen in ſich zurückwirft, wenn es zur Ausführung kommen ſoll, entgegen zu treten. —

Die Hoffnung, die Louvet gefaßt hatte, war nicht ungegründet. Die Inquiſitoren kamen noch ein paar Mal und Theodor ward aufgefordert, vor dem Miniſter zu erſcheinen. Er hatte ſchon früher nach dem Wunſche deſſelben eine Vertheidigungsſchrift entworfen, und dieſer konnte ihm nun den Erfolg mittheilen. — Auf die Regentſchaft, wie auf mich, hat Ihre Schrift einen lebhaften Eindruck gemacht, ſagte der Miniſter. Aus ſeinem Vaterlande iſt der junge Mann zwar verbannt, doch darf er, wenn er in ſeiner jetzigen Geſinnung beharrt, wie Sie es wünſchen, in der Nähe bleiben, und, wenn die Ruhe zurückgekehrt, wenn die Verirrungen des Tages vergeſſen ſind, wenn der junge Mann unzweifelhafte Zeichen der Beſſerung giebt, dann kann der Staat wohl hoffen, ihn wieder als einen ruhigen und nützlichen Bürger zu erhalten. Der Miniſter überreichte Theodor einen Paß, für Ferdinand ausgeſtellt. — Jetzt erſt erfuhr dieſer, wie günſtig ſeine Sache ſich geſtellt hatte. Ich trage, ſagte er, die ganze Laſt meiner Strafe auch dann, wenn ſie mir nicht aufgelegt wird — und die Reue, die ihn quälte, war ſo tief und ſchmerzhaft, daß die für ihn ſo günſtige Nachricht ihm nur eine geringe Erleichterung zu verſchaffen ſchien. Jetzt erſt ward durch Louvet ein ausführlicher Bericht über die Gefahr, in welcher der Sohn geſchwebt hatte, wie er ihr entgangen war, und welche Hoffnungen für die Zukunft ſich an ſeine veränderte Geſinnung anknüpften, mit ſchonender Hand für die beſorgten Aeltern entworfen. Louvet ſetzte die Gründe auseinander, warum das Dorf in dem benachbarten Lande als zukünftiger Aufenthalt des Sohnes gewählt wäre, und bat ſich ihre Genehmigung aus. Da Ferdinand in vier und zwanzig Stunden das Land verlaſſen mußte, ſo entſchloß ſich Edward ſchnell, ihn zu begleiten und die günſtige Gelegenheit zu ergreifen, ſeine Agnes wieder zu ſehen. — So nahm ein Ereigniß, welches ſo furchtbar erſchienen, eine milde und günſtige, ja, wie man hoffen durfte, für die Zukunft heitere Wendung. Wenn eine drohende Schwierigkeit auf heitere Weiſe überwunden wird, dann ſcheinen auch die übrigen, die uns quälen, nicht mehr ſo ſchwer auf uns zu laſten. Selbſt Louvet fand ſeine beſchwerte Bruſt erleichtert und blickte hoffnungsvoller in die Zukunft hinein. Nicht die jungen Männer allein, auch er erwartete jetzt, daß Ruhe und Ordnung, Wohlſtand und heiteres Leben in's Land zurückkehren, daß die Verwikkelungen ſich löſen und eine heitere Zukunft ihnen entgegentreten würde. –

Adrian war nicht ohne Abſicht in Amaliens Salon erſchienen Obwohl dieſe Formen der Geſelligkeit, die unter bedeutenden Verhältniſſen ihm in früheren Zeiten ſtets einen angenehmen Genuß gewährten, auch jetzt noch für ihn etwas Anziehendes hatten, ſah man ihn doch ſeit langer Zeit in dieſen Kreiſen nicht. Gewandt, wie er war, konnte er jetzo dort manches ihm Wichtige erfahren.

Als er an jenem Abende Amaliens Geſellſchaftsſaal verlaſſen hatte, ſchlich er mismüthig durch die ruhigen Straßen; oft blieb er horchend ſtehen, ob er nicht in der Ferne irgend ein lautes Geräuſch vernähme. Er hörte nichts. Als er in ſeine Stube trat, ſchritt er heftig bewegt auf und nieder. — Auch dieſes mislingt, ſagte er, Du kannſt es nicht läugnen, das Glück hat ſich gegen Dich gewandt und das große, kühne Spiel geht zu Ende. Mag es doch, es fängt an, mich ſelbſt anzuekeln. Wo ſie doch bleiben, daß Keiner mir einen Bericht bringt, ſie haben ſich doch nicht fangen laſſen? Was iſt das für eine wunderliche Unruhe, die Dich beſchleicht, iſt Dein letzter Entſchluß nicht gefaßt? Als ich mitten in das Gewühl aufgeregter Leidenſchaften hineinſchritt, als die bewegten Gemüther dem leiſeſten Impuls aus der Ferne folgten, ſie alle meine Werkzeuge waren, während ſie glaubten, die Welt zu beherrſchen, damals war das alberne Volk nah und fern nur mein Leib, und ich bewegte ihn, wie ich wollte. Die Mattigkeit, die ich ſpüre, rührt daher, daß die Gliedmaßen abfallen. Entſage ich ihnen, ziehe ich mich in mich ſelber hinein, allein zu handeln, dann iſt mein Untergang gewiß und die Macht, die Alles in Bewegung ſetzte, kehrt nach ihrem Urſprunge zurück. Ich ergreife die Säule, wie Simſon, und begrabe mich mit meinen Feinden unter den Trümmern. Das war ja das Ziel meiner Thaten, ich wußte ja, daß das Spiel ſo enden würde, ich muß nur die ungeſchickten Glieder alle von mir werfen, damit ich mich frei bewegen, damit der größte Entſchluß in erhabener Einſamkeit reifen kann. Wenn ich mich zurückgezogen habe, mögen die Knechte ſchlummern, ich aber erwache in zerſtörendem Ingrimm. —

Er ſaß lange ſo, wühlte in geheimen Papieren und ſtand dann auf, ſeinen unruhigen Gang wieder anfangend. So verſtrich ein großer Theil der Nacht. Erſt vier Stunden nach Mitternacht trat eine hohe, kühne Geſtalt in die düſter erhellte Stube. In dem Geſichte ſprach ſich Entſchloſſenheit und Trotz aus, ein ſtarker Nacken, eine gewölbte Bruſt, breite Schultern und eine feſte Haltung deuteten Rieſenkräfte und Muth, ja Tollkühnheit an. — Es iſt ein Lumpenvolk, ſagte er, Keiner hat ſich gerührt. Eine armſelige Reitermaſſe und ein Haufe feigherziger Polizeiknechte waren hinreichend, um die furchtſame Kanaille in die Häuſer zu ſperren. Auf unſern Ruf hörte Keiner; ich warf ein halb Dutzend bewaffnetes Geſindel über den Haufen und entkam mit Noth. Die wenigen Unſrigen ſind geflohen, einige ſind gefangen und Rudolf, der Einäugige, ein braver Kerl, iſt leider unter dieſen. — Es war ein Verſuch, es lag mir nicht viel an dem Gelingen, und ich rechnete kaum darauf, antwortete Adrian mit großer Ruhe. Iſt Theodor gefallen? — Auch der iſt entſchlüpft. Ein Haufe unſerer Vertrauten bildeten in der Vorſtadt ſchon einen Kreis um ihn, ich war unter dieſen. Wir wollten auf ihn losſtürzen, aber wie aus der Erde trat eine dreifache Menge Bewaffneter hervor. Sie waren unter uns, ehe wir ihre Gegenwart ahnten; auch hier wurden Mehrere gefangen und hier war es, wo auch ich kaum entkam. — Adrian betrachtete auch dieſes Ereigniß völlig gleichgültig, er lachte. Wie heißt doch dieſer junge — — dieſer großmäulige Hans Narr, von dem man mir ſo viel erzählt hat? — Ferdinand, glaube ich, antwortete Robert. — Das iſt ſein Name, fuhr Adrian ſpöttiſch lachend fort. Was hat man mir nicht alles von der Furie dieſes Menſchen erzählt! Wie er gleich einem Tiger blutdürſtig auf ſeine Beute laure, wie er voll Ingrimm nichts um ſich ſehe und wahrnehme. Theodor fällt gewiß von ſeinem Dolche, ſo verſicherte man mich mit Zuverſicht. Ich habe dieſe gelehrten Schwächlinge von jeher gering geſchätzt, auf dem Sopha, halb ſchlafend, oder von dem Bierhauſe in's Theater taumelnd, haben ſie aus Novellen und Schauſpielen ſich eine mährchenhafte Welt voll Gräuel aufgebaut, und erweitern ſie durch eigene Träume, ihre erſchlafften Nerven zu reizen. Es iſt ihnen eine Mährchenwelt, durch die ſie ſich, wie die Kinder durch Geſpenſtergeſchichten, kitzeln. Sie häufen dann Gräuel auf Gräuel, Entſetzen auf Entſetzen, eben, weil ſie ſelbſt nicht an die Ausführung glauben. Tritt der Gedanke an dieſe ihnen nahe, dann erſchrecken ſie, wie der Knabe, wenn er glaubt ein Geſpenſt zu ſehen, und verbergen ſich heulend in dem Schooße der Mutter. Auch dieſe armſelige Feigheit verſtehen ſie mit großen Worten aufzuſtutzen. Sie wiſſen dann von innern Kämpfen zu reden, ihre Furcht wird ein erhabener Reinigungsprozeß genannt. Albernes Volk! Wie kann man ſolche phantaſtiſche Schafe mit ingrimmigen Löwen vergleichen? Ich habe ſie eben daher von mir fern gehalten, wenn ich auch nicht verhindern konnte, daß ſie ihre Poſſen trieben. Auch benutzt habe ich ſie wohl, weil ihre lächerlichen Drohungen eine thörichte Furcht erweckten. Verbunden habe ich mich aber mit Menſchen, wie Ihr ſeid, durch das Leben ſelbſt geſtählt, entſchloſſen und kühn, von Jugend auf mit wirklichen Gefahren vertraut, die nicht träumen, ſondern handeln, nicht ſchreiben, ſondern kämpfen. Alle unſere Unternehmungen wären längſt geſcheitert, wenn dieſe Thoren mich kennten. — Wie geht es den Kameraden im Gebirge? Halten ſie zuſammen, wie ſonſt? — Mit uns, gnädiger Herr, antwortete Robert, ſieht es übel aus; unſere Kameraden ſind in

Verzweiflung. Die fatale Einrichtung, die man nun treffen will, droht uns ganz zu zerſprengen. — Euch bleibt ja doch das Gebirge nach dem Auslande, erwiederte Adrian. — Aber, fuhr Robert fort, wir verlieren unſere Verbindung mit allen deutſchen Nachbarſtaaten und ſtehen verlaſſen da, und dieſes iſt noch nicht das Schlimmſte, das Volk fällt von uns ab, Alles iſt voller Hoffnung für die Zukunft. Man hat, eben als die Aufregung am größten war, gewußt, das Volk zu gewinnen. Der Zollverein wird alle Hülfsquellen des Landes eröffnen, große Handelsunternehmungen werden nach allen Richtungen ſtattfinden, es wird dann den Armen nicht mehr an Erwerb fehlen, ſo hört man an allen Ecken reden. Die Elendeſten hegen eben die größte Hoffnung, und wollen ſich durch Aufſtand und Widerſetzlichkeit nicht die günſtige Zukunft verderben. Das iſt der Grund, warum Alles ſo ſtill blieb und Keiner auf unſere Aufforderung ſich mit uns verband. So iſt uns die Hauptquelle unſerer Macht verſiegt und wir dürfen von dem Pöbel keine Hülfe mehr erwarten. Viele verſchwinden ſogar jetzt aus unſerer Mitte, und wer nur nicht zu ſehr als kühner Schmuggler bezeichnet iſt, zieht ſich zurück und treibt ſein altes Gewerbe. — Es iſt ja lange genug die Rede davon geweſen, antwortete Adrian; ich habe, was jetzt geſchieht, lange kommen ſehen. Gelang es mir nicht deſſenungeachtet, ſie hier gegen einander zu hetzen und zwar ohne eine Hülfe von Eurer Seite? Meine Hauptquelle fließt noch, und die bedeutendſte Macht, die noch unbenutzt daliegt, wird erſt erſcheinen, wenn ich ſie nöthig habe. Jetzt werden wir für eine kurze Zeit ruhen; doch wäre es mir lieb, wenn uns ein Hauptſtreich, der das Volk in Schrecken ſetzte, noch zuletzt gelänge. Du weißt doch, wo der Polizeipräſident ſich verborgen hat? — Wiſſen Sie es? gnädiger Herr, fragte Robert und blickte ihn mit einer ſchlauen Miene an. — Er hält ſich bei dem alten Herrn in dem wüſten Schloſſe auf, erwiederte Adrian ruhig. — Ihnen, gnädiger Herr, unterbrach ihn Robert, halb verwundert und halb verdrießlich, kann man doch nichts hinterbringen, was Sie nicht ſchon wüßten. Mit vieler Mühe habe ich ſeinen Aufenthalt ausgeſpähet und hoffte Sie mit dieſer Nachricht zu überraſchen. — Wenn wir nun, erwiederte Adrian, ihm Gelegenheit gäben, ſich anderswo zu verbergen, wenn wir ſeinen Verſteck aus einem freiwilligen in einen unfreiwilligen verwandelten? — Das geht nicht, fiel Robert ſichtlich erſchrocken ein. — Wie, Robert, rief Adrian, Du erſchrickſt? Ich dachte, Dir wäre eben das Kühnſte am willkommenſten? — Adrian entwickelte nun den Plan, den er entworfen hatte, und Robert entfernte ſich, um alle Vorbereitungen zur Ausführung zu treffen.

Dieſe Menſchen fangen an zu begreifen, daß Alles zu Ende geht, dachte Adrian, als er ſich allein befand. Es kann ja auch von einem Gelingen nicht mehr die Rede ſein, und ich habe ja das Spiel längſt aufgegeben. Nur die kleine Anzahl der Kühnſten will ich mir zu erhalten ſuchen, um ſie für die letzte That um mich verſammeln zu können. Man muß ſie daher in Bewegung halten. Nur wenn ſie mit immer neuen kühnen Unternehmungen beſchäftigt ſind, laſſen ſie die Grillen fahren. Und Deine Rache muß noch ausgeführt werden. Wie lange iſt der, dem Du ſeit vielen Jahren nachſpürteſt, entdeckt, ſeit Monaten in Deiner Gewalt. Ich begreiſe nicht, was mich bewog, ſeiner ſo lange zu ſchonen. Edward muß fallen, habe ich den Enkel getroffen, dann iſt der Alte vernichtet. Dieſe Rache habe ich mir aufgeſpart, ſie mag die Vorbereitung ſein zu der größeren, mit der ich Alles beſchließe.

Vieles, faſt das Unglaublichſte, iſt mir gelungen, ſagte er, ſtill vor ſich hinbrütend. Würde die Stadt, würde das Land ſich nicht entſetzen, wenn es meinen Namen hörte? Viele Thoren glauben ordnen, aufbauen, einrichten zu können, was doch, kaum angefangen, ſchon in ſich zuſammenſtürzt; ich aber, rief er faſt laut, erhob ſich und ging, einem wilden Thiere in ſeinem Käfige ähnlich, mit immer ſchnelleren Schritten hin und her, ich bin zum Zerſtören geboren und bin meines Erfolges gewiß. Oft gelang es mir, was lange Ueberlegung hoffnungsvoll erſonnen hatte, im Keime zu erſticken. Ich lauerte auf die verborgene Leidenſchaft, die ihr eigenes Daſein kaum kannte, und wußte ſie in Flammen zu ſetzen. Ich gehörte keiner Partei zu, daher konnte ich ſie alle verwirren. Die mächtigſten Staaten ahnen meine geheime That und verbergen es vor ſich ſelber. Oft, wenn die Gefahr der Verwirrung am größten war, ſuchten ſie mich; aber die Thoren fanden jedes Mal einen Andern. Habe ich nicht ſelbſt Gährungen hervorgerufen und meine Werkzeuge geſtürzt, wenn ſie ihre That eben gelungen glaubten? — Er ſchwieg lange. — Was zog mich nun von dem großen Schauplatze des immer gährenden Landes ab, war es nicht der alte, grimmige Haß, der nur hier befriedigt werden konnte? Was mich gegen das Geſchlecht bewaffnete, kehrte zu ſeiner Wurzel zurück; der Anfang meines finſtern Daſeins ſuchte ſeinen Schluß und findet ihn hier. Daher darf die Unternehmung gegen Edward nicht mißlingen, er muß fallen, daß der

Alte, ſchmerzhafter, als durch den Dolch, verwundet, über ſeine Leiche ſtürzt und jammernd ſtirbt. —

Der Morgen fing an zu dämmern, Adrian klingelte und Anton erſchien. Iſt der Wagen ſchon angeſpannt? fragte er. Anton bejahte es. Laß ihn vorfahren, ſprach er weiter. Anton entfernte ſich, Adrian zog ſich an und warf einen Mantel über die Kleider. Es war ein kalter Dezembermorgen. Eine warme Mütze, heruntergeklappt, ſchützte Kopf und Ohren, und verdeckte einen großen Theil des Geſichts. Der Wagen rollte durch den ſtillen Hof und hielt vor dem Thorwege. Der Schuhmacher war eben im Begriffe, ſeinen Laden zu öffnen. Auch die übrigen Einwohner des Hofes waren in Bewegung und ihre Neugierde war erregt. Sie umringten den Wagen und vor Allen drängte ſich Elſe zu. Sie ſuchte auf jede Weiſe die Geſichtszüge des geheimnißvollen Mannes zu erſpähen; es gelang ihr aber nicht. Adrian ſtieg ſchnell in den Wagen, warf ſich in den Hintergrund deſſelben und zog die Gardinen zu. Anton wollte ſich neben den Kutſcher ſetzen. — Du bleibſt hier, Anton, rief ihm Adrian zu, ich brauche Dich nicht. — Der Wagen rollte fort, aber Elſe erſchrak heftig, als ſie die Stimme hörte. Allmälig verliefen ſich die neugierigen Einwohner des Hofes. Anton geſellte ſich verdrießlich zu ſeiner Geliebten, und während ſie zuſammen nach dem Laden des Schuhmachers gingen, ſprach er: So iſt er immer; ſeit ich ihm diene, iſt er noch nie aus der Stadt gefahren, das ſchönſte Sommerwetter lockte ihn nicht heraus; der alte Kutſcher iſt, das habe ich wohl gemerkt, ſein Vertrauter. Ich hoffte jetzt doch etwas zu erfahren, aber er läßt mich zurück und fährt mit ſeinem alten Vertrauten allein fort, Gott mag wiſſen, wohin. Aber mein Polizeifreund Kasper ſoll es ſchon erfahren, ich fange doch an zu glauben, daß etwas Verdächtiges hinter dem alten Fuchs ſteckt, und daß es mit ſeiner Großmuth und Tugendhaftigkeit nicht ſo weit her iſt. — Lieber Mann, rief Elſe, guter Anton, wie bin ich erſchrocken, ich verſichere Euch, zum Umſinken, ich kann noch kaum auf meinen Füßen ſtehen. — Was iſt Dir begegnet? fragte der Schuhmacher beſorgt. — Ich gab mir alle mögliche Mühe, ſein Geſicht zu ſehen, aber es war mir nicht möglich. Es war noch zu dunkel und die heruntergeklappte Mütze verbarg es. Als ich ihn aber ſprechen hörte, ſchrak ich in mich zuſammen; es war mir ganz ſo, als hörte ich den vornehmen Herrn ſprechen, bei dem ich vor langen Jahren diente. Wie iſt der nur hieher gekommen? Doch er kann es nicht ſein, denn der wohnte ja in einem großen Palaſte und hieß auch ganz anders. — Wie hieß er denn? fragte

Anton ſehr geſpannt. — Ja, antwortete Elſe, der Name war ſo kauderwälſch und lang, ſo franzöſiſch und engliſch, ich habe ihn gar nicht behalten können. Anton drang in ſie, daß ſie ſich doch auf den Namen beſinnen möchte. Er verſicherte, daß es von großer Wichtigkeit wäre, ihn zu erfahren. Aber Elſe ward ungeduldig. Laß mich in Frieden, rief ſie, ich konnte nie den Namen ausſprechen, und am Ende iſt Alles doch nur eine Täuſchung. Seine Stimme klang ſo hohl aus der Mütze heraus, wenn ich ihn wie gewöhnlich hätte ſprechen hören, hätte ich gewiß gar keine Aehnlichkeit gefunden. Anton mußte zufrieden ſein. Es iſt doch ſeltſam, ſagte Elſe, wie dieſer wunderbare Menſch recht zu unſerer Qual da iſt, und doch hätte ich wohl von ihm etwas Beſſeres verdient. Habe ich doch ihn und ſeine kranke, blaſſe Frau, als der Aufruhr am ſtärkſten war, gerettet; das ſchöne Zeitungsblatt, was damals gedruckt ward, hat ja bewieſen und deutlich gemacht, wie großmüthig wir alle, das Volk nämlich, damals waren, und wahrhaftig, es war recht edel von mir, daß ich ihn rettete, obgleich er nur zu meiner Qual da iſt. Hat er ſich doch gar nicht bedankt und verbirgt ſich recht heimtückiſch vor uns allen. — Ich werde doch dahinter zu kommen ſuchen, murmelte Anton, und Du, liebe Elſe, verſuch es nur, ob es Dir nicht gelingt, den fatalen Namen zu finden. — Ach, lieber Anton, Du weißt ja, daß ich Dir nichts abſchlage, was Dir Vergnügen machen kann, ich will mir ja gern alle mögliche Mühe geben, aber ich weiß, es wird mir nicht gelingen. — Anton entfernte ſich.

Es war ein ſchöner, klarer Dezembertag, Berge, Felder und Dächer mit Schnee bedeckt, und auf den feſtgefrorenen Wegen rollte der Wagen bei hellem Sonnenſcheine fort. Adrian aber ſaß finſter in dem dicht verſchloſſenen Wagen. Er fuhr nach dem Gebirge zu. Als ſie von der Landſtraße abgelenkt hatten, wurde der Weg immer ſchwieriger, der Schnee, durch Stürme zuſammengehäuft, bedeckte den ſchmalen Gebirgsweg, während ſie immer tiefer in ein Thal hineindrangen. Schon entdeckten ſie aus der Ferne ein einſam liegendes Haus, aber das niedrige Dach ragte kaum über den Schnee hervor; der Wagen hielt ſtill und der Kutſcher wandte ſich an Adrian mit der Verſicherung, daß es unmöglich wäre, mit dem Wagen das Haus zu erreichen. Ungeduldig ſprang Adrian heraus und betrachtete die Gegend genau. Er ſah, wie der Sturm den Schnee nach der einen Seite des Thales, wo das

Haus lag, hingeweht hatte, auf der andern Seite war der felſige Boden ganz vom Schnee entblößt. Hier wird, rief er dem Kutſcher zu, keine Spur wahrzunehmen ſein, fahr' nur noch tiefer in das Thal auf dieſer Seite hinein, von hinten magſt Du dann ſehen, ob Du Dir einen Weg durch den Schnee mit Hülfe der Einwohner des Hauſes bis zum Stalle bahnen kannſt; ich werde wohl mehrere Stunden da verweilen. Er ſelbſt ſtieg nun über den Schneehügel, der vor dem Hauſe lag. In einer niedrigen Bauerſtube empfing ihn ein altes Weib, das auf ihn wartete. Sie kommen früh, gnädiger Herr, ſagte ſie, der junge Herr iſt noch immer nicht hier. — Haſt Du die obere Stube gelüftet und geheizt? fragte Adrian. — Alles iſt in Ordnung, antwortete das keuchende Weib. Sie ſind lange nicht bei uns geweſen, gnädiger Herr, Sie haben wohl dieſes Haus und mich und meinen alten Mann, der ſeitdem geſtorben iſt, und meinen Sohn, den ſchielenden Töffel, der bei dem Aufſtande in dem Fluſſe ertrank, ganz vergeſſen? Sie hingen alle beide an Ihnen und haben dafür büßen müſſen. Ich keuche nun hier allein herum, der Tod iſt mir wohl auch nicht ſo fern, und da regt ſich das Gewiſſen. — Schweig, albernes Weib, ſprach Adrian zornig, Dein Mann iſt im Bette geſtorben, glücklicher, als er es verdiente. Ihr waret beide reif für den Galgen, als ich Euch noch nicht kannte; der ſchielende Töffel war zwar brav genug, aber dumm dabei, und Ihr wißt ſelbſt, es war nicht viel an ihm verloren. Ihr könnt Gott danken, daß er ſtarb, denn ſeine Dummheit brachte Euch doch alle Augenblicke in Gefahr. Euer Adolf iſt ein ganz anderer Kerl, Ihr wißt es, wie ich ihn ſchätze und hoch halte, und er kann es in Zeiten, wie die gegenwärtigen, noch weit bringen. — Während er ſo ſprach, überreichte er dem Weibe einen Beutel, und es zeigte ſich, daß es nur das war, worauf ſie wartete. Sie lobte ſeine Freigebigkeit und pries die Zeit, die er verſteckt in ihrem Hauſe zubrachte. Die Freude über die erhaltene Summe hatte das Weib geſchwätzig gemacht, und Adrian hatte Mühe, den Strom ihrer Rede zu hemmen. Er riß ſich von dem immerfort plaudernden Weibe los, ſchickte Adolf, einen rüſtigen und kühnen Mann, der jetzt erſchien und ihn begrüßte, nach dem Wagen, der, noch durch den Schnee aufgehalten, in einiger Entfernung hinter dem Hauſe ſtill hielt, damit er ihm kalte Küche und Wein brächte, und zugleich, mit dem Kutſcher vereinigt, für den Wagen Bahn mache. Auf der ſteilen Treppe ſtieg er nun zum erſten Stock hinauf. Adolf ſetzte das Frühſtück auf den Tiſch, entfernte ſich, und Adrian blieb allein. Er betrachtete die Stube genau. Die alten Schränke und Tiſche, die Bänke und roh verfertigten Stühle ſtanden noch, wie ſonſt. Man konnte die Schläge des Perpendikels einer hölzernen Uhr, die, wie vormals, in einer Ecke der Stube hing und, wenn die Stunde anſchlug, einen ſchreienden Kukuk hervortreten ließ, in der ſtillen Umgebung zählen. Hier, in dieſer Stube, hatte Adrian einen der gefahrvollſten Momente ſeines vielbewegten Lebens verborgen zugebracht.

Man hatte einen ſeiner Vertrauteſten ergriffen, Adrian zweifelte an deſſen Standhaftigkeit und glaubte, ſein Verrath hätte den einſamen Zufluchtsort entdeckt. Wochenlang erwartete er, ſelbſt ergriffen zu werden, und dennoch wollte er die Gegend nicht verlaſſen, ſo lange noch eine Spur von Hoffnung da wäre. So war er hier gefeſſelt, ſeine Vertrauten waren beſchäftigt, um ihn früh genug zu warnen, und er ſelber brachte die Zeit, welche ihm ſo drohend war, mit Studien zu. Endlich erſchien polternd auf der Treppe ein Menſch, der in ſeine Stube gewaltſam eindrang. Adrian erwartete ihn bewaffnet, er war entſchloſſen, ſich nie zu ergeben, wenn keine Rettung wäre, den Angreifenden und ſich ſelbſt zu tödten. Es war aber der Gefangene, der durch Hülfe ſeiner Freunde entkommen war. Adrian wußte ihn über die Grenze zu bringen, und ſeine eigene Gefangenſchaft war beendet.

Adrian war wenig dazu aufgelegt, ſich in Erinnerungen an die Vergangenheit zu vertiefen. Was ihn lockte, war eben die Gefahr, die ihn allenthalben umringte, und die Nothwendigkeit, in jedem Augenblicke durch anſtrengende Thätigkeit ſie zu entfernen. So lebte er mit der ganzen grenzenloſen Energie ſeines Daſeins für einen jeden Augenblick ganz. Er erwartete ſeinen älteſten Sohn. Dieſer war ſchon Vater, angeſtellt in einem Nachbarſtaate, und lebte mit ſeiner Familie ſtill und zurückgezogen. Seine unglückliche Stiefmutter hatte mehrere Jahre, von Adrian entfernt, ſeine, wie ſeiner Geſchwiſter Erziehung beſorgt. Den Vater kannte er kaum; auch trug er ſeinen Namen nicht. Adrian nannte ſich bald ſo, bald anders, und als er in den Jahren, wo die Kinder ihm geboren wurden, in Deutſchland lebte, ſchien er allen frühern und ſpätern unruhigen Plänen völlig entſagt zu haben. Er lebte unter einem falſchen Namen in einem kleinen Gebirgsſtädtchen. Die Mutter ſeiner Kinder ſtarb. Er ließ dieſelben unter der Aufſicht einer alten Dienerin in dem Städtchen zurück. Nach Verlauf eines Jahres erſchien er wieder, und brachte eine ſehr ſchöne und anmuthige Frau mit. Einige Monate lebte er nun wieder ſtill

Bibl. Univers. Lips.

und ſchien entſchloſſen, ſich dem ruhigen Genuſſe des häuslichen Glücks ganz hinzugeben. Plötzlich verſchwand er von Neuem und kam erſt nach Verlauf mehrerer Monate, aber nur auf wenige Tage zurück. Er war während dieſer letzteren Zeit durchaus der zärtliche Gatte und wußte ſeine verlaſſene Frau, die fortdauernd in ſtillen Gram verſunken war, über ſeine lange Entfernung zu tröſten. Die Frau ſchrieb ihm unter mancherlei Namen, deren häufige Veränderung doch ihren Verdacht erregte und ſie beunruhigte, bald hier, bald dorthin. Sie ſorgte indeſſen, während ſie ſelbſt kinderlos blieb, mit der zärtlichſten mütterlichen Liebe für die hinterlaſſenen Kinder.

So geſchah es, daß dieſe heranwuchſen, nach ganz anderen Grundſätzen gebildet, als die des Vaters waren. Und es ſchien dieſem eben ſo recht. Beſonders zeichnete ſich Ernſt, der älteſte Sohn, aus. Entſchiedenheit der Geſinnung hatte er von dem Vater, die Milde von der Mutter ererbt. Zwar konnte es den Kindern ſo wenig, wie der Stiefmutter, verborgen bleiben, daß der Vater eine bedeutende Rolle bei vielen politiſchen Ereigniſſen ſpielte; zwar war ihnen dieſes unruhige Treiben furchtbar, aber der ſchwankende Zuſtand aller Verhältniſſe ließ es ungewiß, ob nicht eine feſte, wenn auch irrige Ueberzeugung das leitende Prinzip aller ſeiner

Handlungen wäre, und die Söhne glaubten von dem Vater leicht das Beſte. Sie ſtudirten, wurden angeſtellt, heiratheten, die Schweſter fand einen Mann, und Alles entwickelte ſich in der Familie auf eine gewöhnliche und ſtille Weiſe, während der Vater, in die tollkühnſten Unternehmungen verflochten, Verbrechen auf Verbrechen häufte. Ihnen waren die Thaten des Vaters völlig unbekannt; nur der tiefe Gram der Mutter, der aber in ihrem Buſen verſchloſſen blieb, ließ eine düſtere Ahnung von etwas Entſetzlichem in ihrer Seele entſtehen. Der Vater ſelbſt, wenn er erſchien, trat mit der Gewalt, mit welcher er Menſchen und Verhältniſſe beherrſchte, in ſeiner Familie auf. Selbſt die Mutter konnte dann heiter und zufrieden erſcheinen, wenn er es darauf anlegte, ſie zu beruhigen. Seine glänzenden Fähigkeiten wurden von den Söhnen, je mehr ſie durch eigene Ausbildung fähig waren, ſie zu ſchätzen, deſto mehr bewundert, und obgleich ſie gewohnt waren, von früher Kindheit an gegen andere Menſchen von dem Treiben des Vaters nie etwas verlauten zu laſſen, ſo fühlten ſie ſich doch als Söhne eines ſo bedeutenden Mannes geehrt. Gegen ihn irgend etwas zu unternehmen, wider ſeinen Willen auch das Geringſte zu thun, war ihnen undenkbar. Die unabänderlichen Naturgeſetze feſſelten ſie nicht ſtrenger, als die Befehle des Vaters, und die geheime Gewalt, der ſie ſich unterwarfen, ward durch das verborgene Räthſel ſeines Daſeins noch geſteigert. Seine ſeltene Erſcheinung, ſein mehr geahnter, als gekannter Einfluß auf die bedeutendſten Begebenheiten der Zeit, ſeine ausgezeichneten Geiſtesgaben und Kenntniſſe, ſein eiſerner Wille und ſein umfaſſendes, ſtrenges Urtheil hoben ihn über die ganze Umgebung, daß die Kinder ihn wie ein höheres Weſen mit Furcht und Zittern verehrten. Von einer liebenden Annäherung, von einer kindlichen Vertraulichkeit war nie die Rede. Da er nur kurz und vorübergehend in ſeiner Familie erſchien, da Alle ganz nach ſeinem Willen lebten, er nie einen Widerſtand fand, ſo erſchien er ruhig, ja milde, wenn gleich aus einer würdevollen Entfernung. Ein Erdbeben konnte kein größeres Entſetzen erregen, als ſein Zorn, wenn dieſer, obwohl höchſt ſelten, losbrach.

Als die Kinder verheirathet, angeſtellt, verſorgt waren, kam nun die trübe Zeit, wo er auf ſeinen Irrfahrten die Begleitung der Mutter forderte. Zwar klagten ihre Briefe nie über den Vater, aber den ſtillen Gram, der ſie jetzt ganz ergriff und innerlich verzehrte, konnten ſie aus den ruhigſten Zeilen herausleſen. Immer klarer ward es den unglücklichen Kindern, daß das dunkle Daſein des Vaters etwas Grauenhaftes verbarg.

Ernſt beſonders, der ausgezeichnete älteſte Sohn, ward immer nachdenkender. Je klarer und einfacher das eigene Leben verfloß, deſto ſtärker war die Gewalt, die ihn zur Betrachtung der düſteren Thaten ſeines Vaters hinzog. Auch die arme Mutter war ja jetzt in den dunkeln Abgrund hineingeriſſen, und wie aus einer furchtbaren, finſtern Höhle klangen die zurückgehaltenen Klagetöne der armen Gefangenen und forderten zur Hülfe, zur Rettung auf. Die blaſſe Geſtalt verfolgte ihn in Träumen, das eigene ruhige, geordnete Daſein, ſeine ſtille Beſchäftigung, die Liebe ſeiner Frau, das Gedeihen ſeiner Kinder, Alles, was bisher ſein Glück gründete, ſchien den Werth für ihn verloren zu haben. Eine ungeheure Angſt, als drängten ſich alle Gräuel der unruhigen Zeit vernichtend an ihn heran, hatte ihn ergriffen. Die Frau jammerte, alle Freuden waren aus dem ſonſt ſo ruhigen Kreiſe verſchwunden, der Unglückliche ſchien oft dem Wahnſinne nahe. Jetzt brach der Aufſtand in der Hauptſtadt des benachbarten Landes aus, die entſetzliche Kataſtrophe, durch welche er beendet ward, erregte eine allgemeine ſchmerzhafte Theilnahme. Ernſt hörte, mit welcher Beſonnenheit die Aufrührer verfuhren, wie kühn durchdacht, mit welcher Umſicht ihre Pläne entworfen waren. Ein ausgezeichneter, furchtbarer Geiſt, völlig unbekannt, unerreichbar, müſſe, ſo hieß es, das Ganze leiten. Daß ſein Vater in dieſer Stadt lebte, wußte er, und war überzeugt, daß er den Mittelpunkt des Aufruhrs bildete. Da faßte er den kühnen Entſchluß, ſeinen Vater zur Rechenſchaft zu fordern, ſeine Mutter zu retten. Als er den Gedanken zuerſt faßte, ſchauderte er vor ihm zurück; die grenzenloſe Gewalt, mit welcher der Vater ihn von früher Kindheit an beherrſcht hatte, ſtand drohend vor ihm, es war ihm, als wolle er ſo thöricht, wie frevelhaft ſich gegen die Natur, gegen das unabänderliche Daſein auflehnen, aber die beſſere Geſinnung ſtärkte ſeine Kraft und er wagte es ſeinem Vater zu ſchreiben:

Ich kenne ſeit meiner Kindheit nur die mütterliche Liebe, die treue Pflege der Stiefmutter. Sie, Vater, blieben Ehrfurcht gebietend und Furcht erweckend in der Ferne, wir ſind uns fremd geblieben, obgleich durch das natürlichſte Band vereinigt; Sie wollten es ſo. Was Sie im Finſtern treiben, wird mir immer klarer und, ſeit Sie das Schickſal der Mutter an Ihr gefährliches Daſein geknüpft haben, grauenhafter. Ich habe lange mit mir ſelber gerungen, alles Glück, alle Ruhe iſt von mir gewichen, ich mußte einen Entſchluß faſſen, wenn nicht Frau und Kinder mit mir untergehen ſollten, und er iſt unabänderlich gefaßt. Ich muß Sie ſprechen, das Schickſal der unglücklichen Mutter muß von dem

Ihren getrennt werden. Sie werden überraſcht ſein, es iſt der erſte Widerſtand, den Sie in Ihrer Familie finden, und Sie werden ihn kaum für möglich gehalten haben. Wagen Sie es nicht, meine Bitte mir abzuſchlagen, entſchloſſen, wie ich bin, könnte ich eine That begehen, die Sie, die Mutter, mich, uns alle in's Verderben ſtürzte.

Als Adrian dieſen Brief erhielt, war es ihm eben gelungen, den innern Zwieſpalt zwiſchen Volk und Regierung bis auf den höchſten Punkt zu bringen. Er durfte den Sturz der Miniſter, den gefährlichen Aufſtand des Volks mit Wahrſcheinlichkeit erwarten, und nun ſah er ſich von ſeinem eigenen Sohne, den er durch einen ihm ſelbſt unbegreiflichen Naturtrieb von ſich und ſeinem zerſtörenden Treiben entfernt hielt und in ganz anderen Grundſätzen erziehen ließ, verrathen. Die Drohung ſeines Sohnes konnte ihm keineswegs gleichgültig ſein. Ein kecker Burſche, ſagte er und vermochte die Freude über das entſchloſſene Benehmen ſeines Sohnes nicht zu unterdrücken. Er ſoll ſeinen Willen haben, aber unſchädlich muß ich den jungen Mann machen, die Poſſe geht ja doch zu Ende, und er wird ſich ja in das Unabänderliche zu finden wiſſen. Er antwortete:

In dem Gaſthofe zum rothen Hahn des Städtchens * * * wirſt Du um acht Uhr Morgens den 17. Dezember meinen Wagen finden, der Dich zu mir bringt, komm nur, ich erwarte Dich.

So ſaß Adrian hier in dieſem einſamen Hauſe und erwartete die Ankunft ſeines Sohnes. Er mußte gewaltſam quälende Gedanken unterdrücken, die unwillkürlich aufſtiegen und ſich kaum überwältigen ließen. So erwartet, ſagte er ſich, der Vater ſeinen Sohn. An ſeiner Bildung, an ſeiner Erziehung, mußte er ſich geſtehen, hatte er keinen Antheil. Liebe, kindliches Vertrauen durfte er von ihm nicht erwarten. Seit Jahren hatte er ihn nicht geſehen, und hatte das Bedürfniß auch nicht gefühlt; kaum hatte er mit flüchtigen Worten die Mutter nach dem Befinden der Kinder gefragt. Ernſt war zu beſonnen, um die Mutter mit ſeiner inneren Qual, mit ſeinen Kämpfen und mit ſeinem zuletzt gefaßten Entſchluſſe bekannt zu machen. Der Vater erfuhr nur, daß ſie ſich wohlbefanden, und war damit zufrieden. Er ſelbſt konnte nur für die ſtets gefährliche Gegenwart leben. — Jetzt hörte er das ferne Rollen eines Wagens in der ſtillen Stube. Adolfs Stimme wies den Wagen nach der vom Schnee entblößten Stelle des Thales hin. Dieſer fuhr auf dem geebneten Wege vor. Ernſt ſprang heraus, eilte, von dem alten Weibe unterrichtet, ſchnell die Treppe hinauf, öffnete raſch die Thüre, und ſtand feſt und entſchloſſen ſeinem Vater gegenüber. Die Pauſe der wechſelſeitigen Ueberraſchung dauerte lange. Der Vater mußte ſich geſtehen, daß ſein Sohn, wie er daſtand, eine geheime Macht über ihn ausübte. Er glaubte ſich ſelbſt, kräftig, doch von beſſeren Geſinnungen belebt, wieder zu erkennen; aber auch auf den Sohn machte der Anblick des Vaters einen tiefen Eindruck; dennoch war keine Spur der Ueberraſchung auf den Geſichtern wahrzunehmen.

Nun, ſprach der Vater entſchloſſen und ruhig: was haſt Du mir zu ſagen? — Was ich zu ſagen habe? Iſt mein Brief nicht deutlich genug? Ihr geheimes Treiben wirft Fluch und Schande auf Ihre Söhne, ich ahne dieſes nur, ich will Aufklärung, Gewißheit, ich will das Schickſal meiner armen Mutter kennen. — Alſo, der Herr Sohn will mich zur Rechenſchaft fordern. Wenn ich Dir nun keine Aufklärung geben will? Mit der Mutter korreſpondirſt Du ja! Es ſteht bei ihr, Dich mit ihrer Lage bekannt zu machen. — Sie ſpotten meiner. Die arme Mutter iſt in Ihrer Gewalt, antwortete der Sohn, ſie darf ſich nicht beklagen, und würde es nicht thun, auch wenn es ihr erlaubt wäre. Sie wollen mir keine Aufklärung geben? Wenn ich mir dieſe nun auf andere, gefährlichere Weiſe zu verſchaffen ſuchte? — Du könnteſt Deinen Vater verrathen? erwiederte Adrian ruhig und fixirte den Sohn mit einem durchbohrenden Blick. — Ja, unterbrach ihn der Sohn raſch und entſchieden, bringen Sie mich nicht bis zum Aeußerſten. —

Setze Dich, mein Sohn. Ein großer Theil unſerer Heftigkeit verliert ſich, wenn wir die trotzige Stellung aufgeben. Man iſt ſchon ruhiger, beſonnener, wenn man ſich bequem niederläßt. — Er bot ſeinem Sohne einen Stuhl an und Beide ſetzten ſich einander gegenüber. — Nun ſprich, ich will Dir ruhig zuhören. — Vater! Ihr geheimnißvolles, von uns entferntes Leben, erwiederte Ernſt, fing ſchon an mich zu beunruhigen, ſo wie ich fähig ward, über äußere menſchliche Verhältniſſe ein Urtheil zu fällen. Es war mir erſt räthſelhaft, ein ſteter Gegenſtand unruhigen Nachdenkens, dann verdächtig, und als Sie die Mutter zwangen, an Ihrem Schickſale Theil zu nehmen, grauenhaft. Als das Verbrecheriſche Ihrer Unternehmungen mir immer deutlicher ward, mußte ich Ihnen danken, daß Sie das Unglück Ihres eigenen Lebens von uns entfernt hielten. Wie konnten Sie ſich aber entſchließen, die Macht des guten Geiſtes in uns zu nähren? Sahen Sie es nicht ein, daß er früher oder ſpäter in einen entſchiedenen Kampf treten müßte gegen den finſtern, dem Sie ſich ergeben haben? Ich will es Ihnen geſtehen, lange hätte ich mit mir ſelber gekämpft, wäre vielleicht nie zum Entſchluß gekommen, wenn nicht das Hülfsgeſchrei der unglücklichen Frau, die mich mütterlich erzog, bei Tag und bei Nacht, im Wachen und im Träumen mich verfolgt und um Rettung gefleht hätte. Den Aufſtand, der in der Stadt ausbrach und ſo ſchrecklich unterbrochen ward, haben Sie hervorgerufen. Ich habe keine äußeren Beweiſe, aber eine innere Gewißheit, die keinem Zweifel unterliegt. Das Blut ſo vieler Gefallenen, der Tod der Ertrunkenen ruft um Rache; doch es iſt vorbei. Die Rache gehört dem Herrn, der Sohn muß den Vater zu retten ſuchen, ſo lange Rettung möglich iſt. Lieber Vater, Sie ſind nicht mehr jung, die Maſſe von Gräueln, der ewige Wechſel von Verwirrung muß Sie ſelbſt anekeln. Werfen Sie die ganze düſtere Vergangenheit von ſich ab, wir wollen Allem, was uns hier an das Leben kettet, entſagen, ich will Amt, Würde und jede Stellung im Leben aufgeben, meine Frau will ich aus dem Schooße ihrer Familie losreißen, was mich an die Heimat, an meine Beſchäftigung band, ſoll keinen Werth für mich haben, laſſen Sie uns fliehen. Wir wollen uns in der entfernteſten Ecke der Welt verbergen, wir wollen für den geretteten Vater und für die unglückliche Mutter ganz allein leben. Wo ich hinkomme, werden die Fähigkeiten, die ich erlangt habe, hinreichen, uns zu ernähren. Nur fliehen Sie, fliehen Sie, ich beſchwöre Sie. Es iſt das eigene Blut, das ich rein erhielt, was warnend, mahnend, neu und friſch das alte verpeſtete reinigen und beleben will. Es will zurückſtrömen in den alten Körper; wie es ſeinen Urſprung fand aus dieſem, möchte es vom Sohne ſich hindrängen zu dem alten Herzen des Vaters, daß es geläutert wieder in friſchen Pulſen ſich bewege. Kommen Sie, Vater, der Wagen ſteht da. Ihre Kinder werden in ihrer Mitte Ihnen ein ſicheres Aſyl bereiten, alle Wege ſtehen Ihnen offen. Wenn wir Sie da verſteckt haben, wo ein neues, reineres Leben wieder anfangen ſoll, wenn Sie in Sicherheit ſind, dann will ich alles Uebrige beſorgen. Wälzen Sie eine jede Schwierigkeit auf mich, die Rieſenkraft des Vaters hat ſich auf den Sohn fortgeerbt; Sie haben zerſtörend Wunder gethan, überlaſſen Sie es dem Sohne, ähnliche Wunder zu thun, die zu einem beſſern Ziele führen ſollen. —

Seine Sprache ward immer wärmer, ſeine Rede immer inniger, alles Harte verlor ſich aus ſeinen Zügen, eine unbeſchreibliche Milde ſchien ihn ganz verwandelt zu haben, ein Thränenſtrom ſtürzte aus ſeinen Augen und hemmte ſeine Rede.

Während Ernſt ſprach, ſtützte der Vater ſeinen Kopf auf die Hand und bedeckte das Geſicht, als wollte er den Eindruck der Rede verbergen. Jetzo erhob er ſich und blickte den Sohn mit unveränderter, ruhiger Kälte und mit einem ſpöttiſchen Lächeln an. Ei, mein Herr Sohn, Sie ſcheinen in der Bildung ſehr zurückgeblieben zu ſein. Dergleichen bewegliche Reden hatten im Anfange des Jahrhunderts in der That einige Bedeutung, man merkt, daß Sie in einer kleinen Stadt leben, wie in einem Thale, über welches die Stürme der Zeit hinwegrauſchen, ohne die Ruhe zu ſtören. Die Zeiten der harten Väter und der allerliebſten, edelmüthigen und liebenden Kinder iſt längſt verſchwunden. Die überſchwänglichen Ströme der Rührung haben nur hier und da einige fließende Goſſen zurückgelaſſen. In der großen Welt ſind ſie ſchon lange zu ſtehenden Sümpfen geworden, die ein Mann, der mit Anſtand erſcheinen will, umgeht, ſich nicht zu beſchmutzen. Iſt Ihnen unſere moderne Poeſie ſo unbekannt? Nicht gerührt wollen wir jetzt ſein, ſondern erſchüttert, zerſchmettert, und die Hölle muß reden, wenn wir hören ſollen. Ja ſelbſt gegen dieſe fangen wir an gleichgültig zu werden, ſo daß weder der idylliſche Himmel der Rührung, noch die tragiſche Hölle der Erſchütterung uns mehr in Bewegung zu ſetzen vermag. Ernſt, die Kühnheit, mit welcher Du mir entgegen zu treten wagteſt, verdankſt Du mir; die Sentimentalität haſt Du von Deiner Mutter geerbt, und ſie ſteht Dir ſchlecht. Selbſt ein Weib kann anſtändigerweiſe mit ſolchen Reden nicht in der Geſellſchaft hervortreten; für Geſinde und Kinder mögen ſie noch eine Bedeutung haben. —

Ernſt wollte reden, aber durch die Eiskälte, mit welcher der Vater ihn anblickte, erſtarben ihm die Worte auf den Lippen. Der Vater fuhr fort:

Du ſollſt mich offenherzig finden. Ja, ich bin das geheime Haupt der Verſchwörung, der gefährliche Menſch, von deſſen Daſein ſie eine dunkle Ahnung haben, der Ungenannte und Verborgene, den ſie vergebens ſuchen. Wenn ich mich zurückziehe, ſo ſtehen die Uebrigen alle rathlos da, das Heer löſt ſich auf, der Pöbel ſchweigt, die Parteien und ihre Wortführer verſtummen, und Keiner kann die Bedeutung ſeiner Klage, den Sinn ſeines Haſſes mehr finden. Es giebt nur Einen unter den Lebendigen, der mich kennt, ich bin ihm verſchwunden, obgleich er in meiner Gewalt iſt. Du biſt, mein Sohn, jetzt in mein gefährliches Geheimniß eingeweiht, und Du wirſt einſehen, daß, nachdem ich Dir ſo viel vertraut habe, ich Dich verhindern muß, den Kreis des Vertrauens zu erweitern. Du wollteſt, wenn ich mich zurückzöge, meine Stelle einnehmen, Du verſprichſt Wunder zu verrichten in demſelben Augenblicke, in welchem Du Deine völlige Unfähigkeit dazu kund giebſt. Nur der Sohn einer ſchwachen Mutter konnte ſo thöricht handeln. Wie? Du glaubſt mich zu kennen, ſchleichſt mir und meinen Geheimniſſen nach, forderſt mich zu einem ſolchen Geſpräche auf, und konnteſt Dich rettungslos meiner Gewalt übergeben? Du, der Du Dir zutraueſt, Wunder der Klugheit zu verrichten, wie konnten Dir die unvermeidlichen Folgen verborgen bleiben? — Er klingelte. Adolf erſchien mit zwei rüſtigen Begleitern. — Du biſt mein Gefangener. —

Ernſt entſetzte ſich und riß den Rock auf, um Waffen zu ergreifen. Aber in demſelben Augenblicke waren ſeine beiden Hände mit Rieſenkraft umklammert. Laß die Poſſen fahren, ſagte Adrian, und Ihr nehmt dem Kinde das gefährliche Spielzeug weg. — Er ward entwaffnet. — Laßt ihn los, befahl er ferner; jetzt wird der Knabe ſich ſchon vernünftiger betragen.

Als Ernſt ſah, daß ein jeder Widerſtand vergeblich war, blieb er ſtumm, verſchloſſen und die kalte Erbitterung ſprach ſich durch ſein ganzes Benehmen aus. Der Vater ſchien auch eine jede Rede des Sohnes für überflüßig zu halten und fuhr fort: Du ſelbſt wirſt einſehen, daß Du die Sache auf dieſe Spitze getrieben haſt, nicht ich. Entweder ich mußte Deinem Rathe folgen und die lächerliche Rolle eines reumüthigen Sünders ſpielen, oder ich mußte Dich unſchädlich machen. Du ſelbſt haſt mir keine andere Wahl gelaſſen. Deine Gefangenſchaft, wenn es Dir Troſt gewähren kann, wird nur einige Monate dauern, dann biſt Du frei. — Er gebot Adolf und ſeinen Begleitern, ſich zu entfernen, und ſprach, als ſie allein waren: Einige Monate noch, und ich bin Euch nicht mehr im Wege. Wenn die Welt meinen Namen erfährt — er iſt ihr nicht unbekannt, wo er erſcholl, trat Freund gegen Freund, Vater gegen Sohn auf, in blinder Verwirrung drängte ſich im Haß, was früher in Liebe verbunden war, trat zerſtörende Verfolgung an die Stelle hülfreicher Unterſtützung, waffnete ſich blind wüthend das Volk gegen den Regenten, traute der Bruder dem Bruder nicht mehr — wenn dieſer Name bekannt wird, biſt Du frei. Aber Du ſuchſt dann Deinen Vater vergebens, Du trägſt ſeinen Namen nicht, Keiner wird glauben, daß Du mein Sohn biſt, die Flüche, die laut werden, trage ich allein. Ich kann es, denn ich verachte ſie.

Er ſchwieg einige Augenblicke. Er hatte mit einiger Heftigkeit geſprochen und fuhr jetzt in dem gewöhnlichen Tone fort: Du bleibſt hier, mein Sohn, Du wirſt nach dem Gemache geführt werden, welches Du eine Zeitlang bewohnen ſollſt. Denke nicht an das Entweichen, wir verſtehen es beſſer, unſere Gefangenen feſt zu halten, als die Behörden. Deine Verſuche wären vergeblich und Du ſetzteſt Dich einer großen Gefahr aus. Du wirſt wünſchen Deine Familie zu beruhigen. Du kannſt an Deine Frau ſchreiben, nur geht der Brief, wie natürlich, durch meine Hände und wird durch mich verſiegelt. Haſt Du Keinen zu Deinem Vertrauten gemacht, als Du den tollkühnen Entſchluß faßteſt, Deinem Vater auf eine ſolche Weiſe entgegen zu treten? — Der Sohn ſchwieg. — Antworte! rief der Vater, und der furchtbare Zorn, der den Sohn von jeher, ſelbſt in der fernen Erinnerung, mit Entſetzen erfüllte, überwältigte ihn auch jetzt und zwang ihn zu antworten. — Ich hatte keinen Vertrauten, antwortete er. Mein Entſchluß mußte, ſollte er ausgeführt werden, mein eigenes Geheimniß ſein. Meine Geſchwiſter theilen nicht einmal meinen Verdacht. — Ich glaube es, antwortete Adrian, denn ich ſehe es ein. Du ſchreibſt alſo; aber nur, daß Du lebſt und geſund biſt, und in einigen Monaten wieder erſcheinen wirſt, darf Deine Frau erfahren, Dein Aufenthalt bleibt ein Geheimniß, und enthält der Brief die leiſeſte Anſpielung auf Dein Verhältniß zu mir, dann kannſt Du ihn als nicht geſchrieben anſehen. In Deinem Gefängniſſe wirſt Du Bücher finden, aber Dinte, Feder und Papier erhältſt Du nur, wenn Du Briefe ſchreiben willſt. Der Gefängnißwärter wird Dir Alles bringen, Du ſchreibſt in ſeiner Gegenwart und er legt Alles wieder weg. Adieu, mein Sohn, Du ſiehſt mich zum letzten Male. —

Ernſt blieb ſtumm und in trotziger Erbitterung ſtehen. Er hörte den Vater die Treppe hinunter gehen, hörte ihn unten Befehle ertheilen, ſah, wie er eilig in den Wagen ſtieg und wegfuhr. Man führte ihn nach einem wohlverwahrten Gemach und überließ ihn ſeinen eigenen Betrachtungen.

In einem mit Orangen, blühenden Sträuchern und prachtvollen Blumen verſehenen Winterſaal ſaßen an einzelnen Tiſchen viele Gruppen. Hier eine anſtändige bürgerliche Familie, Mann, Frau und Kinder, dort mehrere beiſammen. Hier und da ein paar Freunde im vertraulichen Geſpräche, ſelten ein einzelner Herr, und dieſer dann leſend oder rauchend. Um einen langen Tiſch waren viele Aeltere und Jüngere verſammelt, und das lebhafte Geſpräch ſchien die Aufmerſamkeit der übrigen Gäſte auf ſich zu ziehen. Ein großer Theil der jüngeren Gäſte gehörte zu den Verbündeten. Andere äußerten einen Abſcheu gegen alle geheimen Verbindungen, das Prinzip der Bewegung, die lieberale Geſinnung ward aber allgemein gebilligt, geprieſen und als die eigene ausgeſprochen. Es war die Verſammlung, in welcher Theodor früher öfters erſchien und eine ſo bedeutende Rolle ſpielte. Es ward viel hin und her geſprochen, Staatsverhältniſſe und Menſchen waren Gegenſtände des Geſprächs. Dieſer ward ein Obſkurant, jener ein Fanatiker, ein Anderer ein Pietiſt, wieder ein Anderer ein Ultraſerviler genannt; ſelten und faſt furchtſam ließen ſich die Benennungen ultraliberal, aufgeklärt, radikal hören. Im Ganzen war man darüber einig, daß das Chriſtenthum in ſeiner alten Form ſich überlebt habe, daß es eine neue, geiſtig freiere und zeitgemäßere Geſtalt erhalten müſſe, daß die alten Spuren des Feudalweſens ihre Bedeutung verloren hätten, daß der dritte Stand im Beſitze der Kenntniſſe des Geiſtes, des Vermögens und der Macht, daß er im Staate der herrſchende ſei und als ſolcher anerkannt werden müſſe. Das Geſpräch ward immer lauter und heftiger. Einer unterbrach den Andern, bis endlich der Streit zwiſchen zwei Männern ſelbſt an dieſem lärmenden Tiſche die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich zog.

Der Eine, ein lebhafter junger Mann, behauptete, daß alle Privilegien, alle Vortheile, die ein Stand über einen andern errungen hätte, aufgehoben werden müßten, und daß ein Jahrhunderte alter Beſitz drückender und ſchädlicher Vortheile kein Recht begründe, daß es thöricht und lächerlich wäre, eine Familie zu entſchädigen, weil ſie ſeit vielen Jahren ihre Nachbaren gedrückt habe. — Der Gegner, ein beſonnener und älterer Mann, der durch einen Zufall in dieſe Geſellſchaft gekommen zu ſein ſchien, ſtritt zwar mit Ruhe, aber mit Entſchiedenheit für die Heiligkeit des Rechts. Da die Streitenden von ganz entgegengeſetzten Grundſätzen ausgingen, ſo war keine Ausſicht da zu irgend einer Art von Verſtändigung. So ſehr hatte indeſſen dieſer Kampf die Aufmerkſamkeit der Anweſenden auf ſich gezogen, daß ein allgemeines Stillſchweigen herrſchte. Nicht allein die frühere laute Verſammlung um den großen Tiſch horchte und ſchien mit großer Theilnahme den Streitenden zuzuhören, auch die hie und da zerſtreuten Gäſte näherten ſich. Ein jeder ſprach von ſeinem Standpunkte aus, ein Jeder in der Geſellſchaft ſchloß ſich an den Einen oder an den Andern an, und gab demjenigen, der ſeine Meinung theilte, in Allem Recht. Keiner der Streitenden hörte auf die Gründe des Andern, er verfolgte nur die eigene Konſequenz, und ſo theilte ſich auch die Geſellſchaft in zwei Theile, die nur Ohren hatten für ihre eigene Sache und taub waren gegen Alles, was der Gegner vorbringen mochte. Dem ruhigen Zuhörer, der, ohne irgend einer Partei anzugehören, die beiderſeitige Rede verfolgte, erſchien dieſes Geſpräch ſehr ſeltſam. Es waren zwei ſich durchkreuzende Monologe, die nichts mit einander gemein hatten. Dieſe wurden abwechſelnd durch die Rede des Andern unterbrochen, und ſo wie irgend einer der Streitenden wieder das Wort gewinnen konnte, fingen ſie da wieder an, wo ſie aufgehört hatten. Die Majorität der Jüngeren war auffallend für den Feind aller ererbten Vorrechte. So neben einander redend wurden ſie immer lauter, und der Streit war am heftigſten, als Theodor hereintrat. Er war lange nicht in dieſer Geſellſchaft geweſen, und ſchien heute ganz beſonders fröhlich und heiter geſtimmt. Wie gut, rief der heftig kämpfende junge Mann und unterbrach den Streit, daß Sie, Theodor, eben jetzt kommen, gewiß werden Sie mir beiſtehen; ich habe mit einem hartnäckigen Gegner zu thun, der mir die klarſten Grundſätze abläugnet, und wenn ich ihm die unwiderſprechlichſte Wahrheit vor die Augen gelegt habe, ſich ſtellt, als hätte er nichts vernommen. Der Gegner lächelte und verſicherte mit großer Ruhe, daß auch er ſich auf Theodor berufen wolle; er ſei überzeugt, wie er Theodor kenne, durch ihn eine wichtige Stütze erhalten zu haben. — Jetzt ſollte er nun mit dem Gegenſtande des Streites bekannt gemacht werden. Aber das war nicht leicht. Ein **Jeder** ſuchte die Behauptungen ſeines Gegners auf die verzerrteſte und lächerlichſte Weiſe darzuſtellen, bis endlich den beiden Streitenden von der Geſellſchaft Stillſchweigen geboten wurde und man einen ruhigen Zuhörer, der allgemeine Achtung zu genießen ſchien, aufforderte, einen Bericht abzuſtatten. Dieſer that es. Theodor erfuhr den Gegenſtand des Streites und wie die Gegner nur neben einander, nicht mit einander geſprochen hatten. Die Gelegenheit ſchien ihm günſtig, ſeinen Entſchluß auszuführen; er war heiter und glücklich, die günſtige Wendung, welche Ferdinands Schickſal genommen hatte, ſtimmte ihn froh und hoffnungsvoll. Theodor war allgemein bekannt, ſeine Beredtſamkeit oft bewundert, es entſtand eine allgemeine Stille, als er die Aufforderung, dieſen Streit wo möglich zu ſchlichten, willig annahm, und man erwartete mit großer Spannung, wie er ſo widerſprechende Anſichten vermitteln wollte.

Machiavell, fing Theodor an, erzählt in ſeiner Florentiner Geſchichte von einem Kampfe, der auf einer Brücke zwiſchen den Kondottieren zweier Parteien ſtattfand. Er dauerte faſt den ganzen Tag, ohne daß ein

Mann verwundet wurde; nur Einer, der zufällig vom Pferde ſtürzte, brach das Bein. Die Miethlinge beider Parteien wollten ſich nicht treffen. Ein ähnlicher Kampf hat hier ſtattgefunden, nur daß ſie ſich nicht treffen konnten. Wer von Ihnen einen unbedeutenden, zufälligen Verluſt erlitten hat, kann ich nicht wiſſen. — Man lachte und die Kämpfenden ſchienen ſehr verdrießlich. Theodor fuhr fort: Man muß mir ſchon erlauben, was ich hier zu ſagen habe, mit einer Geſchichte einzuleiten. Ich komme eben von einem Auftritte, der mich ganz hingeriſſen hat, und die Erzählung iſt hier keinesweges zwecklos.

Ein ſchöner, heiterer Wintertag, mit klingendem Froſt und Sonnenſchein hat für mich etwas unwiderſtehlich Anziehendes. Iſt es ſtill, wie heute, ſo kann man ſchon die jetzige Kälte von zehn bis zwölf Grad ertragen. Die Gegend ſcheint ſich neu und reinlich angezogen zu haben, und die Wärme, die man ſich erwirbt, hat etwas Erfriſchendes, demjenigen ganz unbekannt, der in läſſiger Trägheit ſich die Erwärmung thatenlos, wie ein Bettler, durch den Ofen ſchenken läßt. So trieb mich heute der klingende Froſt aus der Stadt heraus, der Schnee kniſterte unter meinen Füßen, die Krähen krächzten in den Bäumen, die Sperlinge flogen ängſtlich umher, die Bauerſchlitten jagten über die gefrorne Fläche, und das einfache Schlittengeläute, ja das Knarren der ſchweren Frachtwagen war mir reizend und angenehm. Die mit Reif bedeckten Wanderer, in dicke Ueberröcke und Mäntel gehüllt, eilten raſch an mir vorüber, und die glühenden Geſichter warfen mir im Vorbeigehen einen fröhlichen Gruß zu. Auch mein raſches Fortſchreiten war ohne Anſtrengung. Das ſchnelle Gehen war eine unwillkürliche, kraftvolle, durch die Natur hervorgerufene, mich bis in das Innerſte erfriſchende Bewegung. Sie ermüdete mich nicht, ja mit der größten inneren Ruhe konnte ich mich meinem Nachdenken hingeben. Nun erſchien mir Alles heiter, luſtig, hoffnungsvoll, kein trüber Gedanke konnte Wurzel in mir faſſen. Meine Fußreiſe hatte ein beſtimmtes Ziel. Ich wollte einen Pächter in einem Dorfe, eine Meile von hier, beſuchen. Sein Haus iſt das anſehnlichſte unter allen, und wie es heute da lag, nahm es ſich beſonders luſtig und einladend aus. Zwei Stock hoch, weiß angeſtrichen, mit grünen Jalouſieen verſehen, der Thürklopfer glänzend, die Fenſterſcheiben klar, hell und rein, die Wände von der Morgenſonne beſchienen, lachte es mich, hinter den großen Linden, deren Aeſte mit Schnee beladen waren, äußerſt freundlich an. Die Eiszapfen, welche von dem Dache lang und dick herunter hingen, mußte ich als einen Schmuck betrachten, und, indem ich es ſo anſah, erſchien es mir höchſt freundlich, ja feſtlich. Aus dem Schornſtein ſtieg ein mächtiger, heller Rauch unbewegt in grader Linie zum blauen, wolkenloſen Himmel hinauf.

Als ich in das Haus hineintrat, ſtürzte mir die Familie jubelnd entgegen. — Daß Sie kommen mußten, rief man, und grade heute, macht uns nun zehnfach glücklicher, als wir ſchon ſind, jetzt erſt kann das Feſt werden, was es ſein ſoll. Der Pächter, ſeine Frau, ſeine Kinder umringten mich, und ich war erſtaunt. Alle waren feſtlich anzogen, die Stube, in welche ich eintrat, zwar immer höchſt reinlich und ſauber, war heute ungewöhnlich geſchmückt. — Was iſt das, rief ich, Albrecht, hier wird ein Feſt begangen oder vorbereitet, wodurch zeichnet ſich dieſer Tag in Euerm ruhigen, glücklichen Leben aus? — Es ſind grade heute, berichtete der Pächter, achtzehn Jahre verfloſſen, ſeit ich unter wenig günſtigen Verhältniſſen dieſe Pachtung übernahm, eben heute habe ich den letzten Vortheil errungen, den ich wünſchte, der mein mühſam Erworbenes für die Zukunft ſicher ſtellt. Ich wußte es zwar ſchon ſeit ein paar Tagen, da bat ich den freundlich geſinnten Beamten, mir die Ausfertigung heute zuzuſchicken. Es iſt geſchehen und ſie liegt da — mein zukünftiges Glück und der Lohn für die Mühe ſo vieler Jahre.

Da beſchloß ich den Tag auf eine andere Weiſe noch feſtlicher zu machen. Meine älteſte Tochter liebt einen jungen, tüchtigen Mann, der mir auch recht lieb und werth iſt, er iſt aber ohne Vermögen. Ich ſchwieg daher und hielt die jungen Leute auseinander, obgleich ihre gegenſeitige Neigung mir bekannt war; ſie ſind Beide jung, dachte ich, und können wohl etwas warten; gelingt es Dir, den letzten, erwünſchten Vortheil zu erringen, dann iſt ja auch für ihre Zukunft geſorgt. Wäre es nicht gelungen, ich hätte ſie doch zuſammengegeben, aber Gottlob, es gelang. Als ich dieſes erfuhr, ließ ich in der Freude meines Herzens den jungen Mann kommen. Ich wartete nicht lange auf einen Antrag von ſeiner Seite, ich war meiner Sache gewiß. Du möchteſt meine Adele gern heirathen, ſagte ich ihm, nimm ſie, ich gönne ſie Dir von Herzen, meine gute Frau auch, und daß Adele Dir keinen Korb geben wird, das weiß ich ſchon. Der junge Menſch war wie im Himmel, und als nun Mutter und Tochter hineintraten — denn wir waren beide einig — da ging erſt die Verlegenheit und das Geziere los. Das war ein Weinen und ein Lachen unter einander, eine Glückſeligkeit ohne Ende. Ein ſolcher Augenblick iſt doch köſtlich, alle Sorge und Kummer vergangener Jahre war vergeſſen, und als die jungen

Leute ſich in die Arme fielen, umarmten wir Alten uns auch, als feierten wir von neuem unſern eigenen Brautſtand. Nun heute ſoll die Verlobung ſein. Gott hat mir vergönnt, an dieſem heiteren, luſtigen Tage ein dreifaches Feſt zu feiern, und meine guten Nachbarn ſollen an meinem Glücke Theil nehmen und, was Gott mir in Fülle ſchenkte, mit mir genießen. Möchte er ſeinen Segen dazu geben, möchten die zukünftigen Tage, die frohen Stunden in dieſem Feſte verhüllt ſein, wie der Frühling unter der reinlichen Schneedecke. — So ſprach der Mann und ich war aus der trüben Verwirrung des öffentlichen Lebens wie durch einen Zauber auf eine Inſel der Glückſeligkeit verſetzt, ſo heiter, wie ſie jemals die Dichtkunſt erſann.

Dieſe kleine Begebenheit, die mit der raſchen Bewegung in einer freien und anmuthigen Gegend mich geſtärkt hat, wird der Geſellſchaft ſo einfach, wie ich ſie erzählt habe, nicht gleichgültig bleiben. Daß ich da blieb, mit der Familie und den Nachbaren, ſo wie mit den paar Gutsbeſitzern aus der Nähe das frohe Mittagsmahl genoß, verſteht ſich wohl von ſelbſt. Ich war Zeuge der großen Theilnahme an des Pächters Glück, die ſich unbefangen zeigte, der großen Achtung und Liebe, deren er genoß. Die Zeit verging auf die angenehmſte Weiſe in frohen Geſprächen und im Genuß des Tages, nichts ſtörte das ſchöne Feſt. Was mich aber beſonders veranlaßt, den Blick der hier Verſammelten von den großen allgemeinen Verhältniſſen abzulenken, die uns täglich mehr verwirren und, wie ſie aufgefaßt werden, jetzt nur endloſen Streit, nie zu ſchlichtende Kämpfe erzeugen, iſt die Art, wie der einfache Mann das glückliche Leben in ſeiner Familie und den großen, wohlthätigen Einfluß auf die Einwohner des Dorfes erlangte, und dieſes ſchöne Feſt möglich machte.

Albrecht war von ſeiner Kindheit an ein Diener im Hauſe meines Vaters, ein ſtiller, zuverläßiger und anſpruchsloſer Menſch. Mein Vater ſetzte das größte Vertrauen in ihn. Als ich geboren ward, diente er ſchon einige Jahre, und ich, dem er Alles zu Gefallen that, lebte mit ihm auf dem vertraulichſten Fuße. Als er zu heirathen wünſchte, unterſtützte ihn mein Vater, daß er die Pachtung übernehmen konnte. Dieſe war aber ein Nebenbeſitz eines großen Gutes, zuſammengebracht aus mehreren großen Bauergütern, auf welchen ſchwere Servituten von alten Zeiten her laſteten. Es war bis jetzt vernachläßigt, und, der nicht unbedeutenden Unterſtützung meines Vaters ungeachtet, eine ſchwere Aufgabe für den armen Mann, ſich in den erſten Jahren in der Pachtung auch nur zu erhalten; aber Albrecht und ſeine vortreffliche junge Frau hatten einen

Beſchluß gefaßt, durch welchen ſie alle Schwierigkeiten überwanden. Im Dienſte meines Vaters hatte er ſich mit dem Landbau in allen ſeinen Richtungen völlig vertraut gemacht. Wie das vernachläßigte Gut zu einem beſſern Ertrage gebracht werden könnte, überſah er mit einem ſichern Blick, und entwarf einen Plan, der freilich unter Mühe und Sorgen viele Jahre brauchte, um völlig zu gelingen. Er übereilte nichts, hielt aber ſein Ziel unverrückt im Auge, obgleich eine große Entſagung gefordert wurde. So war er genöthigt, mehr als ein Drittel des dürftigen Einkommens zurückzulegen und auf das Gut zu verwenden. Er lebte in der That in den erſten Jahren dürftig, wie der ärmſte Bauer, und nichts unterſchied ihn von dieſem, als ſeine größere Thätigkeit, und die große Ordnung und Reinlichkeit, welche die Frau auch, als ſie bald Mutter ward, im Hauſe zu erhalten wußte. Dieſes war äußerſt verfallen, faſt eine große, wüſte Ruine mit wenigen bewohnbaren Räumen. Es war ſchon damals, jetzt vor achtzehn Jahren, eine unruhige Zeit. Man ſtand im Begriff Ständeverſammlungen einzuführen, und die lauten Anſprüche auf Befreiung aller Art traten immer heftiger hervor. Auch Albrecht ward aufgefordert, Anſprüche der Art geltend zu machen. Viele der Laſten, die das Gut zu tragen hatte, waren von der verhaſteſten Art. In einer ſo unruhigen Zeit würde er, ſtellte man ihm vor, wenn er laute Klagen erhöbe, obſchon auch nicht jede zu fordernde, doch manche erwünſchte Erleichterung ſich verſchaffen können. Eine Aufkündigung der Pachtung hatte er kaum zu befürchten, denn Wenige hatten den Muth, ſie unter ſo läſtigen Bedingungen zu übernehmen. Er hörte nie auf einen ſolchen Rath. Verpflichtungen, ſagte er, die ich übernommen habe, muß ich erfüllen, und eine jede Aenderüng muß aus einer gemeinſchaftlichen Uebereinkunft hervorgehen. Wenn der Beſitzer einſieht, daß eine ſolche Veränderung auch ihm Vortheile bringt, wird er ſich nicht gegen ſie ſträuben. — Nun hatte er aber ſich ſelbſt anderen Beſchränkungen unterworfen, die ihm läſtig waren. Eine Brennereigerechtigkeit war mit dem Gute verbunden, das Branntweintrinken hatte unter den Bauern überhand genommen und trug ſchlechte Früchte. Von allen Seiten ward er ermuntert, dieſen nahe liegenden Vortheil zu benutzen; er entſagte ihm auf die entſchiedenſte Weiſe. Wie, antwortete er den zudringlichen Freunden, allgemein höre ich reden von Patriotismus und wie ein Jeder für das Wohl ſeiner Mitbürger thätig ſein müſſe, wie ein gemeinſchaftlicher Sinn die verſchiedenartigen Beſtrebungen der Staatsbürger vereinigen, das Beſſere fördern, das Schädliche verdrängen müſſe — und Menſchen, die von ſolchen Geſinnungen durchdrungen zu ſein verſichern, ſehen wir das Verderbliche, Gefährliche zum Gegenſtande ihrer Unternehmungen machen, wenn es ihnen nur Vortheil bringen kann. Iſt es nicht ſeltſam, daß ſo errungene Vortheile als völlig rechtmäßige betrachtet werden, daß die Unternehmer nie getadelt, vielmehr gelobt werden? Muß man nicht, wenn man dieſe Erſcheinung unbefangen betrachtet, einſehen, daß jene großen Geſinnungen hohl ſind, und daß die ſcheinbar vom Höchſten ausgehende Uebereinkunft im Hintergrunde einen zugeſtandenen, wechſelſeitigen Betrug enthält? — Was er nach dem Rathe der Freunde durch laute Klage und auf eine ſtürmiſche Weiſe erlangen ſollte, das erwarb er zwar langſamer, aber ſicher und friedlich. Während umher liegende Dörfer in den Strudel der Unruhen hineingeriſſen wurden, in Streit und Feindſchaft lebten, und verarmten, wirkte ſein Beiſpiel auf ſeine Nachbaren; viele verſuchten es, wie er, ſich durch Fleiß und Arbeit in eine günſtigere Stellung zu verſetzen und dadurch rechtlich zu erwerben, was jene unruhig zu ertrotzen ſuchten. Es iſt ihm gelungen. Nicht ſein Gut allein, alle Bauergüter heben ſich. Unter den kleinern Beſitzungen der Dörfer der Umgegend ſind dieſe die einträglichſten, und allenthalben erlangte man Erleichterung und Befreiung durch rechtliche Uebereinkunft. Den Vortheil, den er zuletzt erwarb, der den zukünftigen, blühenden Beſitz ſeiner Familie ſichert, war die Veränderung der Zeitpacht in Erbpacht.

Hier, in dieſer einfachen Erzählung, die freilich nicht den Staat in ſeinen großen Verhältniſſen, noch weniger die große, grenzenloſe Menſchheit umfaßt, liegt, irre ich nicht, die Vermittelung des hier erhobenen Streites. Die Heiligkeit des Rechts behauptet der Eine, während der Andere nicht ohne Grund hervorhebt, daß Rechte, die unter anderen Verhältniſſen in früheren Zeiten ſelbſt auf die wohlthätigſte Weiſe begründet waren, im Verlauf der Jahre ihre Bedeutung verlieren, ja im höchſten Grade drückend und hemmend werden können. Zwar iſt das Recht nicht, was Viele behaupten möchten, eine unmittelbare, wohl aber eine mittelbare Offenbarung Gottes: es iſt die göttliche Zucht, der wir uns nie ungeſtraft zu entreißen ſuchen werden. Es hat ſeine Bedeutung nur, wenn es beſtätigt wird durch die höhere Liebe, die uns dem göttlichen Weſen unmittelbar nahe bringt. Aber wie der Menſch iſt, können Liebe und Recht ſich nie völlig einigen; „dann wird Geſetz Unſinn, Wohlthat Plage“ und vertrieben aus dem Paradieſe der Liebe, fangen die wechſelſeitigen Anklagen an, die kein Ende nehmen. Nie werden wir von den Höheren gedrückt ohne eigene Schuld, ſo wie der Druck nie ausgeübt wird ohne die Schuld der Herrſchenden; aber hier fängt nun eben die göttliche Zucht an, und es ſteht bei uns, ob wir ſie erleichtern oder ſchärfen wollen. Erkennen wir ſie an, unterwerfen wir uns ihr, geſtehen wir, daß wir ſie verdient haben, dann wird ſie erleichtert und wir treten nie aus dem rechtlichen Verhältniſſe heraus. Die freiwillige Unterwerfung mildert erſt die Knechtſchaft und hebt ſie dann auf; das iſt es, was wir ruhige, geſchichtliche Entwickelung nennen. Sie fängt da an, wo ein jeder Menſch ſeinen Beruf kennt und erfüllt, wo er das Talent, was Gott ihm gab, in der eigenthümlichen Art entwickelt, daß es hervortritt in eigener Geſtalt und mit ſeinem bedeutungsvollen Daſein ſich Anerkennung erwirbt. Wenn vor Zeiten ein ohnmächtiges Geſchlecht ſich dem ſtarken unterwarf und bei ihm Schutz ſuchte, kann das Verhältniß bleiben, ſagt man, wenn im Verlaufe der Jahre das ohnmächtige Geſchlecht ſtark wird, während das ſtarke zur Ohnmacht herabſinkt? Soll nun, unſinniger Weiſe, der Schwache den Starken beſchützen, dieſer bei jenem Schutz ſuchen? Wenn das arme Geſchlecht früher bei dem reichen Hülfe ſuchte, dieſes verarmt und jenes ſich bereichert, ſoll der jetzt Reiche nun fortdauernd bei dem Verarmten Hülfe ſuchen, die dieſer ſelber erflehen muß? Wenn das unwiſſende Geſchlecht bei dem Kundigen Belehrung ſucht, jenes im Verlauf der Zeiten die Kenntniß erlangt, die dieſes verliert, ſoll nun fortdauernd der Kundige von dem Unkundigen belehrt werden? Dieſes Verhältniß, ſo allgemein ausgeſprochen, ſcheint freilich ſehr einfach und die Antwort leicht; aber es iſt ein großer Irrthum, wenn man glaubt, daß dieſe Verhältniſſe in der Geſchichte ſo rein und einfach hervortreten. Um den Mächtigen, den Reichen, den in ſeiner Zeit geiſtig Hervorragenden bildet ſich eine eigene Welt, aus den früheren Vorzügen entſprungen; ſie kann ihre Bedeutung erhalten, ſie kann ein eigenes Leben führen, ſelbſt wenn in dem Wechſel der Zeiten die Quelle vorübergehend verſiegt, ſie kann ſich von Neuem beleben, ja von einer ſolchen Art ſein, daß ſie eine höhere Bedeutung für alle Zeiten gewinnt. Wir ſtehen außerhalb ſolcher mächtigen Inſtitute der Vergangenheit, und fühlen uns durch ſie gehemmt und gedrückt. Wir finden uns ſtärker oder reicher oder kundiger, als diejenigen, die jene Inſtitute durch Macht, Beſitz oder Kenntniß beleben ſollen; aber uns iſt es nicht gelungen, unſerem Daſein eine ſolche höhere Geſtaltung zu geben. Unſere Vorzüge ſind vorübergehend, und ſteigen oder ſinken mit der wandelbaren ſterblichen Perſönlichkeit. Da iſt die tiefe geſchichtliche Frage, nicht wie ſie oberflächlich und ſeicht in unſeren Tagen geſtellt iſt, nicht die, wie wir dieſen vorübergehenden Druck durch Gewalt los werden, vielmehr, wie ſich das, was ſich in großen ſtehenden geſchichtlichen Formen geſtaltet hat, zu unſerm unſicheren und wechſelnden perſönlichen Daſein verhält, und wie der feindliche Gegenſatz, wenn er immer herber hervortritt, vermittelt, nicht geſteigert werden kann. —

Das Reſultat ihrer tiefſinnigen Unterſuchung, rief der heftige junge Mann, iſt alſo doch, daß ich mich, vorläufig wenigſtens, beſchützen laſſen ſoll von dem Armſeligen, der meines Schutzes bedarf, daß ich mit einem vollen Beutel Geld leihen ſoll von dem, der keinen Heller beſitzt, und bei dem Unwiſſenden Belehrung ſuchen ſoll über Sachen, die ich beſſer verſtehe. —

Sie haben mich, wie ich erwarten konnte, misverſtanden. Die Frage iſt, ob die Inſtitute, die ſich geſchichtlich ausgebildet haben, nicht Vorzüge beſitzen, die freilich durch die zeitigen Repräſentanten in der Gegenwart nicht zum Vorſchein kommen, während wir die Vorzüge erwarben, aber nicht ſo, daß ſie eine bleibende geſchichtliche Geſtalt aus ſich zu erzeugen vermochten. Iſt es nicht ein Raub, wenn wir ohne Ueberlegung die feſten Erzeugniſſe von Jahrhunderten zerſtören, um augenblickliche Bedürfniſſe zu befriedigen?

Dieſe ſollen nicht vernachläſſigt, nicht unberückſichtigt bleiben. Sie haben, oder vielmehr ſie ſuchen ihre Bedeutung für die Zukunft, und dieſes Streben der Geſchichte darf nicht verkannt werden. Es kömmt nur darauf an, wie wir zur richtigen Kenntniß ſolcher Verhältniſſe gelangen, und da meine ich, geſchichtliche Uebel werden nicht dadurch gehoben, daß man ſie ohne Beſinnung entfernt. Du kannſt den Gläubiger vielleicht durch Ueberredung oder Gewalt dahin bringen, daß er ſeine Forderung ruhen läßt, Du haſt ein drükkendes Uebel von Dir entfernt, aber der Schuldſchein bleibt in den Händen der Erben, dieſe werden die Schuld mit Zinſen von Zinſen wieder einfordern, und Dich oder Deine Kinder völlig ruiniren.

Kehren wir zu unſerm Pächter zurück. Dieſer Mann, denke ich, gefällt uns allen. Er hat nicht die Servitute für den Staat aufgehoben, aber ſie ſind, einem tüchtigen Daſein gegenüber, von ſelbſt verſchwunden. Der Staat iſt nicht ein todtes Aggregat einer Menge von Menſchen, die erſt durch ihre Vereinigung eine Bedeutung bekommen, er beſteht nicht aus einem Gedränge von hohlen Schädeln, die erſt durch das Zuſammenſtoßen Gehirn erhalten. Gleichzeitig im Staate als ein Ganzes und in den Bürgern muß dasjenige hervortreten, was dem Staate ſeine Bedeutung, ſeine

Kraft, ſein Leben ertheilt. Nur der iſt Bürger des Staates, welcher ihm etwas zu bieten weiß, was für ſein Beſtehen nothwendig iſt, und alle Macht geht von der perſönlichen Souveränität, von der wahren bürgerlichen Ehre, der tüchtigen Perſon aus, die niemals mit dem Staate in Widerſpruch gerathen kann, vielmehr mit dieſem immer und nothwendig eins iſt. Dieſe perſönliche Souveränität erkennt die in's Leben getretene des Staates an: ein ſolcher iſt nothwendig monarchiſch, und je geſunder der Staat in allen ſeinen Organen iſt, deſto mächtiger iſt er; auch hier hängt die vorübergehende Bedeutung von der Perſönlichkeit des Regenten ab. Aber ein geſunder Menſch haut ſich nicht den Kopf ab, weil er Kopfſchmerzen hat. Die Revolutionären ſind dem Manne ähnlich, der Meerrettig gegeſſen hatte und ſich die Naſe abſchnitt, damit die Schmerzen nicht um ſich greifen ſollten.

Sie ſehen, meine Freunde, daß ich dem allgemeinen Gerede über die Verhältniſſe des Staates gar kein Recht einräume. Ueberhaupt kann ein jeder Staat wohl durch das unbehagliche Gefühl ſeiner Bürger, die ſich in allen Verhältniſſen wechſelſeitig drängen, in eine Art von Verzweiflung gerathen; die Bürger können wünſchen, um jeden Preis aus ſolchem Gedränge heraus zu kommen: aber wenn ſie dann Alles, was drückte und quälte, gewaltſam weggeſchafft, alle Inſtitute zerſtört, alle Knoten, die nicht zu löſen waren, zerhauen haben, dann ſtehen ſie leer da. Sie wollen einen neuen Staat bauen, aber um zu werden, muß er ſchon da ſein, wie alles Lebendige nur wird, indem es ſchon da iſt, und eine jede Geſtalt auf eine frühere ihrer Art hinweiſt, aus welcher ſie entſprungen iſt. Kein Staat läßt ſich machen, er wächſt nur, und der Staat iſt zu bedauern, der den Keim ſeines früheren Daſeins ganz verloren hätte; er trüge unvermeidlich ſeine eigene Vernichtung in ſich. Selbſt die Repräſentationen, wie ſie jetzo beliebt ſind, kann ich nur als eine Aushülfe kranker Staaten betrachten. Ganz anders würde die Vereinigung verwandter Thätigkeit, die Verbindung eigenthümlicher Kräfte, die Wiedererneuung der jetzt ſo verhaßten Zünfte und Korporationen, die durch die Tüchtigkeit ihrer Mitglieder allein ihre Bedeutung erhalten, eine Garantie geben für die Freiheit und Selbſtändigkeit der Bürger. Ein tüchtiger Bürgerſtand ſteht dann einem Adel gegenüber, der ſchon tüchtig ſein muß, wenn er ſich erhalten ſoll. Die zufällige Wahl der Repräſentanten ſpricht nur die Schwäche der Bürger aus, die in der Zerſplitterung ihre ſelbſtändige und lebendige Vertretung verloren haben. Wie nun die, freilich erneuerten, aber aus der lebendigen Gegenwart entſpringenden Korporationen durch eine wahre Vertretung eine höhere Vereinigung finden, das wird ſich, durch das nach und nach erwachende gemeinſchaftliche Bewußtſein, aus einer geſchichtlichen Entwickelung, nicht aus einem ſeichten, allgemeinen Gerede, erkennen laſſen. Die Zukunft des Staates iſt Gottes tiefſtes lebendiges Geheimniß; was uns aber obliegt, das wiſſen wir. Ein Jeder biete dem Staate ſein ganzes Leben, ſein ganzes, ſage ich, auch ſeine geiſtige Eigenthümlichkeit, damit ſie ſich reich, fruchtbar entfalte. Er wird dann fühlen, daß er nicht allein ſtehen kann. Wiſſenſchaft, Kunſt, jedes Gewerbe gedeiht nur durch Verbrüderung, und in dem ſo Verbundenen ſchlagen ſchon lebendig die Pulsſchläge des Staates, und die allgemeine Einheit wird dann auch eine lebendige ſein, nicht eine bloß fingirte. Solche Bürger fordern einen König, der nicht bloß herrſcht, ſondern auch regiert. — Doch, was rede ich von Dingen, die, tauſend Mal erwogen, Allen hinlänglich bekannt, ja faſt trivial ſind; auch kömmt die Ueberzeugung nicht durch die Rede. Dieſe bildet nur eine dritte Partei und alle drei ſtehen einander ſchroff gegenüber, wie die beiden erſten. Ein Jeder weiß, was er zu thun hat; er weiß, daß er, um frei zu ſein, entſagen, ſich beſchränken, ja ſich unterwerfen muß. Es kann Keinem, der ſich redlich beſinnt, verborgen bleiben, wo die Quelle der Freiheit fließt, daß nur der treu Dienende herrſchen kann, eine jede freche, allgemeine Oppoſition aber uns in Knechte verwandelt. —

Sie haben Recht, mein Herr, ſagte ein junger lebhafter Mann, das politiſche Geſchwätz iſt langweilig geworden, und die Brühe, die in den Kammern alle paar Jahre aufgewärmt wird, ekelt den Geiſtreichen an. Wir müſſen tiefer in die ſocialen Verhältniſſe hineingreifen, der Geiſt muß ſich in ſich ſelber erfriſchen, von ihm geht Alles aus und zu ihm ſtrömt Alles wieder zurück; ſo allein wird Deutſchland jung und neu; und was nenne ich Deutſchland? Die ganze civiliſirte Welt hat ein gemeinſchaftliches Streben, die nationalen Vorurtheile müſſen fallen, wie ſo viele andere. Frankreich fängt an Deutſchland zu begreifen, und wir werden unſere albernen Tugenden, unſere pedantiſchen Maximen, unſere Literatur und ſo Vieles, worauf wir einen übertriebenen Werth ſetzen, glücklich los. Wenn wir franzöſiſch werden, wird der Franzoſe deutſch. Sehen wir nicht die alberne Sentimentalität des Chriſtenthums allmälig verſchwinden. Dieſe krankhafte Liebelei, dieſe thörichte Furcht vor einem Gotte, welcher uns Jahrhunderte lang mit Verſprechungen geäfft hat, wird auch verſchwinden, wie ſo manches Andere. Die Pfaffen haben ſchon ſo lange an ihrer Kanzel gerüttelt, dieſe iſt dadurch ſo loſe geworden, daß der Prediger die Unſicherheit ſeiner Stellung wohl erkennen muß. Wir werden noch die Altäre zum fröhlichen Mahl eingerichtet ſehen und werden nicht in trübſeliger Erwartung deſſen, was da kommen ſoll, ein heiteres Daſein uns verkümmern. Das Leben ſelber ſoll uns ganz beſitzen, nur der Lebendige hat Recht. Wenn die warme, glühende Sinnlichkeit Vertrauen zu ſich ſelbſt faßt, wenn wir aufwachen aus den Träumen, die uns feſthielten, und mit offenen klaren Augen um uns blicken, dann wird das alte Geſpenſt von ſelbſt verſchwinden, die Gegenwart eine heitere Poeſie entfeſſelter Geiſter werden und wir werden die frohen Dionyſosfeſte feiern. —

Die Vorbereitungen dazu, unterbrach ihn Theodor, ſcheinen bis jetzt ein wenig trübſelig ausgefallen zu ſein. Wir haben nichts übrig, als die Reſte der Hekatomben, die unlängſt von den früheren Opfern übrig blieben, und die etwas ſtinkend geworden ſind, das iſt das Fleiſch, das man emancipiren will. — Ein recht ſchlächtermäßiger Ausdruck. Und welche unſinnige Zuſammenſtellung bei den lächerlichen Emancipationsverſuchen! Die Juden, die Frauen und das Fleiſch ſollen frei werden. Von den Erſteren rede ich nicht, ſie ſind Jahrhunderte lang die gedrückten Irländer des ganzen civiliſirten Europas geweſen, wir dürfen uns nicht wundern, wenn ſie ſich an uns reiben. Klüger, als die Irländer, haben ſie gewußt, ſich den Zaubergürtel des Kosmopolitismus zu erhalten, der, mächtiger als Philoſopheme, alle Volksthümlichkeit vernichtet — das Geld, und an O'Connells, die ſie beſolden, fehlt es ihnen nicht. — Aber was von der Emancipation der Frauen geſprochen wird, iſt wahrhaft empörend und beweiſt mehr, als Alles, daß der Dionyſos, den wir jetzt verehren, nicht der heitere Gott der Trauben, ſondern nur ein Bierbruder iſt. Welche Maſſe von Gemeinheit, von ſtumpfſinniger Philiſterei liegt in einer Anſicht verborgen, die nicht mehr die Gewalt der Frauen und ihre urſprüngliche Freiheit erkennen will! Einſt kannte Europa eine großartige, bedeutende Geſtalt, die zarteſte und ſtärkſte zugleich, die freieſte, kühnſte und unterwürfigſte. Sie diente dem Herrn und der Magd mit gleicher Treue, und wenn ſie knieend in gläubiger Andacht vor Gott hinſank, erſchien ſie eben ſo bedeutend, als wenn ſie muthig kämpfte. Ein Wort, inhaltsſchwer und von Wenigen in ſeiner vollen Tiefe erkannt, bezeichnete ihre eigentliche Würde und ihren inneren Werth. — Es iſt die reine, fleckenloſe Ritterehre, durch ſie allein einer poetiſchen Darſtellung fähig, ohne daß ſie aufhört, Religion zu ſein. Mag ſie einfach und kindlich hervortreten, mag ihre Sprache ungeſchickt, ja hart erſcheinen, ſie trägt die ganze weite Welt der Dichtkunſt in ſich verhüllt, und es giebt keine andere. Ihr gegenüber und wo ſie verdrängt wird, tritt die platte Gemeinheit hervor, und alle Wohlgerüche der Geiſtreichigkeit vermögen den urſprünglichen Knoblauchsgeruch nicht zu verdrängen. Ihr wollt die Weiber in Männer verwandeln, weil Ihr ſelber weibiſch ſeid. Wenn Ihr die Kraft habt, emancipirt Euch ſelber, werdet Ritter im eigentlichſten Sinne, und Ihr werdet nicht in einem unſinnigen Kampfe die Freiheit ſuchen, die Ihr ſchon beſitzt und die Euch Keiner zu rauben vermag. Aufgefordert hat uns die Zeit dazu, und wie der Proteſtantismus einen jeden Chriſten zum Prieſter weihte, hat er einem jeden Bürger den Ritterſchlag ertheilt.

Ich habe das rechte Wort gefunden für das, was ich oben immer noch zu allgemein anzudeuten ſuchte. Wißt Ihr, was ein Ritter iſt? Wagt Ihr es, die feſte, mannhafte ritterliche Treue Hundetreue zu nennen, Bedientenunterwerfung zu ſchelten? Doch, was wagt die Gemeinheit nicht! Ein jedes Daſein, welches ſich ſelbſt ergriffen, aus ſich ſelber eine eigene Tüchtigkeit entwikkelt, nicht aus zerfetzten, herumfliegenden Lumpen einer in ſich zerfallenen Zeit zuſammengeflickt iſt, ſtellt eine feſte Burg dar, iſt ein wahres Ritterthum. Doch, wo iſt dieſe Geſtalt geblieben in einer Zeit, die ſich, in ihrer bodenloſen Tiefe nicht mehr zu faſſen vermag? In welche verzerrte Maske iſt ſie verwandelt, wie ſie in unſern Erzählungen, auf unſern Theatern herumſpukt! Wir führen dieſe zahmen Ritter herum, wie die Löwen in dem Käfig, ſie laufen hin und her in ihrem Gefängniſſe, wie dieſe, und unſere Dichter, den Thierwärtern ähnlich, haben es gewußt, ſie abzurichten, ja ſie ſtecken ihren Kopf in den offenen Rachen, ohne von ihnen gebiſſen zu werden.

Darf vom Ritterthum die Rede ſein in einer Zeit, in welcher es nicht bloß einzelne Verläumder giebt — die waren immer da —, vielmehr die Verläumdung ſich als ein Syſtem ausgebildet hat, als ein nur zu weſentlicher Beſtandtheil des Staatslebens, aller ſocialen Verhältniſſe, wie der Literatur? Der Ritter geht ſcheu an dem geſchriebenen Blatte vorbei, und erröthet, wenn eine unwillkürliche Aeußerung ihm das ſtille Geheimniß verräth, das man ihm verbergen möchte. Wir wühlen in vertrauten Briefen und kramen ſchamlos geraubte Geheimniſſe auf dem Markte aus. Nichtswürdig genug iſt es ſchon, ein Zeichen der niedrigſten Gemeinheit, wenn wir im Kampfe den beſiegten Feind noch berauben; aber die literariſchen Taſchendiebe fangen mit gemeiner Tollkühnheit den Kampf an, mit einem geplünderten Geheimniß verlaſſen ſie ſchimpflich den Kampfplatz und verkaufen den Raub. Es giebt keinen redlichen Kampf mehr, gegen das Ehrloſeſte iſt die civiliſirte Welt abgeſtumpft und duldet es, ja, es gewährt ihr einen unnatürlichen Genuß. Wo iſt der ritterliche Sinn geblieben, der den Werth eines fremden Daſeins auch in dem Feinde zu ſchätzen und zu ſchonen wußte? Sagt nicht, ein ſolcher Ritter wäre nie da geweſen. Davon iſt die Rede nicht. Aber das Ritterthum war das geſchätzte und geachtete Urbild einer beſſern Zeit, ſie erkannte ſich in dieſem. Der Sklavenhandel findet noch ſtatt, aber die Civiliſation hat ihn als ein Verbrechen dargeſtellt. Wir treiben den Handel mit fremder Ehre, wie die Sklavenhändler früher ihren, völlig unbefangen und naiv als ein bürgerliches Geſchäft. Entſteht das Ritterthum wieder, ſo ſeid Ihr frei, Euerm Gott und Euerm König treu, das eigene Geſchäft iſt Euer Stolz, der Staat iſt frei — und die Frauen.

Es giebt keine philiſterhaftere Gemeinheit, nichts ſo platt und plump Proſaiſches, nichts ſo Dummes, wie das Gerede über die Emancipation der Frauen. Es iſt der Kettenhund, der den Frauen auf den Schooß ſpringen und Schooßhund ſpielen will. In einer früheren Zeit ſuchte die Dichtkunſt die Gemeinheit von ſich fern zu halten, den bürgerlichen Verhältniſſen gereinigt eine tiefe Bedeutung zu geben; die neueſte Genialität haßt die Dichtkunſt und meint ihre höchſte Bedeutung erlangt zu haben, wenn es ihr gelingt, die Gemeinheit in ihrer vollkommenſten Reinheit darzuſtellen. Ja, ſo verkehrt iſt die Zeit, daß ſie die Poeſie ſelbſt ein Philiſterthum nennt. —

Der Streit ſchien eine bedenkliche Wendung zu nehmen. Ungeduldig hatte der Vertheidiger der Emancipation des Fleiſches Theodors heftige Aeußerungen vernommen. Er ſchien einige Male ſich mit Heftigkeit erheben zu wollen, aber ein allgemeines Murren, als Zeichen der Unzufriedenheit, hatte ſich, weniger wohl an dem großen Tiſche, als in dem übrigen Raume des Saales, während ſeiner früheren Rede vernehmen laſſen und flößte ihm wohl einige Furcht ein. Er faßte ſich aber und ſprach höhniſch lachend: Herr Ritter, Sie ſind ohne allen Zweifel verliebt, und glauben Sie mir, ein jeder von uns hat auf ähnliche Weiſe vorübergehende Epochen der allervortrefflichſten Sorte von Ritterlichkeit erlebt. —

Jetzt aber erhob ſich ein anderer Streit, der nicht weniger heftig zu werden drohte. Mehrere junge Männer, diejenigen nämlich, die zu den Verbündeten gehörten; erhuben ſich und warfen Theodor vor, daß er die Sache, für welche er früher gekämpft, ſchimpflich aufgegeben habe. Theodor hatte auf dieſen Vorwurf gewartet und fühlte ſich wunderbar erleichtert, als er laut ward. Indeſſen fand er es nicht nothwendig, ſich gleich darüber zu erklären, denn eine Menge andere Jünglinge der Geſellſchaft traten ſelbſt zu ſeiner Vertheidigung hervor. Sie behaupteten, daß die Tadelnden es ſich ſelbſt vorwerfen müßten, wenn ſie die jetzt ausgeſprochene Geſinnung in Theodors früheren Reden nicht erkannt hätten. Er habe, ſagten ſie, die verborgenen Seiten ſeiner früheren Aeußerungen jetzt nur ſtärker hervorgehoben; er habe niemals zu ihnen gehört, und es müßte ihnen daher lieb ſein, jetzt eine Täuſchung zu erkennen, die ſie ſich doch nur ſelbſt vorzuwerfen hätten. Dieſer Streit ward nun lange fortgeſetzt. Er war Theodor ſehr erfreulich, und je länger er dauerte, je heftiger er wurde, deſto weniger fand er es nothwendig, ſich hineinzumiſchen. Er ſchwieg und verließ die Geſellſchaft. Aus den zerſtreuten Gruppen grüßten Viele ihn freundlich, indem er vorbeiging, als wollten ſie ihm, obgleich ſtillſchweigend, ihren Beifall zu erkennen geben. Als er ſich auf der Straße allein fand, fühlte er ſich glücklich. Er ſah ein, daß er dem

Vorwurfe, als hätte er eine Sache verrathen, für die er früher gekämpft habe, bei den einſeitig Verblendeten doch niemals würde entgehen können; ja er war ihm gewiſſermaßen lieb, denn alle früher durch ihn Getäuſchten mußten jetzt einſehen, daß er nichts mit ihnen gemein hatte. Und was ſie an ihm tadelten, warf er ſich ja ſelber vor. Er hätte in dieſer Stimmung gern ſeine Zuflucht zu Edward genommen, er hätte ihn gern den froh erlebten Tag mitgenießen laſſen, er fühlte, wie wichtig ihm Edwards Vertrauen und Freundſchaft war, und erwartete ſeine Zurückkunft mit heißer Sehnſucht.

Auf der Landſtraße fuhr vor einem Gaſthofe, der abgeſondert in der Nähe eines Dorfes lag, eine Equipage vor. Kasper, der neben dem Kutſcher auf dem Bocke ſaß, ſprang ab, öffnete die Wagenthür und der Polizeipräſident ſtieg heraus. Es war eine viel beſuchte Straße und der Gaſthof anſehnlich. Der Gaſtwirth ſprang eilig ſelbſt herbei, und erſchrak faſt, als er den neu angekommenen Gaſt erkannte. Dieſer grüßte ihn freundlich, befahl dem Marqueur, ihm zu folgen, beſtellte ein Mittagsmahl, ſtieg die Treppe hinauf und ließ ſich eine eigene Stube anweiſen. Kasper ging in die Gaſtſtube hinein, in welcher eine Maſſe Reiſende der geringeren Klaſſe mit Bauern aus dem nahen Dorfe zuſammenſaßen; von dieſen waren mehrere, als die Equipage vor dem Hauſe hielt, neugierig an das Fenſter getreten und hatten den Präſidenten ebenfalls erkannt. Kasper ſchien mit dem größten Theile der hier verſammelten Menſchen bekannt zu ſein, aber ſeine Erſcheinung wirkte auf die Anweſenden ſehr verſchieden. Einige zogen ſich faſt erſchrocken, Andere unwillig von ihm zurück. Kasper wollte es nicht merken, welchen Eindruck ſeine Erſcheinung in der Stube hervorrief. Das bis dahin ſehr lebhafte Geſpräch ſtockte; an deſſen Stelle trat ein furchtſames Flüſtern und aller Augen waren auf den Hereintretenden gerichtet. Wer ihn kannte, ſchien warnend ſeinen Nachbar anzureden, während Einzelne vertraulich auf ihn zugingen und ihm die Hand reichten. Kasper aber blickte unbefangen um ſich und ſagte: Ei, warum auf ein Mal ſo ſtill? Brave Leute, wie ſie hier verſammelt ſind, brauchen ſich ja vor der Polizei nicht zu fürchten, und jetzt iſt, Gott Lob, eine ruhige Zeit. — Einer von denen, welche ihm die Hand gereicht hatten, lachte und ſagte dann: Ruhig mag es wohl ſein, aber zufrieden ſind wir doch noch nicht; und da kam denn Mancherlei zur Sprache, was man eben nicht in Gegenwart der Polizei laut zu äußern pflegt. Er machte dabei eine pfiffige Miene und der Unwille ſtieg. Ein Spion, hörte man murmeln. —

Kaspper und ſein Freund thaten, als merkten ſie es nicht, und während der kurzen Zeit hatte der Erſtere mit einem geübten, ſcharfen Blicke alle Verſammelten in's Auge gefaßt und einen Mann erkannt, der ſich hinter den Uebrigen zu verbergen ſuchte, unvermerkt ſein Ränzel nahm und ſich leiſe wegſchleichen zu wollen ſchien. Ei, Freund, ſagte Kaspper und ging mit ſpöttiſcher Freundlichkeit auf den Reiſenden zu, der bei ſeiner Annäherung erblaßte, wollt Ihr ſo Eure Bekannten verläugnen und mir nicht einmal einen Gruß gönnen, ehe Ihr weggeht? Wir haben noch manches Wort im Vertrauen zu ſprechen. Ich dächte, Ihr legtet Euer Ränzel weg und machtet es Euch bequem. Seid Ihr doch erſt dieſen Morgen von *** gekommen. Ihr ſeid etwas eilig von da weggegangen und habt Euern freundlichen Wirth, der Euch faſt nie aus den Augen ließ und Euch ſchon oft beherbergt hat, gewiß ohne Abſchied verlaſſen. — Nun, wenn es ſein ſoll, antwortete der Angeredete, ich ſehe wohl, es hilft mir nichts, daß ich mich ſträube; aber, wenn Ihr mich kennt, ſo ſolltet Ihr nicht vergeſſen, daß ich auch Euch kenne; und wer dem Andern gefährlicher werden kann, wird die Zeit lehren. — Kaſper blieb bei dieſer Aeußerung, die von den Verſammelten mit einem beifälligen Murmeln beantwortet ward, nicht ganz ruhig; doch ſtand er auf, machte den Wirth kaltblütig für das Feſthalten des Reiſenden verantwortlich, und forderte ihn auf, handfeſte Männer aus dem Dorfe herbeizuſchaffen, um dieſen, wie er ſagte, gefährlichen und eben aus dem Gefängniſſe entwichenen Verbrecher fortzubringen. So entſchieden er auch auftrat, ſo merkte man ihm doch eine große Verlegenheit an, bis es ihm gelang, dem entſchlüpften Gefangenen ein geheimes Zeichen zu geben. Plötzlich ſchien nun dieſer wie verwandelt. — Herr Kaſper, ſagte er, ich merke wohl, meine gewöhnlichen Kniffe gelten hier nichts mehr. — Iſt Dir, Elender, rief ihm Kaſper nun zu, irgend etwas bekannt, was mir, als einem braven, treuen Polizeibeamten, zur Schande gereichte, ſo verbirg es nicht; wer ein gutes Gewiſſen hat, der kann einer jeden Beſchuldigung Trotz bieten. Rede nur, ich werde Dich nicht hindern, ja ich fordere Dich dazu auf. — Ach, Herr Kaſper, antwortete der Gefangene kleinlaut, Sie wiſſen ja wohl, wie man ſich in der Verzweiflung zu helfen ſucht. Ich weiß von Ihnen nichts Schlimmes, außer, daß Sie unſer Einem nur zu ſehr auflauern. — Kaſpers Bekannte lachten und ſchienen durch die plötzliche Verwandlung des Gefangenen keinesweges überraſcht. Die Uebrigen konnten kaum ihre Unzufriedenheit unterdrücken.

Während dieſes in der Gaſtſtube vorfiel, fuhr noch ein Wagen vor. Drei junge Herren ſtiegen heraus und ein eleganter Bedienter folgte. Alle waren neugierig und Kasper eilte hinaus. Es waren Herren, die den Leſern wohl bekannt ſind. Edward erſchien, begleitet von Ferdinand, auf ſeiner Reiſe nach dem entfernten Dorfe, wo er von dem Oberförſter ſchon erwartet wurde. Der Dritte war Waldemar, der Sohn des Präſidenten, deſſen Trübſinn, ſeiner Umgebung unbegreiflich, beſtändig geſtiegen war. Edward, von dem Gedanken an ſeine Agnes gefeſſelt, konnte, ſeiner Theilnahme ungeachtet, ſeiner fröhlichen Stimmung nicht entſagen, er tröſtete ſich damit, daß dieſe ja auch ſeine weniger glücklichen Begleiter erheitern würde. Er ſprang luſtig aus dem Wagen, die beiden Andern folgten ihm trübſinnig. Als er aber auf den Flur trat, ſollte auch er erſchrecken, denn der erſte, der ihm entgegentrat, war Kasper. Als drohte ihm ein Unglück, prallte er zurück, und fand es doch aus vielen, in dieſem Augenblicke höchſt wichtigen, aber nur dunkel gedachten Gründen nothwendig, den Eindruck, den Kaspers unerwartete Erſcheinung auf ihn machte, zu verbergen. Auch dieſer ſchien keinesweges überraſcht, er warf ſchnell einen zweideutigen, forſchenden Blick, erſt auf Edward, dann auf Ferdinand, dann auf Waldemar. Er konnte, ſo ſchien es, das vertrauliche Zuſammenreiſen dieſer Männer nicht begreifen. Edward und Kasper ſtarrten ſich einen Augenblick an, aber Beide fühlten die Nothwendigkeit, ihre wechſelſeitige Verlegenheit und Ueberraſchung zu verbergen. — Ei, Herr Edward, ſprach Kasper, treffe ich Sie hier, Sie wollen nach Hauſe reiſen? — Das iſt meine Abſicht, antwortete Edward kurz und kalt. — Nun, erwiederte Kasper, ſo grüßen Sie meinen vormaligen Herrn, den braven Oberförſter, und alle Freunde und Bekannte im Dorfe. Fräulein Amalie, die mich damals als kleines Kind fortdauernd neckte, iſt nun auch eine vornehme Dame in der Stadt geworden. Wer hätte das gedacht, als das Kind von der Küche in den Keller ſchlüpfte und unter der ſtrengen Zucht der Frau Oberförſterin ſtand. — Edward erwiederte hierauf nichts, warf nur einen ſtolzen, verächtlichen Blick auf den Menſchen, der ihn ſo vertraulich anzureden wagte.

Die Freunde, die ihn begleiteten, waren zu ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt, als daß ſie die unangenehme Ueberraſchung wahrnehmen oder auf Kaspers Rede achten konnten. Dieſer fand es aber nothwendig, Waldemar mit der Gegenwart ſeines Vaters bekannt zu machen. Der Sohn, ſo wie Edward, erſtaunten. Dieſes unerwartete Zuſammentreffen erfüllte ſie mit Freude, während Ferdinand faſt erſchrak. Waldemar und Edward ließen ſich die Stube des Polizeipräſidenten zeigen, begaben ſich eilig die Treppe hinauf, und merkten erſt, als ſie oben waren, daß Ferdinand ſcheu und verlegen zurückgeblieben war. Waldemar, durch die Gegenwart des Vaters aus ſeinem Trübſinn erweckt und wie verwandelt, lief eilig herunter und es koſtete ihm Mühe, ſeinen Freund zur Begleitung zu überreden. Als ſie zu dem Präſidenten hineintraten, erſtaunte dieſer nicht weniger. Wo kommt Ihr her und wo wollt Ihr hin? rief er. — Beide, nur von der Freude, den Vater und den verehrten Mann hier zu finden, ergriffen, fühlten jetzt erſt, in welcher bedenklichen Stellung ſie ſich hier befanden und wie beängſtigend Ferdinands Gegenwart war. Der Präſident hatte dieſen ihm völlig unbekannten Begleiter ſeines Sohnes und deſſen Freundes mit einiger Befremdung begrüßt, und Ferdinand blieb in einer höchſt peinlichen Lage an der Thüre ſtehen. Der Präſident merkte mit Erſtaunen, daß die beiden Freunde mit der Antwort verlegen zögerten; dies Mal aber faßte ſich Waldemar zuerſt. Ein Freund von Edward, ſagte er, indem er Ferdinand vorſtellte und nannte, wünſcht ſich einige Zeit in dem heimatlichen Dorfe bei dem Oberförſter aufzuhalten. Edward konnte der Gelegenheit, ſeine Braut zu beſuchen, nicht widerſtehen, und mich überredete er, ihn zu begleiten, auch die Mutter ermunterte mich mitzureiſen. Aber ich bin recht freudig überraſcht, Dich, Vater, ſo höchſt unerwartet hier zu finden. —

Der Präſident, der das furchtſame, trübe Weſen Ferdinands wohl merkte, hieß ihn jetzt freundlich willkommen, und es gelang ihm, durch die vertrauliche Weiſe, mit welcher er ihn als den Freund ſeines Sohnes behandelte, ſeine Scheu und Verlegenheit einigermaßen zu beſiegen. Der Marqueur ward gerufen, ein Mahl für vier Perſonen beſtellt, und Vater und Sohn hatten ſo Vieles zu fragen und zu erzählen, daß Ferdinand mit Edward es für ſchicklich fanden, ſich in die anſtoßende leere Stube zurückzuziehen. Der Präſident, der ſehr heiter und fröhlich geſtimmt ſchien, verhinderte es. — Wir haben keine Geheimniſſe, ſagte er, und wenn wir einen Augenblick, indem wir uns hier ſo plötzlich und ohne es erwarten zu können, trafen, unwillkürlich durch ein Geſpräch, welches für Sie kein Intereſſe haben kann, Ihrer Gegenwart vergaßen, ſo müſſen Sie uns verzeihen. Dieſes Geſpräch iſt nun zu Ende, was ich zu wiſſen wünſchte, habe ich erfahren, und ich habe keinen Grund, zu verheimlichen, was mich ſo heiter ſtimmt. Ich darf hoffen, daß die Unruhe im Lande jetzt wirklich erſtickt iſt. Ich habe wichtige Entdeckungen gemacht und verdanke ſie beſonders meinem gewandten Begleiter. — Daß dieſer Kasper war, ahnte Edward nicht. Das Mahl ward unter mancherlei Geſprächen genoſſen, die gute Laune des Präſidenten ſtimmte Alle fröhlich. Waldemar ſchien ſeinen Trübſinn ganz zu vergeſſen, und Edward ſprach mit Begeiſterung von ſeinem Dorfe und von der Freude, die er da erwartete. Nur Ferdinand konnte ſich nicht ermannen, man mußte ihn wie mit Gewalt in das Geſpräch hineinziehen, er antwortete nicht ſelten unpaſſend und verwirrt, immer kurz, und verfiel dann in ein ängſtliches Stillſchweigen. Der Präſident mußte wohl merken, daß der Gemüthszuſtand des jungen Mannes die Reiſe eigentlich veranlaßt hatte, und war höchſt begierig, etwas Näheres darüber zu erfahren.

Indeſſen war unten in der Gaſtſtube eine große Veränderung vorgegangen. Die Bauern gingen fort, die Reiſenden, wie von einer geheimen Angſt getrieben, entfernten ſich, der Wirth, dem der Grund der ſchnellen Entfernung ſeiner Gäſte nicht verborgen bleiben konnte, war mismüthig. Kasper war mit den Bekannten, die er dort getroffen hatte, allein zurückgeblieben, verſammelte ſie um einen Tiſch in einer entfernten Ecke der Stube und nahm den Gefangenen, als geſchähe es der Sicherheit wegen, in ihre Mitte. Während der Zeit kamen die aus dem Dorfe requirirten Männer, die den entwichenen Verbrecher nach ſeinem Gefängniſſe zurückbringen ſollten. Als dieſe da waren, entfernte ſich Kasper und ließ ſich bei dem Präſidenten melden. Die Mahlzeit war kaum zu Ende, als er hereintrat. Edward konnte ſich eines geheimen Entſetzens kaum erwehren, als er ſah, wie der Polizeipräſident ſich erhob, Kasper in die nahe Stube geleitete und die Thüre hinter ſich zuſchloß. Dieſen, ihm aus Gründen, die ihm ſelbſt unbekannt waren, ſo gefährlichen Menſchen mußte er nun als den vertrauten Begleiter des Präſidenten wieder erkennen, der von dieſem ſo ſehr gerühmt ward. Das geheime Geſpräch dauerte lange. Der Präſident trat wieder herein. Kasper entfernte ſich, und ſein Vorgeſetzter lobte ihn von neuem. — Abermals verdanke ich, ſagte er, dieſem gewandteſten unter allen meinen Unterbeamten die Wiederverhaftung eines höchſt gefährlichen Menſchen, welcher, mit gemeinen Verbrechen belaſtet, in den politiſchen Unruhen eine bedeutende Rolle ſpielte, der uns beſonders durch die räthſelhafte Art, wie es ihm immer gelang, aus den Gefängniſſen zu entſpringen, ſehr merkwürdig geworden iſt, und gegen den noch nie eine Unterſuchung zu Ende gebracht wurde. —

Ein unheimliches Gefühl beſchlich Edward, als er dieſen Kasper ſo loben hörte. — Ich kenne ihn, ſagte er, er iſt in dem Dorfe geboren, in welchem ich erzogen ward, ſchon ſeine Herkunft iſt verhängnißvoll, denn er ſtammt von einer Verbrecherfamilie her, und wir haben Grund zu vermuthen, daß er ſelbſt nicht unbefleckt blieb. Seine Gegenwart würde Schrecken erregen unter den Einwohnern des Dorfes. — Ich habe, erwiederte leicht hin lächelnd der Präſident, dergleichen nicht bloß vermuthet, ſondern auch vorausgeſetzt, ja Einiges iſt mir nicht ganz unbekannt; aber ſolche Leute brauchen wir leider, ſie ſind nicht ſelten unſere tauglichſten Männer, und dies iſt nicht die heiterſte Seite unſeres Geſchäfts. — Er ſuchte nun dem Geſpräche eine andere Richtung zu geben, und begierig, zu erfahren, in welchem Verhältniſſe der unglückliche junge Mann zu dem Freunde ſeines Sohnes ſtände, fing er, indem ſie ſich von der Tafel erhuben, gegen Edward gewandt an: Es iſt mir lieb, daß ich Sie hier getroffen habe, ich habe Ihnen etwas mitzutheilen, was, glaube ich, für Sie nicht gleichgültig iſt. Du wirſt, lieber Sohn, während der Zeit Deinen Reiſegefährten unterhalten. — So redend zog er Edward in die anſtoßende Stube hinein. Kaum hatte er, neugierig fragend, erfahren, wer der junge Mann ſei, als es ſich zeigte, daß er bereits, obgleich nur durch einen kurzen Bericht, von Ferdinands Verhältniſſen und unglücklicher Lage unterrichtet war. Er war mit der Nachgiebigkeit des Miniſters keinesweges zufrieden, ſie ſchien ihm eine Schwäche, und höchſt bedenklich kam es ihm vor, daß dieſer Menſch ſein Gaſt geweſen war. Er konnte ſeine Unzufriedenheit nicht verbergen, und, Edward ſchonend, ſchob er die Schuld auf ſeinen Sohn, der die hier begangene Unſchicklichkeit hätte einſehen ſollen. — Herr Präſident, ſagte Edward, der tief bewegt war, ja ſich innerlich verletzt fühlte, hier erleben wir wieder, was wohl oft begegnen mag, daß die bloß äußere Darſtellung eines Ereigniſſes den inneren Hergang keinesweges bezeichnet; ja ſie kann wahr ſein, und dennoch im Innern völlig falſch. Erlauben Sie mir, die Begebenheit, wie ſie mir Theodor erzählte, wie ich ſie in der letzten Epoche ſelbſt erlebte, Ihnen ausführlich mitzutheilen. — Ich bitte Sie darum, erwiederte der Präſident, ich bin begierig, zu erfahren, was eine ſolche Milde zu rechtfertigen, ja nur zu entſchuldigen vermag. Allerdings iſt der Bericht, den ich erhielt, nur kurz; ich weiß nur, daß der unglückliche Menſch zu den Aſſaſſinen der verdorbenen Jugend gehört, daß er es freiwillig unternommen hatte, einen Freund zu tödten; ob das, was die That verhinderte, bloß Schwäche oder wirklich wahre innere Umwandlung zum Beſſeren war, das bleibt ungewiß und läßt ſich, denke ich, wohl nicht entſcheiden. Man ſcheint das Letztere mit Gewißheit vorausgeſetzt zu haben, man hat den jungen Mann in ſeiner Wohnung verhört, und daß man die Abſicht hatte, ihm einen Paß zu geben, damit er ungefährdet über die Grenze kommen könnte, habe ich eben heute erfahren. — Es iſt Alles ſo, antwortete Edward, und dennoch bin ich überzeugt, daß Sie den Beſchluß des Miniſters billigen und unterſchreiben werden, wenn Sie mich gehört haben. —

Sie haben Recht, lieber Edward, ſprach der Präſident, als jener ſeine lange Erzählung der Wahrheit gemäß und ausführlich vorgetragen hatte. Gewiß, ich hätte eben ſo gehandelt. — Er ſchien ſehr ergriffen und verſank in ſtilles Nachdenken. — Wie unglücklich, rief er dann, iſt eine Stellung im Leben, die, wie nothwendig ſie auch ſein mag, doch nur zu geeignet iſt, einſeitig den tödtenden Verdacht auszubilden. Wir dürfen ihn nicht zurückdrängen, oft leider auch da nicht, wo eine leiſe Ahnung uns ſagt, er könne den Unſchuldigen treffen. — Er erhob ſich und der würdige Anſtand, der ihm eigen war, der oft, ſelbſt wo er ſtillſchweigend erſchien, über den roheſten Menſchen eine große Gewalt ausübte, hatte die Rührung gemäßigt, gedämpft, aber nicht verdrängt. So trat er mit Edward wieder zu den Beiden hinein, die in der langen Zeit ſich nur mühſam zu unterhalten gewußt hatten. Der mit Schmerz Beladene und mit ſeinem Begleiter allein Gelaſſene hatte Waldemars Trübſinn von neuem erweckt. Der Präſident ſah ſie ſtillſchweigend, hinbrütend neben einander ſitzen und ging, mit würdevoller Ruhe zwar, aber theilnehmend zugleich auf Ferdinand zu. — Ich kenne Ihr Schickſal, und wie konnte es mir verborgen bleiben. Was ich darüber einſeitig erfahren hatte, war für Sie im höchſten Grade nachtheilig. Danken Sie Ihrem Freunde, daß er mir es ganz mittheilte. Bedauernswerther junger Mann, in welchen Abgrund der finſter brütenden Verwirrung unſerer Zeit waren ſie verſunken; danken Sie Gott, der ſie gerettet hat, Ihre Verblendung und Ihre Rettung fordern zum Flehen und Gebet auf, und wenn der Allbarmherzige es vernimmt, dann wird er wiſſen, daß es nicht Ihnen allein, ſondern auch der unglücklichen Zeit gilt. —

Die Geſellſchaft war ernſthaft geſtimmt, und Ferdinand ſchien durch dieſe offene Erwähnung ſeines Schickſals ſelbſt erleichtert. Die Wagen ſtanden ſchon bereit und man war im Begriffe, ſich zu trennen und weiter zu reiſen, als ein Poſthorn einen neuen Reiſenden ankündigte. Edward erkannte Adrian, der ſchnell aus dem Wagen ſprang. — Wieder eine Unternehmung geſcheitert! rief dieſer im Stillen aus, als er durch Kaspar die Gegenwart des Präſidenten erfuhr und an den Plan, dieſen in dem Grenzſchloſſe aufzuheben, dachte. Er hatte ſich faſt eine Woche auf einer Reiſe befunden, deren geheime Abſicht ſelbſt den Vertrauteſten unter den Verbündeten ein Geheimniß blieb. Er ſtieg die Treppe herauf. — Während meine Pferde einen Augenblick raſten, muß ich Sie doch begrüßen, Herr Präſident, ſagte er, indem er freundlich Edward und Waldemar, als Bekannten, die Hand reichte. Ein gleichgültiges Geſpräch fing an, Adrian erfuhr Edwards Abſicht, nach ſeinem Dorfe zu reiſen, ſtieg ſchnell wieder in ſeinen Wagen und fuhr weiter.

Dieſe vorübergehende Erſcheinung Adrians hatte Waldemar wunderbar ergriffen; er hatte Mühe, ſeine Unruhe zu verbergen. Der Präſident ſprach: Dieſer Mann beſchäftigt mich unaufhörlich, und ſein Bild drängt ſich mir unwillkürlich auf, auch wenn ich mit Verhältniſſen beſchäftigt bin, die ihm offenbar fremd ſein müſſen. Der Verdacht, der gegen ihn ſtattfand, als er zuerſt in der Stadt erſchien, ward mir auf eine ſehr geheimnißvolle Weiſe beigebracht. Ich habe vergebens geſucht, die Quelle zu entdecken; aber ſo vortheilhaft für ihn die polizeiliche Unterſuchung auch ausfiel, und ſo wenig Grund ich auch fand, den wiſſenſchaftlich beſchäftigten Mann für verdächtig zu halten, ſo bleibt er mir ſelbſt doch räthſelhaft, und wenn ich an ihn denke, gerathe ich oft in eine Unruhe, die ich mir ſelber nicht zu erklären vermag. — Dieſe Aeußerung des Vaters, die ihm wie unwillkürlich entſchlüpfte, ſchien auf Waldemar einen großen Eindruck zu machen; es war aber eben der Augenblick der Trennung. Der Präſident fuhr ab, und die Freunde eilten, ihre Reiſe fortzuſetzen.

Der Winter war verſchwunden und die Hoffnungen des Präſidenten, daß die Unzufriedenheit und Unruhe im Lande mit dieſem auch verſchwinden würde, erfüllte ſich immer mehr. Der großartige Gedanke einer freien Handelsverbindung aller deutſchen Staaten war nun auch hier in's Leben getreten. Mit dem Frühlinge regte ſich die mannigfaltigſte Thätigkeit, anſehnliche Gebäude wurden aufgeführt, neue Fabriken angelegt, Chauſſeen ausgebeſſert, Eiſenbahnen gebaut, lange verborgene Kapitalien kamen zum Vorſchein, die Armen hatten Verdienſt, die ſchönſten Hoffnungen belebten das ganze Land, ein Jeder war zu ſehr mit ſich beſchäftigt, mit ſeinen Plänen, mit den zu erringenden Vortheilen, um an allgemeinen Staatsverhältniſſen lebhaft Theil zu nehmen. Selbſt die Unruhigſten wünſchten jetzt die Ruhe zu erhalten. Die Schmuggler waren von den dem Innern Deutſchlands zugewandten Grenzen verſchwunden, und diejenigen, die in den auswärtigen Grenzlinien noch thätig waren, hatten den gefährlichſten Haltpunkt ihrer Verbindung verloren. Auf allen Landſtraßen begegnete man langen Reihen ſchwer beladener Frachtwagen, in allen Städten ſah man ein bewegtes Leben, und die fröhliche Stimmung ward noch dadurch geſteigert, daß der Tag ſich näherte, an welchem der junge Fürſt mündig erklärt werden ſollte. An dieſen Tag hatten Alle ihre ſchönſten Hoffnungen geknüpft. Der Vater des jungen Fürſten war ſehr beliebt geweſen, und von dieſem ſelber erwartete man das Beſte. Die Regentſchaft hatte mit der redlichſten Abſicht nie das Vertrauen des Volks erwerben können; aber ſelbſt während der größten Unzufriedenheit, in der Mitte der bedeutendſten Unruhen erſchien das anmuthige Kind des alten Fürſtenhauſes als ein Engel, der eine frohe Zukunft verkündigte. Während das unbehagliche Gefühl drückender Verhältniſſe, erhöht und fortdauernd aufgeregt durch hohle Meinungen, durch unklare Wünſche, den Sinn für das Vaterland, für die geſchichtlichen Inſtitutionen deſſelben zu lähmen, ja zu tödten drohte, ſchien dieſer Sinn, ſeinem Untergange nahe, durch die allgemeine Neigung zu dem heranwachſenden Fürſten die friſche Wurzel eines hoffnungsvoll keimenden Lebens erhalten zu haben. Erzählungen von den Aeußerungen des Kindes gingen im ganzen Lande umher. Züge, die Muth, Entſchloſſenheit, Milde, klaren Verſtand ahnen ließen, theilte man ſich mit, und eine jede ſolche Mittheilung erſchien als der freundliche Gruß einer heitern Zukunft in der Mitte der ſorgenvollen Familien. Die Klagen verſtummten dann, und dem Kranken ähnlich, der, nachdem er lange an die enge Stube und das Schmerzenslager gefeſſelt geweſen, zum erſten Male die warme Sonne und die heitere Luft genießt, glaubte man ſich von jeder Beſchwerde befreit. Der heranwachſende Jüngling ward vergöttert. Wo er erſchien, brach der Jubel hervor, und die Verworfenen, die ſich innerlich von ihm abgewandt hatten, waren genöthigt, die ſchlechte Geſinnung tief zu verbergen. Mitten im Lande lebten ſie in innerer Verbannung, und keiner wagte es, dieſe friſche Wurzel eines erneuerten Daſeins zu verletzen. Man zählte ſchon die Wochen bis zu dem großen Feſte der Mündigerklärung des Fürſten. Er wollte ſich dann ſeinem Volke zeigen. Die große Thätigkeit, die ſich jetzt allgemein regte, der Wohlſtand, welcher, wenn auch noch nicht erlangt, doch hoffnungsvoll ſelbſt den Verarmten vorlag, ward dem Volke die heitere Verkündigung, die frohe Vorbereitung zu dem bevorſtehenden Feſte. Es war ein Feſttag des Landes und einer jeden Familie mit gleicher Innigkeit, deſſen Annäherung man ſehnſuchtsvoll entgegen ſah.

In dieſer Zeit zog ſich Adrian immer mehr zurück. Wenn er, wie es äußerſt ſelten geſchah, in Berührung mit anderen Menſchen kam, ſchien es, als theilte er die allgemeine Heiterkeit. Daß die Debatten der verſammelten Stände jetzt gemäßigter waren, daß ſie, dem nutzloſen Kampfe um allgemeine Principien entſagend, ſich mit den Bedürfniſſen des Landes beſchäftigten, daß derjenige, der dieſe nicht kannte, verſtummen mußte, ſchien Keinem erfreulicher, als eben ihm. Jetzt habe ich Muße, pflegte er dann zu ſagen, von dem allgemeinen, innern Frieden getragen, kann die Wiſſenſchaft ihr verhülltes Haupt erheben. In der That erſchienen in dieſer Zeit von ihm naturwiſſenſchaftliche Aufſätze, die allgemeine Aufmerkſamkeit erregten, Verſuche, die über ſchwierige Gegenſtände Licht verbreiteten, wurden gedruckt, und obgleich dieſe Arbeiten früher ſchon vorgenommen waren, ſo wurden ſie doch jetzt revidirt und mit ſpäteren Unterſuchungen ſorgfältig verglichen.

Bewunderungswürdig war die Energie, mit welcher dieſer entſetzliche Menſch ein doppeltes Daſein zu führen vermochte.

Seine geheimnißvolle Reiſe hatte für ihre kurze Dauer einen bedeutenden Umfang, und obgleich wir nie haben erfahren können, wohin ſie ging, und welche Städte er berührte, ſo ſcheint es doch, daß er ſie benutzt habe, um eine Menge Verbindungen abzubrechen. Wenigſtens hörte die bis dahin fortgeſetzte, verborgene lebhafte Korreſpondenz völlig auf, die geheimen Beſuche beſchränkten ſich auf Kasper und Robert. Von ihm verlaſſen, zerfielen die Verbindungen der jungen Männer in ſich, und was noch neulich mit einer finſteren Begeiſterung die Gemüther entflammt hatte, verlor wirklich oder ſcheinbar alle Bedeutung. Oeffentlich beſuchten ihn noch Theodor, Edward und Waldemar. Der Erſte unter dieſen, welcher Kenntniſſe und Energie der Geſinnung immer nur bei den Beſſeren ſuchte, ja unbedingt als einen Beweis ſittlicher Größe zu betrachten pflegte, behielt, obgleich er ſonſt die Menſchen ſchärfer beobachtete und genauer kannte, die Verehrung für Adrian unverändert bei; Waldemar aber konnte jenen Augenblick, der ihn in Schrecken geſetzt hatte, nie vergeſſen. Die Aeußerung ſeines Vaters im Gaſthofe ſteigerte ſeine innere Angſt; und Edward ward durch das Räthſelhaſte in Adrians Daſein, durch das Verhältniß zu ſeiner verborgenen, leidenden Frau, welches nicht vollkommen geheim bleiben konnte, er wußte nicht wie, aber immer mehr, immer tiefer beunruhigt. Das Bild dieſer Frau, die er nie ſah, drängte ſich ihm auf, ohne daß er es abzuweiſen vermochte, eine dunkle Vorſtellung von einem unſäglichen Kummer verfolgte ihn, und er ward von einer, ihm ſelbſt unbegreiflichen Theilnahme für eine unbekannte Perſon, von deren Leben und Schickſale er nichts wußte, auf eine ſeltſame Weiſe ergriffen und gequält. Wenn wir von den Geſprächen, die zwiſchen Adrian und dieſen jungen Männern ſtattfanden, nichts erwähnen, ſo geſchieht dies, weil ſie hier nicht hingehören. Die Gegenſtände dieſer Geſpräche waren naturwiſſenſchaftlich oder geſchichtlich, immer in der ſtrengen Form der Wiſſenſchaft, die wir hier zu vermeiden haben.

Louvet, deſſen väterlicher Einfluß nicht allein auf Edward, ſondern auch auf Theodor und zuletzt auf Waldemar immer mehr wuchs, war, aus bis jetzt unbekannten Gründen, ſeines Enkels wegen ſehr beſorgt, und es ſchien ihm zweifelhaft, ob er das Geheimniß, was er bisher ſo lange und ſorgfältig bewahrt hatte, nicht aufheben und dem ungeduldig Wartenden über ſeine Herkunft Aufſchlüſſe geben ſollte, die ihn, er durfte es mit Sicherheit vorausſetzen, zum glücklichſten Menſchen machen würden. — Weiß der Entſetzliche, überlegte er, was dem Kasper nicht verborgen iſt, hat er denjenigen entdeckt, nach deſſen Untergang er ſtrebt? Dann freilich wäre die Gefahr, die Edward droht, nicht verſchwunden, ja, ſie wäre ihm auf eine Weiſe, vor welcher mir ſchaudert, näher gerückt, und das lange bewahrte Geheimniß hätte dann ſeine Bedeutung verloren. — Immer von neuem peinigten ihn dieſe Gedanken. Er erſchrak, wenn er bedachte, daß die volle Mittheilung des ſo lange verborgenen Geheimniſſes den unbefangenen Edward in verworrene, noch nicht ganz enthüllte Lebensverhältniſſe hineinziehen würde. Er konnte zu keinem Entſchluſſe kommen.

Theodors Oheim lebte indeſſen in großartiger Thätigkeit ruhig auf ſeinem ſeltſamen Schloſſe, nur Luiſens Schickſal ängſtigte ihn und ſetzte auch Theodor in unruhige Bewegung. Roller, ſchrieb ſie aus dem verborgenen Aufenthalt in der fremden Gebirgsgegend, ſei von einer inneren Unruhe ergriffen, die ihn immer mehr quäle. Getröſtet über den Verluſt alles deſſen, was früher für ihn den größten, ja alleinigen Werth hatte, glaube er, es ſei ſeine Pflicht, ſich den Geſetzen zu unterwerfen, ſich zur Unterſuchung zu ſtellen und die Folgen ſeiner That zu tragen. Daß er die gefährliche Quelle aller Unruhen im Lande kenne und verborgen halte, ſcheine ihm ein entſetzliches Verbrechen, das er noch immer begehe, und das ihn jetzt in der Einſamkeit und in der ſtrafloſen Sicherheit zu vernichten drohe. Und dennoch könne er ſich nicht überwinden, das gegebene Wort zu brechen.

Auch Theodor trug einen eigenen Schmerz. Seine Neigung für Amalie ward ihm immer gefährlicher, und ſie ſuchte ſich vergebens einzureden, daß die Freude, die ſie in ſeiner Gegenwart empfand, nur aus dem Wohlgefallen entſpränge, das eine natürliche Folge ſeiner Vorzüge genannt werden mußte. Das eheliche Verhältniß, innerlich aufgehoben, band ſie nur äußerlich. Die Gewohnheit, in einem großen Kreiſe zu glänzen, ſtumpfte den Genuß immer mehr ab, und bei ihren ſchwankenden Grundſätzen fühlte ſie wenig Kraft in ſich, eine gefährliche Leidenſchaft zu hemmen, die auch Theodor, wenn gleich ſittlich feſter, gefährlich zu werden drohte.

So herrſchte in dem Kreiſe, für welchen wir uns beſonders intereſſiren, in allen Richtungen ein geheimer Kummer; aber dieſer wurde von der herrſchenden Freude im Lande gemäßigt, ja oft zurückgedrängt. Was ſich in allen Ständen ſo freudig entwickelte, mußte die edleren Gemüther am innigſten ergreifen, und gern vergaß ein Jeder die eigene Sorge, um den allgemeinen Jubel zu theilen. Da trat eine Begebenheit ein, die nach allen Seiten hin, und nicht bloß in dem engen Kreiſe der Freunde, Kummer, Sorge und Entſetzen verbreiten mußte.

Der Weg führte durch einen dichten Wald. Ein Trupp Soldaten, die ſich zu den Frühlingsübungen in der Hauptſtadt einfinden mußten, ging unbeſorgt und fröhlich auf dem Wege einher. Es war ſchönes, heiteres Wetter geweſen, aber düſtere Wolken zogen ſich ſchnell zuſammen, thürmten ſich immer drohender, ein furchtbares Gewitter brach los und ein heftiger Regen, der ſich bis zum Wolkenbruch ſteigerte, goß herab, während der Sturm durch den dichten Wald heulte. Die rüſtigen jungen Männer ließen ſich dadurch nicht in ihrer Freude ſtören, ſie neckten ſich wechſelſeitig, bis zuletzt die immer heftiger werdenden Güſſe ein ferneres Geſpräch unmöglich machten, und ſelbſt bei den Keckſten ein ſtilles, ſtummes und beſorgliches Nachdenken überhand nahm. Das Fortgehen war unmöglich, die Straße war überſchwemmt, die Bäume gewährten keinen Schutz mehr, es blieb ihnen nichts anderes übrig, als, dicht zuſammengedrängt, wie Thiere unter ähnlichen Umſtänden, ſich wechſelſeitig den größtmöglichſten Schutz zu gewähren und ſo ſich der Gewalt der Natur, die ſich nicht abwehren ließ, geduldig preiszugeben. So ſtanden ſie da, die Köpfe mit Tüchern verhüllt, Leib an Leib gepreßt, ohne einen Laut vernehmen zu laſſen. Die Heftigkeit des Regens ließ nach, die gegen einander geneigten Köpfe richteten ſich auf, ſie fingen an ſcheu um ſich zu blicken, als ſie ganz in der Nähe aus dem dichten Gebüſche ſchnell hinter einander zwei Schüſſe hörten, die ſie als Piſtolenſchüſſe erkennen mußten. Schnell kehrten Muth und Entſchloſſenheit zurück, und Alle zugleich, wie durch eine ſtillſchweigende Uebereinkunft, ſtürzten, triefend vom Regen, wie ſie waren, nach der Richtung, in welcher ſie die Schüſſe vernommen hatten, in das naſſe Geſträuch hinein. Kaum waren ſie einige Schritte gegangen, als ihnen eine Rauchwolke entgegenquoll, die immer heftiger ward. Sie entdeckten eine Hütte, dicht von Bäumen umgeben, aus deren Innerem Flammen herauszuckten, die, ſo wie ſie zum Vorſchein kamen, durch den Regen gelöſcht, einen qualmenden Rauch erzeugten. Die Schüſſe, die ſie gehört hatten, jetzt das brennende Haus, ließen ſie etwas höchſt Ungewöhnliches erwarten, und unterſtützt von dem Regen, gelang es ihnen nach kurzer Zeit, das Feuer zu löſchen, aber ein großer Theil der hölzernen Hütte ſtürzte zuſammen. Auch der Rauch verzog ſich bald, und zwiſchen den verkohlten Balken und Brettern unterſuchten ſie höchſt neugierig die Reſte des ausgebrannten Hauſes. Die Wände der Scheune, in welche ſie hineintraten, ſtanden noch. Nach einer Bodenöffnung hinauf führte eine noch unverbrannte Leiter, und neben dieſer lag ein Todter, als wäre er auf den ſteinigen Boden von oben heruntergeſtürzt. Er lag auf dem Rücken zerſchmettert. Was ihre Aufmerkſamkeit erregte, waren bedeutende Verwundungen auf dem obern Theile des Körpers, als wäre er nicht von dem Boden herunter geſprungen, ſondern durch einen heftigen Stoß herunter geſchleudert worden. Dieſe Vermuthung ward noch dadurch beſtätigt, daß die an die Bodenöffnung gelehnte Leiter auf dem Bauche des Todten ruhte, als hätte dieſe dazu gedient, ihn herabzuſtürzen. Ein beſonnener Soldat brachte dieſe Vermuthung zur Gewißheit. Indem er die Leiter umdrehte, und die beiden Enden auf die Bruſt und auf den Bauch der Leiche ſetzte, ſah man, wie die Verwundungen grade in derſelben Entfernung von einander ſich zeigten, in welcher die Enden der Leiter von einander abſtanden. Der Hinterkopf ſchien, durch die Gewalt des Sturzes zerſchmettert, die eigentliche Urſache des Todes zu ſein. Der grobe Anzug ließ auf einen Menſchen aus der geringeren Klaſſe ſchließen, und einer der Gegenwärtigen erkannte in ihm einen oft in dem Gefängniſſe eingeſperrten, oft entwichenen, berüchtigten Verbrecher. Da dieſer offenbar durch einen Menſchen, der ſich gegen ſeine Angriffe wehren wollte, herabgeworfen war, ſo war man höchſt begierig zu entdecken, ob man über der Bodenöffnung keine Spuren von einem Menſchen entdecken könnte. Ein Theil des oberen Raumes über der Oeffnung ſtand noch, die Sparren des hölzernen Daches waren freilich zum Theil eingeſtürzt, und oben hörte man keinen Laut. Alles war ſtill.

Die Wolken waren vorüber gezogen, die Sonne ſchien durch das dichte Grün der Blätter vom hellen Himmel herunter, und warf ihr durch die ſtets bewegten Schatten der Blätter gedämpftes Licht auf die verkohlten Balken, die in wüſter Verwirrung die Leiche umgaben. Man ſchob dieſe weg, ſtellte die Leiter feſter gegen die Oeffnuug, und Einer nach dem Andern eilte auf den Bodenraum hinauf. Als Vier bis Fünf oben waren, warnten ſie die Uebrigen, nicht herauf zu ſteigen. Nur ein kleiner Raum des Bodens war ſtehen geblieben; und ſelbſt dieſer ſchien nur höchſt unſicher von den angebrannten Balken getragen zu werden. Eben auf einer in dieſer Art gefährlichen Stelle, auf einem unſichern Balken ſchwebend, lag ein fein angezogener junger Mann. Der eine Arm hing völlig erſchlafft über die zuſammen geſtürzte Vertiefung herunter, die leiſeſte Bewegung mußte ihn ganz herunter fallen laſſen. Er ſchien, ſo wie er da lag, eher zu ſchlafen, als todt zu ſein, die ſchönen Geſichtszüge zeigten eine große Ruhe, die Augen waren geſchloſſen, die Lippen ruhten auf einander, und eine Milde, ein ſtiller Friede, der ſich dadurch über das ganze Antlitz ergoß, ließ keine Spur von dem Furchtbaren, was ſich hier ereignet haben mußte, zurück. Vorſichtig ward der junge Mann, von deſſen Tode man ſich leider überzeugen mußte, aufgehoben und zuerſt auf eine ſichere Stelle gelegt. Man entdeckte eine leichte Verwundung über dem rechten Ohre, die, wie der Anſchein zeigte, durch einen Streifſchuß entſtanden ſein mußte. Dieſe Wunde konnte nicht gefährlich ſein, und übrigens war der Körper vollkommen unverletzt.

Als die Erſchrockenen den Thatbeſtand ſo weit ermittelt und nach einer genauen Unterſuchung der Hütte ſich überzeugt hatten, daß weiter nichts zu entdecken ſei, verſammelten ſie ſich um die Leiche des Herabgeſtürzten in der Scheune. Es iſt nicht zu bezweifeln, ſagte der Eine, der unter den Uebrigen ein Anſehen zu genießen ſchien und wohl ein Unteroffizier ſein mochte, daß der junge Herr, der oben liegt, und der hier wahrſcheinlich gegen das Wetter Schutz geſucht, von Räubern überfallen, auf den Boden flüchtete und die Leiter nach ſich zog, daß die Räuber vielleicht auf den vorſpringenden Balken der Wand zu ihm zu gelangen ſuchten, und daß es dem unglücklichen jungen Manne gelang, dieſen Menſchen mit der Leiter herunter zu ſtürzen. Die Räuber, darüber erbittert, mögen nun nach ihm geſchoſſen haben. Das iſt wohl Alles, was wir mit Wahrſcheinlichkeit über dieſe entſetzliche Gräuelthat vermuthen können. Hätten wir Pferde, ſo würde ich rathen, den Räubern nachzuſetzen, die, was nicht bezweifelt werden kann, als ſie uns durch das Gebüſch dringen hörten, eiligſt entflohen ſind. Jetzt würde eine ſolche Verfolgung völlig nutzlos ſein. Es bleibt uns nichts übrig, als uns zu theilen. Das Dorf unten am Berge iſt nahe, von da müſſen eiligſt die Gerichtsperſonen und Männer mit Tragen und, was ich ausdrücklich fordern muß, Betten für den jungen Herrn hergeſchafft werden. Wir bleiben ſo lange hier, die Leichen zu bewachen. —

So geſchah es denn auch. Die Männer, bisher mit der unerwarteten Gräuelthat und der Unterſuchung des Hauſes beſchäftigt, beſannen ſich erſt jetzt völlig. Einige eilten, ſich wieder durch das naſſe Gebüſch drängend, nach dem Dorfe, und die Uebrigen blieben in der Hütte zurück. Ein ſo überraſchendes und ergreifendes Ereigniß pflegt, beſonders bei Menſchen von geringerer Bildung, ſobald die erſte Betäubung vorüber iſt, die Zunge zu löſen, und was Mehrere von dem herabgeſtürzten Räuber wußten, kam jetzt zur Sprache. Man erzählte, wie er ſchon früher und zwar öfters nicht bloß als gefährlicher Dieb, ſondern auch als Mörder ergriffen worden; wie es aber bis jetzo nie gelungen war, irgend eine der Unterſuchungen, die über ihn verhängt waren, zu Ende zu bringen, denn in allen Fällen war er nach dem erſten Verhöre ſchon wieder aus der Haft verſchwunden. Die feſteſten Gefängniſſe und die ſchwerſten Ketten vermochten nicht ihn zu halten. Oft waren die Gefangenwärter zugleich mit ihm verſchwunden, und man war genöthigt anzunehmen, daß dieſer gefährliche Menſch einer höchſt bedeutenden und mächtigen Hülfe genoß. Die Vermuthung hatte ſich ausgebreitet, daß er von den Aufrührern, die bis noch vor Kurzem das Land in Unruhe ſetzten, benutzt worden ſei. Manches Abenteuerliche und Unglaubliche ward nun von ihm erzählt, von ſeiner ungeheuren Kraft, von ſeiner Kunſt, ſich unkenntlich zu machen, und von ſeiner Tollkühnheit. Dann ward von dem jungen Manne, der ihnen allen unbekannt war, mit großem Bedauern geſprochen und über ſeine Todesart manche Vermuthung geäußert. Es ſchien klar zu ſein, daß die Räuber, als ſie ihn nicht zu ergreifen vermochten und wohl auch über keine Schüſſe mehr gebieten konnten, die Hütte angezündet hatten; und da der Streifſchuß nicht gefährlich, der Körper übrigens unverletzt war, ſo mußte man wohl glauben, daß er durch den Rauch erſtickt ſei. Einer nach dem Andern ſtieg hinauf, um die Leiche zu betrachten, und Alle kamen, erſtaunt über die Ruhe und den Frieden, der in dem Geſichte herrſchte, zurück. Iſt es doch, ſagten ſie, als wäre er ſanft in ſeinem Bette entſchlummert. So gar keine Spuren von Furcht, Entſetzen oder Erbitterung, die doch in einem ſo furchtbaren Moment vorherrſchen mußten, ſind in dem Geſichte des jungen Mannes wahrzunehmen; und wäre ein Pulsſchlag oder die leiſeſte Spur des Athmens an ihm zu entdecken, wir müßten glauben, er ſei in ſanften Schlaf gewiegt.

Man hörte das Durchdringen mehrerer Menſchen durch das Gebüſch, die Schläge der Aexte, die wahrſcheinlich für die Tragbahren Weg bahnen wollten, und bald traten die nach dem Dorfe geſandten Soldaten, begleitet von dem Schulzen und mehreren Bauern, ein. Der Gerichts-Aktuarius, in der Nähe wohnend, erſchien auch, und der Wundarzt des Dorfes begleitete ihn. Ein Protokoll ward aufgenommen. Man unterſuchte beide Leichen genauer. Der junge Mann trug einen ſtarken, goldenen Siegelring, eine koſtbare Uhr und Kette, der Geldbeutel mit einer nicht unbedeutenden Summe war unberührt, und man überzeugte ſich, daß er von den Räubern gar keinen perſönlichen Angriff erlitten hatte. Der Wundarzt, obgleich er wohl nicht zu den kundigſten gehörte, war dennoch über den Zuſtand der Leiche des jungen Mannes erſtaunt. Er konnte die Urſache des Todes nicht entdecken, die Spuren einer Erſtickung, die ſo auffallend ſind, fehlten durchaus, und, wie er geſtorben war, blieb ihm völlig räthſelhaft. Er pries daher die Vorſicht, die man angewandt hatte, ſaubere Decken mitzubringen. Auch unter den Angekommenen wußte keiner ihn zu nennen; aber Einige erkannten in ihm einen jungen Mann, der einſam ſich oft in der Gegend verlor, Pflanzen und Inſekten ſorgfältig ſammelte und unterſuchte, und ſich in den Dörfern gegen Arme wohlthätig, gegen die Kinder zuthulich und freundlich benahm, daher von den erſteren mit ſtiller Freude, von den letzteren mit lautem Jubel begrüßt zu werden pflegte, wo er erſchien. Er liebte, ſagten dieſe, die Einſamkeit, und wenn er ſich zurückzog, entfernten ſich Alle, den geliebten Mann nicht zu ſtören.

Als nun dieſe Leiche von dem Boden herunter getragen ward und neben der zweiten des Heruntergeſtürzten lag, ſah man den furchtbarſten Kontraſt, die widerwärtige Verworfenheit, die gräßlichen Verzerrungen eines in Wuth, Ingrimm und Verzweiflung Geſtorbenen neben der ſtillen Ruhe eines zarten, friedlichen, ſchönen und edeln Geſichts. Die ſchmerzlichſte Theilnahme, ja laute Wehklage äußerte ſich und riß die Umſtehenden hin. Dazwiſchen tönten rauh die Flüche und Verwünſchungen, die den ruchloſen Verbrecher trafen. Man ſcheute ſich die Leiche des Verworfenen anzurühren, man ergriff ſie endlich mit roher Eile, und warf ſie plump und ſchonungslos auf die Trage, während Andere ſtill, wehmüthig und mit der zarteſten Sorgfalt die Leiche des Jünglings auf die Betten legten und zudeckten.

Nachdem nun Alles ſorgfältig unterſucht war, verließen Alle die Hütte. Die Sonne ſchien, während ſie ſich neigte, hell und klar auf die beiden Leichen herab, und der traurige Zug ging den Berg hinab, nach dem Dorfe zu. Das Gerücht von dieſer Mordthat hatte ſich ſchnell verbreitet, und zwar nicht hier allein, ſondern auch in der ganzen Umgegend. Eine Unzahl von Menſchen ſtand dicht gedrängt vor dem Dorfe, man ſah von allen Bergen herunter über die Felder, aus der

Nachbarſchaft, ja aus der Stadt immer neue Ströme von Menſchen herbeieilen, und die unüberſehbare Menge wuchs immer mehr. Nur mit Mühe gelang es, nach dem Gaſthofe, der am Ende des Dorfes lag, vorzudringen. — Hier pflegte, ſagte der eine Träger, der liebe junge Mann einzukehren, in jener Laube auf dem Hügel, wo man die Gegend und die Stadt vor ſich ſieht, pflegte er, ermüdet von ſeinem Herumſtreifen, ſich niederzulaſſen und ſein ſtilles Mahl zu genießen. Welch ein Jammer wird in dem Hauſe laut werden, wenn nun die Leiche des Jünglings hineingetragen wird, der jugendlich friſch und fröhlich ſo oft über die Schwelle trat. — So geſchah es. Es gelang nach vieler Anſtrengung, die beiden Todten durch das Gedränge in den Gaſthof hineinzubringen. Als man nur mit großer Mühe, ja mit Gewalt die zuſtrömenden Menſchen davon abhalten konnte, in das Haus einzudringen, als es endlich gelang, das Thor und die Thüren zu verrammeln, trat zuerſt die Frau des Hauſes neugierig näher, die Leichen zu betrachten. Der erſte Blick fiel auf den Jüngling, der ſtill und wie ermüdet auf dem reinlichen Bette lag. Da erhob ſie die Hände ringend zum Himmel, bedeckte ſich das Geſicht und ein lautes Angſtgeſchrei tönte durch das ganze Haus. Alle liefen herbei, die im Hauſe waren, die Kinder ſchrieen, die Männer fluchten, die Mägde badeten ſich in Thränen.

Bald erſcholl nun das Gerücht von der grauenhaften Mordthat durch das ganze Dorf. Die ruhige Freundlichkeit und die ſtille, anſpruchsloſe Wohlthätigkeit des jungen Mannes ſteigerte ſich im Munde der Menſchen bis zu einer faſt göttlichen Erſcheinung. — In der Gegend wäre, ſo erzählte man ſich, ſeit einiger Zeit ein junger Menſch von faſt himmliſcher Schönheit erſchienen, Keiner habe gewußt, wo er herkam, einſam und ſtill tröſtete und erquickte er die Armen, ermunterte er die Kinder, die ihn anbeteten, mit freundlichem Ernſte zur Gottesfurcht und guten Sitte. Zu gleicher Zeit beging ein ruchloſer Menſch, wie ein Teufel, die ſchauderhafteſten Verbrechen. In nächtlicher Finſterniß ſchlich er umher. Plünderung und Mord bezeichneten ſeine Schritte. Himmel und Hölle erſchienen hier dicht neben einander. Zwar jener Verbrecher hat ſeinen Lohn erhalten; aber, was hilft es uns, auch der Engel iſt entwichen! — Bei der hoffnungsvollen Stimmung, die nach langer Noth alle Gemüther erhob, bei der fröhlichen Spannung, in welche alle verſetzt waren, ſchien das Wunderbarſte glaublich. — Es war der Engel unſeres jungen, herrlichen Fürſten, ſagte man, und eine unglaubliche Wehmuth, eine ahnungsvolle Sorge erſchütterte die bewegten Gemüther. Es war, als wenn eine unbekannte, tief greifende Gewalt in dem aufgedeckten Innerſten der großen Menge wühlte, die verborgenſten Gefühle hervorzog und laut werden ließ. Jammer und Wehklagen ließen ſich von allen Seiten hören, und während immer neue Maſſen zuſtrömten, klang die Mittheilung immer wunderbarer, ſeltſamer, grauenhafter, faſt wie aus einer Mährchenwelt.

Schon als die abgeſandten Soldaten die erſte Nachricht nach dem Dorfe brachten, wurden eilig Boten nach der kaum eine Meile entfernten Stadt geſchickt. Der Polizei-Präſident, Gerichtsperſonen, der Gerichtsarzt eilten nach dem Dorfe und waren ſchon da, als die Leichen ankamen. Dieſe wurden in den großen Saal des Gaſthofes geſtellt. Der Polizei-Präſident, begleitet von Kasper, trat herein, und wenn ihm die Gewißheit, daß ein höchſt gefährlicher Verbrecher, ihm nur zu wohl bekannt, den Tod gefunden hatte, höchſt erfreulich ſein mußte, wer malt ſein Entſetzen, als er in der Leiche des Jünglings Edward erkannte. So furchtbar erſchüttert war der an Gräuel und Entſetzen gewöhnte, ſtarke Mann, daß er beſinnungslos auf einen Stuhl hinſank, mit beiden Händen das Geſicht verbarg, und ſtumm und bewegungslos lange da ſaß. Dieſe Erſchütterung bewegte die Beamten, welche mitfolgten, und den Arzt ſo, daß ſie nur mit Mühe die Faſſung erlangen konnten, die für die Unterſuchung nothwendig war. Dieſe dauerte lange, das Protokoll ward angefangen, der Arzt unterſuchte beide Leichen äußerſt genau, und eine halbe Stunde war auf dieſe Weiſe wohl verfloſſen, als der Präſident ſich erhob, mit ruhiger Stimme nach dem Gange der angefangenen Unterſuchung fragte, und mit ungetheilter Aufmerkſamkeit die ermittelten Umſtände erfuhr und in Erwägung zog. Wer ihn aber anſah, mußte erſchrecken. Eine Veränderung, wie ſie nur langer Kummer hervorzurufen vermag, hatte die Geſichtszüge ergriffen, er ſchien um mehrere Jahre älter. Aber je tiefer Alle erſchüttert waren, deſto deutlicher erkannten die Beamten und der Präſident ſelbſt, daß man hier ſich nicht den peinigenden Gefühlen hingeben dürfte, daß die Unterſuchung mit klarer Beſonnenheit geführt werden müßte.

Der Arzt war, wie ſchon der halbkundige Wundarzt früher, durch den Zuſtand der Leiche überraſcht. Er hatte ſich zuerſt mit Edward beſchäftigt, und immer räthſelhafter ſchien ihm der Todesfall. — Der Streifſchuß, ſagte er, hat eine ſo unbedeutende Verwundung hinterlaſſen, daß von dieſer gar nicht die Rede ſein kann. Hat er etwa durch die Erſchütterung gewirkt?

ſprach er, mehr wie zu ſich ſelber, als für den Protokollführer, auch das iſt nicht wahrſcheinlich; an Erſtickung iſt, der Wundarzt hat Recht, gar nicht zu denken. — Die Leiche ward entkleidet, nicht eine Spur von Verletzung war zu ſehen, nicht eine geröthete oder gequetſchte Stelle war irgendwo zu finden. Kopfſchüttelnd verließ der Arzt nach langer Prüfung die Leiche und ſchritt zur Unterſuchung des Verbrechers. Hier war Alles klar, die Zerſchmetterung des Hinterkopfs lag vor, die Leiter, die mitgenommen war, erklärte die blauen, aufgelaufenen Stellen, die ſich auf der Bruſt und dem Bauche befanden. Der Todte ward geöffnet, der Sektionsbericht protokollirt, und ſo vergingen ein paar Stunden.

Es war Abend geworden. Der Arzt ging wieder zu Edward, er hob die Hand, er forſchte nach dem leiſeſten Pulsſchlage, nicht allein an den Schlagadern der Handwurzel, ſondern auch an denen der Füße und den Schläfen. Keine Spur von Pulsſchlag war zu entdecken. Er öffnete ohne Mühe die mild verſchloſſenen Lippen, ſie waren weiß, nicht blau, und beweglich, faſt wie im Leben. Er lauerte auf einen Athemzug; aber die weichſte Feder, vor Mund und Naſe gehalten, blieb unbewegt. Alles war in dieſem ſchönen Körper ſtill und ſtumm, wie das Grab. — Eine Sektion, ſprach der Arzt, iſt unmöglich. Ich ſchaudere vor dem Gedanken zurück. Mir würde es ſein, als beginge ich einen Mord, wenn ich frevelhaft dieſen Leib aufritzte. — Faſt mit wilder Heftigkeit ſprang der Präſident auf ihn zu. Sie haben Hoffnung? rief er laut, reden Sie, ſprechen Sie, ich beſchwöre Sie; ich liebte den jungen Mann wie meinen Sohn, mein Sohn liebte ihn wie ſeinen Bruder! — Ich kann, erwiederte der Arzt, nichts Beſtimmtes ſagen; ſo wie er da liegt, iſt er todt, die möglichen Fälle des Wiedererwachens aus einem ſolchen Todesſchlaf ſind höchſt ſelten: das nur muß ich behaupten, daß wir entſchiedenere Kennzeichen der endlichen Auflöſung des Körpers abwarten müſſen. Er ſcheint, von einem Nervenſchlage getroffen, in eine Asphyxie gefallen zu ſein; es iſt möglich, daß dieſe das Leben feſthält und verhüllt, es iſt möglich, aber nicht wahrſcheinlich.

Dennoch hing ſich der Präſident an dieſe ſchwache Hoffnung mit aller Gewalt ſeiner Seele. Der Jüngling kann, er darf nicht ſterben, rief er, das Unwahrſcheinlichſte muß geſchehen, um ihn in's Leben zurückzurufen. Sein Auge erhielt wieder den alten Glanz, die liebliche Hoffnung rief das bewegliche Spiel der erſtarrten Geſichtszüge wieder hervor, und nachdem die Unterſuchung beendet war, erwog man, was nun für's

Erſte mit Edwards Leiche zu unternehmen wäre. Der getödtete Verbrecher ward, auf das laute Verlangen des Wirths und ſeiner Frau, nach einer Scheune gebracht, die man ſorgfältig ſchloß und bewachte. Edward, behauptete der Präſident, muß ſogleich verhüllt nach der Stadt in ſeine Wohnung gebracht werden. Die Gerichtsperſonen ſchienen es angemeſſener zu finden, ſeine Leiche hier zu laſſen. — Wir wollen, ſagte die Wirthin, ſie treulich bewachen. Einer von uns ſoll immer an ſeinem Bette ſitzen. Wäre es mir vergönnt, den erſten leiſen Athemzug zu erlauſchen, ich würde den Augenblick für den glücklichſten meines Lebens halten. — Ströme von Thränen beſtätigten die Wahrheit ihrer Verſicherung. Aber der Präſident war nicht geneigt, nachzugeben. — Findet, ſagte er, auch die entfernteſte Möglichkeit eines Wiederaufwachens ſtatt, ſo dürfen wir ihn nicht als einen Todten, ſondern als einen Kranken behandeln. Der Erkrankte aber darf fordern, zu den Seinigen gebracht zu werden. Er vermag dieſe Forderung nicht auszuſprechen. Ich, der ich ihm in Freundſchaft und Liebe zugethan bin, ſpreche ſie in ſeinem Namen aus und werde nicht nachgeben. —

Man mußte ſich fügen. Das Volk, welches aus der Umgegend herbeigeſtrömt war, das Dorf erfüllt, das Haus beſtürmt hatte, verlief ſich nach und nach, nachdem es Stunden lang gewartet hatte. Man glaubte, die Leichen würden hier bis zur ferneren Unterſuchung aufbewahrt, und gab die Hoffnung auf, ſie zu erblicken. Es war eine dunkle Nacht, die mitternächtliche Stunde nahte, im Dorfe war Alles ſtill. Von einem benachbarten Landhauſe hatte man einen großen Tragkorb mit einem gewölbten Deckel erhalten, die Betten wurden in dieſen hineingebracht, und Edward, ſorgfältig in Kiſſen und Decken gehüllt, ſanft hineingelegt.

Kasper, der dem ganzen Auftritt beigewohnt hatte, blieb ſtill im Hintergrunde. Der Präſident ſchien ihn trotz ſeines Kummers argwöhniſch mit den Augen zu bewachen, und glaubte, als die Hoffnung einer Wiederauflebung ausgeſprochen ward, eine plötzliche, wie durch Schrecken hervorgerufene Veränderung ſeiner Geſichtszüge wahrzunehmen; aber ſie entſtand und verſchwand ſo ſchnell, daß er ungewiß blieb, ob er ſich nicht getäuſcht habe. Sonſt beharrte Kasper in einer vollkommen ruhigen Stellung, die man der Ehrerbietung gegen ſeinen Vorgeſetzten zuſchreiben konnte. Die Hülfe, die man von ihm forderte, ward pünktlich und mit ruhiger Aufmerkſamkeit geleiſtet. Er half die Leiche in den Korb legen, und obgleich der Präſident ihn dabei genau betrachtete, entdeckte er doch nicht die leiſeſte Spur irgend einer Bewegung. Der Verdacht des Präſidenten war durch die Art erregt worden, auf welche er ſich an die Beamten anſchloß. Er kam nämlich nicht aus der Stadt, ſondern auf einem Nebenwege zu ihnen, und obgleich er in ruhigen Schritten auf ſie zu ging, zeigte ſein erhitztes Geſicht doch, daß er ſehr geeilt habe; dabei erinnerte ſich der Präſident an das Geſpräch im Gaſthauſe, und daß Kasper in dem Dorfe zu Hauſe war, in welchem Edward erzogen ward. Dieſer grauenhafte Verdacht, ſo wenig begründet er ſchien, drängte ſich dem kummervollen Manne immer von neuem auf und er vermochte ihn nicht abzuweiſen. So ging nun der Zug nach der Stadt in der dunkeln Nacht, über die Felder ſchreitend, von brennenden Laternen begleitet. Die Beamten hatten ſich in ihre Wagen geworfen, um ſchnell zur Stadt zu fahren. Der Präſident und der Arzt begleiteten ſorgenvoll die Leiche.

Als Edward mit Waldemar einige glückliche Tage bei dem Oberförſter verlebt, als er ſich überzeugt hatte, wie heilſam dieſer Aufenthalt für Ferdinand ſein würde, und ſich nun von ſeinen Pflegeeltern und von ſeiner Geliebten trennen mußte, ward es ausgemacht, daß der

Oberförſter mit ſeiner Frau und mit Agnes, die jetzt ganz Amaliens Stelle einnahm, einen Beſuch in der Hauptſtadt abſtatten ſollte. Agnes, die nie das Dorf verlaſſen hatte, freute ſich auf dieſe Reiſe nach einer fremden Gegend, ja über die Grenze in ein fremdes Land hinein, und erwartete die Zeit der Abreiſe, die für den frühen Sommer beſtimmt war, mit immer ſteigender Unruhe. Der Tag der Abreiſe und der Tag der Ankunft in der Hauptſtadt war genau beſtimmt, und die Reiſe ward ſchon deswegen mit deſto größerer Freude angeſtellt, weil die Nachrichten, die man erhielt, das wachſende Glück des Landes und die bevorſtehenden Feierlichkeiten meldeten; aber der Oberförſter hatte vorausgeſetzt, daß ein wichtiges Amtsgeſchäft ihn einige Tage in einer Grenzſtadt aufhalten werde. Als er hinkam, war dieſes Geſchäft, wie er es nicht erwarten konnte, ſo weit vorbereitet, daß das, was nach ſeiner Anſicht eine viel längere Zeit erfordern würde, in wenigen Stunden abgethan war. Agnes, obgleich ſtillſchweigend, konnte die Sehnſucht, den Geliebten zu ſehen, nicht ſo unterdrücken, daß nicht der Oberförſter und ſeine Frau bemerkt hätten, wie lieb ihr eine ſchnelle Abreiſe ſein würde, und da nichts einen längeren Aufenthalt erforderte, fügte man ſich gern ihrem ſtillen Wunſche, und ſo geſchah es, daß ſie früher in der Hauptſtadt ankamen, als ſie dort erwartet wurden. Es war verabredet, daß ſie bei Louvet abſteigen ſollten, und Alles war zu ihrer Ankunft bereit. Obgleich dieſer keine große Geſellſchaft bei ſich ſah, durchaus gar keine beſuchte, ſich zwar dem jungen Fürſten vorſtellen ließ, aber ſonſt faſt jeden Umgang vermied, ſo wohnte er doch ſeinem Stande und ſeinem Vermögen gemäß. Agnes, die zum erſten Mal in ſeiner Wohnung großſtädtiſche Pracht erblickte, begrüßte zwar die Umgebung mit großer Freude, und das heitere Gemach, welches ſie nun eine Zeit lang bewohnen ſollte, mit Allem, was in unſeren Tagen Zierliches, Bequemes und Behagliches erſonnen ward, ausgeſchmückt, trat ihr freundlich entgegen, daß aber Edward ihr nicht am Wagen, nicht auf der Treppe entgegen kam, war ihr unbegreiflich. Auch der Oberförſter und ſeine Frau waren dadurch unangenehm überraſcht. Sie erfuhren von dem Bedienten, der ſie nach ihrer Wohnung hinauf begleitete, daß Edward am frühen Morgen die Stadt verlaſſen, den ganzen Tag für einen botaniſchen Spaziergang beſtimmt hatte, und daß man ſeine Zurückkunft erſt am ſpäten Abend erwarten könnte. Auch Louvet ließ ſich nicht ſogleich ſehen. Die erſte Zuſammenkunft mit einem Ehepaar, welchem er ſich ſo verpflichtet fühlte und das er ſo hoch ſchätzte, wünſchte er mit dieſem allein und nicht in der Gegenwart des geliebten Mädchens zu feiern; denn ſie durfte noch nicht erfahren, daß Louvet ihren Geliebten als ein kleines Kind nach dem Dorfe gebracht hatte. Als daher der Oberförſter und ſeine Frau von ihrer freundlichen, ja prächtigen Wohnung Beſitz genommen hatten, ward Agnes nach ihrem Gemache geführt, wo ſie angewieſen ward, ihren Anzug mit Hülfe einer bereitſtehenden Dienerin zu beſorgen und dort ſich ſo lange aufzuhalten, bis ſie gerufen werde. Sie war durch die getäuſchte Hoffnung, von Edward jubelnd empfangen zu werden, trübe geſtimmt; die feierliche Art, wie ſie empfangen ward, daß nur Bedienten ſich ſehen ließen, Alles erſchien ihr ſo ganz anders, als ſie es ihren bisherigen Anſichten nach erwartet hatte. Sie fühlte ſich beklemmt, von traurigen Empfindungen überraſcht und wußte doch kaum, worüber ſie ſich beklagen ſollte. Sie mußte ſich vielmehr geſtehen, die Eilfertigkeit, womit ſie die Reiſe beſchleunigt hatte, habe Alles, was ſie jetzt unangenehm berührte, ja Edwards Entfernung und, wie ſie vermuthete, auch die Art des Empfanges veranlaßt.

Als Agnes entfernt war, und man nicht befürchten durfte, von ihr überraſcht zu werden, trat Louvet herein. Einige zwanzig Jahre waren verfloſſen, ſeit ſie ſich ſahen. Der Oberförſter und ſeine Frau, die in dieſer Zeit in einer friedlichen Umgebung gelebt hatten, ſchienen durch die Gewalt der Jahre wenig gelitten zu haben, und Louvet erſtaunte über das friſche Ausſehen Beider. Ganz anders war der Eindruck, den dieſer auf das freundlich geſinnte Ehepaar machte. Schon das höhere Alter mußte freilich den Greis hinfälliger erſcheinen laſſen, aber dennoch erſchraken ſie über die Spuren eines tiefen Leidens, die ſeine Geſichtszüge unverkennbar trugen. Es war ihnen, als träte die verhüllte Geſchichte ſeiner leidenvoll durchlebten Jahre ſeit ihrer Trennung ihnen ſtumm und drohend entgegen. Doch Alles verlor ſich in dem frohen Gefühl des Wiederſehens. Die Alten fanden ſich lebhaft in eine frühere Zeit verſetzt. Ein jugendliches Gefühl beſchlich ſie, und Fragen und Antworten drängten ſich in verworrener Eile. So vergingen ein paar Stunden, ohne daß ſie es merkten, ſie hatten Alles um ſich her vergeſſen und erſchraken, als der Bediente hereintrat und die angerichtete Mittagstafel ankündigte. Jetzt erſt fiel es ihnen ein, daß die arme Agnes in der ihr fremden Umgebung wie verlaſſen war. Man öffnete die Thüre, die in ihr Gemach führte, und ſah das Mädchen, den Kopf auf den Arm geſtützt, einem trüben Nachſinnen ganz hingegeben. Freundlich ging ihr die Oberförſterin entgegen, als ſie ſich verlegen und ſcheu erhob. Sie ward Louvet vorgeſtellt, und der ehrwürdige Greis, ihr aus Edwards Briefen ſo wohl bekannt, verſcheuchte durch ſeinen erſten, herzlichen Gruß einen jeden trüben Gedanken. Ehrfurcht, Liebe und grenzenloſe Hingebung leuchteten aus ihren hellen, klaren Augen, indem ſie ihm ſchüchtern zwar, aber mit gemüthlicher Zuverſicht entgegen trat und ſeine Hand, ehe er es verhindern konnte, mit kindlicher Wehmuth an ihre Lippen drückte. Louvet ſchien in den Anblick des Mädchens verloren. Er pries Edwards Glück und ſein eigenes, daß er dieſe liebliche Geſtalt ſeine Tochter nennen ſollte. Sie gingen zur Tafel.

Als nun aber die freundſchaftlichen wechſelſeitigen Mittheilungen ruhiger und geordneter wurden, ward Edwards Abweſenheit doch immer ſchmerzhafter gefühlt. — Die Neigung unſeres jungen Freundes zu einſamen Spaziergängen, ſagte Louvet zum Oberförſter, iſt Ihnen ja wohl bekannt. Schon drei bis vier Mal in dieſem Frühlinge habe ich auf dieſe Weiſe ſeiner Gegenwart entbehrt, aber ich habe mich wohl gehütet, auf irgend eine Art mir merken zu laſſen, wie unangenehm mir ſeine Abweſenheit war; denn ich weiß, wie genau dieſer einſame und ſtille Naturgenuß mit ſeinen tiefſten, reinſten und edelſten Empfindungen zuſammenhängt. Sein ganzes Daſein verklärt ſich durch die Natureinſamkeit in Andacht und Liebe. Sie, liebe Agnes, harren ſeiner mit Ungeduld, er aber fühlt ſich beruhigt, denn Sie ſind bei ihm. —

Die Worte des Greiſes erſchütterten faſt das Mädchen, ſie wußte nicht warum, und eine Thräne ſchlich ſich aus ihrem Auge. Indeſſen verging die Zeit ſchnell. Vielfache Erinnerungen belebten das Geſpräch, die nächſte Zukunft lag heiter vor ihnen. Die Tafel ward aufgehoben. Der Tag neigte ſich, und die Hoffnung, daß nun bald Edward erſcheinen, und wie er durch die unerwartete, frühere Ankunft ſeiner Pflegeeltern und ſeiner Geliebten überraſcht ſein würde, ſtimmte ſie immer heiterer. — Edward, ſagte der Oberförſter ſcherzend, wird ſich ſeine Abweſenheit vorwerfen, ich ſeh's, wie der arme Junge ſich ärgern wird. Aber wie es ſich für einen Liebhaber ſchickt, bei einer verabredeten Zuſammenkunft einige Stunden früher zu erſcheinen, ſo hätte der junge Mann auch auf ſeiner Stube die Ankunft ſeiner Geliebten einige Tage früher erwarten können. Und Du haſt Dich wohl zu beklagen, liebe Agnes? — Das Mädchen ſprach wenig, aber mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit lauſchte ſie auf eine jede Aeußerung des erfahrenen Greiſes. Es iſt ſelten, daß der aufhorchende Menſch die tiefe Bedeutung der innerlich erregten, ſtill vernehmenden Seele aufzuſchließen vermag, aber, wenn Louvet's Blicke zufällig auf das ſtill auf ſeine Worte lauſchende Mädchen fielen, da war es ihm, als ſähe er durch das helle Auge in die aufgeſchloſſene, für alles Heilige und Schöne empfängliche Seele hinein, und die geläufige Zunge geiſtreich gebildeter Frauen, die ihn oft genug gequält hatte, vermochte nie das auszuſprechen, was in den ſtummen Zügen des ſchüchternen Mädchens inhaltsſchwer verhüllt war.

Es fing ſchon an dunkel zu werden, die Fenſter nach der Straße waren geöffnet und Agnes betrachtete mit freudigem Erſtaunen die herrliche Ausſicht, welche vor ihr lag, und wie Wagen und Menſchen ſich lebhaft unter einander bewegten und drängten. Während ſie ſo hinab ſah, in der ſtillen Hoffnung, unter den vielen Menſchen den zurückkehrenden Edward zu erkennen, ſchien es ihr, als wenn unter den wogenden Maſſen ſich etwas Außerordentliches rege. Die in entgegengeſetzter Richtung Fortſchreitenden gingen nicht mehr gleichgültig an einander vorbei, es bildeten ſich vielmehr einzelne Gruppen, die ſich angelegentlich nach irgend etwas zu erkundigen ſchienen. Agnes wandte ſich, mehr erſtaunt, als erſchrocken, an Louvet und fragte ihn, ob wohl dieſe Erſcheinung auf den Straßen der

Stadt etwas Gewöhnliches ſei? So wie Louvet einen Blick hinunterwarf, war es ihm klar, daß irgend ein ungewöhnliches Ereigniß die Menge in Bewegung ſetzte.

Zwar war Louvet jetzt durch Theodor hinlänglich von der Lage der öffentlichen Angelegenheiten unterrichtet, und glaubte die Stimmung des Volkes ſo günſtig für die Regierung, daß man kaum irgend eine laute Aeußerung der Unzufriedenheit erwarten könnte. Ob aber dieſe Stimmung, ſo günſtig ſie ſcheinen mochte, ſchon hinlänglich befeſtigt wäre, konnte immer noch zweifelhaft erſcheinen, und die Erinnerung an die gefährlichen Unruhen lag zu nahe, als daß man nicht, wenn eine ſolche Aufregung im Volke ſich zeigte, aufmerkſam, ja ängſtlich werden ſollte.

Louvet befahl einem Bedienten, ſich nach dem Grunde dieſer Bewegung zu erkundigen, und die Gäſte, die Louvet beſorgt ſahen, fingen an, ſich zu ängſtigen. Agnes vor Allen warf einen beſorgten Blick auf die Straße, und ſah, wie die Bewegung zunahm und wie das Volk nach der Vorſtadt zulief. — Vielleicht, ſagte Louvet tröſtend, brennt ein Haus; Feuersbrünſte ſind nicht ſelten, aber faſt nie gefährlich, unſere Anſtalten ſind vortrefflich. — Der Bediente kam höchſt erſchrocken zurück. Mit zitternder Stimme ſprach er: Man erzählt von einer gräulichen Mordthat. Ein junger vornehmer Mann, der allein forſchend in der Gegend umherſtreifte, habe auf der waldigen Gebirgshöhe in der Nähe der Stadt während des heftigen Gewitters, welches wir drohend aus der Ferne ſahen, in einer Hütte Schutz geſucht. Dort ſei er von Räubern überfallen und, nachdem er ſich tapfer gewehrt und einen derſelben erſchlagen habe, ermordet worden. Hereinſprengende Eilboten haben dieſe Nachricht gebracht, Polizei und Gerichte ſind in Bewegung, und das Volk ſtrömt nach. —

Obgleich der alte Bediente ſeine ängſtliche Vermuthung verbarg, ſo ſprach doch dieſe deutlich genug aus den zitternden Worten und aus ſeinem blaſſen Geſichte. Eine furchtbare Angſt ergriff Louvet und ſeine Gäſte, alle ſahen ſich ſtarr, ſtumm und entſetzt an, Keiner wagte die Vermuthung, die ihn zerſchmetterte, den Uebrigen, ja nur ſich ſelbſt zu geſtehen. Louvet war der Erſte, der die Sprache wiederfand. — Geſtehen wir es, ſagte er, eine plötzliche Furcht hat uns alle ergriffen, ſie iſt zu natürlich. So, wie unſere liebende Sorgfalt ihn feſthält, iſt er der einzige Wanderer in der Gegend, alle übrigen ſind gar nicht für uns da. Wie natürlich alſo, daß wir ihn ermordet glauben. Schon das Gerücht mag Manches anders geſtellt haben. Aus einem bloßen Ueberfalle wird da leicht eine Ermordung. Die Thatſache mag ſein, daß irgend

Einer überfallen worden iſt, und unſere übertriebene Furcht ſchließt auf ein Unglück, welches für uns alle vernichtend ſein dürfte. — So ſprach er, obgleich die letzten Worte mit ſchwankender Stimme laut wurden. Tiefe Seufzer erleichterten die gepreßte Bruſt; man fing allerlei Geſpräche an, kam aber immer wieder auf dieſen traurigen Gegenſtand zurück. Ein Jeder ſagte ſich im Stillen: Auf eine ſolche Weiſe, wie Edward, einſam und waffenlos, ſtreifen äußerſt Wenige, von der Landſtraße ausweichend, durch Wald und Gebüſch über Wieſen und Felder. — Kein Geſpräch wollte mehr gelingen. Was die ſchauderhafte Vermuthung beſtätigte, behandelte ein Jeder als ſein eigenes furchtbares Geheimniß; jeder Gegenſtand des Geſprächs verlor ſich in dem finſtern Abgrunde der quälenden Sorge, und nur die Spannung der Erwartung hielt ſie aufrecht.

Louvet hatte ſich gleich, nachdem er die Nachricht erhalten, ſtillſchweigend entfernt. Ein Eilbote ward ausgeſandt, um auf jede Weiſe ſichere Kunde zu erforſchen und nur, wenn dieſe erlangt wäre, zurückzukehren. Indeſſen verſtrich eine Stunde nach der andern, die Nacht brach ein, Edward kam nicht. Da hörte man einen Reiter durch die Straße gallopiren und plötzlich vor dem Hauſe ſtill halten. Der Reiter ſtieg ab, lief eilig die Treppe hinauf, Alle ſaßen erſtarrt da, der

Athem ſtockte. Er übergab Louvet einen Brief und dieſer erblaßte plötzlich, als er die Handſchrift des Polizeipräſidenten erkannte. Die zitternde Hand vermochte den Brief kaum zu erbrechen, zu verbergen war nichts mehr. Es giebt eine erſtarrende Verzweiflung, welche alle Lebensgeiſter hemmt. — So ward Niobe verſteinert. —

Als der Polizeipräſident aus den Aeußerungen des Arztes die erſte, wenn auch noch ſo entfernte Hoffnung ſchöpfte, fand er es nothwendig, den Greis, deſſen inniges Verhältniß zu Edward ihm bekannt war, auf das Ereigniß vorzubereiten. — Erſchrecken Sie nicht zu ſehr, ſchrieb er eilig und die Handſchrift zeigte, wie er ſelbſt von dem Ereigniß ergriffen war, erſchrecken Sie nicht zu ſehr. Daß Ihnen der Mordanfall ſchon zu Ohren gekommen iſt, muß ich befürchten. Edward iſt es. Wenn er nun aber auch in Ihr Haus hineingetragen wird, dann tröſten Sie ſich doch. Das Leben, das Ihnen, das uns allen ſo theuer iſt, hat ſich in dem ſtummen Leibe verhüllt, es kann noch zurückkehren. Nur die tröſtliche Vermuthung des Arztes gab mir den Muth, Ihnen dieſe Zeilen zu ſchreiben. Erwarten Sie den Feſtſchlummernden, wir hoffen den Wiedererwachenden. Der Körper iſt unverletzt, ein Streifſchuß hat ihm nur eine unbedeutende Wunde beigebracht. Gott ſtärke Sie! —

Louvet mußte den Brief oft überleſen, ehe er den Inhalt zu faſſen vermochte. Wenn er eine Zeile geleſen hatte, vergaß er ſchon, was ſie enthielt, und dennoch rief es laut aus ſeinem ſchwindenden Bewußtſein heraus: Hier ſteht das geſchrieben, was wir alle wiſſen müſſen, wenn gleich die Gewißheit uns zu tödten droht. — Endlich gelang es ihm, ſich zu ermannen. In einen tiefen Seufzer drängte ſich das Gebet der Ergebung zuſammen, er faltete die zitternden Hände und ſprach: Herr, Dein Wille geſchehe! — Noch immer ſah er keine Bewegung in den erſtarrten Geſtalten, die vor ihm ſaßen, die Augen hingen an ihm, ſchienen aber nichts zu ſehen. Die ruhenden Geſichtszüge deuteten auf ein aufmerkſames Hinhören, aber die Ohren vernahmen nichts. Mit einer furchtbaren Ruhe las er den Brief vor. Da hörte man ein Angſtgeſchrei in der Stube erſchallen, es war der alte Bediente. Dieſer Schrei ſchien die verſteinerten Geſtalten in Bewegung zu ſetzen. Die alten Pflegeältern erwachten zu dem traurigen Bewußtſein ihres Schmerzes, als ſie dieſes Geſchrei hörten, aber es dauerte lange, ehe es Louvet gelang, ihnen begreiflich zu machen, daß nicht alle Hoffnung verſchwunden wäre. Wenn der Menſch hoffnungslos von einem großen, unerwarteten Unglücke betroffen wird, und nun plötzlich irgend ein Umſtand, wenn auch noch ſo fern liegend, ihn eine beſſere Wendung des Geſchicks erwarten läßt, ſo bleibt er in einer fortdauernden Spannung, ſein ganzes Daſein richtet ſich auf dieſen fernen Punkt mit einer deſto größeren Kraft, je größer ihm das Unglück erſcheint. So Louvet und ſeine Gäſte.

Aber die ganze Sorge wandte ſich bald auf einen näheren Punkt. Agnes Zuſtand ward ſehr bedenklich. Es war, als wäre ſie völlig verwandelt. Sie blieb noch lange ſtumm und unbeweglich, das Herz ſchien faſt ſtill zu ſtehen, ſie ſuchte mühſam Athem zu holen, und ein inneres bedenkliches Schluchzen war die einzige Spur von Leben. Der Arzt, deſſen Gegenwart man ohnehin, wenn Edward gebracht würde, wünſchenswerth fand, ward ſchnell geholt, und für Louvet, den Oberförſter und ſeine Frau war dieſe neue Sorge faſt eine traurige Zerſtreuung, die ſie von jener größeren ablenkte. Der Arzt eilte herbei. Nachdem dem betäubten Mädchen die zweckmäßige Hülfe gebracht war, hörte man ſie tiefſeufzend aus dem Innerſten der Bruſt aufathmen; die erſtarrten Züge wurden wieder beweglich, die todten Augen belebten ſich, und wie das Bewußtſein ihres Unglücks ſie, auch während der Erſtarrung,, nicht verlaſſen hatte, zeigte ſich jetzt, denn die irren Augen blickten unruhig um ſich, und ſie rief laut: Iſt er da, hat man ihn gebracht? Ich muß ihn ſehen. — Auch ihr ſuchte man den Inhalt des Briefes begreiflich zu machen, und wie noch nicht alle Hoffnung verloren wäre. Sie ſchien erſt gar nicht zu hören, was man ihr mittheilte, obgleich man ſah, wie ſie mit großer Anſtrengung horchte. Aber ihre Züge blieben unverändert, es war deutlich, daß ſie den Inhalt des Briefes noch nicht begriffen hatte. So lange man den Ausdruck: ſcheintodt, brauchte, antwortete ſie nur: todt, ja todt! mit einer ſo herzzerſchneidenden Stimme, daß ſie den Gleichgültigſten hätte erſchüttern müſſen, wie vielmehr die Alten, die ihren Kummer in vollem Maaße theilten. — Er lebt! rief man nun und wiederholte es. Da erſt ſchien das Bewußtſein faſt gewaltſam zu erwachen. — Er lebt! rief ſie nach. — Wie und was noch zu hoffen wäre, ward ihr durch die wiederholte Mittheilung begreiflich. Von Verzweiflung ging ſie jetzt zur plötzlichen frohen Gewißheit über. Eine freudige Zuverſicht leuchtete aus allen Zügen, ſie ſtürzte auf die Knie, und es war ergreifend, zu ſehen, mit welcher Inbrunſt ſie betete, mit welcher kindlichen Zuverſicht ſie die Erhörung des Gebetes erwartete. — Er lebt, ſprach ſie laut, dann wird er nicht ſterben.

Du haſt, o Gott, den letzten verſteckten Funken des Lebens aufbewahrt, damit er durch den Hauch der Liebe angefacht werde. — Allmälig trat an die Stelle des heftigen Ausdrucks des Schmerzes die ruhigere Erwartung.

Die Zeit ſchlich langſam vorüber, man zählte die Augenblicke; Stunden vergingen auf dieſe Weiſe, aber die ganze geſpannte Aufmerkſamkeit war nach Außen gerichtet. — Da hörte man von fern Schritte, die auf der ſtillen Straße wiederhallten, ſie kamen näher, es waren die Männer, die Edward trugen. Der Tragkorb ward vorſichtig die Treppe herauf und nach Edwards Schlafſtube gebracht. — Alle eilten herbei, und als der Tragkorb niedergeſetzt, der Deckel aufgehoben war, lag Agnes knieend neben dem Korbe und blickte nach dem blaſſen, milden Geſichte des Geliebten hin. Wie ganz anders hatte die wilde Phantaſie des armen Mädchens nach der erſten zerſchmetternden Nachricht, die ſie betäubend traf, ſich die Leiche des Geliebten gedacht — mit Blut bedeckt, von tiefen Wunden entſtellt. — Er iſt nicht todt, ſagte ſie, er beſinnt ſich nur tief in ſeinem Innerſten auf den gräßlichen Schmerz, der mich treffen würde, wenn er geſtorben wäre. Das hält ſeine Lebensgeiſter gefeſſelt, daß ſie ſich nicht regen können. Ihr wißt, Ihr ahnet es nicht, wie grenzenlos er mich liebt. — Noch war in ihren Reden etwas Irres, und ſelbſt der feſte Glaube an ſein Leben konnte, wie er ſich ausſprach, keine Freude erwecken. Bedenklicher betrachteten die Alten den ruhenden Edward. So lebhaft hatten ſie ſich an die leiſe Hoffnung geklammert, und als ſie ihn nun erblickten, als die Hand, auf der Bruſt ruhend, keinen Herzensſchlag vernahm, als kein Athemzug bemerkt ward, drohte der lichte Strahl der Hoffnung völlig zu erlöſchen. — Der Gerichtsarzt und der Präſident waren mit der Leiche gekommen und theilten den allgemeinen Kummer. Als man Anſtalten traf, Edward nach ſeinem Bette zu bringen, entfernte ſich das Mädchen ſcheu und trat erſt wieder herein, als er da hingelegt war, wo er ruhen ſollte, bis er wieder erwachte oder ſein Tod gewiß wäre. Die Aerzte ſahen ein, daß jetzo nichts zu thun war, als die Entſcheidung ruhig abzuwarten. Der Gerichtsarzt und der Präſident entfernten ſich, der Hausarzt blieb, denn ſeine Gegenwart konnte bei den erſten möglichen Spuren des Wiedererwachens von Wichtigkeit ſein. — So, zwiſchen Hoffnung und Zweifel ſchwebend, umgaben Alle Edwards Bette; Keiner wollte ſich entfernen, Alle lauſchten auf die Spuren des wiederkehrenden Lebens.

In dem Salon war eine glänzende Geſellſchaft verſammelt. Alle Spuren der unruhigen Spannung waren verſchwunden, Damen und Herren bewegten ſich unter einander, in lebhaften Geſprächen begriffen. — Amalie ſchien ſich heute beſonders in der Geſellſchaft zu gefallen; ſie war heiter, mit anmuthiger Leichtigkeit knüpfte ſie hier und da ein Geſpräch an, ein Jeder ſchätzte ſich glücklich, wenn ſie ſich näherte, und die mannigfaltigſten Gegenſtände wurden berührt. Die geiſtige Gewandtheit der Frau ſchien Alle um ſie her zu beleben, kühn aufgeſtellte Paradoxen, abfertigende, witzige Einfälle wechſelten ſchnell, und hier und da ward wohl auch eine tiefe, wahrhaft geiſtreiche Bemerkung laut. In der Geſellſchaft, die alles Ausgezeichnete der Hauptſtadt in ſich ſchloß, zog heute beſonders ein junger Schriftſteller des Tages die Aufmerkſamkeit auf ſich. Er galt für geiſtreich und für einen ſolchen, der in der lebendigſten Mitte der bedeutenden Gegenwart lebte. Es war von einer Schrift die Rede, die bei einigen Anweſenden Theilnahme erregt zu haben ſchien. Man wünſchte die Meinung des Schriftſtellers darüber zu hören. — Einige Jahre früher, ſagte dieſer, leiſe und mit ſcheinbarer Beſcheidenheit redend, würde dieſe Schrift Aufſehen erregt und Beifall erhalten haben. Unſere Zeit iſt im Geiſtigen, wie in allen Richtungen, progreſſiv. Die Sprache bildet ſich bewunderungswürdig aus, ſie ſchmiegt ſich an Gedanken, deren Tiefe man vor Kurzem nicht ahnete. Blind muß derjenige ſein, der nicht einſieht, wie ſelbſt bedeutende Männer der nächſten Vergangenheit kaum eine Ahnung haben von dem, was jetzt die jugendlichen Gemüther bewegt, was ſich in der Philoſophie, in der Dichtkunſt, in allen Richtungen der Litteratur zu geſtalten ſucht. Es iſt, als wenn ein neues geiſtiges Organ eine neue Zeit ſchaffen wollte. Wie ungelenk erſcheinen uns die Bemühungen der jetzt verſtorbenen oder ergrauten, ſchlaff gewordenen Heroen der Wiſſenſchaft und der Kunſt. Eine leichte Beweglichkeit des Geiſtes hat die ſtarren Probleme aus den Feſſeln mühſam denkender Geiſter losgeriſſen. Die trüben Hoffnungen, die matte Sehnſucht nach einem Jenſeits hat für uns, die wir der Erde, dem Fleiſche ſein Recht zugeſtehen, alle Bedeutung verloren, der ferne leere Himmel iſt freilich mit ſeinem erträumtem Zauber verloren.

Der Schriftſteller fand ſich geſchmeichelt durch die Aufmerkſamkeit, die man ihm ſchenkte. Amalie hatte die Rede gehört und trat, ihn unterbrechend, näher. — Und dafür habt Ihr uns eine himmliſche Gegenwart geſchenkt, über die wir freilich Schelling, Schleiermacher, Göthe, Tieck vergeſſen können. — Sie warf ſich, indem ſie dieſes ſprach, in die Ecke eines Sophas nachläſſig hin und blickte den ſchweigenden, verlegen daſtehenden Gelehrten freundlich zwar, aber mit ſo vieler verborgener Schalkhaftigkeit an, daß ſeine Verlegenheit fortdauernd ſtieg. — Sie ſind, ſprach ſie, ein berühmter Schriftſteller, und ich will Ihnen geſtehen, ich verdanke Ihnen einige recht genußreiche Stunden. Sie haben ſich ſehr freimüthig und, wie ich es liebe, über die ſogenannte neue Zeit geäußert und mich dadurch ſehr glücklich gemacht; denn ſehen Sie, ich bin ſelbſt ein Kind der neueſten Zeit. Von der Litteratur und von der Zeit wußte ich vor ein paar Jahren gar nichts. Alle die großen Männer, die jetzt glücklich beſeitigt ſind, waren mir unbekannt. Erlauben Sie mir eine kleine Anekdote.

Eine Herrnhuterin ward an einen Miſſionar auf der Küſte von Labrador verheirathet. Dort lebte ſie unter den Eskimos eine lange Reihe von Jahren. Auf der Hinreiſe, wie auf der Rückreiſe, ward ſie von frommen Brüdern und Schweſtern aufgenommen, und war von allem, was in der Welt außer den Herrnhuterkolonien vorging, gar nicht unterrichtet. Nun geſchah es, daß ſie mit ihrem Gatten auf der Rückreiſe vor einer großen Stadt ankam. Es war ſpät geworden, und der Kutſcher übernachtete in einem Gaſthofe außerhalb der Stadt. Handwerksburſchen, Bürgerstöchter und Dienſtmädchen waren in einem großen Tanzſaale verſammelt. Ferne Töne einer lärmenden Muſik erregten ſchon ihr Erſtaunen. Indeſſen trat ſie von einer ganz andern Seite in den Gaſthof ein, wo Alles ſtill war, und mit ihrem alten Manne beſchäftigt, vergaß die Frau die Umgebung. Sie fand ſich etwas vernachläſſigt, und indem ſie die Wirthsleute aufſuchte, ging ſie durch eine Nebenſtube, durch welche die Magd früher hinaus gegangen war. Schon in der nahen leeren Stube tönte ihr die wilde Muſik wieder entgegen. Scheu und furchtſam ſchritt ſie durch die Stube und wagte kaum, die entgegen ſtehende Thüre zu öffnen. Als ſie nun aber heraustrat, ſah ſie jenſeits eines großen Flures mächtige Flügelthüren eröffnet. Wilde Töne ſchlugen gellend an ihr Ohr, der Glanz von vielen Lichtern war von dichtem Tabaksqualm gedämpft, und in wilder, ſinnloſer Bewegung rannten, ſprangen, hüpften, dicht zuſammengedrängt, Männer und Frauen unter einander. Dazwiſchen ſchrieen Mehrere, Andere drohten, ſich wechſelſeitig anzufallen, Betrunkene taumelten, die lange Tabakspfeiſe mit den Zähnen feſthaltend, hin und her, und mitten aus dem ruhigen Leben ſtiller Frömmigkeit, ihr bis jetzt allein bekannt, warf die Erſchrockene zum erſten Male einen Blick in dieſes wahnſinnige Treiben hinein. Zitternd an allen Gliedern lief ſie eilig zurück und rief dem Manne entgegen: Was machen wir? Hier ſind Alle toll geworden.

Dieſe Empfindung hatte ich, als ich Dumas, Victor Hugo, Balzac, und die neu eröffnete Schule des geiſtreichen Deutſchlands kennen lernte; nur war ich nicht ſo vernünftig, wie die Frau; ich hätte, wie ſie, fliehen, und bei Eltern und Lehrern Schutz ſuchen ſollen. Ich war aber jung, die Tollheit ſchien mir ganz allerliebſt, und ich tanzte mit. Ich war bald ermüdet, und es fanden ſich einige Freunde, die mich auf eine frühere Zeit aufmerkſam machten. Ich will es geſtehen, ſie gefielen mir anfänglich nicht; an heftige Aufregung gewöhnt, ſchien mir Alles breit, träge, langweilig. Allmälig zog mich aber dieſe ruhigere Zeit an. Ich ging weiter zurück, ich lernte die uralte Zeit kennen, ich verſetzte mich mit einer Art von Neugierde ganz in dieſe, ja ich hatte die Kaprice, allen geiſtigen Luxus zu verſchmähen, eine Geßnerſche Schäferin zu werden, und mich an Gellert und Hagedorn zu ergötzen. So lebte ich von unten herauf, trat in eine immer reichere Welt hinein und — ich bin zwar nur eine Frau, doch durch Ihre große Güte emancipirt — ich glaubte einzuſehen, was die Dichtkunſt immer reicher macht. Ich erlebte den kühnen Umſchwung durch Göthe; ein Freund leitete meine jetzt erſt anfangende Bildung. Es war kein moderner Schriftſteller, der mich leitete, vielmehr etwas ſo recht Verächtliches, Gemeines, Philiſterhaftes — ein gefühlvoller, phantaſiereicher, aber vernünftiger, beſonnener junger Mann. Durch ihn lernte ich, daß ich mich zwar ergötzen dürfte an jenen wilden Sprüngen der neueſten Zeit, daß manche leichte, anmuthige, ja zarte lyriſche Töne ſich in der wilden, barbariſchen Muſik verloren hätten, daß ich aber immer nur da, wo ſich ein volles Daſein, ein bedeutendes Gemüth mit heiligem Ernſte ſich und Andern zur Anſchauung zu bringen ſuchte, mich ganz hingeben dürfte, doch auch da nur in dem Falle, wenn die Aufgabe, die ſich ein tiefer Geiſt geſtellt hätte, eine verſöhnende Löſung fände. Denn auch die Trefflichſten zerſtören ſich nicht ſelten in ſich ſelber. Die Geburt, die ſich entwickeln ſollte, verkümmert, und ſie reißen Andere in ihre trübe Verwirrung hinein. — So ſprach mein Lehrer, und ich war dumm und albern genug, ſeinem

Rathe zu folgen. So begriff ich, daß mir durch Shakſpeare, durch Göthe, durch Tieck, durch einige Andere eine neue Welt aufgeſchloſſen war, und wenn mir, als Frau, die Philoſophie unzugänglich blieb, ſo hatte ich doch eine faſt beſtimmte Ahnung von etwas Großartigem, Neuem, was ſich hier regte.

Von einer Zwiſchenepoche, die jetzt hervortrat und mit bloßen Andeutungen verklungen iſt, will ich lieber nicht ſprechen. Auf dieſe folgte die neueſte Zeit, in welche ich ſo plötzlich und unvorbereitet hineingezogen ward.

Eindrücke ſolcher Art verſchwinden nicht leicht. Ich empfinde noch immer eine geheime Luſt, mich den tollen Sprüngen hinzugeben, ja ein ſeltſamer, geheimnißvoller Reiz kann mich in den wilden Wirbel hineinreißen. Geiſter treten dann hervor, die ſich in ſchnellem Wechſel um mich her bewegen, die ſich nähern, entfernen, ſich begrüßen, inhaltsſchwere Worte zuflüſtern, deren dunkler Sinn mich beunruhigt, ohne daß ich ihn zu faſſen vermag. Wiſſenſchaft und Kunſt und Leben verſchlingen ſich wechſelſeitig, Witz und finſtere Kaprice zehren an einander, furchtbar iſt die immer ſteigende Begierde, mit der alle Blüten früherer, reiferer Jahre in den Schlund einer geſpenſterhaften Geſtalt hineingeriſſen werden.

Alle Schönheit verſchwindet in fratzenhafte Gebilde verzerrt. Mager, dürr und dürftig bleibt die Geſtalt, nachdem ſie Alles verſchlungen hat, wie Pharaos Kühe. Eine grauenhafte Muſik begleitet den wilden Tanz der Geiſter, die mit Allem, was in ſicherer Form die ruhige Vergangenheit ſchuf, in den offenen Schlund hineinrennen; dann iſt mir Roſſini ſchauderhaft und Meyerbeer entſetzlich. Ich ſehne mich nach Händel, Gluck und Bach, nach Göthe und den übrigen Heroen der früheren Zeit, und kann ſie nicht wiederfinden. —

Amalie ſprach mit immer ſteigender Heftigkeit, brach ab und fuhr in einem ruhigen, ja nachläſſigen Tone fort: Sie ſind nun, mein lieber Herr, zu meinem Glücke da, Sie werden mir ohne allen Zweifel einen beruhigenden Aufſchluß geben, Sie werden mir ſagen können, was dieſe neueſte Zeit eigentlich will. Ich habe von meinem Lehrer gehört, daß ein verſöhnendes Princip für ein jedes gelungenes Erzeugniß der Kunſt durchaus nothwendig ſei, ſelbſt wenn es das Furchtbarſte darſtellt; denn dadurch, behauptet er, ſchließe das Werk ſich erſt in ſich ſelber ab, und gewähre jene Befriedigung, die, wenn ſie auch nicht das ganze Leben durchdringt, doch die zerſtörte Gegenwart beruhigt. Solche Erzeugniſſe bleiben, wie mir ſcheint, immer neu, alle übrigen ſind eigentlich gar nicht da, und neu kann man nur nennen, was eine wirkliche Exiſtenz errungen hat. Nun bin ich ſo unglücklich, kein Gedicht, aus dieſer neueſten Zeit entſprungen, zu kennen, welches mir in dieſem Sinne neu ſchiene, Alles verwirrt mich, durch nichts bin ich befriedigt; die wenigen ruhigen Geſtalten, die noch etwas Anziehendes für mich haben, gehören dieſer neueſten Zeit gar nicht zu. Sie ſehen, ich bin in einer übeln Lage und flehe um Ihre Hülfe. —

Mit großer Aufmerkſamkeit hörte ein großer Theil der Geſellſchaft, was Amalie ſprach. Es war eine beſtimmte Ruhe und Klarheit, die ihre Geſichtszüge verſchönerte, ein Gefühl der Sicherheit, dem immer verlegeneren Schriftſteller gegenüber, die den umſtehenden Kreis in Erſtaunen ſetzte und ergötzte. Der Schriftſteller rüſtete ſich — man ſah es wohl — zur Antwort, aber in dieſem Moment drängte ſich Jemand, faſt die Höflichkeit bei Seite ſetzend, durch den Kreis, und Theodor ſtand erblaßt, von Entſetzen ergriffen, Amalien gegenüber. — Ich muß Sie ſprechen, gnädige Frau, ſagte er, machen Sie ſich auf eine unglückliche Nachricht gefaßt. — Was iſt es? rief erſchrocken Amalie. — Eine furchtbare Stille herrſchte in der ganzen Geſellſchaft. — Edward iſt ermordet, rief mit erſchütternder Stimme Theodor, und Amalie ſank in tiefer Ohnmacht auf das Sopha zurück. Die Gäſte ſahen ein, daß die Geſellſchaft zu Ende ſei. Still entfernten ſich alle.

Theodor blieb bei der ohnmächtigen Freundin allein zurück, ein Bedienter brachte Waſſer, und jetzt erſt erholte ſich Amalie. Durch Theodor erfuhr ſie nun auch die frühe Ankunft des Oberförſters und ſeiner Frau. Sie klingelte, befahl dem verwunderten Bedienten, ſchnell anſpannen zu laſſen, und fuhr mit Theodor bei Louvet vor. Als ſie ankamen, wurden ſie nach Edwards Schlafzimmer gewieſen, und hineintretend fanden ſie die Stube hell erleuchtet und Louvet mit ſeinen Gäſten um das Bette verſammelt. In der Stube herrſchte ein ängſtliches Stillſchweigen. Stumm reichten die Pflegeältern der Hereintretenden die Hand, und mit klopfendem Herzen erkundigte dieſe ſich bei dem Arzte, den Beide, Theodor wie Amalie, hier zu finden erſtaunt waren. Durch ihn erfuhren ſie Edwards Zuſtand, und der Gram verwandelte ſich auch bei ihnen in ſtille, hoffnungsvolle Erwartung. Der Arzt hatte keine Zeit für das mögliche, wenn auch nicht ſehr wahrſcheinliche Wiederaufwachen zu beſtimmen gewagt, er hatte nur geſagt, daß dieſe Möglichkeit erſt dann verſchwunden wäre, wenn Spuren der Auflöſung des Körpers ſich zeigten.

So verging die Nacht, der Tag kam heran, es ſchlich Stunde auf Stunde hin, die zweite Nacht, der zweite Tag, die dritte Nacht, der dritte Tag, und der Zuſtand des Tiefſchlummernden veränderte ſich nicht, kein Pulsſchlag rührte ſich, kein Athem war zu entdecken. In dieſer langen Zeit entfernten ſich die Freunde und Verwandten nicht von ſeinem Bette, und kaum genoſſen ſie etwas. Edwards Todesſchlummer ſchien alle diejenigen, die an ihm hingen, mitergriffen zu haben. Die Diener ſchlichen leiſe im Hauſe herum. Der ſtille Naturprozeß, an welchem jetzt Leben und Tod des Geliebten geknüpft war, übte ſeine Gewalt aus über die Erwartenden und ſchien auch den Gram in ſtillen Schlummer gewiegt zu haben. Wenn Agnes ſich auf Augenblicke entfernte, brach bei ihr der Schmerz immer von Neuem und gewaltſam hervor, und alle Hoffnung ſchien nur in der Nähe des Schlummernden ihre Macht auszuüben. Oft lauſchte man auf den Pulsſchlag, oft ward die leichte Feder vor den Mund gehalten, doch vergebens. Der Nachmittag des dritten Tages war ſchon da, Alles war ſtill, wie immer. Agnes, die nie ein Auge von Edward abwandte, glaubte ein leichtes, kaum vernehmliches Zucken der Geſichtsmuskeln wahrzunehmen. War es Wirklichkeit, war es nur ein täuſchender Traum? Still bewahrte ſie, was ſie wahrgenommen hatte, als ein ſüßes Geheimniß, aber ſie richtete ſich auf, ſie legte leiſe die Hand auf das Herz. Es klopfte ihr, ſo ſchien es, entgegen. Zwiſchen Angſt und ſteigender Freude hielt ſie die leicht bewegliche Feder vor den Mund. Sie bewegte ſich. Er lebt, flüſterte ſie leiſe, und es war, als ſchlügen jetzt die Pulſe, als höbe ſich jetzt die Bruſt in allen Anweſenden, wie in dem Scheintodten. Der Arzt war eben angekommen, er näherte ſich Edward und, den Puls fühlend, beobachtete er ihn aufmerkſam. Die Zeichen des Wiedererwachens wurden nun immer deutlicher. Edward rang mühſam mit dem Todesſchlafe, der noch nicht weichen zu wollen ſchien, und als theilten alle Anweſenden ſeinen Kampf, hob und ſenkte ſich jede Bruſt, wie ſeine. Wie der Schlummer ſeine Augen ſchloß, ſo ruhten auch alle Augen feſt gebannt auf ihm. Ein deutliches lautes Athmen aus tiefer Bruſt ließ ſich jetzt hören und wiederholte ſich als ein vielfach klagendes Echo. Er ſchlug die Augen auf, und jetzt erſt war auch der Blick ſeiner beſorgten Freunde frei und ein jeder fand das eigene Daſein wieder. Edward gähnte, dehnte ſich, wie wenn man aus tiefem Schlafe erwacht, richtete ſich zum Erſtaunen Aller nicht etwa ſchwach, ſondern mit der vollen Kraft eines geſunden Mannes auf, und ſah höchſt verwundert ſo viele Men=

ſchen um ſein Bette verſammelt. Agnes lag knieend vor ihm, ſah in Thränen lächelnd zu ihm hinauf, und ſein erſter völlig bewußter Blick traf das feuchte Auge der Geliebten. Jetzt erſt erkannte er die Uebrigen. Die Beſinnung kehrte wieder, wie die Freude in Aller Herzen. Wenige Worte enträthſelten ihm ſeine ganze Lage. — Ich fühle mich, ſagte er, völlig geſund, der Todesſchlaf hat mich geſtärkt. — Der Arzt beſah die unbedeutende Wunde, ſie war mit einer überraſchenden Schnelligkeit geheilt. Man verließ ihn, er kleidete ſich an, und nach wenigen Minuten bewillkommnete er die Pflegeältern und die Geliebte.

Es war ſeltſam, zu ſehen, wie er, der Gegenſtand ſo vieler Sorge, noch vor Kurzem dem Tode ſo nahe, friſch und geſund daſaß, während Freunde, Verwandte und Geliebte von der langen Qual der angſtvollen Tage ermattet und erſchöpft waren. Alle ſehnten ſich nach Ruhe, und ſein Erwachen gab nun das Signal zu einem allgemeinen Schlafe. Aber die Freude iſt das beſte Heilmittel. Durch den Schlaf erquickt, verſammelten ſie ſich wieder um Edward. Amalie und Theodor erſchienen. Die durchlebte traurige Zeit war ihnen allen wie ein entſchwundener böſer Traum. Jetzt erſt empfingen die Pflegeältern Amalien mit Freuden, jetzt erſt ward ſie Louvet als eine Fremde vorgeſtellt, nachdem ſie ſchon drei Tage und Nächte in ſeinem Hauſe zugebracht hatte, jetzt hing Agnes an der Bruſt des Geliebten. Es war den Gäſten, als wären ſie eben angekommen, ſie glaubten die Wagen mit dem Gepäcke noch vor der Thüre. Das Glück, welches die Stunde der Ankunft erheiterte, war wieder da, und die heimliche Gewohnheit des Daſeins und des Lebens trat in ſeiner ſtillen Ordnung wieder ein. Da fühlten ſie alle, wie ſie doch wieder die verſchwundene traurige Zeit bis zu ihrem Urſprunge verfolgen müßten. Edward ward aufgefordert, die Begebenheit des unglücklichen Tages zu erzählen. Erwartungsvoll umgab man ihn, Agnes Blick ruhte auf ſeinen Lippen, die, früher blaß und ſtarr, jetzt, lebendig geröthet, ſich ſo anmuthig bewegten, als er folgendermaßen zu erzählen anfing.

Euch iſt es bekannt, wie theuer, ja, ich darf wohl ſagen, unentbehrlich mir der Genuß der ſtillen Natureinſamkeit iſt. Der Tag war bezaubernd ſchön. Nie haben mich Himmel und Erde, Gebirge, Wald und Flur freundlicher angeſprochen. Ich weiß jetzt kaum, wie ich, von Blumen und Bäumen, von rieſelnden Bächen und frohen Landbewohnern umgeben, den ganzen Tag zubrachte. Alles in mir und um mich war heiter und fröhlich, voll hüpfender Luſt. Als die Sonne ſich zu neigen anfing, war ich in einen tiefen, feuchten Wald hineingetreten. Ich ſuchte dort jene ſeltſamen ſaftigen paraſitiſchen Pflanzen, in welchen das Grün der Blätter verſchwunden iſt, ſo daß Blüten und Blätter eine gleich trübe Färbung theilen. Sie ſind ſelten, ihre Geſtalt fremdartig und doch zart, den ſuchenden Pflanzenfreund überraſchen ſie immer wieder von neuem, wenn er ſie, ſorgfältig nachforſchend, entdeckt, und mir treten ſie, wenn ich ſie erblicke, faſt geſpenſterhaft entgegen. Zwei Gattungen dieſer ſeltenen Art hatte ich gefunden und, in deren Betrachtung vertieft, kaum gemerkt, daß der Himmel ſich trübte. Aber nun ward es in dem Walde immer dunkler, ein ferner Donner zog immer näher, der Blitz erhellte den dichten finſtern Wald auf Augenblicke, und der Regen ſtürzte herunter. Ich erinnerte mich, daß eine Waldhütte in der Nähe war. Dieſes kleine Gebäude, wahrſcheinlich eine verlaſſene Wohnung, hatte ich ſchon früher aufgeſucht. Sie muß lange nicht bewohnt geweſen ſein, denn, auf zwei Seiten dicht von alten Bäumen umſchloſſen, iſt der offene Platz, der früher hier war, ganz mit dichtem Gebüſche verwachſen. Ich ſuchte dieſes Gebäude mit großer Eile, trat von hinten in eine offene Scheune, und es war die höchſte Zeit, denn der immer heftigere Regen war ein furchtbarer Wolkenbruch geworden. Die gewaltigen Waſſerſtröme tönten ſchauderhaft, und in das Geprаſſel der ſtürzenden Waſſermaſſen heulte der Sturm wild hinein. Selbſt in der Hütte glaubte ich mich kaum ſicher, denn krachend ſtürzten mächtige Baumäſte herunter.

Während ich nun ſo ängſtlich das Gewitter abwartete, glaubte ich durch eine Bretterwand hindurch Menſchen ſprechen zu hören, ich näherte mich der Wand und ſah einige Bewaffnete, deren Ausſehen mir verdächtig ſchien. Die Geſichtszüge zu unterſcheiden, erlaubte die noch herrſchende Dunkelheit nicht. Sie ſprachen heftig unter einander. Ich hörte meinen Namen nennen und fand meine Lage immer bedenklicher, als ich Kaspers Stimme erkannte. — Wenn wir nur nicht die Spur verlieren, ſagte er, — es war von mir die Rede, — hier in der Nähe iſt er; aber Jemand feſt im Auge zu behalten in einem ſolchen Wetter, iſt unmöglich. Es wäre verdammt, wenn er uns entſchlüpfte. Ihr wißt es doch, bei ſeiner Geburt war ihm ſchon der Tod geſchworen, und ein großer Preis erwartet den, der ihn trifft. Doch, ſprach Kasper ferner und unterbrach ſich, wir müſſen behutſam ſein, er kennt dieſe Gegend genau, und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß er auch hieher ſeine Zuflucht nimmt. — Ich weiß nicht, ob die bedenkliche und gefährliche Lage, in der ich mich befand, oder die gräßlichen Aufſchlüſſe über mein eigenes Leben und meine Stellung in der Welt mich mehr entſetzten; doch, mir blieb keine Zeit zum Nachdenken. Bewaffnete waren in meiner Nähe, die mich ermorden wollten, ich hörte ſchon, wie ſie die Hütte umgingen. Da gelang es mir noch, die Thüre, die zur Scheune führte, von innen zu verrammeln. Sie hörten es, ein gräßliches Geſicht blickte durch eine kleine Fenſteröffnung. Die Räuber ſtürmten gegen die Thüre an, die alle Augenblicke zu brechen drohte. Ich war waffenlos und ſah keine Rettung. Die Hütte mochte doch ab und zu, nachdem ſie verlaſſen war, benutzt worden ſein, um trocknes Geſtrüpp, vielleicht auch Heu zu verbergen. Ich ſah eine Leiter, die zu einer Bodenöffnung führte, erſtieg ſie eilig und zog ſie nach mir. Die Todesangſt gab mir Rieſenkräfte. Ich hielt die Leiter lothrecht über die Oeffnung, um einen jeden Verſuch, mir nachzuklettern, durch einen Stoß abzuwehren. Die Thüre wich, ſie ſtürzten hinein und geriethen in Wuth, als ſie meine Stellung ſahen. Einer verſuchte durch Hinaufklettern an alten Haken in der Wand den Bodenraum zu erreichen, und ſtürzte von der Leiter getroffen zurück; ſein furchtbares Aechzen ließ mich vermuthen, daß er tödtlich getroffen war. Ich mußte mich über die Oeffnung biegen. Erbittert ſchoſſen ſie nun zwei Mal nach mir. Den zweiten Schuß fühlte ich, er betäubte mich einen Augenblick, und dennoch hielt ich, wie mit Todeskrampf, die Leiter feſt; da fingen ſie an, die im Innern des Hauſes noch trockenen Wände anzuzünden. Die Flamme ſchlug praſſelnd empor und ich gab mein Leben auf, denn, ſo wie die Flamme nach Außen ſchlug, ja in dem Innern nur höher ſtieg, ward ſie durch den Regen gedämpft, und ein ungeheurer Rauch drohte mich zu erſticken. Die Bäume fingen an, ſich immer wilder zu bewegen, verzerrte Geſtalten tanzten um mich her, Flammen zielten auf mich hin, Dolchſpitzen bedrohten mich von allen Seiten, dazwiſchen plätſcherte der Regen, heulte der Sturm, ſchrieen die Räuber. Ich ſank hin, und erſt hier erwachte ich.

Louvet und der Oberförſter blickten ſich nachdenklich an. Sie ſchienen durch die Erzählung wunderbar überraſcht, ſie entfernten ſich Beide, während die Uebrigen, für welche, nach dem, was ſie erfahren hatten, in der Erzählung nichts Unerwartetes ſich entdecken ließ, nur die lebhafte Theilnahme äußerten, welche hier ſo natürlich war. Selbſt Agnes, die, obgleich ſcheu, fremd, ſtill und in ſich verſchloſſen, doch ein geſundes, muthiges Mädchen war, konnte jetzt, da der Geliebte ihr gerettet gegenüber ſaß, die ganze Erzählung unerſchrocken verfolgen, ja, ſie fühlte ſich durch das entſchloſſene Benehmen des Geliebten, dem er ſein Leben verdankte, ſelbſt gehoben und geſtärkt. Allen war aber die plötzliche Entfernung Louvets und des Oberförſters aufgefallen, und es war ihnen klar, daß in Edwards Erzählung die geheimen Umſtände, die ihm ſo gefahrvoll wurden, ſie überraſcht hatten. Nach einiger Zeit traten Beide wieder herein.

Edward, ſagte Louvet, eine leiſe Vermuthung wird Dir ſchon geſagt haben, daß wir uns näher ſtehen, als ich Dir es bis jetzt geſtand. Ich bin Dein Großvater, Du biſt mein Enkel. Die Gründe, warum ich bis jetzt Deine Herkunft verborgen hielt, ſind verſchwunden, obgleich ich es Dir nicht verheimlichen darf, daß die Gefahr, die über Deinem Haupte ſchwebte, und die ich Dir bis jetzt verbergen wollte, noch da iſt. Derjenige, der Dich ſeit Deiner Geburt verfolgt, kennt Dich, und jeder Grund einer Verheimlichung iſt verſchwunden. — Lieber Vater, ſagte Edward, der ganz glücklich in die Arme des Greiſes ſtürzte, allerdings habe ich das Glück geahnet, welches mir jetzt geworden iſt, aber oft ſchwankte die Vermuthung, in jeder etwas trüben Stimmung verſchwand ſie ganz, und ſelbſt, wenn ich am heiterſten war, wagte ich es kaum, ſie feſtzuhalten. —

Alle waren gerührt, und die alte Pflegemutter ergriff Agnes Hand und führte ſie zu dem Greiſe hin. — Sie haben, ſagte ſie, in Edward Ihren Enkel erkannt, wollen Sie in dieſem Mädchen nicht auch Ihre Enkelin erkennen? — Er drückte Agnes an ſeine Bruſt. Sie war über dieſe Entdeckung, die ſie gar nicht ahnte, im höchſten Grade entzückt, und Louvet vereinigte die Hände der Geliebten und ſegnete ſie. Theodor und Amalie waren nicht weniger erſtaunt, und Louvet ſprach: Unſer ganzes Verhältniß hat ſich nun ganz anders geſtaltet. Ich bin ein Geheimniß los, welches mich doch in Deiner Nähe, Edward, und jetzo, da Ihr alle um mich her verſammelt ſeid, immer mehr und mehr zu quälen anfing, und dennoch muß ich Euch noch in Dunkelheit laſſen. Der furchtbare Feind Deines Lebens hat Dich nicht allein erkannt, er muß in Deiner Nähe ſein. Iſt Kasper nicht ſchon verſchwunden, ſo wäre es möglich, ihn zu Geſtändniſſen zu zwingen, die uns wichtig wären. Auf jeden Fall müſſen wir jetzt eilig ſeine Verhaftung fordern.

Man ſuchte Theodor; aber er hatte ſich ſchon, ohne daß man es in der Ueberraſchung gewahrte, entfernt. Auch Amalie, die überhaupt wie verwandelt erſchien, fühlte ſich durch dieſe Entdeckung höchſt erfreut, und näherte ſich mit einer liebenswürdigen Demuth, die mit ihrem ſonſtigen zuverſichtlichen Weſen einen ſeltſamen Gegenſatz bildete, dem Greiſe. — Darf eine Frau, ſagte ſie — und hinter den demuthsvollen Zügen verbarg ſich doch eine unterdrückte Schalkhaftigkeit — darf eine Frau, die freilich nicht die Anſprüche auf Zuneigung und Liebe machen kann, welche alle Uebrigen in dieſem Kreiſe beglückt, die aber doch das Glück hatte, ſeit ihrer Geburt ſich Schweſter Ihres Enkels nennen zu dürfen, auch Ihre liebevolle Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen? — Die ungewöhnlichen Ereigniſſe der vorigen Tage hatten dieſe junge Frau ſchon in eine Art vertraulichen Verhältniſſes mit Louvet gebracht. Dieſes hatte ſich mit einer unwillkürlichen Nothwendigkeit gebildet, obgleich noch nicht ausgeſprochen, und Amalie, die ſich immer unbefangener gehen ließ, erſchien höchſt liebenswürdig. Nicht ohne lebhafte Theilnahme ſah man, wie die verſteckte Ironie mit dem Ernſte, der durch die Ereigniſſe hervorgerufen war, kämpfte, wie die ſpielende Luſt mit dem ſchwindenden Schmerze rang. — Die Schweſter meines Sohnes muß ich ja wohl als meine Tochter betrachten, ſagte Louvet lächelnd, und umarmte ſie zärtlich; aber Sie wiſſen, Edward iſt ein artiges, folgſames und gehorſames Kind. Können Sie mir verſprechen, daß Sie mir eine eben ſo gehorſame Tochter ſein wollen? — Amalie blickte ihn mit muntern und hellen Augen an: Lieben will ich Sie, wie eine Tochter, rief ſie, das darf ich verſprechen, auch verehren und achten, denn das alles iſt leicht und verſteht ſich ohnehin von ſelbſt: aber artig, folgſam, gehorſam, wie Edward, werde ich kaum ſein. Auch habe ich gar zu viel Menſchen, die das von mir fordern. Da ſitzen meine Pflegeältern, die noch Rechte geltend machen, Edward producirt ſich nur zu oft als mein älterer Bruder, Theodor ſtutzt mich auf alle mögliche Weiſe zu, und mein Herr Gemahl macht die lächerlichſten Anſprüche. So werde ich von allen Seiten erzogen, belehrt, zurecht gewieſen, und habe doch meinen eigenen Kopf, der ſich ſchwer beherrſchen läßt, der vielmehr etwas keck mit eigenen Anſprüchen hervortritt und ſelbſt herrſchen möchte. Die einzige, die ſich mir gutwillig ergiebt, iſt Agnes. Euch Andere muß ich ſchon alle als Rebellen betrachten, und wie Ihr Euch auch ſtellt und klug dünkt, ich bin doch die Geſcheiteſte. — Alle lachten und die Frau wußte die heitere Stimmung, der man ſich ſo gern hingab, wohl zu unterhalten. Als man eben zur Tafel gehen wollte, erſchien Theodor wieder mit der Nachricht, daß Kasper entflohen wäre.

Der kleine Kreis ſo eng in Liebe verbundener Männer und Frauen lebte ganz für die glückliche Gegenwart. Sie hatten ſich ſo Manches wechſelſeitig mitzutheilen, ſo viele Gegenſtände zu behandeln. Die kleinſten Verhältniſſe erregten die lebhafteſte Theilnahme und Amaliens muntere Laune belebte die Geſpräche, wo dieſe zu ermatten drohten. Ward ein Blick über den glücklichen Kreis hinausgeworfen, ſo fiel er auf die heitere Stimmung, die im Lande herrſchte. Die ſchöne Jahreszeit kam dazu, die bevorſtehende Feierlichkeit, die das Glück des Landes, wie es ſchien, begründen ſollte, gab der herrſchenden Stimmung jenes ruhige, verſöhnende Gepräge der Feſtigkeit, durch welches eine jede leidenſchaftliche Aeußerung der Freude gemäßigt, aber eben dadurch ſtill genährt wird. Die Geſellſchaft vereinigte ſich oft zu heiteren Landpartien, genoß die ſchöne Gegend, und die kleinſten Abenteuer, vorübergehende Verlegenheiten, wurden eine immer neue Quelle unerſchöpflicher Luſt.

So beſuchten ſie auch eines Tages Theodors Freund, den Pächter, und konnte ihr Glück geſteigert werden, ſo würde es durch den Jubel geſchehen ſein, der in dieſer Familie ſich äußerte. Sie wurden mit lauter Freude empfangen. Der Pächter fand ſich ſehr geehrt durch ſo angeſehene Gäſte, und ſie erfuhren durch ihn, daß die Hochzeit der Tochter den Tag nach dem großen Landesfeſte, an welchem der Fürſt für mündig erklärt werden ſollte, ſtattfinden würde. Die liebliche Braut ſuchte vergebens ihr Glück hinter der verſchämten Schüchternheit zu verbergen, und Agnes ſchloß ſich, das eigne Glück tief fühlend, in ſüßer Traulichkeit an ſie an. Der Oberförſter und der Pächter hatten Manches zu beſprechen, und es zeigte ſich nun, daß auch Louvet mit den landwirthſchaftlichen Gegenſtänden, die abgehandelt wurden, ſehr vertraut war. Der Pächter legte ihnen Pläne vor, die ihre Billigung fanden. Theodor und Edward ſuchten, obgleich anfänglich vergebens, den ſchüchternen Bräutigam, der ſich in einer ſo vornehmen Umgebung etwas befangen fühlte, durch freundliches und vertrauliches Zureden zu ermuntern. Es gelang ihnen zuletzt, und als die fröhliche Tafel Alle noch inniger vereinigte, als die ſorgfältig zubereiteten Speiſen genoſſen wurden, als der gute Wein des Landes das Geſpräch lebhafter, die Stimmung heiterer machte, verſchwand jede Spur von Aengſtlichkeit; muntere und verſtändige Geſpäche wechſelten, und es entdeckte ſich bald, wie günſtig der Einfluß des Pächters auf die Erziehung des Brautpaares gewirkt hatte. Das junge Paar ging, ohne ſeiner Stellung zu vergeſſen, unbefangen in die Unterhaltung ein. Man bewunderte das ſichere Urtheil, durch welches der eigentliche Grund des behandelten Gegenſtandes getroffen und feſtgehalten, ward, man erſtaunte über die feine Sprache. Selbſt, wenn eine fröhliche und neckende Aeußerung durch Theodor oder Amalie hervortrat, zeigte es ſich, daß ſie auch den ſpielenden Witz verſtanden, ja, zu erwiedern vermochten. Ein zarter, natürlicher Sinn erſetzte, je unbefangener ſie wurden, um ſo ſicherer den Mangel höherer Bildung. Nach der Tafel beſuchte man den Garten, beſah die Aecker, die Ställe wurden nicht übergangen, die große Brauerei wurde beſichtigt. Die Braut ſchwatzte, von der ermunternden Rede der Frauen hingeriſſen, Manches aus, worüber ſie, ſobald es laut geworden war, ſelbſt erſtaunte, und dann mit Purpur übergoſſen, verlegen und höchſt liebenswürdig ausſah.

Unbefangener ſchon erzählte der Bräutigam ſein einfaches Leben, ſeine Erziehung in der Nähe und unter den Augen des Pächters, die allmälige Entſtehung ſeiner Liebe, welche ihn beſchlichen hatte, er wußte ſelber nicht, wie; wie er ſelbſt lange nicht glauben wollte, daß er wieder geliebt werde; wie, nachdem ſie ſich beide verſtändigt hatten, auf die große überraſchende Freude, die ihn ergriff, nun bald die Qual folgte, wenn er ſeine Lage bedachte; und wie ſie beide wohl Grund gehabt hätten, an der Zuſtimmung der Eltern zu zweifeln. Denn ich bin arm, ſagte er, meine Eltern ſind lange geſtorben, ich war ein verlaſſenes Kind und ohne den Pächter verloren. Ich wußte wohl, daß er mich liebte, daß er mir vertraute, brauchte er mich doch oft in ſehr wichtigen Angelegenheiten; aber daß er mir ſeinen höchſten Schatz, ſein einziges Kind, geben würde, daß all' die Herrlichkeit des Beſitzes, die ſich unter ſeinen verſtändigen Händen entwickelt hatte, mein werden ſollte, das kam mir ſelbſt wie ein unſinniger Traum vor. Oft ſchien mir das ſtille, ſcheue, kaum ausgeſprochene Verſtändniß ein ſchrecklicher Verrath, ein ungeheures Verbrechen zu ſein, ich zog mich dann mit blutendem Herzen von dem Mädchen zurück. Adele ſchien meine Angſt zu verſtehen und zu theilen, auch ſie wagte kaum mich anzuſprechen. Unſere Qual konnte den Eltern nicht verborgen bleiben, denn wir verſtanden es nur ſchlecht, uns zu verſtellen, und verriethen uns in ihrer Gegenwart nur zu oft. Aber ſie ſchwiegen, und ſo waren wir beide recht unglücklich, bis der Vater und die Mutter mich nun an jenem glücklichen Tage ſelbſt fragten, ob ich wohl ihre Tochter heirathen möchte? Ich glaubte erſt, ſie wollten ihren Spott mit mir treiben, Hören und Sehen verging mir. Da fing mein Glück an, und obgleich mehrere Monate ſeitdem verfloſſen ſind, kann ich mich doch kaum darein finden; oft erſchrecke ich und denke, es iſt doch Alles nur ein

Traum, Du wirſt plötzlich erwachen und dann iſt Alles vorbei. —

Theodor und Edward fühlten ſich immer inniger zu dem jungen Manne hingezogen. Sie begriffen es, wie ein reines und ſorgfältig gepflegtes Gemüth auch aus den niederen Ständen einen Schatz in ſich zu bewahren vermag, den man durch ein vertrauliches Zuſammenleben zu genießen gereizt werden kann; und wenn das Verhältniß zu dieſem ſchlichten Menſchen ſich auch anders geſtaltete, als dasjenige, was ſie unter einander verband, ſo durften ſie ſich doch geſtehen, daß ſie ſich einen gemeinſchaftlichen Freund erworben hatten. Dieſer Beſuch ſchloß den glücklichſten und angenehmſten Tag ihrer kleinen Fahrten. Spät trennten ſie ſich, entſchloſſen, eine ſo viel verſprechende, freundſchaftliche Verbindung fortzuſetzen, und der Bräutigam verſprach, wenn er nach der Stadt käme, ſeine Freunde zu beſuchen. Auch in der einfachen Familie hatte dieſer Beſuch Epoche gemacht. Der Pächter und ſeine Frau, der Bräutigam und ſeine Braut fanden ſich nicht bloß geehrt und beglückt durch eine freundſchaftliche Zuneigung, die, aus Achtung entſprungen, nichts mit einer demüthigenden Herablaſſung gemein hatte, nicht drückend und quälend erſchien: es war ihnen, als hätte ein neues, ihnen bisher fremdes Daſein ſich eröffnet, als wären ſie nicht wie Fremdlinge, ſondern wie in eine Heimat in dieſes hineingetreten. Selbſt bei der Trennung fühlten ſie ſich glücklich, denn ſie brachte die Sicherheit der dauernden Verbindung zum klaren Bewußtſein, und, wie die zur Stadt Heimkehrenden, ſo beſchäftigten ſich auch die in der ſtillen Wohnung Zurückgebliebenen bis in die Nacht hinein mit nichts, als mit der Wiederholung alles deſſen, was ihnen der reiche Tag geſchenkt hatte.

Bald ſollte ſich aber dieſer wolkenloſe Himmel wieder trüben. Das Erſte, was ängſtlich auffiel, war eine Veränderung in Edwards bis dahin ſo friedlicher und unbefangener Stimmung. Man ſah, wie er mit ſich ſelbſt kämpfte, irgend einen verborgenen Gram zu überwinden. Oft, wenn er am heiterſten war, ſchien ihm plötzlich irgend etwas Grauenhaftes vorzuſchweben, und wenn er ſich auch ſchnell faßte, wenn ſolche trübe Momente wie ein finſterer Schatten plötzlich kamen und ſchnell wieder verſchwanden, ſo traten ſie dennoch ſtörend in den fröhlichen Kreis hinein. Man bemerkte, daß Edward mit dem düſter geſtimmten Waldemar, der oft erſchien, ſich Stunden lang einſchloß. Oft ging er allein aus und kam erſt in der dunkeln Nacht zurück. Keiner erfuhr, wo er geweſen war. Vergebens ſuchte Agnes, vergebens ſein Großvater, ſeine Pflegeältern und Theodor ihn zu irgend einem Geſtändniſſe zu bringen. Er ſuchte eine jede Nachfrage durch ganz allgemeine Bemerkungen ſichtlich abzuwehren. — Sie kennen mich ja von meiner Kindheit an, ſagte er dann zu ſeinen Pflegeältern, Sie wiſſen es ja wohl, daß mitten aus der Freude mir oft eine innere Angſt hervortrat, daß, je ungetrübter jene war, deſto tiefer mich dieſe ergriff. Jetzt, da ich, wo ich hinblicke, nichts als Glück und Seligkeit ſehe, umgeben von Liebe, durch eine nicht geahnete Entdeckung beglückt, beſchleicht mich eine innere Angſt, als müßte nun plötzlich etwas Grauenhaftes geſchehen, als dürfte ich mich nicht ſo unbeſonnen dem heiteren Glücke hingeben, das mich an ſich lockt. Es ſind unbeſtimmte, dunkle Ahnungen, die ſich nicht in Worte faſſen laſſen, und die unberührt und unbeachtet am ſchnellſten verſchwinden werden. — Man glaubte ihm zuletzt, aber es war doch, als hätte dieſe trübe Stimmung den ganzen Kreis ergriffen.

Auch Theodor und Amalie fühlten ſich keineswegs heiter geſtimmt. So viele Ereigniſſe hatten auf eine unerwartete Weiſe, ja, wider ihren Willen eine Vertraulichkeit herbeigerufen, die Beiden gefährlich zu werden ſchien. Sie kämpften mit einer immer wachſenden Neigung, die ſie ſich zu bekennen ſcheuten. In

Theodors Nähe war Amalie ſichtbar befangen, und auch er konnte ſich der jungen Frau gegenüber nicht zurecht finden. Herr von Rembrand ließ ſich ſelten ſehen, aber ſeine Gegenwart war immer ſtörend, und mit einer offenbaren Verſtimmung, die er nicht immer zu verbergen verſtand, mußte er es dulden, daß ſeine Frau ſich aus dem großen Kreiſe der geſellſchaftlichen Verbindungen, in welchen ſie lebte, zurückzog und ſich dem engen, ihm eigentlich widerwärtigen Familienkreiſe hingab.

Auch Louvet fand ſich keinesweges heiter geſtimmt. Manches quälte ihn. Ein innerer, geheimer Grund hielt ihn fortdauernd von der Mittheilung ab, die Edward zu fordern das Recht hatte. Daß Louvet ſein Großvater war, wußte Edward, wer aber dieſer war, ſein wahrer Name — denn daß derjenige, den er trug, nur ein angenommener war, ſchien gewiß — blieb ihm unbekannt. Von ſeinen eigentlichen Eltern erfuhr er nichts, und wenn er auch durch die Erklärung Louvets ſich freudig überraſcht fühlte, ſo war doch der helle Schein, der ihm entgegen leuchtete, nur wie ein Blitz, der die Dunkelheit ſeiner Herkunft ihm nur noch fühlbarer machte. Er wagte es nicht, den Großvater zu einer Mittheilung, die er alle Tage ungeduldiger erwartete, aufzufordern. Louvet bemerkte, daß das Stillſchweigen dem Kreiſe eben ſo quälend war, wie ihm ſelber, und das uns bis jetzt Unbekannte, was ihn ängſtigte, ließ ihn auch hier eine drohende Macht ahnen, die ſeinem Glücke vernichtend nahe träte. Es fiel auf, daß, ſo wie Edward mit Waldemar, ſo Louvet mit dem Polizei-Präſidenten oft geheime Zuſammenkünfte hatte.

Theodor ſah ſich mit Verdruß von Edwards Vertrauen entfernt. Agnes trug ihre Angſt ſtill und warf oft ihrem Geliebten einen ſchmerzhaften Blick zu. Der Oberförſter und ſeine Frau, an eine ſtille, klare Ordnung des Lebens gewöhnt, konnten ſich in dieſe geheime Verwirrung, die ſo viele Menſchen, die ſich liebten, gegen einander ſpornte und verſtimmte, gar nicht finden. Der Grund, warum Louvet mit der jetzt ſo nothwendigen Mittheilung noch immer zögerte, blieb ihnen verborgen. Was Amalien und Theodor quälte, konnten ſie nicht entdecken. Edwards geheimes Treiben war ihnen ängſtlich, und es gab Augenblicke, wo die Alten an Allen irre wurden und ſich herzlich nach ihrem ſtillen Dorfe zurückſehnten. Dennoch hielt die wechſelſeitige Liebe und der Genuß des Zuſammenſeins die Geſelligkeit aufrecht, und es kamen Tage, an welchen eine große Heiterkeit einen jeden Schatten zu vertreiben ſchien.

Indeſſen näherte ſich das große Landesfeſt immer mehr; der ganze geſellige Kreis wollte Theil daran nehmen. Louvet und Theodor waren ſchon früher dem jungen Fürſten vorgeſtellt, und hatten, wenn gleich ſelten, den Courtagen beigewohnt und an Hoffeſten Theil genommen. Man fand es nothwendig, daß der Oberförſter und Edward ſich vorſtellen ließen. Sie wurden durch den Miniſter, der ſich ſo freundlich des unglücklichen Ferdinands annahm, bei dem Fürſten eingeführt. Beide waren über den gnädigen Empfang entzückt. Die ruhige Sicherheit und die würdevolle Milde, mit welcher der Fürſt ihnen entgegen trat, hatte ſie bei ſeiner Jugend in Erſtaunen geſetzt. Der Fürſt kannte ihre Heimat und die Wunder, die ſich in ihrem Dorfe durch die fromme Thätigkeit des Predigers begeben hatten. Auch das große Verdienſt des Oberförſters ſchien ihm bekannt. Er äußerte ſich über dieſe Verhältniſſe lobend, anerkennend und verſtändig. Beſonders war der Eindruck, den die Jugend, die Milde des Fürſten, verbunden mit der hohen Bedeutung ſeines Daſeins, auf Edward gemacht hatte, unauslöſchlich und tief; oft war die Rede von dem ſchwankenden Zuſtande des großen Nachbarlandes, wie dort die geſchichtliche Grundlage des politiſchen Lebens verſchwunden wäre, und wie das mächtige Volk in ewiger Unruhe einen neuen

Grund ſeines Beſtehens ſuchte, aber noch keineswegs gefunden hätte. — Edwards ſtiller Sinn ſuchte eine bleibende Beſchäftigung; der Wirkungskreis, dem er ſich für den Staat hingab, mußte einen ſicheren Beſtand haben, er konnte ſich nicht entſchließen, eine Thätigkeit, die nur durch ihre Beharrlichkeit eine Bedeutung erhielt, einer Regierung hinzugeben, deren Perſönlichkeit und Grundſätze alle Augenblicke wechſelten. Die Ruhe, die in dem glücklichen Lande, in dem er ſich jetzt aufhielt, immer mehr befeſtigt ward, die Treue, die die Unterthanen immer inniger an das alte Fürſtenhaus knüpfte, und die ſelbſt in den trüben Tagen der laut gewordenen Unzufriedenheit nie ſchwankte, das Vertrauen, welches er bei bedeutenden Männern erworben hatte, die Hoffnungen, die man von ihm hegte und nicht verbarg, Alles hatte den ſchon früher gefaßten Entſchluß, ſich dem Dienſte dieſes Landes zu widmen, in ihm befeſtigt, und es freute ihn, als er durch Louvet erfuhr, daß jener mächtige Staat, in welchem er geboren zu ſein glauben mußte, keine Anſprüche auf ſeine Thätigkeit zu machen habe. So gab er ſich dem wohlthätigen Eindruck unbedingt hin.

Wie bedeutend, ſagte er, muß das Leben in ſeinen großen Verhältniſſen dem jugendlichen Fürſten entgegen treten! Er ſah den geſchichtlichen Boden, auf welchem der Staat und ſeine Entwickelung ruhten, in deſſen Mitte ſeine Familie, als der feſte Stamm des reichen Baumes, geſtellt war, ſchwanken, als ſollte auch dieſer uralte Stamm, wie ſo viele, durch den Orkan der Zeit zerbrochen werden. Mit dem erwachenden kindlichen Bewußtſein drängte ſich das Daſein ſeines Landes als ſein eigenes an ihn heran. Wenn die Unzufriedenheit um ihn her laut ward, ſo konnte es ihm doch nicht verborgen bleiben, wie alle Hoffnung ſich an ſeine Perſon knüpfte. Wenn irgend ein lebendiger Keim des Guten in einem ſolchen Kinde ruht und gepflegt wird, muß es nicht fühlen, wie alle Pulſe des Landes in ſeinem Herzen ſchlagen? Und wenn ich nun in das milde, klare Auge des Fürſten hineinſchaue, ſo ergreift mich ein grenzenloſes Vertrauen, und ich bin glücklich, weil ich erfahren, welch einen wunderbaren Schatz der freien Thätigkeit, der feſten Zuverſicht das Geheimniß der Treue verſchließt. —

Dieſes Ereigniß, welches eine Epoche in Edwards Leben machte, verſcheuchte für dieſen Tag wenigſtens alle geheime Angſt aus dem geſelligen Kreiſe, ſeine fröhliche Begeiſterung für den Fürſten ſchien die Frauen, wie die Männer, ergriffen zu haben.

Aber jetzt näherte ſich das Feſt immer mehr. In der Stadt ſprach man von nichts anderem, die Vorbereitungen dazu wurden getroffen. Der Fürſt ſelbſt hatte nicht allein die Männer, ſondern auch die Frauen zu einer Feierlichkeit eingeladen, die eine ächt nationale ſein ſollte, und eben daher nicht auf den Hofkreis beſchränkt war. Die Karten, die den Frauen einen ausgezeichneten und bequemen Platz verſchafften, hatte man bereits erhalten. Da mußte es denn auffallen, wie Edward, je mehr ſich das Feſt heran näherte, ja nur, wenn man dieſes erwähnte, immer unruhiger ward.

In der Stadt herrſchte jene erwartungsvolle und ſtille Spannung, die den Vorabend eines großen Feſtes zu begleiten pflegt. Von allen Seiten ſtrömten Fremde und Einheimiſche zu, nicht die Gaſthöfe allein, auch die Privathäuſer waren überfüllt. In der fröhlichen Stimmung, die Alle beherrſchte, ließen es ganze Familien ſich gefallen, enge zuſammengedrängt, einen gemeinſchaftlichen Raum einzunehmen und angekleidet auf der Streu zu ſchlafen. Schon lange vorher waren viele Anſtalten getroffen. Die Stadt hatte während dieſer Zeit ein ſeltſames Anſehen, denn wo irgend ein Haus alt oder hinfällig ausſah, ward es aufgeputzt, damit die Straßen ein gefälligeres und heiteres Ausſehen gewönnen. Jetzt wurden eilig alle Gerüſte niedergeriſſen. Wo man ſich in der Stadt begegnete, wurden nur eilig wenig Worte gewechſelt, denn ein

Jeder ſchien von eigenen Geſchäften gedrängt. Alle Häuſer würden gereinigt, und das fröhliche Gewimmel auf der Straße, das Lachen und die Ausdrücke einer erwartungsvollen Freude ließen ſich allenthalben aus den bewegten Maſſen vernehmen. Mit Aengſtlichkeit blickte man nach dem Himmel. Trübes Gewölk bedeckte ihn, und obgleich die Ausſicht für den kommenden Tag nicht die beſte war, ſchien dennoch ein Jeder heiteres Wetter zu erwarten. Die Sonne, meinte man, müßte einen ſo feſtlichen Tag durchaus verherrlichen!

Der Kreis unſerer Freunde war zur Mittagstafel bei Amalien verſammelt. Auch der ehrwürdige Oheim Theodors hatte ſein ſeltſames Schloß verlaſſen. Seine hohe Stellung im Staate forderte ſeine Gegenwart. Der Präſident mit ſeinem Sohne und Bruder nahmen auch an der Geſellſchaft Theil. Alle waren fröhlich geſtimmt, und ſelbſt Edward ſchien von dem Strome der Freude, die um ihn wogte, hingeriſſen. Die Tiſchgeſpräche waren höchſt mannigfaltig und wechſelnd. — In meinem alten Schloſſe, ſagte der Oheim, iſt es nicht geheuer; meine Bedienten und Mägde wollten in den nicht bewohnten und verfallenen Räumen allerlei Spuk wahrgenommen haben. Sie ſahen unter den niedrigen Gewölben dunkle Geſtalten ſchleichen, die, wie ſie behaupteten, plötzlich verſchwanden. Am unruhigſten war es, als der Präſident ſich bei mir aufhielt, und beſonders ſchien der Spuk in dem wüſten linken Flügel am äußeren Hofe ſtattzufinden. Das Gerede nahm damals ſo überhand, daß ich an dem Tage, als der Präſident abgereiſt war, eine Unterſuchung beſchloß. So viel wie möglich unbemerkt ließ ich Männer ſich in den wüſten Räumen des gegenüber ſtehenden Flügels verſammeln, in welchem, wie man behauptete, von jeher Alles ruhig geblieben war, damit ſie von da aus Alles beobachten könnten. Aber, obgleich die Hausbewohner einſtimmig behaupteten, daß in der vergangenen Nacht eine große Bewegung ſtattgefunden habe, war doch jetzt alles ſtill. Die verſteckten Männer lauerten die ganze Nacht hindurch; die muthigſten wagten es, als ſie lange vergebens gewartet hatten, nach dem gegenüber ſtehenden, verdächtigen Flügel hinüber zu ſchleichen: ſie entdeckten nichts. Ich fing ſchon an, das Ganze für eine Täuſchung zu halten, ließ aber doch den Flügel von jetzt an alle Nächte ſorgfältig bewachen. Kurz vor meiner Abreiſe ließ ich einen Theil dieſes Flügels aufräumen, um denſelben als Magazin zu benutzen. Da entdeckten die Arbeiter eine Fallthüre, die unter allerlei Geröllе, wie es ſchien, abſichtlich verborgen war; man ließ es mich wiſſen. Als ich hinunter kam und die Fallthüre öffnen ließ, ſahen wir unten eine Leiter, die zu den großen, gewölbten Kellern hinunter führte. Die vom Hofe abgewandte Seite des Flügels zeigt nach einem ſchmalen Vorſprung, deſſen felſiger Rand nach einem Gebirgsthale ſchroff abfällt. Der Vorſprung ſelber iſt dicht mit wildem Geſtrüpp bewachſen, und da er nach dem äußerſten Eingange des Schloſſes zu ſich immer mehr verengt, ſo iſt es mit einigen Schwierigkeiten verbunden, ja, es erfordert einige Kühnheit, am Rande des ſteilen Felſens fortgehend, den Flügel zu erreichen. Seit langen Jahren hatte kein Menſch dieſes gewagt; jetzt aber gelangte man durch die Fenſteröffnungen zu dieſem äußeren Vorſprung und entdeckte mit Erſtaunen einen viel betretenen Weg, der nach dem Eingange des Schloſſes über die gefährliche Verengung des Vorſprungs führte. Dieſer Fußſteig endigte bei der Fenſteröffnung, in deren Nähe die Fallthüre war. So wurde mir die geöffnete Kellerwölbung wichtig, ich mußte vermuthen, daß ſie einen verborgenen Verſammlungsort verdächtiger Menſchen bildete oder gebildet hatte. Und in der That, die genaue Unterſuchung, die angeſtellt ward, erlaubte keinen Zweifel. Der Boden des Kellers war feſt getreten, glatt und ohne loſe Steine, wie alle übrigen Räume, gebahnt durch die Fußtritte vieler Menſchen. Ein roh gearbeiteter großer Tiſch, von Bänken umgeben, ſtand in der

Mitte, offenbar von neuer Arbeit. Verſchimmelte Reſte genoſſener Speiſen lagen umher, mit zerriſſenem Papier vermengt. Das Merkwürdigſte aber war die Entdeckung einer in den Felſen eingeſprengten Höhle. Wir hatten ſchon die Unterſuchung des Kellergewölbes beendigt, wir glaubten rund umher Alles hinlänglich unterſucht zu haben und verdankten die Entdeckung nur einem Zufall. Es war aus dem Felſen, der auf der äußeren Seite als Wand des Gewölbes dient, Waſſer hervorgetröpfelt und machte den Boden ſchlüpferig. Ein Arbeiter glitt aus, fiel hin und ſchlug im Fallen, indem er die Arme ausbreitete, mit einer Axt heftig gegen die Gebirgswand. Da entſtand ein Lärmen um ihn her, als ſtürzte ein Theil der Wand, etwas über dem Boden erhoben, ein. Als man nun hinzueilte, um zu ſehen, was dort vorgefallen ſei, blickte man in einen dunkeln Raum hinein, den wir jetzt mit Hülfe einer Laterne unterſuchten. Da fand ſich in dem völlig trockenen, wohl verwahrten Raume ein verſiegeltes Paket. Es war in eine durch Verwitterung entſtandene Vertiefung gefallen, war mit Felſengerölle bedeckt, und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß die verdächtigen Männer, die ſich hier zu verſammeln pflegten, es vergebens geſucht und verloren geglaubt haben. Ich habe dieſes Paket noch nicht geöffnet, wohl aber mitgebracht, und ich glaube, es wird uns über die verborgene Quelle der jetzt, Gottlob, verſchwundenen Unruhen einige Aufſchlüſſe geben. Wenn ich bedenke, wie lange dieſer Flügel den Einwohnern meines Schloſſes verdächtig war — ſchon ſeit mehreren Jahren — ſo iſt es mir nicht unwahrſcheinlich, daß die Aufrührer hier einen geheimen Verſammlungsort hatten, ja mir iſt ſeitdem eben die Ruhe, die in meiner Gegend fortwährend herrſchte, verdächtig. Obgleich die Gegend günſtig, in der Nähe der Grenze liegt, und gebirgig iſt, habe ich dennoch nie eine Zuſammenrottung drohender Art hier wahrgenommen, und während rund um uns her Dörfer aufgeregt, gelegentlich geplündert wurden, war hier Alles ruhig. —

Das geheimnißvolle Dunkel, welches auf dieſer jetzt, wie es ſcheint, aufgegebenen und völlig verfehlten Unternehmung ruhte, die Kühnheit, den Mittelpunkt einer Verſchwörung in der Wohnung eines der höchſten und bedeutendſten Beamten des Landes zu verlegen, war wohl geeignet, die Phantaſie aufzuregen, und der Präſident machte die Bemerkung, daß das lebhafte Spuken in dieſem Flügel in der Nacht vor ſeiner Abreiſe wohl ihm gegolten, und daß eben deshalb, als die Verſchworenen erfahren hatten, daß er abgereiſt ſei, Alles ruhig blieb. Man fand dieſe Vermuthung nicht unwahrſcheinlich, und Vieles ward nun über den inneren Zuſammenhang und die wahrſcheinlich weite Verbreitung ſolcher geheimen Geſellſchaften unſerer Tage geſprochen.

Herr von Rembrand glaubte, daß man in den Vermuthungen über ſolche Verbindungen zu weit gehe. — Man müſſe bedenken, ſagte er, daß die Quelle der Unruhe und Unzufriedenheit in vielen Ländern deutlich genug ſichtbar ſei, daß, wenn man auf eine thätige Weiſe gegen den Druck aufſtehen wollte, das Geheimniß nothwendig wäre, und freilich jedes Mal ziemlich auf die nämliche Weiſe ſich geſtalten würde. Aus dieſer nur gar zu natürlichen Aehnlichkeit wird nun, behauptete er, auf den gemeinſchaftlichen Urſprung übereilt geſchloſſen. Selbſt, wo ergriffene Verſchwörer ſolche Verbindungen andeuteten, dürfe man ihren Aeußerungen keinesweges Glauben beimeſſen, denn es wäre ja der Vortheil der Häupter, die Zuverſicht aller Verbündeten durch die Vorſpiegelung geheimer, mächtiger Verbündungen zu befeſtigen. —

Das hat der Herr nicht aus ſich ſelber, flüſterte Theodor Edward zu, aber er hat ſich's gut gemerkt; was er ſagt, iſt nicht ohne Grund. —

Louvet äußerte ſich über dieſen Gegenſtand folgendermaßen: Es iſt ja jener grenzenloſe Verdacht der Fluch, welcher auf jedem Geheimniſſe ruht, wenn dieſes willkürlich ſich bildet. Es giebt zweierlei Quellen des Geheimniſſes, ſie ſind ſich aber völlig entgegengeſetzt. Ein tiefes Geheimniß verhüllt unſer ganzes Daſein, aber als ein Räthſel, welches aus einem dunkeln Grunde nach dem Licht ſtrebt; die entgegengeſetzte Art aber wendet ſich von dem lichten Tage frech der Nacht zu. In allen Geheimniſſen der letzten Art liegt etwas Krankhaftes, ein jedes ſolches Geheimniß iſt ſchon dadurch ein verzerrtes, weil es ſeinen Gegenſtand aus der lichten Ordnung der offenkundigen Verhältniſſe losreißt und in eine ſchiefe Stellung bringt. Wenn die Unzufriedenheit in einem Staate geheime Verbindungen erzeugt, wenn dieſe die Verwirrung, die in den lauten Aeußerungen des Tages durch offenes Gerede und irreleitende Schriften ſchon Gefahr drohend genug erſcheint, durch ein nächtliches Bündniß zu verſtärken ſucht, darf dann der Bürger, der ſein Volk und die Ordnung liebt, darf dann die Behörde, die berufen iſt, die beſtehende Ordnung aufrecht zu erhalten, ſich beruhigen, wenn die Symptome einer gefährlichen Krankheit hier oder da verſchwunden ſind? Zeigt nicht ein jedes ſolches Geheimniß unvermeidlich auf ein tieferes hin, verbirgt nicht ein jedes Geheimniß ſich hinter einem anderen, dunkleren? — Und dann, können wir es läugnen, daß allenthalben, wo Bedürfniſſe, ſchädliche wie nützliche, entſtehen, ſich auch Menſchen vorfinden, die ſie mit größerem oder kleinerem Geſchicke zu befriedigen wiſſen? Die Art, wie ſich ein ſolcher lebendiger Mittelpunkt der Befriedigung bildet, mag höchſt verſchieden ſein. Es iſt dennoch derſelbe Trieb, der in den größten, wie in den engſten Verhältniſſen vorherrſcht. Die größten Geſtalten der Geſchichte ſind ſo entſtanden. Der mächtige Eroberer unſerer Tage hat ſich eben ſo als Mittelpunkt der Befriedigung eines großen, nationalen Bedürfniſſes geſtaltet; und da eben ſolche, die im Dunkeln ihre Befriedigung ſuchen, die geheimen Bündniſſe hervorrufen, da ſie ſich gar nicht zuſammen finden und halten können, außer durch einen Herrſcher, d. h. durch einen Menſchen, welcher nicht allein weiß, was er will, ſondern auch, was die Uebrigen, ohne es klar zu begreifen, wollen, wird man da nicht, wie man die Menſchen kennt, faſt gezwungen, anzunehmen, daß eine mächtige Geſtalt auch hier, wie in der offenkundigen Geſchichte, ſich zu entwickeln ſtrebte? Ob ſie wirklich da iſt, mag freilich zweifelhaft ſcheinen, denn ſelten ſind ſolche Naturen, die ein ſo verworrenes Gewebe ſich ſelbſt zerſtörender Leidenſchaften zu überſehen und zu beherrſchen vermögen. Aber auch dieſe hochbegabten Geiſter können ſich dem Verbrechen ſelbſt zuwenden; denn die größte Kraft, das bewunderungswürdigſte Talent iſt keinesweges immer, ja leider nur gar ſelten im Dienſte des Beſſeren; und daß eine Zeit, wie unſere, einen nächtlichen Weltherrſcher, eine vom Licht abgewandte monſtröſe Geſtalt erzeugen könnte, in welchem ſie die zuſammengedrängte Macht ihres ganzen Daſeins erkännte, iſt eine Vermuthung, die ſich kaum abweiſen läßt. Noch mehr, ich möchte behaupten, daß eine ſolche Vermuthung immer mächtiger hervortreten würde, je mehr das lichte Leben der Ordnung und des Tages unter den Völkern und in einem jeden einzelnen Menſchen das Uebergewicht erhält; den drohenden Ungeheuern, den Jungfrauen und Männer verzehrenden Drachen und Rieſen ähnlich, die vor Zeiten in der Nähe eines heiteren, mächtigen Königshofes lauerten. Man glaube nicht, daß die Urgeſtalten der ſich ewig erneuernden Geſchichte ihre Bedeutung verloren haben, weil ſie ihr Kleid änderten. Nicht die polizeiliche Nachforſchung, die freilich einen ſolchen Herrſcher kaum entdecken würde, das innere Grauen vielmehr, welches einer ſolchen Geſtalt Weſen, Daſein und Wirklichkeit giebt, würde ich als das eigentliche tiefſte Zeichen der wieder hervortretenden friſchen Dichtkunſt betrachten; denn das ordnungsloſe Princip würde dem ordnenden Bewußtſein gegenüber ſich bilden, würde Perſönlichkeit gewinnen — etwas unendlich Tieferes, als der ſich mannigfaltig geſtaltende Fauſt, der doch nichts anderes iſt, als der Teufel ſelber, dem der Muth fehlt, an ſeine eigene Exiſtenz zu glauben. — Ich habe einen Menſchen gekannt — er ſpielte nur eine zu bedeutende Rolle in meinem eigenen Leben — dieſer furchtbare Menſch iſt mit den bewunderungswürdigſten Talenten ausgeſtattet, beſitzt die ausgebreitetſten Kenntniſſe, gewinnt ohne Ausnahme einen Jeden, den er gewinnen will, das leiſeſte Schwanken eines Gemüths bahnt ihm den Weg zu ſeinen innerſten Tiefen. Nur über diejenige Geſinnung, die, rein und makellos, den unbefleckten Jungfrauen in jenen Mährchen ähnlich, ihm, — man darf es ſo nennen — im Namen des Höchſten entgegen tritt, hat er keine Gewalt. Vielgeſtaltet, immer ein Anderer, erſcheint er nie, wie er iſt, aber auf die entſchiedenſte und vollendetſte Weiſe, wie er will. Ja, indem ich alle Erſcheinungen der Unruhe in dieſer Gegend bedachte, indem ich das Unglück, was uns drohend ſo nahe trat, in allen ſeinen Verhältniſſen betrachtete, ward es mir immer deutlicher, was ich jetzt laut auszuſprechen wage, daß er den hieſigen Aufſtand geleitet hat, daß er noch unter uns lebt. —

Die ganze Geſellſchaft ward von grauenhaftem Erſtaunen ergriffen, nur Theodors Oheim, der Präſident und ſein Bruder ſchienen nicht überraſcht und von Louvets Vermuthung ſchon unterrichtet. Edward und Waldemar erblaßten, Beide aber rangen ſichtlich mit ſich ſelber, und es gelang ihnen, beſonders dem erſteren, von jetzt an ruhiger ſelbſt, als bisher, zu erſcheinen. Nach einer langen, etwas ängſtlichen Pauſe ſuchte man vergeblich ein anderes Geſpräch anzuknüpfen, bis der Oberförſter die Aufmerkſamkeit auf einen verwandten Gegenſtand hinlenkte. Zwar hatte man oft und viel von Ferdinand geſprochen, man hatte ſich angelegentlich und theilnehmend nach ihm erkundigt, und Manches ward angedeutet, aber jetzt, glaubte der alte Herr, wäre es an der Zeit, ſich über das unglückliche Opfer der geheimen Geſellſchaften ausführlicher zu äußern. — Ich habe, ſagte er, ja einen Unglücklichen in meinem Hauſe, der auf dem höchſten Gipfel politiſch fanatiſcher Verblendung reuevoll erwachte, ich bin aber wegen unſeres armen Ferdinands nicht wenig beſorgt. Was ſich befürchten ließ, iſt leider geſchehen, er iſt von einem Extrem in das entgegengeſetzte gefallen, und wird, befürchte ich, wie früher ein politiſcher, ſo jetzt ein religiöſer Fanatiker. Wie ſchwer iſt es doch, das Chriſtenthum als die innere unwandelbare, ſtets lichte Sonne eines allſeitig beſchienenen Lebens feſt zu halten. Ganz gelingt es wohl Keinem, aber der iſt glücklich zu preiſen, der da weiß, daß ſie ihre Stätte behauptet, auch wenn ſie ſich drohend umhüllt. Die Menſchen ſind leider nur zu geneigt, die vulkaniſchen Ausbrüche, das nächtliche Feuer für die Sonne ſelbſt zu halten, während es doch nur aus dem finſtern Abgrunde eines ausgebrannten Daſeins die lavaartigen Trümmer eines zerrütteten Lebens grauenhaft beleuchtet. Grade je tiefer die innere Bewegung iſt, deſto gewaltſamer und zerſtörender bricht dieſer gefährliche Irrthum hervor. Auch in unſerem ruhigen Dorfe, an deſſen religiöſer Entwickelung ich mit voller Seele Theil genommen habe, lag der verborgene Keim des Fanatismus. Ich darf ſagen, daß ich mit dem ganzen Ernſte mich jenem fröhlichen Aufleben der Religion hingab. Keiner ſchätzt das herrliche Streben des ehrwürdigen Greiſes, dem das Bewunderungswertheſte gelang, der uns ſo lange beglückte, höher, als ich: aber deſſenungeachtet erkannte ich einen tief verborgenen Wurm, der an dieſer Blüte nagte. Er trat in doppelter Geſtalt hervor, als ſtarre Lehre und als unbeſtimmte Myſtik; die letzte ſchien mir die gefährlichſte, indem auch ſie in ihrer dunkeln Unbeſtimmtheit ſich durch einen Erklärungsgrund als Lehre zu beſtimmen ſuchte. Der Magnetismus ſollte einen bedenklichen Uebergang von dem hellen Gedanken des klaren Bewußtſeins zu demjenigen bilden, was, immer ſchwankend, unbeſtimmt, keiner deutlichen Auffaſſung fähig iſt. So entſtand jenes unglückliche Streben, mit dem Magnetismus und mit dem Hellſehen die alte Zeit und die Wunder wieder zu erwecken. Jene ſeltſamen Propheten oder richtiger Prophetinnen, die, wie man meint, uns in den Kreis ſeltſamer Geiſter verſetzen. Was man auch von dieſen Erſcheinungen glauben mag, ich ſelbſt habe eine ſolche Unzahl von Täuſchungen auf dieſem Felde erlebt, habe mich mit Mühe aus einer verworrenen Unklarheit wieder herausgearbeitet, daß ich mich glücklich pries, als ich aus dieſer träumeriſchen Nachtwelt an's Tageslicht trat, mit einem Gefühle, wie Dante es darſtellt, als er die Hölle verließ. — So viel iſt gewiß, mit dem Chriſtenthume darf dieſes verworrene Weſen nicht vermiſcht werden. In unſerer Gemeinde hat ſich eine Verbindung ſolcher konfuſen viſionairen Chriſten gebildet, die in ihrer Mitte hellſehende Weiſſagerinnen haben, welche ihre eigene Unklarheit mit grauenhafter Intenſität reflektiren und den düſtern Glanz der reflektirten Fläche als das Sonnenlicht des Chriſtenthums anbeten. Ferdinand hat ſich ganz nach dieſer Verirrung hingewandt, und nichts ſcheint mir nothwendiger, als daß er durch eine verſtändige Thätigkeit, die bedeutende Anſtrengung fordert und ſeine ganze Zeit in Anſpruch nimmt, aus dieſem trüben Kreiſe herausgeriſſen wird. —

Bei der allgemeinen Theilnahme, die man Ferdinands unglücklichem Schickſale ſchenkte, ward die Geſellſchaft jetzt auf eine andere Weiſe beſchäftigt und von einem Gegenſtande abgelenkt, der in einem zu genauen Zuſammenhange mit Verhältniſſen ſtand, die für den Augenblick Menſchen, die ſich unter einander liebten und vertrauten, trennte, und einige unter ihnen in einen eigenen qualvollen und geheimen Kreis feſtbannte. Zuletzt drehte ſich das Geſpräch hier, ſo wie allenthalben, um das bevorſtehende Feſt, und es ſchwebte Edward vor, ohne daß er ſich einen Grund dazu denken konnte, als wenn der Tag, der das Glück und die Ruhe des Landes befeſtigen ſollte, auch beſtimmt wäre, die Dunkelheit ſeines Lebens aufzuhellen.

Kommſt Du endlich, rief Adele, in der Thüre des väterlichen Hauſes ſtehend, als der Bräutigam ſich eilig nahte. Es war ſehr früh am Morgen, und der Tag heiter und freundlich. — Nun, rief der junge Mann ſeiner Geliebten entgegen, Du biſt wahrlich ſehr ungeduldig. Bin ich doch, als es noch dunkel war, nach der Stadt geeilt, habe mich dort keinen Augenblick aufgehalten; die Sonne iſt kaum eine halbe Stunde am Himmel und ich bin hergerennt, daß mir der Athem fehlt. — Adele umarmte ihn, ein Kuß begütigte ihn ſchnell, und ſie ſprach: Meine Ungeduld hat zwar den Raum zwiſchen unſerm Dorf und der Stadt vernichtet, und wenn Du fliegen könnteſt, wäreſt Du mir ſelbſt zu langſam erſchienen. Wollen wir doch hier noch Manches in Ordnung bringen für unſer liebes Feſt, was ſo ſchön unſer Glück an das des ganzen Landes knüpft, und doch frühe genug in der Stadt ſein, um an all' der Herrlichkeit Theil zu nehmen, auf welche ſo viele tauſend Menſchen warten. Unſere lieben vornehmen Freunde ſind uns recht nützlich geweſen, ich befürchte nur immer, daß, wenn wir nicht frühe genug kommen, der Zugang zu dem Hauſe, aus welchem wir Alles betrachten ſollen, geſperrt ſein wird. Aber nun erzähle mir doch recht ſchnell und in ein paar Worten, was Du in der Stadt geſehen haſt. Weil ich das gern hören wollte, war ich ja eben ſo ungeduldig. Die Mutter rührt ſich ſchon, und wenn die mich ruft, muß ich zu ihr, und es bleibt uns kein Augenblick für ein Geſpräch übrig. —

Nun, liebe Adele, antwortete der Bräutigam, viel habe ich nicht zu erzählen, obgleich, was ich ſah, einen wunderlichen Eindruck machte. Schon als ich von hier weg ging, in einer Stunde, in welcher Alles noch im Dorfe und auf den Wegen in nächtlicher Stille zu ruhen pflegt, rollten im Dunkeln Kutſchen, Chaiſen, Stuhlwägen, die vollgepackt ganze Familien trugen, an mir vorbei, und wenn auf einen Augenblick keiner in meiner Nähe war, hörte ich das ferne Rollen in die dunkle Nacht hinein. Der erſte lichte Schein des Tages dämmerte, das erſte brennende Roth am Horizont, nach der weiten, flachen Ebene gegen Oſten, flammte in ungewiſſem Glanz hervor, im Weſten zeigten ſich am dunkeln Himmel noch Sterne. Die Thürme der Stadt waren nur undeutlich zu erkennen, Alles eilte dieſem Schauplatze einer großen Weihe zu. Die Fußgänger wurden immer häufiger, je näher ich der Stadt kam. Die Stadt ſelber erſchien mir als ein großer Tempel, deſſen Altäre geſchmückt wären, während wir vor den Tempelthüren erwartungsvoll harrten, bis es uns vergönnt wäre, den heiligen Gottesdienſt feierlich zu begehen. Auf den Straßen war noch Alles dunkel, man ſah in vielen Häuſern bewegte Lichter, die auf eine unruhige Thätigkeit deuteten. Ein Jeder, dem ich begegnete, hatte große Eile, man lief aus einem Hauſe in das andere. Mein Weg führte mich über den Schloßplatz, auf welchem das große Gerüſt ſich erhebt, welches heute den Mittelpunkt des Feſtes bilden und ſo viele Pracht entfalten ſoll. Hier und da ward noch gehämmert; ich konnte aber nichts genau unterſcheiden, und lief, ſo ſchnell ich konnte, nach dem Laden, in welchem das Paket bereit lag. Der Handlungsdiener ſuchte noch eilig allerlei Gegenſtände hervor, die hier und da zur Ausſchmückung dienen ſollten. — Das iſt ein Jammer, rief er, Gott weiß, wie das heute noch werden ſoll! Das Wichtigſte vergißt man bis zuletzt, und wenn nun das Volk verſammelt iſt, wenn die vornehmen Damen und Herren ihren Platz eingenommen haben, wenn unſer lieber Fürſt erſcheint, ſo werden noch immer die ſchmutzigen Arbeiter herumlaufen, um die kahlen Bretter zu verhüllen. — Wenn Er weiß, rief ein wartender Bedienter, daß wir keine Zeit zu verlieren haben, ſo vertrödle Er ſie nicht mit unnützem Gerede. — Der Handlungsdiener brummte. Rothes Tuch zur Draperie, goldene Franzen und eine Menge ſolcher Sachen wurden eilig zuſammengepackt. Siehſt Du, Adele, das hat mich nun auch aufgehalten. Ich mußte wohl warten, obgleich es mir unter den Füßen brannte. Als ich nun endlich mein Paket erhielt, lief ich eilig denſelben Weg zurück. Es war viel heller, das Gerüſt lag nun klar vor mir, aber Alles war hinter Leinwand verhüllt, und mir war das recht lieb, denn das wunderliche Getümmel der Menſchen auf der Straße, die ſchnell aneinander vorbeiliefen, in den Häuſern, wo Fenſter eröffnet und ſchnell wieder zugeſchlagen wurden, ſchien mir ſelbſt ein ſolches verhülltes Feſt zu ſein, als wenn Alles vor einem bergenden Vorhange erwartungsvoll kribbelte und wibbelte. Mir war es wahrlich, als ſähe ich die Menſchen nicht, ſelbſt wenn ſie mich anſtießen, ſo war ein Jeder in ſich ſelbſt und in ſeine Erwartung verſunken. Nun war es erſt auf der Landſtraße voll, und ich hatte Mühe, indem ich fortrannte, mich durch den Strom zu drängen, der mir entgegen floß, dankte Gott, daß ich noch ſo ſchnell wieder zurück gekommen war, und da empfingſt Du mich noch mit Schelten. —

Während ſie ſo mit einander ſprachen, war die Straße vor dem durch die friſche Morgenſonne hell beleuchteten Hauſe ſehr belebt, Fußgänger und Wagen eilten vorüber. — Siehſt Du, ſagte Adele, wie ſchön das Wetter, wie hell der Himmel iſt, in der Nacht iſt ein ſtarker Thau gefallen. Wie glänzen die Thautropfen auf der grünen Wieſe. Geſtern noch erregten die trüben Wolken große Furcht, jetzt ſind ſie alle verſchwunden, die Thränenſtröme der Sorge ſollen heute nicht fließen, wohl aber die Thautropfen inniger, heiliger Rührung das feuchte, betende und dankende Auge verklären. — Sie faltete die Hände, die Andacht ergriff auch den Geliebten. Sie blickten zum Himmel und zur Stadt, deren Thürme in der Ferne zu erkennen waren, als wollten ſie das Feſt des Landes und das eigene einſegnen. Unſchuld und Frömmigkeit hatte ſie zu Prieſtern geweiht, ſie ſtanden ſegnend vor dem Altare des ewigen Gottes, der das Glück der Völker und eines jeden einzelnen Menſchen mit gleicher Liebe trägt.

Unter den Wagen, die vorbeirollten, ſah man eine zurückgeſchlagene Chaiſe, die, aus der Ferne kommend, ſehr ſchnell fuhr. Ein Herr und eine Dame ſaßen darin. Die Dame bog ſich zu dem Kutſcher hin, der die Pferde anhielt und nun langſamer fuhr. Die beiden Reiſenden betrachteten die Häuſer mit Aufmerkſamkeit, und winkten ſich zu, als ſie das Haus des Pachters erkannten. Die Dame neigte ſich aus dem Wagen heraus und warf Adelen mit großer Vertraulichkeit einen freundlichen Gruß zu. Die Erſtaunte hatte kaum Zeit, den Gruß zu erwiedern, als der Wagen nun ſchnell vorbeirollte. — Mein Gott, rief Adele, das war ja Herr Roller mit ſeiner Frau, der vornehme Mann, der gefangen ſaß und aus dem Gefängniſſe entwich. Wie darf der zurückkommen und bei einem ſolchen Feſte erſcheinen? — Du mußt Dich getäuſcht haben, erwiederte der Bräutigam, der darf gewiß nicht hier erſcheinen. — Schweig nur, antwortete ſie, Du weißt wohl viel davon; ſollte ich die Luiſe nicht kennen, die ſo oft bei Theodors Vater erſchien, wenn ich auf dem Schloſſe war, die mir immer ſo gut und freundlich begegnete. Den Herrn Roller kenne ich auch genau, und ich habe ſie Beide erkannt; ich habe immer mit großer Wehmuth an die arme, freundliche Frau gedacht, und es iſt der erſte Segen, den uns dieſer heilige Tag bringt, daß es mir vergönnt war, ihren Gruß in unſerm glücklichen Lande wieder zu empfangen. — Die Mutter rief, das Geſpräch war abgebrochen, der erſte Kanonenſchuß ward aus der Ferne als Zeichen des angehenden Feſtes vernommen, und das Echo klang aus den Gebirgen wieder. — Wahrlich, rief Adele, wir müſſen eilen, wollen wir nicht zu ſpät kommen, und ſchlüpfte ſchnell mit dem aus der Stadt gebrachten Paket in das Haus hinein.

An demſelben Tage traten eben ſo am frühen Morgen Reiſende aus einem überfüllten Gaſthauſe, um ihre Reiſe fortzuſetzen. Es war ein wohlhabender Gutsbeſitzer aus einer Stadt zweiten Ranges, der geſtern mit ſeiner Familie ſeinen Wohnort verlaſſen hatte. Er nahm mit Frau und Tochter den Wagen ein. Die Nähe der Hauptſtadt kündigte ſich ſchon an, in den Dörfern waren die freundlichen Häuſer zu Sommerwohnungen eingerichtet, Landhäuſer mit ihren Gärten waren zu ſehen, und auch auf dieſer Landſtraße strömten Fahrende und Gehende der Stadt zu. — Ach, ſprach der Vater, wie viel glücklicher wären wir, wenn unſer armer Ferdinand den vierten leeren Platz hier einnähme. Als eine harte Strafe muß er es wohl betrachten, wenn er, jetzt aus dem Lande verbannt, dieſen Jubel vernimmt. Iſt nicht dieſer Tag der Freude für uns ihm ein herber Tag des Schmerzes und der Reue? — Lieber Vater, erwiederte die Tochter und konnte die Thränen nicht zurückhalten, wohl werden wir ihn hier ſchmerzlich vermiſſen, aber es ſteht uns doch, außer dem großen Feſte, noch ein anderes, herrliches bevor. Wir ſollen die edeln Menſchen kennen lernen, die unſern Ferdinand gerettet haben, den Mann, der die auf ihn gerichtete Dolchſpitze von ſeinem Herzen abſtieß und ſeinen Mörder umarmte. Das iſt wohl ein ſchönes, ein herrliches Feſt. — Der Vater drückte der Tochter ſtillſchweigend die Hand, die Mutter warf ihr einen langen, beſorgten Blick zu, und die Tochter ſchien ſie verſtanden zu haben, denn ſie erröthete und ſchlug die Augen nieder. — Schnell näherte ſich der Wagen der Stadt, fuhr durch das Thor und verſchwand in der wogenden Maſſe.

In einer dritten Richtung müſſen wir noch Herganreiſende kurz begleiten. Es waren zwei Familien, die in zwei Wagen dicht hintereinander folgten. In dem erſten ſaß Adrians zweiter Sohn mit ſeiner Frau, in dem zweiten die Tochter mit ihrem Manne. In beiden Wagen jubelten die Kinder, aber die Eltern konnten ſelbſt an dieſem Tage der Freude die heitere Stimmung der Kleinen nicht theilen. Adrians Frau hatte den Ihrigen nämlich einen bedenklichen Brief geſchrieben. — Euer unglücklicher Vater, ſo lautete derſelbe, muß eben jetzt einen letzten verzweiflungsvollen Entſchluß gefaßt haben. Seit ſo vielen Jahren habe ich ihn mit angſtvoller Sorge beobachtet. Er iſt ganz verändert, ich befürchte, das, worüber er jetzt brütet, iſt ſeine letzte That. Es iſt ſeltſam, mir unerklärbar, aber es iſt ſo. In ſeinem Namen fordere ich Euch auf, dem ihm ſo verhaßten Feſte beizuwohnen. Doch muß ich Euch dringend bitten, in einem Gaſthofe einzukehren. Ich habe bei dem zu erwartenden Gedränge der Gäſte vorläufig im ſchwarzen Roß in der Adlerſtraße für Euch und Eure Kinder Stuben gemiethet. Erwartet dort die nähere Nachricht, die ich

Euch ſenden werde. Mir ahnet, daß uns ein furchtbares Wiederſehen beſtimmt iſt. Gott ſei uns gnädig! — Ein ſolcher angſtvoller Brief drohte den Tag der Freude des Landes in einen Tag des tiefſten Schmerzes für dieſe Familie zu verwandeln. Stillſchweigend und in finſtere Ahnungen verſunken näherten ſie ſich der Stadt. Die Geſtalt der kummervollen Mutter ſchwebte ihnen vor, es war ihnen, als führen ſie zur Richtſtätte des räthſelhaften, fürchterlichen Vaters. Von der Gegend hatten ſie nichts wahrgenommen, der heitere Tag und das Gewimmel fröhlicher Menſchen war für ſie wie in einen Trauerflor gehüllt, und ſo verloren ſie ſich mit ihrem tiefen Kummer in dem fröhlichen Gewühle der lebendig aufgeregten Menge.

In der Stadt war am frühen Morgen ſchon Alles in Bewegung. Das Gewimmel auf den Straßen nahm zu, die Hauptſtraßen waren feſtlich mit Blumen beſtreut, die Läden blieben geſchloſſen, alle Menſchen erſchienen im feſtlichen Anzuge. Die Wohlthätigkeit hatte die Lumpen der Armen entfernt und ſelbſt Bettler erſchienen reinlich gekleidet. In den Privathäuſern war nun ſchon Alles für den Tag eingerichtet, obgleich der eigentliche Glanz der Feierlichkeit ſich erſt gegen Mittag entfalten ſollte. Die Eile, mit welcher man die Hand an die letzten Vorkehrungen gelegt hatte, war verſchwunden, und an allen Menſchen, die auf der Straße erſchienen, erkannte man in ihrem gemäßigten Gange, in den Geſichtszügen ſelbſt, jenen feierlichen Anſtand, durch welchen ein Jeder wie unwillkürlich den Abglanz hoher Feſttage an ſich darſtellt. Ein und zwanzig Kanonenſchüſſe, die in langen Pauſen auf einander folgten, verkündigten, daß nun das Feſt beginnen ſolle. Die Glocken aller Kirchen ertönten dazwiſchen. Auf den Straßen ritten zwei Herolde in alterthümlicher Tracht, die Bruſt mit goldgeſtickten großen Wappen geziert, von Reitern begleitet, die ihnen folgten, zwiſchen ihnen ein ehrwürdiger Herr in einem ſchwarzen Talar, mit Spitzkragen, den Kopf mit einem ſchwarzſammtnen Baret bedeckt. Sie ritten in ruhigem, würdigem Schritte daher. An den Ecken hielten ſie ſtill, wie in der Mitte der Marktplätze, Trompeten gaben dann das Zeichen, daß jetzt etwas proklamirt werden ſollte, und der ſchwarz gekleidete Herr entfaltete mit würdiger Ruhe ein Pergament, aus welchem er langſam und mit lauter Stimme die Feierlichkeit des Tages verkündigte.

Vor dem Schloſſe iſt ein anſehnlicher Platz, und dieſem gegenüber liegen große, prachtvolle Gebäude.

Auf dem Platze ſelbſt waren zwei einander gegenüber ſtehende Amphitheater errichtet, das mächtigere, höhere vor dem Schloſſe, und dann ein niedrigeres. Sie waren durch einen breiten Zwiſchenraum von einander getrennt und durch Gitter geſchloſſen. Das ganze Gerüſt war noch immer mit Leinwand verhüllt, und hinter dieſer hörte man die Arbeiter, welche an die Amphitheater die letzte Hand anlegten. Ab und zu erſcholl der Kanonendonner, läuteten die Glocken, und von allen Seiten rückte in wohlgeordneten Reihen das Militair heran, um den Platz zu beſetzen und die Eingänge zu bewachen. Auch hier ſtand ſchon das Volk in gedrängten Haufen, alle Fenſter der gegenüberſtehenden Häuſer waren mit feſtlich geſchmückten Frauen beſetzt, welche die Enthüllung der Amphitheater erwarteten. Bis dahin war das Volk ſtill, Männer und Frauen flüſterten ſich nur zu, was zu erwarten wäre. Die verhüllende Leinwand war auf eine ſolche Weiſe befeſtigt, daß, wenn die angeſtellten Arbeiter auf ein gegebenes Zeichen ſie heraushoben, ſie ſchnell herunterfallen mußte. Dieſer Moment war lange und ſorgfältig vorbereitet, die Arbeiter in den verſchiedenen Theilen der Amphitheater vertheilt, und mit großer Mühe und Anſtrengung eingeübt. Was man beabſichtigte, gelang vollkommen; in demſelben Augenblicke fiel die Hülle, und die Amphitheater ſtanden in ihrer ganzen Pracht da.

Man erblickte an dem einen vier über einander gebaute Galerien, die Außenſeiten mit prachtvollen Teppichen behängt; rothe Vorhänge mit goldenen Franzen hingen über jede Loge der Galerie in mächtigen Falten herunter. Das niedrigere, dem höhern gegenüberſtehende Amphitheater hatte nur zwei Galerien, auf eine gleiche Weiſe geſchmückt. Vor dem Schloſſe ſah man die hohe Loge des Fürſten. Die mächtigen Vorhänge waren in kühnen Falten zurückgezogen, der rothe Sammet, mit goldenen Bienen beſetzt, die goldenen Franzen wurmförmig gewunden, dicht neben einander gedrängt; ein Balkon, mit Sammet von gleicher Farbe bedeckt, wie die Vorhänge verziert, ſprang vor der Loge nach dem inneren Raume des Amphitheaters hervor. Die Loge ſelbſt war hell dekorirt, zierlich eingerichtet; das lebenshohe Bild des verſtorbenen Fürſten in einem prächtigen Rahmen zierte den Hintergrund, und von oben war der Raum durch die hineinfallenden Sonnenſtrahlen blendend erleuchtet.

Der Jubel des Volkes war unbeſchreiblich, die bisherige Stille hörte auf, und die lauten Stimmen, das Geſchrei, das Getümmel nahm noch mehr zu, als die großen Stücke der Leinwand zuſammengerollt, nach und nach unter das Volk geworfen, und ihm preisgegeben wurden. Man ſchrie, jubelte, balgte ſich, und wie geheim man auch dieſe Vertheilung zu halten geſucht hatte, ſo mußte doch das Volk davon etwas erfahren haben. Man ſah Männer und Frauen, mit großen Scheeren bewaffnet, bemüht, die zuſammengerollte Leinwand unter heftigen Kämpfen auseinander zu rollen und zu zerſchneiden, damit, wenn ihnen auch das Ganze nicht vergönnt wäre, es ihnen doch wenigſtens gelänge, ſich einen Theil davon zuzueignen. Die Verwirrung, der Kampf wuchs mit jedem Augenblicke, und nur mit Mühe gelang es der Polizei und dem Militair, die Unordnung, die gefährlich zu werden drohte, zu dämpfen. Dieſer Augenblick, den man fürchtete, war glücklich überwunden, die feierlich erwartungsvolle Ruhe trat wieder hervor, denn jetzt erſchienen die verſchiedenen Behörden, die Geiſtlichkeit zuerſt, die Gelehrten, die Gerichtshöfe und die Verwaltungsbeamten, Bürgermeiſter und Rath, und die Innungen, durch Abgeordnete repräſentirt. Sie nahmen ihre Plätze ein. Die Galerien in der Nähe der fürſtlichen Loge waren mit Damen in prachtvollem Koſtüme beſetzt. In der fürſtlichen Loge zeigte ſich ein erhöhter Thronſeſſel. Einzelne höhere Hofbeamte ließen ſich dort ſehen; alle anderen Plätze waren nun eingenommen. Auf dem

Schloßplatze drängte ſich das Volk gewaltſam, und obgleich nur diejenigen, die Einlaßkarten hatten, die Erlaubniß erhielten, in den breiten Raum zwiſchen beide Amphitheater hineinzutreten, ſo war dieſer doch überfüllt. Nicht bloß die Fenſter des großen Platzes waren beſetzt, ſondern auch auf den Dächern der Häuſer wimmelte es von Zuſchauern. Kühnere ſtanden aufrecht auf den Schornſteinen, an den Laternenpfählen hinaufkletternd ſuchten Andere ſich einen beſſern Platz zu verſchaffen. Die prachtvoll gezierten und entfalteten Fahnen der Regimenter ſchwebten über der wogenden Menge, die Kanonenſchüſſe fielen häufiger, mehrere zugleich, die Glocken tönten lauter. Es war das Land, welches von dieſem lebendig ſchlagenden Punkte aus die mächtigſten Elemente höherer Begeiſterung zuſammendrängte, laut jubelnd nach allen Richtungen hin ſein Glück verkündend.

Jetzt war der Moment da, wo man den Glanzpunkt des Feſtes erwartete, die Erſcheinung des jungen Fürſten. — Wir aber kehren zu dem engen Kreiſe uns bekannter Perſonen zurück.

Der Abend des vorhergehenden Tages war heiter verſchwunden. Die finſtere Stimmung, in welche Edward verſunken war, ſchien er ganz überwunden zu haben; nur Waldemar, der ihn nach der Mittagstafel begleitete, um mit ihm den Abend zuzubringen, beharrte in tiefem Trübſinne. Sehr früh an dieſem Tage waren beſonders die Frauen beſchäftigt. Sie mußten heute in prächtigem Anzuge erſcheinen, denn ihnen, als Fremden, waren Sitze auf der zweiten Galerie, in der Nähe der fürſtlichen Loge, eingeräumt. Sorgfältig hatten ſie erwogen, was Hofetikette und Mode forderten. Sie ſahen ein, daß ſie eine lange Zeit brauchen würden, wenn das Kunſtwerk eines weiblichen Anzuges auf eine des Feſtes würdige Weiſe gelingen ſollte, und doch war beſchloſſen, daß ſie frühzeitig bei Amalien erſcheinen ſollten, um den Anzug einer ſcharfen Kritik zu unterwerfen. So waren ſie genöthigt, die erſte Zeit des angehenden Feſtes bei der Toilette zuzubringen, und Manches entging ihnen, was ſie gern geſehen und genoſſen hätten. Edward war ſehr früh ausgegangen, als der Tag kaum dämmerte, und hatte ſeine Karte mitgenommen. Man fand dies natürlich, und Agnes freute ſich auf das Wiederſehen bei dem Feſte. Wie hier, waren in vielen Häuſern die Frauen in Thätigkeit geſetzt, während die geringere Klaſſe ſich putzte, wie ſie konnte, und Platz zu gewinnen eilte.

In dem uns wohl bekannten Hofe, wo Adrians Wohnung lag, verſchloß der Schuhmacher, in ſeinen Staatsrock gekleidet, ſeinen Laden. Elſe, in einem neuen, von Anton geſchenkten Kleide, ward von dem etwas geckenhaft ausgeputzten Freunde begleitet. Als ſie durch den Durchgang gingen, von welchem ein finſterer Gang nach Adrians Wohnung führte, trat dieſer, in einen weiten Ueberrock gekleidet, eben heraus und ſtand in einem Moment Elſen gerade gegenüber. — Mein Gott, ſchrie dieſe und bedeckte ſich das Geſicht. — Adrian warf einen finſtern Blick auf die Frau, fixirte ſie einen Augenblick, und ſchien ſich zu beſinnen, ob er ſie kenne; aber ſchnell ſchritt er fort und verſchwand, während Elſe, weiter zu gehen zögerte und Anton wie ihren Mann aufhielt. — Weiß Gott, ſchrie ſie, als Adrian verſchwunden war, er iſt es, bei dem ich in meiner Jugend diente! Ach Gott, und da muß ja die arme kranke Frau, die ich niemals geſehen habe, meine liebe Frau ſein, die ich nie habe vergeſſen können? — Später wollen wir davon ſprechen, ſagte Anton, jetzt darfſt Du uns nicht aufhalten, wir kommen ſonſt zu ſpät. — Sie eilten nun durch das Haus, drängten ſich durch die Straßen, und es gelang ihnen noch mit vieler Anſtrengung, in dem Gedränge einen Platz zu gewinnen, von welchem aus ſie die fürſtliche Loge und einen großen Theil der Galerien überſehen konnten. Dieſe fingen ſchon an ſich zu füllen. Elſe war ganz in die Pracht verſunken, die ſie erblickte, ja ſo geblendet und überwältigt, daß ſie lange nichts Einzelnes aufzufaſſen vermochte. Zuerſt fielen ihre Augen auf einen anſehnlichen Mann, der, trotzig daſtehend, in der Mitte der Raumes zwiſchen beiden Amphitheatern über ſeine Umgebung hervorragte. — Da ſteht er wieder, flüſterte Elſe ihren Begleitern zu. — Wer? fragte Anton. — Der Herr, der ſich Adrian nennt, aber vor vielen Jahren einen ganz andern Namen hatte. Wie er da ſteht. So ſah er aus, wenn er in ſeinem Hauſe recht ingrimmig war und wir alle uns vor ihm verbergen mußten. — Und da, ſagte Anton, hat ſich ein Menſch an ihn gedrängt, der recht mörderiſch ausſieht, ich kenne ihn wohl, es iſt Robert, ein verruchter, tollkühner Menſch und, wie man ſagt, einer der gefährlichſten Schmuggler im Grenzgebirge. — Was redet Ihr da, ſchrie Einer, der hinter ihnen ſtand und etwas angetrunken ſchien, von Schmugglern und ruchloſen Menſchen an dieſem fröhlichen Tage? Heute ſind wir Gaudiebe alle gute Bürger geworden und vertraute Freunde von Polizei und Häſchern, — werden meine Freunde in der Vogtei doch mit Konfekt und Wein traktirt. Ich wollte, ich wäre noch da! — Die Umſtehenden lachten über dieſes offenherzige Bekenntniß, ſuchten aber doch, ſo weit es das Gedränge erlaubte, ihre Taſchen zu bewahren.

Elſe hatte Adrian bald vergeſſen, denn jetzt erſchienen die Damen in ihren Gallakleidern immer häufiger. — Siehſt Du die ſchöne Dame da, rief ſie begeiſtert; nein, iſt es doch, als ginge noch eine Sonne auf, und wie beſcheiden ſie vor ſich niederblickt, und wie ſie alle dieſe Pracht und das weiße atlaſſene Kleid und die Brillanten kleiden. Nun ſchlägt ſie die Augen auf — ach, die ſind doch viel ſchöner, als aller Anzug, wie klar und wie milde! — Es war Agnes, die, von der Oberförſterin und Amalie begleitet, hineintrat. Ihre natürliche Schönheit war durch den Anzug vortheilhaft gehoben. Man mußte Amalie bewundern, die Alles, was dazu dienen konnte, die Reize der Freundin zu heben, neidlos geordnet hatte. So wie ſie mit ſchüchterner Grazie hervortrat, entſtand in den gegenüberliegenden Galerien ein beifälliges Murmeln. Jedermann betrachtete ſie mit Erſtaunen, ſie ſelbſt hatte keine Ahnung davon. Jetzt füllte ſich die fürſtliche Loge. Die Miniſter und Generäle bildeten einen Halbkreis. Die fürſtliche Mutter begleitete den Sohn nach dem Thronſeſſel und ſetzte ſich neben ihn. Rund um die Stadt ertönte laut der Donner der Kanonen, gewaltig klangen alle Glocken dazwiſchen, ein lautes Jubelgeſchrei aus der vollen Bruſt des ganzen Landes drängte ſich hervor, und übertönte Glocken und Geſchütz. Theodors Oheim, mit Orden geſchmückt, trat auf den Balkon, die Polizei gab ſich Mühe, das Jubelgeſchrei zu dämpfen, und als das Volk nun erfuhr, wie die Aufhebung der Regentſchaft und der Antritt der Selbſtregierung des jungen Fürſten von einem der erſten Staatsbeamten verkündigt werden ſollten, ſank das Jubelgeſchrei wie in ſich zuſammen, verklang allmälig. Nur hier und da wurde eine unbeſonnene Stimme einzeln laut, aber ſchnell zum Schweigen gebracht, und, wie bei einer Windſtille nach einem heftigen Sturme, war Alles ſtumm und ruhig. — Dieſer Moment ward benutzt. Theodors Oheim, noch immer kräftig, redete das Volk an, erwähnte kurz und vorſichtig die jetzt überwundene Unruhe, deutete auf den wachſenden Wohlſtand, auf die friedliche Zeit hin, die in der ganzen gebildeten Welt herrſche, verkündigte die glückliche Zukunft, dann, was er im Namen des Fürſten zu verſprechen den ehrenwerthen Auftrag habe, und was man von allen guten Bürgern erwarte. — Er ſchwieg, trat zurück und auf dem Balkon erſchien der junge Fürſt. — Eben wollte der Jubel aufs Neue gewaltſam hervorbrechen. —

Was bedeutet dieſes unverſchämte Zudrängen? hörte man einen hohen Hofbeamten zürnend rufen, der an einer Eingangsthüre von der Gallerie zur fürſtlichen Loge ſtand. — Haltet den Raſenden auf! — Viele Hände waren ausgeſtreckt, ihn zu ergreifen, aber wie durch einen Zauber fortgeführt, ſtand eine hohe Geſtalt vor dem Fürſten, die Arme ausbreitend und wie ihn verbergend. In demſelben Augenblicke hörte man einen Schuß, eine Kugel pfiff durch die Luft und die Geſtalt ſtürzte verwundet zu den Füßen des Fürſten nieder. Ein zweiter Schuß folgte unmittelbar. Eine Unbekannte ſtürzte in den Raum zwiſchen beide Gallerien, und die allgemein bewunderte ſchöne Dame ſtieß Alles um ſich her zurück, drängte ſich nach dem Verwundeten hin und lag ohnmächtig neben ihm. Es waren kaum ein paar Sekunden vergangen, während dieſe Ereigniſſe ſtattfanden. Der ganze Haufe ſtand noch einen Augenblick wie verſteinert, dann hörte man, man wußte nicht woher, den Ruf: Der Fürſt iſt ermordet! und wie ein Sturm, der allmälig zu einem Orkan, Gebäude zerſchmetternd, Bäume entwurzelnd, emporſteigt, brach dieſes Geſchrei immer tobender, immer dröhnender, Unheil drohender hervor. In der Betäubung, die einen Jeden ergriff, äußerte ſich die Wuth ſchon gegen den Verwundeten, der zu den Füßen des Fürſten lag. Beamte und Krieger drängten ſich nach der fürſtlichen Loge, um ihn zu ergreifen. Da erhob ſich wie eine geiſterhafte Geſtalt das Mädchen, der diamantene Schmuck, der Hals und Haare zierlich umſchlang, hing aufgelöſt, ſchwebend herunter, die Haare flatterten um Schultern und Nacken, ein wunderbares Roth färbte glänzend die Wangen, die Augen brannten in geiſterhaftem Feuer, und die unnatürlich erhobene Silberſtimme klang mit zauberhafter Gewalt in das wilde Getümmel hinein, Stillſchweigen gebietend. Was wollt Ihr, unglücklich Verblendete; den reinen Schutzengel, den Euch Gott ſandte, wollt Ihr verlezzen? Seht, er liegt von der Kugel getroffen, die Euerm Fürſten beſtimmt war; ich aber verkündige Euch das Leben Eures Fürſten und glückliche Tage. Es war der Donner des Herrn, der aus dem hellen Himmel niederſchlug und das Verbrechen in ſeiner Wurzel traf. Ihr Tauſende, die Ihr hier verſammelt ſeid, für Euch geht jetzt erſt geſichert die Sonne der Freude und des Glückes auf — für mich iſt ſie geſunken. — Eine wunderbare Gewalt lag in dieſer zauberhaften Erſcheinung. Erſt in der Nähe, dann in immer weitern und weitern Kreiſen ſtarrte Alles die begeiſterte Jungfrau an, und ein plötzliches Stillſchweigen trat ein, während das wilde Geſchrei noch brüllend in der Ferne tobte. — Das Mädchen war erſchöpft in tiefer Ohnmacht neben dem Verwundeten hingeſunken. Dieſer aber ſchien ſich zu erholen, hob den Kopf in die

Höhe und ſprach matt, ſtammelnd und abgebrochen: Er lebt, dann ſterbe ich gern, und ſank wieder zurück.

Der junge Fürſt hatte während der Zeit eine bewunderungswürdige Haltung gezeigt. In den wenigen Minuten, während, was wir erzählten, ſich ereignete, ſchien er ruhig zu überlegen, was jetzt zu thun ſei, und während Polizei und Militair bemüht war, das Geſchrei, was noch immer wüthend ſich erhob, die Unordnung, die immer gefährlicher auszubrechen drohte, zu dämpfen, befahl er im ruhigen Tone, einen Arzt herbeizurufen, einen Tragſeſſel zu bringen, für den Verwundeten zu ſorgen und ſich nach den Verhältniſſen des wunderbaren Mädchens zu erkundigen. Es war, als durchſchaute er mit ſicher ahnendem Blicke das dunkle Ereigniß. — Unter meinen Augen, ſprach er, ſoll der Retter meines Lebens, der den Tod wählte, um ihn von mir abzuwenden, gepflegt und, ſo Gott will, wieder hergeſtellt werden. —

Indeſſen ward es in der fürſtlichen Loge ruhig, und zwei ehrwürdige alte Männer, von Theodors Oheim begleitet, traten auf den Fürſten zu. Es waren Louvet und der Oberförſter. — Zwar, ſprach der Erſte, vermögen wir uns dieſe finſtere Begebenheit nicht zu erklären, ſelbſt, was die Schritte des jungen Mannes und ſeine That leitete, faſſen wir nicht, aber wir bürgen mit unſerem Leben für ſeine Treue und für die Reinheit ſeiner Aufopferung. — Edward hatte ſich nun faſt ganz wieder beſonnen und entdeckte mit Entſetzen die Geliebte, die eben aus einer Ohnmacht erwachte, neben ſie liegend. Als Agnes ſah, daß Edward lebte, verſchwand das Schrecken, welches ſie ſo wunderbar begeiſtert hatte. Sie fand ſich, von dem Oberförſter und Louvet aufgehoben und unterſtützt, dem Fürſten gegenüber, ſie erkannte die Zerrüttung ihres Anzugs, und ſtand mit niedergeſchlagenen Augen blaß und bebend da. — Wir dürfen hoffen, ſprach der Fürſt, daß unſer rettender Schutzengel nicht tödtlich getroffen iſt, von ihm allein können wir Aufſchlüſſe erwarten, wenn nicht etwa, ſetzte er holdlächelnd hinzu, das ſchöne, ſchüchterne Mädchen uns über das, was ſie begeiſternd ſprach, aufzuklären weiß. — Die Mutter des Fürſten, tief erſchrocken, erkannte bald, daß der Sohn unbeſchädigt war, aber betäubt blieb ſie dennoch eine lange Zeit ſitzen, hörte allmälig, was geſchehen war, und zog die zitternde Agnes an ſich, die noch kein Wort zu ſprechen wagte, die Rede des Fürſten aber nur mit dem Kopfe ſchüttelnd beantwortete.

Während deſſen erfuhr man, daß der Mörder, nachdem er die Piſtole abgeſchoſſen, ſich ſelbſt gerichtet hatte.

Von einer dunkeln Ahnung ergriffen, forderte Louvet dringend, die Leiche zu ſehen; ſie war noch nicht weggetragen und ward in den innern leeren Raum gebracht. Louvet eilte nach dieſem Raume hinunter. Hohe Staatsbeamte begleiteten ihn. Theodors Oheim und der Polizeipräſident erkannten mit Schrecken Adrian; Louvet aber nannte einen Namen, bei dem ein Jeder ſich entſetzte. — Er war in dem großen Nachbarſtaate, in den angrenzenden Ländern, wo Unruhen hervorbrachen, nur zu bekannt. — Gott, ſprach Louvet andächtig, hat den gefährlichſten Feind vieler Länder und meinen gerichtet. Seltſam aber iſt es, daß ſeine Kugel dennoch meinen Enkel treffen mußte! — Der Polizeipräſident war im höchſten Grade erſtaunt. — Der Name iſt mir wohlbekannt, ſagte er, auch hier erſchien er uns gefährlich; aber wir glaubten ihn ermordet, während er in unſerer Nähe lebte, ja ſich in unſere vertrauteſten Kreiſe einſchlich. —

Die Unruhe tobte nur noch in der Ferne. Immer weiter drang die frohe Kunde von der Rettung des Fürſten. Der wohlwollende Engel, der noch vor wenig Wochen durch Räuber ermordet worden, ſei, hieß es, wieder erſchienen, den geliebten Fürſten zu ſchützen, das gefährliche, verborgene Haupt der Verſchwörung habe ſich ſelbſt gerichtet. Es breitete ſich die Kunde mit Pfeilesſchnelle aus, ein grenzenloſer Jubel ward laut. — Das Ungeheuer, ſchrie man, welches uns Unheil bereitete und uns verlockte, iſt getödtet, Gottes Engel iſt erſchienen, das Glück zukünftiger Tage zu beſtätigen. — Wie vom Höchſten geweiht, erſchien der Fürſt, als er noch ein Mal, auf den Balkon tretend, ſich dem Volke zeigte. — Die längſt erſtorbene Mährchenwelt war wieder lebendig geworden.

Gedruckt bei Graß, Barth und Comp. in Breslau.

Die
Revolution.

Dritter Band.

Die

Revolution.

Eine Novelle

von

Henrich Steffens.

Dritter Band.

Breslau,
im Verlage bei Joſef Max und Komp.
1837.

50 | 2973

Universitäts-Bibliothek Leipzig

D 21.3.55

23.3.55

NK

Dr. 1/2, 19. Jhd.

LEIPZIGER STADTBIBLIOTHEK

Aus den Fenſtern eines anſehnlichen Gebäudes betrachtete der Pächter mit ſeiner ganzen Familie das große Schauſpiel, welches ſich vor ihnen entwickelte. Gerade dem prachtvollen Amphitheater mit der fürſtlichen Loge gegenüber, blieb ihnen von Allem, was vorging, nichts verborgen. Adelens ſcharfes und geübtes Auge erkannte ſelbſt in der Ferne die Herren und Damen, die jetzt in den Logen in der Nähe des Fürſten ſaßen. Sie konnte ihre lebhafte Freude, als ſie unter dieſen eben diejenigen erblickte, durch deren wohlwollende und freundliche Geſinnung ſie ſich ſo geehrt fühlte, nicht verbergen. Das Fenſter, aus welchem ſie herausblickte, lag ſo bequem, daß eine große Menge Zuſchauer hinter ihr einen zahlreichen Kreis bildeten. In ihrer jetzigen fröhlichen Stimmung unterließ ſie es nicht, wohl etwas lauter, als nöthig war, Louvet, den Oberförſter, Amalie und Agnes zu nennen und wenigſtens von Ferne auf das freundliche Verhältniß, welches ſie und ihre Eltern mit Menſchen verband, die jetzt eine ſo bedeutende Rolle ſpielten, aufmerkſam zu machen. Sie und ihr Bräutigam begleiteten die wechſelnden Scenen mit Bemerkungen allerlei Art. Als nun aber der erſte Schuß fiel, als ſie die Verwirrung in der fürſtlichen Loge wahrnahmen, als das fürchterliche Geſchrei verkündigte, der Fürſt ſei ermordet, erſchraken ſie heftig, und wie ſie, waren die hinter ihnen ſtehenden Zuſchauer betäubt. Der ſchnelle Wechſel der Ereigniſſe hielt ſie indeß an das Fenſter gefeſſelt. Sie vernahmen bald, daß der Fürſt gerettet wäre, daß der Mörder ſich erſchoſſen hätte. So viel konnte man vernehmen, als der Bräutigam ſich erbot, ſich nach dem eigentlichen Zuſammenhange genauer zu erkundigen. Er entfernte ſich, und während ſeiner Abweſenheit erholte man ſich zwar wieder, konnte aber die frühere Stimmung nicht wiederfinden. Adelens Geliebter blieb lange weg: ſchon war der Fürſt wieder auf den Balkon der Loge getreten und hatte ſich dem jubelnden Volke gezeigt; ſchon entfernte man ſich aus der fürſtlichen Loge und ſah, wie das große Feſt, welches mit ſo vielem Pomp angefangen war, ſtille ſchloß, als der junge Mann, erhitzt und angegriffen, hereinſtürzte. Er hatte ſich mit vieler Mühe, ja nicht ohne Gefahr, durchzudrängen gewußt, bis er Theodor traf. Von dieſem unterrichtet, hatte er ſodann den gefährlichen Rückweg angetreten, und das Unglaubliche, was geſchehen war, ſo wie die Veranlaſſung des betäubenden Geſchreies, durch welches eine wunderbare Errettung des Fürſten ſo mährchenhaft verkündet wurde, mitgetheilt.

In der Erzählung konnte Edwards Zuſtand nur als ein höchſt bedenklicher erſcheinen, und ſeine bewunderungswürdige That ſchien ihn dem Tode preisgegeben zu haben. Von Bewunderung und inniger Theilnahme hingeriſſen hörten Alle die Nachricht an. Der Pächter und ſeine Frau konnten kaum glauben, daß ein ſolches Ereigniß ſtattgefunden habe, Adele ſchwamm in Thränen. Wie glücklich ſich auch Alles für das Land gewendet hatte, ſo konnte doch unter den ruhigern Zuſchauern, die in der Stube verſammelt waren, eine ſtille Wehmuth nicht unterdrückt werden, und man lobte den jungen Fürſten, der befohlen hatte, daß ein Jeder, welcher ihm und dem Lande wohl wollte, Gott im Stillen für ſeine Rettung danken möchte, daß aber alle lauten Freudenbezeigungen verſtummen müßten, wo der Herr ſo vernehmlich geſprochen hätte und während der Erretter des fürſtlichen Lebens in Gefahr ſchwebte. Die zuſammengedrängte Menge verlief ſich, man entfernte ſich aus den Logen, der Platz leerte ſich allmälig, und jetzt fuhr die Familie, die ſo heiter am frühen Morgen nach der Stadt gefahren war, zwar erfreut über die Errettung des Fürſten, zwar gehoben durch die ſchöne That des Freundes, aber dennoch tief betrübt, durch das lebhafte Gewühl auf den Straßen nach ihrer einſamen Wohnung zurück. Als ſie hier etwas zur Ruhe gekommen waren, ſaßen ſie lange ſtumm und traurig da. Die großen und prachtvollen Scenen des Tages waren aus ihrer Seele verſchwunden. Das Andenken an den frohen Morgen war völlig erloſchen, und während ſie aus alter Gewohnheit den ſelten getragenen Putz ſorgfältig verſchloſſen, ſich in den gewöhnlichen Kleidern wieder verſammelten, und ſo jede Spur des Feſtes mit trüber Eile zu entfernen ſuchten, dauerte das Stillſchweigen fort. Adele war die Erſte, welche es zu brechen wagte. Sie hatte nur mühſam ihren Schmerz unterdrückt, aber dieſer brach, als ſie zu ſprechen anfing, wieder gewaltſam hervor. — Schluchzend und kaum verſtändlich ſagte ſie: Vater, wann ſoll nun die Hochzeit ſein? — Der Bräutigam ſtutzte, aber Alle fanden es natürlich, daß ſie ausgeſetzt würde, bis, wie man hoffte, beſſere Nachrichten über Edwards Zuſtand einliefen. Adele hatte zwar Agnes ſeltſame Anrede und Prophezeihung nicht gehört, aber mitten aus der ſchauderhaften Verwirrung erhob ſie ſich wie eine göttliche Geſtalt, und dieſe ſchwebte wie aus einem Traume über der ganzen verworrenen Erſcheinung des Tages, und es war dem Mädchen, als wäre ſie aus dem ruhig geordneten Leben herausgehoben und in eine wunderbar fremde Welt höherer Geſtalten verſetzt. Auch der Bräutigam fühlte ſich gehoben. Die Liebe war ſtark, wie zuvor, aber ſie hatte eine höhere Bedeutung erhalten. Auch der beſonnene Pächter war durch die Gewalt des Tages hingeriſſen, und ein Jeder erwartete die genaueren Nachrichten von der Lage der ihnen ſo bedeutend gewordenen Männer und Frauen mit Ungeduld.

Während ſie ſo daſaßen und die gewöhnliche Gemüthsruhe nicht wiederzufinden vermochten, öffnete ſich die Thüre, und Luiſe trat eilig und ängſtlich herein, ein Kind tragend, während ein älteres folgte. — Albrecht, ſprach ſie, von dem Gegenſtande, den ſie mittheilen wollte, ſo ergriffen, daß ſie die Gegenwart der Uebrigen kaum wahrzunehmen ſchien, — Albrecht, ich weiß, ich kann mich auf Sie verlaſſen; ich will hoffen, daß Sie mich noch kennen, obgleich ich vor Kummer und Sorge ſehr verändert ſein mag. Roller iſt in der Stadt, er hielt ſich dort verborgen, bis er ſich, wie ſeine Abſicht war, ſelbſt den Behörden übergeben konnte. Wir haben an dem Feſte keinen Theil genommen. In dem ſtillen Hinterſtübchen eines großen Hauſes hörten wir den Jubel kaum vernehmlich aus der Ferne, Keiner näherte ſich, uns irgend eine Kunde zu bringen; das Kind ſchrie vor Hunger, denn die Magd hatte uns verlaſſen, und es war uns unmöglich, auch nur einen Biſſen Brod zu erhalten. Kein Menſch ließ ſich ſehen; uns war es von unſerm ängſtlichen Wirthe, der zwar nicht die Grauſamkeit hatte, uns die Aufnahme zu verweigern, durch unſere Gegenwart aber in große Furcht geſetzt war, ſtrenge verboten, uns blikken zu laſſen. Jetzt trat er entſetzt zu uns herein, rang die Hände und rief: Da haben wir es nun, in welches Unglück haben Sie mich geſtürzt! Es muß verrathen ſein, daß Sie ſich bei mir aufhalten, irgend ein feindlich Geſinnter muß Sie als Verbündeten des grauenhaften Mörders bezeichnet haben. — Wir verſtanden ihn nicht, und es dauerte lange, ehe wir den ſchauderhaften Zuſammenhang der Tagesereigniſſe aus ſeiner verworrenen Rede herauszuhören vermochten. Wir entſetzten uns ſo ſehr, daß wir die eigne Gefahr faſt vergaßen; aber der furchtſame Mann zwang uns an dieſe zu denken. Sie müſſen, ſagte er, mein Haus verlaſſen, man wird es durchſuchen; ich bin, ſo wie Sie, ohne Rettung verloren, wenn man ſie findet. Ich kann alle Augenblicke erwarten, daß das Haus beſetzt wird. — Aber Roller faßte ſich ſchnell. Ich bin hier, ſagte er, mich den Gerichten zu ſtellen, und darf nicht fliehen. Melden Sie eilig meine Gegenwart der Polizei, man wird mich beſchützen, denn ich bin zwar den Geſetzen, aber nicht dem Pöbel verfallen. Ein jedes furchtſame Benehmen, ein jeder Verſuch der Entweichung wird die Gefahr ſteigern. Suchen Sie beſonnen für uns beide den Schutz, der uns nicht verweigert werden kann, und wenn Sie mich dem Militair übergeben, werden Sie den Pöbel zufrieden ſtellen. — Der ängſtliche Freund ließ ſich, obgleich nur mit Mühe, überzeugen. — Die Anzeige geſchah, die dringend erbetene militairiſche Hülfe kam, und Roller wurde, obgleich ein entſetzliches Geſchrei, welches ſeinen Untergang forderte, losbrach, unangetaſtet nach dem Gefängniſſe gebracht. Von da komme ich jetzt mit meinen Kindern, und weiß nicht wohin. Der furchtſame Mann würde mich vielleicht aufnehmen, aber dann würde ich auch in fortdauernder Unruhe leben. Sie kennen die Stellung meiner Verwandten, mein Erſcheinen würde ſie jetzt unangenehm überraſchen, und ſo weiß ich denn keinen andern Zufluchtsort, als in Ihrem Hauſe. — Albrecht ließ ſie die Rede beenden, ohne ſie zu unterbrechen. — Und Sie, gnädige Frau, ſagte er, indem er ſich ehrerbietig verneigte, haben mein Haus geehrt, indem Sie mich durch Ihr Vertrauen auszeichnen. Meine Frau und Tochter werden für Ihre Bequemlichkeit ſorgen, ſo weit es meine Lage erlaubt. Uns iſt das Schickſal Ihres Herrn Gemahls nicht ganz unbekannt, und, haben die Gerüchte nicht zu viel geſagt, indem ſie von dem Selbſtmörder des heutigen Tages ſprachen, ſo iſt das Bedenken, welches Herrn von Roller von unſerm Lande fern hielt, durch ſeinen Tod gehoben. — Luiſe fragte erſtaunt, was er meine, und als ſie erfuhr, welche Bedeutung man Adrian zuſchrieb, wie man allen Grund hatte, in ihm das eigentliche Haupt der wiederholten Verſchwörungen zu erkennen, wagte auch ſie, die ſchönſte Hoffnung zu nähren. — Das unglückliche Geheimniß, ſagte ſie, iſt auch mir ein ſolches geblieben, aber nach Allem, was ich erfahre, wage ich zu hoffen, daß es auf einem andern Wege kund werden wird, und daß Roller kein Angeber zu ſein braucht. Er kam hier her, um Alles zu entdecken. Man wird einſehen, daß er von den hieſigen Ereigniſſen nicht unterrichtet ſein konnte. Man wird ihm Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Er war nach einem langen innern Kampfe entſchloſſen, die fürchterlichen Eide zu brechen, die ihn an ein Verbrechen feſſelten; aber ich würde, wie ich ihn kenne, ihn glücklich ſchätzen, wenn eine günſtige Fügung ihn von dieſer härteſten Strafe befreite.

Die Theilnahme an Rollers und Luiſens Schickſal hatte die Familie wieder belebt. Sie fanden einen

Vereinigungspunkt und konnten ſich etwas aus den trüben Gedanken wieder zurechtfinden; aber die vorübergehende Sorge ſollte noch an dieſem Tage erleichtert werden und der Abend, wenn auch auf andere Weiſe, heiter ſchließen, wie der Morgen begann. Theodor hatte Wort gehalten, er hatte dem Bräutigam verſprochen, den Bericht des Arztes über Edwards Verwundung durch einen Eilboten dem Pächter und ſeiner Familie mitzutheilen. Dieſer kam an. Man erfuhr, daß die Kugel glücklich herausgeſchnitten und die Wunde nicht tödtlich war.

Jetzt waren alle Zungen gelöſt. Wenn man es bis dahin ſorgfältig vermied, über dasjenige zu ſprechen, was alle Herzen erfüllte, ſo lernte jetzt Luiſe Edward recht genau kennen. Mit lauter Freude ergriffen Alle die Hoffnung, die ihnen entgegenlächelte. Auch die Ereigniſſe des Tages, die Herrlichkeit des Feſtes und die Wunder, mit welchen es ſchloß, wurden ausführlich behandelt. Edwards That und Agnes Begeiſterung wurden als der Mittelpunkt aller Ereigniſſe hervorgehoben, und ſelbſt der geliebte und allgemein verehrte Fürſt, obgleich der Held des Tages, mußte es ſich gefallen laſſen, in dieſem kleinen Kreiſe etwas in den Schatten zu treten. Auch von der Hochzeit wurde jetzt mit Heiterkeit geſprochen, und Luiſe, eben aus einer ſo großen Noth gerettet, athmete frei auf unter ſo lieben Menſchen, und konnte es nicht läugnen, daß die ſichtbare Verehrung, mit welcher man ſie behandelte, durch welche ſie ſich ganz in die ſchönen früheren Verhältniſſe verſetzt fühlte, Vieles zu ihrer Erheiterung beitrug.

Acht Tage waren verfloſſen. Edward, auf das fürſtliche Schloß gebracht, ward von dem Arzte des Fürſten und ſeinem eigenen behandelt. Zwar noch matt und an dem linken Arme gelähmt, ging er doch augenſcheinlich der Beſſerung entgegen. Der Oberförſter und ſeine Frau hatten Agnes bis dahin nicht verlaſſen. Dieſe hatte unterdeß den günſtigen Bericht der Aerzte erfahren, und wenn ſie auch mit einiger Verlegenheit an die Rolle, welche ſie geſpielt, zurückdachte, ſo fand ſie ſich doch getröſtet und in der Hoffnung beglückt. Alle aber fühlten ſich durch die ſtille Hausandacht, welche die Familie nach dem traurigen Ereigniſſe zu begehen veranlaßt war, wunderbar beruhigt. Unterdeß hatte die Fürſtin Mutter Befehl gegeben, Agnes nach dem Schloſſe zu bringen und noch denſelben Abend in ihr Kabinet einzuführen.

Die Fürſtin erſtaunte, als ſie das Mädchen, zwar ehrfurchtsvoll und demüthig, aber mit ruhiger Sicherheit und kindlich anmuthiger Zuverſicht eintreten ſah. Sie haben ſich erholt, ſagte die Fürſtin, die, den Handkuß abwehrend, ſie umarmte, Sie haben ſich erholt, und ich muß geſtehen, ich bin erſtaunt, Sie nach ſo furchtbaren Begebniſſen ſo ruhig zu ſehen. — Gnädigſte Fürſtin, antwortete Agnes, ich würde nach dem, was geſchehen iſt, als ein thörichtes Mädchen, noch keine Ruhe gefunden haben; aber diejenigen, die ich jetzt meine Eltern nennen darf, haben es verſtanden, mich aus der Verwirrung herauszureißen und auf den ſichern Boden zu verſetzen, der Keinem Beruhigung verſagt. Und wenn uns hier die fürſtliche Gnade zugleich auf eine ſo ausgezeichnete Weiſe zu Theil wird, wie ſollten wir uns da nicht beglückt fühlen? — Der heldenmüthige Geliebte iſt, wie ich mit Vergnügen höre, außer Gefahr, fuhr die Fürſtin fort. — O gnädigſte Fürſtin, antwortete Agnes, ich bin ſehr glücklich. Selbſt ſeine Wunde iſt jetzt, da ſie ihm nur Schmerzen bringt, ein glückliches Ereigniß. Ich trage ſeine Schmerzen, aber ich trage ſie, wie er ſelbſt, gern und mit Freude. — Gut, liebe Agnes, erwiederte die Fürſtin, und allerdings theilen Sie ſeinen Ruhm; aber, geſtehen wir es, es ruht ein unerklärbares Dunkel über der ganzen Begebenheit. Ja, wir können es uns kaum verhehlen, es ſcheint faſt, als habe der junge Mann mehr gewußt, als ein guter Bürger wiſſen darf, ohne es zu entdecken. Wir alle wünſchen ſeine ſchnelle Wiederherſtellung, weil wir überzeugt ſind, daß es ihm gelingen wird, einen jeden Schatten von Verdacht von ſich zu entfernen. — Gnädigſte Fürſtin, erwiederte Agnes, Sie äußern ſich hierüber auf eine ſo milde und ſchonende Weiſe, daß ich eben daher Muth gewinne, Ihnen gegenüber das ganze Gewicht des auf meinem Geliebten ruhenden Verdachtes, wie ich es fühle, Ihnen darzuſtellen. Mit meinem Bewußtſein trat der doppelte Kummer hervor, daß ich ihn verlieren ſollte, und daß es ihm nicht vergönnt wäre, zu ſprechen, ehe er ſtürbe. Wie, würde man ſagen, bleibt er nicht Theilnehmer an dem Morde, wenn er die That nicht zu verhindern ſuchte? Gab er nicht das Leben ſeines Fürſten dem Zufalle preis, bleibt die Errettung nicht ein Wunder,, auf welches nur ein Wahnſinniger rechnen konnte? So wie er daſteht, iſt er Mörder und Selbſtmörder zugleich, wie der Andere; ſo würde er ſelbſt, indem er den Fürſten mit ſeinem Leben rettete, beſchimpft ſterben, wenn er ſtumm bliebe: jetzt wird er reden und dann iſt er gereinigt. — Sie wiſſen alſo, liebe Agnes, — unterbrach ſie die Fürſtin. —

Ich weiß nichts, gnädigſte Fürſtin, antwortete Agnes, durchaus nichts. Eine uns allen unerklärbare Unruhe quälte ihn in den letzten Tagen, obgleich ſeine ganze Stellung ihn zur Heiterkeit aufforderte. — In der That, ſagte die Fürſtin unterbrechend, ſeine Geliebte war in ſeiner Nähe, und ſein Trübſinn nicht zu entſchuldigen., — Agnes erröthete und fuhr nach einer kleinen Pauſe fort: Er ſchien nur einen Vertrauten zu haben, und das war der Sohn des Polizeipräſidenten. Seinem Großvater und ſeinen Pflegeältern, denen er ſonſt Alles mittheilte, ſagte er nichts, mir, obgleich ich ihn und ſein faltenloſes Daſein ganz zu durchſchauen vermochte, blieb Alles verborgen. Von ſeinem beſten, bewährteſten Freunde zog er ſich zurück. Daß dieſes Geheimniß ſeinen Gipfel erreichte, als er die Kugel auffing, die ſeinem verehrten Fürſten beſtimmt war, iſt mir unzweifelhaft, und das Ganze iſt mir ſo dunkel, räthſelhaft und unerklärbar, wie Allen. Sein Großvater, ſeine Pflegeältern, ſein Freund und gewiß viele Tauſende quälen ſich mit Vermuthungen, welche die That erklären und ihn reinigen ſollen; ſie quälen ſich vergebens. Ich ſuche nichts zu erklären, aber erwarte mit der freudigſten Zuverſicht ſeine Erklärung. Dieſe wird, ich weiß es, nicht allein jeden Schatten von ſeiner That entfernen, ſie wird ſie noch glanzvoller hervortreten laſſen. — Wahrlich, ſchloß die Fürſtin, Sie theilen mir ihre Zuverſicht mit, und ich will mit derſelben Ruhe die Enträthſelung eines ſo außerordentlichen Geheimniſſes erwarten. — Die Fürſtin war gerührt, Agnes ward huldvoll entlaſſen, und als Theodors Oheim hereintrat, ſprach die Fürſtin mit Wärme von dem herrlichen Mädchen und äußerte das günſtigſte Urtheil über Edward. Der Oheim war nicht ganz ſo ruhig. Je beſonnener er Alles überdachte, deſto ſeltſamer erſchien ihm das Ganze, und er fürchtete, daß doch ein Schatten auf dem geliebten Jünglinge ruhen würde; aber er ſchwieg.

Nicht bloß das Schloß, nicht bloß die Freunde und Verwandten Edwards, ſondern den beſonneneren Theil der Einwohner der ganzen Stadt, ja des ganzen Landes beſchäftigte das geheimnißvolle Räthſel. Das Volk ließ ſich indeß ſeine frühere Anſicht nicht nehmen. Ihm blieb Edward der wohlthätig erſcheinende, rettende Engel.

So waren nun acht Tage verfloſſen, das Wundfieber war überſtanden. Der Augenblick war gekommen, den Edward eben ſo ſehnſuchtsvoll, wie der Fürſt, die Behörden und die Freunde erwarteten. Er war aufgeſtanden und hatte ſich ſauber angekleidet, ſo weit ſeine Verwundung es erlaubte. Der Ueberrock war über die linke Schulter geworfen und zugeknöpft. Man hatte ihn in einen bequemen Lehnſtuhl geſetzt, die Ermattung nach dem heftigen Wundfieber hatte die Züge abgeſpannt, aber ſeine Augen glänzten. Der junge Fürſt ſaß ihm gegenüber, Theodors Oheim, die Miniſter, der Polizei-Präſident, Louvet, der Oberförſter, Theodor und Waldemar bildeten hinter ihm einen Kreis. Den Letzteren war es, nach ihrem Anſuchen, vergönnt, an dieſer Sitzung Theil zu nehmen. So hatte man ſich um Edward verſammelt, und erwartungsvoll ſah man dem Bericht des Kranken entgegen, der ſo viele Räthſel löſen ſollte. Er hub an:

Ich bin in eine ſehr unangenehme Lage verſetzt, indem ich meinem gnädigſten Fürſten und den höchſten Staatsbeamten gegenüber einen Verdacht, welcher auf mir ruht, entfernen und über eine dunkle Erſcheinung Aufklärung geben ſoll. Denn ich geſtehe, ich vermag es bloß durch etwas eben ſo dunkles. Indem es mir nur vergönnt iſt, mich auf innere Vorgänge zu berufen, bin ich leider auch nicht in den Stand geſetzt, ein äußeres Zeugniß der Wahrheit zu ſtellen, und muß mich lediglich auf den inneren Zuſammenhang meines Berichts berufen. Ob dieſer Zeichen der Wahrheit in ſich ſelber enthält, die für hinlänglich gelten können, bleibt nur zu ungewiß. Zuerſt alſo, als die Grundlage der ganzen Begebenheit, berufe ich mich auf eine pſychiſche Eigenthümlichkeit, die meinen Erziehern und Lehrern hinlänglich bekannt iſt. Es iſt ein faſt unüberwindlicher Nachahmungstrieb, der mich, beſonders in meiner Kindheit, mit großer Gewalt ergriff und mir wie unbewußt die verborgenen Leidenſchaften eines Menſchen klar machte, ſo weit dieſe ſich in Mienen und Aeußerungen darſtellen, ohne von Anderen wahrgenommen zu werden. Ich war dann gezwungen, das, was ein ſolcher Menſch verbergen wollte, durch Nachahmung hervorzuheben. Die unterdrückte Verzerrung der Geſichtszüge gewann bei mir freien Spielraum; was aber Andere und auch mich ſelbſt ergötzte, ward mir ſpäter eine Qual. Ich fühlte mich dann wie verwandelt, und die ſchlechte, bösartige Richtung, die in den mir Gegenüberſtehenden bezwungen wurde, übte ihre Gewalt über mich aus. Mein Lehrer hat mich gewarnt, indem er mir Aufſchlüſſe über dieſen gefährlichen Trieb gab, und ich habe mir alle mögliche Mühe gegeben, ihn zu unterdrücken. Indeſſen ſcheint es doch, als wenn eben dieſes verhängnißvolle Talent — wenn ich es ſo nennen darf — beſtimmt wäre, eine nur zu bedeutende Rolle in meinem Leben zu ſpielen.

Ich ward in einem Dorfe ſtill erzogen. In dem Moment nun, wo ich mich von demſelben trennen und aus dem einfachſten Leben in verworrene Verhältniſſe hineingezogen werden ſollte, trat dieſer verborgene Trieb mir warnend entgegen. Ein Menſch, deſſen nichtswürdige, ja verbrecheriſche Geſinnung im Dorfe berüchtigt war, machte mich zuerſt mit dem Geheimniß meiner Herkunft bekannt; aber hinter der Freundlichkeit, die er heuchelte, verbarg ſich Ingrimm und Haß, und ich fühlte mich wie gezwungen, dieſe Züge nachzuahmen. Ich ward damals aus ſeinen Händen gerettet. Was er mir über meine dunkle Herkunft mitgetheilt hatte, beſtätigte ſich. Zwar ſuchte ich das trübe Bild einer ſolchen Verwirrung ſo viel wie möglich zu entfernen, dennoch war es natürlich, daß es mich immer verfolgte. Die dunkle Geſtalt war mir in dem Augenblick erſchienen, der mich aus einem unbefangenen Leben in die bunte Welt hinausſtieß, und trat immer zugleich mit dem inneren Wunſche hervor, deſſen Erfüllung, je mehr ich die Welt kennen lernte, mir deſto wichtiger ward, mit dem Wunſche nämlich, über meine Herkunft Aufſchluß zu erhalten.

Vor ein paar Jahren kam ich hieher und machte die Bekanntſchaft zweier Männer, die mich freilich auf eine ſehr verſchiedene Weiſe anzogen, des Herrn Louvet, in dem ich jetzt meinen Großvater verehre, und des Herrn Adrian. Mein Verhältniß zu dieſem Letzteren war rein wiſſenſchaftlich, von allen ſittlichen, bürgerlichen und religiöſen Beziehungen abgewendet. So entſchieden trat dieſe Richtung in jeder Unterhaltung hervor, daß faſt ein Jahr verging, ohne daß es mir auch nur einen Augenblick einfiel, in ihm etwas Anderes, als den gründlichen und ſcharfſinnigen Naturforſcher zu ſehen, dem ich manche erwünſchte Aufklärung und Belehrung verdanke; während meine ganze Seele ſich, wie durch eine geheime Ahnung getrieben, dem Manne hingab, deſſen nahe Verwandtſchaft mit mir ich damals nicht vermuthen konnte. So durchaus fand ich mich gezwungen, dieſe beiden Männer auseinander zu halten, daß es mich keinesweges in Verwunderung ſetzte, als ich zufällig entdeckte, wie Adrian eine jede perſönliche Berührung mit Louvet zu vermeiden ſuchte. Beide ſuchten die Einſamkeit, Beide waren ernſthaft und anhaltend beſchäftigt, Louvet hörte dem, was ich ihm von Adrians Forſchungen mittheilte, mit Theilnahme zu, aber er äußerte keine Neigung, ihn kennen zu lernen, er vermied überhaupt eine jede neue Bekanntſchaft.

Auch Adrian lebte einſam und ſtill, aber er wußte, wenn auch nur wenige, junge Männer an ſich zu ziehen, deren Stüdien in den verſchiedenſten Fächern er zu ordnen und zu leiten verſtand. So lernten ihn meine Freunde, Theodor und Waldemar, kennen. Ich ſtürzte an jenem verhängnißvollen Tage des Aufruhrs in den Fluß und wäre umgekommen, hätte Louvet den ſchon erlöſchenden Funken des Lebens nicht wieder angefacht. Ein Nervenfieber war die Folge dieſes Begebniſſes, und eine dunkle Vorſtellung, als wenn Adrian in drohender Geſtalt in meine Fieberträume hereingetreten wäre, die ſich nie abweiſen ließ, verfolgte mich nach meiner Wiederherſtellung und war nur mühſam zu überwinden.

Als Ferdinands grauenhafte Verirrung und Reue mir bekannt, als nicht bloß meine Theilnahme, ſondern auch meine Thätigkeit für ihn in Anſpruch genommen wurde, trat aus dieſer nächtlichen Traumwelt eine Beziehung zwiſchen Ferdinand und Adrian drohend hervor, obgleich Alles bewieß, daß ſie einander ohne allen Zweifel völlig unbekannt waren. Alle dieſe dunkeln Verhältniſſe waren indeſſen von dem lichten Leben zurückgedrängt, und übten auf mich nur in trüben Stunden vorübergehend eine Gewalt aus. Als ich Ferdinand, von Waldemar begleitet, nach dem Dorfe meiner

Kindheit hinbrachte, trafen wir in einem Gaſthofe unerwartet den Präſidenten; aber ſchon am Eingange ſah ich den Menſchen, der mir damals, als ich das Dorf verließ, ſo verhängnißvoll drohend entgegen getreten war. Es war der der hohen Verſammlung nur zu bekannt gewordene Kasper. Ich fand ihn in der Begleitung des Präſidenten als Polizeidiener angeſtellt und von ſeinem Herrn ſehr gelobt. Der Präſident wird ſich erinnern, wie ich ihn auf die gefährliche, ja verbrecheriſche Geſinnung dieſes Menſchen aufmerkſam machte. Es war ſeltſam, aber es war ſo; ich hatte dieſe Geſtalt, welche mir doch einmal ſo verhängnißvoll ward, rein aus den Gedanken verloren, während Verhältniſſe, die in meinem äußeren Leben gar keine Anknüpfungspunkte fanden, mich auf eine geheimnißvolle Weiſe verfolgten und quälten. Aber der kurze Aufenthalt in dieſem Gaſthofe ſollte auf eine andere Weiſe für mich entſcheidend werden. Adrian erſchien vorüberreiſend, begrüßte uns und fuhr ſchnell wieder fort. Der Präſident nahm, als er fort war, die Gelegenheit wahr, ſich über das Räthſelhafte und Geheimnißvolle dieſes Mannes zu äußern, und wie er einen ſtillen Verdacht nicht abzuweiſen vermöchte, obgleich er für dieſen keinen Grund aufzufinden im Stande war. Mich ſchauderte. Zum erſten Mal fand ich, was dunkle Träume mir geheimnißvoll zuflüſterten, durch die ſcharfe Beobachtung eines Mannes, deſſen Urtheil ſo entſcheidend war, beſtätigt; und es war mir, als wollte jetzt die in der dunkeln Nacht träumeriſcher Phantaſie verhüllte Geſtalt drohend an das Tageslicht hervortreten.

Und dennoch ſollte auch dieſe Mahnung nur einen vorübergehenden Eindruck hinterlaſſen. Was meiner im Dorfe wartete, was ich da wirklich fand, war von einer ſo heitern Art, daß alle finſteren Träume weichen mußten. Ich wagte eine ſo verworren tönende Saite meines Daſeins nicht zu berühren, und ſo geſchah es, daß ich mit meinem trefflichen Lehrer Emmerich nicht darüber ſprach. Ich verließ das Dorf mit Waldemar ſehr beglückt, denn ich erwartete, was mir dort das Leben ſo angenehm machte, nach dem Verlauf einer kurzen Zeit hier wieder zu finden. Ich war auf der Rückreiſe mit Waldemar allein. Dieſer hatte zu mir ein großes Vertrauen gefaßt, und ich liebte ihn herzlich; ich wußte, daß ihn irgend etwas Verborgenes, worüber er ſich nie zu äußern wagte, innerlich verzehrte. Als wir nun ſo allein zuſammen reiſten, fing er, ohne irgend eine Veranlaſſung von meiner Seite, über ſeinen unglücklichen Trübſinn zu reden an. Ein Wort gab das andere, und ehe ich ſelbſt wußte, wie, hatte er mir die Urſache ſeines Trübſinnes mitgetheilt. Es war wiederum, und auf eine für mich nur zu bedeutende Weiſe, von Adrian die Rede. Keiner hatte die Geſichtszüge ſo in ſeiner Gewalt, wie dieſer gefährliche Menſch. Es iſt bekannt, wie er durch ſeine gewinnende Perſönlichkeit und durch eine faſt nie vorkommende Kunſt der Verſtellung einen jeden Menſchen hinzureißen wußte. War es, weil er nicht wollte, oder weil ich die Gelegenheit nicht wahrnahm, mir blieb ſeine Perſönlichkeit im Umgange ſtets fern. Die Verhältniſſe, in welche er mit der Familie des Präſidenten getreten war und die ihn in ein ſehr vortheilhaftes Licht ſtellten, hatten ſeinen Umgang mit Waldemar von Anfang an anders geſtaltet. Nun erzählte mir dieſer, wie Adrian, durch Rollers Verhaftung überraſcht, auf ein Mal wie eine verzerrte, ja wie eine ſataniſche Perſon ihm gegenüber geſeſſen hatte. Eine furchtbare Wuth und ein zehrender Ingrimm entſtellte alle ſeine Züge; es dauerte nur einen Augenblick, der Teufel war verſchwunden, und der freundliche, theilnehmende Mann ſprach wieder mit dem Erſchrockenen. Waldemar liebte Adrian herzlich. Er war den Verwandten in einem drohenden Augenblicke auf eine uneigennützige, ja edle Weiſe erſchienen. Der junge Mann mußte ſich geſtehen, daß er durch ihn ſich in ſeiner geiſtigen Entwickelung auf jede Weiſe gefördert fühlte. Er hatte ſich unbedingt an ihn angeſchloſſen; aber die furchtbare, durch Adrian gefeſſelte, nur in Sekunden der Ueberraſchung losgelaſſene Geſtalt verfolgte den Unglücklichen fortdauernd; und ich konnte aus dem verzehrenden Trübſinne, der ihn ergriffen hatte, auf die Tiefe ſeiner Zuneigung ſchließen.

Ich brauche wohl nicht zu ſagen, welchen tiefen Eindruck dieſes Geſtändniß auf mich machen mußte. Es war mir, als ſähe ich, wie in Walpole's grauenhaftem Mährchen, die zerſtreuten Glieder eines entſetzlichen Geſpenſtes, die ſich zuſammenfinden, lebendig vereinigen wollten, um mich dann vernichtend zu umklammern. Dennoch lag etwas in mir, was mich zwang, das quälende Geheimniß in mein Inneres zurückzudrängen. Ich ſuchte Waldemar zu tröſten, und Alles, was ich ihm ſagte, war zugleich doppelſinnig gegen die dämoniſche Gewalt gerichtet, die in meinem Innern wüthete. Es gelang mir, Waldemar, wie mich ſelbſt zu beſchwichtigen; aber dieſer brauchte mich nicht aufzufordern, was ihn quälte, geheim zu halten. Es war ja das eigene Geheimniß, welches ich, wie vor aller Welt, ſo vor mir ſelber zu verhüllen ſuchte. Waldemars Eltern glaubten mir Dank ſchuldig zu ſein, weil dieſer heiterer erſchien, als jemals; wie in ihm, ſchien auch in mir der böſe Geiſt in der That gefeſſelt. Obgleich die Zuneigung zu Adrian, die meinen Freund früher ſo ſehr beglückte und ſpäter ſo unglücklich machte, mir fremd war, ſo wirkte doch Adrians Gegenwart auf mich, wie auf ihn. Wenn ich dem klaren, beſonnenen, kenntnißreichen und forſchenden Manne gegenüberſtand, erſchienen mir meine Träume albern und lächerlich. Viel tiefer war die Gewalt, die ſeine Nähe auf Waldemar ausübte. Je mehr das Geſpenſt ihn quälte, deſto ſtärker wirkte die anziehende Gewalt ſeiner Gegenwart.

Der Winter verging auf dieſe Weiſe, die heiteren Ausſichten des Landes, die Beluſtigungen der Hauptſtadt, an welchen nun auch Waldemar mehr Theilnahme bewies, wie ſonſt, Louvets Einfluß, Theodors Freundſchaft und die Zeit des erwarteten Beſuchs aus dem Dorfe, die ſich immer mehr näherte, verſcheuchten die dunkeln Schatten, die mich verfolgt hatten. Adrian erlaubte uns ſeltener den Zutritt zu ſich, aber ſeine Belehrungen waren uns immer willkommen. Als nun der Frühling kam und mich das Liebſte, mein Studium, in Anſpruch nahm, glaubte ich mich von jener pſychiſchen Krankheit völlig wieder hergeſtellt, ja, ich konnte die Erinnerung an frühere Zuſtände lächelnd und ſpottend hervorrufen. Wie durch eine geheime Uebereinkunft, ſchwieg Waldemar über das, was er mir auf der Reiſe vertraut hatte, und ich berührte dieſe ſchmerzhaft vibrirende Saite niemals.

Jetzt ward ich von Räubern überfallen, ich erkannte in dem mir ſo verhängnißvoll gewordenen Kasper den Urheber dieſer That, ich ſah, wie das Verbrechen in einer geheimen Verbindung mit meiner noch immer mir verborgenen Herkunft ſtand, hatte aber wenig Zeit, dieſe trüben Gedanken, die alle ſchlummernden Geſpenſter aus meinem Innerſten herausbannten, zu verfolgen. Gedrängt von Mördern, mußte ich mich wehren — ein Ereigniß, welches ſo großes Aufſehen erregte, daß ich es als der hohen Verſammlung bekannt vorausſetzen darf.

Da ich aus dem Scheintode erwachte, verlangte man Aufſchluß über das in unſerer Gegend ſo ſeltene Begebniß. Meine Pflegeältern und meine Braut waren am Tage des Ueberfalles angekommen. Ich mußte den Freunden, ja den Behörden einen, ſo viel als möglich, klaren Bericht abſtatten. Was in dem engen Kreiſe derer, die mich lieben, in der Stadt, wie im ganzen Lande ein ſo großes mit Entſetzen gepaartes Aufſehen erregt hatte, das mußte ich mir nun ſelber erſt klar zu machen ſuchen, als ich verpflichtet ward, alle einzelnen Umſtände des Vorgefallenen mitzutheilen. Louvet ward dadurch veranlaßt, mir zu entdecken, daß ich ſein Enkel ſei. Mancherlei Umſtände hatten mich zwar dazu gebracht, dieſes Verhältniß zu ahnen, aber dennoch ward ich durch die beſtätigende Erklärung ſo hingeriſſen, daß ich das innere Unglück, das drohende Gewölk, was ſich immer enger um mich herumzog, nicht bemerkte. Ich ging wie im hellen Sonnenſchein, ich ſah die Blitze nicht, die aus allen Gegenden des Horizonts leuchteten, ich hörte den fernen Donner nicht; und dennoch lag eben in dieſer Entdeckung der vernichtende Keim, der die zerſtreuten Glieder der nächtlichen Geſtalt vereinigen ſollte. Daß Louvet mein Großvater war, wußte ich, aber über meiner Geburt, über den Verhältniſſen meiner Eltern, über meiner ganzen Herkunft ruht noch immer dieſelbe geheimnißvolle Dunkelheit. Louvet ſchwieg, und ich mußte die Gründe ſeines Stillſchweigens ehren. Leider war, was mir nicht verborgen bleiben konnte, was durch das Geheimniß, welches auf meinen Familienverhältniſſen ruhte, räthſelhafter ward, nur zu geeignet, meine grauenhafte Traumwelt herauf zu beſchwören und ihr Geſtalt zu geben.

Ein geheimer Feind, hatte ich erfahren, nicht durch perſönliche Beleidigung, vielmehr durch Anläſſe, die in meiner Geburt lagen, gegen mich bewaffnet, ſuche mich zu vernichten. Nicht Kasper war es, er war nur das Mittel in der Hand des viel gefährlicheren Feindes. Es iſt Adrian, tönte es in meinem Innern. Jetzt fiel es mir auf, daß er eine jede perſönliche Berührung mit Louvet zu vermeiden, daß er vor dieſem ſich auf eine auffallende Weiſe zu verbergen ſuchte. Es herrſchte kein Zweifel mehr in meiner Anſicht, ſie war mir Gewißheit. Schon beſchloß ich Adrian mit Gewalt zu zwingen, daß er ſich Louvet zeige; das Sträuben, was ich ſicher erwartete, ſollte mir ein Zeichen ſein. Ich beſuchte ihn, aber ſeine Gegenwart äußerte die gewöhnliche Gewalt. Was mir gewiß und entſchieden ſchien, verlor in ſeiner Nähe alle Wahrſcheinlichkeit. Ich beſchloß nun Louvet dringend zu bitten, daß er mit mir Adrian beſuche. Zufällige Umſtände verhinderten die Ausführung dieſes Entſchluſſes, aber eine andere grauenhafte Vermuthung trat jetzt hervor und ließ ſich nicht verdrängen. Oft hatte man davon geſprochen, daß das Haupt der geheimen Verſchwörung, die das Land beunruhigte, ein Mann von großen Kenntniſſen und ungewöhnlichen Fähigkeiten ſein müſſe, daß er unbekannt in unſerer Mitte lebe. Wenn er es wäre, ſagte ich mir, und es ward mir immer klarer, daß die polizeiliche Stellung, welche ſich Kasper zu erſchleichen gewußt hatte, ſich nur ſo erklären laſſe. So war alſo der geheime und gefährliche Feind des Landes und derjenige, der mir nach dem Leben trachtete, einer und derſelbe. Dieſe Vermuthung quälte mich nun unabläſſig. Ich ſuchte Waldemar auf, ich entdeckte mich ihm ganz, ich glaubte ihn jetzt nicht länger ſchonen zu dürfen. Ein furchtbares Entſetzen ergriff uns beide, als uns das nächtliche Daſein dieſes dunkeln Weſens nahe rückte; eine angſtvolle Ueberlegung ſollte uns in den Stand ſetzen, was uns quälte, Andern begreiflich zu machen, und je weiter ſie gedieh, deſto klarer ward es uns, daß wir gar keine Beweiſe hatten, keine Thatſache anzuführen wußten, die auch nur auf eine irgend wahrſcheinliche Weiſe einen Verdacht begründen konnte. Waldemar hatte mich auf das dunkle Geheimniß, welches auf Adrians Familienverhältniſſen ruhte, aufmerkſam gemacht: ſeine Frau zeigte ſich nie, ſie verging, ſo ſagte man, einem Schatten ähnlich, in trüber Einſamkeit. Das Gerücht hatte zwar ihrer Kränklichkeit und Einſamkeit erwähnt, ich aber nur wenig darauf geachtet. Jetzt trat ſie in meinen Träumen nur zu mächtig hervor; es war mir nicht möglich, die Gedanken von ihr abzuwenden. Ihre entſetzliche Lage, ihr furchtbares Unglück ließ mich nicht zur Ruhe kommen, und es ſchien mir eine heilige Pflicht, ſie zu retten. Alles hatte ſich ſo in meiner Seele ausgebildet, die Perſonen und ihre frevelhaften Abſichten traten immer klarer und entſchiedener hervor, und es war mir, als laſtete das Verbrechen, wie ich es erkannte, auf mir ſelbſt, und dennoch konnte ich mich nicht entſchließen, es zu offenbaren. Jedes Mal, wenn der Entſchluß, mich Louvet, dem Oberförſter oder Theodor zu entdecken, mir nahe trat, war mir ganz ſo, wie in Adrians unmittelbarer Gegenwart. Alles erſchien mir dann nicht bloß ungewiß, ſondern thöricht. Und Du willſt, ſagte ich mir, auf ſolche Träume geſtützt, einen Mann, der Dich freundlich aufnahm, dem Du ſo Vieles verdankeſt, als einen Verbrecher der ſchauderhafteſten Art bezeichnen? Waldemars tiefere Zuneigung äußerte ſich Adrian gegenüber noch lebhafter, und wir ſahen uns in Verhältniſſe verſtrickt, aus welchen wir uns auf keine Weiſe zu retten wußten.

Der unglückliche Nachahmungstrieb meiner Jugend hatte bei der inneren Ausbildung der finſtern Welt, in deren Mitte ich mich hineingezogen fühlte, eine bedeutende Rolle geſpielt. Ich war genöthigt, die verzerrten Züge Adrians, die Waldemar ſo ſehr in Schrecken geſetzt hatten, hinter den ruhigen, freundlichen und geiſtreich gebietenden aufzuſuchen. Ich fand mich ſelbſt in ſolchen Momenten von den gräßlichen Leidenſchaften ergriffen, die in der Seele des Verbrechers wütheten. Als ſich das Feſt näherte, ſtieg meine Angſt. Wenn vor dem Einſchlafen die Augen ſich ſchloſſen, ſtand Adrian dicht vor mir, blickte mich mit entſetzlichem Ingrimm an, und ich fühlte es, wie ich ſelber auf die nämliche Weiſe verzerrt ihn wieder anſah. Ein Mal, als ich ſo in trüben Gedanken auf meiner einſamen Stube auf und nieder ging, blickte ich zufällig nach dem Spiegel hin und fuhr mit Entſetzen zurück, als ich Adrian erkannte, der mich mit einem ſataniſchen Blicke anſtarrte. Oft, wenn ich unter den Freunden ſaß, ward ich, wie durch geheime Gewalt, aus dem Zuſammenhange des wahren Lebens herausgeriſſen. Die Furcht, daß ich mich in Gegenwart der Geliebten verwandeln, daß Adrian mit wüthendem Blicke an meiner Stelle daſitzen und die Freunde in Schrecken ſetzen würde, ängſtigte mich in ſolchen Augenblicken, und ich begriff kaum, wie man die Veränderung meiner Geſichtszüge nicht zu entdecken ſchien.

Da wir unſer Geheimniß feſt halten zu müſſen glaubten, ſo ging unſer ganzes Bemühen dahin, Adrian auf alle Weiſe zu bewachen. Ich hatte die lebendige Hoffnung, daß es mir gelingen würde, irgend eine Thatſache zu entdecken, die auch Anderen eine Ueberzeugung aufdringen müßte, die bei mir ſo feſte Wurzel gefaßt hatte. Ich wollte ihn wie ein Schatten umgeben. Aber ſeine Wohnung in dem Hofe legte mir unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg. Die Bewohner des Hofes mußten mich bald bemerken, ich glaubte mich, wenn ich hineintrat, von Allen belauſcht. Jetzt näherte ſich das Feſt immer mehr, es mochte der lichte Tag des Glücks, der mit dieſem über das ganze Land aufging, ſein, durch welchen die finſteren Schatten, die mich verfolgten, deſto greller hervor traten. Es war mir, als müßte eben in dem Momente der größten Herrlichkeit des Feſtes, wie ein böſer Geiſt, der geheime Verbrecher erſcheinen. Am Tage vor dem Feſte ſprach ſich Louvet bei der Mittagstafel darüber aus, wie in Zeiten, den unſrigen gleich, ein Menſch von großen Fähigkeiten wohl für alle Leidenſchaften der Geſellſchaft einen gefährlichen Mittelpunkt bilden könne. — Ich kenne, ſagte er, einen ſolchen Menſchen, der, wo er erſchien, Unruhe erregte, ein Feind aller geordneten Staaten und für mich der gefährlichſte war. — Da ich gar nicht daran zweifeln zu können glaubte, daß Adrian durch Kasper mich hatte ermorden wollen, da der Grund ſeines Haſſes auf Familienverhältniſſen beruhte, ſo war es mir faſt, als hätte Louvet Adrian genannt. Dieſe Beſtätigung durch einen Andern beruhigte mich, und ich glaubte demnach einen entſcheidenden Schritt thun zu müſſen. Ich zwang faſt Louvet, der mich nicht begriff, mich nach Adrians Wohnung zu begleiten. Er that es, aber wir fanden ihn nicht. Ich drang in die Wohnung der Frau, vergebens. Keiner wußte, wo er war, Keiner konnte ſagen, wann er wieder kommen würde. Louvet war über meine Unruhe erſchrocken, ich aber ſah ein, daß ich mich faſſen, daß ich ihn beruhigen mußte, wenn ich mein Geheimniß bewahren wollte, und nie erſchien es mir nothwendiger, als jetzt; ja, indem ich mit Mühe meinen Großvater zu beruhigen ſtrebte, war es mir ſelbſt, als erwachte ich aus einem ſchweren Traum, als vermöchte ich, was mich ſo ſehr quälte, gar nicht mehr zu faſſen. Nachdenkend verließ mich Louvet, und kaum war er entfernt, ſo lebte ich wieder in der Welt, die mich gefeſſelt hielt. Adrian ſtand drohend vor mir, Kasper ſchlich lauernd umher, die blaſſe Frau rang mit den Händen. Es war die letzte Nacht vor dem Feſte, ich war in Verzweiflung. Ich ſchritt in dem großen Durchgange vor Adrians Wohnung auf und nieder; ich achtete nicht auf die Menſchen, welche an mir vorübergingen; ich ſah mich allenthalben um, als müſſe irgendwo ſich ein Mittel entdecken laſſen. Da erblickte ich ein kleines Fenſter, dem dunkeln Gange gegenüber, der zu Adrians Wohnung führte. Wenn Du, dachte ich, doch hinter dieſem Fenſter ſäßeſt; gewiß, dieſe Nacht wird die Geheimniſſe enthüllen. Ich konnte den Gedanken, dieſe Gelegenheit zu benutzen, nicht los werden. Ich ſtieg die Treppe hinauf; ſie führte zu der Wohnung, zu welcher das Fenſter gehörte; unter der Klingel ſtand der Name eines mir völlig unbekannten Mannes. Ich war wie an die Stelle feſtgezaubert. Die Thüre öffnete ſich, ein Bedienter trat ſingend heraus, und ich, ohne zu bedenken, was ich that, ohne einen Vorwand zu haben, der meine Frage begreiflich machen könnte, erkundigte mich bei ihm, ob es nicht möglich wäre, die Nacht in der Kammer zuzubringen, deren Fenſter nach dem Durchgange hinausginge. Er ſah mich verwundert an und mochte glauben, daß ich verrückt wäre; aber ich drang heftig in ihn und verſicherte, mein ganzes Glück hange davon ab. Ich bot ihm eine bedeutende Summe, er ſchien geneigt. Die Thüre, welche zu der Kammer führte, öffnete ſich nach dem Flur, auf welchem wir ſtanden. Einige Aeußerungen deuteten dahin, daß er eine eiferſüchtige Grille vermuthete, und ich dankte Gott, als er mir ſelbſt einen Vorwand an die Hand gab, den ich bis jetzt vergebens geſucht hatte. Ohne mich durch eine deutliche Erklärung bloßzugeben, wußte ich dennoch ſeine Vermuthung zu unterſtützen. Er fand jetzo kein Bedenken, meine Bitte zu erfüllen. Er holte den Schlüſſel und gab ihn mir, während er ſich ängſtlich ſpähend umſah, empfing die verſprochene Summe, und ich fühlte mich durch den Beſitz des Schlüſſels wunderbar beruhigt. Es wohnt jenen ſeltſamen Zuſtänden, die ſich faſt dem Wahnſinne nähern, eine tiefe Verſtellungskunſt bei. Ich erſchien den Abend unter den Freunden ruhiger, als ſonſt. — Du mußt mir noch über Dein heutiges, ſeltſames Betragen Aufſchluß geben, ſagte Louvet, und ich konnte antworten: Nach dem Feſte, lieber Vater, ſollen Sie Alles erfahren. Was ich wollte, iſt doch nun mißlungen, und ich glaube, Sie werden mein Benehmen begreifen, wenn ich Ihnen den Grund mittheile. — Alle legten ſich frühe zur Ruhe und ich erklärte, daß ich mit der Morgendämmerung das Haus verlaſſen würde, um das erſte Erwachen des feierlichen Tages zu begrüßen; bei dem Feſte würde ich ſie aufſuchen.

Vor Mitternacht ſchlich ich leiſe fort, erreichte Adrians Haus, fand die Hausthür offen, und ſchloß die Kammer auf, ohne bemerkt zu werden. Von dem erhellten Gange aus fiel ein unſicheres Licht in den engen Raum. Ich befand mich zwiſchen Schränken und allerlei Geräth, und der dunkele Gang, der zu Adrians Wohnung führte, lag mir grade gegenüber. Kein Menſch konnte aus dem größeren erhellten Gange in den ſchmäleren und dunkeln hinein, oder aus dieſem nach jenem heraustreten, ohne von mir bemerkt zu werden. Ich ſaß nun lauernd da, in furchtbarer, überwacher Spannung, die Zeit wurde mir nicht einmal lang, und doch kann ich kaum ſagen, was mich beſchäftigte. Denn jene Bilder, die mich ſonſt umgaben, jene Vermuthungen, die mich quälten, ſtanden unverrückt und ſtarr vor meiner Seele. Ich hörte in der ſtillen Nacht, wie eine Thüre leiſe geöffnet ward, es war Adrians Thür. Ich ſah einen großen Mann aus dem dunkeln Gange hervortreten, er blickte aufmerkſam um ſich, bereit, wie es ſchien, jeden Augenblick, wenn er Etwas ſich bewegen ſähe, ſich in die Dunkelheit zurück zu ziehen. Ich kannte ihn nicht. Kurz darauf öffnete ſich die Thüre wieder; ein Zweiter trat, wie der Erſtere, hervor, in einen Mantel gehüllt, mit einem großen Hut den Kopf bedeckt. Er ſtand erſt horchend da. Als er keinen Laut hörte, nahm er den Mantel von dem Geſicht, hob dieſes empor, indem er ſpähend um ſich blickte, und ich erkannte Kasper. Dies währte nur einen Augenblick, er verhüllte ſich wieder und eilte den Gang entlang. Ich glaubte jetzt Alles entdeckt zu haben, was ich wollte, ich öffnete die Kammer, lief eilig, alle Vorſicht bei Seite ſetzend, die Treppe herunter; aber Kasper war verſchwunden. Der Morgen fing ſchon an zu grauen. Als ich die Hoffnung, ihn zu verfolgen, aufgeben mußte, ſchlich ich ſtill nach der Kammer zurück und lauerte. Da ſah ich, wie ſehr früh Alles in Bewegung gerieth, wie man nach dem Schloßplatze hinſtrömte. Ich wartete, bis Adrian heraus trat, öffnete die Kammer, unbekümmert, ob Jemand im Hauſe meinen nächtlichen Aufenthalt entdeckte. Der Flur war leer, nur der ängſtlich wartende Bediente ſtand da, — und ich eilte Adrian nach. Ich ſah, wie er, mit einer Karte verſehen, in den Raum zwiſchen beiden Amphitheatern eingelaſſen ward, ich ſah, wie er die Stellung der fürſtlichen Loge gegenüber behauptete, ich erblickte die große, kühne Geſtalt, die, mir unbekannt, ihn in der Nacht beſucht hatte, an ſeiner Seite. Es iſt mir unmöglich, Rechenſchaft zu geben über das, was ich jetzt that. Alles geſchah inſtinktmäßig, unwillkürlich; ich war mir keines Gedankens bewußt. Die Karte verſchaffte mir den Zutritt zu einer Loge in der Nähe der fürſtlichen. In dem Gange, der zu dieſer führte — das erinnere ich mich noch — ſtand Theodor; er lud mich ein, mich auch da hinzuſtellen, und ich weiß nicht zu ſagen, warum ich dieſen Vorſchlag mit heftiger Begierde ergriff; aber ich ſah nichts, ich hörte nichts, mein Blick haftete, wie durch Zauber gebannt, auf Adrian, deſſen hohe Geſtalt über das ſich drängende Volk hervorragte. Sie, gnädigſter Fürſt, traten auf den Balkon, ich ſah Adrians verdächtige Bewegung, und wie ich durchdrang, wie es mir gelang, meinen Fürſten ſchützend zu bedecken, weiß ich nicht. — Edward ſchwieg.

Die hohe Verſammlung hatte ihm mit großer Aufmerkſamkeit zugehört. Wohl waren Einige da, denen es ſeltſam vorkam, daß ein ſolcher Bericht über krankhaft pſychiſche Zuſtände in einer ſo höchſt wichtigen Sache eine äußere, eine gerichtliche Bedeutung haben ſollte. Louvet aber und der Oberförſter, obgleich mit dem eigentlichen Zuſammenhange unbekannt, wußten doch, wenn auch unklar, daß etwas der Art obwalte. Mit großer Vorſicht hatten ſie ſelbſt Alles für den Augenblick des Bekenntniſſes vorbereitet. Sie hatten gefordert, daß Gerichtsperſonen in Edwards Krankenſtube fortdauernd anweſend wären, ſie entſagten einer jeden vertraulichen Annäherung, und ſelbſt Agnes hielt ſich immer in einer beſtimmten Ferne, wenn ſie ſich nach ſeinem Befinden erkundigte, über ſeine Pflege die Aufſicht führte, und Dieſes oder Jenes für ihn beſorgte.

Die Erzählung hatte beſonders den jungen Fürſten tief ergriffen. Keine Aeußerung in Edwards Bericht hatte auf ſeine grenzenloſe Treue und Liebe für den Fürſten, auf einen Entſchluß, das Leben für ihn zu wagen, auch nur von Ferne gedeutet. Aber aus der ſchlichten Erzählung ſprach ſie ſich klar aus. Edward war durch dieſe ſehr erſchöpft; die herbeigerufenen Aerzte waren beſorgt, und der Fürſt gerieth in große Unruhe. Die Miniſter entfernten ſich. Der Kranke ward nach ſeinem Lager gebracht. Agnes wurde hineingeführt; aber der Fürſt konnte ſich von dem Bette ſeines Erretters nicht trennen. Erſt, als der Kranke ſich von ſeiner Erſchöpfung erholt, als die Aerzte ſich über ſeinen Zuſtand beruhigend geäußert hatten, entfernte er ſich, nachdem er ſich auf eine Weiſe geäußert hatte, die alle Anweſende beglückte und rührte.

Je genauer man alle Umſtände erwog, deſto inniger mußte man ſich überzeugen, daß Edwards Bericht die volle Wahrheit enthielt. Waldemar hatte ſich dem Präſidenten, ſeinem Vater, ſchon früher entdeckt, und obgleich ſeine Mittheilung Manches unaufgeklärt ließ, ſtimmte ſie doch mit der Edwards völlig überein. Mehrere erwähnte Umſtände waren den Beiſitzern der Verſammlung wohl bekannt. Der Präſident erinnerte ſich an die Geſpräche in dem Gaſthofe. Theodors Oheim hatte Louvets Urtheil über ſeinen verborgenen Feind ſelbſt gehört. Der Bediente, welcher Edward den Schlüſſel zur Kammer anvertraut hatte, war leicht aufgefunden. Am wichtigſten aber waren die Papiere, die man in der Höhle des wüſten Schloſſes entdeckt hatte, und Kaspers wie Roberts Verhaftung.

Elſe ſtand mitten im Gedränge und fühlte ſich ſchon etwas erſchöpft, aber ſie lehnte ſich an Anton, der ſie umfaßt hatte, und verfolgte die ſchnell wechſelnden Auftritte begierig. Dennoch konnte ſie den Blick von Adrian nicht abwenden. Sie ſah, wie er immer ruhig und unverändert daſtand, und was Keiner in der Nähe bemerkte, weil Alle das Hervortreten des jungen Fürſten erwarteten, entdeckte ſie. Sie ſah, wie Adrian ein Piſtol mit ſicherer Hand anlegte und losbrannte. Sie hörte das Geſchrei, das allgemein entſtand, ſtieß zitternd Anton von ſich, als wäre ſie durch ſeine Nähe verpeſtet, wandte ſich an den Schuhmacher und ſprach mit ermattender Stimme: Mir iſt übel, führ' mich nach Haus. Aber in dem verworrenen Gedränge, das jetzt entſtand, war dieſes ſchwer auszuführen. Sie ſahen, wie ein Jeder, der fortgehen wollte, dem aufgeregten Volke als verdächtig erſchien, wie Mehrere ergriffen wurden, und obgleich das völlig unſchuldige Ausſehen des Schuhmachers, der ſeine halbohnmächtige Frau unterſtützte, keinen Verdacht erregen konnte, ſo ſchien es doch faſt unmöglich, fortzukommen. Sie ſah mit Schrekken, wie Anton, der ihr folgen wollte, ergriffen ward. Und noch grauenhafter war es ihr, als Robert kühn und laut ſich Platz zu machen ſuchte. — Auseinander! ſchrie er, indem er eben an Elſe dicht vorbeiging. — Haltet ihn feſt, ſchrie dieſe, er iſt der Vertraute; ich ſah ihn in der Nähe des Mörders. — Das Weib iſt toll, rief Robert, und die furchtſame Umgebung wagte kaum ſich ihm zu nähern. Er drang wirklich einige Schritte vor, aber die gewaltſame Art, mit welcher er ſich Platz zu machen ſuchte, Elſes Geſchrei, das hinter ihm hertönte und von vielen Menſchen wiederholt wurde, war nicht ohne Erfolg. Von kühneren Männern überwältigt, ward er feſt gehalten; aber auch Elſe und ihr Mann mußten dableiben. Polizei und Militair näherte ſich, man ſprach dem Ehepaare freundlich zu, unterſtützte die ſinkende Frau, und machte ihr begreiflich, daß ſie nichts zu befürchten habe. So war ſie genöthigt, in der Nähe des wüthenden Robert, wenn gleich aus einer größeren Ferne, die Entwickelung des wilden Schauſpiels abzuwarten. Erſt, als der Fürſt zum zweiten Male auf dem Balkon erſchienen war, als das betäubende Jubelgeſchrei nachließ und die fürſtliche Loge ſich zu leeren begann, ward Robert nach dem Gefängniſſe gebracht, indem man zugleich von der halbohnmächtigen Frau Aufſchlüſſe über ihren Ausruf verlangte. — Ei, mein Gott, rief ſie, furchtſam und ärgerlich zugleich, der ſchreckliche Menſch, der Mörder, wohnt ja dicht neben uns, und ich habe immer gedacht, daß er nicht viel taugen müſſe. Wir, ſeine Nachbaren, ehrliche Handwerksleute, waren genug gequält und konnten nicht aus ihm klug werden. Man ſollte ſich, rief ſie laut, und hatte ſchon mehr Muth gefaßt, an die vornehmen Herren halten, die ihn an ſich zogen und ihn hätſchelten, die werden mehr von ihm wiſſen, als wir. — Antworte auf meine Fragen, Weib, ſagte der Polizeibeamte verdrießlich, ich habe nicht nach dem Mörder, ſondern nach dieſem Menſchen gefragt, der auf Dein Geſchrei verhaftet ward. — Nun, antwortete Elſe, ich habe es geſehen, wie er ein paar Mal ſpät Abends ſich von dem Herrn Adrian wegſchlich, wie er heute dicht neben ihm ſtand und, als der Spektakel losging, ſich mit Gewalt fortdrängen wollte.

Man ſah, daß man hier nichts weiter erfahren konnte, ließ ſie mit ihrem Manne los, und machte Beiden nur bekannt, daß ſie bereit ſein ſollten, vor dem Gericht als Zeugen zu erſcheinen. — Nun, rief Elſe, an dieſen Tag werde ich mein Lebelang denken; und der Schuhmacher führte ſeine Frau, die ſich kaum aufrecht zu halten vermochte, nach Hauſe. Als ſie hier ankamen, fanden ſie das Haus von Militair beſetzt, und erſt als ſie ſich als Bewohner des Hofes zu erkennen gaben, ward ihnen der Eintritt erlaubt. In Adrians Wohnung ſahen ſie eine große Bewegung. Die geheimnißvollen Fenſter nach dem Hofe zu waren nun alle geöffnet. Polizeibeamte ſtellten die genaueſte Unterſuchung an. Schränke wurden aufgebrochen, Papiere in Beſchlag genommen, und, wo früher das ſtille Geheimniß dem neugierigen Ehepaare ſo quälend war, ging es jetzt unruhig, ja tumultuariſch zu. — Ach, mein lieber Schuſter, ſagte Elſe, ich wünſchte, wir wären glücklich aus dieſem Hauſe heraus. Ich kann die Stube nicht ohne Grauen anſehen, mir zittern die Knie, wenn ich an alles das denke, was wir hier in dieſem unglücklichen Hofe haben erleben müſſen. Ich werde keine Nacht ruhig ſchlafen. —

Der Tag neigte ſich, als über den Hof eine blaſſe Frau, von Polizeibeamten begleitet, tief in ſich verſunken, geführt ward; eine Magd, in Thränen gebadet, ging hinter ihr her. Kaum hatte Elſe die Frau erblickt, als ſie ſich zwiſchen die Polizeibeamten drängte, knieend vor der Frau niederſank, die ringenden Hände empor hob und ſchluchzend rief: Gnädige Frau, ſo ſehen wir uns wieder! — Adrians Frau, deren ganzes Anſehen und

Betragen ſelbſt bei den Polizeibeamten eine ehrfurchtsvolle Scheu erregte, blieb einen Augenblick wie ſich beſinnend ſtehen, blickte die Knieende zuerſt mit einiger Verwunderung an, und erkannte ſie endlich. — Biſt Du hier, arme Elſe? fragte ſie mitleidig. Du ſiehſt, wenn Du etwas von mir wünſcheſt, ich kann nichts für Dich thun; ich kann Dir nur rathen, daß Du Dich von mir fern hältſt. Die Arme, ſagte ſie und wandte ſich zu den Polizeibedienten, war ein Mal in meinem Dienſte, es ſind ſeitdem viele Jahre vergangen, und ich ſehe ſie mit Erſtaunen hier. Wenn eine noch nicht verſchwundene Zuneigung, über deren Stärke nach ſo langer Zeit ich erſtaune, ſie mir zuführte, ſo bitte ich zu bedenken, daß ſie mich hier nie geſehen hat und von allem Entſetzlichen, was geſchehen iſt, nichts erfahren haben kann, als was Jedermann weiß. — Nein, nein, rief Elſe, und ſchien ihren Mann und alle ihre Verhältniſſe vergeſſen zu haben, ich kann und will mich nicht von der lieben gnädigen Frau trennen. Jetzt, da ſie ſo unglücklich ſind, nun und nimmermehr. Sie irren ſich, wenn Sie der gnädigen Frau glauben; ich habe hier dicht neben dem entſetzlichen Herrn gewohnt, ich weiß Manches von ſeinem früheren Leben, laſſen Sie mich der gnädigen Frau folgen, wo Sie ſie hinführen; ich will Buße thun in ihrer Nähe, ich will ſie bedienen und pflegen. Adieu, lieber Mann, ſagte ſie und wandte ſich zu dem erſtaunten Schuhmacher, ich gehe in das Gefängniß, und Du ſiehſt mich wohl kaum mehr. Denke an mich und verzeihe mir. —

Dieſer Auftritt ſetzte die Polizei in Verwirrung. Ein Polizeibeamter kam dazu und erkannte die Frau, die Roberts Verhaftung veranlaßt hatte. Ihr Mitleiden mit der unglücklichen Gefangenen war auch nicht ohne Wirkung. Man gönnte ihr die Nähe und Pflege einer Perſon, die ſich mit ſo aufopfernder Liebe darbot. Man erlaubte ihr, der Dame zu folgen. Dieſe war im hohen Grade erſchüttert. — Arme Elſe, ſagte ſie, was konnte Dich bewegen, mein Unglück zu theilen, und wie kann ich Dir Deine Liebe belohnen. — Ach, antwortete dieſe, ich bin, ſeit ich Sie verließ, recht ſchlecht geworden; Sie waren mein gutes Gewiſſen, ich weiß, daß Sie unſchuldig ſind, wie die lieben Engel im Himmel, ich konnte nie an Sie denken, ohne von Schaam ergriffen zu werden. Mein Gewiſſen iſt laut geworden, ich muß Buße thun in Ihrer Nähe; ſtürzen Sie mich nicht ,in das Verderben, indem ſie mich wegſtoßen.

Dieſes Bekenntniß, in der höchſten, leidenſchaftlichen Aufregung ſo öffentlich von einer Frau abgelegt, die Alles um ſich her vergeſſen zu haben ſchien, ergriff die Männer, in deren Gewalt Adrians Frau war, und ſteigerte die Verehrung, mit welcher man ſie behandelte. Man war eben im Begriffe, weiter zu gehen. Elſe geſellte ſich zu der weinenden Magd, und folgte mit ſchwankenden Schritten und verhülltem Geſichte. Da trat, noch ehe ſie den Hof verlaſſen hatten, ein ehrwürdiger Greis herein. — Wartet, rief er, ich muß ſie ſehen, und mit ehrerbietiger Scheu trat das Militair zurück, die Polizeibeamten machten Platz und verneigten ſich, als ſie Louvet erkannten. Adrians Frau hatte die Stimme gehört, ſah die Geſtalt nahe treten und ſank mit einem leiſen Schmerzenslaute in eine tiefe Ohnmacht. — Bringt ſie in ihre Wohnung zurück, gebot Louvet, der ſelbſt furchtbar ergriffen ſchien; ich hafte für Alles und verbürge mich für ihre Perſon. — Zweifelnd ſtanden ſie da, als der Bruder des Präſidenten erſchien, ſelbſt, wie wir wiſſen, nach dieſem der erſte Polizeibeamte. Er befahl, den Wunſch Louvets zu erfüllen. Die Ohnmächtige ward wieder nach ihrer Wohnung gebracht, Elſe und die Magd folgten erſtaunt, und als nach vieler Mühe die arme, unglückliche Frau aus ihrer Ohnmacht erwachte, mußten Alle ſich entfernen. Louvet ſchloß ſich mit ihr ein, und Keiner erfuhr, was ſie miteinander verhandelten. Nach ein paar Stunden verließ er, wie es ſchien, tief erſchüttert, das Haus.

Das Geheimnißvolle dieſes ganzen Vorganges ſchien Elſe doch zu beunruhigen. Der alte neugierige Trieb war wieder erwacht, konnte aber um ſo weniger befriedigt werden, als die Magd nicht weniger, als ſie ſelbſt, überraſcht ſchien. Der Greis war Beiden völlig unbekannt.

In dem Gaſthofe in der Adlerſtraße hatten die Verwandten Adrians ihre Zeit in trüber Stimmung zugebracht, und ſie wagten ſich kaum auf die Straße. Das freudige Getümmel der Stadt war ihnen peinigend. Damit ihr Verweilen im Zimmer nicht zu ſehr auffallen möchte, waren ſie genöthigt, eine plötzliche Krankheit, welche die Frau des Sohnes befallen hatte, vorzuſchützen. Die Kinder, welche das Gewühl auf der Straße ſahen, und von der Feierlichkeit, die ſtattfinden ſollte, nichts erfahren hatten, ergötzten ſich an den neuen Gegenſtänden, die ſie umgaben. Indeſſen ſaßen die Eltern kummervoll da. Wo ſie den Vater, wo ſie die unglückliche Mutter finden ſollten, wußten ſie nicht. Sie ſollten auf eine Botſchaft warten, aber der Mittag näherte ſich und dieſe kam nicht. Die Kanonen donnerten, die Glocken läuteten, in dem überfüllten Gaſthofe bekümmerte ſich bei der Aufregung, die ſtattfand, kein Menſch um die ſtille Familie, die in einem oberen Stockwerke des weitläuftigen Hauſes ein paar Stuben einnahm.

So verging die Zeit, Stunde auf Stunde verſtrich, als auf einmal lauter und immer lauter von der Straße her das Geſchrei furchtbar ertönte, der Fürſt ſei ermordet. Wie ein Blitz fuhr eine entſetzliche Ahnung durch die Seele des Sohnes.

Seit der Bruder auf eine ſo geheimnißvolle Weiſe verſchwunden war, trat ſchon das dunkle Leben des Vaters ihm furchtbar entgegen. Daß dieſem die politiſchen Gährungen nicht fremd waren, war ihm wohl bekannt. Weniger ernſt und nachdenklich geſtimmt, als der ältere Bruder, ſuchte er den Vater zu entſchuldigen, und geneigt, in beſchränkten Verhältniſſen, und in einer ruhigen und geordneten Umgebung zu leben, war er mit der völligen Entfernung von dem bewegten Leben des Vaters wohl zufrieden. Das Verſchwinden des Bruders beunruhigte ihn in hohem Grade, und die räthſelhaften Briefe, die dieſer ſeiner Frau ſandte, zeigten nur zu deutlich, daß ſie unter ſtrenger Aufſicht geſchrieben waren. Die Vermuthung, daß der Vater ihn gefangen hielte, drang ſich ihm auf, und er tröſtete ſich und ſeine Schwägerin durch das Verſprechen des Bruders, nun bald wieder zu ſeiner Familie zurückzukehren. Dieſe, eine ausgezeichnete Frau, die, wie der Bruder ſelbſt, eine große Gewalt über ihn ausübte, blieb, ihren Mann erwartend, zurück. So war der Unentſchloſſene, durch den Brief der Mutter von einer unbeſtimmten Angſt ergriffen, um den Vater beſorgt, nach der Stadt gekommen. Während er einſam auf der Stube ſaß, während die Verwandten, die ihn umgaben, durch das Geheimnißvolle und Aengſtliche der Einladung gequält waren, ſchwebte ihm der Inhalt des mütterlichen Briefes immer vor. Er fürchtete, daß die Botſchaft der Mutter, wenn ſie erſchiene, den Untergang des Vaters berichten würde. Die furchtbare Ahnung, die den älteren Bruder zur beſtimmten That trieb, war ihm nicht fremd, aber er hatte ſie früher leichtſinnig unterdrückt.

Jetzt hörte er das furchtbare Geſchrei des Volkes, hörte die Ermordung des Fürſten und konnte einen Angſtruf nicht unterdrücken. Aber obgleich an die ſtille Behaglichkeit eines engen Lebens gewöhnt, hatte er doch den Muth ſeines Vaters geerbt. — Ich will mich erkundigen, ſagte er, und eilte hinweg, ohne auf die Abmahnung ſeiner Frau, ſeines Schwagers und ſeiner Schweſter zu hören. Dieſe waren zwar heftig erſchrocken, ſie nahmen Theil an dem unglücklichen Ereigniſſe, ſie befürchteten, daß die Botſchaft der Mutter ſie nicht treffen würde, und fühlten ſich in der fremden, unruhigen Stadt einſam und verlaſſen; aber was mit Entſetzen den Sohn verfolgte, war ihnen fremd, und heftig tadelten ſie eine Neugierde, die ihn in einem Augenblicke entfernte, in welchem es ihnen vor Allem wichtig ſchien, enge vereinigt zu bleiben. So verging etwa eine Stunde, die Botſchaft der Mutter kam nicht, man erwartete Adrians Sohn mit heftiger, ja zorniger Ungeduld. Endlich trat er herein. Man entſetzte ſich, als man ihn ſah; denn ein furchtbarer Schreck ſchien alle ſeine Geſichtszüge gelähmt zu haben. — Der Fürſt lebt, ſprach er mit dumpfer, zitternder Stimme, ein junger Menſch, der die Mordthat zu ahnen ſchien, ſtürzte ſich vor ihn und fing die Kugel auf. Der Mörder iſt bekannt, ſein Name ward genannt — es iſt der Mann, der den letzten verzweifelten Entſchluß gefaßt hat. — Die Mutter hatte Recht! —

So alſo war das Räthſel gelöſt, die Botſchaft, die ihrer harrte, ward aber nicht von der ſtill leidenden Mutter gebracht, mit Flüchen und Verwünſchungen vermiſcht tönte ſie ihnen donnernd von dem erbitterten Volke entgegen. Das nicht geahnete Unheil, ſo ſchonungslos verkündigt, erſchien zu ungeheuer, zu unbegreiflich, ſie faßten es kaum. Die Frauen wurden ohnmächtig, die Kinder ſchrien, die Männer waren, wie von dem entſetzlichen Ereigniß, ſo von der nahen Noth gequält. Ja dieſe lenkte die Aufmerkſamkeit in etwas von der grauenhaften That ab. Sie mußten ſich geſtehen, daß ihre Lage in der Stadt höchſt bedenklich war. Sie dachten an den furchtbaren Zuſtand der geliebten Mutter. Zwar trug der Sohn nicht den Namen des Vaters, denn Adrian hieß nur in dieſem Lande ſo. Keiner konnte ahnen, daß ſie ihm verwandt waren; aber die Kinder waren durch die Schande, die auf dem Vater ruhte, niedergeſchmettert, ſie glaubten, es müßte ihnen Jedermann anſehen, daß ſie von dem Mörder abſtammten, und nun ſo allein, völlig fremd, in die unruhige Stadt verſetzt, ſahen ſie die Mutter, die ſie nicht aufzufinden vermochten, in der ſchrecklichſten Lage. An Wen ſollten ſie ſich wenden? Konnten ſie es wagen, nach ihr zu fragen? Leicht war freilich ihr Aufenthalt zu entdecken; denn die Schandthat des Vaters mußte ja die Aufmerkſamkeit der ganzen Stadt auf die unglückliche Frau lenken, die, völlig unſchuldig, die Schande des Mannes tragen mußte. Doch waren ſie entſchloſſen, dieſen bedenklichen Schritt zu wagen, ſie mußten unter jeder Bedingung, und was auch gewagt würde, die Mutter ſehen, ſprechen, tröſten. Sie vergaßen den eigenen Kummer, wenn ſie an dieſe dachten. Der Entſchluß war ſchon gefaßt, der Sohn wollte ſchon die gefährliche Erkundigung einziehen, als die Thüre ſich öffnete und ein Bedienter hereintrat.

Dieſer übergab einen Brief, der an Adrians Sohn adreſſirt war. — Im Namen Ihrer Mutter, lautete der Brief, wünſche ich Sie zu ſprechen. Ich darf vorausſetzen, daß Adrians Schickſal Ihnen nicht unbekannt iſt. Erſchrecken Sie nicht, Ihr Verhältniß zu ihm iſt zwar mir, ſonſt aber keinem Menſchen in dieſer Stadt bekannt, und wird ein Geheimniß bleiben. Für Ihre unglückliche Mutter wird Sorge getragen, beruhigen Sie Ihre Familie, in wenigen Stunden werden Sie dieſe wiederſehen. Folgen Sie dem Bedienten. —

Als der Sohn dieſe wenigen Zeilen geleſen hatte, hieß er den Bedienten ſich entfernen, bat ihn aber, unten im Gaſthofe zu warten, und theilte ſodann den Inhalt des Briefes den Uebrigen mit. — Ein mir ganz Unbekannter, ſagte er, der ſich Louvet nennt, iſt unterzeichnet. Das Petſchaft iſt ein adliches mit einer Grafenkrone; aber ſo räthſelhaft mir auch die Sache ſcheint, werde ich dennoch Folge leiſten; der Mann kann offenbar nur durch die Mutter unterrichtet ſein. — Obgleich nun die ganze Lage der Familie durch dieſen Brief wenig gebeſſert ſchien, obgleich ſie erſchrecken mußten, als ſie erfuhren, daß ein ihnen Unbekannter wußte, was ſie aller Welt zu verbergen ſuchten, erblickten ſie doch einen Anhaltspunkt. Der Brief ſelbſt ſchien im wohlwollendſten Sinne geſchrieben, das Verſprechen, ein Geheimniß zu bewahren, welches ihnen ſo wichtig war, tröſtete ſie einigermaßen. Es ward beſchloſſen, daß der Sohn dem Bedienten folgen und ſobald als möglich wieder zurückkehren ſollte. Die Uebrigen verſprachen, mit Geduld ſeine Zurückkunft abzuwarten; wurden ſie doch aus einer Lage geriſſen, die ſie zur Verzweiflung brachte.

Adrians Sohn traf bei Louvet ein. Die prachtvoll eingerichtete Wohnung überzeugte ihn ſchon von der anſehnlichen Stellung des Mannes, und als der ehrwürdige Greis, der ſehr leidend ſchien, ſich mühſam erhob, um ihm entgegenzutreten, ward er wunderbar ergriffen, aber zugleich war eine jede Befürchtung von ſeiner Seite völlig verſchwunden. Louvet war nicht allein. Ein ältlicher Mann, eine ältere und eine junge

Dame ſaßen bei ihm. Adrians Sohn ward vorgeſtellt, und Louvet wandte ſich wieder an ſeinen Beſuch. — Ich habe Ihnen, ſagte er, einen jeden Aufſchluß über Ihren Sohn gegeben, den ich jetzt zu geben vermag. Ich ſetze voraus, daß Sie noch einige Tage in der Stadt bleiben, und was dann zum Beſten Ferdinands geſchehen kann, werden Sie, ſein Vater, am beſten beſchließen können. Ich freue mich, eine ſo liebe Familie kennen gelernt zu haben, und hoffentlich werden Sie noch an Ihrem Sohne Freude erleben. — Der Herr und die Damen entfernten ſich, Louvet aber ſchloß ſich mit Adrians Sohn ein.

Der älteſte Bruder, Ernſt, den wir, durch den Vater gefangen gehalten, verließen, war während dieſer Zeit in einer verzweiflungsvollen Lage. Faſt waren fünf Monate verſtrichen, und dieſe änderte ſich nicht. Zwar fehlte ihm keine Bequemlichkeit. Adolf, der zu ſeiner Bedienung beſtimmt war, begegnete ihm mit großer Achtung. Er ward hinlänglich mit Schriften verſehen, und der Vater ſchien die Art der Beſchäftigung ſelbſt beſtimmt zu haben. Die Bücher, die ihm gegeben wurden, behandelten alle denſelben Gegenſtand und bezogen ſich auf eine dunkle Partie der Geſchichte des Vaterlandes. Alle Quellen waren ſorgfältig zuſammengebracht, auch die ſeltenſten. Es fehlte ſelbſt nicht an wichtigen Dokumenten, die noch nicht benutzt waren. Als Ernſt die ganze Reihe der Schriften überſah, beſchloß er erſt trotzig die aufgedrungene Beſchäftigung abzuweiſen; aber die Einſamkeit, Adolfs fortdauerndes Stillſchweigen, die unruhigen Gedanken, die ihn quälten, zwangen ihn bald, ſich durch eine Beſchäftigung vor ſich ſelber zu retten. Mit ſeiner Familie blieb er in fortdauernder Verbindung, nur wiederholten ſich in den Briefen, die er erhielt, immer von Neuem die lauten Klagen über ſeine räthſelhaften Aeußerungen, die ſeine Frau, Verwandte und Freunde beunruhigten. Nach und nach, ſo wie es ihm nothwendig ward, die einzige Zerſtreuung zu ſuchen, die ihm übrig blieb, ward ihm der Gegenſtand ſeiner Beſchäftigung theurer. Er vertiefte ſich in eine Vergleichung der Quellen, er verglich die Dokumente und ſuchte in dieſen Aufſchlüſſe, die ihm die öffentlich erſchienenen Schriften verſagten, und eine Lücke, die er nicht auszufüllen, eine Dunkelheit, die er nicht zu erhellen vermochte, konnte ihn zuletzt faſt eben ſo ſehr, wie ſeine eigene Lage, beunruhigen. Die Abſicht ſeines Vaters war völlig erreicht. Eine Schwierigkeit drückte ihn, je ſtärker er von ſeinem Studium hingeriſſen ward, deſto mehr. Der Befehl des Vaters, ihn nur, wenn er die wenigen Zeilen an ſeine Frau ſchreibe, mit Tinte und Feder zu verſorgen, ward ſtreng erfüllt. Und immer mehr fühlte er die Nothwendigkeit, Notizen zu ſammeln, und was ihm neu oder in einem anderen Lichte, als bisher, erſchien, zu bemerken. Aber dennoch war ſelbſt dieſe große Unbequemlichkeit ihm heilſam. Er war genöthigt, die eigenen Gedanken immer von Neuem ſinnend feſt zu halten, ſo viel wie möglich ſcharf zu faſſen, damit ſie, von einander geſondert, ſich nicht unter einander verwirrten, und die große Anſtrengung, die dieſes innere, fortdauernd thätige Geſchäft erforderte, ließ ihm kaum Zeit, an ſeine eigene Lage zu denken. Eine jede Unterſuchung zeigte neue Schwierigkeiten, und wenn in der erſten Zeit ſeiner Gefangenſchaft ihn der Schlaf floh oder unruhige Träume ihn quälten, ſo ſchlief er jetzo erſchöpft ein, im Traume verfolgte ihn die Aufgabe, welche unter den Mühen des Tages in ihm aufgegangen war.

So verſtrich ein Monat nach dem andern, und abwechſelnd, je mehr der Stoff ſich häufte, je ſchwieriger es ihm ward, das Ganze zu überſehen und geordnet feſt zu halten, deſto öfter traten nun Momente hervor, in welchen ihm die ganze Arbeit zwecklos erſchien und alles Intereſſe für ihn zu verlieren drohte. Dann erhob ſich die kummervolle Geſtalt der leidenden Mutter, dann ſah er, wie ſeine Familie ſich über ſeine Abweſenheit grämte, dann ſchwebte ihm das furchtbare, verhängnißvolle Schickſal des verbrecheriſchen Vaters vor; er machte es ſich zum Vorwurfe, daß er ſich ruhig dem Studium hingäbe, anſtatt auf jede Weiſe ſeine Flucht zu verſuchen. Als er einige Tage hinter einander, ganz in dieſe qualvolle Betrachtung verſenkt, ſein Studium völlig vernachläſſigt hatte, ward ihm der Gedanke an Flucht, der ihn in den erſten Wochen ſeiner Gefangenſchaft fortdauernd beſchäftigt hatte, immer lebendiger; aber er mußte ſich wieder von der völligen Unmöglichkeit, zu entfliehen, überzeugen. Er hörte bei Tage, wie bei Nacht, Stimmen von Menſchen, die er nie ſah. Er ſah ein, daß er fortdauernd bewacht ward, und begriff wohl, daß ſeine Wächter daſſelbe Intereſſe, wie ſein Vater, hätten, ſeine Flucht zu verhindern. So der brütenden Verzweiflung hingegeben, ohne zu wiſſen, wie lange ſeine Gefangenſchaft dauern und wie ſie enden werde, fand er es ſelbſt unerklärbar, wie in einer ſolchen Lage die geſchichtlichen Verhältniſſe einer fernen Zeit ihn hatten feſſeln können. Die Gedanken, die ihn ängſtigten, wurden immer trüber, der Kummer ſeiner Familie, das Angſtgeſchrei ſeiner Mutter, die finſtere Ruhe ſeines Vaters verfolgten ihn fortdauernd, und die Begebenheiten einer längſt verſchwundenen Zeit, erſchienen ihm nun ſo fern im Hintergrunde, daß eben die Geſtalten, die ſich ſonſt ſo nahe an ihn herandrängten, an deren Schickſalen und Thaten er Theil zu nehmen gezwungen war, jetzt nur noch wie erblaßte Geſpenſter, die keine Gewalt mehr über ihn hätten, wie in Nebel verhüllt zurücktraten.

Selbſt ein tiefer Schmerz, wenn er ohne Abwechſelung, immer auf die nämliche Weiſe in der Einſamkeit uns ergreift, erzeugt Momente der ſtumpfen Gleichgültigkeit. In einem ſolchen Augenblicke, in welchem die ganze Welt ſchaal und leer vor ihm lag, ſaß der Arme langweilig gähnend da. Alles, was ihn ängſtigte, war ihm wie fremd geworden. Liebe und Zuneigung hatten ihren Werth verloren. Sonſt pflegte er wohl mühſam auf einen Stuhl zu ſteigen, um aus dem hohen mit Eiſengitter verſehenen Fenſter nach der Schlucht zu ſehen, wie der Winter entwich, wie der Frühling nahte. Jetzo hörte er den fröhlichen Geſang der Vögel gar nicht. Er war in jenes gedankenloſe Brüten verſunken, deſſen widerwärtige Stumpfheit furchtbarer iſt, als jeder lebendige Schmerz. Unwillkürlich blätterte er in einem Folianten, der jetzt ſchon ſeit länger als einer Woche auf dem Tiſche lag. Es war eine Quelle zwar, die aber wenig Ausbeute verſprach, und er hatte ſelbſt während der eifrigen Arbeit nicht zu dem Entſchluſſe kommen können, die Körner, die hier etwa verborgen wären, aus dem Kehricht herauszuſuchen. Während er nun ſo gedankenlos die Blätter hin und herſchlug, entdeckte er zu ſeinem Erſtaunen einige geſchriebene Bogen und einen Bleiſtift, der zwiſchen den Blättern nach dem Rücken des Bandes zu tief verſteckt lag. Er erkannte die Handſchrift ſeines Vaters.

Auf einmal überwältigte ihn das Gefühl, das er ja jetzt beſäße, wonach er mit heißer Sehnſucht und ſo lange vergebens getrachtet hätte. Der zurückgewichene Gegenſtand ſeines Studiums trat immer klarer, immer mächtiger wieder hervor. Er las, was ſein Vater geſchrieben hatte. Es war ihm klar, daß dieſe geſchichtliche Unterſuchung denſelben ſehr ernſthaft beſchäftigt hatte. Nichts war in dieſem Blatte ausgeführt, ſehr viel aber angedeutet, Aufgaben geſtellt, und die Mittel und Wege ihrer Löſung angegeben. Er mußte die geiſtige Gewalt bewundern, mit welcher Adrian das Material beherrſchte. Das Intereſſe für dieſe Beſchäftigung ergriff ihn von Neuem, und von ſeinem Vater belehrt, wurden ihm ſelbſtgefaßte Gedanken immer klarer. Eine weniger anſtrengende Beſchäftigung, ein ſorgfältiges Verzeichniß der Quellen und Dokumente nach ihrem Inhalte und wie ſie ſich wechſelſeitig auf einander bezögen, nahm ihn zuerſt in Anſpruch. Er war einige Tage hindurch heiter, und warf ſich ſelbſt die Freude vor, die er herzlos ſchalt, und doch nicht abzuweiſen vermochte. Nun arbeitete er rüſtig fort. Wenn finſtere Gedanken ihn quälten, beſaß er die Mittel, ſie abzuwehren. Es gab Augenblicke, wo er ſich ſelbſt bei dem Wunſche überraſchte, daß dieſe Muße und Einſamkeit noch fortdauern möchte, bis er eine ſichere Ueberſicht über alle Theile ſeines Gegenſtandes gewonnen hätte. Die Stunden, die Tage vergingen ſo, faſt ohne daß er es merkte.

Die Mahlzeiten, die keinesweges karg waren, wurden dem Gefangenen regelmäßig drei Mal des Tages gebracht. Eines Tages hatte Adolf, wie gewöhnlich, ſtillſchweigend das Frühſtück hingeſtellt. Ernſt, in ſeine Studien vertieft, hatte es kaum gemerkt. Er genoß etwas von dem Aufgetragenen, ließ das Uebrige ſtehen und arbeitete fort. Der Mittag kam, der Tag fing an ſich zu neigen, Adolf erſchien nicht wieder. Ohne eigentlich vom Hunger gequält zu ſein, ward Ernſt doch aufmerkſam. Zum erſten Male fand eine ſolche Vernachläſſigung ſtatt. Es mußte irgend etwas Außerordentliches geſchehen ſein. Er lauerte lange, Alles um ihn her war ſtill, das Geräuſch, durch welches die

Wächter ſonſt ihre Gegenwart zu erkennen zu geben pflegten, ſchwieg. Wenn er bis jetzo ſelbſt in den kummervollſten Stunden ſich getröſtet fand durch den Gedanken, daß derjenige, der ihn gefangen hielte, ſein Vater wäre, welcher, wie auch ſonſt ſeine Geſinnung ſein möchte, ihm offenbar wohlwollte, ſo ward er jetzt von den furchtbarſten Vorſtellungen gequält. Daß eine gefährliche Kriſe dem Leben ſeines Vaters drohe, war ihm ſchon längſt klar. Wenn ſie nun da, wenn ſie zu ſeinem Unheile ausgeſchlagen wäre, wenn ſeine Verbündeten, die das Gefängniß bewachten, ergriffen oder geflohen wären, ohne an ihn zu denken? — Wie entkömmſt Du aus dieſem Gefängniſſe? fragte er ſich dann. Du kannſt hier verhungern; Angſt, Verzweiflung, Hunger und Durſt werden Deine Kräfte lähmen, und ehe Du im Stande biſt, das Gefängniß zu öffnen, wirſt Du ohnmächtig hinſinken, dem grauenhafteſten Tode preisgegeben. Die Nacht brach ein, Ernſt unterſuchte ſorgfältig die Nahrungsmittel, die er noch übrig hatte. Er erinnerte ſich, daß eine Flaſche Wein da war, daß man ihm den Morgen Brodt gebracht hatte. Ein Licht konnte er nicht anzünden, aber einigermaßen getröſtet ſchlief er gegen Morgen ein, mit dem feſten Vorſatze, wenn am anderen Tage Keiner erſchiene, mit Gewalt ſein Gefängniß zu öffnen. Eine dringende Noth, die augenblickliche Hülfe fordert, drängt die Seele in ſich zuſammen, entfernt alle andere ſtörende Gedanken, und wenn wir einen feſten Entſchluß gefaßt haben, können wir, wenn der Erfolg auch ungewiß erſcheint, uns dennoch, wenigſtens für einige Augenblicke, beruhigt fühlen. — Gegen Morgen, nach einem kurzen Schlafe, erwachte Ernſt wieder, er lauſchte, aber Alles war ſtill, wie am Tage vorher. Die Sonne ſchien ſchon durch das Fenſter, die Stunde des Frühſtücks kam, es erſchien Keiner. Da dachte nun Ernſt daran, ſeinen Entſchluß auszuführen. Mit einem Stuhle rannte er gegen die von Außen wohl verwahrte Thüre. Der Stoß hallte im Hauſe wieder, das große Vorhängeſchloß klirrte, aber die ſtarke Thüre rührte ſich nicht. Oft wiederholte er die heftigen Stöße ohne irgend einen Erfolg. Daß das einſame Haus gänzlich verlaſſen ſein mußte, war ihm gewiß. Nur der Kettenhund, durch das wiederholte Stoßen in Bewegung geſetzt, bellte heftig; aber Ernſt hörte keine Bewegung von Menſchen, er vernahm keine Stimme. Die Angſt übermannte ihn immer mehr, doch er ſah ein, daß er nur durch die eigene Kraft gerettet werden könnte. Die drohende Gefahr machte ihn beſonnen. Er hatte für ſolche Lagen den ſtarken Muth ſeines Vaters geerbt. Die Aufregung, in der er war, hatte früher jede Neigung, Speiſen zu genießen, verſcheucht, jetzt, nach der heftigen Arbeit, fühlte er ſich hungrig. Faſt ruhig ſetzte er ſich hin, genoß von den Ueberreſten des Frühſtücks, und ſah nicht ohne Sorge, wie wenig jetzt noch übrig blieb. Ein paar Gläſer Wein ſtärkten ihn, und er fing von Neuem an, kraftvoller, als vorher, gegen die Thüre anzuſtoßen. Der Hund bellte wieder, ſonſt blieb Alles ſtill. Er ſank abermals völlig erſchöpft hin. Die geringe Mahlzeit hatte ſeinen Hunger kaum geſtillt. Er verſchlang, wie in Verzweiflung, den kleinen Reſt, leerte wie bewußtlos die Flaſche, rannte mit furchtbarer Stärke gegen die Thüre, dieſe krachte, aber der Stuhl brach unter ſeinen Händen zuſammen. Er mußte wieder Athem ſchöpfen. Als er die Thüre betrachtete, fand er, daß ſie einen Spalt bekommen hatte; aber es war kein zweiter Stuhl da. Er nahm den Tiſch, das einzige Mittel, was ihm noch blieb. Die ſorgfältig beſchriebenen Blätter, die Bücher fielen herunter; mit der Macht der Verzweiflung rannte er wieder gegen die Thüre an, der Tiſch ward zertrümmert, wie der Stuhl; aber klirrend fiel das Schloß zur Erde und ſein Gefängniß war geöffnet.

Er traute ſeinen Augen kaum. Seine plötzliche Befreiung ſchien ihm unglaublich. Erſchöpft ſank er auf ſein Lager hin. Jetzt, dachte er, werden ſie doch wohl erſcheinen und Dich wieder einſperren. Aber nur wenige Minuten blieb er ſo liegen; ſeiner Freiheit ſich bewußt, entfernte er ſich ſchnell, lief die Treppe hinunter, aus einer Stube in die andere; Alles war öde und leer. Es war deutlich, daß alle Bewohner in größter Eile das Haus verlaſſen hatten. Auch dieſes war nach außen, ſo wie alle Fenſterladen verſchloſſen. Ernſt öffnete eine, darauf das Fenſter, ſprang hinaus, und athmete nach ſo langer Zeit frei die friſche Luft in der wilden Gebirgsgegend ein. Er eilte aus der Schlucht hinaus, nach der Ebene zu, und eine halbe Meile mußte er, vom Gebirge umſchloſſen, fortwandern, ehe es ihm gelang, einen Menſchen zu treffen. Er ließ ſich von dem erſten Bauer, den er entdeckte, nach einem Dorfe führen und trat in eine Gaſtſtube ein. Hier ließ er ſich vor Allem eine Mahlzeit bereiten, und horchte aufmerkſam und ſtill auf die Geſpräche der Gäſte. Das Land war zu aufgeregt, die Gefahr, die dem Fürſten den Tag vorher gedroht hatte, zu bedeutend, als daß man von irgend etwas Anderem hätte reden können. So erfuhr Ernſt das Entſetzliche, was geſchehen war. Daß der Mörder, deſſen That mißlungen war, mit ſeinem Vater in Verbindung ſtehen mußte, ja vielleicht dieſer ſelbſt war, ſagte ihm eine innere Stimme. Er mengte ſich unter die Redenden, erzählte, wie er den vorigen

Tag ſich im Gebirge verirrt hätte, wie es ihm erſt heute gelungen wäre, aus den wilden Schluchten herauszukommen, und wie ihre Geſpräche ihn in Erſtaunen, ja in Schrecken ſetzten. — Obgleich kein Unterthan dieſes Landes, habe ich doch mit großer Freude die Wiederkehr der Ruhe und den wachſenden Wohlſtand im Lande verfolgt, fuhr er fort. Eure Geſpräche deuten auf ein ſchreckliches Ereigniß. Iſt einer unter Euch, der mir einen zuſammenhangenden Bericht zu geben vermag, ſo würde ich ihm ſehr verpflichtet ſein. — Ein Reiſender, der in der Hauptſtadt ein Augenzeuge der Begebenheiten geweſen war, und ſelbſt begierig ſchien, das Erſtaunliche, was er erlebt hatte, mitzutheilen, erzählte nun Alles. Er nannte Adrians Namen und berichtete, wie derſelbe der Gegenſtand des allgemeinen Fluchs, des tiefſten Abſcheues geworden. Die Heftigkeit, womit er ſich äußerte, verrieth zugleich, daß er die allgemeine Stimmung des Landes innerlich theilte. Ein Entſetzen ergriff den Sohn, als die furchtbare Schandthat des Vaters verkündigt ward. Tief ſinnend erwog er ſeine Lage und obgleich Keiner ſein Verhältniß zu dem fluchwürdigen Verbrecher ahnen konnte, war es ihm doch, als wäre er in großer Gefahr. Seinen unruhigen Gedanken hingegeben, laſſen wir ihn nun die zwei Tagereiſen zurücklegen, die ihm an die

Grenze ſeiner Heimat zurückführten. Jetzt erſt fühlte er ſich frei, es war ihm, ſo lange er durch das Nachbarland wanderte, als wäre er, der Gefangenſchaft des Vaters entronnen, ein entwichener Gefangener des Staates. Ein Jeder, der ihm begegnete, müßte es ihm, glaubte er, anſehen, daß er der Sohn des Verbrechers wäre, als müßten die Verwünſchungen, die allenthalben laut wurden, ihm gelten. So machten nach einer ſo langen Gefangenſchaft ſelbſt die reizendſten Gegenden keinen Eindruck auf ihn, und ein traurigeres Gefängniß, als das, aus welchem er entwichen war, hielt ihn feſt. Die Tage, die er ſo durchlebt hatte, ſchwebten ihm wie düſtere Traumbilder vor der Seele, als er jenſeits der Grenze war; aber der furchtbare Untergang ſeines Vaters, das Gefühl der Schande, die auf ſeiner Herkunft ruhete, ließ ihn auch hier nicht zur Ruhe kommen.

Als er ſein Haus betrat, als die erſten Augenblicke der Freude vorüber waren, erfuhr er, welche bedenkliche Aufforderung während ſeiner Abweſenheit an die Seinigen ergangen war, aber zugleich, in welcher ſchwierigen Lage er ſelber ſchwebe. Schon während ſeiner Gefangenſchaft war ihm die Verlegenheit bekannt geworden, in welcher ſeine Frau ſchwebte. Er verſah ein bedeutendes Amt und genoß eines großen Vertrauens.

Als ſeine Abweſenheit auf eine ſo unbegreifliche Weiſe ſich verlängerte, ſah die Frau ſich genöthigt, Alles, was ſie wußte, den vorgeſetzten Behörden mitzutheilen. So erſtaunt, wie dieſe waren, ſo überwog doch die Achtung, die man für ihn hatte, einen jeden Verdacht, der unter ſo ſeltſamen Verhältniſſen entſtehen konnte. Es ward beſchloſſen, ſeine Rückkunft ruhig abzuwarten und ſein Amt während der Zeit einſtweilen verwalten zu laſſen. Als aber nun ein Monat nach dem andern verſtrich, ſtieg die Verlegenheit der Behörde immer höher, die Geſchäfte ſtockten, ſie ſahen ſich in die Nothwendigkeit verſetzt, die Stelle nun bald anderweitig zu beſetzen. Schon war der äußerſte Termin faſt verfloſſen und die Angſt der verlaſſenen Frau dadurch auf's Höchſte geſteigert. Die Nachricht aus dem benachbarten Lande erfüllte ſie mit Entſetzen; noch waren keine Briefe von den entfernten Verwandten gekommen, aber eine dunkle Furcht brachte, was das Gerücht ausbreitete, mit der geheimen Ahnung in Verbindung. Ernſt ſah ein, wie ſchwierig ſeine Stellung gegen die Behörden war, er konnte ſich nicht entſchließen, ſeine Verwandtſchaft mit dem Verbrecher zu bekennen, er durfte hoffen, daß ſie hier unbekannt war. Dennoch mußte er ſich über die Gefangenſchaft erklären, und fand nach einiger Ueberlegung, daß er wohl der Wahrheit gemäß über ſeine Abweſenheit eine Erklärung geben könnte, ohne eine Abſtammung, die ihn mit Schande bedecken würde, zu geſtehen. Allerdings war eine Erfindung nothwendig. Ein Zufall mußte ihn mit der Unternehmung bekannt gemacht und ſeine Gefangenſchaft veranlaßt haben. Es gelang ihm in der That, ſeine Vorgeſetzten, die ohnehin über ſeine Zurückkunft erfreut waren, zu beruhigen.

Aus der Hauptſtadt kamen Briefe von dem Bruder, dem Schwager, die räthſelhaft klangen, ſie ſprachen von der Mutter und ihrer Lage, ſie forderten ihn dringend auf, da ſie ſeine Rückkunft erfahren hatten, nach der Hauptſtadt zu kommen. Tag und Nacht arbeitete er nun mit der größten Anſtrengung, um das, was in ſeiner Abweſenheit in Unordnung gerathen war, wieder zu ordnen. Die Behörden erkannten die Gegenwart des gewandten Beamten und äußerten laut ihre Zufriedenheit; er durfte, nachdem ein paar Wochen vergangen waren, ohne Scheu ſich die Erlaubniß erbitten, eine kurze Reiſe anzutreten, um Familienangelegenheiten zu ordnen, die während ſeiner Gefangenſchaft in Verwirrung gerathen wären. Er reiſte nach der Hauptſtadt ab.

Edward, rief Theodor, als er mit dieſem an dem Tage der Feierlichkeit, von dem Fürſten, der eben auf den Balkon treten wollte, nur durch wenige der höchſten Staatsbeamten getrennt, neben der fürſtlichen Loge ſtand, — wo willſt Du hin ? Er hatte es kaum ausgeſprochen, als ſich das Unerwartete ereignete, und er, wie alle, die ihn umgaben, betäubt daſtand. Es war ihm nicht möglich, vorzudringen, und was er, in der Nähe ſtehend, aber von der Hauptſcene getrennt, erfuhr, ängſtigte und ermuthigte ihn wechſelſeitig. Daß dieſe räthſelhafte Begebenheit auf irgend eine Weiſe mit dem was Edward in den letzten Tagen vor ihm verbarg, in einem geheimnißvollen Zuſammenhange ſtände, konnte er nicht bezweifeln. Erſchüttert von einer ſo überraſchenden und unerwarteten Begebenheit, und beruhigt, als er erfahren hatte, daß Edwards Leben außer Gefahr ſei, trieb er ſich unſtät umher, und erſt den Tag darauf gelang es ihm, in die Krankenſtube des Freundes einzudringen. Wie ſeltſam und unerklärlich Edwards That auch war, ſo konnte doch Keiner mit größerer Ruhe der Entwickelung entgegenſehen, als er.

Seinen Freund verlaſſend, fand er es nothwendig, Amalien Aufſchlüſſe über die Sache zu geben.

Er fand ſie in einer wunderbar wehmüthigen und nachdenklichen Stimmung. Nachdem er ihr Alles geſagt, was er wußte, erwiederte Amalie, die ihm mit großer Aufmerkſamkeit zugehört hatte: Wie glücklich ſind die Menſchen, die über ſich, über ihre Gedanken und Empfindungen, wie Edward und Agnes, im Klaren ſind. Sie dürfen ſich getroſt einem jeden Gefühle hingeben, ſelbſt von dieſen hingeriſſen, finden ſie ſich, wenn ſie zur Beſinnung kommen, nicht von dem rechten Wege abgelenkt; und wenn das Furchtbarſte und Verborgenſte ſich dicht an ſie herandrängt, wenn Alles um ſie her Nacht zu werden ſcheint, ſo liegt dennoch die leuchtende Morgenröthe hinter der drohenden Finſterniß, und ſie wiſſen eben, wenn es am dunkelſten iſt, daß nun der Tag kömmt. Das habe ich recht innerlich gefühlt, jetzt, da ich, umgeben von Räthſeln, mich in die Lage von Edward und Agnes verſetzte, und dann einen Blick warf in mein verworrenes Daſein. Ich darf mich keiner Empfindung hingeben, keinen Gefühlen trauen, ſie haben ſich alle gegen mich verſchworen. Und wenn die Glücklichen, nach außen von den Verwirrungen des Lebens ergriffen, innerlich ruhig bleiben, werde ich, ſcheinbar vom Glücke getragen, zum zweifelhaften innerlichen Kampfe aufgefordert. Aber ich will nicht länger in dieſer Unklarheit leben, es wird mir hoffentlich gelingen, zu den einfachen, frommen Empfindungen der Kindheit wieder zurückzukehren. Ich bin ernſt geworden, lieber Theodor, ſehr ernſt. Wenn wir Mährchen erleben, müſſen wir wohl Kinder werden. Ich fühle etwas in mir, was mächtig genug iſt, alle falſche Bildung abzuwerfen, daß die Kinderzeit wieder hervortrete und ich mich an ihrem reinen Zauber feſthalte.

Wunderbar wirkte dieſe Rede auf Theodor, er glaubte ſie zu verſtehen. Auch er fand ſich beängſtigt, indem er ſich zu Amalien hingezogen fühlte. Und indem er ſeinen Freund glücklich pries, der ſich einer reinen Neigung vorwurfsfrei hingeben könnte, fand er ſich ſelbſt von einer immer wachſenden Leidenſchaft ergriffen, von einer Liebe, die ihn ſchändete und ihren Gegenſtand herabwürdigte. Amaliens Rede gab ihm Muth. Die eigene innere Aufregung, in der er ſich befand., rief das Geheimniß ſeines verſchloſſenſten Innerſten aus den dunkelſten Tiefen ſeines Gemüths hervor, und Entſchlüſſe, die ſonſt nur in der ſtillen Einſamkeit zu reifen pflegen, bildeten ſich, wie plötzlich, zur völligen Klarheit aus, indem er ſprach:

Gnädige Frau, (er hatte ſie in den letzten Tagen des vertraulicheren Zuſammenſeins bei ihrem Vornamen genannt) es giebt keinen gefährlicheren Irrthum, und wenn er ſich auch durch die Dichtkunſt lockend darſtellt, als den, daß es unüberwindliche Leidenſchaften gäbe. Der Menſch iſt keinem Gefühle, keiner Empfindung willenlos preisgegeben. — Amalie ſchien ſich durch dieſe harte, beſtimmte Bezeichnung deſſen, was ſie innerlich quälte, verletzt zu finden. — Theodor ſtockte einige Augenblicke und fuhr dann fort: In Ihrer Seele, gnädige Frau, kann durch das aufgeregte politiſche, geſellige, geiſtige Leben, durch den Drang der Ereigniſſe manches Beunruhigende entſtanden ſein. Je allſeitiger Ihre Bildung, je aufgeregter Ihr Inneres iſt, deſto mehr muß die Fülle, der Reichthum des Daſeins ſelber einen Ueberfluß hervorrufen, der mit einer momentanen Störung verbunden iſt. Sie brauchen nur wenige Augenblicke den inneren Beſitz zu überblicken, um das Gleichgewicht des Lebens mit Sicherheit wieder zu gewinnen. Aber was Sie überwinden, iſt mir gefährlicher geworden. Ich will es ausſprechen, wie gewagt es auch ſcheinen mag. Ich habe mich einer Leidenſchaft hingegeben, ich habe Hoffnungen genährt, die mich, gnädige Frau, Ihrer Verachtung preisgeben müſſen. — Schweigen Sie, ich beſchwöre Sie, rief Amalie und verhüllte das Geſicht. Ich werde Ihre Achtung gewinnen, wie ſie meine beſitzen. Dieſe ſoll mir von jetzt an theurer als Alles ſein. — Sie entfernte ſich eilig, und Theodor verließ ſeine Freundin erſchüttert und bewegt.

Er erfuhr, als er ſeine Stube betrat, daß ein Fremder mit großer Unruhe nach ihm gefragt hatte. Er war ſchon zwei Mal dageweſen, der Bediente erwartete ihn zum dritten Male. — Laß ihn, wenn er wieder kömmt, hereintreten, ſagte Theodor gleichgültig, gegen alles Aeußere verſchloſſen, und warf ſich, von den widerſprechendſten Gefühlen beherrſcht, ſtill brütend auf das Sopha nieder. Die Thüre öffnete ſich, der Bediente führte einen Fremden herein und nannte ſeinen Namen. Theodor erſtaunte, als er einen ältlichen Mann, deſſen ganzes äußeres Weſen auf beſonnene und kühle Ruhe zu deuten ſchien, ſichtbar mit einer großen Gemüthsbewegung, vor ſich ſtehen ſah. — Sie ſind es alſo, rief ihm der Fremde entgegen, den ich unter allen Menſchen meinen größten Wohlthäter nennen muß. — Er ſchien mit einer heftigen Rührung zu kämpfen, und die Rede ſtockte. Theodor ſah ihn erſtaunt an. — Ich wüßte nicht, ſagte er, ich erinnere mich nicht, daß ich das Glück hätte, Sie zu kennen, und ich muß faſt befürchten, ſetzte er verlegen hinzu, daß hier ein Irrthum ſtattfindet. — Theodor wollte ferneren Aeußerungen, die bei einem möglichen Irrthume den Fremden in Verlegenheit ſetzen könnten, vorbeugen. — Nein, rief dieſer mit Heftigkeit, ich irre mich nicht. Sie haben dem Menſchen, der ſie ermorden wollte, nicht bloß verziehen, ſondern ihn auch großmüthig gerettet. Ich habe dieſen Augenblick erwartet, nicht um Ihnen zu ſagen, was mich, was meine Familie innerlich jedes Mal bewegte, wenn Ihr Name genannt ward, nur um Sie zu ſehen, um Sie kennen zu lernen, um Sie der Mutter, der Schweſter zuführen zu können. Ich bin Ferdinands Vater. — Sie ſind alſo, erwiederte Theodor aufgeheitert, Ferdinands Vater? Nun freilich, dann kennen wir uns. Wie erfreut bin ich, eine mir ſo theure Bekanntſchaft zu machen. Habe ich Sie recht verſtanden, ſo haben Sie Ihre Familie mitgebracht? — Der alte Herr verſicherte, daß Frau und Tochter den Beſuch des Wohlthäters mit Ungeduld erwarteten. — Nun in der That, fuhr Theodor fort, jener heilige Ausſpruch: „Wer hat, dem ſoll gegeben werden!“ iſt bei mir recht auffallend erfüllt worden. Ein junger Mann täuſchte ſich über ſich ſelbſt, und glaubte mich zu haſſen, weil er ſich ſelbſt verloren hatte. Als er ſich wiederfand, liebte er mich. Ich habe einen Freund gewonnen, und nun ſoll mir dieſer Vortheil noch den Grund zu einem größern legen.

In heiteren Geſprächen verging die Zeit, und als Ferdinands Vater ſich entfernen wollte, äußerte Theovor den lebhaften Wunſch, ſeine Familie kennen zu lernen. — Durch Ihre Briefe, ſagte er, die ich immer mit der größten Freude empfing, bin ich in Ihrer Familie heimiſch geworden, und die Zeilen, die Ihre liebenswürdige Tochter ſchreiben durfte, bewahre ich als ein theures Andenken. — Wenn Sie durch nichts Wichtigeres abgehalten werden, erwiederte Ferdinands Vater, ſo folgen Sie mir; meine Familie wird jubeln, wenn ich den lang Erſehnten mit mir bringe. — Theodor folgte. Die Familie hatte den Gaſthof verlaſſen und wohnte in einem Privathauſe in Louvets Nähe. Als ſie hineintraten, als der Vater Theodors Namen nannte, ſprangen Mutter und Tochter, die bis dahin ruhig in traulichen Geſprächen begriffen zu ſein ſchienen, plötzlich auf. Die Tochter hatte beide Arme ausgeſtreckt, blickte den Hereintretenden erſtaunt an, war ſchnell einige Schritte gegangen, blieb dann ſtehen, ließ die Arme ſinken und ſenkte die Augen, tief erröthend. Theodor war ſeltſam ergriffen. Das dunkle Auge, wie es ihn feurig anblickte, hatte ihn gefangen genommen, er glaubte nie eine Schönheit, wie dieſe, geſehen zu haben. Die Mutter war ihm indeſſen entgegen gegangen, und wohl eben ſo ſehr, um von der inneren Bewegung der Tochter ſeine Aufmerkſamkeit abzulenken, als um ihre Freude und Dankbarkeit zu äußern, ſprach ſie mit großer Lebhaftigkeit ihre Gefühle aus. Man ſetzte ſich, über Ferdinand ward nun ausführlich geſprochen; ſeine neue Verirrung hatte der Vater ſchon von Louvet erfahren. Man war entſchloſſen, ihn aus einer Umgebung, die ihm gefährlich werden konnte, herauszureißen, aber ungewiß blieb es, wo man ihn hinbringen ſollte. Die Hoffnung, daß es ihm jetzo ſchon erlaubt ſein würde, nach einer ſo kurzen Verbannung, in ſein Vaterland zurückzukehren, wagte man kaum feſtzuhalten. Auch Theodor glaubte ſie nicht unterſtützen zu dürfen. Ein Gegenſtand, der ihnen allen ſo wichtig war, beſchäftigte ſie ganz. — Dorothea hatte ſich in einiger Entfernung geſetzt, ſie hatte noch kein Wort geſprochen, blieb ſtumm und wagte es kaum, den Erretter ihres Bruders anzublicken. Wie ganz anders hatte ſie ſich ſeit langer Zeit den Augenblick gedacht, wenn ſie dem Manne, den ſie ſo innig bewunderte, gegenüber treten würde. Wie oft ſchwebten die Worte des wärmſten Dankes auf ihren Lippen, die in ſeiner Gegenwart laut werden ſollten. Jetzt konnte ſie keine finden, und die Luſt, die Seligkeit, welche die Gegenwart des Längſterſehnten erregte, war mit einer inneren Angſt gepaart. Auch Theodor hatte den Gruß, der ſo lebhaft ſich eröffnete, und ſo plötzlich abgebrochen ward, nur ſtillſchweigend erwiedert, und während der ganzen Zeit ward zwiſchen Beiden kein Wort gewechſelt. Aber Theodor mußte ſich's geſtehen, daß das Mädchen einen wunderbar tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Die Eltern hatten, ſo ſchien es ihm, das dankerfüllte Herz weder ſo warm, noch ſo offen ihm entgegengetragen, wie das ſtumme Mädchen.

Als er nach Hauſe kam, ſuchte er ſchnell den Brief des Vaters hervor, unter welchen Dorothea einige Zeilen geſchrieben hatte. Er hatte ihr mehr höflich, als warm, geantwortet, und die Korreſpondenz war damit abgebrochen. — Wie blind biſt Du geweſen, ſagte er; dieſe zierliche Handſchrift, dieſe leichte, geflügelte Sprache, dieſe geiſtreichen, anmuthigen Wendungen hätten Dich längſt auf den Schatz aufmerkſam machen müſſen, der hier verborgen lag. — Die Antwort, die er damals ſchrieb, fiel ihm, obgleich nicht deutlich, ein. — Wie flach, wie kahl, wie gemein muß dieſe Antwort geklungen haben, rief er. Sie muß Dich gering ſchätzen, daß Du für einen ſolchen Gruß nur eine ſolche Erwiederung zu finden wußteſt. — Er fühlte ſich tief beſchämt, er erröthete über ſein Ungeſchick.

So ganz von der neuen Liebe hingeriſſen, war ihm das Andenken an das, was ihn noch dieſen Morgen ſo heftig bewegt hatte, völlig entſchwunden. Unfähig, irgend ein Geſchäft mit Ruhe vorzunehmen, griff er nach einem Buche; es war für Amalie beſtimmt, und das ganze Verhältniß zu dieſer liebenswürdigen Frau ſtand jetzt vor ihm. Er fühlte ſich unangenehm gedrückt von einer neuen, tieferen Beſchämung. Er tröſtete ſich vergebens mit dem Gedanken, daß er ja Amalien aufgeben müſſe, daß ſie ſich von ihm zurückzuziehen entſchloſſen ſei. Unwiderſtehlich hatte die neue Liebe ſich ihm aufgedrungen, er mußte ſich geſtehen, daß, jetzt von Entſagung zu reden, lächerlich wäre.

Amalie war, nach dem Geſpräche, welches in jenem Augenblick eine ſo entſchiedene Wendung nahm, in der Einſamkeit den eigenen trüben Gedanken überlaſſen. Sie ſah es ein, daß das Verhältniß zu ihrem Gemahl über ihre ganze Zukunft entſchieden hatte. Durch die Liebe waren ihr zuerſt die Augen geöffnet über ihre ganze Lage. — Einem Glücke, ſagte ſie ſich, dem höchſten ohne allen Zweifel, welches wir im Leben genießen können, mußt Du auf immer entſagen. — In dem Taumel der geſelligen und geiſtigen Genüſſe, die, ſtets wechſelnd, eine jede ruhige Beſinnung verdrängten, ſchien es ihr, als könne ſie, was ſie vermißte, auch wohl entbehren. Jetzt war ihr das ganze Leben leer und ſchaal, und ſie fühlte ſich ſehr unglücklich. Während ſie ſo in der Einſamkeit die trübe Zukunft erwog, im Stillen Thränen vergoß, und die frühere Heiterkeit kaum begreifen konnte, fühlte ſie eine körperliche, innere Erſchütterung, und ein plötzliches Uebelbefinden erinnerte ſie an ihren Zuſtand. Der Leichtſinn, mit welchem ſie alle Ereigniſſe des Lebens und ihr eigenes Schickſal betrachtete, die Gewalt, mit welcher ſie ſich jeder Zeit den Eingebungen der Gegenwart hingab, die, wenn ſie verſchwand, ja im Verſchwinden ſchon eine zweite, eben ſo genußreiche darbot, entſtand zum Theil auch daraus, daß ihre Ehe bis jetzt unfruchtbar geblieben war. Die Gewißheit, daß ſie eine ſchöne Hoffnung hegen dürfe, war ihr bis jetzo nur ein Gegenſtand unbehaglicher Sorge geweſen, wenn ſie an die Schmerzen, an die mögliche Gefahr der Niederkunft dachte. Jetzt war es ihr in einem Augenblick, in welchem ſie ſich von aller Welt verlaſſen fühlte, als eröffnete ſich ihr eine neue Welt. Ihre lebhafte Phantaſie legte das Kind ſchon lächelnd in ihre Arme. — Du wirſt es pflegen, ſagte ſie, auf Deinem Schooße ſoll es gedeihen, keine Amme ſoll dem Kinde nahe treten. Wie darfſt Du ſagen, Du wäreſt unglücklich, wenn Du mit dem Kinde ein neues Leben beginnſt? Was Manche thöricht nur als Frage aufſtellen: Ob der Menſch ſein Leben von neuem beginnen möchte, das iſt der wahren Mutter vergönnt. Sie wächſt, ſelbſt umgewandelt, als Knabe, als Jüngling heran; denn dieſe tiefe Liebe in den verborgenſten

Gründen der Natur, wo Kraft mit Kraft ringend ſich in mannigfaltige Gebilde verhüllt, vorbereitet, iſt wie die ſchuldloſeſte, reinſte, ſo die reichſte von allen. Der Menſch wird hülfloſer geboren, als irgend ein Thier, weil die Natur ihn mündig erklärt, losgeriſſen hat aus den Banden, die das Thier feſſeln, weil die ewige Liebe, ſo wie er geboren wird, ihn in die Arme der Mutter legt. Du wirſt ganz für das Kind leben, ſagte Amalie. Und während Theodor von einer neuen, ſtarken Neigung ergriffen ward, ſchien ſie ihn vergeſſen zu haben.

Einige Wochen waren vergangen, Edward war faſt ganz wieder hergeſtellt, aber während der Zeit hatte ſich eine ganze Kolonie um den alten Louvet verſammelt. Dieſer hatte, als er Adrians Frau verließ, nach langer Ueberlegung mit Theodors Oheim und dem Präſidenten beſchloſſen, daß das Schickſal dieſer unglücklichen Frau von dem ihres Mannes getrennt werden müſſe. Daß ſie von den geheimen Unternehmungen des Mannes nichts wußte, hatten die Unterſuchungen gleich im Anfange außer Zweifel geſetzt. Spät am Abende deſſelben Tages ward die Frau, von der alten Magd, auf deren Verſchwiegenheit man ſich verlaſſen konnte, und von Elſe begleitet, unvermerkt und im Stillen nach Louvets Hauſe gebracht. Die beiden Familien ihres Sohnes und ihrer Tochter bezogen einige Tage ſpäter, als die vielen Fremden die Stadt verlaſſen hatten, Wohnungen in der Nähe; und auch Ferdinands Vater mit Frau und Tochter wollten ſich nicht von Menſchen entfernen, die ihnen ſo theuer geworden waren. Der Oberförſter hatte alle Anſtalten getroffen, um ſeine verlängerte Entfernung von ſeinem Amte unſchädlich zu machen, und Louvet, der, vor Kurzem von Allen verlaſſen, ſich von der Geſellſchaft zurückgezogen hatte und in tiefer Einſamkeit lebte, bildete jetzt den Mittelpunkt für das noch unenthüllte zukünftige Schickſal eines bedeutenden Kreiſes. Von ihm erwartete man Aufſchlüſſe über Adrians früheres Leben. So wie dieſes für das Schickſal der Staaten nur zu bedeutend geweſen war, eben ſo ahnete man, daß daraus, wie aus einer verborgenen Wurzel, Verhältniſſe ſich entwickelt hätten, von welchen ein Jeder ſich umſchlungen fühlte. Das, was den Behörden am wichtigſten war, ſchien Louvet dieſen ſchon im Geheim vertraut zu haben. Dringender, als je, trat nun für Louvet die Nothwendigkeit hervor, Mittheilungen nicht länger zu verzögern, die von allen Seiten lebhaft gewünſcht wurden, die Edward vor Allen das Recht hatte zu fordern.

Die Neigung des jungen Fürſten für Edward wuchs mit jedem Tage, und ſie erfüllte auch redlich geſinnte Staatsbeamte mit Sorge. Ein Fürſt, ſagten ſie, darf weder doktrinär noch phantaſtiſch ſein. Die Thoren, die den Fürſten um ſeine Unabhängigkeit beneiden, die an eigener Freiheit eben ſo viel einzubüßen glauben, als der Fürſt an Macht gewinnt, bedenken nicht, daß eben er, je bedeutender ſein Leben werden ſoll, deſto entſchiedener gehorchen muß — nicht Dieſem und Jenem, ſondern dem Ganzen. Auf ihn dringt die ganze unmittelbare Gegenwart mit aller ihrer unſäglichen Noth ein. Anerkannte Irrthümer muß er dulden, was wirklich in der Zeit lebt, muß er anerkennen, wenn er es beherrſchen will. Der Fürſt, der ſein Volk in irgend ein Syſtem, und wäre es auf das umfaſſendſte geſchichtliche Studium begründet, und würde es von dem tiefſten Geiſte durchſchaut, einſchnüren will, der wird ſchon dadurch ein unglücklicher Regent. Glücklich, ſagte Plato, iſt das Land, wo die Philoſophen regieren und der Regent philoſophirt. Die letzte Hälfte von dieſem Spruch mag auch noch jetzt ihre wohlthätige Bedeutung behalten, die erſte enthält für unſere Tage einen gefährlichen Irrthum. Dem müßigen Gelehrten, dem Philoſophen unſerer Tage, mag es vergönnt ſein, durch ein Syſtem abzuſchließen, damit er zur Ruhe komme, Andere mögen ſich mit ihm beruhigen oder über ihn fortſchreiten, andere Syſteme bauen. Die Geſchichte aber, in deren lebendiger Mitte der Fürſt lebt, ſchließt nie ab, ſie drängt immer neue Fragen auf, fordert ſchnelle Antwort, und wirft ſchonungslos denjenigen, der ſie nicht zu faſſen, nicht zu beantworten vermag, als etwas Hemmendes bei Seite; aber eben ſo wenig darf der Fürſt ſich in unbeſtimmte Träume verlieren, über das Räthſel des Lebens grübeln. Alles, was wir von Edward wiſſen, behaupteten jene Staatsbeamten, ſcheint die Neigung des Fürſten für ihn ſehr bedenklich zu machen. —

Theodors Oheim und der Präſident theilten dieſe Furcht nicht. Allerdings wäre, ſagten ſie, durch pſychiſche Eigenthümlichkeit, durch das Geheimnißvolle des beſonderen Talents, durch Erziehung und ungewöhnliche äußere Verhältniſſe ein ſtilles, inneres Sinnen in ihm ausgebildet. Er gehöre nicht zu den ſelbſtändig nach außen thätigen Naturen, und was ihn in die Mitte der Ereigniſſe des Tages hineingeſtürzt, zum Gegenſtande der allgemeinen Aufmerkſamkeit gemacht habe, wäre ihm von außen aufgedrungen, wäre nie ein Erzeugniß eigenen Entſchluſſes geweſen. Aber dennoch hätte er ſich eine große Klarheit über die eigenen Verhältniſſe zu bewahren gewußt. Zu den Ueberſchwenglichen der Geſinnung nach, zu den Unergründlichen in der Wiſſenſchaft, zu den Verſchwimmenden in der Dichtkunſt könne man ihn gar nicht rechnen. Keiner, verſicherten ſie, verſuchte anſtrengender, als er, eine jede Frage in ihrer Art aufzufaſſen, ſtrenge, ſchneidend in ihren Verhältniſſen zu ergreifen, und die paſſende Löſung, von jeder verdunkelnden Nebenſache getrennt, zu ſuchen. —

Es gelang ihnen nicht, die Andersmeinenden zu überzeugen. Das ſeltſame Ereigniß, durch welches allerdings das Leben des Fürſten gerettet war, ſo wichtig und wohlthätig es auch erſchien, deutete auf eine tief und dunkel erſchütterte, in ſich aufgewühlte, in das Unbeſtimmte unwillkürlich hineingetriebene Natur, die eben, je verführeriſcher ſie erſchiene, deſto gefährlicher dem jungen Fürſten ſein müßte. Bedeutende Männer verbanden ſich, auf jede Weiſe Edwards Entfernung herbeizuführen. Ihm ſollte, ſo beſchloſſen ſie, im Stillen Anerkennung, Auszeichnung, Alles werden, was einem jungen Manne angenehm ſein könnte, nur hier, in der nahen Umgebung des Fürſten, dürfte er nicht verweilen. Vergebens ſuchten der Oheim und der Präſident darauf aufmerkſam zu machen, wie ſchwierig es ſein würde, dazu die Genehmigung des jungen Fürſten zu erhalten, wie eine mit Sträuben von ſeiner Seite abgedrungene Einwilligung gefährlicher ſein würde, als ſeine Nähe. Die räthſelhafte That, die dem Fürſten das Leben rettete, iſt ſelbſt ein tiefer, innerer Lebens-Moment ſeiner ferneren Entwickelung geworden, ſagte der Oheim. Wenn die Gegner behaupteten, daß, Wer herrſchen wolle, das Thatſächliche anerkennen müſſe, ſo ſei es nothwendig, daran zu erinnern, wie die myſtiſche nächtliche Seite von Edwards Daſein den Fürſten ſchon gefangen genommen; und nun wolle man die klare Seite deſſelben Daſeins gewaltſam von ihm abwenden.

Die beiden gegen Edward freundlich Geſinnten ſahen bald ein, daß es ihnen nie gelingen würde, ihre Gegner zu überzeugen. — Im Hintergrunde, ſagte der Oheim, liegt doch der Wunſch, den jungen Fürſten nach ihrer Weiſe zu leiten und zu bilden; und wer weiß, ſetzte er lächelnd hinzu, ob wir bei aller ſcheinbaren Uneigennützigkeit reiner ſind, wie ſie, ob der verborgene Grund unſerer Anſicht doch nicht der iſt, daß wir den Fürſten beherrſchen wollen, mittelbar durch einen jungen Mann, der ſich uns unmittelbar hingiebt. Ganz durchblickt ſich der Menſch doch nicht. Man halte ſich ſo rein, wie möglich, und laſſe ſich nicht irre machen, beſonders da, wo man entſchieden handeln muß. Unſere Gegner werden thun, was ſie vermögen, und obgleich wir im Vortheil ſind und für's Erſte wohl kaum Etwas zu befürchten haben, ſo dürfen wir doch nichts verſäumen. So empfangen denn, vielleicht aus der redlichſten Abſicht von beiden Seiten, zwei intriguirende Hofparteien den jungen Fürſten, ſo wie er nur zu regieren anfängt. Ja, ich ſelbſt muß nun auf meine alten Tage als das Haupt einer Hofintrigue hervortreten. Das Günſtigſte für uns iſt, daß das Dorfmädchen mit ihrer eigenthümlichen Miſchung von Bildung und Ungeſchick die fürſtliche Mutter faſt eben ſo angezogen hat, wie Edward den Fürſten. Aufrichtig geſprochen, diejenigen, die vielleicht bei dieſem ganzen Verhältniſſe im Nachtheil ſtehen und einen nicht unbedeutenden Verluſt erleiden können, wären Edward und ſeine Geliebte. Ich verlaſſe mich auf ihre gute Natur und auf Louvet; und dann ſind wir beide doch auch da. —

Edward war nun ſchon ſo weit wieder hergeſtellt, daß kein Vorwand ſeinen verlängerten Aufenthalt im Schloſſe entſchuldigen konnte; auch ſehnte ſich Keiner mehr nach der Entfernung daraus, als er. Zwar fühlte er ſich durch die Zuneigung ſeines Fürſten gehoben und beglückt; er konnte ſich's nicht verſagen, jugendlich träumend ſich es auszumalen, wie er den Einfluß, den er gewonnen habe, benutzen wolle, und ſo heftig er gegen leere Ideale, als die hohlſten Irrthümer der Zeit, geeifert hatte, ſo verlor er ſich dennoch ſelbſt in ſolchen; und wir dürfen nicht läugnen, daß die beſtimmte Thätigkeit, der ſtille, *einem* Gegenſtande geweihte Fleiß, der dasjenige, was nur in der Tiefe ſeine Bedeutung hat, von der Oberfläche abhält, zu erlahmen anfing. Es giebt vielleicht nichts Gefährlicheres für einen jungen Mann, als das ſtille Bewußtſein, der lockende Traum, als wenn eine große, gebietende Gewalt, in eine mächtige Hand gelegt, ſich von uns lenken ließe. Je beſchränkter unſere Verhältniſſe bis dahin waren, deſto grenzenloſer ſcheint plötzlich unſere Wirkſamkeit zu werden, ſie regt ſich unwillkürlich in ihrer ganzen formloſen Unendlichkeit. Wir gerathen, ohne Widerſtand zu leiſten, in die Gewalt deſſen, was doch nur eine Bedeutung für uns hat, wenn wir es zu beherrſchen, zu bilden, zu geſtalten vermögen. Aber Edward war zu ſehr an eine geordnete Thätigkeit gewöhnt, um ſich dieſes inneren Widerſpruchs bewußt zu werden. Der Entſchluß, die Zuneigung des Fürſten feſtzuhalten, aber einem jeden bewußten Beſtreben, irgend einen Einfluß auf ihn auszuüben, auf das Beſtimmteſte zu entſagen, bildete ſich immer entſchiedener aus. Er ſelbſt traute ſich ohnehin nicht viel zu. Er gehörte nicht zu denjenigen, die einen jeden Moment ſchnell zu faſſen und zu ihrem Vortheile zu benutzen verſtehen. Ja, er wußte kaum, was nun eigentlich ſein Vortheil wäre; er ſchämte ſich faſt ſeiner Träume, und die väterlichen Freunde erfuhren von dem, was ihn ſo beſchäftigte, nichts. Deſto offenherziger theilte er ſich Theodor mit. Als dieſer ihn mit großer Lebendigkeit auf die glänzenden Vortheile ſeiner Lage aufmerkſam machte, geſtand ihm Edward ſeine völlige Unfähigkeit, ſie zu benutzen. — Ja, ſagte Theodor, ſchwierig iſt es, und faſt immer begreift man auf's allerKlarſte, wie wichtig der Moment war, den wir benutzen ſollten, eben, wenn er entſchlüpft iſt. Ich habe mich zuweilen auf Lügen ertappt, die der Wahrheit ſehr nahe lagen und dennoch von dieſer ſo getrennt, wie eben die Lüge von der Wahrheit. Ich habe mit einem mächtigen Manne bei einer wichtigen Gelegenheit zu reden, ich will ihm meine Anſicht klar machen, er hat unglücklicherweiſe eine andere; ſeine Gegenwart, die Entſchiedenheit, mit welcher er ſich äußert, überwältigt mich, ich vertheidige meine Anſicht, aber ſchlecht, geiſtlos, ungeſchickt. Kaum bin ich auf der Treppe, ſo fällt es mir ein, wie witzig, wie geiſtreich, wie treffend ich hätte ſprechen können, wenn ich es nur gethan hätte. Wie natürlich nun, daß dieſe vortrefflichen und geiſtreichen Antworten die armſeligen und ſeichten verdrängen, daß, dem Freunde gegenüber, dem ich den Erfolg meiner wichtigen Audienz mittheile, das treffliche und von meiner Seite bedeutende Geſpräch ſich auf der Treppe ſchlecht placirt findet, und in dem Audienzſaale ein ſchicklicheres und anſtändigeres Lokal ſucht. Es giebt einige Geſpräche der Art, die ich ungern wiederhole, weil ich mit aller Kritik die eigentliche Geſchichte in dem Audienzſaale von der Treppen-Mythe nicht zu unterſcheiden vermag. Aus Deinen Träumen ſoll erſt eine Geſchichte werden, meine Geſchichten haben ſich in Träume aufgelöſt. — Edward lachte, aber um vollkommen zur Beſinnung zu kommen, wünſchte er ſehnlichſt das Schloß zu verlaſſen. Der Fürſt ſchien nur in ſeiner Nähe völlig zufrieden, er nahm ſeine ganze Zeit in Anſpruch. Edward indeß, obgleich er jedes Mal, wenn er den Befehl erhielt, bei dem Fürſten zu erſcheinen, ſich glücklich, ſein ganzes Daſein wie gehoben fühlte, mußte ſich doch geſtehen, daß ſein Verhältniß, welches faſt leidenſchaftlich zu werden drohte, in der Folge für Beide leicht gefährlich werden könnte. Er wünſchte den ſtillen Genuß ſeiner Liebe; vor Allem aber ließ ihn ein Umſtand mit Sehnſucht dem Augenblicke ſeiner Entfernung aus dem Schloſſe entgegenſehen. Louvet hatte ihm erklärt, daß, ſobald er ruhig in ihrer Mitte wäre, er über ſeine Herkunft, über ſeine ihm unbekannten Eltern, ſo wie über das räthſelhafte, ſchon durch ſeine Geburt hervorgerufene Verhältniß zu Adrian völlig aufgeklärt werden ſollte. Die Zeit war endlich da, der Fürſt ſah ihn ungern ſcheiden. Edward fand ſich in ſeiner alten Umgebung wieder, Bücher, Papiere, angefangene Arbeiten lagen noch ſo, wie er ſie, von einem verhängnißvollen, träumeriſchen Daſein ergriffen, verlaſſen hatte, und mit großer Spannung ſah er dem Augenblicke entgegen, der ihm die erwarteten Aufſchlüſſe verſprach.

Du wirſt hier, lieber Edward, eine Menge Menſchen finden, die Du nicht kennſt, ſagte Agnes. Ganze Familien, einzelne Perſonen, deren ganze gegenwärtige Lage mit Adrian und ſeinem furchtbaren Schickſale zuſammenhängt. Alle ſehnen ſich, wie Du, nach dem Augenblicke, wo Louvet ihnen Aufklärung geben wird über das Räthſelhafte, welches wie ein finſteres Geſchick durch ihr Leben ging und dieſes an Adrian knüpfte. Eine werde ich Dir vor Allen nennen, ſie ſtand dem entſetzlichſten Menſchen am nächſten und war von ihm am entfernteſten vielleicht unter Allen; das iſt ſeine Frau. Du wirſt ſie unter einem andern Namen kennen lernen. Als die Frau des Verbrechers iſt ſie aus der Welt verſchwunden, und ſie wird, ſo viel habe ich ſchon erfahren, als eine Verwandte von Louvet wieder hervortreten. Adrian hatte mehrere Kinder mit ſeiner erſten Frau, mit der unglücklichen Wittwe, die er ſpäter heirathete, keine. Daß er der Vater dieſer Kinder ſei, iſt nur in Louvets vertrautem Kreiſe bekannt, und ſoll ein Geheimniß bleiben. Dieſe ſind hier, zwei verheirathete Söhne und eine Tochter, alle drei unter der mütterlichen Obhut der Stiefmutter erzogen. Stille, treffliche Menſchen, deren Geſinnung das beſte Zeugniß von der ſittlichen Reinheit ablegt, welche die Frau in einer ſo gefährlichen Nähe zu bewahren wußte. Mehr oder weniger ſind noch Alle von dem furchtbaren Ereigniſſe, welches ſie hier vereinigt, erſchüttert. Mir iſt recht ſeltſam zu Muthe, wenn ich bedenke, wie in dem ruhigen, von der Welt und ihrer Verwirrung ausgeſchloſſenen Dorfe unſer Leben verfloß, und wie wir jetzt in den mächtigen brauſenden Strom erſchütternder Ereigniſſe hineingeriſſen ſind, der Länder und Völker bewegte, und ſeine Gewalt in das tiefſte Innerſte vieler tauſend Menſchen verſenkte, wie ein nächtlicher Dämon dicht neben einen Engel des Lichts trat, wie dieſer, von Gott geſandt, ſo liebevoll in unſerer Nähe waltet. Ich rede im Auftrage, lieber Edward, ich ſoll Dich vorbereiten zu der Zuſammenkunft mit den Dir noch unbekannten Menſchen. Vor Allem wird Dich der Anblick der herrlichen Frau in Erſtaunen verſetzen. Wenn die Entſchloſſenheit eines Mannes, der einem dro=

henden Schickſale, das ihn von allen Seiten angreift, mit Ruhe und Beſonnenheit entgegen geht, uns billig zur Bewunderung zwingt, ſo iſt die tiefe Demuth, die ſtille, anſpruchloſe Hingebung einer Frau, die das Entſetzlichſte zu tragen vermag, und die fleckenloſe Geſinnung, die reiche Liebe, die in ſolcher Stille gedeiht, etwas ſo Herrliches, ſo Ergreifendes, daß wohl der kälteſte Mann den Eindruck nicht abzuwehren vermag. Wir Mädchen und Frauen finden in einer ſo wohlthätigen Erſcheinung die eigentlichſte und höchſte Beſtimmung unſeres Geſchlechts ausgeſprochen. Du wirſt ſie ſehen, dieſe Frau, welche den Becher des Leidens geleert hat, wie Wenige: ſie wandelt wie ein liebender Geiſt unter uns; ſie iſt krank, ſchwach, blaß, Alter und Kummer haben jene Spur der friſchen Jugend vertilgt, aber ſie iſt ſchön, ſchön, ſage ich. Nie ſah ich eine Geſtalt, die mir verklärter erſchien. Demüthig, ſtille, mild und liebreich tritt ſie jeder Zeit in unſere Mitte, aber nie hat die gebietende Gewalt des gewaltigen Mannes eine ſo entſchiedene Herrſchaft auf die Umgebung ausgeübt, wie ſie. Das lebendigſte Geſpräch verſtummt, wenn ſie hereintritt, alle Augen ruhen mit ſchüchterner Frage auf ihr. Daß ſie die Frau eines ſolchen Menſchen ſein konnte, drängt ſich uns freilich als ein wunderbares, unerklärliches, ja entſetzliches Räth=

ſel auf, aber ſie ſelbſt erſcheint uns nur noch reiner, noch herrlicher durch dieſe furchtbare Nähe. Dich wird eine Aehnlichkeit überraſchen, wie mich. Ich muß Dir es ſagen, denn ſie wird Dich, irre ich nicht, tief ergreifen. Es ſind Louvets Züge. Seine Mienen, ſeine Bewegungen, ſeine Sprache ſelbſt, wiederholen ſich in weiblicher Form. Die Verwandtſchaft entdeckt ein Jeder. — Agnes hielt inne. Ich kann es Dir nicht verbergen, fuhr ſie darauf tief bewegt fort, ich ahne die nächſte.

Edward war erſchüttert. Welche Ereigniſſe, ſagte er, welche Entdeckungen ſtehen uns noch bevor; Liebes und Furchtbares zugleich. Fand ich mich nicht ſeltſam bewegt, als ich zuerſt das Daſein dieſer Frau erfuhr? ich ſah ſie nie, konnte ſie aber nicht wieder vergeſſen. Als ein Bild des Leidens ſchwebte ſie mir immer vor, und als ich in Adrians dämoniſche Natur hineinblickte, ward ſie mir die unglücklichſte aller Frauen. Selbſt in den ſchrecklichſten Momenten, die ich durchlebte, blieb ſie in meiner Nähe, und eine mir unbegreifliche, wunderbare Neigung zog mich zu der ſchmerzenreichſten Frau hin, die ich nie gekannt.

Louvet trat herein. Lieber Edward, ſagte er, und man ſah, daß der ehrwürdige Greis ſich vorbereitet hatte für einen wichtigen Moment, den er ſelbſt herbeizog, der ſich aber nicht länger aufſchieben ließ.

Agnes wird ihren Auftrag ausgerichtet haben; Du wirſt in dem Saale eine Verſammlung von Menſchen finden, wie Du ſie in meinem ſtillen Hauſe nicht zu finden pflegſt. Eine höhere Fügung hat ſie hier zuſammengebracht. — Louvet ging voraus, Edward und Agnes folgten, und ſie traten in den Saal.

Von Edward war natürlich im Lande viel die Rede geweſen. So ſtill und wenig nach außen gewendet ſein Leben auch war, ſo mußten doch zwei ſo außerordentliche Ereigniſſe, wie der mörderiſche Anfall und die ſeltſame Errettung des Fürſten, alle Zungen in Bewegung ſetzen. Die verwickeltſten Sagen hatten ſich ſchon ausgebildet, immer wunderbarer geſtaltete ſich die faſt übernatürliche Vorſtellung, die man ſich von ihm machte. Die Wenigen, die, ihn zu ſehen, in ſeiner Nähe zu ſein, das Glück hatten, ſowohl die fürſtlichen Bedienten, als Louvets, wurden von nahe und ferne gedrängt, ſie ſollten beſchreiben, erzählen. Abgehorchte Aeußerungen, durch die wiederholte Ueberlieferung immer mehr entſtellt, die auf etwas Geheimnißvolles zu deuten ſchienen, gingen von Munde zu Munde, und immer phantaſtiſcher, immer ſeltſamer bildeten ſich die Mährchen aus, die in der Mitte des Volks entſtanden und ſelbſt in die Salons der höheren Klaſſen eindrangen. Was nun auch der mehr Gebildete von allen dieſen Erzählungen denken, wie fabelhaft ſie ihm erſcheinen mochten, ſo war dennoch die thatſächliche Grundlage von ſo ſeltſamer Art, daß die Hoffnung, ihn perſönlich kennen zu lernen, in eine nahe Verbindung mit ihm zu treten, auf einen Jeden einen tiefen Eindruck machen mußte. Er zog daher die Aufmerkſamkeit der Verſammelten auf ſich, als er hineintrat, denn wer ihn kannte und liebte, ahnete die bedeutende Kriſe in ſeinem Leben, die jetzt herannahte, und was die innige Theilnahme bei dieſen, das bewirkte die geſpannteſte Neugierde bei denen, die ihn nicht kannten. Dieſen letztern ſtellte ihn nun Louvet vor, um Bekanntſchaften, die ſo ſeltſam herbeigeführt waren, einzuleiten.

Wir müſſen unſern Leſern wohl die ihnen ſchon Bekannten, die hier verſammelt waren, nennen. Zunächſt die drei Familien, Adrians Söhne mit ihren Frauen, ſeine Tochter mit ihrem Manne; die Kinder wären zu Hauſe geblieben. Dann Ferdinands Eltern und Dorothea, ihre Tochter. Roller ward ihm darauf vorgeſtellt mit Luiſe, und zwei Bekannte überraſchten ihn noch auf eine freudige Weiſe, ſein Lehrer Emmerich und Ferdinand. Die Pflegeältern, der ehrwürdige Oberförſter und ſeine Frau, empfingen ihn mit feierlicher Theilnahme. Edward war wunderbar aufgeregt, indem er ſo viele Menſchen begrüßte, die in einer verborgenen Beziehung zu ihm ſelber ſtanden. Er blickte unruhig um ſich, er ſah die nicht, die er ſo ſehnſuchtsvoll ſuchte. Louvet entfernte ſich, eine erwartungsvolle Stille herrſchte in dem Saale. Der Oberförſter hatte die Hand ſegnend auf Edwards Kopf gelegt. Die Augen nach Oben gerichtet, betete er ſtill, als wollte er den Liebling ſeines Herzens für den nächſten feierlichen Moment einweihen. Die Oberförſterin ergoß ſich in Thränen. Erſtaunt bemerkten alle Anweſenden, daß etwas Seltſames, Wunderbares zu erwarten ſei. Amalie, die blaß und nachdenklich in der Ferne ſaß, warf erſtaunt fragende Blicke auf Agnes, die ſelbſt in der größten Spannung nun erleben ſollte, was das ahnende Herz ihr längſt geſagt hatte.

Eine ſchöne Geſtalt, von furchtbaren Leiden und Krankheit gebeugt, ſchwankte in ſtiller, anmuthiger Würde, von Louvet unterſtützt, herein, und die Erſchütterung, von welcher auch ſie ergriffen war, erſchien um ſo tiefer, je mehr ſie durch die Gewohnheit duldender Hingebung gemildert ward. Die Aehnlichkeit zwiſchen Beiden war wunderbar, der Greis ſchien ſich als leidende Frau, dieſe in der Geſtalt des Greiſes zu wiederholen. — Kaum erblickte ſie Edward, als er, von einem unwiderſtehlichen Gefühle hingeriſſen, ihr entgegeneilte, knieend vor ihr hinſtürzte, und mit einer ſein Inneres durchbebenden Empfindung ausrief: Mutter, Mutter! — Du wußteſt, Edward, daß dieſe Deine Mutter ſei? rief Louvet erſtaunt. — Mein Herz hat mir es geſagt, antwortete Edward leiſe, den die Mutter, ihn wehmüthig betrachtend, an ihr Herz ſchloß. Die ganze Verſammlung war überraſcht, nur der Oberförſter und ſeine Frau waren unterrichtet, jedoch über Edwards Wiedererkennen ſeiner Mutter erſtaunt, wie die Uebrigen. — Ja, ſagte Louvet, nachdem man ſich geſammelt hatte, dieſe Frau iſt meine Tochter und Deine Mutter. Deine Herkunft, die trübe Reihefolge von Unglücksfällen, wie ſie, aus der Verknüpfung geſelliger Verhältniſſe erzeugt, durch leidenſchaftliche Verirrungen der finſterſten Art genährt, ein mächtiges Geſchlecht betroffen hat, und die jetzt hoffentlich ſich ſchließt, will ich hier in dem Kreiſe ſo vieler Menſchen, die mehr oder weniger davon ergriffen wurden, jetzt entrollen. Sie laſtete ſeit vielen Jahren auf mir, und ich trug den Stachel des Schmerzes ohne Troſt in ſtiller, peinigender Einſamkeit. —

So ſprach der ehrwürdige Greis, und eine Thräne drängte ſich aus ſeinem Auge hervor. Die Mutter hatte während der Zeit mit einem ſeligen Lächeln den Sohn betrachtet. Agnes ſchwankte weinend herbei.

Das grauenhafte Unglück ſo vieler kummervollen Jahre ſchien verſchwunden; für die Empfindung, die Alle durchſtrömte, ſchienen Worte zu roh. In ſtummer Seligkeit drängten ſie ſich aneinander, umfaßten ſich immer zärtlicher, und die Fülle der Liebe, welche Jahre lang angſtvoll zuſammen gepreßt in der Bruſt gefeſſelt war, brach gewaltſam hervor, ſie feierte ihren herrlichſten Sieg. Auch Adrians Söhne und Tochter nahten ſich zitternd. — Stoß uns nicht von Dir, ſagte Ernſt, obgleich wir von ihm abſtammen, den wir vergeſſen müſſen, der nie von uns genannt werden ſoll. Wir ſind Geſchwiſter, denn die mütterliche Liebe, die für Dich nicht thätig ſein durfte, ergoß ſich über uns. Sie hat uns geliebt, gepflegt, erzogen; von ihrer reinen Nähe blieb der Dämon entfernt, deſſen ſichere Beute wir zu werden drohten; dieſe Liebe hat ein inniges Band um uns geſchlungen, Edward, Du darfſt es nicht zerreißen. — Jetzt fand auch Edwards Auge Thränen; ſie umarmten ſich, und eine himmliſche Freude ſchien faſt die verſchwundene Jugend, die anmuthigen Züge längſt vergeſſener Tage auf dem Antlitze der glücklichen Mutter hervorzurufen.

Wir dürfen uns, ſprach Louvet, der nun die gewöhnliche, würdevolle Ruhe wieder erlangt hatte, den überſchwänglichen Empfindungen, die uns hinreißen, nicht länger hingeben. Du, liebe Charlotte, darfſt meiner Erzählung nicht beiwohnen. Vieles iſt Dir bekannt und würde in der Erinnerung Dich erdrücken. Was Du noch wiſſen mußt, liebe Tochter, wirſt Du durch mich erfahren. Genieße Deines Glückes in der Einſamkeit, und möchte die Erinnerung an den, deſſen finſter brütende Verirrungen und deren grauenhafte Erfolge ich mitzutheilen habe, den ſtillen Genuß Deiner Einſamkeit nicht ſtören. Denke an ihn, den Du ſo lange beweinteſt, den Du jetzt als einen würdigen Sohn beſitzeſt, denke an Deine Zukunft, tritt an der Hand des Herrn aus dem Sodom und Gomorrha, das der Herr gerichtet hat, dann magſt Du in dem Sonnenglanze mütterlicher, geſegneter Liebe vorwärts ſchauen, aber wage es nicht zurück zu blicken. —

Edward begleitete die Mutter, die ſich mit Zärtlichkeit an ihn lehnte, nach ihrer Stube zurück. Er fand da Elſe und die alte Magd weinend. Ihnen hatte kurz vorher erſt ihre Gebieterin geſagt, wie ſie nun bald Edward, der ſo Großes ausgerichtet hätte, der im ganzen Lande geprieſen würde, als ihren Sohn umarmen ſollte. Faſt unglaublich ſchien es dieſen, daß die Frau eines ſataniſchen Mannes die Mutter eines Engels ſein ſollte; aber dieſer Strahl der Freude, welcher zum erſten Male die Seele der Frau nach ſo langer Zeit erleuchtete, ſchien auch ſie zu beleben. Elſe konnte kaum Worte genug finden, ihre Freude auszudrücken, und Adrians Witwe ſtörte ſie nicht. Das kindiſche Gerede der warmen, ungeheuchelten Zuneigung that ihr wohl, und noch immer war die geſchäftige Zunge in Bewegung, als Louvet hereintrat, um die Mutter dem Sohne zuzuführen. Jetzt, da Edward, die Mutter begleitend, erſchien, ſtaunten ſie ihn an, und die an Anbetung grenzende Verehrung, womit ſie ihrer Herrin huldigten, wäre, wo möglich, noch geſtiegen, als ſie nun als Mutter des verherrlichten Sohnes, der in Jugend und Schönheit daſtand, ihnen entgegentrat. Aber Edward durfte nicht lange verweilen. Selbſt die Mutter trieb ihn fort. — Wenn Du, ſagte ſie, lieber Sohn, den großen Irrthum meines Lebens, der mir nicht erlaubte, Deine Mutter im eigentlichſten Sinne zu ſein, der Dich ſo kurz nach Deiner Geburt von meinem Herzen riß, nun kennen lernſt, dann richte mich nicht zu hart. Ich habe furchtbar gebüßt. Wenn die unglücklichen Verhältniſſe, die uns von einander entfernt hielten, Dir bekannt geworden ſind, möchteſt Du dann eben ſo in reiner Liebe zu mir zurückkehren, wie jetzt, da Du mich zuerſt als Deine Mutter begrüßteſt. Mein Vater hatte Recht, ich darf die Erzählung nicht hören. Ein Gefühl der Freude, einer mir nach ſo vielen Jahren faſt fremd gewordenen Seligkeit, hebt meine gedrückte Bruſt. Ich will ein Dankgebet zu Gott ſenden, und hier freudig genießen, was er mir geſchenkt hat. Jetzt geh, mein Sohn. —

Die heftig ſtürmenden Gefühle, die Edward bewegten, waren durch die milde Ruhe der Mutter beſänftigt, und glücklich zwar, aber beſonnener, ſich ſelbſt bewußter, trat er wieder in den Saal hinein.

In einem großen Kreiſe ſaß die Geſellſchaft da. Louvet blickte nach der Thüre, winkte Edward, welcher ſich ſtille in ſeiner Nähe niederließ, und der Greis begann. —

Wir wollen den Gang der Begebenheiten nicht durch Louvets Erzählung unterbrechen. Wir ziehen es vor, die tragiſche Geſchichte ſeines Lebens nach einer von ihm ſchriftlich aufgeſetzten Darſtellung wieder zu geben, wie ſie dem jungen Fürſten ſelbſt mitgetheilt ward. Wenn man ſie geleſen hat, wird man den Eindruck beurtheilen können, den die Erzählung auf die Verſammelten machte. Man verfolgte ſie mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit. Die Erſchütterung, das Entſetzen ſtieg immer mehr, und als er ſchloß, betrachtete man mit Bewunderung den Mann, der auf eine ſolche Weiſe ein furchtbares Leben durchlebt hatte, der Alles, was ihm lieb und theuer war, untergehen ſah, in Allem, was er hoffte, getäuſcht, Vaterland, Liebe, Freundſchaft durch Verbrechen verlor, und dennoch dieſe Milde, dieſe ruhige Zuverſicht, den feſten Glauben, die höhere Liebe, die lebendigſte Hoffnung aus den Trümmern ſeines Daſeins zu retten gewußt hatte. —

Edward vor Allen blickte mit einer Art von Schauder in die dunkle Tiefe ſeiner ihm ſelbſt bis dahin verborgenen Vergangenheit. Frühere Verbrechen waren jetzt verſöhnt, ein alter Haß mächtiger Geſchlechter war verſchwunden, und er durfte, da das Unglück, welches, ihm unbewußt, über ſeinem Leben ſchwebte, durch eine milde Fügung verſchwand als er es kennen lernte, der Zukunft heiter entgegenſehn. Er gehörte zu einem der bedeutendſten und mächtigſten Geſchlechter des Nachbarlandes. Die Dokumente, welche ſeine Herkunft begründeten, Beweiſe, daß er als Louvets Enkel nach dem Dorfe gebracht, dort der Aufſicht des Oberförſters übergeben worden, waren in völliger Ordnung, ſelbſt von den höchſten Behörden des Nachbarlandes anerkannt. Sie ſicherten ihm einen ſehr großen Beſitz, den man ſogar während der inneren Gährung des Staates zu retten vermocht hatte.

So günſtig ſich nun auch Alles zu geſtalten verſprach, ſo dauerte es doch lange, ehe die Verſammelten ſich von der Erſchütterung, die die Erzählung hervorgerufen hatte, zu erholen vermochten. Es war ihnen, als drohe der Dämon noch immer, der den alten Haß fortdauernd nährte, um racheſchnaubend um ſich her Völker zu vernichten, während der lauernde Ingrimm das eigentliche Opfer immer verfolgte und im Auge behielt. —

Adrians Söhne waren vor Allen über das, was ſie hier erfuhren, am tiefſten erſchüttert. Jetzt erſt lernten ſie ihre wahre Herkunft kennen. Auch dieſe war ſehr anſehnlich, auch ihr Vater war aus einem alten, früher mächtigen Geſchlechte entſproſſen. Wollten ſie aber den bedeutenden Namen des Vaters tragen, ſo mußten ſie auch ſeine Schande theilen. Sie entſagten allen Anſprüchen, die doch meiſt ihren Werth, ihre Bedeutung verloren hatten, und nannten ſich, wie bisher, und wie der Vater hieß, als er ihnen nach dem kleinen Gebirgsorte die zweite Mutter brachte. Die Stellungen, die ſie errungen hatten, waren ihnen lieb geworden, und wie viel Unheil ſich mit einem unſtäten Leben entwickelt, hatten die Ereigniſſe, die ihr ganzes Daſein zu vernichten drohten, nur zu auffallend gelehrt. —

Agnes Hochzeit ward mit der Adelens zugleich gefeiert. Edward hatte ein Amt übernommen, nicht, wie es die Großmuth des liebenden Fürsten ihm geben wollte, ſondern, wie er es ſeinen Kräften angemeſſen fand. Die beſcheidene Zurückgezogenheit, in der er lebte, ſeine Entfernung von jeder Hofintrigue beruhigte bald ſelbſt ſeine mächtigen Gegner. Sie mußten geſtehen, daß der ſtille Einfluß, den er auf den jungen Fürſten ausübte, heilſam war. — In demſelben Hauſe, in welchem Louvet wohnte, hatte auch er ſich häuslich eingerichtet. — Der Oberförſter und ſeine Frau, über das Schickſal ihrer beiden Lieblinge völlig beruhigt, reiſten nach dem Dorfe zurück. Auch Edwards Mutter hatte beſchloſſen, ihr Leben daſelbſt dem Glauben und der Andacht zu weihn, aber ſie konnte ſich nicht entſchließen, den eben gewonnenen Sohn ſobald zu verlaſſen, und erſt einige Monate ſpäter ward ſie von Edward und Agnes nach ihrem ſtillen Aſyle gebracht. —

Am Tage nach dem großen Feſte fing die Unterſuchung gegen Robert und Kasper an. Der Erſte blieb halsſtarrig und ſtumm. Als Kaspers Geſtändniſſe und der Inhalt mehrerer Dokumente, die man in Adrians Wohnung gefunden hatte, verbunden mit einer Reihe von Verhören, die durch dieſe veranlaßt worden, ſeine Schuld außer Zweifel ſetzten, als es völlig entſchieden war, daß er als eines der gefährlichſten Häupter der Verſchwörung betrachtet werden mußte, läugnete er nichts, vertheidigte ſich aber auch nicht. Gegen ſeinen Anwalt blieb er ſtumm, wie ſeinen Richtern gegenüber. — Thut, was Ihr wollt, ſagte er, wenn der Anwalt ihn aufforderte, was auf irgend eine Weiſe zu ſeinem Vortheile benutzt werden könnte, ihm mitzutheilen. Von mir erfahrt Ihr nichts. Das Geheimniß, das ich Jahre lang verborgen habe, ſtirbt mit mir. — Selbſt, als alle gegen ihn erhobenen Anklagen bereits erwieſen waren, und er nun aufgefordert ward, dieſelben, wenn er es vermöchte, zu widerlegen, antwortete er den Richtern: Ihr wißt ja Alles. Was könnt Ihr noch Weiteres durch mich erfahren; das Wenige, was ich allein weiß, iſt das Einzige, was ich noch beſitze. Schärft mein Gefängniß, wie Ihr es ſchon thatet, peinigt mich, wie Ihr wollt, es ſoll Euch nicht gelingen, mir dieſen letzten Beſitz zu rauben. — Wenige Tage vor dem zu ſeiner Hinrichtung beſtimmten fand man ihn todt in ſeinem Gefängniſſe. Obgleich an Händen und Füßen gefeſſelt, hatte er doch einen Arm allmälig frei zu machen gewußt; ein Meſſer, welches er, man begriff nicht wie, trotz der genaueſten Unterſuchung zu verbergen gewußt hatte, ſtak tief eingeſtoßen in ſeiner Bruſt. Die Unterſuchung hatte eine Menge von Verbrechen dargethan.

Ganz anders benahm ſich Kasper. Er wand ſich wie ein Wurm, und ſeiner Schlauheit gelang es lange, ſowohl die Richter, als ſeinen Anwalt irre zu führen. Als er aber ſah, daß nichts half, daß ſein Tod unvermeidlich war, ward er plötzlich nachgiebig. Er geſtand nun Alles, und es zeigte ſich, daß er auch gegen Adrian keinesweges treu geweſen war. Er hatte eine Menge Beweiſe gegen dieſen ſorgfältig geſammelt, und wies nach, wo ſie zu finden waren. Dieſe waren von großer Wichtigkeit. Offenbar hatte er den Gedanken, durch ſolche Entdeckungen ſich zu retten, noch bis zum letzten Augenblicke feſt gehalten. Aber die Gerichte waren keinesweges geſonnen, ſich in eine Unterhandlung der Art mit ihm einzulaſſen, und es zeigte ſich, daß er bei

Mordthaten boshafter ſelbſt noch, kälter, berechnender geweſen war, als Robert. Sein ganzes Daſein, wie es jetzt den Richtern vorlag, erregte jenen pſychiſchen Ekel, jene höchſt widerwärtige Empfindung, die uns ergreift, wenn die abſcheuerregende Miſchung von Gemeinheit und grenzenloſer Bösartigkeit nur durch die Schlauheit miteinander verbunden uns entgegen tritt. Man erſchrak, indem man entdeckte, mit welcher durchgeführten Berechnung, mit welcher beſonnenen Ueberlegung Adrian dieſen Menſchen zu benutzen gewußt hatte, und wie die doppelte Rolle, die er ſpielte, ihm nicht verborgen geblieben war. Adrian ſchien ihn ganz durchſchaut zu haben, und zugleich die Unſicherheit ſeiner eigenen Stellung zu kennen, im Fall der Entſchluß, ihn zu verrathen, in Kaspers Seele aufſteigen ſollte. Durch Kaspers Geſtändniß beſonders war man in den Stand geſetzt, den großen Umfang von Adrians Unternehmungen zu überſehen, und wie es nicht die Klugheit der Behörden, ſondern eine höhere Fügung geweſen war, die alle ſeine Unternehmungen durchkreuzte, und wo er mit Sicherheit das Gelingen erwartete, oft durch einen Zufall, oft durch ein geringes, ſcheinbar unbedeutendes Mißverſtändniß ganz oder zum Theil mißlingen ließ. Man mußte ſich geſtehen, daß ſelbſt jetzt, nachdem die Aufregung unter dem Volke verſchwunden war, das

Daſein eines ſolchen Mannes nicht ohne Gefahr für das Ganze geweſen wäre. Manche Verknüpfungspunkte gefährlicher Art mit dem Auslande waren angedeutet, aber die Fäden waren zerriſſen und ließen ſich nicht verfolgen. Er ſelbſt hatte ſie ohne allen Zweifel auf ſeiner letzten Reiſe, über deren Abſicht ein geheimnißvolles Dunkel ruhte, abgeſchnitten. Obgleich man nun nicht zweifeln konnte, ſeine beiden gefährlichſten Werkzeuge ergriffen zu haben, ward es dennoch immer klarer und entſchiedener, daß die letzte Gräuelthat Adrian allein zugehörte, daß durch dieſelbe ſeine beiden Engverbündeten eben ſo ſehr überraſcht wurden, wie die Behörden und das Volk. —

In Adrians Wohnung fand man nur wenige Papiere, keine, die zu irgend einer Entdeckung hätten führen können. — Als Louvet in den letzten Tagen vor der großen Feierlichkeit zu vermuthen anfing, daß Adrian der gefährliche Feind ſeiner Familie ſein könnte, als er es wagte, dem Präſidenten und ſpäter Theodors Oheim dieſe Vermuthung mitzutheilen, beriethen ſie ſich lange über die Art, ihn zu beobachten. Daß dieſer Edwards Unruhe in den letzten Tagen aus einer ähnlichen Vermuthung herleitete, war natürlich. Als er von ſeinem Enkel dringend aufgefordert ward, ihn zu begleiten, weil ja die perſönliche Gegenwart auf ein Mal Alles beſtätigen oder widerlegen würde, ſträubte er ſich, weil ſelbſt, wenn Alles ſo war, wie er vorausſetzte, er es dennoch nicht in ſeiner Gewalt hatte, Adrian ſogleich feſtſetzen zu laſſen, und mit Grund fürchtete, daß es einem ſo ſchlauen Menſchen gelingen würde, wenn er ſich entdeckt ſähe, zu entkommen. Er ließ ſich, wie wir wiſſen, dennoch durch Edwards ſteigendes, ängſtliches Drängen verleiten, und als er nun nach Adrians Wohnung hinging, ließ er den Präſidenten von dem beſchloſſenen Beſuche unterrichten. Er hoffte, daß dieſer durch geheime Maaßregeln Adrians Flucht verhindern würde, aber er fand ſich erleichtert, als er ihn nicht zu Hauſe fand. —

Unter den wenigen Papieren, die man in Adrians Wohnung fand, die faſt alle, früher geſchrieben, wiſſenſchaftlichen Inhaltes waren, ſah man einen Brief von dem ſpurlos verſchwundenen Wolf. Der Aufenthaltsort war nicht angegeben, und da der Umſchlag des Briefes nicht zu finden war, auch durch kein Poſtzeichen zu ermitteln. Der Brief zeigte, daß Wolf, wie das junge Deutſchland überhaupt, nachdem ihm die politiſchen Unternehmungen zu bedenklich und zu gefährlich geſchienen, ſich von dieſen abgewandt hatte, um durch

Bibl.

eine konfuſe Vermiſchung von Philoſophie und Poeſie eine ſittliche Revolution herbeizuführen.

„Für unſere großen Geſinnungen, ſchrieb er, iſt das ſchwache Geſchlecht nicht reif. Was hilft es, gegen die politiſche Legitimität hervorzutreten, wenn der Menſch durch ſo viele Bande knechtiſch und abergläubiſch an die Vergangenheit gebunden iſt. Es giebt Verhältniſſe, die viel gefährlicher noch ſind, als die bevorrechteten Stände, als Monopole, Privilegien, Korporationen, weil ſie mit unſerem Daſein noch inniger verflochten ſind. Der Menſch hat, wie die Thiere, einen unvernünftigen Inſtinkt, einen Aberglauben an natürliche Verhältniſſe. Selbſt da, wo die Natur ihn losgelaſſen hat und ſich ſeinem Willen unterwerfen muß, iſt er ihr freiwilliger Sklave. Das Geſchlechtsverhältniß, die Ehe, iſt aus einem ſolchen Naturaberglauben entſtanden: als wenn das nicht eben der ſchönſte Vorzug des Geſchlechts wäre, daß Männer und Frauen ſich der wechſelnden Neigung frei hingeben können. Es mag wohl eine Liebe geben, die für das ganze Leben gilt, aber auch dieſe darf kein anderes Band kennen, als ihre eigene innere Gewalt. Die Barbarei, welche die Verbindung feſthält, wenn die Neigung verſchwunden iſt, ſchändet noch immer unſere ſocialen Verhältniſſe. Eine anhaltende Unterſuchung hat mich überzeugt, daß in den Familien die tiefſte Wurzel aller Legitimität liegt. Gelingt es uns, dieſe tödtlich zu verletzen, ſo ſtirbt der gefährliche Stamm mit ſeinen Blättern und Blüten ab. Das iſt der tiefe Sinn des St. Simonismus, wie er ſich mit praktiſchem Geſchick auszubilden anfing. Alle Erbſchaft aufgehoben, eine Ariſtokratie der Gewandten, Schlauen, in ihren Unternehmungen Glücklichen, die Alles, was auf ein inneres Daſein geht, was der Gegenwart nicht entſpricht, als ein Nichtiges verdrängt. Eine Behörde, die alles Verdienſt ſchätzt und dieſem den Beſitz zuſpricht, iſt freilich ein großer Gedanke, aber damit er wirklich werde, muß man ihn vorbereiten. Nicht durch dieſe Lehren werden die Familien geſtürzt. Die St. Simoniſten, die an den Thorheiten der Doktrinäre theilnahmen, unterlagen, wie mehr oder weniger ein Jeder, der in einem weiten Kreiſe herrſchen will in unſeren Tagen, dieſer falſchen Anſicht, und der fanatiſche Wahnſinn, in welchen ſie verfallen ſind, iſt nur eine Folge dieſes Irrthums. Dahingegen liegt in unſerer Zeit der deutliche Keim, der dieſe Lehre wuchernd hervorrufen wird, deren erſte blinde Märtyrer die St. Simoniſten geworden ſind. Die Poeſie unſerer Tage hat ganz deutlich eine doppelte Richtung. Die eine iſt die ausgeſprochene Verachtung gegen Alles, was auf eine beſtimmte Weiſe hervortritt und ſich in ſich abzuſchließen wagt, mag es religiös oder politiſch ſein. Daher die großartige, tragiſche Verzweiflung an der Zeit und an dem Geſchlecht. Die Philoſophie erhebt das Individuum zur Gattung, und die moderne Poeſie vernichtet dieſe. Die zweite Richtung hat lange unter uns gewühlt, ſie ſtellt die Liebe und die Ehe als feindſelig ſich gegenüber. Die zur Religion geſteigerte Dichtkunſt hat die Heiligkeit der Ehe längſt verbannt, ihr war die freie Neigung Alles. Es fehlt nur, daß dieſe Geſinnung, die in vielen jugendlichen Gemüthern Wurzel gefaßt hat, als entſchiedene Lehre ſich hervorwage. Da, je mehr die Liebe von der Ehe getrennt ward, die letztere immer unbefangener, als etwas bloß Aeußerliches, Bürgerliches, als eine Art Handelskompagnie hervortrat, wo, wenn der Mann das Vermögen beſitzt, die Frau die innere Ordnung aufrecht erhält, und umgekehrt, wenn die Frau reich iſt, ſie das Kapital hergiebt, und der Mann die erfolgreiche Handlung übernimmt, ſo blieb die formloſe Neigung ſich ſelbſt überlaſſen, und je ſpießbürgerlicher ſich die Ehe geſtaltete, deſto erfolgreicher iſt die Emancipation der Liebe. Das eheliche Verhältniß iſt ein rein bürgerliches, der Kontrakt abſtrahirt von allen Geſchlechtsverhältniſſen, und ſelbſt, wo dieſes faktiſch beſteht, bleibt es eine Natureinrichtung, die wir benutzen, wie jede andere, ohne ihr unterworfen zu ſein. Daher iſt die völlige bürgerliche Emancipation der Frauen die nothwendige Folge der jetzt hoffnungsvoll und immer mächtiger ſich ausbreitenden Geſinnung. Dieſe muß man unterſtützen. In unſeren Tagen iſt alle Poeſie doktrinär, ſie mag ſich ſtellen, wie ſie will, ſie bleibt immer Symbol einer verſteckten oder offen zugeſtandenen Lehre. Göthe, Byron, Tieck, die beſten Dichter, beweiſen dies am klarſten. Eben dadurch iſt ſie mächtiger geworden, und alle Mittel der Darſtellung, Anmut der Sprache, Erſchütterung der Leſer, die Verzerrung der neuromantiſchen Poeſie, hat nur eine ſekundäre Bedeutung. Unſere Poeſie hat aufgehört, reiner Ausdruck unbefangener Empfindung zu ſein. Sie iſt aus der Reflexion entſprungen, dient dieſer und hat längſt den Glauben an ſich ſelbſt verloren. Hier und da mögen in dieſem wuchernden Walde einzelne Blüten hervortreten, aber ſie verwelken im Aufblühen in dem finſtern, heißen, feuchten Schatten des mächtigen Waldes, der ſie umgiebt. Alle Blätter rauſchen, wir müſſen es wagen, ihre verworrene Sprache zu deuten.“ —

Dieſer Brief war noch lang, aber wir glauben, dem Leſer mehr, als nöthig, mitgetheilt zu haben. — Adrian hatte unter dieſen Brief geſchrieben! „Welch ein lächerlicher Thor! Daß er feigherzig war, wußte ich immer, nun ſoll ſeine Feigherzigkeit das Zeichen des Tiefſinns tragen. Der Armſelige glaubt, ein paar Weiber verführt zu haben, die ſchon viel früher verſunken waren, und glaubt, durch eine ſolche Heldenthat das eheliche Inſtitut zu ſtürzen, wirft einen ſchlüpfrigen Roman in die Welt, läßt in ein paar Blättern das Produkt rühmen, ſpiegelt ſich gefällig in dem ſelbſt veranlaßten Lobe, und ahnet nicht, daß der Kritiker ſein Lob, der Leſer das Buch, ja, er ſelber ſeine Arbeit in kurzer Zeit vergeſſen haben wird. Seltſam erſcheinen dieſe Menſchen, die freilich in unſeren Tagen immer häufiger zum Vorſchein kommen. Sie verſtehen es, die eigene innere Leerheit ihres Weſens bis zur Genialität zu ſteigern. Nichts iſt in ihnen urſprünglich, es ſind nur zuſammengeronnene Bilder, in welchen, wie in einem Regenbogen, die bunten Farben der Zeit ſich vorübergehend geſtalten. Wer kann es läugnen, die Worte ſtehen ihm zu Gebote, wie Wenigen. Geiſtreich muß man ihn nennen, wie man dieſes Wort zu gebrauchen pflegt; was ihn erregt, nicht, was er ſchafft, was in ihn hineinſtrömt, nicht, was aus ihm herausgährt, findet eine wandelbare, gaukelnde Form, die vorüberfliegend ergötzt. Er ſelbſt betet ſich in dieſen Bildern an, er iſt der willenloſeſte von allen Menſchen, und fühlt ſeine Knechtſchaft nicht, weil ſie ſich ſo tief in ſein inneres Weſen hineingrub, daß er ſie nicht zu entdecken vermag. Die Polizei, wie ich höre, ſucht ihn mit vielem Eifer. Seine Schriften werden verboten. Man könnte ſich die Mühe ſparen; wenn er ſpricht, hören ihn die Zuhörer ſelbſt mit Vergnügen, aber nach ein paar Stunden weiß keiner mehr, was er gehört hat; wenn er ſchreibt, iſt der Leſer gereitzt, er kann das Buch nicht hinlegen, bis er es durchgeleſen hat. Aber, wenn es zu Ende iſt, beſinnt er ſich vergebens auf den Inhalt.“ —

Louvet erzählte, wie es von jeher Adrians ſeltſame Art geweſen wäre, Gedanken auf das Papier zu werfen, den Tag darauf wieder zu leſen und dann zu zerreißen. Wolfs Brief war wahrſcheinlich den Tag vor der Feierlichkeit angekommen. Die That, die Adrian beſchloſſen hatte, ſchwebte in der ſchrecklichen Nähe vor ihm, und ſo mochte er, wie er es gewohnt war, dieſes Blatt für eine kurze Zeit aufgehoben haben, ohne daran zu denken, daß er nicht im Stande ſein würde, es ſpäter zu vernichten. So fand man nun auch ein anderes, wichtigeres Papier. Es waren die letzten Zeilen, die er geſchrieben hatte.

„Welche ſeltſame, zitternde Bewegung beſchleicht Dich jetzt? So wirſt Du dennoch überwältigt, der Du Dich ſo ſtark dünkteſt? Warum drängt ſich Dein ganzes Leben, welches Du ſelbſt zu leiten wähnteſt, in einem bunten Wechſel vor Deine Seele, als wollten die Gedanken ſich gegenſeitig verklagen, alle in ein drohendes Bild ſich zuſammenweben, ein vernichtendes Zeugniß gegen Dich abzulegen?

Ich ſog die Rache ein mit meiner Muttermilch, ich bin ihr geweihtes Opfer. Wo bleibt meine Freiheit, wo der eigene Wille dann? Ich herrſchte, ſeit ich zurückzudenken vermag; Aeltern, Geſchwiſter, Geſpielen waren mir unterwürfig. Der leiſeſte Gedanke, kaum gedacht, ward halb wider meinen Willen von meiner Kindheit an Wirklichkeit. Der Boden, der mich tragen ſollte, ergab ſich mir, und Alle beugten ſich, daß ich nichts kannte, als den eigenen Willen. Reich begabt trat dieſer immer mächtiger hervor, daß ich die, welche mich umgaben, beherrſchte und verachtete. Wenn ich in den Kreis jauchzender, fröhlicher Kinder trat, wie drängten ſie ſich zu mir, daß ſie jetzt erſt den rechten Kern der Freude zu genießen glaubten. Da wucherte Verwirrung, Zank, erbitterter Kampf, und Keiner ahnete, daß ich als der Zerſtörer mich hineingedrängt. Erſchien ich denn nicht als richtender Friedensſtifter? Und Alle ergaben ſich mir mit Vertrauen, während ich den Keim zukünftiger Feindſeligkeit hinter ſcheinbare Verſöhnung zu verbergen wußte.

Ich habe das Spiel fortgeſetzt. Das loſe Gebäude der Meinungen, mit welchen ein armſeliges Geſchlecht tändelnd ſpielte, kindiſcher wie die Kinder, weil es ſeine Schwäche nicht ahnete, habe ich zuſammengeſtürzt. Und wie leicht iſt es in ſich geſunken? Leichter, dünkt es mich, als die Kartenhäuſer der Kinder. Drängte man ſich nicht zu mir, daß ich das verächtliche Volk, wie es ſich mir zeigte, zu behandeln genöthigt war? —

Die Liebe — es ſchwebt mir vor, wie ſie mich einſt in einer holdſeligen Geſtalt begrüßte. Ja, die Erinnerung iſt es, die den Starken beugt in dieſer ſchwachen Stunde. Sie aber durchſchaute, was ich Jedem zu verbergen wußte, ſie erkannte, ein Kind nur noch, den Hintergrund meines nächtlichen Daſeins und ſtieß mich zurück. War das, was ſich damals im Innerſten regte, das, was man Wahrheit nennt? War der lichte Schein, der mich erleuchtete und für einen Augenblick mir Alles freundlich, mild erſcheinen ließ, das eigentliche Leben, und was ich ſonſt erlebt, gedacht, gethan, nur die Lüge und der Tod? — Nein, jetzt erkannte ich mich erſt, jetzt gebar der Haß in mir die mächtige Selbſtthat, erhob ſie zum klaren Bewußtſein, daß ſie ſich ründen und vollenden ſollte. Jetzt erſt, von der Liebe entfeſſelt, fühlte ich mich frei. Ich zog die Frauen an mich, und ſie wurden meine Sklavinnen. In der Erbitterung jauchzte ich, wenn ſie, verlaſſen, betrogen, in Kummer ſich verzehrten. Damals gedieh die zerſtörende Verwirrung um mich her, Staaten ſtürzten ein, betäubte Völker löſten die wohlthätigen Bande. Blut ſprang aus den eröffneten nächtlichen Quellen hervor, wie dunkle Purpurblüten meines finſtern, glühenden Sommers. —

Was iſt es, daß dieſes Blut mir jetzt drohend entgegentritt, daß es mich erreichen will, als möchte ich mein eigenes hingeben, es in die Leichen belebend zurückzubannen?

Wie ſeltſam ergreift mich ein neues Gefühl, ein tiefes Mitleiden, mir, ſelbſt als Kind, unbekannt, für die arme Frau, die ſich in Schmerzen ſtill verzehrt zu meinen Füßen? Wo nichts als Rache war, da glaubte ſie die Liebe zu erkennen. Die Unglückliche! — Und dennoch wußte ſie eine Welt der Freude aus der Kummerwurzel zu entwickeln, und Schmerzensthränen befeuchteten belebend das Gewächs des Glückes, daß es ihr gedieh. Das ſtille Mitleid konnte ich nie ganz überwinden; es trat immer von Neuem klagend hervor, wie ein zitternder, geheimer Ton, der mein ganzes Innerſtes durchbebte und aus dieſem hervortönte. War ſie Dein guter Engel, der über Deine Verdammniß wehklagte? Was hielt mich ab, den Kreis unſchuldiger Freude, den ſie ſich ſchuf, wie jeden andern zu vernichten? —

Es giebt keine Rettung, thörichtes Weib, wir ſind beide dem Untergange geweiht; Du findeſt ſie vielleicht durch Ihn — ich keine.

Willſt Du Deinen Willen haben, mächtiger Geiſt? — Warum ich nicht den meinigen? — Willſt Du Deine Macht zeigen? — Ja, Du biſt's, aber ich trete Dir kühn entgegen. — Bricht mein Wille, dann bin ich nicht mehr, aber ich war. — Die Unterwerfung hätte mich früher vernichtet. — Riefſt Du mich wollend hervor, warum ſoll ich mich nicht wollend behaupten, ſelbſt gegen Dich? — Weicht von mir, Ihr blaſſen Geſpenſter, ich biete Euch, ich biete ihm Trotz.

Der nie Beſiegte hat den letzten Kampf beſtanden. Was ich ſchwächlich als ein Aeußeres betrachtete, das mich immer enger umflocht, war dennoch die eigene That, die immer mächtiger in ſich und aus ſich ſelber ſich geſtaltete. War ſie es nicht, die dieſen Moment und mit ihm das, was die Thoren den Untergang nennen, herbeiführt?

Ich wollte das Drama ſchließen, und laſſe den Helden ſterben. Warum erſchien ich hier? Warum ſuchte ich dieſen jungen Fürſten auf, die Blüte ſeiner

Jugend im Entfalten zu vernichten? Warum die gefährliche Nähe des Greiſes, der mich kennt, welcher das, was ich wollte, ſo oft zu verhindern wußte, den ich, wäre mir die Furcht nicht unbekannt, unter allen Lebenden allein hätte fürchten müſſen? Selbſt das Mißlingen aller Pläne in der letzten Zeit war nur das Mittel, daß ich in mir ſelbſt erſtarken ſollte. So ziehe ich mich ruhig in mich ſelbſt zurück, erſtarre in meiner letzten, entſchloſſenſten That. Keiner ſoll ſich rühmen, daß er ſie mit mir getheilt, ſie ſoll ganz mein ſein, berathen, ausgeführt in der ſtummen Einſamkeit. Wenn ſie zum Himmel ſchreit, wenn ſie Entſetzen und Abſcheu erregt, ſo lebe ich in ihr, wie ich wollte. Den Geiſt der Verwirrung ſende ich aus, indem ich ſcheinbar verſchwinde. —

Faſſe Dich, Dein Leben war höhnender Trotz, Dein Tod ſoll offenbaren, was Dein Leben verbarg. Und doch —

Ich muß morgen überlegen, was ich heute ſchrieb.“ —

Es muß nicht geſchehen ſein. Adrian ſcheint das Papier vergeſſen zu haben, als er zum letzten Male ſeine Wohnung verließ. Die Anweſenden wandten ſich mit Abſcheu von einem ſo furchtbaren Selbſtgeſtändniſſe ab. Louvet bebte, als wäre der böſe Geiſt, welcher ihn ſo viele Jahre hindurch verfolgt hatte, ihm noch ein Mal erſchienen.

Die genaue Unterſuchung, die in allen Richtungen angeſtellt war, beſonders die Aufſchlüſſe, die man aus den Papieren erhielt, die in der Felſenhöhle des Kellers im Schloſſe des Oheims entdeckt wurden, waren für Roller ſehr günſtig. Sie enthielten die Verhandlungen, die zwiſchen Roller und Adrian ſtattgefunden hatten. Sie bewieſen, daß der Letztere die treue Geſinnung des unglücklichen Beamten auf jede Weiſe zu ſchonen gewußt, und wenn Roller auch offenbar geglaubt hatte, daß eine laut geäußerte Unzufriedenheit ſeinen Plänen nützlich ſein könne, ſo zeigte es ſich doch auf die entſchiedenſte Weiſe, daß er von einer eigentlichen Verſchwörung keine Ahnung hatte. Ein Geſtändniß, wie man es ihm früher abfordern wollte, ſchien jetzt überflüſſig; und obgleich Roller ſeinen Zufluchtsort verlaſſen hatte und nach der Stadt gekommen war, um, nach einem langen Kampfe mit ſich ſelbſt, den Mann anzugeben, der ihn durch den Eid zu binden gewußt hatte, ſo fühlte er ſich doch erleichtert, als er erfuhr, wie dieſer verborgene Menſch ſich ſelbſt, ohne ſein Zuthun, verrathen hatte; aber ihn ergriff ein Entſetzen, als er nun entdeckte, wie ſelbſtſüchtige Verblendung ihn in ein Bündniß mit einem ſolchen Verbrecher hineingezogen. Seine Gefangenſchaft, zu welcher er ſich ſelbſt geſtellt hatte, dauerte nur wenige Tage. Luiſe verließ die freundliche Pächterwohnung und blieb mit ihren Kindern in ſeiner Nähe.

Der Fürſt, deſſen Diener er war, verzieh ihm völlig. Er erkannte die Verdienſte, die Roller um ſein Land hatte. Er wünſchte ihn zu ſehen, zu ſprechen. Roller fuhr mit ſeiner treuen Frau, von welcher er ſich nie entfernte, in deren Nähe allein er ſich beruhigt fand, nach der Stadt hin, wo er in hohem Anſehen gelebt hatte. Er ertrug die Demüthigung, hier erſcheinen zu müſſen, mit heldenmüthiger Hingebung. Er trat vor ſeinen beleidigten Herrn mit einer Reue, die dieſen ergriff. Ja, der Fürſt bot ihm wieder eine Stelle an. Roller erſchrak faſt über ein Vertrauen, welches er nicht mehr zu verdienen glauben konnte. Erſchüttert ſtand er dem gütigen Fürſten gegenüber und ſprach: Gnädigſter Herr, die Gnade, welche Sie mir erzeigen, erdrückt mich; das Vertrauen, welches Sie mir ſchenken; — ich bin gewiß, daß ich es nicht zum zweiten Male misbrauchen würde, aber ich bin eben ſo gewiß, daß ich es nicht verdiene. Die fürſtliche Verzeihung und Gnade beruhigt mich für mein ganzes übriges Leben; aber ich muß ſtill, einſam, in einem engen Kreiſe, der jede ehrgeizige Verlockung ausſchließt, leben und handeln. Der Palaſt, den ich aufbauen wollte, als Zeuge meiner Macht, ſtürzte in ſich zuſammen, ehe der Bau vollendet war. Ein Engel der Liebe und Treue baute eine Hütte auf ſeinen Ruinen, er bewohnt ſie mit mir, ich darf ſie nicht verlaſſen. Dort in der Gebirgseinſamkeit, wo der Strom der Reiſenden aus allen Weltgegenden nicht hineindringt, von ſchlichten Bauern umgeben, denen ich nützlich ſein kann, muß ich verborgen bleiben. Dort verſchwindet die Reue über ein verfehltes Daſein zwar nicht, aber ſie verliert den verwundenden Stachel und blüht in ſtiller Ergebung auf. Hier würde ſie immer tödtender heranwachſen, ja mich vernichten, je mehr Vertrauen und Anſehen mich zu heben ſtrebte. Ihre Verzeihung allein wünſche ich, und ſelbſt dieſe nehme ich als unverdiente Gnade an. — Der Fürſt ward tief gerührt. Es ſchmerzt mich, ſagte er, daß ich Sie entlaſſen muß, Ihre Verirrung war keine Treuloſigkeit. Faſt ſcheint es mir, als hätten wir Sie zu hart beſtraft, und ich verliere darüber einen meiner treueſten und geſchickteſten Diener.

Vergebens ſuchte man auf alle mögliche Weiſe Rollers Entſchluß zu erſchüttern. — Er erſchien wieder unter ſeinen Freunden. Louvet, Theodor, Edward ſchloſſen ſich enger an ihn an, und Theodor beſonders fühlte, daß er einen alten Groll gut zu machen hatte. Das Bild des hochmüthigen Menſchen, welcher ihm früher ſo widerwärtig, ſo verhaßt war, konnte er in dem ſtillen Roller nicht wieder erkennen, und dennoch erſchien ihm ſein Urtheil eben ſo zuverſichtlich, ja faſt entſchiedener, als früher. Aber ſeine Perſon trat nie hervor.

Luiſe war in dieſem Kreiſe ſehr glücklich. Sie ſchien im Geheimen gefürchtet zu haben, daß der Entſchluß ihres Mannes ſchwanken, daß er dem Anerbieten des Fürſten nicht widerſtehen würde. Mit inniger Freude erkannte ſie ihren Irrthum, und die treue Liebe ſteigerte ſich bis zur Verehrung. — Ich habe, ſagte ſie einſt, als ſie mit Edwards Mutter, mit der Oberförſterin, Amalie und Agnes zuſammen war, ſo viel Lob über das Wenige, das ich gethan, hören müſſen, als wenn es etwas Beſonderes wäre, und was that ich? Ich ſuchte Schande und Unglück von meinen Kindern abzuwehren, ich ſuchte mich ſelbſt zu retten, ich lebte ja nur in ihnen: und was iſt nun dieſes Alles gegen die großartige Entſagung eines ſolchen Mannes? Scheint er nicht zum Herrſchen geboren zu ſein? Was die

Beſten verwirrt, liegt klar vor ſeinen Augen. Wo jedes Urtheil ſchwankt, iſt das ſeine feſt, richtig und ſicher. Die Schmach iſt von ihm genommen, das Vertrauen eines Fürſten, den er liebt, kömmt ihm jetzt gewiſſer noch, als früher, ermunternd entgegen. Die Bahn iſt ihm eröffnet, er iſt des Sieges gewiß. — Nur ein Mann wird von einer Verſuchung ſolcher Art ergriffen, aber dennoch ahne ich, wie gefährlich ſie iſt, und wie ſelbſt der Beſſere da unterliegen kann, wo Roller nach langem Kampfe den Sieg errang.

Glückliche Luiſe, ſprach Edwards Mutter mit milder Wehmuth, Dir gelang es, die dunkeln Mächte, denen Dein Mann ſchon verfallen ſchien, zu bekämpfen, und ich vermochte nichts. Wie beſchämt ſtehe ich neben Dir, indem ich, die Ohnmächtige, Dich als Siegerin ſehe. — O mein Gott, rief Luiſe, ich Arme, was bin ich neben Dir! Wen hatte Dir Gott zugeſellt, — Ihn, den Furchtbaren. Und neben dieſer Hölle haſt Du einen Tempel Gottes gebaut, ihn rein und heilig erhalten.

Kinder, ſagte die ehrwürdige Oberförſterin, wohl hat Gott ſich gegen Euch gnädig gezeigt, Dir, indem er Dir den verirrten Mann wiederſchenkte, Dir, Liebe, indem er den verſtockten wegnahm. Aber weckt nicht den ſündlichen Hochmuth durch wechſelſeitige Lobpreiſungen. Wenn Ihr Alles gethan habt, was Ihr zu thun ſchuldig ſeid, ſeid Ihr dennoch unnütze Knechte. — Luiſe küßte ihr demüthig die Hand, Edwards Mutter aber ſah ſie mit milder Ruhe an. — Glaubſt Du wirklich, ſagte ſie, daß die freudige Anerkennung deſſen, was einem Andern mit göttlicher Hülfe gelang, uns ſelbſt gefährlich iſt? Wohl giebt es einen wechſelſeitigen Kitzel der Eitelkeit: aber wenn mir in einer ſo gefährlichen Nähe Manches zu retten vergönnt war, mußte ich nicht in jedem Augenblicke die eigene Ohnmacht fühlen? Und jetzt, da ich kraftlos und tief verwundet aus dem Kampfe hervortrete, den mir der Herr durchkämpfen half, ſollte ich mich dem armſeligen Hochmuthe hingeben? Doch Du haſt Recht, gute erfahrne Freundin, wir dürfen uns nicht wechſelſeitig täuſchen, ihm allein gebührt die Ehre!

Amalie fand ſich immer ſtärker von dieſen Frauen angezogen. Jetzt erſt ſchien ihr das heilige Geheimniß der Ehe klar zu werden. Die trefflichſte Frau, die ſie alle verehren mußten, war durch eine Verirrung der Liebe Jahre lang an den entſetzlichſten aller Menſchen geknüpft. Tief im Herzen verwundet, ſchien ihr die Wunde eine Zierde, größer als diejenige, die kühne Helden auf dem Schlachtfelde erhalten. Welch ein unermeßlicher Born der reinſten Liebe quoll Jahre lang aus dieſem blutenden Herzen. Amalie blickte in ihr eigenes bis jetzt zerriſſenes Inneres, und entdeckte hier eine mächtige Kraft, die deſto reicher und unwiderſtehlicher iſt, je tiefer ſie in der weiblichen Seele verhüllt liegt.

Mutter, ſagte ſie, tadle nicht, was hier geſprochen wird. Was ich hier höre, was Dir gefährlich ſcheint, iſt mir ein Segen geworden. Die Freundinnen verließen ihre Männer nicht, Edwards Mutter nicht einmal den entſetzlichen Verbrecher, und ich habe einen Mann, den ich leichtſinnig wählte, eben ſo leichtſinnig von mir geſtoßen. Ich, die ich mich hoch erhaben über ihn dünkte, bin ſchlechter, als er. — Und in der That, der Ernſt des Lebens war ihr nahe getreten. Die leidenſchaftliche Liebe zu Theodor, die ſie ſelbſt als ein Verbrechen betrachtete, war im Keime vernichtet. Das Verhältniß zwiſchen Theodor und Dorotheen konnte ihr nicht verborgen bleiben, aber ſie ſah es mit Ruhe, ja mit Freude ſich immer deutlicher entwickeln.

Jenes wuchernde Gewächs der Liebe, welches die jugendlichen Gemüther umſchlingt, immer enger mit den zarteſten Wurzeln in das Innerſte hineindringend, und alles Leben in ſich aufnimmt und beherrſcht, gedeiht im Müßiggange und im üppigen Genuſſe. Aeußere Schwierigkeiten, wenn ſie drohend einer ſolchen Leidenſchaft entgegentreten, erzeugen oft einen Zwang, der zum Widerſtande reizt; aber ernſte Ereigniſſe, die uns zur Selbſtprüfung auffordern, vermögen auch dieſe zu überwinden. Dann mag wohl eine Veränderung des Lebens, wie bei leiblichen vernarbten Wunden, ein leiſes Gefühl vergangener Schmerzen hervorrufen, aber die trübe Erinnerung iſt nur ein Stachel, den Genuß der geſunden Gegenwart zu erhöhen. — Amalie hatte ſchwere Kämpfe, die ſie zu verbergen wußte. Sie erſchien heiter, muthwillig, wie gewöhnlich; Theodor war, ihr gegenüber, weit verlegener, und allmälig konnte ſie ſich eines Lächelns kaum erwehren, eines ſtillen Triumphes über den Mann, der ſo wankelmüthig ſie verlaſſen hatte, und jetzt ſo beſchämt, ſo ſchüchtern und ungeſchickt da ſaß, und ſeine Verlegenheit vor ihr nicht zu verbergen wußte.

Die Zeit ihrer erwarteten Niederkunft näherte ſich nun. Selbſt Rembrand ſchien ihr erträglicher, wenn ſie ſich ihn als Vater dachte. Früher behandelte ſie ihn, auch der Geſellſchaft gegenüber, mit Geringſchätzung; die Welt ſollte wiſſen, daß ſie ihn überſah; er ſollte als die Schattenſeite ſie begleiten, ihrem Talente, ihrem Witze, ihrem Geiſte als Folie dienen. Jetzt, innerlich bewegt, mit ſich ſelbſt unzufrieden, ſich hart tadelnd, ſchien ſie, verglichen mit den Frauen, die ſie umgaben, mit Edwards Mutter, mit Luiſe, mit Agnes oder Dorothea, ja mit Adelen, ſich ſo gering, ſo unbedeutend, und je mehr ſie in ihren eigenen Augen ſank, deſto mehr hob ſich die Geſtalt des gering geſchätzten Mannes, zwar nicht als ein Gegenſtand der Verehrung, wohl aber der zarten Schonung. Sie fühlte ſich wie erleichtert, als dieſes fremde Gefühl ſie beſchlich; es trat immer deutlicher hervor, und die Freunde und Freundinnen ſahen dieſe Verwandlung der muthwilligen Frau mit vieler Freude. Rembrand nahm oft genug dieſe zarte Schonung in Anſpruch. Faſt immer fielen ſeine Aeußerungen ſchief, ſtörend in das Geſpräch hinein, und man mußte die geiſtreiche Kunſt bewundern, mit welcher Amalie es verſtand, die halb ausgeſprochene Albernheit im Fluge zu ergreifen und ihr eine heitere, ja oft bedeutſame Wendung zu geben. Theodor konnte ſie nicht ohne eine mit Rührung gepaarte Verehrung anblicken. Rembrand war der Einzige, der, fade und flach, nur mit ſich ſelbſt beſchäftigt, die völlige Verwandlung ſeiner Frau nicht wahrnahm; aber unbewußt äußerte ſie dennoch einen Einfluß auf ihn. Er bedachte ſich, wenn er ſprach, er ward unſicher in ſeinen Behauptungen, und eine Ahnung der eigenen Flachheit ſchien ihn, ohne daß er wußte wie, zu beſchleichen. Nach einigen Monaten trug Amalie einen ſchönen Knaben auf ihren Armen. Sie war unbeſchreiblich glücklich, ſie vermißte in ihrer Lage nichts, mit der heiterſten Ruhe begrüßte ſie Theodor und Do=

rothea als Verlobte. So war auch hier die Störung leidenſchaftlicher Einſeitigkeit verſchwunden, und wie im Lande herrſchte in dem Kreiſe, der ſich um Louvet verſammelt hatte, Heiterkeit und Freude.

Nur Einer ſetzte lange die Geſellſchaft in Unruhe.

Emmerich war, wie wir früher erzählten, mit Ferdinand angekommen. Louvet hatte den alten Freund zuletzt in Amerika in Kentucky geſehen, und aus ſeinem Leben wird der Leſer das innige Verhältniß, welches zwiſchen Beiden ſtattfand, kennen lernen. Nun hatte er als Erzieher ſeines Enkels ſich um ihn ein neues Verdienſt erworben. Keiner wußte dieſes höher zu ſchätzen, als Louvet ſelbſt. Als die ſich drängenden Ereigniſſe, die alle Gemüther erſchütternd trafen, allmälig in die Ruhe eines geordneten Daſeins zurücktraten, ſah man die alten Freunde oft ſich zurückziehen, um entſchwundene Begebenheiten wieder zu durchleben und die Entfremdung, die eine lange Entfernung und ein Leben in ganz verſchiedenen Verhältniſſen mehr oder weniger, ſelbſt unter den innigſten Freunden, hervorruft, nach und nach zu überwinden, und den alten fruchtbaren Boden wechſelſeitigen Einverſtändniſſes wieder zu gewinnen. Gleichwohl blieb immer noch die ſeltſame Art, wie Ferdinand hervortrat, ein Gegenſtand der gemeinſchaftlichen Sorge und Ueberlegung. Ferdinand glaubte Alle auf einem gefährlichen Wege zu ſehen, und obgleich die tiefſte, ernſteſte Religioſität in dem ganzen Kreiſe herrſchte, obgleich die Hausandacht unter den Menſchen, die mit Louvet zuſammenwohnten, wie im Dorfe ſtattfand, obgleich die furchtbar drohenden Ereigniſſe alle Gemüther von den drückenden Verhältniſſen ab, dem Höchſten zuwandten, ſchien es ihm doch, als träte das Chriſtenthum nicht ſtrenge, nicht ſchneidend genug hervor. Er ſelbſt ſprach in lauter Bibelſprüchen, und drängte ſich mit den Verſuchen, Jeden zu bekehren, ſtörend auf.

Einſt fand er Edwards Mutter in Tiecks herrliche Novelle: der Tod des Dichters, ganz vertieft. Sie ſprach mit Begeiſterung von dieſem Meiſterſtücke unſeres Dichters, von dieſer großartigen Verflechtung des Lebens eines bedeutungsvollen Mannes mit dem Schickſale ſeines Volks. — Camoens geht, ſprach ſie, in der furchtbaren Erniedrigung und Verkennung, die ihn trifft, wie der vertriebene Geiſt vormaliger nationaler Größe durch das Gedicht. In Armut und Schmach muß er ſich verbergen, damit die leere Zuverſicht nicht durch ſeine mahnende Gegenwart geſtört werde. Dieſe ſtürzt in ſich zuſammen, und der Geiſt erhebt ſich wehklagend, jetzt erſt erkannt und bejammert, indem er verſchwindet. Es klingt eine Geiſtermuſik durch dieſe herrliche Erzählung, eine wehmüthige Empfindung begleitet uns fortdauernd, tief, aber nicht weichlich. — So ſprach die Frau, welche Alles und ſich ſelbſt vergeſſen zu haben ſchien, indem ſie ſich einer fernen Zeit hingab und die letzten bedeutungsvollen Tage eines großen Mannes miterlebte. Sie legte das eben durchgeleſene Buch hin, als die Geſellſchaft hereintrat. Dieſe lebendige Theilnahme an einem herrlichen Gedichte war den Anweſenden rührend und zugleich erfreulich. Es gab ihnen ein Zeugniß von der geiſtigen Friſche, die ſich nach Jahre langem Kummer noch erhalten hatte. Ferdinand war der Einzige, der jetzt vor Allen ſich berufen fühlte, ſchonungslos und mahnend hervorzutreten. — Und wie kann man, ſagte er, ſich einer ſolchen leeren Ergötzung hingeben? Der Herr iſt ſelber drohend hervorgetreten. Kaum iſt das Entſetzlichſte verſchwunden, und ſchon kann die Frau, die Gott mit wundervoller Gnade aus dem finſterſten Abgrunde hervorzog, die in Sack und Aſche Buße thun ſollte, ihn vergeſſen und einen Genuß ſuchen in den eiteln, götzendieneriſch tändelnden Gedichten unſerer Tage. O Freunde, fuhr er fort, ich darf Euch nicht ſchonen. Eine geheime Stimme gebietet mir, es Euch zu ſagen, daß die Strafruthe Gottes auch über Euch ſchwebt. Er hat Euch aus dem tiefen Schlafe der Sünde aufwecken wollen, und wird Euch von ſich wegſtoßen, wenn Ihr aufhört, Euer Heil mit Furcht und Zittern zu ſuchen.

Man war ähnliche Aeußerungen von ihm gewohnt, aber ſo hart und entſchieden, wie hier, war er nie hervorgetreten. Amalie ſchien durch die prophetiſch drohende Stimme am meiſten erſchüttert. Keiner trat ihm abweiſend entgegen, nur Edward ſprach: Lieber Ferdinand, eine jede Mahnung der Art kann nützlich ſein, nur hätte ſie vielleicht am wenigſten meine Mutter treffen ſollen, deren wahre tiefe Frömmigkeit durch ihre ſtille Gegenwart allein lauter ſpricht, als die härteſte Mahnung. — Ferdinands Aeltern, die zugegen waren, ſeine Schweſter und Theodor, der durch ſeine Liebe mit der Familie verbunden war, wurden ſehr verlegen, und da man ſich geſtehen mußte, daß dieſe Scene etwas Verletzendes hatte, daß es wünſchenswerth wäre, wenn ſolche Störungen nicht oft die Ruhe der Geſelligkeit unterbrächen, ſo ward ſie Gegenſtand einer ernſthaften Berathung. Ferdinands Aeltern und Theodor wurden nur mit Mühe abgehalten, ihm, als er ſich ſo äußerte, ſtrenges Stillſchweigen zu gebieten; auch jetzt, da Ferdinand ſich entfernt hatte, behaupteten ſie, man dürfe ſchroffe und fanatiſche Einſeitigkeiten der Art nicht dulden, ſie gewönnen durch unzeitige Schonung eine größere Gewalt.

Emmerich theilte dieſe Meinung nicht. — Freilich, ſagte er, denken wir an unſer ruhiges Zuſammenleben und an die ſchreiende Diſſonanz, die widerwärtig, ohne einen geiſtigen Zuſammenhang, in unſere Mitte hineintönt und das friedliche Einverſtändniß ruhiger, doch auch im fernen Hintergrunde religiöſer Stimmung verſcheucht, dann muß ich unbedingt Ferdinands Aeltern und Schwager beiſtimmen. Aber wir haben, dünkt mich, einige Verpflichtungen gegen ihn und dürfen nicht ſo allein an uns denken. Er war ſchon auf einem viel beſſeren Wege, als er herkam. Es war mir gelungen, ſein Intereſſe für ernſthafte Beſchäftigung zu beleben, und da ein jedes zerſtörte Gemüth, abgewandt von der Verwirrung der Geſchichte, die es immer mehr oder weniger theilt, ſich am zweckmäßigſten mit der Natur beſchäftigt, ſo hatte ich ihn gefliſſentlich für naturwiſſenſchaftliche Studien gewonnen. Was ſich unter uns begeben hat, und wie wir ſelbſt in den Strom der Ereigniſſe verwickelt wurden, vermochte wohl ſelbſt ein ruhigeres Gemüth zu verwirren. Da nun zugleich die Reiſe und die unruhigen Tage ſeine Studien unterbrochen haben, ſo war es natürlich, daß er in ſeine

Krankheit zurückfiel, ja, daß dieſe geſteigert ward. Ich muß darauf dringen, daß man ihm nie mit einer bloß äußeren Oppoſition von einem ihm fremden Standpunkte aus entgegentrete. Ein jeder ſolcher Widerſtand wirft die Krankheit in ſich ſelbſt hinein und ſteigert ſie bis zur Leidenſchaft, ja bis zur Wuth. Er wird, was ihn entflammt, göttlichen Zorn nennen und, je einſeitiger er erſcheint, deſto gerechtfertigter für ſich ſelber ſein. Auch unſertwegen müſſen wir uns hüten, zu ſolchen verkehrten Mitteln zu greifen. Ein jeder Widerſtand gegen eine geiſtige Verirrung, gegen einen inneren Kampf, den ein Jeder doch mit ſich ſelber durchzukämpfen hat, muß den Standpunkt des Gegners nicht abweiſen, dieſer wird ſonſt auf Leben und Tod Euch entgegentreten, denn es gilt ſein innerſtes Daſein. Und Ihr vermögt die Kräfte, über welche er dann zu gebieten hat, nie zu ſchätzen. Ihr ſelbſt aber ſeid einſeitig, wie er, und wie duldſam wir uns auch erſcheinen mögen, unvermerkt bildet ſich der Fanatismus, gegen den wir kämpfen, in uns ſelber aus. Ja Unrecht, behaupte ich, haben wir gegen ihn; denn eine jede Verirrung iſt ein Abgeleitetes, durch einen falſchen Schluß Entſtandenes, und wir kämpfen gegen das Urſprüngliche, welches wir anerkennen, ja erforſchen ſollten. Die Irländer wären nie ſo ſtreng katholiſch, wenn man ſie nicht dazu gezwungen hätte, und die Orangiſten ſind fanatiſch, wie ihre Gegner. Ueberlaßt mir ihn; ich habe ihn liebgewonnen, nicht allein trotz ſeines Irrthums, ſondern eben, weil er ſich ſo verirren konnte. Ich werde mich hüten, den Grund zu vernichten, weil er ein ſchlecht konſtruirtes Gebäude trägt. Es liegt ein Grund unermeßlicher Liebe in dieſem verwirrten Gemüthe, ſie muß Nahrung finden, nicht verſcheucht werden. Ich bleibe hier, ich darf Euch verſprechen, daß er milder, ſchonender erſcheinen ſoll, ja ich gebe die Hoffnung nicht auf, ihn ganz wiederherzuſtellen. Er kennt meine Liebe — der Menſch verkennt ſie ſelten, iſt ſie rechter Art —, er hat Vertrauen zu mir gefaßt. Ich kann mich mit ihm Stunden lang in ſeinen Irrthum verſetzen, ich kann von dieſem aus mit ihm reden, und er weiß kaum, daß er, wenn wir das Geſpräch ſchließen, eine andere Anſicht hat, als früher. Und er hat Recht. Es iſt dieſelbe nur aus der ſchiefen Stellung gerückt. Ernſthafte Studien, deren ſtrenge Betreibung ihm als religiöſe Gewiſſenspflicht erſcheint, die heitere Umgebung, die Gewalt des Lebens, und eben die krampfhaft heftige Aeußerung eines jugendlichen Gemüths geben mir die beſte Hoffnung. —

Und Emmerich hatte Recht. Allmälig legte ſich die Heftigkeit der Aeußerungen Ferdinands, ſeine Sprache ſtimmte mehr mit der der Geſellſchaft überein. Der ſtille Einfluß, den ſie auf ihn hatte, blieb ihm ſelber unbemerkt. Die Duldung ward ihnen immer leichter, Anſichten, in welchen man ſich begegnete, immer häufiger, und man ließ ihm gern die Täuſchung, als wenn er die Geſellſchaft bekehrt hätte, mochte er doch, wenn auch nicht im Ganzen, ſo hier und da wohl Recht haben.

Die freundliche, ſtille Ordnung des Lebens war nach ſo ſtörenden und erſchütternden Ereigniſſen wieder eingetreten, Agnes und Adele waren glückliche Frauen, und die Männer erkannten ihr Glück. Amalie war eine heitere und zufriedene Mutter. Edwards Mutter genoß die ſtille Ruhe der Ergebung; ihre Stiefkinder waren mit ihren Familien abgereiſt, Roller und Luiſe nach ihrem einſamen Gebirgsthale zurückgekehrt. Der Oberförſter und ſeine Frau gehörten zu den Erſten, die ſich entfernten, und mit dieſen reiſte auch der ſtille Schuhmacher und Elſe. Man fand es nothwendig, die geſchwätzige Elſe, auf deren Stillſchweigen man ſich nicht verlaſſen konnte, zu entfernen, und ſie, die ſich durch die Zuneigung einer ſo allgemein verehrten Frau geehrt, durch ihre auf einen Jeden wohlthätig wirkende Nähe gereinigt fühlte, entſchloß ſich leicht, mit der geliebten Herrin nach dem Dorfe zu ziehen. Der Schuhmacher ſah, unterſtützt durch anſehnliche Geſchenke, einer ſorgenloſen Zukunft entgegen, und ſeine religiöſe Stimmung beförderte den Entſchluß. Mit ſeiner Frau war er völlig verſöhnt, und Beide reiſten früher ab, um für die häusliche Einrichtung zu ſorgen.

Edward und Agnes begleiteten die Mutter nach dem ſtillen Dorfe, und kamen heiter zurück. Der Herbſt war da, Ferdinands Aeltern blieben noch in der Stadt, um Dorotheens Hochzeit zu feiern. Emmerich bewachte Ferdinand mit liebender Sorgfalt, und die Neigung des jungen Fürſten, die man innige Freundſchaft nennen konnte, verband Edward mit dem Herrn des Landes, dem er treu diente.

Edward hatte ſich den ganzen Sommer hindurch nicht in die Gegend hinaus gewagt, in welcher er ſonſt ſo gern einſam umherſtrich. Er fürchtete das Aufſehen, welches ſeine Erſcheinung hervorrufen könnte, und da er den einſamen Naturgenuß nicht entbehren konnte, ſo fuhr er gewöhnlich nach einer entfernteren Gegend, wo er nicht bekannt war. Jetzt, da nun alle Verwickelung ſich gelöſt, alle Verhältniſſe ſich für eine ruhige Zukunft geebnet hatten, konnte er der Luſt nicht widerſtehen, ſich dem gewohnten, ihm ſo lieben, ſtillen Naturgenuſſe in der befreundeten Gegend wieder hinzugeben. Er ſtrich an einem ſchönen Herbſttage einſam umher, wie an jenem heiteren Maitage, der unſere Erzählung eröffnete. Was hatte er ſeit dieſer Zeit erlebt! Er ſchien es dem Himmel und der Erde, den Pflanzen und den Thieren, der ganzen ihm freundlichen, ja verwandten Gegend erzählen zu müſſen, wie man einem Freunde, von dem man lange getrennt war, erzählt, was man ſeit der Trennung erlebte. Er ſuchte die Menſchen von ſich fern zu halten, er fürchtete die zu rege Theilnahme. Doch trieb es ihn nach jenem Gaſthofe, in welchen man ihn als einen Todten hineingetragen hatte. Die Frau jauchzte, als ſie ihn ſah, die Kinder drängten ſich an ihn heran, die Kunde lief durch das ganze Dorf, aber die älteren Einwohner blieben mit ſcheuer Verehrung neugierig in der Ferne ſtehen. Ein ſchönes, keckes achtjähriges Mädchen, mit welchem er früher öfters zu tändeln pflegte, blickte ihn muthig und luſtig an, und ſagte: Iſt das wahr, daß Du drei Mal geſtorben biſt? Edward hob ſie auf, küßte ſie und ſagte: Ja, mein Kind, und nun muß ich doch einſt zum vierten Male ſterben. — O, das hat keine Noth, antwortete die Kleine, Du biſt geſund und jung, und ſiehſt viel luſtiger aus, als ſonſt. —

Als die Einwohner des Dorfes ihre Neugierde geſtillt hatten, zogen ſie ſich ſtill zurück, den geliebten und verehrten Mann nicht in ſeiner Einſamkeit zu ſtören. Er verſenkte ſich ganz in ſeine Unterſuchungen und genoß den ſtillen Tag in heiterer Ruhe. Als dieſer ſich zu neigen anfing, ſtand er wieder an dem Teiche, an welchem ihn Louvet einſt in ſeine Beobachtungen vertieft aufmerkſam betrachtete. Das Gewühl der kleinen Welt in den Gewäſſern und zwiſchen den friſchen Blättern zog ihn an, wie damals; die Abendglocken ertönten aus der Stadt, die Sonne ſenkte ſich wolkenlos hinter das Gebirge, ſein Herz war voll, ſein ganzes Daſein löſte ſich in ein heißes Dankgebet auf.

Louvet und Adrian.

Der Audienzſaal war leer. Der Graf erſchien von der einen Seite, während der Herzog von der entgegengeſetzten eintrat. Sie eilten ſich entgegen. — Sie können ruhig ſein, ſagte der Letztere, Ihr Glück iſt gemacht, wenn ſie es zu benutzen, zu erhalten wiſſen. Ich wünſche Ihnen Glück. Wenn Sie dieſe Zeilen geleſen haben, werden Sie nicht mehr zweifeln. — Er überreichte dem Grafen einen ſpät am vorigen Tage erhaltenen Brief von der mächtigen Geliebten des Königs. Sie ſchrieb: Sagen Sie Ihrem Freunde, daß ich ſeine Sache als die meinige betrachte. — Der Graf war entzückt. Unter vielen Bezeugungen des lebhaften Dankes, vielen Verſicherungen der grenzenloſeſten Ergebenheit entfernten ſich der Graf und der Herzog nach entgegengeſetzter Richtung, wie ſie gekommen waren, um ſich bei der Audienz des Königs wiederzufinden.

Ein paar Stunden ſpäter waren in demſelben Saale die Großen des Reichs und diejenigen verſammelt, welche heute die Gnade haben ſollten, dem Könige vorgeſtellt zu werden. Unter den Anweſenden fand eine lebhafte Bewegung ſtatt. — Haben Sie gehört, ſagte Einer, der Graf erhält die Stelle; es iſt keinem Zweifel unterworfen. Die Marquiſe hat ſich entſchieden für ihn erklärt. — Es iſt zum Erſtaunen, antwortete ein Anderer. Es iſt der grade Weg in das Miniſterium. Der Finanzminiſter iſt alt, ſchwankt. — Dieſe Nachricht ging, obgleich geflüſtert und wie ein Geheimniß behandelt, von Munde zu Munde. Der Graf trat, von Louvets Vater begleitet, herein. Alle drängten ſich an ihn; ein Jeder fand ſich beglückt, wenn er ſich mit ihm einließ, und obgleich er ſich überraſcht ſtellte, ſich als den Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerkſamkeit zu finden, konnte er doch ſeine Freude nicht verbergen. Die Miene der Protektion war, mit verbindlicher Herablaſſung verbunden, ſehr ſichtbar. — Ihr Vater iſt mein Freund, ſagte er zu dem Einen und drückte ihm freundlich die Hand. Der junge Menſch verließ ihn mit der freudigſten Hoffnung. Es iſt mir lieb, verſicherte er einem Zweiten, Sie hier zu finden, Sie konnten zu keiner glücklicheren Zeit erſcheinen. So, ohne irgend eine beſtimmte Aeußerung, in allgemeinen Ausdrücken redend, wußte er die glänzendſten Hoffnungen mit wenigen Worten zu erregen, indem er ſich ſchnell von Einem zum Andern bewegte. Am vertraulichſten benahm er ſich gegen Louvets Vater, welcher ſeinerſeits ihn mit einer Art ironiſcher Höflichkeit behandelte. Man wußte, daß dieſer der eigentliche Rival des Grafen geweſen war, und war überzeugt, daß er in dieſer angenommenen Miene den heftigſten Groll verbarg, aber allgemein ſchien man darüber einig, daß der König die beſte Wahl getroffen habe. Doch klangen die geheimen Urtheile über den Grafen anders. Einer flüſterte in der Entfernung ſeinem Freunde zu: Er wird ſich wenig um Andere bekümmern, er hat genug mit ſeiner eigenen Lage zu thun, und muß ſtark zugreifen, wenn er ſeine ſtrengen Gläubiger befriedigen will. Unterſtützt man ihn hinlänglich, ſo mag es ihm gelingen, aber mit unſern Finanzen wird es ſchlecht ausſehen. — Vielleicht, antwortete der Freund, wird dann Alles zuſammen fallen. An Rettung iſt ſo nicht mehr zu denken, und man ſollte dem danken, der die unvermeidliche Kriſe herbeiführt. — Ein verzweifeltes Lob, antwortete der Andere, wenn es auf einen angehenden Finanzminiſter angewandt wird. — Das Flüſtern hörte auf, denn die baldige Ankunft des Königs ward angeſagt. Man ſtellte ſich in Reihen, der Graf nahm eine Stellung etwas vor einer Reihe an, daß er dem Könige in die Augen fallen mußte. Mit einem ſeltſamen Lächeln trat Louvets Vater zurück und verbarg ſich unter der Menge. Die Flügelthüren öffneten ſich, der König trat ein und bezauberte, wie immer, durch die königliche Art, wie er ſich darſtellte, Jedermann. Er ſprach mit denen, welche ihm am nächſten ſtanden, die eine Reihe hinunter, die andere hinaufgehend, aber ein Jeder glaubte durch einen gnädigen Blick beglückt zu ſein. Nur war man erſtaunt über die Kälte, mit welcher er den Grafen behandelte.

Die Audienz war zu Ende. Der König wollte ſich entfernen, als er plötzlich ſtehen blieb. — Iſt der Marquis *** nicht hier? — Louvets Vater trat aus der Menge hervor. — Sie folgen mir in das Kabinet, ſagte der König, indem er ſich mit ſeiner Begleitung entfernte. Louvets Vater folgte. Nie hat eine königliche Audienz mehr Erſtaunen erregt. Das unruhige Murmeln nahm immer mehr überhand. Jedermann ließ den Grafen, welcher ſelbſt wie betäubt daſtand, ſtehen, und verließ den Saal in heftiger Aufregung. Noch denſelben Tag kannte die ganze Stadt des Grafen zertrümmerte Hoffnung, und erfuhr, daß Louvets Vater die bedeutende Finanzſtelle erhalten habe und das Vertrauen des Königs beſitze. Noch zu rechter Zeit, verſicherte man, habe der König die durchaus zerrüttete Lage des Grafen kennen gelernt. Der Kardinal habe ihn auf die gefährlichen Folgen einer ſolchen Anſtellung aufmerkſam gemacht, und dies Mal habe er die Fürſprache der Geliebten entſchieden abgelehnt.

Noch denſelben Abend war bei dem Grafen glänzende Geſellſchaft. Louvets Vater und ſeine Gemahlin waren zugegen. Der Graf war höchſt liebenswürdig. Das Feſt war angeſtellt, um ſeines Freundes und, wie der Wirth behauptete, des Landes Glück zu feiern. So vortrefflich wußte der Graf ſich zu verſtellen, ſo unbefangen waren ſeine Aeußerungen, ſo heiter ſeine Laune, daß wenigſtens diejenigen irre geführt wurden, die nicht am Hofe hinlängliche Erfahrung geſammelt hatten.

Den Tag darauf ſtand das Hotel des Grafen leer, und er war verſchwunden.

An demſelben Tage, der die Hoffnung des Grafen vernichtete, ſah man in einer entlegenen Gegend der Stadt eine Verſammlung ganz anderer Art. Es waren Bediente, die ihre Stellen verloren hatten und ſich nach neuen umſahen; Geſindel vom Lande, nach der Hauptſtadt gekommen, um da ſein Glück zu verſuchen. — Ob ich Kammerdiener, Sekretair oder Stiefelputzer werde, mir iſt das völlig gleich, ſagte der Eine. Wenn ich nur mit dem Grafen oder mit einem ſeiner Freunde in Berührung komme, ſo iſt mein Glück gemacht. — Die Verſammelten ſaßen in einer ſchmutzigen Garküche um einen eben ſo ſchmutzigen Tiſch und verzehrten ein Mahl, das im höchſten Grade mäßig genannt werden mußte. Die Wirthin und die Aufwärter ſchienen wenig Umſtände mit ihren Gäſten zu machen, und keinem ward eine Schüſſel gereicht, wenn er ſie nicht zum voraus bezahlte; doch ſie ſelbſt ſchienen die Behandlung natürlich zu finden und waren voll der glänzendſten Hoffnungen. Chaumont, der Kammerdiener des Grafen, trat herein; Alle ſtanden auf, dem allvermögenden Gönner ihre Ehrerbietung zu bezeigen. — Ich komme, Euch zu tröſten, ſagte er, indem er lächelnd die Verſammelten betrachtete. In dieſem Augenblicke muß die Sache ſchon entſchieden ſein. Zwölf Herren, die mit dem meinigen zugleich ſteigen werden, ſind mir bekannt, ihre Lage fordert einen größeren Aufwand, ſie richten ſich nach meinem Herrn, dieſer nach mir, und Euer Glück iſt gemacht. — Eine Flaſche Champagner! Mein letzter Heller ſoll verzehrt werden, rief Einer. — Der Menſch hatte eine völlig abgetragene Kleidung mit vielem Geſchick erträglich zu machen gewußt, und der einzige, einigermaßen reinliche Fleck ſeines Hemdes ließ ſich vorne ſehen. Die Uebrigen waren ihm mehr oder weniger ähnlich. Alle waren darin einig, daß man die Garküche nicht verlaſſen dürfe, bis alles Geld verzehrt wäre.

Während ſie jubelnd daſaßen, fuhr ein Fiaker mit großer Eile vor; ein Menſch ſprang heraus, ſtürzte mit großer Schnelligkeit herein und rief: Chaumont, eilen

Sie, der Graf will ſie ſprechen, er erwartet Sie mit großer Ungeduld. — Chaumont entfernte ſich ſchnell, aber die Geſellſchaft jubelte fort. Der Wein zeigte ſchon ſeine Wirkung. — Jetzt iſt es nun geſchehen, rief Einer, aus ganz Frankreich ſtrömt ihm das Geld zu, der Strom tritt über, und wir ſind hingeſtellt, um die Ufer rein zu halten. Ein Hunderttauſendſtel von dem, was der brave Graf vergeuden wird, kann uns reich machen. — Biſt Du toll, rief ein Anderer, der etwas beſonnener war, ſchrei nicht ſo! — Aber es war nicht möglich, den Strom länger aufzuhalten. Man ſpöttelte über den Grafen, über das Land, und dieſen niedrigen Menſchen ſchien es, als lägen alle Reichthümer des Staates vor ihnen da, als würden ſie freundlich zur Plünderung eingeladen. Der Tag fing ſchon an ſich zu neigen, als ein Mann in der Verfaſſung der Uebrigen, mager und halb verhungert, mühſam durch verbrauchten Putz aufgeſtutzt, höchſt betrübt hereintrat. — Ihr ſitzt hier und jubelt, ſagte er, während alle unſere Hoffnung plötzlich verloren iſt. Nicht der Graf, ſein Feind, der Marquis, hat die Stelle erhalten; und wir, die wir uns an den Grafen hielten, können nun bequem verhungern. — Die Verſammelten ſtutzten, hielten aber Alles für ein unſchicklichen Scherz. Die Hoffnung ſchien ihnen zu wohl begründet, und ſie waren zu aufgeregt, um die Verzweiflung wahrzunehmen, die ſich in den Zügen des Eingetretenen zeigte. Als ſie ſich nun aber von der ganzen Lage der Sachen überzeugt hatten, änderte ſich die ganze Scene, und ſo leidenſchaftlich, wie früher der Hoffnung, überließen ſie ſich jetzt der Verzweiflung. Einige wollten ſich ertränken, Andere ſich todtſchießen. — Ei was, ſchrie ein roher Burſche, wer wird ſich ſo ſchnell der Verzweiflung hingeben! Wir ſind auf die Schätze des Landes angewieſen, und können ſie ja wohl finden und uns bezahlt machen, ohne Stiefel zu putzen und Herren zu friſiren. Wer folgt mir in die Wälder? — Einige fanden in der Aufregung dieſen Vorſchlag vortrefflich und wollten ſich dem kühnen Burſchen anſchließen, Anderen fehlte zwar nicht die Luſt, aber der Muth. So ſaßen ſie noch da, und zeigten kaum die Neigung, den noch übrigen Wein zu trinken, als Chaumont hereintrat. — Hört Freunde, ſagte er, das Unerhörte iſt geſchehen. Der hinterliſtige Marquis hat ſein Ziel ſo zu verſtecken gewußt, daß Keiner es ahnete. Mein Herr iſt geſtürzt; Euch aber iſt ſein Unglück vortheilhaft. Hat dieſer heimtückiſche Schleicher nicht Euch alle eben ſowohl in's Verderben geſtürzt, wie meinen Herrn? Würde nicht der kaltblütigſte Menſch zur Rache entflammt werden und Alles daran ſetzen, ſich Genugthuung zu verſchaffen? Was meint Ihr? — Ja, Herr Chaumont, ſagte der rohe Burſche, rächen möchten wir uns wohl, aber wie? — und um Rache auszuüben, muß man vor Allem leben, und wir verhungern. — Chaumont kannte ſeine Leute. — Nun, ſagte er, wenn Ihr den doppelten Vortheil habt, wenn Ihr Eure Rache und Euern Hunger zugleich ſtillen könnt, dann werdet Ihr doch zufrieden ſein. — Alle jubelten, als er einen Beutel hervorholte und freigebig Goldſtücke vertheilte.

Dieſes Verhältniß, wodurch ſie die Vertrauten eines beleidigten Großen wurden, ſchien ihnen viel günſtiger, als das Dienen, war ihrer Geſinnung angemeſſen. Und es bildete ſich eine Verbrüderung, die, von dem Grafen und ſeinen Vertrauten geleitet, durch mancherlei Künſte, durch eine Maſſe von Intriguen, die ſelbſt von dem roheſten Pöbel ausgehen kann, dazu dienen ſollte, Louvets Vater in allerlei widerwärtige, ja ſchmutzige Verhältniſſe hineinzuziehen, die, durch Verläumdung unterſtützt, auch wirklich anfingen, ihm gefährlich zu werden. Aber, obgleich der Graf völlig zurückgezogen auf ſeinem Gute zu leben und an nichts Theil zu nehmen ſchien, gelang es doch dem Marquis, Chaumonts Aufenthalt in der Hauptſtadt und den Mittelpunkt der gegen ihn angelegten Verſchwörung zu entdecken. Chaumont und die ganze Rotte mit ihm ward verhaftet, und der Graf auf eine ſolche Weiſe kompromittirt, daß er nirgends erſcheinen konnte, ja ſeiner Sicherheit wegen es nöthig fand, das Land zu verlaſſen. Seine Gemahlin war die Tochter eines ſpaniſchen Granden, und er wußte durch ihre Familie ſich in dieſem Lande eine Stellung zu verſchaffen, die ſeiner Geburt angemeſſen war. Louvets Vater und ſeine Freunde riethen ſelbſt, einen Schleier über dieſe Verhältniſſe zu werfen. Die gegen Chaumont und ſeine Verbündeten eingeleitete Unterſuchung ward niedergeſchlagen und Alle wurden entlaſſen. Aber der alte Haß zwiſchen beiden Famlien nahm jetzt eine höchſt bedenkliche Wendung.

Louvets Vater war, mit den Uebrigen verglichen, ein Mann von redlicher Geſinnung, wohlwollend und von ſtrenger Rechtlichkeit, doch konnte er der Anſteckung ſeiner Zeit nicht entgehen. Die Ausſichten, die ſich für ihn früh eröffneten, bildeten ſeinen Ehrgeiz, die Reichthümer, die er beſaß, ſeine Genußſucht aus, und die Lebensweiſe des Hofes in der Hauptſtadt nährte ſeine Sinnlichkeit. Er mußte aber bald entdecken, daß er die Stelle, die er bekleidete, nicht behalten, daß er noch weniger die höchſte, die vor ihm lag, erlangen könnte, wenn er nicht einer Geſinnung entſagte, welche ihm noch heilig war. Seine Frau war mit ſeiner politiſchen Stellung wenig zufrieden, die geſellige Rolle, die ſie ſpielen mußte, ward ihr täglich beſchwerlicher. Sie lebte ganz für ihren einzigen Sohn, der uns in ſeinen ſpäten Jahren unter dem Namen Louvet lieb geworden iſt. Die geſellige Spannung, der Widerwille gegen die drückenden Verhältniſſe, welcher immer mehr zunahm, zehrte an ihrem Leben. Sie ſtarb und Louvets Vater war ſehr unglücklich; er liebte ſie herzlich, er verehrte ſie noch mehr. Sie war eine Seltenheit der damaligen Zeit, als alle Frauen, wenn nicht durch Schönheit, ſo doch durch Geiſt glänzen wollten; ſie war ſchön, ohne zu kokettiren, und geiſtreich, ohne es zur Schau zu tragen. In der Stadt und am Hofe galt ſie für unbedeutend, aber Louvets Vater wußte, welch einen Schatz er beſaß, und das Urtheil der Menge zu würdigen. So tief ſeine Trauer war, ſo ſehr er ſie vermißte, ſo zeigte ſich dennoch bald, daß ſein guter Geiſt von ihm gewichen war. Er redete ſich ein, daß er ſeines Sohnes wegen wieder heirathen müſſe, und die Tochter eines angeſehenen Hauſes wußte ihn auf eine ſolche Weiſe zu gewinnen, daß er ſich entſchloß, ſeinem Sohne eine Stiefmutter zu geben. Unglücklicherweiſe ward die zweite Frau bald Mutter. Der Haß gegen den Stiefſohn, mit dem ſie zwar, ſo lange ſie ſelbſt kein Kind hatte, vor der Welt tändelte, wuchs nun bis zu einer furchtbaren Höhe, und der unglückliche Marquis, durch die Stelle, um welche er ſo ſehr beneidet ward, ſo wie durch ſeine häusliche Lage gleich ſehr gequält, mußte nun die furchtbare Entdeckung machen, daß die Frau ihn aus Rache geheirathet hatte. Sie war ſchon vor der Heirath und auch nach dieſer die geheime Geliebte von des Grafen Bruder. Kalt, intriguant, wollte dieſer den Feind der Familie durch die Verbindung mit ihr entehren und den Sohn, wie er hoffte, bei Seite ſchaffen. Dieſe grauenhafte Intrigue, die ſich nur aus der irreligiöſen und unſittlichen Geſinnung der damaligen Zeit erklären ließ, ward von dem unglücklichen Marquis entdeckt. Er legte ſeine Stelle nieder, und man war ſehr zufrieden, einen ſo gewiſſenhaften und beſchwerlichen Mann los zu werden. Er zog ſich mit ſeinem älteſten Sohne auf ſeine Güter zurück, die Frau mit ihrem Kinde, deſſen unrechtmäßige Herkunft kaum zweifelhaft war, blieb in der Hauptſtadt, erſchien am Hofe, gab glänzende Geſellſchaften, verſammelte Dichter und die damals ſogenannten Philoſophen um ſich, und verbarg kaum, in welchen Verhältniſſen ſie zu dem Bruder des Grafen ſtand. Wir wiſſen, wie Louvets Vater ſeinen Sohn in ſeiner Nähe nicht ſicher glaubte, wie er ihn dem damals noch jungen Prediger in dem uns wohlbekannten Dorfe zur Erziehung übergab und dort gegen die Verfolgungen der Stiefmutter verbarg.

Indeſſen lebte in der fremden Hauptſtadt der Graf lange in einer unfruchtbaren Ehe; erſt ſpäter, als alle Hoffnung verſchwunden ſchien, gebar ihm in einem ungewöhnlich hohen Alter ſeine Gemahlin einen Sohn. Es war Adrian. Seine Mutter, auf ihre Herkunft ſtolz, hatte ſich jung dem Wunſche ihrer Aeltern gefügt, als ſie ſich mit dem Grafen verband. Sie entſchloß ſich dazu, weil es eben die Zeit der glänzenden Hoffnung des Grafen war, und als dieſe verſchwand, glaubte ſie ſich durch ihre Verbindung erniedrigt. Sie verband alle Glut ihres ſüdlichen Vaterlandes mit der Barbarei der Ueberkultur, die in der fremden Hauptſtadt herrſchte. Sie vorzüglich hatte die Verbindung Louvets mit der Geliebten ihres Schwagers betrieben, und als ſie in ihrem höheren Alter endlich Mutter ward, war ſie entſchloſſen, dieſen Sohn der Rache zu weihen. Noch vor dieſer Zeit war Louvet zu ſeinem Vater zurückgekehrt. Der Stiefbruder verlor ſeine verbrecheriſche Mutter, die aus Gram über die Untreue ihres Geliebten ſtarb. Die grenzenloſe geſellige Zerſtreuung hatte ſchon früher den Keim des Todes geſäet.

Louvets Vater hielt es für nothwendig, ſeinen Sohn, welcher ſich dem Jünglingsalter ſchon näherte, und bis dahin in einer ſo großen Einſamkeit gelebt hatte, mit der Welt bekannt zu machen, in welcher er doch für die Zukunft leben und handeln ſollte. So lebte nun Louvet in der großen Hauptſtadt zu einer Zeit, in welcher die ungeheure Begebenheit, welche ein neues Zeitalter ſchaffen ſollte, in allen Richtungen vorbereitet ward.

Louvets Familie hatte zu den Hugenotten gehört, aber durch eine Nachgiebigkeit, die aus der Gleichgültigkeit gegen alle Religion entſprang, hatte ſie ihr Anſehen am Hofe zu erhalten gewußt. Dennoch herrſchte in der Familie eine Neigung zum Proteſtantismus. Sie hatte eben deswegen in der neu erworbenen deutſchen Provinz, ſelbſt in den benachbarten deutſchen Staaten bedeutende Güter angekauft, und ſo konnte Louvets Vater ſich entſchließen, ſeinen Sohn einem proteſtantiſchen Geiſtlichen anzuvertrauen, ohne ſelbſt auf die von dem Bekenntniſſe ſeiner Väter abweichende, ihm faſt unbekannte, wenigſtens völlig gleichgültige Form zu achten. Als nun der junge Marquis in der Hauptſtadt erſchien, war ihm zwar ſeine religiöſe Ueberzeugung heilig, er konnte eben ſo wenig die gottesdienſtliche Feierlichkeit entbehren, aber er ſchloß ſich an eine kleine, ſtille Gemeinde ſeines Glaubens an. Er ſelbſt lebte, einſam in ſeine Studien vertieft, ſo ruhig in der lebhafteſten Verbindung mit der Familie ſeines Lehrers, daß es nur von der nächſten Umgebung ſeines Vaters bemerkt und auch beſpöttelt ward. So vergingen Jahre, der Knabe ward ein Jüngling, und der ſchneidende Widerſpruch zwiſchen dem, was ihn mit ganzer Seele erfüllte, und der unruhigen, verwirrten Umgebung trat immer ſchärfer, immer ſchneidender hervor. Daß dieſer Widerſpruch ſich löſen, dieſe ſich bekämpfenden Gegenſätze ſich verſöhnen ließen, ſchien ihm unmöglich; und dennoch war es, als drängte ſich ihm eine ſolche Löſung auf. Zwar war ſeine Aufgabe den Geiſtern der Hauptſtadt völlig fremd geworden; nur Fenelon und die beſten Janſeniſten, Arnauld vor Allen und Pascal, ließen ihn die verſchwundenen Spuren einer inneren Religioſität entdecken. In dem Letzteren erkannte er ſeinen eigenen, nicht gelöſten Widerſpruch. Lebhaft aber, wie er war, durch ſeine Lage zu einem bedeutenden Wirkungskreiſe berufen, konnte und wollte der heranwachſende Jüngling ſich nicht von dem Leben zurückziehen, das ihn umgab. Die Einſeitigkeit ſeiner religiöſen Geſinnung verlor ſich, aber die Tiefe blieb. Wie der Miſſionar mit feſtem Glauben in herabgeſunkenen

Racen und verwilderten Völkern den verhüllten Boden ſucht, in welchem das Höchſte gedeihen kann, ſo wollte auch er unter den feindſeligen Elementen den verwiſchten Spuren eines tieferen Glaubens nachforſchen, und mochte die Hoffnung, ſie zu finden, nicht aufgeben. So trat er, wenn auch ihr innerlich entfremdet, in der Geſellſchaft auf, und Manches, wonach die Beſſeren ſich ſehnten, wünſchte auch er zu erleben, ja herbeizuführen. Daß er ſein Inneres enthüllte, war zwar unmöglich; wo er auch nur von Ferne darauf hindeutete, begriff man ihn nicht.

Wir finden ihn, als die Revolution losbrach, eben verheirathet. Seine Frau war religiös erzogen, aber die Aeußerlichkeit ihrer Kloſterbildung und die ganze Richtung des geſelligen Lebens hatten den Keim der innerlichen Geſinnung, wenn auch nicht erſtickt, doch gehemmt; nur durch natürliche Anmuth und Liebenswürdigkeit ward das Beſſere noch in ihr geſchützt. Aber mehr äußerlich, durch angenommene moraliſche Maximen, durch angelernte Gedanken, als von innen herauswachſend, erſchien Alles, was auf ihre Geſinnung ſich beziehend laut ward. Wo Louvet liebte, mußte ihm dieſer Widerſpruch vorzugsweiſe hart entgegentreten. Was lebendig aus ſeinem Innerſten herausklang und die Wurzel ſeines Daſeins zu ſein ſchien, das tönte ihm hier als hohle Phraſe wieder. Aber er glaubte ſich mit Zuverſicht an die beſſere, wenn auch zurückgedrängte Geſinnung halten zu können. Wenn dieſer gedeiht, lebendig wird, ſagte er ſich, dann werden die irren Geiſter verſchwinden.

Es iſt nicht unſere Abſicht, Louvets Leben durch die Gräuel der Revolution zu verfolgen. Ihm war das verworfene Leben der Großen wohl bekannt, ja er erwartete das Gericht, welches über ſie kommen müßte. Er hoffte, wie ſo Viele, Manches von der Revolution; aber ſchon der gewaltſame Anfang ſcheuchte ihn zurück, und ſeine tiefe Religioſität ließ ihn früher, als alle Anderen, erwachen. Sein Vater war in dem erſten Jahre der Revolution geſtorben, und er war jetzo der Repräſentant eines mächtigen Hauſes in einer bedenklichen Zeit. Er ſchloß ſich entſchieden an ſeinen königlichen Herrn, und nur dieſer ſelbſt konnte ihn bewegen, in die erſte National-Verſammlung einzutreten. Aber die erſte Gewaltthat gegen die königliche Familie, welche er nicht abzuwehren vermochte, ſcheuchte ihn zurück. Seine Frau hatte ihm eine Tochter geboren, und er glaubte es dieſer ſchuldig zu ſein, für ſeine Beſitzungen Sorge zu tragen. Er war entſchloſſen, das Land zu verlaſſen; die Frau, deren nächſte Verwandten an der Revolution fanatiſch theilgenommen hatten, ſollte mit der Tochter zurück bleiben, ſie ſollte, wenn er entflohen wäre, eine Trennung der Ehe dem Scheine nach fordern. Er glaubte dieſen Schritt wagen zu können, weil die religiöſe Bedeutung der Ehe aus dem Staate ſchon verſchwunden war, und eben daher die Form, durch welche die Verbindung aufgehoben ward, wie er glaubte, über dieſe keine Gewalt hätte. Er war überzeugt, daß ſeine Frau ſeine Geſinnung theilte. Dieſe aber konnte auf eine ſolche Weiſe unter dem Schutze der Republik die Güter, wenn auch nicht alle, für die Tochter erhalten. Daß Louvet dieſen Schritt wagte, war freilich ein trauriger Beweis von dem Einfluſſe, den der Umſturz aller Verhältniſſe ſelbſt auf die Beſten ausübte. An der treuen Liebe ſeiner Frau zweifelte er durchaus nicht. — Jetzt, ſagte er, als er ſich von dieſer zu trennen beſchloß, iſt unſere Ehe als eine irdiſche Erſcheinung verſchwunden, aber ſie ward nicht auf dieſem Boden geknüpft, und kann nicht aufgelöſt werden, weil er verſchwindet. Ich fliehe, aber hier bleibt meine Heimat. Du bleibſt hier, aber ich weiß es, Du begleiteſt mich allenthalben.

Es gelang ihm nicht, zu entkommen. Er ward ergriffen, feſtgeſetzt, und erwartete in einem ſcheußlichen Gefängniſſe mit Tauſenden das Schickſal ſeines königlichen Herrn. Während der Zeit ſchloß ſich die Frau mit großer Treue ihm an, ſie theilte ſein Gefängniß, bis ſie mit Gewalt von ihm getrennt ward. Die Gegenrevolution befreite ihn, und er ging nach Nordamerika, weil er ſich nicht entſchließen konnte, die Waffen gegen ſein Vaterland zu führen. Hier verband er ſich mit einem Handelshauſe. Die Briefe ſeiner Frau, die Nachrichten von ſeiner Tochter hielten ihn aufrecht, und die in den erſten Jahren reichlich fließenden Rimeſſen erlaubten ihm, an bedeutenden Unternehmungen auf eine vortheilhafte Weiſe Theil zu nehmen. Seine Hoffnungen auf eine Beendigung der Revolution wurden immer ſchwächer. Er rieth der Frau zur Flucht; aber die Furcht, ſie nicht allein durch die Flucht ſelbſt, ſondern ſchon durch den bloßen Rath in Gefahr zu bringen, bewog ihn, ſich nur dunkel auszudrücken, und er wunderte ſich nicht, als ſie ihn nicht zu verſtehen ſchien. Ein mächtiger Herrſcher hatte indeß die Revolution bezwungen, die innere Ruhe im Lande war geſichert, mehrere geflohene Familien erhielten die Erlaubniß zurückzukehren. Und eben jetzt blieben ſeine Briefe unbeantwortet. Er gerieth in die höchſte Unruhe. Es gelang ihm durch Freunde die Erlaubniß zur Rückkehr in ſein Vaterland auszuwirken; aber von der Frau erhielt er keine Nachricht, die Freunde ſchwiegen; er ahnete das Schrecklichſte und eilte nach der Hauptſtadt.

Es war ein ſchöner Herbſttag, als er hier ankam. Wie ganz anders fand er dieſe Weltſtadt, als in dem Augenblick, da er ſie verließ. Damals Unordnung und Geſchrei allenthalben, die Häuſer verſchloſſen, Angſt und Mißtrauen auf allen Geſichtern, jede heitere Geſelligkeit verſchwunden. Der Morgen, der ihn fliehen ſah, war ein angſtvoller und peinlicher. Alle fragten ſich, ob die Verfolgungen, ob Gefangenſchaft und Hinrichtung nicht fortdauern würden, wenn ſie gleich eine andere Richtung nähmen. Er ſelbſt ſah fliehend Menſchen, welche in die Gefängniſſe geſchleppt wurden. Das Geſchrei der ſiegenden Partei klang eben ſo roh, eben ſo barbariſch, wie das frühere der unterliegenden. — Jetzt herrſchte eine feierliche Ruhe. Die reiche, prachtvolle Garde ſetzte ſich in Bewegung, um andere Länder zu unterwerfen, um ſich durch neue Siege zu verherrlichen. Es war, als wäre Racines und Corneilles tragiſcher Kothurn vom Theater herunter geſtiegen, als hätten ſie mit ihrem dramatiſchen Pomp und mit ihrer klaſſiſchen Regelmäßigkeit das ganze Leben in Anſpruch genommen. Louvet ward der Athem ſchwer, als er durch die Straßen fuhr, wo prächtige Equipagen ihn das veränderte Leben einer neuen, vornehmen Geſelligkeit ahnen ließen. Aber er war zu ſehr mit ſeinem eigenen Schickſale beſchäftigt, als daß er ſich dieſen Eindrücken überlaſſen konnte. Der Palaſt ſeiner Familie lag in einer Straße, die ſeinen Namen trug; er wagte nicht vorzufahren, und der treue, alte Bediente, der ſich von Jugend auf an ihn angeſchloſſen, der ſeine Flucht getheilt hatte, blickte ihn erſchrocken an, als er ſich nach einem Hotel in der Nähe ſeiner eigenen Wohnung erkundigte und dort abſtieg. Das Herz klopfte ihm heftig. — Iſt ſie todt, ſagte er, wo iſt die Tochter? Iſt auch ſie verloren oder — warum ſchweigen alle Freunde? — Tauſend Mal hatte er ſich dieſe Frage vorgelegt und ſie nicht zu beantworten gewagt. — Es iſt etwas Grauenhaftes in dieſem Gefühle, wenn die Gewißheit eines großen Unglücks vor uns liegt, deſſen Natur, deſſen Umfang wir nicht kennen. Es iſt dann, als wenn das Unglück ſelbſt, nicht wie es in dieſer oder jener Form ſich geſtaltet, vielmehr, wie es in allem Daſein wühlt, in ſeiner ganzen nächtlichen Gewalt uns entgegenträte; als wenn die geheime Wehklage, die durch alles Daſein tönt und ſelbſt in der heiterſten Freude nur zurückgedrängt wird, aus dem innerſten Jammer des Lebens hervorträte; als eröffneten ſich die Gräber, Alles, was athmet, zu verſchlingen.

Louvet eilte aus dem Hotel hinaus, und ging in jener ſtumpfen Betäubung, die ſelbſt den Stärkſten befällt, wo ein unbekanntes Uebel nur eine dumpfe Erwartung in Anſpruch nimmt, ohne uns zur Thätigkeit aufzufordern, auf das wohlbekannte Gebäude zu. Als er die Stufen hinanſtieg, trat ihm ein Portier entgegen. Er war beſtäubt, wie er von dem Wagen ſtieg, angekommen. Der Portier beſah ſich ihn von oben bis unten, und fragte halb verächtlich, halb mitleidig, was er wolle? — Wer wohnt hier? erwiederte fragend Louvet. — Das kann Ihnen, denke ich, vollkommen gleichgültig ſein. — Nicht ſo ganz, mein Freund, ſagte Louvet und gab dem Menſchen ein Goldſtück. Ich ſelbſt nämlich muß mich bis jetzt als den rechtmäßigen Beſitzer dieſes Gebäudes betrachten — er nannte ſeinen Namen.

War es das Geld, was der Portier erhalten hatte, welches ſeine Theilnahme erweckte? Sein Erſtaunen war bald verſchwunden; denn der ſchnelle und wunderliche Wechſel der Schickſale war dieſem Menſchen etwas Gewöhnliches geworden, aber mitleidig ſah er Louvet an. — Armer Marquis, ſagte er, Sie ſind zu einer unglücklichen Stunde gekommen. Ihre Ehe war ja ſchon viele Jahre geſetzmäßig aufgehoben, und jetzt hat ihre vormalige Frau einen reichen Banquier geheirathet, welcher das Haus bewohnt und mit ihrem Beſitze trefflich zu wuchern gewußt hat. Er gilt für einen

Millionair, und der Salon ſeiner Gemahlin gehört zu den glänzendſten der Stadt. —

Das alſo war es, murmelte Louvet und blieb ſtarr vor ſich hinblickend ſtehen. Indeſſen waren mehrere Lakeien dazu gekommen, eine glänzende Equipage fuhr vor, ein eleganter Herr ſtieg aus und ließ ſich bei der Dame des Hauſes anmelden. — Louvet rührte ſich nicht. — Die Bedienten hatten erfahren, welch ein ſeltſamer Fremder auf dem Flure ſtände. Sie blickten ihn ſeitwärts ſcheu an. Einer ſchlüpfte zu dem eben angekommenen Herrn hin und flüſterte ihm etwas in's Ohr. Der junge Herr fuhr zuſammen, trat auf einige Schritte Louvet näher und betrachtete ihn mit frecher Neugierde. — Weiß es die Frau? fragte er darauf den Bedienten leiſe. — Wir ſelbſt haben es ſo eben erſt erfahren, antwortete dieſer. — Gut, ich muß ihr dieſe Nachricht bringen: welch eine Neuigkeit! rief der Herr und ſtürzte die Treppe hinauf. —

Noch hatte Louvet ſich nicht gerührt. Man hörte oben eine lärmende Bewegung, Thüren wurden eröffnet und ſchnell zugeworfen. Die Verwirrung nahm zu, der Flur füllte ſich, die Nachricht hatte ſich ſchnell im ganzen Hauſe verbreitet, Diener und Mägde bildeten einen entfernten Kreis um den Unglücklichen, der noch immer ſtarr vor ſich hinſah, und für einen Augenblick ſchien der tiefe Schmerz, welcher ihn ergriffen hatte, auch eine geheime Gewalt auf die verwilderten Gemüther auszuüben. Es dauerte nicht lange. Ein elegant gekleideter Bedienter kam ſchnell die Treppe herunter, trat mit ſpöttiſcher Höflichkeit auf Louvet zu und ſprach: Mein Herr, Madame muß wünſchen, daß Sie ſich entfernen. Sie können nach dem, was Sie erfahren haben, wohl ſelbſt nicht erwarten, angenommen zu werden. Sagen Sie mir Ihre Wohnung, man wird ſich nach Ihnen erkundigen, und wenn es ſich zeigen ſollte, daß Sie der ſind, für den Sie ſich ausgeben, ſo wird man Ihnen jede Nachricht zukommen laſſen, welche Sie zu verlangen das Recht haben. Jetzt muß ich bitten, daß Sie ſich von einem Hauſe entfernen, in welchem Ihre Gegenwart nur Unruhe und Störung verbreitet. — Louvet ſchien den Anfang dieſer Anrede kaum zu hören. Allmälig erhob er das Geſicht, blickte den Menſchen finſter an und richtete ſich grade in die Höhe. — Alberner Geck, ſagte er, ſchob den Anredenden bei Seite, und ging mitten durch die verſammelten Menſchen, die ſcheu zurücktraten und jetzt erſt in ihm den Herrn erkannten, mit ſchnellen Schritten die Treppe hinauf. Man eilte ihm nach, man wollte ihn ergreifen, aber er, mit dem Innern wohlbekannt, ſchloß aus der Richtung, in welcher einige erſchrockene Weiber liefen, auf das Gemach, wo er die Frau des Hauſes finden würde. Er öffnete ſchnell die Thüre und trat hinein; er erkannte ſeine Frau, die, als ſie ihn erblickte, laut aufſchrie und in Ohnmacht fiel. Der elegante Herr ſchien in der höchſten Verlegenheit zu ſein, Dienerinnen waren um die Dame beſchäftigt. Die Thüre öffnete ſich und ein ältlicher Herr trat mit entſchiedenen Schritten Louvet entgegen. — Mein Herr, ſagte er, ich begreife Ihre furchtbare Aufregung, haben Sie, was hier geſchehen iſt, erſt jetzt erfahren, dann hat man Sie nichtswürdig behandelt, nnd Sie können ſich darauf verlaſſen, daß eine Handlung dieſer Art bei der wiedergekehrten geſelligen Ordnung nicht geduldet werden ſoll; aber jetzt beruhigen Sie ſich, ich beſchwöre Sie.

Aber Louvet war im höchſten Grade aufgeregt. — Mein Herr, antwortete er, mein Haus iſt erloſchen, mein Vaterland iſt mir entwendet, mein König iſt ermordet, ich ſah die Freundin meiner Jugend, die anmuthigſte Schönheit, eine furchtbar verſtümmelte Leiche durch die Straßen ſchleifen, und dieſes Weib ſchlich ſich in mein Herz ein, um mir das letzte Vertrauen zu ſtehlen! Doch etwas beſitze ich noch, mein einziges, heiliges Eigenthum, einen Schatz, den ich retten muß: ich ſchenke Euch das verworfene Weib, den geſtohlenen Beſitz kann ich entbehren, aber ich fordere mein Kind, meine Tochter. —

Louvet, ſchon durch ſo viele Widerwärtigkeiten erzogen, war ein durchaus ruhiger Mann, und höchſt ſelten konnte er in eine leidenſchaftliche Bewegung verſetzt werden. Doch was er jetzt erlebt hatte, wühlte in ſeinem innerſten Daſein. Zwar war es ihm nicht verborgen geblieben, daß ſeine Frau ſich verändert hatte. Die letzten Briefe, welche er erhielt, waren mit offenbarem Zwange geſchrieben und zeigten eine Entfremdung, die ihn überraſchen mußte. Er war ſchon damals entſchloſſen, jeder Gefahr Trotz zu bieten und auf irgend eine Weiſe ſich in ſein Vaterland einzuſchleichen; aber die innere Unruhe hatte ihm eine Krankheit zugezogen, und als nun die Briefe ganz ausblieben, hatte er die Frau aufgegeben, nur das Kind wollte er retten. Und dennoch, wie feſt er in dieſer Rückſicht den Entſchluß der Entſagung gefaßt zu haben glaubte, ſchlich ſich während der Reiſe der ſtille Wunſch, ja ſelbſt die leiſe Hoffnung ein, daß ſeine Frau nicht ganz für ihn verloren wäre. Dann wiederholte er ſich die bedenklichſten Aeußerungen ihrer letzten Briefe, und ſuchte ſelbſt durch die gewaltſamſte Deutung ihnen einen günſtigeren Sinn abzugewinnen. So hin und hergeworfen von furchtbaren Zweifeln, war er in ſeinen Beſitz getreten, und hatte nun freilich erfahren, daß das wirklich Geſchehene entſetzlicher war, als Alles, was er in den ſchwärzeſten Stunden gedacht hatte. Dadurch ward er nun in jene leidenſchaftliche Stimmung verſetzt, die, nachdem ſie ſich rückſichtslos geäußert hatte, auch plötzlich verſchwunden ſchien. Er ſchwieg, ſchien ſich zu beſinnen, und ſprach mit einer Ruhe, die in wunderbarem Widerſpruche ſtand mit dem eben verſchwundenen heftigen Moment: Sie haben mich, mein Herr, in einer Verfaſſung geſehen, in welche der beſonnene Mann, der in unſeren Tagen ja auf Alles gefaßt ſein muß, nie gerathen ſollte. Doch glaube ich nichts geſagt zu haben, was ich zurückzunehmen nöthig hätte. Wie auch die unglücklichen, geſetzloſen Verfügungen über die ehelichen Verhältniſſe in dieſem Lande das Benehmen der Frau zu entſchuldigen, ja zu rechtfertigen vermögen, ſo werden Sie doch geſtehen müſſen, daß ich ein heiliges Recht habe, die Ueberlieferung meines Kindes zu fordern. Ich bin von Rechtswegen beſtraft, und geſtehe es, die herrſchende Leichtfertigkeit der Zeit hatte auch mich angeſteckt, daß ich mich entſchließen konnte, ein junges, ſchwankendes, weibliches Gemüth dem Verderben Preis zu geben; daß ich glauben konnte, ein geheiligtes Verhältniß ließe ſich durch einen Betrug ſicher ſtellen. Ich hatte oft genug Gelegenheit, mir dieſe Unthat vorzuwerfen. Sie hat ihre Früchte getragen. Doch jetzt muß ich Sie vor Allem erſuchen, mir Auskunft über meine Tochter zu geben.

Der ernſthafte Herr, welcher ihm gegenüber ſtand, antwortete, als er Louvet ſo ruhig ſah: Wer wird, wenn er ſo Entſetzliches erlebt hat, nicht tief erſchüttert; und in der That, ich fand die heftige, leidenſchaftliche Stimmung ſo natürlich, daß ich jetzo Ihre Ruhe bewundern muß. Wenn Sie entſchloſſen ſind, wie ein Mann das Unabänderliche zu ertragen, wenn Sie nur daran denken, Ihre Tochter für ſich zu retten, dann hoffe ich, Sie beruhigen zu können. Ich bin nicht ganz mit Ihrer Familie unbekannt, und habe ſelbſt den Entſchluß der Mutter, das Kind zu entfernen, unterſtützt. Sie finden es bei dem alten Charles, dem treuen Diener Ihres Hauſes. Für die Erziehung iſt bis jetzt Sorge getragen, und ich freue mich über Ihre Zurückkunft, weil eine längere Entfernung in der Lage des Kindes eine ungünſtige Veränderung hätte hervorrufen können. Der Mächtige, der die Welt zittern läßt, und unſere politiſchen und ſocialen Verhältniſſe neu zu ordnen unternommen hat, wird dieſes unangenehme und widerwärtige Ereigniß mit Unwillen vernehmen, und wenn Sie mir Ihren Wohnort anzeigen wollen, werde ich in kurzer Zeit im Stande ſein, Ihnen über die Art und Weiſe, wie Ihre hieſigen Verhältniſſe ſich ordnen werden, gehörig Auskunft zu geben. — Louvet unterbrach ihn. — Charles, fragte er, wohnt doch nicht hier? — Auf Ihren Gütern im Süden, war die Antwort. — Wohl, mein Herr, fuhr Louvet fort, Ihr ganzes Benehmen hat mein Vertrauen erregt. Keiner kann weniger, als ich, wünſchen, daß das, was hier geſchah, ein Gegenſtand der Stadtgeſpräche wird. Sie haben mir ſo viele Theilnahme gezeigt, daß ich hoffen darf, Sie werden, was Sie vermögen, thun, um es von Ihrer Seite zu verhindern. Ich werde mich ſtill bei einem Freunde verbergen — er nannte dieſen — und hoffe, daß Sie die Ungeduld des Vaters, welcher nähere Nachricht erwartet, begreifen. Ich habe nicht bloß meine Rechte auf meine Tochter in Anſpruch zu nehmen, ſondern auch ihre Rechte zu vertreten. — Louvets Ruhe überraſchte den Fremden faſt mehr noch, als ſeine heftige Aufregung. Es prägte ſich in den kummervollen Geſichtszügen der gewaltige Kampf ab, welcher ihn innerlich erſchütterte. Es war eine Miſchung von zurückgedrängtem Zorn und ruhiger Hingebung, die, ſollte man glauben, vernichtend ſein müßte. — Ich hoffe, ſagte der Fremde, daß Sie mit mir zufrieden ſein werden.

Ohne die Frau anzuſehen, die noch immer in Ohnmacht lag oder zu liegen ſchien, entfernte ſich Louvet und verließ das väterliche Haus, von dem Fremden ehrfurchtsvoll begleitet. Dieſer ſchien die Abſicht zu haben, das Anſehn des verdrängten Beſitzers in den Augen der Bedienten recht entſchieden hervorzuheben. Der jetzige Herr des Hauſes hatte ſich gar nicht ſehen laſſen.

Wenige Stunden nachher finden wir Louvet in dem Hauſe eines angeſehenen Bürgers. Mitten in der Gährung, welche nun ſeit funfzehn Jahren alle Verhältniſſe umgekehrt und untereinander geworfen hatte, wußten einige Familien, freilich nur wenige, ſich von Allem, was ſtörend ſie umgab, fern zu halten. Sie verſtanden es, die allgemeine Aufmerkſamkeit von ſich abzulenken, die nahe Umgebung durch ſtille Wohlthaten zu gewinnen. Es war den Armen, welche ſie kannten, die für ſie arbeiteten, wichtig, eine Quelle hülfreicher Unterſtützung zu verbergen, die, wenn ſie durch eine gewaltſame Zerſtörung verſchüttet würde, ſie hülflos zurückließe. Nur wenige ſtille Familien waren ſo glücklich. Eine ſolche war die des Handelsherrn Prunelle. Er wohnte in einer entfernten Gegend der Stadt, dem hauptſächlichen Sitze der früher mächtigen Familien, wo der unruhige, zerſtörende Geiſt verhältnißmäßig am wenigſten thätig war. Es war eine fromme proteſtantiſche Familie. Während der Thron geſtürzt, der Adel verdrängt, alle ſocialen Verhältniſſe umgeſtürzt wurden, herrſchte hier fortdauernd die nämliche ſtille, häusliche Ordnung. Der Sturm der Revolution brauſte in der Ferne, ſelten drangen die Wogen in die Nähe; nur ein paar Mal war das Haus in Gefahr, aber dieſe ward, wie durch ein Wunder, abgewandt. Prunelle gehörte zu den Ausgezeichneten ſeines Volkes, die ich bürgerliche Ritter nennen möchte. Im Gegenſatze der unruhigen Beweglichkeit, die nur zu bezeichnend iſt für ſeine Landsleute, bildete ſich in ihm ein feſter, unerſchütterlicher Punkt der Geſinnung, Rechtlichkeit mit ſtolzem Bewußtſein verbunden. Seine Handelsverbindungen waren zwar während der heftig wüthenden Revolution abgebrochen worden, aber er wußte ſeine Kapitalien zu ſichern, und jeden Augenblick ließen die abgebrochenen Verbindungen ſich wieder anknüpfen. In Tracht und Lebensweiſe herrſchte hier noch die alte Weiſe, wie vor der Revolution. Die Kinder wuchſen heran, faſt ohne dieſe zu kennen. In ruhigen Zeiten fuhr die Familie nach einem verſteckt liegenden Landſitze in der Nähe der Stadt, oder beſuchte die gleichgeſinnten Verwandten und Freunde in der großen Grenzſtadt, um auch hier ſich zu iſoliren und alles Störende von ſich abzuweiſen. Daß ein ſolcher Mann zwar Manches an dem früheren Regimente tadelte, die furchtbare Verworfenheit der tief herabgeſunkenen Ariſtokratie haßte, manche Veränderung auch, vor der Revolution, mit Heftigkeit forderte, aber dennoch treu an dem königlichen Hauſe hing, an der alten Geſchichte ſeines Landes, deren Entwickelung ja eben ſein Vaterland bildete, war natürlich; und obgleich er zu vorſichtig war, um ſich in irgend eine Unternehmung, welche ihm gefährlich ſein konnte, einzulaſſen, ſtand er doch mit einigen Emigranten in Verbindung, und hatte Briefe und Geldſendungen für Louvet beſorgt.

Louvet trat in das Haus hinein, ward, als er ſich nannte, von dem alten Bedienten angeſtaunt, Prunelle und ſeine Frau ſtürzten dem alten Freunde erſchrocken entgegen. Louvet hatte, ſeit er keine Briefe mehr erhielt, auch keine geſchrieben. So war ſeine Erſcheinung völlig unerwartet. — Ach, Freund, rief ihm Prunelle entgegen, zu welcher unglücklichen Stunde ſind Sie gekommen! — Ich weiß Alles, antwortete Louvet; wie es geſchehen konnte, hoffe ich durch Sie zu erfahren, liebſter Freund. —

Die alterthümliche Einrichtung der Familie, das alte Hausgeräth, reich und gediegen, aber völlig entfernt von den herrſchenden Formen, wirkte beruhigend auf Louvet, wie die alte treue Freundſchaft der Familie, welche ihn aufnahm und beherbergte. Hier erfuhr er nun, wie in ſeiner Abweſenheit ſeine Frau verwanbelt ward. Nach den Tagen der Unſicherheit und des Gräuels trat eine andere Zeit ein, welche für die Geſinnung nicht wenig gefährlich war. So lange man alle Tage ſein Leben in Gefahr ſah, erhielt ſich eine Aufregung, die dennoch ohne alle ſichtliche Bedeutung war. Wenn ſonſt Unglücksfälle den Menſchen zur ernſten Beſinnung anregten, ſo, daß er wohl eine höhere Gewalt über ſich erkannte, wenn ſelbſt die alten Völker, wo ein öffentlicher Frevel zerſtörend hervortrat, den Zorn der Götter fürchteten, dieſe durch Opfer und Unterwerfung zu verſöhnen ſuchten, ſo war ihm doch eine innere heilige Stätte höherer Geſinnung nicht fremd, in welcher die Möglichkeit einer zukünftigen Rettung lag. Dieſer tiefere Grund des Daſeins war jetzt rein verſchwunden. Wie man ſonſt liebelte, aß, trank, ſo mordete man jetzt und ließ ſich morden, und ſorgte nur dafür, mit Anſtand zu ſterben. Alle Wahrheit des Daſeins war mit der Vergangenheit vernichtet. Das ganze Leben war ein ſinnloſes Schauſpiel, begierig genoſſen und leichtſinnig aufgegeben. Das Volk hatte aufgehört, ſich ſelbſt zu verachten. Als nun die Schreckenszeit vorüber war oder vielmehr erſchöpft in ſich ſelbſt zurückſank, war die Geſinnung nicht, wohl aber die äußere Erſcheinung verändert. War es früher die glänzendſte Aufgabe, mit theatraliſchem Anſtande zu ſterben, ſo ſuchte man jetzt eben ſo zu leben. Die Damen der Salons löſten die der Halle ab, und der Unterſchied zwiſchen beiden iſt nicht ſo bedeutend, wie man vielleicht glauben möchte. In den Tagen der Ermordungen zeigte ſich die Verwandtſchaft der erſteren mit den letzteren nicht ſehr ſelten, und von dieſen mögen wohl auch einige in die Säle hineingeſchlichen ſein, als diejenigen, welche ſich in der Verwirrung bereichert hatten, ihre Prachtgebäude öffneten.

Es gehört eine ſtarke Geſinnung dazu, von einem ſolchen Strudel nicht hingeriſſen zu werden, und Louvet ſchien ſelbſt von dem Leichtſinne ſeines Volkes und ſeiner Zeit beſiegt, als er ſeine Frau in einer ſolchen Umgebung allein ließ. Freilich hatte ſie ſich während ſeiner Gefangenſchaft treu und aufopfernd bewieſen, doch müſſen wir geſtehen, daß eine ſolche Treue, welche unter beſtändiger Aufregung ſtattfindet, für die Feſtigkeit der Geſinnung wenig zu beweiſen vermag. Louvets Abweſenheit brachte Frauen und Männer in die Nähe ſeiner Frau, welche ſonſt durch ſeine Gegenwart verſcheucht wurden. Einige reiche, ſchöne, geiſtvolle Damen bildeten den Gegenſtand allgemeiner Bewunderung. Louvets Frau ſah ein, daß ſie mit dieſen rivaliſiren könnte. Eine gewiſſe religiöſe Scheu, durch Erziehung und durch den Einfluß ihres Mannes hervorgerufen, verſchwand nur gar zu ſchnell. Sie erſchien in großen Kreiſen, ſie glänzte neben berühmten Frauen; die Tochter ward der Erzieherin überlaſſen. Sie verſammelte immer größere Kreiſe um ſich, und bald huldigte ſie der Lehre, die Alles für erlaubt erklärt, was mit Anſtand geſchehen kann. Sie war frei, denn ſie war gerichtlich von ihrem entflohenen Manne getrennt. Sollte die Ehe, ungeachtet dieſer äußeren Scheintrennung, fortdauern, ſo hätte ſie ſich der ſtrengſten Einſamkeit ergeben müſſen. Indem ſie öffentlich als geſchiedene Frau hervortrat, war die Ehe ſchlechthin aufgehoben. So dachte die unglückliche Frau in dem erſten Jahre zwar nicht. Sie glaubte ſelbſt ihrem entfernten Manne treu zu ſein, ſie beſorgte ſeine Angelegenheiten mit Eifer, ſie freute ſich, wenn ſie Briefe erhielt, ja ſie hatte ihm nicht verheimlicht, daß ſie, um ſeine bedeutenden Beſitzungen zu retten, es nothwendig fände, an der Geſellſchaft Theil zu nehmen. Sie hatte nicht Unrecht; es ruhte wirklich ein Verdacht auf ihrem Namen, der nur dadurch völlig vernichtet werden konnte, daß man ſich der Zeit und ihrer Geſinnung ganz hingab. Louvet mußte ſeiner Frau Recht geben, aber die erſten Zweifel traten ſchon damals quälend hervor, und er erkannte die Früchte ſeiner unbeſonnenen That. Er warnte in Briefen, aber die Warnungen kamen zu ſpät, ſie waren nur beſchwerlich, und die Frau erkannte bald, wie leicht es ihr war, dieſe und den Warner ſelbſt bei Seite zu werfen. An glänzenden Anträgen fehlte es nicht, und als nun ein Mann, der ſich während der Revolution bereichert hatte, um ihre Hand warb, faßte ſie um deſto ſchneller den Entſchluß, ſich mit ihm zu verbinden. Dadurch ward das unbequeme, mahnende Verhältniß plötzlich abgebrochen, und ihre großen Beſitzungen, auf welche der Mann alle Anſprüche verloren hatte, mit den Reichthümern ihres zukünftigen Gatten verbunden, ſetzten ſie in den Stand, mit den glänzendſten Geſellſchaftskreiſen der Stadt an Pracht und Luxus zu wetteifern. Der Mann ſelbſt hatte zwar früher an mancherlei politiſchen Intriguen Theil genommen, ſchien aber jetzt ſich nur mit dem Erwerbe zu beſchäftigen, und in ihren ſonſtigen geſelligen Verhältniſſen, in ihren freundſchaftlichen Verbindungen mit Männern konnte ſie ſich nach damaliger Sitte unter dem Schutze eines Gatten freier bewegen.

So war die Umwandlung der Frau zwar hinlänglich erklärt, Louvet würde ſie ſich wahrſcheinlich ſelbſt auf eine ſolche Weiſe begreiflich zu machen geſucht haben, aber ihm ſtand noch eine Entdeckung bevor, die ihn tief erſchütterte. Der jetzige Gemahl ſeiner geſchiedenen Frau führte einen Namen, welcher ihm völlig fremd klang. Er erfuhr jetzt, daß dieſer Name nicht ſein eigentlicher wäre. Um populärer zu werden, hatte er Namen und Wappen ſeiner Familie vernichtet; auch deswegen, weil über ſeine Geburt Zweifel obwalteten. Der Gemahl ſeiner Mutter hatte ſich von ihr getrennt und wollte den Sohn nicht anerkennen. Der Leſer erräth es ohne allen Zweifel: Louvet war von ſeinem Stiefbruder verdrängt. Dieſer, ſchon durch ſeine Verwandtſchaft mit dem feindlichen Grafen zum Haſſe beſtimmt, fand ſich durch das kränkende Verhältniß, in welchem er zu einer Familie ſtand, deren Namen er zu tragen gezwungen war, noch mehr zur Wuth und Rache angeſpornt. Durch die ganze Revolution hindurch trat er als wüthender Demagoge hervor. Er wußte Louvet verdächtig zu machen, er hoffte den Bruder auf die Guillotine zu bringen, und als es ihm nicht gelang, raubte er ihm die Frau, die, einmal ſo tief geſunken, den Frevel zu ſteigern verlockt ward. Als Louvet in dieſen dunkeln Abgrund innerer Wuth, Verbrechen und ſchmutziger Geſinnung hineinblickte, die nun ſchon ſeit ſo vielen Jahren ſich an ſeine Familie hinangedrängt hatte, fühlte er die Nothwendigkeit, ſich ganz aus Verhältniſſen loszureißen, die keine Ausgleichung möglich machten, erkannte er die Gefahr, in welcher ſeine Tochter ſchwebte.

Er lebte ruhig in dem ſtillen Kreiſe ſeines Freundes, und erfuhr, daß ſeine Gegenwart in dem Palaſte ſeines Vaters zwar einen heftigen, aber nur vorübergehenden Eindruck gemacht hätte. Schon ein paar Tage darauf gab die Dame des Palaſtes wieder eine glänzende Soirée. Es war natürlich, daß Alles, was reich und angeſehen in der Hauptſtadt war, ein Jeder, welcher ſich auf irgend eine Weiſe Zutritt zu verſchaffen wußte, da erſchien. Die heftige Scene, welche ſtattgefunden hatte, war ſchon allgemein bekannt; die ſentimentale Art, wie der Marquis erſchienen war, ward beſpöttelt, die Frau war indeſſen nicht weniger der Gegenſtand des Spottes. Den Tag darauf ſchien die Dame faſt verlaſſen, ihre Vorgemächer waren leer, und ſie fing ſchon an das Schlimmſte zu befürchten, da erſchien der Herr, der beſchwichtigend auf Louvet gewirkt hatte. Er überbrachte einen hohen Befehl, dieſe ganze Sache mit ruhigem Anſtande zu behandeln. Einige der größten Familien würden, wenn ſie wieder eine Geſellſchaft gäbe, dort erſcheinen, ſelbſt Verwandte des Herrſchers. So war dieſe zweite glänzende Geſellſchaft nicht ſo ganz eine freiwillige, aber die Frau verſtand es, ihre Rolle mit Anſtand, ja mit anmuthiger Leichtigkeit zu ſpielen. Der Muth, mit welchem ſie das Gerede völlig zu ignoriren ſchien, ward bewundert, und ſie ſelbſt erſchien jetzt durch ein Verhältniß, welches ſo nahe an den Skandal grenzte, merkwürdig und pikant.

Aber der Mächtige, welcher damals alle Verhältniſſe ordnete und zuſammenhielt, wollte wenigſtens den äußeren Schein des ſittlichen Anſtandes aufrecht erhalten, wollte auch in dieſer Rückſicht einen Gegenſatz gegen die frühere Zeit auf eine entſchiedene Weiſe erkennen laſſen. Der Eindruck, der durch dieſe zweite Geſellſchaft entſtand, war ihm unerwartet und veranlaßte eine genauere Unterſuchung der Verhältniſſe. Er war durch die Frechheit des Ehepaars überraſcht und der Beifall, den es ſich durch dieſe erwarb, empörte ihn. Er wollte es nicht dulden, daß eine ſolche Unſittlichkeit einen Mittelpunkt der Geſelligkeit in der Hauptſtadt bilden ſollte.

Als man dieſe Geſinnung erfuhr, zogen ſich die Meiſten zurück, die früher gefüllten Säle blieben leer, und Louvets vormalige Frau erhielt kurz darauf die Weiſung, die Hauptſtadt zu verlaſſen und ſich auf ihre Güter zurückzuziehen. Auch dieſer Beſitz ward dem Ehepaare größtentheils entriſſen. Der Herrſcher des Staats befahl eine genaue Unterſuchung. Er hatte erfahren, daß Louvet zu den gemäßigten Republikanern einer frühern beſonnenern Epoche gehört hätte, daß er als ſolcher gefangen und zum Tode beſtimmt geweſen wäre, daß er nie die Waffen gegen ſein Vaterland geführt hätte. Es war ihm damals darum zu thun, die alten Geſchlechter, die nach Frankreich zurückkehrten, an ſich zu ziehen. Einige ehrenhafte Männer in ſeiner Umgebung waren über das Benehmen des Ehepaares empört, und als die Unterſuchung zeigte, daß man bei dem Einziehen der Güter Louvets und bei dem Uebertragen derſelben auf den zweiten Mann der Frau ſehr willkürlich und formlos verfahren war, ſo ward dieſer verurtheilt, die Güter wieder herauszugeben. Dieſe Verhältniſſe und die Aufforderung, ſich bei Hofe einzufinden, die immer abgelehnt ward, hielt Louvet länger, als er es wollte, in der Hauptſtadt zurück. Endlich riß er ſich los, theilte die Güter mit ſeiner vormaligen Frau und überließ ihr Vieles, was die Gerichte ihr abgeſprochen hatten. Dieſe Großmuth konnte indeſſen den Haß der verdorbenen Frau nicht vermindern. Herausgeriſſen aus einem Leben, welches ihr allein einen Werth zu haben ſchien, nährte ſie in unfreiwilliger Einſamkeit eine brennende Wuth, eine glühende Rache. Auch bei ihrem Gemahle, welcher einen Theil ſeiner Reichthümer verloren hatte, der, in ausgedehnte Handelsunternehmungen verſtrickt, von ſeinem früheren Beſitze verdrängt, ſich allenthalben gehemmt und gedrückt fühlte, nahm die Erbitterung gegen Louvet eine gefährliche Wendung.

Louvet fand eine hinlängliche Entſchuldigung, nur vorübergehend am Hofe zu erſcheinen, wo er mit Theilnahme, ja mit Auszeichnung aufgenommen ward, indem er vorſtellte, wie nothwendig es ihm wäre, die Tochter aufzuſuchen und zu beſchützen. Er fand in dieſer ein höchſt anmuthiges Weſen. Eine ſchlanke, leichte Geſtalt, der klarſte Ausdruck unbefangener Unſchuld, angebetet in der Gegend, wo ſie lebte, und treu bewacht von dem alten Diener der Familie. Charles war in ein wahrhaft väterliches Verhältniß gegen das Mädchen getreten, und je näher Louvet dieſes kennen lernte, deſto zufriedener war er; ja er konnte kaum ſeine Dankbarkeit gegen die Mutter darüber unterdrükken, daß ſie die Tochter von dem Untergange, dem ſie ſelbſt entgegenging, gerettet hatte.

Hier lebte er nun ein paar Jahre ſehr glücklich. Das liebliche Mädchen gedieh unter ſeinen Augen. In der Nähe wohnte ein Gutsbeſitzer, deſſen Umgang ihn anzog.

Er war von einem vormals mächtigen Geſchlechte, einer der wenigen übrig gebliebenen Hugenottenfamilien, die ſich während der Verfolgungen des Cevennenkrieges vom Untergange gerettet hatten. Die Bauern theilten den Glauben der Herrſchaft, und ſie bildeten eine ſtille, innerlich verbrüderte und durch die Erinnerung an frühere Unglücksfälle noch inniger verbundene Gemeinde.

Als die Revolution ausbrach, konnte dieſes ſtille Band einer höhern Vereinigung nicht zerſchnitten werden. Der Herr blieb anfänglich ruhig auf ſeinem Gute, und die Bauern hätten ſeine Entfernung kaum geduldet. Der Herr, welcher in ihrer Mitte lebte, theilte ihre Sorgen. Man konnte ſagen, die Güter waren gemeinſchaftlich, denn von Vater auf Sohn erbte der Grundſatz, daß ſie nur reich ſein könnten durch den Wohlſtand ihrer Untergebenen. Aber die Gräuel der Umwälzung drängten ſich auch in dieſe ſtillen Thäler. Der Herr mußte ſich entfernen, um, indem er entwich, das länger als ein Jahrhundert dauernde Verhältniß zu erhalten. Ein Scheinkauf überließ den Bauern die Güter, und dieſe wurden in der Abweſenheit des Herrn als das heiligſte Gemeingut mit der größten Sorgfalt unterhalten und bearbeitet. Als die veränderten Verhältniſſe dem Herrn erlaubten, zurückzukehren, trat er in ſein Schloß ein, jubelnd von ſeinen Unterthanen empfangen, als wäre er in der ruhigſten Zeit nach einer mehrjährigen Entfernung zurückgekehrt. Nichts hatte ſich in der Zeit verändert, das freundliche, durch die Macht eines höhern Glaubens geknüpfte Band war geblieben, wie es war.

Louvet lebte auf in einer Umgebung, die ihn zum erſten Male an die ſchönen Tage ſeiner Knabenjahre erinnerte. Der Gutsbeſitzer war etwa dreißig Jahre alt, ein ruhiger, anſpruchloſer, aber dennoch kenntnißreicher Mann. Mit großer Freude bemerkte Louvet die Neigung des Mannes zu ſeiner Tochter. Er konnte ihr kein größeres Glück wünſchen. In ihrem achtzehnten Jahre war ſie Frau und der Vater über die Zukunft ſeiner Tochter beruhigt, als mancherlei drohende Verhältniſſe ihn zwangen, die Gegend zu verlaſſen. Es war unbekannten Feinden gelungen, ihn verdächtig zu machen. Man warf ihm und ſeinem Schwiegerſohne geheime Verbindungen mit der vertriebenen Königsfamilie vor. Nur ſeine Gegenwart in der Hauptſtadt konnte Beide retten.

Hier in eine bedenkliche, ja gefährliche Lage verſetzt, verlaſſen wir ihn, um ſeinen heranwachſenden gefährlichſten Feind und die Entwicklung des furchtbarſten Haſſes zu verfolgen. Die kalte, in Hofintriguen erzogene, aus dem blindeſten Aberglauben in den furchtbarſten leeren Unglauben der modernen franzöſiſchen Schule ohne irgend eine Vermittelung hineingeſtoßene Mutter hatte Adrian faſt von ſeiner Geburt an mit Ingrimm und Erbitterung, ſtatt mit Liebe genährt. Er zeigte von früher Kindheit an ungewöhnliche Talente und einen grenzenloſen Trotz. Die Mutter betete ihn an. Der Vater gründete auf die in der That bewunderungswürdigen geiſtigen Vorzüge ſeines Sohnes die beſten Hoffnungen. Der Knabe beherrſchte ſeine Aeltern, ja ſeine ganze Umgebung völlig. Frühzeitig ſchon bildete ſich eine große Schlauheit aus, und wenn es ihm gelang, die Widerſtrebenden ſeinem Willen zu unterwerfen, durch verſtellte Nachgiebigkeit die Gegner für ſich zu gewinnen, ſah er ſich von den Aeltern, wie von dem geſchmeidigen Lehrer gelobt. So gewöhnte er ſich ſchon als Knabe, den Undurchdringlichen zu ſpielen, und ſein höchſter Triumph war es, wenn es ihm gelang, die Künſte, die, auf Andere angewandt, geprieſen wurden, gegen Aeltern und Lehrer mit Glück zu verſuchen. Nur ſo fand er ſich frei, unabhängig, und kannte kein anderes Geſetz, als den eigenen Willen. Sein Gedächtniß war faſt grenzenlos. Wie er ſich ſeiner Geſinnung nach unabhängig fühlte, ſo überſah er auch ſchon als Knabe Aeltern, Lehrer und ſelbſt die bedeutenden Freunde des Hauſes. Die ſtrenge Naturwiſſenſchaft zog ihn beſonders an, ſo wie die alte Geſchichte. — Es iſt ein gefährlicher Irrthum, daß ſtrenges und ſcharfes Erkennen einen Haltpunkt für die ſittliche Geſinnung abgebe. Es iſt zwar in den meiſten Fällen auch ein ſittliches, ja oft ein religiöſes Reinigungsmittel, und der gewiſſenhafte Forſcher iſt ſelten ein ſittlich gewiſſenloſer: aber die größte Virtuoſität, ja die Gewiſſenhaftigkeit ſelbſt in geſchichtlichen und Naturunterſuchungen kann ſich mit der entſchiedenſten innern Verworfenheit paaren; die ſtrenge mathematiſche Nothwendigkeit der Natur weiß von der Sittlichkeit nichts. Das geſchichtliche Studium, die Maſſe von Gewalt und Willkür, das Unterliegen des Beſſeren, der Triumph des Schlechten, wird dem Unreinen eine furchtbare Verlockung. Je ausgezeichneter ein ſolcher urſprünglich verlockter Geiſt iſt, deſto entſchiedener ſieht er dem verworfenen Verbrecher ähnlich; nur handelt er nach einem größern, mächtigern Maaßſtabe. Den ſchlauen Verbrecher will der Staat durch immer genauere Geſetze feſſeln; der begabte Verbrecher unterwirft ſich dieſen um ſo eher, als die komplicirtere Maſchine von der Schlauheit am mannigfaltigſten benutzt werden kann. Es giebt Menſchen, die an langwierigen Krankheiten leiden und dadurch Aerzte geworden ſind, und ſo iſt auch der Verbrecher oft ein gründlicher Geſetzkundiger geworden. Der Trieb des Erkennens, einmal erwacht, iſt ein unendlicher und geht über ſeine Grenzen hinaus. So kann die Naturforſchung auch denjenigen hinreißen, der ſich der Nothwendigkeit der Natur unterwirſt, um in der Geſchichte willkürlich thätig zu ſein.

Adrian merkte bald, daß die Bewunderung, welche ſeine geiſtige Ausbildung, ſeine mannigfach erworbenen Kenntniſſe erweckten, ihm dazu dienen würde, die Aufmerkſamkeit von ſeinen verſteckten Plänen abzulenken; und der Trieb des Erkennens, der ihn weiter führte, als er wollte, ward ihm nun ein Mittel, immer verborgener ſeine Umgebung zu beherrſchen und durch Andere, ſeine unfreiwillige Werkzeuge, das zu erreichen, was er wollte, ohne daß man den Urheber ahnete.

Mit dieſer gefährlichen Vorbildung, mit ſo gewaltigen Mitteln ausgerüſtet, erſchien der vierzehnjährige Knabe in der Mitte der Revolution. Seine Aeltern, obgleich in die Hofintriguen des Landes, wo ſie lebten, tief verflochten, blickten dennoch ſehnſuchtsvoll nach der fernen Hauptſtadt hin, die ſich immer mehr zu einer Weltſtadt ausbildete. Jetzt waren die Verhältniſſe, die ſie weggetrieben hatten, zerrüttet. Sie hofften Gelegenheit zu finden, ihre Rache gegen Louvets Familie zu befriedigen. Auch gelang es ihnen. Sie beſonders hatten Louvet der Feindſchaft der wüthenden Demagogen preisgegeben. Adrian zwar war noch zu jung, um eine Rolle bei der Verfolgung des Feindes zu ſpielen. Da er aber ſchon zu erkennen glaubte, daß in der Geſchichte der eigene feſte Wille Alles vermag, indem er ſchon ahnte, daß, wenn er in den größeren Verhältniſſen des Lebens auftreten würde, wie bis jetzt in ſeiner Familie, ihm Alles wohl da gelingen würde, wie hier: ſo darf man behaupten, daß er reif war, als ein Schüler der Revolution hervorzutreten. Hier war Alles Willkür, ihr war das Land preisgegeben. Aber der ſchlaue Jüngling, dem dieſe Ereigniſſe ein Studium wurden, entdeckte bald, wie die ſchnell entſtandene Herrſchaft ſchnell verſchwand, weil ſie in blinder Wuth ihre Abſicht verrieth, oder weil ſie irgend einer Anſicht ſich blind hingab; der Enthuſiasmus, der in der Wuth verborgen lag, das Poſitive, was ſie erlangen wollte und deſſen Verwirklichung ſie nachſtrebte, war ihr Verderben. So bildete ſich in dem Jünglinge der Entſchluß aus, ſeinen Willen von jedem Bande irgend einer feſſelnden Form frei zu halten; das Erwünſchte erſchien ihm, unter jeder Bedingung die Verhältniſſe zu beherrſchen, in welcher Form ſie ſich auch geſtalten möchten. Daher ward es ihm ſchon früher, ehe er in irgend ein Ereigniß bedeutend eingreifen konnte, klar, daß er ſich nie dem Herrſchenden unterwerfen, vielmehr immer durch die unterdrückte Partei die herrſchende und ordnende zerſtören müſſe. Am furchtbarſten aber verdrängte die Revolution jede Spur der ſittlichen Geſinnung, indem ſie ihm die entſchiedenſte Gleichgültigkeit gegen das Menſchenleben einprägte. Er gehörte nicht zu denen, die Luſt an Grauſamkeiten hatten; ein phyſiſcher Widerwille ergriff ihn, wenn er Zeuge der blutigen Gräuelthaten der Zeit ſein mußte: aber die Geſinnung, die unbedenklich Tauſende dem Tode preisgab, wo irgend eine Abſicht erreicht werden ſollte, bildete ſich völlig entſchieden in ihm aus. Es gab kein bürgerliches oder Staatsverhältniß, welches ihm ehrwürdig erſchien. Als die Vernunft eine Göttin genannt, durch eine berüchtigte Perſon dargeſtellt und zur allgemeinen Verehrung ausgeſtellt wurde, war ihm dieſe wahnſinnige Poſſe eben recht. Die Vernunft, meinte der Knabe, welche eine ſolche göttliche Gewalt über uns ausüben wollte, die Unterwerfung forderte, würde mit Recht dem Spotte preisgegeben, und — wie er ſich ſpäter ausdrückte — die Ironie, welche ſich einen Gott ſchuf, um ihn herabzuwürdigen, wäre die erhabenſte, die das Geſchlecht hervorzurufen vermöchte.

So auf die gründlichſte Weiſe zum Verderben ausgebildet, ſollte dennoch ein Funke höherer Art in ihm auflodern. Eine Frau war mit ihrer Tochter nach der Hauptſtadt gekommen, um, da eine größere Ruhe einzutreten anfing, das eingezogene Vermögen des hingerichteten Mannes wo möglich zu retten. Adrian hatte, etwas über zwanzig Jahre alt, angefangen, als Advokat thätig zu ſein; ſeine höheren verſteckten Pläne glaubte er unter dieſer Maske am beſten verbergen zu können. Obgleich noch ſo jung, hatten ſeine großen Fähigkeiten ihm dennoch ein feſtes Vertrauen erworben. Das Nationalinſtitut war auf ihn, als ein viel verſprechendes Talent, aufmerkſam. Politiſch dachte man ſchon daran, einen ſo bedeutenden jungen Mann für irgend eine Partei zu gewinnen; und ſo war es nicht zu verwundern, daß die Witwe ſich an ihn wandte. Da regte ſich nun ein Gefühl zum erſten Male mit einer wunderbaren Gewalt, die ihm ſelbſt unerklärbar und ſeltſam vorkam; die blühende jugendliche Unſchuld trat ihm entgegen, es war wie eine Stimme aus einem fremden Lande, aus einem Paradieſe, in welchem er geboren zu ſein glauben mußte, wenn auch ſchon ſo frühzeitig daraus vertrieben. Das Unbedeutendſte, was das Mädchen ſprach, die Gegenſtände ihrer kindlichen, ja oft kindiſchen Sehnſucht und Furcht riſſen ihn hin, und die ganze weite Welt ſeines Erkennens und ſeiner grenzenloſen Herrſchſucht ſchien ihm armſelig neben dieſer engen, beſchränkten, die ihm mit der reichen Fülle eines neuen Frühlings entgegentrat. Er hoffte das Mädchen zu gewinnen. Alle ſeine ehrgeizigen Pläne waren wirklich verſchwunden, ſeine ganze

Thätigkeit beſchränkte ſich auf die Angelegenheiten der Mutter. Dieſes Mädchen aus der gedrückten Lage herauszureißen, ſie in den Beſitz der geraubten Reichthümer einzuſetzen, ſchien ihm das einzige würdige Ziel ſeines Daſeins zu ſein. Alles ſetzte er in Bewegung, ſeine Schlauheit wußte ſelbſt die feindſeligſten Elemente zu benutzen. Die Mutter war entzückt. Nach Verlauf weniger Monate konnte er nicht allein der Witwe alle Güter wiedergeben, ſondern er verſtand es auch, das Verdienſt des hingerichteten Mannes ſo hervorzuheben, die Opfer, welche er mit Gefahr ſeines Lebens dem Lande gebracht hatte, ſo bedeutend darzuſtellen, daß man es natürlich fand, als er nun die öffentliche Dankbarkeit in Anſpruch nahm, als er für die Familie des Verſtorbenen einen bedeutenden Erſatz aus dem öffentlichen Schatze forderte. Ein ſo glänzender Erfolg ſetzte die eifrigſten Freunde in Erſtaunen, und man traute ihm von jetzt an ſelbſt das Unglaubliche zu. Doch das Mädchen konnte er nicht gewinnen. So freundlich und dankbar ſie auch gegen ihn war, wurde ſie dennoch durch eine jede Aeußerung der Neigung mit Entſetzen erfüllt. Die Mutter wünſchte die Verbindung, die Abneigung ihrer Tochter machte ſie unglücklich, aber ſie wollte keinen Zwang anwenden, ja, ſie mußte die Tochter entſchuldigen. Adrians Studien, ſo wie ſein inneres beſtändig angeſtrengtes, ſich in ſich ſelbſt zuſammenfaſſendes Daſein gab ſeiner Erſcheinung etwas Hartes, Verſtecktes, welches in den gewöhnlichen Verhältniſſen des Lebens als eine ruhige Beſonnenheit erſchien, da aber, wo die unbefangene Liebe ſich äußern ſollte, ungeſchickt hervortrat. In der Lüge heimiſch, konnte er täuſchen; wo er aber ein wahres Gefühl ausſprechen wollte, trat der innere Widerſpruch ſchreiend hervor.

Das arme Mädchen war in einer peinlichen Lage. Die glänzende Stellung, in welche ihre Mutter durch die glücklichen und angeſtrengten Bemühungen Adrians verſetzt war, forderte ſie zu unbegrenzter Dankbarkeit auf. Die Mutter war in die größte Verlegenheit geſetzt, denn wenn auch nur von fern auf eine Verbindung mit Adrian angeſpielt wurde, fand ſich das arme Mädchen wie von Entſetzen ergriffen; und Adrian würde ſich vielleicht erleichtert gefühlt haben, wenn er irgend etwas von einer andern Neigung des Mädchens erfahren, wenn er ſeine Liebe in Haß zu verwandeln und auf einen Nebenbuhler zu übertragen vermocht hätte. Aber auch dieſer traurige Troſt ward ihm nicht, er konnte nichts von einer ſolchen Neigung erfahren, die trennend zwiſchen Beide träte; nur die Furcht, welche faſt an Abſcheu grenzte, entfernte das Mädchen von ihm, wenn er ihr ſich zu nähern ſuchte. Er überzeugte ſich endlich von der Nothwendigkeit, ſich zurückzuziehen; — er entſagte. Die Mutter verließ die Hauptſtadt mit der Tochter, und er war mit ſeiner Qual zurückgelaſſen. Zum erſten Male war er für Andere thätig geweſen. Ein ſeltſames Gefühl, als hätte er einen geheimen Schatz beglückender Empfindungen entdeckt, durchzuckte ihn, und er ſchien ſelbſt ein Anderer geworden zu ſein. Dieſes Gefühl, ſo viel verſprechend, lag nun zertrümmert vor ihm, er blickte in ſeine innere Oede wie in eine verfallene Ruine hinein. Wo er bis jetzt trotzte, beherrſchte er Alles: hier, wo er ſich hingab, fand er ſich verſchmäht. Es war ein Kampf, welcher ſein Daſein zu vernichten drohte, bis der verletzte Stolz ihm ein neues Leben gab. — Dieſer ſeltſame Keim einer weichlichen Hingebung muß noch unbewacht in Dir geſchlummert haben, ſagte er ſich; er wäre, wüchſe er heran, ein wucherndes Unkraut geworden, er hätte Deinen freien Willen umſchlungen und erſtickt. Jetzt erſt biſt Du völlig frei, jetzt giebt es nichts, was Deinem unbedingten eigenen Entſchluſſe zu widerſtreben vermag. Du kannſt beſiegt werden, Du kannſt einen Augenblick unterliegen: aber Du kennſt die Feſtung, in welche Du Dich zurückzuziehen vermagſt; da biſt Du unüberwindlich, da entdeckt Dich kein Menſch, da wächſt Deine Gewalt, ſcheinbar vernichtet, ungekannt, ungeahnet, bis ſie zerſtörend wieder hervortritt, und eine jede Niederlage ſoll Dir neue Siege verſchaffen.

Er hatte ſich eine Zeit lang zurückgezogen; während des innern Kampfes glaubte er jene Kunſt der Verſtellung, die von jeher die Aufmerkſamkeit der Menſchen von dem Ziele abgelockt hatte, welches er zu erreichen ſtrebte, nicht mit voller Zuverſicht ausüben zu können. Seine Liebe und ſeine vergeblichen Bemühungen, das Mädchen zu gewinnen, hatte er aller Welt zu verbergen gewußt. Die Mutter und die geliebte Tochter bewahrten furchtſam das Geheimniß. Selbſt ſeine Mutter ahnte nichts von einer ſolchen Neigung, und wie ſie ihren Sohn kannte, vermuthete ſie, daß er über irgend einem geheimen Plane brütete, und ſtörte ihn nicht. Jetzt, nach ein paar Wochen, erſchien Adrian wie verwandelt. Er war milde, theilnehmend, er horchte auf die ausführlichſte Darſtellung fremder Sorgen. Man mußte glauben, daß die Erfahrung, die er mit der Witwe gemacht hatte, ſeine Luſt, für Andere thätig zu ſein, belebt hätte. Er erwarb ſich ſchnell den Ruf eines redlichen Advokaten, und ſeine milde, wohlwollende Geſinnung ward allgemein geſchätzt.

In dieſer Zeit erſchien Louvet zuerſt wieder. So ſehr Adrian ſich über ſein Unglück freute, ſo war es ihm doch unangenehm, daß es der Vetter war, der die erſte empfindliche Rache gegen ihn ausübte; und als nun der Mächtige ſich für Louvet erklärte, als die ungetreue Frau aus der Stadt gewieſen ward, als das Anſehen des Verwandten ſank, als Louvet ſeine Tochter aufſuchte, in ſeinem Unglücke glücklicher erſchien und triumphirend die Stadt verließ, ſtieg Adrians glühender Haß auf den höchſten Gipfel. Jetzt hatte dieſer ſein Ziel gefunden. Wie ein Tiger lauerte er mit geſpannter Aufmerkſamkeit auf ſeine Beute; er ließ den Feind, der nichts von ſeinem Daſein ahnte, nie aus den Augen. Dennoch war er eben jetzt genöthigt, ſich zu entfernen. Der ſiegreiche Eroberer hatte die mächtigſten Staaten beſiegt. Wie er die Welt beherrſchte, ſollten ſeine Brüder und Verwandte Unterkönige der eroberten Länder ſein. Er vertrieb die herrſchende Dynaſtie aus dem Nachbarſtaate, in welchem Adrian geboren war, und die Verhältniſſe ſeiner Familie in dieſem Lande forderten deſſen Anweſenheit. Man hat nur unvollſtändige Nachrichten von ſeinen daſigen Unternehmungen, ſo viel weiß man, daß er ſich zuerſt und auf eine auffallende Weiſe mit dem Volke gegen die fremden erobernden Truppen verband, daß er Mitglied provinzieller Vereine war, die eine Behörde für die Bildung der Truppen einſetzten, welche voll Begeiſterung auftraten, den eindringenden Feind zu bekämpfen. Wo er erſchien, trennten ſich die Vereine der verſchiedenen Provinzen, während die gewählten Heerführer ſich mistrauiſch belauerten. Jede Einheit der Unternehmungen verſchwand, und die treueſten Patrioten erſchienen dem Volke als Verräther und geriethen nicht ſelten in Gefahr. Ihm ſelbſt ſchenkte man ein unbedingtes Vertrauen, und ſo vermochte er es, ein paar Jahre lang die doppelte Rolle zu ſpielen, denn er blieb fortdauernd mit dem fremden, aufgedrungenen Könige, mit ſeiner Umgebung und ſeinen Heerführern, welche ihm alle bekannt waren, in Verbindung, durch Mittel, welche Keiner ahnete. Obgleich er ſcheinbar für das Volk handelte, beſaß er dennoch das Vertrauen der Feinde. In dem bedenklichen Kampfe indeß, der immer gefährlicher ward, deſſen Ausgang immer ungewiſſer ſchien, fürchtete der neue König den ſchlauen Mann, deſſen Thätigkeit ihm ſo wichtig war, der aber, wollte er die Gewalt, welche er über die Feinde ausübte, das Anſehen, welches er unter ihnen genoß, zu ſeinem Schaden benutzen, ihm höchſt gefährlich werden konnte. So durfte Adrian ſich ſagen, daß er Feinde und Freunde zugleich beherrſchte. Er gefiel ſich in einer Thätigkeit, welche ſo mannigfaltige Verhältniſſe umfaßte, ſich immer mehr verwickelte, ihn in jedem Augenblicke neue Mittel zu ergreifen zwang, und ſeiner innerſten Geſinnung ſo ganz entſprach.

Aber eine ſolche Stellung konnte nicht lange in der ſchwankenden Unſicherheit ſich erhalten. Der neue König wollte auf jede Gefahr hin Adrians Geſinnung kennen, es blieb dieſem nichts übrig, als ſich zu entſcheiden. Er brachte die Lage ſeiner Anhänger in die größte, für die Feinde günſtigſte Verwirrung, entſchlüpfte aus ihrer Mitte auf unbekanntem Wege, und konnte, als er am Hofe des Königs erſchien, wohl behaupten, daß er dem kämpfenden Volke größere Niederlagen bereitet hätte, als des Königs eigene Befehlshaber. Aber er ſtellte dem Könige nun auch vor, wie man ihn, aus Mistrauen gegen ſeine Geſinnung, gezwungen hätte, die nützliche Maske abzulegen, und wie ſeine ganze Thätigkeit, die ſeine Sache ſo ſehr unterſtützt hätte, jetzt, da man ihn genöthigt hätte, offen hervorzutreten, auf immer gelähmt wäre. — Sire, ſagte er, ich hatte mich entſchieden an Sie angeſchloſſen, weil ich mein Geburtsland liebe, weil ich einſehe, daß das civiliſirteſte Volk in Europa berufen iſt, den Aberglauben, die geiſtige Trägheit, die Barbarei, unter welcher das unglückliche Volk hier ſeit Jahrhunderten ſeufzt, zu bekämpfen, ich wollte es über ſein eigenes Ungeſchick aufklären. Wohlthätig ſchien es mir, die Verwirrung zu ſteigern, die Zwietracht zu vergrößern, damit es einſähe, daß die blinde Wuth barbariſcher Begeiſterung zwar den Feind hemmen, doch nicht abſchrecken könne, ja vielmehr die eigene Selbſtvernichtung herbeiführen müſſe. Die Geſinnung Vieler war ſchon ſchwankend geworden, Keiner traute mehr dem Andern, das Volk, von ſeinen Häuptern verlaſſen, zerſtreute ſich zwar in den Gebirgen, mit Wuth den Kampf fortſetzend; aber von dem Netze einer ſtrengen Ordnung umſponnen, wie wilde Thiere in die unzugänglichſten Schluchten zurückgedrängt, würden ſie nur als vereinzelte Räuberbanden, nicht mehr als feindliche Heere erſcheinen. Ich gebe zu, ſie würden ſchwer zu vertilgen ſein. Aber der jetzige verzweifelte Krieg würde einen andern Charakter annehmen, er würde ſich in einen Kampf der immer wachſenden Civiliſation gegen die barbariſche Rohheit verwandeln. Und wie in kultivirten Ländern die wilden Thiere, würden in den Gebirgen die rohen Horden allmälig verſchwinden. In dieſem Sinne, Sire, war ich thätig. Mein Werk iſt abgebrochen, und was man hier zu preiſen beliebt, konnte ich kaum als den Anfang betrachten. Ich glaubte Alles berechnet zu haben, muß aber leider bekennen, daß ich das Mistrauen derer, für welche ich allein thätig war, nicht in Rechnung gebracht hatte. —

Er ſetzte den König und die Generale in die größte Verlegenheit. Er wußte ſo viele Beweiſe ſeiner Treue beizubringen, er konnte auf eine ſo entſchiedene Weiſe die Nothwendigkeit, zweideutig zu erſcheinen, darſtellen. Er erſchien bei Hofe, begleitet von den Heerführern, die er für die neue Regierung gewonnen, und der König mußte geſtehen, daß er einen unerſetzlichen Freund ſeiner Sache verloren hätte. Adrian war im Lande geboren, und dennoch durch ſeine Herkunft mit den Feinden auf's Innigſte verbunden. Die Mutter ſtammte von einem Großen des Landes her, der Vater gehörte zu einem der mächtigſten Geſchlechter der Eroberer. Und wenn nun auch dieſe günſtige Stellung, beiden Völkern gegenüber, ſich bei Andern vorfand, ſo ſah man doch ein, daß Keiner die Fähigkeit, Keiner das Geſchick beſaß, eine Rolle zu ſpielen, welche ſo ſchwierig und ſo gefährlich war.

Adrian kehrte nun, an den mächtigen Eroberer dringend empfohlen, nach der Hauptſtadt zurück, und dieſer, der ſolche Menſchen zu benutzen wußte, zeichnete ihn auffallend aus, ſo daß Adrian den kühnen Plan faßte, das Spiel, welches er in ſeinem Geburtslande angefangen hatte, in viel größerem Maaßſtabe fortzuſetzen. Dort, das ſah er ein, war es im rechten Moment abgebrochen, aber er hoffte durch eine doppelte Rolle im Norden das Vertrauen der unterjochten Völker zu gewinnen und zu gleicher Zeit ſeinen Herrn, den mächtigen Herrn der ganzen kultivirten Welt, zu beherrſchen.

Noch durch einen andern Beweggrund ward er nach der Hauptſtadt getrieben. Adrian hatte ſeit zwei Jahren Louvet aus den Augen verloren; doch war dieſer jetzt leicht zu entdecken, er ahnte das Daſein ſeines Feindes nicht, und lebte in glücklicher Zurückgezogenheit mit ſeinem Schwiegerſohne, ſeiner Tochter und dem alten treuen Diener. Von jetzt an ging Adrians Streben dahin, dieſes Glück zu zerſtören. Die verhaßte Familie mußte ausgerottet werden, und wenn man die furchtbare Schlauheit ſeines Feindes und die Mittel, über die er gebot, erwog, mußte Louvets Untergang entſchieden ſcheinen. — Auf den ruhigen Gütern deſſelben und ſeines Schwiegerſohnes erſchienen ſeit einiger Zeit Reiſende, welche keinen Verdacht erregten, ſie wurden gaſtfrei aufgenommen, und reiſten weiter, meiſt über die Grenze. Es fiel nur zuletzt auf, daß dieſe Beſuche, welche früher höchſt ſelten waren, jetzt ſo häufig kamen. Die ſpäteren Reiſenden waren nicht ſo vorſichtig, wie die früheren; man glaubte in ihnen verkappte Anhänger der vertriebenen Dynaſtie zu erkennen. Louvet und ſein Schwiegerſohn wurden bedenklich; ſpätere Reiſende wurden abgewieſen, und jetzt erhielt Louvet den Befehl, in der Hauptſtadt zu erſcheinen. Er wandte ſich zuerſt an ſeinen alten Freund Prunelle.

Dieſer, der Louvets ganze Lage kannte, der es wußte, wie er den heimtückiſchen Verfolgungen einer feindlich geſinnten Familie ausgeſetzt war, hatte mit treuer, wachſamer Liebe jeden Schritt der gefährlichen Gegner verfolgt. Die ſtille, bürgerliche Zurückgezogenheit, in welcher er lebte, ſo daß er ſelbſt während der Revolution nie, auch in der Gegend, welche er bewohnte, genannt ward, hatte jede Aufmerkſamkeit von ihm abgelenkt. So blieben auch ſeine Nachforſchungen völlig unbemerkt, und beſonders ſuchte er alle Schritte Adrians, deſſen Ruf jetzt erſcholl, zu belauſchen. Er konnte nichts entdecken, was irgend einen Verdacht erregte. Man ſtellte ihn als einen jungen Mann von faſt unglaublichen Fähigkeiten dar. Seine Thätigkeit für die Witwe, ſeine ſpätere als Advokat, legten das günſtigſte Zeugniß ab; und dennoch konnte der beſorgte Freund einen geheimen Zweifel nicht abwehren. Adrian verſchwand und erſchien erſt nach ein paar Jahren wieder. Der Freund ruhte nicht, bis es ihm gelang, über ſein Leben während dieſer zwei Jahre hinlängliche Kenntniß zu erhalten. Das Glück begünſtigte ihn. Ein Verwandter, welcher als Offizier den gefährlichen und bedenklichen Krieg im Nachbarlande mitgemacht, kam verwundet zurück und war durch einen Zufall mit Adrian in genaue Berührung gekommen. Hier erfuhr der Freund nun, wie höchſt zweideutig die Geſinnung des Mannes war, in welchem er von jetzt an Louvets gefährlichſten Feind mehr ahnte, als erkannte. Auch jetzt ſuchte er vergebens irgend eine Spur aufzufinden, durch welche ſich die Vermuthung begründen ließ.

Als aber Louvet in ſeinem Hauſe erſchien, als der räthſelhafte Befehl ihm bekannt ward, als in Verfolg der freundſchaftlichen Unterhaltung von den verdächtig gewordenen Beſuchen die Rede war, zweifelte der Freund nicht mehr daran, daß dieſe Beſuche von dem gefährlichen Feinde veranlaßt waren, um Louvet verdächtig zu machen; daß man, auf dieſe geſtützt, eine Beſchuldigung gegründet, und daß dieſe den Befehl, in die Stadt zu kommen, veranlaßt hätte. Als Louvet die Vermuthung ſeines Freundes erfuhr, als er durch ihn von Adrian und ſeiner Ankunft hörte, ſchien es ihm gewiß, daß jetzt die ruhigen Tage des friedlich ſtillen Lebens verſchwunden wären. Zu viel hatte er von der unverſöhnlichen Rache des Grafen und ſeiner liſtigen, kalten, verſteckten Frau gehört, um nicht überzeugt zu ſein, daß die feindſelige Geſinnung auf ihren Sohn fortgepflanzt ſei. Alles, was er von Adrian hörte, bewies ihm, wie furchtbar und gefährlich ſein Gegner wäre.

Er meldete ſich, dem Befehle gemäß, bei einem hohen Beamten, und ward ſehr freundlich aufgenommen. — Es ſind, ſagte dieſer, Beſchuldigungen gegen Sie laut geworden, und wir ſind überzeugt, daß es Ihnen mit Leichtigkeit gelingen wird, dieſe abzuweiſen. Die offenbaren Attentate, welche ſtattgefunden haben gegen das Oberhaupt des Staates, die Verſchwörungen des vertriebenen Königsſtammes, in welche ſelbſt bedeutende Männer verflochten waren, ſetzen uns in die Nothwendigkeit, ſolche Beſchuldigungen genau zu unterſuchen. Sie werden es daher natürlich finden, daß wir Ihnen eine Wohnung anweiſen, die ſie nicht verlaſſen dürfen. Sie ſollen ſich ſelbſt bewachen, Ihr Ehrenwort iſt uns hinlänglich. — Louvet ward in eine anſtändige Wohnung in der Nähe des Beamten gebracht, und ſah bald ein, wie es mit der Selbſtbewachung beſchaffen war. Der alte treue Charles, welcher ſich nicht abweiſen ließ, der ſelbſt gegen Louvets Willen ihn auf der Reiſe begleitet hatte, ward von ihm getrennt und jedes Mal, wenn er ſeinen Herrn beſuchen wollte, abgewieſen. Zwei fremde Bediente waren zu deſſen Aufwartung angewieſen; daß ſie den Befehl hatten, ihn genau zu bewachen, ward bald klar. Louvet, welcher ſeine Lage erkannte, entſagte freiwillig einer jeden Verbindung mit ſeinem Freunde, wies einen jeden Beſuch ab und erwartete mit großer Spannung das erſte Verhör. In dieſem erfuhr er nun, daß nicht allein jene Beſuche ihn verdächtig gemacht hatten: man hatte Briefe von geheim Verbündeten an ihn aufgefangen, und Aeußerungen, wie ſie Zeugen von ihm vernommen, geſammelt. Es war klar, daß es auf ſeinen Untergang angelegt war. —

Louvets Vertheidigung war nicht hinlänglich. Das ließ ſich wohl beweiſen, daß man in jenen Gegenden, wo Reiſende nicht oft erſchienen, gewohnt war, dieſe gaſtfreundlich aufzunehmen; er ſelbſt aber mußte geſtehen, daß die häufigen Beſuche der letzten Zeit ihm verdächtig geſchienen, daß Aeußerungen ſeiner Gäſte ſeinen Verdacht vermehrt hätten. Briefe, ſagte er, an mich zu ſchreiben und zu addreſſiren, ſteht freilich in der Gewalt eines jeden Uebelwollenden; als Beweis gegen mich können ſie nicht gelten. Ueber abgeriſſene Aeußerungen, aufgegriffen von Menſchen, deren Nichtswürdigkeit durch ſolche Denuntiation ſchon entſchieden iſt, mich zu erklären, halte ich für meiner unwürdig. Meine Geſinnung geböte mir, um gegen die jetzige Regierung thätig zu ſein, das Land zu verlaſſen. So lange ich im Lande lebe, unterwerfe ich mich den Geſetzen, nehme aber auch ihren Schutz gegen jede unbewieſene Anklage in Anſpruch. —

Als man ihn aufforderte, ſich einen Vertheidiger zu wählen, bot ſich ein Freund ſeines Hauſes ſelbſt dar, und ward von Louvet mit Freuden angenommen. Es ſchien Beiden am wichtigſten, die Quelle der Anklage zu entdecken. Der unbedeutende Menſch, welcher als Kläger genannt war, gab keine Aufklärung darüber. Der Anwald wurde nun an Prunelle gewieſen, und von jetzt an ward Adrian der Gegenſtand ihrer beiderſeitigen Nachforſchungen. Dieſer ſchien undurchdringlich. Er war ſchlau genug, keine Theilnahme für Louvet zu heucheln, aber auch keine Freude über ſeine unglückliche Lage. Das ganze Ereigniß behandelte er als ein ihm gleichgültiges, und daß er an der Anklage irgend einen Antheil, ſie mittelbar oder unmittelbar veranlaßt hätte, ward immer unwahrſcheinlicher. Indeſſen vermehrten ſich die Verdachtsgründe gegen Louvet auf eine faſt unbegreifliche Weiſe. Er ſelbſt und ſein Vertheidiger ſahen ſich immer mehr und mehr gedrängt, als ein glücklicher Zufall, welcher der Unſchuld zu Hülfe kam, der ganzen Sache eine andere und günſtigere Wendung gab.

Louvets Tochter erfuhr durch ſeinen Vertheidiger die Lage ihres Vaters, und ihr Gemahl fand ſich um ſo mehr verpflichtet, nach der Hauptſtadt zu eilen, als er ja, wenn hier überhaupt von einer Schuld die Rede ſein konnte, dieſe mit ſeinem Schwiegervater theilen mußte. Er begriff nicht, warum man ihn geſchont hatte, hoffte aber durch ſeine Gegenwart Louvet nützlich zu werden. Seine Frau ſah ſich nun ganz verlaſſen, ihren Vater, wie ihren Gatten in augenſcheinlicher Gefahr. Daß dieſe Verfolgung von der Familie ihres Stiefvaters ausging, daß ihre eigene Mutter wahrſcheinlich an dem feindſeligen Bündniſſe Theil nahm, war die erſte furchtbare Vermuthung dieſer Art, durch welche ihr der nächtliche Abgrund des Lebens eröffnet ward. Denn der Widerwille der Mutter machte ſie zwar ſchon unglücklich; aber jetzo, da ſie die Hoffnung hatte, ſelbſt Mutter zu werden, erſchien ihr das Verhältniß ihrer Mutter zum Gatten und zur Tochter ſchrecklich, unnatürlich, grauenhaft. Welche Wendung auch die Lage ihres Vaters und Mannes nehmen würde, ſelbſt die günſtigſte vorausgeſetzt, blieb dieſe Wunde fortdauernd offen; es war eine tiefe Krankheit, an ihrem ganzen irdiſchen Daſein haftend. Sie konnte nur mit dem Tode verſchwinden.

Während die verlaſſene Frau auf eine ſolche Weiſe in großer Einſamkeit über das wunderbar verflochtene Räthſel des Daſeins nachſann, und ſich durch religiöſe Ergebung für die härteren Schläge des Schickſals, die ihrer warteten, vorbereitete, war ihr Gemahl in der

Nähe der Hauptſtadt angelangt. In dem Gaſthofe des Städtchens *** ward ihm kurz nach ſeiner Ankunft ein räthſelhafter Brief übergeben; er lautete: Wenn Sie ankommen, dann eilen Sie, ohne Jemanden zu ſprechen, nach der Straße .... Nro. ... Sie werden mit Ungeduld erwartet. Die Sache des Marquis ..... hat eine beſondere Wendung genommen; es nähert ſich eine Kriſe, welche, richtig benützt, heilſam werden könnte, aber zugleich mit Gefahr drohet. Sie werden hoffentlich noch dieſen Vormittag erſcheinen. — Die Unterſchrift war höchſt undeutlich und nicht zu entziffern.

Louvets Schwiegerſohn war über dieſen Brief erſtaunt, er fragte nach dem Boten, welcher ihn gebracht hatte, aber vergebens; dieſer war verſchwunden. Er las die Aufſchrift, es war ſein Name, nur daß die letzte Sylbe durch einen willkürlichen Federzug undeutlich geworden war. Er ſah wohl ein, daß der Brief nicht an ihn gerichtet war; der Inhalt, obgleich zweideutig ausgedrückt, ſchien feindlich. Nach einer kurzen Ueberlegung beſchloß er der Aufforderung des Briefes nachzukommen. Es ſind Feinde oder Freunde, dachte er, in beiden Fällen kannſt Du wichtige Aufklärung erhalten. Daß er auf eine ſolche Weiſe ſich den Feinden ſeines Schwiegervaters hingäbe, daß er in Gefahr gerathen könnte, ſah er wohl ein, glaubte aber in der großen, belebten Hauptſtadt, in einer ſehr bewohnten Gegend, am hellen Tage mit Vorſicht eine jede drohende Gefahr abwenden zu können. Er ſtieg daher in einem Hotel in der Nähe der angezeigten Wohnung ab, eilte nach dieſer, nannte ſich dort vorſichtiger Weiſe ſo, daß die letzte Sylbe ſeines Namens eben ſo undeutlich klang, wie ſie geſchrieben war, erklärte, wie er aufgefordert worden, hier zu erſcheinen, und wie man ihn verſichert hätte, daß er erwartet würde. — Mit großer Ungeduld, antwortete ein junger Mann höflich und lächelnd, und dennoch hoffte man nicht, Sie ſo früh eintreffen zu ſehen. Die Herren werden in einer kleinen Stunde erſcheinen; ſie haben für die Möglichkeit Ihrer früheren Ankunft Alles vorbereitet, Sie werden in dieſer Stube die nöthigen Papiere finden und ſich, wie jene hoffen, völlig in der Sache orientiren. —

Es ward ihm eine Stube geöffnet, er trat herein und der Anfang ſchien freilich für ihn höchſt günſtig. Die Stube, zu ebener Erde, nach einer belebten Straße, machte einen jeden Ueberfall hier unmöglich. Man ließ ihm hinlänglich Zeit, und alle Pläne eines gefährlichen Komplotts lagen vor ihm da. Es war eine Korreſpondenz, welche freilich mit Vorſicht geführt ward, und aus welcher erhellte, daß die Verbündeten für zwei Parteien zugleich thätig waren, ohne daß man klar ſah, für welche man ſich eigentlich erklärt hatte. Dieſes ließ ſich um ſo ſchwieriger entſcheiden, als das Ganze von einem Unbekannten geleitet ward, welcher immer nur ungenannt im Hintergrunde erſchien, und alſo ſelbſt, je nachdem man für dieſe oder jene Partei thätig erſcheinen wollte, bald ſo, bald anders hervortreten konnte. Nur wußte man nach weiten Richtungen hin ſeine Macht als groß, ſeine Hülfsmittel als bedeutend darzuſtellen. Aus mehreren Briefen ging aber hervor, daß neben den allgemeinen Parteiſachen der Untergang Louvets und ſeiner Familie als dringend, und eben daher künſtlich mit der Hauptſache verflochten, betrachtet wurde.

So lag nun die verſteckte Unternehmung des gefährlichen Feindes vollkommen enthüllt vor Louvets Schwiegerſohn da. Noch immer forſchte er in den Papieren nach, überlegte, ob er ſich nicht ſtill mit dem ganzen Paket wegzuſchleichen verſuchen ſollte. Daß er, durch einen Irrthum der Feinde hergelockt, wider ihren Willen ihr Vertrauter geworden war, durfte er ſich nicht vorwerfen, und bei einem ſo heimtückiſchen Angriffe hatte er wohl das Recht, ſich der gegen ihn ſelbſt und die Seinen gerichteten tödtlichen Waffen zu bemächtigen, wenn ſie durch die Thorheit der Gegner in ſeine Gewalt kamen. Aber das Paket war groß und ließ ſich nicht verbergen, er konnte angehalten werden und dadurch die Sache vielleicht verſchlimmern. Er fand einen Brief, welcher ihm vor allen wichtig ſchien. Dieſer warnte einen Reiſenden, der, wie die Uebrigen, angewieſen war, Louvets Gaſtfreundſchaft in Anſpruch zu nehmen. — Sie müſſen, ſchrieb man, in Ihren Aeußerungen höchſt vorſichtig ſein; dieſer Mann iſt für unſer Vertrauen keinesweges reif, von allen Parteiungen entfernt, glaubt er auch alle ignoriren zu dürfen. Indeſſen wird es uns eben durch dieſe Unbefangenheit möglich werden, ihn in eine Lage zu verſetzen, welche ihn zwingen wird, ſich für uns zu erklären. In dieſem Falle würde er, wie ſein Schwiegerſohn, für uns eine wichtige Acquiſition ſein. Die Lage der Schlöſſer Beider iſt höchſt günſtig. Zwiſchen beiden großen Beſitzern und den übrigen Einwohnern findet das größte Vertrauen ſtatt; und es giebt im ganzen Lande kaum eine Gegend, in welcher die wichtigſten und bedeutendſten Vorbereitungen ſo unbemerkt ſich entwickeln können. Die beiden Herren müſſen, wir dürfen es vorausſetzen, durch Erziehung und Herkunft mit der unglücklichen königlichen Familie verbunden ſein, und wir können ſie mit gutem Gewiſſen zwingen, eine Geſinnung kühn hervortreten zu laſſen, die doch nur durch Furcht zurückgedrängt iſt.

Ein zweiter Brief berührte dieſelbe Sache, aber von einer ganz andern Seite. Die ſtreng geſetzliche Geſinnung der beiden Herren ward lächerlich gemacht, und unbefangen die Abſicht ausgeſprochen, erſt den Alten von ſeinem Schwiegerſohne zu trennen, dann dieſen zu überliſten, zu einem wirklichen Vergehen zu verlocken. Es würde, meinte man, wenn er ſich ſelbſt überlaſſen wäre, wohl gelingen, und die Unbeſonnenheit des Schwiegerſohnes, gegen den Vater benutzt, würde unvermeidlich den Untergang Beider herbeiführen. — Dieſe beiden Briefe, mit unleſerlichen Chiffren unterzeichnet, riß er heraus und verbarg ſie ſorgfältig. Die Handſchrift, mit welcher der ihm am Morgen eingehändigte Brief geſchrieben war, erkannte er wieder.

Wohl eine Stunde war unterdeſſen verfloſſen, als er im Hauſe einen großen Tumult hörte; er ſtand haſtig auf, ſtellte ſich hinter den Tiſch an der Wand, ergriff zwei geladene Doppelpiſtolen, welche er mit ſich genommen, und erwartete die Eröffnung der Thür. Ein beleibter Herr mit einem aufgedunſenen Geſichte und kleinen, tief liegenden Augen trat eilig und erhitzt herein, und ſchrie ihm entgegen: Schurke, wer biſt Du, wie wagſt Du Dich Abenteurer unter einem ehrenhaften und bewährten Namen hier einzuſchleichen? Sink in die Erde, Elender! Derjenige, deſſen Namen Du zu mißbrauchen wagteſt, ſteht vor Dir. —

Louvets Schwiegerſohn blieb ruhig ſtehen, ſpielte, wie nachläſſig, mit ſeiner gefährlichen Waffe und antwortete: Beſinnen Sie ſich, mein Herr, blicken Sie mich an; mein Name iſt, denke ich, ſo ehrenhaft, wie der Ihre, und wird wenigſtens nicht von einem Niederträchtigen getragen. — Der eindringende und erhitzte Herr wollte polternd in die Rede fallen. — Schweigen Sie, unterbrach ihn ſein Gegner, erhob das Piſtol drohend und erwiederte: Wenn Sie nicht ſchweigen, haben Sie zum letzten Mal geſprochen. — Darauf nannte er ſeinen Namen, ſeinen Stand, ſeinen Wohnort. — Ich bewahre, ſagte er weiter, den Brief, welcher mich herbeirief, ich vermuthete zwar einen Irrthum, doch konnte ich mich nicht darauf verlaſſen. Daß ich, da es in meiner Gewalt ſtand, die Schlechtigkeit unſerer Feinde, die Nichtigkeit ihrer Beſchuldigungen zu entlarven ſuchte, werden Sie ohne Zweifel billig und gerecht finden. — Während der Zeit waren Mehrere dazu gekommen. Die laute Stimme, die Louvets Schwiegerſohn mit Abſicht erhob, ſchien Alle zu ängſtigen, ſie bewegten ſich unruhig, der dicke Herr erblaßte, als ein noch junger Mann mit einer ruhigen, gebietenden, kalten Miene hereintrat, bald die Lage der Sache erfuhr, die Thüre zu ſchließen befahl und ſich dem Bewaffneten ruhig gegenüber ſtellte. —

Ohne die Stimme zu erheben, als beſchäftigte er ſich mit einem ſchwierigen Gegenſtande, der nur durch ruhige Ueberlegung in Ordnung gebracht werden könnte, und da Louvets Schwiegerſohn, der, wie die Uebrigen, fühlte, daß ein heftiges Benehmen hier Allen gleich ſchädlich werden müßte, ihn nicht verhinderte, fing er zu reden an: In einer Lage, wie dieſe, wäre es lächerlich, wenn wir uns wechſelſeitig verſtellen wollten. Sie haben eine ganze Stunde Zeit gehabt, dieſe Papiere durchzuleſen, Sie wiſſen alſo, was wir Ihnen nicht länger verbergen können. In unſerm Intereſſe muß es, wie Sie leicht einſehen, liegen, Sie aus dem Wege zu ſchaffen — oder wenigſtens durch ein enges Gefängniß unſchädlich zu machen. Auf eine geheime Art dies zu bewerkſtelligen, iſt unmöglich, ſo wie Sie das Haus frei verlaſſen, ſind wir verrathen. Wir müßten Sie entwaffnen und gefangen nehmen; aber Sie wiſſen ſo gut, wie wir, daß dies nicht möglich iſt. Sie würden ſich ohne allen Zweifel wehren, wir könnten einen bedeutenden Verluſt erleiden, Einige getödtet werden, die Uebrigen geriethen in die Hände der Polizei und wären dann auch verrathen. Es könnte alſo ſcheinen, als wenn wir völlig im Nachtheile wären und, obgleich Viele gegen Einen, uns dieſem auf Gnade und Ungnade ergeben müßten. Doch iſt dieſes nicht ganz der Fall. Die Papiere haben Sie zwar geleſen, aber ohne Zeugen. Sie ſind verſchwunden, wie Sie ſehen, — er zeigte auf den leeren Tiſch, — und ſo ſchreiend und unbeſonnen ſich dieſe Herren benommen haben, ſo behielten ſie dennoch Beſinnung genug, dieſe Papiere zu entfernen. — Louvets Schwiegerſohn wollte ihm hier in die Rede fallen. — Erlauben Sie mir fortzufahren, ſagte der junge Mann höflich, und ſetzte mit einem ruhigen Lächeln, welches in einer ſolchen Lage faſt furchtbar erſchien, hinzu: ich glaube zu wiſſen, was Sie ſagen wollten. Sie haben ohne allen Zweifel einige Papiere, welche Ihnen die wichtigſten ſcheinen, in Sicherheit gebracht und ſind entſchloſſen, ſie nicht herauszugeben. Ich begreife das, und kann es nicht tadeln. Wie wir gegen Sie gehandelt haben, haben Sie das Recht, alle Waffen gegen uns zu benutzen; aber glauben Sie dadurch ſicher geſtellt zu ſein? Sie irren ſich. Das ganze Gewebe, in welches Sie hier hineinſehen, wird von einer höheren Hand geleitet, und wenn die Papiere unſere Geſinnung vielleicht zweifelhaft machen, ſo wird Ihnen doch die Abſicht, welche uns leitet, nicht verborgen ſein können. Geſetzt, Sie bieten uns Trotz, Sie verlaſſen ſich auf die klaren Beweiſe, die für Sie und gegen uns ſprechen. Ich will Ihnen den Erfolg ſagen. Ihr Herr Schwiegervater wird freigeſprochen, und zwar auf eine recht auffallende Weiſe; man wird ihn loben, auch Sie werden als ein kühner Vertheidiger des Rechts erſcheinen. Auf eine recht emphatiſche und würdige Weiſe wird man in den glänzendſten Sentenzen den Werth der öffentlichen Sittlichkeit hervorheben, niedrige, verſteckte Kabale, als der groſſen, kriegeriſch, wie geiſtig die Welt beherrſchenden Nation unwürdig, mit Abſcheu behandeln. Einige von uns werden mit Lärmen feſtgeſetzt. In allen Blättern werden Sie gelobt, wir beſchimpft: und wenn nun dieſes Alles geſchehen iſt, was glauben Sie damit gewonnen zu haben? Sie ſind dann eben rettungslos verloren, und unſer Verluſt wird leicht erſetzt. Die Unterſuchung gegen uns wird in die Länge gezogen, die groſſe Nation hat ſie ganz vergeſſen, und man wird es am Ende natürlich finden, daß diejenigen unter uns, die den Gerichten preisgegeben ſind — kaum einer von den hier Anweſenden — freigeſprochen werden. Gewiß, mein Herr, Sie ſind ein ruhiger, beſonnener, erfahrener Mann, Sie wiſſen recht wohl, daß ich die Wahrheit ſpreche, und werden vernünftig genug ſein, ſich darnach zu richten. Ich ſchlage alſo folgende Kapitulation vor: Ihr

Schwiegervater wird freigeſprochen und zwar auf eine ehrenvolle Weiſe, die ganze Sache wird niedergeſchlagen. Sie aber verpflichten ſich, keinen Gebrauch von den hier in Ihre Gewalt gerathenen Papieren zu machen. —

Der Redende war, was der Leſer gewiß ſchon errathen hat, Adrian; und die Bedingungen wurden von Louvets-Schwiegerſohn willig angenommen. Was Adrian verſprochen hatte, traf buchſtäblich ein. Nach wenigen Tagen ward Louvet ehrenvoll freigeſprochen; doch beſchloſſen Beide, nachdem ſie die abweſende Frau beruhigt hatten, einige Zeit in der Hauptſtadt zu bleiben, theils, weil ſie den Schein, als wäre die Entfernung eine geheime Bedingung der Freiſprechung, vermeiden wollten; theils weil ſie jetzo mit Gewißheit einſahen, daß Adrian der eigentliche Feind war, der ſie zu vernichten ſuchte, und deswegen entſchloſſen waren, ihm perſönlich entgegen zu treten. Beide waren überzeugt, daß der kaltblütige Vermittler kein Anderer geweſen, als dieſer, ihr Hauptfeind. Ihn in ſeinem Hauſe aufzuſuchen, ſah man als zwecklos an, denn es war nicht wahrſcheinlich, daß ſie angenommen würden. Es blieb alſo kein anderes Mittel übrig, als Adrian in irgend einer Geſellſchaft oder an irgend einem öffentlichen Orte zu überraſchen. Louvet und ſein Schwiegerſohn ſchämten ſich, als ſie nun Adrian zu belauern und ſeine gewöhnlichen Gänge auszukundſchaften anfingen. Es dauerte lange, ehe es ihnen gelang, durch dieſe Mittel in den Tuilerien den ernſthaft nachſinnenden und einſam wandelnden Adrian zu entdecken. Louvets Schwiegerſohn erkannte bald die Geſtalt, welche ihm in einem ſo bedenklichen Momente durch ruhige und beſonnene Kälte imponirt hatte. Louvet ging ſeinem Feinde entgegen, und dieſer ſtutzte, als er die Augen aufſchlug und Louvet erblickte. — Mein Herr, ſprach Louvet, ich ſehe Sie zwar zum erſten Male, aber ich darf vorausſetzen, daß Sie mich kennen. — O ja, antwortete Adrian völlig gleichgültig. — Sie ſcheinen, fuhr Louvet fort, mich vermeiden zu wollen? — Keinesweges, unterbrach ihn Adrian, ich habe nur bis jetzt keinen hinlänglichen Grund finden können, Sie aufzuſuchen, mein Herr. — Dennoch haben Sie, erwiederte Louvet, in der Entfernung die Güte gehabt, ſich mit mir und meinem Schickſale zu beſchäftigen. Ich darf mir ſchmeicheln, eine Zeit lang wenigſtens ein Gegenſtand Ihrer ganz beſondern Aufmerkſamkeit geweſen zu ſein. — Das war zufällig; irgend Einer mußte in dieſem Verhältniſſe als Opfer fallen. Ihre Wohnung an der Grenze, Ihre frühere Lage, Ihre Herkunft, eine Menge anderer Umſtände lenkten die Aufmerkſamkeit auf Ihre Perſon.

Sie werden, wenn bei einer ſolchen politiſchen Kombination irgend ein Opfer gefordert wird, gewiß nicht die Thorheit haben, zu behaupten, daß man ſich da um Schuld oder Unſchuld kümmern ſoll. Sie wurden mir genannt, und vielleicht brachte eine alte, faſt ganz erloſchene Erinnerung mich dazu, ſchneller und unbedenklicher einen Entſchluß zu faſſen; von einem beſonderen Haſſe konnte hier gar nicht die Rede ſein. —

Dieſer kaltblütige Hohn, dieſe ſcheinbare Freimüthigkeit empörte Louvet auf's Höchſte. Er zeigte in den härteſten Ausdrücken, wie ſehr er Adrian durchſchaute, er ward beleidigt, ein Duell war nothwendig, und wir ſehen Louvet gefährlich verwundet in dem Hauſe ſeines zurückgezogenen Freundes.

So lange die Gefahr dauerte, ward er von ſeinem Schwiegerſohne gepflegt, dann aber trieb er ihn von ſelbſt fort und blieb zurück. Kaum war er indeſſen ſo weit wiederhergeſtellt, daß er ausfahren konnte, als der Eroberer, der eben von einem ſiegreichen Kriegszuge zurückgekehrt war, ihn rufen ließ. — Sie ſind, ſprach er, lange in Nordamerika geweſen, Sie ſind mit den dortigen Verhältniſſen ſehr wohl bekannt. Einige wichtige Angelegenheiten mit den vereinigten Staaten wünſche ich geordnet, ich ſetze das höchſte Vertrauen in Ihre Fähigkeiten. Ein Schiff liegt in Havre ſegelfertig, der Miniſter wird Ihnen die gehörige Inſtruktion geben. Morgen Abend müſſen Sie in Havre ſein. — Louvet ſuchte Einwendungen zu machen, den Antrag abzulehnen, aber der Herrſcher winkte ihm mit der Hand, gebot ihm ſo Stillſchweigen, warf ihm einen vorübergehenden zornigen Blick zu, ſagte dann milder und gnädiger: Reiſen Sie glücklich, und verſchwand. Vergebens ſuchte Louvet Mittel gegen dieſe gewaltſame Verbannung, wie er den aufgedrungenen Antrag rückſichtslos nannte. Der Miniſter beſchwur ihn, nachzugeben, und er ſah ein, daß er auf jeden Fall durch Nachgiebigkeit weniger verlieren könnte, als durch Widerſetzlichkeit.

Während dieſer Zeit ward der Gemahl ſeiner Tochter von einer gefährlichen Krankheit befallen, er ſtarb und hinterließ ſeine leidende Frau ſchwanger. Ein Vierteljahr etwa nach dem Tode des Mannes ward Edward geboren. Kaum war ſie wieder hergeſtellt und hoffte die Wiederkehr ihres Vaters, als plötzlich das Schloß von Bewaffneten umſtellt ward. Ein Offizier trat höflich herein, verſicherte die erſchrockene Frau, daß nichts auf irgend eine Weiſe Beläſtigendes geſchehen ſollte, man habe nur den Befehl, einen beſtimmten, verborgenen Schrank im Kabinet des verſtorbenen Gemahls aufzuſchließen und die darin verſchloſſenen Papiere in

Beſchlag zu nehmen. Die Frau war mehr erſtaunt, als erſchrocken, ſie verſicherte von einer ſolchen verborgenen Stelle nichts zu wiſſen; auch der alte Charles kannte ſie nicht, aber ein Civilbeamter, welcher den Offizier begleitete, ſchien ſeiner Sache gewiß zu ſein. Er ließ ſich in das Kabinet bringen, ging auf eine beſtimmte Stelle zu, drückte auf eine verborgene Feder, der Schrank öffnete ſich, und eine Menge Akten, worunter einige nicht ſehr alt ſchienen, wurden in Beſchlag genommen.

Die Folgen dieſes verhängnißvollen Beſuchs zeigten ſich bald. Der alte Charles ward feſtgeſetzt, ſelbſt die unglückliche, verlaſſene Wittwe ward in eine gefährliche Unterſuchung verflochten. Die weggenommenen Papiere, behauptete man, bewieſen nur zu augenſcheinlich, wie gegründet der frühere Verdacht geweſen ſei. Louvet, hieß es, würde, wenn er je nach Europa zurückzukehren wagte, rettungslos verloren ſein. Kommiſſarien, welche nach der Provinz geſchickt waren, hatten ſchon das Schloß, welches die arme Wittwe bewohnte, eingenommen. Ihr blieben nur ein paar Stuben übrig, die ſie mit ihrem Kinde und einer Magd bewohnte. Es war den Freunden und Freundinnen, wie den Bedienten ſtrenge unterſagt, ſie zu beſuchen. So, noch trauernd über den Verluſt ihres Mannes, ungewiß über ihr eigenes Schickſal und das ihres Kindes, voll unbeſchreiblicher Angſt, wenn ſie an ihren Vater dachte, ſaß ſie völlig verlaſſen da, und hatte nur denjenigen Troſt, den die Religion giebt und das Bewußtſein der Unſchuld. Sie rang im Gebete, ſie durchwachte thränenvoll die Nächte und ſah nirgends eine Rettung.

Ein Vicomte erſchien in dieſer Zeit in der Provinz, ſeine wichtigen Aufträge von der Regierung hatten mit dieſer Unterſuchung nichts gemein. Es war die Ausgleichung einer Menge durch die Revolution in Unordnung gerathener Eigenthumsverhältniſſe, die er zu ermitteln hatte. Obgleich dieſes Geſchäft ſo viele ſich durchkreuzende Intereſſen berührte, für nicht Wenige mit Verluſt verknüpft war, hörte man dennoch ſein Betragen allgemein loben. Man rühmte das Geſchick, mit welchem er die ſchwierigſten Verhältniſſe zu überſehen und zu entwickeln vermochte, die ſtrenge Gerechtigkeit und die immer ſeltener werdende Unbeſtechlichkeit ſeiner Geſinnungen. Eine Menge Prozeſſe wußte er zu unterdrücken. Er beſaß eine unglaubliche Gewalt über die Gemüther, ein großer Theil der ſtreitenden Intereſſen wurden durch freundſchaftliche Vergleiche geſchlichtet. Der Eine entſagte freiwillig, während der Gegner auch ſeine Forderungen herabſtimmte. Wo er in der Provinz erſchien, kam man ihm mit großem Vertrauen entgegen, und ſo war es natürlich, daß ein ſolcher Mann Vieles von der Witwe und ihrer unglücklichen Lage erfahren mußte. Sie war allgemein geliebt und geehrt, Keiner zweifelte an ihrer Unſchuld, und viele der bedeutendſten Einwohner waren bemüht, die Aufmerkſamkeit eines ſo hohen und durch ſeine Geſinnung ſo ausgezeichneten Beamten auf das Schickſal der unglücklichen Frau hinzulenken. Er wies eine jede ſolche Aufforderung ab. Bei dem ſtrengen Gehorſam, welcher von dem mächtigen Herrſcher gefordert ward, erſchien es gefährlich, wenn er ſich in eine Sache miſchte, die ſeinem Auftrage fremd war; auch würde, wie er glaubte verſichern zu können, die Unterſuchungs-Kommiſſion eine jede ſolche Einmiſchung entſchieden abweiſen. Nun traten aber Umſtände hervor, die eine Unterhandlung mit der gefangenen Frau unvermeidlich machten. Sie war noch im Beſitze ihres ganzen Vermögens. Die Kommiſſion, welche ſich gegen jede perſönliche Verhandlung mit der Witwe erklärte, ſchlug einen Stellvertreter vor. Der Vicomte fand aber ein unmittelbares Geſpräch durchaus nothwendig, und nur mit großem Widerſtreben gab endlich die Kommiſſion nach. Der Vicomte ſchien durch den Anblick der kummervollen Frau, durch ihre Leiden, ihre Ergebung, ihre Milde und Anmuth erſchüttert. Er forderte ſie, nachdem er über die gleichgültigeren Eigenthumsverhältniſſe geſprochen hatte, ſelbſt auf, alle Umſtände der unglücklichen Unterſuchung, ſo weit ſie ihr bekannt wären, ihm mitzutheilen. Das Gerücht hatte ihn und ſeine wohlwollende Geſinnung ſo laut geprieſen, daß die Frau ihre einzige Hoffnung auf ſeine Verwendung ſetzte. Das volle Bewußtſein der Unſchuld ſprach ſich ſo unbefangen aus, die letzte Hoffnung, welche ſie aus der gewichtvollen Verwendung eines ſo bedeutenden Mannes ſchöpfte, trat ſo lebhaft hervor, daß der Vicomte überwältigt ſchien und den Muth nicht hatte, ihre Bitte abzuſchlagen. Und in der That, von dieſem Augenblicke an ſchien ihre Lage eine ganz andere Wendung zu nehmen. Nach einem heftigen Streite ward der Vorſtand der Unterſuchungs-Kommiſſion nachgiebiger, ein Befehl aus der Hauptſtadt zwang ihn und ſeinen Beiſitzer das Schloß zu verlaſſen, welches jetzt der Witwe ganz eingeräumt ward. Sie ſah ſich wieder von ihrer alten Bedienung umgeben, die Gefangenſchaft war aufgehoben. Der Vicomte erſchien faſt täglich. Er ſprach ſo unbefangen von der herrlichen Frau, verſuchte ſo wenig ſeine Begeiſterung zu verhehlen, äußerte ſich ſo rückſichtslos über die Intrigue, die ſie und ihren Vater in's Verderben ſtürzen ſollte, daß das Gerücht von ſeiner Zuneigung ſich bald allgemein verbreitete. Auch auf die Witwe hatte er einen großen Eindruck gemacht. Er wußte von ihrem Vater, den ſie mehr, als alle Lebende, verehrte und liebte, ſo Manches zu erzählen. Er ſelbſt ſchien in ihm den trefflichſten aller Männer zu verehren, und, indem er immer entſchiedener die Hoffnung ausſprach, daß er bald nicht allein von allem Verdachte gereinigt, ſondern auch, ſeinem hohen Werthe nach geſchätzt, in ſeinem Vaterlande erſcheinen würde, pries er ſich glücklich, durch eine ſo für ihn günſtige Fügung mit ihm in ein näheres Verhältniß getreten zu ſein. Selbſt ſeine religiöſe Geſinnung nahm ſie für ihn ein. Er ließ ſeine Neigung, ſeine Liebe zwar immer deutlicher hervortreten, aber auf eine ſo zarte Weiſe, daß eine jede ſolche Aeußerung als eine unwillkürliche erſchien. Eine tiefe Neigung zog ihn zu der trefflichen Frau hin, aber er ſuchte den Schein zu vermeiden, als wenn er ihre Verhältniſſe und die allerdings wichtigen Dienſte, welche er ihr zu leiſten vermocht hatte, mißbrauchen würde, von ihr eine Zuſtimmung abzulocken, die nur dann einen Werth haben würde, wenn ſie rückſichtslos aus ihrem eigenen Herzen entſprungen wäre.

Leider kam die Neigung der Witwe ihm entgegen. Große Achtung, aber keine eigentliche Liebe hatte ſie mit ihrem erſten Gemahl verbunden. Der Wunſch ihres

Vaters hatte ihren Entſchluß beſtimmt. Sie lebte nur für dieſen, ſie ſchien faſt durch die Tochterliebe für eine höhere Leidenſchaft unempfänglich. Jetzt war der Vater entfernt, ſie in der bedenklichſten Lage auf ſich ſelbſt gewieſen. Die innere Aufregung ſchien ihre Selbſtſtändigkeit in jeder Rückſicht zu befeſtigen. Die eigene Neigung wagte ſich unter ſolchen Verhältniſſen entſchiedener hervor, und ſie mußte ſich's geſtehen, daß ſie neben ihrem Vater keinen vorzüglicheren Mann gekannt hätte. Gequält von einer Sorge, die ſie nicht länger allein zu tragen vermochte, wandte ſie ſich an ihn. Auf alle ihre letzten Briefe an den Vater hatte ſie keine Antwort erhalten. Dieſes Stillſchweigen fing an ſie tief zu beunruhigen, und ſie theilte ihre Sorge dem Manne mit, der jetzt ſchon ihr ganzes Vertrauen beſaß und ſo vollkommen verdiente. Er ſchien heftig zu erſchrecken, und verſprach, eiligſt die genaueſten Erkundigungen einzuziehen. Doch dieſe wurden bald überflüſſig. Ein Brief aus Nordamerika berichtete Louvets langwierige Krankheit und Tod. Die Handſchrift des Handelsfreundes ihres Vaters war ihr wohl bekannt. Dieſer Verluſt warf die Frau in eine gefährliche Krankheit; der Vicomte kam nicht von ihrer Seite, er war ja der armen, verlaſſenen Frau allein übrig geblieben. Allmälig verſchwand der heftige Schmerz in eine trübe, aber mildere Wehmuth. Der verſtorbene

Vater war von allem Verdacht ehrenvoll losgeſprochen, die ganze drohende Unterſuchung hatte ſich aufgelöſt, und jetzt erſt wagte der Vicomte ſeine Wünſche unverhohlen zu äußern. Als er ihre Einwilligung erhielt, drang er auf die Beſchleunigung der Hochzeit, welche ſeine Verhältniſſe unbedingt forderten. Er ſelbſt war ein Witwer; drei Kinder forderten dringend mütterliche Aufſicht. Drei Monate, nachdem die Nachricht von dem Tode des Vaters eingelaufen war, ward die Tochter die Gemahlin des Vicomte.

Die Handelsverhältniſſe, welche Louvet bei ſeiner Emigration in Nordamerika angeknüpft hatte, dauerten noch fort. Er war noch immer der Aſſocié eines bedeutenden Hauſes in Neu-York, und der Wunſch, die Kapitalien aus der Handlung herauszuziehen und in ſeinem jetzo, wie es ſchien, völlig beruhigten Vaterlande anzulegen, ließ ſich mit der unerwarteten Sendung, ſo gewaltſam und bedenklich ſie ihm auch war, auf eine vortheilhafte Weiſe verbinden. So lange die Korreſpondenz mit ſeiner Tochter lebhaft unterhalten ward, trieb er ruhig die Geſchäfte ſeines Staates und die eigenen. Aber die Nachricht von dem Tode ſeines Schwiegerſohnes erſchütterte ihn, und mit Sorgen bedachte er, wie ſeine Tochter jetzt ohne Hülfe den Feinden preisgegeben wäre. Die Tochter hatte die ängſtliche Lage, in welcher ſie ſich befand, nur kurz und als wenig bedenklich dargeſtellt; aber dennoch erfüllte ſie ihn mit Schrecken. Jetzt blieben ihre Briefe aus. Der letzte noch pries ihre ruhige Lage in einer friedlichen Umgebung, nur getrübt durch die Entfernung des Vaters. Seine Geſchäfte ſchienen dem Abſchluſſe nahe. Er ſelbſt eilte dieſen zu beſchleunigen. Schon glaubte er ſeine Abreiſe beſtimmen zu können und erwartete dieſe Stunde mit ſorgenvoller Ungeduld. Seinen eigenen Geſchäften hatte er eine andere Wendung gegeben. Ehe er ſich entſchließen konnte, ſich ganz in ſeinem Vaterlande niederzulaſſen, mußte er ſeine Lage ordnen, denn das Stillſchweigen ſeiner Tochter fing an ihn zu beunruhigen, und er glaubte jetzt, daß ſein Vermögen in den Händen eines treuen Freundes und in der Entfernung von ſeinem Vaterlande ſicherer ſei. Schon erwartete er mit Gewißheit ſeine Abrufung. Da immer noch keine Nachrichten von ſeiner Tochter kamen, ſtieg ſeine Unruhe höher. Das amtliche Briefpaket kam an. Er öffnete mit Ungeduld die Briefe. Neue Schwierigkeiten hatten ſich erhoben; man war mit dem bisherigen Gange der Verhandlungen unzufrieden; das unangenehme Geſchäft, Verhandlungen, die glücklich beendet ſchienen, mit dem Präſidenten und dem Kongreß unter anderen verdrießlichen Verhältniſſen wieder anzuknüpfen, laſtete jetzt auf ihm. Er fing an eine Intrigue zu vermuthen. Man wollte ihn, ſo ſchloß er, damit dieſe reif würde, von ſeinem Vaterlande entfernt halten. Er vermuthete ein Auffangen der gegenſeitigen Briefe, um ſo mehr, als er auch ſeit langer Zeit keine Nachrichten von ſeinem treuen Freunde erhalten hatte. Schon war er entſchloſſen, ohne Erlaubniß zurückzukehren, beſann ſich aber, indem er bedachte, wie ein ſolcher verzweiflungsvoller Schritt einen Schatten auf ihn ſelber werfen, und die ihm unbekannte Lage ſeiner Tochter und ſeines Enkels noch gefährlicher machen könnte. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als die neuen Verhandlungen ſo eifrig zu betreiben, wie möglich. Zwar hatte er ſich das volle Vertrauen des Präſidenten und des Kongreſſes erworben, aber die neuen Hinderniſſe, welche auf ein Mal hervortraten, wo man ſchon Alles abgemacht glaubte, berührten die Regierung auf eine unangenehme Weiſe. Sie war keinesweges geneigt, ſich Bedingungen gefallen zu laſſen, welche unbillig und künſtlich herbeigezogen ſchienen. Louvet ſah ſich in eine unangenehme Verhandlung verwickelt, die ſehr lange dauern konnte. Jetzt erhielt er durch einen Einſchluß an ein fremdes Haus einen Brief von ſeinem Freunde, welcher ſeine Unruhe auf's Höchſte ſteigerte. Auch dieſer hatte den Verdacht geſchöpft, daß die Privatbriefe an Louvet aufgefangen würden. Die Beſchlagnahme der Papiere im Schloſſe ſeiner Tochter, die gefährliche eingeleitete Unterſuchung, die Art, wie ſie niedergeſchlagen ward, durch die Bemühungen eines Vicomte, und die nahe bevorſtehende Verbindung ſeiner Tochter mit dieſem Manne, der allgemein geprieſen ward, ſo wie die Nachricht von ſeinem eigenen Tode, die überall in der Provinz verbreitet war, in der Hauptſtadt aber keinen Glauben fand, erfuhr jetzt Louvet. Der Freund hatte dieſem einen Weg, auf welchem ein Brief ihn wahrſcheinlich treffen würde, angegeben, und Louvet, auf's Aeußerſte gebracht, wagte einen verzweifelten Schritt. Er eilte nach Washington, ſprach den Präſidenten, überzeugte dieſen von der verächtlichen Intrigue, von dem furchtbaren Schickſale ſeiner Familie, und wie die Schwierigkeiten, die ſich der Verhandlung in den Weg ſtellten, ohne allen Zweifel nur die Abſicht hätten, ihn von ſeinem Vaterlande in weiter Entfernung zu halten. Der Präſident, den dieſer Verſuch, ihn und den Kongreß zu mißbrauchen, um eine rein nationale Angelegenheit zur Ausführung einer ſchlechten Intrigue zu benutzen, empörte, ward mit Louvet einig, daß man einen entſchiedenen Schritt wagen müſſe. Eine geheime Verhandlung des Kongreſſes fand ſtatt, ein offizielles Schreiben an Louvets Herrn in den glimpflichſten Ausdrücken ward entworfen, aber man erklärte, daß man die Verhandlungen, welche durch Louvet ſchon zum Schluſſe gebracht wären, nicht mit der nämlichen Perſon wieder, von ganz anderen Grundſätzen ausgehend, fortſetzen könnte; und da man dieſe Sache bald möglichſt beendigt wünſchte, ſo hoffte man, daß die befreundete Regierung in dem einzigen Schritte, der ihr übrig bliebe, nichts Feindſeliges erblicken würde. Ihre ganze Abſicht wäre nur, ein unglückliches Mißverſtändniß auf dem kürzeſten Wege zu heben. Louvet erhielt die Weiſung, binnen acht Tagen ſich einzuſchiffen und das Land zu verlaſſen. Auf dem von ſeinem Freunde angegebenen Wege hatte er zugleich an dieſen geſchrieben und einen offiziellen Bericht beigefügt, der die Lage der Sachen, das Unerklärbare der neuen Forderungen und den Verdacht enthielt, daß dieſe Wendung der rein nationalen Angelegenheit aus einer trüben Quelle entſpränge. Er hatte ſeinem Freunde aufgetragen, Mittel und Wege zu ſuchen, um dieſen Bericht unmittelbar und ſicher in die Hände des Herrſchers zu bringen. Er reiſte ab, hatte aber eine ſehr unglückliche und langwierige Fahrt. Du wirſt zu ſpät kommen, ſagte er ſich, als er in Havre an's Land ſtieg. Dunkel ſchwebte ihm das Unglück ſeiner Tochter vor der Seele. Hat man auch ſie verlockt, ſoll das letzte Band, was mich an das Leben knüpft, durchſchnitten ſein! — Der Schlaf floh ihn, er konnte keine Thräne finden, und in furchtbare Betäubung verſunken, blickte er ſtarr in die dunkle Zukunft hinein.

Er mußte durch die Hauptſtadt reiſen, aber er ſchlich ſich hinein und verbarg ſich bei ſeinem Freunde. Dieſer brachte ihm die troſtloſe Nachricht, daß die Hochzeit entweder ſchon ſtattgefunden hätte oder bald ſtattfinden würde. Der Herrſcher hatte den Brief wirklich erhalten und war wüthend geworden. Er ſetzte voraus, daß Louvet bei ſeiner Ankunft eine geheime Audienz ſuchte, und wünſchte ſelbſt, daß dieſe ſtattfinden möchte. Als er auf vertrautem Wege Louvets Ankunft erfahren hatte, erhielt dieſer den Befehl, ſpät am Abend im Dunkeln ſich in dem Pavillon eines Gartens einzufinden. Dort erſchien nun auch der Herrſcher, welcher damals faſt die ganze Welt beſiegt hatte. Louvet war in einer Lage, welche ihn wenig Rückſicht nehmen ließ auf irdiſche Verhältniſſe. Er ſprach über ſeinen offiziellen Auftrag klar und beſtimmt; die Sache ſelbſt war höchſt einfach, und ſo gelang es ihm leicht, die künſtlich herbeigezogenen Verwickelungen in ihrer völligen Ungereimtheit darzuſtellen. Jetzt erſt ſuchte er die Aufmerkſamkeit ſeines Herrn auf ſeine Privatverhältniſſe hinzulenken. Den uralten Haß zwiſchen ſeiner und der gräflichen Familie ſtellte er ausführlich dar. Die immer erneuerten Verſuche der Gegner, ſeine Familie zu vernichten, wie ſein Vater ein Opfer dieſer Rache ward, wie man ſeine Frau verlockt, ihn verdächtig gemacht und in's Gefängniß gebracht hatte, erfuhr der entrüſtete Herrſcher jetzt zuerſt im Zuſammenhange. Die einzelnen Ereigniſſe waren ihm ſchon bekannt, er erinnerte ſich des ſkandaleuſen Auftrittes, welcher in Louvets Familienwohnung ſtattfand; und als Adrian genannt ward, rief er entrüſtet aus: Den Herrn kenne ich, er hat ſchon ſeit Jahren ſein Spiel mit mir getrieben, er iſt reif! —

Louvet ſtellte zuletzt die ganze Lage ſeiner Verhältniſſe, wie ſie jetzo war, dar, und wie er befürchten müßte, daß der Vicomte nicht auf die reinſte Weiſe das Herz ſeiner Tochter gewonnen hätte. — Der Vicomte, unterbrach ihn der Herrſcher, — hat Ihre Tochter das Glück, den zu heirathen, dann können Sie zufrieden ſein, es iſt ein vortrefflicher Mann. Er kann nicht Ihr Feind ſein, Sie haben in ihm einen eifrigen Vertreter gefunden; wenige Männer im Lande haben ſo entſchieden mein Vertrauen, meine Achtung erworben. Doch ich geſtehe es Ihnen, es ruht eine Dunkelheit über dieſer Sache, die Sie beunruhigen muß. Die Angelegenheit mit den vereinigten Staaten überlaſſen Sie mir, ſie ſoll ſchnell und im Stillen beigelegt werden. Ich erſehe aus Ihrem Berichte mit Vergnügen, daß Ihre Abreiſe in Nordamerika öffentlich als eine freiwillige erſcheint. Hoffentlich wird die ganze Sache gar nicht beſprochen werden. Eilen Sie zu Ihrer Tochter, und ſtatten Sie mir einen Bericht ab; der Courier meldet ſich unmittelbar bei mir. Sie ſind ein braver Mann, zwiſchen uns ſoll kein Verdacht mehr ſtattfinden. Leben Sie wohl. —

Louvet eilte nun nach ſeinem Gute. Er fuhr Abends ziemlich ſpät vor; Alles ſchien im Hauſe ſtill, nur ein paar Fenſter waren erleuchtet. Bediente erſchienen mit Fackeln, und prallten erſchrocken zurück, als ſie ihn erkannten. Er ſtieg eilig aus, achtete auf das Entſetzen der Menſchen nicht und fragte mit bewußtloſer Eile nur: Hat die Hochzeit ſtattgefunden? — Vorgeſtern, antworteten die Diener. — Wo ſind ſie? rief er; leuchtet mir, führt mich hin, wo ich ſie treffe! — Die plötzliche Erſcheinung des Todtgeglaubten und die furchtbare Aufregung, mit der er erſchien, erfüllte die Bedienten mit Entſetzen. Seinem Befehle wagten ſie nicht zu widerſtreben. Vor der Thüre des Gemachs blieben ſie ſtehen. Louvet ſah ſeine Tochter zärtlich von einem Manne umarmt, der ſchnell, als er die Thüre ſich öffnen hörte, aufſprang und ihm entgegentrat. Es war Adrian.

Wochen waren vergangen, Vater und Tochter hatten mit dem Tode gerungen. Adrian war verſchwunden. — Vater, ſagte Adrians Frau eines Tages, als ſie ſich ſo weit geſammelt hatten, daß ein Geſpräch über ihre furchtbare Lage möglich war, Vater, ich habe Deinen Rath, Deinen Wunſch, daß ich einen Mann auf immer verlaſſen ſoll, welcher mich ſo furchtbar betrog, der mich mit einer ſataniſchen Verſtellung, mit einer unerhörten Grauſamkeit zum Opfer einer grauenhaften Rache beſtimmt hatte, wohl erwogen. Dir iſt es bekannt, wie Deine Wünſche immer für mich Befehl waren: doch hier, lieber Vater, iſt von einer Pflicht die Rede, welche mir als eine heilige erſcheint. Ich gehöre nicht mehr mir, ich gehöre ihm zu. Getrennt von ihm, bin ich durch das Verhältniß, in welchem ich mit ihm lebte, entehrt. Es iſt ein grauenhafter Menſch, ich kann es nicht läugnen, und dennoch iſt er ein Menſch und durch göttliche Fügung mein Gemahl.

Die Hoffnung, einen ſolchen Mann mit dieſer unbändigen Kraft des Böſen, mit dieſer Virtuoſität der Verſtellung für irgend etwas Beſſeres, Höheres, Heiligeres zu gewinnen, ſcheint thöricht, und dennoch darf ich ſie nicht aufgeben, denn ich bin ſeine Frau. Es giebt nichts auf der Erde, was dieſes Band zu löſen vermag; ſo muß ich ſprechen, indem ich, mich ſelbſt haſſend, mich von der väterlichen Liebe trenne und mich liebend dem Haſſe hingebe. Auf der Erde habe ich keinen Troſt, der Himmel wird ihn mir nicht verſagen. — Die Augen leuchteten, indem ſie ſo ſprach, der Vater umarmte weinend ſeine Tochter und ſegnete ſie; dann ſprach er: Darf ich Deinen Entſchluß tadeln, muß ich Dich nicht hingeben, da ich Dich verlieren würde, wenn ich Dich feſthielte? Aber Dein unſeliger Gemahl ſcheint ſich ja von Dir zu entfernen? — Du irrſt Dich, unterbrach ihn die Tochter. Ich habe von ihm den Befehl, mich an einem von ihm bezeichneten Orte einzufinden und ihm zu folgen. Dieſer Ort muß Dir geheim bleiben, wie einem Jeden. —

Bedenkſt Du, ſagte Louvet, daß, wenn Du Dich an Adrian anſchließeſt, Du nothwendig von mir getrennt ſein wirſt. Du kannſt Dich als Weib ihm hingeben und bleibſt rein durch Deine Treue. Eine jede Annäherung von meiner Seite könnte nur eine feindſelige ſein, eine freundliche würde mich entehren. So fordert meine Ehre, wie Deine Sicherheit, daß wir uns trennen. Es iſt alſo dem entſetzlichen Geſchlechte, das uns verfolgt, gelungen, die Treue der Frau wankend zu machen, die Mutter der Tochter zu entfremden, zuletzt den Vater in furchtbarer Einſamkeit von der Tochter zu ſcheiden, die den Feinden preisgegeben bleibt. Aber die Opfer, welche von uns gefordert werden, ſind damit noch nicht abgeſchloſſen: Du kannſt Dich hingeben, aber Dein Kind? — Die unglückliche Mutter erbebte, als ſie auf eine ſolche Weiſe an ihr Kind erinnert ward. — Ach Vater, ſagte ſie, wohl iſt dieſes ungeheure Opfer, was von mir gefordert wird, mir nicht verborgen geblieben. Ich gebe die Hoffnung nicht auf, den Mann, der mich feindſelig und als Gegenſtand ſeiner Rache an ſich riß, zu gewinnen; ich will es mit jenem Vertrauen auf Gott, ohne welches auch das Leichteſte nicht gelingt, wenigſtens verſuchen. Aber, wenn ich den Abgrund ſeines Haſſes und ſeiner Rache erwäge, wie darf ich das Kind in ſeine Gewalt geben? Ein unglücklicher, finſterer Augenblick und die Gräuelthat wäre vollendet. Müßte ich mich dann nicht die Mörderin meines Kindes nennen, und würde eine ſolche That ihn nicht rettungslos von allem Guten, wie von mir trennen? Unſere Hoffnung, die einzige, welche uns übrig bleibt, das Kind, übergebe ich Dir, lieber Vater. Es iſt wohl ſchrecklich, daß ich mich von der keimenden Unſchuld, welche aus meinem Leibe ſich entwickelte, an die ich durch die heiligſten Bande der Natur gefeſſelt bin, losreißen muß, um mich dem reifen Verbrechen hinzugeben. Was mir freundlich entgegenlächelte und mich an das Leben knüpfte, dem muß ich entſagen. Was mich feindſelig ergriffen hat, dem muß ich in die Arme ſtürzen. Vater und Kind, den ſicheren Boden, von dem ich getragen ward, muß ich wegſtoßen und in den bodenloſen nächtlichen Abgrund, der ſich mir öffnet, hineinſtürzen. Da aber, losgeriſſen von aller irdiſchen Sicherheit, ruhe ich nur in ihm, der uns väterlich trägt, wo jede Stütze verſchwindet. — Und wagſt Du es, fragte der beſorgte und erſchütterte Vater, Dich ihm zu zeigen, ohne das Kind? — Ja, antwortete die Frau. Bis jetzt iſt es mir gelungen, einige Gewalt über ihn auszuüben, indem ich mich völlig wahr und und ohne irgend eine falſche Schonung gegen ihn zeigte. Wenn ich allein ihm entgegentrete, ſo werde ich den Grund, warum ich das Kind zurückließ, ihm unbefangen ſagen. Ich hoffe es dahin zu bringen, daß er mich ganz durchſchaut. —

Louvet konnte ſich dennoch in dieſen furchtbaren Entſchluß ſeiner Tochter nicht finden. Daß eine ſo kalte, Jahre lang verfolgte, von den Aeltern auf ein ruchloſes Kind fortgeerbte Rache durch die Güte, ja durch die Heiligkeit der Geſinnung unterſtützt werden ſollte, ſchien ihm widerwärtig, unnatürlich, ja er äußerte ſich leidenſchaftlich darüber. — Mutter, rief er, darfſt Du Dein Neſt verlaſſen, um mit dem Geier nach Aas zu fliegen? — Du weißt es ja, lieber Vater, antwortete die Tochter, daß Adrian ein Witwer iſt, wie ich eine Witwe, daß drei kleine Kinder durch mich von dem Verderben gerettet werden ſollen, während Gott mein Kind in Deine liebevollen Arme legt. Ich gehöre meinem Manne, denn das Band, das uns verbindet, iſt ein heiliges, ich darf es nicht zerreißen. Ich bin die berufene Mutter der verlaſſenen Kinder. Wenn ſie zu Verbrechern heranwüchſen, würde der Fluch mich treffen, weil ich meinen Beruf verkannte. Ich ſehe es wohl ein, daß ich einem kummervollen Daſein entgegengehe, ich folge mit blutendem Herzen meinem traurigen Geſchicke, aber ich folge. Du, lieber Vater, ich weiß es gewiß, wirſt mich am wenigſten von dem rechten Pfade ablenken. Daß ich ihn erkannt habe, verdanke ich ja Gott und Dir. —

Wenige Tage nachher war die Frau verſchwunden. Sie mußte ohne irgend eine Begleitung in der Nacht ſich auf geheimen Pfaden weggeſchlichen haben.

Sie hatte ſelbſt, wie man ſah, ein Bündel geknüpft, welches einige Kleidungsſtücke und Pretioſen enthielt. Als man ſie vermißte, war das ganze Haus in Aufruhr. Voll des Entſetzens ſtürzte man in Louvets Kabinet hinein. Daß Adrian die Frau mit Gewalt fortgeführt hätte, war die allgemeine Vermuthung. Er erſchien Allen, nach dem, was man unzuſammenhangend erfahren hatte, wie ein grauenhafter, böſer Geiſt; und obgleich man keine Spur von einer gewaltſamen Entführung entdecken konnte, war man dennoch überzeugt, daß er gewußt habe, ſie in ſeine Gewalt zu bringen; man traute ihm das Unglaublichſte zu. Als Louvet das Verſchwinden ſeiner Tochter erfuhr, ward er von Entſetzen ergriffen. Er hatte es erwartet, aber dennoch trat es ihm entgegen als das Unglaublichſte, Unerwartetſte. Er ließ ſich in das Gemach ſeiner Tochter führen und fand dort einen Brief.

Ich gehe, ſchrieb die Tochter, und Gott wird Dich tröſten. Wo ich hingehe, kann ich Dir nicht ſagen, denn ich weiß es nicht. Gott wird mich lehren, ohne Dich und von meinem Kinde getrennt zu leben. —

Alle Diener waren erſtaunt, als Louvet befahl, ein jedes Nachſetzen, eine jede Verfolgung der Flüchtigen, die ſchon vorbereitet war, einzuſtellen. Das Kind ſchlief ruhig in der Wiege, und als Louvet ſich näherte, erwachte es, lächelte ihm fröhlich entgegen und ſtreckte die kleinen Arme nach ihm aus.

Wenige Tage darauf ſaß er in ſeinem Wagen, und die beiden Schlöſſer ſtanden ſeitdem leer und verödet da.

Louvet erſchien in dem Dorfe, wo er ſeine Kindheit verlebt hatte. Er hatte ſeine Reiſe ſo heimlich, wie möglich, angeſtellt, er umging alle großen Städte, nur der alte Charles und eine treue Magd, welche das Kind pflegte, begleiteten ihn. Als er ſich dem Dorfe näherte, war es ihm entſetzlich, wie der Drang und das Unglück ſeines Lebens ihn ſo lange von der Erinnerung an ſeine Kindheit getrennt hatten. — Lebt Dein alter Lehrer noch? fragte er ſich ſelbſt. Ach, Du haſt es erfahren, wie Alles ſchwankend iſt in dieſen unglücklichen Tagen, wie alle Verhältniſſe, auf welche der Menſch wie auf einen ſichern Beſitz rechnet, plötzlich zerſtört werden. Wie darfſt Du glauben, wie kannſt Du hoffen, daß dieſe Stätte von der allgemeinen Verwüſtung befreit blieb? Stürzt doch der finſtere Geiſt der Zeit eben da am gewaltigſten hin, wo ein Heiliges, Verſöhnendes, geiſtig Friedliches ſich niederzulaſſen, ſich zu retten ſucht. —

Als er von dem kleinen benachbarten Städtchen auf dem waldigen und gebirgigen Nebenwege nach dem

Dorfe fuhr, erinnerte er ſich noch recht lebhaft jener Zeit, da er als Knabe mit ſeinem Vater durch die rauhen, faſt unzugänglichen Wege in die wüſte, unfreundliche Gegend hineinkam. Er hatte ſie zwar ſpäter ſchöner, freundlicher, zugänglicher gekannt, als er das Dorf verließ, aber dennoch erſtaunte er, als er jetzt die geebneten Wege, die, wie durch einen Park gehend, alle Beſchwerden des Gebirges beſiegt hatten, erblickte. Freundliche, reinliche Häuſer lagen zerſtreut am Wege, fruchtbare Aecker ſchlängelten ſich an den Gebirgswänden hinauf, ſauber gekleidete Bauern grüßten ihn freundlich, Reiſewagen und Reiter eilten an ihm vorbei, Frachtwagen mit ſtarken Pferden und Geläute kamen aus der Gegend des Dorfes und gingen dahin. Zwar war er erſtaunt über dieſe unglaubliche Verwandlung, aber ſie gewährte ihm keinen Troſt. — Dieſe belebten Wege, ſagte er, haben der Verwirrung der Zeit, haben dem Verderben des Geſchlechts die vernichtende Bahn geöffnet. Du findeſt den alten, herrlichen Lehrer nicht mehr, ſein ſegenreiches Wort iſt verſtummt, über ſeinem ſtillen, veredelten Keime wuchern die wilden Blüten der Habſucht, des zehrenden Genuſſes. So wird alles höhere, beſonnene, heilige Leben von dem üppigen, wilden Wuchſe des Geſchlechts in der Geſchichte überzogen. Werfen wir einen Blick auf dieſe, liegt da nicht alles Edle, Hohe, Tiefe, auf Gott Gerichtete, wie die zerfallene Ruine, von dem mächtigen Wuchſe einer vernichtenden Vegetation umſchlungen und zerſtört? Bleibt uns etwas Anderes übrig, als die räthſelhaften Inſchriften des Geiſtes in der Geſchichte kümmerlich zu ſammeln und durch unſichere Vermuthungen zu verknüpfen? Auch was Dir jetzt ſo lächelnd entgegenkömmt, was Dich lockt und anzieht, wird doch nur das wuchernde Unkraut ſein, welches über die Ruine Deiner ſchönſten Jugendblüte triumphirt.' Die ſtille Frömmigkeit der Familien wirſt Du nicht wiederfinden, das Alles zuſammenhaltende, heilige Wort wirſt Du nicht wieder vernehmen: fanatiſche Misgeſtalten werden in blinder Einſeitigkeit das friedliche Leben zerſtört haben, und nächtliche Thiergeſtalten werden Dir, aus der Ruine aufgeſtört, entgegenflattern. — Es war ihm, als begönnen die Fledermäuſe ſchon ihren unheimlichen Flug, als hörte er das Geſchrei der Eulen, das Krächzen der Raben. So blieb er blind gegen das heitere Leben, das ſich immer mehr aufſchloß. Das wunderbar verwandelte Dorf, die Ordnung, die Reinlichkeit, die allenthalben herrſchte, die fruchtbare Gegend, die ihn anlachte, Alles ſetzte ihn zwar in Erſtaunen, aber erſchreckte ihn zugleich. Lange wagte er es nicht, ſich nach ſeinem väterlichen Lehrer zu erkundigen. Endlich ſah er einen ältlichen Mann langſam die freundliche Allee, die durch die Straße des Dorfes ging, daherſchreiten, deſſen Geſichtszüge ihm auf einmal bekannt ſchienen. Zwar ſeit einigen zwanzig Jahren höchſt verändert, trat ihm dennoch ein mildes Lächeln, ſo wunderbar bekannt, ſo zutraulich, als gelte es ihm, entgegen. Wie man ſich durch beſtimmte Gerüche, durch gewiſſe alte Melodien plötzlich und unwillkürlich in eine beſtimmte und vergangene Zeit, als wäre ſie die lebendigſte Gegenwart, verſetzt ſieht, ſo wachte Louvet durch dieſes Lächeln auf die beſtimmteſte Weiſe als Kind aus ſeinen Träumen auf. Er rief dem Kutſcher zu, daß er hielt, beugte ſich aus dem Wagen, und der redliche Pierre hörte verwundert, wie ſein Name laut gerufen ward. Der Wagen war ſchon an ihm vorüber gefahren, er kehrte bedächtig um und blickte mit Verwunderung den fremden, vornehmen Herrn an, welcher ihn zu ſich rief.

In Louvets Seele war indeſſen eine wunderbare Veränderung vorgegangen. Mit der Erinnerung an ſeine Kindheit war auch das kindliche Vertrauen in ſeiner Seele wieder lebendig geworden. Der ſtille Friede, welcher noch nicht aus den freundlichen, alternden Zügen des treuen Pierre gewichen war, begrüßte ihn, und in dieſem Gruße lag die ſtille Seligkeit ſeiner ganzen

Jugend. — Kennſt Du mich nicht, Pierre? ſprach Louvet; ſollteſt Du mich rein vergeſſen haben? — Pierre, welcher ſeine grauen Haare entblößt hatte und mit demüthiger Achtung daſtand, blickte den Herrn verwirrt und verlegen an. Auch in ſeiner Seele ſtieg eine alte Erinnerung auf, aber er wagte nicht, ſie feſtzuhalten. — Gnädiger Herr, ſagte er, ſollte es möglich ſein — der Ton ſpricht mich ſeltſam an — aber leider, es iſt nicht möglich. Wohl gedenke ich, wenn ich Sie ſehe, eines vornehmen jungen Herrn, welcher nun ſeit vielen, vielen Jahren verſchwunden — ach, gewiß geſtorben iſt. Iſt es nicht ſeltſam? als Sie mich bei Namen riefen, tönte mir aus der männlich harten Sprache der Knabenton entgegen; ach, der iſt lange verſtummt, der arme Herr iſt längſt geſtorben! — Die Thränen ſtürzten ihm aus den Augen, indem er ſo ſprach. — Wage es doch drauf, Pierre, zu hoffen, was Deine rührende Liebe nicht zu glauben vermag, nenne mich, wie Du mich damals nannteſt als Knaben; wenn ich den Namen höre, wird er mir wie ein Engelsgruß klingen, welcher alle Erinnerung meiner ſeligen Kindheit wieder hervorlockt. Ich will heimkehren in dieſe Zeit, ich will Alles, was ich erlebte, ſeit ich Euch verließ, als einen böſen Traum betrachten, ich will als Knabe wieder aufwachen, laß mich den Namen hören! — Pierre ſtreckte die Arme gegen ihn aus, hinter Thränen lachte die Freude, aus ſeinen Augen ſprühte ein liebliches Licht und ergoß ſich verherrlichend über alle ſeine Geſichtszüge. Er vergaß Alles, daß ein vornehmer Herr vor ihm ſtand, wußte er nicht mehr. — Charles, Charles, biſt Du es, biſt Du es wirklich? rief er, und Louvet ſprang aus dem Wagen und lag in ſeinen Armen.

Es dauerte lange, ehe ſie Worte finden konnten. Der ſtille, Jahre lange Kummer um den geliebten Knaben mußte ſich erſt von Pierres, die furchtbare Laſt des härteſten Mißgeſchicks erſt von Louvets Seele abwenden, ehe ſie Worte finden konnten. — Iſt mein alter Vater ſchon lange todt? [illegible] mit bebender Stimme furchtſam und zitternd Lo[illegible]. — Er? antwortete Pierre erſtaunt; nein, gnä[illegible]er Herr, den finden Sie noch rüſtig, thätig, als un[illegible]r alter Vater, wie er der Ihrige war. — Er lebt, rief Louvet, mit einer Freude, der er ſchon, je näher er dem Dorfe kam, deſto entſchiedener entſagt hatte, er lebt? O, dann iſt Alles gut; dann bin ich wahrhaft heimgekehrt, dann hoffe ich noch auf fröhliche Tage, dann fängt mein Leben an, wo es damals aufhörte, und Alles, was Entſetzliches dazwiſchen liegt, wird verjüngt wieder aufſtehen, das Entſetzen abſtreifen, und alles Unglück, in Glück verwandelt, in das neue Leben hineintreten. — Und die liebevolle, herrliche Mutter? — Die iſt heimgegangen, ſagte Pierre wehmüthig und andächtig. Unſer alter Vater glaubte ſie nicht überleben zu können. Das war für die Gemeinde eine harte Prüfung. Der Tod ſchwebte über uns allen, als wir die Mutter verloren und der Vater zu ſterben wünſchte. —

Eine Menge Bauern hatten ſich indeß verſammelt, die Freude verbreitete ſich über das ganze Dorf; die Alten hatten ihn gekannt, und reichten ihm zutraulich die Hände, welche er ſchüttelte. Den Jüngeren war er nicht unbekannt; oft war er in liebevoller Erinnerung der Gegenſtand der Geſpräche der Aeltern geweſen. Er ließ den Wagen langſam fahren, und begleitet von den Bauern, geführt von dem glücklichen Pierre, ſchritt er langſam durch das reiche, völlig verwandelte Dorf. Die Bäume, welche damals als junge Pflanzungen mit zweifelhaftem Gedeihen hervorwuchſen, waren jetzt mächtig geworden und verbreiteten einen wohlthätigen Schatten. Auf beiden Seiten lagen hinter dieſen die reinlichen Bauerhäuſer mit klaren Fenſtern, und zwiſchen dieſen hie und da große, oft prachtvolle Gebäude der reichen Fabrikanten. Louvet war ganz ein fröhliches Kind geworden. Auf eine wunderbare Weiſe wachte die Erinnerung ſeiner Knabenjahre auf, die Männer, welche mit ihm alt geworden waren, ſchienen jung geblieben zu ſein, wie er; tauſend Fragen, nach Dieſem und Jenem, ob ſie lebten, wie ſie lebten, ob ſie verheirathet wären, drängten ſich von Louvets Lippen, und ſchienen ihm jetzt ſo wichtig, wie früher die Angelegenheiten des Staats oder ſeiner unglücklichen Familie. Die Bauern ſchienen ganz zu vergeſſen, daß der Mann, welcher jetzt mit ihnen ging, in den bedeutendſten Verhältniſſen gelebt hatte, daß ein großer, mächtiger, vornehmer Herr, dem ſie ſonſt nur mit ſcheuer Ehrfurcht ſich zu nähern wagten, ſich in ihrer Mitte befand. Auch ihnen ſchien es wichtig, daß er alle die kleinen Verhältniſſe des Dorfes kennen lernte, und ſo bald mit Dieſem, bald mit Jenem in lebhaftem Geſpräche, erreichte er die Wohnung des Predigers.

Dieſer vernahm mit Erſtaunen, wie ein lebhaft bewegter Haufe der Dorfeinwohner ſich ſeinem Hauſe näherte. Hinausblickend ſah er die vornehme Equipage, welche, von den Bauern umringt, langſam fortrollte. Einige jüngere eilten voraus und verkündigten dem faſt erſchreckenden Prediger Louvets Ankunft. —

Einige glückliche Tage verlebte nun Louvet mit ſeinem väterlichen Lehrer und lernte den trefflichen Oberförſter kennen. Aber eine geheime Angſt ſchlich ſich in dieſe Freude hinein. Das, was er erlebt hatte, war zu furchtbar, ſeine Gegenwart, glaubte er, würde für ſeinen Enkel gefahrdrohend ſein. Je länger er blieb, deſto emſiger würden ſeine Feinde ſeinen geheimen Aufenthalt zu erſpähen ſuchen. Selbſt die Freunde, der Prediger wie der Oberförſter, mußten, nachdem ſie das entſetzliche Unglück, welches ihn verfolgte, erfahren hatten, ſeine baldige Entfernung wünſchen. Das Aufſehen, welches ſeine Ankunft im Dorfe erregt hatte, war ihnen allen höchſt bedenklich. Man erſann eine Geſchichte, welche es wahrſcheinlich machte, daß Louvet, indem er den Entſchluß faßte, das Dorf zu beſuchen, zugleich die Gelegenheit wahrgenommen hätte, einen älternloſen Neffen des Oberförſters mitzubringen, und nach wenigen Tagen riß ſich Louvet aus den Armen ſeiner Freunde los, um ſich wieder in ein einſames, freudenleeres Leben hineinzuſtürzen. Aber ſeine Hoffnung hatte ihn nicht betrogen. Der Mittelpunkt aller, auch der wildeſten Schwingungen des Lebens war wiedergefunden, er verzweifelte nicht mehr an der Zukunft, die Vergangenheit war ihm keine Ruine, er hatte ſich hinangedrängt an die liebende Hand, die durch alle Verwirrungen der Geſchichte hindurchgeht, den Fluch in Segen verwandelt, der die Zerſtörung ſelbſt ein ewig friſches Aufbauen iſt. Dieſe liebende Hand ließ ihn ſeit dieſer Zeit nie los.

Wir müſſen zu einem früheren Abſchnitte in Adrians Leben zurückkehren. Als er ſein Geburtsland verlaſſen und ſich von den Bewegungen, in welchen er eine ſo bedeutende Rolle ſpielte, zurückgezogen hatte, ſtand er auf dem Gipfel ſeiner verderblichen Entwickelung. Der letzte Kampf, welcher Deutſchlands Unterjochung vollenden ſollte, war eben losgebrochen, und Adrian beſchloß, ſeine ganze Thätigkeit nach dieſer Richtung hin in Bewegung zu ſetzen. Bis jetzt war ihm das Land fremd, er kannte die Sprache nicht, warf ſich aber mit der gewaltigen Energie, die ihn auszeichnete, auf das Studium der deutſchen Sprache und Literatur. Schon durch eine erſte flüchtige Kenntniß derſelben ward es ihm völlig klar, daß ein ſo durchaus verſchiedenes Volk, je entſchiedener die fremde Gewalt würde, welche es beherrſchte, deſto tiefer ſich verletzt fühlen müßte. Er ließ ſich durch die täuſchende franzöſiſche Kultur der höheren Stände dieſes Volks nicht irre leiten, er begriff, daß es allen ſeinen geſchichtlichen Erinnerungen, allem, was ſich bewußtlos aus der Geſchichte im Denken, Handeln, Wünſchen ausgebildet hatte, entſagen, daß es ſich bis in die engſten Familienverhältniſſe hinein unwandeln müſſe, um unterjocht zu bleiben. Der Eroberer, ſagte er ſich, hat einen tiefen geſchichtlichen Feind herausgefordert, ſeine Siege täuſchen mich nicht, ein jeder ſcheinbare Sieg ruft eine zukünftige Niederlage hervor. —

Je mehr Adrian ſich mit ſich ſelbſt beſchäftigte, je feſter ſeine Ueberzeugung war, daß er nur im Stillen herrſchen könne, daß ſeine Gewalt eine verborgene ſein müſſe, durch das Geheimniß ſicher und groß, deſto entſchiedener entſchloß er ſich für eine geiſtige Einſamkeit, in welcher das leitende Princip aller ſeiner Intriguen ihm den Genuß einer grenzenloſen Herrſchaft eröffnete. Aber dieſe Herrſchſucht forderte ihn eben auf, ſich in alle Verhältniſſe des Lebens hineinzuwerfen. Wollte er die Menſchen leiten, ſo durften ſie nicht ahnen, was er wollte. Auch dieſes Wollen war nichts Beſtimmtes. Er ſchloß ſich an keine Anſicht, an kein Volk, er gehörte Keinem zu, als eben ſich ſelbſt, und das Bewußtſein, daß es in ſeiner Willkür ſtände, hier oder dort, dieſer oder jener Partei das Uebergewicht zu verſchaffen, war das Höchſte, was er ſuchte. Hatte er einer Partei vorübergehend das Uebergewicht verſchafft, ſo konnte man überzeugt ſein, daß er entſchloſſen war, ſie zu bekämpfen. Er wollte der unſichtbare Heerführer zweier feindlichen Heere ſein, und gefiel ſich in der Vorſtellung, das Schickſal zu ſpielen.

welches von jeher die Glücklichen verblendete und die Beſiegten zu heben verſuchte. Er erkannte die erbitterten Maſſen, ſelbſt wo ſie unterwürfig zu ſein ſchienen; die Klagen der zertretenen Vergangenheit und die tauſend verworrenen Stimmen, welche untereinander klangen, eine neue Zukunft zu ſuchen, hörte er ſelbſt da, wo ſie durch das Geklirr ſiegreicher Waffen über große Länder verſtummt waren. Dieſes beſtändige Leben in großartigen Plänen, dieſe zur Natur gewordene verborgene Einſamkeit ſeiner Entſchlüſſe, machte ihm die Gegenwart unterwürfig; nichts vermochte ihn zu erſchüttern, da alle Menſchen ihm nur als Werkzeuge ſeiner Willkür erſchienen. So blieb ihm Lob und Tadel immer gleichgültig. Nur wenn er dahin gebracht worden wäre, ſich für völlig beſiegt und unterworfen zu erklären, würde er ſich aufgegeben haben. Eine zugeſtandene Unterwerfung wäre ſeine Vernichtung geweſen. Selbſt die Ungnade ſeines Herrſchers rührte ihn nicht, und während die mächtigſten Völker dieſem unterworfen waren, wagte er es, dem allgewaltigen Sieger zu trotzen. Er kannte die geheimen Mittel, die auch dieſen unterwürfig zu machen vermochten.

Adrian lebte höchſt mäßig, er konnte aber, wenn es ſeine Abſicht war, als Schwelger erſcheinen. Seit er die Liebe überwunden hatte, waren ihm die Frauen völlig gleichgültig. Er konnte aber, wenn es ihm dienlich ſchien, ganz von einer Neigung beherrſcht erſcheinen. Der Beſitz, als ſolcher, hatte keinen Werth für ihn, aber wie wichtig er für ſeine geheimen Abſichten war, erkannte er ſehr wohl, und die Quellen eines bedeutenden Beſitzes, beſonders auf geſetzloſen Wegen, wußte er, wie der emſigſte Handelsmann, zu entdecken und zu benutzen. — Ich fand nie einen Menſchen, ſagte er, der nicht wenigſtens dann und wann von dem Eindrucke des Augenblicks beherrſcht wurde. Wer einem ſolchen unterliegt, iſt ein Knecht. — Er durfte es ſagen, denn er wußte, wer es hörte, würde ſich ſelbſt jeder Zeit davon ausnehmen, und das vorübergehende Gefühl des Freiſeins, welches den Zuhörenden ergriff, war dann ſelbſt nur ein ſinnlicher Kitzel der Gegenwart, nicht mehr werth, als der Kitzel des Lobes, der ſinnlichen Liebe, der Genüſſe jeglicher Art.

Adrian wußte bald eine geheime Stellung in Deutſchland zu gewinnen. Seine Kenntniſſe der Sprache und die hohe Meinung, die man von ſeinen Fähigkeiten hegte, ließen den Eroberer Vieles von ſeinen Intriguen in Deutſchland erwarten. Er erſchien dort als ein deutſch geſinnter Straßburger, und ließ ſich unter einem unbekannten Namen in der kleinen verborgenen Gebirgsſtadt nieder, in welcher wir ſeine Familie kennen lernten. Ueber Vorurtheile erhaben, welche damals ihre Bedeutung verloren hatten, verband er ſich mit der Tochter eines reichen Bürgers, welche ihm in drei Jahren drei Kinder gebar und im dritten Wochenbette ſtarb. In dieſem ehelichen Verhältniſſe erſchien er durchaus mild. Seine häufige und langwierige Entfernung wußte er aus Verhältniſſen begreiflich zu machen, welche für die Familie ſeiner Frau eben ſo ehrenvoll, wie vortheilhaft waren. Das kleine Städtchen freute ſich, wenn der reiche Mann zurückkam, welcher wohlthätig und in jeder Rückſicht liebenswürdig erſchien. Er ſelbſt ſuchte jede Aufmerkſamkeit von ſich abzulenken. Indeſſen hatte er eine große Maſſe von Verbindungen angeknüpft. Er kannte die geheimen Bündniſſe, die ſich im Stillen bildeten, er wußte auch aus dieſen Verbündeten blinde Werkzeuge für ſeine Abſichten zu bilden, und er freute ſich, als er ſah, wie leicht der Deutſche zu täuſchen iſt. Von dem, was er erfuhr, theilte er zwar den Behörden ſeines Landes Manches mit, auch wurden hie und da wohl Einige die Opfer ſeiner geheimen Anklage, aber das verborgene Bündniß ſelbſt war ihm zu wichtig, als daß er es ſeinem Herrn hätte preisgeben ſollen.

Oft war er in der Hauptſtadt und lebte in der bewegteſten Mitte aller dortigen Verhältniſſe. Als er nach dem Tode ſeiner Frau erfuhr, daß Louvets Tochter eine Witwe ſei, faßte er den Entſchluß, ſie zu bethören, und den einzigen Erben des Louvetſchen Geſchlechts in ſeine Gewalt zu bringen. Der Haß war eine Art fixe Idee, welche er mit der Muttermilch eingeſogen hatte, war ein partieller Wahnſinn geworden. Das bloße Daſein des feindlichen Geſchlechts ſchien ihm ein nicht zu duldender Trotz; es war kaum Rache mehr, es ſchien ihm Selbſtvertheidigung, auf die Ausrottung ſeiner Feinde hinzuarbeiten.

Daß es Louvet durch die kühne Rückreiſe nach ſeinem Vaterlande gelang, ihn zu ſtürzen, würde ihm vielleicht gleichgültiger erſchienen ſein, wäre es ein Anderer geweſen. Dieſer Sieg erbitterte ihn; aber obgleich er ſchon mit der Tochter unauflöslich verbunden war, glaubte er doch Alles verloren, als Louvet plötzlich auf dem Schloſſe erſchien. Er erſchrak faſt, als der reine, edle Sinn der Frau ihm einen Sieg verſchaffte, den er ſchon aufgegeben hatte. Daß ſie ſich mit ſolchem kühnen Muthe, geſtützt auf eine Geſinnung, welche die Quelle ihrer Zuverſicht zu ſein ſchien, dem entlarvten Feinde preisgab, ſetzte ihn in Erſtaunen. Was er dunkel ahnete, trat ihm entgegen. Er mußte ſich geſtehen, daß er hier eine Macht kennen lernte, der gegenüber er ſich waffenlos fühlte. Daß ſie den geliebten Vater verließ, daß ſie von dem einzigen Kinde ſich losriß, daß ſie der Heimat der Liebe ganz entſagte, und mitten in dem Betruge, in der Lüge, dem Haſſe eine neue ſuchte, war ihm ſo unbegreiflich großartig, daß er ſich bis in das Innerſte erſchüttert fühlte. — Wo kömmt die Frau her? — fragte er ſich — wo will ſie hin? — In welcher fremden Region wohnt ſie — in welcher Luft athmet ſie? —

Er war völlig überwunden, er kannte ſich ſelber nicht, er war von Ingrimm gegen ſeine Schwäche erfüllt, und konnte ſie doch nicht abweiſen; faſt war es ihm lieb, daß das Kind nicht in ſeiner Gewalt war. Und Louvets Tochter, die den Kampf bemerkte, welchen er nicht zu verbergen vermochte, ſchöpfte die ſchönſte Hoffnung; aber ſie täuſchte ſich, wie dies bei ähnlichen Gelegenheiten ſo oft geſchieht. Sie ſah ihn begierig nach der Quelle forſchen, aus welcher ihr Troſt und Zuverſicht entſprang, und glaubte ihn nicht früh genug mit dieſer bekannt machen zu können. Sie ſprach ſich kindlich unſchuldig über das Geheimniß der ewigen Liebe aus, und ahnete in ihrem reinen Sinne nicht, wie ein ſo verfinſtertes Gemüth durch eine ſolche Sprache immer tiefer in ſeine eigene Nacht hineingeſcheucht werde. Es iſt leider nicht zu läugnen, daß ſie auf eine ſolche Weiſe einen jeden zukünftigen Einfluß auf ihn unmöglich machte. — Zu welchen Tollheiten kann doch der fanatiſche Aberglaube uns führen! dachte Adrian. Das Weib glaubt Gott zu gefallen, indem ſie die theuerſten Bande zerſchneidet, allem Glücke entſagt und die unnatürlichſte aller Verbindungen feſthält — und doch — eine ſolche völlige Hingebung ſcheint mir faſt das Einzige, was dem Menſchen übrig bleibt, wenn er ſich ſelbſt aufgiebt. Es iſt etwas Grandioſes! Iſt doch das Weib geboren zum Dienen, iſt doch das Bewußtſein der Hingebung urſprünglich mit ihrer Natur verwebt. Die Frau iſt dazu da, ihr eigenes Weſen außer ſich zu ſuchen, und ihre Neigung muß entweder ſterblich ſein, wie der Geliebte, oder, wenn ſie kühn genug iſt, die Idee einer ewigen Liebe zu faſſen, ſo muß auch der Geliebte ein Ewiger, ein Gott ſein oder werden. — Man ſieht, Adrian fing ſchon an, ſeine Geſinnung zu germaniſiren: verbarg ſich doch eine geheime Scheu hinter dieſem Raiſonnement; er glaubte ſich gerechtfertigt, wenn er die Frau, wie keinen andern Menſchen, auf ihre Weiſe gewähren ließ; und da er ſeine eigenen Kinder nie fähig glaubte, in ſeinem Sinne zu handeln, da ſein mannigfaltig verwickeltes Leben ihn faſt immer von ſeiner Familie entfernt hielt, ſo glaubte er, daß eine entſchiedene Hingebung in einen fremden, gläubig angenommenen ſogenannten göttlichen Willen den beſten Erſatz gebe, wenn man den eigenen nicht in ſeiner ganzen Energie feſtzuhalten vermöchte. Er ließ daher die Frau nach ihrer Ueberzeugung thätig ſein, ja verſagte ihr ſelbſt nicht die Mittel einer ſtillen, anſpruchloſen, aber tief greifenden Wohlthätigkeit. Er ſah ein, daß dieſe ſtille, Segen verbreitende Religioſität ſeiner Familie einen hellen Schein auf ihn zurückwarf, und glaubte ſo auch dieſes, was ihm ſo mächtig, ja faſt drohend entgegentrat, zu beherrſchen. Und dennoch beſchlich den erſtarrenden, alle tieferen Gefühle beherrſchenden Mann nicht ſelten eine Vorſtellung, die er abergläubig nennen mußte. Es war ihm, als müßte er eine Fürbitte ſuchen, irgendwoher einen Schutz gegen ſich ſelber, als böte der reine Sinn ſeiner Frau, das ſtille Heiligthum ſeiner Familie dem unſtät Flüchtigen einen Stützpunkt dar, den er klar denkend verachtete, und dennoch nie entbehren konnte.

Das Ereigniß, welches Adrian zwar bei ſeiner ruhigen Erwägung aller Verhältniſſe, wiewohl ſpäter, erwartet hatte, traf unvermuthet ein, und Adrians Stellung war völlig verändert. Zwar hatte er ſich in der That eine Zeit lang verborgen halten müſſen, als er mit Louvets Tochter verſchwand; aber die Ungnade des Herrſchers drückte ihn nicht lange. Mit einer kühnen Unternehmung in der Ferne beſchäftigt, war dem Eroberer eine jede unruhige Bewegung der unterjochten

Reiche bedenklich. Ein Mann, wie Adrian, war nicht zu erſetzen. Dieſer war eben deswegen unbeſorgt, denn Keiner kannte ſeine Unentbehrlichkeit genauer, als er. Dennoch war ſeine Thätigkeit, beſonders in dieſer Zeit, unſicher und beſchränkt. Das unterjochte Deutſchland lauerte auf einen großen Moment. Dieſer ließ keine vereinzelte Beſtrebungen, keine Intriguen aufkommen; es war auf der Seite der Sieger, wie auf der Seite der Unterjochten, Alles ſo entſchieden, daß der frivolen Willkür kein Platz blieb. Als nun das unermeßliche, nie beſiegte Heer unterlag, als Deutſchland erwachte, als die Wuth der beſiegten Sieger und die Begeiſterung der Völker gegen einander traten, da war eine jener großen geſchichtlichen Kriſen erſchienen, die offen und in mächtigen Maſſen hervortreten läßt, was ſonſt zerſplittert in den einzelnen Gemüthern wühlt. Wer mit perſönlich bedeutenden, aber, vom geſchichtlichen Standpunkte betrachtet, immer armſeligen Mitteln das göttliche Geſchick nachahmen will, muß verſtummen, wenn dieſes ſelber ſpricht. Wie ſollte dann eine perſönliche Willkür ſich zeigen können? — Und auch die Feinde waren eben ſo in einem Sinne innig verbunden. Die verletzte Kriegerehre ſchloß das Heer nach einer jeden Niederlage immer feſter an den Eroberer.

So lebte Adrian einige Jahre thatenlos, und ſelbſt, als die vertriebene Dynaſtie ruhig, wie es ſchien, wieder in ſeinem Vaterlande regierte, traten zwar Zeiten hervor, in welchen mancherlei kleine Intriguen ſich ausführen ließen: ſie erſchienen aber Adrian ſo matt, ſo kleinlich und unbedeutend, daß es ihm einfiel, den Wirkungskreis ſeiner Thätigkeit jenſeit des Meeres zu verſetzen. Er erſchien in Mobile und Neu-Orleans, um die verwikkelten Verhältniſſe, die in Amerika ſich zu zeigen anfingen, zu benutzen, und wir werden ihn dort treffen. Als er wieder zurückkam, ſchien jene ſchwankende Stellung und Unſicherheit der großen europäiſchen Parteien, die, wenn gleich unter anderen Formen ſo oder ſo modificirt, ſeit der Revolution dieſelben geblieben waren, verſchwunden. Die gegenſeitigen Intereſſen hatten ſich erkannt. Adrian war beſonders die ſchreiende deutſche Nationalität, wie ſie ſich damals auf eine bizarre Weiſe geltend zu machen ſuchte, höchſt ergötzlich. Er galt noch immer für einen, wenn auch der fremden Nationalität einverleibten Deutſchen, und er wollte verſuchen, ob es ihm nicht gelingen könnte, mit dem deutſchen Rocke und dem deutſchen Gotte fertig zu werden. Es gelang ihm, und er predigte ſelbſt darüber, daß Deutſchland in einer Hauptſtadt ſeinen Mittelpunkt finden ſollte, einen Nationalgott anbetend, in deutſch puritaniſcher Einſeitigkeit. Aber es war ihm dennoch unheimlich zu Muthe. Der geſchlagene Feind biß ſich die Lippen zuſammen und ſchielte heimtückiſch. Die Sieger konnten ſich noch immer nicht in ihren Triumph finden; ſie prahlten übermäßig, und ſchienen überzeugt zu ſein, daß aus ihnen ein ganz extraordinaires, übermenſchliches Geſchlecht ſich erzeugen müſſe. So war eine jede Unterhandlung unmöglich, eine Intrigue undenkbar. Dieſe konnte nur anfangen, wenn beide Völker ſich verſtändigten. Jetzt bildete ſich das allgemeine Princip europäiſcher Intrigue in ſeinem Vaterlande auf eine andere Weiſe aus, und es hatte zwar ſeine Form, aber nicht ſein Weſen verändert, indem es aus der Diplomatie der Höfe in die ſogenannte öffentliche Meinung getreten war. So feierte Adrian mehrere Jahre, aber beſonders ſeit er aus Amerika kam, wachte der alte Haß gegen Louvet flammend wieder auf, und er ſuchte auf jede Weiſe zu entdekken, wo der Enkel ſich aufhielt, der nun in ſo vielen Jahren ſpurlos verſchwunden war. Es gelang ihm nicht.

In dieſer Zeit der Ruhe, während er auf eine großartigere Thätigkeit lauerte, ſchloß er ſich vorzüglich an die deutſchen Gelehrten. Ihre Poeſie und Philoſophie zog ihn an, und er mußte ſich geſtehen, daß in beiden ein neues, pikantes geiſtiges Element ſich regte, welches wohl geeignet war, an die Stelle des veralteten franzöſiſchen Formalismus zu treten. Die ſogenannte neuromantiſche Periode hatte eben angefangen in der großen Hauptſtadt ſeines Vaterlandes laut zu werden, und obgleich ſie aus deutſchen Elementen entſtanden war, ſo gefielen ſich deutſche Poeten und Philoſophen doch in dem Reflex. Es entſtand allmälig ein wüthendes Jagen nach einem ſogenannten europäiſchen Rufe; das Bemerktwerden war das höchſte Ziel, und wem dies zu erreichen gelang, der ward eine Notabilität genannt, eine Art ſchriftſtelleriſcher Excellenz. Allmälig gediehen die Nachahmer des Nachgeahmten; zwar war keiner der inneren geiſtigen Geſinnung nach franzöſiſch, aber er wollte doch notirt ſein, und ſo war ein wechſelſeitiges literariſches Verſtändniß da. Der Franzoſe ſuchte Anerkennung in Deutſchland, der Deutſche in Frankreich. Die Poeſie und Philoſophie wurden ſocial in Deutſchland, und die Societät philoſophiſch und dichteriſch in Frankreich. Man nannte den Austauſch dieſer wechſelſeitigen Leerheit die Einleitung zur wechſelſeitigen Verſöhnung in einem höhern geiſtigen Sinne.

Adrian erſchien dieſe neue Thorheit, beſonders das vornehme Herumjagen nach ſchnell abgegriffenen Begriffen, höchſt ergötzlich. Das Tröſtlichſte war, daß das franzöſirte, leichtſinnige Schriftſtellervolk ſein Treiben als etwas höchſt Vollendetes, und dennoch als etwas höchſt Wandelbares betrachtete. Keine Mode wechſelt ſchneller, als Sprache und Darſtellung in der deutſchen Literatur. Damit irgend Etwas wenigſtens für die Forſchung einen bleibenden Werth erhält, muß es einige hundert Jahre alt ſein; Alles, was jährig iſt, erſcheint als ein Veraltetes. — Der Mann lebt nicht in der Zeit, behandelt Probleme, die jetzt kein Intereſſe mehr haben; man glaubt um fünf, ſechs, zehn Jahre zurückverſetzt zu ſein, wenn man ihn reden hört — ſo ſprach man, etwa wie ein junges eitles Mädchen oder ein Dandy von ſeinem Anzuge ſpricht. Es war etwas Krankhaftes in der Art, mit der man ſich an Adrian anſchloß, nachdem er ſich als Protektor der deutſchen Gelehrten bei den Nachbaren angekündigt hatte, das ihm oft ein Lächeln abnöthigte. Man zog den Preis der Celebrität, den man eifrig nachſuchte, für ſich ein und quittirte im Namen der Menſchheit; und lächerlich erſchien es, wenn die krankhafteſte Perſönlichkeit die Lehre von ewigen objektiven Wahrheiten mit der unruhigſten Subjektivität feil bot.

Die Wuth, alle Reichthümer der Schule in jeder Rückſicht wohlfeil und für das Volk zu vertheilen, die immer mehr und mehr ſich ausbreitete, war Adrian höchſt willkommen. Dieſer ungeſunde Brei, der als geſunde

Nahrung feilgeboten ward, dieſes Gemiſch von religiöſen ſittlichen Aufſätzen, von Erzählungen, Darſtellungen, von Maſchinen, Rezepten gegen Wanzen und Ratten, ein kurzgeſchnittener, der Armut pfennigweiſe gereichter Heckſel, ſchien ihm nur geeignet, nicht das reife Nachdenken, wohl aber die zerſtörende Leſewuth zu nähren. Dieſe findet ihre höchſte Luſt in einem ſolchen hüpfenden Leſen, welches von einem kaum begriffenen zu einem andern hinüberſpringt; und Adrian ſah wohl ein, wie ſehr ſolche vereinzelte, unzuſammenhangende Erkenntniß dazu diente, den unruhigen Sinn durch eine flatternde Anregung, welche nie zum wahren Nachdenken kam, zu befördern. Was in den engen Schranken eines beſondern Daſeins ſich natürlich entwickelt, das bildet die geiſtige Geſtalt des Menſchen, wie die leibliche ſich allmälig ausbildet. Von Innen heraus öffnet ſich dann das Auge, horcht das Ohr; während jenes äußere Bewerfen ein gefährliches Zudecken der eigenen Thätigkeit iſt, als wollte man an der Stelle des ruhigen Erwerbes einen Menſchen bereichern, indem man ihn mit Goldklumpen ſteinigte.

Obgleich nun Adrian in einer Reihe von Jahren ſich mit dieſer geiſtigen Richtung des heranwachſenden Geſchlechtes eifrig beſchäftigte, ſo war ſein Sinn dennoch ein durchaus praktiſcher, und dieſe nur durch die

That befriedigte Unruhe erkannte er in ſeinem Vaterlande am deutlichſten. Hier den Boden ſchwankend zu erhalten, dort eine Partei gegen die andere zu ſtellen, Bündniſſe der Feindſeligſten, Misverſtändniſſe der natürlich Verbundenen hervorzurufen, erſchien ihm um ſo wichtiger, je mehr die wilde Spekulation und die verirrte Dichtkunſt auch in Deutſchland den Boden der Nationalität verließ. Wie in ſeinem Geburtslande, ebenſo miſchte er ſich in die ſchwächliche italieniſche Inſurrektion, eilte er nach Griechenland. Allenthalben ward ſein wahrer Geſchlechtsname, der auch uns ein Geheimniß geblieben iſt, nur als ein ſolches ſelbſt ſeinen Verbündeten mitgetheilt. Er benutzte zwar die geiſtige Verwirrung und ſtärkte ſie, aber ſeine Vertrauten erwählte er nie aus den geiſtig Bewegten. Tollkühne Männer aus der niedrigern Klaſſe, Menſchen, denen Gefahren ein Genuß waren, wie die zerſprengte große Armee ſie faſt aus allen Völkern Europas darbot, Männer, die vor keinem Verbrechen zurückſchauderten, waren ihm die liebſten. Dieſen war der ſonſt ſiegreiche, jetzt verſchwundene Eroberer durch einen ſolchen unſichtbaren Mittelpunkt wiedergegeben, und das ſorgfältig Verborgene erſchien ihnen in ſeiner unbegrenzten phantaſtiſchen Gewalt würdig, an die Stelle des unbedingt Alles Beherrſchenden zu treten. So ward, was bei ihm ſelbſtſüchtige Willkür war, zum allgemein herrſchenden Willen geſtempelt, und ein Jeder dünkte ſich frei, weil das, was ihn beherrſchte, in der unbeſtimmteſten Geſtalt ſich ſeinem eigenen Weſen anzuſchmiegen ſchien. Die tolle, geiſtig bewegte Jugend, welche zwiſchen unausführbarer That, dunkelm Gefühl und überſchwänglichen Gedanken hin und herſchwankte, achtete er gering; ſie diente ihm nur zur Vergrößerung der allgemeinen Verwirrung. Man behauptet, daß er viel zur abermaligen Vertreibung der wieder eingeſetzten alten Dynaſtie in ſeinem Vaterlande beigetragen habe, und dieſes Ereigniß war ihm im höchſten Grade wichtig und erfreulich. Wie der Menſch leiblich nicht mit einer Einzelnheit der Natur, ſondern mit der ganzen in Einheit leben muß, wenn er geſund ſein ſoll, und man die Geſundheit in dieſer Rückſicht das leibliche Gewiſſen nennen kann: ſo muß der geiſtige Menſch nicht mit einem einzelnen Zeitereigniſſe, ſondern mit der ganzen Geſchichte und ihrer ſtillen Entwicklung in Einheit leben, ſoll er ſittlich rein ſein, und man kann die Sittlichkeit des Menſchen in den größten, wie in den engſten Kreiſen, bewußt oder unbewußt, ſeine geſchichtliche Geſundheit nennen. So konnte der Wechſel der Dynaſtie, in einer Zeit, in der alle äußeren wie inneren Verhältniſſe des Lebens ſchwankend geworden waren, nur ein Unglück ſein; denn ein König, der die Volksſouveränität repräſentiren ſoll, iſt, wie der Staat, desorganiſirt, wenn er als ihr Produkt erſcheint. — Von da an lebte Adrians Thätigkeit auf, und er war auf eine zerſtörende Weiſe beſchäftigt, wie wir ihn geſehen haben. Er durfte ſich geſtehen, daß er den Mittelpunkt aller Unruhen bildete, durch welche die angrenzenden Staaten in Bewegung geſetzt wurden. Doch kann es nicht unſere Abſicht ſein, ihn in dieſen mannigfaltigen und verwickelten Unternehmungen zu verfolgen.

In dem einſamen Städtchen lebte er nun ſeit vielen Jahren. Seine eigentliche Thätigkeit blieb zwar ein Räthſel, man traute dem verſchloſſenen Manne viel zu, man glaubte, daß er bei großen Ereigniſſen eine bedeutende Rolle ſpielte, weil aber da, wo er lebte, Alles ruhig blieb, weil er ſelbſt vorzugsweiſe wiſſenſchaftlich beſchäftigt ſchien, ſo ahnte dennoch Keiner ſein geheimes, geſetzloſes Treiben. Auf einer ſeiner Reiſen in den unruhigen Gegenden lernte er Kasper kennen. Dieſer ſchlaue, in Verbrechen alt gewordene Menſch ward von ihm bald durchſchaut, und als eines ſeiner thätigſten und wichtigſten Werkzeuge gewonnen. Lange hatte er Jemand geſucht, dem er das Ausforſchen des Aufenthaltes Edwards anvertrauen könnte. Als nun Kasper ſich durch ein ſolches Vertrauen ſehr geehrt fühlte und ſich alle Verhältniſſe berichten ließ, fiel ihm plötzlich die Art ein, wie ein kleines Kind von einem vornehmen Manne einſt nach ſeinem Dorfe gebracht worden war. Auch der Vorname des Kindes paßte. Hatte er doch mit dem jungen Edward geſpielt, als er bei dem Oberförſter diente. Manches war in dem Dorfe vielfältig erzählt worden, und Kaſper erinnerte ſich, wie man ihm erzählt habe, daß vor vielen Jahren der alte Herr, welcher Edward nach dem Dorfe brachte, ſelbſt als Knabe nach demſelben Dorfe von ſeinem Vater hingeführt ward, der ihn vor den Mishandlungen einer feindſeligen Stiefmutter zu retten ſuchte. Alle Umſtände deuteten darauf hin, daß Adrian jetzo gefunden hatte, was er ſo lange ſuchte. Die Zeit, in welcher vor vielen Jahren der Alte nach dem Dorfe gekommen war, ließ ſich durch einen ſo ſchlauen Menſchen, wie Kaſper, leicht mit Beſtimmtheit ermitteln. Eben ſo beſtimmt lernte Adrian bis auf Monat und Tag die Zeit kennen, in welcher Louvet ſeinen Enkel nach dem Dorfe brachte; und ſo war es ihm leicht, die Vermuthung, die ſich ihm aufdrängte, bis zur völligen Gewißheit zu erheben. Seiner Frau blieb dieſe Entdeckung natürlich ein Geheimniß, ihm aber ſchwebte ſie wie eine große Kriſe ſeines ganzen Lebens vor der Seele. Was er ſo lange vergebens gewünſcht hatte, war jetzt in Erfüllung gegangen, und das Jahre lange vergebliche Forſchen erſchien ihm als Tücke widerſtrebender Verhältniſſe, durch welche ſeine Feindſchaft geſteigert und ſeine Rache noch mehr entflammt ward. Dem Jünglinge war der Tod geſchworen; und da das Vermögen, welches bei ſeinem Tode der Mutter zufiel, höchſt bedeutend war, ſo konnte Adrian den Mördern eine große Summe verſprechen. Kasper, der nach dem Dorfe ging, in der Abſicht, Edward aufzulauern, faßte hier, ſeinem ſchlauen Weſen getreu, den Entſchluß, ſich in Edwards Vertrauen einzuſchleichen, damit es, je nachdem es ihm vortheilhaft ſchiene, in ſeiner Gewalt ſtände, Edward zu retten oder aufzuopfern. Wir wiſſen, wie er denſelben überraſchte und von ihm durchſchaut ward. Von jetzt an war er zum Morde bereit. Auf der Univerſität und als Edward auf Reiſen ging, wurden Anfälle und Vergiftungen verſucht, aber wie durch eine höhere Fügung mislang ein jedes Unternehmen der Art, und Edward hatte keine Ahnung von dem, was ihn bedrohte. Adrian aber verließ die ſtille Gebirgsſtadt und zog nach dem Lande, in welchem ſein finſteres Treiben endigte. Er bewohnte zuerſt das einſame Schloß auf der Grenze. Er glaubte hier, wo er ganz der Wiſſenſchaft zu leben ſchien, wo er einſam mit ſeiner Frau wohnte, nachdem ſeine Söhne angeſtellt und ſeine Tochter verheirathet war, unbemerkt bleiben zu können. Seine Verbindungen waren jetzt ſo feſtgeknüpft, Alles um ihn her ſo vollkommen organiſirt, daß er es nicht allein bequem, ſondern auch zweckmäßiger fand, von einem näheren Punkte aus Alles zu leiten. Das wüſte Schloß von Theodors Oheim bot ein erwünſchtes Mittel für geheime Zuſammenkünfte, und ſelbſt die Gefahr einer Entdeckung reizte ihn. Hier glaubte er nun erreicht zu haben, was er lange ſuchte — einen Mittelpunkt nämlich, von welchem aus er die Unruhen in Deutſchland und in den Nachbarſtaaten leiten, ſo wie in der Nähe Edwards Schritte leichter verfolgen konnte. Seit die Verſuche gegen dieſen mißlangen, hatte er beſonders ſeine Aufmerkſamkeit auf Louvet gerichtet. Seine polizeilichen Nachforſchungen waren faſt eben ſo genau und beſtimmt, wie die der eigentlichen Behörde. Kasper war nicht der Einzige von ſeinen Vertrauten, der ihm und der Landespolizei zugleich diente. So erfuhr er Louvets Ankunft in der Reſidenz; und mancherlei Umſtände ließen ihn vermuthen, daß der erborgte Name den alten Feind verſteckte, den er ſeit vielen Jahren aus den Augen verloren hatte. Er eilte nach der Reſidenz, um ungeſehen den verdächtigen Fremden zu betrachten, erkannte ſeinen Feind, erfuhr Edwards Ankunft und beſchloß, als triebe ihn ſein verhängnißvolles Schickſal in die Nähe Beider, die tragiſche Kataſtrophe ſeiner Rache herbeizuführen.

Doch eben in dieſer Zeit, als die vielfältigſten Vorbereitungen zu einem vielumfaſſenden Aufſtande eingeleitet waren, ſah er ſich ſelbſt zum erſten Male von einer drohenden Gefahr ergriffen. Sein gefürchteter Name war den Behörden wohl bekannt, obgleich er auch unter den Verbündeten für ein Geheimniß galt. Aber, da man den Menſchen nicht kannte, der den Namen trug, ſo war dieſer ſelbſt für die Behörden ein verwirrtes Schreckbild, ſo wie für die Verbündeten ein geheimnißvoller Vereinigungspunkt. Plötzlich erhielt der Polizei-Präſident die Nachricht, nicht, daß der Gefürchtete im Lande wohne, wohl aber, daß er zu einer beſtimmten Zeit an einer beſtimmten Stelle in das Land hineinreiſen werde. Adrian war wirklich in dem Nachbarſtaate geweſen, um Verhältniſſe zu ſchlichten, welche ihn zwangen, unter ſeinem wahren Namen zu erſcheinen. Dort hatte man ihn als einen Verdächtigen denuncirt, ſeinen Weg ausgeſpürt und die Polizei davon benachrichtigt. In einem Gaſthofe, nicht weit von der Grenze, ſah ſich Adrian plötzlich mit einem Freunde, der ihn begleitete, und einem Diener, von Bewaffneten umringt und ergriffen. Die beiden Begleiter waren völlig vom Schrecken gelähmt, Adrian aber war ganz ruhig, ſträubte ſich gar nicht, und ſuchte auf die kaltblütigſte Weiſe zu erfahren, was den ſeltſamen Irrthum erzeugt haben könnte. Der Beamte, welcher ihn verhaften ließ, fing ſchon ſelbſt an einen Irrthum zu vermuthen und begegnete dem ihm unbekannten Gefangenen ſehr höflich. Auf dem Wege nach dem nahen Gefängniſſe — die Nacht fing ſchon an einzubrechen — unterhielt Adrian ſich mit den bewaffneten Begleitern wie mit dem Beamten. Er erkundigte ſich theilnehmend mit einer vornehmen Herablaſſung, die gewöhnliche Menſchen ſo leicht einnimmt, nach ihrem Wohnorte, ihrem Namen, ihren Familienverhältniſſen. Als ſie in dem Gefängniſſe ankamen, ward Adrian vorläufig eine helle, gut eingerichtete Stube angewieſen. Man erlaubte dem Diener in ſeiner Nähe zu bleiben; der Freund aber ward von ihm getrennt.

Den Tag darauf war Adrian und ſein Diener mit dem Gefangenwärter verſchwunden. Das Gaſthaus, wo er abgeſtiegen, war leer und von ſeinen Bewohnern verlaſſen. Der Beamte, der ihn gefangen nehmen ließ, und die bewaffneten Begleiter waren ſämmtlich ermordet. Ein Grauen ergriff die Behörde, als ſie ſich auf eine ſolche Weiſe in der Gewalt eines ſolchen Mannes fand. Selbſt einen Steckbrief konnte man nicht ausfertigen; denn Alle, die ihn geſehen hatten, waren verſchwunden oder ermordet. Adrian ging ganz ruhig wieder nach dem einſamen Schloſſe zurück und glaubte ſich in der unmittelbaren Nähe der Behörden am ſicherſten. Wir wiſſen, wie er hier auftrat; aber zu derſelben Zeit ging das allgemeine Gerücht von der Ermordung des Mannes, der allenthalben ſo großen Schrecken eingeflößt hatte. In einer Gegend des Nachbarſtaates, wo er unter ſeinem wahren Namen bekannt war, fand man eine im Geſicht zerfetzte Leiche, und die Papiere ließen vermuthen, daß der Ermordete der berüchtigte Graf ſei. Der Anzug war ſein gewöhnlicher, wenn er unter ſeinem Namen erſchien. Die Papiere ließen kaum einen Zweifel aufkommen, und mehrere Perſonen der nächſten Stadt glaubten ihn mit Sicherheit wieder zu erkennen. Ein Thor, der ſich geſchmeichelt fühlte, in einer geheimen Sendung eine ſo bedeutende Rolle zu ſpielen, war das Opfer für die Sicherheit des ſo gefährlichen Mannes geworden. Man glaubte ſich daher jetzt ſicher. Adrians Freund, den man, da er einen ganz andern Theil des Gefängniſſes bewohnte, nicht hatte retten können, der, da Adrian gefangen war, Alles verloren gab, entleibte ſich ſelbſt.

Es war das erſte Mal, daß Adrian, welcher in ſeiner finſter brütenden, Alles beherrſchenden Einſamkeit ſich ein König dünkte, körperlich angegriffen worden war. Er gerieth in heftige Wuth, konnte an dieſe Erniedrigung nie ohne Ingrimm denken und ſchwur den Behörden und den Regenten eine unauslöſchliche Rache. — So finden wir ihn denn in unſerer Erzählung und wiſſen, wie die Verhältniſſe ſich entwickelten.

Louvet verließ ſeinen Lehrer neu geſtärkt und bereit, Alles, was ihm auch Hartes im Leben begegnen möchte, als eine höhere Weiſung zu betrachten und die eigentlich weſentliche Wirklichkeit nicht in der Welt ſinnlicher Erſcheinungen zu ſuchen. Gern hätte er ſich in eine ruhige Einſamkeit zurückgezogen, dort im engen Kreiſe wohlthätig zu leben, aber die Verzweiflung, die ihn, ehe er das Dorf erreichte und die Ruhe ſeiner fröhlichen Kinderjahre wiedergewann, ergriff, hatte eine Verpflichtung auf ihn geladen, der er ſich jetzt nicht zu entziehen im Stande war. Die furchtbar drohenden Anſtalten zu einer Unterjochung des mächtigen nordöſtlichen Reiches waren gemacht, der Eroberer wünſchte einen Mann, deſſen reine Geſinnung ihm ſo bekannt war, als unbeſtechbaren Leiter ſolcher Verhältniſſe, welche zu leicht zum Betruge verlocken, in ſeine

Nähe. Von Allem in der Welt getrennt, ohne Familie und Heimat, hatte der unglückliche Louvet dieſes unſelige Anerbieten verzweiflungsvoll angenommen. Jetzo mußte er ſich dieſem harten Geſchick ergeben. Mit widerſtrebendem Gemüthe, aber ſeine Pflicht treu erfüllend, folgte er der Armee. Ihr Untergang und grauenhaftes Schickſal iſt bekannt. An der Brücke über die Berezina ward Louvet ſtark verwundet gefangen genommen. Von einer langwierigen Krankheit, die er unter Tauſenden in einem Lazaret überſtand, kaum geneſen, ward er als Gefangener weit gegen Oſten in das Innere des Landes gebracht. Hier gelang es ihm erſt durch Verbindungen in Petersburg, ſeine Lage zu verbeſſern. Das große Handelshaus in Neu-York, deſſen Aſſocié er war, hatte dort eine Kommandite, und allmälig, als der Krieg ausgefochten, der Friede zum zweiten Male geſchloſſen, die Gefangenſchaft aufgehoben war, faßte Louvet den Entſchluß, weiter gegen Oſten nach Amerika zu gehen. Sein Geſchlecht war dem Petersburger Hofe bekannt und dort geachtet, er ſelbſt hatte dort bedeutende perſönliche Verbindungen, und ſo erhielt er nicht allein die Erlaubniß, dieſe Reiſe anzutreten, ſondern auch Empfehlungen, die ſie erleichterten. Er ſchien eine Scheu vor Europa zu haben. Tochter und Enkel ſah er durch ſeine Gegenwart in Gefahr.

Wir verfolgen ihn auf dieſer Reiſe nicht. Sie ging von Kamſchatka nach den nordamerikaniſchen ruſſiſchen, engliſchen und ſpaniſchen Niederlaſſungen der Weſtküſte bis Mexiko, und Louvet drang auf wenig beſuchten Wegen in den nordamerikaniſchen Gebirgen über Colorado und Adares in das Miſſiſippi-Thal ein. —

Louvet lebte ſeit vielen Monaten ſchon auf ſeiner beſchwerlichen Reiſe unter lauter wilden Völkern. In Kamſchatka fand er die letzte Spur der noch geordneten europäiſchen Kultur. Die Europäer, welche er entfernter traf, Ruſſen, Nordamerikaner, Engländer, Spanier, ſtanden nur in leichter Berührung mit der höheren Bildung, welche bei den erſteren Völkern in dem wüſten Sinn des abenteuerlichen Erwerbes faſt zu Grunde gegangen, bei den Spaniern, in der lange dauernden Entfernung von allem höheren, ſittlichen Zuſammenleben, in widerwärtige Formen einer religiöſen Verzerrung mit trübſeligen Reſten der nationalen Eigenthümlichkeit erſtarrt war; und Louvet konnte wohl verſucht werden, wie ſo viele gebildete Reiſende, das reine, in ſich ſichere, wenn auch noch ſo beſchränkte urſprüngliche Gepräge einer noch ungeſtörten Naturbildung jenen abgeſtorbenen und widerwärtige Verwirrung erzeugenden Ruinen der Kultur vorzuziehen. Er drang jetzt in die entfernteren Gebirge des nördlichen Mexiko's ein; er erſchien, immer von Spaniern begleitet, unter den wilden Völkern. Der Feldzug, das Leben in der Gefangenſchaft, jetzt dieſe anſtrengende Reiſe hatten ihn längſt dazu vorbereitet, die Gewohnheiten einer höheren Kultur und eines bequemeren Lebens zu entbehren. Oft führte die Rohheit ſeiner Begleitung Kämpfe herbei. Er war nicht ſelten in Lebensgefahr, und obgleich er ſich angezogen fühlte von der fremden Natur, von der Struktur der Gebirge, von der neuen, immer ſich verändernden Vegetation, der fremden Thierwelt, den wandernden Völkern, die den Gegenden eben ſo einverleibt, eben ſo urſprünglich aus dieſen entſproſſen ſchienen, wie die Gebirge, die Pflanzen und Thiere, ſo fühlte er doch immer tiefer, daß nicht die Natur allein, ja nicht der Menſch allein, wird dieſer nicht als für das Myſterium der Geſchichte gewonnen betrachtet, den erwachten Geiſt zu befriedigen vermag. Er durchſchritt die weiten Ebenen, in welchen damals kaum urſprünglich europäiſche Anſiedler eingedrungen waren, zwiſchen Adares und Drachitas. Bald friedlich, bald kämpfend durchzog er die Heimat der wandernden Stämme und der Heerden verwilderter, urſprünglich aus Europa herſtammender Pferde, der einzigen Europäer, die, wenn auch verfolgt, mitten unter den Wilden, die Gegenden in Beſitz genommen hatten, ſich dort behaupteten und vermehrten. Die erſten rohen ſpaniſchen und nordamerikaniſchen Jäger, die er in den wüſten Prairien und faſt undurchdringlichen Waldungen traf, vermochten ihn nicht aus der Natureinſamkeit, die ihn zu erſchrecken anfing, loszureißen, vermochten das Gefühl, als wäre er noch immer in der drückenden Gewalt des aufgewachten, nur durch die Geſchichte in Schlummer gewiegten Pan, nicht zu unterdrücken. Er ſehnte ſich nach den erſten Spuren der Geſchichte, nach einer Familie: aber die nächſten, welche er traf, täuſchten ſeine Hoffnung nur zu ſehr; das rohe Leben, allein auf ſeine Erhaltung gerichtet, ſtieß ihn in den Blockhäuſern eben ſo zurück, wie in den Hütten der Wilden. Er hatte faſt die Fähigkeit verloren, was früher ein Gegenſtand der genaueſten Forſchung war, unbefangen zu betrachten; und wer Jahrelang auf einer wüſten Inſel allein lebte, kann nicht ſehnſüchtiger nach einem menſchlichen Antlitze ſich umſehen, als er ſich nach einer Spur der Geſchichte umſah.

So wanderte er, da ſeine Begleitung ſich auf der Grenze der Koloniſation nach allen Richtungen zerſtreut hatte, nur noch von einem Koloniſten und ein paar Negern begleitet, ſtill in eine Gegend, welche ihm reizend erſchien. Ein großer, zierlicher Garten zeigte ſchon die Spuren einer höheren Kultur. Reisfelder in den feuchten Niederungen, Waizen in trockeneren Gegenden traten wie gebildete Räume, wie die ſtummen Zeugen der Geſchichte hervor; mit dem Weinſtocke, Birnen, Aepfeln, Pflaumen, Kirſchen miſchten ſich die Myrthe, Lorbeerarten, Kamellien, Cactus, Glorioſa, und mit dem prachtvollen Hibiskus, dem Tulpenbaum, den Magnolien, Platanen mannigfaltige Arten der Kaſtanien-, Wallnuß- und Eichbäume. Geebnete Wege vereinigten ſich und liefen nach einer beſtimmten Gegend hin. Die peinlichen Anſtalten, um äußere Gefahr abzuwehren, waren, wenn auch nicht ganz verſchwunden, doch verſteckt. Schönes Vieh graſete auf den Weiden, und mitten unter dieſen Reichthümern der Natur entdeckte Louvet die freundliche, reine Wohnung am Ufer eines waldbegrenzten Landſees. Dieſe erſte Spur der zuſammenhangenden geſchichtlichen Ordnung, der Gewalt des höheren Geiſtes über die Natur, wirkte auf ihn mit einem unbegreiflichen Zauber. Die Thränen ſtürzten ihm aus den Augen, es war ihm, als hätte alles Leben, was ihn umgab, ſich aus der Knechtſchaft der bloß äußeren Natur losgeriſſen, als wäre er aus dem wüſten Blätterleben der wilden Natur heraus in die Blüte der Geſchichte getreten, in welcher die zarteren Blätter der Blumenkrone, in Farben wie gefeſſelte Flammen gekleidet, ſich kreisförmig und ſich ſelbſt opfernd um die höchſten Organe verſammeln und der verborgenen Entwickelung dienen. Die ganze Gegend war eine Idylle, und die Menſchen, die ihm entgegentraten, wenn gleich verwundert, begrüßten ihn höflich und begleiteten ihn nach der reizenden Wohnung, in welche er unbefangen hineintrat. Es war ihm angenehm, hier eine Reinlichkeit zu finden, die er, nach früheren Erfahrungen, in den entfernteren Gegenden neu angelegter Kolonien nicht erwartete. In der großen Stube ſaß die Familie; ein noch rüſtiger Mann mit grauem Haare trat ihm freundlich entgegen; Frau und Tochter und ihr Geliebter begrüßten Louvet zutraulich, Alle reichten ihm die Hand. Der Beſitzer war ein franzöſiſcher Kreole. Louvet konnte es nicht unterlaſſen, ihnen den Eindruck zu erzählen, den die reiche Gegend und die freundliche, großartig geordnete Wirthſchaft auf ihn gemacht hatte. Als die Familie erfuhr, wie er zu ihnen gekommen, und wie er im Begriff wäre, auf ſeiner, freilich ſehr unwillkürlich herbeigeführten Wanderung den ganzen Kreis um die Erde zu ſchließen, geriethen ſie in Erſtaunen, und er war angenehm überraſcht, als er erfuhr, daß der Vater und der künftige Schwiegerſohn nicht allein von den großen Ereigniſſen, die ihn nach Rußland hingeworfen hatten, wohl unterrichtet, ſondern auch mit den Gegenden, die er durchreiſt, mit den Beſchwerden und drohenden Gefahren, welche er überwinden mußte, mehr als oberflächlich bekannt waren. Sie gaben ſich Mühe, der Frau und Geliebten klar zu machen, welche ungewöhnliche Reiſe ihr Gaſt zu unternehmen gewagt hätte. Da ſein Begleiter ein ihnen wohlbekannter Grenzkoloniſt war, ſo zog Louvet alle Aufmerkſamkeit auf ſich, und ſelbſt ſein Reiſegefährte erſtaunte, als er nun zuerſt erfuhr, wie bedeutend der Reiſende war, welchen er begleitet hatte. Jede größere Entdeckungsreiſe erſchien hier als die bedeutendſte Heldenthat; auch waren ſie in der That faſt immer als Eroberungen zu betrachten; das entdeckte, erforſchte Land konnte man immer früher oder ſpäter als Beſitz betrachten, und ſelbſt der geringere Einwohner wußte ſolche Unternehmungen wohl von den Wanderungen tollkühner Abenteurer, die ſonſt auch ihre Bewunderung erregten, zu unterſcheiden.

So begierig nun der freundliche Wirth und ſeine Familie waren, etwas Genaues von Louvets merkwürdiger Reiſe zu erfahren, ſo gern er ihre Wünſche erfüllen wollte, ſo bereit er war, was ihnen intereſſant ſein konnte, mitzutheilen, ſo wünſchte er doch auch nach ſo langer Zeit irgend etwas aus der bewohnten Welt zu erfahren. Aber was er hier hörte, war wenig mehr, als was er durch europäiſche Schiffer in Kamſchatka erfahren hatte, und reichte kaum weiter.

Der Tiſch war gedeckt, der Begleiter ſchlug die Einladung aus und entfernte ſich. Aber ſo freundlich der Wirth, ſo wohlwollend die Familie ſich zeigte, die im ſchönſten Sinne patriarchaliſch erſchien, ſo war es Louvet doch, als wenn ſeine Gegenwart drückend wäre. Es ſchien ihm, als hätte dieſe zwar ermunternd gewirkt, aber dennoch fing er an zu glauben, daß man einen tiefen Kummer zu verbergen ſuchte, der, wenn das Geſpräch einen Augenblick ſtockte, ſogleich hervortrat. Der Alte zwar wußte ſich am beſten zu beherrſchen; die Mutter warf aber einen unſicheren Blick auf Mann, Tochter und deren Geliebten; dieſer ſtarrte oft vor ſich hin und mußte ſich wie aus einer Betäubung zuſammenraffen, wenn das Geſpräch fortgeſetzt ward. Dann ſchien er ſich wie mit Gewalt in die neue Welt hineinzuſtürzen, welche ſich ihm durch Louvets Erzählung eröffnete. Es war, als gelänge es ihm eine Zeit lang, als hätte er vergeſſen, was ihn drückte, aber plötzlich ward er dann wie von einem Schauder ergriffen, und es war klar, daß eine gefährliche Gegenwart alle Aufmerkſamkeit von der Erzählung ablenkte und für ſich in Anſpruch nahm. Die Tochter war unter Allen am meiſten ergriffen; ſie ſaß blaß, zitternd und ganz in Kummer verſunken da. Sie war ein höchſt zartes, wunderbar ſchönes, liebliches Weſen, und Louvet war tief bewegt, als er, kaum aus der wilden Natureinſamkeit gerettet, die anmuthigſte Blüte des geſelligen Lebens, hier hinwelkend, zuerſt entdeckte. Immer mehr zog dieſe Familie ihn an. Aus früheren Reiſen kannte er das Koloniſtenleben, und obgleich dieſer Wohnſitz nicht ſehr entfernt von Neu-Orleans war, ſo mußte er ſich doch geſtehen, daß dieſe Bildung, wie ſie hier, kämpfend mit dem geheimen Kummer, noch bedeutender erſchien, etwas höchſt Seltenes genannt werden müßte. Es beſchlich ihn ein Gefühl, welches immer mächtiger ward, ſo daß er es nicht zu bezwingen wußte.

Mein Herr, ſagte er, als die Mahlzeit geendet war, Sie haben mich mit großer Freundſchaft und Liebe aufgenommen, aber erlauben Sie mir zu reden, als wäre ich kein Fremder, als wäre ich ein Freund. Sie, Ihre Familie hat ein tiefer Schmerz niedergedrückt, oder es ſteht Ihnen ein großes Unglück bevor. Ich kann dieſen ſchweren Kampf der edelmüthigſten Gaſtfreundſchaft mit dem zurückgedrängten Kummer nicht länger ertragen. Iſt es etwas, was ein wohlwollender Fremder erfahren darf, vielleicht etwas, dem ſich auf irgend eine Weiſe abhelfen ließe, dann theilen Sie ſich mir getroſt mit; Ihr Schmerz iſt ſchon der meinige, wenn gleich der Gegenſtand mir unbekannt iſt. — Dieſe Rede erſchütterte alle Glieder der Familie; Mutter und Tochter ergoſſen ſich in Thränen; der Geliebte, eben aufgeſtanden, ſank auf einen Stuhl zurück und bedeckte ſich das Geſicht; der alte Vater ſuchte mühſam die Faſſung zu erhalten, ſchüttelte aber bedenklich den Kopf. Der Geliebte der Tochter entfernte ſich mit ungeſtümer Eile.

Bald darauf ſprengte ein Reiter eilig herbei, hielt vor der Thüre des Hauſes ſtill, ſtürmte herein und verlangte den Vater allein zu ſprechen. Mutter und Tochter ſtießen ein Angſtgeſchrei aus. Der Vater ging auf Louvet zu und ſprach mit zitternder Stimme: Verlaſſen Sie eine unglückliche Familie. Wir ſind es gewohnt, unſer Unglück, von Allen verlaſſen, einſam zu tragen und zu bekämpfen. — Noch ein Mal wiederhole ich es, ſprach Louvet im höchſten Grade aufgeregt, noch ein Mal beſchwöre ich Sie, wenn es nichts iſt, was einem Fremden verborgen bleiben muß, theilen Sie ſich mir mit, erlauben Sie mir, zu bleiben; Gott weiß, es iſt wenigſtens kein böſer Geiſt, der in dieſem Augenblicke Ihr Haus betrat. — Wohl, ſprach der Alte, ich kann dieſes Wohlwollen nicht abweiſen, bleiben Sie hier, tröſten Sie Frau und Kinder, bald wird unſer Unglück Ihnen kein Geheimniß mehr bleiben können. —

Der Alte ging fort, den Fremden zu empfangen, und Louvet blieb von Theilnahme erſchüttert, aber doch auch verlegen zurück. Die Frau reichte ihm die Hand, die ſtumme Theilnahme ſchien doch wohlthätig auf ſie zu wirken. Der Vater blieb etwa eine Viertelſtunde fort, und ein Entſetzen ſchien die Familie zu ergreifen, als die Thüre ſich öffnete. Der Alte trat herein, von einem freundlichen Manne, deſſen helle, weiße Geſichtsfarbe dem fremden Europäer verrieth, begleitet; er blickte freudig zum Himmel, der Fremde ſchien ſich ſträubend und verlegen zu folgen, und laut, in hellem, freudigem Tone rief der Alte: Knieet nieder, Kinder, Gott hat einen Engel geſandt; und wie freue ich mich, daß Sie, edler Gaſt, hier geblieben ſind. Sie haben unſerm Unglücke eine ſo große Theilnahme gewidmet, genießen Sie nun auch unſer Glück. Da iſt die Summe, ſagte er und warf einen ſchweren Geldſack auf den Tiſch. — Je weiter er ſprach, deſto verlegener erſchien der Fremde, der kaum die Augen aufzuſchlagen wagte, und als nun der Jubel von allen Seiten losbrach, als Frau und Kinder ſich um den unbekannten Wohlthäter verſammelten, mit Thränen dankend, da riß ſich dieſer wie in Verzweiflung los und eilte fort. Der Alte, welcher zu befürchten ſchien, daß ſein Wohlthäter, ohne irgend etwas genoſſen zu haben, ſein Haus verlaſſen würde, und dieſen Schimpf von ſich abzuweiſen ſuchte, eilte dem Fliehenden nach, und Louvet war abermals mit Mutter und Kindern allein gelaſſen. Ihre Freude war grenzenlos, ſie glänzte aus den Augen, indem dieſe den Geldſack zu verſchlingen ſchienen, und Louvet begriff nicht, wie eine doch eigentlich unbedeutende Summe einem bedeutenden Beſitzer ſo über alle Vorſtellung wichtig ſein konnte.

Der Vater kam zurück; es war ihm gelungen, den wohlthätigen Fremden in ſeinem Hauſe feſtzuhalten. Er verſprach die Nacht über dazubleiben, ja vielleicht noch länger ihre Gaſtfreundſchaft in Anſpruch zu nehmen, doch mit der ausdrücklichen Bedingung, daß man ihn als einen Bekannten, als einen Freund behandle, daß von der Geldſache gar nicht mehr die Rede ſei, und daß man ihn für's Erſte ſeiner Einſamkeit überlaſſen möchte.

Allmälig beruhigte ſich die aufgeregte Familie und der Alte erzählte: Ich habe mich mühſam emporgearbeitet, es iſt das dritte Mal, daß ich einigen Wohlſtand erworben habe, zwei Mal war ich wohlhabend, faſt wie jetzo, ward aber auch zwei Mal wieder von Neuem in die größte Armut geſtürzt. Ich würde auch jetzt mit meiner Familie muthig zum dritten Male von vorne anfangen, wenn nicht dies Mal ein nichtswürdiger Menſch unſere Lage benutzt hätte, um uns von ſich abhängig zu machen und das Glück meiner Tochter zu zerſtören. Es ſind hier einige Franzoſen angekommen. In den Häfen von Pentakole und Mobile haben ſie ſich für's Erſte feſtgeſetzt; es ſind Generale der aufgelöſten Armee, begleitet von einigen durch die Revolution bereicherten Spekulanten. Sie haben in Neu-Orleans ſchon genug Verwirrung angerichtet. Unter dieſen iſt ein alter Graf und ſein Neffe, die, wie man erzählt, während der Revolution und ſpäter eine ſehr zweideutige Rolle ſpielten.

Als der Name genannt ward, entſetzte ſich Louvet. — Wie, rief er, dieſe Menſchen trieben mich aus meiner Heimat, aus Europa fort, und wo die Geſchichte ihr Antlitz mir wieder zuerſt zeigte, tritt auch dieſe ſataniſche Fratze hervor, mich anzugrinſen. — Alle erſtaunten und ſahen den heftig bewegten Louvet mit Verwunderung an. — Wie es ſcheint, ſprach der Alte, haben wir gemeinſchaftliche Feinde und ſind auch ſo vereinigt.

Von dieſen beiden Herren, fuhr er fort, iſt nun der jüngere bei weitem der gefährlichſte. Er weiß alle Welt, alle Menſchen zu gewinnen, die ganze Stadt wird von ihm beherrſcht, und nur in der letzten Zeit ſcheint er, weniger vorſichtig, ſeine grenzenloſe Habſucht kaum zu verbergen. Dieſer Menſch hat einen Freund mit ſich gebracht, welcher unglücklicher Weiſe auf einer Reiſe hieher meine Tochter entdeckte. Sie liebt und iſt mit dem jungen Eigenthümer, der eben das Haus verließ, verlobt. Der wüſte Fremdling, welcher in Europa vielleicht Manches von der eigennützigen Geſinnung der Nordamerikaner gehört hatte, glaubte ganz offen zu Werke gehen zu können. Er ſprach mit mir, erklärte, daß er geneigt wäre, ſich mit meiner Tochter zu verbinden; es wäre ihm, ſagte er, zwar nicht unbekannt, daß ſie mit einem jungen Manne, ſo zu ſagen, verſprochen wäre, da aber das Vermögen des Mannes, der ſich um die Tochter bewerbe, mit dem ſeinen verglichen, ſehr gering, und da ihm nicht unbekannt geblieben wäre, wie nothwendig mir ein Betriebskapital ſei, welches er mir hiemit anböte, ſo wäre er überzeugt, daß ich vernünftig genug ſein würde, ein ſolches Anerbieten nicht auszuſchlagen. Der Anbau in dieſer fruchtbaren Gegend wäre noch unbedeutend und ließe ſich ohne allen Zweifel vortheilhaft erweitern. Wenn ich ihm die Tochter gäbe, könnte er ſich wohl entſchließen, hier zu bleiben, mein ſchöner Beſitz würde dann der Kern ſein, aus welchem eine große, bedeutende Unternehmuug hervorwüchſe. So wie ich den Mann ſprechen hörte, wie er mir gegenüber trat, ſchien mir die ganze Rede eine berechnete zu ſein, gegründet auf die herrſchende Anſicht der Koloniſten. Ich bin, mein Herr, nicht ſo blind, daß ich das Daſein einer ſolchen Geſinnung läugnen ſollte. Ich will bekennen, daß die Sprache, die er führte, hier gar nicht auffallend iſt, ſie iſt die gewöhnliche, und ſelbſt ich durfte mich nicht wundern, als ich ſie hörte. Der Fremde erſtaunte, als ich ihn entſchieden abwies. Er wollte die Gründe wiſſen; ich glaubte ihm keine ſchuldig zu ſein. Er wollte meine Tochter ſprechen, und zwar allein, und trat mit einer Frechheit hervor, die man nur begreift, wenn man die unglaubliche Geringſchätzung, mit welcher dieſe, freilich viel gewandtere Abenteurer uns betrachten, ſelbſt erfahren hat. Ich verſicherte ihn, daß ich meine Tochter, wenn ſie ſo ſchlecht wäre, die eingegangene Verpflichtung zu vergeſſen und ſich einem Fremden in die Arme zu werfen, zwar nicht daran verhindern, wohl aber aus meiner Familie ausſtoßen würde. Ich wäre der Vertraute meiner Tochter, nicht bloß durch väterliche Autorität, ſondern durch ihre eigene innige Neigung. Ich hätte erfahren, daß er ſie durch einen Antrag in Schrecken zu ſetzen gewagt habe; ſie würde ſich in meiner, wie in ſeiner Gegenwart völlig unbefangen äußern; ihre Abneigung wäre ihm ſchon bekannt, wenn er es wünſchte, könnte er ſie zum zweiten Male vernehmen. Er verließ mich wüthend. Die Folgen ſeines Zornes zeigten ſich leider nur zu deutlich. Ich hatte auf meiner Beſitzung einige Schulden; ſie waren im Vergleich mit dem Werthe des Beſitzes ſehr gering und hatten ſich in der Reihefolge der Jahre fortdauernd vermindert. Der jüngere Graf brachte dieſe Schulden an ſich. Es war ihm leicht; denn da ein Jeder bei der gegenwärtigen Lage der hieſigen Verhältniſſe über ſeine Kapitalien zu gebieten wünſcht, dieſe bei Unternehmungen anlegen kann, welche ihm den größten Vortheil verſprechen, ſo freuten ſie ſich, Summen in ihrer Gewalt zu ſehen, die, wenn auch vortheilhaft und ſicher angelegt, doch nur einen begrenzten und beſtimmten Gewinn verſprachen. Die Summen forderte der junge Graf nun auf ein Mal. Wir ſind zwar ſeit vierzehn bis funfzehn Jahren mit den nordamerikaniſchen Staaten vereinigt, aber die grauenhafte ſpaniſche Juſtiz läßt ſich nicht ſo bald verdrängen. Sie ſtellt ein Plünderungsſyſtem der furchtbarſten Art dar; und wenn die Wilden unſere Wohnungen verbrennen, unſere Aernten zerſtören, uns aus unſeren Beſitzungen verjagen, erholen wir uns viel ſchneller und leichter, als wenn wir in die Hände der Juſtiz fallen. Als daher der Graf die ganze Summe der Schulden auf ein Mal forderte, als ich nicht im Stande war, die Zahlung zu leiſten, ſah ich mich durchaus an den Bettelſtab gebracht. Ich konnte um ſo weniger daran zweifeln, als es allgemein bekannt war, in welchem innigen Bunde mein gefühlloſer, von Rache entflammter Gegner mit den gefährlichſten, durch die Geſetze des Landes geſchützten Blutegeln ſtand. Bekannt mit den hieſigen Verhältniſſen, ſah ich voraus, daß mein ganzes Beſitzthum, obgleich die Schuld um mehr als das Zehnfache überſteigend, von dieſen Menſchen abgeſchätzt, jene kaum decken würde. Und doch war dieſes Uebel, welches mir drohete, das geringere. Das Glück meiner Tochter und ihres Geliebten, den ich als meinen Sohn liebe, war zerſtört. Sie warf ſich vor, daß ſie uns in's Unglück geſtürzt habe; und durch die Rache nichtswürdiger Menſchen war nun plötzlich an die Stelle des ruhigen, genußreichen Lebens Jammer, Noth und Thränen in unſere ſtille Hütte eingekehrt. An mein Glück iſt das einer Menge Familien geknüpft, welche uns hülfreich beiſtanden und unſere Genüſſe theilen. Sie glaubten ihre Lage geſichert, wie meine. Das ganze friedliche, patriarchaliſche

Leben war dem Untergange nahe. Selbſt einige Atacapas hatten ſich friedlich in unſerer Nähe niedergelaſſen, und ich hatte die Freude, zu ſehen, wie die armen Stämme, die, wo der wilde Koloniſt ſich hindrängt, vernichtet werden, durch Liebe zu gewinnen ſind. — So, in dieſem Elende, trafen Sie uns. Alles um uns her war finſter und hoffnungslos. Der Geliebte meiner Tochter reiſt jetzt umher, den letzten Verſuch zu wagen; er will bei Verwandten und Nachbarn anklopfen; ich kenne ſie, ich weiß, daß es umſonſt iſt. — Sie haben geſehen, welchen harten Kampf die Gaſtfreundſchaft zu beſtehen hatte. Es war umſonſt. Wir vermochten es nicht, unſern Jammer zu verbergen, wir unterlagen. Ihre ſchöne Theilnahme verband ſich mit unſerm Kummer, dieſem den Sieg zu verſchaffen. So geſchah, was Sitte und Anſtand mit Recht verbietet, und wir bedürfen Ihrer Verzeihung. Als nun der Reiter vor unſerm Hauſe anhielt, als er mich mit Ungeſtüm und Eile zu ſprechen verlangte, glaubten wir alle, der verhängnißvolle Anfang unſeres Schickſals nahe. Wir ſahen in ihm die Gerichtsperſon, die nicht eilig genug ein vortheilhaftes Geſchäft verrichten könnte; wir erwarteten die Begleiter, und Sie können ſich unſer Entſetzen wohl denken.

Als ich in die Stube hereintrat, wo mich der gefürchtete Mann erwartete, erſtaunte ich ſchon, ein mildes, freundliches Geſicht zu erblicken. — Mein Herr, hub der Gaſt, mit einem fremden Accent franzöſiſch redend, an, ich habe gehört, daß Sie um eine Summe in Verlegenheit ſind, die noch auf Ihrem Beſitze ruht. Ich bin von Ihrer ganzen Lage, von dem Werthe Ihres Eigenthums, von der Größe der Summe durch einen Zufall ſehr genau unterrichtet. Die Gerichtsperſonen können jeden Augenblick hier ſein, und da ich mit einem etwas größeren Kapitale, das ich gern ſicher unterbringen möchte, in großer Verlegenheit bin, ſo hoffe ich hier ein Geſchäft abzuſchließen, welches Ihnen vielleicht angenehm wäre, für mich aber ſehr vortheilhaft ſein wird. Nicht bloß die nahe bevorſtehende Ankunft der Gerichtsperſonen, auch die, ich geſtehe es, eigennützige Furcht, daß Nachbaren oder Freunde das als Hülfe früher anbieten würden, was ich als eine Gunſt betrachten muß, trieb mich zur Eile. Sie wiſſen, der Eigennutz iſt übertrieben beſorgt. Die Summe, welche ich mitbringe, iſt etwas größer, als diejenige, welche, wie ich erfahren habe, Ihnen jetzt nöthig iſt; aber Sie würden mich glücklich machen, wenn Sie jetzt dieſe ganz annähmen. Hoffentlich werden Sie den Ueberſchuß zu unſerm beiderſeitigen Vortheile benutzen können. —

Die Summe lag vor mir; ich glaubte im Traume zu ſein, als auf ein Mal, wie durch ein Wunder, das ganze Unglück verſchwunden war. Ich ſah den Fremden mit Erſtaunen an, und traute meinen Ohren nicht, als ich eine Sprache hörte, welche in unſerer Gegend faſt wie eine verklungene Sage klang. Es dauerte lange, ehe ich mich ſo zuſammenfaßte, daß ich antworten konnte. So wie er daſtand, wie er mich anblickte, konnte ſeine Rede mich nicht täuſchen. Das war kein ſpekulirender Kapitaliſt, der ſein Geld unterbringen will; ſolche Leute kenne ich nur zu wohl. Er hatte meine Noth vernommen und erſchien als ein hülfreicher Engel. Das plötzliche Glück hatte mich ganz überwältigt, Alles, was dem Untergange ſo unvermeidlich preisgegeben und mir ſo theuer war, ſah ich ja gerettet. Ich mußte es eben ſagen, er ſollte wiſſen, wie durchaus wichtig, wie bedeutend ſeine Hülfe war. Er hatte es zur Bedingung gemacht, daß das Kapital zu den beſtimmten Zinſen unaufgekündigt ſtehen bliebe. — Ich wünſche, ſagte er, dieſes Einkommen, welches mir, da ich nach meinem Vaterlande zurückkehre, aus ſo ferner Gegend zufließt, fortdauernd an Ihr wachſendes Glück geknüpft zu ſehen. — Vergebens ſuchte ich ihn zu bewegen, den Ueberſchuß, der mehr, als die Hälfte der mir dargebotenen Summe, ausmachte, zurück zu nehmen. Ich ſtellte ihm vor, daß ich nicht wünſchen könnte, meine Schulden zu vergrößern; aber er ſchien mit den hieſigen Verhältniſſen ſehr vertraut, wie mit allen den bedeutenden Vortheilen, welche eine Anlage in dieſer Gegend darbietet, wenn man über ein größeres Betriebskapital gebieten kann. Er zwang mich die ganze Summe anzunehmen; und allerdings konnte ich es mit gutem Gewiſſen und ihm einen ſichern Gewinn verſprechen. —

Sie wiſſen jetzt Alles. Sie haben uns in dem größten Elende geſehen; und das rettende Wohlwollen eines Fremden, uns völlig Unbekannten, während Nachbaren, Freunde und Verwandte uns verließen, hat uns in eine Lage verſetzt, die günſtiger als die frühere erſcheint. Nur der arme junge Mann, der, wie ich weiß, jetzt vergebens an alle Thüren klopft, dauert mich. Ich habe Eilboten nach allen Gegenden geſchickt, ich hoffe, ſie werden ihn finden. Bei dem innigen Verhältniſſe, in welchem ich mit meinen Gehülfen lebe, konnte ihnen die drohende Gefahr nicht verborgen bleiben. Sie haben auch mein Glück erfahren, ein allgemeiner Jubel herrſcht in der ganzen Gegend, und ich hoffe, dieſer wird ſo laut tönen, daß er auch die Ohren des guten Jünglings trifft. —

Der Abend verſchwand nun in der heiterſten Stimmung, und Louvet mußte geſtehen, daß, wenn ihm mit dem erſten Schritt in die Geſchichte der Civiliſation gehäſſige Leidenſchaft und Bosheit entgegentrat, doch auch die Freuden derſelben ihm nicht fremd blieben. Der Gaſt aber — es war Emmerich — ließ ſich nicht ſehen. —

Früh am Morgen hörte man nun ein großes Getümmel. Mit pedantiſchem Pomp, in veralteter ſpaniſcher Kleidung erſchien eine gebietende Gerichtsperſon mit ihrer zahlreichen Begleitung. Er ließ ſich die Wohnſtube öffnen, betrachtete mit augenſcheinlichem Wohlgefallen die bequeme Einrichtung und eine gewiſſe Eleganz, die in dieſer Gegend höchſt ſelten war. Ein Tiſch ward mitten in die Stube geſtellt, eine Maſſe von Akten ausgekramt, ein Frühſtück gefordert und gebracht, und der Gerichtsherr ſetzte ſich bequem und behaglich auf einen Lehnſtuhl. Jetzt erſt hieß er den Beſitzer herbeirufen. —

Ihr habt, ſagte er, Schulden auf Euerm Gute, wir haben ſie von Gerichtswegen eingefordert, Ihr habt erklärt, nicht zahlen zu können, und ſo iſt denn Euer Gut von Rechtswegen den Gerichten und Euern Gläubigern verfallen. — Er ſah den Beſitzer mit jener ſtumpfen, kalten Gleichgültigkeit an, die Auftritte, wie man ſie alle Tage erlebt, nothwendig erzeugen. So entging ihm der Ausdruck freudiger Zuverſicht, mit welcher der Schuldner vor ihm ſtand. — Mein Herr, ſprach dieſer, Ihre Geſchäfte könnten doch wohl anders ausfallen, als Sie meinen. — Wie ſo? rief der jetzt aus ſeiner Gleichgültigkeit herausgeriſſene Gerichtsherr, ſah den Angeklagten an, und wie er keineswegs die Miene eines Mannes zeigte, der ſchutz- und hülflos von ſeinem Beſitze getrieben werden ſoll. Iſt irgend einer in der hieſigen Gegend ein ſolcher Thor geweſen, eine bedeutende Summe an Euch und Eure phantaſtiſchen Projekte zu wagen? fragte er weiter. — Wie ich die Summe erhalten habe, geht, glaube ich, die Gerichte nichts an: hier iſt ſie. Sie erlauben mir, die gerichtliche Quittung zu erbitten, und Sie werden ſich ohne Zweifel freuen, von einem ſo widerwärtigen Geſchäfte befreit zu ſein. — Der Gerichtsherr und ſeine Begleiter erſchraken, ſie ließen die Arme ſinken, und blickten den Mann, welchen ſie ſchon als ein ſicheres Opfer betrachtet hatten, mit völlig erſchlafften Geſichtszügen ſtumm und ſtarr an.

In dieſem Augenblick ſtürmte ein junger Mann reitend heran, ſtürzte in's Haus hinein, öffnete die Thüre, blickte erhitzt mit verworrener Miene um ſich, bedeckte das Geſicht mit den Händen und warf ſich erſchöpft in die Arme des herbeieilenden Beſitzers. Die Gerichtsperſonen betrachteten dieſen ſeltſamen, heftigen

Auftritt, zwar nicht mit Theilnahme, aber mit großer Neugierde. Nach vielen vergeblichen Bemühungen gelang es dem Alten, ſeinen zukünftigen Schwiegerſohn aus dieſer Betäubung herauszureißen. Er hatte aus Sorge für den geliebten Jüngling die Gegenwart der Gerichtsperſon vergeſſen. Als der junge Mann fähig war, was er ſprach, mit Aufmerkſamkeit zu hören, ſuchte er ihm begreiflich zu machen, wie ſich hier Alles geändert habe. Wir alle, ſagte er, erwarteten von Deiner Reiſe, lieber Sohn, die Dir manche Demüthigung zugezogen hat, gar nichts: aber hier iſt ein Wunder geſchehen. Ich bin auf eine unbegreifliche Weiſe in Beſitz einer bedeutenden Summe gekommen. Alles Unglück iſt verſchwunden, und ſeit geſtern Abend waren wir nur um Dich beſorgt. —

Auf eine unbegreifliche Weiſe? ſprach der ehrwürdige Gerichtsherr, welcher ſich gravitätiſch näherte; es würde mir doch angenehm ſein, wenn Ihr dieſe unbegreifliche Weiſe begreiflich machtet, die Gerichte lieben das Unbegreifliche nicht. — Herr, antwortete der Beſitzer, den Anredenden mit Verachtung anblickend, Euch ſtecken noch die ſpaniſchen Mucken im Kopfe, und obgleich ſeitdem ſo viele Jahre verfloſſen ſind, könnt Ihr Euch doch, wie es ſcheint, nicht daran gewöhnen, in uns die freien Nordamerikaner zu ſehen. Wenn Ihr erfahrt, wie mir geholfen ward, würde die Sache Euch noch unbegreiflicher erſcheinen, und obgleich ich dazu keine Verpflichtung anerkenne, ſpüre ich doch eine Luſt, Euch das Ereigniß mitzutheilen. Ich möchte mich an Eurer Verwunderung ergötzen, Euch wird eine ſolche Hülfe, ſelbſt, nachdem Ihr die Wirklichkeit anerkannt habt, als eine völlige Unmöglichkeit erſcheinen. — Er erzählte nun, was wir ſchon wiſſen, dem freudig erſtaunten Jünglinge und den Gerichtsperſonen. — Wollt Ihr, ſagte er, als er geſchloſſen hatte, dieſes unwahrſcheinliche, ja unmögliche Weſen kennen lernen, es iſt noch in meinem Hauſe und würde ſich glücklich ſchätzen, die Bekanntſchaft eines ſo ehrwürdigen Gerichts zu machen. — Die Gerichtsperſonen ſchwiegen, ſtellten die gerichtliche Quittung aus, ergriffen das Geld und entfernten ſich mürriſch. —

Als die Gerichtsperſonen entfernt waren, der fröhliche Jüngling ſich einigermaaßen in ſein Glück gefunden hatte, wollte der Wirth ſeinen ihm ſo lieb gewordenen Gäſten den Morgenbeſuch abſtatten. Er ſtieß auf Louvet, der eben aus ſeinem Gemache heraustrat. — Dieſer konnte der Begierde, den Fremden, der ſich auf eine ſo freundliche und hülfreiche Weiſe angekündigt hatte, kennen zu lernen, nicht widerſtehen. Er ahnete den Grund, der ihn entfernt hielt, und mußte ſich geſtehen, daß er unter ähnlichen Umſtänden ſich eben ſo betragen haben würde; denn in der That, die Europäer, die in dieſen Gegenden erſchienen, konnten die Luſt, ihre Bekanntſchaft zu machen, nicht leicht erwecken. — Der Wirth und Louvet begrüßten ſich, jener erzählte die Scene mit dem Gerichtsherrn und dem Jünglinge, und Louvet machte ihn aufmerkſam auf den Widerwillen, der Emmerich wahrſcheinlich davon abhielte, ſeine Bekanntſchaft zu machen. — Ich habe, ſagte er, eben ſo viel Grund, mich ihm zu nähern, als er, aus einer nur zu wahrſcheinlichen Vermuthung, ſich von mir entfernt zu halten. Wenn Sie glauben ſollten, es wagen zu können, ſo benehmen Sie ihm das Vorurtheil, durch welches wir getrennt ſind. Daß zwei ſolche Männer, fuhr er fort, indem er die Hand ſeines Wirthes freundlich ergriff, mir entgegen kamen, als ich nach langer Zeit die geſchichtliche Kultur wieder begrüßte, darf ich wohl als ein gutes Zeichen betrachten. — Der Wirth verließ Louvet, um Emmerich zu beſuchen. Was dieſer jetzt über den Gaſt erfuhr, ſeine ſeltſame und gefährliche Reiſe, die auf ganz etwas Anderes, als auf eigennützige Abenteuer, zu deuten ſchien, mußte Emmerichs Theilnahme erregen. Er trat, von dem Wirthe begleitet, in Louvets Gemach, und nur wenige Tage waren hinreichend, um drei treffliche Männer zu vereinigen, die ſich befreundet ſchienen, noch ehe ſie ſich gekannt hatten.

Emmerich erzählte, von Louvet aufgefordert, wie er auf die Lage des Beſitzers aufmerkſam geworden war. In einer Geſellſchaft in Neu-Orleans war, ſagte er, von dieſem die Rede; er ward allgemein gelobt, ja von Einigen als ein Muſter aufgeſtellt, und im Verlaufe des Geſprächs kam nun auch ſeine gegenwärtige Lage zur Sprache. In der Geſellſchaft waren mehrere Männer, denen ſein bedeutendes Vermögen bekannt war. Man geſtand, daß die Schulden, die auf ihm laſteten, mit ſeinem Vermögen verglichen, ſehr gering wären, daß derjenige, welcher ſie auf ſich übertrüge, völlig geſichert ſein würde, und dennoch ward ſein Untergang als entſchieden und unvermeidlich betrachtet. Ich begriff, fuhr Emmerich fort, dieſe Menſchen nicht, und äußerte meine Verwunderung darüber, daß Keiner Hülfe leiſtete, wo dieſe ſo nothwendig und zugleich ſo ohne alle Gefahr wäre. Ich fragte, ob er keine Freunde, keine Verwandte habe. Er hat, verſicherte man, ſehr reiche und vermögende Verwandte, er iſt allgemein geachtet und geliebt, aber — man zuckte die Achſeln — Geld kann Keiner entbehren, ſelbſt der Reichſte nicht. Der hieſige Ort iſt in faſt gewaltſamer Entwickelung. Die größten Kapitalien reichen für die Unternehmungen nicht hin, Jeder ſucht feſt angelegte Summen flüſſig zu machen. Es hat, behauptete man, ſein Gutes;

leichtſinnige und tollkühne Abenteurer würden ohne irgend einen ſoliden Grund, wenn ſie auf Theilnahme rechnen könnten, blind die größten Unternehmungen wagen; nur das Bewußtſein, daß ſie durchaus an ſich gewieſen ſind und keine Hülfe erwarten dürfen, hält ſie zurück. Daß bei dieſer furchtbaren Geſinnung, wenn ſie zum allgemeinen Grundſatze gehoben und unbefangen als eine Naturnothwendigkeit ausgeſprochen wird, ein heiligeres Kapital zu Grunde ginge, ſchien Keiner zu begreifen. Meine Lage forderte mich nun eigentlich auf, hülfreich einzutreten. Ich bin kein Handelsmann und will keiner ſein. Meine Aeltern hatten ſich verleiten laſſen, einen anſehnlichen Theil ihres Vermögens in dieſer Gegend anzulegen. In einer Reihe von Jahren war dieſe Angelegenheit in große Unordnung gerathen; mir drohte ein bedeutender Verluſt, und ich mußte mich entſchließen, hieher zu eilen. Sicherer glaubte ich nun die Summen, über die ich gebieten konnte, nicht anlegen zu können. Ich hatte dann mit den hieſigen Gerichten, Mäklern, Agenten, und wie das Heer, welches über die Fremden herfällt, heißen mag, nichts zu thun; und daß ich dabei, indem ich meinen eigenen Vortheil ſuchte, einen ſolchen Mann zu retten im Stande war, entſchied. Sie ſehen ſelbſt, der Mann hat durchaus keinen Grund, meine That als eine beſonders großmüthige zu betrachten; aber unter ſolchen Menſchen zu leben, deren Habſucht ſich ſo ſtark ausgebildet hat, vermochte ich nicht. —

Vieles ward unter den drei Freunden über die allgemeinen Verhältniſſe geſprochen. Der treffliche Wirth erzählte, wie es ſeine Abſicht geweſen wäre, ſeine ganze Unternehmung durch freiwillige Arbeiter und ohne Negerſklaven auszuführen. Es war nicht möglich. Der bloße Verſuch würde zu tief in die Verhältniſſe des ganzen Lebens eingegriffen, würde ihm den tödtlichen Haß der ganzen Gegend zugezogen haben. So hatte er allerdings Sklaven. Sie waren ihm den Geſetzen nach preisgegeben, der Wahrheit nach freigeſprochen. Er habe, erzählte er, zwar mit dieſer unterdrückten Menſchenklaſſe viele trübe Erfahrungen gemacht; er ſei, geſtand er, dadurch, daß er die Sklaven wie freie Männer behandeln wolle, oft dem Untergange nahe gebracht worden, er ſei aber ſeinem Entſchluſſe deſſenungeachtet treu geblieben. — Sie leben auf meinem Gute, fuhr er fort, es ſteht einem jeden frei, wenn er will, ſich von mir zu trennen; er wird dann nach allen Formen des Geſetzes freigeſprochen. Dieſer Wunſch hat ſich aber in den letzten Jahren gar nicht geäußert. Ein Jeder hat ſeine Hütte und einen kleinen Beſitz, die Arbeiten werden verdungen und bezahlt, Zwang findet hiebei gar nicht ſtatt, der Faule muß darben. Aber ein geordnetes Familienleben, eine ſichere und behagliche Exiſtenz hat auch für dieſe Menſchen einen Werth, und ich kann zufrieden ſein. Ja, ich behaupte, daß, nachdem ich die Sklaven für freie Arbeit gewonnen habe, ich meine Unternehmung erſt als gelungen und geſichert betrachten kann. Die Hauptſache iſt freilich der religiöſe Unterricht, welcher durch einen trefflichen Geiſtlichen geleitet wird. Alle Kinder lernen leſen und ſchreiben, und Sie können ſich denken, mit welchem furchtbaren Schmerze ich eine ſo freundlich gedeihende Anlage in Gedanken vernichtet ſah; denn leider muß ich geſtehen, daß dieſes keimende Leben an die Geſinnung weniger ſterblichen Menſchen gebunden iſt. Alle Hoffnung beruht auf meinem Leben und auf dem Leben meines künftigen Schwiegerſohnes. Kömmt das Gut in andere Hände, entdeckt man, was bis jetzo zum Theil ein Geheimniß iſt, nach welchen Grundſätzen das Sklavenleben hier geordnet wird, ſo ſind dieſe Sklaven unter allen hieſigen die unglücklichſten. Ich ſage mir dieſes, es quält mich nicht ſelten, ich werfe mir es vor; dann denke ich aber wieder, wenn eine feſte, zuverſichtliche religiöſe Ueberzeugung, wenn ein Glaube an göttliche Hülfe an ihrer Stelle iſt, ſo iſt es hier, und ſo tröſte ich mich. —

Mit großer Aufmerkſamkeit hörte man auf Alles, was Louvet von ſeinen reichen Erfahrungen mittheilte. — Iſt es nicht ſeltſam, ſagte er, daß die nordamerikaniſchen Staaten, welche ſchon ihren erſten Urſprung dem politiſch-religiöſen Zwieſpalt verdanken, der leider in einer ſo innigen Verbindung mit aller europäiſchen Kultur ſteht, daß dieſe Staaten, die den Keim der leeren abſtrakten Freiheitsideen nach Europa hinpflanzten, was bei anderen Völkern einzeln ſtattfindet, Sklavenhandel und Ausrottung der urſprünglichen Einwohner des Landes, vereinigen? Das Verhältniß zu den urſprünglichen Beſitzern des Landes iſt eine wahrhaft tragiſche Begebenheit in der Entwickelung des Geſchlechts, und man muß ſie als ein Erzeugniß und zwar als ein nothwendiges der freien Verfaſſung betrachten. Die ſogenannten Uebereinkünfte zwiſchen den für ihren Vortheil nur zu kenntnißreichen Europäern und den Indianern ſind, faſſen wir ſie ihrem Sinne nach, tyranniſcher, grauſamer, als die ſpaniſchen Vertilgungskriege. Auch haben ſie ſich in wenigen Jahrhunderten vernichtender gezeigt und werden es immer mehr. Aus den organiſirten Staaten ſtrömen die Abenteurer in die wüſten Oeden hinein, raffinirte Habſucht kämpft mit der waffenloſen Natürlichkeit, an eine Verſöhnung iſt nicht zu denken. Wenn einſt das Miſſiſippithal mit allen ſeinen Zuflüſſen bewohnt iſt, dann iſt das ganze Urgeſchlecht verſchwunden; und dieſes Ereigniß, welches ſo entſchieden in der Zukunft liegt, trifft eine Menſchenraçe, die wir unter allen, die von der Natur gefeſſelt, von der Geſchichte ausgeſchloſſen ſind, zu den edelſten rechnen müſſen. Der Europäer kennt dieſe Stämme nicht, er begreift ſie nicht, die Ueberſetzungen ihrer nationalen Reden verwandeln die urſprüngliche Naturwahrheit in eine hohle Phraſeologie. — Und auch in einer andern Rückſicht zeigt ſich hier ein ſchreiender Widerſpruch: Amerika brachte uns die Lehre von der Gleichheit, und dennoch hat ſich hier ein Hochmuth, auf die Abkunft gegründet, von der widerwärtigſten Art ausgebildet. Die unglücklichen Meſtizen tragen den Fluch einer geringeren Abſtammung, wie die Parias der Indier, herber, drückender, als er während der größten Verbildung des Feudalweſens von den Leibeigenen getragen ward.

Wie ganz anders zeigt ſich das Verhältniß einer großen Macht gegen wilde Völker in der alten Welt. Rußland beherrſcht Sibirien. In der That wird es wohl Keinem einfallen, die Art der erſten Occupation zu loben. Der Betrug fand hier ſowohl, wie in Amerika, ſtatt, und das Branntweinsmonopol der Kaiſerin Katharina war ein furchtbares Unterwerfungsmittel. Aber hier war ein mächtiger Vereinigungspunkt, und dieſer ſchließt, bei allen Verirrungen, einen Keim der Entwickelung in ſich. Freilich haben die Verbrecher in Sibirien die wilden Völker nicht veredelt. Aber das ordnende Geſetz, welches ſich auch hier zu behaupten wußte, war mächtiger, als das Verbrechen, und — wenn man den großen geſchichtlichen Entwickelungsgang feſthält, ſich nicht durch einzelne vorübergehende Thatſachen täuſchen läßt, — mächtiger, als die tyranniſche Willkür ſchwer zu kontrolirender Beamten. An der Buchtarma in den Altaiſchen Gebirgen ſah ich geordnete Bauerdörfer und ein Familienleben, wie es, eben ſo roh, in vielen europäiſchen Gegenden vorkömmt. Die Einwohner waren Abkömmlinge entlaufener Verbrecher, welche ſich in die wilden Gebirge zurückgezogen hatten und hier räuberiſche Banden bildeten. Ueberfallen von den urſprünglichen Einwohnern, gejagt von den Koſacken, nahmen ſie die Begnadigung gern an. Allerdings führen dieſe vormaligen Räuber aus Neigung noch immer ein kühnes, anſtrengendes, rohes Leben; aber ſie ſind Ackerbauern, ihr Leben durch die Geſetze geregelt, und die Kalmücken ſtehen mit ihnen faſt auf derſelben Linie der Bildung. Jahrhunderte werden vergehen, ehe dieſe Völker für die Geſchichte gewonnen werden, Jahrtauſende vielmehr. — Auch die Engländer ſcheinen ſich auf eine verſöhnende Weiſe den

Indiern nähern zu wollen. — Aber welche ungeheure Aufgabe hat die Geſchichte zu löſen? Eine Aufgabe, welche kaum leiſe angedeutet iſt. Konſtantinopel, das alte Byzanz, bezeichnet die Stätte, wo das Chriſtenthum in die Weltgeſchichte hereintrat. Fünfzehn Jahrhunderte ſind ſeit der Zeit verfloſſen, und der doppelte Fluch eines hinſterbenden Chriſtenthums und des verwelkenden Muhamedanismus laſtete bis jetzt auf dieſer merkwürdigen Stelle. Hier ruht, zähe feſtgehalten, die Gewalt, die Aſien und Europa auseinanderhält. Wie leiſe fängt das Verſtändniß an zu dämmern, wie unvollkommen klingt noch immer das kaum eingeleitete Geſpräch beider Welttheile! Wenn der Fluch, der noch auf Konſtantinopel ruht, gelöſt, das Siegel, welches das Geheimniß beider Welttheile verſchließt, erbrochen ſein wird, wenn die erſtarrten Geſtalten uralter Vergangenheit aus ihren Jahrtauſende lang verſchloſſenen Gräbern aufſtehen und ſich zu beſinnen anfangen werden, dann wird Aſien das Räthſel löſen, welches alle europäiſche Gemüther beunruhigt, und aus der tiefſten Vergangenheit wird man die Zukunft begreifen. — Dann wird Amerika das England des alten Kontinents ſein, und wenn dieſe Zeit ſich nähert, wird die neue Welt anfangen, eine Geſchichte zu haben. Bis jetzt iſt Nordamerika nur ein Ableger europäiſcher Kultur und hat kein innerlich ſelbſtändiges Daſein. Auch hier muß der Welttheil durch innere Kämpfe reif werden, gegenſeitige Irrthümer müſſen ſich ſcharf ausprägen und wechſelſeitig in harten Kämpfen vernichten; dann erſt, mit dieſen fängt die Geſchichte dieſer Gegend an. Die Vernichtung der Naturpoeſie der Ureinwohner durch den reflektirenden Verſtand hat gar kein wahrhaft geſchichtliches Element, und die Kanäle, die wachſende Gewalt der mechaniſchen Künſte, die erleichterte wechſelſeitige Beziehung, in welcher entfernte Regionen gegen einander treten, enthalten nur die rohen, einleitenden Elemente, bereiten nur den Boden vor, der beſtimmt iſt, ein zukünftiges Leben zu tragen, dieſes aber nicht aus ſich zu erzeugen vermag. Es iſt mir immer etwas albern und armſelig vorgekommen, wenn man die Zukunft des menſchlichen Geſchlechts nach Amerika verſetzt, und im geſchichtlichen Sinne nicht an die Auferſtehung der Todten glauben will, obgleich der tiefſte Sinn aller europäiſchen geiſtigen Bildung auf die Beſchwörungsformel hinweiſt, die dieſe Auferſtehung einleiten ſoll. —

Man hörte es dieſer Rede an, wie mächtig die Erfahrungen, die Louvet in den letzten Jahren gemacht hatte, auf ihn wirkten. Der Kreole, obgleich durch günſtige Verhältniſſe auf eine Weiſe geiſtig ausgebildet, die in der hieſigen Gegend äußerſt ſelten war, konnte doch einer ſo in's Große gehenden Anſchauung nicht folgen, und Emmerich lächelte, wenn er den Mann, der jetzt ſchon den ſechziger Jahren nahe war, ſich ſo wild und über alle Grenzen hinaus phantaſtiſch äußern hörte.

Louvet merkte wohl, wie wenig er verſtanden ward. — Ich will kein Prophet ſein, ſagte er, als ſeine beiden Freunde ſich anſahen und verwundernd ſtill ſchwiegen, aber ich möchte es wohl ausſprechen, wie unermeßlich groß und tief die Zukunft der Geſchichte vor mir liegt. Nicht bloß beſchränkte Fanatiker werden Chiliaſten. Wie die Evangeliſten das Reich Gottes in ſinnlicher Nähe glaubten, ſo wähnt der Menſch in allen Richtungen das Höchſte ganz nahe. Einige tragen ihre ganze Mattherzigkeit auf die Geſchichte über, verneinende Chiliaſten glauben, ſie ſei dem Greiſenalter nahe, habe ſich in Genüſſen allerlei Art übernommen, habe ſich überlebt und ſei endlich vollkommen langweilig geworden. Andere ſind poſitiverer Art, ſie haben ein Syſtem oder einen Staat fertig gemacht, und ſehen ihren Platz rechts und links neben dem Begründer, wie des Syſtems, ſo des Staats, völlig zubereitet und ſie einladend. Meine Anſicht, wenn ſie auch wenig Beifall finden mag, hat doch den Vortheil, daß ſie die Geſchichte weder aufgiebt, noch fertig macht, daß ſie eine Zukunft erwartet, ſo reich an Wundern göttlicher

Kraft und geſchichtlicher Herrlichkeit, wie irgend eine Vergangenheit war, ja reicher ſelbſt, als dieſe. —

Die Freunde, welche ſich hier zuſammengefunden hatten, konnten ſich nicht ſo bald zur Trennung entſchließen. Emmerich, welcher faſt mit Leidenſchaft Erzieher war, ſchloß ſich an den Geiſtlichen an, beſuchte die Schulen, ließ ſich die Methode des Unterrichts mittheilen, vereinigte ſich mit dem redlichen Manne über mancherlei Abänderungen und ſah ſich ſo von einer nützlichen Thätigkeit ergriffen. Louvet hatte ſich dem Wirthe als Aſſocié eines berühmten Hauſes in Neu-York bekannt gemacht. Dieſes hatte eine Kommandite in Neu-Orleans und beförderte auf eine bedeutende Weiſe die raſche Entwickelung aller Handelsverhältniſſe. Man fing ſchon an die Idee zu faſſen, den Ohio und den Miſſiſippi mit Dampfſchiffen zu befahren. Alle Unternehmungen im Norden und Süden unterſtützten ſich, und der ſchlichte Kreole, welcher es mit großer Gleichgültigkeit vernommen haben würde, daß Louvet von einem altadeligen Geſchlechte ihres gemeinſchaftlichen Vaterlandes herſtamme, erſchrak faſt, als er in ihm einen Mann erkannte, deſſen bedeutendes Vermögen in die Verhältniſſe ſeiner Heimat ſo mächtig eingriff. Louvet wünſchte, daß er wenigſtens für's Erſte unbekannt hier bliebe; aber er trat im Stillen in Verbindung mit einem Verein von bedeutenden Männern, die viele Uebelſtände des öffentlichen Lebens auszurotten ſuchten, und ein Plan ward verabredet, nach welchem der Beſitz ſich ſehr erweitern und mit dem Neu-Yorker Handelshauſe in unmittelbare Verbindung treten ſollte. Die Hochzeit der Tochter ſeines Wirthes ſollte bald ſtattfinden, das junge Ehepaar aber mit Louvet nach Neu-York und von da nach Europa reiſen, damit der junge Mann ſich für ſein zukünftiges Geſchäft mannigfaltiger ausbilden könnte. So ſah ſich nun dieſe ruhige Familie durch zwei Fremde nicht allein in der höchſten Noth gerettet, ſondern auch in eine bedeutende und glänzende Lage verſetzt; und es zeigte ſich, daß Louvet den rechten Mann getroffen hatte. Dieſer blieb ruhig und beſonnen. Was ihn im Kleineren geleitet hatte, ward eben ſo zweckmäßig auf die größeren Verhältniſſe angewandt, und Louvet freute ſich, wenn er, durch ihn belehrt, alle Schwierigkeiten, die ſich ihm entgegenſtellen würden, die Mittel, ſie zu überwinden, ja, aus dieſen ſelbſt Vortheile zu ziehen, klar überſah. Es war nicht die Vermehrung ſeines Vermögens, die hier für Louvet einen Reiz hatte, vielmehr die Unternehmung ſelber, die als ein Produkt reiflicher Ueberlegung, als der Ausdruck eines umfaſſenden Gedankens ihm bedeutend erſchien und ihn anzog. —

So hatten nun dieſe drei Freunde einige Wochen mit einander in ruhiger Thätigkeit verlebt. Von dem Grafen und ſeinen Verbündeten, von dem zudringlichen Anbeter der Tochter des Hauſes hatte man nichts weiter vernommen. — Eines Abends, als eine erfriſchende Kühle auf einen ſehr heißen Tag folgte, ging Louvet einſam in der reizenden Gegend am Ufer des Sees. Während die öſtlichen und nördlichen Ufer völlig kultivirt, mit Aeckern, Häuſern und Gärten beſetzt waren, ſah man die ſüdlichen und weſtlichen mit unberührten Urwäldern bedeckt. Mächtige Bäume bogen ſich über die Waſſerfläche. Einige ließen ſchlaffe Zweige bis auf ſie hinunterhangen, zwiſchen die dichten Wälder drängten ſich die Geſträuche, durch Schlingkräuter verbunden, und bildeten einen undurchdringlichen Knäuel der gewaltigſten Vegetation.

Es ergötzte Louvet, ſich ſo auf der Grenze der Civiliſation zu befinden. Zwiſchen der letzten Negerhütte, aus welcher das Licht noch leuchtete, und dem undurchdringlichen Walde war eine große, noch nicht bebaute Ebene, und hier hauſte ein friedlicher Stamm, der, von den Eigenthümern unterſtützt, erſt vor wenigen Tagen angekommen war. Louvet, mit den Sitten der Stämme hinlänglich vertraut, ging unbekümmert zwiſchen ihren niedrigen Wohnungen, und ward von den

Männern, Frauen und Kindern, die ihm begegneten, begrüßt. Schon hatte er dieſen Wohnplatz des wilden Stammes hinter ſich gelaſſen. Er näherte ſich der dichten, unergründlichen Waldung, blickte in dieſen Abgrund der mächtigen Vegetation hinein, die in grenzenloſer Kraft in der ganzen neuen Welt Thiere und Menſchen in ihre Gewalt hineingezogen hatte und beherrſchte. Ihm ſchwebte, während er die ſtille Waſſerfläche im hellen Mondſcheine glänzen ſah, während die Bäume in ernſthafter Stille ſich über den See neigten, der Kampf vor, welcher hier für die Zukunft vorbereitet ward. Noch war er kaum zum Vortheile der Thierwelt, noch viel weniger zum Vortheile der Geſchichte entſchieden, und dennoch duldete die mächtige Vegetation den zukünftigen Feind, welcher ſie beherrſchen ſollte, ſo friedlich in ihrer unmittelbaren Nähe.

Louvet vertiefte ſich ganz in dieſe Betrachtung, als er aus dem dichten Walde heraus ein leiſes Schleichen durch das Gebüſch zu hören glaubte; Zweige wurden zurückgebogen, als bahne man ſich mühſam einen Weg. Er glaubte ein Klirren von Waffen zu hören, und als er mit ängſtlicher Aufmerkſamkeit horchte und bedachte, wie er hier allein und waffenlos einem jeden Ueberfalle preisgegeben war, vernahm er deutlich einen Hülferuf aus der Ferne, wie von einer weiblichen Stimme. Er eilte zu dem Lager des wilden Stammes zurück. Hier war ſchon Alles in Bewegung, und mit Erſtaunen mußte er bemerken, daß, was er nur undeutlich in einer viel größeren Nähe vernommen hatte, dieſem Stamme ſchon vollkommen bekannt zu ſein ſchien. Alle Männer hatten ſich in der größten Stille bewaffnet, ſie ſchlichen ſich gebeugt zwiſchen dem Gebüſch nach einer Gegend zu, die von derjenigen, aus welcher das Geräuſch und der Hülferuf herkam, völlig verſchieden zu ſein ſchien. Louvet war aber mit dem bewunderungswürdigen Inſtinkte dieſer Stämme zu ſehr bekannt, um in dieſer Bewegung einen Irrthum zu befürchten. Einzelne ältere Männer traf er, die ſchon in den Negerhütten den vermuthlichen Ueberfall bekannt gemacht hatten. Die Neger hatten ſich mit Flinten bewaffnet, und ſchlichen ſtumm und leiſe fort, von den wilden Indianern angeführt. Je mehr Louvet ſich dem Wohnhauſe des Beſitzers näherte; deſto häufiger wurden die bewaffneten Haufen, denen ſich Louvet anſchloß. Als er ſeinen Wirth, deſſen Schwiegerſohn und Emmerich traf, waren ſie erſtaunt und erfreut, denn ſie hatten ihn vermißt und glaubten ſchon, daß er in die Hände heranſchleichender Feinde gefallen ſei. Louvet erzählte nun, was er erlebt hatte, und jetzt erſt ſtieg eine entſetzliche Vermuthung in der Seele des Wirths und ſeines Schwiegerſohnes auf. Sie ließen die Bewaffneten eilig vorſchreiten, Vater und Sohn blieben mit Louvet und Emmerich zurück, und ſchickten einen Boten nach dem nahen Wohnhauſe, der ſich nach der Tochter erkundigen, zugleich Waffen für Louvet und Pferde mitbringen ſollte, damit die Zurückgebliebenen deſto ſchneller und ſicherer die voranſchreitenden Schaaren erreichen könnten.

Aengſtlich erwarteten ſie die Rückkunft des Boten, und erfuhren von ihm mit Schrecken, daß die Tochter vermißt ward. Eine fremde Perſon war in eine entfernte Negerhütte krank und hülflos hineingebracht worden, und die Tochter war, dazu aufgefordert, wie gewöhnlich, mit ſtärkenden Arzeneien verſehen, zu Hülfe geeilt. Die Mutter fing ſchon an ſich über ihre lange Abweſenheit zu ängſtigen, als ſie durch den Boten und ſeine Frage von Entſetzen ergriffen ward. Eilig trieb ſie den Boten fort und erwartete in tödtlicher Unruhe das Gräßlichſte zu erfahren.

So wie der Vater und ſeine Begleiter dieſe furchtbare Nachricht erhielten, ſchwangen ſie ſich auf die Pferde und eilten dem bewaffneten Haufen nach. Keiner ſprach, die galoppirenden Pferde ſchienen ihnen langſam zu ſchleichen. Sie waren über die letzten Negerhütten hinaus, ſie hatten das Lager der Wilden durchritten, als ſie aus dem dichten Gebüſche im Dunkeln bewaffnete Männer hervorbringen ſahen. Sie glaubten ſchon, daß feindliche Schaaren in ſo großer Zahl da wären, daß ſie den bewaffneten Bewohnern in den Rücken fallen und ſie von den Wohnhäuſern abſchneiden könnten, ergriffen daher ihre Flinten und hofften durch einen kühnen Angriff, beritten, wie ſie waren, den Feind erſchrecken und zurückwerfen zu können. Da vernahmen ſie bekannte Stimmen; es war ein Theil der ausgeſchickten Mannſchaft, der ſchon zurückkehrte. Schnell ſchwangen ſich die Freunde von den Pferden, gingen den zurückkehrenden Männern entgegen, um über dieſe frühe Rückkunft Aufſchluß zu erhalten. — Eine junge weibliche Geſtalt riß ſich von den Männern, die ſie unterſtützten, los, lief eilig auf den Vater zu und lag in ſeinen Armen. Als nun die heftigen Ausbrüche der Freude über dieſe ſchnelle Errettung der ruhigern Ueberlegung Platz gönnte, und als ein Eilbote, die Mutter zu beruhigen, abgeſandt war, ward die Tochter aufgefordert, ihre Entführung und Errettung zu erzählen.

Dieſe hatte die Nachricht erhalten, daß eine alte Frau, von Hunger und körperlicher Anſtrengung erſchöpft, nur mit Mühe die letzte, entfernteſte Negerhütte erreicht habe; ſie läge, erzählte man ihr, mit dem Tode kämpfend, da, und die Tochter eilte unbedenklich zu Hülfe, obgleich der Tag ſich zu neigen anfing. Seit

Jahren glaubte man in der Gegend völlig ſicher zu ſein, und es ſchien, als wenn die Einwohner, von bewaffneten Negern umgeben, durch Stämme geſchützt, deren inſtinktmäßige Aufmerkſamkeit die entfernteſte Gefahr zu erkennen und abzuwehren im Stande war, nichts zu befürchten hätten. Als ſich das Mädchen der Negerhütte näherte, fiel es ihr auf, daß Keiner ihr entgegen kam, daß vielmehr die Hütte faſt wie verlaſſen ſchien. Durch dieſe ſeltſame Stille geängſtigt, beſann ſie ſich, ob ſie hineingehen ſollte, als plötzlich ein Tuch ihr den Mund verſchloß, und ſie ſich von wilden Indianern ergriffen und fortgeführt ſah. Sie bemerkte in der ungeheuern Angſt, daß die Wilden, nur drei Männer, einen ſehr großen Umweg machten, offenbar in der Abſicht, das Lager in der Ferne zu umgehen. Das Mädchen war beſonnen genug, ſich vollkommen ſtill zu halten, während die Indianer ſich leiſe fortſchlichen. So ward ſie nach dem Walde gebracht, wo ſie zehn bis zwölf andere Indianer, bei dieſen vier Männer in europäiſcher Tracht, und mit Entſetzen den Mann, welcher um ſie angehalten und ihre Familie verfolgt hatte, ſo wie den älteren und jüngeren Grafen erkannte. Da riß ſie, dem furchtbarſten Schickſale entgegenſehend, ehe man es verhindern konnte, das Tuch los und ſtieß ein heftiges Hülfegeſchrei aus.

Sie ward nun ergriffen, die Hände wurden ihr auf den Rücken gebunden, gewaltſam ſuchte man ſie zum Stillſchweigen zu zwingen, und in großer Eile ward der Zug auf einem engen Wege durch den Wald fortgeſetzt. Jetzt erſt glaubte das arme Mädchen ſich rettungslos verloren, und nur das tiefe Gefühl, daß ſie auf alle Weiſe die geiſtige Kraft, das Bewußtſein feſthalten müſſe, verhinderte die Ohnmacht. Schon war ſie völlig erſchöpft; trotz aller Anſtrengung verſchwand die bis jetzt klare Vorſtellung der Gefahr in dämmernden Träumen, die immer weiter ſich zu entfernen, immer undeutlicher zu werden ſchien, das Flüſtern der ſchnell fortſchreitenden Männer tönte ihr wie ein Summen in's Ohr, und ſie vermochte nicht zu unterſcheiden, ob es von außen ſich ihrem Gehöre aufdrängte oder nicht. Da hielt der Zug auf einmal ſtill. — Wir ſind verrathen, rief einer der Indianer, und ehe ſie ſich nur wehren konnten, war der Hauſe umzingelt, entwaffnet und das Mädchen befreit. Die Menſchen, welche ſie befreiten, ſchienen, verſicherte ſie, wie plötzlich aus der Erde hervorgewachſen. Alles war vollkommen ruhig; als man zuerſt einen Angriff vermuthete, als der Ausruf des Indianers dieſen ankündigte, erſcholl noch immer ſeine Stimme allein, als wäre ſie die einzige Lebensäußerung in dem ſtummen, öden Walde. Durch die befreundeten Indianer war ſie gerettet worden. Als die Neger und ſpäter die übrigen Bewohner der Kolonie erſchienen, fanden ſie das Mädchen befreit, die feindliche Schaar ſchon entwaffnet und gefangen.

Die Tochter hatte ihre Erzählung geſchloſſen, und die Bewohner der Negerhütte wurden nun vernommen. Vor dieſer war, wie man jetzo erfuhr, eine ſchwache Frau erſchienen, die ſich mühſam herbeiſchleppte, wie todt an dem Eingange der Hütte hinſank, und nur mit der größten Anſtrengung den von Mitleid gerührten Negern begreiflich machen konnte, wie ſie mehrere Tage, krank und von Hunger gequält, ſich in der Wüſte herumgetrieben hätte. Ein Negermädchen lief nach dem Hauſe des Beſitzers, die Tochter herbeizurufen. Die Uebrigen umringten helfend die erſchöpfte Frau, brachten ihr Reis, den ſie mit Heißhunger zu verſchlingen ſchien. Sie waren noch beſchäftigt, die Kranke zu pflegen und zu ſtärken, als die Hütte plötzlich umzingelt war und ſie geknebelt fortgeführt wurden. Da ſie mit den Indianer-Stämmen in Frieden lebten, ſo wurden ſie durch dieſen plötzlichen Ueberfall im höchſten Grade überraſcht. Drei Indianer blieben zurück, und ſie erkannten mit Schrecken, daß Alles auf eine Entführung der geliebten Herrin abgeſehen war.

Louvet ſah ſich plötzlich in eine ſeltſame Lage verſetzt, die ihn mit Entſetzen ergriff. Er wußte, daß Adrian in ſeiner Nähe war, er hatte lange überlegt, ob er ihm nahe treten, ob er ſich bei ihm nach ſeiner Tochter, die er in ſeiner Gewalt zurückgelaſſen hatte, erkundigen ſollte; aber er konnte früher zu keinem Entſchluſſe kommen. Jetzt hatte ein neues Verbrechen Adrian in ſeine Gewalt gebracht, und er beſchloß ſie zu benützen. Die ganze Schaar kehrte nun nach dem Wohnhauſe zurück. In der Nähe deſſelben verſammelte man ſich; Louvet entfernte ſich, und als man die gefangenen Indianer betrachtete, war man nicht wenig erſchrocken, in ihnen Männer des befreundeten Stammes zu erkennen. Man wollte dieſes unerklärbare Räthſel löſen, da entdeckte man, daß die in der Nähe angeſiedelten und die angreifenden Indianer ſich ſchon unter einander verſtändigt hatten. Die Angreifenden waren aus einer fernen Gegend gekommen, waren für die Unternehmung durch Geſchenke allerlei Art gewonnen, ohne zu wiſſen, Wem ſie galt. Sie glaubten ſich um ſo eher den Europäern verpflichtet, als ſie ſelbſt, von dieſen unterſtützt, früher den Angriff eines feindlichen Stammes abgeſchlagen hatten. Als ſie nun erfuhren, wie man ſie gemißbraucht hatte, um die Familie des Mannes, den ſie alle verehrten, zu überfallen, waren ſie im höchſten Grade empört. Sie warfen ſich vor dem väterlichen, wohlthätigen Freunde in den Staub. — Wir waren zwar nie in Deiner Nähe, ſagte der Anführer, aber Dein Name iſt groß unter uns und Deine Feinde ſind die unſern. — Es koſtete viele Mühe, dieſe freundlich geſinnten Feinde zu beruhigen und die Indianer, die einen ſolchen Irrthum nur ſchwer von einem bewußten Verbrechen zu unterſcheiden wußten, unter ſich zu verſöhnen. Es gelang erſt nach vielem Hin- und Herreden, und nachdem der Herr die gefangenen Indianer förmlich losgegeben, feierlich für ſeine Freunde erklärt und ihnen die Friedenspfeife angeboten hatte.

Jetzt waren nur noch die vier Europäer zurück, als die einzigen und wahren Feinde. Sie wurden von einander getrennt, ein jeder in ein beſonderes Gemach gebracht und alle ſorgfältig bewacht. Eine weitläufige Unterſuchung war freilich nicht nöthig. Die Thatſache ſprach zu laut, und man überlegte nur, was man mit dieſen Menſchen vornehmen ſollte. Emmerich ſuchte Louvet auf, welcher erſchüttert und nachſinnend in ſeinem Gemache daſaß. — Ohne Ihren Rath will man keinen Beſchluß faſſen, ſprach der Freund; indeſſen wünſcht unſer Wirth, daß wir, da das Verbrechen ſo glücklich vereitelt iſt, einem jeden Gedanken an Rache entſagen möchten. Unſere Gegner, meint er, lebten in einer ſo genauen Verbindung mit den Reichſten und Mächtigſten, und dieſe wären leider durch gemeinſchaftliche Unthaten ſo feſt verbunden, daß ſie ſich wechſelſeitig unterſtützen müßten.

Louvet blieb noch eine Zeit lang nachſinnend ſitzen; dann erhob er ſich plötzlich, ergriff die Hand des Freundes und ſprach: Die Schonung wird nur einen neuen Angriff herbeirufen, ein jeder mislungene Verſuch ruft einen neuen und gefährlichern herbei. Der Feind muß die Gegend verlaſſen, wir müſſen gewiß ſein, daß er nie zurückkehrt, ſonſt giebt es für dieſe Familie keine Sicherheit mehr. Ich will meinem Feinde unter die Augen treten, führen Sie ihn hieher und laſſen Sie uns allein. —

Adrian ward entwaffnet und gebunden nach Louvets Gemache geführt, und ſtand nun ihm gegenüber. Louvet gebot, ihn loszubinden. Trotzig war Adrian hereingetreten, als er aber Louvets Stimme hörte, als er aufblickte und ihn erkannte, erblaßte er, man ſah den ſtarken, trotzigen Mann zittern, die Lippen bebten und es war vielleicht die größte Erſchütterung, die er jemals erlebt hatte.

Louvet hatte, als er aus der Gefangenſchaft ſich an die Handelsfreunde in Petersburg wandte, ausdrücklich verlangt, daß ſein Aufenthalt verborgen bliebe; er wollte, daß man ihn in Europa als einen durch das Unglück des Krieges Verſchollenen betrachten ſollte. Adrian, der in dem unterliegenden Heere viele Verbindungen hatte, verfolgte Louvets Schritte mit großer Aufmerkſamkeit. Als die Gefangenen in dem entlegenen Orte, wohin Louvet gebracht worden war, ausgelöſt wurden, mußte dieſer, gefährlich erkrankt, zurückbleiben. Von jetzt an war jede Nachricht von ihm verſchwunden. Jahre vergingen darüber; ſelbſt Prunelle zweifelte nicht mehr an ſeinem Tode. Alle Anſtalten waren getroffen, um Louvets Vermögen für die Tochter und den Enkel gegen mögliche Angriffe von Adrians Seite in Schutz zu nehmen, und dieſe Veranſtaltungen hatten Adrian im höchſten Grade gegen den Enkel, deſſen Aufenthalt ihm damals noch unbekannt war, erbittert. An Louvets Tode zweifelte Keiner, Adrian hatte ihn lange als entſchieden betrachtet; und nun ſtand plötzlich hier und unter ſolchen Umſtänden, auf eine ſo unerwartete Weiſe, der Mann vor ihm, deſſen Glück er zwar zerſtört, den er tief verwundet hatte, dem gegenüber aber er, wie ſein Geſchlecht, immer unterliegen mußte. — Sophismen und verwirrende Abſtractionen können das Gewiſſen betäuben, der Menſch kann ſeinen Willen als abſolut betrachten, ſich keinem fremden, auch keinem göttlichen Geſetze unterworfen glauben; aber was ſo zurückgedrängt erſcheint, das iſt er ſelbſt, das Unſterbliche in ihm. Und je ſicherer der verbrecheriſche Wille ſich dünkt, deſto furchtbarer findet er ſich in ſeinem innerſten Daſein erſchüttert, wenn das ohnmächtig Geglaubte ſich da regt, wo er es am wenigſten erwartet. — Adrians eigener Wille war ſeine Stärke, das ſcharfe Bewußtſein gab ſich niemals den Ereigniſſen hin. Von einer Seite entwaffnet, und wenn man mit Gewißheit glaubte, er müſſe unterliegen, ſtand er von einer andern gerüſtet, ja gefährlicher da; wo aber der eigene Wille ſeine Kraft verlor, wo ein mächtiger Eindruck den Zügel der freien Wahl aus ſeinen Händen riß, daß er ſich willenlos ergriffen fühlte, da erſchien er ohnmächtig und ſchwach, wie Jeder. Es war ihm zum erſten Male in ſeinem Leben begegnet; oft hatte er Gefahr, Tod, ſelbſt der Schande Trotz geboten; hier war mehr — er fühlte ſich von ſich ſelbſt verlaſſen.

Louvet war nicht weniger erſtaunt über den Eindruck, den ſeine Gegenwart auf Adrian machte, und ſie ſtanden ſich einige Minuten ſtumm gegenüber. Plötzlich faßte ſich aber Adrian zuſammen, ſtampfte mit dem Fuße, man ſah es, wie er gegen ſich ſelbſt zürnte, ein zorniger Trotz belebte ſeine Züge, er ſtand ſo, noch faſt drohend, da; aber, ſobald er den eigenen Entſchluß wieder in ſeiner Gewalt hatte, beſaß er auch die Kraft, ſich zu beherrſchen. Wie der gewandte Reiter, der durch die plötzlichen Launen eines wilden Pferdes bügellos wird, zwar ſeine ganze Kraft in einem Augenblicke krampfhaft zuſammendrängt, um das Pferd in ſeine Gewalt zu bringen, wenn er ſich aber ſattelfeſt fühlt, es liebt, ſich ſeiner Gewalt bewußt zu werden und leicht, anmuthig ſpielend die Bewegungen des eben empörten Thieres bald hier, bald dorthin zu lenken verſucht: ſo finden wir Adrian, nachdem er ſich innerlich beſonnen hatte, ruhig herabſehend auf alle Verhältniſſe, ſicher, daß er ſie beherrſchen werde.

Mit freundlicher Miene trat er auf Louvet zu, der zuerſt durch Adrians Erſchütterung, jetzt durch ſeine Ruhe überraſcht ward, und ſprach: In der That, Herr Marquis, ſo reich das Leben an überraſchenden Ereigniſſen iſt, ſo iſt doch, was mir in dieſem Augenblicke begegnet, ſo außerordentlich, daß ſelbſt die Wirklichkeit mich von der Möglichkeit nicht zu überzeugen vermag. Wir glaubten Sie todt, wir ſuchten vergebens Erkundigungen einzuziehen, das Vermögen wird für Ihre Erben verwaltet, meine Frau, Ihre Tochter, hat Sie als todt beweint, bis ſie ſelber ſtarb. —

Adrian, der mit dieſen wenigen Worten den Tod ſeiner Frau ankündigte, erſchien dabei nicht kalt, die letzten Worte ſprach er wie mit zurückgedrängter ſchmerzhafter Empfindung aus. — Ich verlor, fuhr er fort, eine ſorgſame und in jeder Rückſicht unvergleichliche Erzieherin meiner Kinder. — Seine Abſicht war erreicht. Louvet ſank auf ſeinen Sitz zurück, bedeckte ſein Geſicht mit den Händen und blieb ſo, ſeine innere Erſchütterung bekämpfend, lange ſtumm. Endlich erhob er ſich wieder, und man las die Spuren der tiefen Erſchütterung in ſeinen Geſichtszügen. — Mein Herr, ſagte er, wie ſchrecklich erſcheint mir in dieſem Augenblicke Ihr ganzes Leben. Nichts Urſprüngliches, nichts Wahres vernimmt man, wenn man Ihnen gegenüberſteht; Alles iſt angelegter Plan, Abſicht, und ſelbſt, wo Sie vielleicht die Wahrheit ſprechen, müſſen wir eine Lüge vermuthen. Haben Sie für den Tod meiner unglücklichen Tochter irgend einen andern Beweis, als Ihre Ausſage? — Sie können dieſen Zweifel leicht vorbringen, erwiederte Adrian vollkommen ruhig, denn Sie werden ſelbſt einſehen, daß ich hier gar keine Beweiſe geben kann. Auf dem Sterbebette ſchrieb die Frau einen Brief an ihren Vater; ich habe ihn Ihrem treuen Freunde in der Hauptſtadt übergeben, da ich Ihre Addreſſe nicht kannte, ja Sie todt glauben mußte. Zweifeln Sie, mein Herr, wenn Sie ſich dadurch beruhigt finden. Ob Prunelle, der Ihren Tod beweint, den Brief aufgehoben hat, kann ich nicht wiſſen. —

Louvet hatte ſich völlig gefaßt, er mußte ſich geſtehen, daß der Tod ſeiner Tochter für ſie eine Wohlthat wäre, und das dringende Geſchäft des Augenblicks nahm ihn in Anſpruch. — Sie haben, ſprach er, eine ruhige, achtungswerthe Familie, die Sie nie beleidigt hat, in's Unglück ſtürzen wollen; es iſt Ihnen nicht gelungen, und Sie ſind in unſerer Gewalt. — Es war, erwiederte Adrian, nicht meine Sache, ich war für einen Freund thätig, dem ich ſehr verpflichtet bin. Und worin beſtand denn das Unglück? Die romantiſchen Ideen von wechſelſeitiger Zuneigung gehören doch nur der finſtern Zeit abergläubiſcher Gefühle zu. Dieſe Neigungen ſind ihrer Natur nach flüchtig und wechſelnd; ſie feſt zu halten, nachdem ſie verſchwunden ſind, iſt eine Lüge, und die freie Geſtaltung der ehelichen Verhältniſſe, wenigſtens unter gebildeten und verſtändigen Menſchen, giebt der Frau, wie dem Manne, Gelegenheit genug, ſich ſelbſt durch die Befriedigung wechſelnder Neigungen treu zu bleiben. Der Mann, dem ich die Tochter des Hauſes beſtimmt hatte, iſt reich, von anſehnlicher Herkunft und ſo durchaus über alle engherzigen Vorurtheile erhaben, daß ſie mit ihm ein glückliches Leben führen würde. Daß die Entführung mißlang, bedaure ich, am meiſten des Mädchens wegen. — Adrian ſah ein, daß er Louvet gegenüber, der ihn kannte und durchſchaute, ſeine gewöhnliche Verſtellung nicht anwenden konnte, und verſuchte es mit einer Ruchloſigkeit, die, wie er glaubte, Louvet in Verwirrung bringen würde. — Dieſer blieb aber ruhig und ſagte: Herr Graf, Sie ſind in unſerer Gewalt und mehr, wie Sie glauben. Sie haben ſich von meiner Lage ſehr ſorgfältig unterrichtet; Ihnen ſind meine Verhältniſſe in den vereinigten Staaten alſo hinlänglich bekannt, Sie wiſſen, daß ich das Vertrauen des Kongreſſes beſitze; Sie ſind ſelbſt wegen Ihrer Lage in dieſem Augenblicke beunruhigt. Ein Advokat, den Sie ganz gewonnen zu haben glaubten, erfuhr, daß die Klagen über furchtbare Bedrückungen und Veruntreuungen laut geworden waren, daß zwar der Kongreß ſich nicht in die inneren Angelegenheiten Neu-Orleans miſchen wollte, wohl aber, von angeſehenen Einwohnern des Staats dazu aufgefordert, ſeine Hülfe angeboten hatte. Darüber erſchrocken, hat dieſer Advokat, dem ſie ſich ganz vertrauen zu können glaubten, die Beweiſe, die gegen Sie und Ihre Verbündeten zeugen, Papiere, die Sie vermißt haben, und deren Inhalt Ihnen ſehr wohl bekannt iſt, in meine Hände abgegeben, und hier liegen ſie. — Adrian war von dem furchtbarſten Ingrimm ergriffen, und ſprach kurz und trotzig: Was fordern, was wünſchen Sie? — Wir laſſen Sie frei, antwortete Louvet, Sie können, wenn Sie wollen, nach der Stadt reiſen; Sie bleiben dagegen, wenn Sie es wagen wollten, uns Trotz zu bieten, unſer Gefangener. Eine Brigg liegt ſegelfertig nach Europa; geht dieſe ohne Sie und Ihre Freunde ab, ſo ſind Sie in demſelben Augenblicke verhaftet. Ich kann Ihnen eine ungeſtörte Abreiſe verbürgen, denn die Deputirten des Kongreſſes, ſo wie die angeſehenſten Einwohner Neu-Orleans, von meinem Hierſein in's Geheim unterrichtet, haben die ganze Sache in meine Hand gelegt; aber warnen muß ich Sie zugleich, denn von dem Augenblicke an, wo Sie dieſes Haus verlaſſen, werden alle Ihre Schritte bewacht. Auch ich kann dieſe Maaßregel, durch welche Sie einer gefährlichen Unterſuchung entgehen, vertheidigen, denn die Nichtswürdigkeiten, die ausgeführt ſind, können mit Schwierigkeit bewieſen werden. Dieſe Papiere aber enthalten die Beweiſe von einer gefährlichen Unternehmung, durch welche der Staat bedroht wird. Durch Ihre Entfernung verſchwindet ſie und die Unterſuchung wird einfacher. —

Louvet ſchwieg und ſchien auf die Entfernung ſeines Feindes zu warten. Dieſer blieb aber ſtehen, als

Bibl. Univers. Lips.

beſönne er ſich. Louvet aber ſprach mit imponirendem Ernſte: Entfernen Sie ſich; von Ihnen will ich nichts mehr hören. Was ich Ihnen zu ſagen habe, wiſſen Sie. Ich wünſche allein zu ſein. — Wüthend, den Mund mit geballter Fauſt deckend, verließ Adrian das Gemach, und ſchwur blutige Rache.

Die Gefangenen wurden entlaſſen. Ein paar Tage darauf erſchien Louvet an der Spitze einer Unterſuchungs-Kommiſſion, welche die gefährlichſten Entwürfe entdeckte. Adrian war mit ſeinen Begleitern nach Europa entwichen, man beſchloß die Unterſuchung fallen zu laſſen, und nach einem kurzen Aufenthalte verließ auch Louvet die freundliche, jetzt völlig beruhigte Familie ſeines Wirthes und reiſte, von Emmerich begleitet, nach Neu-York. Von hier aus ſchrieb er an ſeinen Freund in der großen Hauptſtadt ſeines Vaterlandes. Emmerich verließ Nordamerika. Louvet erhielt den Brief ſeiner Tochter, den ſie ſterbend geſchrieben haben ſollte, und beweinte ihren Tod. Die Unternehmungen des Handelshauſes dehnten ſich über alle weſtlichen Staaten aus. Obgleich jetzt ſchon alt, war Louvet dennoch rüſtig genug, dieſe Staaten zu bereiſen. Sein Freund in Neu-Orleans ſah ihn wieder, und Louvet ſah die Beſitzung in dem blühendſten Zuſtande, die Familie glücklich. Der aus Europa zurückgekehrte Schwiegerſohn unterſtützte den Vater.

So verfloß eine lange Reihe von Jahren; und als Edward, wenn er noch lebte, das reiſe Jünglingsalter erreicht haben mußte, reiſte Louvet nach der Stadt hin, wo wir ihn finden. Noch immer ſchauderte ihm vor der Gefahr, die dem Jünglinge drohte, ja er fürchtete noch immer, ihm durch ſeine Gegenwart gefährlich zu werden; weniger ängſtigte ihn die eigene Gefahr. Ein glückliches Verhältniß machte ihn in dieſer Stadt mit Edward bekannt, und wir ſchließen, wo unſere Erzählung anfing.

Theodor hatte den Aufſatz, der ihn mit Adrians und Louvets Leben bekannt machte, mit Aufmerkſamkeit geleſen. In einer Zuſammenkunft äußerte er ſich über den Eindruck, den dieſer auf ihn gemacht hatte, und vor Allem ſprach ſich die troſtloſeſte Verzweiflung über eine Zeit, die ſolche Momente geiſtiger Verirrung enthielt, unverhohlen aus. Die Forſchung, ſagte er, iſt nicht mehr von der äußern That getrennt. Durch unſelige Politik haben die Verirrungen des Denkens ſich zum Handeln geſtaltet, die Unſittlichkeit ſelber, der Spott mit allem Heiligen glaubt ſeine Rechtfertigung gefunden zu haben. Europa hat ſich überlebt und wir gehen einer ſchauderhaften Barbarei entgegen. Alles, was groß zu werden verſpricht, zerfließt, indem es ſich geſtalten will; keine That, ſelbſt die herrlichſte, verſpricht einen Segen, keine Lehre kann ſich als begründet betrachten; was vor wenigen Jahrzehnden noch die Bruſt des Jünglings hob, iſt verſchwunden, denn wir haben keine Zukunft mehr. —

Es iſt mir lieb, lieber Theodor, ſagte Louvet, daß dieſe Verzweiflung, die doch offenbar aus dem Leſen des Aufſatzes entſprungen iſt, und ſich auf dieſer Höhe kaum lange erhalten wird, ſich ſo rein ausgeſprochen hat. Seit die Herren mit der Geſchichte nicht fertig werden können, ihre Syſteme keinen Eingang finden, die Staaten ſich nicht nach ihren Grillen wollen konſtituiren laſſen, Keiner den Andern gelten läßt, haben ſie die Geſchichte aufgegeben und ſcheinen überzeugt zu ſein, daß, wenn ſie auch von einem göttlichen Geiſte gelenkt wird, er ſich doch in ſeiner Aufgabe auf eine ſolche Weiſe verwickelt hat, daß ihm die Sache fatal geworden iſt, und die vornehme Anſicht, daß die Geſchichte im letzten Akt in Verzweiflung geräth, nennen ſie ihren tragiſchen Schluß. — Was Sie geleſen haben, lieber Theodor, habe ich erlebt, und, Gottlob, die Hoffnung feſtgehalten. Die allſeitige Verwirrung iſt da, wer kann ſie abläugnen; nur ſucht man die Hoffnung, wo ſie nicht zu finden iſt. Das verworrene politiſche Treiben iſt den Völkern langweilig geworden, ſie laſſen ſich nicht mehr dadurch in Bewegung ſetzen, und die Mordthaten, zu welchen man ſeine Zuflucht nehmen und die gemeinſten Menſchen brauchen muß, beweiſen ja auf das deutlichſte die Verzweiflung der Inſurrektion. Doch ich will die nächſte Zukunft nicht zu deuten wagen; gewiß, uns ſtehen noch große Prüfungen bevor, und die Geſinnung, welche jetzt ſchon alle Hoffnung aufgiebt, wird, wie ich faſt befürchte, noch mehr Grund zur Verzweiflung finden. Aber dieſes Alles ſoll mich nicht irre machen. Wendet Euern Blick ab von dieſem Geſchrei des Marktes, von dieſer Troſtloſigkeit wechſelſeitiger Vernichtung, und fragt Euch ſelbſt, ob eine frühere Zeit reicher war, als dieſe, reicher an Tiefe mannigfaltiger Forſchung, reicher an den größten Entdeckungen. Hier in einem jeden ſolchen, wenn auch beſchränkten Fleiße liegt gebunden eine bedeutende Zukunft. Nicht in Euern Syſtemen, Maximen, Fiktionen, glaubensleeren Poeſien liegt die Hoffnung, ſondern hier, in der ſcheinbaren Beſchränkung und Vereinzelung. Was jetzt noch einſam und von allem Uebrigen getrennt ſich zu geſtalten ſcheint, fängt an aus der tiefen Hülle des Geſonderten ein allgemeines Verſtändniß zu entwickeln. — Und wie die Geiſter in alle Regionen der Welt und der Wiſſenſchaft geſandt ſind, die Schätze einer reichen Zukunft auszugraben und in Bewegung zu ſetzen, ſo habe ich hoffnungsvoll die tiefe Bewegung der Gemüther erkannt. Das Chriſtenthum will wieder wach werden, die wohlthätige Geſinnung erwärmt viele Herzen; nur der enge Sinn, der beſchränkte, der alberne, muß ich ſagen, verkennt die geſchichtliche Bedeutung dieſer Regung; Ihr könnt den einzelnen Gelehrten nennen, der bei ſeinem beſchränkten Gegenſtande verknöchert, ich gebe ihn Euch Preis, Ihr könnt einen Haufen Fanatiker und einſeitig Religiöſer nennen, ſie ſollen mir nicht mehr gelten; Ihr könnt aus unſern wohlthätigen Anſtalten in allen Richtungen tauſend Fälle hervorheben, die ein erlogenes Weſen, armſelige Ziererei beweiſen, aber die Thatſache, das Geſchichtliche der inneren Bewegung, das unſterblich Wahre, aus welchem jene Verzerrungen entſpringen, ja, ohne welches das ganze Daſein ſolcher Verirrungen unmöglich wäre, könnt Ihr niemals abläugnen.

Wo liegt das geheime Schickſal aller Staaten? In den Einrichtungen, Konſtitutionen, Verfügungen? Auch die trefflichſten ſprechen mit ihrem Daſein ihre

Vergänglichkeit aus. Ein jeder Herrſcher, der beſchränkte, wie der unbeſchränkte, muß auf die verborgene Geſinnung derer, welche die Geſchäfte lenken, bauen. — Kennt er ſie? — Kennen wir doch kaum die eigene. Da, wo in der nie völlig über ſich klaren redlichen Geſinnung der Zweifel der gründlichſten, treueſten, gewiſſenhafteſten königlichen Diener entſteht und zum Entſchluß freimüthigen, aber ruhigen Widerſtandes heranreift, da, in der geheimſten Stätte des innerſten perſönlichen Daſeins, liegt das Räthſel verborgen, welches der Regent zu löſen hat. Das iſt der Grund, warum wir behaupten müſſen, er regiere durch die Gnade Gottes. Die großartige Gabe, Geiſter zu unterſcheiden, die höchſte, die dem herrlichen Regenten ward, iſt eine rein künſtleriſche, iſt der Liebe, der Freundſchaft verwandt, welche, geiſtig erzeugt, ſich erſt in ihren Erzeugniſſen erkennt.

Aus dieſer Tiefe des perſönlichen Daſeins bricht ſtill eine hoffnungsvolle Zukunft hervor. Ich habe die einzelnen Akkorde, die von einander getrennt und zerſtreut angeſchlagen werden, vernommen. Ich habe die Andeutung einer zukünftigen Melodie erkannt, den ſtillen Troſt vereinigender Liebe, welcher durch alle Ereigniſſe der Geſchichte hindurchgeht. — Wo die Noth am größten iſt, iſt die Hülfe am nächſten. —

Und ſo kehre ich, durch trübe Erfahrungen geläutert, ein Opfer der unſeligen Verirrungen der Zeit, in welcher ich lebte, getröſtet zur Kindheit zurück; der einfache Glaube, wie er mich in früher Jugend beglückte, hebt ſich aus den Verirrungen meines Lebens, ich ruhe in den Armen des ewigen Heiles, der ewigen Liebe, die das Geſchlecht, wie einen jeden Menſchen trägt. Ich habe ihre Stimme vernommen, als ich noch ein Kind war, ganz verſtummte ſie nie, jetzt iſt ſie laut, ich ein Kind wieder geworden, ich höre meinen alten Lehrer. — Wo Wunder der Art gelingen können, iſt der Segen nicht verſchwunden. —

Gedruckt bei Graß, Barth und Comp. in Breslau.

Anzeige.

Im Verlage der Buchhandlung **Joſef Max und Komp.** in **Breslau** ſind erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Steffens, Henrich, Anthropologie. 2 Bände. gr. 8. (59¼ Bogen.) 2 Thlr. 18 Gr.
Velinpapier 3 Thlr. 18 Gr.

— — **Schriften. Alt und Neu.** 2 Bände. gr. 8. (37½ Bogen.) 1 Thlr. 18 Gr.
Velinpapier 2 Thlr. 18 Gr.

— — **Polemiſche Blätter zur Beförderung der ſpeculativen Phyſik.** Erſtes Heft: **Zur Geſchichte der heutigen Phyſik.** gr. 8. Geheftet. (11 Bogen.) 16 Gr.

— — Daſſelbe. Zweites Heft: **Zur Geologie.** gr. 8. Geheftet. (10¼ Bogen.) 20 Gr.

— — **Ueber Deutſchlands proteſtantiſche Univerſitäten.** gr. 8. Geheftet. (5½ Bogen.) 10 Gr.

— — **Von der falſchen Theologie und dem wahren Glauben.** Eine Stimme aus der Gemeinde. 8. Geheftet. (17½ Bogen.) 20 Gr.

Steffens, Henrich, Wie ich wieder Lutheraner wurde und was mir das Lutherthum iſt. Eine Confeſſion. 8. Geheftet. (11¼ Bogen.) 18 Gr.

Steffens, Henrich, Malkolm. Eine norwegiſche Novelle. 2 Bände. 8. (56¾ Bogen.) 4 Thlr.

Nächſtens werden erſcheinen:

Steffens, Henrich, Die Familien Walſeth und Leith. Ein Cyklus von Novellen. **3te verbeſſerte Auflage.** 6 Bändchen. 8. Geheftet.

— — **Die vier Norweger.** Ein Cyklus von Novellen. **2te verbeſſerte Auflage.** 6 Bändchen. 8. Geheftet.

— — **Gebirgs-Sagen.** 8. Geheftet.

Gebirgs-Sagen.

Dollfuſs

Als Anhang:

Die Trauung,

eine Sage des Nordens.

Von

Henrich Steffens.

Breslau,
im Verlage bei Josef Max und Komp.
1837.

Universitäts-Bibliothek Halle a. S.

[illegible] E 1033

Vorwort.

Ein Theil dieſes Bandes erſchien im Jahre 1823 in der Schrift: Geſchichten, Sagen und Mährchen von Fr. H. von der Hagen, E. T. A. Hoffmann und H. Steffens.

Die beiden erſten Darſtellungen aus der däniſchen und ſchleſiſchen Mährchenwelt ſind durch äußere Veranlaſſungen entſtanden. Die erſte iſt ſchon in Büſchings wöchentlichen Nachrichten gedruckt, und die zweite ward durch eine Gebirgsreiſe, welche ich das Glück hatte in der Begleitung Sr. Königl. Hoheit, des Kronprinzen, zu machen, veranlaßt und ebenfalls in wenigen Exemplaren abgedruckt.

Die räthſelhafte Erzählung: **Die Trauung,** brachte ich zuerſt nach Deutſchland. Sie machte, wo ich ſie mittheilte, Eindruck. Schon vor vielen Jahren ward ſie der Gegenſtand eines, wahrſcheinlich unbedeutenden, Romans, der mir nur dem Titel nach bekannt iſt, und zum zweiten Mal iſt ſie noch neulich auf eine ähnliche Weiſe behandelt worden. Am meiſten zog ſie aber die Aufmerkſamkeit auf ſich durch das berühmte, in Terzinen verfaßte Gedicht eines der erſten Geiſter unſerer Nation. Unter ſolchen Umſtänden glaubte ich mich faſt verpflichtet, dieſes geheimnißvolle Ereigniß in ſeiner urſprünglichen Geſtalt bekannt zu machen. **Die ſchlafende Braut**, eine Novelle, die ſich in eine Gebirgsſage auflöſt, erſcheint jetzt zum erſten Male im Druck.

Steffens.

Ueber
Sagen und Mährchen
aus Dänemark.

Die kindliche Phantaſie des Geſchlechts flieht aus den künſtlichen Verhältniſſen der Geſellſchaft. Zahme Bilder und Thiere, kultivirte Seelen und Aecker, geregelte Schlüſſe und Straßen unterſtützen ſich wechſelſeitig, und die ſchönen, phantaſtiſchen Träume einer Zeit, in welcher die tiefſten Räthſel der Natur ſich dicht um uns herumlagerten, die Seele bald mit wilder Furcht ängſtigten, dann mit hoher Freude entflammten, wurden, wie die wilden Thiere, in die wüſten Gegenden der halberloſchenen Erinnerung und in die finſtern Gebirge verjagt, während wir, zu einem nüchternen, verſtändigen Daſein erwacht, von erkünſtelten Bedürfniſſen umringt, uns glücklich preiſen in einer verworrenen Lage, die uns andere Träume ſtatt der verſcheuchten gab, deren Genuß uns erſchlafft, ſtatt uns zu ſtärken. Damals mußte der Menſch um ſein Daſein kämpfen. Die Wälder drohten, die Gebirge trotzten, die Gewäſſer ſtürzten ihm tobend und ſchäumend entgegen, die wilden Thiere hatten noch ein furchtbares Bündniß und forderten ihn kühn und Vernichtung drohend zum

Kampf. Da blühte die wahre Freude dicht neben der nie ſchlummernden Gefahr, freudiges und angſtvolles Erbeben wechſelten unbeſtimmt in eiligen Gegenſätzen und der Menſch ergriff ſich in jedem Augenblick ganz. In dieſer Wildheit lebte die Milde, in dieſem Trotz die Ergebung, in dieſer Furcht die Kraft. Jetzt müſſen wir in unbeſtimmten Umriſſen große Gedanken ſchwebend erhalten, wie fremdartige Reizmittel, die Predigten reichen nicht aus, die Theaterrührung verſchlafen wir, und unſere Kinder müſſen an Stangen und Leitern und hölzernen Pferden die entflohene Kraft und Geſinnung erjagen. In jener Urzeit, aus welcher, wie eine Blüte der Natur, Poeſie, Liebe und Glaube hervorwuchs, weilten wir daher immer mit ſtillem Wohlbehagen.

Mir, als Naturforſcher, war von jeher die Phyſiognomie der Mährchen der verſchiedenen gebirgigen, waldigen, geheimnißreichen Gegenden unendlich theuer. Denn aus einer beſtimmten Natur entſprungen, blieben ſie in ſolchen verborgenen Zufluchtsörtern, wo ſie, aus unſerer Mitte verſcheucht, ſich Jahrhunderte lang erhielten, noch immer ihrer urſprünglichen Heimat getreu, deuteten auf ſie, ja ſchienen ihre innerſten Geheimniſſe wunderbar zu bewahren. Es iſt bekannt, daß die verſchiedenen Gebirgsarten eigene Pflanzen ernähren, und daß ein leiſer Unterſchied ſich auf dieſe Weiſe wohl erkennen läßt. Aber entſchiedener iſt der Einfluß auf die Geſtaltung im Großen. Granit-, Schiefer-, Kalkgebirge erzeugen eine andere Geſtalt der Höhen, der Schluchten, der Thäler und Weitungen, anders bilden ſich daher nach der Verſchiedenheit der Gebirgsart die Baumpartieen. Schatten und Licht nehmen in Abend- und Morgendämmerung einen andern Charakter an, die Gewäſſer ſcheinen, ewig ſtrömend in jenen ſo verſchiedenen Gegenden, einen andern Ton, einen andern Glanz zu haben. Aber hiermit hängt die Geſtaltung der Mährchen auf das genaueſte zuſammen, ſo daß ich, mit innigem Vergnügen, dieſe Verſchiedenheit des Mährchenwuchſes nach der Natur der Gegend in den leiſeſten Abänderungen wahrgenommen habe. Wunderbarer hat dieſe Erſcheinung mich nirgends ergriffen und gerührt, als auf dem Nordabhange des Harzes. Denn wie ganz anders lauten die Granit-, als die Schiefer-Mährchen, die Sagen zwiſchen der Ilſe und der Ocker, an der Harzburg, als die des Budethals, des Selkethals. Iſt nicht das Mährchen von Hans Heiling in Böhmen ein nothwendiges Granitgewächs?

Ganz anders iſt die Geſtalt der Mährchen in flachen Ländern, und beſonders ſcheinen mir die in Dänemark in dieſer Rückſicht merkwürdig: Ich will zugeben, daß dieſe Mährchen meiner Kindheit, die fortdauernd mit allem Zauber frühzeitiger Erinnerung in meiner Seele wiederklingen, einen Eindruck zurückgelaſſen haben, der mir eigenthümlich, aber der innige Zuſammenhang mit der Natur der Gegend iſt dennoch zu entſchieden. Seeland — von dieſer Inſel, dem Aufenthalte meiner Kindheit, iſt hier ausſchließlich die Rede, — iſt im Ganzen flach, hin und wieder hüglich. Hier war von jeher die Hauptmacht eines kräftigen Staats, alle That, begrenzt vom Meer, wenn ſie nicht hinausſchweifte über die Grenze, brach ſich beſtimmter in dem angewieſenen Raume, die Natur bot wenige Hinderniſſe dar, kein Gebirge, keine mächtigen Flüſſe ſtemmten ſich hemmend entgegen. In einem ſolchen Lande nimmt Alles ſchnell und wie durch eine plötzliche Veränderung das Gepräge der Gegenwart an, die Ueberreſte der Vergangenheit verſchwinden, bedeutende Ruinen ſind ſelten. Nur aus der Erde, aus den vielfältigen Gräbern, wühlt man mühſam die Ueberreſte eines frühern Lebens hervor. Aber Seeland iſt in vielen ſeiner Gegenden eins der reizendſten Länder der Welt. Die Hügel runden ſich in unbeſchreiblicher Anmuth, das Grün der Wieſen hat einen wunderſamen Zauber, die majeſtätiſchen Buchenwälder treten mit Ehrfurcht gebietendem Ernſt hervor, ihr geheimnißvolles Dunkel ergreift die Seele mit Schauder, und ein tiefes Heimweh ruft mich zu ihrer verborgenen Pracht, wie zu einem verlornen, unſchätzbaren Gute, zurück. Das Meer tritt oft, in Süden zumal, indem es zwiſchen gras- und waldreichen Inſeln ſich windet, tief in ſolche reichbegabte Gegenden hinein, geheimnißvoll umſchloſſen von den hohen waldigen Ufern. Mitten in den finſtern Waldungen ſieht man große Landſeen. Die Buchen, gedrängt an die Ufer, dicht belaubt, neigen ſich über die ruhige Waſſerfläche und verfinſtern ſie mit einem ewigen Schatten. Hier ergreift uns die ſtille Gewalt des ſchlummernden Waldgottes. Die Blätter rauſchen, die Bäche rieſeln, die ruhigen Wellen ſchlagen an die einſamen Ufer, die Inſekten wühlen, die Vögel ſingen und die geheime Gewalt der Weldeinſamkeit faßt das zagende Gemüth mit grauenhaftem Entzücken. Es iſt das ſtille Athemholen des ſchlummernden Gottes. Wenn er erwachte? Wenn die in der ruhenden Bruſt gefeſſelte Stimme laut würde, die dort in kaum vernehmbare Töne verklingt?

Hier, in dieſe Gegenden hat die kindliche Mährchenwelt ſich gerettet, hier mit dieſen Geheimniſſen vertraut, tragen ſie ihr Gepräge, an den verborgenen Quellen, wie an einer lieben Heimat, haben ſie ſich gelagert, und ewig ſtrömen die geheiligten Tropfen einer verſchwundenen ſchönen Erinnerung, wie ſtille Thränen, die niemals trocknen; hier ſegeln, unter waldigen Inſeln, die verblichenen Geiſter, hier tönen noch immer die Wehklagen der gefallenen Helden, der verlaſſenen Mädchen, und wild, wie der Sturm brauſend durch die Gipfel der Buchen ſauſt, jagt in fliegender Eile der zur ewigen Unruhe verdammte Jäger durch die Luft. Manch Mal eröffnen ſich große, von Wald umgrenzte Ebenen; in Moräſten, vormals Seen, liegen Inſeln, wie verzaubert, mit Ruinen, und je milder das Land, je ſeltener die Ueberreſte, je anmuthiger die ſtark bewohnte Gegend in der Nähe, deſto tiefer ergreift uns das ſtille, geheime Dunkel, welches uns ganz umgibt und unendlich ſcheint, weil keine Anhöhe einen Blick in die bewohnte Gegend erlaubt.

Wer die noch nicht verſchollenen Töne dieſes Waldgeiſtes vernehmen will, der mag nur die alten däniſchen Lieder, die auch in Deutſchland nicht mehr ganz unbekannt ſind, leſen und ihre eigenthümliche Art muß ihn an die beſtimmte Natur erinnern. Noch immer hört man, in Jütland beſonders, alte Melodien, die auf äußerſt ergreifende Weiſe klingen, und wie tief das fernhafte Waldleben in der Nation wurzelt, beweiſt eine auffallende Erſcheinung mitten in der Hauptſtadt, die ich erzähle, wie ſie mir ein lieber Freund mittheilte.

In einer entlegenen Gegend von Kopenhagen, innerhalb der Wälle, bewohnen die Matroſen der däniſchen Marine ein Quartier, welches faſt eine eigene Stadt bildet. Kleine Häuſer, nur aus einem Erdgeſchoß beſtehend, ſind in regelmäßige Reihen geordnet und bilden mehrere Straßen, die ſich durchkreuzen. Ein jedes Häuschen hat einen eigenen eingeſchloſſenen Hof. Dieſes ganz eigene Volk iſt kurzſtämmig, von ganz eigenthümlichem Wuchs, und die treuherzige Geſinnung, der grade Verſtand, der oft überraſchende Witz, von einem ganz ausgezeichneten Gepräge, beweiſen, wie ihre körperliche Bildung, daß ſich hier ein Urſtamm des Landes ohne allen Zweifel in großer Reinheit erhalten hat. In einem jeden Hofe ihrer kleinen Häuſer ſieht man, über die Planken hervorragend, einen mächtigen Hollunderbaum, der mit einem religiöſen Eifer unterhalten und gepflegt wird. Der Geiſt dieſes Baumes iſt Schutzgeiſt des Hauſes, er hilft in Krankheit, ſteht den Frauen in Kindesnöthen bei, beſchützt die Kinder, aber verſchwindet auch, wenn der Baum abſtirbt.

Ich habe ſchon lange einige Nachrichten von däniſchen Mährchen, Volksſagen und aus dem Alterthum übrig gebliebenen Gebräuchen verſprochen; als ich aber anfing an die Erfüllung des Verſprechens zu denken, bemerkte ich wohl, daß meine aus der Kindheit dunkel übrig gebliebenen Erinnerungen, ſo theuer ſie mir waren, dennoch viel zu wenig zuſammenhingen, um in der Geſtalt, in welcher ich ſie mittheilen konnte, einer öffentlichen Bekanntmachung werth zu ſein. Es war mir daher ſehr angenehm, eine kleine Schrift zu erhalten, in welcher Herr Thiele anfängt ſolche Mährchen und Sagen zu ſammeln, (der Titel iſt: Pröver af Danſke Folkeſagn ſamlede af J. M. Thiele, med en Fortale af Prof. Nyerup. Kiöbenhaven. 1817). Auch verdanke ich meinem theuern Freunde, Herrn Pingel, der ſich lange bei uns aufhielt, höchſt intereſſante Nachrichten. Ich mache alſo jetzt den Anfang, indem ich Einiges über die in Dänemark herrſchenden Sagen von dem wilden Jäger mittheile. Dieſer iſt bei uns der berühmte König Waldemar der Vierte, an einem deutſchen kaiſerlichen Hofe erzogen. Man kann ihn den zweiten Stifter des Königreichs nennen, welches, als er es rettete, ganz zerſtückelt und ein Opfer der Raubſucht herrſchſüchtiger Großen war. Das Mährchen findet man in der angeführten Schrift S. 29 und es iſt bekannt unter der Benennung:

König Waldemars Jagd.

König Waldemar liebte ein Mädchen von Rygen (Tovelille) und trauerte über die Maaßen, als ſie ſtarb, ſo daß er beſchloß, ſich nie von der Leiche zu trennen. Dieſe mußte ihm daher allenthalben folgen, wo er im Lande herumzog. Aber das war dem Hofgeſinde des Königs höchſt beſchwerlich und einer ſeiner Mannen dachte nach, was denn wohl den König mit ſolcher Gewalt an die Leiche binden möchte. Als er nun mit großer Aufmerkſamkeit die Leiche unterſuchte, fand er einen verzauberten Ring auf ihrem Finger. Dieſen zog er ab und behielt ihn. Da verſchwand plötzlich die Liebe des Königs und er ließ die Leiche begraben. Jetzt aber wandte ſich der Sinn des Königs auf dieſen ſeinen Mann, ſo daß er in der Gunſt des Königs immer höher ſtieg, immer und unabläſſig um ihn ſein mußte; ja alles, was geſchah, mußte er ausrichten. So ſehr ihn nun auch alles Volk wegen ſolcher hohen Gunſt glücklich pries, ſo war er es dennoch keinesweges; denn das theuerſte Gut, die Freiheit, war verloren, das ihm die übermäßige Liebe des Königs faſt verzehrte. Da er nun aber gar wohl wußte, wie dieſe Liebe entſtanden war, beſchloß er ihr lieber freiwillig zu entſagen und ſo ſeine Freiheit wieder zu gewinnen. Indem er daher mit dem Könige durch Gurre-Wald ritt, warf er den Ring in einen Moor. Und von jetzt an war der König an dieſen Ort gebannt, und nur hier konnte er ruhig und zufrieden ſein. Er baute hier Gurre-Schloß und jagte in den Wäldern Tag und Nacht. Ja ſo lieb ward ihm der Ort, als er lange hier gelebt hatte, daß dieſe Liebe ihm jene ruchloſen Worte entlockte, die ſeit uralten Zeiten von Zunge zu Zunge gehen, ihm aber zur Verdammniß wurden, indem er ſagte: „Gott möge ſein Himmelreich behalten, wenn er ihn nur im Gurre-Wald jagen ließe!“

Jetzt reitet er nun alle Nächte „von Burre nach Gurre“ und iſt über das ganze Land als der fliegende Jäger bekannt; in einigen Gegenden nennt man ihn wohl auch den fliegenden Markolfus. Wenn er ſich nähert, hört man erſt ein Huien und Lärmen und Peitſchenknallen in der Luft, und dann geht Jedermann bei Seite oder ſtellt ſich hinter die Bäume. Dann kommt der ganze Jagdzug. Vor ihm eilen die kohlſchwarzen Hunde, die hin und her laufen, in die Erde ſchnüffeln und die glühenden Zungen aus dem Halſe hangen laſſen. Dann ſieht man Waldemar im ſauſenden Galopp auf ſeinem ſchneeweißen Pferde, der zuweilen ſeinen Kopf unter dem linken Arme hält. Tritt ihm Jemand entgegen, beſonders alte Leute, dann befiehlt er drohend, daß ſie ihm die Hunde halten ſollen. So läßt er oft die armen Leute ſtehen, zuweilen aber giebt er mit einem Schuß ein Zeichen, und ſo wie die Hunde den Schuß vernehmen, zerreißen ſie alle Feſſeln und laufen wild ſchnaubend weiter. Wenn er ſo forteilt, hört man ihn die Hecken hinter ſich zuſchlagen, und in mehreren Gegenden des Landes, wo durch die Höfe eine Durchfahrt iſt, jagt er zu einem Thore hinein und zu einem andern heraus, und da ſind keine Schlöſſer ſo ſtark, daß ſie nicht aufſpringen, wo er durchfährt. Um Weihnachten pflegt er ſo durch Ibshof in Höiby in Odsherred zu fahren, und hinter Roëskilde ſoll bei Viſtrup ein Hof ſein, wo man des Nachts das Thor aufläßt, weil er mehrmals die Schlöſſer zerſprengt hat. Hier und da geht ſogar ſein Weg über die Dächer. So, erzählt man, iſt in der Nähe von Herlufsholm ein Haus, deſſen Dach bedeutend eingeſunken iſt, weil er öfters darüber fuhr. In dem nördlichen Seeland iſt eine Gurre, wo man Ruinen findet, die noch Waldemars Schloß genannt werden. Hier gehen die alten Weiber des Nachts um Johannis hinaus auf die Landſtraße, um ihm die Hecken zu öffnen. Eine halbe Meile von

Gurre liegt Waldemars Hügel, von Waſſer umgeben, und auf der Inſel, erzählt die Sage, ſieht man um Mitternacht ſechs ſchwarz gekleidete Pfaffen murmelnd hin und her gehen. Wenn er ſo herumfährt, ruht er in verſchiedenen Gegenden aus. Auf Wallöe-Schloß hat er, wie das Volk wiſſen will, eine Schlafſtube mit zwei Betten, und hier übernachtet er in der Geſtalt eines ſchwarzen Hundes. In dieſer Stube ſtehen zwei große Kaſten, und als man ſie einſt öffnete, fand man ſie voll kleiner runder Lederſtücke, „denn beſſeres Geld hatte man zu Waldemars Zeit nicht.“ Ein unterirdiſcher Gang verbindet Wallöe-Schloß mit Töllöſehof im Amte Holbek, und auch hier hat er eine Schlafſtube, und vor Zeiten hielt man ſogar ein Mädchen zu ſeiner Aufwartung. Zuweilen ruht er aus bei Wordingborg in Waldemars Thurm oder in den Ruinen des Schloſſes, wo man dann Mägde und Diener herumgehen und die Betten machen ſieht. Ein Bauer, der es nicht glauben wollte, daß der König des Nachts ſeinen Thurm beſuche, wagte es einſt dort zu übernachten, und, ſiehe da, um Mitternacht erſchien der König, grüßte ihn freundlich und ſprach: „Ich danke dir, daß Du meinen Thurm bewachſt.“ Dann gab er ihm ein Goldſtück. Als es aber der Bauer empfing, brannte es ihm ein rundes Loch in die Hand und fiel als eine Kohle zur

Erde. Von dieſem furchtbaren Gelde ſchließt man auf ſeine Qualen. Zuweilen geſchieht es aber doch, daß er, wenn alte Männer oder Weiber Stunden lang ſeine Hunde treulich hielten, ihnen etwas zuwirft, das wie Kohle ausſieht, was aber, genauer unterſucht, das ſchönſte rothe Gold iſt. —

So weit Thiele. Die Gegend Gurre, wenige Meilen von Helſingöer, iſt mir von meiner früheſten Jugend bekannt und ſchwebt mir als eine äußerſt einſame Waldgegend vor. Bei Helſingöer, bekanntlich Hamlets Heimat, zeigt man das Grabmal dieſes Shakſpeariſchen Helden und erzählt zugleich, daß er, wie Waldemar, als fliegender Jäger durch die Luft jagt, aber auf einem ſchwarzen Pferde, weil er ein Mörder war, der größere Qualen leidet, während Waldemar, als ein mehr unſchuldiger, immer ein weißes Pferd reitet.

Mährchen und Sagen

aus

dem Rieſengebirge.

Rübezahl gehört freilich zu der ganzen Reihe neckender Dämonen, die in Wäldern und einſamen Gegenden hauſen; aber dennoch hat er etwas durchaus Eigenthümlich-Wunderbares, was ihn von allen den übrigen auf eine merkwürdige Weiſe unterſcheidet. Denn jene, die in der Shakſpeariſchen Waldeinſamkeit, in der dämmernden Traumwelt, wie in dem „Sommernachtstraum" und in „Wie es euch gefällt" ihr Weſen treiben, ſind klein, täppiſch, treten in Menge aus den dicken Wäldern hervor, treiben allerlei kleine Poſſen, während Rübezahl, der Herr des Gebirges, ſich in rieſenhafter Geſtalt zeigt, alleiniger Herrſcher einer großen, wilden, mächtigen Gebirgsgegend iſt. Es läßt ſich nicht läugnen, daß dadurch, daß alle Mährchen des Rieſengebirges ihren einzigen Mittelpunkt in dieſer räthſelhaften, launigen Geſtalt fanden, jene tiefen, das Gemüth ergreifenden Sagen anderer Gebirgsgegenden aus den ſchleſiſchen verdrängt ſind, daß ſie jene tragiſche Naturtiefe der Harzmährchen nicht zeigen; aber dennoch haben ſie etwas höchſt Merkwürdiges, was auch hier, wie bei allen Mährchen, auf die Natur und Bildung der Gegend deutet, ja die eigentliche geheimnißreiche Tiefe derſelben aufſchließt. In den meiſten mächtigen Gebirgen zeigt ſich der höchſte Gipfel, der über die übrigen hervorragt, von unzugänglichen Felſen umgeben, tiefe Thäler, wilde Schluchten trennen das verſchloſſene, von wenigen wilden Thieren bewohnte Innere von den mildern Gegenden, die von Menſchen beherrſcht werden. Nur Wenige Kühnere wagen es einzeln, mit den Gebirgsgeiſtern vertraut, jene verſchloſſenen Gegenden zu beſuchen. Dieſe erhalten, wie das Gebirge ſelbſt, ein geheimnißvolles Gepräge, und die verborgene Natur blickt räthſelhaft, wild und drohend in die entfernten bewohnten Flächen hinein. Das Rieſengebirge hat in dieſer Rückſicht eine ſehr abweichende Bildung. Eine bewohnte, milde, weitläufige Ebene drängt ſich bis unmittelbar an den Fuß des höchſten Gebirges hinan; die Schneekuppe entbehrt jener vornehmen, myſtiſchen Umgebung, und die düſterſten Gebirgsſeen, die ſchroffſten Felſen, die wildeſten Waſſerſtürze liegen den freundlichen Dörfern ganz nahe. Dadurch tritt das Geheimnißreiche ſelbſt in eine größere, vertraulichere Nähe, und was in andern Gebirgen, als furchtbare, zerſtörende, finſtere Gewalt, in das gewohnte Daſein mit vernichtender Kraft tief tragiſch hineingreift, das erſcheint hier ein leichter Traum, die Drohungen der gewaltigen Geiſter löſen ſich in Neckereien mancherlei Art auf, und ein vorübergehender Schauder tritt an die Stelle der verzehrenden Furcht.

Das Rieſengebirge zeigt ſich auch in anderer Hinſicht ſehr verſchieden von den meiſten übrigen Gebirgen. Gewöhnlich hangen bedeutende Gebirgsketten mit andern kleinern in mehrern Richtungen zuſammen. So hangt der Harz mit der gebirgigen Flözgegend in Weſtphalen gegen Weſten, mit den heſſiſchen Gebirgen und Thüringen gegen Süden und Südoſt zuſammen, ſo Thüringen mit dem gebirgigen Franken, das Erzgebirge mit dem böhmiſchen Mittelgebirge. Gegen Tyrol zu und in der Schweiz iſt jene Verbreitung nach mehreren Richtungen noch auffallender. Mir iſt kein Gebirge in Europa bekannt, welches, ſo mächtig und hoch, wie das Rieſengebirge, ſo ſchnell gegen Norden, wie gegen Süden begrenzt wird, die Verbindung mit andern Gebirgen findet nur gegen Weſten mit den Lauſitzer-, gegen Südoſt mit den Gläzer-Gebirgen ſtatt, nach Norden und Süden, äußerſt ſchmal gegen ſeine Länge, verliert es ſich, hier in die ſchleſiſchen, dort in die böhmiſchen Ebenen. Dadurch bildet es eine höchſt bedeutende Wetterſcheide. Zwei ſtark entgegengeſetzte, klimatiſch höchſt verſchiedene Gegenden finden an dieſem mächtigen Gebirge ihre gemeinſchaftliche Grenze. Das Wetter bricht ſich an dieſen ungeheuern Maſſen, die den Unterſchied zugleich begründen, begrenzen und unterhalten. Kälte und Wärme, dieſe von Süden, jene von Norden, treten ohne Abſtufungen ſich ganz nahe und zerſtören das Gleichgewicht der Luft. Plötzlich ziehen Wolken zuſammen und vertheilen ſich wieder, einen leichten, bald zerriſſenen, bald zuſammenhangenden Schleier um das Rieſenhaupt des Gebirges bildend. Schnell entſtehen im hohen Gebirge Windſtöße von Norden nach Süden, und umgekehrt, unerwartet ergießen ſich die heftigſten Regengüſſe, und in ſchnellem Wechſel erheitert und trübt ſich das Wetter, erheben ſich Stürme und beruhigen ſich wieder. Dieſe Launen der Gegend ſind Aeußerungen des geiſtigen Herrſchers, der indeſſen, durch das freundliche Hirſchberger Thal nach Norden gezogen, mit den Schleſiern genauer, als mit den durch wildere Gegenden von der Rieſenkuppe getrennten Einwohnern Böhmens, vertraut iſt. Obgleich faſt alle Mährchen von Rübezahl ein mehr launenhaftes, als tragiſches Gepräge haben, fehlt dennoch das letzte nicht ganz.

Ueber den Urſprung des Namens Rübezahl hat es mancherlei Vermuthungen gegeben. Prätorius, der Verfaſſer einer höchſt geſchmackloſen Schrift, die kurz nach dem dreißigjährigen Kriege erſchien, bis jetzt noch der Hauptſchriftſteller über Rübezahl, zählte hundert verſchiedene Ableitungen, die er in weitſchweifiger Breite auseinanderſetzt. *) Unter dieſen iſt die 33ſte Ableitung S. 337 die, daß ſein Name von Rübezähler herrühre, als wenn der Berggeiſt, dem ſchmählichſten Geize ergeben, ſelbſt das Geringſte, die Rüben ſeines Gartens, zu zählen nicht unterließe. Dieſe Ableitung hat durch Muſäus, den bekannten Mährchenerzähler unſerer Tage, die größte Autorität erhalten, nur daß die Benennung nicht den Geiz des Berggeiſtes bezeichnet, denn von dieſem weiß die Mährchenwelt nichts, vielmehr in einem Liebesabenteuer begründet iſt. Vor vielen tauſend Jahren, erzählt Muſäus, bewohnte der Berggeiſt ſchon je-

---

*) Satyrus etymologicus oder der reformirende und informirende Rübezahl, welcher in hundert nachdenklichen und neu erfundenen eines und ſeines Namens Derivationibus, ſampt einer wackern Compagnie der poſſirlichſten und wahrhaftigſten Hiſtorien, von gedachtem ſchleſiſchen Geſpenſte, nebenſt andern beigebrachten köſtlichen raritäten und argutien, kützlich, kürzlich und nützlich vorſtellet, ſampt dem ſonderbaren Anhänger, der kleine Blocksberg genannt. M. Johannes Praetorius. M. L. C. Zerlingae - Galas - Marcovita. 1666. 2te Ausg.

nes Gebirge. Die liebreiche Tochter eines benachbarten Fürſten zog ihn an, und er wußte ſie durch dämoniſche Künſte in ſeine Gewalt zu bekommen. Um ihr die finſtere und traurige Einſamkeit zu vertreiben und um ihr Herz zu gewinnen, was ihm gar nicht gelingen wollte, zauberte er eine Menge Wurzelmenſchen um ſie herum, die er aus Rüben bildete und denen er die Geſtalten ihrer Geſpielinnen und Bekannten gab. Aber in derſelben Zeit, als die Rüben auf dem Felde, verwelkten dieſe Zauberweſen und ließen das verlaſſene Mädchen in trauriger Einſamkeit zurück. Der aufmerkſame Rübezahl bereitete ein weitläufiges Rübenfeld, um mit kommendem Frühlinge die Geliebte durch eine anſehnliche Dienerſchaft zu gewinnen. Sie aber liebte einen Fürſten von Ratibor und wußte ihn von ihrer Lage zu benachrichtigen. Gegen den Berggeiſt ſtellte ſie ſich nachgiebiger, und als die Zeit herannahte, wo ſie ihren Geliebten erwartete, verſprach ſie dem Rübezahl einſchmeichelnd, daß ſie, faſt überwunden, ſeine Liebe erwiedern würde, wenn er mit der größten Genauigkeit, ohne daß irgend eine Rübe zu viel oder zu wenig genannt würde, das ganze Rübenfeld nachzählen wollte. Während der Berggeiſt, um ſicher zu ſein, immer von Neuem zählte, entfloh das Mädchen mit dem Fürſten von Ratibor, und als er zurück kam, waren ſie ſo weit aus ſeinem Gebiete, daß ein erregtes Gewitter ſie kaum erreichte. Der ergrimmte Berggeiſt verließ auf mehrere tauſend Jahre das Gebirge, kam, nach einer ſo trübſeligen Erfahrung, menſchenfeindlich wieder zurück und ſtrafte beſonders diejenigen, die durch den herrſchenden Spottnamen ihn an ſein Unglück zu erinnern wagten. Deswegen nennen ihn die nächſten Bewohner ſeiner Herrſchaft, um ſeinem Zorne zu entgehen, den Herrn des Gebirges.

Dieſe ganze Erzählung hat etwas durchaus Modernes, Empfindſames, der Mährchenwelt Fremdes, und gehört ohne allen Zweifel dem Muſäus zu.

1.

Rübezahl hat in dem Gebirge einen eignen Krautgarten. Man zeigt ihn ſeitwärts auf dem Kuppenplane, nicht weit von der Wieſenbaude, an einem Abhange nach dem Aupengrunde zu. Das Gebirge iſt reich an den ſaftigſten, herrlichſten Kräutern, die von alten Zeiten her zu den kräftigſten Eſſenzen benutzt wurden. Noch immer nähren ſich die Einwohner des Dorfes Krummhübel von der Bereitung ſolcher Eſſenzen aus den Gebirgskräutern, und zum Theil ſollen dieſe von

Prager Studenten aus der vormals berühmten Paracelſiſchen Schule, die zur Zeit des Huſſitenkrieges vertrieben wurden, herſtammen, und mögen wohl im Beſitze mancher nützlichen Ueberlieferung jetzt vernachläſſigter Kenntniſſe ſein. Aber unter dieſen Kräutern iſt vor allen ein Zauberkraut in der Mährchenwelt berühmt geworden. Es heißt die Springwurzel und wächſt nur in Rübezahls Garten. Dieſe Wurzel iſt von der köſtlichſten Art, und vermag die hartnäckigſten und langwierigſten Krankheiten zu vertreiben. Sie dient aber den Geiſtern ſelber zur Nahrung, und Rübezahl erlaubt nur ſeinen auserleſenen Günſtlingen, ſie herauszugraben. — Einſt war eine vornehme Dame in Liegnitz gefährlich krank und verſprach einem Bauer aus dem hohen Gebirge eine große Belohnung, wenn er ihr die Springwurzel aus Rübezahls Garten verſchaffen wollte. Gereizt durch das lockende Verſprechen, wagte er den Gang. Als er die einſame, wüſte Gegend des Gartens erreicht hat, ergreift er den Spaten und fängt an die Springwurzel, die ihm nicht unbekannt war, auszugraben. Während er ſo gebückt daſtand und grub, pfiff ein Wind brauſend aus einer beſtimmten Gegend, und er hörte donnernde Worte, die er aber nicht verſtand. Er richtete ſich erſchrocken in die Höhe, um nach der Gegend hin zu ſehen, aber kaum vermochte er gegen den noch immer fortdauernden Wind ſich aufrecht zu halten. Da erblickte er auf dem äußerſten Rande eines hervorſpringenden Felſens eine große, rieſenhafte Geſtalt, ein langer Bart hing bis über den Bauch, eine große krumme Naſe entſtellte das Geſicht; die Geſtalt blickte ihn aus furchtbaren, glühenden Augen drohend an, die ſtruppigen langen Haare und ein großer Mantel flogen durch den Sturm vorwärts. In der Hand trug er eine übergroße, knotige Keule. Was thuſt Du da, ſchrie ihn die Geſtalt an, und ihm dünkte, als wäre die donnernde Stimme von dem Sturme nicht zu unterſcheiden. Der Bauer, ein tollkühner Menſch, überwältigte den Schauder, der ihn ergriff, und antwortete: Ich ſuche die Springwurzel, eine kranke Frau will ſie mir theuer bezahlen. Die Du haſt, darfſt Du behalten, ſchrie die Geſtalt, aber wage es nicht, noch ein Mal zu kommen, ſchwang mit furchtbarer Gebehrde die Keule und verſchwand. Nachdenklich ging der Bauer vom Berge herunter, und die Frau in Liegnitz dünkte ſich überaus glücklich, als ſie, zur Linderung ihrer Schmerzen, ſich im Beſitz der heilſamen Wurzel ſah. Ihre Krankheit nahm ſichtbar ab, und da ſie nur von dieſer Wurzel völlige Heilung erwartete, ſo ließ ſie den Bauer noch ein Mal kommen. Wagſt Du es noch ein

Mal die Springwurzel zu holen? fragte die Frau. Liebe gnädige Frau, antwortete der Bauer, das erste Mal iſt mir der Herr des Gebirges in entſetzlicher Geſtalt erſchienen, mich alſo ſchwer bedrohend, daß ich es nicht wagen mag zum zweiten Mal. Aber die Frau überwand ſeine Furcht durch die größten Verſprechungen, ſie wollte ihm eine viel größere Summe bezahlen, als das erſte Mal. Da vermochte der Bauer nicht zu widerſtehen, und zum zweiten Male wagte er es, den einſamen Gang in das innere Heiligthum des Gebirges anzutreten. Als er nun die Wurzel zu graben anfing, erhob ſich ein furchtbarer Sturm aus derſelben Stelle, wie das erſte Mal, und als er hinblickte, erſchien die Geſtalt noch viel drohender, die wilden Haare, der große Mantel flogen und ſchienen auf ihn zuzufliegen, aus den Augen ſprühte Feuer, die furchtbare Stimme, die abermals zu ihm hinſchrie: Was thuſt Du da? wiederhallte von den kahlen Felſen, und ſchien aus der ſchwindelnden Tiefe mit doppelter Gewalt emporzuſteigen. Und als er nun antwortete: Ich ſuche die Springwurzel, eine kranke Frau will ſie mir theuer bezahlen, da brüllte die erzürnte Geſtalt: Habe ich Dich nicht gewarnt, Du Unſinniger, und Du wagſt es, noch ein Mal zu kommen? Doch Du haſt ſie ſchon, rette Dich, wenn Du kannſt! Und die Flammen aus den blitzenden Augen ſchienen den Hinſinkenden zu treffen und ihm das Geſicht zu verbrennen, die mächtige Keule flog durch die Luft und ſchlug ganz dicht neben ihm tief in den harten Felſen hinein, der Boden bebte, ein ſchauderhafter Donnerſchlag betäubte ihn und er ſank bewußtlos hin. Nach langer Zeit kam er wieder zu ſich. Er war wie zermalmt, die Keule verſchwunden, in der Ferne hörte er donnern und glaubte die drohende Stimme in dem Donner zu vernehmen; aber in der Hand hielt er die Springwurzel feſt und kroch, von Regen durchnäßt, von Nebel umhüllt, von irrenden Geiſtern bald hier, bald dahin gelockt, die ganze Nacht und den folgenden Tag herum, ohne zu wiſſen, wo er war, bis ihn ein Köhler halb verſchmachtet fand und nach ſeiner Hütte brachte. Hier erholte er ſich und eilte nach Liegnitz. Die Frau war entzückt, als ſie ihn mit der Springwurzel kommen ſah, und gab ihm eine ſo große Summe, daß er alle Angſt vergaß und fröhlich nach Hauſe eilte. Es verging einige Zeit, die Frau ſchien faſt geſund, aber ganz war ſie noch nicht hergeſtellt. Wenn ich noch zum dritten Male die Springwurzel erhalten könnte, dann wäre ich völlig geſund, das fühle ich wohl, ſprach ſie und ſandte wieder nach dem Bauer, der erſt gar nicht kommen wollte; aber es war, als triebe ihn ein böſer Geiſt wider ſeinen Willen. Hier bin ich wieder, gnädige Frau, ſagte der Bauer, was wollt Ihr von mir? Doch nicht, daß ich zum dritten Male die Springwurzel ſuchen ſoll? Dafür bewahre mich Gott. Kaum bin ich das letzte Mal mit dem Leben davon gekommen. Mir ſchaudert, wenn ich nur daran denke. Da fing die Frau an ihn zu beſchwören, und verſprach ihm ein ganzes reiches Bauergut und große Reichthümer dazu, und ſie verblendete den Tollkühnen, daß er alle Gefahr vergaß und ſich vermaß, die Springwurzel noch zum dritten Male aus dem Zaubergarten zu rauben, und wenn es ſein Leben koſten ſollte. Bis jetzt, ſagte der Bauer, hat der Geiſt Dir nur gedroht, es ſoll nun das letzte Mal ſein. Dann bin ich ein reicher Mann, und kann in Herrlichkeit und Freude leben. So kam er nach Hauſe; aber er wagte es nicht, allein zu gehen. Lieber Sohn, ſagte er zu ſeinem älteſten, der ſchon erwachſen war, wir wollen nach der Kapelle auf der Kuppe wallfahrten, Du ſollſt mich begleiten. So gingen ſie neben einander, und die Schluchten wurden immer enger, das Gebirge immer kahler, und als ſie ſo neben den finſtern Seen, die ewig von ſtarren Felſen beſchattet werden, hergingen, da ward der Vater gar nachdenklich und ein inneres Grauen durchfuhr ihn, und er blickte ſo ſeltſam aus den Augen, daß auch ein ſtiller Schauder den Sohn ergriff. Was iſt Dir, Vater? ſagte der Sohn; aber der Vater antwortete nicht und blickte ſtumm vor ſich hin. So ſtiegen ſie immer höher, und als ſie dem Garten nahe waren, da ſprach der Vater: Böſe Geiſter haben mich gelockt von früher Kindheit an, daß ich immer nur nach Reichthum trachtete, und Gottesfurcht und Frömmigkeit blieben mir fremd, daher lebte ich wild und wüſte, und habe Euch niemals ein gutes Beiſpiel gegeben, wie es der Vater ſeinen Kindern ſchuldig iſt. Jetzt ruft mich die Hölle und ich muß dem Herrn des Gebirges die Springwurzel rauben, wofür er mich zerfleiſchen wird. Da heulte der Sohn und ſprach: Vater laß das ſein, kehre mit um, Gott wird barmherzig ſein. Aber in dem Wahne der Verzweiflung hatte der Vater den Spaten ſchon ergriffen und angeſetzt. Da erhob ſich ein furchtbarer Orkan, ein Wolkenbruch ſtürzte herab, daß alle Bäche zu wilden Strömen heranwuchſen, ein Wehklagen ſchien tief aus den Wurzeln des Gartens herzzerreißend zu ertönen, alle Elemente bewegten ſich wild untereinander, gähnende Klüfte eröffneten ſich, und von oben fuhr eine große Geſtalt, ſelbſt wie ein Gebirge, mit einer rieſenhaften Keule, ergriff den Bauer und flog mit ihm in die Höhe. Ein großer Fels ſtürzte zerſchmettert herunter, der Sohn hörte das Winſeln des Vaters immer ferner. Betäubt lag er lange, da hörte der Orkan auf zu brauſen, der Himmel erheiterte ſich, und der verlaſſene Sohn ſuchte voll Schrekken die Kapelle, um ſich Gott zu empfehlen. In derſelben Stunde aber ſtarb plötzlich die Frau in Liegnitz, als ſie ſchon völlig geneſen ſchien.

Auch die Jagd in dem höchſten Gebirge hat der Berggeiſt ſich vorbehalten, vorzüglich aber duldet er dort keine Jagdhunde. Einer der Vorfahren des Grafen Schafgotſch zwang einſt ſeinen Jäger, der einſam in dem wildeſten Gebirge wohnte, einen Hund mit ſich zu nehmen, was dieſer, mit dem ſtrengen Verbote des Berggeiſtes bekannt, bisher nicht gewagt hatte. In der Nacht war es um ſeine Wohnung herum ſehr unruhig, die Thüren klapperten, die Fenſter klirrten, der Hund bellte erſt, dann winſelte er, aber immer ſchwächer, immer ferner. Als der Morgen grauete, ſuchte der erſchrockene Jäger den Hund. Er war verſchwunden. In großer Entfernung vom Hauſe fand man die zerſtreuten Glieder des zerriſſenen Thieres. Seitdem wagt man es nicht, Jagdhunde in das hohe Gebirge zu bringen.

2.

Mannigfaltig ſind die Launen des Rübezahl, oft ſtraft er diejenigen, die ihn auf irgend eine Weiſe durch Herausforderung zu erbittern wagen, am häufigſten, indem er die Wolken zum Regen zuſammenzieht, plötzlich Sturm und Gewitter erregt, die Wandernden in den wüſteſten, felſigen Gegenden irre leitet. Den betrügeriſchen jüdiſchen Roßtäuſchern erſcheint er auf einem ſtattlichen Roſſe als ein vornehmer Herr, und wenn ſie ſich verleiten laſſen, ihm das ſchöne Pferd abzuhandeln, verwandelt es ſich nach kurzer Zeit in einen Strohwiſch. Er hat wohl öfters verarmten Edelleuten aufgeholfen, die in ſchlechtem Anzuge auf magerm Pferde kummervoll durch das Gebirge ritten. Es begegnet einem ſolchen wohl ein ſtattlicher Ritter, der ſich mit ihm in ein Geſpräch einläßt. Er ſtellt irgend eine ungeräumte Behauptung auf, um eine Wette zu veranlaſſen. Der Verlierende ſoll dem Andern ſein Pferd und ſeinen Anzug überlaſſen. Rübezahl verliert und der Glückliche reitet auf einem ſchönen Pferde weiter. Wenn er das Gebirge verläßt, fühlt er die Taſchen beſchwert und entdeckt mit Vergnügen große Rollen von Gold. Wenn aber lockere Abenteurer, indem ſie dergleichen erfahren, ſeine Wohlthätigkeit auf ähnliche Weiſe in Anſpruch nehmen wollen, werden ſie empfindlich getäuſcht. Das Kleid verwandelt ſich in trockenes Laub, das Pferd in einen Stock, der verblendete Reiter merkt die Verwandlung nicht und reitet in dem lächerlichſten Aufzuge durch die Dörfer. Arme Frauen, die Kräuter ſuchen, überredet er, als Wanderer erſcheinend, die Kräuter aus dem Korbe zu werfen, und ſtatt dieſen füllt er ihn mit trockenem Laube. Nachdem er ſich entfernt hat, wird der Korb ſchwer, keuchend tragen die Frauen, die ſich betrogen wähnen, die übermäßige Laſt, die immer beſchwerlicher wird. Endlich werfen ſie den unnützen Haufen weg. Aber wenn ſie nach Hauſe kommen, entdecken ſie mit Erſtaunen, daß die wenigen Blätter, die an dem Korbe hängen blieben, in Gold verwandelt ſind. Sie kennen die Stelle, wo ſie das Laub hinwarfen, ſie eilen zurück, aber entdecken nichts. Arme Kinder hat er öfters beſchenkt. In den Gebirgsörtern erſcheint er, wenn arme Leute ſich heirathen, als fröhlicher Gaſt, tanzt mit der Braut und überreicht ihr ein unſcheinbares ſeidenes Band, dem Bräutigam eine Silbermünze. Nachdem er ſich entfernt hat, iſt das Band in einen koſtbaren Schmuck, die Silbermünze in ein ſchweres Goldſtück verwandelt. Eine gebärende Bauerfrau iſt in Kindesnöthen, keine Hülfe in der Nähe, da meldet ſich eine fremde Hebamme und wird mit Vergnügen angenommen. Das Kind wird faſt ohne Schmerzen geboren, aber unter den Händen der Hebamme vermehrt ſich die einfache Geburt, immer mehr neugeborne Kinder erſcheinen, es wimmelt von ſchreienden Kindern in der kleinen Stube, der Prediger wird eilig herbei gerufen. Indem er aber die Kinder in die Hand nehmen will, verwandeln ſie ſich in Puppen, bis er das wahre Kind trifft, da ſind die Puppen und die Hebamme verſchwunden. Oft erſcheint in den wüſteſten Gegenden des Gebirges ein willkommenes Wirthshaus, deſſen Wirth Rübezahl iſt, der nun ſeine Gäſte auf die mannigfaltigſte Weiſe foppt. Im Ganzen ſind die Erzählungen ſehr einförmig. Wir wollen eine ſolche herausheben, die kurz und trocken erzählt bei Büſching vorkommt. (Volksſagen, Mährchen und Legenden, geſammelt von Büſching, Leipzig bei Reclam, 1812. S. 36.)

3.

Eine Geſellſchaft vornehmer Badegäſte in Warmbrunn hatte ſich vereinigt, um einen böhmiſchen Edelmann zu beſuchen. Unter dieſen befand ſich der Freiherr von Emmerling, ein guter, wohlwollender Mann, der aber durch eine unglückliche Gewohnheit alle Heiterkeit der Geſellſchaft zu vertreiben pflegte. Es war, als wäre ihm die Freude zuwider, immer mürriſcher, je fröhlicher die Geſellſchaft wurde, polterte, ſchalt er und erinnerte unaufhörlich, doch nicht den Anſtand, den Ernſt zu vergeſſen. Wenn die Uebrigen, unwillig über eine ſolche Störung, ihn baten, doch die kurze, ſchnell vorübergehende Luſt zu ehren, erſchien ſeine keinesweges liebenswürdige Frau, um ſie in breiten Redensarten auf die Verdienſte des Mannes aufmerkſam zu machen. Bei dieſen Eigenheiten des Ehepaars war es nur gar zu natürlich, daß man es von den fröhlichen Gelagen entfernt zu halten wünſchte. Dieß Mal war es aber nicht möglich, mehrere von der Geſellſchaft waren mit dem Herrn von Emmerling in genauer Verbindung, er ſelbſt hatte ſich aufgedrängt und ſchien ſich von der fröhlichen Fahrt ſo viel Luſt zu verſprechen, daß man, ſelbſt heiter geſtimmt, ihn dieſes Mal verträglicher, als ſonſt, zu finden hoffte. An einem ſchönen warmen Sommermorgen fuhren vier glänzende Equipagen aus Warmbrunn, eilten ſchnell durch die langen Gebirgsörter, durch die holprigen Wege, die das Rieſengebirge von Böhmen trennen, und erreichten gegen Abend das Schloß, wo man ſie mit Sehnſucht erwartete. Viele Freunde hatten ſich hier verſammelt, man verlebte einige vergnügte Tage auf die anmuthigſte Weiſe, obgleich die Launen des Herrn von Emmerling und die polternde, altkluge Weiſe ſeiner Frau mehr, als ein Mal, die Geduld der Geſellſchaft auf die ſchwerſte Probe ſetzte. Der letzte Abend hatte die ganze Geſellſchaft auf die traulichſte Weiſe vereinigt. Das Gefühl, daß man ſich nun nach einer kurzen Zeit der Luſt und Freude trennen müſſe, unterhielt eine ſtille Wehmuth, die man nur mit Mühe überwand. Freunde aus entfernten Gegenden hatten ſich unvermuthet getroffen, um ſich eben ſo ſchnell zu trennen; aber man beſchloß die letzten Stunden ganz der Freude zu widmen, und die heiterſte Stimmung verdrängte alle Erinnerung an Abſchied und Trennung. Herr von Emmerling ſchien leider alle ſeine Launen für heute aufgeſpart zu haben. Er ſchien es abſichtlich darauf anzulegen, jede keimende Freude zu ſtören, ſeine Frau ergoß ſich in Sentenzen, und ſchon wollte die Geſellſchaft mismüthig auseinander gehen, als ein Fremder erſchien, der Allen unbekannt war. Er war zu Pferde, bat den Wirth, ſeine Zudringlichkeit zu entſchuldigen. Er habe, ſagte er, ſich in dem Gebirge verirrt, ſein Pferd ſei ſo müde, daß er nicht weiter könne; er nannte mehrere entfernte Freunde, und ward um ſo freundlicher empfangen, da er als ein einnehmender, gewandter und geiſtreicher Mann erſchien, und ſeine Gegenwart die mismüthige Stimmung zu verdrängen verſprach. Auch gelang es ihm. Schnell ſchien er die Verhältniſſe aller Perſonen zu einander zu durchſchauen, die geheimen Neigungen der Männer und Frauen ſchienen ihm bekannt, einem Jeden wußte er etwas Angenehmes, Erfreuliches zu ſagen, und ſelbſt das verdrießliche Ehepaar ward, ohne zu wiſſen, wie, von ihm bezwungen. Eine fröhliche, heitere Stimmung verbreitete ſich unter die Gäſte, keiner gedachte der nahen Trennung, und nur als die ſpäte Nacht an die Ruhe mahnte, reichte man ſich wehmüthig die Hände, und ein Jeder gedachte mit Schmerzen, wie ſchnell die genußvollen Stunden verſchwunden waren.

Am andern Morgen ſtanden die gepackten Wagen ſchon da, die ungeduldigen Pferde ſchnaubten, die Kutſcher knallten mit den Peitſchen; aber es dauerte lange, ehe man fertig ward. Die Frauen hatten, wie gewöhnlich, die wichtigſten Sachen bis zuletzt aufgeſpart, man hatte ſich noch ſo Vieles zu ſagen, ſo manches Bedeutende zu verabreden, und als ſchon Alle in dem Wagen ſaßen, der traurige Abſchied vorüber war, hatte man hier einen Kaſten, dort ein Paket vergeſſen, ja kaum war eine kleine Strecke zurückgelegt, als ſchon wieder ein Halt dem vorderſten Kutſcher zugerufen ward. Eilig mußte ein Bedienter nach dem Schloſſe zurückeilen, um einen Regenſchirm zu ſuchen, den man nach langem vergeblichen Suchen doch nicht fand. So war ein bedeutender Theil des Tages vergangen, als man endlich ſchnell davoneilte. Die Wege waren nicht die beſten, auf der Hinreiſe hatte man ſich mit Wegweiſern verſehen, die man auf der Rückreiſe entbehren zu können glaubte. Die Kutſcher nicht allein, auch die Herren bildeten ſich viel auf ihren Ortsſinn ein, daher entſtand unterweges öfters Streit, der eine wollte hier, der andre dorthin fahren. So verging der Tag und die Sonne neigte ſich ſchon bedeutend, als man ſich dem ſüdlichen Abhange des rauhen Rieſengebirges näherte. Die Frauen fingen ſchon an bedenklich zu werden, und eben hielt der vordere Wagen an einer Stelle, wo die Landſtraße ſich ſpaltete. Der Kutſcher war ungewiß, welchen Weg er wählen ſollte, die Herren ſtiegen aus, um zu berathſchlagen, als ein Reiter ſich den Reiſenden näherte. Es war der unbekannte Fremde, der ſich ſo liebenswürdig gezeigt hatte. Er behauptete dieſe Gegend genau zu kennen und rieth der Geſellſchaft, den Weg rechts zu wählen. Sie ſehen, ſagte er, dort einige Häuſer, es ſind die erſten von einem Gebirgsdorfe, welches ſich ſehr lang in ein enges Thal hineindrängt. Wenn Sie dieſes erreicht haben, können Sie ohne Sorge ſein. Schroffe Felſenwände machen einen jeden Nebenweg unmöglich, wenige Berge, die nicht von bedeutender Höhe ſind, verbinden die öſtliche Gebirgskette mit der weſtlichen, und in zwei bis drei Stunden können Sie ſchon den nördlichen Abhang erreichen. Der Weg iſt ſo gut, wie man ihn hier, wo keine große Landſtraße durch das Gebirge geht, erwarten kann, ſetzte er ironiſch lächelnd hinzu, bedauerte, daß er die Geſellſchaft nicht begleiten könnte, und ritt eilig weiter. Man beſchloß ſeinem Rathe zu folgen und erreichte das Dorf. Aber es wollte kein Ende nehmen, der Weg war abſcheulich, die Wagen konnten nur langſam vorwärts, die Sonne ſank, und als das Dorf zu Ende war, ſah man nur die höchſten Bergſpitzen röthlich erhellt, und die nächtliche Dunkelheit fing ſchon auf eine bedenkliche Weiſe an, ſich in dem Thale zu zeigen. Langſam und vorſichtig fuhr man weiter, die Geſellſchaft ward immer einſylbiger, die Frauen ſahen furchtſam nach den ſtarren Felſen, die auf beiden Seiten ſchroff in die Höhe ſtiegen. So brach die Nacht völlig ein, der Himmel war mit trüben Wolken überzogen, kein Stern ließ ſich ſehen, die Wagen ſanken in tiefe Löcher, drohten öfters umzuwerfen. Je weiter man kam, deſto mehr häuften ſich die Schwierigkeiten, deſto ärger ward der Knüppeldamm, deſſen queerliegende Balken, zum Theil verfault, mit heftigen Stößen die Räder in die tiefſten Löcher hineinſtießen. Endlich erreichte die Verlegenheit, ja die Verzweiflung den höchſten Gipfel. Die Räder ſchwankten, als wollten ſie aus den Speichen fallen, die Axen knackten, die Stangen zerbrachen und mußten gebunden werden, das Riemenzeug zerriß und die Pferde ſchnaubten, ſprangen hin und her und waren nicht zu beruhigen. Schon lange waren die Herren insgeſammt ausgeſtiegen und ſuchten zu helfen, wie ſie konnten. Die Damen ſaßen voll Schrecken, und nur die abwechſelnden harten Stöße preßten hier und da einen ängſtlichen Schrei aus, welcher das allgemeine Stillſchweigen unterbrach. Aber mit Entſetzen mußte man wahrnehmen, daß man nicht bloß mit ſchlechtem Wege und Dunkelheit zu kämpfen hatte. Zwiſchen den düſtern Tannen der Felſenwände ſchienen nächtliche, rieſenhafte Geſtalten zu ſchreiten, es pfiff aus den nahen Schluchten, ein fernes Heulen ließ ſich hören, ein geiſterhaftes

Wimmern ſchallte durch das enge Thal, und immer wilder wurden die Pferde. Plötzlich ertönte aus den Wagen lautes Geſchrei. Die Kutſcher wurden durch eine unſichtbare Gewalt von den Böcken geriſſen, ſie ließen die Zügel fallen, die Pferde hoben ſich wildſchnaubend in die Höhe, blieben aber feſtgewurzelt, wie durch Geiſtergewalt gebannt, ſtehen. Die Herren zogen die Säbel, ſpannten die geladenen Piſtolen, obgleich ſie, von Entſetzen ergriffen, wohl fühlten, daß ſie in der Gewalt der Berggeiſter wären. Die Damen waren der Ohnmacht nahe. In dieſer Lage entdeckte man vor ſich einen hellen Schein, ohne zu wiſſen, wo er herkam. Ein muthiger junger Mann ging dem Scheine entgegen, das Thal und mit dieſem der Weg bog ſich links, und hinter der Biegung entdeckte er mit Erſtaunen einen prächtigen, hell erleuchteten Palaſt. Er ging unerſchrocken durch das große, offene Portal, über den breit gepflaſterten Hof. Eine Reihe hellblau brennender Fackeln ſtanden auf beiden Seiten der breiten hohen Treppe, die zu dem Haupteingange führte, und warfen eine magiſche Beleuchtung in das Gebäude hinein. Ein prächtig angezogener Pförtner empfing ihn höflich und ohne Verwunderung, er erzählte dieſem kurz die Verlegenheit der Geſellſchaft. Da zog der Pförtner an der Klingel, eine Menge Bedienten kamen zum

Vorſchein, und an ihrer Spitze derſelbe Fremde, der ihnen den Abend ſo angenehm vertrieben und dann den Weg gezeigt hatte. Ich habe Sie erwartet, ſagte er, aber Sie ſind ſehr ſpät angekommen. Wo iſt die übrige Geſellſchaft? In der Nähe, antwortete der junge Mann, aber in der peinlichſten Verlegenheit, die Räder ſind loſe, die Stangen gebrochen, die Stränge zerriſſen, die Kutſcher von den Böcken gefallen, die Pferde unbändig, und das Grauen der Nacht hat die Frauen ergriffen. Er ſchämte ſich hier, in der hellen Erleuchtung, gegen einen geiſtreichen Mann irgend etwas von den geſpenſterhaften Erſcheinungen zu erwähnen. So wie der Unbekannte die Noth der Damen und Herren erfahren hatte, entſtand auf ſeine Befehle die lebhafteſte Bewegung. Bedienten mit Fackeln erſchienen, und er ſelbſt eilte, von dem kühnen jungen Manne begleitet, von den Bedienten gefolgt, dahin, wo er die Geſellſchaft in der traurigſten Lage fand. Die Herren und Frauen wußten nicht, ob ſie ſich freuen oder entſetzen ſollten, als ſie eine große Menge Männer in fliegender Eile mit brennenden Fackeln kommen ſahen. Doch bald waren ſie beruhigt, als ſie den Jüngling erkannten und nach ihm den räthſelhaften Fremden, den ſie voll Verwunderung hier wiederſahen. Als er in die Nähe der Wagen kam, waren alle Pferde ruhig, die Kutſcher ſchienen aus einer Betäubung erwacht, richteten ſich auf und ſetzten ſich auf die Böcke. Man glaubte nicht, daß es möglich wäre, mit den beſchädigten Wagen den Palaſt zu erreichen, ſchon wollten die Frauen ausſteigen, um den kurzen Weg, von den Fackeln erleuchtet, zu Fuße zurückzulegen. Als man aber eine ſorgfältige Unterſuchung anſtellte, zeigte es ſich, wie ſehr man ſich durch das Schrecken der Nacht getäuſcht hatte. Die Räder ſaßen feſt, die Riemen waren unverletzt, die Stangen, die man zuſammengebunden hatte, waren völlig unbeſchädigt. Raſch rollten die Kutſchen, der Weg war völlig eben und breit, in fliegendem Galopp ging es durch das Portal, und die Wagen hielten ſtill. An dem Haupteingange ſtand wieder der Fremde als Wirth und empfing ſeine Gäſte, ohne daß man begreifen konnte, wie er in ſolcher Schnelligkeit zurückgekommen war. Die Geſellſchaft befand ſich in dem großen Vorſaale. Zwiſchen großen Säulen ſtanden Statüen, zwei koloſſale Sphinxe ruheten an der breiten prächtigen Treppe, deren Stufen mit den bunteſten perſiſchen Teppichen bedeckt waren. An den Geländern erhob ſich ein blühender Wald von Orangen, Granaten, Tulpenbäumen, Oleander, Pinien. Zwiſchen die Bäume drängten ſich ungeheure Blumen, Malven, Roſen, Volkmannien, Tuberoſen, Georginen, Melaſtomen, Hortenſien, in wunderbarer Fülle. Eine Maſſe von bunten Lichtern erleuchtete das Ganze. Verbindlich reichte der Wirth der Frau von Emmerling den Arm, die Uebrigen folgten, ſtumm vor Erſtaunen, mit einem geheimen Grauen gepaart. Man ſtieg die Treppe hinauf, oben wurden die großen Flügelthüren geöffnet, und man trat in den Saal. Liebliche, himmliſche Töne ließen ſich, wie aus weiter Ferne, hören. Die ſeltſame Nacht und jetzt die glänzenden Lichter, die überirdiſche Pracht, der Duft von tauſend Blumen, die wunderſame Muſik hatten ſchon die Gemüther gefangen genommen, daß ſie ſich beruhigt den Wellen der Zauberwelt hingaben, die von allen Seiten auf ſie losſtürmten, und wie uns im Traume das Seltſamſte natürlich dünkt, ſo ſchien auch den Gäſten nichts mehr räthſelhaft. Faſt ohne Erſtaunen traten ſie daher in den Saal hinein, deſſen Größe und Höhe ihnen ſonſt unbegreiflich ſein mußte. Das hohe Gewölbe ſchien mit Wolken und Kindern bemalt, aber wenn man hinſah, ſchienen die Wolken ſich zu ſenken und zu heben, die Kinder traten in der Verhüllung der Wolken zurück, wie hinter einen leichten Schleier, und drängten ſich wieder hervor, hier einzeln, dort paarweiſe, ſie ſchienen ſich zu necken, zu tändeln. Ein helles Licht von oben erleuchtete Alles. Nach kurzer Zeit vereinigte ſich das Ganze, das Licht leuchtete zauberiſch in der Mitte, rings umgeben von einem leichten Kranze aus Wolken und Kindern, die lächelnd herunterblickten, wie aus Blättern und Blumen lieblich gewoben. An den Wänden ſah man Säulen, bedeckt mit glänzenden Edelſteinen, deren Glanz kaum zu ertragen war. In der Mitte des großen Saals ſchien die gedeckte Tafel ſich zu verlieren. Nicht Stühle umgaben den Tiſch, ſondern breite Bänke, mit weichen, prächtigen Polſtern bedeckt, die einen Ueberzug von grünem Sammt hatten, der reich mit Gold beſetzt war und von Edelſteinen ſtrotzte. Von Ferne ſahen ſie eine reiche, mit Blumen bedeckte Wieſe täuſchend ähnlich. Man ſetzte ſich. In der Mitte des Tiſches ſah man eine ſeltſame Verzierung. Bunte Gebirgsblumen ſchienen aus dem Tiſche hervor zu wachſen, man blieb ungewiß, ob ſie natürlich oder künſtlich wären. Auf dem Tiſche fand man eben ſo viele Gedecke, als Gäſte da waren, und einem Jeden reichte von der blumenreichen Mitte her ein hervorſprießender Zweig eine ihm beſtimmte Blume. Der kühne Jüngling ſah ſich gegenüber Tauſendſchön; neben ihm ſaß ein liebliches Mädchen, die er im Stillen liebte, und zu ihr ragte aus dem Blumenflor Männertreu lieblich herüber. Einer erkannte in ſeiner Nähe den blauen Enzian, ein zweiter Ringelblumen, eine geſprächige Dame das Gän=

ſekraut, eine andere Löwenzahn. Der Herr von Emmerling und ſeine Frau ſaßen ſich gegenüber, und aus der Mitte der Wieſe drängte ſich ein großer Haufen des feinſten Graſes nach beiden Seiten den Gedecken des Ehepaars zu. Der Wirth war verſchwunden und man vermißte ihn kaum. Die Erleuchtung ward immer glänzender, nach beiden Seiten der Tafel ſchien der Saal ſich zu verlängern. An der einen Seite erſchienen eine Menge Geſtalten wie nächtliche fratzenhafte Traumbilder, und eine ſeltſame Muſik ertönte aus wunderbar gebildeten, unbekannten Inſtrumenten, auf der andern Seite entwickelte ſich eine ganze Welt tanzender Mädchen und Kinder. Die Mädchen tanzten ſchwebend auf rollenden Kugeln, näherten, umarmten, trennten ſich, die Kugeln rollten unter ihren Füßen weg, aber ſchnell berührten ſie andere mit den Fußſpitzen, und enthüllten in gaukelnder Bewegung die anmuthigſten Stellungen. Die Kinder ſchienen aus den Wolken an der Decke herunter zu ſchweben, und liefen, wälzten ſich, bald hier, bald da, und drängten ſich zwiſchen die tanzenden Mädchen in üppiger Fülle. Indeſſen genoſſen die Gäſte das herrliche Mahl. Die ſchönſten Weine, wie ſie gewünſcht wurden, brachte die eilige, aufmerkſame Dienerſchaft. Ueber einem Jeden ſchwebte ein Strohhalm, man ſah nicht, womit er befeſtigt war, er ſchien vielmehr frei in der Luft zu ſchweben. Die Diener belehrten die Gäſte, daß ſie nur unter dieſe Halme ihre Gläſer halten ſollten, und ſogleich ſtrömte aus dieſen Halmen das friſcheſte Gebirgswaſſer perlend in die Gläſer. So verging die Zeit, man verlor ſich in die ſeltſamſten Geſpräche, wie die Umgebung ſie zu fordern ſchien, dankte dem Wirth, deſſen Abweſenheit man jetzt erſt gewahr wurde, und in die ſeligſten Träumen verloren, hatte man alle Schrecken der Nacht völlig vergeſſen. Der Jüngling und ſein Mädchen ſahen ſich zärtlich an, die wunderſame Umgebung hatte das Vertrauen, die Freude, den Muth geweckt, und das Bekenntniß der lange verhüllten Liebe ſpielte aus den Augen, bewegte die Züge des Geſichts, drängte ſich wie die reife, im Verborgenen ſchwellende Frucht hervor auf die bebenden Lippen. Herr von Emmerling, nachdem er einige Gläſer glühende Weine genoſſen hatte, ward aber immer verdrießlicher. Schon früher hatte er den wilden Geſprächen, die, wie in den tollſten Träumen, das Seltſamſte als das Gewöhnlichſte behandelten, zu ſteuern geſucht. Die Tänze auf Kugeln, bemerkte er, ſind in der deutſchen Geſchichte ſchon bekannt, in den alten Chroniken können Sie leſen, wie ſich der Kaiſer Friedrich der Zweite an dieſem leichten Spiele ergötzte, was aber die ernſthafte Mitwelt ihm von Rechtswegen vorwarf. Als aber alle Einreden nicht gehört wurden, als er die ganze Geſellſchaft von den Wundern, die ſie umgaben, wie verzaubert ſah, ſtand er polternd auf. Auch die Uebrigen erhoben ſich, um die Seltſamkeiten des Saals genauer zu betrachten. Schon lange hatte man unter den fratzenhaften Geſtalten der Muſiker in einem Winkel einen rieſenhaften Mann wahrgenommen, mit einem langen, grauen Barte, einer ungeheuern, krummen Naſe und brennenden Augen, von langen Augenbraunen düſter beſchattet. Er trug eine braune Mönchskutte, drehte unaufhörlich und emſig an einem Inſtrumente, einer Drehorgel nicht unähnlich, und ſah unbeweglich, ſtarr, ernſthaft, faſt mürriſch vor ſich hin. Herr von Emmerling fühlte ſich nach dieſer finſtern Geſtalt unwiderſtehlich hingezogen. Er näherte ſich ihm, redete ihn an, erhielt aber von der ſeltſamen Geſtalt keine Antwort, er ſah ſtarr vor ſich hin, indem er fort drehte, obgleich das Inſtrument, wie man jetzt in der Nähe vernahm, gar keinen Ton von ſich gab. Mein Herr, ſagte der Herr von Emmerling, verwechſeln Sie mich nicht mit den übrigen Thoren, die ſich an dieſen Gaukelpoſſen ergötzen. Bald werden unſere Frauen ſich auf die rollenden Kugeln ſtellen und die Männer ebenfalls. Es iſt unerlaubt, unſer freundlicher Wirth hat uns durch Phantasmagorien und optiſche Täuſchungen vortrefflich zu unterhalten geſucht, aber das unbeſonnene Volk ſcheint in einen gefährlichen Aberglauben zu verfallen. Sie müſſen uns Aufklärung verſchaffen. Zeigen Sie doch die Maſchinen, die Hohlſpiegel, die Inſtrumente, denn obgleich ich Manches zu verſtehen glaube, ſo iſt mir doch Vieles noch räthſelhaft. So ſprach der Herr von Emmerling unabläßig, und als der alte Mann ſtill ſchwieg, und ihn drohend anſah, ſuchte er ihn aus dem Winkel, hinter welchem er die verborgene Maſchinerie verſteckt glaubte, mit Gewalt zu vertreiben. Der Alte ſtieß ihn zurück und ſprach mit hohler Stimme:

Laß mich ſtehen,
Ich muß drehen,
Daß die Geſtalten
Zuſammen halten.
Siehſt Du nicht die rauhen Hände?
Hörſt Du nicht den wilden Bach?
Fluthen reißen an die Wände,
Geiſter an das loſe Dach. —
Laß mich ſtehen,
Ich muß drehen. —

Der Herr von Emmerling war durch dieſe Anrede des Alten wie betäubt, eine lange Zeit ſchwieg er ſtill und ſchien ernſthaft nachzudenken. Jetzt wird mir Alles klar, rief er auf einmal laut, es iſt eine höchſt merkwürdige magnetiſche Erſcheinung, ein hoher Grad des Hellſehens hat ſich bei der ganzen Geſellſchaft wunderbar entwickelt. Ich bin mit den Magnetiſeurs in Berlin, München und Stuttgart in Verbindung, und habe dem Herrn Kieſer in Jena Beiträge verſprochen. Daß mir nur kein merkwürdiger Umſtand entgeht. Es iſt in der That ein großes Glück, daß ich allein unter allen dieſen Träumenden der einzige ſich Bewußte, daß ich völlig wach bin. Er nahm hierauf ein Taſchenbuch heraus und fing an, alles, was der Geſellſchaft, ſeit ſie dieſes wunderbare Haus betrat, begegnet war, ſorgfältig aufzuzeichnen. Der Jüngling, der in der Nähe ſtand, hatte mit Verwunderung dieſe Aeußerungen gehört. Aber, mein theuerſter Herr von Emmerling, ſagte er, erinnern Sie ſich doch nur, daß Sie ja ein Theil der magnetiſchen Viſion ſind. Sind wir wirklich in einen magnetiſchen Zuſtand verſetzt, dann iſt alles, was um uns vorgeht, unſer Traum; Sie aber, wenn Sie nicht träumen, ſind ja nur ein Traumbild unſerer Viſion, Sie ſind gar nichts. Wie können Sie nun Bemerkungen anſtellen, ein Phantasma über die Phantaſie, deren Geſchöpf es iſt, reflektiren? Ein bedenklicher Fall, wie Sie nicht läugnen können. Herr von Emmerich nieſte. Proſit! ſagte der Jüngling.

Und Beide ſchwiegen eine Zeitlang. Wenn ich Alles genau bedenke, fing darauf der Herr von Emmerling an, ſo findet hier etwas Seltenes ſtatt; ich ſehe als beſonnener Beobachter von innen aus dem Traume heraus, da es ſonſt den Beobachtern nur vergönnt iſt, von Außen durch die Erzählung in die Welt des Hellſehens hinein zu ſehen, — eine Differenz der Richtung, aber in der That nichts weiter. Aber ich bitte Sie, iſt es nicht klar, daß das ganze Haus ein magnetiſches Banquet iſt? Die Bäume auf der Treppe ſind magnetiſirt, die narkotiſchen Düfte der Blumen erhöhen den magnetiſchen Zuſtand, eiſerne Geländer leiten die Wirkung nach allen Punkten, eiſerne Stangen ſehen Sie an den Wänden, und die waſſerhaltigen, ſchwebenden Strohhalme ſind wichtige Werkzeuge, den wunderbaren Effekt zu erhöhen. Die Drehmaſchine, die jener Magnetiſeur in beſtändiger Bewegung erhält, iſt ohne allen Zweifel mit einer Menge beweglicher Magnete erfüllt, die mannigfaltig untereinander ſpielend eine fortdauernde Beziehung gegen das Ganze unterhalten. Stören Sie unſere lobenswerthen Forſchungen nicht, ſprach er ferner, indem er ſich dem Alten wieder näherte, von welchem er ſich kurz vorher furchtſam entfernt hatte, denn wahrlich, die Geheimniſſe Ihrer Drehmaſchine müſſen wir genau unterſuchen. Der Alte drehte mit der linken Hand unaufhaltſam fort und berührte den Herrn von Emmerling, als er ihm nahe genug trat, mit einem Stabe. Kaum war er berührt, als er in eine beſtändige unruhige Bewegung gerieth, wobei er fortdauernd ſprach, die Geheimniſſe der Maſchine entwickelte und den Jüngling über die Natur der ſcheinbaren Bezauberung aufzuklären ſuchte. Aber, mein Herr, ſagte der Jüngling, Sie haben ſeit Kurzem ſeltſame Gewohnheiten angenommen, was in aller Welt bedeutet die beſtändige Kopfbewegung, es kommt mir faſt vor, als wenn ſie jeden Satz, den ſie entwickeln, durch einen Kopfſtoß einleuchtender machen wollten. Bei Gott, Sie haben mich empfindlich geſtoßen, die Lippen ſchwellen, das Geſicht verändert ſich, es wachſen Ihnen Hörner aus der Stirne, mein Lieber, was bedeutet das? Ich habe, ſagte Herr von Emmerling, ſehr undeutlich und ſtotternd, eine Bemerkung gemacht, eine Bemerk — Bemerk — merk — merk, o ich merke, ich merke — merk — merk — merke. Die Lippen waren völlig zur Schnauze angewachſen, die Augen zurückgetreten, das ganze Geſicht behaart, die Hörner völlig heraus gewachſen, und ein vollendeter Bockskopf ward von den Schultern des verwandelten Mannes getragen. Indem dieſe Verwandlung geſchah, ward die Muſik wilder, der Tanz der Mädchen und Kinder verlor ſich in wunderliche Sprünge, die Lichter brannten dunkler und röthlicher, und ein geheimes Flüſtern und Kichern, wie von unſichtbaren Geſtalten, ließ ſich allenthalben in dem Saale hören.

Die lauten Geſpräche hatten die Aufmerkſamkeit der übrigen Geſellſchaft auf ſich gezogen, ſie verließ die Tanzenden, und verſammelte ſich ſpottend und lachend um den Verwandelten, der durch die ſeltſamſten Sprünge ergötzte, und bald hier, bald da ſich durch Stöße zu rächen ſuchte. Die Frau von Emmerling war eben im Begriff einzuſchlummern, als ſie von der lärmenden Geſellſchaft geſtört ward und ſich neugierig zudrängte. Wer vermag ihre Wuth zu ſchildern, als ſie die Verwandlung ihres Mannes wahrnahm und wie er der Gegenſtand des Geſpöttes war. Sie ſchalt, ſchimpfte und fluchte dem Wirthe, der ihr ein boshafter Zauberer ſchien. Vergebens ward ſie gewarnt, den Zorn des mächtigen Geiſtes nicht gegen ſich zu waffnen, ſie brach in die heftigſten Verwünſchungen aus und ruhte nicht eher, als bis ſie, von dem Stabe berührt, einen Ziegenkopf erhielt. Das verwandelte Ehepaar ſprang nun gemeinſchaftlich. Aus den thieriſchen Geſichtern ſchienen ſie ſich zärtlich anzublicken, dann ſchlürften ſie Waſſer, welches, man wußte nicht, wie, in großen Geſäßen neben ihnen ſtand, umarmten ſich ſpringend und hüpfend, und ſanken zuletzt hin, an den Plätzen, die ihnen am Tiſch angewieſen waren, indem ſie, wie es ſchien, mit unendlichem Behagen das feine Gras verzehrten, welches für ſie aus der Tafel hervor zu wachſen ſchien.

Eine bachantiſche Wuth hatte die ganze Geſellſchaft ergriffen, Frauen und Männer liefen, ſprangen, ſchrien, ſangen untereinander, bis ſie taumelnd und beſinnungslos unter lautem Gelächter auf die Polſter hinſanken und einſchliefen.

Die Liebe, ſagt man, ſei mächtiger, als aller Zauber, ſie ſelbſt ſei der größte. So ſtand der Jüngling ruhig neben ſeinem Mädchen, während die Uebrigen von der wildeſten Wuth bewegt wurden, und als Alle hingeſunken waren, ſchienen ſie wie in der größten Einſamkeit nur für ſich da zu ſein. Da geſtand der Jüngling ſeine lange verborgen gehaltene Liebe, und das blühende Mädchen ſank in ſeine Arme.

Ein ſchneidender, ſchnarrender Ton, der zitternd durch den ganzen Saal drang, erweckte das liebende Paar aus dem ſeligen Rauſch. Er kam aus der Maſchine hervor, die der Alte nicht mehr drehte. Das Licht von oben ward immer düſterer, die Wände zogen ſich ſichtbar zurück. Die Muſiker erſchienen immer ferner, die Muſik immer ſchwächer, die tanzenden Mädchen und Kinder ſchienen ſich in Nebel zu verlieren, ein Bach ſtrömte rieſelnd durch den Saal, das Dach öffnete ſich, der ſternenhelle Himmel blickte herein, und von Entzücken und Betäubung übermannt, ſanken nun auch die Liebenden neben einander auf die Bank hin.

Die Sonne ſtand ſchon hoch am Himmel, als der räthſelhafte Fremde, von einem Bedienten begleitet, durch das Thal ritt. Auf dem Wege hielten die Wagen, die Kutſcher knallten mit den Peitſchen. Neben der breiten Landſtraße ſah man eine ſchöne blumenreiche Wieſe, von Felſen umgeben und durchſchlängelt von einem lieblichen Bache. Im Graſe lag eine Geſellſchaft von Herren und Frauen im tiefſten Schlafe kreisförmig gelagert. Der Fremde ſtieg vom Pferde ab und ging auf die Geſellſchaft zu. Wachen Sie auf, ſagte er, es iſt hoch am Tage und nicht geſund, im Graſe zu ſchlafen, indem er zugleich die nächſten Herren ſchüttelte. Alle fingen an ſich zu ſtrecken, rieben ſich die Augen und ſahen vor ſich hin. Blauer Enzian, ſagte einer und ſah dieſe Blume neben ſich blühen, Ringelblumen, rief der zweite, Gänſekraut, liſpelte eine Dame, Löwenzahn, eine andere; ſchönes, weiches Gras, riefen Herr und Frau von Emmerling zugleich. Ach Männertreu, ſprach das liebe Mädchen, indem ſie den

Geliebten und die Blume zärtlich anblickte, Tauſendſchön, erwiederte der Jüngling, und ſah neben ſich die Blume und das Mädchen.

Nach und nach ſchienen ſich die Schlafenden zu beſinnen, richteten ſich auf, ſahen ſich mit Verwunderung wechſelſeitig an, betrachteten mit ſtillſchweigendem Erſtaunen die unbekannte Gegend, und erblickten nicht ohne Grauen den Fremden, der ſchon zu Pferde ſaß, der Geſellſchaft lächelnd ein Lebewohl zurief und verſchwand. Herr von Emmerling brach das Stillſchweigen zuerſt. Das naſſe Gras iſt doch ſchädlich, ich bin durch und durch erkältet, ſehen Sie, wie mir die Lippen geſchwollen ſind. — Die Uebrigen blickten ihn an und glaubten noch die Bocksphyſiognomie zu erkennen. Ich bin von einer unangenehmen Heiſerkeit befallen, ſprach die Frau, und die Geſellſchaft erkannte die meckernde Stimme.

Der Jüngling und ſein Mädchen waren die einzigen, die ſich der ſelig verlebten Stunden wohl bewußt waren, ja die aufgeſchloſſene Zauberwelt der Liebe ſchien ihnen die andere freundlich näher zu rücken, begreiflicher zu machen. Der Jüngling erfuhr von den Bedienten, wie ſie nach einem entfernten Gebäude waren gebracht worden, wo ſie und ihre Pferde wohl verſorgt die Nacht ganz ruhig zugebracht hätten, wie ein Bedienter etwa vor einer Stunde erſchien, der ſie, nachdem ſie angeſpannt hatten, hierher begleitete und verſchwand.

Man ſetzte ſich darauf, noch voller Verwirrung, in die Wagen, und beſonders Herr und Frau von Emmerling waren, ſie wußten ſelbſt nicht deutlich, warum, höchſt verdrießlich. Als man aber aus den rauhen Gebirgswegen heraus war, als man die lieblichen ſchleſiſchen Dörfer erreichte, wo die heitere Sonne die ſchönſten Gegenden erleuchtete, und nun vor einer Schenke ſtill hielt, um zu frühſtücken, hatte der fröhliche Tag einen Jeden in die freundlichſte Stimmung verſetzt. Man geſtand ſich nun, daß der Fremde, der nächtliche Wirth, kein anderer, als der launenhafte Herr des Gebirges, ſein könnte, die geſchwollenen Lippen des Herrn von Emmerling und die Heiſerkeit ſeiner Frau waren verſchwunden, und ſie ſelbſt ſchienen die Foppereien der Nacht vergeſſen zu haben. Begierig griff Herr von Emmerling nach ſeinem Taſchenbuche, um zu erfahren, was er, umfangen von den Zaubereien der Nacht, aufgezeichnet hatte, aber er fand faſt ausgeblichene magiſche Charaktere, die er nicht zu enträthſeln vermochte.

Wenn das Ehepaar ſich der übeln, alle geſellige Fröhlichkeit ſtörenden Gewohnheit überließ, erinnerte, wie man verſichert, die ſchwellende Lippe den Mann, eine plötzliche Heiſerkeit die Frau an die Gewalt des fernen Rübezahl, und nachdem ſie, nicht ohne Schrekken, dieſe Erfahrung einige Mal gemacht, verſchwand die üble Laune ganz, und in allen fröhlichen Kreiſen ward das liebenswürdige Ehepaar mit Vergnügen geſehen.

Der junge Mann ward wenige Monate ſpäter mit ſeiner Geliebten verbunden, und feierte in einer glücklichen Ehe das Andenken der ſeligen Nacht, die in einer ſo ſeltſamen Umgebung die Knospe der verborgenen Liebe aufſchloß.

4.

Ein Wanderer kroch mit vielen Beſchwerden unter den wild zuſammengehäuften Steinhaufen des einſamſten Gebirges umher. Er mußte nicht ohne Gefahr von einem großen Steine auf den andern ſpringen, ſchwankend und unſicher die ſteilſten Höhen herunterlaufen, über reißende Bäche ſetzen. Wie glücklich bin ich, ſagte er zu ſich ſelbſt, daß ich noch immer meinen alten guten Stab habe, der mir nun ſo viele Jahre lang treue Dienſte leiſtete. Indem ſetzte er ihn an, um über einen herunterſtürzenden Bach zu ſpringen. Der Stab gerieth zwiſchen große Steine, und wie der Wanderer ſich auf ihn verlaſſend hinüberſchwang, brach der Stab und er fiel unſanft in den Bach hinein. Klagend raffte er ſich wieder auf und ſchien die Stöße beim Fallen weniger zu achten, als den Verluſt des Stabes. Wie ſoll ich nun von der ſteilen Höhe herunterkommen, rief er klagend, da ich von meinem treuen Stabe, von meiner alten gewohnten Stütze verlaſſen bin. Was fehlt Dir, ſprach plötzlich Jemand dicht hinter ihm mit hohler, rauher Stimme. Der Wanderer wandte ſich um und ſah eine große Geſtalt, mit einem finſtern Geſichte, in einen Mantel gehüllt. Er erſchrak, erholte ſich aber und erzählte nun ſeinen großen, wie ihm dünkte, unerſetzlichen Verluſt. Was wimmerſt Du, antwortete die Geſtalt, als wenn in dem Gebirge keine Bäume wären, die Dir die ſchönſten Stäbe geben könnten. Da, nimm meinen, ſprach er ferner und entfernte ſich.

Der Wanderer hatte eben die Grenze des Knieholzes erreicht, zwiſchen dem niedrigen Geſtrüppe ſchritt die Geſtalt mit gewaltigen Schritten und ſchien immer größer, je weiter ſie ſich entfernte; zuweilen ſchien ſie wie in dem Nebel zu zerfließen, dann trat ſie wieder in großer Entfernung deutlich hervor und verſchwand zuletzt ganz. Der einſame Wanderer ging indeſſen, getröſtet durch das Geſchenk, muthig weiter. Aber kaum hatte er einige Schritte zurückgelegt, als ihm der neue Stab höchſt beſchwerlich ward. Wo er ihn hinſetzte, glitſchte er aus, es gelang ihm nie, ihn auf einen Stein zu ſtellen, immer ſank er zwiſchen die Haufen, ſo daß er ihn nur mit großer Anſtrengung wieder herausziehen konnte. Dabei ward er immer ſchwerer. Der ermüdete Wanderer ſchien zu vergeſſen, daß der Stab ihm als Stütze dienen ſollte. Mühſam ſprang er von einem Steinhaufen zum andern, rutſchte die ſteilen Höhen herunter, indem er den Stab in der Hand trug, der immer ſchwerer ward, er trug ihn nun rechts, dann links, endlich mit beiden Händen, und ſchlich ſo keuchend weiter. Aber auch das ward ihm zu beſchwerlich. Er legte den Stab auf die Schulter, wechſelnd mit der rechten und linken, endlich auf den Nacken, indem er ihn mit beiden Händen feſthielt. So ging er in der beſchwerlichſten Stellung an den ſteilſten Abgründen. Zuletzt ward ihm die Laſt faſt unerträglich. Nun ſchlepte er den Stab, alle Kräfte aufbietend, hinter ſich her, aber jetzt ſchien er in die Erde zu wurzeln, und er mußte ihn, immer von neuem, mit krampfhafter Anſtrengung losreißen. Um dieſes deſto beſſer thun zu können, ſetzte er ſich reitend auf den Stab. Jetzt ließ er auf einmal los und flog mit ihm in gewaltigen Sprüngen dicht an den ſchwindelnden Abgründen, längs dem Aupengrunde, am Rande der ſieben Gründe, dann über das große Rad, die Sturmhaube, an den Teichen vorbei, immer wilder, immer ſchneller, der Angſtſchweiß lief ſtromweiſe von ſeinem Geſichte herunter, mit krampfhafter Aengſtlichkeit hielt er ſich an dem Stabe feſt. Endlich war die Gegend milder, er befand ſich in einem gebirgigen Tannenwalde, der Stab ruhte, und er warf ihn, indem er wie aus einem tiefen Traume, ſich noch nicht ganz bewußt, erwachte, fluchend weit von ſich. Kaum hatte er ſich von dem beſchwerlichen Werkzeuge befreit, als er ein anderes, dicht neben ſich ſtehend, ſah und ſeinen alten Stab unverletzt wieder erkannte. Mit Vergnügen ergriff er dieſen und wanderte fort, indem er ſich nach und nach erholte. Der Wald ward lichter, die Gegend freundlicher, eine grüne Gebirgswieſe lag vor ihm und in der Ferne ein Dorf. Hier beſann er ſich völlig, jetzt erſt war es ihm wunderbar, den eigenen Stab unverletzt in den Händen zu haben, da er ihn doch in einer weit entfernten Gegend zerbrochen hatte. Daß die finſtere Geſtalt der Herr des Gebirges ſein mußte, war ihm gewiß, er erinnerte ſich vieler ähnlicher Erzählungen, und zweifelte nicht, daß der Stab ſich in Gold verwandelt hätte. Nachdem er in einer ärmlichen Wohnung ausgeruht, ſuchte er, von einem Bauer begleitet, die Stelle, die er genau zu kennen meinte. Aber der Stab war nirgends zu finden.

5.

Ein Kutſcher rollte ein Rad mit vieler Mühe durch das Gebirge. Er hatte es eben eine große Höhe hinaufgeſchleppt, als er es ermüdet an einen Baum lehnte, ſich ſelbſt an einen andern hinlegte und einſchlief. Rübezahl nahm die Geſtalt des Rades an. Der Kutſcher erwachte, um es weiter zu rollen, aber es ſchien erſt jeder Bemühung zu widerſtreben, es war nicht von der Stelle zu bringen. Mit vieler Anſtrengung riß er es von dem Baume los, aber nun fiel es zentnerſchwer auf die Erde und war durch keine Kraft aufzuheben. Endlich, wie er fluchend und erſchöpft alle Hoffnung aufgab, ſchien das Rad ſich, kaum berührt, wie von ſelbſt aufrecht zu ſtellen, und nun rollte es mit großer Schnelligkeit über Wurzeln und Steinhaufen den Berg herunter. Der Kutſcher lief keuchend dem Rade nach. Er ſah mit Verwunderung, daß es mit gleicher Leichtigkeit bergauf, wie bergunter, rollte. Wenn er weit entfernt war, ſchien es langſamer zu gehen, und der Kutſcher hoffte es erreichen zu können. Wenn er aber ganz nahe war, daß er es ſchon zu ergreifen meinte, rollte es in großer Eile weiter. So lief das Rad, der Kutſcher hinter her, über Berg und Thal, endlich gelang es ihm, es zu ergreifen, er hielt es mit aller Kraft feſt, da ſank das Rad hin und zog ihn mit ſich zu Boden. Plötzlich erhob es ſich aber, flog durch die Luft und blieb auf einem Miſthaufen vor der Wohnung ſeines Herrn mit dem ganz erſchöpften Kutſcher liegen.

6.

In Warmbrunn wohnte ein ſtiller Handwerker in einem entfernten einſamen Hauſe. Er lebte in großer Armuth, ging faſt mit keinem Menſchen um und beſchäftigte ſich, wie man erzählte, mit chemiſchen Verſuchen, hoffte die Goldtinktur zu finden und durch geheime Kunſt große Schätze zu erwerben. Oft ging er einſam in den wilden Gebirgen hinter dem Kynaſt, verlor ſich in den dichten Wäldern und kam in der Dämmerung erſt wieder zurück. Einem einzigen Manne, mit welchem er öfters ſprach, hatte er vertraut, wie das wilde Gebirge ihn mit geheimer Kraft anzöge, wie ihm das Herz aufginge in den einſamen Schluchten, und wie dort für ihn das Geheimniß ſeines Lebens und große Schätze verborgen wären.

Einſt, als er ſo, trübſeliger, als gewöhnlich, hoch in dem Gebirge unter düſtern Tannen wanderte, ſah er in der Ferne ein helles Leuchten, er kam näher und entdeckte eine Gitterthüre, die eine erleuchtete Höhle verſchloß. Darinnen nahm er große offene Kiſten wahr, in dieſen erblickte er große Schätze an Gold, Silber und Edelſteinen, und das röthliche Gold ſchien ihm wie mit geheimem Zauber zu winken. Eine große Geſtalt ſtand dicht neben ihm. Alle dieſe Schätze ſind Dein, ſagte ſie, nur merke Dir die Stelle genau, wenn Du in drei Tagen wiederkömmſt, wird die Gitterthüre offen ſein. Die Bäume ließen durch eine lichte Stelle einen freien Blick in das breite Thal offen. Links vom Kynaſt weg erkannte man den Thurm in Hermsdorf, kaum hinter dem Berge hervorragend, über der Ruine lag der Thurm von Warmbrunn und im Hintergrunde Hirſchberg. Die Geſtalt zeigte die Stellung der Thürme und entfernterer Gegenſtände gegen einander äußerſt genau. Präge Dir es wohl ein, wenn Du die Stellung grade ſo wieder erkennſt, haſt Du die Stelle gefunden, wenn Du Dich dann umſiehſt, wirſt Du die Höhle erleuchtet und eröffnet finden und glücklich ſein. Der beſtürzte und entzückte Handwerker ſtrengte ſich an, übte ſich auf alle Art, ging weg, kam wieder, und glaubte nun ſeiner Sache völlig gewiß zu ſein. Da haſt Du eine Schaumünze, ſagte die Geſtalt, damit Du nicht Alles für einen bloßen Traum hältſt, gab ihm eine goldne Münze mit fremder räthſelhafter Inſchrift und verſchwand. Als der arme Mann ſich umſah, war auch die Höhle verſchwunden, und er würde Alles für ein Gaukelſpiel gehalten haben, wenn nicht die goldene Münze ihn von der Wirklichkeit überzeugt hätte.

Nachdenklich ging er zu Hauſe, merkte ſich jeden Schritt, bezeichnete einige Bäume, und eilte am dritten Tage ungeduldig die Stelle zu ſuchen. Er fand die bezeichneten Bäume, er erkannte den Fußſteig, er ſah den Fels in der Ferne uhd verſuchte nun ſich in der Gegend zurecht zu finden. Der Hermsdorfer Thurm erſchien ſchon links neben dem Kynaſter Schloßberge hervortretend, aber er konnte den Thurm in Warmbrunn nicht über der Ruine finden. Endlich, nach langem unruhigen Suchen, ſah er ihn, aber der Hermsdorfer hatte ſich tückiſch hinter den Berg verſteckt. Er ward unruhig, er ſtieg hinauf und herunter, ſtellte ſich tiefer hinein und weiter hervor, nun rechts, dann links. Bald ſchien ein Theil der Gegenſtände in der richtigen Stellung, er ſuchte die übrigen, dann verſchoben ſich die erſten. Der Angſtſchweiß floß von ſeinem Geſichte herunter, die Augen fingen an wild zu rollen, immer emſiger ſuchte er die wahre Stellung, immer furchtbarer ſtarrte er in die Gegend hinein. Da — ſo — ich habe es, und für einen Augenblick erheiterte ſich ſein Geſicht, aber wie er wieder hinſah, war Alles anders. So von der furchtbarſten Pein fortdauernd getäuſchter Erwartung bis zur höchſten Verzweiflung gequält, blickte er bald von dieſer, dann von jener Stelle in die Gegend hinaus, bis die Dämmerung alle Gegenſtände verbarg. In Wahnſinn verſunken ſuchte er die Stellung jeden dritten Tag auf dieſelbe qualvolle Weiſe immer vergebens wieder. *)

---

*) In den Salzburger Gebirgen hörte ich daſſelbe ſchauderhafte Mährchen.

Die ſchlafende Braut.

Novelle.

Der fünf und ſechzigjährige Herr von Briſſon hatte auf ſeinem Gute Rouſſillon eben ſeinen faſt zwei und neunzigjährigen Vater begraben. Dieſer durchlebte ein ſo ungewöhnliches Alter faſt ohne Krankheit. Erſt in den letzten fünf Jahren hatte er ſeinem Sohne die Güter abgetreten und alle Welt erſtaunte über ſeine Leibes- und Geiſteskraft; denn er hatte das achtzigſte Jahr erlebt, ohne daß ſeine Haare grau wurden, er las faſt bis in ſein neunzigſtes Jahr ohne Brille, und ſeine Stimme hatte eine Klarheit und Kraft, ſeine Gedanken eine Schärfe und Beſtimmtheit, daß man wohl Grund hatte, ſich über ihn zu verwundern. Noch kurz vor ſeinem Tode ſtieg er rüſtig den Berg herunter, auf welchem das Schloß lag, und konnte wohl eine Meile gehen, ohne ſonderlich ermüdet zu erſcheinen. Noch erwartete man keineswegs ſeinen Tod, als die Anzeichen des Sterbens immer deutlicher hervortraten, er fing an ſchwer zu hören, das Auge wurde matt, ſo daß er die Gegenſtände nicht zu unterſcheiden vermochte, die Zunge ſchien faſt ſichtlich zu wachſen und bewegte ſich ſchwer, der Puls ging langſam und ſchien zuweilen ſtill ſtehen zu wollen; auch ward ſein Gang immer ſchwankender und unſicherer, bis er ſich legen mußte. Alle dieſe Zeichen des nahenden Todes entwickelten ſich in weniger als zwei Wochen. Der greiſe Herr ſchien während dieſer Zeit ſo heiter, wie gewöhnlich, nur war ſein Sinn ganz nach innen gerichtet, und von der Erde und ihrer Noth und ihrem Jammer, der eben in allen Ländern überaus groß war, gänzlich ab und dem Himmel zugewandt. Herr von Briſſon war in ſeinen jüngern Jahren Hugenott geworden und hatte immer ein überaus frommes und chriſtliches Leben geführt; auch war er gegen ſeine Unterthanen, wie gegen Arme und Verfolgte, welches Glaubens ſie auch ſein mochten, äußerſt mildthätig geweſen, und obgleich er in ſchweren Zeiten mit verſtändigem Sinn ſeine irdiſchen Güter verwaltete, ſo erſchien er doch faſt als Verſchwender, wenn es darauf ankam, einen Hülfsbedürftigen zu unterſtützen. Während daher im ganzen Lande der Haß zwiſchen den Hugenotten und Katholiken wüthete, lebten beide Religionsparteien auf ſeinen Gütern friedlich beiſammen. Es war, als wenn der allgemeine Sturm, der damals ganz Europa beunruhigte, hier ſeine Macht verloren hätte, und obgleich die eifrigſten Genoſſen des Bundes ihn einen ſchlechten Hugenotten ſchalten und die Katholiken mit ihren Glaubensgenoſſen auf den Gütern des Herrn Briſſon ſehr unzufrieden waren, ſo übte er dennoch eine ſo große Gewalt über ſeine Unterthanen aus, daß der Gedanke an den greulichen Religionshaß innerhalb ſeines kleinen ruhigen Beſitzes gar nicht aufkommen konnte. Wer ihn noch nährte, war gezwungen ihn zu verbergen, oder die hugenottiſchen und katholiſchen Gemeinden, die hier ruhig nebeneinander lebten, zu verlaſſen. Aber ſelbſt die hugenottiſchen Prediger, wie die katholiſchen Pfarrer, theilten die Geſinnung ihres Herrn, denn ſie erkannten, wie der göttliche Segen ſichtbar auf allem ruhte, was der alte Herr unternahm. Dieſer Segen indeß war nicht ohne große Noth und viele harte Kämpfe errungen worden, und die alten Leute der Briſſonſchen Güter erinnerten ſich aus ihrer Jugend wohl der mannichfaltigen Greuel, die auch hier ſtattgefunden hatten. Es war nicht zu verwundern, daß die Nachricht von der plötzlich eingetretenen Hinfälligkeit des greiſen Herrn einen allgemeinen Schrecken erregte. Denn ſo iſt der Menſch; eine alte Gewohnheit des Lebens, auch wenn ihr Fortbeſtehen an ein vergängliches menſchliches Daſein geknüpft iſt, ſcheint ihm, je länger ſie dauert, deſto feſter begründet zu ſein, und ſo war ihnen der Tod des Herrn von Briſſon, den ſie lange hätten erwarten ſollen, unerwartet und ſchrecklich. Um deſto ſeltſamer erſchien dieſe Furcht, da ſein Sohn, ſelbſt ſchon im hohen Alter, die körperliche Geſundheit, die geiſtige Kraft und die milde Geſinnung ſeines Vaters geerbt hatte; auch er war, wie der Vater, ein vielerfahrner Mann, der mancherlei tiefe Studien getrieben, auch ſich auf Reiſen und in den damals nur zu häufigen Kriegen erprobt hatte. Nur freilich in einer Art unterſchied er ſich ſehr von ſeinem Vater; denn dieſer war immer heiter, und ein wunderbares mildes Lächeln, wie das eines ſegnenden Geiſtes, ſpielte um ſeine Lippen und verklärte ſeine Augen. Der Sohn aber war ſtill und wie in ſich ſelbſt verſunken. Eine trübe Hoffnungsloſigkeit und ein tiefer Schmerz ſchienen auf ſeiner Seele zu laſten, und ſie erſchienen denen, die mit ihm umgingen, dann eben am ſchrecklichſten, wenn er ſie auf kurze Augenblicke vergeſſen hatte; denn die kurze Freude war dann wie ein fremder eiliger Gaſt, der ihn ſchnell begrüßte und wieder verließ. Eben weil ſie den jungen Herrn wie den alten liebten, fürchteten ſie nun, daß das geheime Weh, wie es aus dem ſchmerzenvollen Blicke des Sohnes hervortrat, mit dem Tode des Vaters mächtig werden und die Freude ganz verſcheuchen würde. Wenn die Bewohner der Güter bis jetzt in den luſtigen Ebenen heimiſch geweſen waren, fröhlich mit den Bäumen ausſchlugen, mit den Blumen blühten, mit den Früchten reiften und während des Winters im Genuſſe ruhten, während das Gebirge, welches ſie faſt ganz umringte, ihnen eine freundliche Einhegung der lieblichen Heimat ſchien: ſo war es ihnen jetzt, als regten die felſigen Zacken drohend ihre Häupter, als müßten die Gewäſſer, wild brauſend, Felder und Gärten zerſtörend, von den hohen Gebirgen herabſtürzen, als ruhte in den dunkeln Schluchten der geheime Schmerz, der ihnen bis jetzt verborgen geblieben war, aber nun mächtig werden ſollte.

Man hatte ſich Mancherlei erzählt von dem greiſen Herrn, der jetzt, nach ſo langen Jahren, ſterben ſollte. In ſeiner Jugend, verſicherte man, habe er eine geheime Kenntniß mancherlei tief verborgener Kräfte der Natur erlangt. Er kenne, behauptete man, die geheimen Geſetze, nach welchen die Sterne und ihr Lauf geordnet wären, und wie das Schickſal der Menſchen von ihren Einflüſſen abhänge. Er ſtehe, erzählte man, mit dem Geiſte des Gebirges in geheimem Bunde und vermöge ihn zu bändigen und zu beherrſchen. Man erzählte ſich, wie, während Ueberſchwemmungen und Bergſtürze in benachbarten Gegenden viele Verwüſtungen angerichtet hätten, die freundliche Thalweitung, in welcher die Güter des Herrn von Briſſon lagen, verſchont geblieben wären. Dieſer Berggeiſt, der ihnen bis jetzt ſo freundlich erſchien, würde ſich, ſo fürchtete man, von der Knechtſchaft befreit, wegen des Zwanges, den er geduldet habe, rächen wollen; ja man glaubte, daß der Sohn ſich vergebens bemüht hätte, ihn, wie der Vater, zu beherrſchen, daß ſein tiefer Schmerz eben daraus entſpringe, daß er nun die Rache des entfeſſelten Geiſtes befürchte.

So herrſchte, als die Nachricht des bevorſtehenden Todes des Herrn von Briſſon ertönte, in der ganzen Gegend nicht bloß Trauer, ſondern Entſetzen. Die ſchöne friedliche Zeit ſchien ihnen nun verfloſſen, und ſie erwarteten mit Schrecken die wunderbaren Zeichen, die den Tod ihres uralten Beſchützers begleiten würden. Alle Glocken läuteten, die Katholiken beteten ihren Roſenkranz, riefen alle Heiligen an; die Hugenotten rangen nach ihrer Art in tiefem Gebet, und wenn die Bauern von den Weinbergen, die eine Fülle reifender Trauben ſchmückte, von der Beſtellung der fruchtbaren Felder, von den freundlichen Gärten, in welchen die Bäume mit Früchten beladen waren, zurückkamen, ſo ſchien ihnen hinter dieſem lieblichen Reichthum der Natur nicht nur der ſtille Genuß der winterlichen Geſelligkeit zu locken, vielmehr glaubten ſie, was ſo hoffnungsvoll heranreifte, wäre nun der Zerſtörung preisgegeben, wie ſie dem Schmerze.

Während ſo Unruhe, Schreck und traurige Vorahnung alle Einwohner ergriffen hatte, lag der alte Herr ruhig lächelnd in ſeinem Bette, dem Tode nahe, aber ſchmerzenlos und keineswegs erkrankt. Die Augen ſchloſſen ſich, wie die Lippen, das Ohr vernahm nicht mehr die Töne der Kinder, Enkel und übrigen Verwandten, die das Bett umgaben. Aber es war nur, als beſänne ſich der Greis immer tiefer in ſich, als hätte er die Augen geſchloſſen, ein höheres Licht zu betrachten, die Lippen, eine mächtigere Sprache zu reden, die, hätte man ſie vernommen, doch unverſtändlich erſcheinen würde, die Ohren, um auf lieblichere Klänge zu horchen. Der Prediger hatte ihn geſegnet, er hatte das heilige Sakrament gläubig genoſſen, die zitternden Lippen öffneten ſich plötzlich, die alten Arme erhoben ſich mächtig, die Hände falteten ſich, und laut, wie in den Tagen ſeiner lang erhaltenen Kraft, rief er: Herr, in Deine Hände befehle ich meine Seele; dann ſanken die Arme, die Hände blieben gefaltet, die Augen waren verſchloſſen, die Lippen drückten ſich dicht zuſammen und bewegten ſich nicht mehr; das alte Herz hörte auf zu ſchlagen, die befreite Seele hatte die höchſte Stufe des in ſich Hineingehens erreicht, und mächtig zog ſie den Leib in den Abgrund der Natur hinein, der den Sterblichen nächtlich und finſter erſcheint, obgleich der Geiſt der Liebe und der ewigen Verjüngung aus ihm heraus zu uns ſpricht. So war er geſtorben, ohne krank zu ſein. Aber noch ruhte das milde Lächeln auf ſeinem Antlitz. Kaum ein Schatten des Schmerzes hatte im Augenblicke des Todes ſich über die klare Freude geworfen, die aus ſeinem Antlitz ſtrahlte. Kinder und Verwandte konnten, als ſie den Greis ſo ſterben ſahen, keinen Raum für die Trauer finden, die warmen Gebete prieſen den Alten ſelig, der heimgegangen war, und der lebensfroheſte Jüngling, das anmuthigſte Mädchen kannte in dieſem Augenblick keinen andern Wunſch, als den, zu ſterben, wie er. —

Der Alte lag in dem Sarge in einem großen Saale, die Fenſter blieben auch am Tage verſchloſſen; große Wachslichter auf mächtigen Leuchtern umgaben den Sarg, katholiſche und hugenottiſche Prediger bewachten betend die Leiche. Alle Unterthanen ſtrömten hinzu, Kinder blickten nach dem freundlich lächelnden Geſicht des Todten, und der Himmelsfriede, der aus ſeinen Zügen ſtrahlte, wich erſt, als das ſtille Werk der Verweſung ſeine Arbeit begann. Da ward der Deckel auf den Sarg gelegt und der Greis der mütterlichen Erde anvertraut, damit er verborgen in nächtlicher Stille (wie jeder lebendige Keim nur ſo ſich zu entwickeln vermag) für eine höhere Zukunft und zu einem verklärten Leibe ſich geſtalte.

Aber auf eine ſeltſam drohende Weiſe, ſchien es, ſollte die ahnungsvolle Furcht der Einwohner ſich bewähren. Der Tag der Beerdigung war ſchwül, finſtere Gewitterwolken häuften ſich auf dem Gebirge, der Prediger hatte die herabgeſenkte Leiche geſegnet, Verwandte, Freunde und alle Unterthanen bildeten einen dichten, andächtigen, trauernden Kreis um das noch offene Grab. Aus dem Grabe klang hohl und dumpf der Stoß der herabgeworfenen Erde auf den Sarg. In dieſem Momente ſchlug ziſchend der Blitz in einen nahe ſtehenden Baum, der Donner krachte unmittelbar darauf, der Sturm wüthete wie ein Orkan aus allen Gebirgsſchluchten, ein Wolkenbruch ſtürzte furchtbare Waſſermaſſen herab, inſtinktmäßig flohen die Erſchrockenen aus der Familienkapelle, die Aeltern trugen die Kinder, und die nahe Kirche vermochte kaum die Maſſe der Flüchtigen, die dort Schutz ſuchten, aufzunehmen.

Obgleich nun die Leidtragenden hier gegen Orkan und Wolkenbruch beſſer geſchützt waren, ſo wurden ſie doch von einer andern Sorge deſto tiefer erſchüttert. Alle Häuſer ſtanden faſt leer, viele waren der unvermeidlichen Ueberſchwemmung preisgegeben. Hülfloſe

Alte, Säuglinge in der Wiege, Kranke in ihren Betten lagen verlaſſen in den gefährdeten Wohnungen, man glaubte ſie für den kurzen Augenblick der Einſegnung der Leiche ohne Vorwurf allein laſſen zu können. Jetzt hörte man nichts, als Klagen und Seufzen, ſah allenthalben blaſſe, faſt verzweifelte Geſichter, alle Gefühle, die früher die Herzen durchdrangen, waren verſtummt und nur der gegenwärtige Jammer nahm einen Jeden in Anſpruch.

Noch verbreitete die dunkle Wolke finſtere Nacht über die ganze Gegend, der Blitz erhellte mit nie aufhörenden Schlägen die Kirche, mitten aus dem Donner heraus ſchrie der Orkan, man hörte losgeriſſene Felſenwände, die ſich übereinanderwälzten, und die Fluthen, die vom Himmel herabſtürzten, wütheten ſchäumend und drohend um die Kirche, ja drangen durch die loſen Thüren und durchſtrömten die Kirche ſelbſt in brauſenden Wogen. Man glaubte, die Erde ſelbſt begrabe ſich mit dem Alten, man erwartete den gemeinſchaftlichen Untergang, das Entſetzen verſchlang ſelbſt das Gefühl der Noth. In furchtbarer Erſtarrung ſchien ein Jeder ſeines Todes zu harren.

Da war es auf einmal ſtill; der Wind hatte ſich plötzlich gelegt, der Himmel war klar und die Sonne ſchien hell herein. In weiter Ferne donnerte es noch, gewaltige Felſenmaſſen hörte man noch polternd herunterſtürzen, wie mit einem allgemeinen mächtigen Seufzer entlud ſich eine jede Bruſt, der zuſammengedrängte Haufe der Menſchen fand die Beſinnung wieder, aber mit dieſer auch das ſchwere, drückende Bewußtſein der gegenwärtigen Noth. Das ganze furchtbare Ereigniß hatte kaum eine Viertelſtunde gedauert, die Fluthen, die von den Bergen herunter durch das Thal ſtrömten, verließen ſich ſchnell. Schon war die Kirche trocken, man wagte es die Thüren zu öffnen, ein friſcher Hauch drang herein, und obgleich die Erde aufgewühlt, das Fortgehen erſchwert war, drängten ſich doch Alle hinaus, und ein Jeder ſuchte mit Angſt und Schrecken ſeine Heimat.

Es war höchſt ſeltſam, und lange nachher erzählten ſich's die Einwohner, wie wenig Schaden dieſes drohende Ereigniß angerichtet hatte. Die Fluthen, wie von ſchonender Hand geleitet, waren die Häuſer umgangen, ein paar Scheunen, mit Getreide gefüllt, waren zwar weggeſchwemmt, ſie gehörten aber theils der Herrſchaft, theils begüterten Bauern. Der Schaden war leicht erſetzt, die Weinberge waren alle geſchont, keinem Menſchen war irgend ein Unglück widerfahren. Nur in den engen Schluchten hatte der Orkan gewüthet; große Felſenmaſſen, ganze Waldſtrecken waren zuſammengeſtürzt, aber auch hier ſchien ein wohlthätiger Geiſt auf wunderbare Weiſe die Zerſtörung gelenkt zu haben. Locker lagen die geſtürzten Maſſen aufeinander, die Erde, der Lehm war mit den Fluthen fortgeſchwemmt und bot allenthalben den ſchäumenden Gewäſſern freien Abfluß. Der Reichthum der Felder war ſchon in den unbeſchädigten Scheunen geſammelt, die Weinberge durch ihre Lage geſchützt, und der jetzt freigewordene Berggeiſt, glaubten die Leute, hatte zwar, als Zeugniß ſeiner Befreiung, ſein muthwilliges Spiel getrieben, aber doch mit mildem Verſchonen. So war denn der Schrecken ſchnell verſchwunden, rüſtige Thätigkeit ordnete wieder, was zerſtört war, Ruhe und friedlicher Genuß kehrten zurück, aber eine innere Angſt, die alle Einwohner ergriffen hatte, konnte doch nicht unterdrückt werden, und mit banger Sorge ſahen Alle einer drohenden Zukunft entgegen.

Der jetzige Beſitzer erſchien nun ganz ſeinem Vater ähnlich. An ſeinen eigenen Verluſt ward gar nicht gedacht; er und ſeine Geſchwiſter wurden einig, das Jahr nach dem Tode des Vaters in ſtiller Zurückgezogenheit zu verleben, und Alles, was an Ausgaben geſpart wurde, ward darauf verwandt, jenen Schaden zu decken. Es gab wohl Leute, die da meinten, es fühle ſich der Herr von Briſſon in ſeinem Gewiſſen verpflichtet, den Verluſt, der in Folge der geheimnißvollen Verbindung ſeines Vaters mit dem Berggeiſte ſtattgefunden hätte, zu erſetzen. Aber, ſprachen einige Bedenkliche, kann er auch den Verluſt, mit dem die Zukunft uns bedroht, abwehren? Sind wir jetzt nicht, wie der Augenſchein lehrt, dem zornigen Geiſte preisgegeben? Wir waren ſonſt die am meiſten begünſtigten unter allen Einwohnern am Fuße des Gebirges, jetzt haben wir unter allen am meiſten zu fürchten.

1588 — 1592.

Wir haben den Tod und die Beerdigung des Herrn von Briſſon ausführlich erzählt, weil dadurch die Geſinnung und Lebensweiſe dieſes alten Mannes uns recht deutlich vor Augen traten; was aber die ganze Gegend in Erſtaunen ſetzte, war die Veränderung, die auf eine ſehr auffallende Weiſe mit dem jetzigen Herrn vorgegangen war. Dieſer erſchien viel heiterer, als gewöhnlich; er war theilnehmend und geſprächig, die tiefe Schwermuth ſchien von ihm gewichen zu ſein, und es gab Augenblicke, in welchen die Unterthanen glaubten, den alten, verlorenen Herrn wieder zu erkennen. In's Geheim verbreitete ſich das Gerücht, daß es nun dem Sohne gelungen wäre, wie der Vater den Berggeiſt zu beherrſchen. Sie ſchloſſen dieſes auch aus dem Verlauf des folgenden Jahres, denn dieſes war ein ausgezeichnet ſegenreiches, und da noch immer ein Schwanken im Lande wahrgenommen wurde, da die Einwohner des Landes noch kein rechtes Vertrauen zu dem Beſtande der öffentlichen Verhältniſſe faſſen konnten, obgleich dieſe nach Mazarins Tode unter der Selbſtregierung des jungen Königs ſich zu ordnen anfingen, da auch die Erndten in den übrigen Theilen des großen Landes verhältnißmäßig weniger geſegnet erſchienen, ſo fanden die gewonnenen Produkte einen ſtarken Abſatz, und der in Folge der Ueberſchwemmung erlittene Verluſt ward wohl mehr als zehnfach erſetzt. Durch dieſen Glauben geſtärkt, klärten ſich die Geſichter aller Unterthanen, wie das des Herrn, auf, und ſie ſahen mit Zuverſicht die alte gute Zeit, die ſie ſo lange friedlich genoſſen hatten, in ihrem Thale wieder aufleben, und blickten voll Vertrauen und Hoffnung in die Zukunft. Die näheren Verwandten des Herrn waren beſſer von der Urſache der günſtigen Veränderung ſeiner Stimmung unterrichtet. Der alte Vater hatte eine Schrift hinterlaſſen, die beſonders ein Ereigniß ſeiner jüngern Jahre erzählte, deſſen wahrer Zuſammenhang ihnen bis jetzt verborgen geblieben war. Sie wußten wohl, daß eine ſeltſame Begebenheit auf den

Vater einen tiefen Eindruck gemacht hatte, auch war ihnen das Ereigniß ſelbſt nicht ganz unbekannt, aber nie äußerte ſich der Vater über die näheren Verhältniſſe. Es geſchah wohl, daß es erwähnt wurde, dann ſchwieg der Alte, der ſonſt mittheilſamer Natur war und kein Geheimniß vor ſeinen alt gewordenen Kindern hatte. Aber ſeine Augen leuchteten, die Erinnerung ſchien dieſen ein faſt jugendliches Feuer zu geben. Er faltete andächtig die Hände und betete ſtill. Wie überraſcht war nun der Sohn, als er in der Schrift das Geheimnißvolle ausführlich behandelt ſah. Begierig machte er ſich mit dem Inhalte bekannt, den wir mit den eigenen Worten des alten Herrn von Briſſon dem Leſer mittheilen wollen, da wir das Glück gehabt haben, dieſe alte Handſchrift nicht bloß zu leſen, ſondern auch abſchreiben zu dürfen. Sie lautete folgendermaßen:

Ich bin geboren im Jahre 1557 und habe unter fünf Königen gelebt. Das Elend des Landes, die Bedrückungen meiner Glaubensgenoſſen ſind allgemein bekannt. Mein Vater hing feſt an dem katholiſchen Glauben, in welchem auch ich erzogen wurde, und wir betrachteten wohl, wie die Uebrigen, entfernt von der Hauptſtadt, von den Intriguen der Großen, die Hugenotten als die Urheber aller Greuel. Mein Vater brachte mich in meinem funfzehnten Jahre nach Paris; ich ſollte da meine Ausbildung erweitern und einen Grund legen zu guten wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen, um mich zu einer Reiſe, die mich in die Nähe der berühmteſten Männer der damaligen Zeit bringen konnte, hinlänglich vorzubereiten. Denn eine große, kaum zu ſtillende Wißbegierde ließ mir in meiner frühen Jugend keine Ruhe, und beſonders wünſchte ich zu erfahren, was tiefdenkende Männer über den Zuſammenhang der Dinge in der Welt in Erfahrung gebracht hätten. So nachſinnend und grübelnd waren mir die Aufſchlüſſe über Mancherlei, was mich kindiſcher Weiſe quälte, wichtiger, als die Herrlichkeit des äußern Lebens, die wohl ſonſt die Jugend nach dieſer vielbewegten Stadt hinzog. Es iſt Euch bekannt, daß ich damals Zeuge der greulichen Bluthochzeit war, und ich wende mein Auge gern ab von dieſer furchtbaren Zeit, in welcher das verborgene Sataniſche in dem Menſchen mächtig ward und an's Tageslicht trat. So wie die Abreiſe nur mit einiger Sicherheit ſtattfinden konnte, eilte mein Vater, die Blutſtätte zu verlaſſen, und nahm mich mit. Die Erde, glaubte er, müßte ſich öffnen, eine ſolche Stadt zu verſchlingen; eine ſolche That, meinte er, könne durch den Fluch von Jahrhunderten kaum geſühnt werden. Ich ſah ihn von dieſem Tage an oft ſtarr vor ſich hinblicken und erblaſſen, dann aber ergoß er ſich in Thränen, die ſtromweiſe aus ſeinen Augen quollen. Nein, ſagte er, das kann nicht die Religion des Heils ſein, ſo wüthet die Hölle, nicht der Himmel der Liebe. Er erbebte und ein entſetzlicher Schauder ergriff ihn, wenn er bedachte, daß auch mein jugendliches Gemüth befleckt worden wäre durch den Anblick ſolcher Greuel. Eine ſtille Neigung für die Verfolgten, für die Ermordeten keimte in ſeiner Seele.

Für mich brauchte er nicht zu ſorgen, ich badete mich in Thränen, und der Abgrund der Liebe, der mir ſonſt im jugendlichen Leben wohl verſchloſſen geblieben wäre, eröffnete ſich, und wie aus einem Urquell ergoſſen ſich Ströme des innigen Mitgefühls aus den Blutſtrömen, die vor meinen Augen floſſen. Wir hatten in Paris durch Zufall einen Gelehrten kennen gelernt, der, obgleich mit dem Nuntius des Pabſtes nach Paris gekommen, deſſen Wuth nicht theilte. Er war ein Italiener, ein Schüler Cardanos, und ſein Name Riccioli. Seine Lage war eine unabhängige, er hatte ſich die Neigung meines Vaters durch den tiefen Abſcheu vor dieſer Art der Verfolgung gewonnen und entſchloß ſich leicht, meinem Vater nach ſeinem Gute zu folgen und dort meinen Unterricht zu leiten. Unter ſeiner Leitung ward ich nun erzogen und eingeweiht in die geheime Phyſik der damaligen Zeit, die in jedem Menſchenleben einen Reflex des Univerſums zu erkennen glaubte, die aus den aſtronomiſchen Einflüſſen auf das Verhängniß der Menſchen ſchloß. Mein Vater hatte eine Neigung für dieſe magiſche Kenntniß, und durch ihn und meinen Lehrer wurde auch ich ganz für ſie gewonnen. Mein früherer Unterricht, ſo wie die Bildung meines Vaters, war in nichts von der ſeit Jahrhunderten gegründeten Form abgewichen. Ariſtoteles, wie er von Albertus Magnus, Raimund Lullius und ſeinen Schülern verſtanden wurde, bildete die, wie es ſchien, unerſchütterliche Grundlage aller Weisheit. Cardano war bekanntlich einer der Erſten, die an dieſem feſten Boden zu rütteln anfingen, und es war natürlich, daß ich, indem ein neues Gebäude aufgeführt werden ſollte, wie an Ariſtoteles, ſo auch an dieſem zu zweifeln anfing. Dennoch lockte mich der magiſche Schleier, der über die Natur geworfen war, noch immer, und obgleich eine grenzenloſe Verehrung für Riccioli mich beherrſchte, vermochte er doch meine keimenden Zweifel, die indeß niemals die geheimnißvolle Lehre zu berühren wagten, nicht zu überwinden. Der Fluch, der auf meinem unglücklichen Vaterlande ruhte, dauerte fort, und mein Vater wünſchte, daß ich fern nach ruhigen Ländern hinzöge, denn auch in unſer Thal drängte ſich jetzt der gegenſeitige Haß und die Verfolgung herein. In Italien machte damals nach Cardanos Tode Teleſius durch ſeine kühnen Angriffe auf Ariſtoteles, durch ſeinen Scharfſinn ein großes Aufſehen. Er war reich, von den Mächtigen geehrt, und ſo gewann ſeine Lehre auch durch ſeine äußere Stellung immer mehr Raum. Ich eilte, von meinem Lehrer begleitet, nach Neapel, wo Teleſius ſich damals aufhielt. Ich lernte dort Campanella, Teleſius Schüler, kennen. Ich konnte läugnen, daß mir die Lehre des berühmten Philoſophen und die Art, wie er Alles aus dem Ort und der Materie, aus Kälte und Wärme ableitete, höchſt dürftig erſchien; aber dennoch war auch bei ihm die magiſche Anſicht der Natur mächtig. So nahm meine ganze Denkweiſe jene geheimnißvolle Richtung. Das Unglaublichſte ſchien mir ganz nahe zu liegen, und während ich an den Grundſätzen, die das Einzelne erklären ſollten, immer zweifelte, behielt dennoch das Ganze ſeinen mächtigen Einfluß, und der Wiederſchein des Weltalls in einer jeden Erſcheinung ſchien mir völlig ſicher und klar, eben weil er mehr ſchlechthin behauptet, als erklärt wurde. Von Deutſchland aus erſcholl nun die Lehre des ſeltſamen Paracelſus, und was ich von dieſer erfuhr und Anſichten, die Campanella mir beibrachte, riſſen mich ſo hin, daß ſelbſt die klarere Einſicht, die ich wohl ſpäter gewann, jene jugendlichen Eindrücke nie ganz zu überwinden vermochte. Während ich ſo mich in Studien vertiefte, die eben in ihrer unüberwindlichen Unklarheit mir am zugänglichſten erſchienen, während indeß alle Verſuche der Erklärung nur neue Zweifel erzeugten, traten nun auch die religiöſen Bewegungen der Zeit mir nah und beſchäftigten mich ſehr. Schon nach jenem ſchauderhaften Ereigniß in Paris, deſſen Zeuge ich war, theilte ich mit meinem Vater die Neigung zu den Hugenotten. Die Ruhe auf ſeinem Gute, der Einfluß der Geiſtlichen hatten zwar bei ihm den zur alten Gewohnheit gewordenen Glauben wieder befeſtigt, auf mich aber machte der bekannt gewordene Beifall, welchen die Bluthochzeit nicht allein bei Philipp dem Zweiten in Spanien, ſondern auch am päbſtlichen Hofe fand, einen unauslöſchlichen Eindruck. Ich geſtand mir, daß die neue Lehre, die an Ariſtoteles ſchüttelte, auch dem päbſtlichen Stuhle gefährlich wäre, und das ſittliche Gefühl empörte ſich, wenn ich mir dachte, daß der Mann, der über die furchtbaren Ermordungen, die erſt in Paris und dann durch ganz Frankreich ſtattfanden, ſeine Freude bezeigen konnte, ſich den Stellvertreter unſeres Heilandes nannte. Dieſer innere Kampf beunruhigte mich unabläßig. Lehrer und Freunde, die mich umgaben, die ich im höchſten Grade verehrte, die eine kühne Selbſtſtändigkeit des Denkens behaupteten, unterwarfen ſich willig der Kirche, und wenn ſie auch eine ſittliche Erneuerung wünſchten, ſo dachten ſie doch nie an eine Erſchütterung der beſtehenden Form, wie ſie ſich in Deutſchland immer weiter verbreitete und auch mir immer nothwendiger erſchien.

Ich ward aus dieſem Grübeln herausgeriſſen, denn mein Vater, obgleich er es gern ſah, daß ich mich den Studien hingab, wünſchte doch auch, daß ich als Edelmann dem Kriegshandwerk mich nicht ganz entzöge. Neben meinen Studien hatte ich von Kindheit an, wie es ſich für einen jungen Edeln ziemt, die ritterlichen Uebungen keineswegs vernachläßigt. Die bürgerlichen Kriege, die noch immer mein Vaterland verwüſteten, waren meinem Vater ein Greuel, und auch ich würde mich damals nicht entſchloſſen haben, gegen die Hugenotten zu kämpfen. So verließ ich nach drei ruhigen Jahren, die ich in Neapel, Pavia und Padua zubrachte, meine ruhigen Studien, trieb mich in den verſchiedenen kämpfenden Heeren herum, in mehreren Ländern, bis ich im Jahre 1588, ein und dreißig Jahre alt, nach meiner Heimat zurückkehrte. Ich lernte in Deutſchland Eure Mutter kennen, auch iſt es bekannt, wie innig wir uns liebten, wie ich nach einer langen, glücklichen Ehe ihren Verluſt beweinte, und wie noch immer meine Seele an ihr hängt. Du, mein älteſter Sohn, jetzt ſelbſt ein Greis, biſt in Deutſchland geboren. Noch immer war die Lage des Landes höchſt zweifelhaft; dennoch begann die allgemeine Neigung für den König von Navarra ſich immer mehr auszuſprechen, und ich hätte dieſe Zeit reifen laſſen, um dann erſt nach Frankreich zurückzukehren, wenn nicht die immer zunehmende Krankheit meines Vaters, wie ich erfuhr, ſeinen nahen Tod hätte befürchten laſſen. Ich kam zurück, drückte meinem ſterbenden Vater die Augen zu, tröſtete die trauernde Mutter und mußte kurz darauf in wichtigen Angelegenheiten nach Bordeaux reiſen. Es war jene entſetzliche Zeit, in welcher alle Parteien wild untereinander ſchwankten, Katholiken ſich an Navarra, Hugenotten ſich an die Guiſen anſchloſſen. Alle Geſetze hatten ihre Macht verloren, der Krieg, der unter dem Vorwande der Religion durch Hofintriguen erzeugt war, trat eben ſo geſetzlos, eben ſo frevelhaft und willkürlich, wie er durch Heere geführt wurde, in engeren Kreiſen hervor. Alter Familienhaß ſtützte ſich auf die Religion, wie am Hofe, Geſchlechter waffneten ſich gegen Geſchlechter, kleinere Herrſchaften bekämpften ſich wechſelſeitig, alle Straßen waren unſicher, Räuber trennten ſich von den Heeren und vermehrten die Verwirrung, und wer am wenigſten an dieſen Kämpfen Theil nehmen mochte, war dennoch in Gefahr, in die unglücklichen Streitigkeiten unwillkürlich hineingezogen zu werden.

So war auch ich genöthigt, meine Reiſe, ſo friedlich meine Abſicht auch war, von dreißig wohlbewaffneten Reitern begleitet anzutreten. Ich ritt an der Spitze meines kleinen Trupps mit ſchwerem Herzen durch einen Wald. Als ich aus dieſem herauskam, entdeckte ich nun die erſten Spuren des unglücklichen Krieges. Hecken waren umgeriſſen, Felder waren zerſtört, Dörfer waren niedergebrannt oder verlaſſen, Haufen von Männern und Kindern ſah ich händeringend in der Ferne herumirren. Als ſie mich und meine Begleiter entdeckten, ſchrieen ſie auf und entflohen. Vergebens ſuchte ich mich irgend Jemandem zu nähern, mich mit ihm zu verſtändigen, ein Jeder floh, und ich mochte die Angſt nicht vergrößern, indem ich ihnen nachſetzte. Es war ein herzzerreißender Anblick.

Es war die zweite Tagereiſe, wir waren früh ausgeritten, und als wir wieder eine zerſtörte Gegend erreichten, war es Nachmittag. Die Sonne ſchien heiß, obgleich der Herbſtmorgen kühl geweſen war, und ich ritt nun gedankenvoll und trübe weiter, als wir in der Ferne das Pferdegetrappel herankommender Reiter hörten, denn die Gegend war öde und ſtill, ſo daß man wohl in weiter Ferne einen jeden Laut vernehmen konnte. Ich war ſehr beſorgt. In einer ſo wilden Zeit konnte ich leicht in einen Angriff verwickelt werden, und meine friedliche Abſicht würde mir zu nichts geholfen haben. Wir ritten langſam und bedächtig weiter, der uns noch unſichtbare Reitertrupp ritt, wie das Getrappel der Pferde bewies, auf uns zu, und endlich ſahen wir, wie eine bewaffnete Schaar langſam ſich aus einem dichten Walde hervor bewegte. Ein Feldweg, der von unſerer Straße rechts abging und nach dem Walde zulief, trennte uns noch; die Sonne ward blendend von den hellen Harniſchen zurückgeworfen. Sie ſchienen, als ſie uns erblickten, zu ſtutzen und mit ihnen zugleich hielten auch wir ſtill. Nachdem einige Minuten auf eine ſolche Weiſe vergangen waren, während wir uns wechſelſeitig aufmerkſam betrachteten, trennte ſich der Anführer allein von ſeinem Trupp, ließ ein weißes Tuch wehen und ritt uns offenbar friedlich entgegen. Als ich dieſes ſah, entſchloß ich mich, auf die nämliche Weiſe ihm entgegen zu kommen, denn ich betrachtete dieſes Vertrauen als ein gutes Zeichen. Als wir die uns unbekannten Reiter und dieſe uns zuerſt erblickten, griffen wir, wie unwillkürlich, beiderſeits nach den Waffen. Die Sä=

bel waren ſchon halb heraus gezogen, jetzt ließen wir ſie wieder in der Scheide ruhen, und ich traf mitten auf dem Feldwege mit dem Anführer zuſammen. Es war ein junger Mann, kaum fünf und zwanzig Jahre alt, und erſchien mir ſo anmuthig, ſo freundlich und einnehmend, daß es mich dünkte, als hätte ich nie einen ſchönern Mann geſehen. Das feine, ſchlanke Pferd ſchien mit fröhlichem Muthwillen unter ihm zu tanzen, und es war, als ginge jede Bewegung des Pferdes, obgleich ſelbſtſtändig, vom Reiter aus. Das ſchwarze Baret mit wehenden weißen Federn hob den feinen, faſt weiblichen Teint ſeines Geſichts. Sein großes Auge blickte mich freundlich an, und dennoch entdeckte ich einen trüben Zug des zurückgedrängten Schmerzes, der durch das anmuthige Lächeln, mit welchem er mich begrüßte, nur vorübergehend verdrängt ward. Ich muß es Ihnen nur gleich ſagen, ſprach er, als er nahe war, daß ich ein Hugenotte bin — und ich ein Katholik, gab ich zur Antwort und reichte ihm zugleich, damit er mich nicht mißverſtehen ſollte, die Hand. Er drückte ſie herzlich und erwiederte: Ich darf dieſem Händedruck trauen, denn er wird durch Ihren Blick beſtätigt. O möchten, rief ich, alle Katholiken und Hugenotten im ganzen Lande ſich ſo die Hände reichen, wie wir, damit der unſelige Krieg endlich aufhörte, durch welchen der Wohlſtand vernichtet, das mächtige Frankreich ein Spielball einheimiſcher und fremder Intriguen wird und, unter allen Uebeln das ärgſte, alle Gemüther verwildern. Ich konnte es nicht verhindern, daß, indem ich ſo ſprach, eine Thräne ſich aus meinen Augen drängte, denn das Elend ſo vieler Jahre und der ſtille Kummer trat vor meine Seele. Ich kann Euch nicht beſchreiben, welche tiefe Liebe, welche feſte Zuverſicht mich auf einmal unwiderſtehlich zu dieſem Manne hinzog, als ich den milden, lieblichen Blick ſah, mit welchem er meine Rede und meine Rührung ſtumm beantwortete. Er ſchwieg einen kurzen Augenblick und antwortete: Wir ſind einig, wir ſind enge Verbündete, als ächte Franzoſen und Bürger des Landes, welches, wie ich zu Gott hoffe, bald wieder in ſeiner alten Herrlichkeit aufſtehen ſoll. Wir ſind verbrüdert in einer Kirche, die uns in der göttlichen Liebe vereinigt, und wir verſtehen uns als Menſchen. In Zeiten, wie dieſe, mag wohl die Liebe ſo ſchnell hervorwachſen, wie Zorn und Haß, und ich ritt heute zu einer glücklichen Stunde aus, denn gewiß, ich habe heute einen Freund gewonnen. Wir nannten uns beiderſeitig unſre Namen, der junge Mann war der Marquis d'Eſpinac. Die Familie war mir wohl bekannt, unſere Väter waren Freunde, und die gegenſeitige Neigung ward dadurch, daß der Vater des Marquis ein Hugenotte ward, nur auf eine kurze Zeit geſtört. Der alte Marquis war ſchon lange geſtorben. Der Sohn, den ich, ſchon faſt zum Jünglinge herangewachſen, als Knaben geſehen hatte, war mir völlig fremd geworden, und ich brauche wohl nicht zu ſagen, wie glücklich mich die erneuerte Bekanntſchaft machte. Ein Jeder ritt nach ſeinem Trupp zurück, d'Eſpinac führte ſeine Reiter nach unſerer Straße, wir vereinigten uns freundlich und ritten ein paar Stunden miteinander. D'Eſpinac diente in dem Heere des Königs von Navarra und vergötterte ihn. Er erzählte, wie alle Herzen ihm zuflögen, wie ſelbſt die Katholiken, indem ſie in ihm den rechtmäßigen Nachfolger des Königs erkannten, zugleich auf ihn allein alle Hoffnung für die Zukunft ſetzten. Während wir uns ſo wechſelſeitig begleiteten, entdeckte ich nun zugleich nicht nur ſeine Kriegsluſt und ſeinen ritterlichen Sinn, ſondern auch eine Freude an tieferer geiſtiger Beſchäftigung, und als er mit dem Gange meiner Studien und zum Theil mit meinen Grübeleien bekannt wurde, ſchien er dadurch noch aufmerkſamer zu werden und von mir Aufſchlüſſe über manche Zweifel, die ihn ängſtigten, erhalten zu wollen. So ritten wir ganz in unſere Geſpräche vertieft und achteten weder auf den Weg, den wir verfolgten, noch auf die

Zeit, die verfloß. Ein Reiter näherte ſich nun dem Marquis und flüſterte ihm Etwas ins Ohr. Er erſchrak faſt, blickte um ſich und rief aus: Wie? Iſt das möglich, es iſt, dünkt mich, kaum eine Viertelſtunde verfloſſen, ſeit wir uns trafen, wie können wir in dieſer kurzen Zeit gemächlich fortreitend und redend drei Stunden zurückgelegt haben? Freund, ſagte er und ſah mich luſtig an, wir haben von ſehr hohen und geheimnißvollen Dingen geſprochen, und nun erkenne ich wohl, daß Ihr ein gefährlicher Zauberer ſein müßt. Ihr habt uns im Fluge von einem Orte zum andern verſetzt, und mir iſt es auch, als wäre ich durch die Luft geflogen, ſo wenig habe ich von der Erde geſpürt. Da Eure Reiſe nach Bordeaux geht, ſo müſſen wir uns hier trennen. — Aber wir verabredeten eine baldige, länger dauernde Zuſammenkunft, und ich mußte, als ich allein an der Spitze meiner Begleiter ritt, über die große Gewalt, die der ſchöne junge Mann in den wenigen Stunden über mich errungen hatte, erſtaunen. Die Pferde waren ermüdet und wir ruhten bald nach der Trennung in einem Dorfe aus. Es koſtete uns viele Mühe, die Einwohner, die auch hier flohen, als wir ankamen, zu beruhigen, und ſie kehrten erſt in ihr Dorf zurück, als ſie erfuhren, daß wir Katholiken waren. Meine eigene

Geſinnung, war es mir gelungen, meinen Untergebenen, wenn auch nicht allen, mitzutheilen. Es zeigte ſich klar genug, daß d'Espinacs Begleiter auch ſeine milde Denkweiſe theilten. Hier war es nun anders. Die Einwohner, als ſie zurückgekehrt und beruhigt waren, drängten ſich tumultuariſch um uns herum. Hugenotten hatten kurz vorher das Dorf überfallen und, wie die Einwohner verſicherten, ausgeplündert. Sie hatten Mädchen und Frauen geſchändet und mehrere auf eine freche Weiſe mit ſich geſchleppt. Im ganzen Dorfe forderte man nun Rache. Alle waren ingrimmig und wüthend, was ich wohl entſchuldigen mußte, als ich die Greuel, welche die Hugenotten verübt haben ſollten, hörte, als ich die Klagen der Männer, deren Frauen, der Eltern, deren Töchter in die Gewalt des Feindes gerathen waren, vernahm und die Spuren der Verwüſtung erblickte. Der Dorfpfaff, ein fanatiſcher Mönch, der es nicht verbarg, wie er es als chriſtliche Pflicht betrachte, alle Hugenotten zu vertilgen, drängte ſich an mich heran und forderte mich gebieteriſch auf, ein nahe liegendes hugenottiſches Dorf zu überfallen, die Einwohner, Männer, Weiber und Kinder, zu vernichten, das Dorf zu verbrennen und jede Spur des ketzeriſchen Ortes von der Erde zu vertilgen. Als ich, entſetzt über eine ſolche Sprache, mit der Antwort zögerte, gerieth er in grenzenloſe Wuth, und die Männer des Dorfes verſammelten ſich lärmend um uns. Könnt Ihr zögern? rief er. Wagt Ihr es, Euch zu beſinnen, wo der Ruf der Kirche ſo entſchieden ertönt? Woher rührt unſer Unglück? Wir haben das Gebot des Herrn nicht erfüllt. Als dieſer befahl, die Kananiter zu vertilgen, und jede Schonung mit ſeinem Zorn zu beſtrafen drohte, da traf dieſer Zorn ein Volk, welches, verglichen mit dieſen Ketzern, unſchuldig genannt werden muß; denn ſind die Hugenotten nicht im Schooße der Kirche geboren? Haben nicht ſie und ihre Geſchlechter Jahrhunderte lang ihre Wohlthaten genoſſen? Dieſe Rebellen ſind der Hölle verfallen, und ein Liebesdienſt gegen den Nächſten iſt dem Zorn entbrannten Gott nicht ſo wohlgefällig, wie die Ermordung eines Ketzers.

So war ich nun mitten in die flammende Gluth des Fanatismus verſetzt, und war genöthigt mich zu entſcheiden. Ich war keinen Augenblick zweifelhaft. Die warmen Ströme der Bluthochzeit ſchienen mir aus dem Munde des verruchten Pfaffen zu fließen. Schweigt, rief ich gebietend, und laßt mich Eure gotteslästernden Reden nicht länger anhören. Solche Teufel, wie Ihr, haben den Fluch über unſer ſchönes Land gebracht! Kaum hatte ich dieſe Worte, wenn auch gebietend, geſprochen, da hob der Pfaff, obgleich er es einſehen muſste, daß der kleine Haufe der unbewaffneten Bauern ganz in unſerer Gewalt war, ein Kreuz in die Höhe und mir entgegen, als wollte er ein ſataniſches Blendwerk wegſcheuchen. Alle Bauern bekreuzten ſich. Verdammter Ketzer, Ketzer! ſchrie er und laut wiederholte die verſammelte Menge dieſen Ruf. Ein Wink war genug, und alle Säbel meiner Begleiter waren gezogen, ſie bildeten um die verſammelten Bauern einen beweglichen Kreis und drängten dieſe immer dichter nach dem Mittelpunkte zu, der von mir und dem Pfaffen eingenommen war.

Als die Bauern nun entdeckten, daß ihr Pfarrer keine Gewalt über mich hatte, als ſie ſahen, daß ſie meinen Reitern preisgegeben waren, und wohl auch mein Geſicht die Spuren der tiefen Entrüſtung, die mich ergriffen hatte, trug, wurden ſie plötzlich ſtumm, und ſelbſt der Pfarrer ward verlegen und ängſtlich. Ich ward jetzt milde, ſtellte ihnen vor, wie ich zwar ihren Glauben, aber nicht ihren Haß theilen könnte, wie ich hergekommen wäre als ein friedlicher Reiſender, zwar von Bewaffneten begleitet, aber nur, um in dieſer unglücklichen Zeit mögliche Angriffe abzuwehren, nicht, um ſelbſt anzugreifen. Ich ſprach über das Elend unſeres armen Vaterlandes, ich predigte die Liebe Gottes, Bibelſtellen ſtanden mir zu Gebote, ich deutete den Fluch, der auf ihnen allen ruhte, ich ſprach von der Verwüſtung, die ich allenthalben getroffen, ich beſchwur ſie, einen prüfenden Blick in das eigene verwilderte Gemüth zu werfen und ſich zu fragen, ob ſie Spuren der ſtillen Ruhe, des Frieden Gottes in ſich fänden, ob nicht Geiſter der Hölle ſtatt Engeln des Himmels die Herrſchaft über ihre Gemüther übten; ich zeigte ihnen als Folge der Verſöhnung, der Duldung den Segen des Herrn, der ſie ſtets begleitet, die ruhigen Dörfer, die ſtille Sicherheit der Familien, die blühenden Felder, die reichen Aecker und den ſtillen Frieden der beruhigten Gemüther. Seht, ſchloß ich, die Säbel ſind gezogen, aber ſie ſollen Euch nicht treffen, es ſind die flammenden Schwerter der Liebe, die die böſen Geiſter verſcheuchen wollen, die ſich an Euch gedrängt haben. Ich will Euch Eure Töchter und Frauen wiederbringen, obgleich ich leider nur zu gegründeten Verdacht habe, daß Ihr dieſe Rache über Euer Dorf durch frühere Greuelthaten Euch zugezogen habt. Aber die Art, wie ich dieſes ausführe, bleibt mir überlaſſen; ich will Eure frühern Thaten genau unterſuchen, die Macht hat mir das Richteramt gegeben und ich will nicht ungerecht ſein. Dieſer wüthende Pfaff bleibt in meiner Gewalt, er ſoll Euch nicht weiter verführen, Gott und die heilige Kirche hat ihn mir übergeben, für ſein Leben hafte ich Euch, ich habe wahres Mitleid mit ihm, ich betrachte ihn als ein Opfer der Verirrungen dieſer unglücklichen Zeit. Gelingt es mir durch dieſes Ereigniß, ihn für eine mildere, liebevollere Geſinnung zu gewinnen, dann ſoll er wieder in Eurer Mitte erſcheinen, ſonſt nie. Gott, ſein gemarterter Sohn und die gebenedeiete Jungfrau Maria ſegne die Kirche und dieſen Augenblick, ſchloß ich und hob ein Kreuz, welches ich um den Hals trug, küſſend in die Höhe.

Ich glaube, daß meine Rede einigen Eindruck gemacht hatte. Mehrere Bauern ſchienen meine Geſinnung zu theilen. Einige ſprachen ſich unumwunden aus und wagten laut zu äußern, was früher für die ärgſte Ketzerei galt. Die Parteien waren im ganzen Lande einander ziemlich gleich, und die Einwohner mußten geſtehen, daß der König von Navarra täglich mächtiger würde und ſelbſt aus einer verlornen Schlacht durch den Zauber ſeiner gewinnenden Perſönlichkeit Vortheil zu ziehen wüßte, ſo daß er nicht ſelten nach einer Niederlage als der Sieger erſchiene. So hatte ich ſelbſt im Dorfe einen Anhang gewonnen. Da ich aber nicht wiſſen konnte, in wiefern die Nachgiebigkeit der Mehrzahl als ein Erzeugniß der Furcht anzuſehen wäre, hielt ich das Dorf die Nacht über beſetzt und bewachte die

Ausgänge ſorgfältig. Ich ward hierbei, obgleich ganz im Stillen, von mehreren Einwohnern treulich unterſtützt, durch ſie lernte ich auch diejenigen kennen, die vorzüglich gefährlich ſein konnten. Die Bewachung beſchränkte ſich alſo auf wenige Punkte. Die Männer und Pferde ruhten wechſelſeitig aus, und den Tag darauf ritt ich nach dem mir bezeichneten hugenottiſchen Dorfe, von einem Bauer als Wegweiſer begleitet. Den Pfaffen, den ich gar nicht mehr zu ſprechen erlaubte, ſorgfältig verſchloß und die Nacht hindurch bewachte, führte ich mit mir.

Nach einem langſamen Ritte von einigen Stunden erreichten wir das hugenottiſche Dorf. Der Bauer trat zu meiner Verwunderung hervor und bot ſich ſelbſt an, allein und entwaffnet in das Dorf zu eilen, um die Einwohner zu beruhigen. Die Hugenotten hier, ſagte er, ſind zwar eben ſo fanatiſch, wie die Katholiken in unſerm Dorfe, aber doch findet man hier, wie bei uns, Einwohner, die dieſen Haß misbilligen. Die verfolgungsſüchtige Menge vermag das nicht zu begreifen und ſo haben die ſo Geſinnten in beiden Dörfern einen harten Stand. Wir gelten in unſerem für geheime Hugenotten, obgleich wir der heiligen Kirche treu bleiben; und die friedlich geſinnten Hugenotten in dieſem Dorfe müſſen ſich geheime Katholiken ſchimpfen.

laſſen, obgleich ſie ohne allen Zweifel mit derſelben Treue ihrem Glauben ergeben ſind, wie wir dem unſrigen; ſo geſchieht es denn, daß wir eben ſo gern in ihrem, wie jene in unſerm Dorfe geſehen werden. Ich ſah den Vortheil ein, den wir aus einer ſolchen Botſchaft ziehen konnten, ließ ihn allein nach dem Dorfe reiten, und wir ruhten in einiger Entfernung von demſelben aus. Nach Verlauf von ein paar Stunden war Alles in Ordnung gebracht, denn es war ſchon nichts Seltenes, daß im ganzen Lande ſich die gemäßigten Katholiken an den König von Navarra anſchloſſen. Der Bote kam zurück, von einigen der älteſten Bauern begleitet, und als wir ſelbſt hinkamen, entdeckten wir mit Erſtaunen, daß es unſerm guten Wegweiſer ſchon gelungen war, das zu leiſten, was ich den Einwohnern ſeines Dorfes verſprochen hatte. Frauen und Kinder, die die Hugenotten geraubt hatten, ſtanden da. Hoch und theuer beſchwuren es die Hugenotten, daß ſie ungekränkt geblieben wären, und die Frauen beſtätigten es. Der Prediger war zwar auch nicht frei von Fanatismus und hatte ſelbſt die Einwohner aufgefordert, von einigen hugenottiſchen Brüdern unterſtützt das götzendieneriſche Dorf zu überfallen; was ſie aber dazu bewog, ſeinem Rathe zu folgen, war ein früherer ähnlicher Ueberfall des katholiſchen Dorfes und die Pflicht, die geraubten und gefangen gehaltenen Frauen und Töchter zu befreien. Sie wären, verſicherten ſie, ſehr geneigt, Frieden zu halten, wenn ſie nicht angegriffen würden. Der katholiſche Pfarrer, den ich mitführte, mußte geſtehen, daß er wirklich die Hugenotten zuerſt überfallen hatte. Er ſchien ganz mürbe geworden zu ſein, doch trauete ich ihm nicht. So war dieſe ganze Sache beigelegt und in Ordnung. Die befreiten Frauen und Kinder kehrten freudig nach ihrem Dorfe zurück, und die von allen Seiten in dieſer Gegend bedrängten Hugenotten vernahmen die Worte des Friedens, von einem Katholiken ausgeſprochen, mit Freude und nahmen die Ermahnungen mit Herzlichkeit auf. Ich begleitete die befreiten Frauen bis in die Nähe des katholiſchen Dorfes und ritt weiter, indem ich den Pfaffen mit mir führte, ungewiß, was ich nun mit ihm anfangen ſollte.

Gegen Abend erreichten wir ein Haus, welches einſam auf einer von Wald umgebenen Wieſe dalag. Schon aus der Ferne entdeckten wir ein Gewühl von Menſchen, die dieſes Haus umgaben; als wir näher kamen, entdeckten wir bewaffnete Kriegsleute, die lärmend, ſchreiend und fluchend ſich unter einander bewegten. Ich war ungewiß, ob ich nicht durch einen Umweg das Haus zu umgehen ſuchen ſollte; da entdeckte ich an dem Fenſter des zweiten Stockwerks eine weibliche Geſtalt, deren Haare aufgelöſt um den Kopf flatterten, die die Hände ringend zum Fenſter hinausſtreckte und wie in Verzweiflung laut um Hülfe ſchrie. Ich gebot meinen Begleitern die Säbel zu ziehen und in vollem Galopp ritten wir auf das Haus zu. Ich warf einen eiligen Blick nach dem Fenſter, die weibliche Geſtalt blickte uns an, ungewiß, ob ſie über unſere Ankunft ſich freuen oder erſchrecken ſollte. Mit Entſetzen ſah ich ein zartes weibliches Weſen in dieſer furchtbaren Lage. Durch die von Angſt und Verzweiflung entſtellten Züge leuchtete doch die große Schönheit hindurch.

Was geht hier vor? rief ich gebieteriſch, und ich ſah wohl, daß hier zwei Parteien ſtritten und daß diejenige, die durch mich unterſtützt würde, das entſchiedene Uebergewicht erhalten würde. Meine Ankunft ſchien offenbar dem größten Theile der hier lärmenden Kriegsleute unangenehm, der kleinere dagegen ſchien neue Hoffnung zu ſchöpfen. Einer trat hervor, um mir den verlangten Bericht zu geben. Ich unterbrach ihn und wandte mich zuerſt an das flehende ſchöne Mädchen, die noch jung zu ſein ſchien. Ich beſchwöre Euch, liebliche Geſtalt, ſagte ich, bleibt hier ſo im offenen Fenſter ſtehen, daß ich Euch erblicke; ich muß mich überzeugen, daß nichts Gewaltſames gegen Euch ſtattfindet, während ich Erkundigung einziehe über die Greuelthat, durch welche eine ſo zarte Schönheit in eine ſolche Lage gerieth. Ihr ſteht unter dem Schutze der Ehre eines verheiratheten Ritters, der ſeine junge Frau innig liebt, aber bereit iſt, ſein Leben zu wagen für eine jede bedrängte Frau. — Wer dieſem Mädchen nahe zu treten wagt, während ich hier bin, wird meine Rache fühlen, rief ich gebietend, mich an die Uebrigen wendend. Jetzt ließ ich den ſich nahenden Kriegsmann, der von ziemlich hohem Alter zu ſein ſchien, hervortreten, und er berichtete:

Die Ihr da ſeht, gnädiger Herr, iſt das ſchöne Fräulein Louiſon Gayant. Sie iſt hugenottiſch erzogen, von Aeltern deſſelben Glaubens, beide ſind geſtorben und zu ihrem Unglücke der ihr beſtimmte Vormund ebenfalls. Durch Intriguen wußte der Herr von Santerre, ein Katholik, die Vormundſchaft über das Fräulein und ſomit die Verwaltung ihres bedeutenden Vermögens an ſich zu reißen, aber ſeine Abſicht ging noch weiter. Als ſie ihn einſt, dazu aufgefordert, beſuchte, behielt er ſie zurück. Sie hielt ſich nämlich bis dahin bei hugenottiſchen Verwandten auf und iſt mit einem jungen lieblichen Manne, dem Marquis d'Espinac, verlobt. Von Mächtigen unterſtützt gelang es dem Herrn von Santerre, alle Reklamationen der Verwandten des Fräuleins abzuweiſen, und er hatte die doppelte Abſicht, das Bündniß mit dem jungen Marquis zu zerreißen und das Fräulein zu bekehren. Von unſerer Seite geſchahen mancherlei Verſuche, das Fräulein aus ihrer Gefangenſchaft zu befreien. Dieſes Mal ſchien nun Alles gelingen zu wollen. Es war mir, einem alten Diener ihrer Aeltern, gelungen, das Fräulein mit Zeit und Stunde bekannt zu machen, wo wir bewaffnet erſcheinen würden. An dem bezeichneten Orte trafen wir die ſchöne Dame und wurden hier von zurückkehrenden Schaaren, die in hugenottiſchen Dörfern plünderten, überfallen. Dieſe gehörten leider dem Herrn von Santerre zu, und nur Eurer Gegenwart werden wir die Befreiung der Dame hoffentlich zu verdanken haben.

Als dieſer kurze Bericht beendigt war und ich zur Befreiung der Schönen ſchreiten wollte, waren die Gegner verſchwunden. Sie waren durch die Hinterthüre des Gebäudes hinausgeſchlichen und wir entdeckten, wie ſie über Wieſen, Felder und Gräben flohen. Da die junge Dame befreit, die Abſicht alſo erreicht war, ſo wurden wir einig, die fliehenden Schaaren nicht zu verfolgen. Die Dame verſchwand aus dem Fenſter, ich trat in das Haus hinein und erſtaunte nicht wenig, als ich ſie, wie es ſchien, völlig ruhig, die Treppen herunterſteigen ſah. — Ihr könnt Euch denken, wie freudig ich die Nachricht empfing, daß es mir gelungen war, die Geliebte des Mannes, der mir ſo lieb geworden, zu retten. Während die Begleiter ihre Pferde aus den Ställen zogen und ich es doch nothwendig fand, der Dame einige Augenblicke der Beruhigung zu gönnen, traten wir in die Gaſtſtube. Die Einwohner des Hauſes hatten ſich auf dem Boden verſteckt, und es koſtete uns Mühe, ſie, als wir ſie fanden, zu überzeugen, daß ſie nichts zu befürchten hätten. Während nun Wein und Früchte gebracht wurden, erfuhr ich von der Dame ſelbſt, was ſie in der Zeit ihrer Gefangenſchaft gelitten hatte. Wie ſie mir jetzt gegenüber ſaß, glaubte ich nie etwas Anmuthigeres geſehen zu haben. Die Freude über die Befreiung gab ihrer Geſtalt eine Heiterkeit, eine Anmuth, die mir unwiderſtehlich ſchien, und obgleich ich mich ganz in dieſen lieblichen Anblick verlor, war dennoch der Eindruck, den ſie machte, ſo völlig rein, daß es mir unbegreiflich ſchien, wie jemals eine Gewaltthat gegen ſie hatte ausgeübt werden können. Jeder Gegner mußte, glaubte ich, durch ihren bloßen Anblick entwaffnet werden. Denn ſelbſt jetzt, in dem freudigen und unerwarteten Augenblicke der Befreiung aus einer großen Gefahr, jetzt, als die Gewißheit einer unerwarteten Sicherheit ſie glücklich machte, verlor ſie die ruhige Würde nicht einen Augenblick. Sie erzählte nun, wie entſetzlich der erzwungene Aufenthalt bei dem Herrn von Santerre geweſen war. Man ließ mich, ſagte ſie, keinen Augenblick in Ruhe, Pfaffen quälten mich vom Morgen bis Abend, ich war auf meiner kleinen Kammer gefangen; ich ward gehalten und behandelt, wie die geringſte Magd, ich mußte die gemeinſten Dienſte verrichten, ja man ließ mich nicht ſelten Hunger und Durſt leiden; daneben wurde mir das herrlichſte Leben, in Freude und Genuß, lockend dargeſtellt, wenn ich mich willig erklärte, den katholiſchen Glauben anzunehmen und, was freilich damit genau verbunden war, meiner Liebe zu entſagen. Die armen verblendeten Menſchen ſahen nicht ein, daß eine ſolche Behandlung nicht fähig wäre, mich zu gewinnen. Ja ich geſtehe es, es bildete ſich eine Anſicht allmälig aus, die ſelbſt jetzt, nach der Befreiung, eine gefährliche Gewalt über mich behalten zu haben ſchien, die ich früher ſo entſchieden abwies, als wenn nämlich in der katholiſchen Religion etwas Sataniſches liegen müſſe; und doch litt ich ſelbſt an einem innern Kampfe, der mir gefährlicher zu werden drohte, als alle äußere Verfolgung. Bei der grenzenloſen Liebe, die mich mit dem Herrn d'Eſpinac verband, entſtand der Zweifel, ob nicht meine Treue gegen ihn mächtiger wäre, als die gegen meinen Gott. Ich war ganz allein, in meiner ganzen Umgebung Keiner, der mich nicht als eine Verdammte, der Hölle Preisgegebene betrachtete. Selbſt die Einſamkeit war mir verſagt, denn ein altes mürriſches Weib, die mich als eine von einem böſen Geiſte Beſeſſene betrachtete, die ſich bekreuzigte, wenn ich ihr nahe trat, ſchlief in meiner Kammer. Ich glaube nicht einmal, daß es urſprüngliche Grauſamkeit war, aber ſie ſchien in der That zu meinen, daß es ein gottgefälliges Werk wäre, mich zu quälen, und wenn es ihr nur gelang, meine Hingebung, meine Geduld zu beſiegen, wenn Verachtung, furchtbare Verſchmähung und Spott, in jedem Moment von Neuem in das blutende Herz getröpfelt, die ſchwache Natur beſiegte, daß ich mich wie ein getretener Wurm krümmte und Hände ringend mich in Thränen badete, da war es, als glaubte das Weib ihre gottſelige Abſicht erfüllt zu ſehen. Mein Elend erregte gar keine Theilnahme, aber ich glaubte dennoch in dieſer Härte eine Hoffnung zu leſen, die mir die grauenhafteſte war. Daher brachten ſolche Auftritte mich eben zur Beſinnung. Ihr Himmel iſt Deine Hölle, ſagte ich mir, es iſt ein Kampf mit Gott und für Gott gegen teufliſche Mächte. Ich zog mich dann, wie ſie ſonſt, andächtig und betend von ihr zurück wie vor einem böſen Geiſt, trocknete die Thränen und warf ihr einen Blick zu, der ſie empörte; aber ich war dem Weibe ganz preisgegeben. Sie hat mich bei den Haaren herumgeſchleppt, mit den Füßen getreten, bis ich in Ohnmacht fiel. In der letzten Zeit war ich mit dieſem Weibe allein, der Herr von Santerre und ſeine Familie ließen ſich nie ſehen; auch die Pfaffen, — denn einer nach dem andern verſuchte ſein Künſte, — wurden, je hartnäckiger ich ihnen erſchien, deſto ſchonungsloſer. Endlich ward mir einer gebracht aus einem benachbarten Dorfe, der unter allen in der Gegend, wie man glaubte, am fähigſten war, den böſen Geiſt des Unglaubens zu verbannen. Dieſer trat gegen mich auf, völlig, wie gegen ein geſpenſtiges Weſen, mit Beſchwörungsformeln mancherlei Art. Nicht mit mir ſprach er, ſondern nur über mich mit dem alten Weibe. Es iſt wahr, er hatte es in ſeiner Gewalt, mich zu ängſtigen. Wie geheime Kräfte, aſtraliſche Einflüſſe, ein Geflüſter nächtlicher Dämonen die Seele verlocken können, wie in den Gebirgen, in den dunkeln Wäldern, in den Lüften Geiſter herumſchweifen, die denjenigen, der auf ſie horcht, zur Verzweiflung, zum Wahnſinn bringen, wie dieſer Wahnſinn die anfangende Höllenſtrafe wäre, ſo lange der Menſch lebte, nur im Fegefeuer zu ſeiner Seele Rettung, aber wenn er ſich bis zum Unglauben ſteigerte, die Unſeligen zur ewigen Höllenſtrafe reif machte, wußte er mit ſolcher Gewalt der Darſtellung auszumalen, daß er meine Seele gefangen nahm und eine wirklich bannende Gewalt über mich ausübte. Ich war durch Qual und Furcht geängſtigt, durch Mishandlungen erkrankt, durch eigene innere Kämpfe geiſtig erlahmt, vergebens ſuchte ich die furchtbaren Töne in meiner Nähe abzuwehren, vergebens verſenkte ich mich heftig ringend in Gebet, immer dichter drängte ſich die Sprache an mich heran, es war, als wenn ſchwarze Geiſter mich umſchwirrten, als träten ſie mir dicht vor die Augen, als flüſterten ſie mir tief in das Ohr hinein, und ich fühlte es, ich mußte unterliegen, meinen Glauben aufgeben oder wahnſinnig werden. — In dieſer Lage erſchien nun ein ſchönes Mädchen, kaum funfzehn oder ſechszehn Jahr alt; ſie ward faſt wider ihren Willen in meine traurige Kammer hereingeſchleppt und zeigte, als ich ſie ſah, alle Spuren des Entſetzens. Zu meiner Verwunderung verließ der Pfarrer und das Weib die Kammer, und ich blieb mit dieſem Mädchen allein. Das Mädchen horchte nach der Thüre hin, trat mir dann mit einem ganz veränderten lächelnden Geſicht entgegen. Fräulein, ſagte ſie, fürchten Sie ſich nicht. Ich bin von dem alten Diener Ihres Hauſes abgeſandt, ich habe, hoffe ich, die Mittel gefunden, dieſe Teufel zu betrügen. Ich erſchien als meinen Eltern entlaufen, ich behauptete, von der heiligen Jungfrau aufgefordert zu ſein, mich an den Pater Anſelmo zu wenden; es gelang mir ihn zu täuſchen und ich ſpielte meine Rolle ein paar Wochen hindurch ſo gut, daß ich, ohne Verdacht zu erregen, es wagen konnte Sie nennen. Das, ſagte ich, war es eben, was die heilige Mutter, als ſie mir erſchien, angedeutet hatte, daß ich berufen wäre zur Rettung der Seele des gefangenen Fräuleins. — Hier iſt ein Brief. Wir müſſen die Täuſchung noch einige Zeit fortſetzen; denn das Schwierigſte iſt noch zurück, es muß mir gelingen, Sie ohne Begleitung nach dem verabredeten Orte zu bringen. — Das Mädchen ſprach dies Alles halb murmelnd und in einem Tone, daß Keiner, der die undeutlich geſprochenen Worte von fern hörte, den Inhalt errathen konnte. Sie näherte ſich nur in dem Augenblicke, als ſie mir den Brief übergab, und ſelbſt dieſes geſchah auf eine ſolche Weiſe, daß wer uns etwa belauerte, eher eine Art magiſches Annähern, eine Art von geheimer Gewalt, die durch Berührung wirken müßte, als die Uebergabe des Briefes würde vermuthet haben. Ich hütete mich wohl, irgend Etwas zu thun, wodurch die Täuſchung aufgehoben werden konnte. Wie furchtbar geiſtig zerrüttet ich noch vor einem Augenblick war, ſo wirkte dieſe Hoffnung doch wie ein Zauber auf mich. Die wilden nächtlichen Träume, die mich geängſtigt hatten, waren verſchwunden, ich hatte meine Beſinnung völlig wieder, und Glaube und Zuverſicht ſiegten. So wie ich Alles erfahren hatte, was nothwendig war, wurden wir einig, nie, auch nicht, wenn wir uns völlig allein glaubten, die Maske fallen zu laſſen. Freilich mußte ich auf die ſeltſame Miſchung von Bösartigkeit und Aberglauben, die meine Feinde beherrſchte, rechnen. Das Mädchen, wie Sie geſehen haben, entwickelte eine bewunderungswürdige Schlauheit. Es gab Augenblicke, wo ich glaubte, daß dieſe nichtswürdigen Menſchen gar keine Religion hätten, daß Alles, was ſich mir als Kirche darſtellte, eine furchtbare Erfindung der Pfaffen wäre, die Menſchen zu beherrſchen und zu tyranniſiren; dann aber mußte ich mir wieder geſtehen, daß ſie Geiſter citirt hatten, die ſie nicht zu überwältigen vermochten; daß ſie ſelbſt dem finſtern Aberglauben unterlagen, den ſie doch nur benutzen wollten. Auf dieſen Widerſpruch mußten wir rechnen. Die beſtimmte Zeit lag vor uns und durch einzelne Aeußerungen, die künſtlich in die Geſpräche verflochten wurden, durch welche das Mädchen mich zu bekehren ſuchte, verſtändigten wir uns hinlänglich. Männer würden ohne allen Zweifel eine feinere Intrigue erſonnen haben, wir erſannen die plumpſte, und ſie gelang vielleicht eben deswegen. Ich habe von einem ſehr gelehrten Manne behaupten hören, daß es oft nur deshalb nicht gelänge, die Menſchen zu betrügen, weil man ſie ſich nicht dumm genug zu denken den Muth hätte. Auf das Gelingen der Verſtellung kam Alles an, ich machte mir darüber keinen Vorwurf; ich hatte gegen dieſe Menſchen keine Verpflichtung, ſie durften keine Wahrheit von mir fordern, und einfach kindlich, ja mit frommer Andacht betrachtete ich dieſes ganze Ereigniß als eine göttliche Fügung, die mir Waffen in die Hand gab gegen Verfolgungen, aus welchen ich nur ſo gerettet werden konnte. Längſt hätte wohl eine gewaltſame Befreiung ſtattgefunden, aber d'Espinac war in dem Heere des Königs von Navarra; er kannte meine Lage nicht einmal, und eine jede Verbindung mit dem Heere war ſeit Monaten durch die kriegeriſchen Verhältniſſe abgeſchnitten. Die höchſte Noth entwickelt einen wunderbaren Scharfſinn und ich wundre mich über die Kunſt der Verſtellung, die ich mir erwarb und durch welche mein Vormund, ſeine Familie, das hölliſche alte Weib, ja ſelbſt der ſchlaue Pfaff vollſtändig getäuſcht wurde. Die erdichtete Bekehrung ſchritt ſo leiſe, durch ſo unmerkliche Uebergänge fort, die Aeußerungen der Zuneigung zum katholiſchen Glauben, ringend mit demjenigen, der mir durch Erziehung und

Unterricht mitgetheilt war, traten im Anfange ſo ſcheu, ſo furchtſam hervor, daß Alle mit zuverſichtlicher Hoffnung meiner völligen Bekehrung entgegenſahen. Ich wagte kühne Einwürfe gegen die Belehrungen meines geiſtlichen Rathgebers und gönnte ihm den Triumph, ſie zu bekämpfen. Meine Lage ward immer beſſer, ich lebte ſchon wie ein Kind im Hauſe, man ſchmeichelte mir, brachte mich in große Geſellſchaften und glaubte mich ſchon ganz gewonnen. Selbſt das Weib, das mich gequält hatte, ſah ich nicht mehr, ich geſtand, daß ich ſie ohne Grauen nicht anſehen könnte. Und in der That, es war nothwendig, daß ſie entfernt wurde, denn ich fühlte es, daß ich meine Verſtellung in ihrer Gegenwart nicht durchzuſetzen vermochte.

Was ſoll ich Vieles von dem plumpen Kunſtgriff ſagen, der mich befreite. Das Mädchen behauptete, daß ihr die Jungfrau Maria wieder erſchienen ſei. Als letztes Mittel meiner völligen Bekehrung müßten wir beide allein in der Nacht auf einer Wieſe unter einem Kreuze erſcheinen. Nur reine Jungfrauen dürften in dieſem Augenblicke jenen Ort betreten; und jeder unheilige Schritt würde den heiligen Moment der Bekehrung vernichten, ja auch in einen völlig unüberwindlichen Unglauben zurückſtürzen. Ich dachte wohl, daß man uns belauern würde, aber alle Anſtalten zur ſchnellen Flucht waren ſorgfältig getroffen. Die Männer, die Sie hier ſehen, waren beritten zugegen; das Mädchen behauptete ganz ſicher allein fliehen zu können, und Sie können ſich meine Verzweiflung, als ich mich nun wieder in feindlicher Gewalt befand, leicht denken. Ich mußte fürchten, nicht einfach ermordet zu werden, was faſt eine Wohlthat zu nennen geweſen wäre, ſondern den grauſamſten Mishandlungen qualvoll zu unterliegen. Indem ich nun dieſe eben überſtandene Gefahr und die wunderbare Rettung überlege, ſchwebt mir das Bild des holden Mädchens vor. Sie ſchlug eine jede Vereinigung mit uns aus, ſie behauptete, daß man ihretwegen gar nicht beſorgt zu ſein brauche, ſie würde auf jeden Fall ſich zu retten wiſſen, und jetzt, da das Ereigniß ſich mir ſo lebendig wieder vergegenwärtigt, wie der alte vertraute Diener meines Hauſes ſich zu erkennen gab, mich eilig auf den Sattel hob und wir in vollem Gallopp davon ritten, muß ich dieſes Mädchen mit der lieblichen und ſchlauen Miene, mit der wunderbaren Sicherheit, kindiſch faſt und geiſtig bis zum Zauberhaften reif, wie eine göttliche Erſcheinung betrachten, die zu meiner Rettung hervortrat und dann plötzlich verſchwand.

Ich hatte, während das Fräulein erzählte, einen Verdacht gefaßt. Mir fiel der Pfaff ein, den wir gefangen mit uns führten; ich hatte ihn von dem Augenblicke an, wo ich mit der Befreiung der ſchönen Dame beſchäftigt war, ganz vergeſſen, ich befürchtete ſchon, daß man ihn vernachläßigt, daß er die Verwirrung des Augenblicks benutzt hätte und entſchlüpft wäre; aber das war nicht der Fall. Als ich mich erkundigte, erfuhr ich, daß er in einer andern Kammer eingeſchloſſen bewacht würde. Ich trat zu ihm herein und fand ihn in tiefe Gedanken verſunken. Er warf mir einen grimmigen Blick zu, und als ich ihn aufforderte mir zu folgen, ſchien er es hartnäckig verweigern zu wollen. Wir mußten in der That einige Gewalt anwenden, und ſo ſtellte ich ihn wider ſeinen Willen der Geliebten meines neuen Freundes gegenüber. Ein Schrei des Entſetzens, als ſie ihn erblickte, ließ mich dieſe Ueberraſchung nur zu ſehr bereuen. Sie blickte wild um ſich her, ſie hatte erfahren, daß wir Katholiken waren, und glaubte ſich verrathen.

Ich erſchrak heftig und warf mir leider zu ſpät meine unbegreifliche Unbeſonnenheit vor. Ich war voll von Allem, was mir in den zwei letzten Tagen begegnet war. Es war mir, als müßte ihr die Liebe und Zuneigung bekannt ſein, die mich zu ihrem Geliebten hinzog. Während der Erzählung, faßte ich die Vermuthung, daß der Pfaff, den ich mit mir führte, wohl der von ihr erwähnte Pater Anſelmo ſein könnte. Ich wollte ihr den Triumph gönnen, den furchtbaren Peiniger gedemüthigt zu ſehen. Meine Vermuthung war leider nur zu gegründet. Einige meiner Krieger, die ſich mit den Befreiern der Dame aus der Gefangenſchaft unterhielten, glaubten erſt, daß wir Hugenotten wären. Als ſie erfuhren, daß dieſes nicht der Fall wäre, als ſie den Pfarrer in unſerer Mitte ſahen, den einige wohl zu kennen behaupteten, waren ſie ſichtbar ſcheu, verlegen, erſchraken, und einer ſchlich ſich ſtill weg, um der Herrin die bedenkliche Kunde mitzutheilen. Alles dieſes erfuhr ich ſpäter. Es fand ſtatt, als ich ſtillſchweigend die Dame verlaſſen hatte, um den Pfarrer herbeizuholen, und ſo war das Entſetzen, welches ſie ergriff, als ſie mich mit dieſem hereintreten ſah, freilich erklärlich.

„Ich war in Verzweiflung. Der Zuſtand der jungen Dame war ſeltſam; auf dem Ruhebette, auf welchem ſie ſaß, ſank ſie zurück. Einige leichte krampfhafte Zuckungen gingen ſchnell vorüber, die Augen waren geſchloſſen. Als dieſe verſchwunden waren, breitete ſich eine himmliſche Ruhe über das Geſicht aus, ſie lag wie in den tiefſten Schlaf verſunken, ich würde geglaubt haben, daß ſie todt wäre, wenn ich nicht geſehen hätte, wie ein wunderbares, heiteres Lächeln um ihre Lippen ſchwebte. Sie verſuchte zu ſprechen, die Lippen bewegten ſich fortdauernd, aber das leiſe Murmeln blieb mir völlig unverſtändlich. Ich rief in meiner großen Angſt Hülfe herbei, der Wirth, ſeine Frau und Tochter erſchienen, wir ſtanden alle rathlos da; ich konnte mich nicht entſchließen, zu irgend einer entſchiedenen Hülfe zu greifen, und verbot, wie durch einen Inſtinkt geleitet, die Schlafende zu berühren. So verging faſt eine Stunde und unſere Lage war um ſo bedenklicher, da jeder Augenblick uns eine gefährliche Verfolgung zuziehen konnte. Endlich erwachte die Schlafende, richtete ſich ſchnell auf, erkannte mich, ſah, wie furchtbar erſchrocken ich war, und obgleich auch ſie furchtſam und ſcheu um ſich blickte, glaubte ich doch zu entdecken, daß ſie ſelbſt an der Urſache Ihrer Furcht zu zweifeln anfing. Ich bat ſie flehentlich mich anzuhören, ich verſicherte ihr auf's Heiligſte, daß ſie nichts zu befürchten hätte. Ich habe zugleich meine Rilterehre für Ihre Rettung eingeſetzt und wäre mit Schande bedeckt, wenn ich Sie nicht dem Schutze freundlicher Verwandten und des Geliebten übergäbe. Sie ſah mich an. Wie thöricht war meine Furcht, ſagte ſie milde; nein gewiß, Ihr ſeid kein Verräther. Ich muß mich des Verdachtes ſchämen, aber verzeiht mir, denn ich bin durch die Folgen hart beſtraft. Sie war jetzt völlig beruhigt. Ich nannte mich und erzählte ausführlich die Ereigniſſe der letzten Tage, wie ich ihren Geliebten kennen gelernt, und wie er meine innige Verehrung und Zuneigung gewonnen hätte. Ich erzählte ferner, wie ich den Pfarrer getroffen, warum ich ihn mit mir führte, und wie ſich mir die Vermuthung aufgedrungen, daß er wohl der von ihr erwähnte Pater Anſelmo ſein könnte. Ich war ſo thöricht, ſchloß ich, zu glauben, daß ich, der ich Ihnen durchaus fremd bin, in wenig Augenblicken ein Vertrauen mir erworben hätte, welches nur Zeit und längere Bekanntſchaft erringen können. Auch ich bin furchtbar beſtraft. Ihr habt mir verziehen, ſchöne Dame, ich kann mir nie verzeihen.

Als ich von ihrem Geliebten zu ſprechen anfing, als ich erzählte, wie ich zuerſt ſeine Bekanntſchaft machte, blickte ſie mich ſo anmuthig, ſo freundlich an, und ihr ganzes Antlitz ſtrahlte jetzt, wie im Schlafe, von heiterer Ruhe und Befriedigung.

Aber wir durften uns nicht ſo weitläuftigen Erklärungen hingeben, der Augenblick drängte und wir mußten ſchnell aufbrechen. Ich war genöthigt, um die Gerettete in Sicherheit zu bringen, einen Theil des Weges zurückzureiten. Sie wollte mir die Stelle angeben, wo ich ſie ohne Gefahr den früheren Begleitern überlaſſen könnte. Ich wunderte mich nicht wenig über die Entſchloſſenheit und über die körperliche Kraft, die ſie zeigte. Feſt und ſicher ſaß ſie in dem Sattel, während wir fortritten, und höchſt anmuthig ſchien die ſchlanke Geſtalt auf dem galoppirenden Pferde mehr zu ſchweben, als zu ruhen. Wenn ſie die großen, von den langen Augenwimpern beſchatteten Augen aufſchlug, der halbe Umriß des Geſichts gegen den hellen Himmel abſtach, erſchrak ich faſt, ſo tief bedeutend, ſo wunderbar ſchön und herrlich erſchien ſie mir dann, indem der Kopf von dem ſchönen Halſe leicht getragen wurde. Es war mir, als ſähe ich eine Göttin des griechiſchen Alterthums, und unbegreiflich ſchien es mir, daß dieſes Mädchen noch vor kurzem den Mishandlungen unterlegen, noch vor wenig Augenblicken mir durch ihren bedenklichen Zuſtand einen ſo großen Schrecken eingejagt hatte. Sie war fröhlich und voller Hoffnung. Ich weiß es wohl, ſagte ſie, die Sache meiner Glaubensgenoſſen ſcheint jetzt ſehr bedenklich zu ſtehen; der König iſt in der Hand des Guiſe, der, mit Spanien vereinigt, unſern Untergang will. Dieſer entſetzliche Menſch wünſcht die Bluthochzeit zu erneuern, ja über das ganze Land auszudehnen. Der König von Navarra iſt von allen Seiten gedrängt und ſcheint faſt der mächtigen Ligue gegenüber waffenlos zu ſein.

D'Eſpinac theilt die Gefahren einer ſo bedenklichen Lage, und dennoch habe ich eine Zuverſicht, die mir unbegreiflich ſcheint. Es iſt mir, als drohte dem herrlichen Könige, der uns beſchützt, als drohete dem Geliebten, der ſeine Kämpfe theilt, gar keine Gefahr. Dieſe Zuverſicht verließ mich in meiner furchtbaren Gefangenſchaft nur dann, wenn der ſchwache Körper den Mißhandlungen unterlag. Es iſt mir, als ſähe ich Heinrich von Navarra ſiegreich, es iſt ein Ereigniß der Zukunft, welches mich mit aller Gewalt und Sicherheit der Gegenwart umſchwebt; ich ſehe d'Eſpinac den König begleiten, indem er ſiegreich in Paris einzieht, ich höre, wie die jubelnde Menge dem Befreier zujauchzt und wie die unglückliche Verblendung, die das Land in Verwirrung bringt, verſchwindet. — Sie erſchien mir faſt wie eine Prophetin, als ſie ſo ſprach, ihre Zuverſicht theilte ſich mir mit, aber ich konnte mich nicht genug wundern über ihre genaue Kenntniß der Lage des Landes. Die Sache, ſagte ſie, iſt leicht zu erklären; ich war, wie Sie aus meiner Erzählung wohl geſchloſſen haben, in den Händen der wildeſten Liguiſten, ſie ſahen wohl ein, daß ihre Verſicherungen kein Zutrauen einflößen konnten; es wurden mir daher alle Briefe ihrer Partei aus Paris mitgetheilt. Sie konnten mir dieſes ſcheinbare Vertrauen ohne Gefahr zeigen; denn ich war ja unbedingt in ihrer Gewalt und an einen Verrath von meiner Seite nicht zu denken. Der Vortheil, den ſie erlangen konnten, wenn ſie mir ſolche Nachrichten mittheilten, war aber augenſcheinlich; denn es iſt ja entſchieden, daß der Herzog von Guiſe den König, wie ſeine Mutter, ganz in ſeiner Gewalt hat und das Land beherrſcht, als wäre er ſelber König. So bin ich ganz vertraut geworden mit dem hinterliſtigen Plane der furchtbaren Partei, mit ihren tollkühnen Hoffnungen, mit der Gewalt, die die Sechzehn in Paris ausüben, und mit den Gefahren, die den beiden Königen drohen. Ich ſage es Ihnen, denn wie kann ich daran zweifeln, daß Sie zu den milden gemäßigten Katholiken gehören, die die Beruhigung des Landes nur von dem Könige von Navarra erwarten. Nur wünſche ich dringend d'Espinac zu ſprechen, ich glaube mit Intriguen bekannt geworden zu ſein, deren Kenntniß dem Könige von Navarra ſelbſt wichtig ſein möchte. Ich habe mir ſelbſt in der grauenhafteſten Lage den Inhalt der Korreſpondenz genau eingeprägt, ich wiederholte mir denſelben mit krampfhafter Anſtrengung, um den Faden des Zuſammenhanges nicht zu verlieren, ſelbſt unter den härteſten Mishandlungen, und meine beſſere Lage in den letzten Tagen gab mir völlige Muße zur ruhigen Ueberlegung. — Ich mußte das Mädchen bewundern, welches mit einem ſolchen Eifer in einem ſo zarten Alter ſolche ſchwierige, das ganze Land umfaſſende Verhältniſſe feſthielt, klar überſchaute und, obgleich dem Himmel und dem Geliebten andächtig und treu hingegeben, dennoch mit ſo kräftigem Verſtande in der Gegenwart lebte. Aber die entſetzliche Aufregung im ganzen Lande, die allgemein herrſchende Unſicherheit aller Lebensverhältniſſe erregte in den Einwohnern beider Geſchlechter wunderbare, in friedlichen Zeiten gebundene, Kräfte, und wie die wildeſten Leidenſchaften ſich zügellos äußerten, ſo bildete ſich eine kräftige Beſonnenheit aus, die, ſcheinbar zurückgedrängt und thatenlos, dennoch die beſſere Zukunft vorbereitete.

Wir waren mehrere Stunden geritten. In allen Dörfern wich man uns aus, aber es war uns gelungen, eine ziemliche Menge von Lebensmitteln zuſammenzubringen, welche die von uns vertriebenen Krieger zurückgelaſſen hatten, und die im Hauſe ſelbſt aus dem Vorrathe des Wirths vergrößert wurde. Eine ſchöne Wieſe lud uns zum Ausruhen ein. Ich ſuchte mit meiner Begleiterin den Schatten am Rande eines Waldes und wir unterhielten uns faſt heiter, nur ſorgten wir dafür, daß der gefangene Pfarrer von der Dame nicht geſehen wurde. Ich hatte bemerkt, daß, wenn bei einer Biegung des Weges die hinterſten Glieder des Zuges ſichtbar wurden, in deren Mitte Pater Anſelmo bewacht wurde, und wenn dann die Augen der Dame zufällig auf ihn fielen, ein leiſes Zittern ihren Körper bewegte und ein plötzliches Erblaſſen, ſelbſt, nachdem die Bewegung des Rittes die Geſichtsfarbe erhöht hatte, eintrat. Wir hatten, wie es die Nothwendigkeit forderte, Wachen ausgeſtellt, und kaum war das mäßige Mahl zu Ende, als ein ausgeſtellter Wachpoſten einen Zug von Kriegern anſagte, der in der Richtung nach unſerm Ruheplatze zu fortſchritt. Schnell beſtiegen wir die Pferde, bildeten breitere, kompaktere Maſſen, in deren Mitte die Dame gebracht wurde. Ich ritt etwas vor, damit ich erfahren könnte, ob die Krieger, die uns entgegen kamen, Feinde oder Freunde wären, und ob die Menge uns gefährlich ſein könnte. Leider war, wie die Verhältniſſe der Gegend ſtanden, das Uebergewicht der Liguiſten in dieſer Gegend zu entſchieden. Mit der größten Wahrſcheinlichkeit konnte ich daher Katholiken erwarten, gegen die ich feindſelig hervortreten müßte. Meine ganze Lage im Lande, die ganze Stellung meiner Familie war gefährdet, und unterlag ich in dieſem zweifelhaften Kampfe, ſo war das arme Mädchen rettungslos verloren, und auch mich und meine Begleiter konnte nichts vom Untergange retten. In den Augen wüthender Liguiſten mußte die Unterſtützung der Flucht einer Hugenottin, die mit dem katholiſchen Glauben ein ſo freches Spiel getrieben hatte, und die Gefangennehmung eines Pfarrers als Todesverbrechen erſcheinen. Indem ich nun voller Sorge dieſe Lage der Sachen erwog, war es mir vor Allem darum zu thun, Gewißheit zu erlangen. Ich verließ mich auf mein gutes Pferd, ließ meine Begleiter ſtille halten und ritt galoppirend grade auf den Zug los. Ich ſah bald, daß er uns an Anzahl der Truppen weit übertraf, aber eben, was unſere Lage gefährlicher zu machen ſchien, trieb mich immer näher. Da ſah ich an der Spitze der anrückenden Truppen den Anführer mir allein entgegenreiten, ich erkannte das ſchwarzſammtene Baret, die weiße wehende Feder, die Tücher wurden beiderſeits luſtig geſchwenkt und ich ſtand d'Espinac gegenüber.

Jetzt erſt erfuhr ich, wie die ungünſtigen Nachrichten, die er von der Lage ſeiner Geliebten nach langer Zeit erhalten hatte, ihn aus der Nähe des Königs von Navarra, der in einer ganz andern Gegend des Landes ſich aufhielt, hierhergezogen. Als ich ihn zuerſt getroffen, war er eben bemüht, eine hinlängliche Mannſchaft mit Aufopferung großer Summen zuſammenzubringen, ſeine Geliebte zu befreien. Als ich nun eilig erzählte, wie nahe ſie ihm war, und wie ſie durch mich gerettet worden, war er von freudigem Erſtaunen ergriffen. Er blickte zum Himmel hinauf, reichte mir ſtillſchweigend die Hand, aber mit einer Miene, die mehr enthielt, als die lauteſte Dankſagung. Auch ich war überaus glücklich, wir gehörten uns von jetzt an zu im Leben und im Tode. Ich hatte mir nicht Zeit genommen, ihm das Ereigniß hinreichend zu erzählen. Er gebot ſeinem Trupp langſam vorzureiten, und wir beide ritten allein, damit meine Krieger und vor allen die Dame unbeſorgt blieben, pfeilſchnell zurück. D'Espinac umarmte ſeine Geliebte, Beide ſtanden ſo in einander geſchlungen, das lieblichſte Paar auf der grünen Wieſe, die Sonne ſchien heiter über uns, die Truppen bildeten einen Kreis und mit flammender Begeiſterung ſprach d'Espinac: Wie lag Alles finſter vor mir, wie gering war meine Ausſicht, Dich zu erretten, und kaum betrete ich dieſe Gegend, da ſchenkt mir der Himmel einen Freund, wie ich ihn lange ſuchte, wie er mir ein tiefes Bedürfniß geworden war. Und durch ihn gerettet liegſt Du in meinen Armen. Dieſe wunderbare Fügung ſoll für uns ein Zeichen ſein. So wird Gott den Gegenſtand unſerer gemeinſamen Liebe, das theure Vaterland, retten. Was Du, Freund, für meine Geliebte warſt, das wird der herrliche König für unſer Land ſein, er muß, das Land zu retten, Katholik werden und Du, Freund, wirſt unſern Glauben theilen.

Das ganze ſeltſame Ereigniß lag ſchon einige Tage hinter mir. Es war mir wie ein Traum, und nur die Gegenwart des gefangenen Pater Anſelmo bezeugte die Wahrheit. Ich näherte mich Bordeaux und war mit dem Pfaffen in keiner geringen Verlegenheit. D'Espinac hätte ihn zwar gern mit ſich geführt, aber wir ſahen ein, daß ich, wenn ich einen katholiſchen Pfarrer den Hugenotten überließe, meine ſchon bedenkliche Lage dadurch noch ſehr verſchlimmern würde. Ich wußte, daß in Bordeaux im Stillen viele gemäßigte Katholiken geheime Verbündete des Navarra waren. Ich war genöthigt, dem Pfarrer ſeinen prieſterlichen Anzug auszuziehen. Er mußte es ſich nach vielem Sträuben gefallen laſſen, ſich als Reiter zu verkleiden, aber was in den letzten Tagen geſchehen war, hatte ihn ſo fügſam gemacht, er war ſo geduldig, ſo kriechend, daß ich eben dadurch auf ihn aufmerkſam wurde und die geheime, lauernde Tücke, die er vergebens zu verbergen ſuchte, ſehr wohl entdeckte. Ich fand in der That Freunde in Bordeaux, in deren Hände ich ganz im Stillen den Pfarrer übergab, verließ die Stadt, nachdem ich meine Geſchäfte geordnet hatte, und kam in meine ſtille Heimat zurück, auf deren Grenzen alle Verwirrung der Zeit verſchwunden ſchien. Ich ſah d'Espinac zuweilen, und wenn er von ſeiner Geliebten ſprach, ſchien er trübe geſtimmt, nachdenklich und als wollte er mir irgend Etwas verbergen. Indeſſen wälzten ſich in meinem unglücklichen Vaterlande Greuel über Greuel. Der ſchwache König glaubte ſich erleichtert, als es ihm gelang, den Herzog von Guiſe nicht richten, ſondern ermorden zu laſſen. Durch den König ſelbſt ward ſo die ſchauderhafteſte Geſetzloſigkeit ſanktionirt; er fiel kurz darauf ſelbſt durch einen fanatiſchen Mörder. In wenigen Monaten folgten dieſe beiden Mordthaten auf einander, und hatten wir früher geglaubt, daß das Elend ſeinen Gipfel erreicht hätte, ſo erfuhren wir jetzt, daß es noch um Vieles geſteigert werden konnte. Allenthalben im ganzen Lande fand die furchtbarſte Willkür und jede Leidenſchaft Thür und Thor offen. Die Geſetze ſchwiegen, die Gerichte waren ohnmächtig, die Richter ſelbſt verdorben und wahnſinnig, wie das Volk, der Handel ruhte, alle arbeitſamen Hände feierten, das Vermögen war unſicher, die Gemüther verwildert. Da erkannte das Volk, daß es ſich ſelbſt nicht zu retten vermöchte, und während Rebellen, verfolgungsſüchtige Katholiken, ſelbſt vom Pabſt dazu ermuntert, während die Ligue im Lande, die Sechzehn in Paris den Pöbel in Bewegung ſetzten und beherrſchten, entwickelte ſich im Stillen eine noch unſichtbare Macht. Keiner war ſtark in ſich. So wie ſie ſich zuerſt auszuſprechen wagte und lange ſich ſchon geregt hatte, ſchien ſie dem leichteſten Widerſtande unterliegen zu müſſen, aber ſie erkannte ihre eigene Kraft in der trefflichen Perſönlichkeit, die jetzt erſt die wahre Weihe erhalten hatte. Der König von Navarra war jetzt der rechtmäßigſte König von Frankreich. War er nicht ohnmächtig, waffenlos ohne die Zeit, die Verhältniſſe, vor Allem die Geſinnung, die ſich in ihm erkannte und ihn trug? Keiner liebte Heinrich den Vierten mehr, als ich, Keiner diente ihm treuer; er konnte unbedingt über mein Leben gebieten, ich würde ſterbend triumphirt haben, wäre mein Tod ihm nützlich geweſen, aber mein ganzes Leben, mein inneres Sinnen war nicht auf die großen äußern Thaten gerichtet, vielmehr auf die innere geiſtige Ordnung, die Alles zuſammenhält. Heinrich der Vierte theilte die Schwächen ſeines Volks, wie ſeine Tugenden. Es konnte Verhältniſſe geben, in welchen die nämliche Perſönlichkeit, eben ſo liebenswürdig, eben ſo begabt, einen Thron geſtürzt hätte, wie ſie jetzt berufen war, den umgeſtürzten zu heben. Dieſe Fügung, die von keinem Einzelnen ausgeht, die höher iſt, als eine jede Perſönlichkeit, mußte ich wohl, als ſie die furchtbare Verwirrung zu löſen, die Wuth der Leidenſchaften zu beſchwören verſprach, göttliche Gnade nennen. Ich nannte ſie ſo und gab mich ihr völlig hin. Klar war es mir, daß ſie und ſie allein den Thron der Bourbons damals ſtützte. Früher ſchauderte ich zurück, wenn ich daran dachte, daß ich ſelbſt unwillkürlich in die Bürgerkriege verflochten werden könnte. Jetzt hatte Gott ſelbſt das Schwerdt der Gerechtigkeit in die rechte Hand des rechtmäßigen Herrſchers gelegt, der es mild und doch entſchieden führen würde, die Zeit beherrſchend, weil er ſie kannte. Ich hielt es für meine Pflicht, für ihn zu ſtreiten. Früher waren die Könige ohnmächtig, und an wen man ſich anſchließen mochte, Jeder bildete nur eine geſetzloſe Partei, die von dem Könige bald verſchmäht, bald unterſtützt wurde.

Ich war eben im Begriff mit ſo vielen Männern, als ich zu ſtellen wußte, meine Heimat zu verlaſſen. Auch die Lage meiner eigenen Unterthanen war dadurch gebeſſert. Es war fanatiſchen Katholiken gelungen, auch unter uns Unruhen zu erregen; dieſe wurden eben dicht um mich herum mir zu mächtig, als der ſtille Ruf, der, obgleich noch nicht laut geworden, dennoch wie ein geheimes Geflüſter alle Gemüther in Bewegung ſetzte, die alte friedliche Geſinnung wieder hervorrief und ſtärkte. Mit wunderbarer Zuverſicht waffneten ſich die jungen Leute; die Mütter ſegneten ihre Söhne, die junge Frau ſah den rüſtigen, eben verheiratheten Jüngling mit ſtolzer Freude wegziehen, die Braut weihete den Geliebten zum Kampf, und alle Hoffnungen des Landes ſchienen, hier zuſammengedrängt, die freudige Fahne zu erheben. Die Thränen der Trennung erſchienen wie flüchtige Regentropfen, von der Sonne verflüchtigt, und der bunte Regenbogen göttlicher Verheißung trat aus allen Gemüthern wie am Himmelsbogen bedeutend hervor, die innige Verſchmelzung von Freude und Wehmuth anzudeuten. D'Espinac hatte den verfolgten, oft bedrohten König ſchon lange begleitet. Er war, ich wußte es, von ſeinem Könige geliebt und auch jetzt ſeit längerer Zeit an ſeiner Seite. Als ich eben im Begriffe war mich in den Sattel zu ſchwingen, erhielt ich einen Brief. Er war von d'Espinac und enthielt die wenigen Worte:

„Freund, daß ich Euch im Heere des Königs treffen werde, ſetze ich voraus. Der herrliche, von Gott berufene Mann ſchätzt Euch hoch, liebt Euch und erwartet Eure Ankunft, aber ich beſchwöre Euch, daß Ihr Euern Weg über † † † nehmt; meldet Euch bei dem Kaſtellan des Schloſſes, nennt Euern Namen, man wird Euch nach einem verborgenen Gemach führen, Ihr werdet da meine Braut treffen; aber ich bitte Euch, laßt keinen Menſchen wiſſen, was Ihr im Schloſſe ſucht, weder jetzt, da Ihr die Geliebte aufſucht, noch nachdem Ihr ſie verlaſſen habt."

Ich verbarg den Brief und wir ritten nach der Stadt, die, wie meine eigene Beſitzung, in einem Pyrenäenthale dicht an dem Fuße der rauheſten Gebirge lag. Meine Begleiter waren über die Richtung dieſes Weges ſehr verſtimmt; ich hatte aber über unſere Marſchroute nie etwas geäußert und meine Krieger waren gewohnt zu gehorchen. Wir kamen nach fünf bis ſechs Stunden in der Stadt an; ich befahl, hier einen Ruhetag zu halten, die Krieger vertheilten ſich bei den Einwohnern und ich ritt gerade auf das Schloß zu. Dort wollte ich übernachten, begnügte mich aber, um nicht aufzufallen, mit einer Wohnung in einem Nebengebäude. Es war die des Kaſtellans, der mich höchſt verlegen und ängſtlich aufnahm, aber nicht zu widerſprechen wagte. Ich ſandte meinen Diener nach dem Stall, und als wir allein waren, nannte ich mich. Der Kaſtellan äußerte nun die lebhafteſte Freude. Sie ſind es, ſagte er, Sie werden von einem alten Freunde ſehnlichſt erwartet. Hier glaubt Jeder, daß das Schloß von böſen Geiſtern bewohnt ſei, es bleibt verſchloſſen, und was es verbirgt, weiß nur ich und ein alter Diener, der mit mir dieſes Nebengebäude bewohnt. Ich habe dem Scheine nach andere Dienſtboten zu erhalten geſucht, war aber ſehr erfreut, als ich erfuhr, daß kein Mädchen in der Nähe des Schloſſes zu wohnen wagte. Daß das, was Andere abſchreckt, für einen kühnen Ritter einen Reiz hat, wird man natürlich finden. Wir müſſen aber ſehen, wie es uns gelingt, Ihren Buben zu entfernen. — Nichts war leichter. Der alte Diener hatte ihm ſchon ſo viel von dem Schloſſe erzählt, daß er voller Angſt an die nächſte Nacht dachte. Das Haus war enge, der alte Diener ſchlief in dem Stall und für meinen Buben ſchien kaum Platz zu ſein. Darauf berief ich mich, als ich ihn gegen Abend mit dem Diener nach der Stadt ſchickte, mein Pferd für die Nacht dieſem zur Pflege überließ und ſo allein blieb. Wir erwarteten nun die Zurückkunft des alten Dieners, der Kaſtellan nahm den Schlüſſel, öffnete eine kleine Thüre des mächtigen Schloſſes, die hinter Gebüſch verſteckt war und zu einer geheimen Treppe führte. Es war dunkel, in einer Niſche ſtand ein Licht, er zündete dieſes an und wir gingen weiter. Wir ſtiegen die Treppe hinauf, ſchritten durch eine Menge dunkler Gänge, eine Thür ward geöffnet, ein großer, gewölbter Saal, dämmernd erhellt durch eine herabhängende Ampel, lag vor mir, eine Kerze leuchtete, auf eine niedere Bank geſtellt, aus der Ferne. Der Saal war zierlich eingerichtet, ſchwere ſeidene Vorhänge ſchloſſen die hohen Fenſter und fielen in weiten Falten herunter; eine kleine Geſtalt, mit einem ſchwarzen Baret bedeckt, in einen eben ſo gefärbten Mantel gehüllt, bewegte ſich vor dem Lichte langſam und trat mir entgegen. Ein Mädchen ſaß neben einer mit Polſter verſehenen Ruhebank und auf dieſer lag hingeſtreckt eine zweite weibliche Geſtalt. Ich war im höchſten Grade geſpannt. Der Herr kam mir langſam entgegen, die Dämmerung in dem Saale erlaubte mir nicht, die Geſichtszüge zu unterſcheiden, aber er reichte mir freundlich, wie einem alten Bekannten, die Hand. Kennt Ihr mich nicht, Guido? ſagte er, und ſeine Stimme, ſein Accent, der den Ausländer erkennen ließ, verrieth bald, daß mein alter Lehrer Riccioli, den ich, ſeit ich vor mehrern Jahren Neapel verließ, nicht geſehen hatte, vor mir ſtand. Er nahm mich ſtill bei Seite. Durch ihn erfuhr ich nun leider mit Entſetzen, daß der Schlafzuſtand, der ſich zum erſten Male zeigte, als ich das Mädchen ſo unbeſonnener Weiſe in Schrecken geſetzt hatte, ſie ſeit dieſer Zeit öfter befiel, ſich aber auch auf eine ſo ſeltſame Weiſe ausbildete, daß der Arzt, dem es ſtrenge geboten war, über ihre Krankheit das größte Stillſchweigen zu bewahren, in Erſtaunen geſetzt und immer rathloſer ward. Ich hatte, fuhr Riccioli fort, Gelegenheit gehabt, zwei Mal ähnliche Zuſtände zu unterſuchen, und theilte meine Bemerkungen dem alten berühmten Botaniker Camerarius in Nürnberg mit. Er, der mit Cluſius in Verbindung ſtand, theilte dieſem mit, was ich Seltſames erfahren hatte, und ſo ward es dem Arzte der Familie bekannt, der die Botanik liebte und ſich oft an Cluſius wandte. Ich hielt mich damals in Straßburg auf, beſuchte, nur ausdrücklich und dringend dazu aufgefordert, wenig Kranke, und als ich jetzt von den Krankheitserſcheinungen der Dame unterrichtet wurde, als man mich beſchwor hinzukommen, zugleich aber mir mittheilte, daß der ſeltſame Schlafzuſtand, der ſie ſelten befiel, oft Wochen lang ausblieb, durchaus ein Geheimniß bleiben müßte, entſchloß ich mich ſchnell, eine ſo wunderbare Entdeckung weiter zu verfolgen. Keiner iſt mit ihrer Krankheit bekannt, außer wenigen Verwandten; nur ein wunderbares Mädchen, eine vertraute Dienerin, pflegt ſie während dieſer Zeit. Daß ſie an einer Krankheit leidet, läßt ſich freilich nicht verbergen, aber der Arzt wußte ſchon es ſo darzuſtellen, als wenn ein Nervenangreifendes Leiden ſich ſelbſt durch einen ruhigen Schlaf wieder herzuſtellen ſuchte, daß ſie aber dann, im höchſten Grade gereizt, keinen Andern, als den Arzt und die vertraute Dienerin, um ſich dulde. Sie erwacht aus dieſem Zuſtande immer wunderbar geſtärkt, und was der Arzt denen, die nicht in das Geheimniß eingeweiht waren, ſagte, konnte man keine Unwahrheit nennen, nur daß die geheimen Umſtände, die den Schlaf begleiteten, verborgen blieben, und in der That alle Verhältniſſe forderten das tiefſte Geheimniß. Die Dame iſt, wie Sie wiſſen, eine Hugenottin, Sie haben ja ſelbſt dazu beigetragen, ſie aus einer gefährlichen Verfolgung zu retten. Würden die Erſcheinungen des Schlafes bekannt, dann erzeugten ſie ohne allen Zweifel einen gefährlichen Aberglauben, der leicht einen fanatiſchen Charakter annehmen könnte. Während die Hugenotten Alles von guten, würden die Katholiken dieſe Erſcheinung von böſen Geiſtern abzuleiten ſuchen. Dieſe anmuthige, geiſtige, zarte, herrliche Dame würde vielleicht in die Gefahr gerathen, für eine Zauberin zu gelten, und welche entſetzlichen Vorſtellungen die Zeit damit verbindet, iſt uns ja allen bekannt. Zu gleicher Zeit, während der Schlafzuſtand ſich ausbildete, ſuchten ihre frühern Verfolger auf alle Weiſe ſie in ihre Gewalt zu bringen. Die Liguiſten waren mächtig, der Geliebte, der durch ſeine gewinnende Perſönlichkeit nicht bloß unter den Hugenotten, ſondern auch unter vielen Katholiken einen großen Anhang hatte, mußte die Gegend verlaſſen und ſeinem großen Könige folgen. Er iſt in der That in ſeiner Gegend, was ſein Herr für das ganze Land iſt. Aber er mußte ſich entfernen; ja keiner drang heſtiger auf ſeine Entfernung, als eben ſeine Geliebte. Die rüſtigſten Anhänger des Königs hatten ſich unter d'Espinacs Fahnen geſtellt und zogen fort. So war die zurückgelaſſene Geliebte den jetzt hier mächtigen Gegnern preisgegeben. Dieſes alte Schloß war ſeit einigen Jahren unbewohnt; Greuelthaten, geheime Mordthaten haben hier ſtattgefunden, und als der Beſitzer, ein Verwandter der Louiſon Gayant, das Schloß verließ, breitete ſich ſchon das Gerücht aus, daß der Mörder, mit Ketten belaſtet, polternd die Treppen auf und abgehe, durch die Gänge ſchleiche und einigen Bewohnern flehend erſchienen wäre. Dieſe furchtbaren Erſcheinungen, behauptete man, hätten die Herrſchaft aus dem Schloſſe getrieben. So viel iſt gewiß, eine geheime Angſt hatte ſie verſcheucht und die Familie theilte ſelbſt den Glauben des Volkes, doch ohne ſich jemals deutlicher darüber zu äußern. D'Espinac ſelbſt erſchrak heftig, als ſeine Braut dringend forderte, nach dieſem Schloſſe ganz im Stillen gebracht zu werden. Man ſollte ihr dieſen Saal, deſſen ſie ſich erinnerte, aus deſſen Fenſter man in die finſterſten Gebirgsſchluchten hineinſah, freundlich einrichten, ſie wollte ſich auf Wegen, die ſie genau kannte, in einem verſteckten Tragſeſſel in der Nacht hinbringen laſſen. Ich war eben angekommen, als dieſe Forderung die ganze Familie beunruhigte. Nachdem ich mich mit ihrem Zuſtande bekannt gemacht, das genaue Tagebuch des Arztes geleſen und von allen Verhältniſſen gehörig unterrichtet war, erklärte ich mich ganz entſchieden für die Erfüllung ihres Wunſches, erbot mich, ſie nach dem Schloſſe zu begleiten, mich von keinem Menſchen ſehen zu laſſen und mich mit ihr einzuſchließen. Dieſes Anerbieten, das unbedingte Vertrauen, welches man meinen Rathſchlüſſen ſchenkte, bewirkte endlich die Zuſtimmung. Die Dame verſchwand mit mir und der vertrauten Dienerin aus der Gegend. Unbemerkt ſind wir hier angekommen und halten uns in dieſem Schloſſe ſeit zwei Wochen auf; zugleich mit uns zog d'Espinac mit ſeinen Mannen zum König.

Riccioli hatte ſeinen Bericht beendet. Er ſprach leiſe und als er ſchloß, näherten wir uns der ſchlafenden Dame, die fortdauernd von dem Mädchen ſorgfältig beobachtet wurde. Louiſon lag völlig angekleidet, von einer dünnen Decke umhüllt, in tiefem Schlafe. Die Augen waren dicht verſchloſſen und wie nach innen gezogen. Der Arzt verſicherte, daß man in dieſer Lage ſelbſt mit der größten Gewalt die Augenlider nicht zu öffnen vermöchte. Die Schlafende war, wie ich ſie damals ſah, nicht völlig beruhigt, es war, als wenn eine innere Sorge ſie bewegte, als beſchäftigte ſie ſich innerlich, ja ängſtlich mit einem bevorſtehenden Unglücke; es war ſehr ſeltſam, wie dieſe Unruhe ſich äußerte, während ſie ganz nach innen gekehrt war, ſo daß ihre ganze Seele, völlig von jeder äußern Empfindung abgewandt, in ihre eigene Tiefe verſunken ſchien. Riccioli hatte mir nichts von ihrem wunderbaren Zuſtande erzählt, er hatte nur darauf hingedeutet, daß er im Ganzen ſehr abweichend wäre von dem, was man gewöhnlich bei Schlafenden, ja bei Schlafwandelnden wahrzunehmen pflegte. Er wollte, wie er mir ſpäter ſagte, mich in die Lage ſetzen, völlig unbefangen zu beobachten; auch war ich in der größten Spannung, die Schlafende nahm mein ganzes Daſein in Anſpruch, nicht der aufmerkſame Blick allein, der auf jede Regung lauerte, alle meine Gedanken wurden von ihr angezogen und feſtgehalten. Wenn man ſonſt ſelbſt mit Anſtrengung ſich mit irgend einem Gegenſtande beſchäftigt, ſo pflegen wohl immer andere Gedanken ſich neben den herrſchenden einzuſchleichen; oft vermögen wir dieſe nicht völlig abzuweiſen und ſie treten ſtörend in die Reihe der Betrachtungen, die wir rein abgeſondert verfolgen möchten. Jetzt war es anders, die ganze Welt ſchien mir verſchwunden, die angeſpannteſte Aufmerkſamkeit, die mich unwillkürlich feſthielt, hatte jeden fremden Gedanken weit weggewieſen, alle andere Erinnerung war verſtummt, die wunderbare Umgebung machte keinen Eindruck auf mich, Riccioli, das Mädchen, welches neben mir ſaß, der Saal mit ſeiner dunkeln Beleuchtung, der mich ſo ſehr überraſcht hatte, Alles, was mich umgab, war wie verſchwunden. Ich war ganz an die ruhende, ſchlafende Geſtalt gefeſſelt. Eine lange Zeit ſaß ich ſo ſtill da, was ich dachte, weiß ich nicht mehr, denn die innerſte Denkkraft, auf welche ſich doch Alles bezieht, ſchien nicht in ſich, ſondern durch den Gegenſtand gefangen genommen zu ſein. Sie öffnete die Lippen, erſt, wie es ſchien, mit Mühe, ſie kämpfte mit innerem großem Widerſtand, der die Worte tief in dem Innerſten des Leibes feſt zu halten ſchien. Die erſten Worte tönten wie von außen herein und zogen mich, den Horchenden, nach ſich; aber ſie blieben, wie von mir abgewandt, dunkel, verworren. Ich vermochte nicht ſie zu faſſen, der Inhalt ſchien mir bekannt, ja das Innerſte meiner Seele zu durchdringen; aber ich begriff ihn nicht. Endlich ſchien ſie in dem ſeltſamen Kampfe zu ſiegen. Die Lippen bewegten ſich freier, die Töne klangen klar, verſtändlich, aber tief, wie aus dem innerſten Abgrunde ihres Daſeins hervor. Mir war es, als würde nun auch ich frei, losgelaſſen und an mich ſelbſt gewieſen.

Du wirſt, ſprach ſie und ſchien die Rede, wie der Erfolg zeigte, an den entfernten Geliebten zu richten, Du wirſt in der kleinen Stadt ** in große Gefahr gerathen, laß Dich aber nicht ſchrecken; ein Freund wird in Deiner Nähe ſein, er hört mich jetzt, ich ſage ihm aber nicht, wann dieſe Gefahr ſtattfinden wird, er wird auch wider ſeinen Willen zur rechten Zeit da ſein. — Sie ſchwieg und ich war erſtaunt. Sollte ſie in dieſem Zuſtande Zukünftiges erkennen? Iſt es die tiefe Liebe, die dieſe geheime Macht in ihre Seele gepflanzt und entwickelt hat? — Nach einiger Zeit fing ſie wieder an zu ſprechen. Nein, nein, ſagte ſie, das darf nicht ſein, Du wirſt Deine Treue bewahren, wie ich meine; aber erſt muß das Unglück des Landes verſchwunden, erſt müſſen die Verblendeten, die jetzt in Haß und Feindſchaft gegen einander gewaffnet ſind, die Augen öffnen, daß ſie ſich wechſelſeitig erkennen. Erſt, wenn Heinrich, Dein trefflicher König, Frankreich wahrhaft beſitzt, wenn die Gegner waffenlos ſind und er alle Gemüther beherrſcht, bin ich völlig Dein. In dieſem Zuſtande, von dieſem wunderbaren wachenden

Schlafe werde ich feſt gehalten und erſt völlig aufwachen, wenn das Land die klaren Augen aufſchlägt. — Sie ſchlief wieder. — Du zweifelſt, fing ſie nach einigen Minuten an, zweifle nicht, ich ſehe den König, Dich an ſeiner Seite jubelnd in Paris einziehen, ich ſehe, wie das freudige Volk ſeinen frühern Haß nicht mehr kennt, wie die böſen Geiſter murrend ſich in die Nacht zurückziehen und furchtſam verſtummen, ich ſehe Frankreich glücklich und geehrt und die ſchöne beruhigte Gegend, die unſere Heimat ſein wird. Dieſes heitere Leben wird aber leider nicht lange dauern; der alte Haß wird wieder wach werden. Eine wilde Zeit wird Widerſtreben und Feindſchaft verwirrender, als jetzt, hervorrufen, die Grundlagen des Staats werden in den wilden Gedanken der Menſchen in Schwanken gerathen, die erſchöpften Kräfte werden matt in ſich ſelbſt verſinken und ſich einem kalten königlichen Glanze ergeben, dann wird über uns das höchſte Unglück ausbrechen. Ströme von Blut des Glaubens wegen ſehe ich fließen, aus den tiefſten Gründen der erſchütterten Gemüther werden ſeltſame Verirrungen ſich erzeugen, die Verzweiflung wird den Trotz, die Erbitterung ſteigern. Wehe mir, daß ich ſehe, was ich ſehe! — Das Geſicht drückte den grenzenloſeſten Schmerz aus. — Ach, ich muß noch fernhin ſchauen, die ſcheinbare Ermüdung dauert fort, die ruhenden, ermatteten Völker laſſen ſich durch das Angſtgeſchrei der Verfolgten nicht ſtören, unſer Volk beherrſcht Europa mehr durch Thorheit und Eitelkeit, als durch innere Macht. Dann erwacht die Geſchichte zu neuen Greueln, die Grundpfeiler des Daſeins werden allenthalben erſchüttert; ich ſehe in ferne Zeiten, aber ich ſehe das Ende des Jammers nicht. — Sie ſchwieg wieder. — Dir ſchaudert's, hub ſie wieder an, und dennoch mitten in allen dieſen Zerſtörungen, mitten in dieſem hohlen Einverſtändniß mächtiger Geiſter ſchaue ich den Glanz der göttlichen Liebe. Die Welt kennt ihn nicht, er ſtrahlt offen durch alle Zeiten, und die Verblendeten ſehen ihn nicht. Aber er verſenkt ſich tief in die innerſte Seele vieler Menſchen, er ſcheint für die Wenigen, die ſich ihm zuwenden, immer heller, immer wärmer und lebensvoller, immer reicher und in ſich mächtiger hervorzutreten, je dunkler die Nacht um ſie her wird. Er enthält die Zukunft der Liebe. Wir wiſſen noch nicht, wann ſie erſcheinen wird, ich ſchaue in der langen Reihe der Jahrhunderte und erkenne ſie nicht, und dennoch iſt ſie mit ihrer ganzen Verheißung mit der Fülle der innerſten Geſchichte, mit der unerſchütterlichſten Zuverſicht in der Seele derer, die ſich der göttlichen Liebe hingeben. Blick nicht um Dich her, laß Dich nicht ſtören durch die äußere Verwirrung, die immer troſt= und hoffnungsloſer Dir entgegentritt, verſenke Dich reinigend in Dich ſelbſt, betend, ringend, flehend. Von daher tönt die Stimme, die Dir zuruft, was Du thun ſollſt, von da aus keimt das Leben, welches Deiner That geſchichtliche Kraft gibt, und es geht ſegenvoll, wenn auch von keinem Menſchen, auch von Dir ſelbſt nicht bemerkt, ſchöpferiſch durch alle Zeiten. Ich höre Worte, die geſprochen ſind, ich erkenne Betrachtungen, die angeſtellt wurden, ich ſehe ſtill geübte Thaten herniedertauchen in nächtliche Vergeſſenheit; der Redende, der Betrachtende, der Handelnde ahnet kaum ihre Bedeutung, die Gegenwart vernimmt ſie nicht, aber nach langer Zeit, nach Jahrhunderten erhalten ſie neues Leben, und einem vergrabenen Schatze ähnlich, der aber auch im Grabe fortwuchs und mit ſeinem Reichthume wucherte, wacht das Verborgene wieder auf, wird das Verſtorbene wieder lebendig und erhebt ſich aus ſeinem Grabe; der ausgezeichnetſte Geiſt verkennt den Schatz, den er ſich ſelbſt unbewußt in ſich trug, und die reiche Hoffnung der Zukunft. Immer entfeſſelter ſehe ich die Geiſter, die ganze Laſt der Geſchichte wird immer ſchwerer auf einem jeden Gemüthe laſten, und was Jahrhunderte in Verwirrung brachte, wird eine jede Seele durchkämpfen müſſen. Da wird die Nacht des äußern Lebens viele Unglückliche verhüllen, den Schatten der Verwirrung in das innerſte Gemüth werfen, und die Verzweiflung wird ihr Loos ſein. Ihr aber, Glückliche, die Ihr im Innerſten den Glanzpunkt Euers Daſeins feſthieltet, Ihr kennt den Faden der göttlichen Liebe, der ſich durch das Leben zieht, Euch iſt die Vergangenheit freundlich, die Gegenwart heiter, die Zukunft tröſtend; denn Ihr ruht in dem innerſten Mittelpunkte der unwandelbaren göttlichen Liebe, die Alles trägt. Und ich ſehe ihn, den herrlichen Gott der Liebe ſelbſt, aber ich darf ihn nicht nennen; er gibt ſich ſelbſt einem Jeden kund.

Ich habe ein jedes Wort, was die Schlafende ſprach, behalten, jedes Mal, wenn ich die Gedanken auf ſie wende, ſehe ich ſie, höre ich ſie wieder ſprechen, laure ich auf ihre Worte und ſie wiederholen ſich unverändert bis zur vollendetſten Täuſchung. Ich vernehme auch jetzt, indem ich dieſes ſchreibe, die nämliche Stimme. Tief, wie ſie mir erklingt, weiſſagend, richtend und ermunternd, ſtreng und mild, erſchütternd, wie die Wahrheit ſelbſt, hat ſie mein ganzes Leben von dieſem Augenblick an ergriffen. Auch ich glaubte den zu ſehen, den ſie nicht nennen durfte, und er iſt mir immer nahe geblieben. Von jetzt an ſprach ſie nicht mehr. Ihre Geſichtszüge waren mild und heiter. Ich glaubte zu ſehen, wie das Augengewölbe, tief in die

Höhlen verſenkt, allmälig hervortrat und die dicht verſchloſſenen Augenlider hob, wie die gefeſſelten Geſichtszüge freier, beweglicher wurden, ſelbſt, ohne ſich deutlich zu bewegen; wie die Bruſt ſich hob, der Athem freier nach außen ging, wie allmälig der ſeltſame Schlaf in einen gewöhnlichen ſich verwandelte. Es war ein Aufſchwellen des Lebens nach außen, ein Heraustreten des tief in ſich verſunkenen Leibes aus ſeinem eigenen Grabesabgrunde. Der Athem wurde immer vernehmlicher, die Augenlider ſchloſſen ſich leichter, die Lippen wölbten ſich nach außen, das nahe Wachen ſpielte mit den beweglichern Geſichtszügen und ſie erwachte wie aus einem tiefen Schlaf. Sie warf die Blicke um ſich und entdeckte mich anfänglich nicht. Sie betrachtete nämlich das Mädchen, die mit einer großen Theilnahme ſich an das Kopfkiſſen lehnte und aufmerkſam auf das Erwachen lauerte. Ich finde mich, ſagte die Dame, wunderbar geſtärkt. Ich hatte kurz vor dem Erwachen ſehr heitere Träume, die aber, als ich die Augen aufſchlug, ſämmtlich verſchwunden ſind. Aber die Heiterkeit iſt, Gottlob, geblieben. Habe ich lange geſchlafen? Drei Stunden, antwortete das Mädchen; hier iſt, während Sie ſchliefen, ein Fremder angekommen — Kein Fremder, wiederholte ſie, ſich den Ausdruck verbeſſernd, und erſchrak heftig. Nein, nein, rief ſchnell das beſtürzte Mädchen, kein Fremder! Wie konnte ich Thörin Sie ſo erſchrecken, Herr von Briſſon iſt hier. Der iſt hier? rief ſie, und blickte ſchnell um ſich und ſah, wie ich noch unbeweglich am Fuße des Ruhebettes ſaß. Sie kommen von d'Espinac? fragte ſie, als ſie mich erkannt hatte. Ich ſuche ihn, antwortete ich ihr, und habe den Auftrag erhalten, von Ihnen, meine Gnädige, einen Gruß zu bringen. Sie ſuchen ihn und unſern geliebten König, fuhr ſie fort. Gewiß, Sie werden mit meinem Könige und mit meinem Geliebten für das theure Vaterland thätig ſein. Das fühle ich mit unüberwindlicher Gewißheit, daß meine Liebe zu d'Espinac innig verbunden iſt mit meiner Liebe zu meinem Volke. Andere Mädchen, ſagte ſie lächelnd, ſind darin glücklicher, als ich; wenn ſie den halsſtarrigen Vater oder den widerſtrebenden Onkel oder den hartnäckigen Vormund gewonnen haben, ſind die Schwierigkeiten, die die erſehnte Vereinigung verhindern, glücklich überwunden. Mir aber iſt der zerſtörende Zorn, der die Gemüther in Frankreich bewegt, das ſtrenge Verbot meiner Ehe. Heinrich iſt der Ritter, der mir die Zuſtimmung erſtreiten ſoll, und das ſieht etwas weitläufig aus; doch müſſen wir Geduld haben.

Ich war noch voll von dem, was ich geſehen und gehört hatte, es koſtete mir viele Mühe, mich in das gewöhnliche Verhältniß mit dem ſeltſamen Mädchen zu verſetzen. Sie ſelbſt wußte von Allem, was ſie im Schlafe geſprochen hatte, offenbar nichts. Riccioli und ich verließen ſie einen Augenblick. Während der Zeit hatte ſie ihren Anzug etwas in Ordnung gebracht, trat mir freundlich entgegen und unſere Geſpräche waren jetzt die gewöhnlichen. Sie gab mir einige Zeilen für ihren Geliebten mit und Riccioli drang auf meine Entfernung. Nach dem Schlafe, ſagte er, bedarf ſie der Ruhe, und ſie findet dieſe am ſicherſten in dem ſtillen Leſen der heiligen Schrift. Die aufregende Beſchäftigung mit ihrem Verhältniß zu d'Espinac muß ſoviel, wie möglich, zurückgedrängt werden, und ich habe es erlebt und weiß es, wie die Worte der Schrift ſie recht innig beruhigen. Es gibt keine Arznei, die mit dieſer verglichen werden kann. Sie haben wohl recht, alter Freund, ſagte die Braut, und wenn der Arzt ſolche Arznei verſchreibt, darf man am wenigſten ungehorſam ſein; doch ſehe ich meinen gütigen Erretter unruhig, und es ſchwebt ihm eine Frage auf den Lippen; es iſt billig, daß ſie beantwortet wird. Liebe Jeannette, fuhr ſie fort und wandte ſich an das Mädchen, Du mußt uns auf einige Augenblicke verlaſſen, ich werde Dich bald wieder rufen; und wundre Dich nicht, Du Liebe, daß ich auf Deine Entfernung dringe, ich will es Dir nicht verhehlen, es wird eben von Dir die Rede ſein. Jeannette erröthete tief, ſchlug die Augen nieder und war bald verſchwunden. — Nicht wahr, Herr von Briſſon, Sie vermuthen, daß dieſes Mädchen dieſelbe iſt, die mit einem ſo bewunderungswürdigen Geſchick mich aus der Gefangenſchaft bei dem Vormund errettet. In der That, meine Gnädige, antwortete ich, ich muß Ihr Geſchick, Gedanken zu errathen, bewundern, und ich geſtehe, daß ich höchſt begierig bin, von dieſem Mädchen mehr zu erfahren. Wie iſt ſie damals den Verfolgungen entgangen? So lange Euer Schlaf dauerte, war ich zu ſehr mit Euch beſchäftigt, ich ſah ſie kaum; aber als ich ſie entdeckte, erſchien ſie mir ſehr räthſelhaft und wunderbar. Es liegt eine ungeheure Beweglichkeit in dieſem Geſicht, und ſo ruhig, ſtill, hingegeben, wie ſie hier erſcheint, iſt es mir doch, als wenn die tiefſte leidenſchaftlichſte Erregung unter der ruhigen Fläche ruhte.

Riccioli, ſagte die Dame, wird wohl die Güte haben, die Reſultate ſeiner Nachforſchungen und Beobachtungen uns mitzutheilen. Jeannette war, ſeit mein gütiger Arzt in unſer Haus kam, fortdauernd der Gegenſtand ſeiner angeſtrengteſten Aufmerkſamkeit. Manches Einzelne habe ich zwar von ihm erfahren, aber ich bin begierig, das Ganze im Zuſammenhange zu hören. Gern, antwortete Riccioli, theile ich Euch mit, was ich weiß, und eine ſolche zuſammenhängende Darſtellung kann wohl ſelbſt mir nützlich ſein. Ich werde, denke ich, indem ich dieſen noch keineswegs enträthſelten Gegenſtand überſichtlich zu entwickeln ſuche, vielleicht über Manches ſelbſt in's Klare kommen. Jeannette iſt in einem Dorfe in der Nähe des d'Eſpinacſchen Schloſſes geboren. Ihr Vater war ein Italiener, auf deſſen Herkunft und früherm Schickſale ein großes Dunkel ruhte. Seine ſeltene Bildung, ſein Anſtand und Benehmen und ſein Aeußeres bewies, daß er den höheren Ständen zugehört hatte. Er kaufte einen kleinen Weingarten, lebte völlig ſtill und eingezogen, und ſeine trübe Stimmung, die Einſamkeit, in welcher er lebte, und ſein geheimnißvoller Verkehr mit dem hugenottiſchen Prediger des Dorfs, der Manches von ihm zu wiſſen ſchien, aber ſorgfältig verbarg, rief im Dorfe die Vermuthung hervor, daß er in früheren Zeiten ſich wohl irgend eine Unthat hätte zu Schulden kommen laſſen, die er jetzt abbüßte. Als einſt ein Kardinal, von mehreren katholiſchen Geiſtlichen begleitet, nach Madrid reiſte und auf dieſer Reiſe ſich der Gegend des Dorfes näherte, verſchwand der Italiener und kam erſt nach der Entfernung des hohen Geiſtlichen, ſichtbar angegriffen und ängſtlich, zurück. Auch will man an ihm eine große Unruhe bemerkt haben, bis er erfuhr, daß der Kardinal mit ſeiner Begleitung von Barcelona nach Livorno gegangen war und nicht wieder nach Paris zurückkehrte. In der Gegend hatten die Geiſtlichen während der Durchreiſe nachgeforſcht, ob man nichts von einem Marquis ††† erfahren habe, der ſich, wie ſie vermutheten, hier oder in geringer Entfernung von hier aufhalten ſollte. Es war ein Glück für den Italiener, daß man ſich mit dieſer Nachfrage, die doch nur wie im Vorübergehen ſtattfinden konnte, da der Kardinal ſich nur wenige Stunden aufhielt, an einen Mann gewandt hatte, der gegen ihn freundlich geſinnt war. Ich habe dieſen ſelbſt geſprochen, denn er lebt noch. Er ahnete wohl, daß die Nachfrage dem räthſelhaften Fremden galt, und antwortete eben daher, um jede fernere Unterſuchung zu verhindern, daß ein ſolcher Fremder, wenn er auch unter einem fremden Namen Stand und Herkunft zu verbergen ſuchte, allgemeine Aufmerkſamkeit erregen müßte; daß man aber von einem ſolchen Menſchen nichts wiſſe. Den Namen des Marquis hatte er ſich genau gemerkt, aber aus Schonung, was er erfahren hatte, als ein tiefes Geheimniß bewahrt, auch niemals gegen den Italiener etwas davon geäußert. Wie Ihr wißt, lieber Briſſon, kam ich mit dem päpſtlichen Nuntius nach Paris. Ich kannte dort einen Marquis †††, der ſpäter ein trauriges Schickſal erlebte; er kam in den Verdacht, hugenottiſche Geſinnungen zu haben, und da er die Tochter eines eifrigen Katholiken liebte und ihre Zuneigung gewann, lud er den Haß des Vaters und Bruders auf ſich. Man ſuchte ihn nach italieniſcher Sitte aus dem Wege zu räumen. Er ward, wie man glaubte, von dem Bruder ſeiner Geliebten und einem Bedienten überfallen, es gelang ihm aber, ſeine Gegner zu entwaffnen und niederzuſtoßen; auch der Bediente ward ſchwer verwundet. Die Sache machte damals — es war kurz vor der Bluthochzeit — doch nur für kurze Zeit, großes Aufſehen; aber die nachfolgenden Greuel ließen bald das Ganze in Vergeſſenheit gerathen. Der Marquis war verſchwunden und kurz darauf erſchien der Italiener in dieſem Dorfe. Es iſt wohl keinem Zweifel unterworfen, daß Jeannettens Vater der unglückliche Marquis ††† war. Nach ein paar Jahren ſchien er ruhiger und milder zu werden. Er gab ſich gleich für einen Hugenotten aus, und man mußte es ſchon deswegen natürlich finden, daß er die Aufmerkſamkeit der Katholiken von ſich abzuwenden ſuchte. Man erkannte klar, daß es ſeine Abſicht war, hier verborgen zu ſterben und nie wieder zu ſeinen Verwandten und Glaubensgenoſſen zurückzukehren. Er blieb zwar ſtill und in ſich gekehrt, aber er floh die Menſchen weniger, unterſtützte hier und da arme Bauern, obgleich er ſelbſt nicht reich war und nur einen geringen, wenn gleich für ſeine jetzigen Verhältniſſe hinreichenden Theil ſeines Vermögens gerettet hatte. Er heirathete die Tochter eines wohlhabenden Bauern, die ſich durch ihre Schönheit auszeichnete, ſtarb wenige Jahre nachher und hinterließ Jeannette als das einzige Kind. Dieſe nun zeigte, als ſie ſich zu entwickeln anfing, immer deutlicher eine ſehr auffallende Eigenthümlichkeit. Von der früheſten Kindheit an war der Sinn des Mädchens unbeſchreiblich thätig nach außen gewendet; es war, verſicherte man, überraſchend, mit welchem beſonnenen Blicke ſie fremde Menſchen zu fixiren wußte. Alte Männer konnten dem Kinde gegenüber in Verlegenheit gerathen und verwirrt erſcheinen. Auf alle Verhältniſſe der äußern Welt richtete ſie ihre kindliche Aufmerkſamkeit. Sie war bald mit Allem, was im Dorfe geſchah, mit den innerſten Angelegenheiten der Familien auf eine faſt unbegreifliche Weiſe bekannt. In dem Unterricht übertraf ſie Alle, und ihre Entwickelung war zum Erſchrecken ſchnell. Sie las und ſchrieb in einem Alter, in welchem viele Kinder kaum fertig zu ſprechen vermögen. Sie trieb ſich in den Freiſtunden in der ganzen Gegend herum, verſchwand oft des Morgens früh, kam erſt ſpät Abends zurück, und man erfuhr ſelten, wo ſie während der Zeit geweſen war. Zwingen ließ ſie ſich durchaus nicht. Die ſchwache Mutter, die eine geheime Achtung, ja faſt Ehrfurcht für das wunderbare Kind empfand, ließ ihm um ſo eher ſeinen eigenen Willen, weil ſie geſtehen mußte, daß es eine große Beſonnenheit beſaß und leichter, als viel ältere, ſich ſelbſt zu leiten wußte. So war ſie niemals Jeannettens wegen beſorgt; und dieſe konnte, als ſie zehn Jahr alt war, ohne daß die Mutter ſich ängſtigte, ſelbſt die Nacht über wegbleiben. Man fragte nicht bei ihrer Rückkehr, wo ſie geweſen wäre. Aber auch bei dieſem Herumſtreifen entwickelte ſich das ganz eigenthümliche Talent auf eine auffallende Weiſe. Sie kannte nicht allein alle Gebirgsthäler und Schluchten genauer faſt, als die Bauern und Jäger, auch einzelne Naturgegenſtände beſchäftigten ſie. Sie pflückte Pflanzen, beobachtete, verglich ſie auf ihre Weiſe und war bald mit allen Gewächſen der Gegend auf eine bewunderungswürdige Weiſe bekannt. Diejenigen, die auch von den Einwohnern unterſchieden und benannt wurden, bezeichnete ſie mit den gewöhnlichen Namen. Aber ihre Unterſcheidungen waren viel feiner; Pflanzen, die ihr als eigene Arten erſchienen, gab ſie eigene Namen, und man kann ſich denken, mit welcher Scheu die einfachen Bauern im Dorfe ein ſolches

Kind betrachteten. Man traute ihr übernatürliche, dämoniſche Kräfte zu, und dieſer Glaube hätte ihr leicht gefährlich werden können, wenn nicht ihre milde Geſinnung und die lobenden Aeußerungen des Predigers ſo ſehr für ſie geſprochen hätten. Sie wurde oft in verwickelten Fällen zu Rathe gezogen und konnte dann mit einem Ernſt an den Berathungen Theil nehmen, der das höchſte Erſtaunen erregte. Sie wagte dabei nie irgend eine Sache auf die Spitze zu treiben, und wie entſchieden ſie auch ſelbſt handelte, ſo ertheilte ſie nur mit großer Umſicht den verlangten Rath. Ihr Gedächtniß übertrifft Alles, was ich bis jetzt kennen gelernt habe, ihre körperliche Gewandheit iſt unglaublich, in den Gebirgen ſpringt ſie mit der größten Leichtigkeit die ſteilſten Wände hinauf, halb wie im Fluge, man kann es kein Klettern nennen. Sie läuft mit einer ſolchen Schnelligkeit, daß der ſchnellſte Läufer ſie kaum einzuholen vermag; ſie iſt mit allen Verſtecken der ganzen Gegend, mit den Berghöhlen, Ruinen, verlaſſenen Scheunen, dichten Gebüſchen in den einſamſten Waldungen bekannt, und wenn ſie will, iſt ſie wie ein Geiſt plötzlich verſchwunden, und ganz vergeblich würde es ſein, ihr nachſpüren zu wollen. Sie kleidet ſich phantaſtiſch leicht und bunt, die grellſten Farbenkonſtraſte und flatternde Bänder wählt ſie zu ihrem Anzuge.

Die Tracht des Mädchens muß Euch ſchon aufgefallen ſein, und Ihr werdet geſtehen, daß, obgleich die Einzelnheiten des Anzuges etwas Bizarres haben, dieſes doch in der Zuſammenſetzung zu verſchwimmen ſcheint, und daß ſelbſt dieſe ſeltſame Art ſich zu kleiden ihre Anmuth und Schönheit erhöht. Sie iſt jetzt ſechzehn Jahr alt, und obgleich die Jünglinge des Dorfs ſie bewundern, ſo ſcheint dennoch die Scheu, mit welcher man ſie als ein höheres Weſen betrachtet, keine zärtlichere Neigung aufkommen zu laſſen. Ihr ſelbſt ſcheinen alle jungen Männer vollkommen gleichgültig. Merkwürdig iſt es, daß ſie nie ſingt, ja ſelbſt dieſe Eigenthümlichkeit in einer Gegend, in welcher der Geſang faſt ſo allgemein iſt, als die Sprache, dieſes Verſtummen, wo rund um ſie herum die leichten Töne der Lieder laut erſchallen, vermehrt das Wunderliche und Fremdartige ihres Weſens. Dennoch verliert ſie ſich ganz in die Muſik. Stundenlang lauſcht ſie an rauſchenden Bächen; wenn ein Gewitter herannaht, horcht ſie fortdauernd auf den rollenden Donner, als verſtünde ſie, was er ſagen will. Das Brauſen des Sturmes reißt ſie hin, und ſie kann, wenn er am heftigſten wüthet, auf eine kahle Felſenſpitze ſich hinſtellen, das Geſtein feſt umarmen und den ſtärkſten Windſtößen ſich preisgeben, während wunderlich hohle Töne ſtoßweiſe das Sauſen des Sturmes begleiten, als ſchlüge ſie den Takt zu einer Melodie, die den übrigen Sterblichen unbekannt bleibt. Der Vogelgeſang ergreift ſie auf's Tiefſte, und wo ein Inſtrument ſich hören läßt, wo ein inniges Volkslied durch eine ſchöne Stimme laut wird, iſt ſie ganz hingeriſſen, ihr Weſen wie aufgelöſt. Sie ſcheint in den Tönen zu zerfließen und die Thränen ſtürzen ſtromweiſe aus ihren Augen. Wenn ihre jetzige Herrin ſingt, habe ich oft Gelegenheit gehabt, dieſen ungewöhnlich tiefen erſchütternden Eindruck, beſonders des menſchlichen Geſanges, auf dieſes Gemüth zu beobachten.

Sie war in der ganzen Gegend bekannt; die, deren treue Dienerin ſie werden ſollte, hatte Manches von ihr gehört, Uebertriebenes, Widerſinniges ſogar, hatte ſie aber nie geſehen; denn ſie vermied ſorgfältig ſich den Vornehmen zu zeigen, nur unter den Dorfbewohnern war ſie heimiſch und jede Aufforderung, noch mehr jeder Befehl, ſich dem Herrn des Schloſſes oder ſeinen Verwandten zu zeigen, regte nur ihren Trotz auf. Sie war dann oft auf längere Zeit ſpurlos verſchwunden.

Es war natürlich, daß man, als man den Entſchluß gefaßt hatte, ſelbſt mit Gewalt die gefangene Dame zu erretten, daran dachte, dieſe ſchöne Wilde auf irgend eine Weiſe einzufangen und zu gewinnen. Es war nur durch den Prediger, den ſie grenzenlos verehrte, möglich, aber auch viel leichter, als man glaubte. Kaum hatte der Prediger die traurige Lage der Gefangenen geſchildert, als das Mädchen von einer wunderbaren heftigen Theilnahme ergriffen ward. Ja, ja, rief ſie, zu ihr muß ich hin, ich muß, ich werde ſie retten, ich weiß, daß es mir gelingen wird. Ihr habt erfahren, wie es ihr gelang, mit welchem wunderbaren Geſchick das junge Mädchen das ganze Unternehmen einleitete und lenkte. Ihre Herrin hat es mir geſtanden, daß das Mädchen einen unglaublichen Einfluß auf ſie ausgeübt hat. Sie hing an ihrem Blick, ihre Mienen ſprachen vernehmlich, und Alles, was die Herrin that, geſchah nach dieſer geheimen Angabe. So konnten Menſchen getäuſcht werden, die in Intrigue und Hinterliſt ergraut waren. Aber die ganze Tiefe ihres Gemüths thut ſich in ihrer grenzenloſen Neigung zu dieſer ihrer Gebieterin kund. Es iſt offenbar ihre erſte, grundlos und ſtark, wie die Liebe, mit welcher ein Mädchen zuerſt ſich einem Jünglinge hingibt. Es iſt wunderbar, mit welcher Zufriedenheit ſie ſich in dieſem Gefängniß gefällt, die Neigung, ſich in weiten Gegenden umherzutreiben, ſcheint ganz verſchwunden zu ſein. An ihre Stelle iſt eine andere höchſt leidenſchaftliche getreten. Mit einer Begierde, die faſt krankhaft ſcheint, ſucht ſie ſich mit den geheimſten Wiſſenſchaften zu beſchäftigen. Ich kann dieſer heftigen Luſt nicht widerſtreben, ſie ſcheint bis auf einen gewiſſen Punkt Alles mit erſtaunlicher Leichtigkeit zu faſſen, mit großer Freudigkeit zu ergreifen, und mir iſt es faſt immer, als entſpränge die innige Freude daraus, daß ſie jetzt den rechten Ausdruck für Dinge und Verhältniſſe fände, die ihr längſt bekannt wären. Wunderbar iſt mir aber die Entſchiedenheit, mit welcher ſie alle Abſtraktionen abweiſt. Was wir durch ſtreng abgezogene Begriffe zu verbinden ſuchen, ſcheint bei ihr durch die lebendige Phantaſie auf eine für ſie völlig klare und zufriedenſtellende Weiſe verknüpft. Wenn ich in meinem Unterricht mich dem Gebiet der Abſtraktion nähere, weiſt ſie jeden Fortgang auf dieſem Wege zurück. Ich will nichts davon wiſſen, ſagt ſie dann ganz entſchieden, verſteht es aber durch Bilder, die mir anfänglich wild, bizarr, willkürlich vorkommen, Anſichten zu eröffnen, wunderbare Verknüpfungen hervorzurufen, die höchſt fruchtbar, mir ſelber lehrreich ſind, und die ich auf meinem Wege nie gefunden hätte. Mit einer großen Leichtigkeit hat ihre Sprache in kurzer Zeit ſich geändert. Sie ſprach von jeher beſſer, als ihre frühere Umgebung, jetzt ſind alle Provinzialismen verſchwunden, und ihre Ausdrücke haben nicht ſelten einen wunderbaren Schwung, die Bilder drängen ſich dann, phantaſtiſche Geſtalten jagen ſich um uns herum, und das ſeltſame Mädchen reißt uns mit Gewalt in die Zauberwelt ihrer Dichtungen hinein. Sie iſt eine geborne Dichterin, ſchöpferiſch, produktiv, wie Wenige, und ich danke Gott, daß meine trockne Studien mir nicht die Fähigkeit geraubt haben, von ihr zu lernen. In der That, ſie iſt meine Lehrerin in viel bedeutenderer Art, als ich mich ihren Lehrer nennen darf. —

Als Riccioli ſeinen Bericht geſchloſſen hatte, trat Jeannette wieder herein, und ich drang nun darauf mich zu entfernen. Louiſon ſchien ſehr bewegt und gab mir einen Brief an d'Espinac mit; Riccioli zog mich aber in ſeine nahe Kammer, um noch Einiges über den Schlafzuſtand der Dame zu ſagen. Ich habe, ſagte er, obgleich ich nach ſorgfältiger Erkundigung erfuhr, daß ein ähnlicher Schlafzuſtand nicht ſo ſelten iſt, doch nie einen Fall erlebt, der mit dieſem verglichen werden könnte. Was ſo aus dem Schlaf heraus geſprochen wird, iſt zwar immer weiſſagend und trifft meiſtens genau ein, aber es trägt doch auch das Gepräge eines verworrenen oder wenigſtens beſchränkten Gemüths. Freilich erſcheint das Bewußtſein erweitert bei Allen, ſie ſind über ſich klar, und es iſt mir ſeltſam geweſen, wie ſie mancherlei Vorurtheile, denen ſie wachend unter=

worfen waren, im Schlafe belächelten und dennoch, wenn ſie wieder aus dem Schlafe erwachten, ſo wenig, wie früher, zu bekämpfen vermochten. Oft trat eine Neigung ein, ſich über geheimnißvolle Dinge, Verhältniſſe der Natur und der Geiſter zu äußern. Sie hatten ſelbſt Viſionen, aber dieſe erſchienen mir als trübe, verworrene Gaukeleien, als ein Wiederſchein ungereimter Anſichten, wie ſie in beſchränkten Seelen tief verhüllt herrſchend zu werden pflegen, oft bis zur völligen Albernheit verzerrt. Hier aber iſt es ganz anders; einem in ſich klaren, reinen, faſt heiligen, Gott, das Vaterland und den Geliebten in Liebe umfaſſenden Gemüthe ſcheint ſich im Schlafe die höhere Welt, für die ſie im Wachen keinen Ausdruck finden kann, in ihrer innerſten Tiefe zu eröffnen. Genau und ſorgfältig habe ich Alles aufgezeichnet, was ſie geſprochen hat, aber ich theile es ihr nicht mit. Sie hat zwar früher Manches über ihren Zuſtand während des Schlafs und über ihre Ausſprüche erfahren, aber ich habe dieſes auf keine Weiſe billigen können. Ich geſtand ihr daher, daß ich die Abſicht hätte, Alles, was ich auf ſolche Weiſe beobachtete, für jeden Menſchen verborgen zu halten, und daß ich es für beſſer hielte, wenn auch ſie nichts davon erführe. Sie hat ſich mit einer bewunderungswürdigen Entſagung darein gefunden. Ich glaube zwar bemerkt zu haben, daß ich während des Schlafes einigen Einfluß auf ſie ausübe, habe mich aber ſehr gehütet dem Zauberkreiſe näher zu treten, ja ich halte es für ein großes Glück, daß wir dieſen Zuſtand nicht ſelbſt hervorzurufen vermögen. Sollte es jemals in der Zukunft möglich werden, dann würde daraus, befürchte ich, manches Uebel entſtehen. Die Verwirrung, die jetzt ſchon aus vielen Gemüthern hervorbricht, würde dann endlos werden. — So wichtig alles mir ſchien, was er mittheilte, ſo aufmerkſam ich zuhörte, ſo ſehnte ich mich doch darnach, mich entfernen zu können. In wenigen Stunden mußte ich wieder aufbrechen, und die Dame hatte mir befohlen, einen Umweg zu machen, der meinen Zug um einen ganzen Tag verlängern würde. Wehmüthig trennten wir uns, und mein alter Lehrer wies Jeannette an, mich zu begleiten. Wer weiß, ſagte Riccioli, indem er mich umarmte, wie lange dieſe ſonderbare Lage dauern, wie ſie ſchließen wird. Nach ihrem eigenen Ausſpruch im Schlaf, der bis jetzt unfehlbar war, vielleicht mehrere Jahre, und ich werde über meine Gefangenſchaft auch dann nicht klagen, wenn ich nur hoffen darf, daß der Erfolg ein günſtiger iſt. Zwar im eigentlichſten Sinne krank kann ich die Dame nicht nennen. Sie iſt während des Wachens ruhig, empfindet keine Schmerzen irgend einer Art, doch fühlt ſie ſich nicht ſelten erſchöpft, am meiſten dann, wenn der Schlaf nicht vollkommen ruhig war; denn ihre Rede verliert ſich dann nicht in ein Flüſtern. Iſt aber der Schlafzuſtand völlig ausgebildet geweſen, dann erwacht ſie geſtärkt und auf jede Weiſe geſund. Aber wenn wir ſie ſo auch nicht eigentlich krank nennen können, iſt dieſer Zuſtand, der in Eurer Gegenwart zuerſt ſich entwickelte, doch kein natürlicher und offenbar durch die grauſamen Mißhandlungen während ihrer Gefangenſchaft veranlaßt. Ich weiß wohl, daß Ihr Euch Vorwürfe macht, als wenn durch Euch der Grund zu dieſer ſeltſamen Erſcheinung gelegt wäre, aber in dieſer Rückſicht kann ich Euch entſchieden beruhigen. Sie würde ſich auf die nämliche Weiſe früher oder ſpäter entwickelt haben, und es iſt vielleicht gut, daß ſie ſo ſchnell, wie möglich, zum Vorſchein kam. — Der Alte ſchlüpfte wehmüthig in ſeine Kammer hinein und Jeannette führte mich, mit einer Kerze vorleuchtend, durch die langen Gänge.

Ich wünſchte ſie zum Sprechen zu bringen. Du wirſt hier gelehrt werden, ſagte ich, und bleibſt Du lange hier eingeſchloſſen und in der Nähe des gelehrten Mannes, ſo wirſt Du eine tiefe Kenntniß der geheimſten Wiſſenſchaften erlangen. Sie ſchlug die Augen auf und blickte mich ſcharf an, daß ich faſt erſchrak.

Riccioli, ſagte ſie, iſt brav genug, und ich erfahre durch ihn recht viel, aber, Herr, kennt Ihr die ächt lebendigen Gedanken, ſolche, die wirklich da ſind, einen Leib haben, ſich fortpflanzen? Dieſe ſchrumpfen durch Eure Gelehrſamkeit ſo in ſich zuſammen, daß es ein Jammer iſt, ſie anzuſehen. Die meiſten Menſchen haben zwar weder Sitz, noch Stimme; manche nur den Sitz und behelfen ſich, wie ſie können. Eure Gelehrten haben die Stimme ohne Sitz und ſie dünken ſich was, wenn ſie dieſen glücklich weggeſtoßen haben, ſie nennen dieſes Abſtrahiren. Was ſie dann ſprechen, klingt mir recht widerwärtig und innerlich hohl. — Aber was ſagſt Du denn von Deiner Herrin, fragte ich. Die, antwortete ſie, hat ihren Sitz im Himmel, und von da her klingt ihre Stimme. In dieſem Augenblick entdeckte ich den Kaſtellan, der mir entgegenkam, und wie ich mich umſah, hatte Jeannette die Kerze ausgelöſcht und war in dem dunkeln Gange verſchwunden.

Nach einer kurzen Ruhe ritt ich weiter, und das Seltſame, was ich in dem verlaſſenen Schloſſe erlebt hatte, ſchwebte mir fortdauernd vor. Zwar geſpenſtiſche Verbrecher, mit Ketten raſſelnd, hatte ich nicht gefunden, aber die drei Geſtalten, die hier hauſten, die herrliche, faſt der Erde entrückte Louiſon, die wie ein himmliſcher Geiſt mir erſchien, dann der bewegliche, unruhige Erdgeiſt, der in dem ſeltſamen Mädchen thätig zu ſein ſchien, und der brütende Gelehrte, der wie ein Zauberer die beiden Geiſter zu bewachen ſchien, bildeten doch ſo wunderliche Geſtalten, einen ſo von allem Gewöhnlichen abweichenden Verein, daß es mir manch Mal vorkam, als läge etwas Spukhaftes in dem geheimen Treiben auf jenem Schloſſe. — Du haſt einen Auftrag erhalten, ſagte ich mir, den Du ausführen mußt, Du wirſt Deinen Freund aus einer Dir bis jetzt unbekannten Gefahr retten, und in einer recht ſeltſamen Stimmung ritt ich weiter. Aber nach und nach gewann die umfaſſendere Viſion der ſchlafenden Dame eine große Gewalt über meine Seele. Der ganze Auftritt ſchwebte mir wieder mit aller Macht der Gegenwart vor. Es war nicht blos die matte Erinnerung, die aus dem erblaßten Gedächtniſſe das früher Erlebte hervorrief, es war eine wirkliche Erſcheinung. Die Schlafende lag wieder vor mir, ich hing an ihren Lippen, ich hörte, was ſie ſprach, und verſank tief in das Innerſte meines eigenen Weſens, indem ich doch zugleich mich in die herrliche Welt der Liebe verſenkte, die ſie mir eröffnete. Ich konnte den Weg zum äußern irdiſchen Leben nicht wiederfinden. Ich war mir ſelbſt wie entrückt, wie ein Träumender ritt ich mechaniſch fort und meine Begleiter waren in großer Sorge. Durch dieſe erfuhr ich ſpäter, daß ich zwar die Ruheſtunden am Tage und das Ausruhen in der Nacht angeordnet hatte, aber völlig inſtinktmäßig, ohne ſcheinbar auf etwas Aeußeres zu achten, daß ich, als mein Diener mich in der Nacht entkleidete und zu Bett brachte, auf keine Frage zu antworten, auf nichts zu merken ſchien, daß auch der Schlaf nicht mich zu mir ſelbſt brachte. Am Morgen, ſagten ſie, wäre ich eben ſo in mich verſunken aufgewacht und hätte das Städtchen genannt, welches nur noch einige Stunden entfernt war. Die Krieger waren durch den ſeltſamen Zuſtand ihres Anführers in Schrecken gerathen und hatten zwar beſchloſſen, mich nach dem Städtchen zu begleiten, dann aber den Rath eines Arztes einzuholen und mich wieder nach meiner Heimat zurückzuführen. Das Morgenroth glühte im Oſten, als wir ausritten. Es war ein ſehr heiterer Tag; wir ritten auf dem erhabenen Rande eines Gebirges, welches ſich gegen Oſten ſenkte; ich erinnere mich, wie der Purpurſaum, der die aufſteigende Sonne verkündete, und den ich über der niedrigen Ebene am fernen Horizont entdeckte, meine Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Je weiter das Morgenroth ſich verbreitete, je glühender es ward, deſto mehr fand ich die Beſinnung wieder, und als die Sonne klar und unverhüllt wie über eine Meeresfläche ihren obern Rand erhob und ihre Strahlen über die ganze Gegend warf, fühlte ich ein ſeltſames Fröſteln, blickte verwundert um mich und wußte kaum, wo ich war. Wie iſt mir geweſen? rief ich aus und wandte mich an den Krieger, der an meiner Seite voller Sorge ritt und mein Pferd an dem Zügel gefaßt hatte. Es iſt mir, als wäre ich eben aus einem langen Schlaf erwacht, wie bin ich hierher gekommen? — Meine Krieger, die ſehr erfreut waren, als ſie mich ſo ſprechen hörten, verließen die Ordnung des Zuges und drängten ſich um mich. Was es geweſen iſt, rief einer aus ihrer Mitte, wiſſen wir wohl, es iſt der Spuk auf dem verdammten, verhexten Schloſſe geweſen, die hölliſchen Geiſter haben es Euch angethan, und nehmt es nicht übel, Herr, in aller Demuth ſei es geſagt, es iſt nicht recht, ſich mit ſolchen unheimlichen Weſen abzugeben. Ein allgemeines Gemurmel ſchien zu beweiſen, daß ein Jeder dieſe Meinung theilte. Ich hatte mich jetzt vollkommen gefaßt, ſprach ihnen erſt gütig zu, wies jede Vermuthung, als wenn ich auf dem Schloſſe irgend etwas Unheimliches erfahren hätte, zurück, erinnerte an einen Zufall, dem ich früher auf einem nächtlichen Ritt unterlegen, und als das Gerede doch nicht aufhören wollte, nahm ich den befehlenden

Ton des Gebieters an, gebot Allen, ſich wieder in den Zug zu ordnen und mir ſchweigend zu folgen. Sie gehorchten, aber ich glaube, daß es dieſes Ereigniß beſonders war, welches das Gerücht, als ſtünde ich mit Geiſtern in Verbindung, wie es ſich in meiner Gemeinde ſeit der Zeit nie verloren hat, zuerſt erzeugte.

Als wir nach dem Städtchen kamen, ſollte da eben ein Feſttag begangen werden. Ich ſah zwiſchen den unbedeutenden Häuſern einen jener hohen, mächtigen Dome großartig hervorragen und auf die frühere große, jetzt verſchwundene Macht der Stadt deuten. Die Einwohner waren, wie ich wußte, fanatiſche Liguiſten. Wir gaben vor, den Grafen von Mayenne aufſuchen zu wollen, ſtiegen ab in der Nähe der Kirche, ließen dort die Pferde von einigen Kriegern bewachen, während ich mit den andern dem Gottesdienſte beiwohnte. Dieſer war höchſt feierlich; eine Menge Kerzen brannten auf dem Hochaltar, der Prieſter las die heilige Meſſe, vor allen Nebenaltären rund umher knieten die Andächtigen; die ganze Menge der dicht zuſammengedrängten Menſchen war in tiefe Andacht verſunken und murmelte Gebete; die Gemälde, die den Heiland, die gebenedeiete Jungfrau und Heilige darſtellten, blickten ernſt und gebietend in dieſe Feier hinein. Die ſchlanken Säulen, die das ſchöne Gewölbe trugen, ſchienen die Grundpfeiler einer eigenen heiligen Welt; die Sonnenſtrahlen, die durch die bemalten Fenſter hindurch ſchienen, ertheilten den heiligen Geſtalten eine himmliſche Verklärung; Orgel und Geſang ertönte, und ich mußte mir's geſtehen, daß dieſer Tempel, die Weihe der Prieſter, der Glanz der Kunſt, die Töne der heiligen Muſik und die Andacht der Menſchen ſich zu einem höchſt würdigen Ganzen vereinigten, daß man es wohl die leuchtende Blume aller Blüten der Erde nennen könnte. — Ich, der ich erkannte, daß ich eigentlich ſchon innerlich aufgehört hatte, ein Katholik zu ſein, der ich ſeit jener nächtlichen Viſion geneigt war, mich von allem irdiſchen Glanze abzuwenden, um in innerer einſamer Selbſtbetrachtung und Prüfung Gott und die göttliche Gnade und Liebe zu erkennen, konnte nicht läugnen, daß eine ſo würdige Welt, wie diejenige, die ſich hier vor mir entfaltete, geeignet war, mich gewaltſam in ihre Mitte zu ziehen und dorthin zu führen, wo ich im ſtillſten Innern Gott ſuchte. Ich hatte Alles, was mich von dem äußern Cultus meiner Glaubensgenoſſen abſtieß, völlig vergeſſen, ich war ganz in Andacht verſunken, wie die Menge, die mich umgab, und wie das glänzende Morgenroth und die erſten Strahlen der glühenden Sonne mich wieder zur irdiſchen Beſinnung zurückriefen, ſo ſchien hier eine glanzvollere, mächtigere Sonne das geiſtige Sinnen zu pflegen und zu tragen.

Der Gottesdienſt ſchloß, ein Pfarrer beſtieg die Kanzel, die Gemeinde erhob ſich, Wenige verließen die Kirche, die größte Menge drängte ſich zur Kanzel, einen verworrenen Haufen bildend. Eine große Unruhe ſchien ſie ergriffen zu haben und berührte mich höchſt widerwärtig. Die Rede begann. Es war eine rohe Kapuzinade, die Sprache barbariſch, was er vortrug, unklar, verworren, abergläubiſch; zuletzt ſprach er die ganze Wuth der Verfolgung aus. Der König von Navarra ward genannt, alle Hugenotten wurden der Vernichtung preisgegeben. Es wird, ſagte er, keine Ruhe im Lande ſein, bis wir das Blut des Letzten dieſer Verfluchten geſehen haben. Tödtet ſie, rief er, wo Ihr ſie findet, das waffenloſe Weib, das ſchlummernde Kind muß dem Zorne des Herrn geopfert werden. Er wird dem Lande zürnen, ſo lange noch irgend ein Ungläubiger in unſerer Mitte athmet, wie er den Juden zürnte, als ſie die Kananiter ſchonten. — Eine grenzenloſe Wuth ſchien alle Zuhörer zu ergreifen; auf allen leidenſchaftlich verzerrten Geſichtern las man die Mordgedanken, und dieſe ſataniſche Diſſonanz, die unter denſelben Gewölben laut ward, in welchen eben die ſüßeſte Harmonie himmliſcher Andacht tönte, während noch immer die Lichter auf den Altären brannten, die Geſtalten des Heilandes und der Heiligen in die Kirche hineinſchauten, ſchien mir ſo furchtbar, ſo entſetzlich, daß ich mich hier, an dieſer heiligen Stätte, von der Hölle umſchloſſen und von böſen Geiſtern verfolgt glaubte. Unwillkürlich bekreuzte ich mich, als wollte ich mich ſchützen. Die Predigt war zu Ende, die Gemeinde ſtürzte hinaus, und ich, erſchüttert von dem, was ich ſo eben erlebt hatte, ſelbſt den mir ſo wichtigen Auftrag vergeſſend, ſammelte meine Mannſchaft, wir beſtiegen die Pferde, und ich wollte eben die Stadt verlaſſen, um in der Nähe, nur nicht hier, auszuruhen.

Die Reiter hatten ſchon die Pferde beſtiegen, die Züge waren geordnet; eine Menge Menſchen waren um uns verſammelt und wünſchten uns Glück zur endlichen Ausrottung aller Hugenotten. Als wir nun ſo im Begriff waren eine Straße zu durchreiten, auf welcher noch die zerſtreute Gemeinde, welche die Kirche verlaſſen hatte, ſich langſam bewegte, glaubte ich in der Ferne das ſchwarze Baret und den wehenden Federbuſch d'Espinacs zu erkennen. Die Geſichtszüge waren zwar nicht zu unterſcheiden, aber der ruhige, würdige Anſtand, die Leichtigkeit und Anmuth, in welcher die ſchlanke Geſtalt, leicht ſpielend mit dem ſchönen Pferde, mir aus der Ferne ſich zeigte, beſtärkte meine Vermuthung. Der Auftrag der ſchlafenden Prophetin trat jetzt mit Macht hervor, und mit großem Schrecken ſah ich ihn, nur von einem Krieger begleitet, in dieſer eben fanatiſch aufgeregten Stadt. Er wollte, wie es ſchien, mit den auf der Straße Gehenden ein Geſpräch anknüpfen, er ſuchte ſich einigen zu nähern, aber ſie wichen ihm ſcheu und furchtſam aus. Neben mir ſchien man noch nicht auf ihn aufmerkſam zu ſein, aber einige Männer hörte ich rufen: Zum Gefängniß, zum Gefängniß, die gefangenen Hugenotten dürfen nicht länger leben! Ein immer wachſender Haufe ſtieß ein wildes Geſchrei aus und zog durch eine Nebenſtraße ab, als plötzlich ein lauter Ruf den Strom hemmte und in einem Augenblick den wilden Haufen auf der Straße vermehrte. Ein Ketzer, rief man, ein Hugenotte, ein Verdammter, mordet ihn, tödtet ihn, der Kananiter darf nicht leben! Der wilde Haufe umringte d'Espinac und ſeinen Begleiter. Sie waren mit Lanzen, die aus den Häuſern geliefert wurden, bewaffnet. Dennoch ſchien anfänglich ein Schwanken in ihren Bewegungen ſtattzufinden; es iſt der Herr d'Espinac, rief man, der milde, wohlthätige, gütige Herr! Wie viele von Euch haben ihn gelobt. Schont ihn, wir beſchwören Euch, ſein Blut würde über uns kommen. — Wer ſeid Ihr? — hörte man eine mächtige Stimme rufen, Ungläubige, Verbündete derer, die der Zorn des Herrn uns preis gegeben hat. So ſchnell habt Ihr vergeſſen, was der Prieſter ſprach? Dieſes Mitleid, dieſe ſataniſche Liebe ſtammt aus der Hölle, die Euch verlocken will. Rottet ſie aus, vernichtet ſie, ertränkt ſie in dem Blute des Verfluchten; Abraham war willig ſeinen Sohn zu opfern, und Ihr wollt Euch beſinnen, die ſündhafte Neigung zu einem Ketzer zu überwinden? Sind verborgene Hugenotten unter uns? Die mögen fallen, wie der Verruchte da, der ſich, durch den Herrn verblendet, ſelbſt in unſere Hände geliefert hat. — Dieſe Rede, ſchnell geſprochen, verſtärkte die Wuth. D'Espinac und ſein Begleiter hatten das Schwerdt gezogen und ſich durch die Menge nach einer Mauer glücklich durchgeſchlagen, um einigermaßen den Rücken frei zu haben; aber ſchon war das Pferd des Begleiters von einer Lanze durchſtochen und ſtürzte, man ergriff den gefallenen Krieger und entwaffnete ihn. Vorwärts, Kinder! rief ich und drängte galoppirend mitten in die Menge herein. Sie wich nach allen Seiten, und eben hatten tollkühne Menſchen d'Espinacs rechte Hand ergriffen, als ich neben ihm war. Er erkannte mich und ſchien ſelbſt in dieſem gefährlichen Augenblick nicht ſeine ruhige Beſinnung verloren zu haben. Ihr ſeid hier? rief er mir zu; es war die höchſte Zeit, ich hatte Euch erwartet. Ich hatte keine Zeit mich dem Erſtaunen hinzugeben, das mich bei dieſer Anrede ergriff. Meine Reiter hatten die Straße in einem ziemlichen Umfange geſäubert, und ich flüſterte dem Freunde zu: Wir müſſen nach dem Gefängniſſe eilen, man will die gefangenen Hugenotten ermorden! Fürchtet nichts, antwortete d'Espinac, das Gefängniß iſt in Sicherheit, es iſt von meinen Kriegern umringt. — Indeſſen war die ganze Stadt in Aufruhr. Reiterſchaaren drohten uns zu umringen, und wir mußten uns zu einem ſehr ungewiſſen, verzweifelten Kampfe gegen eine ſo überwiegende Menge bereit machen. D'Espinac war unbegreiflich ruhig, ja lächelte, als er die Heerſchaaren herbeiſtürmen ſah. Er bat mich, meinen Reitern zu befehlen, eine drohende Stellung anzunehmen, übrigens aber ſich ſo lange, als möglich, ruhig zu verhalten. Dann ergriff er ein Hüfthorn, welches durch einen Riemen über den Schultern getragen wurde, und als der weithallende Ton des Hüfthorns erklang, ſchienen plötzlich die Gegner ihre Schritte, wie beſorgt, zu hemmen, die heraneilenden Schaaren blieben ſtehen und blickten beſorgt um ſich. Als aber dieſer laute Hülferuf keinen Erfolg zu haben ſchien, rückten ſie, obgleich bedächtiger und langſamer, vor. D'Espinac blieb völlig ruhig, da aber noch den Hugenotten keine

Hülfe kam, entſtand abermals ein wildes Geſchrei. Der Ketzer will uns täuſchen, greift ihn an, hörte man allenthalben, vernichtet die verrätheriſchen Katholiken, die den Verdammten unterſtützen! Schneller rückten unſere Feinde zum Angriffe heran und zum zweiten Male erſcholl das Hüfthorn, jetzt lauter, anhalten . Auch dies Mal blieb es nicht ohne Wirkung. Die ſchon gegen uns eingelegten Lanzen ſenkten ſich, die Angreifenden ſtutzten abermals, eine ſeltſame Furcht ſchien die heftigen Gegner zu lähmen und ward durch unſere unbewegliche ruhige Haltung noch vermehrt. Es war eine höchſt wunderbare Pauſe, die jetzt eintrat. Einige Minuten lang herrſchte eine Stille auf der ganzen Straße, die etwas Furchtbares hatte. Ein Jeder ſchien tiefer Athem zu holen, man hörte die leiſeſte Bewegung jedes Einzelnen. Als aber noch Alles ruhig blieb, als nichts den Gegnern anrückende Truppen vermuthen ließ, trat erſt leiſe, dann laut, endlich mit furchtbarer Gewalt die entſetzlichſte Wuth hervor. Die Lanzen drängten uns, meine Reiter griffen an, da tönte der laute Ton des Hüfthorns, jetzt mit einer gewaltigen Kraft, und wiederholte ſich drei Mal ſchnell hinter einander. Und in demſelben Augenblicke hörte man ein ängſtliches Geſchrei der entfernten Volksmaſſe. Die Straße war von allen Seiten geſperrt, von unüberſehbaren

Maſſen bewaffneter Reiter ward der erſchrockene und muthloſe Haufe immer enger zuſammengedrängt. Die uns eben angriffen, ſahen ſich von hinten und von vorn bedroht. Legt Eure Waffen nieder, ertönte laut und gebietend d'Espinacs Stimme, jeder Widerſtand wäre Wahnſinn. Meine Krieger ſind dieſem Haufen um das Zehnfache überlegen. Es ſind erprobte, tapfere, kriegserfahrene Männer, jeder nimmt es — Ihr wißt es, denn Ihr habt's erfahren — mit zehn Eures Gleichen auf. Noch iſt kein Blut gefloſſen, ergebt Euch, hört mich an, erfüllt, was ich von Euch fordere, und dieſer drohende Augenblick ſoll Euch gefahrlos vorübergehen.

Noch immer ſchienen einige Tollkühne geneigt, den Angriff fortzuſetzen, aber es waren nur wenige; die Meiſten ſahen es ſehr wohl ein, daß jeder Widerſtand thöricht wäre. Als d'Espinac zu ſprechen angefangen hatte, drückte ſein Geſicht einen finſtern Zorn aus, er erſchien ſo furchtbar drohend, daß ich ihn verwandelt glaubte. Nie hatte ich gedacht, daß ein ſolcher Ingrimm den milden d'Espinac ergreifen könnte. Jetzt war jede Spur der Wuth verſchwunden. Mit ruhiger Milde ſetzte er ſeine Anrede fort. Kinder, ſagte er, ſeid vernünftig. Wie meine Krieger an mir hangen, wie ſie mich lieben, mehr, als ich verdiene, wißt Ihr ja alle;

Ihr könnt Euch glücklich ſchätzen, daß ich unverletzt bin. Wird einer hier in dieſem engen Kreiſe verletzt, dann kann ich der Wuth der Meinen nicht gebieten, dann wehe Euch, Euern Greiſen, Frauen und Kindern, wehe Eurer Stadt! Der hier zuſammengedrängte Hauſe würde dann einen ſcheußlichen Knäuel verſtümmelter Leichen darſtellen; und Eure Nachbaren würden ſich entſetzen, wenn ſie unter den rauchenden verödeten Trümmern der Stadt vergebens die Spuren der vertilgten Einwohner aufſuchten. Noch vermag ich es, der Wuth des Heeres zu gebieten. Laßt die Waffen ruhen und hört mir aufmerkſam zu.

Jeder Angriff hatte aufgehört, Alles war ruhig, obgleich die ganze Straße, ſo weit man ſehen konnte, von Menſchen wimmelte. Aller Fanatismus war verſchwunden oder mußte ſich tief im Innern verbergen. Ein Jeder fühlte, daß er von der Gnade ſeiner Gegner abhing; ja faſt Alle prieſen ſich glücklich, daß d'Espinac, deſſen Güte und Milde bekannt war, und nicht ein Anderer, als Sieger hier hervortrat. Viele fühlten ſich innerlich bewegt; es war, als träten die echt menſchlichen Gefühle, die die wilde religiöſe Verwirrung verſcheucht hatte, jetzt mächtig hervor. Sie fühlten ſich, da ſie d'Espinacs Milde vertrauten, im tiefſten Innern erleichtert und dankten Gott, daß er ſie verhindert habe einen Frevel zu begehen, den ſie in ihrer jetzigen Stimmung verabſcheuten. Der Kreis, den meine Begleiter um uns beide geſchloſſen hatten, öffnete ſich. D'Espinac ritt mitten unter die Menge, die ihm noch vor wenigen Augenblicken den Tod geſchworen hatte. Sein Schwerdt ruhte in der Scheide, und er ſchien, freundlich, wie er um ſich blickte, ruhig und heiter, wie er war, einem himmliſchen Friedensboten ähnlicher, als einem erzürnten Krieger, der von ſo ingrimmigen Feinden umgeben war. Seine Mannſchaft ſtand wie das noch drohende und unvermeidlich treffende Gericht im Hintergrunde, während er nichts, als Verſöhnung und Liebe, darbot. Er fuhr in ſeiner Rede fort, und das Volk lauſchte auf jedes Wort, halb ängſtlich, halb vertrauensvoll.

Unglückliche, bemitleidenswerthe und verirrte, mir doch immer im innerſten Herzen theure Landsleute und Mitbürger! Soll ich Euch an Euer bisheriges Benehmen erinnern? Zwingt Ihr mich nicht ſelbſt ruhmredig hervorzuheben, was keinen Ruhm verdient, weil es der Herr der Liebe geboten hat, dem wir alle gehorchen ſollen. Ihr habt meine Glaubensgenoſſen getödtet, gemishandelt, die Frauen geſchändet, ich komme jetzt eben von den Trümmern durch Euch verbrannter Dörfer, aus den öden Gegenden. die, ſonſt von wohlhabenden Familien bewohnt, jetzt durch Euch verwüſtet und entvölkert ſind. Ich weiß es leider, meine Glaubensgenoſſen ſind ſchuldig, wie Ihr. Ja ſie haben nicht bloß Rache ausgeübt, was ſchon dem Herrn ein Greuel iſt, denn er hat ſich die Strafe vorbehalten; wo ſie die Mächtigern waren, erſchienen ſie verfolgungsſüchtig, grauſam, mordend und ſchändend, wie Ihr. Nicht von dieſen iſt die Rede. Ich aber habe Jahre lang mit meinen treu Verbündeten ihre Strafe getheilt; wer von Euch, die Ihr mich kennt, kann ſagen, daß ich ihre Schuld theilte? Wie oft habt Ihr die von uns ermordet, die in Eure Gefangenſchaft geriethen. Wir erfuhren es, wir beweinten den Tod unſerer lieben, tapfern Mitgenoſſen, und mit feuchten Augen und gebrochenem Herzen entließen wir die Gefangenen, die in unſerer Gewalt waren, und geboten der Rache zu verſtummen. Hier unter Euch entdecke ich Viele, die mit Entſetzen den Tod erwarteten und jetzt gegen uns kämpften. Es ſchien, als wäret Ihr durch dieſe anhaltende Milde, die nie nachließ, obgleich Eure Grauſamkeit immer dieſelbe blieb, innerlich bewegt. Ich weiß es, viele Herzen unter Euch neigten ſich zu mir, und Ihr konntet nicht glauben, daß eine ſo ſchonende Milde aus der Hölle komme. Schon erwartete ich das Beſte, ich hoffte auf einem engen Raume einen Keim der Verſöhnung zu ſäen, der heranwachſen und wuchernd um ſich greifen ſollte. Ich ſah Hugenotten und Katholiken, jeden ſeinem Glauben getreu, jeden die Lehre des Andern verſchmähend und dennoch in dem, was heiliger iſt, als alle Lehre, in der Liebe verbunden. O, wie habt Ihr die theuerſte aller meiner Hoffnungen furchtbar getäuſcht! — Seine Stimme bebte, eine Thräne perlte in ſeinen Augen, ein ſtilles Schluchzen, eine in dieſem Augenblicke ſelbſt ſeltſame Rührung drang hier und da hervor, aber keine Stimme ward laut, es war, als laſtete die harte Schuld ſchwer auf den Gemüthern.

Ihr habt in dieſen Tagen meinen geliebten Bruder gefangen genommen, gewiß, Ihr habt ihn mishandelt, denn ich kenne die teufliſche Wuth Eurer Pfaffen, er hat Hunger, Durſt und ſelbſt körperliche Verletzung ertragen müſſen, ich zweifle nicht daran, doch er lebt, nicht wahr, er lebt noch? — D'Eſpinacs Geſicht verfinſterte ſich, ſeine Augen ſprühten Zorn. Nein, fuhr er fort, und eine wunderbare Miſchung von grenzenloſer Wuth und inniger Rührung bewegte ſein Geſicht; nein, rief er, und laut tönte ſeine Stimme in die verſtummte Maſſe hinein, nein, auch der Ruchloſeſte unter Euch konnte meinen waffenloſen Bruder nicht ermorden, den blühenden Jüngling, der die Gefangenen pflegte, die Ermüdeten unterſtützte, ſeinen letzten Heller den Entlaſſenen mitgab. Die Hand würde Euch zittern und den Mordſtahl fallen laſſen, der ihn bedrohte — nicht wahr? fragte er noch ein Mal, mit donnernder Stimme. Alles um ihn blieb ſtumm. Da ſah ich d'Espinac von einer furchtbaren Wuth ergriffen, ſeine Augen ſchienen Flammen zu ſprühen, ſeine Lippen bebten, und hart, wie das ewige Gericht, rief er aus: Wehe über Euch, wenn er todt iſt, wenn Eure Mishandlungen ihn ſo hart trafen, daß er, wenn auch nicht todt, einem elenden Leben in der Zukunft entgegenſieht; weh Euch, wenn Ihr zum Lohne für meine Güte mein eignes Blut verletztet. Hier, ich erkläre es, hat meine Nachſicht ihre Grenzen. Bringt ihn her, wenn auch gemishandelt, doch unverletzt, die Reihen meiner Krieger ſollen ſich für die öffnen, die ihn aus dem Gefängniſſe mit den übrigen gefangenen Hugenotten mir gegenüber ſtellen. Seid Ihr noch ſtumm, antwortet Ihr nicht? Nun ſo wüthe losgelaſſene Rache, Schwert und Flamme ſoll Euch, Unſelige, treffen, ein mächtiger Leichenhauſe ſoll ſein Grabhügel werden! Schon befahl er den Angriff, die Krieger ſetzten ſich in Bewegung, ein Jammergeſchrei ertönte aus der Mitte des zuſammengedrängten Haufens. Hier erhoben wenige Kühnere verzweiflungsvoll die Lanzen, um nicht, ohne ſich zur Wehr geſetzt zu haben, zu ſterben, dort wurden flehende Hände zum Himmel gehoben. Da hörte man, erſt leiſe, eine wie durch Angſt gedämpfte Stimme tönen, ſie rief: Er lebt. Wenige hörten ſie, aber es war, als lauerte der gute Engel des d'Espinac auf dieſen Ton und flüſterte ihn ihm zu. Er lebt! rief er; o wiederholt es, laßt die ſchwache Stimme lauter erklingen, daß ſie den finſtern Geiſt vertreibt, der ſeine Klauen nach mir ſtreckt. Er lebt, erklang es jetzt immer lauter. Ein Verſuch, das Gefängniß zu erſtürmen, iſt mislungen, er lebt und wir bringen Euch alle gefangenen Hugenotten her. — Eilt, befahl d'Espinac, daß mich der Augenſchein von der Wahrheit überzeuge.

Einige Männer wurden ausgewählt, mit der größten Schwierigkeit wurde ihnen Platz gemacht und ſie entfernten ſich; d'Espinac ſchien ſehr erſchöpft.

Es trat jetzt eine erwartungsvolle Stille ein. D'Espinac ſchwieg, und es war merkwürdig, die zuſammengedrängten gefangenen Einwohner, den großen Kreis ſie umſchließender Krieger auf ihren Pferden mit gezückten Säbeln zu überſehen, wie ſie faſt ganz unbeweglich erſchienen, als wären ſie, wie alte Sagen erzählen, ſämmtlich erſtarrt. Alle Augen hefteten ſich auf d'Espinac, als wollte man in ſeinen Zügen leſen, ob man Leben oder Tod, Erbarmen oder Rache erwarten könnte.

D'Espinac betrachtete dieſe Menge mit großer Aufmerkſamkeit. Seine Bruſt war offenbar erleichtert, als er erfuhr, daß ſein Bruder noch lebe; aber mir flüſterte er doch zweifelnd zu: In welchem Zuſtande werde ich den Armen finden? Die Angſt, die unter den Einwohnern zu herrſchen ſcheint, verſpricht mir nichts Gutes. — So verging eine Zeit, die uns allen lang dünkte. Alle waren von einer zweifelhaften Hoffnung ergriffen, und ſelbſt d'Espinac und ſeine Umgebung ſchienen die Gefühle der gefangenen Einwohner zu theilen. Wer in dieſem Augenblicke die wunderbare Stellung der Einwohner und der Krieger ſah, ohne, was vorhergegangen war, zu kennen, würde die Bedeutung dieſer ſeltſamen Erſcheinung nicht haben enträthſeln können; denn wenn alle Verhältniſſe darauf zu deuten ſchienen, daß eine waffenloſe Menge, von bewaffneten Feinden umgeben, der Rache preisgegeben wäre, ſo mußte doch die wunderbare Ruhe der drohenden Krieger und die ängſtliche Erwartung, die dieſe mit den waffenlos Gefangenen theilten, einem Jeden räthſelhaft erſcheinen und den ganzen Auftritt unverſtändlich machen. Nur wenige rohere Männer ſah man, unzufrieden mit der milden Wendung, die die Sache genommen hatte, mürriſch und trotzig die Menge und den Feldherrn betrachten.

Endlich hörten wir in weiter Ferne eine Bewegung. Eine neue Schaar bewaffneter Krieger näherte ſich. Zwiſchen ihnen ſah man einen Haufen Menſchen, die langſam fortzuſchreiten ſchienen, und d'Eſpinac, der dieſe Maſſen, die in der Ferne nur undeutlich unterſchieden werden konnten, ſogleich erkannte, befahl, daß ſeine Reiter den Kreis öffnen, aber genau aufpaſſen ſollten, daß kein einziger der Einwohner entwiche. Wenige Krieger aus dem engen Kreiſe, der ihn umgab, wurden jetzt beordert, einen Weg zu bahnen, damit die freigelaſſenen hugenottiſchen Gefangenen durch die Reihe der Einwohner bis zu ihm gelangen könnten. Es koſtete viele Mühe. Die begleitenden Reiter blieben zurück und ſchloſſen ſich auf Befehl an diejenigen an, die den größern Kreis bildeten. Zwei der Abgeordneten gingen voraus, und auf den mühſam von der Volksmenge befreiten Platz ſchwankten hinter dieſen eine Menge Männer, blaß, elend, in Lumpen gehüllt. Ein zurückgedrängtes Angſtgeſchrei drückte die Beſorgniß der Bürger aus, als ſie dieſe jämmerlichen Geſtalten ſahen. Ein zorniges Murmeln ließ ſich drohend in den Reihen der Krieger vernehmen; doch unterſchied man eine jugendliche Geſtalt im kriegeriſchen Gewande, die zwar entwaffnet, doch keck und zuverſichtlich den übrigen voranſchritt.

Die freigelaſſenen Hugenotten kamen nun näher. D'Espinacs Züge hatten ſich verfinſtert, als er den elenden Zuſtand ſeiner Glaubensgenoſſen wahrnahm, aber blühend und heiter ſtand ſein Bruder ihm gegenüber. Noch immer war die ganze Lage zweifelhaft. Die Einwohner ſchienen die Rache zu fürchten, die Krieger ſie zu fordern. Du biſt geſund, ſagte d'Espinac, als ſein Bruder ſich ihm näherte, hielt aber jede Aeußerung der Freude zurück, und als dieſer, fröhlich geſtimmt durch die Rettung, mit Ja antwortete, befahl er ihm, in die Reihe der ihn umgebenden Krieger zu treten. D'Espinac betrachtete die übrigen Gefangenen mit großer Aufmerkſamkeit und ſichtbarer Theilnahme und Rührung. Sie ſtanden, zwanzig der Zahl nach, gedrückt und elend vor ihm. D'Espinac wandte ſich an dieſen jammervollen Haufen. Ihr ſeid frei, ſagte er, Liebe und treue Pflege wird Eure Noth bald verdrängen, daß dieſe nur in der Erinnerung zurückbleibt. Eure Feinde ſind ganz in unſerer Gewalt; wenn Ihr Rache fordert, nichts hindert uns, ſelbſt die grauſamſte auszuüben. Ich wünſche, wie ſo oft, und leider bis jetzt vergebens, den armen Bewohnern dieſer Stadt, die ich bejammere, die hier lange in Todesangſt mir und meinen Kriegern preisgegeben waren, zu verzeihen. Aber ich wünſche eben ſo ſehr, daß dieſe Verzeihung von

Euch ausgehe. Könnt Ihr Euern Feinden vergeben? Vermögt Ihr es, Euch daran zu erinnern, daß ähnliche Härte von unſern Glaubensgenoſſen ausgeübt wurde, wenn Katholiken in ihre Gewalt geriethen? Auf keinen Fall würde ich erlauben, daß dieſe hier vereinigte Menge, die größtentheils an Euerm Elende unſchuldig iſt, beſtraft würde.

Wir wollen keine Rache, antworteten faſt Alle mit ſchwankender Stimme, nur der Pfaff, der uns durch Grauſamkeit, Hunger und Durſt bekehren, der uns unſerm Glauben abwendig machen wollte, der darf nicht ohne Züchtigung wegkommen. Nennt mir ihn, rief d'Espinac, und: Pater Anſelmo, hörte man allgemein rufen. Gut, antwortete d'Espinac kurz und wandte ſich an die Menge; vernehmt, rief er laut, die Bedingungen, unter welchen Ihr frei ſeid. Eine ſtarke Abtheilung unſeres Heeres iſt in der Nähe, die Stadt bleibt zu unſerer Sicherheit beſetzt, Ihr unterhaltet die Truppen, vor Allem aber wird uns ein Haus eingeräumt, eines der angeſehenſten in der ganzen Stadt, ich werde es ausſuchen. Die Bewohner verlaſſen es, Betten und alle übrige Bequemlichkeiten für Kranke bleiben zurück; hier werden dieſe zwanzig befreiten Gefangenen einquartirt, ein jeder erhält in einem eigenen Gemache ein Lager, ſo bequem, weich und reinlich, wie die der reichſten Bürger, Arznei, ſpäter Wein, der ſorgfältig unterſucht wird, ſtärkende Nahrungsmittel werden täglich geliefert. Die hier zurückbleibende Beſatzung wird von Euch unterhalten, Pater Anſelmo ausgeliefert. Wenn dieſe Bedingungen erfüllt ſind, verſpreche ich Euch vollkommene Verzeihung. Ja ich gebe Euch mein Wort darauf, meine Mannſchaft, die hier zurückbleibt, wird ſich nicht allein keine Gewaltthat irgend einer Art erlauben, wird nicht allein Eure Perſon und Euer Eigenthum ehren, ſondern auch jeden möglichen Angriff, jede Mißhandlung oder Plünderung, die von andern Abtheilungen unſeres Heeres verſucht werden könnte, entſchieden abwehren und ſich als Eure Vertheidiger zeigen. Die zuerſt genannten Bedingungen werden in wenigen Stunden erfüllt. Ihr aber bleibt hier, ſo wie jetzt, von meinen Kriegern umringt, bis Anſelmo in meiner Gewalt iſt. — Ueber dieſe letzte Forderung entſtand von Neuem ein allgemeiner Schrecken. Wir finden ihn nicht, riefen einige furchtſame Stimmen, er wird ſich verſteckt haben. Er iſt vielleicht entflohen, riefen Andere. Aber aus der Reihe der Reiter, die die Gefangenen herbeigebracht hatten, hörte man einen Ruf, daß er da wäre. Man hatte ihn aus dem Gefängniſſe heraustreten ſehen, als dieſes umringt wurde. Er wollte ſich wegſchleichen, man hielt ihn aber feſt. Und als nun die gefangenen Hugenotten entlaſſen wurden und ſelbſt ihre Erbitterung gegen dieſen Pfaffen laut werden ließen, hielten ſie es für das Beſte, ihn mitzuführen. Einer der Krieger, der, den blaſſen und zitternden Pater an einem kurzen Strick führend, ſich mühſam durch die Menge drängte, ſtellte den Unglücklichen uns gegenüber. Wie groß der Einfluß war, den er auf die Einwohner ausübte, erkannte man jetzt. Denn ſo gefährlich es ſchien, vermochte man dennoch nicht die allgemeine Theilnahme zu unterdrücken. Den heiligen Mann müſſen wir ſo ſchmählich als einen Verbrecher behandeln ſehen, riefen einige, den Gottgeweihten, unſeres Glaubens feſteſte Stütze. Wie wird doch unſere heilige Kirche gekränkt und mit Füßen getreten! Die innere Bewegung ward immer größer, man hörte das Wort Ketzer ſchon mit Erbitterung ausſprechen. Es war, als hätte man die eigne Gefahr ganz vergeſſen. D'Espinac erſtaunte, er gab einen Wink, die Reiter ſchloſſen ſich dichter, man las Zorn und Erbitterung in ihren Geſichtern, die Lanzen waren angelegt, noch immer über die Köpfe weg, aber ſie ſenkten ſich drohend, als wollten ſie den waffenloſen Haufen durchbohren. Dieſer ward immer enger zuſammengepreßt. Ein verworrenes, mattes Geſchrei verkündete die Gefahr der Menſchen, die, eingepreßt in der dichten Maſſe, zu erſticken drohten. Wollt Ihr Euch den Bedingungen unterwerfen, rief d'Espinac zornig, dieſen nichtswürdigen, verfolgungsſüchtigen, verdammten Pfaffen, Euern Götzen, der der Hölle entſtiegen iſt, auf Gnade und Ungnade und ohne Murren uns überlaſſen, oder unſere Rache fühlen? Ihr habt die Wahl. — Flehende Hände erhoben ſich, aller Muth, alle Halsſtarrigkeit war geſchwunden. Die Lanzen wurden gehoben, der Kreis der Krieger erweiterte, ja öffnete ſich, und die entlaſſenen Einwohner ſtrömten nach allen Richtungen hin.

Noch immer hatte d'Espinac ſeinen erretteten Bruder kaum begrüßt. Ganz ſchien er noch von größeren, wichtigeren Geſchäften ergriffen. Wein und Lebensmittel wurden herbeigeſchafft, die Erſchöpften zu ſtärken, die Einwohner wurden gezwungen, Lehnſtühle für Alle zu bringen, die eilig in Tragſeſſel verwandelt wurden. Das Haus, welches den Kranken eingeräumt werden ſollte, hatte er ſchon gewählt, es ſchien ihm ſchon früher bekannt zu ſein. Ein anderes, dicht daneben, wählte er für ſich, ſeinen Bruder und mich. D'Espinac ſorgte nun für die Ordnung in der ganzen Stadt; auch ich mußte meine Begleiter unterzubringen ſuchen, die freilich genöthigt waren, ſich an die Hugenotten anzuſchließen. Ein großer Theil des Tages war ſo verfloſſen, die Sonne ſenkte ſich ſchon, ich kehrte nach unſerer gemeinſchaftlichen Wohnung zurück und fand d'Espinacs Bruder, der höchſt unwillig und ſcheltend in der Stube auf und abging, und ſeiner Ungeduld auf jede Weiſe freien Lauf ließ. Iſt das nicht unausſtehlich, rief er, nachdem er mich kaum begrüßt hatte; ich war wochenlang in Lebensgefahr, und wenn es mir auch beſſer gegangen iſt, als ich erwarten durfte, ſo konnte er das doch nicht wiſſen und jeder Augenblick konnte die härteſten Mishandlungen, ja meine Ermordung herbeiführen. Der ganze Tag iſt jetzt vergangen, er läßt ſich nicht ſehen und ich habe kein freundliches Wort von ihm gehört. Glaubt Ihr, lieber Eugen, fragte ich, daraus ſchließen zu können, daß er Euch weniger liebt, glaubt Ihr, daß die Trennung ihm weniger ſchmerzhaft geweſen iſt, als Euch? Ihr fangt ſchon an ein rüſtiger Jüngling zu werden, und ich geſtehe Euch, ich hatte erwartet, daß Ihr jetzt ſchon einzuſehen im Stande wäret, was ſich für einen ſolchen Bruder ziemte. Es war lieblich zu ſehen, wie der beſchämte Jüngling die Augen niederſchlug, tief erröthend, als er dieſen Vorwurf hörte, und dennoch ſchmollend und mit einem geheimen Verdruß kämpfend, den er nicht überwinden konnte. Ach, antwortete er, mein Bruder hat wohl Recht, er thut immer, was ſich für ihn ziemt, aber er iſt in Thätigkeit, beſchäftigt mit großen Dingen, während ich nichts zu thun habe, nichts thun darf. Die erſten paar Stunden gingen noch ſo hin, weil ich für die armen kranken Mitgefangenen, für ihre Bequemlichkeit und Pflege ſorgte; als das aber beſorgt war, als ſie vor Allem Ruhe forderten und ich ſie verlaſſen mußte, da blieb mir nichts übrig, als hier wie ein eingeſperrtes wildes Thier zornig auf und abzulaufen. Und ich habe mich während der Zeit in den Verdruß ſo hinein gebrummt, daß ich mich faſt wieder in das Gefängniß zurück wünſchte. Verlaſſen konnte ich ja dieſe verdammte Stube nicht; denn er kann wohl gar hereintreten, während ich fortgegangen bin. — Nie habe ich die tiefe und grenzenloſeſte Liebe ungebehrdiger ſich betragen ſehen. Wir hörten ſchnelle Schritte auf der Treppe, d'Espinacs Stimme auf dem Flur, er ſchien ſich zu nähern, trat aber in ein anderes Gemach, von Mehreren begleitet. Die Ungeduld des Jünglings ergriff nun auch mich. Ich wünſchte Vieles auch von ihm zu erfahren, aber es kam kein Geſpräch zwiſchen uns auf. Hatte doch auch ich keine Gelegenheit gefunden, mit d'Espinac zu ſprechen, und wie räthſelhaft war unſer Zuſammentreffen, welch' ein wunderbares, unbegreifliches Ereigniß hatte uns zuſammengeführt. Wir, Eugen und ich, durchſchritten beide ſchnell die Stube, beide mit der heftigſten Ungeduld kämpfend. Es dauerte wohl eine Stunde. Die Sonne war faſt ganz geſunken, die letzten Strahlen fielen durch die Fenſter, wir hörten, wie die Männer, die mit d'Espinac gekommen waren, ſich entfernten, wir erwarteten jeden Augenblick, daß die Thüre ſich öffnen ſollte, aber noch verging eine lange Zeit.

Endlich trat er herein, in einem bequemen Nachtkleide und völlig entwaffnet. Er ſtürzte auf den Bruder zu, preßte ihn heftig an ſeine Bruſt, und über ſein männliches Geſicht rollten die Thränen herab. Und ſo habe ich Dich wieder, rief er, ich habe Dich wirklich wieder, welche Wochen haben wir erlebt, guter Eugen! Ich wäre gleich hierher geſtürzt, Dich zu erretten, aber ich konnte, ich durfte nicht; eine heilige Sache hielt mich von Dir fern, und doch, lieber Junge, ich habe mir es tauſend Mal vorgeworfen, ich hatte keinen ruhigen Augenblick, ich theilte Deine Gefangenſchaft, Dein Elend, Deine Gefahr. Kannſt Du mir verzeihen, Eugen, daß ich Dich ſo lange den Feinden preis gab? Der Jüngling lag ſchluchzend an ſeiner Bruſt, er wollte ſprechen und konnte nicht. D'Espinac betrachtete ihn mit rührender Milde. O Bruder, rief endlich der bewegte Jüngling und blickte zu d'Espinac auf, wie biſt Du ſo liebevoll und gut, ach, nur zu gut.

Es war ein ergreifender Anblick. D'Espinac faßte ſich, ſchob den noch immer tief bewegten Jüngling von ſich und betrachtete ihn aufmerkſam. Aber, was iſt das! rief er, es fiel mir ſchon gleich auf, Du biſt ja ſtark, geſund, blühend, als hätteſt Du in unſerer Mitte gelebt; und ich habe am Ende alle Leiden Deiner Gefangenſchaft allein zu tragen gehabt, erzähle mir doch, wie geſchah es, wie konnte das ſo Unglaubliche ſtattfinden?

Das verdanke ich ja wieder Dir, lieber Bruder, und Deiner unbeſchreiblichen Güte. Höre nur: Als ich nach dem Gefängniß geſchleppt wurde, ward ich in ein feuchtes, dunkeles Loch geſperrt, Pater Anſelmo war bei der Hand und ich hörte ihn ſchreien: Dieſen, dieſen vor Allen müßt ihr kurz halten, er gehört der verdammten Brut zu. Es iſt der Bruder des heimtückiſchen Ketzers, dem die Hölle den Schein der Tugend, Milde und Freundlichkeit gegeben hat, damit er die Gläubigen deſto beſſer verlocken könne. Einen Ablaß gebe ich Euch für alle Eure Sünden, wenn Ihr ihn recht zu peinigen wißt. — So ward ich denn weinend und betend und in großer Todesangſt in das furchtbare Loch geſteckt. Ich mußte im Dunkeln herumtappen, um eine harte Bank zu finden, auf der ich niederſank. Ich hörte, wie die eiſerne Stange vor die

Thüre gelegt wurde, und wie der ſchwere Schlüſſel ſich in dem mächtigen Schloſſe drehte. Wohl ein paar Stunden lag ich ſo und erwartete auf die qualvollſte Weiſe zu ſterben, nicht durch einen Dolchſtoß auf ein Mal, ſondern durch die verpeſteten Ausdünſtungen dieſes dunkeln Gefängniſſes, durch Hunger, Durſt und Mishandlung. Das war wohl eine ſchreckliche Zeit, als ich junges Blut nach meiner erſten Waffenthat nun in ein ſo furchtbares Elend gerathen war. Da hörte ich das Schloß wieder drehen, die Thüre des Gefängniſſes ward geöffnet, vermittelſt des Lichts, welches jetzt von außen eindrang, ſah ich einen ſchönen jungen Mann hereintreten, der auf mich zukam, meine Hand ergriff und mich freundlich bat, ihm ja ſogleich zu folgen. Obgleich er nun ſehr gütig gegen mich geſtimmt ſchien, ſo war ich durch das, was ich bisher erlebt hatte, doch ſehr mistrauiſch geworden. Ich glaubte, man würde mich jetzt ermorden, und er mußte faſt Gewalt anwenden, mich aus dem Gefängniſſe zu ſchleppen. Die Thüre ward wieder ſorgfältig verſchloſſen und er flehte mich dringend an, ſchnell und leiſe auftretend, ihm zu folgen. Fürchten Sie nichts, ſagte er, Sie ſind verloren, wenn Sie zögern. Ich ſchöpfte Muth, folgte ihm durch einen langen Gang. Wir ſtiegen die Treppe hinauf, und ich ward in eine ſehr freundliche Kammer gebracht, wo ein Tiſch gedeckt ſtand, mit gebratenem Geflügel und Wein beſetzt. Mein Begleiter ſchloß die Thüre nach innen ab und bat mich, immer leiſe ſprechend, zuerſt, was da war, zu genießen. Ich hatte nach dem, was ich jetzt ſah, ſchon fröhlichen Muth, aß, trank und fühlte mich völlig geſtärkt und voll Hoffnung. Während der Zeit blieb der junge Mann ehrerbietig an der Thüre ſtehen, und blickte mich ſo wehmüthig und milde an, daß mir das Herz aufging und ich ihn recht lieb gewann. Nun, Du guter junger Mann, ſagte ich, tritt näher und ſag' mir nur, was hat Dich bewogen, mich aus dem finſtern Gefängniß zu erretten, und wie war es Dir möglich? Und Ihr erkennt mich nicht, da ich Euch doch gefangen nahm? antwortete er. Nein, erwiederte ich, ich war in dem Augenblick, als ich mich ergriffen fühlte, zu betäubt. Doch erzählt, ich beſchwöre Euch, wodurch wurdet Ihr ſo freundlich gegen Euern Gefangenen geſinnt? Ich bin, erzählte er, der Sohn des Gefangenwärters. Als wir vor zwei Tagen gegen Euch ausrückten, folgte ich zum erſten Male unſern Truppen. Es ging hart her. Euer tapferer Bruder hatte ſich zu ſehr hervorgewagt. Er ward umringt und mußte ſehen, wie ich Euch gefangen nahm und faſt unter ſeinen Augen wegſchleppte. Wie ein erzürnter

Löwe ſtürzte er auf uns zu, von Wenigen begleitet, ein Kreis von Todten lag um ihn her, und er verübte Waffenthaten, die uns alle mit Schrecken und Entſetzen erfüllten. Aber immer Mehrere von unſerer Seite drängten ſich herzu, Ihr wurdet weggeſchleppt, er abgeſchnitten, und konnte ſich und ſeine Begleiter nur mit Mühe retten. Ich ward nun hoch geprieſen, daß in meinem erſten Gefecht eine ſolche große That mir gelungen wäre. Kurz darauf überfielen wir ein Schloß der Hugenotten, beſetzten es, alle Bewohner waren entflohen und wir vertheilten uns in alle Gemächer zum Plündern. Während der Zeit hatte Euer Bruder Truppen geſammelt und überraſchte uns ſo im Schloſſe zerſtreut, wie wir waren. Viele wurden niedergehauen, nur Wenige zu Gefangenen gemacht. Ich war in einem der innerſten Gemächer und wußte noch von allem dem nichts. Ich hörte zwar den Lärm, glaubte aber, er rühre wohl von unſern eigenen Truppen her. Ich hatte durch einen Mönch leſen gelernt und durch ihn auch erfahren, daß Ihr Hugenotten eine Schrift heilig haltet, die vorzugsweiſe den furchtbaren Widerſtand begründet und Euch gegen unſere heilige Kirche bewaffnet. Nun ſah ich in dieſem Gemach ein großes Buch, genannt: Biblia oder die heilige Schrift. Da erinnerte ich mich, wie der Mönch mich ermahnt hatte, dieſes Buch, wenn es in meine Gewalt käme, allenthalben zu vernichten, und wie eine ſolche Vernichtung mehr Früchte brächte für meine Seele, als viele Ave Maria und Pater noster. Ich fiel daher wüthend über das Buch her und anſtatt die Koſtbarkeiten, die ich entdeckte, zu plündern, zerriß ich die Blätter, zerſtreute ſie um mich her und zertrat ſie mit den Füßen, mehr für meine Seligkeit, als für meinen Beutel beſorgt. Während dem ward die Thür ſchnell und heftig eröffnet, und ich ſah Euern Bruder, den wir ja alle kennen, erhitzt hereinſtürzen, ein entblößtes Schwerdt in der Hand. Ihr kennt Euch denken, wie mir zu Muthe war, als ich, auf eine ſolche Weiſe aus meiner Sicherheit aufgeſchreckt, den gewiſſen, nahen Tod vor Augen ſah. Euer Bruder entdeckte bald meine That und ſtürzte wüthend auf mich zu. Ich hatte, ſo plötzlich überraſcht und dem großen, berühmten Helden, der von Vielen verehrt und von Allen gefürchtet wird, gegenüber, nicht den Muth, nach meinem Schwerdte zu greifen. Nichtswürdiger Frevler, rief er, für dieſe Unthat ſollſt Du büßen! In dieſem Augenblick fixirte er mich, ſein Blick, früher zornig, ward jetzt fürchterlich. Ich erkenne Dich, rief er, und ſeine Stimme bebte vor Wuth. Du biſt es, Du haſt mir ihn entriſſen, Du nahmſt meinen Bruder gefangen und haſt ihn den Mishandlungen Deiner Rotte preisgegeben. Meinſt Du, ein Schwerdthieb, der Dir einen rühmlichen Kriegertod gäbe, wäre hinlänglich? Nein, Du ſollſt büßen für die Leiden des geliebten Bruders. Nicht wahr, fragte er hart und gebietend, Du warſt es? Ich hatte nicht den Muth, es zu läugnen. — Auf einmal, wie ich ſo in Todesangſt vor ihm ſtand, blickte er mich an. Seine Züge wurden milder, er ſank auf die Knie und betete, und ich war ſo überraſcht und innerlich erſchüttert, ſo tief bewegt, ich wußte ſelbſt nicht, wovon, ſo mild, weich, liebend geſtimmt, als würde ich angeweht von einem Hauche des himmliſchen Friedens. Bewußtlos ſank auch ich knieend hin und bat, flehte, ich weiß nicht, warum, und ſtromweiſe ſtürzten die Thränen aus meinen Augen. So wunderlich, auf eine ſo geheimnißvolle Weiſe fand ich mich ergriffen, daß ich den Todesſtreich ſelbſt von ſeiner Hand als einen wohlthätigen Liebesdienſt lächelnd und dankend empfangen haben würde. Als ich wieder zu mir ſelbſt kam, ſtand der kühne Held mild, wie ein Engel, da und beugte ſich über mich. Horch, ſagte er, ich höre rufen, man ſucht mich. Du bleibſt hier ruhig, bis ich wiederkomme. Mein Gefangener biſt Du nicht mehr, aber ich muß Dich ſprechen, Gott hat Dich und mich beſchützt. In einer Stunde bin ich wieder hier.

Halte Dich indeſſen ruhig, Keiner darf ahnen, daß Du hier biſt. — Euer Bruder entfernte ſich und verließ mich in einer wunderbaren, mir ſelbſt unbegreiflichen Stimmung. Es ahnete mir, daß ich einen furchtbaren Frevel begangen hätte; ich blickte die zerriſſenen, zerſtreuten Blätter mit einer entſetzlichen Scheu an, als fürchtete ich, daß in ihnen ſelbſt, wie ſie da lagen, eine mir drohende vernichtende Macht verborgen läge. Ein Blatt, entfernt von den übrigen, lag mir näher; zitternd faſt ſtreckte ich die Hand aus, nahm es auf und las: „Ihr habt gehört, daß geſagt iſt, Du ſollſt Deinen Nächſten lieben und Deinen Feind haſſen, ich aber ſage Euch: Liebet Eure Feinde, ſegnet, die Euch fluchen, thut wohl denen, die Euch haſſen, bittet für die, ſo Euch beleidigen und verfolgen, auf daß Ihr Kinder ſeid Eures Vaters im Himmel, denn er läßt ſeine Sonne aufgehen über die Böſen und Guten, und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte.“ Als ich dieſes las, war es mir, als würden mir plötzlich die Augen geöffnet, was ich erlebt hatte, wurde mir jetzt klar und begreiflich, es war mir, als hätte ich etwas ganz Anderes gewonnen, als das bloße kurze, ſo eben bedrohte Leben. Ich las und las immer weiter, die zerriſſenen Blätter ſelbſt winkten, ſprachen mir zu, begrüßten mich und ich glaubte die Worte zu hören: Auch wir lieben die, die uns haſſen, und erretten, die uns verfolgen. Während ich ſo ganz in mich ſelbſt verſunken war, ohne daß ich von Jemand geſtört wurde, ward die Thüre geöffnet und Euer Bruder trat wieder herein, ich merkte es kaum. Ihr ſeid frei, Gott ſchütze Euch! Trägt dieſer Augenblick Früchte, ſo iſt er ein geſegneter für Euch, wie für mich. In dieſem Augenblicke ſchwebtet Ihr vor mir, wie ich Euch ergriff, entwaffnete, wie man Euch unter Mishandlungen fortſchleppte, wie vielleicht Euer Leben in Gefahr ſchwebte. Ich zitterte heftig, Euer Bruder bemerkte es und fragte, was mich ſo ſtark ängſtigte. Da beſchwur ich ihn, mir Mittel zur ſchnellen und geheimen Flucht zu ſchaffen. Gewiß, ſagte ich, Euer Bruder lebt, ſie wagen nicht ihn zu tödten. Ich muß ihn zu retten verſuchen, ich ſetze mein Leben dran. Ich traue Dir, antwortete Euer Bruder, thut, was Ihr vermöget, und vergeßt dieſe Stunde nicht. Er führte mich durch einen Gang, rief einen Stallknecht, befahl dem Verwunderten eins der ſchönſten Pferde eiligſt zu ſatteln. Das Pferd iſt Dein, rief er mir zu, fort, fort! Er fragte nicht nach den Mitteln, die mir zu Gebote ſtänden, er erkundigte ſich nicht einmal nach meinem Namen, ein höheres Vertrauen ſchien ihn zu leiten und auch mich zu durchdringen. Ich eilte und kam eben hier an, als man Euch in das Gefängniß ſchleppte. Und auch hier zeigte ſich nun ſchon, wie das Vertrauen gegründet war; mein Vater ward eben krank, meine Mutter und ich müſſen ſeine Stelle vertreten. Wir haben nur für die Sicherheit der Gefangenen zu ſorgen; Pater Anſelmo, dieſer furchtbare Menſch, der eine gräßliche Gewalt über uns ausübt, ſinnt die Qualen für die Gefangenen aus und ſorgt für die Ausführung ſeiner Beſchlüſſe. Meine Mutter iſt mild, ſie hat nie den Haß verſtehen können, der uns gegen die Hugenotten waffnet; ihr Beichtvater hat dieſe, wie er ſie nannte, Seelen verderbende Schwäche beſtraft. Anſelmo, der in der letzten Zeit ihr die Beichte hörte, gab ihr nur unter der Bedingung die Abſolution, daß ſie mit aller Macht gegen eine ſo unheilige, gotteſchänderiſche Neigung kämpfen ſollte. Ich erzählte ihr mit flammenden Worten meine Todesgefahr, wie ich gerettet wurde und wie der Gott der ewigen Liebe mir erſchienen war. Ich nahm die zerriſſenen Blätter, die ich wie ein Heiligthum mit mir genommen hatte; wir laſen, die Augen wurden meiner Mutter, wie früher mir, eröffnet und wir waren alle beide von jetzt an Hugenotten. Wir vereinigten uns für Eure Rettung, und ſo ſeid Ihr hier.

Du kannſt Dir denken, lieber Bruder, wie mir bei dieſer Geſchichte zu Muthe war. Ich mußte den ſchönen, milden jungen Mann umarmen; die Mutter erſchien öfters und pflegte mich, als wäre ich ihr Sohn, und Beide bedauerten, daß ſie für meine übrigen Glaubensgenoſſen nichts zu thun vermöchten. Pater Anſelmo, ſagten ſie, wäre der eigentliche Kerkermeiſter, und jede Bitte um Milderung würde nur ſeine Wuth verſtärken. Vielfältig wurde über meine Befreiung berathſchlagt. Sie ſchien bei der äußerſt genauen Bewachung unmöglich, obgleich der Vater, der ganz in den Händen des Paters war und den ich nie geſehen habe, fortdauernd bettlägerig blieb. Ich hatte indeß allen Muth wieder gewonnen, genoß, wie ich jetzt einſehe, recht leichtſinnig, was mir geboten wurde, und behielt, während ſie die Unmöglichkeit meiner Flucht beweinten, das feſte Vertrauen auf meine baldige Rettung. Ich war ſo leichten Sinnes, daß ich mich nicht einmal erkundigte nach den Mitteln, die es ihnen möglich machten, mich hier zu verbergen und zu pflegen. Nun bemerkte ich aber, daß mein Befreier täglich magerer, bläſſer ausſah, daß er nur auf Augenblicke blieb, und ſich dann ſchnell und ängſtlich entfernte. Da ahnte ich, daß er meinetwegen litt. Ich bat, ich flehte, ich weinte und preßte ihm endlich das Geſtändniß ab, daß er meine Stelle vertrete. Man hatte mir gleich am erſten Tage unter dem Vorwande, bei einer möglichen

Ueberraſchung mich für einen Verwandten ausgeben zu wollen, der aus der Ferne komme und ſie beſuche, eine bürgerliche Kleidung gebracht. Mein Anzug ward indeſſen, wie ſie behaupteten, von ihnen ſorgfältig aufgehoben. Jetzt erfuhr ich nun, daß dieſer von meinem braven Befreier getragen wurde, und daß er meine Stelle in dem finſtern, ungeſunden Loche vertrat. Im Anfange erſchien der quälende Pater zu beſtimmten Stunden, und der junge Mann durfte nur eine kurze Zeit in dem Gefängniſſe zubringen, in welchem er die furchtbaren Schmähungen des Paters anhören mußte. Nach einigen Tagen aber erſchien der Pater unerwartet zu einer ganz ungewöhnlichen Zeit. Zum Glück beſuchte er die Gefängniſſe der übrigen Hugenotten zuerſt, und der junge Mann, der heftig erſchrocken war, hatte eben Zeit, den Anzug in Eile zu wechſeln und in das Gefängniß zu ſchlüpfen. Die Mutter war, noch ganz erſchrocken, damit beſchäftigt die Thüre des Gefängniſſes zu ſchließen, als der Pater herantrat. Er fragte raſch, was ſie wolle, und ſie antwortete beklommen und beſtürzt, daß es jetzt die Zeit wäre, in welcher ſie den Gefangenen einen Krug Waſſer und ein Stück Brot zu bringen pflege. Mein Befreier, obgleich wenigſtens fünf Jahr älter, als ich, war doch nur unbedeutend größer. Er hatte bis jetzt ſich ſo in dem dunkeln Gefängniß hinzulegen gewußt, daß ſeine Geſichtszüge nicht beleuchtet waren. Er antwortete auf die Fragen des Paters nur durch Seufzer und Stöhnen und wenige jammernde Worte. Der Pater ſchien ſich über ſein Elend zu freuen, aber von jetzt an wagte er das Gefängniß nicht mehr zu verlaſſen; höchſtens nur für wenige Augenblicke, wenn der Pater eben weggegangen war. Dadurch ſei er freilich etwas angegriffen, das habe aber nicht viel zu bedeuten, verſicherte er. Ich werde, ſagte er, von meiner Mutter gut gepflegt, Ihr aber würdet viel mehr zu leiden haben, Hunger und Durſt. Ihr ſeid zwar groß und mächtig für Euer Alter gewachſen, aber doch jünger und zarter, und wäret verloren geweſen. Ich dahingegen werde mich ſchnell wieder erholen. Jetzt erſt erkannte ich die große Gefahr, in welcher Mutter und Sohn ſchwebten. Es ſchien mir nichtswürdig und ſchlecht, mich hier pflegen zu laſſen und ruhige Tage zu genießen, während ſie ſich dem Tode für mich preisgaben. Ich drang darauf, daß man mich nach dem Gefängniſſe wieder zurückbrächte, ich ſtellte ihnen vor, daß ich jetzt mich völlig erholt hätte, ſtark und geſund wäre, daß einige Tage in dem Gefängniſſe mir nicht ſo gefährlich ſein könnten, daß eine Entdeckung, die ſo leicht ſtattfinden könnte, uns alle drei in's tiefſte Unglück ſtürzen würde, und daß man mich ja auch da ſo gut, wie möglich, pflegen könnte. Es ſind nur wenige Tage, ſagte ich, mein Bruder wird bald erſcheinen, mich zu befreien, daran zweifle ich keinen Augenblick. Ich mußte dieſe Bitte mehrere Tage hintereinander dringend wiederholen; endlich gab man mit blutendem Herzen nach. Ich ward in das Gefängniß geführt, als man von der Straße her einen entſetzlichen Lärm, Geſchrei von allen Seiten und den Ruf hörte: Tödtet die Hugenotten! Kaum aber erſcholl dieſes Geſchrei, als wir Schaaren herannahender Reiter hörten. Es waren Deine Mannen, die das Gefängniß beſetzten und das wüthende Volk verjagten. Ein paar Stunden lang blieb Alles ruhig, mein Gefängniß war verſchloſſen; endlich erſchien mein Freund mit dem Pater Anſelmo und einigen Andern, die Gefängnißthür ward wieder eröffnet. Der Pater entſetzte ſich, als er mich geſund und blühend heraustreten ſah, bekannte freundliche Geſichter traten mir entgegen und ich war befreit.

D'Espinac hörte dieſer Erzählung mit großer Theilnahme zu. Wo iſt Dein Befreier, rief er beſorgt aus, als die Erzählung zu Ende war. Er, ſeine Eltern werden in Gefahr ſein. Auch ich habe daran gedacht und habe mich ſehr geängſtigt, weil er ſich gar nicht ſehen ließ, antwortete der Bruder, und d'Espinac fiel es jetzt ein, daß ein junger Menſch mit einer ältlichen Frau ſich in das Haus hereingedrängt habe, als er eben ausgegangen war, um die nothwendigen Anordnungen in der Stadt zu treffen. Sie verlangten ihn zu ſprechen und wurden entſchieden, ja hart von den Wachen zurückgewieſen. Ich befahl, ſagte d'Espinac, daß man Beiden eine Stube anweiſen ſollte, damit ſie da meine Zurückkunft erwarteten. Ich gebot ihnen Speiſe und Trank zu reichen und ſie mit Milde zu behandeln. Mit den allgemeinen Anordnungen beſchäftigt, achtete ich nicht weiter auf ſie, ſie ſtanden in der Ferne und ich habe ſie nicht gekannt. Ich will indeſſen hoffen, daß man ſich genau nach meinem Befehl gerichtet hat und daß ſie noch da ſind. Er klingelte, ein Krieger trat herein und erhielt den Befehl, die Menſchen, die nach ſeinem Gebot noch da ſein müßten, beide heraufzubringen. Es dauerte nicht lange, da erſchienen ſie. Die Frau, ſchüchtern und verlegen, blieb ehrfurchtsvoll an der Thüre ſtehen, Eugen aber ſtürzte ſeinem Befreier entgegen, und auch dieſer ſchritt, indem er mehr ſeinem Gefühl gehorchte, als an äußere Rückſichten dachte, ſchnell vor und drückte den Jüngling an ſeine Bruſt. Aber als beſänne er ſich eben, ſuchte er den jungen Mann von ſich zu entfernen, und dieſer ſtand nun ehrerbietig ſich verneigend d'Espinac gegenüber. Du haſt, ſagte dieſer, Dein Wort als ein redlicher Krieger gelöſt, Du haſt mehr gethan, als dieſes. Eben habe ich durch den Bericht meines Bruders erfahren, was Du ſeinetwegen gewagt, gethan und gelitten haſt. Ich bin in Deiner Schuld, braver Jüngling, und ich will ſie tilgen. Aber ein Räthſel mußt Du mir noch löſen. Umringt von der ganzen Volksmenge, die ich gefangen hielt und mit meinen Truppen einſchloß, forderte ich Rechenſchaft über das Schickſal meines Bruders. Ich war in einer grauenhaften Stimmung, ich glaubte, daß ich ihn todt oder verſtümmelt wiederſehen würde, der finſtere Geiſt blutiger Rache hielt mich feſt; lange dauerte das ängſtliche Stillſchweigen der Menge, ich war ſchon im Begriff, dem lichten Pfade der Milde, der mir bis jetzt geleuchtet hat, zu entſagen. Die finſtere Nacht der Wuth drohte ſchon mit einem dunkeln Schatten meine ganze lichte Vergangenheit zu bedecken, es war ein furchtbarer Wendepunkt, einem Kampfe zwiſchen Hölle und Himmel ähnlich; da ertönte, erſt ſchwach und leiſe, aus der Menge die Verkündigung ſeines Lebens und ſeiner Geſundheit. Ich vernahm ſie, obgleich ſie faſt noch Keinem verſtändlich war; denn bis in die innerſten Tiefen der Seele erſchüttert lauerte ich auf ſie. Sie hat mich gerettet, wie ſie die Stadt rettete. Aber wie war ſie möglich, da nur Deine Mutter und Du um das

Geheimniß wußten? Ich war es, antwortete der junge Mann. Als ich das Gefängniß von Euern Truppen umringt ſah, war ja alle Gefahr für Euern Bruder verſchwunden; ich aber wollte wiſſen, ob Eure Macht groß genug wäre, um die fanatiſche Wuth der Einwohner zu beherrſchen. So gerieth ich unter die Menge und war mit dieſer gefangen. Als ich Euch ſo furchtbar verwandelt ſah, erſchrak ich, ich geſtehe es, ich kannte den Mann nicht wieder, der ſeine Feinde liebte und denen wohlthat, die ihn verfolgten. Es war mir wie in einem böſen Traume, in welchem der Schrecken die Zunge lähmt, und eine ungeheure Angſt ergriff mich, als eine innere Stimme mir zurief: An Deinen Worten hängt ſeine Rettung und die der ganzen Stadt. Eben dieſe Gewißheit, dieſe furchtbare Nothwendigkeit, ſprechen zu müſſen, ſchien es mir unmöglich zu machen, und wie ein Wunder erſcheint es mir, daß Ihr meine Worte vernommen habt; denn mir war, als ſchlöſſe eine geheime Gewalt meine Lippen, als flüſterte ich nur in mich herein, was ich vergebens laut zu verkündigen ſtrebte. Jetzt ſah ich, wie die Milde mit dem Zorne rang, wie die ſchöne Geſtalt die grauenhafte Maske des Ingrimms abwarf, und liebevoll und gütig wieder hervortrat. Da war der böſe Zauber, der meine Zunge band, verſchwunden, meine Lippen bewegten ſich, und ich rief meinen Nachbarn zu, ſie ſollten laut die Verſicherung wiederholen, daß Euer Bruder lebe, geſund ſei und keine Mishandlungen erduldet habe. — Nun wahrlich, rief d'Espinac heiter und freundlich, das iſt kein bloßes äußeres Bündniß! Du haſt Dich an mein innerſtes geheimſtes Daſein hinangedrängt, und ich ſehe nicht ein, wie ich Dich jemals loswerden kann; und Ihr, liebe Frau, fuhr er fort, gehört mit zu dieſem Bündniß. Aber Euer Mann iſt ja krank, bettlägerig, wie geht es ihm? — In dieſem Augenblick, antwortete die Frau beſcheiden, wird er liebevoll von Euern Kriegern gepflegt. Euer Bruder hörte nicht auf, die unbedeutenden Bemühungen, den Zuſtand eines ſo herrlichen jungen Helden zu erleichtern, laut zu preiſen, und ſo hatten wir ſo viele gütige Freunde, wie Ihr, gnädigſter Herr, Krieger habt.

Es wurde nun ausgemacht, daß der Gefängnißwärter und ſeine Frau unſere Truppen begleiten ſollten, um Sicherheit in einer von dem hugenottiſchen Heere beſetzten Gegend zu finden. Der junge Mann aber ſchloß ſich an d'Espinacs Heer an.

Endlich fand d'Espinac Ruhe genug, ſich an mich zu wenden. Er zog ſich in ein fernes Gemach zurück und forderte mich auf ihm zu folgen. Nun, ſagte er, Ihr habt meine Braut geſehen? Ich erzählte Alles, und ſeltſam trat nun die erlebte Nacht mit ihrer ganzen Gewalt wieder vor meine Seele. Das Tiefe, was ſie geſprochen hatte, die Wiedergeburt, die in dem Innerſten eines jeden Menſchen ſtattfinden müßte, wenn es je gelingen ſollte, das verborgene Göttliche für uns zu gewinnen, wie es das Geſchlecht trägt, in einem jeden Gemüthe in ſeiner ganzen Fülle ruht, da, wie in einer finſtern Stätte gefeſſelt, nach dem Tageslichte ringt, daß es ſich offenbare, ſchwebten mir mit einer ſolchen Gewalt vor, daß Alles um mich her verdrängt ſchien. D'Espinac verſicherte mir ſpäter, daß ich wie verwandelt geweſen wäre, daß ich wie aus einem tiefen Schlaf herausgeſprochen hätte, daß ſelbſt meine Stimme einen andern ſeltſamen Klang angenommen hätte. Er hörte mit der größten Spannung zu, ſelbſt, wie er äußerte, in den ſeltſamen Kreis meiner Empfindungen wie durch eine unwiderſtehliche Gewalt hineingeriſſen. Es fing ein Geſpräch an wunderlicher Art, es ſchloß ſich unmittelbar an meinen eben beendigten Bericht an und ſteigerte ſich in ſich ſelbſt bis zum höchſten Gipfel. Die Sprache war uns wie ein uns jetzt aufgeſchloſſenes Myſterium; was wir ſchauten, was wir dachten, ſchien uns ſelbſt eine innere Welt zu ſein, die, ſo wie ſie jetzt klar vor uns lag, verſchwinden müßte, wenn wir in die gewöhnlichen Umgebungen des täglichen Lebens hineinträten. Die Nacht verging über dieſem Geſpräche ganz. Wir hatten das Maaß der Zeit verloren und wachten aus dieſer Traumwelt eines höhern Lebens erſt auf, als ſtark an die Thüre geklopft wurde. Die Truppen regten ſich, zu unſerer Verwunderung war die Stunde gekommen, die d'Espinac beſtimmt hatte, um die Stadt mit ſeiner Mannſchaft zu verlaſſen. Als wir uns nun beſannen, war uns zu Muthe, als wären wir aus einem tiefen Schlafe erwacht, als hätte Jeder ſeinen eigenen und doch Beide einen gemeinſchaftlichen Traum gehabt; auch fühlten wir uns erquickt, wie nach einem langen, geſunden Schlaf. Wenn ich, ſagte d'Espinac, an Eure Erzählung zurückdenke, ſo erinnere ich mich aller Umſtände, und dennoch iſt es mir, als hörte ich ſie immer leiſer und leiſer verklingen, bis die Stimme ſich verwandelt, Alles aus einer höhern Region herausklingt und da erſt ſeine Bedeutung erhält. Doch Eins muß ich Euch ſagen. In derſelben Stunde, als meine Geliebte mit Euch ſprach, ward auch ich, obgleich von meiner Mannſchaft umgeben, in der Dunkelheit durch eine einſame Gegend reitend, gewaltſam an ihre Seite hingezogen; was Ihr dort vernahmt, war die Erwiederung auf das, was ich ſprach. Ich habe auf dieſe

Weiſe einige Mal ſolche wunderliche Geſpräche mit der Entfernten geführt.

Die Geſchichte, die ich Euch mittheilen wollte, ſo lautet die Handſchrift weiter, iſt eigentlich geſchloſſen. Es iſt Euch bekannt, wie ich in dem Heere des Königs von Navarra, jetzt Heinrichs des Vierten, Königs von Frankreich, kämpfte. Als in der Schlacht von Ivry Schombery in der Nähe des Königs ſtürzte, als der Fahnenträger und mit ihm die Fahne ſank, als der königliche Held ſich mitten unter die Feinde ſtürzte, während ſeine Truppen zurückzuweichen anfingen, als er ausrief: Mein Helmbuſch iſt Eure Fahne, weicht dieſer, dann dürft auch Ihr fliehen, — in dieſem großen Augenblick, an welchem Frankreichs Schickſal hing, war d'Espinac mit ſeinem Bruder, der wie ein junger Löwe kämpfte, der Sohn des Gefangenwärters und ich in ſeiner unmittelbaren Nähe. Später, als Heinrich in Paris einzog und nun der unſelige Krieg beendet war, ſprach er: Die bei Ivry in meiner Nähe waren, ſollen auch hier meine nächſte Umgebung ſein. Es war eine kleine Schaar, und wir alle gehörten dazu.

Wir waren endlich zur Ruhe gekommen. Erſchöpft und ermüdet von den Anſtrengungen des Tages, betäubt durch das Jubelgeſchrei und die öffentliche Freude, ſaß ich neben d'Espinac, als dieſer mich auf einmal mit einem geheimnißvollen Tone anſprach: Der wunderliche Zuſtand meiner Braut, der nun faſt fünf Jahre gedauert hat, iſt völlig verſchwunden, ſie flüſtert mir es eben jetzt in die Ohren. Dieſe innere, verborgene Verbindung mit ihr hört nun auf, und als der König das Land gewann, gewann auch ich für ein jetzt beginnendes geſundes Leben meine Geliebte.

Und ſo war es in der That. Schon einige Mal, während der Krieg ſich unentſchieden hinſchleppte, während der langweiligen und grauenhaften Belagerung in Paris, erlebten d'Espinac und ich Stunden viſionären Träumens, wie früher. Von jetzt an war dieſer Zuſtand völlig verſchwunden. Wir konnten über dieſelben Gegenſtände, die uns ſonſt in Extaſe zu bringen pflegten, uns mit Wärme, ja mit Begeiſterung unterhalten, aber die beſonnene Klarheit des Bewußtſeins verließ uns nie. Auch was wir ſpäter von d'Espinacs Braut erfuhren, zeigte, daß dieſer von der Veränderung ihres Zuſtandes in demſelben Augenblick, als ſie eintrat, unterrichtet war. In ihrem Schlaf, erzählt Riccioli in einem an uns beide gerichteten Briefe, der von einem andern der Braut an ihren Geliebten begleitet war, in ihrem Schlaf, fing ſie ſchon an zu verkündigen, daß derſelbe ganz aufhören werde. Sie verbot ausdrücklich, ihr mitzutheilen, was während dieſes wunderbaren Zuſtandes mit ihr vorgegangen wäre. Alles, was ich jetzt innerlich ſchaue, erlebe, rede, ſagte ſie, wird, wenn das geſunde ſinnliche Leben wieder das Uebergewicht erhält, ſich in die innerſte Tiefe meines Bewußtſeins verhüllen. Dort wird es meine Gedanken leiten, meine Handlungen ordnen, von dem heiligen Glanze des religiöſen Glaubens umſtrahlt werden, aber nie ſelbſt mit Schauen, Denken oder Reden hervortreten. Ich darf nichts wieder davon erfahren; eine entſetzliche innere Zerſtörung der Seele, die mit Unklarheit, Formloſigkeit aller Gedanken, ja mit Wahnſinn endigen könnte, würde die unſelige Folge einer ſolchen Mittheilung ſein. Sie befahl, Diener und Mägde für einen beſtimmt angeſagten Tag aus dem Hauſe der Eltern kommen zu laſſen, damit ſie ſich in der Nähe des Schloſſes verſammelten. Als ſie dann zum letzten Male einſchlief, ſchien der Schlaf tiefer, die Stimme war klarer, ihre Viſionen heller, beſtimmter. Sie erzählte uns, als wäre ſie unmittelbarer Zeuge, den Einzug des Königs in Paris. Es war noch dunkle Nacht, um 4 Uhr des Morgens im Februar, dennoch ſah ſie die Geſtalten vollkommen hell und klar. Heinrichs Truppen ſtanden vor dem Thore, bald darauf erſchien er ſelbſt; ſie ſah den treuen Sully an ſeiner Seite, ſie erkannte d'Espinac und ſeinen Bruder und den Herrn von Briſſon, wie den jungen Sohn des Gefangenwärters. Das Stadtthor wurde geöffnet, Ruſſac überreichte dem Könige eine Schärpe, Huillier die Schlüſſel der Stadt. Sie beſchrieb den Zug äußerſt genau, ſie folgte Briſſon und d'Espinac in die Wohnung, in welche ſie ſich erſchöpft zurückzogen, und hier veränderte ſich die Erzählung in ein Geſpräch mit ihrem Geliebten. Aus dieſem erfuhren wir nun, daß Frankreich beruhigt wäre, daß für ihn, wie für ſie ſelbſt und ihre Liebe die glückliche Zeit eines ſtillen, geordneten Lebens hervorträte. — Es waren ihre letzten Worte, ſie verſtummte, und der ſtille Schlaf, der jetzt folgte, dauerte ſehr lange. Sie ſchien während der Zeit kaum zu athmen, aber ihre Geſichtszüge waren ſehr ruhig und heiter. Als die tief nach innen gezogenen Augen allmälig hervortraten, als die Augenlider, gehoben, immer ſtärker gewölbt erſchienen und loſer zuſammenſchloſſen, ſchien das Geſicht noch beweglicher, als ſonſt, die Blutadern drängten ſich belebender hervor, eine angenehme, geſunde Röthe färbte die Wangen, und als ſie die Augen aufſchlug, ſtrahlte aus dieſen eine große Klarheit und Friſche. Sie war nun völlig erwacht.

Ich weiß nicht, rief ſie heiter, ich bin heute ganz anders, wie ſonſt, ich mag nicht länger hier eingeſperrt ſein, die Sonne ſcheint ſo heiter, der leichte Froſt lockt mich, der Frühling begrüßt mich in der heitern Luft, ich glaube, dieſer wunderbare Schlaf, der mich Jahrelang geplagt hat, wird nicht wiederkommen. Ich war nun, fuhr Riccioli in ſeinem Schreiben fort, genöthigt, den Charletan zu ſpielen, und mußte als ein Ergebniß meiner geheimen Kunſt ihr mittheilen, was ich ihr ſelbſt verdankte. Ich ſetzte ihr ausführlich auseinander, wie ich ſorgfältig alle Symptome der Krankheit verfolgt hätte, wie ich ſchon lange vorausgeſehen habe, daß die Natur allmälig eine günſtige Kriſis vorbereite, und alle Anſtalten getroffen habe, um, wenn dieſe eingetreten ſei, ſie aus der Gefangenſchaft, die nun ſo lange gedauert hätte, zu erlöſen. Sie blieb überaus heiter, bewunderte die tiefen Geheimniſſe meiner Kunſt in den wärmſten Ausdrücken. Ich war genöthigt, dieſes Lob verlegen hinzunehmen, während Jeannette mich recht höhniſch anſah. Eure Geliebte empfing die alten Diener ihrer Eltern freundlich und munter; zur Verwunderung der Einwohner des Städtchens ward das große Portal des geheimnißvollen Schloſſes eröffnet. Die neugierigen und erſtaunten Einwohner ſahen die Dame in allem Glanz der Schönheit und Geſundheit, blühend und friſch, von ihren Dienern umringt, heraustreten, in den Wagen ſteigen und wegfahren, und Ihr, gnädiger Herr, werdet Eure Braut ſo ſchön, ſo jugendlich friſch, ſo heiter wiederfinden, wie das Glück, welches jetzt, nach ſo vielen Jahren des Leidens, über das Land aufgeht.

Wenige Monate nach dem Einzuge Heinrichs, als Paris und das ganze Land beruhigt war, verließen wir (d'Espinac mit ſeinem Bruder, der Sohn des Gefangenwärters — Jacques war ſein Name — und ich), von Wenigen begleitet, die Stadt. Das Schloß, in welchem die Braut die trüben Jahre in einem ſo ſeltſamen Zuſtande zugebracht hatte, war ausgeſchmückt, heitere Gemächer waren eingerichtet, und dort ward d'Espinacs Hochzeit gefeiert. Die Braut war geſund, heiter und zufrieden, d'Espinac glücklich; aber unter dem Volke bildete ſich eine Sage, welche ſich immer weiter verbreitete. Das Geſpenſt, welches früher fluchbeladen, mit Ketten belaſtet in den finſtern Gängen des Schloſſes hauſte, verwandelte ſich in einen guten Geiſt. Von dieſem beſchützt, einem jeden Auge unſichtbar, erzählte man, habe die Braut da die unſichere

Zeit zugebracht; es war, wie man behauptete, ein plötzlich verſtorbener Herr des Schloſſes und Ahnherr der Familie. Er wäre von einem eiferſüchtigen Nebenbuhler, der, in heftiger Liebe gegen ſeine Braut entbrannt, von dieſer abgewieſen worden wäre, ermordet worden; auch nach ihrem Tode, ſo erzählte man, ward dieſer Kampf fortgeſetzt, bis endlich der gute Geiſt das Uebergewicht gewonnen und von da an, als Schutzherr der Familie, dieſe vor Unglück warne, wichtige Nachrichten von entfernten Dingen mittheile und in jeder Gefahr beiſtehe. Mein geheimer Beſuch auf dieſem Schloſſe konnte meinen Kriegern nicht unbekannt bleiben. Mein ſeltſames Betragen auf der Reiſe mußte ihnen eben ſo ſehr auffallen; daß ein Geiſt mir erſchienen war, wurde daher als etwas Unwiderlegliches angenommen, daß ich mit ihm ein Bündniß geſchloſſen hätte, glaubte man mit Sicherheit annehmen zu können, und ſo waren d'Espinac und ſeine Frau ſowohl, als ich dieſen Männern ſeltſame und unheimliche Menſchen, obgleich die Liebe zu uns Alles in ein freundliches Licht ſtellte, ja auf eine heitere Weiſe uns als Begünſtigte über die gewöhnlichen Menſchen erhob. Ich konnte es nicht verhindern, daß dieſe Sage ſich durch die zurückkehrenden Krieger in meiner Gegend ausbreitete, und da der innere Zuſammenhang dieſer Ereigniſſe, wie es Euch bekannt iſt, geheim blieb und bleiben mußte, ſo hatte ich kein Mittel, dem Aberglauben, der unter dem Volke ſich ausgebreitet hatte, entgegenzuwirken. Noch mehr wuchs er, als Jacques ſich mit Jeannette verheirathete, und dieſe als Frau zwar das wüſte Umhertreiben ihrer Kindheit aufgab, aber dennoch fortdauernd jedem Menſchen wunderbar, unerklärlich und wie von einem höhern Geiſte getrieben erſchien. Die Kunde geheimer Wiſſenſchaften, die ſie im Schloſſe erhalten hatte, erſchien ſo außerordentlich, der gelehrte, immer in ſeine Studien vertiefte, in der Gegend ganz unbekannte Riccioli ſo myſtiſch, daß die Einbildungskraft des Volks freie Bahn hatte. Der dichte Schleier, der auf dem Leben des Italieners ruhte, den man als Jeannettens Vater kannte, vermehrte noch das Unerklärbare einer Menge von Erſcheinungen, die nur in einer höhern Geiſterwelt einen Zuſammenhang finden konnten. Italiener erſchienen in dieſer Gegend ſehr ſelten, und ſo war es der Phantaſie der Einwohner leicht, Riccioli mit Jeannettens Vater in eine verborgene Verbindung zu bringen, und ich muß geſtehen, daß wohl ſelten eine ſagenhafte Ueberlieferung in ihrem Urſprunge ſo wohl begründet erſchien, wie dieſe.

Es iſt Euch bekannt, daß wir alle nach Paris zurückkehrten und dort blieben, ſo lange, als unſer herrlicher König lebte, daß wir in ſeiner Nähe thätig waren, durch ſeinen Schutz gehoben wurden. Es war eine lange glückliche Zeit, wenn auch nicht ohne Schatten. Das Verhältniß Heinrichs zu den Frauen ſtörte nicht ſelten das friedliche Leben. Euch iſt die ſtrenge Geſinnung Eurer verſtorbenen Mutter bekannt, und auch d'Espinacs Frau, ihre treueſte Freundin und Vertraute, fand dieſe Untugend des Königs tadelhaft, daß ſie ſelbſt dann, als ſich Alles ſo licht und glücklich um uns her geſtaltete, als der Religionshaß verſchwunden ſchien, in allen Gegenden der Wohlſtand zunahm und die Liebe zu dem Könige, die Achtung für ſeinen trefflichen Rathgeber den höchſten Gipfel erreicht hatte, ein unheimliches Gefühl gar nicht zu unterdrücken vermochte. Daß der König gegen eine ſolche Frau, die als die erſte Schönheit allgemein bewundert wurde, nicht gleichgültig bleiben konnte, war natürlich; aber die Würde ihres Betragens, der immer heilige Ernſt, der niemals verſchwand, ſelbſt dann nicht, wenn ſie am heiterſten und unbefangen erſchien, ließ eine tadelnswerthe Neigung in ihrer Gegenwart nie aufkommen, und in der That hatte Louiſon eine Gewalt über ihn, die einen Jeden in Erſtaunen ſetzte. Sie zog ihn unwiderſtehlich an, er zeichnete ſie auffallend aus, und wo es mit Anſtand geſchehen konnte, war er in ihrer Nähe.

Aber dieſer König, von einer heftigen wechſelnden Neigung zu den Frauen nur zu ſehr beherrſcht, ſeiner perſönlichen und königlichen Gewalt ſich ſehr wohl bewußt, er, der ſo rückſichtslos und zuverſichtlich, oft ſchonungslos gegen die Frauen erſchien, war immer in der Nähe dieſer Frau ſchüchtern, verlegen, es lag ein geheimnißvolles Geſtändniß ſeiner Untugend in der Verwirrung, die ihn dann ergriff, und man hätte glauben ſollen, daß dieſes Muſterbild reiner, keuſcher Schönheit beſtimmt wäre, das Gericht über den Sünder zu ſprechen, dem er vergebens zu entfliehen ſuchte, und daß er immer von Neuem wider ſeinen Willen herbeigezogen würde, ſein Urtheil zu hören.

Dennoch waren dieſe ſiebzehn Jahre die glücklichſten unſeres Lebens. Die furchtbare Weiſſagung der ſchlafenden Braut ward vergeſſen, es war, als wenn die fröhliche Zuverſicht des Königs ſich uns allen mitgetheilt hätte; aber leider, die Welt weiß, auf welche grauenhafte Weiſe ſie in Erfüllung ging. Als Sully Paris verließ, gaben wir alle unſere Stellen auf; d'Espinac und ich zogen uns auf unſere Güter zurück, die wir nicht wieder verließen, nur Eugen konnte ſich nicht entſchließen, die bedeutende Stelle im Heere, die er bekleidete, aufzugeben. Obgleich Jacques aus dem geringeren Stande, in welchem er geboren und erzogen war, heraustrat und eine nicht unbedeutende Stelle bekleidete, ſo entſchloß er ſich dennoch, mit uns die Hauptſtadt zu verlaſſen, und ſeine Aeltern wohnten bei ihm. Während er von einer Stufe zur andern ſtieg, blieb die wunderbare Jeannette immer in demſelben Verhältniß einer Dienerin zu ihrer Herrin. Dieſe ward dadurch oft in Verlegenheit verſetzt, denn Jeannette war bald der Gegenſtand allgemeiner Bewunderung. In Paris, wo zu jeder Zeit das pikant Geiſtreiche ein allgemeines Aufſehen erregt und in der That eine höhere Schätzung findet, als ſonſt irgend wo, mußte ſie beſonders bedeutend erſcheinen. Die ausgezeichnetſten Geiſter drängten ſich in ihre Nähe, ihre meiſtens in ironiſchem Lobe ausgeſprochene Kritik entſchied über das Schickſal junger Schriftſteller. Ihre Aeußerungen wurden in der ganzen Stadt herumgetragen, und ihre Urtheile und Geſpräche übten, obgleich ſelten richtig verſtanden, oft wohl auch abſichtlich dunkel gehalten, eine größere Gewalt in der damaligen franzöſiſchen Literatur aus, als die meiſten erſchienenen Schriften. So behauptete ſie theils durch den Rang ihres Mannes, theils durch ihre in der That außerordentlichen perſönlichen Vorzüge eine der bedeutendſten Stellungen in den geiſtreichſten Kreiſen der Hauptſtadt, und dennoch zeigte ſie fortdauernd nicht bloß Demuth und Achtung, ſondern ſelbſt Unterwürfigkeit gegen die, als deren Dienerin ſie ſich fortdauernd betrachtete. Louiſon verſuchte vergebens, ſie auf das Peinliche dieſes ganzen Verhältniſſes aufmerkſam zu machen. Wenn Jeannette mit ihrer Herrin allein oder in unſerem Kreiſe ſich befand, erſchien ſie immer ſo ſeltſam und unerklärbar, wie in ihrem früheren Alter. Meiſt ſchwieg ſie und horchte mit großer Aufmerkſamkeit auf das Geſpräch. Sprach ſie, ſo war jede Aeußerung kurz, oft ſchneidend, immer treffend, nicht ſelten voll dunkeln Sinnes. Warf ihre Herrin ihr die unpaſſende Lage vor, in welche ſie ſelbſt durch ihr Betragen verſetzt würde, ſo legte ſie ſtillſchweigend die Hände auf die Bruſt und blickte die Gebieterin flehend an. Einſt, als dieſe mit Heftigkeit in ſie drang, das jetzt unpaſſende Verfahren aufzugeben und als das zu erſcheinen, was ſie ja doch wäre, nämlich die vertraute Freundin; als ſie endlich der immer wärmer ausgedrückten Vorſtellung ein größeres Gewicht zu geben verſuchte, indem ſie, was ſie bis jetzt ſo dringend gewünſcht hatte, als letzten Befehl der Gebieterin, der ſie Gehorſam ſchuldig wäre, ausſprach, brach Jeannette in Thränen aus. Wir hatten ſie nie weinen ſehen und waren alle erſchüttert. Sie ſprach nur die wenigen Worte: Ich kann nicht, ich vermag es nicht; ein tiefes Geheimniß macht mich, ſo lange ich lebe, zu Eurer Sklavin.

Alles, was die Uebrigen ſagen, iſt mir gleichgültig, was Ihr ſagt, meine Gebieterin, was Ihr thut, iſt mir heilig. D'Espinacs Frau entſetzte ſich und tief erſchüttert rief ſie aus: Und ſo wagſt Du es, einem ſchwachen, ſterblichen, ſündhaften Geſchöpf Dich unbedingt hinzugeben? O entſage einer ſolchen frevelhaſten Neigung, ſie wird, ſetzte ſie hinzu und zitterte, wie vor geheimer Angſt, mich, wie Dich in's Verderben ſtürzen. Aber d'Espinac und ich erſchraken nicht weniger. Wir erkannten die geheime Gewalt, die Jeannette gefangen genommen hatte. War ſie doch Jahre lang Zeuge der Viſionen der ſchlafenden Braut geweſen. Jeannette ſelbſt ſchien nicht weniger ergriffen. Sie beſann ſich. Ich habe mich, ſagte ſie, läppiſch, thöricht, übertrieben ausgedrückt! Man ſah, wie ſie auf ſich ſelbſt zürnte; aber, fuhr ſie noch immer unter Weinen fort, warum quält Ihr mich? Ich will mich beſſer zuſammennehmen, ich will mich Euch gegenüber freier darzuſtellen ſuchen; nur quält mich nicht. Wir hatten Mühe, ſie einigermaßen zu beruhigen, ganz gelang es uns nicht. Indeſſen war die Angſt, daß eine Erinnerung an den frühern Schlafzuſtand in der Frau auftauchen könnte, die uns am meiſten in Schrecken verſetzte, glücklich verſchwunden.

Ganz anders verhielt ſich Jeannette zur großen Geſellſchaft. Sie ſchien einen Jeden zu durchſchauen, mit den Meiſten ein leichtes ironiſches Spiel zu treiben, und wenn man ihre Kenntniſſe bewunderte, ſo lachte ſie nur und behauptete, dieſer ganze Plunder hafte nur an ihr wie wider ihren Willen und wäre kaum des Aufhebens werth.

Riccioli, der während unſeres Aufenthalts in Paris, ganz in Studien vertieft, ſich um die Welt gar nicht kümmerte, ward von Jeannette beſucht, die ſich nicht ſelten Stundenlang mit ihm einſchloß, aber er ward immer ſchwächer und ſtarb zuletzt. Wir beweinten ſeinen Tod; auch Jeannette ſchien ihn ſchmerzlich zu vermiſſen und war ein paar Wochen lang nur mit ihren Kindern beſchäftigt, aller Welt und dem Manne ſelbſt unſichtbar. Dieſer ertrug die Launen und Seltſamkeiten ſeiner Frau auf eine bewunderungswürdige Weiſe. Ich kannte ſie ja, ſagte er, wenn wir ihn in vertraulichen Stunden oft bedauerten, ehe ich ſie heirathete; ſie verſtellte ſich nie, und wie könnte ich von einer ſo ausgezeichneten Frau eine Umwandlung ihres Weſens erwarten, ja nur wünſchen. Ich habe ſie genommen, wie ſie damals war, und wünſche ſie mir ſo zu erhalten. — Nach einigen Wochen erſchien Jeannette wieder. Sie war lebhaft, entſchieden geſprächig und in ihrer Art heiter, wie gewöhnlich. Kinder, ſagte ſie, wenn ich ein recht offenes Bekenntniß ablegen ſoll, ſo muß ich Euch ehrlich geſtehen, ich habe den vertrockneten Pedanten doch am meiſten unter allen Männern geliebt; von jetzt an muß ich nun mit Dir vorlieb nehmen, ſprach ſie lachend, ihrem Manne zugewandt, indem ſie ihn umarmte, küßte und ſich ſo zärtlich und lieblich benahm, daß er nicht zu zürnen vermochte. Ricciolis Tod fand kurz vor der furchtbaren Ermordung des Königs ſtatt, und als wir uns, — wie der Menſch ja doch, mag ſein Schmerz, ja ſein Entſetzen ſo groß ſein, wie es will, ſich zuletzt in das Unvermeidliche zu finden weiß, — aus der Betäubung erholten, die die unerwartete Gräuelthat erzeugte, und nun die Abreiſe beſchloſſen war, wunderten wir uns nicht wenig über Jeannettens Fröhlichkeit. Und Dir, ſagte Louiſon, iſt es möglich, den bedeutendſten Kreis, den geiſtreichſten in Europa, der ſich bewundernd um Dich bewegt, ſo ohne allen Schmerz zu verlaſſen? O ſchweigen Sie, gnädige Frau, antwortete Jeannette; ſeit der alte Schulmeiſter todt und der König ermordet iſt, habe ich nichts zu verlieren. Ich habe die Fratzen alle geſehen, die ſich hinter heitere Masken bis jetzt zu verbergen ſuchten, ſie werden unbefangen hervortreten und ſich wechſelſeitig Geſichter ſchneiden, ich danke Gott, wenn ich weit weg bin, ihre alberne Bewunderung ekelt mich an. — Und ſie hatte völlig recht. Nie habe ich ein Weib, ja ſelbſt keinen Mann gekannt, der ſo durchaus gleichgültig gegen allen äußern Beifall war, wie ſie, und wie durch ihre Mäßigkeit im Genuſſe, durch die mütterliche Sorgfalt, mit welcher ſie ihre Kinder pflegte und erzog, durch ihre tiefe Neigung gegen ihre Gebieterin, erſchien ſie auch durch dieſe erhabene Gleichgültigkeit faſt wie ein höheres Weſen.

Seit wir Paris verlaſſen hatten, lebten wir nun ſtill auf dem Lande, und obgleich faſt eine Tagereiſe von einander entfernt, ſahen wir uns doch oft, und Ihr kennt ja dieſen Umgang und dieſe Menſchen, die Euch alle lieb und werth ſind. Schon vor dem Einzuge in Paris ward ich ein Hugenott, meine Frau, Eure Mutter, war, wie Ihr wißt, in der proteſtantiſchen Kirche erzogen. Es gelang uns, ein vollkommen freundliches Verhältniß auf unſern Gütern zwiſchen den verſchiedenen Glaubensgenoſſen zu erhalten und zu immer größerer Innigkeit auszubilden, während Haß und Verfolgung wieder mächtig wurden, ſo wie der König das Auge ſchloß. Wir nahmen keinen Theil an dieſem Kampfe, der ſich immer von Neuem entzündete nach jedem nie ernſtlich gemeinten Frieden. Das religiöſe Element dieſes Kampfes verlor ſich immer mehr, immer deutlicher trat es hervor, daß Alles ſich um die Parteikämpfe ehrſüchtiger und intriguanter Großen drehte. Die Hugenotten verdienten die Zuchtruthe, die durch einen mächtigen und gewandten Miniſter ihnen alle politiſche Bedeutung raubte, aber auch mit dieſer eine jede Garantie für die Zukunft. Wir erkennen es wohl, daß ſie jetzt völlig waffenlos — wenn ſie die Verzweiflung nicht etwa bewaffnen wird — dem verborgenen Haß der Katholiken, der nur von dem Könige angefacht zu werden braucht, preisgegeben ſind. Ich habe in meinem hohen Alter noch den Kampf der Fronde, der die Exiſtenz des Staates in Frage zu ſtellen wagte, erleben müſſen, ich ahne eine trübe Zukunft, ich ſehe eine Verwirrung des Geſchlechts, die ſich für Jahrhunderte vorbereitet, und lebendig ſchwebt vor mir die Weiſſagung der ſchlafenden Braut.

Aber ich habe eine höhere Zuverſicht gewonnen, das Fegefeuer der Geſchichte mag lange dauern, aber es iſt reinigend, nicht vernichtend, und wer in dem Herrn lebt, dem ſchenkt er dieſen Glauben, daß er nicht verzweifle. Dieſer war es, der d'Espinac mit mir, die Frauen beide unter ſich und uns alle unter einander verband. An dem Kampfe konnten wir nicht theilnehmen, er hatte ſeine Bedeutung verloren, als Heinrich ſtarb. Wichtiger war es uns, einige kleine Flecke des Landes rein zu erhalten, hier den Sinn, der unſern trefflichen König leitete, zu pflegen und zu fördern, wo möglich, in noch größerer ſittlicher Reinheit, wie es die einfachen Verhältniſſe wohl erlaubten, hier die Hugenotten auf die ihnen bevorſtehenden harten Prüfungen vorzubereiten. Es iſt uns zwar nicht ganz, aber doch über alle Erwartung durch göttliche Güte gelungen.

Ich, obgleich der ältere, habe alle meine Freunde begraben. Als Louiſon ſich dem Tode näherte, ſchien, was ſie im Schlafe geſchaut hatte, im wachen Zuſtande hervorzutreten, und mit heißem Flehen rang ſie zu Gott, daß er den Glaubensgenoſſen Kraft, Muth und fromme Zuverſicht ſchenken möchte, wenn die Wuth der Verfolgung gegen ſie losbräche, die ſie auf eine erſchütternde Weiſe und mit einer entſetzlichen Gewißheit weiſſagte. D'Espinac überlebte ſeine Frau nicht lange; ſein Bruder war leider von den Intriguen des Hofes umſtrickt und glaubte für ſeine Religion zu kämpfen, wenn er ſich mit großen Empörern verbände und ihre ehrſüchtigen Pläne auszuführen ſtrebte. Als Krieger und Held hat er ſich einen großen Namen erworben, aber d'Espinac beweinte ihn und gedachte ſeiner noch wehmüthig, als er ſtarb. —

Das iſt nun die Geſchichte meiner Verbindung mit der Familie d'Espinac. Ihr, meine Söhne und Töchter, habt ſie gekannt und verehrt; auch Jacques und Jeannette waren Euch lieb geworden. Noch leben unter Euch d'Espinacs Kinder. Der unglückliche Sohn, ſchon frühzeitig gealtert, iſt Euch bekannt, wie er in ſeinem eigenen Beſitze zwar den größten Theil des Jahres ruhig zubringt, ſeine Güter verſtändig verwaltet, und von ſeinen Unterthanen geliebt und geehrt iſt, aber dennoch wie durch einen geheimen, wunderbaren Trieb nach dem hieſigen Gebirge hingezogen wird, und in den warmen Sommermonaten ſich zwiſchen den wüſteſten und unzugänglichſten Felſen, Schluchten und Höhlen umhertreibt. Nie haben wir, wie Ihr wißt, erfahren können, was ihn dort hinzieht. Nur dieſes wiſſen wir, daß er häufig von einem jeſuitiſchen Mönche, Pater Laurentius, beſucht wurde, einem Fanatiker, der dem grauenhaften Anſelmo ganz ähnlich iſt. Wir warnten ihn, aber der Pater ſchien ihn immer mehr zu beherrſchen. Plötzlich trieb er ihn gewaltſam von ſich und verbot ihm ſtreng, je wieder in ſeiner Nähe zu erſcheinen. Hatte der lauernde Mönch etwas von dem Schlafzuſtande der Mutter erfahren, hatte er dieſe

Kunde benutzen wollen, um d'Espinac noch entſchiedener zu beherrſchen? Hat er dadurch eine Saite berührt, die Entſetzen erregte, ſtatt Vertrauen, wie er erwartete? — Wir vermutheten, wir befürchteten es. Er aber ſprach nie über dieſe ſeltſame Neigung, und jedes Geſpräch, wenn es auf dieſen Gegenſtand anſpielte, trieb ihn aus unſerer Mitte. Hat das wunderbare viſionäre Weſen ſeiner Mutter ſich auf ihn fortgeerbt und nur eine andere Geſtalt angenommen? Iſt er gezwungen, ſich einem geheimen Triebe willenlos hinzugeben, wenn die größere Wärme der Atmoſphäre ſeine Organiſation anregt, um für die übrige Zeit ruhiger zu leben? — Ich weiß es nicht. Wie ganz anders iſt ſeine Schweſter, Deine Schwägerin. Dieſes liebliche Weſen hat ganz die fröhliche Zuverſicht des Vaters geerbt. Sie lebt heiter und verſtändig in der Gegenwart. Die geiſtige Tiefe der Mutter iſt als in ſich geordnete und die Umgebung mild beherrſchende fromme und edle Geſinnung an's Licht getreten. Daß ſie die geheime Geſchichte ihrer Mutter nicht kennen darf, daß ſie daher auch noch immer ein Dir anvertrautes Geheimniß bleiben muß, darüber kann kein Zweifel walten; aber Deiner beſonnenen Klugheit überlaſſe ich es, wenn Du es mittheilen willſt. Vielleicht könnte eine ſolche Mittheilung d'Espinac nützlich ſein. Ich habe oft darüber nachgedacht, konnte aber zu keinem Entſchluſſe kommen. Gewagt ſcheint mir der Verſuch auf jeden Fall.

Ich ſelbſt ſehe, ich geſtehe es, lächelnd auf manche Anſichten meiner Jugend zurück. Der innere Umſchwung der geiſtigen Richtung unſerer Tage iſt zu mächtig geweſen, um nicht auch mich zu ergreifen, der ich in ſtillen Studien meine Zeit verlebte. Es iſt ein neuer Anfang, ein neues Sichbeſinnen des Geſchlechts in ſich ſelbſt: wir ſind wie aus einem Traume erwacht. Noch übt er eine Gewalt über uns aus, wir ſuchen die Gegenſtände des beſonnenen Wachens, die uns Jahrhunderte lang verborgen blieben, wieder zuſammen, aber Alles, was wir ſehen, Alles, was wir entdecken, hat ſich völlig verändert, erſcheint uns neu, und wir können den alten Zuſtand des Wachens, wenn er jemals da war, nicht wieder finden; und dennoch zieht uns dieſe neue Lage unwiderſtehlich an. Galliläi, Baco, ſelbſt Montaigne haben an den Schlafenden gerüttelt, Descartes wagte den rieſenhaften Gedanken, Alles von ſich zu ſchütteln, damit wir uns nur des Denkens zuerſt verſichern könnten, damit wir gewiß werden, nicht länger von wilden Träumen irregeleitet zu werden. So Vieles hat auch mich innerlich bewegt. Aber ich erlebte auch Ereigniſſe, die mich verhinderten, mich dieſer Richtung ganz hinzugeben. Ich ſah ein verborgenes Leben und wie die Seele, ſich in ihre innerſte Tiefe verſenkend, eben in dem tiefſten Traume die höchſte Wahrheit fand. So iſt es mir klar geworden, daß der Text des Denkens, der eigentliche verborgene Inhalt, das, worüber wir uns wahrhaft zu beſinnen haben, tiefer liegt, als Alles, was der wache Zuſtand des Denkens durch Worte auszuſprechen vermag. Dieſes höchſte Myſterium des Daſeins, durch welches mein Leben Sinn und Bedeutung, mein Handeln Form und Zweck, mein Denken Kern und Inhalt erhält, iſt mir der heilige Glaube, ſcheinbar ſchwach nach außen, doch innen mächtiger, als Alles, was äußerlich denkend hervortritt, und ich erkenne meine Selbſtthat nur in der unbedingten Hingebung.

Betrachte dieſe Blätter als die letzten Zeilen Deines alten Vaters. Du ſelbſt näherſt Dich dem Greiſenalter, mein Sohn, und Dir wird, wie ich Dich kenne, das Leſen dieſer kleinen Schrift heilſam und wichtig ſein.

1683.

Der alte Briſſon ſtarb umgeben von Kindern, Enkeln und Urenkeln. Der Sohn des älteſten Briſſon war, als ſein Großvater ſtarb, ſchon 40 Jahre alt, und bildete nun den väterlichen Mittelpunkt einer anſehnlichen Familie. Ein großer Theil derſelben hielt ſich nicht hier auf. Brüder und Neffen waren im Heere, bei den Gerichten angeſtellt. Einige bekleideten bedeutende Poſten und zeichneten ſich zum Theil in dieſen aus, aber dennoch war der Kreis, der ſich um ihn verſammelte, bedeutend genug. D'Espinacs Tochter war die Gemahlin des jüngſten Bruders; Beide führten eine ſehr glückliche Ehe, Beide ſtarben in ſehr hohem Alter und hinterließen wieder eine zahlreiche Familie. D'Espinacs Sohn war alt geworden, aber von ſeinen Felſenwanderungen ließ er ſich nicht abhalten. In einem vertraulichen Kreiſe brach er einſt das lange Stillſchweigen und hub, zum Schrecken der Verwandten, von ſelbſt an, über ſeinen Zuſtand zu ſprechen. Die Gebirgseinſamkeit, ſagte er, iſt mir nothwendig geworden. Lange kann ich das geordnete Leben um mich nicht feſthalten, ich betrachte mich dann als einen Fremden, ich ordne meine Geſchäfte, ich bin thätig für das Nächſte, für meine Unterthanen, ich fühle mich befriedigt, ja für eine kurze Zeit glücklich; dann wird es mir plötzlich, als fehlte der Gedanke, der dieſes Alles zuſammenhält, als müßte ich dieſen mit glühender Begierde aufſuchen, als könnte ich ſo nicht länger gedankenlos fortleben. Da muß ich hinaus, da muß ich in den wilden Gebirgen Beruhigung finden, und je verworrener Alles um mich her iſt, deſto klarer wird es mir innerlich. Wo Felſen auf Felſen geſtürzt ſind, wo in der blinden Verwirrung die Gebirgswaſſer ſchäumend herunterſtürzen, ſich unter wilde Steinmaſſen verbergen und wieder brauſend zum Vorſchein kommen, da hat die Natur noch nicht abgeſchloſſen, da ertappe ich ſie in ihrer unfertigen That. In den Thälern, unter den Menſchen, da täuſcht ſie uns, da glauben wir, ſie habe Alles für uns geordnet und zurecht gelegt, und wir laſſen uns täuſchen und ſchwimmen, den Thieren ähnlich, auf dem ſcheinbar beruhigten Strome der Gewohnheit und des heimatlichen Gefühls fort. Es iſt die willenloſe Ruhe vor einem mächtigen Waſſerſturze. Sie entſpringt, wie dieſe, aus den ſchäumenden Wogen, hinter ihr und vor ihr liegt die zerſplitterte Maſſe und ihr jäher Sturz. Da in den Gebirgen fühle ich die Rieſenkraft der Natur mir verwandt, wie ſie mit dem Geſchlechte in den ungeheuern Stadien einer gewaltigen Entwickelung ihr Spiel treibt. Dann, wenn ich mich ſo beſonnen habe, erſcheinen mir, was die Menſchen Glück oder Unglück nennen, ihre Irrthümer und ihre Wahrheit, ihr Glaube und Aberglaube, Syſteme und Staaten, wie etwas Untergeordnetes, ihre ganze

Geſchichte wie ein unbedeutendes Zwiſchenſpiel in einer viel größern, und wenn ich mich in dieſen Urgedanken alles Daſeins verſenkt habe, dann kehre ich zum Leben beruhigt zurück.

So ſprach d'Espinac einige Jahre nach dem Tode des alten Briſſon. Er fing ohne alle Veranlaſſung an, zum erſten Male ſich ſo über ſeinen innern Gemüthszuſtand zu äußern, und der jetzige Herr der Beſitzung mit der ganzen Familie, die Zeugen dieſer wilden Sprache waren, fühlten ſich innerlich erſchüttert, am meiſten Herr von Briſſon. Dieſer hatte lange hin und her gedacht, ob er dem Unglücklichen die Handſchrift mittheilen ſollte; er fürchtete eine gefährliche Kriſe herbeizurufen, er wagte es nicht die Verantwortlichkeit auf ſich zu nehmen. Auf ihn ſelbſt zwar hatte die Erzählung wohlthätig gewirkt; der beruhigte Sinn ſeines Vaters war in ihm erwacht, er las die Handſchrift wieder und wieder, und jedes Mal fühlte er ſich geſtärkt. Sollte, was Dir ſo heilſam war, nicht auch dem Unglücklichen nützlich ſein können? fragte er ſich. Aber dann ſchauderte er wieder vor den Folgen zurück; die ſtille Schwermuth, die ihn früher verfolgte, ließ ſich mit dem Zuſtande des verwirrten d'Espinac nicht vergleichen. So fortdauernd zweifelnd beſchloß er oft, den Verſuch zu wagen, und dann ward er wieder von neuen Zweifeln ergriffen und konnte zu keiner Ruhe kommen.

Als die Familie vereinigt an einem ſchönen Sommerabende zuſammenſaß und nun Espinac unvermuthet, wie ein verirrter Geiſt, auf eine ſo wilde Weiſe ſein Inneres aufſchloß, wurde ſeine ſonſt ſo heitere Schweſter von Entſetzen ergriffen und fiel in Ohnmacht. Die Verwandten, die ſich fröhlich verſammelt hatten, gingen beſorgt aus einander, und Herr von Briſſon wollte ſich, um wieder beruhigt zu werden, mit der Handſchrift ſeines Vaters beſchäftigen. Eine eigene verborgene und ſorgfältig verſchloſſene Schublade war der gewöhnliche Ort, wo ſie ſorgfältig aufgehoben wurde. Er erſchrak heftig, als er ſie nicht fand, und plötzlich erinnerte er ſich, daß er vor ein paar Tagen eine Stelle der Handſchrift, die ihm vorſchwebte und die ihn verfolgte, weil ihm der Zuſammenhang entgangen war, nachgeſchlagen habe, als plötzlich ein Feuerlärm in der Wohnung entſtanden ſei. Eine Scheune brannte, die lichte Flamme brach zum Dache hinaus und der Wind trieb ſie auf das Gebäude. Er warf die Handſchrift hin, eilte die drohende Gefahr abzuwehren, war mehrere Stunden lang damit beſchäftigt, es gelang das das Feuer zu löſchen, die Gefahr war beſeitigt, der Verluſt gering, aber Herr von Briſſon hatte, durch die angeſtrengte Beſchäftigung zerſtreuet, die Handſchrift völlig vergeſſen. Erſt jetzt fiel ihm der Umſtand ein; er ſuchte allenthalben in der Stube herum, immer ängſtlicher, immer unruhiger, aber ſie war verſchwunden. Es war ſpät in der Nacht geworden, Herr von Briſſon konnte keinen Schlaf finden. Die Handſchrift, dachte er, kann ſich irgend wo verborgen haben, rufſt Du Hülfe, frägſt Du Deine Verwandten, die Diener, ſo ziehſt Du die Aufmerkſamkeit auf dieſe Blätter, die verborgen bleiben ſollen. Er warf ſich erſchöpft und geängſtigt auf das Lager und ſchlummerte erſt gegen Morgen ermattet ein. Als er ſpät erwachte, ſchlug ein heftiger Sturm von den Felſen her gegen die Fenſter. Ein dichter Regen ſtürzte herab, ein finſterer Nebel wogte und kochte aus den Thälern und Schluchten hervor, ein Diener trat ängſtlich herein und erzählte, wie in dieſem Wetter d'Espinac verſchwunden ſei. Herr von Briſſon fühlte ſich von einer gräßlichen Angſt ergriffen, ohne daß er ſagen konnte, warum. Er mußte ſich geſtehen, daß d'Espinac nicht ſelten in ähnlichem Wetter dem Gebirge zueilte, aber die geſtrigen Worte des Unglücklichen, die zum erſten Male das qualvolle Geheimniß ſeines Daſeins enthüllten, die Angſt der Nacht und der wahrſcheinliche Verluſt einer ſo wichtigen Handſchrift hatte ihn aufgeweckt.

Wie durch eine dunkle Ahnung getrieben, ging er nach d'Eſpinacs Gemach. Dieſer pflegte ſelbſt hier, wo ſein ganzes Leben ſo phantaſtiſch wild ſchien, Alles ſehr geordnet zu erhalten, ja er gefiel ſich in einer faſt pedantiſchen und peinlichen Ordnung. Jetzt lag Alles verwirrt unter einander; Bücher und Papiere lagen aufgeſchlagen, hingeworfen, zerſtreut auf Tiſchen, Stühlen, ja auf dem Boden herum, und mit Entſetzen entdeckte Briſſon die verſchwundene Handſchrift. Er erinnerte ſich, wie d'Eſpinac nicht ſelten die Wirthſchaftspapiere durchlas, wenn er ſelbſt abweſend war; es war ihm ſogar lieb, denn eine Beſchäftigung, die ſo übereinſtimmend war mit derjenigen, die bei ihm den größten Theil ſeines Lebens in Anſpruch nahm, ſchien auf ihn beruhigend zu wirken. Ohne allen Zweifel hatte der Unglückliche, als die Gefahr der Feuersbrunſt verſchwunden, Briſſon aber noch lange mit Anordnungen allerlei Art beſchäftigt war, die Stube beſucht, die Handſchrift entdeckt, ihren wichtigen Inhalt erkannt und ſie mit ſich genommen. So war nun durch einen Zufall geſchehen, was Herr von Briſſon ſelbſt abwechſelnd zu thun beſchloß und dann wieder fürchtete. Daß die Kriſe eine gefährliche geweſen war, bewies die wilde Sprache des Unglücklichen. Die innere Erſchütterung hatte ihm das tiefe Geheimniß ſeines Lebens entlockt, aber dennoch fand ſich Briſſon einigermaßen beruhigt, als dieſe Kriſe ohne ſein Zuthun herbeigeführt war. Schnell ergriff er die Handſchrift, verbarg ſie ſorgfältig und wartete nun mit großer Angſt auf die Zurückkunft ſeines Verwandten. Seine Beſorgniß hatte ſich der ganzen Familie mitgetheilt. D'Espinacs Schweſter war von einer heftigen Krankheit ergriffen, die ſich in wilden phantaſtiſchen Bildern der Fieberhitze äußerte. Die entſetzlichen Worte des Bruders wurden auf eine verworrene Weiſe wiederholt, flüſternd, ängſtlich, wie ein gräßlich Geheimniß, welches auf ihrer innerſten Seele laſtete und nur leiſe angedeutet, nicht klar ausgeſprochen werden dürfte. Der größte Theil des Tages verging, der Regen hatte aufgehört, der Sturm ſchwieg, der kochende Nebel zog ſich in die Tiefen der Schluchten und Thäler zurück, die Sonne ſchien heiter, aber d'Espinac erſchien nicht. Sein Verſchwinden, die bedenkliche Krankheit ſeiner Schweſter löſte ganz die gewöhnliche Ordnung des Lebens im Schloſſe auf. Rathlos und verworren liefen die Bewohner unter einander, und nur in der Stube der kranken Frau beſchäftigten ſich der Arzt, der von ſeinem Unglück gebeugte Gatte, der Hausherr und ein paar Dienerinnen mit der Pflege der fortdauernd Phantaſirenden. Vom Schloſſe aus verbreitete ſich die Verwirrung in alle Häuſer, die

Phantaſie der Gebirgsbewohner war aufgeregt. D'Eſpinac war, ſagten ſie, der Sendbote des alten verſtorbenen Herrn an den Geiſt des Gebirges, er war in ſeine Gewalt gerathen und hatte ſich verpflichtet, ihm drei Monate im Jahre zu dienen und unterwürfig zu ſein. Jetzt behält ihn der Geiſt, ſeine Zeit iſt um, er wird nicht wieder erſcheinen.

Und in der That, ſie ſchienen Recht zu behalten. Am Nachmittage ſchon machten ſich die rüſtigſten jungen Leute auf, vertheilten ſich, durchſtrichen das Gebirge in jeder Richtung und entdeckten ihn nicht. Erſt in der Nacht des langen dunkeln Sommertages gaben ſie das Suchen auf. Herr von Briſſon glaubte, daß d'Eſpinac verloren ſei. Am andern Tage fing das Suchen wieder an, eben ſo vergeblich. Erſt am dritten Tage fand man die Leiche furchtbar zerſchmettert in einer der wildeſten Gegenden des Gebirges. Oben am Rande eines ſteilen Felſens flatterte der weiße Mantel, von dem Gebüſch feſtgehalten. — Jahre vergingen, ehe die Familie ihre frühere Heiterkeit wiedergewinnen konnte.

Indeſſen fing die Lage der Hugenotten an immer bedenklicher zu werden. In ſeinem 85ſten Jahre ſtarb der Herr von Briſſon, früher waren ſchon ſeine Brüder geſtorben, auch d'Espinacs Schweſter. Sein Sohn, der ihm folgte, ging ſelbſt ſeinem Grabe entgegen, und es war vorauszuſehen, daß nach kurzer Zeit das Gut in die Hände ſeines Enkels fallen würde. Der älteſte ſeiner Enkel war geſtorben, dieſer in dem hohen Alter ſeines Vaters erſt geboren, ein Jüngling von 20 Jahren. Der Großvater, als er ſeinen Tod nahe ſah, erkannte die bedenkliche Lage ſeiner Nachkommen. Die Krankheit ſeines Sohnes führte ihn ſichtbar dem Grabe entgegen, der Arzt gab ihm kaum ein Jahr, und dann trat, als der Herr dieſer Gegend, ein noch nicht mündiger Enkel ein. Schon jetzt mußte der Jüngling unter der Leitung eines Oheims ſich den Geſchäften widmen. Zwar verſprach dieſer junge Mann viel. Er hatte ſich die mannigfaltigſten Kenntniſſe erworben, ſein Gemüth war freundlich, ſein Sinn heiter, aber jung ſchien er, unreif und unerfahren für die gefährliche Zeit, die ſich jetzt näherte. Den Tag vor dem Hinſcheiden ließ der ſterbende Briſſon ſeinen hoffnungslos erkrankten Sohn und ſeinen blühenden Enkel zu ſich rufen. Alle mußten ſich entfernen, nur ein alter ehrwürdiger hugenottiſcher Prediger und der Oheim des Jünglings, ſein für den wahrſcheinlich nahen Tod des Vaters beſtimmter Vormund, blieben bei dem Sterbenden.

Du gehſt Deinem Tode entgegen, mein Sohn, ſprach der Alte, und es iſt möglich, daß die heitere Zeit, die ſo lange in dieſer Gegend Friede und Wohlſtand aufrecht hielt, ſich noch erhält bis nach Deinem Tode; Du aber, Jüngling, mußt Dich auf eine furchtbare Zeit bereit machen. Die Vertilgung der Hugenotten iſt beſchloſſen, ſie iſt ganz feſt und entſchieden beſchloſſen, und nichts vermag ihren Untergang abzuwenden, ſelbſt der Kampf der Verzweiflung nicht. Du wirſt das Land Deiner Väter verlaſſen müſſen, wenn Du, wie ich zu Gott hoffe, Deinem Glauben treu bleibſt. Die heitere Seite des Lebens wendet ſich frühzeitig von Dir ab, es tritt Dir in ſeinem vollen furchtbaren Ernſte entgegen; Du mußt den Spielen und Neigungen des Jünglings frühzeitig entſagen, noch biſt Du jung, aber es ergeht die Forderung an Dich, plötzlich ein Mann zu werden. So lange Dein Vater lebt, erdulde im Stillen Alles; die Liebe, die in dieſer Gegend Katholiken und Hugenotten mit einander verbindet, durch göttliche Fügung von meinem alten Vater gegründet, iſt nun in die Familien hineingedrungen, iſt nun ſeit faſt hundert Jahren feſte Geſinnung geworden; ſie wird die Gefahr für einige Zeit aufhalten, dieſelbe abzuwenden vermag ſie nicht. So, hoffe ich, wird mein Sohn noch hier ſeine Grabſtätte finden. Jetzt ſchon iſt die Gefahr ſo nah, daß binnen kurzer Zeit entſchiedene Schritte geſchehen müſſen, wenn die Hugenotten gerettet werden ſollen. Eine gewaltſame Bekehrung ſtehet nahe bevor; in den öſtlichen Provinzen denkt man ſchon an eine nahe Auswanderung. Du mußt Dich auf eine ähnliche hier vorbereiten, denn die Grauſamkeit unſerer Gegner wird uns bald das Wegziehen verbieten, uns als die beſtimmten Opfer ihres Gottesdienſtes hinzuſchlachten. Bei der herrſchenden Stimmung, und ehe die jetzt noch friedlichen Einwohner durch hergeſchickte Pfaffen aufgeregt und fanatiſirt werden, läßt ſich im Stillen ein Umſatz der Güter durch Scheinverkauf auf eine vortheilhafte Weiſe einleiten. Ich bin überzeugt, der treffliche katholiſche Prediger wird ſelbſt ſeine Hand dazu bieten, auch nach ihm habe ich geſandt, ich will an der Schwelle des Grabes das Schickſal meiner Glaubensgenoſſen in ſeine Hände legen, er vermag am meiſten. Du aber, mein Enkel, biſt zu größeren Gefahren berufen. Täglich rückt das unvermeidliche Schickſal näher, aber wehe Dir, wenn Du Deinen Vater verließeſt.

Seine übrige Rede war von der Erde ab dem Himmel zugewandt. Der katholiſche Geiſtliche ſah den ſogenannten Ketzer mit Ruhe, ja mit Heiterkeit ſterben, ganz Gott und ſeinem Heiland hingegeben. Er machte keinen Verſuch die heilige Zuverſicht der letzten Stunde zu trüben, freundlich mit dem hugenottiſchen Prediger vereinigt, ſegnete er den Sterbenden ein, im Namen deſſen, von welchem Beide das Heil erwarteten, und Beide ſchloſſen ihm die Augen, als er geſtorben war.

Das Edikt von Nantes war aufgehoben. In allen Gegenden Frankreichs, wo Hugenotten lebten, fanden die furchtbarſten Verfolgungen ſtatt, und in den Gebirgen der Cevennen waffnete man ſich zum verzweifelten Widerſtande. In dem einſamen Gebirgsthale unter den ſchroffen Pyrenäen war Alles friedlich und ruhig, aber die Einwohner gingen traurig herum, denn faſt die Hälfte war verſchwunden. Seit einem Jahrhundert und länger hatten die Hugenotten und Katholiken hier friedlich nebeneinander gewohnt. Durch den ſtillen Einfluß des Gutsbeſitzers war es gelungen, für die hieſige Gegend Pfarrer zu erhalten, die Duldung als religiöſe Pflicht betrachteten. Ganz im Verborgenen und ohne Aufſehen zu erregen bildeten dieſe eine Schule, man konnte es eine Sekte nennen, die ſich von den übrigen Katholiken nicht trennte, die alle gottesdienſtlichen Ceremonien der Kirche feſthielt, treu den Kultus in allen Richtungen bewahrte, aber dennoch in religiöſer Liebe den ſogenannten Ketzern zugethan blieb. Eine ſolche Anſicht konnte ſich nicht ausbilden, ohne ein gemeinſchaftliches, ſelbſt religiöſes Band zu erkennen, welches die im Glauben Getrennten verband, und ſo trat die Gewalt der innern Geſinnung als der eigentliche Kern aller äußern Ceremonien hervor, eine wahre Herzensfrömmigkeit im proteſtantiſchen Sinne, verhüllt in den bunten Wechſel, in die blühende phantaſtiſche Welt der Heiligen, der Meſſen und Prozeſſionen, wie ſie bei der Stufe der Bildung, die hier ſtattfand, faſt natürlicher und mit der eigentümlichen Natur der Einwohner, mit der üppigen Vegetation und der glühenden Sonne übereinſtimmender erſchien, als jene allem äußern Lebensreize ganz entſagende Lehre der Hugenotten. Dieſe friedlichen Katholiken, abgeſchnitten von dem übrigen Frankreich, durch die Milde ihres Glaubens ſelbſt liebevoll geſtimmt, ſahen eine jede Verpflichtung gegen einen Hugenotten um ſo mehr als eine nie zu verletzende an, je tiefer ſie dieſe bedauerten, daß ſie den Schutz der gebenedeiten Jungfrau und der Heiligen und der kindlichen Freude der Prozeſſionen und Feſtlichkeiten entbehren müßten. Es war nicht zu verwundern, daß der Janſenismus in ſeiner reinſten Geſtalt den Pfarrern zum Stützpunkte ihrer wohlthätigen Lehre diente; aber auch dieſe neue Lehre blieb verborgen. Die Sekte nahm an den Streitigkeiten keinen Antheil, ſelbſt ein altes Auguſtinerkloſter, deſſen Beſitzungen an das Thal grenzten, deſſen Mönche von den Jeſuiten und Benediktinern abgewandt waren, diente dazu, die Abweichung der innern Geſinnung von dem herrſchenden Katholicismus zu verheimlichen. So gelang es den guten Hugenotten, faſt ohne daß es bemerkt ward, allmälig zu verſchwinden. Was ſich in Geld umſetzen ließ, ward auf geheimen Wegen verkauft, die Güter der Entwichenen wurden von den zurückgebliebenen Katholiken treu verwaltet, ſcheinbar als ihr Beſitz. Die letzte Familie machte ſich zur Abreiſe bereit. Es war ein heiterer Frühlingstag, nachdem in dem vergangenen Herbſte der Vertilgungskrieg gegen die unglücklichen Hugenotten von dem irre geleiteten Könige beſchloſſen war. Wer jetzt floh, hatte mit großen Gefahren zu kämpfen, denn das Auswandern war ſtreng verboten, die Küſten und Grenzen beſetzt, und obgleich alle Maaßregeln ſorgfältig getroffen waren, obgleich ein kleines Schiff auf den Küſten von Rouſſillon bereit lag, die Fliehenden nächtlich aufzunehmen, war man doch wegen der letzten ausgewanderten Schaar, die, um weniger aufzufallen, getrennt in einzelnen Partieen fortzog, äußerſt beſorgt. Unter Thränen hatte man ſich von dieſen Ausgewanderten, die mit Frauen, Kindern und Greiſen ſo großen Gefahren entgegengingen, losgeriſſen. Ein tiefes Element der geheimnißvollſten Liebe drohte mit den Hugenotten zu verſchwinden. Das religiöſe Mitleiden, welches ſie mit den Ketzern verband, durch die Verehrung für die Beſten erhöht, diente dazu, dieſer Liebe eine Innigkeit und Tiefe zu ertheilen, die reinigend auf die Geſinnung der Meiſten wirkte. Die hochgeachtete Familie des Gutsbeſitzers war ſelbſt hugenottiſch geworden. In vielen ſeiner Glaubensgenoſſen hatten ſie die ausgezeichnetſten Bewohner des Thals anerkannt. Sie begriffen es nicht, wie dieſe Männer ſich entſchließen konnten, dem heitern Cultus, der ſie beglückte, zu entſagen; und obgleich auf der Familie des Herrn ein geiſterhafter Schleier ruhte, obgleich ſie die Hauptglieder deſſelben in einem geheimen Bunde mit unſichtbaren Geiſtern glaubten, nahm dennoch dieſer Glaube, der ſonſt, wo er entſteht, ſo gefährlich zu werden pflegt, hier eine Wendung, die die Verehrung ſteigerte. Der mächtige Geiſt, der mit der Familie im Bunde war, galt ihnen als der Schutzgeiſt der Gegend. Alle Hugenotten betrachteten ſie als ſolche, die, wenn auch nur mittelbar, in näherer Beziehung zu dieſem ſtänden. So war es ihnen, als wäre mit den Hugenotten auch dieſer Geiſt, der ihre Gegend beſchützte verſchwunden.

Dieſe Unglücklichen hatten nun die ſchöne blühende Heimat verlaſſen. Weit entfernt in einer weniger glücklichen, ja, ihrem Sinne nach, traurigen, nördlichen Gegend von Deutſchland, unter fremden Menſchen, deren Sprache ihnen unbekannt war, hatten ihre früher ausgewanderten Glaubensgenoſſen liebevolle Aufnahme, Hülfe und Schutz gefunden; und um jene traurigen Gegenden, wo die warme Sonne erkaltet ſchien, wo ſich die trüben Waldungen, das düſtere, ſtarre Grün des wilden Gebirges in die Ebenen hinabzog, daß die Bäume, die als die finſteren Wächter der untern ſchönern Wäldern aus den Höhen herunterblickten, den lebendigen Pflanzenwuchs verdrängten und dicht ihre zukünftigen ärmlichen Wohnungen umſchloſſen, — um dieſe Gegenden, wo die Sprache ſelbſt als eine völlig fremde, rauhe, hart klingende ihnen erſcheinen mußte, zu erreichen, mußten ſie das Leben wagen. In allen Häuſern der zurückgebliebenen Katholiken war es traurig und öde. An dem frühen Morgen des heitern Tages, der die letzten Hugenotten verſchwinden ſah, lagen Frauen und Töchter in Kapellen und auf den Straßen knieend da, und riefen den Schutz der Heiligen für die Ausgewanderten an, die ihre Hülfe verſchmähten. Die Glocken läuteten, als der Tag höher ſtieg, der Prediger erſchien in vollem Ornat, das Kreuz hochtragend, welches für Katholiken, wie Hugenotten gleich heilig war. Eine feierliche Prozeſſion ging nach der Kirche. Was ſie bedeuten ſollte, ward nicht ausgeſprochen, aber Jeder verſtand es. Still bewegte ſich der Zug fort, alle Einwohner ſchloſſen ſich an, ein feierlicher Choral empfing ſie in der Kirche, tauſend Ströme von Thränen floſſen während des ſtillen Gottesdienſtes, das Ganze klang wie eine düſtere Todtenmeſſe in einer Gegend, wo die Peſt gewüthet hat.

Aber noch war ein Hugenott zurück, und es war ihnen der theuerſte unter allen, es war der junge Briſſon ſelbſt, der heitere, liebevolle Jüngling, der allgemein angebetet war. Wie ſehnſuchtsvoll hatte man der Zeit entgegen geſehen, in der er als der mündig erklärte Herr die Herrſchaft übernehmen würde. Gern nannten ſich Alle ſeine Unterthanen; ſeit langer Zeit an liebreiche Herren gewöhnt, hatte die kleine Gemeinde, für alles Glück, das ſie genoß, für den wachſenden Wohlſtand, das Heil der Familien einen perſönlichen, lebendigen Mittelpunkt in dem Herrn gefunden. Die treue Anhänglichkeit war ihnen Natur geworden, die Liebe, die von dem Herrn ausſtrahlte, gehörte ſo unverändert zu ihrem innern Weſen, wie das Sonnenlicht zur äußern Natur; aber keiner von denen, die jetzt lebten, hatte einen Jüngling die Herrſchaft übernehmen ſehen. Ueber allen Aeußerungen der Liebe ruhte bis jetzt der Ernſt des Alters, der den hellen Glanz, wenn auch leicht, verſchleierte. Jetzt zum erſten Male ſahen ſie die Gluth der ungetrübten Jugend ſich am wolkenloſen Horizont erheben. Es war der ſchönſte, heiterſte innere Morgen, der ſie begrüßte, und Alles jubelte ihm entgegen. Und eben dieſer Jüngling ſollte nun fliehen. Und man mußte es als ein großes Unglück beweinen, daß er nicht fliehen konnte. Sein Vater näherte ſich dem Tode, aber lebte noch. Seit zwei Jahren erwartete er den Tod, an Rettung war gar nicht zu denken, und die letzten Monate brachte er von furchtbaren Schmerzen gepeinigt zu. Man hatte die übrigen Glieder der Familie zum Auswandern faſt zwingen müſſen, man ſtellte ihnen vor, daß Alles zu Grunde ginge, wenn ſie blieben, und ſie mit. Nur der junge Briſſon harrte pflegend an dem Sterbebette ſeines Vaters aus und mit ihm ſein junges Weib. Sie war vor wenigen Tagen ihm angetraut, die Tochter eines hugenottiſchen Gutsbeſitzers der Nachbarſchaft, mit d'Espinac verwandt. Als die Eltern und Geſchwiſter auswanderten, erklärte ſie, daß ſie ihren Geliebten aufſuchen, ſich nie von ihm trennen würde. Man wollte ſie zwingen, ſie ward bis zur Abreiſe eingeſperrt und bewacht, war aber des Morgens auf eine geheimnißvolle Weiſe verſchwunden. Das Gemach, ſo erzählte man, in welchem ſie gefangen gehalten wurde, war eröffnet. Die Wache verſicherte, daß ſie in der Nähe des Gemachs nichts vernommen habe, aber als der Morgen zu dämmern anfing, entdeckten ſie von den Fenſtern aus eine Geſtalt, in einen weiten weißen Mantel gehüllt, die ein zartes Mädchen zu tragen ſchien, am Rande des Waldes, in welchem ſie verſchwand.

Das Mädchen erſchien am frühen Morgen deſſelben Tages ohne alle Begleitung auf der äußern Treppe des Schloſſes; Keiner hatte ſie kommen ſehen. Ihr Anzug war prächtig, wie für ein Feſt beſtimmt, ſorgfältig geordnet, als wäre ſie aus einem benachbarten Hauſe herausgetreten. Sie ſtieg ruhig mit feſten Schritten die Treppe hinauf und zeigte keine Spur von Ermüdung. Selbſt ihre Schuhe, zart von ſeidnem Stoff, glänzten, von keinem Schmutz befleckt. Der junge Herr erſchien an der Thür, als hätte er ſie erwartet. Der hugenottiſche Prediger, der erſt mit der letzten Familie entfliehen wollte, kam ungerufen eilig herbei. Sie blieben ſtundenlang in einem einſamen Gemach zuſammen. Wie ſie gekommen war, auf welchem Wege Briſſon und der Prediger von ihrer Ankunft unterrichtet wurden, was unter ihnen in dem entlegnen Gemach verhandelt ward, hat Niemand erfahren. Aber die Geliebte erſchien nicht in dem Prachtgewande, welches ſie bei der erſten Erſcheinung trug, ſondern in einem einfachen Hauskleide, am Sterbebette des Vaters ihres Geliebten. Tag und Nacht pflegte ſie ihn mit einer ununterbrochenen Sorgfalt. Am zweiten Tage nach ihrer Ankunft wurden einige der vertrauteſten Freunde im Dorfe, Katholiken und Hugenotten, nach dem Schloſſe beſchieden. Die Letztern waren ſchon zum Auswandern gerüſtet und ſchoben die Reiſe einige Stunden auf. Hier wurden ſie in das Krankenzimmer des Sterbenden geführt. Dieſer hatte ſein Teſtament aufgeſetzt, machte die Verſammelten mit deſſen Inhalt, als mit ſeinem letzten Willen, bekannt, dann trat der Prediger hervor und ſprach auf eine ergreifende Weiſe: Wir ſind aus der Heimat getrieben, unſer alter Herr wird von Gott abgerufen, daß er nicht länger unſern Jammer ſehe. Dieſe fromme Maid iſt mit demjenigen, dem die Herrſchaft hier gebührt, in dem wir alle unſer zukünftiges Glück zu finden glaubten, in treuer Liebe verbunden. Sie gehören ſich zu, ein gleicher Sinn, der gleiches Unglück tragen ſoll, hat ſie vereinigt, und was Gott verband, darf der Menſch nicht trennen. Ich aber will, von Gott dazu berufen, dieſem Bündniß die heilige Weihe geben, damit die, welche in inniger Liebe ſich zugethan ſind, fortan für die harten Prüfungen, die ſie zu beſtehen haben, auch irdiſch unzertrennlich bleiben. — Er wechſelte die Ringe, verrichtete die Trauung, während die Liebenden knieend, flehend, die Braut weinend, vor ihm lagen. Während dieſer Zeit faltete der Sterbende die Hände, die ſchon halb gebrochenen Augen leuchteten, ein fröhliches Licht glänzte aus ihnen. Die Trauung war vollendet, das Brautpaar kniete vor dem Bette des Sterbenden, der ſie ſegnete. Dieſem ward jetzt das heilige Abendmahl gereicht, und der Prediger und die Zeugen eilten fort. Wenige Stunden nachher hatten der Prediger und die hugenottiſchen Zeugen die Gegend verlaſſen. Mehrere Tage vergingen noch; der Vater ſchien dieſe Tage ganz nach innen gekehrt zuzubringen, ſeine Hände waren gefaltet; man hörte ihn murmeln, ohne ihn zu verſtehen. Die Gefahr war eben am drohendſten. Ein paar verdächtige Mitglieder der Gemeinde, die allgemein mit Mistrauen betrachtet wurden und ſich von den Berathungen zum Beſten der fliehenden Hugenotten ausgeſchloſſen ſahen, auch einige Zeit abweſend geweſen waren, kamen jetzt zurück. Sie wurden von Unbekannten begleitet, und man mußte den Aufenthalt des Sterbenden und ſeiner Umgebung geheim zu halten ſuchen. Es gelang, erzählt die Sage, auf eine unbegreifliche Weiſe, die Verdächtigen waren wie verblendet. Man konnte nicht verhindern, daß ſie das verlaſſene Schloß unterſuchten. Einige treue Freunde des Briſſonſchen Hauſes begleiteten ſie; ſie waren in der tödtlichſten Angſt. Die Feindſeliggeſinnten hatten ſchon das ganze Schloß unterſucht, ſie gingen durch die wüſten, öden Säle, alle Thüren ſtanden offen, ſie näherten ſich dem Flügel, in welchem der Sterbende lag. Eine Küche war ganz nahe bei dem Krankenzimmer, auf der andern Seite das Schlafgemach des jungen Ehepaares und die Kammer des treuen Dieners. Dieſe ganz abgeſonderte Partie war durch eine Thüre verbunden, die zu einem eigenen ſchmalen Gange führte, der hier den großen Hauptgang verengerte. Schon hatten, ſo erzählten die begleitenden Einwohner, die feindlichen Späher die Thür erreicht, die Entdeckung ſchien unvermeidlich; da wandte ſich, eben wo die Thüre war, einer um. Wie iſt das möglich, ſagte er, daß ſich hier eine ſo lange Wand hinzieht, ununterbrochen, ohne irgend einen Eingang? Zwar, antwortete ein Anderer, iſt das eine ſeltſame

Bauart, aber erinnert Euch doch, von jenem Nebengange aus, aus dem wir eben herkommen, durchſchritten wir ja eine ganze Reihe von Gemächern, die alle mit einander verbunden waren und keine Oeffnung nach dieſem Gange heraus zeigten. Die Uebrigen waren verwirrt, beſannen ſich, und da der Gang wenige Schritte weiter völlig geſchloſſen war, ſo kehrten ſie um, andere Gegenden des Schloſſes ſorgfältig unterſuchend. Da erkannten wir, erzählen die Zeugen, daß Gott den Sterbenden und das junge Ehepaar beſchützte, daß er die Feinde verblendet und ihre Sinne verwirrt hatte. Sie verließen das Dorf und berichteten, daß alle Hugenotten verſchwunden wären. Nur ein Späher blieb zurück.

Ein paar Tage nachher ſtarb der Alte und ſollte begraben werden. Das war nun eine ſchwere Aufgabe. Der muthige junge Herr erklärte, das Begräbniß müſſe feierlich und öffentlich ſtattfinden. Wer den Muth hat, die Leiche des geliebten Herrn zu begleiten, der folge. Mein Vater ſoll ruhen neben ſeinen Vätern. Die hugenottiſche Kapelle iſt noch da; wagt der hölliſche Sinn unſerer Verfolger die geweihte Grabſtätte zu erbrechen, zu zerſtören, ſo ſoll er das gemeinſchaftliche Schickſal ſeiner Väter theilen. Ich werde mit meinem Weibe und dem alten treuen Freunde die Leiche feierlich begleiten. Wir werden ihn, wenn Keiner uns zu helfen wagt, auf den Leichenwagen heben. Lange erwartete mein Vater ſeinen Tod, der Sarg ſteht da, in der Kapelle iſt der Platz für ihn lange bereitet.

Und ſo geſchah es. Früh des Morgens traten in tiefe Trauer gehüllt, blaß und ſchmerzerfüllt der junge Herr von Briſſon mit ſeiner anmuthigen Frau aus dem wüſten Schloſſe. Der Sarg ſtand auf dem alten, mit Zierathen überladenen Leichenwagen; Pferde mit ſchwarzen Decken zogen ihn, faſt alle Einwohner des Dorfes begleiteten ihn. Ein jeder wollte die Schuld theilen.

Die Kirche der Hugenotten ſtand verlaſſen auf einem einſamen inſolirten Berge, der ſich faſt mitten im Thale, von den Häuſern etwas entfernt, erhob. Als der Leichenzug ſich dieſer näherte, hielt der Zug auf einmal voll Schrecken ſtill, denn ſie hörten ſehr vernehmliche Orgeltöne; doch der junge Herr von Briſſon und ſeine Frau faßten ſich bald. Voll Erwartung der ſeltſamſten Dinge ſchritt der Zug immer näher, den Choral, welchen der junge Mann bei der Beerdigung ſeiner Mutter und, ein Jahr ſpäter, ſeines Großvaters gehört hatte, erkannte er immer deutlicher. Der Sarg hielt vor der Kirchenthür, man glaubte dieſe aufſchließen zu müſſen, aber beide Flügel waren weit geöffnet.

Der Zug ging nun in die Kirche hinein, die, mit Blumen und Kränzen geputzt, völlig gereinigt war, nach der Grabkapelle der Familie, die ſie ebenfalls geöffnet fanden, der Stein war von der Familiengruft gewälzt und Alles auf das Sorgfältigſte zum Herabſenken des Sarges vorbereitet. Alle waren erſtaunt, glaubten aber, daß dieſes in's Geheim von dem Pfarrer des Dorfes mit Hülfe ſeiner Vertrauteſten veranſtaltet wäre, daß ſie aber aus Furcht vor den Spähern in der Nacht alle Anſtalten getroffen hätten. Die Orgel ſpielte indeſſen fort, aber ein hohes Gitter verbarg den Organiſten. Der geſpielte Choral ward mit der geheimnißvollen Begleitung von dem Herrn von Briſſon, ſeiner Frau und dem Diener geſungen. Man ſprach ein Gebet über die Leiche, nachdem ſie heruntergelaſſen war, der ſchwere Stein ward mit Hülfe der Einwohner über die Gruft gewälzt, und alle verließen die Kapelle wehmüthig, an den guten Herrn denkend, den ſie liebten und verehrten, der Jahre lang dem Tode entgegen geſehen hatte, dem es unter ſo gefahrvollen Verhältniſſen dennoch gelungen war, ruhig und den Verfolgern verborgen in ſeiner Heimat zu ſterben, und der jetzt neben ſeinem Vater und Großvater ruhte. Blaß und in tiefe Trauer verſunken ſchwankten die drei jetzt allein übrig gebliebenen Glaubensgenoſſen des Verſtorbenen durch die

Kirche. Als ſie den Hauptgang wieder erreichten, ſtutzte der ganze Zug. Auf der Kanzel kniete eine Geſtalt, die das Geſicht mit den gefalteten Händen verbarg. Man erſchrak heftig, als dieſe jetzt plötzlich ſich erhob und man den hugenottiſchen Prediger erkannte, der vor einigen Tagen das junge Ehepaar getraut, dem Sterbenden Troſt zugeſprochen und das Abendmahl gereicht hatte, und der dann mit der letzten Familie weggezogen war. Sein Geſicht war blaß, ſein Kleid zerriſſen, aus der verwundeten Bruſt quoll Blut. Er ſprach in einem hohlen Tone von dem, was jetzt ſeinen Glaubensgenoſſen bevorſtände, von ihrem Unglücke, ihrem verzweifelten Kampfe, den Wundern, welche dieſen begleiten würden, und ihrer völligen Unterdrückung. Wenn drei Menſchenalter verſchwunden ſind, ſchloß er, dann werden die Hugenotten zwar zurückkehren, aber in ein furchtbar zerrüttetes Land. Zwei Geſchlechter ſehe ich dieſem folgen, dann wird der Herr des Landes wieder friedlich in der hieſigen Gegend wohnen. Dich, mein Sohn, ſchloß er, und Deine junge Frau wird Gott beſchützen, und Du wirſt mitten unter Deinen Feinden unangetaſtet davon ziehen und auf wunderbare Weiſe gerettet werden, damit Du ſeine Macht erkennen und ihn nie vergeſſen ſollſt.

Obgleich von Entſetzen ergriffen, blieben doch alle Begleiter der Leiche wie betäubt ſtehen, ſtarrten die Geſtalt an, vernahmen die Worte; als der Prediger geſchloſſen hatte, war er plötzlich verſchwunden. Wer die Orgel geſpielt hatte, wußte Keiner, und man erfuhr es nie. Man hörte ein Arbeiten in der Kapelle, Einige, die den Muth hatten, zurückzugehen, ſahen, wie die Bretter, die, als ſie die Leiche hineintrugen, um die Gruft lagen und von ihnen in der Kapelle bei Seite geſtellt waren, die Stricke und was ſonſt als Vorbereitung zur Herabſenkung der Leiche vorgefunden wurde, verſchwunden war. Kaum hatten ſie durch einen flüchtigen und erſtaunten Blick dieß erkannt, als die Flügel der Thüre zur Kapelle wie von ſelbſt ſich ſchloſſen. Als Alle die Kirche verlaſſen hatten, ſchloß ſich auf die nämliche Weiſe langſam und ſtill die Kirchenthüre, als würde ſie durch eine unſichtbare Hand bewegt. Viele hörten, wie der Schlüſſel ſich umdrehte, aber man ſah Niemand.

Mit einem unheimlichen Gefühle zerſtreuten ſich die Begleiter der Leiche, die drei Leidtragenden aber durften ſich nicht dem Erſtaunen und dem Schrecken hingeben. Denn bis jetzt hatten ſie noch nicht an ihre eigene Rettung gedacht, ja voller Verzweiflung mußten ſie geſtehen, daß ein Entweichen faſt unmöglich ſchien.

Voll Sorge, ungewiß, welchen Entſchluß ſie faſſen ſollten, ſaßen ſie nun allein in den bekannten Gemächern des verlaſſenen Schloſſes. Da trat der katholiſche Pfarrer, von einigen alten Einwohnern begleitet, blaß und zitternd herein. Das Thal, ſagten ſie, iſt von Truppen umringt, die mit der größten Grauſamkeit gegen alle Hugenotten wüthen. Eine Abtheilung der zuletzt entflohenen Familie, an welche der Prediger ſich angeſchloſſen hatte, iſt überraſcht worden, ein einziger junger Mann iſt entflohen, der Prediger ward erkannt und durch einen Lanzenſtich in die Bruſt ermordet; einige der Begleiter wollten ihren Prediger retten. Ueber den Widerſtand entrüſtet, wurden nun alle Männer, Weiber, Greiſe und Kinder erſchlagen. Der arme Hugenotte erſchien bald darauf, ein junger, ſtarker Mann, der Arm war verwundet; Blut lag geronnen auf dem Kleide und deckte die Wunde. — Jetzt, da die Gefahr ſo entſchieden da war, ſchien der alte Heldenmuth der Familie den jungen Briſſon zu erheben. Du bleibſt hier, ſagte er zu dem Verwundeten, Du theilſt unſer Schickſal, vor Allem muß augenblicklich für Deine Wunde geſorgt werden. Ihr aber, gute, treue, alte Freunde, die Ihr den Glauben, aber nicht den Haß unſerer Verfolger theilt, ich beſchwöre Euch, entfernt Euch eilig, Euer Hierſein kann die Entdeckung beſchleunigen und Euch in Gefahr bringen.

Was von jetzt an in dem Schloſſe geſchah, erfuhr man nur durch ein Mädchen, die den jungen Mann liebte und ſich auf dem Schloſſe einſchlich. Wunderliches erzählte dieſe. Als die Wunde des jungen Mannes unterſucht und verbunden war, die man zum Glück nicht bedeutend fand, wären alle vier unwillkürlich in einen tiefen Schlaf verſunken; als ſie furchtſam hereintrat, fand ſie ſie hier und da zerſtreut und in voller Bekleidung auf Stühlen ruhend, in Ecken, an Tiſche gelehnt. Ihr fielen die Geſchichten von verfallenen Schlöſſern ein, und ſie wußte nicht, ob ſie bleiben oder ſich eilig davon machen ſollte. Noch mehr entſetzte ſie ſich, als ſie ein Lärmen in der nahen Stube hörte. Schubladen wurden eilig aus- und eingeſchoben und, wie es ſchien, ausgeleert; ſie glaubte, daß plündernde Räuber in das Schloß eingebrochen wären. Als nun die Schlafenden völlig erwacht waren, ſahen ſie ſich erſtaunt an und alle ſagten zu gleicher Zeit: Die Kleider, die wir brauchen, die Sachen, die wir mitnehmen wollen, Juwelen und Geldſummen ſind ja ſchon eingepackt, und uns bleibt nichts übrig, als nach dem Gebirge zu entfliehen. Ja, ſprach die Frau, und das ſchwerſte Paket trägt der im weißen Mantel! Wir haben ihn alle geſehen, erwiederten die Andern. Hier liegt das ſchwerere Paket für mich, ſagte der Verwundete, — und hier das leichtere, für mich beſtimmt, ſetzte der alte Diener hinzu. Der Mann in dem weißen Mantel hat verſprochen, zur rechten Zeit da zu ſein, wir müſſen gehen. — Sie erhoben ſich wirklich, aber noch immer verwirrt und wie im Traume. Alle vier erſchienen dem Mädchen faſt geſpenſterhaft. Sie zogen eilig bereit liegende Reiſekleider an, hüllten ſich ſtillſchweigend in die Mäntel und ſchwebten Schatten ähnlich an dem erſchrockenen Mädchen vorbei. Sie ward nicht bemerkt, ſtarrte blaß und zitternd die Geſtalten an, und hatte nicht den Muth, den Geliebten, der jetzt auf immer verſchwand, anzureden. Der junge Mann und der Diener gingen voran, jeder ſein Bündel tragend. Herr von Briſſon und ſeine Frau folgten. Die Magd ſah, wie ſie die Treppen hinunter eilten, und ſchlich wie betäubt nach. Das Dorf war ſchon von den königlichen Truppen beſetzt. Alle Häuſer wurden durchſucht, und die Truppen waren eben im Begriff, nach dem Schloſſe heraufzuſteigen, als, ohne um ſich zu ſehen, die drei Hugenotten mit der zarten Dame in der Mitte die hohe Treppe hinunterſtiegen und ruhig, mit ſichern Schritten, fortgingen. Es war, als löſete ein unbekanntes Schrecken die Verfolgung, ſie blieben erſtarrt ſtehen und rührten ſich nicht. Plötzlich drängte ſich lärmend ein Geiſtlicher durch, es war Pater Laurentius. Was ſteht Ihr hier? rief er. Die ſind es ja; ergreift, ermordet dieſe Halsſtarrigen, die Tollkühnen, die ſich noch hier herumzutreiben wagen. — Als Keiner ſich zu rühren wagte, ſchritt der Pater, ein Kreuz in der Hand haltend, kühn dem Zuge vor und ſuchte das Fortſchreiten zu hemmen.

Aber die theilnehmenden Einwohner des Dorfes, die ſcheu und erſchrocken in der Ferne ſtanden und nach Allem, was ſie geſehen hatten, jetzt ein Wunder zur Errettung der fliehenden Herrſchaft erwarteten, hatten ſchon lange nach dem Gebirge hingeſtarrt; dort, zwiſchen den wildeſten Felſen, die ſich dem Dorfe näherten, ſahen ſie einen Mann ſchnell hervortreten. Er ſchien mit Rieſenſchritten von einem Felſen auf den andern zu ſchreiten, er hatte einen mächtigen Knotenſtock in der Hand, den Kopf und das Geſicht bedeckte ein breiträndiger Hut, er war in einen weißen Mantel gehüllt und auf dem Rücken laſtete ein ſchwerer Mantelſack, durch Riemen, die über die Schultern gingen, feſtgehalten. Es iſt d'Espinac, flüſterten ſich die Einwohner zu, den wir zerſchmettert aus dem Gebirge bringen und begraben ſahen.

Der Mönch ſtand eben vor den Fliehenden und ſperrte ihnen den Weg. Er ſprach eine Beſchwörungsformel, und die Fliehenden ſtutzten und blieben ſtehen, aber ſo ruhig, mehr erſtaunt, als erſchrocken, als hätten ſie von der Gefahr, in welcher ſie waren, gar keinen Begriff. In demſelben Augenblick trat der Mann in dem weißen Mantel dicht neben den Mönch. Seid Ihr endlich da? ſprach der junge von Briſſon, als hätte er den Mönch gar nicht geſehen, was er ſprach, durchaus nicht vernommen. Nun müſſen wir eilen, nach dem Gebirge zu kommen. — Ihr habt recht, ſprach die geheimnißvolle Geſtalt, folgt mir nur. Er hatte den Mantel in die Höhe gehoben, der Hut bedeckte das gebückte Geſicht, und der Mönch hatte noch nicht den Muth verloren, obgleich die Truppen, noch immer von Entſetzen gelähmt, ſich nicht rührten. Wer biſt Du? rief der Mönch und hielt der Geſtalt das Kreuz entgegen. Da erhob dieſe den Kopf, zog den Mantel von dem Geſicht zurück und ſtarrte den Mönch an. Blaß, am ganzen Leibe zitternd, ſtürzte dieſer zurück. D'Espinac, ſchrie er, warum verfolgſt Du mich noch? Halb beſinnungslos nannte er eine Menge Heilige und ſank taumelnd hin. Von jetzt an war an keine Verfolgung mehr zu denken. Ruhig gingen die vier Männer und die junge Frau nach dem wildeſten Gebirge zu, dort verſchwanden ſie in einer Gegend, die allgemein als völlig unzugänglich betrachtet wurde. Lange blickten die freundlichen Einwohner, wie die Verfolger nach dem Gebirge hin. Die Fliehenden waren verſchwunden; die Truppen ſowohl, als die Einwohner fingen an ſich zu zerſtreuen. Da ſah man ſie zwiſchen den wildeſten Felſenzacken wieder zum Vorſchein kommen. Der weiße Mantel flatterte im Winde, und man erkannte, wie die unheimliche Geſtalt bis zur Rieſengröße ſich ausgedehnt hatte, und ſorgfältig verhüllt in ihren Armen die junge Frau, die mit ihm verglichen nur ein Kind zu ſein ſchien, forttrug. Von jetzt an waren ſie völlig verſchwunden. Viel ſpäter erfuhr man auf geheimen Wegen, daß ſie einen nördlichen Hafen in Catalonien unerkannt erreicht und dort ein Schiff gefunden hatten, durch welches ſie glücklich in einen italieniſchen Hafen gelangt waren.

In der Gegend erhielt ſich die Sage, daß, wenn fünf Geſchlechter hingeſtorben wären, die Familie Briſſon wiedererſcheinen würde.

1835.

Jedermann kennt den Herrn von Briſſon, den wunderlichen rüſtigen Greis, der noch bis vor zwei Jahren in Berlin unter den Linden eine Belle-Etage bewohnte, deſſen großes Vermögen und Gaſtfreiheit allgemein bekannt war. Er zeichnete ſich durch ſeinen ſorgfältigen Anzug, der um etwa 30 Jahre hinter der Mode des Tages zurückblieb, aus und erſchien immer in Galla. Dieſer Mann hielt das Hofleben unter Friedrich dem Erſten für die eigentliche Blütezeit der preußiſchen Monarchie. Der Herr von Beſſer war ihm eine der großartigſten Geſtalten dieſer Zeit, und obgleich er mit der deutſchen Poeſie bis auf Göthe eben ſo genau bekannt war, wie mit der franzöſiſchen Schule bis vor der Revolution, war ihm doch der Freiherr von Kanitz einer der allervollkommenſten Dichter. Er hatte in ſeinem Hauſe ein ſtrenges Regime. Sein Kabinetsſekretär ward als der erſte Beamte betrachtet. Dieſer gab dem Haushofmeiſter Audienz; alle untergeordneten Diener des Hauſes mußten in dem Vorgemach des Kabinetsſekretärs warten, bis ſie vorgelaſſen wurden. Der Kammerdiener war dem Haushofmeiſter, der Jäger dem Kammerdiener und ſo weiter nach unten ſtrenge ſubordinirt. Keiner durfte anders, als durch den Kabinetsſekretär, und zwar meiſtens ſchriftlich, Klagen oder Wünſche dem Herrn von Briſſon vortragen. Selbſt der Kammerdiener zog ihn ſtillſchweigend aus und an. Dennoch war dieſer wunderbare Mann ein religiöſer Freidenker, und haßte und verachtete tief alles Phantaſtiſche. Er war ſeiner politiſchen Ueberzeugung nach ein Liberaler. Wenn er ſeine ſehr feinen Diners gab, waren der Speiſeſaal und die Nebenzimmer von prächtig gekleideten Bedienten erfüllt; ſie bewegten ſich ſtill flüſternd untereinander, und hinter dem Stuhle des Herrn ſtand der Kammerdiener. Dem Kabinetsſekretär wurde in dem Nebenzimmer ſervirt und alle Gäſte wurden vortrefflich bedient. Während der Zeit ergoß ſich Herr von Briſſon in der Sprache, die zu Ludwig des Vierzehnten Zeit herrſchte, in philanthropiniſche Deklamationen. Die Revolution war ihm zwar verhaßt, aber die menſchliche Glückſeligkeit liebte er überſchwänglich, und die Befreiung aller Geringern von der Dienſtbarkeit, als das höchſte Gut einer herrlichen Zukunft, bildete faſt immer das Hauptthema ſeiner Geſpräche; die Schriften Malesherbes, Sentenzen aus Rouſſeaus Emil, Reminiscenzen aus Baſedow, Kampe, aus Salzmann über das menſchliche Elend, und dergleichen Schriften ſpukten in ſeinem Kopfe. Als die allgemeine deutſche Bibliothek aufhörte, ſchloß er mit der deutſchen Literatur ab, und ſelbſt Bieſters berliniſche Monatsſchrift ward ſeitdem nicht mehr geleſen. Heinrich der Vierte war ihm der Anfang der Menſchengeſchichte, was vor ihm lag, mythiſch. Die neueſte Geſchichte ſpielte in Berlin und ging mit dem Anfange des Jahrhunderts zu Ende.

Ich hatte beſchloſſen, eine Reiſe nach den Pyrenäen zu machen, als ich das Glück hatte, dieſen ſeltſamen Mann kennen zu lernen, der übrigens in vieler Hinſicht liebenswürdig genannt werden konnte. Als er nun meine Abſicht erfuhr, ſtutzte er und verfiel in tiefes Nachdenken. Er ging auf mich zu, als wollte er eben ein Geſpräch mit mir anknüpfen, ſchien ſich darauf zu beſinnen, warf mir, offenbar nur der Höflichkeit wegen, einige Worte zu, verbeugte ſich und ſchien ſehr zufrieden, als er erfuhr, daß aufgetragen war. Das Diner war zu Ende, die Gäſte entfernten ſich und auch ich wollte mich empfehlen, als er mir kaum hörbar zuflüſterte: Ich wünſche Sie zu ſprechen.

Nun erfuhr ich Manches über ſeine Familie aus der Zeit vor der Auswanderung. Genauere Bekannte wußten zwar ſeit lange, daß wunderbare Ereigniſſe mit dieſer Auswanderung verbunden geweſen, daß man die Tradition in der Familie ſorgfältig bewahre. Was ich aber jetzt hörte, bewies, daß der alte Herr ſelbſt zwar eine große Idee von der Wichtigkeit ſeiner Familie hatte, daß ſeltſame Traditionen, die völlig fabelhaft klangen, die Auswanderung bezeichneten, aber einen verſtändigen Zuſammenhang wußte man in allem dieſem nicht zu finden. Die Tradition hatte beſonders einer Handſchrift erwähnt, die den älteſten Einwohnern der Stadt verſiegelt übergeben worden war; in dieſer wäre, ſo erzählt man, die geheime Geſchichte des Hauſes vor der Auswanderung ſorgfältig verzeichnet. Bei der Familie Briſſon erſchien die Gegend der Pyrenäen, in welchen die verlorene Beſitzung lag, als ein Paradies, und der alte Herr bezeichnete mir deutlich die Lage des Guts. Es wird Ihnen, ſagte er, ſelbſt wenn ſie Perpignan erreicht haben, ſchwer fallen, den Weg nach dieſem abgeſchloſſenen Thale zu finden. Es muß nach Allem, was ich weiß, äußerſt verſteckt liegen. Die Glieder unſerer Familie wurden immer abgehalten, die Gegend aufzuſuchen. Nun beſchwöre ich Sie, wenn Sie doch die Pyrenäen bereiſen, beſuchen Sie die Gegend. Nach Allem, was ich gehört habe, wird Sie dieſer Ausflug nicht gereuen. Die Einwohner ſollen, behauptet man, wenig von der Zeit berührt ſein. Der alte Aberglaube, aber auch die alte Rechtlichkeit und natürliche Unſchuld ſoll noch da herrſchen; auch, hat mir ein flüchtig Reiſender geſchrieben, herrſcht in der Gegend unter dem Volke eine Art von Weiſſagung, als würde die Familie Briſſon wieder zurückkehren. Die prophetiſch angedeutete Zeit wäre jetzt da, man erwartet uns, und dennoch, ſetzte er lächelnd, wie von der Macht des Geheimniſſes ergriffen, hinzu, ich zwar bin zu alt, aber mein dichteriſcher Sohn, von überſchwänglicher, phantaſtiſcher Poeſie und äſthetiſcher Religioſität durchdrungen, könnte ſich wohl entſchließen die Gegend zu beſuchen, ja, wenn es die dortigen Verhältniſſe erlauben, ſich dort anzukaufen. Sind die Sagen von der Unſchuld der Einwohner gegründet, ſo wäre es wohl möglich, denkbar wenigſtens, daß die Pietät der Einwohner die Handſchrift unentſiegelt erhalten hätte. Sie darf nur von demjenigen entſiegelt werden, der, wäre die Familie in dem Beſitz geblieben, als Majoratsherr Beſitzer des Gutes wäre. Das bin in dieſem Augenblicke ich, ſchloß er feierlich, und Sie werden, haben Sie die Güte, meinen Wunſch zu erfüllen, vidimirte Dokumente, die es beweiſen, erhalten.

Ich lernte ſeinen Sohn kennen, aber er gehört zu der herrſchenden Sorte, die jetzt auf allen Straßen zu finden iſt; hatte zehn Jahre lang bei der Univerſität Vorleſungen gehört und Alles genoſſen, was in irgend einer Beziehung für etwas Apartes gilt. So war er Philoſoph, Poet, Naturforſcher ſelbſt, betete Göthe, Byron, Tieck an, drängte ſich zu Rahel und Bettine, und liebte Bilder, Theater und auch wohl Kirchen ab und zu, über alle Maßen.

Ich war ein Jahr ſpäter in Perpignan. Ein großer Theil der Pyrenäen war mir ſchon bekannt. Der unglückliche Bürgerkrieg war nahe, aber noch nicht ausgebrochen. Mit Mühe gelang es mir, das verſteckte Thal zu entdecken. In der Stadt ſchien es faſt unbekannt. Auf ſehr beſchwerlichen Wegen gelangte ich endlich hin, und der Leſer wird mir verzeihen, daß ich die Lage der Gegend nicht genauer angebe, ſelbſt den Namen des Guts geheim halte, ich wünſchte nicht die Fluth der Reiſenden hinzuziehen. So viel iſt gewiß, dringen neugierige Reiſende hier herein, ſo wird es Keiner, der es früher kannte, wieder erkennen. Binnen kurzer Zeit werden franzöſiſche und engliſche Hotels von Equipagen und Gäſten wimmeln, und die wunderliche, anmuthige, unberührte Magd wird einer Dirne ähnlich ſehen, die nur zu viel erlebt hat. Wirklich ſchien das ſechzehnte und ſiebzehnte Jahrhundert unverändert ſich hier erhalten zu haben. Ich ward freundlich und mit einer Vertraulichkeit aufgenommen, die mir ſelbſt wie ein Wunder erſchien. Die guten Menſchen ſchienen von einem möglichen Betruge keine Ahnung zu haben, und als ich Briſſons Namen nannte, als ich ihnen ſagte, wie ich im Auftrage des Mannes erſchiene, der, wäre die Familie nicht ausgewandert, jetzt ihr Herr ſein würde, brach das Entzücken laut in der ganzen Gegend aus.

Ich erfuhr nun, daß der uralte Briſſon, obgleich in den Augen der Kirche ein Ketzer, hier durchaus als ein Heiliger verehrt wurde, der eigentliche Unterſchied zwiſchen Hugenotten und Katholiken hatte ſich in der Länge der Zeit ganz verwiſcht. Die Briſſonſche Familie galt für eine rechtgläubige, die in genauerer Beziehung, als alle andern, zu der Madonna und zu den Heiligen geſtanden hätte; ja durch eine Art von heiligem Betruge hatte man dem alten Briſſon eine Kapelle errichtet. Er hieß mit Vornamen Guido, und dieſem Heiligen, dem ſelten die Ehre zu Theil wird, ward die hugenottiſche Kirche geweiht, aber die Einwohner verehrten dort Briſſon, und ich ſelbſt habe das „Sancte Brissonie, ora pro nobis“ gehört. Er war der Schutzgeiſt des Gebirges geworden, blieb aber unſichtbar; öfters aber erſchien, wie in ſeinem Auftrage, der in ſeinen weißen Mantel gehüllte d'Eſpinac, dem Guten hülfreich, dem Schlechten ſtrafend. So war das Gebirge ſelbſt ſein mächtiges Schloß, und in der That, ſie hatten Grund, dieſes Gebirge zu ſegnen, welches ſie wohlthätig von der verworrenen Welt ausſchloß.

Sie zeigten mir die verſiegelte Handſchrift. Sie war immer dem älteſten der Einwohner anvertraut, die Siegel waren völlig unverletzt, das Papier, in welchem es lag, vom Alter gelb, ſie galt als der heiligſte Schatz der Gegend und das Haus glaubte man geſegnet, in welchem es aufbewahrt würde. Als ich den Wunſch andeutete, die Handſchrift für den jetzt lebenden Briſſon zu erhalten, fand ich einen entſchiedenen Widerſtand. Es half mir nichts, daß ich die Dokumente vorlegte. Wir kennen kein Mißtrauen, ſagten die alten Bauern, die eine Art Ausſchuß bildeten, um wöchentlich ein Mal ſich von dem Zuſtande des anvertrauten Schatzes zu überzeugen, aber ein heiliges Gelübde verpflichtet uns, die Handſchrift nur in die Hände des dazu berechtigten Briſſon zu übergeben. Ein ſolcher lebt, wie wir mit Freuden erfahren. Er oder ſein Sohn wird hier erwartet; ſagen ſie ihm, wie ſorgfältig der Schatz hier aufgehoben wird, wie ſehnſüchtig wir ſeiner harren, ihm gebührt es allein, das geheimnißvolle Dokument zu entſiegeln.

Ich konnte den Wunſch des alten Herrn nicht befriedigen, aber ich erhielt eine Abſchrift von den Sagen, die ſich mit dem Verſchwinden des letzten Briſſon gebildet hatten, wie ich ſie hier mitgetheilt habe. Sie war aus den Ueberlieferungen der Einwohner im Jahre 1726, vierzig Jahre ſpäter, zuſammengetragen. Im Dorfe wäre es gefährlich, an ihrer Wahrheit zu zweifeln.

Ich bereiſte zwei Jahre Spanien, kam wiederum zurück und konnte der Neigung, die herrlichen Einwohner des Thales zu beſuchen, nicht widerſtehen. Da fand ich das Schloß bewohnt, der junge Briſſon war da, ſein Vater geſtorben. Das Dorf fühlte ſich unbeſchreiblich glücklich, und es ſchien faſt, als wollte die Gewalt der Liebe, die ſich an ihn andrängte, reinigend auf ſeine Geſinnung wirken. Ihm war das ungemein erfreulich, ſich ſelbſt in die Mitte eines mythiſchen Daſeins verſetzt zu ſehen. Ich erhielt die Handſchrift und durfte ſie abſchreiben. Das fernere Schickſal dieſer ſeltſamen Gegend und ihrer Einwohner, die jetzt der Sorge eines ſo phantaſtiſchen Menſchen anvertraut ſind, iſt mir unbekannt geblieben. Er hatte das Gut von einem Beſitzer gekauft, der nur, als er es erhielt, auf wenige Tage dahin kam, ſeitdem nie wieder dort erſchien. Auch Herr von Briſſon wollte nur 2 Monate im Jahre hier zubringen, ſonſt nur in Paris leben. Ich war einigermaßen beruhigt, als er mir heilig verſprach, nie die Aufmerkſamkeit anderer Menſchen auf dieſe Gegend hinzulenken, er ſah es ein, daß nur das tiefſte Geheimniß ihm dieſen ſeltenen Schatz zu bewahren vermöchte.

Die Trauung.

Die Inſel Seeland iſt gegen Nordweſten durch eine ſchmale, wüſte, ſandige Landſtrecke mit einer Halbinſel verbunden, die anmuthig, fruchtbar, mit Dörfern bedeckt iſt, und einen eigenen Bezirk (Olsherred) bildet. Aber jenſeit der einzigen kleinen Stadt der Halbinſel ragt ein Theil derſelben in das wilde Kattegat hinein. Es bildet eine Gegend von einem furchtbar öden und wilden Anſehn. Der Flugſand hat allen Pflanzenwuchs verdrängt. Bewegliche Sandhügel, das Spiel der Stürme, die von dem rauhen Meer unbehindert über das Land ſauſen, verändern fortdauernd ihre Stelle, entſtehen, verwehen und häufen ſich an einem andern Orte wieder an. Ich brachte, die Gegend durchreiſend, hier eine Stunde zu, die mir ein unvergeßliches Bild der wildeſten Zerſtörung hinterließ, und nicht ohne Gefahr war. Indem ich die öde, ſandige Gegend einſam durchritt, erhob ſich vom Meere, aus Norden her, ein Sturm mit Gewitter. Die Wellen hoben ſich, die Wolken jagten ſich unruhig, der Himmel ward dunkler und drohender, der Sand fing an, ſich immer in größern und größern Maſſen unter den Füßen des Pferdes zu bewegen, er erhob ſich im Wirbel und erfüllte die Luft. Der Weg ward unkenntlich, das Pferd ſank tief in den loſen Sand hinein; Himmel, Erde und Meer wurden vermiſcht und alle Gegenſtände in eine Staub- und Sandwolke verhüllt. Keine Spur von Leben oder Vegetation; der Sturm ſauſte durch die Luft, die Wellen des nahen Meeres peitſchten das Ufer, der Donner rollte in der Ferne, und durch die Staubwolke drang der Blitz, trübe, dunkel, röthlich, kaum hindurch. Die Gefahr war augenſcheinlich, als ein plötzlicher gewaltiger Gewitterregen den Sand zur Ruhe brachte und mich, völlig durchnäßt, den Weg nach der kleinen Stadt finden ließ. Es war eine grauenhafte Vermiſchung aller Elemente. Wie das Erdbeben ein Seufzer der Natur aus tiefer Bruſt iſt, gab dieſes Chaos das Bild eines wild zerriſſenen Gemüthes: alle Hoffnung zerſtört, jede Freude verſchüttet, die Trümmer der Vergangenheit, grauſe Wuth und Kummer verdeckend, unter der wüſten Stätte unruhiger Leidenſchaften vergraben, die Stimme des Gewiſſens drohend, donnerähnlich, in der Ferne das verzehrende Feuer dunkel leuchtend in der trüben Seele, bis die längſt verſiegten Thränenquellen ſich gewaltſam fluthend eröffnen, und die Wehmuth die zerriſſene Seele in ihren Wellen begräbt.

In dieſer traurigen Gegend war vor Zeiten ein Dorf, **Rörwig**, etwa eine Viertelmeile vom Ufer entfernt. Der Flugſand hat das Dorf verſchüttet, die Einwohner, meiſt Schiffer und Fiſcher, haben ſich dicht am Ufer angebauet, nur die feſte Kirche, auf einem Hügel erbaut, ſteht noch einſam, von der traurigen, beweglichen Oede umgeben. Sie iſt der Schauplatz dieſer räthſelhaften Erzählung.

In der einſamen Stube ſaß, in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, der alte ehrwürdige Prediger des Ortes, in fromme Betrachtung verſunken. Es war gegen Mitternacht. Das Haus lag am Ende des Dorfes, und die einfachen Sitten der Einwohner kannten das wechſelſeitige Mistrauen ſo wenig, daß Schloß und Riegel ihnen fremd waren, und jede Thüre offen blieb. Die nächtliche Lampe brannte trübe, die feierliche Stille ward nur von dem Rauſchen des Meeres unterbrochen und der blaſſe Mond ſpiegelte ſich in ſeinen Wellen. Da hörte er die Thüre unten öffnen, vernahm ſtarke Männertritte auf der Treppe, und erwartete ſchon die Aufforderung, irgend einem Sterbenden mit geiſtlichem Troſte beizuſtehen. Zwei fremde

Männer traten ſchnell herein, in weiße Mäntel gehüllt. Der eine näherte ſich ihm höflich. Mein Herr, ſagte er, Sie werden uns ſogleich folgen. Sie müſſen eine Trauung verrichten; das Brautpaar wartet ſchon in der entfernten Kirche. Dieſe Summe, ſprach er ferner und zeigte dem Greis eine volle Geldbörſe, wird Sie für die Mühe und für den Schrecken über eine ſo unerwartete Aufforderung hinlänglich entſchädigen. Der Greis ſtarrte die fremden Geſtalten, die ihm etwas Furchtbares, ja Geſpenſtiſches zu haben ſchienen, ſtumm und erſchrocken an. Der Fremde wiederholte ſeinen Antrag dringend und gebieteriſch. Als der Greis ſich erholt hatte, fing er mild an, dem Fremden vorzuſtellen, wie ſein Amt ihm nicht erlaubte, eine ſolche feierliche Handlung, ohne Kenntniß der Perſonen und ohne diejenigen Förmlichkeiten, welche die Geſetze fordern, zu begehen. Da trat der andere drohend hervor. Mein Herr, Sie haben die Wahl, folgen Sie uns und nehmen Sie die angebotene Summe, oder bleiben Sie hier, aber dann fährt eine Kugel durch Ihren Kopf. Er hielt ihm ein Piſtol vor die Stirne und erwartete die Antwort. Der alte Prediger erblaßte, erhob ſich furchtſam und ſtillſchweigend, kleidete ſich ſchnell an und ſagte dann: Ich bin fertig. Die Fremden hatten zwar Däniſch geſprochen, aber ſo, daß man die Ausländer nicht verkennen konnte. Die räthſelhaften Männer gingen ſchweigend in der nächtlichen Stille durch das Dorf; der Prediger folgte. Es war eine völlig dunkle Herbſtnacht, denn der Mond war ſchon untergegangen. Als ſie aus dem Dorfe traten, ſah der von Schrecken und Erſtaunen betäubte Greis die Kirche hell erleuchtet; und noch immer ſtillſchweigend ſchritten ſeine Begleiter, in ihre weißen Mäntel gehüllt, ſchnell durch die öde, ſandige Fläche, während er mühſam und nachdenklich zu folgen ſtrebte. Als ſie die Kirche erreicht hatten, verbanden ſie ihm die Augen. Die dem Prediger wohl bekannte Nebenthür öffnete ſich knarrend, und er ward in ein dichtes Gedränge von Menſchen gewaltſam hineingeſtoßen. Um ſich her hörte er durch die ganze Kirche ein Gemurmel, in ſeiner Nähe Geſpräche in einer ihm völlig unbekannten Sprache. Wie er vermuthete, war es Ruſſiſch. Und als er nun mit verbundenen Augen, von allen Seiten gedrängt, rathlos und in großer Verwirrung daſtand, fühlte er ſich von einer Hand ergriffen und ward mit Gewalt durch das dichte Gedränge gezogen. Endlich war das Volk, wie es ſchien, zurückgewichen; man löſte die Binde, er erkannte den einen ſeiner nächtlichen Begleiter und fand ſich vor dem Altar ſtehend. Eine Reihe großer brennender Wachslichter, in prächtigen ſilbernen Leuchtern, zierte den Altar; die Kirche ſelbſt war durch viele Lichter ſo hell erleuchtet, daß man die entfernteſten Gegenſtände erkannte; und war kurz vorher, als er erblindet in das Gewühl des dichten Haufens gedrängt ward, das Gemurmel ihm fürchterlich, ſo erfüllte jetzo die furchtbare Stille unter der großen Menge die bange Seele mit Entſetzen. Obgleich die Nebengänge und Stühle dicht mit Menſchen beſetzt waren, ſo war dennoch der mittlere Gang völlig leer, und der Prediger erkannte tief unten ein friſch aufgewühltes Grab. Der Stein, der es ſonſt bedeckte, ſtand an einen Stuhl gelehnt. Der Prediger ſah nichts, als Männer, nur in einem entfernten Stuhle glaubte er eine Frau undeutlich zu erkennen. Die Stille dauerte einige Minuten, ohne daß Jemand ſich rührte. So mag in der verirrten Seele ein ſtilles, dumpfes Brüten, jeder entſetzlichen That vorangehen.

Endlich richtete ſich ein Mann auf, deſſen prächtiger Anzug ihn von den übrigen unterſchied und ſeinen hohen Stand verrieth. Er ſchritt raſch den leeren Gang entlang, indem die Menge ihn anſtarrte, und ſeine Tritte hallten in der Kirche wieder. Der Mann war von mittelmäßigem Wuchſe, breitſchultrig, von gedrungenem Bau, ſein Gang trotzig, das Geſicht gelblichbraun, die Haare rabenſchwarz, die Züge ſtrenge, die Lippen wie voll Ingrimm geſchloſſen, eine kühn gebogene Naſe erhöhte das Gebieteriſche ſeines Anſehens, lange dunkle und buſchige Augenbraunen überſchatteten die kleinen ſchwarzen Augen, in welchen eine wilde Gluth brannte. Er trug ein grünes Kleid, mit ſtarken goldenen Treſſen beſetzt, und an dem Kleide blitzte ein Stern. Die Braut, die neben ihm kniete, war prächtig, ja mit Sorgfalt angezogen. Ein himmelblaues Gewand, reich mit Silber beſetzt, umſchlang die ſchlanke Geſtalt und warf ſich in großen Falten über die anmuthigen Glieder. Ein Diadem, von Edelſteinen blitzend, zierte die blonden Haare. Die höchſte Anmuth und Schönheit ließ ſich in den obſchon entſtellten Zügen des Geſichts erkennen. Die leichenhaften Wangen waren völlig wie erſtarrt, kein Zug bewegte ſich, die erblaßten Lippen ſchienen todt, die Augen wie gebrochen, und die erſchlafften Arme hingen völlig gerade an dem zuſammengeſunkenen Leib herab. So kniete ſie, ein Bild des Todes, und ein furchtbares Entſetzen ſchien ſo Bewußtſein, wie Leben in einem wohlthätigen Schlummer feſtzuhalten.

Jetzt erſt entdeckte der Prediger ein altes häßliches Weib in einem fratzenhaft bunten Anzuge, den Kopf mit einem blutrothen Turban bedeckt, welches grimmig, ja ſpöttiſch über die knieende Braut weg blickte. Hinter den Bräutigam hatte ſich ein rieſenhafter Mann geſtellt, von finſterm Anſehen, der unbeweglich, ſtarr und ernſt vor ſich hinſah.

Der Prediger, vor Schrecken gelähmt, blieb einige Zeit ſtumm, als ein wilder Blick von dem Bräutigam ihn an die Trauung mahnte. Was ihn in neue Verwirrung brachte, war die Ungewißheit, ob das Brautpaar ſeine Sprache verſtehen würde. Es war ihm nicht wahrſcheinlich. Dennoch faßte er ſich und wagte es, den Bräutigam nach dem Namen des Brautpaars zu fragen. Neander, Feodora, antwortete dieſer mit einer rauhen Stimme.

Der Prediger fing nun an, die Trauungsformel herzuleſen, indem ſeine Stimme ſchwankte und er, oft ſich irrend, die Worte wiederholen mußte, doch ohne daß das Brautpaar ſeine Verwirrung zu bemerken ſchien, wodurch er in ſeiner Vermuthung, daß Beiden die Sprache, wenn auch nicht völlig, unbekannt ſein müßte, beſtätigt ward. Als er nun fragte: Neander, willſt Du die hier neben Dir knieende Feodora für Dein rechtmäßiges Eheweib erkennen? da zweifelte er, ob der Bräutigam, der Sprache unkundig, antworten würde; aber zu ſeinem Erſtaunen ſprach dieſer laut, ja faſt ſchreiend, das Ja, in einem furchtbar gellenden Tone, der durch die ganze Kirche drang. Tiefe Seufzer, die allenthalben aus der Menge hervordrangen, begleiteten das entſetzliche Ja, und ein ſtilles Zucken, wie ein entfernter Blitz, ſetzte die todtenbleichen Züge der Braut in vorübergehende Bewegung. Er wandte ſich darauf, lauter redend, als wollte er ſie aus dem Todesſchlummer erwecken, an die Braut, indem er ſagte: Willſt Du, Feodora, den neben Dir knieenden Neander für Deinen rechtmäßigen Ehegemahl erkennen, ſo antworte durch ein vernehmliches Ja! Da erwachte die entſeelte Braut, ein tiefes, grauenhaftes Entſetzen bewegte die erſchlafften Wangen, die erblaßten Lippen bebten, ein ſchnell verfliegendes Feuer blitzte aus den Augen, die Bruſt hob ſich, ein gewaltſamer Thränenguß löſchte die Gluth der Augen, und das Ja ließ ſich hören wie das Angſtgeſchrei einer Sterbenden, und ſchien in den unwillkürlichen Tönen des Schmerzes, die aus jeder Bruſt der Menge hervorbrachen, ein tiefes Echo zu finden. Die Braut ſank der widrigen Alten in die Arme. Einige Minuten vergingen in furchtbarem Stillſchweigen. Da ſah der Prediger die leichenblaſſe Braut, wie vorher, in tiefer Betäubung knieen und beendigte die Trauung. Der Bräutigam erhob ſich und führte die ſchwankende Braut nach ihrem vorigen Platze; die Alte und der rieſenhafte Mann folgten. Die Begleiter des Predigers erſchienen wieder, verbanden ihm die Augen, zogen ihn, nicht ohne Mühe, durch das Gedränge, und nachdem ſie ihn aus der Thür geſtoßen hatten, verriegelten ſie dieſelbe inwendig und überließen ihn ſich ſelber.

Hier ſtand er nun einſam und ungewiß, ob das ſchauderhafte Ereigniß, mit allen ſeinen furchtbaren, ja geſpenſterähnlichen Umſtänden nicht ein Traum wäre, der ihn ängſtigte. Als er aber die Binde von den Augen geriſſen hatte, als er die hellerleuchtete Kirche vor ſich ſah und das Gemurmel der Menge hörte, mußte er ſich wohl von der Wirklichkeit der räthſelhaften Begebenheit überzeugen. Um den Erfolg, ſo viel möglich, zu erfahren, verbarg er ſich in einem Winkel außerhalb der Kirche, an der entgegengeſetzten Seite, und indem er hier lauſchte, hörte er, wie das Gemurmel immer ſtärker ward. Es war, als entſpönne ſich ein heftiger Streit; er glaubte die rauhe Stimme des Bräutigams zu erkennen, die gebieteriſch Stillſchweigen gebot. Dann erfolgte eine lange Pauſe. Ein Schuß fiel, das Geſchrei einer weiblichen Stimme ließ ſich hören. Darauf wieder eine Pauſe; dann ein Wühlen und Arbeiten, welches faſt eine Viertelſtunde dauerte. Die Lichter wurden ausgelöſcht, das Gemurmel erhob ſich wieder, und die ganze Menge ſtürzte zur Kirche hinaus und eilte lärmend dem Meere zu.

Jetzt erhob ſich der alte Prediger und eilte nach ſeinem Dorfe. Dort erweckte er Nachbarn und Freunde, indem er ihnen, was ihm Wunderbares und Unglaubliches begegnet war, noch von Schrecken ergriffen, erzählte. Aber ſo ruhig, ſtill, durch die gewohnten Grenzen des Herkömmlichen beſtimmt, war alles, was dieſen einfachen Menſchen entgegentrat, daß ſie von einem ganz andern Entſetzen ergriffen wurden. Sie glaubten nämlich, daß irgend ein unglücklicher Zufall die Einbildungskraft des geliebten Lehrers in Unordnung gebracht hätte, und nur mit vieler Mühe, und indem ſie ſich nach ſeinen vermeintlichen Phantaſieen richten wollten, überredete er einige, ſich mit Brecheiſen und Schaufeln zu verſehen und ihm nach der Kirche zu folgen.

Indeſſen war die Nacht verſchwunden, die Sonne zeigte ſich ſchon, und als der Prediger mit ſeinen Begleitern den Hügel zur Kirche hinaufſtieg, erkannten ſie ein Kriegsſchiff unter vollen Segeln, welches ſich vom Ufer entfernte und nach Norden hinſteuerte. Ein ſo überraſchender Anblick in dieſer einſamen Gegend machte die Begleiter ſchon zweifelhaft; aber noch geneigter waren ſie, dem Greiſe Glauben beizumeſſen, als ſie die Nebenthüre der Kirche gewaltſam erbrochen fanden. Voll Erwartung betraten ſie die Kirche. Der Prediger zeigte ihnen nun das Grab, welches er in der Nacht aufgewühlt geſehen hatte. Man erkannte leicht, daß der Stein abgewälzt und von Neuem daraufgelegt war. Das Brecheiſen ward angeſetzt und in dem eröffneten Grabe fand man einen neuen, reich geſchmückten Sarg. Mit faſt jugendlicher Ungeduld ſtieg der Greis ſelber mühſam in das Grab hinab, Andere folgten ihm; der Deckel ward abgehoben und der alte Prediger fand ſeine entſetzliche Ahnung beſtätigt. In dem Sarge lag die Braut ermordet. Das prächtige Diadem war verſchwunden. Die Kugel war in der Gegend des Herzens durch die Bruſt gegangen. Die entſtellenden Züge des tiefen Grames waren aus ihrem Antlitze verſchwunden, ein himmliſcher Friede hatte das ſchöne Geſicht verklärt, und wie ein Engel lag ſie da. Der alte Greis ſtürzte laut weinend neben dem Sarge nieder und betete für die Seele der Ermordeten, und ſtumme Verwunderung und Grauen ergriff die Begleiter.

Der Prediger fand ſich verpflichtet, dieſes Ereigniß dem Biſchofe von Seeland, als ſeiner höchſten Behörde, ungeſäumt und umſtändlich zu melden, und bis er aus Kopenhagen Nachricht erhielt, nahm er den Freunden einen Eid ab, daß ſie ſtill ſchwiegen. Das Grab ward wieder zugedeckt und Keiner wagte etwas zu ſprechen. Plötzlich erſchien ein angeſehener Mann aus der Hauptſtadt, erkundigte ſich genau nach Allem, ließ ſich das Grab zeigen, lobte das bis dahin beobachtete Stillſchweigen, forderte ſtrenge, daß der Vorfall beſtändiges Geheimniß bleiben ſollte, indem er jeden, der davon zu ſprechen wagte, mit der härteſten Strafe bedrohte.

Nach dem Tode des Predigers fand man einen ſchriftlichen Aufſatz, die Erzählung dieſes Ereigniſſes, dem Kirchenbuche beigefügt. Einige glauben, daß es mit den ſchnellen und gewaltſamen Thronveränderungen nach Peter des Erſten und Katharinens Tode in irgend einer geheimen Beziehung ſtehen mag. Das tiefe Räthſel dieſer ſchauderhaften That zu löſen, wird ſchwer, wo nicht unmöglich ſein.

Inhalt.

Seite
1) Ueber Sagen und Mährchen aus Dänemark . 9
2) Mährchen und Sagen aus dem Rieſengebirge . 25
3) Die ſchlafende Braut 77
4) Anhang: Die Trauung 289

Gedruckt bei Graß, Barth und Comp. in Breslau.

Was ich erlebte.

Erſter Band.

Was ich erlebte.

Aus der Erinnerung niedergeſchrieben

von

Henrich Steffens.

Erſter Band.

Breslau,
im Verlage bei Joſef Max und Komp.

1840.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Mein geistig einsames
Knaben- und erstes Jugendleben.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Herkunft.

Mein jüngſter Bruder lebte in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts als Fähnrich in der Feſtung Rendsburg. Die Offiziere der Garniſon, wenigſtens die jüngeren, gehörten damals im Ganzen eben nicht zu den Gebildetſten einer Armee, die durch ſiebzigjährigen Frieden in eine Art von ſtarrer Unbeweglichkeit gerathen war. Mein Bruder aber, der mit lebendigem Intereſſe, ſo weit ſeine Bildung und ſeine Verhältniſſe es erlaubten, an der geiſtigen Bewegung der damaligen Zeit Theil nahm, und ſich beſonders mit dem wiſſenſchaftlichen Theile ſeines Fachs beſchäftigte, lebte ſehr einſam und zurückgezogen. Das Schickſal hatte einen jungen franzöſiſchen Emigranten von einer der geſchichtlich bedeutendſten Familien als Offizier nach dieſer entlegenen Garniſon hin verſchlagen. Ich erinnere mich nicht mehr mit Sicherheit ſeines Namens. Er mochte in dem Umgange mit meinem Bruder mehr Unterhaltung finden, als mit den übrigen Offizieren der Garniſon, er ſchloß ſich an ihn an, und mein Bruder mochte auch die Gelegenheit benutzen, ſich im franzöſiſch Sprechen zu üben. Dieſer junge Mann unterhielt ſeinen Freund unabläſſig mit Erzählungen von den hohen Thaten, dem großen Anſehen und dem bedeutenden Reichthum ſeiner Familie. Viele Emigranten, ſo wie dieſer, hielten damals die Hoffnung feſt, bald wieder ſiegreich nach ihrem Vaterlande zurückzukehren, und da die beſchränkten Verhältniſſe, in welchen mein Bruder damals lebte, ihm nicht verborgen bleiben konnten, ſo machte er ihn wohl aufmerkſam darauf, wie viele Vortheile ſeine Bekanntſchaft ihm, als einem jungen kenntnißreichen Offizier, der auch in Frankreich eine Stelle finden könnte, bringen würde, und bot ihm ſeine Protection für die zu erwartende Zukunft an.

Mein Bruder, der weder ſeine Anſichten, noch ſeine Hoffnungen theilte, horchte mit wohlwollender Aufmerkſamkeit auf ſeine Erzählung. Nach einiger Zeit wünſchte der junge Emigrant, daß ſein Freund, den er wenigſtens als einen jungen Adligen betrachtete, wenn auch nicht von einer ſo bedeutenden Familie, ihm etwas von ſeiner Herkunft mittheilen möchte. Mein Bruder verſprach es, ſchob aber die Erfüllung des Verſprechens von einer Zeit zur andern auf, bis der Freund ungeduldig ward. Endlich brachte er ihm ein blechernes Behältniß, in welchem ſich ein altes Dokument auf Pergament geſchrieben befand. Unten war ein blauſeidnes mit Silber durchwirktes Band durchgezogen und dieſes trug eine hölzerne Büchſe mit einem Wachsſiegel. Hier iſt mein Adelsdiplom, ſagte er, und der Emigrant verſicherte, daß die Dokumente ſeiner vornehmen Familie kaum ſo zierlich ausſähen. Er nahm es mit nach Hauſe, und mein Bruder überließ ihm die Entzifferung des Dokuments. Der Emigrant war in der deutſchen Sprache zu unwiſſend, und nach einigen Tagen brachte er es meinem Bruder zurück, verſichernd, er könne nicht klug daraus werden, und erſuchte ihn, es zu überſetzen. Mein Bruder überſetzte alſo das Dokument folgenden Inhalts:

„Allen und Jedermänniglichen, denen dieſer unſer offener Brieff zu leſen vorkömmt, thun kund und fügen zu wiſſen Wir Aelteſten und ſämmtliche Meiſtern der Chirurgiä und Barbier-Zunft der Stadt

Wilſter, Hollſteiniſchen Fürſtenthums, daß vor uns perſönlich erſchienen der Ehrbare und Kunſterfahrene Meiſter Nicolaus Zimmermann, Unſer Amts-Mit-Bruder, Glaubwürdig Zeugender, was maßen Hinrich Steffens, des vor Ehr- und Achtbahren Hinrich Steffens Bürgers und Branntwein-Brenners hieſelbſt Eheleiblicher Sohn, ſeine drei Lehrjahre vollkömmlich ausgeſtanden und ſich gegen ſeinen Meiſter und ſonſten Männiglich, als einem frommen fleißigen und Ehrbaren Lehrjungen wohl anſteht, verhalten; Und darauf mit des Lehr-Meiſters guten Willen ſeinen Abſchied genommen, alſo daß Er, der Meiſter, dieſen Schein zu ſeinem rechten beſtändigen Lehr-Brieff Ihm wollte wiſſentlich und gerne communiciret und mitgetheilet haben. So gelanget hiermit an alle und Jede, ſo mit dieſen unſern offenen Brieffe erſuchet werden, Unſere Jedem nach Standes Gebühr dienſtfreundliche und fleißige Bitte, Sie wollen dieſen allen nicht allein vollkommenen Glauben beymeſſen, beſondern auch obgemeldeten Hinrich Steffens wegen guter Verhaltung und ausgeſtandener Lehrzeit zu lieben und alle mögliche Beförderung Ihme widerfahren laſſen. Solche ſeyn wir nun einem Jeden nach Gebühr hinwider zu verſchulden erböhtig und willig. Zur Urkund der Wahrheit haben wir dieſen Brieff mit unſerm Ammts=Siegel bekräfftigt, der gegeben in Wilſter im Jahre nach Chriſti unſers einigen Erlöſers und Seligmachers Gnadenreichen Gebuhrt Ein Tauſend Sieben Hundert Ein und Sechzig den Sieben und Zwanzigſten Tag des Monaths Junii.“

Eine noble Familie! rief der Emigrant, und es iſt wohl möglich, daß eine ſo überraſchende Entdeckung ſtörend auf die bisherige Vertraulichkeit des Umgangs eingewirkt hat. Mein Bruder kam kurz darauf als Lieutenant nach Kopenhagen, und ich habe von einer ferneren Verbindung zwiſchen ihm und dem Emigranten nichts vernommen. Dieſes Familien=Dokument beſitze ich noch, und es iſt das einzige. Es iſt ein natürliches Gefühl, daß man ſeine Familie in Ehren zu halten ſucht, und wenn auch die Handtierung meines Greßvaters mir nicht die wünſchenswertheſte zu ſein ſcheint, ſo darf man doch nicht vergeſſen, daß man zu ſeiner Zeit die allerdings furchtbaren Folgen dieſes Gewerbes, die ſich erſt ſpäter entwickelt haben, kaum ahnete, und ſo darf ich ihn immer als einen redlichen und achtbaren Bürger der wohlhabenden

Stadt Wilſter in der Holſteiniſchen Marſch betrachten und ſein Andenken in Ehren halten.

Auch war ſein Lebenslauf nicht ſo ganz einfach. Mein Urgroßvater war ein reicher Kaufmann derſelben Stadt, der das Unglück hatte zu falliren. Mein Vater kannte ihn nicht, (denn er ſcheint vor ſeiner Geburt geſtorben zu ſein) erzählte aber, als eine Familienſage, von den Körben voll Silbergeräthe, die nach ſeinem Bankerott aus ſeinem Hauſe getragen wurden. Die Familie hatte ohne allen Zweifel Verwandte in Holland und in der holländiſchen Colonie in Südamerika; eine Vermuthung, die auch mein Vater ausſprach und die ſpäter höchſt wahrſcheinlich geworden iſt. Der nachherige Wilſter Bürger, als einziges Kind des fallirten Kaufmanns, nahm daher ſeine Zuflucht zu ſeinen ſüdamerikaniſchen Verwandten in Surinam, ward Faktor eines Coloniebeſitzers in Berbice, heirathete dort eine Holländerin van Leuwen, ward wahrſcheinlich, von den Verwandten unterſtützt, ſelbſt Coloniebeſitzer, und dort iſt mein Vater Henrich Steffens den 11. Februar 1744 geboren. Seine Mutter ſtarb, und dieſer Todesfall ſo wie die Sehnſucht nach dem Vaterlande hat wohl meinen

Großvater bewogen, noch ehe es ihm gelungen war, ein bedeutendes Vermögen zu erwerben, nach ſeiner Vaterſtadt zurückzukehren. Daß mein Vater die Chirurgie wählte, war eben für einen emporſtrebenden jungen Menſchen nicht ſo ſonderbar. Wer Luſt, Eifer und Talent beſaß, konnte ſich von einem ſcheinbar geringen und kümmerlichen Anfange damals in dieſer Handtierung bis zu einer ſehr anſtändigen Stellung fortarbeiten, und zwei der ausgezeichnetſten Schriftſteller, die in der Wiſſenſchaft ſich einen bleibenden Ruf erworben haben, Calliſen und Herholdt, waren Holſteiner wie mein Vater und fingen wie er an. Er zog als Compagnie-Chirurgus mit den däniſchen Truppen nach Mecklenburg, als der verhängnißvolle Krieg mit Rußland auszubrechen drohte, der, wenn er wirklich ſtattgefunden hätte, keinen glücklichen Ausgang für Dänemark verſprach. Der Friede ward geſchloſſen, ohne daß ein feindlicher Angriff erfolgt war. Mein Vater ging, ſeiner wiſſenſchaftlichen Ausbildung wegen, nach Kopenhagen. Sein wahrſcheinlich nicht bedeutendes Vermögen ward auf ſeine Studien verwandt, und daß er dieſe nicht nur auf ſein Fach ausdehnte, beweiſt ſeine Bekanntſchaft mit der deutſchen Literatur der damaligen Zeit, mit den Dichtern, Naturforſchern und ſogenannten Philoſophen. Seine nicht unanſehnliche Bibliothek, die alle klaſſiſchen Werke ſeiner Zeit enthielt und die mir in meiner Jugend ſo wichtig ward, enthielt die Werke der Dichter, Phyſiker und Philoſophen neben den klaſſiſchen Schriften der Medizin und Chirurgie. Aber ſie reichte nur bis in die achtziger Jahre hinaus. Von dieſer Zeit an unterbrachen häusliche Sorgen ſeine Studien und verhinderten ihn, ſeine Bibliothek zu vergrößern. Er war ein ſehr lebhafter geſelliger und geiſtreicher Mann, und da er als Diſtricts-Chirurgus mit der Berechtigung der Ausübung ärztlicher Praxis in Odsherred, einer entlegenen aber fruchtbaren Gegend, im nordöſtlichen Siaelland angeſtellt ward, gewann er das Herz der Tochter eines wohlhabenden Gutsbeſitzers Bang, aus einer der angeſehenſten Familien des Landes. Er war von ſeiner väterlichen Gegend getrennt, ſein Vater geſtorben und er das einzige Kind. Von jetzt an verſchwand aller Einfluß ſeiner Familie, und was wir Kinder von dieſer und von ihren früheren Schickſalen vernahmen, klang wie fremd und ſeltſam. Deſto mächtiger ward der Einfluß der Familie, in welche er einverleibt war, auf unſere Kindheit und frühere Jugend.

Zwar ſchien es, als wenn auch dieſer Einfluß verſchwinden ſollte, denn ein paar Jahre nach ſeiner Verheirathung ward er nach Stavanger in Norwegen verſetzt. Er erhielt den Auftrag, für diejenigen, die an der Radeſyge (jener mediziniſch merkwürdigen Krankheit der norwegiſchen Küſtenbewohner, die dem Ausſatz verwandt iſt) litten, ein Spital einzurichten und Beobachtungen über dieſe verwickelte Krankheit anzuſtellen. Ein ſo ehrenvoller Auftrag beweiſt, welches Vertrauen man in ſeine Einſicht ſetzte; er reiſte mit Frau und einem in Obsherred gebornen Kinde, meinem älteſten Bruder (eine ältere Tochter war kurz nach der Geburt geſtorben) ab, und einige Monate nach der Ankunft ward ich in Stavanger geboren. Nach einem Aufenthalt von drei- bis vier Jahren zog er als Regiments-Chirurgus nach Trondhiem. Von da an blieb er in dieſer Stellung, ward aber nach Dänemark zurück verſetzt, wo er erſt in Helſingör, dann in Roeskilde, dann in Kopenhagen, wo meine Mutter ſtarb, endlich in Rendsburg lebte und ſtarb.

Man erlaube mir einen kurzen Ueberblick über das Schickſal meiner Familie bis auf dieſe Zeit.

Wir waren ſechs Geſchwiſter, vier Söhne und zwei Töchter, alle nur ein Jahr auseinander. Auch die verſtorbene Schweſter war nur ein Jahr älter als mein älterer Bruder. So häufige Wochenbetten, ſo ſchnell hintereinander folgend, zerſtörten die Geſundheit der früher lebensluſtigen und fröhlichen Mutter. Ich habe ſie nur krank und faſt immer bettlägerig gekannt. Unter meinen Geſchwiſtern hatten mein älteſter Bruder und meine jüngſte Schweſter die einfachſten Schickſale; der erſte hat nie ſein Vaterland verlaſſen. Er war Major des Ingenieur-Corps, Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften in Kopenhagen und Profeſſor der Artillerie und Landkadetten-Akademie, als er im Jahre 1817 ſtarb, und einen Sohn und eine Tochter hinterließ. Meine jüngſte Schweſter ward nach dem Tode der Mutter im Hauſe eines Onkels in Odenſee erzogen, heirathete dort einen Prediger, hat eine Menge Kinder, doch nur einen Sohn, und lebt noch. Mein älteſter Bruder iſt in Kopenhagen neben ſeiner Mutter begraben. Mein Vater ruht in Rendsburg. Ich bin der zweite Sohn, der dritte, der nach mir folgte, war Regiments-Chirurg in Trondhiem, wie der Vater es war, ſtarb 1807 auf einer Reiſe von Kiel, wo er den damaligen Regenten des Landes, den Kronprinzen aufgeſucht hatte, plötzlich in Hadersleben, wo er begraben liegt. Die darauf folgende ältere Schweſter iſt in Trondhiem an den Bürgermeiſter verheirathet, und lebt noch mit einer Menge Töchter und einem Sohn. Mein jüngſter Bruder endlich, nach einem höchſt bewegten Leben, ſtarb als Major und Gouverneur der däniſchen Beſitzungen in Afrika im Jahre 1821.

So ſcheint ein zerſtreuendes Element von Anfang an das Schickſal der Glieder meiner Familie verfolgt zu haben. Ich ſchaue mit einer ſtillen Wehmuth auf die Reſte der Lebendigen und auf die weit auseinander liegenden Gräber der Verſtorbenen, der von ſeinem Vaterlande getrennte, allein übrig gebliebene Bruder in einem Alter, welches weder meine Brüder noch mein Vater, noch ſo viel ich vermuthen kann, mein Großvater erreichten. Meine drei Brüder haben alle in den Kreiſen, in welchen ſie lebten, ſich ausgezeichnet, ſie hatten ſämmtlich die Aufmerkſamkeit des Königs des Landes auf ſich gezogen. Ich und zwei meiner Brüder waren verheirathet, und aus den drei Ehen entſprang nur ein Sohn, der den Namen fortpflanzen ſoll. Er ward in meinem Hauſe von ſeinem ſiebenten Jahre an erzogen und lebt jetzt als Arzt in Norwegen, ſeit kurzer Zeit verheirathet.

Einfach und ſchmucklos habe ich dieſen Umriß geben wollen.

Stavanger.

Da bin ich geboren den 2. Mai 1773. In demſelben Monate, etwa drei Wochen ſpäter, ward mein Freund Ludwig Tieck in Berlin und an demſelben Tage Hardenberg (Novalis), dem ich in den letzten Jahren ſeines Lebens näher trat, in Weißenfels geboren. In meinem dritten Jahre verließen meine Eltern Stavanger und ich machte in dieſen frühen Jahren die erſte Seereiſe längs der rauhen Küſte des weſtlichen Norwegens. Mein jüngſter Bruder war kaum ein Jahr alt. Im Jahre 1794, als ich Norwegen auf einer Reiſe nach Bergen wiederſah, mußte das Schiff ſeine Zuflucht in dem ſüdweſtlichen Hafen Siriwaag ſuchen. Wir blieben, durch widrigen Wind aufgehalten, acht Tage in dieſem einſamen Hafen. Stavanger iſt nur ſechs Meilen von dort entfernt. Aber auf die Wimpel lauernd, durften wir den Hafen nicht verlaſſen. Ich kam ſeitdem meinem Geburtsorte nie ſo nahe.

Es iſt eine eigene Empfindung, die mich mein ganzes Leben hindurch begleitet hat, einen Ort, der mich ſo nahe anging, nur durch die ſagenhafte Mittheilung Anderer zu kennen. Man kann den Gedanken nicht aufgeben, daß in der Mitte dieſer Mittheilung doch wohl eine Spur eigener Erinnerung ſchlummere. Es iſt, als wenn ein Traumbild, eine tiefe Mythe des eignen Lebens aus einer uns völlig unbekannten und doch zugleich bekannten Welt uns entgegen träte. Der Meerbuſen, an deſſen Ufer zwiſchen nackten Felſen Stavanger liegt, die nahen Inſeln, wurden mir in ſpäteren Jahren als Schauplätze bedeutender Thaten nordiſcher Helden bekannt. Snorro Sturleſen, jener Herodot des Nordens, führt uns oft und in den bedeutendſten Zeiten des Reichs nach dieſen Gegenden hin. Die Kirche iſt eine der älteſten im Norden. Jetzt freilich hat dieſe Stadt eine andere Bedeutung. Wie man auf den Univerſitäten halbjährig auf die wachſende Zahl der Studirenden, wie man in den Bädern auf die Badegäſte, ſo lauern die Einwohner meines Geburtsorts auf die Heringszüge. Die Stadt iſt mit Hull in lebhaftem Verkehr, den ganzen Sommer hindurch; Dampfböte mit Ladungen von friſchem Lachs und Hummer gehen nach England, reiche Engländer eilen hierher, um einige Gerichte Lachs für ihre ſchwelgeriſche Tafel ſelbſt zu angeln; mir aber ſchweben Häuſer, nackte Felſen und Meer in nebelhafter Miſchung vor der Seele und ich weiß nicht zu ſondern, was ſich aus eigener Erinnerung erhalten hat, was ich durch frühe Ueberlieferung innerhalb der Familie erfuhr, und was ich ſpäter erworbenen Kenntniſſen verdanke.

Man wird ſagen, ich ſolle mich darüber beruhigen, eine ſo frühzeitige Erinnerung finde gar nicht ſtatt, und aus ſeinem dritten Jahre wiſſe kein Menſch ſich Etwas zu erinnern. Die Frage iſt nicht ohne pſychologiſches Intereſſe. Wenn das Kind ſeine früheſten Jahre an dem nämlichen Orte verlebt, wenn die Ereigniſſe innerhalb des engen Kreiſes der Familie, Spiele und Unterricht, ſich allmälig und ruhig fortbilden, dann freilich wird das Frühere von dem

Späteren zugedeckt; die Erinnerung, in ihrer Continuität rückwärts ſchreitend, findet immer unbeſtimmtere Umriſſe des Geſehenen, Erlebten, Gedachten. Anders iſt es, wenn dieſer genetiſche Zuſammenhang unterbrochen wird, wenn wir in eine andere, neue, fremde Welt verſetzt werden. Sollte dann nicht die ſpätere Erinnerung früher Erlebtes mit einer größeren Intenſität feſthalten? Sollte nicht ein pſychiſcher Inſtinkt, eine Furcht der Seele, ihre Vergangenheit zu verlieren, der Erinnerung eine Macht ertheilen können, die ſie, eingewiegt in der Sicherheit eines ruhigen Fortſchreitens, nicht zu erhalten vermag? Ich wenigſtens bin überzeugt, daß einige Bilder aus jener Zeit, die unverwiſcht mich immer verfolgen, urſprünglicher und nicht abgeleiteter Art ſind.

Was ich in meinem ein und zwanzigſten Jahre erlebte, mag zur Beſtätigung dieſer Vermuthung dienen. Wenige Tage nach meiner Ankunft in Bergen ging ich mit einigen Freunden nach Fanoe, einem Beluſtigungsort in der Nähe der Stadt. Als wir durch den Garten hinter dem Hauſe hinritten, war es mir, als träte plötzlich eine alte Erinnerung hervor. Dort, rief ich, und wies nach der Ferne, wird eine Allee links nach dem Ufer herunter laufen. Die Freunde fragten erſtaunt: woher ich dieſe Kunde habe? Und nun erzählte ich ihnen, wie meine Eltern, in meinem dritten Jahre, auf einer Reiſe bei Bergen anlegten, wie eine alte Magd uns oft erzählt hatte, von einer Allee, in welcher geputzte Herren und Damen ſpazieren gingen, die, erſtaunt über die vier Kinder, die im Alter ſo wenig verſchieden, faſt wie Vierlinge erſchienen, ſich viel mit uns beſchäftigt hatten. Auf mich hatte dieſe Erzählung, ich weiß nicht wodurch, in frühen Jahren einen großen Eindruck gemacht. Die Allee mit den geputzten Männern und Frauen ſchwebte mir vor den Augen, ohne daß ich zu entſcheiden wußte, ob es unmittelbare Erinnerung oder ein Phantaſie-Bild wäre, durch die Erzählung der Magd hervorgerufen. Jetzt, fuhr ich fort, iſt dieſes Bild wieder aufgelebt, wie es mir ſo beſtimmt vorſchwebte. Die Erzählung hat es erhalten, nicht erzeugt.

Trondhiem.

Die Erinnerung an Trondhiem, an dieſe in der norwegiſchen Geſchichte ſo wichtige Stadt, tritt ſchon beſtimmter hervor. Als meine Eltern die Stadt verließen, war ich im ſiebenten Jahre. Allerdings verweilt das Kind mehr bei allgemeinen Eindrücken. Das Gedächtniß behält nur allgemeine Ruinen der verſchwundenen Zeit, die roh und unzuſammenhangend neben einander liegen. Nach einem andern mildern Lande verſetzt, vermag das Kind nicht, die Ereigniſſe einer früheren Zeit in einer ihm immer fremder werdenden Umgebung in ihrem Zuſammenhange zu behalten.

Dennoch ſind mir die Umriſſe der Stadt geblieben. Die Eltern wohnten, wenigſtens in den letzten Jahren ihres Aufenthalts, in einer Häuſerreihe, die offen nach dem felſigen Meerbuſen zu lag. Uns gegenüber lag die Felſeninſel Munkholmen, auf deren Spitze eine Feſtung, die häufig für Staatsgefangene benutzt wurde. Dort ſtarb gegen das Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts einer der bedeutendſten Männer der däniſchen Geſchichte, Griffenfeld, ein armer Student, Schumacher, der, geadelt, dieſen Namen erhielt.

und der jetzt noch lebende berühmte Aſtronom Schumacher ſoll von derſelben Familie abſtammen. Er war eine jener klaſſiſchen Geſtalten der Geſchichte, die in ſolchen beſtimmten ſichern Umriſſen in der neuern Zeit in Europa überraſchen müſſen, und er würde als eine ſolche eine allgemeinere Bewunderung erregen, wenn nicht die inneren und genaueren geſchichtlichen Verhältniſſe Dänemarks ſelbſt den berühmteſten Geſchichtsforſchern ſo unbekannt wären. Er ward nämlich nach Einführung der Souverainität im 17. Jahrhundert der däniſche Geſetzgeber. Sein Geſetzbuch, wenn gleich auf frühere rechtliche Zuſtände baſirt, konnte dennoch ein neues, in ſcharfer Eigenthümlichkeit hervortretendes, genannt werden. Es war kurz, einfach, alle jene ſtörenden Entwickelungen früherer Zeiten waren abgewieſen und vermieden. Es mögen die einfacheren Verhältniſſe des kleineren Landes, beſonders aber die Nothwendigkeit, die rechtlichen Verhältniſſe von ihren tiefen Wurzeln, der Gewalt eines übermüthigen, jetzt geſtürzten Adels loszureißen, es mögen ſelbſt die roheren Verhältniſſe des rechtlichen Culturzuſtandes überhaupt dazu beigetragen haben, eine ſo ſchlechthin originelle Schöpfung zu fördern. Merkwürdig und bewunderungswerth iſt ſie auf jeden Fall. Sie erfordert einen mächtigen, Menſchen und Verhältniſſe entſchieden beherrſchenden Geiſt, einen energiſchen Scharfſinn, eine heldenmüthige Entſchloſſenheit. Griffenfeld iſt inſofern eine antike Geſtalt, und um Dänemarks innere Geſchichte zu begreifen, muß man das eigenthümliche Daſein eines ſolchen Mannes verſtehen. Die Beſchuldigungen, die ihn trafen und ſein lebenslängliches Gefängniß veranlaßten, haben große Aehnlichkeit mit dem, was man dem großen Baco von Verulam vorwarf. Wie viel Neid und Verläumdung dazu beitrugen, den mächtigſten Mann nächſt dem Könige im Lande zu ſtürzen, iſt deſto ſchwieriger zu entſcheiden, da wir, nach ſeiner Einſperrung, nur die Zeugniſſe ſeiner Gegner kennen.

Der Vater erzählte den Kindern Manches von dieſem berühmten Gefangenen, und ich erinnere mich wohl, wie ich als Kind gar nicht den Gedanken aufgeben konnte, daß er noch da ſein müßte. Die rauhe Feſtung, die den ganzen Gipfel des nackten Felſen bedeckte, oft in Nebel verhüllt, von brauſenden Wogen umſpült, verband ſich ſo innig mit dem Daſein des großen Gefangenen, daß, wenn ich mir jetzt jene Vorſtellungen meiner Kindheit zurückrufe, ich es zu verſtehen glaube, wie jene Anſicht von dem Gebanntſein geſtorbener Geiſter an beſtimmte Orte ſich hat ausbilden können.

Aber Trondhiems geſchichtliche Bedeutung reicht tiefer. Hakon Jarl herrſchte da, Oluf Tryggveſen überwand ihn hier und führte das Chriſtenthum ein. Die Domkirche in Trondhiem, die Olufs-Kirche, iſt die größte, geſchichtlich die wichtigſte, im Lande, architektoniſch eine der merkwürdigſten in Europa. Hierher ward die Leiche Oluf des Heiligen gebracht. Hier wurden die alten norwegiſchen Könige gekrönt. Der jetzige König von Norwegen erneuerte die uralte, ſeit 500 Jahren verdrängte Sitte. Ich erinnere mich nicht, daß ich das Innere dieſer Kirche als Kind jemals ſah, wohl aber ſchweben mir die großen Mauern mit ihren dunklen Fenſtern, die wüſten Räume, innerhalb der halb verfallenen Kirche klar vor der Seele. Nur der Chor iſt noch völlig erhalten und wird benutzt. Ich erinnere mich durchaus nicht, etwas von der Bedeutung dieſes Gebäudes gehört zu haben, während ich in Trondhiem lebte; aber ſpäter tauchte dieſes Bild meiner Kindheit mächtig empor, als ich mit den

Kämpfen des langſam ſiegenden Chriſtenthums, mit dem bedeutenden Leben Olufs des Heiligen bekannt ward.

Daß eine ſorgſame däniſche Mutter, die wohl kaum jemals mit der rauhen Gegend vertraut wurde, die Kinder ängſtlich hütete, iſt zu natürlich; ſo verließen wir wohl nie das elterliche Haus ohne Begleitung. Alle Kinder ſind Poeten. Sind wir losgeriſſen von dem frühern Leben, ſo treibt die Phantaſie ein freies Spiel mit Ereigniſſen und Umgebung. Und eben, weil, was in der Erinnerung bleibt, frei entſtanden iſt, bleibt es fortdauernd ein Gegenſtand der willkürlichen Dichtung. Ich erwähne daher nicht eine Reiſe mit den Eltern nach Hitteren, einer großen Inſel, wo ein Onkel Prediger war, wohl aber iſt mir eine Erſcheinung in der Erinnerung geblieben, die ſelten war. Die Heerſchaaren der wandernden hamſterartigen Thiere, der Lemminge, erſchienen in einer Gegend, in deren Nähe wir uns aufhielten, erfüllten Scheuern, Hof und Feld und ſetzten uns in großes Schrecken; aber der Heereszug, wahrſcheinlich nur eine Abtheilung eines größern, verſchwand nach wenigen Stunden.

So ſteht auch Trondhiem iſolirt und faſt mährchenhaft in meiner Erinnerung. Auch dieſe Stadt ſah ich nie wieder.

Im Jahre 1779 ward mein Vater nach Helſingör verſetzt. Die Eltern machten im December mit den zwei älteſten Knaben die Reiſe quer durch Norwegen. Die Magd, die, als meine Eltern heiratheten, in ihre Dienſte trat, die, als mein Vater ſtarb, ihm die Augen zudrückte, und in hohem Alter im Hauſe meiner jüngſten Schweſter ſtarb, hatte einen ächt däniſchen Namen (Maren) und verdient wohl genannt zu werden: ſie blieb in Trondhiem zurück, um dort Alles einzurichten und im Sommer die übrigen Kinder zur See nach Helſingör zu bringen. Ich erinnere mich dieſer Landreiſe weniger. Ich ſaß in dem Schlitten mit einem Apotheker Bull, der die Reiſe mitmachte. Es war der Großvater des jetzt ſo berühmt gewordenen Violiniſten Ole Bull. Eingepackt wie ich ſaß, mag ich wenig bemerkt haben. Zu den Erinnerungen, die dem Knaben am meiſten geblieben, gehörte das öftere Umwerfen der Schlitten. Einmal warf er ſo im Dunkeln um. Wir lagen in dem Schnee; ich mochte geſchloſſen haben, wache auf, und rief luſtig: „das fünfte Mal.“ Ich habe oft genug nachher gehört, wie nahe es daran war, das letzte Mal zu werden. Wir reiſten nämlich durch Drivdalen, ein finſteres Thal des hohen Dovre-Paſſes. Der Weg ging an einem Abgrund vorüber, ein Fluß ſchäumte in der Tiefe, die Straße neigte ſich dem Abgrunde zu, durch eine hohe Felſenwand auf der andern Seite geſperrt. Hier warf der Schlitten um, und wäre er nicht gegen einen der weit auseinander ſtehenden Pfeiler eines morſchen Geländers gefallen, ſo wäre von Ole Bull ſo wenig wie von mir die Rede geweſen.

Eine andere Scene iſt mir lebhaft im Gedächtniß geblieben. Wir waren Abends in einer Schenke abgeſtiegen, wo die Bauern der Gegend zum Thing verſammelt waren. Bei der Herbeiſchaffung der Pferde, zu welcher die Bauern der Gegend verpflichtet ſind, mögen einige Schwierigkeiten ſtattgefunden haben. Mein Vater war ein jähzorniger Mann; der Herr Bull mag auch nicht zu den Geduldigen gehört haben. Es entſpann ſich in der mit Menſchen überfüllten, ſpärlich erleuchteten Stube ein heftiger Streit, die Knaben ſchrien, die Männer zankten, doch ſchienen einige der Bauern ſich der Sache der Reiſenden anzunehmen. Als nun eben der Streit die gefährlichſte Wendung nahm, ſtellten die Bauern die ſchreienden Knaben in das Fenſter und gingen, nachdem ſie dieſe wohlwollende Handlung verrichtet hatten, drohend dem Vater entgegen. Er hatte einen Hirſchfänger gezogen; auf einmal hörte man ein durchdringendes Geſchrei. In einer Ecke der Stube ſaß die arme, in dicke Kleider und Pelzwerk eingehüllte Mutter; durch die Reiſe erſchöpft, durch den drohenden Auftritt erſchreckt, war ſie einer Ohnmacht nahe, und als ſie den Stahl des Vaters glänzen ſah, ſchrie ſie laut auf. Plötzlich entſtand eine Stille in der Stube, man lüftete die beſchwerliche Umhüllung, die Mutter lag in tiefer Ohnmacht. Durch dieſen Zuſtand einer kränklichen hülfloſen Frau war der Starrſinn der ſtreitſüchtigen, wahrſcheinlich durch einige unüberlegte Aeußerungen der Reiſenden erbitterten Bauern gebrochen. Der Streit war vorüber und der ganze drohende Auftritt endete plötzlich, wie er begonnen hatte. Die Mutter erholte ſich und wir fuhren weiter.

Helſingör.

1779—1785.

Und hier fängt nun erſt die zuſammenhängende Geſchichte meines Lebens an. Der Knabe in den früheſten Jahren lebt fortdauernd in einer ſehr engen Umgebung. Die große Schaubühne, die an dieſe engere Umgebung ſich anſchließt, verſchwimmt in dämmernder Unbeſtimmtheit. Klar liegt vor mir die erſte Wohnung meiner Eltern in Helſingör. Eine kleine Nebenſtraße lief nach dem Sunde zu, es war das letzte Haus am Strande, eine hohe Treppe führte zum erſten Stock; in den wüſten Räumen richteten ſich die Eltern nothdürftig ein; Möbel wurden allmälig angeſchafft und in die leeren Stuben vertheilt. Der Winter verging höchſt traurig, die Sorgen der Einrichtung quälten die Eltern. Es wollte ſich für den Vater keine hinlängliche Praxis zeigen, die Sorge der Gegenwart ſteigerte ſich durch die ängſtliche Sehnſucht, mit welcher Sinn und Gemüth der Eltern an den weit entfernten vier Kindern hingen. Der Vater war ungeduldig, wohl ſogar mürriſch, die Mutter ſchien in ſtiller Traurigkeit zu vergehen. Es war hier zuerſt, wo ich mich mit meiner ganzen

Seele an ſie anſchloß. Die beiden Knaben wurden in eine öffentliche Schule geſchickt, die ſowohl von Knaben als Mädchen beſucht wurde. Ich war ein frühreifes Kind und ſchon in meinem vierten Jahre konnte ich leſen, aber es war weder die Sitte der damaligen Zeit, noch die Art meiner Eltern, den Knaben auf irgend eine Weiſe merken zu laſſen, daß dieſe Fertigkeit ihm irgend einen Vorzug gebe. Glücklicherweiſe kam auch dieſer Vorzug auf keine für mich bemerkliche Weiſe in der Schule zur Sprache. In einer großen Stube ſaßen Knaben und Mädchen vertheilt. Ein kleines dürres Männchen ließ die Kinder buchſtabiren und leſen, ich ſaß unter denjenigen, die weit hinter mir zurück waren, und ließ mir es wohl gefallen, denn ich hatte eben nichts zu thun.

Da in der Schule Kinder aus allerlei Ständen waren, ſo mußten die ankommenden Knaben dem kleinen trocknen dürren Männchen, die Mädchen der größern entſchiedenen herriſchen Frau die Hände zeigen, ob ſie rein gewaſchen wären. War das nicht der Fall, ſo wurden die kleinen Finger zuſammengepreßt und die Spitzen auf eine empfindliche Weiſe mit einem Lineale geſchlagen. Dieſe Operation ſchien faſt die Hauptſache zu ſein; denn bevor der Lehrer und ſeine Frau etwa funfzig Kinder unterſucht, gelobt, getadelt und beſtraft hatten, wobei es nicht an ausführlichen Ermahnungen fehlte, war faſt die Hälfte der Schulzeit vergangen. Mir iſt dieſe Schule ſehr ſchädlich geweſen; nur in der letzten Zeit lernte ich ein wenig decliniren. Der Winter verging, der Frühling kam heran, die Angſt der Mutter wegen der entfernten Kinder hatte den höchſten Gipfel erreicht, wir Kinder aber, aus den Stuben entlaſſen, genoſſen die Gegenwart. Vor dem Hauſe nach dem Strande zu war ein Fiſcherplatz. Netze waren ausgeſpannt, Böte lagen am Ufer, die Fiſcherfamilien, Männer, Frauen, Kinder, die die kleinen Wohnungen in der Nähe einnahmen, trieben ſich da herum, die Männer beſtiegen die Böte, ruderten, ſegelten weit weg, verſchwanden vor unſern Augen und kamen mit Fiſchen beladen zurück. Die wilden Fiſcherknaben wurden unſere Spielgenoſſen. Die Mutter wünſchte es zwar nicht, aber ſie konnte es nicht verhindern; dem Vater ſchien es eben recht zu ſein. Es war eine Zeit, in welcher die ſtrenge äußere Erziehung etwas galt, das Leben in der Luft, das frühzeitige Baden und Schwimmen.

das ernſthafte Balgen der Knaben unter einander, ja ſelbſt die demokratiſche Neigung der Kinder, den Unterſchied der Stände nicht anzuerkennen, fing an herrſchend zu werden; eine freiere Anſicht wollte wenigſtens in den engen Kreiſen der Familie ſich ausbilden. Mein Vater bewunderte Rouſſeau, deſſen Emil auch in Dänemark Aufſehen zu machen anfing. Er war eine trotzige Natur. Seine Stellung im Leben, die finanziellen Bedrängniſſe, mit welchen er zu kämpfen hatte, die geſelligen Zerſtreuungen, in welchen er lebte, nährten einen Trotz und eine Unzufriedenheit mit ſeinen Verhältniſſen, die immer mehr zunahmen. Die Knaben, behauptete er, müſſen ſich ſelbſt helfen, ihre Streitigkeiten unter ſich ausmachen. Eine Klage über körperliche Mißhandlung ward ſehr ſelten und nur dann angenommen, wenn viel ältere einen jüngeren, wenn mehrere einen angegriffen hatten. Die Mutter ängſtigte ſich zwar bei dieſer Art der Erziehung und theilte die Anſichten ihres Mannes keinesweges, aber ſie war kränklich, meiſt bettlägerig, ſie litt fortdauernd an den Folgen der langen Winterreiſe durch eine rauhe Gegend, auch war ſie ſchon gewohnt, dem heftigen Mann in Vielem nachzugeben, und die Folgen einer ſolchen Erziehung würden viel gefährlicher geweſen ſein, wenn nicht eine tiefe Liebe gegen die Frau das ganze Verhältniß gemildert hätte.

Meine Mutter ſtammte, wie oben erwähnt, aus einer der angeſehenſten Familien des Landes. Sie beſaß in ihrer Jugend ausgezeichnete Schönheit und war das liebſte Kind ihrer Eltern. Aber die Neigung zu einem Manne ohne Vermögen, ohne bedeutende Ausſichten, der ſich nur durch einige perſönliche Vorzüge bemerkbar machte, aber zu oft durch die Heftigkeit ſeines Charakters die enger Verbündeten von ſich zurückſtieß, verbitterte ihre Jugend, während die häufig auf einander folgenden Wochenbetten ihre Geſundheit untergruben. Die Folge davon war eine Auszehrung, von welcher ſie nie genas, obgleich ſie erſt im funfzehnten Jahre meines Alters ſtarb. So weit meine Erinnerung aus der Kindheit reicht, kannte ich ſie nur als eine blaſſe, hagere, ſchwächliche Frau, aber die zarteſten weiblichen Züge, welche ich je ſah, die ſtillen ſchmerzvollen, noch nicht erloſchenen Augen, voll Milde und Duldung, ſchweben mir noch wie heilige Träume der Jugend vor meiner Seele. Der Vater war als Arzt faſt den ganzen Tag beſchäftigt, die kranke, meiſt bettlägerige Mutter konnte die Erziehung der Kinder nicht beſorgen — ja oft mußte der lärmende Schwarm von dem Krankenlager entfernt werden. So waren wir der Aufſicht der Magd anvertraut, gegen deren Gebote die heranwachſenden Knaben ſich immer mehr ſträubten. Die Krankheit der Mutter, die fortdauernd verwirrte Lage des Vaters warf einen trüben Schein auf alle inneren Verhältniſſe unſeres häuslichen Lebens, obgleich wir nie eigentlichen Mangel litten. Dennoch war das ſtille Leben nicht ohne Genuß. Zwanglos trieben die Knaben ſich im Wald und Feld und hier in der früheſten Zeit vorzüglich am Meeresufer herum. Wir wurden bald mit den Fiſcherknaben vertraut. Der amerikaniſche Vater war ein ausgezeichneter Schwimmer, er badete ſehr häufig im kälteſten Waſſer; uns Knaben ſtellte er oft in ein Oxhoft unter einer Pumpe, und ſchon im April oder Mai ſtürzte der Strom des kälteſten Waſſers über die ſchreienden nackten Kinder. Wir mußten im Winter Schneebäder nehmen. Wenn der Schnee hoch in unſerm Hofe lag, zogen wir uns nackt aus, wälzten uns in dem Schnee und eilten in die warme Stube hinein. Mein Vater warf uns als vierjährige Knaben in das Meer, und wir mußten ſchwimmen, wenn wir nicht verſinken wollten; ich lernte daher faſt ſo früh ſchwimmen als gehen. Bei dieſer Erziehung war es natürlich, daß die Fiſcher uns in ihre Böte mitnahmen, und ein ſtürmiſches Wetter, wenn der eine Rand des ſegelnden Bootes faſt unter das Waſſer zu tauchen ſchien, während die ſchäumenden Wellen wüthend über das Boot ſchlugen, zog uns eben am meiſten an. Die frühe Gewohnheit hatte alle Furcht verdrängt; denn den ganzen Sommer hindurch brachten wir viele Stunden in den Böten zu, oder ſchwimmend, untertauchend, ſpielend im Meere. Die jetzige Gewohnheit, die Kinder den ganzen Tag hindurch mit Schreiben und Leſen zu beſchäftigen und dadurch für alles lebendige Lernen abzuſtumpfen, war noch nicht herrſchend geworden; wir Knaben führten ein wahrhaft amphibiſches Leben und waren mit den Tiefen des Meeres, mit den Fiſchen, Schnecken und Mollusken ſo vertraut, wie die artigen Kinder gebildeter Familien mit Hunden und Katzen. Artige Kinder im gewöhnlichen Sinne waren wir nun freilich keineswegs. Der Vater hatte nicht Zeit uns zu beſtrafen, die Magd hatte den Auftrag, ſolche Unarten, die körperliche Züchtigung verdienten, genau zu vermerken; wenn nun dieſe ſich hinlänglich angehäuft hatten, trat ein General-Gerichtstag ein; die ſtrafwürdigen Vergehen wurden uns vorgehalten und die ſchmerzhafte Züchtigung fand ſtatt. Dieſe hörte indeß mit dem ſiebenten bis achten Jahre völlig auf, und ich erinnere mich, daß meine glücklichſten Stunden die waren, wenn die Züchtigung glücklich vorüber war; ſie ſchien mir eine Naturnothwendigkeit. So wie die Unarten ſich angehäuft hatten, fühlte ich ſchon die Strafe, etwa wie man eine ſteigende Entzündung fühlt, und ich konnte mich nach dem Tage der Züchtigung, wie nach der Kriſe der Suppuration, ſehnen.

Streitigkeiten fanden zwar auch unter uns ſelber ſtatt, aber ſie wurden auf die leichteſte und natürlichſte Weiſe geſchlichtet. Auch mit den Fiſcherknaben von unſerm Alter gab es Händel mancherlei Art, die doch, ſo viel ich mich erinnere, nie zu Thätlichkeiten ausarteten. Vielmehr wurden wir, wenn irgendwo, von dieſen und ihren Eltern verzärtelt. Dieſes äußere, etwas wilde Leben fand einen ſtillen Vereinigungspunkt in der Familie ſelbſt. Wenn die kranke Mutter einmal vorübergehend genas, wenn ſie das Haus verlaſſen und an einer Landpartie Theil nehmen konnte, war in der Familie ein Feſttag. Die wilden Knaben näherten ſich ihr mit einer ruhigen Zärtlichkeit, und der gelindeſte Verweis wirkte ſtärker, als die härteſten Strafen des Vaters. Einige Aufregung fand wohl auch in dem ſtillen häuslichen Verhältniß ſtatt; oft glaubte ſich mein Vater von der angeſehenen Familie ſeiner Frau zurückgeſetzt oder vernachläßigt; Mißverſtändniſſe erzeugten Klagen, die, wie ich ſpäter wohl erfuhr, nicht immer gerecht waren. Uns konnten ſolche Verhältniſſe, wenn der lebhafte Vater ſich laut beklagte, nicht immer verborgen bleiben. Wir faßten ſie beſtimmter, aber auch einſeitiger auf, je älter wir wurden, und ſie erzeugten einen ſelbſtändigen, wohl auch eigenſinnigen Trotz, wie er dem Reichthum und der Macht gegenüber unter ſolchen Umſtänden wohl immer zu entſtehen pflegt. In einer ſolchen vorübergehend gereizten Stimmung konnte der Vater wohl auch die Mutter kränken, doch ward das herrſchende liebevolle Verhältniß bald wieder hergeſtellt; ſie aber war fortdauernd der Mittelpunkt der Liebe und Sorge für die ganze Familie. Ich erinnere mich, nie eine heftige Aeußerung, eine gebieteriſche Forderung von ihr gehört zu haben, und doch ſoll ſie, als noch Jugend, Schönheit und Geſundheit ihr Leben erheiterten, ſehr heftig geweſen ſein.

Ich gehörte, wie ſchon bemerkt, zu den frühreifen Knaben, ich fing ſehr früh an, kleine Gedichte zu verfertigen und traute mir nicht wenig zu; doch traf Mehreres zuſammen, wodurch die keimende Eitelkeit des Knaben gedämpft wurde. Meine Brüder galten für ſchönere Knaben, und obgleich ich außer dem Hauſe an den wildeſten Spielen und Unternehmungen Theil nahm, ja zu dieſen aufforderte, ſo zeigte ſich doch von meiner früheſten Kindheit an eine Neigung zu einem zurückgezogenen träumeriſchen Leben. Jene lebendige innere und äußere Beweglichkeit, welche ſpäter unter meinen Landsleuten auffiel, und die ſich bis jetzt noch erhalten hat — dieſe Quelle ſo vieler Freuden und Leiden mein ganzes buntes Leben hindurch, jedem, der mit mir in Verbindung trat, hinlänglich bekannt, nicht ſelten beſchwerlich — war mir nicht in meinen früheſten Knabenjahren eigen, vielmehr zog ich mich bis faſt in mein zwölftes Jahr ſtill und grübelnd zurück; an den ſtilleren Spielen im Hauſe nahm ich ſelten Theil. Man ſah mich in einer Ecke ſitzen, oft, wie behauptet wird, unter dem Tiſche mit einem Buche beſchäftigt. Meine Brüder waren, wie ſchöner, ſo auch gewandter, und oft ließ man den trübſeligen Knaben ganz unbeachtet. Was mich in ſolchen Stunden beſchäftigte, kann ich kaum ſagen; es war eine unbeſtimmte Sehnſucht, die um ſo natürlicher war, da dasjenige, was ich in der Schule lernte, mir unmöglich genügen konnte. Ich blieb nur kurze Zeit in jener Stadtſchule. Ich und der ein Jahr jüngere Bruder beſuchten die gelehrte Schule (den latinſke Skole) und erwarteten von dem Eintritt in dieſe ſehr viel. Der Lehrer der unterſten Klaſſe wußte auch meine Neigung zu gewinnen. Es war nicht ſo ſehr Pflichtgefühl, als eine wunderbare Ahnung, als müßte hinter dem, was mir mitgetheilt wurde und was ich lernte, etwas Verborgenes liegen, was mich zu unabläſſigem Fleiße trieb. Ich war auf jede Weiſe der fleißigſte Schüler der Klaſſe, aber wie wenig meiner Erwartung entſprochen wurde, kann ein jeder leicht einſehen. Es wurde hier in der Klaſſe nichts getrieben, als lateiniſche Grammatik; des Eutropius Auszug aus Florus römiſcher Geſchichte ward überſetzt.

Eine lateiniſche Ueberſetzung von Luthers Katechismus mußten wir auswendig lernen; auch etwas Griechiſch wurde, irrt ſich mein Gedächtniß nicht, getrieben, doch lernten wir kaum mehr, als das griechiſche Alphabet kennen. Von irgend einer Art Realkenntniß war hier nicht die Rede. Geſchichte ward gar nicht getrieben, nur Hübners bibliſche Geſchichte ward eben ſo dem Gedächtniß anvertraut, wie der Katechismus. Irgend ein Vortrag, irgend eine Erläuterung fand gar nicht ſtatt; was die Knaben mit dem Erlernten anfangen wollten, war ihnen ſelbſt überlaſſen. Indeſſen hatte der Lehrer meine wärmſte Liebe gewonnen, er war mir theuer, und ich weiß wohl, daß die anderthalb Jahr, die ich in ſeiner Klaſſe zubrachte, zu den heiterſten meiner Kindheit gehörten. Anders verhielt es ſich in der zweiten höheren Klaſſe, in die ich jetzt eintrat. Der Lehrer war ein trockner zurückhaltender Menſch, und war er mir unangenehm, ſo ſchien auch er gegen mich einen beſtimmten Widerwillen zu äußern. In der vorigen Klaſſe fand für mich gar keine körperliche Züchtigung ſtatt. Selbſt wenn ich die mir aufgegebenen Penſa verſäumt hatte, reichte eine kurze Erinnerung des geliebten Lehrers hin, meinen Fleiß zu ſpornen. Hier war es anders. Ich erinnere mich genau, wie ich an einem Morgen, allerdings ohne Etwas von dem, was ich wiſſen ſollte, gelernt zu haben, in die Klaſſe trat. Als die Reihe an mich kam, wollte ich die vertrauliche Art anwenden, die mir früher zur Gewohnheit geworden war. Ich war ſchon einige Wochen in der Klaſſe geweſen, fortdauernd fleißig und aufmerkſam, und wenn der Lehrer mich auch nicht aufmunterte, ſo durfte er doch auch nicht tadeln. Ich geſtand diesmal offenherzig, mein Penſum vernachläſſigt zu haben, und verſprach es morgen nachzuholen. Der Lehrer ſchwieg und wandte ſich an meinen Nachbar. Und ſo vergingen die drei Schulſtunden, ohne daß etwas vorfiel. Die Einrichtung des Lokals der Schulſtuben hatte etwas Seltſames. Ein großes kellerhaftes niederes Gewölbe ward in der Mitte von einer kurzen plumpen Säule getragen. Durch dieſe Säule war das Gewölbe in vier Theile getheilt, man ging einige Stufen von dem Platz vor dem Hauſe herunter, eine düſtere kleinere ebenfalls gewölbte Vorhalle wies rechts nach der Treppe zu dem obern Stock und führte gerade aus nach der Schule. Ward die

Thüre eröffnet, ſo ſtanden links parallel und etwas von einander getrennt, zwei braun angeſtrichene Tiſche, auf beiden Seiten mit Bänken beſetzt, in der Mitte ein Stuhl für den Lehrer. Rechts vor der Säule fand dieſelbe Einrichtung für die zweite Klaſſe ſtatt, und links hinter der Säule für die dritte. Rechts, dieſer Klaſſe gegenüber, war der Platz leer, ein großer Ofen füllte ihn nur zum Theil aus. Die Schule fing um neun Uhr an und dauerte bis zwölf Uhr; um zehn Uhr trat ein Knabe aus der dritten Klaſſe (die unterſte ward die erſte genannt) an die Säule und rief laut aus: „hora decima sonat,“ daſſelbe wiederholte ſich um elf Uhr und man kann ſich wohl denken, mit welcher Sehnſucht wir Knaben auf die letzte Ausrufung lauerten. Die zwei Stunden von neun bis elf Uhr wurden zum Ueberhören der Penſa, zum Corrigiren der Stilübungen, kurz zum eigentlichen Unterrichte gebraucht. In der letzten halben Stunde ward einem Jeden ſeine Aufgabe für den nächſten Tag beſtimmt. Nun hatte der Lehrer der zweiten Klaſſe, der mir immer als ein ſehr ſeltſamer Menſch vorſchwebte, die Gewohnheit, obgleich kein Tag ohne Züchtigung vorüberging, die Ruthe erſt gegen den

Schluß der Stunde durch einen der Schüler aus ſeiner Wohnung im erſten Stock herabholen zu laſſen. Wie ſolche Pedanten, die die Kinder nicht zu behandeln wiſſen, auch ihre Liſt nicht durchſchauen, das zeigte ſich auch hier. Er ließ nicht allein das Züchtigungs-Inſtrument herunterholen, ſondern auch durch einen vertrauten Schüler verfertigen. Dieſes beſtand nun aus einem Bündel von Ruthen mit Bindfaden bis ans Ende zuſammengebunden. Bei der Verfertigung derſelben fand eine förmliche Berathung unter den Schülern ſtatt. Man hatte ausgefunden, daß, wenn die einzelnen Ruthen geſpalten waren, ſie feſt zuſammengebunden werden konnten, ohne eine bedeutende Härte zu erhalten, und daß der Schlag dann beſonders laut klatſchte. Aber die Kinder übten ſich zugleich, Handſchläge zu ertragen, in den Freiſtunden benutzten ſie hart zuſammengedrehte Schnupftücher und ſchlugen ſich ſtark und ſchonungslos. So war es dieſem wunderlichen Lehrer gelungen, der ohne Zweifel nach beſtimmten Prinzipien handelte, die Strafe ſelbſt in ein ergötzliches Spiel für die Kinder zu verwandeln. Wie nun hierbei die Verſtellungskunſt auf eine traurige Weiſe genährt wurde, ſieht ein jeder leicht ein. Die Kinder ſtellten ſich ängſtlich, baten, flehten, ſchrien, und dieſe ganze Poſſe war dann ein Gegenſtand des ergötzlichen Spottes, wenn die Stunde zu Ende war. Ich hatte bis dahin an dieſem Treiben der Kinder keinen Antheil genommen. An dieſem Tage aber forderte mich der Lehrer auf, am Schluß der Stunde mit ihm zu gehen und die verhängnißvolle Ruthe herunterzuholen. Wer dieſen Auftrag erhielt, durfte vorausſetzen, daß ihn keine Strafe treffen würde. Obgleich er mich alſo verlegen machte und überraſchte, ſo folgte ich doch ohne Bedenken. Als ich aber mit der Ruthe herunterkam, war ich der Erſte, der beſtraft wurde. Es war das erſte Mal, ſeit ich die Schule beſuchte, daß mich eine körperliche Strafe traf. Es war das erſte Mal, daß ſich eine grenzenloſe Bitterkeit in mein Gemüth pflanzte. Die Thorheit dieſes Menſchen hat die Axt an die Wurzel einer liebevollen Hingebung, die keine Grenzen kannte, gelegt. Dieſe Ruthe peitſchte mich aus dem Paradieſe meiner Kindheit heraus, ſie beraubte mich der Unſchuld eines unbedingten Vertrauens. Von dieſem Augenblicke an verband ich mich mit den übrigen Schülern, nur darin von ihnen verſchieden, daß ich mich entſchieden an dem Lehrer rächen wollte. Von jetzt an beſchäftigte ich mich nie mit den mir ertheilten Aufgaben. Der Lehrer war genöthigt, die Züchtigung täglich zu wiederholen und zu ſteigern. Ich ſtand ihm trotzig gegenüber, weder Bitten, Ermahnungen noch Strafen vermochten das Geringſte über mich. Der Lehrer beklagte ſich bei meinem Vater; dieſer begriff die Klage nicht, er hatte mich bis dahin nur rühmen hören, und ich war zu Hauſe nie fleißiger, als eben jetzt. Aber ich wußte, was ich that. Wenn ich in den Stunden zerſtreut ſchien, hörte ich angeſtrengt zu, und hatte den bedeutenden Vortheil, daß ich jetzt etwa in meinem elften Jahre lernte, die Schulaufgaben ſelbſtändig zu behandeln, unabhängig von den Schulſtunden. In der zweiten Klaſſe ward Cornelius Nepos geleſen und einige Bücher von Juſtinus. Die ſelbſtändige Arbeit machte mich auf den Inhalt aufmerkſam. Dieſer fing an, mich jetzt erſt lebhaft zu intereſſiren. Die Art, wie das Griechiſche getrieben wurde, war ſelbſt auf dieſe Weiſe für mich fruchtlos. Golii grammatica, eine ſchlechte Chreſtomathie, Schrevelii Lexicon, als Hilfsmittel, und das griechiſche neue Teſtament beſchäftigten uns. Das bloß Grammatikaliſche nahm unſere ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch.

So hatte ich, leider auf Unkoſten der Reinheit meiner Geſinnung, durch die Behandlung des Lehrers den Vortheil, zum eigenen Studium getrieben zu werden; aber die Erbitterung des Lehrers ſtieg aufs Höchſte. Die obere Klaſſe, in welcher der Rector unterrichtete, war von den übrigen abgeſondert, und dieſer gab das Signal zur Beendigung der Schulſtunden, wenn er die Thür öffnete und durch die niederen Klaſſen hindurchſchritt. Es war der ſpäter als philoſophiſcher Schriftſteller bekannt gewordene Treskow. Er muß einmal unerwartet früh geſchloſſen haben. Die Erbitterung des Lehrers gegen mich hatte den höchſten Gipfel erreicht und der Rector öffnete eben die Thüre, um Zeuge einer empörenden Scene zu ſein. Der Lehrer hatte mich bei den Haaren gefaßt, zur Erde geworfen und ſtieß mich mit dem Fuß. Der Rector blieb erſtaunt ſtehen. Mein Herr, ſprach er, und winkte dem erſchrockenen Lehrer. Dieſer war genöthigt, ihm in der größten Verwirrung zu folgen, und die Schüler feierten einen bedenklichen Triumph. Das war mit mir keineswegs der Fall; das Ueberraſchende, durchaus Ungewöhnliche des Auftritts in der Schule hatte für mich etwas tief Aengſtliches und Verhängnißvolles. Zum erſten Mal verwandelte ſich der Widerwille gegen den Lehrer in eine bängliche Theilnahme. Mein Gewiſſen warf mir vor, daß ich meine Halsſtarrigkeit bis aufs Aeußerſte getrieben hatte. Die natürliche Weichheit meines Gemüths gewann die Oberhand, ich ſchwamm in Thränen und ſchlich mich nach Hauſe.

Daß eine Unterſuchung ſtattfand, Verhandlungen zwiſchen dem Rector, dem Vater und dem Lehrer, merkte ich wohl, aber erfuhr gar nichts davon. Ich wunderte mich nicht wenig, als Alles ſtillſchweigend vorüberging. Ich hatte harte Züchtigung und ernſthafte Zurechtweiſung von meinem Vater, ja auf eine beſchämende öffentliche Weiſe von dem Rector erwartet; auch einige Mitſchüler, die mich lieb hatten, ſahen einem ſolchen drohenden Ereigniß entgegen und bedauerten mich. Ich habe in ſpäteren Jahren mit meinem Vater über ein Ereigniß geſprochen, welches für mich ſo wichtig war. Er hat mir geſtanden, daß er gerathen hatte, ein vollkommnes Stillſchweigen zu wählen, und erſt zu prüfen, welchen Einfluß das ganze Ereigniß auf mich haben würde. Er hatte erfahren, wie ich tief aufgeregt, in Thränen gebadet und erſchüttert nach Hauſe gekommen wäre, und war verſtändig genug, einzuſehen, daß es am beſten war, mich meinem eigenen ſtrafenden Gewiſſen zu überlaſſen, und er hatte Recht. Von jetzt an war ich der fleißigſte Schüler der ganzen Klaſſe. Der Lehrer erſchrak faſt, als er entdeckte, mit welchem Fleiß ich gearbeitet haben müßte. Nach wenigen Tagen wurde ich zur erſten Abtheilung der Klaſſe befördert. Es konnte den Anſchein haben, als wenn die letzte harte Beſtrafung meinen Sinn gebeugt hätte, und ich ließ dies ſtillſchweigend gelten, obgleich der Lehrer ſelbſt einſehen mußte, daß dies keineswegs der Fall war. Nach Verlauf eines Jahres ward ich in die höhere Klaſſe verſetzt, und erhielt nach der öffentlichen Prüfung, die dieſer Verſetzung voranging, eine öffentliche Belohnung. Dieſe beſtand, wie in den Schulen gewöhnlich, in einem Buche. Ich muß hierbei eine kleine Geſchichte erwähnen, die mich noch immer in der Erinnerung ergötzt. Ich habe ſpäter, als ich Treskow perſönlich kennen lernte, ihn daran erinnert. Daß ich die Belohnung erhalten ſollte, war mir bekannt gemacht. Einige Zeit verging, ich erhielt ſie noch immer nicht, und meine Ungeduld ſtieg aufs Höchſte; ich glaubte, man habe mich vergeſſen. Der Rector war in den Augen der Schüler der unteren Klaſſen in der damaligen Zeit ein erhabenes, faſt myſtiſches Weſen. Ich hatte ihn nur immer aus der Ferne mit grenzenloſer Ehrerbietung betrachtet; nur in den feierlichen Stunden der öffentlichen Prüfung, die er perſönlich vornahm, war er mir nahe getreten; in der letzten hatte er mich lobend ausgezeichnet. Die Ungeduld ließ mir aber keine Ruhe; obgleich im höchſten Grade ängſtlich, wagte ich es dennoch, an der verſchloſſenen Thüre im obern Stocke des klöſterlichen Schulgebäudes, hinter welcher ſeine Wohnung lag, zu klingeln. Ich ward vor den Rector geführt, der mich mit Erſtaunen anſah, als ich aus Aengſtlichkeit trotzig und ungeſchickt mit der Frage hervorſtolperte: wo die verſprochene Belohnung bliebe. Er ſtreichelte mir die Backen, nachdem er nach meinem Namen gefragt hatte, tröſtete mich, und gab mir die Erlaubniß, ihn zuweilen zu beſuchen. Dieſe Erlaubniß hätte mir wichtig werden können, aber ich konnte ſie nur wenig benutzen. Ich erinnere mich, ihn zwei bis drei

Mal beſucht zu haben, und dieſer wirklich tiefſinnige Mann, der ſpäter, ſelbſt in ſeinem hohen Alter, ſich mit der ſpeculativen Richtung in Deutſchland bekannt, ja vertraut zu machen wußte, verſtand es, ſich zu dem elf bis zwölf Jahr alten Knaben herabzulaſſen. Es war hier zuerſt, wo etwas, einem lebendigen Geiſte Aehnliches, mir aus der Geſchichte entgegentrat. Es war zwar ſo, wie es mir mitgetheilt wurde, mehr geeignet, mich zu beunruhigen, als zu fördern. Aber dieſe Unruhe ſelbſt enthielt Keime der Entwickelung, die nicht untergingen.

Wenige Tage nach dem erſten Beſuch erhielt ich, als eine Belohnung des Fleißes, eine Schrift von einem Profeſſor Hornemann in Kopenhagen, eine exegetiſche Unterſuchung, irre ich nicht, über die Propheten Habakuk und Micha und über Pauli Briefe an die Epheſer. Ich habe das Buch nie geleſen, aber es machte mir ſehr große Freude. Mich ergötzte der ſchöne lederne Einband und die goldenen Buchſtaben, die beſagten, daß es eine Belohnung des Fleißes ſei. Dieſe hatte damals einen Werth, weil ſie höchſt ſelten ausgetheilt wurde, und ich erinnere mich höchſtens dreier Beiſpiele, ſo lange ich die Schule beſucht habe. Das Zweckwidrige, eine Schrift der Art, und wie ich ſpäter erfuhr, eine ſehr mittelmäßige, als Prämie für Knaben zu wählen, deren Beſtimmung nicht einmal ausgemacht war, iſt freilich einleuchtend. Auch den anderen Knaben, die Prämien erhalten hatten, ward daſſelbe Buch geſchenkt. Die Wahl dieſer Schrift läßt ſich nur daraus erklären, daß man mehr an den Verleger und Schriftſteller, als an den Schüler gedacht hat. Schriften der Art konnten in dem kleinen Lande nur auf einen kleinen Abſatz rechnen. So ward denn dieſe Schrift wahrſcheinlich durch eine Begünſtigung der Behörden an die Schulen des Landes verkauft, und den Kindern, ohne Rückſicht auf ihre zukünftige Bildung, in die Hände geſpielt. Dieſes wie ſo viel Anderes, was man zum Theil aus dem ſchon Erzählten erkennen mag, beweiſt, wie ſehr die Schulen der damaligen Zeit vernachläßigt wurden.

Ich ward in eine höhere Klaſſe verſetzt, kann aber wenig von dieſer erzählen, denn wenige Wochen nachher verließ mein Vater Helſingör und ward nach Roeskilde verſetzt.

Ich kehre zu dem ſtillen Leben der Familie zurück. Das erſte Heitere, was uns in Helſingör begegnete, war die Ankunft der Magd mit den jüngern Geſchwiſtern. Ich erinnere mich des Jubels noch ſehr lebhaft, und wie meine Mutter auf eine überraſchende Weiſe ſich von der Krankheit erholte. Dieſe heitere Zeit ward zu mancherlei Ausfahrten in der Gegend benutzt, und ich lernte die ſchönen Gegenden von Fridriksborg, Hammer-Möllen, Hornbek u. ſ. w. kennen. Ein kleines Ereigniß muß ich noch erwähnen, es war der erſte tief gefühlte Schmerz, der die Kinder traf. Denn was die Eltern quälen mochte, blieb ihnen verborgen. Ein Hund war in der Familie, älter als ich; wir empfingen ihn faſt eben ſo jubelnd wie die Geſchwiſter, als er von Norwegen ankam. Er war wie die Magd ein weſentlicher Theil der Familie; es war ein großer Hühnerhund, der den lebendigſten Antheil an allen unſeren Spielen nahm. Nun aber befiel ihn, wahrſcheinlich als Folge der ſchlechten Nahrung während der langen Seereiſe, jene widerwärtige Krankheit, die ſeine Gegenwart im Hauſe und unter den Kindern ekelhaft nicht allein, ſondern ſelbſt gefährlich machte. Der Vater fand es nothwendig ihn zu tödten; dem Scharfrichter mochte er ihn nicht übergeben und es ward beſchloſſen, daß er ertränkt werden ſollte. Der Vater entſchloß ſich, die Fiſcher zu begleiten, um Zeuge zu ſein, daß nichts verſäumt würde, ſeinen Tod zu beſchleunigen. Ich ſehe es noch, wie der Hund luſtig dem Vater folgte und mit dem Schwanze wedelnd in das Boot ſprang; er begleitete ihn ſonſt oft auf Reiſen. Die Mutter, die Magd, die Kinder blieben ängſtlich, die Zurückkunft des Vaters erwartend, weinend zurück. Die kranke Mutter, die Verhältniſſe des Vaters, der ſtille Geiſt innerer Vereinigung aller Glieder der Familie untereinander, machte ein jedes lebendige Weſen, welches dem engen Kreiſe zugehörte, Allen wichtig und theuer. Es giebt vielleicht Verhältniſſe, unter welchen ein Menſch, wenn er ſtirbt, weniger Theilnahme, als damals dieſer Hund, erregt. Wir ſaßen ſtill zuſammen, keiner ſprach, und als der Vater weinend zurückkam, brachen wir alle in Thränen aus. Ich ſcheue mich nicht, dieſes Ereigniß zu nennen, es war die erſte gemeinſchaftliche Trauer, die uns traf.

Noch habe ich dasjenige zu erwähnen, was auf jeden Fall als das Wichtigſte zu betrachten iſt, während meines Aufenthalts in Helſingör. Es war die großartige Umgebung. In der erſten obengenannten Wohnung war der Kreis, in welchem wir uns bewegten, theils durch das geringere Alter der Knaben, theils durch die Lage des Hauſes, enger, beſchränkter. Alles Weitere, Entferntere bewegte ſich wie im dunkeln Nebel. Die Eltern bezogen aber eine andere Wohnung, die eine höchſt günſtige Lage hatte. Die Knaben wurden älter und allmälig ſchloß ſich immer bedeutungsvoller der natürliche und geſchichtliche Reichthum der Gegend auf.

Wenn man von Kopenhagen kömmt, entdeckt man Helſingör erſt ganz in der Nähe und unter ſich ſieht man dann die Häuſer faſt wie im Meere ſchwimmend. Die Dächer ſind, dicht an einander gedrängt, in die Länge gezogen, denn zwei Hauptſtraßen, mit dem Meeresufer und unter ſich parallel, (Strandgaden und Steengaden) ziehen ſich faſt von dem einen Ende der eigentlichen Stadt bis zum andern, von Süden nach Norden. Vom nördlichen Ende der erſtgenannten Straße ragt die Brücke in das Meer hinein. Hier biegt ſich das Ufer der Inſel Siaelland plötzlich nach Weſten, ſelbſt mit einer Reigung nach Süden, einen ſpitzen Winkel bildend. Der Strand, der hier in das wilde Kattegat hineinſieht, iſt wie allenthalben um Helſingör herum ganz flach, und eine lange Straße bildet die Vorſtadt Lappen. Sie iſt als ein Fiſcherdorf anzuſehen und der mir unbekannte neue Hafen iſt da angelegt. Am Ende dieſer Vorſtadt liegt ein großer Garten mit dem Königlichen Luſtſchloß Marienlyſt. Dieſes liebliche Schloß iſt dicht an die ſchroff abfallende Höhe, die Helſingör nach dem Lande zu umgiebt, angelegt. Eine breite Landſtraße von dieſen Höhen herunter führt nach dem zweiten Stock des Luſtſchloſſes und erregte die Bewunderung der Knaben. Da das Schloß ſehr weit von uns entfernt lag (wir wohnten nämlich in dem entgegengeſetzten Ende der Stadt), ſo ſahen wir es ſelten. Ein paar Mal wurden uns die Gemächer eröffnet, und die königliche Pracht trat uns Knaben, die wir uns immer nur in den gewöhnlichen, wenn auch heiteren, bürgerlichen Räumen herumtrieben, phantaſtiſch, Traum ähnlich, wie ein Gedicht entgegen. Ein Mal in meinen früheren Knabenjahren (ich beſuchte noch die Stadtſchule) ward die Ankunft der verwittweten Königin, der damaligen Regentin des

Landes, erwartet. Der Schullehrer führte uns, als die dem Stande nach anſehnlichſten Kinder ſeiner Schule, ſelbſt heraus.

Die Einwohner der Stadt erfüllten im bunten Gewühl den Garten. Es fing an zu dämmern; der zuſammengedrängte Menſchenhaufe ward ungeduldig; endlich hieß es: ſie kommen an. Alles ſtürzte die Terraſſen hinauf, denn die Königin fuhr eben vor und ſtieg in dem Saale, der ſich im zweiten Stock öffnete, ab. Der Lehrer blieb mit uns unten und wagte ſich nicht in das Gedränge. Wir ſtanden, mit wenig Zurückgebliebenen, vor dem Portal des Schloſſes und lauſchten, ob wir etwas von der erhabenen Perſon entdecken würden. Ich war in der größten Spannung. Mir erſchien eine Königin als ein wunderbares räthſelhaftes Weſen, durchaus verſchieden von andern Menſchen. Eine unbeſtimmte nebelhafte Geſtalt, die Alles in ſich enthielt, was ſich die kindiſche Phantaſie als das Erhabenſte und Würdigſte dachte, ſchwebte mir vor, das Bild der Majeſtät. Sie müßte, dachte ich, größer, ſchöner, glänzender, als alle Menſchen, die ich geſehen hatte, erſcheinen. Auf einmal hieß es, die Königin wäre da. Wahrſcheinlich wollte ſie die Dämmerung noch benutzen, um in dem Garten eine Promenade zu machen, und ſo trat ſie früher, als man erwartete, aus dem Schloſſe. Der größte Hauſe des Volks trieb ſich noch auf den Terraſſen herum. Damen traten aus dem Palaſt hervor; ich aber ſah über ſie weg, um die wunderbare Geſtalt, deren Erſcheinen ich erwartete, zu entdecken. In knabenhafter Ungeduld hatte ich mich von dem Lehrer losgeriſſen und ſtürzte, wie in einer Art Betäubung, auf die Damen zu. So geſchah es denn, daß ich gerade die erſte anrannte, indem ich immer ausrief: wo iſt die Königin? Die Dame entfernte mich ſacht, hob meinen Kopf in die Höhe, betrachtete und ſtreichelte mich, der ich, ſelbſt meinem Alter nach klein war und ſprach: Sieh mich an, Knabe, ich bin die Königin. Ich weiß nicht, ob es Schreck oder Enttäuſchung war, wodurch ich faſt wie gelähmt daſtand. Es war das erſte Mal in meinem Leben, daß ich erfuhr, wie die dichtende Phantaſie durch die Wirklichkeit enttäuſcht wird. Mein Lehrer, der in einer geringen Entfernung den ganzen Auftritt wahrnahm, erſchrak heftig. Mit ungeſchickten tiefen Bücklingen trat er hervor, um mich an ſich zu reißen, aber die Königin hielt mich feſt; erkundigte ſich nach meinem Namen und nach meinen Eltern, ſprach den Lehrer ermuthigend an und entließ mich. Von dem Lehrer erfuhr ich nun, daß die Königin, als ich ſie anrannte, ſehr zornig ausgeſehen habe, ſo daß er zitterte; darauf aber hätte ſie ſich gefaßt und ſich milde zu mir herabgelaſſen.

Ich ward nun nicht allein von meinen Geſchwiſtern, ſondern auch von allen Knaben der Schule beneidet; mir aber blieb dieſes Ereigniß ſehr wichtig. Die Phantaſie eines Knaben iſt ſehr beweglich. Die erſte Enttäuſchung verſchwand bald, und der Glanz der Majeſtät ergoß ſich nun über eine wirklich beſtimmte Geſtalt; aber das Ereigniß war zugleich prophetiſch. Auf dieſe unbefangene nicht ſelten ungeſchickte Weiſe trat ich oft in ſpäteren Jahren hohen Häuptern entgegen, und behalte es in meinem Alter dankbar im Gedächtniß, wie ich von ihnen und beſonders von dem Einen mir theuerſten freundlich aufgenommen und in meiner Art geduldet worden bin.

Der nördliche Theil der Stadt iſt mir als der impoſanteſte in der Erinnerung geblieben. Das wilde Kattegat lag vor uns mit ſeinen brauſenden Wogen;

in der Nähe des Landes ſah man nur Fiſcherböte. Und eben dieſe uns ungewohnte Leere, die Stille in der Nähe des Landes, während die unermeßliche bewegte Waſſerfläche vor uns lag, die Schiffe, die aus dem fernen Norden erſchienen, um in den Sund hinein zu laufen, oder aus dieſem zum Vorſchein kamen, um ſich gegen Norden zu verlieren, endlich ganz in neblichter Ferne Kullen, jenes ſchwediſche Gebirge, welches ſtark in den Kattegat hervorſpringt, alle dieſe Verhältniſſe ſtellen eine einſame ſtille Größe dar, die ſich auffallend unterſcheidet von der reichen Fülle der beſchränkteren Gegend im Sunde ſelbſt. Aber ſelbſt auch am Lande erſchien der nördliche Theil der Stadt, von den Kindern ſeltener beſucht, fremdartiger und vornehmer. Einige Landhäuſer, in Alleen liegend, von Gärten umgeben, ſchienen mir faſt Paläſte; an der Brücke lagen die anſehnlichen Gebäude des Zollamts. Hier reſidirten die Zollbeamten, die von allen Schiffen, die den Sund paſſiren, Abgaben abfordern, die einen ſehr bedeutenden Theil der Staatseinkünfte ausmachen; hier endlich auf einer kühn im Kattegat hervorſpringenden Landzunge liegt die Feſtung und das Schloß Kronburg; letzteres in der Mitte der Feſtungswerke mit ſeinen feſten grauen Wänden und Thürmen. Nur ein oder zwei Mal führte der Vater uns Knaben dorthin. Die Wälle, das drohende Geſchütz, die engen Brücken, die über die Gräben führten, hatten etwas Gebietendes und Geheimnißvolles. Vor Allem aber ſchwebt mir der regelmäßig viereckige, von den düſtern Wänden des Schloſſes eingeſchloſſene Hof vor. In der Stadt ſelber war mir der Gegenſatz der beiden parallel laufenden Straßen auffallend; Strandgaden mit ſeiner Handelsthätigkeit, Ballen, die aus den Böten ausgeladen wurden, Handelsgüter, die an den Häuſern angehäuft lagen, Handlungsdiener, die aus den Häuſern beſchäftigt heraustretend, die Schreibfeder hinter das Ohr gelegt, die Ballen betrachtend, ſich mit den Arbeitern unterhielten; in der Ferne die Schiffe, während ſelbſt die Brücke einſam daſtand, nur durch ab- und zukommende Böte belebt. Denn kein Schiff kann ſich hier der Stadt nähern. Ganz anders erſchien Steengaden. Hier zeigte ſich der lebhafte Verkehr mit den Landbewohnern, beſonders nach dem ſüdlichen Theil der Stadt zu. Täglich wurde dieſe Straße von mir durchſchritten. Die Häuſer ſchienen mir anſehnlich;

marktartig breitet ſie ſich aus gegen Norden. Das oft bedeutende Gewühl auf der Straße hatte für mich etwas ſehr Anziehendes, und dieſe verſchiedenen Richtungen des täglichen Lebens, die ſich in den beiden Straßen zeigten, haben ſich faſt als ſtehende Sinnbilder für mein ganzes Leben in mir abgeprägt.

Die neue Wohnung meines Vaters hatte einen ganz anderen Charakter. Man ſchritt aus der Stadt durch eine ärmliche Vorſtadt (Svingelen). Eine Landſtraße längs dem Meeresufer, wenig belebt, lief an zwei anſehnlichen Gebäuden vorbei. Es waren Zuckerraffinerien, die damals in ſchwunghafter Bewegung waren. Zwiſchen beiden lag ein Haus, welches nach außen nicht ſehr anſehnlich ausſah. Eine Reihe Fenſter zur gleichen Erde bildeten den untern Theil des Hauſes, und eine Giebeletage ruhte auf dieſem. Das Haus beſtand aus Fachwerk, war aber luſtig angeſtrichen; durch die reinlich gehaltenen Fenſter ſah man in zierliche und heiter geſchmückte Stuben hinein; unten ging ein Saal durch das ganze Haus, mit Kronleuchtern geſchmückt. Dieſer blieb für gewöhnlich geſchloſſen und wurde nur, wenn bedeutende Geſellſchaften ſich verſammelten, hell erleuchtet und benutzt.

Die Lage meines Vaters hatte ſich entſchieden geändert. Er war der am meiſten beſchäftigte Arzt der wohlhabenden Stadt, und äußerte ſeine natürliche geſellige Neigung unbeſchränkt. In ſeinem gaſtfreien Hauſe verſammelten ſich nicht ſelten die anſehnlichſten Einwohner der Stadt. Künſtler ließen ſich in dem Saale hören. Wir Kinder aber genoſſen dieſe geſelligen Freuden nur aus der Ferne. Es war damals noch nicht Gebrauch, Kinder an der Geſellſchaft Theil nehmen zu laſſen. Von dem Hofe aus blickten wir neugierig durch die Fenſter in den erleuchteten Saal hinein, ſahen die Spieltiſche, um welche die bunte Geſellſchaft vertheilt ſaß; ſahen einzelne Perſonen, Männer und Frauen, vertraulich redend zwiſchen den Tiſchen und Stühlen auf und nieder gehen, und in meiner Seele bildete ſich ein wunderbar phantaſtiſcher Traum von der Bedeutung ſolcher Geſpräche. Denn eine Neigung, die ſich frühzeitig äußerte und trotz vielfältiger Erfahrung ſelbſt in meinem höhern Alter kaum verſchwand, ließ mich in der Verbindung, beſonders der höheren Klaſſen, wenn ich ſie aus der

Ferne betrachtete, jederzeit etwas Tiefes, Bedeutſames, Geheimnißvolles ahnen. Wiederholt getäuſcht, drängte ſich in meinem Leben dieſe Neigung immer wieder hervor, und ich darf mich nicht darüber beklagen, denn ſie gab meinem Leben, ja ſelbſt der Wiſſenſchaft, einen immer erneuerten Inhalt, wenn dasjenige, was ich durchſchauen, begreifen, erfaſſen konnte, nicht ſelten mir leer und nüchtern vorkam. Sie hat mich verhindert, in jene Stumpfheit zu verſinken, in jenes blaſirte Weſen, durch welches das Leben dürr, langweilig, dem ſogenannten Erfahrenen reizlos erſcheint. Ich bedaure die Menſchen, deren Daſein von keinem Höheren getragen wird. Dieſes iſt des Lebens ewig friſcher, geſunder, erzeugender Urgrund, und wer ihn verloren hat, von dem muß man ſagen, daß er umgeht, wie ein hohles Geſpenſt, ſeine Welt iſt todt, ſie iſt ſein Grab geworden, es ſchlägt kein Herz in ſeiner Bruſt. Mir war, als Kind, die Welt ein freundliches Räthſel, ein heiterer Traum, in welchem ich mich gern verlor, den ich zur Erfriſchung immer wieder aufſuchte, wenn die Beſtimmtheit des Begriffenen, ſelbſt wo ſeine Klarheit mir Freude machte, mir dennoch wie ein Feſſelndes erſchien. Das Geheimnißvolle machte mich frei, und ich athmete friſcher in dem hellen Aether des Unergründlichen.

Aber in dem ganzen Hauſe war die helle heitere Stube der Knaben der Ort, der die bedeutendſten Genüſſe des kindlichen Lebens enthielt. Ueber den Hof ſahen wir in den einfachen Gemüſegarten hinein, der bis nach dem Sunde hinunterlief, und vor uns lag nun der Sund ſelber, nicht ſelten mit mehreren hundert Fregatten, Kauffartheiſchiffen, Briggs, Galeaſſen aus allen Gegenden der ganzen Erde bedeckt.

Helſingör hatte damals keinen Hafen, alle Schiffe mußten auf der offenen Rhede ankern. Durch die Meerenge des mittelländiſchen Meeres mag eine viel größere Anzahl Schiffe durchgehen, aber Gibraltar und Ceuta liegen vier Meilen auseinander, und die durchgehenden Schiffe verlieren ſich in dieſen weiten Räumen. Der Sund iſt nur eine halbe Meile breit, nach Schweden zu ſeicht, ſo daß die durchgehenden Schiffe genöthigt ſind, ſich näher an das ſianländiſche Ufer zu halten. Hier, nicht dicht gedrängt, wie in den großen Häfen von Bordeaux und Marſeille, oder auf der Themſe bei London, auf der Elbe bei Hamburg, vielmehr in freien

Räumen ankernd, liegen ſie da. Jenſeit erheben ſich die hohen Ufer der ſchwediſchen Küſte. Gegen Südweſten liegt frei und ſtolz die Inſel Hween, jener berühmte Sitz des unſterblichen Tycho Brahe mit den Ruinen des Schloſſes und des Obſervatoriums Uranienburg.

Ein ſchöner ruhiger Sommertag ſchenkte uns von unſern Fenſtern aus einen reizenden Anblick. Die Sonne erhob ſich des Morgens über die ſchwediſchen Hügel; Helſingborg lag dann, obwohl die Häuſer erkennbar, doch im Dunkeln. Die Sonne ſpielte auf den leicht bewegten Wellen; gerade vor uns ankerte in majeſtätiſcher Ruhe die Königliche Fregatte, als Wachtſchiff, die Maſten ragten ſtolz in die Höhe, der lange ſchmale Wimpel hing von dem mittlern größten Maſt herunter; die däniſche Flagge fiel in Falten um die Stange. Wir erkannten die Matroſen, die ſich auf dem Verdeck bewegten. Rund um dieſes Wachtſchiff herum lagen Schiffe jeder Größe und aller Völker, eben ſo ruhig auf der wenig bewegten Waſſerfläche; der durchſichtige Morgenduft warf einen leichten Schleier über das Ganze. Allmählig regte ſich auf allen Schiffen Mannſchaft, es war eine Stille, eine verhängnißvolle Ruhe, die das mannigfaltigſte Leben zauberhaft feſthielt und band. Dann tönten von allen Schiffen die Morgenglocken und mitten drein ließ ſich der Kanonendonner der Königlichen Fregatte als Morgengruß hören. Wir ſahen den Blitz früher, als wir den Schuß hörten; der Rauch drängte ſich hervor, bog ſich theilweiſe in kreisförmigen Ringen, die ſich oft verlängerten und krümmten, ohne zu zerreißen, indem ſie in der Luft fortgetrieben wurden. Es war etwas ſo Großartiges und doch ſo Anmuthiges, etwas ſo Stilles und doch ſo mannigfach Bewegtes, eine ſolche Einheit und doch zugleich eine ſolche Fülle; es war wie ein Morgen der Völker, der aufging und auf den ſonnenbeglänzten Wellen ein heiteres Spiel trieb. Jedes Mal, wenn ich ſpäter die Sonne heiter aufgehen ſah von Hügeln über eine flache Gegend, vom hohen Gebirg über ganze Landſchaften, war es mir, als entdeckte ich die Schiffe mit ihren Maſten in dem Morgennebel, ich glaubte die Glocken zu hören, ich lauerte auf den Schuß.

Den Tag über war Alles auf den Schiffen beweglich, Böte kamen und gingen, und wenn wir, nach der Schule gehend, durch die Stadt wanderten, ſahen wir die fremden Reiſenden, Franzoſen, Engländer, Ruſſen, Spanier, Portugieſen, Nord- und Südamerikaner, die, während die Schiffe vorübergehend auf der Rhede verweilten, die Stadt nur auf kurze Zeit beſuchten. Auf der Rhede kamen und gingen die Schiffe, je nachdem der herrſchende Wind es erlaubte. Durch mäßigen Wind fortgetrieben, ganz mit ſchwellenden Seegeln bedeckt, traten die Schiffe bei Hveen hervor und näherten ſich immer mehr und mehr dem Sunde, während andere Schiffe die Anker lichteten — nicht ſelten hörten wir das taktvolle Schreien der Mannſchaft — die Segel wurden ausgeſpannt, die Schiffe ſetzten ſich in Bewegung und verſchwanden nach dem Kattegat zu. Einige Male, wenn auch nicht häufig, gingen mächtige große Kriegsſchiffe vorbei; kleine Escadren, ruſſiſche, ſchwediſche, däniſche, engliſche, ſehr ſelten franzöſiſche. Die Königliche Fregatte, die als Wachtſchiff uns imponirte, erſchien dann neben den mächtigen Zwei- und Dreideckern unbedeutend und klein. Wenn ſie aus dem Kattegat erſchienen, oder nach Norden ſegelnd, die Feſtung vorbei paſſirten, ward dieſe mit Kanonenſchüſſen begrüßt, und die Feſtung antwortete auf dieſelbe Weiſe. So bewegten ſich die Völker durch würdige Repräſentanten vor unſern Augen und erſchienen handeltreibend, ſelten kriegeriſch.

Gegen Abend bei der ſinkenden Sonne glänzte Hveen in heilem Sonnenlichte. Die ſchwediſche Küſte lag vor uns; wir konnten die Häuſer in dem dicht am Ufer liegenden Helſingborg unterſcheiden, durch mäßige Fernröhre die Fenſter zählen; die Sonne vergoldete die Spitzen der Maſten, und während ſie ſank, ließen ſich die Abendglocken auf den Schiffen hören, der Kanonenſchuß, als Abendgruß, erſcholl von der Königlichen Fregatte, der Rauch wirbelte über die Meeresfläche und Alles verſank in Dunkelheit und Ruhe. Es geſchah wohl, daß durch conträren Wind, der lange anhielt, mehrere hundert Schiffe ſich anhäuften. Wenn dieſer ſich nun änderte und günſtig ward, entſtand auf allen dieſen Schiffen eine lebhafte Bewegung. Nach wenigen Augenblicken waren die Tauſende von Maſten mit ſchwellenden Segeln belaſtet, und im gedrängten Gewimmel ſegelte die mächtige Flotte ab und verlor ſich in der Ferne. Plötzlich war dann der eben belebte Sund von allen Schiffen entblößt, das Waſſer bewegte ſich in ruhiger Einſamkeit.

Ein oder ein Paar Schiffe, die auf der weiten Fläche zurückblieben, ließen die plötzlich eintretende Stille erſt recht wahrnehmen.

Wir Knaben hatten auf der Stube eine Flaggenkarte. Bei einer ſo lebhaften Aufforderung waren uns dieſe Flaggen, und ſelbſt die öfter wechſelnden derſelben Nation, bald bekannt. Aber bald wetteiferten wir darin, die Schiffe verſchiedener Völker aus dem bloßen Bau ohne Hülfe der Flagge zu erkennen, ſo wie aus der weiten Ferne die Gattung der Schiffe zu unterſcheiden. So lebten wir in lebhafter Verbindung mit allen Handelsſtädten der ganzen Erde. Landkarten lagen auf den Tiſchen umher, und wenn wir erkannt hatten, zu welchem Volke das Schiff gehörte, verfolgten wir den Weg, den es gehen mußte, wenn es nach der Oſtſee ſegelte oder wieder heimkehrte. Während ich in der Schule die neun Kreiſe Deutſchlands und die Unzahl von Churfürſten-, Herzog- und Bisthümern, Grafſchaften und freien Ritterſchaften mit Mühe im Gedächtniß zu behalten ſuchte, ohne daß es mir jemals gelang, verſetzte die lebendige Phantaſie mich hier in die verſchiedenſten Gegenden der Erde. Ich lebte in den Handelsſtädten, ich beſuchte alle Küſten, ich ſah das Gedränge der Schiffe in den Häfen, ich durchſchnitt mit den ſegelnden Schiffen das Meer, und daß unter ſolchen Verhältniſſen Reiſebeſchreibungen in den freien Stunden unſere Hauptlectüre ausmachten, war natürlich. Wenn ein aufgeweckter Knabe in London oder Paris frühzeitig einen Blick in die bunten Verhältniſſe werfen mag und in jungen Jahren in dieſer Hinſicht ſchon gewitzigt erſcheint; wenn in ſüdlichen Gegenden eine üppige glühende Natur das Kind in ſeine betäubende Mitte hineinzieht; wenn in Rom die Kunſt und die Erinnerung an eine große verſchwundene Vergangenheit einen tiefen Eindruck auf einen begabten Knaben machen muß: ſo trat mir hier das mannigfaltigſte Bild der lebendigſten Gegenwart aller Völker entgegen; nahe genug, um beſtimmt erkannt und unterſchieden, entfernt genug, um nicht in einem kleinen Maaßſtabe aufgefaßt zu werden. Ein jedes Schiff hat ſeine eigenthümliche Geſchichte, ſein beſonderes Geſchick. Es iſt ein eigenes, belebtes Weſen, und die Perſonen, die es bewohnen, die es leiten und bewegen, verwandeln ſich in Ein Individuum. Dieſes fliegt von Ort zu Ort; in den Häfen ruhend, theilen ſich die Perſonen: eine innere Unruhe der Zerſtreuung ergreift das größere Individuum; wie der Menſch ſelbſt, wird es von den bunten wechſelnden Gegenſtänden einer ihm neuen Welt ergriffen, die aus mehreren von einander getrennten Seelen zu beſtehen ſcheint, die, hierhin und dorthin gelockt, von den verſchiedenen Begierden gefangen ſind, die keinen Mittelpunkt zu finden vermögen. Wird nun die Seele der Seelen zur That aufgefordert, zur Einheit gemeinſchaftlicher Anſtrengung, dann verſchwindet die Zerſtreuung und das Zerſplitterte geht in der Einheit des Individuums auf.

Zuweilen war es uns vergönnt, dieſes oder jenes Schiff zu beſteigen. Wir erfuhren, wo es herkam und wo es hinging; wir waren bald mit allen Räumen des Schiffs bekannt; wir lernten die Maſten, das Takelwerk, die Segel kennen und machten uns die techniſchen Ausdrücke eigen. Daß ſolche Schiffe für uns ein beſonderes Intereſſe hatten, verſteht ſich von ſelbſt. Wir hatten mit der Mannſchaft mehrerer, die länger auf der Rhede blieben, Bekanntſchaft gemacht. Die Theilnahme der lebhaften Knaben an Allem, was ſie ſahen und hörten, erweckte die Neigung der Mannſchaft, und ich weiß wohl, daß ich mit der heftigſten Begierde einen vertraulichen Umgang mit dieſen Menſchen, die ſo plötzlich erſchienen waren und ſo bald wieder verſchwinden ſollten, herbeizuführen ſuchte. Es gelang mir nicht ſelten. Mit dieſen Menſchen nun ſegelte ich fort; ſie begleitete ich auf ihrer ganzen Fahrt, wo ſie landen, welche Häfen ſie beſuchen würden, ſuchte ich genau zu erforſchen. Die Natur ihrer Ladungen blieb mir nicht unbekannt; wo dieſe abgeſetzt werden ſollten, gegen welche Waare ſie vertauſcht wurden, erſchien mir wichtig, und ich merkte mir, was geſagt wurde, äußerſt genau. So entſtand ein immer lebendigeres Bild von dem Handelsverkehr, der alle Länder der Erde mit einander verbindet, eine lebhafte dichteriſche Vorſtellung von der Art und Weiſe, wie die verſchiedenen Bedürfniſſe ſich durchkreuzen, in großen, ich darf ſagen, kühnen und freien Umriſſen, ohne jene kleinen beſchränkenden eigennützigen Rückſichten, die, erkannt, den großen freien Blick verdüſtern, ja zerſtören müßten. Beſonders war es uns wichtig, genauere Bekanntſchaft mit den Schiffen der oſtindiſchen Compagnie zu machen. Gewöhnlich erwarteten wir ihre Ankunft, die ſchon durch das Gerücht angekündigt war, mit großer Ungeduld. Wir ließen dem Vater keine Ruhe, oder wandten uns zudringlich an die Freunde des Hauſes, um, wenn es möglich war, dieſe Schiffe zu beſuchen. Es gelang uns wenigſtens, wie ich mich erinnere, ein Mal, und wir wußten ſchnell und mit dem den Kindern eigenen Inſtinkt, den mittheilſamſten und freundlichſten Mann zu entdecken, um zu erfahren, ob das Schiff von der däniſchen Beſitzung Friedrichs Nagor bei Calcutta, oder von Trankebar bei Madras, oder von Canton kam; dann mußten ſie uns ausführlich von der Pracht der mächtigen Hauptſtadt der oſtindiſchen Compagnie erzählen, von den Wundern der Gegend, von den ſeltſamen Thieren, von den räthſelhaften Bewohnern, und wenn ſie auch, um die Aufmerkſamkeit der Knaben zu feſſeln, Manches erdichten mochten, ſo hörten wir doch treuherzig zu, und was einem Reiſenden in fernen Landen und auf dem weiten Ocean begegnen kann, erfuhren wir unmittelbar aus dem Munde derer, die es ſelbſt erlebt hatten. Ich erinnere mich noch aus dieſen Mittheilungen an Manches, beſonders an eben dieſes, daß ich bald aus dem Tone der Erzählung lernte, das wirklich Erlebte von dem Erdichteten zu unterſcheiden.

Gefahren, die ſie überſtanden hatten, Stürme, mit welchen ſie gekämpft, ſchwebten mir vor, als hätte ich ſie ſelbſt erlebt, und die größeren bedenklichen Ereigniſſe des Lebens traten gewaltſam in das ſtille Treiben des Familienkreiſes hinein. Auch Schiffermährchen mancherlei Art wurden mir bekannt, und obgleich meine ganze Erziehung den unbedingten Glauben an dergleichen vernichtet hatte, ruhte doch ein poetiſches Element in dem Innerſten meiner Seele, durch welches ich mit Gewalt in eine wunderbare Welt hineingezogen wurde, die, durch verſtändige Reflectionen vernichtet, ſich dennoch in einer anderen dunkleren verborgenen Region, die über aller Reflektion ſchwebte, mit geheimen Schauer verknüpft, fortdauernd zu behaupten wußte. Jenes ſeltſame märchenhafte Seeleben, welches jetzt durch zum Theil berühmt gewordene engliſche und franzöſiſche Schriftſteller als ein neues pikantes Element der Unterhaltung ſich in die Literatur hineindrängt, erfüllte die Phantaſie des Knaben; denn auch von den partiellen Seekriegen, von den Angriffen der Caper, ja ſelbſt der Seeräuber erfuhr ich Manches. Ich lernte Schiffe kennen, die aufgebracht und wieder ausgelöſt waren, kurz, das ganze

Leben der Seefahrer in allen ſeinen Modificationen ward von dem Knaben erforſcht, und bildete den Grundton ſeiner Vorſtellungen. Die Robinſonaden waren damals eine Hauptbeſchäftigung der Zeit. Campe's Robinſon Cruſoe war ein allgemein beliebtes Kinderbuch, und wir waren von dieſer Schrift hingeriſſen. So träumten wir uns als Seefahrer den großen Ocean zu durchſchneiden, immer neue Länder zu beſuchen, neue Völker, neue Sitten kennen zu lernen; vor Allem unbekannte Inſeln zu entdecken, ſchien uns ein beneidenswerthes Loos.

Aber die Gefahren des Seelebens ſollten uns auch unmittelbar nahe treten. Da die Schiffe im Sunde lagen, in mäßigem Grunde ankerten, waren ſie allen Winden, und beſonders den Nordweſt- und Nordſtürmen, die aus dem Kattegat hereinbrauſten, ausgeſetzt. Ich habe orkanartige Stürme der Art erlebt. Aus den Fenſtern ſahen wir dann das dicht vor uns liegende Meer furchtbar empört, die Wolken ſenkten ſich, während die ſchäumenden Wellen hoch in die Luft hineinſpritzten. Alle Schiffe hoben die Anker. Mit wenigen Segeln verſehen, mit faſt nakten Maſten in die Wellen verſunken und wieder aus dieſen auftauchend, fuhren die Schiffe hierhin und dorthin in verhängnißvoller Unordnung unter einander. Das ganze heiter ruhende Gewimmel hatte ſich dann plötzlich in ein Schrecken erregendes Gewühl verwandelt. In furchtbarer Eile jagten Schiffe unſeren Augen vorüber, verſchwanden hinter den häuſerhohen Wellen und erſchienen in großer Entfernung wieder. Die ſchiefe Richtung der kahlen Maſten, die wir allein erkannten, zeigte dem Zuſchauer die ſo gefährlich erſcheinende Neigung des Schiffes. Ich habe in einem ſolchen wüthenden Sturme, unſern Fenſtern gerade gegenüber, die Maſten einer Brigg verſchwinden ſehen. Das ganze Schiff war umgeſtürzt. Kurz darauf erkannten wir den Kiel der nach oben ſchwamm. Stumm hatte das Meer die ganze Mannſchaft in ſeiner Tiefe begraben. Keiner trat aus den empörten Wellen wieder hervor. Später erfuhren wir, daß in der Cajüte ein Vater, ſein Kind umarmend, beide als Leichen gefunden wurden.

Einſt ſtrandete bei einem ähnlichen Sturme ein Schiff dicht an unſerem Hauſe. Die Mannſchaft rettete ſich, ein Theil derſelben in unſern Garten. Mein Vater nahm dieſe auf, verpflegte ſie, aber wir konnten uns nicht mit ihnen unterhalten, denn es waren Engländer. Das Wrack des Schiffes lag monatelang vor uns.

Auch ich ſollte perſönlich die Gefahren des Meeres kennen lernen. Ich ging mit einem Aufſeher der Zuckerraffinerie, der mir ſehr geneigt war, mich von der Reinigung und Kryſtalliſation des Zuckers unterrichtete, und mit dem ich ſehr vertraut geworden war, im ſtürmiſchen Wetter am Ufer. Ein hölzernes Bollwerk hielt den erhöhten lockern Sand der Küſte zuſammen, und bildete Vorſprünge. Das Meer peitſchte gegen dieſes Bollwerk an. In einer Art von knabenhaftem Uebermuth balancirte ich auf den glatten und naſſen Balken; mein Begleiter warnte mich, aber es war zu ſpät. Ich ſtürzte, den Kopf nach unten, in die brauſenden Wellen. Betäubt, bekleidet, von den Wellen ergriffen, konnte ich nicht zum Schwimmen kommen, ich verlor bald die Beſinnung. Die Wogen warfen mich bald gegen das Land und trugen mich wieder fort. Einige Mal ſoll dieſes geſchehen ſein, bevor es meinem erſchrockenen Freunde gelang, als ich dem Bollwerk gewaltſam zugeſchleudert wurde, meinen Arm zu ergreifen und mich ans Land zu werfen.

Ich war vollkommen leblos und erhielt erſt ein Paar Stunden nachher mein volles Bewußtſein. Ich erfuhr, daß, als mein Freund um Hülfe rief, Menſchen herbei eilten, mich in das Haus brachten, wo die erſchrockene Magd — die Eltern waren glücklicher Weiſe abweſend — alle jene thörichten, ja ſchädlichen Verſuche anſtellte, die damals als Rettungsmittel unter dem Volke galten. Man ſtellte mich auf den Kopf, rüttelte, rollte mich; aber einem geſunden Knaben kann man in dieſer Art ſchon Etwas bieten, und ich erholte mich, allen angewandten Mitteln zum Trotz. Dieſes lebendige Seeleben hat den Grund zu einer Naturanſicht gelegt, die das Fundament meines ganzen zukünftigen Lebens ward.

Die Wohnung der Eltern in einer Vorſtadt, die unmittelbar an der Landſtraße lag, beſtimmte von ſelbſt die Spaziergänge der Knaben, und leitete die Schritte derſelben längs dem Ufer, an zwei Ziegelſcheunen vorbei, nach einem Fiſcherdorfe (Snekkeſteen), berühmt durch ſeine Dorſche, die im ganzen Lande und vorzüglich in Kopenhagen beliebt waren; ja wohl noch weiter, bis zu einem zweiten Dorfe, Krogerup, jetzt im Beſitz des Sohnes der berühmten Dichterin Friedrike Brun, geborne Münter. Damals wohnte dort ein alter General von Schinkel, den ich nie ſah, der aber in meiner Phantaſie mir als ein merkwürdiger Mann vorſchwebte; er war ein alter Podagriſt, der ſein Haus ſelten, vielleicht nie verließ. Mein Vater war ſein Hausarzt, und wenn er ihn beſuchte, blieb er gewöhnlich den Mittag über da. Es ſcheint, als wenn beide ſich gern mit einander unterhielten. Der alte General war von Karten und Schriften über die Kriegswiſſenſchaft umgeben. Er hatte in ſeinen jüngern Jahren einige Feldzüge mitgemacht und, irre ich nicht, unter Friedrich dem Großen gedient. Mein Vater liebte es, ſich durch Geſpräche unterrichten zu laſſen, und wenn er von ſeinem Patienten zurück kam, war er gewöhnlich in der beſten Laune und gegen uns Kinder ſehr mittheilſam. Die damaligen vorzüglichſten kriegeriſchen Ereigniſſe, die Europa in Bewegung ſetzten— Folgen des nordamerikaniſchen Krieges — wurden uns auf dieſe Weiſe bekannt. Der Krieg im mittelländiſchen. Meere, die Ereigniſſe auf der Inſel Minorka, die merkwürdige Belagerung von Gibraltar, die ungeheuren Zurüſtungen der Franzoſen, ihre Verderben drohenden Brander und ſchwimmenden Batterien, ſo wie die kühne Vertheidigung der Feſtung durch Elliot, gehören zu den erſten kriegeriſchen Anſchauungen, welche die Aufmerkſamkeit des Knaben auf ſich zogen und in hohem Grade intereſſirten. Auch war ich genug von der Bedeutung des nordamerikaniſchen Krieges unterrichtet, um mit ganzer Seele mich für ein Volk zu intereſſiren, welches ſo kühn für ſeine Freiheit kämpfte. Unter den großen Männern der damaligen Zeit leuchteten vorzüglich Washington und Franklin hervor, und der Juvenalſche Vers, der auf den letztern angewandt wurde:

Eripuit coelo fulmen sceptrumque tyrannis,

machte auf mich einen großen Eindruck. Denn wenn der Held meine Bewunderung erregte, ſo ſchien mir doch das Loos Franklins, der aus einfacher bürgerlicher Familie (der Sohn eines Buchdruckers) als ein berühmter Schriftſteller und ausgezeichneter Naturforſcher, zugleich aber als ein Repräſentant ſeines kämpfenden Volkes, von den geiſtreichſten Männern der Zeit bewundert wurde, ganz beſonders beneidenswerth. Es waren wohl wenige lebhafte, in dem friedlichen Lande lebende, junge Männer, die nicht der Sache der Nordamerikaner anhingen. Die Geſinnung meines Vaters ſteigerte die Theilnahme der Knaben, ja, ſie wurde wohl zuerſt dadurch veranlaßt. Wenn wir die Bedeutung dieſes Krieges bedenken, durch welchen zuerſt der glimmende Funke nicht allein in Frankreich, ſondern in alle Länder der kultivirten Welt hineingeworfen wurde, der ſpäter in die mächtige Flamme der Revolution ausſchlug, ſo iſt es gewiß nicht ohne Intereſſe, eine Betrachtung anzuſtellen, die uns zeigt, wie dieſer Funke ſtill genährt wurde in dem ruhigen Schooße der Familien entfernter friedlicher Länder, und wie die erſten wach gewordenen lebendigen Vorſtellungen heranwachſender Kinder das eigene Geſchick mit dem zukünftigen von ganz Europa verſchmolzen. Ich erinnere mich noch ſehr lebendig des Tages, an welchem der Friedensſchluß, der den Sieg der kämpfenden Freiheit begründete, in Helſingör und auf der Rhede begangen wurde. Es war ein ſchöner Tag, die Rhede lag voll von Schiffen aller Nationen, auch Kriegsſchiffe waren darunter. Wir erwarteten ſchon am Tage vorher mit großer Spannung den heranbrechenden Morgen; alle Schiffe waren in ihrem feierlichen Meeresputz; die Maſten waren mit langen Wimpeln geſchmückt. Nicht allein von der Cajüte aus trug die Flaggenſtange die prächtigſte Flagge, auch der Bugſpriet trug eine ſolche, ja man ſah andere zwiſchen den Maſten; das ruhige Wetter war bewegt genug, um Wimpel und Flaggen frei zu entfalten. Dieſe ungewöhnliche Ausſchmückung, der Kanonendonner von den Kriegsſchiffen, ja von einem jeden Kauffahrteiſchiff, wenn es nur ein paar Kanonen beſaß; die jubelnde Mannſchaft, die die Verdecke füllte, machte dieſen Tag feſtlich auch für uns. Der Vater hatte einige Gäſte eingeladen, der Sieg der Nordamerikaner, die Sache der Freiheit der Völker ward lebhaft beſprochen, und es war wohl eine Ahnung von den großen Ereigniſſen, die aus dieſem Siege hervorgehen ſollten, die damals der Seele der Jubelnden vorſchwebte. Es war die freundliche Morgenröthe des blutigen Tages der Geſchichte.

Dieſen Sinn für die bürgerliche Freiheit, wie unklar und beſchränkt er auch in dem Knaben keimen mochte, wünſchte der Vater zu nähren. Wir wurden gegen die herrſchende Gewohnheit hineingerufen; der Vater ſuchte uns die Bedeutung des feſtlichen Tages klar zu machen, und als auf das Glück der neuen Republik getrunken wurde, weheten auch in unſerem

Garten eine däniſche und nordamerikaniſche Flagge. Ein großer Böller ward dreimal abgebrannt, unſere Gläſer wurden auch mit Punſch gefüllt, und wir durften mit den Eltern zugleich luſtig drauf los ſchreien, was uns denn nicht wenig ergötzte.

Wenn nun auf eine ſolche Weiſe der alte General vorzüglich dazu beitrug, uns für die politiſchen Ereigniſſe der Zeit zu gewinnen, ſo hatte er doch, für mich wenigſtens, ein anderes und tieferes Intereſſe. Der Vater erzählte ausführlich von ſeinen höchſt genauen geographiſchen Kenntniſſen, wie er in entfernten Ländern, auf den Küſten des mittelländiſchen Meeres, in den vereinigten nordamerikaniſchen Staaten zu Hauſe wäre, wie in ſeiner Heimat. Wie er die Straßen der Städte, die Dörfer, Wälder, Sümpfe, Hügel, Berge, die Landſtraßen, die ſie verbanden, alle, ſelbſt die kleinſten Verhältniſſe der Gegenden kannte, und wie ein Eingeborner ſich darin bewegte.

Von detaillirten Kriegskarten hatte ich keine Idee, das militäriſche Studium war mir fremd, aber dieſe Fertigkeit ſelbſt ſchien mir ſo zauberhaft, wie beneidenswerth; und die Kunſt, ohne die Stube zu verlaſſen, durch ſcharfſinnige Benutzung aller Berichte, ſich in einer weiten fernen Gegend anzuſiedeln, da, wo ein fremder Himmel, fremde Bewohner, andere Bauart der Häuſer, wie andere Geſtaltung der Pflanzen und Thiere uns entgegentraten, zog mich zauberiſch an, wie etwa die verwandelnde Goldtinktur den Adepten.

Wie reich nun auch dieſe Richtung an Keimen künftiger Entwickelung war, ſo trat doch eine andere, ja entgegengeſetzte, die ich die idylliſche nennen möchte, nicht weniger bedeutend, wenn auch, während wir in Helſingör lebten, noch ſchlummernd hervor.

Die Mitglieder der mütterlichen Familie, die Schweſtern und Brüder einer geliebten Mutter, waren uns, wie natürlich, theuer; von den letztern lebten zwei in hohem Anſehen in Kopenhagen, der eine als ein angeſehener Arzt, der zweite in der unglücklichen Sache des berühmten Struenſee als Kammeradvokat des Königs, ſpäter als Generalprokurator; beide wurden aus der Ferne von uns mit ſcheuer Ehrfurcht betrachtet. Andere, Prediger, Gutsbeſitzer, beſuchten, unverheirathet oder mit ihren Frauen, den Vater und wohnten wochenlang in unſerm Hauſe. Jetzt wurden die Kinder häufiger als ſonſt zu den erweiterten Familienkreiſen zugezogen. Die Onkel und Tanten gaben ſich mehr als die Eltern mit den Kindern ab, und hier trat mir zuerſt das Landleben als etwas höchſt wünſchenswerthes hervor. Es war eine Zeit, in welcher die ganze Literatur mehr oder weniger die ländlichen Beſchäftigungen als die natürlichſten, glücklichſten und für eine auf Tugend begründete Civiliſation angemeſſenſten betrachtete. Die Chineſen wurden uns vorzugsweiſe als Muſter vorgeführt. Wie der Kaiſer dort den Landmann auszeichnete und ein Mal im Jahre ſelbſt den Pflug führte, ward lobend erwähnt. Die Verwandten lebten in der ſchon genannten entfernten Gegend Odsherred als Gutsbeſitzer oder Landprediger. Dieſe Gegend, durch eine ſchmale Landſtrecke mit Siaelland verbunden, iſt eine Landzunge, die ins Kattegat hineinreicht, ſehr fruchtbar, mit Dörfern bedeckt; und ein bedeutender Landſitz von alten Zeiten her gehörte der Familie zu. Von da aus hatten ſie ſich in der ganzen Gegend verbreitet und beherrſchten ſie. Alte Sagen in der Familie von der Macht derſelben in frühern Zeiten hatten ſich noch erhalten. Ich erinnere mich beſonders einer Frau, deren Mann auf dem Hofe früher als Förſter, wenn ich nicht irre, gedient hatte, und im hohen Alter wenigſtens mit dem Titel als Lieutenant ſtarb. Dieſe Frau war tief in den achtzigen und noch ſehr rüſtig; ihre Mutter war einige neunzig Jahr alt geworden, und auch dieſe hatte wie ihr Mann in dienenden Verhältniſſen zur Familie geſtanden. Ein ſolches Anſchließen der Glieder der Familie an einander, mehrere Generationen hindurch, eine ſolche Ueberlieferung durch treue Diener einer etwas höhern Klaſſe, die man die Chroniſten derſelben nennen könnte, iſt wohl in Europa immer ſeltener geworden. Die genannte alte Frau Lieutnantin war nun voll von Ereigniſſen aus dem ganzen achtzehnten, ja aus dem ſiebzehnten Jahrhundert, die ſie oder ihre Mutter erlebt hatten. Ich erinnere mich beſonders, wie ſie von einem Beſuche des Königs Friedrichs des Vierten erzählte. Er hätte ſich einige Tage auf Annaberggaard aufgehalten. Die Frau des Beſitzers wäre, erzählte ſie, außerordentlich ſchön geweſen. Der König konnte ſeine Neigung nicht verbergen, und ſie gab uns ganz mit leiſer Stimme, wie mit furchtſamer Vertraulichkeit, zu verſtehen, der König möchte wohl genauer als billig mit der Frau bekannt geworden ſein. Sie ſchien die Möglichkeit andeuten zu wollen, daß durch die Urgroßmutter wohl ein königliches Blut in unſern Adern flöſſe. Der Mann, erzählte ſie weiter, wäre äußerſt eiferſüchtig geweſen, er hätte kaum vermocht, ſeinen Verdacht zu verheimlichen. Die ehelichen Verhältniſſe wären ſehr lange geſtört geweſen. Sie verſicherte dabei, nachdem ſie Alles offenbar mit einer Art geheimen Wohlgefallens erzählt hatte, daß ſie keineswegs glaube, die brave Frau wäre ſo tief geſunken, wenn ſie auch nicht gleichgültig gegen die Liebe des Königs geblieben wäre. Sie beſchwor uns, die Sache geheim zu halten, und das Ganze machte auf mich einen Eindruck, als wäre es ein Scandal von geſtern.

Von Helſingör aus ward nun in den Sommermonaten eine Reiſe nach Odsherred beſchloſſen. Schon wochenlang zählten wir die Stunden, und ſo viel Genüſſe uns auch Helſingör verſchaffte, ſo verließen wir dennoch die Stadt jubelnd und voller Erwartung. Das Leben in Odsherred hatte in der That etwas ſehr Idylliſches. Das Zuſammenleben der zerſtreuten Glieder der Familie, die wechſelſeitigen Beſuche gaben dem ganzen Leben einen Reiz der Veränderung, den wir bis jetzt nicht gekannt hatten. Bei ſolchen Beſuchen war nun beſonders die Frühſtückszeit einnehmend und hatte für mich das höchſte Intereſſe. Die Hauswirthſchaft war dann der vorzüglichſte Gegenſtand der Unterhaltung, und ich horchte mit der größten Aufmerkſamkeit zu, um wo möglich die mir ſo neuen und fremden Verhältniſſe zu verſtehen. Nach dem Frühſtück wurden die Ställe beſucht, die Scheunen betrachtet, man durchſchritt die Aecker in allen Richtungen, die mächtigen Kornfelder beſchäftigten die Aufmerkſamkeit der Männer, und mir ging die Bedeutung des Ackerbaues zuerſt auf. Ich erkundigte mich nach Allem, und wenn ich mit meinen häufigen Fragen den Verwandten beſchwerlich fiel und wohl auch mitunter abgewieſen wurde, ſo mußte Nachmittags der Großknecht herhalten. Dieſer ließ ſich zwar in großer Breite über Alles aus, aber ſeine Erklärungen waren weder klar noch zuſammenhangend, und mir blieb ſehr Vieles dunkel, ſo daß die herrſchende Unklarheit mich in große Unruhe verſetzte. Indeſſen lebten wir in fortdauerndem Jubel, liefen meilenweit von Knechten begleitet von einem Verwandten zum andern, trieben uns in Scheuern, Ställen oder auf den Feldern herum, glaubten ſelbſt wichtige Geſchäfte zu verrichten, wenn wir einige Bündel Heu auf den Wagen warfen, tummelten uns auf den Ackerpferden herum, und wurden — ſonſt ſo ſtreng gehalten — von Onkeln und Tanten verzärtelt. Wir ſollten zwar unſere Schularbeiten nicht verſäumen. Einer der Verwandten, ein verdorbener Candidat, ſollte unſere Studien leiten. Er hatte aber, wo möglich, noch weniger Trieb zur Arbeit als wir, und erſt in der letzten Woche unſeres Aufenthalts, als die Erinnerung an die Schule mich zu ängſtigen anſing, vermochte die Furcht mich zur Arbeit anzutreiben. Ich habe vielleicht nie ein ſo fortdauerndes inniges Vergnügen gefühlt, wie damals, ich zählte die Tage bis zu unſerer Abreiſe mit Angſt, aber auch mit dem Entſchluß, einen jeden Augenblick mit vollem Bewußtſein zu genießen.

Dieſer Beſuch, der ſpäter einige Mal wiederholt wurde, bildete den Sinn für das ländliche Leben immer entſchiedener aus. Jetzt erhielten die beiden neben einander fortlaufenden Hauptſtraßen in Helſingör erſt ihre wahre Bedeutung. Ein jeder Wagen mit Heu oder Getreide, ein jeder Bauer, der aus dem

Innern der Inſel kam, ein jeder ſonntäglicher Spaziergang nach einem nahe liegenden Dorfe verſetzte mich in die glücklichen Gegenden und erinnerte mich an die ſchönen dort verlebten Tage. Neben dem Entdecken neuer Inſeln ſchwebte jetzt das idylliſch ausgemalte Landleben den Kindern als das höchſte Glück des Lebens vor.

Roeskilde.

1785—1787.

In meinem zwölften Jahre wurde der Vater als Regimentsarzt von Helſingör nach Roeskilde — jene alte, jetzt zu einem unanſehnlichen Landſtädtchen herabgeſunkene Reſidenzſtadt der alten däniſchen Könige — verſetzt. Die beiden für den gelehrten Stand auserſehenen Brüder — ich der zweite und mein jüngerer Bruder, denn der älteſte war für das Militär beſtimmt — hatten in Helſingör eine Klaſſe erreicht, die mit der Secunda unſerer Gymnaſien verglichen werden konnte. Ich hatte ſogar, wie erwähnt, nach der letzten Prüfung eine Prämie erhalten, und dennoch erlitten wir die Demüthigung, in Roeskilde in eine niedrigere Klaſſe verſetzt zu werden. Die Lehrmethode in den gelehrten Schulen Dänemarks war, wie man bemerkt haben wird, zu der Zeit ſehr alterthümlich und höchſt wahrſcheinlich ſeit länger als einem Jahrhundert unverändert geblieben. In der Klaſſe, in welche wir jetzt verſetzt wurden, mußten wir noch immer Luthers Katechismus, ins Lateiniſche überſetzt, auswendig lernen. Als Grundlage des Unterrichts im Griechiſchen diente auch hier das neue Teſtament. Es wurde ins Lateiniſche überſetzt und Caſtelli's Verſion mit Vorwiſſen des Lehrers benutzt. Der römiſche Hauptſchriftſteller war Juſtinus. Ich habe ihn ſeit der Zeit nie wieder in der Hand gehabt, aber wohl erinnere ich mich noch, daß ſeine leichte chronikenartig reflectionsloſe Erzählung mir ſehr wohl gefiel. Schlimmer ward es, als ich eine Klaſſe höher rückte. Hier mußte ich den beliebten Juſtinus mit Cicero's de officiis und Ovid's Epistolae ex Ponto vertauſchen, die mir beide im höchſten Grade zuwider waren, da man es wohl bedenklich finden mochte, den Knaben mit den Ausſchweifungen des Auguſtiſchen Hofes und mit dem vermutheten Vergehen des Dichters, wodurch er ſich eine ſo harte Strafe zuzog, bekannt zu machen. Da es überhaupt nicht in der Art der damaligen Zeit lag, bei dem Unterricht in den Inhalt eines klaſſiſchen Schriftſtellers einzugehen, ſo wurde Periode für Periode conſtruirt, überſetzt, jeder begangene Fehler ſogleich, gewöhnlich auf eine empfindliche Weiſe gerügt, und ich erinnere mich nicht, je eine Aeußerung vernommen zu haben, die uns ein Intereſſe für den Verfaſſer einflößen konnte. So tönten mir die langweiligen Klagen des unglücklichen Dichters, ſtückweiſe zwiſchen grammaticaliſchen Correcturen und den Schimpfreden des Lehrers ausgeſtoßen, höchſt widerwärtig, und ich glaubte mich noch mehr als er zum Klagen berechtigt. Ich habe keine Luſt empfunden, dieſes Buch wieder zu leſen. Als aber ſpäter ſeine Metamorphoſen mich in hohem Grade ergötzten, konnte ich mir gar nicht vorſtellen, daß dieſer nun der nämliche Dichter ſei, der mir in frühern Jahren jene ſo große Qual verurſacht hatte. Cicero wirkte noch abſtoßender auf mich; das breite moraliſche Gerede ſchien mir von jeher überflüſſig, ohne Zweck und Ziel. Ich gerieth, wenn ich Cicero las, in eine Stimmung, die viele Aehnlichkeit hatte mit derjenigen, die mich ergriff, wenn Vater oder Lehrer mich nicht unmittelbar durch eine Züchtigung, ſondern auf eine für mich faſt fühlbarere Weiſe durch ſogenannte breite und langweilige Vernunftgründe beſtraften; und ohne allen Zweifel trug die Mühe, welche es mir koſtete, mich durch das klaſſiſche Latein durchzuarbeiten, die ſtörenden oft fühlbaren Zurechtweiſungen, welche das Leſen unterbrachen, nicht wenig dazu bei, mir dieſe Lehrſtunden ſo unangenehm zu machen. Als nach langen Jahren ein ausgedehntes philoſophiſches Studium mir dieſes Buch des berühmten Klaſſikers in die Hände gab, trat die Empfindung meiner Kindheit, die Qual der Lehrſtunden, mir lebhaft vor die Augen. Ich erblickte den zankenden, polternden Lehrer, ich glaubte, ſeine drohenden Fäuſte zu ſehen, und es koſtete mich Mühe, eine Schrift durchzuleſen, die mir auch damals trotz ihres klaſſiſchen Stils nur geringen Genuß und dürftige Belehrung bot.

Der Religionsunterricht war ziemlich ausgedehnt. Guldbergs Lehrbuch der geoffenbarten und natürlichen Religion war in einer lebhaften, ja wie mir damals ſchien, anmuthigen Sprache geſchrieben — viele Anſichten waren ausführlich dargeſtellt, lebendig vorgetragen, und auf jede Weiſe bildeten dieſe Schriften einen ſchneidenden Gegenſatz zu dem trocknen Unterrichte, durch welchen ſelbſt Perikles und Alkibiades alte Pedanten wurden und Aspaſia als eine langweilige Matrone erſchien. Durch dieſes Buch trat eine Fähigkeit hervor, die mich unter den Schülern auszeichnete und die Aufmerkſamkeit auf mich lenkte. Die Sprache, als ſolche, hatte nie einen Reiz für mich, ich lernte ſie, weil ich mußte; aber, was ich überſchauen, umfaſſen konnte, was mich irgendwie anſprach, vergaß ich nie; buchſtäbliches Auswendiglernen dagegen war mir eine Qual. Während meine Mitſchüler ſich mühſelig abquälten, um einzelne Blätter — das vorgeſchriebene Penſum — wörtlich zu behalten, hatte ich Bogen durchgeleſen und konnte ausführliche Rechenſchaft geben von dem Geleſenen. Auch ich ſollte gezwungen werden, Alles wörtlich herzuſagen. Man wollte von der alten hergebrachten Art nicht abgehen, aber es war mir unmöglich, und der Lehrer mußte ſich fügen. Jetzt mir ſelbſt überlaſſen, waren dieſe Lehrſtunden mir die höchſte Freude. Was ich las, ließ ſich leicht faſſen. Ich dachte mich, ſo tief ich es vermochte, in den Gang der Vorſtellungen des Schriftſtellers hinein. Ich ſcheute mich nicht, ſie zu erweitern, und arbeitete ſo, ohne ein Wort niederzuſchreiben, einen Aufſatz aus, den ich leicht und lebhaft vortrug. Allerdings waren dieſe Stunden ein Triumph für meine Eitelkeit; aber während des Vortrags dachte ich nicht daran; es war dann der Gegenſtand, welcher mich ergriff, und ich fühlte die Freude, die mir wie Wenigen gegeben, mich, innerlich erregt, mit Leichtigkeit mitzutheilen. Dieſen Stunden verdanke ich viel. Es waren die einzigen, die in der Schule mein eigenthümliches Weſen unterſtützten und förderten, während alle übrige Beſchäftigung ohne irgend eine innere Anregung nur durch die Zucht, durch das Geſetzmäßige und ſeine Strenge mir nützlich ward.

Sogenannte Realwiſſenſchaften waren den damaligen gelehrten Schulen meines Vaterlandes völlig fremd. Mit der Geſchichte wurden wir durch ein kurzes Handbuch bekannt, deſſen geiſtloſes Fortſchreiten durch Jahrzahlen und den Wechſel von Schlachten und Königen — uns keinen Begriff von einem höhern Walten in dem Schickſale der Völker geben konnte. Nur ein paar Mal ſchien der Verfaſſer ſich über die gewöhnliche Trockenheit erhoben gefühlt zu haben;

und dieſe Stellen traten mir auf eine ſeltſame Weiſe wie Blütenzeiten der Geſchichte entgegen, ohne daß ich ſie ſpäter als ſolche wieder zu erkennen vermochte. Und ſo war denn meine Beſchäftigung in der Schule nicht von der Art, daß ſie mein aufgeregtes Gemüth hinlänglich beſchäftigen konnte.

Glücklicherweiſe wurden die Schüler damals noch nicht ſo ſehr mit Lehrgegenſtänden überhäuft, daß dem freien Triebe des Geiſtes, der Selbſtbeſchäftigung keine Stunde übrig geblieben wäre. Fünf Stunden täglich brachten wir in der Schule zu; zwei Stunden reichten für mich hin, um die aufgegebenen Penſa auszuarbeiten. Mittwoch und Sonnabend Nachmittags war keine Schule, wozu die Sonn- und Feſttage, die Ferien und Markttage kamen, und man konnte die Zucht in der Schule um ſo ſtrenger handhaben, je gemäßigter die Forderungen waren. So blieb mir nicht bloß für kindliche Spiele, für leibliche Uebungen, für manchen Muthwillen, der in Geſellſchaft der Brüder und Mitſchüler ausgeübt wurde, ſondern auch für eigene Beſchäftigung, für Manches, was mich innerlich ergriffen, Zeit und Muße genug übrig; und der ſtille Genuß, welcher mir auf dieſe Weiſe geworden, und wie mir Natur und Geſchichte und das Heiligſte, das Chriſtenthum, in dieſen Tagen unverdorbener Kindheit nahe traten und mich erfüllten, das iſt es, was ich hier darzuſtellen gedenke; denn in der That muß ich die zwei in Roeskilde verlebten Jahre zu den reichſten meines Lebens rechnen.

Wenige Menſchen mag es geben, denen die Natur ein ganzes langes Leben hindurch ſo viele, ſo ungetrübte Genüſſe gewährte, wie mir. Sie war mir Alles; Himmel und Erde, Wald, Meer und Gebirge ſchienen von meiner frühesten Kindheit an, ſo weit die Erinnerung rückwärts zu bringen vermag, meine innere Heimat zu ſein. Es waren nicht bloß die Frühlingstage, der warme Sommer oder der rauhe milde Herbſt, nicht bloß die ſchönen Gegenden oder die heiteren Tage, die mich anzogen; ein jeder Zuſtand der Natur hatte von jeher einen eigenen Reiz für mich. Die wüſten, ſandigen Ufer, die dunkeln, trüben weit ausgedehnten Moorgegenden, der Winter mit ſeinem klingenden Froſte, ja wie Sturm und Ungewitter, ſo auch die regnichten Tage enthielten für mich eigene verborgene Schätze, die ich mit unendlicher Begierde zu enthüllen ſuchte. Zwar mochte ich mich gern wie andere Kinder in der freien Natur laut und fröhlich herumtreiben und in Geſellſchaft, von der Sonne beſchienen, von der reichen Pflanzenwelt umgeben, bewußtlos in das Meer der Luft tauchen, welches ſie mütterlich aufſchließt; aber dieſe Freude war nicht meine höchſte. Eine andere, tiefere, ergriff mich dann, wenn ich einſam von den Geſpielen getrennt, in ein geheimes Geſpräch — ich habe keinen andern Ausdruck für die Seligkeit, die mich durchdrang — mit der Natur verſank. Alles, was ſie beſaß, drängte ſich dann an mein warmes kindliches Herz, der innere Jubel war mit einer ſtillen tiefen Rührung verbunden; ich muß ſie Andacht nennen. Ich frohlockte, daß ich in ihrer Mitte lebte, daß ich ihr zugehörte, daß ich das geliebte Kind der Alles beſeligenden, Alles belebenden unendlichen Schöpfung war. Nicht bloß das, was mich unmittelbar umgab, auch was mich zu irgend einer Zeit berührt, die Bilder entfernter Gegenden, in welchen ich in früherer Kindheit gelebt hatte, die hohen kahlen Gebirge, in deren Mitte ich geboren war, das rauhe Meer mit ſeinen empörten Wellen und ſeinem Gewimmel von Schiffen, ja die Gegenden, welche durch

Beſchreibungen, ſelbſt die ſchlechteſten, mir bekannt geworden, bemächtigten ſich, oft unwillkürlich, meiner Seele, verſetzten mich in ferne Länder, in die Mitte großer Wälder, in die Glut tropiſcher Regionen, ſo daß ich dort zu leben wähnte, und wenn ich von einer ſolchen Reiſe zurückkam und meine Umgebung erkannte, fühlte ich mich von einem ſeltſamen freudigen, ja ſtolzen Gefühle durchdrungen, daß mir ſolche Genüſſe zu Gebote ſtanden. Ich kam mir ſo reich, ſo verſchwenderiſch begabt vor, daß ich mit Keinem hätte tauſchen mögen. Schon in dieſer Zeit meiner Knabenjahre konnte ich aus der Mitte der Menſchen entfliehen, wenn irgend eine kindiſche Sorge mich quälte, und in fernen Gegenden Erſatz ſuchen, wo das Widerwärtige, Verdrießliche mich nicht zu erreichen im Stande war.

Die Gegend um Roeskilde iſt gegen Oſten ſchön, ein Meerbuſen des Kattegats ſchneidet tief in das Land ein; in alten Zeiten fähig größere Schiffe zu tragen, endigt er jetzt bei einem Dorfe in der Nähe der Stadt ſo ſeicht, daß er nur für kleine Jachten fahrbar bleibt; die Ufer ſind mit Waldungen bedeckt.

BIB
MON

Wir Kinder konnten achtzehn Kirchthürme von dem elterlichen Garten aus zählen, die in der fruchtbaren Gegend zerſtreut lagen, und die ſtille idylliſche Anmuth der Umgebung hatte für uns, die wir bisher an das Ufer eines tobenden Meeres und ſein Gewühl gewöhnt waren, einen ganz eigenen Reiz; auch für mich ſchien eine Zeit des ruhigen Genuſſes einzutreten. Was mir früher geworden war, hatte ich nicht verloren, aber neue Schätze boten ſich mir dar, und ich genoß ſie in vollem Maaße.

Aus dieſem innigen freudigen einſamen Naturleben entſprang meine Liebe für die Naturforſchung; ich wollte die Schätze, welche die liebende Mutter noch verbarg, mir zu eigen machen. Die fernen Gebirge Norwegens und ihre geprieſenen Bewohner beſchäftigten mich unaufhörlich. Daß die Felsblöcke, welche in der flachen Gegend umher lagen, jenen Gebirgen urſprünglich angehörten, hatte ich — ich weiß nicht durch wen — erfahren, und von jetzt an waren ſie mir Gegenſtände der ſorgfältigſten Unterſuchung. Bald unterſchied ich mehrere Gebirgsarten; ich wußte ſie nicht zu nennen, aber ich ordnete ſie nach ihrer Verwandtſchaft und konnte jubeln, wenn ich ein reines, weißes, durchſichtiges Quarzgerölle am Ufer des Meeres fand. Es brachte mir Grüße von dem fernen Geburtslande, dieſes ſelbſt ſchien mir durch meine Geburt in ſeinen Gebirgen das Myſterium meines Daſeins zu verhüllen.

Die Bibliothek meines Vaters enthielt meiſt mediziniſche und chirurgiſche Schriften; Gellert, Hagedorn, Klopſtock und Haller, jene geprieſenen Dichter einer vergangenen Zeit, waren da. Aber unter allen Schriften waren zwei — Tabernamontani Kräuterbuch und Krügers Naturlehre — die mir wichtig wurden. Das große, alte botaniſche Foliowerk, mit ſeinen rohen Holzſchnitten, hatte für mich einen unendlichen Reiz. Ich ſammelte Pflanzen, unterſuchte ihren Bau, ich verſuchte ſie nach dem alten Tabernamontanus zu beſtimmen, und freute mich über jede neue Pflanze, mit ihrem barbariſch-lateiniſchen Namen, wie über einen gewonnenen Schatz.

Wichtiger noch ward mir Krügers Naturlehre. Mit welchem mühſeligen Fleiße ſuchte ich mir Newtons Gravitationslehre begreiflich zu machen, wobei ich wohl merkte, daß einige mathematiſche Vorkenntniſſe nöthig waren. Die Schule ertheilte gar keinen mathematiſchen Unterricht, und in der Bibliothek des Vaters fand ſich kein Lehrbuch der Art; ich ruhte aber nicht eher, bis ich im Beſitze eines ſolchen Buches war, und bald verſtand ich wenigſtens ſo viel von den Elementen der Geometrie und Arithmetik, daß ich Krügers Lehrbuch faſſen konnte. Der mechaniſche Theil der Phyſik iſt darin ausführlich abgehandelt. Die Schrift war in jener Zeit erſchienen, als die Erfindung der Elektriſirmaſchine die Aufmerkſamkeit der Naturforſcher auf die gewaltigen Aeußerungen der Elektrizität hinlenkte. Muſchenbroeck hatte eben die Wirkung der leidener Flaſche empfunden — und die Relation von dieſen merkwürdigen Erſcheinungen traf mich, jetzt einige dreißig Jahre ſpäter, als wenn ſie eben ſtattgefunden hätten. Schon in Helſingör hatte mir ein Knabe, welcher ein paar magnetiſche Stäbe beſaß, das Spiel der Anziehungen und Abſtoßungen gewieſen, und wie die ſchwebenden Stäbe nach Norden zeigten. Wie geheimnißvoll erſchien mir dieſe inhaltsſchwere, ſtumme Sprache der Natur, wie beneidete ich den glücklichen Knaben um dieſen herrlichen Beſitz. Ich konnte, was ich dort zum erſten=

mal geſehen, nicht vergeſſen, und als Krüger mich jetzt von den magnetiſchen Kräften unterrichtete, ſuchte ich jene früheren Erfahrungen wieder recht lebhaft bei mir hervorzurufen. Mit welcher Ungeduld erwartete ich die erſte Gelegenheit, die größeren Wirkungen der Elektrizität kennen zu lernen, und dennoch wie glücklich war ich, wenn die geriebene Siegelſtange Papierſchnitzel anzog, wenn ich ein Glas anhaltend ſo lange reiben konnte, bis ich das Kniſtern hörte. Es liegt ein hoher Reiz in dieſen erſten Kenntniſſen, die man erwirbt, zumal dann, wenn wir ihren Beſitz mühſam durch Selbſtthätigkeit erlangen, wenn ſie uns nicht aufgedrungen werden. Dieſe Armut der Kenntniſſe, mit dem Streben nach Erweiterung verknüpft, iſt mit einer lieblichen Unſchuld gepaart; wir lieben die wenigen Gegenſtände, die uns beſchäftigen, ohne uns zu quälen, und werden allmälig in den immer größern Umfang des Wiſſens hineingezogen; aber jene genußreiche Unſchuld des Anfanges geht nur zu bald verloren.

Dieſe Beſchäftigung erhielt einen eigenen Reiz durch ihre Heimlichkeit. Die unſcheinbaren Gegenſtände, welche ich ſammelte, hatten für die Brüder nichts Merkwürdiges. Was ich im Stillen trieb, blieb dem Vater verborgen; die vertrauten Unterhaltungen mit der kranken Mutter waren ganz anderen Inhaltes, weder Mitſchüler noch Lehrer hatten eine Ahndung von meinen kindlichen Naturſtudien, und in der ganzen Stadt war mir keiner bekannt, der mich leiten, belehren und meine Zweifel löſen konnte. So beſaß ich ein eigenes, tiefes Geheimniß; ich ſah mich durch dieſe Beſchäftigung ſchon frühzeitig in eine genußreiche Einſamkeit getrieben, und Alles, was mich mit der Natur verband — jenes tiefe Gefühl, mit welchem ich ihr Leben zu umfaſſen ſuchte, und jene ſtillen Bemühungen, ſie im Einzelnen zu ergründen, ſchloſſen mich von der Umgebung aus. Dieſes Geheimniß ahndete Niemand, denn es ſtand in ſeltſamen Kontraſte gegen meine äußere Beweglichkeit, die jetzt immer mehr, immer gewaltiger ſich entwickelte. Ueber alle anderen Gegenſtände ließ ich mich gern ausführlich vernehmen; ich fiel nicht ſelten durch weitläufige Reden und Belehrungen meiner Umgebung beſchwerlich; ein jeder mußte glauben, daß ich nichts verheimlichen, kein Gefühl verſchließen, keinen Gedanken verſchweigen könnte: aber je offener ich ſonſt war deſto ſicherer blieb mein eigentliches Geheimniß verborgen, mußte es bleiben, denn was ich zeigen konnte, was ich mitzutheilen vermochte, war zu dürftig; für den Zuſammenhang aber, welchen ich ahndete, fand ich keinen Ausdruck. Dieſe Neigung war jahrelang genährt werden und gewachſen, ſie hatte dadurch eine Stärke gewonnen, die beſtimmt war, meiner ganzen Zukunft eine unerwartete Richtung zu geben, ohne daß Eltern, Lehrer oder Brüder ihre Bedeutung ahndeten.

Aber noch in einer andern Richtung ſollte ich in dieſer, für meine geiſtige Ausbildung ſo reichen Zeit erregt werden. Ich lebte jetzt in einer Stadt, die vormals ſo merkwürdig dageſtanden hatte; dieſe alten Mauern waren Zeugen der größten Begebenheiten geweſen, die in längſt verfloſſenen Jahrhunderten mein Vaterland verherrlichten. In einem flachen, fruchtbaren, ſtark bevölkerten Lande verſchwinden leicht und ſchnell die Spuren der Vergangenheit. Wo früher Straßen ſtanden, lag jetzt Acker und Wieſe; aber der alte bedeutende Umſang der Stadt wurde dem Knaben gezeigt. Man nannte Dörfer in der Nähe derſelben, die früher Theile von ihr geweſen waren, und gegen Oſten ſah man noch Wälle und Gräben, jetzt mit Gras, Bäumen und Schilf bewachſen, eingeſunkene Räume, in Moraſt verwandelt. In dieſen Gegenden wanderte ich oft und verſetzte mich in jene Zeiten unſerer mächtigen Könige, in die Tage der Waldemare und des großen Erzbiſchofs Abſalon. Dieſe letztere, merkwürdige Geſtalt aus der ſchönſten Zeit des däniſchen Reichs, als Vertrauter eines großen Königs, als ſiegreicher Feldherr gegen die Wenden, als Zerſtörer von Arkona, als Oberhaupt der Kirche, als Beſchützer der Gelehrten und Freund des berühmten Saxo, welcher ſeine Thaten verewigte, gleich ausgezeichnet, hat für mich noch ein näheres Intereſſe. Meine mütterliche Familie — Bang — war eine der älteſten im Lande; zu verſchiedenen Zeiten hatte ſie in der Geſchichte des Landes eine nicht unbedeutende Rolle geſpielt, und ſie behauptete von dem uralten Stamme entſproſſen zu ſein, der durch Abſalon verherrlicht wurde. Als ein Beweis diente das Familienwappen, welches meine Mutter noch führte. Abſalon hatte zuerſt Kopenhagen gegründet und nach ſich Axelſtadt genannt. Sein Familienwappen wurde das Wappen der neuen Stadt und iſt es geblieben, und dieſes iſt das nämliche, welches die Bange noch heute führen. Ein beſonderes Ereigniß ſollte die bedeutende Verwandtſchaft uns näher rücken. Der Kantor bei der alten Domkirche hatte mit unſäglicher Mühe eine Schrift in mehreren Quartbänden ausgearbeitet, welche die Lebensbeſchreibungen aller Prediger und Rectoren, die funfzig Jahre lang ihr Amt verwaltet hatten, enthielt. Bei ſeinen mühſamen Unterſuchungen fand ſich, daß die Bange vorzüglich reich waren an ſolchen Greiſen, die der geliebte Gegenſtand ſeiner Schrift waren, und ſein Intereſſe für dieſe Familie bewog ihn daher, dem Urſprunge derſelben nachzuforſchen und eine Stammtafel zu entwerfen. Er ſuchte zu beweiſen, daß dieſer Stamm in gerader Linie von Esbern Snare, Abſalons Bruder, einem ausgezeichneten Feldherrn jener bedeutenden Zeit herſtamme, und den Band ſeiner weitläufigen Schrift, welcher dieſe Unterſuchungen enthielt, ſchenkte er meiner Mutter, als Glied dieſer durch ihn verherrlichten Familie. Hier ſahen wir Kinder nun unſere Namen gedruckt, als Mitglieder eines der bedeutendſten Geſchlechter des Landes; wie viele Grafen und Freiherrn, Biſchöfe, Geſandte und andere mächtige Männer aus dieſem

Stamme hervorgegangen waren, fand ſich weitläufig angezeigt. Ein Bruder meiner Mutter, der in Kopenhagen eine hohe Stelle bekleidete, hatte den vergeſſenen Adel ſeiner Vorväter erneuern laſſen; wie denn Bürgerliche, ſelbſt wenn ſie den Adel gering zu ſchätzen vorgeben, nur zu gern jede Gelegenheit ergreifen, um zu beweiſen, daß ſie auch auf irgend eine Weiſe Anſpruch auf adlige Herkunft machen dürfen. Mir aber war der Gedanke, daß ich von Esbern Snare herſtamme, bei weitem der wichtigſte, und die Neigung, genauer mit den früheren Schickſalen meines Vaterlandes bekannt zu werden, ließ mir keine Ruhe. Der Unterricht in der Schule befriedigte mich gar nicht. In den alten Räumen des ehrwürdigen Schulgebäudes, die ohne allen Zweifel ſelbſt Zeugen vieler bedeutender Ereigniſſe, vieler wichtigen Beſchlüſſe einer mächtigen Zeit geweſen waren, vernahm man nichts, was auf irgend eine lebendige Weiſe an die große Vergangenheit erinnerte. Ein dürftiger Auszug aus Suhms däniſcher Geſchichte konnte die Begierde, jene glänzenden Epochen, deren dort erwähnt wurde, genauer kennen zu lernen, wohl erregen, aber nicht befriedigen. Wie glücklich ſchätzte ich mich daher, als Chriſtiani's und Gebhardi's voluminöſes Werk über die däniſche Geſchichte, als ein Theil der allgemeinen Weltgeſchichte, mir in die Hände fiel. Dieſes Werk iſt nichts weniger, als unterhaltend; aber meine Helden und ihre Thaten fand ich, nach Saxo ausführlich beſchrieben, und die kindliche Phantaſie wußte die Gegend umher mit ihnen zu beleben — ich ſah die alte Stadt in ihrer Herrlichkeit wieder aufgebaut. Einige wichtige Begebenheiten, wie die Ermordung des herrlichen Knud Laward, ſind mit umſtändlicher Anſchaulichkeit erzählt, und dieſes furchtbare Ereigniß zog mich um ſo mehr an, als der geliebte Esbern Snare, den ich nun einmal wie einen näheren Verwandten betrachtete, bei dieſer Gelegenheit eine ſo glänzende Rolle geſpielt, weil ſeine ritterliche Tapferkeit, ſeine Treue und Hingebung ſich hier bewährt hatten. Dieſes Studium war mir um ſo theurer, da es allgemeine Theilnahme fand. Die Mutter, die Brüder, die ältere Schweſter horchten auf meine Erzählungen, und was ſie vernahmen, erhielt als eine Familienſache ein höheres Intereſſe.

Mir aber war dieſe Beſchäftigung doppelt wichtig. Was ich durch die Lehrer nie vernommen hatte, das räthſelhafte Geſchick der Völker, der Geſchlechter, trat dämmernd vor meine Seele. Das Wachsthum, die Blüte, und den, meinem Vaterlande in früheren Zeiten drohenden Untergang, konnte ich verfolgen, und daß eine jede Veränderung mit Blut bezeichnet war, erfüllte mich mit Grauen. Aber faſt wie Mährchen klangen mir dieſe Erzählungen, wenn ich ſie mit der friedlichen Ruhe verglich, mit der ſtillen Ordnung des Gewöhnlichen, wie ſie faſt ein Jahrhundert lang gedauert hatte, und ſo für immer gegründet erſchien. Oft zwar fühlte ich mich von einer unruhigen Sehnſucht nach einer bewegteren Zeit ergriffen, oft träumte ich von Kriegen und Schlachten, von ſeltſamen Ereigniſſen, die ritterliche Tapferkeit, Treue, hingebende Liebe in Anſpruch nahmen, und jene weichliche Zärtlichkeit, die ſich in die eigenen Gebilde hineinſpinnt, jede ernſte Thätigkeit lähmt, anſtatt ſie anzuſpornen, und die ſpäter, durch ſo Vielerlei genährt, immer mehr überhand nahm, fing an auch mich anzuſtecken. Ich verſetzte mich in ſolche erdichtete Lagen, ließ Greuel allerhand Art um mich entſtehen, Eltern und Brüder in drohender Gefahr ſchweben, und ich war dann der Held, der ſie rettete. Ich konnte, von ſolchen Dichtungen ergriffen, mich in Thränen baden. — Aber die friſche Kindheit, die nie ruhende Begierde des erwachten Wiſſens, und eine geheime Schaam, die mich hinderte, ſolchen Träumen ernſthaft nachzuhangen, hemmten die Ausbildung dieſer krankhaften Richtung.

Für den aufgeregten Knaben wurde aber jetzt beſonders die große Domkirche überaus wichtig. Die Schule war ſeit uralten Zeiten dieſer Kirche angeſchloſſen, welche für das merkwürdigſte Gebäude des ganzen Landes gilt. Aus der ſchönſten Zeit des Mittelalters herrührend und in einem großartigen Stile gebaut, enthält ſie die Grabmäler aller königlichen Geſchlechter Dänemarks, die ſeit mehreren hundert Jahren regiert haben, bis auf unſere Tage. Die Knaben, welche ſich alle Freitage und Sonntage in dem Chore vor dem Altare verſammeln mußten, wo ſie die Sitze der damaligen Domherrn einnahmen, ſahen vor ſich, in der Mitte des Chors, den großen, ſchwarzen, marmornen Sarg der Königin Margaretha, unter deren Zepter ſich das tief geſunkene Reich zu heben begann, der Stifterin der kalmariſchen Union, die hundert und fünfundzwanzig Jahre lang die drei ſcandinaviſchen Reiche vereinigte — eine Zeit, die den Dänen glorreich erſcheint, obgleich ſie unheilbringend für alle Theile war. Große Gewölbe, durch eiſerne Gitter verſchloſſen, zeigen die marmornen Denkmäler der neuern Könige; die untern Räume hingegen enthalten die Gräber vieler älteren Fürſten. Ich wußte mich bei dem Kantor — ſchon als ein Glied des Bangſtammes — beliebt zu machen, obgleich ich ſo wenig Stimme hatte, daß ich von ſeinem Unterricht im Geſange ausgeſchloſſen blieb. Ich ſchlich oft mit ihm in die untern Gewölbe, wenn ſie für Durchreiſende geöffnet wurden, und bald war ich mit dieſen Denkmälern vertraut.

So fühlte ich mich denn von allen Seiten angeregt, und was ich trieb, geſchah in großer Einſamkeit. Die Lehrer miſchten ſich nicht darein, und neben den Schulaufgaben, die nie bedeutend waren, erweiterte ſich die Welt meiner Selbſtſtudien immer mehr. Das geſchichtliche Studium wurde mir beſonders dadurch wichtig, daß es mir die größeren Verhältniſſe des Lebens aufſchloß und mir zeigte, was Kraft, Muth und Kenntniſſe vermögen, und wie wohl öfter Menſchen, deren Abkunft in Dunkelheit gehüllt iſt, zu großen Dingen berufen ſind. Die höchſten, die reinſten Entſchlüſſe bewegten das kindliche Gemüth. Für die Wahrheit, das Recht und die Wiſſenſchaft zu leben, zu ſtreben und thätig zu ſein, ſchien mir ein ſchönes, heiteres, beneidenswerthes Loos. Es war damals eine anmuthige, friedliche Zeit; in der Geſchichte ſchlummerten noch die dämoniſchen Kräfte, welche das Menſchengeſchlecht in Verwirrung ſetzen ſollten; die freundliche Umgebung ließ keine Ahndung von dem, was ich ſpäter erleben ſollte, in mir aufkommen, und noch waren mir die lockenden Leidenſchaften der Sinnlichkeit und Ruhmſucht fremd. Oft ſtellte ich Selbſtprüfungen an; ich zog mich dann, beſonders während der Ferien, zurück, um den täglich heranwachſenden Schatz meiner Kenntniſſe zu überſehen, und meine Freude bei dieſem Geſchäft war ſo rein und ungetrübt, wie ich ſie ſpäter ſelten genoß. Wenn auch irrige Anſichten in der Seele des ſich ſelbſt überlaſſenen Knaben aufſtiegen, ſo konnten ſie doch kaum Wurzel faſſen. Unbefangen und offen für jede Belehrung der Schriftſteller, wurde gefährliche Einſeitigkeit vermieden, und der Geiſt der Zeit, wie er mir damals erſchien, ſchloß das gar zu Auffallende, Barocke, ſchroff Originelle aus. Was von der Art in mir dämmerte, fand noch keinen beſtimmten Ausdruck, und war mir ſelbſt ein Geheimniß.

Eine Unterhaltung theilte ich mit meinen Brüdern. Die Richardſonſchen Romane, und vor Allem Fieldings Tom Jones beſchäftigten uns lebhaft; Tom Jones war unſer Liebling. Was das Buch Gefährliches enthält, konnte uns noch nicht ſchädlich werden; aber der jugendliche, fröhliche, offene Held erſchien uns als ein Muſter, während Bliſil in unſern Augen das Bild einer gemeinen Seele, eines Spießbürgers, eines verächtlichen, beſchränkten Menſchen ward, und der Eindruck dieſes Buches auf mein jugendliches Gemüth war ſo tief, daß er, irre ich nicht, einen bedeutenden Einfluß auf mein ganzes Leben ausgeübt hat.

Es fehlte mir auch nicht an Gelegenheit, mich unter meinen Mitſchülern, ja unter den Freunden meines Vaters bemerkbar zu machen. Die Söhne der Honoratioren vereinigten ſich im Sommer zum Vogelſchießen. Viele Sorgfalt wurde auf die Flitzbogen verwandt, die Prämien waren verhältnißmäßig bedeutend — und die Feſtlichkeit, welche ſich jeden Monat einmal erneute, fand abwechſelnd in den Häuſern der verbündeten Familien ſtatt, und ſchloß mit einem ungewöhnlich glänzenden Mahle, ward aber jedesmal mit einer Rede eröffnet. Ich war der alleinige Redner, und das ſchien mir natürlich. Die Eltern ließen es geſchehen, keiner meiner Mitſchüler wollte mit mir wetteifern, und ſo ſchrieb ich die Reden und trug ſie mit vieler Wärme vor. Ich erinnere mich des Inhalts dieſer Reden kaum; man ſchien ſie gern zu hören, auch die Eltern der Knaben horchten auf die Belehrungen des jungen Redners; aber das nachfolgende Schießen, die Fröhlichkeit, die Freuden des feſtlichen Mahles verdrängten bald jede Erinnerung an den ernſthaften Anfang, und kaum dachte ich ſelbſt an eine Arbeit, die mich mehrere Tage anhaltend beſchäftigt hatte. Nur eine Rede, die mehr als gewöhnlich Aufmerkſamkeit erregte, behielt ich lange. Sie handelte von den Pflichten der Könige und der Patrioten, war in dem Sinne der damals dämmernden Zeit, die ſpäter ſo große Erſchütterungen hervorrief, mit vieler Kühnheit und Freimüthigkeit abgefaßt, wurde lebhaft vorgetragen, und muß ſich in dem Munde eines dreizehnjährigen Knaben ſeltſam genug ausgenommen haben. Mein Vater beſonders war mit dieſer Rede überaus zufrieden, und in der That, ihm verdankte ich auch vorzüglich dieſe Richtung. Talentvoll, lebendig, mit ſeiner Lage unzufrieden, glaubte er, oft nicht ohne Grund, ſich über den Druck der Mächtigen beklagen zu dürfen, und that es nicht ſelten mit der Heftigkeit, welche ihm eigen war. Seine Klagen nahmen dann oft eine allgemeinere Wendung; von der Willkür höherer Behörden und dem Stolze des Adels, von dem Uebermuthe der Reichen und der Begünſtigung Unfähiger, von den drückenden Verhältniſſen der Bürger und der Laſt der großen ſtehenden Heere, von allen jenen Aeußerungen der Unzufriedenheit, die ſpäter die Welt und mich ſelbſt, oft wohl mehr als billig, in Bewegung ſetzten, hörte ich nun zum erſtenmal reden, und die dunkeln Vorſtellungen davon verwebten ſich mit den feurigen Entſchlüſſen zukünftiger Thätigkeit, und trugen ohne allen Zweifel dazu bei, ein Ereigniß hervorzurufen, welches in der Schule eine große Gährung verurſachte und mir und meinen Brüdern, ja ſelbſt meinem Vater, hätte gefährlich werden können. Ich darf es nicht verſchweigen, obgleich der Schluß, den man daraus ziehen möchte, mir vielleicht unvortheilhaft ſein wird, ja mit meinem Leben, wie ich es hier dargeſtellt habe, in Widerſpruch zu ſtehen ſcheint. Die Schule war in fünf Klaſſen eingetheilt, die von unten gezählt wurden, ſo daß die fünfte Klaſſe den höchſten Rang einnahm. In einem ſehr großen gewölbten Saale des Erdgeſchoſſes waren alle Klaſſen verſammelt, und eine hölzerne, blau angeſtrichene Wand, am obern Ende deſſelben, trennte ein Viertheil, für die höchſte Klaſſe beſtimmt, von den übrigen Abtheilungen. Der untere, größere Theil des Saales war durch bruſthohe Verſchläge in vier Räume für die vier untern Klaſſen getheilt. Ein Kreuzweg trennte ſie.

Die Schüler pflegten ſich faſt eine Stunde vor dem Anfange des Unterrichts zu verſammeln. Dieſe Zeit wurde zum Spielen benutzt. Die meiſten trieben ſich auf dem Kirchhofe, wenige zwiſchen den Bänken, und einige auf den Gängen umher. Hier wurde mancher muthwillige Streich erſonnen, der die Einwohner des Städtchens beſchäftigte und noch öfter verdroß; hier bildete ſich eine eigene, kleine Welt aus, die, inmitten der Ungebundenheit, ihre feſte Regel hatte. Beſonders aber herrſchte ſeit uralten Zeiten, ſo feſtbegründet wie das Anſehen der Lehrer, eine ſtrenge Unterordnung, die nie verletzt werden durfte. Die Klaſſen waren in zwei Bänke getheilt, wer den oberſten Platz einnahm, wurde Dux genannt, und die Schüler ſeiner Bank mußten ihm gehorchen. Jeder Schüler einer höheren Klaſſe hatte das Recht, die Räume der niedern zu beſuchen; aber nie durfte ein Schüler der niedern Klaſſe in eine höhere hineintreten. Beſonders aber war das Anſehen der höchſten Klaſſe überaus mächtig, und die Schüler der Meiſterlectie (Meſterlexen), wie ſie genannt wurden, übten eine unbeſchränkte, ganz willkürliche, oft höchſt drückende Tyrannei über alle anderen Klaſſen aus. Sie mengten ſich in alle Streitigkeiten und entſchieden nach Gutdünken; ſie theilten Strafen aus, haßten und begünſtigten, wen ſie wollten, und an eine Appellation war nicht zu denken. Eine Klage bei dem Lehrer wäre Hochverrath geweſen.

Während nun die begünſtigten Schüler ſich luſtig herumtrieben, die verhaßten, zu ihrem Verdruſſe, auf ihren Schauplätzen durch den ſtrengen Befehl der Gebietenden feſtgehalten wurden, während hier geſpielt, dort gefochten, an einem andern Orte berathſchlagt wurde, waren regelmäßig Poſten ausgeſtellt, um die Ankunft der Lehrer, die theils in dem Schulgebäude ſelbſt, theils in der Nähe wohnten, früh genug anzuſagen. Die Schüler dieſer Klaſſe eilten dann herbei, während die übrigen ſich noch herumtrieben. Die Lehrer der untern Klaſſen erſchienen zuerſt, ſo daß ich, der ich in der erſten Klaſſe meinen Platz hatte, ſchon beſchäftigt war, wenn der Rector erſchien. Dieſer war ein ſtrenger, ernſthafter Mann, ein Bruder des auch in der gelehrten Welt bekannten Arztes Saxdorf. Er hatte den Titel als Juſtizrath und ſah einem vornehmen Weltmanne ähnlicher, als einem Schullehrer. Er war in dem ganzen Städtchen hoch verehrt, wurde zu den ausgezeichnetſten Honoratioren gerechnet, und alle Schüler betrachteten ihn mit achtungsvoller Furcht. Wenn er, nachdem der Unterricht in den untern Klaſſen ſchon angefangen hatte, durch den Saal ſchritt und hinter der Doppelthüre verſchwand, erſchien er mir ſo würdig, der höhere Unterricht der höchſten Klaſſe ſo bedeutend, daß es mir wie ein Myſterium vorkam, und ich von dem, was hinter dieſer dünnen Wand, an welche ich mich lehnte, gelehrt wurde, die wichtigſten Aufſchlüſſe über manchen Zweifel, der mich quälte, erwartete.

An den Spielen und Unternehmungen der Vorſtunde nahm ich ſelten Antheil, obgleich ich Dux der untern Bank war, und alſo einige Autorität auszuüben hatte. Meine Selbſtſtudien ließen mir wenig Zeit für die Aufgaben der Schule, und gewöhnlich waren dieſe auch nicht ſo ſchwierig, daß ſie viele Zeit erfordert hätten. Ich benutzte daher faſt immer die Morgenſtunden zur Arbeit, und trat genau zu der für den Unterricht angeſetzten Stunde in die Schule. Obgleich ich ſelbſt auf dieſe Weiſe den willkürlichen Mißhandlungen der Schüler der höchſten Klaſſe weniger ausgeſetzt war, hatte ich dennoch Gelegenheit, ſie gegen andere ausüben zu ſehen. Ich will nicht behaupten, daß ſie immer unrecht handelten; die Autorität ſelbſt erzeugt ein Gefühl von Gerechtigkeit, welches da, wo keine Leidenſchaft es verblendet, auch auf jugendliche Gemüther ſeinen Einfluß behauptet. Ja, man dürfte wohl mit Recht ſagen können, daß dieſe Einrichtung, natürlich, wie ſie entſtanden war, ſich nicht ſo lange erhalten haben würde, wenn ſie nicht eine lobenswerthe Seite gehabt hätte. Ich war aber einigemal Zeuge offenbarer Mißhandlungen kleiner Knaben geweſen. Die Schwäche der Kinder, die kein Gehör fanden, der Mißbrauch einer rohen Gewalt, wo ſie keinen Widerſtand finden konnte, empörte mich. Einigemal, wo ich den Vermittler abgeben wollte, wurde ich verächtlich abgewieſen und mußte mir geſtehen, daß ich gegen dieſe Gewalt nichts vermochte. Aber Auftritte der Art erſchütterten mich, ich zitterte dann vor Ingrimm, und nichts konnte mich tröſten. Da entſtand der Entſchluß in mir, alle unteren Klaſſen gegen die erſte zu vereinigen. Es war keinem Zweifel unterworfen, daß ſie, mit einander verbunden, dieſer Trotz bieten konnten. Ich verſammelte die acht Vorgeſetzten (duces) der Klaſſen, ſtellte ihnen lebhaft die Anmaßung der Mitſchüler vor, und wie es in unſerer Gewalt ſtände, ſie zu demüthigen. Sie zitterten, als ſie meinen Vorſchlag hörten, und ihre Angſt, ich will es geſtehen, äußerte auch ihren Einfluß auf mich. Aber, wie es wohl bei ähnlichen, wichtigern Gelegenheiten zu geſchehen pflegt, ich ſah ein, daß ein ſo gefährlicher Verſuch, einmal gewagt, doppelt nachtheilig wird, wenn man ihn aufgiebt — und meine feurige Beredſamkeit, die jetzt den zweifachen Zweck hatte, die eigene Furcht zu dämpfen und die Zuhörer zu entflammen, drang wirklich durch. Die erhitzten Knaben verſammelten ihre Untergebenen, alle ſchienen begeiſtert, und das Geheimnißvolle, Gefährliche und Neue, das Gefühl, Theilnehmer einer Verſchwörung zu ſein, übte einen großen Reiz über ſie aus, der noch dadurch erhöht wurde, daß ein Jeder, wenn die Unternehmung mißlang, ſich hinter die Uebrigen zu verſtecken und ſo aller perſönlichen Verantwortung zu entgehen, wenn ſie aber gelang, alle Vortheile einer unbeſchränkten Freiheit zu gewinnen hoffte. Nicht erwachſene Aufrührer allein, ſondern auch Knaben kennen dieſe Gefühle, in welchen Feigheit und Muth inniger verbunden ſind, als man zu glauben gewohnt iſt.

Es war ausgemacht worden, daß bei einer Gelegenheit, deren ich mich jetzt nicht mehr erinnere, der allgemeine Aufſtand ausbrechen ſollte. Aber die Verbündeten waren Kinder, unvorſichtige Aeußerungen machten die Schüler der erſten Klaſſe aufmerkſam, ſie horchten, fragten, und bald war alles verrathen, der Aufſtand gedämpft und ich als der Urheber genannt.

Mein jüngerer Bruder war eines Morgens, früher als ich, in die Schule gegangen — die große Unternehmung lockte ihn — ich aber, wie gewöhnlich, noch mit meinem Schulpenſum beſchäftigt, zu Hauſe geblieben. Eben wollte ich nun auch fortgehen, als ich meinen Bruder, todtenblaß, auf dem entblößten Kopfe eine klaffende Wunde, aus welcher das Blut über das Geſicht floß, lautſchreiend in das Haus ſtürzen ſah. Eine Menge Menſchen waren ihm theilnehmend und entrüſtet gefolgt und verſammelten ſich vor dem Hauſe. Mein Vater war noch nicht ausgegangen; ich folgte dem Bruder, vor Schrecken erſtarrt, als er zu ihm hineinging. Er, meine Mutter, ſahen den verwundeten Knaben mit Entſetzen an; nur mit Mühe erfuhr mein Vater, was geſchehen war. Nie ſah ich eine ähnliche Wuth; ſein Geſicht glühte, die Stimme ſchwankte, mir gebot er in abgebrochenen Worten zu Hauſe zu bleiben, ergriff meinen Bruder, ohne auf die ängſtlich rufende Mutter zu hören, und eilte mit ihm, wie er war, durch ein paar kleine Straßen bis zu der Wohnung des Rectors, von dem erſtaunten, und bei dem Anblick des verwundeten Knaben entrüſteten Hauſen begleitet. Der Rector war in der Schule und mußte gerufen werden; die Folgen des Geſpräches mit ihm erfuhr ich auf eine für mich erſchütternde Weiſe.

Den Tag darauf, als ich allein ohne meinen Bruder in die Schule trat, herrſchte eine allgemeine ängſtliche Stille, ein jeder Knabe ſaß auf ſeinem Platze, man hörte keinen laut ſprechen. Kein Schüler der erſten Klaſſe ließ ſich ſehen, die Thüre blieb verſchloſſen, die Stunden waren ausgeſetzt. Wir ahndeten nur dunkel, daß etwas Außerordentliches vorbereitet würde. Mit mir wagte keiner zu ſprechen, und ich ſelbſt war von einer tiefen Angſt ergriffen. Der zweite Morgen fing wie der erſte an, aber jetzt ſchritten die Schüler der höhern Klaſſe mürriſch durch den Saal und verſchwanden ſtillſchweigend hinter der verſchloſſenen Thüre. Schon hatte der Unterricht in den untern Klaſſen angefangen, als der Rector, von dem Conrector und einem dritten, deſſen verhängnißvolles Ausſehen uns Schrecken einflößte, begleitet, erſchien, und kaum war die Thüre der erſten Klaſſe hinter ihnen geſchloſſen, als ſie wieder hervortraten. Alle höheren Schüler mußten ſich in dem breiten Kreuzgange aufſtellen, der Rector und ſeine Begleiter ſtanden mit feierlichem Ernſte in der Mitte des Saales, und nun fing der erſtere an, was geſchehen war, in ruhigen Worten zu erzählen. Auch von unſerer kindiſchen Unternehmung war die Rede und ich ſaß zitternd da; doch wurde mein Name nicht genannt. Er tadelte mild, daß wir uns nicht an die Lehrer gewandt, gab uns aber Recht, daß wir den Uebermuth der Mitſchüler nicht länger geduldig hatten ertragen wollen. Als er der Mißhandlung meines Bruders erwähnte, wurde ſeine Rede immer ſtrenger, zuletzt klang ſie — mir wenigſtens, der ich in banger Erwartung hinhorchte — furchtbar. Jetzt wurde der unglückliche Schüler, welcher meinen Bruder verwundet hatte, vorgeführt, der eine Begleiter des Rectors, mit einer ſchweren Ruthe bewaffnet, näherte ſich ihm, und die harten Schläge, welche er empfing, doppelt fühlbar, weil der arme Jüngling durch die Art der Strafe ſich auf immer beſchimpft fühlen mußte, klangen in den weiten Räumen wieder. Eine jede öffentliche Strafe hatte von früher Kindheit an für mich etwas Entſetzliches, mein innerſtes Weſen Zerreißendes; ich mochte nie Zeuge einer ſolchen Beſtrafung ſein. Jetzt war ich es zum erſtenmal — freilich gezwungen — und mußte mir leider geſtehen, daß ich die Veranlaſſung der Verwundung meines Bruders und dieſer beſchimpfenden Züchtigung war. Alle Knaben weinten, denn ſo weit die Erinnerung reichte, hatte man keinen ſolchen Auftritt erlebt in der Schule. Ich glaubte aller Augen auf mich gerichtet, ich fand mich ſo ſchlecht, meine Unternehmung ſo tadelnswerth! — Ein jeder Schlag traf mich. Wie ganz anders hatte ich mir den Erfolg gedacht, als ich den Entſchluß faßte, der mir ſo herrlich dünkte.

Viele Tage vergingen unter großer Furcht; die Wunde meines Bruders heilte bald, aber die empörten Schüler waren wüthend. Als mein Vater eines Abends im Dunkeln ausging, ſtieß er an einen Faden, der quer über die einſame Straße geſpannt war. Man erwartete wohl, daß er ſtürzen würde, und wollte dann wahrſcheinlich unerkannter Weiſe über ihn herfallen. Mein Verhältniß zur Schule, mein ganzes bisheriges, innerlich zufriedenes Daſein war geſtört. Zwar wagte keiner mich anzugreifen, denn ein achtzehnjähriger Isländer, ausgezeichnet durch ſeine körperliche Stärke, die ihn auch auf der Univerſität berühmt machte, wie alle Isländer, ein ſtarker Lateiner, aber in allen übrigen Fächern zurück, ſaß neben mir in der Klaſſe und hatte mich liebgewonnen. Er hatte keinen Antheil an meiner kindiſchen Unternehmung genommen, mich vielmehr davor gewarnt; dieſer erklärte jetzt, daß ein jeder, der mich anzugreifen wagte, es mit ihm zu thun haben würde, und dieſe Erklärung gab mir völligen Schutz. Doch war es ein Glück, daß eben um dieſe Zeit mein Vater nach Kopenhagen verſetzt wurde; wir verließen mit Freuden das Städtchen.

Indem ich dieſe Kleinigkeiten aus meiner Kindheit erzähle, fühle ich es wohl, daß ich zu unbedeutend bin, um das Intereſſe beſonnener Leſer für ſolche Ereigniſſe in Anſpruch nehmen zu dürfen. Aber wie vermag ich es, den Mittelpunkt meines Daſeins hervorzuheben und darzuſtellen, oder, ſollte dieſes unmöglich erſcheinen, wenigſtens anzudeuten, wenn die Peripherie unbekannt bleibt? So iſt es mir auch klar, daß die wenigen, noch Lebenden, die etwa ſich eines Knaben erinnern, der damals ihnen bekannt war, vielleicht ihre Zuneigung genoß, mich kaum in dieſem Bilde wieder erkennen werden. Die leichte Beweglichkeit, mit welcher ich jeden Eindruck aufnahm und wiedergab, der heftige Jähzorn, welcher mich oft befiel, ſich mehr in Worten, als in Thaten äußerte und ſchnell verflog, ließ den ſinnenden Knaben mit ſeinem ſtillen Ernſte nicht vermuthen. Man traute dem ſo raſch Ergriffenen, in ſteter Unruhe ſich Bewegenden, keinen feſten Entſchluß zu, und daß ein geheimes, tiefes Streben ſich hinter der mehr als offenen, oft unbeſonnenen, der Umgebung beſchwerlichen Redſeligkeit verbergen könnte, mochte Niemand glauben.

Ich kann dieſen Widerſpruch meines Daſeins, der wohl bei keinem Menſchen ganz fehlt, an mir aber ſo ſchneidend hervortritt, nicht in der Kürze entwickeln, ohne mißverſtanden zu werden. Es muß hinreichen, ihn angedeutet zu haben; aber eine Beſchäftigung, die mich ein paar Monate hindurch feſſelte, darf ich, bevor ich mich zu der tieferen ernſthafteren Seite meines damaligen Lebens wende, nicht mit Stillſchweigen vorübergehen laſſen; denn in der That ſchienen die zwei Jahre in Roeskilde alle Keime meiner Zukunft zu enthüllen. Sie waren in ihrer äußeren, ſcheinbaren Dürftigkeit, die reichſten meines Lebens.

Daß ich Romane zu ſchreiben anfing und keinen zu Ende brachte, iſt kaum der Erwähnung werth. Die oben erwähnten Werke von Richardſon und Fielding erweckten, wie gewöhnlich, die Nachahmungsſucht, die kein Zeugniß einer urſprünglichen Anlage abgiebt. Bedeutend erſcheint es mir, daß ich ein Wochenblatt ausarbeitete, zunächſt wohl nur beſtimmt, von einigen Schulfreunden, von den Geſchwiſtern und vorzüglich von der Mutter geleſen zu werden. Der Vater wird aber die erſten Nummern ſeinen Freunden gezeigt haben; als Erzeugniſſe eines dreizehnjährigen Knaben mußten ſie, als des Beifalls auch älterer, beſonnener Männer nicht unwürdig erſchienen ſein, und ſo circulirten ſie, durch einen Kalligraphen reinlich abgeſchrieben, unter den Honoratioren des Städtchens. Ich hatte das Vergnügen, welches Goethe ſo hoch anſchlägt, meine Ausarbeitungen in zierlicher Abſchrift zu leſen; und daß ſie auch mir, in ſo anmuthiger Form, bedeutend und der Aufmerkſamkeit werth erſchienen, iſt natürlich. Aber ich durfte mich auch als Schriftſteller betrachten, und die Neigung, mich für eine ſolche Beſtimmung auszubilden, faßte damals tiefe Wurzel. Es war die urſprünglichſte, natürlichſte Art, wie, vor der Erfindung der Buchdruckerei, die Schriftſtellerei überhaupt entſtand. Von den engeren Kreiſen der Freunde gepflegt, bahnte ſich das Gedachte, Ausgearbeitete in mehr oder weniger abgeſchloſſener

Form Dargeſtellte allmälig die Bahn; das weniger Bedeutende entſtand und ſtarb in der engen Umgebung, nur das Gediegene erwarb ſich einen bleibenden Platz in der Geſchichte. Jetzt drängt ſich alles Geſchriebene unmittelbar, unreif, wie es iſt, aus der ſtillen Kammer in das grenzenloſe Gewühl der Literatur und das Mittelmäßigſte will ſeinen Platz neben dem Bedeutendſten behaupten, ja nicht ſelten gelingt es jenem, wenigſtens eine Zeit lang, dieſes zu verdrängen.

Mein Wochenblatt enthielt rührende Erzählungen in der damaligen, von England zu uns herübergepflanzten Art (die literariſche Bewegung in Deutſchland war mir völlig unbekannt), Gedichte, aber auch ernſte Betrachtungen, meiſt religiöſen Inhalts. So erinnere ich mich, daß beſonders ein ſolcher Aufſatz, veranlaßt durch die Confirmation meines älteſten Bruders, rein aus dem Innerſten eines religiös bewegten Gemüthes entſprang und vielen Beifall fand.

Dieſe Arbeit fiel in die letzten Monate unſeres Aufenthalts in Roeskilde. Fünf bis ſechs Wochen lang arbeitete ich fleißig und zur Zufriedenheit meiner Lehrer. Man konnte aber das Wochenblatt als ein

Erzeugniß der oben erwähnten Schützengeſellſchaft betrachten. Die Luſt einiger Mitſchüler, die wohl glaubten, ſich mit mir meſſen zu können, ſich ebenfalls als Schriftſteller zu produciren, ward immer lebhafter. Zwar ſuchte ich ſie im Anfange abzuwehren, hatte wohl auch die Kühnheit, das mir Angebotene als unreif abzuweiſen. Aber die Nothwendigkeit, alle Wochen ein beſtimmtes Penſum zu liefern, ward dem Knaben beſchwerlich, die Eitelkeit war durch den erhaltenen Beifall befriedigt. Die Lehrer, der Vater ſelbſt, ſahen wohl ein, daß eine ſolche Beſchäftigung länger fortgeſetzt nicht heilſam war. So ward ich immer läſſiger, meine Kritik der dargebrachten Arbeiten ward immer milder, ich war zufrieden, wenn die Mitſchüler den Bogen füllten. Das Blatt fand keine Leſer mehr und hörte auf. Iſt es nicht eine Erfahrung, die in der Literatur auf dieſelbe Weiſe ſich oft genug erneuerte? Ich habe ſie, als Knabe, gemacht.

Von dieſem Wochenblatt iſt mir keine Zeile übrig geblieben. Vielleicht hat ſich, durch Zufall, irgendwo ein Blatt in der Abſchrift erhalten.

In Dänemark, wie in ganz Skandinavien, iſt die lutheriſche Kirche die allein herrſchende. Die Reformirten, wie die Katholiken, werden geachtet, geſchützt, und ich habe ſie nie über Bedrückungen klagen hören; aber ſie werden nur geduldet. Der ſonſt unbeſchränkte König hat perſönlich die einzige Verpflichtung, daß er lutheriſchen Glaubens ſein muß. In meiner Kindheit fand der Unterricht — wenigſtens in den Schulen, die ich zu Helſingör und Roeskilde beſuchte — in ſeiner urſprünglichen Reinheit und Einfachheit ſtatt, und, wenn er auch nichts Erregendes hatte, vielmehr nur in einer trockenen Ueberlieferung der Glaubenslehren und äußeren Ermahnungen, die nie lebendige Theilnahme erwecken, beſtand, ſo enthielt er doch auch nichts, was ſtörend einwirkte, wenn das religiöſe Gefühl in den Kindern durch die Geſinnungen der Eltern geweckt wurde. Ein Buch muß ich dennoch nennen, welches ſchon in meiner frühſten Kindheit einen tiefen Eindruck auf mich machte; es war Hübners bibliſche Geſchichte. Die kurzen Erzählungen haben, bei aller natürlichen Naivität und Einfachheit, dennoch immer etwas in ſich Geſchloſſenes, Kernhaftes und Anziehendes. Das Leben der Altväter erſcheint in ſeiner reinen, erhabenen Einfalt, die Geſchichte des jüdiſchen Volkes in ihrer Schärfe, das Evangelium in ſeiner Lieblichkeit, ohne Prunk und ermüdende Reflection. Seit meinem ſiebenten Jahre ſah ich das Buch kaum; aber viele Stellen, die mich innerlich bewegten, hinterließen einen bleibenden Eindruck und ſchweben mir noch mit beſtimmter Klarheit vor.

Jegliche Regung der Andacht, ein jedes religiöſe Gefühl verdanke ich meiner Mutter; recht inniglich muß ich ſie den guten Engel meines Lebens nennen. Sie war es im tiefſten Sinne des Wortes, und wenn je, ſelbſt im ſpäteren Alter, das ſtrafende Gewiſſen ſich aus der Verworrenheit und den Verirrungen des Lebens erhob, ſo ſtellte es zu jeder Zeit mir ihre wehmüthig ſorgende Geſtalt vor die Seele, wie ſie, durch die Sprache einer höhern Welt ſeit früher Kindheit mit mir verbunden, dann warnend winkte.

Ich lebte damals jene anmuthige Zeit der Jugend, in welcher ein dämmerndes Bewußtſein über das, was die frühere Kindheit unbewußt glaubt und dunkel fühlt, aufzugehen anfängt, ohne demſelben ſeine Heiligkeit zu rauben. Die Welt und was ſie mir Ergötzliches darbot, berührte mich ſtark, aber vorübergehend, ich konnte mich in den kindlichen Genüſſen bis zum Uebermaaß berauſchen, und dann ſchien alles

Höhere in dem Taumel, der mich ergriff, vergeſſen und verſchwunden, aber ich erwachte ſchnell aus dieſem Rauſche, der mich augenblicklich betäubte, ohne den inneren, tieferen Kern meines geiſtigen Lebens zu vergiften. Und der Mittelpunkt aller Liebe — meine Mutter — wie konnte ich an ſie denken, ohne tief bewegt zu werden! Ein Gefühl, aus hoher, grenzenloſer Achtung, unbeſchränkter Hingebung und zartem Mitleiden gemiſcht, ergriff mich, wenn ich ſie ſah — ich konnte mich nach ihrem Anblick, wie nach dem einer Geliebten ſehnen. Jede Bewegung, die leiſe Sprache der Kranken, ihre unbedeutendſten Worte übten über mich eine hinreißende Kraft aus, und die ſanfteſte Ermahnung, wenn ſie von ihr kam, vermochte den heftigſten Zorn des Knaben zu bändigen.

Ich war ſchon in der früheſten Kindheit zum Geiſtlichen beſtimmt worden, und ich betrachtete mich gern als einen zukünftigen Prediger. Die Talente, welche man mir zutraute, das innere Sinnen, meine Neigung zur einſamen Beſchäftigung, ſchienen dieſe Beſtimmung ſo natürlich zu fordern, daß nie ein Zweifel darüber entſtand. Nur als das heftige, bewegliche, nach außen ſtrebende Weſen ſich immer bedeutlicher zu entwickeln anfing, erzeugte dieſe Verwandlung des ſonſt ſo zurückgezogenen Knaben die Sorge der Mutter. Dieſe Lebhaftigkeit ſchien ihr mit dem Ernſte eines zukünftigen Geiſtlichen in Widerſpruch. Ich ſelbſt bekam das oft zu hören, und von der geliebten Mutter geäußert, erregte es meine Aufmerkſamkeit, aber ich begriff es nicht. Wenn ich in meine ſtille, einſame, innere Welt verſunken war, dann ſchien ich mir ſelbſt ein anderer zu ſein, was mich vorher äußerlich bewegt hatte, war verſchwunden, und da ſolche plötzliche Aufwallungen, in der damaligen, wenn auch nicht ſchuldloſen, doch friedlichen Zeit meines Lebens, keinesweges ſtörend in die Welt eingriffen, in welcher ich mich bewegte, ſo glaubte ich vorwurfsfrei dazuſtehen. Wenn aber darauf die kindiſche Freude, die geſellige Aufregung mich erfaßte und ich mich ihr ganz und ungebunden hingab, ſchien mir dieſes wieder ſo natürlich, daß ich es mir eben ſo wenig vorzuwerfen vermochte. Ich wußte recht gut, was eigentlich Tadel verdiente. Grade in dieſer Zeit meiner Kindheit entſtand unter einigen, älteren, chriſtlich geſinnten Bürgern die Sorge, daß mit den Perücken der Geiſtlichen auch das Chriſtenthum verſchwinden würde; man tadelte einen jungen Geiſtlichen heftig, der ſich unterſtanden hatte in einem Familienkreiſe zu tanzen, und ſah in dieſen Zeichen der Zeit etwas höchſt Bedenkliches und Drohendes. Der Vater, welcher überhaupt, im damaligen Sinne, aufgeklärt war, rühmte ſolche Verſuche, die äußere Manier der Frömmigkeit zu bekämpfen, eben ſo ſehr, wie ſie von Andern getadelt wurden, und obgleich die Aufklärung meines Vaters mir manche geheime Sorge machte, neigte ich mich doch, von einem angebornen Widerwillen gegen jede äußere, nichtige, aus einer inneren Lüge entſprungene Form getrieben, zu dem jüngeren Geſchlechte, und ſelbſt die Mutter konnte in der natürlichen Veränderung der Kleidung, oder in der unſchuldigen Luſt eines ſonſt redlichen und frommen Predigers nichts Tadelnswerthes finden. Ich ahndete damals noch nicht, daß wenige Jahre ſpäter dieſer Haß gegen die äußere Manier, ihre abſtoßende Förmlichkeit und angelernte Salbung — dieſer Phariſäismus der Geiſtlichkeit, der in meiner Jugend ſo grell hervortrat, auch da noch, als die neueren Anſichten zu herrſchen anfingen — ein Hauptmotiv für mich werden ſollte, dem geiſtlichen Stande zu entſagen.

In der That iſt der Haß gegen alles Kaſtenweſen, gegen jeden Formalismus eigenthümlicher Richtungen, wenn ſie ſich fixiren und ſich in ſich abſchließen wollen, wenn ſie dem lebendigen, liebevollen Wechſelverhältniſſe mit allen übrigen Richtungen des Lebens zu entſagen ſuchen, noch heute in mir eben ſo ſtark, als er es damals war. Er begründete von früher Kindheit an meine Abneigung gegen das Militair, in deſſen Mitte ich lebte, ſpäter eine Geringſchätzung der Geiſtlichen, und eine nie ganz verdrängte Oppoſition gegen den Adel. Ein früh erwachtes, deutliches Bewußtſein überzeugte mich, daß eine ſolche Abſchließung ſtets mit einer Vernichtung der edelſten Keime, welche Gott uns zur Entwickelung anvertraute, unvermeidlich verknüpft iſt.

Aber wie lebhaft der Knabe ſich auch nach außen hin bewegen mochte, nie war ſein Gemüth inniger, wahrer von der Heiligkeit des Glaubens durchdrungen, als in jener Zeit, die ihm noch immer als die friedlichſte, fröhlichſte, als das Paradies ſeines Lebens vorſchwebt. Die Mutter ahndete den nahen Tod und lebte nur noch für ihr höheres Leben; mir erſchien ſie als ein ſchon jenem Daſein geweihter Engel, der uns bald verlaſſen würde, zugleich aber dringend ermahnte, an den Tod zu denken, für den Augenblick zu leben, der uns allen bevorſteht, ihr aber ſo nahe war. Ich erinnere mich an zwei heftige und bedenkliche Anfälle ihrer Krankheit, die uns in Angſt ſetzten — da öffnete ſich das ſtille Heiligthum der Krankenſtube, an welche die Kranke, Leidende wochenlang und für uns unzugänglich gefeſſelt war. Wir Kinder mußten uns alle um das Krankenbett ſtellen, ich ein Gebet vorleſen; der Vater, tief bewegt, lehnte ſich an das Bette, die Mutter richtete ſich in die Höhe und die Kinder ſchluchzten. Aber wie eine tröſtende Stimme aus einer ſeligen Welt klang dann, was ſie von der nahe bevorſtehenden Erlöſung ſprach, von der Freudigkeit, mit welcher ſie dem Tode entgegen ſehe, und der Zuverſicht, mit welcher ſie uns, die Kinder, der Obhut Gottes anvertraute. Sie wandte ſich, das letzteremal an mich — wie es ſpäter in ihrer Sterbeſtunde geſchah — ſie weihte mich dem Dienſte des Herrn, ſie ſprach den Segen über mich. Die grundloſe Liebe zu meiner Mutter, die mit mir herangewachſen war, erhöhte den Eindruck einer ſolchen Rede — laut weinend ſtürzte ich auf die Knie, ich wünſchte mit der Mutter zu ſterben — und dennoch durchdrang mich in dieſem ſchmerzlichen Augenblicke ein ſeliges, ja freudiges Gefühl, und als ich die Mutter verließ, fühlte ich mich wie geweiht.

Von dieſer Zeit an wurde ich, auch als die gefährlichen Symptome der Krankheit nachgelaſſen hatten, öfter allein in die Stube der Mutter geführt. Was ſoll ich von dieſen Stunden ſagen, die mich mit der Mutter in eine ſo innige Verbindung brachten, daß ſie erſt mit ihrem Tode aufhörten. Womit wir die Zeit zubrachten — es war nicht Gebet, nicht Belehrung, und doch beides; ihr ſchönes, liebevolles Vertrauen löſte auch mir die Zunge, ſo daß ich zu ſprechen wagte, ihr mittheilte, was ich gelernt hatte, was mich vorzüglich anſprach, ſo wie die Zweifel, welche mich quälten. Ich erinnere mich nicht, meine Mutter je in einer überſpannten Stimmung geſehen zu haben — jene Seelenangſt, in welche der Reuige verſinken ſoll, kannte ſie nicht, oder hatte ſie längſt überſtanden; Alles, was ſie ſprach, war Friede und Freudigkeit, und ſelbſt das, in religiöſer Hinſicht nicht ganz glückliche Verhältniß zu meinem Vater, wurde auf eine ſo zarte und ſchonende Weiſe berührt, daß ſie dadurch den geheimen Zwieſpalt, welcher ſich in meiner Seele erhoben hatte, beſchwichtigte, nie verſtärkte. Wir laſen Manches zuſammen, Gebete, Andachtsbücher: viele ſprachen mich wenig an — aber Stillings Jugend lernte ich in dieſen Stunden kennen, nicht leicht konnte eine Schrift für mich wichtiger ſein, und auch Fenelons tiefer Geiſt trat mir, wie ein höherer Genius, deſſen Bedeutung ich mehr ahndete, als begriff, entgegen.

So war das Chriſtenthum die innerſte Angelegenheit meines Lebens geworden. Ich erinnere mich, daß ich in Stunden, wenn meine Seele ganz in dem aufgegangen war, was mich durchdrang, meinen Brüdern fremd, ſeltſam vorkam, daß ſie es Verſtellung nannten — und dann wieder nicht begreifen konnten, wie ich in andern Stunden ſo ganz das fröhliche, unbefangene Kind zu ſein im Stande war. Aber ich war in beiden Lagen durchaus glücklich, und auch die Religion wurde mir jetzt der Gegenſtand eines ernſthaften Studiums. Ich habe in dieſer Zeit die ganze Bibel durchgeleſen; die Beſchäftigung mit dem neuen Teſtamente in der Schule, obgleich ſie meine Kenntniß der griechiſchen Sprache nicht ſonderlich förderte, lenkte meine Aufmerkſamkeit doch fortdauernd auf einen Gegenſtand, der mir ſchon ſo wichtig geworden war. Ich ſuchte mir die Hauptlehren des Chriſtenthums anſchaulich zu machen, und arbeitete lange an einem dogmatiſchen Lehrbuche, — freilich war ich während dieſer Arbeit Lehrer und Schüler zugleich. Das einzige, was ich aus dieſer glücklichen Zeit eines mannichfaltigen, inneren Lebens übrig behalten habe — iſt der Anfang einer Kirchengeſchichte, die, wie Stolbergs, mit Adam beginnen und in der gegenwärtigen Zeit endigen ſollte. Meine Quellen waren außer der Bibel, eine däniſche Ueberſetzung des Joſephus und Baſtholms Geſchichte des jüdiſchen Volkes. Das Manuſcript reicht bis zu Samuels Zeit. Noch immer erinnere ich mich, mit welcher Freude ich das Buch der Makkabäer las. Es war mir angenehm, das jüdiſche Volk aus ſeiner wunderbaren Abgeſchloſſenheit in die Mitte bekannter Völker treten zu ſehen. Ich fühlte es wohl, daß Leben, Geſinnung, Sprache ſich geändert hatten, daß jene Tiefe der Religioſität, jenes Aufgehen in einer höhern Beſtimmung, gegen welche das Volk ſich immer von Neuem und immer vergebens ſträubte, wenn auch nicht ganz verſchwunden, doch zurückgetreten war; aber eine Empfindung durchdrang mich, der ähnlich, die uns ergreift, wenn wir einen Menſchen, mit welchem wir einſame Stunden ernſthafter Betrachtung zu durchleben pflegen, unvermuthet in eine heitere Geſellſchaft treten, und mit Andern in Streit und Frieden verkehren ſehen. Gelehrte Theologen werden lächeln, wenn ſie den ſchon alten Naturforſcher über ſeine kindiſchen, fruchtloſen, theologiſchen Studien reden hören.

Auch die Kirche, die Predigten wurden mir nun wichtig; zwar nicht diejenigen, denen ich zuweilen in der Domkirche gezwungen beiwohnen mußte. — Beiwohnen — ſage ich, denn ich erinnere mich nicht, daß ich eine einzige angehört hätte, und nur ſelten blieb ich während der Predigt in der Kirche. So ſtrenge die Schulzucht, ſo locker war die Aufſicht über uns Schüler während des Gottesdienſtes. Wir mußten uns einfinden und ſingen; der Kantor, mit dem wir ſonſt faſt in keiner Verbindung ſtanden, als daß er in Nebenſtunden Unterricht im Singen, der immer mit Nachläßigkeit betrieben wurde, und einmal wöchentlich in der deutſchen Sprache ertheilte, hatte deshalb keine Gewalt über uns, und eine ſeltſame

Geſtalt, ſeine bizarren Manieren machten ihn lächerlich. Wenn die Predigt anging, ſchlichen wir davon, um auf dem Kirchhofe zu ſpielen.

Eine Kirche, die einer Landgemeinde gehört, liegt in einer entfernten Vorſtadt von Roeskilde. Ich hörte den Prediger derſelben rühmen, und begierig zu erfahren, ob ſein Vortrag meine Aufmerkſamkeit feſſeln könnte, beſuchte ich die Kirche. Wie ſehr fühlte ich mich gleich zum erſtenmal angezogen, als ich die freundlichen Züge des Redners erblickte: es war ein Mann von mittlern Jahren, der mit dem offnen, klaren Antlitz frei um ſich ſchaute; ſeine Stimme klang hell und deutlich, ſeine Gebete waren kurz. Schon als Kind erkältete mich das Anhören langer Gebete, die kein Ende nehmen wollten; das dürre Regiſter irdiſcher Bedürfniſſe, dem Herrn vorgehalten, erſchien mir zweckwidrig, die ſichtbare äußere Anſtrengung der laut Betenden, eine Wärme zu erkünſteln, die nicht unwillkürlich aus dem innerſten Herzen hervorquoll, ängſtigte, ja peinigte mich. Ich kannte das Gebet, denn ich lebte in jener glücklichen Zeit der Unſchuld, welcher es ſo natürlich iſt; aber nie konnte ich laut beten, nie die Worte eines Gebetes künſtlich ſetzen — es war des Herzens innigſte Sehnſucht, die den liebenden Vater, des Ohnmächtigen ängſtliches Flehen, das des Mächtigen Schutz ſuchte; es quoll unmittelbar, ohne klare Worte und mir dennoch unendlich deutlich, aus den innerſten Tiefen eines bewegten Daſeins hervor, und fand unmittelbar Erhörung. Ja, ich darf es ſagen, ich betete in jener fröhlichen Kindheit nie, ohne erhört zu werden. Aber ich wollte mir auch keine Güter der Erde erflehen: wie etwas wunderbar Herrliches lag Welt und Zukunft vor mir, und in der Gegenwart fand ich mich ſo überſchwenglich beglückt, wie von einem anmuthigen Zauber umfangen. Erhalte meinen Glauben rein, konnte ich, nicht ohne Angſt, flehen, wenn Geſpräche mit dem Vater bedenkliche Zweifel in mir erregten, die dennoch nur einen vorübergehenden Eindruck hinterließen. Wohl konnte in meinen Gebeten der Wunſch liegen, daß Gott mich zu einem berühmten Manne machen möchte, deſſen Name genannt und geprieſen würde; aber an meinen Fleiß, an meine Mühe ſah ich ſeine Erfüllung gebunden, und wünſchte auch nicht, daß es anders wäre, denn in dieſer Mühe lag ja der Quell eines unſäglichen Genuſſes. Meine Gebete waren nichts anders, als der unwillkürliche Ausfluß des dankenden Gefühls, welches mich überzeugte, daß ich erhört war, ehe ich flehte.

Freudig ergriff es mich daher, als ich nun hörte, wie der Prediger in einfachen Worten Gott anrief, daß er den Zuhörern jene ſtille, ſinnende Aufmerkſamkeit, jenes von dem Irdiſchen abgewandte, reinigende Einkehren in ſich ſelbſt ſchenken möchte, damit jedes Gemüth, wie das Gotteshaus, welches uns umſing, ein gereinigter Tempel des Herrn würde, in welchem ſein heiliges und erlöſendes Wort tiefen und fruchtbaren Boden fände. Ich fühlte die Wirkung dieſes Gebetes in meinem Innern; ich verſchlang jedes Wort des Redners, und verließ die Kirche, von einer Seligkeit durchdrungen, wie ich ſie jetzt zum erſtenmal kennen lernte. Aber ein kurzes Nachſinnen verdrängte bald jene freudige Stimmung, und ich fühlte mich von einer großen Angſt ergriffen. Ich hatte meiner Mutter verſprochen, ihr die Predigt wiederholen zu wollen; ich war überzeugt, daß das, was mir bei Schriften, welche ich durchlas, und deren Inhalt mir klar wurde, gelungen war, mir auch bei Predigten, die ich hörte, gelingen müßte — und nun nahm ich mit Schrecken wahr, daß der hinreißende Eindruck der Rede gänzlich ihren Inhalt überwältigt hatte. Lange ſtreifte ich auf den Feldern herum, beſann mich vergebens — das Ganze ſtand klar vor meiner Seele, wie ein wunderbares Bild, deſſen Nähe mich beglückte, ohne daß ich die einzelnen Züge zu unterſcheiden vermochte — und ſo erſchien ich weinend vor der Mutter, um ihr das Seltſame zu erzählen, was mir begegnet war, und wie ich verzweifelte, jemals eine Predigt wiederholen zu können. „Nimm dir's nur vor, Henrich,“ ſagte die gütige Mutter, „denke recht lebhaft daran, daß du die Predigt nicht blos für dich, ſondern auch für deine arme, kranke Mutter hörſt, die leider keine Kirche beſuchen darf, und es wird ſchon gelingen.“ Ihr Zureden tröſtete mich. Der Kantor erlaubte mir leicht, aus der Domkirche wegbleiben zu dürfen, da ich doch nur ſtillſchweigend daſaß und aus Mangel an Stimme nicht mitſingen konnte. Jeder Sonntag traf mich nun der Kanzel des geliebten Predigers gegenüber: mit der angeſtrengteſten Aufmerkſamkeit hörte ich ſeinem Vortrage zu, und vergaß bei keiner Periode, daß ich ſie der armen, kranken Mutter, wie einen

Segen, in das Haus bringen ſollte. Jetzt glaubte ich meiner Sache gewiß zu ſein; wenn die Predigt zu Ende war, ging ich einſam in den Feldern herum, ſuchte mir den Inhalt, den Zuſammenhang ins Gedächtniß zurückzurufen, und eilte, erfüllt von dem, was ich vernommen, was ich mir angeeignet hatte, zur Mutter. Die Geſchwiſter erſchienen, und meine Rede quoll, faſt jedesmal ohne Anſtoß, aus der überfließenden Seele hervor. Selige Augenblicke, wenn ich die Thränen der Rührung und der Freude in den Augen der liebenden, glücklichen Mutter ſah! O, daß ihr nie aus meiner Seele verſchwunden wäret — mit welcher ungetrübten Freude würde ich mich ihrer dann jetzt erinnern. Lange ſetzte ich dieſe Beſchäftigung fort, die mich ſo ſehr beglückte, bis einſt die Mutter mir ſagte: du haſt nun ſo lange Predigten gehört, die den Zuſammenhang gemerkt, ſollteſt du nicht endlich im Stande ſein, ſelbſt eine Predigt auszuarbeiten? Ich erſchrak, als ich dieſe Worte hörte: gewohnt, nur das aufzufaſſen, was ich vernahm, war mir der Gedanke, daß ich ſelbſt eine Predigt verfaſſen könnte, nie eingefallen, ja, ich würde vor einer ſolchen Vorſtellung, wie vor einer Vermeſſenheit, zurückgebebt ſein. Mir ſchien, ſeit ich den geliebten Prediger kannte, ſein Amt ſo heilig, ſeine Beſtimmung ſo erhaben, und ſo herrlich das Ziel, wenn es meinem angeſtrengteſten Fleiße gelingen könnte, in ferner Zukunft, ſo wie er, das geheiligte Evangelium den Menſchen zu verkündigen. Zwar träumte ich mich oft in dieſe Zeit hinein, ich ſah mich auf der Kanzel — was ich überkommen, verband ſich mit dem, was ich ſelbſt gedacht hatte, und meine Reden, mehr angeſchaut, als gedacht, ergriffen mich ſelbſt und die erträumten Zuhörer. Aber dieſe Träume, wie ſo viele andere, die als weiſſagende Blüten den halbſchlummernden Knaben auf dem einſamen Lager begrüßten — dufteten, entfalteten ſich in der ſtillen Nacht, und verwelkten, wenn die Reflection des Tages ihm die dürre Wirklichkeit und ihre Schranken nahe rückte. — Jetzt ſah ich mich durch die Mutter aufgefordert, und mehr bedurfte es freilich nicht, um alle Bedenken zu heben; denn was glaubt die Jugend nicht unternehmen, nicht wagen zu können? Ich weiß mich auf keine dieſer Predigten zu erinnern; die Mutter ſchien mit ihnen zufrieden; doch wagte ich es nur ſelten, ich glaube etwa drei bis viermal, ihr ſelbſtverfertigte Predigten vorzutragen.

Obgleich die Prediger der Domkirche nicht des Knaben Aufmerkſamkeit feſſeln konnten; ſo war ihm dennoch dieſe Kirche in vieler Rückſicht wichtig. Das große, mächtige Gebäude enthielt ſo Vieles, was die Phantaſie in lebhafte Bewegung ſetzte. Die Denkmäler der Könige, die Ueberlieferungen von den großen Gerichten Gottes, welche das Land erſchüttert und ganze Geſchlechter ausgerottet haben, kurz Alles, was hier, in dieſen mächtigen Räumen, das ſtumme Zeugniß ſeiner Gewalt ablegte, verband ſich mit der gottesdienſtlichen Feierlichkeit, die für mich immer etwas Ergreifendes hatte. An gewiſſen Tagen der Woche mußte ein Schüler, Morgens früh um ſechs Uhr, zwiſchen die immer offenen eiſernen Gitterthüren des großen Chores treten und laut ein Gebet leſen. Es war mir immer angenehm, wenn die Reihe mich traf, und oft übernahm ich dieſes Gebet für andere Schüler, die, beſonders im Winter, ſich ſcheuten, ſo früh aufzuſtehen.

Ein Kirchendiener begleitete mich, ſchloß den Chor auf, zündete an einem Kandelaber die Lichter an, und ich trat in die geöffnete Gitterthüre. Der Chor war um einige Stufen erhöht, ich blickte in die langen Gänge hinab, welche noch in nächtliches Dunkel gehüllt lagen. Nur hier und da ſaß ein Andächtiger, wohl verwahrt gegen die Kälte, vor ſich ein Licht; mir war es dann, wenn ich die finſtern Maſſen überſah, als ob die begrabenen mächtigen Geſtalten mir nahe träten, als erblickte ich das offene, dunkle Grab der ganzen Vergangenheit des Geſchlechtes vor mir, welches ſtumm, nicht das Leben, das mich ſonſt umgab, vielmehr das Grauen des Unterganges verſchwundener Zeiten kundthat. Der Eindruck war völlig phantaſtiſch. Wenn ich aber das Gebet mit heller, lauter Stimme in die Dunkelheit hineinſchallen ließ, dann ergriffen mich die einfachen Worte tief; oft war die Stimme unſicher, ſie klang wie eine fremde, die mir warnend zurief; Thränen der Reue, der Sehnſucht, der zweifelnden Hoffnung ſtrömten die Wangen herab, und viele Tage hindurch konnte ich dieſen Eindruck nicht überwinden, der mich mit langer, ernſter Wehmuth durchdrang.

In dieſer Kirche lernte ich auch die Wirkung des chriſtlichen Liedes kennen. Schon in Helſingör war das neunjährige Kind bewegt und erſchüttert, wenn es, als Chorknabe in der Reihe der Singenden, ſelbſt ſtumm, die Leichen zum Grabe begleitete, und die traurigen Töne des ernſtmahnenden Liedes: „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende,“ ſich hören ließen. Aber hier zuerſt trat die Gewalt des Liedes mir entgegen und machte einen Eindruck auf mich, der nie ganz verſchwand, und jetzt, wo ich mich dem hohen Alter nähere, ſeine ganze frühere Gewalt wieder erlangt hat.

In Dänemark wurde in meiner Kindheit die Ausbildung in der Muſik völlig vernachläſſigt. Die Mutter hatte in ihrer Jugend Klavier geſpielt, aber in unſerem Hauſe war kein Inſtrument zu finden, nur der eine Bruder beſaß eine mittelmäßige, völlig unausgebildete Stimme, die Mutter ſang zuweilen, kaum vernehmlich, ein geiſtliches Lied, und es tönte wie ein Seufzer, der mich zwar ergriff, aber die Gewalt des Geſanges kaum ahnden ließ. Noch bis in viel ſpätere Jahre blieb dieſer Genuß, der ſo vielen Menſchen vergönnt iſt, mir völlig fremd. Es war daher natürlich, daß die meiſten Kirchenlieder von mir gar nicht beachtet wurden, die längeren mich vielmehr ermüdeten. Wie mich aber zum erſtenmal der Kirchengeſang mit ſeiner ganzen, geheimnißvollen Gewalt durchdrang, das will ich jetzt erzählen.

Der Frühling war ſehr zeitig gekommen. An einem ſchönen heitern Oſtermorgen, ehe ich nach der Kirche ging, hatte ich, mich einſam wegſchleichend, voll Freude einen Blick in die heitere Gegend geworfen, und die erſten Blüten, als bekannte Freunde, jubelnd begrüßt. Von dieſem friſchen Frühlingsgefühl beſeligt, heiter und glücklich, von dem Sonnenlichte ſchuldloſer Freude durchwärmt, ſelbſt in dieſem reinen Augenblicke einer Frühlingsblüte ähnlich, trat ich in den Chor, als mächtig von der Orgel her das Lied tönte: „Er iſt erſtanden, frohe Mähr, verſöhnt iſt unſer Gott und Herr, der Himmel iſt mir offen,“ nach der bekannten Melodie: „Wie hell glänzt uns der Morgenſtern.“ *) Als ich dieſe mächtige Melodie,

---

*) Seit vierzig Jahren hörte ich kaum dieſes däniſche Lied ſingen, und jetzt, da ich an jene Zeit meiner Kindheit zurückdenke, ſteht es noch unverwüſtlich in meiner Seele da, und ich kann der Luſt nicht widerſtehen, es ſo, wie es aus der Kindheit mir entgegentönt, hierher zu ſetzen:

Han er erſtanden
Store Gud!

die, wohl ein Jahrtauſend hindurch, ſo viele wechſelnde Geſchlechter durchbebt, erwärmt, erſchüttert hat, vernahm, da war es, als würde die Macht der Muſik mir nun plötzlich kund gethan, als hätte das heitere Frühlingsgefühl ſeine tiefe, ernſte Bedeutung erhalten. Er iſt erſtanden, tönte es mir aus Himmel, Erde und Meer, aus Wald und Flur, und aus den verborgenſten Tiefen der bewegten Seele entgegen. Ich habe keine Worte für die Fülle der Seligkeit, die in dieſer Gewißheit lag, wie ſie mich durch unſichtbare Flügel in eine höhere Welt erhob, wie alles ſich in Freude und inneres Jauchzen verwandelte, und wie auf den Wellen der Töne mein ganzes Weſen, me-

---

Min Gud er en forſonet Gud
Min Himmel er nu aaben,
Min Jeſu ſeierrige Död,
Fordömmelſernes Piile bröd
Og knuſte Helveds Vaaben —
Hiin Röſt
Min Tröſt
Ved den Seyer
Som jeg eyer
Helved bäver
Han var död, men ſee! han lever.

lodiſch durchzittert, in den Himmel hineinſchwamm, der mir als geöffnet verkündigt wurde.

„Nun aber iſt Chriſtus auferſtanden von den „Todten, und der Erſtling geworden unter denen, die „da ſchlafen. Sintemal durch einen Menſchen der „Tod und durch einen Menſchen die Auferſtehung der „Todten kommt. Denn gleichwie ſie in Adam alle „ſterben, alſo werden ſie in Chriſto alle lebendig ge„macht werden.“

Dieſe Worte, von der Kanzel verkündigt durch den geliebten Prediger, in deſſen Kirche ich eilte, während die Töne des Liedes meine Seele füllten, erhielten nun für mich eine unergründliche Feierlichkeit. Der Oſtertag erſchien mir als der größte Feſttag der Natur, der Geſchichte und eines jeden Menſchen. In dieſem unentwickelten Gefühle lag eine Tiefe, die mir in der Erinnerung lange Jahre hindurch vorſchwebte. Ich ſuchte es oft in ſpäteren Zeiten des verworrenen Treibens hervorzurufen; es leuchtete mir aber wie ein wunderbar Bekanntes, mir Befreundetes entgegen, das mir jetzt unbekannt, entfremdet worden war.

Aber vor Allem war mir das Abendmahl das tiefſte Myſterium des Chriſtenthums, noch ehe ich es genoß. Dieſes bedeutendſte und höchſte Sakrament wurde in der großen Domkirche mit beſonderer Stille und Feierlichkeit begangen. Unten ſaßen die vorbereiteten Gäſte, die Geſchlechter getrennt, in ſtilles Gebet verſunken. Der Altar iſt mit einem niedrigen Gitter umgeben und vor dieſem eine Erhöhung zum Knien. Die Anzahl, die auf einmal hier knien kann, iſt der ganzen Gemeinde bekannt. Ruhig erheben ſich die Männer, ordnen ſich knieend um den Altar, die Prediger theilen Brot und Wein, von einem zum andern fortſchreitend, aus, ſie erheben ſich — und man ſieht nie eine zweite Reihe hervortreten, bevor die erſte ſich ruhig niedergelaſſen hat.

Ich hatte oft mit der Mutter von dieſem tiefſten Geheimniß des Glaubens geſprochen. Daß ich ſelbſt noch nicht zu dieſem Genuſſe reif geworden, ſteigerte das Gefühl ſeiner Unergründlichkeit in mir. Wohl ſchlich manchmal, wenn ich im kindlichen Sinne das Wunderbare, was dem Genießenden gereicht werden ſollte, erwog, ein leiſer Zweifel, wie ein furchtſamer, ſcheuer, lauernder Begleiter der Andacht, ſich in meine Seele; aber er erhöhte nur meine Verehrung, denn jeder Zweifel, kaum geahndet, verwandelte ſich in

Angſt. Das Gefühl, als wollte eine geheime, nächtliche Gewalt mir das höchſte Gut entreißen, gab dieſem einen größern Werth, ſo daß ich mit ängſtlichem Streben das Heilige feſtzuhalten ſuchte, was ich zu verlieren fürchtete.

Wenn ich nun aber die Gäſte des heiligen Mahles ſich von dem Altar erheben ſah, während ich den Sitz der Knaben in der Nähe einnahm, und grübelnd nachſann, welcher wunderbare Genuß ihnen geworden war — dann konnte ich mit einer forſchenden Begierde, die aus Zweifel, Angſt und grundloſer Verehrung zuſammengeſetzt war, die ernſthaft Sinnenden verfolgen, wenn ſie an mir leiſen Schrittes vorübergingen.

Wie unendlich näher trat mir aber dieſes Heiligthum, wenn es die geliebte Mutter genoß. Einmal, als ihre Krankheit bedenklich ward, wurde es ihr im Hauſe gereicht. Die Zeit der Vorbereitung hatte ich mit ihr zugebracht, mein Herz war zerriſſen, die drohende Gefahr hatte dann ein ſo innerlich wehmüthiges, mein ganzes Weſen durchdringendes Gefühl erregt, daß die Andacht des Knaben ſelbſt nicht die gewöhnliche Reinheit der Anſchauung feſtzuhalten vermochte. Wie ſchrecklich erſchien mir der Augenblick, wenn der

Prediger mit den geweihten Gefäßen in die Krankenſtube trat.

Es war aber fortdauernd der innigſte Wunſch der Mutter, das Abendmahl mit der Gemeinde in der Kirche zu genießen. Doch mußte ſich vieles vereinigen, damit dieſer Wunſch erfüllt werden konnte. Es war nur in der mildeſten Sommerzeit, nur bei heiterem Wetter, nur in den kurzen, ſchnell vorübergehenden Augenblicken, wenn ſie ſich einmal vorzüglich wohl befand, möglich. Ich erinnere mich dieſes, mir ſelbſt ſo wichtige Ereigniß zweimal erlebt zu haben. Wenn die blaſſe Geſtalt, die mir ſo theuer, die mir Alles war, mit ſchwankenden Schritten, von freundlichen Frauen unterſtützt, ſich dem Altare näherte, wenn ich, der jeden geheimen Zug des geliebten Antlitzes kannte und zu deuten wußte, das Geſicht wie verklärt ſah, wenn aus den großen, ſchönen, ſonſt matten Augen die Freudigkeit des Himmels ſtrahlte, und ſie nun hinkniete — dann war es, als hätte mein Weſen ſich mit dem ihrigen verſchmolzen. Ich zitterte, als träte mir ein Heiliges entgegen, deſſen Nähe ich kaum ertragen konnte, wenn der Prediger ſich der kranken Mutter näherte, wenn ihr das geweihte Brot gereicht wurde, und die geweihten Tropfen über die blaſſen Lippen floſſen: dann strömten die Thränen mir aus den Augen, ich glaubte ſelbſt das Heiligthum genoſſen zu haben, und hatte keine Ruhe, bis ich der Mutter weinend in die Arme ſtürzte, damit ſie — die Geſegnete — mich ſegnen möchte.

Nach ſolchen Momenten mußte ich die Einſamkeit ſuchen; nicht die trübe Einſamkeit der Kammer, die vielmehr, welche mich in die Mitte der Natur verſetzte. Ein einſamer Platz, nahe bei der Stadt, wo bedeutende, mit hohem Graſe bedeckte Wälle, die einzelne mächtige Buchen trugen, mit Schilf bewachſene Moräſte einſchließen, war mir vorzüglich lieb. Selten ſah ich hier, und nur aus der Ferne, Menſchen: aber dicht hinter den Bäumen erhob ſich der majeſtätiſche Dom mit ſeinen Thürmen, vor mir lagen die verſunkenen Wohnungen der Helden, deren Denkmäler die Kirche bewahrte, und über dem Grabe der Geſchichte drängte ſich das friſche Leben der Natur; Blumen blickten aus der Fülle der Gräſer hervor, Bäume, die erſt keimen konnten, nachdem, was der Menſch baute, lange zerſtört war, ragten rieſenhaft in die blaue Luft hinein, und Inſecten ſpielten zwiſchen Pflanzen und Schilf. Ich begrüßte die emſigen Käfer, die bunten Schmetterlinge, das kriechende Gewürm, die Blumen, als Bekannte, und das Gefühl, daß dieſes Leben in ſeinen wechſelnden Formen mir nicht fremd war, erfüllte mich mit reiner Luſt. Noch erinnere ich mich lebhaft des erſchütternden Augenblicks, als ich, nach der letzten Abendmahlsfeier meiner Mutter in der Kirche, von ihr im Hauſe, nach einem ſtillen Gebete geſegnet, entlaſſen worden war — und mich hier auf dem Schauplatze ſo vieler einſamer Freuden befand.

Diesmal war eine innere Furcht, ein peinliches Vorgefühl von dem nahen Tode meiner Mutter, mein Begleiter in die Einſamkeit. Sie war ſehr erſchöpft zu Hauſe gekommen und einer Ohnmacht nahe; die Augen blickten mich ſo wunderbar, ſo Tod verkündigend an, daß ich ein geheimes Entſetzen nicht überwältigen konnte. Zum erſtenmal ergriff mich eine innere Angſt, als ſtünde ich allein mit der Mutter, die mich bald verlaſſen würde, in der Welt. Jetzt erſt fühlte ich es recht ſchmerzlich, wie Vater und Brüder ſogar keinen Theil nahmen an dem, was mir ſo theuer war. Ich fühlte mich ſo verlaſſen, ich ſehnte mich nach einem Knaben, der meine Gefühle, mein Streben, meine Sehnſucht theilte. Ich träumte mir es ſo herrlich, wenn ein ſolcher Knabe, eben ſo einſam, eben ſo durchglüht, wie ich, zu mir träte und ſeine Klagen laut werden ließe — wie wir uns dann verſtehen, Alles mittheilen und ſo ſelig ſein würden. Mit ſolcher Gewalt ergriff dieſes Gefühl mich erſt in ſpäteren Jahren wieder. Jedesmal, wenn es ſich zu nähern drohte, ſuchte ich ihm zu entfliehen — denn ein Grauen der fürchterlichſten Verlaſſenheit durchzitterte mich dann, als würde ich von kalter Todeshand erfaßt. Damals warf ich mich laut weinend in das hohe Gras: erhalte meinen Glauben rein, rief ich, ängſtlich ringend im Gebet; da ſah ich mich wieder in den Dom verſetzt, die blaſſe Mutter näherte ſich dem Altare, und ich genoß, mit ihr verſchmolzen, den Leib und das Blut des Heilands.

Ich ſcheue mich, dieſen Moment ausführlich zu ſchildern. Zu ſehr müßte ich befürchten, daß die Anſicht des Alters Gefühle ſo innerlicher Art in der Erinnerung anders auffaſſen möchte, als ſie damals den Knaben durchdrangen. Nur das iſt gewiß, es war einer der ſeligſten, gewiß der reinſte Augenblick meines ganzen Lebens.

Denn, was mich damals durchdrang, war die ganze Fülle eines ungetheilten Daſeins, jede Geſtalt der Natur war mir ein geoffenbartes Wort, deſſen innerer Sinn mir bekannt ſchien, auch ohne daß ich es in einen Begriff zu faſſen vermochte, jedes bedeutende Wort gewann eine Geſtalt. Er, der geliebte Heiland, der Mittelpunkt des Lebens und der Liebe, ſtrömte durch alle Adern der Natur, ſprach durch jede Form zu mir, und geſtaltete ſich durch alle meine Gedanken; er war es, er ſelbſt, denn das kindliche Gemüth verſteht es am innigſten, daß der Gegenſtand der Liebe perſönlich ſein müſſe. Mein Chriſtenthum hatte nichts von der Manier irgend einer Schule, ja ein frühzeitig erwachtes Gefühl ſtieß dieſe, wo ſie ſich vernehmen ließ, zurück, und ohne äußere Verbindung bildete ſich das religiöſe Gefühl in mir aus, an der Seite einer Mutter, deren geheimſter Troſt die Liebe des Heilands war. Entfernt von allen ſolchen, die uns eine gewiſſe Art des Ausdrucks lehren konnten, waren die Gebete Mittheilungen natürlicher Aeußerungen eines wahren innern Lebens. Auch ſtellten wir keine Vergleichungen an. Jenes Gefühl der Einſamkeit, welches mich eben deswegen mit Entſetzen erfüllte, weil es mir neu war, ergriff mich ſonſt nie. Meine Brüder konnten fromm ſein, wenn die Mutter betete; wenn ſie über meine ernſthafte Beſchäftigung mit der Religion ſpotteten, ſo kränkte mich dieſes nur vorübergehend, und die kindliche unbefangene Fröhlichkeit ließ bald jeden Vorwurf der Art verſtummen. Auch fiel es mir nie ein, mich für vorzüglicher zu halten; ich glaubte einfach, daß ſolche Betrachtungen ſich für einen zukünftigen Prediger ziemten.

Kopenhagen.

Das ſorgloſere und angenehmere Leben meiner Eltern hörte auf, als ſie Helſingör verließen. Der Stab des Regiments, bei welchem mein Vater angeſtellt war, ward nach Roeskilde verlegt, und er mußte folgen. Da in einem kleinen unanſehnlichen Orte, der faſt allein vom Ackerbau lebte, in welchem ein geliebter und angeſehener Arzt die Praxis ſchon in Beſitz genommen, kein Erſatz für die anſehnlichen Einkünfte, die mein Vater in Helſingör genoß, ſtattfinden würde, war vorauszuſehen. Ich erinnere mich noch lebhaft, mit wie viel Kummer und Sorge die Eltern dieſe Stadt verließen. Es war wohl damals ſchon die Abſicht des Vaters, eine Verſetzung von dem Huſaren-Regiment, bei welchem er angeſtellt war, nach einem Infanterie-Regiment in Kopenhagen nachzuſuchen. Das Amt allein konnte, ſelbſt bei einer geordneteren Haushaltung, als die meines Vaters war, eine bedeutende Familie nicht ernähren. Die älteſten Kinder waren ſchon alt genug, um an den Sorgen der Eltern, die ſich ohnehin kaum mehr verbergen ließen, Theil zu nehmen, und mit hoffnungsvoller Erwartung ſahen wir das kleine freundliche ländliche Haus ausräumen, um in der großen Hauptſtadt ein ſorgenfreieres Loos zu treffen. Dieſe Täuſchung, in einer großen Stadt leichtere Mittel des Erwerbes zu finden, iſt häufig genug, und die Hoffnungen meiner Eltern wurden auch keineswegs erfüllt. Dennoch dauerte es lange, ehe ſie verſchwanden, und wir Kinder waren ſehr glücklich.

Was bis in meine alten Tage eine Gewöhnheit geblieben iſt, ſetzte mich auch in der erſten Zeit meines Aufenthaltes in Kopenhagen in lebhafte Bewegung.

Ich ſuche auch jetzt noch mit den Oertlichkeiten der Stadt, in welcher ich wohne, ſchnell und genau vertraut zu werden.. Ich fühle mich erſt einheimiſch, wenn ich die Stadt kennen gelernt; und wenn die nähere Umgebung mir bekannt geworden, mache ich mich mit den entfernteren Gegenden, ja, mit den verſteckteren, vielen Einwohnern ſelbſt unbekannten, bekannt. Die Vorſtädte, die ſtillen Nebengaſſen, wo die letzten Häuſer liegen, ziehen mich vorzüglich an. Daß in der frühen Jugend dieſer Trieb noch zerſtreuender war und mich gewaltſamer in Bewegung ſetzte, iſt begreiflich. Ich trieb mich in den Straßen, in den Häſen, in den Vorſtädten und ſchönen Gegenden herum, und ſelbſt, wenn das ſtrengſte Gebot des Vaters mich im Hauſe feſthielt, war ich von den neuen Bildern, die meine Seele erfüllten, in eine Zerſtreuung gerathen, die mich alles Frühere vergeſſen ließ. Als wir in der Wohnung, die uns allerdings größer und anſehnlicher als die bisherige verkam, eingerichtet waren, ſollte nun an die regelmäßige Beſchäftigung der Kinder gedacht werden. Die beiden, für die Univerſität beſtimmten Knaben ſollten ihre Schulſtudien fortſetzen, und die Eltern beſchloſſen, einen Privatlehrer anzunehmen. Sie glaubten wohl, daß, wenn wir die gelehrte Schule der großen Stadt — damals war in Kopenhagen nur die eine, und die bürgerlichen Schulen, die ebenfalls Jünglinge für die Univerſität ausbilden, waren noch nicht erſtanden — beſuchten, ſie uns zu ſehr aus den Augen verlieren würden. In Kopenhagen verhält es ſich mit denen, die auf der Univerſität ſtudiren, ganz anders, als in Deutſchland. Die Ausdrücke, er hat ſein Triennium abſolvirt, er habe ausſtudirt, ſind den Kopenhagner Studenten völlig fremd, und ich erinnere mich noch, wie erſtaunt ich war, als man mich in Kiel fragte, was ich auf der Univerſität wolle, da ich ja ſchon ausſtudirt habe? Mir kam dieſer Ausdruck ganz unſinnig vor, und noch jetzt iſt es mir ſchwer, einen Sinn darin zu finden. Derjenige, von dem man dieſen Ausdruck eigentlich brauchen kann, iſt ein ſolcher, der nie zu ſtudiren anfing. In Kopenhagen verhält es ſich anders. Selbſt die Amts-Examina finden auf der Univerſität ſtatt. Der Candidat ſcheidet nicht durch eine Exmatriculation, wie hier, von der Univerſität aus; er behält, bis er angeſtellt wird, die Rechte eines akademiſchen Bürgers, ja, die anſehnlichſten Stipendien, die, mit freier guter Wohnung und jährlichen Einkünften verknüpft ſind, werden dem Candidaten zu Theil. Ein nicht unbedeutender Theil der däniſchen Gelehrten führt keinen andern Titel als dieſen, ſelbſt nachdem ſie ſich Jahre lang als Schriftſteller ausgezeichnet haben. Dem Fremden muß es auffallend erſcheinen, wenn er erfährt, welches Anſehen nicht ſelten mit dieſer Benennung verknüpft iſt. Bedeutende gelehrte und bürgerliche Unternehmungen ſind durch ſolche Candidaten begründet. Sie nehmen, in Commiſſionen zuſammentretend, mit den höheren, ja höchſten Beamten verbunden, an den wichtigſten Geſchäften, oft auf eine entſchiedene Weiſe Theil, und ſo darf es keinesweges als das Zeichen eines zurückgekommenen Gelehrten gelten, wenn man einen ſolchen Candidaten von höheren Jahren ſieht. Es iſt dann oft ein Mann, der in völliger Unabhängigkeit ſich den Wiſſenſchaften widmen will. In Deutſchland würde ein ſolcher die Blöße ſeines Candidatenthums mit einem Doctortitel zudecken, aber die Promotionen, die der Aerzte ausgenommen, ſind in Dänemark ſehr ſelten, und werden nur von ſolchen geſucht, die eine akademiſche Laufbahn verfolgen wollen. Aus dieſem Grunde wird auch in Dänemark der deutſche Doctortitel nicht ſehr geſchätzt. Unter ſolchen Candidaten gab es nun viele, die ſich ein Geſchäft daraus machten, als Hauslehrer die Studirenden bis zur Univerſitäts-Prüfung zu unterrichten. Hatten ſie bei den beiden akademiſchen Prüfungen, deren Bedeutung ſpäter berührt werden ſoll, ſelbſt ohne Amts-Examen, das erſte Zeugniß erhalten, dann hatten ſie das Recht, eben ſo wie die Rectoren gelehrter Schulen, Zeugniſſe für junge Leute, welche die Univerſität beſuchen wollten, auszuſtellen, und ein Candidat, der ſich einigen Ruf erworben, deſſen Schüler ſich auf der Univerſität ausgezeichnet hatten, konnte ſich eine angenehme und unabhängige Stellung bereiten.

Ein ſolcher Candidat ward nun auch mein Lehrer. Es war ein Norweger von mittleren Jahren. Er mag nicht unrecht gehabt haben, wenn er mit mir unzufrieden war. Ich war faſt ein Vierteljahr lang mit einem Studium ganz anderer Art beſchäftigt. Die Stadt ſelbſt, das bunte Leben auf den Straßen, das Seeleben, wie es mir hier zum zweiten Male, wenn auch aus der Ferne, doch in einem größeren Maaßſtabe entgegen trat, der Hof, die Equipagen der Vornehmen, vor Allem das Theater, beſchäftigten mich ſo ganz und gar, daß ich kaum für etwas Anderes Sinn und Aufmerkſamkeit behielt.

Man muß nicht glauben, daß wir Kinder das Theater oft beſuchten, in ſehr langer Zeit nur ein Mal. Mein Vater wollte ohne Zweifel den Eindruck kennen lernen, den dieſe neue Welt auf die Kinder machen würde. In meinem Leben machte dieſer erſte Theaterbeſuch Epoche. Das Stück gehört, wie ich es ſpäter genauer kennen lernte, keineswegs zu den vorzüglichern, es war der Fähnrich; die bekannte Geſchichte mit dem ſilbernen Löffel, die durch eine Göthiſche Xenie verewigt iſt. Das Parterre war gepfropft voll. Man hatte kurz vor Eröffnung des Theaters erfahren, daß der König von Schweden, Guſtav III., unerwartet von Schonen nach Kopenhagen gekommen war, daß er mit dem König von Dänemark das Theater beſuchen werde. Das Parterre war nach dem Eingange zu erhöht, wir Kinder ſtanden ganz hinten, wo neben der Thüre Bänke waren, auf welche man uns ſtellte, und ſo konnten wir über die Köpfe der vor uns Stehenden und unter den Logen, die dicht über uns waren, einen freien Raum gewinnen, von welchem aus wir das dichte Gewühl des erfüllten Parterre, die Königliche Loge und über das Orcheſter hinweg die Bühne erblickten. Ich ſah hier zum erſten Mal den König von Dänemark, deſſen unruhige und ſeltſam abgebrochene Bewegungen die, faſt einem jeden Kinde im Lande bekannte Geiſtesſchwäche verrieth. Gerade an dieſem Abende fiel dieſe bedenkliche Bewegung vorzüglich auf. Der König war gewohnt, ſich vorn und rechts hinzuſtellen, jetzt ſollte er nun, den hohen Gaſt ehrend, an der linken Seite deſſelben erſcheinen. Es koſtete viele Mühe, ja, faſt Zwang, ihn dazu zu bewegen, und die Bemühung der Hofleute, dieſe Scene vor dem Publikum zu verbergen, was natürlich nur zum Theil gelang, rief eine Beweglichkeit hervor, die dem Parterre allerdings ſehr ergötzlich war, mich aber in Erſtaunen ſetzte, ja, ohne daß ich den Grund wußte, mich beunruhigte. Chriſtian VII. war klein, mager, obgleich höchſt zierlich gebaut. Neben dieſer hin und herlaufenden unſtäten Geſtalt ſtand nun die hohe, ſchlanke königliche des ſchwediſchen Königs; das Geſicht ſchien mir edel und entſchieden; er blickte ſtolz und ruhig auf das Volk herab, und ſein Bild iſt dem Knaben als ein wahrhaft majeſtätiſches geblieben. Ich ſah dieſen unglücklichen Monarchen nie wieder.

Obgleich nun eine ſolche nicht erwartete Scene mich ſehr überraſchen mußte, blieben dennoch meine Augen unverwandt auf die Decke geheftet. Die Begebenheit, ſo einfach ſie iſt, die Dialoge, ſo gemein ſie ſind, erhielten mich dennoch von Anfang bis zu Ende in ununterbrochener Spannung. Ich hatte mir zwar früher aus der Erzählung eine Vorſtellung von dem Theater gebildet, mein älteſter Bruder war von Roeskilde aus mit dem Vater in Kopenhagen geweſen, und hatte ein Schauſpiel und ein Ballet geſehen. Dieſes beſonders war durch prachtvolle Dekorationen ausgezeichnet; er hatte Wälder, Gebirge, ein ſtürmiſches Meer geſehen. Das Schauſpiel ſelbſt ſcheint keinen Eindruck auf ihn gemacht zu haben, oder dieſer war wohl durch das nachfolgende Ballet verwiſcht. Wir Kinder hatten nach ſeiner Zurückkunft von der Reiſe, Schauſpiele verfertigt und aufgeführt, wie es Kinder zu thun pflegen: aber jede Vorſtellung ward von der Wirklichkeit völlig überboten. Hier war nun von gar keinen wechſelnden und impoſanten Dekorationen die Rede, ſo viel ich mich erinnere, blieb dieſelbe Stube das ganze Stück hindurch; aber ſelbſt dieſer helle, großartige Raum, die hohen Flügelthüren, durch welche die Perſonen des Stücks eintraten, erſchienen mir würdig und vornehm. Ich vermißte die wunderbaren Erſcheinungen, die meinen Bruder in Erſtaunen geſetzt hatten, gar nicht. —

Eine lange Zeit nachher ſah ich kein Schauſpiel. Es war in der damaligen Zeit überhaupt nicht der herrſchende Gebrauch, die Kinder mit Genüſſen zu überhäufen. Wie der Unterricht dürftig war, waren es auch die Geſchenke. Jetzt will man ſchon frühzeitig in allen Richtungen Alles erſchöpfen, und man erzeugt einen Lebensüberdruß, einen wahren Ekel, der früh erregt, eine Ueberſättigung mit einer andern vertauſcht, und die zwiſchenliegenden Epochen des wahren lebendigen erzeugenden Genuſſes mit furchtbarer Eile abzukürzen ſucht, daß er nirgends Wurzel faſſen und reif werden kann. So wenden der Knabe, das Mädchen, ſich mit Ekel von dem unvernünftig angehäuften Spielzeug; der Jüngling ſich von der Laſt unverdauter Kenntniſſe ab, und beide haben Epochen zu bedauern, die lebendig in die Zukunft ihres ganzen Lebens hineintreten ſollten, weil ſie verwelkt, vertrocknet, abgefallen ſind. Der Knabe wird altklug, der Jüngſang ein Kritiker, das Myſterium des Lebens iſt verloren gegangen. So iſt unſer Leben im Innerſten ausgedörrt, die friſche Productionskraft verſchwunden, der heilige Glaube, der das Myſterium des Lebens bewacht, iſt vernichtet; es iſt nicht der engliſche Lord allein, dem Natur und Geſchichte zum Ekel geworden ſind, unſere Kinder ſind ſchon blaſirt und ſehen mit Hohn auf ihre Vergangenheit zurück. Unſere Philoſophie iſt eine Reihefolge von Definitionen und unſere Poeſie ein Spottlied auf das Daſein geworden.

Die Zeit, in welcher ich lebte, die Verhältniſſe, unter welchen ich groß wurde, verſetzten mich in die glückliche Lage, mir den Reichthum der Genüſſe des Denkens, wie der Einbildung ſelbſtthätig verſchaffen zu müſſen. So mußte ich zwei bis drei Jahre lang an dem erſten und einzigen Schauſpiel, welches ich ſah, genug haben. Es geſchah zwar ſpäter, doch erſt nach dem Tode der Mutter, daß mein Vater, der das Schauſpiel öfter beſuchte, wenn ein oft geſehenes Ballet nachfolgte, uns Knaben der Reihe nach, nach dem Schauſpielhauſe hinbeſtellte, und uns, wenn das Ballet anging, ſein Billet überließ. Ich mag auf eine ſolche Weiſe in dieſen Jahren drei bis vier

Ballette geſehen haben. Sie regten uns allerdings ſehr auf, aber es war ein betäubender Genuß, der ſchnell verſchwand und ich weiß mich auf keines dieſer Ballette zu beſinnen. Das Schauſpiel hingegen hinterließ einen bleibenden Eindruck, und es war natürlich, daß ich in ſpäteren Jahren ſelbſt über dieſen Eindruck reflectirte. Eine einfache Anekdote, die allerdings, wenn ſie erzählt wird, Theilnahme erregen muß, wird zu einem ausführlichen Stück ausgedehnt. Ein ehrliebender junger Mann, der es nothwendig findet, ſeine Armut zu verbergen, und dadurch in Gefahr geräth, als ein Dieb betrachtet zu werden, iſt ein ganz intereſſanter Gegenſtand für eine Anekdote, für ein Schauſpiel keineswegs, und ich ſah ſpäter wohl ein, daß es ein ſchlechtes Stück war. Was war das nun, was mich ſo ergriff, daß ich dieſen erſten Beſuch des Schauſpiels als ein Ereigniß meines Lebens betrachten mußte, daß ich, obgleich ich Manches von Schauſpielen gehört, auch einige geleſen hatte, wie in eine neue Welt ahnungsvoller Genüſſe hineinſah? Was iſt es überhaupt, was für ungebildete Menſchen und Kinder dem Schauſpiel eine ſo unvergleichbar höhere Gewalt giebt, als irgend einer anderen Ergötzlichkeit?

Die Erfahrung, die ich machte, ſtellt die pſychiſche Thatſache in völliger Reinheit dar. So wie ich dieſen erſten Genuß ein Paar Jahre hindurch bearbeitete, war ich mir ſelber ganz überlaſſen. Mit den Brüdern konnte ich zwar über den Inhalt des Stücks reden, wir konnten unſere Theilnahme mit der unglücklichen Lage des jungen Mannes, unſere Freude über den glücklichen Ausgang uns wechſelsweiſe mittheilen; meine Brüder aber vergaßen die Sache bald, und ich erinnere mich, daß ſie ſich verwunderten, ja zuletzt verdrießlich wurden, wenn ich nach langer Zeit wie unwillkürlich auf dieſen Gegenſtand wieder zurückkam. Es war etwas Anderes, Etwas, wofür ich zwar keinen Ausdruck finden konnte, was aber dennoch mir ganz entſchieden vorſchwebte und was ich, wenn ich darüber nachdenke, in der Natur der theatraliſchen Darſtellung ſelbſt erkennen muß. Im täglichen Leben kommen wohl Ereigniſſe vor, die uns in große Spannung verſetzen; wir ſelbſt hatten es wohl erlebt, daß durch Mißverſtändniſſe und unglückliche Verhältniſſe Menſchen, die wir achteten und liebten, in Verdacht, ja in Gefahr gerathen waren. Begebenheiten, die Gegenſtände eines Schauſpieles ſein können, ſind nicht ſo ſelten, als man glaubt; aber die Spannung, die erregt wird, iſt nicht rein, der Eindruck, der entſteht, kann nicht klar zuſammengefaßt werden, er verliert ſich, zerſtreut und zerſplittert in den übrigen Ereigniſſen des Lebens, durchkreuzt ſich mit dieſen, daß ſie zuſammen nur ein verworrenes trübes Bild zu geben vermögen. Neigt ſich eine verwickelte und gefährliche Lage allmälig zum Beſſern, ſo ſehen wir dieſes nach und nach ein, die Theilnahme iſt abgeſtumpft vor dem Schluß, und dieſer verliert ſich unter den übrigen gleichgültigen Begebenheiten des Lebens. Wenn nun aber ein ſolches Ereigniß geſondert von allen ſtörenden Einflüſſen in ſeiner Entwickelung rein erhalten wird, daß wir ganz und ohne irgend ein Hinderniß in ſeine Mitte verſetzt werden, wenn der Dichter es verſteht, die Verlegenheit, die Gefahr zu ſteigern, daß wir einen unglücklichen Ausgang befürchten, und durch den eintretenden überraſcht werden, ſo vermag er den Ungebildeten und an ſolche Genüſſe nicht gewöhnten Menſchen auf die einfachſte Weiſe hinzureißen, daß er ſich und die Verhältniſſe, in denen er lebt, ganz vergißt und ſich ſelbſt wie zu einem reineren Daſein erhoben fühlt. Denn er findet ſich befreit von dem ſchwankenden Zuſtande, in welchem er gewöhnlich lebt. Er findet ſich lebhaft in die Mitte eines Ereigniſſes verſetzt und von der Verworrenheit gerettet, die ihn ſonſt quält, wenn er in den verwickelten Verhältniſſen, die ihn umgeben, ſich kein reines Urtheil zu bilden vermag. Iſt die Darſtellung ſelber nur einigermaßen gelungen, ſo wird der Genießende kaum geſtört durch das Ungeſchick eines Schauſpielers; ihn reißt das Ganze hin; für das Verfehlte hat er noch keinen Sinn, keine Aufmerkſamkeit. Nun war aber die däniſche Schaubühne, wie ich ſie ſpäter nur zu genau kennen lernte, in der That eine vorzügliche, und die Schauſpieler bewegten ſich mit Geſchick und Leichtigkeit.

Dieſes iſt ohne allen Zweifel das Fundament der großen Gewalt, die die Schaubühne ausübt. Ich werde in einer folgenden Epoche meines Lebens Gelegenheit finden, über die Verhältniſſe zu ſprechen, die in ſpäteren Zeiten dem Schauſpiel ſeinen eigentlichen unſchuldigen Reiz zum Theil ſelbſt für die Ungebildeten geraubt haben.

Ich habe dieſen erſten Beſuch des Theaters deswegen ſo ausführlich erwähnt, weil er ein wichtiges

Bildungsmoment meines Lebens enthielt. War in Helſingör der Sinn für die Natur und für das Leben im Großen mir mehr aufgegangen, war die Geſchichte mir in Roeskilde nahe getreten und, in den Tiefen des Gemüths, das religiöſe Element, ſo waren es beſtimmte, in die Verwirrung des Lebens verwickelte Ereigniſſe, die ſich aus der allgemeinen Unbeſtimmtheit und Verworrenheit losriſſen und ſich in ſich ordneten, die mich hier in die Tiefen der Dichtkunſt hineinblicken ließen. Ich hatte recht eigentlich eine neue Welt gewonnen; die Bewegung und Unſicherheit des geſchichtlichen Lebens mit der Beſtimmtheit und Sicherheit der Natur. Es haben wenige Einwohner einer großen Stadt eine Vorſtellung von dem Eindruck, den ſie auf die Bewohner kleiner Städte macht, wenn ſie, erſt überwältigt von den vielen Gegenſtänden, die auf ſie einſtürmen, ſie kennen lernen. Man iſt nach einem längeren Aufenthalte kaum ſelbſt fähig, dieſen Eindruck rein hervorzurufen. In Helſingör war ich allerdings in eine Umgebung verſetzt, die an ſich großartiger war als die der Hauptſtadt, aber ſie lag fern von uns, nur ſelten war es uns vergönnt, dieſes große Leben einzeln in der Nähe zu betrachten. Hier drängte ſich die vielſeitige Thätigkeit der Menſchen unmittelbar auf. Helſingör behielt immer, ſo wie die Stadt damals war, etwas Kleinſtädtiſches. Die wenigen Einwohner aus der höheren Klaſſe kannten ſich, und wenn wir auch dort nicht in Geſellſchaften erſchienen, ſo waren ſie uns doch ſämmtlich als Befreundete des väterlichen Hauſes wohl bekannt. In Roeskilde, einem bloßen Landſtädtchen, war dieſes noch mehr der Fall. Obgleich nun beide Städte in einer geringen Entfernung von der Hauptſtadt lagen, ſo erſchien uns dieſe doch ſehr entfernt. Für alle Menſchen hatten in jenen Tagen alle Entfernungen ein anderes Maaß; was wir von der Hauptſtadt vernahmen, war uns daher immer etwas Fremdartiges, Wunderbares; jetzt waren wir mitten in dieſes Gewühl hineingezogen. Wer uns auf den Straßen begegnete, war uns fremd. Helſingör, ſo lange dort kein Hafen war, hatte nur einen unbedeutenden Handel; Kopenhagen war eine bedeutende Handelsſtadt und die größte des Landes; Es war jene Zeit, in welcher es dem Lande vergönnt war, durch eine glücklich behauptete Neutralität in dem amerikaniſchen Kriege ſich in eine vortheilhafte Lage unter den europäiſchen Völkern zu verſetzen. Die bedeutende Rhederei beförderte die Handelsverbindungen mit allen Völkern, der Ackerbau, der wichtigſte Nahrungszweig, gedieh, das Getreide fand ſchnellen und vortheilhaften Abſatz, der Kredit des Landes ſchien feſt begründet, der Landbeſitz hatte einen bedeutenden Werth, Wohlſtand herrſchte in allen Klaſſen, und es war natürlich, daß dieſer Zuſtand des Landes einen großen Einfluß auf das Leben der Hauptſtadt hatte. War nun gleich der Knabe mit dieſen Verhältniſſen unbekannt, ſo genoß er doch die Folgen derſelben. Ueberhaupt zeigte ſich auf den Straßen ein bewegteres Leben, als ſelbſt in den viel größern Städten im Innern von Deutſchland, Hamburg ausgenommen. Die militäriſche Beſatzung in der Feſtung, wie die Armee überhaupt, für das Land zu groß, erſchien damals gut bekleidet und vermehrte die bunte Bewegung, die in der Stadt herrſchte; den ganzen Tag hörte man ein mannigfaltiges Geſchrei; denn faſt alle Lebensmittel, Fiſche, Gemüſe, Früchte, Blumen, wurden ausgerufen; Straßenlieder, Berichte von Verbrechen, neue, wenn ſie da waren, und alte, wenn jene ſchlten, wurden laut feil geboten. Der ſchauderhafte Inhalt ward einem Haufen, der ſich im Kreiſe aufſtellte, bekannt gemacht; an den Straßenecken ſtellte ſich damals ein Weib hin — ſie war Statiſtin bei dem Königlichen Theater geweſen — ſang oder brüllte vielmehr einige Verſe aus den Liedern, die ſie verkaufte und begleitete dieſen widerwärtigen Geſang mit übertriebenen mimiſchen Bewegungen. Matroſenhändel fanden nicht ſelten ſtatt; ein Menſchenhaufen verſammelte ſich um die Boxer, ohne ſie zu ſtören, und bevor eine nachſichtige Polizei oder Soldaten von der nächſten Wache herbei kamen, war der Auftritt ſchon zu Ende. Ich erlebte auf dieſe Weiſe mancherlei Scenen, die mich ſehr ergötzten, beſonders zeichneten ſich in dieſem Straßenleben die Matroſen der Königlichen Marine aus. Der Königliche feſte Stock (Kongens faste Stok) wie das Matroſencorps genannt wurde, bildete recht eigentlich den gediegenen Kern des damaligen Volkslebens. Die Marine war Dänemarks eigentlicher Stolz, ihre Schiffe konnten ſich mit den beſten europäiſchen meſſen, ſie war durch Tapferkeit, Geſchick, die Offiziere derſelben zugleich durch gründliche nautiſche Kenntniſſe in ganz Europa berühmt. Ein jeder

Däne war ſtolz auf die Seemacht ſeines Landes; Napoleons Siege konnten nicht lebhafter einen franzöſiſchen Jüngling erheben, als ein jedes däniſche jugendliche Gemüth, ſo wie es die Geſchichte ſeines Landes näher kennen lernte, ſich durch den Glanz, durch die alten Siege der däniſchen Seemacht gehoben fühlte. Die Matroſen bildeten einen eigenen Stamm, bewohnten ein eigenes Stadtviertel. Einſtöckige Häuſer, weiß angeſtrichen, nicht ſelten heiter und reinlich gehalten, ſind in geraden, ſich rechtwinklich ſchneidenden, Straßen an einander gereiht. Hier wohnen nun dieſe Männer, klein von Wuchs, aber derb, breitſchultrig, von ausgezeichneter Muskelkraft. In der That ſcheinen ſie einen eigenen Volksſtamm zu bilden, der ſich in ſeltener Reinheit erhalten hat. Sie ſind durch einen geſunden, oft treffenden Witz im ganzen Lande bekannt. Die enge Verbindung, in welcher ſie leben, unterhält einen Corporationsgeiſt, der, wenn er auch ſeine Nachtheile haben mag, doch auch ein moraliſches Band erzeugt, durch welches die Geſammtheit etwas Ehrenhaftes, Ritterliches erhält, ein keckes, freimüthiges Weſen, durch welches ſie über ihre ſcheinbar beſchränkte Stellung gehoben erſcheint. Ihr Witz läßt ſich freilich nicht gut wiedergeben, denn er iſt zu derb und dreht ſich um Punkte, die ſich nicht mit Anſtand berühren laſſen. Dabei iſt eine grauenhafte Anhäufung von Flüchen, die oft höchſt eigenthümlich ſind, nicht ſelten ausgezeichnet witzig, ein weſentlicher Beſtandtheil ihrer Sprache geworden. Sie waren die Lieblinge des Volks.

Ich habe in Walſeth und Leith bei der Gelegenheit des Schloßbrandes eine Anekdote von einem ſolchen Matroſen, freilich aus einer etwas höhern Klaſſe, erzählt, und ich kann nicht umhin, hier ein Paar Auftritte, die ich ſelbſt erlebte, und die in der erſten Zeit meines Aufenthaltes in Kopenhagen ſtattfanden, zu berühren. Das däniſche Militair, damals meiſt aus geworbenen deutſchen Soldaten beſtehend, war verhaßt. Ich werde in der Folge Gelegenheit genug finden, über das ſeltſame Verhältniß zwiſchen den Dänen und den dort eingewanderten Deutſchen zu reden. Hier, bei den Kämpfen zwiſchen Matroſen und Soldaten, trat dieſes nämliche Verhältniß — im Grunde von dem, was in den höhern und gebildetern Klaſſen ſich zeigte, nicht verſchieden — auf die einfachſte Weiſe hervor. Der Deutſche, durch einen unbeſonnenen Augenblick ſeiner Jugend, wohl auch durch ſchlechtes Leben im Ganzen, war als Opfer eines ſchändlichen und verächtlichen Syſtems in die Hände der Dänen gerathen. Unwillig hineingeſchleppt in ein fremdes Land, deſſen Sitten und Sprache ihm unbekannt waren, nährte er gegen das Volk, dem er gezwungen dienen mußte, einen tiefen Haß. Wie der Verbrecher in ſeinem Gefängniß, nur mit viel größerm Rechte, lauerte er nur auf den Augenblick, der ihn durch eine liſtige Flucht aus der verhaßten Knechtſchaft befreien konnte. Eine ſolche Geſinnung erzeugte Haß, eine ſolche Stimmung Verachtung und Geringſchätzung. Der Fremdling entſchädigte ſich, indem er die Vorzüge ſeines Vaterlandes prahlend hervorhob. Er gewöhnte ſich, wenn er von dieſem ſprach, an pomphafte Ausdrücke, die auch bei andern Gelegenheiten gebraucht wurden. Ein Franzoſe, der die Indolenz der Dänen ſchildern wollte, glaubte genug gethan zu haben, wenn er ſeinen Landsleuten berichtete, daß die phlegmatiſchen Deutſchen ihre Gascogner wären. In Beziehung auf die geworbenen Soldaten hatte der Däne wohl Recht; ſie erſchienen wirklich als ſolche. Wir Knaben, die wir, obgleich von einem deutſchen Vater erzeugt, durch die allgemeine Stimmung beherrſcht, die Deutſchen herzlich haßten, konnten uns freilich nicht in die Lage eines armen, betrogenen, ungebildeten Menſchen verſetzen. Man muß geſtehen, daß er keineswegs zu ſeinem Vortheil erſchien. Beſonders bildete er einen für ihn höchſt gefährlichen Gegenſatz gegen den derben, in ſich ſichern, auf ſeinen urſprünglichen Naturgrund feſtruhenden Matroſen, der entſchieden auftrat und von wenigen Worten war.

Einſt hörte ich ein lautes Gezänk auf der Straße. Ein Soldat war mit einem Matroſen in Händel gerathen. Der Soldat ſchimpfte laut, eine Menge Menſchen verſammelte ſich; ich drängte mich neugierig hinzu. Schweig, Elender! rief der Soldat mit Pathos, oder ich werfe deinen Kopf bis nach Jeruſalem hin. Und ich dich in die Goſſe, antwortete der Matroſe ſehr ruhig, that es aber wirklich und ging ſtillſchweigend weiter. Man kann ſich denken, welchen Triumph das Nationalgefühl bei dieſer Gelegenheit feierte; auch mir erſchien der Matroſe höchſt reſpectabel und ich mochte wohl in dieſem Augenblicke glauben, daß ſich die Deutſchen doch keineswegs mit den derben Dänen meſſen können.

Einige Zeit nachher ſahe ich einen gedrängten Menſchenhaufen um einen betrunkenen Soldaten verſammelt. Er hatte ſich gegen die Wand geſtellt; mit Flinten bewaffnete Soldaten von der nächſten Wache wollten ihn abführen; aber damals trugen die Soldaten, ſelbſt außer dem Dienſt, einen Degen. Der Betrunkene hieb rechts und links mit dem Degen um ſich; das Volk wich aus, die Mannſchaft, die nicht das Aeußerſte gegen den thörichten Menſchen wagen wollte, war in Verlegenheit. Da kroch ein Matroſe aus dem Haufen auf Händen und Füßen herbei, ſchlich ſich unter den Degen, ſteckte den Kopf zwiſchen die Beine des Betrunkenen, hob ſich empor, warf ihn unſanft auf die Erde und ſagte kaltblütig: da liegt er. Darauf verſchwand er ſtillſchweigend.

Dieſe Mannigfaltigkeit neuer Gegenſtände hatte mich auf eine Weiſe zerſtreut, die faſt unglaublich war; ich mußte mich erſt auf mich ſelbſt beſinnen, ruhig einheimiſch werden in der Welt, in welcher ich lebte. Der ſtille Friede, der während meines Aufenthalts in Roeskilde in meinem Innern lebte, war verſchwunden und kehrte leider in der Art auch nicht wieder zurück. Ich konnte mich kaum auf das, was ich gelernt hatte, beſinnen, das Einfachſte, die Elemente ſelbſt, ſchienen vergeſſen, und etwas der Art iſt mir fortdauernd geblieben. Auf einer Reiſe in eine Sammlung von Naturgegenſtänden hineintretend, bin ich noch immer zerſtreut, verwirrt, das Bekannteſte erſcheint mir fremd und ich bin unſicher ſelbſt da, wo ich mich am ſicherſten fühle, während ich auf der ſtillen Stube in der Welt der Betrachtungen einheimiſch bin. Auf eine ſo vernichtende Weiſe wie jetzt, trat aber dieſe Zerſtreuung mir nie entgegen, es war ein zerſtörendes, obzwar fruchtbares Chaos, aus welchem eine neue Welt hervorgehen ſollte. Daß unter ſolchen Umſtänden ſelbſt ein guter und beſonnener Lehrer an mir irre werden mußte, war begreiflich. Der junge Mann, der unſern Unterricht leiten ſollte, verſuchte einige Wochen lang vergebens, den Umfang meiner Kenntniſſe zu überſchauen. Allenthalben traf er auf Unſicherheit, ja wie es ſchien, auf Unbekanntſchaft mit den erſten Anfangsgründen, während mein jüngerer Bruder, der ſchon ſeit einigen Jahren mit mir den gleichen Unterricht genoß, gründlichere Kenntniſſe zu beſitzen ſchien und entſchiedene Fähigkeiten äußerte. Es ſchien ihm tadelnswerth, daß man mich in der Schule in eine höhere Klaſſe hatte fortrücken laſſen. Endlich beſchloß er, ernſthaft mit meinem Vater davon zu ſprechen und dieſer erſtaunte nicht wenig, als der junge Mann den Rath gab, mich nicht ferner ſtudiren zu laſſen; ich wäre, behauptete er, dazu durchaus unfähig. Ich weiß nicht, in wie fern er Recht hatte: daß ich es aber kaum in irgend einer andern Richtung des Lebens zu irgend einem Geſchick gebracht hätte, iſt mir völlig klar. Mein Vater hegte nun aber unter allen meinen Brüdern von mir die größte Hoffnung; ich ſollte vorzugsweiſe in der Zukunft die Familie heben, und wenn ſie jetzt in Dunkelheit lebend mit Armut kämpfte, ſollte ſie zukünftig durch mich, wie er hoffte, Glanz und Anſehen erlangen. Obgleich nun der Lehrer nach den Erfahrungen, die er gemacht hatte, und die ſeine Geduld auf eine harte Probe ſtellten, nicht unrecht hatte, war es dem Vater nach ſeinen Erfahrungen auch nicht zu verdenken, daß er auf die Unfähigkeit des Lehrers ſchloß. Dieſer ward entlaſſen und ein neuer angenommen. Aber auch für mich war dieſes Ereigniß wichtig. Ich war mir meines verworrenen Zuſtandes ſehr wohl bewußt, was mich bis jetzt grenzenlos anzog, war in die Reihe des Gewöhnlichen getreten. Ich wollte mich dem neuen Lehrer auf jeden Fall in einem vortheilhafteren Lichte zeigen und benutzte die Tage, die zwiſchen dem Abgange des alten Lehrers und dem Anfange des neuen Unterrichts verfloſſen, mit der größten Anſtrengung. Dieſer mußte daher ein günſtigeres Urtheil fällen, ja mich meinem Bruder vorziehen. So verdiene ich den Vorwurf, das unter dieſen Umſtänden auf jede Weiſe falſche Urtheil meines Vaters, über den entlaſſenen Lehrer, befeſtigt zu haben.

Der neue Lehrer war ein ältlicher Mann, höchſt ruhig, ja phlegmatiſch; er blieb unſer Lehrer, bis wir ein Paar Jahre ſpäter die Univerſität bezogen. Er beſaß gründliche Schulkenntniſſe nach der damaligen Art, d. h. lateiniſche und griechiſche Grammatik und Syntax waren ihm geläufig; von der Proſodie aber muß er nichts verſtanden haben; wir wenigſtens erhielten in dieſem Theile der Philologie gar keinen Unterricht, und ich habe dieſe Lücke meiner Kenntniſſe noch zu bedauern; in allem Uebrigen war der gute Mann völlig unwiſſend. Die Mutterſprache behandelte er auf die ungeſchickteſte Weiſe, und mir, da ich das Bedürfniß empfand, mancherlei Betrachtungen, die mich beſchäftigten, in einer überſchaulichen Form auszuarbeiten, der ich mich mit einiger Gewandtheit in meiner Mutterſprache auszudrücken vermochte, klangen ſeine Aufſätze, die er manchmal zu unſerer Belehrung mit mühſeliger Anſtrengung zuſammenſtoppelte, wie die Producte eines Schulmeiſters aus der Holbergiſchen Komödie. Wir Brüder überſahen ihn bald, er aber entwaffnete uns faſt durch ſeine Unſchuld. Wenn er einen meiner Aufſätze las, die gewiß, ſelbſt für mein Alter nichts Auffallendes hatten, konnte er auf die naiveſte Weiſe ſein Erſtaunen und ſeine Bewunderung äußern; aber ſelbſt dieſe waren mir gleichgültig, weil ſein Urtheil für mich keinen Werth hatte. Hier zuerſt bildete ſich auf eine für mich allerdings ſchädliche Weiſe eine einſeitige Geringſchätzung gegen ſtrenge philologiſche Kenntniſſe aus. Der Rector einer anſehnlichen Schule, der ſich fern hält, keine Gelegenheit hat, durch eine vertrauliche Nähe ſittliche oder geiſtige Schwächen zu verrathen, theilt auch den Gegenſtänden ſeines Unterrichts die Wichtigkeit, die Würde, den Ernſt ſeiner Perſon mit. Was wir dicht neben auffallend perſönlichen Schwächen und großer Beſchränktheit kennen lernen, hat jederzeit für uns einen geringen Werth. Indeſſen ſchwebte uns die glänzende Ausſicht, von der Knechtſchaft des Unterrichts entlaſſen, eigene Studien frei zu wählen und zu betreiben, die Freiheit des Univerſitätslebens, als ein glänzendes Glück vor der Seele. Wir waren beſonnen genug, um einzuſehen, daß wir, wenn wir dieſes Glück erreichen wollten, allen Nutzen von dem Unterricht des Lehrers ziehen müßten, den er uns gewähren konnte. So laſen wir einige Bücher der Aeneide, den Horaz ganz; einige Oden ausgenommen, die als unſittlich überſprungen wurden, und die wir dadurch eben am genaueſten kennen lernten. (Es iſt die bekannte Geſchichte mit den verbotenen Büchern und dieſelbe Thorheit wiederholt ſich in dem größten, wie in dem kleinſten Kreiſe.) Im Griechiſchen wurden ein Paar Bücher der Iliade, das zweite Buch des Herodot geleſen, und das war Alles. Mein Lehrer verſtand kein Hebräiſch. Meine Eltern hatten mich entſchieden für die Theologie beſtimmt. Bei der Schulprüfung mußten angehende Theologen über hebräiſche Grammatik und einige Kapitel der Geneſis Auskunft geben. Dieſes war nun Gegenſtand des Selbſtſtudiums, und es ergötzte mich, die eigenen Kräfte zu verſuchen. Der Lehrer verſuchte zwar mit mir zugleich die hebräiſche Sprache zu lernen, aber ſeine Anſtrengungen waren umſonſt. Durch Danzii Grammatik brachte ich es wirklich ſo weit, daß das hebräiſche Alphabet mir einigermaßen geläufig ward, daß ich ein punktirtes Wort ſo ziemlich durchbuchſtabiren konnte, daß ich kümmerlich genug declinirte und conjugirte. Wie ich mich durch die Paar erſten Kapitel der Geneſis durchſchleppte, davon habe ich keinen Begriff. Als ich die Univerſität bezog, war ich ſchon entſchloſſen, die Theologie nicht zu ſtudiren. Der Vater wußte und billigte es, der Onkel aber, auf deſſen Unterſtützung gerechnet wurde, durfte es nicht erfahren. Ich ſchlüpfte mit einem leiblichen Zeugniß (haud illaudab.) durch die Prüfung und kenne die hebräiſchen Buchſtaben nicht mehr.

Der arme Lehrer beweiſt, wie für einen trägen Menſchen, der ſich leibliche Schulkenntniſſe erworben hat, academiſche Stipendien gefährlich werden können. Dieſe und das Honorar, was er für unſern Unterricht erhielt, ſchützten ihn gegen den Hunger. Seinen Anzug vernachläßigte er durchaus. So lange er uns unterrichtete, trug er immer den nämlichen Rock und furchtbar ſchmutzige Wäſche. Einige Mal, wenn er in der Familie an Geſellſchaften Theil nahm, kam ein anderer Anzug zum Vorſchein, aber die kunſtreichſte Wäſcherin hätte nicht vermocht, der oft getragenen Wäſche das Anſehen einer wirklich reinen zu geben. Ich lernte, wenn die Unterrichtsſtunden abgeſagt werden ſollten, ſeine Stube kennen. In einem Hinterhauſe ſtieg man auf einer ſchwarzen, engen, dunkeln, halb verfallenen Treppe bis zum vierten Stock. Man trat in einen engen dunkeln Raum hinein; ein Qualm von ſchlechtem Tabak erfüllte die Stube. In Dänemark haben alle Betten, ſelbſt die ärmlichſten, Umhänge; dieſe hingen in ſchmutzigen Fetzen herunter; auf das Bett ſelbſt wagte man kaum einen Blick zu werfen. Zwei zerbrochene Stühle, ein kleiner Tiſch, ein halb verfallenes Repoſitorium mit wenigen halb zerriſſenen Schulbüchern und ein alter Koffer füllten den übrigen Theil der engen Stube ſo aus, daß kaum Platz für zwei Menſchen übrig blieb. Mehrere Scheiben des kleinen Fenſters fehlten und der Raum war durch eingeklebtes Papier erſetzt. Durch das zugemachte Fenſter irgend etwas zu erblicken, war unmöglich. Wenn im Sommer das Fenſter geöffnet war, entdeckte man den ſchmutzigſten Winkel des Hauſes; nie ſah ich ein ſchauderhafteres Bild der tiefſten Armut.

Als ſich unſere academiſche Prüfung näherte, ward der arme Menſch immer ängſtlicher. Das lateiniſche Schreiben an die academiſche Behörde, welches eingereicht werden mußte, ehe wir zur öffentlichen Prüfung angenommen werden konnten, war fertig. Es war eine Art Triumph für ihn, durch welchen er ſich für den Augenblick geſtärkt und ermuntert fühlte. Einige Umſtände, die in dieſem Schreiben erwähnt werden ſollten, wurden von meinem Vater mitgetheilt. Dieſe Mittheilung fand nach den ſpäten Unterrichtsſtunden des Abends ſtatt, denn daß in den letzten Tagen vor der Prüfung Lehrer und Schüler von frühem Morgen bis zum ſpäten Abend in gleicher Anſtrengung beſchäftigt waren, verſteht ſich von ſelbſt. Den Tag darauf erſchien der Lehrer ſchon am frühen Morgen ſo zufrieden und fröhlich, daß wir erſtaunten; wir waren gewohnt, ihn jetzt immer höchſt ängſtlich zu finden, und dieſe Angſt, da, wo wir Ermunterung erwarten konnten, hätte uns wohl ſelbſt gefährlich werden können, wenn nicht der Leichtſinn der Jugend und die Hoffnung der Freiheit alle Gefahren der nahe liegenden Gegenwart verhüllt hätten. Das Bewußtſein ſeiner Geſchicklichkeit hatte ihn erheitert. Er ſchrieb in der That mit großer Leichtigkeit und grammatikaliſcher Sicherheit ein erträgliches Latein.

Der Tag der Prüfung war da. Sie iſt öffentlich. Wir waren bis dahin mit der Univerſität ſelbſt unbekannt, wir kannten keinen der Abiturienten, keinen einzigen Studenten. Das Lokal der Prüfung war ein alter großer Saal, der ein eigenes Gebäude bildete. Man ſtieg eine hohe, außerhalb liegende Treppe hinauf, um durch eine Vorhalle links in den Saal hineinzutreten. Dieſer war durch ein Geländer in zwei Theile getheilt; die äußere Hälfte, nach der Thüre zu, war von Schülern, welche die Univerſität bald beſuchen ſollten, von Studenten und den Verwandten der Examinanden mehr oder weniger angefüllt; längs den Wänden ſaßen ſechs bis acht Abiturienten. Ein examinirender Profeſſor erſchien, ſchritt durch die Zuhörer hindurch und ließ ſich hinter einem grünen Tiſche, der die Mitte des innern Raumes einnahm, nieder; der zu Examinirende ward von ihm genannt, erhob ſich und blieb neben dem Profeſſor ſtehen. Dieſer examinirte der Reihe nach etwa eine Stunde. Es ward im Lateiniſchen, Griechiſchen, für die Theologen im Hebräiſchen, in Geſchichte und, ſeltſam genug, in Aſtronomie geprüft. Man erhielt dazu ein Paar geſchriebene Bogen vom Profeſſor Bugge ausgearbeitet, die man in den letzten Tagen auswendig lernte.

Die Prüfung fiel für uns beide ehrenvoll aus, wiewohl nach dem ſpeziellen Unterrichte, den wir genoſſen hatten, bei den in der That gründlichen Schulkenntniſſen, die der Lehrer beſaß, und bei der Natur der Prüfung, wie ſie damals beſchaffen war, ſich kaum anders erwarten ließ. Der Leichtſinn der Jugend half uns beiden durch, wir erwarteten mit großer Aufregung den Tag und ſtellten uns ohne Furcht, obgleich wir mit der Art der Prüfung unbekannter waren, als irgend einer der Abiturienten. Der Lehrer hingegen, deſſen träge Einſamkeit und Armut ein tiefes Mißtrauen gegen ihn ſelbſt und eine trübe Hypochondrie erzeugt hatten; er, der auf einem höchſt beſchränkten

Standpunkte der erworbenen Fähigkeit ſich bewegte, ohne daß irgend ein Sinn für die lebendige Verknüpfung des Erworbenen mit der Wiſſenſchaft überhaupt in ihm aufgegangen war, trieb ſich den ganzen Tag in völliger Verzweiflung umher; er wagte es nicht, ſich dem Univerſitätsgebäude zu nähern; ein Bekannter mußte an ſeiner Stelle der Prüfung beiwohnen. Als dieſe den Mittag abgebrochen war, um Nachmittag wieder anzufangen, ſuchte er den Unglücklichen und Verzweifelten auf, um ihm mitzutheilen, wie vortheilhaft bis jetzt die Prüfung ausgefallen war, er fand ihn aber nirgends, eben ſo wenig gegen Abend, als er ihm Glück wünſchen wollte. Er blieb in der kümmerlichen Wohnung bis ſpät, faſt in die Nacht hinein. Da ſtürzte der arme Menſch zerſtört in die Stube und vermochte das Glück, was ihm geworden war, kaum zu faſſen. Er geſtand nachher, daß, je länger er ſich ſo umhertrieb, es ihm deſto wahrſcheinlicher ward, daß wir durchgefallen wären. In der Gemüthsverwirrung kam es ihm vor, als wüßte er ſelbſt nichts, und daß wir alſo von ihm auch nichts hätten lernen können. Er ging mit dem Gedanken um, ſich zu ertränken, wenn wir ſchlecht beſtanden wären. Der

Selbſtmord ſchien ihm unvermeidlich, und dennoch ſcheute er ſich, die unglückliche Nachricht einzuholen, die dieſen herbeiführen mußte. Dieſer furchtbare Kampf, der ſo gewaltſam in ſein gewöhnliches träges Leben hineindrang, zog ihm eine Krankheit zu. Wir hatten keine Ahnung von dieſer Angſt, und der Jubel über den Erfolg und über die erworbene Freiheit war grenzenlos. Nach der Prüfung zwar der Lehrer natürlich der Erſte, den wir mit Ungeduld aufſuchten. Wir hatten ihn den ganzen Tag nicht geſehen und konnten uns ſeine Angſt denken. Den Tag darauf kam der Freund, uns ſeine Krankheit anzuzeigen.

In der That, es hing viel von unſerer Prüfung ab. Es war das erſte Mal, daß er nach einer dreijährigen Anſtrengung eine ſo ſchwierige und auch in ihren Folgen vortheilhafte Arbeit zu vollenden vermöchte. Die zunehmende Stumpfheit, in welche er verſank, mochte ihn überzeugen, daß ein ſolches Werk ihm nicht zum zweiten Male gelingen würde. Daß wir für alle Gegenſtände der Prüfung das erſte Zeugniß erhielten (nur ich für das Hebräiſche nicht), gab ihm in den Augen der akademiſchen Behörde ein gewiſſes Anſehen. Profeſſor Bang verſchaffte ihm eine

Stelle in einem ſogenannten Kollegium, in welchem er Wohnung, Holz, Licht, und mit Hülfe einiger Unterſtützung eine Summe erhielt, die hinlänglich war, ihm alle Jahre einen Ueberrock zu verſchaffen und gegen Hunger zu ſchützen. Mehr wollte der Unglückliche nicht, und von jetzt an verſank er immer tiefer in geiſtige Stumpfheit und ſchmutzige Armut.

Als ich dreizehn Jahre ſpäter mit meiner Frau nach Kopenhagen kam, erſchien der arme Menſch wieder bei mir. Seine Perſönlichkeit hatte jetzt ſchon ſo viel Unangenehmes erhalten, daß ſeine Nähe beſchwerlich ward. Er erzählte mir nun, wie er, nachdem er das Kollegium verlaſſen müſſen, eine Dorf-Schullehrer-Stelle erhalten hätte; aber er glaube, als ein **Baccalaureus laureatus** eine höhere Stellung im Leben zu verdienen.“ Nach einigen Jahren wäre er wieder nach Kopenhagen gekommen, um eine ſeinen Kenntniſſen angemeſſene Stellung zu erhalten. Durch Freunde erfuhr ich, daß er ſich Jahre lang bettelnd in der Stadt umhergetrieben. Man hatte ihn darauf in einem reicheren Dorfe vortheilhafter angeſtellt. Als er aber meine Ankunft in Kopenhagen vernommen hatte, verließ er dieſe Stelle wieder, um durch mich eine andere zu erhalten. Mir war dieſer Beſuch ſchauderhaft. Durfte ich den Lehrer abweiſen, und war es möglich, ihm auf irgend eine Weiſe eine auch nur erträgliche Stelle zu verſchaffen? Er hatte bei mir den Mittagstiſch, und ich bewunderte die junge Frau, die es duldete. Ich erkundigte mich nun bei den Behörden und erfuhr, daß man ihm nicht unvortheilhafte Stellen gegeben hatte, die er aber jedesmal ohne Erlaubniß verlaſſen, um in Kopenhagen zu betteln. Ich ſuchte ihm begreiflich zu machen, daß er nach ſeinem Dorfe zurückeilen müſſe. Durch die Behörden hatte ich erfahren, daß ſeine Einkünfte nicht unbedeutend waren, und daß viele ausgezeichnete Dorf-Schullehrer (mit Unrecht) weniger hatten als er. Jetzt entſchuldigte er ſich damit, daß die Anſtrengung der Fußreiſe ihm eine Verletzung zugezogen; er ſtellte mir vor, wie er ja ſchon ſeit länger als einem Jahre nicht nach Kopenhagen zurückgekommen wäre. Jetzt erſt hätte er meine Anweſenheit erfahren und ſetzte alle ſeine Hoffnung auf mich. Er kam immer hinkend in mein Haus. Einmal aber erblickte ich ihn rüſtig auf der Straße gehend, doch als er mich ſah, fing er an zu hinken. Dieſe Entdeckung hatte für mich etwas Furchtbares, und dies Verhältniß eines Menſchen, für welchen ich früher Achtung gehabt, dem ich ſelbſt Dank ſchuldig zu ſein glaubte, ſchien mir entſetzlich. Durch Profeſſor Bang ward wieder für ihn geſorgt, und er iſt wahrſcheinlich in einem Spital geſtorben.

Wenn ich auf meine Schulzeit zurückſehe, ſo muß ich es immer noch innig bedauern, daß ich ſo gar keinen Lehrer gehabt habe, deſſen Unterricht mich gefördert. Es ſcheint mir für das ganze Leben ein großes Glück, wenn man ſich ſorgfältiger und frommer Eltern zu rühmen hat, auch das Andenken eines würdigen Lehrers für das ganze Leben erhalten zu können. Wie glücklich pries ich meinen Freund Schleiermacher, wenn er unter allen den bedeutenden Männern, mit denen er lebte und thätig war, den alten ehrwürdigen Lehrer ſein ganzes Leben lang in warmen Andenken behielt und unter die Vorzüglichſten zählte. Mir iſt dieſes Glück nicht geworden. Ich war innerlich wie äußerlich nur zu ſehr mir ſelber überlaſſen. Nur in meiner früheſten Schulzeit trat mir für eine kurze Zeit der freundliche Mann entgegen, der meine Neigung zu gewinnen verſtand, ich will ihn hier noch nennen, er hieß Kroyer.

Nachdem ich nun den Gang meiner Ausbildung bis zur Univerſität innerhalb der Schule darzuſtellen verſucht habe, werde ich doch, ehe ich die bedeutendere Selbſtbeſchäftigung hervorhebe, die Bildung meines älteſten Bruders berühren, die bei der vortheilhaften Wendung, die ſie nahm, mir lehrreich und nicht unbedeutend ſcheint. Er galt für geiſtig beſchränkt und meine Eltern wußten durchaus nicht, was ſie mit ihm anfangen ſollten. Man wollte ihn in einen Kramladen ſtellen, man drohte, ihn bei einem Handwerker in die Lehre zu geben, was damals und leider noch, für die Kinder aus dem höheren Bürgerſtande für eine Art Schimpf galt. Der arme Knabe ward von meinem Vater ſehr gering geſchätzt; meine Stellung gegen ihn war wahrhaft peinlich; er war von einer grenzenloſen Güte des Charakters. Einſt war ein benachbarter verwandter Landprediger in Roeskilde zum Beſuch. Seine Pferde, von der Schwemme zurückkommend, liefen auf den Hof. Ich beſtieg den nakten Rücken des einen, das Thier war träge, mein älteſter Bruder wollte es ermuntern und ſchlug es mit einer Gerte. Das Pferd bäumte ſich, warf mich ab, trat mit dem Vorderfuß auf das Armgelenk, dieſes wurde dadurch verrenkt und ein Knochen im Gelenk zerſchmettert. Ich erinnere mich noch des Schrekkens, als mein armer Bruder mich aufhob, als ich den Arm in die Höhe heben wollte und der untere Theil hängen blieb. Die Kur war ſehr ſchmerzhaft und dauerte faſt ein Vierteljahr. Die ununterbrochene Sorge meines Bruders, der ſich die Schuld zuſchrieb, bleibt mir unvergeßlich. Er entſagte Allem, um mir irgend einen Genuß zu verſchaffen. Seine Sparbüchſe ward zerſchlagen und die ſorgfältig bewahrte Summe zu Geſchenken für mich verwendet. Vergebens beſchwur ich ihn, mit dieſen Opfern inne zu halten, ich vermochte es nicht. Er ließ ſich es nicht nehmen, mich zu warten und zu pflegen; ein jeder Schmerz, den ich litt, preßte ihm Thränen aus. In der erſten peinlichſten Epoche meiner Krankheit ſchlief er kaum. Die harten Schienen, die mit großer Feſtigkeit um den Arm geſchnürt waren, veranlaßten heftige Krämpfe; wenn ich nun manchmal in der Nacht aufſchrie oder auch nur leiſe wimmerte, ſprang der Bruder erſchrocken aus dem Bette, und ſchien die Schmerzen ſo heftig zu fühlen als ich ſelbſt. Wie ſehr dieſes Ereigniß mich zu dem geliebten Bruder hinzog, iſt leicht einzuſehen. — Auch erſchien er in geiſtiger Beziehung ſeinen beiden jüngeren Brüdern keineswegs untergeordnet; er war kühn, raſch, gewandt, und an unſern phantaſtiſchen Beſchäftigungen, an unſern geographiſchen und geſchichtlichen Träumen nahm er lebhaften Antheil. Wenn ich mich auch durch eine dichteriſche Productivität und Beredſamkeit auszeichnete, ſo zeigte er doch auch ein klares Verſtändniß, und was durch mich angeregt war, wurde, beſonders nachdem jener Unfall uns näher gebracht hatte, von ihm mit großer Theilnahme aufgefaßt, ja nicht ſelten beſtimmter ausgeführt. Nur das tiefe religiöſe Myſterium, welches mich mit Natur und Geſchichte verband und für welches ich vergebens Worte ſuchte, blieb, wie mir ſelber, ſo meinen Brüdern verborgen.

Endlich entſchloſſen ſich meine Eltern, ihm eine militairiſche Beſtimmung zu geben. Er ward Cadet bei den Huſaren, und daß der hellblaue, mit ſilbernen Treſſen beſetzte Dollmann, der Säbel, der ihm frei an der Seite hing, dem Knaben gefielen, war natürlich. Als wir nach Kopenhagen kamen, erhielt er Erlaubniß, an dem Unterrichte der Artilleriecadetten Theil zu nehmen. Mein Vater, der von ihm nur wenig erwartete, hatte ſich gar nicht um den Erfolg des Unterrichts bekümmert. Er fürchtete wahrſcheinlich, daß die Nachfrage nur einen ſchmerzlichen Bericht hervorrufen würde. Nach kurzer Zeit bat mein Bruder den Vater, er möchte ihn unter die Artilleriecadetten aufnehmen laſſen. Mein Vater ſchlug es ſo entſchieden und hart ab, daß mein Bruder in einigen Wochen die Bitte nicht zu erneuern wagte; aber von jetzt an ſchien er keine Ruhe zu haben. Er wiederholte immer dringender die Bitte, und ließ ſich durch das ſtrenge Widerſtreben des Vaters nicht abweiſen. Endlich wandte er ſich an die Lehrer der Cadetten-Akademie. Wie erſtaunte der Vater nun, als die ſämmtlichen Lehrer bei ihm erſchienen, ihn dringend baten, der Bitte des Sohnes nachzugeben, und erklärten, daß er der ausgezeichnetſte Schüler der ganzen Akademie wäre. Kurz hintereinander beſtand er die öffentlichen Prüfungen glänzend. Das Offizier-Examen beſtimmt die Anciennität, und ſelbſt junge Offiziere, die vor der Prüfung das Portepée tragen, erhalten eine Anciennität, die vom Erfolg der Prüfung abhängt. Ich, der ich einen ſo bedeutenden geiſtigen Vorzug unter meinen Brüdern bis dahin behauptet hatte, mußte es erleben, daß der Bruder, der fortdauernd hinter mir ſtand, als ſelbſtändiger Mann in der Familie auftrat, während ich noch Schulknabe war. Er war Seconde-Lieutenant geworden; alle, die mit ihm ſich der Prüfung unterwarfen, waren ſeine Hintermänner. Der Vater gab an dieſem Tage ein Feſt. In die Geſellſchaft, ſagte er, gehören nur Männer, nicht Schulknaben; wir blieben ausgeſchloſſen. Der Bruder verdiente für den langen Druck dieſe Auszeichnung, und ich darf ſagen, ich nahm innig Theil an ſeinem Triumph und beneidete ihn nicht. Er hatte nun eine, den Verhältniſſen nach, glänzende und ſichere Ausſicht. Auf mich machte dieſes Ereigniß einen tiefen Eindruck, ja es hat eine Anſicht frühzeitig begründet, die ſich immer mehr befeſtigte, je älter ich ward. Ich habe einen ſelbſt erwählten Beruf trotz aller Schwierigkeiten verfolgt, und hier mußte ich es erleben, wie die einſeitige Art des Unterrichts den beſtimmten Beruf eines Knaben vor ihm ſelber verbarg, und wie der Mangel an Geſchick, der Eltern wie der Lehrer, ſeine eigenthümlichen Fähigkeiten zu entdecken, ihm ſchöne Jahre der Entwickelung ſtahl und ihn zu einer, ſeiner beſſern Natur unwürdigen, geiſtigen Unterordnung verdammte. Es war der Unterricht in der Mathematik, der ihn geiſtig in Bewegung ſetzte, durch dieſen fand er ſein urſprüngliches Organ, jetzt ſchloß ſich der Geiſt auch für andere Richtungen auf. Er nahm Privatunterricht im Lateiniſchen, er ſtudirte die Kriegswiſſenſchaft in ihrem ganzen Umfange und die Geſchichte. Sein ſpezielles Fach zog ihn zur Chemie hin und hier fanden wir Brüder einen ſchönen wiſſenſchaftlichen Vereinigungspunkt. So ſtieg er empor, von ſeinem Könige geachtet, in der Armee geſchätzt, und viele Schüler des vorzüglichen Lehrers ehren ſein Andenken.

Das einſame Leben in der Familie hatte nicht aufgehört, als wir nach Kopenhagen kamen. Was mich im Anfange hinriß und zerſtreute, war die Stadt, das Leben, die neue Gegend, war der Reichthum der Erſcheinungen, die wechſelnden Gegenſtände, die ſich dem Bettler wie dem Reichſten aufdrängen; daß ſie mich vielleicht tiefer, innerlicher ergriffen, als ſonſt Knaben von meinem Alter, lag in der Fülle der immer thätigen Phantaſie. Hinter dieſen Gegenſtänden, die in ihrer unbeſtimmten Mannichfaltigkeit mir vorüberſchwebten, verbarg ſich eine Welt, die mir zugehörte. Daher liebte ich es, in den entfernteſten Gegenden der Stadt, in Gaſſen der Vorſtadt, wo Wenige hinkommen, mich einſam zu verlieren. Dieſe große Stadt mit ihrem Gewühl ward dann als ein Ganzes aufgefaßt; die Mannigfaltigkeit der Gegenſtände blieb, obgleich ſie nicht mit Beſtimmtheit hervortrat. Das Gewühl der Stadt, das Summen in der Luft, das dumpfe Rollen der Wagen auf den Straßen, aus der Ferne vernommen, bildete dann ein eben ſolches Gewühl in meiner Seele, in welcher das Verſchiedenartigſte ſich bunt durchkreuzte, ohne ſich zu verwirren. Und als Gegenſatz gegen dieſes große Ganze diente mir dann das enge Leben der ſtilleren Umgebung. Kinder, welche im Sonnenſchein vor den Häuſern ſaßen, Nachbarn, die vertraulich mit einander plauderten, kleine ärmliche Krautgärten, die in die Felder hinausliefen, die da beſchäftigten Menſchen, zogen mich in den engen Raum beſtimmter Verhältniſſe hinein. Ich verſetzte mich in das Leben dieſer Menſchen, ich erſann Ereigniſſe, ich lebte in beſtimmten Zuſtänden, in Verwickelungen, die bald unglücklich, bald heiter und fröhlich endeten; und während ich auf ſolche Weiſe in den Hütten zu wohnen ſchien, von beſchränkten Verhältniſſen immitten des großen bunten Lebens, von Armut umgeben, ergötzte mich die beſtimmte Beſchäftigung mit der Natur im Kleinen. Die Pflanzen, die ich pflückte und unterſuchte, das Gewühl der Inſecten zwiſchen den ſchwimmenden Waſſerpflanzen in einem Teiche, wurden mir Mittel der Beruhigung und Verſöhnung. Noch enger drängte ſich das beſchränkte Leben mit ſeinen Sorgen und Mühen an mein unruhig ſchlagendes Herz, wenn es mir gelang, im Dunkeln in die kärglich erleuchtete Stube einer armen Familie hineinzublicken. Gern verlor ich die ängſtigende Erinnerung an die Noth der eignen Familie, indem ich mich in den erträumten Sorgen einer fremden, gequält und beruhigt zugleich, verlor, denn nichts riß mich aus dieſer heitern und trüben, fröhlichen und ſchmerzvollen Einſamkeit heraus.

Zwar lebten in Kopenhagen ganz nahe Verwandte in Anſehen und Wohlſtand, zwar hatten ſie Söhne und Töchter von unſerem Alter; aber wir hatten keinen Umgang mit dieſen, wir kannten ſie kaum.

Ich erinnere mich nicht einmal genau, ob nicht der angeſehenſte von dieſen, der Bruder meiner Mutter, der Generalprocurator, vermuthlich Conferenzrath (denn auch ſeinen Titel habe ich vergeſſen), der ſich de Bang nennen ließ, kürzere oder längere Zeit nach unſerer Ankunft in Kopenhagen gelebt hat. Bei einem feierlichen Beſuche ſind wir ihm einmal vorgeſtellt worden, und daß ſein Stand und die uns fremde Pracht ſeiner Umgebung, daß die vornehme Strenge und gebieteriſche Herablaſſung der Frau, die ſich von uns, wie es ſchien, nur ungern Tante nennen ließ, ein drückendes Gefühl erzeugte, war natürlich. Ich habe dieſe beiden Verwandten ſeitdem nie wieder geſehen. Mit den beiden Söhnen trat ich erſt mehrere Jahre ſpäter in Verbindung. Es war mir ſeltſam, wenn ich an den Eindruck dachte, den dieſe Familie in unſerer früheren Kindheit aus der Ferne auf uns machte. Damals fanden wir uns durch eine ſo angeſehene Verwandtſchaft gehoben, jetzt gedrückt. Die Stelle eines Generalprocurators in Dänemark iſt eine ſehr bedeutende, aber dieſe äußere Bedeutung hängt von der innern des Mannes ab. Der Generalprocurator entwirft neue Geſetze, und, kennt er die Rechtsverhältniſſe ſeines Landes genau, haben dieſe ſich in der Seele des Kundigen lebendig geſtaltet, daß die ſtarre Form der bloßen Ueberlieferung zur innern organiſchen Entwickelung wird, dann kann man ihn gewiſſermaßen den Geſetzgeber des Landes nennen. Mein Verwandter war gewiß ein rechtlicher, wohl auch fähiger Mann; als Advocat beim höchſten Gericht und Kammeradvocat des Königs muß er ſich wohl ausgezeichnet haben: als Generalprocurator ward er durch die glänzenden Talente ſeines Nachfolgers Colbiörnſen verdunkelt, noch mehr durch denjenigen, der jetzt ſeine Stelle einnimmt (oder einnahm; denn ob ſeine mannigfaltigen Geſchäfte es nicht gefordert haben, daß er dieſe Stelle wieder hat aufgeben müſſen, weiß ich nicht), durch meinen innigen Freund, den allgemein verehrten, ja angebeteten Oerſted, dem es gelungen iſt, eine Stellung zwiſchen König und Volk zu erlangen, von beiden auf gleiche Weiſe geehrt, wie ſie in einer Monarchie ſelten, vielleicht niemals ſtattfand.

Ich mag dieſen Verwandten gewiß zu hart beurtheilt haben. Es mag in den Verhältniſſen meines Vaters, in den Anſprüchen, die er machte, Manches gelegen haben, wodurch er ihm beſchwerlich zu werden drohte. Von unſerer Seite bildete ſich der frühzeitig in uns genährte Trotz entſchieden aus, und daß mein Vater beſchloſſen, ſich nie mehr um dieſen Verwandten zu bekümmern, darf ich, wie ich ſeine Geſinnung kannte, vorausſetzen.

Wie wenig wir unter ſolchen Umſtänden fähig waren, die Verhältniſſe richtig zu beurtheilen, zeigte ſich beſonders durch die Stellung, die wir gegen den andern Verwandten, Profeſſor Bang, einnahmen. Dieſer Onkel war ein Mann von großer Herzensgüte, aber in gewiſſen, beſonders religiöſen Beziehungen beſchränkt. Er ſah ſich, und mit Recht, als das Haupt der Familie an. Als ein Arzt, der das Vertrauen der bedeutendſten Familien genoß, konnte er nach allen Richtungen hülfreich ſein, und er überſah nicht leicht irgend eine Gelegenheit, wo er einem Bruder, Neffen oder ſonſtigen Verwandten nützlich ſein konnte. Er verſchaffte dem einen Bruder, der theils durch ſeine Stellung, theils durch ſeine Fähigkeiten nur geringe Ausſichten hatte, eine reiche Witwe zur Frau; einem andern nach einer kurzen Dienſtzeit eine Penſion, einem dritten, der nicht leicht zufrieden zu ſtellen war, eine reiche Landpfarre, die er durch Hülfe des Bruders nach wenigen Jahren mit einer noch beſſern vertauſchte. Meine Mutter war ſeine liebſte Schweſter, und ich ward durch ihn, ſo lange ich mich in Kopenhagen aufhielt, auf das thätigſte unterſtützt. Ich kann das Bild des kleinen guten Mannes mit dem runden freundlichen Geſicht niemals hervorrufen, ohne an die Sorge und Mühe zu denken, die er meinetwegen auf ſich lud, und wie wenig ich ſeinen Hoffnungen entſprach. Er gehörte zu den Menſchen, die im vorigen Jahrhundert und bei den ſtillen geordneten Verhältniſſen des Lebens häufiger waren, als jetzt. Selbſt weit entfernte Familienglieder hielten zuſammen. In den ruhigen Zeiten, bei der Ausſicht, dauernde genußreiche Verhältniſſe zu begründen, äußerte ſich der den Menſchen natürliche Trieb, ſich zu iſoliren, ſich abzuſondern. Stände, Zünfte, Familien ſchloſſen ſich in ſich ab. Man hielt es für billig, für verſtändig, ja für Pflicht, wenn jene abgeſonderten Kreiſe ſich einen jeden Vortheil zu erringen ſuchten. Man kann nicht ſagen, daß der Staat durch dieſe Geſinnung gefliſſentlich betrogen wurde. Er war kaum da, man dachte nicht an ihn; denn ſelbſt die Herrſcher des Volkes wurden meiſt nur durch particuläres Intereſſe in Bewegung geſetzt. Friedrich II. leuchtete als ein wahrer König hervor; Kaiſer Joſeph bemühte ſich ihm nachzueifern: aber in meinem Vaterlande war es dem jungen Könige und ſeiner bedeutſamen Umgebung noch nicht gelungen, die Folgen der zwölfjährigen vormundſchaftlichen Regierung zu überwinden. So konnte es ein redlicher Mann von einer bewunderungswürdigen Thätigkeit, der für eine große Familie, nicht blos für die eigene zu ſorgen hatte, wohl als eine Pflicht betrachten, allen Gliedern derſelben jeden möglichen Vortheil zuzuwenden. Der entſchiedenſte Nepotismus war ihm zum Grundſatz geworden, doch war ſein hülfreicher Sinn keineswegs auf dieſen allein beſchränkt, und der Noth, die vorzüglich dem Arzt in ſo mancherlei abſchreckender Geſtalt nahe tritt, ward von ihm oft und mit großer Aufopferung abgeholfen. Er hatte als Arzt einen bedeutenden Ruf; als Director des wohl eingerichteten Hospitals, welches in heitern und anſtändigen Räumen ſelbſt angeſehene Kranke für einen ſehr mäßigen Erſatz zur Kur aufnahm, gab er Tagebücher der vorzüglichſten Krankheiten heraus, die ſehr geſchätzt wurden. Seine Praxis medica galt im vorigen Jahrhundert in der ganzen medizinischen Literatur für ein klaſſiſches Werk. So fand dieſer verdiente und wohlmeinende Mann ſein Daſein, ſeine Thätigkeit nach allen Richtungen hin feſt begründet, und es war natürlich, daß ein ſo in ſich abgeſchloſſener Kreis, innerhalb ſeiner Grenzen ſo wohl verwahrt, eine Denkweiſe bildete, Grundſätze erzeugte, die unerſchütterlich waren und keinen Widerſpruch duldeten. Bei dem Einfluß, den er auf alle Familienglieder hatte, bei der Hülfe, welche die meiſten derſelben von ihm erwarteten; geſchah es, daß ſolche Grundſätze mehr oder weniger die ganze Familie beherrſchten, und daß der Sinn, ein anderes, von der Familienhaftigkeit abweichendes Daſein zu faſſen, immer mehr verſchwand. Ein jedes Widerſtreben gegen die einmal angenommenen und als wohlbefeſtigt betrachteten Familienanſichten ward nicht allein als tadelnswerth, ſondern auch als laſterhaft betrachtet, und das Richteramt der Familienglieder konnte ſich wohl bis zum Haß ſteigern, wo nicht ein ſo tiefer Grund von Gutmüthigkeit, wie die meines trefflichen Onkels, dieſen milderte, oder ganz aufhob. Ich rufe gern das Andenken an dieſen gütigen Verwandten zurück. Er iſt mir, wenn wir uns wechſelſeitig verkannten, wie, wenn wir uns einander wieder liebreich näherten, ſehr wichtig geworden. Aber leugnen darf ich es nicht, daß der Widerwillen gegen das Altbaſen- und Vetterweſen, gegen die engherzigen Grundſätze der Familienhaftigkeit, wie ſie aus der Menge meiner Verwandten ſich ausſprachen und mich und meine zukünftige Beſtimmung zu beherrſchen ſuchten, ſich frühzeitig auf eine herbe Weiſe ausbildete und eine entſchiedene Oppoſition erzeugte, die ſelbſt einen leidenſchaftlichen Character annahm.

Das erſte Zuſammentreffen mit dieſem Manne hatte etwas Zurückſtoßendes. In ſeiner abgeſchloſſenen Art fand er es wohl kaum der Mühe werth, auf die Knaben zu achten; auch ſeinen Stiefſöhnen, ſpäter meinen genaueſten Freunden, traten wir trotzig entgegen, und wenn wir, obwol höchſt ſelten, eingeladen wurden, hielten wir uns finſter von allen Gliedern der Familie mit ſchüchternem Stolz zurück, und zählten die Minuten, bis es uns vergönnt war, den Kreis wieder zu verlaſſen. Ich erinnere mich noch eines Auftritts bei dem erſten Beſuche, der für das zukünftige Verhältniß, welches zwiſchen meinem Onkel und mir ſtattfand, etwas Weiſſagendes hatte. Daß die Kinder Eltern und Verwandten die Hand küßten, war damals allgemein Gebrauch; war es nun durch den freien Sinn des Vaters unmittelbar veranlaßt, oder hatte ſich eine eigene Anſicht durch die Eigenthümlichkeit unſerer Erziehung aus uns ſelbſt ausgebildet, genug, die Mutter ward des Morgens, wenn wir ſie zuerſt ſahen, und des Abends, wenn wir ſie verließen, mit einem ehrerbietigen Handkuß begrüßt. Dem Vater ſchüttelten wir die Hand. Der Onkel nun, als wir ihn beſuchten, ſtreckte die Hand, offenbar zum Handkuß, aus, meine Brüder küßten, ich ſchüttelte ſie, und blickte ihn dabei ohne allen Zweifel etwas naſeweis an. Er erſchrak erſt und ſah ſehr finſter aus, dann aber lächelte er, legte die Hand auf meinen Kopf, und ich blieb ungewiß, ob ich es als Verſöhnung oder als Zurechtweiſung betrachten ſollte.

Wir waren alſo mitten in der Hauptſtadt dennoch völlig iſolirt und ich war mit eigenen Studien, mit dem, was mich geiſtig beſchäftigte, ganz mir ſelbſt überlaſſen und ſo einſam wie in Roeskilde. Ich kannte keinen Menſchen, der mir irgendwie eine Anleitung zu geben vermochte, Keinen, der mir Schriften anwies; es war in dieſer Rückſicht Alles dem Zufall überlaſſen. In Kopenhagen hatte ein Leihbibliothekar, Venninghauſen, einen großen Ruf. Ich glaube faſt, daß er der einzige war; ich erinnere mich wenigſtens nicht, von einem andern gehört zu haben. Die Leſewuth war unter der geringeren Klaſſe noch nicht eingeriſſen. Was mich in der Bibliothek meines Vaters intereſſiren konnte, war mir völlig bekannt. Einige Dichter hatten mich angezogen. Ich liebte Gellert, und viele ſeiner Lieder machten einen angenehmen Eindruck auf mich. Ich verehrte Haller. Aber die Art, wie Klopſtock von mir aufgefaßt wurde, hatte etwas Eigenthümliches. Mein Vater beſaß ſeinen Meſſias und ſeine Oden; er ward als der größte, damals lebende Dichter betrachtet, war aber, wie es hieß, außerordentlich ſchwer zu verſtehen, und Vater und Lehrer hielten ſich wohl darüber auf, daß ich mich mit einem Schriftſteller beſchäftigte, der ſelbſt ihnen unzugänglich ſchien. Nun muß ich geſtehen, daß auch ich mich oft vergebens mit ihm quälte, aber ich glaubte, daß die Schwierigkeit mehr in der Unkunde der Sprache als in dem Inhalte lag.

Die lebendigen Sprachen wurden überhaupt damals ſo gut wie gar nicht getrieben, nur für die deutſche Sprache waren täglich zwei Stunden ausgeſetzt; die äußere Nothwendigkeit für einen geiſtig gebildeten Mann, dieſe Sprache wenigſtens zu verſtehen, wenn auch nicht zu ſprechen, hatte die Kenntniß derſelben allgemein gemacht. Da mein Vater ein geborner Deutſcher war, ſo wurde öſters beſchloſſen, es ſolle im Hauſe nur deutſch geſprochen werden. Der Befehl erging an uns Kinder und machte uns auf ein paar Tage ſtumm. Ein Mann, verheirathet und einheimiſch in einem fremden Lande, vermag ſeine Landesſprache nie für den täglichen Gebrauch, nie in die Familie einzuführen. Der Frau wird es unter ähnlichen Verhältniſſen eher gelingen. Sie will die Töne ihrer Heimat feſthalten; dieſe ſollen hier aus den Lippen der Kinder wiederklingen; ſie kann ſich nie von der Wurzel ihres Daſeins losreißen, wie der Mann: dieſem iſt es vergönnt, das Vaterland durch umfaſſendere Lebensmomente feſtzuhalten. Studien und Geſchäfte ſtellen den Mann auf einen freieren Standpunkt, in einen Kreis, der über die Familie reichend, beide Länder in ſich ſchließt. Auch die Mutter mag für ein höheres Leben, für eine höhere Atmoſphäre ſich aufſchließen, aber nur von dem urſprünglichen Grund und Boden der Familie aus, wie [illegible] Pflanze, und in dieſen verſetzt ſie die Kinder. Wie wir es nun dahin brachten, deſſenunerachtet [illegible] früh die deutſche Sprache wenigſtens zu verſtehen, weiß ich in der That nicht zu ſagen. Als wir Roeskilde verließen, las ich das Deutſche mit Leichtigkeit, und da Alles, was mich geiſtig beſchäftigen ſollte, ſich an ſinnliche Gegenſtände knüpfen mußte, an lebendige Vorſtellungen, aus der Natur oder aus der Geſchichte entſprungen, da die Sprachen für mich nicht einen Werth an ſich hatten, ſondern inſofern ſie mir nur immer eine reichere Welt eröffneten, ſo behandelte ich ſie mit einem großen Leichtſinn. Bot mir eine Schrift keine Schwierigkeiten dar, konnte ich ganz vergeſſen, daß ſie in einer fremden Sprache geſchrieben war, ſo wurde ſie mir eben dadurch am liebſten. Gellerts Gedichte zogen mich daher ſo an. Auch mit Hagedorn befreundete ich mich ohne große Mühe. Gellerts Briefe ſchienen mir vortrefflich. Fenelon in einer deutſchen Ueberſetzung war, wie ſchon geſagt, ein wichtiges Buch der religiöſen Mittheilung zwiſchen meiner Mutter und mir. Was dieſes [illegible] und innerlich erregte, erhielt ſein Verſtändniß aus einer höhern Region, als die der bloß äußeren Sprache. Aber es mochte wohl dazu dienen, um dieſe zugänglicher und faßlicher zu machen. So weit war ich ſchon in der Bekanntſchaft deutſcher Schriftſteller gediehen. An das Engliſche und Franzöſiſche ward gar nicht gedacht; man könne, hieß es, ſich mit der lateiniſchen Sprache durch die ganze Welt ſchlagen, auch wurde, in der damaligen ruhigen Zeit, der Fall, daß ein junger Menſch die Grenzen ſeines Vaterlandes überſchreiten könne, gar nicht in Anſchlag gebracht. Ich ſollte Prediger, mein älterer Bruder Offizier, mein jüngerer ſollte Arzt werden, an die Beſtimmung des jüngſten ward kaum gedacht. Die Schweſtern hoffte man an bürgerliche Beamte zu verheirathen. Die Hoffnung unſerer Eltern für uns, unſere eigene reichte kaum bis über die engen Grenzen unſeres Vaterlandes. Eine unbeſtimmte Sehnſucht, die mich weiter trieb, konnte keine bleibende Geſtalt gewinnen, um ſich als beſtimmte Hoffnung auszubilden, und die deutſchen Schriftſteller, mit deren Sprache ich immer vertrauter ward, ſchloſſen mir mittelbar oder unmittelbar eine Welt auf, die mir eine unendliche zu ſein ſchien, die ich kaum zu bewältigen vermochte.

Nun war Klopſtock wirklich der erſte, deſſen Sprache mir bedeutende Schwierigkeiten machte, und ſelbſt ältere Männer, ſelbſt mein Vater, ein geborner Deutſcher, behaupteten, er ſei wegen der Tiefe der Gedanken ſchwer zu faſſen, reizte meinen Stolz. Was den Meſſias betrifft, ſo fand ich dieſen nach einiger Mühe nicht ſo unverſtändlich, aber es war mir unmöglich, ihm einen ſo großen Werth beizulegen. Ich konnte durchaus nicht begreifen, warum die Ereigniſſe, die Offenbarungen des neuen Teſtaments, die in ihrer erhabenen Einfachheit mir eine grundloſe geheimnißvolle Welt eröffneten, mir hier in dieſer ſeltſamen veränderten Geſtalt entgegentraten. Auch ich hatte mit dem Heiland gelebt, ihn und ſeine Jünger in den Gegenden von Paläſtina und in den Städten, wo er lebte und lehrte, begleitet. Die einfachen Züge bei Matthäus und vor Allen bei Johannes ſchließen eine unendliche Macht der klaren Darſtellung in ſich. Die Geſtalten, die Ereigniſſe, ſelbſt die kernhaften Lehren treten in ſo beſtimmten ſchneidenden Umriſſen hervor, daß für den lebhaften Knaben, deſſen eigenſtes Daſein im Innerſten tief erſchüttert und bewegt, wie durch geheime Gewalt in dieſe Richtung hineingezogen wurde, eine ganze Welt ſich für die lebendige Anſchauung aufſchließen mußte. Jene Engel und Teufel, die breit auseinander gelegten guten und böſen Geſinnungen ſtörten das einfache Bild, welches, in allen Theilen fertig, mir vorſchwebte. Ja es gab Augenblicke, wo mir das Product einer fremden Phantaſie, die ſich in die heilige Welt meiner Religion hineindrängen wollte, als eine Entweihung derſelben erſchien. Was mir vorſchwebte, hatte die größte Aehnlichkeit mit den einfältigen Holzſchnitten, die in den Ausgaben der däniſchen Evangelien, die wir benutzten, vorkamen. Dieſe Bilder haben noch einen hohen Werth für mich, und ich erkannte ſie ſpäter als Kopien ſolcher Darſtellungen, wie wir ſie häufig auf den Majolicageſäßen vorfinden und die zum Theil dem Raphael zugeſchrieben werden.

So mußte es dem großen und verdienſtvollen Dichter, dem die deutſche Poeſie ſo viel verdankt, begegnen, daß der einſeitige, in ſeinen Phantaſien befangene Knabe ihn abwies. Klopſtock wollte mir gar nicht gefallen; den einfachen Gellert betrachtete ich zwar nicht als Dichter, aber ich fand mich durch ihn erbaut, durch Klopſtock nie. Dieſe knabenhafte Oppoſition hatte aber ſo tiefe Wurzeln gefaßt, daß ich mich mit dieſem Dichter auch ſpäter nie habe befreunden können. Er ſcheint mir ein Dichter zu ſein, der beſchloſſen hatte, ein Gedicht zu machen, wie Milton früher, und in einer Form, wie ſie durch ſeine Studien der alten Poeſie in der Schulpforte überliefert war. Er dichtete, weil er wollte, nicht weil er mußte.

Seine Oden waren freilich von Seiten der Sprache ſchwieriger zu faſſen; als ich aber eine Zeit lang mich mit den horaziſchen befaßt hatte, entdeckte ich bald die Quelle der pomphaft klingenden Verſchränkungen und Umſetzungen der Conſtruction. Ich fing nun an, dieſe Verwickelung aufzulöſen und ins Urſprüngliche umzuſetzen und fand dann faſt immer einen ganz einfachen Gedanken, der mich weder durch ſeine Tiefe anzog, noch durch ſeine Unverſtändlichkeit abſchreckte. Ich erinnere mich noch, wie ich einmal dieſes einfache Experiment meinem Vater vormachte. Dieſer mochte eine ſolche Ode flüchtig geleſen und ſchwierig gefunden haben. Das Ganze hatte wohl für ihn ein zu geringes Intereſſe, es fehlte ihm wahrſcheinlich die Geduld, es genauer zu betrachten. So ſtimmte er in die allgemeine Anſicht mit ein, daß dieſer Dichter ſeiner Tiefe wegen ſchwer zu faſſen ſey, er fand es am bequemſten, ihn aus der Ferne zu verehren. Als er nun mich mit einer ſolchen Ode beſchäftigt fand, äußerte er einigen Unwillen. „Junge, ſprach er, du bildeſt dir doch nicht ein, Etwas verſtehen zu wollen, was ſelbſt alten und verſtändigen Männern unverſtändlich und räthſelhaft ſcheint?“ — So ſtreng mein Vater ſonſt in der Erziehung war, ſo war es doch nicht ſeine Abſicht, die freie Gedankenäußerung zu hemmen, er förderte ſie vielmehr. Und ſelbſt die Heftigkeit, mit der er ſich äußerte, reizte zum Widerſpruch, denn ſie hatte nichts Gebieteriſches. Bei dieſer Gelegenheit war es nun gar nicht meine Abſicht nachzugeben, denn die Ode war mir vollkommen verſtändlich; der Vater ward aufmerkſam, als ich das einfache Experiment der Umſetzung vornahm, er lachte und behauptete nun, daß das freilich leicht wäre, wenn man Zeit hätte, ſich mit ſolchen Kleinigkeiten zu beſchäftigen, und geſtand dann, daß das Vorurtheil von der undurchdringlichen Tiefe dieſes

Dichters wohl größtentheils aus dem flüchtigen Leſen entſtanden wäre. Meine Mißſtimmung gegen Klopſtock wurde aber keineswegs vermindert. Daß ich gegen ſeine Verdienſte als Dichter ſo unempfindlich blieb, lag wohl auch darin, daß der Sinn für das Metriſche durch die Mangelhaftigkeit des Unterrichts zu wenig ausgebildet war.

Bei meinen einſamen Studien war ich alſo durchaus dem Zufall überlaſſen. Ich wurde durch Keinen geleitet, durch Keinen gefördert, und eine Leihbibliothek war die Quelle meiner Bücherkenntniß. Daß auf dieſe Weiſe eine Maſſe ſchlechter Bücher in die Hände der Knaben gerieth, war natürlich, doch erinnere ich mich nicht, daß ſie einen Einfluß auf mich gehabt hätten. Fielding's Tom Jones blieb noch immer der Lieblingsroman der Knaben und alle übrigen ſchienen uns neben dieſem unbedeutend. Ich weiß kaum, wie oft, und immer mit gleicher Freude, das Leſen dieſes Romans wiederholt wurde Ich habe ſpäter dieſen Eindruck erneuern wollen, und es erſcheint mir faſt unbegreiflich, wie dieſe Schrift einen ſolchen Eindruck hatte machen können, wie es dem Knaben möglich war, ſich durch das breite Gerede des erſten Theils durchzuarbeiten. Ohne allen Zweifel lag der Grund darin, daß es das erſte Buch dieſer Art war, welches uns in die Hände fiel.

Ich war aber dadurch von der Romanenleſerei frühzeitig errettet; nur erinnere ich mich, einen andern Roman, der damals viel Aufſehen machte, ebenfalls in dieſer Epoche kennen gelernt zu haben. Es war Hermes Sophiens Reiſe von Memel nach Sachſen. In der That, es iſt, wenn wir die damalige Zeit mit der jetzigen vergleichen, auffallend, wie gering die Mittel waren, die ein Schriftſteller anzuwenden hatte, um die Leſer zu feſſeln. Eben ſo merkwürdig iſt es, daß ſolche einfache Schriften eine lange Zeit hindurch ihren einmal erworbenen Ruhm behielten. Später ſtiegen die Reizmittel, die angewandt werden mußten, wenn der Dichter irgend einen Eindruck machen wollte, aber in demſelben Verhältniß wurden ſie unwirkſam. Je tiefer in das Gefühl hineingewühlt wurde, deſto ſchneller ſtumpfte es ſich ab, und jetzt, bei der Anwendung der gewaltſamſten Mittel, iſt das Buch, kaum geleſen, ſchon wieder vergeſſen. Sophiens Reiſe enthielt, wie Tom Jones, Momente, die den heranwachſenden Knaben gefährlich werden konnten. Die Schriften, die uns ohne irgend eine Aufſicht in die Hände gegeben wurden, wären uns ohne Zweifel ſchädlicher geworden, wenn nicht die Zeit im Ganzen ſo unſchuldig geweſen wäre. Zwar wurden ſie von den Eltern angeſehen, ehe wir ſie leſen durften, aber die immer zunehmende Krankheit der Mutter, die Geſchäfte des Vaters erlaubten keine genaue Reviſion; und doch erinnere ich mich, daß Bücher aus der Leihbibliothek, ſo wie ſie angekommen waren, in verſiegeltem Umſchlage zurückgeſchickt wurden. In der That ging ſpäter das Gerücht, daß dieſer Leihbibliothekar den heranwachſenden Knaben Bücher des ſchmuzigſten Inhalts in die Hände ſpiele. Dieſes Gerücht, wenn ich mich recht erinnere, erregte ſelbſt die Aufmerkſamkeit der Behörde und veranlaßte eine Unterſuchung der Polizei.

Von dieſer Zeit an durften nur der Bediente oder die Magd die Bücher holen. Doch war ich ausgenommen, denn mich zog dieſe leichte Leſerei gar nicht an. Das unruhige Streben nach Erweiterung realer Kenntniſſe mit raſtloſer Leidenſchaftlichkeit, beſonders auf das Naturſtudium gerichtet, beſtimmte die Wahl der Bücher. Zu den erſten Schriften, die mir ſo in die Hände fielen, gehörte Raff's Naturgeſchichte für Kinder. Dieſe Schrift war damals ſehr beliebt und eine Vorgängerin der ſpäteren, die in Unzahl erſchienen ſind. Sie gewährte mir in ihrer unſchuldigen Abfaſſung einen großen Genuß. Iſt mir das Naturſtudium mein ganzes Leben hindurch wichtig geblieben, ſo verdanke ich es beſonders jener Heimlichkeit, mit welcher ich jede Beſchäftigung der Art treiben mußte, und daraus läßt ſich wohl auch allein erklären, wie eine ſolche Schrift mir ſo wichtig werden konnte. Wäre ich mit naturgeſchichtlichen Schriften, mit Kupferſtichen, die in bunter Unordnung viele Bände hindurch Naturgegenſtände nebeneinander ſtellen ohne Spur irgend eines Zuſammenhanges, überſchwemmt worden, ſo würde es höchſt wahrſcheinlich meinen Eltern gelungen ſein, meine Neigung zu den Naturſtudien ganz zu erſticken. In der That halte ich mich überzeugt, daß nichts in unſern Tagen entſchiedener eine verſtändige populäre Ausbreitung der Naturſtudien hemmt, ja ſelbſt, wo ein urſprüngliches Talent iſt, unterdrückt, als dieſe ſinnloſe Anhäufung unzuſammenhangender Notizen. Raff befolgte doch eine beſtimmte Anordnung, irre ich nicht, bei den höheren Thieren die Klein'ſche, die ſich in Deutſchland, wenigſtens, noch neben Linné, eine Zeit lang zu behaupten wußte. Seine Klaſſification, vorzüglich nach den Füßen, iſt ſo einfach, und, wie ungenügend ſie auch ſein mag, ſo diente ſie doch dazu, mir einen überſichtigen Zuſammenhang zu verſchaffen; beſonders aber zogen mich auf eine wirklich phantaſtiſche Weiſe ſeine Darſtellungen von der Lebensart der Thiere an. Wenn es mir gelungen war, mir die Geſtalt des Thieres ſo genau wie möglich einzuprägen, wenn mir die Stelle, die es in der Klaſſification einnahm, klar geworden war, verfolgte ich das nunmehr mir durch die genauen Kennzeichen, ich möchte ſagen befreundete, Thier, in allen ſeinen Lebensmomenten. Ich ſah den Löwen die Thiere zerreißen, den Tieger heimtückiſch im Gebüſche lauern, die Hyänen durch die einſamen Straßen orientaliſcher Städte heulend nach Raub ſchleichen, ich ſah, wie Adler und Geier in den hohen Bäumen horſteten, und wie der Hamſter das Getreide in den unterirdiſchen Gebäuden ſammelte. Der innige Zuſammenhang des thieriſchen Lebens mit dem Wechſel der Jahres- und Tageszeit, mit den klimatiſchen Verhältniſſen, hatte für mich einen unendlichen Reiz. In Kopenhagen, noch innerhalb der Wälle, ist ein königlicher Garten (Kongehaven) an das alte, innerhalb der Festung leicht befestigte und von einem Graben umgebene Schloß, Roſenborg, angeſchloſſen; ein Wald, mit anſehnlichen Bäumen, von Gängen und Alleen durchzogen. Dieſer Garten iſt dem Publikum preisgegeben. Beſonders gegen Abend, an ſchönen Tagen, an Sonn- und Feſttagen, war er in dieſer Zeit mit Spaziergängern aus allen Klaſſen erfüllt. Die Vornehmeren gingen in der Hauptallee geſchmückt auf und nieder. Am Tage aber, und beſonders des Vormittags war der Garten faſt völlig leer, und nur einzelne Menſchen, die ihn als Durchgang benutzten, durchſchritten ihn in geſchäftiger Eile. Unſer Lehrer gab uns Nachmittags ſeine Lehrſtunden, und ſo gelang es mir nicht ſelten, mich an ſchönen Sommer-Vormittagen mit meinem geliebten Raff nach dem Garten zu ſchleichen. Hier ganz einſam, von den Bäumen und Gebüſchen umgeben, in der Nähe eines Teiches, unter dem Schatten eines Baumes, ergriff mich nun das Bild der unendlichen Natur. Eine beſtimmte Thiergeſtalt, ein Inſect, wie ein Säugethier, in ſeiner beſtimmten Form, in ſeiner beſchränkteſten Lebensweiſe, war mir wie ein geheimnißreicher Schlüſſel, der zauberiſch mir das Innerſte, Verborgenſte der lebendigen Natur aufſchloß. Die Sonne ſpiegelte ſich in der glatten Fläche des Teiches, die erleuchteten Blätter rauſchten, die Stimmen der Vögel erklangen, und wenn ein einzelner, durchſchreitender Menſch in Eile vorüberging, war es mir, als träte das menſchliche Treiben in allen ſeinen verworrenen Richtungen dämmernd in die eröffnete Naturtiefe zurück. Dieſe Erinnerung iſt mir mein ganzes Leben hindurch geblieben. Noch immer können einfache Worte, die ganz beſtimmten Lebensmomente eines Thieres kurz und trocken angeben, eine ganze Welt lebendiger Anſchauung mir erwecken. Wenn es heißt: der Dachs verläßt in den erſten warmen Frühlingstagen ſeine Höhle; von andern Thieren: ſie begatten ſich im Mai, ſie werfen im Auguſt, oder dergleichen, ſo liegt in dieſen trockenen Worten noch immer für mich ein unendlicher, geheimer Zauber. Es iſt ein tiefes Frühlings-, Sommer-, Herbſt- ja ſelbſt Wintergefühl, welches mich gefangen nimmt und dem einfachſten Ausdruck die Bedeutung einer reichen lebendigen Naturhülle mittheilt. Und immer knüpft ſich dieſes Gefühl an jene einſamen Vormittage als an ihren Urſprung an, und ich erfahre es in den innerſten Momenten meines Lebens, wie der Keim ſeine ganze Zukunft in ſich enthält, wie er es iſt, der das friſche Leben auf allen Stufen ſpäterer Entwickelung trägt, und wie die Seele ihr wahrſtes Weſen in ihrer Geſundheit und Friſche da erkennt, wo ſie die kühn entfalteten Flügel, die den Aether der geiſtigen Natur durchſchneiden, zuſammenzufalten und in den engen, reichen Raum des fröhlich keimenden Lebens wieder zu verſenken vermag.

Es iſt merkwürdig, glaube ich, wie neben dieſer einfachen, für Kinder beſtimmten Schrift, die mir dennoch einen großen Genuß gewährte, eine andere, von einem der mächtigſten Geiſter der damaligen Zeit, mich mit großer Gewalt anzog. Neben einer Kinderſchrift, eine ſolche, die aus dem Gipfel der geiſtigen Entwickelung ihrer Zeit entſprungen war, und Alles, was die Naturwiſſenſchaft damals enthielt, auf eine geiſtreiche Weiſe zu umfaſſen ſuchte. Es liefert einen Beweis von der Macht, welche die Gegenſtände als ſolche, abgeſehn von der Form, auf das jugendliche Gemüth auszuüben vermögen, zugleich aber von der intenſiven Gewalt, die in der ringenden keimenden Seele des friſchen fröhlichen Knabenalters ruht; denn es iſt das formende Princip; welches noch in der dämmernden Bewußtloſigkeit verſunken, von der innerſten perſönlichen Eigenthümlichkeit geſchwängert, gleichgültig gegen fremde Form, in der eigenen innerſten Welt kämpft und ſchafft.

Büffon's Naturgeſchichte in der alten Hallerſchen Ueberſetzung fiel mir in die Hände; ich erhielt ſie aus der oft erwähnten Leihbibliothek, und da ſolche Schriften wohl nur ſelten geſucht wurden, konnte ich ohne Schwierigkeit die Anleihe immer erneuern. Es war die alte ſchöne Quartausgabe, die mich ſchon durch ihre Form anzog und Ehrfurcht erregte. Büffon hatte ich noch nie nennen hören, deſto bekannter war mir Haller. Mein Vater verehrte ihn als einen der größten Geiſter ſeiner Zeit, als Naturforſcher, Arzt, als Philoſoph und Dichter. In Allem, was er vornahm, einer der erſten ſeiner Zeit, war er einer der umfaſſendſten aller Zeiten. Mein Vater beſaß ſeine Phyſiologie im Auszuge. Ich hatte vergebens verſucht, mich in dieſe Schrift hineinzuarbeiten, mir fehlten die anatomiſchen Kenntniſſe noch. Wie imponirend aber mußte mir der noch unbekannte Büffon entgegentreten, den ein Geiſt wie Haller, zu einer ſo umfaſſenden Bearbeitung wählen konnte. Ich fing dieſe Schrift mit der geſpannteſten Erwartung zu leſen an; ich glaubte nichts gleichgültig vorübergehen laſſen zu dürfen. Der Titel ließ mich hoffen, daß mir dieſe Schrift einigermaßen verſtändlich ſein würde, und gewiſſenhaft las ich mit der angeſtrengteſten Aufmerkſamkeit ſelbſt die Einleitung, welche die Art des Studiums und die Behandlung der Naturgeſchichte enthielt. Die Jugend ſchrickt vor nichts zurück; ich traute mir es zu, das Geſchick, die Fähigkeiten, die vorausgeſetzt wurden, in vollem Maaße zu erlangen. Ja eben die Schwierigkeiten zogen mich an; und da ich wohl einſah, daß ein ſo umfaſſendes Studium ein ganzes Leben forderte, war der Entſchluß, mich dieſem ganz zu weihen, von jetzt an unabänderlich gefaßt.

Freilich hatte ich mich viel mit den Gebirgen in der Phantaſie beſchäftigt, eine Neigung und zwar eine ſehr beſtimmte, die Beſtandtheile der Gebirgsarten und Foſſilien genauer kennen zu lernen, erwachte ſo frühzeitig, daß ich den Anfang nicht zu finden weiß; aber dieſe Neigung wurde zu wenig unterſtützt. Ich mußte mich mit den wenigen Steinarten beſchäftigen, die mir zufällig in die Hände fielen, im Ganzen aber lagen nur die großen imponirenden Maſſen, wie ſie aus der Erinnerung meiner Kindheit mir vorſchwebten, vor mir.

Ich hatte zwar von großen Ueberſchwemmungen, von Erdbeben und vulkaniſchen Eruptionen gehört. Das Schrecken, welches durch das Erdbeben von Liſſabon erregt wurde, war noch im friſchen Andenken, als die ſchauderhafte Erſchütterung Calabriens i. J. 1787 ganz Europa entſetzte. Damals hörte ich nun, wie die Erde ſich ſpaltete, Gebirge einſtürzten, Städte zertrümmert wurden und Tauſende von Menſchen ums Leben kamen. Aber ſo groß auch der Eindruck war, den ſolche Ereigniſſe machen mußten, ſo blieb er doch für mich ohne geiſtigen Erfolg; Alles lag noch auseinander geriſſen, es waren Notizen ohne Zuſammenhang, mit denen ich wenig oder gar nichts anzufangen wußte. Durch Büffon's leichte und gefällige Darſtellung, durch die geiſtreiche Fülle, mit welcher er theils in der kurzen vorangehenden Darſtellung, beſonders aber in den ſpätern, ausführlicheren Belägen vieler Behauptungen, die mannigfaltigſten und überraſchendſten Erſcheinungen in Zuſammenhang brachte, erfuhr ich zuerſt, daß dieſe Gebirge, deren Maſſen meiner Phantaſie vorſchwebten, ein geheimes Geſchick verbargen, daß Erdbeben, vulkaniſche Ausbrüche und Ueberſchwemmungen, wie ſie jetzt noch ſtattfinden, nur die gebändigten Reſte einer furchtbaren Bewegung genannt werden konnten, die gewaltſam, wild und mit Zerſtörungen wechſelnd, die Oberfläche der Erde im Großen verändert hatte, daß die Jahrtauſende der Geſchichte, verglichen mit jener Vergangenheit der Erdbildung, nur als eine kurze Gegenwart betrachtet werden konnten. Im Raume hatte ich mich bis jetzt nur bewegt, ein ruhiges, feſtbegründetes Daſein trug alle meine Anſchauungen, in der Natur wie in der Geſchichte hatte Alles ſein abgeſchloſſenes Maaß und die beſtimmt umgränzten Geſtalten in der Natur, wie die gemäßigten Hoffnungen und Wünſche in der Geſchichte, bewegten ſich unter einander nach einem ſtillen Geſetze, welches obzwar nicht gekannt, dennoch das geſicherte Daſein trug und ordnete. Wenn wir auch vom Kriege hörten, von verlorenen und gewonnenen Schlachten, wenn der ſiebenjährige Krieg, wie das Liſſaboner Erdbeben im Hintergrunde unſerer früheſten Erinnerungen lagen, wenn der nordamerikaniſche Krieg, wie das Erdbeben in Calabrien, ſelbſt zu den Ereigniſſen der Zeit gehörten, in welcher wir lebten, ſo vermochte doch die Ruhe, die um uns herrſchte, jene Ereigniſſe nicht in eine gefährliche oder drohende Nähe zu rücken. Daß die flache Gegend, die wir bewohnten, erſchüttert, daß die bürgerliche Ordnung, die uns umfing, zerſtört werden könnte, war eine Furcht, die wir nicht kannten. Selbſt ſolche Naturerſcheinungen, die auf dem Feſtlande Europas drohend hervortreten, ganze Gegenden in Schrecken verſetzen und vorübergehend, eine andere Geſtalt geben, wie die gewaltigen Ueberſchwemmungen mächtiger Flüſſe, ſind dem ruhigen Lande unbekannt. Siaelland kennt nur Bäche; mächtige Flüſſe ſah ich zuerſt in Deutſchland. Dem ruhigen Lande war wie den gemäßigten Einwohnern eine jede gewaltſame Bewegung fremd.

Jetzt durch Büffon's geiſtreiche Darſtellung lernte ich nun zuerſt eine gewaltſame Zeit kennen, eine gährende Bildung der Oberfläche der Erde in ſich ſelbſt, Maſſen, wie ganze Länder, die ſich hoben und ſenkten, ſich bildeten und wieder zerſtört wurden, um andern Bildungen Platz zu machen. Daß die Erde ganze zerſtörte Geſchlechter der Thiere und Pflanzen in ſich verbarg, wurde mir jetzt erſt bekannt. Noch hielt man die Idee feſt, daß die Verſteinerungen von Thieren und Pflanzen herrührten, wie diejenigen, die jetzt leben. Ich lernte, daß Millionen ſolcher Thiere von einerlei Art, in ihrer Verſteinerung zuſammengehäuft, ganze Gebirgsmaſſen ausmachten. Wenn nun auch ſolche Verſteinerungen, die in überraſchender Menge vorkamen, wie die Ammonshörner, die durch ihre oft gewaltige Größe, wie durch ihre fremdartige Geſtalt in Erſtaunen ſetzten, ſich in der jetzigen Schöpfung nicht wieder erkennen ließen, ſo bedachte man, daß das Meer noch in ſeinen Tiefen Geheimniſſe einſchlöſſe, die uns unzugänglich ſchienen, und hielt die Anſicht, als wenn eine anders gebildete lebendige Welt untergegangen wäre, wo ſie ſich etwa aufdrängen wollte, faſt gewaltſam zurück. Es war dieſelbe Erde, mit denſelben Geſchöpfen, die wir jetzt kennen, welche die Vergangenheit der Natur bildete, nur daß ſie in heftigere Bewegung verſetzt war. Dieſe Welt mit ihren Gebirgsmaſſen und lebendigen Geſtalten war gegeben, und wenn Büffon z. B. auch die Erde als einen Sonnenſplitter durch einen Kometenſtoß von der Sonne losreißen und in das Univerſum hineinſchleudern ließ, damit ſie ſich um die Sonne, die ſie geboren hatte, bewegen ſollte, ſo fand doch zwiſchen dieſer Epoche der Entſtehung und der gegenwärtigen Ordnung der Dinge im Ganzen, ein Sprung ſtatt, der durch nichts ausgefüllt wurde. Die von der Sonne getrennte Erde wurde gleich in ihrem gegenwärtigen Zuſtande aufgefaßt, und die Vergangenheit unſeres Planeten unterſchied ſich von der Gegenwart nur durch die Gewaltſamkeit ihrer Bewegung. Zwar war die Geologie, als ich mit Büffon bekannt wurde, weiter gerückt, aber dieſe Wiſſenſchaft in ihrem damaligen Zuſtande, war mir unbekannt. Was ich von der Phyſik wie von der Geologie erfuhr, gehörte noch immer der erſten Hälfte, der Mitte des Jahrhunderts zu. Krügers Naturlehre und Büffons Theorie der Erde bildeten das einzige Fundament der Kenntniſſe, die ich in der Einſamkeit meiner Studien erwarb, und ſo war ich in wiſſenſchaftlicher Rückſicht in der That, als wäre ich dreißig Jahre älter, zu betrachten. Krüger, den ich ſeit einigen Jahren ſchon ſehr genau kannte, machte mir den Büffon verſtändlicher, und durch dieſen erhielt jener eine tiefere, umfaſſendere, lebendigere Bedeutung.

Aber dieſe innere Bewegung der Erde in ſich ſelber, die gewaltſamen Prozeſſe, bemächtigten ſich meiner auf eine wahrhaft erſchütternde Weiſe. Es war etwas Schmerzhaftes mit dieſer inneren Bewegung verbunden; ich blickte in die inneren Flächen der Inſel mit einer faſt zerſtörenden Sehnſucht hinein. Die Gebirge, die ſich in meiner Phantaſie erhoben, bildeten und zertrümmerten, ſchienen mir zu meinem Daſein zu gehören; es war, als fehlte mir ein weſentlicher Theil deſſelben, und es gab Momente, in welchen dieſe Empfindung mich auf eine peinliche Weiſe ergriff. Ich erinnere mich noch, wie einige Verſteinerungen, die mein Vater erhalten hatte, und mir ſchenkte, mich fortdauernd beſchäftigten. Erſt ſpäter lernte ich ſie benennen, es waren zufälliger Weiſe ſolche, die uns thieriſche Formen vorführen, welche der gegenwärtigen Zeit völlig fremd ſind. Es waren Belemniten, Orthoceratiten und Ammoniten. Ich vermochte nicht, das Bild dieſer Verſteinerungen aus meiner Seele zu verdrängen. Ein Belemnit lag in einem harten mergelartigen Kalkſtein, deſſen eine Fläche polirt war, ſo daß man im Durchſchnitt die Concamerationen derſelben erkannte. Auf die nämliche Weiſe war in ſeiner Kalkmaſſe der Orthoceratit durchgeſchnitten. Je länger ich nun dieſe beiden Verſteinerungen mit den Ammoniten verglich, deſto deutlicher ward es mir, daß ſie zuſammen gehörten, daß eine Veränderung der Bildung einen Uebergang aus der einen Form in die andere vermittelte. Die ſpitzzulaufenden Concamerationen des Belemniten, deren hohle Kegel wie Tüten in einander ſteckten, ſo daß die Spitzen ſich faſt berührten, erhielten bei den Orthoceratiten eine flache Wölbung, als wären jene Spitzen in ſich zuſammengeſunken und abgerundet. Ich erkannte, wie dadurch der größere Raum zwiſchen zwei Wölbungen entſtehen mußte; auch blieb es mir nicht verborgen, daß der Ammonit ein ſchneckenförmig gekrümmter und in ſich gewundener Orthoceratit genannt werden konnte. So erkannte ich auch die Röhre, die durch alle Concamerationen hindurchging.

Man verzeihe es mir, daß ich dieſe, wenn man will, triviale Auseinanderſetzung nicht unterdrückt habe. Es iſt ſo ſelten, daß ein Menſch aus ſeinen früheren Erinnerungen Momente zu finden weiß, die wie hiſtoriſche Kriſen fruchtbare und erfolgreiche Epochen erzeugen. Meine Seele war erfüllt von mannigfaltigen

Anſchauungen; Gebirgsmaſſen thürmten ſich vor mir auf, aber die Subſtanzen, aus welchen ſie beſtanden, waren mir unbekannt. Quarz, Kalk, Glimmer, Feuerſteine, Feldſpath — das letzte Foſſil, ohne daß ich es zu nennen wußte — waren mir wohl bekannt, aber ich fühlte nur zu ſehr den Mangel an Kenntniß der Subſtanzen. Verſteinerungen gaben mir eine Kunde von einer unter den Trümmern zuſammengeſtürzter Berge, in dem Schlamme gewaltig bewegter Meere verhüllten, mit präcipitirten Reſten begrabenen Thierwelt; und nun ſollten die erſten Reſte, die ich auf ſolche Weiſe kennen lernte, ihrer Structur nach, ſich auch wechſelſeitig erläutern. Es war zum erſten Male mir gelungen, einen ſolchen innern Zuſammenhang ſcheinbar getrennter thieriſcher Geſtalten zu erkennen. Die Verwandſchaft, die den Eintheilungen der Thiere und Pflanzen zu Grunde lag, ging mehr von der Auffaſſung einzelner Kennzeichen aus. Was die verwandten Formen im Ganzen innerlich verband, blieb verborgen und nur auf eine unbeſtimmte Weiſe Gegenſtand des Gefühls. Hier trat, und zwar aus einer räthſelhaften Urwelt, eine Metamorphoſe hervor, welche die Formen in ihrer Totalität ergriffen hatte. Dieſe

Klarheit des Zuſammenhanges, die mir nicht aus der heiteren, mir innerlich, wie es ſchien, mehr befreundeten Welt, die mich umgab, vielmehr aus der dunkeln Vergangenheit entgegentrat, enthielt eine ſolche Fülle hoffnungsvoller Träume einer geiſtigen Zukunft, daß ich wohl ſagen darf, ſie bezeichnete ein Ereigniß in dem Gange meiner inneren, einſamen, geiſtigen Entwickelung; es war mir, als wäre es mir zum erſten Male gelungen, eine, wenn auch noch ſo kurze, ſo doch in ſich geſchloſſene und verſtändliche Periode in dem unendlichen reichen Texte der Natur zu leſen. Daß dieſes durch eigene Forſchung erkannt wurde, daß der Zuſammenhang dieſer Thiere mit den größeren Kreiſen des Thierlebens, die mir unbekannt waren, mir hoffnungsvoll entgegentrat, vergrößerte meine Freude. Das Bewußtſein, auf ſolche Weiſe im Beſitz von Verſteinerungen zu ſein, die mir durch meinen Büffon ſo wichtig und bedeutend geworden waren, überwältigte mich ſo, daß ich in Thränen ausbrach, die ich gar nicht zu ſtillen wußte. Ich erinnere mich noch, wie die Magd und meine Brüder mich überraſchten, wie ich einſam daſaß, die Verſteinerungen anſtarrend, die vor mir lagen, wie ſie verwundert fragten, was in dieſen Steinen ſo Beſonderes wäre, daß ſie mich ſo betrübt machen konnten. Sie glaubten ernſthaft, daß es mit mir nicht richtig ſei. Ich vermochte es nicht, mich darüber zu äußern, wie ſollte ich mich ihnen begreiflich machen? Die Magd hatte dieſes Ereigniß beſorgt der kranken Mutter mitgetheilt. Sie ſchien in der That zu glauben, daß mein einſames Grübeln und Leſen in Büchern, die mit dem Unterrichte nichts gemein hatten, mich verrückt machen möchte.

Seit wir nach Kopenhagen gekommen waren, hatte die Krankheit meiner Mutter ſchnell zugenommen. Sie verließ das Bette nie und wir ſahen ihrem Tode entgegen. Die Zerſtreuung, in welcher ich die erſten Monate zubrachte, die Ruhe, die für meine Mutter ſo nothwendig war, hatte das innige Verhältniß, welches zwiſchen uns ſtattfand, ich muß es leider bekennen, wenn nicht geſtört, doch zurückgedrängt. Die überhandnehmende Luſt zur Naturwiſſenſchaft, die verbotene Frucht der Erkenntniß, die mit der erſten wiſſenſchaftlichen Reflection uns dargeboten und mit geheimer und unendlicher Luſt genoſſen wird, drohte mich aus meinem ſtillen Paradieſe des Naturlebens herauszutreiben.

Ich ward nach langer Zeit wieder einmal zum Krankenbette meiner Mutter gerufen. Wir ſahen ſie zwar alle Tage, wenn wir zum Morgengebet verſammelt waren, aber die vertrauten Unterhaltungen, die mich in Roeskilde beglückten, fanden in Kopenhagen nicht mehr ſtatt. Zwar begleitete mich die Erinnerung an dieſe fortdauernd, die Geſtalt der Mutter ſchwebte mir immer vor, und je mehr ſie ſich dem Grabe näherte, deſto verklärter erſchien ſie mir. Aber die tiefe Innigkeit des religiöſen Gefühls, wie es mich in der engeren Umgebung der ſtillen Stadt durchdrang, war leider verſchwunden. Ich fühlte keine Reue darüber, denn eine raſtloſe geiſtige Thätigkeit war an die Stelle getreten und ich glaubte in dieſer Alles zu beſitzen, was mich früher bewegte. Jetzt nun forderte meine Mutter mich auf, ihr die Gegenſtände zu bringen, die mich ſo heftig erſchüttert hatten, und ihr begreiflich zu machen, wodurch ſie einen ſo heftigen Eindruck auf mich gemacht hätten. Mir war das ſehr angenehm. Es geſchah mit der größten Lebhaftigkeit, und die Mutter ſchien den Eindruck ſehr wohl zu begreifen. Aber etwas Fremdartiges hatte meine Darſtellung für ſie, wodurch ſie von allem Früheren abwich. Von der Natur im Großen war die Rede, von den Thatſachen, die von gewaltigen Umwälzungen, die auf der Oberfläche der Erde ſtattgefunden hatten, zeugten. Ich erzählte, wie dieſe Verſteinerungen Reſte von Thieren der Vergangenheit enthielten, die immitten der Zerſtörungen ſich gebildet hatten, und wie aus dieſer verworrnen Zeit dennoch die drei Formen, die zufällig in meine Hände gekommen waren, ein ſtilles Geſetz der fortſchreitenden Bildung zeigten, wie mich durch eine Betrachtung der Gegenſtände dieſe entdeckt, und wie dieſe Entdeckung mich erſchüttert hätte. Aber es war nur von der Natur die Rede, von der Gewalt, mit welcher dieſe immitten der ſcheinbaren Zerſtörung und Unordnung ein ſtilles Geſetz der Bildung feſtzuhalten und zu verfolgen vermochte, welches innerhalb ſo enger Grenzen zuerſt erkannt, mich weiter führen mußte und mir einen unendlichen zukünftigen Genuß verſprach.

Früher würde eine ſolche Darſtellung eine unmittelbare religiöſe Wendung genommen, und meine Mutter mit meiner Beſchäftigung verſöhnt haben. Jetzt mochte ſie in ihrer immermehr von der Erde abgezogenen Geſinnung eine Ahnung davon haben, daß ein neues fremdes Moment der geiſtigen Bildung mich ergriffen habe, daß dieſes drohte, mich von dem Wege, den ſie als den einzig wahren erkannte, abzulenken. Ihre Krankheit war ſchmerzlos; die immer zunehmende Schwäche der Auszehrung vermochte keine heftige Kriſe hervorzurufen. Still und ruhig nahmen die Kräfte ab, und ſorgfältig wurde Alles von ihr entfernt gehalten, was einer irdiſchen Sorge ähnlich ſah. Henrich, ſagte ſie mit einer ſchwachen Stimme, die mich ergriff, wie kannſt du etwas ſo Wundervolles erfahren, ja ſo tief davon ergriffen werden, ohne an den Herrn zu denken, der Himmel und Erde bewegt hat, der die Sterne zuſammenrollt wie ein Tuch, aber ſich am tiefſten offenbart in der innerſten Bewegung der Seele in ſich ſelber, in der Reue des bekehrten ſündhaften Gemüths. Sie warnte mich vor einer Beſchäftigung, die mich von dem einzig wahren Ziele abzulenken drohte; ſie beſchwur mich, nicht zu vergeſſen, wozu ich von meiner Kindheit an beſtimmt war, und als ſie mich durch die Rede erſchüttert ſah, ſuchte ſie mich zwar dadurch zu ermuntern, daß ſie mich auf die ſtille geſetzmäßige Ordnung der Schöpfung als auf eine Offenbarung Gottes aufmerkſam machte; aber dieſe betrachtend zu verfolgen, meinte ſie, wäre das Geſchäft der Naturforſcher; du aber biſt beſtimmt, ſein unmittelbares Wort an die Menſchen zu verkünden. Sie ſprach ruhig und mit ſchwacher Stimme. Die tiefe Gewalt, die ſie von früher Kindheit an auf mich ausgeübt hatte, trat mächtig hervor, und ich verließ ſie in großer Unruhe.

Dieſer Moment eines innern Widerſpruchs, den ich ſelbſt erlebt habe und Jahre lang nicht zu unterdrücken vermochte, trat mir ſpäter mit geſchichtlicher Bedeutung entgegen, als ich Pascals Leben und Schriften kennen lernte. Eine Neigung, den Gegenſatz nicht abzuweiſen, ſondern zu löſen, blieb, mit klarerem oder dunklerem Bewußtſein, die ſtille Aufgabe meines Lebens und iſt es noch.

Damals aber vermochte nichts den mächtig gewordenen Trieb zu unterdrücken. Büffon hatte die Beſchäftigung bezeichnet, die meine eigenthümlichſte war, ich durfte, ich konnte ſie nicht abweiſen. Aber auch bei ihm war es die Mannigfaltigkeit der Gegenſtände, die Welt der Betrachtung, die er mir aufſchloß, durch welche ich angezogen wurde; keineswegs ſeine Hypotheſen, ſeine Erklärungen, dieſe ſchienen mir dürftig und ſeine Darſtellung der frühern von Whiſton, Burnet, Woodward, Leibnitz, konnten mich eben ſo wenig befriedigen. Ich wollte keine Erklärung, ich bedurfte ihrer nicht, ja wo die Erſcheinungen einſeitig hingezogen wurden, in die Richtung der Hypotheſen, fühlte ich mich eingeengt und auf eine unangenehme Weiſe geſtört.

Büffon's Betrachtungen über die Menſchen, über ihre Entwickelung, über die Raſſen, machten wohl nicht einen ſo gewaltigen Eindruck auf mich, wie ſeine Theorie der Erde, aber die Darſtellung zog mich freundlicher an; der unmittelbare gedankenvolle Zuſammenhang, der ſich durch das Leben ausſpricht, übt eine geheime Gewalt auf die Darſtellung aus. Manches ſcheint ſich von ſelbſt zu verſtehen, und die breite ausführlichere Behandlung führt uns, wie unvermerkt, von einem Gegenſtande zum andern, und läßt bei dem größten Detail der Unterſuchung das lebendige Ganze nicht aus dem Auge verlieren. Vor Allem begründete Büffon frühzeitig eine Anſicht, durch welche ich in allen menſchlichen Verhältniſſen die verborgene Macht der Natur erkannte und feſthielt. Mit dieſer urſprünglich und von Kindheit an befreundet, hatte ihre Herrſchaft für mich nichts Abſtoßendes, und der auf die Spitze getriebene Gegenſatz zwiſchen Freiheit und Nothwendigkeit, wie er erſt durch eine lange Reihe von inneren Erfahrungen reif wird, war mir völlig unbekannt; ich hatte mich der Natur völlig hingegeben, und ſo herrſchte ich durch ſie, mit ihr, und fühlte mich frei.

Es iſt eine allgemeine Bemerkung, die oft genug gemacht iſt, daß, wo ein innerer urſprünglicher Trieb auf eine geſunde Weiſe die Eigenthümlichkeit des Menſchen in Bewegung ſetzt, da fügen ſich auch die äußern Verhältniſſe; wo dieſe innere und äußere Einheit innerhalb der Grenzen der Natur bewußtlos mit fröhlicher Zuverſicht ſich ausſpricht, da müſſen wir ſie als die Fortſetzung jener innern Zweckmäßigkeit betrachten, die wir in der Natur bewundern. Die Kühnheit, mit welcher die friſche, in ihrer Eigenthümlichkeit ſichere Jugend darauf zu rechnen ſcheint, daß die äußeren Verhältniſſe des Lebens, das innere Streben unterſtützen müſſen, hat mit dem Inſtinct der Thiere Vieles gemein, und deſto mehr, je geſünder ſie iſt. Die Reflection, durch welche wir einen ſolchen günſtigen Zufall als eine Gelegenheit betrachten, die von außen durch das Schickſal, wie Einige, oder durch eine vereinzelte göttliche Fügung, wie Andere meinen, uns dargebracht wird, die wir nun zu benutzen verpflichtet ſind, hat ſchon etwas Krankhaftes, und wenn der Heiland uns an die Sperlinge und an die Lilien hinweiſt, ſpricht er jene geſunde Zuverſicht, nicht die kränkelnde Reflection aus.

Auch mir trat eine ſolche heitere Gunſt äußerer Verhältniſſe entgegen. Spengler, der Director der Königlichen Kunſtkammer, ein alter, ernſthafter, bedachtſamer und beſonnener, zugleich aber höchſt freundlicher Deutſcher, ſchwebt mir als eine ehrwürdige Geſtalt vor. Er erſchien immer höchſt ſauber, bewegte ſich ruhig und bedachtſam, und ich ward in ſein heiteres Haus durch meinen Vater eingeführt, welcher ſein Hausarzt war. Hier lernte ich nun zuerſt ein Naturalien-Kabinet kennen. Es war die Zeit, wo die Beſchäftigung mit den Conchylien für eine anſtändige, wohl auch gewiſſermaßen wiſſenſchaftliche Liebhaberei galt. Die überraſchende Schönheit der Geſtalten, der mannigfaltige Wechſel der lebhafteſten Farben und die bequeme Dauerhaftigkeit der Gegenſtände waren wohl geeignet, eine etwas beſchränkte, aber liebenswürdige Unterhaltung darzubieten. Sie hatte ihren Hauptſitz in Amſterdam, und war dort, wie die weit getriebene Blumenzucht, ein natürliches Erzeugniß des bequemen ruhigen Reichthums, der einen ſtillen durch nichts geſtörten Genuß ſuchte. In Kopenhagen lebte der berühmteſte Conchyliolog. Das noch immer unentbehrliche und prachtvolle Werk über die Conchylien von Chemnitz erſchien dort. Bekanntlich iſt dieſes Werk durch die Wichtigkeit, die die Verſteinerungskunde in der Geologie in unſern Tagen erhalten hat, wieder bedeutend geworden; die Genauigkeit der Beſtimmungen und die klaſſiſche Richtigkeit der illuminirten Abbildungen geben noch immer dieſem Werke einen hohen Werth. Der Verfaſſer war zweiter Prediger bei der Garniſonkirche und ein ſeltſamer Menſch. Man erzählte von ihm mancherlei Anekdoten, ſeine Predigten hatten etwas Kapuzinerhaftes. Ich habe ihn nie predigen hören und nur aus der Ferne geſehen. Die Spenglerſche Sammlung aber war eben ſo bedeutend, ja irre ich nicht, ſelbſt bedeutender, als die Chemnitz'ſche, ſie war höchſt ſauber und in ſtrenger Ordnung in hellen großen Räumen hinter den Glasthüren weiß angeſtrichener Schränke aufgeſtellt, und wenn der freundliche Alte, angezogen von der Freude, die mich ergriff, von der ſtillen ſtrengen Aufmerkſamkeit, mit der ich ihm zuhörte, mich unter ſeinen Schätzen herumführte und belehrte, entdeckte man bald durch die Art, wie er eine Muſchel, eine Schnecke vorſichtig aufhob und wieder an ihren Platz hinſtellte, welchen hohen Werth er einem jeden Gegenſtande beilegte.

Spengler, wenn er mich in ſeiner Sammlung herumführte, was zuletzt wöchentlich zu beſtimmten Stunden geſchah, ertheilte mir einen förmlichen ſyſtematiſchen Unterricht, machte mich mit der Linné'ſchen Terminologie und mit den Kennzeichen der Gattungen bekannt, und der Unterricht erſtreckte ſich nicht allein auf Muſcheln und Schnecken, ſondern auch auf die Korallen, von welchen er eine werthvolle Sammlung beſaß.

Indeſſen ſollte ich noch einen anderen ſeltſamen Menſchen kennen lernen. Irre ich nicht, ſo machte ich durch Spengler ſeine Bekanntſchaft. C. war ein langer, ſtattlicher Mann, höchſt gutmüthig und einfach. Schon wenn man ihn ſah, fiel er durch ſeine Seltſamkeit auf. Denn die unbeſchränkteſte Sammlerluſt erſtreckte ſich bis auf ſeine Perſon und Kleidung. Die Berloquen ſeiner Uhr waren aus Conchylien oder anderen dazu paſſenden, wirklichen oder, ſeiner Meinung nach, ſeltenen Naturproducten zuſammengeſetzt. Die Krämpe ſeines dreieckigen Hutes und der Knopf waren mit kleinen Conchylien ausgeſchmückt. Auf dem hohen ſtattlichen ſpaniſchen Rohre, das er, feierlich und gerade, vor ſich trug, prangte ein Bernſteinknopf mit eingeſchloſſenen Inſecten. Er bewohnte einen weitläufigen Stock aus mehreren großen Räumen beſtehend, die alle, bunt und verworren durcheinander, mit Natur- und Kunſtgegenſtänden erfüllt waren. Einige Prachtwerke mit Abbildungen lagen auf den Tiſchen, dürftige Möbel drängten ſich zwiſchen die Naturgegenſtände, kaum unter dieſen wahrnehmbar. Eine Elektriſirmaſchine, eine elektriſche Batterie, eine Luftpumpe und andere phyſikaliſche Inſtrumente waren mit Käſtchen von Inſecten, Corallen, Conchylien und ausgeſtopften Thieren umgeben, und unter den Tiſchen ſtanden rieſenhafte Baſaltſäulen, verſteinerte Hölzer, mächtige Quarzkryſtalle. Sein Bett war eine Rarität, ſeine Rohrſtühle nannte er chineſiſch. Dieſer wunderliche Mann beſaß ein bedeutendes Vermögen; ſeine

Verwandten aber retteten den Reſt des Kapitals, ſo daß er nur über die Zinſen gebieten konnte, damit er nicht in Gefahr gerieth, mitten unter ſeinen Seltenheiten Noth zu leiden. Er war ein ſehr wohlwollender und gutmüthiger Mann, ſeine Kenntniſſe aber gerade eben ſo wie ſeine Sammlung geordnet; daß er häufig betrogen wurde, iſt leicht einzuſehen. Eine Menge geſchliffener Steine, beſonders der ſogenannte Aegyptenkieſel mit zufälligen Zeichnungen, die ein Geſicht oder dergleichen darſtellten, hat er mit großen Summen bezahlt. Ich ſah einen ausgetrockneten Arm mit der Hand; er nannte ſie eine ägyptiſche Mumie von einer Prinzeſſin. Ich ſuchte ihm einzureden, daß es ein Männerarm ſei, und wahrſcheinlich derſelbe, der von dem berühmten herodotiſchen Dieb der Prinzeſſin in der Nacht überlaſſen wurde. Der leichtgläubige Mann war nur zu geneigt Alles, was man ihm ſagte, zu glauben. Mir war nun dieſe Sammlung, wie die Spenglerſche, höchſt wichtig; denn Alles, was ich kannte, was ich auf den Feldern fand, beſchränkte ſich auf Inſecten und Pflanzen, die ich, ohne irgend eine Anleitung, zu ordnen, zu unterſcheiden und zu beſtimmen ſuchte. Weder Raff, noch weniger Büffon, da nur die erſten Theile ſeiner Naturgeſchichte mir zu Gebote ſtanden, konnten mir aushelfen. Jetzt war ich von einer Maſſe von Naturgegenſtänden umgeben, die mich überwältigte; aber die innerhalb der engen Schranken der Conchylien und Zoophyten eingeſchloſſene geordnete Spenglerſche Sammlung bot mir für das Chaos der Sammlung meines neuen Freundes wenig Hülfe. Am wichtigſten ward mir ſein Mineralien-Kabinet, welches einigermaßen geordnet und gut beſtimmt war, ohne daß ich weiß, wer ihm dabei behülflich geweſen. Er ſelbſt beſaß einige mineraliſche Schriften der damaligen Zeit. Ich konnte mir Cronſtedts Mineralogie anſchaffen und in kurzer Zeit kannte ich die Hauptgattungen der Foſſilien nach dieſem Schriftſteller.

Ich war ergriffen von dem Reichthum, der mich jetzt umgab, wenn ich ihn verglich mit der unſäglichen Armut, in der ich bis jetzt gelebt hatte. C., der mich ſo eifrig in ſeiner Sammlung beſchäftigt ſah, ſchenkte mir manche Doublette. Bald war ich ſelbſt von einer unbegrenzten Sammlerluſt ergriffen und beſaß eine Conchylien-, Corallen- und Mineralienſammlung, die mich ſehr beſchäftigte, für meine Lage nicht unbedeutend war und mir den Vortheil verſchaffte, wenigſtens innerhalb des Kreiſes dieſer Naturgegenſtände einige Ordnung in meine erworbenen Kenntniſſe zu bringen.

Indeſſen ſollte ich auch von einer ganz anderen Seite angeregt werden. Die Mutter hatte, ohne allen Zweifel nach dem oben erwähnten Geſpräche, mit ihrem Bruder über die ihr bedenkliche Richtung meiner geiſtigen Bildung geſprochen. Ich erhielt durch ſie, und wie ich vermuthe, mittelbar durch den Onkel, Sturms religiöſe Natur-Betrachtungen, und eine ähnliche Schrift von Sander (von der Güte und Weisheit Gottes in der Natur), die damals vielen Beifall fand. Ich werde über dieſe Richtung der Forſchung des vorigen Jahrhunderts ſpäter ausführlicher reden; hier kann ich nur den Eindruck berühren, den dieſe Schriften damals auf mich machten. Sturm, ſo viel erinnere ich mich wohl, hatte für mich nichts Anziehendes; die erbaulichen Reden waren zu breit und ermangelten der Tiefe, die ich von religiöſen Betrachtungen zu fordern gewöhnt war; ja ſie waren mir eher in religiöſer Rückſicht ſchädlich. Beſchäftigt mit einer Maſſe realer Kenntniſſe, die ich für mich innerlich in eine überſchauliche Ordnung, obgleich noch immer vergebens, zu bringen ſuchte, mußte mir das flache Gerede, die leere Salbung, die ſich in ewiger Wiederholung der nämlichen dürftigen Gedanken gefällt, nothwendig zuwider ſein. Hier zuerſt bildete ſich eine Oppoſition gegen eine Art der Erbauung, die ſo wenig Geiſtreiches hat, und eine gefährliche Vergleichung zwiſchen der leeren Tautologie einer religiöſen Manier und dem Reichthum wiſſenſchaftlicher Beſchäftigung. Die Langeweile, die mich ſchon in einer früheren religiös tiefen Epoche bei manchen Predigten befiel, hatte ſich nun auch in meine ſtille Beſchäftigung hineingedrängt und wurde hier mit Heftigkeit abgewieſen. Anders wirkte Sander auf mich. Er ſchien mit mir in der nämlichen Lage zu ſein, ihn bewegte eine wirkliche Luſt an den Naturgegenſtänden, und als ein tief Religiöſer wollte er dieſe vor ſich ſelbſt rechtfertigen. Ich habe ſeine Schrift ſeitdem nie geſehen. Er iſt wohl völlig vergeſſen und die Schrift nur in den literäriſchen Sammlungen, bis zum bloßen Titel vertrocknet, aufbewahrt. Aber ſie ſchwebt mir als der Ausdruck eines heiteren den Naturgenuß liebenden Geiſtes vor, der überraſcht von der Art, wie in dem Wachsthum der Pflanzen und im Leben der Thiere alle Richtungen der Natur ſich wechſelſeitig unterſtützten und förderten, ſich gern in die Betrachtung dieſer äußeren Zweckmäßigkeit verlor. In der friſchen Luft, die mich durchdrang, wenn die mannigfaltigſten Gegenſtände in die große Einheit des Ganzen aufgenommen wurden, ohne ſich darin zu verlieren, wenn die ſtille Entwickelung des Pflanzenlebens zugleich den Gang der Jahreszeiten bezeichnete, wenn die mannigfaltige Bewegung der Thiere unter der Erde, auf der Erde, zwiſchen den kleinſten Gewächſen, zwiſchen den Bäumen, in der hellen Luft immer mächtiger, mannigfaltiger, wärmer ward, je weiter der Sommer fortſchreitet und leiſe verklingt im Herbſt, wenn die Stimmen der Vögel zugleich aus der Atmoſphäre hervorzutreten ſcheinen, lag doch dieſelbe Betrachtungsweiſe zum Grunde. Durch jene beſtimmteren Betrachtungen, die der großen Verhältniſſe der Natur, der äußeren Umgebungen eines jeden lebendigen Geſchöpfs, die für ſeine Erhaltung eingerichtet zu ſein ſchienen, trat das Ganze mit ſeinem vollen inneren Reichthum in eine heitere Beziehung zum Einzelnen. Die dunkle zerſtörende Gewalt der Natur, mit welcher ſie verzehrend in ihrem eigenen Inneren wühlt, verbirgt ſich für die in mächtiger Entwickelung begriffene Jugend. Sie iſt, wie alle Entwickelung, dem Leben befreundet, das Geheimniß des Todes iſt ihr fremd. Aber obgleich ſolche Betrachtungen mich vorübergehend ergötzten, ſo konnten ſie mich doch keinesweges befriedigen. Das Bedürfniß nach beſtimmten Kenntniſſen, nach wiſſenſchaftlichem Zuſammenhange derſelben war zu mächtig erwacht; ſelbſt die teleologiſche Betrachtung konnte dieſes nur ſteigern, nicht befriedigen; und eben daher wurde die religiöſe Anregung, die der Verfaſſer beabſichtigte, auch, indem ich dieſe Schriften las, eher zurückgedrängt als gefördert.

Dieſe, mehr nach außen und nach dem Verſtändniß gehende Richtung ward nun auch für meine künftige Bildung entſchiedener bezeichnet durch zwei Schriften, die um dieſe Zeit mir in die Hände fielen; es waren Jeruſalems Betrachtungen über die Religion und Spalding über die Beſtimmung des Menſchen. Die erſtere erhielt ich aus der Leihbibliothek, die zweite hatte mein Vater ſich angeſchafft. Man thäte Unrecht, wenn man leugnen wollte, daß dieſe Schriften mit religiöſer Ueberzeugung geſchrieben wären; aber dennoch muß man bekennen, daß der Rationalismus, der ſich ſpäter mit ſo großer dogmatiſcher Sicherheit ausbildete, ſchon, wenn auch verhüllt, in ihnen enthalten war. Die sectenartige Abſonderung, die freiwillige und beſchränkende Entſagung aller geſchichtlichen Entwickelung, die ſich in der Geſtaltung des Chriſtenthums ſchon früher ausgebildet hatte und in der damaligen Zeit, wenigſtens unter den geringern Klaſſen, hier und da in chriſtlichen Vereinen herrſchte, gab den Gegnern der Religion mächtige Waffen in die Hände, die ſie auch nicht zu benutzen verſäumten. Die religiöſe Wechſelburchdringung aller Lebensmomente, die ihren Mittelpunkt in dem Glauben fanden, bezeichnete die erſte friſche Epoche des Proteſtantismus. Das Gefühl ruhte in dieſem Glauben, er bildete den ſittlichen Grund aller Handlungen, ja ſelbſt das Studium war auf ihn baſirt. Die Ermattung nach dem dreißigjährigen Kriege rief ein tödtendes Zerfallen hervor; die kräftige, religiöſe, organiſche Einheit aller Lebensmomente verſchwand; was innig verbunden war, trennte ſich, und eben dadurch fand der zerlegende ſinnliche Verſtand einen Spielraum für ſeine

Thätigkeit. Dieſes bildete den wichtigſten Moment der damals herrſchenden geſchichtlichen Kultur und die religiöſe Tiefe des Glaubens ward aus der fortſchreitenden Entwickelung (wie Philoſophie und Kunſt) hinausgeſtoßen und beſchränkte ſich in ihren getrennten Elementen, beſonders in Deutſchland, innerhalb vereinzelter Grenzen. So ward die Tiefe des Gefühls mit der Unbeſtimmtheit der Lehre durch die Brüdergemeinde fixirt; der chriſtliche ſittliche Grund aller Handlungen, in ſeiner geſetzlichen Härte (von der Tiefe des Gefühls wie von der Strenge der Lehre geſchieden), durch die Pietiſten feſt gehalten; und von dieſen wie von jenen getrennt, bildete ſich der ſtarre Begriffsformalismus durch die orthodoxe Dogmatik aus. Wenn auch die Urheber dieſer getrennten Richtungen der lebendigen Quelle des vereinigten Glaubens näher ſtanden (Spener, Franke, Zinzendorf, Quenſtädt) u. ſ. w., ſo trat die Trennung doch immer entſchiedener hervor, und wie ſie ſich unter einander trennten, ſchieden ſie auch aus der Richtung aus, die das geſchichtliche Bewußtſein im Ganzen genommen hatte. Da entſtand das ehrenwerthe Beſtreben, die Religion aus dieſen iſolirten Zuſtänden herauszureißen und ihren Inhalt an ſolche Aufgaben anzuknüpfen, die, wie mächtig die Reflection auch ſein mag, doch niemals aus einem menſchlichen Gemüthe verdrängt werden können. Wollte man nun Bemühungen der Art irgend einen Beifall verſchaffen, ſo durfte man ſie nicht an die ſtarre Manier, die in den Schulen der Theologen wie in den abgeſonderten chriſtlichen Vereinen herrſchte, anknüpfen. Menſchliche Zuſtände überhaupt und ihre tiefere Bedeutung, Betrachtungen über Leben und Tod und ähnliche, ſollten den Menſchen zurückführen zu dem Glauben, der verloren zu gehen drohte. Die Sprache, die für ſolche Darſtellungen geboten war, wurde eine gefälligere, der Zeit mehr zuſagende, und die Verfaſſer konnten auf einen allgemeinen Beifall rechnen, denn auf der einen Seite ward der Leſer beruhigt, wenn ihm dasjenige, was als religiöſe Grundlage ſeiner Erziehung ſich nicht verdrängen ließ, ihm hier auf eine gefällige Weiſe entgegentrat und auf der andern Seite glaubte er, die Richtung der Reflection, die ihn, wie die ganze Geſchichte ſeiner Zeit beherrſchte, beruhigter verfolgen zu können. Die wohlmeinenden Schriftſteller dieſer Art bedachten nicht, daß alle Religion ein Urſprüngliches und Unmittelbares iſt, und daß, wenn der innerſte Kern des Glaubens verſchwunden, er ſich ſo wenig wieder erzeugen läßt, wie das entwichene Leben etwa durch eine chemiſche Compoſition. Schriften der Art wären nicht möglich geweſen, wenn nicht ein Reſt des ermatteten Glaubens bei dem Schriftſteller wie bei dem Leſer ſich erhalten hätte. Aber ſelbſt dieſer Keim wird bei ſolchen Reflectionen verkümmern und die friſche Eigenthümlichkeit, die lebendige poſitive Wirklichkeit religiöſer Anſichten verlieren ſich allmälig und erblaſſen in der durchſichtigen Klarheit abſtracter Betrachtungen; dieſes war zum Theil auch bei mir der Fall, aber ich merkte es kaum. Denn die ununterbrochene Beſchäftigung, die raſtloſe Bewegung des Geiſtes ließ mir keine Ruhe. Die geſunden und raſchen Pulſe der Entwickelung beſitzen Rechte des Lebens, die ſich geltend machen und die, auf irgend eine Weiſe gehemmt oder geſtört, die innere Lüge, die gefährlichſte Krankheit der Seele, erzeugen, die ſelbſt, wenn ſie das Kleid der früheren Religioſität trägt, für das ganze Leben hemmend wird.

Ich war etwa funfzehn Jahr alt, und muß hier eine lächerliche Geſchichte erwähnen, die doch zum

Beweiſe dienen kann, daß mitten in meiner wiſſenſchaftlichen Beſchäftigung, in der vielſeitigen geiſtigen Anregung die Romanenlectüre auch ihre Früchte trug. Ich war zu ſehr daran gewöhnt, das ganze Leben in die Poeſie hineinzutragen. Es war natürlich, daß ich es in allen Richtungen verſuchte, und daß die keimenden Gefühle auch da ſich äußerten, wo ſie nach dem Mittelpunkt aller Dichtung hinweiſen. Man könnte, was ich erzählen will, eine innere Lüge nennen, und doch iſt ſie es in der That nur in dem Sinne, wie das Puppenſpiel eines lebhaften Mädchens ſo genannt wird.

Uns gegenüber war eine Mädchenſchule. Ein halberwachſenes Mädchen mochte ſich öfter als die übrigen an die trüben Fenſter ſtellen; ob dieſe Unklarheit ihr vortheilhaft geweſen iſt, kann ich nicht ſagen, denn ich ſah ſie nur ſo und wählte ſie zu meiner Geliebten. Dieſe Thorheit würde, wie manche andere Vorſtellung, die ſich in meinem einſamen Leben ausbildete, entſtanden, ſich dichteriſch ausgebildet haben und verklungen ſein, ohne daß irgend Jemand etwas davon erfahren hätte. Sie verſtand ſich ohnehin aus der ganzen Art meines Daſeins ſo ganz von ſelbſt, daß ich es unnöthig finden würde, ihrer zu erwähnen. Unglücklicherweiſe iſt eine ſolche kindiſche Liebe mit der Neigung verbunden, ſich darüber zu äußern, man will ſeine Leidenſchaft abgebildet ſehen in der Sprache, ſie ſcheint durch die Dichtung erſt verwirklicht, und es iſt bekannt, daß durch dieſe keimenden Verſuche die erſten Funken der Poeſie überhaupt ausſchlagen. Entſpringen ſie aus dem innern Weſen eines Menſchen, ſo zünden ſie für das ganze Leben, im entgegengeſetzten Falle erlöſchen ſie ſchnell, wie ſie entſtanden ſind. Wenn ein Jüngling zum erſten Mal liebt oder zu lieben glaubt, ſo iſt er ſchon dadurch Dichter, und viele ſind für ihr Leben unglücklich geworden, wenn ſie ſich nicht in die lebendige Schönheit, ſondern in die Dichtung, die ſie erzeugte, verliebt haben. Dieſes begegnet gewöhnlich den dürftigſten Naturen, die von der ungewöhnlichen Macht der eigenen Darſtellung überraſcht werden, und ich habe viele unglückliche Jünglinge gekannt, die ſich ſelbſt durchaus mißverſtanden haben und an dieſer kritiſch gefährlichen Entwickelung zu Grunde gingen.

Warum iſt dieſe Neigung zur Poeſie den Jünglingen bei einer gewiſſen Richtung der Bildung durchaus natürlich, ohne daß wir ſie bei den Mädchen finden? Bei dieſen wird eine ſolche Neigung jederzeit als eine unnatürliche krankhafte erſcheinen. Der Grund iſt dieſer: Die Liebe iſt bei dem Mädchen das innerſte Geheimniß ihres Daſeins; ſie wird ſich dieſe in ihrer geſunden Entwicklung kaum ſelbſt bekennen, ſie wird durch die Gegenliebe erſt hervorgelockt und reif. Der Jüngling dahingegen findet ſich ſeiner Natur gemäß aufgefordert, ſeine Liebe auszuſprechen, und ſie geſtaltet ſich nothwendig als Dichtung, wo die geſelligen Verhältniſſe es nicht erlauben, daß ſie ihrem Gegenſtande gegenüber laut werden darf.

Ich hatte einen jungen Freund in der Roeskilder Schule, den ich geneigt fand, mancherlei, was mich phantaſtiſch aufregte, und was ich mich ſcheute, den Brüdern mitzutheilen, geduldig anzuhören. Es war der jüngere Bruder des in ganz Dänemark mit Recht berühmten Schauſpielers Lindgren. Ob er noch lebt, iſt mir unbekannt; denn er trat mir ſpäter nie entgegen, und obgleich ich ſeinen ältern Bruder kennen lernte, erfuhr ich doch von dem Schickſale des jüngeren nichts. Sollte er leben, ſollte dieſe Schrift ihm in die Hände fallen, ſo wird er ſich wundern, wie ein Brief, an ihn geſchrieben, den er nie erhielt, ein nicht unbedeutendes Ereigniß meines jugendlichen Lebens ward. Ich machte ihn zum Vertrauten meiner Liebe, und der Theil des Briefes, der dieſes Geſtändniß enthielt, hatte einen dichteriſchen Anſtrich. Wenn wir Kinder Briefe ſchrieben, mußten wir ſie den Eltern vorleſen, ehe ſie abgingen. Bei der ganzen Zucht im elterlichen Hauſe war es unmöglich, einen Brief ohne Wiſſen der Eltern auf die Poſt zu geben; auch war der Brief ſo geſchrieben, daß der Theil deſſelben, welcher von meiner Liebe handelte, ausfallen konnte, ohne daß der Zuſammenhang dadurch litt. Ich rechnete darauf, daß der Vater, bei ſolchen Gelegenheiten gewöhnlich zugleich auf eine andere Weiſe beſchäftigt, nur halb hinhören werde. Die Brüder hatten auch an ihre Freunde geſchrieben, und ſo durfte ich um ſo mehr hoffen durchzuſchlüpfen. Als meine Brüder ihre Briefe vorlaſen, ſchien mein Vater in der That kaum hinzuhören. Ich hielt mich zurück, das Herz pochte mir, ich fing an zu leſen, und wie erſchrak ich, als mein Vater ſogleich die Feder niederlegte und mit großer Aufmerkſamkeit mein Leſen verfolgte. Was mir ſonſt ſehr angenehm geweſen wäre, war mir jetzt entſetzlich. Ich las mit zitternder Stimme, und wollte nun die unglückliche Stelle überſchlagen; es war aber der größte Theil des weitläufigen Briefes. Was überſchlägſt du da? fragte der Vater kaltblütig und nahm mir den Brief aus der Hand. Ich war wie vernichtet; meine Geſchwiſter horchten hoch auf, als ſie ſahen, wie mein Vater erſtaunt, faſt erſchrocken, zuletzt zornig vor ſich hinblickte. Ich werde den Auftritt, der jetzt ſtattfand, nie vergeſſen. Entfernt euch, ſagte der Vater, und ich ſah, wie die Mutter auf ihrem Krankenbette ſich überraſcht und heftig bewegt emporrichtete.

Als wir nun aus der Stube getrieben wurden, drängten ſich die Geſchwiſter um mich herum; daß ich beſchämt ſtill ſchwieg, wird ein Jeder einſehen. Die Magd ward ſogleich hineingerufen und weggeſchickt. In der größten Spannung verlief nun faſt eine Stunde, die Magd kam mit dem Lehrer zurück; er ward zu meinen Eltern geführt, und die alte Magd trat zornig aus der Stube heraus. Pfui, Henrich, rief ſie, wie konnteſt du deiner kranken Mutter eine ſolche Sorge machen? Was iſt es? riefen die Geſchwiſter neugierig; das dürft ihr gar nicht wiſſen,“ antwortete die Magd, und die Geſchwiſter ſtarrten mich als einen Verbrecher an. Endlich ward ich hineingerufen. Allerdings erſchütterte mich die heftige Bewegung der kranken Mutter, die mir Verirrungen der Art in meinem Alter als höchſt gefährlich darſtellte, viel weniger die Drohungen und Ermahnungen des Vaters. So ergriffen, wie ich nun war, ſo hätte doch faſt eine Aeußerung des Lehrers mich zum Lachen gebracht. „Ein ſolcher Brief,“ rief er, „und der Knabe noch nicht einmal confirmirt!“ Ich ward nun entlaſſen, aber mein Vater hatte die Sache, in Rückſicht meiner, offenbar falſch angegriffen. Ich war jetzt ein unglücklicher Liebhaber, ich ſeufzte unter den Verfolgungen der Eltern, was konnte ich Beſſeres wünſchen, um den Roman völlig auszubilden.

Ohne allen Zweifel ſah mein Vater dieſes bald ein. Er hatte erfahren, denn ich hatte es ihm geſtehen müſſen, und er hatte ſich es wohl auch gedacht, daß ich das Mädchen weder in der Nähe geſehen noch geſprochen hatte. Er war ſeines muntern und oft rückſichtsloſen Witzes wegen bekannt, und mehrere ſeiner ſchlagenden Antworten hatten ſich wohl in größeren Kreiſen verbreitet, jetzt erzählte er auch den Inhalt meines Briefes auf eine höchſt lächerliche Weiſe. Ich ward der Gegenſtand des Geſpöttes und tief gedemüthigt. Die Mutter mußte verſöhnend eintreten; aber meine Liebe hielt die harte Probe nicht aus. Der Leichtſinn der Jugend zeigte mir bald ein anderes Mittel, ich lachte, ſpöttelte, witzelte über mich ſelbſt und ſtand faſt als Sieger auf den Ruinen meiner erſten Neigung.

Ich ſah den Brief erſt nach vielen Jahren; mein Vater hatte ihn aufbewahrt, und ich erfuhr jetzt erſt, wie ein Ereigniß, welches ſo drohend ausſah, ins geheim meine Eltern auf eine heitere Weiſe ergötzte, ja die von mir gehegten Hoffnungen noch ſteigerte. Der Lehrer war über die Glut der Darſtellung, über die Zierlichkeit der Sprache in Erſtaunen geſetzt, und auch meine Eltern mochten zum erſten Mal in mir einen zukünftigen nicht unbedeutenden Schriftſteller zu erkennen glauben. Und in der That, als ich nach ſo langer Zeit dieſen Brief wieder las, fand ich eine Poeſie in den Ausdrücken, eine Kühnheit in den Bildern, die in meinen übrigen ſchriftlichen Aufſätzen aus dieſer Epoche keinesweges zu erkennen war; und ſo wäre es wohl möglich, daß der Keim einer wahren, nicht bloß erdichteten Empfindung durch dieſes Ereigniß frühzeitig erwacht und erſtickt war. Ich finde keine Spur mehr in meiner Erinnerung und kann jetzt kaum beſtimmen, ob dieſe jugendliche Schöne wirklich bloß eine Dulcinea meiner Phantaſie war oder nicht.

Ich muß bei dieſer Gelegenheit die Bemerkung machen, daß meine Leſer ſich täuſchen würden, wenn ſie in Zukunft etwa viele Bekenntniſſe ähnlicher Art erwarteten. Solche Confeſſionen mögen einen Reiz für den Leſer haben, aber immer auf Unkoſten des Verfaſſers. Ganz anders verhält es ſich mit einer kindiſchen Verirrung, die wir mit ruhiger Objectivität als einen Naturgegenſtand abhandeln und darſtellen können.

Es war kurz nach dieſem Ereigniß, als ein anderes lange erwartetes eintrat. Meine Mutter ſtarb, oder vielmehr erlöſchte wie ein Licht. Das leiſe heranſchleichende Sterben überraſchte uns dennoch; denn obgleich es erwartet wurde, fanden keine Zeichen ſtatt, die uns ſein unmittelbares Herannahen angedeutet hätten. In Kopenhagen fand meine Mutter keinen Prediger, mit dem ſie in ein ſo vertrautes Verhältniß treten konnte, wie mit dem geſchätzten in Roeskilde. Jetzt erſchien einer, ihr das heilige Abendmahl zu reichen, und eine furchtbare Angſt ergriff uns Kinder. Der letzte ſchwache Lebenshauch der Mutter gehörte noch unſerem innerſten Daſein zu, ich war tief erſchüttert; war es doch das Heiligſte, Tiefſte, Innerſte meines ganzen vergangenen Daſeins, welches zu entweichen drohte. Alle Stunden jener andachtsvollen Unterhaltung ſchwebten mir vor; das Gewiſſen ſagte mir jetzt zum erſten Male, daß Anſichten, Neigungen, Hoffnungen mich immer mehr innerlich von der Mutter getrennt hatten, eine leiſe drohende Ahnung, daß mir das Heiligſte immer fremder werden würde, erſchütterte mich. Der Prediger trat tief bewegt aus der Krankenſtube, und wir Kinder wurden hereingerufen. Wir umgaben das Bett, die Mutter lag ruhig und, wie es ſchien, ſchmerzlos da, ſie erhob ſich und ſegnete uns. Noch immer ſchweben mir die verklärten Züge vor, die ſchönen Augen, glänzten, die anmuthigen Züge erhielten eine ſonſt nie gekannte Bewegung, eine fliegende Röthe färbte die Wangen, die ſonſt ſo matte Stimme erklang lauter als gewöhnlich, und ſie wandte ſich an mich. Henrich, ſagte ſie, du ſollſt das Wort des Herrn verkündigen, er hat dich berufen und mit Gaben ausgerüſtet; bleibe ihm, bleibe deinem Berufe treu, und dann ſegne dich Gott. Sie ſank zurück, die Augen ſchloſſen ſich, wir wurden aus der Stube geführt, und wenige Minuten nachher ſtand die Thüre offen, wir ſahen die Leiche der Mutter, und ich kniete erſchüttert, laut weinend, vor dem Bett derſelben nieder. Alles, wozu mich Talent und innere Neigung berief, alle glänzenden Hoffnungen, die mir vorſchwebten, waren in dieſem Augenblick verſchwunden, und feierlich verſprach ich, die Wünſche der Mutter zu erfüllen; ich erſchien mir von dieſem Augenblick an zum Prediger geweiht.

Was iſt der Menſch — das friſche Leben behält ſein Recht: aber dennoch trat mir dieſe Stunde oft, wenn ich mir vorwerfen mußte, daß ich das feierlich gegebene Verſprechen nicht erfüllt hatte, ſtrafend entgegen. Zwar ſagte mir ein klares Bewußtſein, daß meine Mutter in Rückſicht meiner ſich geirrt hatte, daß der erkannte Ruf Gottes durch das Talent ausgeſprochen wird, aber immer trat wiederum mahnend die Todesſtunde meiner Mutter mir vor die Seele. Mitten in dem Reichthum des geiſtigen Erkennens, inmitten der fröhlichſten Entwickelung ſchwebte ihr Bild und leuchtete mir entgegen, als wäre in dieſem Moment des Sterbens das eigentlichſte Leben, in dieſem Dunkel des Grabes allein die durchſichtigſte hellſte Wahrheit. Und wenn in allen Verirrungen des Lebens unter vielfältigen wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen, oft zwar untergetaucht und unkenntlich, ein Kern religiöſer Geſinnung mein ganzes Leben hindurch ſich erhielt, wenn ich nie wagte, ich darf es behaupten, das Tiefſte zum Gegenſtand eines flachen Geredes zu machen, ſo verdanke ich es der Todesſtunde meiner Mutter, die mir heilig geblieben iſt, mein ganzes Leben lang.

Nach dem Tode der Mutter war die kleine Familie in ihre Glieder zerfallen. Die beiden Schweſtern kamen zu den Verwandten, die ältere zu der Großmutter, die noch in Odsherred lebte. Sie war von Jugend auf höchſt lebhaft und geſchäftig, nahm frühzeitig eifrigen Antheil an den häuslichen Verrichtungen und obgleich in der Reihe der Kinder erſt die vierte, beherrſchte ſie uns gewiſſermaßen alle. Die jüngſte der Geſchwiſter kam zu einem Onkel nach Fühnen. Ein ſtilles ſanftes Mädchen, die ſich mit nachgiebiger Zuneigung ihren Brüdern anſchloß. Der jüngere Bruder, welcher mit mir die Univerſität bezog, war ein aufgeweckter Kopf und gehörte zu denjenigen Menſchen, die mit großer Aufmerkſamkeit auf die äußeren Verhältniſſe des Lebens achten. Mancherlei Geſchäfte, wie ſie in einer Familie vorkommen, Beſtellungen allerlei Art, Holzkauf und dergleichen Verrichtungen, für welche mein älteſter Bruder ſo wie ich völlig ungeſchickt war, wurden ihm übertragen. Wir waren einander völlig entgegengeſetzte Naturen. In dem ſprachlichen Unterricht hielt er, obgleich jünger, völlig Schritt mit mir. Eine große Gutmüthigkeit zeichnete aber alle Geſchwiſter aus, und nach den heftigſten Scenen, die ich, nicht ſelten, von meinem jüngeren Bruder gereizt, und unter allen der jähzornigſte, veranlaßte, folgte ſchnell die

Verſöhnung. Beſonders zog in dieſer Zeit mein jüngſter Bruder meine Aufmerkſamkeit auf ſich. Ein Unterſchied von mehr als vier und einem halben Jahre bedeutet im ſechzehnten Jahre viel, aber dennoch zeigte ſich eine Zuneigung zu mir, eine Ahnung von dem, was mich innerlich beſchäftigte, die mich oft überraſchte und rührte. Er erhielt keinen Unterricht in den Sprachen. Mein Vater, durch ſeine ökonomiſche Stellung beſchränkt, gab ungern die Abſicht auf, ihn ſtudiren zu laſſen; er war für eine militäriſche Laufbahn beſtimmt.

Als die Schweſtern das Haus verlaſſen hatten, bildeten die drei übrig gebliebenen Knaben — denn der älteſte Bruder wohnte im Cadettenhauſe und konnte, da das Offizier-Examen nahe war, nur ſelten in unſerer Mitte erſcheinen — mit der jetzt alternden Magd und gewiſſermaßen auch mit dem Lehrer eine enge Verbindung. In dieſer waren mein zweiter Bruder und die Magd die eigentlich thätigen. Mein jüngſter Bruder und ich ließen uns Alles gefallen. Mein Vater, unzufrieden mit ſeiner Stellung, nach dem Tode der Mutter noch mehr geſpannt mit der Familie, von Schulden gedrückt, brachte den ganzen Tag außer dem Hauſe in Geſchäften und wohl noch mehr in geſelliger Zerſtreuung zu. So näherte ſich nun die Zeit, wo wir die Univerſität beziehen ſollten. Aber mancherlei Ereigniſſe drangen in dieſer kurzen Zeit auf mich ein, die mich innerlich wie äußerlich in Bewegung ſetzten.

Wie mein jüngerer Bruder mit mir zugleich die Univerſität bezog, ſo wurden wir auch zuſammen confirmirt, ohne allen Zweifel aus ökonomiſchen Rückſichten. Der Confirmationstag war in Dänemark, beſonders in Kopenhagen, ſehr feierlich. Es mag ſeine Vortheile haben, daß dieſer Akt in den großen Städten des proteſtantiſchen Deutſchlands in den verſchiedenen Kirchen an verſchiedenen Tagen und Stunden ſtattfindet. Entſchieden aber iſt es, daß er dadurch mehr in die engeren Kreiſe der Familien hineingezogen, das kirchliche Anſehen verliert, und daß um ſo leichter an die Stelle einer großartigen, religiös geſchichtlichen Bedeutung des Aktes eine ſchwächlich ſentimentale tritt, zu welcher ohnehin die Zeit eine Neigung hat. In Kopenhagen fand dieſer wichtige religiöſe Akt in allen Kirchen zu gleicher Zeit ſtatt. Wenn ich von Vielem ſpreche, was zur damaligen

Zeit in meinem Vaterlande ſtattfand, als von einem Vergangenen, ſo geſchieht es nur, weil ich nicht weiß, was ſich in einer Alles umgeſtaltenden Zeit ſeit faſt einem halben Jahrhundert verändert haben mag.

Am frühen Morgen wurde in allen Kirchen geläutet; das Feſt, welches ſich doch jedesmal mit einer innern religiöſen Anregung in ſo vielen Familien vorbereitete, fand in der großen Bewegung der ganzen Stadt einen bedeutungsvollen Mittelpunkt; der ganze Tag iſt den Kindern geweiht, und wenn in den Städten des nördlichen Deutſchlands, beſonders in Berlin, die mehr ſubjectiv perſönliche und ſentimentale Richtung der Religion, wie ſie mit ihrem tiefſten Myſterium in dem Familienleben ſich verliert, durch das freilich ſchöne und innigere Weihnachtsfeſt am ſtärkſten ausgeprägt iſt, ſo trat hier die reinere objectivere Richtung, die großartige kirchliche Einheit, durch welche die Familien doch erſt ihre chriſtliche Weihe erhalten, mächtiger und gewaltiger hervor. Wenn dieſe Feierlichkeit dennoch die Bedeutung immer mehr verlor und ſich gegen die zerſtörende Einwirkung der Zeit nicht zu erhalten vermochte, ſo lag das eben in der Gewalt der letzteren, und nicht in der Einrichtung.

Man beſchäftigte ſich für dieſen Tag faſt nur mit den Kindern und die wenig bewegte Zeit gab der Feierlichkeit eine Ruhe und Heiterkeit, die den Eindruck erhöhte. Nachmittags waren alle Straßen von geputzten Kindern erfüllt. Der Aermſte hatte für dieſen Tag, damit das Kind anſtändig erſcheinen ſollte, geſammelt. Das feſtliche Gefühl, welches in der ganzen Stadt herrſchte, ſteigerte die Theilnahme der Reichen, und der Bettler fand für ſein Kind einen geſchenkten feſtlichen Anzug. War es ein ſchöner Tag, ſo waren alle öffentlichen Gärten den Vergnügungen der Kinder geweiht. Auf den Wällen, auf den Promenaden der Umgegend, in dem Königlichen Garten der Stadt wimmelte es von fröhlichen geputzten Kindern, und wenn der rigoriſtiſche Chriſt manche Einwendungen gegen eine ſolche ſinnliche weltliche Freude an einem Tage, welcher der ſtillen Betrachtung gewidmet ſein ſollte, vorbringen möchte, ſo konnte man die anmuthige und heitere Empfindung, die ein ſolcher Anblick nothwendig erweckte, doch nicht unterdrücken. Und kann man wohl leugnen, daß, wo eine ernſte chriſtliche Geſinnung lebt, ſie ſich wohl verbinden läßt mit einer unſchuldigen Luſt, die beſonders an einem ſchönen Tage in einer reichen Gegend eine religiöſe Bedeutung haben kann?

In Kopenhagen erinnerte man ſich, daß eben ein ſolcher Tag es war, der wenige Jahre früher für das Geſchick des ganzen Landes höchſt wichtig ward.

Struenſee ward bekanntlich durch die Intriguen der Stiefmutter des Königs, durch die verwitwete Königin Juliane Marie geſtürzt. Sie herrſchte von jetzt an, und obgleich keine große Unzufriedenheit ſich öffentlich ausſprach, obgleich der geiſtig kühne geſtürzte Struenſee, dem man ſo viele treffliche Einrichtungen, vor Allem die ſeitdem nie ganz unterdrückte Preßfreiheit verdankt, weil er, der Fremde, das nationale Gefühl, welches von jeher auf eine ſehr lobenswerthe Weiſe in Dänemark vorherrſchte, nicht ſelten höchſt unbeſonnen verletzte, verkannt und gehaßt war, ſo hatten ſich doch unter der Regierung einer herrſchſüchtigen Frau ſo viele Mißbräuche eingeſchlichen, daß man mit Sehnſucht einer Veränderung entgegenſah. Man erinnerte ſich mit Wehmuth an die ſchöne Zeit, in welcher Friedrich V. von dem alten, berühmten Grafen Bernſtorf unterſtützt, im Lande regierte; und dieſe Zeit mit ihren damals von obenher herrſchenden liberalen Anſichten ſchwebte den Dänen, als eine vorzugsweiſe beglückte, vor. Der alte Graf Bernſtorf war, wie ſein König, angebetet. Er war es, der nicht für Dänemark allein, zuerſt das Beiſpiel gab, indem er die Leibeigenſchaft der Bauern auf ſeinem Gute aufhob. Daß er ſeine Stellung benutzte, um deutſchen Gelehrten, deren Werth man in ihrem Vaterlande nicht zu ſchätzen wußte, eine ſorgenloſe Stellung zu verſchaffen, iſt allgemein bekannt. Ihm, dem däniſchen Miniſter, verdankte man es, daß der damals anerkannt größte deutſche Dichter, Klopſtock, nicht der Armut erlag; und wenn dieſe Hinneigung zur deutſchen Gelehrſamkeit und dieſes lebhafte Intereſſe für deutſche Gelehrte auch nicht allgemeinen Beifall fand, ja ſpäter ein nationales Widerſtreben gegen die Deutſchen erzeugte, ſo war der Einfluß, den dieſe Geſinnung auf Dänemark hatte, doch ohne allen Zweifel wohlthätig. Aus der etwas ſtarr gewordenen Nationalität herausgeriſſen, ward Dänemark empfänglicher für großartige, wahrhaft geſchichtliche Anſichten, und wenn dieſes kleine Land in ſeiner, wie es ſcheint, iſolirt nördlichen Lage die Ehre erworben hat, Ideen zu verwirklichen, welche die reifſten Geiſter der mächtigſten Völker damals vergebens ins Leben zu rufen wünſchten, wenn Dänemark zuerſt unter allen Völkern des Continents eine geſetzliche Preßfreiheit beſaß, die Leibeigenſchaft abſchaffte, den Sclavenhandel aufhob, ja wenn in Kopenhagen neben den übrigen Intereſſen des Landes die wiſſenſchaftliche Beſchäftigung einen anerkannt vornehmen Platz einnahm, ſo lag der Keim dieſer günſtigen Richtung ohne allen Zweifel in jenen Tagen, wo der milde König Friedrich V. herrſchte, und der geiſtig vornehme Bernſtorf unter ihm. Mir ſchwebte dieſer von früher Jugend als einer der Heroen der Geſchichte vor der Seele. Als Struenſee in das Miniſterium trat und ſein gewaltſames Regiment anfing, zog er ſich nach Hamburg zurück. Er war bereit, einen Ruf, der an ihn nach Struenſee's Tode erging, anzunehmen, als ihn der Tod überraſchte. Aber deſto wichtiger ward ſein Neffe Peter Andreas Bernſtorf dem Lande.

Nach dem Geſetze des Landes iſt der Kronprinz in ſeinem ſechzehnten Jahre mündig. Im Jahre 1784 trat der neulich verſtorbene König als Kronprinz öffentlich in der Schloßkirche mit den übrigen Kindern der Familien, die zur Schloßgemeinde gehörten, auf und gab mit den andern Rechenſchaft von ſeinen Kenntniſſen in der Religion. Das iſt das Schöne bei dieſer Feierlichkeit in meinem Vaterlande, daß ſie auch in einem proteſtantiſchen Lande bezeugt, daß es etwas Höheres, wenn auch nicht in der Erſcheinung, ſo doch in der innerſten Tiefe der menſchlichen Seele giebt, welches ſelbſt in einer abſoluten Monarchie das wahrhaft eigentlich Regierende iſt, daß dieſes Höchſte und Tiefſte Alle gleichſtellt, daß die chriſtliche Gemeinde als ſolche der Ausdruck eines göttlichen Willens, der größer als alle Erſcheinung iſt. Es iſt begreiflich, daß dieſer Tag, an welchem der zukünftige Herrſcher des Landes unter allen Knaben der Hauptſtadt, allen gleich, auftrat, den Einwohnern doppelt wichtig ward. Wer nicht durch die eigenen Kinder nach anderen Kirchen hingezogen wurde, pries ſich glücklich, wenn er einen Zutritt zu der Schloßkirche erhalten konnte. Alle Großen des Landes hatten ſich hier verſammelt, die Kirche war gedrängt voll, und wohl mochten viele ſtille Wünſche für das Vaterland im Geheimen ſich äußern, wenn auch nicht laut werden. Wenige aber ahndeten, was für dieſen Tag im Stillen vorbereitet war. Den Tag darauf erſchien der ſechzehnjährige

Prinz im Staatsrathe. Man empfing ihn mit Ehrfurcht, aber wie erſchraken die Mitglieder deſſelben, als der junge Prinz erklärte, daß Se. Majeſtät mehrere Mitglieder des Staatsraths, und zwar eben diejenigen, die auf die verwitwete Königin den größten Einfluß ausübten, in Gnaden entlaſſen hätten. Als der Staatsrath geendigt war, eilten die Entlaſſenen zur Regentin. Sie wollte ſich augenblicklich zum König drängen; ſie war gewohnt, ſich als unumſchränkte Herrſcherin zu betrachten und als ſolche auch über die Wache, welche die Gemächer des Königs beſchützte, zu gebieten. Hier aber fand ſie einen Offizier, der die Kühnheit hatte, ihr zu erklären, daß der König den ſtrengen Befehl gegeben habe, Keinen vorzulaſſen. Die Königin verſuchte vergebens die Gewalt geltend zu machen, die ſie ſo lange beſeſſen hatte. Mit der tiefſten Ehrfurcht bezeugte der Offizier, wie ſehr er bedauern müſſe, daß der Königliche Befehl unbedingt ſei und ſtrenge Befolgung fordere. Allerdings war es beiden wohl bekannt, daß ein ſolcher Befehl keine Bedeutung habe. Bei dem Zuſtande des Königs kam es nur darauf an, wer ſeine Perſon beherrſchte. Was geſchehen wäre, wenn es der Königin gelang, ſich den

Zutritt zu erzwingen, iſt ſchwer zu beſtimmen, da dieſer aber verweigert wurde, war durch eine Hofrevolution die alte Regentſchaft geſtürzt und ein neues Regiment auf die kühnſte Weiſe eingeführt.

Die Königin mochte wohl einſehen, daß ein ſo kühn entſchloſſenes und ruhiges Benehmen einen tiefer angelegten Plan verrieth. Das wohlbewahrte Geheimniß erzeugte eine Ueberraſchung, durch welche die geſtürzte Regentſchaft völlig rathlos war. Daß die Gegner mancherlei geheime Mittel benutzt hatten, daß ſie ſelbſt auf einen größeren Widerſtand vorbereitet waren, mußte die Königin einſehen. Man erzählt, daß der Kronprinz ſelbſt dem wachthabenden Offizier zu Hülfe geeilt ſei. Er hatte wie dieſer ehrfurchtsvoll ſein Bedauern geäußert, der Königin den Arm gereicht, und dieſe ſonſt ſo ſtrenge und ernſte Herrſcherin hatte ſich betäubt in ihre Gemächer zurückführen laſſen.

Die entlaſſenen Großen hatten ihre Macht, ihr Anſehen zu plötzlich verloren. Sie konnten die heftige Gemüthsſtimmung, in welche ſie gerathen waren, nicht verheimlichen. Ein freudiges Gemurmel lief durch die ganze Stadt. Am Abend deſſelben Tages war Bal paré angeſagt zur Feier der Mündigerklärung des Kronprinzen. Alle waren über die ruhige Würde ſeines Betragens entzückt.

Ich kenne die geheimen Vorbereitungen, welche ſtattfanden, um die Kataſtrophe herbeizuführen, zu wenig, eben ſo wenig die leitenden Perſonen. Wie man behauptet, waren die Truppen in den Caſernen conſignirt, die Artillerie beordert, ſich bereit zu halten. Glücklicherweiſe machte die ſtille Beendigung der Kriſis dieſe gewaltſamen Maßregeln unnöthig. Kaum wird man in der Geſchichte ein Beiſpiel finden von einer völligen Umänderung der Regierung eines Landes, die ſo plötzlich, ſo durchgreifend und dennoch ſo leiſe, ſo ruhig und ohne Gewalt geſchah. Es war eben, als wäre nichts geſchehen.

Kurz darauf erſchienen Graf Bernſtorf, Reventlow und Schimmelmann. Sie nahmen die erledigten Plätze im Staatsrath ein. Der Kronprinz hatte bis dahin keine glückliche Jugend verlebt. Für eine Erziehung, die ihn für ſeine zukünftige Beſtimmung ausbildete, war nicht hinlänglich geſorgt, aber er war noch jung, geleitet von redlichen Männern, die alle auf dem Gipfel der Ausbildung ihrer Zeit ſtanden.

Sie wollten ihn nicht beherrſchen, ſondern eben zur Selbſtherrſchaft ihm den Weg bahnen. Er ſelbſt hatte die unglücklichen Folgen eines Regiments ohne Herrſcher von ſeiner früheſten Kindheit an geſehen. Das furchtbare Schickſal, welches in ſeinen erſten Kinderjahren die eigene Mutter traf, mußte einen trüben Schleier über die erſten Jahre des erwachten Bewußtſeins werfen. Nie hat ein redlicherer Fürſt mit einem beſſeren Willen, ja auch mit einem klareren Verſtande über ein halbes Jahrhundert lang ein Land beherrſcht, darin dem herrlichſten aller däniſchen Könige, Chriſtian IV., zu vergleichen; aber eine verhängnißvolle furchtbare Zeit ſollte das ruhige Land in den Strudel gewaltiger Weltereigniſſe hineinziehen, Dänemark ſollte das Opfer europäiſcher Politik werden und das ſtolze England ſich einer Unthat ſchuldig machen, die noch jetzt, nach langen Jahren ausgeſprochen, einen jeden Engländer beſchämen muß. Doch eben dieſe verhängnißvolle Zeit verband Volk und Herrſcher inniger, und er iſt jetzt geſtorben, beweint wie wenige Könige. Einige armſelige Aeußerungen einer albernen naſeweiſen Jugend ſcheinen nur deswegen laut geworden zu ſein, damit die wahre Trauer über den Tod des Königs ſich deſto entſchiedener und lauter äußern könne.

Man verzeihe mir dieſe Abſchweifung, ſie knüpfte ſich zu natürlich an einen Tag, der wie eine bleibende religiöſe, ſo auch eine nationale Bedeutung in Dänemark erhalten hat. Ich kehre zu den Erinnerungen aus meinem eigenen Leben zurück.

Wer die Innigkeit meiner religiöſen Stimmung in den früheren Jahren kannte, der mußte wohl erwarten, daß mir der Tag der Aufnahme in die Gemeinde, daß mir der erſte Genuß des heiligen Abendmahls über Alles wichtig ſein würde. Mein älteſter Bruder war ſchon in Roeskilde vier Jahr früher confirmirt. Es war nothwendig, weil er als Cadet eintreten ſollte. Damals, als dieſe wichtige Stufe des Lebens mir ſo nahe trat, erfüllte ſie meine ganze Seele. Betrachtungen, die in dem unter den Bürgern der kleinen Stadt circulirenden und von mir ausgearbeiteten Wochenblatte erſchienen, fanden einen großen Beifall. Und in der That, wie dürftig ſie auch geweſen, wie ſehr ſie auch die Spuren eines kindiſchen Verfaſſers getragen haben mögen, ſie waren das Erzeugniß eines tiefen, wahren, inneren Gefühls. Dieſes war verſchwunden, und ich merkte es kaum. Von meinem raſtloſen Wiſſensdurſte gejagt, Tag und Nacht von keimenden Gedanken und Anſichten beherrſcht, die ſich unaufhaltſam an mich andrängten, mich überwältigten und mich zu beherrſchen ſuchten, hatte ich jene innere Ruhe der unſchuldigen religiöſen Contemplation verloren. In dieſer Richtung bewegte ich mich wie unwillkürlich, ich konnte dem heftigen Triebe, der mich in Bewegung ſetzte, nicht widerſtehen. Die Mittel enthielten hier den Zweck; was ich wollte, lag zwar in unendlicher Ferne, aber jede Gegenwart gab mir den vollen Genuß. Anders verhielt es ſich mit den eigentlichen Unterrichtsſtunden, hier lag der Zweck klar vor mir, die nothwendigen Mittel waren gegeben und ließen ſich nicht abweiſen, die reflectirte Anſtrengung durfte nicht nachlaſſen, und je näher die öffentliche Prüfung herannahte, deſto mehr mußte der Fleiß wachſen. So war ich zwiſchen einer nothwendigen Zucht und einem wilden Triebe, einem unmäßigen geiſtigen Genuß, der einerſeits phantaſtiſch, andererſeits durch ein mannigfaltiges Material beſchränkt und verwirrt, mich dennoch hinriß, auf eine bedenkliche Weiſe eingeklemmt.

Der Religionsunterricht, den ich jetzt genoß, konnte mir keine Beſchäftigung darbieten. Ich wußte mehr, als ich zur Confirmation bedurfte. Die Sprüche, die man zu benutzen pflegte, um die Lehrſätze der proteſtantiſchen Kirche zu beweiſen, waren mir wohl bekannt. So ganz war der gute Geiſt früherer Jahre mit dem Tode der Mutter von mir gewichen, ſo ganz lebte ich in dem Taumel geiſtiger Genüſſe, daß die Unterrichtsſtunden bei dem Prediger mir ein Gegenſtand der Eitelkeit wurden. Ich ſetzte etwas darein, mich nie vorzubereiten, und dennoch darthun zu können, wie ſehr meine Kenntniſſe die der übrigen Kinder überragten. Der Prediger erſtaunte oft, wenn ich, was die andern nothdürftig auswendig lernten, mit ſelbſtgefälliger Breite zu entwickeln ſuchte, und wenn er auch Manches zu berichtigen Veranlaſſung fand, was ich nicht ſelten, wenigſtens im Stillen, ſelbſtklug abwies, ſo mußte er doch im Ganzen ſeine Zufriedenheit ausſprechen.

So erwartete ich nun dürr, innerlich leer und völlig gleichgültig dasjenige, was mir einſt das heiligſte, tiefſte Myſterium meines Lebens geweſen war. Auch konnte es kaum anders ſein; die Gegenſtände des Wiſſens betäubten mich, der nächſte Zweck, der mir vorlag und eine jede Anſtrengung erheiſchte, war für den befangenen Knaben die Univerſität nicht der Himmel. Mein Vater betrachtete die Confirmation als einen bürgerlich nothwendigen Durchgangspunkt, ja er ſah es wohl nicht ungern, daß die Schwärmerei meiner Kindheit einer in ſeinen Augen verſtändigeren Thätigkeit Platz gemacht hatte. Der Unterricht bei dem Prediger enthielt nichts Anregendes, nichts eigentlich Religiöſes, es war die dürftige Auseinanderſetzung der erſten Elemente einer hergebrachten Dogmatik, für die unwiſſendſten Knaben eingerichtet. Mir war es kränkend, es verletzte meine Eitelkeit, da ich mich ſchon mit anderen Kindern meines Alters zu vergleichen ſuchte, daß ich an dieſem Unterrichte Theil nehmen ſollte. Ich ging unwillig zu dem Prediger hin, und verließ ihn verdrießlich und gähnend. So rückte der Tag heran. Seine Feierlichkeit beſchäftigte meine Phantaſie, aber nicht mein religiöſes Gefühl. Daß ich mich in der öffentlichen Prüfung auszeichnen würde, ſah ich wohl ein, aber der Gegenſtand war meiner

Eitelkeit zu gering. Ich verlebte den ſchönen Tag in äußerer Luſt, er hatte für mich alle religiöſe Bedeutung verloren.

Der Genuß des heiligen Abendmahls erſchütterte mich, das heiligſte Myſterium unſerer Religion, wie es mich früher durchdrang, übte ſeine geheime Gewalt. Der gute Engel, der uns verlaſſen hatte, die Geſtalt meiner verſtorbenen Mutter, drängte ſich mahnend an mich heran und ließ ſich nicht abweiſen; es war, als flüſterte mir eine drohende Stimme zu, daß ich jetzt nicht mehr wäre, wie ich früher geweſen, daß ich ſei, was ich nicht ſein dürfe. Innerlich unruhig, ja in eine faſt verzweiflungsvolle Gährung verſetzt, verließ ich den Altar. Einige Tage vergingen in ſinnender Betrachtung, aber die Zeit drängte, der innere Trieb jagte mich in den gewohnten Strudel des Wiſſens hinein; die Anſtrengung, die ich auf die Schulſtudien verwenden mußte, war ſogar geboten, ich tauchte wie bewußtlos in die Wellen der aufgeregten Gegenwart unter, und lernte nur zu lange das Athmen in der ätheriſchen Himmelsluft entbehren. Viele Jahre vergingen, ohne daß ich wieder das heilige Abendmahl zu genießen ein Bedürfniß fand. Kein inneres Gefühl, keine äußere Stimme mahnte mich daran.

Nach der Confirmation hatte ich noch bis zu der Zeit, wo ich unter die Zahl der Studenten aufgenommen werden ſollte, anderthalb Jahre. Auch dieſe Zeit war reich an inneren Ereigniſſen.

Unter den Büchern, die ich aus der Bibliothek erhielt, war auch ein kleines Bändchen, betitelt „Göthe's ſämmtliche Werke, ſiebenter Band.“ Ich nenne dieſe Schrift ſo, weil mir Göthe's Name völlig unbekannt war und der Titel mich wenig anzog. Als ich aber zu leſen anfing, konnte ich nicht wieder aufhören. Das Bändchen enthält bekanntlich Göthe's Fauſt und zwar das Fragment, welches mit der Scene endigt, wo Gretchen, gequält von dem zuflüſternden böſen Geiſt, im Dome kniet. Ich habe in den vier Norwegern verſucht den Eindruck darzuſtellen, den dieſes Göthiſche Werk auf ein unbefangenes jugendliches Gemüth machen mußte. Mich ergriff es auf eine bis dahin mir ſelbſt ganz fremde Weiſe. Die Sprache ſelbſt ſchien mir einen Klang zu haben, den ich bis jetzt nie vernommen hatte, eine geheime Macht, einen

Zauber zu beſitzen, den ich noch nicht kannte. Zwar waren mir die tieferen Schmerzen des ungemeſſenen Wiſſens noch fremd, jeder Tag brachte mir Neues, und dieſes ward mit Freuden aufgenommen und genoſſen, und die Unruhe, mit welcher ich in dieſe heranwachſende Maſſe Ordnung zu bringen ſuchte, hatte mit jener inneren verzehrenden Qual nichts gemein. Dennoch war es, als ahnte ich die Schmerzen, die keinem geiſtig bewegten Gemüthe lange fremd bleiben können. Als hätte ich die Alraunwurzel ſchon verletzend gehoben, als hätte ich ihren klagenden Ton vernommen. Manches, ja Alles hatte für mich einen wunderbaren, geheimnißvollen Reiz. Immer von Neuem wurde ich von der ſeltſamen Sprache angezogen, die mir wie wunderbare Geiſtermuſik aus dem Innerſten, Verborgenſten der Seele wieder heraustönte. Der geheime Schmerz, der kaum geahndet in der Freude des Wiſſens ruht, ward ein geheimer Stachel, der die Luſt erhöhte, nicht hemmte. Viele Stellen habe ich wie unwillkürlich in meinem Gedächtniß aufbewahrt, ſie waren nicht zu verdrängen. Gretchens Kummer und Wehklagen erſchienen mir als die tiefſten des ganzen Daſeins. Ein geheimes Grauen verband ſich mit einer unendlichen Luſt. Dieſe innere Bewegung erfuhr Keiner. Ein neuer Grundton meines ganzen Daſeins war angeſchlagen und bebte leiſe, in gewaltigen Schwingungen in meinem Innern nach. Noch immer giebt es Stellen im Fauſt, die, wenn ſie mir unwillkürlich entgegentreten, mich überwältigen und mit der Macht eines ganzen Lebens ergreifen. Es war die innerſte, die erſte, tiefſte Erſchütterung des jugendlichen Gemüths, die mannigfach variirt angeſchlagen wurde und als ein geheimer Klagegeſang eines ſchuldbewußten Daſeins immer wieder von neuem aus dem Innerſten ſich hören ließ. Daß aber Göthe's Fauſt meiner ganzen religiöſen Geſinnung eine Wendung gab, die von der bisherigen unſchuldigen ſehr verſchieden war, iſt leicht einzuſehen. Früher erwuchs alle Poeſie aus einem unſchuldigen kindlich naiven Glauben; ſie bildete ſich als eine irdiſche Blüte der Andacht, ein Gebet war der Hauch, war der Blumenduft, in welchem die ſinnliche Farbenpracht erblaßte und mit dem Bewußtſein der Seligkeit hinſtarb. Ich konnte beten, ja das Gebet war mir ein Bedürfniß. Jetzt war mir das Gebet ſchon fremd geworden, nur eine innere Angſt preßte es in vorübergehenden reuigen Momenten hervor, es ward immer ſeltener und die Neigung trat hervor, die Religion aus der Poeſie zu faſſen, ſie ſelbſt als eine tiefe Dichtung des menſchlichen Daſeins von neuem zu erzeugen, nachdem ſie in ihrer urſprünglichen Geſtalt verſchwunden war. Freilich war mir dieſe Abſicht nicht klar, aber daß alle religiöſe Geſinnung ſchwankend geworden war, unbeſtimmt dunkel und heimlich zwiſchen Wahrheit und Dichtung ſchwebte, das iſt nur zu gewiß.

Es war in dieſer Zeit, als ich einen Entſchluß faßte, deſſen Kühnheit nur derjenige einzuſehen vermag, der meine damalige ganze Lage kennt, der, ſo unbedeutend, ja kindiſch er erſcheint, eine Epoche in meinem Leben macht.

Wir wurden zuweilen zu dem Onkel, Profeſſor Bang, eingeladen, und brachten dann wohl einige Zeit in der Stube ſeiner Stiefſöhne nach Tiſche zu. Dieſe Stube, die ſpäter eine ſo bedeutende Rolle in meinem Leben ſpielt, hatte für mich noch etwas Quälendes, Aengſtliches; die Brüder waren mir noch fremd, ich weiß kaum zu ſagen, ob ſie eine Ahnung hatten von meinen ſtillen unreifen wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen. Eine trauliche Mittheilung fand noch gar nicht zwiſchen uns ſtatt. Der älteſte Bruder war ſchon Student, hatte bedeutende Bekanntſchaften, und man erwartete viel von ihm. Ich betrachtete ihn mit einer Art ehrfurchtsvoller Scheu und traute ihm ſehr viel zu. Es gehört überhaupt zu meiner Eigenthümlichkeit, eine große Achtung für ein jedes fremde Geſchick zu haben. Ich vermuthe hinter einem ſolchen jederzeit einen mir noch unzugänglichen Schatz.

Ich habe die Gewohnheit ſchon früh gehabt und immer behalten, in herumliegenden Büchern zu blättern. Einige fielen mir auf durch den Einband, der mit einem vergoldeten Wappen geſchmückt war. Auf meine Frage erfuhr ich, daß es Bücher aus der großen Bibliothek des Kammerherrn Suhm waren. Dieſer Gelehrte war mir freilich von meiner Kindheit an bekannt. Sein Handbuch der nordiſchen Geſchichte ward in der Schule auswendig gelernt. Daß Suhm Beſitzer einer großen Bibliothek, was ein jedes Kind, wenn es eine gelehrte Erziehung genoß, wußte, war mir völlig unbekannt. Ueberhaupt konnte ich über allgemein bekannte äußere Verhältniſſe eine auffallende Unwiſſenheit verrathen. Die Nachricht, daß man aus dieſer Bibliothek Bücher erhalten konnte, überraſchte mich, aber ich erſchrak, als ich mir die Möglichkeit dachte, auch für mich Zutritt zu dieſen unermeßlichen Schätzen zu erhalten. Mit einer Art von vornehmer Nachläſſigkeit, die mir wohl imponiren ſollte, und auch wirklich imponirte, deutete der ältere Vetter (Mynſter) mir an, daß die Stellung ſeines Vaters und ſeine mannigfachen Bekanntſchaften ihm die Gunſt verſchafft hätten, aus dieſer, in allen Fächern reichen Bibliothek Bücher zu erhalten.

Ich verließ ihn, aber der Wunſch, auch für mich den Zutritt zur Benutzung dieſer Bibliothek zu erhalten, hatte in meiner Seele tiefe Wurzel gefaßt. Ich brachte die Nacht ſchlafflos zu, die Ausſicht, in ſolchen Wiſſensſchätzen zu wühlen, die glänzende Hoffnung, Aufſchluß zu erhalten über Manches, was mich quälte, was mir dunkel war, ſchwebte mir unabläſſig vor. Mein Vater beſaß eine Beſchreibung von Kopenhagen von einem gewiſſen Hauber. Ich vermuthete, daß darin eine ſo bedeutende Bibliothek als eine Merkwürdigkeit der Stadt erwähnt ſein würde. Ich ſchlug nach und fand eine Stelle, die ungefähr ſo lautete: „Der liberale Beſitzer eröffnet ſeine Bibliothek zum Gebrauch für bekannte Gelehrte.“ Eine ſolche Notiz mußte nun meine Hoffnung vollends niederſchlagen. Ein unbekannter ſechzehnjähriger Knabe von unanſehnlichem Wuchs, der noch jünger ausſah, als er war, mußte unverſchämt erſcheinen, wenn er auch nur einen ſolchen Wunſch zu äußern wagte. Das war mir nun in gewiſſen Augenblicken völlig klar; dann aber ſagte ich mir, daß mein Vetter Mynſter doch auch kein bekannter Gelehrter wäre. Zwar hatte er die vielfachen Bekanntſchaften, die Stellung ſeines Vaters als den Grund der erlangten Begünſtigung angegeben, aber dennoch beſchloß ich, obgleich mit einer Angſt, die mich erbeben machte, den Verſuch. Du kannſt doch nur abgewieſen werden, ſagte ich mir, durch meinen Leichtſinn für einen Augenblick beruhigt, dann aber erſchien ich mir, wenn ich abgewieſen würde, tief beſchimpft, und dennoch, was ich gewinnen konnte, unermeßlich.

Ich zog das für die Confirmation verfertigte höchſt anſtändige Kleid an. Ich hoffte auf dieſe Weiſe durch meine erſte Erſcheinung Etwas zu gewinnen. Ich hatte mich nach Suhm's Wohnung erkundigt und eilte in einer Art von Betäubung dahin. Als ich die Treppe hinunterſprang, als ich durch die nächſten Straßen mehr lief als ging, war ich noch voll fröhlicher Hoffnung, aber je mehr ich mich der angezeigten Wohnung näherte, deſto langſamer wurden meine Schritte. Die Furcht, abgewieſen zu werden, rang mit der ſinkenden Hoffnung, und gewann, je näher ich dem Hauſe kam, deſto entſchiedener die Oberhand. Man ging in einer Sackgaſſe durch einen Thorweg über einen großen Hof auf dies anſehnliche Gebäude zu. Das Haus ſchien mir zu ſchwanken, die Knie zitterten, ich vermochte kaum die Treppe zu erſteigen, oft beſchloß ich wieder umzukehren, aber dennoch öffnete ich die Thür und trat ein. Der wegen ſeiner großen Kenntniſſe und ſeines mühſamen Fleißes um die däniſche Literatur wohlverdiente Nyerrup, ſpäter mein Freund, war der Bibliothekar. Ich wußte kaum, was ich that, als ich auf ihn zutrat und Linné's **Systema naturae** forderte. Nyrup that, als verſtände es ſich von ſelbſt, legte mir einen Zettel vor, ich mußte den Titel des Buches aufſchreiben, ſo wie meinen Namen und Wohnung. Er öffnete eine Nebenthüre, um das Buch zu holen, und ich blickte zum erſten Male in meinem Leben in den großen Schatz einer anſehnlichen Bibliothek hinein. Er brachte mir die drei Theile; von den erträumten Schwierigkeiten war gar nicht die Rede.

Wenn ein Menſch, in Armut verſunken, plötzlich einen unermeßlichen Schatz findet, ja wenn ein Privatmann durch wunderbare Ereigniſſe einen Thron erwirbt, kann er von keinem grenzenloſeren Jubel durchdrungen ſein, als ich in dieſem Augenblicke. Der Uebergang von der höchſten Angſt zur hoffnungsvollſten Freude war zu plötzlich. Es waren nicht die drei Bände, die ich unter den Armen trug, allein, es waren die unermeßlichen Quellen des Wiſſens, die ſich mir eröffneten, ſich zum Gebrauch darboten. Ich war aus der einſamen Armut in die Mitte der reichſten Schätze verſetzt und durfte ſie mein nennen. Ich habe ſeitdem nie eine Freude erlebt, die ſich dieſer vergleichen ließe. Ich hüpfte nach meiner Wohnung zu, ich konnte mein Glück nicht faſſen.

Daß ich gerade Linné wählte, geſchah, weil ich durch Spengler erfahren hatte, daß er zuerſt die Naturgegenſtände in eine überſchauliche Ordnung gebracht hatte und dieſe war eben mein allergrößtes Bedürfniß. Ich hoffte nun durch Linné zu erfahren, wohin ich die Naturgegenſtände bringen ſollte, die mir täglich von Neuem zufloſſen. Aber eben dieſe Wahl überzeugte mich bald, daß meine Freude zu voreilig war. Ich fing mit der größten Anſtrengung an, mir das ſeltſame Buch deutlich zu machen, es wollte mir auf keine Weiſe gelingen. Zwar hatte Spengler mich mit den Hauptkenntniſſen der Conchylien- und Korallengattungen bekannt gemacht. Er hatte ſich dabei der Linné'ſchen Kunſtausdrücke bedient und ſie mir verſtändlich gemacht. Ich fand auch, was ich durch ihn gelernt hatte, in Linné wieder, und konnte mich herzlich darüber freuen. Aber außer dieſen engen Grenzen des Verſtändniſſes blieb mir Alles fremd, ſeltſam und durchaus unzugänglich. Mit vieler Mühe gelang es mir wohl, die Organe der Pflanze, den Hauptzügen nach, Linnéiſch zu bezeichnen. Die Freude, eine bekannte Pflanze in der Linnéiſchen Ordnung wieder zu finden, war faſt eben ſo groß, wie die des erſten Erkennens, der erſten Beſchäftigung mit ihr in der freien Natur, die meine Jugend beglückte. Aber Alles blieb Bruchſtück, Alles lag unzuſammenhangend da, und zum erſten Male lernte ich es einſehen, daß neben den wiſſenſchaftlichen Schriften eine lebendige Tradition hergehe, daß die Geiſtesſchätze nur durch dieſe ſich dem Forſcher fruchtbringend ergeben; die abſolute Nothwendigkeit einer fremden Hülfe wurde mir immer klarer, und ſo groß mein bisheriger wiſſenſchaftlicher Genuß geweſen war, ſo lernte ich doch jetzt die abſolute Unzulänglichkeit aller meiner Kenntniſſe einſehen.

Die mir ſo nothwendige Hülfe ward mir denn auch kurz vor der Univerſitätsprüfung zu Theil. Das Studium der chirurgiſchen Wiſſenſchaften erlitt eine wohlthätige Revolution. Ein neues Gebäude mit einem anatomiſchen Hörſaal und Sammlungen, einem chemiſchen Laboratorium und Wohnung für einen Director ward errichtet, und, irre ich nicht, im Jahre 1788 zum Gebrauch eröffnet. Man wollte das chirurgiſche Studium wiſſenſchaftlicher begründen, die Chirurgen der höheren Klaſſe ſollten von jetzt an ſich mediziniſch ausbilden, die eigentlichen Aerzte einen gründlicheren Unterricht in der Chirurgie erhalten. Aus dieſem Grunde mußte mein Bruder, der für die Chirurgie beſtimmt war, ſich der Univerſitätsprüfung unterwerfen.

Bei dem lebhaften Intereſſe, welches mein Vater an dieſer neuen Begründung ſeines Faches nahm, war es natürlich, daß meine Aufmerkſamkeit auch auf die Vorträge bei der Akademie hingezogen wurde. In dem letzten Jahre vor der Univerſitätsprüfung hörte ich Oſteologie bei Profeſſor Winslöw, einem Verwandten des in der erſten Hälfte des Jahrhunderts in Paris angeſtellten und berühmt gewordenen Anatomen deſſelben Namens. Chemiſche Vorträge aber bei dem Lector Schumacher, der eben von einer wiſſenſchaftlichen Reiſe zurückgekommen war. Ich erinnere mich noch, mit welcher Anſtrengung ich mich mit dem Os sphenoideum quälte. Die Trockenheit dieſes Studiums ſchreckte mich nicht ab, an Knochen fehlte es mir nicht, und Walthers Abhandlung von trocknen Knochen diente mir zur Wiederholung der Vorleſungen. Eben ſo wußte ich mir Säuren, Alkalien, einige Metallkönige anzuſchaffen, ja ſelbſt einen kleinen Ofen. Das Handbuch eines däniſchen Chemikers Tychſen diente mir zum Wegweiſer und ward auch bei den Vorleſungen zum Grunde gelegt.

Aber auch in einer andern Richtung, die mit meiner bisherigen Beſchäftigung unmittelbar in Berührung ſtand, waren mir die äußeren Verhältniſſe günſtig.

In dem Lande, in welchem O. F. Müller lebte, der erſt vor wenigen Jahren geſtorben war, in welchem die noch immer klaſſiſche Zoologia danica, in welchem als eine Zierde für die Nation die Flora danica durch Oeder und fortgeſetzt durch Rottböll, herauskam, war dennoch bei der Univerſität der Unterricht in der ſogenannten Naturgeſchichte ganz in Verfall gerathen. Der höchſt gründliche Naturforſcher Abildgaard war noch mehr durch ſeine großartige Thätigkeit, als durch ſeine Schriften, ein höchſt merkwürdiger Mann. Ich ward in ſpäteren Zeiten durch meinen Freund Reil lebhaft an ihn erinnert, er hatte ſchon zwölf bis dreizehn Jahre früher die Veterinärſchule mit großem Opfer des eigenen Vermögens begründet. Dieſe war urſprünglich eine Privatſtiftung mit königlicher Unterſtützung. In den Jahren 1788 und 1789 wußte der lebhaft aufregende Mann reiche Männer für die Ausbreitung der Naturgeſchichte zu intereſſiren. Es trat eine Geſellſchaft für die Naturgeſchichte und für den Unterricht in dieſer Wiſſenſchaft zuſammen, Sammlungen, beſonders zoologiſche, wurden angelegt, und die Regierung wies proviſoriſch einige Säle, die unbenutzt waren, in einem Palais hinter dem Schloſſe, der Geſellſchaft dazu an. Vahl, einer der letzten unmittelbaren Schüler Linné's, damals einer der ausgezeichnetſten Botaniker in Europa, war von ſeinen wiſſenſchaftlichen Reiſen zurückgekehrt. Die einzige Stelle, die ſich im Lande für einen Botaniker von ſeinen Verdienſten ziemte, das Directorium des botaniſchen Gartens, war an den fleißigen und emſigen Lehrer bei der Veterinärſchule, Profeſſor Wiborg, wohl etwas voreilig, vergeben. Als Vahl zurückkam, war keine ſchickliche Stelle für ihn da. Man übertrug ihm zwar die Fortſetzung der Flora danica, aber dieſe Beſchäftigung war für ihn weder hinlänglich noch lohnend. Abildgaard, dieſer das Leben lebendig ergreifende Mann, wußte eine ſolche tüchtige Eigenthümlichkeit zu ſchätzen, ihm war es klar, daß die bedeutendſten Einrichtungen von bedeutenden Männern ausgehen müſſen, wenn ſie wahrhaft fruchtbringend ſein ſollen, daß eine jede Einrichtung, die aus einer abſtracten Reflection, aus bloßen allgemeinen Prinzipien entſpringt, für deren Verwirklichung erſt aus allen Ecken die Menſchen zuſammengetrieben werden müſſen, ohne Bedeutung bleibe. Die letzteren dauern zwar ſinnlicher Weiſe fort, aber wie der todte Körper, wie der Stein, und früh genug entdeckt man, daß ſie blieben, aber als ein beſchwerliches Hinderniß, welches man gern aus dem Wege räumen möchte. Wo dagegen einer bedeutenden eigenthümlichen Natur Raum und Wirkungskreis eröffnet wird, da mag für die ſinnliche Erſcheinung, was ſie lebendig ſchuf, an die bedeutende Perſönlichkeit angeſchloſſen, mit ihr ſterben, aber es lebt, lebendig befruchtend, fort. Obgleich ich nun keineswegs behaupten will, daß das Höchſte und Bedeutendſte ſich bloß mit der Eigenthümlichkeit ausbildet, obgleich der Staat dann ſeine volle Bedeutung hat, wenn jene beiden getrennten Momente ſich lebendig durchdringen, ſo iſt dennoch entſchieden das Uebergewicht der bloß allgemeinen Prinzipien, mit dieſen der bloße Formalismus der Einrichtungen, höchſt gefährlich und drückend. Ich beſchränke mich hier auf geiſtige Inſtitute, denn dieſe wiſſen von einer Trennung der geſetzgebenden und der ausübenden Gewalt nichts. In dieſer iſt jene das belebende, und wo in ihrer äußeren Thätigkeit das erzeugende Prinzip erſtirbt, da verliert ſie ſelbſt allen Werth. Dieſe erzeugende Macht aber hat Gott der Perſönlichkeit anvertraut, ſie hat ein urſprüngliches Recht, wenn ſie ihren Ruf erkennt; der Staat iſt dazu da, ihr den Bauplatz zu ſchenken, ja die wahrhaft geiſtige Bedeutung des Staats, betrachten wir ihn als ein Individuum, beruht darauf, ſeine mächtigen Individualitäten zu begreifen und als ſeine heiterſten und tiefſten Gedanken aufzufaſſen und gewähren zu laſſen. In dieſem Sinne hat der St. Simoniſt Recht; nur wenn das alberne Volk eine Commiſſion errichtet und die verſchiedenen Capacitäten herauszupflücken denkt, wird die ganze Lehre armſelig und leer. Das iſt der Zirkel des Lebens, dasjenige, wodurch alle Erſcheinung an ein Höheres geknüpft iſt, daß das große Individuum eines Volkes nicht durch Eure Einrichtungen lebt, ſo wie es nie aus dieſen entſteht, daß vielmehr jede bedeutende Einrichtung ſich aus dem Leben bildet, welches ſelbſt eine höhere, eine göttliche Quelle anerkennt, ohne welche ſie unfruchtbar und bedeutungslos bleibt.

Ich habe dieſe Bemerkung nicht unterdrücken können, indem mir das Bild eines Mannes vorſchwebt, der mir ſo wichtig ward, der Treffliche, den ich zuerſt als einen geliebten Lehrer, deſſen Andenken mir unvergeßlich iſt, ſchätzen und verehren gelernt. Es iſt kaum zu bezweifeln, daß Abildgaard, indem er die Geſellſchaft für die Naturgeſchichte ſtiftete, einem in den vorliegenden Verhältniſſen begründeten Bedürfniß zunächſt und unmittelbar abhelfen wollte. Ein ausgezeichneter Mann war nach langen Jahren in ſein Vaterland zurückgekehrt. Er war in ſeinem Fache der anerkannte Meiſter ſeiner Zeit; er konnte erwarten, daß die ſorgfältig und gewiſſenhaft ausgebildete Eigenthümlichkeit einen geeigneten Wirkungskreis finden würde; aber alle Plätze waren beſetzt, und nur Plätze kannte man, todte Räume, die neben einander lagen, ſtarr begrenzt, die ſich nicht, ohne zu zerbrechen, zuſammenziehen, nicht ohne Verdünnung ausdehnen ließen, nichts Lebendiges lebendig aufzunehmen vermochten. „Hvor der er Hierterum, der er ogſaa Raaderum“ (wo das Herz lebendig ſchlägt, erweitert ſich der engſte Raum) ſo lautet ein ſchönes, wörtlich nicht zu überſetzendes däniſches Sprichwort. Was der todte Formalismus des Staats nicht vermochte, das gelang durch die mächtige Anregung eines großartig thätigen Mannes; und mußte es gleich dem Manne, der ſich ſeiner Verdienſte wohl bewußt war, kränkend ſein, den Lohn, den er aus der erſten Hand vom Staate zu fordern hatte, aus der zweiten annehmen zu müſſen, ſo waren die Folgen für das Land doch höchſt wohlthätig. Denn der eigentliche Keim lebendiger Naturforſchung ward weder durch O. F. Müller, noch durch Oeder und Rottböll, ſondern durch Vahl gelegt. Er war der Stifter einer gründlichen ſtrengen Schule, und wer in dieſer das Glück hatte, den Unterricht des anerkannten Meiſters zu genießen, wird die glückliche Schulzeit nie vergeſſen. Mich rettete er aus einer immer gefährlicher werdenden inneren Verwirrung, und die Schulzeit, die mein eigenſtes Daſein fördern ſollte, fing erſt mit ihm an.

Ich erinnere mich lebhaft, als wäre es noch heute, wie ich zuerſt die breiten Treppen des Palaſtes hinaufſtieg und in den großen hellen Saal hineintrat. Die Wände waren mit alten Gobelins verziert, ein langer Tiſch ſtand in der Mitte des Saales von Stühlen umgeben, auf dem Tiſch ſtanden Thierſchädel, und Abbildungen von Säugethieren aus dem bekannten Schreberſchen Werk lagen herum. Die Zahl der Zuhörer war gering, unter dieſen waren aber junge Männer, die, wie ich, durch einen inneren Trieb, nicht bloß durch äußere Verhältniſſe hingezogen wurden. Einige unter ihnen wurden ſpäter meine innigſten Freunde, auch der älteſte Mynſter, Bangs Stiefſohn, mein Vetter, war da. Vahl erſchien, ich hatte viel von ſeiner großen Celebrität, von der in ganz Europa anerkannten Meiſterſchaft gehört; die Glorie von dem großen hochverehrten Linné ruhte auf ihm und ein mächtiger Fürſt würde mir, der ich ganz in einer einſam verwahrten wiſſenſchaftlichen Welt lebte, durch ſeine plötzliche Gegenwart nicht mehr imponirt haben, als es damals durch Vahl geſchah.

Vahl war von mittelmäßiger Größe, gedrungenem Körperbau und ziemlich korpulent; man erkannte in ſeinen Geſichtszügen, in der Art, wie er ſich darſtellte, den ſtillen nachdenkenden Forſcher, aber nicht einen ſolchen, der hinter Büchern mit bloßen Abſtractionen ſein Leben verträumt hatte, vielmehr einen, zwar faſt nur für ſein Fach lebenden, aber doch auch durch das Leben ſelbſt gebildeten Mann. Nicht eigentlich für die Geſellſchaft, für das Leben in den Salons ausgebildet, denn dieſes haßte er, und lebte mit ſeiner Frau einſam zurückgezogen, ganz für ſeine

Schüler und für ſein Fach. Aber wer in der großen Natur und mit ihr lebt, der kann die mannigfaltige Berührung mit Menſchen nicht umgehen. Er hatte große und weit ausgedehnte Reiſen durch ganz Europa gemacht, irre ich nicht, auch das nördliche Afrika beſucht. Wahl war im Umgange höchſt unbefangen, er wußte ſich die Achtung ſeiner Schüler zu erwerben, hemmte aber niemals die ganz unbefangene Aeußerung der Fröhlichkeit, ja theilte ſie. Seine botaniſchen Excurſionen waren Jubelfeſte für die ihn begleitende Jugend, und eben ſo fröhlich wie lehrreich. Das gründliche Aufſuchen der Pflanzen auf ihrem Standort, das genaue ſtrenge Beſtimmen derſelben, beſonders, wenn ſeltenere gefunden wurden, litt keine Unterbrechung. Kein grammatikaliſcher Unterricht in der Schule konnte ſtrenger ſein, als ſeiner in der Linnéiſchen Methode; ein jeder ſchwankende unbeſtimmte Ausdruck ward ſtreng abgewieſen. Wenn wir Pflanzen unter ſeiner Leitung beſchreiben ſollten, forderte er jederzeit den völlig exacten techniſchen Ausdruck. Erfuhr er, daß wir bei der Beſtimmung der Pflanzen, weil uns die Linnéiſche Beſchreibung in den techniſchen Ausdrücken nicht geläufig war, etwa Abbildungen zu Hülfe nahmen, dann wies er uns jederzeit ſtreng zurecht. „Hier iſt das Buch, ſagte er dann, und gab uns den Linné; die Pflanze iſt hier beſchrieben, hier muß ſie aufgeſucht werden, Kinder amüſiren ſich mit Bildern.“ Er galt zu ſeiner Zeit als der entſchiedenſte Meiſter in der Beſtimmung der Gattungen und Arten: die berühmteſten Botaniker wandten ſich in dieſer Beziehung an ihn, und obgleich die fortſchreitende Wiſſenſchaft jetzt auch in ſeinen Beſtimmungen viele Verbeſſerungen nöthig macht, ſo kann man doch behaupten, daß er nach Linné und bis ſich durch Juſſieu und ſeine Schule eine genauere und vielſeitigere Art der Pflanzenbeſtimmung ausbildete, den erſten Rang behauptete. Seine Bereitwilligkeit, eine jede Schwierigkeit, mit welcher der Anfänger zu kämpfen hat, zu heben, ſeine Freundlichkeit, die ihn ſelbſt da nicht verließ, wo er uns ſtrenge zurechtweiſen zu müſſen glaubte, kannte keine Grenzen. Nur, wo er mit Unwiſſenheit gepaarte Selbſteinbildung erkannte, ward er ironiſch; und ich muß leider bekennen, daß ich einige Mal nicht mit Unrecht dieſe härteſte Strafe habe erleiden müſſen. Er betrachtete mich dann mit einer ſchlauen Miene, ließ mich eine falſche Behauptung, wenn ich ſie mit Zuverſicht äußerte, ruhig ausſprechen und ausbilden, bis ich ſelbſt genöthigt war meinen Irrthum zu erkennen; dann ſagte er lächelnd: „Sie ſind ja recht weit gekommen und können wohl gar ſich ſelbſt helfen und meinen Unterricht entbehren.“

Er war aber keineswegs glücklich; die falſche Stellung, in die er gerathen war, quälte ihn, er zog ſich aus allem Umgang zurück und lebte nur für ſeine Familie, für ſein Fach, für ſeine Schüler und wohl auch für wenige Freunde, die mit ihm durch gleiche Beſchäftigung mehr oder weniger verbunden waren.

An der Seite dieſes Mannes traten nun die Pflanzen und Thiergeſtalten, mit denen ich mich ſelbſt von meiner Kindheit an durch unbeſtimmte Selbſtforſchung bekannt zu machen geſucht hatte, beſtimmter, klarer und eine jede im Zuſammenhange mit den übrigen hervor. Es war ein ganz eigenes, heiteres Gefühl, auf dieſe Weiſe allmälig ſichere Ordnung da hervortreten zu ſehen, wo Unſicherheit und Verwirrung mich bis jetzt gequält hatte. Vahl hoffte in der That, mich zu einem guten Zoologen und Botaniker auszubilden, ich ſelbſt hatte die nämliche Hoffnung, wir irrten uns beide.

Man könnte glauben, daß drei Vorträge, die mich auf eine ſolche Weiſe beſchäftigten, mir alle Zeit rauben würden, die ich doch auf die Univerſitätsprüfung anzuwenden nöthig hatte. Es war aber nicht der Fall. Ich entſchloß mich ſchnell, das unſichere und verworrene Treiben, in welches die einſamen Studien ohne alle Anleitung mich geſtürzt hatten, ganz aufzugeben. Die neue Beſchäftigung ſchritt langſam vor. Ich freute mich über einen jeden Fortſchritt, wenn er auch noch ſo klein war, ich lernte mich beſchränken und mich vertrauensvoll der fremden Anleitung hingeben. So war in den letzten Monaten der noch immer fortdauernden Schulzeit dieſe Nebenbeſchäftigung nicht bloß eine Erholung, ſie enthielt auch eine Beruhigung, die mir für die Schulſtudien im höchſten Grade nöthig war.

Die Zeit der durchaus freien geiſtigen Beſchäftigung näherte ſich immer mehr, die reiche phantaſtiſche Welt aus eigenen kindiſchen unreifen Betrachtungen und aus Schriften, wie der Zufall ſie mir in die Hände gab, erwachſen, trat immer mehr zurück. Sie ſchwebt mir als die myſtiſche Zeit meiner Jugend vor, die allgemeinen Bildungsmomente der Zeit nahmen mich in ihre Mitte; die ſtrenge allgemeine Form der Wiſſenſchaften übte ihre Gewalt über mich aus, und erſt ſpäter ſollte es mir klar werden, welchen Reichthum jene frühere Epoche in ſich enthielt, ſollte ich einſehen, daß ſie viele Schätze verbarg, die jetzt für mich auf immer verloren ſind. Kein Menſch erfüllt ſeine Beſtimmung ganz, keiner, der einen geiſtigen nicht unbedeutenden Ruf erhielt, leiſtet, was er als Kind verſprach. Unſer ganzes Leben iſt ein Vergeuden anvertrauter Schätze, und leider, wenn wir glauben das Höchſte errungen zu haben, dann ſind wir eben in irgend eine Einſeitigkeit hineingerathen, die wir mit aller Anſtrengung feſtzuhalten, mit vielem Scharfſinn auszubilden ſuchen, und die nicht allein ſich ſelbſt, ſondern auch das urſprünglich Wahre in uns verſchiebt, verzerrt und dem Verwelken preis giebt. Ich blicke mit Wehmuth auf jene Zeit zurück. Mit welcher lebendigen Hoffnung trat ich aus der ſtillen geiſtigen Einſamkeit in die geſetzliche Welt einer allgemeinen wiſſenſchaftlichen Bildung, deren nicht unbedeutender Bürger zu werden ich mit der grenzenloſeſten Zuverſicht erwartete.

Ich bin bei der Darſtellung dieſer Epoche vielleicht zu weitläufig; man wird mir vorwerfen, daß ich auf manche Umſtände einen zu großen Werth gelegt habe. Die Eitelkeit, die in demjenigen, was uns begegnet iſt, etwas ganz Abſonderliches ſieht, ſelbſt wenn es das Allergewöhnlichſte iſt, was einem jeden Menſchen begegnet iſt, verläßt uns nie, und A. W. Schlegel hatte nicht unrecht, als er ſagte, daß ſelbſt die größten Männer, wenn ſie alt werden, ſich gern als Kinder auf den Arm nehmen, ſich ſtreicheln, verhätſcheln und mit ſich ſelbſt auf jede Weiſe ſchön thun. Daß ich von dieſer Neigung ganz frei geblieben wäre, darf ich kaum behaupten, doch ſcheint mir eben in dieſer ſo allgemeinen Luſt des Alters, ſich in die früheſte Jugend zu verſetzen, dieſe wieder durchzuleben, in der Gewalt der Erinnerung, die uns nach einem langen Leben immer entſchiedener ergreift, etwas ſehr Bedeutungsvolles zu liegen. Das Alter hebt die bis dahin verborgenen Schätze aus der Geſchichte der Seele hervor. Geheimniſſe des Innern werden laut, die das Kind nicht kannte, und die der Umgebung verborgen blieben. Wenn es nun auch unvermeidlich iſt, daß die Darſtellung das Gepräge der ſubjectiven

Anſicht, die der Erzählende ſelbſt von ſich gefaßt hat, tragen muß, ſo werden tiefſinnigere Forſcher kommen, die den leicht verhüllenden Schleier zu lüften wiſſen, die eine ſolche Darſtellung und den Verfaſſer derſelben mit gleichem Scharfblicke durchſchauen.

Bevor ich nun aus der Einſamkeit meiner erſten Jugend hervortrete, erlaube man mir noch zwei Momente des früheren Lebens zu erwähnen, die einen allgemeinen Charakter hatten, die ich mehr mit andern, ja ſogar mit allen Bewohnern der Stadt theilte.

Siaelland iſt eine wahrhaft reizende Inſel. Zwar, wer auf dem Landwege durch Holſtein, Schleswig, Fühnen und zuletzt Siaelland nach Kopenhagen reiſt, wird dieſes kaum glauben. Er bleibt faſt fortdauernd auf dem hohen kahlen Rücken, der das Feſtland und die Inſel durchſchneidet. Hier und da trifft er vorübergehend eine lieblichere Gegend wie im Fluge; die eigentlich reizenden Gegenden liegen aber in Holſtein und Schleswig gegen Oſten und Weſten, in Fühnen und Siaelland gegen Süden, und auf der letzten Inſel zum Theil auch gegen Norden. Hier trifft man die

Majeſtät der Buchenwaldung, die eben auf dieſen Inſeln ihren Königlichen Sitz hat. Was den Deutſchen auf der Inſel Rügen ergreift, iſt nur die ſchwache Andeutung jener eigenthümlichen Pracht, die beſonders in der erſten Hälfte des Sommers, ſo lange die Blätter der Buchen die friſche, helle, ſaftige, gelblich grüne Farbe behalten, einen unendlichen Zauber beſitzt. Friſche Wieſen, fruchtbare Aecker ſchließen ſich den Waldungen an, große Seen werden geheimnißvoll von dicht ſtehenden Buchen umſchloſſen und wie verborgen gehalten. Milde Hügel wechſeln mit den ſanften Vertiefungen, die freilich nur höchſt ſelten eigentliche Thäler bilden. Und wenn die tiefen, mannigfaltig gekrümmten Meerbuſen ſich durch die fruchtbaren Aecker, durch die dichten Buchenwaldungen, durch die waldbedeckten Höhen und friſch grünenden Wieſen, die luſtigen Dörfer und Höhen berührend, hindurchdrängen, erhält die Gegend den höchſten Reiz. Ein ſtiller dichteriſcher Zauber ruht auf ihr und milde idylliſche Sagen, das Glück und die Wehklagen begünſtigter und unglücklicher Liebe ſcheinen wie heimatliche Naturtöne aus Buchen und Wald, aus Meer und Luft laut zu werden.

In den fruchtbarſten Gegenden haben die Dörfer wie die kleinen Städte ein durchaus heiteres Anſehen. Ich erſchrak, als ich zuerſt ein märkiſches Dorf ſah, dieſe ſchmutzigen Klumpen halb verfallener Lehmhütten. Wohl findet man auch auf Siaelland verhältnißmäßig arme Dörfer, doch dieſe Rohheit der Gebäude, dieſe abſolute Vernachläſſigung alles Anſtandes in dem Bau derſelben, dieſes freiwillige Hineintauchen in Unreinlichkeit und Schmutz, als wären ſie weſentliche unvermeidliche Elemente des Lebens, kannte ich bis dahin gar nicht. Ich finde es vortheilhaft, daß ſelbſt die größten Bauerhöfe immer nur einſtöckig ſind; alle Räume in dem Hauſe werden dann benutzt, alle Vorrathshäuſer ſind von dieſem entfernt, und wenn die Nebengebäude auch manchmal nicht in dem beſten Zuſtande ſind, ſo behält das Hauptgebäude doch ſein wohnliches Ausſehen. Die aus Sparrwerk, ja ſelbſt aus feſten Mauern gebauten zweiſtöckigen Bauernhäuſer zerſtörten daher, als ich ſie im nördlichen Deutſchland kennen lernte, die lebhafte Vorſtellung des Idylliſchen, welches ſich mit den Bauernwohnungen meines Vaterlandes von meiner früheſten Kindheit an verknüpft hatte. Ein ſolches größeres Haus wird faſt nie ganz bewohnt. Die nicht bewohnten Kammern werden vernachläſſigt, der enge Raum der benutzten Stuben, ſelbſt wenn ſie bei reicheren Bauern hell und reinlich erhalten werden, verliert ſich in den wüſten Räumen, da eben das enge vertrauliche Anſchließen der Wohnung, die ſich wie freundlich anſchmiegt an das ſtille Leben der Einwohner, mir von meiner früheſten Kindheit an als ein weſentliches Element des idylliſchen Landlebens erſchien. Aus demſelben Grunde machten auch die kleinen Städte im nördlichen Deutſchland auf mich einen unangenehmen Eindruck. Denn hier treten eben ſolche wüſte, zur Hälfte leere Häuſer, dicht zuſammen, und das traurige und peinigende Gefühl eines in ſich verfallenen Daſeins drängt ſich uns unmittelbar auf. Die meiſten kleinen däniſchen Provinzialſtädte erſcheinen unanſehnlicher, aber ſie behalten meiſt das Anſehen der Dörfer. Die Häuſer ſtehen nicht zu dicht aneinander, die Straßen ſind breiter, die Wohnungen einſtöckig wie die der Dörfer, ſind ganz bewohnt. Höchſtens treten an die Stelle der dichten, mächtigen, wohl unterhaltenen Strohdächer, unter deren warmen Schutze die Bauern wohnen, in den Städtchen die Ziegeldächer hervor. Ich rede freilich von einer früheren, glücklicheren Zeit, in welcher Wohlſtand auf dem Lande herrſchte. Welche Veränderungen die traurigen Ereigniſſe der ſpäteren Jahre hervorgebracht haben, iſt mir unbekannt; aber das iſt gewiß, das Land hatte in den fruchtbareren Gegenden mit ſeinen Städtchen und Dörfern ein durchaus heiteres freundliches Anſehen. Ich kann mich nicht darin täuſchen, denn der Kontraſt, der ſich zwiſchen meinem Vaterlande und dem nördlichen Deutſchland nach Berlin und Dresden zu hervorhob, ſchwebt mir noch deutlich vor.

Auch die Gegend um Kopenhagen iſt im höchſten Grade reizend. Wer von der Seeſeite ſich dieſer Stadt nähert, wer ſie allmälig hinter den dicht gedrängten Maſten der Schiffe aus dem Meere hervortauchen ſieht, wird jederzeit in eine angenehme, immer geſteigerte Spannung verſetzt. Hat ſich das Schiff, welches den Reiſenden zur Stadt bringt, durch das Gewühl der übrigen oft mit vieler Mühe hindurchgedrängt, hat der Reiſende ſich erholt von der Betäubung, von welcher er nothwendig ergriffen wird, wenn er die lärmende Geſchäftigkeit wahrnimmt, die auf allen Schiffen in ſeiner Nähe entſteht, zum Theil durch die Bemühung, für das ankommende Schiff Platz zu machen, hat das Boot ihn bei der Zollbude ans Land geſetzt, und gelingt es ihm, nachdem die ſtörende Zeit der Unterſuchung überſtanden iſt, einen Augenblick für die ruhige Betrachtung der Umgebung zu gewinnen, dann wird ihn dieſe durch ihre heiteren, freien Räume, ja durch ihre Großartigkeit überraſchen. Verſetzen wir uns in jene glücklichere Zeit meiner Jugend, ſo würde ſich damals links für den Reiſenden der innere Hafen eröffnen, in welchem ruhig abgetakelt im fernen Hintergrunde die Kriegsſchiffe ſich entdecken ließen, und eben daß man nur die vorderen Reihen erblickte, gab dem Ganzen ein großartiges Gepräge. Voran lagen die großen Packhäuſer, neben dieſen wurden hier die Schiffe entladen, dort die Waaren in andere Schiffe hineingetragen. Schritt nun der Reiſende vorwärts, ſo entdeckte er eine durchaus anſehnliche Häuſerreihe, die frei liegt und auf den rechts mit Bäumen bewachſenen Platz, der zur Citadelle hinweiſt, führt. Die erſte Straße, in welche er einbiegt, iſt breit, gerade, mit anſehnlichen öffentlichen Gebäuden und großen, zum Theil palaſtartigen Häuſern beſetzt. Er gelangt zu einem

Platz, der von vier einander durchaus ähnlichen Paläſten umſchloſſen iſt, in deren Mitte die Reiterſtatue des Königs Friedrich V. Ein kurzer Weg führt ihn abermals zu einem großen Platz, auf welchem in der Mitte wieder eine Reiterſtatue Chriſtians V. ſteht. Es iſt einer der ſchönſten Plätze, die ich jemals geſehen. Ein Kanal aus dem innern Hafen läuft dicht mit Schiffen beſetzt längs einem mit Häuſern beſetzten Quai auf den Platz zu; auf der andern Seite des Kanals liegt der botaniſche Garten. Vor dieſem, mit der anſehnlichen Fronte nach dem Platz zu, das alte Königliche Schloß Charlottenburg, ſchon damals die Kunſtakademie enthaltend. Das Theater, mehrere Paläſte zieren den Platz. Es iſt nicht meine Abſicht, dieſe Schilderung weiter zu verfolgen. Daß Kopenhagen zu den ſchönſten Städten Europa's gehört, iſt allgemein bekannt. Haben wir uns von der Seeſeite in die Stadt hinein verloren, ſo wollen wir jetzt aus ihr heraustreten und uns mit der Umgebung näher bekannt machen. Die nächſte kennen wir ſchon, in die entferntere wollen wir uns jetzt begeben, wie ich ſie nach dem Tode der Mutter durch Fußreiſen mit den Brüdern, durch Landpartien und kleine Reiſen mit dem Vater, kennen und genießen lernte.

Zwei Stellen eröffnen eine reizende Ueberſicht über die ganze Stadt und ihre Umgebung. Die eine, eine halbe Meile von Kopenhagen, von der reizenden Sommerreſidenz Friedrichsberg, ward von uns häufig beſucht. Man überſieht einen Theil der Landſtraße, die von Roeskilde durch die Vorſtadt nach der Stadt führt. Die ganze Stadt mit ihren Thürmen liegt vor uns; das damals noch nicht abgebrannte Schloß hob ſich beſonders hervor; jenſeits der Stadt, nach dem Meere zu, entdeckt man einen Wald von Maſten; über den Sund herüber die Inſel Hveen und in der Ferne die ſchwediſche Küſte, ſo wie gegen Norden das waldbegränzte Ufer der Inſel. Wenn es mir gelang, (und einige Mal geſchah es wirklich) bei ſchönem Wetter, am frühen Morgen, eben als das Thor geöffnet wurde, nach Friedrichsberg mehr zu laufen als zu gehen, wenn ich im Frühling dort die Sonne konnte aufgehen ſehen, hatte ich eine Freude, die mich lebhaft an die ſchöne Knabenzeit in Helſingör erinnerte. Beſonders ſchwebt mir ein ſolcher Morgen vor. Ich hatte mit meinem älteſten Bruder die Nacht bei einem jungen Freunde zugebracht, und ſchon am Abend den Entſchluß gefaßt und mit einem Hausdiener verabredet, mich früh noch vor Tagesanbruch aus dem Hauſe zu ſchleichen, um nicht vor dem Schloſſe ſelbſt, ſondern auf der nebenliegenden Landſtraße die Sonne über die entfernte ſchwediſche Küſte aufſteigen zu ſehen. Ich hatte, als ich die Stelle erreichte, noch faſt eine halbe Stunde zu warten. Die Gegend unter mir, wie die Stadt, lagen in der ſtillen Morgendämmerung. Alles war ruhig, nur in der Ferne bellte hier und da ein Hund und auf der Landſtraße raſſelten Wagenräder. Und als nun das Morgenroth über der ſchwediſchen Küſte ſich zeigte, als die Häuſermaſſe aus der Dunkelheit auftauchte, war mir der Anblick in dieſer Beleuchtung ſo fremd, die ganze Gegend ſo neu, ſo feierlich, als beginne mit dieſem anbrechenden Tage ein ganz anderes ſeltſames, aber reiches und ſeliges Leben. Als die Sonnenſcheibe ſich zu zeigen anfing, das Meer, die Maſten der Schiffe, die Thürme, die Dächer der Häuſer vergoldete, ſah ich die ganze Stadt und ihre Umgebung, wie ſonſt nie; denn der Nebelſchleier, der ſonſt die Stadt einhüllte, war ganz verſchwunden, kaum rauchte hier und da ein einzelner Schornſtein.

In ſchneidender Klarheit lagen alle Gegenſtände vor mir. Ich weiß mich nicht zu beſinnen, einen ähnlichen durchaus dunſtloſen Morgen erlebt zu haben. Aber der Eindruck war ein unbeſchreiblich tiefer; es war mir, als finge eine neue Zeit an, in welcher die Natur ihr ganzes Geheimniß zuſammendrängte, als müßte die Sonne, wenn ſie nun höher am Himmel ſtieg, nicht bloß Häuſer, Wald, Feld, Meer und Menſchen beleuchten, ſondern wie den Morgennebel ſo auch den innern Nebel meines ganzen Daſeins verſcheuchen, ſo daß alle Räthſel gelöſt, alle innere Unruhe geſchlichtet, alle Wünſche befriedigt würden. Es war, wenn ich mich recht erinnere, in den letzten Tagen des Juni, den letzten Sommer meiner Schulzeit. Als die Sonne ſich ganz erhoben hatte, als die Bewegung auf der Landſtraße zunahm, fing auch die Stadt an, ſich in Nebel zu hüllen, und mir war es, als müßte ich wegeilen, um den Tag, der innerlich anbrach, rein zu erhalten, als gehörte derjenige, der jetzt begann, einer andern Welt zu.

Als ich nach Hauſe kam, ſchliefen noch Alle; ich war wohl nicht viel über zwei Stunden weggeweſen, warf mich auf das Bett und ſchlief ſelbſt erſchöpft ein. Dieſer Morgen iſt mir nun, als wenn es der wahre, das Urbild des Sonnenaufganges wäre, für mein ganzes Leben im Gedächtniß geblieben. Oft iſt es mir, wenn ich an den freudigen Genuß zurückdenke, als wäre er mir nicht wachend, ſondern im Traume erſchienen. In der That bin ich darüber oft zweifelhaft geweſen, und ſelbſt jetzt iſt es mir ſo; dann aber tritt das ganze Ereigniß ſo klar, angeknüpft an das wirklich Erlebte hervor, daß ich an der Wirklichkeit des Ereigniſſes nicht zweifeln kann. So viel iſt gewiß, im Traume erlebte ich dieſen Morgen öfters wieder und er knüpft ſich dann unmittelbar an die ſeltſamſten Ereigniſſe, an Gedanken, durch welche ich die wunderbarſten Aufſchlüſſe erhalte, an einen ſo innigen ſeligen Frieden, daß wenn ich aus einem ſolchen Traume erwache, mich das Gefühl durchdringt, als hätte ich ein ſchätzbares Gut verloren.

Ich bin durchaus kein Sonntagskind, habe keine Geſpenſter geſehen, bin nie im Schlafe herumgegangen, und von den Wundern des Magnetismus habe ich an mir ſelber nie Etwas erfahren; aber dennoch erkenne ich einen Zuſammenhang einiger meiner Träume, als gehörten ſie einem wunderlichen Leben zu, welches neben dem Wachen herginge. Dieſes Leben iſt ein durchaus heiteres, ich bin in dieſen Träumen immer auf der Reiſe. In welcher Zeit meines Lebens Gegenden, die mir ſo beſtimmt vorſchweben, als hätte ich ſie wachend kennen gelernt, in meiner Traumwelt zuerſt ſichtbar wurden, kann ich gar nicht beſtimmen; aber die Städte, durch welche ich reiſe, die Gaſthöfe, in welche ich hineintrete, der Wirth, die Wirthin, die Gäſte, die ich ſehe, ſind jederzeit in einem ſpäteren Traume dieſelben, die ich aus einem früheren wieder erkennne. Es iſt mir einige Mal geſchehen, daß Gegenden, in welchen ich mich auf meiner Reiſe einige Zeit aufhielt, mir plötzlich entgegentraten, als wären ſie mir früher ſchon bekannt geweſen, obgleich ich mir bewußt war, noch nie dageweſen zu ſein; dann wurde es mir klar, daß ſie meiner Traumwelt zugehörten, und ich vermochte nicht, eine Furcht zu unterdrücken, als würde mir hier etwas Unerwartetes, ja wohl Gefährliches begegnen. In der That traten mir ſolche Gegenden aus meiner Traumwelt einigemal in verhängnißvollen Momenten meines Lebens in die Wirklichkeit. Ich erwähne dieſe pſychiſche Eigenthümlichkeit (wenn ſie wirklich eine ſolche genannt werden kann; wenn ſie nicht mehreren Menſchen zukommen ſollte, ohne daß man auf ſie achtet) hier nur deswegen, weil der gemeinſchaftliche Morgen der erträumten Reiſetage, jederzeit der auf der Friedrichsberger Höhe von mir erlebte iſt. Auch bleibt im Traume der Tag ſonnenhell, wolken- und dunſtlos, wie jener Morgen war. Es können viele Jahre vergehen, ohne daß ich in dieſe zuſammenhangende Traumwelt verſetzt werde, aber immer, wenn es geſchieht, hat die verfloſſene Zeit gar keine Bedeutung. Es iſt mir vielmehr, als wäre es der nämliche Tag deſſelben zauberhaften Morgens, als fließe, was mir als Vergangenheit aus früheren Träumen erſchien, mit dem jetzt eben erträumten unzertrennbar zuſammen. Auch ſcheint mir dabei merkwürdig, daß — obgleich nach dem Erwachen eine Ahnung von etwas unermeßlich Tiefem übrig bleibt, obgleich es eben in dieſen Träumen nicht ſelten geſchieht, daß durch irgend Jemand Anſichten, die ich lange Zeit mit mir herumgetragen habe, die mir völlig befeſtigt erſcheinen, auf eine ſchneidende Weiſe widerlegt werden — dennoch Alles, was mit Beſtimmtheit aus dem Traume in das Wachen, wenn auch heiter und mit einer fröhlichen Erinnerung übergeht, etwas ſehr Gewöhnliches, ja Geringes zu ſein ſcheint; die Menſchen, auf die ich mich wachend beſinne, die mir gehend, fahrend, reitend auf der Landſtraße begegnen, die ich in den Gaſthöfen treffe, kenne ich wieder, aber es ſind nur Handwerker, Bauern, reiſende Kaufleute, Wirthe und dergleichen. Die bedeutenderen Perſonen ſcheinen ſelbſt durch den Traum geheimnißvoll, geiſterhaft durchzuſchreiten. Es iſt mir, indem ich mein Leben überdenke, merkwürdig, daß die mythiſche Zeit meiner Jugend mit einem Morgen abſchließt, als finge ein neuer geheimnißvoller Tag an, der ſich fortdauernd hinter dem wirklich Erlebten, Verworrenen verberge, mit einem Morgen, der, iſt er wahrhaft erlebt, ſich in die Traumwelt hineinzog, wäre er aber nur in der That ein erträumter, ſich mir mit aller Gewalt der Wirklichkeit aufdrängt. Die Ausſicht von der Friedrichsberger Höhe habe ich oft, beſonders des Abends, genoſſen, und ſie iſt mir nicht ſelten höchſt reizend erſchienen; aber als der anmuthige und beruhigende Schluß eines wirklich erlebten Tages. Irgend etwas Phantaſtiſches vermag ich mit der Erinnerung an eine ſolche Ausſicht in der Abenderleuchtung durchaus nicht zu verknüpfen.

Es giebt eine andere Stelle, ziemlich in der Mitte der Stadt, von welcher man eine Ausſicht über Kopenhagen und die Umgegend genießt, die einen ganz entgegengeſetzten Charakter hat, von einem Thurme, der, irre ich nicht, einzig in ſeiner Art iſt. Er iſt durch den berühmten däniſchen Aſtronomen Tycho Brahe, als Fundament eines aſtronomiſchen Obſervatoriums erbaut. Er ſchließt ſich an eine gothiſche Kirche von anſehnlicher Höhe an, und überragt das hohe Dach der Kirche nur um Weniges; er hat die Geſtalt eines oben und unten gleichdicken Cylinders, und iſt durchaus maſſiv. Durch ſein Inneres windet ſich ein ſpiralförmiger Gang von bedeutender Breite. Die Windungen ſind ſo zuſammengedrückt, die Umbiegungen ſo weit, die Erhöhung ſo allmählig, daß es nicht unglaublich ſcheint, was erzählt wird, daß Peter der Große, als er Friedrich den Vierten in Kopenhagen beſuchte, auf dieſen Windungen hinaufgefahren ſei. Unter dem weitläufigen Dache der Kirche iſt die Univerſitätsbibliothek aufgeſtellt und von dem Schneckengange aus in einer bedeutenden Höhe führt eine anſehnliche Doppelthür nach den Räumen der Bibliothek. Dieſe für mich damals noch verſchloſſene Thüre betrachtete ich in meiner Schulzeit mit großer Sehnſucht. Der Schneckengang reicht noch etwas weiter, dann aber trifft man auf eine Wand, die den obern Theil des Thurmes abſchneidet. Dieſe iſt zugeſchloſſen und wird gegen Erlegung einer kleinen Abgabe eröffnet. Von da an ſteigt man auf freiſchwebenden, aber bequemen und breiten Treppen bis zu der Platform des Thurmes. Auf dieſer iſt das Gebäude für die aſtronomiſchen Inſtrumente errichtet, und man entdeckt ſie, wenn zufällig hier oder da ein Fenſter eröffnet iſt. Der Rand des Thurmes iſt mit einem ziemlich niedrigen und offenen Geländer umgeben. Wenn die Sonne durch den Mittagskreis geht, wird zur Regulirung der Thurmuhren eine Flagge aufgezogen, und in den herumliegenden Straßen, und wo man die Flagge zu entdecken vermag, ſtellt man auch die Taſchenuhren nach dieſer, wie bei uns im Vorbeigehen nach der Uhr der Akademie. Durch die Mitte des Thurmes ſoll — denn ich ſah ihn nie — ein hohler Cylinder von der Grundfläche des Thurmes bis zu ſeiner Endfläche gehen, durch welchen man auch am Tage die Sterne im Zenith erkennen kann.

Dieſer Thurm liegt in einer der gewühlvollſten Straßen der Stadt. Man begreift, wie der Schwindel einen Jeden ergreifen muß, der von der Höhe lothrecht nach der Straße herunter ſieht. Die pſychiſche Eigenthümlichkeit eines melancholiſchen Menſchen, ſich ſelbſt durch das Niederſtürzen von einer anſehnlichen Höhe zu tödten, iſt jederzeit dem hier erregten Schwindel verwandt. Liegt doch in dieſem, wo man ſich ihm ohne drohende Gefahr hingeben kann, bei den meiſten Menſchen mehr oder weniger, ein geheimer Reiz, der uns nach dem Abgrunde hinunterzieht. Ich ſage, wenn die Gefahr ſich nicht unmittelbar mit dem Schwindel verbindet; denn wo dieſe wirklich und augenſcheinlich droht, wird die Neigung, ihr zu entgehen, durchaus überwiegend ſein. Nur wenn man durch ein Geländer von der Gefahr geſchützt, den Schwindel, möchte ich ſagen, genießt, geſellt ſich zu der tiefen Furcht der geheimnißvolle, gefährliche Reiz. In der That iſt es einigemal geſchehen, daß Menſchen ſich am hellen Tage von dem hohen Thurme mitten in das Gewühl der unten gehenden Menſchen herabgeſtürzt haben. Weil der Zugang zu ihm, gegen eine ſehr unbedeutende Abgabe von einem Skilling ($^{1}/_{96}$ Rthl.) einem Jeden zu jeder Tageszeit frei ſteht, ſo ſind dieſe Fälle hier öfters vorgekommen, die anderswo ſeltener ſind. Erſchütternd war es, als ein junger Seekadet von anſehnlicher Familie ſich hier herunter ſtürzte, weil er fürchtete, in der öffentlichen Prüfung durchzufallen. Mein jüngſter Bruder hat es erlebt, daß dicht neben ihm ein Menſch, vom Thurme ſtürzend, zerſchmettert wurde.

Schon in den erſten Jahren meines Aufenthaltes in Kopenhagen beſtieg ich dieſen Thurm oft, und lernte ſo ſchon früh den gefährlichen Reiz des Schwindels kennen. So lange ich mich zurückerinnern kann, litt ich an dieſer Schwäche, und ſie iſt mir oft genug in meinem Leben auf eine unangenehme Weiſe beſchwerlich gefallen. Auch kann ich denen, die behaupten wollen, man vermöge durch Anſtrengung und öftere Uebung dieſe Schwäche zu überwinden, ganz entſchieden widerſprechen. Sehr oft in meinem Leben habe ich mich auf meinen Gebirgsreiſen durch ſolche Verſuche in große Gefahr geſtürzt, und da ich, meinen Begleitern gegenüber, mich meiner Schwäche ſchämte, wagte ich Alles, um ſie zu unterdrücken, es gelang mir aber nicht.

Indem ich mich aber dem gefährlichen Genuſſe des Schwindels hingab, habe ich einige Beobachtungen über die Natur deſſelben angeſtellt, die mir nicht ganz unintereſſant zu ſein ſcheinen. — Zwar ſind die Gebirgsbewohner, ſowohl Weitſichtige wie Kurzſichtige, faſt immer vom Schwindel befreit, und daß inſofern die Gewohnheit allerdings, wenn ſie von der früheſten Kindheit an ſtattfindet, den Schwindel zu unterdrücken vermag, will ich nicht leugnen. Aber eben die Gewohnheit von der früheſten Kindheit an, wird inſtinktmäßig und erzeugt eben ſowohl den Schwindel, wie ſie ihn unterdrückt. Dieſer entſteht nämlich dadurch, daß der Menſch nicht bloß von ſeinen Füßen getragen wird, ſondern auch durch das Geſicht, durch die Gegenſtände, die ihn umgeben. Darwin erzählt irgendwo eine in dieſer Beziehung merkwürdige Erfahrung. In einer Kirche ſollte die innere Wand einer Kuppel, die ziemlich regelmäßig ein Kugelſegment bildete, ausgebeſſert werden. Man ſchnitt ſie daher durch einen Fußboden von den übrigen Theilen des Gebäudes ab. Die innere Wand war mit einander völlig gleichen Rauten verziert und viele Menſchen, die in der Mitte der Kuppel ſtehend, die Wand betrachteten, wurden ſo heftig vom Schwindel ergriffen, daß ſie hinſtürzten. Die Augen ſchweiſten von einer Raute zur andern und fanden nirgends einen Haltpunkt. Wenn ein ſchmaler Steg über ein Waſſer führt, ſo balancire ich ohne Bedenken noch in meinem Alter herüber, denn durch das Geſicht werde ich von der Waſſerfläche getragen. Verſchwände aber dieſe, ſo daß der Abgrund von beiden Seiten vor mir läge, ſo würde ich von dem heftigſten Schwindel ergriffen werden. So halten wir uns an die Gegenſtände, die uns freundlich, und mit uns im gleichen Niveau, umgeben. Daher habe ich wenigſtens niemals einen Schwindel gefühlt, wo mich das Feſthalten durch die Hände unterſtützte, z. B. in den tiefſten Gruben. Ich habe im Sturme ohne Bedenken die höchſten Maſten erklettert und als ich in Dannemora in der Tonne mich in die furchtbar tiefe und weite Gruft hinab ließ, fühlte ich ſo wenig Schwindel, daß ich mich beim Heraufwinden ohne Bedenken auf den Rand der Tonne ſtellte.

Ich habe bemerkt, daß im Ganzen Kurzſichtige weniger ſchwindlich ſind als Weitſichtige. Jene ſind nämlich von Kindheit an gewohnt, ſich ohne die Unterſtützung der äußeren Gegenſtände zu behelfen. Mich kann die bloße Vorſtellung von einer ſolchen hülfloſen Lage im Innerſten aufregen, und daß auch mein Vater an dieſer Schwäche litt, erfuhr ich in meiner Jugend auf eine auffallende Weiſe. In Kopenhagen iſt ein ſpitziger Thurm, um welchen ſich äußerlich eine Treppe mit Geländer bis zur Spitze hinaufwindet. Wir Knaben beſtiegen ihn mit dem Vater und als mein jüngerer Bruder raſch voranlief und an den großen kugelförmigen Knopf anſtieß, rief mein Vater ihm wie in Betäubung zu, er möchte es doch unterlaſſen, der Knopf könnte ja herunter ſtürzen, und mir erſchien dieſe Gefahr ſehr natürlich.

Einſt erzählte mir der Vater, wie bei der Reparatur des Frauenthurmes (vormals des höchſten, durch das Bombardement aber heruntergeſtürzten, Thurmes in Kopenhagen) zwei Arbeiter in der Nähe der Thurmſpitze arbeiteten. Ein Brett ragte von dieſer Spitze in die freie Luft hinaus, und übermüthig beſchloß der eine, auf dieſem Brette hinauszugehen, ſeine Art einzuſchlagen und dann wieder umzukehren; er that es, und kam glücklich zurück. Der Zweite, noch tollkühner, wollte die eingeſchlagene Axt wiederholen; er trat auf das frei in der hohen Luft ſchwebende Brett und wollte ſchon die Axt herausheben, da ſagte er, es ſind ja zwei Aexte da, welche ſoll ich nehmen? Gott ſei deiner Seele gnädig, erwiederte der erſte, und der tollkühne Menſch war verſchwunden.

Dieſe Geſchichte enthält den Grundton, durch den alles Grauen des Schwindels angeſchlagen wurde mein ganzes Leben hindurch. Aber eben dieſe Natur des Schwindels erklärt auch den pſychiſchen Reiz, der in ihm liegt. Wenn ich mich in einer tiefen Grube an die Sproſſen-, auf einem Schiffe an die Strick-Leiter feſthalte, ſo findet das Auge ſeinen Haltpunkt gemeinſchaftlich mit den Händen; an dieſem Punkte fixirt ſich das Geſicht, der Schwindel iſt indeß da und wird ſich äußern, wenn man unter ſich ſieht; daher kann man von dem Stützpunkte der Hände, ohne ſchwindlich zu werden, wie von den Maſten aus, frei um ſich, nur nicht unter ſich ſehen. Steht man durch ein Geländer geſchützt, an einem hohen Orte, ſo wird die ſchwindelerregende Tiefe ſich uns immer mehr aufdrängen, das Gefühl, daß wir, wenn das Geländer uns nicht ſchützte, phyſiſch von der freundlichen Umgebung, die uns umſchließt, verlaſſen ſind, wird bei trübſinnigen Menſchen ein pſychiſches Gefühl ähnlicher Art. Ein ſolcher Menſch wird in den dunklen Abgrund ſeines eigenen Daſeins, in die jähe Tiefe ſeiner inneren Verwirrung hinein und von allen freundlichen Verhältniſſen, die ihn tragen und ſtützen könnten, hinweggezogen. So konnte ich den Schwindel, der mich auf dem runden Thurme ergriff, als wahren Gegenſatz jenes traumähnlichen Morgens auf den Friedrichsberger Höhen betrachten. Hier trat in das Geheimniß der Träume das ganze reiche Leben hinein, und geſtaltete ſich wieder aus dieſem. Der Schwindel aber eröffnete mir die dunkle Tiefe der Gemüthseinſamkeit der verlaſſenen Seele.

Es iſt merkwürdig, daß dieſer Thurm eben ſo wie jener heitere Morgen, in meine Traumwelt hereingetreten iſt, und zwar zu wiederholten Malen in meinen letzten Jahren. Freilich erſcheint er in dieſen Träumen ganz anders, als er in der Wirklichkeit iſt. Die ſich erhebenden ſpiralförmigen Windungen ſind horizontal niedergedrückt, die Räume verengen und erweitern ſich abwechſelnd, bald ſind ſie enge, vollkommen finſter, verfallen und von allem Grauen der nächtlichen Einſamkeit umgeben. Fledermäuſe flattern, Eulen ſchreien, wunderbare klagende Töne, wie von Sterbenden, laſſen ſich vernehmen; dann tritt mir eine Wand und eine Thür entgegen, es iſt die in der Höhe des wirklichen Thurms; hinter dieſer Thüre iſt nun Alles verändert. Die erweiterten Räume ſind wohnlich, Möbel ſtehen umher, die mäßige Erleuchtung verſcheucht alles Unheimliche. Die Bewohner dieſer Räume ſind mir wohl bekannt, aber auch andere Freunde, noch lebende und verſtorbene, treten mir freundlich entgegen. Die Geſpräche werden immer bedeutender, und wenn ich aus einem ſolchen Traume aufwache, iſt es nicht, wie wohl oft in den Träumen, weil eine große vernichtende Gefahr, der man eben nur durch das Aufwachen entgeht, unmittelbar da iſt, vielmehr iſt es mir, als wenn ich über das Innerſte meines Daſeins wunderbar tiefe Aufſchlüſſe erhielt, die ich mit aller Gewalt mir einprägen möchte. Dieſe heftige Bemühung wirft mich, aufwachend, in die Schranken der Sinnlichkeit zurück.

Man wird es nicht unangemeſſen finden, wenn ich die Geſchichte meiner einſamen frühen Jugend mit der Darſtellung meiner Traumwelt abſchließe. Sie begleitet uns ja eigentlich als ein Traum, iſt es doch, als wenn aus dieſer früheſten Zeit noch immer die tiefſten Freuden entſprängen; ja, in meinem höheren Alter noch, wenn irgend eine Gegend, eine Straße, ein Garten, die heiteren Räume einer Bücher- oder Naturalienſammlung mich freudig bewegen, wenn ich dem Grunde dieſer Freude nachzugehen ſuche, ſo iſt es jederzeit, weil dieſe Gegenwart eine jugendliche Vergangenheit mit ſich führt, aus welcher ſie ſich, wie aus ihrer eigenſten Quelle, entwickelt zu haben ſcheint. Selbſt mehrere Menſchen ſcheinen, wenn ich ſie zum erſtenmal kennen lerne, dieſen Zauber der Jugenderinnerung an ſich zu tragen. Zwar reicht dieſe reiche Zeit, durch welche mein ganzes übriges Leben, wie geſchwängert iſt, weiter als die hier abgeſchloſſene Epoche meines Lebens; aber ich glaubte ſie hier erwähnen zu müſſen, um eine Seite meines Lebens für immer abgethan zu haben, die in der Entwickelung deſſen, was ich ſpäter erlebte, kaum berührt werden wird, höchſtens hier und da leiſe angedeutet. Aus dieſer Zeit allein werde ich von jenen ſeltſamen Genien der Erinnerung umflattert, die ſich in beſtimmte Melodieen einfacher Lieder, ja in beſtimmte Gerüche kleiden, und dann mit aller Gewalt der Gegenwart mich in eine reiche Vergangenheit verſetzen. Ich bin auf dieſe Weiſe im Beſitz von Liedern, die mich, wie das berühmte Wünſchhütlein, in beſtimmte Gegenden verſetzen, nach Kopenhagen, nach Bergen in Norwegen, nach Hamburg, nach Kiel. Eine Stelle aus Oſſian, in der Ueberſetzung von Rhode folgendermaßen lautend: „Wenn wird es Morgen im Grabe, zu bieten dem Schlummerer: Erwache“ — hatte ſich in mein Gedächtniß unendlich tief eingegraben, als ich mich in Bergen aufhielt. Ich war genöthigt, ſie in einer trüben, wie unwillkürlich mir aufgedrungenen Weiſe, für mich ſingend zu wiederholen. Nicht äußerlich — ich ſinge nie — aber innerlich deſto mächtiger, tönte die trübe Weiſe in den heulenden Sturm hinein, auf einer ſehr gefährlichen Schifffahrt. Oft war es mir, als ob der Sturm ſelber mit ſeiner klagenden Stimme mir dieſe Worte zurief. Noch immer, wenn ich auf einſamen Spaziergängen innerlich dieſe Worte nach meiner Weiſe abſinge, bin ich auf das Verdeck des Schiffes verſetzt, dieſes wird hin und her geworfen von den ſchäumenden Wogen, ich ſchreite mit ungleichen Schritten auf dem Verdeck auf und nieder, die Mannſchaft des Schiffs umgiebt mich, der mir beſonders befreundete ältliche Steuermann nähert ſich, und das Gefühl meiner damaligen, in aller Rückſicht bedenklichen, Lage ergreift mich mit täuſchender Wirklichkeit.

Aus dieſem geheimnißvollen Winkel meines Daſeins entſtand auch ein eigenthümliches Bemühen, fremde Gegenden, die ich nur durch Reiſebeſchreibungen kenne, in der Phantaſie feſtzuhalten. Ich ſuche ſo viele Reiſen nach derſelben Gegend, wie ich vermag, zuſammenzutreiben. Wenn ich nun den Geſammteindruck dieſer verſchiedenen Nachrichten mir vergegenwärtigen will, ſo iſt es mir vor Allem wichtig, in der Gegend ſelbſt (in Rio Janeiro, in der Kapſtadt, in Kalkutta, Batavia u. ſ. w.) mich niederzulaſſen. Gewöhnlich wirkt dieſer Geſammteindruck am ſtärkſten, wenn ich vom Leſen und Vergleichen der Schriftſteller ermüdet, mich zum Schlafen hinlege. Dann tritt ein graues Männchen auf mich zu, überreicht mir das Wünſchhütlein, und ich lebe nun in irgend einer der genannten Städte. Ich gehe in den

Straßen, in der Umgegend umher, ich mache von da aus weitere und immer weitere Reiſen. Nun treten, und zwar unvermeidlich, Lücken hervor, die mich halbſchlummernd im höchſten Grade beunruhigen. Das ganze Bild geht in den Traum über, die Unruhe löſt ſich dann von ſelbſt auf, denn der Traum ergänzt, was die Reiſebeſchreibungen lückenhaft ließen; mir aber bleibt die Aufgabe, dieſe Lücken wachend auszufüllen, und ſo iſt mir dieſe halbträumeriſche Intenſität der Anſchauung fremder Gegenden oft für das ſtrengere Studium nützlich geweſen.

Indem es meine Abſicht war, nicht mehr das, was ich innerlich erlebte, ſondern was ich äußerlich mit allen theilte, dazuſtellen, mußte es geſchehen, daß ich gezwungen wurde, eben das Allerinnerſte und Verborgenſte hervorzuheben, dasjenige, was ſich nur andeuten läßt, weil es entflieht, wenn man es genau erfaſſen will, und es erſcheint mir immer merkwürdig, daß dieſe Traumwelt ſich angeſchloſſen hat an die beiden Punkte, von welchen aus ich eben die lebendigſte Macht der äußeren Welt, die mich umgab, zu überſchauen ſuchte.

Auch dieſes ſcheint mir nicht weniger bemerkenswerth: daß die traumartige lebendige Erinnerung, die ſich an Gerüche, vorzüglich an einzelne Melodieen knüpft und bei der geringſten, kaum zu erkennenden Aehnlichkeit, mich mit großer Gewalt in vergangene Zuſtände verſetzt, ſehr beſtimmt abſchneidet mit meiner erſten abenteuerlichen Ankunft in Deutſchland. Von da an ſchreitet die Erinnerung mehr regelmäßig, alle Momente des Daſeins umfaſſend, rückwärts.

Der ſeltſame Thurm Tycho Brahes eröffnete aber auch, wie den Aſtronomen das Univerſum, ſo dem einfachen Beſchauer einen lehrreichen Ueberblick über die Umgebung von Kopenhagen. Hier iſt man den Gegenſtänden näher, man iſt mitten in der Stadt, die man von den Friedrichsberger Höhen nur aus der Ferne, und dann doch faſt immer von Rauch und Nebel umhüllt, vor Augen hat. Dicht unter uns bewegen ſich geſchäftig Menſchen und Wagen untereinander, durch die Höhe verkleinert und gedrückt; die übrigen Thürme der Stadt, einzelne große Gebäude, vor Allem das Schloß, ragen über die Dächer hervor, der Hafen mit ſeinen Schiffen liegt ganz nah, beſonders aber zieht die nordöſtliche Gegend mit ihren

Wäldern und Landhäuſern und ſchönen Ufern unſere Aufmerkſamkeit auf ſich.

In dieſe Gegend wollen wir uns beſonders hineinbegeben, nach ihr ſtrömt Alles vorzüglich hin, ſie enthält den Hauptpunkt der Sommerbeluſtigungen der Einwohner, und wenn an einem ſchönen Sommermorgen ein Korbwagen vor einem Hauſe ſteht und die Sitze hintereinander mit Erwachſenen und Kindern ſich anfüllen, die in unruhiger Erwartung die Nacht ſchlaflos zugebracht haben, oft wohl das Lager verlaſſend, um zu erfahren, ob der Himmel ſich heiter erhielt, ſo kann man faſt mit Beſtimmtheit vorausſetzen, daß der Zug durch Nörre- oder Oeſter-Port nach jenen Gegenden geht. Wir verfolgen den erſten Zug. Er führt uns auf die Chauſſee nach Helſingör. Wenn man die Stadt verlaſſen hat, fährt man durch eine lange Allee. Die erſte Meile iſt unbedeutend. Erſt wenn man rechts, vom Wege etwas erhöht, das Dorf Gientofte mit ſeinen Landhäuſern und der Kirche hinter einem kleinen Landſee entdeckt, wird das Auge nach der reichen waldigen Gegend hingezogen, die wir ſpäter kennen lernen werden. Vor uns liegt aber in einer Entfernung von kaum einer halben Meile ein zweites, höchſt anmuthiges Dorf, Lyngbye. In dieſem wechſeln anſehnliche Landhäuſer mit einfachen Bauerhütten, in welchen doch faſt immer einzelne Gemächer zierlicher eingerichtet ſind. Die meiſten Häuſer ſind mit Gärten und Bäumen umgeben, links drängen ſich waldbedeckte Höhen mit ſchroffen Abhängen in das Dorf hinein, und jenſeits des Dorfes rechts liegt das Schloß Sorgenfrie, damals die Sommerreſidenz des Prinzen Friedrich (des Onkels des jetzt verſtorbenen Königs), ſo wie ſpäter ſeines Sohnes, des jetzigen Königs, als Kronprinz. Das Dorf iſt im höchſten Grade freundlich. Die Familien, die hier den Sommer zubringen, ſieht man auf den Straßen und Spaziergängen. Ein Theil der Luſtwandelnden aber ſind ſolche, die hier das Ziel ihrer Sommerbeluſtigungen finden. Die Gaſthöfe, oft auch die Bauernhütten und Gärten, ſind von ihnen erfüllt. Viele aber betrachten dieſes Dorf als den Anfangspunkt ihrer Beluſtigung; ſie fahren von hier rechts in die Gegend hinein, die wir ſpäter kennen lernen werden. Einige aber ſetzen die kleine Luſtreiſe, durch das Dorf hindurch, auf der Chauſſee fort; immer durch ſchöne Buchenwaldungen fahrend, erreichen ſie eine Reihe Häuſer, die damals wenigſtens eine heitere Straße bildeten und ein ſtädtiſches Anſehen hatten. Man ging von dem Gaſthofe fort und entdeckte bald mächtige Bäume, große Alleen; zwiſchen dieſen feuchte Wieſen. Sie führten nach einem alten Schloſſe (Hirſchholm), welches mit Zieraten überladen, im Geſchmacke der Zeit Ludwig des XIV. gebaut war. Den vergoldeten Thurm entdeckte man ſchon aus der Ferne. Ich hatte dieſes Schloß ſchon als Knabe von Helſingör aus kennen gelernt. Die langen Alleen, die imponirende Lage des weitläufigen Schloſſes, vor Allem der ſehr ausgedehnte Garten mit ſeinen breiten und oft unüberſehbar langen, durch beſchnittene Hecken eingefaßten Gängen, mit den labyrinthiſch durchſchnittenen Gebüſchen, die völlig lothrechte Wände bildeten, hatte für mich etwas ſehr Impoſantes. Auf einem großen runden Platze, von welchem nach allen Richtungen breite Gänge ausliefen, ſtanden, im Kreiſe aufgeſtellt, eine Menge Statuen; ſie ſtellten Norweger in ihrer beſonderen Nationaltracht vor. Was aber den Eindruck ungemein erhöhte, war das Oede, die traurige Stille, die hier herrſchte, wenn man ſich in den verlaſſenen Räumen verlor.

Chriſtian VI., dieſer bauluſtige und verſchwenderiſche König, hatte mit großem Aufwande dieſes Schloß mitten in einen Sumpf gebaut, der zum Theil ausgetrocknet werden mußte. Die prachtvollen Säle waren verlaſſen, ein Theil des Gebäudes in dem Sumpfe verſunken; der weitläufige Garten wurde vernachläßigt; hier und da ſtanden einige Theile deſſelben unter Waſſer. Und doch trug das Ganze das Gepräge der Neuheit. Ich habe nicht leicht ein Prachtgebäude geſehen, welches ſo durchaus das Gepräge eines bezauberten Schloſſes getragen hätte. Es lag mitten im Walde, und wenn man einen freien Horizont hatte, ſo war es nur, weil das Schloß mit ſeinen großen Gartenanlagen den Wald nach allen Richtungen zurückgedrängt hatte. Man fand hier nicht eine Ruine, durch die Gewalt einer Reihe von Jahrhunderten zerſtört, nicht die Spuren einer verdrängten alten Zeit durch eine neue beſiegt. Es beſchlich mich das Gefühl, als hätte noch vor Kurzem hier Macht, Glanz und Jubel geherrſcht; als wären durch ein plötzliches verhängnißvolles Ereigniß die Einwohner, von Schrecken ergriffen, geflohen. Ich ſuchte dieſe prachtvolle Einöde öfters auf; ich legte einigemal in eiliger Haſt die drei Meilen zu Fuß zurück, um mich ganz dem Gefühle der Wehmuth hinzugeben. Chriſtian VI. iſt in dieſem Schloſſe geſtorben. Jetzt iſt es abgetragen.

Ganz anders erſcheint uns die Gegend, wenn wir die Chauſſee früher durch Gientofte oder ſpäter von Sorgenfrie aus verlaſſen, um uns rechts in dem nach dem Sunde zu liegenden Walde zu verlieren. Nach dieſer Gegend kömmt man auch von der Stadt aus durch Oeſterport längs dem Strande, und dieſer Weg iſt im höchſten Grade reizend. Man hat an der Seite fortdauernd das Meer mit den Schiffen, im Hintergrunde die ſchwediſche Küſte; näher die Inſel Hveen, deren Küſten ſteil emporragen. Auf der andern Seite begleiten uns Landhäuſer, die in heiter freundlichen Gärten liegen. Oft geht man dicht am Ufer und die Wellen plätſchern zu unſern Füßen heran; dann biegt ſich wieder der Weg vom Ufer ab, man wird durch einige Häuſer, meiſt Fiſcherwohnungen, durch einige kleine Gärten vom Meere getrennt; Weidenbäume, zwiſchen deren Stämme oft Fiſchernetze aufgehängt ſind, eröffnen und verſchließen wechſelnd die Ausſicht. Man geht über einzelne kahle ſandige

Stellen, die den Reiz der reicheren erhöhen. Je weiter man kömmt, deſto mächtiger werden die Waldungen nach der Landſeite, deſto reicher die Landhäuſer. Charlottenlund, ein Königliches Luſtſchloß, damals einige Monate im Sommer von irgend einem Mitgliede der Königlichen Familie bewohnt, drängt ſich mit ſeinen Gebäuden in einen mächtigen Buchenwald hinein; ein langer Hof mit Seitengebäuden läuft offen nach dem Strandwege zu; im Hintergrunde lag das recht anſehnliche, aber anſpruchloſe Schloß. Wenn wir Kinder hinauf ſahen, entdeckten wir wohl die Königlichen Bedienten, wie ſie zur Mittagstafel aus der Küche im Seitengebäude die Gerichte hinauftrugen; ein anderes Mal, wie die Wagen angeſchirrt wurden für irgend eine Spazierfahrt. Wir hatten vielleicht das Glück, einem Theil der hohen Herrſchaften im Walde ſpazierend zu begegnen, Bediente Mänteltragend im Hintergrunde. Für Kinder, ſelbſt in großen Städten, wenn ſie, ſo wie wir, in der Einſamkeit erzogen ſind, tritt bei einem ſolchen Anblicke immer das wunderbare Geheimniß der Macht, durch welches menſchliche Verhältniſſe beherrſcht werden, als ein ſeltſames Räthſel hervor. Wir traten immer ſcheu zurück und betrachteten die fürſtlichen Perſonen aus ehrfurchtsvoller Ferne.

Verfolgt man jetzt den Weg, ſo wird die Gegend immer bedeutungsvoller und reicher. Die Inſel Hveen tritt uns gewaltiger entgegen; die Sommerwohnung des Grafen Schimmelmann Sölyſt (Seeluſt), die mir ſpäter ſo wichtig ward, mit dem reizenden Garten, zeigt ſich uns. Dieſer Garten reicht bis an das Ufer, durch die Straße von dieſem getrennt. In einer kurzen Entfernung nach der Stadt zu ſpringt das Ufer hervor, bis auf die Spitze mit heiteren Wohnungen beſetzt. Dieſe Häuſer, wenn ſie von der Sonne beſchienen ſind, die Wellen des Meeres, die ſich am Ufer brechen und die Füße benetzen, die Inſel Hveen, die in überraſchender Nähe erſcheint mit ihren hohen Ufern, die Schiffe, die aus dem Kattegat wie aus der Oſtſee kommen, hier ſchon im engern Raume ſich begegnen; die Gärten und Landhäuſer, hinter dieſen der mächtige Buchenwald, die Menge der Luſtwandelnden und Fahrenden: dieſe Mannigfaltigkeit der Gegend und Menſchen bildet ein Ganzes von ſo heiterem Reize, wie man es ſelten findet. Es iſt auch in der deutſchen Poeſie nicht unbekannt; von deutſchen und däniſchen Dichtern beſungen, von Stolberg, Ewald und Oehlenſchläger. Dicht neben Söelyſt liegt mitten im Walde ein anderes königliches Luſtſchloß, Chriſtiansholm. Hier hatte ſpäter Graf Schimmelmann dem letzteren Dichter eine reizende Sommerwohnung eingeräumt. Von Charlottenlund an bis hieher laufen mehrere Wege in das Innere des Waldes, nach dem Hauptort aller Sommerbeluſtigungen hin. —

Wir aber wollen uns dieſer Stätte noch von einer andern Seite nähern. Von jenem Dorfe Gientofte aus kömmt man rechts bis zu einer kleinen Anzahl meiſt Landhäuſer, die den Namen Jägersborg führen. Hinter dieſen Häuſern tritt man in den großen Thiergarten hinein. Man ſteigt durch einen Waldweg allmälig in die Höhe und gelangt zu einem offenen von Wald umgebenen Platz, auf deſſen höchſter Spitze ein kleines, auf mannigfaltige Weiſe von äußeren durchbrochenen Gängen und hohen Treppen umgebenes, mit Zieraten im Geſchmacke der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts überladenes Jagdſchloß (Eremitage) ganz frei liegt. Die Gewalt der Waldeinſamkeit iſt mir nie anmuthiger, nie erhabener vorgekommen. Noch bei meinem letzten Aufenthalt in Kopenhagen (1824) ſah ich hier zwei Heerden von Hirſchkühen, an ihrer Spitze als Anführer die Hirſche, ſich begegnen. Dieſe rückten gegen einander an und bekämpften ſich, die mächtigen vielaſtigen Geweihe verwickelten ſich in einander; der weite freie Platz in der Nähe des Jagdſchloſſes ließ uns die ganze Scene überſehen. Der beſiegte Hirſch wandte ſich und floh, ſeine Heerde mit ihm, und wie im Bewußtſein ſeines Sieges blieb der andere Hirſch zurück und weidete mit ſeiner Heerde auf dem freien Platz. Im Mai und Juni iſt beſonders dieſer Platz im höchſten Grade reizend; dann tritt die Macht der Buchen entſchieden hervor. Der Wald ſenkt ſich dicht gedrängt nach dem Ufer zu, die hellen gelblich grünen friſchen Blätter theilen dem Meer eine tief blaue Farbe mit und die ganze reizende Gegend erſcheint wie verklärt.. Dieſe ſchwebt mir wie ein Lichtpunkt der Natur, wie ein Mittelpunkt aller milderen Frühlingsluſt vor, ja Alles, was ich anderswo geſehen und genoſſen habe, findet ſeine höchſte Bedeutung durch dieſes concentrirte Bild aller lebendigen Anmuth des Sommers. Nicht weit von hier liegt das Schloß Bernſtorf, allen Dänen eine geweihte Stelle. Von hier aus ging der glückliche Tag für die leibeigenen Bauern auf, der ſich ſpäter nicht allein über Dänemark, ſondern über mehrere Gegenden des nördlichen Deutſchlands verbreitete.

Auch aus dieſen Gegenden, von Gientoſte an, führen mehrere Wege, wie vom Strande aufwärts, nach jenem Hauptbeluſtigungsorte, der uns von jetzt an beſchäftigen ſoll.

Der Mittelpunkt aller Beluſtigungen der Einwohner der Hauptſtadt iſt mitten im Walde. Hier ſind zum Theil zwiſchen den Bäumen und in der Nähe einer friſchen von uralten Zeiten her berühmten reinen Waſſerquelle, an deren vermeintliche Entſtehung ſich eine liebliche Sage knüpft, von Johanni an bis zum 14ten Juli eine Menge Zelte aufgeſchlagen, kleine und große, dürftig und reich ausgeſtattet, für die geringeren Klaſſen wie für die höheren. In meiner Jugend noch waren dies fortdauernde Jubeltage für die Städter; die kleinen dreiſitzigen Korbwagen (Kildevognene) rollten in allen Straßen. Selbſt die ärmſten Familien erſparten eine nicht unbedeutende Summe, um nach der Quelle fahren zu können. Dieſe Reiſe nach der Quelle iſt der Gegenſtand eines Luſtſpiels von Holberg und eines anmuthigen Gedichtes von Oehlenſchläger. In meiner Jugend war dieſe Beluſtigung noch in ihrer vollen Blüte. Auf der Chauſſée, wie auf dem Wege am Strande, wimmelte es von Wagen und Reitern. Im Thiergarten ſelbſt aber war eine lebhafte Bewegung. Drehorgeln, die damals noch Seltenheiten waren, ließen ſich vernehmen, an einzelnen Zelten der geringeren Art zeigte ſich hier und da ein Spielmann, der eine Violine dürftig ſtrich; aus größeren Zelten ertönte ein Tuſch von Trompeten, laute Geſänge hörte man aus vielen größeren und kleineren; das Volk ſchrie und äußerte den lauten Jubel auf ſeine Weiſe, und von dieſem Chaos von Tönen umgeben, in der Mitte der jubelnden Volksmenge ſah man wohl auch viele Familien aus der höheren Klaſſe, zartere Frauen und Mädchen. Dieſe freilich kamen von den näheren Landhäuſern oder Beluſtigungsörtern, ihre Equipagen hielten in der Nähe der Zelte und ſie waren nur hingekommen, um für eine kurze Zeit das wilde Leben zuſchauend zu genießen. Wie alle mögliche leibliche Genüſſe der Hauptſtadt hier zuſammengedrängt waren, ſo fanden ſich auch Marionettenſpieler, Seiltänzer, Taſchenſpieler ein; zuweilen ſah man wilde

Thiere, die vorgezeigt wurden. Diejenigen aber, die dieſe Beluſtigung unter den Zelten ausſchließend genoſſen, die wohl auch die Nacht dort blieben, gehörten entweder zu den geringeren Klaſſen, die ſich, wenn ſie von den Genüſſen ermüdet, einige Stunden ſchlafen wollten, behalfen, wie ſie konnten. Sie ſchliefen, wenn es warmes und helles Wetter war, unter den Bäumen ein, oder drängten ſich, wenn es regnete, in den Zelten zuſammen. In den großen Zelten aber zechte die reichere Jugend. Ich kenne keine Hauptſtadt, die auf eine ſo lange Zeit einen ſolchen einzigen Mittelpunkt der Sommerbeluſtigung gehabt hätte. Zwar erſchien ſie oft roh, ja widerwärtig, aber dennoch waren viele Familien nur herausgegangen, um die ſchöne Gegend in der ſchönſten Zeit zu genießen. Man fand allenthalben im Walde, nach dem Strande wie nach der Höhe zu, einzelne Familien unter den Bäumen vertheilt. Ein reinliches Tiſchtuch war über das Gras gebreitet, eine Mahlzeit, aus der Stadt mitgebracht, ward genoſſen, der Wein fehlte nicht; heitere Geſänge wechſelten mit fröhlichen Geſprächen; ein lautes Gelächter erſcholl auf die luſtigſte Weiſe; alle Sorgen waren abgeſchüttelt, die keimende wachſende Natur hatte dieſe glücklichen Menſchen in ihren Schooß aufgenommen; um ſie grünte und blühte es, die Sonne ſchien warm auf ſie herab, die Vögel ſtimmten in ihre Geſänge ein; ihr ganzes eigenes Daſein wurzelte in der lieblichen Umgebung und wuchs aus ihr, ihre ſchönſte Blüte, hervor. Ich lief oft in dieſen glücklichen Tagen während meines ſpäteren Aufenthalts in Kopenhagen, nach dem Walde. So ſehr ich von meiner früheſten Kindheit an in der Natur die Einſamkeit geliebt habe, ſo erſchien mir doch jener Jubel im höchſten Grade anmuthig. Wenn unter den Zelten das bunte Gewimmel und die Miſchung von Rohheit und Luſt mich anzog, wenn ich ſogar wohl an eine fröhliche Geſellſchaft mich anſchloß und an der lauten Luſt Theil nahm, ſo dauerte dies doch ſelten lange. Sobald ich es nur vermochte, ſchlich ich mich unbemerkt fort und begab mich tiefer in den Wald hinein. Zwar habe ich von jeher, wo frohe Menſchen verſammelt waren, wo ich etwa in einem Garten des Abends eine Geſellſchaft an einem beleuchteten Tiſch unter den Bäumen oder in einer offenen Halle verſammelt ſah, den Wunſch gehabt, an der Geſellſchaft Theil zu nehmen; wenn nun aber mein

Wunſch öfter erfüllt wurde, da war es mir, als fühlte ich eine Leere, oft dachte ich mich dann als einen einſamen Spaziergänger in der Dunkelheit, der von Ferne der Geſellſchaft zuſah, in deren Mitte ich mich befand, und es war mir nur zu klar, daß das, was ich ſo aus der Ferne mir träumend erſann, verſchwunden war, wenn ich näher trat. Daſſelbe ſchöne Gefühl durchdrang mich, wenn ich an heiteren Tagen einſam unter grünen Bäumen mich befand. Da war es mir, wenn ich eine fröhliche Geſellſchaft eſſend, trinkend und jubelnd unter den Bäumen entdeckte, als wäre dieſe Luſt aus der Ferne betrachtet, wie ſie mir in der Einſamkeit entgegentönte, die eigentliche wahre und höchſte, auch für mich. Da ergriff mich oft eine tiefe Rührung, ich konnte weinend umhergehen, aber es waren Thränen der Luſt, die aus der Nacht einer tiefen Wehmuth hervorquollen und mich erquickten und ſtärkten.

In unſern Tagen wird man mich ſchwach und ſentimental finden. Wer meine Schriften geleſen oder meine Vorträge gehört hat, wird mir vorwerfen, daß ich durchaus in eine ſchwächliche Richtung gerathen ſei, die ich ſelbſt tadelnswerth finde — nun — ich ſchreibe ja auch keine Lobſchrift auf mich ſelbſt. — Daß ich in dieſen weichen Gefühlen ſchwelgte, war gewiß zu tadeln, und dennoch ſind ſie eben mein ganzes Leben lang mir die Quelle der tiefſten Freude geweſen. Dieſe Neigung, mich aus der Mitte eines gegenwärtigen Genuſſes loszureißen, um ihn in der Trennung erſt vollſtändig zu genießen, iſt mir immer geblieben. In der Entfernung erhält eine jede ſolche Freude erſt ihren wahren Inhalt, und wie die größten Feldherren in dem letzten Befreiungskriege einſahen, daß eine Schlacht, wenn ſie eine bedenkliche Wendung nahm, in dem richtigen Moment abgebrochen, in einen halben Sieg verwandelt werden könnte, ſo waren mir von jeher die fröhlichen Geſellſchaften die liebſten, aus welchen ich mich auf eine ſolche Weiſe zurückzog. In der Ferne erhielt die Gegenwart ihre Bedeutung, ſie erſchien gereinigt und dauernd. Nur zu oft aber riß mich die Luſt hin, daß ich ſie bis auf den letzten Tropfen genoß; dann war ich leider nicht ſelten der wildeſte von Allen, und ich habe nur zu viele Momente der Art in meinem Leben zu bedauern.

Eine jede nur entfernte Aehnlichkeit einer Gegend mit der Kopenhagener ruft dieſe lebhaft in meine

Erinnerung zurück und die reizendſte Gegend erhält einen erhöhten Zauber durch dieſe Erinnerung. Die großen Buchenwaldungen, die grünen Wieſen winken mir; je älter ich werde, deſto größer wächſt die Sehnſucht nach der anmuthigen Umgebung meiner Jugend; es giebt Augenblicke, wo ein Heimweh nach dem Meere mich ſchmerzhaft ergreift, wie das der Gebirgsbewohner nach ihren Gebirgen. Ich höre die Wellen plätſchern am Ufer; ſtürmiſche Nächte verſetzen mich in die Mitte des Meeres und unter ſchäumende Wogen; wenn ich dann erwache, wenn die gegenwärtige Umgebung ihr Recht behauptet, dann kömmt mir Alles ſo dürr, ſo ausgetrocknet vor, es iſt mir als fühlte ich einen unermeßlichen Durſt, der mein ganzes Daſein auszutrocknen droht.

Auch die dichteriſche Naturanſchauung hat eine tiefe Wurzel in dieſer Zeit. Sagen lieblicher Art umſchweben, wie heitere Geiſter, die ſchönſten Gegenden. Es ſind nicht die drohenden Mythen der rauhen Gebirge, es iſt ein leiſes mildes lockendes Geiſtergeflüſter, als ließe das Rauſchen der Blätter, das Plätſchern der Wellen am Ufer ſich vernehmen, als löſen ſie ſich in Geſänge auf. Anmuthige Geſtalten erſcheinen leicht ſchwebend, begegnen ſich, wir lauſchen auf ihre Geſpräche, ſie ſcheinen da zu ſein und wieder zu verſchwinden in demſelben Moment. In vollendeter Schönheit umſchweben ſie uns, ihre Stimmen klingen wie die lieblichſte Muſik, der Inhalt der Rede iſt die zierlichſte Anmuth ſelber. Die däniſche Sprache hat für denjenigen, der ſie als Eingeborner zu genießen verſteht, für dieſe Naturpoeſie Ausdrücke der größten Zartheit. Oehlenſchläger iſt der Dichter, welcher dieſen tiefen Zauber der Sprache am mächtigſten zu benutzen vermochte. Er hat die innerſten Quellen der lieblichen Naturtöne eröffnet.

Noch einen wichtigen Moment meines Lebens muß ich berühren, es war der, welcher die neuere Geſchichte in allen ihren Richtungen umſchuf, ganz Europa, man kann ſagen allmälig das ganze Menſchengeſchlecht mehr oder weniger ergriff, es war die Revolution.

Ich war ſechzehn Jahr alt. Mein Vater kam begeiſtert nach Hauſe, er rief ſeine Söhne zu ſich, wir ſahen ihm die innere Bewegung an, und erwarteten geſpannt, was er uns berichten würde. „Kinder,“ ſagte er, „ihr ſeid zu beneiden, welch eine ſchöne glückliche Zeit liegt vor euch! wenn es euch nicht gelingt, euch eine freie unabhängige Stellung zu erringen, ſo liegt die Schuld an euch. Alle einengende Verhältniſſe des Standes, der Armut werden verſchwinden, der Geringſte wird mit dem bisher Mächtigſten den gleichen Kampf, mit gleichen Waffen, auf dem gleichen Boden beginnen. Daß ich jung wäre, wie ihr! aber meine Kräfte ſind gelähmt, mich haben allenthalben unſinnige Schranken gehemmt, die für euch nicht ſein werden. Elende, ſtumpfſinnige Knaben werde ich euch ſchelten, wenn die mächtige Begeiſterung der Zeit euch nicht zu ergreifen vermag.“ Die Rührung, indem er ſo ſprach, ergriff ihn mächtig, heftig weinend brauchte er einige Zeit, ſich zu faſſen. Wir in unſerer geſelligen Einſamkeit hatten nichts erfahren von den Bewegungen, die in Paris eine nahe Kriſe vorbereiteten. Wir ſtaunten den Vater an und erwarteten in der größten Spannung, was er uns berichten würde; und nun erzählte er uns mit beflügelten Worten, aus welchen die innere Erſchütterung ſprach, die ernſten Scenen im Palais royal, die ungeheuere

Begeiſterung, die das Volk ergriffen hatte, wie ſie gegen alle Schranken der beſtehenden Gewalt anſtürmte, daß ſie bald zuſammenſtürzen würden, endlich die Erſtürmung der Baſtille und die Befreiung langjähriger Opfer der Despotie.

Es war eine wunderbare Zeit, es war nicht bloß eine franzöſiſche, es war eine europäiſche Revolution, ſie war da, ſie faßte Wurzel in Millionen Gemüthern, klar ſehende Große erkannten die allgemeine Gewalt, ja verehrten ſie; ein Strafgericht war über die vermodernde Zeit ergangen, ein Sieg über verkümmerte nichtige Verhältniſſe war entſchieden errungen. Die Revolution war in allen freien Gemüthern von Europa ſchon da, auch wo ſie nicht ausbrach. Der erſte Moment der Begeiſterung in der Geſchichte, ſelbſt wenn er unheilſchwanger eine furchtbare Zukunft entwickelt, hat etwas Reines, ja Heiliges, was nie vergeſſen werden darf.

Mich ergriff eine grenzenloſe Hoffnung, meine ganze Zukunft, ſo ſchien es mir, war in einen andern, friſchen, neuen Boden gepflanzt. Kurz darauf brachte uns der Vater die Schrift eines Liefländers Schulz über die erſten Tage der Revolution, die er erlebt hatte. Das weltgeſchichtliche Ereigniß in ſeiner ganzen großen Bedeutung hatte auch ihn ergriffen; die lebhafteſte Begeiſterung ging wie ein flammendes Schwert durch die ganze Schrift; von dem Augenblicke an, wo Camille Desmoulins im Palais royal auf den Tiſch ſprang und dem heftig bewegten Volke verkündete, daß Necker, den ſie damals ihren Vater nannten, ſie verließe, bis zur Befreiung der Gefangenen aus der Baſtille, habe ich die erſchütternden Scenen, die in dieſer kurzen Zeitepoche ſich drängten, mit erlebt. Die größten mächtigſten Entſchlüſſe durchdrangen, hoben, entflammten mich; unbeſtimmt zwar ſchwebten ſie mir vor, aber, ich darf es ſagen, ſie waren rein. Von dieſer Zeit an las ich täglich die Zeitungen; alle Stadien der Revolution habe ich, obgleich in der Ferne, mit durchlebt. Mein ganzes Daſein hatte von nun an eine neue Richtung erhalten, welche die frühere nicht ausſchloß, ihr vielmehr eine höhere Bedeutung zu ertheilen ſchien. Aber der ſtille Grund des religiöſen Glaubens trat immer mehr zurück. Wie die in Kopenhagen herrſchende Stimmung meine Theilnahme an der Revolution ſteigern mußte, wird die Folge zeigen.

So trat ich, ein innerlich bewegtes, ja begeiſtertes Kind der Zeit, aus der ſtillen Einſamkeit meiner erſten Jugend heraus.

Gedruckt bei Graß, Barth und Comp. in Breslau.

Was ich erlebte.

Zweiter Band.

Was ich erlebte.

Aus der Erinnerung niedergeſchrieben

von

Henrich Steffens.

Zweiter Band.

Breslau,
im Verlage bei Joſef Max und Komp.

1840.

Univerſitätsleben. — Literariſches Treiben. — Wiſſenſchaftliches Treiben. — Politiſches Treiben. — Das einſame Leben und die letzten Tage in Kopenhagen.

Kopenhagen.

Die Univerſität.

1790—1792.

Die Kopenhagener Univerſität unterſcheidet ſich in vieler Rückſicht von deutſchen und hat manches Eigenthümliche. Sie iſt in dem funfzehnten Jahrhundert (1478) mit Tübingen und Mainz zugleich, früher als irgend eine der jetzigen preußiſchen Univerſitäten geſtiftet. Als die Reformation in Dänemark eingeführt wurde, ward ſie, für die damalige Zeit, reichlich dotirt. Sie beſitzt ſehr bedeutende Güter, die ſie zu meiner Zeit durch einen aus der Mitte der Profeſſoren gewählten Ausſchuß ſelbſtändig verwaltete. Die Bauern auf dieſen Gütern wurden von den übrigen die hochgelahrten Bauern (de höylärde Bönder) genannt und nannten ſich ſelbſt ſo. Die Eintheilung der Facultäten iſt wie gewöhnlich; das Rectorat wechſelt nach den Facultäten und in dieſen nach der Altersfolge, nicht durch freie Wahl. Während ich ſtudirte, w[illegible] gewiſſe Einnahmen der Univerſität nach einer gewiſſen Ordnung unter eine beſtimmte Anzahl von Profeſſoren, die ſie unmittelbar bezogen, vertheilt. Dieſe Profeſſoren bewohnten eigene Häuſer, und dieſe freien Wohnungen, ſo wie der Antheil an Lehnen und Zehnten wurden ein Corpus genannt, aus welchem leider nur zu oft der Geiſt entflohen war.

Die Lage der Univerſität von ihrer Gründung an in der Hauptſtadt, die unbeſtimmte Studienzeit, manches Veraltete, welches ſich hier erhalten hatte, begründeten vorzüglich die Eigenthümlichkeit dieſer hohen Schule. So hatten zwar die Profeſſoren eine gewiſſe Aufſicht über die Studirenden; dieſe wählten ſich einen Ephorus, unter deſſen ſpezieller Leitung ſie ſtehen ſollten. Ich habe niemals etwas von der Thätigkeit dieſer Herrn geſpürt. Das Conſiſtorium (ſo wird die Verſammlung der ordentlichen Profeſſoren genannt, nicht Concilium) hat ſpezielle Aufſicht über die reichlich fundirten Collegien. Eines derſelben (die Regenz) hat einen eigenen Vorſteher, der Probſt genannt wird; ſonſt hat die Univerſität keine Art disciplinariſcher Jurisdiction. Die Studirenden ſtehen ganz unter der Polizei und unter den Gerichtshöfen, wie die übrigen Einwohner. Ich erinnere mich n[illegible] einzigen Disciplinarſtrafe, von den verſammelten Profeſſoren ausgeführt, aber kaum beſchloſſen. Und da dieſe mich ſelber traf, ſo werde ich Gelegenheit finden, ihrer ſpäter zu erwähnen. Von einer früheren oder ſpäteren habe ich nie etwas vernommen.

Ein bedeutendes Anſehen aber gewinnen die Profeſſoren dadurch, daß alle Prüfungen in ihren Händen ſind, ſelbſt diejenigen, welche den unmittelbaren Zutritt zu den höhern Aemtern eröffnen.

Der Zutritt zu den Profeſſoren war den Studirenden nicht leicht, ſie ſtanden mit dieſen nur durch Vorleſungen und Prüfungen in Berührung, einige durch Examinatorien. Ich lernte, wie ich ſpäter erwähnen werde, nur zwei kennen. Zu meiner Zeit ruhte auf dieſem Inſtitut ein tiefer Schlaf; alle geiſtige Erregung irgend einer Art kam von außen her. Die Profeſſoren trugen ihre einmal ausgearbeiteten Hefte vor, die Studirenden hörten ſie, oder hörten ſie wohl meiſtens nicht. Unter dieſen als ſolchen fand gar keine Art von Vereinigung ſtatt und der ſüße

Schlummer ward durch nichts Aufregendes geſtört; und dennoch ruhte eine Uebereinſtimmung der Geſin[illegible]m Hintergrunde, die durch ein auffallendes Ereigniß vorübergehend die ganze Stadt, Hof und Militair in unruhige Bewegung verſetzen konnte. Dieſe Univerſität hatte einſt im ſiebzehnten Jahrhundert einen bedeutenden Ruf. Es war die Zeit, als die Bartholine, Ole Worm, Torfäus, Otto Sperling, Borch u. ſ. w. hier glänzten. Seit der Zeit verſank die Univerſität immer mehr und mehr. Zu meiner Zeit waren in der medizinischen Facultät mein Onkel und der als Accoucheur bekannte Saxdorf faſt die einzigen, die einen bedeutenden Ruf hatten. Die meiſten Gelehrten von wahrem Verdienſt waren entweder nicht bei der Univerſität angeſtellt, oder ihre Gelehrſamkeit trug hier wenig Früchte.

Das erſte Studienjahr iſt für ſämmtliche Studirende aller Facultäten den allgemeinen Studien gewidmet. Es finden in dieſem Jahre zwei von einander getrennte Prüfungen ſtatt; durch das Examen philosophicum wird man in theoretiſcher und praktiſcher Philoſophie, Mathematik und Phyſik examinirt; das Examen philologicum (man nennt es das kleine, um es von der philologiſchen Amtsprüfung, die das große philologicum heißt, zu unterſcheiden) iſt beſtimmt, eine Fortſetzung und weitere Ausbildung der Schulſtudien zu veranlaſſen. Man wird im Lateiniſchen, Griechiſchen, Geſchichte und Aſtronomie examinirt. Es ſteht einem jeden Studirenden frei, dieſen Prüfungen am Ende des erſten Jahres zugleich, oder der einen am Ende des erſten und der anderen am Ende deß zweiten Semeſters ſich zu unterwerfen. Ich wählte das letzte. Meine Erwartungen von den Vorträgen der Profeſſoren waren unermeßlich, mein Fleiß in dem erſten Semeſter grenzenlos, und kaum begreife ich ſelbſt, wie ich im Stande war ſo viel zu leiſten. Ich hörte täglich ſieben Vorleſungen, und da ich bald unter meinen Mitſtudirenden den Ruf erhielt, als wenn ich in der Philoſophie und Phyſik, ja ſelbſt in der Mathematik, damals unter den jüngſten Studirenden ungewöhnliche Kenntniſſe beſäße, ſo ſchloſſen ſich bald mehrere an mich an. Allerdings war mein ganzes Betragen geeignet, die Aufmerkſamkeit faſt gewaltſam auf mich zu richten. Was ich ſo lange in ſtiller Einſamkeit mit mir herumgetragen hatte, das brach jetzt unaufhaltſam in einen Strom der Rede aus. Im Hauſe meines Vaters fand ich Keinen, dem ich mich mittheilen konnte. Wahl's Zuhörer waren ältere Jünglinge, die ich bei der unzuſammenhangenden wenngleich reichen Maſſe meiner Kenntniſſe faſt als Lehrer zu betrachten genöthigt war. Hier befand ich mich unter einer Menge von Jünglingen, die alle mit mir nach einem Ziele ſtrebten, und ich nahm bald wahr, daß ſie in allen realen Kenntniſſen weit hinter mir waren. Da trat nun die Neigung zu belehren mit Macht hervor. Die Vorträge wurden Gegenſtände einer ausführlichen Auseinanderſetzung, nicht ſelten einer unreifen jugendlichen Kritik. Ich mochte wohl Vielen zudringlich erſcheinen, aber bald merkten die Aermeren, daß ſie wohl von mir Nutzen ziehen konnten.

In Kopenhagen herrſchte eine Sitte, die ihre Vortheile, aber auch oft ihre großen Nachtheile hatte. Die Studirenden, die ſich in den erſten Prüfungen auf der Univerſität, eben ſo die Kandidaten, die ſich in den Amtsprüfungen ausgezeichnet hatten, wurden Manuductöre, wie man ſie nannte; durch dieſe wurden jüngere zu den bevorſtehenden Prüfungen vorbereitet. War der Manuductör ein ausgezeichneter

Mann, ſo war ſeine Thätigkeit nicht ſelten bedeutender ſelbſt, als die der Profeſſoren. In einer ſpäteren Zeit trat auf eine ſolche Weiſe Oerſtedt, dieſer für ganz Dänemark ſo ausgezeichnete Mann, in ſeinen jüngeren Jahren als Manuductör hervor. So wie er in ſeinem höheren Alter die größte juridiſche Autorität im Lande bildete, ſo legte er in ſeinen jüngeren den Grund zu einer tüchtigen juridiſchen Schule, und ſeine Thätigkeit konnte ſich leicht mit der der geſammten Profeſſoren meſſen. Aber dieſe Manuduction war durchaus ein Privatunternehmen. Die Prüfungen waren öffentlich, ein Profeſſor, der zwei Mal im Jahre alle Tage einige Wochen hintereinander eine Menge Studirender prüfen ſoll, engt ſich leicht in einen ganz beſchränkten Kreis von Fragen ein, und die alten Herren waren beſonders zufrieden, wenn dieſe Fragen immer auf die nämliche beſtimmte Weiſe beantwortet wurden. Die Manuductöre verfehlten nie, den Prüfungen beizuwohnen; ſie merkten ſich genau die paar Dutzend Fragen, die ſich immer wiederholten, und die Antworten, die der Profeſſor erwartete. So wurde nun der Kandidat für dieſe Prüfung auf die bequemſte Weiſe vorbereitet, lernte aber nichts. Dieſer ſchädliche Einfluß ward noch dadurch geſteigert, daß der Manuductör gewöhnlich präciſer bezahlt wurde, als der Profeſſor. Er brauchte nur einige Monate zu creditiren und dann ſeinen Schülern mit dem Aufhören ſeiner Manuductionen zu drohen. Sie konnten jetzt keinen Andern wählen und waren durchaus von ihm abhängig. Kandidaten, die ſich als Manuductöre einen bedeutenden Ruf erworben hatten, verſchafften ſich auf dieſe Weiſe nicht ſelten ein bedeutendes Einkommen und lebten in einer ſehr unabhängigen Stellung. Dieſes Unweſen hat noch nicht ganz aufgehört und iſt in der letzten lebendigen Zeit der bedeutend gewordenen Univerſität der Gegenſtand ernſthafter oft heftiger Discuſſionen geweſen.

Ich war viel zu eitel, mich einer ſolchen ſecundären Leitung hinzugeben; vielmehr warf ich mich ſelbſt zum Manuductör auf, und wenn ich ſieben Stunden hindurch Vorleſungen gehört hatte, verwandte ich drei bis vier Stunden zum Repetiren der eben gehörten Vorträge mit armen Studenten, die keinen Manuductör zu bezahlen vermochten. Mit der Philologie gab ich mich freilich nicht ab, wohl aber mit den Gegenſtänden, die für das philoſophiſche Examen gefordert wurden.

Von den Profeſſoren, deren Vorträge ich hörte, muß ich noch etwas reden. Es fanden ſich unter dieſen einige jener Profeſſor-Originale, die jetzt immer mehr und mehr verſchwinden. Der erſte, den ich nennen will, hieß Riisbrigh. Es war ein ältlicher Mann von einem etwas einfältigen, aber durchaus gutmüthigen Ausſehen. Er war unbeſchreiblich bedächtig in allen ſeinen Bewegungen, ſprach ſehr langſam und monoton, und dennoch legte er auf jedes Wort ein ganz eigenthümliches Gewicht. Obgleich ich ihn höchſtens ein paar Mal in ſeinem Hauſe ſprach, ſonſt nur in der Examinatorien, in welchen er ſich ganz vorzüglich gern mit mir unterhielt, gewann er mich doch perſönlich ſehr lieb, und er hatte damals wohl kaum eine Ahndung davon, daß ich ihn noch in ſeinem höchſten Alter beunruhigen ſollte. Er las über Metaphyſik, Logik und Pſychologie, und da er der einzige war, der ſich damals auf der Univerſität mit philoſophiſchem Tiefſinn beſchäftigte, ſo genoß er ein großes Anſehen. Seine Metaphyſik war eine zum Theil Wolfiſche, zum Theil Baumgartenſche, eine der vielen Abarten, die ſich nach dem geiſtloſen Zerfallen der Leibnitziſchen Philoſophie ausbildeten. Da

Alles von einer richtigen Definition ausgehen muß, ſo fing ſeine Philoſophie mit einer Definition der Definition an. Nachdem er dieſe nun als Einleitung hinlänglich erläutert hatte, hob ſeine eigentliche Metaphyſik mit der Definition des Widerſpruchs an. Contradictio, hieß es in ſeinem gedruckten Handbuche, est simultanea ejusdem de eodem affirmatio et negatio. Der Widerſpruch müßte, fügte er dann erläuternd hinzu, gleichzeitig ſein; denn u. ſ. w. er müßte von demſelben Menſchen ausgeſprochen werden: denn u. ſ. w. er müßte von derſelben Sache handeln; denn u. ſ. w. Er konnte eine ganze Stunde mit einer ſolchen Expoſition zubringen, und die Geduld der Zuhörer ward furchtbar in Anſpruch genommen. Auf dieſes folgte nun, und wohl eine Woche lang, ein Gerede über den Unterſchied zwiſchen Möglichkeit und Wirklichkeit. Die veralteten Sätze ab esse ad posse, a non posse ad non esse, valet — ab posse ad esse, ab non esse ad non posse, non valet consequentia; ab posse ad esse, ab non posse ad non esse, non valet etc. wurden mit unendlicher Breite auseinandergeſetzt. Ich ließ mir dieſes alles gefallen, ja im Anfange ergötzten mich dieſe

Deſtinctionen, die mir völlig fremd waren und die ſich doch ſo ganz von ſelbſt verſtanden, daß man ſich wundern mußte, ſie nicht ſelbſt gemacht zu haben; als aber der gute Mann anfing, die Exiſtenz als etwas zu bezeichnen, was zum Denken hinzukam, verlor ich alle Geduld. War mir doch das lebendige Daſein Alles, lebte, dachte ich doch nur mit dieſem, und nun ſollte es, aus einem dürftig zuſammengeſchrumpften Denken herausgeſtoßen, zu einem dürftigen Etwas erblaßt, nur ſo neben dem armſelig diſtinguirenden Denken geduldet werden.

Vorträge der Art konnten mich freilich nicht für die Metaphyſik gewinnen; ich hörte indeſſen die Vorleſung mit Aufmerkſamkeit zu Ende, repetirte ſie mit den Studirenden, die ſich an mich angeſchloſſen hatten, und erwartete, was aus allen dieſen Betrachtungen herauskommen ſollte, freilich ohne lebendige Theilnahme, aber mit einer gewiſſen Neugierde. Dieſe Art, wie mir eine Sorte Speculation entgegentrat, wirkte nun zurückſtoßend auf mehrere Jahre, und ich fand meine Abneigung durch die damalige herrſchende Stimmung vollkommen unterſtützt.

Als ein Beiſpiel von der kindlichen Naivität dieſes alten Mannes glaube ich Folgendes erzählen zu müſſen. Bei ſeinen Examinatorien zog ich ſeine Aufmerkſamkeit auf mich; er unterhielt ſich gern und lange mit mir, und da er, wenn er irgend einen Satz ſeiner Meinung nach in klarem, logiſchem Zuſammenhange auseinandergeſetzt hatte, gewöhnlich mit einem frohen Geſicht lächelte, als hoffte er, ſeine Zuhörer ſollten durch das gewonnene Reſultat überraſcht werden, da er von dem, was er vortrug, ſelbſt ſo innig überzeugt zu ſein ſchien, ſo wagte ich es nie ihm zu widerſprechen. Er ließ ſich gern und lange mit mir ein, und bot ſich an, mir Bücher aus ſeiner Bibliothek zu leihen. So erinnere ich mich, durch ihn Adelung's Geſchichte der menſchlichen Narrheit erhalten zu haben; ich las flüchtig ein paar Theile durch, und war überzeugt, daß die tiefſinnigen Männer, die dort verunglimpft wurden, ſämmtlich Narren wären. Riisbrigh theilte Adelung's Meinung. In ſeiner Philoſophie war freilich nur ein **Caput mortuum** einer erſtorbenen Speculation zu finden, und obgleich metaphyſiſche Gegenſtände abgehandelt wurden, ſo geſchah dieſes doch nur auf eine ſo dürre und formell logiſche

Weiſe, daß jede Gefahr einer lebendig ergreifenden Speculation durchaus vermieden war. Von mir hatte er große Hoffnung. Er ermunterte mich zu ſtudiren, „als ſollte ich Profeſſor werden,“ beſonders aber rühmte er mein Gedächtniß. In ſeiner Pſychologie, in welcher die verſchiedenen Seelenvermögen claſſificirt und definirt wurden, hatte er geäußert: „Das Gedächtniß iſt ein Seelenvermögen, welches gewöhnlich auf Unkoſten der übrigen ausgebildet wird.“ Als ich ihm nun einſt ein geliehenes Buch zurückbrachte, mochte er ſich erinnern, daß er mich meines Gedächtniſſes wegen gelobt hatte, und glauben, daß jene Stelle ſeines Vortrages mich beunruhigen könnte. Er ſagte daher, mich tröſtend: „Mr. Steffens (die alten Herrn nannten die Studenten, bis ſie die beiden Präliminarprüfungen überſtanden hatten, Monſieur), Sie haben ein gutes Gedächtniß, aber deswegen dürfen ſie nicht glauben, daß Sie dumm ſind.“ Ich verſicherte ihn, daß unter allen möglichen Sorgen dieſe mich am allerwenigſten quäle.

Ein gewiſſer Profeſſor Gamborg trug die praktiſche Philoſophie vor. Es war ein lockeres Raiſonnement nach der Art der Federſchen Ideenaſſociations-

Lehre, Theile des Naturrechts, der Sittenlehre, die ſo leicht behandelt, ein gewiſſes Intereſſe hatten. Ich lernte Hugo Grotius und Hobbes durch ihn kennen. Manches, was er vortrug und worüber er entſchieden zu haben glaubte, wurde mir eine Aufgabe zum ferneren Nachdenken. So erinnere ich mich, daß ich mich lange herumquälte, um die eigentliche Bedeutung der Ehe zu ermitteln, die der Lehrer in einer geſetzmäßigen Befriedigung des Geſchlechtstriebes, verbunden mit einer wechſelſeitigen Aushülfe in allen Lebensverhältniſſen und in der Erziehung der Kinder, gefunden zu haben glaubte. Dieſes Compoſitum von Trieb und moraliſcher Verpflichtung wollte mich durchaus nicht anſprechen, und doch wußte ich mir ſchlechterdings nicht zu helfen. Eben ſo ward mir der Selbſtmord, der ihm, vielleicht durch Werther's Leiden veranlaßt, eine Krankheit und kein Verbrechen zu ſein ſchien, ein Gegenſtand eines faſt gefährlichen Nachdenkens. Es giebt eine Zeit in der Jugend, in welcher dicht neben der größten Zuverſicht des Lebens der tödtendſte Zweifel liegt. Bei mir hatte freilich die Zuverſicht ein entſchiedenes Uebergewicht, und die finſteren Gedanken traten nur wie fliegende Wolken an einem hellen Tage hervor. Ich bin dem Profeſſor Gamborg niemals nahe getreten. Er ſchien ſtill, einſam und verſchloſſen zu leben, und ſprach in ſeinen Vorträgen mehr in ſich hinein als aus ſich heraus.

Unter den Lehrern war aber vorzüglich einer, welcher mich ſehr anzog, es war der Profeſſor Kratzenſtein, ein alter Deutſcher. Dieſer Mann, obwohl im hohen Alter, behandelte ſeine Vorträge und ſeine Zuhörer mit großer Leichtigkeit. Nach Art alter Profeſſoren auf deutſchen Univerſitäten, ſuchte er ſeine Vorleſungen durch allerlei Späße zu beleben. Obgleich dieſe mich nun auch ergötzten, ſo war mir doch der Mann ſelbſt in vieler Rückſicht intereſſant. Die Leſer werden ſich erinnern, daß ich ſchon in Roeskilde in meinen Knabenjahren mich eifrig mit Krüger's Naturlehre beſchäftigt hatte, und daß ich beſonders ergriffen war von der Geſchichte der elektriſchen Entdeckungen, wie ſie in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ſchnell auf einander folgten. In der That hat dieſe Geſchichte, wie man ſie bei Prieſtley lieſt, ein großes Intereſſe. Die Steigerung der Entdeckungen von der erſten Maſchine an, durch die Batterien bis zu dem Blitzableiter, die ſchnell auf einander folgten, hatte einen bis jetzt unbekannten Naturgeiſt herauf beſchworen. Was erwartete man nicht von ihm? Man erinnere ſich nur der Kräuter, die man in den Cylinder der Electriſirmaſchine hineinthat und ihnen durch Electricität ätheriſche und wunderbar heilende Kräfte mittheilen zu können glaubte. Aber mit dieſer Hoffnung war auch eine Furcht verbunden. Die Nachricht von dem erſten Schlage durch eine Batterie durch Musſchenbroek, Nollet und Winkler ſprechen dieſe Furcht unbefangen aus. Der letztgenannte Leipziger Profeſſor ward durch den Schlag vom Fieber ergriffen, der kalte Schweiß ſtand ihm auf der Stirn, und hätte ſeine Frau nicht mehr Muth gehabt als er, wer weiß, ob man nicht von fernerem Experimentiren mit einem ſo gefährlichen Geiſte wenigſtens auf einige Zeit abgeſchreckt worden wäre, und doch trat nach dieſem Franklin ſo kühn hervor. Die Verſuche, durch den electriſchen Drachen den Blitz herabzuleiten, wurden immer dreiſter. Das Experiment von de Romas, der es erlebte, daß ein Blitz wirklich ſeinen Drachen traf und längs der Schnur wenige Fuß vor dem kühnen Experimentator einſchlug, diente noch nicht hinlänglich zur Warnung; man ſpielte kühn mit der

Zuleitung der Electrizität aus der Atmoſphäre, ſelbſt bei drohendem Gewitter. Profeſſor Richmann in Petersburg ward endlich das Opfer dieſer Verſuche. Er war mit einem Electroſkop, welches an der Zuleitung befeſtigt war, während eines heranziehenden Gewitters beſchäftigt; , der Blitz erſchlug ihn, und Kratzenſtein war ſein Nachfolger. Dadurch war er mir in der That wichtig geworden. Was ich früher innerlich erlebt hatte, war mir durch ihn näher gerückt. Ihm ſelbſt ſchien dieſes Ereigniß, welches auf ſein Leben einen ſo großen Einfluß hatte, bedeutend genug, um es in ſeiner Vorleſung mit großer Ausführlichkeit darzuſtellen. Es waren wohl einige zwanzig Jahr verfloſſen, ſeit er von Petersburg nach Kopenhagen berufen worden, aber das Däniſche hatte er doch nur ſehr unvollkommen gelernt. Sein Vortrag erhielt durch das Gemiſch beider Sprachen etwas Pikantes, ſeine muntere Laune, die etwas oberflächliche Leichtigkeit ſeiner Vorleſungen und die Experimente zogen an, und da ich ſchon durch den ſeltſamen früher erwähnten C. gelernt hatte, mit Luftpumpe und Electriſirmaſchine umzugehen, ſo ward ich ſein Gehülfe; er nannte mich ſeinen electriſchen Drachen, und ich mußte es mir gefallen laſſen, daß er mir zum Ergötzen der Zuhörer, auf dem Iſolirſchemmel ſtehend, nicht ſelten die heftigſten Schläge ertheilte. Hier ſah ich nun zuerſt in einer gewiſſen Ordnung eine Reihe phyſicaliſcher Experimente, die bis jetzt nur auf eine unvollkommene Weiſe Gegenſtand der Phantaſie geweſen waren. Beſonders lernte ich die Lehre von der Electricität, wie ſie ſich etwa bis in die achtziger Jahre ausgebildet hatte, näher kennen.

Aber ich ſollte auf eine andere Weiſe in dieſer Zeit angeregt werden. Snedorf, ein junger Mann, wohl kaum 30 Jahr alt, war **Professor extraordinarius** der Geſchichte geworden und trug die däniſche Geſchichte vor. Es war ein ſchöner, milder, beſcheidener und höchſt liebenswürdiger junger Mann. Nicht leicht hat ein Lehrer ſo ſchnell meine Zuneigung gewonnen. Die däniſche Geſchichte hatte mich beſonders als Knabe in Roeskilde beſchäftigt, ich hatte die ausführliche, obgleich äußerſt trockene Schrift von Chriſtiani und Gebhardi geleſen, ſie wurde aber durch die Umgebung belebt. Jetzt gewann dieſe Neigung ganz ihre frühere Gewalt. Durch ihn lernte ich zuerſt die Quellen der däniſchen und norwegiſchen Geſchichte kennen. Snorro Sturleſen, Saxo Grammaticus, Arild Hvitfeld, wie auch die berühmteſten neueren Geſchichtsforſcher Schoenning, Gram, Langebeck u. ſ. w. Sein Vortrag hatte durchaus etwas Lebendiges und Angenehmes. Obgleich eine ganz andere Richtung meines Studiums die Beſchäftigung mit der vaterländiſchen Geſchichte oft in Hintergrund ſtellte, ſo verdankte ich es doch ihm, daß ich fortdauernd ein lebhaftes Intereſſe für dieſes Studium behielt, daß ich es wiederholt, wenn auch nach Unterbrechung von Jahren, erneuerte, daß es noch in meinem Alter mir eine angenehme Erholung iſt. Ich gewann Snedorf unendlich lieb; die Vorleſung, die ich hörte, war, irre ich nicht die erſte, die er hielt, es war leider auch die letzte. Er erhielt ein Reiſeſtipendium. Die Briefe von ſeiner Reiſe, die in einer Zeitſchrift gedruckt erſchienen, wurden mit aller Theilnahme eines liebenden Gemüths geleſen. Ich erinnere mich noch, mit welchem Erſtaunen er Reinholds Vorleſungen in Jena beiwohnte, die alle Grundſätze einer dürftigen Metaphyſik umzuſtürzen drohten. Er ging von Deutſchland nach England, hier ſtürzte er von der Outſide eines Coach's herunter und ſtarb. Der Name Snedorf war mir ſchon von meiner Kindheit an bekannt. Einer der berühmteſten däniſchen Proſaiſten führte dieſen Namen. Er war Profeſſor in Sorö und ich hatte Manches von ihm ſchon als Knabe geleſen. Ich erinnere mich nicht mit Beſtimmtheit, ob es der Vater meines freundlichen Lehrers war oder nicht, doch glaube ich es.

So brachte ich nun den erſten Winter meiner akademiſchen Studien in großer Anſtrengung zu. Manches erfuhr ich von dem Leben auf der Univerſität, Manches von frühen Ereigniſſen, die jetzt nicht mehr ſtattfanden, aber theilweiſe in ihrer Rohheit etwas Charakteriſtiſches hatten. Ein Zuſammenleben der Studirenden fand eigentlich gar nicht ſtatt; vorübergehende Berührungen durch die Vorleſungen führten ſelten zu einer genauen Bekanntſchaft, ein gemeinſchaftliches Intereſſe zeigte ſich nirgends; nur der Ausfall der öffentlichen Prüfung bot einen allgemeinen Vereinigungspunkt dar; aber auf keiner Univerſität war wohl ein junger Menſch, wenn er ſich in einer Prüfung auszeichnete und ſein Name in den Zeitungen öffentlich bekannt gemacht wurde, auf eine lebendigere Weiſe ein Gegenſtand allgemeiner Verehrung, als hier; und doch lehrte die Erfahrung, daß dieſe hoffnungsvolle Jugend nur ſelten ſpäter etwas Bedeutendes leiſtete. Einen unter dieſen muß ich dennoch ſeines tragiſchen Schickſals wegen hier erwähnen. Er iſt leider auch hier in Berlin nur zu bekannt geworden.

N. hatte ſeinen Univerſitäts-Curſus eben mit der letzten Amtsprüfung als Juriſt beſchloſſen, als ich Student ward. Alle ſeine Prüfungen hatte er glänzend beſtanden. Es war ſeine Abſicht. ſich zum Advokaten auszubilden, und dieſe Laufbahn iſt auf jede Weiſe in Dänemark für den Wohlunterrichteten und Gewandten eine glänzende. Unter allen Studirenden, die ich kannte, ſchien mir ſein Loos das beneidenswertheſte. Die angehenden Sachwalter fangen ihre Laufbahn gewöhnlich bei dem Kopenhagener Hof- und Stadtgericht an. Auch hier erwarb er ſich als Sachführer den größten Ruf. Keiner hatte dieſe vorläufige Stellung ſchneller durchſchritten als er. Er ward Advokat bei dem höchſten Gericht, ein Amt, welches ſchnell zum Wohlſtande, ja zum Reichthume führt, anſehnlich und unabhängig wie Keines.

Ich verlor N. aus dem Geſicht. Ich weiß nicht, in wiefern er ſpäter die großen Hoffnungen rechtfertigte, mit welchen er anfänglich auftrat. Doch muß er als Advokat bei dem höchſten Gericht ein bedeutendes Vertrauen ſich erworben haben. Ein Engländer hatte in Kopenhagen einen Prozeß und wählte ihn zum Advokaten; er war in Begleitung einer Geliebten von großer Schönheit dahin gereiſt und hielt ſich eine Zeit lang dort auf. Nach einiger Zeit war er genöthigt, nach England zurückzukehren, vertraute ſeinem Advokaten eine große Summe und die Beſchützung ſeiner Geliebten an. Gleich nach ſeiner Abreiſe verließ N. ſeine eigene Frau und Kinder und verſchwand plötzlich mit jener Frau und mit der ihm anvertrauten Summe. Es vergingen einige Jahre, da erſchien er als ein Baron N. in Berlin, und hier ward er als ein Verbrecher ſchauderhafter Art bekannt. Man beſchuldigte ihn, einen Mann vergiftet zu haben, und der Verdacht, daß er ähnliche Verbrechen ſchon früher begangen hatte, erhob ſich zugleich; er trat, bis dieſer Verdacht ſich ausſprach, als ein gebildeter Mann hervor, der ſich für mehrere wiſſenſchaftliche Beſchäftigungen lebhaft intereſſirte; aber der Eifer, mit welchem er Klaproth's Vorleſungen beſuchte und überhaupt ſich mit der Chemie beſchäftigte, machte es nicht unwahrſcheinlich, daß er zu den furchtbaren Menſchen gehörte, die, nachdem ſie ein Mal ſich zu jener ſchauderhaften That der Vergiftung verleiten laſſen, in dem Bewußtſein, durch geheime Mittel über das Leben der Menſchen gebieten zu können, einen entſetzlichen Reiz finden. Einer der anſehnlichſten Beamten des preußiſchen Staats, dem in ſeiner frühern Stellung als Aſſeſſor bei dem Kammergerichte die Leitung der Unterſuchung gegen ihn mit anvertraut war, erzählte mir einſt von dieſem Verbrecher, der mich durch meine frühere jugendliche Erinnerung auf eine höchſt ſchmerzhafte, ja innerlich ſchauervolle Weiſe intereſſirte, Folgendes: Er ſaß ſchon während der Unterſuchung lange in einem finſtern Gefängniß in der Hausvogtei. Es war Frühling, man gönnte es dem lange eingeſperrten Gefangenen, an einem ſchönen Tage in dem Hofe des Gefängniſſes friſche Luft zu ſchöpfen. Dort ſtand ein Birnbaum mit Blüten bedeckt, der Anblick überraſchte und erſchütterte den Gefangenen, er ſtürzte auf den Baum zu, umarmte den Stamm und badete ſich in Thränen. Das tiefe Gefühl für die Natur, das mit der höheren Bildung verknüpft zu ſein pflegt, war alſo in dieſem Verbrecher nicht erloſchen. Wie konnte es ſich erhalten neben ſo ſchauderhafter Geſinnung? Mir iſt es ein furchtbar dunkles Räthſel der menſchlichen Natur. Iſt das tiefe Naturgefühl doch ſonſt mit dem Edleren und Beſſeren in dem Menſchen verbündet, bewahrt es doch ſonſt den Keim der tiefſten heiligſten Liebe auch da, wo er zu erlöſchen droht. — Es mochte eine ähnliche Anſicht ſein, eine Hoffnung, daß in dieſem bewegten Moment ſeines Daſeins eine tiefe Reue ihn ergriffen habe, die den Richter bewog, unmittelbar ein Verhör darauf folgen zu laſſen. Er ward von dem Baum weggeführt und ſeinen Inquiſitoren gegenüber geſtellt. In dieſem Augenblick war er wie verwandelt. Die Hoffnung, als man die Veränderung ſah, ein Selbſtgeſtändniß aus ihm herauszulocken, verſchwand wieder. Er hatte einſam in ſeinem Gefängniß eine zuſammenhangende Geſchichte erſonnen, die alle, auch die kleinſten Ereigniſſe während der unglücklichen Tage ſeines Verbrechens mit der größten Ausführlichkeit und Genauigkeit umfaßte, eine jede frühere Ausſage in den Verhören war ihm völlig gegenwärtig, er verwickelte ſich ſelten in irgend einen Widerſpruch; bei einer jeden verfänglichen Frage berief er ſich mit großer Sicherheit auf eine frühere Ausſage, und auch jetzt war, als er eben innerlich erſchüttert ſeinen Richtern gegenüber ſtand, dieſe tiefe Bewegung des Gemüths plötzlich verſchwunden und die ganze kalte Beſonnenheit zurückgekehrt.

Das Bild dieſes gräßlichen Menſchen, der furchtbare Widerſpruch ſeines ganzen Daſeins hat mich oft in dunklen Stunden auf eine quälende Weiſe wie ein Geſpenſt verfolgt, und dann drängte ſich mir die demüthigende Bemerkung auf, wie beſchränkt und unvollkommen der beſte, reinſte, eifrigſte Wille nicht bloß einzelner vorzüglicher Menſchen, ſondern des ganzen gebildeten menſchlichen Geſchlechtes iſt, da, wo es die wichtigſten Fragen gilt. Die cultivirteſten Völker haben, um Verbrecher für überführt zu erklären, entgegengeſetzte Wege gewählt. Einige fordern zum Richten des Verbrechers, wie wir, das eigene Geſtändniß, andere halten dieſes nicht allein für überflüſſig, wo die Indicien eine hinlängliche Gewißheit geben, ſondern auch die Forderung ſelbſt für eine unnatürliche. Daß ein höheres ſittliches Motiv die erſteren leite, kann nicht geleugnet werden. Selbſt in religiöſer Rückſicht muß man die Forderung des Selbſtgeſtändniſſes billigen; wo es gelingt, aus der tiefen Reue dieſes hervorzurufen, vermag es nicht ſelten uns, wenigſtens bis auf einen gewiſſen Grad, mit dem Verbrecher zu verſöhnen. Er erſcheint uns als ein frei gewordener Sclave; mit dem offenen Geſtändniſſe des Verbrechens wird er ſein eigener Richter, ſpricht ſich ſelber das Urtheil, und wir mögen in ihm etwas Höheres entdecken, was ſich über die Unthat erhebt, ſich von dieſer befreit und, durch die freiwillige Unterwerfung unter die Todesſtrafe, gereinigt erſcheint. Wo das eigene Geſtändniß nicht gefordert wird, da wird der Menſch aus einem niederen Geſichtspunkt betrachtet, es wird jene höhere Richtung deſſelben abgeleugnet, er bleibt ein Knecht ſeiner That, und bis zu dem letzten entſcheidenden Moment ſeines Todes iſt es nur die äußere zwingende Gewalt des Geſetzes, die ihn trifft. — Und dennoch wie viele Vortheile hat der gebildete Verbrecher, ja ſelbſt ein jeder mit entſchiedener und dadurch ſtarker und klarer bösartiger Geſinnung, vor dem ungebildeten und rohen oft beſſern voraus, da wo das Selbſtgeſtändniß gefordert wird. Jener iſt oft der grauenhaftere, innerlich bösartigere, denn die vielfach ausgebildete Energie ſeines Geiſtes theilt der Unthat ein klareres Bewußtſein mit; einmal entſchloſſen, das Selbſtgeſtändniß nicht abzulehnen, weiß er tauſend Wege, die größte äußere Wahrſcheinlichkeit, wenn ſie gegen ihn ſpricht, durch eine ganz entgegengeſetzte ſchwankend zu machen. An geiſtig combinirende Anſtrengung gewöhnt, bildet er eine alle Ereigniſſe umfaſſende Hypotheſe mit immer größerer Klarheit aus, ſie ſchwebt ihm in jedem Augenblick in ihrem ganzen Umfange vor, und der unglückliche Scharfſinn, mit dem tiefen Inſtinkt der Selbſterhaltung verbunden, erhält eine Schärfe, deren Maaß derjenige kaum begreift, der nicht in einer ähnlichen unglücklichen Lage war. Ich gebe unbedenklich der bei uns herrſchenden Sitte den Vorzug, obgleich ſie eben den grauenhafteſten Verbrecher zuweilen unterſtützt und den gegen ihn aufgehobenen Arm der Gerechtigkeit lähmt.

Gegen N. konnte die Todesſtrafe nicht ausgeſprochen werden; wegen der Unterſuchung verweiſen wir auf Hitzigs lehrreiche Darſtellung. Er ſaß ſeine Zeit ab in Stettin. Ich habe ſeitdem nichts von ihm erfahren.

Auf der Univerſität wurden wir junge Studirende auch durch Erzählungen mancherlei Art aus früheren Zeiten angezogen. Es fiel mir auf, daß eben die Naturwiſſenſchaften, die mich am meiſten intereſſirten, auf der Univerſität ſo mangelhaft repräſentirt waren. Um Anatomie und Chemie zu lernen, mußte der Studirende ſeine Zuflucht zur chirurgiſchen Akademie nehmen, den Unterricht in der Zoologie und Mineralogie beſorgte damals, wie wir wiſſen, eine Privatgeſellſchaft. Selbſt die Direction des botaniſchen Gartens und die Vorträge über Botanik waren einem Profeſſor der Veterinärſchule anvertraut. Da erfuhr ich denn, wie frühzeitig dieſer Verfall der Naturwiſſenſchaften auf der Univerſität ſtattgefunden hatte. Man erzählte, wie ein ganz unwiſſender Menſch, ein gewiſſer Aſcanius, die Profeſſur der Zoologie erhalten hatte. Dieſer Menſch hat einen ganz eigenen Weg gewählt, um ſein Ziel zu erreichen. Friedrich V., ſagte man, hegte für eine Dame, die im Schloſſe wohnte, eine geheime Neigung. Er bemühte ſich, das

Geheimniß zu bewahren, obgleich es allen Hofbeamten bekannt war. Wenn er ſich des Abends ſpät zu ſeiner Geliebten durch einen Gang des Schloſſes begab, hielten alle Bewohner deſſelben ſich entfernt, es war gefährlich, ihm zu begegnen. Darauf gründete nun Herr Ascanius ſeine Hoffnung. Er hatte unter den Hofbeamten Freunde und erfuhr leicht, wann er den König in dem Gange treffen konnte. Es gelang ihm. Der König, der ſich unbemerkt glaubte, ſchlich ſich leiſe durch den Gang und entdeckte den armſeligen Zoologen; er ging erbittert auf ihn zu, fragte, was er hier wolle, und gab ihm ein paar mächtige Ohrfeigen. Dies war es, was er wünſchte. Friedrich V. war von durchaus milder Geſinnung und höchſt gutmüthig. Ascanius ſtellte ſich verzweifelt, er wußte durch Freunde, die den König umgaben, ſeine Begegnung mit dieſem als völlig unſchuldig und durchaus zufällig darzuſtellen. Die Ungnade ſeines Königs warf ihn aufs Krankenlager, man fürchtete, verſicherten ſeine Freunde, eine verzweifelte That. Der gute König ward höchſt unruhig; er verſicherte, nichts gegen ihn zu haben, ja fragte, wie er ihn tröſten und ermuntern könnte. Da ſchlug man die

Ertheilung der erledigten Profeſſur in der Zoologie vor. Er habe ſich, verſicherte man, mit dieſer Wiſſenſchaft beſchäftigt. Der König freute ſich, eine übereilte That, die er bereute, wieder gut machen zu können, und jener erhielt die Profeſſur; aber ſeine Unfähigkeit war zu augenſcheinlich. Nach wenigen Jahren ward er mit Penſion nach Bergen in Norwegen, ſeinem Geburtsort, geſchickt. Sein Nachfolger Brünnich, der auch die Mineralogie vortrug, war nicht viel beſſer; er ward zum Berghauptmann bei dem reichen Silberbergwerk zu Kongsberg in Norwegen befördert, deſſen Ruin mit ſeiner Verwaltung anfing, bis es ſich in unſern Tagen erſt durch die unerwartete Entdeckung reicher Silbergänge auf eine ſo überraſchende Weiſe gehoben hat. Seit ſeinem Abgange von der Univerſität bis zu meiner Zeit war die Profeſſur der Naturgeſchichte gar nicht beſetzt.

Eben ſo erfuhr ich, wie man den deutſchen Botaniker Oeder empfing. Man war erbittert über die Berufung eines Fremden, und man hatte nicht Unrecht, ſich zu beklagen. Ein junger Botaniker Rottböll zeichnete ſich durch ſeine botaniſchen Kenntniſſe aus, und hat ſich ſpäter einen bedeutenden Ruf erworben.

In dem kleinen Lande war für einen jungen Mann, der ſich einer ſo ſpeziellen Wiſſenſchaft mit Eifer widmete, nur die eine Ausſicht, die ihm durch Oeder's Anſtellung genommen wurde. Man wollte ſich rächen. Oeder hatte die Verpflichtung, öffentlich zu disputiren; Rottböll trat gegen ihn auf. Man wußte Viel zu erzählen von des Deutſchen Ungeſchick in der lateiniſchen Sprache und wie er ſich ſelbſt in ſeiner Wiſſenſchaft compromittirte. Rottböll habe, ſagte man, ſeinen ausländiſchen Gegner durchaus vernichtet. Oeder ſtarb, nachdem er die erſten Bände der **Flora Danica** beſorgt hatte; ſeine Verdienſte wurden jetzt willig anerkannt, Rottböll ward ſein Nachfolger, abe rauch er war geſtorben, als ich die Univerſität bezog.

Die Reminiscenzen von der früheren Geſchichte bezogen ſich aber nicht allein auf die Lehrer. Ein paar ſolcher Geſchichten, die das Treiben auf der Univerſität vorzugsweiſe charakteriſiren, glaube ich nicht unerwähnt laſſen zu dürfen.

Ich habe zwar oben geſagt, daß ein Zuſammenleben auf den Univerſitäten, wie in Deutſchland, in Kopenhagen nicht ſtattfand, aber dennoch gab es engere Verbindungen, die ſich regten, wenn ſie glaubten, daß ein gemeinſchaftliches Intereſſe verletzt wäre. Die Mitglieder der früher erwähnten reich ausgeſtatteten Collegien waren auf eine ſolche Weiſe verbunden. Ein entfernter Verwandter Er. zeichnete ſich auf der Univerſität durch ſeine Unwiſſenheit und faſt an Blödſinn grenzende geiſtige Beſchränktheit aus. Wahrſcheinlich durch den Einfluß meines Onkels Bang, der ſich für verpflichtet hielt, für alle Glieder ſeiner ausgedehnten Familie Sorge zu tragen, erhielt dieſer arme Menſch eine Stelle in dem anſehnlichſten dieſer Collegien, und man rächte ſich an dem einfältigen Menſchen auf eine auffallende, ja faſt grauſame Weiſe, die freilich ſeine faſt unglaubliche Unwiſſenheit und grenzenloſe Geiſtesſchwäche nur zu entſchieden bewies.

Eine Ueberſetzung von Werther's Leiden ward angekündigt. Es war während der Vormundſchaft der verwitweten Königin, und ſie ward verboten. Nun ward viel über dieſe Schrift und über die Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit des Verbots hin und her geſprochen. Bei dieſer Gelegenheit hörte nun der arme einfältige Menſch, daß ein Sohn von Jeruſalem, dem bekannten Schriftſteller, die Veranlaſſung zu dieſem Gedicht gegeben hatte. Man verſicherte, daß er Profeſſor in Kopenhagen geweſen wäre, wo die Witwe noch lebe. Auch ſtellte man die unglückliche Geſchichte des Selbſtmordes ihm dar, als hätte ſie ſo eben ſtattgefunden. Als Er., obgleich er theologiſcher Candidat war, alles glaubte, ging man noch weiter. Der Profeſſor Jeruſalem wäre, verſicherte man, aus Gram über den Selbſtmord des Sohnes geſtorben. Es wäre anſtändig, ein lateiniſches Trauergedicht zu verfertigen und der Witwe zu übergeben. Man verfertigte daher in ſeinem Namen ein ſolches Gedicht voll von Sprachſchnitzern, ließ es drucken und ſetzte ſeinen Namen darunter. Mein Liebling unter den Profeſſoren, Snedorf, damals Candidat, ſtellte, da er eine zarte Geſtalt beſaß, die Witwe vor. Er empfing die Repräſentanten der Mitglieder des Collegiums als Witwe, in Trauer gekleidet, blaß und in Thränen gebadet. Er. mußte das lateiniſche Gedicht überliefern und als Wortführer die tiefe Theilnahme der Studirenden ausſprechen. Snedorf ſoll bei dieſer Gelegenheit ſeine Rolle muſterhaft ausgeführt haben; aber man ging noch weiter. Das Gedicht ward unter Profeſſoren und Studenten vertheilt. Es war gebräuchlich, daß die armen Studenten, die das größte Collegium (die Regenz) bewohnten, Geſtorbene aus den höheren Klaſſen zu Grabe trugen. Dieſes demüthigende Vorrecht bildete einen Theil ihrer Einnahme. Man ſtellte dem Er. vor, daß es billig wäre, daß ein ſo berühmter Mann wie der Profeſſor Jeruſalem nicht durch arme Studenten, ſondern durch Candidaten, durch die Mitglieder des anſehnlichen Collegiums zu Grabe getragen würde. Dazu wäre aber die Erlaubniß des Probſtes der Regenz nothwendig. Die Deputation begab ſich alſo nach ſeiner Wohnung in der Regenz. Als ſie vor ſeiner Thüre ſtanden, ſtießen ſeine Begleiter den armen Er. herein, ſchloſſen hinter ihm zu und er ſtand allein dem Profeſſor gegenüber. Zwar war er etwas aus der Faſſung gebracht, als er ſich von ſeinen Begleitern verlaſſen ſah, aber dennoch trug er zum Erſtaunen des Profeſſors die Bitte vor, und erfuhr nun durch dieſen, auf welche Weiſe man ihn zum Gegenſtand eines ſchimpflichen Spiels gemacht hatte. — Dieſe Geſchichte verbreitete ſich über die ganze Stadt.

Solche und einige ähnliche Geſchichten wurden erzählt und erregten unter uns Jüngeren eine um ſo größere Theilnahme, je ſeltener ſie waren. Am meiſten aber intereſſirte uns ein lebhafter, ja oft gefährlicher Kampf, der freilich jetzt aufgehört, aber noch wenige Jahre früher ſtattgefunden hatte. Das norwegiſche Volk hatte anhaltend gewünſcht, in ſeinem eigenen Lande eine Univerſität zu beſitzen. Die große Beſchwerde für arme Eltern, ihre Söhne nach dem fernen Kopenhagen ſchicken zu müſſen, ward allgemein tief gefühlt. Die Abhängigkeit von der däniſchen Hauptſtadt, in welche ſie dadurch geriethen, erbitterte ſie. Die Politik der däniſchen Regierung erforderte aber eine möglichſt große Verſchmelzung beider Völker. Viele ſtudirende Norweger wurden in däniſchen Familien bekannt, heiratheten die Töchter und wurden in den Provinzen angeſtellt. Es war um ſo leichter, däniſche Beamte nach Norwegen zu ſenden. Auch durfte man hoffen, durch den Aufenthalt in Kopenhagen die ſtarren Norweger für die Abſichten der etwas einſeitigen und von den Verhältniſſen nicht immer wohl unterrichteten däniſchen Regierung gefügiger zu machen. Hatte doch früher Chriſtian VI.

ſogar die Abſicht, allmälig einen echt norwegiſchen einheimiſchen Adel zu begründen. Alle adlige Grundbeſitzer in dieſem Lande waren bis dahin eingewanderte Dänen. Es fanden ſich aber im Lande ſelbſt die Elemente eines echt nationalen Adels vor. Bauernfamilien, zum Theil wohlhabend, in Gulbrandsdalen, Walders und andern fruchtbaren Thälern des Landes, ſtammen von den alten Jarlen ab und wiſſen es. Sie heiratheten, damals wenigſtens, noch unter einander und waren ſich ihrer mächtigen Abkunft wohl bewußt. Die Söhne ſolcher Bauern wurden nach Kopenhagen berufen, in die Landcadetten-Akademie verſetzt, um da ausgebildet zu werden. Man wollte ſie für die Armee als Offiziere gewinnen, ja wohl ſelbſt für den Hof als Pagen. Aber es waren große vierſchrötige Menſchen, ſtark, halsſtarrig, muthig, unter harten Verhältniſſen in großer Freiheit erzogen, und ſie mit der Subordination vertraut zu machen, war unmöglich. Damals wurden nach alter Sitte noch auf der Landcadetten-Akademie körperliche Strafen angewandt, und da geſchah es denn einige Male, daß die rauhen Schüler ſich gegen ihre militäriſchen Lehrer zur Wehre ſetzten. Man hatte nun zu wählen, ob man ſie todtſchießen oder wieder zurückſchicken wollte. Der König erkannte ſeinen Irrthum, wählte, menſchlich geſinnt, den milderen Weg, und der Verſuch war durchaus mißlungen.

Die Norweger fühlten mit innerem Widerſtreben fortdauernd ihre Abhängigkeit von Dänemark. Als man ihnen eine Kopfſteuer auflegen wollte, artete jenes in einigen Gegenden in einen wirklichen Aufſtand gegen die königlichen Beamten aus, der zwar unterdrückt wurde, aber dieſelbe fortdauernde Oppoſition war allgemein und äußerte ſich auf mancherlei Weiſe. Auf der Univerſität zeigte ſie ſich durch eine Trennung und Parteiung zwiſchen däniſchen und norwegiſchen Studenten.

In roheren Zeiten ward dadurch ein Kampf veranlaßt, der gleich zwiſchen den ankommenden Studirenden ſtattfand. Es waren keine Duelle, wie auf deutſchen Univerſitäten zwiſchen Landsmannſchaften und ſonſtigen Verbindungen, es waren gewaltige nordiſche Fauſtkämpfe; die körperliche Kraft ward als etwas Ehrenhaftes betrachtet, ſie ſollte den Kampf leiten und Sieg oder Niederlage hervorrufen. Ohne allen Zweifel waren die Norweger urſprünglich die Herausforderer. Die Inſelbewohner wagten ſelten den Kampf, die ſtämmigen tüchtigen Jütländer ſtellten ſich aber den Norwegern gegenüber. Dieſer echt nordiſche Fauſtkampf fand auf der ziemlich hohen Treppe ſtatt, die von dem Hofe des Univerſitätsgebäudes zum Prüfungsſaale führt. Die Treppe war offen nach beiden Seiten und die Stufen führten zu dem Vorſprung vor der Thür. Dieſe Treppe ſiegreich zu erobern und dadurch bis zum nächſten Kampf eine Herrſchaft zu behaupten, war die Abſicht. Eine jede Partei beſtieg von ihrer Seite die Stufen und ſie trafen ſich vor der Thür. Die in entgegengeſetzter Richtung ſtreitenden Maſſen drängten ſich gegen einander, hin und her wogte der Kampf oft unentſchieden; die Vorkämpfer, die ſich unmittelbar auf der gemeinſchaftlichen Höhe trafen, waren jederzeit die Vorzüglichſten. Gelang es der einen Partei, die vorderen Gegner bis auf die Stufen zurückzudrängen, ſo war der Sieg entſchieden; denn von oben herab wirkte nun die Kraft unwiderſtehlich. Aber ſo ruhig und gefahrlos endete der Kampf nie. Die Vorkämpfer rangen heftig mit einander, erhitzten, erbitterten ſich immer mehr, ſie ſuchten ſich über das Geländer zu ſtürzen; es geſchah wohl, daß beide zu=

gleich herabſtürzten. Es fanden Verrenkungen, Quetſchungen, gefährliche, ja wie erzählt wird, einige Mal tödtliche Verwundungen ſtatt. In älteren Zeiten ſollen dieſe Kämpfe roh, grauſam und barbariſch geweſen ſein, die mildere Sitte machte ſie gefahrloſer, aber ſelbſt nachdem ſie (wohl auch durch ſtrengere Maßregeln der Polizei) verdrängt waren, lebten ſie noch in der Erinnerung fort. Ich, der ich mich gern einen Norweger nannte, habe wohl die meiſten Erzählungen der Art von Norwegern gehört, und ſo mag es geſchehen ſein, daß in meiner Erinnerung dieſe faſt immer als Sieger erſcheinen, was kaum der Fall war, denn die Jütländer bilden einen tüchtigen Menſchenſchlag. Obgleich ich nun ſtolz war auf meine Geburt in Norwegen, ſo kam ich doch erſt viel ſpäter in eine engere Verbindung mit meinen Landsleuten.

Landleben, Krankheit.

Ich berühre nur kurz einen Zeitraum von anderthalb Jahren. Als das erſte angeſtrengte halbe Jahr verfloſſen war, überließ ich mich ganz meiner Neigung.

Ich hatte zwar noch die philologiſche Hälfte der Prüfung zu überſtehen, aber dieſe beſchäftigte mich wenig. Mit heißer Begierde nahm ich die Studien wieder auf, die ich in der letzten Schulzeit getrieben hatte. Ich beſuchte die Vorträge über Anatomie, Chemie, Naturgeſchichte; zur Erholung diente mir das Studium der vaterländiſchen Geſchichte. Nur kurze Zeit kränkte es mich, in der zweiten Hälfte der Prüfung durch die Schwäche im Griechiſchen die öffentliche Auszeichnung zu verlieren, welche ich durch alle übrigen Theile der Prüfung mir erworben hatte.

Der Nothwendigkeit, mich auch gegen Bang über meine zukünftigen Studien entſchieden zu erklären, entging ich noch, aber leider auf eine für mich ſehr unangenehme Weiſe. Meinem Vater ward der Aufenthalt in Kopenhagen immer drückender und unangenehmer. Er glaubte, in Holſtein, ſeinem eigentlichen Vaterlande, glücklicher leben zu können, und erhielt die nachgeſuchte Anſtellung bei einem Regiment in Rendsburg. Meine Brüder waren verſorgt. Der älteſte, zum Lehrer in der Artilleriecadetten-Akademie beſtimmt, ſchon ſeit zwei Jahren Offizier, bedurfte keiner väterlichen Unterſtützung, der zweite ward, gleich nachdem er ſeine erſte Prüfung überſtanden hatte, und ohne in ſeinem Fach die geringſte Kenntniß zu beſitzen, in ſeinem ſechzehnten Jahre Compagniechirurgus. Eine ſolche Anſtellung ward ſelbſt als eine Schule betrachtet, in welcher er ſich praktiſch ausbilden ſollte. Ich aber mußte Kopenhagen verlaſſen, um in Odsherred bei nahen Verwandten als Hauslehrer zweier kleiner Mädchen und eines ſiebenjährigen Knaben zu fungiren. Ich war achtzehn Jahr alt, und ſelbſt in meinen ſpäteren Jahren war ich für eine ſolche Beſchäftigung vollkommen unfähig. Ich ward aus der Mitte meiner Studien herausgeriſſen, eben als ſie anfangen ſollten. Eine innere Unruhe quälte mich, ich konnte mich jetzt längere Zeit in Gegenden aufhalten, die früher der Gegenſtand meiner Sehnſucht geweſen waren und mir mit idylliſchem Reiz vorſchwebten, aber ich fühlte dieſe Freude nur vorübergehend. Gern übergehe ich eine Zeit, in welcher mich das Bewußtſein quälte, daß ſie eben ſo ſehr für die Kinder, wie für mich verloren war. Der Verwandte war ein wiſſenſchaftlich gebildeter und ſelbſt als Schriftſteller bekannter Oekonom. Er beſaß einige botaniſche Werke, und als der Sommer heran=

kam, war das Botaniſiren meine liebſte Beſchäftigung.

Einſt, als ich auf einer botaniſchen Excurſion erhitzt und ermüdet war, kehrte ich in einem Bauernhofe ein, um mir ein Glas Branntwein geben zu laſſen (eine damals in allen Ständen herrſchende Sitte). Kaum hatte ich das Glas geleert, als die Frau, die mir es gereicht hatte, herausſtürzte und händeringend verſicherte, ſie habe ſich in der Flaſche geirrt und mir Branntwein auf Arſenik gegoſſen gegeben. Man denke ſich das Gefühl eines jungen lebensluſtigen Mannes. Mir zitterten die Kniee. Milch ſchrie ich, Oel, ſtürzte beide Flüſſigkeiten abwechſelnd hinein, und die Folgen dieſer gewaltſamen Kur waren ſo entſetzlich, daß ich wie halbtodt auf einen Wagen gepackt und nach Hauſe gebracht wurde. Zwiſchen Angſt und Hoffnung brachte ich mehrere Tage zu. Es war das erſte Mal in meinem Leben, daß mich der Gedanke an den eigenen Tod erſchütterte. Aber das ganze Ereigniß war ſo unvorbereitet gekommen. Ich lag wie in einer Betäubung, und Bewegungen des Geiſtes, welche die Bedeutung früherer beſſerer Zeiten hervorriefen, erinnere ich mich nicht erlebt zu haben. Aber wie groß meine Todesqual geweſen iſt, fühlte ich am ſtärkſten, als der Arzt, der aus der nächſten Stadt gerufen, ein paar Tage in der Wohnung des Verwandten blieb, und als ich mich einigermaßen erholt hatte, mir die gewiſſe Verſicherung gab, daß gar keine Spur der Arſenikvergiftung ſich zeige. War nun vielleicht äußerſt wenig oder gar kein Arſenik in der Flüſſigkeit aufgelöſt, oder hatte die gewaltſame Kur, ſo ſchnell angewandt, die Folgen vernichtet, ſo viel iſt gewiß, ich habe ſeitdem nie eine Empfindung gehabt, die mich zu dem Schluſſe berechtigte, als hätte das Gift im geringſten auf mich gewirkt. Meine Freude, als ich wieder zum Leben zurückkehrte, war grenzenlos, und bald war das ganze Ereigniß völlig vergeſſen.

Ein Zweites ſchien bedenklicher. An einem ſehr heißen Tage ſchlief ich auf dem offenen Felde ein; der Hut war mir abgefallen und die glühende Sonne brannte auf den entblößten Kopf. Wie lange ich gelegen habe, weiß ich nicht. Ein vorüberfahrender Bauer fand mich völlig bewußtlos. Ich erholte mich zwar, nachdem ich nach Hauſe gebracht war, aber ein, erſt in längeren, dann in immer kürzeren Pauſen wiederkehrender Schwindel ſetzte mich in keine geringe Angſt. Mein Verwandter, der ohne allen Zweifel entdeckt hätte, wie wenig ich zum Hauslehrer taugte, mochte wohl die Krankheit bedauern, ergriff aber doch wahrſcheinlich die Gelegenheit, die Stelle mit einem Fähigern zu beſetzen, nicht ungern. Ich ward wieder nach Kopenhagen gebracht, um in dem Spital, welches unter Bangs Direktion ſtand, geheilt zu werden. Dieſe Krankenanſtalt, (die Charité der Kopenhagner) iſt für alle Klaſſen, ſelbſt für die höheren Stände eingerichtet. Ein eigener langer Saal war zur Aufnahme für Studirende und junge Männer aus den beſſeren Klaſſen beſtimmt. Ich war nicht lange da. Schon die Reiſe nach der Hauptſtadt ſchien wohlthätig gewirkt zu haben. Die Zufälle zeigten ſich faſt gar nicht mehr, und ich brachte die Zeit im Spital, einige kleine Anfälle von Schwindel abgerechnet, in der That als ein Geſunder zu.

Eine Erfahrung, die ich hier machte, iſt mir geblieben. Ein armer Student lag mir gerade gegenüber; es war ein Hektiker in den letzten Stadien ſeiner Krankheit; er war furchtbar abgemagert, und ſelbſt das leiſeſte Sprechen koſtete ihm große Anſtrengung. Dennoch ſchien er keine Schmerzen zu fühlen und die Gefahr ſeines Zuſtandes ſchien er nicht zu ahnen; er war völlig überzeugt, daß er in wenigen Wochen die Krankenſtube verlaſſen werde, und nichts quälte ihn, als die Sorge für die Zukunft. Man fordert, ſagte er, von einem Hauslehrer vorzüglich Franzöſiſch, in dieſer Sprache muß ich mich mit aller Anſtrengung vervollkommnen. Freunde, die ihn beſuchten und ſeinen hoffnungsloſen Zuſtand ſehr wohl erkannten, glaubten ſich nach ſeiner Laune richten zu müſſen. Sie brachten ihm ein franzöſiſches Wörterbuch, Grammatik und Schriften in dieſer Sprache. Von Morgen bis Abend war der arme Menſch mit dieſen Studien beſchäftigt, er dachte an nichts Anderes. Ich hörte, wie er mit ungeſchickter Zunge franzöſiſche Worte murmelte. Selbſt in der Nacht klangen mir ſolche Worte aus ſeinem Bette entgegen, ob wachend oder im Schlafe, weiß ich nicht. Es war ihm unangenehm, wenn man ein Geſpräch mit ihm anfing, am unangenehmſten, wenn man ſich nach ſeinem Befinden erkundigte. „Man dürfe," ſagte er dann, „ſeine Studien nicht unterbrechen." Ohne allen Zweifel war es die Krankheit ſelbſt, welche dieſen krampfhaften Eifer erzeugte. Mir war ſein Zuſtand ſchauderhaft. Alte Erinnerungen aus meiner Jugend wurden wieder wach; der ſeltſame Widerſpruch zwiſchen der nahen, ernſten Zukunft und der Beſchäftigung, die ſeine ganze Seele in Anſpruch nahm, war mir entſetzlich. Ich war geſund, lebensfroh, und vor mir lag ein reiches hoffnungsvolles Daſein; meine äußerlich beſchränkte Lage quälte mich durchaus nicht, dennoch konnte ich den ernſthaften unruhigen Gedanken nicht abwehren, daß auch mein Wiſſensdurſt unvermeidlich, als Schlußpunkt, zum Tode führen müßte. Der alte Kampf zwiſchen Religioſität und Wiſſenſchaft, den ich durchgekämpft zu haben glaubte, wachte wieder auf, aber der Tod eines Andern, der zwar eine ſchmerzhafte Theilnahme erregte, aber die Ruhe des Nachdenkens nicht ſtörte, ward mir wichtiger als die eigene, mir drohende Todesgefahr.

Eines Tages war der Kranke beſonders eifrig beſchäftigt. Seine mühſame Arbeit ward immer ununterbrochener, als hätte er Eile; leiſe wiederholte er grammatikaliſche Formeln, ſuchte mit Haſt, ja mit einer Art Angſt, bald dieſes, bald jenes vergeſſene

Wort in dem Lexikon auf. Gegen Mittag ſchien er erſchöpft, aber ließ die Beſchäftigung nicht ruhen. Ich konnte kein Auge von dem Kranken abwenden. Einen von den mediciniſchen Candidaten, der durch den Saal ging, machte ich auf ſeinen Zuſtand aufmerkſam und fragte: ob man ihm keinen Prediger ſchicken ſolle? Der Candidat betrachtete den Kranken, fühlte den Puls, und fragte ihn, wie er ſich befinde. „Sehr wohl,“ antwortete dieſer mit ſchwacher Stimme, „ich bin nur etwas vom Studium ermüdet, ich will etwas ſchlafen und dann aufſtehen.“ „Er hat noch,“ ſagte mir der Candidat, als er ihn verlaſſen hatte, „einige Tage zu leben, der Anblick eines Predigers würde ihn ſogleich tödten.“ Ich ſchüttelte mit dem Kopfe. Ich war, glaube ich, der Einzige, der dem Kranken einige Aufmerkſamkeit ſchenkte, eine innere Angſt trieb mich nach dem Krankenlager; ich ſetzte mich an ſein Bett, ſo daß er mich nicht ſehen konnte, und beobachtete ihn fortdauernd. Er ſchien zu ſchlummern, aber unruhig, die Hände griffen nach den Büchern, er hatte nicht Kraft genug, die Blätter umzuſchlagen, der Kopf fiel auf das Kiſſen zurück, ich hörte ein kurzes Röcheln, und dann ſeinen letzten Athemzug.

Dieſer Tod, wie er hier ſtattfand, hatte für mich etwas furchtbar Ergreifendes. Eben daß er ſo ruhig, ſo leiſe, ſo ſchmerzlos heranſchlich, einem Vampyr ähnlich, den Sterbenden völlig bewußtlos traf, und auf immer hinraffte, war mir ſo ſchauderhaft. Der heftigſte Todeskampf ſchien mir, neben dieſem Hineinſchlummern in ein anderes höheres Daſein, eine Wohlthat, und von dieſem Moment an entſtand der Wunſch in mir, der ſich oft zum heißen Gebet ſteigerte, den Tod zu erkennen, wenn er naht, ihn ins Auge zu faſſen, und mit vollem Bewußtſein zu ſterben. Dieſer Gedanke, daß ſelbſt das bedeutendſte Leben ſeinen wahren Inhalt, ſeine volle Bedeutung erſt dann erhält, wenn man es freiwillig aufzugeben vermag, ließ mich jedesmal, wenn es durch eine äußere günſtige Fügung wach ward, die unmittelbare reale Wirklichkeit eines über der Erſcheinung liegenden Lebens erkennen, er erzeugte die Neigung, Sterbende in den letzten Augenblicken zu beſuchen, den Gedanken an den Tod, wenn er mir entgegen trat, ruhig und mit vollem Bewußtſein feſtzuhalten, und dieſes Anſchließen des frohen Lebens an den Tod, war der Faden, der den Reſt der Religioſität meiner Kindheit, wenn er zu verſchwinden drohte, feſthielt und rettete.

Entſchluß.

Ich verließ das Hoſpital völlig wieder hergeſtellt, und habe keine Folgen des Sonnenſtichs ſpäter gefühlt. Ich war nun völlig verlaſſen und einſam. Auch mein älteſter Bruder war, ehe er die Lehrer-Stelle antrat, auf einige Zeit nach Rendsburg verſetzt. Den jüngern Bruder, den Arzt, ſah ich ſelten. Er wohnte in der Caſerne, ſeine Neigungen, ſeine Wünſche waren mir fremd, ſeine Studien und ſein Umgang trennten uns noch mehr. Ich war für den erſten Moment ganz auf die Hülfe des Onkels hingewieſen, aber hier trat nun der immer gefürchtete, jetzt unvermeidliche Moment der entſchiedenen Erklärung von meiner Seite hervor. Profeſſor Bang hatte mit voller Ueberzeugung vorausgeſetzt, daß ich Theologie ſtudiren würde. Ich hatte aber entſchieden beſchloſſen, mich nur den Naturwiſſenſchaften zu widmen. Mein Onkel war in der That zu rechtfertigen. Was man, von meiner frühſten Kindheit an, von mir wußte, konnte die Ueberzeugung begründen, daß ich ſowohl durch Neigung als durch Talent zum Prediger geboren wäre. Die Leichtigkeit, mit der ich die Sprache behandelte, ſowohl ſchriftlich als mündlich, hatte frühzeitig die Aufmerkſamkeit der Eltern und Verwandten auf ſich gezogen. Schon in Norwegen, als wir von Trondhheim aus einen verwandten Prediger beſuchten, in meinem ſechſten Jahre etwa, ſchrieb mein Vater eine kurze Predigt nieder; ich mußte ſie auswendig lernen; es ward ein Schemmel auf die Kanzel der Kirche geſetzt, und der Knabe ſagte die Predigt her. Die Eltern, die Verwandten und die Dienſtboten waren gegenwärtig, und der Zauberer Merlin, als er ſich in der Wiege aufrichtete und eine Rede hielt, konnte keine größere Aufmerkſamkeit erregen, als ich, indem ich die auswendig gelernte Predigt herſagte. So galt es für völlig ausgemacht, daß ich als Prediger Glück und Anſehen erwerben würde; auch würde in dieſem Falle unter den Brüdern meiner Mutter der Profeſſor Bang nicht der einzige geweſen ſein, der mich unterſtützte. Es war aber meine Neigung zur Naturwiſſenſchaft nicht allein, die mich ſchlechterdings davon abhielt.

Die damals herrſchende Dogmatik war mir durchaus zuwider. Sie enthielt eine unverträgliche rohe Miſchung von ſtarrer Orthodoxie und plattem Rationalismus, die ſich wechſelſeitig zerſtörten. Jene ließ man ſtehen, ohne an ſie zu glauben, dieſen nahm man an, ohne ihn zu begründen. Ich war von jeher unfähig, einen äußerlich aufgetragenen wiſſenſchaftlichen Gegenſtand zu behandeln, innerlich in fortdauernder Gährung, drängten ſich mir Aufgaben auf, die gelöſt werden mußten. Von dieſen ergriffen, war ich der größten Entſagung fähig. Die mühſamſte Unterſuchung, die trockenſte Beſchäftigung, hatte ſie nur irgend eine Beziehung zu einer ſolchen Aufgabe, erhielt dann einen Reiz, der meinen Freunden oft unbegreiflich erſchien. Sie trauten dem fortdauernd beweglichen, von jedem Gegenſtande leicht aufgeregten enthuſiaſtiſchen Jünglinge die Beharrlichkeit nicht zu. Oft äußerte ich mich heftig gegen die Preisſchriften, ſie könnten, behauptete ich in meinem einſeitigen Eifer, nie einen bedeutenden Werth haben. Ich kannte keinen andern Preis, als die durch die Löſung eigener Aufgaben errungene Selbſtbefriedigung. Der religiöſe Glaube war nicht etwa verſchwunden, er ruhte als ein verborgener Schatz meiner Kindheit im Hintergrunde des Bewußtſeins. Aber er durfte nicht hervorgehoben, nicht ein Gegenſtand der Reflection werden. Jede geiſtige Beſchäftigung bewegte ſich frei und ungehemmt nach allen Richtungen, ohne die religiöſe Grundlage zu berühren, und ſo blieb dieſe ungefährdet. Auch ſtörte mich in dem Moment mannigfaltig aufgeregter Leidenſchaften die Manier des mehr gut geſitteten, als ſittlich guten, äußeren Betragens, welches von den Geiſtlichen gefordert wurde. Es lag überhaupt, bei aller Milde, ja Weichheit meiner Geſinnung, etwas Wildes, Ungebändigtes in meinem Benehmen, und neben der größten Fügſamkeit ein unüberwindlicher Trotz und unbeugſame Halsſtarrigkeit. Als ich dem Onkel erklärte, daß ich mich nur der Naturwiſſenſchaft widmen wollte, war er außer ſich. „Du beſitzeſt nichts,“ ſagte er, „und willſt den reichen, vornehmen Herrn ſpielen. Du mußt erſt wiſſen, wie du Wohnung, Nahrung und Kleidung erhältſt. Wie ſie in der Welt fortkommen kann, weiß die arme Jugend gar nicht, das muß ſie von alten, erfahrenen Leuten erſt lernen.“ Dieſe ſogenannte Erfahrung hörte ich nun oft nennen. Sie ward mir von allen Verwandten und älteren Freunden aufgedrungen und war mir unter allen Dingen in der Welt das Unbegreiflichſte. Die realſte Wirklichkeit eines unüberwindlichen wiſſenſchaftlichen Triebes bildete mein innerſtes Daſein, und jetzt wurde mir dieſe Wirklichkeit ſelbſt, durch welche alles Andere im Leben für mich Beſtand erhielt, abgeleugnet. Ich ſollte urſprünglich nichts ſein, und erſt durch die ſogenannte Erfahrung in der Zukunft etwas werden. Dies wollte mir keineswegs einleuchten, ich vermochte es nicht, mich zu dieſem abſtracten Idealismus der Erfahrenen zu erheben. Es war, das ſehe ich ein, ein Kampf um mein innerſtes Daſein, den ich durchzukämpfen hatte.

Daß mein Onkel auf keine Weiſe auch nur einen Begriff hatte von einem ſolchen Rechte einer urſprünglichen Perſönlichkeit, daß er durchaus nicht geneigt war, es anzuerkennen, das ſah ich wohl ein. Es blieb mir nichts Anderes übrig, als ihn durch Fleiß, Eifer und durch die Hoffnung, die ausgezeichnete Männer von mir hegten, allmälich zu der Ueberzeugung zu bringen, daß mein Unternehmen nicht ſo thöricht wäre, als es ihm ſchiene. Doch dieſe Hoffnung konnte nur in einer fernen Zukunft erfüllt werden, und bis dahin mußte ich leben. Meine Studien aber ſetzten eben ein ſorgenloſes Leben voraus, und ich bedurfte in der That, ſo jung ich war, nicht die Erfahrung meines guten Verwandten, um einzuſehen, daß ich mich in einem Kreiſe bewegte, aus dem ich mich nicht herausfinden konnte. Auch wäre mein Schickſal ohne Zweifel ſehr hart geweſen, ich würde es getheilt haben mit ſo vielen Jünglingen, die zu einem ähnlichen Kampfe aufgefordert, zu Grunde gehen, wenn nicht Bang, wie ſehr er ſich auch durch mich gekränkt fühlen mußte, wie entſchieden er mich auch ſeine Unzufriedenheit merken ließ, ſich dennoch entſchloſſen hätte, das Verſprechen, welches er der ſterbenden Schweſter gegeben, zu erfüllen.

Von jetzt an gehörte ich zu ſeiner Familie; ich aß in ſeinem Hauſe, und ſelbſt außerdem wurde ich vielfältig von ihm unterſtützt. Seine Stiefſöhne wurden meine Freunde, und ich gehörte einem Kreiſe junger Männer zu, die, auch wenn ſie äußerlich günſtiger geſtellt waren und nicht, wie ich, ſo ganz ins Blaue hineinſtudirten, doch alle geiſtig bewegt, einem Höheren und Ungewöhnlicheren nachſtrebten. Ich ſelbſt behalf mich äußerlich, wie ich konnte. Ich manuducirte die Studirenden, gab den Pharmaceuten Unterricht in den erſten Elementen der Chemie, gab Stunden, arbeitete für einige Journale, ſchriftſtellerte ſogar, machte kleine Schulden, weil mein Verhältniß zu Bang nicht unbekannt war. Oft war ich meiner Anſicht nach reich, am häufigſten hatte ich nichts, denn eine jede Summe, die ich erhielt, wurde in Büchern, in Naturalien angelegt, öfters wohl auch den geſelligen Freuden geopfert; ich lebte bei dem Allen völlig ſorglos und wahrhaft glücklich. Die kleinen Verlegenheiten, in die ich nicht ſelten gerieth, quälten mich nur vorübergehend. So verfloß die Zeit vom Herbſte 1792 bis zum Frühlinge 1794 von meinem neunzehnten bis zum einundzwanzigſten Jahre, eine Zeit, an die ich immer, ſo kurz ſie war, mit großer Freude zurückdenke. Sie war ſehr reich, und wenn ich auch in meiner Umgebung keine bedeutende Rolle ſpielte, ſo nahm ich doch an Allem, was um mich her geſchah, lebhaften Antheil. Was ich erlebte, hängt mit dem damaligen politiſchen Treiben in Kopenhagen eng zuſammen, und es war in der That eine nicht unintereſſante Zeit; und zu meinen Freunden gehörten Männer, die theils damals nicht ohne Bedeutung waren, theils ſpäter ſich auszeichneten. Wenn ich in der nachfolgenden Darſtellung ſelber mehr zurücktrete, ſo wird doch, was ich in dieſer Zeit erlebte, wie ich glaube, nicht ohne Intereſſe ſein.

Ich war unter meinen damaligen Freunden einer der jüngſten; die meiſten ſind geſtorben, und als Zeuge des damals Erlebten weiß ich nur zwei zu nennen unter denen, die mir am nächſten ſtanden, das ſind: Mynſter, der jetzige Biſchof von Siaelland, Profeſſor Bang's jüngſter Stiefſohn, und der Profeſſor der Botanik, Horneman. Mynſter war in dem literariſchen Kreiſe, in welchem ich lebte, noch jünger wie ich, unter allen der Jüngſte.

Literariſches Treiben.

Ich hatte eigentlich aufgehört, im ſtrengſten Sinne Student zu ſein; ich hatte kein ſogenanntes Brotfach. Zwar gab ich mir, um meine Verwandten zufrieden zu ſtellen, das Anſehen, als wollte ich Medizin ſtudiren. Ich beſuchte, was ja auch recht eigentlich zu meiner Abſicht gehörte, die anatomiſchen Vorleſungen, ja ſogar einige praktiſche Vorträge, und wohnte ein Paar Mal chirurgiſchen Operationen bei. Aber im Ganzen betrachtete ich mich als einen Privatgelehrten. Zwar wollte ich mich einer Prüfung unterwerfen, dieſe aber hatte mit der Univerſität nichts zu thun. Die Privatgeſellſchaft zur Beförderung des Studiums der Naturgeſchichte hatte die Abſicht, jungen Naturforſchern, nachdem ſie vorher nach der in Dänemark herrſchenden Sitte, öffentlich geprüft waren, Stipendien für naturgeſchichtliche Reiſen im In- und Auslande zu ertheilen. Indem ich mich nun für dieſe Prüfung vorbereitete, folgte ich ganz meiner Neigung, und meine Studien waren nur durch dieſe beſtimmt.

Die Darſtellung des damaligen literariſchen Treibens in Kopenhagen, wird, glaube ich, am zweckmäßigſten eingeleitet, indem ich zuerſt von dem Leben der jüngeren Literaten, ihrem Verhältniß zu den älteren und unter ſich ſpreche. Ein jeder hatte zwar ſein beſonderes Studium, wie es äußere Verhältniſſe oder innere Neigung veranlaßt hatten. Hier aber iſt die Rede von dem, wodurch ſie alle unter einander verbunden waren, und dieſes war, wie allenthalben, Politik, Poeſie und Theater (von Philoſophie war nur in einem ſehr engen Kreiſe die Rede). Mit der Darſtellung des politiſchen Treibens werde ich ſchließen.

In Dänemark erfreuten ſich Poeſie und Theater einer großen Theilnahme. In beiden Richtungen ergreift ſich der Däne in ſeiner Eigenthümlichkeit und fühlt es. Die innige Verbindung der ganzen däniſchen Literatur mit dem Leben in der Hauptſtadt erzeugt einen ſchnellen Beifall, ein eben ſo ſchnelles Mißfallen, plötzliche und entſcheidende Zuſtimmungen, oder Oppoſitionen. Nicht bloß größere Werke, auch kleinere Gedichte, ja ein Witz, eine geiſtreiche Aeußerung kann die ganze literariſche Welt in Bewegung ſetzen, und ſelbſt wenn dieſe lebhafte Bewegung verſchwunden iſt, haften ſolche Gedichte, ſolche Aeußerungen in der dankbaren Erinnerung und bilden, den Sprichwörtern ähnlich, gnomiſche Maſſen, die als bleibende Elemente der Bildung anzuſehen ſind. Obgleich jetzt faſt ein halbes Jahrhundert ſeit der Zeit die ich durchlebte, verſchwunden iſt, ſo bin ich doch überzeugt, daß ich eine Menge feſt gewordener Erinnerungen echt materieller Art nicht allein mit den wenigen Gleichzeitigen, die noch leben, ſondern auch mit der jüngern Generation theile. Haben doch noch in der neueſten Zeit einige glücklich gereimte Zeilen in einem Trauergedicht auf den verſtorbenen König eine ſo allgemeine Bewegung im ganzen Lande hervorgerufen, wie ſie in andern Ländern kaum ſtattfinden würde. Sie erinnern faſt an jene alte nordiſche Sage von dem Skiold, der durch einige Zeilen zum Lobe des allgemein geliebten mythiſchen Dänenkönigs Frode ſelbſt König und ſein Nachfolger ward.

Eine ſolche mächtige Geſtalt, die aus der nicht fernen Vergangenheit uns entgegentrat, eine in allen Richtungen echt nationale, war **Holberg**. Er hatte während er lebte, nicht bloß einen nationalen, ſondern auch einen europäiſchen Ruf; aber die Ausländer können ſich von ſeinem volksthümlichen Einfluſſe kaum einen Begriff machen. Nur ſeine Schauſpiele haben, wenigſtens in Deutſchland, ſich in der Erinnerung erhalten, und auch dieſe wären wahrſcheinlich ganz vergeſſen, wenn Tieck nicht das Intereſſe für ſie erweckt, wenn Oehlenſchlägers Ueberſetzung ſie nicht zugänglicher gemacht hätte. Zwar iſt es nicht zu leugnen, daß ſeine dramatiſchen Werke in Dänemark vorzüglich den größten Einfluß gehabt haben. In unſerem Kreiſe waren dieſe uns ſo genau bekannt, daß es Sitte war, bei vielen Gelegenheiten Stellen aus Holberg's Schauſpielen zu citiren, wie in England Shakſpeare oder in Deutſchland in gewiſſen Kreiſen Göthe citirt wird. Wir konnten zuweilen Geſpräche halten, in welchen Rede und Antwort eine Art Moſaik aus den Holbergſchen Stücken ausmachten. Doch waren es keineswegs die Schauſpiele allein, die ſo thätig in unſer Leben hineintraten. Holberg hatte auf eine eigenthümliche Weiſe das ganze Leben ſeiner Zeit ergriffen. Freiere Momente des Denkens, die ſich zu entwickeln anfingen, aber kaum laut zu werden wagten, wurden von ihm mit großer Kühnheit ausgeſprochen, und die einzige Vorſicht, die er anwandte, lag in ſeiner reichen und unerſchöpflichen Laune. Das Ernſthafteſte ward phantaſtiſch ſcherzhaft dargeſtellt und oft verbarg er hinter echt komiſchen Auftritten, die ganz unſchuldig und unbefangen erſchienen, die bitterſte Wahrheit. Oft bleibt es ungewiß, ob, was er ſagt, Ironie ſei oder Ernſt; dieſes gilt beſonders von der ſatiriſchen Schrift: „Niels Klims unterirdiſche Reiſe.“ Sie ward lateiniſch geſchrieben; er wagte nicht, ſie in der Mutterſprache herauszugeben, auch beſtimmte er ſie mehr für das ganze kultivirte Europa, als für ſein Vaterland, denn ſie behandelte keck und frei allgemeine bürgerliche Verhältniſſe und drückende Mißbräuche. Zu den Aeußerungen, die es zweifelhaft laſſen, ob ſie ironiſch oder ernſthaft gemeint ſind, gehört auch die, über die Emancipation der Frauen. Dieſe iſt nun nicht etwa, wie in unſeren Tagen, in eine Aufhebung der Heiligkeit der Ehe geſetzt, wohl aber glaubt er, daß die Frauen eben ſo fähig und nicht ſelten fähiger ſind, bürgerliche Aemter zu bekleiden, wie die Männer. Ueber dieſes Thema war Holberg unerſchöpflich. Zwar ward es in Niels Kliims Reiſe am ausführlichſten behandelt; denn er verſetzte uns in einen Staat, in welchem die Frauen die wichtigſten Aemter bekleiden. Aber in allen ſeinen dichteriſch ſatiriſchen Werken wiederholt er es. Er, der, obgleich er im hohen Alter als Junggeſell ſtarb, den Umgang mit Frauen liebte, mochte wohl gefunden haben, daß dieſe alle Verhältniſſe der Welt wie einfacher, ſo auch richtiger auffaßten, beurtheilten und behandelten. Und der Gegenſatz zwiſchen den, in erſtarrten, zur geiſtloſen Gewohnheit gewordenen Formen der Amtsthätigkeit, wie in der Gelehrſamkeit verknöcherten Beamten und Pedanten und den damals unbefangeneren Frauen war gewiß dem geiſtreichen Manne zu der Zeit auffallend genug; kaum würde er in unſeren Tagen daſſelbe Urtheil fällen, wenn ein ungünſtiges Schickſal ihn in die Mitte unſerer äſthetiſch philoſophiſch, ja ſelbſt politiſch und nicht ſelten religiös doctrinären Frauen verſetzte.

Aber eben die allgemeinere, über die Nationalität herausgehende Tendenz der unterirdiſchen Reiſe machte ſie uns weniger intereſſant. Das ſatiriſche Gedicht dahingegen „Peder Paars“, welches eine, mit allerlei Abenteuern verknüpfte, Reiſe von Kallumsborg nach Aarhuus beſingt, behandelte mit unerſchöpflicher Laune durchaus nationale Verhältniſſe, meiſt der niedern Klaſſe; und obgleich der immer wiederholte Kampf gegen den damals herrſchenden Aberglauben, den er höchſt gründlich ſtudirt hatte, und bis in das kleinſte Detail kannte und dadurch verewigte, einen großen Theil ſeines Intereſſe verloren hatte, ſo behielt doch dieſe Schrift für uns einen fortdauernden Reiz, und viele Stellen derſelben wurden (mit Glück und Geiſt in das Geſpräch verflochten) mit großem Beifall aufgenommen. In der That war dieſe Gewohnheit, bei allen Gelegenheiten die Aeußerungen eines fremden Schriftſtellers paſſend und kräftig in das Geſpräch zu verflechten, eine Uebung des Scharfſinns, die nicht zu tadeln geweſen wäre, wenn nicht die, obſchon geiſtreiche, Beſchränktheit Holbergs bei Vielen eine große Einſeitigkeit hervorgerufen hätte. Nicht durch den Einfluß von Holberg allein, auch durch die Art des Lebens überhaupt, durch eine Menge bald bedeutender bald unbedeutender Begebenheiten, durch literariſche Streitigkeiten und durch die Art, wie ſie geführt wurden und dergleichen, bildete ſich zuletzt eine Manier der Sprache, die, aus Reminiscenzen und Streitigkeiten mancherlei Art zuſammengeſetzt, einem jeden Fremden unzugänglich war. Mich ergötzte zwar dieſes Spiel oft, im Ganzen aber war es mir doch zuwider. Es lenkte ſchon damals meine Aufmerkſamkeit auf die Neigung der Menſchen, ſelbſt in den engſten Familienverbindungen ſich in ſich abzuſchließen, und wie unter ſich zu heirathen, ſo auch eine eigene Sprache zu führen. Es giebt nichts, was, zum Extrem ausgebildet, die Menſchen mehr beſchränkt und eine widerwärtigere Mißbildung erzeugt, als dieſe enge, geringe und manierirte Verkrüppelung. Einmal darauf aufmerkſam gemacht, erkannte ich ſie leicht wieder in den Cotterien der ſogenannten Geiſtreichen, ja oft in der herrſchenden und bewunderten Literatur des Tages. Sie iſt aller echt freien Bildung entgegen, und führt unvermeidlich zur Barbarei. Sie verunſtaltete die philoſophiſche Geſchichte des Mittelalters, ſie droht in der Philoſophie unſerer Zeit eine ähnliche Barbarei herbeizuführen, und wer nur in die Sprache der Schule eingeſchnürt, die tiefſten Gedanken zu äußern vermag, der iſt ſchon dadurch von aller großartigen lebendigen Entwickelung ausgeſchloſſen.

Mein Widerwille gegen dieſe Verzerrung einſeitiger Verbrüderungen verband ſich mit dem ſchon in meiner Kindheit entſtandenen Haſſe gegen das Baſen- und Vetter-Weſen, und indem ich dieſe Neigung des menſchlichen Geſchlechts immitten der lebendigen Geſchichte verfolgte, indem es mir klar ward, mit welcher großen Gewalt ſie in allen Verhältniſſen, in den größten wie in den kleinſten, monſtröſe Bildungen zu erzeugen vermag, wagte ich es, einen ſo mächtigen, zerſtreuenden Dämon des Geſchlechts bis dahin zu verfolgen, wo er unwiderſtehlich und durch die verſunkenen Raſſen Stämme, wie unter den Thieren Gattungen, abſondert, daß ſie in eine immer engere Sprache eingeſchnürt, ſich nicht bloß völlig fremd werden, ſondern auch wechſelſeitig zu vernichten ſtreben. — Dieſe Richtung meiner Freunde, ſo ſehr ich ſie auch verehrte, bewirkte ſchon ein ſtilles, mir ſelbſt kaum bewußtes Widerſtreben. Es ward zwar beſtändig überwunden und zurückgedrängt, ich war ſtolz darauf, in einen Kreis bedeutender junger Männer aufgenommen zu ſein, aber dennoch mochte das Widerſtreben gegenſeitig ſein, und ich glaubte wahrzunehmen, daß der engere und vertrautere Kreis mir unzugänglich bliebe. Dazu trug nun wohl auch die gährende Unruhe, in welcher ich beſtändig war, die ſprudelnde Beweglichkeit, die dem kühlen und ruhigen Volke ſeltſam erſchien, nicht wenig bei. Mich ſtörte dahingegen die Langſamkeit, die Weichheit, die nicht ſelten ſelbſt der Sprache eine polſterartige Nachgiebigkeit ertheilte, an die ich mich nicht gewöhnen konnte, obgleich ich unter ſolchen Tönen erwachſen war. Oft ward ich ungeduldig, wenn lange und langſam über ein einfaches Thema geſprochen wurde, und ich erinnere mich noch, wie ich vor Freude faſt aufſchrie, als ich zum erſtenmal Egmont's berühmten Monolog las. Oft entſtand, wenn ich auf der Straße ging, in mir die Luſt, die Menſchen von hinten anzuſtoßen, damit ſie nur raſcher vorwärts ſchritten.

Man würde ſich zwar irren, wenn man glaubte, daß dieſe ſcheinbar weiche Nachgiebigkeit, die beſonders von den Norwegern den Dänen vorgeworfen wurde, mit einem Mangel an Energie gepaart wäre. Der Däne iſt vielmehr geiſtig in allen Richtungen empfänglich, wie der Deutſche. Die Gegenſtände ſeines Denkens faßt er mit großer Klarheit auf; eine Ueberzeugung hält er mit entſchiedener Beharrlichkeit feſt, und wenn dieſe in einſeitige Halsſtarrigkeit nicht ſelten ausartet, die dann freilich alle Empfänglichkeit zerſtört, ſo geſchieht es nur da, wo eine beſchränkende Nationalität ihn irre leitet. Ich habe, was mich, wenn auch nicht äußerlich, doch innerlich von einer Umgebung trennte, die mir ſonſt ſo lieb und theuer war und ſo wichtig ward, ſchon hier erwähnt. Es lag in dieſer, mir ſelbſt noch tief verborgenen Entfremdung nichts, was meine Freude, meine Zuneigung, meine Liebe ſtörte. Ich gab mich dem geiſtigen Genuſſe, den mir der Tag bot, gern und willig hin, und vertrauungsvoll wie ich war, merkte ich es lange nicht, daß die Heftigkeit und Unbeſonnenheit mancher Aeußerungen, die Neigung, die ich nicht überwinden konnte, mich hyperboliſch auszudrücken, beſonders aber eine gewiſſe Zudringlichkeit, mit welcher ich einem Jeden meine Ueberzeugung aufzudringen ſuchte, mich den Freunden beſchwerlich machten.

Dieſes tief in mir ruhende Element der Entfremdung diente aber dazu, eine innere Selbſtändigkeit zu nähren, und mit der unbefangenſten Offenherzigkeit verband ſich ein geheimes Treiben, eine einſame Betrachtungsweiſe, die, als ein Reſt meiner Kindheit, mit dem Heiligſten verbunden, nie verſchwand. Ich glaube, daß dieſe Betrachtung mein Verhältniß zu meiner Umgebung, wie ich ſie ferner darſtellen werde, klarer machen wird, ohne daß ich es beſonders zu erwähnen brauche, indem ich das literariſche Treiben unſeres Kreiſes ferner entwickele.

Obgleich die erwähnten Schriften von Holberg von uns ſehr hochgeſchätzt wurden, ſo hatten doch ſeine Schauſpiele, wie geſagt, den größten Einfluß. Das Theater, zu welchem Holberg zuerſt den Grund legte, war ein wahrhaftes Nationaltheater im echteſten Sinne, friſch und geſund aus der Mitte der lebendigſten Volksthümlichkeit entſprungen, und trug das Gepräge der unbefangenſten Natürlichkeit, die, eben weil der Stoff nicht ein erſonnener, künſtlich erzeugter war, vielmehr ein gegebener, die ungehemmte Thätigkeit auf die kunſtreiche Darſtellung verwenden konnte. Allerdings giebt es Holberg'ſche Stücke, die launenhaft erſcheinen, das ganze Stück ſieht einem hingeworfenen Einfall ähnlich. Die meiſten aber, wie die Hexerei und der blinde Lärm, Viel-Geſchrei (ſo nenne ich Holberg's Stundeslöſe, ein Titel, der im Deutſchen unüberſetzbar iſt) zeichnen ſich durch die kunſtreiche Steigerung der Verwickelungen, mehrere andere durch eine ſehr klare künſtleriſche Behandlung aus, die in unſeren Tagen ſo wenig weiter ausgebildet iſt, daß, überblickt man die meiſten franzöſiſchen und deutſchen Schauſpiele, die jetzt unſere Bühne überſchwemmen, man faſt geneigt wird, ſie als eine verlorene Kunſt zu betrachten. Holberg hatte, als er ſeine nationale Schaubühne gründete, mit vielem und heftigem Widerſtande zu kämpfen. Die Haupt- und Staatsactionen (die inſipiden Niederſchläge einer vergangenen

Poeſie) herrſchten, wie in den Romanen der früheren Zeit, ſo auch in den Schauſpielen vor. Eine geiſtloſe Zuſammenhäufung von Hexen- und Zaubergeſchichten bildeten Schauſpiele, die nicht allein den Geſchmack, ſondern auch den geſunden Sinn des Publikums zu untergraben drohten. Sie kamen von Deutſchland. Aus Holberg's Schauſpielen ſelbſt erfährt man, wie ſeine gelungenen komiſchen Karikaturen oft als perſönliche Angriffe gedeutet wurden. Man glaubte den Geizigen, den Titelſüchtigen, den Prahlenden, den pedantiſchen Gelehrten, den Jean de France, den Geſchwätzigen, den politiſchen Kannegießer, in dieſem oder jenem Einwohner der Stadt wieder zu erkennen. Das war nun eine Schwierigkeit, mit welcher der Schauſpieldichter in der Hauptſtadt eines kleinen Landes, unter friedlichen Verhältniſſen, in welchen die klatſchſüchtige Beobachtung der Nachbaren ſich ausgebildet hatte, unvermeidlich zu kämpfen hatte. Moliere, der in einer größeren Umgebung lebte, kannte dieſe Schwierigkeit nicht; ja eben dieſe gefährliche Verwandtſchaft des Tagesgeklatſches mit der Dichtung begründete die echte Nationalität ſeiner Schauſpiele. Wer mit dieſen bekannt iſt, weiß, mit welcher Mühe und Gewiſſenhaftigkeit Holberg jene, die freie Dichtung tödtende Beſchränktheit zu bekämpfen und die Zuſchauer auf einen höheren Standpunkt zu verſetzen ſich beſtrebte.

Was die Holberg'ſchen Stücke beſonders auszeichnete, war eine tüchtige bürgerliche Sittlichkeit, die zu feſt begründet war, um in ängſtliche Prüderie auszuarten; die Zeit duldete Anſpielungen auf die Geſchlechtsverhältniſſe, wie zu Shakſpeare's Zeiten, und es iſt wohl eine Frage, ob die derben Späße der damaligen Zeit, die weniger ſorgfältige Umhüllung, nicht eine größere und und unbefangenere Unſchuld anzeigten. Daß ſie zuerſt von der franzöſiſchen Bühne verdrängt wurden, und, irre ich nicht, beſonders unter Ludwig XV., kann doch kaum als ein Beweis des damals in Paris herrſchenden ſittlichen Gefühls betrachtet werden.

Da nun hinter allem oft ſcheinbar frivolen Spiele der Phantaſie ein ſittlicher Ernſt ruht, ſo betrachtete ſich auch der Schauſpieler als einen Mann, der ein wichtiges Geſchäft trieb, dem es nicht erlaubt war, mit ſeinem Spiele ſelbſt ein leichtſinniges Spiel zu treiben. Die Zeit, in welcher ich damals lebte, lag von jener früheren Holberg'ſchen ohngefähr eben ſo weit entfernt, wie die klaſſiſche Zeit der deutſchen Bühne, als Eckhof, Schröder, Fleck ſie in Deutſchland verherrlichten, von unſerer Zeit. Die Namen Clementin, Hortulan, Londemann wurden noch fortdauernd verehrt.. Der Letztere beſonders, der eben die kühnſten komiſchen, die Heinrichsrollen, mit bewunderungswürdiger Virtuoſität ſpielte, ward als ein ernſter, ſtreng ſittlicher, melancholiſcher Mann geſchildert, der von der moraliſchen Nützlichkeit ſeiner Darſtellungen innig überzeugt war, und dem es daran lag, auch Anderen ſeine Ueberzeugung beizubringen.

Von dieſer Zeit an bildete ſich eine Schule, deren Spiel ſich durch Tradition, wenigſtens für die Art, wie die Holberg'ſchen Stücke geſpielt wurden, bis zu meiner Zeit fortpflanzte.

In der That zeichnete ſich das Theater auch damals aus. Die Namen Schwarz, Roſſing und ſeine Frau, Preisler und ſeine Frau, Gielſtrup, die Aſtrup u. ſ. w. bezeichnen noch immer eine klaſſiſche Zeit der Bühne.

Es iſt eine ſehr ernſte Frage, wie ſich die Schauſpieler zur Entwickelung des Volks verhalten? und ob ſie überhaupt als weſentliche Elemente der Volksbildung betrachtet werden ſollen oder nicht. Streng geſinnte, beſonders religiöſe Männer betrachten ſie durchaus als ſchädlich, und nicht eine, ſondern mehrere Sekten, wenn ſie auch ſonſt in ihren Anſichten ſehr verſchieden ſind, ziehen ſich von den dramatiſchen Vorſtellungen, wie von dämoniſchen Lockungen, zurück. Die meiſten um ihr Heil beſorgten Menſchen fliehen ſie, und das Volk in chriſtlichen Ländern fordert, daß der Prediger dem Genuß des Schauſpiels entſage. Von jeher betrachtete man den Stand der Schauſpieler und beſonders der Schauſpielerinnen mit einer Art Vorurtheil, und man darf eine ſo allgemein ſich ausbildende Meinung wohl nicht leichtſinnig abweiſen. Es iſt ein Gegenſtand, der hier nicht ausführlich behandelt werden kann, nur dieſes darf behauptet werden: daß das Schauſpiel für gewiſſe Stufen der Entwickelung nützlich, ja nothwendig ſein kann. Das gewöhnliche Leben war in allen Richtungen geordnet, in den Familien, im Staate, ja ſelbſt in den Wiſſenſchaften ging Alles ſeinen ruhigen Gang: aber die aufgeregte Jugend fordert das Kühne, Seltſame, ja Gefährliche; ſie will von Verwickelungen ergriffen ſein, die das Innerſte des Gemüths aufregen. Die verborgenen Kräfte der Seele, in welcher die Zukunft der Geſchichte ſchlummert, wollen auch in der Gegenwart thätig ſein, und in den äußeren Verhältniſſen gebunden, fliehen ſie nach der Bühne. Wo dieſe ein lebhaftes Intereſſe erregt, da beweiſt ſie, daß die Poeſie noch in der Jugend lebt, und gewiß wird da, wo alle Neigung für das Theater verſchwunden iſt, auch ein jedes höhere Streben in der Wiſſenſchaft wie im Leben aus der Seele des Jünglings entwichen ſein. Die völlige Gleichgültigkeit gegen dieſen Genuß kann nur aus Stumpfheit oder aus Ueberſättigung entſpringen.

Nun iſt es zwar nicht zu leugnen, daß dieſe Neigung mit großer Gefahr verbunden iſt, ſie wird leicht heftig und leidenſchaftlich. Auch verlebte ich einen Winter, in welchem die Bühne mich ganz in Anſpruch nahm und mehr als billig beſchäftigte. Ich beſuchte faſt alle Abende das Schauſpiel, und wenn ich nicht da war, ſo ſpielte ich ſelbſt. Noch vor dieſer, wenn auch einſeitig, doch nicht unnütz zugebrachten Zeit gerieth ich in eine Verirrung, die freilich nicht lange dauerte.

In Kopenhagen bildete ſich eine Menge dramatiſcher Geſellſchaften, die mehr oder weniger die Aufmerkſamkeit der Einwohner beſchäftigten. Die erſte, an welcher ich Theil nahm (**Selskabet ved Vester port**), war von einer geringeren Art; die Mitglieder waren junge Bürgerfrauen und Töchter, Ladendiener, Studenten und Candidaten, die keineswegs den Kreis ausmachten, den ich oben bezeichnet habe, und dem ich noch nicht ganz zugehörte. Ich erinnere mich nicht mehr, wie ich in eine Verbindung mit Menſchen kam, die mir in Bildung und Anſichten des Lebens völlig fremd waren; ohne allen Zweifel war es die ungeduldige Neigung, ſelbſt als Schauſpieler aufzutreten, die mich antrieb. Ein junger Mann kann keine heftige Neigung für das Theater haben, ohne ſelbſt ſich als Schauſpieler zu denken, und ich traute mir in dieſer Beziehung nicht wenig zu. Unter den Mitgliedern der Geſellſchaft war ich noch immer einer der ausgezeichnetſten, und ich ſpielte alle Rollen, alte Männer wie Jünglinge, edle Helden wie Schurken, luſtige Diener wie Spießbürger. Die Zuſchauer waren leicht befriedigt, und eine Zeit lang ging Alles vortrefflich. Die Zuſchauer, die Mitſpieler waren mit mir zufrieden, und beſonders war ich es ſelbſt. Ein jeder weiß, wie es in ſolchen Geſellſchaften zugeht. Es giebt wohl wenige junge Männer, die ſich nicht, wenigſtens ein paar Mal, zwiſchen den Couliſſen herumgetrieben haben, in unſern Tagen ſogar die Kinder. Die Verwirrungen, die dort ſtattfinden, die Streitigkeiten, die da unvermeidlich ſind, die kleinlichen Leidenſchaften, die ihr Spiel treiben, die plötzlichen Neigungen zwiſchen Männern und Frauen, die da entſtehen und ſchnell verſchwinden, ſind zu bekannt und tragen wohl allenthalben das nämliche Gepräge.

Die Zeit der erſten Betäubung verſchwand bald. Im Anfange und ſo lange ich nur mir ſelbſt ſpielte, achtete ich auf die Geſellſchaft und das Spiel gar nicht. Ich übertrieb die ernſten und karikirte die komiſchen Rollen; wie die Uebrigen ſich mit ihren Rollen abfanden, bemerkte ich kaum. Als dieſer Rauſch aber verſchwunden war, fing ich nun an die Menſchen, in deren Geſellſchaft ich gerathen war, genauer zu betrachten, und erſchrak nicht wenig, als ich die völlige Rohheit und den gänzlichen Mangel an aller Bildung wahrnahm. Die Prima Donna der Geſellſchaft war eine Bäckerfrau, die für ſchön galt und durch Romane der geringſten Sorte ausgebildet war. Der Candidat, der Alles anordnete und ſich die beſten Rollen zutheilte, war ein verdorbener Student. Alle Stücke wurden auf die plumpſte Weiſe gehandhabt. So ſinnlos war das Spiel, daß es mir noch unbegreiflich iſt, daß ich nicht bei der erſten Probe davor zurückſchauderte. Bei einer jeden Aufführung fanden die unbegreiflichſten Mißverſtändniſſe ſtatt; man konnte eine reiche Sammlung der lächerlichſten Mißgriffe zu Stande bringen, und wäre ich ohne irgend eine Theilnahme an der Geſellſchaft geweſen, das tolle Spiel würde mich ergötzt haben. So aber ward ich von der tiefſten Scham ergriffen. Ich darf nicht ſagen, daß ich hier Etwas erlebte, was das ſittliche Gefühl verletzte, der herrſchende Dämon ſchien die plattſte, naivſte, unſchuldigſte Dummheit zu ſein; ich wagte meinen Freunden nicht zu ſagen, daß ich in einer ſolchen Geſellſchaft lebte. Die finanziellen Verhältniſſe erzeugten eine Spannung, die ich benutzte, um mich ſchnell zurückzuziehen.

Doch es iſt Zeit, daß ich von dem Manne rede, der auf die beſſere Jugend den größten Einfluß übte. Es war Rahbek, ein in vieler Rückſicht eigenthümlicher Mann. Schon ſein Aeußeres fiel auf; er war von mittlerer Größe und ging etwas gebückt, den Kopf vorwärts gebogen. Seine gewöhnliche Tracht war ſchwarz, damals nicht ſo häufig wie jetzt, ſeine Haare waren brennend roth, und auch ſein Geſicht hatte fortdauernd einen, doch keineswegs auffallend rothen Teint. Der Dichter Pram verglich ihn mit einer angezündeten Fackel. Er war ſehr kurzſichtig; während er ſprach, pflegte er beide Hände dem Geſicht nahe zu bringen und mit dem rechten Daumen die innere Fläche der linken Hand zu reiben. Er ſchien dann in die Hand hineinzuſprechen. Der Ton ſeiner Stimme war ſehr hoch und grenzte an die Fiſtel. Er ſprach, wie die meiſten Dänen, langſam und bedächtig, und ſein etwas breites Geſicht zeichnete ſich nicht durch hervorſtechende Züge aus, wohl aber deutete es auf höhere Bildung, Verſtand und große Herzensgüte.

Er war der Sohn eines nicht ganz unvermögenden Beamten und Hausbeſitzers in Kopenhagen, war auf einer der beſten gelehrten Schulen in der Provinz (Herlufsholm) gebildet und hatte ſich daſelbſt ausgezeichnet. Auch auf der Univerſität überſtand er die höchſte Schulprüfung (das große Philologicum) mit Ehren. Eine große Neigung zum Theater zog ihn von der gewöhnlichen Laufbahn ab; er reiſte mehrere Jahre in Deutſchland, lebte in ſehr vertrauten Verhältniſſen mit Schröder in Hamburg und mit Iffland in Mannheim. Als er zurückkam, ward er Profeſſor der Aeſthetik.

Rahbek war, kann man ſagen, was man in der gemeinen deutſchen Burſchenſprache ein fideles Haus, wohl auch ein altes bemooſtes Haupt nennt; nur muß man alles Geringe und Widerwärtige ſich wegdenken. Man muß an der Stelle der armſeligen Verbindungsſtreitigkeiten ſich den edelſten vielſeitigſten Sinn für Wiſſenſchaft und Kunſt, mit ſeltenen Kenntniſſen verbunden, vorſtellen. Durch ein ausgebreitetes Studium waren ihm alle Dichter der alten und neuen Sprachen bekannt, aber er liebte dabei vorzugsweiſe die literariſche Thätigkeit, die ſich lebendig mit der Gegenwart beſchäftigte, ſo wie ſeine Lebensart überhaupt ihn der Jugend anſchloß. Es lebte wohl kaum in irgend einem Lande ein Menſch, der ſo viele Duzbrüder hatte wie er; er gefiel ſich in dieſer unermeßlich ausgebreiteten Brüderſchaft, und konnte ſeine Brüder in einigen Familien bis zur vierten Generation aufzählen; er duzte ſich mit dem Großvater, dem Vater, dem Sohn und dem Enkel zugleich. Wenn man alles Enge und Beſchränkende wegdenkt, ſo konnte man ihn wohl den Senior einer jugendlichen Verbindung nennen, die heiter, zuweilen übermüthig und rückſichtslos, aber zugleich mit dem Höchſten und Edelſten, mit eigenen Aufgaben beſchäftigt, fleißig und mühſam arbeitend war. Neben der erſtarrten Univerſität und den alten meiſt verkümmerten Profeſſoren bildete er das aufregende und belebende Princip. Seine Vorträge waren nur angenehm, aber noch in einem viel höheren Grade ſein Umgang belebend. Er war nicht bloß der fern ſtehende Lehrer, er war auch der vertraute Freund, dem man ohne Scheu auch ſeine Thorheiten wie ſeine Zweifel mittheilen konnte. Er half, wo Hülfe nöthig war, er rettete, wo die Noth drängte, und ſeine Belehrungen erſchienen nie in der ſteifen Form der Doktrin, die oft abſchreckt und Widerſtand erzeugt; es war vielmehr der freundſchaftliche

Rath, der ohne alle ſtarre abſtrakte Form, hülfreich und natürlich aus dem nächſten ſubjektivſten Bedürfniß hervorging, die Bedrängniß aufhob, die Verwickelung löſte und ſo, warnend für die Zukunft, von dem ſcheinbar beſchränkten Standpunkte aus, deſto eindringlicher ward und eine höhere und allgemeinere Bedeutung erhielt.

Ich lernte ihn erſt im Frühling 1793 kennen, und verlebte das letzte Jahr in ſeinem vertrauten Umgange. Ich kann dieſe Bekanntſchaft als die eigentliche Aufnahme in den Kreis der Freunde, die meiner ganzen geiſtigen Bildung eine Richtung gaben, deren Einfluß, wie ich wohl erkenne, ſich über mein ganzes Leben erſtreckt, mit Recht betrachten. Ich verdanke den Brüdern Münſter dieſe Bekanntſchaft, wie ſo Vieles. Rahbek war damals fünf und dreißig bis ſechs und dreißig Jahr alt, ich zwanzig. Der Mann, den ich durch das Gerücht kannte, deſſen Vorträge mich anzogen, deſſen mächtiger Einfluß auf die Literatur ſeines Landes meine Verehrung forderte, hatte wohl Manches von mir ſchon gehört. Er trat mir auf ſeine unbefangene Weiſe, als wäre ich ein alter Bekannter, entgegen und redete mich ſchon im Laufe des Geſprächs mit dem vertraulichen Du an. Ich war äußerſt bewegt, mir ſchien es, als hätte ich nun durch dieſe Bekanntſchaft plötzlich eine höhere Stufe des Lebens erreicht, und bei meiner Neigung, mich gern und willig den Männern hinzugeben, die mich in meiner inneren reichen Verwirrung zu fördern verſprachen, gewann er mich ganz und auf immer.

Rahbek hatte ein Mittel, welches, eingreifender als jedes andere, Leben und geiſtige Beſchäftigung mit einander verband, und das war nun eben das Theater. Eine dramatiſche Geſellſchaft unter dem Namen „Borups Selskab“ — ich erinnere mich nicht, ob durch ihn geſtiftet, oder nur neu belebt — vereinigte einen Kreis von jungen Männern und bildete den eigentlichen Mittelpunkt ihrer Vereinigung. Die Frauen waren von dieſem Kreis ausgeſchloſſen. Die Frauenzimmerrollen wurden von Jünglingen geſpielt, und dadurch waren ſchon manche unangenehme Verwickelungen, die in anderen dramatiſchen Geſellſchaften Streitigkeiten, unnütze Ausgaben, gefährliche Leidenſchaften, wohl auch nicht ſelten Skandal erzeugten, glücklich vermieden. In dieſer Geſellſchaft war Rahbek Herr und Meiſter. Er beſtimmte die Stücke, er vertheilte die Rollen, und obgleich Alles das Anſehn der Berathung hatte, ſo fand zu meiner Zeit wenigſtens kaum jemals eine Oppoſition gegen ſeinen Willen ſtatt. Die Beſchäftigung mit den Stücken, die aufgeführt werden ſollten, war nun ein wahres Studium.

Es wurde nur ſelten geſpielt; wenn ich mich recht erinnere, nur alle Monate ein Mal und in den Sommermonaten gar nicht. Deſto größere Sorge konnte auf jede Vorſtellung verwandt werden, und wer ſpielte, konnte in den letzten Tagen vor der Aufführung eines Stückes kaum etwas Anderes treiben. Die Stücke wurden geleſen, die Entſtehung des Stückes, die Abſicht des Verfaſſers, die Art, wie eine jede Rolle genommen werden mußte, wurde ausführlich beſprochen. Die Einwohner von Kopenhagen ſchätzten ſich glücklich, wenn ſie den Vorſtellungen beiwohnen konnten; man drängte ſich faſt mehr zu dieſen, als zu denen des öffentlichen Theaters, und viele von den verdienteſten Schauſpielern, wenn ſie nicht ſelbſt beſchäftigt waren, wohnten ihnen bei. Ich ſpielte nur zwei oder drei Mal, und man hatte Mancherlei gegen mein Spiel einzuwenden. Die eigene Zuverſicht, mit der ich in der früher erwähnten Geſellſchaft auftrat, war verſchwunden, das mannigfaltige Gerede über die Art, wie meine Rolle genommen werden müßte, machte mich irre. Es ging mir hier, wie bei der Rede. Ich vermag nur dann zu reden, wenn ein Gegenſtand mich ganz erfüllt, wenn er in ſeiner Totalität mit allen ſeinen Theilen mir lebendig vorſchwebt. Eine Rede, die äußere Rückſichten anerkennen muß, deren Inhalt aus den Verhältniſſen der Gegenwart entſtehen ſoll, gelingt mir nie. Die von Göthe ſo hoch geſchätzte Fähigkeit, eine jede dargebotene Gelegenheit ergreifen zu können, um ſie zum Gegenſtand einer gelungenen Rede oder eines Gedichts zu machen, beſitze ich gar nicht. Das Bild, welches ich mir etwa von einer Rolle gemacht hatte und innerhalb welchem ich mich wenigſtens frei und bequem bewegen konnte, ward durch die fremde Reflection zerſtört, und mit dem mir aufgedrungenen ward ich nie fertig.

Deſto mehr zeichneten ſich Andere aus. Es waren unter uns Schauſpieler, die einen wirklichen Ruf erhielten. Rahbek ſelbſt ſpielte gern, ja mit Leidenſchaft, wußte wohl auch die für ihn paſſenden Rollen zu wählen, aber die ſchneidende Eigenthümlichkeit ſeiner Sprache war ihm doch fortdauernd im Wege. Auch das öffentliche Theater erhielt aus unſerer Mitte ein Mitglied, den Sohn eines anſehnlichen Beamten, einen geiſtreichen jungen Mann. In unſerer Geſellſchaft galt er für ein großes Talent; der engere Raum, in dem wir uns bewegten, die Dürftigkeit der Umgebung, durch welche die Zuſchauer nicht zerſtreut werden konnten, auch ihre zutrauliche Nähe, lenkte die Aufmerkſamkeit auf die zarteren Einzelnheiten des Spiels, auf die Mimik. Selbſt Rahbek ſcheint es überſehen zu haben, daß der Beifall, der unter ſolchen Umſtänden erworben wird, keinesweges auf einen ähnlichen auf einem öffentlichen Theater ſchließen läßt. Ja die Gewohnheit, für einen engeren Kreis ein ſorgfältig durchgedachtes Miniaturbild der Rolle zu entwerfen, kann wohl die Fähigkeit, ein aus der Ferne anſprechendes Bild, welches in großen Zügen hingeworfen werden muß, zu Stande zu bringen, ganz vernichten. H. war ein geiſtig intereſſanter junger Mann, ſeine Neigung zum Theater war Leidenſchaft geworden, beſonders zeichnete er ſich durch ein unglaubliches mimiſches Talent aus. Einige ſeiner wunderlichſten Meiſterſtücke der Art genoſſen ſeine

Freunde. Er löſchte Abends das Licht aus; wir ſaßen im Dunkeln, und nun hörten wir die Stimme eines hereintretenden uns wohlbekannten Univerſitätslehrers eine Flaſche Wein fordern; ein Zweiter folgte darauf, ein Dritter, Vierter, ja nach und nach wohl bis ſieben oder acht Perſonen. Es waren alle uns wohlbekannte reſpektable Männer, und die Sprache eines jeden ward bis zur höchſten Täuſchung nachgeahmt. Sie fingen erſt ein langſames, etwas langweiliges Geſpräch unter einander an, dieſes ward immer wärmer, Rede und Antwort wechſelten ſchneller, ſie geriethen in einen Streit, der immer heftiger ward, endlich verloren ſie alle Haltung, ſchimpften ſich wechſelſeitig aus, Keiner ließ den Andern zu Worte kommen, ſie ſchrien ſich an, ſie fielen ſich in die Haare, es war vollkommen, als wenn mehrere wüthende Menſchen in der Stube wären, und dennoch unterſchieden wir ganz deutlich, ſelbſt während der größten Verwirrung, die Stimmen der Männer, die wir ſonſt nur in ruhiger und würdiger Haltung zu hören gewohnt waren. — Ein ſehr verſtändiger junger Mann, der ſein Fach mit Ernſt behandelte, der ſolche ſeltene Fähigkeiten beſaß, mußte als Schauſpieler die größten Hoffnungen erregen. Auch das Publikum erwartete viel und wir lauerten auf den Tag ſeines öffentlichen Auftretens mit großer Ungeduld; freilich trat er auch mit Beifall auf, aber wir mußten uns ſelbſt ſagen, daß er den Eindruck nicht hervorrief, den wir alle erwarteten. Er ſchien ein anderer zu ſein, ſein Spiel verlor ſich in den großen Räumen.

Daß er Schauſpieler geworden war, fiel in Kopenhagen vielleicht weniger auf, als anderswo; die Schauſpieler waren nicht, wie oft in Deutſchland, abenteuerliche Menſchen aus fernen Gegenden, von deren früheren Schickſalen man nichts wußte, oder auch das Seltſamſte erfuhr; ſie waren meiſt unter unſeren Augen erwachſen und man verband mit der Beſchäftigung eines Schauſpielers, ſchon ſeit Holberg's Zeiten, etwas Sitten-Beförderndes und Rühmliches. Das Vorurtheil, welches, damals wenigſtens, anderwärts die Schauſpieler aus der Geſellſchaft ausſchloß, war hier geringer, und Madame Roſſin galt für eine der reſpektabelſten Frauen der Stadt. H. erkannte nur zu bald, daß er ſeine ganze Zukunft zerſtört hatte. Das Publikum war nicht mit ihm zufrieden, und er glaubte hinlänglichen Grund zu haben, um nicht mit dem Publikum zufrieden zu ſein. Sie hatten, glaube ich, beide Unrecht.

Indeſſen wurde unſere Beluſtigung, die wir wohl auch ein Studium nannten, und die uns ſo glücklich machte, nicht in allen Kreiſen gleich beurtheilt. Die Alten glaubten, daß wir von allen gründlichen Studien abgelenkt würden; ein Glaube, der freilich bald verſchwinden mußte. Denn eben die jungen Männer, die ſich ſpäter in ihren erwählten Fächern am meiſten auszeichneten, die tüchtigſten Beamten, wie die gründlichſten Gelehrten, ſind Mitglieder dieſer Geſellſchaft geweſen. Hier lernte ich zuerſt Thorwaldſen kennen, deſſen bewunderungswürdiges Talent auch damals ſchon in Dänemark anerkannt wurde. Er erſchien höchſt einnehmend, ſeine ſchlanke Geſtalt, ſeine ausgezeichneten regelmäßigen Geſichtszüge und ſein ſtilles Weſen mußten einen Jeden anziehen. Er ſprach gern über ſein Fach, und durch ihn erhielt ich zuerſt einen anſchaulichen Begriff von der Kunſt. Die Kunſtwelt lag mir überhaupt immer noch fern. Von der Malerei wie von der Bildhauerkunſt hörte ich wenig, und mein Auge verſtand es nicht, die ſchöne

Geſtalt rein als ſolche aufzufaſſen und geiſtig zu würdigen. Obgleich die däniſche Regierung verhältnißmäßig freigebiger als irgend eine andere in Europa Künſtler ermunterte und unterſtützte, obgleich die Dänen früher durch Zoëga, Karſtens, wie ſpäter durch Thorwaldſen, in Rom ſich auszeichneten, ſo war dennoch das Verſtändniß der Kunſt im Lande ſelbſt innerhalb eines ſehr engen Kreiſes eingeſchloſſen. Kunſtintereſſe galt für eine Art vornehme und ſeltene Liebhaberei, und mir ſchwebte ſie als etwas durchaus Seltſames und Wunderbares, aber zugleich als etwas Verborgenes vor. Was die Griechen in der Plaſtik, was die Italiener in der Malerei geleiſtet, hatte ich wohl im Allgemeinen erfahren, und Raphael, Correggio, Michael Angelo waren mir zwar wie Phidias und Praxiteles hiſtoriſch wohl bekannt, aber die Kunſtwelt erhob ſich für die ſtille Sehnſucht im fernen Süden, wie die Gebirge, die ich näher kennen zu lernen wünſchte, im Norden. Daß in meiner Nähe Gegenſtände der Kunſt oder der Gebirgsnatur lagen, die der Aufmerkſamkeit und des Studiums werth waren, erfuhr ich erſt, nachdem ich meinem Vaterlande halb entfremdet war. Thorwaldſen war der erſte

Künſtler, den ich überhaupt in der Welt kennen lernte, ſeine Geſtalt hatte ſchon etwas Plaſtiſches, die Natur ſchien mit der formenden göttlichen Gewalt auch ſelbſt die ſchöne Form gegeben zu haben. Ich ſah mehrere ſeiner Modelle, er ſprach einige Mal mit mir über ſeine Entwürfe; kaum wird der große Künſtler ſich dieſer Geſpräche erinnern. Die Augen, die ſo lange verſchloſſen geblieben waren, konnte er nicht öffnen. Ich war einem Erblindeten ähnlich, der noch keine Gegenſtände zu unterſcheiden vermag, den das Licht ſchmerzlich trifft; eine wunderbare Sehnſucht ergriff mich: aber das Schickſal wollte, daß die kaum eröffneten Augen ſich bald wieder ſchloſſen; nur wie ein Traum traten jene Augenblicke der plötzlichen Erhellung mir vorübergehend entgegen und erhielten die ſchlummernde Sehnſucht.

Eben ſo war mir die Muſik nahe und fern; bis zu Thränen konnten mich einfache Melodieen erſchüttern und rühren. Ueberhaupt liegt dieſe Kunſt innerhalb beſtimmter Grenzen dem natürlichen Menſchen zu nahe, ſie drängt ſich in ſein innerſtes Weſen hinein; ſelbſt wo das verborgene Räthſel ihrer inneren geſetzmäßigen Ordnung, die ſich wie ein Weltall im Gemüthe dem Aeußern gegenüber bildet, dem noch verſchloſſenen Sinne verborgen bleibt. Muſik war damals in Dänemark eben ſo wenig für die Mädchen, wie für die Knaben ein weſentliches Bildungs-Element. Man fand, ſelbſt in den beſten Familien, nur ſelten ein Inſtrument, oder Hände, die es zu behandeln wußten. Ohren, die für mehr als für die Töne eines einfachen Kirchen- oder Volksliedes aufgeſchloſſen waren, traf man ſelten. Wir hörten wohl zuweilen Oratorien, aber ich wußte Keinen in meinem näheren Umgange, der ſie zu faſſen oder zu begreifen vermochte. Der auch in Deutſchland bekannte Kapellmeiſter Schulz (ein Deutſcher) war allgemein geliebt und geſchätzt, aber auch ſeine Muſik ward, unter uns wenigſtens, nur verſtanden, inſofern ſie ſich dem einfachen Liede anſchloß. Die Oper war uns daher unverſtändlich, ja langweilig. In dem Jahre, in welchem ich das Theater ſo fleißig beſuchte, wurden die Königin von Golconda und Mozart's Zauberflöte aufgeführt. Sie wurden als Meiſterſtücke angekündigt, aber nur auf ſehr Wenige mochten ſie durch die Vorzüge der Compoſition irgend einen Eindruck machen. Eine Oper, deren Muſik anderswo ſehr gelobt wurde — ſie hieß, glaube ich, die Jakobinermütze — ward förmlich ausgepfiffen; das Mißfallen hatte freilich auch einen politiſchen Grund. Uns gefielen nur die ſogenannten Singſtücke, obgleich wir doch ſehr geneigt waren, das Singen in dialogiſcher Form für höchſt unnatürlich zu erklären. Zwei ſolche Stücke, von dem däniſchen Dichter Thaarup verfertigt und von Schulz componirt, hatten ein nationales Intereſſe und machten einen großen und bleibenden Eindruck. Das eine von dieſen hieß das Erntefeſt (Höſtgildet), das zweite Peters Hochzeit (Peders Bryllup). Es waren einfache idylliſche Scenen, vermengt mit ländlichen Liedern und einigen Duetten und Chören, die ſehr natürlich herbeigeführt waren; einzelne Geſänge wurden wahre Volkslieder, und haben ſich wohl noch als ſolche erhalten.

So war mir in allen Richtungen die Kunſtwelt völlig fremd geblieben, und ſelbſt die Poeſie trat mir in ſehr engen Schranken entgegen, die ich freilich keinesweges anzuerkennen geneigt war. Schon von Holberg muß man behaupten, daß ſeine Berührung mit der Poeſie ſich eigentlich auf den Haß gegen ſie gründete. Dieſer war wahrhaft poetiſch und konnte es ſein. Er bekämpfte die Ausſchweifungen und das Manierirte der Poeſie mit wahrhaft dichteriſcher Laune: aber der Auffaſſung des Lebens lag doch eine unüberwindlich beſchränkte proſaiſche Anſicht zu Grunde; die Liebe ſtellte ſich nüchtern dar, und wo das Poſitive des Lebens hervortrat, äußerte es ſich mit der trockenſten, ja geiſtloſeſten Verſtändlichkeit. Und etwas von dieſer ſpießbürgerlichen Anſicht entdeckte man unter uns ſelbſt da, wo das Bedürfniß nach einer poetiſchen Auffaſſung des Lebens ſich über die Schranken der Alltäglichkeit zu erheben ſuchte. Größere Tragödien wurden nie gegeben. Die Möglichkeit, Nathan den Weiſen auf die Bühne zu bringen, ward als ein faſt phantaſtiſches Ideal betrachtet, etwa wie die Möglichkeit, Goethe's Fauſt zu geben, eine lange Zeit hindurch in Deutſchland. Goethe, Shakſpeare, ja ſelbſt Schiller waren der Bühne völlig fremd. Alle dramatiſchen Vorſtellungen beſchränkten ſich auf Holbergſche, Kotzebue'ſche, Ifflandſche, franzöſiſche und engliſche Stücke. Unter den nationalen machte ein Schauſpiel von Heiberg, der Virtuos, vorzüglich Aufſehen. Dieſes Stück behandelte ein Lieblingsthema des Volks und erhielt ſich lange. Die Hauptperſon iſt nämlich ein deutſcher Windbeutel, der durch ſeine Gasconaden, tolle Projecte und Betrügereien eine Familie in Verwirrung bringt. Ein Däne machte in demſelben Jahre einen Verſuch im höheren Drama. Die Tragödie Dyweke, die Geliebte Chriſtian's II., erregte ein großes Aufſehen unter uns, ja einen wahren Enthuſiasmus, welcher dadurch geſteigert wurde, daß eine ſchöne junge Schauſpielerin, die ich ſpäter noch erwähnen werde, die Hauptrolle ſpielte, und noch mehr, als der Verfaſſer (Samſö) bald darauf in ſeinem beſten Alter ſtarb und eine, durch ihre Bildung ausgezeichnete Braut hinterließ. Dieſe Tragödie, die tiefere Momente berührte als gewöhnlich, die junge anmuthige Schauſpielerin, die mehr als bloße Bewunderung erregte, der plötzliche Tod des Verfaſſers, deſſen Bekanntſchaft ich kurz vorher gemacht hatte, die trauernde Braut, die ich zwar nicht kannte, aber deren Anmuth und Geiſtesbildung mir gerühmt wurden, verſetzten mich in eine Stimmung, die einige Zeit fortdauerte und mich in die phantaſtiſch träumende Einſamkeit zurückwarf, die mir in meiner Kindheit ſo vielen und oft ſchmerzhaften Genuß verſchaffte. Ich trennte mich eine Zeit lang von meinen Freunden und fing an, eine Erzählung zu entwerfen, deren Anfang, Mitte und Ende faſt zugleich ausgearbeitet wurde, und die ſo fragmentariſch liegen blieb. Mancherlei wurde auf eine ähnliche Weiſe angefangen, aber nicht zu Ende gebracht; und was niedergeſchrieben war, blieb mein eigenes Geheimniß; denn ich ſah wohl ein, daß das, was auf ſolche Weiſe aus der Feder floß, ein ganz Anderes war, als dasjenige, was mir als das Höchſte und Vorzüglichſte von der Umgebung gerühmt wurde. Es war diejenige Welt, in welche mich Goethe hineingezogen hatte. Damals erſchütterte mich, neben Fauſt, der immer tiefer, wenn gleich noch immer dunkel, mein innerſtes Daſein aufſchloß, beſonders Egmont. Ich erinnere mich, daß ich von dieſem Schauſpiele, welches mir immer als die ſchönſte Blüte von Goethe's dichteriſchem Leben erſcheint, tief ergriffen, es wagte, mich gegen den älteſten Mynſter zu äußern. Er wies meine warme Darſtellung kalt und mit der Bemerkung ab, daß Egmont nichts wäre, als ein unbeſonnener Fähndrich, deſſen unverſtändige Jugendſtreiche, die ſelbſt durch den Tod nicht verſöhnt werden könnten, mehr Widerwillen als Theilnahme erregen müßten. Ich war in meinem tiefſten Innern verletzt, ich fühlte es, daß ich einer Welt zugehörte, die derjenigen, in welcher ich lebte, fremd war, und von jetzt an blieb dieſe meinen Freunden ein fortdauerndes Geheimniß, und mußte es wohl auch bleiben, denn ich war, wenn auch tief bewegt, doch über die Geſtaltung dieſer Welt, völlig im Unklaren. Die Gefühle, die mich durchdrangen, das höhere und bedeutendere Leben, wie es mir vorſchwebte, konnte keine ſichere Form erlangen. Was mich erfüllte, berührte alle Momente des Lebens und des Denkens, aber es fand keinen Stützpunkt irgend einer Art von außen, und ich ſelbſt war ſo unſicher, was ich dachte oder niederſchrieb, erſchien mir ſo verworren, unklar und quälte mich mehr, als es mir Genuß verſchaffte. Da gab ich mir wohl alle Mühe, das allenthalben Fremde, und wo die leiſeſte Deutung darauf hinzielte, ſtreng Getadelte nicht allein zu verbergen, ſondern auch als einen ängſtigenden Traum zu unterdrücken. Aber das tiefe Myſterium weiblicher Liebe, wenn gleich durch die Macht der Verhältniſſe in ungeſetzlicher Form, wie ſie durch Gretchen in Fauſt und durch Klärchen in Egmont mir vorſchwebte, verfolgte, beunruhigte mich fortdauernd. Die Liebeleien in den Schauſpielen kamen mir von jetzt an ſo nüchtern, der Kummer und die Noth der Liebenden ſo armſelig vor, daß ich in der heftigen Einſeitigkeit allen Sinn für dieſes Leben verlor, welches doch, als ein leichtes Spiel mit Sorge und Unglück, in mehreren Schauſpielen durch Anmuth und künſtleriſche Behandlung, einen eigenthümlichen Werth beſitzt. Wenn ich im Schauſpielhauſe ſaß, wenn ich in der Mitte meiner Freunde lebte, konnte ich mit ganzer Seele an ihren Scherzen, an ihren Kritiken, an ihrem Genuß Theil nehmen. Was mich in der Einſamkeit quälte, entwich dann und erblaßte, ich konnte im Stillen meine innere Ueberſchwenglichkeit als eine Thorheit belächeln, ich konnte, wo tiefere Aeußerungen ähnlicher Art bei anderen Schriftſtellern laut wurden, mit meinen Freunden ſie bewitzeln, und der Leichtſinn meiner Jugend half mir einen Kampf beſtehen, der einem bedächtigen, ernſteren, weniger beweglichen Gemüthe hätte gefährlich werden können.

Und ſo verſetzte ich mich nun wieder in die geiſtige Wirklichkeit, in welcher ich lebte, die mein eigenſtes Leben verhüllte. Seltſam darf ich es wohl nennen, daß mein ganzes Leben ein umgekehrtes war, wenn man es mit dem gewöhnlichen vergleicht. Junge Männer in unſeren Tagen ſpornen ſich an, um, gegen die eigenthümliche Welt ankämpfend, ſich in die geiſtige Ueberſchwenglichkeit hineinzuſtürzen. Ich aber ſuchte die Neigung zur Speculation — denn dieſe war es doch, die ſich, noch namenlos, zu regen ſuchte — zur Poeſie, wie die religiöſen Erinnerungen zurückzudrängen, um mich durch die Proſa des Lebens zu berauſchen; und in der That im Ganzen gelang es mir. Voß, Hölty, die Stolberge mit ihren Verbündeten ſchienen doch Manches darzubieten, was auf meine Träume hindeutete, und ich ſuchte mich zu überreden, daß dieſe nur ſo gezügelt und eingezwängt, ſich in einer legitimen Poeſie hervorwagen dürften. Beſonders aber ward von den Freunden Matthiſſon bewundert, der mir nun freilich unter Allen am entfernteſten ſtand. Die Richtung, in die wir gemeinſchaftlich hineingerathen waren, würde noch geiſtig beſchränkender geweſen ſein, wenn nicht ein mächtiger Geiſt der Geſchichte, der uns durch Gelehrſamkeit, Poeſie, Religion und gewiſſermaßen auch durch Speculation beherrſchte, von uns geleſen, bewundert und als der geiſtig vornehme, Alles in ſich vereinigende

Mittelpunkt unſeres Strebens verehrt und hochgehalten wäre. Es war Leſſing. Wenn wir auch ohne Rahbek dieſen Schriftſteller kennen lernten und von ihm angezogen wurden, ſo trug doch ſein Einfluß viel dazu bei, uns für dieſen reichen Geiſt zu gewinnen; auch mich befriedigte er in einem viel höheren Grade, als irgend ein anderer. Goethe freilich verſprach mir größere Schätze, aber ſie waren an unbekanntem Orte tief vergraben. Der Geiſt fehlte, der mir die Stelle anzeigen ſollte, wo der Schatz lag, und wenn ich ihn auch als mir eigenthümlich betrachten mußte und das unruhige Suchen nicht aufzugeben vermochte, wenn ich auch die tiefe Höhle, in welcher er verſchloſſen lag, in vorübergehenden Augenblicken zu kennen wähnte, ſo fehlte mir doch die Zauberformel, die ihn aufſchließen und an das Tageslicht bringen konnte. Leſſing dahingegen umfaßte alle Richtungen der Geſchichte und behandelte ſie alle mit ſicherer Kühnheit und mit verſtändiger, durchſichtiger Leichtigkeit. Ich war nie glücklicher, als wenn ich irgend einen Aufſatz von Leſſing durchgeleſen hatte, er mochte behandeln, was er wollte. Es war nicht der Inhalt allein, ja nicht einmal vorzüglich dieſer, der mich anzog, es war mehr noch die klare, in ſich abgeſchloſſene Form der Darſtellung. Ich las Alles, was ich von ihm auftreiben konnte, mit wahrem Heißhunger. Die Streitigkeiten mit Göze Ernſt und Falk, die Erziehung des Menſchengeſchlechts, ja ſelbſt viele kurze Aufſätze in Miscellen, die ſein Bruder herausgegeben hatte, entzückten mich, wenn ich ſie eben durchgeleſen hatte, wenn ſie mich auch nachher nicht auf eine bleibende Weiſe befriedigten. Die Wolfenbüttelſchen Fragmente hatten keinesweges die Gewalt, meinen in der Kindheit begründeten Glauben zu erſchüttern, ſie wirkten vielmehr umgekehrt, ſie riefen einen entſchiedenen, ja heftigen Widerſtand hervor. Glaubte ich doch ſelbſt bei Leſſing die fortdauernde Verehrung des religiöſen Elementes zu finden; war ihm doch das ſich zudrängende Volk der Aufgeklärten, die ſich ſeine Brüder zu nennen wagten, keineswegs angenehm. Wohl erkannte ich, daß ſeine kleine Schrift über die Erziehung des Menſchengeſchlechts in ihrer Conſequenz zu einer Anſicht führte, gegen die ich auf jede Weiſe zu opponiren genöthigt war: daß auch das Chriſtenthum in ſeiner geſchichtlichen Form als bloße Entwickelungsſtufe dem fortſchreitenden Gedanken geopfert werden müßte. Aber die Religion war ihm doch die Offenbarung eines göttlichen Willens, und die Betrachtung vermochte dieſe in ihrer Tiefe niemals zu ergründen. Mußte er doch ſeinen eigenen Verſuch nur als einen halb mißlungenen, ſeine kleine Schrift als eine unvollſtändige betrachten. So blieb mir die Religion noch immer ein heiliges unergründliches Myſterium, obgleich ich das Bedürfniß, mich einer Gemeinde anzuſchließen, oder an einem Gottesdienſt, an dem Sakrament Theil zu nehmen, gar nicht empfand. Ich erkannte den geheiligten und tiefſten Mittelpunkt meines Daſeins an, aber ich duldete ihn nur, denn der Genuß des Tages, Wiſſenſchaft und Leben nahmen mich ganz in Anſpruch. Und dennoch konnten auch dieſe mich nicht befriedigen und wieſen unabläſſig nach einem Höheren hin, welches die Gedankenwelt, in der ich lebte, mehr zu verbergen als zu enthüllen ſchien.

Doch ich kehre zurück zur Darſtellung unſeres damaligen Lebens. Es äußerte ſich in dieſem jene hoffnungsvolle Zuverſicht, deren eigentlicher Grund

und Boden, wie er ſich auch äußern mochte, doch ein Glaube an das Daſein war, der noch nicht durch zerſtörende Zweifel durchwühlt und in allen Lebensmomenten verzehrt war. Selbſt das Theater und die Luſt zu dieſem bewies eine Sehnſucht nach einem Höheren, welches das gewöhnliche Leben verhüllte, aber nicht zu verdrängen vermochte. Ein über alle Kritik liegender Glaube an ſeine Wirklichkeit herrſchte vor. Zwar nahmen wir an den Verirrungen der Bühne Theil, wir gewöhnten uns, an einem Geringeren, ja ſelbſt Unwürdigen Freude zu finden. Wir ergötzten uns, wo wir nicht durften, an Darſtellungen, die wir in ihrer Plattheit hätten erkennen und abweiſen ſollen; aber dennoch lag in der Aufregung ſelbſt ein Moment, welcher uns über die engen Schranken, in welchen wir uns bewegten, hinauszuführen vermochte. Freilich iſt die tägliche Befriedigung, die man in einem Geringeren findet, höchſt gefährlich, ſie ſtumpft den Sinn immer mehr ab; aber wenn wir durch irgend ein Ereigniß gewaltſam aus der lockenden Umgebung herausgeführt werden, ſo entdecken wir in dieſer ſelbſt, die nun als ein Ganzes gegenſtändlich vor uns liegt, ihre Schranken; und was uns früher

Befriedigung gewährte, ja ein geiſtig Förderndes zu ſein ſchien; tritt uns als ein Hemmendes entgegen. Eine höhere Fügung, die ich dankbar anerkenne, benutzte die eigene Thorheit, um mich in eine ſolche, mir heilſame Stellung zu verſetzen.

Doch in Kopenhagen betäubte ich mich immer mehr und mehr in der Luſt, die mich umgab. Es war noch ein Lebensmuth in Allem, ein friſches, natürliches Streben, nichts bloß aus einer ermatteten Reflection Entſtandenes, erſt Getödtetes, und dann künſtlich Gemachtes, nichts ſich in ſeiner Hohlheit Spreizendes und mit hüpfender Geiſtreichigkeit Uebertünchtes, wie es ſich mir in meinem höheren Alter aufdrängte und meinen Widerwillen, ja meinen Zorn erregte.

Die däniſche Jugend liebte damals die geſelligen Freuden, nicht die erſchlaffenden Diné's, die ſpäter Mode wurden, vielmehr die luſtigen abendlichen Trinkgelage, die freilich oft bis in die Nacht hinein dauerten. Man glaube nicht, daß dieſe etwa ſo beſonders unmäßig waren, vor Allem nicht da, wo Rahbek dieſe geſellige Luſt leitete. Der Wein, den wir genoſſen, ward mehr beſungen als getrunken. Die Zeit, in welcher ich lebte, und die nahe Vergangenheit, die gefeiert wurde, bildeten in Dänemark beſonders die Epoche der Trinklieder aus. Sie faßten freilich eine cyniſche Anſicht des Lebens auf. Ihr Hauptthema war muthige Sorgloſigkeit, die alle Bedrängniſſe des Lebens als ein heiteres Spiel mit Humor auffaßte, belächelte und mit Leichtigkeit abwies. Wenn ich dieſe Lieder — und Rahbek ſelbſt hat mehrere verfertigt — wie ſie durch eine Menge Dichter entſtanden waren und noch für unſern luſtigen Kreis zu meiner Zeit gedichtet wurden, überſchaue, ſo muß ich vorzüglich den Reichthum, der in dem ſcheinbar einfachen Thema ſich aufthat, die immer von neuem ergötzende Mannigfaltigkeit der Bilder und Darſtellungen bewundern, ſo wie die natürliche Leichtigkeit der dichteriſchen Sprache. Man ſah aus dieſer, daß wir mit ganzer Seele dabei waren, und ich geſtehe, daß es mir ſchwer wird, dieſe fröhlichen Momente meiner früheren Jugend mit dem Gefühl einer beſondern Reue zu betrachten.

Wir hatten uns einige Tage hindurch mit einem Eifer, den ich wohl belächeln kann, mit einem Stück, oft mit einem mittelmäßigen, beſchäftigt. Es war uns während dieſer Zeit wichtig und bedeutend. Wenn nun die Rollenvertheilung ſtattgefunden hatte, ſuchte ein jeder ſich in die ſeinige lebendig zu verſetzen. Es war uns ein ſehr ernſthaftes Geſchäft. Wir trieben von dieſem Augenblick an leicht nicht etwas Anderes, und betrachteten den Tag der Aufführung wohl nicht ganz ohne Sorge, aber doch als einen Tag des zukünftigen Triumphs. Nun kamen die luſtigen und auch manchmal quälenden Stunden der Proben, die Unordnung ſteigerte ſich, Rahbek tadelte, wies zurecht, belehrte. Vergebens drang er darauf, daß wenigſtens die Generalprobe mit der Genauigkeit einer wirklichen Ausführung dargeſtellt wurde. Mancherlei äußere Bedürfniſſe fehlten noch und mußten eilig herbeigeſchafft werden. Die Frauenanzüge der jungen Männer waren ſelten vollſtändig bei der Hand; die letzte Probe ſchloß gewöhnlich mit Sorgen mancherlei Art, aber ſie dienten nur dazu, die Aufmerkſamkeit eines Jeden für die Stunde der Aufführung in Spannung zu erhalten. Dieſe kam heran, wir erfuhren leicht durch Mitglieder der Geſellſchaft, die nicht mitſpielten, die Zufriedenheit der Zuſchauer. Gewöhnlich glaubte ein Jeder, daß er Grund habe, mit ſich zufrieden zu ſein, und ſo ſtrenge Rahbek auch in den Proben war, ſo milde beurtheilte er doch gewöhnlich begangene Fehler bei der Aufführung. Nach dieſer zeigte er ſich faſt immer mit Allem zufrieden. Es war ihm ſelbſt darum zu thun, die Fröhlichkeit des nun folgenden Gelages nicht zu ſtören; und irgend ein luſtiger Irrthum, der dem Ganzen nicht ſchadete, ward ſo aufgefaßt, daß er nicht kränkte, vielmehr die Luſt nur ſteigerte.

Die Zuſchauer hatten ſich entfernt, ein Jeder warf ſeine Theaterkleider ab. Ein langer Tiſch ward auf der Bühne zwiſchen den Couliſſen des letzten Akts gedeckt, und das frohe, aber frugale Mahl nahm nun ſeinen Anfang. So lange es auch dauerte, leerte doch kaum Einer ſeine Bouteille; die Geſpräche waren mancherlei Art; von dem gegebenen Stücke wurde gar nicht geſprochen, wenn nicht irgend etwas bei der Aufführung zu einem heiteren Scherz Anlaß gab. Oft nahmen die Geſpräche eine ernſthafte Wendung, aber dieſe bot ſich dann auf eine natürliche Weiſe dar. Der aufgeregten innerlich fröhlichen Stimmung ſagte der Ernſt beſonders zu. In dieſen Stunden kamen dann die Werke und die Schickſale däniſcher

Dichter zur Sprache. Mir waren zwar die vorzüglichſten Werke der däniſchen Poeſie ſchon von früher Jugend an bekannt. Die beiden Heroen der nahe liegenden Vergangenheit ſtellten die beiden ſich widerſtrebenden Momente meines eigenen Daſeins dar, Ewald den trüben Ernſt und Weſſel den leichtſinnigen Uebermuth. Beide waren höchſt eigenthümliche, ja merkwürdige Männer. Die Poeſie hatte zerſtörend auf ihre äußere bürgerliche Stellung gewirkt. Ewald beſonders hatte ein verworrenes abenteuerliches Leben geführt, Weſſel lebte ohne irgend eine Anſtellung in ſorgloſer Geſelligkeit, beide lebten dürftig, wie beide auch in ihrem beſten Alter ſtarben. Ewald war ein wahrer Dichter, viel tiefer als die Schule, aus der er hervorgegangen. Es war die damals noch herrſchende engliſche, die durch Milton, Pope und Andere, wohl auch durch deutſche Dichter repräſentirt wurde. In ſeinen Stücken, wie „Baldur" und „die Fiſcher" kommen Gedichte vor, welche die allertiefſte dichteriſche Anſchauung ausſprechen. In dem letztern Stück ein Lied, welches ſich wohl vergleichen läßt mit Goethe's Fiſcher; dieſelben dichteriſch myſtiſchen Anſchauungen von den Lockungen des Waſſers ſprechen ſich auf eine ergreifende Weiſe aus, und das Gedicht iſt, irre ich nicht, älter als das von Goethe. Dieſer war ihm während ſeines Lebens kaum bekannt geworden. Ewald, dem von der Natur begünſtigten Dichter, eröffnete ſich zuerſt die anmuthige Tiefe der vaterländiſchen Sprache, die geiſtige Beweglichkeit, die ſich an den verborgenſten Gedanken des in ſeinem Innerſten erſchütterten Gemüths anſchmiegt, und die Töne der Luſt wie des Schmerzes aus dem Innerſten der erſchütterten Seele hervordringen läßt. Seine Harfe ſchlug zuerſt und früher, als Goethe in Deutſchland hervortrat, die bebenden Saiten an, deren Muſik ſich durch Oehlenſchläger ausbildete. Mit Recht wird er von ſeinem Volke verehrt. Ich muß ihn in dankbarer Erinnerung feſthalten, denn fortdauernd mahnte er mich an den verborgenen Schatz, den ich in mir trug, der mir immer entſchlüpfte, wenn ich ihn ergreifen wollte. Zwei ſeiner Lieder ſind national geworden, und mit Recht. Das eine beſingt Dänemarks Ehre, Ruhm und Stärke, ſeine Seemacht. „König Chriſtian ſtand am hohen Maſt,“ ſo hebt es an — es war Dänemarks größter König, Chriſtian IV. Schon im höheren Alter leitete er ſelbſt eine Seeſchlacht mit den Schweden; in der Hitze der Schlacht traf ihn ein Splitter, verwundete ſein Auge und ſtürzte den alten Helden nieder. Schon brach die Verwirrung auf dem Schiffe los, der Muth ſank, man glaubte den König todt. Da richtete er ſich ſtark und kühn auf, ein Tuch verbarg das blutende Auge, und er rief: „Muth, ihr däniſchen Männer, der König lebt!“ Und ſo blieb er Stunden lang ſtehen, leitete die Schlacht und errang den Sieg. Das blutige Schnupftuch wird noch aufbewahrt, ein jeder Däne verehrt es wie eine heilige Reliquie, keiner ſieht es, ohne tief bewegt an die verſchwundene Größe Dänemarks zu denken und an den großen König, der eingeengt durch eine ihm abgedrungene Handfeſte und durch die Gewalt eines übermüthigen Adels, allein durch die Macht ſeiner ſtarken Perſönlichkeit ſein Land beglückte. An dieſe Erinnerung knüpft ſich das Lied und ſie lebt in einem jeden Dänen fort durch dieſes. Das zweite beſingt das kecke Leben der Seefahrer überhaupt. Es fließt leicht und nirgends geſtört in einem ungehemmten lebendigen Strome der immer ſtärker hervorrauſchenden Begeiſterung fort. Das Bewunderungswürdige an dieſen Liedern iſt die vollendete dichteriſche Präciſion des Ausdrucks. Man findet kein überflüſſiges Wort, keine Spur von Zwang, ein jedes Wort ſteht an ſeiner Stelle, es iſt eine wahrhaft klaſſiſche Vollendung, wie in Goethe's gelungenſten Gedichten. Zwar war Ewald nicht mannigfaltig und reich wie Goethe, aber die wenigen tiefen Saiten, die er anſchlug, bebten in meinem Innerſten wieder und gehörten derjenigen, mir noch dunkeln Welt zu, nach welcher mich Goethe hinzog. Und dennoch ſollte auch dieſer Dichter durch die Art, wie meine Umgebung ihn auffaßte, einen Grund zum innern Widerſtande hervorrufen. Ein Stück, genannt: „das dramatiſche Journal," hatte in den ſiebziger Jahren einen heftigen Streit zwiſchen den Offizieren und der ſtudirenden Jugend erregt; es kam zu Thätlichkeiten im Parterre und es entſpann ſich ein heftiger literäriſcher Kampf. Ueberhaupt muß ich bemerken, daß die zurückgedrängte alte Macht des Parterres mit der abgeſtorbenen Luſt an dem Schauſpiel genau zuſammenhängt. Die freie öffentliche Meinung durfte ſich freilich faſt nur hier äußern, aber hier auch lebendig und ungehemmt. Manche Rohheit mag mit der Beſchränkung des Parterres verſchwunden ſein, aber mit dieſer auch das lebhafte Intereſſe. Wir haben es in unſern Sperrſitzen jetzt bequemer, das iſt nicht zu läugnen, aber auch der lebendig wogende Geiſt iſt in dieſe eingeſperrt, und kann ſich nicht äußern. Wenn ein Mann, heftig aufgeregt, in deine Stube hineintritt, ſo nöthige ihn zum Sitzen, er wird dann kühler, ſagt Kant in ſeiner Anthropologie.

Jene Streitigkeit nun veranlaßte Ewald, gegen die Offiziere Partei zu nehmen. Er ſchrieb ein Stück, „die brutalen Klatſcher," welches noch zu meiner Zeit als ein Meiſterſtück des Witzes bewundert wurde, beſonders gefiel ſich Rahbek in einer ausführlichen Darlegung der Vortrefflichkeit dieſes Schauſpiels, und ſeine Autorität hatte ein großes Gewicht. An dieſer Bewunderung konnte ich nun durchaus nicht Theil nehmen. Daß ein geringer bedeutungsloſer Kampf, der von keiner Seite ein dichteriſches Intereſſe haben konnte, von einem Dichter, wie Ewald war, durch ein Schauſpiel von mehreren Akten hindurchgeſchleppt wurde, ſchien mir vielmehr bedauernswerth und ſeiner keineswegs würdig.

Weſſel bildete als komiſcher Dichter den Gegenſatz zu Ewald, er war in der engliſchen Schule vorzugsweiſe gebildet wie dieſer, er lebte in eben ſo dürftigen Verhältniſſen, aber ſorglos von einem Tag zum andern, und wenn dieſe beiden Dichter auch nicht ſich wechſelſeitig angriffen, ſo bildeten ſie doch zwei einander gegenüber ſtehende Parteien. Weſſel war ein geborner Norweger und der Stolz der norwegiſchen Geſellſchaft, von welcher ſpäter die Rede ſein wird. Sein Humor erinnerte an den des Buttler im Hudibras, und ſein komiſches verſificirtes Drama „die Liebe ohne Strümpfe“ (Kaerlighed uden strömper), in welchem das hohle Pathos franzöſiſcher Tragödieen belächelt wird, iſt voll Witz und Laune. Weſſel wurde als der erſte komiſche Dichter ſeit Holberg betrachtet; auch ſeine Einfälle wurden in unſern Geſprächen häufig wiederholt, und obgleich mir dieſe, wie ich geſtehe, wenig zuſagten und dieſe Art der Parodieen mir keinen ſonderlichen dichteriſchen Werth zu haben ſchienen, ſo ließ ich mir dennoch ſeinen leichten Witz gern gefallen, in dem genannten Drama, wie in ſeinen komiſchen Erzählungen. Auch Baggeſen ſchloß ſich an ſeine Manier in den Erzählungen an, als er zuerſt hervortrat. Das lockere Leben dieſes Dichters lieferte eine Menge Anekdoten, die ihn faſt eben ſo berühmt machten als ſeine Gedichte, und Jedermann im ganzen Lande bekannt waren. Sie bilden mit ſeinen Gedichten, kann man ſagen, ein Ganzes, um ſo mehr, da er eben ſo wenig wie Ewald ein fruchtbarer Schriftſteller war. Das Drama war ſein größtes Werk, ſeine Erzählungen ſind nicht ohne Reiz, aber leicht hingeworfen, und er war durch ſeine Trägheit wie durch ſeine Laune bekannt. Wenn er durch irgend eine Arbeit eine Summe erhielt, ſo ward dieſe in wenigen Tagen leichtſinnig verſchleudert; ſeine Freunde ſuchten dann wohl ſich eines Theiles ſeines Geldes zu bemächtigen, um ſeine gewöhnlich ſehr vernachläßigte Garderobe wieder herzuſtellen. War die Summe verzehrt, ſo wurden die beſten Kleidungsſtücke verſetzt. Als er einſt genöthigt war, auf eine ſolche Weiſe ein Paar neue Stiefeln zu verſetzen und zu den alten vertretenen ſeine Zuflucht zu nehmen, fand er in dem einen einen Widerſtand, und entdeckte zu ſeiner Freude ein Packet von Banknoten. Er war, erzählte man, wenn er eine in ſeinen Augen bedeutende Summe beſaß, gegen ſeine Freunde zurückhaltend, ja hochmüthig.

Im Theater ſtehend zeigte er ſich einſt ſo gegen die Freunde, die neben ihm ſtanden; auf einmal ward er höchſt freundlich und geſprächig. „Was iſt dir begegnet,“ ſagte einer von dieſen, „du biſt ja wie wie verwandelt?“ „Man hat mir,“ antwortete der Dichter, „ſo eben das Geld aus der Taſche geſtohlen.“ — Auf der Straße fiel ihn ein Hund an; er griff nach einem großen Stein, warf dieſen nach dem Hund und traf ihn ſo, daß er ſtarb. Der Eigenthümer, ein großer vierſchrötiger Schlächter, beſchloß, ſich zu rächen. Er hatte ſich die Perſon bezeichnen laſſen, und als er ihn auf der Straße traf, ſtellte er ſich ihm trotzig entgegen. „Heißen Sie Weſſel?“ fragte er; der Dichter bejahte es, und der Schlächter gab ihm einen heftigen Schlag. Weſſel ſah wohl ein, daß er ſich gegen dieſe vierſchrötige Figur nicht wehren konnte, fragte ihn trotzig: „Iſt es Ernſt oder Spaß?“ „Das iſt mein voller Ernſt,“ verſicherte der Schlächter mit einer drohenden Miene. „Nun,“ erwiederte der Dichter, „das habe ich auch vorausgeſetzt, denn als Spaß wäre es zu grob.“ Der Schlächter wurde durch dieſe Antwort ganz verwirrt, und die Umſtehenden, die den allgemein bekannten Dichter erkannten, gaben lachend zu, daß er den Schlächter beſiegt hatte.

Unter ſeinen geſammten Gedichten findet man eine Grabſchrift, die er in einer luſtigen Stunde auf ſich ſelbſt verfertigte, ſie iſt charakteriſtiſch und lautet:

Er aß und trank, war niemals froh,
Schief trat er ſeine Stiefeln nieder.
Ihm war die Arbeit — eben ſo
Zuletzt das Leben ſelbſt zuwider.

(Han aad og drak var aldrig gaud,
Gik sine Stövlehäle skiäve
Han ingenting bestille gad,
Tilsidst gad han ey heller leve.)

Es kömmt hier ein Wort vor, welches ſich durchaus nicht überſetzen läßt. **Han gad ingenting bestille** heißt wörtlich: er möchte Nichts thun; aber in dem däniſchen Wort iſt die Trägheit auf eine Weiſe ausgedrückt, die ſich nicht wiedergeben läßt. Wenn der Däne in einem ſchleppenden, weichen, langſamen Ton ſagt: „**Jeg gider ikke**“ ſo liegt in dieſen Worten und in der Art, wie ſie ausgeſprochen werden, ein ſo tiefer Ausdruck von Faulheit und Indolenz, daß das Deutſche „ich mag nicht,“ wenn auch noch ſo träge ausgeſprochen, dagegen völlig bedeutungslos, oberflächlich und unſchuldig genannt werden muß; und wenn man die Grabſchrift lieſt, ſo glaubt man den Dichter zu erblicken, wie er nach ſeiner eigenen Schilderung das Leben aus träger Langeweile aufgiebt und gähnend ſtirbt.

Wenn bei unſern ernſthafteren Geſprächen die Rede von Weſſel war, ſo fand ich auch hier Gelegenheit zu einer Oppoſition, die ich freilich nicht laut zu äußern wagte. In meinen jüngeren Jahren ſuchte ich in Schriften, die mir von achtungswerthen Männern gerühmt wurden und die mir nicht zuſagten, oft mit großer, ja peinlicher Anſtrengung den Grund in mir ſelber, und manche unangenehme Tage habe ich auf ſolche Weiſe durchlebt. Weſſel hat ein Lehrgedicht geſchrieben, auch in damals herrſchender engliſcher Art. Man denkt dabei an die Zeit, in welcher Pope und Addiſon die trivialſten Moralitäten in Reimen vortrugen. Nicht bloß in den freundlich belehrenden Geſprächen, auch in den Vorträgen hörte ich mit Erſtaunen, wie Rahbek dieſes Lehrgedicht über alle Gedichte Weſſel's zu erheben ſuchte. Er wäre, behauptete er, nicht bloß der übermüthige Witzling, hier in dieſem ernſten Gedichte zeige er ſich zuerſt als wahrhaftſter Dichter. Er ſuchte durch mehrere Vorträge hindurch, das Gedicht zergliedernd, ſeine Vorzüge zu zeigen. Mir war es wohl bekannt, und ich erſtaunte; ich konnte die tiefſinnigſte Speculation nicht mit größerer Aufmerkſamkeit verfolgen als dieſe Vorträge, ich wollte den geiſtigen Schatz, der ſich mir hartnäckig verbarg, mit Gewalt entdecken, und es verging lange Zeit, ehe ich mich entſchließen konnte, mein eigenes, beim erſten Leſen ſich aufdringendes Urtheil, daß dieſes Gedicht nichts enthielt, als gereimte, völlig triviale Lehren, die mir eben ſo ſehr zuwider waren, wie in meinen Knabenjahren die Ermahnungen der Eltern und der Lehrer, gelten zu laſſen. Aber wenn ich nun auch darüber mit mir einig war, ſo entſtand eine andere Unruhe. Rahbek und meine Freunde, die ihm Beifall gaben und die einen imponirenden Einfluß auf mich ausübten, wurden mir ein Räthſel. Ich konnte durchaus nicht begreifen, wie dieſe innere Verſchiedenheit entſtanden wäre, und wie Männern, die ich achtete, das, was mir inhaltsleer und gering war, ſo bedeutend erſcheinen konnte. Es war nicht bei dieſer Gelegenheit allein, in allen Richtungen meiner Studien traf mich nur zu häufig eine ähnliche Qual. Es war mir nicht wie der jetzigen Jugend vergönnt, was mir nicht zuſagte, ſogleich und ohne viel Nachdenken zu verwerfen, und ich muß dieſe Anſtrengung, dem Werthloſen einen Werth beizulegen, als ein wirkliches Unglück meiner Jugend betrachten.

Wenn nun in unſerm frohen Kreiſe ernſte Gegenſtände und Unterhaltungen, die oft belehrend waren, uns während der erſten Hälfte unſerer Mahlzeit beſchäftigten, ſo wurde gegen den Schluß der Inhalt der Geſpräche, wie lebhafter, ſo auch luſtiger und rückſichtsloſer.

Rahbek deutete die veränderte Stimmung der Geſpräche gewöhnlich durch das Abſingen folgender Strophen aus dem Weſſelſchen Drama an:

Den Weiſeſten zu allen Zeiten
Sah man ja oft auf Stöcken reiten,
Doch niemals von der Weisheit fort.
Wir hieraus dieſes lernen können,
Man darf ſich klug, wie er war, nennen,
Und Narr doch ſein, am rechten Ort.

Rahbek hatte eigentlich gar keine Stimme. Das Lied klang wie ein Nachtwächterlied, und ſeine Rede unterſchied ſich von ſeinem Geſange faſt nur dadurch, daß der Fiſtelton, in dem er gewöhnlich ſprach, höher, ſchneidender und ſchärfer ward. Dieſer Geſang war nichts weniger als angenehm; die Bemerkung, daß man zuweilen ein Thor ſein dürfe, ohne die Anſprüche auf Klugheit aufzugeben, einige Mal wiederholt, kam mir etwas albern vor. Dieſe Art der Thorheit, ſollte ſie eine Bedeutung haben, müßte, glaubte ich, aus heiler Haut hervortreten und ohne alle Bemerkung. Dieſe Reflection ſelber ſchien mir eine Thorheit, die jenſeits der Grenzen der erlaubten läge: und dennoch hat dieſer ſchlechte Geſang und dieſes triviale Lied mit einer großen Gewalt ſich in meine Erinnerung hineingebohrt, und jene frohe Stimmung glücklich und heiter verlebter Jugendſtunden wird mit ihm wach. Ich reflectirte während des Geſanges weder über dieſen, noch über die Reflection, und das leichte Spiel mit allen Lebensverhältniſſen, der Scherz und die Einfälle, die ſich aneinander reihten, ſtärkten, ergänzten, immer bedeutungsvoller wechſelſeitig hervorriefen, daß oft der echte Witz mit ſeinem ſchweren

Inhalt in leichter anmuthiger Bewegung wie ein bedeutungsvoller Genius zum Vorſchein kam, uns überraſchte und entwich, gaben dieſen Abenden und Nächten einen Werth, den ſie mein ganzes Leben hindurch behalten haben. Es war das Thema zu einem Luſtſpiele des ganzen Daſeins, welches mitten aus dem tiefſten Trauerſpiel in den mannigfaltigſten Variationen mich bis in mein höchſtes Alter begleitet hat; es war die innige Freude an dem heiteren Scherz, die ſchuldloſe Ironie, die den Ernſt des Lebens begleiten muß, wenn dieſer nicht ſeine lebendige Bedeutung verlieren ſoll. Mir ſind dieſe Stunden unſchätzbar geblieben, denn eine anmuthige Gunſt des Schickſals muß man es nennen, wenn die Grazien nicht ganz entweichen aus dem Kreiſe tanzender Faunen und Satyren.

Man hat wohl oft den Seeländern vorgeworfen, daß ſie eine große Neigung zum Trinken haben, aber ich darf behaupten, daß die Abende, die wir auf ſolche Weiſe in rückſichtsloſer Freude zubrachten, ſelbſt wo ſie auf der bedenklichen Grenze des Schicklichen hin und herſchwebten und ſchwankten, doch niemals in die geiſtesleere Plumpheit und Rohheit hineinſanken.

die mich auf eine widerwärtige Weiſe zurückſcheuchten, als ich dem erſten Biergelage deutſcher Burſchen in Jena beiwohnte.

Allerdings ſchloſſen dieſe Abendgeſellſchaften tief in der Nacht hier und da mit einem leichten Rauſch, die Geſpräche wurden lauter, durchkreuzten ſich in allen Richtungen: aber das widerwärtige, barbariſche Gebrülle, der Ausdruck einer thieriſch gewordenen Luſt ließ ſich niemals hören. Geſchichten aus früheren Zeiten, luſtige und ſeltſame Ereigniſſe, durch Betrunkenheit hervorgerufen, waren am Schluſſe der Mahlzeit freilich beliebte Gegenſtände des lebhaften Geſprächs. Es ſoll nicht geleugnet werden, daß frühere Dichter ſich durch eine unglückliche Neigung zum Uebermaaß im Trinken mehr oder weniger auszuzeichnen pflegten. Ein paar Ereigniſſe, durch dieſe Neigung entſtanden, mögen hier ihren Platz finden. — Ein Dichter, St..., welcher, wie Mehrere, ſorglos in den Tag hineinlebte, fand eine Zuflucht bei dem reichen und mächtigen adeligen Beſitzer einer reizenden Inſel. Dieſer hatte ihn zu ſeinem Bibliothekar gemacht, und er war der Gegenſtand ſeiner oft ſehr derben Scherze. Dem St., der nur zu gern trank, ward einſt ſo viel ſtarker Wein gereicht, daß er alles Bewußtſein verlor; ein Schiff war zum Abſegeln fertig, ein günſtiger Nordweſt ſchwellte die Segel, aller Wahrſcheinlichkeit nach konnte es in wenigen Stunden ſeinen Beſtimmungsort, Hadersleben im Schleswig'ſchen erreichen. Der arme St... ward bis auf das Hemd ausgezogen, und in die Koye des eben abſegelnden Schiffes gelegt. Alles gelang, wie man es erwartet hatte. St... wurde der Verabredung gemäß nach einem Gaſthofe gebracht, der Schiffer ließ ſich eine Stube anweiſen, brachte ihn ausgezogen, wie er war, in ſeinen Mantel gehüllt, nach dem angewieſenen Gemache, ſchärfte den Wirthsleuten ein, daß ſie ihn ruhig ſollten ausſchlafen laſſen, und ging mit dem Mantel weg. St... ſchlief noch mehrere Stunden ruhig fort, erwachte nüchtern und ſah ſich um. Er erſtaunte nicht ſehr, als er ſich an einem unbekannten Orte befand, das mochte er oft erlebt haben, aber daß er ſich auf der Inſel, auf dem gräflichen Schloſſe oder in deſſen Nähe befinden mußte, ſetzte er natürlich voraus. Er blieb liegen, ruhig erwartend, daß Jemand hereintreten ſolle. Endlich öffnete ſich die Thüre, und eine deutſche Dienſtmagd trat herein. Unglücklicher Weiſe ſprach St... kaum Deutſch, und die platte Sprache war ihm völlig unverſtändlich. Als er die fremde Tracht der Magd erkannte und ſich auf plattdeutſch anreden hörte, erſchrak er heftig. Die Magd verſtand ihn eben ſo wenig, und nur mit großer Anſtrengung gelang es ihm, ihr begreiflich zu machen, daß ſie ihm ſeine Kleidungsſtücke reichen möchte. Die Magd ſuchte in der ganzen Stube und fand keine. Der boshafte Scherz war nur zu ſehr gelungen, und wie der Graf ſeinen Dichter und Bibliothekar aus der Lage, in die er ihn verſetzt, rettete, ward nicht erzählt.

Ein zweites Ereigniß, durch Betrunkenheit hervorgerufen, war in der That echt komiſch. Ein neues Lokal war, irre ich nicht, auf Friedrichshospital, eingerichtet. Die mediciniſchen Kandidaten veranſtalteten ein großes Einweihungsfeſt. Ein jeder hatte das Recht, Gäſte mitzunehmen, die Geſellſchaft war ſehr zahlreich, und Viele kamen bei der Menge der Verſammelten kaum mit einander in Berührung. Als in der Nacht die Gäſte auseinander gingen, und nur wenige zurückblieben, fand man zwei Betrunkene, die Keiner kannte. Man wußte nicht, wo man ſie hinbringen ſollte. Ein verheiratheter Mann, Herr Cramer, bot ſich an, ſie in ſeinem Hauſe aufzunehmen. Mit vieler Mühe erhielt man in der ſpäten Nacht noch einen Wagen. Die Betrunkenen wurden hineingetragen. Herr C. begleitete ſie, ſie wurden in ſeine Gaſtſtube gebracht, von dem Bedienten ausgezogen und in ein zweiſchläfriges Bette gelegt. Spät erwachte der Eine, ſah ſich um, wunderte ſich, als er ſich an einem ihm unbekannten Orte befand, betrachtete ſeinen Bettnachbar, der ihm ein durchaus Fremder war. Der Zweite erwachte ebenfalls und dieſelbe Scene wiederholte ſich mit ihm. „Guten Morgen“, ſagte der Erſte und wandte ſich an ſeinen Nachbar; dieſer wiederholte den Gruß. „Darf ich fragen, neben wem ich die Ehre gehabt habe, die Nacht zuzubringen?“ Herr R. nannte ſich. Auf die gleiche Frage nannte ſich nun auch Herr S. Es waren beides Literaten der geringeren Art, die von Ueberſetzungen aus dem Deutſchen ſich kümmerlich nährten, alſo Rivale, die ſich wechſelſeitig dem Namen nach recht gut kannten und nun auf dieſe ſeltſame Weiſe die erſte perſönliche Bekanntſchaft machten. Die Höflichkeitsbezeigungen waren vorbei, und Beide riefen zugleich: „Sie wiſſen ohne allen

Zweifel, wo wir ſind.“ Keiner wußte es, und ihre Verwirrung ſtieg aufs Höchſte. Die Magd erſchien und fragte, ob die Herrn Kaffee beföhlen. „Vor allen Dingen ſage uns, wo wir ſind?“ „Jh mein Gott,“ rief das Mädchen, „Sie werden doch wiſſen, daß Sie bei Herrn Cramer ſind!“ „Herr Cramer?“ ſprach R., „Herr Cramer?“ wiederholte S., ſie hatten nie Etwas von einem ſolchen Manne gehört. — Der Wirth erſchien, löste das Räthſel, und drei Männer machten auf dieſe wunderliche Weiſe die erſte Bekanntſchaft.

Die Thätigkeit unſeres Vereins blieb aber nicht allein unter uns. Die Neigung, auch als Schriftſteller hervorzutreten, zeigte ſich mehr oder weniger; beſonders waren es freilich kurze Poeſien, wie ſchon erwähnt wurde, Trinklieder oder lyriſche Gedichte, oder elegiſche. Rahbek ſelbſt, beſonders als populärer Schriftſteller unermüdlich, war der anerkannte Beurtheiler, er entſchied, ob ein ſolcher Verſuch gedruckt werden durfte. Wenn wir die populäre Schriftſtellerei unſerer Tage betrachten, ſo ſehen wir zwar, wie ſie ſich in allen Richtungen regt, aber dennoch iſt diejenige, durch welche man auf die mannigfaltigſte Weiſe die Kenntniſſe des Volks zu berichtigen, zu vermehren, zu erweitern ſucht, bei weitem die überwiegende. Die beſondern Schriften nicht allein, auch die Tageblätter ſuchen geſchichtliche wie naturwiſſenſchaftliche und vor allen techniſche Kenntniſſe durch einen populären Vortrag dem Volke zugänglicher zu machen. Dieſe ganze ſchriftſtelleriſche Tendenz rührt von dem Volke her, welches unter allen europäiſchen Völkern ſich durch den praktiſchen Sinn am meiſten auszeichnete. Die größten und ausgezeichnetſten Schriftſteller, die berühmteſten Naturforſcher in England ſind als populäre Schriftſteller in ihrem Fache hervorgetreten, ja die Naturwiſſenſchaft in ihrer ganzen Breite, alle Entdeckungen derſelben treten aus der Schule heraus, um dem Volke zugänglich zu werden. Von dieſem Lande aus hat ſich die wiſſenſchaftliche Popularität nach Frankreich, und beſonders nach Deutſchland verbreitet. In dem letzten Lande iſt aber die geſchichtliche Seite der Popularität als eine urſprüngliche zu betrachten. Allerdings hat Deutſchland nicht allein ausgezeichnete Naturforſcher in allen Zweigen dieſer Wiſſenſchaft, ſondern auch unter den ausgebildeten Technikern zeigen ſich entſchiedene Talente. Aber dennoch kommen uns die größten Entdeckungen ſowohl in den Naturwiſſenſchaften überhaupt, wie in der Technik, vom Auslande zu. In England wie in Frankreich wird dieſe Richtung großartiger betrieben; ſie nimmt eine wahrhaft nationale Bedeutung an; es wird aber lange dauern, ehe das deutſche Volk, ja ſelbſt die deutſche gelehrte Jugend im Allgemeinen, einen Sinn für die Naturwiſſenſchaft erhält. Der Deutſche hat eine überwiegende Neigung zur Abſtraction; er horcht auf, er vernimmt, aber er vermag nur wenig wahrzunehmen. Er ſieht über das Gegebene weg und räſonnirt darüber, er denkt, faſt ohne zu leben. Der Schulſtreit zwiſchen Humaniſten und Realiſten beweiſt dieſes auf eine auffallende Weiſe. Die erſtern haben Recht, denn die letztern wiſſen ſelten, was ſie wollen. Ein tüchtiges Leben macht ſich ſelber Platz, und wo es herrſcht, muß alles Raiſonniren ſchweigen. Man braucht nur unſere Univerſitäten zu kennen, um zu erfahren, wie vereinzelt die Naturwiſſenſchaft als Bildungsmoment in Deutſchland noch da ſteht. Während dieſe das ganze Leben umzugeſtalten verſpricht, während die überraſchendſten

Entdeckungen mit großer Schnelligkeit ſich folgen, bleibt der deutſche Gelehrte in dieſer Wiſſenſchaft auf eine bedauernswerthe Weiſe unkundig: und doch erwartet ſie gerade ihre tiefere geiſtige Ausbildung in Deutſchland. Die abſtrahirende Philoſophie iſt ein ſolcher Verſuch im Großen über die Natur weg, ja über das ganze Daſein und das Leben weg zu denken und zu reden. Die populären naturwiſſenſchaftlichen Werke der Engländer werden überſetzt und müſſen wohl auch gekauft werden; ich habe aber noch nicht erfahren, daß ſie von denen geleſen würden, für welche ſie beſtimmt ſind.

Man ſucht auf eine andere Weiſe, was mit ganzen Schriften kaum gelingen wird, ſich Eingang zu verſchaffen, man zerſtückelt die Wiſſenſchaft bis ins Unendliche und theilt die kleinen Brocken auf homöopathiſche Weiſe dem Volke in Pfennigmagazinen mit; aber auch hier ſucht das Volk die hiſtoriſchen Anekdoten wie die Roſinen aus dem Brei hervor und läßt dieſen ungenoſſen liegen. Die Geſchichte wird aber den Deutſchen nicht bloß in populären Schriften, ſondern auch in Romanen und Dramen mit tragiſcher und ſentimentaler Sauce zubereitet und dargereicht, und Gott weiß, in welcher Geſtalt ſie das Volk durchdringen wird, wenn die immer gewaltiger ſich aufhäufenden Dokumente auf der einen Seite, die äſthetiſche Verzerrung auf der andern und das vermittelnde Raiſonniren, welches ſich zwiſchen beiden ausbildet und von beiden ausgeht, wenn das politiſche Geſchrei, welches dazwiſchen tönt und alles unter einander verwirrt, wie bis jetzt in ſteigender Progreſſion zunehmen ſollten.

So viel aber iſt entſchieden, es verbirgt ſich, wenn auch noch ſo chaotiſch, eine intelligente Tendenz in dieſer Richtung des Tages. Die Neigung, an dieſer Theil zu nehmen, wenn auch nicht die Kraft, wächſt fortdauernd, und obgleich ein religiöſer Sinn wieder wach wird, und mit dieſem ein ſittlicher, ſo würde man ſich doch ſehr irren, wenn man glauben wollte, daß dieſer Sinn ſich mächtig ausbreitet, wie jenes intelligente und verworrene Streben.

Wie unſchuldig, ja naiv, war das ganze literariſche Leben, vergleichen wir die Zeit meiner Jugend mit der jetzigen. Die ganze populäre Naturwiſſenſchaft beſtand in wenigen Abbildungen von Thieren und Pflanzen, mit welchen man die Kinder zu ergößen ſuchte. Das allgemeine Streben der populären Schriftſteller war aber, die Sittlichkeit zu befördern. Man ſchrieb gegen den Luxus, man wollte ein einfacheres, häuslicheres Leben einführen, Alles ſollte höchſt tugendhaft und löblich ſein, nicht ſo ſehr der Staat, die Familien aber ſollten ſich vorzüglich einſchränken, und man ſtemmte ſich, immer lauter mahnend, wenn auch vergeblich, gegen das fortrollende Rad zunehmender Bedürfniſſe und Beluſtigungen. Man hat in einem großen Lande, deſſen Literatur ſich über einige zwanzig Millionen Menſchen verbreitet, nicht leicht eine Idee von der Einfachheit und zuſammenwirkenden Kraft einer beſtimmten Richtung in der Literatur eines kleinen Staats, die ſich, wie damals wenigſtens, völlig einſeitig in der Hauptſtadt des Landes concentrirte. Zwar war der Freiheitstaumel auch hier erwacht und konnte ſich ſelbſt unbefangener äußern als in den meiſten Gegenden von Deutſchland, aber deſſen ungeachtet blieb jene moraliſche Tendenz der Schriftſteller ſehr mäßig, und das große Ziel der Freiheit, glaubte man doch noch immer, müſſe auf einfache Sittlichkeit ſich gründen und eine patriarchaliſche Geſtaltung annehmen. In Kopenhagen ſtand damals das Volk dem Schriftſteller, dieſer jenem näher. Allerdings bildet ſich eine enge ſtädtiſche Literatur in einer jeden bedeutenderen deutſchen Stadt aus, aber ſie bleibt geringe, ja ſie tritt wohl ſelbſt auf eine auffallende Weiſe gemein hervor; es iſt eine Art fortdauerndes Straßengeklatſch, welches ſich entſchieden von der mächtigeren Literatur, die von der Richtung des Geiſtes in ganz Deutſchland ausgeht, trennt und faſt nichts mit dieſer gemein hat. In Kopenhagen ſollte dieſe Trennung auf ſolche Weiſe nicht ſtattfinden, und wenn auch das Volk dadurch beſſere Tagesblätter erhielt, ſo entſtand doch zugleich das Uebel daraus, daß die Literatur des Landes ſelber in das momentane Straßengeklatſch herunter gezogen wurde. Armſelige perſönliche Streitigkeiten erhielten eine geiſttödtende literariſche Bedeutung, ſelbſt der beſſere Schriftſteller wurde in einen Kreis hineingezogen, der jeden höheren, freieren, geiſtigen Sinn beſchränken mußte. Wenn dieſes auch durchaus nicht von Rahbek galt, ſo bebeſchäftigten ihn doch literariſche Kämpfe der Art mehr wie billig.

Die engliſche Literatur hatte, wie wir ſchon geſehen haben, einen größeren Einfluß auf die Ausbildung der allgemeinen däniſchen, als ſelbſt die deutſche. In der Poeſie waren die Engländer faſt immer die Muſter. Youngs Nachtgedanken ſchwebten den elegiſchen, Thomſons Frühling den Dichtern, welche die Natur beſangen, faſt ausſchließlich vor. Im Allgemeinen theilten die Gelehrten den Haß der Engländer gegen die Philoſophie, und eine praktiſche Moral war hier, wie zwanzig bis dreißig Jahre früher in London, die vorherrſchende Tendenz der Schriftſteller. Offenbar ſchwebte dem Rahbek der Addiſon vor, als er ein Blatt, welches, irre ich nicht, ein paar mal wöchentlich, herauskam, gründete. Als ich ihm näher trat, hatte dieſes Blatt ſchon mehrere Jahrgänge erlebt, und als ich vom Auslande zurückkam, lebte es noch. Ich weiß nicht, wie lange es ſich erhalten hat. Es war aber von großem Einfluß, und wie viel auch Rahbek angefeindet wurde, behielt er doch immer unter dem Volke und in den höheren Kreiſen ein beſtimmtes Anſehen. Dieſe Zeitſchrift hatte nun eine äſthetiſch moraliſche Tendenz. Zwar kamen oft politiſche Aeußerungen vor, aber zu den eigentlich kühnen Schriftſtellern gehörte Rahbek keinesweges. Ueberhaupt war er in all ſeinem wiſſenſchaftlichen und äſthetiſchen Treiben ein Eklektiker, und wagte nicht leicht, es mit Jemand ganz zu verderben. Zwar hatte er für dieſe Zeitſchrift Gehülfen, doch ward er von dieſen ſo wenig unterſtützt, daß man ihn keineswegs als einen bloßen Herausgeber, vielmehr in der That als Verfaſſer betrachten mußte. In unſerm Kreiſe galt es für eine große Auszeichnung, wenn man irgend einen Beitrag zu ſeinem „Zuſchauer" liefern durfte, ja wenn man nur in dieſem Blatte erwähnt wurde. Das Letztere geſchah gewöhnlich mit mancherlei zierlichen Umſchreibungen und überhaupt erhielt Rahbek's Sprache durch das Bemühen, ſelbſt in den bedenklichſten Fällen einen jeden Anſtoß zu vermeiden, bei einer jeden Aeußerung die gar zu entſchiedene Meinung zu umgehen, und Alles gehörig zu beſchränken, etwas Auseinanderfließendes, eine breite Unbeſtimmtheit, die für mich wenigſtens höchſt abſtoßend war. Da die Gegenſtände dieſes Blattes mich wenig intereſſirten, habe ich kaum ein einziges zu Ende geleſen, und dennoch hat es ohne allen Zweifel, wenn auch nur mittelbar, einen ſtillen Einfluß ausgeübt. Wenn auch manche Opposition gegen ſein unbeſtimmtes und furchtſames Herumtappen ſich bei den Entſchiedeneren unter uns regte, ſo erhielt ſich doch im Ganzen ſein überwiegendes Anſehen. Seine Art zu ſchreiben und zu ſprechen ſteckte uns an, ja ſelbſt ſeine auffallende Eigenthümlichkeit ward nicht ſelten nachgeahmt. Uns ſelbſt mochte das weniger auffallen, dem Nachahmenden am wenigſten; denn dieſe mimiſche Nachbildung einflußreicher Perſönlichkeiten iſt immer bewußtlos; aber in den fremden Kreiſen, die nicht ſo eng an Rahbek ſich anſchloſſen, ja wohl ſeinen Einfluß zu hemmen ſuchten, wollten Viele ſolche Copien erkennen, die dann nicht ſelten Gegenſtand des Geſpöttes wurden. Ich war nicht verblendet genug, um dieſes zu überſehen. Meine perſönliche Zuneigung zu ihm blieb unverändert; ich trat nicht ſelten als ſein eifriger und heftiger Vertheidiger hervor; aber die Ahnung einer gewiſſen Beſchränktheit, einer Armut der Gedanken, eines Ausſchließens des tiefen Geiſtigen, drängte ſich mir doch immer klarer auf. Um gegen Rahbek gerecht zu ſein, muß man die Verhältniſſe, aus welchen ſeine Bildung hervorging, wie die Zeit, in welcher er lebte, erwägen. Ein Mann, der in einem andern Kreiſe hemmend ſein würde, konnte in unſerem auf eine wohlthätige Weiſe anregend erſcheinen, und er war es wirklich. Er bildete einen belebenden Mittelpunkt, wo dieſer ſonſt durchaus fehlte. Es gab neben ihm däniſche Schriftſteller, die viel bedeutender, tiefer, in ihren Anſichten entſchiedener waren, wie er. Wir erkannten ſie als ſolche, aber keiner übte einen Einfluß auf uns wie er. Auch war ſeine Beſchränktheit ſchon durch ihre Unbeſtimmtheit weniger gefährlich, denn die Jugend liebt eine kecke Einſeitigkeit mehr als das vielſeitigſte Schwanken. Rahbek ſelbſt diente dazu, die Schranken, innerhalb welcher er ſich bewegte, niederzureißen, denn er war ein allſeitiger Verehrer, und unerſchöpflich in vielſeitig umſchriebenen Lobeserhebungen. Unter denen, die von ihm geprieſen, mir beſonders wichtig wurden, nenne ich zwei ſchon alte Männer, die anſehnliche Stellen bekleideten, beide als Schriftſteller in einer ehrerbietigen Entfernung verehrt. Es waren Tygo Rothe und Tetens. Daß beide uns nach einer Region hinwieſen, die geiſtig vornehmer war, als diejenige, in der wir uns bewegten, war uns klar.

Rahbek hat ein ſehr hohes Alter erreicht. In zwei ganz verſchiedenen Entwickelungsmomenten meines Lebens traf ich ſpäter mit ihm zuſammen. Ich habe aber nie vergeſſen, was ich ihm in meiner Jugend verdankte, ſelbſt nicht, als ich ſeinen Einfluß zu hemmen ſuchte. Er iſt vor ſieben oder acht Jahren erſt geſtorben, und ich habe mich herzlich gefreut, als mein Freund, Biſchof Mynſter, an ſeinem Grabe mit inniger Wärme an die Zeit erinnerte, in welcher er der bedeutendſten däniſchen Jugend ſo wichtig ward.

Dieſe allgemeinere Richtung des geiſtigen Strebens hing zu genau mit dem Leben zuſammen, beſonders mit dem Verhältniß der Jugend zu den Frauen, als daß ich dieſes mit Stillſchweigen übergehen könnte.

Die erſte genauere Bekanntſchaft, die ich machte, war leider für mich nicht glücklich, ſie war von kurzer Dauer, ſie blieb geheim, ich wünſchte ſie übergehen zu können. Wenn ich ihrer dennoch erwähne, ſo geſchieht es nicht, um eine Beichte abzulegen; vielmehr deswegen, weil ein ſolches Ereigniß nicht iſolirt daſteht, weil es auf alle Anſichten des Lebens einen tiefen Einfluß hat, weil es mit der heftigen Beweglichkeit eine innere Unruhe verbindet, die zu tief wurzelt, um nicht allem Uebrigen, was man erlebt, ja denkt, ein beſtimmtes Gepräge aufzudrücken. Dieſes ausgenommen, und was der Leichtſinn der Jugend in einer, in dieſer Rückſicht nicht ſtreng geſinnten Umgebung augenblicklich hervorrief, behielt meine Anſicht der Frauen jenen idealen Anſtrich, den ſie früher erhalten hatte. Es iſt ſchwer, über die weibliche Jugend aus eigener Bekanntſchaft ein Urtheil zu fällen. Von den älteren Frauen wird ein leicht beweglicher und aufgeregter Jüngling gewöhnlich verzogen. Den zurückgedrängten Ueberreſten jugendlicher früher Empfindungen trauen ſie keine Gewalt mehr zu und glauben ſich ihnen unbefangen überlaſſen zu können. Der Jüngling läßt ſich ein ſolches Verhältniß gern gefallen, und die Empfindungen, die von Seiten der Frau einen mütterlichen Anſtrich erhalten, bleiben von Seiten des Jünglings noch mehr in den Schranken der Kindlichkeit. Anders verhält es ſich mit den zarteren Mädchen, dieſe imponirten mir. Ich will nicht behaupten, daß in Kopenhagen die weibliche Schönheit vorherrſcht, doch kann dieſe Stadt ſich in dieſer Rückſicht wohl mit jeder andern Hauptſtadt des nördlichen Deutſchlands meſſen. Die Blondinen ſind am häufigſten, lebhafte Brünetten ſeltener. Eben die ruhigſten imponirten mir am meiſten. Die Ruhe war mit einer ſtillen Anmuth, mit einer milden Weichheit verbunden, die unbeſchreiblich anzog, obgleich ſie anſpruchlos hervortrat, und nie etwas Herausforderndes oder Aufmunterndes zeigte. Ich habe nie eine Stadt gekannt, in welcher die Koketterie bei der weiblichen Jugend weniger hervortrat, als in Kopenhagen, und dennoch erſchien mir die Haltung der gebildeteren Mädchen, ihre Scheu den jungen Männern gegenüber, nie als Prüderie. Auf dem Lande ließen ſich die Mädchen ſchon mehr gehen, ſie ſuchten auf eine naive Weiſe dem Jünglinge allerlei Poſſen zu ſpielen, die ihn doch manchmal in Verlegenheit ſetzten, und in eine ſeltſame, ja bedenkliche Lage brachten. Unter den Mädchen, die meine Aufmerkſamkeit beſonders auf ſich zogen, und deren Gegenwart mir äußerſt angenehm war, gehörten die Töchter eines bürgerlichen Miniſters. Sie blieben mir durchaus fern, ich erinnere mich nicht, ein Wort mit ihnen geſprochen zu haben. Aber ich war glücklich in ihrer Nähe und rief mir gern das anmuthige Bild in die Erinnerung zurück. Die eine heirathete einen Prinzen. Eben ſo fern ſtanden mir die Töchter eines theologiſchen Profeſſors, die ihrer Schönheit wie ihrer Bildung wegen Aufſehen erregten. Sie wurden Beide an Freunde verheirathet; ich ſah ſie viele Jahre ſpäter als Frauen, als ſehr liebenswürdige Mütter, und ſie hatten die Anmuth der Jugend lange behalten. Eben ſo gehörte in die Reihe der Frauen, an die ich mit reinem Vergnügen zurück denke, die Braut eines Freundes, eine Blondine, die wohl ſchon 24 bis 25 Jahr alt ſein mochte. Sie erſchien öfters in dem Hauſe des Profeſſor Bang, und wurde von den Söhnen deſſelben, wie von mir, mit der größten Achtung behandelt. Sie zeichnete ſich durch Bildung nicht allein, ſondern auch durch Geiſt aus. Die Jugendlichkeit war mit einem ſtillen Anſtande, ich möchte es faſt Würde nennen, verbunden. Die Mädchen erhielten in mir das Bild reiner Weiblichkeit; ich war glücklich in ihrer Geſellſchaft, ja ſelbſt wenn ich ſie erblickte, und der Eindruck, den ſie auf mich machten, war nicht allein völlig leidenſchaftslos, ſondern auch ſittlich wohlthätig.

Doch ſollte auch ich leidenſchaftlicher aufgeregt werden, und es war nach Allem, was ich von unſerer Neigung zum Dramatiſchen geſagt habe, wohl nicht unerwartet, daß eine Schauſpielerin mich zuerſt ſtärker anzog. Wir erfuhren, daß ein junges Mädchen, bis dahin völlig unbekannt, als Emilie in Leſſings Emilie Galotti auftreten würde. Schwerlich kann eine junge anmuthige Schauſpielerin ſich zum erſtenmal günſtiger zeigen, als wenn ſie als Emilie, geängſtigt und erſchrocken, hereintritt. Die natürliche Angſt verbindet ſich mit derjenigen, die das Stück fordert. Als wir erwartungsvoll daſtanden, als die Heldin des Stücks und unſerer perſönlichen Neigung, erſchrocken auf die Bühne ſtürzte, als die zitternde Stimme ſich hören ließ, als ſie furchtſam hinter ſich blickte, weil ſie ſich noch von dem Prinzen verfolgt wähnte, glaubte ich zum erſten Mal eine Darſtellung mit aller Gewalt der Wirklichkeit und Wahrheit zu ſehen. Ich vermochte das ganze Stück hindurch die Perſon nicht von der Schauſpielerin zu trennen, ſie, die einen ſo tiefen Eindruck auf mich machte, ſchien alles das Furchtbare zu erleben, und als ihr der Vater den Dolch in die Bruſt ſtieß, war ich in Gefahr, die Aufmerkſamkeit der Naheſtehenden zu erregen. Von jeher hat eine Darſtellung rührender Auftritte, ſelbſt dann, wenn ich den Dichter tadeln muß und mit dem Schauſpieler keineswegs zufrieden bin, eine große Gewalt über mich, ja ſie kann mich immer bis zu Thränen rühren; aber dieſe Erſchütterung war tiefer, es war ganz entſchieden meine erſte Liebe. Ich ſah ſie zum zweiten Mal als Kathinka im Mädchen von Marienburg. Dieſes Stück, doch eigentlich geringer Art, führt uns auf eine recht unnatürliche Weiſe eine Unteroffiziers-Tochter einem Kaiſer gegenüber, als ein Muſterbild von Schönheit, Tugend, Klugheit, Heroismus, ja Weisheit und gewiſſermaßen Gelehrſamkeit vor. Ich würde über dieſes moraliſch doctrinäre Präparat in der Geſtalt eines jungen Mädchens gelacht haben, jetzt ſchien mir Alles natürlich. Nur als ſie am Schluß ein Geſetz der Karthager, überfließend von Gelehrſamkeit, citirte, und das fremde Wort nur mit Mühe auszuſprechen vermochte, mußte ich freilich lächeln, aber ſelbſt dieſes weibliche Ungeſchick ſteigerte ihre Liebenswürdigkeit.

Die junge Schauſpielerin war die Abgöttin des Tages, Alte und Junge, Vornehme und Geringe, ja die Frauen wie die Männer waren von Bewunderung hingeriſſen. So lange ich das däniſche Theater kannte, war keine Debütantin mit ähnlichem Erfolge hervorgetreten. Der feſt begründete Beifall der wirklich ausgezeichneten Künſtlerin ſteigerte meine leidenſchaftliche und flammende Bewunderung. Ihr Bild drängte ſich in mein Inneres hinein, es verfolgte mich allenthalben, aber obgleich ich in einem nicht unbedeutenden Kreiſe lebte, obgleich dieſer einen lebhaften Antheil an allen Ereigniſſen der Bühne nahm, ſo war ich doch in keine perſönliche Berührung mit der Schauſpielerin getreten. Ich litt zwar keinen Mangel, aber meine Verhältniſſe waren doch beſchränkt. Wie durfte ich hoffen, einem Mädchen nahe zu treten, die ich von der reichſten, vornehmſten, durch Stand wie Schönheit ausgezeichneten Jugend umringt glauben mußte? Ich war freilich ſo überzeugt von der Reinheit ihrer Geſinnung, daß dieſer Kreis von Anbetern mich keineswegs beunruhigte. So lange ich in Kopenhagen blieb, nicht viel weniger als ein Jahr nach ihrem Auftreten, erhielt ſich dieſe ſtille Neigung in gleicher Stärke. Ich bin während dieſer ganzen Zeit ihr nie perſönlich nahe getreten. Meine Wohnung war nicht weit von der ihrigen entfernt, ich war glücklich, wenn ich ſie ſah, ich ging, wie ſich von ſelbſt verſteht, oft an ihren Fenſtern vorbei, und ich darf wohl behaupten, daß dieſe Leidenſchaft in der idealen Reinheit, wie ſie mich beherrſchte, mir heilſam geweſen iſt. Zuletzt hatte ich die Hoffnung, ihre perſönliche Bekanntſchaft zu machen, völlig aufgegeben; ein jedes unruhige Verlangen war verſchwunden, aber die Hoffnung, ſie aus der Ferne zu ſehen, ſie in der Nähe zu wiſſen, beglückte mich, und als ich Kopenhagen verließ, fühlte ich einen Schmerz der Trennung, der mich ſelbſt überraſchte.

In dem Jahre 1807, in einer kritiſchen Lage, durch Preußens Unglück wie durch mein eigenes Schickſal beunruhigt, kam ich wieder nach Kopenhagen. Es waren ſeltſame Verhältniſſe eingetreten, die mich zum Gegenſtande des allgemeinen Geſprächs machen mußten. Der von mir ſehr geſchätzte H...., der durch ſeine Neigung zum Theater verleitet, Schauſpieler geworden war und von dem früher die Rede geweſen iſt, hatte die bewunderte junge Schauſpielerin geheirathet. Seit ich Kopenhagen verließ, waren dreizehn Jahr verſchwunden. Ich hatte mit H.... früher in einem vertraulichen und freundlichen Verhältniß gelebt, ſein jüngerer Bruder hatte ſich mit herzlicher Innigkeit an mich angeſchloſſen und blieb bis zu ſeinem Tode einer meiner innigſten Freunde. Ich aber konnte nur wenige Tage in Kopenhagen bleiben; die Spannung, in der ich lebte, und die der Leſer begreifen wird, wenn er ſpäter die Ereigniſſe kennen lernt, die mich auf kurze Zeit nach Kopenhagen führten, erlaubte mir nicht, mit Ruhe frühere Verhältniſſe in die Erinnerung zurückzurufen, und doch muß ich es mir vorwerfen, daß ich es verſäumte, meinen Freund H.... zu beſuchen. Er ſuchte mich auf, und ich verſprach dem gekränkten Freunde, einen Abend in ſeiner Familie zuzubringen. Jetzt nun trat ich zum erſten Mal in die perſönliche Nähe des Gegenſtandes meiner erſten Liebe. Sie war Mutter mehrerer Kinder, die ſie umringten, ich war Ehegatte und Vater. Der friſche Lenz der Jugend war verſchwunden, aber noch war ſie ſehr liebenswürdig, ſo ſtill, beſcheiden, ja ſchüchtern, in der Mitte ihrer Kinder ſo mütterlich anmuthig. Eine Thräne trat in meine Augen, der ſchönſten ſüßeſten Erinnerung meines jugendlichen Lebens geweiht; eine Erinnerung, die ich, rein wie das ganze Verhältniß war, gern zurückrufe. Ich konnte der Luſt nicht widerſtehen, ich mußte es, neben dem

Mann ſitzend, der Mutter, von ihren Kindern umringt, ſagen, was ich damals für ſie gefühlt hatte, und wie ſie mich als ein warnender und ſchützender Engel lange Zeit begleitet habe. Ich glaubte, daß dieſe Neigung mein eigenes ſtilles Geheimniß war, denn wenn auch Freunde ſie gemerkt hatten und mich gelegentlich neckten, ſo glaubte ich doch mit Gewißheit, daß ſie die Tiefe meiner Leidenſchaft nicht ahnten. Von dem Gegenſtande meiner Liebe glaubte ich nie bemerkt zu ſein. Mein Freund und ſeine Frau hörten mir mit Aufmerkſamkeit zu. Vollkommen unbefangen und, wie es ſchien, unwillkürlich, ſagte die Frau, nachdem ich meine Erzählung geſchloſſen hatte, die doch faſt wie eine verſpätete Liebeserklärung klang: „Ich erinnere mich, Sie wohnten damals nur wenige Häuſer von mir.“ „Mein Gott!“ rief ich aus, „Sie wußten alſo, wo ich wohnte? Ich war Ihnen nicht unbemerkt geblieben? Wie ganz anders würde ſich Alles geſtaltet haben, wenn ich auch nur eine Ahnung gehabt hätte von meinem Glück, welches ich mir damals nicht zu träumen wagte.“ Eine ſchnelle Röthe überflog das liebliche Geſicht, und mir ſchien es, als kehrte alle Anmuth der Jugend und das ſtille Glück der verſchwundenen Tage zurück. Doch erſchien ſie bald wieder mit der ſtillen mütterlichen Ruhe, die ihr ſo wohl ſtand, und ſprach leicht ſcherzend: „Glauben Sie, daß junge Mädchen ihre Anbeter nicht entdecken? In dieſer Rückſicht ſind ſie alle ſcharfſichtig.“ —

Mein damaliger Aufenthalt in Kopenhagen hatte mich in Verhältniſſe hineingezogen, die mich tief erſchüttern mußten. Es war einer der bedenklichſten Momente meines oft unruhigen, bunten Lebens, aber dieſes liebliche Ereigniß trat auf eine ſo milde, beſchwichtigende Weiſe hervor, die aufgeregte Gegenwart ſchloß ſich ſo unmittelbar an die ſchönſten Momente der Vergangenheit an, daß ich innerlich mit mir ſelber und mit der Welt verſöhnt das Haus verließ. —

Wiſſenſchaftliches Treiben.

Ich habe ſchon darauf aufmerkſam gemacht, wie wohlthätig im Ganzen der Einfluß war, den Rahbek auf uns ausübte, wie wenig die Beſchäftigung, in die wir hineingezogen wurden, unſere Studien ſtörte.

Sie verhinderte nur die ſtarre, oft geiſtödtende vereinzelnde Einſeitigkeit; und indem ich unſer wiſſenſchaftliches Treiben in dieſer Zeit darzuſtellen ſuche, muß ich die Scene verändern. Wir verſetzen uns alſo in die Familie meines Onkels, des Profeſſor Bang. Ich habe ſeiner ſchon oft erwähnt, auch ſeine eigenthümliche Weiſe darzuſtellen geſucht. In ſeiner Familie trat dieſe beſonders hervor. Er zeigte ſich hier von Seiten ſeiner Perſönlichkeit als eine innerhalb ihrer Schranken in ſich abgeſchloſſene und von vielen Seiten unzugängliche Natur. Seine Frau war heiter, eine jüngere Schweſter eben ſo, die Schwiegermutter, die im Hauſe lebte, und eine ältere Schweſter, die eben keine Schönheit beſaß, waren, wie die meiſten, und ich wüßte nichts Beſonderes von ihnen zu ſagen.

Der alte Herr, mit ſeiner ſehr ausgedehnten Praxis den ganzen Tag hindurch beſchäftigt, erfuhr faſt gar nicht, was im Hauſe geſchah. Er war zufrieden, wenn wir uns zu Mittag zur rechten Zeit einfanden. Der Frau war Alles recht, was ſie etwa erfahren mußte, und obgleich ſie an einer ſehr beſchwerlichen Krankheit litt, war ſie doch jederzeit, wenn dieſe ihr

Ruhe ließ, guter Laune und zu manchem Scherze geneigt. Die anſehnlichen Räume, die von Profeſſor Bang bewohnt und nach der damaligen Art ſehr ſtattlich eingerichtet waren, nahmen ein hohes Parterre ein. Er ſah ab und zu bei ſich eine große Geſellſchaft, die ſich gewöhnlich Mittags verſammelte, und zwar ſo, daß die Frauen den Nachmittag hindurch bis ſpät Abends zuſammenblieben, während die Männer ſich entfernten, ihren Geſchäften nachgingen und Abends ſich wieder einſanden. In Kopenhagen herrſchte damals die allgemeine, faſt in ganz Europa verbreitete Sitte des Kartenſpiels im höchſten Grade vor. Es war eine Kunſt der Hausfrau, die ganze Geſellſchaft auf eine, den Gäſten angenehme Weiſe, an die Spieltiſche zu vertheilen; nicht einmal bei dem Eſſen wurde das Spiel unterbrochen. Kleine Tiſche, die eben deshalb in großer Anzahl vorräthig ſein mußten, wurden gedeckt und an die Spieltiſche geſetzt. Ein jeder der Spielenden erhielt einen. In der ganzen Geſellſchaft herrſchte dann eine feierliche Stille, ſelten hier oder da von einem leiſen Geſpräch unterbrochen; wenn nicht etwa Mädchen oder Jünglinge, was ſelten der Fall war, an einer großen Tafel in der Nebenſtube, um die Spielenden nicht zu ſtören, mit Lotterie und allerlei ſonſtigen Geſellſchaftsſpielen beſchäftigt waren. Meine Freunde ſaßen gewöhnlich wie die übrige Geſellſchaft an irgend einem Spieltiſch. Ich habe von jeher einen Widerwillen gegen alle Kartenſpiele gehabt. Innerlich ſo unruhig, ſo mannigfaltig beſchäftigt, war es mir unmöglich, meine Aufmerkſamkeit auf den Fortgang der Spiele zu richten. Die Art, wie mir das Kartenſpiel beigebracht wurde, mag auch dazu beigetragen haben, dieſen Widerwillen zu ſteigern. Während ich mich auf dem Lande aufhielt, bemerkte die Großmutter und Mehrere als einen großen Fehler in meiner Erziehung, daß ich mit keinem der bekannten Spiele vertraut war. Ich erhielt nun, während um Rechenpfennige geſpielt wurde, förmlichen Unterricht im L'hombre, Whiſt und Boſton. Die langweiligſten Stunden des Schulunterrichts waren mir ergötzend, wenn ich an dieſe dachte. Fortdauernd wurde mein Mangel an Aufmerkſamkeit ſtrenge getadelt. Ich konnte dadurch das ganze Spiel verwirren und verderben. Die weiblichen Verwandten waren ſehr geneigt, mich für durchaus einfältig zu erklären und verloren zuletzt alle Geduld. Ich ward von dem mich quälenden Unterrichte befreit, vergaß ſchnell Alles, was ich gelernt hatte, und der Mechanismus der herrſchenden Kartenſpiele iſt mir ſeitdem durchaus mein ganzes Leben hindurch fremd geblieben. Erſt viel ſpäter zogen mich die Hazardſpiele an und hätten mir leicht gefährlich werden können. In meiner eigenen Familie hat wohl ab und zu ein Kartenſpiel dazu gedient, ſich mit den Kindern durch jene leichteren Kinderſpiele eine langweilige Stunde zu vertreiben; für die bei mir verſammelten Gäſte aber waren ſie nie da. Es ward nie in meinem Hauſe geſpielt. In Dänemark gab aber dieſe Unfähigkeit mir eine eigene Stellung zur Geſellſchaft. Keiner wollte glauben, daß ich ſo unwiſſend wäre in einer Fertigkeit, die ſo allgemein verbreitet war und bei einem jeden jungen Mann vorausgeſetzt wurde, der damals an der ſogenannten guten Geſellſchaft Theil nahm. Wenn ich des Abends unter die verſammelten Gäſte trat, kam mir die Hausfrau mit einer Karte entgegen, kaum wartete ſie den Gruß ab. „Ich habe einen L'hombretiſch für Sie arrangirt mit Herrn A. und Madame B., es wird Ihnen angenehm ſein.“ „Ich bedaure,“ antwortete ich, „ich ſpiele nicht

L'hombre.“ „Es iſt fatal,“ erwiederte die Frau, „wie konnte ich das vermuthen, ich muß jetzt ein anderes Arrangement treffen.“ Sie ſuchte es einzurichten, placirte einen Andern an den L'hombretiſch und wies mir eine Whiſtpartie an. „Ich ſpiele nicht Whiſt,“ mußte ich ſagen, „und überhaupt verſtehe ich gar kein Kartenſpiel.“ „Mein Gott!“ rief die erſchrockene Frau, „was wollen Sie den ganzen Abend hindurch anfangen?“ „Ueberlaſſen Sie mich mir ſelbſt,“ antwortete ich, ſetzte mich in der Ferne auf einen Stuhl, vergaß in der ſtillen, beſchäftigten Geſellſchaft zuletzt, in tiefe Gedanken verſunken, wo ich war; kein lebendiges Geſpräch, keine laute Stimme ſtörte mich. Zuletzt wurde ich zu ſolchen Geſellſchaften gar nicht mehr eingeladen, oder wenn eine Einladung der Art mir zukam, ſchlug ich ſie ab, und mein Verhältniß zu den geſelligen Kreiſen trieb mich um ſo mehr zu den freieren, ſelbſt in den luſtigſten Verſammlungen doch immer geiſtig beſchäftigten Jünglingen. Ich bin öfters mit Menſchen in Geſellſchaft geweſen, ohne einen einzigen kennen zu lernen. Mehrere, beſonders Damen, fanden ſich wohl ſogar beleidigt, wenn ſie entdeckten, daß ſie mir durchaus unbekannt waren, obgleich ſie mich öfters in dieſer oder jener größeren Geſellſchaft geſehen hatten; und ich war in dieſen mir fremdartigen Verſammlungen meiſt ſchüchtern und nichts weniger als unterhaltend; denn leider waren auch die geſelligen Spiele der Jugend, Lotterie, Aufgaben Witz und Scharfſinn zu zeigen, indem man Aehnlichkeit und Unähnlichkeit zwiſchen willkürlich zuſammengeſtellten Gegenſtänden entdeckt, Sprüchwörterſpiele und dergleichen mir nicht weniger als die Kartenſpiele zuwider. Ich beſaß durchaus nicht die Fähigkeit, mich bei Unterhaltungen ſolcher Art mit Leichtigkeit zu benehmen und war mir meines Ungeſchicks nur zu deutlich bewußt. Männer wie Frauen fanden mich unausſtehlich, viele wohl ſogar ſtupid, und ſelten kam eine Gelegenheit, die mich aufregte und in lebendige, mir natürliche Thätigkeit verſetzte. Dann trat oft ein anderes und nicht geringeres Uebel hervor. Ich ergoß mich in Erzählungen, in leichte ſcherzende Gedankenſpiele mit Allem, was erwähnt wurde, und wenn ſich auch die Geſellſchaft eine Zeit lang dadurch aufgeregt und unterhalten fand, ja wohl ſogar für einige Augenblicke die Kartentiſche vergaß, ſo wurde ihr doch zuletzt die Gewalt, mit welcher ich, meiſt mir ſelbſt unbewußt, durch laute Rede die ſtille gewohnte Ordnung und die Unterhaltung, die faſt pflichtmäßig erſchien, unterbrach, läſtig und ſtörend. Es gab nicht leicht eine unangenehmere Empfindung für mich, als wenn ich doch nach einiger Zeit entdecken mußte, daß meine Lebhaftigkeit mich über die Grenzen der geſelligen Ordnung hinaus gebracht hatte. Höchſt ſelten geſchah es, daß ein Zweiter oder vielleicht ſogar ein Dritter zugleich hervortrat, daß auf dieſe Weiſe ein Wettſtreit entſtand, der auf längere Zeit die Geſellſchaft unterhielt, und daß dadurch dieſer Abend als ein beſonders unterhaltender in der frohen Erinnerung blieb.

Ganz anders war das immer bewegliche, ja reiche Leben der jugendlichen Freunde, von dieſen Kreiſen der Alten getrennt. Die beiden Stiefſöhne bewohnten eine Stube, eine Treppe höher. Sie gehörte urſprünglich zu der Reihe der Krankenſtuben, die für Kranke der höheren Klaſſe eingerichtet waren; ſie war mit No. 8 bezeichnet, und es darf behauptet werden, daß dieſe Nummer ſelbſt in der Literatur der damaligen Zeit eine nicht unbedeutende Rolle ſpielte. Hinter dieſer Stube lag eine größere, die von den beiden

Schweſtern der Frau bewohnt wurde. Sie mußten, wenn ſie aus- und eingingen, durch die Stube der Söhne; es war kein anderer Ausgang vorhanden. In die Stube der Frauen habe ich kaum zwei Mal einen Blick hineingeworfen. Die ältere ſchritt ernſt und ſtillſchweigend durch die faſt immer mit mehreren jungen Männern erfüllte Stube hindurch. Die jüngere, beweglicher und aufgeweckter, unterhielt ſich wohl oft mit uns. No. 8 iſt unter dieſer Benennung lange Zeit hindurch das permanente Zeichen einer Zeit geblieben, die für einen jeden, der an ihr Theil nahm, als eine heitere und geiſtig reiche anerkannt und in der Erinnerung feſtgehalten wurde. Die kliniſchen Anſtalten in Kopenhagen hatten damals nicht in Dänemark allein einen großen Ruf. Wie in Wien van Swieten und Brambilla, ſo zogen Bang und Saxdorf viele junge deutſche Aerzte nach Kopenhagen; auch die bei den Hospitälern thätigen Candidaten zeichneten ſich meiſt durch gründliche praktiſche Studien aus. Wie Goethe in ſeinem Leben, durch das Intereſſe, welches die jungen deutſchen Aerzte an ihrem Fache fanden, und wodurch ſie ſich von den übrigen Fachgelehrten der damaligen

Zeit vortheilhaft auszeichneten, lebhaft angezogen wurde, ſo riß auch mich die Unterhaltung der wohlunterrichteten jungen Leute hin. Ihre Geſpräche ſchienen mir höchſt lehrreich, und obgleich ich mich nie entſchließen konnte, ſelbſt Arzt zu werden, fing ich dennoch mancherlei mediziniſche Studien an, und der Vorwand, durch welchen ich eine Zeit lang Bang zu täuſchen ſuchte, ward mir faſt natürlich. In der That fanden ſich unter den Aerzten, die ſich auf No. 8 verſammelten, nicht ſelten recht bedeutende junge Männer. Von der Pedanterie, die doch mehr oder weniger in den übrigen Fächern vorherrſchte, war hier keine Spur. Ich erlebte es zum erſten Mal, wie ſpäter auf den größern Univerſitäten in Deutſchland, wie ſehr es einer reicheren und vielſeitig geiſtigen Ausbildung zu ſtatten kommt, wenn Jünglinge aus verſchiedenen Ländern, aus ſehr entfernten Gegenden, unter ganz anderen Verhältniſſen erzogen, unter ſehr abweichenden Lebensanſichten gebildet, durch ein gemeinſchaftlich wiſſenſchaftliches Intereſſe verbunden werden; vor Allem dann, wenn die wiſſenſchaftlichen Gegenſtände ſelbſt alle leere Abſtraction verdrängen, wenn die ſtrenge geiſtige Geſetzmäßigkeit zugleich in lebendiger Wirklichkeit da iſt und die forſchende Seele ergreift.

Hier vernahm ich nun, neben den wiſſenſchaftlichen Aeußerungen, Ereigniſſe aus einem ganz anderen, fremden Lande. Ich verſetzte mich mit inniger Freude in die Verhältniſſe eines entfernten Lebens und entfloh nicht ungern aus einem Lebenskreis, in welchem zwar Manches mich anzog, aber doch auch Vieles mich ängſtigte und quälte. War doch das mediziniſche Studium, wenn es auch in ſeinem ganzen Umfange mir unbekannt blieb, dem meinigen nahe verwandt. Wenn gleich die praktiſche Heilkunde das hauptſächlichſte Geſchäft der jungen deutſchen Aerzte in Kopenhagen ausmachte, ſo war doch der Sinn ſelbſt, der ſie nach einem ausgezeichneten kliniſchen Inſtitut in ein fremdes Land hintrieb, die Folge eines vielſeitigen Studiums. In Deutſchland war damals der Sinn für eine höhere naturwiſſenſchaftliche Richtung der Medizin wach geworden. Blumenbach fing eben an die Aufmerkſamkeit auf die comparative Anatomie hinzulenken; Kielmeiers tiefer Geiſt verſprach den phyſiologiſchen Unterſuchungen einen bis jetzt nicht geahnten Umfang zu ertheilen, und phyſikaliſche und chemiſche Lehren traten mit den Unterſuchungen der lebendigen Natur in eine hoffnungsvolle Verbindung. Dieſe geiſtig viel verſprechenden Keime, die noch nicht durch ihren großen Umfang abſchreckten, zogen die Jugend auf eine höchſt erfreuliche Weiſe an, und ich fand mich in die Mitte eines jugendlichen Strebens verſetzt, durch welches meine eigenthümliche Natur und meine urſprünglich früh genährte Neigung auf eine heitere Weiſe gefördert wurden. Aber wo ein geiſtiges Intereſſe lebhaft erregt wird, da ſteht es nicht iſolirt; die jungen fremden Aerzte waren mit der Literatur ihres eigenen Landes ſehr vertraut, oft erfuhren wir etwas Neues, was uns hinreißend beſchäftigte; bald war es eine neue phyſikaliſche, oder anatomiſche Entdeckung, bald ein neues Gedicht. So brachte ich meine Zeit unter jungen Aerzten zu, aber dieſe waren nicht die Einzigen, die ſich hier verſammelten. Vahl's Schüler, die Zoologen und Botaniker fanden ſich ebenfalls ein. Was Schriften und Vorträge mir ſchenkten, erhielt durch die freundliche Unterhaltung, durch neuere Anſichten, die mit Lebhaftigkeit mitgetheilt und aufgenommen wurden, Berichtigung, Beſtätigung und Erweiterung. Es war ein friſches, freudiges, ja luſtiges wiſſenſchaftliches Leben, es war innig verbunden mit jeder Luſt des Tages. Wenn wir Geld hatten, was freilich nicht oft der Fall war, eilten wir aus der engen Stube hinaus, um an irgend einem öffentlichen Orte bei Frühſtück und Wein den Unterhaltungen ein friſcheres Leben mitzutheilen. Oft ward die Bibliothek revidirt, ob nicht ein Buch, hinlänglich benutzt, als überflüſſig betrachtet werden konnte; es wurde zu einem Antiquar getragen und ſo eine kleine Summe für einen luſtigen Tag mühſelig genug zuſammengebracht.

Hier auf No. 8 kamen auch viele der durch Borup's Geſellſchaft Vereinigten zuſammen; obgleich ich mich nicht erinnere, Rahbek ſelbſt da geſehen zu haben. Hier wurde Manches überlegt und verabredet, und es gab keine Richtung meines Daſeins, die nicht hier berührt, angeregt, auf eine bedeutende Weiſe gefördert wurde. Aber freilich mein innerſtes, mir ſelber dunkles Geheimniß in ſeiner phantaſtiſchen Tiefe durfte ſich hier am wenigſten hervorwagen. Wie durch einen geheimen Zauber wurde ich in den Kreis hineingezogen, aber je ſtärker dieſer wirkte, deſto entſchiedener durchdrang mich das Gefühl, daß in meinem Innerſten der Keim einer andern Welt ruhte, die hier keinen Boden der Entwickelung fand.

Der junge Mann, der dieſe kleine Stube ſo wichtig machte, der nicht die wiſſenſchaftlichen Aerzte allein, Inländer wie Ausländer, ſondern auch die jungen Naturforſcher, die Philoſophen und Dichter in dem engen Raume verſammelte, war D. H. Mynſter, Bang's älteſter Stiefſohn. Er war etwa zwei oder drei Jahr älter als ich, und beherrſchte uns alle. Er war von ſchlankem Wuchs, mager, ſeine Geſichtszüge bedeutungsvoll, aber von einer in der That merkwürdigen Trägheit. Er liebte es, ſich als einen faulen Menſchen zu bezeichnen, und war unerſchöpflich in Ausdrücken, welche die größte Indolenz als die höchſte Seligkeit pries. Er konnte Stunden lang ſitzen bleiben, ohne ſich zu rühren, ſelbſt wenn die Geſpräche die lebhafteſte Wendung nahmen. Meiner Allen auffallenden Beweglichkeit gegenüber bildete ſeine Ruhe einen merkwürdigen Kontraſt. Die bequemſte Stellung, in der man, ohne ſich im Geringſten zu verändern, am längſten ausharren könnte, war ihm ein tiefes Studium. Jene grundloſe Bedeutung des Worts: „Jeg gider ikke,“ wie ich ſie oben zu bezeichnen ſuchte, wurde mir vorzüglich durch ihn klar. Er ſprach gut, ſeine Ausdrücke waren gewählt, aber nie geſucht, ſie bezeichneten genau, was er ſagen wollte und übten jederzeit auf uns alle eine große Gewalt aus. Wenn nun irgend ein intereſſanter Gegenſtand behandelt wurde, der geeignet war, uns geiſtig zu bewegen, ſo verſtand es keiner beſſer wie er, ihm eine pikante Wendung zu geben. Mehr oder weniger ſetzte er dann die verſammelten jungen Männer in Bewegung, das Geſpräch ward lebhafter, oft heftig, er blieb halb liegend, halb ſitzend, völlig ruhig; während das Geſpräch immer ſchneller wechſelte, ſchwieg er, oder warf nur gelegentlich mitten in das laute Geſpräch eine ſchneidende Bemerkung hin, die oft plötzlich eine Pauſe der Beſinnung zurückrief. Wenn ich dann unter Allen, der am meiſten Aufgeregte und Lebhafteſte, aufſprang, heftig auf und nieder ging und mich in den wärmſten Ausdrücken ergoß, ſah er mich mit ſeinen unbewegten, keineswegs aber ſtarren Zügen an, trat mit irgend einem trockenen und treffenden Witz hervor. Die Worte erſtarben auf meinen Lippen, und er verſtand es, einen jeden Funken der Begeiſterung plötzlich zu vernichten. Friedrich Schlegel erinnerte mich oft an meinen däniſchen Freund, doch war der Kontraſt, wenn ich mit dieſem in einen Streit gerieth, lange nicht ſo auffallend. O. H. Mynſter zeichnete ſich in der That durch Geiſt aus, er beſaß die mannigfaltigſten Kenntniſſe und verſtand es auf eine meiſterhafte Weiſe ſelbſt da als ein Kundiger zu erſcheinen, wo von einem ihm ganz unbekannten Gegenſtande geſprochen wurde. Er lockte dann das Geſpräch hervor. Während er ſich von dem ihm fremden Gegenſtande unterrichtete, ſchien er zu examiniren und nur erfahren zu wollen, wie der kundige Freund einen ihm ſehr wohl bekannten Gegenſtand aufgefaßt habe. Da er in der That wohl unterrichtet war, ſo überſah er, ſcharfſinnig wie er war, ſchnell den Zuſammenhang des ihm Unbekannten mit dem Bekannten, behandelte jenes mit großer Leichtigkeit, wiederholte in veränderter Form, was er eben gehört hatte, ſo daß der weniger Aufmerkſame glauben mußte, er ſpräche längſt gehegte und tief gedachte eigene Gedanken aus. Ich, der ich zu ſehr in meine eigenen Gedanken und Vorſtellungen vertieft war, um auf Andere zu merken, wurde völlig getäuſcht, und es dauerte ſehr lange, ehe ich bemerkte, daß er mir meine eigenen Anſichten in etwas veränderter Form wiedergab.

D. H. Mynſter war innerlich ein ganz anderer, als er äußerlich erſchien. Es war, als forderte der nie ruhende Geiſt die körperliche Ruhe. Alles, was wir unternahmen, ging von ihm aus, er war unerſchöpflich in Anſchlägen mancherlei Art, überließ uns aber gewöhnlich die Ausführung. Eine Verbrüderung von jungen Männern hatte in einem Lokal gemeinſchaftlich eine Naturalienſammlung zuſammengebracht, die das eigene Studium unterſtützen ſollte. Mynſter wußte halb erwachſene Knaben, wohl auch einige ältere zu gewinnen. Sie bildeten ſein Auditorium, und er trug die Naturgeſchichte nach Blumenbach's Handbuch vor. Mir war dieſes Wagniß faſt unbegreiflich, denn, wie ich ſeine Verhältniſſe kannte, ſah ich wohl ein, wie er einige Stunden in der Woche Zeit für die Vorträge finden konnte, aber wo er den Inhalt hernahm, war mir ein Räthſel, denn mit der Naturgeſchichte konnte er ſich nur gelegentlich beſchäftigen, und ſeine Kenntniſſe in dieſem Fache waren keineswegs bedeutend. Ich äußerte meine Verwunderung darüber und er ſchlug mir vor, für mich allein einen Vortrag über einen Gegenſtand aus Blumenbachs Handbuch in dem Naturalien-Kabinet zu halten, und überließ es mir, dieſen zu wählen. Dieſer Vorſchlag ſchien mir nun faſt impertinent, denn ich war mir bewußt, in dieſem Fache viel beſſer unterrichtet zu ſein als er. Er ſetzte ſich hin, ich ſchlug eine Stelle auf und er begann. „Es iſt, hub er an, gar nicht davon die Rede, daß das junge Volk mehr wiſſen ſoll, als in dieſem Buche ſteht, wohl aber das, was es enthält; ſie können zehn Mal das Buch in die Hände nehmen, und erfahren es gar nicht. Ich weiß freilich auch nichts weiter, als was ich eben leſe, und was ich vortrage, lerne ich in der That erſt jetzt kennen, aber ich kann über das nachdenken, was ich leſe und kann meinem Nachdenken Worte geben. Ich hüte mich ſehr wohl, über das hinauszugehen, was hier gedruckt iſt. Selbſt Erläuterungen könnten meine Unwiſſenheit aufdecken, ich wage ſie ſelten“ — und in der That, obgleich er nichts ſagte, was nicht in dem Buche ſtand, ſo las er doch eine ganze Stunde über zwei Seiten auf eine, ſelbſt mich unterhaltende Weiſe.

Der ältere Mynſter iſt mir unendlich wichtig geweſen. Er konnte mich ſchonungslos behandeln, und dennoch hing ich mit ganzer Seele an ihm. Schon oben habe ich geſagt, in welcher Richtung er mich ſchlechthin zurückſtieß, aber dieſe fand auch nirgends einen Anklang, und ich war von meiner früheſten Kindheit an gewohnt, ſie als mein Geheimniß zu bewahren. In allen meinen wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen aber, ſelbſt in ſolchen, die ihm fremd blieben, ward ich durch ihn ermuntert, aufgeregt, von neuem in Thätigkeit geſetzt, wenn mein nicht ſelten übertriebener Fleiß zu erlahmen begann. Ich kann kaum ohne Rührung daran denken, mit welchem Intereſſe er alle meine Arbeiten verfolgte. Er forderte mich zur Mittheilung auf und ich war nur zu geneigt, eine jede Idee dem Freunde gegenüber auszuſprechen; dieſe ward dann freilich mit großer Strenge behandelt und viele in der That, kaum ausgeſprochen, wurden auch ſogleich vernichtet. Ich war in fortdauerndem Produciren begriffen. Freilich waren es nicht ſelten wilde Schößlinge, aus einem zu üppigen Boden hervorgewachſen. Er war ſich ſeiner dialektiſchen Gewandtheit wohl bewußt und verſtand es, die wilden Triebe zu beſchneiden. Es blieb mir zwar nicht verborgen, daß oft eine boshafte Ironie zu Grunde lag, kaum verbarg er, während ich warm und unbefangen eine jugendliche Anſicht vortrug, hinter der größten Aufmerkſamkeit ein ſpöttiſches Lächeln. Aber ſo wenig wie der ſaftvolle Baum durch das Beſchneiden der üppigen Zweige leidet, ſelbſt wenn ſie bluten, ſo wenig ward ich durch die vorübergehende Verletzung entmuthigt; es war, als forderte meine unbändig fortwuchernde Natur eine Hemmung, und ich theilte in wiſſenſchaftlicher Rückſicht mich Keinem unbefangener mit als ihm.

In einem ganz andern Verhältniß lebte ich mit dem jüngern Bruder J. Mynſter, der, mit dem Botaniker Hornemann, der älteſte meiner jetzt lebenden Freunde aus dieſer Zeit iſt. Auch er erſchien mit äußerer Ruhe. Ich erinnere mich kaum, ihn jemals heftig aufgeregt geſehen zu haben; aber jene pikante Trägheit ſeines Bruders war ihm völlig fremd. Ein paar Jahre Unterſchied bedeuten in der erſten Hälfte der Zwanziger ſehr viel. J. Mynſter war der Jüngſte unter uns Allen, ſein ſtiller geordneter Fleiß war wohl bekannt. Er war zum Theologen beſtimmt und ſeine Studien blieben uns faſt immer verborgen, aber eben dadurch erhielten ſie in meinen Augen einen ganz eigenthümlichen Werth. Hatte ich doch in meiner Kindheit ſo ganz entſchieden mich ſelbſt als einen zukünftigen Theologen betrachtet, knüpften ſich doch an dieſes Studium die früheſten und heiligſten Erinnerungen meines Lebens. Daß J. Mynſter ſich in geiſtiger Rückſicht mit uns allen meſſen konnte, war einem jeden klar, daß ſeine Geſinnung eine durchaus redliche, innerlich wahre genannt werden mußte, war meine innigſte Ueberzeugung.

Meine Meinung von der Maſſe der Theologen war nicht die beſte; ich beurtheilte ſie ſehr ſtreng. Auf der Univerſität herrſchte damals ein durchaus flacher Rationalismus. Er war mir fremd, aber ich tadelte ihn nicht. Daß aber ein jugendliches Gemüth in den Jahren der Begeiſterung ein Fach wählen konnte, welches nach ſeiner eigenen Meinung einen ungeheueren Irrthum der Geſchichte verbarg, ſchien mir furchtbar. Mein ganzes Daſein war von meinem Studium abſorbirt, ich ſuchte in dieſem, durch dieſes, auch ohne daß es mir klar geworden war, Aufſchlüſſe über die eigenſte innerſte Wahrheit meines Daſeins, und ſie konnten dasjenige wählen, was ihnen eine Lüge war.

Vergebens ſuchten ſie mich zu überzeugen von dem großen Verdienſte, den Aberglauben zu beſiegen: mir war es zu klar, daß alle Jugend, wenn ſie ſchöpferiſch und fruchtbar ſein, wenn ſie ſich mit geſunder Zuverſicht ausbilden ſoll, in irgend einem geiſtigen Glauben wie in dem geheimen nährenden Boden wurzeln muß; eine Jugend, die ihr eigenes Studium geringſchätzte, war mir ein Gräuel.

Eine lebendige Perſönlichkeit übte von jeher eine größere Gewalt über mich, als abſtrakte Principien. Vermochte ich jene rein aufzufaſſen, wuchs mein Vertrauen zu ihr, je mehr ſie ſich innerlich aufſchloß, ſo konnte ich ſie als eine unmittelbare Offenbarung der Wahrheit betrachten, die für mich etwas tief Ueberzeugendes hatte. Zwei Theologen lebten in unſerem Kreiſe, die mich nicht allein mit den übrigen verſöhnten, ſondern auch mir die Ueberzeugung gaben, daß jenes Studium noch immer den tiefen geiſtigen Schatz bewahre, der mir ſo theuer war. Der Eine, Laub, ſtand mir fern; er war ein ſtiller ernſter Mann, der wahrſcheinlich älter ausſah, als er war. Er genoß unter uns einer allgemeinen Achtung, die noch dadurch geſteigert wurde, daß wir ihn als einen der vertrauteſten Freunde Rahbek's betrachteten. Er trieb ſein Fach mit großem Fleiß und mit Liebe, und aus ſeinem reinen Eifer trat mir auf eine innerlich beruhigende Weiſe die heilige Wahrheit ſeines Studiums entgegen, wenn ſie mir ſchwankend zu werden drohte.

Deutſchland beſaß einen Schriftſteller, der damals viel dazu beitrug, die verglimmenden Funken der Religioſität in den höheren Klaſſen wieder anzufachen; es war der durch ſeine ſchneidende Originalität ausgezeichnete Claudius. Er war mir früher bekannt geworden, er blieb mir immer lieb, und ſagte mir, wie der damaligen gebildeten Welt, zu; denn obgleich er den Rationaliſten entgegen trat, ſo hatte doch die myſteriöſe Unbeſtimmheit, in welcher er die Lehren der Kirche auffaßte, etwas Anſprechendes. Es lag in jener Unbeſtimmtheit eine Religion des Gefühls, die entſchiedenen Lehren verſchwammen in dieſem, und der bedenkliche Kampf für das, was die Reflection im Chriſtenthume Aberglauben nannte, ward zwar nicht abgewieſen, aber ſo viel wie möglich vermieden. In dieſer Form ward nun das Chriſtenthum ſelbſt etwas Vornehmes. Die ſtrengen Gedanken, die, einmal durch die Reflection erwacht, ſich nicht abweiſen laſſen, fanden dieſem verſchwimmenden Gefühle gegenüber keinen Gegner, denn der Gedanke kann nur das Beſtimmte bekämpfen, und die orthodoxen Lehrer wagten ſich in ihrer früheren Form nicht hervor. Der Wandsbecker Bothe war ein Buch, über welches ich oft mit J. Mynſter ſprach. Er mochte ſich damals mit mir in Beziehung auf das Chriſtenthum auf dem nämlichen ſchwankenden Standpunkte befinden, und die Jugend tröſtet ſich leicht, ja gefällt ſich wohl gar in verſchwimmenden Gefühlen, wenn dieſe als etwas Pikantes und Geiſtreiches hervortreten. Auch war die religiöſe Erinnerung aus meiner Kindheit, dem Phantaſtiſchen und Dichteriſchen in jeder Richtung zu nahe verwandt; die widerſprechendſten Elemente ruhten friedlich neben einander, und die Trennung, die doch einmal ſtattfinden mußte, verbarg einen bedenklichen, ja ſchmerzhaften Kampf, den ich gern zu umgehen ſuchte. Wenn ich die Kirche beſuchte, was ſelten geſchah, ſo war es, um zwei damals in Kopenhagen berühmte Redner zu hören; der eine war der reformirte Prediger Maurenbrecher, und ich will geſtehen, daß es für mich etwas Pikantes hatte, dem Gottesdienſte einer fremden Confeſſion beizuwohnen, der dem Lande fremd, nur geduldet wurde, und wenige Anhänger hatte. Der Zweite war Baſtholm, der Schloßprediger und Königliche Confeſſionarius. Eine Predigt von ihm beunruhigte mich ſehr. Er ſuchte nämlich durch ein geographiſches Detail, nach der damaligen Art, weltliche Gelehrſamkeit auf die Theologie anwendend, darzuthun, daß, wenn am jüngſten Tage alle Seelen, die jemals gelebt haben, wieder aufſtünden, auf der Erde für ſie alle Platz genug ſein würde. Ich hörte große Zahlen, eine ungefähre Berechnung der Anzahl der Seelen, die zum Vorſchein kommen würden, eine Vergleichung dieſer Zahl mit dem ganzen bewohnten und unbewohnten Raume der Länder auf der Erde, eine Unterſuchung, wie viele Quadratfuß etwa ein jeder Menſch bedürfe, um ſich bequem bewegen zu können. In dieſer ſchneidenden Schärfe, mit welcher die Form der Sinnlichkeit feſtgehalten wurde, hatte ich mir das Problem der allgemeinen Auferſtehung nie gedacht. Das Schiefe, ja Lächerliche in dieſer Auffaſſungsweiſe überraſchte mich deſto mehr, da Baſtholm nicht allein ſich durch Rednergabe auszeichnete, ſondern auch wegen der vernünftigen Klarheit und des geiſtigen Umfanges ſeiner Vorträge unter uns berühmt war. Er hatte den Entwurf zu einer neuen Liturgie ausgearbeitet und drucken laſſen. In dieſem wies er eine Menge Ungereimtheiten in der Reihenfolge der Perikopen nach, eine Menge ſchneidender Inconvenienzen in der alten Liturgie, die ſich freilich nicht ableugnen ließen, und die, bei dem damaligen Zuſtande der Kirche, aus welcher das geſchichtliche Bewußtſein ihrer Entſtehung verſchwunden war, allen Sinn verloren hatten. Aus dem ſtarr gewordenen Gebäude war der lebendige Zuſammenhang der innern Organiſation entwichen, und ſo mußte das Rohe der Anhäufung einem Jeden bei oberflächlicher Betrachtung in die Augen fallen, und was wir durch die Gewohnheit von der früheſten Kindheit an bisher ohne Ueberlegung geduldet hatten, erſchien uns als ein Unverſtändiges, welches auf jede Weiſe eine neue Geſtaltung nothwendig machte. Doch quälten mich dieſe Betrachtungen weniger, der Gottesdienſt, der noch manches Eigenthümliche hatte, war mir zwar lieb und theuer, aber eine Veränderung deſſelben konnte mich nicht ängſtigen. Ganz anders verhielt es ſich mit dem Inhalte der oben erwähnten Predigt. Das Unpaſſende, ja Ungereimte der ganzen Anſicht war mir völlig klar, aber die ſinnliche Welt, in ihrer Totalität aufgefaßt, gereinigt, durch das Erkennen zum Geiſtigen geſteigert, wenn auch nicht mit der Beſtimmtheit des Gedankens, ſo doch für die ahnende Betrachtung, konnte ich nicht aufgeben; ſie hatte für mich eine bleibende, ja eine tief religiöſe Bedeutung, und dennoch ſah ich klar ein, daß ich ſie auf eine ſo beſchränkte Weiſe nicht feſt halten durfte. Es ſchwebte mir eine Aufgabe vor, die ihre Löſung auf jede Weiſe forderte. Durch das jugendliche Leben, welches mich in dem Genuß der Gegenwart befriedigte, ward ſie zwar zurückgedrängt, trat aber in den verſchiedenſten Epochen meines Lebens, mich beunruhigend, immer wieder hervor, und dann war es jene Predigt, deren Inhalt mir ganz deutlich vorſchwebte, und mir die Bedeutung der Aufgabe ſchneidend nahe rückte.

Das religiöſe Element ſollte noch auf eine auffallende Weiſe angeregt werden. In der vornehmen Welt, beſonders unter einigen mächtigen Familien in Holſtein, hatte ſich eine religiöſe Geſinnung in entſchiedener Oppoſition gegen die herrſchende Aufklärung gebildet; ſie war wohl zum Theil durch Claudius, wenn auch nicht entſtanden, doch genährt, obgleich dieſer vielleicht auch als ein Produkt derſelben betrachtet werden konnte. Uns berührte dieſe Bewegung wenig, ſie war uns ſo gut wie völlig unbekannt. Wir freuten uns, als wir Leſſing in einem freundlichen Verhältniß mit Claudius fanden, als dieſer in dem Kampfe, der zwiſchen dem ſtarr orthodoxen Götz und dem mild frommen Alberti entſtand, und die Hamburger Gemeinden in Bewegung ſetzte, unbedenklich ſich für den Letzteren erklärte. Ich konnte freilich keine Ahnung haben von der für mein ſpäteres Leben ſo wichtigen Verbindung, in welche ich mit Alberti's Nachkommen treten ſollte.

Nun geſchahe es aber, daß Lavater ſeine vornehmen chriſtlichen Freunde in Holſtein beſuchte und von da auf einige Wochen nach Kopenhagen kam. Man kann ſich denken, daß er uns nicht unbekannt war. Wir kannten einige ſeiner Schriften; ſeine Phyſiognomik war von uns mit vielem Intereſſe durchgeblättert, ſein Verſuch, Moſes Mendelsſohn zu bekehren, hatte unſere Theilnahme erregt, und die Leidenſchaft, mit welcher er von Einigen angebetet, von andern bekämpft wurde, war uns nicht unbekannt. Das war nun die erſte bedeutende Notabilität, die aus dem geiſtig bewegten Deutſchland in unſere Mitte trat, und wir erwarteten ſeine Ankunft mit großer Spannung. In der reformirten Kirche predigte er, und ich ſah und hörte ihn. Seine Geſtalt, wie ſie mir vorſchwebt, war höchſt intereſſant. Der lange ſchlanke Mann ging etwas gebückt einher, ſeine Phyſiognomie war höchſt geiſtvoll, die ſcharfen Züge zeugten von einer heftig durchlebten Vergangenheit und von inneren Kämpfen, ſeine Augen überraſchten durch Feuer, Glanz und Klarheit. Wie ich mich erinnere, erſchien er mir älter, als er damals ſein konnte; er war, wie ich beim Nachſchlagen finde, zwei und funfzig Jahr.

Die nicht große reformirte Kirche war gedrängt voll, in der Verſammlung herrſchte eine feierliche Stille. Wir erwarteten zwar eine harte Ausſprache. Unter den deutſchen Aerzten hatten einige den Schweizer-Dialekt nachzuahmen geſucht; der Contraſt gegen die herrſchende Ausſprache war um ſo auffallender, da das weiche Däniſche in Kopenhagen noch verweichlicht erſchien; als daher die ſcharfe an dem Gaumen klebende Stimme, die hohlen, ſchneidenden Töne des berühmten Mannes ſich vernehmen ließen, machten ſie einen ſolchen Eindruck auf mich, daß ich das Gebet faſt überhörte. Ich mußte mit geſpannter Aufmerkſamkeit auf ſeine Rede horchen, wenn ich ſie verſtehen wollte. Nun war es aber höchſt merkwürdig, wie dieſe Rede mich gewann und ergriff. Es ſprach ſich nicht allein die Zuverſicht des Glaubens, ſondern auch eine tiefe, gewaltig ergreifende, herzliche Innigkeit in ſeiner Rede aus. Es war mir, als hörte ich zum erſten Mal eine Stimme, nach der ich mich lange geſehnt hatte. Seine Predigt handelte vom Gebet. Jenes innere, tief verborgene und doch mächtige Leben meiner Kindheit, wie ich es in der ſtillen Kammer meiner Mutter kennen gelernt hatte, wie es tief das belebende Innere ergriff, nach außen aber nur leiſe flüſternd ſich vernehmen ließ, ſchien plötzlich wach geworden zu ſein, ſchien mich, den Schlummernden, aus dem langen Schlafe mit Donnerſtimme aufzurütteln. Er ſchilderte mit jener ergreifenden Wahrheit, die nur da ſich zu geſtalten vermag, wo man ein innerlich ſelbſt Erlebtes ausſpricht, jene äußeren und inneren Kämpfe, in welchen der Sieg nur durch das Gebet zu erringen ſei. Die Sprache, die mir anfangs ſo zurückſtoßend erſchien, klang mir zuletzt immer ſchöner, heller, ja anmuthiger, ſie ſchien mir mit dem belebenden Inhalte ſo innig verwoben, als wäre irgend eine andere unmöglich. Wenn er einen Zuſtand innerer Hoffnungsloſigkeit geſchildert hatte, hielt er einige Mal inne und rief dann mit lauter Stimme: — Betet! — das e wurde faſt wie ein Diphthong ausgeſprochen, die harte Ausſprache verdoppelte das t und dennoch hatte, gerade ſo ausgeſprochen, dieſes Wort eine ungeheure Gewalt. Es rief laut, ja zerſchmetternd in mein Innerſtes hinein, und ich habe es in meinem ganzen Leben nicht wiederholen können, ohne wenigſtens Etwas von dem tiefen Eindruck zu empfinden, der mich damals erſchütterte.

Das eigentliche Gebet konnte ich freilich in dem Zuſtande, in welchem ich damals lebte, nicht wiederfinden, die Erſchütterung, die mich ergriffen hatte, je heftiger ſie war, verſchwand deſto ſchneller; aber ein Stachel war in meine Seele geworfen, der niemals ganz abgeſtumpft wurde.

Solche Ereigniſſe wurden nun mit J. Mynſter beſprochen. Seine milde Art zog mich unwiderſtehlich an, es war eine freundliche Vertraulichkeit, ein mehr inneres als äußeres, mehr angedeutetes als ausgeſprochenes Verhältniß, welches uns verband, ſo ganz verſchieden von dem mehr unruhigen, äußeren, ja von meiner Seite heftig aufregenden zu ſeinem älteren Bruder. Es iſt mir eine Erinnerung geblieben von dieſer ſchönen Zeit, in welcher wir uns täglich ſahen, die mir mein ganzes Leben hindurch wichtig war und ſich jedesmal erneuerte, wenn ich ihn in ſpäteren Jahren wiederſah.

Ich ſelbſt ward doch auch mitunter an meine frühere Neigung erinnert. Ein Student, welcher die beiden Präliminar-Examina überſtanden hatte, durfte die Kanzel beſteigen. In Odsherred hatte ich ein paar Mal gepredigt, in einer Dorfkirche, wo ein Verwandter Prediger war, ebenfalls. Von meinen Predigten weiß ich nicht viel zu ſagen. Der geäußerte Beifall hatte nicht viel zu bedeuten. Es iſt zwar nicht unwahrſcheinlich, daß meine Reden gefielen, denn ſentimentale Moralitäten bildeten den mehr oberflächlich rührenden, als wirklich religiös anregenden Inhalt. Eine Berührung mit einem Verwandten, die bei einer ſolchen Gelegenheit ſtattfand und ſehr tragiſch ſchloß, muß ich aber doch hier erwähnen.

Man wird ſich erinnern, was früher erzählt wurde, daß ein Candidat, Namens C., durch Bangs Einfluß in ein anſehnliches Collegium aufgenommen, der Gegenſtand eines grauſamen Spottes wurde. Dieſer C. war Prediger im Peſthauſe geworden. So nannte man ein Gebäude vor der Stadt, welches im Anfange des vorigen Jahrhunderts, als eine peſtartige Krankheit, die unter dem Namen „der ſchwarze Tod“ viele Menſchen hinraffte, durch Europa ging, in Dänemark eindrang, für die Angeſteckten aus der ärmern Klaſſe errichtet wurde. Jetzt wurden die Geiſteskranken hier in ihre grauenhaften Käfige eingeſteckt. Wie man von einigen wilden Völkern erzählt, daß ſie ihre Väter und Mütter, wenn ſie nicht mehr arbeiten können, hilflos werden und Pflege bedürfen, in entfernte öde Gegenden ſetzen und ſie da verhungern laſſen, herrſchte eine völlig ähnliche Barbarei damals noch immitten des civiliſirten Europas, gegen die Geiſtesſchwachen. Wer das Unglück hatte, durch den innern Kampf, der niemals ruht, in eine augenblickliche Verwirrung, die ſichtbar ward, zu gerathen, war auf immer verloren. Ja alle Anſtalten waren getroffen, um die innere Verirrung zu nähren, und bis zum Wahnſinn zu ſteigern. Es war ein ſchauerlicher Reiz, der mich zu dieſem Hauſe und zu den Unglücklichen hinzog. Ich ſprach mit ihnen, wie ſie in ihren dunklen Kammern daſaßen, durch das kleine Loch, durch welches allein es ihnen vergönnt war, hindurchzublicken. Ich kannte ſie Alle.

Unter den ſo eingeſperrten Wahnſinnigen zogen beſonders Zwei meine Aufmerkſamkeit auf ſich; der Eine war früher ein junger Mann, deſſen ſchöne Geſtalt und Kenntniſſe hervorgehoben wurden. Er lebte in ſeiner Jugend als ein armer Verwandter im Hauſe eines angeſehenen und reichen Mannes. Die Frau haßte ihn, und als ein werthvolles Kleinod unter plötzlichen und bedenklichen Umſtänden verſchwand, bezeichnete ſie ihn als des Diebſtahls verdächtig. Dadurch gerieth er in den ſchauderhaften Zuſtand, in welchem ich ihn ſah. Er war völlig nackt, hatte ſich ſo zuſammengekrümmt, daß die Knie an die Schultern und die Hacken der Füße an das Geſäß anſtießen. Er war in dieſem Zuſtande mehrere Jahre hindurch geblieben und erſtarrt, ſo daß es unmöglich war, die Glieder auseinander zu bringen. Die ganze Figur war ausgetrocknet, die Sprache verſchwunden, er äußerte ſich nur zuweilen durch ein ſchauderhaftes thieriſches Geſchrei. Die Augen ruhten nie, die dürren Arme ſchienen verlängert, ſo wie die Finger; man konnte zu ihm hineintreten und er floh dann wie ein ſchüchternes Wild, in die Ecke des Behältniſſes. Man verſah ihn — und das war das einzige Zeichen menſchlicher Theilnahme an dem Unglücklichen — wöchentlich einmal mit friſchem Stroh und mit einem leinenen Gewande über den nackten Leib; unabläßig wühlte er in dem Stroh, der Wächter behauptete, er habe gleich, nachdem er in Wahnſinn verfallen, die Stellung angenommen, in welcher man ihn jetzt fand, er ſuche das verloren gegangene Kleinod. Als ich ihn ſah, hatte er funfzehn Jahr in dieſem Zuſtande zugebracht.

Es iſt eine faſt grauenhafte Erfahrung, daß Wahnſinnige oft ſehr lange leben, ja ein hohes Alter erreichen. Man hat dieſelbe Beobachtung mit Gefangenen gemacht, die in den ſchauderhafteſten engſten Gefängniſſen, ganz vom Tageslicht getrennt, nur von Waſſer und Brot genährt, erblindet in der fortdauernden Dunkelheit, von Feuchtigkeit und Moder umgeben, halbe Jahrhunderte zugebracht haben. Wenn erſt das Bewußtſein ſich ſelber überlebt hat, wenn der menſchliche Körper in der unveränderten Umgebung bei der Wiederholung der nämlichen Nahrung in dieſelbe Temperatur wie hineingewachſen iſt, da werden die wuchernden vegetativen Kräfte wach, es findet ein Bündniß zwiſchen dem Leibe und der auf gleiche Weiſe erwärmten Umgebung ſtatt, und ſo erzeugt ſich jene ſchauderhafte Zähigkeit des Lebens, die bei dem Menſchen eine Erſcheinung hervorruft, der ähnlich, die wir bei den Fröſchen finden, die aus den hohlen, allenthalben verſchloſſenen Räumen zerſchlagener Marmorblöcke lebendig hervorſpringen, aber auch, ſo wie ſie in der freien Luft dem Tageslichte ausgeſetzt ſind, plötzlich ſterben. Ein Uebergang zu dieſem furchtbaren Zuſtande bildet ſich da, wo das dumpfe hohe Alter in derſelben Stube, auf die nämliche Weiſe ernährt, von denſelben alten Möbeln umgeben, von denſelben Perſonen bedient, nicht eigentlich leben, aber auch nicht ſterben kann. Es iſt das Princip des vegetirenden Lebens, welches der Hufelandſchen Kunſt, lange zu leben (das Leben langweilig zu machen) zum Grunde liegt. Freilich iſt ein hohes, thätiges, über ſich ſelbſt klares Alter, ein göttlicher Seegen zu nennen, aber auch dann ſoll die geiſtig verklärte Seele den Leib von ſich werfen, nicht von ihm überwunden und beherrſcht werden. Das Sterben iſt dann der letzte, höchſte und bedeutendſte Act eines wahrhaft geſunden Daſeins; jenes dumpfe Fortleben aber iſt eine furchtbare Krankheit, die an dem innerſten Mark des ganzen Daſeins zehrt. Der Zuſtand des unglücklichen Menſchen verfolgte mich fortdauernd, ich konnte es nicht unterlaſſen, immer über die Qual der zertretenen Seele nachzuſinnen, die der Körper, nachdem er das Bewußtſein gefangen genommen hatte, zu überleben vermochte. Noch mehr erſchrak ich über die unmenſchliche Barbarei, die den Unglücklichen, zuſammengekrümmt, wie er hier ſaß, hilflos in das dunkle Behältniß warf, und ohne einen Verſuch, den Körper und mit dieſem die Seele beweglich zu machen, ſeinem entſetzlichen Elende preisgab. Man hob die Grauſamkeit der Frau hervor, die den Menſchen in Verzweiflung ſtürzte, von jener Barbarei aber ſprach Niemand.

Der Zweite war ein Schulmeiſter, der, von religiöſem Fanatismus hingeriſſen, ſeine Kinder, Abraham nachahmend, dem Herrn geopfert hatte. Auch dieſes Grauen einer verirrten Religioſität trat mir als einer der vielen geheimen Unglücksfälle, die in dem Innerſten der menſchlichen Seele lauern, von der Umgebung, ja von dem Unglücklichen ſelbſt unbemerkt, ſich heranſchleichen und den verirrten Geiſt gefangen nehmen, als ein faſt gefährlicher Gegenſtand der Betrachtung entgegen. Der Mann war finſter, ernſthaft, immer in ſich hineingrübelnd, und ſchien auf den Zuſtand, in welchen er verſetzt war, gar nicht zu achten. Er fing immer verworrene Geſpräche religiöſen Inhalts an, und dazwiſchen beklagte er ſich wohl über die Schlechtigkeit der Speiſen, die man ihm reichte, aber nur über dieſe. Obgleich er völlig verſtändig ausſah, ſo äußerte er doch nie das Bedürfniß, aus ſeinem Behältniſſe herauszutreten, oder friſche Luft zu ſchöpfen. Die Einſamkeit ſchien ihm eben recht zu ſein. Ich ſprach nur einmal mit ihm über ſeine gräßliche That; ſeine Augen rollten, „ich hatte kein Brot im Hauſe", ſagte er, „die Frau war todt, die Kinder hungerten, ich erwartete den Engel, der mir nicht ein Schaaf, wohl aber Brot bringen ſollte; daß er nicht kam, merkte ich nur, als die Kinder todt waren." Ich brauche andere Worte, ich weiß es wohl, aber dieſes war der Inhalt. Ein tiefes Entſetzen ergriff mich; der furchtbare Schmerz des menſchlichen Daſeins ſtieg aus ſeinem unergründlichen nächtlichen Dunkel hervor, als wollte er mich packen, ich wagte nie, dieſes Geſpräch zu erneuern.

Aber ich ſollte noch etwas Entſetzlicheres hier erleben. C. ſchien in ſeiner Beſchränktheit immer zufrieden, er hatte etwas Haſtiges, und ſo wie ich ihn ſah und wie er ſich darſtellte, fühlte ich zwar eine Art Mitleiden mit ihm, glaubte aber doch, daß er ſich keineswegs unglücklich fühle. Die Jugend, äußerlich durch die Mannigfaltigkeit des Lebens zerſtreut, innerlich mit der eignen Ausbildung auf eine unruhige Weiſe beſchäftigt, beſitzt die kalte Ueberlegung nicht, die erfordert wird, um über den Zuſtand anderer Menſchen Beobachtungen anzuſtellen. Ich hatte C. in ſehr langer Zeit nicht wieder geſehen, und erhielt von ihm in wenigen Worten eine Aufforderung, am nächſten Sonntag für ihn zu predigen. Ich ging an einem ſchönen Sommerſonntage langſam durch die Vorſtadt und über das Feld, von meiner Predigt erfüllt, verſunken im Andenken an die Zeit meiner Kindheit, in welcher Religion und Natur in einem heiligen Bündniß mich ſo zufrieden und glücklich machten. Ich achtete nicht auf die Zeit, und als ich ankam, erwartete mich C. mit Ungeduld. Ich hörte die Glocken in der Stadt und in den Dörfern läuten, trat in die kleine Kirche hinein, eben als der Gottesdienſt anging. Dieſer war zu Ende; wir gingen über den Hof, wo einige Geiſtesſchwache, welche die Kirche beſucht hatten, auf und niedergingen. Dieſe Unglücklichen beunruhigten mich faſt am meiſten, ihre verworrenen Reden, die Aeußerungen eines Jeden, aus einer ganz andern Welt heraus, ſchnitten mir in die Seele. Wir traten in das Feld hinaus, wanderten dem Friedrichsberge zu, bis zum Mittag. Nach der Mahlzeit forderte C. mich auf, die Behältniſſe der Wahnſinnigen zu beſuchen. Die Aufforderung pflegte ſonſt von mir auszugehen, heute eben wünſchte ich es nicht, ich weiß es ſelbſt nicht warum. Bis dahin hatte ich an C. gar nichts Ungewöhnliches bemerkt; aber die Heftigkeit, mit der er auf den unglücklichen Gang drang, war mir befremdend. Der Wächter der Behältniſſe kam mit dem Schlüſſel, wir blickten in die dunkeln Räume einiger völlig Wüthenden hinein, die gefeſſelt werden mußten. Ich ſah, wie der arme Zuſammengekrümmte in dem raſchelnden Stroh wühlte, als ſuchte er nach dem Bewußtſein, welches ſeit fünfzehn Jahren verloren gegangen war. Wir kamen zu dem Behältniß des Schulmeiſters; er trat an die kleine Oeffnung, die nach dem Gange führt, und ſchien den Prediger zornig anzublicken. Ich wandte mich zu dieſem und erſtaunte. Voll Erbitterung rief er: „Das iſt ein nichtswürdiger, hartnäckiger, unausſtehlicher Menſch, er ärgert mich alle Tage!“ Ich erſchrak, eine furchtbare Ahnung ging mir durch die Seele. Ein heftiges Geſpräch entſpann ſich nun zwiſchen dem wahnſinnigen Schulmeiſter und dem Prediger. Rede und Gegenrede wurden immer ſchneller, die wechſelſeitige Erbitterung immer heftiger, der Inhalt des Wortwechſels ſchien religiös zu ſein. Aber das Geſpräch wechſelte ſo ſchnell, daß es ſich nicht auffaſſen ließ. Ich war wie betäubt von einer innern Angſt ergriffen, und entfernte mich. C. ſchien meine Entfernung kaum zu merken. Der Wärter der Behältniſſe winkte mir auf eine bedenkliche Weiſe und deutete an, daß ich ihn am Ausgange des Hofes erwarten ſolle. Er ſchloß die Oeffnung, durch welche der eingeſperrte Wahnſinnige hindurchblickte, ſuchte C. zu beruhigen und führte ihn halb mit Gewalt nach ſeiner Wohnung. Mich ſchien der Unglückliche ganz vergeſſen zu haben. Der Wärter kam nun nach einiger Zeit zu mir, erzählte, daß man den bedenklichen Zuſtand des Predigers lange gemerkt und den Behörden angezeigt hatte. Ich eilte voll Entſetzen zur Stadt, erfuhr einige Zeit darauf, daß C. eben ſo wie ſein Gegner eingeſperrt war. So war ſein Zuſtand, als ich Kopenhagen verließ, ich habe ſeitdem nie Etwas von ihm gehört.

Doch ich kehre zu meiner damaligen wiſſenſchaftlichen Beſchäftigung zurück. Die Naturwiſſenſchaft beſchäftigte mich zwar in allen ihren Richtungen, indeſſen war doch die Mineralogie das Fach, in welchem ich die gründlichſten Kenntniſſe erwarb. Das ferne Gebirge in meinem Vaterlande ſchien mir zu winken, vielleicht war es auch der Umſtand, daß die Foſſilien in ihrer wechſelnden Form ſich leichter überſchauen ließen. Wie ich das Geſchick, hier die zarteren Unterſchiede aufzufaſſen, erhielt, weiß ich kaum zu ſagen. Es bildete ſich inſtinktartig aus und auf eine völlig empiriſche Weiſe, etwa wie die Droguiſten die zarteſten Unterſchiede verwandter Droguerien mit großer Beſtimmtheit auffaſſen. Es war in dieſer Grundlage meiner mineralogiſchen Kenntniſſe eigentlich nichts Wiſſenſchaftliches. Ich war täglich in der Mineralienſammlung des früher erwähnten leidenſchaftlichen Sammlers C. beſchäftigt; ich beſuchte Schumachers Vorträge über die Mineralogie, hörte ſie aber kaum, ich war vielmehr ſelbſtändig beſchäftigt mit den Foſſilien, die er vorzeigte. Die prachtvolle Sammlung des Herrn Monrad von isländiſchen Chalcedonen und Zeolithen lernte ich genau kennen; allmälig war mein Ruf als Mineralog in Kopenhagen begründet, und in der That, ich glaube behaupten zu dürfen, daß die Oryktognoſie, wie ſie ſich damals ausgebildet hatte, in ihrem ganzen Umfange mir hinlänglich bekannt war. Unabläſſig war ich bemüht, die empiriſche Grundlage, die ich inſtinktmäßig erworben hatte, zur ſchärferen wiſſenſchaftlichen Beſtimmtheit zu erheben. Schumacher war ein Schüler von Romé de l'Isle, uhd ſeine Kryſtallographie war für mich Gegenſtand eines ſehr ernſthaften Studiums. Ganz auf meine eigene Hand beſchäftigte mich Werners Schrift über die äußeren Kennzeichen der Foſſilien. Schon wurden mir ſeltene Foſſilien gebracht, daß ich ſie beſtimmen ſollte. Endlich ward im Sommer 1793 mir die Anordnung einer der berühmteſten Sammlungen, der Gräflich Moltke'ſchen, anvertraut. Der Graf hatte das damals ausgezeichnete, durch Linné in einem eigenen Werke beſchriebene und dadurch berühmt gewordene Muſeum Teſſinianum angekauft. Seine Sammlung von Kongsberger Stufen war nebſt der Königlichen die wichtigſte in Europa. Ich machte Esmark's Bekanntſchaft vor ſeiner Reiſe nach Freiberg. Man hatte ſich in Dänemark, ſelbſt in meiner näheren Umgebung, ſo daran gewöhnt, mich bloß als Mineralog zu betrachten, daß ſelbſt in einer viel ſpäteren Zeit, nachdem ich in ganz Deutſchland unter die Philoſophen gerechnet wurde, wenn von einer Anſtellung für mich in Dänemark die Rede war, man nur an eine mineralogiſche Stelle dachte, und in einer Rückſicht hatte man Recht.

Diejenigen, die mich genauer kannten, waren voll Verwunderung, wenn ſie ſahen, wie der lebhafte und fortdauernd phantaſtiſch aufgeregte Jüngling ſich einem Fache mit ganzer Seele hingeben konnte, welches ihnen ſo leer, ſo trocken, ſo ganz von dem dumpfen Daſein der bloßen Maſſe beherrſcht und von aller geiſtigen Bedeutung entfremdet zu ſein ſchien. Ich wußte mir kaum ſelbſt, wenn mir die Frage vorgelegt wurde, von der geheimen Gewalt, die mich nach den Gebirgen hinzog, als wenn in dieſen das tiefſte Myſterium meines Daſeins verborgen läge und gefangen gehalten würde, Rechenſchaft zu geben: und dennoch, wenn ich jetzt dieſe freie Neigung betrachte, muß ich behaupten, daß dieſe rohen Maſſen die dunkle Stelle in der Natur bezeichneten, von welcher aus ich mich orientirte. So hatte man in meinem Vaterlande Recht und Unrecht zugleich. Ich wurzelte in dem finſteren Abgrunde der dunklen Maſſe: daß aber dieſe Wurzel einen lebendigen Stamm und grünende Zweige in einer freieren Atmoſphäre entwickelte, ſchien man nicht faſſen zu können.

In Deutſchland fand ich ſpäter eine andere Anſicht, man glaubte da, daß ich ganz ohne Wurzel in einer formloſen Atmoſphäre mich ausgebildet hätte, und in meinen jüngeren Jahren kränkte es mich nicht wenig, wenn man mir vorwarf, daß ich a priori conſtruire; unruhig habe ich mich bis in mein hohes Alter in die Geſtaltungen der Natur, wie in die Erſcheinungen der Geſchichte hineintauchen müſſen. Sie, die lebendige Wirklichkeit in allen ihren mannigfaltigen Richtungen, ſollte mir die Kunde geben von ihrem eigenen tiefſten Geheimniß; ſie habe ich fortdauernd gefragt, die heiligſten Probleme meines Daſeins ruhen in ihr, das Wort des göttlichen Willens iſt mir klarer, wenn es Naturgeſtaltung erhält, wenn es abgeſchloſſen in ſich in reifer Vollendung eine wirkliche Zukunft erzeugt, ſo in der Geſchichte wie in der Natur im engeren Sinne.

Ein Ereigniß muß ich noch erwähnen, welches mich zufällig aus einer ſehr bedenklichen Lage rettete. Daß der Auftrag, eine der vollſtändigſten und merkwürdigſten Mineralienſammlungen in Kopenhagen zu ordnen, die Foſſilien zu beſtimmen und einen Katalog zu entwerfen, mir äußerſt angenehm war, iſt natürlich. Es war der erſte Beweis, daß ich mir als Mineralog ſchon einen gewiſſen Ruf erworben hatte. Die genaue wiſſenſchaftliche Beſchäftigung mit einer ſolchen Sammlung mußte meine Kenntniſſe bedeutend erweitern, und die in meiner Lage nicht unbedeutende Summe, die mir angeboten wurde, kam mir nicht wenig zu ſtatten. Die Sammlung war in einem ſehr anſehnlichen Saale in dem Palaſte des Grafen in großen Glasſchränken aufgeſtellt. Es war einer von den vier Paläſten, die einander vollkommen gleich gebaut, den ſchönen Platz Amalienburg bilden, er ward nach dem Schloßbrande von dem Grafen dem König überlaſſen und iſt noch immer ſeitdem, alſo jetzt von drei Königen bewohnt worden. Als der Inſpektor den prachtvollen Saal öffnete und mich hinein führte, als ich bedachte, daß alle dieſe Schätze mir nun zum wiſſenſchaftlichen Gebrauche anvertraut, der Schlüſſel mir übergeben wurde, war ich außer mir vor Freuden. An irgend eine Vorſichtsmaaßregel bei der Uebergabe der Sammlung würde ich gar nicht gedacht haben. Glücklicher Weiſe war der Inſpektor beſonnener als ich. Obgleich er keine mineralogiſchen Kenntniſſe beſaß, kannte er doch die Schätze der Sammlung, die von hohem Werthe waren. Der Inſpektor hatte zwar die Aufſicht über die Sammlung, wie über den ganzen Palaſt, aber ſeine Geſchäfte waren doch mehr ökonomiſcher und finanzieller Art. Ein Mineralog hatte ſich ſeit vielen Jahren gar nicht mit der Sammlung beſchäftigt. „Wir müſſen doch,“ ſagte der Inſpektor, „ehe die Sammlung Ihnen übergeben wird, eine Ueberſicht über ihren gegenwärtigen Zuſtand haben. Sie werden ſelbſt einſehen, wie nothwendig es iſt, denn ſie iſt leider in ſchlechten Händen geweſen.“ Er führte mich darauf zu einem Schrank, den er öffnete, und nahm eine Goldſtufe hervor, ein Quarz, mit gediegenem Golde durchwachſen, von einer Größe und einem Reichthum, der mich überraſchte. Eine Wagſchale ward gebracht das Gewicht der Stufe war in dem Katalog genau angegeben, und ich erſchrak nicht wenig, als ich ſah, daß ein bedeutender Theil des Gewichtes fehlte. Er erzählte mir nun, wie ein früherer Aufſeher, in beſtändiger Geldverlegenheit, bedeutende Theile des gediegenen Goldes abgeſchlagen und verkauft habe; zuletzt hatte er die ganze Stufe verſetzt; ſie muß in ihrem urſprünglichen Zuſtande nicht allein von ſehr hohem Werth, ſondern auch eine der bedeutendſten Goldſtufen in irgend einer Sammlung in Europa geweſen ſein. Der Fundort war angeblich eine der Philippiniſchen Inſeln. So wichtig und intereſſant es mir auch geweſen wäre, dieſen Fundort zu conſtatiren, ſo war es mir doch nicht möglich, denn von der Geſchichte dieſer Stufe konnte ich nichts Zuverläſſiges erfahren. Das jetzt gefundene Gewicht ward nun genau bemerkt, und von mir und dem Inſpektor unterzeichnet. Aber dieſe Entdeckung machte mich äußerſt beſorgt. Ein ſo gewiſſenloſer Aufſeher konnte wohl in der Sammlung Mehreres finden, was, veräußert, ihm einen bedeutenden Vortheil brachte. Meine Aufmerkſamkeit war alſo geſpannt, und wenn ich urſprünglich geneigt war, die Sammlung ohne alle Vorſicht zu übernehmen, ſo war ich jetzt deſto beſorgter, und wir ſollten bald eine überraſchende Entdeckung machen. Zu den Schätzen der Sammlung gehörte ein großes Stück heller, vollkommen makelloſer Bernſtein, welches, wie der Inſpektor verſicherte, dem in dem ſogenannten Königlichen Kunſtkabinette aufbewahrten, berühmten, in ſeiner Art einzigen, an Größe und Schönheit nur wenig nachſtehen ſollte. Dieſes wollte er mir zeigen, und wie erſtaunten wir, als wir an der Stelle deſſelben eine große derbe Maſſe gelben Steinſalzes fanden. Dieſer bedeutende Verluſt der Sammlung war ſelbſt dem Inſpektor nicht bekannt. Er mußte dem Grafen mitgetheilt werden, und eine grenzenloſe Aengſtlichkeit ergriff mich. Ich wußte wohl, daß die Mineralogen nicht ſehr gewiſſenhaft zu ſein pflegten, wenn eine Gelegenheit ſich darbot, ihre Sammlungen durch eine Seltenheit zu vermehren. Ich ſelbſt habe dieſe Geſinnung nie getheilt, und ſo vielſeitig meine Schwächen ſein mögen, iſt mir doch das Stehlen, in welcher Form es auch ſtattfinden mag, mein ganzes Leben hindurch ſo fremd geblieben, daß ich von Entſetzen ergriffen werde, wenn ich etwa darüber in Zweifel gerathen bin, ob irgend Etwas, ein Buch z. B., welches aus Nachläßigkeit in meiner Bibliothek geblieben iſt, mir wirklich zugehöre oder nicht. Noch immer ſetzen mich, der ich leider das Talent der ſtrengen Ordnung nicht beſitze, anvertraute Geldſummen, ſo lange ſie in meinen Händen ſind, in eine fortdauernde peinliche Angſt. Ich ſelbſt beſaß eine für meine Lage ſehr bedeutende Mineralienſammlung. Einem jeden leidenſchaftlichen Sammler iſt das Glück günſtig, er entdeckt, wie durch einen Inſtinkt, eine jede, ſelbſt die entfernteſte Gelegenheit, ſeine Schätze zu vermehren. Durch Tauſch, durch Kauf, durch Geſchenke wuchs meine Sammlung täglich. Jetzt war mir nun eine große Sammlung anvertraut, die früher in den ſchlechteſten Händen geweſen war, und nicht allein was auf unrechte Weiſe aus dieſer verſchwunden war, auch falſche Beſtimmungen konnten mir eine Verantwortlichkeit zuziehen, für welche ich zitterte. Ich forderte daher den Inſpektor auf, ſich genau mit meiner eigenen Sammlung bekannt zu machen, ich drang darauf, daß, ſo lange ich die gräfliche in meiner Gewalt hatte, er ſich unterrichten laſſen mußte von einem jeden Zuwachs der meinigen. Den Katalog meiner Foſſilien übergab ich ihm, und unter ſeinen Augen ward ein jedes neue Foſſil in dieſen eingetragen und über die Art, wie ich es erworben hatte, ihm Rechenſchaft abgelegt. Es dauerte lange, ehe ich ihn überreden konnte, ſich dieſer peinlichen und ihm beſchwerlichen Vorſichtsmaaßregel zu unterwerfen. Aber meine Angſt war ſelbſt durch dieſe noch nicht vollkommen beſchwichtigt, und ich erklärte auf das Beſtimmteſte, daß, ſo angenehm und wichtig, ja vortheilhaft in jeder Rückſicht, das mir anvertraute Geſchäft wäre, ich dennoch genöthigt ſei, es abzulehnen, wenn man die vorgeſchlagenen Bedingungen nicht annehme. Als nun aber dieſe unerwartete und verdrießliche Sache in Ordnung war, als mir der Schlüſſel der Sammlung übergeben wurde, und ich mich lange Zeit hindurch als Herr derſelben betrachten konnte, fand ich mich auf eine Weiſe beglückt, wie damals, als ich den erſten Blick in die große Suhm'ſche Bibliothek warf.

Kopenhagen iſt durch ſeine anſehnlichen Bibliotheken ausgezeichnet.

Die große königliche Bibliothek hat über 400,000 Bände, die Univerſitäts-Bibliothek über 100,000. Von der Suhm'ſchen habe ich ſchon geſprochen; eine eigene Bibliothek von naturwiſſenſchaftlichen, mathematiſchen und ökonomiſchen Werken von mehr als 30,000 Bänden hatten die Gebrüder Claſſen, (der älteſte nach ſeinem Tode durch teſtamentariſche Verfügung (zum öffentlichen Gebrauch beſtimmt; ſie war in einem neuen ſchönen Gebäude aufgeſtellt, eine jährliche Summe zur Vergrößerung fundirt. Eine zoologiſch-anatomiſche Sammlung war mit der Veterinärſchule, eine botaniſche mit dem botaniſchen Garten verbunden.

Ich habe ſchon früher erzählt, wie ich als Knabe den Zutritt zu der Bibliothek des Kammerherrn Suhm erlangte. Ich war noch nicht Student, als ich auf dieſer Bibliothek mit dem älteſten Mynſter zuſammentraf. Ich erhielt die verlangten Bücher, entfernte mich, und Nyerup, der Bibliothekar, fragte neugierig, wer der kleine Knabe ſei und für wen er die naturwiſſenſchaftlichen Bücher abhole. So groß war die faſt zu tadelnde Liberalität bei dieſer Bibliothek, daß die Bücher unbedenklich einem völlig unbekannten Knaben übergeben wurden, obgleich man vorausſetzte, daß er nur der abgeſandte Bote eines Ungenannten war. Mynſter verſicherte, daß ich dieſe Bücher für mich ſelbſt benutzte, und mag Einiges über mich geäußert haben; dadurch mag nun Nyerup's Aufmerkſamkeit auf den Knaben hingezogen worden ſein, der klein von Wuchs, jünger ausſah als er war. Als ich nun nach einiger Zeit wieder erſchien, erſchrak ich nicht wenig, als Nyerup mir ſagte, daß er den Auftrag habe, mich zu dem von mir hochverehrten Beſitzer der Bibliothek zu führen. Ich trat faſt zitternd hinein, der alte freundliche Herr rief mich zu ſich und ſeine ermunternde Zuſprache vertrieb bald alle Furcht. Er unterhielt ſich lange mit mir. „Du wirſt Dich doch gern,“ ſagte er, „ſelbſt unter den Büchern herumtreiben wollen, Du lernſt ſie ſo beſſer kennen, und findeſt dann auch leichter heraus, was Dir nützlich ſein kann.“ Ich war ſo gerühet über dieſes unerwartete Vertrauen, daß ich die Thränen nicht zurückhalten konnte. Von da an ſtand mir nun die Bibliothek ganz offen, und als ich dem

Lande zurückkam und freier über meine Zeit verfügen konnte, erhielt ich eine Art Aufſicht über den naturwiſſenſchaftlichen Theil derſelben. Ich war nun mit allen Bibliothekaren bekannt; wenn ich mich mit irgend einer Arbeit beſchäftigte, waren von den verſchiedenen Bibliotheken die wichtigſten Werke mit Leichtigkeit zuſammengebracht, und dieſer Reichthum von Naturgegenſtänden und Schriften, über welche ich ohne Schwierigkeit gebieten konnte, hätte mir gefährlich werden können, wenn ich nicht, ſo wie irgend eine Aufgabe mich beſchäftigte, ſo ganz von dieſer angezogen geweſen wäre, daß ich Alles vergaß, bis ich die vorliegende ſo weit gelöſt hatte, wie der damalige Zuſtand der Wiſſenſchaft es erlaubte.

Ich arbeitete mit einer unruhigen Eile; obgleich ich geſelliger Natur war, obgleich ich mich unter meinen Freunden glücklich fand, konnte mich dennoch eine plötzliche Angſt ergreifen, als verlöre ich unnütz meine Zeit, die ſich nicht wieder erſetzen ließ.

Ich habe gefunden, daß viele junge Menſchen in einer beſtimmten Epoche an Gemüthskrankheiten leiden, die Durchgangspunkte in ihrem Leben bilden; durch dieſe mußte ich mich nun eben in dieſer Zeit hindurch arbeiten. Der Jüngling iſt vorerſt, wie ſich von ſelbſt verſteht, verliebt, und daß ich eine ſtille Liebe geheimnißvoll trug und pflegte, habe ich ſchon geſtanden; dann aber fühlt er ſich von ſo vielen Gegenſtänden angezogen, eine Welt eigenthümlicher Gedanken regt ſich in ihm, er vermag ſein inneres Daſein ſelbſt nicht zu beherrſchen, beſonders glaubt er ſich von ſeiner Umgebung verkannt. Daß ſolche Momente mich manchmal ängſtigend überfielen, wird ein jeder leicht einſehen, der mein Verhältniß zu meinen Freunden erwägt. Aber eine dritte Angſt iſt in dieſer Epoche eben ſo natürlich. Der Blutumlauf iſt ſchneller, es drängt ſich aufregend nach dem Kopfe wie nach der Bruſt; mein ganzer Körper war in einer nicht gewöhnlichen beſtändigen Aufwallung; wenn ich meinen ärztlichen Freunden ſelbſt in äußerlich ruhigen Momenten die Hand hinreichte, zählten ſie nicht ſelten 120 Pulsſchläge in einer Minute, und faſt bis in mein dreißigſtes Jahr glaubten diejenigen, die mich nicht kannten, daß ich ſtets in einem fieberhaften Zuſtande lebe. Eine ſolche Conſtitution erzeugt leicht den Gedanken an einen ſchnellen Tod, und ſchon als Knabe glaubte ich kaum das fünf und zwanzigſte Jahr erreichen zu können: auch jetzt überfiel mich öfters derſelbe Gedanke, ich glaubte das Athmen beſchwert zu fühlen, die Lungen ſchienen mir nicht Platz genug in der Bruſt zu haben, ich athmete ſchneller, kürzer, ängſtlicher, ein pſychiſch erzeugtes Aſthma ſchien mir eine gefährliche Krankheit, die Gedanken, die mich dann quälten, entſprangen aber nicht ſo ſehr aus Angſt vor dem nahe bevorſtehenden Tode, ſondern mehr aus der quälenden Ueberzeugung, daß ich ſterben ſollte, ohne in der Geſchichte genannt zu werden, ohne in der Wiſſenſchaft einen Ruf erworben zu haben. Mit J. Mynſter hatte ich oft über das harte Schickſal geſprochen, unbemerkt ſterben zu müſſen. Beide glaubten wir, dieſes ſei das größte, ja faſt das einzige Unglück im Leben. Die Jugend glaubt leicht alle Widerwärtigkeiten überwinden zu können, wenn das Daſein eine höhere Bedeutung erhalten hat, wenn die Perſönlichkeit mit der Geſchichte im Bündniß, ſelbſt den bedenklichſten Kampf beſteht. Auch die Niederlage gewährt dann einen Genuß. In ſolchen Augenblicken nun betrieb ich die Studien mit ununterbrochener Anſtrengung, als wäre mir nur eine kurze Zeit zugemeſſen, als hätte ich in dieſer eine unüberſehbare Aufgabe mit Aufbietung aller meiner Kräfte zu löſen. Und das war mein Glück, denn die Beſchäftigung riß mich ganz hin, das Gefühl jugendlicher Kraft und Geſundheit trug mich deſto ſicherer und zuverſichtlicher, je weniger ich darüber reflectirte. In einer ſolchen Lage hatte ich mich einmal mit einer Menge von Büchern aus allen Bibliotheken verſorgt. Eine Summe, über die ich zufällig gebot, machte es möglich, daß ich allem äußeren Erwerb entſagte. Die Schriften und meine eigene Naturalienſammlung beſchäftigten mich allein. Schon oft hatte ich mir vorgeworfen, daß die Gegenſtände, die in meinem Beſitze waren, mich am wenigſten in Anſpruch nahmen; dieſe mußt du zuerſt, ſagte ich mir, durchaus kennen lernen und ergründen; ich hatte ein Herbarium von etwa 1200 Pflanzen, eine Menge Amphibien, Fiſche und Mollusken in Spiritus, eine Sammlung von Inſekten, die nicht ganz unbedeutend war; ich hatte mich durch Göze's Naturgeſchichte der Eingeweidewürmer ermuntert gefühlt, dieſem Zweige der Zoologie eine beſondere Aufmerkſamkeit zu widmen. Ich hatte ſelbſt ſchon während meines Aufenthalts in Odsherred eine Sammlung angelegt und ſie hier ſelbſtändig vergrößert. Sie war nach dem damaligen Stand der Wiſſenſchaft nicht unbedeutend; vor allem aber hatte meine Mineralienſammlung eine gewiſſe wiſſenſchaftliche Vollſtändigkeit erhalten. Ich ſchloß mich zwei Monate lang ein, war aus dem Kreiſe meiner Freunde verſchwunden, ich nahm gar keinen Beſuch an, die Wiſſenſchaft hielt mich auf meiner Stube ſtreng gefangen, nur die Magd brachte mir ſtillſchweigend die Mahlzeit; ich ſchlief wenig und unruhig, ein jeder Augenblick der Ruhe ſchien mir verloren, und dennoch war dieſe Zeit eine der glücklichſten meines Lebens. Eine tiefgreifende Vorſtellung von der reichen Welt, die in der ſtillen Studirſtube eingeſchloſſen iſt, erwachte damals und iſt mir mein ganzes Leben hindurch geblieben. Noch immer kann mitten in der Geſellſchaft die ſtille Einſamkeit der abgelegenen und ruhigen Wohnung mich ſo gewaltſam ergreifen, daß die ganze äußere Welt, daß eine jede Berührung mit andern Menſchen mir ſtörend und hemmend erſcheint.

D. H. Mynſter ſchlug vor, eine Geſellſchaft zu bilden, die nur aus wenigen Freunden beſtehen und ſich alle vierzehn Tage verſammeln ſollte. Der Reihe nach ſollte für dieſen Tag eine Abhandlung über einen Zweig der Naturwiſſenſchaft ausgearbeitet werden, dieſe müßte ſo früh fertig ſein, daß ſie in der Zeit, von einer Verſammlung zur andern, unter den Mitgliedern circuliren könnte. Wir verſammelten uns Nachmittags, die Abhandlung ward vorgeleſen, und dann von den ſämmtlichen Mitgliedern gegen den Inhalt ſchonungslos opponirt. Gewöhnlich zog ſich dieſer ernſthafte Theil der Beſchäftigung der verſammelten Freunde ſehr in die Länge; doch mußte ſie um ſieben Uhr beendigt ſein. Dann verſammelten ſich die eingeladenen Gäſte, die ſogenannten eſſenden und trinkenden Mitglieder. Geſetze waren entworfen, um bei den Mahlzeiten jeden Luxus zu vermeiden. Die erſte Verſammlung war bei dem Stifter der Geſellſchaft, D. H. Mynſter. Die Geſetze wurden hier ſorgfältig beobachtet. Der Zweite, welcher die Geſellſchaft bei ſich ſah, zeigte ſchon eine bedenkliche Neigung, die Genüſſe zu ſteigern; ich war der Dritte. Butterbrot, mit geräuchertem Fleiſch, Käſe u. dgl. m. belegt, und eine Terrine Punſch war den Geſetzen gemäß. Ich hatte den Einfall, Sardellen und Heringe hinzuzufügen, um den Durſt zu ſteigern; dadurch ward ſchon die zweite und dritte Bowle nothwendig. Ich ward nun zwar den Geſetzen gemäß condemnirt, doch war die Geldſtrafe zu gering, um den Nachfolger abzuſchrecken, ein jeder wollte ſeinen Vorgänger überbieten. Die Zuſammenkünfte wurden gegen Mitternacht lärmender. Der Dichter Frankenau brachte jedesmal ein neu von ihm verfertigtes Trinklied mit, und mehrere von dieſen haben ſich in der däniſchen poetiſchen Literatur erhalten. Ich habe früher ſchon bemerkt, daß Trinklieder, damals wenigſtens, einen weſentlichen Theil der däniſchen poetiſchen Literatur ausmachten, auch habe ich zwanzig Jahr ſpäter einige von dieſen Liedern in den Liederſammlungen des Studentenvereins in Kopenhagen wieder gefunden; ſo wie ſie auch in Frankenau's poetiſchen Schriften aufgenommen ſind. Ein Jeder arbeitete mit großem Eifer und Fleiß an ſeiner Abhandlung, ein Jeder wollte auch in dieſer Rückſicht ſich auszeichnen und ſeinen Vorgänger überbieten. Durch die Oppoſition, auf welche die Mitglieder ſich ſorgfältig vorbereiteten, wurden die Aufſätze weſentlich ergänzt, berichtigt und verbeſſert. Es entſtanden auf dieſe Weiſe einige von wahrem wiſſenſchaftlichen Werthe. Gegenſtände, die hier von einigen Mitgliedern behandelt waren, wurden Aufgaben ernſter Art, auch für das reifere Alter, und veranlaßten Schriften, Unterſuchungen, ja Entdeckungen, die einen bleibenden Werth erhielten. Es war uns Allen Ernſt. Meine erſten Arbeiten ſind verſchwunden. Es war, erinnere ich mich, zuerſt ein Aufſatz, der Unterſuchungen enthielt über einige ſeltene Thiere und über die Lebensweiſe anderer, die ich in Odsherred angeſtellt hatte, der zweite über die Boraxſäure. Beide waren wahrſcheinlich nicht von großem Werth, durch den dritten Aufſatz aber gelang es mir die Aufmerkſamkeit der Geſellſchaft in einem höheren Grade zu erregen.

Zwar hatte Lavoiſier ſchon vor mehreren Jahren den Grund gelegt zu einer völligen Umwandlung der Chemie; ſie hatte ſich zuerſt zu einer exacten Wiſſenſchaft umgeſtaltet, die ſich mit den übrigen Doctrinen der Phyſik in gleiche Reihe ſtellen konnte. Man erinnert ſich aber auch, wie lange es dauerte, ehe dieſe Anſicht ſich einen Weg in Deutſchland bahnte. Noch immer dauerte dieſer Streit fort, und Girtanner's Lehrbuch der Chemie, in welchem die antiphlogiſtiſche Lehre zuerſt in ihrem ganzen Zuſammenhange behandelt wurde, war eben erſchienen. In meinem Vaterlande bildete die Stahl'ſche Lehre noch immer die Grundlage für alle chemiſche Vorträge. Mich hatte die neue Lehre ſchon früher beſchäftigt, ja hingeriſſen. Während der zweimonatlichen wiſſenſchaftlichen Gefangenſchaft hatte ich ihr einen großen Theil der Zeit gewidmet. Der Scharfſinn der Combinationen, die Genauigkeit der Unterſuchungen, die Klarheit der Darſtellungen erſchienen mir bewunderungswürdig. Eine Folge dieſer Studien war nun ein Aufſatz: Ueber die Hypotheſen, durch deren Hülfe man die Verkalkung der Metalle zu erklären verſucht hat. — Es war von jeher meine Neigung, eine jede wichtige Anſicht in der Wiſſenſchaft nicht bloß kennen zu lernen, wie ſie in ihrer Vollendung erſchien, ſondern auch wie ſie entſtanden war, wie ſie ſich aus früheren beſchränkteren Anſichten entwickelt hat. Nur ſo, nach einer ſolchen geſchichtlichen Unterſuchung glaubte ich ſie verſtehen zu können. Ich las daher alle die früheſten Aufſätze Lavoiſier's, ich verfolgte rückwärts die Anſichten bis zu den älteſten Zeiten, in welchen Scaliger, Farſius, Caeſalpin, Libaw und Cardan die Zunahme der Schwere bei der Verkalkung bemerkt hatten. Die tiefe Begründung, welche die wachſende Anſicht durch Prieſtley's Entdeckung des Sauerſtoffgaſes und durch Cavendiſh's Zerlegung des Waſſers erhielt, überraſchte mich; zuerſt drängte ſich mir mit aller Gewalt eine Anſicht auf von einer geheimen Macht der Gedanken, die wie eine verborgene leitende Hand durch die Geſchichte ſchreitet; was jetzt freilich allgemein bekannt iſt, was als elementare Grundlage aller Anſichten der Chemie ein Faktum des allgemeinen Bewußtſeins geworden iſt, das ſah ich ſich wunderbar und hoffnungsvoll entwickeln. Ich war mit der phlogiſtiſchen Chemie nicht unbekannt, die deutſchen und ſchwediſchen Chemiker, Bergmann beſonders, hatten mich vielfältig beſchäftigt. Scheele's Aufſatz: Ueber Luft und Feuer hatte ich mit Bewunderung ſtudirt; doch als nun der Sauerſtoff in der Einſeitigkeit, in welcher ſeine Thätigkeit aufgefaßt wurde, ich möchte ſagen als ein conſtruirendes Prinzip der ganzen Chemie hervortrat, ging mir ein plötzliches Licht über eine verborgene geiſtige Einheit in den vielfältig verſchlungenen Prozeſſen der Natur auf. Es war nicht mehr eine dürftige Erklärung eines einzelnen Prozeſſes, es war ein großer Gedanke, der alle umſchlang und vereinigte. Was mich auf eine ſolche Weiſe anregte, hatte nicht einen bloß abſtrakten Werth des Denkens, es verband ſich mit dem tiefſten Myſterium meines Daſeins, wie es unklar, aber mächtig in meinem Innerſten ſchlummerte. Es war verwandt, ich wußte ſelbſt nicht wie, mit dem melodiſchen Klange der Poeſie, der aus den Tiefen der Seele heraustönte, ja mit den religiöſen Erinnerungen meiner Kindheit. Es war ein Licht, welches hoffnungsvoll hineinſchien in die tiefſte Dunkelheit meines Geiſtes, und ich glaubte wunderbare Schätze dort zu entdecken, wenn ich ſie auch in der unklar dämmernden Beleuchtung nicht zu unterſcheiden vermochte. Es war mir dann ein Genuß, eine Freude, ja eine Seligkeit des Erkennens gegeben, die mich bis zu Thränen erſchüttern konnte. Gewiß, es waren die reinſten, ja religiöſeſten Momente meines ganzen jugendlichen Daſeins. Daß ich Aufregungen der Art geheim halten mußte, das iſt klar, aber die eben genannte Abhandlung, ſo wiſſenſchaftlich beſonnen ſie auch erſcheint, iſt dennoch aus ſolchen geheimen und genußreichen Stunden entſtanden.

Der jugendliche Uebermuth, der bis in die ſpäte Nacht uns zuſammenhielt, nachdem die wiſſenſchaftliche Unterhaltung mit Ernſt und Gewiſſenhaftigkeit vollendet war, hatte freilich nichts mit dem ſtillen Genuß meiner einſamen Studien gemein; er bildete ſich immer wilder, immer ungeſtümer aus. Aufgeregt hoben wir die Geſellſchaft in ſpäter Stunde auf, ſtürzten vereint, laut jubelnd auf die Straße; Leitern wurden genommen und mit Hülfe derſelben die Schilder der Handwerker verwechſelt, und viele andere Jugendſtreiche ausgeübt, die einen grellen Kontraſt bilden mit dem Ernſt unſerer wiſſenſchaftlichen Beſchäftigung. Wir mußten einige Mal die Nachtwächter, die uns überraſchten und nach der in Kopenhagen herrſchenden Sitte ihre durchdringende Pfeife erſchallen zu laſſen drohten, zu beſtechen ſuchen, wenn einige unter uns Beſonnenheit genug dazu behalten hatten. Ein Mal gerieth die ganze verehrte naturwiſſenſchaftliche Geſellſchaft in die größte Gefahr, die

Nacht auf dem Rathhauſe zubringen zu müſſen und den Morgen darauf vor ein Polizeigericht geſtellt zu werden. Nur mit Mühe gelang es uns, den Händen der Wächter zu entgehen. Unſere Geſellſchaft hatte ſchon, obgleich öffentlich von uns noch nichts erſchienen war, große Hoffnungen erregt; es galt allgemein für eine Auszeichnung, ein Mitglied zu ſein; jetzt aber konnte es nicht fehlen, daß der Ruf von unſerer Nachtſchwärmerei auch laut wurde, daß er bis zu den Eltern, Verwandten und Freunden drang und uns manche Unannehmlichkeit und Verdruß bereitete.

Eine ernſthafte Berathung fand ſtatt, die Abendſchmauſereien wurden ganz eingeſtellt, die eſſenden und trinkenden Mitglieder und mit dieſen die Trinklieder verſchwanden. Es durfte von jetzt an bei unſern Zuſammenkünften nur Bier und Tabak gereicht werden. Dieſer vernünftige Beſchluß ſtellte ſchnell das Anſehen der Geſellſchaft wieder her, ja erhöhte es. Ausdrücklich muß ich bemerken, daß Rahbek an unſern Bachanalien keinen Theil nahm, ſie hätten in der Art nie ſtattfinden können, wenn er in unſerer Mitte geweſen wäre.

Wir waren nun völlig zur Beſinnung gekommen, wir gingen ernſthaft und nüchtern, wie wir zuſammen kamen, wieder auseinander; aber es iſt leider nur zu wahr, der Eifer, mit welchem wir uns früher verſammelten, war auf eine bedenkliche Weiſe erkaltet. Wie dieſe Geſellſchaft ſich ſpäter fortſetzte, wie lange ſie vereinigt blieb, weiß ich nicht, denn ein paar Monate nach unſerer Reue und Bekehrung verließ ich Kopenhagen.

Die Geſellſchaft beſtand aus jungen Männern, von denen die meiſten dem Entſchluſſe, das Leben der rein wiſſenſchaftlichen Beſchäftigung zu widmen, treu geblieben ſind. Einer der älteſten unter uns, der, erinnere ich mich recht, erſt ſpäter zutrat, war der als Phyſiolog und Arzt bekannte ſcharfſinnige Herholdt. Raſſen fing als Mitglied der Geſellſchaft ſeine phyſiologiſchen Unterſuchungen der Pflanzen an, die ihm nachher einen bedeutenden Ruf erwarben; Ratje ſetzte nach Müller und Abildgaard die **Zoologia danica** fort und hat eine zoologiſche Reiſe unternommen vom hohen Norden der ſcandinaviſchen Inſeln längs der

Weſtküſte von Europa bis Teneriffa. Hornemann iſt der Fortſetzer der Flora danica. Ich muß freilich geſtehen, daß Herholdt erſt Mitglied der Geſellſchaft ward, nachdem ſie wieder zur Beſinnung gekommen war; daß Ratje, der ein ſtiller ernſthafter junger Mann war, höchſt wahrſcheinlich ſich von uns trennte, wenn unſer Uebermuth ein zu wildes Gepräge annahm; daß Hornemann, wenn er uns auch treu blieb, uns zu warnen und zu mäßigen ſuchte. Ich gehörte leider nicht zu dieſen Beſonneneren. Von allen Mitgliedern leben noch drei; Ratje als Profeſſor der Botanik und Director des Gartens in Chriſtiania und mein Freund Etatsrath Hornemann in hohem Alter, allgemein geliebt und geehrt, in der nämlichen Qualität in Kopenhagen.

Dieſe Vereinigung von jungen Männern war aber auch für die däniſche wiſſenſchaftliche Literatur nicht ohne Bedeutung. D. H. Mynſter ſchlug vor, eine wiſſenſchaftliche Zeitſchrift herauszugeben. Wenn auch die zur Mitarbeitung aufgeforderten Gelehrten nicht alle Mitglieder der Geſellſchaft waren, ſo ging die Zeitſchrift doch entſchieden aus der Mitte derſelben hervor. Sie führte den Titel: „Physicalskoekonomisk og medico-chirurgisk Bibliothek for Danemark og Norge. Udgivet af et Selskab.“ Sie ward ſpottweiſe das Journal mit dem langen Titel genannt, aber dieſer war unvermeidlich. Ein rein naturwiſſenſchaftliches Journal würde im Lande ein ſo kleines Publikum gefunden haben, daß es die Koſten der Ausgabe nicht hätte decken können. O. H. Mynſter hatte die Redaction übernommen; das erſte Heft erſchien im Januar 1794, und liegt vor mir. Aus den Abhandlungen, die in der Geſellſchaft vorgeleſen wurden, ward mein Aufſatz über die Verkalkung der Metalle aufgenommen, und ich erſchien dadurch als der erſte Schriftſteller der antiphlogiſtiſchen Chemie in Dänemark. Mynſter liebte es, in den franzöſiſchen, engliſchen, deutſchen und italieniſchen Journalen herumzublättern und ſich dadurch mit allen Neuigkeiten des Tages bekannt zu machen. An Abhandlungen fehlte es im Anfange auch nicht, aber die beſchwerlicheren Arbeiten, die Ueberſetzungen u. ſ. w. wurden für die erſten drei Hefte mir zugetheilt. Mynſter war zu indolent, ich aber war in einer wahren Angſt, bis das nothwendige Manuſcript für das nächſte Heft beiſammen war. Auch hielt ſich der Verleger, mit dem ich auch ſonſt in Verbindung ſtand, ſchon deswegen vorzüglich an mich, weil ich ihm näher, Mynſter aber entfernt wohnte. Und ſo habe ich denn die Qual der Redaction einer wiſſenſchaftlichen Zeitſchrift einige Monate hindurch in meiner Jugend hinlänglich kennen gelernt, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß ich zu nichts weniger tauge. Meine inneren zuſammenhangenden geiſtigen Arbeiten waren nun unterbrochen: andere intereſſirten mich wenig. Noch immer laſſe ich ſelbſt wichtigere Entdeckungen unbeachtet, oder bemerke ſie mir nur flüchtig, bis ſie durch irgend eine Aufgabe, die mich beſchäftigt, eine Bedeutung für mich erhalten. Mein Daſein war mir zerriſſen, ich fühlte mich innerlich unglücklich. Im April gab ich jede Theilnahme an dem Journal auf; im Mai verließ ich Kopenhagen. Das Journal wurde fortgeſetzt, es beſchränkte ſich nachher mehr auf die Naturwiſſenſchaft. Man ſah die Wichtigkeit einer ſolchen Zeitſchrift ein, und ſie erſchien mehrere Jahre hindurch mit königlicher Unterſtützung; ſie war die erſte naturwiſſenſchaftliche Zeitſchrift im Lande, und enthielt mehrere bedeutende Aufſätze von den Mitgliedern der Geſellſchaft, ſpäter von Oerſted.

Eine andere Schriftſtellerei, freilich von minder bedeutender Art, beſchäftigte mich ſchon früher. Ich überſetzte, von Vahl dazu aufgefordert, Willdenow's Handbuch der Botanik. Die Terminologie ward aus Perſoons Elenchus vervollſtändigt, und ein Anhang von der Geſchichte der Botanik in Dänemark beigefügt. Dieſe war ich zwar genöthigt aus den Quellen etwas mühſam zuſammenzutragen, denn ſie war die erſte. Außerdem war ich fleißig im Kritiſiren, einige Rezenſionen, bezeichnet: xs erſchienen in den gelehrten Nachrichten (Lärde Efterretninger) und eine Oppoſition bei einer Promotion, deren Doctordiſſertation ein chemiſches Thema behandelte, erregte etwas Aufſehen und ward von dem mediziniſchen Vielſchreiber, Profeſſor Tode, öffentlich erwähnt. Ueberſehe ich nun meine literariſche Thätigkeit in dieſer Epoche meines Lebens, ſo iſt es klar, daß ich nicht den Muth hatte, irgend etwas Eigenthümliches auszuſprechen. Ich war, wie ich äußerlich erſchien, durchaus nur ein Schüler der Zeit.

Noch muß ich aber mein Verhältniß zur Philoſophie erwähnen. Hornemann, ein älterer Bruder meines Freundes, des Botanikers, war von ſeiner Reiſe im Auslande zurückgekehrt. Er hatte ſich mehrere Jahre in Jena aufgehalten, um unter Reinholdt die Kant'ſche Philoſophie zu ſtudiren. Im Winter-Semeſter 1793 hielt er Vorträge über die Kant'ſche Kritik. Eine Krankheit zwang ihn, ſpäter anzufangen, und die ganze Zeit brachte er mit Vorträgen über die transcendentale Aeſthetik zu. Es war das erſte Mal, daß Vorleſungen über dieſe neue Richtung des philoſophiſchen Studiums in Dänemark gehalten wurden. Kant war bis dahin im Lande ſo gut wie ganz unbekannt. Hornemann's Vorleſungen machten Aufſehen. Er ward ſeines Scharfſinns, ſeiner gründlichen Kenntniſſe, wie ſeiner redlichen Geſinnung wegen, ſehr geehrt und geſchätzt. Sein Schwager Birkner erwarb ſich ſpäter mit vollem Recht einen großen Ruf durch ſeine philoſophiſchen Schriften, die ebenfalls von Kant'ſchen Grundſätzen ausgingen und die Gegenſtände ſeiner Betrachtung klar erſchöpfend mit großer geiſtiger Freiheit behandelten. Unter den älteren galten, wie ich ſchon erwähnt habe, beſonders Tygo Rothe, Tetens, für Philoſophen. Der erſte hatte mich beſonders angezogen; zwar wird man ihn jetzt nicht mehr für einen Philoſophen gelten laſſen, dennoch enthält ſeine Schrift: über den Einfluß des Chriſtenthums auf die europäiſche Kultur, manches wahrhaft Tiefſinnige, was noch Aufmerkſamkeit verdient. Auch ſeine Naturbetrachtungen nach Bonnet's Weiſe ergötzten mich, belehrten mich aber freilich nicht ſehr. Tygo Rothe hatte ſich eine Zeit lang in Genf aufgehalten. Er hatte mit Bonnet und Sauſſure im vertrauten Verhältniß gelebt, und bekleidete einen anſehnlichen Poſten. Ich lernte ihn auf eine für mich ſehr ſchmeichelhafte Weiſe kennen. Kurz darauf, nachdem der Aufſatz über die Verkalkung der Metalle erſchienen war, ward ich von ihm eingeladen. Nicht leicht habe ich einen alten Mann geſehen, der mir durch ein gewiſſes vornehmes und zugleich höchſt bedeutendes, bei dem erſten Anblicke ſtrenges Ausſehen ſo imponirte. Die ſtarken Augenbrauen bedeckten die noch klaren ſcharfen Augen, die Lippen waren ſtrenge verſchloſſen, er ſchien in tiefes Nachdenken verſunken; ich fand ihn in einem grünſeidnen Schlafrock, der in weiten Falten ihn leicht umhüllte, den Kopf mit einer rothen Sammetmütze bedeckt; er ſaß in einem weichen, zierlichen Lehnſtuhl, vor ihm lagen Bücher und Papiere, aber, obgleich zum Gebrauch beſtimmt, ohne eine Spur von Unordnung. Schön eingebundene Bücher ſtanden an den Wänden, die hohe helle Stube war elegant, ja reich verziert; es war ein Bild, wie es mir vorſchwebte, wenn ich die Portraits ſtattlicher Gelehrten vor ihren Werken betrachtete. Ich ward durch einen Bedienten hineingeführt, mußte mich in ſeiner Nähe niederſetzen, und ich hörte nun von dieſem, ſchon als Schriftſteller von mir ſehr verehrten Manne, deſſen ehrwürdiges Anſehen meine Verehrung noch ſteigerte, wie der genannte Aufſatz ſowohl, als was er ſonſt von mir erfahren hatte, ihn hoffen ließ, daß ich einſt mich um die Wiſſenſchaft verdient machen würde. Nun beſaß ich zwar eine große Zuverſicht und traute mir nicht wenig zu, aber wie ein junger Mann auch mit ſich ſelbſt zufrieden ſein mag und wie mächtig auch oft die Selbſttäuſchung iſt, die ihn glauben läßt, daß die erſten Zeilen, die von ihm gedruckt wurden, bedeutend genug ſind, um Aufſehen zu erregen, ſo liegt dennoch im Hintergrunde dieſer jugendlichen Täuſchung ein Zweifel, der ſich nicht verdrängen läßt. Ich möchte dieſen mit dem Jubel vergleichen, in welchen ein Schulknabe ſich verliert an einem fröhlichen Abend, während ihm dennoch ein inneres peinigendes Bewußtſein ſagt, daß er die Schulaufgabe für den nächſten Morgen verabſäumt habe. Wie mächtig dieſer Zweifel in meinem Innern war, das hätte ich erkennen können an der mich wunderbar belebenden Freude, von welcher ich durchdrungen wurde, als dieſer hochverehrte Greis ſich ſo vortheilhaft über mich äußerte. Es war, als würde eine zweifelhafte Zukunft mir auf einmal klar, als träten die widerſtrebenden Verhältniſſe in ein freundliches Bündniß, um mich zu fördern. Dieſer Mann hatte tiefe Worte über das Chriſtenthum mit religiös gläubigem Sinne ausgeſprochen; die ermunternden Worte klangen mir aus dem Munde des ehrwürdigen Greiſes wie ein Segen. In der That war ich wie von einer ſchweren Laſt befreit, obgleich ich ihren Druck bis jetzt nicht gefühlt hatte. Ich hätte dieſes erkennen müſſen, wenn die Jugend überhaupt fähig wäre, Reflectionen der Art anzuſtellen. Ich aber glaubte nur eine Beſtätigung meiner leichtſinnigen Zuverſicht zu finden. Ich blieb lange, der Alte hielt mich faſt zwei Stunden feſt, ſie vergingen mir wie Minuten. Er arbeitete eben in dieſer Zeit an einer Schrift, die Betrachtungen über geologiſche Verhältniſſe enthielt. „Wenn man nicht ſelbſt,“ ſagte er, „in den Gebirgen gelebt hat, kann man ſich keine Vorſtellungen von ſolchen Verhältniſſen machen. In Genf lagen die hohen Alpen vor meinem Fenſter, die Structur naher Gebirge lernte ich, geleitet von meinem Freunde Sauſſure, kennen; ſo glaube ich über Verhältniſſe ſprechen zu dürfen, die den meiſten meiner Landsleute unbekannt ſind. Das Norwegiſche Gebirge iſt den Einwohnern verſchloſſen.“

Die Gewalt, die das perſönliche Anſehen eines ſo ehrwürdigen Mannes auf mich ausübte, rief mir die frühere Beſchäftigung mit religiös-theologiſchen Schriften in die Erinnerung zurück. Bonnet, der mir natürlich bekannt war, hatte mir, inſofern er allgemeine Betrachtungen über die Natur anſtellte, nie ſonderlich zugeſagt. Ich hatte den Muth, obgleich mit großer Schüchternheit, einige meiner Zweifel gegen

Rothe zu äußern. Die Worte, in welche ich dieſe Zweifel einzukleiden ſuchte, ſind mir nicht gegenwärtig, ich befürchte, wenn ich ſie wiederholen ſollte, Ausdrücke zu brauchen, die einer ſpäteren Entwickelungsepoche meines Lebens zugehören; wohl aber glaube ich behaupten zu können, daß mein Haupteinwurf ſich beſonders darauf gründete, daß ich nicht einzuſehen vermöchte, wie wir, da unſer ganzes Erkennen ſich innerhalb der Sinnlichkeit bewege und wir auf eine ſolche Weiſe nur ein Sinnliches mit einem andern zu vergleichen fähig wären, das Zweckmäßige in der Natur zu begreifen im Stande wären; denn dieſes läge doch in der Einrichtung des Ganzen, keineswegs erkennbar in dem Verhältniß der einzelnen Theile zu einander, die wir allein aufzufaſſen vermöchten. Das ſchwebt mir mit großer Beſtimmtheit vor: daß die Nothwendigkeit, die ich empfand, mich einem ſo ehrwürdigen und geſchätzten Manne gegenüber ſo klar und beſtimmt wie möglich auszudrücken, ſehr heilſam geweſen iſt; daß ich, durch ihn angeregt, etwas aufgefaßt hatte, was mich entſchiedener als bisher über die Natur meiner eigenen Zweifel aufklärte. So viel weiß ich auch gewiß, daß die Antwort und die Löſung meiner Zweifel, die Rethe zu geben verſuchte, mich keineswegs befriedigte; daß aber um dieſe Zeit die Nothwendigkeit, Natur und Geſchichte auf irgend eine Weiſe als ein Ganzes zu betrachten, um es zu begreifen, mir vorſchwebte; daß die beſtimmtere Auffaſſung meiner Zweifel, anſtatt mich in Verzweiflung zu bringen, mir dieſe zu löſen die Hoffnung gab. Daß ich niemals durch eine Epoche der troſtloſen Verzweiflung, die eine neuere Speculation als einen nothwendigen Durchgangspunkt, um zur wahren Speculation zu gelangen, betrachtet, hindurchgegangen bin, muß ich bekennen. Rothe behauptete, daß aller Räthſel Löſung in der Religion läge, und obgleich die Art, wie er mir dieſes klar zu machen ſuchte, mir keinesweges genügte, ſo hatte er doch durch alle Zweifel hindurch den Punkt meines innerſten Daſeins gefunden, der mich bei allem Grübeln aufrecht erhielt und die lebendige Hoffnung immer von Neuem anfachte.

Indeſſen waren meine Freunde, die alle Hornemann's Vorleſungen beſuchten, ſämmtlich mehr oder weniger in Philoſophen verwandelt. Ich hörte um mich herum eine Zeit lang von Raum und Zeit, von dem Dinge an ſich und Erſcheinungen, von Kategorieen und abſolutem Imperativ ſprechen, aber auf eine ſo verworrene Weiſe, daß ich ganz entſchieden von dieſer Richtung des Philoſophirens abgeſchreckt wurde. Ich fand keinen Trieb, Hornemann's Vorträge zu hören. Die Philoſophie, wenn es eine gab, durfte mir nicht die Wirklichkeit in Erſcheinung verwandeln, ſollte jene vielmehr durchſichtig machen für ein höheres Erkennen. Ich hatte ein eigenes Problem zu löſen, ich konnte mir kein fremdes aufdringen laſſen; vor Allem war es mir vollkommen klar, daß dieſes Problem und ſeine Löſung in einer Region lag, die mich fortdauernd von meiner Umgebung entfernte; daß ſie mit dem tiefſten Geheimniß meines ganzen Daſeins innerlich verwandt war. Eine hartnäckige Oppoſition gegen die Philoſophie, die immer lauter um mich herum ertönte, bildete ſich entſchieden aus, und ich ließ es mir gefallen, daß meine Freunde mich für unfähig erklärten, jemals ein Philoſoph zu werden. Ich ſelbſt war geneigt, von mir daſſelbe zu glauben, denn Alles, was ich von dieſer Wiſſenſchaft ſeit ich Riisbrigh's Vorträge beſuchte, von der bloß abſtract reflectirten Richtung der Philoſophie hörte, überzeugte mich immer mehr davon, daß das, was ich ſuchte, im Princip von dem, was die Wiſſenſchaft uns gäbe, verſchieden wäre. Und doch muß ich geſtehen, daß ich vielleicht aufmerkſamer geworden wäre auf die Kant'ſche Philoſophie, und zwar durch eine recht in die Augen fallende Albernheit, wenn das Licht, welches mir eben durch dieſe aufging, mich nicht gerade in den letzten Tagen meines Aufenthalts in Kopenhagen, und während ich äußerlich und innerlich aufs Tiefſte bewegt war, getroffen hätte. Ein gewiſſer Biſchof Böye fand ſich berufen, in einer Schrift „der Freund des Staats" (Statens Ven) die Kant'ſche Philoſophie zu widerlegen. Gegen die bekannte Behauptung derſelben, daß, wenn der Menſch ſich Alles aus dem Raume wegdenke, ihm doch die Anſchauung des Raumes als ein Urſprüngliches ſeines Bewußtſeins übrig bleibe, wandte dieſer Vortreffliche ein: „daß man ja daſſelbe, wenn von einem Grönländer die Rede wäre, von der Kälte behaupten „könne. Dieſes Gefühl der Kälte würde ihm fortdauernd bleiben, wenn er ſich auch alles Uebrige „ſeiner Umgebung hinwegdächte."

Ich glaube, daß der populärſte Commentator lange vergebens nach einer allgemein verſtändlichen Expoſition, um die Kant'ſche Lehre vom Raume Jedermann zugänglich zu machen, ſuchen wird, die ſich vergleichen ließe mit dieſer thörichten Einwendung. Der Unterſchied zwiſchen einem empiriſch ſubjectiven Gefühl und jener, das menſchliche Bewußtſein als ſolches in ſeiner reinen Allgemeinheit begleitenden Anſchauung leuchtete mir plötzlich ein; von jetzt an erwartete ich etwas von der Kant'ſchen Philoſophie. Ich habe es erlebt, wie ein ſolcher Stachel in die Seele geworfen werden kann, wie er gleich einem Pflanzenſaamen Jahre lang in ihr ruhen kann, ohne zu keimen, und dennoch ſein Lebensprinzip in ſich bewahren. Dieſer treffliche und in ſeiner Art zugleich treffende Einwurf iſt mir ſo wichtig erſchienen, die Wirkung, die er auf mich äußerte, war ſo entſchieden, daß ich ihn fortdauernd und noch immer in meinen Vorträgen über die Kant'ſche Philoſophie benutze.

Doch ich beſitze ein ſchriftliches Zeugniß von der Art, wie ich die allgemeineren Erſcheinungen des Lebens geiſtig aufzufaſſen ſuchte. Zwar iſt, was ich beſitze, nicht in Kopenhagen, ſondern einige Monate ſpäter, nachdem ich die Stadt verlaſſen hatte, niedergeſchrieben. Aber die Gedanken, die durch dieſen Aufſatz hindurchgehen, hatten mich gerade in Kopenhagen ſelbſt beſchäftigt; ich hatte ſie einigen Freunden mitgetheilt und ſie haben mir manche trübe Stunde vor meiner Abreiſe verſcheucht.

Die Univerſität in Kopenhagen ſtellte, wie es jetzt noch auf preußiſchen Univerſitäten Gebrauch iſt, Preisfragen zur Beantwortung für die Studirenden auf. Der Gegenſtand einer ſolchen Frage war nun damals: daß ein Kopenhagener Student verſuchen ſollte, die Vorſehung zu rechtfertigen bei dem ſcheinbar zweckloſen Steigen und Sinken der Kultur und Aufklärung in der Geſchichte. Ich war unerſchöpflich in Spöttereien über dieſe Preisfrage, eine Frage, die Alles enthielt, was mich quälte, die höchſte und tiefſte, wie es mir ſchien, die überhaupt nicht ein Profeſſor einem unreifen Studenten, vielmehr die Geſchichte ſich ſelber vorzulegen und zu löſen habe: freilich in einer geſchickteren Form; denn eine göttliche Vorſehung, die doch in der Frage angenommen wird, und die der Rechtfertigung durch einen Studenten bedarf, iſt doch ein gar zu armſeliger Begriff. Aber eben indem ich dieſe Frage beſpöttelte, ward ihr Inhalt mir immer wichtiger.

Ich hatte, obgleich die Naturwiſſenſchaft mich hauptſächlich beſchäftigte, die hiſtoriſchen Studien nicht vernachläſſigt. Rahbek ermunterte uns fortdauernd zum Leſen der klaſſiſchen römiſchen Schriftſteller. Rollin's Geſchichte, die engliſchen Klaſſiker Gibbon, Robertſon, ja ſelbſt Montesquieu waren mir bekannt; beſonders zogen mich Livius und Tacitus an. Wenn ich den ganzen Tag über mit Naturgegenſtänden beſchäftigt war, ſo ruhte ich gleichſam aus, indem ich mich mit geſchichtlichen Werken beſchäftigte. Allerdings waren mir die detaillirteſten die liebſten. Alte Chroniken z. B., wenn ſie nicht zu mühſam zu leſen waren, zogen mich vorzüglich an; ja im Stillen mochte die Anſicht keimen, daß das ganze Daſein ſich zur Geſchichte verklären müſſe, wenn es eine geiſtige Bedeutung annehmen ſollte. Freilich fühlte ich den Gegenſatz zwiſchen Natur und Geſchichte, wie er ſcharf, ſchneidend und unvermittelt vor mir lag, nur zu deutlich. Das ſchlechthin Abgeſchloſſene der Natur, die ſtarre Nothwendigkeit ihrer Formen ſchloß die innere Bewegung der Geſchichte aus und machte eine gemeinſchaftliche leider unmöglich, ſo wie die Beweglichkeit der Geſchichte keine in ſich ruhige Geſtaltung zu gewinnen vermochte. Auch ward mein geſchichtliches Studium viel zu fragmentariſch, zu launenhaft getrieben; einzelne Epochen bis in das genaueſte Detail verfolgt, andere oberflächlich und unvollſtändig kennen gelernt, und zwiſchen beiden große Lücken, die durch gar nichts ausgefüllt waren. Und doch war das, was ich mit Unruhe ſuchte, eben der Zuſammenhang. Wären damals Herder's Ideen zur Geſchichte der Menſchheit mir in die Hände gefallen, ſie würden mir unbeſchreiblich wichtig geworden ſein. Ich ſollte einen mühſameren Weg gehen; als ich Herder viel ſpäter kennen lernte, genügte er mir nicht mehr, und doch mußte ich geſtehen, daß er die frühere Aufgabe meines Lebens, gerade ſo wie ſie mich ängſtigte, in ihrem ganzen Umfange aufgefaßt und mit geiſtreicher Leichtigkeit zu löſen geſucht hatte.

Nun drängte ſich mir die genannte Frage auf, und obgleich es durchaus nicht meine Abſicht war, als Preisbewerber hervorzutreten, ſo beſchäftigte ſie mich dennoch fortdauernd. Allerdings iſt die Auffaſſung höchſt ungeſchickt. Man könnte ſagen, der Entwurf, wie er vor mir liegt (es iſt das einzige Fragment meiner ſchriftlichen Aufſätze, welches mir aus dieſer Zeit übrig geblieben iſt), ſucht einen Inhalt, ohne ihn zu finden, und ſpricht das Bedürfniß eines Inhaltes auf eine höchſt naive Weiſe aus. Der Gedanke, welcher durchgeht, iſt nun folgender:

Die ganze Geſchichte ſtelle eine fortdauernde geiſtige Entwickelung dar. Die früheſten orientaliſchen Zeiten, deren Bildungsmomente nach der damaligen Art aufgefaßt waren, enthalten noch immer, in einſeitiger Wurzel-Bildung, den nährenden Stoff der ganzen Geſchichte, der innerlich aſſimilirt ſich nie an das Tageslicht wage; ein fortdauerndes Geheimniß der Geſchichte, wie ein ſolches in einem jeden menſchlichen Gemüth unentwickelt ruht und uns zuerſt in der Kindheit ganz umfängt, aber auch ſpäter nie verſchwindet. Von da bilde ſich die Geſchichte in tiefſinniger Einſeitigkeit aus, nach verſchiedenen Richtungen, eine nach der andern folgend, durch Griechen, Römer und durch die europäiſchen Völker der neueren Geſchichte. Was die höchſte Vollendung erhielt und dadurch als ein Unſterbliches der Geſchichte erſchien, das trat in den geheimen Fortgang der Entwickelung hinein, und je vollendeter in ſich, deſto entſchiedener verwelkte es in der äußerlichen Geſchichte.

Daher verſank Griechenland ſo ganz abgeſchloſſen und geründet in ſich, am tiefſten; das unfertige Rom weniger. Die Völker der neueren Geſchichte würden, glaubte ich, nie vollkommen verſinken, aber eine neue Welt, die ein reiferes Geſchlecht entwickeln ſollte, eine höhere gemeinſchaftliche Durchdringung aller früheren Momente des griechiſchen, römiſchen und neueren europäiſchen Lebens würde ſich in Amerika ausbilden. Bekanntlich war die Hoffnung, daß das perfectible Menſchengeſchlecht vors Erſte in Nordamerika, nachdem es zu Verſtande gekommen wäre und alle Uebereilungen und Thorheiten der früheren Geſchichte von ſich abgeſtreift hätte, ſich häuslich niederlaſſen würde, die allgemein herrſchende der damaligen Zeit. Man betrachtete die Geſchichte, als fehle ihr der Kopf, und als hätte daher ihre Seele noch den eigentlichen Sitz (ihre glandula pinealis), von wo aus ſie Alles regieren könne, nicht gefunden. Dieſe herrſchende Meinung der Zeit hatte auch mich ergriffen.

Wenn ich dieſen Aufſatz betrachte, ſo iſt es mir merkwürdig, wie gar keine Anſtalten gemacht wurden, um zu bezeichnen, welche Functionen nun die nach ihrem Tode in der fortſchreitenden Entwickelung aufgenommenen Völker zur Förderung der ferneren Ausbildung auszuüben haben würden, daß ich nur zufrieden war mit der Einſicht, daß die verſchiedenen hinterlaſſenen Schätze, jeder in ſeiner Art, etwas Vortreffliches enthalten müßten. Wenn man aber die herrſchende Art, die Geſchichte zu behandeln und zugleich meine beſondere damalige Entwickelungsſtufe betrachtet, ſo wird man eingeſtehen müſſen, daß eine dunkle Ahnung von einer geiſtigen Einheit aller Zeiten mir vorgeſchwebt haben muß. In der That war ich, während dieſe Gedanken mich beſchäftigten, wunderbar glücklich; ich war mir bewußt, daß ſie aus meinem eigenſten Innerſten entſprungen waren. Die Hoffnung, die Bedeutung des eigenthümlichſten Lebens der Völker, in der geiſtigen Einheit geſchichtlicher Entwickelung aufzufaſſen, ſchwebte mir vor; ſelbſt der Schlüſſel zur höheren Naturkenntniß mußte hier geſucht werden. Hatte ich es doch erlebt, wie die Gedanken, die in den Geſtaltungen der Natur ſchlummern, ſich, immer tiefer aufgefaßt, in die fortſchreitende Geſchichte hineindrängen, die Menſchen immer mehr und mehr über ſich ſelbſt aufklären, indem ihr eigenes innerſtes Verſtändniß immer klarer wird. Merkwürdig ſind die Schlußworte dieſes alten Aufſatzes: „Wird man nicht,“ ſo lauten ſie, „bald einſehen, daß man zu einſeitig, abſtract denken, zu oberflächlich glauben, zu frei ſein kann.“ In Beziehung auf die Bedeutung meines ganzen Lebens waren dieſe Worte prophetiſch, doch wußte ich wohl kaum, was ich ſagte.

Indeſſen kam die Zeit meiner öffentlichen Prüfung heran. Vahl hatte gehofft, mich zu einem tüchtigen Botaniker auszubilden; er glaubte, daß ich hinlängliche Kenntniſſe in der Zoologie beſäße, um neue Thiere von den bekannten zu unterſcheiden und genau zu beſchreiben. Er hatte ſich geirrt. Meine Kenntniſſe der Botanik und Zoologie waren keineswegs bedeutend, es fehlte mir alle Sicherheit.

Die Prüfung fand in einem großen Saale ſtatt, ich war der Erſte, der ſich einer ſolchen unterwarf, die Neugierde trieb eine Menge Menſchen hinzu und ich ſaß nun meinem geliebten und verehrten Lehrer gegenüber, von ausgeſtopften Thieren, Inſekten, Fiſchen, Mollusken in Spiritus, und Pflanzen umgeben. Ich ſollte ſie beſtimmen, und wenn ſie neu waren, ihre

Stelle im Syſtem bezeichnen und beſchreiben. Die Prüfung fiel erträglich aus, ſie dauerte lange, und ich mußte zuletzt geſtehen, daß ich erſchöpft war. Sie ſchloß, ich hatte mit einer ängſtlichen Aufmerkſamkeit einen jeden Gegenſtand, der mir zum Beſtimmen oder Beſchreiben vorgelegt wurde, ins Auge gefaßt, und mein Lehrer mußte ſelbſt geſtehen, daß eine viel geringere Menge von Pflanzen oder Thieren, wenn ſie erſchöpfend behandelt werden ſollten, ein völlig ruhiges, ungeſtörtes, einſames Studium erfordern; doch erklärte er ſich mit mir zufrieden. Schumacher examinirte in der Mineralogie; hier erholte ich mich nun völlig, es war mehr ein freundſchaftliches Geſpräch, als eine Prüfung. Der Ruf, den ich mir als Mineralog erworben hatte, wurde durch die Prüfung beſtätigt.

Politiſches Treiben.

Die Bewegung, die durch die Revolution in allen Ländern Europas hervorgerufen wurde, hatte zwar allenthalben den nämlichen Urſprung, drehte ſich um die nämlichen, dem gebildeten Mittelſtande vorſchwebenden dunkeln Wünſche, trug aber doch an einem jeden Orte ein verſchiedenes Gepräge. Vielleicht giebt es keine Gelegenheit, die Eigenthümlichkeit eines Volkes entſchiedener zu erkennen, als wenn man dieſe Aeußerungen verfolgt; denn weil die abſtracten Principien, die zur Sprache kamen, allenthalben dieſelben waren, rührte die verſchiedene Art, wie ſie ſich dem Volke hineinbildeten, lediglich von den eigenthümlichen Verhältniſſen her; es gab vielleicht kein Land in Europa, in welchem die Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten vor der Revolution geringer war, als in Dänemark. Seit der Regentſchaft des Kronprinzen war das Land zufrieden, und hatte Grund es zu ſein. Ein allgemeines Fortſchreiten in allen Adminiſtrationsverhältniſſen ward erkannt. Die große Unabhängigkeit der Gerichtsverfaſſung gewährte eine perſönliche Sicherheit, die Ruhe des Landes ließ keine Ausnahme-Geſetze zum Vorſchein kommen, wachſender Wohlſtand herrſchte in allen Klaſſen. Die wenigen öffentlichen Blätter benutzten vielleicht die Preßfreiheit, um beſcheidene Wünſche in einer gemäßigten Sprache laut werden zu laſſen, bei weitem die meiſten aber ſuchten auf die Sittlichkeit, auf den Fleiß und das ſtille, beſchränktere Familienleben mit mehr oder weniger Glück einzuwirken. Eine behagliche Ruhe herrſchte allenthalben, beſonders auf dem Lande, wo man mit ſichtbarer Freude die Gegenwart genoß, und die in allen menſchlichen Angelegenheiten nie zu verdrängende Unzufriedenheit, die Klagen, die man hier und da hörte, entſprangen aus den engſten perſönlichen Verhältniſſen, wurden nur in den nächſten Kreiſen vernommen und verſchwanden in dieſen.

Und dennoch keimten ſchon in dieſer äußeren Ruhe ausgedehntere und unruhigere Wünſche und Hoffnungen. Die Elemente einer zunehmenden Gährung, durch welche die Revolution hervorgerufen wurde, fehlten in keinem gebildeten Staate in Europa ganz, denn ſie waren ein Produkt der allgemeinen europäiſchen Bildung überhaupt. Ein jeder ausgezeichnete Geſchichtsforſcher hat dieſes ſchon längſt erkannt, und wenn er die Ereigniſſe prüft, welche die Revolution in Frankreich zum Ausbruch brachten, wenn bei dieſer Unterſuchung verſchiedene Anſichten zur Sprache kommen, je nachdem der Betrachtende aus einem oder dem andern Geſichtspunkte die geſchichtlichen Ereigniſſe in Frankreich erwägt; wenn zugeſtanden werden muß, daß die allenthalben zerſtreuten Elemente ſchon ſeit mehreren Jahrhunderten einen gefährlichen Concentrationspunkt in Frankreich gefunden hatten: ſo wird doch ein jeder umſichtige Geſchichtsforſcher den Keim der Revolution nie aus einzelnen geſchichtlichen Erſcheinungen oder aus einem Compoſitum von mehreren erklären. Die eigentliche geſchichtliche Bedeutung der Revolution liegt in dieſem anfangsloſen Geheimniß ihres Urſprungs, der nirgends in ſinnlicher Beſtimmtheit aufgefaßt werden kann, eben weil er allenthalben als ſchon daſeiend erkannt werden muß.

In Dänemark konnten jene Anſichten einer geſchichtlichen Bewegung ſich ungehemmter als in vielen andern Ländern äußern. Handelsverhältniſſe hatten dieſes Land mit England innig verbunden und die Verfaſſung des engliſchen Volks ward wohl von vielen Gebildeten bewundert und beneidet. Indem man die ſich unwillkürlich aufdrängende deutſche Literatur abzuwehren ſuchte, geſtattete man der franzöſiſchen einen großen Einfluß. Der bedeutende Vortheil, den das Land aus dem Nordamerikaniſchen Kriege zog, erzeugte unvermeidlich eine lebhafte Theilnahme an dem Kampfe, und um ſo leichter drangen ſich auch die

Anſichten auf, die dieſen Kampf hervorriefen, unterhielten, und zuletzt den Sieg errangen. Die Preßfreiheit erlaubte Aeußerungen, die anderswo unterdrückt wurden; ja ſelbſt die lobenswerthe Regierung, die, was für den fortſchreitenden geſchichtlichen Geiſt eine tiefere und allgemeinere Bedeutung erhalten hatte, zwar zu beherrſchen, zu leiten ſuchte, aber doch zugleich anerkannte, unterſtützte eine freiere Anſicht der geſchichtlichen Verhältniſſe, ja förderte ihre Entwickelung. Denn ſie glaubte keinen Grund zu haben, dieſe zu fürchten.

Die Theilnahme, welche die Revolution in Dänemark erregte, verhinderte die däniſche Regierung nicht, die politiſche neutrale Stellung einzunehmen, die ihr für das Land die vortheilhafteſte zu ſein ſchien. Wer mit den leidenſchaftlichen politiſchen Schriften der damaligen Zeit, mit den Parlamentsverhandlungen in London bekannt iſt, der weiß, wie das Seltſame ſtattfand, daß die durch die Verfaſſung abſoluteſte Monarchie in Europa, von der liberalen Oppoſition in England, von den Jakobinern ſelbſt, in Frankreich, von den Anhängern der Revolution in Deutſchland, gelobt wurde. „Gebt uns euren Bernſtorf", hieß es im Parlament von der Seite der Oppoſition, „und wir ſchenken euch unſern Pitt und noch vieles dazu.“ Eine ſolche Aeußerung der heftigen Partei ward in Dänemark mit Freuden vernommen; die beſchränkte Bedeutung, die ſie in einem vorübergehenden Moment in England hatte, ward überſehen, und ſie drang als eine Anerkennung der würdigen Stellung des Volks in Europa, in alle Winkel hinein, wo nur ein politiſches Intereſſe ſich regte.

Wenn man alle dieſe Verhältniſſe erwägt, ſo muß man erſtaunen über die Ruhe und die innere Zufriedenheit mit der Regierung, die dennoch herrſchte. Die Schriftſteller zwar traten kühn genug hervor; Aufſätze erſchienen, die mit einer großen Heftigkeit geſchrieben waren: aber ich brauche wohl kaum zu ſagen, daß ſolche Flugſchriften keinenwegs einen Maaßſtab der Geſinnungen des Volks abgeben. Unter den Schriftſtellern, die ſich in dieſer Rückſicht auszeichneten, verdienen bloß zwei genannt zu werden: Heiberg und Malte Brun.

Der Erſte war ein in vieler Hinſicht merkwürdiger Mann, von einer ſtrengen, ſchonungsloſen Geſinnung; er beſaß ſehr gründliche philologiſche Kenntniſſe, handhabte mit großem Geſchick alle lebendige europäiſche Sprachen, in Rede wie in Schrift; er gehörte zu den ſicheren, in ſich abgeſchloſſenen Naturen, die nicht von einem unbändigen Wiſſenstriebe geängſtigt und eben daher ſich ihrer erworbenen Fähigkeiten bewußt werden. Eine düſtere Beſtimmtheit erregte in ſeiner Nähe bei denen, die ihn wenig kannten, eine geheime Scheu; er war ſeiner innerſten Geſinnung nach ein ſtrenger Demokrat; nie ſchmeichelte er weder den Höheren noch ſeiner Umgebung, am wenigſten ſich ſelbſt; ſeine Popularität ſchrieb ſich her, von dem, was er in Uebereinſtimmung mit den Schriftſtellern des Tages bekämpfte, nicht davon, daß er etwa nationale Schwächen vertheidigte; er ward als Gelehrter geachtet, als Bürger geſchätzt, als polemiſcher Schriftſteller allgemein gefürchtet. So war er unter allen revolutionären Schriftſtellern der bedeutendſte, und ſeine Angriffe völlig rückſichtslos. Heiberg würde unter einem gährenden Volke bei der impoſanten Stellung, die er einnahm, bei der unerſchütterlichen Feſtigkeit ſeiner Geſinnung, für jede Regierung ein gefährlicher Mann geweſen ſein. Gegner, die gegen ihn auftraten, wurden völlig zermalmt. In einem kleinen Staate, in deſſen Hauptſtadt ſich alle Bewegung concentrirt, ſteht man ſich nahe, kennt ſich genau. Eine jede perſönliche Schwäche ſeiner Gegner hob er mit Strenge, ja mit ſchonungsloſer Grauſamkeit hervor, und er ſchien alle ſeine Gegner ſo durchaus zu kennen, daß ſie, in ſich verſchüchtert, befürchteten, er möchte auch das wiſſen, was er noch verſchwieg, aber wohl auch gelegentlich ans Licht ziehen würde. Dadurch lähmte er eine jede Feder, die ſich gegen ihn erhob, und ſelten ward ein Angriff beantwortet. Gegen ihn konnte man ähnliche Waffen nicht brauchen. Seine ſtrenge äußere Rechtlichkeit ſchien keine ſchwache Seite für den Angriff darzubieten; dennoch war er in engeren freundſchaftlichen Verhältniſſen treu, und der leicht bewegliche, ſelbſt furchtſame Rahbek war einer ſeiner genaueſten Freunde. Ich habe von jeher ſolche eiſerne Naturen, die ſich in einem abſtracten Principe völlig ruhig verhalten, die von der leeren Allgemeinheit aus, auf alle bewegliche menſchliche Verhältniſſe, wie auf Nichtigkeiten herabſehen, nie ſo ſehr bewundern, mich nie mit ihnen befreunden können. Es giebt Menſchen, deren Schwächen mir wohl bekannt ſind, die oft und mit Recht getadelt werden, und die mir dennoch in ihrer leicht angreifbaren

Menſchlichkeit nicht allein liebenswürdiger, ſondern auch bedeutender, größer erſchienen, als ſolche verſteinerte Naturen. Freilich nur dann, wenn eine große, von aller ſcheinbar unruhigen Bewegung unberührte Idee der Liebe ihr ganzes Weſen durchdringt und läutert. Ich habe Heiberg in Kopenhagen kaum geſehen; ich kam mit ihm in keine perſönliche Berührung. Seine Flugſchriften, die faſt alle Angelegenheiten des Tages berührten, bald dieſe, bald jene Behörde, bald die frühere, bald die jetzige Regierung, ja ſelbſt den Hof angriffen, habe ich kaum geleſen. Ein junger Menſch, unruhig bewegt, mit ſeiner eigenen Bildung fortdauernd beſchäftigt, iſt wenig geeignet, auf das Detail äußerer Verhältniſſe aufmerkſam zu ſein; ſeine inneren Angelegenheiten verſchaffen ihm genug Gegenſtände der nie ruhenden Sorge. Und doch war auch ich als junger Mann gewiſſermaßen ein Jakobiner wie die Uebrigen, wenigſtens im Anfange der Revolution, und es iſt mir noch jetzt unbegreiflich, wie die Greuel derſelben mich nicht ſogleich zur Beſinnung brachten. Aber das iſt das Furchtbare einer jeden gewaltſamen Bewegung der Geſchichte, in einer jeden Richtung, ſowohl, wenn ſie das beſpotiſche, als wenn ſie das demagogiſche Element derſelben hervorhebt, daß ſie den Menſchen vollkommen verblendet, daß ſie, wo ſie eindringt, ja wo ſie das ruhigſte Gemüth nur berührt, doch niemals den ſtarr einſeitigen fanatiſchen Charakter ablegt. Selbſt die Hinrichtung des Königs und der Königin in Frankreich brachte mich nicht ſogleich zur Beſinnung. Alle die verſchiedenen Phaſen der Revolution habe ich innerlich durchlebt; die dämoniſche Begeiſterung, die Macht der wahnſinnigſten Ideen riſſen mich hin, betäubten mich. Zu meiner innern Unruhe geſellte ſich dieſe äußere. So muß ich ſie nennen, denn ich duldete die ganze politiſche Bewegung nur wie ein Aeuſſeres, es war ein Wiederhall der mächtigen Zeit, ein Echo ihres Geiſtes, ein Fremdes, welches ich in mich aufnahm und gewähren ließ, nicht ein eigenthümlicher Ton, der aus meiner innerſten Seele erklang.

Ich erinnere mich, wie einmal der gute Rahbek von der Zeit ſprach, in welcher eine Nationalverſammlung berufen werden ſollte, als könnten wir jetzt Lebenden wohl an dieſer Zeit Theil nehmen. Die populären Miniſter Bernſtorf und Schimmelmann fanden einen Platz in dieſer Verſammlung, natürlich neben den lautgewordenen demagogiſchen Schriftſtellern. Doch war die ganze Anſicht eine gemäßigte; den ausgezeichnetſten Beamten ward ein entſchiedener Einfluß zugeſtanden; vor Allen dem allgemein geſchätzten Generalprokurator Colbiörnſen. Alles war nach franzöſiſchen Anſichten gemodelt, doch ſollte es ruhig und friedlich zugehen. Wir ſprachen uns in dieſe Anſicht wie in einen Traum hinein; und wie es zu geſchehen pflegt, Alles ſchien uns ſo natürlich, ſo nothwendig; ein jedes kleine Ereigniß des Tages erhielt eine Bedeutung, und zuletzt ſchien mir die Zuſammenberufung der Stände ſo unvermeidlich, ſo nah, daß ich faſt darüber erſchrak. Dieſer Gedanke verfolgte mich in meine Einſamkeit, aber da geſtaltete er ſich ganz anders. Wie in unruhigen Träumen die Geſtalten ſich unwillkürlich verzerren, die Füße, die Arme, die Naſe, ſich verlängern, der Kopf ſich rieſenhaft ausdehnt, ſo bildeten ſich alle Greuel der Revolution in den ruhigen Gang der erwarteten Entwickelung hinein; ich hörte das wilde Geſchrei der Menge; mir ſchauderte, wenn ich mir dachte, daß auch ich mich in ihrer Mitte bewegen ſollte, ich hörte mein eigenes Jubelgeſchrei aus der Menge des Volks hervortönen und bebte vor mir ſelber, wie vor einem Geſpenſt, zurück. Ich liebte den Kronprinzen; treue Anhänglichkeit an das Königliche Haus war eine ſtillſchweigend vorausgeſetzte Bedingung meines ganzen Daſeins; Bernſtorf vor Allen ſchien mir ſo innerlich mit dem Schickſale des Landes verknüpft, daß ein wilder Zwang, gegen ihn ausgeübt, alle Verhältniſſe des Landes, die Ruhe einer jeden Familie erſchüttern und zerſtören mußte; und dennoch ſah ich den empörten Haufen gegen das geheiligte Haupt des Landes, gegen den verehrten Diener deſſelben ſich verletzend erheben.

Träume der Art beunruhigten mich zwar öfters, aber meine Theilnahme für die Revolution litt dennoch nicht.

Heiberg verließ Kopenhagen, ſchloß ſich in Paris Talleyrand an; ich traf ihn 1814 dort. Von politiſchen Gegenſtänden war nicht die Rede. Ich hatte ihn früher zu wenig gekannt und die vielen Modificationen politiſcher Verhältniſſe, die er durchlebt hatte, ſchloſſen mir den Mund. Sein Schickſal war freilich an den gewandteſten Diplomaten in Europa geknüpft, ſtieg und fiel, wie der Einfluß ſeines Principals ab oder zunahm; daraus aber zu ſchließen, daß der in Dänemark ſtolze und ſtrenge Demokrat, in Frankreich ſeine politiſchen Geſinnungen ſo oft geändert hätte wie Talleyrand, wäre ſehr unbillig. Selbſt das Urtheil, welches über den Letztern gefällt zu werden pflegt, ſcheint mir ſehr zweifelhaft.

Talleyrand war der kälteſte, beſonnenſte, klügſte in ſeiner Umgebung, er überſah die Lage ſeines Vaterlandes im Innern wie nach außen. Nimmt man nun an, daß er durch das Talent, welches ein Jeder ihm willig zuſchreibt (auch diejenigen, welche ihn am höchſten tadeln), die Zuſtände ſchärfer auffaßte; daß er klarer erkannte, ob ſie zu halten waren, oder aufgegeben werden mußten; nimmt man an, daß er ſein Vaterland mehr liebte, als abſtracte Principien, und ſcharf richtend und zeitgemäß wie Keiner, weder an den mächtig leidenſchaftlichen Napoleon, der einer unſicheren Zukunft, noch an die Bourbons, die, wie er glauben mußte, einer abgeſtorbenen Vergangenheit angehörten, wohl aber an ſein Vaterland ſich anſchließen wollte: dann wüßte ich in der That nicht, wie er anders hätte handeln können. Er gab ſich, das kann offenbar, wenn man billig ſein will, zugleich heißen, er gab ſein Vaterland nie auf, und daher endigte eine jede Niederlage des Letzteren mit einem

Siege für ihn, und das heißt doch zugleich, mit einer neuen Hoffnung für Frankreich. Allerdings, wenn man ihn auf die gewöhnliche Weiſe nach der herrſchenden Anſicht mit Lafayette vergleicht, die beide den langen Zeitraum zwiſchen der erſten Revolution von 1789 und der letzten von 1830 durchlebten, ſo kann man dieſen das Schaaf und jenen den Fuchs aller wechſelnden Zuſtände in Frankreich nennen, und dennoch wären wohl beide Bezeichnungen einſeitig und ungerecht. Ich will mich keineswegs zum Vertheidiger der Geſinnungen Talleyrands aufwerfen, aber man muß bekennen, daß es zu voreilig wäre, über den Mann, der noch in ſeinem ungewöhnlich hohen Alter als der ſcharfſichtigſte Rathgeber ſeines Vaterlandes ſtarb, der der ſiegreichſte Meiſter aller wandelbaren Verhältniſſe blieb, ſo entſchieden den Stab zu brechen. Lafayette und Talleyrand bilden allerdings zwei lehrreiche Gegenſätze. Der Erſtere blieb der Anſicht, ein patriarchaliſches Verhältniß zwiſchen dreißig Millionen Menſchen einzurichten, ſein ganzes Leben hindurch getreu, und ſo mußte es geſchehen, daß das, was er wollte, nie gelang; der andre glaubte, daß das geſchichtliche Leben, daß die lebendige Gegenwart ein Recht habe, daß man, um politiſch thätig zu ſein, überhaupt zu herrſchen, zuerſt die unüberwindlichen Verhältniſſe kennen, ja ihre faktiſche Gewalt anerkennen müſſe, wenn man ſie beherrſchen, wenn man überhaupt regieren will. Beide Momente ſind in ihrem Gegenſatze unrichtig, beide in ihrer Wechſeldurchdringung bilden das eigentliche Leben der Geſchichte. Lafayette blieb fortdauernd revolutionär, denn das abſtracte Princip, welches er feſt hielt, hatte in ſteter Trennung von der geſchichtlichen Wirklichkeit keine nährende Wurzel; Talleyrand ließ der mächtigen Gegenwart ihr Recht widerfahren, aber die Siege, die er ſcheinbar errang, waren vorübergehend, wie die Momente der Geſchichte, aus welchen ſie entſprangen. Beiden fehlte die Baſe, die mächtiger als ein abſtrakter Traum und beſtändiger als eine wechſelnde Klugheit, durch eine tiefe Vergangenheit das Leben der Gegenwart und die Entwickelung der Zukunft geſtaltet. Lafayette aber und Talleyrand ſtellten die getrennten Momente der franzöſiſchen Geſchichte dar. Die Revolution fing an, als ſie von einander getrennt wurden, und kann nur endigen, wenn auf irgend eine Weiſe die Trennung aufhört.

Heiberg, der eine paſſive und untergeordnete Rolle als Translateur ſpielte, konnte wohl ſeine urſprüngliche Anſicht in allen Verhältniſſen feſthalten. In ſeinem kleinen Vaterlande mochte er ſich berufen fühlen, einen freieren Zuſtand zu begründen: die Macht, die ihn hier umgab, die convulſiviſche Bewegung eines mächtigen Landes mußte er, der Fremde, wohl anerkennen. Er ſchwieg, aber ich habe allen Grund zu glauben, daß er ſeine alte Geſinnung fortdauernd feſt gehalten hat. Mir erſchien er gütig, gaſtfrei, wohlwollend, und daß ich ihn nur im Anfange meines Aufenthaltes in Paris und ſpäter nicht wieder ſah, lag in ſeinem Verhältniß zu Malte Brun. Er haßte dieſen, und es war bei ſeiner Geſinnung unvermeidlich. Später ſah ich ſeinen Namen unter mehreren Notizen und Kritiken in einem Journal, deſſen Titel mir nicht gegenwärtig, welches während der Reſtauration erſchien. Es fand ſelbſt dadurch eine perſönliche Berührung ſtatt. Eine kleine Schrift, in welcher ich die Verhandlungen des norwegiſchen Storthings im Jahre 1824 bekannt machte und mit hiſtoriſchen Betrachtungen begleitete, ward von ihm wohlwollend angezeigt. Er machte dabei nur eine tadelnde Bemerkung, welche mich in einer Rückſicht überraſchte.

Als Anhang waren die Statuten der Univerſität in Chriſtiania und die norwegiſche Staatsverfaſſung abgedruckt, jene zuerſt, dieſe folgte nachher. Er ſchloß daraus, daß ich als ein pedantiſcher Profeſſor die Statuten einer Univerſität höher ſchätzte, als die Conſtitution des Landes. Ich hatte in der Schrift ſelbſt an einer Stelle von der Univerſität geſprochen und ſchloß an dieſe Bemerkungen die Statuten im Anhange an, die ganze Schrift aber endigte mit allgemeinen Betrachtungen über die Verhältniſſe des Landes und zu dieſen gehörte der letzte Anhang, ſo daß man wohl die kritiſche Bemerkung mehr als Folge einer diplomatiſchen Pedanterie betrachten konnte, die ich bei einem ſo feſten, ſeiner Geſinnung treuen, von den äußeren Verhältniſſen zwar gebundenen, aber nicht beherrſchten Manne, keineswegs vorausſetzte.

Malte Brun war eine ganz andere Natur. Er war mit mir ohngefähr zu gleicher Zeit Student geworden, wir ſahen uns oft, es herrſchte ein freundliches Verhältniß zwiſchen uns: ein vertrauliches konnte es freilich nicht werden, denn ein ſolches war für mich nur möglich, wo mein innerer Bildungsprozeß auf irgend eine Weiſe Theilnahme und Förderung fand.

Malte Brun hatte ein faſt knabenhaftes Anſehen, und wenn er auch, ſo wie er ſich darſtellte, leicht Vertrauen erregte, ſo entdeckte man doch bald etwas Schwankendes und Unbeſtimmtes in ſeiner Perſönlichkeit. Er war ſtark blond, ſein Körper ſelbſt hatte etwas Weichliches, ſein Gang wie ſeine Haltung waren unſicher, dabei aber war er höchſt beweglich, unruhig, ohne heftig zu ſein; er galt für einen jungen Mann von guten Schulkenntniſſen, und die Neigung, ſich ſchnell und auf die leichteſte Weiſe bemerkbar zu machen, beherrſchte ihn ganz. So ward er, nachdem er die erſten Prüfungen überſtanden hatte, bald politiſcher Schriftſteller und erhielt als ſolcher einen gewiſſen Ruf. Wo eine Jugend verſammelt iſt, die nur einige Bedeutung hat, da zeigt ſich auch eine widerſtrebende Unruhe, eine gährende Bewegung, die zwar höchſt gefährlich iſt, wo ſie die Oberhand gewinnt, und die Zeit wie die Geſinnung der Jugend ganz in Anſpruch nimmt, die aber doch auch nirgends vollkommen fehlen darf. Was am Schluſſe des vorigen Jahrhunderts noch die Streitigkeiten zwiſchen den Landsmannſchaften und geheimen Verbindungen, was die Oppoſition gegen die akademiſche Behörde und das

Einwerfen der Fenſter des Prorektors waren, das war nach der Revolution in Kopenhagen damals die Sucht, die mächtigſten Männer und den Hof anzugreifen. Ich will geſtehen, daß ich von dieſer jugendlichen Schwäche nicht frei blieb. Von den eigentlichen Staatsverhältniſſen wußte ich zwar nichts, ſo viel ohngefähr, wie Malte Brun; ich ergriff ſogar die Feder, wie der übermüthige deutſche Burſche den Stein, aber dieſer Verſuch war mir, ich darf es ſagen, heilſam. Ich war von jeher, worauf ich irgend Forſchung oder Nachdenken hinwandte, von einem zu reichen Inhalte, der ſich mir aufdrängte, beherrſcht. Man hat mir in meinem höchſten Alter nicht mit Unrecht vorgeworfen, daß ich ihn nie vollkommen zu bewältigen lernte; jetzt ſollte ich nun das Inhaltloſe darſtellen, Freiheit, Gleichheit, Menſchenrecht; jene in ihrer Allgemeinheit durchaus leeren Worte ſollten einen künſtlichen Inhalt erhalten. Einen ſolchen vermochte ich ihnen nicht zu geben, und was ich niederſchrieb, kam mir höchſt armſelig und albern vor. Es war natürlich, daß ich darüber nachdachte, ob dieſes Mißlingen aus meinem Ungeſchick entſprang, oder in der Natur des Gegenſtandes lag. Es iſt eben ſo natürlich, daß ich das Letztere annahm, und ſo legte die eitle Selbſtzufriedenheit vielleicht den erſten Grund zu einer gemäßigteren politiſchen Geſinnung. So viel iſt gewiß, daß ein Gegenſtand, der für mich keinen Keim der Entwickelung in ſich enthielt, mir immer gleichgültiger werden mußte, und wenn ich äußerlich noch heftig demagogiſch erſchien, ſo war es nur, weil ich den Ruf, als ein kühner und freimüthiger Jüngling zu erſcheinen, nicht aufgeben wollte. So wie meine Freunde mit mir einen literäriſchen Vereinigungspunkt in Borups Geſellſchaft, einen wiſſenſchaftlichen durch den oben erwähnten Verein der Naturforſcher fanden, ſo bildete ſich auch eine politiſche Geſellſchaft in einem Kaffeehauſe (Meergaard's Kaffeehuus). Hier ward bei Punſch politiſirt; die Geſellſchaft hieß in der Stadt der „Kopenhagner Jakobinerklub", und ich beſuchte ſie, wie mehrere meiner Freunde, wenn auch nicht oft, doch nicht ganz ſelten. Auch hier war ein kleiner junger Mann, der vorzüglich damals das Wort führte, und ſich gar ſeltſam und grauſam ſtellte. Er mochte gern die Rolle eines Marat und Robespierre unter uns ſpielen. Die bekannte Aeußerung des Letzteren: „Ihr wollt eine Conſtitution haben, ihr müßt aber erſt noch eine Revolution erhalten!“ ausgeſprochen, als ſchon Ströme von Blut gefloſſen und alle Verhältniſſe aufgelöſt waren, bildeten ſeine Deviſe bei der demagogiſchen Schilderhebung. Ich weiß nicht, was aus dieſem kleinen Wütherich geworden iſt, der eigentlich ein ſchwaches Schaafsherz unter dem Wolfspelze trug — kaum etwas Bedeutendes. — Indeſſen habe ich genug erlebt, um zu wiſſen, wie gerade ſolche ſchwächliche Naturen ſich ſelbſt in eine metzgerartige Geſinnung hineinreden, und von einer wahnſinnigen Maſſe getragen, bei aller innern Erbärmlichkeit, die Gefährlichſten werden können. Hier trat nun die Inhaltsloſigkeit der Demagogie mir als perſönliche Fratze entgegen. Ich opponirte, und leider nur gar zu häufig, mit der unbeſonnenſten Heftigkeit. Eine Oppoſition, welche mit Ruhe und Feſtigkeit durchgeführt, mir und Anderen hätte nützlich ſein können, verlor dabei nicht allein für dieſe, ſondern auch für mich, allen Einfluß, und der Streit endete mit Selbſtvorwürfen, die nur zu verdient waren.

Indeſſen ſchrieb Malte Brun eine Flugſchrift nach der andern. Als man wenig auf die erſten achtete, ward er immer kühner. Einige Mal, wenn eine Anklage laut ward, verſchwand er, verbarg ſich bei Freunden; ich kannte gewöhnlich ſeinen Aufenthalt; und es verſteht ſich von ſelbſt, daß die polizeilichen Verfolgungen eine große Theilnahme an ſeiner Perſon erregten, die er durch ſeine Angriffe nie erlangt hätte. Letztere habe ich kaum geleſen; daß ich aber ſeinen Aufenthalt wußte, daß ich ihn in ſeinem geheimen Zufluchtsorte beſuchte, das hatte für mich einen gefährlichen Reiz, wie ein jedes politiſche Geheimniß für die Jugend. Zuletzt fand man ſeine Lage ſo gefährlich, daß man eine Flucht nach Schweden für nothwendig hielt. Seine Freunde überlegten, wie man ihn fortbringen ſolle. Malte Brun war ſeiner perſönlichen Furchtſamkeit wegen ſehr bekannt. Einer, der an der Deliberation Theil nahm, fand es nothwendig, ihn mit geladenen Piſtolen zu verſehen. „Um Gottes Willen", rief Rahbek, „wollt ihr ſeinen Feinden Waffen in die Hände geben?" —

Ich traf Malte Brun 1799 in Leipzig. Er hatte nun, wie Heiberg früher, ſein Vaterland auf immer verlaſſen, um in Paris ſein Glück zu machen. Er beſaß wie jener die Fähigkeit, die lebenden Sprachen in Rede wie in Schrift, mit Leichtigkeit zu handhaben.

Der junge Mann beweinte ſein Vaterland, prophezeite aber den Sturz der Regierung und die nahe Befreiung. Wie er geſinnt war, fehlte ihm nur der rechte, kühne, rückſichtsloſe Herrſcher; ſeiner Geſinnung nach ward er durchaus von der herrſchenden Meinung ſeiner Umgebung getragen. Wenige Jahre waren vergangen, als ſein Ruf aus Paris erſcholl; als er keine Flugſchriften mehr ſchreiben konnte, halfen ihm Talent und Kenntniſſe durch. Er ward der erſte Begründer einer allſeitigen und wiſſenſchaftlichen Geographie in Frankreich, er half zuerſt in dieſem Lande einem nationalen Bedürfniſſe ab, ja nicht dort allein; freier, umſichtiger, allſeitiger behandelte er ſeine Wiſſenſchaft, als ſie bis dahin ſelbſt in England oder Deutſchland behandelt wurde. Als Humboldt eine neue Wiſſenſchaft (die phyſikaliſche Geographie) begründete, war er der Erſte, der ſie für die allgemeine Geographie, wenn auch nicht durchgreifend, benutzte. Es entſtand ein Wetteifer in Frankreich, den Fremden, deſſen Verdienſte anerkannt wurden, zu überbieten. Es iſt gelungen; geographiſche Vereine bildeten ſich allenthalben, aber lange war er der anerkannte Mittelpunkt dieſer Unternehmung. Aber auch ſein frühzeitig aus=

gebildetes politiſches Geſchick ruhte nicht; er verkaufte ſich an Napoleon und nahm Theil an dem Journal des Debats, welches eine Zeitlang Journal de l'Empire hieß. Als nach der Schlacht bei Epernay Blücher ſich zurückzog, um ſeine Macht zu concentriren, erſchien dieſes Journal in Napoleons Hauptquartier. Die Berichte, welche die Schlachten von Brienne und Epernay als vollſtändige, von den franzöſiſchen Armeen errungene Siege, und das Blücherſche Heer als in völlige Auflöſung gerathen, darſtellten, waren, wie verſichert wurde, von Malte Brun verfertigt. Mir traten, als ich dieſes im Blücherſchen Hauptquartier hörte, lebhaft die Erinnerungen an die früheren Tage in Kopenhagen entgegen, und nun fanden wir uns, in die mächtigen Kämpfe fremder Völker hineingeriſſen, auf eine ſo ſeltſame Weiſe einander gegenübergeſtellt.

Ich traf Malte Brun in Paris, in dem Quartier der Gelehrten, in Rue St. Jacques, und er trat mir noch immer mit einem einigermaßen kindlichen Ausſehen und einer weißen Kokarde entgegen. Er wohnte ſehr anſtändig, ſeine kleine Frau, aus Laon gebürtig, war eine anmuthige und liebliche Geſtalt. Ich erinnere mich nicht, ob ſie ſchon lange verheirathet waren, wenigſtens waren ſie noch immer ſehr zärtlich gegen einander. Er gab den Tag darauf ein glänzendes Dejeuner; mehrere Gelehrte waren zugegen, Cuvier, den ich ſchon beſucht hatte, unter dieſen; Humboldt hatte ſich entſchuldigen laſſen. Er freute ſich ungeheuchelt darüber, mich nach ſo langer Zeit wieder zu ſehen, und äußerte ſich ſehr offen über ſeine Lage. Daß er das Kaiſerliche Hauptquartier begleitet hatte, wollte er nicht geſtehen, obgleich ich es von mehreren Gelehrten beſtätigen hörte. Ich merkte bald, daß er einen großen Theil der Summe, über die er zu gebieten hatte, zu dem Frühſtück verſchwendet haben mußte. Es war ſichtbar, daß er ſich auf's Aeußerſte einſchränkte. Zuletzt machte er gegen mich kein Geheimniß daraus. „Brun,“ ſagte ich, „es muß Dir doch unangenehm ſein, ſo oft politiſche Geſinnungen zu wechſeln. Du gingſt als ein Demokrat, ja faſt als Demagog aus Dänemark, um in Paris ein Diener der Politik Napoleons zu werden; du trägſt jetzt die weiße Kokarde, und wenn die Schonung, ja faſt Verehrung, mit welcher die Sieger Frankreich behandeln, fortdauert, ſo wird es ſich in wenigen Jahren erheben, als ein mächtiges Reich daſtehen, ſich durch eine aufgedrungene Dynaſtie verletzt fühlen und dieſe verdrängen. Du wirſt dann wieder eine andere Kokarde tragen müſſen, ſo wie Du die weiße, wie mir ſcheint, etwas zu frühzeitig und voreilig aufgeſteckt haſt. Ob Du dich unter den Bourbons wirſt erhalten können, bleibt doch immer zweifelhaft. Verlaſſe Paris, in Bonn wird man eine neue Univerſität errichten, ich zweifle nicht, daß Du bei Deinem Rufe als Geograph eine anſehnliche Anſtellung erhalten würdeſt. Du kannſt ſelbſt Deine Forderungen ſtellen; eine ſolche Stellung iſt für Dein ganzes Leben eine geſicherte; Du biſt allen Wechſelfällen Deines zukünftigen Lebens entriſſen, wie aller Politik; lebſt in der Nähe von Frankreich, und kannſt Dich Deiner Wiſſenſchaft ganz widmen.“ Ich durfte ihn damals zu einem ſolchen Schritt ermuntern. Sein Ruf, als der Erſte in ſeinem Fache in Europa, war ſo entſchieden, daß, wenn ich nur gegen Hardenberg geäußert hätte, daß er wohl zu gewinnen wäre, ein Anerbieten ohne allen Zweifel an ihn ergangen ſein würde. „Freund“, antwortete er, „es iſt wahr, meine Lage iſt hier keineswegs eine geſicherte, jetzt eine bedrängte, für die nächſte Zukunft eine ungewiſſe, aber Du irrſt Dich, wenn Du glaubſt, daß dies mich ſonderlich quält. Wenn man Geld genug hat, kann man nirgends angenehmer leben als in Paris, aber auch nirgends weniger unangenehm mit wenigem Gelde, als hier. Ich habe keine Kinder, ich liebe meine Frau, die nicht verwöhnt iſt, die eigentliche Noth iſt noch fern, und ſo wie die Verhältniſſe ſich nur einigermaaßen geordnet haben, und die Ruhe wieder eintritt, wird meine Stellung auf jeden Fall verbeſſert. Ich kenne das Pariſer Publikum und kann als Schriftſteller unabhängig leben. Aber Paris verlaſſe ich nie, ich kann meine junge Frau nicht nach einem fremden Lande bringen, ich kann nirgends leben als in Paris; die Atmoſphäre dieſer Stadt iſt mir wie die Lebensluft, der Athem würde mir ausgehen an einem jeden andern Orte; Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens wie hier, findet man, man mag arm oder reich ſein, nirgends." Er konnte ſich nicht ſtark genug über die Nothwendigkeit, nur in Paris zu leben, ausdrücken. Er verſicherte, daß die glänzendſte Stellung ihn nicht bewegen könnte, dieſe Stadt zu verlaſſen. Ich fand ihn während ſeiner bedrängten Lage ſelten zu Hauſe, aber wir gaben uns

Rendezvous in dem Tuilerien-Garten, in den Champs-Elyſees, in verſchiedenen Cafés, und er, wie ſeine Frau, waren immer aufgeräumt und guter Dinge. Das Journal des Debats ruhte wahrſcheinlich, aber er gab ein Journal heraus, deſſen Titel ich vergeſſen habe, wahrſcheinlich ſind nur ein Paar Hefte davon erſchienen; ich durfte es benutzen, um einige Aufſätze einzurücken, die von ihm ins Franzöſiſche überſetzt, die Franzoſen belehren ſollten über ihre Stellung zu den ſiegreichen Heeren. Sie mußten nach der damaligen Lage der Sachen nur zu gemäßigt ſein, ſie ſind in der Verwirrung, die noch herrſchte, wohl kaum geleſen, gewiß nicht beachtet worden.

Malte Brun ließ ſeinen Kaiſer, dem er eben gedient hatte, auf eine ſo unbefangene Weiſe fallen, daß mir dieſe Geſinnungsloſigkeit doch höchſt unangenehm auffiel; daß ſie einem Manne von ſtark befeſtigten Grundſätzen, wie Heiberg, empörend war, konnte man vorausſetzen. Heiberg haßte dieſen ſchwachen Menſchen, Malte Brun ſchien ſeinen Landsmann zu fürchten, ſie ſahen ſich nie.

Einige Jahre nach dem Kriege las ich in irgend einem franzöſiſchen Blatte, wie Malte Brun einen ſtark beſuchten Salon eröffnet hatte. Er ſtarb bekanntlich während der Reſtauration.

Ich muß hier noch einen dritten Schriftſteller erwähnen, obgleich er ein Theolog war und die Schrift, die er heraus gab, „das theologiſche Repertorium", die Politik nicht berührte. Aber dieſe Zeitſchrift behandelte die theologiſchen Angelegenheiten meiſt äußerlich und vermehrte auf jede Weiſe die ſtillgährende Bewegung in der Literatur. Schon das erſte Heft machte ein ungewöhnliches Aufſehen, welches durch ein jedes folgende noch vermehrt wurde. Die Zeitſchrift erſchien anonym. Keiner konnte den Verfaſſer errathen, aber er ſchien mit den Verhältniſſen der Geiſtlichkeit in Dänemark und Norwegen genau bekannt zu ſein. Zwar enthielt die Zeitſchrift theologiſche Aufſätze, beſonders exegetiſche, nach Anſichten, wie ſie in den Schriften des berühmten Paulus herrſchen, aber, was allgemeines Aufſehen erregte, waren die Nachrichten von allerlei Ungebührlichkeiten, die unter der Geiſtlichkeit im Lande ſtattfanden. Kein Landprediger, ſelbſt in den entfernteſten Gegenden Jütlands, wenn er ſich etwas zu Schulden kommen ließ, war ſicher. Oft erinnerten dieſe Angriffe an Bahrdt's berüchtigten Kirchen- und Ketzer-

Almanach. Wie die Verhältniſſe der geiſtlichen Angelegenheiten damals waren, mußte man geſtehen, daß eine ſolche Kontrole, die ganz unerwartet von einer unbekannten Hand herrührte und drohend über einem jeden ſchuldigen Haupte ſchwebte, heilſam genannt werden konnte. Die Begierde, den Verfaſſer zu entdecken, war grenzenlos. Nyrup, ein leidenſchaftlicher Literat, hatte keine Ruhe; endlich wußte er ſich aus der Druckerei Manuſcript zu verſchaffen: aber die Handſchrift war Jedermann unbekannt. Man rieth hin und her, keine einzige Vermuthung hielt Stand; die Perſönlichkeit des Verfaſſers ward immer räthſelhafter, und in einer ſo begrenzten Literatur, wie die däniſche, ſchien eine ſo unzugängliche Anonymität völlig unbegreiflich. Aber Nyrup ſetzte ſeine Unterſuchungen unverdroſſen fort. Endlich gelang es ihm zu ermitteln, daß die Handſchrift die eines theologiſchen Kandidaten war, der Malte Müller hieß und der ſich ſeit einigen Jahren in Jena aufhielt. Im nächſten Hefte erſchien nun eine Notiz folgender Art: „Der Verfaſſer der Zeitſchrift habe erfahren, daß ein gewiſſer Malte Müller in Jena ſich als den Herausgeber des Repertoriums zu nennen erkühne. Dieſer Mann ſei dem wahren Verfaſſer ſehr wohl bekannt, man wiſſe von ihm ſo Vieles, was er nicht wünſchen könnte öffentlich beſprochen zu ſehen, und warne ihn." Dieſe Anzeige machte Nyrups Entdeckung wieder zweifelhaft, da man ohnehin nicht gut einſah, wie ein bis dahin wenig bekannter Kandidat außerhalb des Vaterlandes, in einer ſolchen Entfernung, ſo genaue Nachrichten über die engſten perſönlichen Verhältniſſe erhalten konnte. Und doch war dieſer Malte Müller wirklich der Verfaſſer. Eben die Hülfe, die ihm in Dänemark nothwendig war, verrieth ihn zuletzt. Der Reiz der Anonymität war nun verſchwunden; die Angriffe erſchienen durch ihre Wiederholung abgeſtumpft, oft waren ſie wohl auch nicht zu rechtfertigen. Die Zeitſchrift verlor alle Bedeutung und ging ein.

Dieſen Malte Müller traf ich nun noch 1798 in Jena. Mehrere von denen, die damals in Jena ſtudirten, werden ſich ſeiner noch erinnern. Es war ein etwas düſterer verſchloſſener Menſch, gewiß nicht ohne Kenntniſſe, am meiſten aber in den literariſchen Klatſchgeſchichten bewandert. Als ich ihn ſah, nährte er ſich noch von dem Aufſehen, welches ihm durch ſeine Zeitſchrift in ſeinem Vaterlande zu erlangen gelungen war. Es war eine durch ſeine Lage nothwendig gewordene Finanzſpeculation. In Jena war es leicht Credit zu erhalten, beſonders waren die Dänen als gute Zahler bekannt. Sein Repertorium mag ihm eine für ſeine Lage nicht unbedeutende Summe verſchafft haben. Die angekommenen Wechſel vermehrten ſeinen Credit, und als die Zeitſchrift aufhörte, als die Rimeſſen ausblieben, konnte er noch lange von Schulden leben. Seine Wohnung während meines Aufenthaltes in Jena war anſehnlich; als Landsmann ſah ich ihn natürlich oft. Mit den Profeſſoren hatte er gar keinen Umgang, aber er beſaß eine Gewalt, Jünglinge an ſich zu ziehen, feſt zu halten und dann tyranniſch zu beherrſchen, wie ich ſie faſt nie gekannt habe. Mir war er dadurch ein intereſſanter Gegenſtand der Beobachtung geworden. Daß ein Mann, der damals in dem, durch bedeutende Geiſter aufgeregten Jena, ſelbſt nicht ohne geiſtige Fähigkeiten, lebte, eine gewiſſe Gewandtheit erhalten konnte, über Gegenſtände der Philoſophie und Poeſie zu ſprechen, begriff ich wohl; daß ein ſolcher, der nicht verpflichtet war, in ſeinen Mittheilungen ſtrenge Ordnung und Gründlichkeit vorherrſchen zu laſſen, den jungen Männern zugänglicher erſcheinen mußte, als die Lehrer, iſt auch nicht ſchwer einzuſehen: dennoch blieb mir der Zauber, den er ausübte, ein Geheimniß. Er konnte einen ſolchen jungen Mann völlig abſorbiren, und bewachte dann ſeine Schritte mit einer leidenſchaftlichen Eiferſucht. Eine jede Zuneigung, gegen einen Andern geäußert, wenn er dieſem einen geiſtigen Einfluß zutraute, der dem ſeinigen gefährlich werden konnte, ſuchte er durch jedes Mittel zu unterdrücken. Er ſaß Schulden halben im Karzer, als ich Jena verließ. Als ich 1802 nach meinem Vaterlande zurückkehrte, fand ich ihn in Kopenhagen. Ich weiß nicht, wie er von Jena losgekommen iſt. Seine Stellung in ſeinem Vaterlande iſt mir unbekannt geblieben. Aber ein geiſtreicher und begabter junger Mann aus einer anſehnlichen Familie, der ſich lebhaft an mich anſchloß und den ich ſehr lieb gewann, war ſchon lange Zeit vorher auf eine zauberhafte Weiſe beherrſcht. Er erzählte Wunderliches von der Gewalt, die Müller über ihn ausgeübt hatte. Wie er erſt durch intereſſante Mittheilung ſolcher Anſichten philoſophiſcher, wie äſthetiſcher und religiöſer, die in Dänemark vollkommen fremd klangen, ſeine Aufmerkſamkeit gefeſſelt, wie er ſeine Geſpräche über wiſſenſchaftliche Gegenſtände durch Erzählungen aus dem Leben der berühmteſten Gelehrten und Dichter zu beleben gewußt hatte; wie er ſich angeregt, immer tiefer bewegt fühlte, wie in eine andere Welt verſetzt, wie Alles, was er bisher erfahren, gelernt, gedacht hatte, ihm dürftig, armſelig erſchien. Anfänglich hätte er ſich glücklich gefühlt, aber nachdem er ganz in ſeiner Gewalt war, bemerkte er mit immer größerer Angſt, wie Müller alle ſeine Schritte belauerte, wie er ihn von ſeinen früheren Freunden zu trennen ſuchte; die ſchöne freie geiſtige Welt, die er ihm eröffnet hatte, ſchien ihm jetzt ein Gefängniß zu ſein; oft ſuchte er ſich loszureißen, aber er vermochte es nicht. Als ich nun dieſen jungen Mann kennen lernte, als ſein lebendiger Sinn für tiefere geiſtige Beſchäftigung, auch manche ideenvolle und geiſtreiche Anſichten, die er ohne allen Zweifel dem Müller zu verdanken hatte, mich anzogen, beſchloß er, wie er geſtand, nach vielen inneren Kämpfen, ſich ganz von Müller und ſeiner Herrſchaft loszureißen. Er erzählte mir wunderliche Scenen, die ſtattfanden während dieſer Zeit, und durch welche die Trennung freilich immer nothwendiger erſchien.

Er hatte erſt mit heftigen Vorwürfen angefangen, nannte ihn einen Gefühlloſen, einen Undankbaren, rief ihm die ſchönen Stunden zurück, in welchen er erkannt hatte, daß er ihm ſein eigenſtes innerſtes geiſtiges Leben verdanke. Als dieſe Vorwürfe ſchon durch ihre Wiederholung ihre Gewalt verloren, als der Unterjochte ihn über die tyranniſche Gewalt, die er ausübte, ſchalt, weinte er und ſtellte ſich wie ein Verzweifelter, er warnte ihn vor meinem Einfluſſe. Ein leidenſchaftlich liebendes Mädchen konnte ſich nicht wahnſinniger betragen als er, der junge Mann ſchauderte vor einer Leidenſchaft zurück, die ihm unheimlich ſchien, und er entfloh dem Geiſte, der ihm erſt ſo freundlich erſchienen war, und ſich jetzt in ein Geſpenſt verkehrt hatte, faſt mit Entſetzen. Müller, der für eine kurze Zeit ein ſo großes Aufſehen in ſeinem Vaterlande erregte, iſt dort völlig verſchollen; ich wenigſtens habe ſeitdem nie Etwas von ihm gehört.

Zur Darſtellung des politiſchen Treibens der Zeit, die ich in Kopenhagen damals zubrachte, gehören auch einige Ereigniſſe, die das Publikum bewegten, und die ein eigenthümliches Gepräge tragen. Ein holländiſcher Profeſſor in Groeningen, C., gehörte zu der damals unterliegenden oraniſchen Partei. Er war Profeſſor der Chemie. Gedrängt von der ſiegenden Partei, wünſchte er auszuwandern, und man bot ihm eine Stelle als Profeſſor der Chemie bei der Univerſität in Kopenhagen an. Er hatte eine nicht unbedeutende politiſche Rolle geſpielt; man konnte ihn als ein Haupt der oraniſchen Partei, wenigſtens in ſeiner Provinz, betrachten, und man hatte wohl die Hoffnung genährt, daß eine Menge reicher Familien, welche ſeine politiſchen Geſinnungen theilten, mit ihren bedeutenden Kapitalien ihm folgen und in Dänemark einwandern würden. Dieſer Beſchluß der Regierung erregte bei der Univerſität einen großen Unwillen, und zwar aus einem doppelten Grunde: erſtens fanden ſich die Gelehrten in ihrer Nationalität angegriffen. Manthey hatte ſich von rechtswegen den Ruf eines tüchtigen Chemikers erworben; das allgemeine Mißvergnügen, welches immer lauter ward, wenn Ausländer die Einheimiſchen von den wenigen Stellen bei der Univerſität verdrängten, ließ ſich leidenſchaftlich vernehmen; dann aber ward auch die oraniſche Partei als eine antiliberale betrachtet, und der politiſche Haß verband ſich mit dem nationalen, und ward geſteigert, als man entdeckte, daß die Berechnung der Regierung eine irrige war. C. kam allein, von keiner reichen Familie begleitet.

Als C. nach Kopenhagen kam, ließ der Profeſſor der Geſchichte, Kall, eine Darſtellung der letzten politiſchen Ereigniſſe drucken. Er nahm in dieſer die heftigſten Angriffe gegen C. mit auf, und ein Prozeß fing gegen ihn an, der, als er in der letzten Inſtanz vor dem höchſten Gericht verhandelt wurde, das allgemeinſte Intereſſe auf ſich zog. Daß alle Sachen vor dieſem Gericht öffentlich und mündlich ausgeführt werden, habe ich ſchon erwähnt. Die alterthümliche Art, mit welcher das höchſte Gericht des Landes eröffnet wird, iſt merkwürdig. Zwei Herolde in dem Koſtüme vergangener Jahrhunderte, verkündigen auf den großen Plätzen und auf den Ecken der Straßen, indem ſie durch Trompetenſchall das Volk um ſich verſammelt haben, auf eine feierliche Weiſe die Eröffnung des Gerichts. Die Verkündigung findet im Februar ſtatt. Im März fängt das Gericht ſeine öffentlichen Sitzungen an. Der königs liche Thron iſt im Hintergrunde des anſehnlichen Saals angebracht. Während aller Sitzungen wird der König, obgleich abweſend, doch als gegenwärtig, von dem plaidirenden Advokaten angeredet. Bei der Eröffnung des Gerichts, als eine Sache, welche zum Urtheil reif war, zum letzten Male plaidirt und zugleich das Urtheil geſprochen wurde, hatte ich mir einen Platz zu verſchaffen gewußt, und dieſe feierliche Scene hat auf mich den tiefſten Eindruck gemacht. Obgleich die Sache, welche verhandelt wurde, mir völlig gleichgültig war, verfolgte ich dennoch die Rede und Gegenrede der Advokaten mit der größten Aufmerkſamkeit. Bei den Verhandlungen, die der genannte Prozeß hervorrief, fehlte ich natürlich nicht. Es war freilich vorauszuſehen, daß der Profeſſor den Prozeß verlieren mußte. Dieſer war keineswegs ein fruchtbarer Schriftſteller; außer einem Handbuche der Weltgeſchichte, welches in den Schulen gebraucht wurde, hatte er nichts drucken laſſen, etwa einige Aufſätze in den Schriften der Königlichen Akademie ausgenommen. Die Behauptung daher, daß ſeine Geſchichte der neueſten Ereigniſſe in Holland, ohne alle Beziehung auf C. bloß aus einem wiſſenſchaftlichen Intereſſe für ſein Fach entſtanden ſei, ließ ſich um ſo weniger durchführen, da die Darſtellung zu ſehr im Sinne der antioraniſchen Partei abgefaßt war. Sein Advokat hatte daher eine ſchwierige Sache zu vertheidigen, die Plaidüre erſchien mir im höchſten Grade meiſterhaft und ich erwähne dieſe Sache ſchon deswegen, weil der Eindruck, den die Verhandlung auf mich machte, ein bleibender war. Ich hatte ſo viele Auszüge aus öffentlichen Verhandlungen in der Pariſer Kammer, wie im engliſchen Parlament geleſen. Hier war ich nun Zeuge lebhafter Reden der beiden Parteien und der allgemeinen Theilnahme, die ſie erregten. Zwar waren es gerichtliche Verhandlungen in der gewohnten Art, aber die Natur der Sache ſelbſt ertheilte dieſen eine politiſche Bedeutung. Der große Gerichtsſaal war gedrängt voll von Zuhörern, die mit der größten Spannung beſonders die Vertheidigung des Angeklagten verfolgten. Dieſer war wegen ſeiner liberalen Geſinnung bekannt. So viel ich mich erinnere, lag der Hauptnerv ſeiner Vertheidigung darin, daß er das rein Geſchichtliche des Aufſatzes hervorhob, daß er den Gerichten das Recht abſprach, über die Abſichten, welche die Abfaſſung veranlaßt hätten, zu richten; daß die behauptete Parteilichkeit, die in der Darſtellung ſtattfinden ſollte, Gegenſtand einer wiſſenſchaftlichen Kritik, aber nicht einer gerichtlichen Unterſuchung ſei; daß er endlich mit großer Beredſamkeit die Nachtheile hervorhob, die für eine jede wiſſenſchaftliche Geſchichtsforſchung entſtehen würden, wenn dieſe auf irgend eine Weiſe die Gegenwart berührte, in dem Falle, daß das Gericht ſich für kompetent erklärte. In der vorliegenden Schrift, ſagte er, fände man keine von dem Verfaſſer ausgehende Beſchuldigung gegen den Kläger. Alles, was ihm unangenehm ſein könnte, war in den holländiſchen Blättern, die man als geſchichtliche Quellen anſehen mußte, ſchon öffentlich geworden. Auch hatte der Verfaſſer keinesweges die Widerlegungen der oraniſchen Partei, ſo weit ſie ihm zugänglich waren, unerwähnt gelaſſen. Ich habe es bei dieſer Gelegenheit erfahren, welch ein unermeßlich erregendes Princip in ſolchen öffentlichen Verhandlungen liegt; wie in dieſen mündlichen Vorträgen die einmal herrſchende Parteiung ſich jedesmal ſteigert. In Sachen, die nicht durchaus rein gerichtlicher Art ſind, wie dieſe, wird in den modernen Staaten die Wuth der Parteien nur zunehmen; eine jede wird ſich den Sieg zuſchreiben, und führen die Discuſſionen zu keinem entſchiedenen Endreſultate, ſo werden ſie jederzeit einen endloſen Kampf herbeiführen; die Niederlage durch eine Majorität wird den Kampf nicht beendigen, ſondern nur die Anſtrengungen der Beſiegten concentriren; wo aber, wie hier, durch einen Gerichtsſpruch die Sache auf immer entſchieden iſt, da wird dieſer, wie er auch ausfällt, jederzeit von der einen Partei als ein ungerechter beurtheilt werden. Der Profeſſor verlor die Sache, doch war der Richterſpruch äußerſt gelinde, und dieſe Milde der Gerichte hatte einen ſehr guten Erfolg. Wenn wir den Verfaſſer auch als einen Märtyrer der nationalen und liberalen Intereſſen während der Verhandlungen betrachteten, ſo glaubten wir doch auch, daß das Gericht ſelbſt durch die Gelindigkeit des Spruches ſo viel wie möglich auf unſere Seite getreten wäre. Die ganze Sache war ſchon, ehe ich Kopenhagen verließ, vergeſſen. E. blieb ſeitdem völlig unangefochten und genoß Anſehen und Achtung. Er trug zwar die Chemie vor, ich glaube aber nicht, daß er dieſe Vorträge lange fortſetzte.

Ein zweites Ereigniß, welches einige Tage hindurch die ganze Hauptſtadt in unruhige, ja, wie Einige glaubten, ſelbſt gefährliche Bewegung verſetzte, und wenn gleich urſprünglich ohne alle Beziehung auf Politik, dennoch durch eine in der Jugend herrſchende Gährung eine beunruhigende Bedeutung erhalten konnte, darf hier um ſo weniger mit Stillſchweigen übergangen werden, als ich perſönlich mit in dieſes Ereigniß hineingezogen und durch das Reſultat einer commiſſariſchen Unterſuchung, ſogar nebſt einem zweiten Jüngling allein beſtraft wurde. Es kann nicht meine Abſicht ſein, eine jugendliche Unbeſonnenheit zu vertheidigen. Ich will das ganze Ereigniß, und wie ich hineingezogen wurde, unbefangen erzählen.

Nr. [illegible] jene mir ſo wichtige Stube der Gebrüder Mynſter im Friedrichs-Hospital, lag in einer ſehr entfernten Gegend der Stadt. Es war ein ſchöner heiterer Sommertag, irre ich nicht, im Juni. D. H. Mynſter und ich beſchäftigten uns ſehr ernſthaft und mit irgend einem wiſſenſchaftlichen Gegenſtande. Ganz voll von dieſem eilte ich nach Hauſe. Meine damalige Wohnung war zwar in einer kleinen Straße, aber in dem lebhafteſten Theile der Stadt. Lange ging ich in meinen Gedanken vertieft, ſah zwar wie eine Menge Menſchen über den großen Platz alle in einer Richtung hin eilten, aber ohne dadurch geſtört zu werden. Kleine Straßen-Aufläufe waren zu der Zeit in Kopenhagen nicht ſelten. Als ich aber jenſeit des großen Platzes in die Straße hineintrat, erſchien der Menſchenſtrom immer mächtiger. Einige, die ſich begegneten, beſprachen ſich mit großer Lebhaftigkeit; die herrſchende Aufregung ward mir nun völlig klar. Die Erſten, an die ich mich wandte, antworteten nicht, eilten vielmehr ſchnell weiter. Ich ließ mich von dem Menſchenſtrome forttragen, der immer dichter ward, und kam in die Nähe des Poſthauſes. Hier drängte ſich nun Alles gewaltſam zuſammen. Vor dem Poſthauſe, wo zwei Straßen ſich kreuzen, ſtand eine anſehnliche Wache, die den unruhigen Menſchenhauſen zurückhielt. Offenbar war hier der Schauplatz eines bedeutenden Ereigniſſes geweſen, und ich erfuhr nun, daß ein Streit zwiſchen einem Studenten und einem Garde-Offizier ſtattgefunden hätte.

Der Letztere habe den Degen gezogen und ſeinen Gegner bedeutend verwundet. Einige nannten die Wunde tödtlich, andere verſicherten mit großer Zuverſicht, daß der Student todt auf dem Platz geblieben ſei. Das Volk nun, welches Zeuge eines ſo empörenden Auftritts geweſen war, wollte den Offizier ergreifen. Dieſer hatte ſich nach dem Poſthauſe zurückgezogen, man hatte das Thor, ſo bald er innerhalb deſſelben war, feſt verſchloſſen. Das empörte Volk behauptete, man wolle den Schuldigen beſchützen, verbergen, um ihn nachher ungeſtraft entſchlüpfen zu laſſen. Es forderte, daß eine Wache geholt werde, die den Schuldigen als einen Verbrecher abführen ſollte. Das Volk habe, erzählte man, das Poſthaus ſtürmen wollen, die Studenten des nahe liegenden Collegiums (die Regenz) wären mit vielen Andern, die aus den Hörſälen herbeigeeilt waren, mehrere Hundert an der Zahl, nachdem man für den Verwundeten oder Todten Sorge getragen, nach dem Poſthauſe vorgedrungen, Alle in der heftigſten Aufregung und durch das empörte Volk mächtig unterſtützt. Jetzt war der Platz vor dem Poſthauſe geſäubert. Schon ſeit ein Paar Stunden war die ganze Stadt in Aufruhr geweſen;

ich hatte auf der entfernten Stube nichts davon gehört. Das von der Wache zurückgedrängte Volk ſprach zwar heftig, äußerte ſeinen Unwillen laut, verhielt ſich aber ſonſt ruhig. Es war klar, daß, wenn ein Heerd der Unruhe noch irgendwo brannte, dieſer jenſeits der Wache ſein mußte, etwa nach der Regenz zu. Sie hatte offenbar den Auftrag, das Volk von dieſem Mittelpunkt der gährenden Bewegung abzuhalten. Ich hätte ein ganz Anderer ſein müſſen, als ich wirklich war, wenn dieſe Erzählungen, wenn die Entrüſtung einer großen Menſchenmaſſe, in deren Mitte ich mich befand, mich nicht aufs heftigſte aufgeregt hätte. Ich blickte mit einer ungeheuren Spannung nach der durch die Wache abgeſperrten oberen Straße hin. Alle Fenſter in den Häuſern waren geöffnet, eine Unzahl von Menſchen blickte heraus; aber die Straße war auf ſeltſame Weiſe leer. Dieſe Leere hatte für mich etwas wunderbar Impoſantes. In der Nebenſtraße, dem früher erwähnten runden Thurm gegenüber, in welcher Profeſſoren wohnen, Collegien, am andern Ende das Univerſitätsgebäude, lagen, dachte ich mir das zuſammengedrängte Heer der unzufriedenen Studenten, Bürger, Matroſen der Königlichen Marine, die, wie um mich her erzählt wurde, von allen Seiten dem Studenten zu Hülfe geeilt waren. Ich war überzeugt, daß dieſes Heer dort verſammelt, noch immer zum gefährlichen Widerſtand entſchloſſen war. Ich war aufgeregt, ich theilte die Ueberzeugung des Volks, daß man auf eine empörende Weiſe den Offizier zu beſchützen ſuche, aber man würde ſich ſehr irren, wenn man glaubte, daß ich mit dem Benehmen der Studirenden zufrieden war. Vor einem jeden, ſelbſt ruhigen Volkshaufen, hatte ich von jeher eine gewiſſe Scheu; ein perſönlicher Stolz verbot mir, mich unter das Volk zu drängen. Wo eine Wache zu gebieten hat, bleibe ich, wo möglich, immer in der Ferne, ein jedes Abweiſen verletzt mich. Ich habe mich eben daher mein ganzes Leben hindurch von allen Aufzügen, bei welchen das Militair die Ordnung erhalten mußte, fern gehalten; ein wild bewegter aufrühriſcher Volkshaufe aber ſtößt mich durch das unſäglich Widerwärtige mehr ab, als daß er mir Furcht erregte. Es iſt mit dieſem Widerwillen eine Art von Ekel verbunden, den ich faſt phyſiſch nennen möchte. Ich habe gefährliche Ueberſchwemmungen erlebt, Feuersbrünſte drohten in meiner Nähe, ich habe in einem heftigen Sturme Schiffbruch erlitten: aber alle drohende Gefahr der Natur hat etwas Großartiges, Bewunderungswürdiges, ja Herrliches, was ſelbſt, wo ſie mit Untergang droht, den Geiſt erhebt und aus ihr heraus wie eine mächtige geiſtige Muſik ertönt; es liegt jederzeit, wo ihre unwiderſtehliche Macht unaufhaltſam vordringt, etwas Verſöhnendes in dieſer Gefahr; eine geheime Verwandtſchaft thut ſich kund, wir fühlen uns erhoben, indem wir beſiegt werden, wir fühlen uns beſtätigt, indem wir unterliegen. Aber wenn das fratzenhafte, vielköpfige Ungeheuer eines empörten Volkes, in widerwärtiger Bewegung, ſeine vielfältigen Glieder regt, wenn es in ekelhaften Windungen, tauſendfach in einander gewundener Schlangen ähnlich, ſich biegt und krümmt, ſo liegt in dieſer Maſſe nichts Verſöhnendes, nichts Großes, und wir fühlen uns wie in den Schmutz des Daſeins getreten, wenn wir unterliegen. Es giebt nichts Furchtbareres, als wenn man ſich geſtehen muß, daß der Geiſt ſelber von dem Wahnſinn einer ſchreienden, heulenden, ſich ungeſtüm gebärdenden Menge ergriffen wird. Trotz meiner Aufregung gewann dieſes Gefühl die Oberhand, das unruhige Gerede um mich her fing an mir widerwärtig zu werden; es verwirrte mich immer mehr, ich ſehnte mich nach der einſamen Ruhe meiner Stube, die in der Nähe war, und beſchloß fortzugehen.

Da meine Wohnung in ſehr geringer Entfernung jenſeit der Wache lag, und zwar in einer Richtung, die mich von dem Platze des Zuſammenlaufs entfernte, ſo glaubte ich den hier kommandirenden jungen Offizier, der mich kannte, dahin zu bringen, mich durchzulaſſen. Der junge Mann, der ſehr erhitzt war, antwortete kurz und ſchmähend; ich war gereizt, hoffte aber doch immer noch, durch vernünftige Vorſtellungen meinen Zweck zu erreichen. Das Geſpräch hatte die Aufmerkſamkeit der Umſtehenden erregt, die, wie faſt immer bei ſolchen Gelegenheiten, meine Bitte höchſt billig fanden und dem Offizier immer härtere und lautere Vorwürfe machten. Ich hätte mich nun ſtillſchweigend entfernen, ja den Offizier dem Volke gegenüber rechtfertigen ſollen, ich hätte dann in der That eine Rolle geſpielt, auf die ich ohne Beſchämung zurückblicken konnte. Ich that es nicht, ich glaubte mich nun einmal beleidigt, es ſteckte etwas vom Pöbel in mir. Vielleicht hatte der Offizier darin nicht ganz Recht, daß er, ohne mich zu warnen, einen Schritt that, durch welchen die Unruhe vermehrt werden mußte. Ein Soldat trat hervor und ſtieß mich mit dem Kolben ſeiner Flinte auf die Bruſt, daß ich in die Arme der Umſtehenden zurücktaumelte. Ein lautes Geſchrei des Unwillens hörte ich um mich her. Ich hätte es beſchwichtigen können, ja ſollen, aber ich handelte leider wie ein ganz geringer Menſch.

Der plötzliche Zorn, der einen Menſchen wie im Wahnſinn ergreiſt, und ganz das Bewußtſein überwältigt, wird oft als ein Entſchuldigungsgrund, ſelbſt für Verbrechen, betrachtet; in juridiſcher Hinſicht mag man nicht ganz Unrecht haben, denn dort gilt die Unſittlichkeit als ſolche nicht als das zu Beſtrafende, ſondern nur die That, wie ſie mit ihren nahe liegenden, in der Erſcheinung hervortretenden Motiven dem Richter vorliegt. Der Zorn ſelbſt aber iſt in der That als ein tiefes Verderben zu betrachten; das nie zu verdrängende ſittliche Gefühl zeigt uns in dem Moment des Zornes die eigene Nichtigkeit, und dieſe iſt es, die ſich behaupten will, es iſt die Energie der wohlbewußten Lüge, die niemals in der Form eines geordneten Bewußtſeins hervortreten kann, denn der entſetzliche Kampf iſt eben gegen dieſes gerichtet. Wie mannigfaltig die Arten des Wahnſinns auch ſein mögen, auf ähnliche Weiſe entſpringen ſie alle, und ſelbſt, wo der zerſtörte Zuſtand ein bleibender iſt, liegt ein verborgenes geordnetes Bewußtſein, als das zurückgedrängte, im Hintergrunde, und der Wahnſinn erhält ſich nur als ein fortdauernder Kampf gegen dieſes. In der pſychiſchen Heilkunde iſt dieſe Anſicht von der höchſten Wichtigkeit. Sie vorzüglich vermag die falſche Anſicht zu verdrängen, als müſſe man ſich an den Wahnſinn ſelbſt wenden, ihn unterſtützen, mit ihm ins Bündniß treten und ſich nach den Grillen des Wahnſinnigen richten. Man ſoll vielmehr dieſe nie gelten laſſen, man ſoll mit allen Waffen, beſonders denen des Lächerlichen, ſie bekämpfen, und ſich unmittelbar an das verdrängte, geordnete Bewußtſein wenden. Ich ſpreche nicht bloß aus einer theoretiſchen Anſicht heraus, ſondern auch aus Erfahrung. Ich habe in Irrenanſtalten, die ich nicht ſelten in meinem Leben beſuchte, eben, wo dieſe Anſicht vorherrſchte, die glänzendſten Erfolge erlebt.

Freilich erfordert eine ſolche Heilmethode eine große Virtuoſität; eine jede Art des Wahnſinns eine andere Behandlungsweiſe. Der Arzt muß völlig ruhig, durchaus unerſchütterlich handeln, einer geſetzlichen Naturgewalt ähnlich, welcher gegenüber, der Wahnſinnige ſich in ſeiner völligen Ohnmacht und Nichtigkeit erblickt.

Mein Wahnſinn ward nun leider durch einen ähnlichen des aufgeregten Pöbels unterſtützt, ich gehörte ihm völlig zu. „Auf dem Rathhauſe," rief man mir zu, „ſind Gerichtsperſonen verſammelt; dort müſſen Sie hineilen, da Ihre Klage vorbringen." Mir mußte Recht geſchehen. Ich ſtürzte erhitzt und völlig bewußtlos fort. Auf dem weiten Wege bis zum Rathhauſe fand ich mich allenthalben von einem dichten, aufgeregten, ſchreienden Menſchenhaufen umgeben. Ich hatte nicht einmal die Ueberlegung, mich darüber zu wundern, es fiel mir gar nicht ein, daß ich nun den Mittelpunkt des Aufruhrs bildete.

Das alte, bei dem großen Stadtbrande ſpäter abgebrannte Rathhaus lag völlig iſolirt, mitten auf einem großen Platze; eine hohe Treppe führte zu dem Eingange, und von dieſem überblickte ich den dicht zuſammengedrängten unruhigen Menſchenhaufen, der den Platz erfüllte, ſah alle Fenſter der Häuſer geöffnet und mit Zuſchauern beſetzt. Es war, als wollte ein ſtrafendes Bewußtſein mir die Rolle klar machen, die ich hier ſpielte; ich kämpfte es gewaltſam nieder und trat mit trotzigem Zorn in den Saal ein, worin ernſthafte Richter, in ruhiger und beſonnener Haltung, um einen Tiſch verſammelt ſaßen. Ich war zu heftig aufgeregt, um in geordneter Darſtellung meine Klage vorbringen zu können. Mit ſtiller, ja mit höflicher Ruhe erſuchten mich die Richter, mich zu faſſen, mich zu beſinnen. „Wäre mir,“ ſagten ſie, „Unrecht geſchehen, ſo würde ich Genugthuung erhalten. Es wäre aber nothwendig, die ganze Lage der Sache zu kennen, und dazu wäre eine kaltblütige Darſtellung erforderlich.“ Ich ſah dies ein. Die Ruhe um mich her beſchwichtigte mich allmälig, und als ich nun meine Erzählung anfing, ſchien ich mir keineswegs ſo unſchuldig, wie während meines Zorns; indeſſen erzählte ich Alles mit diplomatiſcher Genauigkeit. Einige Fragen jedoch entrüſteten mich. Aus meiner Erzählung ging klar hervor, daß ich nichts von dem Ereigniſſe wiſſen konnte, welches die Aufregung veranlaßt hatte. Dennoch wurden in dieſen Theil meiner Ausſage Zweifel geſetzt. Man ermahnte mich die Wahrheit zu ſagen, man erinnerte mich, daß ich aufgefordert werden könnte, meine Ausſage eidlich zu beſtätigen. Dieſe Ermahnung empörte mich. „Sie belieben, meine Herrn,“ ſagte ich, „mich als einen Lügner zu behandeln. Die Wahrhaftigkeit dem Gericht gegenüber ehrenhaft zu behaupten, gilt mir ſo viel, ja mehr als ein Eid. Dieſer hat nur ein Gewicht, wie eine Bedeutung für einen abergläubiſchen Pöbel.“ — Dieſe Anſicht, die aus der Verbindung eines abſtract ſittlichen und eines eben ſo leeren allgemeinen politiſchen Prinzips entſtanden war, hatte mich in der letzten Zeit ſehr beſchäftigt. Als ich ſie nun hier öffentlich vor Gericht trotzig auszuſprechen wagte, erſchien ich mir nicht wenig gehoben. Ich hatte ein Mittel gefunden, um mich wenigſtens momentan aus der demüthigen Stellung zu retten, in welche ein ſtrafendes Bewußtſein mich verſetzt hatte. Während nun meine Ausſage protokollirt wurde, ward der Tumult auf dem Platze immer heftiger. Ein Unterbeamter wurde herausgeſchickt, um ſich nach der Urſache zu erkundigen. Er brachte die Nachricht, daß das Volk, in dem Wahne, daß der Student arretirt wäre, immer unruhiger würde. Während der Zeit ward das Geſchrei immer lauter, ein Paar Steine fuhren durch die Fenſterſcheiben, und die Richter ſahen ſich bedenklich an. „Eilen Sie hinaus,“ rief eine der Gerichtsperſonen. Ich ſtand nun auf der hohen Treppe, winkte mit der Hand und rief ſo laut als ich vermochte: daß ich der Student wäre, daß ich meine Anklage angebracht, daß man mir Genugthuung verſprochen hätte, daß ich mit den verſammelten Gerichtsperſonen ſehr zufrieden wäre. Ein lautes Hurrah ertönte, und das vernichtende Bewußtſein der armſeligen Rolle, die ich ſpielte, überwältigte mich. Ich ſchlich mich ſo unbemerkt wie möglich in den dichten Haufen hinein. Ich riß mich von Einigen gewaltſam los, die mich feſt halten wollten, ohne allen Zweifel, um für die Aufmerkſamkeit des Volkes einen Mittelpunkt zu bilden. Es gelang mir endlich, unbekannt durch das Gedränge zu ſchlüpfen. Ich eilte beſchämt durch die immer ſtiller werdenden Straßen und erreichte betäubt meine Stube. Ich vermag das Gefühl, was mich hier niederſchmetterte, nicht zu ſchildern. Ich verſetzte mich in den ruhigen Augenblick zurück, als ich, erfüllt von wiſſenſchaftlichen Betrachtungen, erheitert durch den ſchönen warmen Tag, in einem ſtillen Frieden mit mir und der ganzen Welt lebend, den Freund verließ. Nur wenige Stunden waren ſeitdem verfloſſen. Es war mir, als läge ein dunkler, nächtlicher Abgrund zwiſchen dieſer nahen Vergangenheit und der Gegenwart, als hätte ſich in der kurzen Zeit das Innerſte meines ganzen Daſeins fratzenhaft umgekehrt; ich beurtheilte jetzt meine Heftigkeit, meinen Zorn ſehr hart, ich fand den Offizier völlig gerechtfertigt. Wer bei ſolcher Gelegenheit ſich unter die Maſſe miſcht, gehört ihr zu, ſagte ich, und hat alle Anſprüche auf Perſönlichkeit verloren. Die Forderung, daß er in mir den Freund — doch eigentlich nur den entfernten Bekannten — hätte erkennen ſollen, ſchien mir lächerlich. Immer wieder von neuem dachte ich mir, wie ich hätte handeln müſſen, hätte handeln ſollen; ich zwang mich zu der Vorſtellung, als wäre ich in der That ſo vernünftig geweſen; es gab Momente, wo dieſe Vorſtellung, als wäre das Thörichte auch wirklich nicht geſchehen, mich vorübergehend beruhigte, aber nur um mich gleich darauf noch viel härter zu demüthigen. Leider war dieſer Auftritt nicht der letzte, den ich in dieſer Art erlebt habe. Auf eine ſo vernichtende Weiſe aber wie hier, erlebte ich ihn zum erſten Male. Dem Volke, der öffentlichen Stimme gegenüber, wollte ich von jeher würdig erſcheinen. Die Hoffnung, meinen öffentlichen Ruf, den ich von jetzt an vernichtet glaubte, wieder herzuſtellen, hatte ich faſt aufgegeben. So ſchlief ich nun zuletzt, von unruhigen Betrachtungen erſchöpft, gegen Morgen ein. Wie es zu geſchehen pflegt, der Morgen fand mich ruhiger, die heftigen Uebertreibungen nach entgegengeſetzter Richtung waren verſchwunden; aber ein ſtilles Mißbehagen ließ ſich nicht verdrängen, ich mußte die Freunde aufſuchen. Gegen Mittag war ich wieder auf Nr. 8, und wie erſtaunte ich nun, als meine Freunde mir heftig aufgeregt, offenbar aber nicht mißbilligend, entgegentraten. Das Gerücht meiner That war durch die ganze Stadt gegangen. Einige aus dem Hauſe hatten mich erkannt, mein Name war von Munde zu Munde gegangen, ich war der Held des Tages geworden — es war natürlich. — Diejenigen, welche den Aufſtand veranlaßt hatten, waren ſich der Gefahr ihrer Lage ſehr wohl bewußt, und hielten ſich verborgen. So ward ich allein genannt. Nun ſollte ich Alles erzählen, alle Glieder der Familie drängten ſich um mich her, man hatte meine Ankunft mit großer Ungeduld erwartet. Dieſer Empfang vernichtete nun plötzlich alle mein Bedenklichkeiten. Ich hatte erwartet, daß alle meine Freunde mir vorwerfen würden, was ich mir ſelber vorwarf: aber, was alle Welt zu billigen ſchien, glaubte ich nicht mißbilligen zu dürfen, ich war nun völlig heiter, und erzählte. Vor den Gerichtsperſonen war mein Bericht, nachdem ich mich beſonnen hatte, diplomatiſch treu. Hier aber ſtand ich nun freundlich geſinnten Menſchen gegenüber, die meine That als eine Heldenthat betrachteten. Ich erfuhr, daß die öffentliche Stimme ſie eben ſo bezeichnete; ja, was ich gethan hatte, erſchien mir faſt ſelbſt in dem vortheilhaften Lichte der öffentlichen Meinung. Ich blieb im Ganzen zwar der Wahrheit getreu, aber ich erſchien dem Offizier gegenüber trotziger, herausfordernder. Als Profeſſor Bang nach Hauſe zurückkehrte, mußte ich meine Erzählung wiederholen, und war nun völlig beruhigt und zufriedengeſtellt, da ich ſah, daß auch dieſer beſonnene Mann ſich über die Rolle, die ſein Neffe ſpielte, ſogar zu freuen ſchien.

Um dieſes zu begreifen, muß man die in Kopenhagen herrſchende Stimmung kennen. Man fand allgemein, nach einem langen Frieden, das große ſtehende Heer überflüſſig, ja betrachtete es als eine drückende Laſt für das Land. Dieſer Gegenſtand ward mit der größten Freimüthigkeit eben in dieſer Zeit behandelt. Der Kammerherr von Hennings, Amtmann in Ploen, auch ſonſt als freier politiſcher Schriftſteller bekannt, hatte öffentlich gegen die Größe des ſtehenden Heeres geſchrieben; ſeine Schrift machte ein großes Aufſehen und veranlaßte in Kopenhagen ein Menge Flugſchriften ähnlicher Art. Zwei hohe Offiziere hatten in einem ſehr leidenſchaftlichen Tone, Gegenſchriften abgefaßt. Der Streit ward immer perſönlicher, ja endigte mit einer Herausforderung des einen Offiziers, die nicht angenommen wurde. Das Publikum nahm auf die leidenſchaftlichſte Weiſe Theil an dieſen Streitigkeiten, beſonders war aber damals die Garde verhaßt. Nun hatte ein Garde-Offizier den Degen gezogen, gegen einen Unbewaffneten, am hellen Tage, unter den Augen des Volks, und ward, wie man glaubte, nach dieſer That nicht arretirt, ſondern beſchützt. Die Erbitterung war allgemein, ein jeder tadelte die Behörde.

Jetzt erſt erfuhr ich den wahren Zuſammenhang der Geſchichte. Als man in dem Poſthauſe den Offizier aufgenommen hatte und der Forderung des unruhigen Volkes, ihn als Arreſtanten nach der Hauptwache zu bringen, nicht Folge leiſten wollte, wurde die Glocke auf der Regenz, die man täglich benutzte, um die Studirenden zum Mittagseſſen zu verſammeln, als Lärmglocke gezogen. Lange und anhaltend ward geläutet, daß alle Studenten, die im Hauſe waren, erſchraken und zuſammenliefen. Mit den Studirenden verband ſich das Volk, beſonders eine Menge Matroſen; die Polizei ward vertrieben, zum Theil mißhandelt, und erſt das Militair verhinderte die ferneren Angriffe. Unruhen dieſer Art waren in Kopenhagen bis jetzt etwas Unbekanntes, und die Behörden betrachteten die ganze Sache, die an und für ſich unbedeutend war, für gefährlicher als ſie wirklich war. Man hatte ſcharfe Patronen an das Militair vertheilt; den Tag darauf durchzogen Patrouillen die Straßen, man ſoll, wird verſichert, ſelbſt die

Artillerie in Thätigkeit geſetzt haben, als befürchtete man einen wirklichen Aufſtand des Volkes. An einen ſolchen aber wurde gar nicht gedacht. Den folgenden Tag trieb ſich zwar eine Menge Menſchen auf den Straßen herum, kleine Gruppen verſammelten ſich, die unſinnigſten Gerüchte verbreiteten ſich, aber die Ruhe wurde nicht mehr geſtört. Man erzählt einen ſeltſamen Auftritt, der eben an dem zweiten Tage, den hypochondriſchen und ſchüchternen Profeſſor Gamborg in keine geringe Verlegenheit ſetzte. Er war der ſogenannte Probſt der Regenz. Zwei Schiffszimmerleute ließen ſich bei ihm melden, und als ſie vor ihn gelaſſen wurden, redeten ſie ihn folgendermaßen an: „Sind Sie nicht der Vormann der Studenten?“ Als er dieſe Benennung nicht entſchieden abzulehnen wagte, fuhren ſie fort: „Wenn die Studenten mit Gewalt ihr Recht fordern wollten, ſo ſtünden ihnen 200 tüchtige Männer zu Gebot.““ Dieſe Schiffszimmerleute waren höchſt entſchloſſene, ja verwegene Menſchen. Bei den Feuersbrünſten grenzte ihr Muth an Tollkühnheit, ihre Waffen waren, für den Kampf in der Nähe, Aexte, und den entfernten Feind griffen ſie mit ſtarken und ſpitzen eiſernen Hacken an, die an langen Stricken befeſtigt waren und die ſie mit außerordentlichem Geſchick nach einem jeden Punkte zu ſchleudern vermochten. An einen politiſchen Aufſtand dachte nun dieſes Volk gar nicht, aber eine Gelegenheit, die ihnen verhaßten Soldaten anzugreifen, wollten ſie nicht vorübergehen laſſen. Sie erſchraken nicht wenig, als ſie erfuhren, daß Gamborg die Verpflichtung habe, einen Jeden, der an dem Aufſtande Theil nehmen wollte, ſei er Student oder nicht, der Obrigkeit anzuzeigen; daß es ſein Amt ſei, Ruhe und Ordnung unter den Studenten zu erhalten, daß ſie ihn als einen Offizier unter den Studirenden betrachten müſſen, und als er nun anfing, ihnen nicht allein das Gefährliche, ſondern auch Geſetzwidrige ihres Anerbietens ernſthaft vorzuſtellen. Es wurde jetzt eine Unterſuchung eingeleitet. Ich konnte allerdings erwarten, vorgeladen zu werden. Eines Morgens trat ein älterer Student, W., zu mir herein, der ſich als ein ein tüchtiger Philolog auszeichnete. Er hatte gehört, daß ich ſowohl als er vor der Unterſuchungs-Commiſſion erſcheinen ſollte. Ich hatte wenig Umgang mit ihm gehabt, und er mochte vorausſetzen, daß meine Theilnahme an den Unruhen ſich weiter erſtreckte, als es wirklich der Fall war. Seine Abſicht war nun, mit mir zu überlegen, wie wir unſere Ausſagen in Uebereinſtimmung bringen wollten. Er fing ſchon an, den Hergang zu erzählen, ich unterbrach ihn, verſicherte, daß es meine Abſicht wäre, wenn ich vernommen würde, Alles zu ſagen, was ich wußte; daß ich dieſes glücklicherweiſe jetzt, ohne irgend Jemand zu compromittiren, thun könnte, weil mir der Hergang der Sache durchaus unbekannt wäre; daß mich alſo ſeine Mittheilungen in Verlegenheit ſetzen würden.

Ich will nichts von dieſer Unterſuchung erzählen, ich muß leider geſtehen, daß die allgemeine Billigung meines Verfahrens die tiefe Reue am erſten Tage in Uebermuth verwandelt hatte. Ich habe mich ohne Zweifel vor der Commiſſion nicht ganz ſo betragen, wie ich ſollte; aber wie übermüthig ich auch geweſen ſein mag, ſo vermag ich ſchon deswegen hier nicht einen wahren Bericht zu geben, weil die Art, wie ich antwortete, in der Wiedererzählung wohl eine andere, mehr energiſche und treffende Geſtalt annahm, und weil ich jene Form der Wiedererzählung von der urſprünglichen meiner Aeußerungen vor der Commiſſion nicht mehr zu trennen weiß. Ich war der Wahrheit durchaus getreu, und erzählte Alles, was ich erlebt hatte, auf die unbefangenſte Weiſe. Mehrere Jahre nachher, als ich von meinen Reiſen nach Dänemark zurückkam, traf ich in einem Gaſthofe in Siaelland einen Beamten, der damals bei der Unterſuchung als Protokollführer aſſiſtirt hatte. Die Rede kam, als er meinen Namen hörte, auf jene Begebenheit, und er erzählte mit ironiſchem Lächeln, wie ich durch meine offenherzige Naivität die ganze Unterſuchungs-Commiſſion in Staunen verſetzt hätte. Ich ſtellte ihm zwar vor, daß ein Leugnen von meiner Seite ungereimt geweſen wäre, weil ja einerſeits der Offizier und die ganze Wache gegen mich zeugen konnte; und andrerſeits meine leidenſchaftliche Anklage mit allen Umſtänden auf dem Rathhauſe protokollirt war. Er blieb aber dabei, daß kein beſonnener Menſch ſich benommen hätte, wie ich, und ich muß leider bekennen, daß dieſe Art von Unklugheit, die mir hier von einem verſtändigen Manne vorgeworfen wurde, mir ſo eigenthümlich iſt, daß ich mich noch auf meine alten Tage, unter ähnlichen Verhältniſſen, kaum klüger benommen hätte. Ich hatte einem Freunde einen Auftrag gegeben, den Offizier herauszufordern. Er erzählte mir ſpäter, daß er gezögert habe, die Herausforderung abzugeben. Durch die Commiſſion, die wohl einen ſolchen Fall mehr vorausſetzte, als in Erfahrung gebracht hatte, ward das Duell verhindert. Ich mußte mich mit dem Lieutenant vor der Behörde verſöhnen, und auf mein Ehrenwort verſprechen, daß ich keine weitere Genugthuung fordern wolle.

Der Garde-Offizier, der die Veranlaſſung zu dieſer Unruhe gab, iſt auch ohne allen Zweifel nicht ſo ſchuldig geweſen, wie der Widerwille gegen das Militair ihn darſtellte. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß der Student Miene gemacht, ihn körperlich anzugreifen, und ihn dadurch in die Nothwendigkeit geſetzt hat, einen Angriff abzuwehren, den er nach den herrſchenden Vorurtheilen ſeines Standes, wenn er nicht als ehrlos betrachtet ſein wollte, unter keiner Bedingung dulden durfte. Wollte man nun, wie billig, den Offizier ſchonen, ſo war man freilich, bei der Lage der Sache, auch genöthigt, ſchonend mit den Studirenden zu verfahren.

Nur W., der mich beſuchte, und ich wurden beſtraft, und mir war es nur ſeltſam, daß ich als Haupträdelsführer in einer Sache erſchien, an der ich gar keinen Theil hatte, ja die mir, als ich die Strafe erfuhr, nur durch unzuverläßige Gerüchte bekannt war. Dieſe Strafe beſtand nun darin, daß wir in dem Examinationsſaale der Univerſität vor den verſammelten Profeſſoren durch den Rektor eine Zurechtweiſung erhalten ſollten. Dieſe Strafe, auf den deutſchen Univerſitäten ſo häufig, erregte ein allgemeines Aufſehen. Eine Disciplinarſtrafe, executirt durch die Univerſität als Strafbehörde, war in Kopenhagen durchaus etwas Ungewöhnliches; es lag ſogar etwas Ausgezeichnetes, die Perſönlichkeit Anerkennendes, in dieſer Art der Beſtrafung, durch welche wir beide ausnahmsweiſe den Polizeigeſetzen entzogen wurden. Als W. und ich uns auf der Univerſität eines Vormittags einfanden, um uns der Strafe zu unterwerfen, ſahen wir im Univerſitätshofe ein dichtes Gedränge von Studirenden. Wir gingen als die Heroen des Tages triumphirend hindurch und traten in den Saal hinein, Man hatte geſucht, den Akt ſo feierlich wie möglich zu machen. Um einen Tiſch ſaßen die ſämmtlichen Mitglieder des Conſiſtoriums (Concilium) in feierlicher Stille; wir waren Beide bekannt unſeres Fleißes und unſerer Kenntniſſe wegen. Der Rektor hub an: „Wir haben von der Höchſten Behörde den Auftrag erhalten, Ihnen eine Zurechtweiſung zu ertheilen; wir bedauern es, daß dieſe Strafe ausgezeichnete Mitglieder unſerer Univerſität treffen ſoll, und ſind überzeugt, daß Sie ihr Betragen ſelbſt herzlich bereuen.“ Wir ſchwiegen, verneigten uns, und traten wieder ab. Während dieſe Zurechtweiſung im Saale ertheilt wurde, waren die Studirenden ziemlich laut geworden, einige Profeſſoren wurden unruhig, und als wir auf der Treppe vor dem Eingange erſchienen, wurde uns ein lautes Vivat gebracht. So endete dieſe Sache. Man würde ſich aber irren, wenn man glaubte, daß ich mit der Rolle, die ich hier geſpielt hatte, zufrieden war. In dem Hamburger Correſpondenzblatte war die Unruhe in Kopenhagen mit Uebertreibung erzählt worden. Jetzt erſchien ein berichtigender Artikel, in welchem die ganze Sache als eine unbedeutende, als ein Pöbelauflauf durch Studenten veranlaßt, dargeſtellt und zugleich angezeigt wurde, wie zwei Studirende als die Haupträdelsführer eine verdiente Zurechtweiſung erhalten hätten. Zwar waren wir nicht genannt, aber das bittere Gefühl, daß dieſe Darſtellung die richtige wäre, drückte mich dennoch nieder, ſo ſehr ich es äußerlich zu verbergen ſuchte. Das Gefühl der Reue, welches mich am Abend des Ereigniſſes auf meiner einſamen Stube gepeinigt hatte, gewann die Oberhand, ja es rief eine Anſicht hervor, die mir immer klarer ward, mich immer ernſthafter zu beherrſchen begann. Hing doch dieſes Ereigniß in ſeiner tiefſten Wurzel mit der ganzen Unruhe der Zeit zuſammen. Ich fand mich in den erſten Pöbelaufſtand verflochten, den ich erlebt hatte. Wie unbedeutend er auch ſein mochte, wenn er verglichen wurde mit den Bewegungen, die allenthalben mehr oder weniger Europa beunruhigten, ſo war er doch durch den grellen Gegenſatz gegen die ſtille Ruhe, die bis dahin in meinem Vaterlande geherrſcht hatte, in einen ſehr widerwärtigen Kontraſt getreten. Was ein Aufſtand war, wußte ich nun; das Gemeine, Armſelige eines ſolchen Treibens hatte mich ſelbſt innerlich ergriffen, und es bildete ſich im Stillen eine Anſicht, die den Werth der Ordnung anerkannte, und die abſolute Vornehmheit einer feſten herrſchenden Gewalt einſah. Wie es in der Jugend zu gehen pflegt, dieſes Gefühl ſtumpfte ſich allmälig ab, ich mußte aus der Umgebung ganz herausgeriſſen werden, damit es wiederum Gewalt gewönne und ſich zur bleibenden einſichtsvolleren Geſinnung ſteigerte.

Im Februar 1794, wenige Monate vor meiner Abreiſe, brannte das Schloß ab. Eine Schilderung des Schloßbrandes in meiner Novelle Walſeth und Leith, hat Beifall und Anerkennung gefunden. Ich kann mich auf dieſe berufen. Hier möchte ich aber den Einfluß dieſer Begebenheit auf das Volk im Allgemeinen, auf den Kreis, in welchem ich lebte, darzuſtellen ſuchen.

Als die Nachricht von einer Feuersbrunſt im Schloſſe erſt gleichgültig aufgenommen wurde, nachher gegen alle Vermuthung immer gefährlicher lautete, trat eine Bewegung im Volke hervor, welche die grundloſe Tiefe der Zuneigung zur königlichen Familie ans Licht brachte. Je heller die Flammen leuchteten, deſto wärmer trat die Zuneigung hervor; es war, als wühlte das helllodernde Feuer ſich in das innerſte Herz des Volkes. Als die königliche Familie, der arme König ſelbſt, der Kronprinz und ſeine Gemahlin mit ihm, das brennende Schloß verließen, um in der Wohnung eines Unterthanen ein Obdach zu finden, brach die Theilnahme des ſonſt ſo ruhigen Volkes leidenſchaftlich und gewaltſam hervor. Wie ganz anders erſchien mir, wie viel ſchöner das jetzt tiefbewegte Volk, als damals, da eine armſelige Streitigkeit unbeſonnener Jünglinge es auf eine widerwärtige Weiſe aufregte. Jetzt war nichts, was mich von dem bewegten Strome der Menſchen abſtieß, es war das Heiligſte, Beſte in mir, welches mich mit ihm verband und fortwälzte; ich fühlte mich gehoben, indem ich der innerlich gereinigten Maſſe, dem tiefen Gemüthe des Volkes zugehörte; und als das ganze Schloß von dem Brande ergriffen war, als das ungeheure Flammenmeer aus allen Fenſtern aufſchlug, als der brennende Thurm in die Flammen hineinſtürzte, war es mir, als leuchtete der furchtbare Brand einem neuen Tage, einem neuen Daſein. Es war die erſte tiefe Erſchütterung des lange ſchlummernden Volkes. Es war der Anfang einer Epoche in der Geſchichte eines

Landes, die immer verhängnißvoller, immer unheilsſchwangerer ward. Ja in der That, dieſe Flammen leuchteten weiſſagend in eine tragiſche Zeit hinein. Ich hatte die ganze Nacht hindurch auf der Feuerſtätte zugebracht, war nicht ohne Gefahr in den Schloßhof hineingedrungen, hatte einen großen Theil deſſen geſehen, was ich in der angeführten Novelle erzählte, hatte gearbeitet, gerettet, und als gegen Morgen die Ruinen des brennenden Schloſſes zuſammenſtürzten, als die früher hoch in die Luft ſteigenden Flammen, ſich in den Rauch der noch brennenden Trümmer zu verbergen anfingen, eilte ich betäubt, erſchöpft, ermüdet nach meiner ſtillen Wohnung und verfiel in einen tiefen Schlaf. In der That wird ein jeder Einwohner in Kopenhagen, als er aus der tiefen Bewegung in der Nacht, aus dem tiefen Schlaf der Ermüdung, den Tag darauf erwachend, ſich beſann, wie ich, geglaubt haben, daß ihn ein wilder Traum, der ihm das Unglaublichſte, das Seltſamſte phantaſtiſch vorführte, geängſtigt habe, und wenn er nun erkannte, daß das, was ihm ein ängſtlicher Traum erſchien, ein wirklich Erlebtes war, dann mußte er ſich auch geſtehen, daß er ſich, wie umgewandelt fühlte; und er nicht allein, ſondern alle Einwohner der Stadt mit ihm. Alle Menſchen erſchienen mir, als wären ſie durch das Feuer geläutert.

Es dauerte lange, ehe die gewöhnliche Ordnung der Dinge wieder einkehrte, bevor die Menſchen ſich in ihren gewöhnlichen kleinlichen Geſinnungen und ſelbſtſüchtigen Beſtrebungen wieder einniſteten und zurechtfanden. Die Einwohner mußten geſtehen, daß ein ſo unerwartetes Ereigniß für ſie alle eine große Bedeutung hatte. Die Gerüchte von einer Menge ſeltſamer Ereigniſſe, die in der unglücklichen Nacht ſtattgefunden hätten, häuften ſich noch wochenlang. Ein großer Theil der Jugend erzählte Wunderdinge, die ihm begegnet wären, und ſo lange dieſe Aufregung dauerte, blieb auch noch der liebliche Hauch einer allgemeinen Theilnahme, über den Einwohnern ſchweben.

Einige Tage nach dem Brande ward in Rahbeks Zuſchauer ein Ereigniß erzählt und commentirt, welches Aufſehen und Unwillen hervorrief. Man habe, während das Schloß in vollem Brande ſtand, während Grauen und Entſetzen alle Menſchen bewegte, einen Engländer geſehen, eine hohe Geſtalt, in einen weiten Mantel eingehüllt. Dieſer habe, zu ſeinem Glück in der fremden Sprache, aber laut genug, um von einigen Naheſtehenden gehört und verſtanden zu werden, ſich folgendermaßen geäußert: „Hätte die thörichte Regierung die Hälfte der Summe, die in dieſer Nacht verloren gegangen iſt, zur Ausrüſtung der Flotte gegen die Franzoſen gebraucht, es ſtünde beſſer mit dem Lande, wie mit der europäiſchen Sache, und der Verluſt dieſer Nacht wäre ſchnell gedeckt.“ Allerdings flüſterte man ſich in die Ohren, daß dieſe Perſon eine nicht unbekannte wäre; dennoch blieb die Vermuthung ſchwankend, als man zum Erſtaunen Aller vernahm, daß der damalige engliſche Geſandte in Kopenhagen mit einer Klage über den Verfaſſer dieſes Aufſatzes ſich bitter an den Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten Grafen Bernſtorf gewandt, und nach der lauten und hochmüthigen Art ſeines Volkes ſtrenge Genugthuung gefordert habe.

Graf Bernſtorf nahm dieſe Sache klug und vorſichtig auf: es wurde eine Commiſſion von Gerichtsperſonen verordnet, und Rahbek mußte ſich vor dieſer ſtellen. Sie verſammelte ſich bei offenen Thüren, in einem großen Saale. So ungewöhnlich wie die Klage, war auch dieſes Verfahren. Viele von Rahbeks Freunden glaubten ihn in großer Gefahr, viele meinten, eine Klage, die einen Bruch mit den Engländern herbeiführen, auf jeden Fall unangenehme diplomatiſche Verwickelungen hervorrufen könne, fordere eine ſchonungsloſe Behandlung und große Strenge. Mehr oder weniger befürchteten wir es Alle, und verlebten die Tage, bis die Commiſſion ſich verſammelte, in großer Spannung.

Es war ein Winterabend, der große Saal, der einige hundert Menſchen faßte, war gedrängt voll; ich hatte mich mit mehreren Freunden Rahbeks frühzeitig eingefunden, die Inquiſitoren kamen und nahmen ihren Platz an dem, dem Eingange entgegengeſetzten Ende des langen Saales. Auch Rahbek trat herein und ſetzte ſich zu ihnen. Die Unterſuchung fing an, nahm aber gleich eine Wendung, die eine jede Furcht von unſerer Seite verſcheuchte. Ich hatte Rahbek in den letzten Tagen nicht geſehen, er aber war vollkommen unbefangen; die Gerichtsperſonen, welche die Unterſuchung leiteten, waren, wie die meiſten angeſehenen Beamten in Kopenhagen, ſeine Freunde und

Duzbrüder. Die ganze Verhandlung ſah mehr einem freundſchaftlichen Geſpräch, als einer gerichtlichen Unterſuchung ähnlich. Rahbek trieb ſein gewöhnliches Geſchäft; während eines ruhigen Geſprächs ſchnitt er ſeinen Inquiſitoren die Federn, hielt dieſe dicht vor die kurzſichtigen Augen und betrachtete mit großer Aufmerkſamkeit die Spitze, indem er die an ihn geſtellten Fragen ruhig und ohne alle Aufregung beantwortete. Er nahm die Verantwortung des Aufſatzes ganz auf ſich und fragte, wenn er geantwortet hatte, das Mitglied der Kommiſſion, welches ſie ihm ſtellte: „Meinſt Du, Freund, daß die Antwort in der Form, wie ich ſie gegeben habe, protokollirt werden kann, oder nicht?“ Eine freundſchaftliche Berathung beſtimmte dieſe Form, und ſo ging die Verhandlung ruhig fort. Rahbek ſuchte zuerſt darzuthun, daß von ihm nicht gefordert werden könne, vor Gericht deutlicher die Perſon zu bezeichnen, die er etwa gemeint habe, da dieſe in ſeinem Aufſatze nur unklar angedeutet ſei, und er ſie offenbar dem Publikum gegenüber, nicht deutlicher habe bezeichnen wollen; vielmehr könne er mit Recht von dem Geſandten fordern, daß er einen Grund für ſeine Anklage angeben ſolle, der offenbar in der unbeſtimmten Art der Abfaſſung ſeines Berichtes nicht aufzufinden ſei. Indem ich die Verhandlung mit Aufmerkſamkeit verfolgte, ſchien es mir, als wenn der Gang derſelben das Reſultat einer früheren Ueberlegung wäre. Man wollte es zuerſt ausſprechen, daß, den Rechten nach, dieſe Forderung eine unbillige genannt werden müſſe, daß man aber aus Rückſicht gegen den Geſandten einer fremden Macht weiter gehen wolle, als mit Billigkeit gefordert werden könnte. Rahbek erklärte alſo, daß er den Geſandten nicht gemeint habe, und damit war die Unterſuchung zu Ende.

Dieſe Ruhe der Verhandlung, dieſes Ende, das zu gar keinem Reſultate führte, dieſe wunderbare Oeffentlichkeit eines kaum vernehmbaren freundſchaftlichen Geſpräches, dieſer unbedeutende Schluß eines Ereigniſſes, welches uns mehrere Tage hindurch in die höchſte Spannung verſetzt hatte, erſchien mir faſt lächerlich. Die Volksmenge drängte ſich ſtill aus dem Saal hinaus; auch während der ganzen Zeit ward die Ruhe nicht geſtört. Von jetzt an war von dieſer Sache nicht mehr die Rede. Einige exaltirte Jünglinge meinten zwar, daß Rahbek ſich ſchwach gezeigt, daß er die Erklärung nicht habe abgeben ſollen; Rahbek aber glaubte um ſo mehr berechtigt zu ſein, eine Erklärung dieſer Art, die eine Verwikkelung mit einem fremden Hofe auf einmal beendigte, geben zu müſſen, da er den Geſandten wirklich nicht gemeint hatte. Auch ſein Berichterſtatter habe, wenn auch unbeſtimmt, einen andern Engländer angedeutet, obgleich man nicht leugnen könne, daß durch das Betragen des Geſandten der Verdacht in ihm aufgeſtiegen ſei, daß die Aeußerung, die Jedermann empörte, wirklich von ihm herrühre. Als er den Aufſatz drucken ließ, habe er ſo wenig als ſein Berichterſtatter daran gedacht. Offenbar aber hatte der Geſandte ſich compromittirt. Mir erſchien ſpäter dieſes längſt vergeſſene Ereigniß als ein Vorbote der beiden, in den Jahrbüchern der Geſchichte mit ſtrengem Tadel verzeichneten Ueberfälle der Engländer auf Kopenhagen zu ſein.

Dieſes Ereigniß iſt das letzte von einiger Bedeutung, welches vor meiner Abreiſe aus Kopenhagen, die ſchon als der Anfang einer Trennung von meinem Vaterlande betrachtet werden kann, ſtattgefunden hat.

Das einſame Leben und die letzten Tage in Kopenhagen.

Ich habe ſchon früher erwähnt, daß ich mitten in der Luſt des Lebens die Vorſtellung, daß mir ein früher Tod bevorſtehe, nicht zu verdrängen vermochte Obgleich ich ſorgenlos und zuverſichtlich in die Zukunft hineinblickte, und immer voll der kühnſten Hoffnungen war, ſuchte ich doch nie dem Gedanken an den Tod ängſtlich zu entrinnen. Wenn irgend einer meiner Freunde gefährlich erkrankte, brachte ich gern die freien Stunden, wenn die Gefahr zu augenſcheinlich war, auch die Nächte, an ſeinem Krankenbette zu; aber Keiner von dieſen iſt damals geſtorben, wenngleich Einige ſchon faſt aufgegeben waren.

Aber auf eine andere Weiſe ſollte der Ernſt des Lebens mir nahe gerückt werden. War es die reflectionsloſe Zuverſicht, mit welcher ich die Gegenwart genoß, oder war es mein ſtets aufgeregtes und theilnehmendes Gemüth, welches hypochondriſche und in ſich hineingrübelnde Menſchen zu mir hinzog, ich weiß es nicht. Mein ganzes, eben nicht kurzes Leben hindurch habe ich aber an der Seelenqual anderer Menſchen in vollem Maaße Theil nehmen müſſen. Obgleich man mich ſelten in meiner Jugend zu Rathe zog, wenn zweifelhafte Ereigniſſe eine Ueberlegung forderten, ſo waren trübſelige Menſchen nur zu geneigt, mich zur Theilnahme an ihren inneren Qualen aufzufordern. Menſchen, die alle Geſellſchaft flohen, die gegen die Meiſten vollkommen verſchloſſen waren, haben ſich oft mit einem ſeltenen Vertrauen an mich gewandt. So verſchloſſen und ſchweigend ſolche Menſchen gegen ihre Umgebung ſich zu zeigen pflegen, ſo geſprächig werden ſie, ſo ausführlich wird ihre Darſtellung, wo ſie einmal Vertrauen gefaßt haben und nicht abgewieſen werden. Die meiſten Menſchen entgehen wohl ſolchen Mittheilungen, indem ſie auf die klarſte Weiſe den trübe geſtimmten Menſchen zeigen, daß ſie ihnen unangenehm, wenigſtens unbequem ſind. War es das Uebermaaß der Luſt und Freude an der Gegenwart, die mich dazu trieb, einen Stachel zu ſuchen, indem ich die fremde Qual willig auf mich lud? Zwei junge Männer, die mir werth und theuer geworden ſind, will ich hier erwähnen, ſie haben Anlaß zur Darſtellung zweier Eigenthümlichkeiten in meinen Novellen gegeben.

Der Eine, C. H., fiel mir freilich niemals mit Klagen beſchwerlich, er war ein überaus liebenswürdiger junger Mann, der nie von ſich ſelbſt ſprach, obgleich man ihn als einen bedeutenden jungen Mann betrachtete. Ich habe nie die ſtille Anmuth ſich freundlicher darſtellen ſehen. Er war einer Hingebung für Andere auf eine Weiſe fähig, die einen jeden Menſchen innerlich ergreifen mußte. Zu mir hatte er eine Zuneigung gefaßt, an die ich nie ohne Rührung denken kann. Wenn mir irgend etwas Angenehmes begegnete, irgend eine Auszeichnung zu Theil ward, war ſeine Freude ſo ungeheuchelt, ſeine lebhafte Theilnahme ſo unverſtellt, daß ein Jeder glauben mußte, es wäre ihm irgend ein großes Glück begegnet. Oft ward mir ein ſolches angenehmes Ereigniß, welches ich vielleicht bei der Einbildung, die ich von mir ſelber hatte, leichtſinnig als Etwas, was ſich von ſich ſelbſt verſteht, hingenommen hatte, erſt durch ihn, durch ſeine Freude daran, als ein bedeutendes und folgenreiches klar. Wenn mir ein Aufſatz gelungen war, wenn eine Anſicht die ich ausſprach, ihm neu ſchien, war die Freude, die er dann empfand, groß, ja grenzenlos. Dabei ſtellte er ſich ſelbſt immer in den Hintergrund. Als ich von meinen Reiſen nach Dänemark zurück kam, und meine Vorträge dort großes Aufſehen machten, war es, als lebte er nach einigen trüben Jahren wieder auf. Ich ſah ihn vor ſechzehn Jahren zum letzten Mal bei meinem Beſuch in Kopenhagen, und die unverdiente Art, mit welcher ich dort von den ausgezeichnetſten Männern aufgenommen wurde, beglückte ihn eben ſo ſehr als mich ſelber. Man wird ſagen, daß es nur zu natürlich iſt, daß ein eitler junger Mann an einer ſolchen Hingebung Gefallen findet. Aber in der That, es war etwas Beſſeres, Tieferes, was mich zu ihm hinzog.

Ein trüber, obgleich milder Ernſt herrſchte in allen ſeinen Zügen. Ich erinnere mich nie, ihn eigentlich luſtig oder übermüthig geſehen zu haben; ſelbſt die innigſte Freude vermochte die ernſte Ruhe nicht zu ſtören. Obgleich er nicht eigentlich produktiv war, beſaß er doch, beſonders in ſeinem Fache, gründliche Kenntniſſe, und die Zuneigung zu mir ſchien ſein Verſtändniß auch für die Speculation, mit welcher er ſich bis dahin gar nicht beſchäftigt hatte, als ich meine philoſophiſchen Vorträge ſpäter hielt, auf eine merkwürdige Weiſe aufzuſchließen. Er hatte als Manuductör in ſeinem Fache mehreren Kandidaten Unterricht gegeben, die in der Amtsprüfung ſehr gut beſtanden, dennoch konnte er ſich ſelbſt niemals entſchließen, ſich dieſer Prüfung zu unterwerfen. Er war allgemein geachtet und geliebt. Zartere Verhältniſſe forderten ſeine Anſtellung; die Ausſicht, eine gute Predigerſtelle zu erhalten, ſo wie er nur die Prüfung überſtanden hatte, ſchwebten vor ihm, aber eine nie zu überwindende Angſt überfiel ihn, wenn er nur daran dachte. So vergingen Jahre, er ward älter, mehrere Male ſchon wurden die Stellen, die er zu erhalten Hoffnung hatte, beſetzt, weil er zu keinem Entſchluſſe kommen konnte. Seine Freunde, die ſeine Kenntniſſe kannten, in Uebereinkunft mit den Examinatoren, die ihn ſchützten, machten den Verſuch, ihn zu zwingen. An der Tafel der Univerſität erſchien ſein Name unter den Kandidaten, die ſich der Amtsprüfung unterwerfen wollten, mit mehreren, die er unterrichtet hatte. Man konnte alſo überzeugt ſein, daß er den Anſchlag leſen würde. Als ihm nun dieſe Unternehmung ſeiner Freunde bekannt ward, kam er voller Angſt zu ihnen, und beſchwur ſie, den Anſchlag wieder abzunehmen. Er war in einem ſo aufgeregten und unglücklichen Zuſtande, daß man ſeinen Wunſch zu erfüllen genöthigt war. Durch die Gunſt des damaligen Erbprinzen erhielt er eine kleine Stelle, die hinreichend war, ſeine beſcheidenen Bedürfniſſe zu befriedigen, gab alle ferneren Ausſichten auf, und ſtarb vor einigen Jahren, allgemein bedauert. Ich hatte ihn in Borups Geſellſchaft kennen gelernt, er ſpielte hier die ſentimentalen Liebhaber-Rollen, wie ſein Bruder, mit ausgezeichnetem Glück. Man iſt ſelten geneigt, anzuerkennen, wie viel man der ſtillen Zuneigung ſolcher paſſiven Naturen verdankt. Der Stolz erlaubt uns nicht, zuzugeben, daß ſie uns als Stütze dienen, obgleich ſie ſich ſelbſt nicht aufrecht zu erhalten vermögen. Wohl habe ich die Liebe dieſes Freundes mit der herzlichſten Zuneigung vergolten, aber erſt nach meiner Zurückkunft in mein Vaterland, als ich mich ſowohl durch Beifall als durch Widerſtand mehr geängſtigt denn gefördert ſah, ward es mir klar, welch eine bedeutende Stütze ich an der ſtillen unbemerkten Theilnahme meines Freundes beſaß. Wenn ich mich mit ihm über die Gegenſtände meiner Vorträge unterhielt, wenn er voll Freude war, wo es ihm gelang, die Bedeutung und die fruchtbare Folge einer Anſicht ſich völlig anzueignen, ſo fehlte ihm ſelten eine treffende Aeußerung, die mir das Selbſtgedachte heller, klarer und umfaſſender, für die Darſtellung wenigſtens, wieder zurückgab. Durch ihn zuerſt lernte ich jene Vortheile ſchätzen, die wir geiſtreichen Zuhörern zu verdanken haben, und die uns die öffentlichen Kritiker ſo ſelten gewähren. An dieſen Freund dachte ich, als ich in der Novelle Malcolm den Charakter des Halling darzuſtellen ſuchte.

Aber ein anderer Freund ſollte mich ſchmerzhafter berühren. Man behauptet, daß die Einwohner der Inſel Bornholm oft zu einer tiefen finſtern Schwermuth geneigt ſind. Ich kenne zu wenige, um dieſe Behauptung beſtätigen oder widerlegen zu können. Wäre ſie wahr, ſo möchte man wohl geneigt ſein, den Grund eines ſolchen Trübſinnes in der iſolirten Stellung ſolcher Bewohner kleiner Inſeln zu ſuchen. Das Land ſelbſt, von Urgebirgen durchzogen, mir unbekannt, mag, von den größeren Ländern entfernt, ein trübes Anſehen haben, und in ernſthaften, tief bewegten Gemüthern kann dann wohl die Sehnſucht, die in den mannigfaltigeren Verhältniſſen Gegenſtände belebender Hoffnungen ſucht und findet, hier in der beſchränkten Umgebung und in der ſchrankenloſen Unbeſtimmtheit einen finſtern Anſtrich erhalten. Schon während meiner Schulzeit in Roeskilde fand ein erſchütternder Selbſtmord ſtatt. Ein Schüler, aus Bornholm gebürtig, hatte ſich einen jener rohen Anfälle gegen einen Schüler jüdiſcher Herkunft erlaubt, die nur zu häufig ſind. Die Sache war öffentlich geworden; der Vater, ein reicher Banquier in Kopenhagen, forderte ſtrenge Genugthuung. Der Hauptprediger, der den Auftrag erhielt, dieſe zu veranlaſſen, ließ den nicht ganz jungen Schüler zu ſich kommen. Seine Abſicht war, eine ernſthafte Reue hervorzurufen, und er hielt es daher für angemeſſen, ihm die That als eine ſolche vorzuſtellen, die für ihn die ernſthafteſten, ja gefährlichſten Folgen haben könnte. Er hatte Grund, dieſe Unvorſichtigkeit zu bereuen. Der Schüler war verſchwunden. Man fand ein Schreiben von ihm, in welchem er einen Brunnen bezeichnete. In dieſen, ſchrieb er, habe ich mich hineingeſtürzt, die Unterredung mit dem Prediger hat mich zur Verzweiflung gebracht. Die Leiche ward an der bezeichneten

Stelle gefunden. Ich ſah ſie, und dieſes Ereigniß mußte einen um ſo tiefern Eindruck auf mich machen, als es der erſte Selbſtmord war, den ich in meiner Nähe erlebt hatte. So oft ich nun auch ſpäter dieſe ſchauderhafte That in allen Formen, unter den verſchiedenſten Verhältniſſen erlebte, ſo iſt doch dieſer erſte Eindruck mir geblieben, und ich muß bekennen, daß ich etwas phyſiſch Widerwärtiges, welches mich, als ich die erſte Leiche eines Selbſtmörders ſah, überwältigte, auch ſpäter, ſelbſt da, wo meine Theilnahme aufs tiefſte angeregt wurde, nie ganz zu überwinden vermochte. Einem lebensluſtigen Knaben erſcheint der Selbſtmord in ſeiner völligen Unbegreiflichkeit nothwendig als das nächtlich Finſterſte, was er erleben kann, ja als eine dunkle Geiſtererſcheinung, als etwas Geſpenſterhaftes, welches die Wurzel ſeines eigenſten innerſten Daſeins zu verletzen droht.

N. erſchien, ſchon wenn man ihn ſah, als ein Gemüthskranker. Ueber ſeinen großen blauen Augen ruhte ein Schleier; der trübe Blick ſchien einen geheimen Zauber auszuüben, alle ſeine Geſichtszüge ſprachen eine innere Angſt aus. Es war keine eigentliche Spannung, vielmehr herrſchte eine verzweiflungsvolle Ruhe, ein ſo grauenhaftes inneres Nachſinnen in den Zügen vor, daß man ſich nicht ſelten entſetzte, wenn man ihn erblickte. Sein Gang war unſicher; wenn man ihm begegnete, ſtarrte er vor ſich hin, als bemerke er nichts von Allem, was um ihn her vorging; in ſeiner Geſtalt entdeckte man etwas Erſchlaffendes. Er lebte fortdauernd in trüber Einſamkeit, und ſuchte allem Umgange zu entfliehen. Wie ich ſeine Bekanntſchaft gemacht habe, erinnere ich mich durchaus nicht, ſelbſt auf ſeinen Namen weiß ich mich jetzt nicht zu beſinnen, obgleich ſeine Geſtalt und was ich mit ihm erlebte, mir höchſt klar und deutlich vorſchwebt. Er war keinem von meinen übrigen Freunden bekannt und mein Umgang mit ihm fand in den letzten Monaten meines Aufenthalts in Kopenhagen ſtatt. Ich habe ihn nie in ſeiner Wohnung beſucht, aber oft und zuletzt faſt täglich, ſah ich ihn bei mir. Die ſeltſamſten Geſpräche fanden dann unter uns ſtatt. Er war ein merkwürdig ſelbſt denkender und origineller Menſch, mehrere Jahre älter als ich. Er hatte ſich mit voller Liebe auf das Studium der Geſchichte geworfen, und diejenigen urſprünglichen Erſcheinungen, welche die dunkle Grundlage der

Geſchichte bilden, diejenigen geſchichtlichen Ereigniſſe, die einen vorzüglichen allſeitigen Einfluß auf die Bildung des Geſchlechts ausgeübt haben, waren überwiegend die Gegenſtände ſeines faſt krankhaft unwillkürlichen Nachſinnens. So grübelte er fortdauernd über den Urſprung der Sprachen, über die Entſtehung der Raſſen, über die Bedeutung der Mythologien und des geſchichtlichen Chriſtenthums, über den Einfluß der Völkerwanderungen, der Erfindung des Schießpulvers, der Buchdruckerkunſt, der Reformation, auf die Bildung der Völker. Die abſtracte Betrachtungsweiſe der Geſchichte war noch nicht herrſchend geworden; nur wenige Schriftſteller beſchäftigten ſich mit ſolchen ſchwierigen, tief greifenden Unterſuchungen, und ſelbſt der Muth, ſolche Gegenſtände der Betrachtung zu wählen, war hinreichend, um dem Verfaſſer ein gewiſſes Anſehen zu verſchaffen. Am wenigſten war der Unſinn eingeriſſen, Unterſuchungen der Art in den Schulen als Gegenſtände der Knabenaufſätze zu wählen. Einen mir bis dahin völlig unbekannten Schriftſteller hörte ich nun zum erſten Mal erwähnen. Herders „Ideen zu einer Geſchichte der Menſchheit“ erſchien ihm unter allen Schriften der neueſten Zeit als eine der bedeutendſten. Nur die mannigfaltigen eigenen Beſchäftigungen, die literariſchen, die Studien, die für meine Reiſe nothwendig waren, die mancherlei Aufgaben, die mich beunruhigten, verhinderten mich damals, mich ernſthaft mit Herder zu beſchäftigen. Die Ideen dieſes Schriftſtellers, obgleich durch ihn angeregt, verfolgte er auf ſeine ganz eigene Weiſe. Manches war mir dunkel, manches ſchwebt mir in der Erinnerung als echt ſpeculativ vor. Das Meiſte wurde hin und her in Geſprächen verhandelt, einige Gegenſtände wurden ſchriftlich ausgeführt, und er las mir dann ſeine Aufſätze vor. Eine Abhandlung über die Erfindung des Schießpulvers erſchien, wenn mein Gedächtniß mich nicht trügt, in Rahbek's und Pram's Minerva. So viel war mir jedesmal klar, dieſer Freund führte mich nach einer Region hin, die derjenigen, in welcher meine übrigen Freunde ſich bewegten, völlig fremd, der geheimen Welt aber, die mich beunruhigte und mir ſo vielen Genuß verſchaffte, nahe verwandt war. Es iſt unzweifelhaft, daß er vielen Einfluß hatte auf die Art, wie ich die oben erwähnte Preisfrage auffaßte und zu beantworten ſuchte.

Doch dieſe wiſſenſchaftlichen Gegenſtände beſchäftigten uns nicht ausſchließlich. Sein innerer Zuſtand, die Gemüthskämpfe, die ſein ganzes Daſein erſchütterten, waren es vorzüglich, die den Inhalt unſerer Geſpräche ausmachten. Er beſaß eine furchtbare Beredſamkeit, wenn er ſeine eigenen Qualen zu ſchildern anfing. Offenbar erlebte er ſie, während er ſie darſtellte. Die entſetzliche Krankheit und der Bericht von dieſer fielen zuſammen. Er zog mich dann gewaltſam in die inneren Kämpfe hinein, die er erlebte, indem er ſie beſprach. Es lag für mich ein grauenhafter unwiderſtehlicher Reiz in dieſen Mittheilungen. Ich lebte, ſo lange dieſer Umgang ſtattfand, ein doppeltes Leben. Das eine war völlig von dem andern getrennt, ſie vermochten ſich nicht wechſelſeitig zu faſſen. Wenn N. nicht bei mir war, wenn ich unter meinen übrigen Freunden, ergriffen von der Gegenwart, ihren Sorgen und Genüſſen, vertieft in meine eigenen Studien, ganz nach meiner Art lebte, dann war mir die finſtere Welt, die er heraufbeſchworen hatte, völlig fremd; ich begriff ſie nicht und ſie übte keine Gewalt über mich aus; nur eine dunkle Erinnerung, wie von etwas Grauenhaftem, ſchwebte im Hintergrunde meines Bewußtſeins.

Wenn aber die trüben Augen mir gegenüber waren, wenn die Kämpfe der Verzweiflung aus dieſen herausblickten, und das Entſetzen aus ſeiner Rede mich anſprach, da war es mir oft, als wäre mein ganzes Treiben ein nichtiges, meine Zuverſicht und meine Hoffnung ein Wahn, als verlöſche die Sonne meines Daſeins, als erblaßten alle Farben des Lebens, als verwandelten ſich die heiterſten Melodien in ein unwillkürliches Schmerzgeſchrei. Es lag oft etwas Entſetzliches in ſeinem Anblick. „Ich bin, ſagte er, nicht ſelten genöthigt, eine Gottesläſterung auszuſprechen, und dann ergreift mich ein entſetzlicher Schauder vor mir ſelber, wenn ich es gethan habe. Es iſt mir, als hätte ich die furchtbarſten Verbrechen begangen, als hätte ich Vater und Mutter ermordet. Selbſt wenn ich Briefe von ihnen in der Hand halte, in welchen ſie ſich, da ſie meine Qual kennen, mit ängſtlicher Sorgfalt nach meiner Geſundheit erkundigen, kann ich dieſe Briefe für eine Täuſchung, für ein Blendwerk anſehen, und mein kranker Wahn erſcheint mir als die gräßliche Wirklichkeit.“

Geſpräche der Art verſetzten mich jedesmal ſelbſt in eine höchſt aufgeregte Stimmung; es war mir dann, als wäre ich von einem düſtern Traume ergriffen, aus welchem ich mich vergebens herauszuarbeiten ſtrebte. Aber auch ich fand meine Sprache geſteigert, ich konnte mich in die düſteren Vorſtellungen des Unglücklichen ſelbſt hineinwühlen; es war als wenn eine dunkle, tief ſchlummernde Ahnung an ähnliche Zuſtände erinnerte, die auch mein Innerſtes erſchütterten, an verborgene Gedanken, die bis dahin nicht laut geworden waren, weil ihnen die Sprache fehlte. Jetzt aber hatten ſie dieſe gefunden, und ich ſprach aus, ja ſtellte ausführlich dar, was in der gewöhnlichen Stimmung mir ſelbſt unbegreiflich war. Ein Inſtinkt indeſſen ſchien uns Beide zu leiten, und eben wenn das Geſpräch die dunkelſte Farbe trug und an die Verzweiflung grenzte, fing es allmälig an, ſich von den bloß perſönlichen Verhältniſſen loszureißen und eine allgemeine Richtung zu nehmen. Freilich trugen dann die geſchichtlichen Gegenſtände, die allgemein menſchlichen, die wir behandelten, noch immer ein trübes Gepräge; aber dennoch lag eine verſöhnende Anſicht im Hintergrunde, es leuchtete, wenn auch mit Zweifeln kämpfend, ein Göttliches, alle verwirrende Erſcheinungen Vermittelndes hindurch, wenn dieſes auch nicht mit religiöſer Zuverſicht ſich auszuſprechen wagte.

Ich hatte einmal — es waren ſeitdem mehrere Jahre verſchwunden — Gelegenheit, mich nach dieſem, damals ſo unglücklichen Freunde zu erkundigen, und hörte mit Ueberraſchung, daß er zwar ſpäter noch immer trübe und ernſthaft war, aber die unglückliche Epoche, wie es ſchien, völlig überwunden hatte. Er erſchien oft in Geſellſchaft heiter, hatte ein bedeutendes Amt erhalten und verwaltete dieſes mit großer Ordnung und Liebe. Ob er noch lebt, oder todt iſt, weiß ich nicht. Man wird, wenn man dieſes lieſt, an Walſeth denken.

Es war ſeltſam, wie dieſe nächtliche Seite meines Daſeins eben in Thätigkeit geſetzt wurde, in einer Zeit, die mich auch ſonſt von außen her auf die mannigfachſte und verworrenſte Weiſe bewegte, denn in wenigen Wochen ſollte ich Kopenhagen verlaſſen. Indem ſolche trübe Anſichten mich, wenn auch nur vorübergehend, beſchäftigten, verbanden ſie ſich mit dem Bewußtſein, daß ich nun alle Fäden der Gewohnheit zerreißen ſollte, wie mit der bedenklichen Lage, unter welcher dieſes geſchah. Zwar ſcheint eine kurze, nur halbjährige Reiſe nach Norwegen unbedeutend und nichts zu enthalten, was einem jungen, von Natur heiteren und zuverſichtlichen Manne bedenklich ſein könnte; aber mancherlei Verhältniſſe traten hervor, die wohl geeignet waren, die heitere Stimmung, die eine Reiſe bei der Jugend faſt immer hervorruft, zu trüben.

Zuerſt, und dieſes war nicht das Geringſte, was mir drohte, meine finanzielle Lage. Die kleine Summe, welche ich von der Geſellſchaft erhielt, ward durch Schulden, die vor meiner Abreiſe nothwendig bezahlt werden mußten, auf eine höchſt bedenkliche Weiſe verkürzt, und ich wagte es nicht meinen Freunden zu geſtehen, unter welchen, in dieſer Rückſicht trüben Verhältniſſen, ich eine Reiſe von bedeutend mehr als 100 Meilen antrat. Eine ideale Anſicht mag die Geldnoth ſo gering ſchätzen wie ſie will, ſo bleibt es doch gewiß, daß die Unſicherheit des Daſeins, die aus dieſer entſpringt, ſehr tief in das Gemüth hineinwühlt und eine geheime Gewalt über die ganze Anſicht des Lebens ausübt, ſelbſt bei den leichtſinnigſten Menſchen.

Nun aber war dieſe Reiſe die erſte, die mich aus allen bisherigen Verhältniſſen losriß. Die Inſel, auf welcher ich lebte, war mir ſelbſt größtentheils unbekannt; ich hatte Kopenhagen nur verlaſſen, um nach Odsherred, von Verwandten zu Verwandten zu reiſen. Zwar lagen die norwegiſchen Gebirge, als ein Gegenſtand tiefer Sehnſucht vor mir, aber in weiter Ferne, grenzenlos und unbeſtimmt; und eine geheime Angſt bemächtigte ſich meiner, indem nun die Erfüllung lange gehegter Hoffnungen nahe war.

Obgleich eine Menge von Geſchäften ſich mir in der letzten Zeit meines Aufenthalts aufdrängte, ſo ſuchte ich doch eine jede Gelegenheit auf, um meine Zeit in ſtiller Einſamkeit zuzubringen. Dieſe nun wurde, ſo ſchien es mir, durch C. H. und den trüben N. nicht geſtört. Beide gehörten der einſamen Welt an, die neben der mannigfaltig bewegtem äußeren in den letzten Jahren fortdauernd herging und mir als mein innerſtes Geheimniß winkte. Mit C. H. theilte ich die Trauer über die Trennung, und der düſtere N. ſaß oft brütend auf meiner ſtillen Kammer, wenn ich erſchöpft vom Herumlaufen hineintrat.

Aber auch ſonſt beſuchte ich, wenn die Zeit es nur erlaubte, alle Gegenden, die mir lieb waren. Ich lief Meilen weit, und die ganze Gewalt der ſtillen Genüſſe, die mir ſeit meiner frühen Jugend zu Theil geworden waren, ergriffen mich. Zu den angenehmſten Gängen gehörten diejenigen, die mich an Helſingör erinnerten. Wenn ich eine freie Stunde gewinnen konnte, trieb ich mich gern auf der Zollbude herum, zwiſchen den Packhäuſern, blickte in das Gewühl der Schiffe hinein, und die heitere Erinnerung, die ſich an dieſe Gänge knüpfte, war mir um deſto theurer, je ſeltener ich ſie genießen konnte. Ein paar Mal gelang es mir, erſchöpft und einſam, nach dieſen Gegenden hinzukommen, und die Geſchäftigkeit um mich her ſchien mir mehr als alles Andere, erheiternd und ſtärkend zu ſein.

Ich muß bei dieſer Gelegenheit eine Richtung meines Lebens in Kopenhagen erwähnen, die mich, obgleich heiterer Art, von meinen Freunden trennte, und ſich durchaus in der Einſamkeit ausbildete. So wie ich mir ſelbſt überlaſſen war, trat meine Neigung zum Seeleben, von früheſter Kindheit an in Helſingör genährt, heftig hervor. Das Meerwaſſer zog mich an; ganz war dieſe Neigung nie unterdrückt. Mein Vater liebte auch in Kopenhagen das Baden. Eine ſehr lange hölzerne Brücke (Langebroe) verbindet in einer einſamen und entfernten Gegend die größere Stadt mit dem Theile derſelben, der auf der Inſel Amager liegt. Hier an dem Ufer der Inſel waren ſchwimmende Badehäuſer errichtet, die von uns fleißig beſucht wurden. Wir warfen uns von dieſen in das freie Meerwaſſer, das Schwimmen nicht zu verlernen. In den warmen Sommertagen wurde dieſe Uebung oft fortgeſetzt. Später war mir das Baden und Schwimmen zur Gewohnheit geworden, und ich genoß es jederzeit, durchaus von meinen Freunden getrennt. Kopenhagen liegt am Ufer der Oſtſee; es iſt aber merkwürdig, wie wenig die Einwohner von Kopenhagen ſich die Beluſtigungen verſchaffen, die das nahe Meer darbieten kann; wenigſtens zu meiner Zeit und in den Kreiſen, in welchen ich da lebte, fiel es Keinem ein, das Meer auf eine andere Weiſe zu genießen, als durch den ſichern Anblick vom Ufer aus. Oft ward ich an den auffallenden Unterſchied zwiſchen verſchiedenen Menſchenraſſen, die beide am Meeresufer leben, erinnert; wie die Lappländer z. B. Landvölker ſind, die faſt mit dem Meer unbekannt bleiben, auf welchem die Grönländer den größten Theil ihres Lebens zubringen. Es iſt in der That ſeltſam, in Kopenhagen unter der Jugend nichts von jenen mannigfaltigen Genüſſen zu erfahren, welche die Nähe des Meeres andern Völkern verſchafft. Der junge Mann ſitzt auf der Stube und man ſieht ihn von den Venetianern, Neapolitanern, wie jene ihre Kanäle, dieſe ihre Meerbuſen benutzten, wie von etwas ganz Entfernten, mit Begierde leſen, als lebte er mitten in Deutſchland, als hätte er ſelbſt kein Meer in der Nähe. Ich erinnere mich in der That nicht, ein einziges Mal in einem Boot mit meinen Freunden geſeſſen zu haben. Nur wenn ein Kriegsſchiff vom Stapel lief, wurden alle Bewohner der Hauptſtadt in Bewegung geſetzt, um dieſes, freilich erhabene, Schauſpiel zu genießen; alle Häuſer, ja alle Dächer in der Nähe waren dann mit Menſchen beſetzt; der größte Theil der Einwohner drängte ſich auf den großen Zimmerplatz, und eine Unzahl von Booten, mit Männern und Frauen beſetzt, ruderte auf der Waſſerfläche herum, die freilich allenthalben von Bollwerken und Brücken umſchloſſen, ſelbſt bei heftigem Winde kaum bewegt wurde.

Die Bewohner von Kopenhagen haben einen Grund, ſolche Beluſtigungen zu ſcheuen. Plötzliche Windſtöße machen ſelbſt bei heiterem Wetter das Segeln in den kleineren Booten bedenklich, und ſelten vergeht ein Jahr, ohne daß man von Unglücksfällen, die bei ſolchen Fahrten ſtattgefunden, hörte. Ich aber konnte meine, in früheſter Kindheit genährte Neigung nicht überwinden. Durch das öftere Baden hatten ich und meine Brüder ſchon früher Bekanntſchaft gemacht mit den Fiſcherknaben der dortigen Gegend, und erneuerten ſo ein Verhältniß, dem ähnlich, welches in Helſingör ſtattgefunden hatte. Oefter ſegelten wir hier mit den Knaben weit nach dem Meerbuſen heraus, der zwiſchen Amager und Siaelland nach der Gegend von Kiöge-Bucht hinführt. Auch hier herrſchen zwar die Windſtöße, aber uns erſchienen ſie nicht bedenklich. Als ich nun, ganz mein eigener Herr, mich in Kopenhagen aufhielt, zog mich dieſe Seeluſt unwiderſtehlich an. Mit einem Fiſcher allein am Ruder zu ſitzen, bei einem friſchen Winde das ſchwellende Segel in der Hand an einem Strick feſthaltend, während an dem einen Rande des Bootes die ſchäumenden Wellen ſpielten und ſo, wie Ewald ſich ausdrückt, im ſauſenden Galopp auf den Wogen fortzuſtürmen, iſt in der That für denjenigen, der durch die Gewohnheit die Furcht verloren hat, ein Genuß höchſt eigenthümlicher Art. Da die Windſtöße jeden Augenblick und plötzlich erwartet werden können, ſo darf man den Strick, mit welchem man das Segel feſthält, nur leicht um den Pflock herum ſchlingen, muß ihn, wenn die Gefahr drohender wird, loſe in der Hand halten, muß mit angeſtrengter Aufmerkſamkeit lauern, damit der plötzlich hereinbrechende Windſtoß nur das ſchlaffe Seegel trifft. Es iſt ein ganz eigenes, tief ergreifendes Gefühl, auf eine ſolche Weiſe um Leben und Tod, mit dem Abgrunde zu ſpielen. In den paar letzten Tagen meines Aufenthalts in Kopenhagen konnte ich mir dieſen Genuß bei heiteren Tagen und friſchem Winde noch verſchaffen; und wenn die Wellen mir kühl ſpritzend das Geſicht benetzten und das Boot in ungehemmter Eile dahin flog, war es mir, als wenn alle drohende Geiſter, die mich zu ängſtigen ſuchten, verſchwanden. Eine jede kommende Woge, ein jeder drohender Luftſtrom, war mir ein Symbol der ungewiſſen Zukunft, und ich fand den Muth in mir, ihr zuverſichtlich entgegenzutreten.

Ich bedurfte freilich einer Stärkung dieſer Art, denn alle nicht gelöſte Widerſprüche meines heftig bewegten Gemüths drangen unvermittelt auf mich ein. Ich habe dem Leſer nicht verborgen, daß eine tiefe Neigung, deren Stärke ich erſt jetzt bei der Trennung empfand, mich beherrſchte, und zu dieſer Verwirrung meiner äußeren und inneren Lage ſollte noch ein Ereigniß kommen, welches mir die Trennung noch härter machen mußte. In Kopenhagen brach nicht ſelten eine gefährliche Krankheit hervor, die man für anſteckend hielt, es war ein gaſtriſches Fieber mit einer typhöſen Gehirnentzündung verbunden. Einer meiner Freunde ward von dieſer Krankheit ergriffen, ich brachte die letzten Nächte bei ihm zu. Das Schiff, welches mich nach Bergen in Norwegen bringen ſollte, lag ſegelfertig da, und ich mußte den Freund verlaſſen, während der drohendſten Stadien ſeiner Krankheit. Ich ſelbſt fühlte mich angeſteckt, ich empfand ein fortdauerndes Drängen des Blutes nach dem Kopfe, ein Sauſen vor den Ohren, einen Druck auf der Herzgrube und einen gallichten Geſchmack in dem Munde; aber ich hielt mich aufrecht, die innere Bewegung, die ich zwar nicht verbergen konnte, erſchien auch ohne eine Krankheit den Freunden begreiflich. Wir hatten den letzten Abend gemeinſchaftlich zugebracht. Den Nachmittag darauf ging ich, von Freunden begleitet, nach der Zollbude, und beſtieg, von [illegible] keimenden gefährlichen Krankheit ergriffen, innerlich und äußerlich von den mannigfaltigſten, ſich widerſtreitenden Gefühlen und Gedanken überwältigt, das Schiff, welches mich einer verhängnißvollen Zukunft entgegen führte.

Wer den Gang meiner Bildung mit einiger Aufmerkſamkeit und Theilnahme verfolgt hat, dem wird es nicht verborgen geblieben ſein, daß ich mich innerlich nach Deutſchland hingezogen fühlte; daß aber das Fahrzeug, welches nach dem hohen Norden hinſteuerte, beſtimmt war, mich, nach einer vorübergehenden Heimkehr, von meiner ganzen Umgebung loszureißen, mich an ein fremdes Land, an ein fremdes, mir zwar geiſtig, wie durch Herkunft, verwandtes Volk auf immer zu feſſeln, daß dieſes Schiff beſtimmt war, was mir ſelber, wie meinen Freunden ein verborgenes Geheimniß blieb, hervorzuheben und mir klar zu machen, konnte ich freilich nicht ahnen, als ich tief bewegt die Schiffsleiter beſtieg.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Gedruckt bei Graß, Barth und Comp. in Breslau.

Druckfehler des erſten Bandes.

S. 20, Z. 5 und 6 von unten, anſtatt: von ihren tiefen Wurzeln, der Gewalt, lies: in ihren tiefen Wurzeln, von der Gewalt.
— 86, — 2 anſtatt: einnehmend, lies: angenehm.
— 95, — 9 von unten, anſtatt: milde lies: wilde.
— 116, — 3 von unten, anſtatt: Schauplätzen, lies: Schulplätzen.
— 160, — 5 von unten, anſtatt: da, lies: daß.
— 227, — 1 anſtatt: wenigſtens noch, lies: wenigſtens, noch.
— 230, — 1 anſtatt: ihnen, lies: ſeinen.
— 254, — 12 anſtatt: mineraliſche, lies: mineralogiſche.

Druckfehler des zweiten Bandes.

S. 7, Z. 2 anſtatt: von, lies: von den.
— 64, — 1 von unten, anſtatt: materieller, lies: nationeller.
— 70, — 1 von unten, muß das und wegbleiben.
— 77, — 2 von unten, anſtatt: Schauſpieler, lies: Schauſpiele.
— 119, — 9 anſtatt: dem, lies: den.
— 120, — 10 anſtatt: gaud, lies: glad.
— — — 11 anſtatt: Stövlehäee, lies: Stövlehäle.
— 228, — 4 anſtatt: es, lies: ſie.
— 261, — 11 von unten, anſtatt: allzeitiger, lies: allſeitiger.
— 306 — 4 anſtatt. Gewalt, lies: Geſtalt.

Literariſche Anzeigen.

Adam Oehlenſchläger's Werke.

Der Bogen nur 8 Pfennige!
Allgemeine Theilnahme geſtattet Wohlfeilheit!

So eben ſind im Verlage der Buchhandlung von Joſef Max und Komp. in Breslau erſchienen und zu haben:

Adam Oehlenſchläger's
erzählende Dichtungen und Gedichte.
Vollſtändig in 7 Bändchen.

8. 1839. Korrekt und ſehr elegant gedruckt. 100 Bg. ſtark.
Preis nur 2 Rtlr. 16 Gr.

Auch unter dem Titel: **Oehlenſchläger's Werke.**
15. bis 21. Bändchen.

Außer dem überaus trefflichen und empfehlungswerthen Roman: **Die Inſeln im Südmeere** in 4 Theilen, enthalten dieſe erzählenden Dichtungen: **König Hroar.** Eine altnordiſche Erzählung; die das Intereſſe des Leſers in Anſpruch nehmenden Novellen: **1) Reichmuth und Abocht; 2) das Gemälde; 3) die Mönchbrüder; 4) der Eremit; 5) die Glücksritter; 6) die Strafe nach dem Tode;** das anmuthige orientaliſche Mährchen: **Aly und Gulhyndy** und das nordiſche Mährchen: **Vaulundur.** Die Gedichte enthalten: **1) Lieder und Romanzen; 2) der irrende Ritter, oder Don Quixote der Jüngere,** ein Abenteuer in 6 Romanzen; **3) das Evangelium des Jahres.**

Adam Oehlenſchläger's

Selbſtbiographie und dramatiſche Dichtungen,

in 14 Bdch. 8. Korrekt und ſehr elegant gedruckt. 195 Bg.
Preis nur 6 Rtl. 4 Gr.

Auch unter dem Titel: **Oehlenſchläger's Werke.**
1. bis 14. Bändchen.

Die jetzige neue Ausgabe der Oehlenſchläger'ſchen Werke in 21 Bändchen erſcheint nicht bloß verbeſſert und vermehrt mit neuen trefflichen Dichtungen, ſondern auch zu ſehr wohlfeilem Preiſe: 295 Bogen in elegantem und korrekten Druck nur 8 Rtl. 18 Gr. — Die dramatiſchen Dichtungen ſind vermehrt durch 1) **Baldur der Gute**, 2) **König Helge** und 3) **Olaf der Heilige**, welche den Cyklus der nordiſchen Dramen nun würdig eröffnen, ergänzen und vervollſtändigen. Ferner durch die Tragödie: **Sokrates** und durch das Luſtſpiel: **Der kleine Schauſpieler.** Ueber dieſe beiden letzten neueſten Dichtungen hat die öffentliche Kritik ſich bereits mehrfach lobend ausgeſprochen und eben ſo ſehr die großen poetiſchen Schönheiten im Sokrates, als die Trefflichkeit des Luſtſpiels: Der kleine Schauſpieler, anerkannt. Beide ſind durchaus bühnengerecht gearbeitet; in Scene geſetzt, werden ſie neuen, großen Genuß gewähren und der Theilnahme aller Gebildeten ſich erfreuen. — Wir glauben daher dieſe neue ſchöne Ausgabe der geſammelten Werke eines Autors, der gleich bei ſeinem erſten Auftreten von Göthe aufmunternd begrüßt wurde und ſeitdem durch ſeine ſpäteren Dichtungen immer größere Anerkennung, auch von Seiten Tieck's in einem höchſt anmuthigen Gedicht, gefunden hat, der Aufmerkſamkeit des gebildeten Publikums von neuem und beſonders empfehlen zu dürfen.

St. Roche.

Von der Verfaſſerin von Godwie Caſtle.

3 Theile.
8. 1839. Breslau, Joſef Max und Komp. Ghft. 81 Bg.
4 Rtl. 10 Gr.

Edward in Rom.

Eine Novelle in neun Büchern.

2 Bändchen. 8. 1840. Breslau, Joſef Max und Komp.
Geheftet. 37¾ Bogen. 2 Rtl. 16 Gr.

Ludwig Tieck's
geſammelte Novellen.

Vermehrt und verbeſſert.
9., 10. Bändchen.
8. 1839. Breslau, Joſef Max und Komp. Geheftet.
39 Bg. 2 Rtl. 12 Gr.

Die genannten drei neuen Werke, welche wir hiermit zur Anzeige bringen, möchten als die bedeutendſten Erſcheinungen im Gebiete der ſchönwiſſenſchaftlichen Literatur dieſes Jahres zu bezeichnen ſein.

Durch St. Roche, wie früher durch Godwie-Caſtle, iſt der eigentliche, Welt und Leben im Großen und Ganzen darſtellende Roman, der bei uns in neuerer Zeit faſt verdrängt ward, wieder erweckt und erneuert, und zwar mit der Meiſterſchaft des echten Dichtergenius. — St. Roche wird wie Godwie-Caſtle den Beifall aller Gebildeten gewiß in vollem Maße erhalten.

In Edward in Rom erhält die Leſewelt eine beſondere, in unſerer Literatur bisher noch nicht verſuchte und entwickelte Gattung der Novelle, von einem jungen Autor, der jahrelang in Rom gelebt hat, und der bereits in ſeinen frühen Jünglingsjahren von Goethe in Eckermanns Geſprächen prophetiſch begrüßt wurde. Es iſt ein geiſtreiches Werk, in welchem Roms große Vergangenheit den Hintergrund bildet, aber neben hohen, feſſelnden Intereſſen, auch noch alle Seiten des römiſchen Lebens, kirchliches, Volks- und Salonleben, die frühere und die heutige Künſtlerwelt, die großartigen Kunſtſchätze und Sammlungen u. ſ. w. in ſo reichen Gemälden und Schilderungen vorübergeführt und eigenthümlich beleuchtet, daß man ſich auf das Lebendigſte in jenen Mittelpunkt der antiken und mittelalterlichen Welt verſetzt fühlt.

Ludwig Tieck, der Schöpfer und große Meiſter der deutſchen Novelle, liefert in dem 9ten und 10ten Bändchen der „geſammelten Novellen“ fünf der ſchönſten ſeiner Dichtungen. Drei davon, „der Schutzgeiſt“, „Abendgeſpräche“ und „die Glocke von Aragon“ erſcheinen zum erſtenmal im Druck. Die letztere, in Romanzenform gedichtet, erinnert an den altſpaniſchen Cid, auch ſchließt ſie in Stoff und Inhalt ſich bedeutſam an das Zeitalter des Cid an. — Die früheren 8 Bändchen dieſer ſchön gedruckten Novellen-Ausgabe koſten, ſehr wohlfeil, nur [illegible] Rtlr. 18 Gr.

In unſerer, an gehaltvollen neuen belletriſtiſchen Erzeugniſſen eben nicht reichen Zeit dürfen die hier angezeigten Werke der Aufmerkſamkeit aller Gebildeten, beſonders auch zu werthvollen Feſtgeſchenken, mit Recht empfohlen werden.

Buchhandlung **Joſef Max und Komp.** in Breslau.

Jeder Bogen nur 3⅓ Pfennig!

Pfennigausgabe der Inſel Felſenburg.

Eingeleitet von

Ludwig Tieck.

130 Bogen in 6 Bändchen. Geheftet. 1 Rtl. 12 Gr.

Ludwig Tieck ſagt unter Anderem in der Vorrede: „Dieſe treuherzige Chronik der Inſel, und das Leben des Altvaters, ſo wie die Erzählungen der Bewohner und Ankömmlinge, aus einer früheren naiven Zeit herrührend, ſind in unſerer verwirrten und verſtimmten Zeit von neuem und mehr wie vieles Andere ergötzlich und lehrreich, ja ſie können für Manchen, der vor Allwiſſen nicht aus noch ein weiß, wahrhaft erbaulich werden. Dieſer Autor der Felſenburg, welcher zu jener Zeit viele Bücher geſchrieben hat, zeigt eine vielſeitige Kenntniß ſeines Zeitalters und des damaligen Wiſſens, **er** hat die Menſchen mit ſicherem und ſcharfem Auge beobachtet. Vorzüglich intereſſant ſind die mannigfaltigen Lebensbeſchreibungen der Koloniſten, von denen faſt alle den echten Beruf eines Schriftſtellers beurkunden.“

Und ſo wird die zeitgemäße Erneuung eines ſo ergötzlichen und [illegible]-intereſſanten Buches voll ſeltſamen Inhalts, in welchem Laune und Witz, Schalkheit und Treuherzigkeit, Wunderbares und Phantaſtiſches, Natur und Geſchichte ſo innig verſchmolzen ſind, ein neues günſtiges Publikum finden, und der gebildeten Leſewelt unſerer Zeit eine willkommene und erfreuliche Erſcheinung ſein!

Buchhandlung Joſef Max und Komp. in Breslau.

Im Verlage der Buchhandlung Joſef Max und Komp. in Breslau iſt ſo eben erſchienen und zu haben:

Die Stiefmutter.

ein Briefwechſel,
geſammelt und herausgegeben von

S. J. F. Wendal.

8. 1837. Höchſt elegant gedruckt und ſauber geheftet.
Preis 15 Sgr.

Dieſe eben ſo anziehende als inhaltreiche Darſtellung von Verhältniſſen, die das innerſte häusliche Leben und Familienglück berühren, wird edlen Frauen eine erfreuliche Erſcheinung ſein. Neben einer genußreichen Lektüre wird hier ein Schatz von Anſichten und Erfahrungen dargeboten, wie ſie nur in einem vieljährigen Verkehr mit der Welt und den höhern Kreiſen derſelben, und bei einer tiefen Beobachtung des weiblichen und kindlichen Gemüths, ja des heutigen Familienlebens überhaupt, gewonnen werden können.

Im Verlage der Buchhandlung Joſef Max und Komp. in Breslau iſt erſchienen und zu haben:

Byron's Manfred.

Einleitung, Ueberſetzung und Anmerkungen.
Ein Beitrag zur Kritik der gegenwärtigen deutſchen dramatiſchen Kunſt und Poeſie,
von

Posgaru.

8. 1839. Geheftet. Preis 22½ Sgr.

Dieſe Ueberſetzung des Byronſchen Manfred von der Hand eines unſerer gefeiertſten Novellendichter darf in Hinſicht auf

Treue und meiſterhafte Behandlung der Sprache ein Kunſtwerk genannt werden. Voran geht eine ideenreiche Einleitung, worin der Herr Ueberſetzer über das Stück ſelbſt und ſeine ſceniſche Darſtellung, ſo wie über dramatiſche Kunſt überhaupt, die überraſchendſten Anſichten entwickelt.

Was ich erlebte.

Dritter Band.

Was ich erlebte.

Aus der Erinnerung niedergeſchrieben

von

Henrich Steffens.

Dritter Band.

Breslau,
im Verlage bei Joſef Max und Komp.
1841.

Biogr. 1114 d / 3.4

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Seereiſe. — Bergen. — Reiſe
an der Nordweſtküſte von Norwegen.
Die letzten Tage in Bergen.
Seereiſe nach Bergen. — Schiffbruch.
Hamburg. — Rendsburg. — Kiel.
Ueber Holſtein.

Seereiſe.

Ich befand mich in der allertraurigſten Lage, meine Stimmung war düſter wie niemals und mein körperlicher Zuſtand bedenklich. Völlig betäubt taumelte ich nach der Cajüte hinunter; ich hörte, wie der Anker aufgehoben wurde, wie man die Segel aufſpannte, und das Neue meiner Lage, das ſonſt mein Intereſſe auf die lebhafteſte Weiſe erregt haben würde, vermochte nicht, mich aus dem dumpfen Zuſtande, in welchen ich verſunken war, aufzuwecken. Die Geſtalten, welche die Cajüte einnahmen, Schiffer und Paſſagiere, ſchwebten, wie in einem verworrenen Traume, in unbeſtimmten und ſchwankenden Umriſſen vor mir. Es war ein ſchöner günſtiger Wind, und das Schiff durchſchnitt im raſchen Fluge die Wellen. Mich befiel ein heftiges Erbrechen, ich eilte auf das Verdeck; die beſtändige Wiederholung der unangenehmen Zufälle erſchöpfte mich mehr und mehr; ich hörte, wie man mich allgemein bedauerte. Einige riethen mir ernſthaft, die Reiſe aufzugeben, denn der Anfall von Seekrankheit war ſo heftig, daß man ſchon die Folgen zu fürchten anfing: und da dieſe Krankheit ſo ungewöhnlich früh bei der erſten Bewegung des Schiffes hervorgetreten war, ſo glaubte man, daß ich völlig unfähig ſei, eine Seereiſe von mehreren Tagen auszuhalten. Selbſt der Schiffer bot ſich an, ein Boot auszuſetzen, mich mit meinem Reiſegepäck an das Land zu bringen, und auf die Reiſekoſten zu verzichten. Ich ſchüttelte nur mit dem Kopfe, taumelte in die Cajüte hinunter, warf mich völlig erſchöpft und halb bewußtlos in die Koye und ſchlief ein. Es war Nachmittags, als ich das Schiff beſtieg; ich ſchlief die ganze Nacht hindurch, und es war heller Tag, als ich erwachte; das Schiff lag ſtill, ich trat aus der Koye heraus und mußte mich beſinnen, wo ich war. Noch immer fand ich mich wie betäubt und matt, beſonders aber quälte mich ein heftiger Durſt. Die Paſſagiere ſchliefen; einige Taſſen Thee erquickten mich, und als die Schlafenden ſich erhuben, fand ich mich völlig wieder hergeſtellt. Es war mir jetzt ganz klar, daß die Krankheit, die im Innern wühlte, meiner Stimmung eine düſtere Farbe ertheilt, daß dieſe wieder die Krankheit geſteigert und mir eine körperliche Empfindlichkeit mitgetheilt hatte, die mir ſonſt fremd war. Es war eine wohlthätige Kriſe, ich fühlte mich vollkommen geſund, alle Grillen, die mich gequält hatten, waren verſchwunden; die Sonne ſchien hell in die Cajüte hinein, die Freude über meine Lage, über eine größere Seereiſe, nach der ich mich lange geſehnt hatte, und die ich in den letzten Tagen in Kopenhagen nicht rein zu genießen vermochte, trat jetzt mächtig hervor. Ich betrachtete mit heiterer Neugierde die Einrichtungen in der Cajüte, die Paſſagiere, mit denen ich die Reiſe machen ſollte. Außer mir waren nur drei da: ein ältlicher Beamter mit ſeiner etwas verwachſenen, nicht ganz jungen Tochter, und ein prahlender jüdiſcher Zahnarzt, deſſen Finger mit einer Maſſe von Ringen beſetzt waren, wie die Uhrkette mit einer übertriebenen Menge von Petſchaften und dergleichen. Dieſer war auf eine widerwärtige Weiſe zudringlich; ich aber, in dem frohen Bewußtſein, die keimende Krankheit überwunden zu haben, fühlte mich durchaus geſund und heiter geſtimmt. Der Zahnarzt ergötzte mich; mit dem ältlichen Beamten, der mir verſtändig und ruhig erſchien, hoffte ich, mich lehrreich unterhalten zu können; ſelbſt ſeine Tochter machte keinen unangenehmen Eindruck auf mich. Ich eilte auf das Verdeck; es war ein contrairer Wind eingetreten und das Schiff hatte ſeine Anker auf der Rhede von Helſingör geworfen.

Ich hatte ſeit meiner Kindheit dieſe Stadt nicht wieder geſehen. Es war mir ein wunderbar angenehmes Gefühl, nun ſelbſt zu den Reiſenden zu gehören, deren Lage von der ſtillen Stube aus dem Kinde ſo beneidenswerth erſchienen war. Die ganze Gegend entzückte mich, und ich bedauerte nur, daß ich den ſchönen Anblick der Küſte von Seeland, vom Meere aus, nicht genoſſen hatte. Der Schiffer ſchlug den Paſſagieren vor, das Boot zu beſteigen; er meinte, daß der Wind uns wohl einige Tage auf der Rhede feſthalten würde, und ſo konnte ich mich in die Erinnerungen der früheren Jahre vertiefen. Ich ſuchte einige Bekannte der Eltern auf; die ganze Zukunft lag heiter vor mir, und wenn ich in der günſtigſten Lage geweſen wäre, hätte ich nicht fröhlicher geſtimmt ſein können, als ich jetzt war. In der Nacht ward ich aufgeweckt, ein Fiſcherboot brachte mich nach dem

Schiffe; der Anker ward gelichtet, und als über das ſchwediſche Land die Morgenröthe flammend emporſtieg, ſahen wir eine große Maſſe von Schiffen, die, wie wir, durch den nördlichen Wind bis jetzt zurückgehalten, mit Segeln belaſtet, nach dem Kattegat zuſteuerten. Ich zählte gegen 200 Segler. Das Meer eröffnete ſich immer weiter, wir kamen auf die Höhe von Kullen, jenes ſchwediſche Vorgebirge, welches in meiner Kindheit das ferne Ziel meiner Sehnſucht geweſen war. Hier wandte ſich der Wind, und die ganze Flotte war genöthigt, wieder die Rhede von Helſingör zu ſuchen. Die Paſſagiere äußerten die heftigſte Ungeduld; ich theilte ſie nicht. Das erhabene Schauſpiel ergötzte mich. Die ſchwellenden Segel ſo vieler Schiffe, die ſich noch nicht zerſtreut hatten, das bewegte Meer, die von der Sonne beſchienenen Küſten, die Feſtung Kronburg mit dem ſtolzen Schloß, die auf der hervorragenden Erdzunge wie im Waſſer zu ſchwimmen ſchien, die von der heiteren Sonne beſchienenen Dächer von Helſingör, die immer klarer hervortraten: boten einen Anblick dar, der mich hinriß. Ich ſchwamm in einem Meer anmuthiger Erinnerungen; ich ſah von der ſtillen Stube meiner

Kindheit die Maſſe der Schiffe, in deren Mitte ich mich befand; die genußreiche Gegenwart befriedigte mich ganz; ich hatte die Zukunft, die Reiſe und ihr Ziel völlig vergeſſen.

Meine Reiſegefährten waren überzeugt, daß ich, ſo wie das Schiff fortſegelte, wieder von der Seekrankheit heftig angegriffen werden würde; ich lachte und verſicherte, daß ich Gelegenheit genug haben würde, ſie zu bedauern, daß ich aber ihnen keine weitere Gelegenheit geben würde zu einer mitleidigen Theilnahme, deren Werth ich ſehr wohl zu ſchätzen wußte. In der That waren auch auf dem Wege nach Kullen die Paſſagiere alle drei ſeekrank, und ſehnten ſich ſchon jetzt nach dem Ende der Reiſe; ich aber war fröhlich und völlig geſund. Sie konnten nichts genießen und ſahen mit Neid meinen ſtarken Appetit. In der That haben die Seereiſen das Eigenthümliche, den Appetit ganz zu zerſtören oder zu ſteigern. Ich erfuhr nun die Gefahr, welche für mich in einer ſolchen Lage war; ich ſpürte nämlich, wie auf allen meinen ſpätern Seereiſen, eine kaum zu überwältigende Neigung, geiſtige Getränke zu genießen, und ich ſah es ein, wie nothwendig es war, den Genuß ſolcher Getränke, innerhalb eines beſtimmten Maaßes für die Mannſchaft, zu ordnen. Ich muß geſtehen, daß die Erfahrungen neuerer Zeiten, durch welche wir belehrt worden ſind, daß die geiſtigen Getränke, ſelbſt auf langen Seereiſen, entbehrt und durch andere, weniger ſchädliche, wie Thee und Kaffee, erſetzt werden können, mich nach dem, was ich ſelbſt ſo oft erlebt habe, überraſchen.

Wir lagen nun wieder auf der Rhede. aber der Schiffer, der aus mehreren Anzeigen ſchloß, daß der widrige Wind ſich bald ändern würde, erlaubte uns nicht mehr, das Schiff zu verlaſſen. Er hatte Recht. Den Tag darauf genoß ich das großartige Schauſpiel der mit Segeln belaſteten Flotte wieder. Als wir Kullen erreicht hatten, zerſtreuten ſich die Schiffe auf der weiten Meeresfläche. Die Küſten traten immer mehr in die Ferne, der günſtige Wind trieb das Schiff raſch fort, und ich verſenkte mich ganz in das große, mir neue Schauſpiel. Das enge, einförmige Leben auf dem Schiffe, in der Cajüte mit wenigen Menſchen, die uns nicht ſehr intereſſiren, wie es immer auf die nämliche Weiſe wiederkehrt, vermag den Reiſenden nicht zu feſſeln. Ungeſtört genießt er daher die großartige Umgebung, die, iſt ihm der Sinn dafür aufgeſchloſſen, ihn noch lange beſchäftigt, unterhält, ja hinreißt.

Alles, was mich umgab, zog mich an. In der ſcheinbaren Einförmigkeit einer Meeresfläche liegt eine Mannigfaltigkeit von Erſcheinungen, die, ſo lange ſie neu ſind, einen reichen Genuß darbieten. Der Sturm ließ nach, die Wellen fingen an, ſich zu ebenen, die Segel hingen ſchlaff herunter; da entdeckte man einen großen Haufen von Quallen (Meduſen), jene gallertartig durchſichtigen gewölbten Scheiben, die ſich abwechſelnd zuſammenziehn und ausdehnen, während von der untern centralen Mundöffnung ein Bündel von Fühlfäden herunterhängt; hier und da ſetzte ein großer Fiſch, etwa eine Makreele, aufſpringend die Waſſerfläche in Bewegung; Delphine, neugierig ſich in der Nähe der Schiffe haltend, tummelten ſich ſpielend; man entdeckte breite dunkle Gürtel auf dem ſtillen Meere, die ſich von der ganzen Waſſerfläche unterſchieden; es waren abgeſonderte Strömungen, die ihre eigenthümliche Richtung verfolgten. Die Jütländiſche Küſte zeigte ſich aus der Ferne; Häuſer und Waldungen traten, durch die Luftſpiegelung gehoben, in das Meer hinein. Schiffe kamen und gingen, und es war eine ſtets erneuerte, angenehme Beſchäftigung, ſie aus weiter Ferne, als unmerkbare Punkte, zu entdecken; zu ſehen, wie erſt die Maſten, dann der Körper des Schiffes aus den Wellen hervortauchte; zu errathen, von welcher Art das immer näher tretende Schiff war. So durchzogen wir ein Paar Tage hindurch, indem die Reiſe durch Windſtille verzögert wurde, im Ganzen aber durch den Wind begünſtigt, das Kattegat und erreichten die Nordſee zwiſchen Jütland und Norwegen. Die Bewegung der Wellen ward nun heftiger, der Wind blieb noch immer günſtig; die Paſſagiere waren fortdauernd ſeekrank; an eine Unterhaltung mit dieſen war kaum zu denken. Ich brachte die ganze Zeit bei fortdauernd heiterem Wetter auf dem Verdeck zu. Mancherlei Fragen hatte ich freilich an den Schiffer, an die Matroſen zu richten, und ſie unterhielten ſich gern mit mir: denn ſie merkten es wohl, daß ich mit dem Meere nicht unbekannt war. Der Zahnarzt, der ſeine erſte Seereiſe machte, ſtellte die unglückliche Frage an den Steuermann, wie weit wir noch hätten, und in welcher Zeit wir in Bergen ſein könnten? Mich ängſtigte nun ſchon dieſe Frage, denn es war mir bekannt, wie verdrießlich ſie den Seeleuten iſt. Eine Art Aberglaube betrachtet ſie als eine unheilſchwangere. Der Seemann weiß, daß er dem launenhaften Spiel der Winde preisgegeben iſt; er glaubt wohl, daß ſolche Fragen den Geiſtern, welche die Winde beherrſchen, widerwärtig ſind. Sie wagen ſelten, ſelbſt wenn der Anſchein noch ſo günſtig iſt, ſich entſchieden, und wäre es auch über die nächſte Zukunft, zu äußern.

In ſechs Wochen, vielleicht noch ſpäter, antwortete er ſehr verdrießlich, und ließ den Zahnarzt ſtehen.

Indeſſen blieb der Wind günſtig, trotz der bedenklichen Frage. Wir waren gegen Abend in die freie Nordſee hineingetreten, und entdeckten am frühen Morgen die norwegiſche Küſte.

Es war nicht die Ungeduld eines durch die Seereiſe Erſchöpften, die mich befiel, wohl aber eine heftige Sehnſucht, die mich ergriff, als ich nun den Gegenſtand der fortdauernden Erwartung meiner ganzen Kindheit und Jugend in der weiten nebligen Ferne entdeckte; zuerſt zwar nur in unklarer, unbeſtimmter Geſtalt, aber allmälig deutlicher. Wir umſegelten aus der Ferne das flache Jedderen, jene gefährliche Küſte, deren fruchtbarer Boden in früheren Zeiten dem ſüdlichen Norwegen eine Kornkammer war, jetzt öde und unfruchtbar, und näherten uns der felſigen, zerriſſenen Küſte. Der Anblick in der Entfernung von einigen Meilen war furchtbar: oben abgerundete Felsmaſſen lagen wie ungeheure Blöcke, in allen Richtungen durch tiefe Einſchnitte von einander getrennt, vor uns; hinter dieſen erſt erhob ſich das höhere Gebirge. Der klare Tag ließ uns die verworren zuſammengehäuften Gebirgsmaſſen deutlich unterſcheiden, und ich ſtaunte fortdauernd nach der felſigen Küſte hin. Der erſte Eindruck, den dieſer Anblick hervorrief, war kein erfreulicher; ich ward von einer ungeheuern Angſt ergriffen.

Eine meiner Hauptbeſchäftigungen in Norwegen ſollte ſein, auf der Weſtküſte Mollusken zu ſammeln. Während einer vorübergehenden Windſtille blickte ich in die feuchte Tiefe des Meeres, betrachtete die ſchwimmenden Meduſen, und freute mich auf den Augenblick, wo der Reichthum thieriſcher Formen, die, an den Meeresboden gebunden, ein buntes Gewühl bilden, ſich mir enthüllen ſollte. Dieſe Beſchäftigung hatte nichts Bedenkliches; mir neue oder zweifelhafte

Arten brauchte ich mir nur, ihrer friſchen Geſtalt nach, einzuprägen und in Spiritus aufzubewahren; die eigentlich wiſſenſchaftlich genauere Beſtimmung aber konnte doch erſt nach meiner Zurückkunft in Kopenhagen ſtattfinden; denn meine Kenntniß der Mollusken war noch zu unſicher und die wiſſenſchaftlichen Hülfsmittel fehlten mir; in der Mineralogie hingegen traute ich mir gründliche Kenntniſſe zu. Ich glaubte, daß meine Kunde von den Gebirgsarten, das, was ich von der Struktur der Gebirge erfahren hatte, eine hinlängliche Vorbereitung für die Unterſuchung wäre; jetzt aber drängte ſich plötzlich eine Ahnung hervor, als wenn Alles, was ich wußte und gelernt hatte, als ein völlig Unzulängliches, dieſem mächtigen Chaos gegenüber, erſcheinen würde. So mag einem jungen Manne zu Muthe ſein, der, durch Vorträge und Schriften gebildet, in der falſchen Vorausſetzung einer Fähigkeit, die er nicht beſitzt, ein wichtiges, verworrenes Staatsgeſchäft übernimmt. Ich dachte mir die Felſenmaſſen als Gegenſtand meiner Unterſuchung; er war mir zu mächtig. Das wußte ich wohl, daß man die Struktur des Gebirges, als Reſultat eines urſprünglichen Bildungsprozeſſes, von den ſpäteren Revolutionen, durch welche die Maſſen von einander getrennt und verändert waren, unterſcheiden ſollte. Damals war die Anſicht herrſchend, daß die ſpäteren Zerſtörungen und Trennungen durch mächtige Waſſerfluthen ſtattgefunden hätten, und das in allen Richtungen getrennte und abgerundete Gebirge, wie es vor mir lag, ſchien Spuren ſolcher Zerſtörungen zu tragen; aber neben dem großartigen Anblick ſchrumpfte dieſe Annahme zu einer kümmerlichen Vorausſetzung zuſammen. Dennoch zog mich das Gebirge unwiderſtehlich an; es war mir zu Muthe, als läge eine ganz neue Aufgabe vor mir, als ſtünde, was ich gelernt hatte, in gar keinem Verhältniß zu dieſer: aber zuverſichtlich, wie die Jugend iſt, verſchwand dieſe Angſt bald, und ich ergriff mit Freuden die Hoffnung, daß jene verworrenen Maſſen, wenn ich in ihrer Mitte lebte, mir ihre Geheimniſſe entdecken würden.

Der Wind, der uns bis jetzt günſtig war, hatte ſich verändert, er war uns völlig entgegen, und der Schiffer ſteuerte auf einen Hafen zu, um dort einen günſtigen Wind abzuwarten; es war Sirivaag, auf der ſüdweſtlichen Küſte von Norwegen, wenige Meilen gegen Süden von Stavanger, meinem Geburtsorte, den ich in meinem dritten Jahre verließ und ſeitdem nie ſah. Die Felſenmaſſen, die aus der Ferne mir abgerundet ſchienen, traten nun in ſchärferen Umriſſen hervor; ſie erhuben ſich immer mächtiger, trennten ſich immer entſchiedener; noch immer war das Wetter heiter, und das Schiff lief zwiſchen den Felſen in den einſamen Hafen hinein. Alles um mich herum war Waſſer und kahles Gebirge; ein kleiner grüner Fleck lag kümmerlich in der Mitte der Felſen, und der Eindruck, den die Gebirgseinſamkeit auf mich machte, der ich von einer ebenen, milden, fruchtbaren, waldreichen und ſtark bevölkerten Gegend kam, war furchtbar und gewaltſam. Wir verließen das Schiff. Einzelne Fiſcherhütten lagen zerſtreut umher, und in ihrer Mitte ein anſehnliches, freundliches Gebäude. Ein Kaufmann hatte ſich in dieſer einſamen Gegend des Heeringsfanges wegen angeſiedelt; er trat uns, ſo wie wir an's Land ſtiegen, entgegen, und bot uns zuvorkommend und mit norwegiſcher Gaſtfreiheit ſein Haus und ſeinen Tiſch für die Zeit des Aufenthaltes im Hafen an. Das Anerbieten war für die drei Reiſenden, die fortdauernd an Seekrankheit gelitten hatten, zu einladend und wurde daher mit Freuden angenommen; auch mir war es ſehr angenehm. Das Schlafen in der niedern Cajüte und in der noch niedrigern Koye, in welcher die Decke ſich drückend in großer Nähe über meinem Kopfe ausbreitete, war mir immer ängſtlich; es war mir, als ſollte ich erſticken, wenn ich ſeitwärts in die Koye hineinkroch, die einer Spalte in der Cajütenwand nicht unähnlich ſah; nur die höchſte Ermüdung konnte mich in dieſen ängſtigenden engen Raum hineintreiben. Nach kurzem unruhigen Schlummer wachte ich dann gewöhnlich mit einer großen Beängſtigung auf. Ein bequemes Lager in einem gaſtfreundlichen Hauſe war mir alſo ſehr angenehm. In dieſem war Alles freundlich und zeugte von Wohlſtand; eine Mahlzeit wurde uns gleich angeboten; unſer Wirth war ein freundlicher, ſchüchterner Mann, welcher, während wir mit einer Art Heißhunger verzehrten, was uns dargereicht wurde, uns bediente und kaum wagte, ſelbſt Etwas zu genießen. Uebermüthig bat ich ihn, ſich doch nicht zu geniren: „thun Sie, lieber Wirth, ſagte ich, als wenn Sie zu Hauſe wären.“ Die Reiſenden waren auf dem Lande ſchnell von der Seekrankheit, die, als wir uns der

Küſte näherten, ſchon abnahm, wieder hergeſtellt; die Unterhaltung ward lebhaft, und jetzt erſt trat ich meinen Mitreiſenden näher; auf dem Meere hatte ich kaum irgend ein anhaltendes Geſpräch mit ihnen geführt. Aber auch hier hatte ich keine Ruhe. Ein Künſtler kann nicht mit größerer Ungeduld die Schätze der Kunſt in Rom aufſuchen, als ich die Gebirge, welche mich umgaben. Die Gebirgsart, die ich bald erkannte, überraſchte mich; es war jener grobkörnige labradoriſche Sienit, eine der edelſten Gebirgsmaſſen, die man kennt, die auf der ſüdöſtlichen Küſte von Norwegen ſo mächtig wird und dort den edlen Zirkon enthält. In meiner Sammlung in Kopenhagen erſchien ein Handſtück dieſer Gebirgsmaſſe mir als eine Zierde derſelben, und ein reiſender Botaniker, der am Kap die edelſten Pflanzen unſerer Gärten und Treibhäuſer entdeckt, der die zierlichſten Pelargonien und Ericeen mit Füßen treten muß, weil ſie in dichtem Gedränge Ebenen bedecken, über die er fortſchreitet, kann nicht heftiger ergriffen ſein, als ich es war. Die Thränen ſtürzten mir aus den Augen; es war mir, als wenn das Innerſte der Erde ſeine geheimnißvollſte Werkſtatt mir eröffnet hätte; als wäre die fruchtbare Erde, mit ihren Blumen und Wäldern, eine zwar anmuthige, aber leichte Decke, die unergründliche Schätze verbarg, als wäre ſie hier zurückgezogen, abgeſtreiſt, um mich in die wunderbare Tiefe hinabzuziehen, die ſich eröffnete. Der Eindruck war ein durchaus ſantaſtiſcher, und es mag eine lebhafte Darſtellung von dieſem Eindrucke geweſen ſein, welche Tieck veranlaßte, ſeine Novelle, den Runenberg, zu ſchreiben, in welcher ein Menſch vorkömmt, der, durch eine geheime Sehnſucht nach den verſchloſſenen Geheimniſſen der wilden Gebirge getrieben, die fruchtbare Ebene verläßt und, dämoniſch verlockt, wahnſinnig wähnt, große Schätze entdeckt zu haben, indem er mühſam einen Sack mit werthloſen Steinen ſchleppt. Tieck hat geſtanden, bei dieſer Novelle an mich gedacht zu haben.

Wir blieben acht lange Tage in dieſem Hafen. Im Anfange war die Unterhaltung ziemlich lebhaft. Der erſte Eindruck, den die Gegend auf mich gemacht hatte, ſtumpfte ſich, je ſtärker er war, deſto ſchneller ab; zu Gebirgsunterſuchungen war keine Gelegenheit, ich durfte mich nicht weit vom Hafen entfernen, denn Alles auf dem Schiffe war bereit, um eine jede günſtige Veränderung des Windes ſchnell zu benutzen. Alles Gebirge, was ich in der Nähe ſah, beſtand aber aus dem nämlichen ungeſchichteten Sienit. Zuletzt blieb mir alſo nichts Anderes übrig, als die Unterhaltung mit meinen Reiſegefährten. Die Neigung, wenn man auf einer Reiſe von der gewöhnlichen Umgebung losgeriſſen iſt, auch die gewöhnlichen Rückſichten zu vergeſſen, trat auch unter uns hervor. Selbſt der ältliche Beamte ward offenherzig und fing an, geſprächig zu werden und Ereigniſſe aus ſeinem Leben zu erzählen; aber meine Hoffnung, durch ſeine Unterhaltung irgend eine Belehrung zu finden, verſchwand bald. Sein ganzes Leben war von der allergewöhnlichſten Art; was er gewünſcht, gehofft hatte, durchaus geringe; ich ſchauderte vor der Leere eines ſolchen Daſeins zurück, und fand keinen Trieb, ihm mit einer gleichen Offenherzigkeit entgegen zu kommen. Der Zahnarzt prahlte, log, brüſtete ſich mit ſeiner Liederlichkeit, und ich war oft genöthigt, ihn an die Gegenwart der Frau unſeres Wirthes und ſeiner Töchter, ſo wie unſerer Reiſegefährtin zu erinnern. Dieſe betrachtete ich nun genauer. Ihre Geſichtszüge waren angenehm, wenn man ſie auch nicht ſchön nennen konnte, ihr Auge lebhaft; ſie machte den Eindruck einer verſtändigen Perſon; ſie allein ſchwieg und ſchien an einem geheimen Kummer zu leiden. Das Bewußtſein ihrer verunſtalteten Perſönlichkeit ſchien ſie zu drücken, und eine tiefe Theilnahme zog mich zu ihr hin. Durch den Vater hatte ich ſchon alles Aeußere von ihrem Schickſale erfahren: wie die Mutter neulich geſtorben, und der Vater als Gerichtsperſon in Bergenſtift angeſtellt war. Er war mit ſeiner Anſtellung ſehr zufrieden, denn Alles, was er wünſchte, hatte er erreicht, ſeine Eitelkeit war befriedigt und ſein Einkommen geſteigert.... Das arme Mädchen ſchien Zutrauen zu mir gefaßt zu haben, und als wir einmal allein ein Geſpräch anfingen, begann ſie, ich weiß ſelbſt nicht wie, über ihre Lage zu ſprechen: wie ſie verlaſſen in der Welt ſtehe, obgleich ſie den Vater liebte, wie ſie mit der Mutter in vollkommen ſtillem Einverſtändniſſe gelebt habe. Mit der Mutter, ſagte ſie, habe ich meine letzte Stütze verloren, ſie ſtarb vor einem halben Jahre, und wir gehen nun nach einer einſamen Gegend, wo wir keinen Menſchen kennen. Die grauen Gebirge erſchrecken mich, die Menſchen ſind mir fremd und ich weiß nicht, wie ich es in der öden Gegend, verlaſſen von aller Welt, aushalten ſoll. Der Vater iſt wohl gut, aber er weiß doch nicht, was mich quält und ängſtigt. Die Thränen traten dem armen Mädchen in die Augen, und ſie ſchien mir noch mehr anvertrauen zu wollen, als die luſtigen Töchter des Hauſes, laut lachend, mit dem Zahnarzte hereintraten.

Seitdem dieſes Geſpräch ſtattgefunden hatte, ſchien es, als wenn das Mädchen Gelegenheit ſuchte, die Erzählung fortzuſetzen. Ich war von einem tiefen Mitleiden ergriffen, und zum erſten Male fing ich an zu ahnen, wie das weibliche Geſchlecht nicht ſelten, waffenlos und von allen äußeren Verhältniſſen verletzend berührt, der rohen Gewalt der Männer preisgegeben iſt.

Niebuhr macht in einem ſeiner Briefe eine Bemerkung, die mich überraſcht hat. Die Frauen des achtzehnten Jahrhunderts, ſchreibt er, ſcheinen eine höhere Bildung erhalten, einen zarteren Sinn ausgebildet zu haben, als die Männer. Es ſcheint ihm ein noch unaufgelöſtes Räthſel und der Mühe werth zu ſein, der Quelle dieſer Bildung nachzuſpüren; er erinnert an Klopſtocks Meta und ſo viele andere Frauen, die in einer, doch im Ganzen rohen Umgebung jenen zarten Sinn entwickelt hätten. Der nächſte Grund dieſer Erſcheinung ſcheint mir doch nahe genug zu liegen. In einer ruhigen Zeit, der alle heftige Aufregung fremd war, in welcher, wo einiger Wohlſtand herrſchte, die ſtille Ordnung des häuslichen Lebens in wohlhabenden Familien ſich immer auf die nämliche Weiſe wiederholte, verfloß das Leben der Frauen in großer Einförmigkeit. Es war die Zeit, in welcher die engliſchen Romane in Ueberſetzungen Deutſchland, aber auch Dänemark überſchwemmten. Ich ſelbſt hatte in dem ſtillen Familienkreiſe meiner Eltern den Einfluß erlebt, den dieſe Schriften ausübten; auf die Männer konnte er nur vorübergehend ſein, wenn er überhaupt ſtattfand; auf die Frauen mußte er eine ungleich größere Gewalt ausüben. Die Eltern waren weniger auf die Schädlichkeit der Romane aufmerkſam, und ſie ſchienen wohl auch weniger ſchädlich. Die Mädchen, wenn die Jahre herannahten, in welchen ſie von unbeſtimmten Gefühlen und Ahnungen bewegt werden, in welchen ſie leider erwarten müſſen, ob endlich ein männliches Herz für ſie ſchlagen wird, verſenkten ſich in Träume, die ihre verborgenen Hoffnungen nährten und ausbildeten: daher die leidenſchaftlichen Neigungen der Frauen gegen eine jede dichteriſche Natur. Einzelne Aeußerungen, und die Gewalt, welche die großartige Umgebung auf mich ausübten, ließen das Mädchen wohl ahnen, daß ich mehr in Träumen, als in der Wirklichkeit lebte, daß ich ſehr verſchieden war von den übrigen Männern, und meine Theilnahme an ihrem Geſchick konnte ich nicht verbergen.

In den letzten Tagen unſers ungeduldigen Harrens in dem Hafen fand ſich oft genug Gelegenheit zu ungeſtörten Mittheilungen. Ich erfuhr nun, daß kurz vor dem Tode der Mutter ein ſchreckliches Ereigniß das Mädchen in tiefen Kummer verſenkt hatte. Ein junger Mann. ſie nannte ihn ihren Vetter, mit den beſten Ausſichten für das Leben, ward als Leiche von beſtürzten Männern in das Haus gebracht. Er war im Schwimmen vom Krampf ergriffen worden und ertrunken. Was ſie von ihm erzählte, zeigte nur zu deutlich, daß eine zarte Neigung gegen den Verſtorbenen ihr Herz erfüllt hatte. Sie war unerſchöpflich in ſeinem Lobe; ſie pries ſeinen Verſtand, ſeine Gütſeine Kenntniſſe — und ſelbſt ſeine männliche Schönheit wurde mit einiger Scheu mehr angedeutet, als ausgeſprochen. Mancherlei Verhältniſſe wurden leiſe erwähnt, aus welchen ich ſchließen mußte, daß ſie von ſeiner Seite eine Neigung gegen ein anderes Mädchen vermuthete. Die vertrauliche Mittheilung, nach welcher ſie ſich vielleicht lange im Stillen nach dem Tode ihrer Mutter geſehnt hatte, ſchien ſie weiter zu führen, als ſie ſelbſt wollte, und ich fing an zu vermuthen, daß der plötzliche Todesfall des jungen Mannes für ſie ein Glück war; ſie wäre wahrſcheinlich beſtimmt geweſen, noch Herberes zu erfahren, wenn er am Leben geblieben wäre. Dieſer Blick in den ſtill zehrenden Kummer eines weiblichen Weſens ergriff mich; ſie ſchien eine Ahnung von dem zu haben, was die Männer von ihr entfernte, und doch war in ihrem Gram nichts Bitteres; keine harten Urtheile kamen über ihre Lippen und ſie trug die Vernachläßigung der Männer, die Gleichgültigkeit, mit der ſie ſelbſt von dem Vater behandelt wurde, mit ſtiller Ergebung.

Es iſt merkwürdig, daß ich dieſes Mädchen und ihr Schickſal ſo bald vergaß, obgleich es mich während der Reiſe beſtändig ſchmerzhaft beſchäftigte, obgleich es die erſte Erfahrung der Art in meinem Leben war. Ich erinnere mich durchaus nicht, in ſpäteren Zeiten, ſelbſt wenn ähnliche ſtille Leiden der Frauen meine Theilnahme erregten, an ſie gedacht zu haben; und erſt jetzt, indem ich mir die Ereigniſſe der Reiſe vergegenwärtige, hebt ſich ihre Geſtalt und das kummervolle, tiefbewegte Geſicht mit Beſtimmtheit hervor.

Der Wind änderte ſich, wir verließen das Haus unſeres Wirthes, der uns gaſtfreundlich beherbergt und genährt hatte; ſeine Frau, eine ämſige Hausfrau, war für die Gäſte den ganzen Tag hindurch beſchäftigt geweſen; zwei luſtige Töchter ſchienen an dem Zahnarzte großes Gefallen zu finden und Alle unſere Abreiſe zu bedauern. Völlig von der Seekrankheit wieder hergeſtellt, erfriſcht und fröhlich beſtiegen die Reiſenden das Schiff, und ich erwartete mit großer Spannung, was nun die nächſten Tage mir ſchenken würden.

Nicht wenig trug zu unſerer Fröhlichkeit die Maſſe von Auſtern bei, die noch im Maimonat zu genießen waren, und der friſche Lachs, der in Menge vorhanden war. Wir verließen den Hafen, und der erſte

Tag verging, ohne daß ich etwas Neues oder Anziehendes erfuhr. Ich hörte, daß wir auf der Höhe von Stavanger waren; wir hatten aber links fortdauernd das offene Meer und rechts die norwegiſche gebirgige Küſte, von der wir uns ziemlich entfernt hielten. In der Nacht waren wir nun in dem verworrenen und merkwürdigen Felſen-Archipelag, durch welchen die Weſtküſte von Norwegen einen in Europa einzig großartigen Charakter erhält. Zwiſchen dieſen Inſeln geht die Straße, die nach Bergen führt. Die Erwartung ließ mich nicht ſchlafen; in der Dämmerung der Nacht, die jetzt ſchon fortdauernd ziemlich helle blieb, ſtarrte ich die mächtigen, ſchroffen Felſen an, die uns allenthalben umgaben. Der Tag war trübe und neblig, es regnete heftig; die Gebirge waren verhüllt, und hier und da traten die feuchten, dunkeln Maſſen aus dem dicken Nebel hervor, während die brauſenden Wogen allenthalben an die naſſen Ufer anſchlugen und ſich ſchäumend brachen. Zwar bedauerte ich, daß mir die trübe Atmoſphäre den freien Anblick verhüllte, aber es lag etwas ſo großartig Düſteres, etwas ſo geheimnißvoll Gigantiſches in der Umhüllung, die ein Räthſel der Natur verbarg, und nur ſtückweiſe blicken ließ, daß ich mich gern und willig dem mächtigen Eindrucke hingab. Oft ſchnitt plötzlich eine unermeßlich hohe, ſchroffe, dunkle Gebirgswand in die neblige Atmoſphäre dicht vor uns hinein; das Wetter hellte ſich gegen Mittag etwas auf, die jagenden Wolken enthüllten in überraſchender Höhe den dunkeln Gipfel eines rauhen Gebirges; er ſchien, von dichtem Nebel tief verhüllt, in der hohen Atmoſphäre frei zu ſchweben, und es drängte ſich die faſt zerſchmetternde Vorſtellung von der furchtbaren Größe und Höhe der Gebirge, die uns allenthalben umgaben, unwiderſtehlich auf. Ein Südoſtwind trieb Nebel und Wolken nach dem fernen Meere; die wunderbar wechſelnde Gegend lag in hellem Sonnenſcheine vor uns. Norwegens Weſtküſte iſt mit keiner andern in Europa zu vergleichen; das mittelländiſche Meer hat freilich Reize, die dieſer rauhen Gegend fremd ſind, aber die kühne, großartige Verbindung, mannigfaltig wechſelnd, zwiſchen einem grenzenloſen Meere und Gebirgen, die, in ihrem Innern zerriſſen, oft mit einer Höhe von 4 — 5000 Fuß ſich in das Meer hineinſtürzen, findet man nirgends. Die Felſeninſeln, die uns umgaben, ſind ſelbſt durchwühlt und zerriſſen. Vorgebirge treten durch niedrige Landengen, von den Inſeln getrennt, in die Waſſerfläche hinein, und die ſchroffen Wände, die faſt lothrecht hinunterſtürzen, hielten, ſelbſt nachdem die Gegend in hellem Sonnenſchein vor uns lag, auf und unter dem Gipfel ſchwebende Wolken feſt, die die Spitze des Gebirges bedeckten, oder tiefer unten einen nebligen Gürtel bildeten, der ſich, der Richtung des Windes folgend, allmälig nach Nordweſten zerſtreuend, von dem Gebirge losriß und von ferne in die heitere Luft zerſtob. Ein mehr zuſammenhangendes Gebirge, rauh, wie die übrigen, verfolgte uns auf der rechten Seite; ob es eine Inſel bildete, oder mit dem Feſtlande zuſammenhing, blieb ungewiß. Hatte nun dieſe Umgebung uns einige Augenblicke beſchäftigt, waren wir auf der Höhe des Vorgebirges, von dem gegenüberſtehenden, durch einen Kanal getrennt, der oft enge war: ſo hatte ſich plötzlich die ganze Scene verändert. Vor uns lag eine große, reine Waſſerfläche, einem Landſee ähnlich, allenthalben von felſigen Ufern umſchloſſen; nur die Höhe der Wellen, die Schiffe, die ſich in der Ferne blicken ließen, bewieſen, daß wir uns in einem Meerbuſen befanden. Eine ſolche bedeutende Erweiterung diente faſt zur Beruhigung; denn während man ſich zwiſchen den Inſeln durchwindet, iſt man durch eine jede, ja durch die kleinſte Entfernung, wie in eine ganz andere Gegend verſetzt. Dieſer unaufhörliche Scenenwechſel, durch welchen Inſelgruppen, die zuſammen zu hangen ſchienen, plötzlich weit auseinander treten, getrennte zuſammenfließen; weite, grüne Thäler, mit einer freilich im Ganzen dürftigen Baumvegetation, der ganzen Anſicht der Umgebung ein hier fremdartiges Gepräge mittheilen, welches eben ſo ſchnell bei einer plötzlichen Biegung verſchwindet: hat, ſo großartig und bewunderungswürdig es anfangs erſcheint, dennoch zuletzt etwas Beunruhigendes und Aengſtliches. Kein Eindruck bleibt, ein jeder verſchwindet wieder; oft ſchienen dicht vor uns liegende Felſen ein jedes Fortſchreiten zu hemmen; wir glaubten, eine völlig geſchloſſene Felſenwand vor uns zu ſehen; eine ſchnelle Veränderung der Fahrt ſpaltete dieſe, wie durch einen Zauber. Oft nähert man ſich dem Feſtlande, das zuſammenhangende Gebirge weiſt nach dem Innern des Landes hin, und deutlich erkennt man den ewigen Schnee, der den Rücken des Gebirges bedeckt, und verfolgt mit großer Klarheit die Schneelinie, welche die dunkeln Abhänge von ihrer, im vollen Lichte hellglänzenden Bedeckung trennt. Es ſind nicht bloß die Felſengruppen, die bei jedem Schritte ihre Stellung gegen einander verändern, es iſt auch der fortdauernde Wechſel der Beleuchtung, der die zauberhaft ſchnelle Veränderung der Scenen hervorruft. — Wir ſegelten dicht an einer ſchroffen Felſenwand vorüber, die in einer unermeßlichen Höhe aufzuſteigen ſchien; die Meeresfläche war völlig ruhig, wellenlos und ſpiegelglatt; wir blickten durch das durchaus klare Waſſer in eine bedeutende Tiefe, wie in einen Abgrund hinein, in welchem ſich die Felſenwand ſchroff nach unten zu verlieren ſchien, wie nach oben in der grenzenloſen Atmoſphäre; wir ſahen Auſtern über und neben einander an der Felſenwand kleben; wir entdeckten ein Gewimmel mannigfaltiger Fiſche; hoch über uns erblickten wir einen krummen, durch den Sonnenſchein erhellten Faden, der von dem höchſten Rande des Gebirges ſich in die Atmoſphäre hineinbog, ein unerklärbares Räthſel demjenigen, der zuerſt durch dieſen Anblick überraſcht wurde. Es iſt ein Waſſerfall, der ſich von dem Gebirge hinabſtürzt; man entdeckte in der Höhe keine Spur von Bewegung der herabſtürzenden Fluten. Es ſcheint ein ruhender, glänzender Bogen zu ſein, das Waſſer zerſtäubt in bedeutender Höhe, jede Spur von feuchtem Waſſerdunſt verſchwindet in der Atmoſphäre; wir ſegelten unter dem Waſſerfalle hindurch. Plötzlich verlaſſen uns die Inſeln, wir entdecken ſie in weiter Ferne wieder, der Meerbuſen erweitert ſich immer mehr, und vor uns liegt in ſeiner ganzen Größe das atlantiſche Meer, welches ſich mit ſeinen mächtigen Wellen in den Meerbuſen hineinwälzt. Dieſe Seeſtraße nach Bergen war nicht unbelebt; zwar die Wälder, welche die Felſen in uralten Zeiten bedeckt hatten, waren verſchwunden, nur verkrüppelte Bäume und Geſträuche wuchſen hier und da in unbedeutender Höhe über dem Meere; Fiſcherhütten, kegelförmig gebaut, mit einer Oeffnung auf der Kegelſpitze (Liuren), die zu gleicher Zeit den Rauch aus der Hütte heraus- und das Licht hineinließ, entdeckte man (etwa 6 — 7 zu einem ärmlichen Dorfe vereinigt) hier und da. Aber zwiſchen Inſeln ruderten Böte, die mit großer Schnelligkeit herankamen, oder verſchwanden; andere ruheten, während die Mannſchaft angelte; einige vereinigt zogen die mit Fiſchen beſchwerten Fiſchernetze an das Land; Briggs, Fregatten, Galeaſſen begleiteten uns. Es war eine Zeit lebhafter Schifffahrt. Der ſchonungsloſe Krieg zwiſchen England und Frankreich hatte die leidenſchaftlichſte Höhe erreicht, die Caper beider Nationen lauerten in Unzahl, beſonders in den ſüdlichen Gegenden; es war zu unſicher, durch den Kanal zwiſchen Calais und Dower zu paſſiren; viele Schiffe aus nördlichen Gegenden, ſelbſt wenn ſie von Südamerika zurückkehrten, wählten den weiten Weg über Schottland, und liefen in Norwegiſche Häfen ein. Indem wir über Bommel-, Selböen-, Korſe-Fjord ſegelten, entdeckten wir auf dem hohen Meere Kauffahrteiſchiffe mit kleinern vermiſcht, die gegen den Wind kreuzten und einen ſüdlichen Weg zu verfolgen ſuchten.

Zuweilen ſahen wir auf dem Lande anſehnliche hölzerne Gebäude von zwei bis drei Stockwerk, mit großen ſpiegelhellen Fenſtern; es waren Gaſthöfe für die Schiffer angelegt. Wir brachten zwei Tage und helle Nächte auf der Fahrt zwiſchen den Inſeln hindurch zu; der beſtändige erregende Wechſel der Gegenſtände hatte mich fortdauernd in Spannung erhalten; ich ſchlief in dieſer ganzen Zeit nur wenige

Stunden, und bedauerte es, wenn die Ermüdung mir auf kurze Zeit unwillkürlich die Augen ſchloß.

Am Morgen des dritten Tages entdeckten wir auf der Höhe eines hervorſpringenden Vorgebirges eine Reihe großer weißer Gebäude: es waren Packhöfe, die auf die Nähe von Bergen ſchließen ließen. Indem wir das Vorgebirge umſegelten, ſahen wir die Menge der Schiffe im Hafen und über dieſe weg die weitläufige hell erleuchtete Stadt mit ihren Thürmen, die, eng von hohen Gebirgen umgeben, einen großartigen Eindruck machte.

Ich habe in den vier Norwegern die Eigenthümlichkeit der Lage Bergens, das Leben in dieſer Stadt und in dem Hafen darzuſtellen geſucht. Ich kann, indem ich mich auf dieſe Darſtellung berufe, mich hier unmittelbar mit meiner eigenen Lage beſchäftigen, die drohend und ernſthaft genug war, um jeden Eindruck, der mich ergriffen, ja auf der Reiſe betäubt hatte, ſchnell zu verwiſchen.

Bergen.

Als ich den Schiffer bezahlt hatte, und nun mit meinen Sachen auf dem weitläufigen Ladeplatze der Stadt landete, überlegte ich zuerſt mit Schrecken, wie klein die Summe war, die mir übrig blieb. Männer, die meine Sachen trugen, begleiteten mich über Plätze und durch Straßen, die mich durch den luſtigen, hellen Anſtrich der anſehnlichen, freilich meiſt hölzernen Häuſer überraſchten und anzogen; aber immer von neuem drängte ſich der ängſtliche Gedanke hervor, daß ich mich jetzt ohne Hülfsmittel, verlaſſen, unter völlig unbekannten Menſchen befand, und mit Schrecken erwog ich, welche Anſprüche die Geſellſchaft, auf deren Koſten ich reiſte, zu machen hatte, und wie wenig ich in meiner hülfloſen Lage dieſe zu erfüllen fähig war. Ich kam über einen heitern Platz; an einer Ecke deſſelben trat ein Haus hervor, welches ſchon durch ſeine Größe auffiel, noch mehr durch die dicken Mauern, die dunkelbraun und veraltet waren. Zwei kurze Flügel gingen von dem Hauptgebäude heraus, eine Treppe führte in der Mitte zum erſten Stock; ich trat durch den weiten Flur in die hohe und anſehnliche Wirthsſtube hinein, und das Herz ſchlug mir heftig und angſtvoll, indem ich, in dieſen anſehnlichen Gaſthof hineintretend, meine Armut erwog.

Der Wirth kam mir höflich entgegen, er hatte ein durchaus gutmüthiges Anſehn, und wies mir eine große, anſehnliche, hohe Stube im untern Stocke an. Aus dem Fenſter blickte man in einen etwas verwilderten Garten, über dieſem ſah man einen Arm von dem Hafen, der tief in das Land hineinſchnitt; jenſeits erhoben ſich die Gebirge und links in einiger Entfernung der höchſte Berg in der Nähe von Bergen, Ulbriken, wohl zwiſchen 2 bis 3000 Fuß hoch. Die Landſchaft, die vor mir lag, hatte einen finſtern Charakter. Ich beſtellte ein Mittagseſſen, ſtand nun einſam in der Stube und überlegte das Drohende meiner Stellung. Jetzt begriff ich nicht, wie es möglich war, daß ich mich leichtſinnig hatte entſchließen können, mich in eine ſolche Lage zu ſtürzen, die ich mit einer geringen Ueberlegung hätte vorausſehen müſſen. Bis jetzt in meinem ganzen Leben von Verwandten und Freunden umgeben, ſtand ich zum erſten Male, durch ein weites Meer von ihnen getrennt, in einer fremden Stadt, völlig hülflos und verlaſſen da. Aber dieſe Stimmung dauerte nicht lange; ich erlebte es, welcher Grund von Zuverſicht mit ſanguiniſcher Hoffnung in mir lag. Ich hatte von meinem Lehrer, Profeſſor Vahl, der in Bergen geboren war, Empfehlungsſchreiben an die beiden angeſehenſten Aerzte der Stadt, die Doktoren Büttner und Monrad, und dann an einen reichen Kaufmann. Alle nahmen mich freundſchaftlich auf, zeigten mir die größte Theilnahme, und verſprachen, Alles zu thun, um meine Zwecke zu fördern. Einige Zeit verging nun in zerſtreuender Geſelligkeit. Ich ward nicht bloß von denjenigen eingeladen, an die ich empfohlen war; Männer, deren Bekanntſchaft ich bei dieſen machte, faſt alle anſehnliche Handelsherren, eröffneten mir ihre Häuſer; Studirende, die die Univerſität in Kopenhagen verlaſſen und meine Ankunft erfahren hatten, beſuchten mich zuletzt faſt täglich. Meiſt waren es Theologen oder Juriſten, die auf Anſtellung warteten und ſich als Hauslehrer bis dahin durchzuhelfen ſuchten. Ich ſtand nun nicht mehr allein; offen und mittheilſam, wie ich war, ſchloß ich mich leicht an die Umgebung an, und das Bedürfnis nach näherem Umgange geſtaltete ſchnell ein vertrauliches Verhältnis, welches fortdauerte, ſo lange ich in Bergen blieb. Ich verzehrte im Gaſthofe wenig. Ich hoffte, wenn ich meine Lage der Geſellſchaft, die mich ausgeſchickt hatte, offenherzig darſtellte, die zweite Hälfte des Reiſegeldes, die ich freilich erſt nach beendigter Reiſe erhalten ſollte, gleich ausgezahlt zu erlangen.

So fand ich mich eine Zeitlang äußerlich beruhigt, und konnte das geſellige Leben in Bergen, ſo wie es damals war, kennen lernen. Es darf nicht überraſchen, daß dieſes durch ſeine entſchiedene Abweichung von Allem, was ich bisher erlebt hatte, mich auf eine kurze Zeit anzog. Wenn ich nun unbefangen erzähle, wie das damalige Leben in Bergen mir erſchien, ſo muß man ſich erinnern, daß faſt ein halbes Jahrhundert ſeitdem verfloſſen iſt, daß faſt alle Verhältniſſe der damaligen Zeit ſich anders geſtaltet haben, und daß, wie ich gehört habe, kaum eine Spur mehr von der großen Rohheit, die ich damals fand, übrig geblieben iſt.

Bergen iſt von rauhen, faſt unzugänglichen Gebirgen umgeben; bei einer Landreiſe nach dem Innern des Landes muß man, indem man die nordiſchen höchſten Alpen durchſchneidet, einen Paß von mehr als 4000 Fuß überſchreiten, und eine ſolche Höhe hat in dem unglaublich rauhen und zerriſſenen weſtlichen, wenig bevölkerten, Norwegiſchen Gebirge eine große Bedeutung. Alpenpäſſe von 8 — 9000 Fuß in Tyrol und in der Schweiz ſind, mit dieſen verglichen, durch die Chauſſeen bequem und bieten wenig Schwierigkeiten dar. So iſt Bergen von dem übrigen Norwegen wie abgeſondert; leichter verbunden mit den großen Handelsſtädten in Deutſchland, Holland, England, Frankreich, Spanien, Italien, als mit dem Lande, an welches die Stadt äußerlich wie angeklebt iſt, ohne mit ihm in bürgerliche oder geſellige Verbindung zu treten. Viele von dieſen Schwierigkeiten ſind wohl zum Theil überwunden. Die Verfaſſung des Landes hat eine politiſche Vereinigung mit den übrigen Einwohnern erzeugt, von welcher früher gar nicht die Rede war. Damals war Bergen ausſchließlich eine Handelsſtadt; obgleich ganz von Norwegern bewohnt, trug ſie das Gepräge einer Handels-Kolonie, und noch ſpürte man die Folgen der Verbindung mit den Hanſeſtädten, die, als dieſe im Norden ſo mächtig waren, im funfzehnten und ſechzehnten Jahrhunderte ſo entſchieden vorherrſchten. Daß alle Unterhaltung in Bergen ſich um Handelsgegenſtände drehte, war natürlich. Zwar wäre es unrecht, zu läugnen, daß Bergens Einwohner auch damals die Vorzüge der übrigen Bewohner des Landes theilten. Sie waren gaſtfreundlich; wo das Handels-Intereſſe nicht Stillſchweigen gebot, offenherzig und freimüthig; die Jugend zuverſichtlich und derb. Es waren dieſe Vorzüge beſonders, die mich in der erſten Zeit anzogen; aber die vorherrſchende Selbſtſucht, der widerwärtige Geldſtolz, die beſchränkte, rohe Lebensanſicht mußte, ſo wie man näher trat, unvermeidlich zurückſtoßen. Bergen hatte das Unglück, durch ein unſinniges Monopol ſich auf Unkoſten ſeiner nördlichen Landsleute zu bereichern; der bedeutendſte Ausfuhrartikel war Stockfiſch, und der Umſatz nach Bordeaux, Bilbao, Liſſabon und den Häfen des mittelländiſchen Meeres ſehr bedeutend. Die Bewohner von Nordland und Finnmarken durften die Stockfiſche nicht ſelbſt auswärts verkaufen, ſie wurden nach Bergen gebracht; die Kaufleute wußten dieſe armen Menſchen durch ein betrügeriſches Kreditſyſtem in fortdauernder Abhängigkeit zu erhalten, und alle Mühe und Arbeit, alle Gefahren und Beſchwerden fielen auf die unglücklichen Männer, die mit Hunger und Anſtrengung, ja nicht ſelten mit Lebensgefahr, die Fiſche fingen, während die Kaufleute allein den bedeutenden Vortheil genoſſen. Es iſt zwar ein natürliches, ja ein lobenswerthes, menſchliches Gefühl, welches, wo ſolche ſchiefe und tadelnswerthe Verhältniſſe uns entgegentreten, unſere Theilnahme vorzüglich nach dem betrogenen und leidenden Theil hinzieht: ſittlich betrachtet, iſt aber das Unglück, welches diejenigen trifft, die den ſcheinbaren Vortheil genießen, keineswegs geringer. Ein ſolches, durch den Staat hervorgerufenes permanentes Syſtem des Betruges ſtumpft allmälig ein jedes menſchliche Gefühl ab, lähmt den Geiſt, und man kann darüber ſtreiten, wer bei der Aufhebung dieſes Monopols am meiſten gewonnen hat, die Nordländer, indem ſie ein natürliches Recht wieder gewannen, oder Bergens Kaufleute, indem ſie ein ſittlich zerſtörendes Vorrecht verloren.

Es war aber nicht allein dieſes verderbliche Verhältnis zu den nördlichen Bewohnern, durch welches die Rohheit der Einwohner ſo gewaltig die Oberhand gewann; dadurch, daß der Handel ſich hauptſächlich und faſt ausſchließlich auf ein einziges Produkt beſchränkte, welches einen übermäßigen Vortheil abwarf, der ohne Mühe und Anſtrengung gewonnen wurde, entſtand nothwendig eine Indolenz, mit geiſtiger Beſchränktheit verbunden, wie ſie in ſüdlichen Ländern ſtattfindet, wo den Einwohnern Alles mühelos zuwächſt. Der Nordländer iſt da, wo die rauhe Gegend und die ſtrenge, verſagende Natur nicht zur fortdauernden Mühe und Arbeit auffordert, von Natur träge; und ſo verſchieden die Verhältniſſe ſind, unter welchen der reiche Kaufmann in den orientaliſchen Handelsſtädten lebt, von denjenigen, welche die Umgebung einer nördlichen Handelsſtadt ausmachen: ſo bin ich doch überzeugt, daß die ſittliche Bildung, wie ſie damals in Bergen war, eine große Aehnlichkeit zwiſchen beiden hervorrief.

Es gibt nicht leicht etwas Widerwärtigeres, als roher, geſchmackloſer Luxus. Ich wüßte faſt nichts, was mich in der Umgebung der damaligen reichen Kaufleute nicht entſchieden abſtieß; wenn ich etwa in ihrer Bekleidung die ſtets reine und höchſt feine Wäſche ausnehme. Die Wohnungen waren eben ſo Holländiſch reinlich; faſt alle von Holz gebaut, nach außen mit heller Oelfarbe angeſtrichen, wurden ſie in kurzen Zwiſchenräumen nicht allein nach innen, ſondern auch nach außen abgewaſchen. Alles, was von Metall war, an Thüren und Fenſtern, oder an häuslichem Geräthe, glänzte mit fortdauernd erneuerter Politur, und es machte allerdings einen angenehmen Eindruck, bei dem erſten Eintritt in eine reiche Familie, wenn man die Perſonen auf engliſche, die Häuſer auf Holländiſche Weiſe reinlich fand; aber die Form der Möbel war plump, und lange blieb man nicht in der Geſellſchaft, ohne Spuren der Rohheit zu entdecken. Die Kaufleute nahmen auf das, was einen Fremden intereſſiren könnte, gar keine Rückſicht. Wer nicht über Hering- und Stockfiſchfang, über Disconto und Börſen-Nachrichten mitſprechen konnte, war nicht bloß verlaſſen, ſondern auch verachtet. Entdeckte man nun gar, daß er ein Gelehrter war, ſo betrachtete man ihn mit einem herablaſſenden Mitleid, welches ſich auf die Anſicht gründete, daß auch die Gelehrſamkeit ein Erwerb wäre, und zwar ein ſo wenig lohnender, daß der Menſch nur durch Armut, oder durch Mangel an Geſchick, getrieben werden könnte, ſich einem ſo ungünſtigen Geſchäfte hinzugeben. Es war in der That nur eine inſtinktartige Conſequenz, welche eine ganz entgegengeſetzte Anſicht der Gelehrſamkeit hervorrief, da wo ſie eine anſehnliche und günſtige Stellung im Staate begründet hatte. Unter ſolchen Verhältniſſen erkannte man nicht allein den Vorzug des Geiſtes, ſondern unterwarf ſich ihm auch ganz. Um dieſe Unterwerfung für ſich ſelbſt zu entſchuldigen, und jede, durch die Beſchränkung unbeſtimmte Gewalt des Geiſtes zu entfernen, um ſich völlig zu beruhigen, wenn das ſo Fremdartige ſich doch nicht ganz abweiſen ließe, ward der regierende Geiſt, wie man ihn wohl nennen konnte, als abſolut unfehlbar angenommen. Er war der alleinige Repräſentant, an ihn hielt man ſich mit der vollkommenſten Zuverſicht, und wußte nun genau, wie viel man täglich an Geiſt zu verbrauchen hatte, und wie dieſer beſchaffen ſein müſſe, wenn man mit ihm in irgend einen ſoliden Verkehr treten ſollte, ohne ſich durch die mancherlei unſicheren Anerbietungen und ſchwankenden Verſprechungen, die für das anzuwendende Kapital keine ſicheren Zinſen verſprachen, im Geringſten irre machen zu laſſen.

Ein ſolcher Mann, der das Monopol des geiſtigen Handels eben ſo entſchieden beſaß und ausübte, wie die Kaufleute das Monopol des Stockfiſchhandels, war der Biſchof von Bergenſtift, Nordahl Bruun. Nichts Geiſtiges wurde innerhalb der Handelsſtadt zugelaſſen, wenn es nicht durch ihn ging. Er war in der That ein geiſtreicher Mann. In ſeiner Jugend, und während er ſich in Kopenhagen aufhielt, ward er zu den vorzüglichern Dichtern gerechnet, und ein tragiſches Drama (Zaire), welches er damals verfertigt, hatte Anerkennung und Beifall gefunden. Beſonders war er als Kanzelredner, wegen ſeiner Beredſamkeit, berühmt, und zwar mit Recht; durch das ganze Land aber ward und wird noch ein National-Lied, welches mit Wärme, mit unverkennbarer innerer Wahrheit und mit großem dichteriſchem Geſchick das Glück und die Eigenthümlichkeit des Norwegiſchen Lebens beſingt, allgemein geſchätzt und geſungen. Es iſt wenigſtens ſechszig Jahre alt, wohl noch älter, und noch immer hört man es in allen Gegenden von Norwegen; es hat ſich zum bleibenden Symbol der nordiſchen Lebensweiſe erhoben. Daß dieſer Mann aber irgend eine bedeutende wiſſenſchaftliche Bildung beſeſſen hat, iſt kaum anzunehmen. Er tyranniſirte völlig alle Einwohner Bergens. Der Menſch, wie er auch in dem Erwerbe zu Grunde gehen mag, braucht doch unvermeidlich ab und zu eine Meinung, und iſt beruhigt, wenn er ſie vollkommen fertig erhält, von einem Manne, auf den er ſich, wie er glaubt, verlaſſen kann. Das gilt nicht allein in ſolchen höchſt natürlichen, rohen Verhältniſſen wie damals in Bergen, ſondern in der That auch in den bewegteſten geiſtigen Kreiſen. Novalis hat ſchon die richtige Bemerkung gemacht, daß eine Philoſophie, die in ſich abſchließt und ſchon fertig iſt, eben dadurch eine ſo große Popularität erhält, weil Viele durch ſie einen beſchwerlichen Gegenſtand, der ſie ſonſt fortdauernd quälen würde, mit Bequemlichkeit abweiſen können.

Daß ich, nach meiner ganzen Denkweiſe, auf einige Monate unter die Einwohner Bergens verſetzt, auf irgend eine Weiſe mit dieſem Manne in Colliſion kommen mußte, war zu vermuthen. Ich traf mit ihm in der erſten Zeit meines Aufenthaltes öfters zuſammen, und obgleich ich wohl ſah, daß eine jede Oppoſition gegen ihn durchaus fruchtlos ſein würde, und daher ſchwieg, ſo ſchien er doch ſehr gut zu merken, daß ſein ſonſt ſo bewundertes Gerede auf mich keinen Eindruck machte. Ich beſchloß gleich, in gar keine Berührung mit ihm zu treten; ich beſuchte ihn nicht, was ihn ſchon beleidigte; ich äußerte mich gegen die jüngeren Leute unbefangen über ſeine Beſchränktheit und Anmaaßung, und nach kurzer Zeit war es in der ganzen Stadt bekannt, daß ich eine Oppoſition gegen den allverehrten Biſchof zu bilden ſuchte. Sein Drama war mir von jeher als ein unbedeutendes erſchienen; ſchon in Kopenhagen hatte ich darüber mit einigen Freunden heftigen Streit gehabt. Wohl übten berühmte Namen einen großen Einfluß auf mich, und ich war ſehr geneigt, mich bedeutenderen Geiſtern verehrend zu unterwerfen, aber ich mußte mich durch dieſe innerlich angeregt und gefördert fühlen. Das war nun mit dem Nordahl Bruun nicht der Fall; ich erkannte zwar in ihm eine körperlich tüchtige, nordiſche Natur; ich bewunderte das Nationallied, welches aus dem Gefühl eines innerlich entſchiedenen und eigenthümlichen Bewußtſeins entſprungen war; ich hatte Kanzelreden von ihm gehört, die Eindruck machten, und ich geſtand ihm eine große Beredſamkeit zu: aber obgleich er die Feſſeln der damals herrſchenden Orthodoxie trug, ſo waren dieſe doch ſo ſtarr, ſo geiſtlos aufgefaßt, ſo oberflächlich mit modernen Sentimentalitäten, ohne wahres inneres Gefühl übertüncht, ſo hohl und leer, daß ſie mich anwiderten. Ich war nicht geneigt, Anſichten der Art zu verheimlichen, und wenn ich ſie nicht gegen die Kaufleute äußerte, ſo war es nur, weil ich gar keine Neigung ſpürte, mich mit ihnen in Geſpräche über ſolche Gegenſtände einzulaſſen. Indeſſen konnten meine unbefangen ausgeſprochenen Urtheile über dieſen allſeitig verehrten Mann nicht geheim bleiben, und ſie würden mir ohne allen Zweifel alle Häuſer der reichen Kaufleute verſchloſſen haben, wenn ich nicht durch meine ſpäteren ungünſtigen Verhältniſſe, in eine innere tiefe Selbſtbetrachtung verſunken, mich ſelbſt zurückgezogen hätte. In der That, die Lebensweiſe in Bergen hätte mich entweder ganz geiſtig vernichtet, oder ich mußte mich von ihr trennen.

Man wird es begreiflich finden, wenn ich nun dieſe Lebensweiſe genauer darſtelle. Bergen war berüchtigt wegen der damals herrſchenden Trinkſucht. Ich ward zuerſt zu einem reichen Kaufmann eingeladen; eine Maſſe von Kaufleuten fand ich da; einige Aerzte, Gerichtsperſonen und Prediger. Die Frau des Hauſes trat erſt herein, als wir uns zu Tiſch ſetzten, nahm an dem obern Ende des Tiſches Platz, alterthümlich angezogen, ſchüchtern und ſtill; Keiner achtete auf ſie; ſie ſprach während der ganzen Zeit ihrer Gegenwart kein Wort, ſtand, als das Deſſert gebracht wurde, ſtillſchweigend auf; wir blieben lange ſitzen, und Keiner achtete auf ihre Entfernung. Bei der Eröffnung der Mahlzeit ward einem jeden Gaſte eine halbe Flaſche Madeira hingeſetzt; ſie ward den Gäſten, ſtatt des einen Glaſes bei gewöhnlichen größeren Mahlzeiten, gereicht; zwei Bouteillen Bordeaux erhielt darauf ein Jeder. Außerdem wurde feiner Rothwein, Malaga, Alicante u. ſ. w. gereicht. Die meiſten Gäſte leerten die Bouteillen völlig. Nach Tiſch wurde Kaffee und Coignac vorgeſetzt. Darauf beſuchte die ganze Geſellſchaft einen öffentlichen Garten, wo Kegel geſchoben wurde; eine große Bowle Punſch dampfte auf dem Tiſche, ward geleert und wieder gefüllt. Wir kehrten Abends zurück, und bis Mitternacht wurde noch getrunken. Ich erſchrak über dieſe Maſſe der Getränke, und obgleich ich verhältnismäßig ſehr wenig genoſſen hatte, obgleich ich mir viel damit wußte, ein Paar Bouteillen Wein, ohne daß ſie auf mich einen großen Eindruck machten, ausleeren zu können, ſo kam ich doch völlig betäubt nach Hauſe. Dieſes furchtbare Trinken fand ich, wenn auch nicht in ſolchem Maaße, allenthalben; es war mir bald zuwider, ja es ward mir nützlich; eine Neigung zum Weintrinken war ein unglückliches Erbtheil von meinem Vater. Die fortdauernde geiſtige Beſchäftigung allein zwang mich, Maaß im Trinken zu halten. Dieſes ſchauderhafte Uebermaaß ſchreckte mich zurück; doch war ich ſpäter Zeuge eines Trinkgelages von einer ſo rieſenhaften Art, daß ich, was ich erlebte, kaum zu erzählen wage, weil es faſt unglaublich ſcheint. Ein wohlhabender junger Kaufmann lud uns eines Morgens zum Frühſtück ein. Man ſtand damals in Bergen ſehr früh auf, und es war kaum 8 Uhr, als die Geſellſchaft ſich verſammelte. Der Wirth, ein rieſenhafter Menſch, hatte es darauf angelegt, einige Gäſte, die als ſtarke Trinker berühmt waren, zu beſiegen. Ich ſah eine Menge Bouteillen ſtehen, und man trank Dry-Madeira und Coignac, gläſerweiſe abwechſelnd. Obgleich ich in meiner Jugend in luſtiger Geſellſchaft ein Glas Wein nicht verſchmähte und nicht immer das rechte Maaß hielt, ſo ſchauderte ich doch vor dieſer Rohheit zurück. So wenig ich genoſſen hatte, ſo fand ich mich doch nach dem Genuß von ein Paar Gläſern ſchon höchſt unangenehm afficirt, und verließ die Geſellſchaft, um mich zu erholen. Der Wirth lud mich zum Mittagsessen ein, und die Neugierde, zu erfahren, was aus einem ſo ungewöhnlichen Trinken werden ſollte, überwand meinen Widerwillen. Als ich wiederkam, ſaßen einige von den Morgengäſten noch beiſammen; die meiſten waren taumelnd nach Hauſe gegangen. Als die letzten verſchwunden waren, erſchienen diejenigen, welche die Geſellſchaft am früheſten verlaſſen hatten, allmälig wieder. Der Wirth allein war ſitzen geblieben, er war ruhig, beſonnen, wie ſonſt, und man merkte ihm nichts an. Wir ſetzten uns zu Tiſch, und diejenigen, welche beim Frühſtück am längſten ausgehalten hatten, erſchienen erſt, als die Mahlzeit faſt zu Ende war. Jetzt machte der Wirth, der auch bei der Mittagstafel wie ſonſt getrunken hatte, ſeinen Gäſten den Vorſchlag, ſie zum zweiten Male unter den Tiſch zu trinken. Ich verließ die Geſellſchaft früh am Abend, mit dem Entſchluß, an ſolchen Trinkgelagen niemals Theil zu nehmen, erfuhr aber, daß die Gäſte bis tief in die Nacht zuſammen geblieben waren, und daß der Wirth wirklich Wort gehalten habe. Wenigſtens erſchien er den Morgen ſehr früh bei mir und beklagte ſich über ſeine Gäſte. Das Volk, ſagte er, bildet ſich ein, es mit einem ordentlichen Trinker aufnehmen zu können, und kann nichts vertragen. Als ich vor Jahren die Lebensgeſchichte des Herrn von Schweinichen las, ward ich an dieſen gigantiſchen Trinker erinnert.

Solche Scenen und die vollkommene Bedeutungsloſigkeit aller Geſpräche ſcheuchten mich von der Geſellſchaft zurück: die Einzigen, die mich anzogen, waren die beiden Aerzte, an die ich empfohlen, die aber, viel beſchäftigt, ſelten zu ſprechen waren. Viel trug zu dieſer Rohheit die Lebensweiſe der Frauen bei. Die wenigen, die ich ſah, waren auf eine Weiſe ungebildet, die mich in Schrecken ſetzte; ihre Kleidung ſchon fiel mir auf, ſie war geſchmacklos und veraltet. In Bergen iſt das Wetter faſt immer trübe und regnig. Die Schiffer, wenn ſie nach Jahren den Hafen wieder beſuchen und in die Nähe kommen, fragen: regnet es noch in Bergen? Man ſah daher oft die Frauen in einer ſeltſamen Tracht auf der

Straße. Sie waren in ein großes, weites Tuch eingehüllt, dieſes iſt auch über den Kopf geſchlagen und unter dem Kinn ſo zugebunden, daß man nur wenig vom Geſicht ſah. Dieſe mumienhaften Geſtalten erinnerten mich an die Abbildungen egyptiſcher und arabiſcher Frauen, wie ich ſie bei Niebuhr geſehen hatte. Es waren in der That dieſelben Geſtalten, die hier im höchſten Norden erſchienen, nur daß die ſtets dunkle Farbe an das finſtere Klima erinnerte.

Die Frauen erſchienen nie in der Geſellſchaft und wurden eben nicht zart behandelt. Ich war einmal Zeuge einer Scene, die mich in Erſtaunen ſetzte. Eine Italieniſche Schauſpielertruppe war, Gott weiß, durch welches Schickſal, nach Bergen verſchlagen, und gab einige Vorſtellungen auf dem Saale des Rathhauſes. Ob zufällig ein Paar von den Zuſchauern, bei einem längeren Aufenthalte in einem Italieniſchen Hafen, einige Italieniſche Worte gelernt, mag ungewiß ſein; daß aber kaum Einer der Anweſenden die Geſänge der Schauſpieler verſtand, iſt wohl gewiß. Ich freilich ſo wenig, wie die Uebrigen. Aber das lebhafte Spiel, die den Meiſten wohl ganz unbekannte dramatiſche Vorſtellung, die Späße des Buffo, verſetzten die Geſellſchaft in die größte Spannung. Die Frauen trugen wunderbare Kopfbedeckungen; es war eine Art Aufſätze aus Flor, die ſteif in die Höhe ragten, unterſtützt durch Metalldräthe. Sie ſaßen, während die Männer hinter ihnen ſtanden. Der Kopfputz der vorſitzenden Damen hinderte die hinten Sitzenden am Sehen; dieſe richteten ſich daher auf und ſchloſſen nun jede Ausſicht für die Männer zu. Man verlangte gebieteriſch, daß ſie ſich niederſetzen ſollten, aber die Begierde, das ihnen neue Schauſpiel zu genießen, war zu heftig; die Frauen blieben ſtehen. Auf einmal ſah man eine Menge von Stöcken gehoben, ſie ſchienen nicht eben ſanft auf die Schultern und Köpfe der Frauen zu fallen. Ich ſah, wie der Kopfputz einiger Damen eine ganz andere Geſtalt annahm, die freilich, ſo zufällig ſie entſtanden war, mir eben nicht bizarrer und auffallender vorkam, als die gewöhnliche. Alle ſtehenden Damen ſaßen nun und bückten ſich tief; das ganze Schauſpiel ſah einer plötzlichen grauſamen Niederlage ähnlich. Hier und da hörte man ein halb unterdrücktes Geſchrei, und dennoch konnte dieſer gefährliche Angriff die Neugierde der Frauen nicht beſiegen. Allmälig tauchte erſt der noch zerſtörte

Kopfputz, dann der Kopf auf; langſam und furchtſam erhob ſich die ganze Geſtalt; der gebieteriſche Ruf der Männer erſcholl wieder fruchtlos; die Stöcke erhoben ſich, und dieſe Scene wiederholte ſich drei bis vier Mal.

Ich hatte ſchon allem Umgang entſagt; meine Lage ward immer bedenklicher. In dem Gaſthofe war der Beamte einige Wochen lang mit ſeiner Tochter geblieben; ich ſah und ſprach ſie ſelten, aber nie ohne Wehmut. Als ſie abreiſte, reichte ſie mir weinend die Hand, und über ihre hoffnungsloſe Zukunft vergaß ich die eigene. Der Zahnarzt aber war mir im höchſten Grade beſchwerlich. Er trieb ſich zwar in der Stadt herum, wollte aber unter jeder Bedingung, wie es ſchien, ein vertrautes Verhältniß mit mir anknüpfen. Der Gaſtwirth aber war nicht allein ein gefälliger, ſondern auch ein gutmüthiger und angenehmer Mann. Er hieß Balchen, und hat es wohl um mich verdient, daß ich ihn nenne.

Als ich mich von den Geſellſchaften zurückzog, hatte ich aus den Bibliotheken der Aerzte, der Prediger und Schullehrer zuſammengebracht, was mir der Zufall in die Hände führte, und ſah mich nun wieder zu einer Dürftigkeit der literäriſchen Genüſſe verurtheilt, die wenig verſchieden war von derjenigen meiner früheſten Jugend. Die Bibliothek des alten Dr. Büttner war mir noch die wichtigſte. Er war von Geburt ein Thüringer, war noch, ehe er ſein Vaterland verließ, nicht allein in der Arzneikunde, ſondern auch in der Naturgeſchichte als Schriftſteller aufgetreten und Mitglied mehrerer gelehrten Geſellſchaften. Die übrigen Bibliotheken lieferten mir die von Claudius ſo ſehr hervorgehobene älteſte Urkunde des Menſchengeſchlechts und den Asmus; auch Voltaire, Rouſſeau und andere Franzöſiſche Schriftſteller, die ich hier erſt genauer kennen lernte; ältere Däniſche und neuere Schwediſche Dichter; aber meine vorzüglichſte Unterhaltung verſchaffte mir doch auch hier der mir ſchon ſo bekannte Leſſing.

So vertiefte ich mich in Studien allerlei Art, benutzte aber einen jeden heiteren Tag zu Gebirgsunterſuchungen. Zwar waren dieſe mir lehrreich, aber ſie konnten ſich nicht weit erſtrecken, und den Geognoſten iſt es jetzt hinlänglich bekannt, daß ſelbſt ein

Naturforſcher, der viel größere Kenntniſſe als ich beſäße, auf die Bergiſche Halbinſel beſchränkt, wenig Aufſchlüſſe über das Eigenthümliche der Scandinaviſchen Gebirgsbildung erhalten könnte. Die Beſchränkung auf wenige Urgebirgsarten, die ſich immer wiederholten, und deren geologiſche Bedeutung mir fremd blieb, gab mir nur geringen geiſtigen Genuß. Wenn ich zuweilen ein Paar Tage hindurch mich in dem wilden, kahlen Gebirge herumtrieb, konnten mich die ſpärlich in Schluchten hervortretenden Veränderungen in der Structur der Gebirge unmöglich hinlänglich beſchäftigen. Der trübe, neblige Himmel, das düſtere Meer und das wilde Gebirge äußerten dann ihre geheime Gewalt auf mich; beſonders erinnere ich mich, daß die kahlen Gebirgsſeen, die in bedeutender Höhe lagen, daß die allmälige Verkrüppelung der Vegetation, das Hervortreten einer neuen, der Alpenpflanzen, die mir ſämmtlich wohl bekannt waren, weil ich ſie mir vor meiner Reiſe zu einem Gegenſtand eines genauen Studiums gemacht hatte, mich zwar freudig überraſchten, als ich ſie blühend in ihrer eigenen Heimat entdeckte, aber doch zu gleicher Zeit mit der ganzen Umgebung höchſt wehmüthig ſtimmten. Wenn ich eine **Saxifraga**, einen zwergartigen **Rubus** abpflückte und die zarten Blütentheile betrachtete, da war es mir, als könnten ſie in dieſer gigantiſch rauhen Natur ſo wenig einheimiſch ſein, wie die verhüllten Phantaſie-Blüten, die meine Seele bewegten. Wenn ich raſch durch die wilden Thäler ſchritt, mit übertriebener Eile die ſteilen Abhänge hinaufkletterte, da fühlte ich eine gewiſſe kühne Zuverſicht, mit den ungeheuern Maſſen zu ringen, ja ſie zu beſiegen. Aber, wenn ich auf den kahlen Höhen herumging, wenn ich in das weite brauſende Meer unklar durch den Nebel blickte, dann beſchlich mich ein Gefühl des Verlaſſenſeins, dann drängte ſich das Bewußtſein meiner furchtbaren Einſamkeit auf, und ich ſah keine Hülfe für die Gegenwart, keine Hoffnung für die Zukunft. Wenn ich erſchöpft und ermüdet und durchnäßt wieder allein im Gaſthofe in meiner ſtillen Stube ſaß, und durch den Regen über den verwahrloſten Garten, und den engen Arm des Meerbuſens nach dem von Nebel verhüllten Gebirge hinblickte: da war es, als wenn alle Grauen der Gebirgseinſamkeit mich auch hier überwältigten, und es warf ſich ein düſterer Schleier nicht allein über meine ſchwankende Gegenwart und unſichere Zukunft, ſondern auch über die Vergangenheit, die ich doch ſo fröhlich und zuverſichtlich genoſſen hatte.

Unter den Schriften, die mir in die Hände fielen, waren auch mehrere ausführliche Lebensbeſchreibungen berühmter Gelehrten. Wenn ich nun las, mit welcher Sorgfalt Eltern und Lehrer einen jeden Schritt der Bildung eines ſolchen Gelehrten leiteten und ordneten, wie er ſich fortdauernd durch ſeine Umgebung gefördert und unterſtützt ſah, wie nicht ſelten in ſeinen Jünglingsjahren ſchon das Schickſal ſeines Mannesalters vorbereitet und fortdauernd der Gegenſtand der beſonnenen Ueberlegung ſeiner Umgebung war; wenn ich mich erinnerte, wie auch ich ähnlichen ernſthaften Berathungen über das Schickſal der jüngeren Freunde und Verwandten beigewohnt hatte: ſo mußte es mir klar werden, ja mich mit Schrecken ergreifen, daß ich von jeher mir ſelber überlaſſen war. Nie fand ich mich als Gegenſtand einer ſolchen Berathung. Das Thörichtſte und Unbeſonnenſte, das Kühnſte und Entſcheidenſte entſtand aus eigenem Entſchluß in der ſtillen Kammer, und ward den Freunden nur bekannt, wenn ich die Folgen trug. Das Bild meiner Mutter ſchwebte mir dann lebendig vor; aber ſie hatte mich nicht für dieſe Welt vorbereitet, die mich mit all ihrem Zauber gefangen genommen hatte, ſondern für eine andere, die mir, ich fühlte es wohl, leider zu fremd geworden war.

Zwar umgaben mich mehrere junge Leute, die ſehr an mir hingen, die auch an demjenigen, was ich ihnen lebhaft mittheilte, großen Antheil zu nehmen ſchienen, und mein lehrhafter Sinn konnte ſich wohl vorübergehend befriedigt finden, wenn ich einen ausführlichen Vortrag hielt und ſie aufmerkſam zuhörten: aber ich mußte immer geben, ſie empfingen; an eine wechſelſeitige anregende Mittheilung war nicht zu denken. Allerdings dienten dieſe Vorträge dazu, mir über Manches, was mir dunkel war, Aufſchluß zu geben; neue Anſichten, die ich auf dieſe Weiſe gewonnen hatte, konnten mich überraſchen und mich eine Zeitlang freudig in Bewegung ſetzen: aber ich empfand dann gerade am heftigſten, wie ich ſo gar nichts empfing; ich dachte mit tiefer Wehmuth an den Reichthum wechſelſeitiger Erregung, den ich früher genoß, und empfand die grauenhafte geiſtige Einſamkeit nur deſto tiefer.

Eben in dieſer Zeit trat ein Ereigniß ein, welches, an und für ſich unbedeutend, mich dennoch zum Gegenſtand des allgemeinen Geſpräches in Bergen machte. Obgleich ich mich durchaus ſtill verhielt und in der letzten Zeit nur die Freunde ſah, die mich beſuchten wurde ich doch als das Haupt einer Partei angeſehen, die ſich gegen die abſolute Autorität des Biſchofs erhob, wenn von politiſchen, philoſophiſchen und äſthetiſchen Gegenſtänden die Rede war. Ich erfuhr es kaum. Wie Nordahl Bruun als Theolog ein ſtarrer Orthodox, ſo war er auch ein Gegner der Revolution. Ich, der ich weder ein entſchiedener Freund der Revolution, noch ein Rationaliſt war, mußte nun für Beides gelten. Waren es mißverſtandene Aeußerungen meinerſeits, ich weiß es nicht, aber nicht allein junge Leute, ſondern auch ältere Männer beriefen ſich auf mich. Man darf ſich nicht darüber wundern, daß ein 21jähriger junger Mann in Bergen als eine Autorität gelten konnte. Die Candidaten, die mich beſuchten, kannten meine Verhältniſſe in Kopenhagen, meinen Umgang mit den literäriſchen Notabilitäten der Hauptſtadt, ſie wußten, daß ich dort als Schriftſteller genannt wurde; in der Handelsſtadt wurden die Fächer, in welchen ich mich ausgezeichnet hatte, nicht beſtimmt unterſchieden, und ſo war in dieſer entfernten Gegend das Gerücht, welches von mir herumlief, hinlänglich begründet, daß ich den Gegnern Nordahl Bruun's als eine wünſchenswerthe Stütze dienen, von ſeinen Anhängern als ein nicht unbedeutender Feind betrachtet werden konnte. Der Biſchof war allerdings eine ächt Norwegiſche Natur; körperlich derb, konnte er auch an den geſelligen Freuden Theil nehmen, die wohl, wo er zugegen war, weniger roh erſcheinen mochten. Er ſprach gern und laut, alle ſeine Ausſprüche waren entſcheidend; aber ſeine Anmaßung, die gränzenlos war, weil ſie keinen Widerſtand fand, ſagte nicht Jedem zu. Schon die Handelsvortheile verbanden viele mit den Franzoſen, und obgleich der eigentliche Haß gegen die Ariſtokraten in einer Stadt, wo damals, ſo viel ich mich erinnere, gar kein Edelmann lebte, wo der Handelsſtand ganz allein herrſchte, keine Nahrung fand, ſo waren doch nicht Wenige revolutionair geſinnt. Andere fanden ſich durch ſeine Orthodoxie zurückgeſtoßen. Bis jetzt hatten ſie nicht gewagt, laut zu werden; als aber eine Stimme aus der Hauptſtadt, die ſie nicht für ganz unbedeutend hielten, ihrer Meinung nach, die Oppoſition unterſtützte, traten ſie kühn hervor. So war ich, ohne auf meiner ſtillen Kammer ein Wort davon zu wiſſen, in den Augen der reichen und mächtigen Anhänger des Biſchofs ein Gefährlicher, Ungläubiger und Jacobiner. Nun iſt es freilich nicht zu leugnen, daß meine religiöſen Anſichten keineswegs ſicher und befeſtigt waren, und daß das Prinzip der Revolution noch eine große Gewalt über meine ſchwankenden politiſchen Meinungen ausübte: aber auf jede Weiſe war das Urtheil falſch, welches mich als ein Parteihaupt bezeichnete. Ich ſollte aber dieſe Rolle, die ich in der Stadt ſpielte, auf eine mich überraſchende Weiſe erfahren. Die jungen Freunde wußten, daß ich einige Male in Kopenhagen gepredigt hatte. Sie beredeten mich, in einer der Hauptkirchen beim Nachmittags-Gottesdienſte die Kanzel zu beſteigen, und veranlaßten eine Aufforderung an mich, die von dem Hauptprediger der Kirche ausging. Ich war erſtaunt, als ich die große Kirche gedrängt voll von Menſchen fand. In Bergen zählte man 25 — 26,000 Einwohner; noch nie hatte ich vor einer ſolchen Verſammlung gepredigt; aber meine

Predigt war ſorgfältig ausgearbeitet und gut memorirt, ich überwand die Furcht, die mich anfangs überfiel, und die Predigt wurde ohne Anſtoß gehalten.

Ich hatte als Text die Stelle Römer Kap. 8, Vers 18: „Denn ich halte es dafür, daß dieſer Zeit Leiden der Herrlichkeit nicht werth ſei, die an uns ſoll geoffenbaret werden.“ Dieſe Wahl war durch meine damalige Stimmung veranlaßt; ich war in der That, da ich in allen Richtungen meines Daſeins mich gedrängt fühlte, geneigt, alle Hoffnungen für dieſe Welt aufzugeben, und mich an eine höhere anzuſchließen. Die Predigt trug wohl ſelbſt Spuren dieſer Stimmung; auf jeden Fall mußte ſie ſehr abweichend ſein von denjenigen, die man hier ſonſt zu hören pflegte. Ich hatte von dem Hohn der Albernheit, von dem drückenden Mißverſtändniß der Unwiſſenheit geſprochen, von dem Uebermuth der Mächtigen und von den innern bedenklichen Kämpfen, und wie wir immer von Neuem traurige Erfahrungen machen müßten, daß in uns wie außer uns das Geringe und Unwürdige faſt immer den Sieg davon trage. Selbſt meine Darſtellung, meine Sprache erſchien wohl den Meiſten fremd.

Ich verließ die Kirche, ſchlug eine Einladung des mir faſt unbekannten Predigers aus und ſchloß mich abermals, ſelbſt durch die Predigt trübe geſtimmt, in meine einſame Kammer ein. Kurz darauf ſtürmten meine Freunde herein. Meine Predigt hatte einen unglaublichen Eindruck gemacht; ich könne mich, behaupteten die Freunde, auf jede Weiſe mit dem als Redner berühmten Nordahl Bruun meſſen. Daß ſich eine innere Bewegung, eine tiefe Erſchütterung mit aller Wahrheit eines heftig ergriffenen jugendlichen Gemüths ausſprach, iſt ſehr wahrſcheinlich. Jetzt aber nahm jene Parteiung, die ſich bis dahin nur furchtſam und ſchüchtern gezeigt hatte, in beiden Richtungen eine entſchiedene Geſtalt an. Wie viele Gegenſtände durch meine Rede berührt wurden, die Mißverſtändniſſe erregen könnten hatte ich gar nicht bedacht. Beide Parteien hatten aber herausgehört, was ſie wünſchten. Meine Darſtellung des Jammers, der in allen Verhältniſſen des menſchlichen Lebens ſich vorfindet, galt theils für ketzeriſch, theils für revolutionair. Wenige Tage darauf circulirte von dem Biſchof unter den Predigern der Stadt eine Verfügung, die ihnen verbot, junge Studirende die Kanzel beſteigen zu laſſen. Daß dieſe Verfügung mir galt, war augenſcheinlich. Die Anhänger des Biſchofs jubelten, ſeine Gegner ſchimpften. Leider war die Art, wie dieſe mich vertheidigten, mir eben ſo ſchädlich, wie die Angriffe der feindlich Geſinnten. Beide ſtimmten in dem, was ſie wieder erzählten, überein, und ſo breiteten Freunde, wie Feinde Aeußerungen aus, die von mir herrühren ſollten, und unter keiner Bedingung auf der Kanzel geduldet werden konnten. Zum Glück traute ich mir damals und auch lange nachher nicht die Fähigkeit zu, frei zu reden. Ich beſaß die Predigt ganz ſo, wie ſie gehalten wurde, im Manuſcript, und ſchickte ſie dem Biſchof, erwähnte die Verfügung, die allgemein als durch meine Predigt veranlaßt betrachtet wurde, und bat ihn um ein öffentliches amtliches Urtheil über den erlaubten oder unerlaubten Inhalt derſelben. Er bezeugte in einer Zeitung kalt und in wenigen Worten, daß meine ihm mitgetheilte Predigt nichts enthielte, was ſich in religiöſer oder politiſcher Hinſicht tadeln ließe. Obgleich nun alle verbreiteten Gerüchte durch ſeine Erklärung widerlegt wurden, ſo muß ich doch geſtehen, daß er den Sieg davon getragen hatte. Denn wenn auch der Inhalt tadellos war, konnte ja die Form der Predigt ſo ſchlecht und unrein ſein, daß ſie die erlaſſene Verfügung vollſtändig rechtfertigte, und auf dieſe Weiſe ward denn auch mein Manuſcript benutzt. Er behielt es vierzehn Tage bei ſich, und ich hörte bald, welchen Gebrauch er davon gemacht, und zwar nicht durch die jungen Kandidaten, die mich beſuchten. Aeltere beſonnene Männer ſuchten mich jetzt auf und tadelten meine Unbedachtſamkeit hart und ſtreng. Sie hätten, ſagten ſie, eine heilſame Oppoſition gegen die Anmaßungen dieſes, zwar talentvollen, aber durch ſeine Unwiſſenheit und Eitelkeit gefährlichen Menſchen bilden können, wenn ich die Verfügung völlig ignorirt hätte. Jetzt hatte er den Sieg entſchieden errungen und auf lange Zeit.

Ich bekümmerte mich wenig um die Wendung, die dieſe Sache nahm; ganz Bergen war mir widerwärtig; ich fühlte mich in allen Richtungen abgeſtoßen; denn in der That ward meine Lage immer bedenklicher. Mai und Juni, die Hälfte der Zeit, die ich benutzen konnte, war ſchon verfloſſen, und ich mußte geſtehen, daß mein Aufenthalt in Bergen der Geſellſchaft keinen Nutzen brachte. Aus Kopenhagen kam gar keine Antwort. Ich war genöthigt, meinen Wirth, in deſſen Hauſe ich nun faſt zwei Monate zugebracht hatte, mit meiner Lage bekannt zu machen. Ich wagte es faſt ohne Bedenken; denn ſo lange ich da war, war von meiner Rechnung gar nicht die Rede, und er äußerte ſeine Zuneigung und Liebe alle Tage lebhafter und unverholen. Er verſicherte mich, daß ich mich ſeinetwegen gar nicht ängſtigen ſollte; zwar wäre er ſelbſt arm, aber ſein Gaſthof war eben in dieſen Sommermonaten ſtark beſucht; der Hafen lag voll Schiffe, es wimmelte von Seeleuten aller Nationen, die, wie gewöhnlich, viel verzehrten. Dabei war dennoch der weitläufige Gaſthof unbewohnt, denn faſt alle Seeleute brachten die Nacht auf ihren Schiffen zu. „Ich kann alſo die Stube, die Sie bewohnen,“ verſicherte er, „ohne irgend eine Unbequemlichkeit entbehren; daß Sie, ſprach er dann weiter, wenn Sie Bergen verlaſſen, bald in eine ſolche Lage kommen, in der Sie mir Alles wieder erſetzen können und werden, daran zweifle ich keineswegs.“

Ich war nun freilich für den Augenblick beruhigt, aber dennoch drückte mich meine Lage fortdauernd. Erſt in der Mitte des Juli erhielt ich eine Anweiſung, eine kleine Summe zu heben, die mich in den Stand ſetzte, mir auf einige Zeit ein Boot zu miethen, um mich zwiſchen den Inſeln der Weſtküſte mit Molluskenfang zu beſchäftigen. Den dazu nöthigen Apparat, der, wenn ich mich nicht irre, von O. F. Müller und Vahl früher benutzt wurde, war noch vorhanden und im brauchbaren Zuſtande. Ich war ſehr glücklich und in Erwartung der Wunder, die ich entdecken würde. Das gemiethete Boot lag fertig, ich beſtieg es und fand jenen alten Mann, den ich in den vier Norwegern hervortreten ließ, der, wie man mich verſicherte, 90 Jahre erreicht hatte, und der mit einem jungen Fiſcher noch immer mit weniger Unterbrechung den ganzen Tag die Ruder bewegte, obgleich er nicht auf den Füßen ſtehen konnte.

Ich finde unter meinen Papieren ein Tagebuch, welches erſt nach der Reiſe anfing, und wie ich ſchließen muß, habe ich wirklich, zum Theil durch die Gaſtfreiheit der Beamten und Prediger, die ich traf, theils durch die große Wohlfeilheit aller Nahrungsmittel, die letzte Hälfte des Juli's und den ganzen Auguſt auf der Weſtküſte von Norwegen zugebracht.

Nordweſtküſte von Norwegen.

Ich habe in der Zeit anderthalb Breitengrade auf der Weſtküſte von Norwegen befahren und kennen gelernt; ich drang in die innerſten Tiefen der beiden großen Fjorde (Meerbuſen) Hardanger und Sogne-Fjord hinein, und die großartige, in ganz Europa einzig kühne Gebirgsnatur umgab mich allenthalben. Es war ein ſeltſames Leben, welches ich nun meiſt in der Einſamkeit, umgeben von den ſchmutzigen Fiſchbauern, den ſogenannten Striglern, führte. Den größten Theil des Tages brachte ich im Anfange zwiſchen den Inſeln zu, meiſt ohne zu wiſſen, wo ich in der Nacht ausruhen würde; oft führten mich meine Bootsleute nach einigen Fiſcherhütten, die keineswegs einladend waren. Man fand ſchon vor dem Hauſe die Spuren eines unerträglichen Geruchs; ekelhafte Reſte verfaulter Fiſche umgaben die Hütten; ich mußte mich bücken, um durch die Thür, die ohne Schloß von ſelbſt hinter mir zuklappte, in den dunkeln engen Raum hineinzutreten. Das einzige Licht fiel durch die Oeffnung des ſpitz zulaufenden Daches; brannte auf dem Heerde ein Feuer, ſo war die ganze

Stube voll erſtickenden Rauches, und man entdeckte durch den Rauch hindurch kaum die durch Ruß oben und unten geſchwärzten ſchmutzigen Wände. Dunkelheit, Rauch, Schmutz und unausſtehlicher Geſtank machte es einem Jeden, der nicht ein Strigler war, unmöglich, ſich auch nur Minuten lang in dieſen Räumen aufzuhalten.

Ich will hier nicht wiederholen, was ich in meiner Novelle, die vier Norweger, ausführlich dargeſtellt habe. Flinthout's Lage war ziemlich genau meine eigene. Wenn der häufige Regen mich zwang, in dem gemeinſchaftlichen Verſammlungshauſe, welches gewöhnlich nur aus einer, freilich nicht ganz kleinen Stube beſtand, die Nacht auf einem keineswegs reinen Lager zuzubringen, befand ich mich gewöhnlich außerordentlich ſchlecht; die Stube war als Vorrathskammer benutzt; die angehäuften getrockneten Fiſche verbreiteten einen höchſt widrigen Geruch, und man ſuchte dieſen durch Pors (Myrica Gale) zu verbeſſern; aber dieſe ſtreng duftende Pflanze wirkt betäubend, und das Gemiſch von dieſem Duft mit dem Geruch der Fiſche war im höchſten Grade widerwärtig. Das ſtumpfe, mißtrauiſche Weſen der Einwoh=

ner ſtieß mich nicht weniger zurück, als die Wohnung. Wenn ich ganz erſchöpft einſchlief, wachte ich nicht ſelten mit einer unbeſchreiblichen Angſt auf, als ſollte ich erſticken; ich wagte nie, die Kleider abzulegen; denn wenn dieſes Gefühl mich überfiel, mußte ich eilig aus der Stube hinausſtürzen, um mich in der freien Luft zu erholen, wenn auch ein heftiger Sturm zwiſchen den Felſen wüthete und der Regen ſich stromweiſe herabgoß. Dennoch war ich auf dieſer Reiſe geſund und rüſtig; alle Mühſeligkeiten derſelben waren mir, wie es ſchien, ſtärkend und heilſam.

So, unangenehm mir nun Manches war, ſo ſehr ich gewöhnliche Bedürfniſſe der Nahrung, der Reinlichkeit und Bequemlichkeit des Lebens entbehren mußte, war dennoch dieſe Zeit mir im höchſten Grade genußreich. Das trübe Leben in Bergen, die nahe drohende und unſichere Zukunft ſchwebten zwar vor mir, aber alles war zurückgedrängt, wie die trüben Wolken nach einem Gewitter; es lagerte ſich an dem Horizont meines Daſeins, während die Gegenwart dem hellen, klaren, wolkenfreien Himmelsgewölke zu vergleichen war. Es gibt nicht leicht Lebensverhältniſſe, die uns dem natürlichen Zuſtande näher bringen, als ſolche, in welchen die ſich aufdringenden Bedürfniſſe unmittelbare Befriedigung, ſo wie die Beſchäftigung eine beſtimmte und unausgeſetzte Thätigkeit fordern. Wo ich nach großer Anſtrengung eine erquickende Mahlzeit finden ſollte und wie ſie beſchaffen ſein würde; wo ich ein Nachtlager finden, und ob ich ein einigermaßen bequemes erwarten könnte: das waren Sorgen, die mich täglich beſchäftigten. Oft genug wurden meine mäßigſten Hoffnungen getäuſcht, aber die Jugend findet ſich in Alles. Das ſchlechteſte, in dünne Platten geformte Haferbrot (Havre-Fladbröd) und ein Trunk Waſſer mit einigen Tropfen Coignac erquickten mich. Ein Lager in einem ſchlechten Bette, oft in meinem Boote, in den Mantel eingehüllt, und ein Paar Stunden Schlaf, ſtellten mich ſchnell wieder her, wenn ich auch noch ſo ermüdet war. Doch ging ſelten ein Tag vorbei ohne irgend ein Fiſchgericht. Ich habe Forellen in den ſeicht gewordenen Bächen, die den kahlen Felſen durchrieſelten, mit den Händen gefangen. Die Hummer waren in ſolcher Menge vorhanden, daß eine Mahlzeit, die ich nicht verzehren konnte, mit der kleinſten Münze bezahlt wurde. Auch meine Beſchäftigung zog mich gewaltig an. Wenn das große Netz, mit dem ſtarken, eiſernen viereckigen offenen Rande, auf der einen Seite mit einer Schneide beſchwert, durch eiſerne Bogen, die von den Ecken des Randes ausgingen und ſich kreuzten, an einem Anker-Tau befeſtigt, indem das Gewinde gedrehet wurde, um welches das Tau ſich ſchlang — allmälig in die Tiefe des Meeres hinabgelaſſen wurde, verfolgte ich es mit den Augen, bis es verſchwand; dann lauerte ich auf den Augenblick, in welchem es auf dem Boden des Meeres anſtieß. Langſam ward nun das Boot in Bewegung geſetzt, während die ſcharfe Kante des Inſtrumentes, auf dem Meeresgrunde fortgleitend, was ſich in der Tiefe vorfand, in das Netz warf. Mit einer großen Spannung erwartete ich dann jedesmal, welche Schätze der Fang mir ſchenken würde. Das wahrhaft phantaſtiſche Gewühl von Schnecken, Muſcheln, Seegräſern, Korallen, die neben einander dalagen, an und auf einander gewachſen waren, während ganz ſeltſam geſtaltete gallertartige Mollusken ſich zwiſchen ihnen bewegten, eröffnete mir eine Welt der ſeltſamſten Art. Das verborgene Leben der Meerestiefe riß mich hin, und Naturgeſtalten der wunderlichſten Art beſchäftigten mich, während ich die Thiere in ein großes Gefäß mit Waſſer hineinſchüttete, und die gewöhnlichen und hinlänglich bekannten wieder dem Meere übergab, die ſeltenen, mir unbekannten oder zweifelhaften ſonderte und wenigſtens vorläufig betrachtete und unterſuchte. Die Männer, die das Boot fortruderten, ließen ſich die Stellen nachweiſen, wo der Fiſchfang beſonders ergiebig war. Von einer zur andern ruderten wir dann hin, und ein zweifacher, ſelten dreifacher Fang bot eine vollkommene Beſchäftigung für einen ganzen Tag dar. Während dieſer Zeit wechſelten die Anſichten der Gegend unaufhörlich, und die Gegenwart ſchien mir ſo reich; Meer, nackte Felſen, ärmliche Hütten, Schiffe und Böte gaben eine ſtill genoſſene, aber anhaltende Unterhaltung, während die Meeresſchätze, die ich erhalten hatte, eine fortdauernde angeſtrengte Aufmerkſamkeit forderten, und ſelbſt die Sorge um Nahrung und Nachtlager mich in innerer Spannung erhielt. Oft ſtürmte der Regen herunter, und nicht ſelten ward ich zwei, wohl drei Mal täglich durchnäßt und wieder von einem ſcharfen Winde getrocknet. Zuweilen verließ ich das Boot, eine Wanderung durch die größeren Felſeninſeln anzuſtellen.

Ich erinnere mich, auf einer ſolchen Inſel in einem Thale übernachtet zu haben; von allen Seiten von ſo dichten, ſchroffen, kahlen Felſen eingeſchloſſen, daß die Sonne wenige Stunden nach Mittag verſchwand und erſt ſpät am Vormittage wieder erſchien. Eine mehr als gewöhnlich reinliche Hütte lag in dieſem Thale; das friſch grüne, immer feuchte Gras wuchs hier üppig; ich ſah, von den Winden geſchützt, Haſer und Gerſte gedeihen: einige Kühe weideten im Graſe. Alles bot eine ſo heimliche Ruhe dar. Die Einwohner in dieſem Thale, ein raſcher Greis mit langem Bart, eine freundliche alte Frau, der verheirathete Sohn mit ſeinen Kindern, waren ſo vertraulich, ſo beglückt durch die ſeltene Gegenwart des jungen Mannes, daß ich mich entſchloß, wie ich den frühen Untergang der Sonne hier erlebt hatte, ſo auch den ſpäten Aufgang zu erwarten.

Die Alten hatten ſeit Jahren das ſtille Thal nicht verlaſſen; die junge Frau war nur ſelten bis an das Ufer der Inſel gekommen; nur der Sohn machte zuweilen, des Handels wegen, größere Reiſen ſelbſt nach

Bergen. Aber auch dieſe waren keineswegs häufig, und das ruhige Leben verfloß ſtill in der allergrößten Beſchränktheit. Mir iſt dieſes Ereigniß ſo lebhaft im Gedächtniß geblieben, weil ich nie dem Reichthum einer ſcheinbaren Einförmigkeit des Lebens, der rein eingefaßten, von allem wilden Waſſer ausgeſchiedenen Quelle eines einfachen Seelenlebens, näher getreten bin, als hier. Sowohl der Vater als der Sohn waren in ihrer Jugend Seeleute geweſen. Sie hatten die Welt geſehen, kannten Frankreich, Spanien, die Häfen des mittelländiſchen Meeres, wie es den Matroſen vergönnt iſt, ſie kennen zu lernen. Ein allgemeines Bild der Weltverhältniſſe trugen ſie in das einſame Thal hinein; aber der Greis wohnte hier ſehr lange, ſelbſt der Sohn ſeit zehn Jahren. Die damalige heftige Bewegung in der Geſchichte äußerte ſich in weiter Ferne. Die Entfernungen, der Zeit wie des Raumes, ſchienen ihre Bedeutung verloren zu haben, und ſelbſt, was in der Nähe geſchah, war ihnen ſo fremd, erſchien ihnen ſo abgetrennt von ihrem eigenſten Daſein, wie die Ereigniſſe der entfernteſten Völker: und dennoch lag dieſes Fremde dem einfachen Sinne ſo nahe, bewegte die einfältige durchſichtige Seele ſo tief, als gehörte es zu ihrem innerſten Daſein. Wie das kleine Kind an der Mutterbruſt die Arme ausſtreckt, um das Entfernteſte zu ergreifen, als wäre es in der Nähe, ſo umfaßte hier das wärmſte, faltenloſeſte Menſchenherz die fernen Ereigniſſe, als die des eigenſten Daſeins. Ich mußte viel erzählen; das Leben und Denken dieſer Menſchen ward mir auf einmal ſo klar, daß ich ſchnell erkannte, welche Ereigniſſe ich hervorheben, wie ich ſie darſtellen mußte. Nie hatte ich aufmerkſamere Zuhörer, nie ein verſtändigeres Urtheil gehört. Die Zeit verſchwand mir in der Dämmerung des Tages und der Seelen äußerſt ſchnell, und dennoch war mir, als ich die Hütte verließ, als trennte ich mich von einer Heimat, in der ich lange gelebt hatte.

Das Leben in den Gegenden, in welchen ich mich damals herumtrieb, die Art und Weiſe, wie ich meine Zeit zubrachte, war ſo abweichend von dem, was Reiſende gewöhnlich erleben, daß ich bedauern muß, kein Tagebuch gehalten zu haben: aber dennoch glaube ich, daß einzelne Ereigniſſe, die mir vorſchweben, nicht ohne Intereſſe ſein werden.

Es war ſchon in den erſten Tagen nach meiner Abreiſe von Bergen, als ich an einem Orte, Hope in Samnanger-Fjord, anlegte, um einen angeſehenen Mann, an den ich empfohlen war, zu beſuchen. Er hieß Chriſtie, hatte bedeutende Aemter bekleidet und ſich jetzt als ein vermögender Mann in die Stille zurückgezogen. Eine anſehnliche Geſtalt mit einer Haltung, die Achtung gebot, und von einem früheren Leben in größeren Kreiſen zeugte, trat mir, mich freundlich bewillkommnend, entgegen. So viel ich mich erinnere, lebte er allein, wenigſtens kann ich mich auf keine Hausgenoſſen, beſonders auf keine Damen beſinnen. Das Haus war elegant eingerichtet; er behandelte mich freundlich und zuvorkommend, doch mit einer gewiſſen Würde, auf eine väterliche Weiſe, die Beſcheidenheit und Mäßigung in meinen Aeußerungen gebot. Seine wiſſenſchaftliche Bildung erfreute, ſeine reifen Urtheile über die politiſchen Ereigniſſe des Tages imponirten mir. Es war mir wohlthuend, hier einen Mann zu finden, den ich in jeder Rückſicht über mich ſetzen mußte, und die Ordnung, Reinlichkeit, Bequemlichkeit, die vorzüglichen Mahlzeiten und die vortrefflichen Weine hatte ich, nachdem ich mich ſchon einige Tage in den ſchmutzigen Fiſcherhütten herumgetrieben hatte, hinlänglich ſchätzen gelernt. Er wollte mir eine ſchöne Ausſicht zeigen, und führte mich in einen Saal, deſſen Eleganz mich überraſchte. Dieſer war der Länge nach durch zwei Säulenreihen in drei Theile getheilt, und, was mir beſonders auffiel, war, daß ich in dieſem Saale, im hohen Norden, keine Oefen ſah. Als ich meine Verwunderung hierüber äußerte, zeigte er mir die kaum zu erkennenden Thüren einiger Säulen; es waren Oefen. In Schweden hatte man einige Jahre früher angefangen, eine Art Steinpapier zu verfertigen und wohl auch zu Oefen angewandt. Aus dieſem waren auch die Säulen gebildet, inwendig hohl und einige mit Zügen verſehen, als Oefen eingerichtet. Aber er hatte dieſes ungewöhnliche Material auf eine noch großartigere Weiſe angewandt. Als ich mein Erſtaunen über die Säulen äußerte, führte er mich nach einem Thale in der Nähe des Hauſes. Es war von rauhen Felſen umſchloſſen, die Schluchten und einige Abhänge mit Tannen bewachſen. Der Thalgrund zeigte einen üppigen Graswuchs, und ein klarer, ſchnell fließender Bach durchfloß denſelben. Das Thal trug das rauhe, etwas düſtere Gepräge dieſer Gegenden, und hier entdeckte ich nun einen griechiſchen Tempel. Zur vorderen Seite des Tempels führten Stufen; Korinthiſche Säulen trugen das Giebelfeld; ein rundes Gebäude mit einer Kuppel bildete den Körper des Tempels. Es war ſeltſam, ein ſolches Gebäude in einer ſolchen Gegend zu entdecken. Inwendig war es, ſo viel ich mich erinnere, ſehr einfach, und herum gingen Galerieen, unten waren Bänke. Altar und Kanzel ſtanden im Hintergrunde, die letztere über dem erſteren angebracht. Es war die Landkirche für die Umgegend, und durch Herrn Chriſtie ganz aus Steinpappe erbaut. Ich habe mich ſeitdem erkundigt, ob dieſes Gebäude, welches damals neu war, dem rauhen Klima in einer Reihe von 46 Jahren Trotz geboten hat. Die Nachrichten, die ich erhalten, ſtimmen nicht überein. Einige behaupteten, es wäre ganz verfallen und unbrauchbar. Mein Freund, der berühmte Violiniſt Ole Bull, glaubte das Entgegengeſetzte behaupten zu können. Merkwürdig und überraſchend war die Erſcheinung auf jede Weiſe.

Es iſt bekannt, daß die Norweger behaupten, es lebe im Atlantiſchen Meere der Norwegiſchen Küſte ein Rieſenpolyp, der, wenn er ſich aus der Tiefe erhebt, die Meeresoberfläche in eine heftige Bewegung ſetze. Dieſes Ungeheuer, erzählt man, hebt ſeine Fangarme in die Höhe, umſchlingt ſelbſt die größten Schiffe und zieht ſie in die Tiefe hinab. Die Nachrichten von dieſem Thiere ſind wahrhaft koloſſal. **Pontoppidan** (in ſeiner natürlichen Hiſtorie von Norwegen) hat die Zeugniſſe von der Erſcheinung dieſes gigantiſchen Thieres geſammelt, und man konn kaum daran zweifeln, daß irgend ein Naturphänomen die Veranlaſſung zu den Erzählungen gegeben hat, obgleich man wenig geneigt ſein mag, die Exiſtenz eines ſolchen Ungeheuers (Kraken genannt) anzunehmen. Ich hatte meinen Fiſchern den Auftrag gegeben, wenn ſie etwas von dieſer Erſcheinung während meines Herumtreibens hörten, es mich ſogleich wiſſen zu laſſen; denn auch ſie behaupteten, den Kraken mehr als ein Mal aus der Ferne geſehen zu haben, und ſelbſt in der Erzählung drückte ſich der Schauder aus, der ſie bei dieſer Erſcheinung ergriffen hatte.

Einſt verweilte ich auf einer der äußerſten weſtlichen Inſeln; die übrigen waren gegen Oſten zurückgetreten, und das unermeßliche Weltmeer umgab mich, unruhig bewegt, von allen Seiten. Da ſtürzten meine Begleiter am frühen Morgen herein, als ich auf dem dürftigen Lager noch ſchlief. „Der Kraken läßt ſich ſehen!“ riefen ſie aufgeregt und erſchrocken. Ich ſprang ſchnell auf und entdeckte in der That, etwa in einer Entfernung von einer halben Meile, eine heftige Wallung des Meeres, auf einer beſtimmten Stelle, die offenbar von einem oder mehreren aufgetauchten Thieren entſtanden ſein mußte. „Wir wollen den Kraken in der Nähe beſehen,“ ſagte ich, und eilte zum Boote. Meine Begleiter ſahen mich erſtaunt und erſchrocken an. — „Das iſt eine Tollheit, eine Raſerei!“ ſchrieen ſie, und ſchlugen mir die Begleitung ganz entſchieden ab. Ich hatte ſchon höchſt verdrießlich alle Hoffnung aufgegeben, wollte aber doch erfahren, was meine Beredſamkeit vermöge. „Ihr wißt doch,“ ſagte ich, „daß ich von den Thieren des Meeres mehr weiß, als ihr, auch euren Kraken kenne ich und weiß, wie ihm ohne Gefahr beizukommen iſt; ich ſtehe euch für jede Gefahr. Ich bin weichlich in der warmen Stube unter Büchern aufgewachſen, und ihr ſeid Norwegens in der ganzen Welt berühmte kühne Seeleute: ſoll ich, der Schwache, Verwöhnte, euch beſchämen und mit ruhiger Zuverſicht das wagen, wovor ihr zurückſchaudert?"

„Na!" riefen ſie verdrießlich; „damit ſollſt du Weichling nicht prahlen, aber wenn der Kraken uns verſchlingt, magſt du es vertreten."

Wir ſetzten uns in das Boot, und da die Leute ärgerlich waren, ſo wurden ihre Ruderſchläge kräftig; ſie ſchienen trotzig dem ſichern Tode ſich und mich entgegen führen zu wollen, und das Boot flog ſchnell durch die Wellen.

Ich bewunderte die kecken Seeleute, die mit der Ueberzeugung, daß der Tod hinter ihnen laure, mit zornigem Eifer fortruderten und nicht einmal hinter ſich ſahen; offenbar, um, erbittert, wie ſie waren, mir zu beweiſen, wie muthig ſie der Gefahr entgegen gingen! Ich, der ich in das Meer hinausblickte, erkannte bald den Grund der Bewegung. Ich ſah den bekannten Springbrunnen, der durch die Spritzlöcher der Wallfiſche in die Höhe ſtieg, und mehrere dieſer Thiere, die nicht ſehr groß zu ſein ſchienen, wie ſie nach allen Seiten auseinander ſtoben und untertauchten, indem wir uns näherten. Ich forderte meine Begleiter auf, hinter ſich zu ſehen, und doch war es mir ſchwer, ſie zu überzeugen, daß die heftige Wallung auf der Meeresfläche durch eine Verſammlung der Wallfiſche entſtanden wäre. Sie behaupteten vielmehr, der Kraken wäre in die Tiefe getaucht, durch ſeine Nähe wären die Wallfiſche nach der Oberfläche des Meeres getrieben.

Bekanntlich ſind die Arten der Wallfiſche, welche die nördlichen Meere bewohnen und auch auf der Norwegiſchen und Schottiſchen Küſte erſcheinen, noch nicht hinlänglich unterſchieden. Die Art derer, die wir in der Ferne erblickten, läßt ſich nicht beſtimmen; ob es ſolche gibt, die ſich geſellig verſammeln, oder ob hier mehrere zufällig zuſammentrafen, vermag ich nicht zu beſtimmen: wohl aber läßt es ſich vermuthen, daß eine ſolche Verſammlung von Wallfiſchen, aus der Entfernung geſehen, die Fabel von den Kraken erzeugt hat. Ob dieſe Erſcheinung die einzige Veranlaſſung iſt, wage ich nicht zu entſcheiden. Profeſſor Vahl aber, dem ich mehrere Jahre ſpäter dieſen Fall erzählte, geſtand mir, daß er ſchon lange eine ähnliche Vermuthung gehabt.

Von einer ſolchen fernen Inſel begleitete ich einſt die Fiſcher der Gegend, die weit im Meere eine bekannte Sandbank, 2 — 300 Fuß tief, aufſuchten, um dort mit den ſtarken Leinen zu fiſchen.

Es war ein ſchöner, ruhiger Morgen, und das Wetter ſchien beſtändig zu ſein. Früh um 4 Uhr ruderte das große Boot, mit 6 Männern beſetzt, in das Meer hinein; ein leichter Morgennebel bedeckte die Felſen und das Meer. Die Fiſcher ſelbſt luden mich gutmüthig ein, ſie zu begleiten, und nahmen mich umſonſt mit. Während ſie Fiſche fingen, waren ſie begierig, zu erfahren, was ich mit meinem Netze aus der Tiefe herausbringen würde. Der Wind war öſtlich; die Männer beſtiegen mit mir das Boot, mit langen Fiſcherleinen verſehen; die Segel wurden aufgezogen und es ging ſchnell in das Meer hinein. Allmälig vertheilte ſich der Nebel, die Sonne ſchien leuchtend auf die bewegte Meeresfläche, das ferne Gebirge entfernte ſich immer mehr und es war eine eigene Empfindung, in einem offenen Boote, den unruhigen Wellen ſo nahe, dem Weltmeere preisgegeben zu ſein. Der Wind wandte ſich gegen Süden, zuletzt gegen Weſten, das Segeln ward immer langſamer; wir kreuzten hin und her, und die Bewegung des Bootes, wie es nun auf den Gipfel der Wellen gehoben wurde, dann zwiſchen dieſe hineintauchte, ſchien mir, dem Ungewohnten, gewaltſam, ja gefährlich. Die Fiſcher waren ruhig, und meine Angſt ergötzte ſie. Zuletzt wurden die Segel eingezogen, man ergriff die Ruder. Je mehr der Wind ſich nach Weſten drehte, deſto mächtiger wurde der Wellenſchlag. Der größte Theil des Tages war verfloſſen, und der Abend nahete, ehe wir, ſechs bis ſieben norwegiſche (mehr als acht geographiſche) Meilen von der Inſel entfernt, die Sandbank erreichten. Mir iſt die Nacht, die ich hier verlebte, unvergeßlich. Dicht von den Wellen des Meeres umgeben, wurden wir, als die Dämmerung anfing, immer ſtiller; die Maſten waren im Boote niedergelegt; die Fiſcher hatten noch, ehe die Nacht einbrach, einen guten Fang gemacht; ich konnte auch ein Mal mein Netz auswerfen, und lehrbegierig umgaben mich die freundlichen Männer, als ich meine reiche Beute aus dem Netze in das Waſſergefäß hineinſchüttete und unterſuchte. Es fanden ſich einige ſeltene und unbekannte Arten darunter, und ich mußte einen populären Vortrag über meinen

Fang halten. Während deſſen war die Sonne unter den Horizont geſunken, aber weit im Weſten blieb die helle Abendröthe die ganze Nacht hindurch ſichtbar, wunderbar über die Wellen, die uns ſo dicht umgaben, auftauchend und dann wieder verſchwindend. Die Ruder lagen ruhig, das Boot ſchaukelte, ſich ſelbſt überlaſſen, auf den Wellen; das Geſpräch ward immer einſylbiger, ein geiſtliches Lied ward geſungen; ich hörte, wie ſie Gebete murmelten und dann neben einander, in ihre Mäntel eingehüllt, ſich hinlegten und einſchliefen. Sie waren durch die Anſtrengungen des Tages ermüdet, ihr Schlaf war feſt, einige ſchnarchten heftig. Die Wellen ſchlugen an das Boot an, die Luft wölbte ſich über uns; das Bewußtſein, daß ein grenzenloſer Abgrund unter mir in jedem Augenblicke das kleine Fahrzeug verſchlingen konnte, hielt mich wach, und die Gewalt der wunderbaren Meereseinſamkeit ergriff mich. Es war mir, als gehörte ich der Tiefe zu, deren Bewohner ich mit frecher Neugierde beunruhigt hatte. Der düſtere Hintergrund meiner damaligen Lage, tauſend Bilder aus der Vergangenheit, traten auf und verſchwanden wieder. Weder Kummer noch Freude konnten eine beſtimmte Geſtalt erlangen, alle Gefühle ſtumpften ſich wechſelſeitig ab, alle Vorſtellungen ſchaukelten wie das Boot und zerfloſſen in einander, wie die Wellen; es war eine Empfindung, wie ich ſie früher und ſpäter nie gekannt habe. In der Dämmerung konnte ich die entfernten Ufer gar nicht erkennen, und lernte die tiefe, unergründliche Gewalt der Umgebung, die Macht, mit welcher die Natur die Seele beherrſcht, hier, wie vielleicht niemals, kennen. Allmälig wurden die Bilder immer unklarer, die ſchaukelnde Bewegung der Vorſtellungen immer ruhiger, das Plätſchern der Wellen tönte wie ein Wiegenlied, und ich ſank, wie die Begleiter, in einen tiefen Schlaf.

Als wir des Morgens erwachten, ſtieg die Morgenröthe über die Felſen empor, die ſich wie ein dunkler Nebelbalken weit weg längs dem fernen Horizont hinzogen. Der Fiſchfang, der jetzt wiederholt wurde, war glücklich, meine Beute reich, der Weſtwind noch immer anhaltend, und ſegelnd erreichten wir am zweiten Abend die Inſel.

Ich brachte nicht weit von Bergen einen Abend in einem Gaſthofe zu, der eine ſeltſame Lage hat. Es war ein anſehnliches Gebäude von zwei Stock, und die Seite, die nach dem Waſſer gerichtet war, erhob ſich an dem äußeren Rande eines in die Tiefe ſchroff hinabfallenden Felſens; eine Thüre ging unmittelbar nach dem Meere hinaus: bedeutende Schiffe konnten dicht an das Haus anlegen, dichter, als ein Wagen vorzufahreh vermag. Bretter wurden gelegt, das Schiff an das Haus angebunden, und man ſtieg unmittelbar von dem Verdeck in die Thüre hinein. Die Stube, die man mir anwies, ging nach dem Meere. Eine Brigg lag ruhig an das Haus angebunden, und aus dem geöffneten Fenſter hob ich mit einer Angel ein Paar Fiſche herauf, um ſie zum Abend zubereiten zu laſſen. Matroſen und Fiſcher ſaßen in der großen Stube, und ich unterhielt mich gern mit dieſen, wo ich ſie fand. Es war die Rede von einem Prediger auf einer benachbarten Inſel, deſſen Gelehrſamkeit beſonders gerühmt wurde. Ich war begierig, ihn kennen zu lernen, und am folgenden Tage ſuchte ich ihn auf. Es iſt nach einer ſo langen Zeit mir nicht leicht möglich, die Inſeln zu unterſcheiden, auf welchen ich mich aufhielt. Iſt mein Gedächtniß mir treu, ſo war die Inſel, auf welcher der Prediger wohnte, Sartor-Öen; ich fand ihn nicht zu Hauſe. Die Kirche lag eine ſtarke Norwegiſche Meile von der Predigerwohnung auf der Inſel entfernt. In dieſer fand eine Trauung von eilf Brautpaaren ſtatt. Die Landbewohner benutzen die ruhigen Sommermonate, und aus allen Gegenden kommen dann die Brautpaare zuſammen.

Einige Bauern waren im Begriff, zur Kirche zu gehen; ich war begierig, dieſer Feierlichkeit beizuwohnen und begleitete ſie. Als wir in die Nähe kamen, entdeckte ich eine ziemlich große Ebene, in welcher eine kleine hölzerne Kirche lag; eine große Menge Menſchen trieb ſich in der Gegend der Kirche herum. Man führte mich zum Prediger, der ein lebhafter Mann von mittlerem Alter war und deſſen derbe Manieren mir auffielen. Er nahm mich freundlich auf, bedauerte, daß ich ihn vergebens in ſeiner Wohnung aufgeſucht, lud mich ein, an der Feierlichkeit Theil zu nehmen und darauf die Nacht in ſeinem Hauſe zuzubringen. Die Brautpaare ſtanden auf einem Haufen, wurden mir durch den Prediger vorgeſtellt, und die Bräute fielen mir beſonders durch ihre Tracht auf. Sie waren in ſchwarzes Tuch gekleidet, mit ſilbernen oder vergoldeten Ketten um den Hals, und trugen vergoldete Kronen auf dem Kopfe. Dieſe Tracht war wohl ſeit ein Paar Jahrhunderten unverändert geblieben. Die meiſten waren etwas rohe, plumpe Geſtalten, trugen ſich höchſt ungeſchickt und zeigten ſich ſchüchtern und verlegen.

Aus dem verſammelten Haufen tönten heftige Trommelſchläge; mehrere waren mit Flinten verſehen; Schüſſe ſollten den Tag verherrlichen. Ein Burſche hatte ſich dicht an uns geſchlichen, der Flintenlauf war zwiſchen unſere Köpfe gelegt, der Schuß ging dicht an unſeren Ohren los, drohte uns das Trommelfell zu zerſprengen und ich war einige Zeit hindurch vollkommen taub. Es ſollte eine Ehrenbezeugung ſein.

Die Bräute wurden in die Kirche geführt; der Prediger, welcher dicht hinter den Brautpaaren ging, wies mir einen Stuhl an und die Kirche füllte ſich. Das Gedränge der Menſchen hier war furchtbar. Nach kurzer Zeit ſpürte ich einen unausſtehlichen Modergeruch; die reichen Bauern ließen ſich in der Kirche beiſetzen; der felſige Grund erlaubt keine bedeutende Tiefe des Grabes, und ſo verfaulen die Leichen dicht unter dem Boden der Kirche. Je länger der zuſammengedrängte Haufe ſich dort aufhielt, deſto unausſtehlicher ward der Geſtank.

Der Prediger trat vor den Altar, und die höchſt ungenirte Weiſe, mit welcher er ſich benahm, war mir ſehr auffallend. Ein Brautpaar nach dem andern ward ihm gegenüber geſtellt; die Trauungsformel und die nicht kurzen Ermahnungsreden wiederholten ſich eilf Mal; dabei unterbrach ſich der Prediger nicht ſelten, ſchalt mit den Bauern, gab Anweiſungen, um die geſtörte Ordnung wieder herzuſtellen, und wiſchte ſich den ſtromweis herunter fließenden Schweiß ab. In der kleinen Kirche war Alles dicht zuſammengedrängt, der Stuhl des Predigers, in welchem ich ſaß, zwei bis drei Schritte von dem Altare entfernt. Auf einmal, als fünf bis ſechs Brautpaare abgefertigt waren, wandte ſich der Prediger an mich. „Das iſt nicht auszuhalten," rief er aus und trocknete ſich wieder den Schweiß von der Stirn; „geben Sie mir etwas Madeira, Sie finden die Flaſche unter der Bank." Ein Glas war nicht da, ich reichte dem

Prediger die Flaſche, er ſetzte dieſe mehrere Mal an den Mund, gab ſie mir zurück, ermunterte mich, ebenfalls zu trinken, rief behaglich aus: „das ſtärkt!“ und ſetzte die Trauungs-Ceremonie fort.

Es muß einem Jeden, der es zum erſten Mal ſieht, als etwas höchſt Unſchickliches auffallen; es ließe ſich gewiß auf eine anſtändigere Weiſe einrichten; aber eine Stärkung war freilich durchaus nothwendig, und der Auftritt ſchien der Gemeinde keinen Anſtoß zu geben. Ich dachte: was ſich für den Prediger vor dem Altare ſchickt, kannſt du dir ohne Anſtoß erlauben, und auch mir war eine ſolche Stärkung ſehr nothwendig, denn die verpeſtete Luft brachte mich einer Ohnmacht nahe.

Dieſe Trauungs-Ceremonieen dauerten wenigſtens einige Stunden, und jetzt beſtieg der Prediger die Kanzel. Seine Predigt war eben ſo ungenirt, wie die Trauung. Was mir aber beſonders auffiel und unvergeßlich geblieben iſt, war der Inhalt. Er gebärdete ſich höchſt leidenſchaftlich und ſchalt mit großem Eifer auf die Rationaliſten und bei dieſer Gelegenheit auf alle übrige Ketzer, Atheiſten und Deiſten nicht allein, ſondern auch Armenianer, Socinianer

Pelagianer und eine Menge anderer wurden genannt. Ich betrachtete die Gemeinde, und alle Anweſende ſchienen zwar nicht erbaut, was kaum möglich war, wohl aber erſtaunt, mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit die Rede zu verfolgen, die fremden Namen zu vernehmen und den Prediger zu bewundern. Jetzt glaubte ich zu verſtehen, wie das Gerücht von ſeiner großen Gelehrſamkeit entſtanden war. Daß die Gemeinde nichts von dieſer Rede verſtand, war einleuchtend; der Redner ſchien es aber auch gar nicht auf ein ſolches Verſtändniß angelegt zu haben. Was mich aber überraſchte, war: daß die Predigt offenbar mich treffen ſollte; ja, ein Mal wandte er ſich ſogar an mich; die ganze Gemeinde blickte mich faſt mit einer Art von Schrecken an, und zu der großen Unannehmlichkeit meiner Lage kam nun die Furcht, von der ganzen Gemeinde als ein Ketzer betrachtet zu werden. Ich vermuthete, daß der gute Mann etwas von meiner Predigt in Bergen vernommen hatte, wahrſcheinlich mit großer Uebertreibung. Die Predigt dauerte volle fünfviertel Stunden. Ein langes Lied ward geſungen, und nach Verlauf von fünf bis ſechs Stunden war es mir endlich vergönnt, aus der verpeſteten Luft heraus zu treten und eine friſche zu athmen.

Der Prediger trat zu mir, reichte mir freundlich die Hand; wir ſtärkten uns noch ein Mal mit dem vortrefflichen Wein, waren aber leider die Letzten, die mit dem Küſter die Kirche verließen.

Draußen ging es nun ſehr lärmend zu: Trommeln wirbelten, Flintenſchüſſe fielen aus allen Ecken und das junge Volk jubelte und ſchrie. Der Prediger ſchlug mir zwar vor, der Hochzeitsfeierlichkeit beizuwohnen, aber ich war ſo vollkommen erſchöpft, mir war ſo übel zu Muthe, daß ich mich entſchloß, mich gleich von der Geſellſchaft zu trennen und mein Boot aufzuſuchen, ſelbſt wenn ich die Meile ohne Begleitung hätte zurücklegen müſſen.

Als der Prediger meinen feſten Entſchluß ſah, ließ er den Wagen kommen, verließ die ganze Verſammlung, und ich fuhr mit ihm nach ſeiner Wohnung. Ich konnte nicht unterlaſſen, ihn zu fragen, was ihn bewogen hätte, mich der ganzen Gemeinde gegenüber als einen Ketzer zu bezeichnen. Er lachte, betrachtete das Ganze als einen Scherz, und zeigte überhaupt eine Geſinnung, vor der ich zurückſchauderte, wenn ich bedachte, in welcher Geſtalt die rohen Menſchen ſeiner Gemeinde die Religion kennen lernten. Mir fielen dabei die religiöſen Beluſtigungen in Mexiko und Rio-Janeiro ein, und die ſeltſame Neigung roher Menſchen, das Heiligſte als einen Gegenſtand barbariſcher Beluſtigung zu betrachten. Ich mußte die Nacht bei dieſem Prediger zubringen, dankte aber Gott, als ich ihn am Morgen verlaſſen konnte: er war mir im höchſten Grade zuwider.

Auf dieſer Reiſe drang ich nun auch zuerſt gegen Süden in den Hardanger-Fjord, dann ſpäter gegen Norden in den Sogne-Fjord hinein. Die gewaltige Felſennatur trat mir hier entgegen, ich lernte jene Schluchten kennen, wo Felſen einige tauſend Fuß hoch, einander nahe gegenüber ſtehend, faſt ſenkrecht herabſtürzen. In dieſem düſtern Meerbuſen ſcheint die Sonne, ſelbſt mitten im Sommer, nur ein Paar Stunden; Arme des Meeres drängen ſich in dieſe engen, finſtern Gebirgsſpalten hinein; es iſt mit großer Gefahr verbunden, zwiſchen dieſen Felſenrändern zu rudern; durch das herabſtürzende Waſſer wird die

Gebirgsmaſſe locker, große Steine ſtürzen mit ungeheurer Gewalt in größern oder kleinern Bogen herunter, und wenn man in das Thal hineinfährt, hört man den ſtarken Laut herabfallender Steinmaſſen, welche die Oberfläche des Waſſers aufwühlen. Kaum in der Mitte der Schlucht, in welcher man ſich ängſtlich hält, gleich weit von beiden Gebirgswänden entfernt, vermag man der Gefahr zu entgehen. Als ſolche Meerbuſen lernte ich den Matre-Fjord und Naröns- und Urlands-Fjord, jenen in Hardanger-, die zwei letztern in Sogne-Fjord, kennen.

Ich beſtieg Folgefonden, jene große ewige Schneefläche, die in den abhangenden Schluchten ächte, ſelbſt hier und da pyramidenförmige Gletſcher, wenn gleich nicht von großem Umfange, bildet. Ich verlor mich in der wüſten Gebirgseinſamkeit, oft allein, und wenn ich während meiner Jugend in der traulichen Umgebung einer freundlichen Vegetation Freude und heitern Genuß fand, ſo trat mir hier die ungeheure Gewalt der Maſſe entgegen. Es war ein wunderbares, aus Grauen und Luſt zuſammengeſetztes Gefühl, welches mich ergriff, wenn ich auf der glänzenden weiten Schneefläche, in der weiten Ferne, ähnliche höhere entdeckte, die in täuſchende Nähe gerückt wurden; wenn ich, an anderen Stellen, höher als die letzte Sennhütte (Säterie), die letzte Spur der zwergartigen Alpen-Vegetation hinter mir ließ, um mich herum nichts entdeckte, als nackte, in ſich zertrümmerte Felſen, kahle Gebirgsſeen, die ihre dunklen Fluten in der erſtarrten Gegend trübe wälzten, hier und da mächtige Schneeflecken. In ſolchen Momenten lernte ich die lockende Gewalt der ſteinernen Natur kennen. Sie hatte einen Zauber, verführeriſch, wie der der Fluten, aber finſterer, grauenhafter, als dieſer. —

Im Sogne-Fjord trat nun bei Leierdals-Ören und in der Umgebung von Sognedal eine wunderbar milde ja ſüdliche Natur mitten unter dem Grauen der nördlichen Gebirge hervor. Dieſe Thäler ſind wahre Treibhäuſer. Der harte Winter, die rauhen nordiſchen Stürme ſteigen nicht in ſie herab, äußern ihre Gewalt nur auf den Felſenſpitzen und bleiben da. Der Schnee verwandelt ſich, ſelbſt mitten im Winter, zum Regen; die Sonne, wenn ſie in dieſe Thäler hineinſcheint, ruft ein faſt ſüdliches Klima hervor; die Frühlingspflanzen ſproſſen im März und April aus der Erde; ſtets feuchte, friſche, grüne Wieſen, durch das fortdauernd herabrieſelnde Waſſer der Gebirge beſtändig feucht erhalten, wechſeln mit Gerſte= und Roggenäckern; in einem mächtigen, fruchtbaren Boden wachſen Erlen, Espen, ſelbſt hier und da Eichen und Linden, lauter Laubhölzer; die ſtarren Nadelhölzer ſind verſchwunden; in großen Fruchtgärten gedeihen, auf eine überraſchende Weiſe, die edeln Fruchtarten; wo an den Wegen die Gräben ſich zeigen, da wuchert eine üppige, reiche Blumenvegetation, faſt wie ſie in den fruchtbarſten Gegenden von Seeland den Reiſenden überraſcht. Ich erinnere mich immer noch lebhaft, wie ich in dieſen zauberhaften, aber dennoch, wie es mir ſchien, völlig verwilderten ſüdlichen Garten hineintrat, der durch eine geheime Gewalt nach dem Norden verſetzt ſchien. Der Eindruck iſt ein gewaltiger, zuerſt heiterer, aber dann doch auch trüber; denn die Einwohner dieſer Thäler ſind nichts weniger, als liebenswürdig, ſie ſind in tiefe, ſittenloſe Rohheit verſunken, leben faſt alle in den fenſterloſen Rauchhütten, und gehen in Schmutz und Unreinlichkeit unter. Dieſe trüben Träume von einem verzauberten Volke ſind mir mein ganzes Leben hin=

durch geblieben. Es ſchien derſelbe edle Stamm, von welchem ich ſo viel gehört hatte, wie er die innern fruchtbaren Thäler Norwegens bewohnte. Hatte ich doch ſelbſt ihn im Innerſten des Hardanger-Fjords in einzelnen Individuen begrüßen können. Aber die Noth des Lebens, die allenthalben herrſchte, und die gefährliche Verbindung mit den rohen Seeleuten anderer Völker, hatte die Einwohner wie betäubt, und wie eine Peſt die freundlichen Gegenden angeſteckt, in welchen ein edler Stamm ſich hätte ausbilden können und ſollen. Der Gedanke, daß eine ſolche Gegend entzaubert werden könnte, wenn edlere Naturen wohlthätig und beſonnen eine ſegensreiche Thätigkeit hier ausübten, ergriff mich ſchon damals lebhaft, und ſo entſtand (in den vier Norwegern) das Bild einer Glückſeligkeitsinſel (einer Inſel auf dem feſten Lande, wie Sancho-Panſa's), von Felſen umſtarrt, wie die gewöhnlichen vom Meere umflutet.

Ich muß, ehe ich die Darſtellung meiner Reiſe abſchließe, noch mein Zuſammentreffen mit den ächt Norwegiſchen Bauern erzählen, und der Leſer wird mir ſchon erlauben, dieſes Ereigniß, welches ich in dem Novellen-Cyklus „die vier Norweger“ benutzt habe, hier in ſeiner wirklich hiſtoriſchen Geſtalt zu wiederholen.

Ich traf im Innern des Hardanger-Fjords einen Däniſchen Offizier von höherem Range; wir reiſten einige Tage zuſammen und hatten mehrere Nächte in den ſchmutzigen Hütten zugebracht. Einſt entdeckten wir eine freundliche Wohnung; es war des Morgens nach einer ſchlecht zugebrachten Nacht. Wir wollten einige Berge beſteigen; der Offizier ſah aus einem Nebengebäude eine Magd hervortreten, machte die Thür, aus welcher ſie kam, auf, und fragte nach der Hausfrau, die, in dem dunkeln Raume kaum erkennbar, erſchien. Er beſtellte für uns beide ein Mittagseſſen, und ſetzte, an die Leiden der vorangegangenen Tage denkend, übermüthig hinzu: „ein wenig Schmutz ſchadet nichts.“

Die Frau verſprach, für eine Mittagsmahlzeit zu ſorgen; wir traten unſere kleine Fußwanderung an, und kamen nach einigen Stunden zurück. Wir waren nicht wenig erſtaunt, als man uns in eine reinliche Stube führte, deren Wände aus Balken beſtanden, die auf einander gelegt waren; klare Fenſter erhellten die Stube, ein Tiſch mit feinem Deckzeuge ſtand in der Mitte, Weinflaſchen, Gläſer, Engliſches Porzelan zierten ihn. Ein ſiebzehn= bis achtzehnjähriges Mädchen, in der Landestracht, reinlich und ſauber gekleidet, trafen wir allein in der Stube; ſie ſtand mit niedergeſchlagenen Augen, ſchüchtern und ſtillſchweigend da, und wagte nicht, uns entgegen zu treten. Kurz darauf trat der Wirth, in der weißen wollenen Bauernjacke zwar, aber dennoch höchſt anſtändig gekleidet, herein. Ein langer grauer Bart bedeckte die entblößte Bruſt, eine dicht anſchließende Mütze den Kopf; er war ſchön gewachſen, breitſchulterig, ſein Auge lebhaft und keck, er machte durchaus den Eindruck eines vornehmen Mannes, drückte uns die Hand und hieß uns willkommen. Endlich kam die Frau, ebenfalls nach der Landesſitte reinlich gekleidet; ſie war erhitzt, und man ſah es ihr an, wie ſehr ſie ſich in der Küche für die Gäſte angeſtrengt hatte. Ich hatte ſchon einmal eine ſolche Bauernfamilie kennen gelernt, und meiner Natur nach fühlte ich mich bald heimiſch in der Mitte dieſer Menſchen; der Offizier aber war ſichtbar verlegen, er ſaß neben der Frau, die lebhaft und unbefangen ein Geſpräch mit ihm anknüpfte. Die Suppe kam, und neben dem Offizier ſtand ein bedeckter Teller. „Sie wollen mir wohl, liebe Frau,“ ſagte der Offizier, „ganz beſonders eine Delicateſſe vorſetzen?“ hob den Teller auf und entdeckte zu ſeinem Erſtaunen Schmutz. „Nun kann der Herr,“ ſagte die Frau ſpöttiſch, „ſo viel davon nehmen, als ihm beliebt; hier brauchen wir dergleichen nicht.“ Ich darf die Verlegenheit des Offiziers nicht ſchildern. Er war verſtimmt und verletzt; als daher die Mahlzeit vorbei war, wollte er durchaus dem Wirth Bezahlung aufdringen. Der Bauer gerieth in Wuth bei dieſem Anerbieten. Der ächte Norwegiſche Bauer iſt ſtolz auf ſeine Gaſtfreiheit; dieſe verhöhnt zu ſehen, iſt die größte Beleidigung, die ihn treffen kann; er ſieht immer herab auf die Dänen. Eine Flut von Schimpfwörtern traf jetzt den erſchrockenen Offizier, und er gerieth in große Angſt. — Der Degen würde ihm wenig geholfen haben, gegen den kräftigen Norweger würde er nichts vermögen. Die Frau war ängſtlich, wie ich, die Tochter weinte, und die Noth des Augenblicks machte mich beredt. Ich hielt wirklich, bald an den Bauer, bald an den Offizier gewandt, eine Rede, die einige Aehnlichkeit mit derjenigen hatte, die ich in der Novelle den Roſſing halten ließ. Der Offizier mochte einſehen, daß er hier zum böſen Spiel gute Miene machen müßte. Ein freundliches, verſöhnendes Wort von ihm beruhigte den Bauer; meine Rede wurde von Frau und Tochter höchlich gerühmt; wir leerten noch eine Flaſche des ſehr guten Weins. Als wir aber das Haus verlaſſen hatten, ſchalt der Offizier deſto lauter auf die plumpe Rohheit und den Hochmuth der Bauern, und ich lachte innerlich.

Die Reiſe war reich an Erfahrungen allerlei Art. Das Meiſte, was ich in den Novellen dargeſtellt habe, verdanke ich ihr.

Die letzten Tage in Bergen.

Es gibt ein Gefühl, welches mich von der frühesten Jugend an, ſo weit ich mich erinnere, ergriffen hat, wenn ich von einer genußreichen Reiſe in die Heimat zurückkehrte, und mich wieder in der gewohnten Umgebung fand, dem ich auch jetzt und wohl nie in einem höhern Grade unterlag: Es iſt eine unbeſtimmte Angſt, nicht vor einem bekannten oder beſtimmt erwarteten Uebel, vielmehr iſt es mir, als hätten ſich böſe Geiſter während meiner Abweſenheit gegen mich verſchworen. Dieſe Angſt ſteigert ſich, je mehr ich mich der Heimat nähere, und erreicht den höchſten Gipfel, wenn ich mich einſam in der Arbeitsſtube, von Büchern und hinterlaſſenen Papieren umgeben, ſehe. Jetzt war dieſes Gefühl im höchſten Grade peinigend; der Eindruck, den die Reiſe hinterlaſſen hatte, war keineswegs ein durchaus erfreulicher. Die Natur war mir zwar in ihrer größten Kühnheit erſchienen, ich hatte Gegenden kennen gelernt, die mir auch noch in meinem Alter und nachdem ich einen großen Theil der Europäiſchen Alpen beſucht habe, als die kühnſten und reichſten erſcheinen, aber mich quälte der gedrückte Zuſtand der Bewohner, und die Rohheit, die ſich mir aufdrang, verbarg die beſſere Seite eines, doch in jeder Hinſicht kümmerlichen Daſeins. So gewährte mir ſelbſt die Reiſe keinen reinen Genuß. Mehr noch als bisher ſchloß ich mich in meine einſame Stube ein und brütete über das Troſtloſe meiner Lage; ja ſelbſt durch die Reiſe ward dieſe noch verwirrter, denn jetzt ſollte ich die Reſultate der Beobachtungen in einen Bericht zuſammendrängen, und ich hatte den Muth verloren, den leichten Sinn, der mit einer jeden Schwierigkeit kämpft und ſie zu überwinden glaubt.

Unter der Menge der Mollusken, die ich mit nach Hauſe brachte, waren viele neue, aber mir fehlten die Hülfsmittel, die nothwendig waren, um dieſe von den bekannten zu unterſcheiden. Die Gmelinſche Ausgabe des Linnéſchen Syſtems, das einzige Werk, welches mir zu Gebote ſtand, vermehrte meine Verwirrung, ſtatt ſie zu heben. Je mehr Mühe ich mir gab, deſto verworrener ſchien mir Alles, und mein Zuſtand war in der That troſtlos.

In noch höherem Grade ſchienen mir die Reſultate meiner geognoſtiſchen Unterſuchungen dürftig, und in der That, von einer unglücklicheren Seite konnte dieſe Unterſuchung nicht anfangen. Mein erſter Verſuch fing in einer Gegend an, die einer jeden Unterſuchung die größten Schwierigkeiten darbietet. Die Geognoſie, wie ſie ſich damals durch Werner geſtaltet hatte, bot gar keine Hülfe dar; ſieben bis acht verſchiedene Gebirgsarten unterſchied ich zwar, ich erkannte, wie Granit-, Gneis-, Glimmerſchiefer-, Hornblendebildungen mit einander wechſelten, und wohl auch nach einem beſtimmten Geſetze auf einander gelagert waren; ich ſah, wie die verſchiedenen Schichten hier oder da, mehr oder weniger dem Senkrechten nach, nach den verſchiedenſten Weltgegenden gerichtet oder gehoben waren: aber eine Ordnung in dieſer Verwirrung zu entdecken, war mir unmöglich. Dieſelbe Willkür, durch welche die Inſeln vom Feſtlande getrennt, durch welche ſie in ſich zerſpalten und losgeriſſen waren, ſchien in das Innere der Structur der Gebirgsmaſſen hinein gedrungen. Deutſchlands berühmteſte Geognoſten ſind ſeitdem hier geweſen: Hausmann, v. Buch, Naumann haben dieſe Gegenden unterſucht. Alles, was ſie zu liefern vermochten, iſt fragmentariſch. Nur das große Haupt-Reſultat: daß tiefere Urgebirgsformen, die durch den vorherrſchenden Gneis im Innern der Scandinaviſchen Halbinſel verdrängt ſind, hier hervortreten und ſich ausbilden, iſt entſchieden ausgeſprochen. Damals war ſelbſt dieſes Reſultat unbekannt; und wie die kahlen Gebirgswände, die ſchroff dem Meere zufielen, ſich zur Gebirgsbildung im Innern des Landes verhielten, war mir durchaus verborgen. Die innere, quälende Unruhe, die aus dieſer Unklarheit entſprang, trieb mich immer von Neuem in die Gebirge der Umgegend von Bergen hinein; aber unglücklicher Weiſe iſt gerade hier die Verwirrung am größten. Die Gegend zwiſchen Bergen und Samnanger-Fjord bietet ein Bild der ſchauderhafteſten Verwirrung dar. Naumann, der unter allen Geognoſten die Bergenſche Halbinſel am genaueſten unterſucht hat, fand bei den Beſtimmungen der Lagerungsverhältniſſe große Schwierigkeiten. Norwegens berühmter und meiſterhafter Beobachter, Keilhau, iſt, ſo viel ich weiß, noch nicht da geweſen. Mir ſchwebt dieſe Gegend als eine der furchtbarſten, die ich kenne, vor. Die Richtung der Urgebirgslager windet ſich labyrinthiſch; faſt ſenkrechte Schichtungsflächen ſtürzen, nach vollkommen entgegengeſetzter Richtung fallend, gegen einander und bilden ſchauderhafte Abgründe. Rieſenhafte Trümmer bedecken das kahle Gebirge, und die wild herabſtürzenden Fluten verbergen ſich hinter den Trümmern und drängen ſich wieder ſchäumend hervor. Das Ganze bietet eine grauenhafte Miſchung von chaotiſcher Erſtarrung und wilder Unruhe. Aus dieſem lebloſen Chaos ſcheint jede Spur von Zuſammenhang verſchwunden, und die Bewohner der Gegend, an das Grauen der Gebirge gewöhnt, nennen dennoch eine Stelle in der Mitte deſſelben das Schreckenthal.

Es war die unruhige Sehnſucht nach einer klaren Ordnung, die mich in dieſe Gebirge hineintrieb. Was ich fand, vermehrte die Verwirrung, und leider meine Stimmung war ſo, daß auch dieſe für mich einen unſeligen Reiz hatte.

Es liegt ein Tagebuch aus dieſer Zeit vor mir, welches ein trauriges Zeugnis ablegt von der inneren Zerriſſenheit, in der ich lebte. Zwar ein junger Mann in ſeinem 21ſten Jahre, von urſprünglich heiterer Gemüthsſtimmung, konnte nicht fortdauernd in einer ſolchen Qual leben. Ich muß aus dem Tagebuche ſchließen, daß dieſe Unruhe oft verſchwand, eben wenn ſie den höchſten Gipfel erreicht hatte, und meine urſprünglich fröhliche Zuverſicht brach ſich wieder Bahn.

Seltſam und zugleich ſchauderhaft iſt es mir, daß in dieſer Zeit keine Ahnung, keine tröſtende Erinnerung an die Religioſität meiner Kindheit hervortrat. Es war ein heftiger Trotz, der ſich allem Unglück gegenüber ſtemmte, und dieſer wechſelte wieder mit einer weichlichen Sentimentalität. Mit einer gewiſſen Schamröthe durchblättere ich das Tagebuch, und wenn nicht einzelne Fragmente aus einer beſſeren Zeit ſich vorfänden, wenn nicht Bedeutenderes in lichten Augenblicken laut würde, ich könnte an meiner früheren Jugend irre werden.

Und dennoch war es eben dieſe Zeit, die zuerſt einen tieferen Skepticismus in mir erzeugte. Ich ward zum Pyrrhonismus hingetrieben, und dieſer verſuchte, ſich als Geſinnung zu geſtalten. „Du biſt“ — ſagte ich mir einſt, als mir die Nichtigkeit des Daſeins einleuchtend war — „daß du geweſen biſt, iſt doch nur eine Modification der Vorſtellung deines gegenwärtigen Daſeins — daß du ſein wirſt, iſt unter Allem das Ungewiſſeſte, und daß du biſt, die Gegenwart, die du damit ausdrücken willſt, verſchwindet in der Form der Vergangenheit und in der Ungewißheit der Zukunft, indem ſie ausgeſprochen wird.“ Dieſe Art des Skepticismus iſt eine Trivialität geworden, ich weiß es wohl, aber wenn ſie einem jungen Manne nicht von außen mitgetheilt wird, ſondern von innen ſich hervordrängt, und das Daſein ſelbſt in ſeinem tiefſten Grunde zu erſchüttern droht, übt ſie eine furchtbare Gewalt aus. Nicht nur aus meinem Tagebuche tritt der Moment, in welchem mich dieſer Zweifel ergriff, hervor, er ſteht fortdauernd in meinem Gedächtniſſe, und auch in ſpäteren Epochen meines Daſeins wollte er ſich hervordrängen. Er ward vorbereitet durch eine Art wilder Naturanſchauung, die Geſchichtliches und Phyſiſches zuſammenfaßte, Alles in einer üppigen Production begriffen betrachtete, die unheimlich, ja widerwärtig ward, und jedes Erzeugte als ein Unwürdiges ſofort bei Seite warf, um mit einem Neuen denſelben vernichtenden Prozeß vorzunehmen. Es lag in dieſem Zweifel an dem Daſein, der eine wahre Verzweifelung wurde, ein völliges geiſtiges Aufgeben ſeiner ſelbſt, welches nicht bloß für das Erkennen, ſondern auch für die Sittlichkeit höchſt gefährlich ward. Man muß ſich erinnern, daß ich die Speculation früher, wie ſie ſich hervordrängen wollte, gewaltſam zurückhielt, daß ſie, wo ſie mir damals nahe trat, niemals als Zweifel, vielmehr als die friſche Zuverſicht eines lebendigen Daſeins erſchien. Der Skepticismus aber, wie er mich hier ergriff, hatte nichts Poſitives: er war eine rein vernichtende Negativität, die jede Production ausſchloß und jede Thätigkeit lähmte. Ich finde in meinem Tagebuche keine Aeußerung, die der Speculation näher zu treten ſchien. Eine wilde Succeſſion der ſich verſchlingenden Erzeugniſſe ward in der ruhenden Kreisform aufgenommen, die grade Linie der wechſelnden Geſtalten erſchien gebogen, ſich in ſich zu ſchließen, aber dieſer geſchloſſene Kreis faßte nur den verworrenen Wechſel, um ihn zu fixiren, es quoll aus dieſer Einheit kein Leben hervor.

Dennoch, ſo tief erſchüttert ich in allen Momenten meines Daſeins war, ſo traten doch fröhliche Stunden, ja Tage hervor; es waren ſolche, in welchen mich irgend ein geiſtiger Gegenſtand recht lebhaft beſchäftigte: aber dieſe Freude verſchwand ſchnell, ja ich konnte ein tiefes Mitleid mit mir ſelber fühlen, wenn ich bedachte, wie dieſe hellen Tage grundlos über der verſchlingenden Tiefe eines zertrümmerten Daſeins ſchwebten.

Es mußte ein Entſchluß gefaßt werden, das ſah ich ein; meine Reiſe ſchien mir durchaus eine mislungene; von dem, was ich ausrichten wollte, war, ſo glaubte ich, nichts geſchehen; mit dem dürftigen Reſultat meiner Unterſuchungen wieder in Kopenhagen zu erſcheinen, war mir unerträglich. Da entſtand plötzlich der Entſchluß, nach Deutſchland zu reiſen; zwar war mir die Deutſche Sprache ſehr wohl bekannt, aber ich ſprach ſie höchſt unvollkommen. Dieſer Schwäche war ich mir wohl bewußt, aber ſie entmuthigte mich nicht. „Alles, was die Deutſchen wollen,“ ſagte ich mir, „was ihre größten Geiſter ſuchen, iſt auch Gegenſtand deines ſehnſüchtigen Strebens; dort regt ſich ein geiſtiger Kampf, an dem du Theil nehmen mußt; du biſt hier, aber jetzt ſchon lebſt du dort; erſt, wenn es dir gelungen iſt, dich auszuzeichnen, wirſt du nach Kopenhagen zurückkehren.“ Indem ich dieſen Entſchluß gefaßt hatte, war es mir, als wenn alles Beängſtigende der Gegenwart plötzlich verſchwände, und die ganze friſche Zuverſicht meiner Jugend, meines Temperaments trat wieder hervor. „Die Reſultate deiner Reiſe fordern deine Gegenwart keineswegs, du kannſt den Bericht über das Gefundene und Entdeckte von hier, oder beſſer von Hamburg aus, der Geſellſchaft zuſtellen.“ Das Letztere erſchien mir als das Richtigſte. Meine Freunde in Kopenhagen ſollten erſt Etwas von mir erfahren, wenn ich den Deutſchen Boden betreten hatte.

Ich muß hier Etwas erzählen, was faſt albern erſcheint, aber doch eine pſychiſche Bedeutung hat. Ich ſtellte mir lebhaft vor, daß ich ohne irgend eine Ausſicht, hülf- und mittellos, mich in ein fremdes Land hineinwagte, deſſen Sprache ich nicht einmal hinlänglich in meiner Gewalt hatte: „du wirſt,“ dachte ich, „vieles Harte dulden müſſen; Mangel und Armut wird dich auf ein Krankenlager werfen; kein theilnehmender Menſch wird ſich um dich, den Fremden, bekümmern. Wirſt du alles dieſes ertragen können?“ fragte ich mich ſelber, „und iſt es vielleicht möglich, jetzt ſchon eine Probe anzuſtellen?“ Die Geduld, körperliche Schmerzen zu ertragen, ſchien mir die nächſte und bequemſte Probe darzubieten. Ich hielt einen Finger in die Lichtflamme, bis er nicht allein voller Blaſen, ſondern ſelbſt tief verwundet war, und dieſe Probe, meiner Meinung nach, ſo wohl gelungen, tröſtete mich, obgleich die Geduld keineswegs aushielt, und ich mir den thörichten Verſuch, als die Schmerzen mehrere Tage lang unausſtehlich wurden und ich die Nächte ſchlaflos zubrachte, heftig vorwarf.

Unter den jungen Männern, die ſich an mich angeſchloſſen hatten und mich auch nach meiner Reiſe in meiner Einſamkeit beſuchten, war auch ein wohlhabender Kaufmann. Er hatte meine Abſicht, nach Hamburg zu reiſen, von Andern erfahren, und kannte meine Lage. Er ſchlug mir vor, eine Ladung, die er eben nach Hamburg ſchicken wollte, zu übernehmen und dort zu verkaufen. „Ich habe," ſagte er, „den Vortheil durch einen zuverläßigen Mann die Waare abzuſetzen, und die Prozente, welche Dir gebühren, werden Dir wahrſcheinlich zu Statten kommen." Ich wollte dieſes Anerbieten ſogleich ablehnen, er unterbrach mich aber. „Ich weiß, was Du ſagen willſt," ſprach er; „Du verſtehſt nichts von der Kaufmannſchaft, aber das Wenige, was Du bei dieſem einfachen Geſchäfte zu wiſſen brauchſt, auch die Vorſichtsmaaßregeln, die nothwendig ſind, um nicht betrogen zu werden, werde ich Dir bald beibringen." Ich konnte mich indeſſen durchaus nicht entſchließen, auf dieſen Vorſchlag einzugehen. Bevor ich ihn entſchieden ausſchlug, brachte ich eine ſchlafloſe Nacht zu; ich begriff wohl, daß der ganze Vorſchlag nur einen Vorwand enthielt, mir eine Summe zu verſchaffen, aber ich erinnerte mich meines Ungeſchicks zu ſolchen äußeren Geſchäften von meiner Kindheit an und wie ich, wenn ich wohl zuweilen für mich ſelbſt einen vortheilhaften Handel abzuſchließen verſuchte, immer betrogen wurde. Ich hielt mich für überzeugt, daß eine jede Einmiſchung in dieſes Geſchäft von meiner Seite, meinem wohlmeinenden Freunde einen bedeutenden Schaden bringen würde. Da hingegen nahm ich unbedenklich eine Summe an, die er mir anbot, und die hinlänglich war, die Reiſekoſten zu beſtreiten, und mich einige Zeit in Hamburg zu unterhalten. Ich war überzeugt, daß meine Kenntniſſe mich bald weiter bringen müßten, und gab meinen Freunden in Kopenhagen den Auftrag, Sammlung und Bibliothek zu verkaufen. Selbſt bedeutend unter dem Werthe verkauft, würde, glaubte ich, dadurch eine Summe herauskommen, die nach den bezahlten Schulden noch ein nicht Unbedeutendes für mich abwerfen müßte. Nachdem ich auf eine ſolche Weiſe, wie mir ſchien, für meine nächſte Zukunft hinlänglich geſichert war, verließ ich ohne Sorgen Bergen.

Reiſe nach Hamburg.

Das Schiff war ein Brigg, früher ein Grönlandsfahrer, und daher ſehr ſtark gebaut und von vorn mit doppelter Zimmerung belegt, um durch die Eisfelder unbeſchädigt durchdringen zu können. Der Schiffer, ein kleiner unruhiger Mann, gefiel mir nicht, der Steuermann ſchon beſſer. Dieſer hatte etwas Entſchiedenes, Trotziges, Keckes. Ein magerer, ängſtlicher Kaufmann aus Jylland war mit mir der einzige Paſſagier in der Cajüte. Aber außer der kleinen Beſatzung des Schiffes waren noch fünf Engliſche Matroſen da, die an der ſüdlich Norwegiſchen Küſte Schiffbruch gelitten hatten und jetzt nach Hamburg reiſten, um dort auf Engliſchen Schiffen Dienſte zu nehmen. Auch der Steuermann hatte als Schiffer einen Segler nach Norwegen gebracht und dort verloren. So traten mir die Gefahren der Seereiſe drohend entgegen.

Es war den 15ten Oktober, als ich Bergen verließ, aber widerliche Winde hielten uns, wie ich aus meinem Tagebuche ſehe, zehn Tage auf der äußern Rhede von Bergen (in Strudshavn) auf. Während wir hier verweilten, kam der Capitain einer Fregatte an Bord; er war genöthigt, ſich noch einige Zeit in Bergen aufzuhalten, war von den Däniſch-Weſtindiſchen Inſeln zurückgekehrt, hatte, um die Franzöſiſchen und Engliſchen Kaper zu vermeiden, den weiten Umweg um Schottland herum zurückgelegt, und gab uns Briefe an ſeine Rheder und an ſeine Eltern in Altona mit.

Eine langwierige Reiſe auf einem ſolchen Schiffe iſt beſonders deswegen unangenehm, weil man der Willkür eines rohen Mannes vollkommen preisgegeben iſt. Bald entdeckten wir, daß, wenn die Reiſe lange dauern ſollte, wir in ein unangenehmes Verhältnis zu unſerm Schiffer kommen würden. Schon jetzt erſchien er verdrießlich, ließ ſich faſt gar nicht mit uns ein, und wies eine jede Frage mürriſch ab. Irgend eine Arbeit vorzunehmen, war unmöglich, denn mit meinem übrigen Gepäcke waren auch die Bücher im untern Theile des Schiffes verpackt. Man fürchtete die Kaper; wenn unſere Papiere uns auch im Ganzen ſicherten, daß das Schiff nicht aufgebracht werden konnte, ſo pflegten die Kaper doch nicht ſelten unbedenklich auch von neutralen Schiffen mitzunehmen, was ſie etwa von Werth vorfanden. Die Paar Bände die ich in der Cajüte behalten hatte, waren ſchnell durchgeleſen. Die Unruhe dort erlaubte keine zuſammenhangende Arbeit. Wollte ich daher die finſtern Grübeleien, denen ich in Bergen erlag, unterdrücken, wollte ich der Langenweile entfliehen, ſo mußte ich eine äußere Beſchäftigung ſuchen.

Hier kam mir nun meine Bekanntſchaft mit dem Meere, von früher Kindheit an, ſehr zu Statten. Die Seekrankheit hatte ich nicht zu fürchten, ich bewegte mich mit der Sicherheit eines Seemannes auf dem ſchaukelnden Schiffe, und bot mich an, allerlei Matroſenarbeiten zu übernehmen, wenn man mir dazu Anleitung geben wollte. Der Steuermann ſchloß ſich bald an mich an, belehrte mich freundlich, und als wir Strudshavn verließen, konnte man mir ſchon Manches übertragen; ich kletterte in die Maſten hinauf und handhabte Segel und Taue nicht ganz ohne Geſchick. Dieſe, wenn auch nicht bedeutende Hülfe, und daß ich jederzeit willig war, die Ausgaben, die der Schiffer hier und da in den Häfen zu machen hatte, vorzuſchießen, rief bald ein freundliches Verhältnis zwiſchen mir und dem mürriſchen Manne hervor.

Der genau berechnende Kaufmann behauptete ſein Recht, erſt nach glücklich vollendeter Reiſe ſeine Fracht zu bezahlen, und unterwarf ſich dem mürriſchen Weſen des Schiffers, welches zuletzt bis zur fühlbaren Grobheit ſtieg, mit vieler Geduld. Letzterer erlaubte ſich unbedenklich, den armen Menſchen, wenn er ihm im Wege war, körperlich anzugreifen und bei Seite zu ſtoßen. Gegen ſolche Mishandlungen gibt es nun gar keine Hülfe. Ueberhaupt iſt es höchſt ſeltſam, wie ſelbſt kühne Männer, die an die See nicht gewöhnt ſind, bei der erſten Seereiſe allen Muth verlieren; Alles kömmt ihnen ſo wunderbar, ſo ſeltſam, ja ſo gefährlich vor, ſie ſehen ſich ängſtlich umher, ſie horchen auf einen jeden ſtarken Laut, und ein drohendes Wort eines Matroſen kann einen ganzen Haufen ſonſt muthiger Männer einſchüchtern.

Unſere Reiſe zwiſchen den Inſeln dauerte lange. In einem zweiten Hafen brachten wir noch eine ganze Woche zu. Hier fanden wir zwiſchen kahlen Felſen nur eine ſchmutzige Hütte, und erſt im Anfange Novembers konnten wir die Norwegiſche Küſte verlaſſen, um in dieſem gefährlichen und ſturmvollen Monate die Nordſee zu durchfahren. Ein heftiger Sturm aus

Südoſt empfing uns, wir mußten den Wind, kreuzend, mit mehr Segel, als der Sturm erlaubte, ſo knapp nehmen, wie möglich; das Schiff arbeitete fürchterlich, die Fenſterkaſten waren vor den Cajütfenſtern aufgezogen, die Wellen brachen ſich ſchäumend über dem Schiffe; auch ich ward nun in Anſpruch genommen; denn die fünf Engliſchen Matroſen behaupteten ihr Recht als Paſſagiere, und verweigerten hartnäckig eine jede Hülfleiſtung. Die Gefahr, immer weiter gegen Norden und über Schottland hinaus getrieben zu werden, mußten wir zu vermeiden ſuchen, und hier trat nun ein Umſtand hervor, der mich in ein höchſt unangenehmes Verhältnis zum Schiffer ſetzte. Ich war, ſeit wir in eine ſolche gefährliche Lage verſetzt wurden, höchſt aufmerkſam auf den Gang des Schiffes; zwar ſuchte der Schiffer, wie gewöhnlich, alle ſeine Beobachtungen und Beſtimmungen geheim zu halten, ich aber hatte ſelbſt eine Seekarte und eine ſehr genaue Secundenuhr. Wenn das Log ausgeworfen wurde, um die Geſchwindigkeit der Fahrt zu meſſen, konnte das Reſultat mir nicht verborgen bleiben; ich benutzte eine jede Gelegenheit, um die Höhe zu beſtimmen, und ſammelte alle Muthmaßungen, um die Länge ſo viel wie möglich kennen zu lernen. Ich überzeugte mich bald von der völligen Unwiſſenheit des Schiffers. Er mußte zuletzt geſtehen, daß er nicht wußte, wo wir waren. Ich wagte es nun zwar nicht, geradezu mich gegen ihn zu opponiren, wandte mich aber an den Steuermann, der, wie ich ſehr wohl merkte, auf den unfähigen Schiffer mit Verachtung herabſah. Ich legte ihm, in Abweſenheit des Schiffers, meine Beobachtungen vor, und behauptete, daß wir ſo weit gegen Norden getrieben wären, daß wir uns auf der Höhe der Orkney-Inſeln befänden. Der Steuermann hielt es für ſeine Pflicht, es dem Schiffer zu ſagen. Dieſer hatte zwar meine Beobachtungen geſehen und erlaubt, betrachtete ſie aber als einen müßigen Zeitvertreib, der zu keinem Reſultate führen könnte. Als er nun erfuhr, daß ich ihn zu controlliren wagte, ward er im höchſten Grade erbittert, und wenn der Steuermann nicht ſo entſchieden auf meine Seite getreten wäre, wenn nicht der Schiffer ſelbſt, als er ſich etwas beſonnen, eingeſehen hätte, daß er einen jeden Wink, der ihm in ſeiner bedenklichen Lage Aufklärung verſchaffen konnte, benutzen mußte, ſo hätte ich leicht den Mishandlungen des rohen Menſchen ausgeſetzt ſein können. So ließ er ſich herab, meine Beobachtungen zu prüfen. Der Wind ward etwas günſtiger, ja es trat faſt eine Windſtille ein.

Als die unangenehme Bewegung des Meeres, wenn der Sturm aufhört, ſich etwas gelegt hatte, trieben wir einen ganzen Tag unſicher umher. Die Segel hingen ſchlaff herunter, die Strömung war weſtlich, die beobachtete Höhe 58 Grad. Zwar waren meine Beſtimmungen ſehr unſicher, dennoch wagte ich die Behauptung, daß Murry-Firth nicht weit weg ſein könnte. Unſer Cours war, als der Wind ſich jetzt etwas erhob, die ganze Nacht hindurch fortdauernd ſüdweſtlich, und als der Tag aufging, entdeckten wir die Schottiſche Küſte in bedenklicher Nähe. Wir konnten Wälder und Häuſer unterſcheiden, und die veränderte Richtung des Windes geſtattete uns glücklicher Weiſe, uns von dem Lande zu entfernen. Dieſes Ereignis verſchaffte mir die Achtung, ſowohl des Schiffers, als des Steuermanns; aber die geheime Erbitterung des Erſteren konnte mir nicht verborgen bleiben.

Der Sturm erhob ſich wieder; wir waren nun vierzehn Tage lang in der Nordſee herumgetrieben. Es entſtand abermals ein Streit. Der Schiffer wollte es nicht glauben, als ich behauptete, daß wir auf der Höhe der Elbmündung wären. Es war ein heller Tag, der Sturm war äußerſt heftig, einzelne Schiffe, mit kurz gerefften Segeln, erhoben ſich auf die Spitzen der Wellen und verbargen ſich wieder. Ich glaubte, unter dieſen Schiffen die Fregatte zu erkennen, deren Capitain uns Aufträge gegeben hatte. Wir ſuchten uns zu nähern; durch das Sprachrohr wurde dem Capitain die Frage zugerufen. Meine Vermuthung ward beſtätigt, wir erkannten den Capitain; wir befanden uns vor der Elbmündung, und nach einiger Zeit entdeckten wir Helgoland. Wir waren genöthigt, in die Elbe hinein zu gehen. Der heftige Sturm tobte aus Weſten in die Mündung hinein, und es war unmöglich, die See zu halten. Wir kreuzten (zwei größere Schiffe mit uns) vor Helgoland, aber kein Lootſe wagte ſich heran. Gegen Abend ankerten wir, aber die ſteigende Flut hob das Waſſer, der Anker ward von dem ſandigen Grunde losgeriſſen, das Schiff erhielt heftige Stöße, die Maſten wurden gekappt. Mitten in dieſer Verwirrung und Angſt ſuchten die fünf Engliſchen Matroſen ſich des großen Bootes zu bemeiſtern. In den „vier Norwegern“ habe ich dieſen Schiffbruch ausführlich dargeſtellt und will die Erzählung nicht wiederholen.

Das mit funfzehn Mann beſetzte letzte Boot verließ das entmaſtete und ſinkende Schiff. In der Nacht trieb es vier bis fünf Stunden mit der Strömung zur Elbe hinaus in das weite Meer; ich war ſo erſchöpft, daß ich faſt gegen die Gefahr gleichgültig ward. Ich hatte vor dem Schiffbruche mehrere Tage als Matroſe fortdauernd gearbeitet; als ich dann in der Koye einſchlafen wollte, ſtieß das Schiff an. Die immer mehr ſteigende Gefahr, der Aufruhr der Engliſchen Matroſen, der Kampf mit dieſen, endlich das Sinken des Schiffes, bildeten auf einander folgende Momente, welche mich beſtändig in große Spannung verſetzten. Jetzt lag ich unthätig auf dem Boden des Bootes; die Wellen brachen ſich, indem wir ſie zu durchſchneiden ſuchten, und fielen theilweiſe in das Boot hinein. Fortdauernd mußte das Waſſer ausgeſchöpft werden; das Rudern, das Waſſerſchöpfen, das Brauſen der Wellen, die ſich an dem Boote brachen, das Murmeln der Engliſchen, Plattdeutſchen und Däniſchen Gebete, bildeten eine wunderbare Welt in dem Dunkel der feuchten, ſtürmiſchen Nacht, die mich wie ein Traum umfing. Ich war durchnäßt, und das Meerwaſſer leuchtete auf meinem Körper mit phosphoriſchem Scheine. Es war die zweite Nacht, die ich ſo im offenen Meere, in einem Boote erlebte. Das feſte, aber dennoch ſtumpfe Bewußtſein, daß wir dem Tode geweiht waren, begleitete mich fortdauernd; eigentliche Todesangſt fühlte ich nicht. — War es die jugendliche Lebenskraft, welche den Gedanken des Todes, ſo lange irgend eine entfernte Hoffnung möglich ſcheint, von ſich entfernt hält, die mich beruhigte? So viel iſt gewiß, ich erwartete bei jedem Wellenſchlage, der mit ungewöhnlicher Macht in das Boot hineinſchlug, den Tod mit einer Ruhe, die, wie ich vermuthe, doch eine ſtille Hoffnung in ſich verbarg. Es war nach ſechs Uhr Morgens, als wir eine Fregatte entdeckten; es war die nämliche aus Altona, die wir nun zum dritten Male ſahen, und die beſtimmt war, uns zu retten. Nicht ganz ohne Gefahr nahm die Fregatte uns auf; ſie ſelbſt trieb vor ihrem Anker.

Es iſt ein ſeltſames Gefühl, auf eine ſolche Weiſe ſich plötzlich aus einer großen Lebensgefahr gerettet zu ſehen, ein durchdringendes Aufjauchzen des ganzen Daſeins, ein gewaltſamer Jubel, aus den tiefſten Lebensquellen hervorbrechend. Die Gefahr, in welcher die Fregatte war, erſchien dem Capitain und der Mannſchaft bedenklich, wir hingegen fühlten uns vollkommen ſicher. Als der Steuermann, der, wie die Engliſchen Matroſen, jetzt in kurzer Zeit zum zweiten Male Schiffbruch gelitten hatte, mich umarmte und Glück wünſchte, daß ich in jungen Jahren eine ſo beneidenswerthe Erfahrung gemacht habe, fühlte ich die Wahrheit ſeines Glückwunſches; es war mir wirklich, nachdem ich gerettet war, als wäre dieſes Ereignis etwas höchſt Wünſchenswerthes.

Es iſt, wie man mich verſicherte, Gewohnheit, wenn Schiffbrüchige das Schiff verlaſſen, die Thiere zurück zu laſſen. So lange ein lebendiges Thier auf dem Schiffe ſich befindet, haben die Geſtrandeten bei der Rettung der Güter einige Vortheile. Ich hatte von Bergen her einen großen Hund mitgebracht, der mir viel werth war; es war ein Neufoundländer, er diente mir zum Schutze. Es wäre gefährlich geweſen, mich körperlich anzugreifen, und ſelbſt dem erbitterten Schiffer gegenüber leiſtete ſeine Gegenwart mir einen ſicherern Schutz, als der Steuermann. Er blieb auf dem Schiffe zurück; ich glaubte ihn verlören. Als wir einige Zeit auf der Fregatte zugebracht hatten und etwas zu uns ſelbſt gekommen waren, hörten wir ein heftiges Plätſchern; es war der Hund. Er ward heraufgezogen, und ich freute mich, ihn wieder zu haben. Er hatte in den zehn Tagen, während wir uns auf der Nordſee herumtrieben, mich viel gekoſtet, und ein Glück war es noch, daß er ſich die Zuneigung der Mannſchaft zu erwerben wußte und ſich mit dem Abhub der Nahrungsmittel begnügte. Wie hatte nun dieſer Hund mich wieder auffinden können? Ward er durch eine Spur mitten in der ſtürmiſchen Nacht im Meere geleitet, oder hatte er vielleicht gegen Morgen die Schiffe entdeckt, und bei andern ſchon einen vergeblichen Verſuch angeſtellt, ehe er an die Fregatte heranſchwamm? Daß mir in meiner damaligen Lage die natürlichſte Erklärung nicht die wahrſcheinlichſte war, wird man ohne allen Zweifel begreiflich finden. Ich glaubte, das Zeugnis ſeiner tiefen Anhänglichkeit in dieſem Ereigniſſe zu erkennen; ich fand mich verpflichtet, ſie zu erwiedern. Aber in der That ſah ich es wohl ein, daß die Dankbarkeit, mit welcher ich eine ſolche, mir wunderbare Zuneigung bezahlen müßte, mir theuer zu ſtehen kommen würde; denn ich hatte Alles verloren. Die kleine Summe, die ich bei mir trug, die beſtimmt war, die Frachtkoſten zu decken, war theils an den Schiffer vorausbezahlt, theils an den Kocksmats geſchenkt, um ſeinen guten Willen gegen den Hund lebendig zu erhalten, theils in dem Hafen verzehrt. Die Anweiſung an den Kaufmann L. in Hamburg war mit allen meinen übrigen Sachen verloren gegangen, ja ſelbſt meine gute Uhr hing in der Koye, aus welcher ich eilig heraufſprang, als das Schiff anſtieß. Ich hatte ſpäter gar nicht an ſie gedacht.

Ich war in einen ſchon viel gebrauchten Ueberrock gekleidet, welcher, durch das Arbeiten auf dem Schiffe zerriſſen und beſchmutzt, völlig unbrauchbar geworden war. Der Capitain der Fregatte überließ mir einen ſchon etwas abgetragenen Ueberrock; aber ich war ſchlank und mager, der Ueberrock hing mir wie ein Sack um den Leib.

Es war ein ſchöner Morgen, die Fregatte ließ ihren Anker ſtecken, der Sturm hatte ſich gelegt, aber noch wehte ein raſcher Weſtwind, der, indem er uns bei dem Hineinſegeln in die Elbe förderlich war, alle Schiffe, die den Fluß verlaſſen wollten, zurückhielt.

So erſchien mir zum erſten Male das erſehnte Deutſchland auf eine ſehr würdige Weiſe. Die Sonne warf ihren hellen Schein auf den mächtigen Strom, die ſtark bewohnten Däniſchen Ufer lagen in unſerer Nähe gegen Norden, die ſogenannten Ewer und kleineren Böte bewegten ſich zwiſchen den größeren Schiffen, die immer zahlreicher wurden, je tiefer wir in die Elbe hineinſegelten. Hinter der Fregatte folgte das Boot, in welchem wir uns gerettet hatten.

Der Sturm am vorigen Tage und in der Nacht ließ Unglücksfälle vermuthen, ja mir ſchien es, als wäre unſer Schiffbruch ſchon bekannt. Aus den Schiffen, denen wir nahe traten, wurden uns Fragen zugerufen: ob die Mannſchaft gerettet ſei und dergleichen. Mir war dieſes Schauſpiel ſo neu, ſo groß, alle Angſt für die Zukunft war verſchwunden, und die nächſte Noth drohte mir um ſo weniger, da die Seeleute einen jeden Schiffbrüchigen mit großem Wohlwollen behandeln und zu jedem Opfer bereit ſind. — Vor Stade mußte die Fregatte liegen bleiben. Das gelbe Fieber herrſchte auf den weſtindiſchen Inſeln, und ſie mußte die Quarantaine abhalten. Wir Geretteten erhielten Erlaubnis, die Fregatte zu verlaſſen. Ein Blankeneſer Ewer nahm den Jütländiſchen Kaufmann und mich auf. Wir wurden alſo hier von Schiffer und Steuermann getrennt. Der erſte hatte natürlich keine Anſprüche an mich, ich vielmehr an ihn; denn faſt die ganze Fracht war durch-Auslegen vorausbezahlt. Die Blankeneſer brachten uns nicht allein umſonſt nach ihrem Dorfe, ſondern ſetzten uns auch eine recht nahrhafte Mahlzeit vor. Als ich nun die hohe Treppe, die den ſchroffen Abhang nach dem Gaſthofe hinauf führt, betrat, und in einem abgetragenen, mir viel zu weiten Ueberrocke, der mich verunſtaltete, mit wenigen Schillingen in meiner Taſche, auf eine ſo verhängnisvolle Weiſe das Land begrüßte, in welchem ich mein zukünftiges Schickſal begründen wollte, befiel mich doch eine grenzenloſe Angſt. Viel trug auch dazu bei, daß ich nun rund um mich her von Alt und Jung die Deutſche Sprache vernahm, und zwar in einer Mundart, die mir unverſtändlich war.

In Rendsburg hörte ich ſpäter, wie ein Däniſcher Cajütenjunge, als er eben das Schiff verließ, indem er eine Frau ſah, die ein Kind trug und mit dieſem Deutſch redete, verwundert ausrief: „Wie dumm, Deutſch zu ſprechen mit einem kleinen Kinde!“ Ihm war es mit der größten Mühe nicht gelungen, die Sprache zu verſtehen, und hier ward dieſes Verſtändnis von einem kleinen Kinde gefordert. Man lacht, wenn man dieſes hört, aber dennoch war es eine ähnliche, wenn auch durch die Reflexion zurückgedrängte Ueberraſchung, die mich ergriff. Sie mag weniger hervortreten, wenn man auf dem Feſtlande ſich einer fremden Grenze nähert; eine Seereiſe aber ſchneidet alle Uebergänge ab. Der Steuermann und Schiffer waren zwar Deutſche, ſprachen aber mit mir Däniſch. Der größte Theil der Mannſchaft beſtand aus Norwegern. Während der Ueberfahrt auf dem Ewer ward zwar Deutſch geſprochen, und auch früher hatte ich wohl in Dänemark und in Norwegen, ſo gut ich konnte, mich in dieſer Sprache unterhalten: hier aber war es die Gewalt einer allgemein herrſchenden Sprache, die ſich mir plötzlich aufdrängte, und mir unmittelbar das Hülfloſe meiner Lage klar machte.

Wir traten in den Blankeneſer Gaſthof hinein; es war ſpät am Abend, und wir wollten noch Altona erreichen. Der Kaufmann hatte eine bedeutende Summe in Banknoten gerettet. Ich machte ihm begreiflich, daß ich nur dadurch ganz von Geld entblößt ſei, weil ich allein alle Auslagen für den Schiffer beſorgt hatte. Ich nannte ihm die Summe, die ich notirt hatte; er zahlte mir ohne Widerſpruch die Hälfte aus; wir mietheten einen Wagen und kamen in der Nacht in Altona an.

Den Tag darauf eilte ich in meiner verunſtaltenden Tracht nach Hamburg und ſuchte den Kaufmann L. auf. Meine Anweiſung war verloren gegangen, ich ſagte es ihm und nannte ihm die Summe. Zu meiner Verwunderung erhob er gar keinen Widerſpruch und zahlte ſie aus. Freilich war die Ladung für ihn beſtimmt, er hatte wohl auch von dem Kaufmanne einen Brief erhalten, und mein Schiffbruch mußte ihm bekannt ſein. Mir aber erſchien dieſe Bereitwilligkeit der Auszahlung der verlangten Summe, die mich wenigſtens für einige Monate aus aller Noth riß, ſelbſt wenn ich für die nothwendige Bekleidung nicht wenig verwenden mußte, als eine höchſt großmüthige That. Mit einer grenzenloſen Angſt näherte ich mich dem Hauſe. Ich befürchtete, in meiner ſeltſamen Tracht als ein betrügeriſcher Bettler mit Schimpf abgewieſen zu werden. Ich ſah jetzt alle Noth verſchwunden, betrachtete die ſo unerwartete Zuvorkommenheit als ein glückliches Zeichen für die Zukunft, und dieſe lag heiter und ſorgenfrei vor mir.

Hamburg.

So war ich denn in Deutſchland, aber freilich unter Verhältniſſen und in einer Umgebung, die meinen Abſichten und meinen Entwürfen wenig förderlich waren.

Ich verließ den Gaſthof, in welchem wir abgeſtiegen waren, und zog nach Hamburg, wo ich mich in ein beſcheidenes Dachſtübchen verkroch. Es war für dieſe große Handelsſtadt eine glänzende Epoche. Pichegrü gewann in Belgien den Sommer hindurch einen Sieg nach dem andern; Holland ſtand ihm offen; das Schickſal der Republik war ſchon entſchieden; eine Menge flüchtiger Holländer, unter dieſen mehrere der reichſten Familien, waren nach Hamburg gezogen; es wimmelte von Fremden, und ich hörte die Anzahl auf mehr als dreißigtauſend angeben. Da die Belgiſchen und Holländiſchen Häfen unſicher waren, zog ſich der ganze Handel nach Hamburg; der Luxus der größeren Handelsherren hatte den höchſten Gipfel erreicht; die großen Handelsverhältniſſe lockten zu immer kühneren Unternehmungen, und in dieſem Augenblicke, in welchem Alles ſo hoffnungsvoll und glänzend erſchien, ward ohne allen Zweifel der Grund gelegt zu der unglücklichen Cataſtrophe, die wenige Jahre nachher eintraf, und den Handel dieſer Stadt auf lange Zeit lähmte.

In der Mitte dieſes Gewühls ſtand nun der junge Mann mit wenigen Mitteln, der Sprache kaum mächtig, mit Gedanken und Entwürfen, die hier, und beſonders in ſeinen Umgebungen, keinen Anklang fanden, ja die, wo er ſie äußern wollte, nicht einmal begriffen wurden.

Der Hafen wimmelte von Schiffen, es war faſt gefährlich, in den engen Straßen ſich durchzudrängen, in welchen die Equipagen der Reichen mit unvorſich tiger Eile rollten, große Frachtwagen für die dicht an die Häuſer gedrängten Fußgänger kaum einen Platz übrig ließen, während Waaren auf mächtigen Karren mit niedrigen Rädern von mehreren Männern fortgezogen, gerollt, oder auf Schleifen mühſam fortgeſchleppt wurden. Die mächtige Handelsthätigkeit drängte ſich mir auf; Alles, was ich hörte und ſah, war mir fremd und unverſtändlich. In Kopenhagen, obgleich eine Handelsſtadt, wie Hamburg, lebte ich fortdauernd in einer Umgebung, die mit der Kaufmannſchaft in keiner Berührung ſtand. Die phantaſtiſche Art, mit welcher das Kind in Helſingör die Handelsverhältniſſe aufgefaßt hatte, konnte hier, wo ich nur von Börſenſpeculation, Wechſel, Disconto und dergleichen reden hörte, kaum einen Anhaltspunkt finden.

Mein Umgang beſchränkte ſich auf zwei Kaufleute; der eine war der ſchon genannte L., der auf den Vorſätzen wohnte, und der zweite ein Däne, Madſen, in Altona. Beide kannten wenigſtens meine jetzige bedrängte Lage, und nahmen mich mit großer Freundlichkeit in ihren Familien auf. L. war ein Kaufmann niedern Ranges: ſeine Bildung reichte kaum über ſeinen etwas beſchränkten Handelskreis hinaus, und es war mir leicht, bei ihm mit meinen Kenntniſſen zu imponiren. Er lebte ganz nach der Hamburger Sitte. In ſeinem Hauſe war Alles einfach, bürgerlich eingerichtet. Die Frau, die unverheirathete Schweſter, waren unabläſſig mit der Wirthſchaft, Kochen und Waſchen, beſchäftigt. Der Kaufmann brachte den ganzen Tag auf ſeinem Comptoire zu. Alle Sonntage beſuchten ſie die Kirche, und in den geputzten Stuben herrſchte dann eine feierliche Stille. Sie verließen ſelten das Haus, ihr Umgang war ſehr beſchränkt, doch lernte ich hier ein Familienverhältnis kennen, welches mich überraſchte, und gewiß ſeltener Art war. Einen Mann von mehr als ſechzig Jahren fand ich eines Abends da; er kam mir höchſt ſeltſam vor, war, ſeines Alters ungeachtet, höchſt ungeſchickt und ſchüchtern, drückte ſich über alle Verhältniſſe des Lebens unſicher aus, wagte über nichts ein entſchiedenes Urtheil, und ließ ſich durch den leiſeſten Eindruck einſchüchtern. Das Betragen dieſes Mannes ſetzte mich in Erſtaunen, ich hielt ihn faſt für blödſinnig. Einige Zeit nachher erhielt ich aber den ſeltſamſten Aufſchluß über ſeine Lage. Ein viel älterer Mann (er war, wie ich hörte, über neunzig Jahre alt) erſchien mit dem ſechzigjährigen zugleich; er war für ſein ſehr hohes Alter noch immer rüſtig, trug ſich ſtattlich, und erſchien ſtrenge und gebieteriſch. Es war der Vater des ſechzigjährigen Greiſes, und behandelte dieſen, ſeinen Sohn, wie einen Knaben; dieſer durfte kaum in ſeiner Gegenwart den Mund öffnen, ohne auf die rückſichtsloſeſte Weiſe zurecht gewieſen zu werden. Wie ich ſpäter vernahm, durfte der Sohn nichts für ſich unternehmen, lebte unter der Zucht des Vaters, wie ein Unmündiger, wagte ohne ſeine Erlaubnis nicht, das Haus zu verlaſſen, und einſt ſoll der neunzigjährige Greis, in Gegenwart vieler Menſchen, zornig ausgerufen haben: „Ich muß den Jungen doch noch mores lehren!“ Die Tochter, erzählte man, habe dieſe ſtrenge Zucht bis zu ihrem ſechsundvierzigſten Jahre ausgehalten, dann ſei ſie mit einem Küſter davon gelaufen. Während ich in Hamburg war, ſtarb der Vater, und nun ſollte der ſechzigjährige Jüngling anfangen, auf eigenen Füßen zu ſtehen und ſich in der Welt umzuſehen. Wie er ſich dabei benommen hat, iſt mir unbekannt, denn ich habe nichts weiter von ihm gehört.

Die Familie L. hatte mich ſehr lieb, ich war jederzeit willkommen, und lernte ſchnell und geläufig, wenn gleich fehlerhaft, Deutſch ſprechen. Wenn ich einige Tage wegblieb, ſchienen ſie unruhig, und es war nur gar zu natürlich, daß ſich eine Art Neigung zwiſchen mir und der unverheiratheten Schweſter ausbildete. Ich gehörte, ſo zu ſagen, zur Familie; ein alter Herr, welcher faſt immer Abends zugegen war, der Vater der Frau, unterhielt ſich gern mit mir, und ich ergötzte mich, wenn er von ſeinem Leben und ſeinen Handelsreiſen ſprach. Ich lernte durch ihn zuerſt ein Kartenſpiel, Piquet nämlich, und wie ich dieſes leichte Spiel inne hatte, durfte ich kaum einen Abend fehlen; wir ſpielten um Rechenpfennige.

Ich hatte ungefähr einen Monat auf dieſe Weiſe im Hauſe gelebt, als ein jüngerer Bruder aus London erſchien. Er ſpielte einen Engliſchen Dandy, ſchien mit meinen Verhältniſſen zu ſeiner Familie höchſt unzufrieden, ſuchte eine jede Gelegenheit, mich anzugreifen, und wo möglich zu demüthigen. Meine Kleidung war freilich höchſt beſcheiden; lange Zeit trug ich nichts als einen Ueberrock, und erſchien, da alle Welt meine Lage kannte, auch in einer Geſellſchaft in dieſem. In dem Hauſe des Kaufmanns fiel dieſes nicht auf, ja die Familie, die die Sparſamkeit als eine große Tugend anſah, lobte mich deswegen; der jüngere Bruder aber erlaubte ſich einmal eine Bemerkung darüber. „Iſt es,“ ſagte er, „in Ihrem Vaterlande Gebrauch, im Ueberrocke Geſellſchaften zu beſuchen?“ „Allerdings,“ antwortete ich, „wenn man nichts Anderes hat, und die beſſere Geſellſchaft in meinem Vaterlande würde ſich nie eine Bemerkung darüber erlauben.“ Er ſchwieg, und Bruder und Schwägerin lobten und vertheidigten mich. Er war aber erbittert, und wagte ſpäter einen zweiten Angriff. Bei der Mittagstafel ward ein Braten mir zum Vorſchneiden hingeſtellt; ich entſchuldigte mich mit meinem Ungeſchick. „Ein jeder junge Mann von Lebensart muß vorſchneiden können!“ rief der junge Mann, der mir gegenüber ſaß, triumphirend aus. Dieſer Angriff empörte mich, und ſchon beſchloß ich, nicht mehr die Familie zu beſuchen. Indeſſen faßte ich mich. „Sie können alſo ohne allen Zweifel vorſchneiden,“ fragte ich, und ſchob dem Bruder den Braten zu. „Allerdings,“ antwortete er übermüthig. Mit äußerer Ruhe und innerer Erbitterung erwiderte ich: „Sie, mein Herr, beweiſen alſo wenigſtens, daß ein Mann ohne Lebensart vorſchneiden kann.“ Es entſtand in der Geſellſchaft ein verlegenes Stillſchweigen, aber der junge Mann, der überhaupt etwas übermüthig war, ſchien an ſolche Erwiderungen gewöhnt; doch war es der letzte Angriff, den er ſich erlaubte.

Ganz anders war das Verhältnis bei Madſen. Er hatte Manches gelernt, und erſchien als ein Mann der beſſern Geſellſchaft. Seine Frau war mild und von feiner Bildung; Beide höchſt wohlwollend gegen mich geſinnt, zeigten die größte Theilnahme mit meinem Schickſale, und waren in jeder Art hülfreich. Nicht ohne die innigſte Dankbarkeit erinnere ich mich der Stunden, die ich in ihrem Hauſe zubrachte, und der Güte, die ſie mir jederzeit bewieſen. Er hatte ſeinen Handel damals angefangen, lebte ſtill, aber höchſt anſtändig. Erſt vor Kurzem hörte ich, daß er, obgleich blind, bei ſeiner Familie in Haide, im Ditmarſchen, geſund und glücklich im hohen Alter lebt. —

Es würde mir außerordentlich angenehm ſein, wenn dieſe Zeilen ihn noch lebend träfen, und ihn an den damals jungen Mann erinnerten, dem jetzt als Greis die Güte und das Wohlwollen noch immer in dankbarer Erinnerung geblieben ſind.

An Studien war freilich in den Verhältniſſen, worin ich lebte, gar nicht zu denken. Vor mir ſtand die ſchwere Aufgabe, der Geſellſchaft, die mich nach Norwegen geſandt hatte, Rechenſchaft von meiner Reiſe abzulegen. Sie laſtete ſchwer auf mir. Ich hatte nun Alles verloren, und anſtatt einen ausführlichen, wiſſenſchaftlichen Bericht einzugeben, vermochte ich nur von meinem Unglücke, von meinem Schiffbruche zu erzählen. Würden ſie nicht das Ganze als eine Ausflucht betrachten, um meine Trägheit und die unnütz vergeudete Zeit zu bemänteln? Ich fand, wie nothwendig es war, irgend ein Zeugnis beizubringen, auf welches ich mich berufen könnte. Glücklicherweiſe hatte ich die beiden Aerzte, an welche ich durch meinen Lehrer Vahl in Bergen empfohlen war, nach meiner Rückkehr von der Reiſe an der Nordweſtküſte, eingeladen, die Schätze, die ich mitgebracht hatte, in Augenſchein zu nehmen. Dem alten Doktor Büttner, der ſich in ſeinen jüngeren Jahren mit zoologiſchen Studien beſchäftigt hatte, theilte ich meine Zweifel mit, über die Schwierigkeiten, die ich fand, die Thiere zu beſtimmen und zu beſchreiben. Zwar hatte er ſich nicht mit dieſem Theile der Naturgeſchichte beſchäftigt, zwar erlaubten weder ſeine Kenntniſſe, noch ſeine Zeit ihm, mir behülflich zu ſein: aber dennoch war er am genaueſten von meinen Bemühungen und geſammelten Schätzen unterrichtet; ich berief mich auf ihn.

Eine andere Angſt quälte mich nicht wenig. Mein Schiffbruch, in Verbindung mit meinem Aufenthalte in Norwegen, und mit dem tollkühnen Entſchluſſe, mich hülflos allen Zufällen in einem fremden Lande preiszugeben, erſchien mir ſelber einem Gedichte ſo ähnlich, daß ich befürchten mußte, es würde meinen Freunden auch ſo erſcheinen. Wirklich erfuhr ich ſpäter, daß dieſe Furcht nicht ungegründet war.

Als mein erſtes Schreiben mit der ausführlichen Nachricht von meiner Seereiſe, von meinem Schiffbruche, an Ole Hieronymus Mynſter ankam, und mehreren Freunden vorgeleſen wurde, herrſchte, wie ſie erzählten, erſt ein Erſtaunen, dann ein verlegenes Stillſchweigen, bis endlich der wenig ſchonende

O. H. Mynſter ausrief: „Das iſt, ſo wahr Gott lebt! erlogen.“ (Det er Pinedöd Lögn!) — Zum Glück war Vahl ein Bergenſer.

Ein junger Mann, der ſich ſpäter als Dichter auszeichnete, bezog die Univerſität in Kopenhagen, Sagen war ſein Name: dort konnte mein Schiffbruch natürlich nicht unbekannt ſein, und da ich während meines Aufenthaltes einiges Aufſehen erregt hatte, war er auch wohl vielfach beſprochen worden.

In meinen Briefen beſchwur ich nun meine Freunde, bald möglichſt meine Sammlung, meine Bibliothek zu verkaufen. In der Antwort, die ich erhielt, wurde zwar kein Zweifel in meinen Bericht geſetzt, aber von meinem Schiffbruche war doch ſo wenig die Rede, daß ich mit innerlichem Verdruſſe ihre Gedanken zwiſchen den Zeilen las. Mein tollkühner Entſchluß wurde ſchonungslos getadelt. „Du mußt nun für Deine Thorheit büßen, wir können hier wenig für Dich thun,“ ſchrieb O. H. Mynſter. „Der Verkauf Deiner Sachen,“ fuhr er fort, „iſt mit vielen Schwierigkeiten verbunden, wenn Du ſie nicht für eine ſo geringe Summe verſchleudern willſt, daß Deine hieſigen Schulden kaum bezahlt werden können, Du aber nichts erhältſt.“ Dennoch waren meine Freunde über meine Lage höchſt erſchrocken. Rahbek ſchlug mir literäriſche Taglöhnerarbeiten vor, Correſpondenz-Artikel für Monatsſchriften, Ueberſetzung Deutſcher Romane und dergleichen. In der That hatte ich ſelbſt an ſolche Arbeiten gedacht. Was Goethe mir ſchon früh geweſen war, iſt dem Leſer bekannt. Der erſte Theil von Wilhelm Meiſter war eben erſchienen, und ehe noch die Nachrichten aus Kopenhagen ankamen, hatte ich ein Paar Kapitel überſetzt. Dieſer Verſuch wollte nun gar nicht gelingen. Für die Ueberſetzung fand ich keinen Verleger, und um intereſſante Correſpondenz-Nachrichten zu ſammeln, mußte ich in einer Umgebung leben, zu welcher ich mir einen Zutritt zu verſchaffen durchaus nicht verſtand. Mein Ungeſchick war in dieſer Rückſicht in der That unglaublich. Ich verſtand es durchaus nicht, irgend eine günſtige Verbindung herbeizuführen. Mir meiner Armut bewußt, imponirten mir ſelbſt die Buchläden ſo, daß ich in keinen hinein zu treten wagte.

Indeſſen verging die Zeit, und die Summe, über die ich zu gebieten hatte, nahm auf eine bedenkliche

Weiſe ab. An Arbeiten war nicht zu denken; die gewühlvolle Stadt, das nahe liegende Altona, die weit ausgedehnten Vorſtädte gegen Bergedorf zu, die prachtvollen Landhäuſer und Gärten längs der Elbe, gaben mir hinlängliche Beſchäftigung, und noch einmal trat ein bewegtes äußeres Leben mir großartig entgegen und riß mich hin.

Wenn ich zur Börſenzeit die Handelsleute mit eiligen Schritten die Straßen durchſchneiden ſah, wenn auf der Börſe ſelbſt das dichte Menſchengedränge mir entgegentrat, und ich das Gemurmel aus ſo vielen mannigfaltigen, ſich durchkreuzenden Geſprächen vernahm, wenn ich bedachte, wie ein jedes ſolches Geſpräch ein anderes Intereſſe berührte, viele lang gehegte Hoffnungen zerſtörte, und über das Schickſal ganzer Familien entſchied: ſo konnte ich ſo völlig in die große Allgemeinheit menſchlicher Verhältniſſe hineintauchen, daß meine eigene Lage mir durchaus kleinlich und unbedeutend vorkam. Im Hintergrunde aber lauerte dennoch der Trieb der Selbſterhaltung, der nach einer ſolchen Zerſtreuung deſto mächtiger erwachte.

Es war ein ſchöner Winter, der Schnee bedeckte die Gegend, das Wetter war klar, ich konnte wöchentlich mein kleines Dachſtübchen aufkündigen, Alles, was ich beſaß, ließ ſich mit Leichtigkeit in einen kleinen Mantelſack einpacken, und ſo mein ganzes Eigenthum mit mir tragend, beſchloß ich, eine größere Wanderung anzutreten.

In den kleineren Städten, in den Gaſthöfen, in welchen ich mich mit einem kalten Stübchen und einem mäßigen Lager begnügte, konnte ich mich eben ſo wohlfeil behelfen, wie in Hamburg, und in der That, in dieſer Zeit brachte mich die Angſt dazu, gegen meine Natur, auf eine jede, ſelbſt die kleinſte Ausgabe zu achten. Mein Hund, als mein Beſchützer. begleitete mich, ja er war es vorzüglich, der mich beſtimmte, Hamburg auf einige Zeit zu verlaſſen, denn da war es ſchwierig und forderte große Ausgaben, ihn zu ernähren. Ich war auf dieſer Wanderung ganz meiner Laune überlaſſen, nur die Richtung nach Rendsburg vermied ich; dort lebte mein Vater, und ich kannte nichts Entſetzlicheres, als in meiner damaligen Lage zu ihm meine Zuflucht nehmen zu müſſen. Ich wanderte durch Dörfer und Städte, und kam nach der Feſtung Glückſtadt. Ich weiß nicht, was mich eben hier anzog, vorzüglich wohl die große Freundlichkeit der alten Wirthsleute in einem kleinen Gaſthofe. Ich verplauderte mit ihnen die Abende, ich erzählte meinen Schiffbruch, und die alten, treuherzigen Menſchen, die ſich ſelbſt kümmerlich behalfen, ließen mich an ihren Freuden und Leiden auf die unbefangenſte Weiſe Theil nehmen; durch Banqueroutte hatten ſie mühſam erworbene Summen verloren, auf einer Grönlandsfahrt das einzige Kind; es ſchien ihnen eine Erleichterung zu ſein, einen theilnehmenden Menſchen zu finden, der mit ihnen weinte, wenn ſie bei dem Andenken an den Verluſt des Sohnes Thränen vergoſſen.

Aber hier ſollte ich ſelbſt Etwas erleben, was mich tief erſchütterte. Der Wall der Feſtung, oder ein großer Deich nach der Elbe, lag in der Nähe des Gaſthofs. Hunde durften dieſe Wälle und Deiche nicht beſteigen, und ich war wegen meines Neufoundländers beſorgt. Eines Tages ging ich, tief grübelnd über mein eigenes Schickſal und die Leiden meiner Wirthsleute, dicht unter dem Walle, als ich über mir einen Schuß fallen hörte. Ich weiß nicht, was es war, was mich plötzlich ängſtigte. Mein Hund hatte mich begleitet, ich ſah ihn nicht, er kam nicht, als ich ihn rief, wohl aber entdeckte ich in dem Schnee die Spuren, die er im Hinaufklettern des Walles hinterlaſſen hatte. Voller Angſt beſtieg ich den Wall; ich hatte den Wächter durch eine kleine Summe gewonnen; er hatte verſprochen, den Hund nur wegzujagen, nicht zu tödten. Er trat mir ſelbſt erſchrocken entgegen, behauptete, nur den krummen ſchwarzen Rücken über dem aufgewühlten Schnee geſehen, meinen Hund nicht erkannt und ſo geſchoſſen zu haben. Ich fand das arme Thier, es leckte noch ſterbend meine Hand.

Man muß ſich meine damalige Lage denken, um die volle Bedeutung eines ſolchen Verluſtes zu faſſen. Ich war tief erſchüttert; ſelbſt der Wallwächter zeigte eine große Theilnahme. Ich hatte mich faſt vier Wochen in Glückſtadt aufgehalten, jetzt trieb es mich fort. Die Rechnung im Gaſthofe war ſo unbegreiflich gering, daß es mir einleuchtete, die guten alten Leute wollten ſich nur bezahlen laſſen, um mich nicht zu verletzen.

Ich ging nun ohne meinen bisherigen treuen Begleiter zurück nach Hamburg. Ich fühlte mich unbeſchreiblich verlaſſen; es quälte mich eine innere Angſt für die Zukunft, wie ich ſie nie gefühlt hatte. Die tägliche Sorge für den Hund und ſeine Verpflegung, die Opfer, die ſeine Erhaltung mich koſteten, beſchäftigten mich, machten mir ihn theuer: daß ich das einzige lebendige Weſen verloren hatte, welches ſich unbedingt an mich anſchloß, ſchien mir als ein dunkeles Verhängnis auf ein trübes Schickſal zu deuten. Die ganze innere und äußere Gefahr meiner Lage ward mir auf einmal klar. Ich hatte mich nun zwei Monate hindurch, ganz meinen Phantaſieen überlaſſen, herumgetrieben, ohne irgend eine beſtimmte wiſſenſchaftliche Beſchäftigung. Schriften, wie ſie mir der Zufall in die Hand brachte, las ich wohl, aber ſie waren meiſt leichter Art, und mehr geeignet, wüſte phantaſtiſche Träume zu erzeugen, als zu dämpfen. Das fortdauernde zerſtreuende Leben auf der Straße, in der Umgegend der Stadt, in Gaſthöfen, Kaffeehäuſern, Weinkellern, fortdauernd unter Menſchen, die mir fremd waren, verhinderte mich, ſelbſt irgend Etwas zu produciren. Ich erinnere mich nicht, in dieſer ganzen Zeit irgend etwas Zuſammenhangendes, etwa ein Gedicht, eine Erzählung, eine Reihefolge wiſſenſchaftlicher Gedanken, niedergeſchrieben zu haben: und dennoch kochte und brauſte es in mir, und ich war fortdauernd nicht bloß von meiner äußeren Lage ergriffen, ſondern auch heftig geiſtig aufgeregt; aber es waren gigantiſche Träume, unförmliche Ahnungen, die ſich nicht zu geſtalten vermochten. Ereigniſſe und Gedanken bildeten ein verworrenes Knäuel; inneres und äußeres Leben war ſo in einander verflochten, daß an eine klare Sonderung nicht zu denken war. Es gab Stunden, ja Tage, in welchen ich, von einer peinlichen Angſt ergriffen, glaubte, Alles vergeſſen zu haben, was ich durch frühere Anſtrengungen und Mühe erlernt hatte. Ich ſuchte dann wohl irgend einen, mir ſonſt wohlbekannten Gegenſtand zu faſſen, in ſeinem Zuſammenhange zu verfolgen; die quälende Angſt ſteigerte ſich, ich fühlte mich körperlich beklemmt, der Athem ſtockte, es war, als ruhte eine drückende Laſt auf mir, die ich nicht abzuwerfen vermochte; geiſtig leer ſtand ich da und konnte mich auf nichts beſinnen. So habe ich es innerlich erlebt, wie Armut und unglückliche Verhältniſſe einen fähigen jungen Mann niederdrücken, und auch wohl nicht ſelten für immer zu Grunde richten können. Es iſt eine trübe Erfahrung, die von dieſer Zeit an in meinem ganzen Leben einen dunkeln Hintergrund bildet. Mein ſpäteres Leben, als Univerſitätslehrer, hat mir nur zu oft junge Männer in einer Lage, wie meine damalige, entgegengeführt. Ich habe ſie oft genug dem Abgrunde nahe geſehen, und eine innerliche, peinigende Theilnahme hat dann die erlebte Angſt hervorgerufen, daß ich gezwungen ward, das fremde Unglück als ein eigenes zu tragen, beſonders wenn ich, was nur zu oft der Fall war, nicht zu helfen, nicht zu retten vermochte.

Ich kam nach Hamburg zurück; ich bedurfte menſchlicher Theilnahme, und eilte zu dem Kaufmann L. In meiner trüben Stimmung war ich nicht geneigt, die ganze Noth meiner Lage Anderen zu vertrauen. Ich hatte die Stadt verlaſſen, ohne es Jemand wiſſen zu laſſen; als ich nun in die Stube hineintrat, ſtürzten mir Mann, Frau, Schweſter jubelnd entgegen. Die Schweſter ſchwamm in Thränen. „Gott Lob, daß Sie da ſind!“ riefen ſie; „wo ſind Sie geweſen?“ Sie beſtürmten mich mit Fragen. Als ich einige Tage nicht erſchienen war, ſuchte der Kaufmann mich in meiner Wohnung auf, und erſchrak heftig, als er erfuhr, daß ich dieſe auf immer verlaſſen habe. Sie erwarteten nun voller Sorge, Etwas von mir zu erfahren; ich kam nicht, und ihre Angſt ſtieg. Zwar hatte ich mich niemals über meine unſichere Zukunft geäußert, aber wenig geeignet, mich zu verſtellen, mußte mein innerer Gram und meine kummervolle Zerſtreuung doch oft den wohlwollenden und theilnehmenden Freunden auffallen. Sie ahneten das Unglückliche meiner Lage, und ihre Theilnahme und große Freude, als ich nun erſchien, erſchütterte mich.

Ich mußte nun Alles erzählen, und ſtellte die Reiſe als eine bloße Laune von mir dar. Die klaren, trockenen und reinlichen Wintertage hätten mich gegen meine urſprüngliche Abſicht weiter gelockt. Die freundliche Güte der alten Wirthsleute rührte, der Tod des Hundes betrübte ſie.

Nach einiger Zeit forderte mich der Kaufmann auf, mit ihm in eine andere Stube hineinzutreten; er wünſchte, mich allein zu ſprechen. Wie überraſcht war ich nun, als er mir geſtand, daß er meine Lage durchſchaut, und mir vorſchlug, auf ſeinem Comptoir zu arbeiten und den Handel zu erlernen. „Ich habe,“ ſagte er, „Ihre Neigung zu meiner Schweſter gemerkt.“ Kurz, der Vorſchlag lag klar da, ich ſollte ſeine Schweſter heirathen, Commis der Handlung und ſpäter Aſſocié des Hauſes werden.

Ich gerieth in die peinlichſte Verlegenheit; irgend Etwas zu äußern, was die Familie, die mich ſo wohlwollend behandelt hatte, kränken könnte, ſchien mir im höchſten Grade tadelnswerth, ja, war mir unmöglich. In meinem Verhältniſſe gegen die Schweſter hatte ich mir wenig oder nichts vorzuwerfen; ſie war älter als ich, und obgleich ſie etwas Angenehmes und Anſprechendes hatte, doch keinesweges ſchön. Ihre Erziehung und Bildung verhinderten eine jede bedeutende Unterhaltung. Daß ein junger Menſch, in einer drückenden Lage, ſich mit Hingebung an ein weibliches Weſen, welches ihm theilnehmend entgegen kömmt, anzuſchließen geneigt iſt; daß er, unter ſolchen Umſtänden, mit einem Mädchen in ein vertrauliches, ja gewiſſermaßen zärtliches Verhältnis gerathen kann, iſt gar zu begreiflich: doch war es mir nie eingefallen, dieſem Verhältniſſe eine tiefere Bedeutung beizulegen. An eine beſtimmte Erklärung hatte ich nie gedacht, und der Gedanke, zu heirathen, war mir furchtbar. Auch bin ich überzeugt, daß die Zuneigung des Mädchens eben ſo wenig tief war, als die meinige. Ueberlege ich indeſſen alle Umſtände, ſo ſcheint mir dieſe Erklärung des Bruders ſehr natürlich. Die Erziehung dieſer Menſchen war eine derb bürgerliche, ganz und gar ohne alle Beimiſchung des Phantaſtiſchen. Ein Verhältnis, wie das zwiſchen der Schweſter und mir, erhielt nothwendiger Weiſe von meiner Seite einen poetiſchen Anſtrich. Die Mittheilungen wurden, obgleich ich mir bewußt bin, nie Liebe ausgeſprochen zu haben, innerlicher, und was in einer höher gebildeten Familie gar keine Folgen gehabt haben würde, mußte von dieſen einfachen Menſchen als ein Zeichen ernſtlicher Abſichten gedeutet werden. Ohne allen Zweifel hatte meine Perſönlichkeit imponirt; man mochte glauben, daß ein junger Menſch, mit meiner Bildung, meinen Kenntniſſen, würde er erſt in den Geſchäften unterrichtet, ihrem Handel einen lebhaften Schwung geben könnte, und ſo war, wie es bei ſolchen Menſchen immer der Fall iſt, wohl eben ſo viel verſtändige Berechnung, wie Wohlwollen, bei dieſem Vorſchlage thätig.

Ich habe es oft erlebt, daß, wenn man plötzlich in eine unerwartete Lage verſetzt wird, wenn man gezwungen wird, ſchnelle Maaßregeln zu ergreifen, ohne Zeit zur Ueberlegung zu haben, der ſichere Inſtinct ein beſſerer Führer iſt, als alle Reflexion. Ich ſah ein, daß die beiden Vorſchläge, da zu bleiben, den Handel zu erlernen und dann zu heirathen, durchaus mit einander verbunden waren. Darauf gründete ich mein Benehmen. Ich ſtellte dem Freunde vor, da ich doch jetzt über meine Lage ſprechen müßte, daß das Bedenkliche derſelben doch nur vorübergehend ſei, daß meine Familien- und ſonſtigen Verhältniſſe in meinem Vaterlande, meine Stellung binnen kurzer Zeit verbeſſern würden; und ſeltſam genug, indem ich dem freundlich geſinnten Manne meine Lage in einem günſtigeren Lichte darzuſtellen ſuchte, kam ſie mir ſelbſt ſo vor, und der Kummer, der mich quälte, übertrieben. Es war mir leicht, ihn von meiner Unfähigkeit zu Handelsgeſchäften, und von der Thorheit, eine Laufbahn aufzugeben, die ich nicht ohne Glück betreten hatte, zu überzeugen. Ueber das Verhältnis zu ſeiner Schweſter drückte ich mich ſehr behutſam aus, ja ich wagte zu äußern, daß eine Verbindung mit ſeiner Familie mir erwünſcht wäre, wenn ich hoffen dürfte, daß ſie ſich entſchließen könnte, ſich mit einem jungen Manne mit unſicheren Ausſichten zu verbinden, der noch in einer langen Reihe von Jahren nicht ans Heirathen denken dürfe, und der auf jeden Fall ſich dann in einer großen Entfernung von Hamburg häuslich niederzulaſſen gezwungen werde.

Ich hatte den rechten Ton getroffen. Der Kaufmann ſelbſt ſchien mit der beſonnenen Art, mit welcher ich dieſe Sache als ein Geſchäft betrieb, ſehr zufrieden. Er bat mich indeſſen, das Haus zu verlaſſen, ohne zu ſeiner Familie zurück zu kehren. Keiner konnte zufriedener mit dieſem Vorſchlage ſein, als ich. So glücklich ich mich, dem Kaufmanne gegenüber, durchgeholfen hatte, ſo völlig rathlos würde ich geweſen ſein, wenn ich der Schweſter gegenüber ſtand.

Den Tag darauf beſuchte mich L. ſelbſt. Ich brachte den Mittag in der Familie zu; von dem, was ich mit dem Bruder geſprochen hatte, war gar nicht die Rede, und wenn das Verhältnis zwiſchen mir und der Schweſter etwas kälter erſchien, ſo war doch der Unterſchied kaum zu merken.

Ich hatte dieſe erſte Nacht in einem Gaſthofe zugebracht, heute ſchlug mir L's Schwiegervater vor, in einem ihm zugehörigen Hauſe ein Stübchen zu beziehen, abermals eine Dachſtube. Das Haus war an einen Schankwirth vermiethet; die Miethe für mein Stübchen ſehr gering. Ich lebte hier drei bis vier Wochen. In dieſer Zeit erhielt ich die Nachricht, daß von meinen Sachen aus dem Wrack des Schiffes Einiges gerettet wäre. Es war nichts, als der zoologiſche Theil der Gmelinſchen Ausgabe von Linné. Die Uhr glaubte ich in der Stube des Blankeneſers hängen zu ſehen; ich wagte nicht, ſie zu fordern.

Von jetzt an ward meine Lage immer bedenklicher; die Briefe aus Kopenhagen gaben gar keinen Troſt. Die Summe verringerte ſich täglich, und drohte, bald ganz zu verſchwinden. Je höher meine Noth ſtieg, deſto mehr zog ich mich von dem Kaufmann Madſen in Altona, ſo wie von der Familie L. zurück. Ich lebte acht Tage lang von Aepfeln, Birnen und Semmel. Die letzte kleine Summe war ſchon verſchwunden. Jetzt ward ich krank, und zwar zum erſten Male, von einer inflammatoriſchen Angina, einer Anſchwellung der Tonſillardrüſen, ergriffen, eine

Krankheit, die mich ſeitdem öfters befiel. Ich hatte ſchon früher bemerkt, daß die Geſellſchaft, die ſich in dem Hauſe verſammelte, keineswegs die anſtändigſte war: es waren Matroſen mit ihren Dirnen, und nicht ſelten entſtand Lärm und Zänkerei. Als ich krank gegen Abend nach Hauſe kam, nur unter heftigen Schmerzen zu ſprechen und zu ſchlucken vermochte, ſah ich einen Saal erleuchtet und hörte Tanzmuſik. Nur mit Mühe gelang es mir, von dem Wirthe ein Paar Taſſen Thee und eine Semmel zu erhalten. Ich trug das Erhaltene ſelbſt auf mein Stübchen und ſank nun matt und erſchöpft auf mein Bette. Ich ſchlief zuweilen unruhig ein, erwachte, von einem heftigen Fieber ergriffen, wieder; die wirbelnde Tanzmuſik ertönte, das verworrene Geſchrei drang in meine Stube hinein, und mich hatte eine Art Verzweiflung ergriffen. Es war Mitternacht; die Tanzmuſik war verſtummt, aber das immer heftiger werdende Geſchrei überzeugte mich, daß ſich unter den Gäſten ein bedenklicher Streit erhoben hatte. Auf einmal hörte ich, wie Jemand eilig die Treppe heraufſtürzte. Mehrere folgten, meine Stubenthür ward gewaltſam eröffnet, ein erhitzter, halb betrunkener

Matroſe ſtürzte mit ängſtlicher Miene herein, Andere, die ihn verfolgten, ihm nach, und ich ſah einen drohenden, gefährlichen Kampf auf meiner engen Stube, dicht vor meinem Krankenlager ſich entſpinnen.

Indeſſen waren Wirth und Wirthin ſchnell nachgeeilt; der Anblick eines Kranken ſchien die Halbberauſchten zur Beſinnung zu bringen; der ganze Schwarm verließ polternd und noch immer zankend die Stube, und ließ mich in der troſtloſen, nächtlichen Dunkelheit zurück.

Ich wäre verloren geweſen, wenn nicht den Tag darauf die beiden, mir freundlich geſinnten Familien ſich nach mir erkundigt hätten. Sie erſchraken, als ſie erfuhren, in welcher Lage die hingeſchickten Boten mich gefunden hatten. Jetzt war alle Hülfe da: Arzt, Arzenei, ſtärkende Speiſen, wie ich ſie zu genießen vermochte. Die Krankheit nahm ihren neuntägigen Verlauf, und ich erholte mich.

Mein trotziger Sinn war gebrochen, ich ſah ein, daß ich auf jede Weiſe gezwungen war, Hamburg zu verlaſſen. Nach dem Geſpräche mit dem Kaufmann L. konnte ich mich nicht entſchließen, mich an ihn zu wenden. Der Kaufmann Madſen in Altona aber kam mir auf halbem Wege entgegen. Mein Vater war nicht weit entfernt, er lebte in Rendsburg, bei ihm mein jüngſter Bruder als Unteroffizier auf Avantage, und meine älteſte Schweſter, die von den Verwandten in Odsherred zurückgekehrt war, um ihm die Wirthſchaft zu führen, und die alte Magd. Ich hatte zwar aus Norwegen, aber nach meinem Schiffbruche, aus Hamburg gar nicht geſchrieben. Ich hoffte immer auf eine Veränderung meiner Lage, und wollte meinen Vater, der ſelbſt in einer höchſt beſchränkten Stellung lebte, nicht mit neuen Sorgen beladen.

Jetzt war ich genöthiget, ihn mit meiner ganzen troſtloſen Lage bekannt zu machen. Man hatte mir von Kopenhagen aus den Vorſchlag gemacht, nach Kiel zu gehen, und dort mich mit Unterricht, oder auf irgend eine Weiſe, vielleicht durch Vorleſungen, zu erhalten, und es iſt mir unbegreiflich, daß ich nicht ſelbſt dieſen Weg wählte, als ich noch eine kleine Summe beſaß. Ich bat nun meinen Vater, mir einen Platz in ſeinem Hauſe ſo lange zu vergönnen, als nöthig war, um durch Hülfe der Freunde in Kopenhagen die kleine Summe zuſammen zu bringen, die ich bedurfte, um, hinreichend ausgerüſtet, in Kiel einigermaßen anſtändig auftreten zu können. Ich kannte meinen Vater. Vorwürfe, die ich ſehr wohl fühlte, verdient zu haben, trafen mich gar nicht. „Ich theile,“ ſchrieb er mir, „den letzten Biſſen Brot mit Dir; eile hieher, ich ſehne mich, Dich zu ſehen.“

Ich verließ alſo Hamburg, und mitten im Winter brachte mich die fahrende Poſt zu meinem armen Vater.

Rendsburg.

Dieſer lebte im höchſten Grade gedrückt. Er hatte ein Arrangement mit ſeinen Gläubigern getroffen, und mußte dieſen einen großen Theil ſeiner Einkünfte überlaſſen. Wie gedemüthigt ich in ſein Haus trat, iſt leicht einzuſehen. Man erlaube mir, ſchnell über dieſe Epoche der harten Strafe wegzueilen; ſie dauerte leider nur zu lange. Ich kann ſelbſt in dieſem Augenblicke nicht klar durchſchauen, worin es lag, daß es meinen Freunden in Kopenhagen nicht gelingen konnte, die Empfehlungen und die kleinen Summen herbeizuſchaffen, die für eine erſte Einrichtung in Kiel nothwendig waren. Ich kann nicht ſagen, daß mein Vater Noth litt; ſelbſt, daß ich dazu kam, konnte bei der ganz einfachen Einrichtung der Haushaltung die Lage nicht verſchlimmern: aber mein Vater war an eine ſolche Entſagung, wie ſie hier gefordert wurde, nicht gewöhnt, und meine Lage ängſtigte ihn.

In Rendsburg betrachtete man mich allgemein als einen herabgekommenen, verunglückten Studenten, der jetzt, da ſein alter Vater von ihm Unterſtützung erwarten ſollte, dieſem zur Laſt fiel.

Bei ſolchen Gelegenheiten bleibt man nicht bei dem Einfachſten ſtehen. „Der Menſch galt ja für ein Genie,“ ſagte man ſich: „was iſt nun aus ihm geworden?“ „Er iſt durch Ausſchweifungen ruinirt,“ behauptete ein Anderer, „ſtumpf geworden, und wird wohl, wenn er ſeinen Vater an den Bettelſtab gebracht hat, ſelbſt in einem Spitale endigen.“

In Kopenhagen ging das Gerücht von mir, ich hätte mich in Preußen anwerben laſſen — nun, ich bin auch Preußiſcher Soldat geworden, und ſchäme mich deſſen nicht. — —

Während der Zeit lebte ich zwar, oft trübe geſtimmt durch die Armut meines Vaters, im Ganzen ruhig und ſtill, und, wie ſich von ſelbſt verſteht, in großer Einſamkeit. Mein jüngſter Bruder ſchloß ſich mit ganzer Seele an mich an, und ich erſtaunte über das tief aufgeregte geiſtige Leben, welches ſich in ihm bewegte. In einer jeden Deutſchen Stadt finden ſich einzelne Menſchen, die an der geiſtigen Bewegung der Zeit Theil nehmen: Prediger, Aerzte, Schullehrer, wohl auch der eine oder andre Beamte. So hatte es meinem Bruder, und jetzt mir, nicht an Hülfsmitteln gefehlt. Mein Bruder trieb ein ſehr ausgedehntes geſchichtliches Studium; ſeine Wiſſenſchaft ſelbſt ſuchte er theoretiſch aufzufaſſen; mathematiſche Kenntniſſe hatte er durch unſern älteſten Bruder erhalten; eine jede Stunde, die ihm übrig blieb, verwandte er auf ſein Studium; ſpottweiſe nannte man ihn den gelehrten Unteroffizier, und da in der damaligen Garniſon kaum einer der Offiziere war, wenigſtens unter denen der geringeren Klaſſe, der ſich auf ähnliche Weiſe beſchäftigte: ſo mußten ſeine Studien ihn immer mehr iſoliren. Sein Fortkommen wurde durch ſie gar nicht befördert, wenigſtens für die nächſte Gegenwart waren ſeine Ausſichten höchſt trübe. Wie innig unſer Bündnis unter ſolchen Umſtänden werden mußte, iſt begreiflich. Es war uns Beiden heilſam; wir lernten in dieſer Zeit, ganz von allen äußeren Verhältniſſen abzuſehen, und erwarteten keinen Lohn, wir forderten keinen Beifall, wir löſten keine fremde Aufgaben; nichts Aeußeres, auch keine unſichere Hoffnung ſtörte uns. Es mochte wohl ein innerer Trotz in dieſer nicht ganz freiwilligen Entſagung lauern: aber ſie verſchaffte uns Genüſſe und Freuden, die Keiner ahnete; nie bin ich fleißiger geweſen.

Auf die erſchlaffende Zerſtreuung, die mich in Hamburg Monate lang ergriffen hatte, folgte eine geiſtige Energie, die ich, ſeit ich Kopenhagen verließ, nicht gekannt hatte. Die Bücher, die ich hier vorfand, konnten mir nur dürftige Hülfe leiſten; aber jetzt bewährte ſich mein ſicheres und ungewöhnliches Gedächtnis. Ich beſitze Ausarbeitungen aus dieſer Zeit, die mich in Erſtaunen ſetzen, wenn ich die geringen Hülfsmittel erwäge, die mir damals zu Gebote ſtanden.

Das Einzige, was mich in dieſer Zeit ſtörte, waren die Briefe aus Kopenhagen. Sie mußten mich verſtimmen, und ich ſollte erfahren, daß mir noch der einzige irdiſche Verluſt bevorſtand, den ich erleiden konnte. Im Sommer 1795 brach ein Feuer in dem Marine-Etabliſſement (paa Holmen) aus. Es war gefährlich; der heftige Wind warf einen Funken nach einem der höchſten Thürme der Stadt; die Kirche war dicht von Häuſern umgeben; die Spritzen konnten den brennenden Thurm nicht erreichen, flammend ſtürzte er nieder und zündete eine Straße an. Der Wind verbreitete das Feuer mit großer Schnelligkeit, ein Drittheil der Stadt ward in Aſche gelegt, und mein kleines, mühſam erworbenes Eigenthum, Bibliothek und Sammlung, ward von den Flammen verzehrt. Ich war nun ganz von Allem entblößt; meine letzte Hoffnung hatte ſich auf dieſen Beſitz gegründet. Es war mir einmal die Hoffnung erwacht, daß der Sohn des Erbprinzen, der jetzige König von Dänemark, damals zehn Jahre alt, die Sammlung kaufen würde. Ich erinnere mich nicht, ob dieſe Hoffnung ſich zerſchlug, oder ob der Verkauf ſich nur verzögerte. Jetzt war ich ganz von der Hülfe meiner rathloſen Freunde abhängig; ich will ihnen nicht Eifer, wohl aber muß ich ihnen Geſchick abſprechen.

So bedeutend in meiner damaligen Lage der Verluſt war, ſo überwand ich ihn doch. Er ſtörte mich nur kurze Zeit in meinen Studien. So mir ſelbſt überlaſſen, ward ich gezwungen, mit meinen Kenntniſſen zu Rathe zu gehen. Das Bedürfnis einer geiſtigen Verknüpfung der Gegenſtände erwachte immer heftiger, forderte immer dringender Befriedigung, jemehr der erwägende Geiſt ſich ſelber überlaſſen war. Manche Anſichten, die ſpäter meinen Ruf begründeten, keimten in dieſer Zeit, wenn ſie auch nicht Reife erhielten. In dem Abgrunde der Bewußtloſigkeit ſchlummerte noch die Idee von einer lebendigen Einheit des Daſeins, aber ſie wuchs, inſtinctmäßig wuchernd, aus dem verborgenen Grunde, und das combinirende Talent trat mit einer erzeugenden Kraft hervor, die mich ſelbſt überraſchte. Ich fühlte eine unergründliche Freude; es liegt in der lebendigen Combination eine zeugende Kraft; es liegt in dieſer ſelbſt eine innere Gewißheit und Wahrheit des Daſeins, die freilich der dialektiſirenden und reflectirenden Zeit immer fremder wird. Während Hohn, Spott und Verachtung den ſcheinbar herabgekommenen Jüngling traf, fühlte er ſich, von geiſtigem Jubel ergriffen, glücklich, und durfte ſein Glück mit einem innig geliebten Bruder theilen. Dieſer verſtand mich ganz; er war mein erſter Schüler, und mein Vortrag war ein Privatiſſimum im eigentlichen Sinne.

So verfloß ein ganzes Jahr, und endlich konnte ich, nothdürftig ausgeſtattet, mit einer dringenden Empfehlung von Wahl an Profeſſor Fabricius, Rendsburg verlaſſen und in einer für mich beſorgten Privatwohnung in Kiel abſteigen. Ich beſaß fünf Thaler, als ich meinen Lebenslauf in Kiel begann.

Eines Ereigniſſes muß ich aber gedenken, welches mich während meines Aufenthaltes in Rendsburg tief erſchütterte. Die Feſtung liegt in einer höchſt traurigen, flachen, ſandigen Gegend. Nur ein kleines Gehölz tritt aus der kahlen Ebene, etwa eine Viertelſtunde von der Stadt, hervor. Eine kleine Feſtung hat jederzeit etwas unbeſchreiblich Trübes. Ich konnte das Gefühl, als wenn ich ein Gefangener wäre, durchaus nicht los werden. Selbſt wenn ich aus den Thoren herausging, fühlte ich mich nur wie ein für den Augenblick frei Gelaſſener, der Abends wieder in ſein Gefängnis zurückkehren muß. Dieſes Gefühl ward noch geſteigert durch die Beſchaffenheit der Beſatzung. Sie beſtand größtentheils aus der geworbenen

Mannſchaft, deren Treue am verdächtigſten ſchien. Dieſe Feſtung war alſo für die Beſatzung wirklich als eine Art von Gefängnis zu betrachten, und doch war die Deſertion ſehr häufig. Abends, wenn nach dem Zapfenſtreiche der Entflohene vermißt wurde, hörten wir dann den traurigen Kanonenſchuß, der die Bauern der Umgegend zur Verfolgung aufrief, und ihnen, wenn die Jagd gelang, eine Belohnung verſprach.

Das Verabſcheuungswürdige der Däniſchen Werbung war allgemein bekannt, und wie ſittlich herabgeſunken das durch dieſen Menſchenhandel erworbene Geſindel auch ſein mochte, trat doch ein jedes geſunde menſchliche Gefühl auf die Seite des Deſerteurs. Ich war jederzeit bei ſolchen Gelegenheiten im höchſten Grade ängſtlich. Häufig träumte mir dann, daß ich ſelbſt der Entflohene ſei, daß ich verfolgt, ergriffen würde. Dieſes geſchah einſt wirklich.

In einer einſamen, abgelegenen Gegend, von den Straßen entfernt, traf mich ein Bauer botaniſirend, und fragte trotzig nach meinem Paſſe; denn die armen gefangenen Soldaten erhielten, wenn ſie einmal außerhalb der Feſtung friſche Luft ſchöpfen wollten, einen Schein: da ich dieſen nicht vorzeigen konnte, forderte mich auf, ihn zur Feſtung zu begleiten, und trennte ſich auch wirklich erſt, verdrießlich, daß er eine ganze Meile umſonſt zurückgelegt hatte, von mir am Thore, als der Offizier der Wache mich erkannt hatte. Es war auch in der That nicht allein die Tyrannei, mit welcher die armen, durch falſche Verſprechungen ins Land gelockten Menſchen behandelt wurden, die zu bedauern war, wenigſtens eben ſo ſehr die Verſchlechterung der Bauern in der Umgegend der Feſtung. Die Deſerteur-Jagden waren eine Art Ernährungszweig.

Mein Vater wohnte in einem einſtöckigen Hauſe, welches mit mehreren ähnlichen eine Reihe bildete; vor uns lag der Wall; auf der Straße vor dieſen Häuſern fand die bekannte empörende Strafe der Deſerteure ſtatt, zum Glück nicht vor dem väterlichen Hauſe, aber doch ſo, daß man das Wirbeln der Trommeln bei der Execution hören konnte. Bei einer ſolchen Gelegenheit zog ich mich, ſo viel wie möglich, ins Haus zurück, um nur nichts zu hören.

Einſt ſtürzte Jemand zu uns herein, um uns zu erzählen, daß ſo eben ein Delinquent ſich ſelbſt befreit habe, und mit dem blutigen Rücken entſchlüpft ſei. Ich eilte auf den Wall, wo ſchon eine Menge Menſchen neugierig ſtanden; ich ſah, wie der arme Menſch nackt und blutig über die Glacis der Feſtung flüchtete, und den kleinen Wald zu erreichen ſuchte; ich ſah aber auch, wie die Kräfte allmälig abnahmen, wie die Flucht immer langſamer ward; noch ehe der Wald erreicht war, ſank der Unglückliche hin, und ward zurückgeführt.

Um die Tollkühnheit, zu welcher die Verzweiflung dieſen Menſchen gebracht hatte, zu begreifen, muß man die Art und Weiſe, wie der Delinquent während der Execution bewacht wurde, kennen. Glücklicher Weiſe iſt dieſe barbariſche Strafe verſchwunden, und nur ältere Männer werden ſich ihrer erinnern. Zwei Reihen Soldaten, mit großen Ruthen verſehen, bildeten den Martergang des Delinquenten; dieſer war bis auf den Gürtel hinunter nackt, das Hemd unten zuſammengerollt; die Daumen waren durch Schrauben an einander befeſtigt, zwei lange, an einem Ende mit breiten metallenen Spitzen verſehene Stäbe (Spontons) wurden von zwei Unteroffizieren horizontal ſo getragen, daß der Delinquent in der Mitte ging. Die Reihen ſelbſt waren durch kreuzweis geſtellte Flinten geſchloſſen; zwei Offiziere ſtanden mit entblößten Degen außerhalb.

Die Härte dieſer Strafe hing durchaus von der Willkür der Offiziere und Soldaten ab. In meiner Kindheit in Helſingör entſtand einſt ein Kampf zwiſchen der Kavallerie und Infanterie der Stadtgarniſon; er ſteigerte ſich bis zu einem förmlichen Angriffe; mehrere wurden auf beiden Seiten verwundet, und eine Commiſſion, welche die Sache unterſuchen und die Strafe beſtimmen ſollte, ward auf eine ſolche Weiſe angeordnet, daß die Infanteriſten die Strafe der angeklagten und überführten Kavalleriſten, und umgekehrt, beſtimmten. Der Bediente meines Vaters, ein treuherziger Norweger, war bei dieſer Gelegenheit, wahrſcheinlich von Andern aufgehetzt, in Berſerker-Wuth gerathen, und hatte einen Gegner bedeutend verwundet. Der arme Menſch hatte einen Feind, der ſich an ihm rächen wollte. Während dieſer nun gefangen ſaß, wußte jener ſich Zutritt zu ihm zu verſchaffen, verſicherte, alle Feindſchaft abgelegt zu haben, heuchelte die größte Theilnahme und gewann den treuherzigen Menſchen. „Der Verwundete,“ erzählte er nun, „liegt auf dem Tode; die Aerzte behaupten, daß er nothwendig heute oder morgen ſterben müſſe; Du wirſt unvermeidlich hingerichtet; noch kannſt Du entſchlüpfen.“ Voll Todesangſt ſuchte der Arme die Flucht, ward ergriffen, und ſeine Strafe natürlich bedeutend geſchärft. Durch das Verhör ward die Sache bekannt; Offiziere und Gemeine, die den Delinquenten kannten, nahmen den größten Antheil; er war allgemein geliebt. Bei der Execution der Kavalleriſten wurden Riemen ſtatt Ruthen gebraucht, und die Blaſen, welche dadurch entſtanden, waren ſchmerzhafter und heilten ſchwerer, als die blutigen Wunden der Ruthen. Aber Gemeine und Unteroffiziere hatten eine ſtille Uebereinkunft getroffen. Die Härte der Strafe hing von der Zahl der Gänge durch die peinliche Reihe ab. Diesmal aber vertieften ſich die Offiziere in Geſpräche, die Kameraden, von der Aufſicht ihrer Vorgeſetzten befreit, ließen die Riemen ſachte auf den Rücken fallen, und mit Verwunderung ſahen wir Kinder, die den Mann herzlich liebten, ihn des Nachmittags deſſelben Tages wieder. Mein Vater mußte, um die Poſſe zu vollenden, ihn zwingen, einige Tage im Krankenhauſe zuzubringen.

Die häufigen Deſertionen aber hatten die Erbitterung der Offiziere erregt, und die Strafe wurde ohne allen Zweifel mit aller möglichen Härte an dem armen Deſerteur vollſtreckt. In Verzweifelung hatte nun dieſer die Daumen von den Schrauben befreit, den Unteroffizier, welcher vor ihm die Spontons trug, bei Seite geworfen, die kreuzweis geſtellten Flinten auseinander geriſſen, die Offiziere durch einen Stoß von ſich entfernt, war den nahen Wall eilig hinaufgeſtiegen, hatte ſich in den Graben geworfen, ſchwamm durch, und gewann offenes Feld.

Das Schickſal dieſes Menſchen war mir ſo wichtig geworden, daß ich mit Angſt den Augenblick erwartete, wo man ihn wieder zurückſchleppen würde. Er konnte nicht auf ſeinen Füßen ſtehen, der Kopf hing wie bei einem Sterbenden auf ſeine Schultern herab. Ich hatte erwartet, daß ſein Zuſtand Mitleid, ja daß ſeine kühne That unter Kriegern theilnehmende Bewunderung erwecken würde. Ich erfuhr mit Erſtaunen gerade das Entgegengeſetzte; die Erbitterung war allgemein. Zwar konnte man, weil er ſich zu befreien geſucht hatte, die Strafe dem Buchſtaben nach nicht ſteigern, aber es war vorauszuſehen, daß der Reſt derſelben mit der größten Grauſamkeit vollführt werden würde. Ich vergaß bei dieſem Anblicke Alles. Der Soldat gehörte leider nicht zum Regimente meines Vaters. In der Gewalt des Regimentsarztes ſtand es, ihm wenigſtens die Erleichterung zu verſchaffen, daß er jetzt nach dem Krankenhauſe gebracht würde, um ſich zu erholen und dann erſt den Reſt ſeiner Strafe zu erleiden. Dieſer war da, ich ſuchte ihn zu bereden, ein Zeugnis auszuſtellen, daß die Fortſetzung der Strafe lebensgefährlich wäre. Bei der vorherrſchenden Erbitterung wagte er es nicht. Der Delinquent ward an einen Baum gebunden; ich entfernte mich, empört über dieſen Auftritt, und erfuhr, daß man friſche Ruthen ausgetheilt und einen jeden Ruthenſchlag bewacht hatte. Der arme Menſch wurde halbtodt in das Krankenhaus gebracht.

Aber er bewährte ſich als ein kühner und entſchloſſener Mann. Als er geheilt das Krankenhaus verließ, entfloh er von Neuem, und entkam glücklich. Ich kann es nicht leugnen, die Wuth und der Aerger der Offiziere ergötzte mich, aber mein Abſcheu gegen das Werbeſyſtem ſteigerte ſich; die Unbequemlichkeit fehlerhafter Staatseinrichtungen wird oft genug beklagt und getadelt, wenn ſie die perſönliche Freiheit oder das Eigenthum treffen; leichter wird leider der ſchädliche Einfluß überſehen, den ſie auf die Sittlichkeit der Staatsbürger ausüben, und wie ſie nicht ſelten das natürlichſte menſchliche Gefühl unterdrücken.

Ein zweites Ereignis, welches mich näher anging, darf ich nicht unerwähnt laſſen. Es iſt zwar an und für ſich unbedeutend, hinterließ aber einen Eindruck, der mich mein ganzes Leben hindurch verfolgt hat.

Ein Bekannter, welcher zuweilen meinen Bruder beſuchte und mir nicht unbekannt war, erzählte uns, wie ein, allerdings allgemein verachteter Offizier, leider von bürgerlicher Herkunft, der in der höchſten Liederlichkeit und Armut lebte, ihm einen theuern meerſchaumenen Pfeifenkopf für eine äußerſt geringe Summe zum Verkauf angeboten habe. Ihm, der ſelbſt Offizier war, ſchauderte, denn es war ihm klar, daß er geſtohlen ſein mußte. Ich hörte aufmerkſam zu, denn ich war bei dieſem Diebſtahle ſelbſt gegenwärtig geweſen. Die Sache verhielt ſich ſo: als ich auf der Reiſe von Hamburg nach Rendsburg mit der fahrenden Poſt durch Neumünſter kam, waren in der Gaſtſtube eine Menge Bürger, Reiſende und unter dieſen einige Offiziere aus Rendsburg. Ein Jude ließ einen theuern, außerordentlich ſchönen meerſchaumenen Pfeifenkopf, für welchen er eine bedeutende Summe forderte, unter den Gäſten circuliren. Der Kopf kam nicht wieder zum Vorſchein. Indeſſen waren allerdings einige Gäſte ab- und zugegangen. Ich ſchlug vor, daß Alle, die da waren, ſich ſollten viſitiren laſſen. Alle vom Bürgerſtande ſtimmten mit mir überein, die Offiziere aber fanden ſich durch eine ſolche Zumuthung beleidigt. Jetzt freilich waren Alle eben ſo wenig geneigt, ſich einer ſolchen, unter dieſen Umſtänden beſchimpfenden, Nachforſchung zu unterwerfen. Der Pfeifenkopf war verſchwunden; der Jude, in Verzweiflung, zeigte der Behörde den Verluſt an. Die Sache lag jetzt ganz klar da, ich mußte als Zeuge erſcheinen, mehrere der damals Gegenwärtigen mit mir; der Offizier wurde caſſirt und eingeſperrt.

Wodurch aber dieſe Geſchichte mir ſo entſetzlich ward, war folgender Umſtand: Ich erinnerte mich ganz deutlich, daß ich, als ich den Vorſchlag der gemeinſchaftlichen Viſitation machte, dicht neben dem Diebe ſtand. Wenn nun dieſer, dachte ich — und eine furchtbare Angſt ergriff mich — das Geſtohlene aus ſeiner Taſche in die deinige praktizirt hätte, wenn die Offiziere ſich willig der Unterſuchung unterworfen hätten? Ich erwog meine damalige Lage, wie ich allen denen, die mich nur halb kannten, erſchien, wie ich den Richtern erſchienen ſein würde. Selbſt daß ich den Vorſchlag der Viſitation machte, konnte gegen mich benutzt werden. Mein ganzes irdiſches Daſein wäre, das iſt klar, auf die grauenhafteſte Weiſe vernichtet worden. Noch nie hatte ich meinen übereilten Entſchluß, mich allen Zufällen des Lebens tollkühn preiszugeben, tiefer bereut. Noch immer, obgleich in dem Hauſe meines Vaters, ruhte ein Schatten auf meinem Daſein; aber eben in den Momenten, wenn dieſe Empfindung mich am tiefſten ergriff, ſchlich ſich der chriſtliche Gedanke von einer höheren, ſchützenden Hand in meine Seele, und ſtimmte mich zur tiefen Demut. Selbſt jetzt in meinem hohen Alter ergreift mich ein Schwindel, wenn ich an dieſen Augenblick denke. Es iſt mir, als wäre das Unglück geſchehen und ich vernichtet.

Ich verließ Rendsburg nicht ohne Wehmuth. Das enge, ruhige Leben hatte doch auch ſeine Reize. Die drei Geſchwiſter lebten in ſchöner Vertraulichkeit. Die alte Magd ward wenigſtens mit ihrer, mit den Jahren geſteigerten Wunderlichkeit, geduldet. Sie hatte das Däniſche vergeſſen, das Deutſche nicht gelernt, und konnte ſich eigentlich in gar keiner Sprache verſtändlich machen. Daß dadurch ihre Ungeduld im höchſten Grade ſtieg, war natürlich. So lebten wir in einer faſt eigenthümlichen Einſamkeit, und fühlten uns immer entſchiedener von unſeren Umgebungen getrennt.

Meine Schweſter kam noch am meiſten in Geſellſchaften, ſie war ihrer Lebhaftigkeit und geſelligen Bildung wegen beliebt, noch mehr durch ihre Erfindungsgabe; ſie war im Nähen, Schneidern äußerſt geſchickt, und obgleich ihre eigene Toilette, wie begreiflich, nicht ſehr glänzend war, ſo beſtimmte ſie doch die Moden der Frauen der ganzen Stadt.

Mein funfzigjähriger Vater lebte einſam wie wir, aber ſowohl der Bruder, als die Schweſter, geſtanden, daß er durch meine Gegenwart wie neu belebt erſchien. Er vermochte die Hoffnung, die ich von jeher in ihm erregt, nicht aufzugeben. Er hielt ſich überzeugt, daß ſich meine Lage bald ändern würde, und oft, wenn ich unzufrieden mit der zögernden Hülfe, in ſchwermuthsvolle Unruhe verſank, hat er mich getröſtet und ermuntert. Eben in dieſer trüben Zeit, als er mir, ſeiner Lage nach, nicht unbedeutende Opfer bringen mußte, hat ſeine edle, liebevolle Natur ſich bewährt. Es giebt ein einſames Bündnis unglücklicher und aus der Geſellſchaft verdrängter Menſchen, welches ſeine Wurzel in den tiefſten Boden der unſterblichen Perſönlichkeit verſenkt; es liegt etwas Heiliges in ihm.

Eine ſehr unbedeutende Begebenheit ſollte dazu beitragen, ein Licht der Zukunft in die trübe Dämmerung unſeres damaligen Lebens zu werfen. Das Gedruckte hatte, als ſolches, noch nicht ſeine imponirende Gewalt verloren; beſonders in kleinen Städten galt es für eine Auszeichnung, öffentlich genannt zu werden. Nun kam die allgemeine Literatur-Zeitung zwar erſt, nachdem ſie lange herumcirculirt hatte, heftweiſe nach Rendsburg. In einem ſolchen Hefte fand ſich eine Rezenſion meiner Ueberſetzung von Willdenow's Botanik. Die Sprache, die Zuſätze wurden gelobt, beſonders die Geſchichte der Botanik von Dänemark als eine werthvolle Zugabe hervorgehoben. Zufällig kam kurz darauf, eben ſo veraltet, ein Heft von Millin's Journal encyclopaedique, und auch hier ward dieſe Ueberſetzung vortheilhaft recenſirt. Wahrſcheinlich hatte irgend einer meiner literäriſchen Freunde in Kopenhagen dieſe Recenſionen veranlaßt. Sie konnten mir in meiner damaligen Lage nützlich ſein; hier trugen ſie zur Erheiterung meiner Lage weſentlich bei. Meinem Vater machten dieſe Kritiken eine unſägliche Freude, er zeigte ſie allen Freunden; er ſuchte die Kunde davon ſo weit wie möglich auszubreiten, und ohne allen Zweifel trugen ſie nicht wenig dazu bei, die Meinung vieler Einwohner günſtiger zu ſtimmen.

Kiel.

Es war im Februar 1796, als ich nach Kiel kam. Faſt zwei Jahre waren verfloſſen, ſeit ich Kopenhagen verließ, und mir ſchien es, als müßte nun eine neue bedeutende Epoche meines Lebens anfangen.

Ich kam nach Kiel mit den eifrigſten Vorſätzen, eine jede Stunde zu benutzen; doch war ich nicht ohne Sorgen. Ich war dort keinem Menſchen bekannt, hatte keinen beſtimmten Begriff von der Art meiner zukünftigen Thätigkeit. So will ich bekennen, daß, als ich zu Fuß wandernd, an einem heitern Winterabende Kiel vor mir liegen ſah, eine innere Angſt mich ergriff. Dieſe Stadt, dachte ich mir, ſchließt alle die Verhältniſſe in ſich, aus welchen dein zukünftiges Schickſal entſpringen ſoll. An den Profeſſor Fabricius war ich vorzugsweiſe gewieſen; an ihn ſollte ich einen Brief von Vahl abgeben. Als der erſte Entomolog ſeiner Zeit war er mir zwar wohl bekannt, aber von ſeiner Perſönlichkeit hatte ich nichts erfahren. Wohl konnte der erſte Verſuch, mich bei einem Deutſchen Gelehrten zu introduciren, abſchreckend ſein. Vahl ſchickte mir nach Hamburg eine Empfehlung an den berühmten Director eines Handels-Inſtituts, Profeſſor Büſch. Vahl hatte in dieſem Briefe wohl Einiges von meiner Lage geäußert, und Büſch erſucht, mich auf irgend eine Weiſe zu beſchäftigen. Der damals ſchon alte Mann betrachtete mich bedenklich, nachdem er den Brief geleſen hatte.

„Wie kann dieſer Brief aus Kopenhagen ſchon hier ſein?“ fragte er, indem er mich aufmerkſam betrachtete. Hatte Vahl aus Zerſtreuung ein falſches Datum geſchrieben? ich weiß es nicht. Meine damalige Lage machte mich höchſt empfindlich; der Verdacht, der ſich in dieſen Worten ausſprach, empörte mich. Ohne die Frage zu beantworten, kehrte ich ihm den Rücken, entfernte mich eilig und ſah ihn nie wieder. Oft dachte ich, als ich ſpäter wiederum, und zwar mit meiner Familie, in eine bedenkliche Lage verſetzt war, und mit ſeinen Freunden und Verwandten in genaue Verbindung trat, an dieſen Auftritt, der kaum einige Minuten dauerte. Er war todt, und ſein Verdacht gewiß zu entſchuldigen. Verhängnisvoll aber erſchien mir dieſes erſte Zuſammentreffen mit einem Deutſchen Gelehrten, und unwillkürlich ergriff mich eine Furcht vor einem ähnlichen Auftritte, vor einem demüthigenden Empfange, der mich zurückſcheuchen würde, ohne daß es mir erlaubt wäre, mich auszuſprechen.

Mit ſchwerem Herzen betrat ich die Straßen der Stadt, und erfragte die Wohnung meines zukünftigen Wirthes.

Die Stadt war mir nicht unbekannt. Mehrere Monate früher war ich zu Fuße, mit wenigen Schillingen in der Taſche, nach Kiel gewandert. Ich hatte die Nacht in einer Schänke auf der Landſtraße zugebracht, wollte einige Stunden in Kiel bleiben, um den Ort meiner zukünftigen Thätigkeit in Augenſchein zu nehmen. Damals glaubte ich, wenige Wochen ſpäter auf immer in dieſer Stadt meinen Aufenthalt finden zu können.

Es war ein ſchöner Sommermorgen, die reizende Gegend entzückte mich. Ich durchſchritt die Hauptſtraßen der Stadt, beſuchte den Schloßgarten und ſah zum erſten Male Deutſche Studenten, die mit ihren Mappen von einem Hörſaale in den andern eilten. Ich kehrte nirgends ein, ich ſprach mit keinem Menſchen. Wie eine räthſelhafte, verſchloſſene Zukunft lag die Stadt mit ihren Einwohnern vor mir, ſchickſalſchwanger, ahnungsvoll. Ich verließ die Stadt, und das Gefühl, was mich damals durchdrang, ergriff mich jetzt von Neuem, als ich meine zukünftige Wohnung betrachtete. Mein Wirth war ein Lumpenhändler. Man wird vielleicht glauben, daß ich in ein ſchmutziges Haus hineintrat; dies war keinesweges der Fall. Der Mann war wohlhabend, und lebte ſeit vielen Jahren in einer kinderloſen Ehe. Der ältliche Hausherr und ſeine Frau hatten mich erwartet. Meine wenigen Sachen waren ſchon angekommen; ich wurde höchſt freundlich aufgenommen, und mußte den Abend mit dem ernſthaften Manne und ſeiner Frau zubringen. Meine Stube war höchſt ſauber eingerichtet, heiter — und ich weiß nicht, wie es kam, als ich mich nun Abends ſpät hinlegte, als ich mich auf der ſtillen Stube von den einfachen Möbeln umgeben ſah, war alle Angſt verſchwunden.

Den Tag darauf beſuchte ich Fabricius. Seine Perſönlichkeit ſchon nahm mich ein. Er war ein kleiner, freundlicher Mann, der mich erwartet hatte und, wie es ſchien, mit großer Freude empfing. Vahl hatte ihm einen ausführlichen Brief geſchrieben.

„Sie müſſen," ſagte er, „fürs Erſte leben; Ihre Thätigkeit auf der Univerſität kann erſt mit dem nächſten Semeſter beginnen. Es ſind hier mehrere Familien, die lange gewünſcht haben, ihren Kindern Unterricht in der Naturgeſchichte zu verſchaffen; die Bezahlung wird, ich muß es Ihnen im Voraus ſagen, mäßig ſein, aber Sie können ſchon morgen anfangen, und werden ſich, denke ich, auf dieſe Weiſe durchhelfen können, bis wir Ihnen einen bedeutenderen Wirkungskreis bei der Univerſität anzuweiſen vermögen.“

Wer war glücklicher, als ich! Bis jetzt war ich allen Zufällen preisgegeben; die wenigen, mir freundlich geſinnten Menſchen, die an meinem Schickſale Theil nahmen, wußten mir nicht zu helfen; hier ſchien nun Alles vorbereitet, das Schickſal mit mir ausgeſöhnt zu ſein. Voller Freude verließ ich Fabricius. Man hatte mir einen Ort angewieſen, wo ich in Geſellſchaft mehrerer Studirenden eſſen konnte. Ich ſetzte mich unter dieſe, welche wohl ältere Studenten ſein mochten; ich hörte ein Gemurmel, welches ſich deutlich auf mich bezog, bekümmerte mich aber nicht weiter darum. Das Geſpräch mit Fabricius hatte mir meine ganze frühere Zuverſicht wieder gegeben, und ich erwartete mit mehr Neugierde, als Furcht, den Ausgang dieſes Benehmens. Endlich ſagte Einer laut, indem er ſich an mich wandte: „Hier iſt kein Fuchſenlager.“ — Ich verſtand ihn nicht, denn dieſe wohl bekannte Benennung war mir völlig fremd. Durch Briefe aus Kopenhagen wußte ich, daß ein theologiſcher Kandidat von dort, der auf der Univerſität eine große Achtung genoß, und zu dem engeren Kreiſe, welchen D. H. Mynſter um ſich verſammelte, gehörte, mir alſo wohl bekannt war, ſich in Kiel aufhielt. Er lachte, erklärte mir den Sinn der Aeußerung, und verſicherte, daß ich am zweiten Tage einen ganz andern Empfang erwarten könne. Das war auch wirklich der Fall. Die Studirenden, welche erfahren hatten, daß ich ein ſteinalter Burſche wäre, behandelten mich mit ausgezeichneter Achtung. Der Irrthum war zu entſchuldigen, denn ich war zwar durch das anſtrengende Leben in Norwegen und ſelbſt in Hamburg und Rendsburg, da ich auch hier in beſtändiger Bewegung war und oft bedeutende Strecken zu Fuße zurücklegte, rüſtig und geſund, ſah aber doch noch immer einem achtzehnjährigen Jünglinge ähnlich.

Ich lebte nun vollkommen ſorgenfrei; meine geringen Bedürfniſſe konnte ich völlig befriedigen; vier bis fünf Unterrichtsſtunden reichten dazu hin. Fabricius und die Bibliothek der Univerſität verſahen mich mit Büchern, und ich begann mit wahrer Leidenſchaft meine Studien. Viele Anſichten hatten ſich in Rendsburg ausgebildet; was, während ich mich mit ungenügenden Hülfsmitteln behelfen mußte, in meiner Wiſſenſchaft geſchehen war, wußte ich nicht; eine jede neue Entdeckung entzückte mich, und ſo mächtig war der Trieb des ungehemmten Wiſſens, daß ich Alles um mich her vergaß, und in der ſorgenfreien Umgebung bloß für die reiche Gegenwart lebte, an die Zukunft kaum dachte.

Aber für dieſe war durch eine günſtige Fügung auf eine Weiſe für mich geſorgt, die nicht glücklicher ſein konnte. Der Zuſtand der Kieler Univerſität war nicht der beſte. Zwar beſaß ſie Lehrer von Bedeutung auch in meinem Fache. Fabricius hatte als Entomolog einen großen Ruf, ja er war für dieſe Wiſſenſchaft, was Linné für die Botanik. Profeſſor Weber galt für einen ausgezeichneten Botaniker; der damals ſo berühmte Profeſſor Reinhold, der in Jena ſo großes Aufſehen erregt hatte, dem das philoſophiſche Studium ſchon deshalb ſo viel verdankt, weil er zuerſt die Aufmerkſamkeit auf die Kantiſche Philoſophie hinlenkte, war nach Kiel berufen, und ſchon ſeit etwa einem Jahre hier. Der ehrwürdige und berühmte Archiater Hensler, der als gelehrter Arzt einen großen Ruf beſaß, erhob die medeziniſche

Facultät, und Profeſſor Cramer gehörte zu den gründlichſten und ausgezeichnetſten eleganten Juriſten ſeiner Zeit. Aber bedeutende Lücken zeigten ſich auch. Ein Lehrer in der Phyſik und Chemie war damals gar nicht da; die Mineralogie ward nur als Nebenſache in den Vorträgen über die allgemeine Naturgeſchichte von Fabricius behandelt, und ſelbſt mit der Zoologie ſah es übel aus. Fabricius nämlich liebte das Reiſen, er brachte ſeine meiſte Zeit in Petersburg, Amſterdam, London und Paris zu. Am letzteren Orte war er mit mehreren gemäßigten Häuptern der Revolution in genauer Verbindung; überhaupt wurde er da als die höchſte Autorität in ſeinem Fache vorzugsweiſe geſchätzt. Nun war es eben ſeine Abſicht, den nächſten Sommer in Paris zuzubringen, es mußte ihm alſo angenehm ſein, daß ein junger Mann erſchien, der an ſeiner Stelle die Vorträge über Naturgeſchichte übernehmen konnte, und ſo lag es in ſeinem Intereſſe, Wünſche zu unterſtützen, die ich bei meiner Ankunft in Kiel zwar im Stillen feſthielt, aber deren ſo nahe Erfüllung ich keinesweges zu hoffen wagte.

Die philoſophiſche Facultät beſchloß, mir die naturgeſchichtlichen Vorträge ſelbſt vor der Promotion zu erlauben, wenn ich in einer durch Profeſſor Fabricius geleiteten Prüfung beſtände. Das günſtige Urtheil dieſes Gelehrten über meine ſchriftſtelleriſchen Arbeiten hatte beſonders dieſen Entſchluß befördert.

Als ich nun bei Fabricius erſchien, um mich zur Prüfung zu melden, erlebte ich eine Scene, die mir unvergeßlich geblieben iſt. In einer Ecke der Stube ſaß auf einem Schemel eine Frau. Ihre Tracht war ſehr nachläßig, der Kopf entblößt, die langen Haare hingen über Schultern und Rücken herab; ſie war blaß, die Phyſiognomie bedeutend; ſie hatte ein Journal vor ſich, und war im Leſen ſo vertieft, daß ſie, als ich hineintrat, meine Gegenwart gar nicht zu bemerken ſchien, und auch, während ich mit dem Profeſſor ſprach, die Augen nicht erhob. Um ſie herum bildeten große Haufen von Journalen einen abgeſonderten Raum. Zufällig hatte Tags vorher eine Dame in der Gegend reiten wollen; das Pferd hatte ſie abgeworfen, und ſie war bedeutend beſchädigt. Ich tadelte die Unvorſichtigkeit der Dame. Da flogen auf einmal die aufgehäuften Journale auseinander, und die Frau ſtand zornig mir gegenüber. „Immer," rief ſie, „ſollen die Frauen getadelt werden; Zufälle, Beſchädigungen, die, wenn ſie Männer treffen, Theilnahme erregen, rufen, wenn von Frauen die Rede iſt, nur Vorwürfe herbei.“ Immer heftiger, immer lebendiger floß die Rede, die Sprache war gewandt, ja edel; der Gegenſtand ihrer Rede war die Unterdrückung der Frauen durch die Männer. Was jetzt Thema des Tages iſt, oder wenigſtens vor Kurzem war, hörte ich ſchon damals auf eine überraſchende Weiſe. Ich war, ich geſtehe es, erſchrocken; ich wußte durchaus nicht, wie ich mich benehmen ſollte. Fabricius bemerkte meine Verlegenheit, und ſtand ganz ruhig auf: „Laſſen Sie das gut ſein,“ ſagte er etwas leiſe, zu mir gewandt, und ſprach der Frau gütig und beſchwichtigend zu. Sie ſchwieg, und nun wurde ich ihr als ein junger Mann, von dem ſchon öfter die Rede geweſen war, vorgeſtellt. Es war die Frau Profeſſorin. Ich hatte eigentlich gar nicht daran gedacht, daß dieſer Mann eine Frau hatte; ich hatte nichts von ihr gehört. Der Mann iſt todt, eben ſo die Frau, und ihre Seltſamkeiten ſind in ganz Holſtein ſo bekannt, daß ich dieſen Auftritt wohl ohne Anſtoß habe erzählen können. Sie war ſehr gebildet, hatte in allen Sprachen ſehr viel geleſen, und begleitete ihren Mann auf ſeinen Reiſen. Fabricius überließ Haus und Kind ſeiner Frau, und ſo waren Beide freilich nicht in den beſten Händen. Beſonders waren er ſowohl als ſie wegen ihrer grenzenloſen Zerſtreuung berühmt. Es war natürlich, daß Fabricius ſelbſt, unter ſolchen Verhältniſſen, ſehr nachläßig gekleidet war. Man erzählt, daß, wenn ſie auf Reiſen gingen, ihre und ſeine Anzüge unter einander in den Koffer geworfen wurden; die Frau ſtampfte die Sachen mit den Füßen zuſammen und ſchloß den Koffer zu. — Einſt hatten ſie mehrere Gäſte bis nach Mitternacht bei ſich verſammelt; ein Reiſewagen hielt in der Nacht vor der Thür, die Koffer wurden aufgepackt, und die gemietheten Dienſtleute hatten ſich entfernt. Als die Gäſte fort waren, ſchloß der Profeſſor das Haus, er und ſeine Frau beſtiegen den Wagen und fuhren ab.

Als ſie nach einem Jahre aus Paris zurückkamen, fanden ſie den gedeckten Tiſch, Tiſchzeug, Teller, Gläſer und die verfaulten Reſte der Speiſen, wie ſie Alles verlaſſen hatten.

Als Lavater in Holſtein war, wünſchte die Frau

Profeſſorin ſeine Bekanntſchaft zu machen. Dieſer aber lebte in der genaueſten Verbindung mit der damaligen Holſteiniſchen Chriſtlichen Ariſtokratie. Die Frau beſtürmte ihn eine lange Zeit vergebens mit Briefen; endlich, als er durch Kiel reiſte, ſuchte er ſie des Morgens auf; er wollte weiter reiſen, die Pferde waren beſtellt, und ohne allen Zweifel glaubte er, indem er ſeinen Eifer zeigte, den Wunſch der Dame zu erfüllen, durch ſeine Gegenwart einer warmen Verehrerin eine große Freude zu bereiten. In ihrem Hauſe herrſchte, wie natürlich, eine große Unordnung. Als Lavater ſich melden ließ und erklärte, daß er keine ſpätere Stunde für ſeinen Beſuch wählen könnte, und da die Frau ihn dringend um einen Beſuch gebeten, ließ man ihn die Treppe hinaufſteigen, und er ſtand vor der Schlafſtube der Frau.

Eilig, wie er war, zeigte er zwar ſeine Gegenwart durch ein Klopfen an, eröffnete aber plötzlich die Thür, und traf die Dame, die eben im Begriff war, das Bette zu verlaſſen, in einem Zuſtande, in welchem Frauen ſich wohl ungern von Männern überraſchen laſſen. Er erſchrak, die Frau Profeſſorin aber, als ſie einen unbekannten Mann eintreten ſah, ward entrüſtet, ſchalt ihn ſeiner Zudringlichkeit wegen, ſchrie um Hülfe und gebot ihm, ſich eiligſt zu entfernen.

Er, der gewohnt war, mit einer Art von apoſtoliſcher Würde in der Mitte ſeiner Verehrer zu erſcheinen, und mit einer andächtigen und ſalbungsvollen Huldigung empfangen zu werden, war beſtürzt, eilte die Treppe hinunter, und ſetzte ſeine Reiſe fort. — Mit Schrecken erfuhr die Frau Profeſſorin nun, wie ſie den hochverehrten und merkwürdigen Mann empfangen und abgewieſen hatte.

Als Lafayette in Olmütz ſaß, verwandte ſie ſich für den Gefangenen bei dem Könige von Preußen, und erhielt wirklich, aus Achtung für den Ruf ihres Mannes, eine zwar abſchlägliche, aber höfliche Antwort. Sie war auf dieſes königliche Schreiben nicht wenig ſtolz; ſie theilte es Jedermann mit; auch ich habe es geleſen.

Der Tag meiner Prüfung erſchien, und meine Aufgabe, die ich ohne Hülfsmittel im Hauſe des Profeſſors ausarbeiten ſollte, war ein Aufſatz über die

Generationstheorie. Bekanntlich war dieſes ein Hauptthema der damaligen Zeit, und natürlich ein Gegenſtand, der mich im höchſten Grade intereſſirte, und hier bewährte ſich nun mein in der That ſeltenes Gedächtnis. Nach einer kurzen Erwähnung der Ariſtoteliſchen Lehre, fing ich mit dem bekannten Harweyſchen Satze: Omne animal ex ovo, und mit Redi's erſten Verſuchen an. Alle Beobachtungen, die Haller, Bonnet, Spallanzani und Andere angeſtellt hatten, die auf dieſe Beobachtungen begründete Einſchachtelungstheorie, ſchwebten mir vor. Patrin's Einwendungen waren mir wohl bekannt; ich ſchloß, wie natürlich, mit Blumenbachs Epigeneſis. Der Aufſatz war ſehr ausführlich. Ich brauchte mehrere Vormittage, um ihn in des Profeſſors Hauſe auszuarbeiten, er füllte mehrere Bogen. Ich hatte verſprochen, keine Bücher nachzuſchlagen, und hielt Wort. So bekannt war mir dieſer Gegenſtand, ſo lebhaft ſchwebte er mir in ſeiner damaligen geſchichtlichen Geſtaltung vor, daß ich mit der größten Eile Alles niederſchrieb. Ich wagte einige Einwendungen gegen das Dürftige der Blumenbachſchen Lehre. Eine Ahnung von der großen, allgemeinen Bedeutung lebendiger Entwickelung, und dem tiefen Geſetze, welches auf gleiche Weiſe alles Lebendige ergreift, und ſich eben ſo in der Entwickelung der Geſchlechter, wie in der Lebensfunction einer jeden Faſer, einer jeden ſcheinbar unbedeutenden Form äußert, war mir aufgegangen. Es war das erſte Mal, daß mir unter ſo bedeutenden Verhältniſſen eine Aufgabe zur Löſung vorgelegt ward, die für mich das lebhafteſte Intereſſe hatte. Von Furcht war gar nicht die Rede. Ich war im eigentlichen Sinne begeiſtert; es war, als hätten alle meine Studien gewartet auf dieſen Augenblick, um ſich im lebendigen Strome geiſtiger Darſtellung zu ergießen. In den Tagen der Prüfung dachte ich an nichts Anderes; ich floh alle Menſchen, aß auf meiner Stube, ſchlief nur wenige Stunden, und brachte ein Werk zu Stande, welches mein Schickſal auf der Univerſität auf immer entſchied. Ohne allen Zweifel mußte dieſer Aufſatz Spuren der Begeiſterung tragen, aus welcher er entſprungen war. Ich bin überzeugt, daß keine wichtige Beobachtung fehlte; ſelbſt in der Sprache herrſchte die Leichtigkeit vor, mit welcher er ausgearbeitet war; gewiß aber wimmelte er von Sprachfehlern. Seltſam iſt es, daß ein mir ſo wichtiges Dokument aus meinen Papieren völlig verſchwunden iſt, während viel Unbedeutenderes ſich erhalten hat.

Einſtimmig ertheilte mir die philoſophiſche Facultät die Erlaubnis, naturgeſchichtliche Vorleſungen zu halten, und es trat die Anomalie hervor, daß ich Privatdocent ward, ohne promovirt zu haben; doch mußte ich mich verpflichten, ſpäter zu promoviren.

Der Frühling kam heran, die herrliche Gegend entwickelte alle ihre Reize. Ich war wie aus einem ſchweren Traume erwacht; wie ein glücklicher Reconvalescent, der, nachdem er eine gefährliche Krankheit überſtanden hat, alle Lebenskräfte in friſchem Erguſſe ſich erneuern fühlt. Ich war unbeſchreiblich glücklich; frühe Morgenſtunden brachte ich in dem dunkeln, einſamen Walde bei Düſternbrock zu, ſah mit Entzücken über den Hafen nach der anmuthigen Gegend hin, die ſich jenſeit erhob, und fühlte mich friſch, zuverſichtlich, wie die um mich keimende herrliche Natur. Thränen ſtürzten mir aus den Augen; es war das höchſte Glück, welches ſie hervorlockte. Nur wenn ich an Rendsburg, wenn ich an die traurige Lage meines Vaters und meines nun verlaſſenen Bruders zurückdachte, trat die Erinnerung an eine trübe Vergangenheit ſchmerzhaft hervor. Dieſer war zwar kurz darauf, nachdem ich Rendsburg verlaſſen, Seconde-Lieutenant geworden, aber ſeine Lage war dadurch wenig gebeſſert.

Meine geſellige Natur rief bald mancherlei Bekanntſchaften und Berührungen hervor. Am wichtigſten unter allen war mir die liebevolle Aufnahme, die ich bei dem Archiater Hensler fand; es war einer der ſchönſten Greiſe, die ich je geſehen habe, ein im edelſten Sinne vornehmer Mann, der durch die ruhige Würde ſeines Weſens eben ſo entſchieden ſeine Umgebung beherrſchte, wie er durch ſeine Milde und Güte alle Menſchen gewann. Ich habe nicht leicht einen Univerſitätslehrer gekannt, der mit einem ſo lebendigen Intereſſe ein jedes Talent zu entdecken und dann zu fördern ſuchte, wie er. Er hatte als Arzt ein nicht unbedeutendes Vermögen erworben, und beſaß eine Bibliothek, die nicht allein in dem mediziniſchen Fache ſehr vollſtändig war, ſondern auch die bewährteſten Ausgaben der alten Schriftſteller und die wichtigſten

Schriften der Naturwiſſenſchaft enthielt. Sie beſtand, irre ich nicht, aus faſt 10,000 Bänden, und war durch zweckmäßige Auswahl und ſchnelle Anſchaffung der bedeutendſten neuen Schriften für mich bei weitem wichtiger, als die, damals noch ſehr lückenhafte, Univerſitäts-Bibliothek. Sie ſtand mir unbedingt zum Gebrauch, und obgleich ein junger Menſch, der in ſeinem Hauſe lebte, und eigentlich noch mehr und in der höchſten Inſtanz ſeine Schwiegertochter, Dore Hensler, die bekannte und ausgezeichnete Freundin des verſtorbenen Niebuhr, und die Herausgeberin ſeiner Correſpondenz, die Aufſicht führten: ſo hatte ich dennoch den völlig freien Zutritt zur Bibliothek. Ich durfte in den Schätzen wühlen, und, was mir wichtig war, gegen einen Revers mit nach Hauſe nehmen. Wer ſich an meine frühere Bildung erinnert, wird einſehen, wie höchſt angenehm und intereſſant mir ein anderer Schatz ſein mußte, der in ſeinem Hauſe aufbewahrt wurde. Es war nicht allein eine ſehr vollſtändige Sammlung der bewährteſten, beſonders Engliſchen Reiſebeſchreibungen, ſondern auch eine Sammlung von meiſt Engliſchen Original-Karten. Die Stunden, die der alte, herrliche Arzt mir erlaubte, in ſeinem Hauſe, in ſeiner Nähe zuzubringen, gehörten in jeder Rückſicht zu den ſchönſten, die ich in Kiel verlebte. Seine Geſpräche waren immer lehrreich, und ermunterten eine jede eigenthümliche Aeußerung, drängten ſie nie zurück. Wöchentlich verſammelte er in ſeinem Hauſe Studierende, mit denen er ſich auf eine belehrende Weiſe unterhielt; ich fehlte dann nie, und obgleich er ſich nicht in trockene Ermahnungen ergoß, ſo wirkte doch ſein ſittlich würdiges Daſein reinigend auf einen jeden jungen Mann, der ihm nahe trat. Er hatte, ſo lange ich in Kiel lebte, eine unbedingte Gewalt über mich, und obgleich ich niemals in jenen engeren Kreis hineintrat, in welchem er lebte, der durch Niebuhr vorzüglich bekannt geworden iſt, der alle damals ausgezeichnete Notabilitäten von Holſtein umfaßte, obgleich, wie ich bekennen will, mich dieſer Kreis nicht beſonders anzog: ſo konnte ich mich dennoch, wenn ich Hensler eine Zeitlang nicht geſehen hatte, nach ſeinem bloßen Anblicke ſehnen, wie in meiner frühen Kindheit nach dem Anblicke meiner Mutter. Jedes Mal, wenn ich an ihn denke, ſchwebt mir ſeine gewinnende Freundlichkeit, ſeine heitere Belehrung, und die ſtille, ſittliche Macht, die er über mich ausübte, mit tiefer Rührung vor der Seele. Es gibt kaum einen Menſchen, dem ich mehr verdanke, als ihm; die Folge wird lehren, wie er mir die eigentliche, bedeutendere Laufbahn eröffnete, und mir war ein ſolcher feſter Haltpunkt, der mich beherrſchte, ſehr nothwendig. Kaum waren die drückenden Verhältniſſe meiner Lage verſchwunden, ſo drängte ſich auch mein früherer gewaltſamer Uebermuth hervor. Jene heitere Empfindung der Reconvalescenz, die mit der Erinnerung an das verſchwundene Unglück verbunden war, verſchwand nur zu bald. Es iſt mir immer merkwürdig geweſen, wie ſchnell in unſerm phyſiſchen Leben das Andenken an Krankheiten, in unſerm geſchichtlichen die Erinnerung an unglückliche Zuſtände verſchwindet. Die Geſundheit, wie das Glück, genießen wir, als wenn ſie am reinſten unſere Natur ausdrückten, als wenn dieſe Zuſtände ſich eben von ſelbſt verſtänden. Strenge Sittenlehrer und finſtere religiöſe Menſchen werfen es dem Geſunden und Glücklichen vor, daß ſie auf eine ſolche Weiſe undankbar hinnehmen, was eine gütige göttliche Fügung uns ſchenkt. Und dennoch möchte ich behaupten, daß eine ſolche Reflexion, die immer von

Neuem, was wir unbefangen genießen, in Frage ſtellt, und den Lebenskreis, in welchem wir uns zuverſichtlich bewegen, fortdauernd als einen unſicheren, ſchwankenden betrachtet, etwas Krankhaftes und Ungeſundes in ſich ſchließt. Wenn wir, was auch Leichtſinn genannt und als Laſter betrachtet wird, nicht mit dem fröhlichen, leichten Sinne verwechſeln, der, was ihm eine gütige Fügung ſchenkt, mit heiterer Zuverſicht genießt, und dann freilich nicht ſelten von dem drohenden Unglück, welches ſich doch nicht abwehren läßt, überraſcht wird: ſo können wir dieſen wohl zu den ſchönſten Gaben, die den Sterblichen mitgetheilt wurden, mit Recht zählen. Daß dieſer leichte Sinn, wenn ich mein jugendliches Leben betrachte, nur zu nahe an einen tadelnswerthen Leichtſinn grenzte, darf ich freilich nicht leugnen. Alles kam mir entgegen, Freundſchaft und Wohlwollen trugen und pflegten mich, und wenn ich auch Gegner und Feinde haben mochte, ſo kannte ich ſie nicht. Zu den Profeſſoren, mit denen ich in nähere Verbindung trat, gehörte der Botaniker Weber, den ich auf ſeinen botaniſchen Excurſionen begleitete. Sein Sohn, kaum funfzehn oder ſechzehn Jahre alt, war unter Fabricius Anleitung Entomolog geworden, und der Vater erlaubte, daß das Kind einen **Nomenclator entomologicus** (freilich eine bloße Fingerarbeit) drucken ließ. Er ward, ſeines Alters ungeachtet, einer meiner erſten Freunde. Die Art und Weiſe, wie ich kurz nach der Eröffnung meiner Vorleſungen die Bekanntſchaft des berühmten Juriſten Cramer machte, war wenigſtens ungewöhnlich und originell. Er hatte ein Landhaus in der Vorſtadt; ich ward in den Garten geführt; ein lauter Jubel tönte mir entgegen, und ich erblickte einen älteren Mann, der in einem Gange gekrümmt ſtand, während einige junge Leute, einer nach dem andern, über ihn wegſprangen. Eine ältliche Dame ſtand in ſeiner Nähe und ſagte, als ſie mich erblickte: „Cramer, Steffens iſt da!" — „Gut," antwortete der Mann, ohne ſeine Stellung zu verändern. „Springen Sie zu," ſetzte er fort, und mir gefiel dieſe Art, die erſte Bekanntſchaft mit einem Gelehrten einzuleiten, über die Maßen. Ich ſprang wirklich über ihn weg, kehrte mich, als der Sprung glücklich gelungen war, um und machte mein Kompliment. Er reichte mir lachend die Hand; die jungen Leute, die herbeikamen, rühmten die Höhe und Leichtigkeit meines Sprunges; und daß nach einer ſolchen Einleitung alles ſteife Ceremoniell verſchwunden, und ich als ein alter Bekannter in den geſelligen Kreis aufgenommen wurde, verſteht ſich von ſelbſt. Trotz dieſer unbefangenen Weiſe war Cramer dennoch ein ernſter, ruhiger und beſonnener Mann. Die tiefe Gründlichkeit ſeiner Kenntniſſe prägte ſich in ſeiner Geſtalt ab. Er war bekanntlich der Sohn des als Theologen, Kanzelredner und geiſtlichen Lieder-Dichter bekannten Kanzlers Cramer. Sein Bruder, ein ſeltſamer, excentriſcher Menſch, ward durch die Revolution nach Paris gelockt, und ſtarb dort, nach mancherlei mislungenen Unternehmungen, in Armut und Elend, als ein Opfer ſeiner ultrarevolutionairen Geſinnungen.

Mein Verhältnis zu den Studirenden geſtaltete ſich ſehr angenehm. Ich konnte mich als Student unter die Uebrigen ſtellen, und that es, und doch betrachteten dieſe mich nach meiner Stellung nicht ganz als einen ſolchen, wenigſtens als den Erſten unter ihnen. Ich nahm zuweilen an ihren Geſellſchaften, an ihren Beluſtigungen Theil; ſie machten aber keine läſtigen Anſprüche an mich; ich lebte in ihrer Mitte, und doch gewiſſermaßen von ihnen geſchieden.

So fingen unter glücklichen Auſpicien meine Vorträge über Naturgeſchichte an. Freilich konnten ſie, wie ich ſie ankündigte, meine Lage nicht verbeſſern; denn obgleich ich fünf Stunden wöchentlich las, hatte ich doch meine Vorleſungen als öffentliche angeſchlagen. Ich wagte nicht, ein Honorar zu fordern, und trat nicht ganz unbeſorgt als Docent in einer Sprache auf, die ich keineswegs hinlänglich beherrſchte. Dennoch fanden meine Vorträge einen unerwarteten Beifall. Die Anzahl der Studirenden betrug damals kaum dreihundert, und ſiebzig bis achtzig von dieſen meldeten ſich als Zuhörer. Ich hatte ohne allen Zweifel mehr der perſönlichen Zuneigung, als den Vorzügen des Vortrages, dieſen Beifall zu danken; wenigſtens ſcheinen die Hefte, die ich damals ſorgfältig ausarbeitete, weil ich mir die Fähigkeit eines freien Vortrages in der Deutſchen Sprache nicht zutraute, keinesweges ſolches Lob, als das, was mir zu Theil ward, zu verdienen. Ich erhielt aber einen mir höchſt angenehmen Beweis von dem Beifalle der Zuhörer. Ein fünfſtündiges Publikum war freilich etwas Ungewöhnliches, und als ich drei bis vier Wochen geleſen hatte, ward ich durch eine für mich ſehr bedeutende Summe überraſcht, die von folgendem Schreiben begleitet war:

„Ihrem unermüdeten Fleiße, lieber Herr Steffens, Ihrem ſo uneigennützigen Eifer, mit dem Sie ſich unſerm Nutzen und Vergnügen ganz aufopfern, bringen, mit dem reinſten Gefühle der Dankbarkeit, Beigehendes dar

Ihre

Sie achtenden Zuhörer.“

Einen Augenblick war ich bei dem Empfange dieſer Summe, ich will's geſtehen, etwas verletzt. Ich fragte mich, ob ich nicht gedemüthigt würde durch die Annahme einer Summe, die ich nicht gefordert; bald aber ſah ich wohl ein, daß es hier darauf ankam, ob ich durch einen lächerlichen Hochmuth mein ganzes, kaum begründetes Verhältnis zur Univerſität zerſtören, oder ein unbefangenes Zeichen des Wohlwollens und der Zuneigung mit Dank annehmen wollte.

Der Entſchluß war leicht gefaßt, und die Annahme des freiwillig gereichten Honorars diente dazu, die Verbindung zwiſchen mir und meinen Zuhörern noch inniger zu machen. Denn ſo iſt der Menſch — eine Sache, die für ihn etwas Anziehendes hat, wird ihm jederzeit theurer, wenn er ihr ein Opfer gebracht hat; daher werden Publica immer nachläßiger beſucht und benutzt, daher ſind die Honorare der Lehrer ſchon in dieſer Beziehung nützlich, und hier kamen noch Verhältniſſe hinzu, durch welche das Ganze pikanter wurde. Die Studierenden ſelbſt hatten die öffentliche Vorleſung in eine private verwandelt, und das freiwillige Honorar ward einem jungen Manne gereicht, der ſich ihnen gleichſtellte. So verlief der erſte Sommer für mich auf die angenehmſte Weiſe, und auch in einer anderen Beziehung ward ich von dem mir neuen Univerſitätsweſen in Anſpruch genommen.

Die Duelle unter den Studierenden, die in Kopenhagen unbekannt waren, hatten in der letzten Zeit überhand genommen, und irre ich nicht, denn deutlich kann ich mich es nicht erinnern, hatten einige derſelben einen unglücklichen Ausgang. Man wollte, um dieſem Unfuge zu ſteuern, ein Ehrengericht bilden.

Wie oft man dieſes Mittel verſucht hat, wie oft es auch mislungen iſt, ſo iſt es doch begreiflich und natürlich, daß man es immer von Neuem verſucht. Vielleicht glaubte man, daß meine Gegenwart auf der Univerſität benutzt werden könnte. Ich war eine vermittelnde Perſon zwiſchen Lehrer und Profeſſoren, wie man ſie ſonſt auf Univerſitäten nicht kennt. Meine fröhliche Art, zu ſein und zu leben, erwarb Vertrauen, und in der That war ich bald mit einer Maſſe von kleinen Händeln bekannt, und hatte, mehr als ich wünſchte, mit Schlichten derſelben zu thun. Das Ehrengericht kam wirklich zu Stande. Ich erinnere mich keiner Oppoſition von Seiten der Studierenden; indeſſen iſt es möglich, daß einige ſich ausſchloſſen, aber ſo viel iſt gewiß, daß ein ſolches Widerſtreben, wenn es ſtattfand, ſo lange ich die Sache des Gerichts leitete, uns nicht ſtörend entgegentrat. Ich war nämlich der erwählte Vorſtand deſſelben, und da der Senat zwar forderte, daß ein Profeſſor die obere Aufſicht über das Gericht führen, und daß die Verhandlungen deſſelben zu ſeiner Kenntnis gebracht werden müßten, es aber den Studierenden ſelbſt überließ, den Lehrer zu wählen, welchem ſie in dieſer Rückſicht das größte Vertrauen ſchenkten: ſo brachte ich es dahin, daß der alte Hensler gewählt wurde. Er nahm die Wahl an, die Geſetze wurden entworfen, und diejenigen, welche den Ausſchuß bildeten, gefielen ſich in dieſer Thätigkeit. Eine Menge kleine und auch bedeutendere Händel waren geſchlichtet, als ſich ein Fall ereignete, der unſere Thätigkeit auf eine ungewöhnliche, ja bedenkliche Weiſe in Anſpruch nahm.

Ein junger Kaufmann erſchien in Kiel, der in dem erſten, größten Gaſthofe wohnte und einen bedeutenden Aufwand machte. Er ſuchte Bekanntſchaft mit den Studierenden, mit denen er große Summen vergeudete. Doch ſchloſſen ſich nur ſolche an ihn an, welche auch ſonſt keinen ſonderlichen Ruf hatten; die beſſeren, wenn ſie auch mit ihm in Berührung gekommen waren, trennten ſich ſchnell von ihm; denn die Summen, die er wegwarf, der Leichtſinn in ſeinem ganzen Weſen, mußte bei einem jeden den Verdacht erregen, daß ſein Beſitz kein rechtlicher wäre. Nun behauptete dieſer junge Mann laut und öffentlich, er ſei von einem Studenten beſtohlen. Hier fand ſich alſo das Ehrengericht aufgefordert, einzuſchreiten. Ich hatte von dem Aufenthalte des jungen

Mannes kaum Etwas vernommen; als man mir aber die unangenehme Nachricht brachte, beſuchte ich ihn ſogleich, von zwei Mitgliedern des Ausſchuſſes begleitet. Er konnte ſeine Beſchuldigung nicht ableugnen, auch ſchien es gar nicht ſeine Abſicht zu ſein. — „Mir ſind,“ ſagte er, „Prätioſen von Werth geſtohlen;“ irre ich nicht, ſo befand ſich eine koſtbare Uhr darunter; er nannte den Dieb, und erzählte uns Umſtände, die, wenn ſie ſich wirklich ſo verhielten, wie er behauptete, keinen Zweifel zuließen. Wir baten ihn, von unſerem Beſuche nichts zu erwähnen, und überhaupt von ſeinem Diebſtahle vorläufig nicht weiter zu ſprechen. Indeſſen war ſchon vor dieſem Beſuche eine Einladung an alle Mitglieder des Ausſchuſſes ergangen, ſich bei mir zu verſammeln. Dieſe Einladung konnte nicht verborgen bleiben, und es entſtand eine, wenn auch nur im Geflüſter ſich äuſſernde, allgemeine Bewegung unter den Studenten. Wir aber eilten zu dem Angeklagten. Sein Schreck, als er uns erblickte, ſein Erblaſſen, ſein Stottern, überzeugten uns leider von der Wahrheit der Anklage, die wir ihm mittheilten. „Sind Sie unſchuldig,“ ſagte ich, „ſo fürchten Sie ſich nicht. Wir werden

Sie vertreten und Sie ſollen die entſchiedenſte Genugthuung erhalten. Sollten Sie aber ſchuldig ſein, ſo rathen wir Ihnen, es jetzt einzugeſtehen. Noch iſt es möglich, der Sache eine ſolche Wendung zu geben, daß Sie einer beſchimpfenden Strafe entgehen und durch ein zukünftiges tadelfreies Leben die Schande der That in Vergeſſenheit bringen können. Die Auslieferung der verſchwundenen Sachen iſt natürlich die erſte Bedingung."

Der unglückliche junge Mann zerfloß in Thränen. Er war unfähig, zu leugnen, und zitternd übergab er uns das Geſtohlene. Mich ergriff ein tödtendes, vernichtendes Gefühl, als ich ihn ſo zerſchmettert vor mir ſtehen ſah. Ich wandte mich weinend an ihn; aber den Entſchluß, den wir gefaßt hatten, führte ich aus.

„Daß Sie aufhören, Student zu ſein, verſteht ſich von ſelbſt," ſagte ich, „und wir erwarten, daß Sie ſogleich die Univerſität verlaſſen. Finden wir Sie binnen vierundzwanzig Stunden noch hier, ſo werden wir im Namen des Beſtohlenen die Klage beim Senat einreichen, und Sie ſind auf immer beſchimpft. Entfernen Sie ſich aber ſtillſchweigend, ſo werden wir

Alle dazu beitragen, daß die Sache niedergeſchlagen wird. Sie können auf einer andern Univerſität ſtudiren, und dieſe unglückliche That wird Ihnen, ohne allen Zweifel als eine mahnende Warnung für Ihr ganzes zukünftiges Leben vorſchweben.“

Der junge Mann verſprach, ſogleich abzureiſen, und war noch denſelben Tag verſchwunden. Als wir ihn verlaſſen hatten, fanden wir die übrigen Mitglieder des Ausſchuſſes bei mir verſammelt. Ich ſtellte ihnen vor, wie ſehr in dieſer Sache Eile nothwendig geweſen wäre, indem ich ihnen, was wir gethan hatten, erzählte. „Es iſt freilich,“ ſagte ich, „ein geſetzlich zu tadelndes Benehmen; wir haben uns ein Recht zugeeignet, welches nur dem Senat zukömmt; wir haben einen Studenten auf immer relegirt, und er hat unſern Richterſpruch anerkannt.“ Was wir Drei gethan hatten, wurde allgemein gebilligt. — „Nun,“ fuhr ich fort, „müſſen wir aber auch unſern höheren Vorſtand mit dieſer Sache bekannt machen, und das nehme ich, da ich mit ihm in der genaueſten Verbindung lebe, unbedenklich auf mich.“

Ich war noch immer tief erſchüttert, und als ich den alten Hensler mit dem ganzen Ereigniſſe und mit unſerer Handlungsweiſe bekannt machte, zerfloß ich in Thränen. Der ehrwürdige Greis wurde ſelbſt ergriffen, er mußte es einſehen, daß wir in der redlichſten Abſicht gehandelt hatten, doch ſchüttelte er den Kopf, und trug mir auf, die Mitglieder des Ausſchuſſes am Nachmittage bei ihm zu verſammeln. Er ſchien ſelbſt überlegen zu wollen, wie er ſich zu benehmen hätte.

Indeſſen hatten wir noch einen Gang vor, um dieſe Sache zum endlichen Abſchluſſe zu bringen. — Wir ſuchten den Kaufmann wieder auf, überbrachten ihm die geſtohlenen Sachen, drohten ihm mit körperlicher Züchtigung, welche ihn unvermeidlich treffen würde, wenn er hier in Kiel den jungen Mann nännte, von deſſen Entfernung von der Univerſität wir ihn in Kenntnis ſetzten. „Sie ſelbſt,“ ſtellte ich ihm vor, „werden wohl am beſten thun, wenn Sie auch die Stadt verlaſſen. Ihr ſchlechtes Leben, und die Art und Weiſe, wie Sie leichtſinnige junge Studierende an ſich ziehen, hat die Aufmerkſamkeit des akademiſchen Senates und der Polizei auf ſich gezogen, und es kann wohl geſchehen, daß ein gerichtliches Verbot Ihrem hieſigen Aufenthalte ein Ende machen wird.“ Sein Benehmen überzeugte uns von der Richtigkeit des Verdachtes, den wir lange gehegt hatten. Er ſchien unſere Gerichtsbarkeit anzuerkennen, war furchtſam, verlegen, und verſprach, die Stadt zu verlaſſen; aber es kam anders. Einige Tage verfloſſen; er war noch da, als eine Requiſition aus Bremen einlief, ihn gefänglich einzuziehen. Es war ein reiſender Commis, der die eingezogenen bedeutenden Summen eines Kaufmannshauſes unterſchlagen hatte und nun hier verſchwendete.

Gegen Abend war der Ausſchuß des Ehrengerichts im Hauſe des alten Hensler verſammelt. Er verhandelte im Auftrage des Senates mit uns, und nachdem das Faktum ausführlich berichtet und protokollirt war, ſtellte er uns vor, wie wir billiger Weiſe ihm das Vertrauen hätten ſchenken müſſen, ſeinen Rath einzuholen. Er tadelte nicht unſer Verfahren, wohl aber das Eigenmächtige der Handlungsweiſe. Die Uebrigen ſchwiegen, ich aber glaubte, eine Vertheidigung wagen zu müſſen. „Wir bilden,“ ſagte ich, „ein Ehrengericht, und hier war die Rede von einer That, die, ungerügt, einen Schatten werfen würde auf die Geſammtzahl der hieſigen Studierenden;

wir hatten einen Schimpf abzuwerfen, der uns treffen würde. Was wir alſo zu thun hatten, konnte nicht zweifelhaft ſein. Irgend Jemand, ſelbſt Sie, von uns Allen ſo tief Verehrten, um Rath zu fragen, würde eine Unſicherheit vorausgeſetzt haben, die uns nicht zur Ehre gereichte. Was wir thaten, mußte von uns unmittelbar ausgehen, wenn es in Bezug auf uns einen reinigenden Charakter haben ſollte. Zwar iſt unſere Verbindung in der Abſicht entſtanden, Streitigkeiten unter uns zu ſchlichten: aber mit welcher Autorität könnten wir in ſolchen Sachen entſcheiden, wenn wir eine Beſchimpfung der ganzen Corporation duldeten. Man durfte kein Ehrengericht bilden, wenn man nicht zugeſtehen wollte, daß dieſes bei einem ſolchen Ereigniſſe, wie das hier beſprochene, zur Selbſtthat nicht bloß berechtigt, ſondern auch verpflichtet wäre. Das iſt die eine Seite unſerer Handlungsweiſe; die zweite ſchien uns durch die Umſtände eben ſo nothwendig geboten. Der junge Verbrecher wäre, wenn er nicht ſtillſchweigend entfernt wurde, durch ein gerichtliches Verfahren auf immer beſchimpft worden.“

Ich ſprach mit Wärme aus der innigſten Ueberzeugung, und obgleich einem Manne gegenüber, den ich grenzenlos verehrte, dennoch völlig rückſichtslos. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich vorausſetze, daß dieſes Ereignis mich noch mehr in der Gunſt meines verehrten Gönners befeſtigte. Aber er ſelbſt, wohl auch der Senat, mochte einſehen, daß die Selbſtgenügſamkeit, die ſich durch eine ſolche Begebenheit in einer Verbindung von jungen Männern ausbilden mußte, wenn auch gegen unſer Benehmen diesmal nichts Bedeutendes einzuwenden war, doch für die Zukunft eine bedenklichere Richtung nehmen könnte. Man ließ die ganze Anſtalt von oben her fallen, und auch das Ehrengericht ſchien ſich in dieſer That erſchöpft zu haben, wenigſtens erinnere ich mich nicht irgend einer bedeutenden Thätigkeitsäußerung deſſelben, die etwa ſpäter vorgefallen wäre.

Mir war aber dieſes Ereignis höchſt wichtig. Einerſeits ſchaute ich, ſo in die Nähe geſtellt, in das Leben zweier Verbrecher hinein, und dieſes konnte von meiner Seite nie ohne eine innere Angſt geſchehen; dann aber hatte dieſe ganze Thätigkeit für mich einen geheimen Reiz. Geheime Polizeikniffe, und kunſtvoll verſteckte Verbrechen zu entdecken, zogen mich von jeher an. Manche der Anekdoten, welche von dem berühmten Franzöſiſchen Polizei-Präſidenten Sartini bekannt geworden waren, hatte ich ſchon in meiner früheſten Jugend geleſen, ſie hatten einen tiefen Eindruck auf mich gemacht. Ich gefiel mir nicht wenig in der Handhabung einer ähnlichen geheimen Polizei.

Indeſſen verſchwand das Ereignis aus meinem Gedächtniſſe; Studien und geſellige Verhältniſſe beſchäftigten mich auf eine angenehme Weiſe. Allmälig und unbemerkbar zog ich mich von dem im Anfange zu ausgedehnten Umgange mit den Studierenden zurück; einige ältere ſchloſſen ſich enger an mich an.

Unter meinen jungen Freunden waren mehrere die ſich durch Geiſt und großen wiſſenſchaftlichen Eifer auszeichneten; einige, die ſich auch ſpäter einen nicht unbedeutenden Ruf erworben hatten. Zu denen, die ich gern beſuchte, obgleich ſeltener, gehörte ein Verwandter des alten Hensler, der, ſo weit ich mich erinnere, eben als Arzt promovirt hatte. Er wird öfters in der Niebuhrſchen Correſpondenz erwähnt, und ſchwebt mir als ein kenntnisreicher, ruhiger und beſonnener Mann vor, deſſen Umgang für mich lehrreich und förderlich war. Ein zweiter, mit dem ich näher bekannt wurde, war der jetzt noch lebende, auch als theologiſcher Schriftſteller bekannte General-Superintendent in Schleswig, Dr. **Calliſen**. Wir trafen uns in ſpäteren Jahren auf Reiſen. Ich ſah ihn mit Freuden vor wenigen Jahren in Berlin, und noch als aſſiſtirenden Geiſtlichen bei der Krönung des Däniſchen Königs 1840, und wir hatten Gelegenheit genug, uns alter Freunde und früherer Jugendereigniſſe zu erinnern.

Jeder junge, lebhafte Menſch, äußerlich wie innerlich angeregt, und in jeder Rückſicht ſich ſelbſt überlaſſen, iſt nur zu geneigt, ſich ſittlich gehen zu laſſen, und wird er nicht theils durch eine beſſere Natur, theils durch Jugend-Erinnerungen, die, wenn auch nicht gefliſſentlich hervorgerufen und erhalten, dennoch ihre frühere Gewalt nicht ganz verlieren, unterſtützt, dann kann er leicht auf eine bedenkliche Weiſe herabſinken. Es gibt aber ein trauriges Mittel, durch welches er auf ſich ſelbſt ſittlich aufmerkſam wird;

das ſind ſittliche Vergehen, deren er ſich ſchuldig macht; und indem er oft genug Gelegenheit findet zur Reue, wird er zu gleicher Zeit ernſthaft ermahnt, ſeine Handlungen und Gedanken einer ſtrengen Aufſicht zu unterwerfen. Dieſe Betrachtungen bedenklicher Art, die es nicht verhehlen ſollen, daß ich mich ſittlich in einer ſchwankenden und keineswegs gefahrloſen Lage befand, ſollen das Andenken an einen Freund erneuern, deſſen Umgang mir eben damals in ſittlicher Rückſicht heilſam und förderlich war, obgleich die Mittel, die ich auf ſeinen Rath ergriff, leicht auf eine andere Weiſe hätten gefährlich werden können. Es war B., der Sohn eines ſehr berühmten Däniſchen Kanzelredners, der ſich, als er nach Deutſchland und Frankreich reiſte, einige Zeit, und bei ſeiner Rückreiſe noch länger, in Kiel aufhielt. Er machte mich auf den großen Nutzen einer fortdauernden ſittlichen Aufſicht über ſich ſelbſt aufmerkſam. „Wir müſſen," behauptete er, „jeden Abend die Gedanken und Handlungen des Tages einer ſtrengen Controlle unterwerfen, und damit wir unſere moraliſchen Fort- oder Rückſchritte mit Sicherheit überſehen können, ſei es durchaus nöthig, den rückſichtsloſen

Richterſpruch, den wir gegen uns ſelbſt ausſprechen, alle Abende genau zu verzeichnen."

Der ſcheinbare Nutzen eines ſolchen Verfahrens iſt leicht einzuſehen. Moraliſche Bedenken, durch ſolche Betrachtungen hervorgerufen, ſind peinigender Art; man wünſcht, auf jede Weiſe ſie zu befriedigen. Ein moraliſches Tagebuch zu führen, lag nun freilich gar nicht in meiner Natur, aber dennoch hielt ich es für heilſam, mich einer ſolchen Zucht zu unterwerfen; ich ſetzte das Tagebuch in der That einige Monate lang fort, aber dieſe Zeit war keinesweges erfreulicher Art. Schon des Morgens ängſtigte mich der Gedanke an die ſittliche Quälerei, die des Abends anfangen ſollte. Man wird ſich ſehr irren, wenn man glaubt, daß dieſe Angſt etwa mit der Menge der inneren und äußeren Vergehungen, deren ich mich ſchuldig gemacht zu haben glaubte, ab- und zunahm; das war keinesweges der Fall; vielmehr war mir die Arbeit ſelber in der Seele zuwider, mochte ich nun Grund finden, mich am Abend zu loben oder zu tadeln; ja das Erſte war mir eben das Bedenklichſte nicht allein, ſondern auch das Widerwärtigſte. Allerdings lebte ich in einer außerordentlich ſittlichen Reizbarkeit; die beſtändige Reflection machte mich bei den unbedeutendſten Handlungen unſicher und ſchwankend, und was das Produkt einer kaltblütigen Ueberlegung ſein ſollte, nahm unwillkürlich ein phantaſtiſches Gepräge an. So erſchien mir mein Gewiſſen ſelbſt als ein zartes Kind; lächerlich genug ſah ich es öfters wie eine Puppe im Glasſchranke; bald lächelte es mich freundlich an, bald erſchien es drohend und finſter; ja, dieſes Bild verfolgte mich nicht bloß im Traume, ſondern auch am Tage, und die dürftige Symbolik, die aus einer dürren Reflection entſtanden war, der Fetiſchismus der Sittlichkeit, war ſo armſelig, daß auch dieſes Bild mir zuletzt nicht nur fatal, ſondern auch verdächtig ward.

Endlich hörte ich eine Schrift nennen, „das Tagebuch eines Beobachters ſeiner ſelbſt.“ Daß mir dieſelbe unter dieſen Umſtänden wichtig ſein mußte, war natürlich, um ſo mehr, da Lavater, der ſchon einige Jahre früher in Kopenhagen ſo großen Eindruck auf mich gemacht hatte, als der anonyme Beobachter ſeiner ſelbſt genannt wurde. Ich habe ſeitdem dieſes Buch nicht einmal geſehen. Ich erfuhr die Gründe, die ihn beſtimmt hatten, ſein tägliches

Betragen zu belauern und alle Abende zu kritiſiren. Es waren die bekannten, die ich zum Theil von meinem Freunde gehört, zum Theil mir ſelbſt ausgedacht hatte. Ich las weiter, wie der Mann alle ſeine Fehler, die er künftig zu unterdrücken hatte, ſich vorzählte. Ich hatte es eben ſo gemacht. Die ſchönſten Entſchlüſſe folgten darauf; ſie ſahen den meinigen ſehr ähnlich. Ich las aus einer Art verdrießlichen Pflichtgefühls weiter; Theilnahme konnte mir das Buch gar nicht abgewinnen. Ich ſah, wie der Mann, gerade wie ich, ſich abquälte, wie er ſittlich vor- und dann wieder zurückſchritt, wie er ſich an einen jeden Schein ſittlicher Beſſerung anſchloß; heute iſt es dir gelungen, einen Ausbruch des Zornes zu unterdrücken, hieß es dann manchmal; heute haſt du Spuren des Wohlwollens gegen einen feindlich geſinnten Menſchen in deiner Seele entdeckt; heute haſt du einem Vortheile entſagt, um deiner beſſeren Ueberzeugung treu zu bleiben, und dergleichen. Eine jede kleine Summe, die einem Bettler gegeben ward, oder ſonſt der Armut geopfert wurde, war ſorgfältig aufgezeichnet.

Es war mir ſehr heilſam, dieſe inneren Umtriebe der Seele in ihren eigenen Tiefen, die ſo viele Aehnlichkeit mit meinen eigenen hatten, als das Erzeugniß eines mir fremden Menſchen vor mir zu ſehen; das ſittlich Schiefe darin ward mir plötzlich klar. Es iſt unmöglich, ſagte ich mir, eine ſolche Selbſtbeobachtung fortzuſetzen, wenn das Reſultat derſelben nicht eine Ueberzeugung von dem beſtändigen Fortſchreiten einer moraliſchen Beſſerung iſt. Zum Glück hatte ich eben in dieſer Zeit Kants Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft mit großer Aufmerkſamkeit und Intereſſe geleſen. Die reine Redlichkeit der Geſinnung, die in dieſer Schrift herrſcht, hatte mich mehr noch als die religiöſe Anſicht angeſprochen, und es war mir klar geworden, daß wir, indem wir der ſittlichen Legalität unſerer Handlungen, wenn auch noch ſo peinlich, nachſpüren, niemals eine ſichere Ueberzeugung von unſerer wirklichen ſittlichen Geſinnung erhalten können; daß wir vielmehr, indem wir uns auf eine ſolche Weiſe in uns ſelbſt hineingrübeln, immer mehr in eine Selbſttäuſchung hineingerathen, die fähig iſt, die ächte lebendige Sittlichkeit in ihrer tiefſten Wurzel zu verletzen. Endlich fiel es mir mit einer Art Schauder auf, woran ich bis dahin nicht einmal gedacht hatte, daß dieſe geheimſten Berathungen einer Seele mit ſich ſelber mir und aller Welt gedruckt vor den Augen lagen; ich las jetzt erſt die Vorrede: wie das Manuſcript zufällig in fremde Hände gerathen und ohne Wiſſen und Willen des anonymen Verfaſſers gedruckt ſei.

Es klang mir wie eine ſchlechte Entſchuldigung; ich warf das Buch weg, und zerriß mein Tagebuch. Ich fühlte mich von jetzt an wie ein entlaſſener Gefangener; doch wage ich nicht, zu behaupten, daß die Freude, die ich bei der Befreiung empfand, rein ſittlicher Art war. Die Quälerei war nun zu Ende, aber die zwei Monate waren nicht unnütz verſchwunden. Ich war für eine lange Zeit aufmerkſam auf mich ſelbſt, und der Grund war gelegt zu einem inneren Ernſte, der mich zwar nicht immer ſchützte, aber nach einem jeden Falle eine tiefere Reue, als bisher erzeugte. Nur blieb mir die ächte Quelle der lebendigen Sittlichkeit leider noch immer verborgen, obgleich eine leiſe Erinnerung aus meinen Knabenjahren mich dunkel daran mahnte, daß ſie einmal mir näher geweſen war, und mich belebt und erfreut hatte. —

Zu meinem höchſt vertrauten und mir ſehr heilſamen Umgange gehörte, nachdem dieſes moraliſche Fieber überſtanden war, vorzüglich ein Privat-Docent, der etwa ein halbes Jahr ſpäter als ich in Kiel auftrat. Er iſt als Verfaſſer von einem Paar kleiner Schriften, die zu ihrer Zeit ſehr viel Aufſehen machten, bekannt geworden. Die eine dieſer Schriften handelte über den Urſprung der Sprachen (ſie war in dem ſiebenten Stücke der Beiträge zur weitern Ausbildung der Deutſchen Sprache, 1797, die damals in Braunſchweig herauskamen, abgedruckt). — Dieſe Schrift, die wenig Aufmerkſamkeit erregt zu haben ſcheint, iſt wahrhaft geiſtreich, und wenn ſie auch ihre Aufgabe nicht in ihrer völligen Tiefe ergriffen hat, ſo iſt doch die ganze Art, wie ſie aufgefaßt iſt, eigenthümlich und bedeutend. Der Verfaſſer leugnet entſchieden, daß die Sprache erfunden ſei; er zeigt, daß ſie, um erfunden zu werden, ein Denken vorausſetzt, welches ſchon ohne Sprache unmöglich wäre.

Eine zweite Schrift von ihm, die mir abhanden gekommen iſt, war über Deutſche National-Theater. Sie machte ein großes Aufſehen, ſie ward als ein Erzeugnis eines der vorzüglichſten Geiſter der damaligen

Zeit betrachtet, und wenn der Verfaſſer von dem Recenſenten mit einer ſcheuen Verehrung behandelt wurde, ſo lag der Grund dazu in der Vorausſetzung, daß es der berühmte Leiſewitz wäre, der nach langen Jahren das Stillſchweigen gebrochen hätte, um ſich über einen wichtigen und ſo allgemein intereſſanten Gegenſtand zu äußern. Und in der That, dieſe kleine Schrift zeichnete ſich unter allen ähnlicher Art in damaliger Zeit auf eine auffallende Weiſe aus. Man konnte glauben, daß Leſſing wieder erſtanden wäre, denn Alles war auf eine wahrhaft eigenthümliche Weiſe behandelt; die Sprache hatte eine leichte Klarheit, die Gedanken eine geiſtreiche Beweglichkeit, die man damals in der ſogenannten äſthetiſchen Literatur nicht kannte. Allgemein glaubt man, daß die Gebrüder Schlegel und Tieck die erſten waren, welche die ſittliche Armſeligkeit, die in den Kotzebueſchen Stücken herrſchte, und das Theater auf lange Zeit herabwürdigte, angegriffen haben. Der Erſte war aber in der That Mackenſen, der auf eine ſiegreiche Weiſe die Gemeinheit der Kotzebueſchen Dramen nachwies.

Mackenſen war ſehr genau mit Kant's Philoſophie bekannt, und ein enthuſiaſtiſcher Verehrer dieſes Philoſophen. Sein Eifer veranlaßte auch mich zu einem gründlicheren Studium dieſer Philoſophie. Er war ein ſtiller Gegner von Reinhold, und ich weiß nicht, was mich von dieſem, in mancher Rückſicht verdienten Manne zurückſtieß. Ich habe während meines ganzen Aufenthaltes in Kiel verſäumt, ſeine Bekanntſchaft zu machen.

Obgleich Mackenſen mit vieler Leichtigkeit ſchrieb, ſo hatte er doch nicht die Gabe der Rede, und verſtand es nicht, die Zuhörer anzuregen und zu feſſeln. Ich beſuchte ſeine Vorträge über die allgemeine Grammatik, die freilich noch nicht die lehrreiche und fruchtbare Ausdehnung hatte, die ſie ſpäter erhielt, mich aber durch viele mir neue ſcharfſinnige Bemerkungen anzog. Das Auditorium war in der erſten Stunde ſehr gefüllt, nahm aber plötzlich ab, ſank nach wenigen Tagen bis auf vier bis fünf Zuhörer herab, und auch dieſe kamen ſehr unordentlich. Ich begleitete ihn gewöhnlich, wenn er las, und kaum waren vierzehn Tage nach Anfang der Vorleſungen vergangen, als wir ein ganz leeres Auditorium fanden. Es war mir peinigend, einen Mann, für den ich eine ſehr große Achtung hatte, in dieſe Lage verſetzt zu ſehen. Mackenſen aber ſchien die Sache ſehr leicht zu nehmen. „Wünſchen Sie,“ ſagte er, „daß ich die Vorleſungen fortſetze, dann bleibe ich zu Hauſe.“ Ich that es gern; das Anerbieten war mir angenehm. Die Vorleſung verwandelte ſich in ein tägliches regelmäßiges Geſpräch, und hier erhielt ich zuerſt einen Begriff von einer Wiſſenſchaft, die ſich ſpäter in einer ſo bedeutenden Ausdehnung ausgebildet hat, und die ohne allen Zweifel eine der wichtigſten Aufgaben der zukünftigen Geſchichte enthält. Hätte ich dieſe Wiſſenſchaft früher kennen gelernt, dann würde ſie mich viel entſchiedener in Anſpruch genommen haben. So, von eigenen Aufgaben ergriffen, erregte ſie nur ein vorübergehendes Intereſſe, hing zu genau mit der Neigung, die ich zu dem Lehrer hatte, zuſammen, und verlor ſich, als ich von ihm getrennt wurde. Dennoch werde ich nie die lehrreichen Stunden vergeſſen, die ich auf dieſe Weiſe mit ihm zubrachte; ſie ſind mir in mehr als einer Rückſicht ſehr wichtig geworden, und ich rechne ihn ohne Bedenken zu den geiſtreichſten Männern, die ich kennen gelernt habe. Er würde, hätte er länger gelebt, einen bedeutenden

Ruf erlangt haben. Ich war zwar ein entſchiedener Verehrer, aber keineswegeſ ſein knechtiſcher Nachahmer. Seine Gedanken trugen das Gepräge der urſprünglichen freien Erzeugung; ſie gehörten ihm im eigentlichen Sinne. Er ſtarb, kurz nachdem ich Kiel verlaſſen hatte, im Sommer 1798, im beſten Alter, angeſteckt von einer epidemiſchen Ruhr, die ſo gefährlich ward, daß die Studierenden die Univerſität verließen und alle Vorleſungen geſchloſſen wurden.

Ein anderer merkwürdiger Mann, der zu meinem Umgange gehörte, war der Prediger Köſter, ein höchſt origineller, hypochondriſcher Humoriſt. Er zog ſich von der Geſellſchaft zurück, lebte nur mit ſehr wenigen Freunden, und ſchloß ſich in den letzten Zeiten an Mackenſen und mich an. Seine Laune wechſelte plötzlich zwiſchen der finſterſten Hypochondrie und der übermüthigſten Luſtigkeit. Mir war die letztere faſt grauenhafter, als die erſtere; denn die grenzenloſeſte Bitterkeit, mit welcher er dann alle Menſchen und Verhältniſſe beurtheilte, der ſcharfe Witz, mit welchem er ſchneidend eine jede menſchliche Schwäche traf, hatte etwas durchaus Vernichtendes. Sein Lachen war, wenn er von einer ſolchen Laune ergriffen ward, laut, faſt konvulſiviſch und furchtbar. Er zeichnete ſich durch eine merkwürdige lakoniſche Art, ſich zu äußern, aus. Sein Vater, ein vermögender Kaufmann in Glückſtadt, ſcheint mit ihm viel Aehnlichkeit gehabt zu haben, und das Verhältnis zwiſchen Vater und Sohn war merkwürdig. Sie ſchienen mit gleicher harter Verſchloſſenheit einander gegenüber zu ſtehen. Als mein Freund Garniſon-Prediger wurde, ſchrieb er ſeinem Vater folgenden Brief:

„Ich bin Garniſon-Prediger geworden.
Johann Köſter.“

Der Vater antwortete:

„Das iſt mir lieb. Johann Köſter.“

Dieſer Mann hatte eine ausgebreitete Beleſenheit, und Alles, was er las, erhielt in ſeinem Geiſte ein ſehr eigenthümliches, meiſt bizarres Gepräge. Wie die Frauen mit einem ſicheren Inſtincte die geſelligen Schwächen der Männer entdecken, ſo beſaß er einen ähnlichen Inſtinct zur Entdeckung einer jeden Schwäche der Schriftſteller. Und eben die vorzüglichſten wurden dann der Gegenſtand ſeines treffenden Spottes. Ich habe nie einen Mann gekannt, der meiner, oft enthuſiaſtiſchen Bewunderung bedeutender Geiſter gefährlicher ward, als er.

Kant, Schiller, ja Goethe erſchienen, wenn er ſie in ihrer Schwäche darſtellte, faſt in einem lächerlichen Lichte. Es gibt keinen Menſchen, auch der vorzüglichſte und am reichſten begabte nicht ausgenommen, der nicht an irgend einer Schwäche leidet, die, wenn ſie, richtig erkannt und ſcharf hervorgehoben, uns nahe gerückt wird, alle ſeine Vorzüge, wenigſtens vorübergehend, zudeckt, wie die Hand den Glanz der Sonne zu verhüllen vermag. Die Ueberraſchung, die uns ergreift, wenn wir einen Menſchen, den wir verehren und bewundern, plötzlich in eine Karrikatur verwandelt ſehen, und uns geſtehen müſſen, daß dieſe wirklich in ihm verſteckt liegt, und nun mit ſcharfſinniger Wahrheit hervorgehoben wurde, hatte zwar anfänglich für mich etwas Ergötzliches: doch aber entſtand ein peinigendes Gefühl, welches ich baldmöglichſt loszuwerden ſuchte. —

Ich war in meiner Jugend ein entſchiedener Enthuſiaſt. Irgend Etwas, was mich in einer Schrift anſprach, was mir neu, lehrreich, fruchtbar ſchien, riß mich hin, ja machte mich blind gegen die Fehler des Schriftſtellers. Nur was mir affektirt, unwahr, geliehen und aus der zweiten Hand, dennoch mit Anſprüchen erſchien, ſtieß mich entſchieden zurück. Ich habe es während meines Umganges mit dieſem bitter tadelnden Manne erlebt, wie durchaus vorübergehend ſein Tadel über Menſchen oder Schriften, die ich ſonſt liebte und ſchätzte, mir jederzeit war. Er verſchwand, wenn mich der geliebte Menſch, die geſchätzte Schrift in ſeiner Abweſenheit beſchäftigte, und ich konnte mich dann nicht einmal auf den Tadel beſinnen.

Ich war einmal Zeuge eines höchſt ſeltſamen Auftrittes in der Köſterſchen Wohnung. Ein Mann aus ſeiner Gemeinde hatte ein Geſchäft bei ihm; wie ſich nachher auswies, ſollte der Prediger ihm ein Kind taufen. Der ſeltſame Menſch aber konnte vor lauter Komplimenten und weitſchweifigen Reden gar nicht dazu kommen, ſeinen höchſt einfachen Wunſch klar auszuſprechen.

Nachdem Köſter nun eine Zeitlang mit großer Aufmerkſamkeit zugehört hatte, ohne herausbringen zu können, was der Mann wollte, ward er auf einmal von ſeiner bittern Laune ergriffen. Er fing nun an, ganz eben ſo zu ſprechen, wie der Mann; eine Maſſe von Komplimenten und Worten ohne Zuſammenhang wälzten ſich in großer Unordnung über einander. Die Verwirrung des Fremden ſteigerte ſich, und ein Geſpräch fing an, als wenn zwei Verrückte ſich mit einander unterhielten. Endlich komplimentirte Köſter den Fremden unter einem Schwall von Worten zur Thür hinaus.

„Weißt Du nun, was er will?“ fragte ich den Prediger. „Von ihm habe ich es zwar nicht erfahren, aber ſeine Frau hat ihm in dieſen Tagen ein Kind gebracht; ich habe das Wort „Taufe“ gehört, und muß nun auf anderen Wegen Zeit und Stunde zu erfahren ſuchen. Ich kenne dieſen Menſchen; ein Geſchäft mit ihm zu haben, iſt eine wahre Qual: aber wie heute, habe ich ihn nie geſehen, wahrſcheinlich hat er zu viel getrunken.“

In der Nähe von Kiel lag ein Dorf, Dorfgarten genannt. In einem ziemlich großen Saale eines Bauernhauſes verſammelte ſich die beſte Geſellſchaft aus der Stadt, Herren und Frauen, während ſie den größeren Gaſthof den Studierenden überließen. In dieſem Saale ſaßen die Damen in einer ſo dichten Atmoſphäre von Tabaksdampf, daß man ſie kaum erkannte. Ich machte den Vorſchlag, den ganzen Saal als einen Tabakskopf zu behandeln, durch eine Abzugsröhre den Dampf durch das Dach zu leiten, und, auf dieſem reitend, aus der zweiten Hand zu rauchen. Ich erinnere mich nicht, jemals Damen geſehen zu haben, die ſich mit einer ſo großen Geduld in eine ſo verdichtete Atmoſphäre freiwillig einhüllten. Den Sommer hindurch brachten Mackenſen, Köſter und ich, wenn das Wetter nur erträglich war, nach Tiſche in dieſem Saale einige Stunden zu. Man ſah uns immer beiſammen, und es fehlte nicht an Menſchen, die glaubten, mich wohlmeinend warnen zu müſſen.

Ich ſah wohl ein, daß ich in meiner damaligen Lage als Schriftſteller hervortreten müßte. Ich wählte ein Thema, welches mir geläufig war. Meine erſte Deutſche Schrift: „Ueber die Mineralogie und das mineralogiſche Studium, 1797," erſchien anonym. Sie fand eine größere Anerkennung, als ſie verdiente. Es iſt merkwürdig, wie ein junger Mann oft das Beſte, was er beſitzt, zurückhält, und ſich entſchließt, etwas ſehr Unbedeutendes drucken zu laſſen. Wenn ich erwäge, was mich dazu bewog, das Beſſere, was ich wohl zu leiſten vermochte, zurück zu halten, ſo ſehe ich wohl ein, daß mir der Muth fehlte, das Eigenthümliche auszuſprechen. Durch Mackenſen angeregt, hatte ich angefangen, Kant zu ſtudiren; aber die ganze Aufgabe, die Kant ſich geſtellt, war mir eigentlich noch fremd, und das ſpeculative Element, welches in mir gährte, hatte keine geſchichtliche Baſis, es beunruhigte mich, ohne mich zu fördern. In der That erſchrecke ich faſt, wenn ich den ungeſchickten Gebrauch betrachte, den ich in dieſer Schrift von der Philoſophie machte. Die wunderlichen Bedingungen und Beſchränkungen, unter welchen ich das Streben, die Natur in ihrer Einheit lebendig aufzufaſſen, als ein unwiderſtehliches annahm, und dennoch nicht gelten ließ, weil mir Kant alle Hoffnung auf Erfolg abgeſchnitten hatte, erzeugten etwas Peinliches. Aber ich glaubte nun einmal, als junger Docent unter dem Schutze der herrſchenden Philoſophie hervortreten zu müſſen. Mackenſen ſprach über dieſe Arbeit mit freundlicher Schonung, obgleich er, wie ich nicht zweifle, die Schwächen derſelben recht gut erkannte. Köſter behandelte ſie durchaus ſchonungslos, und als die Schrift gedruckt vor mir lag, erſchien ſie mir ſelbſt dürftig, leer, bedeutungslos. In der That hat auch kein Menſch jemals auf das Raiſonnement geachtet. Die Schrift hat in den Handbüchern der Mineralogie einige zwanzig Jahre lang eine Stelle gefunden, und zwar als eine Art Anleitung zur Geſchichte dieſer Wiſſenſchaft. Auch war vielleicht dieſe vorangeſchickte geſchichtliche Literatur der Mineralogie, obgleich auch ziemlich dürftig, bei dem damaligen Stande der Wiſſenſchaft, nicht ganz ohne Verdienſt. Nur der Schwediſche Mineralog **Wallerius** hatte eine kurze Anleitung zur Geſchichte der Mineralogie geſchrieben; meine war ſpäter, und auch in einigen älteren Epochen vollſtändiger. Jetzt hat dieſe jugendliche Arbeit allen Werth verloren.

Es war in den letzten Monaten des Jahres 1796, als ich dieſe Schrift ausarbeitete. Der Winter war in dem Umgange mit Mackenſen und Köſter, und mit Vorleſungen verfloſſen. Ich hatte ein Paar kleine Beſuche in Rendsburg abgeſtattet, in einem Wetter, das zu Fußreiſen mir das angenehmſte war, nämlich bei klingendem Froſte.

Am 8. April 1797 fand meine Promotion ſtatt. Profeſſor Heinze, der Decan der philoſophiſchen Facultät, der immer ſehr freundlich gegen mich geſinnt war, veranſtaltete im Namen der Facultät ein glänzendes Promotionsfeſt. Faſt alle Profeſſoren nahmen Theil daran. Der Frühling kam heran, und ich glaubte jetzt als akademiſcher Lehrer und Schriftſteller in einer fremden Sprache, mich ohne Schande meinen Kopenhagener Freunden zeigen zu können.

Es iſt ſeltſam, aber es verhält ſich ſo. Obgleich der geringe Werth meiner Schrift mir, wenn auch noch nicht ſo klar, wie ſpäter, einleuchtete, ſo fühlte ich mich doch durch dieſen Verſuch, mich unter die von mir ſo hochverehrten Deutſchen Schriftſteller zu miſchen, gehoben, und glaubte das Verſprechen, welches ich mir ſelbſt gegeben, erſt nachdem ich mich entſchieden ausgezeichnet hätte, in Dänemark zu erſcheinen, vollkommen erfüllt zu haben. Mit dem Paquetboote ſegelte ich ab, ſah, zu meiner Beſchämung ſei es geſagt, zum erſten Male die merkwürdigen Kreidefelſen von Möen, die mich, indem wir ſie umſegelten, durch ihre Kühnheit in Erſtaunen ſetzten. Ich hielt mich in Kopenhagen drei bis vier Wochen auf, und brachte dieſe Zeit wie in einer Art von Taumel der Erinnerung zu. Jetzt, da meine Ausſichten günſtiger waren, als während meines früheren Aufenthaltes in Kopenhagen, war alle Welt mit mir zufrieden. Mein Onkel hatte mir, als ich im höchſten Elende, krank und verlaſſen war, nach Hamburg geſchrieben. Er ermahnte mich, als der verlorne Sohn zu ſeinem Vater, zurück zu kehren. „Die Vorſehung hat,“ ſchrieb er, „gnädig für Dich geſorgt; eine Hauslehrerſtelle iſt für Dich offen.“ — Ich ſchlug, dem Onkel dankend, das Anerbieten ab, und blieb in meiner hülfloſen Lage; jetzt empfing er mich freundlich, und war mit mir durchaus zufrieden.

Mit den Freunden lebte ich luſtig und unbefangen; ſelbſt Profeſſor Vahl und die Geſellſchaft, die mich nach Norwegen geſchickt hatte, ſchien eher ſich ſelbſt, da ſie mich mit ſo geringen Hülfsmitteln ausgerüſtet hatten, als mir, Vorwürfe zu machen. Ich fand meinen älteſten Bruder in voller Thätigkeit als Lehrer bei der Artillerie-Schule, und wurde zum erſten Male in die Norwegiſche Geſellſchaft eingeführt. Sie ward mir ſpäter wichtig, und ich werde dann ausführlicher von dieſer merkwürdigen Verbindung meiner Landsleute, die eine Art nordiſcher Hätteriſten bildeten, und ſeit einer langen Reihe von Jahren eine, auch in der Däniſchen Literatur merkwürdige, Oppoſition hervorriefen, ausführlicher zu reden Gelegenheit finden.

Von meiner erſten Wohnung bei einem Freunde, in der Nähe von Kopenhagen, muß ich doch Einiges erwähnen. Sie war originell genug, und ſtellte eine Seite des Lebens Däniſcher junger Gelehrten, freilich bis zum frappanteſten Extreme, dar.

J. K. H. hatte ſich durch ſeine Schulkenntniſſe, ſchon als er die Univerſität bezog, ausgezeichnet und große Erwartungen erregt. Er bezog zugleich mit dem unglücklichen N., von welchem ich in dem erſten Theile dieſer Memoiren geſprochen habe, der ſich als Verbrecher in Berlin einen furchtbaren Ruf erwarb, die Univerſität. Beide waren Juriſten, Beide erregten große Hoffnungen, die nicht erfüllt wurden. H. nämlich, nachdem er ſeine juridiſche Laufbahn begonnen hatte, ward von einer für ihn unglücklichen Neigung zu literäriſchen Beſchäftigungen ergriffen, und ſeine ganze Stellung blieb eine unſichere, ſchwankende, oft ſehr dürftige, bis zu ſeinem Tode. Er liebte eine fortdauernde, verwickelte und mannigfaltige Beſchäftigung; die beſtimmte und feſte als Advokat war ihm zuwider, und er gab ſie auf. Er hat ſich aber ſpäter bedeutende Verdienſte erworben. Er war, wenn ich nicht irre, der erſte Stifter der Scandinaviſchen Geſellſchaft, wenigſtens bei der Stiftung ein ſehr eifriger Beförderer und Secretair derſelben, und ſeine Geſchichte des Grafen Struenſee iſt noch immer ein klaſſiſches Werk. Er hatte mich in Kiel beſucht und wohnte bei mir. Dieſer Beſuch fand mehrere Wochen vor meiner beſchloſſenen Reiſe nach Kopenhagen ſtatt, und er hatte mir das Verſprechen abgenommen, bei ihm einzukehren. Er wohnte nicht in Kopenhagen, ſondern auf der Roeskilder Landſtraße in der Nähe von Friedrichsberg.

Ich ließ meine Sachen dorthin bringen, und erſchrak, als ich in ſeine Stube trat. Eine ſolche ſchauderhafte Unordnung habe ich noch nicht erblickt. Er wohnte mit einem jüngeren juridiſchen Candidaten zuſammen. Die alten, halb zerbrochenen Möbel, ein ſchadhaftes Pult, zerbrochene Stühle, ein Paar Tiſche, die mit Büchern, Papieren, Tellern und Kleidungsſtücken beladen waren, ſtanden umher. Die Bücher-Repoſitorien waren faſt leer. Bücher und Papiere lagen unter einander auf dem Boden.

Es war gegen Abend; ich ſtellte meine Sachen hin, beſuchte Freunde in Kopenhagen, und kam erſt ſpät wieder zurück. Ich wurde in eine Schlafſtube geführt, in welcher zwei ſchmutzige Betten ſtanden. Ich mußte mich mit meinem Wirth in das eine hineinlegen. Schon dieſes war mir grauenhaft. Seit ich ein Knabe war, ſchlief ich allein. Wenn ich ausſpuckte, verunreinigte ich die Papiere der Scandinaviſchen Geſellſchaft, die chaotiſch das Bette umgaben. Als ich des Morgens aufſtand, ward mir zwar Thee geboten, das einzige Trinkgeräth aber beſtand aus einer Taſſe ohne Unterſatz, aus welcher wir nach einander trinken mußten. Butter lag auf einem zerbrochenen Teller, und ward zu einem doppelten Zwecke benutzt. Zuerſt wurde ſie nämlich mit einem ſchmutzigen Meſſer auf das Brot geſtrichen, welches wir zum Frühſtück genoſſen; dann aber mußte ich, wie mein Wirth und der Kandidat, dieſelbe Butter benutzen, um die Stiefeln damit zu putzen.

Es länger in dieſer Wohnung auszuhalten, war mir freilich unmöglich; aber meinen Wirth, der ein Mann von außerordentlicher Herzensgüte war, zu beleidigen, konnte ich mich nicht entſchließen. Glücklicherweiſe gab mir die Lage der Wohnung, faſt eine halbe Meile von der Stadt, einen hinlänglichen Grund zu der Bitte, nicht länger von ſeiner Güte Gebrauch machen zu dürfen. Die Unordnung der Wohnung war mir ſchon am Abend aufgefallen, und ich ließ meine Sachen, einer Verabredung zu Folge, zu einem Freunde in Kopenhagen bringen.

Die Zeit verging ſchnell. Ich war glücklich, die Verhältniſſe mit meinen Freunden in Kopenhagen wieder hergeſtellt zu ſehen. Die drei oder vier letzten Tage hatte ich in großer Zerſtreuung zugebracht; die Nächte in heiterer Geſellſchaft mit Freunden; kaum hatte ich in dieſer Zeit wenige Stunden ſchlafen können. Den letzten Mittag brachte ich in der Nähe des Hafens noch nach alter Art bei Profeſſor Bang zu, der ſich auf eine für mich rührende Weiſe über meine beſſere Stellung freute.

Es war Nachmittag, ich mußte eilen, das Paquetboot zu erreichen, das mich nach Kiel zurückbringen ſollte. Ich betrachtete die Paſſagiere: keiner intereſſirte mich. Ich war im höchſten Grade ermüdet, erſchöpft und ſchläfrig; kaum war das Schiff unter Segel gegangen, als ich in die Koye kroch und einſchlief. In der Nacht erwachte ich, ſah die düſtere Lampe in der Kajüte brennen, hörte einige Paſſagiere in den Koyen ſchnarchen, erblickte andere Seekranke in der Dämmerung, Männer und Frauen unter einander, wie ſie auf den Bänken ſaßen oder lagen. Ich ſtieg auf das Verdeck hinauf, ein ſtarker, günſtiger Wind ſchwellte die Segel, das Schiff durchſchnitt die Wellen mit großer Eile; ich ſprach ein Paar Worte mit dem Steuermanne, aber bald war ich wieder, nachdem ich friſche Luft geſchöpft hatte, von einer unglaublichen Schläfrigkeit ergriffen. Ich legte mich in die Koye, und ſchlief zum zweiten Male ein. Als ich erwachte, war es heller Tag. Alle Paſſagiere hatten die Kajüte verlaſſen, und von dem Verdecke entdeckte ich nun, zu meinem Erſtaunen, in ziemlicher Nähe eine Inſel links, gegen Süden. Ich rieb mir die Augen; ich vermuthete, daß wir noch immer die Seeländiſche Küſte, aber dann rechts, haben müßten, und war nicht wenig verwundert, als ich erfuhr, daß die

Inſel, die wir ſahen, und ſchon hinter uns gelaſſen hatten, Femern war. Ich war alſo faſt ununterbrochen ſchlafend von Kopenhagen nach Holſtein gekommen.

Es war ein ſchöner, heller Sommertag, als wir in die majeſtätiſche und reizende Kieler Bucht einließen. Von der Sonne beſchienen, lagen die hügeligen, waldreichen, fruchtbaren Ufer auf beiden Seiten; ein fortdauernder raſcher und günſtiger Wind führte uns mit unglaublicher Schnelligkeit unſerm Ziele immer näher, und während ich mir in heiteren Geſprächen mit der Mannſchaft und den Paſſagieren, die mir jetzt ſchon unterhaltender vorkamen, die Zeit vertrieb, entdeckten wir Kiel, und um eilf Uhr des Vormittags verließen wir das Schiff.

In weniger als achtzehn Stunden hatten wir ſechs und dreißig Meilen zurückgelegt. Dieſes gewaltſame Heranrücken beider Städte, Kopenhagen und Kiel, verkleinerte nun die letzte Stadt auf eine höchſt auffallende Weiſe. Häuſer und Straßen ſchrumpften ein, und Kiel erſchien mir auf eine faſt unangenehme Weiſe verändert.

Es war das erſte Mal, daß ich dieſe Erfahrung auf eine ſo auffallende Weiſe machte. Sie ſcheint mir etwas pſychologiſch Merkwürdiges zu ſein. Zwar wird ein Jeder es erlebt haben, wie klein ihm die Räume, in welchen er als Kind gelebt hat, und die ihm groß erſchienen, vorkommen, wenn er ſie nach langer Zeit wieder ſieht. Allerdings iſt dieſe Erſcheinung pſychiſch die nämliche, die ſich uns auch in ſpäteren Jahren aufdringt, ſie war mir aber damals, ihrer Entſtehung nach, merkwürdiger. Eine kleine Stadt, die wir, nachdem wir lange in einer großen gelebt, zum erſten Male betreten, erſcheint uns zwar als eine ſolche: aber unſere Empfindung hat nichts Aehnliches mit derjenigen, die uns ergreift, wenn wir in einer kleineren Stadt lange gewohnt, uns darauf eine Zeitlang in einer großen aufgehalten haben, und nun zu der erſteren zurückkehren. Der Grund, warum uns nun unter dieſen Umſtänden Alles ſo auffallend verkleinert erſcheint, liegt in der gewaltſamen Verkehrung aller früheren Maaßverhältniſſe, die ſich uns aufgedrängt haben und unſer Urtheil inſtinctmäßig in Bewegung ſetzen. Dieſes wird mit aller Macht der Gewohnheit bei der Beurtheilung der Maaßverhältniſſe angelegt, und kann ſich gegen das neue nicht erhalten; daher werden die kleineren Städte, die wir auf unſerer Reiſe von den großen durchſchneiden, uns nicht dieſen ſcharfen Gegenſatz, der eine unbeſtimmte Menge mannigfaltiger Größenverhältniſſe in ſich ſchließt, aufdringen, und ſelbſt ſolche, die gewohnt ſind, Entfernungen nach dem Augenmaaße mit Sicherheit zu beurtheilen, werden auf eine auffallende Weiſe getäuſcht, wenn ſie die Länge einer Straße oder die Größe eines öffentlichen Gebäudes in einer kleinen Stadt, in welcher ſie leben, mit ähnlichen Gegenſtänden in einer großen vergleichen wollen.

Das Univerſitätsgebäude in Breslau hat zwar eine ſehr unbedeutende Tiefe, fällt aber durch ſeine bedeutende Länge auf und ſtellt ſich aus der Ferne ſehr anſehnlich dar. Als ich in Paris war, maß ich die öfters von mir beſuchte Bildergalerie des Louvre nach Schritten, und fand, daß ſie drei Mal länger war, als das ganze Univerſitätsgebäude in Breslau; ein Verhältnis, welches diejenigen Einwohner, welche die Bildergalerie in Paris kannten, gar nicht anerkennen wollten, und ſelbſt mir ſchien es unglaublich, obgleich ich die Zahl der Schritte in Paris durch öftere Wiederholung mit ganz geringer Differenz beſtätigt und jedes Mal genau aufgezeichnet hatte. Dieſe Erfahrung, ſo unbedeutend, wie ſie ſcheinen mag, iſt dennoch ſehr wichtig, denn ſie beweiſt den unendlich tiefen Einfluß zur Gewohnheit gewordener Eindrücke auf die Seele. Hier, wo von Maaßverhältniſſen die Rede iſt, iſt eine abſtracte, von aller ſubjectiven Gewohnheit abgezogene Beſtimmung zweier verſchiedener Zuſtände möglich: wo ſie aber tiefer in die Seele eingreifen, wo ſie geiſtiger Art ſind, iſt die Gewalt, welche die Gewohnheit ausübt, ohne allen Zweifel bedeutender, ohne daß wir ein Maaß der Vergleichung beſitzen, und daher die Täuſchung nicht wahrnehmen.

Und dieſe Bemerkung drängte ſich mir recht entſchieden auf; denn es waren nicht bloß die äußeren ſinnlichen Verhältniſſe der Größen, deren Gegenſätze ſich dicht neben einander ſtellten, ſondern auch die zwei bis dahin geiſtig reichſten Epochen meines Lebens, die nur durch einen tiefen Schlaf von einander getrennt waren.

Ich war in Kopenhagen eingeſchlafen, und in Kiel erwacht: und da mußte es mir auffallen, wie verſchieden die Zuſtände waren, die in der erſteren Stadt durch das Leben mit den Freunden eine reiche, keimende Vergangenheit wieder belebten, verglichen mit einer zukunftſchwangeren Gegenwart, die mir neue, wichtige Aufgaben,' neue, nie geahnte Zweifel reichte, und Alles, was ich mit faſt bewußtloſer Zuverſicht bis dahin geiſtig zu beſitzen wähnte, auf eine bedenkliche Weiſe in Frage ſtellte.

Denn jetzt wird es Zeit ſein, die Epoche meines Lebens darzuſtellen, in welcher die Macht der Speculation mich ergriff, um mich niemals wieder zu verlaſſen. Mir ſcheint ein ſolches Bekenntnis, eine wiſſenſchaftliche Confeſſion, ſelbſt wenn ſie das Gepräge der Subjectivität zugeſteht, von großer Wichtigkeit. Ein jeder Philoſoph ſucht die perſönlichen Bedingungen ſeiner wiſſenſchaftlichen Darſtellung ſo viel wie möglich zu verdrängen, damit ſeine wiſſenſchaftlichen Beſtimmungen einen univerſelleren und allgemein gültigeren Werth erhalten; er hat Recht, er iſt dazu verpflichtet; alle feſte wiſſenſchaftliche Sicherheit beruht darauf, daß es ihm gelingt. Dennoch haben die perſönlichen Bedingungen, unter welchen die wichtigſten Aufgaben ihm zuerſt entgegentraten, für die Wiſſenſchaft ſelbſt eine große Bedeutung. Das Bewußtſein von der Wichtigkeit ſolcher rein perſönlichen, durch die Eigenthümlichkeit der Menſchen, wie durch ihre Schickſale und äußeren Verhältniſſe, die nicht bloß zufällig und äußerlich mit jenen verbunden ſind, hervorgerufenen Art der Entwickelung, wird in unſeren Tagen immer ſchärfer erkannt. Darin liegt das lebhafte Intereſſe, welches Biographieen jetzt erregen. Man glaubt ſelbſt die tiefſinnigſten Naturen nicht vollkommen zu faſſen, wenn man den Gang ihrer Entwickelung nicht zu verfolgen vermag; um ſo weniger, da die Stufen derſelben nie rein und ungehemmt auf einander folgen. Nicht bloß, was die geſunde Entwickelung fördert, auch was ſie hemmt und der ferneren Ausbildung eine ſchiefe, verſchobene Richtung gibt, muß erforſcht werden, damit man die Grenze, die Schranke, ſelbſt der vorzüglichſten Naturen, erkennt. Es iſt um ſo nothwendiger, weil die ſchiefe, krankhafte Richtung eben diejenige iſt, die durch Anſteckung epidemiſch zu werden pflegt, und deſto gewiſſer und gewaltſamer, je mehr ſie das ihr äußerlich aufgedrungene Gepräge der Allgemeinheit trägt.

Ohne nun vorauszuſetzen, daß der geiſtige Einfluß, den ich als Schriftſteller und Lehrer ausgeübt habe, von großer Bedeutung ſei — weiß ich doch am beſten, wie wenig dasjenige, was ich gewollt habe und wie ich es wollte, anerkannt iſt; und wie viel Schuld ich ſelbſt in dieſer Rückſicht trage — ſo glaube ich doch, daß es denjenigen, die überhaupt meine literariſchen Bemühungen mit einiger Neigung und Theilnahme verfolgt haben, nicht unintereſſant ſein wird, zu erfahren, wie jener Umſchwung in meiner ganzen Denkweiſe entſtand, die mich von jetzt an zwang, von der Einheit, von der Totalität des Daſeins ausgehend, Alles nur in Beziehung auf dieſe zu betrachten und ihm einen Werth beizulegen.

Schon vor meiner Reiſe nach Kopenhagen hatte dieſe Umwandlung meines Geiſtes angefangen. Die Wochen, die ich in Kopenhagen unter den Freunden verlebte, hatten die neue keimende Richtung wieder verdrängt. Dort übten die gegebenen Gegenſtände wieder ihre alte Gewalt über mich aus. Alte Erinnerungen wurden mächtig; das vergangene Daſein feſſelte mich; eine geheime Macht lag in der mütterlichen Sprache, ja verbarg ſich in den eigenthümlichen Aeußerungen, in den conventionellen Ausdrücken der Gedanken, die mir aus früheren Zeiten entgegenklangen, mit allem Zauber der „ſüßen Gewohnheit eines glücklichen Daſeins und Lebens.“

Was ich, ſeit ich Kopenhagen verließ, erlebt und gedacht hatte, trat faſt wie ein Traum zurück, hervorgerufen durch die reiche Gegenwart, die mich umfing. Selbſt meine beſtimmten wiſſenſchaftlichen Studien forderten mich zu einer anſtrengenden Beſchäftigung auf, die mich von allen keimenden inneren Grübeleien abrief. Durch neue koſtbare Werke in der Naturgeſchichte waren die verſchiedenen Bibliotheken bereichert; ich mußte ſie kennen lernen. Neue Thiere fand ich in den Muſeen; der botaniſche Garten feſſelte mich durch merkwürdige Pflanzen, die ich noch nicht kannte; am meiſten aber, weil hier ein jeder neue Gegenſtand in die Reihe des umſichtig Erkannten beſtimmter hineintrat, nahmen mich die reichen Mineralienſammlungen, ſowohl die öffentlichen als die privaten, in Anſpruch.

Wad war aus Italien zurückgekehrt; eine bedeutende Mineralienſammlung war unter ſeiner Anleitung bei der Univerſität im Werden; eine neue, ſehr intereſſante, mir bis dahin unbekannte beſaß **Manthey**. So anhaltend beſchäftigt, beherrſchten mich, wie in meiner früheren Jugend, die Gegenſtände ganz, und die geiſtige Bedeutung, die ſie einſchließen, ſprach mich unmittelbar an. Das Daſein in ſeiner Fülle war mir, wie in früherer Jugend, Sprache geworden, die Gegenſtände in ihrer Mannigfaltigkeit Worte. Ich ſuchte keine anderen. Und wenn ich nun nach einem ſolchen Tage die Abende mit Rahbek, mit den Gebrüdern Mynſter, mit Laub, mit Hornemann zubrachte, und das ganze alte Leben mich umfing, wie konnte ich einen Augenblick finden, der mich auf meine ſtille Stube in Kiel verſetzte, der die Gedanken aufregte, die mich in mein innerſtes Selbſt zurückdrängten, und Welt, mannigfaltige Natur, ja Geſchichte und Menſchen, die mich umgaben, durch die Macht abſtracter Begriffe erblaſſen ließen und fernab wieſen.

Noch nachdem ich in Kiel die Freunde begrüßt, und das Andenken an das Leben in Kopenhagen durch Erzählungen erfriſcht hatte, verfloſſen mehrere Tage, ehe ich mich in den neuen Aufgaben, die mich beſchäftigten, zurecht fand. Aber dieſe waren mir zu wichtig geworden. Als der Gedankengang, der durch die Reiſe abgebrochen war, allmälig wieder auftauchte, feſſelte er mich immer mehr, ich mußte mich ihm ergeben; die Wahrheit meines innerſten Daſeins war an ihn geknüpft.

Unter den ausgezeichneten Geiſtern, die zu meiner Zeit Holſtein beſuchten, gehörte F. H. Jacobi. Ich hatte nichts von ihm geleſen, aber der Ruf ſtellte ihn als einen der vornehmſten Geiſter der Zeit dar. Mackenſen hatte ihn mit Reinhold irgendwo zuſammen geſehen. Beide waren in ein ſpeculatives Geſpräch gerathen, und mein Freund erzählte, mit welchem entſchieden ſpeculativen Uebergewichte Jacobi erſchienen war. Vielleicht hatte ſeine Abneigung gegen Reinhold einigen Einfluß auf ſeine Erzählung.

Ich muß hier eines Ereigniſſes gedenken, welches, obgleich ſpäter, mein perſönliches Intereſſe für Jacobi ſteigerte.

Einſt, als ich auf Henslers Bibliothek Bücher ſuchte, hielt ein großer Wagen, mit vier Pferden beſpannt, vor der Thür. Er ſah einem mächtigen militäriſchen Rüſtwagen nicht unähnlich; eine Plaue deckte ihn zu. Als dieſe eröffnet wurde, ſah ich mit Erſtaunen den Wagen querdurch in zwei Hälften getheilt; beide Räume waren mit Betten angefüllt. Aus dem erſten erhob ſich eine lange, ſchlanke Dame, die nicht mehr jung war, und mit ihr ihre Begleiterin. Sie ſtiegen aus dem Wagen, gingen in eine Stube hinein, die unten dicht neben dem Eingange war, fragten, ob ich im Hauſe bekannt ſei, und als ich dieſes bejahete, forderten ſie mich auf, die Fürſtin Galizin bei dem alten Hensler anzumelden. Dieſe hatte ein durchaus vornehmes, ja gebieteriſches Anſehen; ihre Geſichtszüge waren geiſtig imponirend, und als aus der zweiten Hälfte des Wagens zugleich mit einem Bedienten ein alter Mann heraustrat, der ſich durch Anſehen ſowohl, wie durch Tracht als ein katholiſcher Geiſtlicher darſtellte, wußte ich, daß die berühmte Freundin Jacobi's vor mir ſtand. Ich eilte, ihre Ankunft dem alten Hensler bekannt zu machen, und dieſe Anmeldung machte einen ſtarken Eindruck auf ihn. Er ſchien erſtaunt und bewegt, und eilte, die Dame zu empfangen.

Ich ſuchte die Bücher, welche ich brauchte, in der

Bibliothek auf, verließ ſchleunig das Haus, weil ich fürchtete, daß meine Gegenwart läſtig ſein könnte, und habe die Fürſtin ſeitdem gar nicht geſehen. Ich fand dieſe Reiſe ſpäter in Katerkamps Lebensbeſchreibung der Fürſtin erwähnt.

Ich hatte gehört, in welchem genauen geiſtigen Verhältniſſe ſie zu Hemſterhuis ſtand, und obgleich ich die Schriften dieſes Philoſophen nicht kannte, hatte ich doch für ihn eine große Achtung, und glaubte unbefangen, daß er, der mir als ein Platoniker genannt wurde, wohl dahin gelangt war, wo ich noch hinſtrebte, und die geiſtesverwandte Frau erſchien mir als eine bedeutende, höchſt würdige, ja geheimnisvolle Geſtalt. Sie iſt mir, wie ſie mir entgegentrat, unvergeßlich geblieben, und ſelbſt Jacobi, der dieſem Kreiſe zugehörte, ward mir bedeutender. Es war der erſte Blick, den ich, der Fremde, der Scythe, in die verborgene Geiſterwelt hineinwarf, die ſich in Deutſchland regte, und die ſich mir ahnungsvoll eröffnet hatte ſeit meiner früheſten Jugend.

Die Schrift von Jacobi, die mir in die Hände fiel, war die bekannte „über die Lehre des Spinoza; in Briefen an Mendelsſohn.“

Dieſe Schrift hat nun Epoche in meinem Leben gemacht. Es war die erſte, die alle ſchlummernden ſpeculativen Gedanken in mir concentrirte und zum Ausbruche brachte. Was mich in Kopenhagen als ein geheimer Beſitz, deſſen Inhalt ich nicht kannte, als ein verborgener Schatz, der in dem tiefſten Abgrunde meines Innerſten ruhte, den ich aber nicht zu heben verſtand, von meinen Freunden entfremdete, die ewige, tief liegende Quelle, aus welcher alle meine Genüſſe der Natur und des geſchichtlichen Lebens entſprangen, was in der trüben Einſamkeit, während meines Aufenthaltes in Bergen, ſich mir mehr in wüſten Anſchauungen, als in beſtimmten Anſichten aufdrängte, das ſchien hier mir entgegen zu kommen in ſeiner höchſten Concentration; der Schlüſſel zu allen den verſchloſſenen Geheimniſſen bot ſich mir dar, und ich ergriff ihn mit leidenſchaftlicher Heftigkeit. Die meiſten der abſtracten Begriffe, wie ich ſie hier fand, waren mir fremd, und doch glaubte ich, ſie vollſtändig zu verſtehen in der Verbindung, in welcher ſie laut wurden. Es war mir eine neue Welt aufgeſchloſſen, und dennoch glaubte ich, eine alte, mir längſt bekannte zu begrüßen. Ich vertiefte mich in dieſe Schrift; eine jede Zeile war mir bedeutend, und es ſtieg zuerſt eine Ahnung in mir auf von dem Daſein einer Wiſſenſchaft, die, was mein Innerſtes tief bewegte, zum Gegenſtande einer großartigen, geſchichtlichen Forſchung machte. Und doch war ich mit der Geſchichte der Philoſophie keinesweges unbekannt. Ich kannte die Meinungen Griechiſcher Philoſophen, wie der des ſiebzehnten Jahrhunderts, aber als hiſtoriſche Notizen; ſie waren mir zugleich bekannt und völlig fremd.

Jetzt zuerſt ſtieg eine Ahnung in mir auf von einer Wiſſenſchaft, die, indem ſie die tiefſte Aufgabe der vorzüglichſten Geiſter der geiſtig mächtigen Epochen der Geſchichte war, zu gleicher Zeit bei einem jeden Forſcher als die eigenſte Aufgabe ſtellen mußte: daß man jederzeit eine innere Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt finden müßte, nicht bloß mit den übrigen; daß, wer Philoſoph ſein wollte, nicht bloß Erlerntes, ſondern zugleich geiſtig Erlebtes aus den eigenen innerſten Erzeugniſſen des Geiſtes ausſprechen müßte.

Was man nun auch an Jacobi mit Recht tadeln mag, dieſes muß man ihm rühmend zugeſtehen: daß er mächtiger, als irgend ein Anderer ſeiner Zeit, den

Keim tiefer geiſtiger Selbſtthätigkeit in den ſchlummernden Gemüthern zu beleben vermochte. Man wird es begreiflich finden, daß bei der Unkunde eigentlicher ſpeculativer Studien, von welchen eine einſeitige Beſchäftigung mit der Kantſchen Philoſophie ja viel mehr ausſchloß, als zu ihnen hinführte, die Schrift Jacobi's zwar ein Streben erregen, jedoch keinesweges befriedigen konnte: aber er hatte einen mächtigen Geiſt genannt, und aus dem feſſelnden Zauber der Vergangenheit wieder heraufbeſchworen, daß er in den Kreis der Gegenwart hereinzutreten gezwungen war, daß man ihm Fragen vorlegen, er ſie beantworten mußte. Er hatte an dieſe Geiſter-Erſcheinung einen Schauder ſeltſamer Art geknüpft. Das redlichſte und ſtrengſte Forſchen nach Wahrheit ſollte, wollten wir ihm Glauben beimeſſen, die allerinnerſte Unwahrheit hervorrufen und ans Tageslicht fördern, und zwar auf die unwiderſtehlichſte Weiſe; es ſollte keine Rettung gegen dieſen mächtigen Geiſt geben, als indem man ſich in die Unklarheit ſubjectiver Gefühle beſinnungslos hineinſtürzte. Auch ich hatte dieſen Geiſt nennen hören, und eine grauenhafte Warnung war an ſeinen Namen geknüpft. Die Schrift zeigte mir, wie ihr Verfaſſer, dem Inſekte gleich, um die Flamme herumkreiſete, immer wieder angelockt, obgleich er die Vernichtung mit der Annäherung verknüpft ſah. Kaum konnte man ſagen, daß es ihm gelungen war, in dem Dunkel der Gefühle, in dem kühlen Schatten verworrener Begriffe eine vorübergehende Rettung zu finden.

Aber in meiner Seele wogte und brauſte eben ein Meer der mannigfaltigſten Gefühle, die aus dem unendlichen Abgrunde der geordneten Natur, wie von der, nach einer beſtehenden Form ringenden Geſchichte auftauchten, nach Geſtalt ſuchten; jedoch vergebens, weil dieſe zerrann und eine neue ſuchte, die eben ſo wenig einen Beſtand hatte. Nur dieſe bleibende Geſtaltung, die ich um jeden Preis finden mußte, ſchwebte mir als das innerſte Bedürfnis des kämpfenden Geiſtes vor. Feſte, unwandelbare Sicherheit, innere, geiſtige Uebereinſtimmung nicht mit Anderen, ſondern mit mir ſelbſt, ein unerſchütterlicher Mittelpunkt, aus welchem ſo Leidenſchaften, wie Gedanken und Gefühle, Denken, Wollen und Daſein hervorgehend, die Beſinnung behielten, und zu welchem ſie immer wieder den einmal erkannten Rückweg finden würden:

war jetzt das Ziel, wohin der bewegte Geiſt mit allen Kräften ſtrebte.

Unter allen Männern der Zeit hatte aber Leſſing ſeit Jahren ſchon durch die große Klarheit ſeines Geiſtes, durch die Sicherheit, mit welcher er einen jeden Gegenſtand beherrſchte und durchſchaute, durch die klare Ordnung ſeiner Darſtellung mich am meiſten angezogen. Wenn Goethe mir als die friſcheſte, unmittelbarſte Natur ſeiner Zeit erſchien, in welcher eine urſprüngliche Sicherheit das Tiefſte mit Leichtigkeit bewegte und geſtaltete, ſo war Leſſing mir der klarſte Repräſentant der Beſonnenheit ſeiner Zeit. Goethe gewährte mir einen unergründlichen Genuß, der unmittelbar war und keine Vermittelung bedurfte. Wenn ich Leſſing las, war eben die Schärfe eines vermittelnden Bewußtſeins, wenn es auch nicht zum Abſchluſſe kam, mir das Anziehendſte. Wenn wir innerlich erſchüttert, ſelbſt durch diejenigen geiſtigen Genüſſe, die uns die mächtigſten und anmuthigſten ſchienen, nicht befriedigt, uns in uns ſelbſt beſinnen, und einen ewig ruhenden Standpunkt ſuchen, dann ſind wir zwar zunächſt an uns ſelbſt gewieſen: aber, uns in uns ſelbſt zu orientiren, bedürfen wir eines Vorbildes; die Hoffnung, daß uns ein ſolcher bedenklicher Verſuch gelingen werde, wird mächtig belebt, wenn wir erkennen, daß er einem Anderen, den wir hochachten, gelungen ſei. So war mir Leſſing in meiner bedenklichen geiſtigen Lage die wichtigſte Autorität geworden. Er aber fürchtete ſich nicht vor dieſem mächtigen Geiſte, der dem Jacobi zugleich tiefe Achtung und an Abſcheu grenzende Furcht erregte. Spinoza ward mir jetzt unter allen Sterblichen der wichtigſte; denn Leſſing war, wie die Schrift beſagte, Spinoziſt.

Doch ehe ich mein Studium von Spinoza's Ethik darſtelle, muß ich eine andere dichteriſche Welt berühren, die mir damals aufgegangen war.

Etwa ein halbes Jahr nach meiner Ankunft in Kiel forderte Profeſſor Hegewiſch mich auf, einen vollſtändigen Auszug aus Barton's Abhandlung über die bezaubernde Kraft der Klapperſchlangen für das Nordamerikaniſche Magazin, welches er in Verbindung mit Ebeling herausgab, auszuarbeiten. Dieſe Abhandlung hatte Ebeling eben aus Nordamerika, als ein ganz neues Produkt, erhalten. Ich konnte zwar mit Mühe mir einen naturwiſſenſchaftlichen Aufſatz, deſſen mir bekannte techniſche Ausdrücke mir durchhalfen, verſtändlich machen; aber eine Abhandlung, die eine lebendige Darſtellung der Lebensweiſe der Thiere und der Gegend, in welcher ſie ſich aufhielten, darſtellte, zu verſtehen, dazu reichten offenbar meine dürftigen Kenntniſſe der Engliſchen Sprache nicht hin. Ich ſchämte mich, dieſes zu geſtehen, bat ihn aber, weil ich behauptete, daß meine Vorleſungen meine Zeit in Anſpruch nähmen, mir vier bis fünf Wochen Zeit zu gönnen.

Jetzt nun ging ich an die bedenkliche Arbeit, einen Aufſatz aus einer Sprache, die ich ſo gut wie gar nicht verſtand, in eine andere, die ich keinesweges mit Sicherheit zu behandeln wußte, zu überſetzen. Die Arbeit kam wirklich zu Stande, und der Aufſatz, von Freunden durchgeſehen, und corrigirt, iſt in dem erwähnten Magazin abgedruckt. Ich wollte indeſſen das Studium der Engliſchen Sprache nicht aufgeben. **Vicar of Wakefild** und **sentimental Journey**, mir in Deutſchen Ueberſetzungen vollkommen bekannt, wurden zuerſt und mit immer größerer Leichtigkeit durchgeleſen. Young's Nachtgedanken hatten in meinem Vaterlande einen ſo großen Ruf, meine Vorſtellungen von dieſem Dichter waren aus unvollkommenen Ueberſetzungen ſo unklar, daß ich mit großer Begierde den Verſuch, dieſen Dichter in der Urſprache kennen zu lernen, anſtellte. Es koſtete mich einige Mühe, und ohne die Hülfe eines Freundes würde es mir kaum in ſo kurzer Zeit, als ich darauf verwendete, gelungen ſein. Zwar ſpürte ich eine große Luſt, Triſtram Shandy zu leſen; denn dieſe Schrift des Yorick war mir als eine höchſt eigenthümliche, deren tiefer Sinn ſchwer zu faſſen, und deren humoriſtiſche Laune den meiſten Leſern unzugänglich war, oft genug genannt. Aber das Ziel, welches ich ungeduldig zu erreichen ſtrebte, war: Shakeſpeare zu leſen und wo möglich zu faſſen. Schon in meiner Kindheit hatte ich ihn als einen zwar monſtröſen, gigantiſchen, aber zu gleicher Zeit tiefen und höchſt bedeutenden Geiſt nennen hören. Man kannte ihn in Deutſchland nur aus Wielands und Eſchenburgs Ueberſetzungen. Daß ich zuerſt nach Hamlet griff, wird ein Jeder begreifen, wenn er ſich erinnert, was mir Goethe und ſein Wilhelm Meiſter waren. Die Mühe, die es mir koſtete, dieſes großartige Drama durchzuarbeiten, machte mich mit einer jeden Stelle genau bekannt, und welchen Eindruck Hamlet auf mich machen mußte, iſt leicht einzuſehen. Iſt doch dieſe Geſtalt eine wahrhaft prophetiſche, ja, ich möchte ſagen, ergriffen von einem inneren Kampfe, ſcheint ſie mehr Deutſch, als Engliſch, mehr aus der gegenwärtigen Zeit, als aus der früheren, wo ſie entſtand, entſprungen zu ſein.

War es eine Ahnung dieſer prophetiſchen Bedeutung, die den Shakeſpeare dazu brachte, Hamlet und ſeinen genaueſten Freund als frühere Wittenbergſche Studenten darzuſtellen? Ein jeder geiſtig bewegte junge Mann in Deutſchland ſah ſich, wie Hamlet, unwiderſtehlich von einer inneren Aufgabe ergriffen, die ſein ganzes Leben in Anſpruch nahm, und als deren Opfer nicht Wenige gefallen ſind; daher ward Hamlet auch zuerſt in Deutſchland verſtanden; und ich vertiefte mich, wie ſo viele Andere, in dieſe inneren Kämpfe, als hätte ich ſie ſelber erlebt.

Ich hatte in Hamburg Schröder als Lear geſehen, es war das zweite Stück, was ich las, Macbeth das dritte; von den hiſtoriſchen Stücken aber nur Heinrich den Vierten und Richard den Dritten.

Wenn ich nun, was mich ergriff, mit wenigen Worten bezeichnen ſoll, ſo wird dieſes den Leſern am erſten klar aus der Art, wie ich Shakeſpeare neben

Goethe, der mich ſchon in faſt bewußtloſen Knabenjahren beſchäftigt hatte, auffaßte.

Ich habe es ſo oft erlebt, daß man ſelbſt da, wo ich als Dichter hervortrat, und beſtimmte Perſönlichkeiten unter ganz beſtimmten Verhältniſſen ſich äußern ließ, dennoch dieſe Aeußerungen, als wären ſie in einer rein philoſophiſchen Betrachtung ausgeſprochen, aufgenommen und beurtheilt hat; daß aus der öffentlichen Kritik, ſelbſt der vorzüglichſten Geiſter, der Sinn für einen abſichtlich gewählten eigenthümlichen Standpunkt, ſo ganz in der Allgemeinheit leerer Abſtractionen verſchwunden iſt, als wäre er nie dageweſen.

Dieſe Erfahrung macht es nothwendig, eine Bemerkung hier zu machen, die freilich eben ſo trivial wie überflüßig ſcheint; dieſe nämlich: daß hier keinesweges von einer objectiven Beurtheilung der zwei größten Dichter der neueren Zeit die Rede iſt, ſondern nur von dem Eindrucke, den Beide auf mich machten; ſo wie der Eine aus der reichen Erinnerung einer vergangenen Zeit mächtig hervortrat, und ſelbſt durch die Vergleichung mir bedeutender ward, während der Andere mir eine neue Welt eröffnete. Es kömmt mir bei dieſer Darſtellung ein Fragment zu ſtatten, welches zwar vor mehreren Jahren verloren ging, mir aber doch öfters wieder in die Hände fiel, und daher dem Inhalte nach im Gedächtniſſe geblieben iſt.

Beide, das erkannte ich wohl, ſchloſſen grundloſe Tiefen des menſchlichen Gemüths auf; war ich doch ſchon ſelbſt ſeit Jahren in diejenige hineingezogen, die mir Goethe eröffnete, ohne einen Grund finden zu können. Aber die Gegenſtände, welche die Gemüther innerlich in Bewegung ſetzten, hatten bei Shakeſpeare ein ganz anderes Verhältnis zur Perſönlichkeit, als bei Goethe. Bei dem Letzteren war es mehr der Zwieſpalt einer Seele, die ſich von der Welt verlaſſen fühlte, oder das Fragment derſelben, welches ihm geblieben war, in eine engere, freilich unendlich reiche Perſönlichkeit hineinzog und ausbildete; ſelbſt in Götz von Berlichingen und Egmont ſchien mir dieſes der Fall zu ſein. Aber eben dieſe engere Umgrenzung gab dem Ganzen eine anmuthigere Form, ein leichter Ueberſchauliches und Abgeſchloſſenes, und es lag ohne allen Zweifel in dieſer Anſicht die Ueberraſchung, mit welcher ich das bekannte Urtheil von Novalis über Goethe zuerſt vernahm. Denn nichts überraſcht uns ſo ſehr, wie eine plötzliche Beſtätigung deſſen, was wir lange, wenn auch nicht klar, mit uns herumgetragen haben. Bei Shakeſpeare hingegen bewegte ſich immer eine große, mächtige, ſichtbare und unſichtbare Welt in und mit den Perſonen; alle ſchienen zu leben, zu denken, zu handeln aus einem gewaltſam bewegten Volke, ſo wie zugleich aus einer tiefen Geiſterwelt, aus welcher ſie herauftauchten, ſo daß dadurch das in einem größeren Ganzen verborgene Geheimnis der Leidenſchaften den Perſonen ein großartiges Gepräge aufdrückte.

Eine jede Stimmung, in welche mich ſolche geiſtige Aufregung verſetzte, hatte etwas Gewaltſames, was mich innerlich erſchütterte, und es iſt mir begreiflich, wie ich den Freunden ſo erſchien, als lebte ich in einer beſtändigen Spannung, die mich aufreiben müßte. Mehrere mochten dieſe heftige Bewegung ſelbſt als eine durch äußere Reizmittel hervorgerufene, Einige wohl ſogar als eine affectirte beurtheilen. Es war, möchte ich behaupten, etwas Vulkaniſches in meinem Weſen, wenn dieſes Wort da gebraucht werden kann, wo die hervorbrechende Flamme ſo gewaltſam, wie ſie erſchien, doch mehr anzog, als zurückſtieß, mehr erwärmte, als verbrannte, mehr anregte, als aufregte. — Wenn dieſes Urtheil über meine eigene Jugend dem Leſer zu günſtig ſcheinen ſollte, und Mehreren vielleicht einem unſchicklichen Selbſtruhme zu ähnlich, ſo darf man nicht vergeſſen, daß hier von nichts Erworbenem die Rede iſt, vielmehr von einer hohen Gunſt der Natur, das heißt, mit einfacheren und einfältigeren Worten: von einer göttlichen Gnade, die mich fortdauernd und faſt bis in mein hohes Alter hinein begleitete, und ſelbſt nach den heftigſten inneren Kämpfen immer von Neuem mit Zuverſicht erfüllte und erheiterte. Ich kann mich auf die Art, wie ich den Freunden erſchien, von denen noch mehrere leben, berufen. Ich konnte damals, wenn ich dem Arzt, ſelbſt völlig geſund, meinen Puls hinreichte, als ein Fieberkranker erſcheinen, aber eben deswegen, weil dieſe heftige Aeußerung zur Eigenthümlichkeit meiner Natur gehörte, enthielt ſie nichts Aufreibendes, und ich befand mich niemals geſunder, ja niemals glücklicher, als wenn ich in einer Aufregung lebte, die den Freunden gewaltſam, ja vielleicht gefährlich erſchien, während ſie doch nur die völlig ungezwungene, ja unwiderſtehliche Aeußerung einer geſunden Natur war. Eben deswegen arbeitete ich immer am beſten nüchtern, und ein jedes Reizmittel, z. B. reizende Speiſen, Weine, ein aufregendes Geſpräch, eine Rede, in welcher ich, was mich innerlich bewegte, wie unwillkürlich preisgab, erſchöpften mich immer auf einige Zeit und hemmten die geiſtige Production.

Was nun einer ſolchen Natur Shakeſpeare werden mußte, iſt leicht einzuſehen; allerdings waren die Perſonen ſeiner Dramen tief im Innern bewegte Gemüther, die das Innerſte, Verborgenſte aufſchloſſen; aber was ſie in Bewegung ſetzte, war nichts Vereinzelndes, die Leidenſchaften ſelbſt, die ſich enthüllten, waren mit der Geſchichte des Volkes, waren durch die Geheimniſſe der Geiſterwelt geſchwängert; und wenn Goethe mich reizte, den Geheimniſſen der Welt in den ſtillen Tiefen des ringenden Bewußtſeins nachzuforſchen, ſo forderte mich Shakeſpeare auf, dieſen Kampf als einen ſolchen zu betrachten, den ich mit den kämpfenden Völkern in der Geſchichte, ja mit den unſichtbaren Geiſtern, die in der Natur verſchloſſen ruhen, theilen mußte, um ſie in ihrer tiefſten Bedeutung zu faſſen. Dieſe beiden großen Dichter, die mich mit der ganzen Gewalt des mächtigen Genius an ſich gezogen hatten, fachten aber den bedenklichen Kampf im Innern an, verſöhnten ihn nicht. Und ſo, indem ein inneres, geiſtiges Leben, in welchem die Wirklichkeit aufging, mich gefangen hielt, ſchienen mir zwar die Gefahren des Kampfes ſelbſt einen unwiderſtehlichen Reiz zu haben, aber immer heftiger ward die Sehnſucht nach dem Frieden. Und oft genug rief ich mit Falſtaff: „ich wollt', es wäre Abendzeit und Alles wäre aus.“

In einer ſolchen Zeit nun drang ſich mir Spinoza auf. Das Exemplar der Opera postuma, welches in ſo langer, einſamer Zeit mich mit der größten Anſtrengung beſchäftigte, war mir mehrere Jahre hindurch theuer und bedeutend, ich konnte es faſt nie ohne innere Wehmuth betrachten; denn es rief mir Stunden zurück, die ich zu den wichtigſten meines Lebens rechnen muß. Es war das Bedürfnis, bei der Trennung von einem theuern Freunde ihm ein großes Opfer zu bringen, welches mich bewog, ihm dieſes Exemplar zu ſchenken. Indem ich es weggab, dachte ich, wie dies dem Menſchen ſo oft geſchieht, nur aus mir hinaus, und es fiel mir nicht ein, daß er, wie genau er mich auch kennen mochte, doch unmöglich die Größe des Opfers, welches ich ihm zu bringen vermeinte, ſchätzen konnte. — Das Erſte, was ich las, war der **Tractatus de intellectus emendatione et de viâ, qua optime in veram rerum cognitionem dirigitur.** Der Titel zog mich an. Hier, dachte ich, wirſt du finden, was Spinoza ſelbſt zur Ausbildung ſeines Syſtems bewog; ein ſolcher perſönlicher Anknüpfungspunkt war mir durchaus nothwendig; der Sprung von einem tief bewegten, reichen Leben bis zu dem in der bloßen Demonſtration eingefangenen, würde ſonſt ein **salto mortale** der gefährlichſten Art geweſen ſein. Mußte doch ſelbſt die abſolute Abſtraction ſich den Weg bahnen durch eine Phänomenologie.

Was Spinoza in Bewegung ſetzte, was ihn, indem er das Leben betrachtete, quälte und ängſtigte, das konnte mir nicht fremd ſein. Als ich mich in Bergen einſam und verlaſſen fühlte, von der Natur, die ſich meinen Forſchungen verſchloß, von den Freunden, die ſich zurückgezogen zu haben ſchienen, und von mir ſelbſt; als ich mich von dem bunten Gewühle unzuſammenhangender Kenntniſſe, ſchwankender Zuneigungen und wechſelnder Leidenſchaften zurückzog: da ſuchte auch ich einen Ruhepunkt, in welchem das ganze Daſein ſeinen unveränderlichen Stand und ewig durchſichtigen Mittelpunkt fände. Die tiefſte Speculation war mir fremd, ich wies ſie ab. Was mir bis dahin erſchien, als wäre es ein Abgeſondertes, von allem Uebrigen Getrenntes, als enthielt es eine Aufgabe, dem eigentlichſten friſcheſten Leben fremd, ein bloßes Spiel des Scharfſinnes, — trat jetzt als eine bedeutende Wiſſenſchaft hervor. Ich ſelbſt ward aufgefordert, als Lehrer die Jugend auf den ſogenannten Nutzen der Wiſſenſchaft aufmerkſam zu machen: aber dieſer hatte mit dem urſprünglichen Triebe, der das Erkennen in Bewegung ſetzte, nichts gemein. Dieſe Quelle brach aus einer geheimeren Tiefe hervor, die mir zu erforſchen vor Allem wichtig ſchien. Allerdings hatte ſchon die Zeit ſich in den beſſeren ihrer Geiſter von dieſem geringeren Standpunkte des Nutzens abgewandt. Ich dünkte mir etwas damit, ſelbſt in meinen Vorträgen den ſogenannten Nutzen des Erkennens nur als ein Untergeordnetes darzuſtellen; der wahre Werth des Erkennens liege, ſo lehrte ich, in ihm ſelber: und dennoch, was gab uns denn nun dieſes in ſich geſchloſſene ſelbſtändige Erkennen, ſo wie es, von den Quellen des Handelns und Daſeins abgetrennt, in hohler Vornehmheit daſtand? — Der Formalismus der Schule, was war er, dem warmen Leben gegenüber? Das hatte mich, ich kann ſagen, von meinen Knabenjahren an gequält. Dieſes Zerriſſenſein in den innerſten Tiefen des Daſeins war mir das Entſetzlichſte, was ich denken konnte, und keiner in der Welt war weniger als ich fähig, die rein abſolute Trennung einer theoretiſchen und praktiſchen Vernunft aus Ueberzeugung anzunehmen.

Zweierlei, ſagt Kant, ergreiſt mich jederzeit vor Allem: es iſt das Sternengewölbe über und das Sittengeſetz in mir. Aber jenes erkenne ich nur in mathematiſch ſtrengen Geſetzen der Bewegung, gefeſſelt und gefangen, es bleibt vom Leben getrennt; dieſes, die Quelle lebendigen Handelns, hat ſich in dem Innerſten des Daſeins verborgen, und iſt der Erfahrung eben ſo unzugänglich, wie das Innere der Natur. Die Natur erkennen wir nicht, ſondern nur ihre Erſcheinungen; ob wir die Realität des Sittengeſetzes durch unſere Handlungen ausdrücken, das wiſſen wir nicht. Was wir durch das Erkennen wiſſen, iſt ein Unwahres; das Wahre ſollen wir durch unſere Handlungen darſtellen; aber keine Erfahrung vermag uns über die eigentliche Quelle unſerer Handlungen zu belehren. Die ſichere ſinnliche Kunde gibt dem Menſchen eine Unwahrheit, und wir wiſſen, daß ſie eine ſolche iſt, und tröſten uns darüber, weil wir alle auf eine gleiche Weiſe betrogen werden. Eine Stimme der Wahrheit ertönt, aber wir bleiben dennoch über dieſe in fortdauernder Unkunde.

Es war offenbar die klare Einſicht, daß jenes Zerreißen, durch welches Erkennen und Leben, aus derſelben Quelle entſprungen, ſchmerzhaft und auf immer von einander getrennt wurden, mich von der Kantiſchen Philoſophie entfremdete.

Wie ganz anders trat mir die innere Bewegung einer Seele entgegen, die in ihrer Sehnſucht nach geiſtiger Ruhe ſich der eigenen Forſchung ernſthaft zuwendet, wie ſie bei Spinoza erſcheint. Nachdem er nämlich den Werth aller äußeren Güter unterſucht und ihre Wichtigkeit erkannt hat, ſagt er:

„Als ich alſo ſah, wie dieſe Güter mich nicht allein hindern würden, wenn ich einem neuen Werke nachſtrebte, ſondern dieſem ſogar entgegengeſetzt ſeien, ſo daß ich von jenem oder dieſem nothwendig abſtehen müßte, drang ſich mir die Unterſuchung auf, welches mir am nützlichſten ſei, weil, wie es ſchien, ich in Begriff ſtände, ein ſicheres Gut (das ſinnliche) einem unſicheren aufzuopfern. Aber nachdem ich über dieſes Verhältnis hinlänglich nachgedacht hatte, entdeckte ich bald, daß, was ich hinter mich zu werfen, mich entſchließen müßte, indem ich mich einem neuen Werke zuwandte, wie mir die Erfahrung gezeigt hatte, ein Gut wäre, welches ſeiner Natur nach ein ungewiſſes genannt werden müßte, das aber, was ich ſuchte, war zwar auch ein ungewiſſes, aber nicht ſeiner Natur nach; denn ich wollte ja eben ein bleibendes Gut; nur der Erfolg meines Strebens war unſicher.

Indem ich nun immer tiefer nachſann, ward es mir immer klarer, daß ich doch mich entſchließen müßte, ſichere Uebel einem unſicheren Gute zu opfern; ich ſah mich nämlich von einer großen Gefahr ergriffen, ſo daß ich gezwungen wurde, einem jeden Mittel, ſelbſt dem unſichern, mit allen Kräften nachzuſpüren. Wie ein Kranker, der an einem tödtlichen Uebel leidet, indem er den ſichern Tod vor ſich ſieht, ſeine ganze Hoffnung ſelbſt in das unſichere Heilmittel ſetzt. Aber Alles, was der Menſch gewöhnlich benutzt, gibt nicht allein kein Mittel, um unſer wahres Daſein zu erhalten, ſondern dieſes wird gehemmt, und jene Mittel ſind oft Urſache des Unterganges derer, die ſie beſitzen, und immer die Urſache des Unterganges derer, die von ihnen beherrſcht werden.“

Ich verglich dieſe Einleitung zur Ethik mit der Einleitung zu Kants Kritik der reinen Vernunft, und der Gegenſatz zwiſchen einem Schulthema und einer aus allen Quellen des Daſeins hervorſtrebenden Speculation ward mir klar. Ich habe ja wohl auch von meiner früheſten Kindheit an gehört, daß das Erkennen mit dem Gewiſſen und die Demonſtration mit der Erbauung nichts zu theilen habe, obgleich ich noch in meinen alten Tagen dieſe triviale Ermahnung als eine Belehrung habe hinnehmen müſſen. Ich aber bewahrte das deutlichſte Bewußtſein davon, daß man alle Tiefe des Lebens in ſich bewahren müſſe, ſelbſt wenn man den Formalismus deſſelben als feſten Denkprozeß aufs ſchärfſte aufzufaſſen und darzuſtellen ſuchte, daß dieſer, von jenem getrennt, alle Bedeutung verlöre, ſo daß nur das Leere ſich im Leeren abſpiegele. Hier nun trat mir ein Mann entgegen, der — eben ein Mann im kühnſten Sinne des Wortes —

ſich, von den Feſſeln des Daſeins ergriffen, um jeden Preis befreien wollte, und zwar nicht theilweiſe, ſondern ganz und durchaus. Zwar war er entſchloſſen, Alles hinter ſich zu laſſen, was ihn an das ſinnliche Leben feſſelte, um im ſichern, unwandelbaren Centrum des Daſeins Ruhe, Frieden und Freiheit zu finden: aber dieſer kühne Entſchluß war ihm nicht ein Schulthema, ſondern eine innere Aufgabe des Lebens ſelber; nicht bloß eine Lehre, ſondern ein Kampf des Lebens; eine reinigende Geſinnung, ja in ſeinem Sinne, immitten der ſtrengſten Form, ein fortdauernder Reinigungsprozeß. Jetzt erſt ward ich durch den Titel ſeiner Lehre überraſcht, er nannte ſie nicht Metaphyſik oder Logik, ſondern Ethik; ſie ſollte nicht bloß der Ausdruck einer Lehre, ſondern der einer Geſinnung ſein, und war es. Man hat ihn, ſagte ich mir, „Determiniſt“ genannt, und hier trat er mir entgegen als derjenige, der mit der größten geiſtigen Kühnheit den Mittelpunkt der Freiheit ſuchte. Er wolle, behaupteten Andere, die geringfügigſten Schattenbilder der Erſcheinung als Theilnehmer eines göttlichen Daſeins aufſtellen, und ich las mit Erſtaunen, wie er, dieſe verſcheuchend, nur in der durchſichtigen

Klarheit der Einheit Gottes, ſicheres Erkennen und zugleich Ruhe des Daſeins zu finden ſtrebte; und dieſer Mann ſtand durch die Schärfe ſeiner Darſtellung, durch die Strenge ſeiner Demonſtration ſeit Jahrhunderten als ein zwar verfolgter und verkannter, aber als ein unüberwundener da. Eben, was den Jacobi zurückſchreckte, die entſchiedene Kühnheit ſeines Unternehmens, zog mich unwiderſtehlich an. Es wurde mir klar, daß das Geſchrei nach Freiheit, welches um mich herum alle Zungen in Bewegung ſetzte, ſo wie es inmitten der nie aufzulöſenden Widerſprüche der erſcheinenden Geſchichte laut ward und eine Löſung ſuchte, ſinnlos, ja albern zu nennen wäre. Nur derjenige, der ſich ſelber auf eine ewige Weiſe Genüge leiſtet, iſt frei. Gelingt es dir, an ſeinem Leben Theil zu nehmen, dann erſt magſt du auch ſelbſt frei ſein, wie er.

Ich begriff, daß ein Geiſt, wie Leſſing, nothwendig Spinoziſt werden mußte. Alle früheren religiöſen Erinnerungen waren verſchwunden; ich hatte rein vergeſſen, daß Leſſing als Verfaſſer der Erziehung des Menſchengeſchlechts mir eben deswegen ſo lieb war, weil hinter ſeiner Darſtellung eine göttliche Offenbarung im Chriſtlichen Sinne noch ſtattfand. Mit einer Begierde, die faſt an Leidenſchaft grenzte, die durch die religiöſe Furcht, die ſich noch im Hintergrunde meiner Seele erhielt, mich nur noch mehr reizte, ging ich an die Arbeit; die Furcht ſelbſt diente als Stachel einer kühnen, geiſtigen Luſt, die mich ergriff.

Mehrere Wochen hindurch ward ich den Freunden unzugänglich; wie ein Träumender erſchien ich auf dem Katheder; ich wollte unter jeder Bedingung die Aufgabe löſen, die ſich Spinoza geſtellt hatte. Ich wollte ſie löſen durch ihn, aber wie er; ſie ſollte meine eigene werden, wie ſie die ſeinige war. Ich hatte mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen. Die ächt ſpeculative Sprache war mir fremd, aber zum erſten Male trat mir die philoſophiſche Conſequenz, die ſich in ſich ſelber zu faſſen ſuchte, und aus ſich ſelbſt verſtanden ſein will, mit ihrer ganzen Gewalt entgegen. Ich ſah es ein, daß ich die Ausdrücke aus der Schrift ſelbſt deuten müßte, aus der Art, wie ſie benutzt wurden. Ich entſagte allen äußeren Hülfsmitteln; ich begriff, wie dieſelben Ausdrücke, aus einer anderen Gedankenreihe herausgeriſſen, mich bei dem Studium des Spinoza nur irreleiten würden: ihn hatte ich und den eignen ringenden Geiſt; dieſe beiden ſollten ineinander aufgehen und Eins werden, alles Andere war für mich nicht da.

Ich geſtehe es, ich denke mit einer Art von Schauder an dieſe Zeit, an die wunderbare, geiſtige Einſamkeit, in welcher ich lebte, an die raſtloſe Anſtrengung, die mich ergriff, und bei Tage und in der Nacht kaum einen Augenblick ruhen ließ. Es gab Augenblicke, wo mir Alles dunkel ſchien, und ich faſt die Hoffnung aufgab, dieſen mächtigen Geiſt zu faſſen; dann eben, wenn ich der Verzweifelung nahe war, trat plötzlich ein Licht hervor, und was mir früher unverſtändlich ſchien und jeden Fortſchritt hemmte, lag in lebendiger Klarheit fördernd vor mir da. Ich las immer rückwärts, indem ich fortſchritt, ich ſchlug einen jeden citirten Paragraphen gewiſſenhaft nach, ſelbſt wenn ich mit ſeinem Inhalte völlig bekannt zu ſein glaubte. Es war mir eine Gewiſſensſache geworden, durchzudringen, und nichts Schwankendes, nichts Unklares zu dulden. Rang ich doch, wie Spinoza ſelbſt, nach abſoluter Klarheit und Beſtimmtheit. Ich fühlte jetzt zum erſten Male in meinem Leben, daß eine geiſtige Macht ſchon lange gefeſſelt in meinem Bewußtſein geſchlummert hatte, daß es dieſe war, die ſich in meinen geiſtigen Träumen bewegte, und jetzt erwachte, um ſich frei zu äußern. Geſteht man mir irgend ein eigenthümliches, ſpeculatives Talent zu, ſo muß ich geſtehen, daß es Spinoza war, der es zuerſt erweckte. Wie ich Alles, was ich that, gewaltſam ergriff, ſo auch dieſes mir ſo wichtige und ernſthafte Studium, und während ich unaufhaltſam, wie Spinoza, die Löſung der Aufgabe als eine geiſtige Lebensſache betrachtete, merkte ich nicht, wie der frühere lebendige Reichthum, der mich in Bewegung geſetzt hatte, verloren ging und zu verſchwinden drohte.

Es kann nicht meine Abſicht ſein, hier eine ausführliche Darſtellung der Bedeutung des ſpeculativen Werthes des Spinozismus zu geben; nur den Eindruck, den Spinoza auf mich machte, ſei es mir erlaubt, hier kurz darzuſtellen.

Daß Gott ein ewiges, unveränderliches Weſen, daß in ihm keine Perfectibilität denkbar ſei, da er die Vollkommenheit ſelbſt, das ſich abſolut ſelbſt Genügende ſein muß, daß daher keine Prädicate, die von einem endlichen und beſchränkten Weſen gelten, auf ihn ihre Anwendung finden können, war mir vollkommen einleuchtend; eben ſo, daß es nur Einen Gott, alſo nur Eine wahrhafte Subſtanz gebe. Alle Modi alſo, inſofern ſie ſich zu göttlichen Attributen ſteigern, müſſen ſich, wie ihrer Perception, ſo ihrer Exiſtenz nach, inſofern ſie ſubſtantiell ſind, in der einen Subſtanz auflöſen; dann aber auch an dem abſolut ſich ſelbſt Genügenden Theil nehmen und ewig ſein, wie er. Ein endliches Weſen, als ein particuläres, im Gegenſatze zu einem anderen, hat keine Realität für Gott, alſo überhaupt keine. Daher kann von keinem particulären Willen die Rede ſein, und Alles, was der Menſch als ein vereinzeltes Weſen will, hat als ſolches keine Bedeutung; der allgemeine Wille aber, der göttliche, vermag nicht als ein ſolcher ſich zu manifeſtiren; denn er iſt nicht ein Wille, der ſein Ziel ſucht, vielmehr es auf ewige Weiſe gefunden hat; ſtrenger alſo geſagt, nicht gefunden, ſondern ſeiner innigſten Bedeutung nach mit ſeinem Gegenſtande eins iſt. Der menſchliche Wille aber iſt ein ſolcher nur deswegen, weil er von ſeinem Gegenſtande getrennt iſt; dann aber iſt er jederzeit ein particulärer, das heißt: ein ſolcher, der ſein Complement findet in einem andern Willen, und ſo fort in das Unendliche. — Ich, der ich auf die mannigfaltigſte Weiſe innerlich bewegt war, fand mich wunderbar überraſcht, als mir klar ward, was ich eigentlich die Spinoziſtiſche Geſinnung nennen müßte. Dieſes nämlich: daß das geiſtige Erkennen eben darin ſeinen Werth hat, daß es den Willen, je tiefer es in das Subſtanzielle der Dinge eindringt, deſto umfaſſender, nicht als einen particulären Willen allein, ſondern als das Gemeinſchaftliche Mehrerer, in dem Begriffe der Einheit der Perception aufnehmen wird; daß dieſer ſich immer erweiternde Wille, inſofern er wieder ein Particuläres findet, nicht ruhen kann, bis er von jedem Entgegengeſetzten, alſo von jeder Affection befreit iſt; dann wird er in der göttlichen Selbſtgenügſamkeit ausruhen, aber auch als Wille verſchwinden. Der Menſch iſt erſt frei, wenn er in der abſoluten Selbſtbefriedigung des Weſens ſelbſt aufgeht, wenn ſeine particuläre Perception in der Einheit der göttlichen verſchwindet, d. h.: wenn er aufhört, ein wollender zu ſein. Alles daher, was uns als ſinnliche Weſen in Bewegung ſetzt, Freude und Trauer, Wünſche und Hoffnungen, ja ein jedes beſchränkte Erkennen, wie ein jedes verein=

zelte Wollen, in welchem wir thörichterweiſe unſere Freiheit ſuchen, legt nur ein Zeugnis unſerer Knechtſchaft ab.

Dieſe erhabene Lehre, die bei Spinoza ganz ihn durchdringende Geſinnung geworden war, ergriff mich, als es mir gelungen war, ſie zu durchſchauen, auf's Allertiefſte. Ich ſah es ein, wie eine Vielheit beſtimmter Weſen theilnehmen könnte an der Unendlichkeit des Göttlichen, und ewig ſein, wie er, wenn ſie als Gedankenbeſtimmungen Gottes, die als ſolche zugleich Exiſtenz und Wirklichkeit haben, betrachtet werden; dieſe Gedankenbeſtimmung eines ewigen und unendlichen Weſens aber iſt, wie ihre Totalität, beſtimmt, nicht durch ein anderes, ſondern durch ſich ſelbſt, das heißt: als das Ganze in dieſer beſtimmten Form, ein actu Unendliches, ein infinitum vi naturae suae. Die Schärfe der Demonſtration, der Methode, war nichts Anderes, als der adäquate Ausdruck der Feſtigkeit und Klarheit der zur Geſinnung geſteigerten feſten Ueberzeugung. Wie Gedanke und Exiſtenz im göttlichen Weſen, ſo waren Lehre und Geſinnung bei Spinoza ſo vollkommen eins, daß es ein vergebliches Bemühen wäre, ſie in der Trennung zu faſſen. Die Immanenz Gottes in der Natur, als ſolche erkannt, und durch das Erkennen verwirklicht, ſelbſt bis zur höheren Natur (natura naturans) geſteigert, ſprach nichts Anderes aus, als dieſe Einheit.

So lange ich mich beſtrebte, dieſe wahrhaft erhabene Lehre zu faſſen, war ich in beſtändiger Spannung; ich hatte und kannte keinen anderen Wunſch, als den, das Ganze geiſtig zu umfaſſen und mir eigen zu machen. Und als es mir nun gelungen war, als ich vermochte, mit eben ſo vieler Klarheit von dem fünften Theile: **de libertate humana**, rückwärts zu leſen, wie von vorne anfangend bis zu Ende; als ich überzeugt war, Spinoza ganz verſtanden zu haben, bemerkte ich erſt, wie viel ich verloren hatte. Die ganze lebendige Natur, das ganze bunte Leben ſchien mir erblaßt und ergraut; hinter mir lagen alle Wünſche und Hoffnungen, denn ich mußte mir es geſtehen, daß ſie als ſolche eine Unwahrheit enthielten, und ihre wahre Bedeutung nur dann erlangten, wenn ſie ſie ſchlechthin verloren hatten. Dieſe abſolute Uneigennützigkeit vernichtete, ſo ſchien es mir, etwas Heiliges und Theures, was ich um jeden Preis erhalten müßte. So war ich freilich in einen ſcheinbar ähnlichen Zuſtand gerathen, wie Jacobi, aber dennoch in einen durchaus verſchiedenen; ich war von der Ueberzeugung durchdrungen, daß ich Etwas gewonnen hätte, dem ich nie wieder zu entſagen vermochte, ja, nicht wollte; es lag ſo wenig eine Verzweiflung in der momentanen Entſagung alles deſſen, was mich früher durchdrang und beſchäftigte, daß vielmehr das vorübergehende Erſchrecken ſich plötzlich in eine innere, hoffnungsvolle Freude verkehrte, als hätte ich den tiefen elaſtiſchen Boden aller freien geiſtigen Thätigkeit gefunden.

Man muß bedenken, daß alle geiſtige Verhältniſſe, die ſich an mich herangedrängt hatten, keine Ahnung von wahrer Speculation enthielten, daß Kant ſelbſt den Menſchen hinſtellte, einem Froſche gleich, der den Kopf zwar ausſtreckt und das ſtarre Auge erhebt in die unendliche Atmoſphäre eines höheren Daſeins: aber ohne irgend Etwas zu erkennen, in den Sumpf ſinnlicher Kategorieen, als in die eigentliche Heimat, ſchnell wieder eintaucht. Das δός μοῖ ποῦ στῶ, wie es auf dem Titel der Jacobiſchen Schrift als Motto ſteht, drückt bekanntlich nicht eine Hoffnung, ſondern die abſolute Hoffnungsloſigkeit aus. Den feſten Boben, den Jacobi durch Spinoza hätte erhalten können, ſtieß er mit Schauder von ſich, und ein bloßes Gefühl, was nie zum klaren Bewußtſein heranreifen konnte, ſollte ihm das aufgegebene Erkennen, welches, wie er meinte, nothwendig zum Atheismus führen müßte, erſetzen. Für mich hatten dieſe Worte einen ganz anderen Sinn. Ich ſuchte für das Göttliche, was ich zwar für immer gewonnen hatte, den Gott meiner Kindheit; ja, ſo wenig hatte mich Spinoza zum Atheiſten gemacht, daß das, was ſich in mir bewegte, keinesweges ein erſtarrtes, in ſich abgeſchloſſenes, in Demonſtrationen gefeſſeltes Bewußtſein war, daß vielmehr eben dieſes Ganze, in ſich Geſchloſſene innerlich zu pulſiren anfing und lebendig ward, und zwar ſo, daß dieſe Pulſe wie ein Odem des lebendigen Gottes bis ins unendlich Kleinſte der Natur und Geſchichte ſchlugen. Freilich rief auch ich aus: „Zeig' mir die Stelle außerhalb, damit ich von dieſer aus das Ganze in lebendige Bewegung geſetzt erkenne." Ich hatte ſie nicht gefunden, aber ich wußte, daß ſie da war, ja ich hielt mich für überzeugt, daß ſie dem ernſten Forſcher zugänglich ſein müſſe. —

So hatte ich das Fegefeuer des Erkennens zwar nicht überſtanden, ich durchſchritt es, aber nicht als einer, der in dieſem einheimiſch war; die lange für mich verſchwundene Beatrice hatte mir den Virgil geſandt, und wie mannigfaltig meine Verirrungen ſein mochten, erkannte ich dennoch, daß der Himmel meiner Kindheit zwar düſter und umwölkt geweſen war, ſo daß kein Sonnenſtrahl durchbrach, aber daß er in ſeiner ewigen Klarheit hinter den Wolken ruhte, und daß dieſe ſich einſt zerſtreuen würden.

Es war eine ſeltſame Zeit der geiſtigen Erwartung, in der ich damals lebte; es war mir fortan unmöglich, mich mit ſinnlichen Gegenſtänden in ihrer Vereinzelung ſo zu beſchäftigen, daß die Kunde derſelben, wenn auch noch ſo genau, mich auf irgend eine Weiſe befriedigte. Den Standpunkt, nach welchem eine geiſtesſchwangere Combination mich ſchon früh hinzuweiſen ſchien, den ich ahnete, ja als die ſchwellende Knospe in allem Erkennen auffaßte, ſuchte ich jetzt mit großer Ungeduld.

Indeſſen hatten ſich meine äußeren Verhältniſſe ſehr freundlich geſtellt. Ich gehörte der beſſeren Geſellſchaft in Kiel zu, und obgleich das Studium des

Spinoza mich wochenlang faſt von allem Umgange entfernt hatte, ſo trat ich dennoch ſo innerlich heiter in die Geſellſchaft hinein, daß ich wahrſcheinlich eben dadurch mir die Zuneigung erwarb. Der Umgang in einer kleinern Univerſitätsſtadt hat immer etwas Heiteres und geiſtig Belebendes. Der Gelehrte, hat er irgend einen Ruf erlangt, lebt dennoch nur theilweiſe da, wo er ſich aufhält. Die wiſſenſchaftlichen Verbindungen ſowohl, als die geiſtige Bildung geben der Unterhaltung einen lebendigen und mannigfaltigen Stoff, und ſelbſt die gleichgültigeren Verhältniſſe der Umgebung werden geiſtreicher aufgefaßt und beurtheilt. Ja, der Einfluß breitet ſich auch in den Kreiſen aus, die nicht ausſchließlich den Gelehrten zugehören.

Ich hatte kurz nach meiner Ankunft in Kiel die Bekanntſchaft eines Predigers, Holſt, gemacht. Er war ein kenntnisreicher Mineralog und Beſitzer einer Sammlung, die für die Vorträge wenigſtens lehrreicher und vollſtändiger war, als die ſehr vernachläßigte Univerſitäts-Sammlung. Ich war freilich der Aufſeher derſelben, aber wußte wenig damit anzufangen. Eine unermeßliche Maſſe von Quarzen, Schwefelkieſe, Eiſenoxyde, Bleiglanze, Blenden, geſchliffene

Steine, Terra sigillata, füllten von Staub bedeckte Schubladen, und einzelne, ſogar ſeltene Foſſilien waren in dieſem Plunder ſo verſteckt, daß die Ungeduld beim Aufſuchen derſelben oft den höchſten Grad erreichen mußte.

Die Sammlung des Predigers Holſt dagegen war von ſolchem Ueberfluſſe durchaus gereinigt und lehrreich; ich verdankte es ſeiner Güte, daß ich einen Vortrag über die Mineralogie abgeſondert halten konnte, der bei den allerdings nur Wenigen, die ſich daran Theil zu nehmen entſchloſſen, großen Beifall fand. In der Holſt'ſchen Familie war ich nun durch dieſes wiſſenſchaftliche Bündnis wie zu Hauſe, und wurde durch ſie in andere Familien der Beamten und angeſehenen Bürger eingeführt. In das Cramerſche Haus kam ich öfter. Profeſſor Riemann war eine heitere, unbefangene und geſellige Perſönlichkeit, der durch ſein Studium der Statiſtik, mit der Geſchichte und Politik in mancherlei Berührung kam. Seine Anſichten waren im ächten Sinne liberal, und wieſen eine jede geiſtige Beſchränktheit ab.

Einer der angenehmſten Familienkreiſe war der des Etatsrathes Trendelenburg, der als Juriſt, wie

Cramer, einen bedeutenden Ruf hatte. Es war mir jederzeit erfreulich, ſeine freundliche und gegen mich mütterlich geſinnte Frau zu ſehen, und ſeine heitere und angenehm lebhafte Tochter war die Braut eines älteren, ſchon angeſtellten Freundes Jahn.

So erweiterte ſich mein Umgang immer mehr. Eine Menge Damen, verheirathete und unverheirathete, vereinigten ſich, um bei mir Vorträge über Naturgeſchichte zu hören. Es bildeten ſich zwei Kreiſe; denn die Adeligen zeigten damals noch eine große Neigung, ſich zu iſoliren; doch gehörte zu dieſem adeligen Kreiſe, der ſich bei einer Gräfin H. verſammelte, auch die Doktorin Hensler, die Schwiegertochter des Archiaters. Der zweite Kreis verſammelte ſich in dem Trendelenburgiſchen Hauſe. Ich war, ſo zu ſagen, Mode geworden, und gefiel mir nicht wenig in dieſer Umgebung. Meine finanziellen Verhältniſſe beſſerten ſich bei dieſer Unternehmung, und daß ich in einem ſolchen Kreiſe von Damen einen Gegenſtand der Neigung finden mußte, war wohl natürlich. —

Es war eine ſehr glückliche Zeit, und ſie ſchwebt mir in der Erinnerung noch als eine ſolche vor. In dieſer Zeit begriff ich zuerſt, wie glücklich ein Univerſitätslehrer iſt, wenn er die Prüfungen überſtanden hat, die gefordert werden. Wenn es ihm vollkommen Ernſt iſt mit ſeiner Wiſſenſchaft, dann iſt er der unabhängigſte und freieſte Menſch in der Welt. Er muß ſehr unverſtändig ſein, oder ſehr beſchränkt, oder ſehr unwiſſend, wenn er über ſeine Amtsthätigkeit irgend eine ihm gefährliche Controlle hervorruft; und obgleich es zugeſtanden werden muß, daß doch manche Unfähige ſich auf einer Stelle erhalten, wo ſie auf eine ſehr beſchwerliche Weiſe hemmend werden: ſo ſind die Vortheile, die aus der geiſtigen Freiheit der Univerſitätslehrer entſpringen, ſo überwiegend, daß die ganze Bedeutung dieſer wichtigen Inſtitute verſchwinden würde, wenn man ſie innerhalb der Grenzen der Wiſſenſchaft auf irgend eine Weiſe zu beſchränken ſuchte. Ich fühlte dieſes Glück im höchſten Maaße. Meine Vorträge über die Naturgeſchichte, wenn gleich ſie ihre großen Mängel hatten, die ich recht wohl erkannte, wurden noch immer mit Beifall beſucht. Die Mängel entſprangen aus der doppelten Richtung, die mich beſchäftigte. Die Fülle der Gegenſtände ſtrebte nach Einheit, und die vergeblichen Verſuche, dieſe zu finden, mußten, wie auch die oben erwähnte erſte Deutſche mislungene Schrift erweiſt, ſehr dürftig erſcheinen. Für eine wiſſenſchaftliche Anſicht aus dem Standpunkte der Einheit hatte ich einen feſten Boden gefunden, und war mir deſſen wohl bewußt; aber zwiſchen dieſem Boden, wie ihn Spinoza gegeben hatte, und der Fülle der Erſcheinungen, die mir die Natur und Geſchichte darboten, war noch ein Abgrund befeſtigt, den ich nicht zu überwältigen vermochte. Eben jetzt forderte ich entſchiedener, als je, daß alles, was lediglich als Erſcheinung vor mir lag, ſein verborgenes geiſtiges Weſen enthüllen ſollte. Das Reſultat einer abſtracten Demonſtration war von dem Reichthume des Lebens noch immer ſchlechthin getrennt, und der Weg von dieſem zu jenem nicht zu finden. Aber die Hoffnung war da, und zu einer, freilich unmerklichen Entwickelung war der Grund gelegt. Ich hatte Kant, ſeit ich Spinoza kannte, faſt ganz aus dem Geſichte verloren, und es gehörte ein langjähriges Studium dazu, ehe ich ihn wieder finden konnte, und ihm in ſeiner Art Gerechtigkeit widerfahren ließ. Ich hatte nun wieder ein Geheimnis, wie früher in Kopenhagen. Ich ſah wohl ein, daß ich dem Mackenſen meine Spinoziſtiſchen Studien nicht mittheilen konnte. Er war mit Kant, durch ihn, geiſtig entwickelt: mir war dieſer Philoſoph als ein Fremdartiges aufgedrungen; es war mir ſchon durch den ganzen Gang meiner früheren Bildung unmöglich, Natur und Geſchichte als eine bloße Erſcheinung in ſeinem Sinne zu betrachten.

So ſtand ich, obgleich lebhaft an der Geſellſchaft theilnehmend und mit ihr lebend, dennoch innerlich allein da, und befand mich eben glücklich in dieſer Einſamkeit. Sie bewahrte einen Schatz, den ich ſorgſam zu pflegen ſuchte. Es war mir, als müßte ich ihn, einem Embryo gleich, der noch in ſeiner Umhüllung ruhte, vor einer jeden äußern Berührung ſchützen, als könne er nur ſo gedeihen; ja ich lauerte neugierig auf die kaum erkennbaren Pulsſchläge, auf die dunkeln Lebensäußerungen, als wäre der verborgene Schatz eine von mir ſich trennende Geburt, die ein eigenes Leben führte und aus ſich zu entwickeln anfing. So war ich recht eigentlich ſchwanger und guter Hoffnung, und das Räthſel, welches ſich in meinem Innerſten zu enthüllen ſtrebte, war ein förderndes, beglückendes, drückte mich nie. Daher war ich fröhlich und guter Dinge, und während ich luſtig mich in allen Verhältniſſen bewegte, bald in der Mitte der Studierenden, noch Student, dann unter den Profeſſoren den beſonnenen, wenn gleich jugendlichen Lehrer darſtellte, ließ ich mich unbefangen gehen.

Die anmutige Gegend zog mich nicht wenig an; die einſamen Spaziergänge beſchäftigten mich wieder; die Wälder nahmen mich in ihren Schatten auf. Bei Eckernförde traf ich einen Buchenwald, ſo mächtig, ſo ſaftig grün, ſo heimlich dunkel, vom Meere umfloſſen, von Hügeln umgrenzt, daß Siälland mit ſeinem ganzen Zauber, und meine früheſte Jugend mit allen ihren Träumen vor mir ſtanden und wieder auflebten. Ich verlor mich in den Ebenen, und nur Eins war mir in Holſtein zuwider, und verleidete mir nicht ſelten das Fußwandern: das waren die Hecken, zwiſchen welchen man wandern mußte, die in Holſtein ſogenannten Redder. Man geht, zwiſchen dieſen eingeſchloſſen, oft meilenweit, ohne irgend eine Ausſicht; die Wege, von den großen Hecken beſchattet, ſind unergründlich, und trocknen ſelbſt nach heiterm Wetter faſt nie aus. Nur wenn man eine Anhöhe erreicht, und die durchaus fruchtbare, reiche

Gegend überſchaut, treten die üppigen Aecker, von den lebendigen Hecken umſchloſſen, wie eine Reihe aneinander grenzender Gärten höchſt anmuthig hervor. Der derbe Holſteiniſche Bauer gefiel mir ſehr; nur mußte ich immer von Neuem bedauern, daß es mir unmöglich war, mir die Plattdeutſche Sprache eigen zu machen. Wenn man ſich dem Volke nicht in ſeinem eigenen Idiom verſtändlich zu machen weiß, ſo bleibt man ihm immer fremd, man lernt es nie vollkommen kennen. Aber die tüchtige Art, mit welcher es ſich darſtellt, ſprach mich ſehr an. Die eigenthümliche Bauart der Bauernhäuſer iſt mir eben ſo in angenehmer Erinnerung geblieben. Die Viehdielen mit ihrer ganzen Einrichtung zeugten von der bedeutenden Viehzucht, und obgleich die Ochſen und Kühe mit der Bauernfamilie zuſammen wohnen, ſo ſind doch die Wohnſtuben heiter, freundlich, und bei dem wohlhabenden Bauer im höchſten Grade reinlich.

Wenn man durch das große Thor in die dunkle Viehdiele hineinſieht, das Vieh und die Pferde auf beiden Seiten, während der Rauch von dem Küchenheerde im Hintergrunde unter dem Dache fortſchleicht, das zum Räuchern dient, und ſich durch das große

Thor hinausdrängt, entdeckt man um den Küchenheerd herum die hell polirten Kupfer- und Meſſinggeräthe in großem Ueberfluſſe. Alles war mir neu, und obgleich ich ſchon länger in Holſtein gelebt hatte, ſo war mein Aufenthalt in Hamburg doch im Winter, und meine Lage war da und in Rendsburg zu gedrückt, als daß ich mit freier Umſicht die Umgebung auffaſſen und genießen konnte.

Von ſolchen Wanderungen kehrte ich immer wie neu geſtärkt nach Kiel zurück; die Stadt trat mir dann ſo luſtig entgegen, die Häuſer lächelten mich freundlich an, und meine geſelligen, wie wiſſenſchaftlichen Verhältniſſe erſchienen mir heiter und hoffnungsvoll. Und dennoch war mein Leben in Kiel ſo ganz anders, als das in Kopenhagen. Dort wuchs ich mit dem Volke, mit den Freunden, mit der Literatur des Landes auf; Alles, was ſich um mich herum bewegte, gehörte mir zu, war von meinem Leben nicht zu trennen. In Kiel war ein fremdes Volk, hörte ich eine fremde Sprache, umgaben mich fremde Verhältniſſe, ja, was ich in Deutſchland ſuchte, ſchien mir hier nicht entgegen zu kommen; der mächtige Kampf der Geiſter fand hier, nach meiner damaligen Anſicht, keinen ächten Repräſentanten. Ich ſehnte mich tiefer in das Land hinein, und ſo ſehr Mackenſen beſonders meine Achtung beſaß, ſo fühlte ich doch immer mehr, daß ich zwar unter den Menſchen, aber im tiefern Sinne nicht mit ihnen lebte. Ich glaubte mich in Kopenhagen im Innerſten von meinen Freunden getrennt, aber die Trennung war aus dem gemeinſchaftlichen Boden entſprungen. Hier bildete die Trennung das Urſprüngliche, und ſo heiter und unbefangen ich mich in die Geſellſchaft hinein zu leben ſuchte, ſo verſchwand dieſes Gefühl der Entfremdung doch nie.

Mehrere von den jungen Leuten meines Umganges gehörten zu den Familienkreiſen, in welchen ich lebte. Mehrere aus der Provinz waren in dieſe Kreiſe aufgenommen; auch hier traten Erzählungen hervor, die das frühere Univerſitätsleben, ſo wie das gegenwärtige, in ſeiner Eigenthümlichkeit darſtellten. Streitigkeiten hatten zwiſchen dem akademiſchen Senat und den Studierenden ſtattgefunden. Die Studenten waren, erzählte man, hier, wie auf anderen Deutſchen Univerſitäten, aus der Stadt ausgewandert, hatten ſich in der Nähe gelagert, um ſo trotzig in ihrer Oppoſition zu verharren. Unter den burſchikoſen Perſönlichkeiten, die ſich auszeichneten, war beſonders eine, deren Name mir entfallen iſt. Dieſer Studierende hatte ſchon einige Jahre vor meiner Ankunft Kiel verlaſſen, war aber der Gegenſtand mancherlei Erzählungen. Unter dieſen machte eine einen bleibenden Eindruck auf mich.

N. ſtudierte in Halle. Eine Geſellſchaft junger Studenten wünſchte einige Zeit während der Meſſe in Leipzig jubelnd zu verleben, vermochte aber die nöthige Summe nicht aufzubringen. N., der ein großes Anſehen unter ſeinen Mitſtudierenden genoß, überredete ſie, eine Summe zuſammen zu bringen, und ihm zu überlaſſen. Sie würde, behauptete er, in ſeinen Händen Zinſen tragen. Er hatte das Ausſehen eines Mannes von faſt mittleren Jahren; er beſaß jene oberflächlichen Kenntniſſe, die hinlänglich ſind, um in der Geſellſchaft Glück, und Muth und Geſchick, um ſie geltend zu machen. In Leipzig erſchien er nun als ein Hofrath, wußte Bekanntſchaften einzuleiten, die ihm eine Einladung zu einem großen Diner verſchafften, aus Gelehrten, Buchhändlern und reichen Kaufleuten beſtehend. Hier nahm er ſeinen

Platz neben einem juridiſchen Profeſſor, und hatte ſich hinlänglich präparirt, um in den Augen ſeines Nachbars für einen gewandten Juriſten zu gelten. Er ſprach laut, beherrſchte wenigſtens unter den nächſten Tiſchgenoſſen das Geſpräch, und wußte ein Intereſſe für ſeine Perſon zu erregen.

Während er daſaß, ward ſachte an die Thür geklopft; der Hofrath allein hatte es bemerkt, und rief: herein! Ein ſchüchterner junger Mann in einem dürftigen Anzuge trat herein, nannte ſich einen armen Studenten, und bat ſich ein Viaticum aus. Der Hofrath fuhr ihn heftig an, ſtellte ihm vor, wie unſchicklich es wäre, hier als Bettler zu erſcheinen. „Was habt Ihr ſtudiert?“ fragte er gebieteriſch. „Jura,“ antwortete der Student furchtſam. „Was meinen Sie,“ flüſterte der Hofrath ſeinem Nachbar zu: „wollen wir dem jungen Manne auf den Zahn fühlen?“ Der Profeſſor nickte Beifall. Er wählte irgend einen Theil aus dem **Corpus juris**. Der Student ſchien damit bekannt zu ſein; ſeine Fragen gingen auf das Speziellere, und der Student beantwortete Alles, und erregte ſchon Aufmerkſamkeit. Verſchiedene Meinungen berühmter Juriſten über dieſe

Stellen wurden berührt; der Student war mit Allem vertraut. Als nun der Examinator immer tiefer in das Einzelne einzugehen anfing, bat ihn der Profeſſor, aufzuhören. „Es wäre,“ ſagte er, „unmöglich, aus dem Stegreif ſolche Fragen zu beantworten.“ — „Nun,“ antwortete der Hofrath, indem er bei dieſer Gelegenheit ſelbſt ſeinen Nachbar durch ſeine genauen Kenntniſſe in Erſtaunen ſetzte: „wir wollen doch ſehen, ob es uns nicht gelingt, den jungen Mann in Verlegenheit zu ſetzen;“ — aber es ſchien nicht möglich. „Wie,“ rief der Hofrath nun voller Bewunderung aus, „und ein ſolcher junger Mann, mit Kenntniſſen, die einen Univerſitätslehrer auszeichnen würden, ſteht hier in eine Lage verſetzt, die ihn zum Betteln zwingt?“ Mit einem Meſſer an das Glas ſchlagend, nahm er die Aufmerkſamkeit der ganzen Geſellſchaft in Anſpruch, und erzählte in einer begeiſternden Rede das Ereignis. „Was können wir thun?“ ſagte er: „von einem bloßen Reiſegelde kann hier nicht die Rede ſein; die Geſellſchaft ehrt ſich ſelbſt, wenn ſie eine Summe zuſammenbringt, die hinlänglich iſt, um den jungen Mann in den Stand zu ſetzen, ſeine ſo glücklich begonnenen Studien ſorgenfrei vollenden zu können.“ Er nahm einen Teller, und warf eine bedeutende Summe, Alles, was er bei ſich trug, darauf. Er hatte wirklich die Geſellſchaft begeiſtert. Was zuſammenkám, war mehr als hinlänglich, die geheime Abſicht zu erreichen. Er hatte gewußt, die Verſammlung ſo zu betäuben, daß die nahe liegende Vermuthung einer ſtattgefundenen Uebereinkunft gar nicht aufkommen konnte.

War nun in dieſem erſten Streiche eine betrügeriſche Geſinnung, die der verbrecheriſchen nur zu nahe liegt, nicht zu verkennen: ſo zeigt, was ich ferner von ihm erzählen hörte, eine ſo entſchiedene innere Bosheit, eine ſolche Luſt an den Qualen anderer Menſchen, daß in dieſer Rückſicht die Erzählung mir pſychologiſch nur zu wichtig geworden iſt; ja, ich würde den erſten Streich nicht erwähnt haben, wenn nicht dieſes Geiſtreiche der Betrügerei, welches noch unſern Beifall gleichſam unwillkürlich erſchleicht, durch die nahe Verbindung mit dem Sataniſchen, welches unſern Zorn, ja unſern Abſcheu erregt, ſo nahe läge, und eben dadurch mir auf eine erſchütternde Weiſe lehrreich erſchien.

Cramer nämlich erzählte mir folgenden Streich des N., der eine Unterſuchung von Seiten des Senats veranlaßte. N. machte, als er von Halle nach Kiel zurückkam die Bekanntſchaft eines armen, fleißigen jungen Mannes, der in der hülfloſeſten Lage mit einer großen, ja für die Geſundheit ſchädlichen Entſagung den angeſtrengteſten Fleiß verband, ſo daß er die Theilnahme der Wenigen, die ihn kannten, im höchſten Grade in Anſpruch nahm. Eingeſchloſſen in ſeine kleine Kammer, ſo wie früher erzogen in den dürftigſten Verhältniſſen, war er mit der äußeren Welt faſt unbekannt. Solche Menſchen ſind, völlig waffenlos, das Opfer eines jeden Betrügers, und ſind nur gerettet, weil die Schlechtigkeit ſelten irgend einen Grund findet, einem leidenden Daſein der Art nahe zu treten. N. aber erkor ſich dieſen armen Menſchen zum Gegenſtande eines wahrhaft teufliſchen Spieles. Er verſtand es, ſich ihm als einen Mann von Bedeutung darzuſtellen, der beſonders durch ſeine Verbindung mit den berühmteſten Buchhändlern einem jungen, fleißigen Manne auf mancherlei Weiſe hülfreich werden könnte. „Es iſt,“ ſagte er ihm zuletzt, nachdem er ſein Vertrauen im höchſten Grade erworben hatte, „ein großer Wunſch des Publikums, eine Deutſche Ueberſetzung des Corpus juris zu erhalten. Die Buchhandlung — wie Sie wiſſen, eine der bedeutendſten, iſt bereit, dieſem Wunſche entgegen zu kommen, und Sie ſind, wie ich glaube, der rechte Mann dazu. Könnten Sie ſich entſchließen, dieſes mühſame Werk zu übernehmen, ſo würden Sie ein kleines Capital erwerben, welches Sie in den Stand ſetzte, eine Reihe von Jahren ſorgenfrei zu leben, und ſich zugleich einen Ruf zu erwerben, durch welchen Ihre Zukunft ſicher geſtellt wird.“

Der arme junge Mann, der die größeren Verhältniſſe der Literatur gar nicht kannte, war leicht zu überreden. An mühſelige Arbeiten gewöhnt, ſchreckte ihn dieſe rieſenhafte Unternehmung nicht ab; er hatte für ſich nicht allein, ſondern auch für ſeine dürftigen Eltern zu ſorgen. Er betrachtete den N. als einen Engel, ihm vom Himmel geſandt, und erbot ſich, die Ueberſetzung zu übernehmen. Der furchtbare Betrüger ließ ſein Opfer einige Wochen hindurch in der ungewiſſen Hoffnung ſchmachten. In dieſer Zeit ließ er ſich nicht ſehen; jetzt aber kam er triumphirend mit einem Briefe, den er nach einer langen Correſpondenz endlich erhalten zu haben vorgab. Die Buchhandlung hatte den ihr gemachten Vorſchlag angenommen, ſie forderte nur eine Probe der Ueberſetzung, und würde in dem Falle, daß dieſe gut ausfiel, und den Beifall berühmter Rechtsgelehrten erhielt, die man zu Rathe ziehen wollte, ein anſehnliches Honorar geben. —

Der junge Mann ſchwebte zwiſchen Hoffnung und Furcht. Aber er entſchloß ſich, eine ſolche Probe zu liefern. Nach einiger Zeit, die er ganz der Arbeit geopfert hatte, ward ein bedeutendes Manuſcript dem N. überliefert. Abermals verfloſſen mehrere Wochen, und man kann ſich denken, in welcher unruhigen Spannung ſie von dem Betrogenen durchlebt wurden. Endlich erſchien N. mit dem fröhlichſten Geſicht. Der Ueberſetzer hatte die Probe beſtanden, die zu Rathe gezogenen Rechtsgelehrten hatten ihre Zufriedenheit geäußert. — „Gehen Sie an die Arbeit,“ ſagte N.: „das verſprochene Honorar iſt Ihnen gewiß.“ —

Der Student arbeitete Tag und Nacht, er gönnte ſich keine Ruhe, er ſchlief kaum. So ließ der grauſame Menſch den Armen mühſelig arbeiten, die Ueberſetzung ſchritt raſch vor, immer wurde ein Honorar erwartet, immer verſtand es der ſchonungsloſe Peiniger, Entſchuldigungen vorzubringen, Gründe des Aufſchubs anzuführen, die Hoffnung einer nahen bedeutenden Zahlung von Neuem zu beleben. Faſt ein Jahr ſoll ſo vergangen ſein, ehe der Student irgend einen Verdacht ſchöpfte. N. hatte es verſtanden, ihm allerlei Scheingründe anzuführen, warum die Buchhandlung nicht wünſchte, mit ihm in unmittelbare Beziehung zu treten, warum die Sache geheim bleiben müſſe. „Man darf nicht wiſſen," ſagte er, „daß der Ueberſetzer ein namenloſer, armer Student ſei; die anerkannten Vorzüge der Arbeit werden auf einen berühmten Namen ſchließen laſſen, und hat die Ueberſetzung erſt einen Ruf erworben, dann iſt Ihr Glück auf immer gemacht." Erſt nach Verlauf eines Jahres ſtiegen dunkle Zweifel in der Seele des Betrogenen auf. Er wagte es, ſich, unter dem Verſprechen der tiefſten Verſchwiegenheit, dem Profeſſor Cramer anzuvertrauen. Dieſer wußte nicht, worüber er am meiſten erſtaunen ſollte, über die Bosheit des Betrügers, oder über die unbegreifliche Einfalt eines ſonſt kenntnisreichen jungen Mannes. Cramer nahm dem Studenten das Verſprechen ab, ſich nichts merken zu laſſen. Zum Ueberfluß ward an die genannte Buchhandlung geſchrieben. Den Inhalt der Antwort anzuführen, iſt wohl unnöthig. Die Sache wurde bei dem akademiſchen Senate klagbar; man fand das ganze Manuſcript, die mühſelige Arbeit ſorgenvoller Tage und Nächte, bei N., der keine ſolche Unterſuchung erwartete.

Irre ich nicht, ſo wurde dieſer verurtheilt, dem Studenten eine Entſchädigung auszuzahlen. Wenn ich aber die ſchauderhafte Bosheit dieſes Menſchen erwog, der ſich entſchließen konnte, jahrelang mit den Hoffnungen eines jungen Mannes ein frevelhaftes Spiel zu treiben: ſo trat mir hier die grauenhafte Ueberzeugung von etwas Sataniſchem in dem Menſchen mit zerſchmetternder Klarheit entgegen. Wenn die Menſchen ſich unter einander zerfleiſchen, wenn Bluthochzeiten und Revolutionsgräuel in der Geſchichte Abſcheu erregen: dann zwar iſt man empört; aber die ſtille, raffinirte Tücke, die jahrelang mit dem Schickſale eines Menſchen ſpielt, wie der Tieger mit ſeiner Beute, ſcheint mir in concentrirter Perſönlichkeit die poſitive Bosheit, die im Menſchen ruht, faſt grauenhafter und bedenklicher zu enthüllen, als jene empörenden Auftritte, welche die Geſchichte aufgezeichnet hat. Dieſe uneigennützige Freude an der Qual hat mich ſpäter von einem Schriftſteller entfernt, deſſen große Vorzüge, allgemein anerkannt, auch von mir geſchätzt wurden. Die ausführliche Darſtellung des Boccaz in ſeinem Decamerone von den Qualen der armen Helene, die nackt auf ein Dach hingelockt wurde, und dort, der brennenden Sonne ausgeſetzt, faſt zur Mumie verdorrt, eben ſo die Klagen der Fiammetta, durchbohrten mich, als ich ſie las, mit dem peinigenden Gefühle, daß der liebloſe Verfaſſer eine Luſt an den dargeſtellten Qualen fand. So oft man nun Gelegenheit findet, eine ähnliche Liebloſigkeit in der Welt zu erfahren, ſo knüpft ſich doch die Erinnerung leicht an beſtimmte Fälle, und wohl eben an ſolche am reinſten, die uns nicht unmittelbar berühren, und ſo will ich geſtehen, daß die Erzählung von dem N. als eine wirkliche Begebenheit, ſo wie die genannten Dichtungen des Boccaz, mir einen bleibenden Eindruck hinterlaſſen haben, der ſich mir immer wieder aufdrängt.

Man erlaube mir, noch einer Perſönlichkeit zu erwähnen, die, obgleich faſt beluſtigender Art, mich dennoch ſchmerzhaft berührte. Profeſſor N. trug die Aeſthetik vor. Sein Lieblingsvortrag war die Geſchichte der neueren Deutſchen Poeſie, irre ich nicht, von Bodmer an. Sulzer und Eſchenburg lagen den Vorträgen zum Grunde, doch befaßte er ſich im Ganzen wenig mit der Theorie. Der Dichter ward genannt, ſeine Lebensverhältniſſe und Schriften kurz berührt, und dann eilte der Profeſſor zu dem, was ihm die Hauptſache zu ſein ſchien: ergreifende Stellen nämlich aus den Dichtern mit großem Pathos zu declamiren. Er ſelbſt war eine etwas dürftige Geſtalt; er ſchraubte ſich, ehe ſeine Declamation anfing, ſo ſichtbar in die Höhe, die Affectation lag ſo klar am Tage, daß das Ganze, der Gegenſtand mochte ſein, welcher er wollte, unvermeidlich komiſch ward. Zuweilen gab er ſelbſt eine öffentliche declamatoriſche Unterhaltung, zu welcher die anſehnlichſten Familien der Stadt eingeladen wurden.

Ich vermeide alle ſolche declamatoriſche Darſtellungen. So ſehr ich die Gabe des guten Vorleſens zu ſchätzen weiß, und ja Gelegenheit gehabt habe, es ſo oft, aber nie oft genug zu bewundern, weil der Alles übertreffende Meiſter mein Freund iſt, ſo ergreift mich dennoch immer ein ſchmerzhaftes Mitleid, wenn Jemand zu declamiren anfängt. Ich ſitze mit einer wahren Angſt da, ich muß die Augen niederſchlagen, ich fühle mich mit dem unglücklichen Declamator beſchämt, und bin nicht ſelten im höchſten Grade erſtaunt, wenn ich aus dieſer ſchmerzhaften Empfindung erwache, und nun erfahre, daß die Declamation allgemeinen Beifall gefunden hat, und der Declamator als ein beglückter Sieger von der ganzen Verſammlung begrüßt wird. Jedes Mal aber ſchwebt mir dann ein Auftritt vor, den ich in Kiel erlebte.

Profeſſor N. war in ſeinen Vorträgen mit Klopſtock beſchäftigt; ſeine Zuhörer erzählten, wie er eben aus dem Meſſias die ergreifendſten Stellen produciren würde. Kaiphas ſollte reden, böſe Geiſter ſollten ihren glühenden Haß gegen den Erlöſer laut ertönen laſſen, und ihre eigenen Qualen mit ergreifenden Reden verkünden. Ein Paar junge Freunde ſchleppten mich als Hospitanten in das Auditorium. Es war ein Gartenſaal, die Bäume ſäuſelten vor den Fenſtern, einige obere Fenſter waren eröffnet, die Sonne ſchien durch die grünen Blätter, die Vögel ſangen, das Auditorium war nicht ohne Abſicht gewählt worden. Das Katheder war vor eine Thüre geſtellt, ſo daß der Profeſſor, aus dieſer Thüre heraustretend, plötzlich vor ſeinen Zuhörern daſtand. Einige ruhige, einleitende Worte wurden geſprochen, die Declamation fing an. Sie ward immer heftiger, dann verſtummte er plötzlich, einige ſchauderhafte Töne wurden hervorgeſtoßen, er ſchwieg wieder, dann ergoß er ſich in eine Flut erhabener Reden; die Bruſt ſchien zu kochen, die Augen rollten, die Arme bewegten ſich wunderlich und gewaltſam umher, man konnte ſich nichts Lächerlicheres denken. Alle Zuhörer biſſen ſich die Lippen zuſammen, um mit gewaltſamer Anſtrengung das Lachen zu unterdrücken. Ich war mit wahrer Angſt Zeuge dieſer Scene. Ein Maler war im Garten beſchäftigt, ein Luſthaus anzuſtreichen; er hörte dieſe wunderlichen Töne aus der Ferne, ſchlich mit ſeinem Pinſel an das niedrige Fenſter, und blickte voll Erſtaunen, ja faſt mit Schrecken nach dem Katheder hin, auf welchem ſich der Profeſſor wie ein Raſender gebärdete. Dieſer Anblick wirkte wie ein elektriſcher Schlag, und alle Zuhörer brachen, wie aus

Einem Munde, in ein ſchallendes Gelächter aus. — Der Profeſſor ſchwebte eben auf dem höchſten Gipfel des declamatoriſchen Pathos: aber dieſe Wirkung ſeiner Declamation kam ſo unerwartet, daß er auf einmal erblaßte, ſtotterte, verſtummte, die paar Stufen hinunterſtieg, und hinter der Thüre verſchwand.

Ich muß, zur Ehre der Studierenden, ſagen, daß es keinen Einzigen gab, der nicht die tiefſte Reue fühlte. Es ward beſchloſſen, daß man ihm ſchriftlich und auf die ſchonendſte Weiſe, die Veranlaſſung zu dieſem Auftritte mittheilen ſolle; aber mein Widerwille gegen alle Declamationen ähnlicher Art wuchs durch dieſen Auftritt entſchieden.

Ein Schriftſteller, der mich in dieſer Zeit mehr, wie billig, beſchäftigte, war Rouſſeau, den ich zwar früher kannte, der mich aber, als ich die Heloiſe, den Emil und die beiden bekannten politiſchen Schriften, dann ſeine Confeſſionen, mit wahrer Leidenſchaft hinter einander las, wie durch ein entgegengeſetztes Extrem gegen die ſtarre Ruhe des großartigen Spinoza in: „Staat, Erziehung und die ſich ſelbſt betrachtende Perſönlichkeit,“ in eine bizarre Vereinzelung hineinzog, aus welcher ich mich dennoch, nach einer kurzen kranken Zeit, wieder zu retten ſuchte.

Wichtiger war mir die Bekanntſchaft eines jungen Mannes, der einen großen Einfluß auf mich ausübte, und mich zuerſt in die lebendig bewegte Mitte des geiſtig ſtrebenden Deutſchlands verſetzte: es war Riſt, ein Enkel des bekannten geiſtlichen Liederdichters Johann Riſt. Er kam von Jena zurück, wo er Fichte gehört hatte.

Ich gehörte von jetzt an einem Kreiſe von jungen Männern zu, die mehr oder weniger Fichte anhingen, aber doch auf eine völlig ſelbſtändige Weiſe. Zwar lernte ich nur Riſt perſönlich kennen, begrüßte, für jetzt nur vorübergehend, den als Philoſophen berühmt gewordenen Berger, trat erſt ſpäter mit Thaden und mit dem älteren, durch ſeine Schriften bekannt gewordenen Hülſen in perſönliche Verbindung, ſo wie mit dem jetzigen Bürgermeiſter in Bremen, Schmidt. Gries, der berühmte Ueberſetzer, den ich in Jena ſpäter kennen lernte, gehörte zu dieſem Kreiſe, ſo wie der allgemein bekannte Philoſoph Herbart, den ich nie perſönlich kennen lernte.

Auf den Univerſitäten in Deutſchland bildete ſich eine Vereinigung von geiſtig bewegten tüchtigen Männern, die auf eine kräftige Weiſe, von großen Entſchlüſſen durchdrungen, ſich für ein bedeutendes Leben auszubilden ſuchten. Der edle Greis Hensler äußerte ſich einſt über dieſen Gegenſtand auf eine Weiſe, die mir unvergeßlich geblieben iſt. „Wie wichtig," ſagte er, „müſſen die Deutſchen Univerſitäten uns erſcheinen, wenn wir ſehen, wie aus ihrer Mitte die kühnen Männer hervorgehen, die, mit klarer Ueberſicht der Verhältniſſe, und von großen Ideen geleitet, der verſunkenen Vergangenheit, der unverſtändigen Gewalt, oft mit Erfolg entgegen zu treten wagen. Schon werden viele Fürſten in Deutſchland und kleine Höfe durch ſie geleitet und veredelt." Freilich hatte eine ähnliche Anſicht der Deutſchen Univerſität ſich mir ſchon längſt aufgedrängt: aber rührend war es mir, von dem gelehrten Greiſe, der ſich ſonſt immer über naturwiſſenſchaftliche Gegenſtände mit mir zu unterhalten pflegte, dieſe Anerkennung eines jugendlich friſchen Lebens zu vernehmen.

Die frühere Sturm- und Drang-Periode, die allerdings auch ein edleres Streben in ſich ſchloß, hatte doch, ihrer herben Form nach, etwas dem rohen Burſchenleben Verwandtes. Während dieſer Zeit trat die Jugend in einer ſtarken Oppoſition gegen die ſocialen Verhältniſſe hervor. Ein unklares Ideal ſchwebte dem Jünglinge als das innerſte Weſen ſeines Daſeins vor. Aber indem er es für unerreichbar erklärte, vernichtete er in der That ſein eigenes Daſein, indem er es als ein nicht darzuſtellendes aufzufaſſen ſuchte. So in einem inneren Widerſpruche mit ſich ſelbſt und der Geſellſchaft entſtand ein Cynismus des Betragens, der, obgleich er einen andern Urſprung hatte, dennoch dem des gewöhnlichen Studentenlebens verwandt war, und ſich auch wohl gelegentlich mit ihm verbinden mochte. Das unerreichbare Ideal nahm nach der Verſchiedenheit der Geſinnung einen doppelten Charakter an, kam aber nie über die Verneinung der Wirklichkeit hinaus. Es war einerſeits der Trotz, der in allen beſtimmten Einrichtungen des Staates und der Geſelligkeit ein Unwürdiges erblickte, dem man ſich nicht unterwerfen dürfe, während dasjenige, was an die Stelle treten ſollte, dennoch ein völlig Geſtaltloſes blieb; andererſeits eine weichliche Sentimentalität, der man ſich ergab, indem man das nie zu verwirklichende Ideal wie ein dunkles Traumbild, bald erweitert, als menſchliche Glückſeligkeit umfaßte, bald enger, als Gegenſtand der Liebe zu erkennen wähnte. Es war natürlich, daß dieſer Widerſpruch ſich nicht zu erhalten vermochte. Der Trotzige mußte ſich der Geſellſchaft fügen, und die Oppoſition verwandelte ſich nicht ſelten in eine ſpießbürgerliche Nachgiebigkeit. Der Sentimentale übertrug zwar ſein Traumbild auf irgend ein Mädchen, aber Amt und Ehe vernichteten ſchnell genug alle Ideale der Jugend. Indeſſen darf man keinesweges glauben, daß dadurch, daß der Widerſpruch unaufgelöſt in ſo vielen Gemüthern vernichtet ward, er ſelbſt aufgehört hatte, ſeine Löſung zu ſuchen. Er war kein willkürlicher, vielmehr mußte man ihn einen geſchichtlich nothwendigen nennen. Er entſtand, indem der religiöſe Mittelpunkt aus dem Leben verſchwunden war, indem der Glaube ſich von den Elementen der allgemeinen Cultur getrennt hatte, und ſelbſt durch dieſe Trennung in verſchiedenen Richtungen zerfiel: ſo daß er theils in der unbeſtimmten Sentimentalität der Brüdergemeinde, theils in dem harten Trotze der Pietiſten, theils in der ſtarren Orthodoxie der Schriftgelehrten auseinanderfiel, nirgends aber die wahre Wirklichkeit, die nur in der Einheit dieſer auseinandergefallenen Momente lebendig wird, darzuſtellen vermochte. Aber der auch von der Religion ausgeſchiedene Staat ſtellte ſich in denſelben Momenten der Trennung dar; die ſtarre Form der überlieferten Rechtsverhältniſſe ward, wie die Orthodoxie, feſtgehalten, obgleich ſie den Verhältniſſen des ſich unaufhaltſam entwickelnden Lebens nicht entſprach. In allen Richtungen des Staates äußerte ſich eine Sehnſucht nach einer inneren Uebereinſtimmung aller Lebensmomente, und ſie ſuchte bald ihre Verwirklichung dadurch herbeizuführen, daß ſie eine wohlwollende Geſinnung in den Gemüthern nährte, die auf eine allgemeine Glückſeligkeit hinſtreben ſollte, bald mit wachſender Ungeduld eine Veränderung hemmender Inſtitutionen forderte. In Deutſchland entſagte dieſe Bewegung niemals ihrem ideellen Charakter. Man kann behaupten, daß Goethe derjenige war, der dieſe getrennten Momente der Oppoſition zuerſt vereinigte, indem er ſie mit großer Genialität in ihren Extremen ausbildete, die ſentimentale Richtung durch Werther, die trotzige in Götz darſtellte. In der That hatten dieſe Extreme in ihrem tragiſchen

Untergange ſchon die entgegengeſetzten Elemente in ſich aufgenommen, und wenn Goethe durch die Anmuth und Tiefe ſeiner Darſtellung eines Daſeins, welches noch in einem Kampfe mit der Wirklichkeit begriffen, dennoch eine geordnete Entwickelung deſſelben anerkannte, ſo war Schiller dazu berufen, der ideellen Seite einen weſentlichen Inhalt zu geben. Es iſt merkwürdig, daß Goethe mit großem Zorne die Richtung betrachtete, die durch eine wilde Oppoſition gegen alle geſelligen Verhältniſſe in Schillers Räubern ſich geltend machte; Goethe ging wirklich von der Sentimentalität aus, nicht als von einem Urſprünglichen, ſondern als von einem Fremdartigen, welches er abzuweiſen hatte, oder vielmehr, welches durch eine reiche, in ſich ſichere Naturwirklichkeit aſſimilirt werden ſollte. Bei Schiller war dagegen die Sentimentalität das Urſprüngliche; er hatte den wilden Trotz, als ein Fremdartiges, ſich anzueignen gewußt, und aus der Gleichſetzung beider entſtand jenes moderne ſittliche Ritterthum, welches den edleren Theil der akademiſchen Jugend tiefer noch, als die Goetheſche reiche Naturpoeſie ergriff.

Die modernen Staaten haben beſtimmte Stadien zu durchlaufen, die man Entwickelungsſtufen nennen kann; indem ſie auf organiſche Weiſe verbunden, in und mit einander ſind, und ſich wechſelſeitig fördern. Es ſind lebendige Aſſimilationsprozeſſe, die ſich unter einander bedingen; der Staat hat mit einer ſinnlichen Wirklichkeit zu kämpfen, die ſich theils als ſeine eigene geſchichtliche Vergangenheit darſtellt, theils als eine ſich gleichbleibende, nie in ſich zu verändernde Natur. Der letzteren muß er ſich hingeben, wenn er ſie beherrſchen will; die erſtere muß ſich ihm fügen, denn ſie enthält die Momente ſeiner inneren Entwickelung. Ergreiſt ſich der Staat in dem Bewußtſein ſeiner eigenthümlichen Herrſchaft über die Natur und ſeiner geſunden geſchichtlichen Entwickelung, ſo hat er auch eine eigene, ſeiner Lebensfunction entſprechende Cultur. Das materielle Intereſſe ſtellt die geſunde Aſſimilationsſtufe dar; der Staat, als ſolcher, iſt zugleich ein Volk, eine Nation; es bildet ſich ein Nationalgefühl, welches alle Bürger durchdringt. ein gemeinſchaftlicher Lebenshauch, der ſie leitet, formirt, ſo daß eine jede Perſönlichkeit ſich durch ihn befreit, nicht gehemmt fühlt.

Daß eine ſolche Cultur ein geſundes Leben erlangt hat, daß ſie ſich in einer in ſich geſchloſſenen Form gefunden hat, erkennt ſie nur durch eine nationale Poeſie. Es gibt kein wahres Volk ohne dieſe; ihr aber fehlt die tiefſte Bedeutung, wenn ſie nicht aus einem nationalen Leben entſprungen iſt. Aber eben ſo gewiß iſt es, daß keine Philoſophie ohne Poeſie eine ſichere Form erhalten kann. Wie dieſe die getrennten Momente des ſinnlichen Daſeins zur lebendigen organiſchen Einheit ſteigert, in welcher das Geſchiedene erſt eine volksthümliche Wirklichkeit erhält, ſo iſt die Philoſophie die höhere Einheit der Poeſie und des ſinnlichen Daſeins ſelber.

In Deutſchland, wie es ſich in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts geſtaltete, war Schiller der eigentlich populäre Dichter (freilich nur der Gebildeten). Goethe's tiefer, dichteriſcher Naturſinn war den Meiſten, ſelbſt unter ſeinen Verehrern, ein Geheimnis. Es war in der That eine nationale Poeſie, die mit Schiller ſich regte, und ſie verwirklichte ſich in den edelſten Gemüthern durch ein ſittlich nationales Ritterthum, welches nicht bloß in einem leeren, halsſtarrigen Trotze ſich feſthielt, vielmehr zur entſchiedenen That ſich aufgefordert und reif fand. Der philoſophiſch ſtarke, ſich ſelbſt faſſende Ausdruck dieſer That war Fichte, der ſich zu Schiller verhielt, wie Schelling zu Goethe. Jenes Verhältnis von Schiller zu Fichte, wie es ſich Jahre lang erhielt, und eine immer bedeutendere nationale, wenn gleich innere, Epoche bildete, die in die inneren großen Ereigniſſe tiefer eingriff, als man glaubt, wird uns ſpäter beſchäftigen. Durch Riſt und die mit ihm verbündeten Freunde trat die erſte Morgenröthe der Vereinigung der Speculation mit der Poeſie mir entgegen.

Als Fichte hervortrat, ſchrie man über die abſtruſe Grübelei, die den jungen Mann von aller Wirklichkeit entfernte, die ihn verlockte, ſich mit leeren metaphyſiſchen Spitzfindigkeiten zu beſchäftigen, ihn einem innern, nie zu ſchlichtenden Zwieſpalte, ja wohl ſogar dem Wahnſinne preisgab. Und dennoch iſt es gewiß, daß eben aus der Fichteſchen Schule junge Männer hervorgingen, die mit einem wahrhaft praktiſchen Sinne eine große Begeiſterung verbanden. Der Begriff perſönlicher Unabhängigkeit ward jetzt nicht ſo aufgefaßt, als ſolle man ſich von der Welt trennen, und in leerer Thatenloſigkeit klagend verharren; die Freiheit erkannten die jungen Männer in der, aus der Selbſtbeſtimmung hervorgehenden That; dieſe aber verwirklichte ſich nicht dadurch, daß ſie ſich über beſtehende Verhältniſſe in leeren Klagen äußerte; dadurch vielmehr, daß ſie das Gegebene anerkannte, aber auch zu beherrſchen wußte.

Fichte hat wenige Philoſophen gebildet, aber viele tüchtig geſinnte Menſchen. Als ein ſolcher erſchien mir nun Riſt, und daß die großen Entſchlüſſe, die ihn durchdrangen, aus einem ganz andern Boden entſprangen, daß ſie durch ganz andere Verhältniſſe genährt wurden, als diejenigen, die, wenn ſie auch mehr in die Ferne traten, ſo wie ſie in Kopenhagen entſtanden waren, doch noch immer mich in Bewegung ſetzten, gab ihnen einen ganz eigenthümlichen Reiz.

Jetzt erſt, ſchien es mir, verließ ich das Schiff, welches ohne ſichern Grund auf einem ſtets bewegten Meere herumgeworfen wurde, und landete in Deutſchland. Wenn Spinoza wie ein altteſtamentariſcher Prophet mir das Chriſtenthum des Erkennens in dunkeln Weiſſagungen verkündete, ſo fühlte ich jetzt, daß eine neue irdiſche Heimat, nach welcher ich mich ſchon frühzeitig hingezogen fühlte, aus welcher ich eigentlich hervorzuwachſen beſtimmt war, ſich mir geheimnisvoll und ſtille zubereitete. — Dieſe jugendliche Freundſchaft, die mir gleichſam ein neues Vaterland eröffnete, die mir für Alles, was ich wollte, neue Ausdrücke gab, iſt mir viel wichtiger geworden, als mein noch lebender Freund ſelbſt wiſſen oder ahnen kann.

So lieb mir mancher meiner jungen Freunde, ſo theuer, ja wichtig mir ſelbſt Köſter und Mackenſen waren, ſo fehlte mir noch Derjenige, der mein ganzes Daſein in Anſpruch nähme, und mit Allem, was ſich Beſſeres und Edleres in mir regte, von innen heraus auf einen anderen Boden verſetzte. Riſt beſaß faſt Alles, möchte ich ſagen, was mir fehlte; wenn ich faſt fortdauernd aufgeregt und innerlich bewegt war, ſo erſchien er ruhig und gehalten. Es fehlte mir zu der Zeit, als ich ſeine Bekanntſchaft machte, nicht an Einnahme, aber dennoch immer an Geld, wenn ich es am nöthigſten brauchte. Mancherlei Gegenſtände lockten mich; eine nicht ſelten leidenſchaftliche Theilnahme an der vorübergehenden Noth der Freunde verleitete mich zu unnöthigen Ausgaben. Die Einnahme, über welche Riſt disponiren konnte, war kaum größer, als die meinige, aber dennoch konnte er immer über die nöthigen Summen gebieten, und wenn die Verhältniſſe es forderten, mit Anſtand ſie opfern. Sein ganzes Aeußere erregte Theilnahme und Achtung, und ich fand mich durch ſeine Zuneigung, durch ſeine Freundſchaft zugleich beglückt und geehrt.

Es war die Zeit, in welcher Goethe und Schiller das bedeutende Bündnis ſchloſſen, welches für die Deutſche Literatur ſo wichtig ward. Die Horen traten damals hervor, und die vorherrſchende Anmuth der Sprache, das Geiſtreiche der Behandlung wichtiger Gegenſtände, die große, allgemein entſchiedene Autorität der Herausgeber nahm die allgemeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch, und erweckte bei der beſſeren Jugend eine Theilnahme und eine Hoffnung, wie ſie keine Zeitſchrift ſeit langer Zeit erregt hatte. Schillers Aufſätze in den Horen über Anmuth und Würde, über das Sentimentale und Naive ꝛc., Goethe's Unterhaltungen der Ausgewanderten und das berühmte Mährchen, Wilhelm von Humboldts Unterſuchungen wurden mit großem Intereſſe geleſen, ſelbſtändig aufgefaßt, und gaben Veranlaſſung zu mancherlei neuen Anſichten, die theils in Uebereinſtimmung, theils ſelbſt in entſchiedenem Gegenſatze gegen das uns ſonſt Mitgetheilte und Verehrte, entſtanden waren und ausgeführt wurden. Eine jede geiſtig bedeutende Epoche meines Lebens hat in der Erinnerung eine beſtimmte Phyſiognomie, dieſe ſtellt dann in ungetheilter Einheit das ganze Daſein mit ſeiner inneren und äußeren Umgebung dar. Die Epoche, die ich mit Riſt verlebte, die neue Welt, die er mir eröffnete, erſcheint mir nun durchaus heiter und anmuhtig, wie ein ſchöner, wolkenloſer, ſonniger Frühlingstag. Obgleich in unſerer allſeitigen Richtung die Politik uns nicht fremd blieb, ſo hatte ſie doch nur ein ſecundäres Intereſſe für uns, und was wir gemeinſchaftlich ſuchten, und hoffnungsvoll von der Zukunft erwarteten, hatte eine tiefere geiſtige Bedeutung. Nebſt den Horen war uns Schillers Muſenalmanach bedeutend und wichtig. Die Xenien lernte ich damals zuerſt kennen, wenigſtens damals zuerſt ihrem umfaſſenden Inhalte nach verſtehen, und der innere Kampf, der in der Deutſchen Literatur ſtattfand, und nach allen Richtungen der Wiſſenſchaft und Kunſt eine neue Zeit vorbereitete, ward mir jetzt erſt völlig klar. Ich ſah ein altes, in hergebrachten Formen Erſtarrtes ſich mir abſchälen, vertrocknet und verwelkt hinfallen, um einer neuen Geſtaltung Platz zu machen; und es war mir eine wichtige Aufgabe, mich in dieſen neuen Verhältniſſen geiſtig zu orientiren, und zu erfahren, ob die Aufgaben, die mich beſchäftigten, und die ſich von meiner früheſten Kindheit an in der Einſamkeit ausgebildet hatten, auf irgend eine Weiſe einen ſelbſtändigen Platz in dieſer neuen Geburt der Zeit erhalten konnten.

Damals lernte ich Jean Paul kennen, und zwar „die unſichtbare Loge" und „Heſperus." Ein allſeitig erregtes Gemüth mußte durch dieſe Schriften hingeriſſen werden. Dieſes willkürliche Antippen an die mannigfaltigſten Verhältniſſe des Lebens und Erkennens, um ihnen eine eben ſo willkürliche Bedeutung in zufällig herbeigeführten und ſchnell verſchwindenden Zuſtänden des Lebens zu geben, ſprach den jungen Mann an, der ebenfalls allenthalben ein Bedeutungsvolles, Ahnungsvolles zu ſuchen geneigt war. Seine Gedichte gewährten daher immer einen ſcheinbar geiſtigen Genuß, wenn auch niemals eine Befriedigung, da die Mittel, welche er benutzte, einem jeden mit den Wiſſenſchaften beſchäftigten und in mancherlei menſchliche Verhältniſſe verſtrickten Jünglinge zu

Gebote ſtanden. So ward dieſer faſt unvermeidlich zur Nachahmung gelockt, und nicht Jünglinge allein, ſondern auch gebildetere Frauen gefielen ſich in einer Jean-Pauliſirenden Correſpondenz.

Ich ergriff dieſe Anregung, wie eine jede, mit großer Heftigkeit, aber ſie dauerte nur kurze Zeit; befriedigen konnte ſie mich durchaus nicht. Denn, wenn auch dieſes willkürliche Zuſammenwürfeln von momentanen Anſichten und barocken Witzen zuweilen zu einem tieferen Gedanken führte, ſo trug doch dieſer ſelbſt das Hinfällige ſeiner Entſtehung an ſich, und konnte nirgends Wurzel faſſen. So fiel mir beſonders im Hesperus auf, wie Emanuel und Clotilde, das Erhabene, wie das Schöne, ſo durchaus geſpenſterhaft erſchien. Emanuel mußte, um erhaben zu ſein, das einſame Gebirge beſteigen, von Gipfel zu Gipfel ſchreiten, nicht einmal das helle Auge in den ſternenklaren Himmel, vielmehr die Naſe in den Nebel hineinſtecken, um ſo ein Unbeſtimmtes, nebelhaft Zerfließendes mehr zu riechen, als zu ſchauen. Die Schönheit aber hüllte ſich in einen ſo zarten Körper ein, daß er durch die leiſeſte Berührung zerfloß und das ganze Daſein in einem Seufzer verhauchte.

Die mir ſo wichtige, eben in dieſer Zeit erfolgende Epoche meiner geiſtigen Bildung rief mich bald von dieſer gaukelnden Traumwelt ab, ja erzeugte eine einſeitige Feindſeligkeit gegen einen Dichter, der, ſo reich begabt, in ſeiner abgeſchloſſenen Eigenthümlichkeit doch eine nicht geringe Bedeutung hatte.

Riſt verließ Kiel, um eine Stelle anzunehmen, die ihm bei ſeiner allſeitigen wiſſenſchaftlichen Bildung, bei ſeiner edeln Geſinnung und Achtung gebietenden Perſönlichkeit große Ausſichten eröffnen mußte. Er ward Privatſecretair bei dem Finanzminiſter Grafen von Schimmelmann. Ich verlor bei ſeiner Entfernung viel, ja fühlte mich ſehr einſam in Kiel.

In dieſer Zeit nun ward ich plötzlich nach Rendsburg berufen. Mein Vater war gefährlich krank, und ich mußte eilen, wenn ich ihn noch lebend treffen wollte. Meine verbeſſerte Stellung in der Welt war die letzte Freude, die er in ſeinem trüben Leben genoß. Wenn ich dieſes betrachte, erfüllt mich jedes Mal ein unendlicher Schmerz. Es war eine in jeder Art edle und bedeutende Natur, die, in ſich zerbrochen, von inneren Widerſprüchen zerriſſen, wie von äußeren, hemmenden Verhältniſſen erdrückt, nie zur Reiſe gelangen konnte. Er lebte zuletzt nur für ſeine Kinder. Mein älteſter Bruder hatte als Lehrer bei der Artillerieſchule und Vorſteher des Artillerie-Laboratoriums, irre ich nicht, ſchon damals Hauptmann, eine bedeutende Stellung. Als ich meinem Vater mein Doctor-Diplom und kurz darauf meine erſte Deutſche Schrift überſandte, vergaß er den eigenen Kummer, und mitten in ſeinem Elende fühlte er ſich heiter und glücklich. Er hatte meine demüthigende Stellung in Rendsburg ſchwer mit mir getragen; nie hörte ich Vorwürfe; die zarte Schonung, mit welcher er mich behandelte, die ſtille Art, mit welcher er den eigenen Kummer trug und in ſich verſchloß, die rührende Liebe, mit welcher er einen jeden, auch noch ſo unbedeutenden Umſtand benutzte, um mich zu ermuntern, bleiben mir unvergeßlich.

Das gemeinſchaftliche Elend verbindet Gemüther, ſo innig an einander geknüpft, wie Vater und Sohn, iſt in ihnen nicht alles Beſſere erloſchen, tiefer, als das Glück. Alles, was mir in Kiel Glückliches begegnete, erhielt ſeinen größten Werth, wenn ich daran dachte, was es ihm ſein würde, und viele Jahre nachher, wenn mir eine Auszeichnung zu Theil ward, miſchte ſich in meine Freude ein ſtiller Gram, weil ich ſie nicht mit ihm zu theilen vermochte. Ja noch immer, wenn ich an ihn denke, wirft ſein zerbrochenes Daſein einen dunkeln Schatten über mein eigenes Leben.

Ich fand meinen Vater in den letzten Zügen; er kannte mich nicht mehr. Wenige Stunden nach meiner Ankunft vernahm ich ſeinen letzten Athemzug, und ſchloß ihm die Augen zu. Das ungeheure Räthſel des Daſeins ſchwebte vor mir. Er ſtarb ohne den letzten Troſt, der gerufene Prediger kam zu ſpät; er hatte ſich ſchon entfernt, als ich ankam. Da trat in der Erinnerung mir die ſterbende Mutter entgegen, und wie ſie, durch eine lange, prüfende Krankheit gereinigt, im Tode verklärt und ſegnend, wie geſegnet verſchied. Meinem armen Vater war es anders beſtimmt, der unaufgelöſte Widerſpruch verfolgte ihn bis zu dem letzten Momente; er ſollte ſterben, ohne die Löſung zu finden: aber mich tröſtete die Ueberzeugung, daß ſie dennoch da iſt, meine Liebe verfolgte ihn jenſeit des Grabes, und ſie trug die Gewißheit in ſich, daß in einem Gemüthe, wie das ſeinige, die Widerſprüche des Lebens mit den Todesſchmerzen verſchwinden.

Kaum hatte mein Vater die Augen geſchloſſen, als die militairiſchen Gerichtsperſonen erſchienen. Uns, den Kindern, gehörte freilich nichts; den Gläubigern Alles. Die Offiziere gingen keinesweges zart mit uns um; auch konnte ich leider nicht verhindern, daß ein Compagnie-Chirurgus, der das Vertrauen meines Vaters genoſſen, und die alte Magd Manches bei Seite ſchafften. Es geſchah ohne mein Wiſſen, und während ich, von dem Tode meines Vaters ergriffen, an ſeinem Sterbelager ſaß. Als nun die Offiziere hereintraten, welche den Auftrag hatten, Alles zu verſiegeln, mußte ich mich freilich ermannen. Sie ließen den Verdacht, als wenn Manches auf die Seite gebracht wäre, auf eine faſt beleidigende Weiſe laut werden, ja ſie waren unverſchämt genug, mich zu fragen, wo ich die Uhr, die ich trug, erhalten hätte. Dieſe Frage wurde mir geſtellt, als die Leiche meines Vaters noch warm war. — Die plumpe Gemeinheit des Lebens, ſo dicht an das Sterbelager meines Vaters gerückt, empörte mich in meinem Innerſten. Was ich ſprach, weiß ich nicht: aber es ſchien, als wären die Herren betroffen, und es gelang mir, das Wenige, was der Magd vermacht war, als Lohn eines treuen Dienſtes von ihrer früheren Jugend an (das Brautbette meiner Eltern und einige Kleinigkeiten), für ſie zu retten.

Ich verließ Bruder, Schweſter und die alte Magd, die trauernden Reſte der nun ganz zerfallenen Familie, in der troſtloſeſten Lage.

Die alte Magd ward in das Haus der verheiratheten jüngſten Schweſter aufgenommen. Die ältere Schweſter übernahm die Aufſicht über die Wirthſchaft eines angeſehenen Mannes, deſſen Frau geſtorben war; mein Bruder blieb allein in Rendsburg zurück.

Ich kam tief erſchüttert nach Kiel. Aber das Leben behauptet ſein Recht, und die Keime der Entwickelung entfalten ſich innerlich friſch; die Schmerzen der Theilnahme vermögen ſie nicht zu unterdrücken. —

Ich fand bei meiner Zurückkunft „Schellings Ideen zu einer Philoſophie der Natur.“ Die Einleitung zu dieſer Schrift hat mein ganzes Daſein elaſtiſch gehoben; es war der entſchiedene Wendepunkt in meinem Leben. Spinoza war ein Jude, und er hatte auch für mich in geiſtigem Sinne eine altteſtamentariſche Bedeutung. Er zeigte mir den in ſich verborgenen Gott, deſſen ewig unwandelbares Geſetz einen unmittelbaren Gehorſam forderte. Ich erwartete, daß Gott ſich gegen mich aufſchließen ſollte, ich zweifelte nicht, und lebte in ahnungsvoller Hoffnung. Jetzt war es mir, als vernähme ich den erſten bedeutenden Pulsſchlag in der ruhenden Einheit, als regte ſich ein göttlich Lebendiges, die erſten Worte der zukünftigen Weihe hoffnungsvoll auszuſprechen. Es herrſchte eine Friſche in dieſer Einleitung, eine ſtille, in ſich ſichere Begeiſterung, die ſich in Worten zu ergießen verſchmäht, die auch damals elektriſch wirkte, und die Gegner, die ſich waffneten, mit Angſt erfüllte, weil es ihnen klar ward, daß ein Kampf bevorſtehe, gegen welchen ſie nicht gerüſtet waren.

Ich las dieſe Schrift, ich kann ſagen, mit Leidenſchaft. Auch „die Weltſeele" erhielt ich als literariſche Neuigkeit, und die tiefſte Hoffnung meines ganzen Lebens, die Natur in ihrer Mannigfaltigkeit geiſtig aufzufaſſen, ergriff mich, und beſtimmte meine Thätigkeit für mein ganzes Leben.

Ich hatte zwar öfter daran gedacht, wie nothwendig mir das Reiſen wäre. Dänemark zeichnet ſich verhältnismäßig, man kann ſagen, ganz beſonders unter allen Europäiſchen Völkern aus, durch die bedeutenden Summen, die angewandt werden, um junge Gelehrte und Künſtler mit Reiſeſtipendien zu verſehen. Dieſe werden nur ſolchen jungen Männern zugetheilt, die ihren akademiſchen Curſus vollendet und ſich ausgezeichnet haben. Die jungen reiſenden Gelehrten fingen gewöhnlich mit Deutſchland an, durchreiſten dann Italien, Frankreich und England. Viele meiner Freunde waren auf dieſe Weiſe nach Kiel gekommen, wo ſie ſich freilich nur wenige Tage aufzuhalten pflegten. Unter dieſen auch D. H. Mynſter. Es war natürlich, daß der Wunſch, ein Reiſeſtipendium zu erhalten, wenn ich meinen Freunden zu ihren Reiſen Glück wünſchte, mich lebhaft ergriff. Alles rief mich nach dem Innern von Deutſchland hin, meine geiſtige Ausbildung konnte nur da, wo die größten Probleme die Geiſter in Bewegung ſetzten, Befriedigung finden. Ich fühlte und erkannte dieſes wohl, aber ich hatte keine Ausſichten. Jetzt aber drängte ſich mir die Nothwendigkeit, weiter zu reiſen, gewaltſam auf. Es iſt eine Bemerkung, die man wohl oft machen kann: daß eine erkannte Nothwendigkeit, entſpringt ſie auf eine lebendige Weiſe aus dem Innerſten der Seele, dem ſtillen Wunſche eine Intenſität mittheilt, welche die Erfüllung deſſelben in ſich enthält; es entſteht eine Begeiſterung, die ſelbſt über die äußeren Verhältniſſe eine Gewalt ausübt und ſie beherrſcht. Der geſchärfte Blick entdeckt günſtige Umſtände, die man früher überſah, man weiß ſie mit Zuverſicht zu benutzen, und es gelingt uns dann, was uns früher unmöglich ſchien.

Der ächte Chriſt hat Recht, wenn er dann in der Art, wie inneres Bedürfnis und äußere Verhältniſſe, die nicht in unſerer Gewalt ſtehen, ſich wechſelſeitig verſtändigen, eine göttliche Fügung erkennt. Ja wenn dieſe Einheit des ſcheinbar Getrennten und Auseinanderliegenden, als Erfüllung eines ächten Gebetes, hervortritt, dann haben wir offenbar einen tieferen Standpunkt des wahren Erkennens erlangt, und bewegen uns in und mit dem göttlichen Geiſte, der alle Verhältniſſe der Geſchichte lenkt und beherrſcht.

Ich wollte wünſchen, daß ich von mir ſelber hätte ſagen können, daß meine Zuverſicht aus einer ſo tiefen und reinen Quelle entſprungen wäre: das war leider nicht der Fall, und dennoch hatte die Freudigkeit, die mich durchdrang, die Sicherheit, die mir plötzlich entgegentrat, etwas wahrhaft Religiöſes. Ich wußte, daß mir Alles gelingen würde, in dem Augenblicke, als ich den Weg erkannte, den ich einſchlagen müßte.

Hensler, der mir ſo wohl wollte, ſtand mit den Großen des Landes in genauer Verbindung, beſonders mit der Familie des Miniſters Grafen Bernſtorf. Mittelbar durch dieſe wohl auch mit Schimmelmann, der, als Director der Fonds **ad pios usus**, die bedeutendſten Reiſeſtipendien vertheilte. Ich eilte zu meinem Wohlthäter. Zwar wagte ich es nicht, ihn mit meinen ſpeculativen Studien bekannt zu machen. Ich fürchtete, von ihm nicht verſtanden zu werden, wenn ich auf einmal eine geiſtige Richtung ihm entdeckte, die mich von dem Wege abzulenken ſchien, auf welchem er mich fortſchreiten zu ſehen wünſchte: aber auch ſo waren die Gründe, die ich für eine Reiſe anführen konnte, überzeugend genug.

Ich trat nicht zu ihm hinein mit der Furcht eines Bittenden, der eben, wenn er ſeine Bitte vortragen will, gewöhnlich von den größten Zweifeln geängſtiget und gequält wird; ich ſprach lebhaft, ja begeiſtert. Hensler lächelte. „Ich wundere mich,“ ſagte er, „daß Sie nicht früher einen Wunſch geäußert haben, der ſo nahe liegt; ich habe lange daran gedacht, ja ich habe Ihretwegen an Graf Bernſtorf geſchrieben, erwarte die Antwort und zweifele nicht an einem günſtigen Erfolge meiner Bemühungen für Sie.“

Meine Freude war grenzenlos. Es iſt unmöglich, daß ein junger Menſch, wenn die widerſtrebende Welt ſich ihm plötzlich zu fügen ſcheint, wenn die drückenden Verhältniſſe verſchwinden, und ihm Alles, was ſonſt ihn hemmte, freundlich entgegenkömmt, und er von einer plötzlichen Rührung ergriffen wird, nicht erkennen ſollte, daß eine höhere Leitung ihn unterſtützt. Eine jede tiefe Freude iſt nothwendig religiöſer Art, es liegt in ihr die tröſtende Ueberzeugung, daß das, was wir wollen, mit dem göttlichen Willen übereinſtimmt; es iſt die innerſte, ſonſt von den widerſtrebenden äußeren Verhältniſſen gefeſſelte heiligſte Perſönlichkeit, die ſich entfeſſelt fühlt, die aus ihrer reinen Heimat mit allen ewigen Schätzen des Daſeins ahnend hervortritt. Ich erkannte, wie mein Innerſtes aufjauchzte, mit einem Jubel, der keine Schwierigkeit kannte und keinen Zweifel duldete.

Es war ein ſchöner Frühling; ich ſah mich ſchon auf Reiſen; ich war überzeugt, daß ich nach wenigen Wochen meine Reiſe antreten würde. In der That waren auch nur einige Tage verſchwunden, als Hensler mich rufen ließ, mich verſicherte, daß Graf Schimmelmann mich in Kopenhagen zu ſehen wünſchte, und mich aufforderte, ſogleich dorthin abzureiſen. Der herrliche Greis erſchien ſelbſt mit einer rührenden Freude, er ſprach die Hoffnungen aus, die er von mir hegte; ich war tief gerührt.

Ich will kurz ſein. Ich trat meine Reiſe nach Kopenhagen bald an; was ich ſchon längſt vermuthet hatte, beſtätigte ſich. Daß einer meiner treueſten Freunde, daß Riſt geachtet und geliebt im Schimmelmannſchen Hauſe lebte, hatte meine Angelegenheit beſchleunigt, und ich trat jetzt zum erſten Male in ein nahes, ja in ein vertrautes Verhältnis zu einem Großen des Landes.

Der Finanzminiſter Graf Schimmelmann war ein höchſt ausgezeichneter, merkwürdiger Mann. Sein Aeußeres fiel auf, es ſtellte ſich für den erſten Augenblick nicht günſtig dar. Er war eine etwas dürftige Geſtalt, er ſchielte ſtark und benahm ſich etwas ſchüchtern, ja linkiſch. Man vergaß Alles, wenn man ihn näher kennen lernte. Er war viele Jahre hindurch Finanzminiſter geweſen, und hatte die wichtigſten Angelegenheiten des Staates bis dahin mit Umſicht und Glück geleitet; er drang ſelbſt in alle Verhältniſſe hinein, arbeitete mit gewiſſenhafter Treue oft bis in die Nacht, und gönnte ſich keine Ruhe. Und dieſer Mann hatte in ſolchen Verhältniſſen das rein Menſchliche, wie einen unverwüſtlichen Schatz, in ſich bewahrt und aufgehoben. Ja, man konnte den alten Finanzminiſter ein reines Kind im edelſten Sinne nennen. In einer ſpäteren unglücklicheren Zeit hat man ihm viel vorgeworfen. Ich beſitze die Kenntniſſe nicht, die nothwendig ſind, ihn zu vertheidigen: aber die plötzlich hervortretenden, Alles zerſtörenden Verhältniſſe, die wie durch einen unglücklichen Zauber das Land aus einem langen Frieden in einen unheilvollen Krieg ſtürzten, aus Wohlſtand in plötzliche Armuth, daß auf einmal alle Quellen verſiegten und alle Mittel völlig unzureichend wurden, konnten wohl den Fähigſten in Verwirrung bringen.

Aber Eins verdankt Dänemark dieſem Manne, und darf es nie vergeſſen. Nie gab es einen Groſſen, der tiefer von der Ueberzeugung durchdrungen war, daß, wenn der Staatsmann billig ſeine ganze Thätigkeit der Ordnung drängender gegenwärtiger Verhältniſſe opfern muß, dennoch der eigentliche Werth ſeiner Bemühungen, dasjenige, wodurch die geordneten Verhältniſſe ſelbſt ſich zu einer lebendigen Entwickelung ſteigern, die Zukunft des Staates ein Geiſtiges ſei. Auf jede geiſtige Aeußerung lauerte er, wo ihm ein geiſtig Bedeutendes in irgend einer Richtung entgegentrat, bewillkommte er es mit Freuden, zog es an ſich und ſuchte ihm einen freien Platz in dem Gedränge der Staatsverhältniſſe zu verſchaffen, daß es, frei aufathmend und gefördert, ſich auszubilden und zu entwickeln vermochte. Kaum lebte in der Zeit ſeiner ungeſtörten Wirkſamkeit irgend ein bedeutender Mann, der nicht in einer Epoche ſeines Lebens ſich durch ſeinen wohlthätigen Einfluß gefördert fand.

Als ich nach Kopenhagen kam, ward ich durch

Riſt in ſein Haus eingeführt. Dieſer Freund war eben in Begriff, eine andere Stellung anzunehmen. Graf Bernſtorf wünſchte ihn für die Diplomatie zu gewinnen. Er ſchickte ſich an, als Legationsſecretair nach Petersburg zu reiſen.

Schimmelmann war ein geborner Dichter, obgleich die Verhältniſſe, in welchen er lebte, ihm nie erlaubt hatten, als ſolcher hervorzutreten. Er beſaß ausgebreitete Kenntniſſe; auch die Speculation war ihm nicht fremd, und was ich dem alten, väterlich geſinnten Hensler verbergen zu müſſen glaubte, konnte ich unbefangen dem Finanzminiſter mittheilen.

Nach ſeiner reizenden Villa „Seeluſt" (Söelyſt), eine Meile von Kopenhagen, wanderte ich öfters zu Fuße hinaus, ein kleines Bündel auf dem Rücken tragend, blieb dann einige Tage da, und, mir ſelbſt den Tag hindurch überlaſſen, genoß ich die Erinnerung meiner Kindheit und frühen Jugend in den Buchenwäldern und am Meeresſtrande. Der ſpäte Mittag verſammelte die Familie, wenn der Miniſter aus der Stadt zurückkam. Leichte, doch immer bedeutende Geſpräche erheiterten das Mahl; wenige eingeladene Gäſte nahmen an dieſem Theil. Auch Nachmittags arbeitete der Graf; aber wenn nun der Abend kam, fing das vertrauliche Geſpräch an.

Wenn die auch gegen mich freundlich geſinnte Gräfin, wenn die Nichte und die Pflegetochter, die im Hauſe erzogen wurden, ſich zurückgezogen hatten, ward das Geſpräch immer reichhaltiger und für mich belehrender. Wenn der Miniſter ohne allen Zweifel an anderen Abenden im Geſpräche mit ernſthaften, geſchäftskundigen Männern ſich über Gegenſtände unterhielt, die dem Staate wichtig und heilſam ſein mochten: ſo verſchmähte er es doch nicht, an meinen naturwiſſenſchaftlichen, philoſophiſchen und dichteriſchen Träumen lebhaft Theil zu nehmen. Ja, er ſelbſt ließ dann ſeiner Phantaſie freien Lauf, und wie einem ſolchen bedeutenden Manne die Geſchichte und das menſchliche Leben überhaupt erſchien, welche wunderbare Räthſel es ihm verbarg, und wie er ihre Löſung ſuchte, ward dem glücklichen Jünglinge, der ſich durch ein ſolches Vertrauen geehrt und gehoben fühlte, unbefangen mitgetheilt.

Ein Staatsmann wird unter ähnlichen Verhältniſſen beſtimmte Vorſchläge mittheilen; ein in einer entſchiedenen Richtung gebildeter Gelehrter wird eine

Abhandlung über einen ganz beſtimmten Gegenſtand vortragen; ein Dichter ſein neueſtes Werk vorleſen — ich vermochte ihm nichts Anderes zu geben, als mein innerlich bewegtes, gährendes Selbſt, und wie dieſes nach Aufklärung rang, nach Licht ſtrebte, und von nichts, als von unreifen Verſuchen, ja meiſt von mislungenen zu ſprechen wußte. Aber eben dieſes ſchien ihm anziehend zu ſein; ſeiner langen Erfahrung ungeachtet, ſchien er noch immer, ſelbſt in den wenigen Stunden, die er der ruhigen Selbſtbetrachtung widmen konnte, nach Licht und Klarheit zu ringen. — Nicht ſelten war die Mitternachtsſtunde längſt verſchwunden, wenn er mich verließ.

Ein ſolches Verhältnis zu einem ſo mächtigen Manne mußte die Aufmerkſamkeit der Freunde und Verwandten auf ſich ziehen.

Der noch vor Kurzem verlaſſene, ja wohl von Verwandten und Bekannten aufgegebene junge Mann erſchien nun unerwartet in einer ſo günſtigen Stellung. Man verwunderte ſich allenthalben, der Neid ward hier und da laut, beſonders ward auf eine gehäſſige Weiſe die Bemerkung gemacht, daß es mir wohl nie, als bloßem jungem Dänen, gelungen wäre, einen ſo mächtigen Fürſprecher zu erhalten: daß man, um dieſes Glück zu erlangen, von Holſtein aus von den Deutſchen empfohlen ſein müſſe.

Einſt ging ich morgens früh, mein kleines Bündel auf dem Rücken, nach Seeluſt; ich mußte an dem Friedrichs-Hoſpital vorbeigehen, und Profeſſor Bang blickte zum Fenſter heraus. „Wo gehſt Du hin?“ fragte er mich. „Nach Seeluſt,“ antwortete ich; „ich werde einige Tage bei Graf Schimmelmann zubringen.“ — „Und ſo darfſt Du bei dem Miniſter erſcheinen?“ fragte er verwundert. — Ich antwortete: „Wie ich hingekommen bin, erfährt der Miniſter wahrſcheinlich gar nicht. Die Stube, die ich ſchon einmal bewohnt habe, iſt mir bekannt. Der Bediente ſchließt ſie mir auf, und da kleide ich mich um. Vormittags ſieht mich Niemand.“ Der gute Onkel konnte ſein Erſtaunen, aber auch ſeine Freude über meine glückliche Stellung nicht verbergen.

So hatte ſich nun Alles unerwartet günſtig gefügt. Kaum war ich drei Wochen in Kopenhagen, als ich, hinreichend mit Geld verſehen, die größere Reiſe antreten konnte. Der Botaniker Hornemann ſollte mich begleiten.

Ich reiſte durch Seeland, um in Fühnen die dort an einen Prediger Zeuthen verheirathete Schweſter zu beſuchen. Sie war ſeit Kurzem verheirathet; ich hatte ſie ſeit ihrem neunten Jahre, als ſie das väterliche Haus verließ, nicht wieder geſehen, und beſuchte ſie im Sommer 1840 wieder. Die ganze Veränderung ihrer Lage in dieſer langen Zeit beſtand darin, daß ſie mit ihrem Manne nach einer beſſeren Pfarre, wenige Meilen von der erſten entfernt, hinzog.

In Fühnen traf mich mein Reiſegefährte Hornemann. Ich lernte die reizenden ſüdlichen Küſten dieſer Inſel kennen, und das kleine, nur durch eine Fähre von ihr getrennte Thorſing, eine der anmuthigſten Inſeln, die ich jemals ſah. Von einem hohen Punkte, faſt in der Mitte der Inſel, ſieht man ganz nahe das Städtchen Svendborg und die waldreichen, fruchtbaren Höhen von Fühnen nach der Oſtſee; man überſieht Langeland, und in der Ferne die Weſtküſte von Seeland; kleinere Inſeln, näher und ferner, kommen zum Vorſcheine. Thorſing ſelbſt iſt eins der fruchtbarſten Länder in Dänemark; die Bauern ſind wohlhabend, die Dörfer von reichen Aeckern umgeben. Man hat auf dieſer Inſel mit großem Glücke den

Seetang als Dünger benutzt, und der Herzog von Holſtein=Beck hat in einer eigenen Schrift die ſorgfältige Landwirthſchaft der Inſel beſchrieben. Der Eigenthümer, Graf Juul, bewohnt ein altes Gebäude, Waldemar=Schloß, dicht neben einer ſchönen Waldung, nahe an der Oſtſee. Gegen Norden und Süden erblickt man Waldungen auf hervorſpringenden Landzungen, die, an heiteren Tagen gehoben, über die Waſſerfläche hinaustreten und ſich in dieſer abſpiegeln. Es iſt eine der angenehmſten und heiterſten Gegenden, die ich jemals ſah; es ruht eine ländliche Stille, eine idylliſche Ruhe über Dorf und Acker, Wald und Meer, die einen Jeden zum längeren Verweilen unwiderſtehlich einladet. Der Eindruck, den dieſe Inſel auf mich machte, iſt nie verſchwunden. Oft träumte ich mich als den glücklichen Beſitzer derſelben, ruhig und von der Welt zurückgezogen, und ſchilderte das Glück eines ſolchen Beſitzes ſo lebhaft, daß Oehlenſchläger die Furcht äußerte, ich möchte verrückt werden, und mich zuletzt durch eine fixe Idee als Herrn von Thorſing betrachten. In der That iſt ſelbſt in den ſpäteren Jahren dieſer Traum oft wiedergekehrt, und meine Phantaſie hat es gewagt, ohne alle andere Förmlichkeiten, allein durch ihren ſouverainen Willen den Grafen Juul aus ſeinem Beſitze zu vertreiben.

Wir ruderten nach der eine Meile von Thorſing gegen Süden entfernten Inſel Strynöe. Mein Freund und Reiſegefährte Hornemann wollte hier einen Verwandten, den Prediger Bredsdorf, beſuchen. Seine Frau hatte einſt die Theilnahme der Hauptſtadt in Anſpruch genommen. Sie war die hinterlaſſene Braut des Dichters Samſöe, der eben, als ſeine Tragödie „Dyveke" die Bewunderung der ganzen Stadt erregte, ſtarb. Ich lernte dieſe, durch Bildung und liebenswürdige Anmuth ausgezeichnete Frau, deren tragiſches Schickſal vier bis fünf Jahre früher mich ſelbſt zu einem poetiſchen Verſuche veranlaßt hatte, hier zuerſt kennen, wo ſie auf einer entfernten Inſel, zwar an der Seite eines braven und gebildeten Mannes, ſonſt aber nur von Bauern umgeben, wie mir ſchien, in trauriger Einſamkeit lebte.

Zu einer größeren, zwei Meilen entfernten Inſel, Aeröe, ward nun mit dem Freunde, der auch hier Verwandte beſuchen wollte, hingerudert; aber es war nicht leicht, von hier wieder fort zu kommen. Die

Inſel hat keinen großen Verkehr mit dem Feſtlande; wir mußten gegen unſern Willen einige Tage bei den Verwandten verweilen, und verließen ſie mit einer Gelegenheit, die doch etwas Bedenkliches hatte, um die Ueberfahrt nach Heiligenhafen in Holſtein, eine Entfernung, irre ich nicht, von etwa acht Meilen, zu machen. Es war eine Jacht, beſtimmt, eine Anzahl Pferde nach Holſtein zu bringen; dieſe, in zwei Reihen, die Köpfe gegen einander geſtellt, nahmen den ganzen Raum des Schiffes ein, und die Schiffsleute konnten von dem Hintertheile bis zu dem Vordertheile nur gelangen, indem ſie auf dem Rande des Schiffes balancirten und ſich an die Rücken der Pferde lehnten. Uns blieben kaum einige Schritte von der niedrigen Cajüte zur Bewegung übrig. Ein conträrer Wind, oder gar ein Sturm, würde uns mit dieſer Reiſegeſellſchaft in eine ſehr bedenkliche Lage verſetzt haben. Zum Glück war das Wetter heiter, der Wind günſtig, und wir landeten nach zehn bis zwölf Stunden in Heiligenhafen. Wir eilten nach Kiel, nachdem ich mich ſo, auf eine etwas abenteuerliche Weiſe, von dem Meeresgeſtade, in deſſen Nähe ich bis jetzt mein ganzes Leben zugebracht hatte, trennte.

Ich blieb nur ein Paar Tage in Kiel, und ſchied nicht ohne Wehmuth von den Gönnern und Freunden, die ich dort gefunden hatte, von einer Stadt, in welcher glückliche Verhältniſſe mich aus einer gefährlichen Lage herausgeriſſen und mir eine hoffnungsvolle Zukunft eröffnet hatten.

Wir kamen nach Hamburg, und ich dachte an die trüben Tage, die ich dort verlebt hatte. L. und Madſen erfuhren mit theilnehmender Freude die günſtige Veränderung meiner Stellung, und mir trat nun die Erfüllung des uralten, meine ganze Jugend durchdringenden Wunſches entgegen.

Mit welcher Erwartung ſetzte ich die Reiſe von Hamburg, eingeſperrt in einen unbequemen Poſtwagen, durch die traurige Haide fort!

Ueber Holſtein.

Man erlaube mir, ehe ich dieſen Band ſchließe, einige Bemerkungen über das Land, in welchem ich nun zwei Jahre verlebt hatte.

In Dänemark lebte ich ſelbſt aus den Verhältniſſen heraus, ſie gehörten zu meinem Daſein, ſie ließen ſich von dem Gange meiner Bildung nicht trennen. In Holſtein würde ich mich vielleicht, hätte ich mich länger da aufgehalten, in die Verhältniſſe hineingelebt haben. Während der kurzen Zeit, welche ich dort zubrachte, traten mir zwar angenehme Verhältniſſe und bedeutende Menſchen entgegen, und ich muß die engere Umgebung durchaus eine heitere und fördernde nennen: aber die Provinz ſelbſt im Ganzen mit ihrer Eigenthümlichkeit blieb mir fremd, erſchien mir als ein Gegenſtand der Betrachtung, nicht als ein Erlebtes.

Holſtein war damals der Mittelpunkt einer Literatur, die nicht ohne bedeutenden Einfluß auf ganz Deutſchland blieb. Das jugendliche Bündnis zwiſchen Voß, den Gebrüdern Stolberg, Boye, Hensler d. j. und Hölty beſtand faſt durchaus aus Nordländern. Die Strahlen des mächtigen Leſſingſchen Geiſtes waren, während ſeines Aufenthaltes in Hamburg, auch in Holſtein eingedrungen; der originelle Claudius lebte in Wandsbeck; mit Boye zugleich hielt ſich der alte berühmte Niebuhr in Meldorf auf, jener Reiſende, der, von einer wiſſenſchaftlich bedeutenden Expedition zurückkehrend, mit Recht als ein noch nicht erreichtes Muſter in ſeiner Art betrachtet ward. In Eutin lebte Voß, der ſtrenge, rückſichtslos gebietende Rector, nicht bloß in ſeiner Schule, ſondern in der That in der ganzen Provinz. Im Hintergrunde, allgemein verehrt, Klopſtock, hier, faſt, wie ſpäter in ganz Deutſchland, Goethe.

Auch berühmte Reiſende erſchienen hier: Lavater und Jacobi hielten ſich einige Zeit in Holſtein auf, eben ſo Lafayette. Ich ſah Dumouriez in Kiel. So trat eine bedeutende literariſche Thätigkeit in Holſtein hervor, und drang einflußreich in ganz Deutſchland hinein; ſo drängte ſich die politiſche Bewegung in Europa, und durch bedeutende Perſönlichkeiten hier näher an mich heran, als in meinem mehr entfernten Vaterlande.

Der Holſteiniſche Bauer gefiel mir wohl. In dem weſtlichen Theile von Holſtein war er freier Gutsbeſitzer. Von Kiel aus beſuchte ich die Marſchgegenden, aus welchen ich ja herſtamme.

Ein charakteriſtiſches Ereignis muß ich hier noch kurz erwähnen. Ein angehender Advokat, deſſen Bekanntſchaft ich in der erſten Zeit meines Aufenthaltes in Kiel gemacht hatte, wollte mich in der Nähe von Wilſter mit einem reichen Marſchbauern, der, wie er behauptete, über mehr als hunderttauſend Mark zu gebieten hatte, bekannt machen. Ich trat in die Stube hinein; im Hintergrunde ſaß ein dicker Bauer, den Kopf mit einem dreieckigen Hute bedeckt. Ich ward genannt und ihm vorgeſtellt. Er lüftete den Hut, ſetzte ihn wieder auf, nickte mir einen gravitätiſchen Gruß zu und bot mir ein Glas Wein an. Als ich nach einigem Sträuben das dargebotene Glas annahm, ſah er mich mit einem wohlwollenden und mitleidigen Lächeln an, das durch die Bemerkung, die er machte, hinlänglich erläutert ward: „He hät wol lang keen Win drunken,“ ſagte er, indem er mir das Glas reichte. Ein ſolches abgeſchloſſen ſtolzes Selbſtvertrauen charakteriſirt nun eigentlich den Holſteiniſchen Bauer, und bildet einen wunderbaren Gegenſatz gegen die freundliche und heitere Freimüthigkeit des Norwegiſchen Bauern, der ſich in ſeiner völligen Selbſtändigkeit doch auch Etwas zu ſein dünkt. In Holſtein trat der Gegenſatz zwiſchen der liberalen Geſinnung der Mittelklaſſe und der Ariſtokratie ſchärfer hervor. Die geiſtige Bildung veranlaßte zwar eine Annäherung zwiſchen Adel und Bürger, aber ein verdachtvolles Aufpaſſen herrſchte bei dem erſteren, ein abſchließender Stolz bei dem letzteren vor; eine Verſöhnung fand keinesweges ſtatt. Der Eindruck, den dieſes Verhältnis auf mich machte, hat eine, freilich bis zum Extreme getriebene, Darſtellung gefunden in der unglücklichen, ja mir ſchauderhaften Schrift von Voß gegen Stolberg. Hier ſah man, wie ſelbſt die innigſte geiſtige Verbindung die jahrelang herrſchende lauernde Erbitterung nicht zu verdrängen vermochte, bis das Tagebuch der aus einem finſtern Verdachte entſtandenen Beobachtungen von dem einen Greiſe vor den Augen des ganzen Publikums, dem andern am Rande des Grabes überreicht wurde.

Auch der religiöſe Gegenſatz bildete ſich eben ſo herbe aus. Die Religioſität eines Theils des Holſteiniſchen Adels hatte einen etwas ſchroffen Charakter. Ihm gegenüber entwickelte ſich ein trockener Rationalismus; Stolberg ward aus dieſer widerwärtigen Klemme, mit einem Herzen voll Liebe, gewaltſam in den Katholicismus hineingetrieben. Dem aufgeklärten Profeſſor Müller, als Seminar-Director, gegenüber, ward ein gewiſſer Hermes, ein Verwandter des bekannten aus der Wöllnerſchen Schule, nach Kiel berufen, damit auch hier zwei Extreme ſich feindſelig berühren konnten.

Alle dieſe Verhältniſſe haben ſich im Verlaufe der Zeit viel milder geſtaltet.

Ueberhaupt ſchien mir eine kalte, einſeitig richtende Reflection, die an Anmuth eben ſo viel verlor, wie ſie an Beſtimmtheit zunahm, etwas Vorherrſchendes unter den Gebildeten, ja unter den Frauen: und dennoch mußte ich mir es geſtehen, daß eine wirklich tiefe Gemüthlichkeit mir ſo oft entgegentrat, daß ich ſie eine herrſchende nennen mußte. Sie äußerte ſich durch eine unveränderliche Anhänglichkeit und Treue gegen Freunde, ſo wie auch durch eine herzliche Theilnahme an fremder Noth. Nur durften die Antipathieen nicht erweckt werden. Eben ſo muß es zugeſtanden werden, daß man, wie gegen Andere, ſo auch ſtrenge gegen ſich ſelbſt war, und ſo entſtand jene gewiſſenhafte Schärfe der Unterſuchung, jene, wenn auch beſchränkte, Gründlichkeit, die doch auch ihr entſchiedenes Verdienſt hatte.

Wenn nun dieſes Urtheil über Holſtein hart, ja ungerecht erſcheint, ſo darf man nicht vergeſſen, daß es ſich durchaus für ein ſubjectives ausgibt, daß es den Eindruck wiedergibt, der in der Seele eines Jünglings entſtand, nachdem er unter Verwandten und Freunden, die ſeine Träume, wenn auch nicht billigten, doch duldeten, ſeine Jugendjahre verlebt hatte; der nicht ſelten durch die Härte und Strenge ſich von einem gerechten Vorwurfe getroffen fühlte, den er durch Tadel zu beſeitigen ſuchte. — So wenig erfreulich erſchien mir Holſtein im Ganzen: in meiner Nähe geſtaltete ſich Alles viel freundlicher, und auf einer Univerſität, wo ſo viele ſcharf ausgeprägte Eigenthümlichkeiten ſich in ihrer Art zu behaupten ſuchen, wird die Nothwendigkeit einer wechſelſeitigen Duldung bald fühlbar.

◆

Druck von Graß, Barth und Comp. in Breslau.

Was ich erlebte.

Vierter Band.

Was ich erlebte.

Aus der Erinnerung niedergeſchrieben

von

Henrich Steffens.

Vierter Band.

Breslau,
im Verlage bei Joſef Max und Komp.

1841.

Reiſe nach Jena. — Jena. — Reiſe in
das Thüringerwald-Gebirge. — Jena.

1799.

Reiſe nach Freiberg. Berlin.
Freiberg. — Reiſe. Dresden. Rückkehr
in das Vaterland.

Reiſe nach Jena.

Als ich nun den lange gehegten Wunſch erfüllt ſah, als Europa vor mir lag und zugleich die entfernte Ausſicht, wie meine Landsleute, auch die übrigen großen europäiſchen Länder beſuchen zu können, mir vorſchwebte, war Deutſchland dennoch das Nächſte und Wichtigſte, was mich ganz in Anſpruch nahm. Sorgenfrei, heiter und voller Hoffnung, war ich in dem Falle, meine Schritte lenken zu können, wohin ich wollte. Zwar hatte ich als Naturforſcher oder vielmehr als Mineralog das Reiſeſtipendium erhalten, aber ein tieferes wiſſenſchaftliches Intereſſe erfüllte mich ganz. Die Speculation war mir nicht, was man ein Fachſtudium zu nennen pflegt: ich wollte nicht fremde, ich wollte nur eigene Befriedigung durch dieſes Studium ſuchen. Ich hatte eine beſtimmte Ahnung von einer neuen Zeit, die anfing, ich ſah in allen Richtungen alte Autoritäten ſchwanken, und ich begriff wohl, wie einerſeits Göthe und andererſeits die Philoſophie die neue gährende Zeit in allen Richtungen bewegte; auch war ich mir bewußt, daß ich dieſer zugehörte. Manches hatte ich betrieben, faſt in allen Fächern des menſchlichen Wiſſens hatte ich nach Klarheit geforſcht. Was Spinoza mir geworden war, habe ich ſchon erwähnt, den Schatz, der alle Reichthümer der Zukunft in ſich ſchloß, bewahrte er; daß dieſer aber nur durch die Thätigkeit des ſich ſelbſt beſtimmenden Bewußtſeins einen friſchen Keim lebendiger Entwickelung in innere Thätigkeit verſetzen konnte, hatte mich zwar Fichte gelehrt, Schelling aber ſollte mich auf den Standpunkt verſetzen, auf welchem meine ganze Vergangenheit von meiner früheſten Kindheit an, eine innere Bedeutung zu erhalten verſprach. Es war ein wunderreiches, erwartungsvolles Daſein; ich traute mir es zu, das Schwerſte und Tiefſte zu faſſen und in den Punkt der innern Vereinigung aller ſich widerſtrebenden Momente des Daſeins hineinzubringen. Aber ſo heftig mich auch dieſe reiche Zukunft bewegte, ſo verhinderte ſie mich doch nicht, was die Gegenwart mir freundlich bot, friſch und unbefangen zu genießen.

Man hat nicht leicht eine Vorſtellung davon, wie ſehr der Nordländer in ſeinem entfernten Lande von den geiſtigen Gährungen, die Europa in Bewegung ſetzen, imponirt wird. Die fernen Töne klingen ihm ſo wunderbar, ein jeder Name, der herauftaucht, wird von einem verklärenden Nimbus umgeben; die kleinlichen, widerwärtigen Streitigkeiten verſchwimmen in dem größern Ganzen, welches ihm vorſchwebt, und dieſes erſcheint ihm großartig, ja als ein heiliges, welches unbekannte Schätze einſchließt, die ihm durch geweihte Prieſter dargereicht werden. Kaum mag ein begeiſterter Deutſcher erwartungsvoller Italien oder in neuern Zeiten Griechenland und den Orient beſuchen, als ich in meiner damaligen Stimmung Deutſchland. Was jene ſuchen, iſt eine erſtorbene Vergangenheit, die ihnen fremd bleibt und entfernt iſt, ſelbſt wenn ſie in ihrer Mitte leben. — Ich ſuchte eine friſche Zukunft, an welcher ich Theil nehmen, mit welcher ich leben wollte; ſie ſollte mein ganzes Daſein in ſich aufnehmen und in Thätigkeit ſetzen. Sie ſollte jede Kraft aufregen und für mich, wie für die Welt, eine neue Zeit entwickelnd vorbereiten.

Als wir uns Braunſchweig näherten, als die lieblichen Umgebungen der Stadt uns entgegentraten, ſuchte ich über den fruchtbaren Feldern jenſeit der Stadt nach dem fernen Harzgebirge. Die Sehnſucht nach einer Gebirgsgegend war durch meinen Aufenthalt in Norwegen nur noch mehr geſteigert. Wir kehrten in den blauen Engel ein, und dieſer Gaſthof hatte für uns einen eigenen Werth, weil er uns durch einen Schriftſteller, der uns doch beiden gleichgültig war, durch Knigge, bekannt geworden. Aber als wir nun Braunſchweig verließen, um nach Blankenburg zu fahren, als wir im heiterſten Wetter in der anmuthigſten Gegend reiſten, und in der Nähe Wolfenbüttel entdeckten, ſpäter die Thürme von Halberſtadt, als ich Quedlinburg, zwar nicht ſichtbar, aber doch nicht weit entfernt wußte, da traten Namen und Erinnerungen meiner Kindheit und Jugend lebendig hervor, und eine hellleuchtende innere Sonne wetteiferte mit der äußern, der heitern Gegend einen namenloſen Reiz zu ertheilen. Alle früheren Saiten meines durchlebten Daſeins klangen wieder. Leſſing hatte in Wolfenbüttel gelebt, faſt alle bedeutende Dichter der Zeit fanden noch immer einen freundlichen heimatlichen Vereinigungspunkt bei dem alten Gleim in Halberſtadt. Der Naturforſcher Götze in Quedlinburg hatte mich mannigfaltig und lebhaft beſchäftigt; alle ſeine Forſchungen, ſein ganzes ſtrebſames Leben trugen das Gepräge der ruhigen heitern Idylle, die auf eine ſo anmuthige Weiſe viele Naturforſcher des ſiebzehnten Jahrhunderts charakteriſirte und für mich, den trockenſten Unterſuchungen den melodiſchen Klang eines ruhigen Schäferlebens, eines ſtillen, einſamen, bewußtlos beſchäftigten, durch keine inneren Zweifel, durch keine gewaltſame geſchichtliche Ereigniſſe geſtörten, genußreichen Daſeins ertheilte. Ich erblickte Leſſing, wie er in ſeiner Bibliothek wühlte, dunkle Gedanken der Vergangenheit laut werden ließ in der Gegenwart, und ſie mit unerwarteter Klarheit behandelte. Wetteifernde Geſänge ertönten aus Halberſtadt, wie in uralten Zeiten von der Wartburg her: Götze und mit ihm Röſel, Gleichen, Schäfer, ja in anderen Ländern, Lyonnet, Bonnet und Reaumur ſchritten durch die Felder, verloren ſich in den Wäldern, beobachteten in den

Gärten, und die Blüten traten ihnen als Bekannte entgegen, das Heer der Inſekten tauchte aus den Gräſern hervor, dem ſtillen einſamen Beobachter eine erfreuliche Kunde zu geben. So war die Gegend unſichtbar, wie ſichtbar, mit Gebirg und Feld und Wald bevölkert, und hatte für mich, neben dem ſommerlichen Anſehen, eine reiche geiſtige, ja klaſſiſche Bedeutung gewonnen. In einer ſolchen glücklichen Stimmung, in welcher Alles innerlich und äußerlich, die Umgebung und die Welt, die ſie in ſich trug, mir groß und herrlich erſchien, durchlebte ich einen glücklichen, mir unvergeßlichen Tag.

Es war ſchon ſpät und dunkel, als wir gegen Mitternacht nach Blankenburg kamen. Ich hatte in meinem Jubel kaum bemerkt, wie ſchlecht und grundlos die Wege waren, und als wir noch vor der Stadt die Teufelsmauer durchſchnitten und auf den felſigen Wegen im Finſtern ausſtiegen, ergriff mich eine unbeſchreibliche Freude, als ich wiederum den Felsboden erkannte. Hornemann, der meine Freude am Tage wohl verſtanden und getheilt hatte, fand dieſe vollkommen unbegreiflich, ja er ſchalt und wies mich auf eine harte Weiſe zurecht, weil er meine freudigen Aeußerungen für Affectation hielt. Hornemann iſt ein durchaus wahrer, natürlicher Menſch; alles Manierirte iſt ihm zuwider, und es iſt wohl nicht ſelten der Fall, daß unwillkürliche Aeußerungen, die eben aus der verborgenſten Tiefe des Gemüths hervorbrechen, weil ſie uns ſelbſt ein Geheimniß ſind, uns überraſchen, ſo daß ſie niemals, ſelbſt in den vertrauteſten Stunden, Gegenſtand einer freundſchaftlichen Mittheilung werden können, dem Freunde als unwahr und willkürlich erſcheinen.

In Blankenburg trat mir zuerſt das Leben der Emigranten näher; die Einwohner waren noch voll von der Zeit, als Ludwig der achtzehnte unter dem Namen eines Grafen von Provence das herzogliche Schloß bei der Stadt bewohnte. Er hatte dieſen Aufenthalt erſt ſeit einigen Monaten verlaſſen. Obgleich der alte Herzog allgemein geliebt und geſchätzt wurde, ſo war doch die herrſchende Stimmung gegen die Bourbons ſo feindſelig, daß man den Herzog wegen ſeiner Gaſtfreundſchaft allgemein tadelte. Zwar ward der Graf von Provence ſelbſt, der politiſchen Abneigung ungeachtet, perſönlich geſchätzt. Mit deſto größerer Erbitterung aber äußerte man ſich über ſeine zahlreiche Umgebung. Sie hatten ſich, behauptete man, mit empörendem Uebermuth benommen und die Einwohner mit Geringſchätzung behandelt. Da man ſie nun als Bettler betrachtete, die von fremder Gnade lebten, ſo war man wenig geneigt, dieſe leeren Anſprüche, die durch keine perſönlichen Vorzüge begründet wurden, gelten zu laſſen. Als die Neugierde uns nach dem Schloſſe hintrieb, vernahmen wir nun noch die lauten Klagen des alten Kaſtellans. Und in der That der alte Pfleger des Schloſſes, der dem Gebäude mit väterlicher Liebe zugethan war, hatte hinlänglichen Grund zur Klage. Denn obgleich die widerwärtigſten Gegenſtände, die früher viele Theile des Schloſſes unzugänglich machten, weggebracht waren, erſchien das Schloß ſelbſt in einer höchſt traurigen Geſtalt. Treppen und Gänge trugen die Spuren des nicht zu verdrängenden Schmutzes. Der zurückgelaſſene Geſtank war aus vielen Sälen noch nicht verſchwunden. Die Fenſter waren zum Theil eingeſchlagen, die Wände bekratzt, die Schlöſſer verdorben. Es war ein kläglicher Anblick, die fürſtliche Pracht aus dieſer trüben Maſſe von Schmutz, Zerſtörung und allgemein herrſchender Unordnung hervortreten zu ſehen. Schonungsloſer konnte der freche Uebermuth einen fremden Beſitz nicht behandeln.

Das Harzgebirge, deſſen nördlichen Abhang wir jetzt bereiſten, habe ich ſpäter ſo oft in allen Richtungen durchſtrichen; es knüpfen ſich an dieſe wiederholten Harzreiſen ſo viele angenehme und heitere Erinnerungen, daß dieſes kleine Gebirg eine wichtige Stelle in meinem Leben einnimmt. Es hat für mich als Muſterexemplar der wechſelnden Anſichten der Geognoſie dienen und die Belege hergeben müſſen für die entgegengeſetzteſten Gebirgstheorien. Die Abhänge gegen Norden, Oſten und Süden ſind in der That reizend, oft großartig.

Ich denke mit Vergnügen an den ſchönen Sommertag zurück, als wir am Fuße des Harzgebirges die Waldungen durchwanderten, Wernigerode und das kühne Bergſchloß entdeckten, die kühnen Felſenmaſſen im Ilſethale beſuchten, und den Tag darauf zu den Ruinen der Harzburg aufſtiegen. Alles war heiter und freundlich; Menſchen, Gegend und Sonne, Luft, Wald und Gebirg vereinigten ſich, uns in die angenehmſte Stimmung zu verſetzen. Man hatte uns den Weg durch das Ilſethal nach dem Brocken als den beſchwerlichſten dargeſtellt; auch Schröter nennt ihn ſo. Wir wurden eben dadurch gereizt, ihn zu wählen; aber von den Beſchwerden, die wir erwarteten, entdeckten wir nichts. Doch hatte die Höhe damals noch etwas Einſames, der Brocken ſelbſt mit ſeiner kahlen Höhe etwas Imponirendes. Wir übernachteten in dem ſchlechten einſamen Hauſe auf der Heinrichshöhe und der wüſte Gipfel des Brocken zeigte uns in der That Etwas, was in einer trüben Abenddämmerung an die nordiſche Gebirgseinſamkeit erinnert, aber in der freundlichen Nähe lagen die bewohnten volkreichen Gegenden. Meine ganze Lage war hoffnungsvoll und günſtig. Mein Begleiter war ein geliebter Freund, und ſelbſt daß ſeine gründlichen Kenntniſſe in der Botanik einen jeden Zweifel bei der Beſtimmung der Pflanzen hob, gab mir eine Beruhigung, die in wiſſenſchaftlicher Rückſicht einen heitern Gegenſatz bildete gegen die wilden Zweifel, die mich oft genug quälten, als ich noch mir ſelbſt überlaſſen, mich in den Wüſten rieſenhafter nordiſcher Gebirge verlor.

Von dem Brocken ſelbſt erſcheint das Gebirge in der Nähe keineswegs mächtig. Die nahen Höhen haben nichts Auffallendes, nur die Ausſicht iſt freilich großartig und impoſant. Neun Mal habe ich den Brocken von den verſchiedenſten Richtungen aus beſtiegen. Ein Mal hatte ich das Glück, von dem Thurm des Brockenhauſes das ſogenannte Brockengeſpenſt zu ſehen. Ich beſtieg damals von Schierke aus den Brocken, begleitet von Halliſchen Zuhörern und lieben Freunden. Schon oft hatte ich den öſtlichen Schatten, der ſich über das flache Land wirft, wenn die Sonne ſich neigt, als eine der großartigſten Erſcheinungen von dem Brocken aus bewundert. Faſt immer aber entſteht gegen Abend eine Trübe, die Alles verwiſcht. Dieſes Mal blieb die Luft vollkommen heiter. Der mächtige Schatten warf ſich über das ganze flache Land nach Oſten, reichte weiter als der Horizont und richtete ſich hier in die Höhe, ſo daß der Gipfel des Berges, das Brockenhaus, der Thurm und wir, die verwunderten Zuſchauer, als Schatten in der Luft ſchwebten.

Auf dem Gipfel zeigte man mir, als ich jetzt zum erſten Mal den Brocken beſtieg, Achtermannshöhe und den Winterberg als Höhen, die in dem wilden Gebirge lagen. Einer unſerer Begleiter mochte uns dieſe Gegend als eine geheimnißvolle darſtellen. Als ich bei dem zweiten Beſuch des Harzgebirges in dem Gaſthauſe am Oderteich übernachtete, ließ ich mir den Weg durch den Wald hinter dem Hauſe nach der Achtermannshöhe zeigen. Ich ging ohne Begleiter, verlor mich in Beobachtungen, die einigen Werth für mich hatten, fand aber keineswegs eine rauhe Gebirgsgegend. Grüne Matten, hier und da kleine Waldungen umgaben mich; die Gebirge erhoben ſich meiſt ſanft, faſt alle bis auf den Gipfel bewachſen, aber die Einſamkeit war mir höchſt angenehm. Am frühen Nachmittage war ich ſchon in Braunlage und ſtieg am ſüdlichen Abhange nach Ilefeld herunter. Das ganze Gebirge ſchrumpfte für mich zu einer Art Handexemplar zuſammen.

Und in der That, ſo groß das Verdienſt des Grafen Stolberg bei der Erbauung des bequemen und wohlverſorgten Brockenhauſes iſt, ſo iſt doch das ganze Gebirg faſt nur eine anmuthige Felſenpartie in einem mächtigen Park geworden. Für die Hexen iſt gar kein Platz mehr. Damen und Herren in Tragſeſſeln und auf Eſeln reitend, Reiſende aller Art, aus der Ferne, wie aus der Nähe, lärmende Handwerker, jubelnde Studenten traten uns entgegen, wo wir uns in wüſte Schluchten und Thäler verlieren mochten. Wenn wir Berggeiſter erwarten, begrüßen uns Marqueure, und die Menge des Volks ſcheint das Gebirge platt zu treten.

Und dennoch muß man bekennen, daß eben dieſer freudige Vereinigungspunkt ſo vieler Menſchen, die ſich alle glücklich fühlen, dieſes Gewimmel den Gegenden einen ganz eigenen Reiz giebt. Es iſt die Natur, die ſich vor der Geſchichte beugt, wenn das Gebirge gleichſam wie weich wird und Theil nimmt an dem allgemeinen Jubel. Wie ich es im hohen Norden kennen lernte, ruht es verſchloſſen in ſich ſelber, und birgt die ſtumme Klage in der eigenen rieſenhaften Bruſt.

Als wir nach Blankenburg zurückkamen, konnte ich der Luſt nicht widerſtehen, allein und zu Fuß nach Jena zu wandern. Ich trennte mich von meinem Begleiter auf einige Tage. Er fuhr mit der Poſt ebenfalls nach Jena; ich ging völlig leichtfüßig weiter, ſelbſt ohne Bündel, wie ohne Begleiter. Ich trug in einer Taſche ein Hemd, in der zweiten eine Karte. Selbſt die Hoffnung, mich zu verirren, hatte für mich etwas Angenehmes. Mein Kleid war ein leichter Kaſimir-Ueberrock; in der Hand trug ich eine lange thönerne Pfeife und ſah nicht einem Reiſenden, ſondern einem Spaziergänger aus der Nähe völlig ähnlich. So kam ich gegen Abend, ohne mich irgendwie bedeutend verirrt zu haben, nach Stolberg in ſeinem Bergkeſſel. Meine Luſt zu abenteuerlichen Fußreiſen war keineswegs mit gleicher Kühnheit in Beziehung auf Menſchen verbunden. Ich trat in einen Gaſthof hinein, der für Fuhrleute eingerichtet zu ſein ſchien. Die Wirthin nahm mich ziemlich kalt auf und als ich ein Abendeſſen verlangte, ſetzte ſie mir in einer Ecke der Stube eine Kaldaunenſuppe vor. Das ganze Gericht widerte mich auf eine ſolche Weiſe an, daß ich in die größte Verlegenheit gerieth. Ich dachte an die norwegiſchen Bauern, die unter ſolchen Umſtänden eine Geringſchätzung der dargebotenen Nahrung als eine Beleidigung betrachten würden, und doch, obgleich ich ſehr hungrig war, vermochte ich keinen Biſſen hinunter zu ſchlucken. — Die Wirthin ſah meine Verlegenheit; aber anſtatt dadurch von mir beleidigt zu werden, gewann ich ſichtbar in ihren Augen. Ach! ſagte ſie, der Herr iſt wohl an ſolches Eſſen nicht gewöhnt. Ich erhielt nun etwas anderes; die beſte Stube im Hauſe, ein reinliches Bett und war mit dem Abenteuer meines erſten Tages wohl zufrieden. Am frühen Morgen ging ich durch das höchſt anmuthige Thal nach Rottleberode, und dieſer iſt mir in der Erinnerung geblieben, als einer der ſchönſten, die ich je erlebt habe. Ich vergaß ganz, daß ich auf der Reiſe war; ich brachte einen großen Theil des Tages in dieſem Thale zu, lebte ganz in den Erinnerungen meiner Jugend, verlor mich in der Betrachtung der Pflanzenformen und freute mich, wenn ich eine mir unbekannte fand, die mich an das fremde ſüdlichere Land erinnerte. Ich jagte hinter den Schmetterlingen, hinter den Libellen her, lauſchte auf die Käfer, ruhte an dem ſchnell laufenden, mit Bäumen bewachſenen Bache; ich konnte mich nicht losreißen von dieſem Thale. Die Schieſerwände ſchloſſen das fruchtbare Thal ſo freundlich heimatlich ein; es war mir zu Muthe, als lägen Dänemarks reizende Gegenden vor mir, in nahem Hintergrunde von nordiſchem Gebirg umſchloſſen.

Von der übrigen Reiſe iſt mir wenig in der Erinnerung geblieben. Sondershauſen, wo ich übernachtete, erſchien mir freundlich; ich kam über Weißenſee nach Erfurt. Ich kehrte in dem Gaſthof zum römiſchen Kaiſer ein, und es war mir hier, wie auf der ganzen Reiſe, überraſchend und erfreulich, daß ein ſo leicht geſchürzter Reiſender, wie ich, unbefangen und ohne läſtige Fragen, in den Gaſthöfen aufgenommen wurde. Dieſe ehrwürdige deutſche Stadt machte einen ſehr angenehmen Eindruck auf mich; ich ließ mir die große Glocke zeigen und Dalbergs Palaſt. Sein Ruf als Gelehrter und Gönner der Gelehrten gab dieſem Palaſt ſo wie der Stadt in meinen Augen eine große Bedeutung. Freilich war mir ein Apotheker ebenſo wichtig, Trommsdorf nämlich, der hier eine pharmazeutiſche Schule errichtet und damals als Chemiker einen großen Ruf hatte.

Ich weiß nicht, ob Erfurt wirklich durch ſchöne Mädchen ausgezeichnet iſt; ſo viel iſt gewiß, auf mich machten die Frauen und Mädchen, die ich erblickte, einen großen Eindruck. Ich hatte das Fußreiſen ſatt und wollte eben Extrapoſt nach Weimar beſtellen. Unbeſchäftigt, blickte ich nach dem Platz vor dem Gaſthofe. War es nun zufällig, daß ich drei bis vier Frauen aus der Bürgerklaſſe entdeckte, eine nach der andern, die ſich durch ihre ſchlanke Geſtalt, durch eine zarte Haut und feine Geſichtszüge auszeichneten. Die mir noch neue Tracht der ſächſiſchen Bürgerfrauen, die Mäntel, die, wenn das eine Ende leicht über die Schultern geworfen war, die Geſtalt auf eine vortheilhafte Weiſe hervorhoben, die Mützen, die auf den kleinen Köpfen von einem ſchönen Halſe leicht getragen, ſich gut ausnahmen, mögen viel dazu beigetragen haben, mir die Erſcheinung angenehm zu machen. Es war mir bedeutend, in der Gegend, wo Göthe wohnte, das weibliche Geſchlecht ſo anmuthig zu finden. Ich wandte mich an den Wirth, rief den Boten, welcher zur Poſt gehen ſollte, wieder zurück, erklärte, daß ich ein paar Tage in Erfurt bleiben wollte, und verhehlte den Grund nicht. Der Wirth lächelte, und als ich ihn fragte, ob ich nicht während der kurzen Zeit meines Aufenthaltes einigen Familien näher treten könnte, die durch ſolche Engel verklärt würden, verſprach er ſchalkhaft ſeine Hülfe. Er führte mich Nachmittags in einen Garten und ſtellte mich als einen Norweger einigen Familien vor. Ich hatte mir ausdrücklich ausbedungen, daß unter denen, welchen ich vorgeſtellt wurde, kein Gelehrter ſein dürfe, denn ich wollte mich auf dieſer kurzen Reiſe gar nicht mit der Gelehrſamkeit abgeben, und zog es vor, Trommsdorf ganz aus der Ferne zu verehren.

Hier zuerſt bemerkte ich nun einen Vortheil, den ich ſpäter, wenn ich mich Fremden vorſtellen ließ, beſtens zu benutzen pflegte. Es war, wenn man will, eine Caprice, daß ich mich durchaus um kein Empfehlungsſchreiben bemühte. Ich hatte, als ich nach Deutſchland reiſte, gar keine, und war unbeſcheiden genug zu glauben, daß meine Perſönlichkeit hinreichend wäre, mir Beachtung zu verſchaffen. Ich bemerkte aber bald, daß das, was die Aufmerkſamkeit auf mich zog, keineswegs die Perſönlichkeit, ſondern mein Geburtsort war. Schon im Gaſthofe fixirte mich der Wirth mit einiger Verwunderung, als ich mich Norweger nannte. Auch hier in den Bürgerfamilien erregte dieſe Benennung offenbar Theilnahme. Mehr oder weniger machte man ſich doch einen phantaſtiſchen Begriff von dem im rauhen Norden belegenen Lande. Mein Vaterland war damals wenig beſucht; es lag ſeitwärts für die Reiſenden, wie außer Europa, und eine Reiſe in Norwegen ward faſt betrachtet, wie eine nach der afrikaniſchen oder aſiatiſchen Küſte. Ja man mochte ſich wohl wundern, wie ein Norweger, ohne aufzufallen, in der gebildeten Geſellſchaft erſcheinen konnte. Hier nun hatte ich ein wirkliches Intereſſe erregt. Geſprächig, wie ich war, kam ich bald mit Männern und Frauen in ein vertrauliches Verhältniß und machte wirklich eine mir angenehme Bekanntſchaft mit einer Bürgertochter, die mich durch ihr feines Weſen und ihre angenehm ſchalkhaften Launen in hohem Grade einnahm. Ich durfte, von dem Wirth eingeführt, den Tag darauf in der Familie erſcheinen und mit ihr den Garten beſuchen. Alles war mir an dieſem Mädchen anmuthig, ſelbſt die ſächſiſche Ausſprache, und ich zog doppelten Vortheil aus meiner ihr ſo fremdartigen Herkunft. Denn meine weiche Ausſprache und häufigen Sprachfehler waren für ſie ein unaufhörlicher Gegenſtand des übermüthigen Scherzes. Sie ſuchte mir nachzuahmen und es ſtand ihr allerliebſt. So verlebte ich einige Tage ſehr angenehm in Erfurt; ſchloß meine Fußreiſe auf die heiterſte Weiſe und fuhr ſchnell über Weimar nach Jena.

Jena.

Hier war ich nun angekommen, und was mich hieher trieb, war mir wohl bewußt, ſo daß ich Jena faſt als ein Ziel meiner Reiſe anſah. Zwar wußte ich, daß man mich in meinem Vaterlande als Mineralog betrachtete, daß man da wohl erwartete, daß ich unmittelbar nach Freiberg eilen würde, in die damals hervorleuchtende, ja faſt in ganz Europa allein berühmte Schule der Mineralogie. Aber es wäre mir unmöglich geweſen, dem eigentlichen Sitze der geiſtigen Beſtrebungen in Deutſchland vorbeizugehen. Die kleine Stadt in dem anmuthigen Thale war mir ſehr reizend, ja heilig erſchien ſie mir, und nach wenigen Tagen war ich bald eingerichtet.

Hornemann, den ich hier fand, hatte nicht die Abſicht, hier zu verweilen, es war eine Art Pie=

tät, die ihn nach Jena geführt hatte; ſein Bruder, der ſich in Dänemark als Philoſoph einen Ruf erworben hatte, aber in jungen Jahren ſtarb, hatte ſich längere Zeit in Jena aufgehalten; ihn aber trieb ſein Fach, die Botanik, ſchnell weiter. Denn obgleich Batſch, deſſen Bekanntſchaft auch ich bei dieſer Gelegenheit machte, ein zu ſeiner Zeit ausgezeichneter Botaniker, dort lebte; obgleich der botaniſche Garten durch Göthe's Unterſtützung bedeutend genannt werden konnte, bot ihm doch Jena nicht das dar, was er auf einer dreijährigen Reiſe durch Europa ſuchte. Wir trennten uns hier, und ich ſah ihn nur auf kurze Zeit wieder, und ſchied mit Wehmuth von einem Freunde, den ich ſchon in früherer Jugend ſchätzen gelernt hatte, und der mir durch ſeine Tüchtigkeit in ſeinem Fache, durch ſeine ſtets fröhliche Laune und durch ſeine Herzensgüte lieb und theuer geworden war. —

Auch ich hatte nicht die Abſicht, die noch übrigen Sommermonate in Jena zuzubringen. Ich wollte dieſe für eine geognoſtiſche Reiſe in das Thüringer Waldgebirge benutzen, und was mich nach dieſer Gegend hinzog, war Heim's Schrift über dieſes Gebirge, die mir auf einem jeden Schritte als lehrreiche Begleiterin dienen konnte. Ich gehörte nicht zu den jungen Männern, die Kühnheit genug beſitzen, rückſichtslos ſich den berühmten Männern aufzudringen. Göthe in Weimar zu beſuchen, fiel mir nicht ein, ſo wichtig mir eine Annäherung an ſeine Perſon auch war. Ich überließ es der Zeit und den Umſtänden, die mich ihm näher bringen würden, und rechnete ſicher auf dieſe. Ich hatte zwar ſchon früher erfahren, daß Schelling einen Ruf als Profeſſor extraordinarius nach Jena erhalten hatte. Seine Ankunft wurde aber erſt im Herbſt erwartet.

Wir waren in dem ſchwarzen Bären abgeſtiegen, und ſchon am erſten Abend unſerer Ankunft ſollte ich mit meinem Freunde einen Auftritt erleben, welcher uns an die noch damals herrſchende Rohheit der Studenten erinnerte.

Eine Stadt, in welcher man ſich länger aufhalten will, die uns eben deswegen durch eine bedeutungsvolle Zukunft wichtig erſcheint, hat, wenn man ſie betritt, in den erſten Momenten etwas Geheimnißvolles, ja Beängſtigendes. Sie ſcheint mit ungewiſſen Verhältniſſen geſchwängert und ſchon mit dem erſten Moment unſer nächſtes Schickſal in ſich zu ſchließen. Ich fand im Gaſthofe meinen Freund, der ſchon einige Tage früher angekommen war. Er beklagte ſich vorzüglich über das ſchlechte Eſſen, welches in der That für den Nordländer, der an kräftige und nahrhafte Speiſen gewohnt war, abſchreckend genannt werden konnte. Wir unterhielten uns, da wir einige Zeit getrennt geweſen waren, lebhaft; ein jeder hatte dem andern genug zu erzählen. Es ward dunkel, ich blickte in die mir fremde Gegend hinaus, und eine unruhige Ahnung von dem, was ich hier innerlich und äußerlich erleben konnte, durchſchauerte meine Seele. Da hörten wir in der Ferne ein lautes Getümmel, ſchreiende Stimmen von mehreren Menſchen; ſie wälzten ſich dem Gaſthofe immer näher, wurden immer lauter. Man hatte uns kurz vorher Licht gebracht, und als die laute Menſchenmaſſe ſich näherte, ſtürzte der Kellner herein, um uns warnend zu bedeuten, daß wir die Lichter auslöſchen möchten. Wir fragten neugierig, warum? und was die ſchreiende Menge wolle. Daß es Studenten waren, vermutheten wir freilich. Der Kellner erzählte uns nun, daß die Studirenden dem damaligen Prorektor, Profeſſor A., mit dem ſie unzufrieden waren, — ich weiß nicht warum, — ein Pereat bringen wollten. Das Geſchrei von einigen hundert Studenten ward nun immer vernehmlicher. Licht aus! wurde gerufen, und wir hörten einzelne Fenſterſcheiben klirren, wenn der Warnung nicht ſchnell genug Folge geleiſtet wurde. Ich geſtehe, daß dieſes Ereigniß, welches uns gleich, ſo wie wir nach Jena kamen, verhängnißvoll entgegentrat, mich ſehr trübe ſtimmte. Das war es nun freilich nicht, was mich nach Jena hingezogen hatte; dieſe Stimmen waren nicht die, welche ich hier zu vernehmen wünſchte und erwartete, und die erſte Nacht brachte ich keineswegs angenehm zu. Nachdem ich mich in meiner Wohnung eingerichtet hatte, beſuchte ich Gries. Er hatte ſeine Studien vollendet und eben die juridiſche Doktorwürde erhalten. Er war einer der genaueſten Freunde von Riſt, und erwartete meine Ankunft. Seine Ueberſetzung des Taſſo war ſchon weit gediehen. Er ſelbſt mit ſeiner kleinen Geſtalt, ſeiner ſüdlichgelben Geſichtsfarbe, lebhaft und freundlich aus den kleinen Augen herausblickend, kam mir herzlich entgegen. Seine Stube war ſauber, ja mit einer gewiſſen Eleganz eingerichtet. Alles um ihn her war in der größten Ordnung; die Zierlichkeit und Anmuth ſeiner Sprache drückte ſich durch ſeine Perſon, obgleich er keineswegs ſchön war, wie durch ſeine Umgebung aus. Er ſpricht leiſe, und hatte etwas Weichliches in ſeinem Betragen; aber nach dem rohen Empfange war mir dieſe ſtille Ordnung höchſt wohlthuend, und es wurde mir recht klar, wie auf den deutſchen Univerſitäten die ungleichartigſten Elemente dicht neben einander liegen.

Ich hatte die Caprice, eben ſo frugal leben zu wollen, wie ein Jenaer Student, und ſetzte es eine ganze Woche durch. Aber ich magerte ſichtbar ab. Der Wirth wußte das Fleiſch von einem alten Ochſen oder Hammel geſchickter als irgend ein Chemiker ſo zu präpariren, daß alle thieriſche Gallert daraus verſchwand und der bloße Faſerſtoff übrig blieb. Da ich nun nicht, wie ein deutſcher Student, 8—9 Bouteillen Ziegenhainer alle Tage trinken konnte, ſo wäre ich geradezu erhungert, wenn ich nicht für beſſere Koſt geſorgt hätte. Doch gab ich die Abſicht, dem deutſchen Studentenleben näher zu treten, nicht auf. In Dorndorf ſollte ein ſogenannter großer Commerſch ſtattfinden. Einige hundert Studenten waren dort in den großen Sälen des Gaſthofes verſammelt, in ihrer bekannten bizarren Tracht. Ich miſchte mich unter ſie. Einige, eben von den wildeſten, kamen auf mich zu, und forderten mich unter dem bekannten widerwärtig klingenden Zuruf auf, Brüderſchaft mit ihnen zu trinken. Ich hielt es in ihrer Mitte nicht lange aus; es war ein ſchöner Tag, die Gegend war reizend; ich ging weit auf dem Wege nach Kamburg und als ich wieder zurück durch Dorndorf kam, war der Commerſch in ſeiner Blüte. Ich hörte das furchtbare Geſchrei, den wilden Jubel, und eilte mit einer Art von Schrecken weiter. Aber ich hatte Grund, dieſen erſten Verſuch zu bereuen. Den Tag darauf Nachmittags erſcheinen einige wilde Weſtphalen in ſtraffen, ledernen Beinkleidern, kurzen Jacken, in jenen Poſtillon-Stiefeln, die unter dem Namen Kanonen bekannt ſind; in dem linken Stiefel ſteckt oben das Schnupftuch, in dem rechten die Tabakspfeife, der Tabaksbeutel hing am Knopfloch; es waren meine Brüder von geſtern. Sie ſtopften ihre Pfeifen mit ſtinkendem Tabak, warfen ſich auf das Sopha und ſchrieen nach Bier. Mich brachte dieſer Beſuch zur

Verzweiflung; ſie blieben ein paar Stunden, und ich mußte ein Geſchäft vorſchützen, mit ihnen ausgehen, um ſie fortzubringen. Ich eilte zu Gries, um ihm, dem ſpäter ſo berühmt gewordenen Juriſten Heiſe und dem freundlichen Mathematiker Stahl, der mit Gries in einem Hauſe wohnte, meinen thörichten Verſuch, hier das Studentenleben kennen zu lernen, und ſeine unglücklichen Folgen zu erzählen. Ich wurde mit Recht ſtrenge getadelt, und man ſagte mir, daß ich geduldig ertragen müſſe, was ſich jetzt kaum mehr abweiſen laſſe. Nur ein Mittel blieb übrig, und das ergriff ich. Ich verließ Jena, um meine ſchon beſchloſſene Thüringer Reiſe ſchneller, als ſonſt geſchehen wäre, anzutreten. Als ich im Herbſt zurückkam, waren dieſe Vögel ausgeflogen. Der eine war relegirt, ein paar conſilirt; einer hatte die Univerſität freiwillig verlaſſen. Es waren alte Burſchen, Senioren von Landsmannſchaften oder geheimen Verbindungen. Ich hörte zuerſt von dieſen, von Landsmannſchaften, von Conſtantiſten, Amiciſten und von den Schwarzen reden. Die guten Leute mochten meine Verhältniſſe nicht genau kennen, und hofften wohl, mich für ihre Verbindungen zu intereſſiren. Aber dieſe Repräſſentanten hatten nun freilich wenig Lockendes für mich. Ich kenne dieſe früheren Verbrüderungen auf Univerſitäten und ihre Verhältniſſe gar nicht. Was mich bei einem zweiten und dritten Beſuch überraſchte, war, daß der eine wirklich Kenntniſſe beſaß, Fichte's Vorleſungen mit großem Eifer beſuchte und nicht ohne ſpeculatives Talent war.

Ich hatte während dieſes kurzen Aufenthaltes nur Gries und ſeine nächſten Freunde kennen gelernt, und mit Hornemann den Profeſſor Batſch beſucht. Er war Stifter und Direktor einer naturforſchenden Geſellſchaft in Jena; mein Freund, wie ich, erhielten Diplome als Mitglieder derſelben. Es war mein erſtes und als ſolches gilt es einem jungen Manne ſchon etwas.

Thüringer Waldgebirge.

Ich brachte fünf bis ſechs Wochen und nun faſt wie in Norwegen ganz einſam, nur von einem Jäger oder ſonſtigen Boten begleitet, in den Gebirgen zu. Aber nicht das Thüringer Waldgebirge allein unterſuchte ich in dieſer Zeit, auch das Rhöngebirge, bis in die Nähe von Frankfurt, und die fränkiſchen Höhlen. Ich lebte in dieſer Zeit meiſt in einſamen Gaſthöfen; hörte viel von Räuberbanden ſprechen, die ſich in Franken herumtrieben. Als ich mich der Gegend von Frankfurt näherte, wurden mir Schinder-Hannes und ſeine Geſellen vorzugsweiſe als gefährlich genannt. Zwar war ich gewöhnlich von Jemand begleitet, der meinen Mantelſack trug; zuweilen ließ ich dieſen aber im Gaſthofe, ging allein in den Gebirgen umher, und liebte es, mich zu verirren. In dem ſtark bewohnten Gebirge kam es mir keineswegs gefährlich vor. Zweimal erinnere ich mich, die Nacht in Gebirgswäldern zugebracht zu haben; einmal in einem offenen, verlaſſenen, halbverfallenen Gebäude. Vor den Räubern fürchtete ich mich aus einem Grunde gar nicht; ich brauchte nämlich die Vorſicht, immer als arm zu erſcheinen, feilſchte um das Nachtlager, ließ niemals größere Geldſtücke ſehen, verbarg meine Uhr und ein Räuber, dem ich ſo erſchien, konnte vielleicht den Einfall bekommen, mich für die Bande anzuwerben, kaum mich auszuplündern. Ich habe aber leider gar keine Räuber getroffen, obgleich ich es liebte, mich an die wandernden Handwerksburſchen anzuſchließen, und mich auch wohl ſelbſt für einen ſolchen ausgab; und ſoll ich offenherzig ſein, meiſtens gefielen mir dieſe Brüder beſſer als die Jenaer.

Die Zeit, die ich im Thüringer Waldgebirge zubrachte, war reich an kleinen Abenteuern mancherlei Art; reich an Erfahrungen im Leben wie in der Wiſſenſchaft. Ich trat dem Volke näher und lernte es ſchätzen und lieben. An die verſchiedenſten Menſchen ſchloß ich mich an und lebte mich mit ihnen in ihre Verhältniſſe hinein. Eben ſo wie im Leben, orientirte ich mich zum erſten Mal in meiner Wiſſenſchaft. Ich lernte die Structur des Gebirges kennen, die Ordnung der Lagerungsverhältniſſe beurtheilen, und von Heim belehrt, die verſchiedenen Stellen, die ich unterſuchte, mit anderen, die ich geſehen hatte, oder zu beſuchen gedachte, in wiſſenſchaftliche Verbindung zu bringen. Indem ich mich meinem Führer ganz hingab, alle ſeine Anſichten theilte, entſtanden eigene; unter dieſen waren einige Zweifel an der Richtigkeit der Annahme eines Uebergangs-Gebirges im Werner'ſchen Sinne, die ich, da ich damals noch nicht in Freiberg geweſen war, mir wohl jetzt wieder näher rücken möchte. Ein Produkt meiner Reiſe war nämlich ein Aufſatz, der in der Fortſetzung des von meinen Freunden und mir begründeten phyſikaliſchen Journals in Kopenhagen abgedruckt wurde. Ich habe ihn, ſeit ich ihn abſandte, nicht mehr geſehen, und kann mich auf den Inhalt nur dunkel beſinnen. Als ich ſpäter nach Kopenhagen kam, war ich mit anderen Gegenſtänden ſo beſchäftigt, daß ich durchaus vergaß, ihn nachzuleſen, und ſelbſt das günſtige Urtheil meiner Freunde konnte mein Intereſſe für dieſe kleine Arbeit nicht erwecken.

In den erſten Wochen meiner Reiſe machte ich die perſönliche Bekanntſchaft Heim's auf eine intereſſante und ungewöhnliche Weiſe. Seinetwegen kam ich nämlich nach Meiningen. Es war ein heiterer Tag und ich beſuchte Nachmittags den herzoglichen Park. Eine weitläuftig abgefaßte Warnung, die Bäume nicht zu beſchädigen, keine Blumen abzubrechen, die Raſenplätze nicht zu betreten, keine Hunde mit ſich zu führen, las ich am Eingange des Parks, und irgend ein Ausdruck in dieſer Warnung mochte mir ein Lächeln abgewinnen. Ich hatte nicht bemerkt, daß ich von einem naheſtehenden Herrn beobachtet wurde. „Was finden Sie,“ ſagte er, „in dieſem Anſchlage Auffallendes?“ So angeredet, erblickte ich vor mir einen Herrn, deſſen Aeußeres für mich etwas Anſprechendes hatte, und, obgleich vertraulich und unbefangen, erſchien er mir als ein Mann von Bedeutung. Ich machte ihn auf einen Ausdruck in der angeſchlagenen Warnung aufmerkſam; er lachte, ſchloß ſich an mich an, und ich begleitete ihn in den Park. An meiner Ausſprache wollte er erkennen, daß ich ein Norddeutſcher ſei. Ich nannte ihm mein Geburtsland; es ſchien ihn zu intereſſiren. „Ich bin,“ erwiderte er, „ſo zu ſagen, Ihr Landsmann, denn ich bin däniſcher General-Lieutenant.“ Er lächelte, indem er dieſes ſagte, brach jetzt das Incognito ganz, und ich erfuhr, daß ich mit dem Herzog ſpazieren ging. Später hörte ich zwar viel von ſeiner Gewohnheit, ſich an Menſchen aus allen Klaſſen anzuſchließen. Damals wußte ich indeß nur, daß in Meiningen ein Herzog reſidire und regiere. Er fragte im Laufe des Geſpräches, was mich nach Meiningen führe. Ich erzählte ihm von meinen Gebirgs-Unterſuchungen und wie ich die Bekanntſchaft des Conſiſtorial-Raths Heim, deſſen Unterſuchungen über das

Gebirge ich als ſehr bedeutend rühmte, zu machen wünſchte. „Sind Sie noch nicht bei ihm geweſen?“ fragte er. „Ich werde Sie einführen, es iſt ja mein Lehrer geweſen.“ Ich mußte ihm auf das Schloß folgen, wo er mir Wein vorſetzte. Das Geſpräch war während dieſer Zeit ungezwungen, und er begleitete mich zu Heim, der als Conſiſtorial-Rath von ſeinen Zöglingen geehrt, in ruhiger Zurückgezogenheit lebte. Der Herzog ſchien ſich über die rühmliche Art, wie ich mich über ſeinen früheren Lehrer geäußert, zu freuen. Sein Verhältniß zu Heim und die ganz unbefangene Art, mit der er ſich darſtellte, nahmen mich ganz für ihn ein. Auf eine angenehmere Weiſe konnte ich nicht die Bekanntſchaft eines der kleinen Fürſten in Deutſchland machen. Ich dachte an das Verhältniß, in welchem Göthe zu dem Herzog von Weimar lebte, und pries das Reich glücklich, in dem eine reiche Mannigfaltigkeit kleiner Staaten bedeutenden Geiſtern freie Stellungen zubereitete, die bei dem ſchärfern Formalismus großer Staaten kaum möglich wären.

Der Herzog verließ uns, und Heim, bekanntlich der Bruder des berühmten Berliner Arztes, ſchon damals ein ältlicher Mann, der das beſchwerliche Herumwandern in den Gebirgen, die er ſo genau kannte, aufgegeben hatte, nahm mich mit Freundlichkeit und Güte auf. Der Herzog reiſte den Tag darauf ins Bad nach Liebenſtein. Ich blieb einige Tage in Meiningen, und Heim hatte die Güte, den angehenden Geognoſten mit der größten Geduld zu unterrichten. Er war mit dem Wege, den ich bis jetzt verfolgt hatte, nicht ganz zufrieden, entwarf für die nächſten Wochen einen ausführlichen Reiſeplan für mich, bezeichnete die vorzüglich lehrreichen Punkte und ſuchte mir durch ſeine geognoſtiſche Sammlung im Voraus einen Begriff von ihrer Structur beizubringen. Ich beſchloß, mich genau nach ſeinen Vorſchlägen zu richten. Die erſten Tage meiner Reiſe hatten mich hinlänglich belehrt, wie ſehr eine ſolche perſönliche Anleitung mir ein Bedürfniß war. Er war mein erſter Lehrer in der Geognoſie, und ich gewann in den wenigen Tagen den ſchlichten gütigen Mann außerordentlich lieb. Seine Schrift erſcheint bei der gewaltſamen Entwickelung der Geognoſie jetzt faſt veraltet; dennoch haben ſeine genauen Unterſuchungen für die Entwickelung der Wiſſenſchaft einen weſentlichen Werth gehabt. Das Verhältniß der Conglomerate und Porphyre zu den Schiefergebirgen erſcheint noch immer in ſeiner Darſtellung lehrreich und bedeutend, und die geognoſtiſche Topographie des Gebirges, ein Werk mühſamer Wanderungen in allen Gegenden, in allen Schluchten, Thälern, auf allen Höhen, iſt noch ein Muſter der treueſten und genaueſten Darſtellung und einem jeden unentbehrlich, der ſich im Thüringer Waldgebirge geognoſtiſch orientiren will.

Durch ihn belehrt, konnte ich nun meine Aufmerkſamkeit mit einigem Erfolg auf die beſonderen Lagerſtätten hinlenken und mich, indem ich die merkwürdigen Kobaltgänge in Saalfeld beſuchte, vorläufig wenigſtens mit den Gangverhältniſſen bekannt machen. Was mich aber vorzugsweiſe überraſchte, waren die mächtigen Maſſen von Schwerſpath und Flußſpath, die rieſenhafte Gänge bildeten, in der Nähe des Dorfes Herges. Es war mir ein ganz eigenes Gefühl, dieſe Foſſilien, die für mich als Handſtücke einen beſondern Werth hatten, hier in ſo ungeheuren Maſſen zu ſehen.

Nicht leicht iſt eine Epoche meines Lebens in Rückſicht auf äußere Bildung für die Welt und ihre Verhältniſſe reicher für mich geweſen, als dieſe. Das heitere Bewußtſein, nicht ohne Erfolg mit einem rieſenhaften Gegenſtande zu ringen, und ihn der Gewalt des Bewußtſeins zu unterwerfen; das mannigfaltig wechſelnde Leben mit Menſchen aus allen Klaſſen, die in vorübergehenden Augenblicken mich auf eine intereſſante Weiſe erregend berührten, aber nicht lange genug verweilten, um mir widerwärtig oder feindlich entgegen zu treten, gaben mir eine Leichtigkeit des Benehmens, eine Fügſamkeit unter allen wechſelnden Umſtänden, eine Fähigkeit, dieſe ſchnell in ihrer Eigenthümlichkeit aufzufaſſen, die ich bis dahin durchaus nicht kannte, ja die ich jemals zu erringen früher für eine Unmöglichkeit gehalten haben würde. Mit ſogenannten gebildeten Leuten trat ich ſelten in Berührung; wenn ich ſie traf, ſo erſchienen ſie als verſtändige klare Männer für einen ganz beſtimmten praktiſchen Zweck auf entſchiedene Weiſe thätig. Alles Ueberſchwengliche war von mir entfernt: es waren Berg- oder Hüttenbeamte, mit denen ich verkehrte; die Gegenſtände, die ich unter ihrer Anleitung betrachtete, die Naturverhältniſſe, auf welche die erſteren, die Hüttenprozeſſe, auf welche die letzteren mich aufmerkſam machten, forderten ungeſtörte Anſtrengung, wenn ſie mit Klarheit aufgefaßt werden ſollten. Ich bin nie geſünder geweſen, als wenn ich bei großer körperlicher Anſtrengung höchſt mäßig zu leben gezwungen war. Wenn ich in den einſamen Gebirgsſchenken wochenlang nichts anderes genoß, als Eier, Schlackwurſt und Schinken, nichts anderes trank, als Waſſer mit einigen Tropfen Rum, weil ein angeerbtes Magenübel mir nicht erlaubte, die wechſelnden Biere zu genießen, fühlte ich mich ſo durch und durch geſund, ſo geiſtig elaſtiſch, ſo leicht vom Leben getragen, wie nie vorher. Das tiefere geiſtige Element blitzte aus dieſem in ſich ſichern Leben hervor, und was ich in Jena erwartete, Aufſchlüſſe über die tiefſten Probleme, die mir da werden ſollten, ſchien mir eben, wenn es mir aus der heitern, in beſtimmter That umgrenzten Gegenwart entgegen trat, alles Unruhige, Unbeſtimmte und Nebelhafte zu verlieren.

In Schmalkalden erfuhr ich ein unangenehmes Ereigniß, welches dem von mir ſo geſchätzten Herzog von Meiningen begegnet war. In dem reichen heſſiſchen Gebirgsdorfe Broterode waren auf einem Damm, der durch ein Moor geführt war, einige ſchwere Frachtwagen im langſamen Fortſchreiten begriffen. Der Herzog, der mit ſeiner Begleitung von Liebenſtein zu Pferde kam, ward durch dieſe Wagen aufgehalten. Seine Begleiter wollten Platz machen, die Fuhrleute behaupteten, daß es ihnen unmöglich ſei, auszuweichen. Es entſtand ein Streit; die Herren, die den Herzog begleiteten und, als die Fuhrleute nicht nachgeben wollten, ſich erzürnten, ſchalten, verſetzten wohl den Hartnäckigſten einige Schläge. In der Nähe ließ ein Kaufmann ein Haus bauen; eine Menge Handwerker waren dort beſchäftigt und eilten den Fuhrleuten zu Hülfe, von dem Hausbeſitzer ſelbſt dazu ermuntert. Die den Herzog begleitenden Herren waren jetzt den Mißhandlungen des rohen Haufens preisgegeben. Der Herzog, der zurückgeblieben war, wie ſehr er auch den unbeſonnenen Streit ſeiner Begleiter tadeln mochte, hielt es doch für eine ritterliche Pflicht, ihnen beizuſtehen. So wurde er ſelbſt in dieſe unangenehme Streitigkeit verflochten, und in dem Gaſthofe hörte ich die Begebenheit mit der ekelhaften Schadenfreude roher Menſchen wieder erzählen. Sie wurde zum Nachtheil des Herzogs auf alle Weiſe entſtellt, und dieſelbe pöbelhaft demagogiſche Geſinnung, die den Auftritt veranlaßte, verunſtaltete ihn in der Erzählung mit abſichtlicher Bosheit.

Wie ſehr man auch die Unbeſonnenheit der Begleitung zu tadeln geneigt war, ſo gereichte dennoch die Handlungsweiſe des Herzogs ihm zur Ehre. Allerdings ſchien der rohe Haufe auch ihm Trotz bieten zu wollen, ja trat ihm drohend entgegen. War es nun, weil man ihn nicht erkannte, oder weil man ihn nicht erkennen wollte: aber als ſein Name und ſeine Würde laut genannt wurden, gelang es ihm wirklich, die unangenehme Scene zu beendigen. Leider war aber ſchon ſo viel und auf eine öffentliche Weiſe geſchehen, daß eine den Thätern gefährliche Klage unvermeidlich war. Das ganze Ereigniß fand auf heſſiſchem Gebiete ſtatt, und der Kurfürſt von Heſſen war keineswegs geneigt, Verbrechen der Art ſchonend zu behandeln. Die Thäter wurden gefänglich eingezogen, eine ſtrenge Unterſuchung wurde eingeleitet, die Schuld der Handwerksburſchen lag klar am Tage; beſonders aber erſchien der Kaufmann als Aufwiegler höchſt ſtrafbar; ihm, da er den Herzog oft an ſeinem Hauſe vorbeireiten ſah, konnte die Entſchuldigung, als habe er ihn nicht gekannt, nicht zu ſtatten kommen. Er ſaß in einem finſtern Gefängniß; eine mehrjährige Feſtungsſtrafe ſchien ſelbſt gelinde; ſeine Familie warf ſich dem Herzog zu Füßen und obgleich der Kurfürſt auf die ſtrengſte Beſtrafung drang und Schonung bei der gährenden Geſinnung des Volks für gefährlich anſah, ließ der Herzog doch nicht mit Bitten nach, bis er durchdrang. Ich werde, verſicherte er, nie mit Ruhe dem Hauſe vorbeireiten können, deſſen Eigenthümer und Familie durch mich in's Unglück geſtürzt worden ſind. Wie freute ich mich, den gütigen Herren auch ſo dem Bilde ähnlich zu ſehen, das ich mir von ihm entworfen hatte.

In Ilmenau hatte ich abermals das Glück, unter der Anleitung eines berühmten Mineralogen, Voigt, die Bergwerke der Gegend beſuchen zu können. Ich lernte eben durch ihn den Kampf der Vulcaniſten mit den Neptuniſten, wie er damals heftig geführt wurde, genauer kennen; denn der heftigſte Vertheidiger der Vulcanität des Baſalts und der ausgebrannten Vulcane des Rhöngebirges, gegen Werner, war eben Voigt, und der Streit hatte um dieſe Zeit den höchſten Gipfel erreicht. Es iſt bekannt, daß Werner damals ſiegte. Ich hatte die Aufſätze des letzteren in dem bergmänniſchen Journal geleſen; ich vermochte nach meiner damaligen Anſicht in den Baſaltbergen des Rhöngebirges, die ich eben beſucht hatte, keinen Krater zu erkennen, wagte aber keinen Streit gegen den gewandten Mineralogen. Es iſt eben ſo bekannt, daß Voigts Anſicht damals im weiteren Umfange, unterſtützt durch Dolomieu und Faujas St. Fond, in der Folge allgemein angenommen wurde, und daß Werner's Beweiſe für den Neptunismus des Baſalts in der Geognoſie alle Bedeutung verloren hat. In der That war auch Voigt, der freilich die Baſaltgebirge genauer kannte, als ich bei einem flüchtigen Beſuch und ohne gründliche geognoſtiſche Schule ſie kennen konnte, ſeiner Sache gewiß. Mußte er ſie doch auch gegen Göthe vertheidigen, deſſen Thätigkeit mir hier in einem rein praktiſchen Fache entgegen trat. Die Bergwerke in Ilmenau, als Weimarſcher Beſitz, beſchäftigten Göthe lebhaft, obgleich Voigt ſeine Kenntniſſe im Bergſache eben ſo wenig wie ſeine geognoſtiſchen Anſichten gelten ließ. Mit ſeiner Familie machte ich eine kleine mir höchſt angenehme Reiſe, die beſonders durch ein verwandtes Mädchen einen hohen, mir faſt gefährlichen Reiz erhielt. Freilich muß ich geſtehen, daß ich in dieſer für mich ſo glücklichen Zeit leicht entzündbar war. Doch muß ich zugleich bemerken, daß ich die Rolle eines unglücklichen Liebhabers nicht geſpielt habe, und daß die Trennung von der Geliebten gewöhnlich mit einigen ſchnell verwehten Seufzern abgethan wurde.

Zu den angenehmen Ereigniſſen dieſer Reiſe muß ich nun auch ein Volksfeſt in Rudolſtadt rechnen, auf welchem der Herzog und ſeine Gemahlin ſich zeigten und mir durch ihre Theilnahme an der Freude des verſammelten Volks achtungsvoll und angenehm erſchienen. Mir war ein ſolcher heiterer Vereinigungspunkt der zerſtreuten, ſich willkürlich und in unbefangener Luſtigkeit unter einander bewegenden Menſchen aus allen Klaſſen, ſehr bedeutungsvoll, ja ſchien mir ſelbſt ein Bild des tiefer eingreifenden Einfluſſes fürſtlicher Herrſchaft in den ernſthafteren Verhältniſſen des Staates zu enthalten. Wohl mag man bei einem ſolchen Feſte ſchon vor der Erſcheinung des fürſtlichen Paares ſich beengt fühlen: aber die Erwartung ſelber, iſt der Fürſt, wie hier, beliebt, bildet einen Mittelpunkt fröhlicher Vereinigung, eine leichte Zucht, die die Rohheit der Einzelnen bändigt; ſie enthält die erſten Stufen der Entwickelung eines ſolchen Volksfeſtes; der Blütepunkt iſt dann die fürſtliche Gegenwart, und ſelbſt nach der Entfernung des fürſtlichen Paares wirft die Erinnerung einen heitern Glanz auf das Ganze. Dieſes erſcheint bei aller ſeiner ſcheinbaren Willkürlichkeit als ein organiſches Ganze, welches wächſt, ſeinen Blütepunkt erreicht und ſtill den weihenden Genuß bis auf den letzten Augenblick feſthaltend, in ſich vergeht.

Es war eben die Zeit, in welcher die Kirmeß in vielen Dörfern gefeiert wurde. Wo ich die verſammelten Bauern und Städter traf, miſchte ich mich gern unter die jubelnde Menge, ſetzte mich zu den politiſirenden Bürgern, trank wider meine Neigung mit den jungen Burſchen, tanzte auch wohl mit einer Bauerdirne, welche mir gefiel; aber immer hinterließ der Eindruck, den eine ſolche Luſt auf mich machte, etwas Leeres und Wüſtes, kein Moment hing mit dem andern zuſammen und eben weil Alles auseinander lag, weil ein Mittelpunkt fehlte, der das Ganze bewußtlos vereinigte, ſo erſchien die Uebereinkunft ſelbſt, die Mehrere, z. B. zu einem Tanz verband, als ein Willkürliches, welches nur für den Augenblick eine ſcheinbare Bedeutung erhielt, und eben daher war dieſes das herrſchende. Es entſtand Hader und Streit, wohl auch Prügelei und ſelbſt, wenn der Streit mühſam geſchlichtet war, verdarb ein trübes Bewußtſein, daß er jeden Augenblick wieder entſtehen könne, alle zuverſichtliche Fröhlichkeit, und die reine Luſt war nicht wieder zu finden.

Ich muß hier doch eine Begebenheit erzählen, die ſehr lebhaft an Gil Blas erinnert. Ich fand das fortdauernde Fußreiſen ſehr beſchwerlich, beſonders wenn ich mehrere Meilen hinter einander durch Gegenden, welche für mich kein Intereſſe hatten, zurücklegen mußte, um Punkte zu erreichen, die mir wichtig waren. Am unangenehmſten war mir die heiße Mittagszeit. Die Ermüdung, die Hitze, oft der Hunger, ſtumpften mich auf eine ſolche Weiſe ab, daß mir mein eigener Zuſtand widerwärtig, ja gemein und ekelhaft vorkam.

Ich traf oft reiſende Kaufleute reitend, den Mantelſack hinten auf's Pferd gebunden und beneidete ſie. Wenn Du Dir ein Pferd anſchaffteſt, dachte ich; wenn das Thier wegen Hitze auch langſam fortſchreitet, Du erreichſt Dein Ziel doch nicht allein bequemer, ſondern auch ſchneller. Wenn die Ausgabe in Deiner Lage auch bedeutend ſein mag, ſo ſehr groß kann ſie doch kaum ſein; Du wirſt Dein Pferd ſchonen und wieder verkaufen. Als ich den Entſchluß gefaßt hatte und meinen Wunſch äußerte, fehlte es nicht an Gelegenheit, ihn zu erfüllen. Ein Bergbeamter in Saalfeld unterſtützte mich mit ſeinem Anſehen, ich erhielt ein tüchtiges Pferd, und habe ohne Zweifel einen guten Kauf gemacht. Aber nun ging die Noth erſt an. Wenn ich vor einem Gaſthofe abſtieg, mußte ich erſt für mein Pferd ſorgen, doch dieſes war nur eine geringe Beſchwerde. Wenn ich nach

Zurücklegung einiger Meilen eine mir wichtige Gegend erreicht hatte, mußte ich das Pferd dem Gaſtwirth oft einen ganzen Tag überlaſſen, während ich das Gebirge zu Fuß durchſtrich. Oft wäre es mir bequem geweſen, von einer Gegend, die ich erreicht hatte, weiter zu reiſen. Ich aber mußte umkehren und die ſchon bekannte Gegend wieder durchſtreifen, weil mein Pferd mich dazu zwang. So kam die kurze Bequemlichkeit, die ich genoß, mir theuer zu ſtehen. Nicht ſelten glaubte ich in meiner völligen Unkunde, mein Pferd zu ſehr angegriffen zu haben. Einſt, als ich an einem ſchönen Sommerabend auf Gräfenthal zuritt, und die Gegend und das ſchöne Wetter genießen wollte, ſchien mein Pferd nur mühſam fortzugehen. Aller Genuß der Reiſe war geſtört, ich war voller Angſt. Ich vermochte mich bei ſolchen Fällen wenig zu verſtellen. Als das Pferd im Gaſthof in den Stall geführt wurde, und der Hausknecht das Futter brachte, betrachtete ich das Thier von allen Seiten und mit einer beſorgten Miene trat ich in die Wirthsſtube hinein. Kurz darauf erſchien der Wirth. „Auf dem Pferde können Sie nicht weiter reiſen,“ ſagte er, „es hat verſchlagen und geht ganz verloren, wenn Sie es nicht einem Thierarzt übergeben und einige Tage warten.“ Ich ſah meine Beſorgniß beſtätigt, und fragte den redlichen Mann um Rath. Hier bleiben kann ich unter keiner Bedingung, verſicherte ich; er beſann ſich und ſchlug endlich vor, einen Tauſch zu treffen. Er begann nun alle Verſicherungen von billiger Behandlung, redlicher Geſinnung und dergleichen auszukramen, und ich ritt wirklich den Morgen darauf auf einem magern Klepper weiter. Du wirſt ihn, dachte ich, gut füttern und er wird ſich ſchon erholen. Aber bald zeigte es ſich, daß das Thier ſtätig war. Ich, ein unkundiger Reiter, konnte es nicht von der Stelle bringen; oft war ich gezwungen abzuſteigen, und nicht bloß mich ſelbſt, ſondern auch das Pferd zu ſchleppen. Ich dankte Gott, als es mir gelang, es am dritten Tage für ein Drittel der Summe, welche ich für das erſte Pferd gezahlt, zu verkaufen. So ſtand ich denn wieder auf meinen geſunden Füßen, und fühlte mich faſt glücklich, obgleich mein Geldverluſt mich zwang, die Gebirgsreiſe gegen meinen Willen abzukürzen.

Die letzten acht Tage brachte ich in dem reizenden Thale der Schwarza zu. Zwar ward auch damals ſchon dieſes Thal fleißig von den Studirenden beſucht. Ich hatte aber das ſeltene Glück, eine ganze Woche in der allergrößten Einſamkeit hier zu verleben. Ein einfacher Gaſthof war damals in der Nähe der Schwarzburg, welche ſtill und nur von einem Kaſtellan bewohnt, vor mir lag. Wer kennt nicht dieſes reizende Thal? Das reich bewachſene Thonſchiefergebirge bildet Thalwände, die immer enger zuſammenrücken und hinter dem Schloſſe ſich ſchließen. Die mächtigen Laubhölzer drängen ſich von beiden Seiten, die Schwarza läuft eilig durch das Thal und ein friſches feuchtes Grün wächſt wuchernd umher. Alles war ſo unglaublich ſtill, ich hörte ſelbſt im Hauſe kaum eine Bewegung; die Bäume flüſterten, die Vögel ſangen, der Fluß rauſchte. Das Hundegebell, das Raſſeln eines Wagens, die Stimme eines Ochſen, das Geſpräch zweier Menſchen klangen wie etwas Fremdartiges in die ſtumme Natur hinein. Hier hatte ich mir aus Jena den erſten Band des Athenäums, Fichte's Wiſſenſchaftslehre und einige andere Bücher kommen laſſen. Nur einmal entdeckte ich, auf den Gaſthof zuſchreitend, zwei Studenten. Ich bat die Wirthsleute, meine Gegenwart zu verheimlichen; ich hörte ſie laut redend hereintreten; mit ihnen zu ſprechen, wäre mir damals höchſt unangenehm geweſen. Die Zeit, die ich hier zubrachte, iſt mir unvergeßlich. In Kiel hatte ich von den Schlegel's gar nichts gehört. Fichte war mir mehr durch Geſpräch mit meinen Freunden, als durch eigenes Studium ſeiner Schriften, bekannt geworden.

Hier, von der lieblichſten Natur umgeben, in ſtiller Einſamkeit, „dicht von Felſen eingeſchloſſen," trat mir nun zuerſt die merkwürdige Zeit entgegen und die geiſtige Bewegung, an welcher ich ſelbſt Theil zu nehmen berufen war, ja die mich hergezogen hatte, noch ehe ich ſie erkannte. Das Athenäum ſtellte Göthe und Fichte als die Wendepunkte dar, die den Uebergang zu einer neuen Zeit bezeichneten. Von meiner früheſten Jugend an, war der eine mir ſo wohl bekannt, ſo wichtig geworden.

Ich hatte mich nun ſchon längere Zeit in den Gegenden von Deutſchland herumgetrieben, nach denen ich mich von frühester Jugend an geſehnt. Ich war durch das mir ſo wichtige Weimar hindurchgeeilt, hatte Jena für mich ſo gut wie leer gefunden; ich war keinem von den bedeutenden Männern, die mir ſo wichtig waren, näher getreten, aber ich hatte Vieles erlebt, ja mir war eine neue Welt aufgegangen. Die treuherzige Weiſe, mit welcher der Deutſche dem Fremden entgegentritt, das Vertrauen, welches er dieſem ſchenkt, die bei dem Volke wenigſtens herrſchende naive Art, mit welcher er den Unbekannten in ſeine Lage zu verſetzen ſucht, ſeine Freuden und Leiden, wohl auch ſeine Verdienſte und das Unrecht, was ihm geſchehen, offenherzig mittheilt, machten mich bald unter dieſen Menſchen heimiſch. Ich hatte in mancherlei ſtets wechſelnden Verhältniſſen gelebt, hatte Städte und Dörfer und reizende Gegenden des geſegneten Landes kennen gelernt; heiter und einnehmend waren mir die kleinen Reſidenzen, Rudolſtadt und Meiningen, Hildburghauſen und Koburg, Bamberg und Würzburg erſchienen. Die Art, wie die Schlöſſer mit ihren größeren Gärten und die Häuſer der Hofbeamten mit ihren freundlichen Umgebungen an die unanſehnlicheren der Bürger ſich anſchloſſen, hatte für mich etwas durchaus Erfreuliches. Das Verhältniß der Einwohner zu den kleinen Höfen ſchien mir anziehend; es lag für den Fremden wenigſtens etwas Vertrauliches, Patriarchaliſches in dieſem Zuſtande, welches durchaus heiter und anmuthig erſchien.

Aber ich hatte auch bedeutendere Unternehmungen kennen gelernt und war ihnen näher getreten, und beſonders erſchien mir das Bergweſen, indem es meinem eigentlichen Fache ſo nahe verwandt war, intereſſant und wichtig. Ich lernte die praktiſche Thätigkeit ſchätzen. Wenn bei meinen Wanderungen in den einſamſten Gegenden meilenweite Waſſerleitungen mich begleiteten und mich zu einer Hütte oder einem Bergwerk hinführten, wenn ich in eine Grube hineinfuhr und durch Stollen und Strecken kroch, war mir der geringſte Umſtand wichtig und die Structur des Gebirges, der ich nachforſchen wollte, ſtand in der genaueſten Verbindung mit den Aufgaben, die der praktiſche Bergmann zu löſen hatte. Hier ſah ich zuerſt ein, mit welchen Schwierigkeiten man zu kämpfen hat, indem man das Gebirge aufſchließt, um ſeine Schätze für die Geſchichte zu gewinnen;

wie die widerſtrebenden Elemente ſich dem Hineindringenden entgegenſtellten, wie bald das mürbe leicht zerfallende (liederliche) Geſtein, bald das von unten mächtig hervorquellende Waſſer mit den Fluten von oben im Bündniß, das Werk vieler Jahre zu zerſtören ſucht; wie der Bergmann mit ſteter Aufmerkſamkeit auf eine jede Aeußerung der feindſeligen Kräfte, mit denen er einen bedenklichen Kampf wagt, lauern muß, um, was ihm drohend entgegentrat, ſich dienſtbar zu machen und für ſeine Zwecke ſiegreich zu benutzen. In der That giebt es kaum einen praktiſchen Beamten in irgend einer Richtung, deſſen Ueberlegung und ſtete anſtrengende Aufmerkſamkeit auf eine ſo fortdauernd ſchwierige Weiſe in Anſpruch genommen wird, wie die Thätigkeit des Bergmannes; und ich, der ich zum erſten Mal, ein völlig Unkundiger, in dieſe Welt hineinblickte, mußte dieſe Thätigkeit, die mit einem widerwärtigen mächtigen Stoffe kämpfend, das klare Ziel immer vor Augen behielt, immer mehr bewundern und anſtaunen. Wer ſich bloß auf ſeiner Stube beſchäftigt, bloß in abſtracte Gedankenprincipien ſich vertieft, iſt nur zu geneigt, das praktiſche Leben gering zu ſchätzen. Mich hat es zwar von meiner

Kindheit an angezogen, aber mehr aus der Ferne, ich hatte es mehr phantaſtiſch, dichteriſch, als in ſeiner Wirklichkeit aufgefaßt: jetzt ward mir eben das Kleinſte wichtig, ich wollte im klaren Zuſammenhange überſehen, was ich bis jetzt nur träumend gekannt hatte.

Dieſes alles ſchwebte mir nun in der Einſamkeit vor, die nächſte Vergangenheit lag ſo heiter hinter mir, was mich umgab, war ſo ruhig, ſtill, einſam und ſo unbeſchreiblich lieblich. Die kleinen bürgerlichen Verhältniſſe, in welchen ich gelebt hatte, die treuherzige Sprache, die mir noch immer entgegen tönte, die Familien in ihren kleinen bürgerlichen Kreiſen, die Wanderer, die ihrem nähern oder fernern Ziele zueilten, ſchwebten mir vor der Seele, und es ſchien mir ein ſo warmes liebevolles Herz durch das Ganze zu pulſiren, ein ſo fröhliches, ſich ſelbſt treues Leben alle Verhältniſſe zuſammen zu halten, daß ich unwiderſtehlich mich angezogen und glücklich fühlte.

Noch hatte der Krieg dieſe Gegenden nicht berührt, aber ſeine Verwüſtungen droheten aus der Ferne. Der geſchichtliche Wahnſinn der Revolution hatte ſich ſchon mächtig über ſeine Ufer ergoſſen; gegen Weſten wie gegen Oſten, in Holland, wie in

Italien, waren durch jene Mißgeburten der ſogenannten Freiheit die Völker in Knechtſchaft gerathen. Innerlich eben ſo ſehr wie äußerlich, durch verwirrende Begriffe eben ſo ſehr, wie durch aufgedrungene Verfaſſungen gefeſſelt. Die Namen der cisalpiniſchen, liguriſchen, bataviſchen Republik tönten mir wie furchtbare Karikaturen, wie Ungeheuer, die das Glück der Völker verſchlangen, entgegen. Und wenn die Erinnerungen an die großen Kämpfe der Niederländer ſchmerzlich die Theilnahme für ein Volk erregten, was man jetzt eben ſo grauſam im Namen der Freiheit unterjochte, wie früher durch die Inquiſition, ſo mußte dem jungen Manne, dem die Schweiz als der geheiligte Boden uralter Freiheit erſchien, vorzüglich die neue helvetiſche Republik ein Greuel ſein. Und immer näher rückte dieſe furchtbare Propaganda. War doch bis zum linken Rheinufer faſt Alles, wenn auch noch nicht auf eine entſchiedene Weiſe äußerlich, doch ſchon innerlich unterjocht; Süddeutſchland von den Revolutionären durchzogen. Keimte doch allenthalben die Verwirrung in den Gemüthern, die in Frankreich bis zum Wahnſinn geſtiegen, das Land zerrüttet und die benachbarten Länder verwüſtet hatte.

Ich haßte Frankreich, gewiß mit jugendlichem Eifer einſeitig; ſeine Poeſie war mir von früh an ſchon durch Leſſing verhaßt, ſeine Philoſophie widerwärtig, und wenn mir die Revolution in ihrem erſten Urſprunge noch immer wichtig und folgenreich erſchien, ſo kam ſie mir doch, als ſie ein dämoniſches Princip bis auf die Spitze trieb, verhängnißvoll finſter vor. Ich liebte die Freiheit, ich forderte die Selbſtändigkeit eines jeden tüchtigen Mannes, ja ich ſuchte die eigene ſelbſt mit aller Kraft zu behaupten: aber jene abſtracte Freiheit war mir in der Seele zuwider. Ein jeder ſoll Herr in ſeinem Hauſe ſein, aber das Haus ſoll er erſt bauen; er ſoll geſchützt ſein in ſeinem bürgerlichen Beſitz, und wenn er angegriffen wird, kämpfen für ſeinen Heerd; aber der Beſitz muß erworben, der Heerd errungen ſein. Dieſer Beſitz war mir nun die bürgerliche Tüchtigkeit, in Wiſſenſchaft und Kunſt, wie im äußern Gewerbe; aber jene abſtracte Freiheit, die eben Alles in Anſpruch nahm, weil ſie ſelber nichts beſaß, allenthalben ſich verwüſtend niederließ, weil ſie nirgends zu Hauſe war, iſt mir ſchon damals ein Greuel geweſen.

Und wenn ich nun die friedlichen Städte und

Dörfer betrachtete, und wie jeder ſeinen Erwerb trieb und ſeinen beſchränkten Kreis ſo freundlich und heiter, wie er vermochte, zu geſtalten ſuchte, und mir dachte, wie die Flut abſtracter Principien über das ruhige gemüthliche Leben ſich ſtürzen würde, ſo ergriff mich Furcht und Entſetzen. Schon damals konnte man ſo wenig meine freimüthigen Aeußerungen über Mißbräuche allerlei Art, meine Forderungen für das Genie und das Talent, meine Klagen über drückende Verhältniſſe mit meinem Haß gegen die franzöſiſchen Revolutionäre verbinden, als man meine Verehrung für das Chriſtenthum, obgleich dieſes mir noch nicht Alles geworden war, und meine Geringſchätzung der ſogenannten Aufklärung mit der tiefen Achtung für Spinoza zu begreifen vermochte. Auf meiner Wanderung war ich oft genug auch mit Gelehrten, Predigern, Aerzten, wohl auch mit Schriftſtellern zuſammengekommen. Die großen Angelegenheiten des Tages wurden beſprochen; an den Beſtand des Friedens glaubte Niemand. Zwar befand man ſich zu wohl, um ſich nach dem Glücke der neuen Republiken zu ſehnen: aber dennoch waren kleine Beſchwerden zu großen Uebeln, in der Vorſtellung Vieler, herangewachſen; keimende Unzufriedenheit erzeugte lauter Klagen, und der gefährliche Feind zählte nur zu viele Verbündete. Ich war noch fremd in dieſem Lande, ich dachte mich ſelbſt als ein ſolcher. Ich glaubte mich beſtimmt, in meinem Vaterlande zu leben, aber dennoch ergriff mich eine innere Angſt für das Land, welches für mich, auch wenn ich es verlaſſen hätte, ſo reiche Schätze in ſich einſchloß.

Und dennoch ward ich von der Bewunderung zu einem Manne hingeriſſen, der aus der Mitte der Revolution geboren und emporgeſtiegen war. Die große geſchichtliche Kraft erregt jederzeit Erſtaunen und Bewunderung. Lange hatte die Geſchichte ſich nach einer mächtigen Perſönlichkeit geſehnt, und es war nicht eine blos ſubjective, es war eine unwillkürliche, allgemeine Verehrung, die alle jugendliche Gemüther für Buonaparte einnahm. Er war in Aegypten, aber alle erwarteten von ihm die Wiederherſtellung der Ordnung, als hätte die Zeit ſich, von der leeren Abſtraction abgewandt, ihre Hoffnung an einen mächtigen Mann, von todten Grundſätzen abgewandt, an das Leben geknüpft.

Aber wie reich mir nun auch das Erlebte der nächſten Vergangenheit erſchien und wie groß die Theilnahme war, welche die drohenden Ereigniſſe der Zeit, die über die ruhige Gegend ſchwebten, in mir erregte, ſo war doch, was mir eine nahe liegende Zukunft verſprach, bei weitem das Wichtigſte. In dieſer Rückſicht erſchien mir das erſte Heft des Athenäums höchſt bedeutend; der allſeitige Kampf gegen eine Zeit, die für mich wenig Anziehendes gehabt hatte, erſchien mir verdienſtlich, ja geboten. Was hart angegriffen wurde, hatte für mich wenig Werth gehabt, und daß Göthe und Fichte, ja ſelbſt daß die Revolution an die Spitze einer neuen Zeit geſtellt wurden, war mir eben recht; daß ich durch die Paradoxen nicht abgeſchreckt wurde, verſteht ſich von ſelbſt. Durfte ich doch behaupten, daß eine Menge Fragmente, die ich aus zerſtreuten Gedanken geſammelt hatte, nicht weniger parador waren. Es gab unter den Schriftſtellern, die angegriffen wurden, viele, die ich nur oberflächlich kannte, und obgleich ich mich nach allen Seiten hin zu unterrichten ſuchte, ſo blieben mir doch mehrere, ſelbſt allgemein verehrte Schriftſteller, beſonders Dichter, faſt fremd. Es iſt ohne allen Zweifel eine Einſeitigkeit meiner Natur, eine Beſchränktheit meiner Ausbildung, welche mich von beſtimmten Richtungen der neuern Poeſie ausſchloß. So habe ich ungemein wenig von Wieland geleſen, und nur Oberon hatte für mich etwas Anziehendes. Der Grund lag wohl darin, daß eine breite Anſicht der Oberfläche des Lebens, die ſich in leichtem Gerede ergoß, mich abſtieß. Die Behandlung der Verhältniſſe des Lebens durch die ſogenannte populäre Philoſophie, ſchien mir auf der nämlichen Stufe zu ſtehen, wie die innerhalb der Sinnlichkeit aufgefaßte Teleologie der Natur. Aber dieſes Gerede war ſchon für mich in meiner früheſten Jugend, ja faſt in meiner Kindheit abgethan. Wenn nun in den Fragmenten des Athenäums allgemein verehrte Meinungen und Autoritäten angegriffen wurden, ſo hatte dies für mich nichts Anſtößiges, ja es intereſſirte mich weniger, weil das Angetaſtete mir gleichgültig war. Wichtiger war mir das Poſitive, worauf hingewieſen wurde. Jener mächtige Geiſt der Einheit des ganzen Daſeins, der ſich nicht bloß in der abſtracten Einſamkeit geiſtig einſiedleriſch betrachtet, äußerte, vielmehr wie ein friſcher Lebensſtrom alle Wiſſenſchaften in eine zuſammenzufaſſen ſuchte, Poeſie, Kunſt und alle bedeutenden Lebensverhältniſſe umſchlang, war demjenigen, was ich ſuchte, was ich wollte, zu nahe verwandt, um mich nicht ganz hinzureißen; beſonders waren es die Fragmente von Novalis, Blüthenſtaub betitelt, die mich fortdauernd beſchäftigten.

Je mehr mich nun dieſe Beſtrebungen hinriſſen, deſto mehr erkannte ich, daß eine neue Zeit im Großen und Ganzen in gährender Entwickelung begriffen ſei und daß ich ihr ganz und gar zugehöre. Aber auch über Kant ging mir jetzt plötzlich ein Licht auf, ja die Schranken, die er dem Erkennen willkürlich geſtellt hatte, beruhigten mich; ich fing an einzuſehen, daß er ein nothwendiges Glied, eine nie zu übergehende Stufe in der Entwickelung des Geiſtes der Zeit bilde. Hatte mich doch die Naturwiſſenſchaft ſo ſehr beſchäftigt, daß ich nicht unbekannt ſein konnte mit der Macht der bloß ſinnlichen Evidenz, die in ihr vorherrſchte und ſich in ſich abzuſchließen verſuchte. Erkannte ich doch ſchon ganz beſtimmt, daß die Kant'ſchen Kategorieen in ihrer räumlichen Sonderung ihren entſchiedenen Schlußpunkt in der mathematiſchen Beſtimmtheit finden mußten. Aber eben dieſe Abgeſchloſſenheit, die nur ein äußerlich Unendliches erkannte, ſtellte das Ausgeſchiedene, Geiſtige, wenn auch nicht Erkennbare deſto entſchiedener vor die Augen, und je beſtimmter Kant die Probleme des Geiſtes abzuweiſen ſtrebte, deſto mächtiger drängten ſie ſich auf, und ſowohl Schelling als Fichte, das ſah ich immer klarer ein, fanden den Ausgangspunkt einer höhern Philoſophie durch dieſen ihren Vorgänger. Es ward mir jetzt ſehr wichtig, Kant zu ſtudiren, ich glaubte, daß das Ungenügende meiner bisherigen Studien vorzüglich darin lag, daß ich nicht, wie der Gang der geiſtig geſchichtlichen Entwickelung forderte, mit ihm angefangen hatte. Ich ſehnte mich nach Kant's Schriften, ich wollte einlenken in den organiſchen Weg der geordneten Bildung, und ein freudiges Bewußtſein, daß es mir dann auch gelingen würde, was mir noch dunkel war, zu faſſen, um in den mächtigen Strom der Entwickelung hineingezogen, zu wachſen und zu gedeihen, ergriff mich mit einer Zuverſicht, die mich erhob, ermunterte und ſtärkte. Mit welcher Sehnſucht wünſchte ich jetzt die Bekanntſchaft der Männer zu machen, die, wie ich vernommen hatte, ſich in Jena verſammeln würden. Fichte war freilich ſchon lange da geweſen, aber ich hatte gefliſſentlich ſeine perſönliche Bekanntſchaft vermieden. Der plötzliche günſtige Umſchwung meiner Lebensverhältniſſe, die Maſſe von äußeren Ereigniſſen, die auf mich eindrangen, die Gewalt, welche dieſe von jeher auf mich ausübten, hatten mich in eine zerſplitternde Zerſtreuung hineingeworfen, und ich ſcheute es, mich einem Manne gegenüber zu ſtellen, der mir als der mächtigſte Concentrationspunkt der Selbſtbeſinnung der Zeit entgegentreten ſollte. Ich begriff es, daß der zerſtreute Geiſt, der die Wiſſenſchaften zerſplittert, die Kunſt faſt vernichtet, die Lebensverhältniſſe in ihrer Vereinzelung geiſtlos beſchränkt hat, nicht wie in Frankreich, ohne ſich in jenem Mittelpunkt der tiefſten Selbſtbeſinnung orientirt zu haben, an das Problem der lebendigen Wiederbelebung gehen dürfe; daß das beſinnungsloſe Treiben eben das revolutionäre ſei, ein willkürliches Zuſammenwürfeln nicht gelöſter Gegenſätze, ein wechſelſeitiges vernichtendes Abreiben derſelben an einander, welches eben das Hauptunglück der Gegenwart herbeiführte in Wiſſenſchaft und Kunſt wie im Leben.

In Kiel hatte ich mich zwar mit der Wiſſenſchaftslehre beſchäftigt, aber ſie blieb mir fremd; jetzt ſtudirte ich ſie mit allem Fleiß, mit einer Anſtrengung, die ich nicht kannte, ſeit ich das Studium von Spinoza's Ethik trieb. Fichte's wunderliche Dialektik, jener Monolog des tief ſinnenden Ich's mit ſich ſelber, jene Deduction der Empfindung, die durch Theſe, Antitheſe und Syntheſe fortſchreitend, als Schlußpunkt des innerlichen Geſprächs, das erſt zu begründen ſuchte, was Kant auf eine faſt empiriſche Weiſe vorausſetzte, gab mir einen plötzlichen Aufſchluß über die inneren Vorgänge der Beſchäftigung des Geiſtes mit ſich ſelber. Zwar war mir die Sprache, wie die Darſtellung anfänglich fremd, aber nachdem ich die einfachſte Selbſtthat des Ich's als den Anfangspunkt ſeiner Philoſophie erkannt hatte, fand ich zwar, daß ſeine Wiſſenſchaftslehre eine beſtändige abſtracte Concentration erforderte, die aber nicht ſehr ſchwierig war, ja von welcher man ſich, wenn man ſich erſt hineingeleſen hatte, nur ſchwer loszureißen vermochte. Jetzt war mir die perſönliche Bekanntſchaft von Fichte ſehr wichtig; die Grenze des Ichs, innerhalb welcher er ſich bewegte, war mir, ſo lange ich ſeine Wiſſenſchaftslehre ſtudirte, keinesweges klar. Die Empfindung in ihrer abſtracten Allgemeinheit war doch noch etwas ganz anderes, als die Dinge und Eigenſchaften, die ſpäter (in der Beſtimmung des Menſchen) dem Ich als ein bloß abzuleugnendes, nicht wirklich zu aſſimilirendes Nicht-Ich gegenüber traten, und wodurch es mir ſpäter klar wurde, daß der Standpunkt der Philoſophie, den er gewählt, von demjenigen, zu welchem Spinoza mich hingedrängt hatte, diametral verſchieden war.

Es war ſeltſam, mit welchem Gefühl ich das Gebirge anblickte, wie aus einer ausgeſchiedenen, mir entfremdeten Welt die Sonne in die Stube hineinſchien, die Bäume flüſterten, die Vögel ſangen, wenn ich von dieſem Fichteſchen Selbſtgeſpräch aufblickte und die mir faſt ganz verhüllte Natur wieder entdeckte. Sie trat mir entgegen, als grüße mich ein ferner Freund nach langer Abweſenheit. den ich unter ganz anderen Lebensverhältniſſen gekannt und geliebt hatte, als diejenigen waren, die mich jetzt ganz in Anſpruch nahmen.

Aber außer Fichte, hoffte ich bei meiner Zurückkunft nach Jena A. W. Schlegel und vor allen Schelling zu treffen. Der bedeutende Vereinigungspunkt ſolcher Geiſter, Göthe in der Nähe, verſprach mir eine nahe Zukunft, deren reiche Fülle ich zu genießen erwartete. Ich verließ den ſtillen Aufenthalt und eilte nach Jena.

Jena.

Als ich hieher zurückgekommen war, ſuchte ich nun zuerſt Batſch auf. Er hatte ſchon vor meiner Abreiſe mir, wie Hornemann, ein Diplom als Mitglied einer naturforſchenden Geſellſchaft gegeben, deren Stifter er war. Sie beſaß ein Naturaliencabinet in einem ziemlich engen Lokal aufgeſtellt, und dieſes erinnerte mich faſt an jenes, wo mein Freund O. H. Mynſter in meiner frühen Jugend mir eine Probe ſeiner Vorleſungen über Zoologie gab. Doch war hier ein ziemlich bedeutender Verſammlungsſaal; mehrere Profeſſoren waren Mitglieder, eine Menge deutſcher Gelehrten hatte Diplome erhalten. Ein Verſammlungstag der Geſellſchaft war nahe, und Batſch forderte mich auf, einen Vortrag zu halten. Während meines Aufenthaltes in Kopenhagen, kurz vor meiner Abreiſe, war der in der Geſchichte der Mineralogie nicht unbekannte Mineralienhändler Neppertſchmidt mit den in der Gegend von Arendal in Norwegen entdeckten neuen Foſſilien angekommen. Sie waren in Deutſchland noch vollkommen unbekannt. Ich hatte eine nicht unanſehnliche Sammlung dieſer Foſſilien mitgebracht, und erfreute den Stifter und Director der naturforſchenden Geſellſchaft um ſo mehr, indem ich ihm dieſe Foſſilien als Geſchenk für das Cabinet anbot, weil dieſes dadurch einen Vorzug vor der in vieler Beziehung reichen Mineralienſammlung der Univerſität, deren Director Profeſſor Lenz war, erhalten würde.

Lenz hatte, wie Batſch, eine Geſellſchaft geſtiftet, die mineralogiſche genannt. Die häufig vertheilten und in alle Weltgegenden verſandten Diplome waren darauf berechnet, daß ſie durch Geſchenke an die Mineralienſammlung bezahlt werden ſollten. In der That hatte Lenz durch dieſe wiſſenſchaftlichen Banknoten, auf eine ſehr wohlfeile Weiſe, eine Sammlung zuſammengebracht, die einen europäiſchen Ruf hatte und verdiente. Ein ſolches Diplom ward vor Allen auf eine überraſchende Weiſe honorirt. Der Fürſt Galizin, der Gemahl der früher erwähnten geiſtreichen Fürſtin, Jacobi's Freundin, hatte ſein Diplom bezahlt mit einer Sammlung ſibiriſcher Stufen, die damals noch, außer Petersburg, einzig waren. Obgleich ich nun mit Lenz in Verbindung treten mußte und natürlich auch ein Diplom erhielt, obgleich mir die Benutzung der beiden Mineralienſammlungen wichtig war, konnte ich mich doch nicht entſchließen, ihm das werthvolle Geſchenk zu machen. Die milde und doch bedeutende Perſönlichkeit des ſtillen Batſch, der wiſſenſchaftliche Geiſt, der durch ihn in ſeiner Geſellſchaft herrſchte, zogen mich freundlich an. Ich ſchätzte und liebte den gründlichen beſcheidenen Naturforſcher, der in den wiſſenſchaftlichen Grenzen, innerhalb welcher er ſich bewegte, mich belehrte und förderte.

Ueber dieſe Foſſilien hielt ich nun einen Vortrag, den ich, da er doch nur unbedeutend war, nicht erwähnen würde, wenn er mich nicht mit einem in ſeiner Art ſehr merkwürdigen alten deutſchen Gelehrten bekannt gemacht hätte, einem Manne, der mir eine längſt verſchwundene wiſſenſchaftliche Vergangenheit heraufbeſchwur, während ich im Begriff war, mich einer gährenden Zukunft völlig hinzugeben.

Während meines Vortrages entdeckte ich unter den Zuhörern einen ſteinalten Mann, der meine Beſchreibung der neuen Foſſilien mit großer Aufmerkſamkeit aufzufaſſen ſuchte. Eine höchſt lebhafte Neugierde brachte ein Leben und eine Bewegung in ſeine Züge, die mit ſeinem hohen Alter auf eine merkwürdige Weiſe contraſtirten. Nach dem Vortrage ward ich ihm vorgeſtellt, es war Profeſſor Büttner. Den Tag darauf ward ich durch den Beſuch des alten Mannes überraſcht. Er kam, um die Foſſilien, die noch in meiner Wohnung waren, genauer zu unterſuchen. Durch das Geſpräch mit ihm ward ich wunderbar bewegt. In meiner einſamen Jugend in dem Hauſe meines Vaters hatte ich meine erſten naturwiſſenſchaftlichen Kenntniſſe aus Schriften erhalten, die vor und um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts herauskamen. Ich war recht eigentlich aus dieſer Zeit herausgebildet, und obgleich ſie jetzt weit hinter mir lag, lebte ſie dennoch friſch mit aller Kraft der früheſten Erinnerung auf. Es waren die Töne des Vaterhauſes, des Kinderlebens, mir ſo freundlich bekannt und heimatlich, die ich jetzt vernahm, als dieſer Greis zu ſprechen anfing, und bald ſollte ich erfahren, wie weit die Zeit zurückreichte, in welche er mich verſetzte. Nur wenige Schüler Linné's lebten noch, meine Lehrer Fabricius und Vahl gehörten zu dieſen. Durch eine ſeltſame Zeitverwechſelung glaubte ich für den Augenblick hier einen Schüler Linné's zu ſehen. Während des Geſprächs äußerte ich eine Frage, die dieſe Vermuthung ausſprach. Wie erſtaunte ich, als er mit einer Art von ſtolzem Selbſtbewußtſein antwortete: „Als ich Börhave's Hörſal verließ, kam eben der junge Linné an, um unter ihm zu ſtudiren.“ Büttner war wirklich, als ich ihn fragte, faſt 90 Jahr.

Er war, irre ich nicht, wenige Jahre nach der Stiftung der Univerſität Göttingen dort als Lehrer angeſtellt worden, aber er ſoll, wie man erzählte, bald zu leſen aufgehört haben. Er zitterte, wenn er das Katheder betrat, und vermochte nie die Furcht zu überwinden. Dennoch war er in ſeiner Art thätig. Eine grenzenloſe Sammlerluſt hatte ſich ſeiner bemeiſtert; mit den Jahren wuchſen die Schätze, die er zuſammenbrachte, und einzelne Studirende, die mit beſonderer Luſt und Eifer die Naturgeſchichte trieben, ſchloſſen ſich an ihn an, und halfen ihm ſeine

Sammlungen beſtimmen und ordnen. So war er der Privatlehrer dreier Generationen in der Profeſſur der Naturgeſchichte. Vogel, dann Erxleben, endlich der vor wenigen Jahren in hohem Alter verſtorbene Blumenbach waren ſeine Schüler. Neben der Naturgeſchichte trieb er das Studium einer großen Menge von Sprachen, und ſoll den größten Theil ſeines langen Lebens zur Ausarbeitung einer Polyglotte verwandt haben. Er hatte faſt einen ſolchen Namen, wie in unſeren Tagen Mezzofanti. Man erzählte, daß er einen Liefländiſchen Studenten lettiſch angeredet habe; auch mit dem Chineſiſchen ſoll er ſich beſchäftigt haben. Doch ſcheint er nicht die Sprachen in irgend einer höhern Bedeutung behandelt zu haben, und ſeine jahrelangen Bemühungen ſind für die Wiſſenſchaft durchaus fruchtlos geblieben. Er berichtigte ſein Manuſcript fortdauernd, bis dieſes, wie man verſicherte, als er vor Alter ſtumpf geworden, unter den immer heranwachſenden Verbeſſerungen völlig zu Grunde ging. Er ſtarb, wenn ich nicht irre, wenige Jahre, nachdem ich Jena verlaſſen, und das hinterlaſſene Manuſcript ſoll man völlig unbrauchbar gefunden haben. Mir iſt wenigſtens nicht bekannt geworden, daß es von irgend Jemand benutzt wurde. So war die angeſtrengte Thätigkeit eines langen Lebens völlig nutzlos verſchwunden. Als ſein hohes Alter herannahte, verließ er Göttingen, zog nach Jena, vermachte der Univerſität ſeine Sammlungen und erhielt von dem Herzog von Weimar eine Penſion, die ihn ernährte. Ich beſuchte ihn einige Mal, und es war ein wunderliches Gefühl, dieſen halb abgeſtorbenen Greis in dieſen unabſehbaren Sammlungen von Naturgegenſtänden und Worten aus allen Sprachen, die durch halb erloſchene Erinnerungen aus einer längſt verſchwundenen Zeit locker mit einander verbunden waren, raſtlos herumwühlen zu ſehen. Alles war in ihm vereinzelt; den Wunſch einer höhern Vereinigung ſchien er nicht zu fühlen, oder er war längſt verſchwunden. Dagegen zog ihn der einzelne Gegenſtand, als ſolcher, unwiderſtehlich an; eine wunderliche kindliche Freude leuchtete aus ſeinen Augen, wenn er mir ein Inſekt, oder aus ſeinem Herbarium eine Pflanze zeigte, die er für ſelten hielt, wenn ſie auch ſpäter den Werth dieſer Seltenheit verloren hatte und in allen Sammlungen in Menge gefunden wurde. Ich konnte der Luſt nicht widerſtehen, einige Doubletten norwegiſcher Foſſilien ihm zu ſchenken, und ſeine Freude bei dieſem Geſchenke war rührend. Der uralte Greis erſchien wie ein kleines Kind, das man unerwartet durch ein Spielzeug überraſcht. Ja ich glaube durch dieſes Geſchenk dem halb erloſchenen Leben neue Kraft und Stärke mitgetheilt zu haben.

Ueberhaupt glaube ich bemerkt zu haben, daß die Sammlerluſt der Naturforſcher im hohen Alter faſt als ein Specificum für die Lebensverlängerung betrachtet werden kann, und zwar gilt dieſes nicht bloß von ſolchen Männern, die wie Büttner, ſich ihr Lebelang mit einer bloßen Zuſammenhäufung des Materials begnügten, ſondern auch von ſolchen, die in ihrer Jugend bedeutender waren. Allmälig verſchwindet die Energie des Geiſtes, die ein bedeutendes Ganzes zuſammenfaßt. Die ruhige Beſchäftigung mit den Gegenſtänden, die in früheren Jahren eine productive Kraft in Thätigkeit ſetzte, die Freude, welche das Einzelne, der eigenthümliche Gegenſtand als ſolcher erzeugt, wird eine erregende Potenz, grade hinreichend, um den Moment des Lebens, der vorliegt, belebend zu erleuchten. Ja ſelbſt das abgeſtumpfte Gedächtniß trägt dazu bei, die Gegenſtände immer neu erſcheinen zu laſſen; und wenn der herannahende Tod im hohen Alter ein ſtummes Abwenden von allen äußeren Gegenſtänden, ein ſtilles Verſunkenſein der Seele in ſich ſelber iſt, wenn dieſe alle Functionen des Körpers von der Verflechtung mit der äußern Welt abruft, damit ſie, leblos nach außen, nach dem concentrirten Mittelpunkt ſich hinwenden, mit welchem die Seele endlich aus der Erſcheinung verſchwindet, ſo kann man ſagen, daß der alte Naturforſcher, dicht umgeben von Gegenſtänden, die ihm an die Seele gewachſen ſind, nicht ſowohl lebt, als vielmehr nicht ſterben kann, weil die bekannte Welt, die ſich ihm aufdrängt, alle Thätigkeit des Leibes und der Sinne von der Richtung nach innen abruft und immer von Neuem in die äußere Umgebung hineinzieht und anregt. So ſah ich den alten Reimarus, den Achtzigern nahe, immer von Neuem durch Gegenſtände belebt, die an dieſem Orte durch den belebten Handel ihm reichlich zufloſſen; ſo traf ich den mehr als achtzigjährigen Thunberg, der, vollkommen wie ausgetrocknet, einer Pagode ähnlich, unter ſeinen japaneſiſchen Schätzen vegetirte und nicht ſterben zu können ſchien. Ja wenn man Eckermann's Tagebuch lieſt, drängt ſich die Bemerkung auf, daß der reichſte Geiſt unſerer Zeit, daß Göthe, wie ein noch immer in der Erſcheinung feſt gebannter Geiſt unter den großartigen Ruinen ſeines bedeutenden Lebens herumwandelte, bald hier, bald dahin gelockt, als ſuchte er verloren gegangene Gedanken und Entwürfe, feſt gehalten an eine Welt, die ihn noch nicht loslaſſen wollte.

Profeſſor Batſch brachte mich als Gaſt in den Club der Profeſſoren, und hier näherte ſich mir ein kleiner freundlicher Mann, der mich gaſtfrei in ſein Haus einlud; es war der Buchhändler Frommann. Er hatte, irre ich nicht, kurz vor meiner Ankunft ſein Etabliſſement in Züllichau aufgehoben, um in dem Mittelpunkte einer bedeutenden literäriſchen Thätigkeit in Jena zu leben. Es war offenbar mehr ein geiſtiges Bedürfniß, genährt durch einen früheren Umgang mit Berliner Gelehrten, als eine eigentliche Finanzſpeculation, die ihn herzog. Vielleicht trug auch ſeine frühere innige Verbindung mit Zerboni zu ſeiner Entfernung aus Preußen bei. Dieſes höhere geiſtige Intereſſe ging eben ſo ſehr von ſeiner Frau, einer gebornen Bohn aus. Die große Freundlichkeit dieſer Familie, das lebhafte Intereſſe für die geiſtigen Angelegenheiten des Tages zog mich unwiderſtehlich an, und ich trat ſchnell in ein vertrautes Verhältniß mit Mann und Frau. Die nordiſche Lebensweiſe, die durch die Frau in dieſem Hauſe herrſchte, war mir auch ſehr angenehm. Gries war ein Hausfreund der Familie, und ich erfuhr bald, daß Göthe, wenn er von Weimar kam, nicht ſelten die Abende bei Frommann zuzubringen pflegte.

Indeſſen war A. W. Schlegel mit ſeiner geiſtreichen Frau angekommen, eben ſo Schelling, der in dem großen öffentlichen Hörſaale ſich durch eine Probevorleſung habilitiren ſollte. Schelling war von Leipzig gekommen und eben, wie ich hörte, von einer bedeutenden Krankheit geneſen. Profeſſoren und Studenten waren in dem großen Hörſaale verſammelt. Schelling betrat das Katheder, er hatte ein jugendliches Anſehen, er war zwei Jahr jünger als ich, und nun der Erſte von den bedeutenden Männern, deren Bekanntſchaft ich ſehnſuchtsvoll zu machen ſuchte; er hatte in der Art, wie er erſchien, etwas ſehr Beſtimmtes, ja Trotziges, breite Backenknochen, die

Schläfe traten ſtark auseinander, die Stirn war hoch, das Geſicht energiſch zuſammengefaßt, die Naſe etwas aufwärts geworfen, in den großen klaren Augen lag eine geiſtig gebietende Macht. Als er zu ſprechen anfing, ſchien er nur wenige Augenblicke befangen. Der Gegenſtand ſeiner Rede war derjenige, der damals ſeine ganze Seele erfüllte. Er ſprach von der Idee einer Naturphiloſophie, von der Nothwendigkeit, die Natur aus ihrer Einheit zu faſſen, von dem Licht, welches ſich über alle Gegenſtände werfen würde, wenn man ſie aus dem Standpunkte der Einheit der Vernunft zu betrachten wagte. Er riß mich ganz hin, und ich eilte den Tag darauf, ihn zu beſuchen. Der Galvanismus beſchäftigte damals alle Naturforſcher; der große Moment, in welchem Elektrizität und chemiſcher Prozeß, in einer höhern Einheit verbunden, ſich wechſelſeitig zu erklären ſchienen, trat eben mächtig hervor. Auch mich hatte dieſer Moment mit großer Gewalt ergriffen. Schelling nahm mich nicht bloß freundlich, ſondern mit Freude auf. Ich war der erſte Naturforſcher von Fach, der ſich unbedingt und mit Begeiſterung an ihn anſchloß. Unter dieſen hatte er bis jetzt faſt nur Gegner gefunden, und zwar ſolche, die ihn gar nicht zu verſtehen ſchienen.

Das mündliche Geſpräch iſt unbeſchreiblich reich. Ich kannte ſeine Schriften, ich theilte, wenn auch nicht in Allem, ſeine Anſichten, ich erwartete, wie er ſelber, von ſeiner Unternehmung einen großartigen Umſchwung, nicht der Naturwiſſenſchaft allein. Ich konnte den Beſuch nicht verlängern, der junge Docent war mit ſeinen Vorträgen beſchäftigt. Aber die wenigen Augenblicke waren ſo reich geweſen, daß ſie ſich für mich in der Erinnerung zu Stunden ausdehnten. Es war durch die Uebereinſtimmung mit Schelling eine Zuverſicht entſtanden, die, ich will es bekennen, faſt an Uebermuth grenzte. Zwar war er jünger als ich, aber unterſtützt durch eine mächtige Natur, erzogen unter den günſtigſten Verhältniſſen, hatte er frühzeitig einen großen Ruf erworben, und ſtand muthig und drohend dem ganzen Heer einer ohnmächtig werdenden Zeit gegenüber, deren Heerführer ſelbſt, zwar polternd und ſchimpfend, aber dennoch furchtſam und ſcheu ſich zurück zu ziehen anfingen. Ich erinnere mich nicht genau, ob damals ſchon Röſchlaub und Eſchenmayer ſich ihm genäßert hatten. Der Letztere hatte eben einen Verſuch, die Geſetze des Magnetismus a priori zu entwickeln, herausgegeben; aber dieſe Schrift war faſt ganz im Kant'ſchen Sinne geſchrieben und hatte mit der Schelling'ſchen Anſicht wenig gemein.

Von ahnungsvoller Tiefe hingegen erſchien uns beiden Franz Baader, deſſen Beiträge zur Elementar-Philoſophie ſchon früher als Schelling's naturphiloſophiſche Schriften gedruckt, und beſonders das pythagoräiſche Weltquadrat, welches, irre ich nicht, ſo eben erſchienen war. Aber Baader war aus den dunklen Gegenden des Myſtizismus hervorgetreten; Schelling hingegen aus der hellen Region der wiſſenſchaftlichen Reflexion der Zeit. Die Nacht des Myſtizismus erhielt ihr Licht aus den entfernten Sternen, deren Bewegung uns unbekannt war, die nur im Dunkeln leuchten, nicht erhellen konnten. Aber die Sonne einer frühern Speculation, ſeit der alten griechiſchen Zeit untergegangen, ging durch Schelling wieder auf, und verſprach einen ſchönen geiſtigen Tag. Ich erwachte an dieſem hellen Morgen rüſtig und muthig, und wußte, daß ich mich dem Jüngern hingeben, meine Hingebung offen und unbefangen bekennen dürfte, ohne Furcht, mich ſelber zu verlieren.

Ich ging von Schelling zu Fichte, der eben ſeine Vorleſungen über die Beſtimmung des Menſchen eröffnete. Dieſer kurze, ſtämmige Mann mit ſeinen ſchneidenden gebietenden Zügen, imponirte mir, ich kann es nicht leugnen, als ich ihn das erſte Mal ſah. Seine Sprache ſelbſt hatte eine ſchneidende Schärfe; ſchon bekannt mit den Schwächen ſeiner Zuhörer, ſuchte er auf jede Weiſe ſich ihnen verſtändlich zu machen. Er gab ſich alle mögliche Mühe, das, was er ſagte, zu beweiſen; aber dennoch ſchien ſeine Rede gebietend zu ſein, als wollte er durch einen Befehl, dem man unbedingten Gehorſam leiſten müſſe, einen jeden Zweifel entfernen. — „Meine Herren,“ ſprach er,“ faſſen Sie ſich zuſammen, gehen Sie in ſich ein, es iſt hier von keinem Aeußern die Rede, ſondern lediglich von uns ſelbſt.“ — Die Zuhörer ſchienen ſo aufgefordert, wirklich in ſich zu gehen. Einige veränderten die Stellung und richteten ſich auf, andere ſanken in ſich zuſammen und ſchlugen die Augen nieder; offenbar aber erwarteten alle mit großer Spannung, was nun auf dieſe Aufforderung folgen ſolle. — „Meine Herren,“ fuhr darauf Fichte fort, „denken Sie die Wand“, — ich ſah es, die Zuhörer dachten wirklich die Wand und es ſchien ihnen allen zu gelingen. — „Haben Sie die Wand gedacht?“ fragte Fichte. „Nun, meine Herren, ſo denken Sie denjenigen, der die Wand gedacht hat.“ — Es war ſeltſam, wie jetzt offenbar eine Verwirrung und Verlegenheit zu entſtehen ſchien. Viele der Zuhörer ſchienen in der That denjenigen, der die Wand gedacht hatte, nirgends entdecken zu können, und ich begriff nun, wie es wohl geſchehen könnte, daß junge Männer, die über den erſten Verſuch zur Spekulation auf eine ſo bedenkliche Weiſe ſtolperten, bei ihren ferneren Bemühungen in eine ſehr gefährliche Gemüthsſtimmung gerathen konnten. Fichte's Vortrag war vortrefflich, beſtimmt, klar, und ich wurde ganz von dem Gegenſtande hingeriſſen und mußte geſtehen, daß ich nie eine ähnliche Vorleſung gehört hatte.

Ein Aufſatz, den ich in der naturforſchenden Geſellſchaft über den Oxydations- und Desoxydationsprozeß der Erde vortrug, iſt in Schellings Zeitſchrift für ſpeculative Phyſik und ſpäter in einer Sammlung meiner frühern Schriften unter dem Titel: „Alt und Neu, Breslau 1821“ abgedruckt worden. Der Hauptgedanke hat in der That einigen ſpeculativen Werth. Es liegt ihm die Anſicht zu Grunde, daß der vegetative Desoxydationsprozeß, durch welchen die rohen Elemente der Erde für das Leben gewonnen werden, nicht bloß in Beziehung auf die Vegetation ſelbſt, ſondern auch für die ganze Erde als ein belebender betrachtet werden muß; und was die Darſtellung betrifft, darf man nicht vergeſſen, daß ich noch nicht Freiberg beſucht hatte und mit der Wernerſchen Geognoſie ſo gut wie unbekannt war. Schelling war für dieſen Aufſatz ſehr eingenommen. Einige Fragmente, die ich niedergeſchrieben hatte, wurden zufällig A. W. Schlegel bekannt, und er lud mich zur Theilnahme an dem Athenäum ein. Ich habe nichts für dieſe Zeitſchrift geliefert, wie ich denn ſelten in meinem Leben Aufträgen der Art Genüge leiſtete. Faſt Alles, was ich habe drucken laſſen, war das Product eines inneren Vorganges, der nur zufällig und höchſt ſelten mit äußeren Aufforderungen zuſammenfiel.

Ich war nun allmälig mit mehreren Familien bekannt geworden. A. W. Schlegel und ſeine bedeutende und höchſt geiſtreiche Frau, ſo wie die liebliche Tochter gehörten zu meinem angenehmſten Umgange. Durch ſie lernte ich auch den Juſtizrath Hufeland, den Mitredakteur der allgemeinen Literaturzeitung, kennen, der mich gaſtfrei und freundlich aufnahm. Er, Schlegel und Frommann bildeten den Kreis, in welchem ich faſt täglich lebte. Gries erſchien nur bei Frommann; auch ihn beſuchte ich häufig, und war nun ein lebhaft theilnehmendes Mitglied des engern Kreiſes, von welchem eine große, die ganze Literatur umgeſtaltende Thätigkeit ausging. In dieſem Kreiſe unterhielt man ſich faſt ausſchließlich von literariſchen Gegenſtänden, von Streitigkeiten der Schriftſteller, von den Verhältniſſen zu den Gegnern, und ich fand mich plötzlich, obgleich ich mich noch nicht als Schriftſteller hervorwagte, auf den Kampfplatz verſetzt, und ſah wohl ein, daß ich früher oder ſpäter in den öffentlichen Streit verwickelt werden müßte. Ich war in beſtändiger Produktivität, ja fortdauernd in einer Art wiſſenſchaftlicher Begeiſterung. Ideen drängten ſich, aber mir fehlte noch die beſonnene Ruhe, die zur Ausarbeitung nöthig iſt. Ich ſtudirte, experimentirte, und ward in den Zauberkreis neuer Gedanken immer gewaltiger hineingezogen. Schelling trug die Naturphiloſophie nach einem Entwurfe vor, der gedruckt und bogenweiſe den Zuhörern mitgetheilt wurde. Ich beſuchte dieſe Vorleſungen, und eine jede Stunde gab mir neue Aufgaben, und mit jedem Tage ward mir der Aufenthalt in Jena wichtiger.

Zuweilen fiel es mir ein, daß ich nun plötzlich und faſt ohne Uebergang in die Mitte der gährenden Elemente einer neuen Zeit verſetzt war, und daß die Häupter derſelben mit Sicherheit auf meine Theilnahme rechneten. Bis jetzt hatte ich doch fortdauernd in einer tiefen wiſſenſchaftlichen Einſamkeit gelebt. Ueber dasjenige, was mir innerlich das Bedeutendſte war, konnte ich mich nicht mittheilen; ſelbſt der geiſtreiche Mackenſen war, durch willkürliche Beſchränkung auf Kant's Kritik, mir fremd. Ich erinnere mich, wie er einſt von Kant ſagte: „er erſcheine ihm als ein höherer Geiſt, der mit einer übermenſchlichen

Klarheit in die Schranken des menſchlichen Bewußtſeins hineinſchaute.“ Daß er von einem ſo hohen Standpunkte aus ſich ſelbſt auf eine ſo dürftige Weiſe innerhalb der Grenzen der Sinnlichkeit feſſeln ließ, war mir unbegreiflich. „Er kommt mir,“ antwortete ich, „eher wie ein gefallener Geiſt vor, den die urſprünglichen Erinnerungen, die er unklar erhalten hat und nicht abzuweiſen vermag, fortdauernd quälen, ohne ihn zu befriedigen.“ Ich erinnere mich genau, wie Mackenſen auf eine Weiſe in Zorn gerieth, die mich faſt erſchreckte, um ſo mehr, da ſolche leidenſchaftliche Aeußerungen, wie ich ſie jetzt hörte, dem beſonnenen und ruhigen Manne fremd waren, und nie zu entfahren pflegten. Von jetzt an wußte ich, daß er mich nie verſtehen würde, wenn ich verſuchen wollte, ihm mitzutheilen, was mich unabläßig beſchäftigte, und nie mehr abzuweiſen, das Problem meines Lebens geworden war. Ich verſchloß nun dieſes tief in mein Innerſtes, doch erſchrak ich heftig, als ſein Tod mir bekannt ward. Ich fühlte es, daß ein bedeutendes geiſtiges Bündniß auf immer zerriſſen war; ſein Verluſt war mir ſchmerzlich.

Wie ganz anders trat mir meine jetzige Umgebung entgegen; was mich einſam beſchäftigte, war Aufgabe bedeutender Männer geworden, war laut geworden in der Literatur und rang nach einer geſchichtlichen Bedeutung. In dieſen mächtigen Strom einer gewaltigen Entwickelung war auch ich hineingeriſſen, und ſtand nicht mehr allein. Diejenigen Männer, die mich in meiner Einſamkeit beſchäftigt hatten, nach deren, wenn auch nur entfernten Bekanntſchaft ich mich ſo lange geſehnt hatte, waren nun in meine Nähe getreten. Der ſtille Monolog hatte ſich in ein lebhaftes Geſpräch verwandelt; fremde und eigene Aufgaben wurden von mir und den Freunden aufgeſtellt und gemeinſchaftlich gelöſt; oft erſchien mir Alles als ein Mitgetheiltes, als eine Gabe, die ich mit dankbarer Freude empfing, und dann doch wieder, als wäre Alles mein innerſtes Eigenthum, rein aus der eigenſten Betrachtung entſprungen. Schelling ſtand mir unter allen am nächſten, und eben die entgegengeſetzte Richtung unſerer Bildung mußte die wechſelſeitige Anziehung verſtärken. Er war von der Philoſophie zur Natur fortgeſchritten; ich lernte jetzt ſeine früheren philoſophiſchen Schriften kennen und erſtaunte über die Sicherheit und klare Energie, mit welcher er ſchon in früher Jugend die tiefſten Probleme der Speculation, die ſeit ſo langer Zeit der Geſchichte fremd geworden waren, ergriff und behandelte. Er war kaum 20 Jahre alt, als er ſeine Schrift: „Das Ich als Prinzip der Philoſophie" ausarbeitete; der geiſtige Schatz, der Jahrhunderte verborgen war, der von einer ſich beſchränkenden Zeit verworfen und verkannt wurde, gehörte ihm zu; er war berufen, ihn zu heben. Es gab Augenblicke, in welchen ich über die Macht ſeiner Gegenwart erſchrak; denn ich war durch Neigung und äußere Verhältniſſe früh nach der Natur hingezogen; ich war durch Gegenſtände genährt, und der geiſtige Aſſimilations-Prozeß verbarg ſich in der ſtillen Entwickelung und äußerte ſich lange mir in Träumen und Ahnungen, von dem Bewußtſein abgewandt. Durch Spinoza ward ich aus dem Schlafe gerüttelt, aber durch Schelling zuerſt in Thätigkeit geſetzt.

Natur und Geſchichte hatten eine andere Bedeutung erhalten, Klänge aus der Vergangenheit, Ereigniſſe und Lehren, Poeſie und Kunſt verriethen mir Geheimniſſe, die ich früher nicht ahnete; ſelbſt die geſelligen Verhältniſſe, die Perſonen der nächſten Umgebung, erhielten einen fremden Glanz und ſchienen mir aus der bis dahin verborgenen Welt hervorzutreten, die ſich wunderbar für mich aufzuſchließen verſprach. — Ja es war eine Zeit warmer, reicher Begeiſterung und ich war gewiß nicht der einzige Enthuſiaſt dieſer Tage, aber den Fremden, aus fernen Gegenden mit Gewalt Herbeigezogenen mußten dieſe Tage mit ihrem plötzlichen Licht mächtiger aufregen, heftiger bewegen.

*

Ich muß noch von einem in der That bedeutenden und ſeltſamen Menſchen reden, deſſen wunderbar verworrener Geiſt, in welchem Dunkelheit und ſcharfſinnige Klarheit dicht neben einander lagen, mich viel beſchäftigte und anzog. Es war Ritter, ein junger Naturforſcher und völliger Autodidakt. Er war ein Schleſier, urſprünglich Pharmazeut und zuletzt Proviſor in Liegnitz. Ein unruhiger wiſſenſchaftlicher Trieb zog ihn nach Jena hin, wo er in großer Armuth lebte. Profeſſor Scherer fing damals an, ſein allgemeines Journal der Chemie herauszugeben, und Ritter war ihm ein wichtiger und thätiger Mitarbeiter, und ernährte ſich dadurch kümmerlich. Auch ihn hatte die geiſtige Aufregung der Zeit ergriffen; er war ein junger Mann von großem Talent, in der Chemie, auch in der Geſchichte derſelben wohl bewandert, und Kenntniſſe, die ihm etwa noch fehlten, erwarb er ſich mit Leichtigkeit. Als ich in Jena ankam, hatte er eben eine Schrift: „Der Beweis, daß ein beſtändiger Galvanismus den Lebensprozeß begleite", vollendet. Dieſe Schrift war mit großem Scharfſinn ausgearbeitet. Der Mangel an früherer wiſſenſchaftlicher Bildung zeigte ſich beſonders durch einen harten unbehülflichen Styl, aber die Schrift machte mit Recht Aufſehen, und dennoch, obgleich die Verſuche ſcharfſinnig gewählt waren und ſich wechſelſeitig unterſtützten, ſchwebte über der ſcheinbaren Beſtimmtheit der Abfaſſung eine Dunkelheit, die auf keine Weiſe zu verkennen war. Schon der Ausdruck auf dem Titel bezeichnet die Unklarheit, mit welcher er ſein Thema aufgefaßt hatte. Denn wie ein Prozeß, der nicht ſelbſt ein lebendiger iſt, neben dem Lebensprozeß einhergehen könne, läßt ſich doch auf keine Weiſe begreiflich machen. Mit dem Galvanismus beſchäftigte er ſich ganz beſonders und ausſchließlich. Eine Schrift von einer engliſchen Dame, Mrs. Fulharne, über die Fällung der Metallauflöſung durch einander, zog in Jena beſonders die Aufmerkſamkeit auf ſich. Ihre wirklich genauen und ſcharfſinnigen Verſuche ließen die Thätigkeit des Galvanismus in dieſem chemiſchen Prozeß ahnen. Lichtenberg's Vermuthung, daß die Trennung des Waſſers in Waſſerſtoff und Sauerſtoff, eine Trennung der Elektrizitäten ſei, ſchlug ſelbſt wie ein elektriſcher Funke in die Entwickelung der Naturphiloſophie hinein. Und überhaupt ſchienen Ritter's Entdeckungen und Verſuche für die Entwickelung der ſpeculativen Naturwiſſenſchaft von Wichtigkeit. In der That gelang es ihm, noch ehe Volta's große Entdeckungen in Deutſchland bekannt waren, vor dieſem großen Naturforſcher oder wenigſtens gleichzeitig mit ihm, die chemiſche Thätigkeit der einfachen galvaniſchen Kette zu beweiſen. Auf eine ſolche Weiſe war die emſige Beſchäftigung dieſes grübelnden ſeltſamen Menſchen denjenigen, die ſich für die Naturphiloſophie intereſſirten, keineswegs gleichgültig. In Jena hatten ſchon junge Männer von Einſicht und Talent, beſonders junge Aerzte, die ihre Studien vollendet, ſich an an Schelling angeſchloſſen. Für dieſen war nun Ritter wichtig, auch ich ſchloß mich an ihn an und dennoch war etwas in ihm, was mich fortdauernd abſtieß. Er ſelbſt mochte es fühlen, daß er der beſſern Geſellſchaft nicht zugehöre; er ward nicht ausgeſchloſſen, er ſchloß ſich ſelbſt aus. Es lag etwas Feindſeliges in ſeinem ganzen Gemüth. Schelling, der ihm anfänglich freundlich entgegen kam, mußte ſich doch zuletzt von ihm trennen. Wer Schelling's ganze Art, die Natur zu betrachten, und wie ſie lebendig aus ſeinen umfaſſenden Speculationen entſprungen war, kannte, dem konnte die Urſprünglichkeit ſeiner Ideen nie zweifelhaft ſein. Selbſt wo ſie durch Ritter'ſche Experimente angeregt wurden, gehörten ſie doch ihm zu. Das wollte Ritter nicht gelten laſſen. Es war ihm gelungen, eine Menge junger Leute um ſich zu verſammeln, und er verſuchte ſchon damals, eine Partei gegen Schelling zu bilden. Er ſprach gern, ausführlich und mit großer Leichtigkeit. Angeregt durch die geiſtige Entwickelung in Jena, konnte er ganz beſtimmte chemiſche Prozeſſe, Kryſtalliſationen und Niederſchläge aller Art, galvaniſche und elektriſche Erſcheinungen auf eine ſolche Weiſe mit dunklen Träumen, die einen Anklang von abgelauſchten ſpeculativen Ideen enthielten, zuſammenrühren, daß daraus eine Mixtur ſeltſamer Art entſtand. — Junge Männer, welche die ſtrenge Zucht einer philoſophiſchen Schule und der anſtrengende Zuſammenhang der Reflexionen nicht anſprach, fanden ſich durch ſolche Anſpielungen, die ihnen mühelos eine große Menge von Ideen zu geben ſchienen, wie erleichtert, und hörten ihm gern zu. Ueberhaupt war es damals ſchwer, die übermüthig erwachte Productionskraft zu zähmen.

Es war ſeltſam, welchen Eindruck die Naturphiloſophie bei ihrer erſten Verkündigung machte. Denn ſo heftig auch die empiriſchen Phyſiker gegen ſie auftraten, ſo vermochten ſie doch nicht, ſie in den Principien zu widerlegen, noch weniger den Einfluß zu ſchwächen, den die neue Lehre beſonders auf die Medicin ausübte. Wir werden Gelegenheit haben, ſpäter davon zu reden; hier bemerke ich nur, daß die geiſtige Wahrheit, einmal mit Sicherheit und Klarheit ausgeſprochen, eine Gewalt ausübt, die ſich nicht leicht abweiſen läßt. Ueber die Gegner war eine wahre Angſt gekommen. Geiſtreiche junge Männer ergriff die ſcheinbare Befreiung von der ſtrengen Gewalt der geordneten Erſcheinung mit einer übermüthigen Begeiſterung. Die beſchränkteren Empiriker, die, was ihnen jetzt mitgetheilt wurde, auf keine Weiſe auch nicht als leichtes Phantaſieſpiel zu handhaben wußten, ſchloſſen ſich an fragmentariſche Aeußerungen an, die, wie eine Art geiſtiger Hauch über den widerſtrebenden Gegenſtänden ſchwebten, ohne ſie zu durchdringen. Dieſe waren es vorzüglich, welche Ritter liebten, wie ſpäter Novalis.

Ritter's Hauptverdienſt für die damalige Stufe der Entwickelung der Phyſik beſtand beſonders darin, die Froſchſchenkel als Elektroſkop zu benutzen, und obgleich er dieſe Richtung mit einer Breite verfolgte, die zuletzt faſt unausſtehlich ward, ſo möchte es doch wohl von Wichtigkeit ſein, ſeine Unterſuchungen mit den neueren zu vergleichen. Zwar iſt der Froſchſchenkel als Elektroſkop durch den Elektromagnetismus und die Galvanometer neuerer Zeit überflüſſig geworden, aber dennoch möchten ſeine Unterſuchungen Manches enthalten, was auch jetzt nicht ohne Bedeutung wäre.

Ritter lebte mit ſich ſelbſt in einem innern Zwieſpalt, in einer geiſtigen Verwirrung, die immer mehr überhand nahm und für ſeine bürgerliche, wie für ſeine wiſſenſchaftliche Stellung die unglücklichſten Folgen hatte. Dieſe verbitterte ſein Daſein, iſolirte ihn immer mehr; er verlor ſich in Träume, die ſeine Unterſuchungen unſicher machten, daher er ſich ſelbſt nie aus der Dunkelheit herauszuarbeiten vermochte. Von den jungen Männern, die ſich damals an ihn anſchloſſen, haben viele einen bedeutenden Ruf erworben. Es iſt ihnen gelungen, indem ſie von der Macht der immer reicher werdenden Entwickelung der empiriſchen Wiſſenſchaften ergriffen wurden, ſich aus der früheren Dunkelheit herauszuarbeiten, und viele werden ſich der Gewalt, die er ausübte, kaum erinnern.

Eines Abends wurde ich zu Frommann eingeladen; Göthe wurde erwartet. Mit welcher Spannung ich dem Abend entgegenſah, begreift ein Jeder, der es weiß, was mir Göthe von meiner Kindheit an geworden war.

Meine genaue Bekanntſchaft mit Göthe's Schriften hatte in der Schlegel'ſchen Familie einiges Aufſehen gemacht. Man wünſchte einſt zu hören, wie Göthe ſich in dem Munde eines Nordländers ausnehmen würde. Ich wurde aufgefordert, einen Theil von Fauſt, wie er damals in dem erſten Fragment erſchienen war, vorzuleſen. Das Buch war nicht gleich zu finden, und ich recitirte den erſten Monolog aus dem Kopfe. Ich fragte, ob ich noch weiter gehen ſollte, und hätte in der That den größten Theil des Fragments ohne Hülfe des Buchs herſagen können. Die Frau war entzückt, und es ward beſchloſſen, mich bald möglichſt dem großen Dichter vorzuſtellen. Nun war aber Frommann dem guten Willen meiner Freundin zuvorgekommen.

Es iſt eine eigene Empfindung, wenn man zum erſten Male einem Manne vorgeſtellt wird, der einen großen und entſchiedenen Einfluß auf unſer Leben gehabt hat. Ein ſolcher Moment bildet eine wahre Epoche, und mir war es, als ich zu Frommann hinging, als ſtünde mir ein verhängnißvolles Ereigniß bevor. Göthe erſchien. Es iſt einem Jeden bekannt, der ihn jemals geſehen hat, wie ſeine edle Geſtalt, ſeine Art ſich darzuſtellen, ſein mächtiges Auge und das wahrhaft Vornehme ſeiner ganzen Geſtaltung, die Ruhe, mit welcher er erſchien, während eine reiche Welt ſich ſichtbar in ihm bewegte, auch demjenigen imponirte und überraſchte, der die Größe ſeiner Schriften durch die Geſtalt ausgedrückt zu ſehen erwartete. Ich mußte, als ich ihn zuerſt erblickte, mich ſchnell abwenden, denn mir traten unwillkürlich Thränen in die Augen. Es war mir, als ſähe ich Egmont, der ſich als Oranien, Taſſo, der ſich als Antonio darſtellte. In der Geſellſchaft war ein Herr von Stackelberg aus Liefland, deſſen ſchöne und anmuthige Frau mir ſehr gefiel; er ward zugleich mit mir Göthen vorgeſtellt.

Die Selbſttäuſchung, als müßte Göthe eine Ahnung haben von alle dem, was er mir geworden war, iſt zu natürlich; er aber unterhielt ſich den ganzen Abend mit dem Herrn von Stackelberg. Es gelang mir nicht einen Augenblick, die Aufmerkſamkeit auf mich zu ziehen. Göthe war noch in ſeinen beſten Jahren. Die vornehme Ruhe, mit welcher er ſich bewegte, fing an, mir beſchwerlich zu fallen, ja mich zu erbittern; ich war ſtumm, verlegen und fühlte mich verletzt. Ich erinnerte mich der vielen Geſchichten, die man von ſeinem Stolz und ſeiner kalten Herablaſſung erzählt hatte, und ging in einer Stimmung nach Hauſe, die unerträglich war. Es ſchien mir, als wäre nun jede Annäherung unmöglich geworden. Der Nordländer iſt von Natur bei ſolchen Gelegenheiten leicht verletzbar, und ich habe bis in den ſpäteren Jahren mit einer widerwärtigen Empfindlichkeit zu kämpfen gehabt, die mich nicht ſelten unglücklich machte. Bekanntlich hat mein Freund Oehlenſchläger einen Auftritt mit Göthe erlebt, der dieſen in große Verlegenheit ſetzen mußte. Ich verbarg glücklicher Weiſe meine Empfindlichkeit, und wiederholte, nach Hauſe gehend, fortdauernd Philinens Worte: „Wenn ich Dich lieb habe, was geht es Dich an,“ aber was mich durchdrang, war ein vernichtendes Gefühl, ein ſchwarzer Schatten, der ſich breit und finſter über meine ganze Vergangenheit warf.

Ich mußte mich mittheilen, und eilte den Tag darauf zu Schlegel. Die Frau erſchrak, als ſie mich ſah, ſo lebhaft drückte ſich die Erbitterung aus. Es verdroß ſie, daß Frommann ihr zuvor gekommen war, und ſie verſicherte, daß eine zweite Zuſammenkunft mit Göthe, die ſie zu veranlaſſen verſprach, dieſe Stimmung ſchnell vernichten würde. Hiergegen trat nun aber meine nordiſche Halsſtarrigkeit auf. Eben je höher ich ihn achtete, je entſchiedener ich mein Leben ihm hingegeben hatte, deſto unmöglicher fand ich es, mich ihm zum zweiten Mal vorſtellen zu laſſen. Feſt erklärte ich, daß ich von Göthe erwarte, daß er mich aufſuche; keine Ueberredung half. Freundlich wurde ich eines Abends von Schlegel's eingeladen; gütig, wie ſie gegen mich geſinnt waren, wollten ſie mich überraſchen. Göthe war da, ohne daß ſie mich es wiſſen ließen. Ich erfuhr es aber, kehrte um, und erſchien nicht in der Geſellſchaft. Es vergingen einige Wochen und ich gab mir alle Mühe, mich durch Studien zu zerſtreuen. Oft gelang es mir, aber auch dann verfolgte mich ein quälendes Gefühl, als hätte mich ein großes Unglück getroffen. Die Familie des berühmten Anatomen Loder gehörte auch zu denen, die mich freundlich aufgenommen hatten. Sein Geburtstag nahete, und man wünſchte dieſen Tag durch ein Schauſpiel zu feiern; man wählte den „Schauſpieler wider Wilſen", und meine große Beweglichkeit erweckte die Vermuthung, daß ich wohl fähig wäre, die Hauptrolle zu übernehmen. Sonderbar genug, vier Jahre früher in Kopenhagen, als ich mit Leidenſchaft für das Schauſpiel lebte, traute man mir in Borup's Geſellſchaft keine große Fähigkeit zu, und dennoch fand ich das Vertrauen, welches man mir hier zeigte, ſehr natürlich. Das Theater war errichtet; wiederholte Proben fanden ſtatt; ich war nicht bloß der Hauptſchauſpieler, ſondern auch Regiſſeur. Seltſam traten nun die alten Bühnenerinnerungen hervor. Gebildete Frauen hatten Rollen übernommen. Die Hauptrolle enthält bekanntlich eine Menge deklamatoriſche Stellen aus verſchiedenen Dramen; die in dem Stück vorkommenden waren meiſt veraltet und unbedeutend. Ich vertauſchte ſie mit übertrieben deklamatoriſchen Stellen aus Iffland'ſchen und Schiller'ſchen Stücken. Von Schiller hatte ich, ſo viel ich mich erinnere, einen Monolog aus Fiesko gewählt, in welchem der verzweifelte Held ausruft: „Hätte ich das Weltall zwiſchen dieſen meinen Zähnen, ich wollte es zerkauen, bis es ausſähe, ſcheußlich wie mein Schmerz!" Eine andere Stelle war aus Kabale und Liebe genommen, wo der verzweifelnde Held ſich in der Hölle findet, mit dem tyranniſchen Fürſten Rad an Rad geflochten, grinſend, Zähne fletſchend. —

Die Tage der Proben gingen vorüber; wir waren zur General-Probe verſammelt: da trat auf einmal Göthe herein. Er hatte freundlich, wie er bei ſolchen Gelegenheiten immer war, verſprochen, die General-Probe zu leiten; mir hatte man es verborgen gehalten. Nachdem er die Frauen begrüßt hatte, ging er auf mich zu, ſprach mich freundlich und gütig als einen Bekannten an. „Ich habe," ſagte er, „lange erwartet, Sie einmal in Weimar bei mir zu ſehen; ich habe Vieles mit Ihnen zu ſprechen, Ihnen Vieles mitzutheilen. Wenn dieſe Tage verfloſſen ſind, werden Sie mich, wie ich hoffe, begleiten." Wer war glücklicher wie ich. Es war mir, als wäre ich jetzt erſt heimiſch geworden in Jena. Ich jubelte, und der frohe Jubel einer übermüthigen Stimmung ergoß ſich in mein Spiel. Hier und da gab Göthe einen guten Rath, und mir ſchwebten auf eine wunderbar heitere Weiſe die dramatiſchen Auftritte in Wilhelm Meiſter vor der Seele, die ſich nun hier durch den großen Verfaſſer zu verwirklichen ſchienen.

Als ich die Stellen aus den Schiller'ſchen Stücken deklamirt hatte, trat Göthe freundlich auf mich zu. „Wählen Sie doch," ſagte er, „andere Stücke; unſern guten Freund Schiller wollen wir doch lieber aus dem Spiele laſſen." — Es war ſeltſam, daß weder ich, noch die Mitſpieler etwas Anſtößiges bei dieſer Wahl gefunden hätten. Einfluß auf ſie hatten wohl zum Theil die Urtheile der Gebrüder Schlegel über Schiller, die nicht ſelten hart waren. Dennoch konnte ich mit Wahrheit die erſte Veranlaſſung zu dieſer Wahl als Entſchuldigung anführen. Ich hatte nämlich dieſe doch offenbar extravaganten Stellen auf dem Hamburger Theater von einem Schauſpieler Herzberg oder Herzfeld auf die übertriebenſte Weiſe darſtellen ſehen, und ahmte ihm nach. Indeſſen erbot ich mich auf der Stelle, Kotzebue zu wählen ſtatt Schiller; man brauchte da nicht lange zu ſuchen. Die Geburtstagsfeierlichkeit ging vorüber, das Stück ward wenigſtens ohne Anſtoß geſpielt, und ich hatte mir, was mir in Kopenhagen nicht gelingen wollte, ſogar einen Ruf als Schauſpieler erworben.

Den Tag darauf hielt, der Verabredung gemäß, Göthe vor meiner Wohnung; ich eilte mit meinem Mantelſack hinunter und fuhr nun an Göthe's Seite nach Weimar. Ich war dort einige Tage ſein Gaſt.

Göthe's naturwiſſenſchaftliche Beſchäftigungen waren mir bis dahin nur ſehr unvollkommen bekannt. Ich hatte zwar die Beiträge zur Optik geleſen, war aber zu ſehr an die ſtrenge mathematiſche Behandlung der Optik gewöhnt, um in der Art, wie Göthe ſeinen Gegenſtand behandelte, einen großen Gewinn für die Wiſſenſchaft zu erwarten. Auch hatte ich dieſen ganzen Theil der Phyſik noch nicht ſelbſtändig behandelt. Nach der Art, wie ich in der phyſikaliſchen Schule gebildet war, wußte ich für jetzt nichts mit dieſen Unterſuchungen anzufangen, obgleich eine lebendige Betrachtung der Thätigkeit des Lichts mich überzeugte, daß die tiefere Auffaſſung derſelben zur Begründung einer Naturphiloſophie im höchſten Grade wichtig wäre.

Die kleine Schrift über die Metamorphoſe der Pflanzen hatte einen viel tieferen Eindruck auf mich gemacht. Die wechſelnden Pulsſchläge der Thiere ſah ich hier Geſtalt gewinnen, und was im Blut nie ruhende Bewegung iſt, ward durch die wechſelnde

Syſtole und Diaſtole lebendig fortſchreitende Entwikkelung. Seine Knochenlehre war mir durchaus unbekannt.

Göthe war im höchſten Grade mittheilſam; es war ihm darum zu thun, junge Naturforſcher für ſeine Anſichten zu gewinnen. Die paar Tage verfloſſen in einer beſtändig fortdauernden naturwiſſenſchaftlichen Unterhaltung. Ich lernte nun Göthe von einer mir bis dahin unbekannten Seite kennen. Das tiefe Naturgefühl, die lebendige ſchöpferiſche Macht, die durch alle ſeine Gedichte hindurchging, über alle ſeine Darſtellungen ein helles Licht ergoß, rang nach Bewußtſein; Pflanzen und Thiere und das allbelebende Licht, welches als ein Ding unter den andern Dingen, zuſammengeſetzt wie dieſe, ſich in Farben vertheilen ließ, und ſo nur in ein äußeres Verhältniß zu allem Lebendigen treten konnte, erſchienen hier zwar nicht in einer bewußten Einheit, aber ein tiefer geiſtiger Inſtinkt faßte ſie dennoch zuſammen. Wer mein Leben und meine Neigung mit einiger Theilnahme verfolgt hat, wird einſehen, wie bedeutend mir dieſe Zeit ſein mußte. Was ich zu erringen ſtrebte, alle Richtungen meines Daſeins ſchien er zu kennen, und der Schatz, den ich unruhig ſuchte, ſchien ihm ein, von einer günſtigen Natur geſchenkter Beſitz zu ſein. Ich verlebte dieſe kurze Zeit wie in einem Taumel, und hielt mich nun für entſchieden überzeugt, daß eine lebendige Naturanſchauung, die ich als die Quelle der echten Dichtkunſt betrachtete, und die ſo heitere und bedeutungsvolle Früchte getragen hatte, auf immer für die Geſchichte gewonnen wäre. Mein ganzes früheres Leben ſchien mir eine dunkle Prophezeiung, deren Erfüllung nahe lag, und voll Begeiſterung eilte ich nach Jena zurück, um Schelling mitzutheilen, was ich entdeckt zu haben glaubte. Er war aber ſchon mit Allem bekannter als ich. Ob er ſchon damals in eine perſönliche Berührung mit Göthe gekommen war oder nicht, vermag ich mich nur dunkel zu erinnern, und kann es nicht entſcheiden.

Bei der fortdauernden geiſtigen Anregung, die noch nicht zur ſtarren Schule kryſtalliſirt war, vielmehr lebendig und beweglich, geſchwängert mit Natur- und geſchichtlichen Ereigniſſen, auch in der Poeſie und Kunſt ein wichtiges tiefes Element des Daſeins erkannte, mußte eine jede bedeutende Erſcheinung die lebhafteſte Theilnahme erregen. Zwar galt Schiller neben Göthe, den Gebrüdern Schlegel nicht viel. Wenn dieſer vergöttert wurde, wenn eine tiefe Abſichtlichkeit in Wilhelm Meiſter mit ſcharfſinniger Kunſt nachgewieſen wurde, ſo daß dieſe Dichtung als ein geſchichtliches Ereigniß neben das größte und wichtigſte der Zeit geſtellt, als ein entſchiedener Wendepunkt für die dichteriſche Anſicht des Lebens hervorgehoben wurde, ſo ward Schiller gelegentlich getadelt und offenbar mit einſeitiger Härte behandelt. Ich konnte dieſe Anſicht nicht theilen. Die freie ritterliche Geſinnung, die in ſeinen Dichtungen herrſchte, hatte einen entſchiedenen Einfluß auf mich, und mich ſprach der redliche Ernſt in ſeinen größeren Dramen ſehr an. Ich vermochte nie der Anſicht zu huldigen, die mit dem Leben ein fortdauerndes ironiſches Spiel zu treiben ſuchte. Der göttliche Leichtſinn, der das Tiefſte im Leben hervorhob, mit allen Farben der glutvollſten Dichtung ausmalte, um ſich lächelnd auf einen vermeintlich höhern Standpunkt zu erheben, und ſich an eine Verehrung, die als Knechtſchaft erſchien, durch eine Miſchung von Spott, die ſich in ſie hineinmiſchte, zu rächen ſuchte, konnte mir niemals Religion werden. Eine heilige Erinnerung aus meiner früheſten Kindheit, die zwar zurückgedrängt, aber nie verſchwunden war, bildete eine ſichere Grundlage, die, wenn auch noch ſo verborgen, Alles trug. Und obgleich ich Schiller niemals mit Göthe gleichſtellen konnte, obgleich ich ſelbſt eine gewiſſe Beſchränktheit in ſeinen Dichtungen zu erkennen glaubte, ſchien doch Alles, was er ſchrieb, durch die klare und reine Vornehmheit ſeiner Geſinnung gehoben und verklärt. Ja ich glaubte Schätze der Dichtkunſt zu erkennen, die nur ſo durch die edelmüthige Ritterlichkeit der Anſicht an das Tageslicht gefördert werden konnten. Indeſſen war der Tadel, der Schiller traf und den ich oft genug hörte, nicht ohne Einfluß. Ich war zu plötzlich aus meiner geiſtigen Einſamkeit herausgeriſſen, aus einer Umgebung, neben der ich mir auch Etwas zu ſein dünkte, in die Mitte ſolcher Männer verſetzt, die nach der Herrſchaft über die Literatur rangen, ſie zum Theil ausübten, und nach meiner Ueberzeugung zu beſitzen verdienten. Dieſe erlangten durch die bloße Autorität ſchon eine große Gewalt über mich, und wo ich eine abweichende Anſicht im Innern feſt hielt, ſchwieg ich wenigſtens.

Schiller hatte ſchon ſeit Jahren an ſeinem großen Drama „Wallenſtein“ gearbeitet. Wallenſtein's Lager war ſchon auf die Bühne gebracht, und es iſt hinlänglich bekannt, wie lebhaft Göthe auch an der Aufführnng theilnahm. Es war, irre ich nicht, die erſte ans Licht tretende ſchöne Frucht des freundlichen Bündniſſes zwiſchen dieſen beiden großen Dichtern. Göthe fand in den bunten und wechſelnden Scenen dieſes Vorſpiels eine günſtige Gelegenheit zu einer Darſtellung, die wir eine dramatiſche Compoſition, einer muſikaliſchen ähnlich, nennen könnten, und dieſes bunte Vorſpiel hinterließ einen überaus wohlthätigen und klaren Eindruck. Der tragiſche Moment, welcher den Untergang des Helden des großen Drama's ahnen läßt, blickt durch das Spiel der Perſonen verhängnißvoll hindurch. Es war in der That eine in ihrer Art vollendete Darſtellung. Auch auf die Umgebung war viel Fleiß verwandt; die Decorationen waren nicht bloß anſtändig, ſondern ſchön. Doch war die Zeit noch nicht gekommen, in welcher der Rahmen das Bild verſchlingt. Alles war in einer heitern Uebereinſtimmung, und die Familien in Jena verſäumten nicht leicht irgend eine Vorſtellung. Die gebildeten Einwohner betrachteten in der That dieſe dramatiſche Unternehmung als ein bedeutendes Ereigniß, welches aus ihrer Mitte hervorgegangen, der dramatiſchen Kunſt eine höhere Bedeutung geben müßte, und durch welches Stadt und Univerſität gehoben und verklärt würden.

Jetzt war nun „Piccolomini," der erſte Theil des großen Drama's, fertig, einſtudirt und ſollte zum erſten Mal aufgeführt werden. Die Spannung, mit welcher man dieſer Aufführung entgegenſah, war merkwürdig. Die Familien der Profeſſoren ſorgten mit der größten Mühe ſchon bei der erſten Nachricht von der bevorſtehenden Aufführung für Plätze. Man hörte in der ganzen Stadt von nichts Anderem ſprechen. Frauen und Töchter intriguirten gegen einander, um ſich wechſelſeitig zu verdrängen; wer einen Platz erhalten hatte, pries ſich glücklich. Es entſtanden aber auch Feindſchaften, die ſpäter nicht ohne Folgen waren. Ich fuhr mit Juſtizrath Hufeland und Loder, beider Frauen waren mit und Loder's ſchöne Tochter. So waren wir ſechs in eine Kütſche zuſammengequetſcht, ſtiegen in dem Elephanten ab; und eilten in das Schauſpielhaus. Schlegel's geiſtreiche Frau war zu Hauſe geblieben, eben ſo Schelling, der mit ſeinen Vorträgen anhaltend beſchäftigt war. Ich hatte in Schiller's Loge einen Platz gefunden, und machte unter ſo intereſſanten Verhältniſſen ſeine perſönliche Bekanntſchaft.

Von dieſem Drama hier zu reden, wäre überflüſſig. Die Stimmung, in welcher das ganze Publikum war, theilte ſich einem jeden mit. Das weitläufige Drama, in welchem nichts abgeſchloſſen iſt, Alles mehr oder weniger Andeutung, mit ſeinen langen Reden, feſſelte dennoch die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer auf die lebhafteſte Weiſe. Auf die Aufführung war große Mühe verwandt, das Zuſammenſpielen war vortrefflich; nie fand in dieſer Rückſicht irgend eine noch ſo leiſe Störung ſtatt; alle Schauſpieler gaben ſich, das war klar, die größte Mühe; die längſten Reden wurden in Einem Fluß hergeſagt; ein jeder wollte Ehre einernten. Und in der That, in dieſer Rückſicht konnten die Verhältniſſe nicht günſtiger ſein. Der große Dichter, dem die dramatiſche Kunſt ein wichtiges Geſchäft war, ſtand an der

Spitze; ſeine anſehnliche Stellung im Lande gab ihm eine Gewalt über das Theaterperſonal, die ſelten oder nie ſtattfand. Aber die Schauſpieler fürchteten nicht bloß den Mächtigen, ſie verehrten auch den Kundigen; ſie waren ſich bewußt, daß, wer ſich in Weimars Schule fleißig ausgebildet hatte, der hatte einen entſchiedenen Ruf auf allen deutſchen Bühnen erlangt, und wenn Verhältniſſe es wünſchenswerth machen ſollten, Weimar zu verlaſſen, ſo würde es ihm nie an einer vortheilhaften Anſtellung fehlen. Begeiſterung für eine Kunſt, die durch Göthe's warme Theilnahme gehoben wurde, verband ſich mit dem eigenen Vortheil, um aus den Schauſpielern Alles zu machen, was durch eine ſo ſeltene günſtige Vereinigung der Mittel möglich war. Auf die heutige Darſtellung mußte nun der Enthuſiasmus des Publikums, die Spannung aller Zuſchauer anregend zurückwirken. Der Eindruck, den alles dieſes auf mich machte, erinnerte mich lebhaft an den Abend in Wilhelm Meiſter, als Hamlet zum erſten Mal aufgeführt wurde.

Und dennoch war ich in einer ganz ſeltſamen Verlegenheit. Man weiß, mit welcher Leidenſchaft ich in Kopenhagen an den dramatiſchen Vorſtellungen

Theil nahm. Piccolomini war das erſte große Stück, welches ich in Weimar ſah. Ich brachte die übertriebenſten Vorſtellungen von dem, was die Weimarer Bühne unter Göthe's Anleitung leiſten müßte, mit. Und nun war ich genöthigt, mir zu geſtehen, daß das Spiel freier, natürlicher, die Talente der Schauſpieler und Schauſpielerinnen in Kopenhagen hervorragender waren, als hier. Ich hatte Schröder geſehen und erwartete freilich nicht, ſeines Gleichen hier zu finden; auch ſtand er, als ich die Hamburger Bühne kennen lernte, unter ſeinen Mitſpielenden faſt allein. Aber was ein im Hintergrunde ordnender mächtiger Geiſt in Weimar leiſtete, das ſchien mir durch das mächtige Spiel, welches die Umgebung beherrſchte, in Hamburg ſtatt zu finden.

Ich ſuche immer ein vorzügliches Drama, wenn es irgend möglich iſt, zu leſen, ehe ich die Aufführung ſehe. Das Leſen iſt doch auch eine Aufführung, und es muß ein unfähiger Menſch ſein, dem dieſe nicht beſſer gelingt, als die gewöhnliche. Nur ein großer Schauſpieler, der ſelbſt Dichter iſt, vermag es, geheime Schönheiten und Tiefen eines Dramas aufzuſchließen, die uns ſelbſt beim Leſen verborgen geblieben ſind. Bei einem ſolchen ſtillen Schauſpiele geſtalten ſich die Perſonen, und wenn wir nun bei einer öffentlichen Aufführung eine wenig entſprechende Geſtalt des Helden erblicken, ſo iſt der Eindruck doch nur vorübergehend, die edlere, die uns beim ſtillen Leſen entgegentrat, erſcheint ſchnell wieder. — Ganz anders iſt es, wenn wir ein Drama zuerſt durch eine öffentliche Darſtellung kennen lernen. Mir wenigſtens prägen ſich dann die Geſtalten der Hauptperſonen ſo unauslöſchlich ein, daß ich ſie nie völlig los werden kann. So verfolgt mich noch immer der lange hagere unglückliche Graff als Wallenſtein. Er hatte ſich unſägliche Mühe gegeben; die Rolle bewundernswürdig memorirt; die Diction war vortrefflich. Keine einzige Stelle erweckte den unangenehmen Mißton, der ſo unvermeidlich entſteht, wenn man merkt, daß der Schauſpieler Etwas ausdrückt, was er nicht verſteht, und dennoch war Geſtalt, Bewegung, Spiel gradezu hölzern. Es war mir, als ſagte er eine ihm durch Göthe und Schiller eingetrichterte Lection auf eine allerdings bewunderungswürdige Weiſe her. Selbſt als ich ſpäter den unübertrefflichen Fleck als Wallenſtein ſah, ging immer der unglückliche Graff als ſein Doppelgänger und Geſpenſt neben ihm her. Eben ſo wollte mir Bohß als Max keineswegs ganz gefallen; nur die Jagemann, jung, blühend, lebendig, wie ſie war, entzückte mich als Thekla.

Nun aber ſaß Schiller ſelbſt neben mir und war mit Allem nicht allein zufrieden, ſondern überaus glücklich. „Durch eine ſolche Aufführung,“ ſagte er, „lernt man erſt ſein eigenes Stück kennen; es erſcheint veredelt durch die Darſtellung, es iſt, ſo ausgeſprochen, beſſer als ich es ſchrieb.“ Beſonders erſtaunte ich über den Beifall, den er einer Schauſpielerin zollte, welche die Rolle der Terzky ſpielte. Allerdings war eine gewiſſe Lebendigkeit, ſelbſt Leidenſchaftlichkeit in ihrem Spiel, und in dem heftigſten Fluß der Rede ſtockte ſie nie; in ſo fern war die Rolle richtig aufgefaßt, aber es herrſchte etwas ſo Geringes, Gemeines in Geſtalt, Bewegung und Ausſprache, daß ſie mir in meiner innerſten Seele zuwider war: und dennoch war Schiller entzückt. Wie Schiller, der Hochdeutſche, die platte berliner Ausſprache auch nur dulden konnte, war mir völlig unbegreiflich. Selbſt Göthe, der ab und zu in die Loge hineintrat, ſchien mit der Aufführung ſehr zufrieden, obgleich er ſich nicht enthuſiaſtiſch äußerte, wie Schiller. Abgeſehen von der Abſicht, die er wohl haben konnte, den Dichter nicht in ſeiner Zufriedenheit zu ſtören, iſt es ſchon begreiflich, daß Göthe, nach ſo vielfältigen mühſamen Proben, zuletzt ſelbſt in eine Art von Bewunderung gerathen konnte, wenn er entdeckte, wie viel man mit einem widerſtrebenden Stoff und einem Material, das nun einmal nicht beſſer war, zu erreichen vermochte.

Wir fuhren gleich nach Beendigung des Stückes nach Jena, und obgleich es ſehr ſpät war, verſammelten ſich doch noch Einige bei der Frau Profeſſor Schlegel, die zurückgeblieben war. Sie forderte nun und zwar mit der Entſchiedenheit, die ihr eigen war, ein beſtimmtes Urtheil über das Drama; und hier zeigte es ſich nun, wie der erſte Eindruck, den ein neues, im großen Sinne aufgefaßtes und angelegtes Stück unmittelbar hinterläßt, ſich ſelbſt durch die ſchärfſte Kritik nicht ſogleich verdrängen läßt. Die meiſten Kritiker, wenn ſie bedeutende Erſcheinungen in allen Richtungen der Literatur beurtheilen wollen, beſonders wenn ein beſtimmter Schematismus dem

Urtheile zu Grunde liegt, ſind wohl in dem Falle, dieſen erſten unmittelbaren Eindruck überwältigen zu müſſen. Was ſie pflegen, wovon ſie als dem Urſprünglichen ausgehen ſollten, wird dann für nichtig erklärt, und der abſtracte Schematismus ſoll allein gelten.

In unſerm Kreiſe hatte man keine große Neigung, Schiller ſehr günſtig zu beurtheilen; man ließ ihm kaum Gerechtigkeit widerfahren, und dennoch ſprach ſich der mächtige Eindruck, den das Stück hinterlaſſen hatte, faſt unwillkürlich aus. Ich erinnere mich, wie die Schlegel, nachdem wir Manches hin und her geredet hatten, doch zuletzt, gegen mich gewandt, ſagte: „Nun, Sie haben ja doch wohl auch ein Urtheil?“ weil die Uebrigen gar kein entſchiedenes ausſprechen wollten. Schlegel, als der Beſonnenſte unter uns, ſchwieg. Mir aber war eine gewiſſe Aehnlichkeit zwiſchen Wallenſtein und Don Carlos aufgefallen; derſelbe Gedanke, wenngleich unter ganz verſchiedenen Verhältniſſen entwickelt, liegt beiden Stücken zum Grunde. Denn auch Don Carlos zerfällt deutlich in zwei Abtheilungen. Die zwei letzten Akte dieſes Drama's könnten recht gut eine zweite Abtheilung bilden, und es iſt eine Frage, ob es nicht zum Vortheil des Drama's geweſen wäre. Schiller hätte dann mit mehr Muße die Motive der letzten Akte benutzen und ausführen können, und vielleicht wäre der rohe Gegenſatz zwiſchen abſtracten Philoſophemen und barbariſcher Tyrannei, der dieſem Theil mit Recht zum Vorwurf gemacht wird, ſo wie das Gefühl, welches ſich einem jeden Zuſchauer aufdringt, daß die zwei letzten Akte mehr angehängt ſcheinen, um einen Schluß zu finden, als lebendig aus dem erſten entwickelt ſind, dadurch verſchwunden. Die Liebe zwiſchen Max und Thekla in Piccolomini, und die ſtille, ihnen ſelbſt verborgene Neigung zwiſchen Poſa und Eliſabeth, die erſt ein unwillkürliches Geſtändniß wird, indem Poſa ſich von der Königin trennt, drücken, freilich unter ganz verſchiedenen Umſtänden, doch denſelben Gedanken aus. Allerdings iſt das Thema ein durchaus verſchiedenes, ja völlig entgegengeſetztes; aber dennoch hat der Schluß des dritten Aktes, wenn Eliſabeth ſpricht: „ich ſchätze keinen Mann mehr!“ und Poſa antwortet: „ach! das Leben iſt doch ſchön,“ eine innere Aehnlichkeit mit dem allgemein bekannten Ausruf Thekla's: „das iſt das Loos des Schönen auf der Erde.“

Ich entwickelte dieſe Anſicht, friſch wie ſie entſtanden war, mit großer Wärme und die geheime Liebe zwiſchen Eliſabeth und Poſa, das reinſte Bündniß zwiſchen allem Edlen und Großen in der herrlichſten Reinheit hatte mich ſchon früher entzückt, ja erſchüttert, obgleich dadurch Don Carlos noch unbedeutender erſcheint, als er ſchon iſt, ja faſt widerwärtig. Seine Liebe zur Königin iſt dann, unerwidert, eben ſo bedeutungslos und krankhaft, wie ſeine politiſche Geſinnung, die durchaus nur ein Abglanz von der Poſa's iſt. Dort fehlt die Liebe, wo ſie ihren geſunden Urſprung haben ſoll, in dem Gegenſtande; hier die Geſinnung, wo ſie ihren Urſprung haben ſoll, in ihm ſelber.

Was mir aber nun tadelnswerth erſchien, und ſich unmittelbar mit dem erſten vortheilhaften Eindruck verband: war das einförmig declamatoriſche Gewand, welches mich von jeher bei Schiller zurückſtieß. Es rief eine zu große Uebereinſtimmung zwiſchen den verſchiedenen Perſonen hervor, eine Monotonie der Darſtellung, die etwas unüberwindlich Ermüdendes hat, und es ſelbſt dem beſſeren Schauſpieler erſchwert, die tiefere Eigenthümlichkeit, die beſtimmte ſelbſtändige Phyſiognomie ſeiner Rolle unter den übrigen feſtzuhalten und darzuſtellen. In der That iſt es mir ſpäter klar geworden, wie dieſe declamatoriſche Richtung Schiller's der Bühne gefährlich geworden iſt; wie die einſeitige Declamation alle tiefere Individualität aus den Perſonen und ihrer dramatiſchen Darſtellung verdrängt hat; wie dadurch eine theatraliſche Manier der Diction entſtand, die, irre ich nicht, vorzüglich durch Iffland gepflegt, nicht allein die Bühne beherrſcht, ſondern auch in andere Verhältniſſe mit hineingedrungen iſt, bei einer jeden Rede vernommen wird, ſelbſt von den Kanzeln tönt, und ſelbſt bis zu den Schulknaben reicht, wenn ſie bei dem öffentlichen Schulakt declamiren, aber zum Glück bei ihrer pathetiſchen Ausbildung ſich ſelbſt ironiſirt und komiſch wird. Dieſe declamatoriſche Manier ruft auch unvermeidlich als Mittel gegen die herrſchende Monotonie die äußeren Effekte hervor. Alle dramatiſche Wirkung wird durch äußere erſchütternde Ereigniſſe allein herbeigeführt; dieſe aber, da ſie nicht das tiefſte Innerſte mächtiger Perſönlichkeiten aufſchließen, erſchüttern nur durch den pathetiſchen Sturm, der erregt wird. Allerdings herrſcht jetzt ein ſolches declamatoriſches, durch äußere Effekte unterſtütztes Element auch in der Kunſt, in der Malerei, wie vorzüglich in der Muſik, vor. Auch hier ſind in der erſteren die eigenthümlichen Geſtalten, die unter den übrigen ſich ſelbſt ausſprechen, ſo wie in der Muſik die tiefen ſelbſtändigen Melodieen, die in ſich abgeſchloſſen ſind, faſt ganz verſchwunden. Und ſo iſt die Declamation in allen Darſtellungen wohl der reinſte Ausdruck der leeren Abſtraction, die uns beherrſcht; des Idealen an der Stelle der lebendigen, jederzeit in ihrer tiefſten Bedeutung perſönlichen Idee. Alle unſere Hoffnung für die Zukunft beruht darauf, daß die Fluten des Declamatoriſchen ſich immer mehr verlaufen und ſeichter werden, daß, wie Göthe früher, ſo Tieck noch, die Eigenthümlichkeit lebendiger Perſonen in der Dichtkunſt zu ſchaffen wiſſen; daß die Nothwendigkeit derſelben von verdienſtvollen Malern anerkannt wird; daß der unſterbliche Thorwaldſen die Plaſtik unſerer Tage verherrlicht, aus deſſen knetenden Händen eine jede Geſtalt den lebendigen Odem ſelbſtändiger Individualität erhält; daß durch Felix Mendelsſohn die urſprünglichen Melodieen ihre aus der Tiefe tönende Urform erhalten, ſich aus dem verworrenen Chaos herausarbeiten und uns mit der Macht einer reicher entwickelten Behandlung des Stoffes, in die ſchönen Zeiten von Händel und Bach verſetzen.

Auf den deutſchen Univerſitäten bildet ſich faſt unvermeidlich eine ſtagnirende Maſſe durch früher ſelbſt verdienſtvolle, aber allmälig veraltete Lehrer. Die Verhältniſſe, die dieſe damals ausbildeten, ſind zwar zurückgedrängt, denn jetzt verſetzt die große und raſche Bewegung in der Geſchichte und in der Wiſſenſchaft einen jeden in eine fortdauernde Spannung; ſelbſt die jugendliche Begeiſterung hat einen tieferen Grund, und es iſt faſt unmöglich geworden, was uns einſt durchdrang, ſelbſt in den ſpäteſten Jahren völlig bedeutungslos aufzufaſſen. Freilich, was bloß Maſſe war, bleibt es, auch noch ſo ſehr herumgeworfen und äußerlich geſchüttelt, und verſteht es, ſeine urſprüngliche Ruhe wieder zu gewinnen.

Nun darf man nicht vergeſſen, daß in Jena eine Begeiſterung, durch welche die ganze deutſche Literatur einen neuen Aufſchwung erhielt, eben in dem erſten Moment friſcher jugendlicher Ausbildung war, als ich das Stück hatte, den lebendigſten Entwickelungspunkt zu erleben. Jena hatte noch von früheren Zeiten her verdienſtvolle Lehrer; Paulus und Griesbach, in der theologiſchen Fakultät, hatten einen großen und verdienten Ruf; Juſtizrath Hufeland galt für einen tüchtigen Juriſten; Hufeland, Gruner und Starke hoben die mediziniſche Fakultät; Batſch war ein ausgezeichneter Botaniker; Schütz und Eichſtädt waren berühmte Philologen. Mehrere von dieſen verdienten Männern, mit ihren beſtimmten Fächern beſchäftigt, die ihren Ruf begründeten, miſchten ſich gar nicht in die Streitigkeiten, die ſich in der Literatur erhoben; obgleich die Neuerungen ihnen unzugänglich, ſehr bedenklich fremd, ja wenn ſie ſahen, wie die Jugend ergriffen wurde, beſchwerlich werden mußten. Andere hingegen, theils durch ihre literariſchen Verhältniſſe, wie Schütz und der Juriſt Hufeland, als Redactoren der allgemeinen Literaturzeitung, theils durch die eigene polemiſche Natur, wie Gruner, veranlaßt, äußerten die Unzufriedenheit entſchiedener, Schütz und der Juriſt Hufeland aber mit großer Vorſicht; denn der ältere Schlegel war in den letzteren Jahren der bedeutendſte

Recenſent im äſthetiſchen Fache, hatte dadurch den Ruf der Literaturzeitung gehoben, und man fürchtete ihn als Gegner. Aber eine bald ſtillere, bald lautere Oppoſition der älteren Lehrer gegen Fichte, Schelling und A. W. Schlegel geſtaltete ſich dennoch durch die Majorität der älteren Profeſſoren. Nur Paulus, deſſen ſeltſame, jetzt Gott Lob veraltete Exegeſe, damals den Blütepunkt des Anſehens erreicht hatte, ſchloß ſich entſchieden an Fichte an. Die Gegner ſuchten nun den drei angefeindeten Männern das Leben möglichſt ſauer zu machen; aber der Schutz von oben, und die entſchieden offenſive Stellung, die von den genannten neueren Profeſſoren angenommen wurde, machte ſie gleichgültig gegen dieſe, mehr oder weniger verborgenen, Angriffe. Es entſtand Geklatſch aller Art, welches ſorgfältig verbreitet wurde. Ich habe es vergeſſen, und es erſchien mir auch damals zu gleichgültig und gering; ich achtete kaum darauf, obgleich mein Landsmann, der in dem zweiten Bändchen genannte theologiſche Candidat Malte Müller mit allem Gerede der Art ſehr genau bekannt war, und mir es zutrug. Ein gewiſſer Profeſſor Ulrich, der ſich in ſeinen früheren Jahren durch einige Schriften, deren Verdienſt ich nicht zu beurtheilen vermag, da ſie mir unbekannt geblieben ſind, einigen Ruf erworben hat, behielt die alte Unart mehrerer damaligen deutſchen Profeſſoren bei. Er ſuchte ſeine Zuhörer an ſich zu ziehen, nicht allein durch Späße, ſondern auch durch Schlüpfrigkeiten. Man verſicherte, daß die Zuhörer durch ſolche Aeußerungen verletzt, laut ausgerufen haben: Pfui U.! Dieſer, ein veralteter Philoſoph, griff nun Fichte und Schelling mit den Waffen an, die ihm zu Gebote ſtanden; daß er dadurch die Vorträge ſeiner Gegner in den Augen der Jugend hob, ſtatt ſie zu hemmen, blieb ihm freilich verborgen.

Was dieſe Zeit in Jena ſo erfreulich machte, war die Einigkeit, welche unter den Urhebern einer ſo wichtigen Umgeſtaltung in der Literatur herrſchte. Wie bei einer jeden organiſchen Entwickelung die verſchiedenſten Bildungen kaum unterſcheidbar von einem gemeinſchaftlichen Punkte ausgehen; nur freilich ſo, daß die abweichenden Bildungen ihre innere Einigkeit nicht aufheben, ſo glaubten auch alle damals durchaus ein gemeinſames Werk zu treiben, und es entſtand ein Bündniß der Geiſter, welches im höchſten Grade bedeutend wirken mußte. Fichte und Schelling hatten ihre Differenz wohl begriffen, aber noch nicht ausgeſprochen. Indeſſen ſahen ſie ſich nicht häufig, und Fichte, obgleich er glauben mochte, daß Schelling, ſpeculativ betrachtet von einem ähnlichen Standpunkte des Bewußtſeins, wie er ſelber, ausging, konnte doch an der Schelling'ſchen Naturphiloſophie keine Freude finden, ja ſie mußte demjenigen, der Licht und Luft a priori conſtruirte, und zwar nicht als ein ſolches, was ſeine Bedeutung in ſich ſelber hatte, ſondern als daſeiend, damit die verſchiedenen Ichheiten ſich ſehen und hörten, als von dem Bewußtſein poſtulirte und nur als Poſtulat zu duldende Formen des Daſeins betrachtet, zuwider ſein. So lag hier allerdings eine Differenz, ja eine feindliche Scheidung, urſprünglich verborgen. Da aber Fichte ſich lediglich auf dem ethiſchen und mit dieſem verbundenen rechtlichen Gebiet bewegte, ſo gingen beide, Fichte und Schelling, eine Zeitlang neben einander, und ſtritten nicht, weil ſie ſich nicht berührten. Es war der übrig gebliebene Reſt der Kant'ſchen Trennung zwiſchen praktiſcher und theoretiſcher Philoſophie, eine Trennung, die freilich von keinem von beiden anerkannt wurde, die aber dennoch ihre Macht auszuüben ſchien.

Aber nicht allein die in Jena Anweſenden, auch die Abweſenden gehörten zu den Verbündeten, die nach Außen und der herrſchenden Literatur gegenüber in gleichem Sinne thätig waren. Berlin ward zwar damals als der Sitz des platteſten gemeinen Verſtandes betrachtet und von uns allen gering geſchätzt. Die allgemeine deutſche Bibliothek, von Nicolai, die berliner Monatsſchrift, durch Bieſter redigirt, wurden als die Stapelplätze des gemeinſten Raiſonnements angeſehen; aber dennoch waren auch hier wichtige Verbündete. Unter dieſen blieb mir doch damals noch Schleiermacher am meiſten fremd. Mehr einen unmittelbaren Eindruck machte Tieck als Dichter auf mich. Es iſt bekannt, wie ſehr der dichteriſche Sinn in Deutſchland geſunken war, ſo daß Tieck's erſte Schriften nicht allein gar keinen Eindruck machten, und (wie der Verleger, Nicolai der jüngere, behauptete,) ſogar als Maculatur ſich auf ſeinen Niederlagen aufhäuften. Die Gebrüder Schlegel waren die Erſten, die auf das reiche und durchaus ſelbſtändige Talent dieſes Dichters aufmerkſam machten, und es iſt in der That unbegreiflich, wie es möglich war, daß die anmuthige Sprache, die Friſche der poetiſchen Anſchauung ſo ganz den Eindruck verfehlen konnten. Herrſchten doch in den Volksmährchen ein ſo tiefer Ton der kindlichen Naivität der Vorzeit, eine ſolche Kindlichkeit des Daſeins, ſolche heitere Klänge aus der verborgenſten Herrlichkeit der deutſchen Sprache, daß dieſer Ton, einmal laut geworden, dieſe Klänge, einmal angeſchlagen, niemals mehr aus der Sprache verſchwinden konnten. In der That waren es dieſe ſcheinbar naiven, mit kindlichen Tönen unbefangen ſpielenden Mährchen, die zuerſt an die verborgene Bedeutung einer vergangenen dichteriſchen Zeit erinnerten. So wie Tieck's Ueberſetzung des Don Quixote, die ſchon begonnen war, auch nach einer Zeit hinwies, die zwar nicht unbekannt war, aber deren dichteriſcher Reichthum verborgen blieb.

A. W. Schlegel's Proben einer Ueberſetzung und Beurtheilung von Romeo und Julia, ſein Aufſatz über Dante, die Unterhaltungen, die ſich an ſolche

Arbeiten knüpften, riefen Sinn und Gedanken von der engeren Literatur der Gegenwart und ihren kleinlichen Beſchäftigungen ab, und wir gewöhnten uns, einen größeren Maaßſtab für die Poeſie anzulegen; wir fingen an einzuſehen, daß der Sinn für die eigentliche Dichtkunſt, die, einſt ein weſentliches Moment des Daſeins, Kunſt, Wiſſenſchaft und Staat durchdrungen hatte, verloren gegangen war, und wieder belebt werden mußte.

Auch für die Kunſt ward der Sinn erweckt; noch kannte ich ſie nur in der Ahnung. Leſſing's Laokoon konnte mir nur Gedanken, aber keine Gegenſtände geben. Jetzt erfuhr ich, wie Winkelmann der Erſte war, der auf eine bedeutende Weiſe die plaſtiſche Kunſt der Alten hervorgehoben und belebt hatte. Ich las ſeine Schriften, und ſchon die klaſſiſche Sprache, die wunderbar und fremdartig durch Größe und Einfachheit für die Zeit, in welcher ſeine Schriften erſchienen, hervorleuchtete, riß mich hin. Der Zuſtand, in welchen ich verſetzt wurde, als ich Winkelmann las, mag einige Aehnlichkeit mit dem gehabt haben, in welchen ihn ſelbſt in der kleinen Stadt, in welcher er lebte, die plaſtiſche Kunſt der

Alten anzog und in Bewegung ſetzte. Noch hatte ich ſo gut wie nichts geſehen, das Auge war für die Kunſt geſchloſſen; was mir Göthe mit Freundlichkeit zeigte, konnte nur für das ſchon geöffnete Auge einen Werth haben. Ich ſeufzte, indem ich mit nordiſcher Redlichkeit bekannte, daß mir der Sinn für die Kunſt, wie ich befürchten mußte, fehle, und dennoch durchdrang mich das Bewußtſein, daß dieſer Mangel ein geiſtig weſentlicher war. Ich fand mich in eine andere höhere Welt verſetzt, und was in dieſer lebte und ſich bewegte, durfte mir nicht fremd ſein. Wie Himmel und Erde, Gebirge und Meer, Pflanzen und Thiere mich in der Natur ſinnlich umgaben, ſo mußten auch alle Geſtalten der geiſtigen Welt, in der ich zu athmen anfing, vor mir liegen und mir verwandt ſein. Ich vermochte es nicht zu begreifen, wie einige ſich noch ſo beharrlich verbargen, und ich hatte nicht gelernt, einen Enthuſiasmus zu affektiren, den ich nicht empfand. Göthe tröſtete mich. Ich hatte die Hoffnung nicht aufgegeben, Italien zu ſehen, aber er ſtellte die nächſte Hoffnung auf Dresden. „Dort", ſagte er, „werden Sie Kunſtſchätze finden, die für Sie eine Vorſchule bilden werden." Die

Redlichkeit, mit welcher ich nach den Genüſſen der Kunſt, wie nach einem mir unbekannten Gute, mich ſehnte, ſchien ihm zu gefallen.

Aber auch die Muſik war mir noch verſchloſſen. Einzelne Melodieen riſſen mich hin, bewegten mich auf's allertiefſte: aber die große Welt der Töne verwirrte mich nur, ja wenn eine einzelne Geſtaltung, ein eigenthümlicher Geſang ſich hervorhob und mich momentan ergriff, ſo war der Eindruck von dem größeren mir verworrenen Ganzen verſchwunden, und ich vermochte nicht, ihn wieder zu finden. Ein betäubender, verworrener, erſchöpfender Eindruck blieb zurück, wenn ich Haydn oder Mozart gehört hatte, und ich konnte die Begeiſterung, die um mich herrſchte, nicht begreifen.

Aber Alles, was ich noch nicht verſtand, war angeregt. Es war nicht eine kalte Reflexion, es war ein neues, warmes, glühendes Leben, welches mich in Bewegung ſetzte, und ſelbſt, was mir Qualen zubereitete, ward Stachel und Sporn der Luſt, die mich durchdrang.

Bei dem gaſtfreien und freundlichen Frommann verſammelten ſich öfters die damals noch verwandten

Geiſter. Frauen und Männer kamen zuſammen, Göthe erſchien ab und zu. Ich war wie Kind im Hauſe, und darf nie vergeſſen, was ich ihm und ſeiner wahrhaft mütterlich gegen mich geſinnten Frau verdanke. Er war der Verleger von Tieck's Zerbino, und dieſes wunderliche Werk kam bogenweiſe an, und ward aus den Aushängebogen vorgeleſen. Mir war der geſtiefelte Kater noch unbekannt, deſto fremdartiger, wunderbarer, aber auch anziehender war mir die leichte Laune, mit welcher Tieck die gewöhnlichen, geringen und doch geſchätzten Anſichten des Lebens und der Kunſt behandelte, und wie mitten durch dieſes übermüthige Spiel die tiefe Sehnſucht und die große Gewalt der Poeſie ſich durchſchlang. Es giebt dichteriſche Klänge aus dieſem wunderbaren Drama, die ſich tief in mein Innerſtes hineingruben, und die noch jederzeit, wenn ſie aus der Erinnerung wiederklingen, mich auf eine heitere Weiſe in die Welt der Poeſie verſetzen. Wie ſelbſt ein Kind, in eine fremde Gegend verſetzt, bewußtlos mit einer Menge von Gegenſtänden vertraut wird, ſo lernte auch ich in dieſer Zeit, welche unendliche Macht der Receptivität in dem innerlich Erlebten, nicht bloß Gedachten ruhe. Es iſt bekannt, wie unglaublich viele Anſpielungen auf vorübergehende Erſcheinungen der damaligen Literatur in Zerbino verborgen liegen. Sie ſind ſo leicht angegeben, ſo ſcheinbar launenhaft, und doch mit ſchneidender Abſichtlichkeit berührt, daß viele jetzt ſchon unverſtändlich ſein werden, weil die Beziehungen, aus welchen ſie entſprangen, vergeſſen ſind.

Der geſtiefelte Kater hat dramatiſche Vorzüge, der Plan iſt einfacher, überſichtlicher, das Ganze klarer und eben deswegen ſchneidender; aber nur zwei Perſönlichkeiten treten hervor, nämlich nur Iffland und Böttiger; ſie ſind freilich deſto bedeutender von der ſtrafenden Laune behandelt. Die verkehrte Welt, das ſpätere Drama derſelben Art, beherrſcht das Material in einem großartigeren Sinne, aber es iſt allgemeiner gehalten, und alle Perſönlichkeit iſt verſchwunden. Vielleicht iſt es eben dieſe Beziehung auf beſtimmte Perſonen, die Tieck bewogen hat, den Zerbino nicht unter ſeine ſpäteren und früheren Werke wieder aufzunehmen. Dieſes Drama fließt, was nicht zu leugnen iſt, auseinander, und die Mannigfaltigkeit der Gegenſtände verhindert die dramatiſche Abrundung. Aber dennoch finden ſich dichteriſche Darſtellungen darin, die zu Tieck's vorzüglichen, aus ſeiner früheren Epoche gehören. Der Reichthum, ja man kann ſagen, die Gründlichkeit der literariſchen Beziehungen der damaligen Zeit machte es für die Kenntniß derſelben zu einem wichtigen Werk. Ein erſchöpfender Commentar zu Zerbino würde in der That eine vollſtändige Ueberſicht der poetiſchen Literatur am Schluſſe des vorigen Jahrhunderts abgeben. Ich kann nicht unterlaſſen, hier einen Beweis von der faſt unglaublichen Gründlichkeit, mit welcher Tieck ſein Thema behandelt hat, zu liefern.

Ich hielt mich im Sommer 1801 im Tharander Bade auf. Die Badegäſte verſchwanden, und ich wollte theils einen Winter im Gebirge zubringen, theils in der Einſamkeit einen literariſchen Gegenſtand bearbeiten. Allmählig tauchten nun die Einwohner des kleinen Städtchens, die während der Badezeit ſich unter den Badegäſten und unter den vielen übrigen Gäſten, die den ſchönen Ort beſuchten, den Sommer über verloren hatten, in der größeren Einſamkeit auf. Ich bewohnte das damalige Badehaus, und hier verſammelten ſich Abends einige Beamte und Gutsbeſitzer aus der Nähe. Unter dieſen war der einſt bekannte Schlenkert, der Verfaſſer von Friedrich mit der gebiſſenen Wange und vieler ähnlicher Romane. Zwei unverheirathete Schweſtern waren die Wirthinnen, Schlenkert ſtellte, ſo zu ſagen, den Wirth vor. Man durfte in ſeiner Gegenwart Tieck kaum nennen, denn Schlenkert kam in Zerbino vor, und fand ſich tief beleidigt. Aber erwar in dieſem kleinen Städtchen nicht der Einzige. Der Prediger des Ortes gehörte zu den damals modernen Aufgeklärten. Ich habe Predigten von ihm gehört, deren Gegenſtand eine populäre Medizin war, andere, die vom Kartoffelbau handelten. Ich fragte ihn einſt, was er ſich dabei dächte, daß die Lichter auf dem Altare angezündet wären, und wie er den Altardienſt mit ſeinen Predigten über Medizin und Ackerbau irgendwie in verſtändigen Zuſammenhang zu bringen vermöchte. Er ſchien faſt verwundert über dieſe Frage, vermied aber eine beſtimmte Antwort, denn Reinhard ſtand damals den ultrarationalen Predigern drohend im Hintergrunde.

Dieſer Mann war nun auch Schriftſteller; er war der Verfaſſer von Robert, oder der Mann, wie er ſein ſoll. Er ward zwar im Zerbino nicht genannt, fand ſich aber dennoch tief verletzt, denn er bezog den Angriff auf den Roman: „Eliſe, oder das Weib wie es ſein ſoll,“ auf ſich. Endlich war auch in der Geſellſchaft ein ältlicher Mann, der ſich als Sekretär einer ökonomiſchen Geſellſchaft angegriffen fühlte. Ich hatte eben Tieck's genauere Bekanntſchaft gemacht, den Sommer mit ihm verlebt, und ergötzte mich, wenn ich die fortdauernden Angriffe auf ihn anhören mußte, die recht eigentlich darauf berechnet waren, die Anſichten, die von Tieck angegriffen wurden, unbefangen und auf die naiv'ſte Weiſe zu enthüllen.

Während nun auf eine ſolche Weiſe das Leben um mich herum ſo reich ſich geſtaltete, ging auch im größeren Kreiſe die Wirkung von Jena aus, und verbreitete ſich mehr und weniger über alle Zweige der Literatur. Die Brown'ſche Lehre in der Medizin, die einen Urgegenſatz der Erregung und der Erregbarkeit auffaßte und mit Scharfſinn hervorhob, hatte einige der berühmteſten Aerzte für ſich gewonnen, und ſie lag der Speculation ſo nahe, daß ſie nothwendig einige deutſche Aerzte zu dieſer hindrängen mußte. Unter dieſen zeichnete ſich beſonders Röſchlaub aus. Mehrere andere Aerzte, die ſpäter hervortraten, ließen es nicht an Beifallsäußerungen fehlen. Irre ich nicht, ſo hörte ich ſchon damals die Namen: Eſchenmaier, Windiſchmann und Görres nennen.

Wenn nun auf eine ſolche Weiſe die Naturphiloſophie vorzüglich die Aerzte in Anſpruch zu nehmen anfing, ſo ſchien auch Fichte, der ſchon ſeit mehreren Jahren in Jena lehrte, wie Gegenſtand der heftigſten Angriffe, ſo auch der Bewunderung zu ſein. Während dieſes Winters machte beſonders der ſpäter berühmt gewordene Brief von Jacobi vieles Aufſehen. Er enthielt jene wunderbare Miſchung von Bewunderung und Widerſtreben, die Jacobi allenthalben bezeichnete, wo von eigentlicher Speculation die Rede war. Die wunderbare Anſicht, daß man ſie kennen und verehren müſſe, ja daß ſie wohl auch dazu tauglich ſei, manchen Aeußerungen einen Hauch von Geiſtreichigkeit mitzutheilen, daß man ſich ihr aber nicht zu ſehr hingeben, am allerwenigſten ſie conſequent ausbilden dürfe, herrſchte in dieſem Briefe vor. Die berühmte Stelle, in welcher er das Recht der ſittlichen Perſönlichkeiten dem Formalismus des Sittengeſetzes gegenüber in Anſpruch nahm, machte damals einen tiefen Eindruck. Ich führe ſie hier an, ſie iſt in ihrer Art klaſſiſch: „Ja ich bin", heißt es, „der Atheiſt und Gottloſe, der dem Willen, der nichts will, zuwider — lügen will, wie Desdemona, ſterbend log; lügen und betrügen will, wie der für Oreſt ſich darſtellende Pylades; morden will, wie Timoleon; Geſetz und Eid brechen, wie Epaminondas, wie Johann de Witt; Selbſtmord beſchließen, wie Otho; Tempelraub begehen, wie David — ja Aehren ausraufen am Sabath, auch nur darum, weil mich hungert, und das Geſetz um des Menſchen willen gemacht iſt, der Menſch nicht um des Geſetzes willen. Denn mit der heiligſten Gewißheit, die ich in mir habe, weiß ich, daß das privilegium aggratiandi ſolcher Verbrechen wider den reinen Buchſtaben des abſolut allgemeinen Vernunftgeſetzes, das eigentliche Majeſtätsrecht des Menſchen, das Siegel ſeiner Würde, ſeiner göttlichen Natur iſt."

Dieſer Brief, wegen des Verfaſſers ſchwacher Augen auf grünes Papier geſchrieben, circulirte, und ward von uns allen in demſelben Sinne geleſen, als er geſchrieben war. Er ward gelobt und hart getadelt, obgleich die Zeit noch nicht gekommen war, in welcher Jacobi, der von ſeinem einſeitigen Standpunkte ſich an allem, was bedeutend in der Philoſophie erſchien, zu reiben ſuchte, und es nicht vergeſſen konnte, daß er eine lange Zeit hindurch als ein einzelnes Exemplar dem gewöhnlichen Philoſophen gegenüber ſtand, und durch geiſtreiche Winke das Urtheil leitete, oder zu leiten vermeinte, Gegenſtand heftiger Angriffe ward.

Was dieſe glückliche Zeit in Jena vorzugsweiſe auszeichnete, war der Fleiß und Ernſt, der in Allen herrſchte; die Ueberzeugung, daß man, um den Gegnern entgegen zu treten, ſie auf ihrem eigenen Boden bekämpfen müſſe, daß man nicht bloß mit leeren Allgemeinheiten, mit geiſtreichen Wendungen ſich begnügen dürfe, daß ein Kampf bedeutungslos werden müßte, wenn er nicht durch Einſicht und Kenntniſſe nachhaltig wäre, durchdrang einen jeden. Diejenigen, die an die Spitze der Zeit traten, hatten ſich ſchon von allen Seiten durch tüchtige Werke ausgezeichnet; ſie hatten ſich, wie auch Leſſing, als er in ſtrenger Oppoſition gegen die herrſchende Literatur hervortrat, ein Bürgerrecht und einen bedeutenden Beſitz in der literariſchen

Welt erworben; es waren Männer, die da wußten, was ſie wollten, die einen eigenen beſtimmten Zweck hatten, den ſie unabläßig verfolgten, und wenn die Kritik hart und ſchneidend die Gegner traf, ſo war es die Macht der in ſich abgeſchloſſenen Gedanken, die Gewalt der eigenthümlichen poſitiven Anſichten, die, gehegt und gepflegt, heranwuchſen, und ſich, jeden Widerſtand überwältigend, Platz machten. Wohl herrſchte in dieſem Kampfe nicht ſelten Uebermuth, aber es war nicht bloß das armſelige Jucken der Oberhaut, das ſich durch Reiben an Anderen Linderung verſchaffen will, und ſich in Aeußerungen ergießt, die nur einen augenblicklichen, ſchnell verſchwindenden Einfluß hervorrufen. Es war nicht eine blaſirte Zeit, die ſich ſtimuliren mußte, um aus der leeren Kraftloſigkeit irgend einen vorübergehenden ſcheinbar lebendigen Effekt hervorzulocken: es war eine kraftvolle, jugendliche, die in allen Richtungen des Daſeins die Spuren des Alles vereinigenden Geiſtes erkannte; es war ein ſprudelndes, ja übermüthiges Leben, nicht die krampfhaften Zuckungen eines Sterbenden. Man beſchuldigte die Verbündeten, beſonders die Gebrüder Schlegel, daß ſie nach Paradoxen jagten: aber mußte nicht Alles, was aus einem Großen und Ganzen ausging, denjenigen fremd, unverſtändlich, paradox erſcheinen, die in der zerſplitterten Vereinzelung des Lebens ſich mit einem geiſtloſen Detail begnügten?

Ich fühlte es, wie der alte Spinoza ſich zu regen und zu bewegen anfing; wie jene ruhende Nothwendigkeit ſich in ihrer urſprünglichen Freiheit ergriff, wie die Subſtanz nicht bloß ſich erkannte, ſondern auch in ihrem Erkennen thätig ward, und eine Welt lebendig zu erzeugen anfing. Auch mich ergriff jene Zeit in allen Richtungen mit einer unendlichen Gewalt; die reiche Natur drängte ſich an mich und ſuchte Verſtändigung. Alte Zeiten wurden neu, längſt verſtorbene Geiſter fingen ein Geſpräch an, und wenn Manches nur halb gehört, ja falſch verſtanden wurde, ſo verſchwanden doch die nicht, die ſich mir einmal genähert hatten, an die ich mich mit Vertrauen wenden konnte, die dem Zweifler eine genügende Antwort zu geben vermochten. Wunderbar aber war es, wie alle Aeußerungen um mich her, ſelbſt wo ſie anſcheinend feindſelig gegen die Religion auftraten, mir niemals ſo erſchienen; vielmehr war es mir, als müßte meine früheſte Jugend, ja Kindheit zurückkehren, als läge in dem, was ich jetzt ſuchte, die friſche, blühende und heitere Natur verborgen, die mich in meiner Kindheit entzückte, als müßten auch bei mir alte Zeiten jung werden. Es ruhete eine tiefe Erinnerung an die ſtille Hingebung der Religion, hinter dem zuverſichtlichen Streben, und als die in ſich ſelbſt ruhende Subſtanz das Antlitz erhob, um ſich blickte und zu ſprechen anfing, war es mir, als ſpräche hinter den Conſtructionen der Vernunft ein Höheres, als blickte hinter den bunten, ja faſt betäubenden Blüten der Poeſie, aller Blumen ſchönſte Blume, als regte ſich in der großen, alles tragiſch vernichtenden, und wieder zum neuen Leben hervorrufenden Geſchichte ein Geiſt, der mächtiger war, als ſie, und ſie mit ihren Staaten, Wiſſenſchaft und Kunſt und uns ſelber, die wir jugendlich und zuverſichtlich uns in Gedanken und großen Entwürfen ergingen, trieb und in Bewegung ſetzte. Wenn ich mich in dieſe Zeit verſetze, ſo erkenne ich eine ſeltſame Aehnlichkeit zwiſchen ihr und dem ſtillen Leben in Roeskilde. Was mich damals beſaß und beherrſchte, hoffte ich jetzt als eigenen Beſitz zu erlangen. Wurde es doch ausgeſprochen als das Letzte, als das Ziel aller Reflexionen: daß dieſe ſich in ihrem eigenen Anfangspunkte erkennen, und in dem ruhigen Reichthume des urſprünglichen geſunden Sinnes ſich ſelbſt in ihrer tiefſten Bedeutung wiederfinden würden.

Jena bildete ſchon lange einen Mittelpunkt der deutſchen Literatur überhaupt. Mit Leſſings Literaturbriefen fing bekanntlich ein friſches geiſtiges Leben in Deutſchland an. Es hatte alle Bedeutung, aber auch alle bloß vorübergehende Kraft einer tüchtigen, ja für ihre Zeit großen Perſönlichkeit: es entſtand jetzt ein größeres Bündniß; es lag dieſem die Ahnung zu Grunde, daß die Geſammtliteratur ſich zu einem Selbſtgeſpräch erheben, daß die zerſtreute Rede einen Vereinigungspunkt finden müſſe; und diejenigen, die, ein jeder für ſich, in ihren beſtimmten Studien beſchäftigt waren, vereinigten ſich, ihre gemeinſchaftliche Stellung zur Wiſſenſchaft zum Bewußtſein zu bringen. Aber dieſe Vereinigung ſollte nun nicht bloß in der Vereinzelung verſchiedener Studien ſtattfinden: auch dieſe verbanden ſich, wenn auch nur äußerlich, zu einem Geſammtwerke, welches Alles, was in den verſchiedenartigſten Wiſſenſchaften ſich regte, in ſeiner Beziehung zu einem allgemeinen Standpunkte der einzelnen, und (wenn auch noch ſo undeutlich) alle Wiſſenſchaften unter einander zuſammenfaſſen ſollte. Nur aus einer ſolchen Ahnung der Einheit aller Wiſſenſchaften läßt ſich die Entſtehung der allumfaſſenden kritiſchen Blätter erklären. In der That war aber dieſer verbündete Geiſt nur einer leichten Ahnung gleich, und wie die flüchtige Begeiſterung der Jugend in der platten Gemeinheit des Lebens ſchnell verhaucht, ſo erſtarb auch die Begeiſterung des Urſprunges unmittelbar in der Ausführung des Unternehmens. Es war unvermeidlich. Denn der lebendige Geiſt der Einheit war den gewählten Organen fremd, und je größer die Zahl derſelben ward, deſto gewiſſer mußte ſich, was ein Lebendiges ſein ſollte, in ein todtes Aggregat verwandeln. So bis zur ſchmählichſten Plattheit verſank die Nicolaiſche allgemeine deutſche Bibliothek, und es iſt eine wahrhaft traurige Erfahrung, daß ein ſolches Unternehmen viele Jahre lang fortgeſetzt, eine Unzahl von Bänden erzeugte, die nirgends eine Spur lebendiger Erinnerung in der fortſchreitenden Zeit hinterließen. Es war eben im Begriff, an langſam herannahender Entkräftung zu ſterben, als eine Zeit anfing, bei welcher ihm der letzte Athemzug ſtocken mußte.

Wie Leſſing früher das Bündniß veranlaßte, aus welchem die allgemeine deutſche Bibliothek hervorging, ſo war Kant, wenn auch nur mittelbar, der Gründer einer zweiten Unternehmung derſelben Art. Leſſing ſtand mächtig und bedeutend, ja geiſtig klar in ſeiner Zeit und beherrſchte ſie dadurch. Er erſchien als ein zuſammenfaſſender Geiſt der zerſplitternden Richtungen der Literatur, während Göthe als ein Fremder, Unverſtandener, mehr hier und da anregend und eine noch unbekannte Zukunft vorbereitend, in der damaligen Gegenwart keine allgemeinere Verbindung hervorzurufen vermochte. Leſſing's Bildung war aber doch zu einſeitig, ſeine geiſtreichſten Aeußerungen blieben zu fragmentariſch, als daß ſie irgend einen nachhaltigen Vereinigungspunkt abgeben konnten. Die allgemeine Literatur-Zeitung ging offenbar von einem mehr umfaſſenden Geſichtspunkte aus. Denn Kant war in ſo fern ein

Philoſoph, als er ſich negativ gegen die Philoſophie verhielt, und ihre Möglichkeit läugnete. Er war ein poſitiver Antiphiloſoph, und ſuchte darzuthun, daß die Zeit Recht hatte, als ſie die eigentliche Wiſſenſchaft innerhalb der Grenzen der Sinnlichkeit einſchloß, und das bloße Raiſonniren von der evidenten Demonſtration trennte. Ich geſtehe, mich nicht erinnern zu können, in wie fern die Kant'ſche Philoſophie einen Einfluß auf die erſten Jahrgänge der allgemeinen Literatur-Zeitung ausübte. So viel iſt gewiß, daß, ſeit Reinhold die Aufmerkſamkeit auf Kant hinzog, dieſes kritiſche Inſtitut vorherrſchend an ſeine Anſichten ſich anſchloß, und dadurch Ruf und Anſehen erwarb. Nicht als wenn alle Mitarbeiter Kantianer geweſen wären, ſondern nur, in ſo fern als Kants Anſichten da, wo eine ſcheinbare Annäherung zur Philoſophie zur Sprache kam, als ein entſcheidender und richtender Maaßſtab galten. Daß man nun endlich die Grenzen des menſchlichen Erkennens entdeckt und beſtimmt habe, daß man bei allen höheren geiſtigen Intereſſen ſich einer ſubjectiven Meinung, wie ſie einem eben am bequemſten entgegen kam, unbedingt hingeben könne, weil doch keiner irgend etwas Genügendes zu leiſten vermöchte, war der literariſchen Maſſe eben recht. Dieſes kritiſche Inſtitut ward troz ſeiner neuen Vereinigungspunkte, dem Geiſte nach der allgemeinen deutſchen Bibliothek immer ähnlicher. Allerdings erſchienen in ihr Kritiken, die von großer Bedeutung waren; wenn nämlich die Virtuoſen einzelner Fächer ſich vernehmen ließen. Aber ſolche Kritiken waren dem Geiſte des Inſtituts durchaus fremd, und ſtanden unter den übrigen völlig vereinzelt da. Mögen doch auch einzelne ſolcher Recenſionen in der allgemeinen deutſchen Bibliothek vergraben liegen: mir ſind ſolche alte Kritiken völlig unbekannt, denn ſie lebten und ſtarben mit der Maſſe, der ſie ſich hingegeben hatten. Sie würden ſich länger erhalten und größere Bedeutung erlangt haben, wären ſie in Zeitſchriften, den einzelnen Wiſſenſchaften gewidmet erſchienen. Kritiken ſolcher Art, die in der allgemeinen Literatur-Zeitung während meines Aufenthaltes erſchienen, oder erſchienen waren, erregten ein allgemeines Intereſſe; ſo mehrere von A. W. Schlegel, ſo Schillers Beurtheilung von Klopſtock und Bürger, wenn dieſe gleich in mancher Rückſicht getadelt wurden; ſo endlich Stieglitz Kritik des Brown'ſchen Syſtems, die von Schelling ſehr geſchätzt wurde.

Allerdings war der Geiſt, der in der Literatur-Zeitung herrſchte, den neueren Beſtrebungen in der Philoſophie und dem Geiſte, der ſich von dieſer aus in allen Wiſſenſchaften regte, völlig entgegengeſetzt. Beſchränkte Naturforſcher glaubten durch leicht hingeworfene und verwerfende Beurtheilung Schellings Beſtrebungen, eine Naturphiloſophie zu begründen, wie ſie in den „Ideen zu einer Philoſophie der Natur" erſchienen, leichthin und auf immer beſeitigen zu können. Es erſchien ihnen um ſo leichter und natürlicher, da ſie von der geiſtigen Macht, die in der Schelling'ſchen Speculation ruhte, auch nicht die leiſeſte Ahnung hatten. Aber dennoch mochte Schelling, wie A. W. Schlegel, die Hoffnung, dieſes Inſtitut für ſich zu gewinnen, nicht aufgeben. Die Schlegel'ſchen Kritiken hatten große Aufmerkſamkeit erregt; Schlegel ſelbſt war ſchon vor vielen Jahren als junger Mann von **Bürger** durch ein Gedicht begrüßt, welches ſeine zukünftige literariſche Bedeutung weiſſagte. Er durfte vorausſetzen, daß man ihn als Mitarbeiter ungern entbehren wollte. Auch mit

Fichte war die Literatur-Zeitung in ein bedenkliches Verhältniß gerathen. Eine ſeiner früheren Schriften, die wohl auch ſeinen Ruf nach Jena veranlaßt hatte, „die Kritik aller Offenbarungen", war in der allgemeinen Literatur-Zeitung ſehr pomphaft angekündigt, in der Vorausſetzung nämlich, daß Kant ſelbſt der Verfaſſer der anonym erſchienenen Schrift ſei.

Meine Freunde, mit den äußeren Verhältniſſen der deutſchen Literatur wohl bekannt, wußten den Werth eines ſolchen, einmal gegründeten Inſtitutes, wohl zu ſchätzen. Die Literaturzeitung beſaß eine große Autorität; kein Blatt ähnlicher Art konnte ſich mit dieſer meſſen. Es war durch Anſehen und Dauer befeſtigt, durch zweckmäßige Geſchäftsordnung begründet, und die ausgezeichnetſten Gelehrten Deutſchlands benutzten gern ein ſolches Inſtitut, wenn ſie ſich öffentlich lobend oder tadelnd über Schriften, die einiges Aufſehen machten, äußern wollten. Zwar waren Talente, Bildung, und ſelbſt Anſichten der Recenſenten höchſt verſchieden; aber das Publikum gewöhnt ſich leicht, ein ſolches Inſtitut als eine moraliſche Perſon zu betrachten, und ſelbſt, was ſich widerſpricht, glaubt man, wenn es in demſelben Blatte erſcheint, müſſe doch irgendwie aus demſelben Geiſte entſprungen ſein. Eine gute Recenſion verbreitet ein Licht über viele ſchlechte; man gewöhnt ſich, was in einem ſolchen kritiſchen Blatte gelobt iſt, als etwas Lobenswerthes zu betrachten, und nicht bloß für diejenigen, die eine Meinung ſuchen und ſich mit der gefundenen beruhigen, ſelbſt auf die Behörden, die das Schickſal der Schriftſteller in ihrer Hand haben, übt es einen großen Einfluß aus. Profeſſoren haben ihren Ruf und ihre Anſtellung erhalten, weil ſie dort gelobt wurden. Und ein Grund, warum Schellings Anſtellung eine ſo große Oppoſition in Jena fand, lag zum Theil darin, daß er gegen die Sentenz dieſes höchſten Tribunals berufen wurde; wahrſcheinlich durch Göthe's Einfluß. Es war daher nicht zu verwundern, daß dieſes Blatt auch für diejenigen (zwar nur wenigen) ausländiſchen Gelehrten, die ſich eine Vorſtellung von der deutſchen Literatur verſchaffen wollten, eine faſt ausſchließliche Autorität war. Daß indeſſen große Talente Anhänger fanden, dieſem Inſtitute zum Trotz, war eben ſo natürlich. Obgleich W. Schlegel's Kritik über Hermann und Dorothea in der Literaturzeitung erſchien, kann man doch nicht behaupten, daß dieſe Zeitung im Ganzen ſich an Göthe anſchloß. Durch die verwickelten Verhältniſſe, in welche ſie verflochten wurde, ſah ſie ſich oft gezwungen, Kritiken aufzunehmen, die ſie lieber abgewieſen hätte. Außer der erwähnten Schlegelſchen Kritik iſt kaum eine über Göthe in der Literatur-Zeitung erſchienen, und es mußte auffallen, daß Wilhelm Meiſter gar nicht recenſirt wurde; ob es ſpäter geſchehen iſt, weiß ich mich nicht zu erinnern.

Der Verſuch A. W. Schlegels und Schellings, ſich an die Literatur-Zeitung anzuſchließen, mußte dieſem Inſtitute ſehr bedenklich ſcheinen. Bei der Entſchiedenheit, mit welcher dieſe Männer und ihre Feinde hervortraten, konnte das Blatt mit einer völligen Umwandlung ſeiner ganzen Grundlage bedroht werden, und es ſtand zu befürchten, daß viele der Mitarbeiter, die den Ruf deſſelben begründeten, ſich zurückziehen und dadurch ſelbſt die Exiſtenz des Blattes gefährden würden. Dieſer Verſuch aber zog mich nun eben in den Kampf der mir bis dahin völlig gleichgültigen, äußeren Verhältniſſe der Literatur hinein. Eine frühere Recenſion der Schelling'ſchen

Ideen war ſo evident ſchlecht, daß die Redactoren der Zeitung wohl ſelbſt dazu gebracht wurden, es anzuerkennen. Schelling hatte den Wunſch geäußert, daß ich die Beurtheilung ſeiner Schriften übernehmen möchte. Ich erfuhr es durch Schlegel, der mich zugleich verſicherte, daß Hufeland auf Schellings Vorſchlag einzugehen verſprochen hatte. Man kann ſich leicht denken, wie angenehm mir ein ſolches Anerbieten in meiner damaligen Lage ſein mußte. Es erweckte eine Zuverſicht, die mir Muth gab, und mich erhob. Daß ich mich ſelbſt thätig und auf eine für mich ſo ehrende Weiſe in die Mitte der geiſtigen Gährung, die mich aus meinem Vaterlande nach Deutſchland gezogen hatte, verſetzt ſah, überraſchte mich faſt. Indeſſen verging eine geraume Zeit, ohne daß ich irgend Etwas erfuhr. Endlich redete mich Hufeland, als wäre es ein zufälliges Geſpräch, an: „Sie ſind doch", ſagte er, „überzeugt, daß man in der Naturphiloſophie nicht weiter gehen kann und darf, als Kant in ſeiner Metaphyſik der Naturwiſſenſchaft einerſeits, und in der Kritik der teleologiſchen Urtheilskraft andrerſeits gegangen iſt." — „Keineswegs", antwortete ich ſehr entſchieden, indem ich die Abſicht dieſer Frage wohl einſah. „Die Grenzen, welche Kant für unüberſteiglich anſah, machen vielmehr eine jede Naturphiloſophie unmöglich, und Schelling hat ſie mit Recht überſchritten.“ Das Geſpräch ward abgebrochen, und ich konnte überzeugt ſein, daß ich von der Literatur-Zeitung nicht zum Recenſenten erwählt werden würde. Als mich Schlegel nun ſpäter fragte, ob Hufeland nicht mit mir geſprochen hätte, konnte ich ihm freilich nur dieſes Geſpräch erzählen, und mußte es wohl, da er der Vermittler in dieſer ganzen Sache war. Durch ihn erfuhr es Schelling, und Schlegel ward in ſeinem ſchon gefaßten Entſchluſſe, jede Verbindung mit der Literatur-Zeitung aufzugeben, beſtärkt. Man ſah ein, daß man mit dieſem Inſtitut einen entſchiedenen Kampf wagen mußte, der in der That auch, der Lage der Sache nach, unvermeidlich war. Schlegels Angriff erſchien in dem Athenäum, und Schelling forderte mich ſelbſt auf, eine Beurtheilung ſeiner Schriften auszuarbeiten, die er in einer Zeitſchrift für ſpeculative Phyſik, deren Herausgabe er beſchloſſen hatte, abdrucken laſſen wollte. Indeſſen näherte ſich die Zeit meiner nothwendigen Abreiſe von Jena. Ich mußte nach

Freiberg reiſen; ich durfte mich nicht länger als ein halbes Jahr in Jena aufhalten, und ſo angenehm und anregend mein Umgang hier war, ſo ſah ich doch ein, daß ich hier die Ruhe nicht würde finden können, die für ſelbſtändige Productionen nothwendig war. Ich hatte beſchloſſen, über Berlin zu reiſen; ich wollte aber auch nur die Stadt kennen lernen.

In Jena galt freilich Berlin ſehr wenig, und auch für mich hatte dieſe Stadt in geiſtiger Rückſicht nicht viel Anziehendes. Die Dürftigkeit der Gegend, die Poeten in der Mark, die Berliner Aufklärung, die Jeſuitenriecherei Bieſters und Nicolais, und die allgemeine deutſche Bibliothek bildeten ein Aggregat von, in meinen Augen, Geringem und Armſeligem, welches mich nach Allem, was ich hörte und vernahm, von einem längern Aufenthalt in Berlin abſchrecken mußte. Leſſing, hörte ich, konnte in Berlin keine Stelung finden; Göthe hatte eine Scheu vor Berlin und war, wie wir glaubten, nie da geweſen; meine ganze Umgebung ſchätzte den dort herrſchenden Geiſt gering. Um die politiſchen Verhältniſſe des Landes bekümmerte ich mich damals nicht, und militäriſche Uebungen und Wachtparaden waren mir, der ich unter dem

Militär erzogen war, von meiner frühesten Kindheit an zuwider: und dennoch gehörten drei Männer, die ſich dort aufhielten, zu den Verbündeten, und obgleich Jena freilich äußerlich thätiger, mußte mir Berlin deshalb wichtig erſcheinen. Hier lebte Schleiermacher, freilich in einer unbedeutenden Stellung als Charité-Prediger. Er war mir nur als Mitarbeiter des Athenäums damals bekannt. Hier hielt ſich Friedrich Schlegel auf, und Tieck war ein geborner Berliner.

Aber ein bedeutendes Ereigniß fand noch ſtatt, ehe ich Jena verließ. Vom ſächſiſchen Hofe aus und durch den Theologen Reinhard ward, wie bekannt, Fichte als Atheiſt angeklagt. Dieſes ganze Ereigniß iſt ſo öffentlich geworden, ſelbſt in der neueren Zeit wieder verhandelt, daß es überflüſſig erſcheint, es hier ausführlicher zu erwähnen. Die Veranlaſſung war bekanntlich ein Aufſatz von Forberg in Niethammers Journal, über die ſittliche Weltordnung. — Fichte nahm die Verantwortlichkeit dieſes Aufſatzes auf ſich. Die genauere Geſchichte findet man in Fichte's von ſeinem Sohne verfaßter Biographie. Welchen Eindruck dieſes Ereigniß auf uns machte, kann man ſich denken; wir waren empört, wir glaubten darin ein Attentat gegen den Geiſt freier Unterſuchungen zu erkennen; mit jenen, durch das Religionsedikt berüchtigten zu vergleichen. Fichte benahm ſich feſt und würdig. Als er zu einer Erklärung über ſeine Lehre aufgefordert wurde, äußerte er zugleich, daß weſentliche Beſchränkungen in ſeiner Lehrfreiheit ihn beſtimmen würden, Jena zu verlaſſen. Die Antwort aus Weimar enthielt einen Verweis über die unvorſichtige Art, mit welcher er ſich über die heiligſten Gegenſtände geäußert hätte, und eine Ermahnung, künftig in ſeinen Aeußerungen vorſichtig zu ſein. Es war, wie man ſah, die Abſicht des Weimarſchen Hofes, der Sache die Wendung zu geben, als wenn Fichte ſeinen Abſchied genommen hätte. Seine Entfernung von Jena war wohl unvermeidlich. Der Weimarſche Hof fand ſich durch die Aufforderung aus Dresden nicht allein, ſondern auch durch die übrigen Sachſen-Erneſtiniſchen Häuſer, die wenigſtens in einer ſolchen Sache einen Einfluß auf die Geſammt-Univerſität ausübten, gefeſſelt. Der Hof deutete nun den Verweis ſo, als wenn er zu gleicher Zeit den Entſchluß Fichte's, ſeinen Abſchied zu nehmen, hervorrufen müßte. Als nun aber Fichte erklärte, daß dieſer ihm ertheilte Verweis nicht von der Art ſei, daß er ihn bewegen könnte, ſeinen Abſchied zu fordern, ſah man ſich in Weimar genöthigt, ihm den Abſchied zu geben, den er nicht nehmen wollte. In dieſer Zeit, während alle Gemüther in Bewegung waren, erklärte ſich beſonders Paulus für Fichte. Ich erſchien oft in ſeinem Hauſe, und es wurde lebhaft beſprochen, ob es nicht gut und nützlich wäre, wenn man ein Geſuch der Studirenden veranlaßte. Faſt die ganze Anzahl derſelben war aus der Fremde; Fichte's Celebrität hatte einen großen Theil der Studirenden herbeigezogen; und es konnte ſcheinen, als hätten dieſe ein Recht, die Erhaltung des Lehrers, der ſie hergezogen hatte, zu fordern. Ich entwarf ein ſolches Geſuch, in welchem Fichte's große Verdienſte hervorgehoben, und das vermeintliche Recht der Studirenden ausgeſprochen wurde. Dieſen Entwurf brachte ich zu Paulus; mit wenigen Veränderungen ward er genehmigt, und ich zweifelte nicht, daß es mir vorzüglich durch meinen Landsmann Malte Müller, der auf viele Studirende einen großen Einfluß ausübte, gelingen würde, eine große Menge Unterſchriften zu erlangen.

Indeſſen ward von Weimar aus ein ähnlicher Weg eingeſchlagen. Es ward ebenſo ein Geſuch im Namen der Studirenden entworfen, in welchem man den Herzog erſuchte, Fichte für die Univerſität zu erhalten. Aber das Geſuch enthielt zugleich das Geſtändniß, daß Fichte ſich mit tadelnder Unvorſichtigkeit in ſeinen Vorleſungen geäußert habe, und man flehe die ſchonende Gnade des Herzogs für den ſonſt verdienſtvollen und geliebten Lehrer an. Ein Student B. aus Rügen erhielt durch Hufeland dieſes Geſuch, und es wurden ihm ſolche Gründe vorgelegt, aus welchen er ſchließen konnte, daß Fichte ſelbſt mit dieſer Art der Abfaſſung nicht ganz unzufrieden wäre. Eifrig bemüht, Fichte auf irgend eine Weiſe nützlich zu ſein, ſuchte er nun unabläßig Unterſchriften zu ſammeln, und es gelang.

Ein junger Mann, dem ich das von mir entworfene Geſuch übergeben wollte, damit er in den Hörſälen, oder wo ſonſt Studirende verſammelt waren, es zum Unterſchreiben vorlegen könne, trat eilig herein. Er hatte das, ganz in anderem Sinne entworfene Geſuch ſelbſt geleſen. B. trug es herum, eine Menge Unterſchriften hatte der Freund ſchon geſehen, und die Studirenden machten durchaus keine Umſtände, ihre Namen hinzuzeichnen. Ich erſchrak, nahm den Entwurf und lief umher, um B. zu ſuchen, der mir bekannt war, ſo wie ſeine gute Geſinnung; ich traf ihn nach kurzer Zeit auf der Straße, eilig von einem Hauſe zum andern laufend, und zog ihn in eine Hausthür hinein. Ich war im höchſten Grade aufgeregt, ſtellte ihm vor, wie durch das Geſuch, welches er herumtrug, den Gegnern Fichte's der Sieg zugeſtanden würde, zeigte ihm meinen Entwurf, ſagte ihm, wie ich dieſen dem Profeſſor Paulus mitgetheilt hatte, und es gelang mir leicht, den braven jungen Mann zu gewinnen, um ſo mehr, da ich ihm die Quelle nannte, aus welcher ſein Geſuch gefloſſen war, und ihn mit der Lage der Verhältniſſe bekannt machte. Er war nun ganz für unſere Sache gewonnen, drang in die am meiſten beſuchten Auditorien hinein, geſtand freimüthig ſeinen Irrthum, und es war ihm leicht, die jungen Männer für den kühneren Entwurf zu gewinnen. Nachmittags deſſelben Tages lag mein Entwurf mit mehreren hundert Unterſchriften vor mir, und zwei Deputirte reiſ'ten noch denſelben Tag nach Weimar, ihn dem Herzoge zu überreichen. Hufeland (der Juriſt) hatte das, im Sinne der Gegner abgefaßte Geſuch aus Weimar erhalten, oder ſelbſt entworfen; durch ihn hatte es B., wie ich wußte, bekommen. Ich war den Abend zu ihm eingeladen, fand ihn verdrießlich, und will nicht läugnen, daß ich eine Art heimtückiſcher Freude fühlte, weil ich die Quelle ſeines Verdruſſes zu kennen glaubte. Erſt vor einigen Jahren, als ich das Leben Fichte's las, erfuhr ich mit Erſtaunen, daß zwei Bittſchriften abgegangen waren. Es muß alſo den Gegnern doch gelungen ſein, auch Unterſchriften zu gewinnen.

Ich erwartete durchaus keinen Erfolg von der Bittſchrift. Nach einigen Tagen wurden die Studirenden von dem Prorector (Loder) vorgeladen; er hatte als Prorector den Auftrag, ſie über die Lage der Sachen im Sinne des Hofes zu belehren, und ihnen klar zu machen, wie Fichte ſelbſt durch die Schritte, die er gethan hatte, ſeine Entlaſſung herbeigeführt.

Dieſes Ereigniß ward mir in mehr als einer Rückſicht höchſt wichtig; zwar ſah ich Fichte nicht oft, meine Studien, mein ganzes Denken entfernte mich vielmehr von ihm, aber er war mir lieb und theuer, und die Strenge ſeines ſittlichen Gefühls, wie es Grundlage ſeiner ganzen Philoſophie geworden war, erwarb ihm meine hohe Achtung. Man ward, wenn man mit ihm zuſammen war, leicht aufgefordert, mit ihm über ſeine Philoſophie zu reden, ja ihm heftig zu widerſprechen. Gegen die Härte ſeiner formellen, abſoluten, ſittlichen Wahrheit hatte ich viel einzuwenden; noch früher als der erwähnte Brief von Jacobi angekommen war, hatte ich mit ihm einen heftigen Streit, denn das **Fiat justitia, pereat mundus**, der abſolute Sieg formeller Sittlichkeit, war mir grauenhaft. Als ich hörte, wie er den Satz: man dürfe unter keiner Bedingung eine Unwahrheit ſagen, behauptete, wagte ich es, ihm folgendes Verhältniß entgegen zu ſtellen: Eine Wöchnerin iſt gefährlich krank, das Kind, ſterbend, liegt in einer anderen Stube; die Aerzte haben entſchieden erklärt, daß eine jede Erſchütterung ihr das Leben koſten wird. Das Kind ſtirbt — ich ſitze am Krankenlager meiner Frau, ſie fragt nach dem Befinden des eben geſtorbenen Kindes: die Wahrheit würde ſie tödten; ſoll ich ſie ſagen? — „Sie ſoll", antwortete Fichte, „mit ihrer Frage abgewieſen werden." — „Das heißt," erwiderte ich, „auf das Beſtimmteſte ſagen: ihr Kind ſei todt. Ich würde lügen," rief ich beſtimmt, und Thränen traten mir in die Augen, weil ich mich einer ſolchen Scene, die ich erlebt hatte, erinnerte, „und ich nenne ganz entſchieden dieſe Lüge eine Wahrheit, meine Wahrheit." — „Deine Wahrheit?", rief Fichte entrüſtet, „eine ſolche, die dem einzelnen Menſchen gehört, giebt es gar nicht; ſie hat über Dich, Du nicht über ſie zu gebieten. Stirbt die Frau an der Wahrheit, ſo ſoll ſie ſterben." Ich ſah die abſolute Unmöglichkeit ein, mich mit ihm zu verſtändigen; ihm klar zu machen, daß die abſolute formelle Liebloſigkeit die tiefſte Lüge des perſönlichen Daſeins wäre, würde mir doch unmöglich ſein. Fichte ſelbſt war bei aller ſcheinbaren Härte ſeiner Lehre der gütigſte Menſch; ich war überzeugt, daß er unter den angegebenen Verhältniſſen ſelbſt lügen würde, und ſchwieg. Und dennoch habe ich Gelegenheit gehabt, in viel ſpäteren Jahren meine damals ausgeſprochene Anſicht mit einer Conſequenz ausführen zu ſehen, die mich höchſt bedenklich machte.

Ich hatte nun das Seltſame erlebt, einen Mann, den ich achtete und liebte, als Atheiſten angeklagt und von ſeinem Lehramte vertrieben zu ſehen. Was, wenn ich es als ein längſt verfloſſenes Ereigniß früherer Jahrhunderte vernahm, mich erſchütterte, geſchah jetzt unter meinen Augen, ja in dem engen Kreiſe meiner nächſten Umgebung. Da erwachte alle frühere Erinnerung meiner Kindheit, und ich fragte mich ſelbſt, ob der Vorwurf, der den geachteten Philoſophen traf, völlig grundlos wäre oder nicht? Daß die Fichte'ſche Lehre die conſequent durchgeführte Kantiſche war, ſah ich wohl ein. Die Gegenſtände des ſichern Erkennens gab nur die Erſcheinung; die Philoſophie aber ſuchte die Wahrheit. Das ſittliche Gefühl und ſein Ausdruck, das Gewiſſen, war eben ſo wohl, wie Zeit, Raum und Kategorie, eine nie abzuweiſende Thatſache des Bewußtſeins, nur mit dem bedeutenden Unterſchiede, daß der Inhalt des Gewiſſens nicht eine Erſcheinung, vielmehr ein An-Sich genannt werden mußte. Zwar konnte man von der Sittlichkeit nicht behaupten, daß ſie ſei in dem Sinne, in welchem Gegenſtände ſind, ſie blieb vielmehr ein Sollen, ein ewig ſich erneuerndes Poſtulat; aber als ſolches war ſie keine Erſcheinung, ſondern ein An Sich, ja offenbar das einzige und abſolute. Dieſes ſchlechthin Wahre kömmt uns nicht von Außen, es iſt nur als eigene That.

Ich erinnere mich, wie Fichte in einem engen vertrauten Kreiſe uns die Entſtehung ſeiner Philoſophie erzählte, und wie ihn der Urgedanke derſelben plötzlich überraſchte und ergriff. Lange hatte ihm vorgeſchwebt, wie ja die Wahrheit in der Einheit des Gedankens und des Gegenſtandes läge; er hatte erkannt, daß dieſe Einheit innerhalb der Sinnlichkeit niemals gefunden werden konnte, und, wo ſie hervortrat, wie in der Mathematik, erzeugte ſie nur einen ſtarren unlebendigen Formalismus, dem Leben, der That völlig entfremdet. Da überraſchte ihn plötzlich der Gedanke, daß die That, mit welcher das Selbſtbewußtſein ſich ſelber ergreift und feſthält, doch offenbar ein Erkennen ſei. Das Ich erkennt ſich als erzeugt durch ſich ſelber, das denkende und das gedachte Ich, Erkennen und Gegenſtand des Erkennens, ſind eins, und von dieſem Punkte der Einheit, nicht von einer zerſtreuenden Betrachtung, die Zeit und Raum und Kategorieen ſich geben läßt, geht alles Erkennen aus. Wenn Du nun, fragt er ſich, dieſen erſten Act des Selbſterkennens, der in allem Denken und Thun der Menſchen vorausgeſetzt wird, der, in den zerſplitterten Meinungen und Handlungen verborgen liegt, rein für ſich heraushöbeſt, und in ſeiner reinen Conſequenz verfolgteſt, müßte nicht in ihm, aber lebendig thätig und erzeugend, dieſelbe Gewißheit ſich entdecken und darſtellen laſſen, die wir in der Mathematik beſitzen?

Dieſer Gedanke ergriff ihn mit einer ſolchen Klarheit, Macht und Zuverſicht, daß er den Verſuch, das Ich als Prinzip der Philoſophie aufzuſtellen, wie bezwungen, von dem in ihm mächtig gewordenen Geiſte, nicht aufgeben konnte. So entſtand der Entwurf einer Wiſſenſchafts-Lehre und dieſe ſelbſt. In den Buchhändler-Ankündigungen dieſer Schriften ward es ausgeſprochen, daß die Wiſſenſchafts-Lehre für die Philoſophie das werden ſollte, was Euklid für die Mathematik war. Ich glaube nicht, daß dieſe Aeußerung jemals, als von ihm ſelbſt ausgeſprochen, laut geworden iſt: aber nachdem ich jene Geſchichte der Entſtehung ſeiner Philoſophie vernommen hatte, halte ich mich für überzeugt, daß dieſer, in den

Anzeigen geäußerte Gedanke durch ihn ſelbſt veranlaßt war, und ſeine erſten Hoffnungen am reinſten ausdrückte.

Wenn man Fichte's Bildung aus der Kantiſchen Philoſophie heraus bedenkt, ſo kann man nicht daran zweifeln, daß das abſolute Sittengeſetz, die reine Vorausſetzung, das Leitende und Ordnende der erzeugenden Selbſtthat des Ichs ſein, und daß dieſes ihm während der Entwickelung ſeiner Philoſophie immer klarer werden mußte. Freilich, wie das Sittengeſetz, welches nur ein Poſtulat war, das nur eine Bedeutung hätte, indem es ſich zu verwirklichen ſuchte, ohne ſelbſt wirklich zu ſein, dazu käme, das Ordnende, eine Denkthätigkeit zu ſein, die doch nur ihre Bedeutung hätte, inſofern die innere Uebereinſtimmung mit ihr ſelbſt eine Selbſtthat wäre, blieb völlig unbegreiflich. Aus dieſer Unbegreiflichkeit entſprangen erſt alle Begriffe. Und ſo hatte Fichte ein heiliges Geheimniß, welches unerklärbar ſeiner Philoſophie zum Grunde lag, ein Geheimniß, welches durchaus unzugänglich und prädicatlos war; und es mußte ihm vor allem wichtig ſein, alle Prädicate, durch welche er in die Sphäre des Erkennbaren und Erklärbaren hinein gezogen wurde, von dieſem verborgenen Grunde auszuſcheiden. Das war Fichte's Gott. Ich erkannte dies ſehr wohl, und die Beſchuldigung des Atheismus, wie ſie jetzt Fichte traf, war mir ein trauriges Zeichen der armſeligen Oberflächlichkeit der Zeit; vielmehr der Gott, den man mehr fürchtete, als anbetete und liebte, und nicht einmal fürchtete, ſondern in eine ferne Unendlichkeit hineinſchob, wo er ſich hinter Geſetzen verbarg, denen er ſich, wie uns, unterworfen hatte, kam mir neben dem erhabenen geheimnißvollen Gott der Sittlichkeit unbedeutend und kümmerlich vor. — Und dennoch ſagte ich mir, im Stillen grübelnd: das iſt nicht der Gott Deiner Kindheit, den Du verloren haſt und den Du ſuchſt.

Aber es war nicht bloß dieſe Ahnung eines tieferen göttlichen Daſeins, die mich von Fichte trennte, auch in einer anderen Richtung ward er mir jetzt entſchieden entfremdet. Wohl war mir die Trennung der theoretiſchen von der praktiſchen Philoſophie durch Kant, die zugeſtandene Unwahrheit der erſteren, die leere Allgemeinheit der letzteren in der innerſten Seele zuwider; aber die Welt behielt doch nicht allein, dem Mechanismus der Kategorieen unterworfen, eine ſinnliche, ſondern auch teleologiſch betrachtet, eine höhere, wenn auch verborgene Wirklichkeit. Durch Fichte ging auch dieſe rein verloren. Es war mir nach meiner Art ſeltſam zu Muthe, wenn ich mir ſeine Anſchauungsweiſe dachte; er mußte keinen Baum, kein Thier, am allerwenigſten eine reiche Gegend jemals lebendig aufgefaßt haben. Daß nicht allein in den menſchlichen Gedanken und Thaten, ſondern auch in jener reichen Fülle von Bildungen, Entwickelungen und Geſtalten das eigentliche innerſte, geiſtige Myſterium unſeres Daſeins verborgen läge und erkannt werden müßte, ſchien ihm völlig fremd geblieben zu ſein. Was Kant noch als Erſcheinung gelten ließ, ward ihm eine bloße Negation, Alles nämlich, was nicht das Ich wäre, und an welchem ſich das Ich erſt manifeſtiren ſollte. Die Erſcheinung blieb, und zwar in ihrer ganzen Härte, aber bloß um ſich abweiſen, dann beherrſchen, und in ein Ich durch das Ich verwandeln zu laſſen. Der Knecht eines unbegreiflichen Geſetzes verwandelt ſich in den Titan der Selbſtbeſtimmung, und in den Schöpfer Himmels und der Erden. Eine ſolche Philoſophie war mir nun völlig fremd, und je genauer ich ſie kennen lernte, deſto mehr mußte ich ſie von mir abweiſen.

Die Schelling'ſche Identitäts-Lehre, die Einheit des Subjects und Objects ſchlechthin angenommen, wie ſie das ganze Daſein umfaßt, lag mir, wie ich durch Spinoza gebildet war, natürlich näher.

1799.

Reiſe nach Freiberg.

Berlin.

Ich trennte mich nicht ohne Schmerzen von Jena, und obgleich meine Verbindung mit den bedeutenden Männern in dieſer Stadt zu innig war, um durch die Entfernung aufgehoben zu werden, fühlte ich doch, wie viel ich verlor. Ich reiſte über Weimar, ich beſuchte Goethe, der mich mit ermunternden Worten entließ, obgleich ich einige Verlegenheit in ſeinem Benehmen zu ſpüren glaubte. Er ſchien mit der Rolle, die ich in der Fichteſchen Sache geſpielt hatte, nicht unbekannt zu ſein, und der Hof ſelbſt fand ſich offenbar in einer unangenehmen

Klemme; auf der einen Seite durch die freie ungehemmte Entwickelung des wiſſenſchaftlichen Geiſtes, deren allgemein anerkannter und geprieſener Beförderer er war, aufgefordert, ja wohl auch innerlich geneigt, den Philoſophen zu ſchützen; andererſeits durch die höchſt bedenkliche Beſchuldigung, die der Herzog, ſeine Umgebung, ja ſelbſt Goethe in ihrem eigentlichen Unwerthe nicht zu durchſchauen vermochten. — Durch die dringende Aufforderung aller ſächſiſchen Höſe geängſtigt und gequält, ließ man zwar Fichte fallen, aber eine gewiſſe Scham vermochte man doch nicht zu unterdrücken. Fichte der Jüngere hat die Stellen aus Goethe's Erinnerungen aus ſeinem Leben, und andere briefliche Aeußerungen, aus welchen die Verlegenheit des Weimarſchen Hofes klar wird, und beſonders die innere Qual, die Goethe empfand, klar genug dargeſtellt.

Als ich Goethe verließ, ſchwebten mir die Verhältniſſe, aus welchen ich mich jetzt losgeriſſen hatte, lebhaft vor Augen; eine dunkle Ahnung, als wenn die dort eben aufgeſchloſſene Blüte im Begriff wäre, die bunten Blätter und die Düfte allen Winden preiszugeben, befiel mich mit unendlicher Wehmuth.

Ich reiſte über Leipzig nach Halle, und überſchritt jetzt zum erſtenmale die Grenze Preußens. In dem Vaterlande, wo wir mit allen Verhältniſſen des Landes von Kindheit auf vertraut ſind, wo wir mit dieſen heranwachſen, gehören ſie mehr oder weniger zu unſerem Daſein, und der Druck mancher beſchwerlichen Einrichtung wird, durch die Gewohnheit abgeſtumpft, kaum gefühlt. Man wird ſich erinnern, daß in Dänemark keine Cenſur herrſcht, mit unbefangener Freimüthigkeit konnte man Verfügungen der Regierung und Behörden tadeln: dieſe Freiheit ward nicht ſelten Frechheit. Ich ſelbſt hatte noch in keinem untergeordneten Verhältniß gelebt, ich war noch nie unter den Bittenden erſchienen, hatte in keinem Vorgemache gewartet, kein demüthiges Geſuch war mir abgeſchlagen; ich hatte Armuth und die Stellung einſamer Verlaſſenheit, aber nicht die beſchwerliche Unterwürfigkeit kennen gelernt. Selbſt mein vorübergehendes Verhältniß zu einem in meinem Vaterlande mächtigen Manne ſtellte ſich ſchnell als ein freundſchaftliches, ja vertrauliches. Ich hatte in großen Handelsſtädten und auf Univerſitäten gelebt. Die Macht der Reichen ſtand mir fern, drückte mich nicht; mit den Gelehrten ſtellte ich mich auf gleichen Fuß, und die Unterordnung der Stände war mir nie drückend geworden. So war ſchon von meiner frühen Kindheit an, durch alle Verhältniſſe des Lebens ein Gefühl der freien Unabhängigkeit mir geblieben, und es wurde durch die Ereigniſſe der Reiſe, durch die Beſchäftigung mit der Natur und der Geſchichte nur noch mehr genährt. In Leipzig, wo ich mich nur ein paar Tage aufhielt, traf ich Malte Brun, der mich mit ſeinem demagogiſchen Gerede langweilte. Er hatte Dänemark als ein Vertriebener verlaſſen; er war auf der Reiſe nach dem freien Frankreich, wo er ſich in Paris eine Stellung zu verſchaffen ſuchen wollte. Aber ſeine Vorſtellungen von Preußen blieben nicht ohne Eindruck auf mich. Er ſtellte es mir als ein knechtiſches Land dar: die große Armee wäre, meinte er, nicht bloß gegen die Feinde des Landes, ſondern noch mehr zum Druck der Einwohner bewaffnet; die Ariſtokratie drücke durch ihren Stolz, die Beamten durch Hochmuth. Das Vaterland wäre der Stock. Ich ſelbſt hatte ſo viel von dieſen Verhältniſſen gehört, daß mir der Athem ſtockte, als ich mich den Grenzen des Landes näherte; und der erſte Eindruck war zufälliger Weiſe nichts weniger als anſprechend. Ich war in dem unbequemen Poſtwagen eingeſperrt und mürbe geſtoßen; die Gegend, als wir uns Halle näherten, ſchien mir öde; es war ein nebliger und regniger Tag, und der Wind pfiff über die Felder. Als wir der Stadt ganz nahe waren, zeigte mir ein Reiſender einen gemauerten Galgen. Die Häuſer der Vorſtadt wurden „Vor dem Galgthor" genannt. Wir fuhren durch das eben ſo genannte Thor, durch eine lange finſtere Straße, deſſen hohe, dunkle, ſchmutzige Häuſer mir unangenehm auffielen. Sie hieß die Galgſtraße, und ich ſtieg in dem Löwen in dieſer Straße ab, dem Poſthauſe gegenüber. Aber ich mußte noch weit durch die Straßen fahren nach dem Packhofe, und der Reiſende zeigte mir einen zweiten Kniegalgen, der auf dem Markte ſtand, und an welchen die Namen entwichener Soldaten angeſchlagen waren. Ich fühlte unwillkürlich nach dem Halſe, mir war faſt wie einem Verbrecher zu Muthe. Wir kamen auf den Packhof; Frachtwagen und Extra-Wagen mit Reiſenden hielten dort; die Meßzeit fing an, und die Paſſage durch Halle war ſehr lebhaft. Der Poſtwagen ward ausgeleert, die Koffer der Paſſagiere neben einander geſtellt; aber wir ſahen die Zollbeamten mit den Frachtwagen, mit den Sachen der übrigen Reiſenden ſo beſchäftigt, daß wir kaum die Ausſicht hatten, nach einigen Stunden an die Reihe zu kommen. Ich nahm mir zwar vor, ſtillſchweigend zu warten, fühlte aber doch, wie eine tiefe Erbitterung, die ich nur mühſam zu unterdrücken vermochte, allmälig in mir zu kochen anfing; ich biß die Lippen zuſammen, und ging ſtillſchweigend auf und nieder. Die Zollbeamten mögen meine Gemüthsſtimmung gemerkt haben. Nach einiger Zeit, die mir wenigſtens unendlich lang ſchien, kam nun die Reihe an die Koffer des Poſtwagens; ich hatte mich indeſſen zuſammengefaßt, ging höflich auf den einen Zollbeamten zu, und bat ihn, mich wo möglich bald abzufertigen. Er ſah mich mürriſch an, antwortete gar nicht und kehrte mir den Rücken. Ich war wirklich der Letzte, der an die Reihe kam. Jetzt hatte nun meine innere Erbitterung den höchſten Gipfel erreicht. Der Zollbeamte forderte mich auf, den Koffer zu öffnen, und fragte gebieteriſch, ob verzollbare Waaren darin wären; ich antwortete gar nicht. Er wiederholte die Frage barſch, faſt drohend; ich beharrte bei meinem Stillſchweigen und ſchloß den Koffer auf. Die Sachen wurden nun mit einer offenbar feindſeligen Gründlichkeit unterſucht, Kleider, Wäſche, Bücher auf nahe liegende Kiſten gelegt, und die Unterſuchung meiner Sachen nahm eine längere Zeit weg, als die aller übrigen Paſſagiere. Mein Trotz war dem Beamten aufgefallen; er wollte mich ſtrafen. Ich ließ alles mit äußerer Ruhe geſchehen; man fand nichts. Als nun die Unterſuchung zu Ende war, fing ich an, meine Sachen langſam und mit Sorgfalt wieder einzupacken. „Eilen Sie“, rief der Zollbeamte verdrießlich, „Sie ſehen ja, daß Sie uns hier im Wege ſind.“ — „Ich habe mich nicht dazu gedrängt“, erwiderte ich kaltblütig. „Sind Sie noch nicht fertig“, rief er drohend. „Mein Herr“, ſagte ich nun, „ich bin ein Reiſender aus fernen Landen, ich reiſe unter dem Schutze meines Königs, ich habe kein Wort geſagt, das Sie beleidigen könnte, ich führe keine Contrebande; meine Perſönlichkeit kann keinen Verdacht erregen: und dennoch haben Sie mich unfreundlich, unhöflich, ja feindſelig behandelt, Sie haben mir Stunden geraubt, die ich als Reiſender beſſer anwenden konnte, Sie haben alle meine Sachen aus dem Koffer geriſſen, — jetzt iſt die Reihe an mir. Ich nehme das Recht in Anſpruch, für mein Eigenthum zu ſorgen, ich muß ſorgfältig unterſuchen, ob nicht durch das eilige Auspacken irgend etwas hier oder da zwiſchen Kiſten und Pakete hineingefallen iſt, Wäſche und Kleider müſſen faltenlos hingelegt werden; jetzt habe ich Zeit, und behaupte meinen Platz, bis ich fertig bin.“ Der Beamte ſchien nicht geringe Luſt zu haben, Gewalt zu gebrauchen; ich verſicherte ihm kaltblütig, daß ich's aufs Aeußerſte ankommen laſſen wollte, und daß die geringſte Gewalt gegen meine Perſon durch den Geſandten dem Könige bekannt werden ſollte. Einige Paſſagiere waren noch da, ich kannte ſie von der Reiſe her, und forderte ſie zu Zeugen auf. Der Beamte ging brummend auf und ab, und mich durchdrang, als ich nun endlich den Packhof verließ, ein unheimliches Gefühl. So unfreundlich trat mir das Land entgegen, dem ich Zuneigung, Liebe und die beſten Kräfte meines Lebens widmen ſollte.

Ich verweilte ein paar Tage in Halle, und ganz anders erſchienen mir freilich Land und Stadt, als ich mehrere Gelehrte kennen lernte. Zwar ruhte noch die Erinnerung an eine nahe Vergangenheit drückend auf der Univerſität, nur ein paar Jahre früher hatte der berüchtigte Bahrdt hier Aufſehen erregt, ſein Hörſaal war gedrängt voll. Das widerwärtige Extrem einer flachen Aufklärung hatte die Univerſität in Bewegung geſetzt. Eine entgegengeſetzte Caricatur folgte auf dieſe. Noch lebte in friſcher Erinnerung das alberne Wöllner'ſche Religions-Edict, und die Geſetze, durch welche die Freiheit des Univerſitäts-Lebens völlig aufgehoben werden ſollte. Die Studirenden ſollten, dieſen Geſetzen gemäß, einer harten Schul-Disciplin, ja bei beſtimmten Vergehungen ſogar körperlichen Strafen unterworfen werden. Verfügungen der Art, die der langen, durch Jahrhunderte reichenden Entwickelung der Univerſitäten nicht achtend, im eigentlichſten Sinne revolutioniren wollten, konnten zwar ausgeſprochen werden, aber nie ins Leben treten.

Jetzt hatte ſich alles anders, hoffnungsvoller, freundlicher geſtaltet. Der neue König hatte im vorigen Jahre ſeine Huldigungs-Reiſe durch die Provinzen angetreten, und noch immer war der große Enthuſiasmus, mit welchem er allenthalben empfangen wurde, Gegenſtand des Geſprächs. Von ihm, von ſeinem redlichen Willen, von ſeiner Kenntniß der Zeit und ihrer Wünſche, hoffte man vieles, ja alles. Die ſchöne, hohe Frau, deren Geiſt geſchätzt, deren reine Sittlichkeit geachtet wurde, war Gegenſtand der Bewunderung, ja der Anbetung. Wo ich hinkam, ertönte das Lob des hohen Paares. Wirth und Marqueur in dem Gaſthofe, Kaufleute in den Kramläden, wo ich Kleinigkeiten einhandelte, jeder Menſch, mit dem ich in Berührung kam, wußte mir von dem Aufenthalte des Königs und der Königin in der Stadt und Gegend, von der Begeiſterung, mit welcher ſie empfangen wurden, zu erzählen, und viele kleine Züge, die von der ſchönen Geſinnung des Königs, von der Anmuth und Liebenswürdigkeit der Königin Zeugniß ablegten, wurden mit Liebe und Theilnahme hervorgehoben. Wie ganz anders erſchien mir nun plötzlich das Land und ſeine Bewohner, wie gehoben durch Treue und Zuneigung; wie ſchnell verſchwand die finſtere Anſicht, die mich noch vor Kurzem beherrſchte, und wie wenig Grund fand ich, einen geiſtigen Druck, der auf dem Lande ruhen ſollte, zu beklagen, als ich einige Gelehrte der Univerſität kennen lernte.

Reinhold Forſter, der berühmte Weltumſegler, war vor Kurzem geſtorben; ſein Schwiegerſohn Matthias Sprengel führte mich nach ſeiner Wohnung, wo ich zwar nicht ſeine Sammlungen, wohl aber ſeine Bibliothek noch vorfand. Die koſtbaren Werke, die ich da ſah, beſchäftigten mich. Die Seltenheiten aus der Südſee waren theils eingepackt, theils, irre ich nicht, ſchon verkauft; ich ſah ſie nicht. Ich bedauerte, dieſen merkwürdigen Mann nicht kennen gelernt zu haben, er war mir durch ſeinen liebenswürdigen und geiſtreichen Sohn Georg Forſter noch bedeutender geworden. Dieſer war ein genauer und ſehr geliebter Freund der Gebrüder Schlegel; ſeine Frau, die nachmalige Thereſe Huber, eben ſo innig mit der Profeſſorin Schlegel befreundet; und ſo war dieſer bedeutende Mann im engen Bunde mit den Männern, die mir ſo lieb und theuer geworden waren, und ich bedauerte, wie ſie, ſein tragiſches Schickſal und ſeinen frühen Tod. Als ich die Wohnung des verſtorbenen Forſter verließ, konnte ich freilich nicht ahnen, daß ich beſtimmt ſei, ſein Nachfolger zu werden.

Während ich mich in Halle aufhielt, trat eine den Aſtronomen wichtige Erſcheinung hervor. Der Merkur ging der Sonnenſcheibe vorüber. Der Mathematiker **Klügel**, der kleine verwachſene **Gilbert**, und wer ſich ſonſt noch für dieſe Erſcheinung intereſſirte, waren auf dem allerdings ſchlecht gebauten und wohl auch nicht im Ueberfluß verſorgten aſtronomiſchen Thurm verſammelt. Er liegt in der Mitte des botaniſchen Gartens; ich erinnere mich nicht, wer mich hinführte, wahrſcheinlich der Botaniker **Sprengel**, an welchen ich Pflanzen von Batſch zu bringen hatte. Der Tag war heiter und für die Beobachtung ſehr günſtig. Der Beobachter aber, den ich da fand, war weder Klügel, noch Gilbert; ich ſah einen jungen Mann, der die ganze Erſcheinung in allen ihren Momenten mit Aufmerkſamkeit verfolgte, und die Zeit des Ein- und Austritts des Planeten mit großer Genauigkeit verzeichnete. Es war der Poſtſecretär Piſtor. Ich konnte freilich nicht vorausſehen, in welches nahe verwandtſchaftliche Verhältniß ich mit ihm treten ſollte; er iſt mein Schwager geworden, und hatte durch ſeine Kenntniſſe und ſein großes mechaniſches Talent ſchon damals die Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen.

Auch Reichardt lernte ich kennen. Göthe hatte nach einer etwas feindſeligen Trennung ſich ihm wieder genähert; er und Schlegel hatten mir Grüße aufgetragen. Ich trat jetzt durchaus als ein Fremder in das gaſtfreie Haus, in die Mitte einer Familie ein, deren Bildung, ſo wie das Intereſſe, welches Vater, Mutter und Töchter erregten, allgemein anerkannt war. Die Tochter, die mir beſtimmt war, lernte ich damals nicht kennen, ſie lebte bei der Großmutter in Hamburg. Reichardt war eben im Begriff nach Berlin zu reiſen, er wollte dort ein Concert geben; ſeine Oper Brennus ſollte Gegenſtand dieſes Concertes ſein. Reichardt kam mir mit der freimüthigen Offenheit entgegen, die ihn ſo ſehr auszeichnete; was ich von ihm früher gehört hatte, war keinesweges günſtig. Sein Anſchließen an die franzöſiſche Revolution, ſeine Verbindung mit einigen

Häuptern derſelben, ſeine mehr als demokratiſche Geſinnung hatte ihm unter dem vorigen König den Unwillen des Berliner Hofes zugezogen. Daß ſein Stiefſohn Hensler den Namen Reichardt annehmend, und dieſen in Richard verwandelnd, die Univerſität verlaſſen hatte, um ſich ganz der franzöſiſchen Revolution hinzugeben, ward heftig getadelt. Dieſes, keine Verhältniſſe ſchonende, politiſche Auftreten hatte ihn auch von Göthe getrennt; die Angriffe auf ihn in den Xenien ſind bekannt. So erbittert war Göthe auf ihn, daß er nicht einmal die tiefen Töne ſeiner eigenen Lieder aus den Compoſitionen herauszuhören vermochte. Auch die Schlegel hatten ſich doch eigentlich von ihm getrennt, wenn gleich nicht äußerlich. So trat ich mit großen Vorurtheilen gegen ihn, in ſeine liebliche Wohnung; er führte mich in ſeinem Garten herum, deſſen Anlage und Umgebung mich hinriß; ich mußte dieſen kleinen Park unter ſeine ſchönſten Compoſitionen rechnen; alle Gartenziererei war ſorgfältig vermieden.

Reichardt gab mir ſeine Adreſſe für Berlin, und forderte mich dringend auf, ihn da zu beſuchen.

So hatte ich, ohne es zu ahnen, die Wohnung und Nachlaſſenſchaft meines berühmten Vorgängers begrüßt, hatte den Mann kennen gelernt, der beſtimmt war, mein Schwiegervater zu werden, ſo wie meinen zukünftigen Schwager. Aber ich ſollte noch eine, in Rückſicht auf mein zukünftiges Schickſal bedeutende Bekanntſchaft machen. Ich lernte den Mann kennen, deſſen Anſehen und Einfluß mich nach Deutſchland berief, und ſchon damals trat mir, dem Fremden, dieſer Mann in ſeiner ganzen Bedeutung entgegen. Es war Reil. Er hatte ſich ſchon durch ſeine Unterſuchungen über die Structur der Nerven, und ſonſt durch praktiſch-mediziniſche Schriften einen bedeutenden Ruf erworben. Die mächtige Geſtalt dieſes berühmten Arztes, ſein klares Auge, ſein mildes ruhiges Weſen nahmen mich gleich für ihn ein, und noch mehr zog er mich an, weil er ſich ſchon damals lebhaft für die Naturphiloſophie intereſſirte. Er war keiner von den Thoren, die eine anfangende, wenn auch noch ſo tief greifende Theorie, ſo wie nur die erſten Grundzüge derſelben entworfen ſind, als Maßſtab für die Praxis anlegen und benutzen: aber er ſah es ein, daß nur eine auf die Spekulation gegründete Theorie die Hoffnung, das Leben zu begreifen, in ſich enthielt. Ich hörte von ihm zuerſt, außerhalb der Schule, die für einen praktiſchen Arzt merkwürdigen Worte: „Das Leben und ſeine Formen entwickeln ſich zwar vor unſeren Augen, aber in der Erſcheinung erhalten wir ſie ſchon fertig, und können ſie alſo nicht aus dieſer erklären.“ Und dennoch war Reil damals beſchäftigt, den chemiſchen Prozeß als das Beſtimmende der Form der Organe zu betrachten. Er mochte zwar immer ein höheres Prinzip der Geſtaltung der Organe ahnen, aber durch die Natur-Philoſophie ſchien es ihm erſt klar geworden zu ſein. Ich erinnere mich, ſeine damalige chemiſche Anſicht entſchieden beſtritten zu haben; er antwortete lächelnd: „Man hilft ſich eben mit den Erklärungsmitteln, die man hat, bis man beſſere erhält. Geben Sie uns dieſe, und wir werden ſie nicht abweiſen. Sie werden unter den Aerzten lebhafte Theilnahme und ein gelehriges Völkchen finden.“ — Er gehörte nicht zu den Thoren, die ſich durch das Geſchrei über eine Conſtruction a priori abſchrecken ließen, und die dadurch eben die Naturphiloſophie ſelbſt auf die oberflächlichſte Weiſe a priori conſtruirten. Dieſes Geſchrei begegnete mir ſonſt allenthalben, und ich verſtand anfänglich gar nicht, was die Gegner damit meinten. Die alten Profeſſoren zuckten die Achſeln, und mehrere konnten es nicht unterlaſſen, das ganze Beſtreben als ein ſchon in ſeiner Entſtehung verunglücktes zu betrachten. Reil war mir unter allen Gelehrten, die ich außerhalb Jena kennen gelernt hatte, der bedeutendſte, ſo wie er mir ſpäter unter allen einer der wichtigſten geworden iſt.

Ich verließ Halle, und kam im Monat Mai 1799 zuerſt nach Berlin. Wer alt genug iſt, um ſich Berlin am Ende des vorigen Jahrhunderts zu erinnern, wird die große Veränderung, die mit dieſer Stadt vorgegangen iſt, ſchon kennen. Die Gegend, die Stadt, ja die Menſchen ſind wie verwandelt. — Ich kam, wie ſchon erwähnt, mit den entſchiedenſten Vorurtheilen an, doch imponirte mir ſchon Potsdam und noch mehr Berlin ſelber durch die Großartigkeit der Gebäude, und keiner fährt wohl zum Potsdamer Thore zum erſtenmale herein, ohne überraſcht zu werden. Als ich auf der alten Poſt aus dem unangenehmen Poſtwagen, in welchem ich zwei Tage und eine Nacht hindurch in der widerwärtigſten Geſellſchaft zugebracht hatte, zerſtoßen und ermüdet ausſtieg, dankte ich Gott, in dem ſchwarzen Adler mit wenigen Schritten ein Bett erreichen zu können. Ich warf mich auch gleich in dieſes und ſchlief, ich weiß nicht wie lange.

Schon als ich beim Poſthauſe ausſtieg, erfuhr ich eine intereſſante Induſtrie des Militärs. Es war damals ſehr lebhaft die Rede von Achard's Runkelrüben-Zucker; er war bekanntlich der Erſte im Europa, der von Berlin aus den nachher ſo wichtig gewordenen Gedanken, aus einheimiſchen Pflanzen Zucker zu gewinnen, faßte. Kaum waren wir aus dem Poſtwagen geſtiegen, ſo wurden wir Paſſagiere von einem Soldaten angeredet, der kleine Zuckerſtücke, ſauber in Papier eingewickelt, in einem Kaſten vor ſich trug. „Es wird", ſagte er, „Ihnen ohne Zweifel angenehm ſein, die erſten gelungenen Proben von dem Achard'ſchen Zucker zu beſitzen." — Er bot das Stück zu vier Groſchen an, und in der That verſorgten ſich die Meiſten mit den dargebotenen Proben. Ich hatte genug durch Scherer von der ganzen Unternehmung in Jena gehört, um zu vermuthen, daß ein Betrug, der ſo nahe lag, ſtattfinden müſſe, und mehrere Jahre nachher erfuhr ich denn auch, daß der

Soldat, der allerlei Hülfsleiſtungen in dem Hauſe eines Kaufmannes übernommen und in der Familie geliebt war, dieſen mit ſeinem Geſuch überraſchte. Er bat ſich von ihm einen Zuckerhut auf Kredit aus, und verſprach, ihn binnen kurzer Zeit zu bezahlen. Wozu er dieſen benutzen wollte, ſagte er nicht, und erſt ſpäter erfuhr der Kaufmann, wie er ihn angewandt hatte. Die Unternehmung konnte kaum mißlingen. Die Spannung, in der man auf der Reiſe iſt, und in der man in einer großen Stadt eben ankömmt, ſtumpft bei den meiſten Reiſenden die gewöhnliche Ueberlegung ab, und man iſt williger, eine kleine Summe, auch ſelbſt nutzlos, zu verſchwenden, als im gewöhnlichen Leben.

Ich hatte keine Adreſſe nach Berlin, kannte keinen Menſchen, dem ich mich anſchließen konnte, nur von Reichardt die Aufforderung, ihn aufzuſuchen. Ich übereilte mich aber nicht, ſie zu benutzen. Schon den Tag nach meiner Ankunft fand ich eine Wohnung in der Königsſtraße; man hatte vorausgeſetzt, daß ich nach Berlin gekommen wäre, um dem großen Frühlings-Manöver beizuwohnen. Schon in Leipzig, in Halle, in allen Städten, durch welche wir fuhren, wie unter den Paſſagieren des Poſtwagens, war von dieſem Manöver die Rede. Man war erſtaunt, wenn man hörte, daß es für mich gar kein Intereſſe hätte. Die Regimenter zogen des Morgens an meinen Fenſtern vorbei, ich ſah ſie kaum: und doch kann ich nicht läugnen, daß die Haltung des Militärs mich im höchſten Grade überraſchte. In meinem Vaterlande ward genug exercirt, ohne allen Zweifel zuviel, und die meiſt angeworbene Armee war wohl mehr militäriſch, als kriegeriſch. Mein Vater war Regimentsarzt, ein Bruder hatte dieſelbe Laufbahn gewählt, die beiden übrigen waren Offiziere, ich unter Militär erzogen. Und ſo mußte mir freilich die große Präziſion der Bewegung, die Sorgfalt des Anzuges, die innere Sicherheit und feſte Ordnung in allem, ſo wie die Schönheit der Männer auffallend ſein. Daß ich jetzt in einem militäriſchen Staate lebte, erkannte ich mit einer Art von geheimem Grauen. Ich dachte mir die militäriſche Zucht, wie ſie in Preußen ſtattfinden müßte, hart, ſtrenge, unerbittlich. Ich glaubte, daß von dieſem ſtarren Mittelpunkte aus eine knechtiſche Gewalt über alle Lebensverhältniſſe ausginge, daß, wenn auch ein geiſtig Freies ſich regen dürfe, es doch nur in ſo fern erlaubt wäre, als es die militäriſche Zucht dulden wolle. Ich ſuchte den Eindruck möglichſt von mir abzuwenden, er war mir quälend, wo er ſich mir aufdrängte. Ich habe dieſe Einſeitigkeit nicht verheimlichen wollen, ſie gehörte durchaus zu meinem Weſen.

Ein junger Mann, der in der damaligen Zeit nach Berlin kam, ward faſt unwillkürlich zu einer widerlichen Art von Zerſtreuungen aufgefordert, die jetzt, wenn nicht verſchwunden, doch nicht mit der empörenden Oeffentlichkeit hervortreten darf, wie damals. Ich hatte ſchon viel davon gehört, aber eben die Art, wie ſie ſich faſt aufdrängte, hatte etwas für den Beſſeren durchaus Zurückſtoßendes. Auch die jungen Männer, die ſich an mich anſchloſſen, und deren Bekanntſchaft ich an öffentlichen Orten zufällig machte, hatten für mich nichts Anziehendes. Ich beeilte mich nicht, Reichardt aufzuſuchen, und trieb mich einige Tage völlig einſam herum. Ein jeder wird geſtehen, daß die Straße unter den Linden, durch das Brandenburger Thor einerſeits geſchloſſen, mit dem Schloß im Hintergrunde, einen Anblick gewährt, der ſelbſt auf denjenigen, der die größten

Städte kennt, einen mächtigen Eindruck machen muß. Es giebt kaum eine Stadt, in welcher ſo dicht nebeneinander ſo großartige Gebäude ſtehen; es drängt ſich uns unwillkürlich der gewaltige Sinn der Herrſcher auf. Es war die Ahnung von einem mächtigen Staate, der neu und friſch in die europäiſchen Verhältniſſe hineintrat, manches geleiſtet hatte, und berufen war, in der Zukunft eine bedeutende Rolle zu ſpielen, die mir entgegenkam. Zum erſtenmale in meinem Leben fühlte ich mich nun von den großen Formen der europäiſchen Geſchichte ergriffen, es drängte ſich mir das Gefühl auf, als wenn die freundlichen Verhältniſſe des Lebens und des Denkens, in welchen ich mich bis jetzt ſo unbefangen bewegt hatte, doch nur von den Größeren geduldet würden, dieſen preisgegeben wären, und kein ſelbſtändiges Daſein erlangen könnten. Ich fühlte mich durch dieſe fremde drohende Gewalt beengt, alles ſchien mir ſo kalt, ſo ſtarr; ich hatte keine Luſt, mich an irgend ein Verhältniß anzuſchließen, irgend eine Bekanntſchaft zu machen. Die breiten, graden rechtwinkligen Straßen ſtießen mich ab, und alle Vorurtheile, die ich von dem Geiſte, der in Berlin herrſchte, eingeſogen hatte, verbanden ſich mit dem Eindrucke, der mich anzog, aber zugleich erſchreckte. Ich dachte an die Scenen im Egmont, an die Gefühle der Bürger in Brüſſel, nachdem der Herzog von Alba eingezogen war. Man wird, glaube ich, es nicht für übertrieben finden, was ich hier ſchreibe, wenn man die Verhältniſſe erwägt, in welchen ich bis dahin gelebt hatte.

Und doch lag in den Vorſtellungen, die mich abſtießen und ängſtigten, etwas Anziehendes verborgen. Nur ſechs und zwanzig Jahre waren ſeit dem ſiebenjährigen Kriege verfloſſen; er lag nicht weiter in der Vergangenheit zurück, als der Krieg, an dem ich ſelber Theil nahm, in dem Augenblicke, in welchem ich dieſe Zeilen ſchreibe. Auch ich war in früheren Jahren ein Bewunderer von Friedrich dem Zweiten geweſen, und wenn auch die franzöſiſche Revolution, in meiner frühen Jugend, ihn und das Bild ſeiner Zeit verdrängt hatte; wenn auch mein Haß gegen Frankreich und Friedrich des Zweiten Vorliebe für dies Volk einen Schatten über ſeine große Perſönlichkeit geworfen hatte, die als ein Haupt der geiſtigen Anſicht betrachtet werden konnte, die ich bekämpfte; wenn ich auch noch keineswegs fähig war, dieſen großen Monarchen mit geſchichtlich reiner Objectivität zu beurtheilen: ſo ließ ſich doch nicht der Eindruck abweiſen, der durch einen mächtigen neuen Staat entſtand, deſſen großartige Bedeutung ſein Werk war. Ich trieb mich, ganz dieſen Gedanken überlaſſen, in der Stadt herum, ich beſuchte das Mineralien-Kabinet, den botaniſchen Garten, die Veterinär-Schule als ein völlig ungenannter und unbekannter junger Mann; ich beſuchte keinen Gelehrten, ich machte keine irgend intereſſante Bekanntſchaft. Friedrich Schlegel hatte Berlin verlaſſen, Schleiermacher ſuchte ich gar nicht auf; nur durch einen Zufall lernte ich Tieck kennen. So ganz hatte die mir fremde Gewalt mich bezwungen, daß mir die ſtille Welt meines Sinnens und Denkens ferne lag. Der Thiergarten war mir lieb, einſame Plätze zogen mich an. Von allen übrigen Thoren jagte mich der Sand, der ſich damals ſo viel ärger als jetzt an die Mauern andrängte, in die Stadt zurück. Aber auch hier lernte ich eine Qual kennen, die freilich auch jetzt noch in keiner großen Stadt größer iſt, als in Berlin. Wenn die Sonne, ohne irgend einen Schatten zurückzulaſſen, auf die beiden Häuſer-Reihen der breiten Straßen brennt, wie auf die großen Plätze, wenn dann zugleich ſich ein Staubwirbel erhebt, und wenn die erſchöpften Fußgänger wie matte Fliegen an den heißen Wänden zu kleben ſcheinen: da giebt es Augenblicke, wo ich noch jetzt mich nach den Ruinen von Palmyra oder Babylon verſetzt glaube.

Um die Wachtparade drängte ſich Alles: die Kirchen waren leer, und verdienten es zu ſein. Die Theater waren gedrängt voll, und mit Recht; Iffland war noch in ſeiner Blüte, vor allem aber wurde das Theater durch Fleck und die einzige Unzelmann gehoben. Ich ſah Iffland zuerſt nicht zu ſeinem Vortheile. Es war, glaube ich, Voltaire's Tancred, der gegeben wurde. Die einförmige Declamation mißfiel mir durchaus, ſo wie das Stück. Und mit welcher großen Verehrung für Iffland, mit welchen übertriebenen Erwartungen trat ich in das Schauſpielhaus hinein. Rahbek, der einen ſo entſchiedenen Einfluß auf mich ausgeübt hatte, als er durch ſeine Liebe zum Schauſpiel getrieben, zuerſt ſein Vaterland verließ, ſuchte Iffland auf. In Mannheim ſchloß er ſich ihm an; ich hoffte wenigſtens einen zweiten

Schröder zu ſehen. Allerdings hatte ich ſpäter Gelegenheit, ihn zu bewundern. Aber Fleck hatte ich nie nennen hören, als ich ihn zuerſt als Wallenſtein ſah. Das großartigſte Spiel, mit Schröders Darſtellung des Lear zu vergleichen. Die Unzelmann war eben von einer Reiſe zurückgekommen, und trat zuerſt in der mir ſo wohlbekannten Rolle der Orſina in Emilia Galotti auf. Ich hatte nie ein ähnliches Spiel geſehen, und doch ſollte ſie mich noch mehr als Johanna von Montfaucon überraſchen und erſchüttern. Ich hatte in Hamburg Schröder als Gouverneur in Kotzebue's Benjowsky geſehen. In der Scene, wo er ſeine Tochter von dem Entführer zurückfordert, ſo albern und unbedeutend ſie iſt, war ſein Spiel ſo mächtig, die Theilnahme, die er erregte, ſo unwiderſtehlich, daß mir die Kniee zitterten. — Hier ſollte mich eine ſtumme Mimik noch mehr erſchüttern. Die Unzelmann trat als Johanna von Montfaucon auf. Das Schloß iſt von ihrem verhaßten Anbeter Laſſarre eingenommen; von dem Sieger verfolgt, flieht ſie mit hangenden Haaren über die Bühne. Laſſarre erſcheint kurz darauf; aus dem Cabinet, in welchem ſie eine Zuflucht geſucht, iſt kein

Ausgang. Laſſarre nähert ſich der Thüre, und Johanna, die keine Rettung ſieht, tritt blaß und ſtumm heraus. Noch hatte ſie kein Wort geſprochen, aber das Spiel machte einen ſolchen furchtbaren Eindruck auf mich, daß es mir noch immer wie ein wirkliches erlebtes und entſetzliches Ereigniß vorſchwebt. Die Unzelmann hatte bekanntlich keine für das Theater günſtige Geſtalt. Sie war nicht ſchön, ſie verdankte Alles einer Kunſt, über die ſie, wie kaum vor und nach ihr ein anderes weibliches Weſen, gebot. —

Ich war ſchon mehrere Wochen in Berlin, als ich Reichardt beſuchte. Er war ſehr beſchäftigt. Fragmente aus Brennus ſollten als Concert gegeben werden, und ich erhielt ein Billet. Er warf es mir vor, daß ich ſo ſpät gekommen war; er wollte mich mit mehreren Familien bekannt machen: jetzt war er mit dem Concert beſchäftigt, und wollte gleich nach der Beendigung deſſelben nach Giebichenſtein zurückkehren. Ich erhielt zugleich von ihm eine Einladung zu einem Souper nach dem Concert. Ein Freund aus Kopenhagen, von dem ich ſpäter reden werde, war angekommen; wir fuhren nach Potsdam und kamen nach Berlin eben zur rechten Zeit zurück, um das Concert zu beſuchen. An den Straßenecken fanden wir aber allenthalben Zettel angeſchlagen, die ankündigten, daß das Concert nicht ſtattfinden würde; ich war ungewiß, ob ich dennoch der Einladung zum Souper Folge leiſten ſollte. — Reichardt, leicht verletzbar, vielleicht, weil die Zahl der genommenen Billette ihm zu gering ſchien, hatte das Concert abſagen laſſen; aber in einem großen Saale bei Krauſe (im jetzigen Hotel de Brandenburg) waren dennoch die Muſiker der Kapelle und eine Menge Freunde, Herren und Frauen, zu einem glänzenden Souper verſammelt. Keiner war freundlicher, heiterer, als Reichardt, und hätte das Concert wirklich mit dem größten Erfolg ſtattgefunden, er konnte nicht zufriedener erſcheinen. Er war, jedermann weiß es, wer ihn kannte, gern gaſtfreier Wirth und immer einer der Angenehmſten.

Ich hatte Manches von Reichardt vernommen, von ſeinen Verdienſten als Componiſt, von ſeiner Thätigkeit als Schriftſteller, und ſeinen mannigfachen Bekanntſchaften. Er hatte, hörte ich, am Hofe, unter den Großen, in den mannigfaltigſten Verhältniſſen gelebt, oft, wenn auch nur vorübergehend, bedeutenden Einfluß gehabt, und dieſen faſt immer, mehr für Andere, als für ſich ſelbſt benutzt. Alle Welt kannte ihn. Jeder, den ich traf, war irgend einmal auf irgend eine Weiſe mit ihm in Verbindung geweſen. Faſt alle Männer von Bedeutung in ganz Deutſchland, Männer von der verſchiedenſten Art, waren zu irgend einer Zeit ſeine Freunde geweſen; er hatte mit Lavater, wie mit Göthe, in langer vertrauter Verbindung geſtanden. In Frankreich hatte er in der Revolutions-Zeit gelebt, und kannte die Häupter derſelben. Seine demokratiſche Geſinnung hatte ihn dem Hofe verdächtig gemacht, und in Giebichenſtein, wo er eine Anſtellung als Direktor der Königlichen Salinen bei Halle erhielt, lebte er in einer Art von Verbannung: und doch machte er dieſen Aufenthalt zum Mittelpunkt einer bedeutenden Gaſtfreiheit. Man pries die Liebenswürdigkeit ſeiner Familie. Kein ausgezeichneter Mann in Deutſchland kam nach Halle, ohne ihn zu beſuchen. Miniſter, Generäle, ja Prinzen ſtiegen bei ihm ab. Viele tadelten, Andere rühmten ihn. Und jetzt trat mir nun dieſer Mann, der ſchon in ſeiner frühen Jugend, als ein Kammerſecretär von wenigen zwanzig Jahren, nach Grauns

Tode durch Friedrichs des Zweiten Wahl zum Kapellmeiſter ernannt wurde, der alle wiſſenſchaftliche wie politiſche Verhältniſſe ſeiner Zeit mehr berührt, als erkannt hatte, zum zweitenmale entgegen. Er warf mir wieder recht lebhaft vor, daß ich ihn nicht früher aufgeſucht hätte. Er habe, verſicherte er, ſich vergebens nach dem Gaſthofe erkundigt, in welchem ich abgeſtiegen; er würde mich mit bedeutenden und reichen Familien bekannt gemacht haben, und ich hätte in kurzer Zeit die Berliner Geſelligkeit kennen gelernt. Mir war nun in meiner damaligen Stimmung gar nichts daran gelegen, ja es war mir lieb, daß es mir vergönnt war, das Leben in Berlin, ſelbſt ungekannt, und mitten in dem Gewühl der Hauptſtadt einſam, wie gewöhnlich, aus der Ferne zu betrachten.

Seine Stieftochter und ihr Mann, der damalige Kriegsrath Alberti, ſaßen mir gegenüber, Tieck, ſein Schwager, mit ſeiner Frau in meiner Nähe. Es geſchah nun, daß ich durch ein einſeitig hartes Urtheil über den Dichter Voß, wenn auch nicht Tieck, ſo doch den übrigen Theil der Familie verletzte. Er war ſeit langen Jahren ein Hausfreund derſelben. Ich erfuhr nun, wie genau Reichardt in Hamburg und Holſtein bekannt war. Seine Frau war die Tochter des Prediger Alberti in Hamburg, des Freundes von Leſſing, bekannt durch die Verfolgung des orthodoxen Göze. Reichardt war in Kopenhagen geweſen, kannte die Grafen Bernſtorff und Schimmelmann, und ſo fand ich mich durch dieſen, allſeitig beweglichen Mann in die Mitte früherer vaterländiſcher Verhältniſſe verſetzt.

Aber ich ſollte noch auf eine andere Weiſe überraſcht werden. Wie wichtig mir Holberg in meiner früheſten Jugend war, habe ich ſchon darzuſtellen geſucht. Tieck gegenüber fing ich an von ihm zu ſprechen, und erfuhr, wie hoch er ihn als Schauſpieldichter ſtelle. Wie ſehr ich mich freute, Tieck kennen zu lernen, wenn auch nur vorübergehend, wird ein jeder, der an den Eindruck zurückdenkt, den ſein Zerbino, ſo wie ſeine Mährchen auf mich machten, leicht einſehen.

Tieck erſchien als ein ſchöner ſchlanker Mann; ſein helles Auge voll Glut, ſeine Geſichtszüge geiſtreich, ſeine Urtheile kurz und ſchneidend, ſinnvoll und bedeutend. Ich verließ die Geſellſchaft, die mich mit ſo ausgezeichneten Männern in Berührung brachte, ſehr befriedigt, obgleich ich durch mein hartes Urtheil über Voß mich wahrſcheinlich einer Familie, mit der ich ſpäter in ſo genaue Verbindung treten ſollte, nicht empfohlen hatte.

In den letzten Tagen meines Aufenthaltes in Berlin ſollte ich noch durch mein Ungeſchick ein Ereigniß erleben, durch welches der Berliner Bürger mir nicht in dem vortheilhafteſten Lichte erſchien. Mein Reiſeſtipendium war nicht gering, und bis jetzt reichte es vollkommen aus: aber ich vergaß, mir die Rimeſſen aus meinem Vaterlande zuſtellen zu laſſen, bis der letzte Heller ausgegeben, und ich war durch dieſe Nachläßigkeit ſchon öfter in Geldverlegenheit gerathen. Auf der Reiſe im Thüringer Waldgebirge war ich in dem Fabrikdorf Ruhla in einem Gaſthofe mit einigen jungen Studirenden zuſammengetroffen, die mir gefielen; wir brachten den Abend mit einander zu; ich verzehrte etwas mehr als gewöhnlich, und als ich den Tag darauf meine Zeche bezahlen ſollte, fand ich zu meinem Schrecken, daß ich nur einen Louisd'or in der Taſche hatte, der großentheils durch die Bezahlung der Rechnung ſchwand. Ein Bote war angenommen, der mich nach Schnepfenthal begleiten ſollte, und als dieſer befriedigt war, hatte ich nur wenige Groſchen übrig, und war wenigſtens vierzehn bis funfzehn Meilen von Jena entfernt. Ich kann nicht ſagen, daß ich ſonderlich darüber erſchrak. Wenn ich raſch zuging, meinte ich, in Bauernſchenken auf der Streu läge, und Brot äße, würde ich ſchon Jena errreichen, ohne zu erhungern. Ich ſchickte den Boten den letzten Gang, um mich bei Salzmann, dem Direktor des Schnepfenthaler Inſtituts, anzumelden. Da ſah ich einen jungen Mann aus dem Gebäude des Inſtituts heraustreten, und dem Gaſthofe zueilen, in welchem ich mich aufhielt. Es war Jakob Aal, ein mir freundlich geſinnter Norweger von bedeutendem Vermögen, ſpäter Beſitzer eines der größten Eiſenwerke in ſeinem Vaterlande, einer der ausgezeichnetſten und trefflichſten Männer ſeines Landes. Ich werde ſpäter Gelegenheit finden, von ihm zu ſprechen. Jetzt war er mir im höchſten Grade willkommen. Ich zeigte ihm die Groſchen, die ich übrig hatte; er lachte, und ich konnte nun nicht allein mit Bequemlichkeit Jena erreichen, er zwang mich auch, ſein Gaſt in dem Mohren in Gotha zu ſein.

So glücklich war ich nun nicht in Berlin. Mein Geld war verzehrt, ich hatte erſt vor ein paar Tagen nach Kopenhagen geſchrieben, und konnte nur nach Verlauf einiger Wochen von daher Rimeſſen erwarten. In Berlin kannte ich keinen Menſchen, ich entſchloß mich alſo, meine Uhr zu verkaufen, die einigen Werth hatte. Fremd, wie ich in der Stadt war, hätte ich den erſten Uhrmacher aufſuchen können, er hätte mich nicht gekannt. Ich aber ſchämte mich, und glaubte die entfernteſte Gegend der Stadt aufſuchen zu müſſen, damit meine Verlegenheit verborgen bliebe. Hoch in der Wilhelmsſtraße hinauf, nach dem Halleſchen Thore zu, trat ich ängſtlich bei einem Uhrmacher ein, und bot ihm meine Uhr zum Verkauf; er ſchlug es erſt kurz und unfreundlich ab, während er die Uhr genau unterſuchte. Endlich nannte er eine Summe, die ſo unbedeutend war, daß ich empört die Uhr wieder forderte. Er aber behielt ſie ſehr kaltblütig, betrachtete mich von oben bis unten, und fragte mich nach meinem Namen, und woher ich die Uhr bekommen hätte. „Sie ſind“, ſagte er, „mir unbekannt, und ich kann nicht wiſſen, wo Sie die Uhr her haben.“ — Wie ich erſchrak, kann man ſich vorſtellen. Und wenn ich die Uhr wirklich geſtohlen hätte, ich konnte nicht ſchamvoller und gedemüthigter erſcheinen. Ich glaubte wirklich einen falſchen Namen nennen zu müſſen. Es war aber auch dem Manne gar nicht um ſeine Pflicht zu thun, es war ihm gelungen, mich in Schrecken zu ſetzen. Ich verließ tief beſchämt das Haus; meine Uhr war verloren, und ich erhielt eine Summe, die höchſtens für ein paar Tage ausreichte. Den Tag darauf, als ich an der Wirthstafel im ſchwarzen Adler, nachdenklich und beſorgt, mich hinſetzte, entdeckte ich wieder einen Landsmann, einen Norweger, Jakob Aal's Schwager. Es war Möller. Er hatte in Kiel von Kopenhagen aus, ein paar Jahr früher, als juriſtiſcher Kandidat, beſucht. Eine ſchöne, tüchtige, norwegiſche Geſtalt, ſchlank, blond, keck hervortretend, die Züge geiſtreich, dennoch nach Innen gewandt, durch ein tiefes, ja trübes Sinnen wie verſchleiert. — Auch er hatte, wie ich, ein Reiſeſtipendium erhalten, auch er wollte, wie ich, nach Freiberg reiſen, denn er hatte, ſeitdem ich ihn ſah, das juriſtiſche Studium mit dem Bergfache vertauſcht. Wir wurden bald einig, über Dresden nach Freiberg zuſammen zu reiſen. Schon früher bei ſeinem kurzen Beſuch in Kiel hatte er durch ſeine Geſtalt, durch ſein Betragen, wie durch ſein lebhaftes Intereſſe für Philoſophie und alles geiſtig Bedeutende, mein Herz gewonnen.

Als er nun durch mich das geſtrige unangenehme Ereigniß erfuhr, begleitete er mich zu dem Uhrmacher. Ich hoffte, meine Uhr wieder zu gewinnen. Ich geſtand dem Bürger, daß ich geſtern einen falſchen Namen genannt hatte, zeigte ihm meinen Paß, bot mehr, als ich erhalten hatte, ſtieg ſelbſt bis mehr als die doppelte Summe, aber die Uhr erhielt ich nicht. Die freche Kaltblütigkeit, mit der er uns gegenüber ſtand, und durch ſein Betragen eingeſtehen mußte, daß er eine vorübergehende Verlegenheit auf eine betrügeriſche Weiſe benutzt hatte, empörte uns mehr, als der Verluſt der Uhr. Ich habe zwar ſpäter erfahren, daß ich ihn gerichtlich hätte zwingen können, gegen eine geringe Entſchädigung die Uhr wieder zurückzugeben, aber unkundig, wie wir waren, verließen wir ihn, und der Verluſt ſchmerzte mich freilich nur kurze Zeit.

Wir verließen Berlin, als ich die erwartete Summe aus Kopenhagen erhielt, und ſahen nur im Vorübergehen das reizende Dresden; es blieb uns wie ein aufgehobener Schatz für einen ſpäteren Genuß zurück. Die Sonne war eben untergegangen, finſtere Wolken hatten den Himmel umzogen; der Wind pfiff durch das holzarme Gebirge, als wir uns Freiberg näherten.

Freiberg.

Freundlich empfing uns nun dieſe Stadt keinesweges. Das öde Gebirge erſchien höchſt traurig. Wir fuhren unter dem Geſtänge durch, welches einförmig knarrend ſich hin und her bewegte. Die Grube Himmelfahrt ſammt Abraham lag links am Wege, und eine Glocke zeigte in einförmigen Pauſen den Umſchwung des oberen Rades an. Es war, als wenn die Bergkobolde ihren geheimen Spuk ſchon trieben. Wir ſchwiegen beide ſtill, als wir durch die Straßen hineinfuhren. Die Nothwendigkeit, uns hier länger aufhalten zu müſſen, war uns keinesweges erfreulich.

Als wir nun aber den Gaſthof verlaſſen, und in einer recht freundlichen Wohnung, obgleich von ſchlechten armen Häuſern umgeben, uns eingerichtet hatten, ſtumpfte ſich das erſte unangenehme Gefühl bald ab. Die uns neue Beſchäftigung, die vor uns lag, das Hineinſteigen in die Gruben, die unterirdiſche Betriebſamkeit, die hier ſeit Jahrhunderten in ſo großartigem Sinne ſtattgefunden hatte, erregte unſere Neugierde, und wir eilten, die Bekanntſchaft der beiden, für uns bedeutendſten Männer der Stadt zu machen. Wir beſuchten den Berghauptmann von Charpentier und den Bergrath Werner. Ich war dieſen Männern nicht ganz unbekannt. Die kleine Schrift „Ueber die Mineralogie und das mineralogiſche Studium“ hatte in Freiberg einige Aufmerkſamkeit erregt.

Freiberg ſtand als Akademie damals in der höchſten Blüte. Werner ward in ganz Europa unbeſtritten als der erſte Mineralog, ja als der neue

Stifter und Begründer dieſer Wiſſenſchaft betrachtet. Keiner konnte ſich damals mit ihm als Oryktognoſten meſſen, ſelbſt Linné beſaß nie eine allgemeinere Autorität in der Botanik, als Werner in der Oryktognoſie. In der Geognoſie hatten die Neptuniſten den entſchiedenen Sieg über die Vulkaniſten errungen. Von Hutton's Erhebungs-Theorie war kaum die Rede. Aus allen Gegenden Europa's und Amerika's ſtrömten die Mineralogen nach Freiberg. — Humboldt, L. v. Buch, Esmark, der Norweger, Elhyar, der ſpaniſche Mexikaner, Andrada, der braſilianiſche Portugieſe, waren wenige Jahre früher da geweſen. Zu meiner Zeit fand ich dort noch den Irländer Mitchel, der in England ſchon einen bedeutenden Ruf in ſeinem Fache beſaß; Jameſon, den Schottländer, deſſen Verdienſte um die Geognoſie ſeit ſeiner Reiſe durch Schottland allgemein geſchätzt wurden. Unter denen, die ſpäter als berühmte Mineralogen genannt wurden, und die ſich zu meiner Zeit in Freiberg aufhielten, waren D'Aubuiſſon, der Franzoſe, Mohs und Herder. Werner war noch in der Blüte ſeiner Jahre, neun und vierzig Jahr alt.

Er war eine höchſt ausgezeichnete Perſönlichkeit, und nahm mich ſchon bei meinem erſten Beſuche ganz für ſich ein. Er war von mittlerer Größe, breitſchulterig, ſein rundes freundliches Geſicht verſprach zwar beim erſten Anblick nicht viel, und dennoch beherrſchte er auf eine entſchiedene Weiſe einen jeden, wenn er zu ſprechen anfing. Sein Auge ward dann feurig, die Züge ſchienen ſich zu beleben; ſeine Stimme hatte durch die Höhe etwas Schneidendes, aber jedes Wort war überlegt; eine beſonnene Klarheit und die entſchiedenſte Beſtimmtheit ſeiner Anſichten ſprach ſich in Allem, was er ſagte, aus. Damit verband ſich aber eine ſo ſeltene Güte, daß er unwiderſtehlich alle Herzen gewann.

Werner litt anhaltend an einer Unterleibs-Krankheit; er war dabei ſehr ängſtlich, und um ſeine Geſundheit beſorgt. Er kleidete ſich ſehr warm; der Magen war immer mit einem Thierfell bedeckt, und wenn er an Magenſchmerzen litt, fügte er eine erwärmte Blechplatte hinzu. Das Klima in Freiberg iſt freilich rauh, aber doch erſchrak ich nicht wenig, wenn ich im Juli-Monat zu ihm hereintrat und den Ofen warm fand. Er war in Allem bis zur Pedanterie pünktlich. Mit den Zuhörern, die er vorzüglich lieb hatte, pflegte er nach ſolchen Gegenden, die ſich irgend durch eine geognoſtiſche Merkwürdigkeit auszeichneten, in ſeiner Equipage hinzufahren. Er beſtimmte dann ganz genau die Zeit der Abfahrt, man durfte um keine Minute zu früh, oder zu ſpät kommen. Kam man zu früh, ſo ſaß er nicht ſelten bei der Arbeit, ſah den Hereintretenden bedenklich an, und dann auf die Uhr; kam man zu ſpät, wenn auch nur um einige Minuten, ſo ward man in Verlegenheit geſetzt, wenn man ihn ſelbſt in ziemlich warmen Tagen mit Rock, Ueberrock und Pelz auf der Treppe wartend fand. Da mich das Glück, ihn auf ſolchen kleinen Touren zu begleiten, eine Zeitlang faſt jede Woche traf, ſo ſorgte ich ängſtlich dafür, daß meine Uhr genau mit ſeiner übereinſtimmend ging. Ich liebte dieſen ſeltſamen und ausgezeichneten Mann unbeſchreiblich. Ich ſelbſt litt nicht ſelten am Magenkrampf, vergaß aber die Krankheit durchaus, wenn die Schmerzen vorüber waren, und an ſorgfältige Diät, oder ſtreng geordnete Lebensweiſe dachte ich nie. Werner aber war wegen meiner Geſundheit in beſtändiger Sorge, und unerſchöpflich in Rathſchlägen, wie ich meine Lebensweiſe einrichten ſolle. Aus Achtung gegen ihn war ich freilich äußerlich aufmerkſam, hörte aber dennoch nur mit halbem Ohre zu.

Ich erlebte einen Auftritt, der mich und alle ſeine Zuhörer einmal in große Verlegenheit ſetzte. Bekanntlich war Werners Edelſtein-Sammlung berühmt, und die Kryſtalliſations-Suite gehörte zu den vollſtändigſten in Europa. In ſeiner Vorleſung circulirte eine Schublade mit Spinellen. Ein jeder, wie er Werner kannte, ſuchte die Schublade mit der größten Sorgfalt und langſam zu bewegen, damit keine Unordnung entſtand. Keiner wagte, jemals mit der Hand in die Schublade hinein zu langen. Unglücklicher Weiſe ſtieß Einer unvorſichtig an die Schublade, während ſie herumging. Sie neigte ſich; die Kryſtalle wurden untereinander geworfen; es ſchien, als könnten ſie ſogar herausgeworfen werden. Es war ein ängſtlicher Auftritt. Man weiß, wie großen Werth ſelbſt die kleinſten Exemplare haben können, wie mühſam, ja faſt unmöglich es iſt, alle Kryſtalle, wenn ſie auf dem Boden zerſtreut liegen, ſich zwiſchen den Ritzen der Dielen verſteckt haben, vollſtändig wieder aufzufinden. Werner erblaßte, ſchwieg.

Das Unglück war nicht geſchehen. Die Zuhörer ſchoben ſorgfältig die Schublade von ſich, daß ſie ſicher in der Mitte des Tiſches ſtehen blieb, und wir ſaßen da, wohl eine halbe Viertelſtunde ängſtlich harrend, bevor Werner ſich ſo erholt hatte, daß er ſprechen konnte. „Nehmen Sie es mir nicht übel“, ſagte er, „daß ich ſo erſchrocken bin; der Verluſt, der entſtehen konnte, wäre unerſetzlich.“ Er erzählte uns nun, wie einige Jahre früher eine Schublade mit Edelſteinen wirklich bei einer ſolchen Gelegenheit umgeworfen ward, wie die Zuhörer unbeſcheiden genug waren, da zu bleiben, um bei dem Aufſuchen der kleinen Kryſtalle behülflich zu ſein. Bekanntlich war Werner der Erſte, der darthat, daß der Rubin und Saphir zu Einer Gattung gehörten. „Ich beſaß“, erzählte er uns nun, „einen dreifarbigen Saphir, der oben weiß, in der Mitte rubinroth, unten indigoblau war. Es war das einzige Exemplar in der Welt. Das Stück war groß, iſt aber bei dieſer Gelegenheit verſchwunden, und wenn Sie es irgendwo entdecken, ſo können Sie Beſchlag darauf legen, denn es iſt beſtimmt das mir geraubte Exemplar.“ Die Vorleſung ward abgebrochen. Werner blieb ein Paar Tage unſichtbar; er konnte ſich von dem Schrecken nur langſam wieder erholen.

Werners großes Haupt-Verdienſt um die Oryktognoſie beruhte vorzüglich auf der ſcharfen Auffaſſung der zarteſten Unterſchiede. In ſeinem ganzen Weſen drückte ſich eine mit Aengſtlichkeit gepaarte Beſtimmtheit aus, mit welcher er ſie erkannte und darſtellte. Eine jede Unklarheit beunruhigte ihn. Er zwang ſeine Zuhörer faſt, die unmerklichſten Nüancen in den Farbenmiſchungen der Foſſilien mit möglichſter Entſchiedenheit zu erkennen. Alle Kennzeichen derſelben waren höchſt genau claſſificirt, und eine jede Abweichung von der durch ihn ſtreng beſtimmten Ordnung, ein jedes ſchwankende Auffaſſen ängſtigte, ja verletzte ihn. Obgleich er zur Beſtimmung der Kryſtalle keine mathematiſche Formeln benutzte, waren ſeine Beſchreibungen derſelben dennoch zu ſeiner Zeit und vor Hauy, durch die einfachſten Mittel, die genaueſten und klarſten. Die kryſtalliniſche Structur der Foſſilien ward von ihm zuerſt erkannt, und die Zahl der Durchgänge der Blätter, wie er ſie nannte, und ihre Stellung gegeneinander enthielt ſchon den Keim der Anſicht von einer beſtimmten Grundform ſämmtlicher Kryſtalliſationen eigenthümlicher Gattungen, die ſpäter ſo wichtig ward.

In der Oryktognoſie konnte Werner einen jeden Schritt ſeiner Schüler verfolgen, eine jede Unbeſtimmtheit und Unklarheit tadelnd hervorheben, und ſeinen Schülern zu der Sicherheit Anleitung geben, die ihm ſelber eigen war. In der Geognoſie hingegen mußte er dieſe ſich mehr ſelbſt überlaſſen. Aber, wer nach ſeiner Anleitung eine Gebirgs-Reiſe antrat, erhielt ein äußerſt genaues Schema, nach welchem er alle Beobachtungen anſtellen mußte. Eine jede, auch die geringſte Abweichung, eine jede Vernachläßigung irgend eines Theils der Vorſchriften wurde ſtreng getadelt. Wollte man von ſeinem Unterrichte irgend einen Nutzen haben, ſo mußte man ſich ihm ganz und unbedingt hingeben; denn das Ganze war ſo innerlich in einander verkettet, die verſchiedenen Richtungen der Beſtimmung in der Oryktognoſie, der Beobachtung in der Geognoſie waren ſo eng mit einander verbunden, daß die Verrückung irgend einer alle anderen unſicher und ſchwankend machte. Eine zweite, auf eine ſolche Weiſe ſicher in ſich abgeſchloſſene Perſönlichkeit habe ich vor und nach ihm nie kennen gelernt. Und in der That, eben darauf beruhte die unbedingte Herrſchaft, die er in ſeiner Wiſſenſchaft ausübte, und die er erſt in ſeinen letzten Jahren, gewiß nicht ohne Schmerzen, ſchwanken ſah.

Es giebt Beiſpiele genug von dem ſiegreichen Uebergewichte, mit welchem er ſeine Gegner nicht ſelten behandelte. Ein Beiſpiel unter vielen führe ich hier an. Von Born hatte ihn angegriffen, und Werner rächte ſich durch eine ſcharfe Kritik ſeines Verzeichniſſes der Foſſilien des Raab'ſchen Muſeums in Wien. Werner war bekanntlich nie weit gereiſt. Wien, und alſo auch das mineralogiſche Muſeum daſelbſt war ihm völlig unbekannt. Unter anderen hatte von Born eine Schublade der Sammlung, die ſeiner Meinung nach Chryſolithe enthielt, beſchrieben; Werner bewies auf eine entſchiedene Weiſe, daß dieſe Schublade keinen einzigen Chryſolithen enthalte; es waren meiſt die von Werner ſogenannten Spargelſteine. In der That ſoll Herr von Born nach dieſer Kritik vermieden haben, den reiſenden Mineralogen dieſe Schublade zu zeigen.

Werner hat bekanntlich wenig drucken laſſen. Seine Hefte aber bildeten die Grundlage der vielen oryktognoſtiſchen Handbücher, die zu ſeiner Zeit durch **Wiedemann**, **Emmerling**, **Reuß** u. ſ. w. bis auf **Breithaupt** erſchienen ſind.

Ich habe von dem Verleger gehört, wie ängſtlich Werner verfuhr, als er ſeine Theorie der Gänge, die in ihrer Art ein Meiſterſtück von Präciſion genannt werden muß, und die beſonders durch die genaue Unterſcheidung der Gang-Formationen, und der eigenthümlichen Zuſammenſetzung der verſchiedenen Bildungen in den Gängen, ſich auszeichnet, herausgab. Der Druck dauerte Jahrelang, ruhte oft mehrere Monate, weil Werner nie mit ſich über die Art der Darſtellung einig werden konnte. Drei, wohl auch viermal hintereinander wurden ſchon gedruckte Bogen verworfen und gänzlich umgearbeitet. Der Verleger war in Verzweiflung.

Da Werner nur wenig drucken ließ, ſo gründete ſich ſein Ruf faſt ganz auf die völlige Hingebung ſeiner Schüler, und **Esmarks** Beſchreibungen der ungariſchen Trachyte, durch welche er die neptuniſche Entſtehung des Perlſteines, der Obſidiane, ja ſelbſt der Bimſteine darzuthun ſuchte, beweiſt auf eine auffallende Weiſe, wie ſehr er die Anſichten ſeiner Schüler beherrſchte.

Werner war ein durchaus patriotiſcher Sachſe, dem Könige und dem Lande höchſt ergeben. Sein Ruf in Frankreich war groß und entſchieden. Die Häupter der Republik wollten ihn auszeichnen, und ſchickten ihm ein Diplom als Citoyen. Der legitime und ängſtliche ſächſiſche Bürger gerieth in große Verlegenheit. Er theilte das Diplom ſogleich dem Hofe mit. Ich habe dieſes Ereigniß von ihm ſelbſt erfahren, erinnere mich aber in der That nicht, ob der Hof ihm erlaubte, dieſe Auszeichnung anzunehmen oder nicht.

Es iſt ſehr merkwürdig, wie ſelten die Fähigkeit iſt, über irgend einen vormals berühmten Mann ein ächtes hiſtoriſches Urtheil zu fällen. Wenige vermögen, ſich den Zuſtand der Wiſſenſchaft einer vergangenen Zeit mit Klarheit zu vergegenwärtigen; beſonders in einer Wiſſenſchaft, die, wie die Naturkunde mit raſchen Schritten ſich entwickelt, und in wenigen Jahren eine ganz andere Geſtaltung erhält, verliert man faſt die Fähigkeit was man nicht mehr unmittelbar, ſondern durch Mittelglieder der Entwickelung mittelbar erhalten hat, gehörig zu würdigen. Ich darf mich hier in eine wiſſenſchaftliche Auseinanderſetzung der Verdienſte Werners nicht einlaſſen. Vielleicht werden die meiſten Leſer mir vorwerfen, daß ich mich zu lange mit ihm beſchäftigt habe: nur erlaube man mir zu bemerken, daß Werner um die Begründung ſeiner Wiſſenſchaft, ſeiner Irrthümer ungeachtet, vielleicht noch ein größeres Verdienſt hat, als Linné um die Begründung der Zoologie und Botanik. Unleugbar war in der Mineralogie vor Werner weniger geſchehen, als in den Wiſſenſchaften, die Linné behandelte, und er fand einen durchaus rohen Stoff vor, den er geordnet und in vielen Richtungen ſcharf beſtimmt hinterließ. Selbſt der Sieg über ihn ward nur möglich durch die Waffen, die er ſeinen Gegnern in die Hände gab.

Ich beſchloß, alles eigene Urtheil eine Zeitlang zu unterdrücken, ich ſah ein, daß ich eine ſo in ſich abgeſchloſſene Eigenthümlichkeit nur faſſen konnte, indem ich mich ihr völlig hingab. Es verſteht ſich indeſſen von ſelbſt, daß dieſe Hingebung nur dazu dienen ſollte, mir einen Gegenſtand zum freien, geiſtigen Verbrauche zu verſchaffen.

Werner hatte mich ſehr freundlich aufgenommen, und ich gewann immer mehr ſeine Zuneigung, obgleich ich in meiner genannten erſten Schrift hier und da von ſeiner Anſicht abwich. Er ſah wohl ein, wie wenig ſchwache und abſtracte Einwürfe der Art ein ſo feſt in ſich geſchloſſenes Gebäude, wie das ſeinige, zu treffen oder zu erſchüttern vermochten. — Charpentier war Werners Gegner. Obgleich Werner ſich auch mit den praktiſchen Theilen des Bergbaues beſchäftigte, ſo war und blieb doch die Mineralogie ſein eigentliches Hauptfach. Charpentier hingegen war ſchon durch ſeine Stellung als Berghauptmann, ſo wie durch frühere Beſchäftigung und Neigung, vorzüglich praktiſcher Bergmann. Seine Verdienſte in dieſer Rückſicht ſind allgemein bekannt. Er hatte das große vorzügliche Amalgamations-Werk zu Halsbrück angelegt, und im Hüttenweſen, wie im Bergbau große Verbeſſerungen eingeführt. Doch liebte er auch beſonders geognoſtiſche Unterſuchungen, und ſeine Beobachtungen über das Vorkommen des Baſalts in den großen Schneegruben des Rieſengebirges, die vorzüglich die Aufmerkſamkeit der Geognoſten auf dieſe Erſcheinung hinlenkten, ſind bekannt. Sie erſchienen zwar erſt einige Jahre nachher, nachdem ich Freiberg verlaſſen hatte, waren aber viele Jahre früher angeſtellt, und ſeine Anſicht über dieſes ſeltene Vorkommen war ſchon bekannt. Im Ganzen war er kein Freund einer entſchiedenen, alle geognoſtiſche Erfahrungen unter einem Geſichtspunkte zuſammenfaſſenden Theorie; er hielt dafür, daß die geognoſtiſchen Beobachtungen noch nicht den Grad der Reife erhalten hätten, der uns zur Aufſtellung einer ſolchen Theorie berechtigte. Er war geneigt, große Gas-Expanſionen im Innern der Erde anzunehmen, und dieſen einen bedeutenden Einfluß auf die Bildung der Gebirgs-Maſſen zuzuſchreiben; während Werner alles aus mechaniſchen und chemiſchen Niederſchlägen, und aus mächtigen Fluten zu erklären ſuchte. So ſtanden dieſe Männer ſich wiſſenſchaftlich als Gegner gegenüber; ſie ſahen ſich wahrſcheinlich nur, wenn ſie in Geſchäften zuſammenkamen. Einige Aeußerungen in meiner kleinen Schrift ſtimmten mit Charpentiers

Anſicht überein, und hatten ſeinen Beifall gefunden; ſo fand ich ebenfalls in ſeinem Hauſe und in ſeiner Familie eine günſtige Aufnahme. Dieſe war ſehr ausgezeichnet durch Geiſt, ſo wie durch Talente und allſeitige Bildung. Eine Tochter war mit dem General Thielemann verheirathet, einem der fähigſten und tüchtigſten Offiziere der ſächſiſchen Armee; eine zweite war die Gemahlin des Doctor Reinhard, der als gelehrter Theologe, als berühmter Kanzelredner, als Oberhaupt der proteſtantiſchen Kirche in Sachſen, großes Anſehen, und im ganzen Lande eine allgemeine Verehrung genoß. Dieſe verdienten Männer lernte ich gar nicht kennen, aber die Frauen, die ſich ihrer Stellung bewußt waren, und mit freundlicher Würde erſchienen, beſuchten öfters ihre Eltern. Eine dritte unverheiratete, Karoline, war durch ihre mannigfaltigen Kenntniſſe, durch ihre Talente und reifes Urtheil ausgezeichnet. Sie war eine ſehr gewandte Klavierſpielerin. Die jüngſte Tochter, Julie, ſchön, weich, mit einem wehmüthigen Ausdruck, zog mich vorzüglich an, denn ſie war die Braut Hardenbergs (Novalis). Ich ſehnte mich nach der Bekanntſchaft dieſes merkwürdigen originellen Dichters, deſſen ätheriſch-phantaſtiſches Weſen und tiefe blitzähnliche Aeußerungen mir merkwürdig vorkamen und mich anzogen. Eine Familie, in welcher, durch feine Sitte veredelt, ſo viel geiſtig Anregendes mir entgegenkam, hatte ich bis jetzt noch nicht kennen gelernt, und eine Aufforderung, in ihrer Mitte zu erſcheinen, die oft an uns erging, war uns jedesmal höchſt angenehm, denn auch mein Freund Möller wurde gern in dem gaſtfreien Hauſe geſehen.

* * *

Wenn nun Charpentier und Werner uns die bedeutendſten Männer waren, ſo erweiterte ſich doch zugleich auch unſer Umgang mit den vorzüglichſten Männern des Auslandes, die durch Werners großen Ruf hieher gezogen waren. Das Leben in Freiberg hatte nun für mich durch die neue Welt, die ſich mir aufſchloß, einen großen Reiz. Wir verſchafften uns ein Bergmanns-Habit, in welchem wir fleißig die Gruben befuhren. Werner hatte uns gerathen, mit Himmelfahrt ſammt Abraham, jener Grube, deren knarrendes Geſtänge und melancholiſches Glockengeläute uns bei unſerer erſten Ankunft nach Freiberg ſo trübe ſtimmte, deswegen den Anfang zu machen, weil die Gang-Verhältniſſe dort die einfachſten waren. Wir fuhren ein paar Mal wöchentlich an, und die Grubenwelt ergriff mich tief. Die unterirdiſche Welt, die dunkle Nacht in den Stollen und Gezeugſtrecken hatten für mich etwas unbeſchreiblich Anziehendes. Allerdings koſtete es uns nicht geringe Mühe, in der Dunkelheit, von den Gruben-Lampen ſpärlich erleuchtet, die Gangmaſſe und die Foſſilien, aus welcher ſie zuſammengeſetzt war, durch Feuchtigkeit und Schmutz bedeckt, zu unterſcheiden. Schwieriger noch war es uns, ja im Anfange ſchien es faſt unmöglich, die Richtung der Gänge, in denen wir uns durch den Kompaß orientirten, zu verfolgen, und es uns klar zu machen, wie ſie ſich durchkreuzten, ſchaarten und ſchleppten. Wenn wir die ſenkrechte Leiter herunterſtiegen, wenn das Blau des Himmels durch die Oeffnung allmälig verſchwand, wenn das große Rad, durch welches das Tageswaſſer in Bewegung geſetzt wurde, in dem engen Felſenraume neben uns ſeinen Umſchwung machte, das Anſchlagen der Glocke einen jeden Umſchwung bezeichnete, während um uns herum und über uns die Tropfen ſtill rauſchend, unabläſſig herunterfielen, ſo war uns im Anfange ſeltſam und wunderlich zu Muth. Nach und nach fingen wir nun auch an, die entfernteren Gruben zu befahren, — Beſchert Glück, Himmelsfürſt, Kurprinz, mit ihren reichen Erzen. Der Fremde, der die Akademie beſuchte, erhielt unmittelbar von dem Kurfürſten die Erlaubniß, alle Gruben im Erzgebirge, mit Ausnahme der Arſenik- und Kobalt-Gruben in Annaberg und Schneeberg, zu befahren. Gewaltig ward meine Phantaſie angeregt, als ich nun nach und nach den großen Umfang, und den mächtigen weitumfaſſenden inneren Zuſammenhang der unterirdiſchen Werke, die, viele Meilen einnehmend, Freiberg umgaben, überſchaute. Seit fünfhundert Jahren war das Innere des Gebirges allenthalben durchwühlt, die mannigfaltigen Gänge, die in allen Richtungen das Gebirge durchzogen, aufgeſchloſſen, nicht wenige völlig abgebaut. Die Schachte führten ſenkrecht, oder ſich mehr oder weniger neigend, auf die mannigfaltigſten Punkte, in die Tiefe. Seitwärts von den Schachten drang man in die Gang-Maſſe hinein, und baute ſie über und unter ſich ab. In beſtimmten Tiefen von gleichem Niveau wurden die verſchiedenen Gruben durch die horizontal laufenden Stollen, die zu Tage ausließen, mit einander in Verbindung gebracht. Mit einer kleinen Neigung angelegt, dienen ſie dazu, das Tageswaſſer aus den Gruben zu führen, die Erze auf eine leichtere Weiſe, als durch die Schachtöffnung herauszubringen, und einen friſchen Luftwechſel hervorzurufen. Je tiefer dieſe Stollen=Verbindung ſtattfindet, deſto vortheilhafter iſt ſie.

Ich habe dieſe allgemein bekannten Verhältniſſe deswegen hier erwähnt, weil ſie mächtig auf meine Phantaſie wirkten. Wenn Tauſende von Jahren verſchwunden ſind, was würde unſere Zeit hinterlaſſen? fragte ich, was verglichen werden könnte mit den Rieſenwerken vergangener Geſchlechter, mit den Reſten der Cyklopen=Baue, mit Suſa und Palmyra, mit den griechiſchen und römiſchen Ruinen, Wegen und Waſſerleitungen? Unſere leicht gebauten Städte würden kaum eine Spur hinterlaſſen, unſere Paläſte zuſammenſtürzen, unſere größten Fabriken, wandelbar wie die Unternehmungen, die ſie hervorriefen, würden ſchnell verſchwinden. Hier und da würden die Mauern einer Kirche des Mittelalters die Sage von einer herrlichen Baukunſt unterhalten, alles Uebrige, was die neuere Zeit leiſtete, wird in die unüberſehbare Maſſe des Geſchriebenen und Gedruckten hineintauchen, ja aus dieſem Abgrunde eben ſo trübe hervorblicken, wie die Sagen und Mythen der Vorwelt aus der bloßen mündlichen Tradition. Wenn nun ein Forſcher auf den öden Stätten früher blühender Staaten forſchend herumwandelt, wenn irgend ein Zufall den Zutritt zu einem tiefen Stollen eröffnet, wenn kühne Männer den Muth haben, immer tiefer und tiefer hineinzudringen, wenn Oeffnungen von verſchiedenen Richtungen her den Zutritt erlauben, ſo daß der große Zuſammenhang der unterirdiſchen Werke, wenn auch ſich nicht unmittelbar verfolgen, ſo doch erkennen läßt; dann werden ihm unterirdiſche Baue, rieſenhaft wie die alten, entgegentreten, und es ſchien mir, als hätte durch den mächtigen Bergbau unſere Zeit allein ein Monument gewaltiger Art hinterlaſſen, welches ſich mit den Reſten einer großen Vergangenheit meſſen könnte. Je genauer nun ich den Freiberger Bergbau kennen lernte, deſto wichtiger ward mir der ganze Zuſammenhang des Bergweſens. Der Bergbau hatte den Mineralogen mit den wichtigſten Erfahrungen bereichert, während er doch eigentlich beſtimmt war, mächtig in die Verhältniſſe des Staates einzugreifen. Die Bergleute ſelbſt intereſſirten mich nicht weniger, als die Nützlichkeit und ſtaatswirthſchaftliche Bedeutung ihrer Arbeit. Mit großer Theilnahme beſuchte ich ihre Hütten. Es iſt ein gutmüthiges, friedliches Völkchen, aber freilich von einer unterirdiſchen Phantaſie, von irgend etwas Dichteriſchem, was ihrem mühſamen Geſchäfte eine höhere Bedeutung geben könnte, ſpürte ich nur wenig. Die drückende Armut, die unaufhörliche Sorge für die nächſte Zukunft erlaubt weder der Luſt, noch dem Schmerz, weder der Hoffnung, noch der Furcht, ſich dichteriſch heiter oder trübe zu geſtalten.

Ich hatte bei Köhler ein Privatiſſimum über die Adminiſtration des Bergweſens, und über den Bergbau ſelber, in ſo fern er mir wichtig war, angenommen. Er fügte ſich meinem Wunſche, als ich ihn erſuchte, mir die jetzt herrſchende Adminiſtration in ihrer geſchichtlichen Entſtehung vorzutragen. In dieſer Rückſicht iſt eben die Organiſation des ſächſiſchen Bergweſens höchſt merkwürdig. Sie hat ſich naturgemäß und ruhig entwickelt, ſo wie das Bedürfniß allmählig ſtieg. Es war das erſte Mal, daß ich mit klarer Ueberſicht die Geſchichte eines beſtimmten praktiſchen Gegenſtandes verfolgte, und dieſe freiwillige Beſchränkung auf einen ganz in ſich abgeſchloſſenen Gegenſtand ſchien mir unerwartete Aufſchlüſſe auch über andere Richtungen der Entwickelung des Geſchlechts zu verſprechen. Aber das Reſultat dieſer Geſchichte des Bergweſens hinterließ einen trüben, ja tragiſchen Eindruck. Im dreizehnten Jahrhundert fing der Bergbau an. Sagen von dem unermeßlichen Reichthume an gediegenem Metall und edlen Erzen bilden den Vorgrund dieſer Geſchichte. In den offenen Spalten der Gebirge haben die älteſten Maſſen, die ſich bildeten, die Wände auf beiden Seiten überzogen. Spätere Bildungen riefen einen neuen Ueberzug hervor, und je öfter dieſe Bildungen ſich wiederholten, die oft ganz verſchiedene Maſſen waren, deſto mehr verengerten ſich die Spalten. So haben ſich in der geognoſtiſchen Urzeit die Gangmaſſen, wie Werner glaubte, von oben gefüllt. Meiſt aber blieb ein enger Raum in der ſogenannten oberen Teufe wohl längere Zeit unangefüllt. Chemiſche Verwandlungen der alten Gangmaſſen, die dieſen Raum umſchloſſen, fanden nun hier ſtatt. Die Kryſtalle ragten von den Wänden in die Höhle hinein; jene wurden durch neue Produkte überzogen; verſchiedene Erze und Foſſilien entſtanden allmählig hier, und es iſt höchſt intereſſant, die Anhäufung dieſer Bildungen zu verfolgen. Nicht allein in den Gängen ſelbſt, ſondern auch in den einzelnen Handſtücken der Muſeen kann man den mannigfaltigſten Wechſel der Prozeſſe, die Richtung, in welcher die kryſtalliniſchen Niederſchläge ſich abgeſetzt haben, und die Verſchränkung der mannigfaltigen Bildungen unter einander erkennen. Hier ſchoß nun das gediegene Silber in zarten, verſchlungenen Haaren, zackenartig, baumförmig, oft in dicken derben Maſſen an. Hier bildeten ſich die edelſten Erze, dem Bergmanne ohne viele Mühe zugänglich, und ſo, daß ſie durch die einfachſten, wenig koſtſpieligen Hütten-Prozeſſe in reiner Metallform gewonnen werden konnten. Dieſer Reichthum der oberen Teufe war verſchwunden. Mit immer wachſender Anſtrengung, mit immer größeren Koſten wurde das unedlere, ſchwerer zu behandelnde Erz gewonnen; und ſo wuchs mit der Armut des Gebirges, Anſtrengung und Aufwand immer mehr. Ich hörte nun von Zubuße, wiedererſtattetem Verlag, und wenig von wahrem Gewinne reden. Die Zubuße wuchs, der wiedererſtattende Verlag ward ſeltener, und reinen Gewinn brachten nur wenige Gruben. Es war mir rührend und zugleich ſchmerzlich, wenn ich ſah, wie man den geringſten Schimmer von Hoffnung bei irgend einem neuen Bau leidenſchaftlich ergriff. Ich erinnere mich nie während meines Aufenthaltes, daß ſie erfüllt wurde. Ich kenne die gegenwärtige Lage des ſächſiſchen Bergbaues nicht. Ich denke mir, daß die ſo ſchnell heranwachſende Gewerbthätigkeit des Erz-Gebirges auf eine wohlthätige Weiſe dem, im Ganzen wenig lohnenden Bergbau immer mehr und mehr Hände abziehen wird. Auf mich machte dieſes fortdauernde Sinken des Bergbaues, und eben am meiſten um Freiberg herum, einen höchſt trüben Eindruck. Es giebt keinen drückenderen Anblick, als wenn, von mächtigen Halden umgeben, das taube Geſtein um die Gruben-Mündungen, immer wachſende Hügel bildend, ſich anhäuft. Nicht bloß die Wälder ſind in der Gegend dieſer Halden verſchwunden, ſie dulden in ihrer Nähe keine freudige Vegetation, ſelbſt der Graswuchs iſt kümmerlich; über die kahlen Höhen, die langgedehnt, Flächen bilden, pfeift der Wind. Man ſieht nichts, als todte Halden, und die einzeln ſtehenden traurigen Hütten, die Schuppen ähnlich über den Gruben aufgebaut ſind.

Aber wie ſehr ich mich auch freiwillig auf empiriſche Klarheit, für ein engeres Ziel, zu beſchränken ſuchte; wie wenig Anziehendes die öde Natur um mich her mir darbot: ſo war dieſes doch nur die äußere Hälfte meines Daſeins, und ein reicheres Leben bewegte mich, und ward mitten in der ſcheinbaren Armut in vollen Zügen genoſſen. Ich lebte, obgleich in Freiberg, noch immer vorzüglich in Jena. Eine fortdauernde Correſpondenz, beſonders mit Schelling, unterrichtete mich von allem, was dort vorging. Die Werner'ſche Geognoſie ward mir immer wichtiger. Sie enthielt Momente, die ſich zur Speculation ſteigerten, und dunkel entwickelte ſich eine Anſicht, die mir eigenthümlich war, und mich immer gewaltiger ergriff. Was meine Seele erfüllte, konnte ich nicht verbergen. Im vertraulichen Geſpräch theilte ich meine Anſichten Werner mit. Daß dieſer, innere halb ſeiner Grenzen in ſich abgeſchloſſen, nicht ganz mit mir zufrieden ſein konnte, war natürlich. Er äußerte ſeine Unzufriedenheit offen, und ſchien dennoch zu ahnen, daß in der ganzen lebendigeren Entwickelung, die ſeine Formations-Lehre erhielt, etwas verborgen läge, was ihn anzog. Mein Verhältniß zu ihm ward indeſſen immer inniger. Die tiefe Verehrung, die mich durchdrang, die Achtung für eine abgeſchloſſene Eigenthümlichkeit, das Vertrauen, welches ich ihm in jeder Rückſicht zeigte, ſelbſt die Hoffnung, daß ſeine Lehre durch mich eine tiefe geiſtige Bedeutung erhalten könnte, und als ein entſchiedenes Element in die große Gährung der Geiſter, die in der Geſchichte eine neue Geſtaltung hervorrufen ſollte, eingreifen würde, zog ihn an, und rief eine Verbindung zwiſchen Lehrer und Schüler hervor, wie ſie früher wohl nicht ſtattgefunden hatte. Und dennoch war eine jede Modification in den Ausdrücken, eine jede Steigerung derſelben ihm unangenehm, und es half mir nichts, wenn ich es verſuchte, ihm deutlich zu machen, daß innerhalb der Grenzen ſeines wiſſenſchaftlichen Kreiſes ſeine Ausdrücke ihren Werth behielten, und behalten ſollten. Er ſchien, deutlicher als ich ſelber damals, einzuſehen, daß ſeine letzten Erklärungs-Gründe in der Geognoſie, meinen Anſichten gegenüber, ſich nicht zu erhalten vermochten. Er ſchien zu fürchten, daß von dieſem gefährlichen Mittelpunkte aus, allmählig ſeine ganze geognoſtiſche Lehre eine Umwandlung erleiden müßte, durch welche die Eigenthümlichkeit derſelben verſchwände. Werner übte einen entſchiedenen Einfluß über alle ſeine Schüler. Alle die Bedeutenderen wenigſtens ſchienen von mir viel zu erwarten, und mich doch zugleich als ein fremdes, ſtörendes, ja gefährliches Element zu betrachten.

Ich lebte mit den bedeutenden Fremden, die ſich damals Werners wegen in Freiberg aufhielten, auf einem freundſchaftlichen, ja vertraulichen Fuß, beſonders mit Herder und einem von Herda, dann aber auch mit den Engländern, Mitchel und Jameſon. Der Pole Mielęsky, jetzt Berg-Hauptmann in Weſtphalen, Graf Beuſt, der jetzige Ober-Berg-Hauptmann, obgleich ſehr jung, beſonders der letztere, ſchloſſen ſich an mich an. Ich ward aufgefordert, ihnen Vorträge über die Philoſophie zu halten, und freute mich, eine Gelegenheit zu haben, mich über dasjenige auszuſprechen, was mir ſo wichtig war. Schellings transſcendentaler Idealismus war eben herausgekommen; dieſe Schrift, die durch die Klarheit und allmählige kunſtreiche Entwickelung der Methode, als ein bis jetzt noch immer unerreichtes Meiſterſtück betrachtet werden kann, beſchäftigte mich fortdauernd. Ich ſuchte mir ſelbſt, wie meinen Zuhörern, das Verhältniß der ideellen Seite der Philoſophie zur reellen, den ſcheinbaren Parallelismus beider und ihre höhere Einheit klar zu machen. Doch wenn ich auch für mich ſelbſt größere Klarheit erlangte, ſo gelang es mir kaum, ſie meinen Zuhörern mitzutheilen. Mielczsky hatte einen Gouverneur, **Haberle**, der ihn in alle Vorträge begleitete, und der noch am meiſten ſich für meine Lehre zu intereſſiren ſchien. Er hat ſich ſpäter als Meteorolog bemerkbar gemacht, indem er ſich an die Howard'ſche Wolken-Lehre anſchloß, und von Erfurt aus mit Göthe in Verbindung trat. Aber auch ihm blieb der Inhalt meiner Vorträge völlig fremd. Ich habe hier gar keine Schüler gewonnen. Die Philoſophie lag ihren übrigen Beſchäftigungen zu fern, und in ganz Deutſchland konnte man wohl keinen ungünſtigeren Ort finden, ihr Anhänger zu gewinnen, als damals Freiberg. Die Engländer waren als Fremde neugierig zu erfahren, was die deutſche wiſſenſchaftliche Gährung eigentlich zu bedeuten habe. Sie, die nichts kannten, als eine in ſich abgeſchloſſene ſinnliche Welt, die man durch Beobachtungen und Experimente kennen lernte, und andererſeits eine Religion, die für die verſchiedenen Gemeinden in ihrer abgeſchloſſenen Art eine abſolute Geltung hatte, und zwar ſo, daß die Welt der Natur, und die Welt der Religion, beide nebeneinander hergingen, ohne ſich je zu berühren, ſie konnten die Neigung, beide zu vereinigen, durchaus nicht begreifen. Ich weiß nicht, in wie fern die beiden Engländer, die mir lieb und theuer wurden, ernſthaft religiös geſinnt waren. Ueber ſolche Gegenſtände äußert ſich der Engländer nur, wenn er auch darin praktiſch thätig ſein kann, wenn er ſich berufen fühlt, Proſelyten zu machen. Aber ſelbſt wenn ſie mit der Gleichgültigkeit der ſinnlichen Reflexion die verſchiedenen Gemeinden betrachten, laſſen ſie dieſe doch gelten; und das Bedürfniß, für das Bewußtſein einen abſoluten Mittelpunkt der höchſten geiſtigen Intereſſen zu ſuchen, war ihnen völlig fremd. Und dennoch gab es Augenblicke, wo ſie bewegt ſchienen. Mitchel beſonders, ein milder, höchſt beſonnener Mann, der auch über Jameſon eine große Gewalt ausübte, ſchien zuweilen eine Ahnung von etwas Höherem zu haben, was doch irgend eine wirkliche Bedeutung haben könnte. Er ſuchte ſich es klar zu machen, er konnte ſich dann, wie es ſchien, innerlich bewegt, in ausführliche Geſpräche mit mir einlaſſen. Aber es war ſeltſam, zu ſehen, wie eine jede Idee, die zu keimen anfing, zerfloß, wenn er ſie feſtzuhalten ſuchte, ihn nur beunruhigte, ohne ihn aufzuklären. Mich ängſtigte dann ſein Zuſtand. Er war von ſehr ernſter Natur, ſeine ganze Geſtalt, obgleich er hoch gewachſen und ſtark war, deutete auf eine hektiſche Conſtitution; er ſtarb wenige Jahre nachher. Ich ſah ein, daß meine Vorträge vollkommen fruchtlos waren, und beſchloß, ſie abzubrechen. D'Aubuiſſon blieb mir fern, und auch Mohs, eine ſcharf logiſche Natur, dem ſinnliche Klarheit Alles war, nahm an meinen Vorträgen gar keinen Antheil. Dennoch war ich mit dieſem auf dem Felde der Mineralogie innig verbunden. Bei geognoſtiſchen Unterſuchungen war er mein Leiter und Führer, und ich beſuchte viele Gegenden mit ihm. Er richtete ſich durchaus nach der Anleitung, die uns Werner gab, und beherrſchte ſie vollkommen und mit größerer Sicherheit, als ich.

So verfolgte mich die innere Welt, deren Keime ſchon in meiner früheſten Jugend verborgen lagen und in Jena ausſchlugen, auch bis nach Freiberg. Ja ſie fingen hier erſt an, ſelbſtändige Entwickelung zu erhalten. Doch ſei es mir erlaubt, eine andere äußere Welt, die ſich mir mit geiſtiger Bedeutung aufſchloß, zuerſt zu berühren.

Die Fremden in Freiberg ſuchten ſich in Dresden zu erholen. Auch ich und mein Freund Möller waren eilig durch Dresden gereiſt, mit der Abſicht, ſobald wie möglich uns wieder nach dieſer Stadt zu verfügen, um länger da zu verweilen. Die ſchönen Gegenden, die heitere Lage der Stadt, hatten uns beim erſten Durchfluge entzückt, und wir prieſen uns glücklich, eine ſo anmuthige Stadt in der Nähe von Freiberg und leicht erreichbar zu wiſſen. Dennoch vergingen ein paar Monate, ohne daß wir Freiberg verlaſſen konnten. Werner ſetzte ſeiner Geſundheit wegen ſeine Vorleſungen aus. Die übrigen waren Privatiſſima, und über dieſe hatten wir ſelbſt die Gewalt. Es war gegen Ende Auguſt, als wir auf Mieth-Pferden durch den Grüllenburger Wald ritten, um über Tharand Dresden zu erreichen. Der Abend näherte ſich, wir dachten in Tharand zu übernachten. Als wir das Dorf Hartha erreicht hatten, ſahen wir mehrere Wege vor uns. Möller, der immer tiefer von der Philoſophie ergriffen wurde, hatte ein Geſpräch über Kants Kritik der teleologiſchen Urtheilskraft angefangen. Seine Aeußerungen waren jederzeit bedeutend und geiſtreich. Wir achteten nicht auf den Weg, und verfolgten inſtinktmäßig den breiteſten. Das Dorf lag hinter uns; wir waren im tiefen Geſpräche verſunken. Die Dunkelheit nahm zu; wir ritten im langſamen Schritt, und merkten jetzt erſt, als es faſt völlig dunkel war, daß wir uns verirrt hatten und auf einen Holzweg gerathen waren. Wir verſuchten umzukehren, einen breiteren Weg aufzuſuchen, und nachdem wir lange hin und her geritten, entdeckten wir eine einſame Wohnung, auf einem offenen Platze im Walde liegend, wahrſcheinlich zu

Hinter-Gersdorf gehörend. Es koſtete uns Mühe, die Leute aufzuwecken, die in ihrem Schlafe geſtört, ſich polternd vernehmen ließen. Es gelang uns zuletzt, einen der Einwohner zu bewegen, uns den Weg nach Tharand zu zeigen. Mit einer Laterne ſchritt er vor uns her, quer durch den Wald, über unwegſame Holzſtraßen, und es verging wohl eine volle Stunde, ehe wir in das Weiſtritzer Thal hinabkamen. „Sie können ſich hier nicht irren“, ſagte unſer Begleiter, „reiten Sie über den Fluß, auf der anderen Seite führt der Weg nach Tharand. In weniger als einer Viertelſtunde werden Sie da ſein.“ — Wir aber, die wir die Lage von Tharand nicht kannten, verfolgten einen breiten Weg, der aus dem Thale führte, und verirrten uns zum zweitenmale. Wir kamen tief in der Nacht nach Höckendorf, wo wir, damit die müden Pferde ſich erholen konnten, zwar abſtiegen, uns aber ſcheuten, das Lager zwiſchen einer Menge von Fuhrleuten einzunehmen. Den Tag darauf erreichten wir Tharand, und eilten nach Dresden. So von Nachtwachen erſchöpft, dennoch von der anmuthigen Gegend zwiſchen Tharand und Dresden, von der Stadt ſelbſt, die von der Morgenſonne beleuchtet war, entzückt, nachdem wir uns geſtärkt, mehr Wein als gewöhnlich des Vormittags getrunken hatten, eilten wir nach der Galerie.

Die hohen Säle, dicht mit Gemälden beſetzt, hatten etwas Impoſantes; die Fremden, theils einzeln, theils in Gruppen vertheilt, bewegten ſich ſtill und feierlich in den weiten Räumen. Da ich eine übertriebene Vorſtellung von einem jeden Gemälde hatte, welches Kunſtwerth genug beſaß, um in einer ſo berühmten Galerie aufgenommen zu werden, ſo überraſchte mich die Menge derſelben faſt, wie damals in meinen Knabenjahren, als ich den erſten Blick in Suhms große Bibliothek warf. Der alte Riedel führte uns herum, und wir ſollten nun ſeine Belehrung mit Aufmerkſamkeit verfolgen. Wir hatten nicht bedacht, daß zur ſtillen Betrachtung der Gemälde eine innere Ruhe und Nüchternheit gehört, die wir nun gar nicht beſaßen. Für mich ſchwankten und bewegten die bunten Bilder ſich unter einander; eben ſo chaotiſch und verworren miſchten ſich die Namen der Maler, die ich, obgleich ſie mir wohl zum Theil bekannt waren, doch meiſtentheils zum erſtenmal nennen hörte. Wir hatten ſchon eine für mich unendlich lange Zeit in der äußeren, mit den Reichthümern der niederländiſchen Schule beſetzten Galerie zugebracht, und traten in die innere, wo die Bilder der italieniſchen Schule hingen. Hier war es nun, wo ich erwartete, und zwar ſeit meiner frühen Jugend, die großen Kunſtgegenſtände zu ſehen, die durch den Ruhm von Jahrhunderten verherrlicht waren. Mit der Poeſie war ich ſeit meiner früheſten Kindheit vertraut; was der Dichter darzuſtellen ſucht, war mir innerlich gegeben, und die Mittel der Darſtellung, ſelbſt wenn dieſe die vorzüglichſte war, ſelbſt wenn ſie mir unerreichbar ſchien, waren mir nicht fremd. Hier aber ſollte ſich eine neue Welt für mich aufſchließen durch einen neuen Sinn, den ich mir kaum zutraute. Dieſe Vorſtellungen bewegten ſich dunkel und verworren vor meiner Seele, ohne daß ich ſie feſtzuhalten oder zu ordnen vermochte. Furchtbar ſchläfrig und ermüdet, ſuchte ich mich gewaltſam zuſammen zu faſſen, aber es gelang mir nicht. Die Geſtalten der Bilder ſchwebten mir halb wie Viſionen vor, ſchienen ſich zu bewegen, aus dem Rahmen zu treten, ſich mit den Fremden, die hin und hergingen, zu vermiſchen. Dazwiſchen tönte mir die einförmige Belehrung des Begleiters, die ich mir merken ſollte, ſeltſam in die Ohren. Ein ängſtliches Bewußtſein, daß dieſer wunderliche Zuſtand einem jeden, der mich ſah, in die Augen fallen müßte, quälte mich, und in dieſer Lage brachte ich eine Zeit zu, die mir unendlich dünkte. Da traten wir vor ein großes Bild. Es ſtand unten, war uns alſo näher gerückt, denn es wurde copirt. Eine weibliche Geſtalt ſchwebte aus den Wolken hervor, und trug ein wunderbares Kind. Der Moment überraſchte mich, die ſeltſame Spannung, in der ich war, hatte den höchſten Gipfel erreicht, ich vergaß wo ich war. Ein tiefes Gefühl durchdrang mich, und ich brach in Thränen aus, die unaufhaltſam floſſen. Der alte Riedel war überraſcht; es war als wenn dieſes gewaltſam hervorbrechende Gefühl mich plötzlich aus dieſem traumähnlichen Zuſtande herausriß, und mir das volle Bewußtſein wiedergab. Ich blickte um mich, ich ſah, wie ich Gegenſtand der allgemeinen Aufmerkſamkeit geworden war, ich ſuchte mich zu faſſen, und erfuhr nun, daß das Bild, welches mich ſo heftig in Bewegung geſetzt hatte, das berühmteſte der Galerie, daß es Raphaels Madonna, war.

Der Durchgang durch die Galerie war nun faſt zu Ende, und ich dankte Gott, als wir wieder auf der Straße waren. Halb taumelnd erreichten wir das Gaſthaus; ich hörte kaum Möllers Vorwürfe, und verſank in einen tiefen Schlaf. Die bunten Bilder beunruhigten mich noch im Schlafe; aber über alle herrſchte, wie eine göttliche Erſcheinung, die Madonna. Als ich durch den Schlaf geſtärkt, wieder erwachte, war ich vollkommen nüchtern, und eine dunkle Erinnerung von allem, was ich in der Nacht und in der Galerie erlebt hatte, ängſtigte und quälte mich.

Es iſt bekannt, daß mit der wiedererwachten tieferen Poeſie auch die katholiſche Religion eine eigene und tiefere Bedeutung erhalten hat. Das Mittelalter mit ſeiner Kraft ward hervorgehoben, und wohl auch höher geſtellt, als eine Zeit, die, berufen zu großen mächtigen Thaten, dieſen gegenüber, ſelbſt ohnmächtig, ſich in leeren Abſtractionen verlor, in wenigen oberflächlichen Begriffen, die, an die Stelle eines mächtigen reichen Naturgrundes getreten, Staaten wie Wiſſenſchaften aus ſich heraus entwickeln und geſtalten ſollten. Mir ſelbſt war dieſe Bewegung der Zeit keinesweges fremd. Auch mir erſchien dieſe Zeit der großen Kämpfe, der herrlichen Geſänge, der tiefen Andacht bewunderungswürdig, und neben der Armut der Gegenwart überſchwänglich reich. Beſonders wurde die Madonna als die göttliche Frau mit aller Illuſion der Dichtkunſt verehrt, und nachdem Tieck, Auguſt Wilhelm Schlegel und Novalis ihr die poetiſche Weihe ertheilt hatten, ſah man alle jungen Dichter vor dem Altare der Madonna knieen. Dieſe Zeit entwickelte ſich zwar in der ganzen Uebertreibung erſt ſpäter, aber ſie keimte ſchon damals, und ich konnte mich wohl in dem Sinne der überſchwänglichen Jugend als einen Geweiheten betrachten, dem die Madonna erſchienen war; ja ich durfte mir ein Gefühl zuſchreiben, welches in ſeiner Wahrheit und Tiefe mich unwillkürlich überwältigt hatte, während der junge Dichter ſich abängſtigte und in die Rippen ſtieß, um einer ihm fremden Empfindung, mühſam für ein Gedicht, ein innerlich erlogenes Leben zu ertheilen. Aber eben, weil, was ich erlebt hatte, und die Umſtände, unter welchen ich es erlebte, mir vorſchwebten, erkannte ich den Inhalt deſſelben, und ward aufgefordert, es näher zu betrachten. Ich darf behaupten, daß dieſes Ereigniß eine Kriſis bildete. Es war mir völlig klar, daß, was mich überraſchte, einen tieferen Grund in meinem ganzen vergangenen Leben hatte. Die Kunſt bildete eine dunkle Stelle, von unſichtbaren und mir noch unbekannten Geiſtern bewohnt. Der Sinn war da, aber es fehlten ihm die Gegenſtände, in und mit welchen er, in Thätigkeit geſetzt, ſich ſelber zu faſſen vermochte: und nun erwachte er plötzlich, nicht durch den ſtillen Gang einer ruhigen Entwickelung, ſondern durch die beſonderen Verhältniſſe gewaltſam, ja krampfhaft. Er ward durch den unvorbereitet ſich aufdrängenden mächtigen Gegenſtand nicht zur geordneten Thätigkeit aufgefordert, vielmehr überwältigt. Da wurde mir nun die Aufgabe, die ſich nicht abweiſen ließ, dem Inhalte des mir ſo wichtigen Momentes näher zu treten und ihn zu erwägen. Was er enthielt, ward mir nicht auf einmal klar, aber der tiefe Eindruck verſchwand nie ganz, und während ich den Sinn für die Kunſt jetzt und ſpäter bei wiederholtem Beſuche in Dresden auszubilden ſuchte, begleitete er mich jedesmal, und ſelbſt in dieſem Sinne kann ich ſagen, daß mir die Madonna erſchienen ſei.

Es wurde auch äußerlich, obgleich nicht eben auf eine angenehme Weiſe dafür geſorgt, daß dieſes Ereigniß nicht aus meiner Erinnerung verſchwände. — Der gutmüthige Riedel ſah es als einen Beweis eines ganz ungewöhnlichen Kunſtſinnes an, daß ein junger Mann, bis dahin völlig mit der Kunſt unbekannt, bei dem erſten Anblick eines ſo herrlichen Gemäldes ſo tief erſchüttert wurde. Er unterließ nicht, wenn Fremde auf die Galerie kamen, oder Künſtler erſchienen, in meiner Gegenwart immer wieder zu erzählen, was geſchehen war; und er ſetzte mich dadurch nicht ſelten in die größte Verlegenheit. Und doch konnte ich ihm nicht zürnen. Ich hatte wirklich ſeine Neigung gewonnen, und er war immer willig, mir jeden Aufſchluß zu geben, den ich verlangte. Aber dadurch geſchah es nun auch, daß ich ſchnell mit den in Dresden lebenden Künſtlern bekannt ward, daß ich die Kunſt-Liebhaber, deren Menge und deren oft erlogener Enthuſiasmus bei jedem Beſuche, den ich von Freiberg aus in Dresden machte, auf eine bedenkliche Weiſe zugenommen hatte, ſich an mich hinandrängten. Ich lernte junge Dichter kennen, die alle Schulen zu nennen wußten, die ſich die

Kunſtausdrücke, welche bei der Beurtheilung der Bilder benutzt wurden, wohl gemerkt hatten; die, von einem Bilde zum andern eilend, wohl auch vor irgend einem berühmten Gemälde ſtehen blieben und in Entzücken geriethen. Gewöhnlich aber betrachteten ſie dann nicht das Bild, das vor ihnen war, vielmehr ein eigenes Afterbild der Phantaſie, welches ſie ſich ſchufen. Selbſt vor dem Bilde ſtehend, ſahen ſie über dieſes weg, und das Afterbild, welches ihnen vorgaukelte, geſtaltete ſich dann als ein Sonett. Es waren nicht die Philoſophen allein, die auf eine ſolche Weiſe über die Gegenſtände weg, eine Welt bauten; das ſchlechte a priori war eben ſo ſehr in der Dichterwelt zu Hauſe. In der That, es giebt wenige Menſchen, die an den Gegenſtänden, als ſolchen, eine Freude haben, die, ſich ihnen hinzugeben, mit ihnen zu leben, und im reinen und reinigenden Sinne zu wollen und zu denken vermögen.

Während meines Aufenthaltes in Freiberg brachte ich einen nicht unbedeutenden Theil meiner Zeit in Dresden zu, zuweilen nur wochenlang, aber oft auch Monate hindurch. Ich wohnte für gewöhnlich in einem Gaſthofe, der damals in der That zu den vorzüglichſten in ganz Deutſchland gerechnet werden konnte. Nur einmal bei einem längeren Aufenthalte hatte ich meine Wohnung in einem Privathauſe in der Pirnaer Vorſtadt am Elbufer. Ich überſah da einen Theil der Brücke, einen Theil der Neuſtadt und das jenſeitige Ufer mit ſeinen Waldungen und Weinbergen. Hinten heraus lag vor mir die jetzt verſchwundene Ruine der Brühlſchen Terraſſe, und junge Landſchafts-Maler beſuchten mich, um dieſe Ruine, die ſich in der That aus meinem Fenſter in einer mäßigen Höhe zwiſchen den Bäumen liegend, recht maleriſch ausnahm, von da aus aufzunehmen. Aber ſelbſt von dieſer Privat-Wohnung aus brachte ich den Mittag und Abend im goldenen Engel zu. Herr Kind war ein Muſterwirth, wie ich ihn nie vorher, oder nachher geſehen habe. Fortdauernd beweglich, wußte er einem jeden Gaſte etwas Freundliches zu ſagen; und ſelbſt als die Menge der Gäſte wuchs, und nicht bloß den Gaſthof, ſondern auch die zwei weitläuftigen Nebenhäuſer einnahm, ſchien ſeine Aufmerkſamkeit mit der Zahl der Gäſte ſich zu vervielfältigen. Er war auch dann, wenn alle Häuſer überfüllt waren, für einen jeden da, ſtets freundlich, heiter. Ich erinnere mich nie, ihn verdrießlich geſehen zu haben.

Ich war an der Wirthstafel lebhaft, und wußte auch die Reiſenden, die, einander unbekannt, nicht ſelten ſtillſchweigend neben einander ſaßen, zum Sprechen zu bringen. Beſonders dankte mir Kind wegen der Lebhaftigkeit der Unterhaltung, die ich in der Abendgeſellſchaft hervorrief. Wenn man ſonſt gewöhnlich um zehn Uhr den Gaſthof verließ, blieb die Geſellſchaft jetzt nicht ſelten bis Mitternacht beiſammen. Auch nahm die Menge, beſonders der Abendgäſte zu, und Herr Kind hatte Urſache, mit mir zufrieden zu ſein.

Gegen ihn bildete ſeine Frau einen ſeltſamen Contraſt. Sie war von mittlerem Alter, ſtark brünett, und ich ſah nie eine mehr verſchloſſene Geſtalt. Sie ſaß in dem Speiſe-Saal im Hintergrunde, ein großes Buch vor ſich, in welchem ſie Alles notirte, was beſtellt wurde. Ein Geſpräch führte ſie nie. Die Marqueure näherten ſich ihr flüſternd, ſie antwortete gewöhnlich nur mit einer Kopfbewegung. In den ſtarren Zügen ſah ich nie eine Veränderung, die lebhafteſten Geſpräche, die intereſſanteſten Neuigkeiten ſchien ſie theilnahmlos zu vernehmen. — Bonaparte's Zurückkunſt aus Egypten und Frankreichs, ja Europa's Enthuſiasmus ſetzte auch die Kind'ſche Abend-Geſellſchaft in Bewegung. Obgleich heftig aufgeregt, blickte ich doch neugierig nach der wunderbar ruhigen und ſtarren Geſtalt hin, aber die Feder ging ihren ruhigen Gang, der Kopf neigte ſich wie gewöhnlich über das Buch, die Augen blieben unverwandt auf die Blätter geheftet. Und doch hatte ich Gelegenheit, bei meiner genaueren Bekanntſchaft im Hauſe zu erfahren, daß dieſe ſcheinbar theilnahmloſe Geſtalt ſich lebhaft für den Inhalt der Abend-Geſpräche intereſſirte. Sie unterließ in der ſpäteren Zeit ſelten, mir einige freundliche Worte zu ſagen, mir für das Intereſſe, welches die Abend-Geſellſchaft gewonnen hatte, zu danken.

Als ich im Jahre 181 — neun Jahre waren, ſeit ich Dresden zum letzten Mal geſehen, verfloſſen — mit meiner Frau nach Berlin zog, kehrte ich bei meiner Durchreiſe durch Dresden im goldnen Engel ein. Kinds Gaſthof genoß noch immer das alte Anſehen, das Haus war überfüllt. Wir wurden in einem Nachbarhauſe einquartirt. Ich geſtehe, es war mir rührend, als nun Kind mit ſeiner ſtillen Frau, trotz der vielen Gäſte, die ihre Aufmerkſamkeit erforderten, gleich nach unſerer Ankunft auf unſerer Stube erſchienen, um mich zu begrüßen, und meine Frau kennen zu lernen; als ſie mit Freude ſich der Zeit erinnerten, in welcher meine jugendliche Lebendigkeit die verſammelten Gäſte erheiterte und belebte. An der Wirthstafel fand ich damals auch meinen geliebten und verehrten Lehrer Werner. Ich ſprach ihn zum letzten Male. So bedeutend nun auch mir dieſer Moment war, ſo war doch auch das Wiederſehen von Kind und ſeiner Frau für mich nicht ohne Bedeutung. Es erinnerte auf eine freundliche Weiſe an eine der heiterſten Epochen meines Lebens; überhaupt knüpfte ſich an Dresden, ſo oft ich mich da aufhielt, ſeit nunmehr zwei und vierzig Jahren, fortdauernd die heiterſte Erinnerung. Es hat ja wohl öfters geſtürmt und geregnet während meines Aufenthaltes, aber mir erſcheint die Stadt noch immer im fortdauernden Sonnenſchein. Die glücklichſten Ereigniſſe trafen mich dort, und was mir etwa Unangenehmes begegnete, war nur vorübergehend und ohne Folgen.

Dresden bleibt immer ein äußerſt angenehmer

Aufenthalt im Sommer. Die Stadt hat etwas Freundliches, die reiche Umgebung lockt nach allen Richtungen. Das Tharander Thal, und der Weg, der dahin führt, gehören zu dem Reizendſten, was man in der Nähe einer ſo bedeutenden Stadt finden kann. Die Maſſe von Reiſenden, die ſich zuſammenfinden, um ſich eine kürzere oder längere Zeit hier aufzuhalten, geben der Stadt, für einen jungen Mann, der wie ich die Geſellſchaft liebte, und immer geneigt war, was die Gegenwart Heiteres anbot, friſch weg zu genießen, einen großen Reiz. Nirgends konnte der Fremde unbefangener leben, ja ſelbſt ſich mancher übermüthigen Laune hingeben. Und daſſelbe galt für Freiberg. Nach Dresden kamen manchmal in Schwärmen die jungen Engländer, noch ungehobelt und ungeleckt, jungen Bären nicht unähnlich, die ſich oft das Unglaublichſte erlaubten. Und ſo war man hier gewohnt, manches zu dulden, was anderswo, ſelbſt in größeren Städten, wie z. B. in Berlin, kaum ungerügt gewagt werden konnte, und Gegenſtand eines hart tadelnden Geredes ſein würde. Daſſelbe galt auch von Freiberg. Der Aufenthalt hier war für die Fremden mit bedeutenden Ausgaben verbunden. Die Jüngeren, die hieher kamen, waren öſters reiche Edelleute, die Aufwand machten, und die Einwohner waren gewohnt, ſich Manches von ihnen gefallen zu laſſen. Der Contraſt zwiſchen dieſem freien, oft zügelloſen Leben der Fremden, und der ängſtlichen Beſchränkung, die faſt an Pedanterie gränzte, in den geſelligen Verhältniſſen der Eingebornen, war ſehr auffallend. Die Berg-Eleven in Freiberg lebten unter einer ſtrengen Zucht, und ſo war auch die Trennung zwiſchen uns und den Einheimiſchen groß. Und dennoch zeigte ſich, daß, in Freiberg wenigſtens, die Geduld der Einwohner ihre Gränzen hatte. Als z. B. einige von uns ſich mit den Engländern verbanden, um fünf Uhr des Nachmittags Mittagstafel zu halten, geriethen faſt alle Freiberger Familien in Aufruhr. Man wollte etwas ſo Bizarres nicht glauben. In Freiberg ward regelmäßig um zwölf Uhr, ja wohl noch früher zu Mittag gegeſſen. Wir aßen parterre, und ſahen die Damen der Stadt vorbei defiliren, und wie ſie neugierig durch die Fenſter blickten, um ſich von dem Unglaublichen zu überzeugen; faſt allenthalben wurde uns eine ſolche unerlaubte Abweichung von der gewöhnlichen Sitte bald feiner, bald plumper vorgeworfen.

Zwar ging ich nur wenig mit dem jüngeren Theile der Fremden um, aber ich ſowohl, als mein Freund Möller, gewöhnten uns doch an ein ungezwungenes Leben, wie wir es uns anderswo kaum erlauben würden.

Dresden bildete nun einen heiteren Gegenſatz zum Freiberger Leben. Hier brachten wir den Winter meiſt ſtill, mit unſeren Studien beſchäftigt, zu; es fehlte uns aber nicht an großer körperlicher Anſtrengung. Die Gruben waren oft weit entfernt, und das Befahren derſelben beſchwerlich.

Der Sommer ward aber vom April bis October zu größeren oder kleineren Ausflügen benutzt, für Reiſen in das Erzgebirge nicht allein, ſondern auch bis in das ſüdliche Deutſchland; ja ich bereiſte von Freiberg aus Tyrol und einen Theil der Karpathen. Dennoch blieb Zeit genug für mich übrig, ein paar Monate für Dresden zu verwenden.

Indeſſen hatte die Natur-Philoſophie großes Aufſehen erregt, ſie gewann immer mehr Theilnahme, und die Zahl der Anhänger, beſonders unter den Aerzten, nahm ſehr zu. Nicht leicht hat eine Schrift größeres Aufſehen gemacht, als das erſte Heft von Schellings Zeitſchrift für ſpeculative Phyſik. Sie ward mit meiner Kritik der Schelling'ſchen „Weltſeele“ und ſeines „Entwurfs“ eröffnet. Der Angriff auf die allgemeine Literatur-Zeitung war dieſer Kritik beigefügt. Ich ward nun zum erſtenmal öffentlich in eine litterariſche Streitigkeit verwickelt. Was mich bewog, mich in dieſe Streitigkeit zu miſchen, und ſelbſt öffentlich hervorzutreten, war ein rein perſönliches Verhältniß. A. W. Schlegel hatte Schelling mein früher erwähntes Geſpräch mit Juſtizrath Hufeland, in welchem er mir meine Anſicht der Natur-Philoſophie ablauſchte, mitgetheilt. Es war keinem Zweifel unterworfen, daß nach dieſem Geſpräche die Redactoren ſich entſchloſſen, mir die Kritik der Schelling'ſchen Schriften nicht zu übertragen. Schelling erwähnte dieſes Umſtandes in ſeinem Angriff, und Hufeland beſchuldigte mich, die gaſtfreundſchaftliche Aufnahme in ſeinem Hauſe gemißbraucht zu haben, um vertrauliche Geſpräche auf eine unerlaubte Weiſe zu verrathen. Ich habe die Verhältniſſe, unter welchen meine Mittheilung an Schlegel ſtattfinden mußte, früher erwähnt; ich hatte dieſen ſelbſt gebeten, das Geſpräch Schelling nicht mitzutheilen. Ich fand mich aber durch die Beſchuldigung tief verletzt. — Meine Antwort, an die ich mich nur dunkel erinnere, war ungeſchickt, viel zu weitläuftig: aber es war mir vor Allem darum zu thun, die vernichtende Beſchuldigung der Verletzung der Gaſtfreiheit, eines in meinen Augen unritterlichen, ja gemeinen Verfahrens, entſchieden abzuweiſen.

Wer meine litterariſche Thätigkeit in Deutſchland ſeit vierzig Jahren kennt, dem iſt es auch bekannt, wie ich zu verſchiedenen Zeiten, bis in die neueſte, den heftigſten und leidenſchaftlichſten Angriffen ausgeſetzt geweſen bin. Ich faßte von jetzt an einen Entſchluß, dem ich fortdauernd treu geblieben bin: alle Angriffe, die meine Anſichten im Ganzen, den Standpunkt, von welchem ich ausging, betrafen, wollte ich niemals beantworten. Ich bin leicht verletzt, und wenn ich die Angriffe las, kränkten ſie mich nicht wenig. Ich entwarf heftige, ſchonungsloſe Antworten, ich glaubte meine Gegner vernichtet zu haben: aber dieſe ganze Polemik fand auf meiner Stube ſtatt, und erſchien nie. Ich ſah immer deutlicher ein, daß Einwürfe, die von der Unkenntniß meines Standpunktes ausgingen, niemals beantwortet werden konnten, daß eine defenſive Stellung jederzeit eine ſehr ungünſtige ſei, daß, wo man neue poſitive Ideen begründen will, die ruhige fortgeſetzte Entwickelung derſelben, und das völlige Ignoriren aller auf Mißverſtändniſſe gegründeten Einwürfe am zweckmäßigſten iſt. Treffende Einwendungen und Berichtigungen waren mir nicht ſelten wichtig; ich benutzte ſie ſtillſchweigend. In einzelnen Fällen, wo ich mich perſönlich verletzt glaubte, oder wo der Angreifende ein Mann von bedeutendem Rufe war, bin ich meinem Entſchluſſe untreu geworden, habe es aber jedesmal bereut. Meine Stellung in der Litteratur war daher bis jetzt in meinem hohen Alter fortdauernd eine offenſive; meine Gleichgültigkeit gegen die leidenſchaftlichſten Angriffe wuchs, und um der unangenehmen Empfindung, die der erſte Augenblick bei dem Leſen boshafter Angriffe hervorbringt, zu entgehen, habe ich ein ſehr einfaches Mittel gewählt: ich leſe ſie nicht.

Wie der Ton der Parteien gegeneinander in der deutſchen Litteratur immer ſchlechter, ſo iſt dieſes Mittel immer nothwendiger geworden. Die derbe, zwar ſchonungsloſe, aber reſpectable Gründlichkeit der berühmten Gründer der neueren Zeit, wie ſie Fichte, Schelling, zuweilen Schleiermacher benutzten, um die beſchwerlichen Anfälle der Gegner abzuweiſen, der glänzende Witz in Schlegel's Ehrenpforte und Triumphbogen, in Tieck's Zerbino und in der verkehrten Welt, immer im großen Sinne angewandt, ſind verſchwunden, und haben der bloßen Grobheit und der genialen Verleumdung Platz gemacht. Nun geſtehe ich, daß ich mit einer Art von Schadenfreude daran denke, wie ein junger Mann, der mit mir und meinen Anſichten unzufrieden iſt, auf ſeiner Stube ſitzt. Er iſt mit meinen Schwächen nicht unbekannt, und überlegt, was mich wohl am tiefſten kränken kann. „Das wird ihn in Wuth ſetzen", denkt er, indem er etwas recht Beißendes hinſchreibt, und reibt ſich die Hände. Der Arme! ich erfahre es nicht. Und wie eine jede ſchlechte Seite der Litteratur doch auch einen Vortheil mit ſich führt, ſo hat die Steigerung der Verleumdung und der oberflächlichen Genialitäten, das Gute herbeigeführt, daß dieſe höchſtens auf die Jugend und die geiſtreichen Damen, die ſich mit Journalen und Blättern füttern, einen Augenblick Eindruck macht. In unſeren Tagen würde eine ſolche Polemik endlos werden, denn die Angriffe tragen nach kurzer Zeit ein ſo verſchiedenes Gepräge, daß, was früher gelobt, bald darauf getadelt wird, und umgekehrt. Lob und Tadel bleiben aber gleich bedeutungslos. Wer in der That eine Aufgabe hat, die ſein ganzes Leben in Anſpruch nimmt, der hat vielleicht nie eine günſtigere Zeit erlebt. Er kann in ſtiller Ruhe aufbauen, und hat er das Bewußtſein einer innigen feſten Ueberzeugung; weiß er, daß nicht bloß die ſchnell vorübergehende Zeit, ſondern die Geſchichte durch ihn neue Ideen gewonnen hat; iſt ihm ſein Geſchäft ein theures und heiliges: ſo kann er nicht allein die Angriffe gleichgültig betrachten, ſondern auch die eigenen Schwächen, während er ſie innerlich zu bekämpfen ſucht, dennoch ertragen, ohne entmuthigt zu werden. Ich muß wenigſtens bekennen, daß ich die innige Ueberzeugung habe, daß die Angriffe der Gegner, der lebendigen Entwickelung meiner Ideen, und demjenigen, was werth iſt, der Zukunft überliefert zu werden, auf keine Weiſe ſchädlich geworden ſind. Ich halte bekanntlich, doch nur mit großer Einſchränkung, für Zeitungen etwa und fliegende Blätter die Cenſur für nützlich; ich nannte ſie einſt „einen fortdauernden bethlehemitiſchen Kindermord, um den Erlöſer zu tödten, den man doch nie trifft.“ Ich bat bei einer anderen Gelegenheit die Cenſoren, ja keine Zeile zu ſtreichen, die mich, wenn auch noch ſo ſchonungslos, angriff; ich habe es, geſtand ich, durchaus um ſie nicht verdient. Ueberhaupt, was wirklich in der Geſchichte durch Angriffe vernichtet werden kann, begehre ich nicht zu retten. Der Diamant muß mit dem Hammer erprobt werden, und ich wünſche nicht, durch eine wahnwitzige Illuſion mich im Beſitze eines erlogenen Schatzes zu wähnen. Ich habe dieſe Geſinnung als ein inneres Erlebniß hier erwähnt, weil ſie mich durch mein ganzes litterariſches Leben begleitet hat. Ich habe niemals begreifen können, warum man irgend einen anderen Weg verfolgte, als den der immer ſorgfältigeren Entwickelung der eigenſten Aufgabe. Wohl aber ſehe ich es ein, wie man ſich aufgefordert fühlen kann, dieſelbe Jahre lang im Stillen vorzubereiten, abgewandt von aller literariſchen Verwirrung, wie mein Freund Schelling. Daran hinderte mich meine mittheilſame geſellige Natur.

Indeſſen wuchs der Umfang der neuen Richtung, die ſich nach allen Seiten ausbreitete, und alle Momente der Wiſſenſchaften, wie der Poeſie in Anſpruch nahm. Der Unterſchied zwiſchen der antiken und modernen, zwiſchen der claſſiſchen und romantiſchen Zeit, der immer entſchiedener bei Beurtheilung der Werke der alten und neuen Zeit zu Grunde gelegt wurde, der in unſeren Tagen ſelbſt eine europäiſche Bedeutung erhalten hat, wie er durch Friedrich Schlegel in ſeiner Schrift „die Poeſie der Griechen und Römer“ zuerſt umfangsreich und bedeutend ausgeſprochen wurde, ward immer herrſchender, und fing an, ſich als eine geſchichtliche Anſchauung auszubilden. In dieſer Unterſcheidung zweier großen geſchichtlichen Epochen, in dem Sinne für die Eigenthümlichkeit beider lag ein Reichthum von Anſchauungen und damit gegebenen Beſtimmungen, die ſeit der Zeit klarer oder dunkler ſich, man möchte ſagen, bei einem jeden, der ſich mit dieſem Gegenſtande beſchäftigte, zu entwickeln anfingen. Für mich concentrirte ſich dieſer Unterſchied gleich anfänglich durch den überwiegenden Moment der Perſönlichkeit als ſolcher, in der modernen Poeſie, und wichtig für meine innere Geſinnung ward ſchon damals dieſe Anſicht dadurch, daß ich ſie als eine Folge des Chriſtenthums betrachtete, daß der Grund gelegt wurde zu einer Betrachtungsweiſe der Geſchichte, die beſtimmt war, mein ganzes Leben in Anſpruch zu nehmen, und ihren Einfluß auch auf die Art, wie ich die Natur auffaßte, zu äußern.

Sie mußte um deſto erfolgreicher erſcheinen, je lebendiger das Intereſſe für die Poeſie des Mittelalters wuchs, je weiter ſie zurückging. Zu den großen Verdienſten, die ſich Tieck erworben hat, gehört nun auch dieſes, daß er es vorzüglich war, der die allgemeine Aufmerkſamkeit der Zeit auf die Dichterwerke der älteſten germaniſchen Vergangenheit hinlenkte. Es iſt bekannt, welches große Aufſehen Göthe's Abhandlung „über deutſche Art und Kunſt" erregte, indem er den Straßburger Münſter zuerſt von dem verdeckenden Schutt, der ihn für das verblendete Auge verbarg, befreite, und dem beſſeren erwachten Sinne vorführte. Dieſer Aufſatz und Götz von Berlichingen hatten freilich zuerſt das Geſchlecht aus der beſchränkten Selbſtgenügſamkeit herausgeriſſen, und nach einer Welt tiefſinniger Kunſt und mächtiger perſönlicher Kraft einer vergangenen Zeit, die man gering ſchätzen zu können, und für immer beſeitigt glaubte, auf eine nie mehr abzuweiſende Art hingelenkt. Aber dieſer Verſuch ſtand noch immer vereinzelt da, als ein Fremdes, mit welchem man nichts anzufangen wußte. Seit Bodmer hatte man das Nibelungen-Lied und wohl auch andere Werke der älteſten deutſchen Poeſie zum Gegenſtande gelehrter Unterſuchungen gemacht, aber ein allgemeineres geiſtiges Intereſſe ward dadurch nicht erweckt, und der lebendige Sinn für dieſe Dichtungen nicht aufgeſchloſſen. Mit Tieck war ich noch nicht in genauere perſönliche Verbindung getreten; über dieſen Gegenſtand hatte er ſich noch nicht öffentlich vernehmen laſſen; aber dennoch ging von ihm ſchon damals, von ſeinen lehrreichen perſönlichen Mittheilungen das lebhafte Intereſſe aus, welches immer mächtiger um ſich griff. Ich hörte nun von einer alten mächtigen Dichtkunſt reden, von einem Epos, deſſen hohe tragiſche Bedeutung und künſtleriſcher Werth ſich neben die Producte der klaſſiſchen Zeit ſtellen dürfe; ich hörte von Parcival reden, und von den tiefen religiöſen Myſterien, die im Titurel verborgen lägen. Mir war ſeltſam zu Muthe, als dieſe mir ſo unbekannte Welt mir entgegentrat, als ich vernahm, daß die älteſten und bedeutendſten Klänge germaniſcher Dichtkunſt nach meinem Vaterlande hinwieſen, und ihre Verwandtſchaft mit den alten ſcandinaviſchen Götter- und Helden-Sagen nicht verleugnen könnten. Was ich erfuhr, war freilich nur fragmentariſch. In einer ganz anderen Richtung mit Anſtrengung beſchäftigt, ſtand dieſe Welt mir noch fern, aber ſie näherte ſich mir, wenn auch nur aus der Ferne. Es war ein Ereigniß, welches aus dem Leben um mich her hervortrat, den Geſichtskreis des ganzen geiſtigen Daſeins erweiterte, und was ich, wenn auch nur geſprächsweiſe und durch jugendliche Mitgenoſſen unvollſtändig genug erfuhr, lag wie ein reicher Schatz vor mir, der in irgend einer Zukunft gewonnen werden ſollte, und auch jetzt unvermeidlich einen großen Einfluß auf die Gegenſtände ausübte, die ich mit aller Kraft geiſtig zu beherrſchen ſuchte, ohne daß ſie, ſelbſt in der größten Einzelheit behandelt, mich aus der allgemeinen Einheit des ganzen Daſeins herauszureißen vermochten.

Und während nun ſo Poeſie und Kunſt immer reicher und mächtiger ſich an mich herandrängten, während ſelbſt Bonaparte's Rückkunft aus Egypten, ſein Sieg bei Marengo, ſeine Macht, die ſich in Paris immer mehr ausbildete, in der lebendigen Gegenwart mir eine gewaltige Perſönlichkeit nahe rückte, die aus der verworrenen Gährung der Zeit, den merkwürdigſten, den mächtigſten der Vergangenheit vergleichbar, ſich hervorhob, erlebte ich auch in dem engen Kreiſe des geiſtigen Bündniſſes manches, was mich tief bewegte. Es ward mir immer klarer, daß ein innerer Zwieſpalt die Männer trennte, die urſprünglich ſo eng verbunden waren. Ja dieſe Trennung leuchtete mir am klarſten ein in der Zeit, wo man das Bündniß nach Außen noch als ein feſtes betrachten konnte.

Die Oppoſition in allen Richtungen ward immer heftiger. Der gute alte Nicolai, der die Redaction der allgemeinen deutſchen Bibliothek aufgegeben hatte, glaubte ſie jetzt wieder übernehmen zu müſſen. Er wagte es, mit den alten verroſteten Waffen den gefährlichen Kampfplatz zu betreten. Fichte ſchleuderte ihn durch die Schrift, die den Namen des Gegners trug, ſchonungslos bei Seite. Der Liefländer Merkel glaubte ſich als Kämpfer berufen, den gemeinen Menſchenverſtand und die Proſa des Lebens gegen die Philoſophie und Poeſie vertheidigen, ja retten zu müſſen. Zuerſt in den berüchtigten Frauenzimmer-Briefen, dann in einer Zeitſchrift „der Freimüthige“, die damals in Berlin, von Merkel und Kotzebue herausgegeben, erſchien, ward dieſer Feldzug eröffnet. Es iſt ein eigenes Gefühl, die Polemik einer vergangenen Zeit, und die Waffen, mit welchen der fortſchreitende Geiſt zurückgewieſen ward, zu betrachten. Ich habe mich nicht ſonderlich um dieſe Polemik bekümmert, aber wenn mir zufällig ein Blatt in die Hände fiel, war mir die unglaubliche Naivetät der Aeußerungen in hohem Grade überraſchend.

Ich erinnere mich, daß Merkel einmal darthun wollte, wie doch Schiller ein viel bedeutenderer Dichter wäre, als Göthe. Die Poeſie des letzteren ſchien ihm gar zu kühn, zu myſtiſch, ja ſinnlos. Um nun dieſes zu beweiſen, ſtellte er den Grundſatz auf: die Poeſie müſſe ſich in Proſa auflöſen laſſen, und dennoch ihre ganze Bedeutung behalten. Dieſe Probe ſollten nun Göthe und Schiller beſtehen. Eine Stelle aus Göthe's Braut von Korinth ward mit einem Fragment aus irgend einem Gedicht von Schiller zuſammengeſtellt. Es gelang nun wirklich, das Schiller'ſche Gedicht, ohne daß es irgend etwas verlorne zu haben ſchien, in die allerverſtändlichſte Proſa aufzulöſen. Wenn man es ſo las, begriff man in der That nicht, warum es nicht urſprünglich ſo geſchrieben wäre, und warum Schiller ſich die überflüſſige Mühe gegeben hatte, die beſchwerliche dichteriſche Form zu wählen. Mit Göthe wollte nun derſelbe Verſuch durchaus nicht gelingen. Merkel hatte freilich eine unglückliche Stelle des chlafenden Homers aus den Schiller'ſchen Gedichten gewählt, und ſo gelang es ihm, den Dichter, den er heben wollte, in ſeinem nackten Proſaismus zu ertappen, und ſeinen Leſern zur Schau zu ſtellen. Dergleichen Naivetäten waren ſehr häufig, und dennoch konnte Merkel ſein Blatt mit Vortheil fortſetzen, und fand nicht geringen Beifall. Er ward indeß auch verſpottet. Unter den Spottgedichten erinnere ich mich eines Trioletts von A. W. Schlegel, als jener dieſe dichteriſche Form mit der der Terzinen verwechſelte, und dann des folgenden Gedichtes. Ich weiß nicht, ob es irgendwo gedruckt iſt.

„Ein Knecht haſt für die Knechte Du geſchrieben,
Ein Samojede für die Samojeden —

Du möchteſt gern Vernunft und Freiheit reden,
Doch iſt Dein eigen Geiſt leibeigen blieben.
Dir iſt es Freiheit, frank und frei zu klatſchen —
Kamſt Du nur darum von den freien Letten,
Um in dem Dreck der Menſchheit 'rum zu patſchen?
Rückkehr' in's Vaterland, um dort zu ferkeln —
Journale! fürchtet Merkeln —
Merklich übt er verkleinernde Natur —
Schon ward — Merkur durch ihn zum Merkel nur.

Ihn ernſthaft anzugreifen, war nicht allein überflüſſig, ſondern auch unmöglich. Merkel war durch ſeine platte Gemeinheit gegen jeden Angriff geſchützt.

Ein anderer ihm verbündeter Gegner war bekanntlich Kotzebue. Er ſchrieb „den hyperboräiſchen Eſel", der gegen das Athenäum, und beſonders gegen Friedrich Schlegel gerichtet war. Dieſes Drama ward in Leipzig, und wenn ich nicht irre, auch in Berlin aufgeführt. Friedrich Schlegel, der eben durch Leipzig reiſte, war ſelbſt gegenwärtig. Seine bedeutende Perſönlichkeit und die Ruhe, mit welcher er da ſaß, imponirten den Zuſchauern, und man kann ſagen, er vernichtete die Abſicht ſeiner Gegner durch ſeine bloße Gegenwart. Daß dieſes Attentat der platteſten Gemeinheit gegen eine bedeutende literariſche Perſönlichkeit eine ſtrenge Rüge verdiente, iſt wohl unleugbar. Aber Kotzebue's „hyperboräiſcher Eſel" wäre wohl längſt vergeſſen, wenn er nicht zu einem Gedichte Anlaß gegeben hätte, welches in ſeiner Art auf jeden Fall zu den bedeutendſten, die in der deutſchen Literatur erſchienen ſind, gerechnet werden muß. Es war die bekannte „Ehrenpforte und Triumphbogen für den Theater-Präſidenten von Kotzebue.“ Es giebt weder vor- noch nachher irgend ein Gedicht dieſer Art, welches ſich mit dieſem meſſen kann. Die Variationen deſſelben ſcheinbar unbedeutenden Thema's ſind ſo mannigfaltig, in jeder Wendung reich, neu und überraſchend, daß eben deswegen der Inhalt ſich unauslöſchlich einprägt; und obgleich es in dem Strudel einer verworrenen literariſchen Gährung untergegangen und vergeſſen zu ſein ſcheint, und vielleicht noch einige Zeit vergehen wird, ehe es in ſeiner geſchichtlichen Objectivität hervorgehoben und geſchätzt wird, ſo bleibt es doch auch jetzt noch denen, die das Erſcheinen des Gedichts erlebten, unvergeßlich.

Es machte, als es herauskam, einen unbeſchreiblichen Eindruck. Die Jugend jauchzte: aber auch die Gegner, auch Kotzebue hatten einen Vortheil auf ihrer Seite, den ſie zu benutzen wußten. Kotzebue war aus irgend einem Grunde, der mir jetzt entfallen iſt, während ſeines Aufenthaltes in Riga aufgehoben und nach Sibirien geſchleppt worden. Zwar trat eine ſo mächtige Verwendung für ihn ein, daß er bald wieder zurückgebracht wurde, und Rußland verlaſſen durfte, aber dieſes Ereigniß war, wie drohend und gefährlich auch ſeine Gefangenſchaft zu ſein ſchien, ihm ſehr vortheilhaft. Sein Unglück traf zu einer Zeit ein, die mit der Verfertigung des Spottgedichtes wenigſtens als gleichzeitig betrachtet werden durfte. Man ſuchte darzuthun, daß Schlegel eben dieſe Zeit gewählt hatte, um ſeinen Gegner ſo ſchonungslos und grauſam zu vernichten; um ſo mehr als eben die ſibiriſche Gefangenſchaft den Haupt-Inhalt des Spottgedichtes ausmachte. Freilich beweiſt das Gedicht wohl, daß die Erlöſung Kotzebue's aus ſeiner Gefangenſchaft von dem Verfaſſer erwartet wurde, aber das zu Hülfe gerufene ſittliche Gefühl ſchwächte in der That den Eindruck, den das Gedicht ſonſt unvermeidlich hätte machen müſſen. Kotzebue's Einfluß auf das Publikum durch das Theater war groß und entſcheidend. Der ſchwächliche ſinnliche Reiz einer vorübergehenden Rührung, an die Stelle der echten Sittlichkeit geſetzt, wie ſie mit allem Gemeinen und Niedrigen vermiſcht war, gefiel der Maſſe der höheren und niederen Stände gar zu wohl. Die Welt, aus welcher der Angriff gegen eine ſolche Armſeligkeit hervorging, erſchien dem Volke eine frevelhafte. Es gehörte Kühnheit dazu, Kotzebue anzugreiſen, und das triumphirende Gefühl des Sieges, welches ſich unter ſolchen Verhältniſſen in dem Spottgedichte ausſpricht, und mit dem durch die Maſſe unterſtützten Gegner ein leichtes unbefangenes Spiel treibt, gehört nicht zu den geringſten Vorzügen des Gedichtes. Bot doch der preußiſche Miniſter von Maſſow Kotzebue eine bedeutende Penſion an; er ſollte ohne irgend eine Art von Verpflichtung dieſe Penſion genießen, und die Hauptſtadt durch ſeinen Aufenthalt ehren.

Indeſſen ließen es die Angegriffenen auch nicht an Thätigkeit fehlen. Männer, wie Eſchenmayer, Windiſchmann, Röſchlaub, Marcus, Frank in Wien, erklärten ſich entſchieden für die Natur-Philoſophie, und lieferten Aufſätze für die Zeitſchrift, welche Schelling herausgab. Das Athenäum ward fortgeſetzt. Die Charakteriſtiken und Kritiken enthielten gründliche Beurtheilungen bedeutender Männer. Beſonders war die ſchneidende Kritik von Jacobi's

Woldemar und Alwins Brieſſammlung durch Fr. Schlegel geeignet, ein großes Aufſehen zu machen. Es ſei, ſagte Göthe, dieſe Kritik mit eiſernen Griffeln in Metalltafeln eingeſchrieben.

Ich lernte jetzt erſt Tiecks Originalität genauer kennen. Ich las ſeinen Abdallah und William Lowell. Die finſtere Anſicht des Lebens, die in dieſen beiden Schriften herrſcht, zog mich wechſelweiſe an und ſtieß mich zurück. Obgleich die letzte Schrift beſonders die ſteigende Verwirrung eines immer mehr in ſich zerriſſenen Gemüthes mit ermüdender Breite darſtellt, ſo überraſchte mich dennoch die Naturtiefe des Schmerzes, die hier laut ward, und in immer wechſelnden Variationen einen nächtlichen Abgrund des Daſeins ſchaudervoll eröffnete. Und dieſe Schriften verfaßte Tieck, als er zwei und zwanzig Jahr alt war. Es war eine neue tragiſche Geſtalt, die hier zum erſtenmal hervortrat, und in immer erneuerter Darſtellung ſeitdem die Poeſie bis in unſeren Tagen beherrſcht hat. Die ſchmerzhaften Töne, die durch Tieck aus den dunkelſten Tiefen des Gemüthes hervorbrachen, hat keiner wie er anzuſchlagen gewußt. In Golo in Tiecks Genoveva erkannte ich Abdallah und William Lowell wieder. Durch Hoffmann ward dieſe Geſtalt ſchon verzerrt; das Barocke trat an die Stelle des wahren Schmerzes; dieſe Verzerrung wanderte über die Grenze nach Frankreich, und bildete ſich dort durch Dichter, die ſich Romantiker nannten, und in neueren Zeiten mehrere Jahre hindurch von da aus wiederum nach Deutſchland zurückwirkten, zur wahren abſchreckenden Caricatur aus. Ich erkannte es wohl, daß in der inneren Verfinſterung des Gemüthes, wie ſie von Tieck aufgefaßt wurde, eine Art Natur-Fatalismus vorherrſcht: aber die leicht bewegliche phantaſtiſche Art, mit welcher er ſein Thema behandelte, verbarg wenigſtens die unüberwindliche Natur-Beſtimmtheit, die in den ſpäteren Darſtellungen das Princip der ſittlichen Freiheit vernichtete. Man ſah, wie dieſe tragiſchen Perſonen ſich einem träumeriſchen Wahne, der ſie verlockte, willenlos hingaben. Beſonders ergriff mich das Mährchen von Tieck „der blonde Ekbert.“ Eine Zauber-Muſik ſcheint dieſe leicht beflügelte Darſtellung melodiſch lockend zu begleiten, bis ſie, in Wahnſinn verkehrt, verklingt. Ich kann es nicht läugnen, daß dieſe Richtung der Tieck'ſchen Poeſie ein faſt gefährlicher Moment meines Daſeins geworden iſt, und doch zugleich mehr als irgend eine andere dazu gedient hat, mich, vor der Tiefe der menſchlichen ſittlichen Verirrung warnend abzuſchrecken. Tage und Nächte verlebte ich, von grauenhaften Träumen verfolgt. Ich habe es nie dahin gebracht, was auf eine ſolche Weiſe mit faſt frevelhaftem Grauen in das Innerſte des Gemüthes hineinwühlte, wie ſpäter Tiecks Liebeszauber, mit künſtleriſcher Gleichgültigkeit und ruhiger Objectivität betrachten zu können. Denn eine ähnliche dunkle Verlockung ruhte in meinem Innerſten, und die dämoniſchen Kräfte, die ſich hinter Uebermuth und Leichtſinn verbärgen, traten lockend hervor, waren nur durch anſtrengende wiederholte Arbeit zu verſcheuchen. Meine glückliche Natur überwand freilich ſolche Momente, und eine Neigung, geiſtigen, ja ſyſtematiſchen Zuſammenhang in meine Anſicht hineinzubilden, erwachte nach ſolchen trüben und träumeriſchen Stimmungen nur um deſto ſtärker und friſcher.

Das Leben in Freiberg bildete mit meinem Dresdener Aufenthalte einen merkwürdigen Gegenſatz. Dort verſtummte Kunſt und Poeſie, die beſtimmten Gegenſtände, die mich beſchäftigten, riefen in allen

Richtungen ein beſtimmtes Denken hervor. Nicht bloß mit Mineralogie und Bergweſen beſchäftigte ich mich hier. Die wichtige Entdeckung der Volta'ſchen Säule ſetzte alle Phyſiker in Bewegung. Ich hatte eine nicht unbedeutende Summe aus Dänemark erhalten; ich ſetzte ſie in Laubthaler um, und konnte ſchon eine ziemlich bedeutende Säule aufbauen. Es iſt immer etwas Rührendes in den erſten Anfängen der Entwickelung einer großen phyſikaliſchen Entdekkung. Dieſe hatte ſchon deswegen einen tiefen Eindruck auf mich gemacht, weil man ſie nicht als ein Produkt des Zufalls betrachten konnte. Wie die Begriffe von ihrer eigenen Conſequenz ergriffen, ſich in der menſchlichen erwägenden Seele entwickeln, ſo traten hier unter den Händen eines tiefſinnigen Naturforſchers die Natur-Erſcheinungen hervor. Er behandelte ſie, wie ſie in ihrer ſcheinbaren Verwirrung uns entgegentreten; mit derſelben geiſtigen Leichtigkeit und klaren Beſtimmtheit, wie ſcharfſinnige Männer ihre eigenen Gedanken. Sie wurden genöthigt, der Unklarheit der chaotiſchen Vermiſchung zu entſagen, und ſich der ſtrengen Geſetzmäßigkeit eines geordneten Denkens zu unterwerfen. Von der Entdeckung des

Electrophors, durch die des Condenſators hindurch, ordneten ſich die Erſcheinungen mit der Conſequenz der freien Gedanken. Der Streit mit Galvani entwickelte die Conſequenz noch klarer, und die Säule bildete das letzte Glied eines ſtrengen Denkprozeſſes; ſie ward nicht bloß erfunden, ſie war gefordert in ihrer ganzen inneren Structur, als ſie hervortrat, und ward gezwungen, Geheimniſſe zu offenbaren, die bis jetzt dem Naturforſcher unzugänglich ſchienen. Die Galvaniſche Säule iſt für die telluriſche Phyſik geworden, was die Kepler'ſchen Geſetze für die kosmiſche waren.

Ich experimentirte vom Morgen bis zum Abend mit der Säule. Einige Entdeckungen, die jetzt freilich unbedeutend geworden ſind, machten mir viele Freude. Das Ammoniak zerlegte ich durch die Säule zuerſt; ja es iſt mir jetzt recht ſeltſam, wenn ich in einer Geſchichte der galvaniſchen Entdeckungen für die allgemeine Litteratur-Zeitung mich als den Erſten genannt finde, der den Phosphor durch die Säule entzündete. Ich ſandte das Reſultat meiner Experimente an Gilbert. Sie ſind in ſeinen Annalen gedruckt. Die Sache war neu, und intereſſirte Jedermann, nicht bloß die Phyſiker. Charpentier und

Werner beſuchten mich. Meine Stube war zu gewiſſen Stunden faſt immer mit Neugierigen gefüllt. Auch Damen beehrten mich mit ihrem Beſuche. — Mit einer Säule von Kupfer- und Zink-Platten, die ich, da ich auf Reiſen war, doch nachher verſchenken müßte, wollte ich mich nicht beſchweren. Auch konnte ich von Silber mit Zink einen größeren Effect erwarten. Nun enthielt aber die Säule die ganze Geldſumme, über die ich gebieten konnte, und ich war doch zuletzt gezwungen, einen Laubthaler nach dem andern der Säule zu rauben. Ich ſuchte durch ſtärkere erregende, vermittelnde Flüſſigkeiten die Wirkung meiner kleineren Säule zu ſteigern. Durch dieſes Mittel und durch ein ſehr ſorgfältiges Aufbauen gelang es mir eine Zeitlang, zu meiner Freude, die Wirkung auf gleicher Höhe zu erhalten, obgleich die Zahl der Klappen fortdauernd abnahm. Dieſer Verſuch hatte natürlich ſeine Grenzen, und die Experimente hörten auf.

Aber eine andere Beſchäftigung war von größerer Wichtigkeit. In Freiberg erſchienen meine „Beiträge zur inneren Naturgeſchichte der Erde.“

Während ich in Jena mich aufhielt, war zwar die ſelbſtändige geiſtige Thätigkeit nicht erloſchen, wohl aber zurückgedrängt. Was mich von Jena wegtrieb, war beſonders die Ueberzeugung, daß ich mich aus der Menge der geiſtigen Anregungen, die mich dort in Anſpruch nahmen, in die ſtille ſinnende Einſamkeit zurückziehen müßte, die mir von meiner früheſten Jugend, ja Kindheit an eine Nothwendigkeit geworden war. Zwar bildeten ſich die Gedanken, die dieſer Schrift zu Grunde liegen, ſchon während des erſten Jahres meines Aufenthaltes in Freiberg aus; aber ſo lange ich mit Möller zuſammenlebte, konnte ich dennoch nicht zur Ausarbeitung gelangen. Mein Verhältniß zu dieſem Freunde geſtaltete ſich immer inniger. Er hatte ein entſchiedenes ſpeculatives Talent, ja es zeigte ſich immer klarer, daß er ſich irrte, als er ſich die Fähigkeit zutraute, ſeine ganze Thätigkeit auf ein ſo empiriſches Fach, wie der Bergbau zu verwenden. Er ſtudirte eine Zeitlang mit vielem Eifer Fichte's Wiſſenſchafts-Lehre, aber die abſolute That, die zwar eine ſittliche Grundlage hatte ſich jedoch in ihrer Entwickelung zur Wirklichkeit ſchlechthin nur auf ſich ſelbſt ſtützen ſollte, ergriff ihn mit Schauder, und der Keim zu jener Veränderung, die ſpäter mit ihm vorging, lag ſchon jetzt in ihm.

Er ward oft von einer Art ſittlicher Aengſtlichkeit gequält. Die Schönheit und Sicherheit ſeiner Geſtalt gewann ihm die Zuneigung der Frauen, ſeine körperliche Gewandtheit und Kühnheit erwarb ihm ein großes Anſehen unter den jüngeren Männern; als Schlittſchuh-Läufer war er Virtuoſe. Ich liebte zwar dieſe körperliche Bewegung ſehr, war mir aber doch bewußt, daß ich etwas Eckiges und Ungelenkes in meinen Bewegungen nie zu verdrängen vermochte. Nie ſah ich eine in ſich ſicherere, anmuthigere Art, ſich auf dem Eiſe zu bewegen, als wenn Möller Schlittſchuh lief. Er warf ſich mit einer bewunderungswürdigen Leichtigkeit von einer Seite auf die andere. Eine jede Stellung verdiente fixirt zu werden. Auf der Elbe bei Dresden erregte die Kraft und die Ausdauer ſeines Schwimmens Aufſehen. Einſt als ich in einem tiefen Geſpräche mit ihm auf der Promenade um Freiberg ging, ſprang er mitten in dem Geſpräche auf ein Geländer neben einem tiefen Graben hinauf, und ſchritt mit der Sicherheit eines Somnambüls fort, ohne nur ſeine Rede zu unterbrechen.

Wir fuhren mit einigen Frauen nach Dresden. Die Pferde wurden wild, und liefen einen Berg hinunter auf eine höchſt gefährliche Weiſe. Möller fuhr in einem anderen Wagen vor uns. Plötzlich war er aus dem Wagen geſprungen, trat den wild ſchnaubenden Pferden entgegen, griff mit ſtarken Händen beiden Pferden in die Nüſtern. Sie bäumten ſich, ſtanden aber augenblicklich, von ihm bezwungen, ſtill. Ich habe nicht leicht ein ſchöneres Schauſpiel geſehen. Er bildete ſo daſtehend, die wildſchnaubenden Roſſe bändigend, eine edle antike Gruppe.

Mit ſo vielen geiſtigen und körperlichen Vorzügen verband er eine innere Aengſtlichkeit, die er nie zu überwinden vermochte. Er konnte plötzlich von ſchnell gefaßten Entſchlüſſen zu den ganz entgegengeſetzten überſpringen; und obgleich ſeine Studien Tiefſinn und Geiſt zeigten, ſo ſchien es doch, als wenn die lebendige, bei allem äußeren Schwanken unveränderliche Quelle, aus welcher alle Beſtrebungen floſſen, in ihm verſiegt wäre. In dieſer Rückſicht bildeten wir beide einen völligen Gegenſatz. Denn ich lebte nicht ſelten in großer geſelliger Zerſtreuung. Ich trieb mich oft in den verſchiedenſten wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen herum, ſcheinbar zwecklos, aber immer drang ſich mir dieſelbe Aufgabe, die mein geiſtiges Daſein feſthielt, wieder auf. Das Mannigfaltigſte, das mich ſo äußerlich, wie innerlich bewegte, wandte ſich dieſem Mittelpunkte zu. Leichtſinnig, ja oberflächlich und ſpielend war oft, was ich trieb, und ich warf mir es oft genug hart und ſtreng vor; aber eine inſtinktmäßige Ahnung ließ die geiſtige Zuverſicht nie ſinken, und die leiſeſten Andeutungen von dem, was ich hörte, ſah und dachte, ſchienen wie unwillkürlich dem Haupt-Thema meines Lebens ſich zuzudrängen. Möller war in fortdauerndes Grübeln vertieft, aber nie innerlich geiſtig befriedigt. Wenn ich, was oft ja faſt immer der Fall war, mit Schwierigkeiten und Dunkelheiten kämpfte, die ſich nicht wollten überwinden laſſen, ſo trat doch plötzlich aus dieſen Schwierigkeiten ſelbſt ein Licht hervor, welches aus dem Vereinigungspunkte meines Daſeins hervor zu leuchten ſchien; ich war dann unbeſchreiblich glücklich, und ich kann Gott nicht genug danken für Momente der Art, die auf lange Zeiten hin mich erquickten und erhoben. Möller ſchien dieſe glücklichen Augenblicke kaum zu kennen. Was ich ſchriftlich ausarbeitete, genügte mir nie; lag es gedruckt vor mir, konnte ich mich kaum entſchließen, es anzuſehen.

Aber was ich mit der Darſtellung wollte, riß ſich von dieſer los, geſtaltete ſich vollendeter, geiſtig durchſichtiger, und ich zweifelte nicht daran, daß auch Andere die größere Idee, die ſich hinter der unvollendeten Darſtellung verbarg, hervorheben und erkennen würden. Was Möller ausarbeitete, hatte eine größere Rundung; für das Thema, das er behandelte, eine entſchiedenere Klarheit; er konnte mit Recht mit ſeiner Darſtellung zufriedener ſein, als ich mit meiner. Er arbeitete fortdauernd, und beſonders ſchien die Natur-Philoſophie ihn anzuziehen. Während wir in Freiberg zuſammen wohnten, mit einander ausfuhren, dieſelben Vorträge beſuchten, innerlich und äußerlich Alles mit einander theilten, wurden die zwei Aufſätze „über die Entſtehung der Wärme durch Reibung" und „über die Auflösbarkeit im Waſſer" von Möller geſchrieben, die viel ſpäter — ſie waren im Jahre 1800 geſchrieben, und erſchienen im Druck erſt 1802 — von Schelling in ſeiner neuen Zeitſchrift für die ſpeculative Phyſik aufgenommen wurden.

Dieſe Zeit der gemeinſchaftlichen Arbeit war mir außerordentlich wichtig. Ich darf wohl behaupten, daß die perſönliche Zuverſicht die mich nie verließ, auch auf meinen Freund heilſam zurückwirkte. Auch ſeine Anſichten über die Wärme waren mir ſehr wichtig. Wir erfreuten uns gegenſeitig an unſeren Studien und Arbeiten, und ich hatte Möller unbeſchreiblich lieb. Er hatte etwas Ehrhaftes und Wahrhaftiges; man fühlte, daß man ſich auf ihn verlaſſen konnte. Und dennoch brach zuweilen, ſelbſt in dieſer glücklichen Zeit, ſein innerer Kampf, der ihn nicht zur Ruhe kommen ließ, hervor, und erſchütterte mich tief. Seine Aeußerungen konnten mich dann an Köſter in Kiel und an meine melancholiſchen Freunde in Kopenhagen erinnern; aber ich mußte mir geſtehen, daß die Geiſter, mit denen er rang, wie mächtiger, ſo auch reiner waren.

Einſt hatten wir einen luſtigen Abend mit einander zugebracht. Möller war exaltirt. In Freiberg blieb, nach einer gewiſſen Stunde des Abends, nur ein Stadtthor offen. Der Ort unſeres Abendſchmauſes lag vor der Stadt, und in der Nähe eines jetzt verſchloſſenen Thores. Möller beſchloß, hier durchzubringen, und lärmte und pochte ſo lange an das Thor, daß es zuletzt wirklich aufgeſchloſſen wurde. Wir ſtellten den Thorſchreiber, der uns den Durchgang verſchaffte, mit einer kleinen Summe zufrieden.

Möller behauptete aber, die Stadt erobert zu haben, rief Victoria! und es koſtete uns Mühe, die Nachtwächter von ihm abzuhalten. Nach einem ſolchen kleinen Exzeß war nun Möller den Tag darauf mit ſich ſelbſt höchſt unzufrieden, und konnte ſich durchaus nicht beruhigen. Diesmal ſchlug er mir alles Ernſtes vor, das heilige Gelübde abzulegen, daß wir nie mehr Wein trinken wollten. Ich verſicherte ihm eben ſo ernſthaft, daß ich willig wäre, ein Gelübde abzulegen, nie die Gelegenheit, ein gutes Glas Wein zu trinken, unbenutzt vorbeigehen zu laſſen.

Er verließ Freiberg, um ſeiner Beſtimmung gemäß die Hüttenwerke in Gleiwitz in Ober-Schleſien zu beſuchen. Und während ich mich auf Gebirgs-Reiſen in Deutſchland herumtrieb, blieb er da. Als ich nach Dresden zurückkam, traf ich ihn dort, und er erzählte mir, was ihn von Schleſien plötzlich weggetrieben hatte. Dieſes Ereigniß charakteriſirt meinen Freund einerſeits, dient andererſeits zur Bezeichnung der damaligen Verhältniſſe in Preußen, und verdient erwähnt zu werden. Ich erinnere mich nicht mehr, wo Möller ſich aufgehalten, ehe er nach Gleiwitz kam. Er ſtieg in einem Gaſthofe ab, und ließ ſich ein paar Stunden nach ſeiner Ankunft nach den Hütten hinführen, die in der Nähe waren. Die Hütten-Prozeſſe hatten wohl kaum ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen. Auf dem Rückwege war er in tiefen Grübeleien verſunken, und trat ſo in einen offenen Thorweg herein, in der Meinung, daß hier ſein Gaſthaus wäre. Vor dieſem Thorwege ſtand oder ſaß ein in einen Ueberrock gekleideter Mann, der ihm, als er, ohne auf ihn zu achten, ins Haus trat, gebieteriſch nachrief: „Wer iſt Er?“ Möller, empört über eine ſolche Anrede, fragte, wer ihm das Recht gäbe, ihn ſo anzureden? Plötzlich erſchienen zwei Huſaren, wahrſcheinlich Wachen, die vor dem Hauſe ſtanden, oder in der Nähe waren; Möller ward arretirt und nach der Haupt-Wache gebracht. Erſtaunt über eine ſolche Gewaltthat, fordert er, zu dem in der Stadt Höchſtkommandirenden gebracht zu werden. Möller hatte etwas Vornehmes, ja Imponirendes in der Art, wie er ſich perſönlich darſtellte. Der Offizier war höflich und verlegen, und mein Freund erfuhr nun, daß der Mann im Ueberrocke, der ihn anredete und arretiren ließ, eben der Höchſtkommandirende, der General S. v. d. O. war. Er blieb die Nacht über in der Wache. Den Tag darauf ward er, von einem Soldaten begleitet, als Arreſtant vor den General geführt. Als er in die Stube trat, fand er den General und noch einige andere Perſonen da. Möller hatte ſeinen königlich däniſchen Paß bei ſich, berief ſich auf den Schutz, der ihm als Fremder gebühre, und ſchritt vor, um dem General den Paß zu überreichen, indem er zu gleicher Zeit verſicherte, daß er den General, dem er geſtern, ohne auf ihn geachtet zu haben, vorbeigegangen war, auf keinerlei Weiſe habe beleidigen wollen. „Ich habe Sie, wie Sie da ſaßen", ſagte er, „nicht erkennen können." Der General gebot ihm drohend zurückzutreten, und ſeinen Platz an der Thüre zu nehmen; ja er drängte ihn zurück, und hielt ihm die geballte Hand dicht vor das Geſicht. Ich kann mir den ſtolzen Norweger bei dieſem Auftritt wohl denken; aber eben weil er kühn war, blieb er auch beſonnen. Der General nahm ihm den Paß ab. Päſſe der Art waren in lateiniſcher Sprache ausgefertigt, und eigenhändig von dem Könige unterzeichnet. Der General erklärte ihn für falſch. Jetzt forderte Möller die Anweſenden auf, ſich zu nennen, um als Zeugen der Behandlung, die er von dem General erlitt, auftreten zu können. Einige, wahrſcheinlich ſelbſt über die Gewaltthat empört, nannten ſich wirklich, und Möller verzeichnete die Namen ruhig in ſeiner Brieftaſche. Er ward wieder nach der Wache geführt, und ſchien keine Ausſicht zu haben, ſobald wieder los zu kommen. Er drang nun, als Bürger, wenigſtens auf einen Civil-Arreſt, und ihm ward eine Stube, wie ich glaube, in dem Rathhauſe eingeräumt. Nach einigen Tagen ward ihm dann geſagt, er wäre frei, er könne jetzt hingehen, wo er wolle. Jetzt aber behauptete Möller: wenn er es auch habe erdulden müſſen, willkürlich arretirt zu werden, ſo würde er ſich doch auf keine Weiſe willkürlich wieder freiſprechen laſſen. „Erſt wenn ein gerichtliches Protokoll über dieſes ganze Ereigniß aufgeſetzt iſt“, ſagte er, „werde ich den Arreſt verlaſſen. Bis dahin bleibe ich hier.“ Möller glaubte, daß keiner in der Stadt aus Furcht vor dem General, dieſes Geſchäft zu übernehmen gewagt habe, daß daher eine Gerichts-Perſon aus der Umgegend das Protokoll aufnahm. Es kann aber wohl ſein, daß die gerichtliche Form eben dieſen Beamten für das Geſchäft erforderte. Als das Protokoll ausgefertigt war, beſtellte Möller Extrapoſt, ließ ſeine Sachen aus dem Gaſthofe holen, beſchenkte Gefangenwärter, Markgöre und dergleichen Leute mit nordiſcher Freigebigkeit, und verließ, Tag und Nacht reiſend, das preußiſche Gebiet. Schon in dem Protokoll hatte er vorausgeſetzt, daß Feindſeligkeiten zwiſchen Dänemark und Preußen ausgebrochen ſein müßten, daß deswegen der däniſche Bürger hier keinen Schutz finden könnte.

Bis dahin hatte ſich Möller kühn und beſonnen benommen. Als er aber nach Dresden kam, ließ er ſich zu einem falſchen Schritte verleiten. Der damalige däniſche Geſandte in Dresden war in Schulden verſunken, und lebte in ſo demüthigenden Verhältniſſen, wie ſie ſich zu ſeiner Stellung nicht paßten. Als nun Möller die Sache dem Geſandten vortrug, wollte dieſer durchaus nicht darauf eingehen. Der König von Preußen, verſicherte er, wäre ein ſo gütiger Herr, daß es vollkommen hinreichend ſei, wenn Möller ſich unmittelbar an ihn wendete. Möller ließ ſich verleiten, und die königliche Antwort fiel, wie natürlich, nicht ſehr günſtig aus. „Der däniſche Bürger Möller“, hieß es in dieſer, „ſchien die Verehrung, die er dem General S. v. d. O. ſchuldig wäre, nicht erwieſen zu haben; indeß würde der König ſich von dieſem darüber berichten laſſen.“ Die Antwort konnte nicht anders ausfallen. Die Anklage eines einzelnen fremden Bürgers mußte um ſo bedenklicher erſcheinen, da, wenn die Sache ſich wirklich, wie Möllers Klage lautete, verhielt, es völlig unbegreiflich war, daß dieſe nicht von der Geſandtſchaft eingereicht wurde.

Indeſſen hatte dieſes Ereigniß in der kleinen Stadt Gleiwitz ein großes Aufſehen erregt, und eilf bis zwölf Jahre ſpäter erfuhr ich in Breslau, daß der König den General ernſtlich zurechtgewieſen habe. Wenn ich mir denke, daß dieſe Behandlung einen Engländer getroffen hätte, wie ganz anders wäre ſie ausgefallen? welche ſchwere Verantwortung würde der engliſche Geſandte ſich zugezogen haben, wenn er bei einer ſolchen Gelegenheit unthätig geblieben wäre? — Selbſt daß der Beleidigte unbedachtſam ſeinen ſchlechten Rath angenommen hatte, würde ihm nicht als Entſchuldigung dienen. Die Sache würde niemals als eine bloß perſönliche, ſondern als eine nationale betrachtet werden. Es liegt etwas ungemein Bedeutungsvolles in der Stellung eines Engländers zu ſeinem Volke, wenn ihn ſchuldlos eine wirkliche Beleidigung trifft; er weiß es, die Macht ſeines Volkes ſteht ihm, wo er auch ſein mag, ſchützend zur Seite.

In Freiberg nun wurden die „Beiträge zur inneren Naturgeſchichte der Erde“ ausgearbeitet.

Was ich in dieſer Schrift zu entwickeln ſuchte, bildete das Grundthema meines ganzen Lebens. Es lagen in ihr dunkle Erinnerungen aus meiner früheſten Kindheit, aus den träumeriſchen Beſchäftigungen meiner Jugend, die durch einen überwiegend ſinnlich reflectirenden Moment gewaltſam zurückgedrängt wurden, verborgen. Es verband ſich mit dieſen die Gewalt der Einheit des Daſeins in allen ſeinen Richtungen, die mich, als ich Spinoza kennen lernte, für immer an ſich riß. Am tiefſten aber ergriff mich die Hoffnung, die immer ſtärker ward, die Elemente der Phyſik ſelber für eine höhere geiſtige Bedeutung zu gewinnen. Und dieſe letzte Epoche meines Daſeins verdankte ich Schelling. Aber ich konnte mich nicht mit den bloßen abſtracten Gedanken beſchäftigen. Von meiner früheſten Kindheit an ſprach mich die Natur ſelber als ein Lebendiges an. Sie ſchloß das Geheimniß eines tiefen Denkprozeſſes in ſich. Sie mußte ausſprechen, nicht bloß was der Urheber der Natur dachte, auch was er mit dem Denken wollte. Durch Spinoza war es mir klar geworden, daß nur Er eine Geltung hätte. Auch Schelling hatte Gott abſolut, real an die Spitze der Philoſophie geſtellt. Ich fragte die empiriſche Wiſſenſchaft, wie ſie vor mir lag. Ihre Facta ſollten Thatſachen werden, und ich wünſchte zu erfahren, ob dieſe vielfältigen Sachen, die als ſolche, ſeit meiner Kindheit, einen geheimen Zauber über mich ausgeübt hatten, wirklich die verborgenſte göttliche That zu enthalten vermöchten. Das war die Hoffnung, die mich leitete, die ich nie aufgab. Ich verdankte Schelling viel, ja Alles; aber dennoch iſt es mir klar, daß durch meine Beiträge ein neues Element in die Natur-Philoſophie hineinkam. Auch dieſes verdankte ich einem anderen Lehrer, Werner nämlich. Wenn Schelling mir den Grund-Typus, der als das Bleibende, alſo als eine durch Conſtruction in ſich geſicherte Denk-Beſtimmung das ganze Daſein umfaßte, gegeben hat: ſo entſtand durch Werner in mir die Hoffnung, dieſen bleibenden Grund-Typus ſelbſt, als das Element einer Bewegung, die etwas Höheres, nämlich einen Willen, eine Abſicht enthüllte, zu erkennen und darzuſtellen. Das ganze Daſein ſollte Geſchichte werden, ich nannte ſie die innere Natur-Geſchichte der Erde. Es war nicht bloß von jenem Einfluſſe der Natur-Gegenſtände auf menſchliche Begebenheiten, durch welche ſie, wie Schelling äußerte, einen ächt geſchichtlichen Charakter annahmen, die Rede; der Menſch ſelbſt ſollte ganz und gar ein Product der Natur-Entwickelung ſein. Nur dadurch, daß er als ein ſolches, nicht bloß theilweiſe, ſondern ganz hervortrat, konnte die Natur ihr innerſtes Myſterium in dem Menſchen concentriren. Mir ward es immer klarer, daß die Natur-Wiſſenſchaft ſelbſt, wie ſie ein durchaus neues Element in die Geſchichte hineingebracht hatte, durch welches unſere Zeit ſich von der ganzen Vergangenheit unterſchied, die wichtigſte aller Wiſſenſchaften, die Grundlage der ganzen geiſtigen Zukunft des Geſchlechts werden müßte. Die Geſchichte ſelbſt mußte ganz Natur werden, wenn ſie mit der Natur, d. h. in allen Richtungen ihres Daſeins ſich als Geſchichte behaupten wollte. Ich ging mit dem mehr künſtleriſch inſtinktartigen Muthe der Jugend, als mit kühler Beſonnenheit ans Werk, und dennoch ſuchte ich mich ſo angeſtrengt, wie möglich, zuſammenzufaſſen. Die Erfahrungen der Natur=Wiſſenſchaft ſelbſt, das war die Abſicht der Schrift, ſollten ihren höheren Sinn, die geiſtige Bedeutung, die in ihnen ſchlummerte, wenn man ſie unter dem Geſichtspunkte der Einheit zuſammenzufaſſen wagte, theils ausſprechen, theils für die Zukunft andeuten. Dieſe Methode, nicht bloß einzelne Erſcheinungen in der Einheit particulärer Hypotheſen, ſondern alle Erſcheinungen des Lebens in der Einheit der Natur und Geſchichte zu verbinden, und aus dieſem Standpunkte der Einheit beider, die Spuren einer göttlichen Abſichtlichkeit in der großartigen Entwickelung des Alls zu verfolgen, war die offenbare Abſicht dieſer Schrift.

Es war wenigſtens in Deutſchland ein Bedürfniß geworden, die Natur=Wiſſenſchaft lebendiger aufzufaſſen. Es trat — angeregt durch Schellings ſcharfen Blick, der die mächtigſten Geiſter, die, ſeit Griechenland unterging, geſchlummert hatten, wieder erweckte — faſt gewaltſam hervor. Ich darf es ſagen, ich kann mich auf die geſammten literariſchen Aeußerungen der damaligen Zeit berufen: meine Schrift machte einen bedeutenden Eindruck. Man konnte es mir nicht abſprechen, daß ich mit dem Zuſtande der Natur-Wiſſenſchaft, wie er damals vorlag, bekannt war. Die Hoffnung, daß die Strenge der Beobachtung nicht bloß ein knechtiſch Bindendes für den Geiſt bleiben ſollte, ſondern auch, wie dem frei ſich ſelber beſtimmenden Geiſte verwandt, ihn in ſeiner höheren Entwickelung fördern würde, durchdrang die Jugend nicht allein, übte auch eine Gewalt über erfahrene Naturforſcher aus.

Auf zwei divinatoriſche Andeutungen, die noch immer ihre Bedeutung haben, darf ich hinweiſen. In dieſer Schrift machte ich zuerſt auf die tiefe Bedeutung der Metallität aufmerkſam; ich wagte es, über die bisher gezogene Grenze des Begriffes hinauszutreten. Ich nannte Kohlenſtoff, Schwefel, Phosphor Metalle; ich behauptete die Metallität der Erden und Alkalien; ja der Luft, inſofern Stickſtoff ihr Element ſei. Der Begriff der Subſtrate, wie er ſpäter ſo mächtig geworden iſt, lag in dieſer Darſtellung verborgen.

Wichtiger noch war die zuerſt ausgeſprochene Anſicht einer geologiſchen Entwickelung des Lebens in der Totalität aller ſeiner animaliſchen und vegetativen Formen. Allerdings fällt es mir nie ein, mich auch nur von ferne mit dem unſterblichen Manne, Cuvier, zu vergleichen, der dieſe Divination verwirklichte. Eine jede geiſtige Weiſſagung erblaßt, dem unermeßlichen Reichthume ſeiner Erfüllung gegenüber.

Aber es zuerſt ausgeſprochen zu haben, was allen Kämpfen der Wiſſenſchaft in ihren empiriſchen, ſowie ſpeculativen Abſtractionen zum Trotz ſich, einmal ausgeſprochen, niemals aus der Geſchichte verdrängen läßt: daß die in und mit Gott freie Perſönlichkeit der verborgene Grund aller Natur-Entwickelung, der Endpunkt des ganzen Daſeins iſt, der zu ſeinem Anfangspunkte zurückkehrt, ward mir vergönnt. Und als es ausgeſprochen war, trat die Sonne meines Daſeins aus der Götter-Dämmerung der Jugend hervor. Es war der Blütepunkt meines ganzen Lebens.

Ich gebe einen großen Theil der detaillirten Darſtellung unbedenklich preis. Ich bin wohl gezwungen, es zu thun, denn die raſch fortſchreitende Natur-Wiſſenſchaft hat Manches zweifelhaft gemacht, vielen gewagten Combinationen allen Werth geraubt: aber dennoch ſprach der Haupt-Gedanke ſich ſchon auf der damaligen Entwickelungs-Stufe aus; er wird ſich an eine jede, auch ſcheinbar noch ſo veränderte neue Entwickelung anſchließen; und es wird nicht an Männern fehlen, die dieſes Haupt-Thema, immer mächtiger, durch das freier gewordene Organ der Natur-Wiſſenſchaft unterſtützt, immer entſchiedener erkennen und darſtellen werden.

In dieſer Schrift lag noch das höchſte Reſultat durch den Natur-Zwang gebunden, embryoniſch verſchloſſen: aber der lebendige Keim der nothwendigen allſeitigeren Entwickelung war da, und die Freude der keimenden Geburt mit ihm.

Der Eindruck, den dieſe Schrift machte, wirkte auf mich zurück. Zum erſtenmal trat das Erzeugniß meiner ſtillen Träume auf eine Art in die Welt, die mich ſelbſt überraſchte. Schelling erkannte meine Anſicht als ein weſentliches Element ſeiner Natur-Philoſophie. Den Einfluß, den meine Schrift auf ſeine zweite Darſtellung in der Zeitſchrift für ſpeculative Phyſik hatte, ſuchte er nicht zu verbergen, hob ihn vielmehr ſelbſt hervor. Ein Jeder, der ſich an die Natur-Philoſophie anſchloß, begrüßte ſie als eine Kriſe der tieferen Entwickelung derſelben. Jugendliche

Enthuſiaſten äußerten ſich auf die übertriebenſte Weiſe, und ſogar die entſchiedenſten Gegner ſprachen ihr Bedauern darüber aus, daß ein junger Mann, der ſo gründliche empiriſche Kenntniſſe beſaß, ſich der Phantaſterei der Speculation hingegeben hatte. Ja durch einzelne Combinationen überraſcht, gaben ſie mehr zu, als ſie auf ihrem Standpunkte durften. Es war mir intereſſant in dieſer Rückſicht, zwei Kritiken, die beiden Extreme: das des übertriebenen enthuſiaſtiſchen Lobes in der Salzburger mediziniſchen Zeitung, und das des vollkommen nüchternen Tadels in der allgemeinen deutſchen Bibliothek, gegeneinander zu ſtellen. Freisleben hat dieſe Schrift als einen bloßen geognoſtiſchen Commentar zu Werners Lehre von der Schiefer- und Kalk-Formation betrachtet. Ich glaubte allerdings, daß ſie etwas mehr wäre. Friedrich Schlegel tadelte, daß rohe Empirie und rohe Natur-Philoſophie oft in dieſer Schrift unvermittelt neben einander ſtanden. Wenn ich auch überſehen wollte, daß ſein Mangel an Natur-Kenntniſſen wohl nicht ſelten ihm die Vermittelung verbarg, auch da, wo ſie wirklich ſtattfand, ſo iſt wohl leicht einzuſehen, daß eine völlige wechſelſeitige Durchdringung der

Speculation und der ſinnlichen Erfahrung die Schrift, die einen ſo umfaſſenden Gegenſtand behandelte, und ſo widerſtrebende Gegenſätze überwältigen ſollte, auf eine Stufe erhoben hätte, deſſen Ziel nicht bloß einem Menſchen mit meinen beſchränkten Fähigkeiten, ſondern auch wohl dem mächtigſten Geiſte unerreichbar ſein würde.

Ich hatte, während ich an dieſer Schrift arbeitete, mit Möller mitten im Winter eine Fußreiſe von Freiberg nach Jena gemacht. Es waren ſechszehn bis ſiebzehn Grad Kälte, aber wir ſchritten beide raſch vorwärts. Nur wenn wir in den Gaſthöfen uns ein paar Stunden ausgeruht hatten und uns dann wieder in Bewegung ſetzten, hatten wir eine Empfindung, die höchſt unangenehm war. Alle Glieder waren ſteif; es war ein Gefühl, als wäre die Gelenk-Schmiere durch die Kälte ausgetrocknet, als bewegten ſich alle Gelenkköpfe knarrend in ihren Höhlungen. Faſt eine Stunde mußten wir langſam, ja ſelbſt mit Schmerzen fortſchreiten; erſt dann trat die größere Beweglichkeit in den Gliedern wieder hervor, und wir konnten raſcher zuſchreiten, um uns gegen die ſtrenge Kälte zu ſchützen. Die Freunde erſchraken, als ſie uns ankommen ſahen. Sie hielten eine Fußreiſe in einer ſolchen Kälte für ſehr gefährlich, aber ſie erſtaunten noch mehr, als ſie mich ſo leicht gekleidet fanden. Die Kälte war bis zwanzig Grad geſtiegen. Ich ging im bloßen Leibrock mit einer Sommer-Weſte und offener Bruſt; ich war in der That in dieſer Rückſicht eine ächt nordiſche Natur. Nicht durch Erziehung allein, ſondern auch durch die Intenſität des inneren Lebens-Prozeſſes gegen die Einwirkung der Kälte geſchützt.

Profeſſor Göttling, der Chemiker, benutzte dieſen ſeltenen Kälte-Grad zu Experimenten mit künſtlicher Kälte. Ich ſah bei ihm zum erſtenmal das Queckſilber nicht allein frieren, es konnte einige Hammerſchläge vertragen, ſich einigermaßen zu einer Platte aushämmern laſſen, ohne zu zerfließen.

Ich fand Schelling in Weimar. Er wohnte bei Göthe, und hielt ſich damals, irre ich nicht, faſt einen Monat bei ihm auf. In Jena hatte ſich manches anders geſtaltet. Die Trennung der früher Verbündeten fing an ſich zu regen; beſonders ward Schelling den übrigen immer mehr entfremdet. Und zum erſtenmal ward mir hier ein feindſeliges, entfremdetes Verhältniß klar, wie es mein ganzes Leben hindurch mich verfolgt hat.

Daß die Natur uns nicht bloß trägt, pflegt, ſondern auch innerlich durchdringt, daß ein jeder Moment des Daſeins von ihr beherrſcht wird, ſelbſt der höchſte, reinſte, mächtigſte, der durch die vorzüglichſten Menſchen in den glücklichſten Stunden in Thätigkeit geſetzt wird, und dann die Geſchichte zu beherrſchen ſcheint, müſſen wir uns wohl zugeſtehen; denn das innerſte Bewußtſein dringt uns die Ueberzeugung auf. Frühere Jahrhunderte reflectirten nicht darüber, ſie gaben ſich dem Naturgefühle ganz und unbedingt hin. Das Ringen mit der Natur war ein Kampf derſelben mit ſich ſelber. Alles wuchs aus ſich hervor, geſtaltete ſich in und mit ihr, und ſelbſt Plato's Ideen, wie Ariſtoteles Reflectionen, waren in dieſer Rückſicht ganz und durchaus großartige Natur-Erzeugniſſe.

Da ging es mir plötzlich auf, wie das Geſchlecht zwei Natur=Erſcheinungen, die freilich, wie ſie ſich geſtalten, das ganze Daſein zu umfaſſen vermögen, ſo ſeltſam aufzufaſſen, und ihnen eine tiefere Bedeutung zu geben vermag, das Sehen nämlich und das Hören. Das Geſicht, ſagte ich mir, beſitzt alles, es iſt die Unmittelbarkeit ſelber. Daher, wo die Seele geiſtig thätig iſt im Sehen, da geſtaltet ſich alles, es iſt das Organ der Kunſt und Poeſie. Das Sehen erhebt ſich zum Schauen, und die ſich ſelbſt ergreifende Poeſie iſt die Anſchauung der Philoſophie. Der geiſtig angeregte Menſch nimmt das Wahre als ein Gegebenes, Geſchenktes durch die Wahrnehmung; er iſt frei, denn er bewegt ſich nicht unter dieſer oder jener ſinnlichen Bedingung, die gebunden iſt und gefeſſelt durch andere Bedingungen, ſondern mit dem Ganzen. Die Natur iſt ſein gegliedertes Organ. Er bewegt es, wie ſeine Seele den Leib: aber ſich von ihm loszureißen, vermag er nicht. Zwar er kennt ſie nicht, dieſe Natur, in und mit welcher er lebt und ſchauend denkt. Die unendlich mannigfaltigen Prozeſſe des Lebens verbergen ſich ihm vielmehr deſto entſchiedener, je freier er ſich der Anſchauung hingiebt. Aber dennoch beſitzt er ſie, wie ſie ihn beſitzen, und zwar deſto entſchiedener, je vollkommener ſeine Hingebung iſt.

Der Menſch hört. Das Gehör will erringen, was das Geſicht unvermittelt hinnimmt. Wurzelt es etwa weniger in der Natur, als das Geſicht? Der Menſch hört nicht bloß, was laut wird, er hört ſich ſelber, wenn er denkt. Das Genommene entſteht als Product eigener Thätigkeit, und um auszudrücken, was dieſe innere That zu erzeugen ſucht, ſagen wir, der Menſch vernimmt. Hat dieſe Vernehmung etwa weniger einen Naturgrund, als die Wahrnehmung? Hat jene nicht einen Leib, wie dieſe? Iſt der Gehalt nicht in der Sprache geſtaltet, wie die Geſtalt des Leibes gehaltvoll? Sind die Sprachen nicht Natur-Erzeugniſſe mannigfaltiger Art? ja ſinnlich ſind ſie, ganz und durchaus, wie die Geſtalten, die uns umgeben. Ich ſah immer deutlicher ein, daß ein Schwanken, eine Unſicherheit im Erkennen, ja Widerſtreit und Mißverſtändniſſe mancherlei Art dadurch entſtanden, daß man den tiefen Grund der Sinnlichkeit einſeitig in der Anſchauung ſuchte, wo der Geiſt uns eben am nächſten iſt, uns mit bewußtloſer Sicherheit bewegt; daß dahingegen dieſer ſinnliche Grund, wie er im laut gewordenen, oder ſtillen Denken in und mit der Sprache ſich geſtaltet, verkannt wird. Was bringt doch, fragte ich mich, die Menſchen dazu, das Sprechen, welches ſich von den ſinnlichen Bedingungen der Sprachen ſo wenig loszureißen vermag, wie die Seele von ihrem Leibe, für ein freieres anzuſehen, als das geiſtige Sehen? Erwirbt doch jenes ſelbſt in ſeinen höchſten Momenten nur, was dieſes ſchon beſitzt. Ja iſt doch das, was es erwirbt, an dieſen Beſitz mit innerer Nothwendigkeit gebunden.

Der Kampf gegen die Erfahrung war eben in ſeiner höchſten Blüte. In einem Moment, in welchem mir Alles Erfahrung geworden war, damit die Sinnlichkeit durchbrochen würde, das war mir klar, müßte man in und mit ihr frei ſein. Mit der Natur vermögen wir Alles, ohne ſie nichts. Damit das Vernehmen einen Inhalt hat, muß es ganz Wahrnehmung werden, und die völlige Hingebung erwirbt uns allein die Freiheit. Wenn wir die eigene Thätigkeit unbedingt als eine Naturthätigkeit betrachten, ergiebt ſich uns die Natur.

Seltſam erſchien es mir, wenn ich erwog, wie das Geſchlecht, welches dieſes Geſtändniß, ſogar mit einer beſchränkten Einſeitigkeit, die mir verhaßt war, ſeit Jahrhunderten abgelegt hatte, es nun eben ſo einſeitig durch die Philoſophie unterdrücken wollte. Die Natur-Wiſſenſchaft war ſeit zwei, jetzt abgeſchloſſenen Jahrhunderten in der Art, wie ſie ſich ſeit Keppler ausgebildet hatte, die eigenthümlichſte der ganzen Geſchichte, diejenige, durch welche offenbar die neuere Zeit ſich von der älteren ſchied. Sie hatte die phantaſtiſchen Träume einer früheren Zeit, Aberglauben, wie Hexen-Prozeſſe vertrieben; die ganze Civiliſation der Völker gründete ſich auf ſie. — Etwa dadurch, daß das Denken die Natur beherrſchte? Geſchah es nicht vielmehr, indem man ſich den erkannten Geſetzen hingab? Wurden nicht die Völker geiſtig freier, eben indem ſie immer entſchiedener ſich der Geſetzmäßigkeit der Natur unterwarfen? Durch die ſtrenge Zucht des Natur-Mechanismus bildete ſich das Geſchlecht, wenn auch mit ſchmerzhafter, geiſtiger Entſagung, für eine höhere Stufe aus. Allerdings entfloh die Poeſie, und die früheren lebendigen Töne der Sprache, wie ſie bewußtlos, aber friſch und frei aus einer inneren, in ſich ſicheren Natur herausklangen, zerfielen in ihren roheſten Elementen. Ich erſchrak faſt, wenn ich ſah, wie die Gedanken in einem ungelenken Stoffe im ſiebzehnten Jahrhundert ſich bewegten, wie die Worte, an der Stelle eines inneren Verſtändniſſes, mit dem äußeren Widerſtande rangen, und ſich wie mechaniſch, wechſelſeitig, knarrend aneinander abrieben. Je mühſamer das Verſtändniß ſich abarbeitete, deſto mehr ſchien der Sinn, den man ausdrücken wollte, verſtümmelt zu werden. Nur wo man allem Höheren freiwillig entſagte, und ſich der ſtrengen Zucht ſinnlicher Verhältniſſe völlig hingab, herrſchte die mathematiſche Klarheit und Beſtimmtheit vor. Wenn wir nun aber die Natur lebendig auffaſſen, wenn die Sprache mit dieſer Auffaſſung ſelbſt lebendiger wird, und ihre urſprüngliche Freiheit wieder gewinnt, iſt ſie dann etwa der Natur entronnen? Iſt dieſes Leben nicht ganz und gar ein Naturleben? Iſt ſie es nicht, die ſich ſelber ergreift, jetzt organiſch, wie früher mechaniſch? Ich konnte der Natur nie entſagen, ich war mit ihr erwachſen, ich gehörte ihr zu, und wenn ſie ſich zu Gedanken in mir ſteigerte, fühlte ich mich frei.

Das war es, was mich zu Schelling hinzog. Es war, bis es zur Religioſität heranreifte, das ſpinoziſtiſche Element in mir. Das ganze Daſein bewegte ſich in allen ſeinen Momenten zugleich. Ich vermochte nicht, einen Theil deſſelben als ein von dem Bewußtſein Ausgeſchiedenes zu betrachten, welches erſt durch ein abſtractes Denken ſeine Bedeutung erhalten ſollte. Das Geſonderte der Betrachtung, noch ſo ſcharf feſtgehalten, durfte ſeiner Beziehung auf das Ganze nie entſagen. Jetzt ſah ich es nun ein, wie das Athenäum eben von einer ſolchen Ausſcheidung des ganzen Daſeins, von einer Trennung von der Natur, mit Fichte ausgegangen war. Fichte und Göthe bildeten die Wende-Punkte der ganzen Anſicht der Gebrüder Schlegel, die Natur und Göthe den Wendepunkt der Schelling'ſchen. So mächtig wirkte die in ſich klare Perſönlichkeit des letzteren, daß er beiden gemeinſchaftlich war, nur daß der eine ihn an die leere That eines Ichs, der andere an die Urthat des Alls anzuknüpfen vermeinte.

Ich lernte bei meinem Beſuch in Jena Friedrich Schlegel kennen, der ſich bei ſeinem Bruder aufhielt. Er war in jeder Rückſicht ein merkwürdiger Mann, ſchlank gebaut, ſeine Geſichtszüge regelmäßig ſchön, und im höchſten Grade geiſtreich. Er hatte in ſeinem Aeußeren etwas Ruhiges, faſt Phlegmatiſches. Wenn er tief ſinnend in ſeinem Stuhle ſaß, und einen Gedanken ausſpann, pflegte er mit dem Daumen und Zeigefinger die Stirne zu umfaſſen, bewegte dieſe beiden Finger langſam gegeneinander, bis zwiſchen die Augen, dann eben ſo langſam über die ſchöne zierlich geformte Naſe, endlich je tiefer er in die Entwickelung des Gedankens fortſchritt, die genannten Finger, jetzt vereinigt, über die Naſenſpitze heraus, in einer langen geraden Linie in der Luft. Er ſprach dabei langſam und bedächtig, und konnte mich manchmal zur Verzweiflung bringen. Wenn ich nun mit Lebhaftigkeit auf und nieder ſchreitend ſeinen Gedanken-Gang unterbrach, ſo blieb er ruhig ſitzen. Später hat Tieck eine Caricatur entworfen, wo Schlegel tief ſinnend, die Finger in der Luft vor der Naſe gehalten, vor ſich hinſchauend daſitzt, während ich Hände und Füße heftig bewegend, die Naſe in die Luft erhebe. Ich ſchloß mich bald ſehr innig an Friedrich Schlegel an, obgleich ich jetzt ſchon fühlte, daß unſere Anſichten im Innerſten verſchieden waren, und doch vergaß ich es jeden Augenblick; denn es iſt höchſt merkwürdig, wie man in den abgeleiteten Reſultaten, von den entgegengeſetzteſten Principien ausgehend, zuſammentreffen kann. Fr. Schlegel lebte ganz in der Geſchichte. Die Natur war ihm völlig fremd, ſelbſt der Sinn für ſchöne Gegenden ſchien den beiden Brüdern zu fehlen. Solche Beſchränktheiten ſelbſt der ausgezeichnetſten Männer hatten für mich von jeher etwas Auffallendes, ja Räthſelhaftes. So fehlte Leſſing wie W. von Humboldt bekanntlich der Sinn für Muſik ganz und gar.

Es gab nicht leicht einen Menſchen, der ſo anregend durch ſeine Perſönlichkeit zu wirken vermochte, wie Fr. Schlegel. Er faßte einen jeden Gegenſtand, der ihm mitgetheilt wurde, auf eine tiefe und bedeutende Weiſe auf. So konnte er zwar auch mit Leichtigkeit auf meine naturphiloſophiſchen Ideen eingehen, aber alle ſeine Schriften beweiſen, daß er von einer lebendigen Natur-Anſicht nicht productiv auszugehen vermochte. Sein Witz war unerſchöpflich und treffend. Auch gehörte er zu denen, die den Witz zu ſchätzen wiſſen. In dieſer Rückſicht war ihm Chamfort ſogar bedeutend. Mit Schlegel fühlte ich mich ſchon lange gequält durch den beſtimmten Cyclus von Anekdoten, die in der Geſellſchaft zu circuliren pflegen. Es giebt gewiſſe, ſonſt ſogar geiſtreiche und vorzügliche Menſchen, die ſich verpflichtet fühlen, dieſen, wie es ſcheint, in ſich ſtehen gebliebenen Kreis von Einfällen in einer jeden Geſellſchaft durchzulaufen. Dieſe Männer haben ſich in der Erzählung derſelben eine gewiſſe Breite angewöhnt, eine unſelige Ausführlichkeit, die dazu dienen ſoll, den Einfall, mit welcher die Erzählung ſchließt, ſchneidend hervorzuheben und pikant zu machen. Wer in der Geſellſchaft einige Zeit gelebt hat, kennt dieſe Einfälle alle, und ſie waren in der That in Deutſchland im Ganzen genommen dieſelben, die ich in meinem Vaterlande zum Ueberdruß wiederholen hörte. Ich beſitze die Fähigkeit, mir ſolche Einfälle aus der Erinnerung zu reproduciren, durchaus nicht; aber ſo wie ein ſolcher Anekdoten-Erzähler nur anfing, kannte ich den Schluß, und erwartete ihn jederzeit mit ſteigender Ungeduld. Das Aergſte dabei war, daß ſchon der Ton des Erzählers mir die ganze Menge der wohlbekannten Witze, die nun folgen ſollten, vorführte. Selten fand ich mich in dieſer Erwartung getäuſcht. Ich habe dieſe

Art der geſelligen Unterhaltung beſonders in Berlin vorherrſchend gefunden. Sie ſtellt ſich als eine ſtehende neben das Kartenſpiel, und war mir zuwider wie dieſes. Nicht etwa die Anekdoten an ſich, die wohl meiſtens ihren Werth hatten, nur die Bewegung in demſelben Kreiſe, daß ein gewiſſer Cyclus ſtehen geblieben war, und eine Anzahl gnomiſcher Maſſen bildete, ja eine geiſtloſe Erſtarrung hervorrief, wo eine geiſtige Beweglichkeit gefordert wird, war mir unangenehm, ja konnte mich in meiner reizbaren Jugend völlig verſtimmen. Ueberhaupt iſt das Schickſal der geſelligen Witze ſeltſam und auffallend: die bedeutendſten treffen ſelten ein lebendig auffaſſendes Ohr; ja wo überlieferte Einfälle ſtabil geworden ſind, ſcheint man an dieſe zu glauben, wie an die Wunder einer vergangenen Zeit, und die Ueberzeugung feſtzuhalten, daß ein geiſtreicher Einfall, der eben in der Entſtehung begriffen, durchaus nicht verdient, wiederholt zu werden. Nichts hängt ſo ſehr vom Glück ab, als der Witz. Nicht allein, daß er überhaupt gelingt, iſt ein Glück; der gelungenſte muß unter ganz beſonderen, begünſtigenden Umſtänden geboren werden, ſonſt ſtirbt er in der Geburt. Ein ſtarr zeremonielles Hofleben, in welchem er bei der herrſchenden Langeweile wie ein Blitz einſchlägt, dient beſonders dazu, ihn Wurzel faſſen zu laſſen; daher die Menge der Anekdoten, die am Hofe Ludwigs des Vierzehnten und Fünfzehnten entſtanden, ſich vor allen erhalten haben. Ein geiſtreicher König iſt in dieſer Rückſicht beſonders glücklich. Seine eigenen Witze erhalten ſich nicht allein, ſondern auch fremde. Der von der Natur Begünſtigte ſieht es ein, daß er ſeinen Witzen nur unter ſehr ſeltenen Umſtänden einen bleibenden Werth zu ertheilen vermag. Wer nun uneigennützig genug iſt, dieſe ſeine Kinder mehr zu lieben, als ſich ſelbſt, der vermag wohl einem treffenden Einfalle eine ſtehende Bedeutung zu verſchaffen. Als ſchon ausgeſprochener Witz, der einem Könige zugehört, oder unter beſtimmten Verhältniſſen, die eben die Gemüther in Bewegung ſetzten, laut geworden iſt, vorgetragen, wird er oft wiedererzählt und gehet ſchnell von Munde zu Munde.

Es iſt bekannt, daß die Pſychologen Witz und Scharfſinn als entgegengeſetzte Seelen-Functionen zu betrachten pflegen, und ſie behaupten wohl ſogar, daß ſie ſich wechſelſeitig ausſchließen. Der Nüchterne, der, weil er ſich ſelbſt wohl ſcharfſinnig zu nennen pflegt, dem Scharfſinne den Vorzug zu geben geneigt iſt, glaubt wohl ſogar, daß der Witzige nicht ſcharfſinnig ſein könne: und doch muß man wohl behaupten, daß beide Functionen, wo ſie ſich auf eine geſunde, lebendige und bedeutende Weiſe äußern, ſich wechſelſeitig vorausſetzen. Wer die Verhältniſſe, die ihn umgeben, ſcharf auffaßt, aber im Auffaſſen beherrſcht, der iſt witzig. Dieſes Auffaſſen iſt nothwendig ein augenblickliches; es ſpringt wie Minerva ſchon ausgebildet und geharniſcht aus Jupiters Stirn hervor. Es iſt nicht die todte Aehnlichkeit, vielmehr die lebendige Einheit der gegebenen Verhältniſſe. Dieſe erſcheinen in ihrem gemeinſchaftlichen Werthe oder Unwerthe; ſie erhalten eine poſitive Beſtätigung, oder werden vernichtet, jederzeit in ihrer Totalität. Daher müſſen alle Rückſichten verſchwinden, wo der geſunde Witz geboren werden ſoll; ein jedes ängſtliche Umſichſchauen, eine jede Abhängigkeit von einzelnen Verhältniſſen, die uns umgeben, tödten den Witz in ſeiner Entſtehung; ein einziger, nüchterner Blick, ſelbſt des Einfältigen, iſt hinreichend, den Geiſtreichſten verſtummen zu machen.

Iſt der Witz ein Produkt des Augenblicks, und ein jeder lang erſonnener ein todtgeborner, ſo erfordert hingegen der Scharfſinn Zeit, und ein augenblicklicher Einfall kann kaum ein ſcharfſinniger genannt werden. Aber dennoch iſt der Scharfſinn unfruchtbar, wo er nicht durch den Witz belebt wird. Dieſer allein vermag den Werth oder Unwerth einer ſcharfſinnigen Combination hervorzuheben. Der Witz würde die höchſte Geiſtesgabe ſein, ja mit dem intenſivſten ſpeculativen Talent zuſammenfallen, wenn er allumfaſſend wäre; aber als Witz iſt er ſelbſt identiſch mit den Verhältniſſen, die er beherrſcht. Nun ſetzt freilich die geiſtige Freiheit witziger Aeußerungen ein Höheres voraus, welches von dem gegebenen Zuſtande unabhängig iſt. Aber aller Witz, ſelbſt der tiefſte, iſt doch nur ein ſolcher, der Verhältniſſe innerhalb anderer beherrſcht; daher giebt es eine geiſtige Macht, die auch den Witz beherrſcht; und innerhalb beſtimmter Gränzen ihm ſeine Schranken anweiſt, und dieſer höhere Standpunkt kennt den Unterſchied zwiſchen Witz und Scharfſinn gar nicht. Eben der Dichter z. B. ſoll, wo er am witzigſten iſt, am ſcharfſinnigſten ſein, denn ſelbſt der treffendſte Einfall ſoll nur als Aeußerung beſtimmter Perſonen unter beſtimmten Verhältniſſen laut werden. Jean Paul, indem er einem Dichter zwar den Witz zugiebt, ihm aber die Herrſchaft über ſeinen eigenen Witz ableugnet, ſagt treffend von Shakeſpeare: „Wenn dieſer Dichter die Schleuſen ſeines Witzes eröffnen würde, wenn er die Fluten deſſelben nicht beherrſchte, und nur im Sinne ſeiner Perſonen, und der Verhältniſſe, in welchen ſie ſich äußerten, laut werden ließe wohin würden wir gerathen?“

Dieſe Anſichten der Bedeutung des Witzes bildeten ſich bei mir zwar erſt nach Jahren aus, aber der Grund dazu ward vorzüglich durch den Werth gelegt, den Fr. Schlegel dem Witze beimaß, ſowohl in Schriften, als in Geſprächen. Ich machte ſpäter die Erfahrung, daß eben die ſcharfſinnigſten Männer zugleich die witzigſten waren; ja daß der tiefſte Witz, der daher ſelten begriffen wird, eben derjenige iſt, der aus dem tiefſten Scharfſinn entſpringt. So waren Shakeſpeare, ſo unter den Männern, mit welchen ich lebte, Göthe, die Gebrüder Schlegel, Tieck, Schleiermacher, Wolf, zugleich durch Scharfſinn und Witz ausgezeichnet. Und der Witz gab dem Scharfſinne, dieſer jenem ſeine Bedeutung. Wer unterſchied Zeiten und Verhältniſſe ſchärfer und ſchneidender, als Talleyrand, und wer war witziger, als er?

Fr. Schlegel nun konnte ſich an einem jeden neuen bedeutenden Witze höchlich erfreuen, ja wenn dieſer ihn ſelbſt auch noch ſo verletzend traf. Der flache Witz war ihm im höchſten Grade zuwider. Und er ſagte, daß man den Umfang und die Tiefe einer geiſtigen Perſönlichkeit am ſicherſten beurtheilen könne, aus der Art des Witzes, die ihn zu ergötzen pflegte. Als einen ſolchen, der den hiſtoriſchen Schatz ächter Witze vermehrte, nannte er unter anderen Kant in ſeiner Anthropologie. Und in der That nicht bloß in dieſer Schrift, in der ganzen Methode ſeiner Philoſophie iſt der Witz vorherrſchend. Man weiß, welche überwiegende Rolle der Sprachwitz der Synonyme in ſeinen ſcharfſinnigſten Unterſcheidungen ſpielt.

Der Witz iſt ſeiner Bedeutung nach durchaus poetiſch. Daß die Poeſie durch meine Freunde (um einen bekannten und oft wiederholten Ausdruck von Fr. Schlegel zu benutzen) bis zur Religion getrieben, ja an die Stelle derſelben geſetzt wurde, war mir nur zu einleuchtend. Daher die abſolute Vornehmheit der Ironie. Die ernſte Poſition einer abſoluten Identi=

tät, die ſchlechthin gegebene Realität des Idealen, wie Schelling ſie ausſprach, ſtand dieſem unſtäten Geiſt ernſthaft und drohend gegenüber.

Ich fand, wie ſchon geſagt, Schelling in Weimar bei Göthe. Er hatte ſeinen transcendentalen Idealismus eben vollendet; und als ich Fr. Schlegel kennen lernte, waren beide ſchon feindlich getrennt. Er erſchöpfte ſich in Witzen über die abſolute Identität, und den ſonſt wohl Hegel zugeſchriebenen Einfall: „Im Dunkeln ſind alle Katzen grau" habe ich ſchon damals von Fr. Schlegel gehört. Ich konnte nun freilich auch über die ernſthafteſten Beſtrebungen in beſtimmten Stunden ſpötteln; und ſchon in Kopenhagen ironiſirte ich oft genug dasjenige, was mir das Heiligſte war, weil ich es, einſam und verſchloſſen, gegen meine ganze Umgebung zu erhalten ſuchen mußte. Ja ich darf behaupten, daß es mir nützlich geworden iſt, auf eine ſolche Weiſe die Waffen der Gegner, ſelbſt gegen mein eigenes Innerſtes zu benutzen. Aber dieſes Spiel der Ironie diente nur dazu, das Beharrende und unveränderlich Bleibende, den wie die Sonne hinter fliegenden Wolken, in immer klareres Licht zu verſetzen.

Die Fichteſche Philoſophie geſtand jener dichteriſchen Poeſie eine große Gewalt zu. Was werden ſoll, kann zwar in ſeiner abſtracten Allgemeinheit Gegenſtand einer Conſtruction ſein: aber die beſtimmte reale Wirklichkeit erlaubt ſchon deswegen der Ironie ein freies Spiel, weil ſie, ſowie ſie erſcheint, nicht iſt, was ſie ſein ſoll. So erhielt ſich die Combination von einem conſtruirenden Sollen und einer, der Ironie preisgegebenen Wirklichkeit, ausgedrückt durch Fichte und Göthe, ſelbſt nachdem A. W. Schlegel ſich mehr den äußerlichen geſchichtlichen Verhältniſſen einerſeits, ſo wie ſeinem beſtimmten Fache andrerſeits hingegeben hatte, nachdem Fr. Schlegel Katholik geworden war, noch fortdauernd, und zwar bis in unſeren Tagen, durch eine, freilich ſehr merkwürdige, geiſtreiche Frau, durch Rahel.

Ich darf hier nicht vergeſſen, was ich in einer anderen Beziehung Fr. Schlegel verdanke. Eine wiſſenſchaftliche Richtung, die freilich von A. W. Schlegel ernſthafter verfolgt wurde, der ihr Gründer und Schöpfer genannt werden muß, trat mir doch zuerſt durch den jüngeren Bruder anregend entgegen. Er machte mich auf Georg Forſters Ueberſetzung von

Kalidaſa's Sakontala aufmerkſam. Dieſe Ueberſetzung iſt zwar nur aus dem Engliſchen, aber die wunderlich neue, bunte, unendlich zarte, phantaſtiſche Welt, die erſte Kunde von einer ſo reichen, geiſtigen Blüte, die ſich in einem unbekannten Lande gebildet hatte und zu Grunde gegangen war, ergriff mich mit wunderbarer Gewalt.

Es war eben in jener Zeit, als die Unterſuchungen der Engländer in Kalkutta, beſonders des William Jones, anfingen, für die deutſche Literatur ſo äußerſt wichtig zu werden, ja einen neuen bedeutenden Zweig derſelben zu begründen.

Wirft man nun einen Blick auf den großen Umfang und inneren Reichthum der Beſtrebungen der damaligen Zeit, ſo wird man geſtehen müſſen, daß kaum irgend ein Jahrhundert großartiger anfing, als das neunzehnte. Was früher bedeutend in einer ruhigen Entwickelung zu ſein ſchien, konnte doch dem Einfluſſe des allgemeinen Umſchwungs nicht entgehen. Geiſter, die in allen Wiſſenſchaften ihren Gegenſtänden gegenüber eine freiere Richtung annahmen, traten in ein Bündniß; ja was ſie geiſtig bildete, ſchien, aus einer Verabredung, einander völlig unbekannter und fremder Perſönlichkeiten entſtanden, eine den Verbundenen ſelber verborgene Uebereinkunft vorauszuſetzen, und auf ein gemeinſchaftliches großes Ziel hinzuarbeiten.

In einer ſo reichen Zeit erſchien Göthe erſt recht in ſeiner tiefen Bedeutung. Der Dichter war Allem, was ſich entwickelte, zugleich verwandt. Wenn Wolf in Halle eine neue freie Bahn in der Behandlung alter Schriftſteller brach und eine tiefere Kritik begründete: wenn er an das alte Epos der Griechen die Hand legte, und den wunderbaren grauen Homer zertheilte: ſo ſchien der neue Dichter, der ein ganzes poetiſches Leben aus der Tiefe hervorzog, mit der wärmſten Theilnahme ſich an dieſe Unterſuchungen anzuſchließen. Wenn Gries ſich mit den italieniſchen Dichtern, wenn A. W. Schlegel und Tieck ſich mit Shakeſpeare und mit den ſpaniſchen Dichtern, beſonders Cervantes und Calderon, beſchäftigten, ſo unterſtützten, ſo erweiterten ſie nur Studien des allumfaſſenden Dichters. Wenn die Letztgenannten den tiefen Geiſt germaniſcher und ſcandinaviſcher Vorzeit immer anregender aufſchloſſen, ſo war Göthe derjenige, der dieſe Zeit zuerſt in ihrer Eigenthümlichkeit aufgefaßt hatte, und er verfolgte mit der Theilnahme eines verwandten Geiſtes den erweiterten Weg, der immer neue Schätze, die ſie aus einer immer ferner liegenden Vergangenheit hervorhob, darbot. Aber auch Forſchungen, deren Bedeutung den geſchichtlich aufgeregten Geiſtern verborgen waren, beſchäftigten ihn ſchon früher. Er gehörte, wie der Dichterwelt, ſo den Geiſtern zu, die ſich der Naturwiſſenſchaft widmen. Aber was alle dieſe Forſchungen gemeinſchaftlich umſchlang, ja ihnen eine gemeinſchaftliche Bedeutung mittheilte, die tiefe Quelle, aus welcher ſie hervorſprangen, die geiſtige Freiheit, mit welcher ſie ſich äußerten, die geiſtige Einheit, die ſelbſt bei der Differenz der Principien in ihnen mächtig war, die Philoſophie nämlich, zog ihn an; er vermochte es nicht, ihre Gewalt abzuweiſen, wenn ſie ihm auch, ihrem eigentlichen Inhalte nach, fremd blieb. Der Geiſt, durch Schelling zuerſt erwacht, ergriff ſelbſt diejenigen, die ihn abweiſen zu müſſen vermeinten, und in allen Wiſſenſchaften fing eine andere Sprache an, einen neuen Sinn zu bezeichnen, der, wenn auch verborgen, in der ſcheinbar auseinanderliegenden Vereinzelung der Gegenſtände, die getrennt ſich fremdartig ſchienen, dennoch auf eine zukünftige großartige Vereinigung hindeutete. So unendlich reich war dieſe Zeit, daß in ihr eine allſeitig bewegte Gegenwart alle bedeutende Momente der Vergangenheit umfaßte, indem ſie zugleich mit der großartigſten Zukunft geſchwängert war; hoffnungsvoller erſchien keine je in der Geſchichte. Und ich, allſeitig angeregt, fand mich von dem geiſtigen Reichthume des Daſeins tief ergriffen, und in die mannigfaltigſte, lebendigſte Thätigkeit verſetzt. Manches blieb mir zwar verborgen, Vieles erblickte ich nur aus nebliger Ferne: aber das innere geiſtige Lebens-Prinzip bewegte ſich in dem erweiterten, ja unendlichen Geſichtskreiſe als in einem innerlich Verwandten. Und wie der ſinnliche Menſch ſich in der unendlichen ſinnlichen Welt mit Sicherheit bewegt, und ſein Daſein nicht an die Erde allein, ſondern an das Univerſum geknüpft fühlt, und den Sternen verwandt glaubt: ſo lebte ich, innerlich verbunden mit der ganzen geiſtigen Welt, die ſich mir aufgeſchloſſen hatte; und wie ich in ſie hineingetaucht war, übte das große Ganze einen geheimen Einfluß ſelbſt auf das Kleinſte, dem ich mich ergab.

Wenn nun ſo Alles ſeine Weihe erhielt aus der einen Quelle des allumfaſſenden Geiſtes, wenn die

Geſtalten der Kunſt lebendig wurden, und mir ſo entgegentraten, wenn ſelbſt die geheimnißvollen Töne der Muſik mir immer verwandter wurden, das Daſein in ſeinen verborgenen Tiefen löſten, und dahin reichten, wo die Sprache ſie nicht zu verfolgen vermochte: ſo traten mir in dieſer Helle des Lichtes doch auch lockende Dämonen hervor, und nächtlich mächtige Verirrungen zeigten ſich auch in dieſem lichten Glanze des geiſtigen Tages. In der That, eine ſolche Verirrung, die das geiſtige Kleid der Zeit anzog, die ſeitdem nie zu verdrängen war, äußerte ſich ſchon frühzeitig. Sie berührte den zarteſten Punkt der Sinnlichkeit, in welcher ein Verhältniß, welches in ſeinem tiefen Natur-Grunde den Menſchen mit der Bewußtloſigkeit eines Naturgeſetzes, und mit der Sicherheit deſſelben binden und feſthalten ſoll, nämlich das Verhältniß der Geſchlechter zu einander. Es giebt keine Verirrung, die gefährlicher iſt, als wenn dieſes Verhältniß, anſtatt in ſeiner göttlichen Natur-Ordnung anerkannt zu werden, ſelbſt ſich emancipiren will, und in die Gewalt einer willkürlichen Reflexion geräth. Und indem ich dieſe Verirrung erwähne, muß ich wohl von dem literariſchen Scandal reden, der eben in dieſer Zeit durch Fr. Schlegel veranlaßt wurde. Schon im Athenäum war ein Fragment erſchienen, welches eine allgemeine Entrüſtung hervorrief. „Man wiſſe nicht", heißt es, „was ſich gegen eine Ehe en quatre einwenden ließe." Jetzt erſchien die nur zu berüchtigte Lucinde. Man irrt ſich vollkommen, wenn man glaubt, daß dieſe Schrift irgend einen großen Eindruck auf den engeren Kreis der Verbündeten machte. Ich kann verſichern, daß ich ſie kaum flüchtig durchgeblättert habe, ſoviel ich auch darüber ſprechen hörte. Der Gegenſtand derſelben zog mich durchaus nicht an. Es giebt ein gewöhnliches Sprichwort, welches hier ſeine volle Anwendung findet. „Man könne", heißt es, „nicht zugleich Gedanken hegen und Liebe pflegen." Schelling war bei der Erſcheinung dieſer Schrift, wie ich mich ſehr wohl erinnere, höchſt entrüſtet. In der damaligen Zeit mußten Alle tragen, was ein Jeder verſchuldete, und die Gegner ergriffen mit einer Art von Wuth einen öffentlichen Scandal, der zu beweiſen ſchien, was man von der neuen gefährlichen Richtung zu erwarten habe. Mir war dieſe ganze Angelegenheit vollkommen gleichgültig. Ich ſchätzte die Gegner, die ſolche

Mittel ergriffen, viel zu gering, und von der Macht des großartigen Geiſtes ergriffen, ſchienen mir alle Mittel, ihn unterdrücken zu wollen, ohnmächtig.

In Jena lernte ich nun auch Novalis kennen. Ich hatte viel von ihm ſprechen hören. Es war kaum ein Menſch, nach deſſen perſönlicher Bekanntſchaft ich mich wärmer ſehnte. Ich traf ihn zuerſt bei Fr. Schlegel, in deſſen Armen er ein paar Jahre darnach verſchied. Sein Aeußeres erinnerte dem erſten Eindruck nach an jene frommen Chriſten, die ſich auf eine ſchlichte Weiſe darſtellen. Sein Anzug ſelbſt ſchien dieſen erſten Eindruck zu unterſtützen, denn dieſer war höchſt einfach, und ließ keine Vermuthung ſeiner adligen Herkunft aufkommen. Er war lang, ſchlank, und eine hektiſche Conſtitution ſprach ſich nur zu deutlich aus. Sein Geſicht ſchwebt mir vor als dunkel gefärbt und brünett. Seine feinen Lippen, zuweilen ironiſch lächelnd, für gewöhnlich ernſt, zeigten die größte Milde und Freundlichkeit. Aber vor Allem lag in ſeinen tiefen Augen eine ätheriſche Glut. Er war ganz Dichter. Das ganze Daſein löſte ſich für ihn in eine tiefe Mythe auf. Geſtalten waren ihm beweglich wie die Worte, und die ſinnliche Wirklichkeit blickte aus der mythiſchen Welt, in welcher er lebte, bald dunkler, bald klarer hervor. Man kann ihn nicht einen Myſtiker im gewöhnlichen Sinne nennen, denn dieſe ſuchen hinter der Sinnlichkeit, von welcher ſie ſich gefangen fühlen, ein tieferes Geheimniß, in welchem ihre Freiheit und geiſtige Wirklichkeit verborgen liegt. Ihm war dieſe geheime Stätte die urſprüngliche klare Heimat; von dieſer aus blickte er in die ſinnliche Welt und ihre Verhältniſſe hinein. Die urſprüngliche Mythe, die zu ſeinem Weſen gehörte, ſchloß ihm ſelbſt das Verſtändniß der Philoſophie, aller Wiſſenſchaften, der Künſte, und der bedeutendſten geiſtigen Perſönlichkeiten auf. Daher war die wunderbare Anmuth ſeiner Sprache, die Melodie ſeines Stils nichts Erlerntes, ſondern ihm eben das Natürlichſte; daher bewegte er ſich mit gleicher Leichtigkeit in der Wiſſenſchaft, wie in der Poeſie, und die tiefſten, ja ſchärfſten Gedanken konnten ihre Verwandtſchaft mit dem Mährchen eben ſo wenig verleugnen, wie das bunteſte, ſcheinbar willkürlichſte Mährchen ſeine, wenn auch verborgene ſpeculative Abſichtlichkeit. Die Lehrlinge zu Sais und Heinrich von Oſterdingen mußten einen tiefen Eindruck hervorbringen, und ſchienen, ſeinem ätheriſchen Geiſte ähnlich, das Geheimniß, welches die Philoſophie durch ſtrenge Methode zu enthüllen ſuchte, urſprünglich zu beſitzen. Daher durfte er ſich über alle Gegenſtände zwanglos äußern, und wenn er ſelbſt behauptete, der Philoſoph ſolle zwar eine Methode beſitzen, aber erſt dann lehren, wenn er ſie beherrſchte, und aus ihr heraus, nicht durch ſie, darzuſtellen vermöchte, ſo ſpricht er ſein eigenes Weſen in der That am klarſten und deutlichſten aus.

Er konnte, beſonders in größeren Geſellſchaften oder in Gegenwart von Fremden, lange ſtillſchweigend, in Nachdenken verſunken, daſitzen. Ein zartes Gefühl ſchien ihm die Gegenwart verſchloſſener, und innerlich entfremdeter Naturen zu verrathen; nur wo ihm verwandte Geiſter entgegenkamen, gab er ſich ganz hin. Dann aber ſprach er gern und ausführlich, und erſchien im höchſten Grade lehrhaft.

Alte Männer, die ein bedeutendes Leben geführt haben, in welchem ſie vielfältig einwirkten, wenn die Epoche ihrer Thätigkeit verſchwunden iſt, und was ſie gethan und erlebt haben, als eine halbverſchollene Vergangenheit der in anderen Richtungen bewegten Gegenwart erſcheint, lieben es, über die frühere Zeit, die eigene That, ausführlich zu reden, und iſt der Erzähler ein geiſtig Bedeutender, ſo hören wir ihm gern zu. Die Vergangenheit ſcheint, wieder erlebt, ihre eigenſte Bedeutung zu enthüllen, ja die lebendige Gegenwart ſelber durch ſie ein tieferes Verſtändniß zu erhalten. So aus einer tiefen Vergangenheit des Geiſtes, aus einer urſprünglichen, welche ſich in der thätigen Gegenwart nur unklar zu äußern vermag, heraus, ſchien Novalis zu ſprechen, wie zu ſchreiben.

Ich ſah ihn in Jena nur wenige Tage, in Freiberg, wo er ſeine Braut, die Tochter des Berghauptmanns von Charpentier, beſuchte, nur einige Wochen, dann, ſchon bedenklich erkrankt, in Dresden. Ich verließ ihn mit der beſtimmten Ahnung, ihn nie wieder zu ſehen. Wenige Menſchen hinterließen mir für mein ganzes Leben einen ſo tiefen Eindruck. Wenn ich ihm gern zuhörte, ſo nahm auch er einen freundlichen Antheil an den Anſichten und Ideen, die mich bewegten. Meine geſchichtliche Anſicht der Natur ſchien auch ihm wichtig und für die Zukunft viel verſprechend. Was ich von ihm las, was ich von ihm vernahm, mit ihm erlebte, begleitete den Geſang meines Lebens wie eine accompagnirende Muſik, oft wie ein wunderſames Echo aus fernen Gebirgen, welches, was in meinem tiefſten Inneren ruhte, und was ich kaum auszuſprechen wagte, mir laut, und geiſtig reicher wiedergab.

Ich habe ſpäter Menſchen kennen gelernt, die ganz von ihm beherrſcht wurden: Männer, die ſich durchaus einem praktiſchen Leben weihten, empiriſche Naturforſcher aller Art, die das geiſtige Geheimniß des Daſeins hoch hielten, und den verborgenen Schatz in ſeinen Schriften aufgehoben glaubten. Wie wunderſame, vielverſprechende Orakel-Sprüche klangen ihnen die dichteriſch religiöſen Gedanken von Novalis, und ſie fanden in ſeinen Aeußerungen eine Stärkung, faſt wie der fromme Chriſt in der Bibel.

In der That war Novalis im tiefſten Sinne Chriſt und religiös. Es iſt bekannt, daß Lieder von ihm herrühren, die zu den herrlichſten gehören, welche die chriſtliche Kirche kennt. Seine Neigung zum Katholicismus war, wie bekannt, ſehr ausgeſprochen, ja keiner hat vielleicht mehr als er die Jugend zur katholiſchen Religion hingelockt. Später erſchien in ſeinen geſammten Schriften eine Vertheidigung der Jeſuiten, und dennoch möchte ich behaupten, daß er die innere ſittliche Freiheit, das geheime Band einer höheren Entſtehung derſelben, welches die gereinigte Geſinnung mit Gott verknüpft, den Begriff der Gnade und der Gerechtigkeit durch den Glauben, das eigentlichſte Lebens-Element der proteſtantiſchen Kirche, rein bewahrte. Denn die ganze mythiſch katholiſche Welt war ihm eine zur ſittlich geiſtigen Religion geſteigerte, nur innerlich ſich bewegende und ſich geſtaltende Poeſie. Aber die betäubende Gewalt der Dichtung überwältigte die ſecundären Geiſter, und ſie gingen unter in der bunten Welt, die er mit Sicherheit beherrſchte.

Mir war in religiöſer Rückſicht Novalis wichtig wie Keiner. Der tiefe Ernſt des Glaubens, wie er meine Kindheit durchdrang, fing an, ſich zu regen und immer mächtiger alle geiſtige Unterſuchung zu tragen, als den ſchon gegebenen feſten Grund des zu Begründenden.

Reiſe, Dresden, Rückkehr ins Vaterland.

Es war im Frühling 1801. Ich begleitete Möller, der nach Paris reiſen wollte, bis nach Frankfurt am Main durch Böhmen und Franken zu Fuß. In Bamberg war damals ein großes mediciniſches Inſtitut, welches viele junge Mediciner hinzog. Die Vorſteher deſſelben, Marcus und Röſchlaub, hatten als praktiſche Aerzte einen großen Ruf, und waren beide enthuſiaſtiſche Anhänger der Brownſchen Lehre, wie der Natur-Philoſophie. Ich wurde auf meiner Hinreiſe auf eine Weiſe empfangen, die, ſoviel ich mir auch zutraute, mir dennoch überraſchend war. Und da ich, meinen Freund begleitend, nur wenige Stunden mich in Bamberg aufhalten konnte, ward ich lebhaft aufgefordert, auf der Rückreiſe länger dort zu bleiben. Wir eilten über Würzburg und Hanau nach Frankfurt am Main. In dieſer Stadt, die uns ſchon als Göthes Geburtsort ſo wichtig war, blieben wir faſt eine Woche, trieben uns, ohne Bekanntſchaften zu ſuchen, — diejenigen, die wir in den Gaſthöſen zufällig machten, ausgenommen, — in den Straßen und in der Umgegend umher, und die merkwürdige Stadt, ſo wie die ſchöne Umgegend, machten auf mich einen ſo bleibenden Eindruck, daß, als ich ſpäter Göthe's Autobiographie las, ich mich dadurch wieder in die Stadt faſt wie ein Einheimiſcher verſetzt ſah. —

Unter den Ereigniſſen, deren Erinnerung mir geblieben, ſind einige, welche ich deswegen erwähne, weil der Eindruck, den ſie auf mich machten, ein bleibender iſt.

Die Menſchen waren auf der Straße in einer heftigen Bewegung. Jüngere und Aeltere liefen in Einer Richtung mir entgegen, und ich ſah einen jungen Mann, der mit großer Angſt zu entkommen ſuchte, ganz in meiner Nähe aber ergriffen wurde. Er hatte ein einnehmendes Aeußere, ſchien der beſſeren Geſellſchaft anzugehören, und war äußerſt ſorgfältig, ja elegant angezogen. Ich war heftig erſchüttert; es war mir völlig zu Muthe, als hätte ich ſelber geſtohlen und wäre nun ergriffen. Die plötzliche Vernichtung eines menſchlichen Daſeins, ärger als der Tod, trat mir mit ſeinem ganzen furchtbarem Gewicht entgegen; die Kniee zitterten mir, der Angſtſchweiß brach aus, und ich würde mich nicht gewundert haben, wenn man mich als einen Theilnehmer an dem Diebſtahle mitverhaftet hätte. Woher rührt dieſes unermeßliche Mitleiden mit Verbrechern, die gewöhnlich allgemeine Erbitterung erwecken, faſt niemals Theilnahme? Hier nun drängte ſich mir freilich die Vorſtellung unwillkürlich auf, daß ein junger Mann, für ein beſſeres Schickſal beſtimmt, in einer unglücklichen Verflechtung der Verhältniſſe ſo alle Beſinnung verloren hatte, daß er Hülfe ſuchte, wo er nur Vernichtung finden konnte. Ich habe früher ein Ereigniß erwähnt, welches mich nicht allein thätig einem jungen Manne gegenüber ſtellte, ſondern ſogar zu ſeinem Richter machte. Was mich aber in dieſem Augenblicke ſo heftig ergriff, war wohl meine eigene Lage. Ich war ſo durchaus glücklich, innerlich wie äußerlich. Ein geiſtiger Reichthum drängte ſich an mich heran. Wo ich hinſah, kam mir Liebe und Zuneigung entgegen. Plötzlich und unerwartet ſah ich mich in die Mitte der bedeutendſten Geiſter verſetzt, und durfte es mir ſagen, daß ich an der Verehrung, die ſie genoſſen, theilnahm. Meine Aufnahme in

Bamberg hatte mich in die heiterſte Stimmung verſetzt, man hatte mir da einige Anzeigen meiner eben herausgekommenen Beiträge mitgetheilt, die von einſeitigen Verehrern herrührten, und obgleich das Gefühl einer flachen Begeiſterung in den übertriebenen Lobſprüchen mir nicht verborgen blieb, ſo dachte ich mir dieſe doch als ſecundäre Aeußerungen aus einer tieferen Quelle. Es war der Frühling des keimenden Rufes, der wohl einem jeden jungen Manne eine Elaſtizität des Daſeins ertheilt, die ihn erhebt und beflügelt. Und nun ſah ich einen jungen Mann, dicht neben mir, auf die ſchauderhafteſte Weiſe zertrümmert. Der nächtliche Abgrund des Daſeins trat furchtbar drohend dicht neben mir hervor, und ich konnte mich mehrere Tage hindurch nicht erholen.

„Das Jahr darauf in Hamburg ward ich durch ein ähnliches Ereigniß an dieſen Frankfurter Auftritt erinnert, und diesmal war ich ſelbſt in die Begebenheit verflochten. Ich drängte mich in der engen Johannis-Straße durch eine Menge von Menſchen hindurch, und ſah wohl, daß eine Bewegung ſtattfand, doch ohne darauf zu achten. Ein anſtändiger Mann trat auf mich zu, und überreichte mir zu meinem Erſtaunen meine eigene Uhr, die mir ein Dieb, ohne daß ich es merkte, aus der Taſche gezogen hatte. Es war von Anderen bemerkt, man hielt den Dieb feſt, und wollte eben die Lynch-Geſetze des Hamburger Volkes, die freilich hier unſchuldiger, als jetzt in Nord-Amerika ſind, in Anwendung bringen. Man wollte nämlich den Dieb nach einer Pumpe hinbringen, ihn dort hinlänglich durchweichen und dann laufen laſſen. Ich ward aufgefordert, Zeuge dieſer Beſtrafung zu ſein, es gelang mir aber, zu entſchlüpfen. Denn auch hier ergriff mich die Theilnahme mit dem Diebe ſo heftig daß ich die Freude über die wiedererlangte Uhr durchaus nicht genießen konnte.

Ein zweites Ereigniß mag hier auch noch ſtehen. Ich begleitete Möller auf dem Markt-Schiffe von Frankfurt nach Mainz, und das Gewühl der Menſchen. das beſtändige Anhalten des Schiffes, welches Reiſende allenthalben an beide Ufer abſetzte und neue aufnahm, das Kochen, Braten, Plaudern der zuſammengedrängten Menge unter dem Verdecke, die fertigſtehende Wirthstafel in Höchſt, wie ſie Göthe geſchildert hat, ergötzten uns ſehr.

Durch den Lüneviller Frieden war Alles ruhig. Aber in Franken hatten wir doch noch lebhafte Spuren der feindlichen Geſinnung der Einwohner gegen die Franzoſen gefunden In den Dörfern, durch welche wir kamen, erzählte man, — und der Ingrimm der Einwohner ſprach ſich in der Erzählung aus — wie man, als vor wenigen Jahren die franzöſiſche Armee unter Jourdan auf einer unordentlichen Flucht begriffen war, die fliehenden Franzoſen getödtet hatte. In Mainz wimmelte es von franzöſiſchem Militair. Es war ein bedeutender Theil der Truppen unter Moreau, der ſich nach dem Siege bei Hohenlinden und dem abgeſchloſſenen Frieden, zurückzog. Am Abende im Schauſpielhauſe wimmelte es von Offizieren. Einer, der neben uns ſtand, redete uns ziemlich geſchickt auf deutſch an. Er wäre, verſicherte er, ein großer Verehrer der deutſchen Literatur. Er habe mit Anſtrengung ſich die Sprache zu eigen gemacht, ja ſich verpflichtet gefühlt, ſeine Landsleute, ſo weit er es vermochte, mit den bedeutenden literariſchen Schätzen unſeres Vaterlandes bekannt zu machen. So habe er eines der vorzüglichſten Meiſterſtücke eines großen deutſchen Geiſtes ins Franzöſiſche übertragen. Der Ueberſetzer von Kotzebue's „Menſchenhaß und Reue'' ſtand neben uns. Man kann ſich denken, wie heiter uns dieſe Entdeckung ſtimmte.

Den Tag darauf war große Revue. Zwanzigtauſend Mann aller Truppen-Gattungen nahmen eine große Ebene ein, und ich war neugierig genug, trotz meines Widerwillens gegen militäriſche Aufzüge, mir den Genuß dieſes Schauſpiels zu verſchaffen. Es war ein ſiegreiches Heer in der Blüte ſeines Rufes, welches vor uns in der weiten Gegend ſich ausbreitete. Es war ein großartiges Schauſpiel. Und wie ward mir zu Muthe, als nun dieſe vielen Tauſende die Marſeillaiſe anſtimmten. Allerdings lag etwas gewaltſam Begeiſterndes in dieſem Geſange, wie er ſich aus ſo viel Tauſend Kehlen vernehmen ließ. Aber eine tiefe Angſt, eine Angſt für das mir ſo lieb gewordene Deutſchland durchbebte mich; eine Ahnung von der verhängnißvollen Zukunft, die dem Lande wie mir ſelber bevorſtand.

Dieſe Gewalt, mit welcher die politiſche Gegenwart ſich mir aufdrängte, verband ſich mit den ſchmerzhafteſten Empfindungen während meines Aufenthaltes in Mainz. Eine Feſtung hatte von jeher für mich etwas Beengendes und Finſteres. Die engen krummen Straßen winden ſich hier labyrinthiſch in einander, und Mainz iſt die einzige Stadt, in der ich mich wirklich ſo verirrt habe, daß ich mich nicht zurechtzufinden wußte. Dieſe Verwirrung, die Gewalt eines fremden Volkes in einer deutſchen Stadt verſetzte mich ſchon in eine trübe Stimmung, und ich dachte mit Wehmuth an den armen Georg Forſter, der mir ſo lieb geworden war, der hier, von den lockenden revolutionairen Dämonen ergriffen, ſeinem tragiſchen Schickſale entgegenging und unterlag. Eben wenn wir uns innerlich recht glücklich fühlen, tritt uns ein finſteres Schickſal am drohendſten entgegen: das höchſte Glück liegt dem Unglück zu nahe. In einer Stimmung ſeltſamer Art trennte ich mich daher von einem Freunde, mit dem ich innerlich, wie mit Wenigen verbunden, zwei Jahre verlebt hatte. Und in der That, wir trafen uns zwar wieder, waren aber leider innerlich getrennt, und konnten uns nie mehr völlig verſtändigen, wie in früheren Jahren. So in der trübeſten Stimmung eilte ich mit Extrapoſt von Mainz nach Frankfurt. Auf der letzten Station bemerkte ich erſt, daß meine Kaſſe leer war. Der Leſer wird ſich vielleicht erinnern, wie in Berlin eine ſolche Situation mich in die größte Verlegenheit ſetzte, und wie höchſt ungeſchickt ich mich dabei benahm. Jetzt war ich ſchon eingeübt. Die Entdeckung vertrieb auf einmal alle finſteren Gedanken, und meine Lage kam mir höchſt luſtig vor. Ich wandte mich an den Poſtmeiſter, und forderte ihn auf, den Poſtillion kommen zu laſſen der mich nach Frankfurt bringen ſollte. „Haſt Du Geld, Schwager?“ ſagte ich zu ihm, als er hereintrat. Er ſah mich verwundert an. „Siehſt Du,“ fuhr ich fort, „wenn Du keins haſt, mußt Du's holen, denn ich habe keins. Du wirſt die Station von hier nach Frankfurt bezahlen, und dort ein gutes Trinkgeld erhalten.“ Zum Glück hatte ich meinen Koffer bei meiner früheren Ankunft in Frankfurt angetroffen, und auf dem Markt-Schiffe nach Mainz mitgenommen. Der Poſtillion lachte, bezahlte, und fuhr luſtig nach Frankfurt hinein. Ich war mit dem früheren Gaſthofe unzufrieden, und gebot ihm, bei dem weißen Schwan vorzufahren. Der Marqueur kam höflich heraus. Ich ſchickte ihn zurück, den Wirth zu rufen. Dieſer erſchien. „Mein Herr", ſagte ich, „der Poſtillion hat die letzte Station für mich bezahlt, haben Sie die Güte, es ihm zu erſetzen, ich habe ihm außerdem ein gutes Trinkgeld verſprochen. Sie hören, mein Herr! ein gutes." Ich gebot dem Hausknecht, meinen Koffer hineinzutragen, ging vornehm grüßend dem Wirth vorbei, und Alles gelang. Ich wollte einmal verſuchen, was eine zuverſichtliche Vorausſetzung vermochte, und durch meine ganze Lage war ich in einer Stimmung wie Fallſtaff, als er ausrief: „Die Geſetze Englands ſtehen mir zu Gebote." Ich bin überzeugt, daß durch die geringſte Spur von Aengſtlichkeit mir Alles mißlungen wäre, und ich mir die größten Demüthigungen zugezogen hätte. Ich konnte es freilich wagen, denn eine Anweiſung auf das Haus Bethmann bewahrte ich in der Taſche.

Solche Ereigniſſe, die uns an die Leichtigkeit, mit welcher eine kühne Jugend das Leben nimmt, erinnern, haben etwas ſehr Erheiterndes, ja ſie können uns wohl in eine vorübergehende Berührung mit Menſchen bringen, die, ohne durch irgend eine tiefere

Aufgabe geſtört zu ſein, die beſtimmte Neigung haben, den Ereigniſſen des Daſeins in allen möglichen Formen ſich ſpielend hinzugeben. Noch denſelben Abend, als ich mir in der geſpielten Rolle ſelbſt gefiel, ſollte ich einen mir ſehr bekannten Menſchen treffen, deſſen Leben mich auf eine etwas beſchämende Weiſe an die abenteuerliche Stellung erinnerte, in der ich mir eben ſo wohl gefiel. Ich ſaß an der Wirthstafel. Ein Poſthorn ließ ſich hören. Kurz darauf trat ein Fremder herein, von dem Marqueur ehrerbietig empfangen, warf einen großen weißen Rad-Mantel mit einem vornehmen Schwung von ſich, ſetzte ſich dicht neben mich, und ſagte, jedoch mit einiger Schüchternheit, die gegen das zuverſichtliche Auftreten abſtach: „Guten Abend, Herr Doctor.“ Es war zu meinem Erſtaunen der mir bekannte Ober-Kellner im goldenen Engel in Dresden. Dieſer Menſch hatte eine außerordentliche Gewandtheit des Benehmens, wußte ſich bei Jedermann einzuſchmeicheln, beſonders war ſein Benehmen gegen die Frauen ſo zart und höflich, daß er ſich mit dem gebildetſten Hofmanne meſſen konnte. Er ſprach franzöſiſch, engliſch und italieniſch mit großer Leichtigkeit, und wenn ſeine Geburt dieſe Vorzüge unterſtützt hätte, würde er ohne allen Zweifel eine bedeutende repräſentirende Stellung an einem Hofe mit Ehre und Auszeichnung haben bekleiden können. Ich hatte ihn von jeher in ſeiner Art bewundert. Daß er ſeine Stelle im goldenen Engel aufgegeben hatte, war mir bekannt. Ich ſah ihn in Leipzig, ohne daß er eine Miene veränderte, am Pharao-Tiſch bedeutende Summen verlieren. Jetzt war es, ſagte er mir, ſeine Abſicht, Paris kennen zu lernen, dann ſeine Verwandten im Pays de Vaud zu beſuchen. Ich kann nicht läugnen, daß dieſes leichte Leben bloß in einer äußeren Welt, welches ſelbſt für mich jetzt einen Reiz hatte, durch einen Ober-Kellner repräſentirt, mir etwas gering vorkam. Einige Jahre ſpäter traf ich nun denſelben Menſchen als Kellner in einem ſecundären Gaſthofe in Hamburg.

Ich ſollte aber während meines ſehr kurzen Aufenthaltes in Frankfurt noch erfahren, bis wohin ein ſolches, den äußeren Vortheilen ergebenes, jede Gelegenheit benutzendes, ja herbeiführendes Leben einen jungen Mann von Talenten und Kenntniſſen zu bringen vermag. N. zeichnete ſich in dieſer Weiſe wirklich aus. Ich überſah es, ja es gefiel mir ſogar wohl, daß er, anſtatt den geregelten Gang des Lebens zu gehen, ſich bald hier, bald da auf kurze Zeit anſchloß, immer in der Hoffnung, irgendwo eine recht bedeutende Stellung zu erlangen. Er hatte, obgleich noch jung, große Reiſen gemacht, und ich mußte die Leichtigkeit, mit welcher er ſich benahm, bewundern. Je mehr ich ihn nun liebgewann, ſelbſt in beſtimmten Beziehungen als ein Muſter betrachtete, deſto mehr mußte ich über ein Benehmen erſchrecken, welches er mir ſelbſt anzuvertrauen ſich nicht ſcheute. Auch er hatte, wie ich, eine Anweiſung auf das Haus Bethmann; als er dieſe gehoben hatte und nachzählte, fand er zu ſeiner Freude, daß er eine nicht unbedeutende Summe über die ihm zukommende erhalten hatte. Dieſe ſo gradezu zu behalten, ſchien ihm nun freilich unerlaubt und niedrig, und dennoch mochte er ſie auch nicht verlieren. Er ſpielte, und die unerwartet erlangte Summe war ihm ſehr willkommen. Er ging alſo auf das Bethmannſche Comtoir und verſicherte, er habe gerade die Summe zu wenig erhalten. Der Commis zuckte die Achſeln, und antwortete: „Mein Herr, Sie hätten nachſehen müſſen; ich bedaure Ihren Verluſt, aber wir können nichts nachzahlen.“ Die Gründe, die er anführte, waren einleuchtend. „Aber wenn Sie, mein Herr, nun mir ſo viel mehr gezahlt hätten“, ſagte mein Freund. „Die Summe würde Ihnen gehören“, erwiderte der Commis; „wir müßten den Verluſt tragen.“ „Nun wohl“, erwiderte der Reiſende, „ſo muß ich Ihnen geſtehen, daß dies eben der Fall iſt; ich bin hier, um Ihnen dieſes zu ſagen, und richte mich nach Ihrem eigenen Urtheile.“ „Und Du behielteſt die Summe?“ fragte ich erſtaunt. Er ſchien doch verlegen, als ich ihm dieſe Frage machte, pochte aber doch auf ſein Recht. „Es iſt“, erwiderte ich, „hier nicht die Rede von Deinem Rechte, dem Handelshauſe gegenüber. ſondern davon, ob Du Dir ſelbſt innerlich Recht geben kannſt. Kannſt Du dieſelben Gründe für Dein Benehmen anführen, die ſo ganz entſchieden das Handelshaus rechtfertigen? Dir iſt es ſehr wohl bekannt, daß Du mehr erhalten haſt als Dir gebührt, ja Du haſt es offen geſtanden. Wer verliert, meinſt Du, die Summe? Das Handelshaus, oder der Commis, der ſie auszahlt.“ Ohne allen Zweifel hatte er ſelbſt ſich dieſe Einwürfe, die ſo nahe lagen, gemacht und ſie abgewieſen. Jetzt lachte er, ſchlug ein Schnippchen, und verließ mich. Der arme junge Mann, der auf der Straße wenige Tage früher ergriffen wurde, und deſſen Schickſal mich erſchüttert hatte, ſtand vor mir, und ich mußte mir ſelbſt geſtehen, daß, was dieſer vielleicht in einem ſchnell vorübergehenden leidenſchaftlichen Momente gethan hatte, hier mit betrügeriſcher Ueberlegung geſchah. Ich zog mich von dieſer Bekanntſchaft mit einer Art Schauder zurück, und habe den jungen Mann nie wieder geſehen.

Ehe ich nun in meinem Berichte über dieſe für mich allerdings wichtige Zeit fortſchreite, muß ich doch ein Bekenntniß ablegen. Die Lehre, die ich hier erhalten hatte, war doch nicht hinreichend. Die Leidenſchaft, die ſolche Menſchen, wie die hier geſchilderten, am tiefſten ergreift, und am ſicherſten ins Verderben ſtürzt, war mir, wie ich jetzt zu meiner Beſchämung entdeckte, keinesweges fremd. Ich kam auf einer kleinen geognoſtiſchen Reiſe ſpäter nach Karlsbad. Dort waren die Hazard-Spiele ſtreng verboten, dennoch fanden ſie damals ganz im Geheimen ſtatt, und ich erinnere mich nicht mehr, wie es geſchah, daß ich eines Abends in dieſen verborgenen Kreis eingeführt wurde. Ich fand Männer um den Pharao-Tiſch, die der beſſeren, ja der höheren Geſellſchaft zugehörten. Es war nicht das erſtemal, daß ich am Pharao-Tiſch ſtand. Die wechſelnden heftigen Leidenſchaften der Spieler waren mir intereſſant, obgleich ſie mich wie ſchauderhafte Erzählungen zu ergreifen pflegten. Ich ſpielte entweder gar nicht, oder wenn ich eine möglichſt geringe Summe verloren hatte, hörte ich auf. Ich that mir ſogar etwas darauf zu Gute, daß dieſe Leidenſchaft, wie ich glaubte, mir ganz fremd war. Jetzt fing ich auch, wie gewöhnlich, mit der geforderten geringſten Summe an, bog ein, zwei, dreimal, gewann, beſetzte wieder eine Karte, und wagte größere Summen; kurz, als ich tief in der Nacht nach Hauſe ging, hatte ich eine für mich nicht unbedeutende Summe gewonnen. „Du kannſt jetzt einige Tage hier bleiben", dachte ich. Und der zweite Abend fand mich wieder vor dem Pharao-Tiſche. Das Glück blieb mir getreu, ich blieb faſt drei Wochen dort, ſpielte jeden Abend, gefiel mir in der Rolle eines reichen Reiſenden, und gab einmal im ſächſiſchen Hauſe der ganzen Geſellſchaft einen großen Thee. Mein Glück war nicht ſo entſchieden, daß es auffiel, aber die gewonnenen Summen vermehrten ſich immer mehr und mehr, und ein jeder Verluſt reizte mich. In dieſer ganzen Zeit ſchwebten mir die Karten vor den Augen. Das Pharao-Spiel hat etwas wahrhaft Dämoniſches. Die Combinationen des Spieles, verwikkelter als in dem ſpäter herrſchend gewordenen rohen Roulette, ſetzten die aufgeregte Phantaſie in heftige Bewegung. Man wähnt hinter dem willkürlichen Wechſel ein Geheimniß verborgen, eine Art Kabbala, die, einmal ergründet, einen fortdauernden Gewinn herbeiführen muß. Die großen Geld-Summen, die ſich in der Bank aufhäufen, die bedeutenden, die fluctuirend hin und hergehen, entrücken uns das Maaß, mit welchem wir ſonſt im geordneten Leben erworbene Geld-Summen betrachten. Man ſchämt ſich, ein Goldſtück zu achten. Man ſetzt etwas darein, es als eine geringe gleichgültige Summe zu betrachten. Ungeheure Summen ſcheinen uns anzugehören, da wo ſie ſich mit ſo vieler Leichtigkeit hin und her bewegen, und man verſinkt zuletzt in den nächtlichen Abgrund des nicht erworbenen, ſondern zufällig erlangten, und erträumten unendlichen Reichthums. Es iſt eine furchtbare, finſtere Empfindung, die uns mit Vorwürfen begleitend, ſchauderhaft durchdringt, und dennoch verlockt und feſthält. Ich habe dieſe Erfahrung in jenen Tagen auf eine Weiſe gemacht, die mich noch in der Erinnerung mit Entſetzen erfüllt.

Sonſt war ich gewohnt, mit Männern umzugeßen, deren ganzer Sinn auf das Geiſtige gerichtet war. Ich durfte ſie zu den vorzüglichſten ihrer Zeit rechnen. Ich gehörte ihnen zu, und mir war ein Glück geworden, welches ich kaum erwarten konnte, und das mich ſonſt ſo ſelig machte. Eine dumpfe Erinnerung von dieſem heiteren Zuſtande verfolgte mich allenthalben, war aber jetzt mir eine furchtbare Qual. Und wer war jetzt mein Umgang? Abgedankte Offiziere, lockere Aventüriers, die in mir einen guten Geſellen erkannten. Mit Schauder entdeckte ich das blaſirte Weſen dieſer Menſchen, die verächtliche Gleichgültigkeit, mit welcher ſie auf eine jede höhere Aeußerung, die grauenhafte Liebloſigkeit, mit welcher ſie anf ihre Opfer herabſahen; und dennoch konnte ich faſt drei lange Wochen in dieſer Geſellſchaft aushalten. Eines Abends befiel mich in meinem ſogenannten Glücke eine unbeſchreibliche Unruhe. Ich eilte unter dem Vorwande eines Uebelbefindens früher als gewöhnlich nach Hauſe. Dort drängten ſich auf einmal alle bis dahin unterdrückten Vorſtellungen in mir hervor. Die Menſchen, die mich umgaben, kamen mir ſo gemein vor. Ich ſelbſt erſchien mir ſo tief geſunken, daß ich mich darüber entſetzte. Es fiel mir jetzt zuerſt ein, wie ich die Zeit anwandte und das Geld, welches eine wohlwollende Regierung in einer ganz anderen Abſicht mir auszahlen ließ. Die Erinnerung an meine bedeutenden Freunde erſchütterte mich; ernſthaft mahnend ſchwebte vor mir das Große, was ich auszurichten gedachte. Die Ideen, die mich ſonſt durchdrangen, ſchienen mir gute Geiſter, die ſich von dem Gefallenen zurückgezogen hatten, und klagend in der Ferne ſtanden. Ein Thränenſtrom ſtürzte aus meinen Augen, und ich ſah es ein, daß ich fliehen müßte, wenn ich nicht rettungslos verloren gehen ſollte.

Ein Bedienter, den ich angenommen hatte, ſchlief ſchon. Ich rüttelte ihn heftig aus ſeinem Schlafe, und als er meine Bewegung ſah und meine verweinten Augen, mochte er wohl der Verſicherung glauben, daß eine traurige Nachricht, die ich erhalten habe, mich zwinge, ſo eilig als möglich Karlsbad zu verlaſſen. Ich ſchickte ihn auf die Poſt, und ein paar Stunden ſpäter, mitten in der Nacht, ſaß ich in dem Wagen und verließ Karlsbad. Ich hatte das Geld, was ich für die geognoſtiſche Reiſe brauchte, in Freiberg geliehen; ich konnte die Summe zurückzahlen, und noch auf eine ſehr bequeme und angenehme Weiſe ein paar Monate herumreiſen. Was ich damals gewonnen habe, kann ich nicht mehr überſehen, für mich war indeß die Summe nicht unbedeutend. Ich muß geſtehen, daß ſie nur gar zu ſchnell zerrann: aber das Hazard-Spiel hat mich von der Zeit an nie wieder gelockt.

Die Erfahrungen, die ich in dieſer Zeit gemacht habe, ſind mir gleichwohl nicht wenig werth. Indem ich die Spieler, die mit dem Anſtande der höheren Geſellſchaft erſchienen, kennen lernte, glaube ich, einen tieferen Blick in die ſchmutzige Verſumpfung eines vergangenen Zeitalters geworfen zu haben, in die Zeit, in welcher geſinnungsloſe Abenteurer ſelbſt auf die europäiſchen Verhältniſſe einen großen Einfluß ausübten, und ich glaube eine nicht ganz mißlungene

Darſtellung dieſer unglücklichen Epoche in Walſeth und Leith geliefert zu haben.

Ein zweites Ereigniß, welches in eine ähnliche Kategorie fällt, darf ich doch auch nicht mit Stillſchweigen übergehen. Ich traf kurz darauf in Köſtritz eine wandernde Schauſpieler-Truppe; ich ſah ſie ſpielen, und ein Paar Schauſpieler, die nicht ohne Talent waren, und eine Schauſpielerin, die durch eine in dieſer Umgebung überraſchende Anmuth auffiel, zogen mich an. Die Geſellſchaft wohnte mit mir in demſelben Gaſthofe, ſie brach auf, um weiter zu wandern. Ich hatte mit Leichtigkeit die Bekanntſchaft der Geſellſchaft gemacht, und es war wohl der Einfluß, den Wilhelm Meiſter auf mich ausübte, der mich bewog, mich an die Geſellſchaft anzuſchließen. Das in Karlsbad gewonnene Geld nahm nun bald ab. Aber ſeltſam, meine alte Luſt und Freude an der Schauſpieler-Kunſt lebte plötzlich auf, ja ſie verbarg mir einige Tage hindurch die platte Gemeinheit meiner Umgebung. Die Truppe wollte ſich eine Zeitlang in Altenburg aufhalten und dort ſpielen. Da ergriff mich plötzlich die Luſt, einmal ſelbſt wieder aufzutreten. Eine Heldenrolle in irgend einem Stücke, ich erinnere mich nicht, welche, war leicht gefunden. Die Schauſpieler ermunterten mich, jubelten, ſchmeichelten mir, und ich ließ mich in der That ſo verblenden, daß ich ſchon die ausgeſchriebene Rolle in der Hand hatte, um ſie zu memoriren. Da fiel mir plötzlich ein, daß der Zufall doch einen Bekannten, ja vielleicht einen Landsmann nach Altenburg bringen, daß ein erborgter Name auf dem Anſchlags-Zettel mich nicht hinlänglich verbergen könnte, daß ich nicht allein durch meine Geſtalt, ſondern noch mehr durch meine fremde Ausſprache auffallen mußte. Wenn nun ein ſolcher, dachte ich, nach Kopenhagen ſchriebe, daß er den nämlichen Steffens, deſſen Ruf als Schriftſteller ſchon nach Dänemark erſchollen war, als Mitglied einer herumziehenden Schauſpieler-Truppe hätte auftreten ſehen! Dieſer Contraſt überraſchte mich doch ſelbſt ſo ſehr, daß ich die Rolle zurückſchickte, ja es war, als wenn er zu gleicher Zeit mich die Gemeinheit meiner Umgebung plötzlich erkennen ließe. Ich verließ die Geſellſchaft, und dieſe Verirrung dauerte nur wenige Tage.

Dieſe Bekenntniſſe ſollen zeigen, wie ein tief aufgeregtes Gemüth, ſelbſt wenn es auf das Höchſte gerichtet iſt, bei einem leidenſchaftlichen jungen Manne, doch auch den gefährlichſten, ja den geringſten Verlockungen ausgeſetzt ſein kann, und ich fahre jetzt in meiner Erzählung fort.

Von Frankfurt reiſte ich nun allein nach Bamberg. Unterweges beſuchte ich das Ciſterzienſer-Kloſter Eberach, deſſen Abt der bekannte Geſchichtsforſcher Montag war. Das Kloſter war reich, das Gebäude anſehnlich, die Kirche prächtig; das Altarblatt, — irre ich nicht, von Giordano — zog mich an. Montag, der Abt, nahm mich freundlich auf, und ich brachte belehrende Stunden mit ihm zu. Der Tag meiner Ankunft in Bamberg war beſtimmt. Röſchlaub, Marcus und Profeſſor Paulus mit ſeiner Frau, die ſich damals in Bamberg aufhielten, erwarteten mich. Ich kam gegen Abend an, und aus irgend einer Caprice ging ich ohne Begleiter, und trug meinen Mantelſack ſelbſt. So trat ich in den Bamberger Hof, damals der größte Gaſthof der Stadt, ein. Auf den Straßen war ein Gewühl von Menſchen. Ein Jahrmarkt hatte viele aus der Umgegend hier verſammelt; man war im Begriff, die Buden niederzureißen, und ich trat in das Thor des Gaſthofes, als ſo eben eine Menge von Gäſten im Begriff war, die Wagen zu beladen und abzureiſen. Wirth und Marqueure waren ſehr beſchäftigt, und als es mir endlich gelang, den Kellner, wie im Fluge, zu erreichen, betrachtete er mich von oben bis unten, und verſicherte höhniſch, für mich ſei kein Platz. Als ich ihn aber etwas unſanft feſthielt, und betheuerte, ich würde nicht weggehen, ſchlug er mir ein Stübchen unter dem Dache, nach dem Hofe zu, vor. Ich verſicherte ihm, ich müſſe zwei der beſten Stuben im erſten Stock bewohnen; daß ſie in dieſem Augenblick leer wären bewieſen die bepackten Wagen. Er ſtaunte mich an, ich zog luſtig meinen eben in Frankfurt gefüllten Beutel mit Goldſtücken hervor, ließ dieſe vor ſeinen Ohren klingen, und meinte, daß ſich ſchon ein Platz würde finden laſſen, wie ich ihn wünſchte. Während ich daſtehe, kömmt ein Bedienter; er frägt den Kellner, ob der Doctor Steffens noch nicht angekommen ſei? Der Kellner, da er mich nicht los werden konnte, antwortete mit einem verdrießlichen Nein! — Ich nannte mich nun dem Bedienten, der von Paulus abgeſandt war, und ſagte, daß ich ſogleich meine Aufwartung machen würde. Zwar konnte ich erwarten, daß dieſer Auftritt einigen Eindruck auf den Kellner machen würde; dennoch war ich erſtaunt über die große Umwandlung, die mit ihm vorging. Es war aus Allem klar, daß man mich im Gaſthofe erwartete. Er beſtürmte mich mit Entſchuldigungen, und ich erhielt Alles, was ich wünſchte.

Als ich kurz darauf meinen Beſuch bei Paulus abſtattete, erfuhr ich nun den Grund. Man hatte nämlich, da man mich gewiß erwartete, den großen Saal in dem nämlichen Gaſthofe gemiethet; die mir freundlich geſinnten Männer Paulus, Marcus und Röſchlaub hatten dort für den folgenden Tag eine große Mittagstafel veranſtaltet, bei welcher mehrere der angeſehenſten Familien erſcheinen ſollten, und eine große Anzahl der jungen Aerzte des mediziniſchen Inſtituts. Wer ſich meiner Jugend erinnert, wird einſehen, welchen Eindruck eine ſolche Auszeichnung auf mich machen mußte. Die beiden berühmten Aerzte empfingen mich auf eine Weiſe, die mir unvergeßlich iſt. Ich war in einem Anzuge, der freilich wenig für einen ſolchen feierlichen Empfang paßte; indeſſen machte mich dieſes, als ich mich zwiſchen der Profeſſorin Paulus und einer luſtigen Niece von Marcus niederließ, nicht verlegen. Zum erſtenmale in meinem Leben war ich ſo der Gegenſtand einer allgemeinen Achtung, ja Huldigung. Zwei der berühmteſten Aerzte Deutſchlands äußerten ſich über mich mit einer Anerkennung, die mich zugleich hob und beſchämte.

Als ich nun nach einem für mich ſo glänzenden Tage den ſpäten Abend allein auf meiner Stube ſaß, war mir ſeltſam zu Muthe. Es kam mir doch vor, als wenn in dieſem ganzen Auftritte etwas Uebertriebenes und Unpaſſendes läge. Ja ich konnte mich kaum recht darüber freuen. Da fiel mir plötzlich ein, wem dieſes Ereigniß ein großes ungetrübtes Glück geweſen ſein würde. Ich dachte an die Zuverſicht, mit welcher mein armer Vater mir eine ausgezeichnete Zukunft prophezeite, und alle ſeine Hoffnungen auf mich ſetzte. Er hatte mein drückendſtes Elend mit getragen und erleichtert. Ich lebte ganz in der engen Stube in Rendsburg in der tiefſten Armut mit meinem Bruder, und mit dem ſtill duldenden, ja tröſtenden Vater. Wenn die Nachricht von dieſem Tage ihn erreicht hätte, wie glücklich würde er ſich gefühlt haben: warum lebte er nicht mehr? Und ſo brachte ich die Nacht nach einem ſo glücklichen Tage in Thränen zu.

Ich verlebte nun mehrere Tage in Bamberg, wie ſich denken läßt, auf die heiterſte Weiſe. Röſchlaub ließ mich wiſſen, daß der dort reſidirende biſchöfliche Coadjutor meinen Beſuch erwartete. Ich beſuchte ihn. Er lud mich zur Tafel, was ich ausſchlagen mußte, weil meine Garderobe mir nicht erlaubte, eine ſolche Ehre anzunehmen. Ich nannte unbefangen den Grund, und wie ich auf einer Fuß-Reiſe begriffen wäre. Der geiſtliche Herr ſandte mir aber eine bedeutende Anzahl Flaſchen Stein- und Leiſten-Wein aus ſeinem Keller. Ich würde eben als Fußgänger mit dieſer Weinmaſſe in Verlegenheit gekommen ſein, wenn ich nicht den ganzen Tag hindurch von den jungen Aerzten beſucht worden wäre. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß die freigebige Mittheilung die Zahl der Beſuchenden anſehnlich vergrößerte, und die Verehrung, die ich genoß, ſteigerte. Ich habe ſpäter gegen Schelling behauptet, daß dieſe luſtigen Tage in Bamberg die literariſche Begeiſterung für die Natur-Philoſophie ganz beſonders geſteigert, und ihm eine Menge vorzüglicher Anhänger erworben haben.

Obgleich ich ſchon früher dieſe Gegenden kannte, ſo ward ich doch jetzt erſt in die geſelligen Kreiſe einer bedeutenden Stadt eingeführt, und lernte die Franken genauer kennen. Sie erſchienen mir vorzüglich als echte Deutſche, und beſonders gefielen mir die Frauen durch die unbefangene Weiſe gar wohl, ja ich mußte ihnen im Ganzen den Vorzug geben, wenn ich ſie mit den mehr reflectirenden nordiſchen Frauen verglich. Die natürliche Fröhlichkeit, der leichte Scherz und der unbefangene Genuß der Gegenwart, weniger als in den nördlichen Gegenden durch Kritik geſtört, war mir höchſt willkommen, und ſagte meiner eigenen Art und Weiſe gar ſehr zu. Ich denke mit Vergnügen an einen heiteren Tag, den ich auf der Altenburg, auf dem Gipfel jenes ſchönen Berges zubrachte, wo der Arzt Marcus die alte Burg, die er beſaß, für einen Sommer-Aufenthalt eingerichtet hatte. Man überſieht von ihr aus die alte ſchöne Stadt mit ihren mannigfaltigen Thürmen, und weithin die reizende Gegend. Im Jahre 1837 ſtand ich wieder hier; die Burg war in anderen Händen. Viele Veränderungen hatten ſtattgefunden. Neue Anlagen waren entſtanden, und ein Denkmal für den allgemein geachteten und hochgeſchätzten Arzt erinnerte mich auf eine wehmüthige Weiſe an die Tage, die ich hier verlebt hatte.

Die Natur-Philoſophie hatte ſchon angefangen, ihren Einfluß, beſonders auf die Arzneikunde, zu zeigen. Ich war mit dieſem keinesweges zufrieden, obgleich er uns viele lobpreiſende Anhänger verſchaffte. Ich war ſelbſt von meiner Kindheit an unter Aerzten erwachſen, meine Studien, die organiſche Auffaſſung der Natur, waren dem ärztlichen Studium nahe verwandt, ja ich wäre Arzt geworden, wenn ich nicht von der feſten Ueberzeugung durchdrungen wäre, daß meine allgemeinere, mehr umfaſſende Anſicht der Natur mich von dem Detail der Praxis abführen müßte. Die Disciplinen der Arzneikunde waren mir keinesweges fremd, die Erfahrungen am Krankenbette wichtig: aber ſo überzeugt ich war von der hohen Bedeutung ärztlicher Erfahrung für die Ausbildung der Naturphiloſophie, ſo entſchieden mußte ich mich gegen die voreilige Anwendung philoſophiſcher Anſichten auf die ärztliche Praxis, erklären. Dieſe iſt mir eine Kunſt im eigentlichſten Sinne. Wohl mag ſie von einem höheren geiſtigen Principe durchdrungen ſein, ja ſie wird bedeutender, tiefer, ſelbſt beſonnener durch dieſes. Aber es darf nicht in der Form einer conſtruirenden, der Erfahrung gebietenden Methode hervortreten. Eingeſchnürt durch eine ſolche, verliert die Praxis die unbefangene geiſtige Freiheit, die dem künſtleriſchen, ſcharf beobachtenden Talent am Krankenbette jene bewunderungswürdige, auf mannigfaltige tiefe Erfahrung begründete, Beweglichkeit ertheilt, die ich in meinem Leben oft genug Gelegenheit gehabt habe, an den größten und bedeutendſten Aerzten zu bewundern.

Meine eigene Schrift hat, ohne meine Schuld, dazu beigetragen, dieſe Verirrung hervorzurufen und zu nähren. Es kömmt in dieſer eine Anſicht der Wirkungen der Gifte vor, die ſelbſt giftig geworden iſt. Ich nannte die narkotiſchen Gifte die des Kohlenſtoffes gegen den vorherrſchenden Stickſtoff der ſenſibeln Organe, wie die animaliſchen Gifte die des Stickſtoffes gegen den Kohlenſtoff des Blutes, und der Irritabilität des Blut-Syſtems gerichtet, und ich glaubte in den metalliſchen Giften eine zwiſchen beiden ſchwebende, die Reproduction angreifende Richtung zu erkennen. In der Allgemeinheit, mit welcher dieſe Anſicht hervortrat, durch wenige Erfahrungen unterſtützt, ſchrieb ich ihr, die eben in die Totalität meiner Combinationen hineinpaßte, keinen großen Werth zu. Mehrere Aerzte aber ergriffen dieſe Anſicht mit einem zu großen Eifer. Sie gingen von der (ſo allgemein gehalten, wohl nicht unwahren) Vorſtellung aus, daß die Arzenei zwiſchen Nahrung und Gift ſchwebe, und fingen nun an, die Krankheiten in Stickſtoff- und Kohlenſtoff-, ſo wie andererſeits in Sauerſtoff- und Waſſerſtoff-Krankheiten einzutheilen, und alle dieſe durch ihren Gegenſatz zu heilen. Daß dieſe Eintheilung der Krankheiten, wie der Heilmittel eine durchaus willkürliche, weder durch eine geiſtige, noch durch eine erfahrungsmäßige Auffaſſung begründete, war, mußte mir ſogleich einleuchtend ſein. Ich habe mich aufs Allerbeſtimmteſte gegen dieſe voreilige Anwendung unreifer Anſichten erklärt, obgleich es mir dennoch nicht gelang, ſie ganz zu unterdrücken.

Die Neigung theoretiſirender Aerzte, von Brown bis auf Hahnemann, allgemein abſtracte Principien als leitende Grundlagen für die ärztliche Praxis zu betrachten, iſt mir von jeher etwas ſehr Auffallendes geweſen. Daß Unkundige, beſonders Frauen, mit einer Art von Enthuſiasmus von ſolchen Anſichten ergriffen werden können, begreiſe ich ſehr wohl. Aber wie der erfahrene Arzt, dem am Krankenbette die wunderbaren und ſeltſamen Abſchweifungen des Organismus, und das räthſelhafte Verhältniß derſelben zu ſpecifiſchen Heilmitteln alle Augenblicke entgegentreten, glauben kann, eine ſolche Welt mannigfaltiger tiefer Erſcheinungen durch einige abſtracte Sätze einfangen und dann beherrſchen zu können, war mir von jeher unerklärbar. Gebildet in einer Schule, die für ein thatſächlich fixirtes Verhältniß nur dasjenige erkannte, durch welches beide Glieder des Verhältniſſes reinlich geſondert, und von allen Neben-Einflüſſen befreit, einander gegenübertreten, konnte ich mich mit jenen übereilten Schlüſſen von den bloßen Erfolgen, von der Heilung, deren Urſache ſich doch unſicher nachweiſen ließ, niemals befreunden. Ein praktiſcher Arzt iſt jederzeit in einer Lage, die ihn leicht verlockt. Gegen einen kühn theoretiſirenden, naturwiſſenſchaftlichen Schriftſteller, waffnet ſich ſchnell ein kundiges Publikum, und eine jede unſichere Behauptung wird ihm ſtreitig gemacht: das nächſte Publikum des Arztes aber iſt ein unkundiges. Glückliche Erfolge betäuben ihn. Der Jubel, der durch eine unter günſtigen Umſtänden erfolgte Heilung ſtattfindet, iſt nicht der ſtille innere einer gelungenen wiſſenſchaftlichen Combination, vielmehr ein lautgewordener, der gewaltſam eine Stadt, ja wohl eine Gegend in Bewegung ſetzen kann, und der dann nur einen zu großen Werth in den Augen des Arztes erhält, und ihm die kühle beſonnene Ruhe zu rauben droht. Die Frauen ſind faſt alle unreife Aerzte, und tragen mehr, als man glaubt, dazu bei, beſtimmten, von einfachen, leicht zu überſehenden Anſichten ausgehenden Heilmethoden Eingang zu verſchaffen. Muß doch der junge Arzt, will er Glück machen, ſich zuerſt bei den Frauen einſchmeicheln. Ich hatte von jeher eine große Achtung für den beſonnenen Arzt, der ruhig, die Menge der ärztlichen Erfahrungen mit einem tiefen Blicke überſchauend, ſich durch herrſchende Theorieen nicht irre leiten läßt, geſtützt auf ein allſeitiges Studium des organiſchen Lebens überhaupt, deſſen tiefe Betrachtung ihn den Gefahren der nahe liegenden Verlockung entzieht, und der, wie ſeine Wiſſenſchaft, ſo doch auch zuletzt, und in bedenklichen Fällen entſchieden, ſein Publikum beherrſcht. Ein jedes Talent, welches ich ſelbſt nicht beſaß, hatte von jeher eine für mich unergründliche Seite, die mir eben die bedeutendſte ſchien. Eine theoretiſche Verirrung in dieſer Wiſſenſchaft, die ich ſelbſt veranlaßt hatte, mußte eben dadurch für mich allen Werth verlieren.

Ich bin weit entfernt, die mehr phantaſtiſche Weiſe, mit welcher die Arzeneikunde, beſonders durch Paracelſus im ſechzehnten Jahrhundert aufgefaßt wurde, als durchaus werthlos anzuſehen; aber er gehörte ſeiner Zeit an, und nur dieſer, und ich konnte mich niemals überzeugen, daß der jetzt in unſeren Tagen herrſchende wiſſenſchaftliche Geiſt ſich mit ihm befreunden könne. Die geiſtige Verwirrung, die aus einer ſolchen Vermiſchung entſtand, war mir vielmehr in meiner Seele zuwider.

Röſchlaub und Marcus gehörten zwar nicht zu den Aerzten, deren Anſichten man als ein Product der Natur-Philoſophie betrachten konnte. Als dieſe ſich zu entwickeln anfing, beſaßen ſie ſchon als Aerzte einen bedeutenden Ruf, hatten ſich an die Brownſche Lehre entſchieden angeſchloſſen, und dieſe übte einen beſtimmten Einfluß auf die Natur-Philoſophie aus. Für Schelling war allerdings die Erregungs-Theorie ein Mittel der Entwickelung allgemeiner Sätze, aber er ſelbſt mußte nothwendig weitergehen. Die Bedeutung ſpecifiſcher Heilmittel mußte ihm einleuchten, und wenn er auch mehr wie ich in dieſer Zeit die Hoffnung gehabt haben mag, thätig auf die Ausbildung der Medicin zu wirken, ſo nahm doch ſpäter ſeine Natur-Philoſophie ſelbſt eine tiefere, ihr angemeſſenere Richtung.

Die Verehrung, die ich in Bamberg genoß, verblendete mich keinesweges. Die einſeitige Anſicht der Aerzte, die ſo großen Ruf hatten, ängſtete mich faſt, und obgleich ich mir kein Urtheil erlaubte, ſo konnte ich dennoch die Heil-Methode nicht ohne ein gewiſſes Mißtrauen verfolgen. Marcus begleitete mich zu den Krankenbetten ſeiner großen Klinik. Ein Typhus herrſchte damals in Bamberg; er ward als eine aſtheniſche Krankheit mit Opium behandelt. Marcus zeigte mir einen Reconvalescenten, der ſeit vielen Tagen (ich wage die Zahl derſelben, wie ſie mir vorſchwebt, aber unglaublich ſcheint, nicht zu nennen) keinen Stuhlgang gehabt hätte. Er behauptete, daß dieſes durchaus keinen ſchädlichen Einfluß habe, vielmehr die Reconvalescenz bedeutend abkürze. Als ich

1814, von Paris zurückkehrend, nach Bamberg kam, ging ich, von Marcus geführt, wieder durch die Krankenſtuben; ein Typhus herrſchte abermals, aber die Anſicht des Arztes hatte ſich jetzt ganz geändert, ja war der früheren völlig entgegengeſetzt. Der Typhus war, ſeiner Meinung nach, immer mit einer Gehirn-Inflammation verbunden, und eine antiphlogiſtiſche Heilmethode, die er früher nie gewählt haben würde, ſtellte die Kranken wieder her.

Es iſt keinesweges meine Abſicht, einen Arzt von ſo großem Rufe herabſetzen zu wollen. Ich beſitze die Kenntniſſe nicht, die mir das Recht geben, ein Urtheil über ihn zu fällen. Sein künſtleriſches Talent und ſeine mannigfaltigen Erfahrungen beherrſchten gewiß in den meiſten Fällen die Einſeitigkeit ſeiner Theorie. Aber auf mich hat dieſes Doctrinäre in einer Wiſſenſchaft, die auf den noch ungelöſten Räthſeln der tiefſten, verborgenſten organiſchen Prozeſſe beruht, einen abſtoßenden Eindruck gemacht. Es war die nämliche Verirrung, die auch in anderen Richtungen zum Vorſchein kam, wo davon die Rede war, krankhafte Abwege der Entwickelung in geiſtiger Hinſicht abzuwehren. Auch da erkannte ich, wie der tiefe verborgene Grund der Entwickelung, anſtatt Gegenſtand beſonnener Betrachtung zu ſein, von ſeinem natürlichen Grunde losgeriſſen, in einen abſtracten Gedanken verwandelt, den urſprünglichen Gang der Ausbildung vernichtet, um aus der Aſche der verbrannten früheren Geſtalt einen neuen Phönix zu erzeugen. So trat die revolutionäre Erziehungs-Methode, wie die Revolution der Staaten hervor, und auch dieſes hatten die Erziehungs-, ſo wie die Staats-Bildungs-Doctrinen, mit den allgemein ärztlichen gemein, daß ihre Ausbildung von einem unwiſſenden Publikum unterſtützt und gefördert wurde.

Ich verließ Bamberg, von zwei jungen Aerzten begleitet, die eine Art Privatiſſimum über die Natur-Philoſophie während der Reiſe zu hören wünſchten. Der Eine war ein kleiner, höchſt lebhafter, junger Böhme, Stransky von Stranka und Greifenfels, der Zweite ein Weſtphale, von Arensberg, ruhig und milde, von ungewöhnlich hohem Wuchſe, ſo daß er, faſt rieſenhaft, durch ſeine Geſtalt, wie durch ſein Benehmen, einen höchſt ſeltſamen Gegenſatz zu ſeinem Begleiter bildete. Wir wurden von einem alten fränkiſchen Bauer begleitet. Dieſer war ein Katholik, und lauſchte mit einer Art von Verwunderung und Erſtaunen auf meine Vorträge und auf unſere Geſpräche. Ich ſuchte ihnen von der geognoſtiſchen Beſchaffenheit der Gegenden, durch welche wir gingen, einen Begriff beizubringen, und meine Vorträge fanden dadurch einen Anknüpfungs-Punkt, der mit dem eigenthümlichen Gange meiner eigenen Entwickelung übereinſtimmte. Die Reiſe ſelbſt, die jugendliche Luſt, die wir niemals zu hemmen ſuchten, erlaubten freilich keinen methodiſchen Vortrag; aber dennoch lag in meiner ganzen geiſtigen Bildung ein innerer Zuſammenhang, der ſelbſt in den willkürlichſten Geſprächen vorherrſchte. Die jungen Männer ſchienen mit immer lebendigerem Intereſſe ſich an mich anzuſchließen.

Der erſte Ort, der mir beſonders intereſſant ſchien, war Banz, jenes höchſt bedeutende Benedictiner-Kloſter, welches, noch von Mönchen bewohnt, durch einen Abt beherrſcht, im vollen Genuß ſeiner Einkünfte war. Wir brachten, gaſtfrei aufgenommen, ſo viel ich mich erinnere, eine ganze Woche in dieſem

Kloſter zu. Es war Sitte, daß wir alle Vormittage dem Abte unſere Aufwartung machten; wir wurden jedesmal ſogleich vorgelaſſen und ſehr höflich empfangen. In dem Vorgemache aber ſahen wir alle Tage eine Menge Menſchen verſammelt, Männer und Frauen, Kloſterbeamte, Bauern, Bürger und Kaufleute aus den benachbarten Städten, und ich erhielt einen Begriff von dem bedeutenden Wirkungskreiſe und dem Einfluſſe des Kloſters auf die Umgegend, auch in materieller Rückſicht. Den übrigen Theil des Tages brachten wir mit den Mönchen zu, und nur wenn die Mittags- und Abendmahlzeit uns im Refectorium verſammelte, ſaß ich wieder neben dem ruhigen, verſtändigen und unterrichteten Abte.

In dieſem Kloſter ſchien ein freier wiſſenſchaftlicher Sinn ſich, wenn auch im Verborgenen, eingeſchlichen zu haben. Hatte doch vor wenigen Jahren der, als Anhänger von Fichte und als Schriftſteller bekannt gewordene Philoſoph Schad ſich zuerſt in dieſem Kloſter gebildet, und es verlaſſen, um ſich der Wiſſenſchaft ganz zu widmen. In der Bibliothek, die uns offen ſtand, fanden wir neuere, eben erſchienene philoſophiſche Schriften. Der Pater Profeſſor, ein magerer, blaſſer Mann mit tiefſinnigen Augen, beſchäftigte ſich mit der neueren Philoſophie. Daß indeſſen die meiſten Mönche von dem ganz gewöhnlichen Schlage waren, und durchaus gar keine wiſſenſchaftliche Bildung hatten, verſteht ſich von ſelbſt; doch ſchienen alle ſich dadurch geehrt zu fühlen, daß Schad aus ihrem Kloſter hervorgegangen war. Ein Heft von Schellings Zeitſchrift der ſpeculativen Phyſik ward aufgeſchlagen, und der gelehrte Pater zeigte ſeinen Mitbrüdern einen Aufſatz, der meinen Namen trug. Die Mönche traten herbei, betrachteten den Aufſatz, murmelten den Namen, und ſahen mich an, als wollten ſie zu entdecken ſuchen, ob zwiſchen mir und dieſen gedruckten Zeilen einige Aehnlichkeit aufzufinden wäre.

Mit dem Profeſſor hatte ich öfters lange und vertraute Geſpräche. So ernſt ſeine Studien waren, ſo war es ihm doch nicht gelungen, zu irgend einer Klarheit durchzudringen. Religiöſe Zweifel quälten ihn, er war doch eigentlich im gewöhnlichen Sinne Rationaliſt, und ſelbſt dieſe Stufe der geiſtigen Bildung zu erlangen, hatte ihm Mühe und Anſtrengung genug gekoſtet; nun hatte ſeine frühere Bekanntſchaft mit Schad, deſſen Schüler er war, ihm die mühſam errungene Aufklärung ſelbſt wieder zweifelhaft gemacht, und ſo, gequält von einem überlieferten Glauben, von welchem er ſich nur mit Angſt zu trennen, von einem ſinnlichen Rationalismus, der ihm eine beſchränkte Klarheit, aber keine Ruhe zu geben vermochte, und ſelbſt kaum errungen, wiederum allen Werth zu verlieren ſchien, trat für den armen Mann die Aufforderung zur Speculation als eine neue Qual hervor. Dabei ängſtigte ihn ſeine äußere Lage. Schad war doch aus dem Kloſter entwichen, und obgleich die Mönche ſich etwas gegen uns zu Gute thaten, daß er Bruder in ihrem Kloſter geweſen wäre, ſo wurde das Ereigniß doch als ein ſehr unangenehmes betrachtet, er ſelbſt hart getadelt. So ſtand dieſer arme Mann ganz allein, und geſtand mir, daß, ſo verſtändig ſein Abt auch wäre, er doch in eine ſehr unglückliche Lage gerathen würde, wenn dieſer irgend eine Ahnung von ſeinen geiſtigen Kämpfen hätte. In der That, wenn man die Verhältniſſe, unter welchen ein ſolcher Mann erzogen wurde, bedenkt, und wie er, ganz hülflos, und ſich ſelbſt überlaſſen, geiſtige Entwickelungs-Stufen durchlaufen mußte, für deren Ausbildung und Beſchränkung, ja Beſiegung die Geſchichte Jahrhunderte bedurfte, ſo mußte man ſein Schickſal wohl in hohem Grade bedauern. Was aus ihm ſpäter geworden iſt, habe ich nicht erfahren.

Als ein ergötzlicher Kontraſt trat ein anderer Mönch hervor mit einem vollen runden Geſichte, dem man es anſah, daß es niemals von Gedanken beunruhigt geweſen war, und von einer außerordentlichen Korpulenz. Er ſchien der allgemeine Gegenſtand der Scherze ſeiner Mitbrüder zu ſein, und ließ ſich mit einer unbeſchreiblichen Gutmüthigkeit dieſe Stellung gern gefallen. Ein bedeutungsloſes Lächeln ſchwebte fortdauernd auf ſeinem Geſichte: und dennoch hatte auch dieſer Mann ſeine eigene Qual und glaubte, das Recht zu haben, ſich zu beklagen. Er hatte nämlich einen ungeheuren Appetit, und da im Kloſter kein Mangel an Lebensmitteln war, konnte er ihn mit Leichtigkeit befriedigen. Das Eſſen ſchmeckte ihm vortrefflich, und ich ſah die Augen glänzen, wenn Gerichte, die ihm mundeten, vor ihm ſtanden. Aber eben dieſes war ſein Unglück. Die Korpulenz nahm immer mehr zu, der Bauch wuchs zuſehends; das

Athmen ward ihm immer beſchwerlicher. Die Kutte verbarg einigermaßen ſeinen unglaublichen Umfang. Als er aber mit einer komiſch betrübten Miene dieſe erhob, um uns von ſeinem Unglück zu überzeugen, erſchraken wir nicht wenig; denn der Bauch war ſo herangewachſen, daß er die Schenkel verbarg, ſo daß man über den Knieen nur jenen bemerkte. So hatte ich in dieſem Kloſter die doppelte Noth, die geiſtige, wie die leibliche kennen gelernt.

Ich führte meine enthuſiaſtiſchen Schüler über Baireuth, Hof, Plauen, Zwickau, Chemnitz und Freiberg nach Dresden, weil dieſe Gegenden des Erzgebirges mir geognoſtiſch am genaueſten bekannt waren. Und hier, in Dresden, traf ich nun Tieck mit ſeiner Familie. Er hatte ſich da niedergelaſſen, und auch Friedrich Schlegel hielt ſich bei ſeiner Schweſter auf, die an einen Sächſiſchen Hof-Beamten, Ernſt, verheirathet war. Tieck war von meinem Alter, und alſo achtundzwanzig Jahre. Schlank gebaut, ſchön, mit Augen, deren geiſtige Gewalt und wunderbare Klarheit ſelbſt das Alter bis jetzt nicht zu beſiegen vermochte. In allen ſeinen Bewegungen herrſchte eine große Anmuth, ja Zierlichkeit; ſeine Sprache entſprach ſeiner körperlichen Erſcheinung völlig. Er ſchreibt kaum ſchöner, als er ſpricht. Es iſt nicht allein die große Klarheit, mit welcher er die Gegenſtände behandelt, die uns hinreißt, es iſt auch die Anmuth und klangvolle Rundung der Sprache, die eine unwiderſtehliche Gewalt ausübt. Es giebt nicht leicht eine Perſönlichkeit, die mächtiger wäre, als ſeine. Ich habe ihn kaum jemals heftig geſehen. Seine Geſpräche faßten den Gegenſtand mit ruhiger Objectivität auf, behandelten ihn umſichtig und doch mit einem zurückhaltenden Enthuſiasmus, durch welchen die Darſtellung ſelbſt eine innere Wärme erhielt, die mehr aus dem Gegenſtande, aus ſeiner lebendigen, geiſtigen Bedeutung, als aus ihm zu entſpringen ſchien. Er ſelbſt hat mir erzählt, daß, wenn er in höheren Kreiſen das geiſtig und dichteriſch Bedeutendſte mit vornehmer Geringſchätzung behandeln ſah, wenn man beſonders das Vorzüglichſte, wodurch Göthe ſich auszeichnete, verächtlich beſprach, er ſich wohl plötzlich wie verwandelt fühlte. Ein innerer heftiger Ingrimm ergriff ihn, wie er verſicherte, daß er erblaßte; aber er ſchwieg, wo ich, wie ich es geſtehen muß, unbeſonnen mich geäußert haben würde. Ich habe ſeine erklärteſten Feinde ihm gegenüber geſehen, jedesmal von ſeiner ſiegreichen Perſönlichkeit überwunden; ja ich darf behaupten, daß dieſe, ſo leicht zugänglich, ſich ſo liebenswürdig hingebend, eben ſo großen Einfluß auf die Zeit ausgeübt hat, wie ſeine Schriften. Was er mir geworden iſt, kann ich nach einer innigen, verwandtſchaftlichen Verbindung, in einer langen Reihe von Jahren, unter den verſchiedenſten Verhältniſſen, ſelbſt nachdem wir über das Wichtigſte verſchieden dachten und uns entfernt fühlten, kaum auf eine klare Weiſe darſtellen. Wenn er über Gegenſtände, mit denen er vertraut war, wenn er über Dichter, die er verehrte, wie Göthe, Shakeſpeare, wohl auch über Holberg, ſprach, ſo theilte er alle ſeine Ideen unbefangen und freigebig mit.

Seine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit und wie reich und umfaſſend er als Dichter auf ſeine Zeit einwirkte, iſt neulich auf eine ſo meiſterhafte Weiſe auseinandergeſetzt, daß ich auf dieſe Darſtellung hinweiſen kann. Sie iſt in dem Aufſatz über Tieck von Braniß, welcher der zweiten Auflage der Vittoria Accorombona beigefügt iſt, enthalten. Aber viele jüngere Dichter ſind durch die Spolien ſeiner Geſpräche bereichert und haben ihn nie genannt; ja viele haben ſich ihm feindlich gegenübergeſtellt, und wenn ihre Angriffe eine leiſe Ahnung von Geiſt enthielten, ſo entſprang dieſe aus dem geraubten Schatze, den ſie freilich nicht in ſeinem Reichthum zu benutzen verſtanden. Von mir muß ich das Geſtändniß ablegen, daß mehrere Anſichten, die ich auch wohl öffentlich ausſprach, mir ihrem Urſprunge nach zweifelhaft geworden ſind. Ich weiß nicht, ob ich ſie mir ſelber, oder ſeinen reichhaltigen Geſprächen verdanke.

Als die Krankheit ihm noch nicht die volle Beweglichkeit ſeines Körpers geraubt hatte, war ſeine wechſelnde und reiche Mimik eben ſo bewunderungswürdig wie die Flexibilität ſeiner Sprache. Er würde, wenn er aufgetreten wäre, der größte Schauſpieler ſeiner Zeit geweſen ſein; und ſelbſt jetzt in ſeinem hohen Alter, wenn er von Gicht gelähmt, auf dem Stuhle ſitzt, wenn er mit der in ganz Europa bekannt gewordenen Virtuoſität ein Drama vorträgt, iſt es mir, als wäre die Schauſpielerkunſt in ihrer höchſten Bedeutung, während ſie auf der Bühne nur noch ein zweifelhaftes und ſchwaches Daſein friſtet, an dieſen Stuhl des alten Mannes gefeſſelt.

Es war der Geburtstag ſeiner Frau. Tieck war beſonders heiter geſtimmt, und wollte zur Feier des Tages ein Schauſpiel, und zwar allein alle Rollen darſtellen. Aber dieſes ſollte erſt erfunden werden. Er forderte mich auf, ein Thema zu geben, und ich ſchlug ihm vor, ein Stück zu erfinden und darzuſtellen, in welchem der Liebhaber und ein Orang-Outang die nämliche Perſon wäre. Ich konnte freilich bei der damaligen Richtung ſeiner Laune keine günſtigere Wahl treffen.

Tieck entfernte ſich etwa eine halbe Stunde. Die Zuſchauer — die Familie und wenige Freunde — nahmen ſitzend die eine Hälfte der Stube ein, die andere ſtellte die Bühne vor. Wir fanden uns, als er einen Monolog geſprochen hatte, in eine große Handelsſtadt verſetzt. Eine Menge Schiffe lagen vor uns. Am Hafen ging ein eben aus Afrika zurückgekommener Schiffs-Kapitain auf und nieder. Er hatte, wie wir aus ſeinem Geſpräche erfuhren, für einen alten Freund, der ein bedeutendes Naturalien-

Cabinet beſaß und von einer leidenſchaftlichen Sammlerluſt ergriffen war, eine Menge Naturſeltenheiten mitgenommen. „Ich möchte doch wiſſen,“ fragte er, „ob der alte Narr noch immer ein ſolcher Kosmopolit iſt, wie ſonſt?“ Während er ſo auf und nieder geht, kömmt ihm ein jüngerer Freund entgegen, der höchſt trübſelig ausſieht. Sie erkennen ſich, und der Capitain frägt, was ihn ſo armſelig ſtimme. „Biſt Du vielleicht verliebt?“ und der Liebhaber des Stükkes geſteht es. Der Capitain erfährt nun, daß ſein Freund eben die Tochter des überſchwänglichen Naturfreundes liebt und von ihr geliebt wird. Der Vater aber ſtellt ſich entſchieden gegen dieſe Verbindung, und hier fängt nun die Intrigue des Stückes an. Er ſchlägt dem unglücklichen Liebenden vor, ſich bei dem Alten von ihm als einen, in Afrika durch die Londoner afrikaniſche Societät ſorgfältig ausgebildeten und wohl erzogenen Orang-Outang vorſtellen zu laſſen. Die Scene verändert ſich. Wir ſehen den Capitain mit dem Alten im Geſpräch. Der luſtige Seemann lenkt allmälig die Rede auf den Haupt-Gegenſtand. Ein tiefer Witz drängt den andern. Zuletzt fängt er zum Erſtaunen des Alten von dem pädagogiſchen Inſtitute in Sierra Leona zu ſprechen an. Es wären nicht die Neger allein, auf welche der humane Engländer ſeine aufklärende Erziehung zu beſchränken ſuchte. Man hätte glückliche Verſuche mit allen europäiſchen Gemüſen angeſtellt; man wollte nun ſehen, wie weit die herrliche europäiſche Aufklärung in jene fremden Regionen eindringen könnte. Man dürfe bei dieſen wichtigen Verſuchen ſich nicht an den ſogenannten Menſchen binden. In den Wäldern liefen unraſirte Geſchöpfe, aufrecht gehend, herum. Sie ſchnupften; man hatte ſie dazu gebracht, was mit den Negern nur ſehr ſchwierig gelang, ſich anſtändig auf Stühle niederzulaſſen und Meſſer und Gabel zu brauchen. Camper hatte bewieſen, daß ihre Kehle vollkommen geſtaltet wäre, wie die menſchliche; alſo müßte die Sprache gebunden in der Kehle ſtecken, man dürfte ſie nur löſen. Es war allerdings ein mühſames Geſchäft; man konnte nicht läugnen, daß die meiſten Verſuche mislangen, und daß die nichtswürdigen Beſtien ſich faſt benahmen, wie unſer Volk, wenn man ſeine Poeſie und Religion ihm rauben will, um es mit der neueſten Aufklärung zu füttern; ebenſo widerhakig, eben ſo halsſtarrig. Aber mit einigen von dieſen Zöglingen gelang es doch, und er habe eben ein ſolches Muſter-Exemplar, einen hoffnungsvollen Jüngling, der ſo eben aus dem Orang-Outang-Gymnaſium entlaſſen, ſeine Examina ruhmvoll beſtanden habe, mitgebracht. Ein höchſt verſtändiger junger Mann. Zwar ſteckt ihm die Sprache noch immer etwas in der Kehle, aber wenn man genau hinhört, kommen vortreffliche Gedanken zum Vorſchein: von der menſchlichen Glückſeligkeit, von Akazien-Pflanzungen, Eichorien-Zucht, und was ſonſt zur Veredlung des Menſchengeſchlechts dienen kann. Man habe ihm zwar bis jetzt ſeinen natürlichen Pelz laſſen müſſen. Ein Ober-Sanitäts-Collegium in London ſolle erſt beſtimmen, in wie fern man ihn raſiren dürfe, ohne ſeiner Geſundheit zu ſchaden. Indeſſen könnte er ſich zeigen, und wäre hinlänglich bekleidet, um in einer anſtändigen Geſellſchaft von aufgeklärten Männern zu erſcheinen, die frei genug dächten, um ſich nicht durch eine Abweichung von der gewöhnlichen Tracht abſchrecken zu laſſen. Man gründe auf dieſen jungen Mann die größten Hoffnungen. Er ſolle in London die glücklich angefangene Bildung fortſetzen, um dann als aufgeklärter Volks-Erzieher alle Orang-Outangs aus den Wäldern zu locken, und durch Geiſt einzufangen und zu zähmen. Dieſer Orang-Outang wäre nun zwar äußerlich noch etwas ſeltſam, und, ſagte der Capitain, wer nicht ſo vorurtheilsfrei wäre, wie ſein Freund, dem würde er auffallen, durch ſeinen natürlichen Pelz wie durch ſeine ungelenke Sprache: er habe aber ein vortreffliches weiches Herz, ergieße ſich in Thränen, wenn man ihm etwas Sentimentales aus einem Kotzebueſchen oder Ifflandſchen Stücke vorleſe, und wäre überhaupt innerlich im Kerne ganz vortrefflich. Der Freund brannte nun vor Begierde, einen jungen Mann kennen zu lernen, der alle Schwierigkeiten einer widerſtrebenden Natur überwunden hatte und die ſogenannte Menſchheit über die bisher durch Vorurtheil fixirten Gränzen zu erweitern ſchien. Der verkleidete Liebhaber erſchien nun, ſprach wenig, halb brummend, aber ſeine Rede war voll der vortrefflichſten Gedanken, durchaus ſententiös und ſentimental. Nachdem er ſich entfernt hatte, ergoß ſich der alte Herr in die übertriebenſten Lobſprüche. Er erwartete von dieſer Erſcheinung eine bedeutende Epoche in der Geſchichte. Welche Erfahrungen, meinte er, könne man jetzt über die ſogenannte Thierheit erwarten, wenn ſolche gebildete Stämme ſich lehr- und geiſtreich über ihren früheren Zuſtand äußerten. Könnte nicht ein ſolcher junger Mann eine vortreffliche Schule errichten, in welcher Unterricht in dem Inſtinkt gegeben würde, und in vielen andern Vorzügen, welche die Thiere beſitzen, die Menſchen aber durch ihre Cultur verloren haben. Jetzt konnte nun der Capitain es wagen, ſeinem Freunde einen Vorſchlag zu machen, bei welchem dieſer freilich anfänglich ſtutzte. „Geben Sie Ihre Tochter dieſem ausgezeichneten Orang-Outang; er begegnete ihr auf der Treppe, als wir ins Haus traten. Er hat auf der Reiſe in großen Städten viele Frauen geſehen, die ihn bewunderten, ja entzückt über ihn waren und eine ſtille Herzensneigung kaum zu verbergen vermochten. Sie machten keinen bleibenden Eindruck auf ihn, obgleich er zu ahnen ſchien, was eines dieſer bezaubernden Geſchöpfe ihm zukünftig werden könnte. Als er aber Ihre Tochter ſah, rief er entzückt und von dem tiefſten Gefühle durchbebt, aus: Ach, welch ein herrliches Geſchöpf! Die Erſchütterung löſte eine Menge Haare von dem Pelze los, die auf der Treppe liegen blieben; die Stimme ward heller, die Augen glänzender, das ganze Geſicht verklärter. Ohne allen Zweifel iſt Ihre Tochter beſtimmt, die geiſtige Entwickelung zu vollenden, die wie eine Weiſſagung aus ſo vielen herrlichen Mährchen der Vergangenheit herausklingt und den Zauber der Liebe dem verſunkenen Geſchlechte darſtellen wird.“ Der Alte machte einige Einwürfe, aber der Capitain wußte ſie zu widerlegen. „Sie ſelbſt“, rief er aus, „würden unſterblich; die erſtaunlichſte Epoche, welche die Geſchichte erlebte, würde ſich auf immer an Ihren Namen knüpfen. Eilen Sie, ich beſchwöre Sie, theuerſter Freund, den großen Moment Ihres Lebens zu benutzen. Ihre Tochter wird glücklich ſein, wenn ſie die außerordentliche Bedeutung der Aufgabe ihres Lebens einſieht; es wird der Grund gelegt zu einer Generation, die alle Vorzüge der Thierheit mit den erhabenen und edlen Geſinnungen, die in unſeren Tagen ſich in der gebildeten Menſchheit zeigen, vereinigt.“ Es iſt mir nicht vergönnt, den Witz wiederzugeben, der mit der Leichtigkeit des Augenblicks hervortrat und die ganze Darſtellung durchdrang. Unſre Luſtſpieldichter könnten ſich glücklich ſchätzen, wenn es ihnen gegeben wäre, in einem ganzen Luſtſpiele einen ſolchen Reichthum des Witzes zu entfalten, wie ſich hier in einem jeden Auftritt entwickelte. Man kann ſich denken, wie das Stück endigt, die Tochter ſträubte ſich, gab endlich nach, und der Liebhaber verwandelte ſich in der That, nachdem die Ehe geſchloſſen war, aber auf eine Weiſe, die dem Vater nicht angenehm war. Er gab indeſſen nach, konnte aber die frühere Vorſtellung nicht ſobald los werden, und nannte unwillkürlich ſeinen aufgedrungenen Schwiegerſohn noch immer Herr Orang-Outang. Ich hatte nie etwas Aehnliches geſehen. Alle Perſonen ſtanden lebhaft vor uns. Der Fluß des Geſprächs ward nie unterbrochen; mit der Schnelligkeit der Gedanken waren die Perſonen verwandelt und vervielfältigt. Es war keinem Zweifel unterworfen, daß Tieck damals, in ſeiner Jugend, der größte Schauſpieler ſeiner Zeit war.

Dieſes Stück ward einigemal in engeren, freundſchaftlichen Kreiſen wiederholt, aber jetzt die Rollen vertheilt. Wir durften uns wohl erlauben, was dem Publikum gegenüber ein Aergerniß gegeben hätte. Das ſeltſame Ehepaar ward getraut, und mir ward die Rolle des Predigers zugetheilt. Tieck lobte die Fertigkeit, mit welcher die Floskeln aufgeklärter Prediger mir zu Gebote ſtanden, und das leere Pathos, mit welchem ich ſie vortrug: doch machten dieſe Vorſtellungen niemals den tiefen Eindruck auf mich, der mich ergriff, als das Stück erfunden und von Tieck allein aufgeführt wurde.

So lebte ich nun mit Tieck und Friedrich Schlegel einige Monate lang, und wir ſahen uns alle Tage. Was mir dieſe Zeit geworden, iſt ſchwer zu ſagen; denn der geiſtige Einfluß eines ſo bedeutenden Mannes läßt ſich nicht als etwas Vereinzeltes oder Geſondertes darſtellen; er bildet nicht ein bloß Mitgetheiltes: er wirkt anregend auf die eigenſte Natur. Wir fühlen uns nicht gefeſſelt durch ihn, wie durch etwas Fremdes, welches uns hinzugefügt wird. Was hervorgerufen wird, entſpringt aus uns ſelbſt, und je mächtiger der Einfluß iſt, deſto freier und ſelbſtändiger fühlen wir uns. Die Kunſt ſchloß ſich mir in dieſer Geſellſchaft reicher auf; ich lernte das Urſprüngliche von dem Abgeleiteten, das Einfache von dem Manierirten, die Natur der Kunſt von der Einſeitigkeit der Schule unterſcheiden. Die großen Dichterepochen der Italiener, der Spanier, der Engländer und der germaniſchen Vergangenheit traten mir nahe, ja ich ward in ihre Mitte verſetzt durch einen ihnen verwandten Geiſt. Ich erlebte dieſe blühenden Zeiten, ich genoß die bedeutende Vergangenheit, als wäre ſie eine reiche Gegenwart, und ſah einem jeden Tage mit Freuden entgegen.

Ich wohnte zwar nicht in Dresden, ſondern in Tharand. Aber mit Leichtigkeit und mit großer Freude durcheilte ich faſt jeden Morgen früh die ſchönen Thäler, die nach Dresden führen, und noch immer ruht für mich ein Zauber der heiterſten Erinnerung über dieſen, wenn ich ſie jetzt in meinem hohen Alter alljährlich wieder beſuche. Tieck wohnte damals in dem Garten des Heinrichſchen Bades. Ich gehörte wie zur Familie, die freundliche Frau erwartete mich täglich. Mit wenigen Schritten erreichten wir die Oſtra-Wieſe, mit ihren herrlichen Bäumen. Ich erinnere mich eines ſchönen Abends, als die Sonne glühend hinter den Bäumen unterging, und Tieck in dieſer mächtigen Erſcheinung das Vorbild Gottes, wie er ſich hinter dem glühenden Buſch dem Moſes offenbarte, zu erkennen glaubte.

Ein buntes Leben bewegte ſich um mich herum.

Mehrere Jahre hindurch hatte ich nun Deutſchland in den verſchiedenſten Gegenden durchſtreift. Die Leichtigkeit, mit welcher ich mich an Menſchen anſchloß, und an den drückenden oder günſtigen Verhältniſſen, die ſie quälten oder erfreuten, Theil nahm, hatte den Kreis meiner Bekanntſchaften faſt unglaublich erweitert. Hier in Dresden traf ich nun viele, aus allen Gegenden, wieder. Kaum ging ein Tag vorbei, wo ich nicht durch einen Bekannten oder Freund, der mir entgegen trat, überraſcht wurde. Wir erinnerten uns vergangener Tage, wir durchlebten mit Freude die gegenwärtigen, und jeder Augenblick bot einen neuen, heitern Genuß dar. Ich habe es erlebt, wie der Menſch in einem unendlich mannigfaltigen Reichthume der inneren und äußeren Ereigniſſe leben und ſich mit Freiheit, ohne Verwirrung, bewegen kann, wenn er auf eine geſunde Weiſe angeregt, ohne lähmende Einſeitigkeit und Beſchränktheit, ſich an alles Gute und Schöne, was ihm begegnet, unbefangen anſchließt. Unter denen, die ſich um mich verſammelten, waren auch einige, die mir näher traten. Mit dem noch lebenden Profeſſor Hartmann, der auch im Tieckſchen Hauſe erſchien, der mich als gedankenreicher Künſtler anzog, trat ich in eine genauere Verbindung, die auch ſpäter eine höhere Weihe erhalten ſollte. Bury, der mit großer Vorliebe und Glück gelungene Copieen ſeltener Gemälde von Leonardo da Vinci mit ſich führte und damals Raphaels Madonna copirte, ward mein Freund.

Aber auch eine Menge junger Künſtler ſchloſſen ſich mir an, die mehr gemüthlich als geiſtig productiv durch die neuere Zeit angeregt waren. Wie ich in Bamberg die Verirrungen, welche die Naturphiloſophie in der Arzneikunde hervorzurufen anfing, kennen lernte, ſo ſollte ich mit ähnlichen, mehr auffallenden und weiter verbreiteten Verirrungen der Poeſie bekannt werden. Es war die Zeit, in welcher die neuen ſüdlichen Dichtungsweiſen durch die glücklichen Verſuche der beiden Schlegel und Tiecks in Deutſchland einheimiſch wurden. Durch Voß und Goethe hatte man ſchon gelernt, die griechiſchen Hexameter mit immer größerer Sicherheit und Correctheit nachzubilden. Die Jamben waren, vorzüglich durch die Schillerſchen Dramen, den jungen Dichtern faſt natürlich geworden: jetzt verſuchte man ſich in Sonetten, Madrigalen und anderen ſchwierigen Formen. Es iſt in der That merkwürdig, mit welcher überraſchenden Leichtigkeit auch untergeordnete Naturen ſich auf einer ſolchen einmal eröffneten Bahn zu bewegen vermögen. Es war mir ſeltſam, wenn ich nun Gedichte hörte, (denn die jungen Dichter verſäumten nicht, wenn ihnen auch noch ſo mühſam ein Sonett gelungen war, es mir vorzutragen), welche aus der Ferne lieblich klangen und etwas Bedeutendes erwarten ließen. So oft ich auch getäuſcht wurde, ſo klangen mir dieſe Gedichte doch beim Vorleſen inhaltsreich, obgleich ich mir von dem Gehalte durchaus keinen beſtimmten Begriff zu bilden vermochte. Erſt wenn ich ein ſolches Gedicht ſelbſt durchlas und den mir bis dahin verſchleierten Inhalt kennen lernen wollte, entdeckte ich, daß es gewöhnlich völlig inhaltsleer war. Es iſt bekannt, wie im Anfange des Jahrhunderts dieſes Geklingel von allen Seiten ſich hören ließ. Die Gegner hatten nicht Unrecht, wenn ſie auf die Bedeutungsloſigkeit und Leerheit ſolcher Poeſieen aufmerkſam machten. Und dennoch darf man wohl behaupten, daß ſelbſt dieſe unreifen Verſuche nicht ohne günſtigen Einfluß auf die dichteriſche Sprache, ja ſelbſt auf die Bildung der Sprache überhaupt geweſen ſind.

Wo etwas geiſtig Mächtiges ſich regt, da drängt ſich immer eine Maſſe heran, und meint, auch Theil daran nehmen zu können. So wird die feſtgeſtampfte, fruchtbare Erde locker, wenn die lebendigen Pflanzenkeime ſich zu entfalten anfangen, und eben dadurch fähig, einen Lebensprozeß zu fördern, der ſich in ihr keinesweges zu entwickeln vermag.

Auf mich machten aber dieſe vergeblichen Verſuche einen höchſt traurigen Eindruck. Schmerzlich iſt mir beſonders die Erinnerung an einen jungen Mann. Es war ein Liefländer, B., der mich ſchon in Jena geſehen hatte, dort aber mir nicht nahe zu treten wagte. Ich erſchien ihm zu hart und abſprechend, und da ich mir meiner etwas weichlichen Natur und, wie mich oft ein unbedeutender Menſch, wenn er innerlich bewegt war, anziehen konnte, ſehr wohl bewußt war, ſo überraſchte mich dieſe Anſicht, als ich ſie erfuhr. B. beſuchte mich hier, und er wollte mit aller Gewalt ein Dichter ſein. Er arbeitete in Dresden an einem tragiſchen Drama. Das Thema gehörte der modernen romantiſchen Poeſie an. Es war aus der ſpaniſchen Geſchichte, in Jamben bearbeitet und ganz in Schillerſcher Manier. Wenn er einige Auftritte fertig hatte, eilte er zu mir, und war, wenn er ſie vorlas, überglücklich. Und in der That, mir ſchienen ſie höchſt wohlklingend und gewandt. Im Anfange erwartete ich ſelbſt etwas von dieſem Gedicht; das Außerordentliche, Tiefe und Bedeutſame wird, dachte ich, ſchon kommen. Ich lebte in einer ſchmerzhaften Spannung freundſchaftlicher Theilnahme. Allmälig wurde ein Akt nach dem andern fertig. Große Unglücksfälle häuften ſich, heftige Gemüthserſchütterungen drängten ſich, alle Perſonen des Dramas geriethen in Verzweiflung, aber das Bedeutſame wollte nicht zum Vorſchein kommen. Zuletzt war es mir, als wenn das Geiſtvolle, wahrhaft Tiefe, anſtatt durch die poetiſche Form enthüllt zu werden, durch den Wohlklang der Jamben und durch die Glätte des ſorgfältig polirten Metrums gefeſſelt würde, ſo daß es durchaus nicht zum Vorſchein kommen konnte. Je weiter das Drama gedieh, deſto entzückter war der Dichter, deſto mehr verſchwand von meiner Seite eine jede Hoffnung. Und als der arme B. mit einer gränzenloſen Freude mir den Schluß ſeiner Arbeit vortrug, erkannte ich leider, daß ſie völlig bedeutungslos war. Ich aber wurde nun von einem vernichtenden Gefühle ergriffen. Die Perſonen des Dramas waren mir völlig gleichgültig geworden, aber deſto mehr wuchs ein ſchmerzhaftes Mitleid mit dem armen Dichter. Die Natur ſchien mir grauſam, die ein ſo leeres Streben mit einer ſo überwiegenden Gewalt in eine menſchliche Seele hineinlegte. Eine jede Perſönlichkeit hatte für mich einen Werth, ich vermochte es nie, ſie aufzugeben, oder als etwas Nichtiges zu betrachten, ja meine Theilnahme wuchs, hatte ſie mich einmal angezogen, immer heftiger, je entſchiedener eine frühere Erwartung zu verſchwinden ſchien. Der junge Dichter war ſo überaus glücklich; der tiefſte Geiſt konnte, wenn ihm das herrlichſte Product gelungen war, keine größere Freude empfinden. Er fand ſich gehoben, er glaubte, eine bedeutende Stelle unter den Dichtern erworben zu haben: und ich erkannte, wie alles leer und armſelig war. Ich fühlte es wohl, daß es meine Pflicht wäre, ihm die Augen zu öffnen. Jetzt ſollte ich ihm nun wirklich, und zwar aus echter Freundſchaft ſo erſcheinen, wie ich ihm in Jena aus der Ferne als ein Fremder abſchreckend erſchienen war. Aber ich war zu ſchwach, ich vermochte es nicht. Allerdings konnte ich ſein

Entzücken nicht theilen, ja ich äußerte mich wohl zweifelhaft über Manches; aber der glückliche Dichter, in ſeine Freude verſunken, überſah den milden Tadel, und ich habe es wohl ſelbſt verſchuldet, wenn es ihm gelang, dieſen als ein Lob zu betrachten. Das Drama war fertig, ja gedruckt, es iſt mir abhanden gekommen, und ich erinnere mich nicht einmal des Titels. Ich brachte es Tieck. Trotz meiner eigenen Ueberzeugung ſuchte ich mich zu täuſchen. „Vielleicht", dachte ich, „wird der kundige Dichter einige Vorzüge entdecken, die Dir verborgen geblieben ſind. Tieck las eines Abends das Drama vor, und zwar mit der ſeltenen Virtuoſität, mit welcher er ſich in die Abſicht und die Eigenthümlichkeit des Verfaſſers hineinzuleſen vermag. Er wollte offenbar es ſo vortheilhaft vortragen, wie möglich, ja obgleich ich die Tieck'ſche Art genau kannte, ſo ward ich dennoch durch meine Theilnahme getäuſcht. Aber Tiecks Urtheil war ſo hart, als das meine.

Ich habe ſpäter gehört, daß der arme Menſch in eine pſychiſche Krankheit verfiel, ich habe ihn nicht wieder geſehen. Aber ich fühle fortdauernd Gewiſſensbiſſe über eine Schwäche, die ich mir nicht hart genung vorwerfen zu können glaube, und habe den Entſchluß gefaßt, dichteriſche Verſuche, wenn ſie nicht von einem durchaus entſchiedenen Talente unterſtützt werden, wo man mein Urtheil verlangt, ſchlechthin abzuweiſen.

Was von der Poeſie geſagt iſt, galt nun auch von der Kunſt, ja von der Religion. Auch die Wiederbelebung des künſtleriſchen, wie des religiöſen Gefühles fing um dieſe Zeit an bei der Maſſe der bewegten Jugend eine verzerrte Richtung zu nehmen. (Man erlaube mir, die Menge abgeleiteter, nicht urſprünglicher Naturen, die meiſt nur durch die Zahl Gewicht haben, Maſſe zu nennen.) Ich nenne Kunſt und Religion hier neben einander, weil ſie vereinigt dieſelbe karikirte Ausſchweifung theilten, und gegenſeitig ausbildeten. Auch hier hatte Tieck vorzüglich früher in Verbindung mit ſeinem Freunde Wackenroder die erſte Veranlaſſung gegeben. Wenn Göthe ſich gegen die „Herzens-Ergießungen eines kunſtliebenden Kloſterbruders“ und gegen „Sternbalds Wanderungen“ erklärt hat, ſo nahm er mehr Rückſicht auf die Folgen, die ſich bei der Maſſe äußerten, als auf die urſprüngliche Tendenz dieſer Schriften. Er hätte ſich von den Urtheilen, die er äußerte, um ſo mehr abhalten laſſen ſollen, wenn er an die Folgen, die „Werthers Leiden“ bei einer ähnlichen Maſſe veranlaßten, gedacht hätte. Wo Tieck das bewegte Leben auffaßte, da drängte ſich die Gewalt der Leidenſchaften hervor, und das einfachſte Mährchen, wie das Drama trugen ein tragiſches Gepräge. Tieck hatte ſich durch Friedrich Schlegel zu jener auseinander fließenden Art der Dramen verleiten laſſen, die, indem ſie eine Welt darſtellen wollen, eine kaum zu überſehende Mannigfaltigkeit des Versmaßes, wie der dargeſtellten Leidenſchaften und Ereigniſſe, herbeiführten. Genoveva und Octavian, beide reich an echter Poeſie, wurden eben dadurch formlos, und man muß es bedauern, daß Darſtellungen, die zu den ausgezeichnetſten der deutſchen Poeſie aller Zeiten gehören, ſich in Dramen verirrt haben, die wegen ihrer Form keinesweges als Muſter betrachtet werden konnten. Dieſes Unbeſtimmte des Ganzen hat viele in ſich vollendete Darſtellungen verſchlungen; aber ſelbſt was man tadeln konnte, war ein Erzeugniß des geiſtigen Reichthums; es war der hervorbrechende lebendige Trieb, der ſich nach allen Richtungen erging, und ſich in ſeinen erſten überſchwellenden Bildungen noch nicht zuſammen zu faſſen vermochte. Doch trug eben dieſe Ueberſchwänglichkeit dazu bei, untergeordnete Gemüther, indem ſie heftig bewegt wurden, zu gefährlichen Verirrungen zu verleiten. Weniger tadelnswerth erſchienen jene oben genannten Schriften, die ſich mit der Kunſt beſchäftigen, und hier erſchien nun bei Tieck auf eine entſchiedene Weiſe ein merkwürdiger Gegenſatz gegen die düſter tragiſche Anſicht. Wo das Leben eine ruhige Geſtalt gewonnen hatte, ſchwiegen die Leidenſchaften, die ſich gegeneinander erhoben und vernichteten, und die unendlichen Wünſche und Hoffnungen, die nicht erfüllt werden konnten, ſich dort nicht zu geſtalten vermochten, umgaben das beſtimmt Gebildete als eine milde Sehnſucht. In der ſtillen Treue, in der Demuth der Geſinnung, in der einfachen Aeußerung einer tiefen Andacht, die allen Prunk vermied, wie ſie ſich in der älteren deutſchen und niederländiſchen Kunſt darſtellte, erkannte man jene ſtille, ſanfte und ruhige Richtung des Daſeins, durch welche die Geſchichte ſelbſt die Sinnlichkeit nicht verdrängte, aber reinigte und verklärte. Man darf nicht vergeſſen, daß die Kunſt ſich ganz in Aeußerlichkeiten, in der Manier der Schulen verloren hatte, daß ſie ſich nur wieder zu erzeugen vermochte, indem ſie ſich in ihren eigentlichen Urſprung zurückzog, um aus ihrer Urquelle hervorgehend, ſich wieder zu geſtalten. In dieſer Rückſicht, indem die Nothwendigkeit erkannt wurde, daß der künſtleriſche Sinn ſich zur Geſinnung ſteigere, muß man behaupten, daß jene Schriften von großer Bedeutung geweſen ſind. Sie haben die Kunſt, als dieſe ihrem Untergange nahe war, gerettet, und enthalten ein Element, welches durchaus nicht mehr entbehrt werden kann. Sollte es der abſoluten Kritik gelingen, es ganz zu vernichten, dann würde ohne allen Zweifel die Kunſt wiederum ihrem Untergange entgegen gehen.

Die künſtleriſchen Bildungen der niederländiſchen und deutſchen Schule des ſechzehnten Jahrhunderts enthalten freilich etwas Dürftiges; ſie ſind der einfachen Frömmigkeit zu vergleichen, die, indem ſie ſich von einer mannigfaltig verlockenden Umgebung zurückzieht, nicht allein in einer herben Form erſcheint, ſondern auch in eine einſeitige Beſchränktheit verfällt. Aber ſie enthalten die Keime aller Richtungen, den Anfang eines neuen Lebens in der ſtummen und ſtillen Geſtalt, und zwar in einer Reinheit, die ſich dort ſo wenig wie hier in der reicheren Entwickelung zu erhalten vermag. Freilich erſcheint dieſe Zurückgezogenheit greller, ja dem weltlichen Sinne abſtoßender, in einer Kunſt, die ſich der Sinnlichkeit ganz ergeben, dieſe beherrſchen ſoll, aber ihr nie entſagen darf. Allerdings iſt die Kunſt eine Welt unendlicher Mannigfaltigkeit. Nicht die Gegenſtände, mit welchen der Künſtler ſich beſchäftigt, beſtimmen den Werth, ſondern die Darſtellung derſelben. Der erhabenſte Gegenſtand vermag eine unreife Darſtellung nicht zu veredeln, während der geringſte, ja gemeinſte, durch die Vollendung in der Kunſt einen bleibenden Werth erhält. Aber dennoch wird das Lebensprincip, welches alle Formen der Kunſt trägt und veredelt, in der weiteſten Ausdehnung derſelben eine neue Schöpfung enthält, und allen Aeußerungen derſelben einen gemeinſchaftlichen Werth ertheilt, vorzüglich in ihren höchſten Lebensäußerungen erkannt. Und ſo gewiß es iſt, daß kein Bild aus der bloßen, nackten, in ſich verſunkenen und grübelnden Geſinnung entſtehen kann, ſondern mühſam erlernt werden muß, mit dem widerſtrebenden Stoffe kämpfen ſoll, der nur durch

Anſtrengung überwunden wird, ſo entſchieden iſt es auch, daß, wo jenes höchſte Lebensprincip fehlt, jener göttliche Odem der Kunſt verhaucht, alle Gegenſtände, ſelbſt die ſcheinbar entfernteſten die höhere Weihe verlieren, durch welche allein ſie ihren Werth erhalten. So vermag, wo eine geiſtig mächtige Geſtalt hervortritt, die edle Eigenthümlichkeit ſich nicht allein in den Geſichtszügen abzuſpiegeln, ſie theilt dem ganzen Leibe eine Würde mit, und prägt ſich in der Bewegung und Harmonie des unſcheinbarſten Gliedes aus. Wo nun ein neu erwachter Sinn ſich zur Geſinnung zu erheben bemüht iſt, da enthält dieſe eine Unendlichkeit möglicher Darſtellungen in ſich, und die Begeiſterung, ſich täuſchend, überſieht den ſchwierigen Weg, der von der bloßen anſchauenden Möglichkeit zur Wirklichkeit führen ſoll. Ich möchte dieſe Verirrung den Chiliasmus begeiſterter Künſtler nennen. Die Maſſe der damaligen Künſtler hat alles Heil in dieſer leeren Begeiſterung geſucht, ſo daß die Geſetze der Schönheit, wie ſie uns die Griechen überliefert haben, und die ſich ein ewiges Recht erwarben, den Thoren wohl gar als ein Heidenthum erſchienen, welches unter jeder Bedingung verſchmäht werden müßte. Ein

Heer von Künſtlern entſtand, und eine gemeinſchaftliche Betäubung ſchien alle ergriffen zu haben; aber auch die Menge der Kunſtfreunde, die ſich in dem nämlichen Sinne zu bilden ſuchte, wuchs zuſehends, und mit den modernen Künſtlern vereinigt, bildete ſie die Menge der katholiſchen Proſelyten, die auf eine bedenkliche Weiſe zunahm. Allerdings war Rom die Hauptſtätte dieſer Verirrung, aber als die zweite muß Dresden genannt werden; den Wenigſten war es wohl Ernſt. Die katholiſche Muſik ward nun über Alles erhoben, die größten Componiſten wurden verſchmäht, ſchon weil ſie Proteſtanten waren. Leo, Pergoleſe hörte man allenthalben bewundern, Händel und Sebaſtian Bach wurden damals kaum genannt. Dieſe ganze Richtung war der Sinnlichkeit zugewandt; die Religion verſank, eben weil ſie von einem leeren, überſchwänglich geiſtigen, völlig unbeſtimmten Ideale ausging, in jene. Es war nicht die friſche Sinnlichkeit, die aus ſich heraus ein Höheres darſtellen wollte. So geſtaltete ſich das Ideal der Weiblichkeit, als das Höchſte und Anbetungswürdigſte, und die Madonna verdrängte den Heiland. Aber ſie ſollte ſichtbar werden. Die Kunſt, die ſie in einer früheren Zeit erzeugt hatte, ſollte ſie in einer erneuerten wieder erzeugen. Die Verirrten erwarteten Alles von der Kunſt, und die Künſtler fingen an, ſich in ihrer eigenen Erhabenheit abzuſpiegeln. Der Erlöſer wuchs nie aus den Kinderjahren heraus; nur von der Madonna getragen, hatte er eine Bedeutung. Ein jeder Künſtler glaubte der Glückliche, Berufene zu ſein, dem es gelingen würde, die erhabene Geſtalt, vor welcher alle Kniee ſich beugen müßten, durch den Zauber der Begeiſterung ins Daſein zu rufen. Es war nicht die Zeit, die eine dauernde Schöpfung hervorrief, nur der Rauſch, der dieſer voranging, und auf eine Epoche hindeutete, die noch nicht erſchienen iſt. Der echte Katholik konnte mit dieſen Neophyten einer unreifen Begeiſterung kaum zufrieden ſein. Viele wurden katholiſch aus durchgeführter Proteſtation gegen den Proteſtantismus, als eine Art Hyper-Proteſtanten.

Mir war dieſe Zeit eine ergötzliche. Gegen die einſeitige Verirrung war ich theils durch meine Natur, die durchaus eine proteſtantiſche iſt, theils durch meine Studien, vor allem dadurch geſchützt, daß ich mit dem Manne lebte, der ſie wider ſeinen Willen veranlaßt hatte, und deswegen nicht theilte. In einer Rückſicht täuſchte ich mich allerdings. Ich glaubte damals durchaus nicht, daß hinter dieſem lockeren Spiele irgend eine ernſte Geſinnung läge. Die vielen begeiſterten Künſtler, die mich umgaben, würden, dachte ich, wohl verſtändig werden. Hatte ich doch ſo viele überſchwängliche junge Dichter gekannt, die ſpäter kaltblütige, nüchterne Männer geworden waren, ja geſchickte, tüchtige Beamte. Der größte Theil, meinte ich, wird wohl die Kunſt, die ihnen zu viel verſprochen hatte, um irgend etwas leiſten zu können, verlaſſen, und der angeflogene Katholicismus wird dann auch vergehen. So erſchien mir, was ſo viele junge Männer betäubte, als ein luſtiges Spiel, durch welches das bunte reiche Gewühl inhaltsvoller, ja bedeutender ward. Dieſe Diſſonanzen verwandelten ſich in Accorde der erhabenen Muſik, die um mich herum tönte. Es war nicht allein die Gegenwart, die in dieſer Richtung mir ſo hoffnungsvoll erſchien, es war eine verkannte Vergangenheit, die ſich für mich bedeutungsvoller aufſchloß. Die herrlichen Kirchen, und die begabte Zeit, die ſie zu bauen vermochte, ſtanden vor mir. Die

Prieſter in ihrem Ornate, die Andächtigen in ihren Aufzügen, das erhobene, angebetete Kreuz, als die Signatur der Zeit, umgaben mich. Ritterliche Liebe und mächtige Kämpfe verklärten das Leben. In den Gebirgsſchluchten, in den dichten Wäldern, über die ſonnebeſchienenen Felder ertönten die Geſänge. Auf den hohen Burgen herrſchte die rohe, aber geſunde Kraft; in den freien Städten bildete ſich, durch heitere Betriebſamkeit in Bewegung geſetzt, eine tüchtige Bürgerſchaft. Fürſten und Große ſtritten in bedeutungsvollen Kriegen; Kaiſer und Papſt ragten in der Architektonik einer friſchen reichen Zeit, als die Thürme eines erhabenen Münſters, hervor, deſſen Pfeiler durch Bürger und Adel, durch Fürſten und hohe Geiſtlichkeit gebildet waren.

„Und wenn nun alte Zeiten jung werden“, „wenn es fern im Oſten hell ward“, wenn in der glühenden Morgenröthe die edelſten Geiſter der vergangenen Zeiten ſich erhoben und ein Geſpräch führten, inhaltsvoll und tief; wenn ich die Geſpräche belauſchte, wenn aus der harten, wie zertrümmerten Sprache, die ich um mich hörte, die tiefere erſcholl, die nicht laut werden konnte, aber ihre Stätte fand in der edlen Poeſie aller Völker, und klar und heiter aus den ſchönſten Zeiten in Deutſchland, Italien, Spanien und England herausklang; wenn hinter den heftigſten Kämpfen der Friede, hinter dem bitterſten Haß die Liebe ſich barg, — dann blieb die Natur nicht wie ein Bodenſatz, dem bloßen ſtarren Geſetze preisgegeben, ein Todtes, ohne lebendige Entwickelung. Es regte ſich in ihren dunkelſten Tiefen; das Erſtarrte ward innerlich bewegt, das ſcheinbar Todte belebt, und Alles deutete auf ein Höheres, aber auch auf das ſtille eigene Leben. Ich finde keinen Ausdruck für die Luſt, die mich durchdrang; die Ironie, die ſich unbefangen äußerte, und ſelbſt das Höchſte nicht anzugreifen ſcheute, verbarg innerlich keine Bitterkeit; ſie war das Spiel eines heiteren Kindes, welches ſich in ſeinem Beſitze geſichert und ſelig fühlt. Ein jeder Tag, ich darf es behaupten, gab mir neue wunderbare Luſt; das unbedeutendſte Geſpräch nahm unwillkürlich eine ernſtere, bedeutendere Wendung; Alles drängte ſich wie beflügelt dem Höchſten zu. Es war der Odem des lebendigen Gottes, der mich durchbebte.

Oft wenn ich noch jetzt in meinen alten Tagen in ein Haus trete, wenn ich ſehe, wie die gebildete Welt geneigt iſt, ein bedeutenderes Leben um ſich zu verſammeln, die Wände mit Bildern aus der vergangenen Zeit geſchmückt ſehe; wenn ich die Sprache ſelbſt ſich um die tiefſten Geheimniſſe des Lebens leichter, klangvoller bewegen höre; wenn ich die erhabenſte Muſik einer beſſeren Zeit vernehme, und dann dieſes Alles mit der Dürftigkeit vergleiche, die früher herrſchte: ſo erkenne ich die lebendige Quelle dieſes Lebens, ſelbſt halb verſiegt, wie ſie in der Gegenwart eine ermattete Zeit durchdringt, friſch und mächtig, wie ſie hervorquoll im Anfange des Jahrhunderts. Ja ich darf mir ſagen: was das jetzt lebende Geſchlecht kaum zu faſſen vermag, was es überſättigt abweiſen möchte, der verborgene Reichthum des poſitiven Geiſtes, der wohl unterdrückt, aber nie vernichtet werden kann, wie er gewaltig ſich damals ausſprach, hatte mich Glücklichen ergriffen. Eine ſolche Erinnerung verlöſcht, eine ſolche Zeit vergeht nie.

Unſer Jahrhundert hat ſich ſchon in ſeiner erſten Hälfte das kritiſche genannt. Das vorige Jahrhundert, als es zu Ende war, (und zwar recht eigentlich, ſowohl innerlich als äußerlich) ließ ſichs gefallen, nach dem genannt zu werden, was es am wenigſten beſaß. Es wird das philoſophiſche genannt. Der beſondere Geiſt der Zeit verſchwindet, wenn er genannt iſt, wie die Geiſter in der Zauberwelt der Mährchen. Iſt der kritiſche Geiſt unſerer Zeit im Verſchwinden, da er in jeder Stunde ſich ſeinen Namen zuruft? Er wollte wiſſen, was er beſaß, er unterſuchte den überſchwänglichen Reichthum, der ihm gegeben war, und entdeckte, daß ſein Beſitz ein Nichts war; er mußte von vorn anfangen. Ich Armer fühle mich fremd in dieſer Welt, und zwar durch den Reichthum meiner Jugend; ich beſitze noch Alles, und das will Keiner verſtehen. Wunderlich iſt mir zu Muthe, wenn mir als neue Belehrung, die ich zu erwägen habe, kritiſche Gedanken entgegenkommen, die damals faſt trivial waren. Sie führen das jetzige Geſchlecht zu dem Nichts. Mir löſte ſich ſchon damals der nebelhafte Zweifel in den ewigen Glanz des Lichtes und der Liebe auf.

Ich habe oft die Frage hören müſſen, wie es möglich wäre, daß ich nicht als Dichter hervortrat. Man meinte, ich wäre einer; ich ſelbſt bin geneigt, es zu glauben; aber das Gedicht, welches mir vorſchwebte, würde ein Epos des Alls ſein, und die Geſchichte erſtirbt an der Ausarbeitung dieſes Gedichtes; wie ſollte ein beſchränkter Menſch es darſtellen können? Der geborne Dichter hat ſeine Freude an der Darſtellung; er iſt gleichgültiger in der Wahl des Gegenſtandes. Mir war der Gegenſtand jederzeit zu mächtig. Doch wenn die Seligkeit des Dichters darin beſteht, daß der ganze Gegenſtand bei einer jeden, auch ſcheinbar engen, Darſtellung ihn durchdringt, ſo habe ich ſie gefühlt wie wenige. Es war indeſſen natürlich, daß auch ich verleitet wurde, mich mit poetiſchen Verſuchen abzugeben, und dieſe Verſuche mögen zum Beweiſe dienen, wie wenig ich doch im ſtrengen Sinne Dichter genannt werden kann. Jedesmal, wenn ich zu dichten verſuchte, drängte ſich mir ein Thema ſo tiefer und unendlicher Art auf, daß die Darſtellung unmöglich war. Und was ſich in eine Form etwa fügte, ſchien mir gering und bedeutungslos.

Jene räthſelhafte Begebenheit, die ich aus meinem Vaterlande mitgebracht hatte, die Göthe erſchütterte, als er ſie vernahm, die Schelling in Terzinen behandelte, ſchien mir mein Eigenthum zu ſein, und ich bemühte mich eine lange Zeit hindurch, es als ein Drama zu behandeln. Bekanntlich wird nach dieſer Erzählung ein Prediger, in einer öden, kahlen Gegend wohnend, genöthigt, in der Nacht in einer Kirche, die allein von einem untergegangenen Dorfe übrig geblieben, aus dem zerſtörenden Flugſande herausragte, ein Brautpaar zu trauen. Ein fremdes Volk, eine unbekannte Sprache redend, iſt an der öden Küſte gelandet; es erfüllt die Kirche; wider ſeinen Willen muß der Prediger die Trauung verrichten. Er wird zur Kirche hinausgeſtoßen; das fremde Volk ſchifft ſich ein, aber man findet die Braut in der Kirche ermordet. Das unauflösliche Räthſel dieſer Erzählung ſollte angedeutet, nicht gelöſt werden. Aber einen Himmel klarer und religiöſer Geſinnung wollte ich durch den Prediger, einen Abgrund titanenhafter, hölliſcher Verirrung durch den Bräutigam darſtellen. Der Plan ward mir nie überſichtlich klar. Die Fragmente des Drama's ſind meiſt aus meinen Papieren verſchwunden; dennoch hat dieſer Verſuch mich ſo lange und anhaltend beſchäftigt, daß er einen weſentlichen Theil meines damaligen Lebens ausmachte.

Was mir an dieſem Fragment beſonders merkwürdig erſcheint, iſt die Perſönlichkeit des tragiſchen Helden. Es iſt die nämliche, die mich dreißig Jahre ſpäter beſchäftigte, als ich Malcolm ausarbeitete. Ich kann betheuern, daß ich, während ich Malcolm ſchrieb, an dieſes Fragment nicht dachte; keine bewußte Erinnerung aus jener früheren Arbeit reichte in die ſpätere Zeit herein. Wie erſtaunte ich daher, da ich in dieſen Fragmenten, als ich ſie jetzt, ſeit faſt vierzig Jahren wieder durchlas, das Thema der neuen Novelle wieder erkannte. Ja einzelne detaillirte Züge fand ich wieder. Und ſo hatte das Bild einer bedeutenden Perſönlichkeit mich, ohne daß ich mir es bewußt war, in dieſer langen Zeit begleitet.

Nur ein kurzes Fragment, ein Gebet des Predigers, knieend ausgeſprochen, eben in dem Moment, als die zwei fremden Männer eintreten, die ihn drohend zwingen, nach der entfernten Kirche mitzugehen, mag noch hier ſtehen.

'S iſt eine ſchöne, ſtille Nacht,
Nur ſehnſuchtsvolle Wehmuth wacht.
Alles ruht um mich herum.
Das ſchwirrende Luftgeräuſch iſt ſtumm.
Es wirft der Mond ſo ſchön und helle
Den lichten Glanz auf jede Welle.

Die ſtillen Sterne freundlich blinken
Und ſcheinen uns hinauf zu winken.
Ich möchte ſchnelle zu euch eilen,
Muß leider noch hier unten weilen,
Blick' zum Gotte trüb' und ſtille,
Durch die ſchwere ird'ſche Hülle,
Von dem ſchönen Himmelsbogen
Ungern noch hinabgezogen.
Hör', o Chriſt, Du einzig Wahre,
Was mein tiefes Schmachten ſpricht,
Wäg' die vielen trüben Jahre
Und die treuerfüllte Pflicht,
Sieh' auf meine grauen Haare,
Auf die Runzeln im Geſicht.
Nur die Augen ſind noch klare
Von dem ſchönen Himmelslicht.
Leg' den Körper auf die Bahre,
Vor der Stunde graut mir nicht,
Daß der Geiſt zum Himmel fahre,
Wenn die ird'ſche Hülle bricht,
Und dein Glanz ſich offenbare,
Gnadenvoll durch das Gericht.

Wenn die Leichtigkeit, die Sprache metriſch zu behandeln, ein weſentliches Moment der Dichtkunſt ausmacht, dann darf ich mich offenbar nicht Dichter nennen. Ein metriſches Gedicht zu verfertigen, hat mir von jeher außerordentliche Mühe gekoſtet, und es wäre ſeltſam, wenn die Spuren dieſer Mühe nicht dem Gedichte ſich aufprägen ſollten. Die proſaiſche Form erlaubt der dichteriſchen Darſtellung eine größere Ausdehnung. Die Reflection kann, ja darf ſich hinter der Geſtaltung verbergen und aus dieſer hervorblicken, mit ihr innig verbündet. Daher ſchließt die einzelne Form nicht ab und das Metriſche der Darſtellung umfaßt das Ganze, unhörbar, jeden einzelnen Zug in den Rhythmus der vollendeten Geſtaltung hineinbildend. Wir werden niemals durch die Sorgfalt für das Einzelne von dem Ganzen abgezogen, und das proſaiſche Gedicht iſt eben durch dieſe Gewalt, welche ein großes, reichhaltiges, viele, ja alle Momente des Daſeins umfaſſendes Thema ausübt, von dem metriſchen Gedicht unterſchieden. Wo daher ſolche allſeitige Gedichte den Gegenſtand ausmachten, wurden ſelbſt die vorzüglichſten Dichter gezwungen, eine proſaiſche Darſtellung zu wählen. Die Epochen dieſer Dichtung fingen bekanntlich mit Cervante's Don Quixote an, und er iſt der Meiſter in dieſer Hinſicht geblieben. Es wird dem Leſer, der meine innere Bildung verfolgt hat, ohne Zweifel von ſelbſt einleuchten, warum ich, wenn gleich erſt in ſpäteren Jahren, es wagen konnte, als proſaiſcher Dichter hervorzutreten, obgleich ich nie ein metriſcher geworden bin.

Die letzte Zeit in Deutſchland. Rückkehr nach Dänemark.

Ich brachte, wie ſchon geſagt, den Schluß des vorigen Jahrhunderts in Jena, die Neujahrs-Nacht aber in Weimar zu, und muß noch bemerken, daß ich den Streit hörte, der ſich, wunderbar genug, alle Jahrhunderte zu erneuen pflegt, ob man mit Null zu zählen anfangen könne; das alte Jahrhundert alſo mit Null abſchließe oder das neue mit Null anfange. Es iſt ſeltſam genug, wie man immer von Neuem, bloß durch die Veränderung der Ziffern verleitet, den Schluß für den Anfang anſehen und vergeſſen kann, wie die Null ja nur durch die Einheit ihre Bedeutung erhält. Es fehlte damals nicht an Betrachtungen darüber, wie ja auch der abſolute Denkprozeß in ſeiner leeren abſtracten Form mit der Null vorangehen wollte, und in dieſer Rückſicht das Jahrhundert mit ſeinem Schluſſe anfange. Dieſes Experiment 'ohne Anſchauung zu denken, hat ſich bis jetzt ſo ausgebildet, daß man das Jahr 1840 wol 04 ſchreiben könnte. Es ward damals eben ſo die Empfindung rege, die in dem äußeren Fortgange der Zahl einen inneren erkennen wollte. Da war es mir nun im höchſten Grade merkwürdig, ja lächerlich, wie die Anhänger der Null, als Anfangspunkt des Jahrhunderts, obgleich ſich weder in uns, noch um uns irgend etwas verändert hatte, dieſer merkwürdigen tiefen Empfindung, als die Uhr „mit zwölf bedächtigen Schlägen Mitternacht ankündigte“, um ein Jahr zu früh unterlagen. Die Majorität erklärte ſich verſtändiger Weiſe für den Anfang des Zählens mit Eins. Die Nulliſten wurden überwunden und mußten ſich zum zweitenmale für dieſelbe Empfindung einrichten.

Den wirklichen Anfang des Jahrhunderts verlebte ich, wie ſchon geſagt, mit meinen Jenaer Freunden, und zwar in Weimar auf einer Maskerade, durch den Hof veranſtaltet. Man erlaube mir, dieſe Nacht hier nachträglich noch hervorzuheben. Ein wohlgeordneter, von Göthe entworfener Aufzug machte den Anfang. Später fing der Maskenball an und die verkleideten Tänzer bewegten ſich ungezwungen durch einander. Ein Maskenball, wenigſtens wie er hier in Norden ſtattfindet, hat mich niemals ſonderlich angezogen. Der Maskirte iſt zu reflektirt, er vermag es nicht, ſich einem gegenwärtigen Zuſtande bewußtlos hinzugeben, und eben weil er ſich beſtrebt, was er erſcheinen ſoll, möglichſt getreu darzuſtellen, bewegt er ſich ungelenk und ungeſchickt, und man ſieht ihm die Befangenheit an; und dieſes iſt noch der beſſere Fall. Die meiſten willkürlich Maskirten haben irgend ein Koſtüm aus dem Trödel aufgerafft und ſich hineingeſteckt, ohne nur zu wiſſen, was es bedeutet. Nun werden ſie ſichtbar gequält durch das Bewußtſein, daß ſie aus dem gewöhnlichen Zuſtande herausgerückt ſind, und man ſieht ihnen das Peinliche ihrer Lage an. Daher iſt die eigentliche wahre Maskerade, wo das Volk ſelbſt aus allen gewöhnlichen Verhältniſſen heraustritt und ſich in einer phantaſtiſchen Welt heimiſch fühlt, in den nördlichen Ländern undenkbar. Sie iſt hier nothwendig eine einſtudirte, ſie beſteht aus Aufzügen, die freilich, je ſorgfältiger ſie eingeübt ſind, einen deſto größern und eigenthümlichen Werth erhalten. Und wenn die Aufzüge beendigt ſind und die Theilnehmer derſelben in ihrem Koſtüm tanzen, wurde ich an die Abendmahlzeit in Borup's Geſellſchaft erinnert, wenn wir in unſeren Rollen-Anzügen nach beendigtem Schauſpiel uns zu Tiſche ſetzten. Die fremdartige Kleidung hatte dann völlig ihre Bedeutung verloren.

An jenem Abend nun trieb ich mich eine Zeit lang mit den Freunden in dem Saal herum, und die herrſchende Verwirrung würde unleugbar die größte Langeweile erzeugt haben, wenn nicht eine Maske unſere Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen hätte. Es war ein altes Weib, welches ſich mit unermüdlicher Redſeligkeit an einen Jeden drängte. Sie ſchien mit Allen bekannt, berührte mit geiſtreicher Leichtigkeit ſelbſt innere Familienverhältniſſe und ſprach faſt mit gleicher Fertigkeit alle Sprachen, deutſch, franzöſiſch, engliſch, italieniſch. Schelling ſprach die Maske lateiniſch an, ſie antwortete in dieſer Sprache, obgleich die deutſche Ausſprache des Lateiniſchen ihr Mühe zu koſten ſchien. Ich wollte ſie in Verlegenheit ſetzen und ſprach ſie auf däniſch an. Nicht ich allein, ſondern auch die Umherſtehenden erſtaunten nicht wenig, als ſie mir auch in dieſer Sprache antwortete; zwar ungeſchickt, doch völlig verſtändlich. Auch mit meinen Verhältniſſen ſchien ſie bekannt und es fehlte nicht an treffenden und geiſtreichen Anſpielungen. Als die allgemeine Aufmerkſamkeit den höchſten Grad erreicht hatte und man ſich an die Maske hinandrängte, um auf jede Weiſe zu entdecken, wer ſie ſei, war ſie verſchwunden. Jetzt blieben nur Hypotheſen übrig und man erſchöpfte ſich in Vermuthungen. Die wahrſcheinlichſte blieb immer, daß es ein junger Engländer war, aus dem Inſtitut des bekannten Emigranten Mounier. Ein ſolcher konnte ſich wohl früher in Kopenhagen aufgehalten haben.

Nach Mitternacht zogen Göthe, Schiller und Schelling ſich in ein Nebencabinet zurück. Ich durfte von der Geſellſchaft ſein. Einige Boutelllen Champagner ſtanden auf dem Tiſch und die Unterhaltung ward immer lebhafter. Da fiel mir, der ich mit meiner nordiſchen Virtuoſität nüchterner blieb, als die alten Herren, die Veränderung auf, die mit zwei ſo bedeutenden Perſönlichkeiten vorging. Göthe war unbefangen luſtig, ja übermüthig, während Schiller immer ernſthafter ward und ſich in breiten doctrinären, äſthetiſchen Explicationen erging; ſie hatten die größte

Aehnlichkeit mit ſeiner bekannten Kritik über Klopſtock, und er ließ ſich nicht ſtören, wenn Göthe ihn durch irgend einen geiſtreichen Einwurf in ſeinem Vortrage zu verwirren ſuchte. Schelling behielt fortdauernd ſeine ruhige Haltung, ich konnte ihm kaum eine Veränderung anmerken. Der Arzt Hufeland war eben im Begriff, einem Rufe nach Berlin zu folgen. Er trat etwas ſpäter herein, und ſo beliebt der treffliche Mann war, ſprach ſich doch die Abneigung gegen Preußen ziemlich unbefangen aus, und er ließ ſich's gutmüthig gefallen, Gegenſtand unſerer Scherze zu ſein.

Dieſe Nacht iſt mir um ſo wichtiger geworden, weil ich bald darauf in Freiberg erfuhr, welche bedenkliche Folgen dieſer Abend für Göthe gehabt hat. Er unterlag zum erſtenmal, wenn ich nicht irre, in ſeinem Leben einer bedeutenden Krankheit, und der Gedanke an ſeinen bevorſtehenden Tod, der ihn ſpäter, wenigſtens mehrere Jahre hindurch, gequält hat, war eine Folge dieſer Krankheit. Ich hatte den Wagen, der mich in der Nacht nach Auerſtädt bringen ſollte, beſtellt, Alles im Gaſthofe abgemacht, meinen Domino, der Verabredung gemäß, abgeliefert und fuhr, unmittelbar von dem Ballſaal, einſam in der ſtillen Nacht nach Auerſtädt, wo ich Lampadius traf, um mit ihm nach Freiberg zurückzufahren.

So heiter in einer ſo bedeutenden Umgebung habe ich den Anfang des neuen Jahrhunderts begrüßt. In ſtiller Einſamkeit erlebte ich den Schluß des Jahres in Tharand. Und wenn ich nun das verfloſſene Jahr überblickte, mußte ich wohl geſtehen, daß es zu den reichſten gehörte, die ich erlebte. Auch in einer anderen Rückſicht war mir dieſes Jahr wichtig. Reichardts Tochter, damals ſiebzehnjährig, kam mit ihrer Großmutter nach Dresden, ihre Tante, Tiecks Frau, zu beſuchen; ſie ward ſpäter meine Frau. Ihre Großmutter war die Witwe des Hamburger Paſtors Alberti. Er iſt in der deutſchen Literatur durch Schriften, Predigten und religiöſe Betrachtungen bekannt, mit welchen die Orthodoxen nicht ganz zufrieden waren. Der Hauptpaſtor an derſelben Kirche in Hamburg war der durch ſeinen Streit mit Leſſing bekannt gewordene Götze. Dieſer Mann war mir um deſto merkwürdiger, weil ſeine ſtarre, liebloſe und finſtere Orthodoxie einen grellen Gegenſatz bildete, der heiteren Naturbetrachtung ſeines Bruders gegenüber. Der letztere war der fröhliche Lehrer und Begleiter meiner frühen Jugend; auch Prediger, wie ſein Bruder; aber ich konnte ihn mir immer nur als einen milden, freundlichen Mann denken.

Der Hamburger Hauptpaſtor hatte ſeine Gemeinde gegen Alberti aufzuhetzen geſucht; deſto inniger ward er von einem bedeutenden Theil derſelben, beſonders von den Gebildeteren geehrt und geliebt. Mit Leſſing lebte Alberti in inniger Freundſchaft, und daß, ſo unzufrieden Götze mit ihm war, ſeine Geſinnung doch eine echt chriſtliche genannt werden mußte, beweiſt ſchon die Art, wie Claudius ſeiner erwähnt.

Alberti war ein ſehr heftiger Mann, und die fortdauernden gehäſſigen Angriffe ſeines Gegners haben wohl ſeinen Tod beſchleunigt. Er ſtarb in ſeinen beſten Jahren, und hinterließ eine Menge Kinder, unter welchen zwei Söhne, die in Preußen ſich auszeichneten, und ein dritter, ein heiterer, braver Mann, der durch ſeine Rechtlichkeit allgemeine Achtung erwarb. Eine Bemerkung muß ich hier machen, die von Bedeutung zu ſein ſcheint. Der alte Alberti war zwar durchdrungen von dem religiöſen Geiſte des

Chriſtenthums, aber die ſtarre Form der Dogmatik, wie ſie ſich im vorigen Jahrhundert ausgebildet hatte, ſprach ihn nicht an. Und nun geſchah es, daß drei ſeiner Töchter, von der wunderbaren geiſtigen Gährung der Zeit ergriffen, katholiſch wurden. Es iſt überhaupt ſeltſam, wie die ſcharfen Gegenſätze einer vergangenen und einer werdenden Zeit zwiſchen Vätern und Söhnen ſo heftig ausbrachen. Bieſters, Platners, Schloſſers Söhne wurden Katholiken.

Ich hatte den Sommer nun abwechſelnd in Tharand und Dresden und in den glücklichſten Verhältniſſen zugebracht. Eine Menge Bekanntſchaften, die mir ſpäter wichtig oder intereſſant wurden, waren angeknüpft. Hier lernte ich zuerſt den ausgezeichneten, in vieler Rückſicht bedeutenden Dichter und Maler Runge kennen, der nur zu früh ſtarb und zu ſchnell vergeſſen wurde. Schon bei dieſer erſten Bekanntſchaft erkannten die Freunde in ihm einen vielverſprechenden geiſtreichen Künſtler, und wenn er auch von der für die Kunſt nicht ganz günſtigen, unbeſtimmt-phantaſtiſchen Zeit ergriffen war, ſo dauerte doch dieſe Epoche nicht lange. Er faßte die Aufgabe ſeiner Kunſt im weiteſten Umfange, und ich werde

Gelegenheit finden, in der Folge von ihm und von ſeinen geiſtreichen Beſtrebungen ausführlich zu reden.

Ich hatte meine Beiträge an Göthe dedicirt. Ich mußte wegen dieſer Dedication von Friedrich Schlegel Vieles ausſtehen. Der delphiſche Tempel der höheren Poeſie, dem ich die Schrift geweiht hatte, gab ihm zu mancherlei geiſtreichen Einfällen Veranlaſſung. Da in der Schrift viel von der Cohärenz der Metalle die Rede war, ſo behauptete er, daß ich mich als Geheimer Cohärenzrath hätte unterſchreiben müſſen. Göthe nahm an dieſer Schrift einen lebhaften Antheil. Mir ſchrieb er einen ſehr ausführlichen Brief, und was mich in dieſem beſonders intereſſirte, war, daß er mir erzählte, wie er mit einem franzöſiſchen Naturforſcher das Experiment angeſtellt habe, ob derſelbe fähig wäre, den Gang der Betrachtung zu verfolgen und durch die Anſchauung die von mir dargeſtellten Metallreihen in ihrem lebendigen Zuſammenhange aufzufaſſen. Er überzeugte ſich bald, daß der Verſuch ein durchaus vergeblicher wäre. Die Anſchauung, behauptete er, fehle den Franzoſen völlig, und er weiſſagte hierdurch das Schickſal, welches die Naturphiloſophie überhaupt und meine Unterſuchungen insbeſondere in Frankreich finden würden; und nicht hier allein, ſondern auch von hier aus bei allen empiriſchen Naturforſchern in Deutſchland. Ich habe gelernt, mich durch ein langes Leben darein zu finden, und wenn auch hier und da eine Anſicht Beifall gefunden hat, ſo iſt doch der Geiſt, der dem Ganzen zum Grunde liegt, den Naturforſchern ſo fremd geblieben, wie damals. Meine große Achtung für die Naturwiſſenſchaft, meine lebhafte Theilnahme an ihren Entdeckungen, meine Freude an ihren Fortſchritten hat dadurch nicht abgenommen. Ich habe eingeſehen, daß die Natur-Philoſophie eine ſelbſtändige Wiſſenſchaft iſt. Schon durch ihre Principien von der empiriſchen Forſchung durchaus geſchieden, obgleich aus ihr hervorgehend und an die Totalität ihrer jedesmaligen Bildung wie an ihr Organ gebunden. Oft genug hatte ich Gelegenheit, ausgezeichneten Naturforſchern, wenn ſie redlich bekannten, daß ſie nicht begriffen, was ich wollte, zu erwidern: wie ich doch einen doppelten Vortheil habe; der Genuß ihrer Entdeckungen wäre mir nicht verſagt, die Fortſchritte der empiriſchen Wiſſenſchaft wären mir wie ihnen wichtig, aber auf einen anderen Standpunkt geſtellt, wäre es mir vergönnt, einen Genuß zu erlangen, der ihnen, ihrem eigenen Geſtändniſſe nach, fremd blieb. Die philoſophiſche Kritik ihrer Bemühungen, die Geringſchätzung ihrer Unterſuchungen theilte ich nicht. Die Hypotheſen, wenn ſie nicht mehr zu ſein verlangten, hatten ſich durch ihre Folgen bewährt, und in keiner Wiſſenſchaft waren die Vorausſetzungen, von welchen man ausging, heilſamer geweſen, als in dieſer; ſelbſt dann, wenn ſie als falſch anerkannt und verworfen werden mußten, nachdem ſie das, oft Großartigſte, geleiſtet hatten, wozu ſie dienen ſollten.

Der Sommer ging zu Ende. Reichardts Tochter, die einen großen Eindruck auf mich gemacht hatte, reiſte ab; ich trennte mich von ihr, ohne irgend eine Erklärung, aber mit dem feſten Vorſatze, bei ihren Eltern um ihre Hand anzuhalten. Ich erwartete von ihrer Seite nicht zurückgewieſen zu werden. Nebſt der Enkelin hatte die alte Großmutter, verſtändig, milde, eine der lieblichſten und anmuthigſten alten Frauen, die ich jemals kennen gelernt habe, ganz mein Herz gewonnen. Die große Achtung der Hamburger Gemeinde gegen ihren früh verſtorbenen Mann hatte ſie in eine anſtändige und ſorgenfreie Lage verſetzt und ſie brachte den Sommer abwechſelnd bei ihren Kindern zu; in Giebichenſtein bei Reichardt, ihrem Schwiegerſohne, wie jetzt in Dresden bei Tieck, deſſen Frau ihre Tochter war; öfters in Berlin bei ihrem Sohn, der eine anſehnliche Stelle bekleidete, oder in Waldenburg oder Schmiedeberg, im ſchleſiſchen Rieſengebirge, wo zwei andere Söhne als Handelsherren mit ihren Familien im Wohlſtande lebten. Das Leben dieſer Frau, wie es mir damals erſchien, war, wie mich dünkt, ein höchſt genußreiches und zugleich würdiges. Wenn ich nun bedenke, was mir Tieck durch ſeine bedeutende Perſönlichkeit geworden war, wie nahe mir ſeine Familie trat und wie hier ſich das Band knüpfte, welches ſo bedeutungsvoll auf meine ganze Zukunft einwirkte, ſo wird es begreiflich, welchen tiefen Eindruck die ſtille Gegend, in welcher ſolche Verhältniſſe meines Lebens ſich ausbildeten, jederzeit, wenn ich ſie wiederſehe, auf mich machen muß.

Sie waren nun abgereiſt. Das Gewühl der Fremden, das mich unterhielt, war verſchwunden. Tieck verließ ſeine Gartenwohnung und miethete ſich in der Neuſtadt ein. Die Bildergalerie und die übrigen Sammlungen waren geſchloſſen. Auch in Tharand war das bunte Leben, welches die Badegäſte und die dahin ſtrömenden Reiſenden hervorrieſen, verſtummt. Ein ganzer Sommer, reich für mich an innern und äußern Ereigniſſen, ja die reichſte Zeit meines ganzen Lebens, blieb mir in der ſtillen Einſamkeit als ein Gegenſtand mannigfaltiger Betrachtungen übrig. Ich hatte mir vorgenommen, den ganzen Winter in Tharand zu bleiben, dort wollte ich mich ungeſtört mit Studien beſchäftigen. So unendlich Vieles lag vor mir, gleichſam im Fluge aufgenommen und genoſſen, was Gegenſtand einer tieferen Begründung werden ſollte. Im nächſten Frühling ſollte ich Deutſchland verlaſſen. Ich mußte mir ſelbſt Rechenſchaft geben von der Art, wie ich meine Zeit zugebracht hatte; ich glaube zwar nicht, daß ich ſie unbenutzt hatte verſtreichen laſſen, aber ein wehmüthiges Gefühl durchdrang mich, wenn ich bedachte, wie ich jetzt ein Land verlaſſen, mich von Freunden trennen ſollte, die mir ſo wichtig, ja unentbehrlich geworden waren. Aber auch eine andere Sorge beſchlich mich. Ich hatte das innere und äußere Leben in friſchen Zügen genoſſen, und obgleich

ich niemals einen großen Aufwand machte, ſo reichte dennoch jetzt am Abſchluß meiner Reiſe mein Reiſeſtipendium nicht hin. Zwar glaubte ich auf Graf Schimmelmanns Wohlwollen gegen mich rechnen zu können. Der Ruf, den ich in Deutſchland erworben hatte, machte in Dänemark einiges Aufſehen, aber dennoch war es mir lieb, daß ich auch jetzt durch ein äußeres Verhältniß unterſtützt wurde. Mitſchel war ein Irländer und ſtand in einem genauen Verhältniſſe mit dem alten Kirwan, der in England in großem Anſehen lebte. Man hatte die Abſicht, in Irland ein Berg=Kollegium zu errichten, für die genaue geognoſtiſche Unterſuchung irländiſcher Gebirge; man hoffte, in dieſen noch unerforſchten Gegenden wichtige, auch für den Staat nützliche Entdeckungen zu machen. Die Geognoſie, jetzt ſo ausgebildet in England, daß die Autorität, die Deutſchland früher ausſchließlich beſaß, aus dieſem Lande ausgewandert, jetzt in England ihren vorzüglichen Sitz hat, war damals den dortigen Gelehrten faſt fremd. Man wünſchte für dieſes Berg=Collegium Schüler der Wernerſchen Schule zu beſitzen, und es erging die Aufforderung an Mohs, Herder und mich, Stellen in dieſem Collegium einzunehmen. Ich ſollte vorzugsweiſe die literäriſche Beſchäftigung auf mich nehmen. Ich ſtellte dem Mitſchel vor, welche Schwierigkeit meine unvollſtändigen Kenntniſſe in der engliſchen Sprache mir bei einer ſolchen Beſchäftigung entgegenſtellen würden. Zwar las ich das Engliſche mit Leichtigkeit, aber die Ausſprache war mir damals, wie jetzt noch, völlig fremd. Er behauptete aber, daß ein vierteljähriger Aufenthalt bei einer engliſchen Familie auf dem Lande vollkommen hinreichen würde, um mir die fehlende Sprachkenntniß zu verſchaffen. Er ſelbſt war beſtimmt, Director des Berg-Collegiums zu ſein, und würde mich im Anfange und bis alle Schwierigkeiten überwunden wären, bei der Herausgabe unterſtützen. Wir ſollten uns in Dublin aufhalten, und die Größe des Gehaltes erſchien den Nordländern ſehr anſehnlich.

Dieſes bedeutende Anerbieten überraſchte mich nicht wenig. Hier lag nun eine Laufbahn vor mir, die manches Lockende zu haben ſchien. Eine einflußreiche Thätigkeit in einem fremden Lande, wie ich ſie mir nie gedacht hatte: aber eben dieſes ganz Fremde, welches gar keinen Anhaltspunkt in meiner Vergangenheit fand, ſchreckte mich entſchieden zurück. Ich hätte die tiefen Wurzeln meines ganzen früheren Lebens zerreißen, ich hätte mich ganz und durchaus umwandeln müſſen, um einen ſolchen Ruf anzunehmen. Aber ich war auch verpflichtet, ihn abzuſchlagen. Denn mein Vaterland hatte Anſprüche auf mich, die nicht abgewieſen werden durften. Obgleich mein Entſchluß nun vollkommen feſt war, ſo ergötzte es mich doch, mich phantaſtiſch in die fremde Lage hinein zu verſetzen. Obgleich mir dieſer Traum nie ſo erſchien, als wenn er Wirklichkeit werden konnte, war er doch jederzeit von einem geheimen Grauen begleitet; ich fand mich dem fremden Volke durchaus preis gegeben, ja ſelbſt durch die freie Verfaſſung als ein Knecht. Ich ſchlug den Ruf entſchieden ab, eben ſo Herder und Mohs. Wir hatten alle Drei jeder auf ſeine Weiſe gute Ausſichten für die Zukunft, und nichts konnte uns verleiten, einen ſo verzweifelten Entſchluß zu faſſen. Indeſſen war der Ruf ſchriftlich und in offizieller Form an mich ergangen, und indem ich mich an Graf Schimmelmann wandte, um die Summe zu erhalten, die nöthig war, meine Schulden zu bezahlen, ſchickte ich zu gleicher Zeit Mitſchels Brief ein. Meine Bitte ward mir gewährt.

Die Geſandtſchaft in Dresden ſollte meine Schulden dort berichtigen, und ich konnte ſorgenlos den Winter in Tharand zubringen.

Es war das erſtemal ſeit meiner früheſten Kindheit, daß ich einen Winter in einer wilden Gebirgs-Gegend verlebte. Dieſer war hart, anhaltend, ſchneereich. Die ſchroffen Gebirgswände lagen ſchneebedeckt vor mir. Ich bewohnte eine entfernte Stube im Hintergebäude. Die Eulen ſchrieen von der Ruine herab, die Waſſermühle klapperte, wenn ein gelinderes Wetter es erlaubte, in meiner Nähe; ein Paar Wölfe hatten ſich in das Gebirge verlaufen, ich hörte ſie in der Nacht heulen. Faſt von allem Umgange zurückgezogen, lebte ich ſtill, den ſpeculativen Grübeleien hingegeben, oder verlor mich auf einſamen Spaziergängen an heiteren, klingenden Froſttagen in dem reizenden Thal. Alles, was ich erlebt, genoſſen, gedacht hatte, drängte ſich in dieſer ſtillen Einſamkeit an mich heran.

Tief in dem Thale, zwiſchen Gebüſchen verſteckt, lag am Fluſſe das Mundloch eines alten Stollens. Eine Sage ging von dieſer, ſeit ein Paar Jahrhunderten verlaſſenen Grube. Man behauptete, ſie wäre reich an den edelſten Erzen geweſen, ſie hätte die Beſitzer von Heckendorf unmäßig bereichert. Dieſe wären durch ihren Reichthum übermüthig geworden; ihre Pferde trugen ſilberne Hufeiſe., ſie lebten in Saus und Braus, und vergaßen Gott und Glauben, in einem ruchloſen Treiben verſunken. Einſt hätten ſie, ſo erzählte man, in einer großen Weitung der inneren Grube ein prächtiges Mahl veranſtaltet. Die ſeltenſten Gerichte, die koſtbarſten Weine waren da im Ueberfluß vorhanden. Während der Mahlzeit zog ein heftiges Gewitter auf, die furchtbarſten Donnerſchläge hallten in den dunklen Räumen wieder. Die ruchloſe, durch Speiſe und Trank erhitzte Geſellſchaft pochte auf ihre Sicherheit. Hier, ſagten ſie, kann Gott uns nicht treffen. Da ſtürzte ein entſetzlicher Wolkenbruch hervor, das Waſſer der Weiſſeritz ſchwoll zu einer unermeßlichen Höhe. Wild wüthend ſtürzte der Strom ſchäumend vorwärts und riß große Steinblöcke mit ſich fort. Das Waſſer strömte durch das Mundloch in die Grube herein, Fluten von oben zertrümmerten die Leiter des Schachtes, neue herbei gewälzte Steinblöcke hemmten den Rücktritt des Waſſers, welches, durch die Schachtöffnung hinein ſtürzend, immer mächtiger heranwuchs. Die ganze Geſellſchaft ertrank. Als man nach langer Zeit den Zutritt zu dieſen Räumen eröffnete, ſah man die Tiſche zertrümmert, Eßwaaren, zerbrochene Flaſchen und Gläſer, und das zerſtreute ſilberne Geräthe bedeckte den Boden, und die halb vermoderten Leichen lagen zerſtreut zwiſchen dieſen Trümmern.

Wie viel oder wenig nun auch an dieſer Sage wahr ſein mochte, ſo viel ſchien hiſtoriſch gewiß, daß die Grube nicht der Erſchöpfung wegen aufgegeben, ſondern wegen irgend eines Unfalles, am wahrſcheinlichſten durch eine Ueberſchwemmung zerſtört und verlaſſen war. Einige unternehmende Männer in Dresden glaubten wohl, daß eine vorläufige Wegräumung den Eingang durch den Stollen eröffnen, und wenigſtens zeigen könnte, ob von der Wiederaufnahme des Baues irgend Etwas zu erwarten wäre. Drei bis vier Arbeiter waren hier vorläufig beſchäftigt, und das Unternehmen hatte für mich ein großes Intereſſe. Schon in der Mitte des Sommers fing die Arbeit an; ich beſuchte die Arbeiter wöchentlich einigemal, und ſetzte dieſe Beſuche noch im Winter fort. Obgleich es mir gar nicht wahrſcheinlich war, daß die

Unternehmung von irgend einem Erfolge ſein würde, war es mir doch angenehm, als es gelang, den Eingang zur Stollenmündung zu reinigen, und eine kurze Strecke in den Stollen ſelbſt hineinzudringen. Man überzeugte ſich leicht, daß die Zerſtörung in der That durch eine Ueberſchwemmung ſtattgefunden haben mußte; aber diejenige, welche durch die lange Zeit ſtattfand, hatte ſich mit der urſprünglichen verbunden. Man hätte, um weiter vorzuſchreiten, ein ſehr bedeutendes Kapital für ein höchſt unſicheres Unternehmen wagen müſſen.

Mir aber waren dieſe einſamen Gänge intereſſant und wichtig. Meine Beſchäftigung mit dem Bergbau verklang, wie in einem Mährchen. Die Lage der Stollen-Mündung in einer der reizendſten Gegenden des Thales, in einer Entfernung, bis zu welcher die Spaziergänge der Gäſte ſelten hinreichten; das heimliche Verſtecktſein hinter wildem Geſtrüppe verſtärkte den Eindruck der Sage, und ich konnte mich, in Träumen verloren, kaum entſchließen, an ihrer Wahrheit zu zweifeln.

Meine kleine Stube hatte für mich einen unendlichen Reiz. Eine Treppe führte zu dem leicht gebauten Speiſeſaale hinunter, der, jetzt verlaſſen, nur im Sommer benutzt wurde, und ich konnte dem Reize nicht widerſtehen, mir einen Genuß zu verſchaffen, der mir in der Erinnerung lockend erſchien, und den ich ſeit meiner Kindheit in Helſingör nicht wiederholt hatte. Der Saal lag auf platter Erde. Eine Hinterthüre führte nach einer einſamen Stelle, der Felſenwand zugekehrt. Hier lag der Schnee ſehr hoch an der dünnen Wand und an der Thür aufgehäuft. Ich ließ dieſen etwas wegräumen, den Saal heizen, entkleidete mich, wälzte mich nackt in dem Schnee, und kehrte ſchnell in die warme Stube zurück. Dieſes Schneebad kam mir ſo reizend vor, daß ich es öfters wiederholte. Ich hatte doch während der Reiſe, wenn auch nur vorübergehend, und ohne ſonderlich darauf zu achten, an allerlei Uebeln gelitten. Der unbequeme Magenkrampf kehrte öfter zurück; die Halsdrüſen-Entzündung, die mich zuerſt in Hamburg ergriff, wiederholte ſich. Bedrohliche Anfälle, die auf eine Pleureſie hindeuteten, hatten mich ſogar beängſtigt: die Wiederholung der Schneebäder aber gab mir das Gefühl der erneuerten friſchen Elaſtizität meiner früheren Jugend wieder. — Kaum hat irgend einer der Badegäſte eine heilſamere

Wirkung der Sommer-Cur geſpürt, als diejenige war, die dieſe Winter-Cur mir verſchaffte. Beſonders fühlte ich mich fröhlich geſtimmt, und zu jeder geiſtigen Anſtrengung aufgelegt.

Ich ſollte nun nach meinem Vaterlande zurückgehen. Welche Stellung ich da einnehmen würde, war mir freilich nicht klar: daß ich aber die geiſtigen Schätze, die mir Deutſchland geſchenkt hatte, meinen Landsleuten mittheilen wollte, war mein feſter Entſchluß. Ich wünſchte nicht nach Kiel wieder zurückzukehren; ich hoffte, in Kopenhagen philoſophiſche Vorleſungen halten zu können. Zu dieſen bereitete ich mich hier in der Einſamkeit vor. Da die Philoſophie in ihrer Art allumfaſſend iſt, ſo kam es darauf an, einen gemeinſchaftlichen Geſichtspunkt, eine geiſtige Vermittelung aller Gedanken zu finden, und was Vorbereitung zu einer zukünftigen Thätigkeit ſein ſollte, ward zugleich ein ordnender Mittelpunkt meines ganzen reichen äußeren und inneren Lebens während der letzten Jahre. Dieſe Beſchäftigung war durchaus heiterer Art. Die bedeutenden Männer, mit welchen ich gelebt hatte, ſchwebten mir lebhaft vor; ja die mannigfaltigen Eigenthümlichkeiten geiſtreicher Perſönlichkeiten bildeten als ſolche weſentliche Momente der zuſammenfaſſenden Einheit. Noch einmal, reiner, genußreicher faſt, durchlebte ich die ganze ſchöne, ja ich darf ſagen, glänzende Zeit. Da fiel es mir denn auf, wie ich doch die Abſicht gehabt hatte, nach der Art meiner übrigen Landsleute einen großen Theil von Europa zu beſuchen, Italien, Frankreich und England zu durchreiſen, und wie der deutſche Geiſt mich dennoch feſt gebannt hatte, wie ich nicht allein an das Land, ſondern auch an beſtimmte Gegenden, an Jena, Weimar, Freiberg, Dresden gefeſſelt wurde. Und doch gab es kaum einen jungen Mann, der eine größere Sehnſucht hatte, die Natur in ihrer großen Mannigfaltigkeit, fremde Länder und fremde Völker kennen zu lernen. Aber der innere geiſtige Trieb war mächtiger, als dieſer äußere; ich vermochte nicht, ihn abzuweiſen, und der Gang meiner geiſtigen Entwickelung ſchien mir auch jetzt noch wie gewaltſam abgebrochen, indem ich eine Umgebung verließ, die mir ſo werth und theuer geworden war. Hier in dieſem Lande, ja in dieſen Gegenden lebte ich mit allen meinen Gedanken, eine jede Beſchäftigung ſchien nur hier, wie aus einem heimatlichen Boden hervorwachſen und gedeihen zu können. Eine tiefe Wehmuth ergriff mich, wenn ich mich von dem reichen Leben losgeriſſen dachte, welches mein eigenſtes und innerſtes geworden war. Selbſt die Sprache, das edle Gefäß reiner Gedanken, hatte für mich einen unendlichen Reiz, einen wunderbar tiefen Klang. Keine andere ſchien es mir, tönte ſo voll aus der inneren Fülle eines tief bewegten Daſeins hervor, keine andere ſchmiegte ſich ſo fügſam, ſo voll an den ſchärfſten Gedanken, wie an den freien und zarten Wuchs der blütenreichſten Poeſie.

Aber indem ich auf ſolche Weiſe die Trennung von Deutſchland, und was ich aufgeben mußte, indem ich es verließ, wehmüthig, ja ſchmerzhaft fühlte, glaube man nicht, daß ich meinem Vaterlande weniger zugehörte. Ich war noch immer ganz Däne. Das Ziel aller meiner Studien war doch eine zukünftige bedeutende Thätigkeit in dem Lande meiner Heimat. Wo ich einen Landsmann traf, erwachten die Erinnerungen meiner fröhlichen Jugend immer auf eine faſt beunruhigende Weiſe. Unter den bedeutenderen jungen Männern meines Vaterlandes muß ich beſonders **Oerſted** nennen, den ſpäter durch ſeine Entdeckungen ſo berühmt gewordenen Phyſiker. Er erſchien ſchon damals als ein ſelbſtändig denkender Natur-Forſcher. Seine ganze Bildung ging von der Natur-Philoſophie aus, die er, freilich noch durch die Beſchränkung der Kant'ſchen Philoſophie einigermaßen feſtgehalten, ſcharfſinnig auffaßte. Er war einer der Erſten, der auf die originelle, für die Zeit bedeutende, wenn gleich jetzt vielleicht mit Unrecht ganz vergeſſene Anſicht des ausgezeichneten ungariſchen Chemikers **Winterl** aufmerkſam machte. Es war nur eine vorübergehende Bekanntſchaft, die mir dennoch ſehr wichtig blieb; die Ausſicht, mit ihm in ein engeres Verhältniß zu treten, ja durch verwandte Thätigkeit in meinem Vaterlande verbunden zu ſein, war mir höchſt angenehm. Allerdings fühlte ich mich etwas beängſtigt, wenn ich bedachte, daß jenes zurückgedrängte Streben, jene verborgene Richtung nach einer mir unbekannten Geiſterwelt, die mich früher ſelbſt von den beſten Freunden entfernte, nun völlig Gewalt über mich gewonnen hatte, ja Alles, was ich dachte, leitete und beherrſchte. Ich befürchtete, meinen Landsleuten zu fremdartig, ja unbegreiflich zu erſcheinen; da war denn die Hoffnung, einen zu finden, der ſich mit mir in gleicher Richtung bewegte, wichtig und tröſtend.

Es knüpfte ſich aber an dieſe für mich ſo wichtigen Studien eine Nebenbeſchäftigung, die ich doch auch mit einigem Eifer trieb. In allen Orten, wo ich mich aufhielt, war es mir eben ſo wichtig, die Chroniken der Städte zu leſen, wie mich mit den äußeren Localitäten, mit den Straßen, mit den merkwürdigen Gebäuden, mit der Umgegend bekannt zu machen. Dieſe Kenntniſſe der Gegenwart und der Vergangenheit verbanden ſich aufs innigſte, und ich fühlte mich erſt einheimiſch, nachdem ſie einige Vollſtändigkeit und Sicherheit erlangt hatten. Nun war es mir unmöglich, mich mit der Chronik der Städte zu beſchäftigen, ohne daß das Intereſſe an der umfaſſenderen Geſchichte zugleich erhöht wurde. Unter allen verhängnißvollen Epochen der deutſchen Geſchichte hatte keine einen unglücklicheren und zugleich entſchiedeneren Einfluß auf die Geſtaltung der Gegenwart gehabt, als die des dreißigjährigen Krieges. Er ſcheidet, wie ein barbariſches Mittelalter, eine in ihrer Eigenthümlichkeit heitere und blühende Zeit, mit ihrer

Poeſie, Kunſt und Lebensanſicht, von der neueren, die ſo dürftig und unzuſammenhangend anfing. Schillers Wallenſtein hatte meine Aufmerkſamkeit auf dieſe Epoche hingezogen, und durch Tieck beſonders erfuhr ich, wie ungenügend Schillers Studien der Zeit, die er zum Gegenſtande ſeines Dramas gewählt hatte, waren, wie wenig es ihm gelungen war, die Eigenthümlichkeit der Zeit aufzufaſſen, die doch eben für die Darſtellung eines tragiſchen Dramas ſo günſtig geweſen ſein würde. Ich hatte durch Tieck den Philander von Sittewald, und beſonders den Simplicissimus kennen gelernt. Dieſe Schriften verſetzten mich lebhaft in die Zeit des dreißigjährigen Krieges. Die Bibliothek in Dresden verſorgte mich auf die liberalſte Weiſe mit Büchern. Hortleder, einige Bände von Khevenhüllers Annalen, vom Theatrum Europaeum, von Flugſchriften aus den bedeutendſten Epochen des Krieges, Bauvais Geſchichte der Verhandlungen des weſtphäliſchen Friedens, und mehrere Quellen der Geſchichte des dreißigjährigen Krieges lagen vor mir, und ich erholte mich durch das Leſen dieſer Schriften, durch welche ich die unglückliche Zeit in ihrer friſcheſten Erinnerung mit durchlebte.

Ich muß hier ein Ereigniß erwähnen, welches mich auf eine eigene Weiſe überraſchte. Ich blieb oft Monate lang von Dresden entfernt. Als ich nun gegen den Frühling die Bücher, die mir anvertraut waren, nach der Bibliothek zurückbringen ließ, trat mir der ſonſt gegen mich ſo freundlich geſinnte Dasdorf zornig entgegen; er warf mir auf eine heftige Weiſe vor, daß ich eine weite Reiſe unternommen hätte, ohne die Bücher auf die Bibliothek abzuliefern. Ich verſicherte ihm, daß ich Tharand nicht verlaſſen hätte; er ließ ſich nicht beſänftigen, und glaubte auf eine entſchiedene Weiſe darthun zu können, daß meine Behauptung unwahr ſei. Er brachte ein, deswegen wohl aufgehobenes Zeitungsblatt, und zeigte mir einen Artikel, in welchem geſagt ward, wie, mit anderen Dänen zugleich, der Doctor Steffens aus Kopenhagen durch den Geſandten dem erſten Conſul vorgeſtellt wäre. Es koſtete mich Mühe, ihn zu überzeugen, daß ich es nicht ſei. Es war mein Bruder, der Regiments-Arzt, und ich erfuhr auf dieſe Weiſe zuerſt, daß er ſich in Paris aufhielt.

Der Frühling nahete. Wehmüthig trennte ich mich von meinem einſamen Aufenthalte in Tharand, ſchmerzhaft riß ich mich von dem mir ſo theuer gewordenen Dresden los, von ſeiner ſchönen Umgegend, von der Bildergalerie und den übrigen Kunſtſchätzen, von den vielen Freunden, mit denen ich ſo heitere Tage verlebt hatte, vor allen von Tieck und ſeiner Familie, die mir ſo theuer geworden war. Ich reiſte über Leipzig, wo Frommann in der Meßzeit ſich aufhielt. Ich nahm von ihm einen Brief an ſeine Familie mit; Schelling und Hegel fand ich miteinander freundſchaftlich verbunden, in gemeinſchaftlicher Thätigkeit. Ich durfte ſie nur vorübergehend begrüßen, und ſollte mich nun auf immer von dem Manne trennen, deſſen Geiſt mich aus meinem Vaterlande hergerufen, und meinem ganzen Leben eine ſo entſchiedene Richtung gegeben hatte. Auch er war von dieſer Trennung ergriffen. Mein alter treuer Freund Gries, mit ſeinen Ueberſetzungen beſchäftigt, ſaß noch auf der nämlichen Stube, auf dem nämlichen Stuhle, von den nämlichen Möbeln umgeben, wie ich ihn fand, als ich vor vier Jahren nach Jena kam. In Jena trennte ich mich von Göthe. Ich eilte nach Halle.

In Giebichenſtein ſollte mein Schickſal entſchieden werden. Ich hielt um die Tochter Reichardts, die ich in Dresden kennen gelernt hatte, an. Reichardt war abweſend. Es hatte eine Verſöhnung zwiſchen ihm und Göthe ſtattgefunden, er war nach Weimar gekommen, bald nachdem ich dieſe Stadt verlaſſen hatte. Er ward in wenigen Tagen wieder zurückerwartet, und ich mußte, ſo zuverſichtlich ich auch war, doch, in große Unruhe verſetzt, einige Tage, von der Familie in Giebichenſtein getrennt, mich in Halle aufhalten. Bei Göthe war von mir die Rede geweſen. Meine Beiträge hatten doch einen großen Eindruck auf ihn gemacht. Als Reichardt zurückkam, fing er ſelbſt an von mir zu ſprechen, und wie der junge Mann, von dem ſeit ſeinem Aufenthalte bei Tieck öfters die Rede geweſen war, von Göthe geſchätzt würde. Als nun die Mutter ihm erzählte, daß ich um die Tochter angehalten hätte, wurde der Antrag nach einer kurzen Ueberlegung angenommen, und ich eingeladen, in Giebichenſtein zu erſcheinen. Die Verlobung fand ſtatt. Nach einem Jahre, ward beſchloſſen, ſollte ich wiederkommen, um die Verlobte als Frau nach Kopenhagen mit mir zu nehmen. So fügte ſich in dieſer glücklichen Zeit Alles. Ich erſchien mir ſelbſt als ein Günſtling äußerer, wie innerer Schickſale, und trat mit einer Zuverſicht auf, die keine Schwierigkeiten kannte.

Nach wenigen Tagen verließ ich Halle, und es ergriff mich doch, als ich nach Hamburg kam, meine Lage in dieſer Stadt mit der früheren, ſo höchſt bedenklichen, zu vergleichen. Meine zukünftige Schwiegermutter war in Hamburg geboren. Sie war mit den Familien der bedeutendſten Handelsherren erzogen. Die Tochter von Reimarus, die Frau des ausgezeichneten Sieweking, eine der herrlichſten Frauen ihrer Zeit, war ihre treueſte Freundin von Kindheit an. Meine Braut betrachtete ſie als ihre Tochter, und einen großen Theil ihrer Kindheit hatte ſie theils mit ihren Eltern, theils im Hauſe der Großmutter in Hamburg zugebracht; und ſo erſchien ich nun als ein junger Mann, für welchen Alle ſich intereſſirten, in den reichſten und angeſehenſten Familien dieſer großen Handelsſtadt. Ich blieb nur wenige Tage hier, und eilte über Lübeck mit dem Packetboote nach Kopenhagen.

So kam ich nun heiter und glücklich, voll großer Entwürfe, nach meinem Vaterlande zurück. Bis jetzt von dem Glücke ſo wunderbar begünſtigt, ſah ich mit fröhlicher Zuverſicht der Zukunft entgegen.

◆

Gedruckt bei Graß, Barth und Comp. in Breslau.

Druckfehler im dritten Bande.

Seite 123 Zeile 1 ſtatt: Fregatte lies: Kauffartheiſchiff, und allenthalben ſpäter iſt Kauffartheiſchiff ſtatt Fregatte zu leſen.
— 177 — 5 v. u. ſtatt: jener, lies: dieſer.
— 177 — 6 v. u. ſtatt: dieſer, lies: jener.
— 213 — 6 ſtatt: Lehrer, lies: Studenten.
— 279 — 6 v. u. ſtatt: Wichtigkeit, lies: Richtigkeit.
— 358 — 2 ſtatt: Adel und Bürger, lies: Bürger und Adel.

Was ich erlebte.

Fünfter Band.

Was ich erlebte.

Aus der Erinnerung niedergeſchrieben

von

Henrich Steffens.

Fünfter Band.

Breslau,
im Verlage bei Joſef Max und Komp.

1842.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Kopenhagen 1802 — 1804.
Reiſe nach Halle 1804.
Halle 1804—1806. — Emigration.
Lübeck. Winter 1808.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Kopenhagen.

1802 – 1804.

Wenige Menſchen haben eine glücklichere Jugend gehabt als ich. Ich war jetzt in meinem dreißigſten Jahre, und wenn ich die zwei trüben Jahre ausnehme, waren die übrigen gewiß auf eine im Menſchenleben ſeltene heitere Weiſe verfloſſen. Ich erinnere mich, in dieſer ganzen Zeit, ſelbſt in der traurigen, niemals oder doch nur vorübergehend die Zukunft dunkel geſehen zu haben. Die Gegenwart bot mir die reichſten Genüſſe dar, und ich verſchmähte ſie nicht. Ich war unabhängig im vollſten Maaße; Jedermann, mit dem ich in Berührung kam, trat mir wohlwollend entgegen, denn ich ſtand Niemand im Wege, und ſo glücklich ich war, fanden doch nur Wenige Veranlaſſung, mich zu beneiden.

Es war billig, daß ich das allgemeine Loos der Sterblichen theilen mußte; aber wenn auch die Verhältniſſe, die mich zuletzt dazu trieben, mein Vaterland zu verlaſſen, ſchon bei meiner Zurückkunft mir drohend entgegentraten, ſo entwickelten ſie ſich doch langſam und ſtörten mich in meiner fortdauernden glücklichen Lage nicht ſehr.

Schon während meines Aufenthaltes in Freiberg ward mein Geiſt durch ein bedeutendes geſchichtliches Ereigniß gewaltſam in mein Vaterland zurückverſetzt. Im April 1801 wurde Kopenhagen bekanntlich von den Engländern bombardirt. Es waren Tage des unvergeßlichen Ruhms für die ganze Stadt, und insbeſondere für die däniſche Marine. Keiner der Einwohner kannte den Krieg; kriegeriſche Gefahren klangen wie alte Erinnerungen, aus der früheren Geſchichte des Landes; denn auch den vorhergehenden Geſchlechtern waren ſie unbekannt. Aus dem ruhigen klaren Himmel des langen Friedens trat plötzlich der drohende Anfall hervor; aber die alte nordiſche Tapferkeit hatte ſich ſeit mehr als 150 Jahren friſch erhalten. Nur flammende Begeiſterung, keine Furcht ergriff alle Einwohner. Wer durch ſeinen Beruf, auf den Block-Schiffen dem Tode jubelnd entgegen ging, ward beneidet, keiner beklagt. Freunde hatten an dem Kampfe theilgenommen, beſonders ward ein junger Offizier genannt, ſein Name war Villemoos. Das Außerordentlichſte ward von ſeiner Tapferkeit erzählt. Er trat in früher Jugend in die Reihe der alten Seehelden. Sein Tod erregte Theilnahme und Trauer: aber jubelnd begrüßte man die lebendig gewordene Erinnerung an den alten däniſchen Muth, der jetzt wieder hervortrat. Unter den ungünſtigſten Umſtänden bot man dem überlegenen Feinde Trotz; wenn er glaubte geſiegt zu haben, erneuerte ſich der Angriff der Dänen immer heftiger, und als die Mittel der Vertheidigung faſt erſchöpft waren, ward die große Flotte unter Hyde Parker (einem zweiten Nelſon), genöthigt, einen Waffenſtillſtand vorzuſchlagen, der den Frieden herbeiführte.

In meine Studien vertieft, war ich wenig mit den politiſchen Ereigniſſen bekannt. Dänemark glaubte ich im tiefſten Frieden, als Zeitungen und Briefe mir das faſt Unglaubliche berichteten. Als die Ueberraſchung vorüber war, lebte ich ganz in der Erinnerung an die Stadt meiner Jugend. Die Freunde umgaben mich, alle früheren Ereigniſſe, innere wie äußere, lebten auf, ich war für einige Zeit meiner Umgebung, ja meinen Studien entrückt. Ich hörte die Bomben ſauſen, ich ſtand mit den vielen Tauſenden in dem gedrängten Haufen an der Zollbude; ich ſah, wie die Todten und Verwundeten an das Land gebracht wurden, und wie die Erſatzmänner dieſen vorüber eilten, jauchzend in die Bote ſtürzten, einem ähnlichen Schickſale entgegen. Der alte däniſche Ruhm ergriff mich, und ich pries mich glücklich, eine Däne zu ſein. Wie beneidete ich meine Freunde, die das alles, was mich in der Vorſtellung ſo heftig ergriff, wirklich erlebt hatten.

Als ich nun nach Kopenhagen zurückkam, ja noch ehe ich die Stadt betrat, als ich die Seebatterien, die den Eingang des Hafens decken, und hinter dieſen die Thürme der Stadt erblickte, erwachten alle Erinnerungen an dieſe Zeit. Mehrere Tage hindurch ließ ich kein anderes Geſpräch aufkommen. Zwei Seeoffiziere, die an dem Gefechte theilgenommen hatten, mußten alle Details deſſelben, meine übrigen Freunde die herrſchende Stimmung in der Stadt, und alle kleinen Züge der Begeiſterung mir mittheilen. Ich glaubte mich als einen Vielerfahrenen unter meine Freunde ſtellen zu können, die ihr Vaterland nicht verlaſſen oder auf kurzen Reiſen nichts Bedeutendes erlebt hatten. Jetzt ſchien mir Alles, was ich erlebt hatte, gegen die Erfahrungen meiner Freunde in dieſer Zeit, nichtig; ihnen war die Geſchichte ſelbſt, in ihrer größeren Geſtalt, wie ſie Völker in Bewegung ſetzt, entgegengetreten, und alles Erlebte ſchien mir, mit dieſem großen Momente verglichen, armſelig.

Aber auch Ereigniſſe aus meinem Leben in Deutſchland äußerten ihren Einfluß auf meine Stellung in Dänemark. Graf Schimmelmann empfing mich mit derſelben ausgezeichneten Güte, die mich vor meiner Abreiſe beglückte. Er war höchſt begierig, von den Bewegungen in der Philoſophie und Poeſie, die in der deutſchen Literatur ſo heftig hervortraten, genauer unterrichtet zu werden. Viele der neueren Schriften waren ihm bekannt, aber die Speculation ſchien ihm doch fremd zu bleiben. Ich bewahre einen Aufſatz von ihm, der gleichſam eine Grundlage für unſere Geſpräche bilden ſollte; er drehte ſich noch um den Humeſchen Skeptizismus, und konnte von der Anſicht nicht loskommen, daß wir von einer Kraft nichts wiſſen und nur ihre Wirkungen in der Erſcheinung erkennen können. Es war ſeltſam, wie er, nachdem er dieſes alles entwickelt hatte, doch ſuchte, dieſe engen Schranken der Sinnlichkeit zu durchbrechen. Ich, der ich für die rein geiſtige Wahrheit auf immer gewonnen war, ſprach lebhaft, ſicher und mit Beſtimmtheit; er horchte aufmerkſam zu, er ward gewonnen; er hoffte von mir und meiner Thätigkeit in Dänemark viel, und die entſchiedene Gunſt eines ſo hochgeſtellten Mannes, der über die Finanzen des Landes zu gebieten hatte, ſchien mir eine wünſchenswerthe Exiſtenz für die Zukunft zu verſprechen. Er benutzte meinen früher erwähnten Ruf nach England, mir vorläufig eine Penſion auszuzahlen, die, ſo lange ich nicht verheirathet war, völlig hinreichte, mir ein ſorgenloſes, ja angenehmes Leben zu bereiten. Ich ſelbſt ſollte meinen Wirkungskreis beſtimmen.

Der Entwurf für meine zukünftige Thätigkeit, den ich dem mir freundlich geſinnten Grafen überreichte, war folgender: Als Promovirter auf einer einheimiſchen Univerſität hatte ich ſtatutenmäßig das Recht, Vorträge zu halten. Ich wollte nun theils über Philoſophie, theils über Geognoſie leſen. Meine Abſicht war, das Studium ſo anziehend wie möglich zu machen, und meine Zuhörer für dieſes zu gewinnen; beſonders wollte ich diejenigen an mich zu ziehen ſuchen, die beſtimmt waren, ein einſames Leben in den norwegiſchen Gebirgen als Prediger oder Beamte zu verleben. Dieſe jungen Männer würden, glaubte ich, wenn auch nicht alle, erfreut ſein, wenn ſie Intereſſe gewonnen hätten für einen Gegenſtand, der ihnen in der tiefen Einſamkeit eine angenehme Beſchäftigung verſchaffte. Die norwegiſchen Gebirge waren bis dahin in geognoſtiſcher Rückſicht völlig unbekannt. Esmark, jener damals berühmte Schüler Werners, war durch ſein Amt zu ſehr an Kongsberg gekettet. Mein Vorſchlag war nun: alle Sommer geognoſtiſche Reiſen nach Norwegen zu machen. Nach einigen Jahren würden dort hoffentlich Schüler von mir hier und da angeſtellt ſein; die Zahl dieſer würde mit der Zeit wachſen, und ich könnte, wenn ich ſie beſuchte, ihnen beſtimmte Aufgaben geben.

Der Plan gefiel dem Grafen, der beſonders ſeine Einfachheit lobte. Mein Verhältniß zu ihm ward immer inniger, und hätte meine ganze Thätigkeit von ihm abgehangen, ſo würde meine Lage in Dänemark eine beneidenswerthe geweſen ſein. Die geiſtreiche Gräfin, die ſelten oder nie das Haus verließ, wohl aber häufig Geſellſchaft in ihrem Hauſe ſah, ſchien mir gewogen; ſie war eine vollendete Dame der großen Welt, und es war ſchon eine größere Aufmerkſamkeit nothwendig, ſo wie ein vorſichtiges Betragen, wenn man ſich ihre Gunſt erhalten wollte.

Im Schimmelmannſchen Hauſe lernte ich nun einen jungen Mann kennen, der ſchnell mein Freund ward. Er war durch Herkunft ſo wie durch Tüchtigkeit der Geſinnung für eine bedeutende Stellung beſtimmt, jetzt Privatſecretair des Grafen Schimmelmann. Es war der Graf Hermann Wedel-Jarlsberg, der vor Kurzem als Statthalter von Norwegen, in Ems ſtarb. Der junge Mann hatte ſchon frühzeitig Erfahrungen ungewöhnlicher Art gemacht; er war unter Verhältniſſen, die ihm Ehre machten, in London, wo ſein Vater däniſcher Geſandter war, mit ſeinem jüngeren Bruder aus dem väterlichen Hauſe entflohen. Beide waren unter mancherlei Abenteuern durch England und Schottland gewandert, und fanden in Kopenhagen Schutz. Dieſer junge Mann, einige Jahre jünger als ich, ſchloß ſich von ganzem Herzen an mich an. Alles geiſtig Bedeutende zog ihn an; er faßte für die Zukunft große Entſchlüſſe, und ich glaubte einen Jüngling vor mir zu ſehen, der berufen war, eine bedeutende Stelle einzunehmen. Seine Freundſchaft, ja Anhänglichkeit verband mich nun genauer mit dem gräflich Schimmelmannſchen Hauſe.

War nun mein Verhältniß zum Grafen Schimmelmann ein höchſt angenehmes und günſtiges, ſo ward ich auch durch einen mir wichtigen Brief von Goethe an meine literäriſche Lage in Deutſchland auf eine höchſt ermuthigende Weiſe erinnert. Die Stellung der, wenn auch nicht innerlich, ſo doch äußerlich Verbündeten, die einen neuen und tieferen Geiſt in allen Richtungen der Wiſſenſchaften zu erwecken bemüht waren, gegen die damalige allgemeine Literaturzeitung, iſt ſchon beſprochen. Als ſie ſich von dieſem kritiſchen Blatte nicht allein völlig getrennt hatten, ſondern ihm auch entſchieden feindlich gegenüber ſtanden, mußten ſie natürlich darauf bedacht ſein, ein eigenes kritiſches Inſtitut zu bilden. Ein ſolches trat dann auch zuerſt in Erlangen hervor, vom Profeſſor Mehmel redigirt, aber es konnte ſich nicht erhalten. Der Ort war zu ungünſtig, die Mittel für eine große allſeitige Anlage fehlten, und es ging ſchnell wieder ein. Es iſt merkwürdig, wie man faſt immer, wenn ein ſolches Blatt ſich nicht zu halten vermag, auf das geringe Intereſſe des Publikums ſchließt. Dieſer Schluß iſt gewöhnlich ein völlig falſcher. Diejenigen, die ſich in der That lebhaft für ein kritiſches Inſtitut intereſſiren, bilden eine ſolche Minorität, daß ſie es niemals aufrecht zu erhalten vermögen. Es kömmt darauf an, ſolche Mitarbeiter des Inſtitutes zu gewinnen, die ein großes bürgerliches Anſehen genießen, und zwar in den verſchiedenſten Provinzen, und in großer Anzahl. Sind dieſe gewonnen, ſo bilden ſie an den vielen zerſtreuten Localitäten eben ſo viele feſte Punkte, die ganz iſolirt wirken, aber dem Inſtitute eine gewiſſe Stabilität mittheilen. Iſt ein Inſtitut auf dieſe Weiſe mehrere Jahre hindurch thätig geweſen, hat es über die Geldmittel zu gebieten, die nothwendig ſind, um die erſte ſchwankende Zeit zu überleben: dann mag ein tieferer Geiſt ſiegreich die Zeit in Bewegung ſetzen, er wird ſich dennoch vergebens gegen das beſtehende Inſtitut erklären; dieſes lebt fort und erhält ſich, ſelbſt wenn es alles Intereſſe einer bedeutenden heranſtrebenden Zeit verloren hat. Kurz, ſelbſt das Höchſte muß ſich mit dem Geringſten und Gemeinſten verbrüdern (Freundſchaft ſchließen mit dem ungerechten Mammon) wenn es einen materiellen Beſtand erlangen will. Man mochte dieſes einſehen. Goethe begünſtigte die Anlage einer Literaturzeitung in Jena im großen Stil, der älteren gegenüber. Wie die alte allgemeine Literaturzeitung einen eigenthümlichen Charakter und ein eigenes allgemeines Intereſſe dadurch hervorrief, daß Kants Kritik als das Fundament der in ihr herrſchenden philoſophiſchen Anſichten betrachtet wurde: ſo ſollte dieſes neue kritiſche Blatt auf die Schellingſche Anſicht baſirt ſein. Man glaubte, daß dieſe in allen Richtungen der Wiſſenſchaften ſchon ſo mächtig geworden wäre, daß für den Anfang ein hinlängliches Publikum die Unternehmung unterſtützen würde, umſomehr, da Goethe's Name, wenn er auch nicht thätig als Mitarbeiter hervortrat, die Celebrität Tieck's, Schlegels und Schleiermachers, die täglich wuchs, ſich an die neuere Philoſophie natürlich anſchloß. Es war viel von dieſer

Unternehmung die Rede während des letzten Jahres meines Aufenthaltes in Deutſchland, jetzt erhielt ich nun durch einen Brief von Goethe eine genauere Nachricht von dieſem Inſtitute, und ward, was mich nicht wenig überraſchte, aufgefordert, eine ausführliche Kritik der Schelling'ſchen Philoſophie für die erſten Blätter zu liefern. Ich geſtehe, eine ſolche Auszeichnung, und zwar durch Goethe, überraſchte mich. Dieſe Einladung war ohne Zweifel durch Schelling veranlaßt. Die naturwiſſenſchaftlichen Kenntniſſe, die zur feſteren Begründung der Natur-Philoſophie nothwendig waren, ſchien mein gütiger Freund vorzüglich bei mir vorauszuſetzen.

Ich war jetzt von Deutſchland entfernt, lebte mit Freunden, von welchen ich ſeit ſechs Jahren einer faſt gewaltſamen geiſtigen Entwickelung getrennt war. Die großen Bewegungen in Deutſchland traten mir, wie in früheren Zeiten, als ein mächtiges Ganzes entgegen. Es war mir manchmal ſeltſam, daß ich mir ſagen mußte: ich wäre in dieſer mir imponirenden Welt ſelbſt heimiſch geworden, ja habe zu ihrer Ausbildung thätig mitgewirkt. Ich nahm mir vor, etwas durchaus Gründliches und Bedeutendes zu liefern.

Aber hier trat nun die eigenſinnige und halsſtarrige Eigenthümlichkeit meiner Natur mir hemmend entgegen. In den letzten Monaten in Deutſchland, auf meiner Reiſe nach Kopenhagen, in dieſer Stadt, während des ganzen Sommers, beſchäftigten mich meine Vorträge, die im Spätherbſt anfangen ſollten, ganz und gar. Das war meine eigene Aufgabe. Es war mir unmöglich, eine andere, eine fremde zu löſen. Die Philoſophie, die mein geworden war, für theilnehmende Zuhörer wieder zu erzeugen, war eine ſo durchaus von einer kritiſchen Behandlung derſelben verſchiedene Arbeit, daß Beide nebeneinander nicht beſtehen konnten. Dieſe Wiedererzeugung durch Mittheilung war eine neue Epoche in meiner Entwickelung. Sie mußte eine gewiſſe Reife, Sicherheit, Feſtigkeit in ſich ſelber erlangt haben, ehe ich an etwas ſo Bedenkliches, wie eine kritiſche Behandlung des reichen Gegenſtandes, denken konnte. Als ich die erſte Kritik der Schelling'ſchen Schriften ſchrieb, hatte der Gegenſtand noch nicht für mich den Reichthum und die innere Fülle erlangt, die mich jetzt ergriffen hatten, ja mich zu überwältigen drohten; und ſo geſchah es denn, daß ich einen Auftrag, der mir ſo ehrenvoll war, nicht erfüllte.

Erſt ein Paar Jahre ſpäter erſchien in der Jenaer Literaturzeitung eine Rezenſion, die ſo unangemeſſen weitläuftig angelegt war, daß ſie abgebrochen werden mußte, ohne daß der Hauptgegenſtand auch nur berührt war. Wie ſehr aber dieſer Brief dazu diente, meinen Ruf unter meinen Landsleuten zu vergrößern, läßt ſich denken.

So günſtig nun meine Stellung war, indem die Gunſt eines mächtigen Mannes und der Ruf, den ich erhalten hatte, alle meine Abſichten zu fördern ſchienen: ſo traten doch bedeutende Hinderniſſe ſchon von Anfang mir entgegen, die theils aus den vorhandenen Verhältniſſen, theils aus meinem eigenen rückſichtsloſen Benehmen entſprangen. An der Spitze des Unterrichtsweſens ſtand der Herzog von Auguſtenburg, der Schwager des Königs. Er war ein höchſt wohlwollender und ſehr unterrichteter Herr. Ohne allen Zweifel wollte er das Beſte. Seine Abſicht war beſonders, Univerſität und Schulweſen aus dem tiefen Schlaf, in welchem beide verſunken waren, aufzurütteln. Es erging ein Ruf an Wolf in Halle, und als dieſer ihn ausſchlug, freilich auch an Bötticher, damals in Weimar. Die Schulen ſollten neu organiſirt werden. Es war ein Glück, daß die Genannten nicht kamen, denn ſo groß und bewunderungswürdig Wolfs Genie war, ſo war er ſo wenig wie Bötticher berufen, Schulen zu organiſiren oder zu beſſern, und als alleroberſter Schulmeiſter im Lande würde der eine ſowohl als der andere eine ſeltſame Rolle geſpielt haben. Die Profeſſoren bei der Univerſität, beſonders diejenigen, die ein „corpus" beſaßen, und mit dieſem geiſtig ſanft einſchlummerten, waren, wie alle Welt, mit dem Herzog unzufrieden. Dieſer war ein Gönner vom Profeſſor Platner in Leipzig, und ſtand mit ihm in einem ſehr genauen Verhältniß. Daß die wiſſenſchaftlich gährende Richtung, die bis jetzt die Ruhe der Literatur, wie ſie in ihrer hergebrachten Geſtalt ſich langſam und ungeſtört bewegte, gewaltſam zu ſtören ſuchte, unangenehm war, mußte ich erwarten. Und ob nicht das Misfallen eines ſo mächtigen Mannes alle Schritte hemmen würde, die der wohlwollende Graf für mich zu thun geneigt war, blieb wenigſtens ſehr zweifelhaft. Auch war mein Benehmen wenig geeignet, die Gunſt des Herzogs zu erwerben, oder ihn irgendwie zu gewinnen. Ich muß leider mir ſelbſt vorwerfen, daß ich mit einem unbeſonnenen Trotze, der die Vorurtheile, die der Herzog gefaßt hatte, nicht zu überwinden geeignet war, hervortrat. Meine Stellung machte es nothwendig, ihm meine Aufwartung zu machen. Ich ward, wie ich es erwarten konnte, kalt und mit Zurückhaltung empfangen. Der Herzog wollte zwar meinen Vorträgen kein Hinderniß in den Weg legen, aber es war klar, daß er meine zukünftige Thätigkeit weder fördern, noch unterſtützen würde. Er äußerte ſeine Unzufriedenheit mit der Richtung, welche die Literatur in Deutſchland genommen hatte, unverholen, und meine Theilnahme an dieſer tadelte er entſchieden. „Sie ſind," ſagte er darauf „von Nikolai ſehr heftig angegriffen." — „Verzeihen Ihro Durchlaucht!" erwiderte ich, „ich beſinne mich vergebens auf einen Philoſophen oder Naturforſcher dieſes Namens, ich muß mit Beſchämung geſtehen, daß ein ſolcher mir völlig unbekannt iſt." — „Ich meine," ſagte der Herzog verdrüßlich, „den Buchhändler Nikolai." „Ja," ſagte ich achſelzuckend, „Ihro Durchlaucht! ſeine Angriffe mußten mir freilich unbekannt bleiben, denn was der ſchreibt, das leſe ich nicht." Der Herzog ſchien erzürnt, und er entließ mich. So war nun meine Stellung in meinem Vaterlande von vorn herein bedenklich, und leider machte ich's dem Grafen sehr ſchwer, mich zu beſchützen. Man konnte dem Herzog, vielleicht nicht ohne Grund, vorwerfen, daß er ſich zu ſehr von dem Profeſſor Moldenhauer leiten ließ. Dieſer hatte als Ober-Bibliothekar der großen Königlichen Bibliothek entſchiedene Verdienſte; auch war die Liberalität, mit der er alle Gelehrte als Bibliothekar behandelte, lobenswerth, und ſo wenig ich ſeine Gunſt beſaß, ſo freundlich und willig zeigte er ſich, wenn ich die Bibliothek benutzen wollte. Aber er war in ſich verſchloſſen, hatte wenig Freunde und galt für intriguant. Ich vernachläſſigte ihn ganz.

Von meinen Freunden erfuhr ich nun, wie es ſich mit dem Angriff des Nikolai verhielt. Der gute alte Mann ſchien ſich in der That verpflichtet zu fühlen, den ſchädlichen Einfluß, den ich auf die däniſche Jugend ausüben konnte, auf jede mögliche Weiſe zu hemmen. Ein Heft der allgemeinen deutſchen Bibliothek erſchien eben in der Zeit, als ich mich zu meiner Rückreiſe nach Dänemark vorbereitete. Dieſes Heft beſchäftigte ſich faſt durchaus mit mir; ich ward getadelt, die verſuchte Widerlegung mit Geklatſch allerlei Art zuſammengerührt, Angriffe auf meine Perſon, vereinigten ſich mit der Darſtellung des unendlichen Schadens, der aus einer Philoſophie, die lediglich a priori conſtruirend, alle Erfahrung verſchmähte, für die Jugend entſpringen müßte, mit der klar ausgeſprochenen Beſchuldigung, daß ich die Summen, die eine wohlwollende Regierung mir auszahlen ließ, um mich zu einem gründlichen und ſoliden Mineralogen auszubilden, nutzlos verſchwendet hätte, indem ich mich den phantaſtiſchen Schwärmereien einer unverſtändlichen Philoſophie hingebe. Dieſes Heft war dem Herzog von Auguſtenburg gewidmet, ſein Bildniß zierte den Band. Die Abſicht war klar, und zum Theil war ſie gelungen.

Ich lebte indeſſen fröhlich und unbefangen, meinen Studien und alten wie neuen Freunden hingegeben. Meine Wohnung hatte etwas Phantaſtiſches. Ueber den reinlichen viereckigen Hof eines ſchönen ſtillen Hauſes gelangte man durch einen kurzen dunkeln Gang und eine kleine Stube nach einem ziemlich großen Saal auf ebener Erde. Die Wände von dunklem bemaltem Getäfel waren in Felder getheilt, die Ränder vergoldet; die Möbel von veralteter Form, Tiſche, Stühle, Schränke und Pult von ſchwarzem glänzendem Ebenholz; die hohen Fenſter mit gelben Gardinen, die in reichen Falten herunterfielen, zeigten nach einem völlig ſtillen, von hohen Mauern umſchloſſenen baumreichen Garten. Die Bäume rauſchten dicht vor meinem Fenſter. Eine wunderbare Stille herrſchte in dieſer Wohnung, kein Laut ließ ſich hören; ich ſah in dem vernachläſſigten Garten, in welchem das üppige Gras zwiſchen den Bäumen wucherte, nie einen Menſchen; ſelbſt das Wagengeraſſel tönte nur undeutlich wie aus weiter Ferne, während die dunklen Geſtalten der polirten Holzwände (Figuren der heiligen Geſchichte,) mich ſeltſam anblickten. Ein wunderliches Behagen ergriff mich jedesmal, wenn ich in dieſe reinlich gehaltene, von aller Welt geſchiedene Stube hineintrat. Wenn die Sonne nur mäßig leuchtend durch das dichte Laub der Bäume meine Wohnung erhellte, wenn die tiefe Stille um mich herrſchte, da war es mir oft, als verſammelten ſich die Geiſter, in deren vertrauter Mitte ich jahrelang gelebt hatte, um mich, mich ermunternd und tröſtend, als wäre ich noch immer hier von meiner alten Heimath ausgeſchloſſen, und Kopenhagen, meine früheren Freunde ſelbſt, und das ganze literäriſche Treiben, in deſſen Mitte ich nun lebte, kamen mir wunderſeltſam und fremd vor.

Mein Umgang war anfänglich ſehr beſchränkt. J. P. Münſter, mein vertrauteſter Freund, war nicht mehr in Kopenhagen. Er hatte, nachdem er als Lehrer und Erzieher eines Grafen Moltke einige Jahre zugebracht hatte, ſeine Laufbahn als Landprediger ſieben bis acht Meilen von Kopenhagen, begonnen. Sein Bruder, der Profeſſor war, und die Stelle ſeines Vaters als erſter Arzt am Friedrichs-Hoſpital bekleidete, zog ſich faſt ganz von mir zurück. Ich fühlte, daß das Geheimniß meiner früheren Jugend, wie es furchtſam in mir ſchlummerte, von dem kalten Verſtande meiner Freunde beherrſcht, beſonders von dem älteren Münſter, wo es ſich äußern wollte, herriſch zurückgewieſen, jetzt ein Organ gefunden hatte, und mächtig geworden war. Auch dem O. H. Münſter war es klar, daß er alle Gewalt über mich, die er früher ſo unbedingt ausübte, verloren hatte; daß ſeine frühere Kritik in meinen Augen keinen Werth haben konnte. In dieſer Lage nun ſiegte dennoch meine offene, unbefangene Natur. Ich lebte mit den alten Freunden auf die alte Weiſe. Unter denen, die mit der herzlichſten Freude mir entgegeneilten, und mich glücklich prieſen, daß ich Ruf, Ehre und Anſehen erlangt hätte, war auch der liebenswürdige E. H. (II. Band, Seite 317), der ſtets mit ſich ſelbſt unzufrieden, nur durch das Glück ſeiner Freunde erheitert wurde. Ihm konnte ich mich nun völlig und unbedingt mittheilen. Wohl war ich innerlich glücklich, ſelbſt der Verſuch, was mein ganzes Daſein in Anſpruch genommen hatte, für die Mittheilung vorzubereiten, bot mir einen hohen Genuß. E. H. ſaß halbe Tage in meiner ſtillen Stube, horchte auf meine Erzählungen, auf meine Darſtellungen, erlebte, was ich erlebt hatte, mit einer ſo innigen Theilnahme, daß ich ganz in der glücklichen Zeit lebte, die nun hinter mir lag, und auch ihn gewaltſam in den Zauber der reichen Vergangenheit hineinzog. Es war mir, als erſchiene der keimende Geiſt der Jugend, der noch bewußtlos zerſtreut in den jugendlichen Gemüthern, durch mich erweckt werden ſollte, hier zuerſt, in einer anmuthigen

Perſönlichkeit vereinigt, vor mir; als begrüßte mich in dieſer lieblichen Geſtalt freundlich die heitere Zukunft. Seine Zuneigung war zu entſchieden, ſeine Liebe zu tief, die Gewalt des Neuen, was er vernahm, überwältigte ihn zu ſehr, als daß ich von ihm Einwürfe erwarten konnte. Alles was er hörte, nahm er mit hingebender Begeiſterung auf; ſelbſt was er wohl nicht ganz begriff, ſchien ihm die Liebe klar zu machen. Er ſchien, durch die Zuneigung gehoben, was er nicht ſelbſtändig begriff, unmittelbar durch mich zu faſſen, und dieſer innige Freund war mit der einſamen Stube wie verwachſen, warf keine zerſtörende, vereinzelnde Klarheit in die wunderbare aber glückliche Dämmerung meines damaligen Lebens hinein. C. H. war Rahbecks Schwager. Die Frau des Letzteren Karen Margaretha, gewöhnlich Camma genannt, war eine höchſt ausgezeichnete Frau; klein, beweglich, lebhaft; die Geſichtszüge zuſammengezogen, große feurige Augen; ein ſchalkhafter Zug ſpielte um die Lippen, verbunden mit einer höchſt anziehenden Herzensgüte und Milde. Ich hatte ſie früher nicht gekannt. Ich freute mich, im Hauſe meines Lehrers und Freundes eine ſo angenehme Frau zu finden, und ſie zog mich unwiderſtehlich an. Es war eine Neigung ganz eigenthümlicher Art. Ich konnte die Freude nicht unterdrücken, wenn ich ſie ſah. Sie liebte es, mich und beſonders meinen Enthuſiasmus zum Gegenſtande ihres Scherzes zu machen, aber jederzeit fand ich dieſen vielſagend, geiſtreich, ja treffend. Jene leicht hingeworfenen Einfälle, denen ſie keinen Werth zuzuſchreiben ſchien, hatten etwas Fröhliches und Unbefangenes, ja lockten ähnliche hervor. Camma beſaß manche den Frauen ungewöhnliche Kenntniſſe, z. B. botaniſche, aſtronomiſche. Und obgleich ſie faſt alle Dichter der neueren Zeit, in allen Sprachen geleſen, und ſich die äſthetiſchen Anſichten ihres Mannes ganz zu eigen gemacht hatte, waren doch reale, ſinnlich gegebene Gegenſtände des Wiſſens ihrer Natur angemeſſener. Ich habe nie eine ſolche Trockenheit mit ſo vieler Wärme, eine ſo kalte Reflexion des Verſtandes mit ſo viel geiſtreichem Witze verbunden geſehen. Sie ſchien mir völlig geſchlechtslos. Deſto lieber und anziehender war mir das rein Menſchliche. Rahbecks Haus war mir nun höchſt angenehm, und ich freute mich, durch die Frau mit einem Manne inniger verbunden zu ſein, der mir von meiner früheſten Kindheit an ſo theuer war; und den ich, ſo verſchieden unſere Anſichten waren, nie aufhörte zu achten. Ja im höchſten Grade liebenswürdig erſchien mir die leichte und gutmüthige Art, mit welcher der ältere Mann und frühere Lehrer die entſchiedene Oppoſition ſeines Schülers duldete. Sie konnte ihm natürlich nicht unbekannt ſein, obgleich ich ſie in ſeiner Gegenwart vermied; und eine jede Aeußerung, die zu einer ernſthafteren Discuſſion führen konnte, durch die Frau mit einer bewundernswürdigen Gewandtheit ins Scherzhafte hinübergeſpielt wurde. Die ſchön gelegene ländliche Wohnung war an heiteren Tagen das beſtändige Ziel meiner Spaziergänge.

Aber ich ſollte jetzt, es war wohl kaum einige Wochen nach meiner Ankunft, die Bekanntſchaft eines jungen Mannes machen, die für mich und meine Stellung in meinem Vaterlande ſehr entſcheidend ward. Es war der als Dichter auch in Deutſchland wohl bekannte und geſchätzte Adam Oehlenſchläger. Er war damals noch nicht drei und zwanzig Jahr alt, ich ſchon über neun und zwanzig. Ich hatte ſchon

Manches erlebt, er noch kaum Kopenhagen verlaſſen. Ueber unſere erſte Bekanntſchaft und Zuſammenleben hat er ſich ſelbſt geäußert, und ich wünſche, daß die Leſer ſich mit dieſen Aeußerungen bekannt machen. Man findet in dieſen die ſchöne kindliche Naivetät, die anziehende Einfachheit, die dieſer in mancher Rückſicht ſehr merkwürdige Mann bis in ſein hohes Alter zu bewahren wußte. Er machte, ſo wie er mir damals an einem öffentlichen Ort durch O. H. Münſter vorgeſtellt wurde, einen großen Eindruck auf mich. Seine höchſt angenehmen Geſichtszüge, die Glut aus ſeinen kleinen ſchwarzen Augen, die ungeduldige Beweglichkeit in allen ſeinen Mienen, die wunderbare Miſchung von weicher Sehnſucht und trotziger Kühnheit in allen ſeinen Aeußerungen, ließen mich bald erkennen, daß einer der bedeutendſten Jünglinge meines Vaterlandes vor mir ſtand. Ich hatte von ihm nichts vernommen; was er bis dahin geſchrieben hatte, war mir unbekannt, und was er mir vortrug — Gedichte, mit Leichtigkeit hingeworfen, wie ſie in Rahbecks Zuſchauer erſchienen waren, — ſchien mir keinesweges bedeutend. Seine reichen kühnen dichteriſchen Productionen waren noch durch die Schranken der damaligen, in Dänemark herrſchenden dichteriſchen Richtung gehemmt.

Noch nie hatte ich einen jungen Mann kennen gelernt, an den ich mich ſo entſchieden, ſo ganz anſchloß, wie an Oehlenſchläger; keinen, der ſich mir ſo völlig, ſo durchaus, ja leidenſchaftlich und zugleich activ hingab, wie er; E. H's. Hingabe war durchaus paſſiv. Der erſte poſitive Verſuch, in meinem Vaterlande thätig zu ſein, ſollte jetzt, ich fühlte es wohl, anfangen, und dieſer durfte, weder im eigentlichſten Sinne philoſophiſch, noch naturwiſſenſchaftlich ſein. Aber faſt gewaltſam und ohne daß ich zu widerſtehen vermochte, wurden meine Vorträge — ich konnte ſie wohl Privatiſſima nennen, — dichteriſch. War ich auch ſelbſt kein Dichter, ſo fühlte ich doch, daß ich es vermochte, einen dichteriſchen Geiſt über ſich ſelber aufzuklären, und in lebendige Bewegung zu ſetzen. Man hat dennoch meinen Einfluß auf ihn überſchätzt. Ich gab ihn ſich ſelber, er erkannte den eigenen inneren Reichthum, und ich erſchrak faſt, als die jugendliche friſche Quelle mir gewaltſam entgegenſtrömte. Er kannte wohl die deutſchen Dichter, er verehrte wohl Goethe: aber es ging ihm wie mir in früheren

Zeiten, er wagte es nicht, dem, was ihn innerlich erfüllte, Worte zu geben. Jetzt zerbrachen plötzlich die Feſſeln, und er war Dichter. Er fühlte ſich befreit, jubelte, und belohnte denjenigen, den er ſeinen Befreier nannte, mit einer gränzenloſen rührenden Hingebung. Keine Zweifel quälten ihn. Die ungehemmte ſchöpferiſche Thätigkeit fand unmittelbar die geeignete Geſtaltung. Er hat ſelbſt berichtet, wie er mir eine Erzählung vorlas aus der altnordiſchen Geſchichte, in welche eine nach meiner Anſicht zu tadelnde moderne Sentimentalität eingedrungen war. Mehrere Bogen waren ſchon gedruckt. Ich ſchonte ihn nicht, und obgleich er in beſchränkten Verhältniſſen lebte, vernichtete er das ſchon Gedruckte; erſetzte ſeinem Verleger den Verluſt, und dachte nie mehr an eine Arbeit, die ihm doch Zeit und Anſtrengung gekoſtet hatte. Was mich in Erſtaunen ſetzte, da ich es unter allen Menſchen am unmittelbarſten erlebte, war die Leichtigkeit, mit welcher er ſeine Mutterſprache beherrſchte. Eine nie vorher gekannte Anmuth und dichteriſche Fülle entwickelte ſich plötzlich, eine neue Epoche der Sprache, die über ganz Skandinavien — denn auch in Schweden drang ſie ſpäter ein, und übte ihren

Einfluß auf die ausgezeichnetſten ſchwediſchen Dichter, Tegnér und Atterboom — ſich mächtig verbreitete, trat ahnungsvoll und reich unter meinen Augen hervor. Man kennt Oehlenſchläger nicht als Dichter, man kann ſein jugendliches Verdienſt nie gehörig ſchätzen, wenn man nicht die faſt unglaubliche Gewalt erwägt, die er über die Sprache ausübte. Eben ſo wunderbar und ſeltſam war die poetiſche Leichtigkeit, mit welcher er das innere Verſtändniß der deutſchen Sprache ſich zu eigen zu machen wußte, obgleich er mit der Grammatik derſelben faſt völlig unbekannt war. Er vermochte noch gar kein deutſches Geſpräch fortzuſetzen, als er mir ſchon deutſche Gedichte brachte, die freilich dem Deutſchen ſeltſam klingen mußten, aber aus welchen dennoch wie durch einen Zauber ein inneres tiefes Verſtändniß der fremden Sprache hervorblickte, eine bildende Kraft, die ſchnell aſſimilirt, was gewöhnlich mühſam, durch äußeres Erlernen erworben werden muß. Ich kannte dieſen Weg wohl, denn auch ich habe die deutſche Sprache mehr erlebt als erlernt: aber hier trat dieſes innere Verſtändniß, — die Gabe der Zunge, wie die Apoſtel ſie nennen — plötzlich, wie durch einen Zauber hervor. Mein Bündniß mit

Oehlenſchläger ward bald ein Gegenſtand des Geſpräches in Kopenhagen; und durch ihn ward ich nun auch in einen Kreis verſetzt, der mich immermehr anzog, und der durch die Männer, aus welchen er beſtand, einen neuen belebenden Mittelpunkt für meine ganze zukünftige Thätigkeit bilden ſollte.

Was Oehlenſchlägers Schweſter ihm geweſen iſt, weiß man aus ſeinem Leben. Sie war an den ſpäter in ganz Skandinavien ſo berühmt gewordenen A. S. Oerſted verheirathet, — eine durchaus dichteriſche Natur. Sie beſaß ein Verſtändniß des Witzes, des Humors, ſo wie der leiſeſten Anklänge des Geiſtigen, wie ich es bisher nicht bei Frauen gekannt hatte. Das tiefe Verſtändniß, welche Schlegels, ſpäter Schellings Frau auszeichnete, war zwar bewundernswürdig, aber es war aus einem ſehr bewegten Leben, aus einer vollendeten Bildung hervorgegangen, und äußerte ſich auf eine entſchiedenere, ſelbſtändige Weiſe: Oehlenſchlägers Schweſter hatte wie er ſelbſt in engen und beſchränkten Verhältniſſen gelebt; alles gewichtig Bedeutende, Aeußerungen der warmen aufgeregten Seele traten bewußtloſer, unbefangener, natürlicher hervor.

Es gab Augenblicke, wo ſie mich im höchſten Grade überraſchte.

Aber von einer anderen Seite ſollte ich nicht weniger überraſcht werden. Wie lieb mir der jüngere H. C. Oerſted geworden war, habe ich ſchon erwähnt. Ich glaubte, der einzige zu ſein in meinem Vaterlande, der die neuere Richtung der Philoſophie kannte, und fand nun hier einen Mann, der ſie zum Gegenſtand eines ernſthaften Studiums gemacht hatte. Auch A. S. Oerſted war genau bekannt mit allen Fortſchritten der neueſten Philoſophie; ein wahrhaftes, ſpeculatives Talent unterſtützte dieſes Studium, und obgleich ſein eigentliches Fach, die Jurisprudenz, ihn mehr nach der reingeſchichtlichen als naturwiſſenſchaftlichen Richtung der Philoſophie hinzog, ſo darf ich doch vorausſetzen, daß er dadurch eine freiere geiſtige Ueberſicht über die Geſetzgebung gewann, und ſo vorbereitet ward zu der bedeutenden Stelle, die er einnehmen ſollte. Er hat eine auffallende Perſönlichkeit; er iſt ſtill, erſcheint weich, nachgiebig, ſpricht wenig, leiſe und milde, und erſcheint höchſt beſcheiden; er tritt keineswegeſ beſtimmt hervor, und ein Jeder glaubt, dieſen nachgiebigen Mann beherrſchen zu können. Aber mit Erſtaunen nimmt man wahr, wie hinter dieſer ſcheinbaren Unbeſtimmtheit, eine klare Feſtigkeit ruht. Ich war zuletzt faſt täglich in ſeinem Hauſe. Wenn das Geſpräch heftig ward, ſchwieg er; wenn es nach langem Streit unentſchieden abſchloß, ließ er wohl einige Zeit vergehen, und äußerte ſich dann leiſe, milde, faſt furchtſam, aber äußerſt treffend, und man mußte geſtehen, daß er den Streit entſchieden hatte. Auch beherrſchte er in der That, ohne daß wir es uns geſtanden, uns alle. In dieſem Hauſe hatte ich nun meine eigentliche Heimath gefunden. Für meine Anſichten fand ich ein williges Ohr, und wenn auch mein eigentliches Studium dem Kreiſe fremd war, ſo konnte ich doch die großen Reſultate deſſelben mittheilen, und ſicher ſein, verſtanden zu werden.

In dieſem Hauſe fand ich nun aber auch einen, ſchon ſeit vielen Jahren in ſeinem Vaterlande geſchätzten, auch in Deutſchland berühmten Dichter, Baggeſen. Flüchtig hatte ich ſchon früher in Kiel ſeine Bekanntſchaft gemacht. Ich ſchätzte zwar ſein Talent, beſonders wie es ſich früher in leichten launigen Erzählungen geäußert hatte, ich bewunderte das

Geſchick, mit welchem er die deutſche Sprache metriſch zu beherrſchen wußte: aber er gehörte einer Dichterſchule zu, die ich bekämpfte, und er blieb mir fremd. Doch hatte er eine gewiſſe Leichtigkeit, ſich neuen Anſichten anzuſchließen, und ich erinnere mich nicht, daß er in dem Kreiſe, in welchem er, faſt beſtändig mit ſeiner Lage unzufrieden, und von aller Geſellſchaft ausgeſchloſſen, lebte, mir ſtörend entgegen getreten wäre.

Mein Verhältniß zu dem alten wohlwollenden Onkel Bang war das beſte, und es war wohl zum Theil die Familienliebe, die ihn abhielt, ſich an eine Oppoſition anzuſchließen, die, wie ich ſpäter erwähnen werde, immer lauter ward, zum Theil wohl auch die immer ernſthafter werdende religiöſe Richtung, die mich zu ergreifen anfing und die ihn anſprechen mußte. Sein Tiſch ſtand mir, wie in früheren Zeiten, immer offen; aber ich erſchien ſelten. In ſeiner Familie war alles beim Alten. Seine letzte Frau, ihres jetzt höheren Alters ungeachtet, war luſtig und guter Dinge, wie immer. Ihr Sohn, der jetzige allgemein geachtete und vielbeſchäftigte Arzt, Etats-Rath Bang, beſuchte noch die Schule. Zwei meiner Brüder lebten in Kopenhagen. Der Aelteſte, Artillerie-Hauptmann, Lehrer bei den Kadetten-Akademien, und Aufſeher des Artillerie-Laboratoriums, war verheirathet; der Jüngſte war von ſeinem Gefängniß, wie wir es wohl nennen können, in Rendsburg, entlaſſen. Er genoß hier, wie der Aelteſte, einer allgemeinen Achtung. Von den übrigen Gliedern der großen Familie wußte ich wenig. Aber mein Verhältniß zu den Brüdern war ein ſehr eigenthümliches. Mit dem Aelteſten war ich ganz Chemiker, mit dem Jüngſten Philoſoph und Dichter. Liebe und Neigung hatten uns Drei von der früheſten Jugend an mit einander verbunden, und wir lebten gern in dieſen alten, uns theuren Erinnerungen. Alles was mich innerlich beſchäftigte, theilte ich mit dem Jüngſten, in deſſen Seele eine innere Unruhe ſich zu entwickeln anfing. Er ſehnte ſich nach einem bedeutenderen, bewegteren Leben; die beſchränkte Stellung als Offizier in einer Armee, die ihm faſt bedeutungslos ſchien, quälte ihn. Die täglich wiederkehrende einförmige und, wie es ihm ſchien, nichtige Beſchäftigung ängſtigte ihn, und ſpeculative Ideen, die allmälig keimten, ſo wie die Dichtkunſt, die in größeren Formen ihm immer näher trat, drängten ihn entſchiedener aus den engen Verhältniſſen heraus. Die Feindſchaft gegen Frankreich, die er mit mir theilte, erweckte die Luſt, an dem Kampfe gegen dieſes Volk theilzunehmen, und er ſchloß ſich ſchon damals leidenſchaftlich an England an. Wir lebten, wie in Rendsburg, wieder innerlich verbündet. Mein Umgang war auch der ſeine. Aber ſeine ganze Lage machte mich ſehr beſorgt. Alle äußeren Verhältniſſe ſtanden in einem grellen Widerſpruche mit ſeinem inneren Leben, und ich begriff nicht, wie dieſer gelöſt werden ſollte.

In Kopenhagen hatte das geſellige Leben ſich ſehr eigenthümlich geſtaltet. Die Männer vereinigten ſich in den Clubs, und es gab eine bedeutende Anzahl derſelben. Hier fanden ſich Männer aus den verſchiedenſten Ständen: Gelehrte, Beamte, Kaufleute; und ein jeder Club hatte einen eigenthümlichen Charakter. Man fand wohl auch Männer, die zugleich Mitglieder mehrerer Clubs waren. Dieſe Vereinigung war nicht allein ſtörend für das Familienleben, ſie bildete auch eine ſtets bewegte öffentliche Meinung, die freilich damals noch nicht ſo überwiegend politiſcher Art war, wie ſpäter, aber dennoch einen großen Einfluß ausübte, ſelbſt auf die Literatur, und von Kopenhagen aus mehr oder weniger das ganze Land beherrſchte. Unter dieſen Vereinen war Dreyers Club der bedeutendſte. Er verband die anſehnlichſten literäriſchen Notabilitäten und die bedeutendſten Beamten. Es war faſt eine Nothwendigkeit für mich, Mitglied dieſes Clubs zu werden, doch erſchien ich da äußerſt ſelten.

Vielmehr intereſſirte mich ein anderer Verein, obgleich er nur eine Ruine früherer Zeiten war. Es war die ſogenannte norwegiſche Geſellſchaft. Schon die Stellung, in welche ich durch die künftigen geologiſchen Unterſuchungen in dieſem Lande verſetzt zu werden hoffte, mußte ein großes Intereſſe für dieſe Geſellſchaft bei mir erwecken, wenn auch nicht eine tiefe, von meiner früheſten Kindheit an genährte Neigung zu meinem Geburtslande mich angezogen hätte.

Ein gewiſſes unbefangenes Jugendleben liebte ich noch immer. Ich mochte mich gern rückſichtslos gehen laſſen. So frei man ſich auch in Dreyers Club zu äußern pflegte, ſo war dieſer doch zu ſehr in alle bürgerlichen wie literäriſchen Verhältniſſe und Vorurtheile des Tages verflochten. Jedes ſcheinbar unbefangene Urtheil, war dennoch an mannigfaltige Rückſichten gebunden. Ich fühlte es wohl, wie fremd ich noch in Kopenhagen ſtand. Manches, was mir unbedeutend, ja trivial erſchien, mußte hier, wo beſtimmte Meinungen ſich gebildet hatten, parador erſcheinen. Ich fürchtete, daß Mißverſtändniſſe von dieſem Mittelpunkte aus ſich ſchnell in alle Kreiſe verbreiten würden, und konnte, wie die Folge zeigen wird, mit aller Vorſicht dieſer Unannehmlichkeit doch nicht entgehen.

Die norwegiſche Geſellſchaft unterſchied ſich nun auffallend von den übrigen Clubs. Ein zwar großer, aber keinesweges zierlicher Saal war mit alten Tiſchen und Stühlen beſetzt. Eine luſtige Magd bediente die Mitglieder der Geſellſchaft, die einzeln zu allen Tageszeiten erſchienen, in größerer Anzahl des Abends verſammelt waren. Die Mahlzeiten waren höchſt frugal. Nur ein wohlfeiles Gericht ward des Abends genoſſen, und Punſch war nach nordiſcher Sitte das gewöhnliche Getränk. Ich durfte es nicht genießen. Aber dennoch war dieſe Geſellſchaft mir unter allen die angenehmſte. Sie lebte ganz in alten vaterländiſchen Erinnerungen. Ich habe bereits im zweiten Theil dieſer Schrift von dieſem Verhältniß geſprochen. Obgleich die Unterhaltung in der Geſellſchaft höchſt unbefangen war, ſo konnte doch eine jede Veranlaſſung die verborgene Geſinnung derſelben offenbaren. Der ſtille Wunſch, ſoviel ich ihn damals kennen lernte, war nun keinesweges eine Trennung von Dänemark, wohl aber eine größere Selbſtändigkeit. Mit der Adminiſtration des Landes war man unzufrieden; beſonders wünſchte man eine eigene nationale Univerſität. Obgleich nun dieſe Geſinnung und die tief wurzelnde Nationalität, die ſich in Dänemark fremd fühlte, durchaus vorherrſchte, und bei einer jeden Oppoſition ſchneidend hervortrat, ſo war ſie doch keinesweges ein Hauptgegenſtand der Geſpräche. Dieſe zeichneten ſich aber durch eine völlige rückſichtsloſe Unbefangenheit aus. Die nationalen Verhältniſſe traten in der Geſellſchaft zurück, die in der Hauptſtadt herrſchenden imponirten nicht. Und wenn auch mehrere Mitglieder in geſelligen Verbindungen lebten, die ſonſt Schonung erforderten, ſo verloren dennoch dieſe hier alles Gewicht. Hier mußte man dulden, daß Verhältniſſe hart angegriffen wurden, die man ſonſt in anderen Umgebungen nicht zu verletzen wagte; und der würde für einen Verräther gegolten haben, der, was er hier vernahm, anderswo wiedererzählt hätte.

Man kann ſich denken, wie anziehend mir ein ſolcher Kreis erſcheinen mußte. Oft war der Gegenſtand der Geſpräche ſehr ernſthaft. Ich lernte die Lage meines Geburtslandes kennen, die in ſich tüchtige Nationalität zog mich an, und die wunderlichen Grillen, die oft ächt humoriſtiſche Laune, gewährten mir eine Unterhaltung, wie ich ſie ſonſt nirgend fand. In Walſeth und Leith, wo ich die Eigenthümlichkeit dieſer Geſellſchaft darzuſtellen ſuchte, gab ich mich der Erinnerung an ſie ganz hin. Einige dort erzählte Ereigniſſe haben wirklich ſtattgefunden. Tieck hat mir vorgeworfen, daß ich die Verhältniſſe dieſer Geſellſchaft, die den Deutſchen wenig intereſſiren könnten, zu ausführlich dargeſtellt habe, und damit dieſer Vorwurf mich nicht noch einmal treffe, will ich kurz ſein.

Die Geſellſchaft beſtand zwar meiſt aus jungen Männern, die ihre amtliche Laufbahn in untergeordneten Stellungen anfingen, aber doch waren einige ältere Mitglieder da, welche noch die Glanzperiode der Geſellſchaft erlebt hatten, als Weſſel noch lebte, und die Eigenthümlichkeit der Geſellſchaft in ihrer vollen Blüthe ſtand. Unter dieſen war ein Beamter, Scavenius, ein ruhiger beſonnener Mann, der mir das Vorbild des Steenerſen in der genannten Novelle ward. Ein merkwürdiger Mann, Prahl war ſein Name, war der Greis der Geſellſchaft. Er war reich an Erzählungen. Es war ein kleiner freundlicher Mann, immer lächelnd, immer fröhlich geſtimmt; er war oft Gegenſtand der Scherze, und fand ſich auf eine bewundernswürdige Weiſe darein. Er hatte immer in einer untergeordneten Stellung gelebt. Seine Fähigkeiten und Kenntniſſe hatten wohl keinen großen Umfang, aber ſeine Hoffnungen auf eine beſſere Zukunft verſchwanden ſelbſt in ſeinem hohen Alter nicht, und ſein jugendlicher Sinn war bewundernswürdig. Prahl hatte einige Jahre hindurch ein kleines Amt in Friedrichsnagor, einer däniſchen Beſitzung bei Calcutta, bekleidet, und ſich früher, abenteuerlich genug, in Amerika und Europa herumgetrieben. In einer eigenen Schrift hatte er die gegenwärtige Lage der nikobariſchen Inſeln, und die Vortheile, die der däniſche Handel aus ihnen ziehen könnte, darzuſtellen geſucht. Dieſe

Schrift war verworren, wie er ſelbſt und ſein Leben. Er lebte von einer kleinen Summe, die ihm die Regierung als Wartegeld auszahlte, und wenn er hoffte, durch dieſe Schrift ein Amt zu erhalten, ſo irrte er ſich freilich, wie in allen ſeinen Entwürfen, ſein ganzes Leben hindurch. Seine beſchränkte Stellung erlaubte ihm ſchon nicht, an den bedeutenderen Geſellſchaften theilzunehmen. Hier in der norwegiſchen waren alle Ausgaben geringe, und Alles, was genoſſen wurde, höchſt einfach, wohlfeil, und für die Armut berechnet. Wenn ich dort erſchien, fand ich ihn immer, und er mochte wohl den größten Theil ſeiner Zeit in dieſer Geſellſchaft zubringen.

Ich hatte die Neujahrsnacht bei meinem Bruder zugebracht, und als ich nach Mitternacht von ihm wegging, kam ich noch an dem Saal der norwegiſchen Geſellſchaft vorbei; er war erleuchtet, die Mitglieder verſammelt, und es ging ſehr luſtig zu. Als ich hereintrat, ſtürzten die durch den Punſch begeiſterten Mitglieder der Geſellſchaft auf mich zu, ſetzten mich mit Gewalt auf einen Stuhl, und hoben mich, ſo ſitzend, auf den Tiſch. Ich ſollte ihnen eine Rede halten. Ich fand mich, was ich mit einer Art von

Beſchämung bekenne, nüchtern wie ich war, durch dieſe gewaltſame Behandlung ſo wie durch die Zumuthung beleidigt, ſprang herunter, und verließ höchſt erzürnt die Geſellſchaft. Den Tag darauf erſchienen einige Mitglieder des Morgens früh in meiner Wohnung, und es gab da eine lächerliche Scene. Sie gaben mir gewiſſermaßen Recht, und kamen, um ſich zu entſchuldigen. Ich hingegen, als ich mich beſonnen hatte, fand meine Aufführung höchſt thöricht; und nach wechſelſeitigen Entſchuldigungen ſchloß der Auftritt mit großem Gelächter. Es ward beſchloſſen, daß ich als der Schuldige den Abend in der Geſellſchaft erſcheinen ſollte. Prahl hielt eine Rede, von der ich freilich nichts mehr weiß als Folgendes, womit er anfing:

„Wir waren, meine Herren!“ ſagte er, „wie es ſich ziemt, als das neue Jahr eben anhub, hinlänglich begeiſtert. Hatten wir doch für die Maſſe der Begeiſterung des ganzen Jahres zu ſorgen. Die Qualität derſelben war von der beſten Sorte, und die Quantität ſtand wie gewöhnlich im Verhältniß zu der anſehnlichen Menge Punſch, die wir genoſſen hatten. Da erſchien aus einer ſpießbürgerlich-däniſchen Geſellſchaft der arme Sünder, der da ſitzt, auf eine höchſt unſchickliche Weiſe, partout nüchtern, (päre ädrue) und gebärdete ſich, wie man erwarten konnte von einem Menſchen, der ſich, ohne daran zu denken, in welche vornehme Geſellſchaft er eintrat, in der Nüchternheit völlig übernommen hatte. Dieſer Mann nun hat die Begeiſterung der Geſellſchaft, die für das ganze Jahr ausreichen ſollte, vernichtet, und was jetzt aus uns werden ſoll, iſt gar nicht abzuſehen. Er, obſchon ein Norweger, iſt unter Dänen erzogen; er iſt als ein Verräther von unſeren Feinden abgeſchickt, die große Stunde zu entheiligen, damit wir das ganze Jahr hindurch waffenlos unſeren Feinden preisgegeben ſeien. Ich klage ihn des Hochverraths an.“

Nach vielem lächerlichen Hin- und Her-reden ward dann ausgemacht, daß ich das ganze Jahr hindurch die ganze Geſellſchaft mit Begeiſterung zu verſorgen habe. Aller Witz, Laune, Tollheiten, ſollten von mir ausgehen u. ſ. w. In der Stimmung, in welche mich dieſer Auftritt verſetzte, war es natürlich, daß ich die Geſellſchaft an meine Vorleſungen hinwies, die eben allgemeiner Gegenſtand des Geſprächs waren, und behauptete, ſie habe in ihrer glänzendſten

Zeit keine größere Oppoſition gewagt, als ich eben jetzt. Und wenn dieſe auch einen anderen Klang habe, als bisher, ſo könne die Geſellſchaft doch ohne allen Zweifel mit mir zufrieden ſein.

Aber viele Abende wurden ſehr ernſthaft zugebracht. Ich machte die Bekanntſchaft vieler Männer, die bei dem Entwurfe der Conſtitution zu Eidsvold eine Hauptrolle ſpielten. Ich nenne unter dieſen Sverdrup und Chriſtie. Als ich im Jahre 1824 in Chriſtiania war, fand ich in der That die meiſten meiner Freunde aus der norwegiſchen Geſellſchaft als die einflußreichſten Mitglieder des Storthings wieder.

Ich brachte eines Abends Riſt, der als Diplomat aus Petersburg gekommen war, und damals nur in den vornehmſten Kreiſen, von Miniſtern und Staatsmännern umgeben, lebte, nicht ohne Ironie mit, und die Armuth und Frugalität der Geſellſchaft ergötzten ihn ſehr. Die Mitglieder waren nicht geneigt, ſich irre machen zu laſſen, und die eigenthümliche Laune hatte gerade dieſen Abend ihr freies Spiel. Der Gegenſatz gegen ſeinen gewöhnlichen Umgang mußte ihm beſonders beluſtigend erſcheinen. So harmlos und unbedeutend dieſe Zuſammenkünfte waren, ſo enthielten ſie doch den Keim einer zukünftigen Zeit, der ſich kraftvoll und mächtig geſchichtlich entwickelte.

Der Sommer verging. Ich lebte mit meinen alten und neuen Freunden, und wußte kaum, wie ſehr ich der Gegenſtand der Geſpräche der Hauptſtadt war. Ich habe ſchon früher von dem Haß gegen die Deutſchen, der in Dänemark herrſchte, und wie er entſtanden war, geſprochen. Ich hieß wenigſtens in einem gewiſſen Kreiſe der deutſche Doctor. Einſt erſchien ein Däne bei mir, der mir vorwarf, daß ich die Beiträge zur inneren Naturgeſchichte der Erde nicht in der Mutterſprache ausgegeben hätte. Ich fragte ihn ganz einfach, ob er aus Patriotismus die Koſten des Drucks tragen wolle?

In einem Club in Kopenhagen verſammelten ſich alte angeſehene Männer, denen die wiſſenſchaftliche Gährung in Deutſchland, wie ſie jetzt durch mich in Dänemark einzudringen drohte, bedenklich, ja gefährlich erſcheinen mochte. Unter den Mitgliedern war auch ein Bruder meiner Mutter, ein einfältiger Menſch, der früher Offizier war, ſpäter, durch ſeines Bruders, des Profeſſor Bangs Fürſorge, eine reiche Witwe heirathete. Er hatte als Lieutenant ſeinen Abſchied genommen, und ward jetzt Major genannt. Er intereſſirte ſich für meinen jüngſten Bruder, der es aus begreiflichen Gründen nicht mit ihm verderben wollte. Ich ſah dieſen Verwandten nie. Einſt als mein Bruder ihn beſuchte, ließ er ſich folgendermaßen vernehmen: „Ich höre, daß dein Bruder eine neue Philoſophie im Lande einführen will. Ich muß dir ſagen, alte verſtändige Leute haben dies freche Unternehmen des jungen Mannes ſehr getadelt. Wir haben ja den alten braven Riisbrigh, das iſt ein berühmter Philoſoph, und wir brauchen keinen anderen. Sag' du deinem Bruder, ich werde ſolchen Uebermuth nicht dulden, die Familie müßte ſich ja ſeiner ſchämen.“ Mein Bruder kannte den Mann. „Lieber Onkel,“ ſagte er, „wenn Henrich erfährt, daß Sie mit dieſer Philoſophie unzufrieden ſind, dann wird er ſie gewiß aufgeben.“

Am gefährlichſten ward aber ein Gerücht, welches ſich allgemein ausbreitete. Ich ſollte, erzählte man, geſagt haben, daß ich nicht auf Däniſch denken könne. Wie dieſes Gerücht entſtanden war, blieb mir völlig unbegreiflich. Es breitete ſich indeſſen immer mehr aus, und ich ſah auf der Straße Leute, die mit Fingern nach mir wieſen, und laut genug ſagten: „Da geht der Menſch, der, nachdem er zwei Jahre in Deutſchland geweſen iſt, nicht mehr in ſeiner Mutterſprache denken kann.“ Ich lachte, indem ich überlegte, daß dieſes Gerede, ſobald ich meine Vorleſungen anfing, von ſelbſt aufhören würde. Eines Tages erhielt ich aber von Graf Schimmelmann ein Schreiben, worin er mich bat, in meinen Aeußerungen vorſichtig zu ſein, und dieſes Gerücht erwähnte. Ihm, der ſelbſt ein Gegenſtand dieſes nationalen Haſſes war, und, wie ich trotz meiner Liebe zu ihm geſtehen mußte, nicht ganz unverdient, erſchien dieſes Gerücht natürlich weit gefährlicher, als mir. Was ich an ihm wie an Bernſtorf tadeln mußte, war nämlich dieſes, daß ſie die Sprache des Landes, in welchem ſie lebten, für welches ſie thätig waren, nicht ſprachen. „Ich habe,“ ſchrieb er mir, „Ihre unvorſichtige Aeußerung durch eine hohe Perſon erfahren.“

Zum Glück hatte ich eben von der Entſtehung des Gerüchts Kenntniß erhalten. Ein junger Mann erſchien, höchſt verlegen, bei mir, und klagte ſich ſelbſt als den Urheber des Geredes an. Er glaubte dieſe Aeußerung in Dreyers Club wirklich gehört zu haben, und hatte jetzt erſt erfahren, wie die Sache zuſammenhing. Es hatte nämlich irgend ein Gelehrter mit mir ein Geſpräch über die Schwierigkeiten angefangen, die ich finden würde, die deutſch-philoſophiſche Sprache ins Däniſche zu übertragen. Ich hatte als eine Haupt-Schwierigkeit hervorgehoben, daß man nicht in der däniſchen Sprache, wie in der deutſchen, gewiſſe Infinitive, wie, Sein und Denken, als Subſtantive brauchen könnte. „Es iſt," ſagte ich vorbeugend, „eine Eigenthümlichkeit, die die däniſche Sprache mit der römiſchen theilt." Der junge Mann, in einiger Entfernung, hatte gehört, daß ich nicht auf Däniſch, wie auf Deutſch „das Denken" ſagen könnte. Dem Freunde, der mit mir geſprochen hatte, war es eingefallen, daß unſer Geſpräch wohl die Veranlaſſung zu dem thörichten Gerücht gegeben haben könnte. Der junge Mann war zugegen, und erkannte ſeinen Irrthum und ſein Vergehen. Mir fiel, als er nun reuig mir gegenüberſtand, die Schlußſcene in Holbergs: Hexerei und blinder Lärm, ein. Als ich das Billet des Grafen erhielt, konnte ich ihm die ganze lächerliche Entſtehung des Gerüchts erzählen, und ihn überhaupt beruhigen, indem ich ihn verſicherte, daß es allen meinen Freunden hinlänglich bekannt wäre, wie ganz ich ein Däne ſei, trotz meiner Vorliebe für die deutſche Philoſophie.

Ich muß indeſſen geſtehen, daß ein geiſtiger Uebermuth, den ich nicht vorſichtig genug unterdrückte, nicht ſelten einen mir gefährlichen Unwillen erregte. Ein reicher Mann wollte bei mir ein Privatiſſimum über die Philoſophie hören. Wie ich ihn kannte, hielt ich ihn für durchaus unfähig, irgend eine ſpeculative Idee zu faſſen. Als er mir den Vorſchlag machte, ſagte ich: „Ehe Sie ſich dazu entſchließen, mein Herr, muß ich Sie auf einen Entſchluß aufmerkſam machen, den ich gefaßt habe. Die Summe, die ich für ein Privatiſſimum nehmen könnte, würde nämlich mit dem Vortheil, den der Zuhörer ſelbſt aus meinen Vorträgen zöge, in einem umgekehrten Verhältniſſe ſtehen. Jemehr er lernte, deſto weniger würde er zu bezahlen haben. Wer mich ganz begreift, von dem würde ich mit gutem Gewiſſen nichts nehmen können, wer aber das Unglück hat, gar nichts zu lernen, von dem würde ich eine Summe fordern, die ihn in Schreck ſetzen würde, obgleich ſie, ſelbſt willig gezahlt, mir immer zu gering ſcheinen würde.“ Ich ſuchte dieſe allerdings unbeſonnene Aeußerung zwar dadurch zu motiviren, daß ich ihm begreiflich zu machen ſuchte, wie wichtigere Geſchäfte ihn verhindern würden, die hinlängliche Aufmerkſamkeit und Zeit für meine Vorträge zu gewinnen. Daß er ſich aber beleidigt fand, und mich als einen widerwärtig hochmüthigen jungen Mann verſchrie, war natürlich.

Einmal ſaß bei Graf Schimmelmann ein bedeutender Mann, der ſelbſt einen großen Einfluß auf meine zukünftige Stellung hatte, mir gegenüber. Es war von der Erziehung die Rede, und ich erwähnte, wie ein berühmter Arzt die Bemerkung gemacht hätte, daß es zwei Erzeſſe gäbe in der menſchlichen Geſellſchaft. Einige wären zu klug, die ſogenannten Genie's, die übrigen zu dumm. Nun müſſe man die Genie's herunterzuſtimmen, die Dummen aber zu heben ſuchen, damit ein Mittelbrei herauskäme, die eigentliche wahrhafte menſchliche Glückſeligkeit. Ich ſtellte dieſe Aeußerung ſo karrikirt dar, weil ich mich für überzeugt hielt, daß ein Jeder, wie ich, die Anſicht lächerlich und verwerflich finden würde. Zu meinem

Erſtaunen war aber jener einflußreiche Mann ganz anderer Anſicht. Er verſicherte, daß er dieſes juste milieu höchſt verſtändig fände, und wies mich meines Spottes wegen, von oben herab und vornehmtadelnd, zurecht. Da entfuhr mir folgende Antwort: „Auf weſſen Seite bei dieſem Experiment der Vortheil iſt, iſt freilich ſehr klar.“ Die ganze Geſellſchaft ſchwieg, und ich ſah jetzt erſt ein, wie unbedachtſam meine Aeußerung geweſen war.

Ich habe dieſe beiden Ereigniſſe, die mir vorſchweben, erwähnt, damit man es erklärlich finde, wenn ich, beſonders in den höheren Kreiſen, und zwar mit Recht, als ein höchſt unbeſonnener und rückſichtsloſer Menſch betrachtet wurde. Daß dieſer Uebermuth aus einer tadelnswerthen übertriebenen Selbſtſchätzung entſprang, ſah wohl keiner beſſer ein, als ich ſelber, und wenn Einfälle der Art mir entſchlüpft waren, fühlte ich mich recht eigentlich tief gedemüthigt, und die Reue, die ich empfand, traf mehr meine eigene Nichtigkeit, als daß ſie aus Furcht vor dem Erfolge entſtand. Dieſe letztere verſchwand ſchnell, wenn ſie mich auch auf kurze Augenblicke befiel.

Meine Vorträge fingen im Oktober 1803 an. Sie waren, wie ſich's von ſelbſt verſteht, öffentlich; es war mir ſeltſam zu Muthe. Was ich in meiner Jugend als ein wunderbares Geheimniß, innerlich angezogen und äußerlich zurückgeſtoßen, hochhielt, und dennoch faſt mistrauiſch abwies, was ich furchtſam, den widerſtreitenden Feinden gegenüber, verbarg, das ſollte ich nun öffentlich verkündigen. Mein Umgang war ſo ausgebreitet, meine Kenntniß der Verhältniſſe ſo genau, daß mir die Stärke wie die Schwäche meiner Gegner nicht verborgen ſein konnte. Ich wußte recht gut, wie ich daran war. Da mußte ſich die Reflexion aufdringen, ob denn, was ich hier vertreten wollte, auch ein ſo großes Opfer werth wäre.

Es iſt eine Erfahrung, die gewiß jeder Menſch macht, wenn die Ausführung eines bedenklichen Entſchluſſes herannaht: daß man plötzlich von einer großen Furcht befallen wird; ja ich darf behaupten, daß wo dieſe Furcht fehlt, wo ſie ſich nicht recht äußert, da iſt es mit dem Entſchluſſe kein voller Ernſt. Sie muß recht entſchieden hervortreten, ſoll ſie rein und entſchieden abgewieſen werden. Und hier war die Rede von meiner ganzen zukünftigen Stellung in meinem Vaterlande. In der Form ſolcher Aeußerlichkeiten treten, bei mir wenigſtens, die furchtſamen Bedenklichkeiten zuerſt hervor. Was die oberflächlichſten Freunde mir oft geſagt hatten: daß ich allein und waffenlos, nur von einigen aufgeregten jugendlichen Freunden unterſtützt, dem ganzen Heere der Gegner gegenüberſtehen würde, daß ſelbſt Graf Schimmelmann doch zuletzt genöthigt ſein würde, mich fallen zu laſſen, wies ich, ſo von Freunden ausgeſprochen, entſchieden ab; ja ſolche Aeußerungen waren eher geeignet, meinen Muth zu ſteigern, als mir Furcht einzuflößen; jetzt aber, als ich öffentlich hervortreten ſollte, befiel mich eine unendliche Angſt. Die ganze Zukunft trat mir drohend entgegen. Ich bereuete die Unbeſonnenheit mancher, in der Geſellſchaft gewagten Aeußerungen, die in der Stadt herumgingen und mit den lächerlichſten Mißverſtändniſſen verflochten, zwar die Neugierde auf meine Vorträge ſteigerten, aber auch ein mächtiges Vorurtheil, ich mußte es geſtehen, gegen mich bewaffnet hatten. Ich war zwar entſchloſſen, in meinen Vorträgen langſam entwickelnd, jeden Anſtoß möglichſt zu umgehen: aber ich ſah eben ſo deutlich ein, daß von der herrſchenden Anſicht bis zur Speculation, wie ich ſie vortrug, kein vermittelndes Glied zu finden ſei, daß hier ein Sprung ſtattfände, daß ein Uebergang von dem in allen Richtungen Bedingten, welches in Wiſſenſchaft wie in Kunſt meine Gegner beſchäftigte, bis zum Freigeiſtigen und Unbedingten, von welchem ich ausging, unmöglich wäre, und daß ein abſolutes Aergerniß zu geben unvermeidlich ſei. Da trat mir jenes in ſeinem hohen Werthe hervor. Es war nicht mehr eine Abſtraction, es war ein Leben, eine Geſinnung, ja es war das Ewige (mir Religion geworden), der Gott des Erkennens, ein lebendiger, und der letzte Augenblick vor meinem Auftreten auf meiner einſamen Kammer war ein ſtilles Gebet; es war vielleicht das erſte, wahre Gebet ſeit meiner früheſten Jugend. Ich hatte viel vom Chriſtenthume geſprochen, hier lag der Keim zur chriſtlichen Geſinnung, wie er mich damals durchdrungen hatte. Dieſer ernſthafte Moment war nicht ohne Einfluß auf meine Vorträge. Von dieſem Augenblicke an lag im Hintergrunde alles meines Wiſſens ein Glaube, der nie verſchwand.

Ich hatte ungern meine erſte poetiſche Wohnung verlaſſen; ſie ward mir aufgekündigt, weil der eigentliche Beſitzer des Hauſes, ein in Indien reich gewordener Kaufmann, zurückgekehrt war und das Haus ſelbſt bewohnen wollte. Ich wohnte jetzt meinem Hörſaale grade gegenüber, in einer Straße, die faſt ganz mit den ſogenannten Collegien und mit Profeſſoren-Wohnungen beſetzt war. Oehlenſchläger und C. H. ſtürzten herein; ſie wollten mich begleiten; beide waren in jener Spannung, die uns befällt, wenn ein Freund unter Verhältniſſen, wie meine, zum erſtenmal öffentlich hervortritt. Ich brauchte nur quer über die Straße zu gehen, und merkte bald, welches Aufſehen die Ankündigung meiner Vorträge erregt hatte. Vor dem Hauſe ſchon war ein Getümmel. Ein Thorweg führte nach einem großen gepflaſterten Flur; dieſer war mit Menſchen gefüllt. Der Hörſaal lag eine Treppe hoch. Hier durchzudringen ſchien faſt unmöglich, und es dauerte lange, ehe mir Platz gemacht werden konnte. Der Saal ſelber, der vier- bis fünfhundert Menſchen faßte, war gedrängt voll, ſelbſt die hohen Fenſter waren mit Zuhörern beſetzt, und ich konnte nur mit größter Mühe das Katheder erreichen, welches im Hintergrunde des Hörſaals lag.

Als ich oben ſtand, entſtand eine tiefe Stille im ganzen Saale. Für mich war alle Angſt verſchwunden; ein freudiges Bewußtſein der Bedeutung des Augenblickes durchdrang mich. Kaum werden die Zuhörer bei den erſten Worten ein kleines Zittern, als eine vorübergehende Spur der Befangenheit, wahrgenommen haben. Ich wagte noch nicht frei zu reden. Mein Vortrag lag oft durchgeleſen vor mir; ich ließ ſpäter die erſten neun Vorleſungen unter dem Titel: Einleitung in die Philoſophie (Indledning til philoſophiske Forelaesninger Kjöbenhavn 1803) drucken. Sie ſind mir wichtig, denn ſie bezeichnen genau, auf welchem Standpunkte der Speculation ich damals ſtand, und wie klar der Fundamentalſatz der Philoſophie in deſſen Entwickelung mein Leben aufgegangen iſt: daß Gott als die lebendige perſönliche Einheit ewiger lebendiger Perſönlichkeiten von uns erkannt wird und ſo die Quelle alles Erkennens ſei, ſchon damals, obgleich noch unentwickelt, vor mir lag.

Daß meine erſten Vorträge Beifall fanden, war natürlich, es war der gewaltſam hervorquellende Strom eines inneren Lebens, mühſam durch beſonnene Ueberlegung zurückgehalten. Es mußte einem jeden Zuhörer einleuchten, daß mich ein heiliger Ernſt durchdrang, daß das, was mich bewegte, nicht bloß eine kalte Lehre, ſondern auch eine warme Geſinnung war. Vorleſungen der Art waren auf der Kopenhagener Univerſität neu, was ich ausſprach, allen Zuhörern völlig fremd. Die Theilnahme an meinen Vorträgen ſteigerte ſich immer mehr; ich darf es behaupten, denn noch leben in allen Gegenden von Dänemark und Norwegen Zuhörer, die als junge Männer meinen Vorträgen beiwohnten. Die Begeiſterung, die ſie erregten, konnte man eine gewaltſame nennen. Daß alle Gegenſtände des Denkens, daß jede Form aller Wiſſenſchaften und der Kunſt ſich in lebendige Geſtalten verwandeln ſollten, die die hellen Augen zum ewigen Lichte aufſchlugen, erſchien den bewegten Gemüthern ſo wunderbar, ſo hoffnungsvoll, ja ſo heiter, daß ſie gern den alten trüben Schulſtaub abſchüttelten, um in einer neuen Schule ein neues freudiges Leben zu beginnen, welches ihnen die alten Gegenſtände der Betrachtung nicht rauben, vielmehr einem höheren Daſein weihen ſollte. Ich darf es behaupten, was man als Beredſamkeit zu rühmen beliebte, war keine mühſam errungene Kunſt, es war die Fülle eines überſchwellenden Daſeins, welches ſich unwillkürlich ergoß. Es waren nicht bloß Studirende, die meinen Vorträgen beiwohnten. Profeſſoren, Gelehrte aller Art, Beamte in der höchſten Stellung, Greiſe, die, im Stillen von mancherlei Zweifeln gequält, ihr Leben in einſamer Betrachtung zugebracht hatten, ſcheuten ſich nicht, faſt ganze Stunden früher zu kommen, um gute Plätze zu erhalten. Ja, ich erfuhr, wie ein hoher Beamte, in deſſen Audienzgemach ich lange harren mußte, ehe ich vorgelaſſen wurde, mir mit der Entſchuldigung entgegentrat, daß ſeine anhaltenden Geſchäfte ihm nicht erlaubten, meinen Vorträgen beizuwohnen. Eine ſolche tiefe Bewegung, unter den bedeutendſten Geiſtern meines Vaterlandes hervorgebracht, die das Alter wie die Jugend faſt gewaltſam anregte, mußte die eigene Begeiſterung lebendig erhalten, ja ſteigern. Ich war ſelbſt ſeltſam innerlich bewegt, durch und durch ernſthaft, ja religiös geſtimmt, alle Angſt war gewichen, jede Bedenklichkeit war verſchwunden. Es war keine Reflexion über den Einfluß, den ich ausübte, keine kleinliche Vergleichung des Hochmuths mit Anderen, die ich verdrängte: der heilige Gegenſtand, der vor mir lag, nahm mich ganz in

Anſpruch. Wenn andere mir folgten, ſo war es, weil ich mit kühner Zuverſicht ihnen voranſchritt, ohne rückwärts zu ſchauen, ohne mich um den Erfolg zu kümmern.

Ein Ereigniß ſteigerte meine Zuverſicht, und gab meinen Vorträgen einen freieren Schwung. Als ich das fünfte oder ſechſte Mal mein Katheder beſtieg, ſuchte ich vergebens nach meinem Heft, ich mußte es verloren haben. Der Saal war wie gewöhnlich gedrängt voll, bis auf den Gang (die Thüre des Hörſaals konnte nicht geſchloſſen werden) ſtanden in dichten Haufen die Zuhörer. Ich beſann mich nur einen Augenblick. In der That ſprach ich in den letzteren Stunden faſt immer frei und über das Heft weg, ja es ſtörte mich. Jetzt war es nicht da, der Gegenſtand meines Vortrages ſchwebte mir in allen ſeinen Theilen klar vor. Ohne Verlegenheit erklärte ich meinen Zuhörern, daß ich mein Heft verloren hätte, und daß ſie mit einem freien Vortrage vorlieb nehmen müßten. Die Neugierde der Verſammlung war durch dieſe Erklärung lebhaft geworden. Man erwartete einen ſtotternden unſicheren Vortrag und war erſtaunt, als man ſich geſtehen mußte, daß er klarer, lebendiger, flieſender, ja beſtimmter geworden war. Und hier ward ich nun erſt aufmerkſam auf die feindſelige Geſinnung meiner Gegner. Man glaubte, daß die ganze Sache eine Farce wäre. Ich wolle, behauptete man, den großen Eindruck, den meine Vorleſungen machten, noch ſteigern, ich habe mein Manuſcript geflisſentlich zu Hauſe gelaſſen, nachdem ich es mühſam auswendig gelernt hätte. Selbſt Freunde wurden, als dieſes Geklatſch beſtändig wiederholt ward, irre. Nur die Beſonneren bemerkten, daß die vollkommene Freiheit und Unbefangenheit des Vortrages durchaus unerklärbar wäre, wenn ich bloß ein mühſam Auswendiggelerntes herſagte. Ich ſah es ein, daß dieſes Gerede ſich am leichteſten widerlegen ließe, wenn ich von jetzt an immer frei ſprach. Ich ſelbſt war nun ſehr glücklich, daß ich von dem Manuſcripte befreit war.

Einmal auf die Thätigkeit meiner Gegner aufmerkſam gemacht, erfuhr ich immer mehr. Es war nicht bloß Theilnahme an meinen Vorträgen, die den Saal ſo übermäßig füllte, daß jeder Zeit ein großer Theil der ſich Zudrängenden weggehen mußte. Es hatte ſich das Gerücht verbreitet, daß meine Vorleſungen verboten werden ſollten, ja eine Menge Menſchen meinten wohl gar, daß dieſes auf eine auffallende Weiſe geſchehen würde; man erwartete, daß, während ich auf meinem Katheder ſtand, irgend ein Bevollmächtigter erſcheinen würde, um durch das laut verkündigte Verbot mir mitten im Vortrage Stillſchweigen zu gebieten. Ein ſolcher erwarteter, außerordentlicher Auftritt war zu lockend, um nicht eine Menge Menſchen herbeizuziehen.

Dieſes Gerücht war nun freilich falſch, aber der Eindruck, den meine Vorträge machten, und der ſchon während des Winters ſeinen Einfluß auf die Literatur zu äußern anfing, ſchien doch bedenklich. Und meine eigentliche praktiſche Thätigkeit fand bedeutende Hinderniſſe. Graf Schimmelmann konnte mir zwar durch ſeine Stellung eine Einnahme ſichern, ja er verſprach, wenn ich meine Frau brächte, dieſe Einnahme mehr als zu verdoppeln; aber meine geognoſtiſchen Reiſen nach Norwegen hingen von einem anderen Miniſter ab. Dieſer, der Graf Reventlow, ein ſehr wohlgeſinnter und praktiſch tüchtiger Mann, dem Dänemark viel verdankt, war ein erklärter Feind aller Speculation, und hielt beſonders, als unzweifelhaft, die Maxime feſt, daß ein Philoſoph durchaus unfähig wäre, irgend eine praktiſche Beſchäftigung zu treiben. Man müſſe, meinte er, für die irdiſche Glückſeligkeit der Menſchen ſorgen. Die Religion wäre zwar nützlich und gut, aber dieſe würde durch die Prediger beſorgt, und zwar, je einfacher und einfältiger, deſto beſſer. Alles Uebrige ſei nicht allein unnütz, ſondern auch gefährliche Phantaſterei. So hatte er denn feſt beſchloſſen, mich wo möglich gar nicht in Thätigkeit zu ſetzen. Jedesmal, wenn ich in ihn drang, meine Beſchäftigung für den nächſten Sommer zu beſtimmen, antwortete er: er wiſſe durchaus nicht, wozu man einen Philoſophen brauchen könne. Eben ſo unbefangen äußerte er ſich über den ſchädlichen Einfluß, den ich auf die Jugend ausübte. Da der alte Rüsbrigh mit ſeiner Baumgarten-Cruſiſchen Logik und Metaphyſik den gewaltſamen Strom nicht aufzuhalten vermochte, ſo dachte man ernſthaft daran, einen tüchtigeren Philoſophen neben ihn zu ſtellen. Man wählte dazu, ſeltſam genug, Treskow, der, wie früher erwähnt, in meinen Knabenjahren auf mich aufmerkſam ward, und ſchon damals in Helſingör Rektor der Schule war, deren niedere Klaſſen ich beſuchte, und ich kam nun zu dieſem Manne, den ich in meinen frühen

Knabenjahren ſo hoch verehrt hatte, in ein ſeltſames Verhältniß. Nicht in däniſchen Blättern allein, auch in deutſchen, ja ſelbſt in franzöſiſchen wurde erzählt, wie man einen tüchtigen Philoſophen berufen hätte, um die jungen Köpfe wieder in Ordnung zu bringen, die durch mich in Verwirrung gerathen wären.

So trat mir nun das Leben ernſthaft genug entgegen, und ich fand mich auf einen Kampfplatz verſetzt, der mir bis jetzt völlig fremd war, in einen Krieg verwickelt, deſſen Waffen mir unbekannt waren. Die Angriffe, die bloß aus herrſchenden Meinungen, die ſeltſamen Gerüchte, die aus Vorurtheilen und Mißverſtändniſſen entſprangen, ſo wunderlich wie ſie waren, konnte ich ſchon wagen, leichter zu nehmen. Wie es mir früher auf der Leipziger Meſſe ſeltſam, ja lächerlich vorkam, wenn dasjenige, was mit aller geiſtigen Anſtrengung als ein Heiliges von mir behandelt wurde, nun plötzlich in einen Handelsartikel verwandelt war, und als ein ſolcher beurtheilt wurde: ſo erſchien mir auch das Chaos von Mißverſtändniſſen, durch Freunde und Feinde hervorgerufen, welches mich jetzt umgab, durchaus von einer humoriſtiſchen Seite.

Man wird ſich erinnern, welche Rolle in meiner früheren Jugend die Privattheater in Kopenhagen ſpielten. Nun geſchah es wohl auch, daß Freunde, ohne einen bleibenden dramatiſchen Verein zu bilden, ſich vereinigten, um irgend ein Stück zu ſpielen, und dazu ihre Freunde einluden. Oehlenſchläger beſonders liebte dieſes Vergnügen, und wir vereinigten uns, um „Erasmus Montanus,“ ein Luſtſpiel von Holberg, aufzuführen. Der Inhalt des Stückes iſt ein Student, ein Bauernſohn, der von der Univerſität zurückkehrend, ein Dorf in große Verwirrung bringt, theils durch Syllogismen, theils durch wahre, den Einwohnern aber ſeltſam erſcheinende Lehren. Der Küſter des Ortes repräſentirt die da herrſchende Gelehrſamkeit. Mit einer großen Volubilität der Zunge wirft er einige lateiniſche Worte ſinnlos untereinander, und bringt dadurch den lateiniſchredenden Erasmus zum Stillſchweigen. Die Thorheit des Erasmus, die Unwiſſenheit ſeiner Eltern und der übrigen Einwohner, bringt eine Verwirrung hervor, die um ſo ergötzlicher iſt, weil die einzige Spur von Verſtand, die ſich zeigt, durch einen halberwachſenen Bauerknaben repräſentirt wird, den Bruder des Erasmus. Die Braut des Helden iſt in Verzweiflung, ihr Vater verachtet ihn. Ein Offizier erſcheint zuletzt, um ihn von ſeiner Thorheit zu heilen. Er hatte durch Syllogismen den Küſter in einen Hahn, ſeine Eltern in andere Thiere verwandelt, und jetzt ging der Offizier eine Wette ein. Er fing einen Streit mit ihm an, verlor dieſen, bezahlte die Wette, erklärte das Geld, welches Erasmus in Empfang genommen hatte, für Handgeld; ſo war dieſer nun Soldat und wurde auf die fühlbarſte Weiſe und durch die unwiderſtehlichſten Argumente von ſeiner Thorheit geheilt. Als die gefährlichſte Meinung, die er geäußert hatte, ja als eine gottloſe ward diejenige betrachtet, daß die Erde rund ſei. Der Unglückliche erblickte auf der einen Seite Knechtſchaft, Hohn, Spott und Prügel, auf der anderen Seite Freiheit, Wohlſtand und Liebesglück. Da erklärte er, die Erde ſei flach, wie ein Pfannenkuchen; die dämoniſche Verwirrung, die das Dorf aufgeregt hatte, war verſchwunden, Friede, Ordnung und Glück traten wieder hervor, und die Hochzeit ward gefeiert.

Die Vergleichungen, zu welchen der Inhalt dieſes

Stückes Anlaß gaben, lagen ſehr nahe. Ich hatte mir die Freiheit genommen, indem ich die Rolle des Erasmus ſpielte, einige eigene Behauptungen, die vorzugsweiſe verdreht und verſtümmelt, Aergerniß gegeben hatten, in völlig karikirter Geſtalt, anſtatt der in dem Luſtſpiele vorkommenden veralteten, zu benutzen. Und indem ich mich ſelbſt preisgab, durfte ich mir's ſchon erlauben, mit den Mißverſtändniſſen des Publikums ein leichtes Spiel zu treiben. Das Stück ward in einem großen Saale in der Vorſtadt gegeben. Zwei- bis dreihundert Zuhörer waren zugegen, und ich glaube, daß Oehlenſchläger, der den Küſter ſpielte, und ich, als Erasmus, keinen beſſeren Weg hätten wählen können, um manches Geſchrei zu dämpfen, und manchen Angriff abzuweiſen. Ja zweckmäßiger mochte dieſes humoriſtiſche Spiel mit den Mißverſtändniſſen ſein, als der Verſuch, ſie unmittelbar zu heben.

Ich brachte, etwa einen Monat nach der Eröffnung meiner Vorträge, dieſe in Verbindung mit einem Disputatorium. Auch bei dieſem konnte ich nicht verhindern, daß ein großes Publikum ſich zudrängte. Ein Paar junge Männer, aber alte Studenten (angehende Literaten), traten hervor, wurden aber, mehr vielleicht durch die Maſſe der Zuhörer, als durch meine Einwürfe, eingeſchüchtert und zum Stillſchweigen gebracht, und das Disputatorium verwandelte ſich unwillkürlich nach einigen Minuten in Erläuterungen über ſchon gehaltene Vorträge.

Dieſe inneren Verhältniſſe wurden nun mit Leichtigkeit und als ein Spiel betrachtet, deſto mehr quälten mich die äußeren. Doch gelang es meinem Gönner, mich wenigſtens für den erſten Sommer auf eine für mich angenehme Weiſe in Thätigkeit zu ſetzen. Ich erhielt den Auftrag, die Salzquellen bei Oldesloe, ſo wie die Gipsberge bei Segeberg geognoſtiſch zu unterſuchen, und Vorſchläge zur beſſeren Benutzung derſelben zu machen. Eine ſolche Unterſuchung konnte nicht bloß eine lokale ſein. Ich bereiſte Schonen in Schweden, und Seeland, und dann erſt reiſte ich nach Holſtein, nach Lüneburg und durch Meklenburg nach Rügen, um eine allgemeine Ueberſicht über die Lagerungsverhältniſſe zu erhalten. Die Reſultate dieſer Unterſuchungen ſind in den „geognoſtiſch-geologiſchen Aufſätzen,“ Hamburg 1810 erſchienen. Als ich dieſe Schrift drucken ließ (das Manuſcript war einige Jahre lang in der Hand des Verlegers), waren von Buch's und Hausmann's Reiſen im Norden, ſo wie Cuvier's und Brogniart's Unterſuchungen der Gegend von Paris mir unbekannt.

Für mich war dieſe Reiſe in mehrerer Rückſicht wichtig. Ich konnte einige Tage bei meinem Freunde, dem jetzigen Biſchof Münſter, in ſeiner einſamen Pfarr-Wohnung zubringen, ganz mich in mein früheres Jugendleben verſetzen, und was mir die reiche Zeit der ſpäteren Jahre geſchenkt hatte, einem theilnehmenden Freunde mittheilen. Ich lernte geognoſtiſch lehrreiche Punkte, in deren Nähe ich gelebt hatte, ohne ſie zu beachten, und die reizenden idylliſchen Gegenden des ſüdöſtlichen Seelandes und Möens kennen; aber am wichtigſten war es mir, daß ich die Gelegenheit benutzen konnte, um nach Halle zu reiſen, und dort meine Braut abzuholen.

Während ich zwiſchen Oldesloe und Segeberg mich hin und her bewegte, war ich nun zum erſten Male in meinem Leben in eine praktiſche Thätigkeit verſetzt. Es galt hier nicht allein die geognoſtiſche

Unterſuchung der Gegend, ſondern auch praktiſche Einrichtungen zu treffen, die beſonders bei dem Gipsbruch in Segeberg höchſt nothwendig waren. Jn Oldesloe war mein Freund, der bekannte Chemiker und Saliniſt Eimbke, meine Stütze. Jn Segeberg war ich mir dahingegen faſt ganz allein überlaſſen. Jch mußte mich mit Beamten der Gegend in Verbindung ſetzen, Bauern zur Unterſtützung nothwendiger Arbeiten fordern, frühere Anſchläge unterſuchen, Summen berechnen, und dergleichen. Während ich nun auf eine ſolche, mir bis jetzt fremde Weiſe thätig war, ich mich in meiner Beſchäftigung zu orientiren und es mir zu gefallen anfing, entſtand allmälig der Wunſch, dieſes Geſchäft auch für mich nützlich zu machen. Jch mußte mir geſtehen, daß meine Anſtellung in Dänemark etwas Precäres hatte. Wenn man auch, was noch immer ungewiß war, in meine Vorſchläge, geognoſtiſche Unterſuchungen in Norwegen anzuſtellen, und Prediger und Beamte für beſchränktere Beobachtungen auszubilden und zu gewinnen, einging, ſo würde dieſe Stellung mir dennoch nur ein kümmerliches Leben bereiten. Jch hielt mich für überzeugt, daß der Gipsbruch von Segeberg, in der Nähe von

Hamburg und Lübek, viel vortheilhafter benutzt werden konnte, als es bis jetzt der Fall geweſen war. Ich hatte die gegründete Hoffnung, durch Aktien in den genannten Städten die Summe zuſammenzubringen, die nöthig wäre, um die Einnahme des Gipsbruches bis auf das Doppelte zu ſteigern. Es war meine redliche Ueberzeugung, daß eine ſolche Unternehmung, an das Intereſſe der Privateigenthümer unmittelbar geknüpft, viel beſſer gedeiht, als wenn ſie von der Regierung betrieben wird. Ich glaubte es wagen zu können, der Regierung eine Abgabe zu ſichern, welche die jetzige Einnahme derſelben weit übertraf, und dennoch das Geſchäft mit Vortheil zu betreiben.

Mit der Oldesloer Saline hatte es nun ſchon eine andere Bewandniß. Der Grundſatz, daß das Salzmonopol der Regierung zugehören müſſe, war faſt in allen europäiſchen Ländern herrſchend; es entſteht dadurch eine Beſteuerung der Unterthanen, die, indem ſie dem Staate eine nicht unbedeutende Einnahme ſichert, von den einzelnen Bürgern kaum bemerkt wird. Aber die Saline in Oldesloe wurde mit Verluſt getrieben. Eine ſchwache Soole, die in Sumpfgegenden ſich verlief, mußte durch wiederholte, koſtſpielige Gradirungen zuerſt gereinigt werden, ja um das Salzſieden in einem etwas größeren Umfange nur möglich zu machen, mußte man engliſches Steinſalz raffiniren. Ich hielt mich für überzeugt, und bin es noch, daß die Salzquellen, die, wie ſie bei Oldesloe im Sumpfe ſich verlieren, aufgefaßt werden, aus dem Gipſe entſpringen, und in der Tiefe reiche, keiner Gradirung bedürftige, Quellen bilden. Seit meinen Unterſuchungen hat dieſe Anſicht ſich immer erneuert, ja ſie hat ſich bis in die neueſte Zeit erhalten. Ich würde diehohe Gnade und das mich beglückende Vertrauen, mit welchem Seine Majeſtät der König von Dänemark mich beehrte, gewiß im vorigen Jahre benutzt haben, um den entſcheidenden Verſuche zu veranlaſſen, wenn die genauen Lokalverhältniſſe, die nothwendig ſind, wenn der Ort nachgewieſen werden ſoll, wo ein arteſiſcher Brunnen mit Nutzen angebracht werden kann, mir nach ſo langen Jahren zu Gebote ſtänden. Der Salinendirektor Senf in Lüneburg theilte meine Ueberzeugung, und der Gedanke, indem ich meinem Vaterlande einen bedeutenden Schatz verſchaffte, zu gleicher Zeit mein eigenes bürgerliches Daſein für die Zukunft zu ſichern, beſchäftigte mich auf die lebhafteſte Weiſe. War ich doch eben im Begriff, mich häuslich einzurichten. Bis jetzt hatte ich immer von einem Tage zum anderen gelebt, der Gedanke, mir eine ſichere Zukunft zu begründen, war kaum jemals ernſthaft, oder ſo, daß er mir als ein Ziel vorſchwebte, welches ich durch die zweckmäßigſten Mittel zu erreichen ſuchte, in mir entſtanden. Kurz ich war auf dem Wege, ein ſehr verſtändiges Mitglied des Staats zu werden, welches, indem es für das öffentliche Wohl ſorgt, ſich ſelbſt nicht vergißt. Wie ſehr bei einer ſolchen Thätigkeit der Eigennutz das eigentlich bewegende Prinzip iſt, lernte ich jetzt an mir ſelbſt erkennen. Die leidenſchaftliche Unruhe, die mich ergriff, hatte, ich muß es geſtehen, wohl kaum ihren Grund in dem reinen Patriotismus. Dieſe Anregung hatte einige Aehnlichkeit mit der Stimmung, die mich am Pharaotiſch ergriff; und da es eine fremde Ader war, die nicht aus meiner eigenthümlichen Natur entſprang, ſo fand ich mich in dieſer Zeit innerlich beunruhigt, ja faſt unglücklich. Ob es für die Sache ſelbſt vielleicht nützlich geweſen wäre, wenn die Regierung in meine Vorſchläge eingegangen wäre, mag dahingeſtellt ſein. Glücklicherweiſe war der Miniſter Graf Reventlow von der Art und Weiſe, wie er ſich die Nutzloſigkeit der Philoſophen a priori konſtruirt hatte, nicht abzubringen. Ich muß ihm das Zeugniß geben, daß er dadurch mich von einem Irrwege gerettet hat, der, wenn auch der äußerliche Erfolg noch ſo günſtig geweſen wäre, mich auf immer innerlich zerſtört haben würde.

In dieſer Zeit fand ich meine ſchönſte Erholung in Hamburg. Selbſt meine Geſchäfte führten mich zuweilen dahin. Hier fand ich den alten Waagen, den Oheim meiner Frau. Er lebte vom Unterricht im Zeichnen und Malen; und obgleich ſein Inſtitut bedeutend genug war, vermochte er doch nur mühſam mit ſeiner Familie ſich zu ernähren. Ich hatte ſchon früher bei Tieck in Dresden ſeine Bekanntſchaft gemacht, und der ſtille, beſcheidene, wahrhaft fromme Mann hatte mich innig angezogen. Seine Unterhaltung war ſehr lehrreich. Er hatte ſich lange in Italien aufgehalten; ſein Auge für die Kunſt war geſchärft und ſeine Kunſtkenntniß ward belohnt. In der Revolutionszeit hatten ſich mehrere Kunſtſchätze in Hamburg angehäuft. Es war ihm gelungen, einige für eine geringe Summe zu erſtehen; und auf jeden

Fall mußte man ſich wundern, eine ſolche Sammlung in dem Beſitz eines Mannes zu finden, der mit Mühe und Anſtrengung eine Familie zu ernähren hatte. Beſonders zog mich von dem erſten Augenblick ein Bild ſehr an. Es war die heilige Praxede von einem unbekannten ſpaniſchen Maler. Das Bild in Lebensgröße iſt bewunderungswürdig erhalten, in jeder Rückſicht vollendet und aus der Blüthezeit der ſpaniſchen Malerepoche. Die heilige Praxede hält einen, in das Blut des Erlöſers getauchten Schwamm in der Hand. Der unendlich tiefe Schmerz, der die edlen Geſichtszüge verſchleiert, ergriff mich jederzeit, wenn ich das Bild betrachtete. Ohne allen Zweifel würde es eine Zierde der vorzüglichſten Galerien ſein. Es iſt jetzt im Beſitze des Grafen York. Ich fand mich in der Familie des alten Waagen ſehr glücklich; ich lebte wieder in Dresden, die freudige Zeit ſtand lebhaft vor mir, Kunſt und Poeſie verſcheuchten die finſteren Grillen ſpießbürgerlicher Selbſtſucht, und ich bewegte mich frei und freudig meiner eigenſten Natur gemäß.

Aber auch die herrliche Großmutter meiner Braut, die ich verehrte und liebte, lebte in Hamburg. Eine ältere Tochter, die Erzieherin im Hauſe des Grafen Bernſtorf geweſen war, hielt ſich bei der Mutter auf. Höchſt verſtändig, ernſthaft und milde, war ſie mir unendlich lieb. Man ſah es ihr an, daß ſie einen großen Theil ihres Lebens in den höheren Kreiſen zugebracht hatte, in welchen ſie einer großen Achtung genoß. Ihre früheren Schülerinnen waren jetzt ihre vertrauteſten Freundinnen geworden, und die geiſtreiche Gräfin Ranzau, deren Bekanntſchaft ich in Kopenhagen gemacht hatte, lebte mit ihr in dem allerinnigſten, vertrauteſten Verhältniſſe, welches auch, als ihr Schickſal eine unerwartete Wendung erhielt, nicht aufgehört hat. Es war beſchloſſen, daß die alte Großmutter, wenn meine Geſchäfte in Holſtein beendigt waren, mich nach Giebichenſtein bei Halle begleiten ſollte.

Während dieſer öfters wiederholten Beſuche in Hamburg wurden auch die freundſchaftlichen Verhältniſſe zu den edlen und gebildeten Frauen Sieweking und Hambury angeknüpft; ſo wie ich in ein faſt vertrauliches Verhältniß mit einem der erſten Handelsherren Hamburgs, Jerome Sillem, trat. Die Geſpräche mit dieſem ausgezeichneten Banquier, der die

Handelsverhältniſſe der Welt im großartigſten Sinne überſah und ſich gern mittheilte, ließen mich einen Blick in das Innere des Welthandels werfen, der mir ſchon in meinen Knabenjahren, als ich in Helſingör lebte, ſo phantaſtiſch großartig vorkam. Ich mußte es bewundern, mit welcher Leichtigkeit dieſer gebildete Mann es verſtand, ſich über verwickelte Handelsverhältniſſe dem Unkundigen klar und verſtändlich zu äußern. Dieſe erſchienen durch ſeine Vorträge mir faſt dichteriſch groß, und er freute ſich über das lebendige Intereſſe, welches ich an ſeinen Geſprächen fand. Die vortreffliche Sieweking aber zog mich durch die lebhafte Theilnahme für die Familie meiner zukünftigen Frau vorzüglich an; ich lernte nun auch ihren ehrwürdigen Vater, Reimarus, kennen, der in ſeinem hohen Alter mit einer bewunderungswürdigen Theilnahme alle Entdeckungen in der Naturgeſchichte verfolgte, ſich in der Mitte ſeiner vortrefflichen Sammlungen glücklich fühlte und als ein heiterer Greis erſchien.

Indeſſen näherte ſich die Zeit meiner Abreiſe, und dieſe war mit Umſtänden verknüpft, die mich auf eine ſchauderhafte Weiſe ergriffen. Immer lag die wüſte

Lüneburger Haide, die ich mit ihrem damals noch tiefen ſandigen Wege zum dritten Male durchreiſen ſollte, als ein finſterer Schatten, der ſich zwiſchen diejenigen Gegenden Deutſchlands, die mir ſo theuer geworden waren, und mein Vaterland geworfen, drohend vor mir, und es war mir jederzeit, wenn ich von Süden oder Norden her dieſe öde Gegend betrat, unmöglich, ein trübes vorahnendes Gefühl zu überwältigen. Jetzt war es in Erfüllung gegangen. Graf Wallmodens Kapitulation an der Elbe hatte das ganze Königreich Hannover den Franzoſen preisgegeben. Die franzöſiſche Armee hatte das Land beſetzt, und war nur durch die Elbe von Hamburg getrennt. Wie ein dunkles unheilbrohendes Verhängniß hatte die Macht des furchtbaren, bis dahin immer ſiegreichen Eroberers ſich zwiſchen das mir jetzt ſo theuer gewordene Preußen und mein Vaterland geworfen. Furchtbar erſchien mir dieſe unwiderſtehliche Gewalt, und ich ſah das Land ſchon überſchwemmt von einem Volke, welches alle Schätze des Geiſtes wie des Herzens, die mir die heiligſten geworden waren, in die Einſeitigkeit ſchlechter Prinzipien hineinziehen und zertreten würde. Der paniſche Schrecken, wie er ſchon längſt die Großen der Länder, die bedroht waren, ergriffen hatte, trat nun auch mir, einem Gorgonenhaupte ähnlich, entgegen: und dennoch vermochte ich es nicht, eine Hoffnung aufzugeben, die freilich keine irdiſche Stütze hatte; ich konnte, ich wollte es mir nicht denken, daß die geiſtigen Blüten, die ſo reich ſich aufzuſchließen anfingen, die mein ganzes Daſein zu ſich hingezogen hatten, von den rohen Füßen brutaler Krieger zertreten werden ſollten. Während Alles um mich herum ſich ſo freundlich geſtaltete, und binnen Kurzen mir ein Glück zu Theil werden ſollte welches einem jungen Manne immer das höchſte iſt, ſchien der Boden, auf welchem ich ſtand, ſelbſt zu ſchwanken, und mein Daſein in ſeinen innerſten Tiefen erſchüttert zu werden. Eine düſtere, unbeſtimmt unendliche, nächtlich dunkle Zukunft ſchwebte drohend über den mir ſo theueren Ländern, und ich ſah keine Rettung und keine Hülfe.

Es waren nur wenige Wochen ſeit der Occupation verfloſſen, als ich mit einer Frau im hohen Alter das von den Feinden beſetzte Land durchreiſen ſollte. Eine Gefahr wie dieſe, war der Stadt Hamburg, ſo weit die Erinnerung reichte, noch nicht nahe getreten, und ſo entſtanden die abenteuerlichſten Gerüchte, die eine gegründete Furcht bis zum Entſetzen ſteigerte. Die Landſtraßen, behauptete man, wären höchſt unſicher; einzelne in dem beſetzten Lande herumirrende franzöſiſche Soldaten überfielen die Reiſenden. Plünderungen hatten auf dieſe Weiſe ſtattgefunden. Dieſen Erzählungen, die ſich wohl auf einige Ereigniſſe der erſten Tage der Occupation gründeten, ſchenkte ich zwar keinen Glauben und ſuchte ſie beſonders vor der alten Großmutter geheim zu halten. Indeſſen glaubte ich doch, mich bewaffnen zu müſſen, und verſah mich mit einem Paar geladenen Piſtolen. Wir reiſten indeſſen vollkommen unangefochten durch das beſetzte Land, und hielten uns einige Tage in Lüneburg auf, wo eine Schweſter meiner Schwiegermutter verheirathet war. Die Stadt war ſtark mit franzöſiſchen Truppen beſetzt, in allen Häuſern waren ſie einquartiert; ein Offizier und mehrere Gemeine in dem Hauſe meiner Verwandten. Je mehr ich mich freute, die liebenswürdige Tante meiner Frau kennen zu lernen, in der Mitte ihrer vielen lieblichen Kinder, deſto ſchauderhafter war mir dieſe feindliche Umgebung. Selbſt das feine Betragen des Offiziers, ſeine freundliche Höflichkeit, ſeine glatten Manieren flößten mir einen unwiderſtehlichen Widerwillen ein, und hinter ſeiner Freundlichkeit, die mir wie Hohn erſchien, glaubte ich eine geheime Tücke zu entdecken. Zum erſten Male erlebte ich jetzt, was mir jahrelang eine fortdauernde Qual ſein ſollte.

Wir kamen nach Giebichenſtein. Ich zog nach der Stadt. Von jeher war mir die Lage eines Bräutigams fatal. Das halbe Weſen deſſelben widerſtand mir, ſo anmuthig mir auch die Lage einer Braut ſchien. Ich hatte ausgemacht, daß die Hochzeit wenige Tage nach meiner Ankunft ſtattfinden ſollte, und ich wollte bald darauf abreiſen. Indeſſen verzögerte ſich die Hochzeit doch länger als ich wünſchte. Eine Woche hindurch mußte ich mich in Halle aufhalten, und brachte die ganze Zeit mit Reil, der mir immer theuerer ward, in lehrreichen Geſprächen zu, die übrige Zeit natürlich in Giebichenſtein. Mein Schwiegervater fragte mich, ob ich die erforderlichen Papiere mitgebracht hätte. Ich hatte gar nicht gedacht, daß dergleichen nothwendig wäre, und ſagte es ihm. Reichhardt nahm das leicht, und meinte, daß er mit dem Prediger ſchon fertig werden wolle. Der für mich ſo glückliche Tag — der 4. September 1803 — jetzt vor

38 Jahren, rückte heran. Den Tag darauf aber fand ein Ereigniß ſtatt, welches uns alle in Schrecken ſetzte, und furchtbare Folgen hätte haben können. Zwei ältere Schweſtern meiner Braut waren ebenfalls verſprochen, die Eine mit dem jetzigen Geheimen Ober-Poſtrath Piſtor, die Zweite mit dem jetzigen Präſidenten des Ober-Landes-Gerichts in Halberſtadt, von Stelzer. Dieſer, deſſen Vater in Halle angeſtellt war, brachte ſeine Zeit meiſtens im Reichardt'ſchen Hauſe zu. Ich hatte unvorſichtiger Weiſe meine beiden geladenen Piſtolen auf dem Tiſche liegen laſſen. Ich hatte zwar die Familie gewarnt, aber Stelzer's Braut mußte es überhört oder vergeſſen haben; ſie wollte einen Nagel in die Wand ſchlagen, nahm das eine geladene Piſtol, ſtieg auf einen Tiſch, faßte es an dem Lauf, der alſo gegen ſie gerichtet war, um mit der Kolbe den Nagel einzuſchlagen. Als ſie ſo daſtand, trat der Bräutigam herein, und entdeckte die augenſcheinliche Todesgefahr, in welcher ſeine Braut ſchwebte. Er rief ihr nun zu, den Lauf von ſich abzuwenden, und die Gefahr, in welcher die Tochter geſchwebt hatte, ward der Familie bald kund gethan,

denn daß er nichts Eiligeres zu thun hatte, als beide Piſtolen aus dem Fenſter abzuſchießen, verſteht ſich von ſelbſt.

In der Familie meiner Frau ſchien man keine Ahnung von der Furcht, die mich quälte, zu haben. Preußen lebte in friedlichem Verhältniſſe mit Frankreich, und durch die neutrale Rolle, die das Land ſeit 1794 geſpielt hatte, ſchien es geſichert. Dieſe Zuverſicht der Einwohner verſcheuchte auch allmälig meine Angſt. Acht Tage mußte ich noch nach der Hochzeit in Giebichenſtein bleiben. Die Eltern ſahen mit Trauer und Wehmuth die Tochter nach einem entfernten Lande im Norden ziehen, und wir reiſten, wiederbegleitet von der Großmutter, nach Berlin, wo wir in dem Hauſe des jetzt verſtorbenen Geheimen Ober-Finanz-Raths Alberti, meines Schwagers, abſtiegen. Wie ganz anders erſchien mir Berlin jetzt. Tieck war zwar entfernt, aber ich lernte ſeine geiſtreiche Schweſter kennen. Nicht bloß Verehrung und Freundſchaft, auch die innigeren Bande der Verwandtſchaft knüpften mich jetzt an ihn und ſeine Geſchwiſter. Den älteren Schlegel traf ich da. Schleiermacher lernte ich kennen, und verlebte die wenigen Tage geiſtig aufgeregt, in lebendiger Erinnerung der ſchönen Zeit, die ich früher durchlebt hatte. In Hamburg trennten wir uns von der Großmutter, und in Kiel konnte ich meinem alten Wohlthäter Archiater Hensler meine Frau vorſtellen, die auch mit ihm, freilich nur durch den Tod ſeines Bruders, verwandt war. Dieſer Hensler der Jüngere, als Dichter nicht unbekannt, war der erſte Mann meiner Schwiegermutter, und ſein Sohn diente unter dem Namen Richard in der franzöſiſchen Armee. Die Töchter waren die ſchon verheirathete Alberti und die Braut des Piſtor. Wie angenehm es mir war, durch die Verſchlingung der Verhältniſſe mit einem Manne, den ich ſo hoch verehrte, dem ich ſo viel verdankte, auch noch in ein näheres Verhältniß zu treten, läßt ſich leicht denken. Während der paar Tage, die ich in Kiel zubrachte, machte ich auch die Bekanntſchaft des Profeſſors Pfaff, der in meiner Abweſenheit einen Ruf nach Kiel erhalten und angenommen hatte. Durch ſeine Tüchtigkeit als experimentirender Phyſiker war er mir intereſſant, auch damals mit nicht unbedeutenden Verſuchen beſchäftigt. Auch zog er mich an, als Schellings Landsmann, und irre ich nicht, zugleich ſein Schulgenoſſe.

Es war im Oktober, als wir Kiel verließen. Wir hatten einen eigenen Wagen, und die Abſicht, durch Schleswig und Jütland über die Inſeln zu fahren. Hier rieth man uns aber, die Gelegenheit zu benutzen, um mit einer Jacht, die auch unſern Wagen hinüberfahren konnte, nach Faaborg zu reiſen. In der Nacht um drei Uhr beſtiegen wir das Schiff. Meine Frau war für eine Landreiſe in dieſer Jahreszeit mit warmer Kleidung hinlänglich verſorgt, aber es zeigte ſich, daß dieſe für die Seereiſe keinesweges hinreichte. Sie ſetzte ſich gleich in den Wagen, ward, als wir die offne See erreicht hatten, ſeekrank, blieb, ohne ſich zu rühren, ohne irgend etwas zu genießen, in der Chaiſe ſitzen, von drei Uhr Morgens bis ſechs Uhr Abends. Ihre Lage ängſtigte mich im höchſten Grade, und als wir das Schiff verließen, ſah ich ſie von einem heftigen Fieber ergriffen, ſo erſchöpft, daß ich ſie faſt in das nahe liegende Gaſthaus hineintragen mußte. So unfreundlich ward ſie von dem däniſchen Lande empfangen.

Meine theure Schweſter, die in Fünen wohnte, die jüngſte der Geſchwiſter, bildete mit ihrem Mann und Kindern den alten ruhig fortwachſenden Stamm der Familie, und ſo mannigfaltig und bunt das Schickſal der meiſten übrigen Geſchwiſter war, ſo einfach und ſtill verfloß ihr Leben. Auch die Nebenzweige, die aus dieſer Ehe entſproſſen ſind, wuchſen in die einfachſten Verhältniſſe hinein. Der Sohn iſt wie der Vater Landprediger geworden, mit der Tochter eines Landpredigers verheirathet. Die Töchter ſind eben ſo an Landprediger verheirathet. Eine Menge Kinder ſind ſchon, indem ich dieſes ſchreibe, aus dieſen Ehen entſprungen, und es läßt ſich vorausſehen, daß die Meiſten dem Lebensgange der Eltern folgen werden. In dieſes ſtille Leben meines Schwagers und meiner Schweſter blickt nun das bewegte, wechſelnde, in die verworrenen Verhältniſſe der Geſchichte verflochtene Leben der übrigen Geſchwiſter, ſeltſam und abenteuerlich hinein. Die wenigen Tage, welche die ältere Schweſter oder die Brüder vorübergehend im Hauſe des Schwagers zubrachten, bildeten Epochen in der Familie. Und in der That war die Lage, in welcher ſie bei dem Schwager erſchienen, faſt immer eine ungewöhnliche, oft eine wunderliche, nicht ſelten eine bedenkliche. Ich freute mich, meine Frau mit einer Schweſter bekannt zu machen, die noch jung und ſchön, in ihrem ſtillen und einfachen Weſen anmuthig und liebenswürdig erſchien, die ich innig liebte, und deren ſtille, wohlthätige, häusliche Wirkſamkeit mir als die idylliſche Scene in dem bunten, wild verſchlungenen Drama der Familie erſchien. Auch knüpfte ſich hier die Erinnerung an die früheſten Epochen meines Lebens, denn in dem Hauſe meiner Schweſter ward die alte Magd ernährt, die früher, als ich geboren ward, bei meinen Eltern diente. Sie bewohnte eine eigene einſame Stube und ging altklug und ſcheltend im Hauſe herum; ſie konnte die Neigung, meine Schweſter noch immer als ein Kind zu behandeln, nicht aufgeben, und war ſehr unzufrieden, wenn nicht Alles nach ihren Rathſchlägen geſchah. Meine Schweſter hatte viel mit ihr auszuſtehen. Zeuthen, mein Schwager, hatte ſich auf der Univerſität ausgezeichnet, und lebte jetzt ruhig und ungeſtört von den großen Bewegungen der Geſchichte, ganz für ſein Amt und ſeine Familie.

Wir kamen in Kopenhagen an, und die erſten Tage konnten für eine junge Frau, die ihr ganzes

Leben in einer bedeutenden Familie, in großen geſelligen Kreiſen gelebt hatte, nicht angenehm ſein. Es war ſpät des Abends und wir traten in einem Gaſthofe ab. Den Tag darauf mußte ich früh das Haus verlaſſen, Behörden, Verwandte, Freunde aufſuchen, mich vor allem nach der Wohnung erkundigen, die in meiner Abweſenheit von einem Freunde für uns gemiethet war. Während dieſer Zeit ſaß nun die arme Frau allein in einem fremden Lande, deſſen Sprache ihr faſt völlig unbekannt war. Denn das Wenige, was ſie, unterſtützt von einigen Dänen, die in Halle ſtudirten, gelernt hatte, machte ſie noch nicht fähig, ein Geſpräch zu führen, oder die redenden Dänen zu verſtehen. Sie fühlte ſich höchſt verlaſſen; ſchauderhaft und verhängnißvoll drohend erſchien ihr das fremde Land, die fremden Menſchen; ſie ſchloß die Thür ab, und badete ſich in Thränen. Als ich des Morgens das Haus verließ, hatte ich mir ihre Lage wohl bedacht, ſie quälte mich fortdauernd. Als nun aber Freunde und Verwandte uns in großer Menge beſuchten, konnten doch ſelbſt dieſe Beſuche von einer Menge fremder Menſchen, die verworrene, halb däniſche, halb deutſche Rede, in welcher die Meiſten ſie anſprachen, ſie nur überwältigen, wenig tröſten.

Doch dieſe Zeit verging. Die Nothwendigkeit des Daſeins hat auf jeden Menſchen einen großen Einfluß, und die Thätigkeit, zu welcher meine Frau bei der häuslichen Einrichtung aufgefordert wurde, rief eine wünſchenswerthe Zerſtreuung hervor. Freunde hatten zu unſerem Empfang ein großes Diner veranſtaltet. Oehlenſchläger hatte die ſchöne freundſchaftliche Kühnheit, meine Frau mit einem Gedicht, welches für die Geſellſchaft gedruckt war, und ein ſeltſames Gemiſch däniſcher und deutſcher Conſtructionen abgab, zu begrüßen. Mein älteſter verheiratheter Bruder lud uns zu einer ächt Kopenhagener Abendgeſellſchaft ein. Wir erſchienen. Die Gäſte, die unſertwegen verſammelt waren, empfingen uns freundlich, die Schwägerin gütig. Die Geſellſchaft war glänzend, die häusliche Einrichtung der vermögenden Frau elegant. Meine Frau mochte ſich wohl etwas gedrückt fühlen, wenn ſie dieſe Pracht mit der Einfachheit verglich, die bei uns ſtattfinden mußte. Wir waren kaum eine halbe Stunde verſammelt, und den auch nur zum Theil fremden Gäſten vorgeſtellt, als dieſe, nach der herr=

ſchenden Kopenhagener Sitte, ſich ſämmtlich um die Spieltiſche gruppirten. Daß weder meine Frau noch ich irgend ein Kartenſpiel verſtanden, fiel meinem Bruder ſo wenig ein, wie ſeiner Frau. Die Geſellſchaft aber ſchien eben ſo wenig eine Converſation, die für den ganzen Abend aushalten ſollte, zu verſtehen. Wir waren auf einmal mitten in der Geſellſchaft völlig einſam. Unſere Lage ängſtigte meinen Bruder und ſeine Frau, aber ändern ließ ſie ſich nun einmal nicht. Der größte Theil der Gäſte mochte ſich wohl über unſern gänzlichen Mangel an geſelliger Bildung aufhalten, es mochte ſelbſt meiner Schwägerin und ihren nächſten Verwandten faſt unglaublich ſcheinen, wenn ſie an meine Erzählungen von der großen Gaſtfreiheit, die bei meinem Schwiegervater herrſchte, und von dem bewegten geſelligen Leben, welches in ſeinem Hauſe ſtattfand, zurück dachten. Wir genoſſen, anfänglich ſelbſt ſtumm, das Schauſpiel der ſtummen Geſellſchaft. Der Bruder und ſeine Frau verließen ab und zu die Spieltiſche, um mit uns ein kurzes Geſpräch anzuknüpfen. Zuletzt ließen wir uns einſam auf einem entfernten Sopha nieder, fingen ein vertrauliches Geſpräch an, als wären wir allein in unſerer eigenen Wohnung. Nach einiger Zeit peinigte uns zwar dieſe wunderbare Einſamkeit mitten in der Geſellſchaft; denn ſelbſt während der Mahlzeit blieben die Gäſte an den Spieltiſch gefeſſelt. Als es ſpät ward, geriethen wir in Gefahr, beide auf dem Sopha einzuſchlafen. Um Mitternacht erhoben ſich die Gäſte. Einige blieben hartnäckig ſitzen, weil ſich die Beete nicht abwickeln ließen, wir rieben uns die Augen, als wären wir aus einem quälenden Traum erwacht und verließen die Geſellſchaft.

Als ich meine deutſche Frau nach Dänemark führte, war ich nicht ohne Beſorgniß. Profeſſor Bang war uns über alles theuer; ſelbſt wenn er mit mir unzufrieden geweſen war, blieb er mir in Liebe treu. Ich erkannte es, daß dann ſein Zorn aus Sorge für meine Zukunft entſprang. Es war mir im höchſten Grade wichtig, daß meine Frau ihm gefallen möchte. Ueber meine Verlobung hatte er ſich nie geäußert, und ich mußte befürchten, daß etwas ſo Ungewöhnliches in der ächt vaterländiſchen Familie ihm mißfallen würde. Wie glücklich war ich daher, als meine junge Frau ſchnell ſeine Zuneigung gewann. Sie ward und blieb ihm, ſo lange wir in Dänemark waren, eine liebe Tochter. Bei den kleinen Unpäßlichkeiten, die Folgen ihres Zuſtandes waren, behandelte er ſie mit Sorgfalt, und ich glaube, daß ich durch meine Wahl ihm lieber und theurer ward, als zuvor.

Auf die heiterſte Weiſe aber geſtalteten ſich die geſelligen Verhältniſſe im Rahbeckſchen und Oerſtedſchen Hauſe. Durch die Frauen ward meine Frau recht eigentlich verzärtelt. Auch Oehlenſchlägers Braut, Camma Rahbecks Schweſter, bezeigte meiner Frau große Liebe.

Daß ſie aber beſonders im Anfange ſich am meiſten heimiſch fühlte in den deutſchen Familien, war natürlich. Etatsrath Kirſtein, der unter Graf Schimmelmann im Finanzfache angeſtellt war, bot uns einen angenehmen Familienumgang dar. Die Frau war eine Schweſter des berühmten Juriſten Cramer in Kiel. Auch im Hauſe des Konferenzraths Brun, deſſen Frau die berühmte Dichterin, waren wir willkommen. Ihre Tochter Ida, in der erſten Blüthe ihrer Jugend, hatte das bewundernswürdige mimiſche Talent, die ſeltſame körperliche Flexibilität, die Gegenſtand der allgemeinen Bewunderung, auch im Auslande geworden und von dem älteren Schlegel beſungen worden iſt, bis zu der höchſten Anmuth entwickelt. Die Dichterin, Friederike Brun, war faſt immer krank, bettlägerig und taub.

Aber vorzüglich gern wurden die häufigen Einladungen der Gräfinnen Schimmelmann und Ranzau von meiner Frau angenommen. Mütterlich darf ich die Liebe nennen, mit welcher dieſe ausgezeichneten Frauen ſie behandelten, und auch mein Verhältniß zu dieſen verehrten Familien ward inniger und bedeutender. Graf Ranzau war ein vielſeitig und wiſſenſchaftlich ausgebildeter Mann. In dieſen Kreiſen erſchien auch des Abends Graf Bernſtorf, der in ſeinen letzten Lebensjahren auch in Berlin ſo hochverehrte Miniſter. Wir lebten in einer geſelligen Verbindung, in welcher die Feinheit der vornehmeren Welt ſo innig verbunden mit Achtung für Geiſt und Wiſſenſchaft erſchien.

Unter ſolchen Verhältniſſen, ſollte man glauben, mußte unſer Leben in Kopenhagen ſich erfreulich entwickeln, aber dieſes war keinesweges der Fall. Meine ganze häusliche Einrichtung, obgleich keineswegs glänzend, hatte mich in bedeutende Schulden verwickelt.

Mein ganzes Leben hindurch war ich bis jetzt ſorglos geweſen, ich verbrauchte das Geld, wenn ich es hatte, und quälte mich nur wenig, wenn ich es entbehrte; und ſeit ich nach Kiel kam, waren meine Verlegenheiten nie ſehr ängſtlicher Art. Jetzt war das Schickſal einer geliebten Frau an das meine geknüpft, und mich befiel zum erſtenmal in meinem Leben eine mir bis dahin ungewöhnliche innere Angſt. Noch jetzt, in meinen alten Tagen, liegen die bürgerlichen Verhältniſſe, als wären ſie etwas Fremdartiges, vor mir. Ich muß mich immer von neuem, als gehörte ich ihnen nicht urſprünglich an, in ſie hineinleben; nie wächſt meine Thätigkeit aus dieſen, als aus einem Urſprünglichen heraus. Jetzt war es mir, als hätte ich mich einer unbekannten drohenden Gewalt, die ich nicht zu beherrſchen vermochte, bewußtlos und ganz hingegeben. Die Schulden ängſtigten mich, die Einkünfte reichten nicht aus; und obgleich ich das Bedenkliche meiner Lage meiner Frau nicht verbergen konnte, ſo ſuchte ich dennoch, ihr meine Angſt zu verheimlichen. Und in der That, dieſe ſchien hinlänglich begründet, wenn ich meine ganze Lage betrachtete. Die wiſſenſchaftliche Ausbeute meiner Unterſuchungen in Holſtein liegt der Welt vor. Zwar iſt ſie, bei der völligen Umgeſtaltung der Geognoſie ſeit jener Zeit, gegenwärtig nicht von Bedeutung. Dennoch war ſie, ich darf es behaupten, damals nicht ohne Verdienſt. Auf den wiſſenſchaftlichen Bericht, den ich einreichte, ward gar nicht geachtet. Ich habe von den Behörden weder eine Billigung noch eine Mißbilligung erfahren. Der Gedanke, die urſprüngliche Salzquelle bei Oldesloe in ihrer Reinheit in der Tiefe zu ſuchen, durch mich zuerſt ernſthaft angeregt, und ſeitdem nie ganz aufgegeben, obgleich bis jetzt noch nicht zweckmäßig verfolgt, ward als ein phantaſtiſcher Traum betrachtet, und faſt höhniſch abgewieſen. Die Anſicht, daß ich ein Phantaſt wäre, und für alle praktiſchen Geſchäfte untüchtig, hatte ſich bei dem Manne, von welchem meine zukünftige Thätigkeit abhing, ſo feſtgeſetzt, daß ſie ſchlechthin unüberwindlich war. Er würde Recht haben, wenn man die praktiſche Tüchtigkeit in den eigenen Angelegenheiten als einen Maaßſtab für eine ähnliche in fremden Angelegenheiten könnte gelten laſſen. Ein ſolcher Maaßſtab der Beurtheilung aber entſteht nur in dem Kopfe beſchränkter Doctrinäre, die durch ihre Abſtractionen, die ſie Maximen nennen, völlig unfähig werden, wahre Menſchenkenntniß zu erlangen. Solche Männer pflegen eben am Meiſten auf ihre Erfahrung zu pochen, wie auf ihre praktiſche Tüchtigkeit, und dennoch ſind die Maximen, die ſie gebrauchen, das tödtliche Gift, durch welches der Lebensſtrom geſunder und friſcher Erfahrungen von vorn herein vernichtet wird. — Daß nun meine Vorſchläge zur praktiſchen Benutzung des Gipſes bei Segeberg, die Hoffnung, daß die Gipsbrücke als Privateigenthum ſelbſt für die Regierung vortheilhafter benutzt werden könnte, ſchnöde, ja verächtlich abgewieſen wurden, war vorauszuſehen. Ich nahm mir die Freiheit, darauf aufmerkſam zu machen, daß es dem Phantaſten doch gelungen wäre, reiche Handelsherren zu gewinnen, die mit den Verhältniſſen genau bekannt, geneigt waren, nicht unbedeutende Kapitalien für das in den Augen der Behörde grillenhafte Unternehmen zu wagen. Ich fühlte mich verletzt, ich vermochte wohl kaum, die Kränkung zu verbergen. Ich ſah es ein, daß man das Geld, was meine Reiſe gekoſtet hätte, als unnütz verſchleudert betrachtete, daß meine Hoffnung, geognoſtiſche Reiſen in Norwegen anzuſtellen, daß überhaupt eine jede Hoffnung erfolgreicher Thätigkeit für mein Vaterland auf immer verſchwunden war. Schimmelmanns Zuneigung bot mir keine Hülfe dar, ja er ſelbſt, indem er mir ein dürftiges Auskommen verſchafft hatte, mußte in Verlegenheit gerathen, wenn ich meine Einkünfte nutzlos verzehrte.

Aber noch weit bedenklicher erſchien meine ganze Lage, wenn ich ſie von dem Standpunkte meiner wiſſenſchaftlichen Thätigkeit aus betrachtete. Der große Haufe der Zuhörer, der ſich neugierig zudrängte, verlief ſich zwar, aber noch blieb eine bedeutende Menge zurück, die ſich immer mehr und mehr an mich anſchloß. Selbſt in der Literatur fing man an, den Einfluß zu ſpüren. Man erblickte eine Unſicherheit in den Aeußerungen ſonſt allgemein verehrter Schriftſteller, und ich darf es ſagen, denn es iſt, irre ich nicht, anerkannt, daß dieſe Vorträge, ſo wie Oehlenſchlägers Gedichte, eine Epoche in der däniſchen Literatur veranlaßten. Zwar iſt mein Einfluß ein nicht ſo entſchiedener perſönlicher geweſen wie der des nationaleren Dichters. Durch mich angeregt, wandten ſich die bedeutenderen jungen Männer an die neuere deutſche Literatur; ſie wurden nicht allein durch meine Vorleſungen, ſondern auch durch Fichte's, Schellings, der beiden Schlegels und Tiecks Schriften mit neuen Richtungen in der Wiſſenſchaft wie in der Kunſt innig vertraut. Selbſt nach Schweden drang dieſe Anregung, und meine wiſſenſchaftliche Thätigkeit trug auch etwas bei zur Bildung der ſogenannten Phosphoriſten, die in der ſchwediſchen Literatur eine bedeutende, wenn auch nur vorübergehende Gährung hervorriefen. Doch je entſchiedener mein Einfluß hervortrat, deſto mehr wuchs die Beſorgniß der wiſſenſchaftlichen Behörden. Ein Ereigniß trug nicht wenig dazu bei, dieſe Beſorgniß zu ſteigern, ward wenigſtens benutzt, mich als einen für die Jugend gefährlichen Lehrer darzuſtellen.

Ein junger Mann, der meine Vorträge beſuchte, quälte mich nicht ſelten mit ſeinem perſönlichen Beſuche. Seine Geſundheit war zerrüttet, ſein Gemüthszuſtand bedenklich, und es konnte mir, wie ich ihn ſah und reden hörte, der Urſprung ſeiner Krankheit nicht verborgen bleiben. Ich rieth ihm, alle Speculation aufzugeben, Kopenhagen zu verlaſſen, irgendwo auf dem Lande ſich recht anſtrengend und anhaltend körperlich zu beſchäftigen, Sturzbäder zu brauchen u. dgl.

um ſich wieder zu ſtärken. Junge Männer, die mit ihm umgingen, hatten ihn zum Ziel ihres Spottes gemacht, und ſeinen gefährlichen Zuſtand dadurch geſteigert. Auf meinen Rath hörte dieſer Unglückliche nicht, er beſuchte meine Vorleſungen nach wie vor, vertiefte ſich immer mehr in ſeltſame Grillen, die er nicht zu beherrſchen vermochte; ich konnte ihn nicht aus meinem Hörſale verweiſen, und der Erfolg war, wie ich ihn voraus ſah und befürchtete. Seine pſychiſche Krankheit trat immer entſchiedener hervor, und weil damals die Methode, ſolche Kranken gleich vom Anfange an zweckmäßig zu behandeln, in Dänemark noch völlig unbekannt war, ſo ward er bald gänzlich verrückt. In der grauenhaften Anſtalt, die nicht zweckmäßiger hätte eingerichtet werden können, wenn man eine Geiſteskrankheit künſtlich zu pflegen und auszubilden beabſichtigte, rief der Unglückliche nun öfter: „O Steffens! O Oehlenſchläger!“ Das Gerücht von dieſem armen Menſchen ging durch die ganze Stadt, und wie es dem Regenten des Landes mitgetheilt wurde, erfuhr ich einige Jahre nachher, von ihm ſelbſt. Es war mir klar, daß früher oder ſpäter meine Vorträge verboten werden möchten, und

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

an die Stelle der glänzenden Hoffnung einer erfolgreichen geiſtigen Thätigkeit in meinem Vaterlande, trat die ſchmerzliche Ueberzeugung, daß die Männer, von welchen meine ganze zukünftige Wirkſamkeit abhing, mich theils als einen Ungeſchickten und Unnützen, theils als einen Gefährlichen betrachteten. Zum erſtenmal kam jetzt der tiefere Schmerz des Lebens mir entgegen. Wenn ich mich früher verlaſſen und unglücklich fühlte, ſo lag die Hoffnung einer ſchnellen Verbeſſerung meiner Lage mir nahe, ja ſie war mir wahrſcheinlich und hielt mich aufrecht. Jetzt mußte ich mir ſelbſt geſtehen, daß ich gegen die Macht, die mich niederzudrücken ſtrebte, keine Waffen beſaß. Die Angſt um meine finanzielle Lage, die Furcht, meine Frau in mein dunkles Schickſal verflochten zu ſehen, erſchütterten mich tief. Und obgleich ich ihr alles, was meine Hoffnungen zerſtörte, zu verheimlichen ſuchte, konnte es ihr doch nicht verborgen bleiben, daß unſere Stellung immer bedenklicher ward. Und dennoch lag es in meiner eigenthümlichen Perſönlichkeit, daß ich, anſtatt nüchtern und beſonnen zu Werke zu gehen, in meinen Privatäußerungen immer unvorſichtiger ward. Wunderliche Paradoxien, ſchon in ihrer urſprünglichen und wahren Geſtalt auffallend genug, wurden nicht von Feinden allein, zur Caricatur verzerrt, in der Stadt verbreitet; ſelbſt freundlich geſinnte Jünglinge nahmen ſie in ihrer verunſtalteten Form als glänzende geiſtige Aeußerungen auf. Ja dieſe jungen Anhänger wurden mir, wie vom Anfange an beſchwerlich, ſo ſpäter faſt gefährlicher als meine Gegner.

Ich bin überzeugt, daß meine entſchiedene proteſtantiſch-religiöſe Geſinnung, die ſchon damals aus meinen früheſten Jugend-Erinnerungen aufzutauchen anfing, mir nie erlaubt haben würde, durch irgend eine Aeußerung eine Neigung zum Katholicismus zu verrathen: dennoch mag die Anſicht, daß dieſer in früheren Jahrhunderten eine nicht gekannte, tiefere, geſchichtliche Bedeutung hatte, und noch immer Schätze verbirgt, die von den Proteſtanten anerkannt zu werden verdienen, einen für mich gefährlichen Eindruck auf einige Jünglinge gemacht haben. Sie wurden jetzt mit den deutſchen katholiſirenden neueren Gedichten bekannt. Es war gar keine religiöſe Geſinnung, die hier das anziehende Element bildete, es war bloß das Auffallende, Neue; kurz, um einen ganz trivialen, und doch die Sache richtig bezeichnenden Ausdruck zu gebrauchen: es war die Mode allein, die dieſe Neigung ſchuf. Und dennoch konnte, nachdem ich mein Vaterland verlaſſen hatte, ein katholiſcher Prieſter meinem katholiſch gewordenen Freunde ſchreiben: „Die Bemühungen Ihres Freundes ſcheinen einen geſegneten Erfolg zu haben; die katholiſche Kapelle wird, wie bisher nie, wiederholt von der Jugend der Hauptſtadt beſucht.“ — Ich habe nie erfahren, daß irgend ein junger Menſch in Kopenhagen eine wirkliche Neigung zum Katholicismus gezeigt habe. Die Aufmerkſamkeit mag auf dieſen hingelenkt worden, und dadurch die Neugierde entſtanden ſein, den katholiſchen Kultus näher kennen zu lernen. Ohne daß ich es wußte, mag auch dieſe ſcheinbar gefährliche Richtung, hier und da, ſich während meines Aufenthaltes in Kopenhagen geäußert haben, und von meinen Gegnern benutzt worden ſein. Ich mußte jetzt natürlicher Weiſe alle Verirrungen der ſogenannten neueren deutſchen Schule vertreten. In Dänemark und bei der Kopenhagener Univerſität war der Rationalismus des vergangenen Jahrhunderts durchaus überwiegend, er beherrſchte die Literatur, er wurde faſt immer von den Kanzeln gepredigt, und war mein gefährlichſter Feind. Den Rationaliſten war es erwünſcht, eine jede religiöſe Aeußerung, aus einem höheren geiſtigen Standpunkt entſprungen, als Katholicismus zu ſtempeln. Die lutheriſche Kirche war ſo innig mit der Geſchichte des Landes, mit der ganzen Staatsverfaſſung, mit der Suverainetät verknüpft, daß eine erdichtete Neigung zum Katholicismus, ſorgfältig benutzt, einen jeden Bürger auch politiſch verdächtigen konnte. Wenig halfen mir die jungen Männer, die mir anhingen, und meine Stellung nicht ſelten durch ihre Unbeſonnenheit noch gefährlicher machten. Da entſtand oft der ſtille Wunſch in mir, mein Vaterland zu verlaſſen, und wo möglich, mir in Deutſchland einen Wirkungskreis zu verſchaffen.

Nun bildete ſich auch Geklatſch mancherlei Art, durch welches meine Familienverhältniſſe und der engere häusliche Kreis geſtört wurden. Es war zwar an und für ſich unbedeutend, leicht zu überwinden, und wäre wohl auch nach kurzer Zeit völlig verklungen. Meine Frau indeß erwartete in einigen Monaten ihre Niederkunft. Ihre Stimmung ward trübe. Die Trennung von Eltern und Geſchwiſtern erſchien ihr ſchmerzhafter als ſonſt; durch unſere Lage geängſtigt, durch Geklatſch gekränkt, ward auch ſie mit ihrem Aufenthalt in dem Lande, in welchem ſie ſich noch nicht eingewohnt hatte, immer unzufriedener; und nur vorübergehend konnte ſie in den angenehmeren Kreiſen der Freunde und Gönner getröſtet erſcheinen.

Da erhielt ich im Märzmonat 1804 ein Schreiben, welches plötzlich eine Hoffnung in mir erregte, die ich kaum zu nähren wagte. Auch auf meine Frau machte es einen Eindruck ſo gewaltſamer Art, daß er in ihrer Lage mir faſt bedenklich ſchien. Es war ein Brief von dem berühmten Arzt Reil in Halle. Er zeigte mir an, daß der damalige Kabinetsrath Beyme, der das Vertrauen des Königs im hohen Grade beſaß, die Abſicht hatte, die wiſſenſchaftliche Bedeutung der Univerſität Halle durch die Berufung jüngerer Lehrer zu heben. „Ich habe,“ ſchrieb mir Reil, „die Hoffnung, Sie durch mein freundſchaftliches Verhältniß zu Beyme, auf eine vortheilhafte Weiſe als Profeſſor ordinarius bei der hieſigen Univerſität angeſtellt zu ſehen. Schreiben Sie mir umgehend, ob Sie geneigt ſind, einen ſolchen Antrag, wenn er an Sie erginge, anzunehmen. Sie würden Natur-Philoſophie, Phyſiologie und Mineralogie vortragen. Ich bitte Sie, Ihren Schwiegervater nichts eher davon wiſſen zu laſſen, als nachdem Sie die Vocation wirklich erhalten haben."

Die Aufregung, in welche dieſer unerwartete Brief mich verſetzte, war unglaublich. Mein ganzes Daſein bekam plötzlich eine andere Richtung. Ich hatte mich von meiner Jugend an durchaus als meinem Vaterlande gehörig, durchaus als Däne gedacht. Die ſtille Sehnſucht nach Deutſchland, der verborgene Wunſch, dort zu leben und thätig zu ſein, waren kaum zum inneren klaren Bewußtſein gelangt: und nun war ich doch in eine Stellung verſetzt, die mir eine völlige Trennung von meinem Vaterlande, ſo wie ſie ſich jetzt darbot, nicht bloß wünſchenswerth, ſondern leider ſelbſt nothwendig machte. Ich will es geſtehen, ich ergriff die Hoffnung, die mir aufging, jubelnd, und dennoch war dieſer Jubel mit einem tiefen Schmerz verbunden. Zu tief lebten alle Knaben- und Jugend-Erinnerungen in meinem Innerſten. Wenn ich das neue Leben ergriff, dann erſtarben dieſe, und keine Hoffnung eines Zukünftigen kann die Schmerzen des Todes überwinden.

Ich antwortete, wie man ſich denken kann. Ich ſchilderte die Verhältniſſe, die es mir wünſchenswerth machen müßten, einen ſolchen Antrag mit Freuden anzunehmen, aber ich bat Reil auch, dieſe Angelegenheit ſo lange wie möglich vor meinem Schwiegervater geheim zu halten. Ich hatte, und verheimlichte es dem Reil nicht, einen ganz beſonderen Grund. Ich kannte Reichardt, ich wußte, daß er, ſo wie nur der Gedanke in ihm entſtand, daß eine Vocation nach Halle für mich möglich wäre, nach Berlin reiſen und ſeinen ganzen Einfluß für mich in Thätigkeit ſetzen würde. Das wollte ich nun unter jeder Bedingung vermeiden. Meinen Ruf nach Halle einem berühmten Gelehrten zu verdanken, ſchien nur ehrenvoll. Ich wollte aber einen jeden Einfluß der Familienbegünſtigung durchaus abhalten. Erſt nachdem ich die Vocation durch den Miniſter von Maſſow erhalten hatte, erfuhr es Reichardt. Trotz dieſer Vorſicht, habe ich dem nicht entgehen können, daß meine Gegner in Halle meine Anſtellung als bloß durch Reichardt veranlaßt, bezeichneten. Dieſe Anſicht hat ſich bis in die neueſte Zeit erhalten, und iſt noch neulich wieder laut geworden. In der That, ſobald Reichardt die Sache erfuhr, reiſte er eilig nach Berlin. Sein eifriges Bemühen, welches jetzt nicht einmal nöthig war, überzeugte den Miniſter, daß ich unter jeder Bedingung kommen würde. Ich hatte das Gehalt, welches ich in Kopenhagen bezog, gefordert, Reil gab mir die Hoffnung, es zu erhalten: jetzt wurden mir ein paar Hundert Thaler abgezogen.

Als ich die Vocation erhalten hatte, als die Sache nun entſchieden war, mußte ſchon die große Freude meiner Frau mich glücklich machen, und jetzt erſt ward ich gewahr, wie wenig ſie den Schmerz, von ihren Eltern getrennt zu ſein, überwunden hatte, wie ſehr ſie ſich gequält fühlte durch die unſichere Lage, in einem ihr fremden Lande. Jetzt freilich trat für die nächſte Gegenwart eine neue Sorge hervor. Wir ſollten eine häusliche Einrichtung, die wir durch Anleihen eben angeſchafft hatten, aufheben, eine koſtſpielige Reiſe antreten, dringende Gläubiger befriedigen, in Halle uns von neuem einrichten, und ſahen keine Hülfe und keinen Ausweg. Es iſt ſeltſam, wie, was auf gewöhnlichen Wegen nie geſchieht, ſich, wenn die völlig anerkannte Nothwendigkeit da iſt, zu fügen pflegt. Die Mittel waren in der That da, und durch eine Anleihe in Halle, früher als wir erwarten konnten, die gegenwärtige Noth beſeitigt. Daß unſere Schuldenmaſſe ſich häufte, ängſtigte uns wenig, denn wir kannten die vortheilhaften Verhältniſſe, die geſchätzte Profeſſoren auf ſtark beſuchten Univerſitäten in Deutſchland ſich zu ſchaffen wußten, und meine Frau traute mir nicht weniger zu, als ich mir ſelber.

Doch ſollten wir in dieſen Tagen der fröhlichen Erwartung noch einem Schmerz erleben, der für junge Eheleute der tiefſte zu ſein pflegt. Meine Frau kam gegen Ende Juni nieder. Sie war geſund, die Niederkunft glücklich, und wir waren durchdrungen von jener Freude, die unter allen irdiſchen die höchſte genannt werden kann. Die Wöchnerin war nach dem Accouchementshauſe gezogen. In Kopenhagen iſt dort eine Einrichtung für Frauen aus den höheren Klaſſen. Dieſe iſt ſehr bequem, ja prächtig. Sie hatten die vorzüglichſte Pflege, die ausgezeichnetſten Hebammen im Lande, und bei zweifelhaften und bedenklichen Fällen die Hülfe des in ganz Europa berühmten Accoucheurs Saxtorph. Obgleich die Benutzung dieſer Anſtalt ſehr koſtſpielig iſt, geſchah doch alles nach dem Rathe des Oheims. Aber meine Frau ward von einem in Kopenhagen nicht ſeltenen, einige Tage hindurch ſelbſt bedenklichen, Kindbett-Fieber befallen. Saxtorph hielt bei der Krankheit der Verwandtin die Unterſtützung des Profeſſors Bang für nöthig. Dieſe beiden Aerzte beriethen ſich vielleicht auf eine nicht ganz vorſichtige Weiſe mit beſorgten Mienen und ich ſah, wie plötzlich eine Todesangſt die Züge der jungen, lebensfreudigen, bis dahin nie erkrankten Frau ergriff; und das in einem Augenblick, in welchem ſie ſich zwar erkrankt, aber doch im höchſten Grade glücklich fühlte. Es war ein Moment inneren Entſetzens, der mir unvergeßlich iſt. Die gute Natur der Frau überwand aber ſchnell dieſe Krankheit, doch waren die Folgen ſehr traurig. Das Stillen mußte ausgeſetzt, das Kind gefüttert werden. Es ſtarb nach wenigen Wochen. Die Trauer bei dem Verluſt eines Kindes gehört gewiß zu den tiefſten, die ein Menſch empfinden kann. Es iſt ein partielles Streben, und niemals erkennt man die Naturtiefe, die Eltern und Kinder verknüpft, klarer als in ſolchem Momente. Der Ausdruck, daß Mann und Weib eins ſind, findet ausgedehnt auf das Kind ſeine volle und unergründliche Bedeutung. Und dennoch hinterläßt der Schmerz des Verluſtes niemals jene traurigen Spuren, welche Schmerzen aus geſelligen Verhältniſſen entſprungen, nachlaſſen, und die oft nach Jahren nicht verſchwinden. Was aus der Verwickelung menſchlicher Thaten entſteht, was aus dem Abgrunde wechſelſeitiger leidenſchaftlicher Mißverhältniſſe geboren wird, das hinterläßt mehr oder weniger eine innere Zerriſſenheit, die oft, wo wir uns völlig rein glauben, und als unſchuldig Leidende betrachten, auf eine tiefe, wenn auch uns ſelbſt verborgene, eigene Verſchuldung hindeutet. Die Naturthat trägt ihre Heilung in ſich ſelbſt, und eine Ahnung, daß der Tod eine Entwickelung ſei, daß, was als ein geiſtig Eigenthümliches zum Vorſchein kam, nie verſchwinden kann, durchdringt ſelbſt das durch die Reflexion verworrenſte Gemüth. Hier lag die Heilung des Schmerzes nah. Die bevorſtehende Reiſe forderte unſere ganze Thätigkeit. Die Auszeichnung, die in meinem Vaterlande ſo viel galt, die erſte in ihrer Art, nach einer berühmten Univerſität in Deutſchland berufen zu ſein, die Hoffnung, dort einen geiſtigen Einfluß ausüben, ja in der Mitte bedeutender weltgeſchichtlicher Bewegung, eine Schule für eigenthümliche Ideen bilden zu können, mußte mein ganzes Daſein erheben. Die Freude mit Eltern, Geſchwiſtern und

Freundinnen zu leben, nach einer ſchmerzlichen Trennung zur heiteren Gewohnheit des früheren Lebens zurückzukehren, mußte den Stachel des Schmerzes auch in der Seele der Frau abſtumpfen. Ein Monat verging in der ſo natürlichen Zerſtreuung unſerer damaligen Lage. Ich wollte im September in Halle ſein, um mich für meine Vorträge zum Winterhalbjahr 1804—5 mit Muße vorzubereiten. Wir wollten langſam reiſen, uns einige Zeit in Hamburg und Berlin aufhalten. Aber noch hatte ich manches in Kopenhagen zu überſtehen. Man legte mir eine Rechnung vor, wie viel ich der Regierung gekoſtet hatte, ich ſollte es in beſtimmten Terminen erſetzen. Ich ſtellte zwar vor, daß ich meiner Pflicht gemäß zum däniſchen Dienſt bereit wäre, daß ich auch jetzt, wenn man mir die Hoffnung einer angemeſſenen Thätigkeit eröffnete, entſchloſſen wäre, im Lande zu bleiben. Aber erſt ſpäter gelang es meinem Gönner, dem Grafen Schimmelmann, dieſe Schuld niederzuſchlagen, und als ich das Land verließ, ruhte ſie, zugleich mit den für mich bedeutenden Privatſchulden, noch auf mir. Ein anderer würde meine zukünftige Lage ſehr mißlich gefunden haben: mir ſchwebte aber meine Thätigkeit in Deutſchland als die Morgenröthe eines heiteren Tages vor der Seele. Ich ſollte, unterſtützt durch die beweglichen jugendlichen Geiſter eines großen Volkes, die große geiſtige That eines neuen Jahrhunderts vorbereiten helfen. Dieſe würde, dachte ich mir, alle Schwierigkeiten überwinden, und das Leben in ſeinen äußeren Bedingungen eben ſo heiter geſtalten, wie in ſeinen inneren.

Eine neue Qual hatte ich aber zu überwinden: die des einſeitigen, däniſchen Patriotismus; der zwar nicht in dem Kreiſe meiner Freunde herrſchte, ſich aber hier und da auf eine bizarre Weiſe äußerte. Wie man früher mich getadelt hatte, weil ich eine Schrift auf deutſch herausgab, ſo war man jetzt ſehr geneigt, meine Auswanderung als einen Hochverrath zu betrachten. Mir ganz fremde Männer erſchienen in meinem Hauſe, um mir zu beweiſen, daß ein Däne keinen fremden Dienſt annehmen dürfe. — „Auch wenn mein Vaterland mich nicht vermißt?" fragte ich. „Wenn ich keinen Standpunkt ſelbſtändiger Thätigkeit dort finden kann? wenn man meine Entfernung wünſcht?" — Ich ſollte warten, meinte man, es könnte ſich noch alles anders geſtalten. „Das heißt," antwortete ich, „ich ſoll die beſten Jahre meiner Productivität hier vergeuden. Gelingt mir meine Arbeit im Auslande unter beſſeren, ermunternden Verhältniſſen: iſt ſie dann nicht auch für euch da, wenn ihr ſie zu benutzen wißt? Und gilt ſie euch nichts, was hülfe es euch, wenn ich hier zu Grunde ginge?"

Reiſe nach Halle.

1804.

Ich trennte mich mit tiefem Schmerze vom Vaterlande, von Freunden und Verwandten. Es dauerte lange, ehe ich das Grab meiner Jugend, den ſchmerzhaften Verluſt früherer Jahre, das zerriſſene Band einer heiteren Vergangenheit ſo zu entfernen vermochte, daß mir die Freude der Zukunft hellleuchtend entgegenſtrahlte. Ich ſollte die ſüßen Töne meiner Mutterſprache nicht mehr hören, ich ſollte mich hineindenken, hineinleben in eine neue. Als die ſchönen grünen Ufer Seelands verſchwanden, war es mir, als hätte ich mich einem fremden Geiſte, einem ungewiſſen drohenden Verhängniſſe preisgegeben, und das Packetboot nach Kiel durchſchnitt im eiligen Fluge die Wellen, ohne daß ich es merkte. Allmälig tauchte die Zukunft heiter für mich auf. Die Töne der deutſchen Sprache klangen als heimiſche, wie ſie ſchon in meiner früheſten Kindheit laut wurden, und mich lockten, aus meiner Seele hervor. Deutſche Freunde und Verwandte erwarteten mich und hießen mich willkommen. Ich ſah die Frau heiter und glücklich an meiner Seite, und die trüben Geiſter waren verſcheucht. In Kiel freute man ſich über mein Glück. Freunde drängten ſich zu mir. Der alte Hensler begrüßte mich heiter, und ſchien von meiner Thätigkeit auf einer deutſchen Univerſität Gutes zu erwarten. In Hamburg ward ich als Deutſchland zugehörig bewillkommt, obgleich da die Verwandtſchafts-Verhältniſſe wohl vorzüglich berückſichtigt wurden. In Lüneburg fand ich die verhaßten franzöſiſchen Truppen noch. Sie hatten ſich dort ſchon eingewohnt, und die Hannoveraner ſchienen das Unvermeidliche mit einer Hingebung zu ertragen, die mich in meiner damaligen Stimmung auf eine unbillige Weiſe empörte. Wir beſuchten ein franzöſiſches Lager in der Nähe der Stadt. Das Geſchick der Franzoſen, ſich ſelbſt für eine kurze Gegenwart heiter einzurichten, zeigte ſich hier. Die erbeuteten hannöveriſchen Zelte, reinlich und häufig mit Blumen und Kränzen geſchmückt, nahmen ſich im Sonnenſchein gut aus. Die pyramidaliſch zuſammengeſtellten Flinten glänzten uns entgegen. Die Soldaten trieben ſich, luſtig pfeifend und ſingend, herum. Aber mir war es, als ergriffe mich ein tiefes Entſetzen. Ich ſah den Engel mit dem flammenden Schwerte bereit, mich aus meinem Paradieſe zu treiben, als ich es noch kaum betreten hatte. Es ruhte eine Erbitterung in meiner Seele, die ich kaum zu überwältigen vermochte, und die Ruhe und ſcheinbare Gleichgültigkeit des unterjochten Volkes war mir völlig unbegreiflich.

Ich kam nach Berlin. Hier ſchien mir noch Alles ruhig, als ahnte man keine nahe Gefahr. Von Verwandten und Freunden umgeben, einer neuen mir wichtigen Stellung entgegengehend, verſchwand bald alle geahnete Furcht. Ich machte die Bekanntſchaft des Herrn von Beyme, der damals die Gunſt und das Vertrauen des Königs im hohen Grade beſaß Er lud mich nach Potsdam zu ſich ein, ſprach lebhaft von dem Intereſſe, welches er an der lebendigen Erneuerung der Univerſität in Halle nahm, und wie er ſeinen ganzen Einfluß verwenden würde, um dieſe

Hochſchule zu heben, damit ſie die erſte in Deutſchland werden könnte; wie man keine Opfer ſcheuen müſſe, um die berühmteſten Lehrer hinzuziehen und die Inſtitute der Univerſität den Erforderniſſen der Wiſſenſchaft und der Zeit gemäß auszubilden und zu bereichern. Dieſe vielverſprechenden Aeußerungen eines ſo wichtigen Mannes machten auf mich einen ſtarken Eindruck. Ich lebte in den ſchönſten Hoffnungen, ich ſah aus allen Gegenden Deutſchlands die geiſtvollſten Jünglinge nach Halle ſtrömen. Ich traute mir zu, für das, was mich durchdrang, auch die Jugend zu begeiſtern und alle Angſt vor der Zukunft war verſchwunden. Was mir auffiel, während ich den Mittag allein mit ihm und ſeiner Familie zubrachte, war die Offenherzigkeit, mit welcher er ſich über ſein Verhältniß zum Könige äußerte. „Ein jeder König," ſagte er, „müſſe einen Günſtling haben, dem er ſein völliges Vertrauen ſchenke; nur durch einen ſolchen, nicht durch die Beamten, durch die Dikaſterien allein, könne er die Verhältniſſe ihrer Wahrheit nach, die Wünſche und Klagen des Volks kennen lernen." — Meine Stellung gegen die allgemeine Literaturzeitung iſt dem Leſer bekannt. Nun glaubte man, das Anſehen der Univerſität dadurch zu heben, daß man dieſes Inſtitut nach Halle verlegte. Das obenerwähnte neue kritiſche Inſtitut ſollte in Jena das ältere verdrängen. Es entſtanden Streitigkeiten, ja irre ich nicht, Prozeſſe. Die alte allgemeine Literaturzeitung geſtand der neuen Unternehmung nicht das Recht zu, denſelben Titel zu wählen und ſo entſtand der Wunſch des Hofraths Schütz, des erſten Redakteurs, in Preußen Schutz zu ſuchen, und die Bedingungen, die er gemacht hatte, waren zum Theil angenommen, zum Theil abgewieſen. Wenn ich nicht irre, wurden die Verhandlungen eben abgeſchloſſen, als ich in Berlin war. Ich äußerte freimüthig meine Anſicht über dieſes Inſtitut, welches ich damals für ein völlig herabgekommenes anſah. — Wie ich jetzt die Sachlage kenne, wundere ich mich faſt noch mehr darüber, daß es der neuen Jenaer Literaturzeitung gelang, einen feſten Boden zu gewinnen und eine ſo lange Dauer neben der alten, die, von dem Hauptelemente des Beſtehens, von der zähen Gewohnheit der Menge der Meinungſuchenden, getragen wurde. — Herr von Beyme äußerte ſich über dieſe Sache ſeltſam genug. „Die Herren,“ ſagte er, „haben mancherlei Bedingungen gemacht. Ueber den

Werth des Inſtituts will ich kein Urtheil fällen. Eine Menge berühmter Gelehrten in allen Fächern ſind als Recenſenten Mitarbeiter, und ein wiſſenſchaftliches Tribunal, deſſen Mitglieder in ganz Deutſchland zerſtreut ſind und welches noch immer eine große Bedeutung hat, erhält ſeinen Wohnſitz in Halle und wird das Anſehen der Univerſität heben. Auf ihre verwickelten Bedingungen haben wir uns nicht eingelaſſen. Wir behandeln dieſes Inſtitut wie andere Fabriken, die wir unterſtützen und ermuntern, und ſo wollen wir als Anlagekapital eine beſtimmte Summe bewilligen, und die Unternehmer müſſen ſich mit dieſer behelfen.“ Er nannte, irre ich nicht, zehntauſend Thaler.

Dieſe Geſpräche hatten einen wunderbaren Eindruck auf mich gemacht. In den Anſichten, die Beyme ausſprach, in dem Tone, der in ſeinen Geſprächen lag, war etwas für mich ſo Fremdartiges, daß ich ſeine Aeußerungen doch mit einer Art Scheu anhörte. Aber die Hoffnung, die ſich in ſeinem Intereſſe für die Univerſität Halle anknüpfte, behielt die Oberhand, und ich verließ ihn in einer ſehr fröhlichen Stimmung. Ich kannte bis jetzt keinen einflußreichen Mann in Preußen, und daß der erſte, mit welchem ich in Berührung kam, ſich ſo offen und vielverſprechend äußerte, erregte bei mir ein heiteres Vertrauen. Ich glaubte in der That von jetzt an in dem fremden Lande eine ſichere Stütze erhalten zu haben, und eine ſolche ſchien mir freilich ſehr nothwendig, nachdem ich den Juſtizminiſter Herrn von Maſſow, den Curator der Univerſität, dem ich mich jetzt vorſtellte, geſprochen hatte. Ein langer, hagerer, ernſthafter und verſchloſſener Mann, trat mir, mit der ganzen Würde ſeiner Stellung bewaffnet, entgegen. Er begrüßte mich kalt, ſprach einige freundliche Worte, die mehr belehrend, als anerkennend lauteten, und als ich meine Freude über das Intereſſe für die Univerſität Halle, welches die Regierung erweckt hatte, äußerte, ſprach er von den neuen Einrichtungen, wenn auch nicht mißbilligend, doch ablehnend. Er ſchien von den Neuerungen nicht viel zu erwarten, ja, er ſchien, obgleich es nicht ausdrücklich geſagt wurde, ſelbſt mit meiner Berufung nicht ſehr zufrieden zu ſein. Die Zuverſicht, die ich durch meinen Beſuch bei Herrn Beyme erlangt hatte, ward freilich durch dieſen zweiten ſehr herabgeſtimmt. Aber ich war gewohnt, mich an günſtigere Ausſichten hoffnungsvoll anzuſchließen, und das geſchah auch hier.

Halle.

1804—1806.

Im September 1804, ein Jahr nach meiner Hochzeit, brachte ich den glücklichen Eltern die geliebte Tochter zurück, die ſie doch nicht ohne Aengſtlichkeit in einem fremden Lande und in ſo großer Entfernung bisher leben ſahen. Ich beſuchte die Profeſſoren. Reil freute ſich über meine Ankunft. Die erſte Zeit verging mit der häuslichen Einrichtung, die mich doch in große Angſt verſetzte. Denn je bedeutender die Ausgaben waren, die erfordert wurden, je größer die Summen, die ich aufnehmen mußte, deſto bedenklicher wurde mir meine ganze Zukunft. Mein Schwiegervater hatte für mich eine viel zu große und anſehnliche Wohnung gemiethet; wir verloren uns faſt in den weitläuftigen Räumen, und eine Ausgabe ward mir nothwendig, die mich in Schrecken ſetzte. Ich war bis jetzt faſt immer auf Reiſen geweſen; eine Bibliothek beſaß ich daher ſo gut wie gar nicht. Die reichen Bibliotheken in Kopenhagen lieferten mir Alles, was ich brauchte, und bei meinen freundſchaftlichen Verhältniſſen zu den Bibliothekaren wurden die Werke, die ich wünſchte, ſchnell angeſchafft. Hier war die Bibliothek zwar an alten Werken reich genug, aber was ich nothwendig brauchte, mußte jetzt gleich und ſchnell angeſchafft werden. Ich war als Profeſſor der Mineralogie berufen, und beſaß keine Mineralienſammlung. Was ich bisher erhielt, verſchenkte ich an größere Sammlungen. Ich hatte dieſen Umſtand, als ich die Vocation annahm, den Behörden nicht verhehlt. Eine Mineralienſammlung ward mir verſprochen, wenn die vorhandene nicht hinreichte. Meine erſte Beſchäftigung war nun, zu unterſuchen, was ich vorfand. Die Sammlung, die man mir zeigte, war unter der Aufſicht eines alten Mannes, Hübner, der früher Pedell geweſen war, ſich ſehr gute Kenntniſſe in der Zoologie erworben hatte, und dem die zoologiſche Sammlung und neben dieſer auch die mineralogiſche anvertraut war. Dieſe letztere war nun völlig unbrauchbar. Mit ihrer Hülfe oryktognoſtiſche Vorträge zu halten, wäre ganz unmöglich geweſen. Der Orientaliſt Vater hatte ſich als Dilettant mit der Mineralogie beſchäftigt, und war im Beſitze einer Sammlung, die mit der alten der Univerſität verbunden, einigermaßen aushelfen konnte. Er war willig, ſie abzulaſſen und ſeine Forderung war äußerſt billig. Ich beeilte mich, dieſe Umſtände dem Miniſter vorzuſtellen, bat dringend um Beſchleunigung des Ankaufes, denn meine mineralogiſchen Vorleſungen ſollten in wenigen Wochen anfangen. Der Miniſter antwortete ablehnend, und verwies mich an die Sammlung der Univerſität, die doch wohl für die Anfangsgründe der Mineralogie ausreichen würde. Ich antwortete entſchieden, erinnerte an das mir gegebene Verſprechen, und verſicherte, daß ich die, von mir angekündigten Vorträge nicht halten könnte. Habe man erwartet, daß ich eine Mineralogie verſtünde, die ſich ohne Sammlung vortragen ließe, ſo hätte man ſich geirrt. Eine ſolche verſtünde ich nicht und wüßte auch nicht, ſie vorzutragen. Damit nun meine angekündigten Vorleſungen möglich würden, erwartete ich mit Zuverſicht von Se. Excellenz, daß die Sammlung des Profeſſors Vater vor der Eröffnung der Vorträge, in meinen Händen wäre. Dieſe Sammlung könne, da ſie durch eine nicht bedeutende Summe zu erhalten wäre, als Grundlage für eine zukünftige, allerdings höchſt nothwendige Erweiterung, betrachtet werden, und ich wäre gern erbötig, mit einem ſo dürftigen Anfang zufrieden zu ſein, obgleich die Sammlung den Hoffnungen, die mir gemacht waren, keinesweges entſprach. Der Profeſſor Schmalz, als damaliger Repräſentant der Regierung unter dem Namen eines Direktors, erhielt den Auftrag, ohne daß ich zugezogen wäre, durch eine Auswahl von Profeſſoren den Kauf mit Profeſſor Vater abzuſchließen. Von dieſem wußte nun freilich keiner den Werth der Sammlung zu beurtheilen, und der Miniſter wollte wohl, indem ich ausgeſchloſſen wurde, ſeine Unzufriedenheit mit meinem allerdings etwas heftigen Schreiben ausdrücken. So war freilich meine Abſicht erreicht, aber meine Stellung eine bedenkliche. Die Freunde tadelten mich, die Gegner glaubten, daß ein ſo unbeſonnener Fremder wohl kaum ſich auf der Univerſität erhalten würde.

Auch äußerte ſich der Unwille des Miniſters bald auf eine, mir in meiner damaligen Lage ſehr beſchwerlichen Art. Man hatte mir allerdings ein Vierteljahrsgehalt vorausbezahlt, aber dieſes fing erſt an, als mein größeres Gehalt in Dänemark aufhörte, und ich mußte die Reiſe mit einer geringeren Einnahme als die gewöhnliche beſtreiten. Man hatte mir Hoffnung gemacht, eine größere Summe zu erhalten. Beyme ließ mir durch Reil rathen, eine ſolche nicht zur Bedingung der Annahme der Vocation zu machen. Ich war Thor genug, dieſem Rathe zu folgen. Jetzt wurde aller Erſatz mir rein abgeſchlagen. In der mir zugefertigten Vocation ward ausdrücklich erwähnt, daß die Abgabe für die Beſtallung den aus der Fremde berufenen Profeſſoren geſchenkt zu werden pflege; nur eine kleine unbedeutende Summe mußte von ihnen erlegt werden. Eine Verfügung des Miniſteriums forderte nun, dieſe Abgabe von meinem Gehalte abzuziehen. Ich bat um die Erlaſſung und erinnerte an die Stelle in der Vocation. Sie enthielte kein Verſprechen, wurde mir geantwortet; und anſtatt einen Erſatz für meine Reiſe zu erhalten, mußte ich eine für mich bedeutende und drückende Summe zahlen. — So war nun meine Stellung zum Miniſterium nicht ſehr freundlich, und meine finanzielle Lage troſtlos.

Meine Stellung zur Univerſität und zu meinen zukünftigen Kollegen ſchien nicht weniger drohend. In einer Zeitung ward ſchon verkündigt, daß ich mit meiner Frau katholiſch geworden wäre. Ein anderes Blatt ſtellte mich zu gleicher Zeit als einen Atheiſten dar. Allerlei Gerüchte von meinem ungebundenen Leben gingen umher; es war allgemein verbreitet und ausgemacht, daß ich durch bedeutende Portionen Opium mich in beſtändiger Spannung zu erhalten ſuchte. Als ich meine Vorträge angefangen hatte, äußerte ein junger Profeſſor gegen meine Frau ſein tiefes Bedauern, weil die phantaſtiſche Aufregung, in welcher ich lebte und die ich fortdauernd künſtlich hervorzurufen ſuchte, nothwendig eine ſchnelle Abſpannung und einen frühzeitigen Tod herbeiführen müßte. Ich wurde einige Monate ſpäter im Winter ſehr heftig von meiner gewöhnlichen Halsentzündung befallen, und in Reils Abweſenheit beſuchte mich ein Hülfsarzt. Dieſer fragte, ob ich nicht alle Morgen an den Händen zitterte, bis ich einige Schnäpſe getrunken hätte. Ich ward ſo erbittert, daß ich ihn fragte, ob er Luſt hätte zu erfahren, was dieſe zitternden Hände auszurichten vermöchten. Daß unter meinen Collegen ein faſt allgemeines Mißvergnügen über meine Anſtellung herrſchte, konnte ich vorausſetzen.

In dem Fache der Naturwiſſenſchaft, mir ſo wichtig, ſah es übel aus. Seit Forſters Tode wurden nur von dem vormaligen Pedell, Herrn Hübner, über die Zoologie Vorträge gehalten. Die zoologiſche Sammlung war ſehr unbedeutend. Gilbert allein trug die experimentale Naturwiſſenſchaft in ihrem ganzen Umfange vor. Er hat ſich durch die Herausgabe der Annalen der Phyſik, durch die Art, wie dieſe von ihm redigirt wurden, durch die Schnelligkeit, mit welcher er bedeutende Entdeckungen der Naturforſcher in England und Frankreich verbreitete, ein wirkliches Verdienſt erworben. Aber ſeine Figur, ſeine Perſönlichkeit überhaupt, und ſeine Vorträge konnten ihm keinen großen Beifall unter den Studirenden erwerben. Seine Geſinnung, den Naturphiloſophen gegenüber, läßt ſich denken. Die Naturphiloſophie nämlich fing ſchon an im Auslande, wenigſtens hier und da, oberflächlich und nach Gerüchten beſprochen zu werden.

Daß ſie in Frankreich und England als etwas durchaus Leeres, Willkürliches und Phantaſtiſches betrachtet wurde, war zu erwarten. Gilbert, der Berichterſtatter fremder Verſuche, der zuletzt faſt zu glauben ſchien, daß er einen weſentlichen Antheil an den Entdeckungen hatte, über welche er referirte, ſah einen jeden Angriff, der vom Auslande herrührte, als einen durchaus entſcheidenden und vernichtenden an. Er ließ die Bemerkungen eines Engländers, eines gewiſſen Richard Chenevix, über die Naturphiloſophie, die ſich in Deutſchland immer mehr ausbreitete, nicht allein in ſeinen Annalen abdrucken, ſondern beſorgte auch einen beſonderen Abdruck, der für einen höchſt geringen Preis unter den Studirenden verkauft wurde. Man erlaube mir, meine Antwort auf dieſen Angriff vom Auslande her, wie ich ſie in der Jenaer allgemeinen Literaturzeitung (März 1806) abdrucken ließ, hier einzuſchalten. Es war meine einzige Polemik, und ſie kann wohl als Beweis dienen, wie wenig mir damals die Angriffe der Empiriker bedeutend ſchienen.

„Endlich haben die armen, verlaſſenen, theoretiſirenden Empiriker in Deutſchland eine höchſt bedeutende Unterſtützung aus England erhalten. Ein Mitglied der Londoner Akademie der Wiſſenſchaften erſcheint, wie die edlen engliſchen Mylords in unſeren Dramen, als die Noth am höchſten war, incognito in Deutſchland und läßt ſich treulich Alles referiren.— Als ich das Vergnügen hatte, in

Halle ihre Bekanntſchaft zu machen (ſchreibt dieſer Treffliche in einem ſeiner geiſtreichen Briefe) kam ich eben nach Deutſchland — veni. —

Und wußte ſchlechterdings nichts von Fichte und Schelling; die Namen dieſer deutſchen Philoſophenhäupter ſind nicht in das Ausland gedrungen. Ich war daher (wie beſcheiden) unfähig, einige ihrer Aeußerungen zu verſtehen. Seitdem habe ich aber den Schlüſſel zu allen den Herrlichkeiten erhalten, welche von Jena ausgegangen ſind (wie bequem)— Als ich ſah, daß es auf die Chemie abgeſehen ſei (von Fichte?) konnte ich meine Indignation nicht länger zurückhalten — vidi. —

Man erfuhr durch einen Aufſatz in den Philosophical Transactions und in den Annales de chemie — dieſen offiziellen Blättern der Naturwiſſenſchaft, auf deren wiſſenſchaftliche Authenticität man ſich verlaſſen kann — welch' ein vornehmer Mann ſich in Deutſchland unerkannt aufhielt und erſchrak. Alles verſammelte ſich. Das Incognito hörte auf. Einem gutmüthigen deutſchen Gelehrten ward die hohe Gnade zu Theil, den erhabenen Gaſt dem Publiko bekannt zu machen. Mit wiederholten Komplimenten und Bücklingen introducirte ihn der Gelehrte. — Sie ſehen hier, ſagte er, einen ſehr berühmten Mann. Er hat die größten Verdienſte um die Wiſſenſchaften (dieſes zu ſpecificiren, hielt er für überflüſſig). Der Herr geht bei Berthollet in Paris aus und ein. Sie werden ihn, meine Herren, in Pictet's Reiſeberichten ehrenvoll erwähnt finden. Er iſt über das kleinliche Streben in der deutſchen Gelehrten-Republik hoch erhaben, in se ipso totus, teres atque rotundus. Der große Mann winkte dem Gelehrten, ſtillſchweigend und gnädig zu, warf auf die verſammelte, zum Theil von reſpektswidriger Naturphiloſophie verführte Menge einen vornehmen indignirten Blick — und fing an zu ſprechen. Alle verſtummten. Lange Stellen aus Oerſted's Materialien zu einer Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts, wurden hergeleſen. Man glaubte, dies geſchehe, um ſie zu widerlegen. Nichts weniger. Eine Menge Aeußerungen, die der verrufenen Naturphiloſophie ihren Urſprung zu verdanken haben und die der vornehme Mann in verſchiedenen Papieren gedruckt gefunden hat, einige, die er ſich hatte referiren laſſen, werden untereinander gemengt. Wir erfahren darauf, daß die Phantaſie nicht ohne

Urtheilskraft ſein darf; daß die Wiſſenſchaften die Wahrheit ſuchen; daß der Ehrgeiz, ſich vor den gewöhnlichen Menſchen auszuzeichnen, ein mächtiger Sporn ſei, der manchen Philoſophen treibt; daß dieſes auch mit jenem Manne der Fall war, der den Tempel zu Epheſus in Brand ſteckte; und dergleichen in Deutſchland nie zuvor gehörte Weisheit. Man glaubte, daß dieſe weiſen Sprüche mit den Aeußerungen der Naturphiloſophie in irgend eine Beziehung gebracht werden, daß nun gezeigt werden würde, wie jene angeführten Stellen aus dem wahrhaften Syſteme der Naturphiloſophie und nicht etwa aus Mißverſtändniſſen entſprungen ſeien, wie ſie Phantaſie ohne Urtheilskraft verrathen. Nichts weniger. Der Mann hat Urtheilskraft; denn wie konnte er ſonſt bei Berthollet aus- und eingehen, in Pictet's Reiſeberichten vorkommen, das Palladium zerlegen (was vielleicht ſogar allegoriſch zu verſtehen iſt). Dieſes ſind die Prämiſſen; andere reicht der Herr nicht, und andere ſind auch nicht nöthig. Die Concluſion iſt einleuchtend: Verdrehte Köpfe, erlogene Anſchauung, Injurien gegen den Menſchenverſtand, Attentate gegen die Vernunft u. ſ. w.

Alle Extravaganzen der Anhänger werden, wie billig, den Gründlichforſchenden aufgebürdet. Den Deutſchen wird es ernſthaft vorgeworfen, daß ſie ſich unterſtanden, auf ihren Univerſitäten eine Philoſophie vorzutragen, die in England und Frankreich keine Anhänger gefunden hatte. Die ganze pompöſe Declamation iſt gegen Schellings Naturphiloſophie und Winterls Chemie gerichtet, und es konnte freilich verdächtig ſcheinen, daß ſowohl der edle Herr, als der demüthige deutſche Gelehrte bis dieſe Stunde glaubten: die Winterl'ſche Chemie ſei nach der Naturphiloſophie gemodelt, da ſie, wie ein Jeder, der nur die flachſte hiſtoriſche Kenntniß von beiden hat, weiß, ſchlechterdings unabhängig von einander entſtanden ſind, und ſich in den Prinzipien durchaus widerſprechen. Dieſes gehört aber zu der vornehmen liebenswürdigen Legèreté, die über dergleichen Pedanterien erhaben iſt. Endlich tritt bei Gelegenheit einiger Stellen aus Doktor Weiſſ's dynamiſcher Anſicht der Kryſtalliſation, die eben ſo in extenso citirt ſind, das hoch vornehme, alle Gegner ſchlechthin tödtende, wahrhaft einfache, nie zu zerlegende Palladium aller Feinde der Naturphiloſophie hervor: Es giebt Axiomata des Evidentfalſchen (deſſen, was der Prinz nicht verſteht), und das weiß ich, daß die Vernunft das Syſtem des Herrn Doktor Weiſſ (und zugleich Schellings philoſophiſches und Winterls chemiſches Syſtem) mißbilligt). Vici. —

Der Mann ſchwieg und man erſtaunte. Was die ehrlichen guten deutſchen Gegner auf ſo vielerlei Wegen, wenn gleich nicht immer am geſchickteſten zu erlangen ſuchten, konnte man auf eine ſo einfache Weiſe haben. Aber freilich müßte man Berthollet's Freund, Mitglied der Londoner Geſellſchaft der Wiſſenſchaften, und von Pictet erwähnt ſein, um dergleichen mit Erfolg wagen zu können.

Und damit wäre denn Schellings tiefſinniges Beſtreben und des trefflichen Winterls dreißigjähriger Fleiß Gottlob glücklich zu Grabe getragen.

Der Effekt dieſer faſt göttlichen Rede war unglaublich. Der gutmüthige deutſche Gelehrte ſuchte den armen alten ungariſchen Naturforſcher dadurch zu retten, daß er ohne literäriſche Gemeinſchaft in der Einſamkeit ſpeculirt und experimentirt hätte. Schade, daß die gutgemeinte Ausflucht dem Alten nichts hilft. Er zeigt auf jeder Seite ſeiner Schrift, daß er alle neueren Verſuche ſeiner Zeit wohl kennt, und citirt Gilberts Annalen bis auf die neueſten Hefte. Ein anderer deutſcher berühmter Mann, der unglücklich genug war, ſich mit Doktor Weiſſ einzulaſſen zu haben, zieht ſich von demſelben eiligſt zurück und entſchuldigt ſich mit ſeiner Unwiſſenheit. Auch Unſere Literaturzeitung, die von dem demüthigen Gelehrten ganz im Sinne ſeines Prinzipals übel mitgenommen wird, mag ſehen, wie ſie ſich bei Zeiten retiriren kann.

Kurz: eine luſtigere Farce, wo der geckenhafte praleriſche und unwiſſende ausländiſche Prinz, der einheimiſche, treuherzige Ceremonienmeiſter und das umſtehende Volk — alle den lächerlichen Ton meiſterhaft beizubehalten bemüht ſind, kann man ſich gar nicht denken. Nicht die leiſeſte Ahnung einer ernſthaften Unterſuchung ſtört die angenehme Illuſion.“

Herr Chenevix war ſelbſt im Auslande kein gefährlicher Gegner. Seine Verſuche mit dem Palladium erregten einige Aufmerkſamkeit, aber ſeine Analyſen hatten keine große Autorität, und er galt, beſonders da ſeine weitläuftigen Reiſen keine bedeutenden Reſultate lieferten, in ſeinem Vaterlande, wie in Frankreich, nicht viel. Obgleich ich in dem Aufſatze gar nicht genannt, wahrſcheinlich dem Verfaſſer völlig unbekannt war; obgleich mein Name ebenſowenig in den einleitenden Bemerkungen des Herrn Profeſſor Gilbert vorkömmt: ſo war es doch ganz klar, daß die damalige Ueberſetzung des Aufſatzes und die Verbreitung deſſelben unter den Studirenden gegen mich gerichtet war. Der Erfolg, den er erwartete, fand freilich nicht ſtatt. Die Neigung zur Philoſophie, welche die bedeutendere Jugend beherrſchte, war ſo entſchieden, daß ein jeder Angriff, ſelbſt ohne weitere Unterſuchung, den Gegnern nachtheilig ward. Aber ſelbſt im Auslande galt Chenevix zu wenig. Meine Kritik ward durch irgend ein belgiſches Journal, irre ich nicht durch van der Mons, in Frankreich und England bekannt. Man ſah den Herrn Chenevix nicht ungern lächerlich gemacht. Ich hatte dieſe kleine Streitigkeit bald vergeſſen. Ich ſah Gilbert ſehr oft im Reichardt'ſchen Hauſe, und da er ſich's gern und gutmüthig gefallen ließ, wenn man ihn in kleinen geſelligen Kreiſen zum Beſten hatte, ſo ſtand ich äußerlich mit ihm auf dem beſten Fuß, ja ſein Umgang war mir wichtig, weil er mit allen Entdeckungen der neueſten Zeit ſehr vertraut war und ſie gern und ausführlich mittheilte. Als ich im Jahre 1814 in Paris war, erfuhr ich durch Gay-Luſſac, wie dieſe kleine Streitigkeit mit Gilbert faſt das Einzige war, was er von meinem literäriſchen Treiben wußte. Er ſetze voraus, daß Gilbert einer meiner gefährlichſten Gegner wäre, und daß ich in fortdauernder heftiger Oppoſition gegen ihn lebte.

So war nun freilich dieſe Oppoſition der empiriſchen Phyſik, die in meiner nächſten Umgebung ſtattfand, nicht ſehr bedeutend. Aber man glaube nicht, daß ich ihre große Gewalt im Ganzen verkannte. Mir ſelbſt war noch keinesweges das Verhältniß der Naturphiloſophie zur Phyſik des Tages völlig klar geworden. Ich mochte wohl glauben, in jener eine ars inveniendi zu beſitzen, die einen realen Einfluß auf die Entwickelung der Phyſik, und auf die Art der Behandlung phyſiſcher Gegenſtände auszuüben vermochte. Ich ſah noch nicht mit völliger Klarheit ein, daß die Naturphiloſophie und die empiriſche Phyſik ſchon durch ihre Principien geſchieden, ſich jede auf ihre Weiſe und von einander getrennt, entwickeln müſſen; daß ſie zwei durchaus verſchiedene Wiſſenſchaften bildeten; daß eine jede Einmiſchung der Philoſophie in die Phyſik nur ſtörend wäre; daß dieſe Störung gefährlich ſein würde, wenn ſie nicht, wie freilich ein unbefangener Sinn bald entdecken mußte, eben von den tüchtigſten, klarſten und ſtrengſten Naturforſchern, und zwar ganz entſchieden, abgewieſen würde. Die Naturphiloſophie iſt der Empirie gegenüber eine durchaus ideale Wiſſenſchaft, und zwar eben deswegen, weil ihre Realität in dem All liegt. Der Einfluß daher, welchen die Philoſophie auf eine jede empiriſche Wiſſenſchaft ausübt, iſt nothwendig in der Particularität der Entwickelung der letzteren unſcheinbar. Ja, dieſes gilt nicht bloß von der empiriſchen Phyſik, ſondern auch von der Geſchichtsforſchung. Alle Empirie geht von dem gegebenen Zuſammenhange der Dinge und ihrem Verhältniſſe aus; ſelbſt wo ſie auf die Entdeckung allgemeiner Geſetze gerichtet iſt, ſind dieſe in ihrer Aeußerung durch ganz beſtimmte ſinnliche Verhältniſſe bedingt, und ihr Werth hängt eben von der ſtrengen Auffaſſung dieſer Bedingungen ab. Was jenſeit derſelben liegt, darf für den Naturforſcher keine Bedeutung haben. War nun dieſe Trennung beider Wiſſenſchaften mir ſelbſt nicht klar, wie konnte ich erwarten, daß ſie den Naturforſchern einleuchten ſollte? Und dennoch begriff ich ſehr wohl, daß dieſe meine entſchiedenen Gegner ſein würden, und daß ſie mit der ganzen Gewalt der geſetzmäßigen Wirklichkeit gegen mich auftreten müßten. Meine Zuverſicht war indeſſen ſo groß, meine innere Ueberzeugung ſo feſt, ich fand mich durch die Begeiſterung der mich umgebenden Jugend ſo gehoben, daß weder die anerkannte Macht der Gegner, noch die mir wohlbekannten Schwierigkeiten der Ausbildung der Wiſſenſchaft, mich irre machen oder ſtören konnten.

Gefährlicher faſt ſchien die Schwierigkeit, die mir als philoſophiſchem Docenten entgegen treten werde; denn nicht weniger als fünf ordentliche Profeſſoren der Philoſophie waren damals bei der Halle'ſchen Univerſität angeſtellt. Sie hatten ſich ſämmtlich als Schriftſteller Ruf erworben, und wenn ſie auch nicht von einem Puncte aus und vereinigt thätig waren, ſo waren ſie doch alle meine Gegner und zum Theil gegen mich verbündet; ja ſie hielten ſich wohl ſogar verpflichtet, die Jugend zu warnen. Eberhard, ein liebenswürdiger Greis, gehörte der vorkantiſchen Zeit zu, und der Philolog Wolf meinte, er habe ſich doch dadurch ein Verdienſt erworben, daß er zu beweiſen ſuchte, Sokrates könne wohl ſelig werden. Der alte Mann hatte ſich längſt von der literäriſchen Thätigkeit zurückgezogen, und kann freilich nur ſehr uneigentlich unter meine Gegner gerechnet werden. Die übrigen waren ſämmtlich Anhänger von Kant. Es waren die Profeſſoren Maaß, Tieftrunk, Jacob und Hoffbauer. Unter dieſen waren die drei Erſtgenannten die entſchiedenſten Gegner, die wohl auch gelegentlich die Studirenden warnten. Die neueſte Philoſophie fand überhaupt in Halle auch in andern Facultäten Gegner. Unter dieſen war Niemeyer, der einen bedeutenden Einfluß hatte. Maaß griff ſie in ſeinen Vorträgen an, und Tieftrunk ſchlug, als ich ankam, eine Vorleſung an, deren Abſicht war, ſie entſchieden zu bekämpfen. So ſchien mein erſtes Auftreten in Halle keinen großen Erfolg zu verſprechen.

Aber dennoch zeigten ſich eben hier Verhältniſſe, die mich auf eine Weiſe begünſtigten, wie ich es kaum erwarten konnte. Die Naturphiloſophie hatte während der zwei Jahre meines Aufenthaltes in Dänemark ſich immer mehr verbreitet. Freilich war ſie, durch die Idee des Organismus, die ihr zu Grunde lag, den Aerzten am nächſten. Da aber dieſe Idee zugleich das wahre Lebenszeichen einer neuen Zeit und des ganzen Daſeins war, ſo ergriff ſie immer tiefer die bedeutendere Jugend. Gegen dieſe Begeiſterung halfen alle Mittel der Gegner nichts. Als ich nach Halle kam, waren ſchon zwei Docenten da, welche die Schellingſche Philoſophie dort vortrugen. Die allgemeinere, die vorzüglich ſich mit der Entwickelung und Gründung der allgemeinen Principien beſchäftigte, ward von Profeſſor Kayßler vorgetragen. Dieſer, ein geborner Katholik, der zur proteſtantiſchen Religion übergegangen war, fand, in Breslau von der katholiſchen Geiſtlichkeit gedrängt, vorläufig in Halle eine Zuflucht, bis es den Behörden gelingen konnte, ihm eine Stellung in Breslau zu verſchaffen. Der zweite war Schelver, der mehr von der naturwiſſenſchaftlichen Seite ausging, entſchiedener ſich mit den Erſcheinungen des organiſchen Lebens beſchäftigte, und ſpäter als Profeſſor in Heidelberg ſich durch ſeine botaniſchen Kenntniſſe und als Bekämpfer des Sexual-Syſtems einen Ruf erwarb. Der Letzte muß, ſo viel ich mich erinnere, kurz nach meiner Ankunft Halle verlaſſen haben; der Erſte blieb noch wenigſtens ein halbes Jahr da, bis er einen Ruf nach Breslau als Director des daſigen reformirten Gymnaſiums erhielt. Beide hatten aber ſchon vor meiner Ankunft das Intereſſe für die Naturphiloſophie lebhaft angeregt, und es war natürlich, daß die Jugend, die Schelling ſelbſt nicht hören konnte, große Erwartungen von meinen Vorträgen hegte. Schelling hatte ſich über meine Arbeiten ſo günſtig geäußert, ſchloß ſich an das, was mir eigenthümlich war, ſo entſchieden an, daß dadurch die Naturphiloſophie faſt als ein gemeinſchaftliches Werk unſerer Verbindung erſchien.

Mehr noch wurde ich durch eine Verbindung von Männern, die zufällig in drei Fakultäten vertheilt, und ſo in den verſchiedenſten Richtungen thätig, die wahrhaft lebendige Zukunft der ſonſt ſtagnirenden Univerſität darſtellten, unterſtützt und gefördert. Wolf, der Philolog ſtand in der Blüthe ſeines Rufes, und ſeine Schule hatte die mächtigſte Entwickelung erreicht. Seine tiefbegründete Gelehrſamkeit, ſeine ſcharfe Kritik, die Zuverſicht und Sicherheit, mit welcher er hervortrat, wohl auch ſein beißender, nicht ſelten ſchonungsloſer Witz, imponirten, und neben ihm gab es in ſeinem Fache, wenigſtens in Halle, keinen, der eine andere, am wenigſten entgegengeſetzte Meinung, zu äußern wagte. Er bildete die abſolute Autorität in ſeinem Fache; man fürchtete ihn.

Die Jugend wird ſelten in einer Richtung geiſtig aufgeregt, ohne zugleich für andere Richtungen empfänglich zu werden; und Wolfs bedeutendſte Schüler wurden meine fleißigſten Zuhörer.

In der medizinischen Fakultät ſtand Reil faſt eben ſo bedeutend da, als Wolf in der philoſophiſchen. Auch er hatte, wie dieſer, in der ganzen literäriſchen Welt einen entſchiedenen Ruf erlangt. Meckel, der Aeltere, der berühmte Anatom, war kurz vor meiner Ankunft geſtorben; ſein Sohn, der ſpäter einen ſo großen Namen erlangte, war noch in ſeiner Entwickelung begriffen und reiſte mit Koreff nach Paris. Spengler, der unermüdet arbeitſame und kenntnißreiche Mann, der für die Geſchichte der Medizin, wie für die Botanik, bis in ſein höchſtes Alter raſtlos Material anhäufte, konnte auf die Studirenden keinen großen Einfluß ausüben; doch begünſtigte auch er naturphiloſophiſche Anſichten. Reil, fortdauernd mit faſt rieſenhaften Plänen beſchäftigt, in der Wiſſenſchaft wie im

Leben, hatte zwar in Halle, wie bei den höchſten Berliner Behörden, mächtige Gegner zu bekämpfen, aber er beherrſchte ſie ganz. Als praktiſcher Arzt hatte er die größte Autorität in Halle, wie in der ganzen Umgegend, und obgleich ſeine entſchiedene Weiſe die verzärtelten Patienten oft zurückſchreckte, ſo kannte man doch, wenn die Krankheit eine gefährliche Richtung nahm, keine Hülfe, als ſeine. Sein Einfluß hatte mich nach Halle berufen; er blieb mir, ſo lange er lebte, unveränderlich treu, und obgleich ſeine Bildung, ſeine ſcharf ausgeprägte Eigenthümlichkeit und ſeine ganze wiſſenſchaftliche wie praktiſche Beſchäftigung ihm nicht erlaubten, ſich in die Grübeleien der Naturphiloſophie einzulaſſen, ſo hatte er doch Sinn genug, um einzuſehen, daß das Leben lebendig aufgefaßt werden müßte. Er wies die jungen Aerzte an mich, und durch ihn herrſchte unter dieſen, wie kaum jemals, ein wiſſenſchaftlicher Geiſt, der deſto heilſamer war, weil das philoſophiſche Studium zwar einen freieren Blick auf das Eigenthümliche warf, aber auch durch ihn, ich darf es ſagen, wie durch mich, von einem jeden voreiligen und ſtörenden Einfluß abhielt. Ich glaube nicht, daß man behaupten kann, es hätten ſich, während Reil und ich auf die Bildung der Studirenden in Halle wirkten, einſeitig theoretiſirende Aerzte gebildet. Jene Hypotheſen, die in unſeren Tagen die Arzneikunde an relative und einſeitige Principien knüpfen, erhielten erſt ihre Gewalt, nachdem eine umſichtige, ſpeculative Philoſophie, welche die Eigenthümlichkeit mit geiſtiger Freiheit auffaßt und ihr Recht widerfahren läßt, aus dem medizíniſchen Studium verſchwunden war. Mir war aber die Verbindung mit Reil im höchſten Grade wichtig. Ich nahm, ſo lange ich mit ihm zuſammenlebte, den innigſten Theil an allen ſeinen Unterſuchungen.

Aber ich ſollte hier einen Mann treffen, der von Neuem Epoche in meinem Leben machte. Es war Schleiermacher, der zugleich mit mir, oder wenige Wochen nachher, als Profeſſor extraordinarius nach Halle berufen ward. Schleiermacher war bekanntlich (denn Viele haben ihn noch gekannt, und erinnern ſich ſeiner) klein von Wuchs, etwas verwachſen, doch ſo, daß es ihn kaum entſtellte. In allen ſeinen Bewegungen war er lebhaft, ſeine Geſichtszüge höchſt bedeutend. Etwas Scharfes in ſeinem Blick mochte vielleicht zurückſtoßend wirken. Er ſchien in der That einen Jeden zu durchſchauen.

Er war einige Jahre älter als ich. Sein Geſicht war länglich, alle Geſichtszüge ſcharf bezeichnet, die Lippen ſtreng geſchloſſen, das Kinn hervortretend, das Auge lebhaft und feurig, der Blick fortdauernd ernſthaft, zuſammengefaßt und beſonnen. Ich ſah ihn in den mannigfaltigſten wechſelnden Verhältniſſen des Lebens, tief nachſinnend und ſpielend, ſcherzhaft, mild und erzürnt, von Freude wie durch Schmerz bewegt: fortdauernd ſchien eine unveränderliche Ruhe, größer, mächtiger als die vorübergehende Bewegung, ſein Gemüth zu beherrſchen. Und dennoch war nichts Starres in dieſer Ruhe. Eine leiſe Ironie ſpielte in ſeinen Zügen, eine innige Theilnahme bewegte ihn innerlich, und eine faſt kindliche Güte drang durch die ſichtbare Ruhe hindurch. Die herrſchende Beſonnenheit hatte ſeine Sinne auf eine bewunderswürdige Weiſe verſtärkt. Während er im lebhafteſten Geſpräch begriffen war, entging ihm Nichts. Er ſah alles, was um ihn her vorging, er hörte alles, ſelbſt das leiſe Geſpräch Anderer. Die Kunſt hat ſeine Geſichtszüge auf eine bewundernswürdige Weiſe verewigt. Rauchs Büſte iſt eins der größten Meiſterſtücke der Kunſt, und wer mit ihm ſo innig gelebt hat, wie ich, kann faſt erſchrecken, wenn er ſie betrachtet. Es iſt mir oft, noch in dieſem Augenblick, als wäre er da, in meiner Nähe, als wollte er die ſtreng verſchloſſenen Lippen zum bedeutenden Geſpräch öffnen.

Wir ſchloſſen uns ganz und unbedingt an einander, und ich habe es nie auf eine entſchiedenere Weiſe erfahren, daß eine unbedingte Hingebung die Selbſtändigkeit fördert, nicht unterdrückt. So hatten mich Goethe, Schelling, Tieck ganz gewonnen, wie jetzt Schleiermacher. Was man ſeinen Spinozismus zu nennen beliebte, war eben dasjenige, was mich am meiſten anzog, weil er nicht in der Form einer Naturnothwendigkeit, vielmehr als die lebendigſte Quelle der unbedingten Freiheit erſchien. Seine Kritik der Sittenlehre war ſchon ſeit einem Jahre gedruckt. Allerdings war ſeine Darſtellung dialektiſch=negativ, aber die Realität eines Poſitiven, Allumfaſſenden, alle Negation in der Einheit Verklärenden, durchdrang ihn. Und durch meinen Freund Tweſten iſt es bekannt geworden, wie ſehr er in meine naturwiſſenſchaftlichen Anſichten einging, wenigſtens in ſofern dieſe in der größern Allgemeinheit ſich ausſprachen. Wir lebten aufs innigſte mit einander verbunden, wir theilten An=

ſichten, Gedanken, ja Neigungen. In der Reichardtſchen Familie lebte Schleiermacher, wie ich; Spaziergänge, Luſtparthien, Geſellſchaften waren gemeinſchaftlich; unſere beſten Zuhörer, diejenigen, denen es Ernſt war, gehörten uns beiden zu. Seine ethiſchen Vorträge und meine philoſophiſchen ſchienen den Zuhörern aufs innigſte verbunden, ſie ergänzten ſich. Aber auch wir tauſchten, was wir wußten, wechſelſeitig ein, und wenn Schleiermacher meine phyſikaliſchen Vorträge hörte, ſo ſchloß er mir die griechiſche Philoſophie auf, und durch ihn lernte ich Plato kennen. Es kann hier, wo ich meine perſönliche Beziehung zu ihm darzuſtellen habe, nicht meine Abſicht ſein, ſeine höchſt bedeutende, in der Theologie eine neue Zukunft der Wiſſenſchaften entwickelnde Stellung zu beurtheilen, mir fehlen die Kenntniſſe, die dazu nöthig ſind, wenn auch hier der richtige Ort wäre. Aber was ſein Umgang und, mit dieſem verbunden, ſeine Schriften mir geworden, wie tief ſie in den Entwickelungsgang meines eigenen Lebens eingedrungen ſind, vermag ich mir ſelbſt kaum klar zu machen, noch weniger darzuſtellen.

Je tiefer, ernſter, ja religiöſer Schleiermacher Leben und Wiſſenſchaft betrachtete, deſto entſchiedener wies er, wie in wiſſenſchaftlichen Darſtellungen ſo auch im Leben, alles zurück, was ihm nichtig und werthlos erſchien. Ja er liebte es wohl damals noch, mit dieſen Formen ein leichtes Spiel zu treiben. Viele, oft entſtellte Gerüchte liefen in der Stadt herum, und wurden auch wohl weiter verbreitet. Man erzählte ſich, wie der Profeſſor der Theologie in einer kurzen grünen Jacke, hellen Beinkleidern, und eine Blechbüchſe über die Schulter tragend, botaniſiren ging.

Am meiſten Aufſehen erregte folgendes Ereigniß: Ein junger Edelmann, der früher Kavallerie-Offizier geweſen war, und durch einen Sturz vom Pferde an einem bedenklichen Bruſtübel litt, hatte ſeinen Abſchied genommen. Seine ſittliche, ächt ritterliche Geſinnung, ſein ausgezeichneter Geiſt, wie ſeine ſchöne Geſtalt, gewannen alle Menſchen für ihn. Herr von Bartholin, abſtammend von der berühmten Familie der Bartholine, war derſelbe, der von dem, im zweiten Theile erwähnten Malte Möller ſo furchtbar geiſtig tyranniſirt wurde. Er ſchloß ſich mir während meines Aufenthaltes in Kopenhagen innig an. Ein halbes Jahr nach meiner Anſtellung in Halle kam er hier an, und verweilte ein Halbjahr hindurch unter uns. Er lebte, allgemein geſchätzt, in meiner Familie. Schleiermacher liebte und ſchätzte den geiſtreichen und gemüthlichen jungen Mann, und dieſer ſchloß ſich eben ſo eng an ihn, wie an mich.

Schleiermacher war zugleich als Univerſitäts-Prediger berufen. Eine alte Kirche war als Univerſitäts-Kirche eingerichtet, und als die verwitwete Königin ſtarb, ſollte Schleiermacher eine Gedächtnißrede halten. Es war im Märzmonat, ein ſchöner Frühlingstag lockte uns beide, von Bartholin begleitet, an dem Tage vor der angeſetzten Feierlichkeit nach dem Petersberge. Die Nacht brachten wir in der Schenke des Veltheimſchen Dorfes Oſtrow zu. Dieſe Nacht iſt mir auf immer unvergeßlich. Wir ſchloſſen uns nie inniger, nie tiefer für einander auf. Mir erſchien Schleiermacher nie geiſtig größer, nie ſittlich reiner. Die Gegenwart des liebenswürdigen, von uns beiden geliebten jungen Mannes, konnte uns nicht ſtören. Noch immer erſcheint mir dieſe Nacht wie eine der merkwürdigſten meines Lebens, wie geheiligt. Im Hintergrunde lag der fröhlich genoſſene Tag, die weite, fruchtbare Gegend mit ihren Dörfern von dem erſten

Frühlingshauche belebt. Wie eine feierliche Tempelhalle umgab uns die unendliche Natur, trug, durchdrang, beflügelte einen jeden Gedanken, und der keimende Frühling erwärmte, wie die Natur, ſo den Geiſt. Ich habe ein Zeugniß von dem Eindruck, den dieſe Nacht auf ihn gemacht hat in einem Briefe an ſeine theure Freundin, die Hofräthin Herz. Es war der Wiederglanz ſeiner eigenen Reinheit, durch die ich in dieſer wahrhaft heiligen Stunde verklärt erſchien. Die tiefe Religioſität ſeiner Sittlichkeit trat mir nie näher. Der Erlöſer war in unſere Mitte getreten, wie er es verſprochen hatte, daß er da ſein würde, wo zwei oder drei in ſeinem Namen verſammelt ſind. Damals ward es mir klar, daß ein Poſitives des Chriſtenthums, wenn es auch namenlos blieb, ihn dennoch von ſeiner früheſten Kindheit in der Brüdergemeine an, durchdrang, und daß, was er theologiſch wiſſenſchaftlich Gefühl nannte, zum chriſtlichen Bewußtſein geſteigert, das Ewige, Poſitive der göttlichen Liebe ſei; und das Mißverſtändniß eines berühmten Philoſophen war mir unbegreiflich, ja verletzte mich. Dieſes Gefühl war wie Liebe, ſo Glaube, wie Geſinnung, ſo Sinn, der Letzte als der Träger und Pfleger der Erſteren.

Es war über Mitternacht, und den folgenden Vormittag um 9 oder 10 Uhr ſollte Schleiermacher die Kanzel beſteigen. Der Gegenſtand der Gedächtnißrede mußte mit vieler Zartheit behandelt werden. Nach wenigen Stunden Schlaf erwachten wir, und hatten noch anderthalb Meilen wandernd zurückzulegen. Es hatte die Nacht gefroren. Die früheren, wärmeren Tage hatten den Schnee geſchmolzen und den Weg ungleich gemacht. Schleiermacher, ein rüſtiger Fußgänger, eilte voran auf dem holprigen Wege über die ſcholligen Felder. Kaum vermochten wir ihm zu folgen. Wir merkten, wie er trotz des ſchnellen Gehens in tiefes Nachdenken verſunken war, und wir ſtörten ihn nicht. Als ich nach Hauſe kam, konnte ich mich nur eben umziehen, um zur rechten Zeit in die Kirche zu kommen. Als ich unter meinen Herren Collegen erſchien, entſtand eine allgemeine Bewegung. „Ei,“ riefen ſie, „da Sie hier erſcheinen, können wir nun endlich doch auch hoffen, den Herrn Schleiermacher zu ſehen.“ Seine Fußreiſe kurz vor der Rede lief als ein Gerücht in der ganzen Stadt herum, ſelbſt daß wir die Nacht in einer Schenke zugebracht hatten, wußte man. Früh Morgens hatte man nach ſeiner Wohnung geſchickt, und als er kaum eine Stunde vor dem Anfange der gottesdienſtlichen Feierlichkeit, als die Glocken aller Kirchen läuteten, noch nicht zurückgekommen war, ſchien man zu erwarten, ja einige wohl ſogar zu hoffen, daß er gar nicht kommen würde. Ich ſchwieg, und ließ die Herren reden.

Schleiermacher beſtieg die Kanzel. Ein Jeder, der ihn gehört hat, weiß, wie ſehr ſeine Perſönlichkeit durch beſonnenen Ernſt von der Kanzel herab imponirte. Seine Rede zeigte die kunſtreiche Anordnung aller Theile, die ihn als Redner ſo ſehr auszeichnete. Der Inhalt war klar, der Gegenſtand würdig behandelt. Bei äußerer Ruhe, ja ſcheinbarer Kälte des Vortrages machte er dennoch einen tiefen Eindruck und ein Jeder mußte die Kirche mit der Ueberzeugung von der Nichtigkeit aller irdiſchen Verhältniſſe, auch der größten, ſeiner göttlichen Beſtimmung gegenüber, verlaſſen. Alle meine Herren Collegen mußten die Gedächtnißrede rühmen, ja bewundern. Die Anſicht, als hätte derjenige, der einen ſolchen wohldurchdachten, kunſtreich geordneten, klaren und in ſich ſicheren Vortrag frei gehalten, die kurz vorhergehenden Stunden leichtſinnig und in zerſtreuender Beluſtigung zugebracht, mußte einem Jeden ungereimt erſcheinen. Ich glaube nicht, daß das Gerücht irgend einen bleibenden Eindruck gemacht hat.

Unter die Lehrer, die in ihrem Fache einen daurenden und heilſamen Einfluß auf ihre Zuhörer ausübten, gehörte auch Profeſſor Horkel. Auch er war aus den nördlichen Gegenden, auf der Inſel Femern als ein däniſcher Unterthan geboren; auch er war durch Reils Empfehlung bei der Univerſität angeſtellt. Reil ſchätzte ihn ſehr, benutzte ſeine gründlichen Kenntniſſe in der Anatomie und Phyſiologie, und fragte ihn nicht ſelten um Rath. Horkel lebte ſtill, eingezogen, und ging mit wenigen oder gar keinen Collegen um; er liebte es, in ſeinen Vorträgen bei einem Gegenſtande lange zu verweilen, ihn von allen Seiten zu betrachten, ja zu erſchöpfen. Solche Vorträge ſind freilich bei der Maſſe der Zuhörer nicht beliebt. Dieſe ſuchen für die kurze Zeit der Studien allgemeine Ueberſichten zu gewinnen, gerathen aber dadurch zugleich ins Flüchtige, Unzuſammenhängende, Unklare und Oberflächliche. Ich habe durch die Güte des Herrn von Varnhagen ein Manuſcript erhalten, von einem jungen Manne geſchrieben, welches faſt mit der Genauigkeit eines Tagebuches, in Briefen an ſeine Familie gerichtet, die

Eindrücke ausführlich beſchrieb, welche die Vorträge der verſchiedenen Lehrer, die er hörte, hervorbrachte. Er war ein eifriger Zuhörer von Horkel, der mit ſeinen wenigen Zuhörern in ſehr vertrautem, ja väterlichem Verhältniſſe lebte. Dieſe Wenigen ſchloſſen ſich ihm mit ganzer Seele an, und mehrere wiſſenſchaftlich gebildete Aerzte, die ſpäter als Schriftſteller Ruhm erwarben, verdanken ihm viel. Selten will die Jugend einſehen, wie viel Klarheit über das Ganze einer Wiſſenſchaft aus der genauen und beſtimmten Beſchäftigung mit allen Verhältniſſen eines beſonderen Gegenſtandes entſpringt.

Der genannte junge Verfaſſer des Manuſcripts ward zuerſt von mir abgeſtoßen, zuletzt aber ein warmer, ja übertrieben enthuſiaſtiſcher Zuhörer, ſowohl von mir, als von Schleiermacher. Er war aus Bremen; ſein Vater war als Director eines Privat-Erziehungs-Inſtituts ſehr geachtet; ſeine Schweſter iſt als kenntnißreich und geiſtreich bekannt. Müller, ſo hieß er, ward von mir und meinem Freunde ſehr geſchätzt, ſo wie auch von Reil, ſtarb aber jung und von einem Jeden, der ihn kannte, betrauert.

Ich nenne ihn, weil das genannte Manuſcript, als ich es vor kurzer Zeit las, mich lebhaft in die glückliche Zeit meiner Wirkſamkeit in Halle verſetzte. Abwechſelnd erſchienen unſere gemeinſchaftlichen Zuhörer, die ſich uns enger anſchloſſen, jede Woche einmal am Theetiſch bei uns. Das Geſpräch ward auf die ungezwungenſte Weiſe wiſſenſchaftlich. Es bildete ſich ein Kreis, an welchen ich noch mit großem Vergnügen denke. Und doch wäre es Unrecht, wenn ich behaupten wollte, daß dieſer Kreis alle diejenigen in ſich ſchloß, die durch Wolf, Reil, Schleiermacher und — ich darf auch mich nennen, eine geiſtige Anregung erhielten, die ihrem ganzen zukünftigen Leben eine Bedeutung gab. Es bildete ſich keine Schule im engeren Sinne, aber eine Einſicht von der höheren Bedeutung ſpeculativer Betrachtungen durchdrang eine jede wiſſenſchaftliche Beſchäftigung. Ein Jeder, der Theolog, der Philolog, der Arzt, beſtrebte ſich, Leben und Wiſſenſchaft in einem höhern Sinne aufzufaſſen und zu erkennen. Die Lehrer waren nicht die einſeitig anregenden, ſie ſelbſt wurden von dem Ernſt, der die beſſeren Zuhörer durchdrang, angeregt und in fortdauernde Bewegung geſetzt. Unſere Gegner ſchienen zu befürchten, daß eine phantaſtiſche Aufregung, eine geiſtig unbeſtimmte Träumerei alle gründliche und ſtrenge Unterſuchung, alle ernſtliche Studien verdrängen ſollten. Dieſe Furcht bewies ſich völlig unbegründet. In Halle verſchwanden die Extravaganzen einer bloß willkürlich combinirenden Natur-Philoſophie. Die Wirklichkeit behielt ihr Recht, und ich weiß mich keiner damaligen Schüler zu beſinnen, die zu den ausſchweifend träumeriſchen Natur-Philoſophen gerechnet werden konnten. Wohl aber bildeten ſich in dieſer Zeit nicht allein eine Menge Gelehrte in allen Fächern, ſondern auch tüchtige Beamte, die in höheren Stellungen auf eine bedeutende Weiſe thätig wurden, und jener glücklichen Zeit gemeinſchaftlicher Begeiſterung noch im höheren Alter gern und mit Freuden gedenken. Ich lebe zum Theil hier in ihrer Mitte, und ich darf unter denen, die ſich jener Zeit erinnern, es wohl wagen, einige jetzt hier lebende zu nennen. Nicht wenige ſind als ausgezeichnete Gelehrte und geachtete höhere Beamte geſtorben. Aber noch leben ſolche, die gern ihres ehemaligen Lehrers gedenken. Im Miniſterium des Unterrichts die Geheimen Räthe Schulz und Kortüm, im Ober-Tribunal Herr von Winterfeld; der Geheime Ober-Juſtiz-Rath von Voß, der Geheime Rath von Varnhagen, früher Preußiſcher Geſandter in Baden. Bei der Univerſität in der theologiſchen Fakultät: die Herren Neander und Strauß; in der philoſophiſchen, Bekker und Boeckh. Es giebt einen Aufſatz von dem in der neuen deutſchen Literatur wohl bekannten wilden Börne, zu einer Zeit geſchrieben, in welcher er nur wenig mit mir zufrieden ſein konnte; auch zeigt die Ueberſchrift des Aufſatzes ſchon ſeine Mißbilligung meiner damaligen Richtung. Er nennt mich in dieſer Ueberſchrift den Apoſtaten des Wiſſens, und den Neophyten des Glaubens. Der Aufſatz aber hebt auf eine lebendige Weiſe jene Zeit einer alle Zuhörer durchdringenden Begeiſterung hervor. Es war in der That eine ſchöne lebendige Zeit und die wiſſenſchaftliche Beſchäftigung warf einen heiteren Glanz auch auf die geſelligen Verhältniſſe. Bald waren wir, allein, oder mit den Zuhörern, in Halle, bald in Giebichenſtein verſammelt. Unter den Letzteren muß ich noch einige erwähnen, die ſich enger anſchloſſen. Karl von Raumer hatte ſeine Studien ſchon vollendet, als meine Berufung ihn nach Halle lockte, wo er ſich dem inneren wiſſenſchaftlichen Drange, der ihn beherrſchte, ganz hingab. Nicht leicht habe ich einen jungen Mann kennen gelernt, der ſo durchaus beſtimmt ſchien, mehrere Epochen der Entwickelung, ſcheinbar äußerlich getrennt, innerlich mit dem ganzen Ernſt eines vollen Daſeins, zu durchlaufen. Die Bedeutung der Geologie riß ihn beſonders hin, und die Wärme, mit der ich Werner empfahl, zog ihn nach Freiberg. Eine religiöſe Tiefe durchdrang ſein ganzes Leben. Keinem meiner Zuhörer war es mehr um eigene innere Ueberzeugung zu thun; nach dieſer rang er mit ſo großer Strenge, daß ſelbſt in dieſem Kampfe das Anſehen der Lehrer ihm nichts galt. Keiner trat mir unbefangener, entſchiedener, nicht ſelten tadelnd gegenüber. Er ward ſchon auf der Univerſität einer meiner vertrauteſten Freunde, ſpäter mein Schwager. Seltſam und unter ſehr wechſelnden Zuſtänden knüpfte ſich das Verhältniß zwiſchen uns in verſchiedenen nachfolgenden Epochen unſeres Lebens an, und ich werde ſeiner oft zu gedenken Gelegenheit finden.

Ein zweiter, höchſt merkwürdiger junger Mann, war v. Marwitz, ein Bruder des vor wenigen Jahren verſtorbenen Generals; deſſen tragiſche Schickſale mich noch immer in der Erinnerung erſchüttern. Es war ein ſchlank gewachſener Jüngling, der ſchon, als er von der Schule kommend, die Univerſität bezog, erwas durchaus Strenges und Entſchiedenes in ſeinem Weſen hatte, und dennoch war er einer grenzenloſen Hingebung fähig. Schon auf dem Gymnaſium in Berlin hatte er ſich ausgezeichnet und beſaß in den Sprachen und in der Geſchichte überraſchende Kenntniſſe und ein für ſein Alter höchſt ſeltenes, reifes und ſicheres Urtheil. Johannes Müller ward hier auf ihn aufmerkſam und zeichnete ihn aus. Man konnte ihn im edelſten Sinne einen Enthuſiaſten nennen, der hinter einer beſonnenen, ruhigen, ja ſcharfen Außenſeite eine innere tiefe Glut verbarg. Ich mußte den jungen Mann bewundern und achten, und über ſeine Freunde beſaß er eine große Gewalt. Mir war es oft, wenn ich ihn erblickte, als träte mir eine dunkle Ahnung von ſeinem verhängnißvollen Schickſale entgegen. Es lag etwas Gewaltſames in ſeiner Natur, zurückgedrängt durch eine ſtrenge und edle Geſinnung. Er erſchien mir vornehm im ächteſten Sinne des Wortes, und ich glaubte in ihm einen jungen Mann zu ſehen, deſſen ſtarke Geſinnung und geiſtige Bedeutung mächtig in die Verhältniſſe der Welt eingreifen müßten. Hoffnung und Furcht bekämpften ſich in meiner Seele, wenn ich an die Zukunft des Jünglings dachte, und erhöhten das Intereſſe, welches mich ſowohl als Schleiermacher zu ihm hinzog. Sein trauriges Schickſal trat mir leider ſpäter nur zu nahe.

Ich trug Naturphiloſophie, Phyſiologie, Mineralogie, Geognoſie und in dem letzten halben Jahre, von meinen Zuhören dazu aufgefordert, die Experimental-Phyſik vor; dieſe letzten Vorträge erforderten eine nicht unbedeutende Ausgabe, obgleich ich durch Reils Güte einige wichtige Inſtrumente, (eine Luftpumpe und Elektriſirmaſchine) erhielt. Meine ganze Lage war indeſſen ſo günſtig, wie nie bisher, obgleich ich bald nach meiner Ankunft einſah, daß ich mich bedeutend einſchränken müßte. Ich verließ die zu große weitläuftige Wohnung, die mein Schwiegervater für mich gemiethet hatte, und bezog eine kleine, ja faſt dürftige. Ich verabſchiedete meinen Bedienten, und konnte im Ganzen eingezogener leben, da die größeren geſelligen Kreiſe ſich bei meinem Schwiegervater in Giebichenſtein verſammelten. Ich lebte ganz meinen Studien, meinen Vorträgen, und für die Studirenden, die ſich mir anſchloſſen.

So innerlich beruhigt und zufrieden, kaum im erſten Jahre vorübergehend von Nahrungsſorgen gedrückt, geſtalteten ſich alle meine Verhältniſſe ſo günſtig, daß ich, obgleich noch verſchuldet, mit der größten Wahrſcheinlichkeit für die Zukunft einem äußerlich geordneten Daſein, ja ſteigendem Wohlſtande entgegenſehen konnte.

Mein Verhältniß zu den Studirenden überhaupt war zwar nicht ein durchaus günſtiges. Die Maſſe derſelben war noch immer roh und meine Antipathie gegen das ſogenannte Burſchenleben konnte ich nicht ganz verbergen. Es wurden mir einige Mal vivat gebracht, aber ich wurde auch mit einem pereat bedroht, welches jedoch nicht zu Stande kam.

Wie man nun auch alle deutſche Univerſitäten und das Leben der Studirenden, wie es damals beſchaffen war, tadeln mag, ſo iſt es doch nicht zu läugnen, daß ein geſunder Kern da war, eine Empfänglichkeit für tüchtige Wiſſenſchaftlichkeit, die ſelbſt mitten aus der Rohheit auf eine merkwürdige Weiſe hervorbrach. Wolfs, Reils, Schleiermachers und meine Zuhörer bildeten einen eigenen Kreis, der ſich wohl zu behaupten und Achtung zu verſchaffen wußte, und hätte das Schickſal der Univerſität eine Reihe von Jahren Ruhe vergönnt, ſo durften wir wohl kaum an dem Gedeihen derſelben zweifeln, ſie würde in der Geſchichte der bedeutendſten Univerſitäten Deutſchlands eine großartige Rolle geſpielt haben.

Unter den Ereigniſſen, die in dieſer nur zu kurzen glücklichen Zeit ſtattfanden, darf ich Oehlenſchlägers Beſuch nicht mit Stillſchweigen übergehen. Er hatte in Dänemark ſeinen Aladdin vollendet und zugleich die Aufmerkſamkeit des Grafen Schimmelmann auf ſich gezogen. Dieſes dichteriſche Werk, in welchem eine ſo tüchtige und geſunde, wie phantaſtiſch reiche Eigenthümlichkeit ſich kund giebt, hat zuerſt ſeinen Ruf in Deutſchland begründet; in ſeinem Vaterlande hatte die ganze Poeſie eine eigene Richtung genommen. Oehlenſchläger zeichnete ſich in ſeinen jüngeren Jahren auch dadurch aus, daß ſeine Dichterwerke, ſo wie ſie ſich geſtaltet hatten, auf eine ungewöhnliche Weiſe in ſeinem Gedächtniß haften blieben, ſelbſt die größeren bis in das kleinſte Detail; aber eben deswegen war es ihm auch ein dringendes Bedürfniß, ſie ſeinen Freunden vorzutragen. Er hatte allerdings die Hoffnung, ein Reiſeſtipendium zu erhalten, allein dies war noch keineswegs ſicher. Oehlenſchläger hatte bisher noch kaum die Umgegend von Kopenhagen verlaſſen; eine Reiſe von einigen Wochen nach Laaland und Langeland, die er während meines Aufenthaltes in Kopenhagen anſtellte, war ihm ein großes Ereigniß in ſeinem Leben, und eine dichteriſche Erzählung hat dieſer Reiſe einen bedeutenden Werth in der däniſchen Literatur verſchafft. Jetzt, da Aladdin vollendet war, konnte er der Sehnſucht, ihn mir vorzutragen, nicht widerſtehen. Ich erhielt die Nachricht, daß er nach Halle kommen würde, und wenige Tage darauf erſchien er. Faſt ein Jahr hindurch brachte er in meinem Hauſe zu, von meiner Familie wie von meinen bedeutenderen Freunden geliebt und geſchätzt. Die Neigung ausgezeichneter Menſchen, ihrer eigenen Beſchäftigung, eben weil ſie das ganze Daſein erfüllt, einen abſoluten Werth zuzuſchreiben, und alle übrigen menſchlichen Beſchäftigungen als untergeordnete zu betrachten, ſprach ſich bei Oehlenſchläger auf eine ſo naive Weiſe aus, wie nicht leicht bei irgend einem Dichter; aber eben dieſe, ich möchte ſagen Unſchuld, theilte ſeinen manchmal ſeltſamen Behauptungen einen großen Reiz mit. Es gab nicht leicht einen Mann, der einen tieferen Sinn für geſunde Eigenthümlichkeit hatte, als Schleiermacher. Je rückſichtsloſer und unbefangener ſich Oehlenſchläger äußerte, je weniger reflectirt, je weniger bemüht, ja auch nur fähig, die Grenzen ſeiner Bildung zu verbergen, er erſchien, deſto lieber ward er ihm.

Während Oehlenſchläger bei mir war, machte er Goethes Bekanntſchaft, welcher ſich eine längere Zeit bei Wolf aufhielt, und auch einige Male in Giebichenſtein erſchien. Er gewann Goethe ganz; zwar hatte Oehlenſchläger während ſeines längeren Aufenthaltes in Halle die Fertigkeit, ſich in der deutſchen Sprache mit Leichtigkeit auszudrücken, immer mehr ausgebildet, aber ſeine Rede, wenn auch ungehemmt, war nichts weniger als fehlerfrei. Er wagte es, dem großen Dichter Scenen aus ſeinem Aladdin, der noch nicht deutſch erſchienen war, unmittelbar aus dem Däniſchen ins Deutſche zu überſetzen. Vielleicht waren eben die Fehler ihm pikant, viele gewagte Conſtructionen, viele wunderbare Aeußerungen, wie ſie einem Deutſchen nie eingefallen wären, ergötzten Goethe nicht allein, ſondern ſchienen ihm bemerkenswerth und bedeutend. „Die uns verwandten Dänen,“ hörte ich ihn ſagen, „könnten wohl unſere Sprache bereichern, und was wir, von der einſeitigen Ausbildung ergriffen, nur zu tadeln geneigt ſind, verdiente wohl nicht ſelten unſere Aufmerkſamkeit.“ Die geſunde, urſprüngliche und aus einer reinen Quelle hervorſprudelnde Eigenthümlichkeit gefiel ihm ſehr. Es iſt bekannt, wie ſehr ſolche Naturen den großen Dichter einnahmen, welche Hoffnungen er an ein ſolch friſches Daſein zu knüpfen pflegte, wie er ſich ihnen hingab. Auf Oehlenſchläger hatte dieſe Zuneigung eines Mannes, den er ſo ſehr verehrte, einen großen Einfluß. Er hatte, während er in meinem Hauſe lebte, keine Ruhe, eine Maſſe von Plänen, Entwürfen für zukünftige Gedichte drängten ſich in ſeinem Kopfe; er glaubte vielleicht, nicht lange mehr zu leben, und hielt ſich verpflichtet, jeden Augenblick zu benutzen. In Halle ſchrieb er Baldur's Tod, ein nordiſch-mythologiſches Gedicht, mit einer Gewalt über die däniſche Sprache, mit einer bewundernswürdigen Benutzung uralter Formen, wie nur Rückert es in Deutſchland vermochte, eine der herrlichſten Poeſieen Oehlenſchlägers, aber, wie begreiflich, unüberſetzbar. Zur Erholung und mit einer erſtaunlichen Leichtigkeit überſetzte er die Goethe'ſche Bearbeitung des Reineke

Fuchs; und ſo wohl für eine deutſche wie für eine däniſche Bearbeitung war das Trauerſpiel Hakon Jarl beſtimmt. Dieſes Letztere iſt in der deutſchen dichteriſchen Literatur hinlänglich bekannt.

Ich lebte nun völlig zufrieden, die ſchönſten Ausſichten ſchwebten mir vor, eine wünſchenswerthe Thätigkeit, deren Kreis ſich immer erweiterte und eine gedeihliche Entwickelung verſprach, ſetzten mich in Bewegung, mein Amt, meine Familie, meine Freunde, meine Zuhörer beglückten mich, und zum erſten Male in meinem Leben konnte ich auch in meinen äußern bürgerlichen Verhältniſſen für die nächſte Zukunft einem völlig ſorgenloſen Daſein entgegenſehen. Aber der Boden, aus welchem ein ſo erfreuliches Leben hervorwuchs, war hohl, und ich ahnte es nicht. Allerdings war Preußens Lage mir ſehr bedenklich. Ich konnte die ganze Stellung des Staats nicht mit den Augen eines Einheimiſchen betrachten. Die Rieſengeſtalt, die ſich aus der Revolution erzeugt hatte, ſchien mir drohend und fürchterlich, und nur mit Angſt ſah ich der Zukunft entgegen.

Im Januar 1806 ward Clara geboren, das einzige Kind, welches Gott mir erhalten hat. Es war kränklich, aber es lebte und gedieh. Die Mutter ſtillte das Kind. Im Frühlinge deſſelben Jahres reiſte ich mit Schleiermacher, ſeiner Schweſter (welche ſpäter an Moritz Arndt verheirathet) und Herrn v. Voß nach Berlin. Der Frühling war reizend und Berlin im höchſten Grade bewegt. Die politiſchen Ereigniſſe, die jetzt noch ſo allgemein im Andenken ſind und über welche ich, obgleich durch Familienverhältniſſe, ſo wie durch Freunde wohl unterrichtet, doch als Fremder keine bedeutenden oder unbekannten Aufſchlüſſe zu geben vermag, wurden immer drohender, und je näher die Entſcheidung kam, deſto beſtimmter trat die mächtige Geſinnung hervor, die einen entſchloſſenen Widerſtand forderte.

Humboldt, ein Jahr früher aus Südamerika zurückgekehrt, hielt ſich jetzt in Berlin auf. Bartholdy war aus Griechenland zurückgekommen. Zwei Gartenhäuſer von gleicher Geſtalt, lagen hinter dem weitläufigen, jetzt faſt ganz mit Häuſern beſetzten Garten des Georgeſchen Hauſes in der Friedrichsſtraße, von Bäumen umgeben. In dem einen wohnte Humboldt, in dem andern Johannes Müller. In dem großen Wohnhauſe (dem jetzigen Friedrich-Wilhelms-Inſtitut) ſuchte ich Fichte auf, ging eine Treppe hinauf, begegnete einem feinen wohlgekleideten Manne und fragte: ob hier nicht Fichte wohne? Der Mann iſt mir unbekannt, antwortete der Herr; und ich geſtehe, ich ſah ihn mit Erſtaunen an. Daß Fichte in dieſem Hauſe wohnte, war gewiß, auch fand ich ihn, als ich einen andern Eingang wählte. Daß aber Fichte, damals in der Blüthe ſeines Rufes, einer der berühmteſten Männer in ganz Deutſchland, einem gebildeten Manne in demſelben Hauſe, welches er bewohnte, unbekannt ſein konnte, war mir, ich geſtehe es, ſehr ſeltſam; indeß es erſchien mir großſtädtiſch und imponirte mir.

Berlin fanden wir in einer großen Gährung, man kann ſagen, es war der Glanzpunkt der Stadt vor ihrem furchtbaren Unglück. Mich zogen die Gelehrten, die dort ein allgemeines Intereſſe erregten, zunächſt an. Was ich von Bartholdy über Griechenland, die furchtbare Lage der Griechen, und die hoffnungsvolle Tüchtigkeit des Volkes hörte, war mir neu, die Naturſcenen des unterdrückten Landes, wie er ſie darſtellte, riſſen mich hin. Bartholdy war mittheilend, ſeine Darſtellungen lebhaft und lehrreich. Daß ich Johannes Müller jetzt kennen lernte, betrachtete ich als ein vorzüglich glückliches Ereigniß. Seine Schweizer-Geſchichte kannte ich und hatte ſie mit der größten Theilnahme geleſen. Die Gründlichkeit ſeiner Studien hatte in mir Achtung, der Geiſt, der durch ſeine Darſtellung hindurchblickte, Bewunderung erregt. Seit den Toggenburger Streitigkeiten ſchien ein nagender Wurm in dem Innerſten des kühnen einfachen Volkes verborgen, lange nur wie ein Stachel, der alle Kräfte belebte, die raſche Entwickelung des Volkes ſteigerte, bis zum wunderbaren Blüthepunkte der Macht, die ſich in dem gewaltigen Kampfe gegen Karl den Kühnen entfaltete, und den tragiſchen Untergang der mächtigſten und glänzendſten Perſönlichkeit ſeiner Zeit herbeiführte. Componiſten beklagen ſich darüber, daß eben die Vorzüge Goetheſcher Dichtungen die muſikaliſche Compoſition derſelben erſchweren. Die zarte Poeſie der Sprache, behaupten ſie, enthalte ſelbſt zu viel Muſik und feſſele die Freiheit des componirenden Künſtlers. So erſchien mir die Darſtellung der Kämpfe und des Unterganges Karls des Kühnen, obgleich ſorgfältig aus dem Studium aller

Quellen entſprungen, dennoch ſo dramatiſch groß und mächtig, daß eine zweite, künſtleriſche Bearbeitung des Stoffes dadurch erſchwert, wenn nicht unmöglich ward. Merkwürdig bleibt es immer, daß ein Stoff, der dem Dichter ſo bereit zu liegen ſcheint, noch bis zu dieſer Stunde keinen angelockt hat. — Aber am grauenhafteſten erſchien es mir, daß der Untergang die Sieger wie die Beſiegten traf. Durch die verpeſtete Geſinnung waren dieſe der lauernden Politik Ludwigs des XI. preisgegeben, und die dunkle Nacht, die ſich hinter die Verhältniſſe aller geſchichtlichen Völker verbirgt, ergriff mich, als ich Johannes Müller las, zuerſt auf eine ſeitdem unvertilgbare Weiſe. Dieſer Geſchichtsforſcher war lehrhaft, und ſeine Bekanntſchaft mir auch für meine Studien wichtig. Es waren einige Verſuche, die Geſchichte naturphiloſophiſch zu conſtruiren, erſchienen, die ſeinen Unwillen im höchſten Grade erregt hatten. Als Kritiker hat er ſtreng ſeinen Zorn in einigen Recenſionen in der Jenaer Literaturzeitung ausgeſprochen. Obgleich ich nun ſeine mehr künſtleriſche als ſpeculativ forſchende Art ſehr wohl erkannte, ja ſeine völlige Unfähigkeit, ſich von der Vereinzelung der Forſchung, geiſtig betrachtet, loszureißen, einſah, ſo mußte ich ihm dennoch in vielen Aeußerungen beiſtimmen und ſein Kampf gegen eine vorlaute Speculation trat mir warnend entgegen.

Am wichtigſten aber war mir die Bekanntſchaft mit A. v. Humboldt. Ich hatte ſchon lange das bewundernswürdige Talent dieſes Naturforſchers anerkannt. — Seine unterirdiſche Flora, ſeine geognoſtiſchen Unterſuchungen, die zuerſt auf eine allgemeine Gleichförmigkeit in der Schichtung der älteren Gebirge aufmerkſam machten, eine Anſicht, die, wenngleich in ihrer urſprünglichen Geſtalt einſeitig hervortretend, dennoch als der erſte lebendige Anſtoß, aus welchem ſich eine neue Geognoſie entwickelte, betrachtet werden muß; ſeine ausführliche Schrift über die gereizten Muskel- und Nervenfaſern, die ſich unmittelbar an die Erſcheinungen anknüpfte, die durch Volta eine neue Phyſik ſchufen, in deren unvollendeter Bearbeitung die Naturwiſſenſchaft unſerer Tage noch begriffen iſt; ſeine eudiometriſchen Verſuche, die freilich zu einem Reſultate führten, welches verworfen werden mußte, aber dennoch dazu beitrugen, das Richtigere zu entwickeln: — alle dieſe Arbeiten, der bewegliche Geiſt, der mit Leichtigkeit alle die wichtigſten Probleme ſeiner Zeit ergriff, ihre geſchichtliche Bedeutung erkannte und in raſtloſe Thätigkeit verſetzte, ließen mich in dieſem Manne einen der erſten und bedeutendſten Geiſter ſeiner Zeit erkennen. Einige blinde enthuſiaſtiſche Aeußerungen jüngerer Naturphiloſophen hatten mich in eine ſchiefe Stellung zu ihm verſetzt. Ob ſie ihm, unbedeutend und vorübergehend, wie ſie waren, bekannt wurden, wußte ich nicht, ja ich weiß es bis zu dieſem Augenblick noch nicht: aber je entſchiedener ich ein jedes Talent, welches ich ſelbſt nicht beſitze, achte, je williger ich mich ihm hingebe und unterwerfe, deſto mehr ängſtigte mich meine dadurch hervorgerufene Stellung gegen ihn. Doch dieſe Angſt dauerte nur kurze Zeit. Ich ſah Humboldt faſt täglich. Seine Geſpräche waren im höchſten Grade lehrreich; der unermeßliche Reichthum der Beobachtungen, die, nach allen Richtungen der Naturwiſſenſchaft ausgedehnt, alle Naturverhältniſſe einer bedeutenden, bis jetzt unbekannten, ja unzugänglichen Region eines ganzen Welttheils mächtig umfaßten, und dadurch die Nothwendigkeit, die ganze Erde auf ähnliche Weiſe zu betrachten, unvermeidlich hervorriefen, überwältigten mich faſt. Ich ſah den Schöpfer der phyſikaliſchen Geographie vor mir, den Mann, der noch jetzt in ſeinem hohen Alter jene vereinzelten Früchte beſchränkter Unterſuchungen in das die ganze Erde umfaſſende Feld einer großartigen Combination hineinziehend, die Wiſſenſchaft lehrreich erweitert, die er begründet hat. Es lebte noch nie ein Gelehrter, welcher ſo wenig vor der unendlichen Mannigfaltigkeit der Gegenſtände, die ſich ihm zur Unterſuchung darboten, zu erſchrecken Urſache hatte, wie Humboldt. Alles, was er ergriff, gehört ihm auf immer zu, ſteht ihm in jedem Moment zu Gebote; gelehrte Notizen aller Zeiten, wie die mannigfaltigſten Naturerſcheinungen der ganzen Erde.

Ich wohnte bei meinem Verleger und Freunde, Reimer, damals in der Kochſtraße, ſehr weit von Humboldt entfernt. Humboldt begleitete mich aus einer Geſellſchaft in großer Entfernung von unſern beiderſeitigen Wohnungen; er folgte mir bis in die Kochſtraße, ich ihm von da bis nach ſeiner Wohnung, er mir wiederum zurück; ein großer Theil der Nacht verſchwand, und er zwang mich durch Güte, ihn nicht noch einmal zu begleiten, was meine Abſicht war. Hätte ich das Glück gehabt, dieſe Bekanntſchaft in einer ruhigen Zeit zu machen, ſie würde mich noch tieſer und ausſchließender ergriffen haben, aber auch ſo machte ſie Epoche in meinem Leben.

Die Gaſtfreiheit der Berliner iſt bekannt. Wer auf irgend eine Weiſe ausgezeichnet, fremd in ihrer Mitte erſcheint, darf in den beſten Geſellſchaften nicht fehlen. Faſt täglich erſchien ich mit Humboldt, Müller, Fichte und Bartholdy zum Diner, oft zum zweiten Male am Abend. Als ich mit Humboldt die nächtliche Promenade antrat, verließen wir die Hofräthin Herz, dieſe durch Geiſt, Bildung, imponirende Schönheit und liebenswürdige Perſönlichkeit ausgezeichnete Freundin Schleiermachers, deren herzliche Zuneigung, gehoben durch die reichſten Erinnerungen meines Lebens, mich noch im hohen Alter beglückt.

Von den Geſellſchaften, in welchen ich in der kurzen Zeit von wenigen Wochen erſchien, erinnere ich mich noch beſonders der, durch lebhafte und intereſſante Converſation ausgezeichneten bei Frau v. Berg, der geiſt- und kenntnißreichen Correſpondentin des Philologen Wolf. Bei dem Banquier Levi fand ich eben ſo einige Mal jene mir ſo merkwürdigen Männer, und wie könnte ich dieſe mir ſo lehrreichen Stunden der Geſelligkeit vergeſſen, da ich noch jetzt an ſie erinnert werde durch die treffliche, in jeder Hinſicht ausgezeichnete achtzigjährige Witwe, die noch immer geſund und geiſtig klar mit liebevoller Theilnahme hülfreich erſcheint, und einer jeden bedeutenden Erſcheinung des Tages ſich lebhaft anſchließt.

Daß Schleiermacher in dieſen geſelligen Kreiſen ſelten fehlte, wenn nicht ſeine eigenen vielfältigen, anderweitigen Verbindungen ihn irgendwo feſſelten, verſteht ſich von ſelbſt. Durch ihn lernte ich ſeine bedeutenden Freunde, die Gebrüder Spalding und den gelehrten ſchwediſchen Diplomaten Brinkmann kennen.

So fehlte es mir nicht an mannigfaltiger, tief geiſtiger Aufregung, aber dieſe ſollte noch auf eine andere Weiſe entſchieden geſteigert werden. Die politiſchen Verhältniſſe dieſer merkwürdigen Zeit ſind ſo mannigfaltig auseinandergeſetzt, von allen Seiten beleuchtet, daß, was ein fremder Gelehrter, der bis dahin nur für ſeine Studien lebte, und ſich wenig um die Politik bekümmerte, erfuhr, nur das ſein konnte, was alle Welt wußte, und daher ohne allen Werth. Aber es war eine wirklich große Zeit, es war die friſche Morgenröthe einer mächtigen Geſinnung, die zwar von einem furchtbaren Verhängniß ergriffen, ſcheinbar untergehen ſollte, aber nur, um nach langer Prüfung gereinigt zur Befreiung der Völker und zur Grundlage einer neuen, noch in der erſten Entwickelung begriffenen Zeit wieder zu entſtehen.

In den Kreiſen, in welchen ich lebte, äußerte ſich der National-Enthuſiasmus, wie er aus den reinſten Quellen entſprang. Ich, der als ein Fremder, die Verhältniſſe Deutſchlands zu Frankreich aus einem allgemeinen Geſichtspunkte betrachtet hatte, der ich, zwar mit den diplomatiſchen Verhandlungen wenig bekannt, dennoch die Reſultate mit immer ſteigender Furcht verfolgt hatte, war, ſo wie die Gefahr ſich Preußen nahte, keineswegs hoffnungsvoll, wie viele meiner Freunde geweſen; aber beſtimmt ſchwebten mir die drohenden Verhältniſſe nicht vor. Ob es Preußen gelingen würde, ſich noch einige Jahre durchzuwinden, war mir nicht klar, und die thätige Gegenwart, in welcher ich lebte, war ſo heiter, daß ſie die unbeſtimmt drohende Zukunft für mich verbarg. Mein Haß gegen die Richtung, in welcher Frankreich ſich geiſtig ausgebildet hatte, und politiſch ſeine, mit Vernichtung aller deutſchen Nationalität drohende Gewalt entwickelte, war auf die entſchiedenſte Weiſe ausgeſprochen. Was mir als Deutſchlands höchſte Bedeutung erſchien, was mich aus meinem Vaterlande hieher gebracht hatte, meines innerſten Lebens mächtiger Trieb, ward von Frankreich innerlich gering geſchätzt, äußerlich bekämpft. Mir war der Schatz, den ich bewahrte, ein Heiligthum; die Keime, die ich entwickeln wollte, trugen, meiner Ueberzeugung nach, die Verheißung einer geſchichtlichen Zukunft in ſich. Dieſe war, wie ich mit Entſchiedenheit vorausſetzte, den drohenden Feinden zwar der innern Bedeutung nach unbekannt und verborgen: aber eine geheime Ahnung von der geiſtigen Macht, die beſtimmt war, was ſie als das Höchſte ſchätzten, als ein Untergeordnetes zu behandeln und nur ſo zu dulden, durchdrang die franzöſiſche Revolution und was ſie vernichten, in Deutſchland zertreten wollten, war eben mein Heiligthum. Dieſen Haß gegen das franzöſiſche Volk verbarg ich nicht, ich äußerte ihn nicht allein in Geſprächen, ſondern auch in meinen Vorträgen heftig, ja einſeitig. Es war mir darum zu thun, ihn fortzupflanzen und von der geiſtigen Bewegung aus ein Heer gegen die Feinde zu bewaffnen. Ein ſolches Heer nahm nun freilich wenig Rückſicht auf die politiſchen Verhältniſſe. Der Kampf ſelbſt war noch mehr ein innerer, als äußerer; nach der damaligen Lage war es eine Geſinnung, welche die Gewalt, die der Feind in unſerem Innerſten behauptete, niederkämpfen wollte. Sie kannte, wie die deutſche Literatur, keinen Unterſchied der Staaten, ſie war nothwendig eine allgemeine deutſche, nicht eine preußiſche. Damit der preußiſche Staat mir als ein geheiligtes Vaterland erſchien, mußte er ſelbſt in Gefahr gerathen, es mußte mir klar werden, daß mein Heiligthum an ſeine Rettung geknüpft war. Und wie konnte dieſes mir verborgen bleiben? Schon vor unſerer Abreiſe nach Berlin durch die Geſpräche mit Schleiermacher, war ich auf eine ſolche Weiſe für Preußen gewonnen, und die Begeiſterung, die mich in Berlin ergriff, entſchied meine Geſinnung auf immer.

Die Frühlingstage waren äußerſt heiter und anmuthig, die Bäume unter den Linden entfalteten ihr erſtes Grün, hier verſammelten ſich in der Mittagsſtunde die bedeutendſten Männer. Wenn eine allgemeine Bewegung in den Gemüthern herrſcht, wenn Dasjenige, was Familien und beſchränkte Kreiſe bisher ſondert, zurückgedrängt wird von einem allgemeinen mächtigen Intereſſe, dann ſinken die Schranken, durch welche wir uns getrennt und einander fremd erſchienen, man wird vertraut, ohne ſich früher gekannt zu haben. Ich begrüßte unter den Luſtwandelnden Männer, die ich kaum vorübergehend in Geſellſchaften geſehen hatte, und ſie traten mir, als wären wir alte Freunde, vertraulich entgegen.

Preußens Lage war eine ſeltſame; Hannover war von preußiſchen Heeren beſetzt; die Hannoveraner haßten die Preußen in dieſem Augenblick faſt heftiger noch, als die Franzoſen; denn bei ihnen waren nicht bloß Soldaten einquartirt, ſondern auch das feindliche Heer in die innerſten geſchichtlichen Verhältniſſe eingreiſender Adminiſtratoren. Man erwartete die Kriegserklärung Englands. Rußland zürnte; Oeſtreich, in ſeinem gefährlichen Kampfe von Preußen hülflos gelaſſen, war erbittert; der Staat ſchien unvermeidlich an Frankreich verkauft: und eben in dieſem Augenblick regte ſich jene Macht, die beſtimmt war, Frankreich zu bekämpfen und zu beſiegen. Alles, was edel und geiſtig vornehm in Preußen war, erſchien zugleich aufs innigſte mit England verbunden, eben als dieſes Land im Begriff war, uns den Krieg zu erklären.

Wenn die engen Familienkreiſe, in welchen wir leben, und von welchen aus unſere Thätigkeit ins Leben tritt, von den größeren Staats-Verhältniſſen getragen und geſichert werden, dann bilden die Bewegungen des Staates ſeine Stellung gegen andere Staaten, eine Macht, die uns beherrſcht; ſie tritt als ein Gebietendes der Geſchichte, und zugleich mit der geſetzmäßigen unveränderlichen Gewalt der Natur hervor: werden aber die Staaten ſelbſt von ſolchen Verhältniſſen ergriffen, ſo daß ſie unſern eigenen unbeſtimmt ſchwankenden, mit unaufgelöſten Widerſprüchen kämpfenden Entſchlüſſen ähnlich werden, dann verlieren ſie nothwendig die gebietende Gewalt und treten in eine Art vertraulicher Nähe, und wir glauben noch, das beherrſchen zu können, was uns auf eine ſolche Weiſe innerlich verwandt erſcheint.

So geſchah es denn, daß ich zum erſten Male in meinem Leben zu ahnen anfing, daß auch ich zu einer politiſchen Thätigkeit aufgefordert werden könnte. Bis jetzt war ich zwar nicht gleichgültig gegen die politiſchen Verhältniſſe Europas, ich war auf dem Wege geweſen, Jacobiner zu werden, eine politiſche Geſinnung, wie ſie ſich nun gebildet hatte, ſtand ſelbſt mit meinen übrigen wiſſenſchaftlichen Anſichten in einer innigen Verbindung: aber Alles war Doctrin, Theorie, Princip, Zukunft; von einer politiſchen Gegenwart, die mich zur Thätigkeit auffordern ſollte, hatte ich bis dahin keine Ahnung.

Das aber, wodurch dieſe lebendig ward, war ein Widerſpruch, der ſich in der Lage des zum Kampf aufgeforderten Staates verbarg, und der mir, wie ſo vielen, verhängnißvoll entgegentrat. Die Gewalt, die wir die geſetzgebende nennen könnten, weil ſie die allgemein herrſchende Geſinnung ausſprach und die lebendigſte Quelle der Begeiſterung war, rührte ſich nur noch, wie Quellen, die keinen Ausfluß haben, vom Gebirg bedeckt, im Innern. Es war die kriegeriſch nationale Geſinnung, als das keimende Lebensprincip des Volkes. Sie erſchien aber leider nur als die für eine unbeſtimmte Zukunft geſetzgebende, jetzt zurückgedrängte Gewalt; die ausübende war von ihr noch geſchieden. Zwar war das kühne, entſchloſſene, kriegeriſche Moment auch dieſer ausübenden Gewalt nicht fremd, aber es war in eine Form hineingezwängt, die früher mächtig, jetzt alle höhere Bedeutung verloren hatte; dieſe executive Gewalt, war die militairiſch-garniſonartige, die ſich aus den Invalidenreminiscenzen einer vergangenen Zeit nährte. Die national-kriegeriſche Geſinnung, die nicht laut werden durfte, ſpannte ſich durch den äußern Druck immer mächtiger, immer elaſtiſcher, und es entwickelte ſich ein ſtilles Bewußtſein, daß der volksthümlich-kriegeriſche Sinn auch das Militairiſche durchdringen und neu beleben müßte, wenn der Staat aus der jetzt abgelebten Form durch eine neue lebendige regenerirt werden ſollte. Ein jeder wahre preußiſche Bürger fing jetzt an einzuſehen, daß alle höheren geiſtigen wie materiellen Intereſſen lediglich an eine kriegeriſche Geſinnung geknüpft waren. Mir ward es von jetzt an, ich möchte ſagen, ein Axiom meines bürgerlichen Lebens, das mir Heiligſte, daß Deutſchland im eminenteſten Sinne nur durch den preußiſchen Staat als ſolchen gerettet werden könne. Und ich darf es ſagen, es gab von jetzt an keinen treueren preußiſchen Unterthanen, der mehr bereit geweſen wäre, ſein ganzes Daſein dem Staate zu opfern, als ich. Man kann wohl ſagen, es gab in Preußen noch vor der unglücklichen Schlacht ein mächtiges geheimes Bündniß, obgleich keiner es genannt hatte, keiner ſich mit deutlichem Bewußtſein als Mitglied deſſelben erkannte: dieſem gehörte ich zu.

Wer den Gang meiner Bildung verfolgt hat, wird leicht einſehen, daß mir das preußiſche Militair in ſeiner damaligen Stellung nicht zuſagte. Ereigniſſe, die während meines Aufenthaltes in Halle ſtattgefunden hatten, trugen dazu bei, die Vorurtheile, die ich hegte, noch zu verſtärken.

Der Sohn eines Kaufmanns war in Malaga oder Cadix am gelben Fieber geſtorben, ſeine Hinterlaſſenſchaft wurde den Eltern zugeſandt. Die Polizei erfuhr es; man hielt die nachgelaſſenen Sachen, die vorzüglich aus Kleidungsſtücken beſtanden, für anſteckend. Die Koffer durften nicht geöffnet werden, und, auf Anfrage, beſchloß das Obermedizinal-Collegium in Berlin, daß mit großer Vorſicht die Sachen auf das Feld gebracht und dort verbrannt, das Haus des Kaufmanns aber in Quarantainezuſtand verſetzt werden ſollte. Reil trieb unumwunden ſeinen Spott mit dieſer gewaltſamen Maaßregel; aber ſeltſam ward ſie dadurch, daß ein Offizier, der mit der Tochter verſprochen war, und in dem abgeſperrten Hauſe wohnte, weil die höchſt wichtige Parade ſeine Gegenwart forderte, von der Quarantaine ausgenommen war.

Wenn aber dieſes Ereigniß mir wenigſtens ſeltſam erſchien, ſo war ein anderes von größerer Bedeutung; das empörende Vorurtheil, als wenn das Ehrgefühl dem Militairſtande allein zugehöre, und ſelbſt auf eine geſetzwidrige Weiſe in dieſem Stande ausſchließlich behauptet werden dürfe, hatte mich, ich geſtehe es, von jeher entrüſtet. Einige Beiſpiele von Uebermuth von Seiten jüngerer Offiziere, die, ruhig betrachtet, freilich nicht viel zu bedeuten hatten, empörten mich mehr als billig, weil ſie, wie ich glaubte, eine nicht zu duldende Nachſicht fanden. Nun entſtand im Sommer des Jahres 1805 eine Theuerung, die immer bedenklicher ward. Der Unwille des Volkes in Halle gegen einen Kaufmann, den man als einen Kornwucherer betrachtete, ſtieg immer höher. Es bildete ſich ein wirklicher Aufſtand, der ziemlich bedeutend ward. Das Haus wurde von dem Pöbel geſtürmt, und die ſehr anſehnliche Niederlage von Getreide ward geplündert. Das Militair erſchien, um den Kaufmann zu ſchützen; der General R. war ſelbſt gegenwärtig. Hier nun, wo es den Schutz eines Bürgers galt, zweifelte ich keinesweges an einem entſchiedenen und ſtrengen Auftreten des Militairs. Wie erſtaunte ich, als ich erfuhr, daß das plündernde Volk von dem General folgendermaßen angeredet wurde: „Lieben Kinder,“ ſagte er, „ich will euch ja nicht verhindern, das Getreide fortzutragen, nur ſonſt nichts.“ In der ſpätern Unterſuchung beriefen ſich Mehrere auf dieſe von dem General ertheilte Erlaubniß. —

Endlich kam ich ſelbſt in eine perſönliche Colliſion mit dem Militair. In einem großen Gebäude (früher ein Jeſuiter-Collegium,) war der anſehnliche viereckige Hof ganz von alten, meiſt verfallenen Gebäuden umſchloſſen. In den innerſten Theilen dieſes Gebäudes war das naturhiſtoriſche Muſeum und das Auditorium, in welchem ich Mineralogie und Phyſik vortrug. Eines Tages, als ich hinging, traten mir meine Zuhörer entrüſtet entgegen; das Gebäude war förmlich vom Militair occupirt. Meine Zuhörer waren durch wachthabende Soldaten zurückgewieſen, denn der Hof wurde jetzt eben zum Spießruthenlaufen benutzt. Ich ließ durch die Wache mich zu einem Offizier hinführen, ſtellte ihm die Sache vor, aber entſagte der Erlaubniß, mit meinen Zuhörern hineinzutreten. Auf eine ernſthafte Vorſtellung wurde freilich das Verſprechen gegeben, daß ein ähnliches Ereigniß nicht wieder ſtattfinden ſollte, aber wie mein Vorurtheil gegen das Militair nach ſolchen Erfahrungen zunehmen mußte, iſt leicht einzuſehen.

Der Sommer verging in Halle in immer wachſender Spannung, und doch ſchien keiner zu ahnen, daß die Gegend, in welcher wir wohnten, ein Kriegsſchauplatz ſein würde; das preußiſche Heer würde, glaubten wir, wie in dem früheren Kriege, am Rhein erſcheinen; der kriegeriſche Ruf der Armee tröſtete die Meiſten, und wenn auch der Kampf zu unſerm Nachtheil ausfiele, würde zwar, glaubten wir, der Staat einen tief zu betrauernden Verluſt erleiden und in eine gefährliche Abhängigkeit von dem mächtigen Frankreich gerathen, doch ohne daß die engeren, bürgerlichen Verhältniſſe zerſtört würden. Das Beiſpiel Oeſterreichs ſchreckte nicht, denn der Preuße war gewohnt, ſeinem Heere einen zu entſchiedenen Vorzug vor dem öſterreichiſchen zuzugeſtehen. Wir konnten uns nicht denken, daß eine Univerſität in ihrer Thätigkeit geſtört werden ſollte. Die Zahl meiner Zuhörer war gewachſen. Ich trug dieſen Sommer zum erſten Mal die Experimental-Phyſik vor. Schleiermachers und meine

Zuhörer zeigten eine große Anhänglichkeit, und ſo wenig ließen wir uns durch den bevorſtehenden Krieg ſtören, daß vielmehr die innerlich bewegte und gehobene Geſinnung auch den wiſſenſchaftlichen Sinn zu beleben und zu ſteigern ſchien. Als der Herbſt nahte, rückte das Heer vor. Bei meinem Schwiegervater in Giebichenſtein wohnten Generäle, die mir aus früherer Zeit bekannt waren. Es waren einige von denen, die ſpäter von den Schrecken des Krieges überwältigt, die verderblichſte und tadelnswertheſte Geſinnung gezeigt haben; und ich will es bekennen, die Sprache, die ſie führten, erſchreckte mich. Es war nicht jene geſunde Begeiſterung, die aus der friſchen Fülle des Gemüthes hervorquillt; es war der beſchränkte Uebermuth, welcher abgelebten, im langen Frieden verroſteten, ohne höheren kriegeriſchen Sinn überlieferten militairiſchen Formen eine zauberiſche Gewalt zuſchrieb; ein Muth, wie der von Shakespeare geſchilderte der Engländer auf dem Schlachtfelde von Agincourt, würde die Gefahr der Lage nicht verkannt haben. Keiner ſchien eine Ahnung von der furchtbaren Gewalt eines tapfern Heeres zu haben, welches alle Verhältniſſe der Kriegführung wie der ganzen Geſchichte gewaltſam umgeſtaltet hatte, welches durch Siege, wie die neuere Geſchichte ſie nicht gekannt, gehoben war, und jetzt aus der inneren Aufregung eines ganzen Volkes entſprungen, ſich uns Vernichtung drohend entgegenwälzte. Das Geſpenſt des ſiebenjährigen Krieges, meinten ſie, würde den Feind mit unheimlichem Entſetzen ergreifen und er würde bei dem Anblick einer preußiſchen Wachtparade fliehen. Der preußiſche Soldat, der knechtiſche Miethling, genoß unter dem Volke keine Achtung. Die Furcht vor Strafe kämpfte allein mit der vor den Gefahren des Krieges, kein großes nationales Intereſſe durchdrang ihn.

Die Truppen, die ſich in der Gegend von Halle verſammelt hatten, zogen ſchnell vorwärts; die Gerüchte von der Annäherung des Feindes, der durch Thüringen gedrungen war, beſtätigten ſich immer mehr, und es entſtand die Gewißheit, daß der Kampfplatz in unſerer Nähe ſein würde. Viele Studirende waren während der Ferien in der Stadt geblieben, viele neue waren angekommen, kein Univerſitätslehrer hatte gewagt, die Stadt zu verlaſſen. In dieſer herrſchte einige Tage hindurch eine angſtvolle Stille. Da rückte der Herzog von Würtemberg, der mit ſeinem Armeecorps die Reſerve bildete, in Halle ein. Von jetzt an waren alle Einwohner von der Gewalt des verhängnißvollen Kampfes ergriffen. Es iſt ein eigenes, banges Gefühl, ſich einer fremden Macht leidend und thatenlos hingeben zu müſſen. Noch waren wir beſchützt durch ein eigenes Heer, aber, ſelbſt unthätig, ſollten wir nur dulden, was dieſes über uns verhängte. Die ſtille Ruhe und Ordnung der eigenen Thätigkeit war aufgehoben; mit einem Gefühl innerer geſpannter Angſt bewegten ſich Männer und Frauen auf der Straße. Ich hatte die Bekanntſchaft eines feingebildeten und mit glühendem Haß gegen die Franzoſen durchdrungenen, hannöverſchen Diplomaten gemacht, der mich ſehr anzog. Wir gingen durch die Straßen mit einander, und einige Cavallerie-Eſcadrons zogen in ſtolzer Haltung vorüber. „Wenn ſie uns ſo erſcheinen," ſagte er, „entſteht nicht faſt nothwendig der Glaube, daß ſie ſiegen müſſen?" Und in der That, dieſes Gefühl ſchien vorübergehend alle Einwohner für den Augenblick zu tröſten, obgleich die geheime Furcht vor größern Gefahren alle durchdrang.

Daß eine große Schlacht bevorſtand, war durch die Stellung der preußiſchen und franzöſiſchen Heere entſchieden; man lauerte in banger Erwartung auf Nachrichten. Da erſcholl zuerſt unbeſtimmt, dann immer gewiſſer, zuletzt in den Zeitungen, die Nachricht von dem unglücklichen Gefecht bei Saalfeld. Prinz Louis war geblieben. Dieſer durch ſeine Genialität ausgezeichnete Prinz bildete ein Hauptmoment der kriegeriſchen Begeiſterung. Die Tollkühnheit, mit welcher er ſich dem Feinde entgegengeſtürzt, und ein Gefecht geſucht hatte, erfüllte uns mit einer bangen Ahnung. Hatte er verzweiflungsvoll den Tod geſucht, um nicht Zeuge einer erwarteten allgemeinen Niederlage zu ſein? In unheilſchwangeren Zeiten wird ein jedes äußere Ereigniß innerlich durchlebt. Die Verzweiflung, die, wie wir vermutheten, Prinz Louis und ſeine Schaar in den Tod geſtürzt hatte, ergriff uns ſelber. Von dem Marſch des feindlichen Heeres vernahmen wir immermehr. Der unglückliche 14. Oktober näherte ſich; unruhig wogte das Volk in den Straßen, die Truppen hatten die Umgegend beſetzt. Plötzlich erſcholl die Nachricht von einer großen Schlacht. Es war eben im Laufe des unglücklichen Tages. Die Schlacht wäre völlig verloren, raunte man ſich zu. Wie dieſe Nachricht uns erreichen konnte, ſchien bei der Entfernung des Schlachtfeldes völlig unbegreiflich, denn daß in der Gegend von Auerſtädt gekämpft wurde, war freilich bekannt. Doch dieſe niederſchlagende Nachricht, die ein jeder nur furchtſam ſeinem Freunde vertraute, ward ſpäter von einer tröſtlichen, allgemein verbreiteten verdrängt. Wir hätten, hieß es, einen entſchiedenen Sieg erkämpft; das Volk jubelte, eine vorübergehende Freude ergriff auch meine Freunde. Ich aber wollte ſo viel als möglich zur Gewißheit gelangen. Ich lief, ſo ſchnell als ich vermochte, auf dem Wege nach Merſeburg entlang; hier ohngefähr auf der Hälfte des Weges erhebt ſich die Gegend und das Salzſtein-Gebirge fällt rechts, nach der Lauchſtädter Ebene, ſchroff ab. Ich legte mich mit dem Ohr an die Erde, ich hörte deutlich die Kanonade aus der Ferne, ich vernahm mit Beſtimmtheit, wie ſie ſich nach Nordweſt entfernte und immer ſchwächer klang. Bei der bekannten Stellung der Heere deutete dieſe Richtung der ſich entfernenden Kanonade auf die Flucht des preußiſchen Heeres. Ich wagte es kaum, den vertrauteſten Freunden meine Angſt mitzutheilen. Aber ſie übertäubte alle Siegesnachrichten, die ich noch immer vernahm. Dieſe erhielten ſich noch den Tag nach der Schlacht.

An dieſem Tage ward ein franzöſiſcher Gefangener durch Halle geführt, es war der erſte Feind, den wir ſahen. Wie er in dieſe Gegend gekommen war, ob es ein einzelner Verſprengter war, oder ob er in einem Gefecht in der Nähe gefangen wurde, blieb uns völlig unbekannt; aber ſeine Erſcheinung erregte eine ungeheure Gährung im Volke. Schreiend und jubelnd umringte man ihn; die Soldaten, die ihn fortführten, hatten Mühe, ihn gegen die Angriffe des Volkes zu beſchützen; es ſchien in der That, als glaubte man durch dieſen einen Gefangenen einen bedeutenden Vortheil über den Feind errungen zu haben.

Es iſt, meiner Meinung nach, unrecht, den Auftritten des bürgerlichen Lebens, wenn es durch kriegeriſche Ereigniſſe gedrängt wird, ſo wenig Aufmerkſamkeit zu erzeigen. Das Kriegsſpiel der neueren Zeit hat in ſeinen harten Formen alle Poeſie verdrängt, aber die in vielen tauſend Gemüthern aufgeregten Leidenſchaften des bedrängten Volkes, der ſchnelle Uebergang von Furcht zu Hoffnung und umgekehrt, wechſeln, gewaltſam erregt und wieder unterdrückt; beide ſchranken- und formlos laſſen Erſcheinungen des verborgenſten Lebens an das Licht treten, und haben, ſollten wir glauben, ſelbſt eine geſchichtliche Bedeutung. Im Vertrauen erfuhr ich am Abend des 15. Oktobers durch jenen hannöverſchen Diplomaten, daß ein franzöſiſches Armeecorps den Weg nach Halle eingeſchlagen hatte, und da ich mich überzeugt hielt, daß die Auerſtädter Schlacht verloren war, ſah ich ein, daß man die Halleſche Reſerve angreifen würde.

Meine kleine Wohnung, in welche ich mich aus der größern zurückgezogen hatte, war ein Eckhaus an dem Paradeplatz, dem Bibliothekgebäude gegenüber. Ich ſah über die Morizburg und über Paſſendorf hinweg nach den oſtweſtlichen Höhen hin, die den Horizont begrenzten. In der Erwartung des Krieges erblickte ich den Sommer hindurch und ohne alle äußere Gründe, dennoch träumend und wachend, feindliche Heere, die über die Höhen vordrangen, und ſich auf der Ebene bewegten. Morgens früh den 16. Oktober glaubte ich Schüſſe zu hören; ich eilte an das Fenſter, ſah in neblichter Ferne jenſeits der langen Brücke, die über die Saale führt, nach Paſſendorf zu, eine unruhige Bewegung, die mich überzeugte, daß hier ein

Plänkern ſtattfände. Die gewaltſame Spannung und doch zugleich unbeſtimmte und grenzenloſe Angſt, in welcher wir die letzten Tage durchlebt hatten, erzeugte faſt eine Beruhigung, indem nun ein beſtimmtes Ereigniß und eine Art Entſcheidung hervortrat. Meine Frau hatte in dieſen Tagen das Kind entwöhnt, ſie war völlig rüſtig und geſund, und als ſie nicht mehr an der Anweſenheit der Feinde in jener Gegend zweifeln konnte, ſchien ſie in der That mehr neugierig als furchtſam.

Schon ſehr früh kam Schleiermacher, von ſeiner Schweſter, der vertrauten Freundin meiner Frau, und von einem Freunde begleitet, zu mir. Es war Gaß, (ſpäter mein College bei der Univerſität in Breslau) der das Armeecorps, welches er als Feldprediger begleiten ſollte, ſuchte, und in Halle beſtimmtere Befehle erwartete. Sie waren gekommen, um von unſerer Wohnung aus, Zeugen des kriegeriſchen Schauſpiels zu ſein. Bald aber ſahen wir ein, daß wir eine viel klarere Ueberſicht gewinnen würden, wenn wir jenſeit des Platzes nach dem Freimaurergarten gingen. Ueber eine, auf einem nach der Saale ſchroff abfallenden Felſen, angelegte Mauer, überſahen wir vollkommen die ganze Ebene. Mehrere Beamte und Profeſſoren ſtanden hier, einzelne Truppenabtheilungen der Preußen bewegten ſich über die lange Brücke. Wir ſahen die Angriffe, das wechſelſeitige Hin- und Herſchießen, das vereinzelte perſönliche Zuſammenſtoßen der Reiter, und Alles ſchien natürlich im Anfange dem unkundigen Zuſchauer, der nur einzelne Angriffe ſah, unentſchieden. So wunderbar verblendet durch die ſiegreichen Nachrichten, ſo feſt vertrauend auf die ſiegende Bedeutung eines preußiſchen Heeres, waren die Meiſten, daß ſie eben in dieſem Angriffe der Franzoſen einen Sieg ſahen. „Die armen Franzoſen,“ ſprach ein College, „ich möchte ſie faſt bedauern; es iſt, das iſt klar, ein zerſprengtes Corps; in dem Rücken von unſerer ſiegreichen Armee verfolgt, jetzt von unſern tapfern Reſerven angegriffen, werden die Armen vor unſeren Augen eine entſetzliche Niederlage erleiden.“

Doch lange dauerte leider dieſe Täuſchung nicht. Die Feinde drängten ſich in größeren Maſſen heran, die Unſern zogen ſich zurück; ſelbſt an den Saalufern nahe bei den Mauern, an welche wir uns lehnten, ſahen wir einzelne Preußen ängſtlich fliehen, und voll Schreck eilte nun ein jeder von uns ſeiner Wohnung zu. Meine Wohnung, in einer entfernten, wenig beſuchten Gegend der Stadt, ward ſowohl von meinen Freunden als von mir ſelbſt als eine gefährliche betrachtet; wir waren entſchloſſen, die Zeit des erſten Anfalls und der größten Gefahr in der Schleiermacherſchen Wohnung, in der Mitte der Stadt, zuzubringen. Wir eilten, um aus unſerm Hauſe das Kind abzuholen. Der Prediger Gaß führte Schleiermachers Schweſter, dieſer meine Frau, ich ging neben der Frau, die das Kind trug. Aber während des Aufenthaltes in unſerm Hauſe war eine, unter den drohenden Verhältniſſen nur zu lange Zeit verfloſſen. Wir mußten die ganze lange Ulrichſtraße in möglichſter Eile durchſchreiten. In der Stadt ſelbſt wurde geſchoſſen, aber in den Straßen herrſchte ſonſt eine große Stille. Kein Menſch ward geſehen, alle Häuſer waren verſchloſſen, nur an einem Orte ſahe ich einige Arbeiter ein lockendes Aushängeſchild in großer Eile herabreißen. Die Kinderfrau war ſelbſt Mutter, ſie wünſchte fortzukommen, ſie zitterte und vermochte kaum das Kind zu tragen. Ich warf den ſächſiſchen Kindermantel über die Schultern, nahm das Kind, und eilte fort. Als wir da ankamen, wo die erweiterte Straße einen kleinen Platz bildend, ſich nach dem großen Marktplatz eröffnet, ſahen wir nun plötzlich die Gefahr, die wir zu beſtehen hatten. Der Rückzug des Reſervecorps ging quer durch die Stadt; der ganze Marktplatz war mit Kanonen und Munitionswagen der Fliehenden bedeckt, eine Menge Krieger ſuchten in Eile dieſe fortzubringen; aus den Straßen, die von der Saale nach dem Marktplatz führten, hörten wir Schüſſe fallen, und wir ſollten die Richtung der Flucht der ſich drängenden, fliehenden Maſſe in einem rechten Winkel durchſchneiden. Wie wir durchkamen, und zwar alle unbeſchädigt, weiß ich nicht. Ein ſolcher Moment der größten Gefahr concentrirt alle Kraft für die eigene Rettung, verwandelt das Bewußtſein in einen mächtigen, blinden Inſtinct, und man hat, von den drohenden Verhältniſſen, die uns dicht umgeben, fortdauernd gedrängt und geängſtigt, kein Auge für die größeren. Wir hatten den Marktplatz wirklich glücklich durchſchritten. Ich war nahe bei der Merkerſtraße, in welcher Schleiermacher wohnte. Dieſe hat eine gemeinſchaftliche Ecke mit der damaligen Galg- jetzigen Leipziger Straße, durch welche die Verfolgung vorzüglich ſtattfand. Hier, wo eine rettende Straße vor mir lag, ſah ich mich einen Augenblick um. Ich war erſtaunt, als ich den Platz leer fand. Munitionswagen und Kanonen waren ſämmtlich wie durch einen Zauber verſchwunden, aber aus den nach der Saale führenden Straßen drängten ſich die Feinde in großen Maſſen; einzelne Preußen flohen ängſtlich, und eine allgemeine Gewehrſalve der Feinde fiel nach der Richtung der Flucht, die Kugeln ziſchten an meinen Ohren vorüber. Ich war zwar nur wenige Schritte von der ſchützenden Straße, die von der Flucht abführte, entfernt, dennoch fürchtete ich einen Augenblick, von den verfolgenden Feinden mit dem Kinde abgeſchnitten zu werden. Als wir durch die Häuſer der Straße geſchützt waren, ſahen wir die kleinen wilden Männer der Bernadotteſchen Avantgarde (die ſogenannte Schwefelbande) dicht neben uns vorbeilaufen, aber ihre ganze Aufmerkſamkeit war nach den fliehenden Preußen gerichtet. Wir erreichten das Haus; in der Straße war alles ſtill und leer, das verſchloſſene Haus ward eilig geöffnet und wieder geſchloſſen, und wir waren fürs Erſte gerettet.

Doch die Ruhe dauerte nicht lange. Die Straße lag dem Zuge der Verfolgung zu nahe; einzelne Krieger, Infanteriſten und Cavalleriſten, vertheilten ſich plündernd in die nächſten Straßen. Der Ueberfall traf uns, die wir im Frieden erzogen waren, zu unvorbereitet, und wir wußten uns nicht zu benehmen. Die Straße iſt ſchmal, in das gegenüberliegende Haus waren plündernde Soldaten eingedrungen, die eilig nahmen, was ſie vorfanden, aber offenbar ſelbſt in Furcht waren, und ſich, wie man uns aus dem Fenſter über die Straße zurief, eilig entfernten. Jetzt ward auch an unſere Thür geklopft. Es waren drei bis vier Cavalleriſten, die Einlaß forderten; wir achteten nicht darauf. Sie riefen uns zu, daß ſie zufrieden ſein würden mit ein paar Gläſer Wein durchs Fenſter gereicht: thörichter Weiſe wurde beſchloſſen, ihren Wunſch zu erfüllen; aber keiner wollte die zugeſtandene Gabe den Kriegern reichen; ich bot mich dazu an. Das Fenſter wurde geöffnet, und was wir, bei einiger Erfahrung, hätten vorausſehen können, geſchah. Einer der Reiter hielt mir eine Piſtole vor den Kopf und drohete, mich zu erſchießen, wenn wir nicht die Hausthür öffneten. Dieſe Forderung wurde erfüllt, die Räuber ſtürzten herein, ich mußte meine Uhr fürs Erſte hergeben, Geld hatte ich nicht in der Taſche.

Bei Schleiermacher ward Wäſche und etwas Geld in der Eile zuſammengerafft, auf dem offenen Pulte lag das Reiſegeld des Feldpredigers Gaß, zwiſchen Papieren. Sie wühlten in dieſen und entdeckten unbegreiflicher Weiſe die Summe nicht, ſie wurde gerettet. Und von jetzt an hatten wir Ruhe, und konnten uns beſinnen.

Daß das preußiſche Heer nicht bloß geſchlagen, ſondern zerſprengt war, mußte uns einleuchten, und Stadt und Univerſität waren auf unbeſtimmte Zeit in der Gewalt der Feinde; unſer ganzes zukünftiges Leben war auf eine furchtbare Weiſe verwandelt. Kein noch ſo wohl erwogener Entſchluß der Vergangenheit hatte für die nächſte Zukunft irgend eine Bedeutung. Aber noch war die nahe Gefahr, in der wir lebten, zu groß, um einen umfaſſenden Blick auf das, was uns bevorſtand, zu werfen. Die Verfolgung durch die Stadt war vorüber, einzelne Menſchen erſchienen wieder auf der Straße, von den Feinden erblickte man in der Stadt ſelbſt keine, und ich wagte es, Nachmittag meine eigene Wohnung aufzuſuchen, um zu ſehen, was dort etwa geſchehen war. Ich ging durch einige Straßen, die nach der Saale führten.

Wenige Menſchen ſchlichen ängſtlich, doch nur zu den nächſten Nachbarn. Kleine Gruppen bildeten ſich furchtſam, leiſe redend. Gerüchte von grauenhaften Mißhandlungen in den Vorſtädten wurden laut, und auf den Straßen lagen hier und da die Leichen erſchoſſener preußiſcher Soldaten, noch in voller Uniform. Bei einem ſah ich ſogar noch das Gewehr neben ihm liegen. In meiner Wohnung war kein Feind geweſen. Ich konnte nun, was ich an Geld beſaß, noch retten, was von einigem Werth war, ſo ſorgfältig wie möglich verbergen, oder dem freundlichen Wirth anvertrauen. Die Nacht indeß brachten wir nicht bei Schleiermacher zu. Wir wurden ſämmtlich von dem Buchdrucker Schimmelpfennig eingeladen. Mehrere Freunde waren da. In demſelben Hauſe wohnte der taube Profeſſor Hofbauer; dieſer, im Hinterhauſe wohnend, hatte von Allem, was geſchehen war, nichts erfahren. Daß wir in der Gewalt der Feinde waren, mußten wir ihm jetzt mit lauter Stimme zurufen, und waren Zeugen ſeines Entſetzens.

Es iſt merkwürdig, wie eine plötzlich drohende Gefahr, die alle Einwohner einer Stadt auf gleiche Weiſe trifft, eine Stimmung hervorruft, die ſo ganz von der gewöhnlichen abweicht. Wie die Verzweiflung einen eigenen ſchneidenden Witz hat, einen Humor fürchterlicher Art, erkannte unter Allen Shakeſpear am tiefſten. Der furchtbare Untergang des Landes, die, wie es ſchien, rettungsloſe Zertrümmerung alles deſſen, was uns heilig und theuer war, ſchwebte uns als eine dunkle Maſſe der mannigfaltigſten düſteren Vorſtellungen vor der Seele;. die Bande freundlicher heiterer Verbindung der Familien unter einander war zerriſſen, und die unmittelbar Vereinigten konnten ſich mittheilen; die nächſten Straßen und ihr Schickſal waren wie durch einen Abgrund von einander getrennt. Dunkle Gerüchte von furchtbaren Greueln, wie die finſtere Phantaſie ſie ausmalte, hatten diejenigen von der Geſellſchaft, die ſich auf die Straße wagten, vernommen, und die Nacht, die wir zuſammen verlebten, erſchien uns gefährlich. Denn in jedem Augenblicke glaubten wir Brand, Plünderung und den grauenhafteſten Mißhandlungen ausgeſetzt zu ſein. Beſonders zum Schutze der Frauen hatten wir uns hier vereinigt. Ein jeder war entſchloſſen, ſein Leben zu wagen, aber die Waffen, über die wir etwa zu gebieten hatten, waren freilich keineswegs hinreichend. Wir wollten die Nacht wachend und uns unterhaltend zubringen. Hofbauer beſaß, wie wir wußten, einen, beſonders mit den beſten Rheinweinen verſorgten Keller. Es war bekannt, daß er dieſen ſehr ſchonte. Wir ſtellten ihm aber vor, daß der Keller kaum der Aufmerkſamkeit der Feinde entgehen würde; überredeten ihn, eine Anzahl Flaſchen herzugeben, und brachten die Nacht in wilder Laune zu. Gegen Morgen ſchlief, auf Stühlen vertheilt, die ganze Geſellſchaft ein.

Die Nacht war völlig ruhig vergangen, und wir erfuhren, wie grundlos unſere Angſt geweſen war. Die plündernde Schwefelbande gehörte zur Avantgarde, ſie mußte das wegziehende Corps verfolgen und verſchwand ſchnell aus der ganzen Gegend. Bernadotte's geordnete Truppen beſetzten die Stadt und man mußte die Zucht rühmen, die in ſeinem Corps herrſchte. Er ließ durch einen öffentlichen Anſchlag die Einwohner von Halle beruhigen, den ich wörtlich hier folgen laſſe:

Avertissement.

Ms. le Maréchal de Bernadotte, Prince de Ponte-Corvo, vient de faire connaître à l'Uni-

versité de Halle, que le cours des études ne devoit être nullement interrompu, il a en même tems engagé tous les Professeurs à continuer comme par le passé l'instruction des étudians et il dispense les Professeurs de tout logement militaire etc. Ainsi les étudians, qui se trouveroient maintenant en route pour se rendre à Halle, peuvent sans crainte continuer leur route. Mr. le Maréchal a déclaré, qu'il était dans l'intention de son Souverain de protéger l'Université de Halle.

Malgré qu'il y a eu un combat très meurtrier dans la ville, tout est calme, et le moindre excès est réprimé.

Mr. le Maréchal s'est rendu en personne sur la place, pour commander la plus sévère discipline, et a ordonné qu'on punît de mort le militaire, qui ne respecteroit pas la demeure des habitans.

Les fonds de l'Université resteront intacts et il est défendu d'y toucher.

Halle ce 19. Octobre 1806.

Ich eilte, dieſe Proclamation an der Thüre meiner Wohnung anzuſchlagen.

In der Stadt herrſchte natürlich deſſenungeachtet eine große Angſt, aber für mich und meine Frau ward ein uns unmittelbar treffendes Ereigniß nicht wenig ſchmerzhaft.

Im Jahre 1804 erſchien eine Schrift unter dem Titel: „Napoleon Bonaparte und das franzöſiſche Volk unter ſeinem Conſulat.“ Sie enthielt eine überaus kühne und in ihrer Art ſchlagende Auseinanderſetzung der macchiavelliſtiſchen Künſte, die Napoleon angewandt hatte, um die höchſte Gewalt zu erringen, und ſetzte eine äußerſt genaue Kenntniß der inneren Verhältniſſe voraus. Die Schrift erſchien anonym, mit dem Druckort Germanien und erregte eine ungewöhnliche Aufmerkſamkeit. Der Verleger war Hoffmann in Hamburg. In England fand dieſe Schrift ſo viel Beifall, daß ein deutſcher Buchhändler ſich mit der engliſchen Ueberſetzung in London niederließ. Es erſchienen dort ſchnell hinter einander ſieben Auflagen. Dieſe Schrift ward Reichardt zugeſchrieben, und der im höchſten Grade erbitterte Napoleon forderte ſeine Beſtrafung. Nachdem dieſe Forderung ſich wiederholt hatte, entging Reichardt nur dadurch einer für ihn gefährlichen Unterſuchung, daß der Staatskanzler Graf Hardenberg erklärte, er wiſſe, daß Reichardt nicht der Verfaſſer ſei. Durch Herrn v. Varnhagen iſt der, während der Revolution ſo lange in Frankreich lebende und äußerſt genau unterrichtete Graf v. Schlabrendorf als der Verfaſſer dieſer Schrift genannt. Ich ſelbſt habe die Bekanntſchaft des Grafen in Paris gemacht. Er ſowohl als Reinhard (der deutſche Mann, der als franzöſiſcher Pair und Graf ſtarb) haben ſich mit mir über dieſe Schrift öfters unterhalten. Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß die Darlegung der Schliche, die Napoleon benutzte, dem Grafen zugehörte: aber obgleich Reichardt nach ſeiner Gewohnheit und nach der Leichtfertigkeit, mit der er überhaupt zu ſchriftſtellern pflegte, ganze Stellen unverändert hatte abdrucken laſſen, ſo war er doch nicht allein der Herausgeber, ſondern auch Bearbeiter des ihm mitgetheilten Materials. Die letzte Hälfte der Schrift iſt vollkommen auf ſeine Weiſe geſchrieben: und die Nachrichten über die franzöſiſche Armee hatte er nicht, wenigſtens nicht allein dem Grafen Schlaberndorf zu verdanken, ſondern größtentheils ſeinem Stiefſohne, der die Revolutionskriege mitgemacht hatte, und noch immer, ſeiner Geſinnung nach ein eifriger Republikaner, in der franzöſiſchen Armee diente. Die Schrift iſt, wenigſtens ſo viel ich glaube verſichern zu können, nach dem Reichardtſchen Manuſcripte abgedruckt, und wie er ſie als eine von ihm entworfene behandelte, habe ich ſelbſt geſehen, weil ein durchſchoſſenes Exemplar mit vielen Abänderungen ſeiner Hand mir in die Hände fiel. Daß Napoleon der Verſicherung des Staatskanzlers keinen Glauben beigemeſſen hatte, war vorauszuſetzen, ja zum Theil bekannt. Unter dieſen Umſtänden würde Reichardt großer Gefahr ausgeſetzt geweſen ſein, wenn er in die Hände der Feinde gefallen wäre. Noch während der Schlacht ward eilig das Nothwendige zuſammengerafft, und er entwich mit ſeiner Frau, drei Töchtern und einem Knaben. Wir hatten dies wohl vorausſehen können, und erfuhren die bedenkliche Flucht. Es iſt begreiflich, wie beſorgt wir ſein mußten, und um ſo mehr, da wir in einer unbeſtimmt langen Zeit keine Nachricht von ihrem Schickſale erwarten durften.

Die nächſten Tage ſteigerten die Angſt und Spannung der Einwohner, und es ruhte wie eine Gewitterſchwüle auf der ganzen Stadt. Die Truppen durchzogen die Stadt noch fortdauernd. Wir vernahmen aber, daß Napoleon ſelbſt mit der Garde ankommen würde. Beunruhigende Gerüchte verſicherten, daß Napoleon auf die Stadt, beſonders aber auf die Univerſität zürnte. In der That hatten wir Manches zu befürchten. Die Studirenden waren im höchſten Grade aufgeregt, man verſicherte, daß einige ſehr große Luſt hätten, das Recht, nur auf den breiten Steinen gehen zu können, ſelbſt gegen die feindlichen Offiziere zu behaupten, und Univerſitätslehrer pflegen in corpore nicht ſehr fähig zu ſein, in bedenklichen und gefahrvollen Zeiten die zweckmäßigſten Polizeiverfügungen zu erlaſſen. Ich ging mit Schleiermacher zu dem damaligen Prorektor Maaß, ihn zu bitten, eine Verſammlung aller oder einiger Mitglieder des Conciliums zuſammenzubringen, um die nothwendig zu treffenden Maßregeln zu verabreden. Aber ich hörte mit Erſtaunen, daß er eine ſolche Maßregel als eine gar zu gefährliche betrachtete und meinte: die Feinde würden in einer ſolchen Verſammlung eine Verſchwörung erkennen.

Perſönlich konnte dieſer Mann freilich dem Feinde nicht imponiren; er war mager, kümmerlich geſtaltet, hatte keinen Bedienten, und die bei ihm einquartierten Soldaten haben, wie man verſichert, ihn gezwungen, ihre Stiefeln zu putzen. Wenige der Profeſſoren wagten ſich aus ihrer Wohnung, wenige beſprachen ſich mit einander in kurzen, angſtvollen Augenblicken, während ſich die Studirenden in größeren und kleineren Haufen, nicht ſelten lärmend, auf der Straße herumtrieben.

Napoleon kam. Er bezog die Wohnung des Profeſſor Meckel, eines der angeſehenſten Häuſer der Stadt, auf einem Platz (dem großen Berlin). Die Garde, in Parade aufgeſtellt, machte einen imponirenden Eindruck. Napoleon ritt an den Gliedern vorüber, und hielt, wie man verſicherte, eine belobende Anrede an dieſe, ſeine geſchätzten Truppen. Daß er gegen die Preußen beſonders erbittert war, wußten wir. Halle war die erſte preußiſche Stadt, die er beſetzte, und während ſeine Truppen die fliehende Armee verfolgten, beſchloß er, hier einige Tage auszuruhen. Ich war mit meiner Familie noch in der Schleiermacherſchen Wohnung. Dort war ein Beamter des kaiſerlichen Kriegsbureaus ein=

quartiert, der natürlich die beſten Stuben einnahm, ſo daß Schleiermacher mit ſeiner Schweſter und ſeinem Freunde Gaß, ſo wie ich mit Frau und Kind, uns ſchlecht genug behelfen mußten. Keiner zog ſich in dieſer Zeit aus, Keiner hatte in der Nacht ein bequemes Lager, nur erſchöpft und ermüdet ſchliefen wir wenige Stunden. Der Einquartierte, deſſen Name mir nicht mehr erinnerlich iſt, war höflich, ja verbindlich. Er verſuchte es oft, ein Geſpräch mit uns anzuknüpfen, und zwar ein in mancher Rückſicht bedenkliches; ja, da wir uns immer vorſichtig und zurückhaltend äußerten, wagte er es, Schleiermacher aufzufordern, einen Brief aufzuſetzen, deſſen Inhalt ein Angriff auf den preußiſchen Hof und die Regierung, und die Hoffnung, welche die Einwohner auf die heilbringende Herrſchaft des Kaiſers gründeten, ſein ſollte. Daß ein Mann von Schleiermachers allgemein bekannter ſtarker Geſinnung genöthigt war, eine ſolche Zumuthung mit Entrüſtung abzuweiſen, entſetzte mich. Doch iſt es begreiflich, daß wir nicht ohne Sorgen waren. Der Beamte blieb aber höflich wie bisher. Einſt ſprach er unbefangen von dem grenzenloſen Ehrgeize des Kaiſers. Es wäre, meinte er, ſeine Abſicht, das römiſche Kaiſerthum des Mittelalters, welches ja urſprünglich von Frankreich ausgegangen war, wieder zu begründen; wäre dieſes ihm gelungen, dann würde er in einem langen Frieden das Glück der von ihm beſiegten Völker befördern und pflegen. Die anerkannte Cultur der großen Nation würde alle Völker des Continents vereinigen, und es gäbe davon keine Gewalt mehr, die ihn bedrohen und den beglückenden Frieden ſtören könnte. Eine grenzenloſe Erbitterung, ein, leider in dieſem Augenblick hoffnungsloſer Haß drohte faſt laut zu werden, indem wir von einem deutſchen Manne in deutſcher Rede eine ſo verruchte Sprache hörten. Wir verließen das Haus nicht, wir vermieden es, ſo viel wir konnten, die verhaßten Feinde zu ſehen. Napoleon blieb, irre ich nicht, drei Tage in Halle. Am zweiten Tage ritt er in glänzender Begleitung der Marſchälle und Generale durch die Straße, in welcher wir wohnten. Der einquartierte Beamte forderte uns auf, den Zug zu betrachten. Schleiermacher und ich ſchlugen es aus, und nur nach wiederholten Bitten warfen wir einen flüchtigen Blick auf die Straße. Dieſer war nicht hinreichend, um die Perſonen zu unterſcheiden. Ich ſah nur die etwas phantaſtiſche Kleidung Murat's. Napoleon habe ich nie geſehen. Der Beamte zeigte uns alle Perſonen, und ſchien unſere tiefe Verehrung und Bewunderung vorauszuſetzen. Am zweiten Tage des Aufenthaltes des Kaiſers in dieſer Stadt, ſtürzte ein Studirender in grenzenloſer Angſt in unſere Wohnung. Zum erſten-Mal in meinem Leben ſah ich wirklich, wie der verzweiflungsvolle Schreck die Haare in die Höhe richtete. Die Stimmung, die unter uns herrſchte, konnte ſolch einen Schreck ſelbſt in der drohendſten Gefahr nicht aufkommen laſſen. Je mehr alle äußere Ausſicht und Hülfe verſchwand, je drohender die Verhältniſſe um uns herum wurden, deſto mehr ſtärkte ſich, aller äußern Unwahrſcheinlichkeit zum Trotz, die innere Zuverſicht, die feſte Ueberzeugung, daß das Heilige und Große, wie es in Deutſchland keimte, die göttliche Macht, die in der Geſchichte waltete, ein ſo herrliches Gut ſein mußte, daß der rohe Fußtritt ſiegreicher Heere es nie vernichten konnte. In dieſem Sinne wagte ich es auszuſprechen, was von dieſem Augenblick an auch das leitende Prinzip meiner ganzen Geſinnung wurde, ſo lange die Franzoſen das Land beſetzt hielten. Die Schlacht von Jena, behauptete ich, eben in dieſen Tagen der Hoffnungsloſigkeit, wäre der erſte Sieg über Napoleon, denn er hatte die mit ihm im Bunde ſtehende Schwäche vernichtet, und von jetzt an in allen Preußen die innere großartige Erbitterung hervorgerufen, die ſich endlich bewaffnen und ſiegen mußte. Die Gewißheit, daß ich ſeinen Sturz erleben würde, verließ mich nie.

Unter ſo allgemein drohenden Verhältniſſen zeigen die Frauen nicht ſelten einen entſchiedenen Muth, und obgleich der Zuſtand, in welchem der junge Mann erſchien, eine furchtbare Nachricht erwarten ließ, war meine Frau doch über dieſe den Mann entſtellende Angſt empört. „Pfui,“ rief ſie aus, „ſo darf ein muthiger deutſcher Jüngling am wenigſten in einer Zeit, wie dieſe, erſcheinen.“ Nur mit Mühe gelang es ihm, uns das zu berichten, was ihn ſo ſehr in Schrecken geſetzt hatte.

Eine Deputation der Profeſſoren, ſo viel ich mich erinnere, aus dem Prorektor Riemeyer und Schmalz beſtehend, hatte bei dem Kaiſer um Audienz nachgeſucht, und ſie erhalten. — Sie hatten den Profeſſor Froriep, als denjenigen, der ſich am gewandteſten in der franzöſiſchen Sprache ausdrücken konnte, mitgenommen. Während die Deputirten bei Napoleon waren, hatten ſich eine Anzahl Studirende auf dem Platz verſammelt, und als jene hervortraten, hatte Schmalz eine Anrede an die Studirenden gehalten, auf welche ein lauter Ausruf der letzteren erfolgte; es blieb ungewiß, ob es die Abſicht war, Beifall oder Unzufriedenheit zu äußern. Während Napoleon mit ſeiner glänzenden Umgebung in der Stadt herumritt, hatten die Studirenden ſich unbefangen zugedrängt, ohne ihn zu begrüßen. Das ungenirte Weſen deutſcher Burſchen, die es nicht gelernt hatten, einem ſiegreichen Feinde demüthig und knechtiſch eine erheuchelte Ehrfurcht zu bezeigen, mußte ihm unangenehm ſein, ja bedenklich erſcheinen. Ein Studirender, den er angeſprochen, hatte ihn, gewiß mehr aus Verlegenheit als aus Geringſchätzung, Monſieur genannt.

Nun ſollte Napoleon ſich auch geäußert haben über die feindliche Stimmung, die auf der Univerſität ſchon vor ſeiner Ankunft geherrſcht habe. Er wollte wiſſen, daß mehrere Studirende ſich gegen ihn bewaffnet hätten. In der That fand aber eine ſolche Geſinnung unter den Studirenden, die ſpäter eine ſo große und mächtige Bedeutung erhielt, noch gar nicht ſtatt. Zwei adelige Jünglinge, die wahrſcheinlich zwiſchen dem Entſchluß Militairdienſt zu nehmen oder fortzuſtudiren, ſchwankten, waren der Armee gefolgt. Napoleon aber mochte glauben, daß die auf der Univerſität vereinigte Menge deutſcher Jünglinge aus den beſten Familien, eine, wenn auch nicht gefährliche, doch beſchwerliche Aufregung im Rücken ſeines Heeres veranlaſſen könnte. Unbekannt mit der Einrichtung der deutſchen Univerſitäten, meinte er, daß die Studirenden in ſogenannten Collegien unter Aufſicht zuſammenlebten, und zürnte, daß man ſie hier nicht in dieſe eingeſperrt habe. Jetzt hob er nun die Univerſität auf, und forderte, daß die Studirenden ſämmtlich Halle verlaſſen und zu ihren Eltern zurückkehren ſollten. Daß viele Studirende dadurch in die größte Noth geriethen, war natürlich; aber eine Furcht ergriff mehrere mit Entſetzen, und beſonders ſchien der unglückliche junge Menſch von dieſer durchdrungen zu ſein. Man glaubte nämlich, daß die franzöſiſchen Krieger, wenn die Studirenden zur Stadt herausgetrieben wären, die auf den Landſtraßen waffenlos Herumirrenden ermorden würden.

Das große Haus, welches Schleiermacher bewohnte, war ſtark mit Einquartierung belegt. Gegen Morgen, während eines unruhigen Schlafes, vernahmen wir eine Bewegung im Hauſe, ein unruhiges Auf- und Niederlaufen auf den Treppen, ein lautes Gerede im Hofe, die Tritte der Pferde in dem Stalle. Als wir erwachten, war die Stadt leer. Die Truppen hatten ſich entfernt, die Studirenden wurden noch im Verlaufe des Tages aus der Stadt getrieben. Wir, die Lehrer, blieben in der wüſten, öden Stadt zurück: unſer Amt, unſere Thätigkeit war vernichtet, unſere zukünftige Stellung noch unbeſtimmt. Wenige ältere Studirende wagten es noch in der Stadt zu bleiben. Zu dieſen gehörten: Herr v. Varnhagen, v. Marwitz, der Bremer Müller und wenige Andere.

In der Stadt war nun Alles äußerlich ruhig. Das Concilium der Profeſſoren verſammelte ſich, und wir erfuhren jetzt, daß die Fonds der Univerſität in Beſchlag genommen waren. Aus Deſſau war ein Schreiben von Berthier eingegangen, in welchem er uns die Ungnade des Kaiſers bekannt machte. Die Gelehrten, hieß es, ſollten ſich um die Politik nicht bekümmern, ſie wären nur dazu da, die Wiſſenſchaften zu cultiviren und auszubreiten; die Halleſchen

Profeſſoren hätten ihre Stellung verkannt, deshalb habe der Kaiſer den Entſchluß gefaßt, die Univerſität aufzuheben. Das ganze Corps der Univerſitätslehrer war nun außer Thätigkeit geſetzt und die Meiſten mit ihren Familien dem Mangel und der Armuth preisgegeben. Daß unter ſolchen Umſtänden faſt alle von Entſetzen ergriffen waren, und daß die berathende Verſammlung völlig rathlos zuſammenſaß, war begreiflich. Ich war von der Ueberzeugung durchdrungen, daß ein ſo anſehnlicher Verein von deutſchen Gelehrten, unter Verhältniſſen, wie dieſe, zwar der Gewalt weichen, aber auch ſich würdig betragen müſſe. Es kamen freilich nur vereinzelte Vorſchläge zum Vorſchein, die eine knechtiſche Geſinnung verriethen. Wir ſollten, ward geſagt, uns über unſere Geſinnung rechtfertigen, wir ſollten Napoleon zu überzeugen ſuchen, daß wir niemals eine feindſelige Geſinnung gegen ihn geäußert hätten. Eine ſolche Verſicherung von meiner Seite wäre eine Lüge geweſen. Wie unſere Geſinnung gegen den Feind vor der Beſetzung der Stadt geweſen war, behauptete ich, ging den Feind nichts an; er habe über dieſe Geſinnung keine Rechenſchaft zu fordern, wir keine abzulegen. Daß wir aber, ſeit wir in feindlicher Gewalt waren, Alles, was in unſerer Macht ſtand, gethan hatten, um von Seiten der Studirenden Ruhe und geduldige Unterwerfung unter die ſiegende Gewalt zu veranlaſſen und daher keine Vorwürfe von Seiten der Sieger verdienten, durften wir freilich mit Wahrheit bekennen.

Beſonders empörte mich ein Vorſchlag, um ſo mehr, da er meine Familie betraf. Einige höhere franzöſiſche Offiziere hatten ſich nach Reichardt erkundigt, und ſeine Flucht erfahren. Daß man nun perſönlich dieſen höhern franzöſiſchen Militairperſonen darzuthun ſuchte, wie Reichardt gar nicht mit der Univerſität in Berührung ſtehe, fand ich freilich ſehr natürlich, und mußte es billigen: aber daß der Senat der Univerſität, ohne darum gefragt zu ſein, ſeine Stellung berührte, und den Verdacht, als wenn ſeine verhaßte Schrift ein Ausdruck der Geſinnung der Univerſität wäre, zu widerlegen ſuchte, fand ich völlig unwürdig. Wie nun das Schreiben an Berthier lautete, weiß ich freilich nicht, es war den furchtſamſten Gleichgeſinnten zu leicht, ein völlig unterwürfiges Schreiben zu entwerfen und abzuſenden. In einigen Zeitungen erſchienen Berichte über unſere Beſchlüſſe, die für mich höchſt kränkend waren; ſie öffentlich zu widerlegen, wäre freilich eine tadelnswerthe Tollkühnheit geweſen, daß aber eine jede, ſelbſt die unwürdigſte Demüthigung fruchtlos, daß der einmal gefaßte kaiſerliche Entſchluß unabänderlich ſein würde, war vorauszuſehen.

Schleiermachers wie meine Lage war nun freilich bedenklich genug. Unſer Gehalt war mit dem erſten November fällig, und das von vergangenen Monaten völlig aufgezehrt. Die Vorleſungen aber, die eben anfangen ſollten, hatten ein bedeutendes Honorar ſchon jetzt in unſere Hände gebracht. Ich hatte in meinem Beſitz über 80 Louisd'or. Daß ich, nach meiner Geſinnung, und da ich die Auszahlung des Gehalts erwartete, an keine Geldverlegenheit dachte, iſt begreiflich. Nun aber meldeten ſich alle meine Zuhörer und ich mußte mich glücklich ſchätzen, daß ich die Summe nicht angerührt hatte, und einen Jeden zufrieden ſtellen konnte. Ich behielt etwa 10 Rthlr. übrig, und Schleiermacher auch nicht mehr. Durch Freunde aus der Ferne irgend Etwas zu erhalten, war vors Erſte unmöglich. Die franzöſiſchen Heere hatten ſich gegen Oſten und Norden immer weiter verbreitet, der Krieg ſchnitt uns von Verwandten und Freunden völlig ab.

Wir entſchloſſen uns nun, die kleine Summe, über die wir zu gebieten hatten, vereint zu benutzen, und eine gemeinſchaftliche Wirthſchaft zu führen. Schleiermacher bezog meine kleine beſchränkte Wohnung. Meine Frau mit ihrem Kinde und Schleiermachers Schweſter bewohnten eine kleine enge Kammer, die an eine größere Stube grenzte; ebenſo ſchlief ich mit meinem Freunde in einer ähnlichen Kammer, und ein Jeder verfolgte ſeine Studien und Arbeiten in einer gemeinſchaftlichen Stube. In einer Ecke meines Studirzimmers hat Schleiermacher ſeine Schrift über den erſten Brief Pauli an Timotheus ausgearbeitet. Wir lebten in der größten Dürftigkeit, ſahen wenige Menſchen, verließen faſt nie das Haus, und als das Geld ausging, verkaufte ich mein Silberzeug.

Obgleich wir nun ſo höchſt kümmerlich lebten, ſo war unſere Stimmung keinesweges niedergedrückt. Es war die feſte Ueberzeugung, daß von jetzt an das Schickſal des Landes in der unveränderlichen und feſtgehaltenen Geſinnung eines jeden Bürgers liege, die uns erhob und ſtärkte, und wir konnten trotz unſerer Armuth, wie gewöhnlich, die Freunde und Jünglinge, die den Muth hatten, die Stadt nicht zu verlaſſen, den Abend an unſerem Theetiſch verſammeln. Wir hatten kurz vorher uns mit Thee und Zucker auf eine lange Zeit verſorgt; von Reichardts Verleger in Hamburg lief eine Sendung von Rum ein, die ich in unſerm Feldlager für gute Beute erklärte. Hier erſchienen: Harſcher, Müller, v. Marwitz, v. Varnhagen und Freund Blanc, Prediger bei der franzöſiſchen Gemeinde in Halle. Letzterer hatte ſich eng an Schleiermacher und mich angeſchloſſen, hatte unſere Vorträge beſucht und war ſowohl durch Geiſt, wie durch Geſinnung einer meiner genaueſten Freunde geworden. Seine gründlichen und ausgezeichneten Kenntniſſe, ſowohl der älteren als modernen Literatur, ſind hinlänglich bekannt, und das unbegrenzte Zutrauen, welches wir zu einander hatten, kam ihm, wie der Leſer weiter erfahren wird, nur zu theuer zu ſtehen.

Gewiß, dieſe Abende ſind uns allen unvergeßlich. Zwar beſchäftigte uns die gefährliche und unglückliche Gegenwart und in den erſten Wochen unſichere und ſchwankende Gerüchte von den ſchauderhaften Ereigniſſen, auf eine betrübende Weiſe. Der ſchnelle, uns allen unglaubliche Verluſt von Magdeburg, entſetzte uns. Die Equipagen der Generale W. und R. kamen an; eine Menge Offiziere, aus der Gefangenſchaft entlaſſen, kehrten nach ihrem Wohnſitz Halle zurück. Vor meinem Hauſe war auf dem großen Platz ſonſt die Wachtparade; jetzt, ſeitdem die Stadt ruhig war, verſammelten ſich auf ihm zu der gewöhnlichen Stunde der Wachtparade, dieſe Offiziere. Wie Geſpenſter, deren Seelen nach dem Tode an einem verlorenen Schatze hängen, den ſie dort nicht mehr genießen können, erſchienen mir dieſe unglücklichen Geſtalten. Welche furchtbare Erinnerungen knüpften ſich an dieſe Erſcheinung!

Zwiſchen durch vernahmen wir ergötzliches Gerede von dem übertrieben furchtſamen Benehmen einiger Collegen. Man beurtheilt ſolche Fälle gewöhnlich zu hart; wenn friedliche Menſchen plötzlich waffenlos in die Hände übermächtiger Feinde gerathen, bilden ſich die Vorſtellungen von den möglichen Gefahren grenzenlos aus. Ich hatte, bei einer keinesweges gleichgültigen Gelegenheit, ein auffallendes Beiſpiel von dieſer Furchtſamkeit erlebt. Die den fliehenden preußiſchen Truppen abgenommenen Pulverkarren wurden ein paar Tage hindurch auf dem Paradeplatz vor meinem Hauſe aufgeſtellt; mehrere Pulvertonnen waren mehr oder weniger beſchädigt, und Pulverkörner waren auf dem Platze umher geſtreut. Eine Halleſche Bürgerwache ſollte die Annäherung an die gefährliche Stelle verhüten. Der unbeſchreibliche Leichtſinn, der ſich bei ſolchen Gelegenheiten bei den Franzoſen äußert, iſt allgemein bekannt. Ich ſah Soldaten, die in Stiefeln mit eiſernen Nägeln verſehen, ſo hart auftraten, daß man im Dunkeln die Funken entdeckte. So gingen ſie zwiſchen den Pulverkarren, nicht ſelten zugleich Taback rauchend. Man kann ſich meinen Schreck denken; denn die Bürgerwache, obgleich ſie ſich entſetzen mochte, wagte keinen Franzoſen zurückzuweiſen. Ich ſuchte den Männern begreiflich zu machen, daß ſie ja nicht wegen der Einwohner von Halle daſtänden, von dieſen dürfte man vorausſetzen, daß ſie ſelbſt beſonnen genug wären, ſich in der Ferne zu halten. Erſt nachdem ich den Verſuch machte, die feindlichen Soldaten zurückzuweiſen, als ſie entdeckten, daß dieſe der Abmahnung ohne Widerſtreben Folge leiſteten, entſchloſſen ſie ſich, meinem Beiſpiele zu folgen.

Schleiermacher und ich glaubten wohl zu thun, wenn wir uns mit Päſſen verſähen; es wäre möglich, dachten wir, daß Verhältniſſe unſere Entfernung wünſchenswerth machten, und daß ſich eine günſtige Gelegenheit dazu darbieten könnte. Ich ging auf das Rathhaus, und forderte einen Paß, der hier ausgeſtellt und von einem General-Intendanten unterzeichnet werden ſollte. Der Beamte empfing mich, da ich ihm bekannt war, höflich. In dem franzöſiſchen Formular wird die Größe des Paßinhabers angegeben, wie auch ſonſt gewöhnlich. Die Furcht des Beamten war aber ſo groß, daß er von mir forderte: ich ſolle mich, wie ein Rekrut, unter das Maaß ſtellen; und in der Perſonal-Beſchreibung ward ich als ein Mann bezeichnet: mit einem gewöhnlichen Geſicht, mit einer unbedeutenden Naſe und als nicht unverdächtig.

Das Schrecken der Einwohner ward noch vergrößert, als man erfuhr, daß der reiche Major v. Heide, der wohlhabende Senator Keferſtein und der Profeſſor Niemeyer als Geiſel nach Frankreich geführt wurden. Man traf allerlei Anſtalten, um ſich von der Geſinnung der Einwohner zu überzeugen. Die Offiziere, wenn ſie ſich einige Tage in Halle aufhalten mußten, langweilten ſich und veranſtalteten Bälle. Die Damen wurden eingeladen, aber dieſe Einladung ſah einer Requiſition nicht unähnlich. Wie ich gehört habe, erſchienen mehrere. Auch an uns kam der Umlauf und wir ſchrieben einfach darunter, daß unſere Damen nicht erſcheinen würden. Es gab Freunde, welche uns darüber Vorwürfe machten; viele Frauen nahmen, wie unſere, keinen Theil an den Bällen, aber ſie erſannen irgend eine Entſchuldigung. Nichts aber glich der entſetzlichen Erbitterung, die uns alle durchdrang, als wir jene Briefe, angeblich preußiſcher Bürger, welche in den Zeitungen erſchienen, laſen. Reil, deſſen großartige und kühne Geſinnung ſich offen und entſchieden ausſprach, beſuchte mich öfters, nicht bloß als Arzt. Einſt trat er blaß, zitternd vor Wuth zu uns herein. Der berüchtigte Angriff auf die Königliche Familie war erſchienen. Ich kann es nicht leugnen, die gewaltſame geſchichtliche Bedeutung Napoleons, die früher mich zu ihm hingezogen hatte, als er aus Aegypten zurückkehrend, die Revolution überwältigte und Ordnung und Geſetz in Frankreich einführte, hatte Spuren der Hochachtung zurück gelaſſen. Ich haßte, aber bewunderte ihn zugleich; ja, daß eine ſo großartig mächtige Perſönlichkeit beſtimmt war, unſer ſchimmerndes nationales Bewußtſein neu zu beleben, ſchien mir hoffnungsvoll und bedeutend. Von jetzt an, als ich die gemeine Geſinnung entdeckte, ward er mir inmitten ſeiner geſchichtlichen Größe verächtlich. Daß die große Entwickelung des Geſchlechts in ihrem Fortgange eine ſolche innerlich verpeſtete Geſinnung vernichten mußte, ſchien mir gewiß. Die mir eigene ſanguiniſche Hoffnung verlor ſich nie. Ich erlebe, behauptete ich unbefangen, Napoleons Sturz und Deutſchlands Befreiung. Beſonnene Männer, die mich ſo ſprechen hörten, lächelten, und glaubten wohl, daß ich nicht ſo klar wie ſie, das abſolut Troſtloſe der in der Gegenwart vorliegenden Verhältniſſe durchſchaue. Und doch lag die abſolute Hülfloſigkeit aller europäiſchen Staaten des Continents, Frankreich gegenüber, einem jeden Menſchen ſo nahe, daß wenig Scharfſinn dazu gehörte, ſie zu entdecken.

Man darf aber nicht glauben, daß unſere wiſſenſchaftlichen Studien ruheten. Unſere Unterhaltungen waren meiſt ſpeculativer Art. Blanc und Marwitz regten ſie vorzüglich an; wir erlebten nicht ſelten Abende, an welchen des Landes und unſere eigene Noth ganz verſchwunden ſchien, und wie mein Verhältniß in dieſer Zeit zu Schleiermacher werden mußte, kann man ſich leicht denken. Endlich wurde die Verbindung mit Berlin einerſeits und mit Kopenhagen andererſeits eröffnet. Summen von Verlegern und Freunden liefen ein, und der nächſten Noth war abgeholfen. Jetzt wurden nun die Schritte, die wir zu thun hatten, reiflich erwogen. Wir hatten für die nächſte Nahrung zu ſorgen und für eine wiſſenſchaftliche Beſchäftigung. Schleiermacher beſchloß, mit großer Entſagung noch einige Zeit in Halle zu verweilen, weil er hier in entſchiedener Einſamkeit und mit geringeren Koſten einige ſchriftſtelleriſche Arbeiten vollenden konnte. Für mich erſchloß ſich aber eine andere Ausſicht, die ich glaubte, nicht ganz aufgeben zu dürfen. Meine däniſchen Freunde waren um mich im höchſten Grade beſorgt. Mein Jugendfreund Mynſter bewies es auf eine thätige Weiſe. Mein jüngſter Bruder war mit den Truppen, die der Prinz-Regent zur Behauptung einer bewaffneten Neutralität verſammelt hatte, in Kiel. Ueber meine Lage entſetzt, eilte er zum Regenten, und der wohlwollende Herr, obgleich mit meiner Thätigkeit, wie ſie früher in Dänemark ſtattgefunden hatte, keineswegs zufrieden, ohne allen Zweifel ebenfalls von Theilnahme an meinem Schickſal bewegt, antwortete kurz, aber gütig: „Laſſen Sie ihn kommen, es iſt ein guter Kopf, wir können ihn wohl brauchen.“ Erſt nachdem mein Bruder den Kronprinzen geſprochen hatte, wandte er ſich an Schimmelmann. Auch der Regent hatte meinetwegen an ihn geſchrieben, und ich erhielt kurz nach einander, zuerſt von meinem Bruder und dann von dem Grafen, Nachricht.

Dieſer Schritt meines Bruders, die Antwort des Prinz-Regenten, das Schreiben des Grafen Schimmelmann verſetzten mich in eine große Unruhe. Die Theilnahme an Preußen, die mit jeder traurigen Nachricht, die wir erhielten, inniger und wärmer ward, hatte mich bis jetzt weniger an die eigene Noth denken laſſen, die ich ohnehin mit allen meinen Collegen theilte. Nie war ich entſchloſſener geweſen, mein Schickſal an das Preußens anzuſchließen, als eben jetzt. Ich ſah mich, wie ſich von ſelbſt verſteht, noch immer als einen preußiſchen Beamten an; ich konnte dem verhaßten Feinde das Recht nicht zugeſtehen, die Univerſität aufzuheben, die Profeſſoren zu entlaſſen. Die Univerſitätslehrer hatten die Verpflichtung, ſich jetzt mehr als je dem Feinde gegenüber als preußiſche Beamte zu behaupten, wenn ſie auch durch die Gewaltthat des Feindes mit ihren Familien in eine noch ſo bedenkliche Lage verſetzt waren: dann aber war es mir nur zu klar, daß ich auf eine unbeſtimmte Zeit alle Subſiſtenzmittel verloren hatte; nur zu wahrſcheinlich, daß der ſiegreiche Feind die Provinzen dieſſeits der Elbe niemals zurückgeben werde; ungewiß, ob der König von Preußen, wenn der unglückliche Krieg beendet war, die Univerſität von Halle mit dem ſämmtlichen Perſonal derſelben nach geſchloſſenem Frieden anderswohin verlegen würde. Ich war erſt ſeit ein paar Jahren preußiſcher Unterthan; es war nicht wahrſcheinlich, daß man ſelbſt dann bei einer abermaligen Berufung mich den älteren Unterthanen vorziehen würde; und mir war es nicht unbekannt, daß ich, beſonders unter den Naturforſchern, viele einflußreiche Gegner hatte. Aber was ich in Deutſchland ſuchte, was mich von meinem Vaterlande trennte, hatte für mich einen großen, tiefen, ja oft religiöſen Werth: und jetzt, da der Kampf ernſthaft ward, ſollte ich den Kampfplatz in dem bedenklichſten Augenblicke verlaſſen? dieſes ſchien mir auf jeden Fall unwürdig. Indem ich nun aber mit Schleiermacher alle Verhältniſſe genau erwog, ſah ich ein, daß ich die Ausſicht zur Thätigkeit in meinem Vaterlande, die vor mir lag, nicht unbedingt abweiſen durfte. Ich hoffte, daß es mir gelingen würde, den Prinz-Regenten dafür zu ſtimmen, mich ſo lange in dem Dienſte meines Königs bleiben zu laſſen, bis er mich aus dieſem, ohne eine Veranlaſſung von meiner Seite, etwa zu entlaſſen, ſich entſchließen würde. In dieſem Sinne ſchrieb ich an den Miniſter v. Maſſow. Ich erklärte, daß ich mich noch immer als Profeſſor bei der durch die Gewaltthat des Feindes zerſprengten Univerſität betrachte: ſtellte ihm aber vor, daß mir in Halle alle Mittel, meine Familie zu ernähren, fehlten, und erſuchte ihn, mir einen Urlaub zu ertheilen, um nach meinem Vaterlande zurückzureiſen. Dieſen erhielt ich.

Emigration.

Nach Weihnachten trennte ich mich nun unter ſo drohenden Verhältniſſen von meinem Freunde Schleiermacher. Die Jahreszeit war ungewöhnlich milde, Frau und Kind geſund. Unterwegs wurden wir, was mich nicht wenig rührte, mit inniger Theilnahme als Fliehende betrachtet. Wir reiſten über Hildesheim, wo ich einige Tage bei meinem Schwager Stelzer, der dort

Criminalrath war, verweilte, und über Hannover nach Haarburg.

Als wir des Morgens früh mit einem ſogenannten Ever nach Hamburg überſetzen wollten, erfuhren wir, daß die Elbe ſo hoch geſtiegen war, wie man ſich ſeit langer Zeit nicht erinnerte, daß zugleich ein weſtlicher Sturm das Meerwaſſer in die Elbe hineinwälzte, das Steigen des Waſſers vergrößerte und es, indem ein großer Theil der Inſeln völlig überſchwemmt war, in eine unruhige, ja gefährliche Bewegung ſetzte. Der Wirth rieth uns, die Ueberfahrt bis zum Sinken des Waſſers auszuſetzen: ich aber ließ den Ever-Schiffer kommen, der mich verſicherte, daß die Ueberfahrt unbedenklich wäre. Wir ſchifften uns ein, und das durch eine lange Erdzunge von dem Fluß abgeſchnittene Binnenwaſſer bei Haarburg war ſo ruhig, daß ich mich ſchon freute, den Entſchluß zur Abreiſe gefaßt zu haben. Doch kaum waren wir aus dieſem ſtillen Waſſer heraus, als ich plötzlich mit Entſetzen die Gefahr wahrnahm, der wir uns unbeſonnen ausgeſetzt hatten. Die Ever ſind für ſolche drohende Gefahren höchſt ungeſchickt gebaut; das eine rieſenhafte Segel läßt ſich nur mühſam behandeln und richten, Je länger die Fahrt dauerte, deſto bedenklicher wurden ſelbſt die Bootsleute. Oft ſegelten wir über ganz mit Waſſer bedeckte Inſeln zwiſchen Bäumen, wir ſtürzten aus einer Brandung in die andere, das Boot drohte jeden Augenblick umzuſchlagen, und ich, obgleich mir in meiner Jugend die Handhabung der Segel auf einem Schiff nicht unbekannt war, konnte doch hier, wo die Arbeit mir völlig fremd war und die größte körperliche Anſtrengung erfordert wurde, mich nur leidend verhalten. Meine Frau war voll Entſetzen, das einjährige Kind hatte zwar ein weiches Lager und war von einem großen Mantel umhüllt, ſchrie aber unaufhörlich. Die Kinderfrau rang die Hände und ein Weib, welche alle Tage nach Hamburg überzuſetzen pflegte, und obgleich mit der Gefahr vertraut, doch ſelbſt ſehr beſorgt war, ſuchte auf eine rührende Weiſe meine Frau zu tröſten. Das fortdauernd hereinſtürzende Waſſer hatte uns alle bis auf die Haut durchnäßt; der Mantel bot gegen dieſe Waſſerſtröme dem Kinde keinen Schutz. Die Ueberfahrt, die unter günſtigen Umſtänden kaum eine Stunde erfordert, dauerte jetzt über vier Stunden. Oft waren wir Hamburg und Altona ganz nahe, wurden aber wieder zurückgeworfen. Endlich drängte der Ever ſich zwiſchen die Schiffe, die ſelbſt in gefährlicher Bewegung waren; und in der That konnten wir erſt, als wir alle das Boot verlaſſen hatten, und die Stufen zum Baumhauſe hinaufſtiegen, ſagen, daß wir der Gefahr entronnen waren. Hier nun ward für Erquickung und trockene Kleidung geſorgt, und ich eilte zur Großmutter meiner Frau, naß, wie ich war, denn ſie erwartete uns, und ich konnte mir ihre Angſt denken. Sie erſchrak heftig, als ſie mich allein ſah, ſie und die bei ihr lebende Tochter hatten ſich bis jetzo damit getröſtet, daß wir Haarburg nicht verlaſſen haben würden; daß wir dort angekommen waren, wußten ſie, und von Hamburg aus, wo die ganze Elbe offen vorlag, war das Gefährliche der Ueberfahrt augenſcheinlich.

Ich mußte mich länger in Hamburg aufhalten, als ich wünſchte; die Correſpondenz mit dem Grafen Schimmelmann und mit meinem Bruder entwickelte meine zukünftigen Verhältniſſe, wie ſie in Dänemark ſich geſtalten würden. Es kam darauf an, meine ganze Stellung ſo einzurichten, daß ich nur von dem wohlwollenden Miniſter abhing. Der Graf hatte ſchon öfter ein Auskunftsmittel gefunden, welches bei dem erſten Anſchein auffallen mußte. Ein Oekonomie- und Commerzcollegium war ganz ſeiner Leitung anvertraut. Männer, deren ausgezeichnete geiſtige Fähigkeiten in dem kleinen Lande ihnen keine erwünſchte Stellung eröffnen konnten, wurden als Aſſeſſoren des Collegiums angeſtellt. So erhielten zwei in Dänemark berühmte Dichter dieſes Amt. Der eine ältere Pram, der Verfaſſer eines großen, ſehr geſchätzten Heldengedichtes (Staerkodder), ein höchſt origineller und geiſtreicher Mann, und ein wahrhaftes Dichtergenie, v. Schack-Staffeldt, erhielten Stellen in dieſem Collegium. Auch mir war ein ſolches Amt zugedacht. Ich war allerdings auf dieſe Weiſe aus den quälenden Verhältniſſen herausgeriſſen, die meine Stellung zum Grafen Reventlow bei meinem erſten Aufenthalt in Dänemark ſo höchſt unangenehm machten. Indeſſen mochte es dem Miniſter Mühe gekoſtet haben, den Prinz-Regenten von der Zweckmäßigkeit einer ſolchen Anſtellung zu überzeugen.

Ich war am Neujahr nach Hamburg gekommen, und mußte dort bis in den März verweilen. Im Ganzen machte zwar meine Bekanntſchaft mit den edelſten Familien Hamburgs, wie ſie ſchon früher erwähnt wurde, mir dieſen Aufenthalt angenehm, aber das Unentſchiedene meiner Stellung quälte mich fortdauernd.

Hier erfuhr ich nun den kühnen Zug des Generals Blücher nach Lübeck. Mit welchem Enthuſiasmus ich mich, wie jeder Preuße, an den Glanz ſeines Namens anſchloß, iſt begreiflich; mir war ſein Name ſchon ein Lichtpunkt der Zukunft; allenthalben ward dieſer mit Bewunderung und Verehrung genannt; denn in Hamburg herrſchte eine warme, tiefe, deutſche Geſinnung. —

Aber ich ſollte hier eine andere Bekanntſchaft machen, die für mein zukünftiges Leben nicht unwichtig war. Martin, der als Auditeur bei einem Regiment in Caſſel angeſtellt geweſen war, ſuchte mich auf. Er war, als die Franzoſen Caſſel beſetzten, geflohen und hatte eine nicht unbedeutende Regimentskaſſe gerettet. Dieſe Summe brachte er dem Kurfürſten, der ſich damals bei ſeinem Bruder, dem Statthalter von Schleswig und Holſtein, dem Landgrafen aufhielt. Er hoffte, von ſeinem Landesherrn freundlich empfangen zu werden. Dieſes war aber nicht der Fall, denn es war ihm nicht gelungen, die ganze Summe zu retten. Der Kurfürſt nahm keine Rückſicht auf die

Verhältniſſe, und die groſsen Gefahren, die bei ſeiner Flucht durch ein mit Feinden beſetztes Land ſtattfanden, kamen gar nicht in Betracht. Heſſen war bekanntlich ohne Kriegserklärung von Napoleon überrumpelt und in Beſchlag genommen worden. Der Landesherr war verjagt, ein jeder Heſſe hatte das Recht, die Franzoſen als Feinde zu betrachten, und wie die Hannoveraner, ſo weit ihre Kräfte reichten, als ſolche zu behandeln. Ich erfuhr nun, daß in der That ein geheimes Bündniß von Heſſen und Hannover, von England unterſtützt, thätig war, daß man im Stillen Anſtalten traf, die in Preußen thätige feindliche Armee ſoviel wie möglich in dem Rücken zu beunruhigen, und da ich entſchloſſen war, wie auch meine Verhältniſſe in Dänemark ſich geſtalteten, und bis ich nach dem Frieden ohne mein Zuthun meine Entlaſſung erhalten würde, preußiſcher Unterthan zu bleiben, ſo war mir die Bekanntſchaft mit Martin ſehr angenehm. Ich beſchloß, bei meiner Zurückkunft nach Halle dieſe Bekanntſchaft zu benutzen, und wenn ſich, was ich vorausſetzte, ein ähnliches Bündniß in den preußiſchen Ländern dieſſeits der Elbe bilden ſollte, eine Vereinigung beider geheimen Bündniſſe zu veranlaſſen. So war ich nun in ein höchſt bedenkliches Verhältniß verflochten, welches ſelbſt in Hamburg für die Theilnehmer keineswegs gefahrlos war.

Unter den kriegeriſchen Ereigniſſen, die in meiner Nähe ſtattfanden, kann ich nicht umhin, ein ſeltſames hier zu erwähnen. Bei dem Angriff auf Lübeck waren einige franzöſiſche Truppen unwiſſentlich auf das däniſche Gebiet gerathen. Ein kleines Gefecht fand ſtatt. Das Ganze beruhte auf einem Mißverſtändniß, und der vorübergehende Streit war bald geſchlichtet. Ein jütländiſcher Artilleriſt hatte ſich beſonders ausgezeichnet. Als die übrigen flohen, blieb er allein zurück. Es war ihm gelungen, einige Gegner zu tödten, und als die Franzoſen ſich ſeiner Kanone bemächtigten, fanden ſie ihn auf dieſer liegend und ſie umarmend. Als nun das Mißverſtändniß gehoben, die friedlichen Verhältniſſe wieder eingetreten waren, wurden natürlich die Kanone und der Artilleriſt wieder ausgeliefert, ſeine That aber und ſein kühnes Benehmen geprieſen. Dieſes Ereigniß hatte auf den einfachen beſchränkten Menſchen einen ſeltſamen Einfluß. Wahrſcheinlich hatte er von der getroffenen friedlichen Uebereinkunft keinen Begriff, und konnte ſich nicht vorſtellen, daß Menſchen, die ſich geſtern wechſelſeitig todtſchlugen, heute in freundlichem Verhältniß leben konnten. Franzoſen, die auf der Grenze einquartiert waren, beſuchten ſich völlig ſorglos, und wenn die verſchiedenen Quartiere durch zwiſchenliegende däniſche Feldwege getrennt waren, durchſchritten ſie dieſe unbedenklich. Nun fand man aber einige Tage hintereinander Franzoſen auf dieſen Feldern durch Flintenſchüſſe getödtet oder verwundet, und zwar, wie die letzteren ausſagten, durch Schüſſe aus nahe liegenden Gebüſchen. Natürlich wurde die genaueſte Unterſuchung angeſtellt, und es fand ſich, welche unglückliche Folge die That, die dem Artilleriſten ſo viel Ruhm verſchaffte, für ihn ſelbſt hatte. Es war in ihm eine unwiderſtehliche Neigung entſtanden, Franzoſen niederzuſchießen, eine Art Jagdluſt, die er nicht überwinden konnte. Was man mit dem armen Menſchen anfing, erinnere ich mich nicht mehr deutlich, doch iſt es mir, als hätte man beſchloſſen, ihn als einen Wahnſinnigen zu betrachten.

Im Märzmonat verließ ich Hamburg, ließ meine Familie zurück und reiſte nach Kiel. Es war mir ſeltſam zu Muthe, als ich nun unter ſo veränderten Verhältniſſen dieſe Stadt wiederſah. Sie war ſtark mit Militair beſetzt. Der Prinz-Regent bewohnte das Schloß. Die Univerſität ſchien unter den tumultuariſchen Verhältniſſen zurückgedrängt, und die verhängnißvollen Ereigniſſe, die über dem ganzen europäiſchen Continent ſchwebten, die auch mich im Innerſten ergriffen und meine ganze äußere Lage zerſtört hatten, traten mir nun auch hier drohend entgegen. So ſah ich nun meinen alten Wohlthäter Hensler wieder, mit ihm nicht wenige meiner Freunde, mit denen ich die ruhige genußreiche Zeit vor zehn Jahren in Kiel durchlebt hatte. Ich betrat das Haus, das ich früher bewohnt hatte. Der alte Wirth war noch da; die alte Tochter trieb ſich wie ſonſt im Hauſe herum; die alte Magd erkannte mich wieder; ſie ſchloß mir die Stube auf, dieſelben alten Möbel ſtanden an der nämlichen Stelle, und wunderbar ergriffen ſah ich, wie die frühere Lage, die mir in der Erinnerung ſo heiter erſchien, unverändert ſich erhalten hatte. Und wie weit in meine frühere Jugend reichte dieſe Erinnerung zurück; denn Rahbek hatte dieſelbe Stube bewohnt; Wirth, Tochter und Magd waren ſchon damals wie jetzt da, und die Stube hatte, wie die ganze Umgebung, ſich ſeit wenigſtens zwanzig Jahren unverändert erhalten. Dorothea, die Magd, war mir ſogar durch ein, während meines Kopenhagener Lebens, ſehr beliebtes Trinklied, noch ehe ich nach Kiel kam, bekannt geworden. Alle dieſe Erinnerungen der früheren friedlichen Zeit überwältigten mich. „Wie feſt ſchien der Staat begründet! ich verließ mich auf ihn, wie auf die Natur, die mein leibliches Daſein trug und pflegte. Jetzt war, was mir ſo begründet ſchien, bedenklich in die großen Ereigniſſe hineingezogen. Hinter mir lag ein zertrümmertes, zerſtörtes Reich, unter deſſen Trümmern mein eigenes Daſein begraben war. Zwar ſchien die Stellung des däniſchen Reiches noch nicht bedenklich. Nachdem der Krieg ſich nach der däniſchen Grenze gewälzt hatte, mußte die Sicherheit derſelben gegen zufällige Verletzungen und Unordnungen geſchützt erſcheinen. Aber die Stellung des däniſchen Heeres in Holſtein hatte etwas Herausforderndes und eine jede Veränderung konnte Gefahr bringen. Man hatte indeſſen, wenigſtens in meiner Umgebung, keine Ahnung davon. Doch ſchien die Stimmung der Einwohner mit derjenigen der däniſchen Umgebung des Königs ſehr im Widerſpruche zu ſtehen, und mir trat dieſer Contraſt quälend entgegen. Der Holſteiner war deutſch geſinnt, ihm war der Untergang von Preußen furchtbar, den Dänen wenigſtens gleichgültig; ja es äußerte ſich unter meinen däniſchen Freunden eine Geſinnung, die mich empörte. Friedrich Guldberg, der als däniſcher Dichter einen Ruf hatte, war ein Sohn des unter der verwitweten Königin Juliane Maria allvermögenden Miniſters. Ich hatte, wie mit den übrigen däniſchen Literaten, auch mit ihm in vertrautem Verhältniß gelebt. Er war jetzt in Kiel als Lehrer der Kronprinzeſſin, und nun ein Ultradäne. Die Franzoſen, ſo ſchien es ihm, hatten das nördliche Deutſchland auf immer erobert; daß das Alles zertrümmernde Joch jemals abgewälzt werden könnte, kam ihm unglaublich vor; Holſtein war jetzt eine von Deutſchland losgeriſſene Provinz des däniſchen Reiches, und mußte vollſtändig däniſirt werden; ja er hatte den lächerlichen Einfall, daß man die däniſche Sprache in Holſtein einführen müßte. So ſeltſam in eine ſtarre, beſchränkte und einſeitige Nationalität war er und nur Wenige ſeiner Freunde hineingeriſſen, ſo verblendet, daß er die Macht des deutſchen Geiſtes, die Gewalt einer urkräftigen Sprache, die Urſprache der ganzen neuern Zeit ſeit mehr als 1000 Jahren, durch die Herrſchaft ſeines kleinen Vaterlandes und durch die ſchnell wechſelnden Verhältniſſe einer vorübergehenden Zeit verdrängen zu können glaubte. Seine Partei war freilich nur ſehr ſchwach, er, der Wortführer derſelben, ſprach aber laut und unbeſonnen. Daß Aeußerungen der Art, die der Deutſche, entfernter von Dänemark, nur belächelt, ja als pſychiſch krankhafte mitleidig angehört haben würde, in Holſtein eine große Erbitterung erregten, war natürlich. Profeſſor Heinrich, ein Schleſier, als Philolog nach Kiel berufen, war ſeiner äußerſt derben Natur wegen bekannt. Er ward der Wortführer der erbitterten Deutſchen. Es war leicht, den Ultradänismus in ſeinem lächerlichen Lichte zu zeigen, und Heinrich ſchonte ſeinen Gegner nicht.

Ich kann dieſen Streit, der mir damals als Däne und als Deutſcher ſo widerwärtig war, nicht berühren, ohne an das ganz umgekehrte Verhältniß, wie es gegenwärtig ſich äußert, zu denken. Von Holſtein aus iſt die deutſche Sprache immer weiter nach Norden gedrungen und die däniſche Sprache iſt durch die geſchichtlichen Verhältniſſe, durch die Concentration der däniſchen Bildung auf den Inſeln, durch die innige Verbindung der Jütländer in allen Lebensverhältniſſen auf derſelben Halbinſel, theils erloſchen, theils in einigen Gegenden nur als untergeordnete Volksſprache übrig geblieben. In den letztgenannten war nun das däniſche Volk unter einer däniſchen Herrſchaft in die ſeltſame Lage verſetzt, daß der Gottesdienſt, ſo wie die Gerichtsverhandlungen, in einer Sprache ſtattfanden, die das Volk nicht verſteht. Die Dänen beklagten ſich darüber, und dem Könige des Landes ward die Frage vorgelegt, ob die eingedrungenen Prediger, Schullehrer und Beamten däniſch, oder das noch däniſche Volk unter däniſcher Herrſchaft deutſch lernen ſollten? Obgleich es zugeſtanden werden muß, daß die Verbindung dieſer Gegenden mit den Herzogthümern, beſonders die gemeinſchaftliche Adminiſtration und Jurisdiction Schwierigkeiten hervorruft: ſo ſcheint doch die Forderung, an einen däniſchen König gerichtet, eine noch lebende, und wenn auch zurückgedrängte, doch herauszubildende Wurzel der Nationalität zu vernichten, eine völlig ungereimte zu ſein, und von Rechts wegen von dem däniſchen Volke mit Entſchiedenheit abzuweiſen. Die ſcandinaviſchen Sprachen ſind germanische Urſprachen, wie die deutſche, ja die Erinnerung derſelben reicht viel weiter zurück als die der deutſchen Sprache. Was die Indier und Aegypter den Griechen, das iſt Scandinavien den Deutſchen; die mythiſche Urzeit der alten Gothen lebt noch im hohen Norden, bildet noch den friſchen Kern einer eigenthümlichen ſcandinaviſchen Dichtkunſt. Es iſt ein Unglück für Deutſchland, daß dieſe reiche mythologiſche Welt verſchwunden, und nur dürftig erſetzt iſt durch eine römiſche Ueberlieferung, deren proſaiſch-doctrinäre und ſittlich belehrende Abſicht nur zu klar vorliegt. Die Zeit nähert ſich, in welcher der tiefforſchende Deutſche die wunderbar reiche Urzeit ſeines eigenen Volkes, den Schatz ſeiner tiefſten Vergangenheit, in den ſcandinaviſchen Sprachen bewahrt, entdecken wird; es wird ihm eine bedeutende geiſtige Aufgabe ſein, im hohen Norden ſeine Urheimath zu erkennen, und er wird die Gegend, in welcher die Sprache die Urklänge ſeines eigenen Daſeins bewahrt, ehren und ſchätzen, keinesweges verdrängen wollen. Die Dänen haben in jenen Grenzprovinzen nicht bloß ein äußeres, mit den geſchichtlichen Veränderungen wechſelndes Recht zu verfechten, vielmehr ein geiſtiges, deſſen Angriff zugleich den innerſten Kern des nationalen Daſeins verletzend trifft.

Ich kann nicht umhin, hier an ein Ereigniß zu erinnern, welches mich tief bewegte. Man weiß, wie geſchichtlich bedeutend mir von meiner früheſten Kindheit an die Familie Bernſtorf erſchien. Meine Verehrung war mit einer innigen Zuneigung verbunden. Der Graf Chriſtian Bernſtorf war als Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten mit dem Prinz-Regenten in Kiel. Seine Nichte und Frau, jung und liebenswürdig, war zugleich eine auffallende Schönheit. Das erſte Wochenbett warf ſie in eine tödtliche Krankheit. Die zu Rathe gezogenen Aerzte hatten alle Hoffnung aufgegeben. Ein gewiſſes Vorurtheil, wohl zum Theil durch die Collegen veranlaßt, herrſchte gegen einen, als denkender Schriftſteller bekannten Arzt, der nach Kiel berufen ward; es war Brandis. Er wurde erſt gerufen, als die Gefahr am höchſten geſtiegen. Die Krankheit, von den übrigen Aerzten verkannt, ward von ihm beſtimmt angegeben. Es iſt, ſagte er, ein zurückgedrängtes Scharlachfieber.

Es giebt ein Mittel, aber es iſt ein bedenkliches, ohne Anwendung deſſelben ſtirbt die Kranke beſtimmt; wird es angewandt, dann iſt die Rettung möglich, ja wahrſcheinlich, aber nicht gewiß. Er wagte es, der dem Tode nahen Wöchnerin ein kaltes Bad zu verordnen. Der Scharlach trat hervor, und die junge ſchöne, allgemein geliebte Gräfin war gerettet. Eine ſolche Kur, in einer kleinen Stadt, unter den Augen des Königlichen Hofes, erſchien faſt wie ein Wunder, und Brandis ward Leibarzt der Königin, eine Stelle, die er noch bekleidet. Wenn man ſich erinnert, wie nahe ich mit meinen Studien der Arzneikunde ſtand, wie wichtig ſie mir war, ſo wird man einſehen können, wie bedeutend mir eine Heilung erſcheinen mußte, die für mich ein hohes nationales, ein rein menſchliches und zugleich ein wiſſenſchaftliches Intereſſe hatte.

Der Tag kam heran, der für meine Audienz bei dem Prinz-Regenten beſtimmt war. In dem großen Vorſaal, in welchem ich einige Zeit verweilen mußte, fand ich einige Adjutanten. Durch meine Brüder waren ſie mir bekannt. Sie hatten die günſtigen Urtheile des Prinz-Regenten über mich gehört, und kamen mir höchſt freundlich entgegen. Herr v. B., der General-Adjutant, erneuerte mit ſcheinbarer Innigkeit eine frühere Bekanntſchaft; Herr v. H. berührte, wie es ſchien, mit Wohlgefallen entfernte Familien-Verhältniſſe. Ich erſchien, ehe ich hereintrat, als ein Begünſtigter des Prinz-Regenten. Ein höherer Beamter wird entlaſſen, die Thür eröffnet, ich trete hinein. Es war das erſte Mal, daß ich mit dem Prinz-Regenten in perſönliche Berührung kam. Er hatte in ſeiner Perſon etwas Auffallendes. Er war mager, blaß, Haar und Augenbrauen blendend weiß, dennoch waren die Geſichtszüge die bedeutenden des alten Königsſtammes; man erkannte den Herrſcher, und gewann den rein menſchlich Geſinnten lieb. Ich verneigte mich tief. „Es iſt mir lieb,“ ſagte der Prinz-Regent, „daß Sie wieder zu uns kommen; Sie ſind ein guter Kopf, wir werden Sie brauchen können: aber Vorleſungen dürfen Sie nicht halten.“ Weder Graf Schimmelmann noch mein Bruder hatten mich einen ſolchen Empfang ahnen laſſen. „Ich bedaure,“ antwortete ich darauf, „Ew. Königliche Hoheit, daß ich dann mich als aus meinem Vaterlande, aus dem Dienſte ausgeſchieden betrachten muß.“ Dieſe erſte Anrede erſchütterte mich ſo, daß ich mich ganz vergaß, mich verneigte, und gegen alle Sitte, Miene machte, mich ſtillſchweigend zu entfernen. Da äußerte ſich die perſönliche Güte des Prinz-Regenten. „Sind Sie ſo kurz angebunden?“ ſagte er, „wir können doch mit einander ſprechen.“ Ich blieb ſtehen. „Ich kann Sie nicht leſen laſſen,“ fuhr er fort, „Sie machen mir meine Unterthanen verrückt.“ „Königliche Hoheit,“ erwiederte ich, „mir iſt das unglückliche Ereigniß, welches man benutzt hat, um mir in Ihren Augen zu ſchaden, bekannt.“ Ich erzählte, was früher von dem unglücklichen jungen Menſchen (S.) erwähnt wurde. „Eine jede anſtrengende Wiſſenſchaft kann einzelnen geiſtesſchwachen Menſchen gefährlich werden,“ fuhr ich fort; — „wie Viele haben durch das mathematiſche Studium, durch Bibelleſen, den Verſtand verloren; ja ſelbſt die vortrefflichen Vorleſungen des Profeſſor Moldenhauer haben ſo unglücklich auf die Geiſtesthätigkeit eines jungen Mannes eingewirkt.“ Dieſer hatte einen bedeutenden Einfluß und ich konnte vorausſetzen, daß ſein Urtheil über mich mir ſchädlich geworden war. Der Prinz-Regent lachte und ſchien mich zu verſtehen. „Aber, warum wollen Sie leſen?“ fuhr er fort, „Sie können ja in Ihrer Wiſſenſchaft Schriften ausarbeiten; bei uns iſt Preßfreiheit, und wenn Ihre Schriften nichts gegen den Staat, die Religion und die guten Sitten enthalten, ſo wird Ihnen kein Menſch Hinderniſſe in den Weg legen.“ Ich ſuchte ihm nun darzuthun, wie ich mir das Talent, mündliche Vorträge zu halten, und dadurch die Jugend zu gewinnen, ganz vorzüglich zutraute; wie eben der lebhafte Beifall, den ich in Kopenhagen, wie ſpäter in Halle, gewonnen hatte, mir die Verpflichtung auflegte, eine Laufbahn nicht aufzugeben, die ich ſo glücklich begonnen hatte. Eben die Erfolge, die meine Gegner zu fürchten ſchienen, waren mir eine Aufforderung, den Wirkungskreis feſtzuhalten. Zwar glaubte ich eine ſonſtige amtliche Stellung gewiſſenhaft übernehmen zu können: aber für eine ſolche Stellung wären Viele da, ich könnte, um in dieſe Maſſe zu treten, die mir verliehene Gabe nicht aufgeben; „und dann,“ fuhr ich fort, indem der Prinz-Regent mich mit großer Geduld und Güte ſprechen ließ, „habe ich als Promovirter auf einer einheimiſchen Univerſität das Recht erworben, Vorträge zu halten, und erſcheine alſo als ein Beſtrafter. Dulde ich, daß mir dieſes Recht genommen wird, ſo lege ich damit das Geſtändniß eines Vergehens ab: und ich ſollte, was mir als ein Heiliges dünkte, in eine ſo ſchiefe Stellung bringen?" Es ſcheint, als wenn der Prinz-Regent dieſe Aeußerung mißverſtanden hatte, wie ſpätere Ereigniſſe beweiſen. Auch jetzt ſchien er verdrießlich.

Der Gang des Geſprächs iſt mir nicht vollkommen erinnerlich; aber es ſchloß auf eine Weiſe, die mir das höchſte Mißfallen des Prinzen zuzog. Er äußerte mit Heftigkeit, daß ich ja gezwungen werden könne, däniſche Dienſte anzunehmen, weil ich däniſche Reiſeſtipendien genoſſen habe. Ich wagte es nun, und ſehe auch jetzt nicht ein, wie ich es hätte umgehen können, den Prinzen daran zu erinnern, daß ich mich, wie meine Pflicht es gebot, eingeſtellt und ein däniſches Amt angenommen, daß ich nicht heimlich entwichen, ſondern in Gnaden entlaſſen wäre, „und jetzt, Ihre Königliche Hoheit," ſo ſchloß ich, „bin ich Königlich Preußiſcher Profeſſor, habe keine Entlaſſung, ſondern nur Urlaub erhalten, und habe vor meiner Abreiſe die Erklärung abgegeben, daß ich, ſelbſt wenn in meinem Vaterlande die glänzendſten Ausſichten für mich ſich eröffneten, in der gegenwärtigen bedenklichen Lage des Landes, keinesweges meine Dienſtverhältniſſe verlaſſen würde.“ Schon im Verlauf des Geſprächs hatte ich früher daſſelbe geſagt. Der Prinz-Regent äußerte ſich auf eine mich kränkende Weiſe über die preußiſche Armee, und fragte mich ſpöttiſch, ob ich etwa, um das Land zu retten, preußiſcher Soldat werden wolle. Am Schluß des Geſpräches war er ſehr laut geworden, und entließ mich erzürnt. Als ich die Thür öffnete, um herauszutreten, ſah ich, wie die Adjutanten ſich eilig entfernten. Sie hatten, das war klar, als das Geſpräch lauter ward, gelauſcht. Ein jeder trat ſo weit von mir zurück, wie möglich, keiner grüßte mich, und ich ward auch von dieſen Herren ſehr ungnädig entlaſſen.

Ich bin dieſes Geſprächs wegen heftig getadelt worden; ich will mich nicht rechtfertigen, indeſſen darf ich wohl eine Entſchuldigung wagen. Man denke ſich die Stimmung, in welche ein Mann, der ganz für einen ihm wichtigen und großartigen Zweck lebte, gerathen mußte, wenn er, aller äußern Wahrſcheinlichkeit nach, dem Untergange des Volks entgegenſah, auf deſſen Daſein ſeine ganze Thätigkeit beruhte. Meine ganze Hoffnung für die Zukunft ſchloß ſich ja nicht an die nächſten ſinnlichen Ereigniſſe, ſondern an eine unſichtbare Gewalt, welche die ganze Geſchichte beherrſchte. Und dieſe Richtung aller meiner Gedanken mußte meine Geſinnung, indem ſie geſteigert wurde, von allen ſinnlichen Verhältniſſen abwenden. Es war, wenn der Prinz-Regent den Entſchluß, mir das Leſen zu verbieten, gegen Graf Schimmelmann geäußert hatte, offenbar von dieſem unrecht, mich es nicht wiſſen zu laſſen: und nun war das erſte Wort, was ich von dem Prinz-Regenten vernahm, die Aufforderung, einer Thätigkeit, die mir jetzt großartiger und bedeutender als je erſchien, für welche ich mein ganzes Daſein zu wagen entſchloſſen war, auf immer zu entſagen; ich ſollte, was für mich eine religiöſe Bedeutung erhalten hatte, aufgeben, um eine Stellung anzunehmen, die mir, da ich meinen eigenen Ruf klar zu erkennen glaube, nichtig erſcheinen mußte. In eine ſolche Stimmung verſetzt, vernachläſſigte ich freilich die Rückſichten, die ich nicht überſehen würde, wenn ich aus gewöhnlichen bürgerlichen Verhältniſſen herausgetreten, mit einem Regenten geſprochen hätte, den ich verehrte und dem ich huldigte.

Als ich allein war, und über meine Lage nachdachte, entſchloß ich mich, nach Kopenhagen zu reiſen. Es war der einzige Ort, wo ich hoffen konnte, eine Summe zu erhalten, die mich wenigſtens aus der erſten drückenden Verlegenheit herausreißen konnte. Mein jüngſter Bruder, dem ich das Geſpräch mittheilte, erſchrak ſehr, und beſchloß, mich zu begleiten, um vielleicht durch ſeine Gegenwart in Kopenhagen mir auf irgend eine Weiſe nützlich zu ſein. Um dieſe Reiſe antreten zu können, mußte er bei dem Prinz-Regenten um Urlaub nachſuchen. Dieſer wurde ihm unbedingt zugeſtanden, und der Prinz ſagte auf eine etwas ſpöttiſche Weiſe: „Begleiten Sie Ihren Bruder nur; es wäre ja hart, wenn der arme Mann in dieſer Jahreszeit allein reiſen müßte." Wir reiſten über Fühnen, wo ich mich einige Tage bei meinem Schwager aufhielt. Man kann ſich denken, mit welchem Entſetzen Schweſter und Schwager meine Lage betrachteten. Mit der fahrenden Poſt reiſten wir nach Kopenhagen, und angegriffen von der Reiſe, entſchloſſen wir uns, in Roeskilde die Poſt zu verlaſſen, und den Tag darauf mit Extrapoſt weiter zu reiſen. In dem Gaſthofe, in welchem wir hier abſtiegen, langten wir gerade zur Zeit des Mittageſſens an. Kaum hatten wir eine Stunde bei der Tafel zugebracht, als der Bediente meines älteſten Bruders erſchien, und mich aufforderte, ſchleunig zu ihm zu kommen. Schon während des Eſſens hatte ich bemerkt, daß die Gäſte, die dort verſammelt waren, mich betrachteten, und ſich zuflüſterten; daß ich der allgemeine Gegenſtand einer geſpannten Neugierde war. Als wir zum Bruder kamen, fand ich ihn in voller Uniform und mit dem Trauerflor um den Arm.

Mein Bruder erſchien zugleich erzürnt und erſchrocken. „Wie haſt du meine Ankunft erfahren?“ fragte ich, da ich wohl merkte, daß etwas Außerordentliches vorgefallen ſein müſſe. „Du wurdeſt,“ antwortete mein Bruder, „ſchon geſtern von der Polizei erwartet.“ Ein mit der Poſt angekommenes Schreiben hatte alſo meine Abreiſe von Nyborg über den großen Belt angekündigt. Daß ich in Roeskilde die ordinäre Poſt verlaſſen hatte, wußte man aber nicht. „Was haſt Du gethan?“ rief mein Bruder, „der Prinz-Regent iſt im höchſten Grade entrüſtet. Es iſt ein Befehl an die Univerſität gekommen, Dir unter jeder Bedingung das Leſen zu verbieten, und der Onkel iſt eben Rektor.“ Ich war im höchſten Grade erſtaunt. Wie der Prinz hatte glauben können, daß ich mich, gleichſam ihm zum Trotz, in Kopenhagen hätte aufhalten und dort Vorleſungen halten wollen, war mir völlig unbegreiflich. Ich hatte allerdings in meinem Geſpräche mit ihm geäußert, daß ich, in Dänemark angeſtellt, das Recht hätte, Vorleſungen zu halten, und daß der Verluſt dieſes Rechtes eine Strafe wäre, die ich nicht verdient zu haben glaubte. Ohne allen Zweifel hatte er aus dieſer Aeußerung auf ein trotziges Behaupten eines Rechts, welches, in meiner damaligen Lage und da ich mich als einen Univerſitätslehrer in fremden Dienſten darſtellte, völlig unwürdig geweſen wäre, geſchloſſen. Man kann ſich denken, wie unangenehm mir ein Ereigniß war, durch welches ich zum Gegenſtande des allgemeinen Geſpräches werden mußte. Ich wollte mich einige Tage ſtill und unbemerkt in Kopenhagen aufhalten; ich ſuchte, in einer bedrängten Lage, mit wenig Hoffnung, eine Unterſtützung, die mich retten ſollte. Wenn ich an Frau und Kind dachte, ſchauderte mir vor der Zukunft; ich ſah keine Hülfe; die Ausſicht einer Anſtellung, die mir nur das Nothdürftigſte brachte, war verſchwunden; und wenn ich etwa als Schriftſteller mich ernähren wollte, war auch in dieſer Richtung eine jede Ausſicht abgeſchnitten; denn kein Buchhändler nahm ein wiſſenſchaftliches Manuſcript an.

Und hier muß ich nun eine Begebenheit erzählen, die mich noch in der Erinnerung rührt und innerlich bewegt, die mich damals überzeugte, daß ich unter dem unmittelbaren Schutze einer höheren Macht ſtand.

Mein Bruder trat mir mit einem Trauerflor entgegen. Er war eben von dem Begräbniß einer Tante zurückgekehrt. Ich nannte früher einen Bruder meiner Mutter, der als Lieutenant aus dem Militairdienſte trat, und eine reiche Witwe heirathete. Profeſſor Bang, immer gütig gegen ſeine armen Verwandten geſinnt, hatte bei dieſer Verheirathung an ſie gedacht. Nach einer getroffenen Uebereinkunft ſollte, wenn aus der zweiten Ehe keine Kinder entſproßten, ein bedeutender Theil des Vermögens den Geſchwiſtern des Mannes und ihren Erben zukommen. Ich hatte mir aber den Haß dieſes Verwandten zugezogen. Unglücklicher Weiſe äußerte er ſich einmal über meinen Vater, mir gegenüber, auf eine ſo harte und unſchickliche Art, daß ich voll Entrüſtung ihn zurecht wies, und ſein Haus verließ, mit der Erklärung: es nie wieder zu betreten. Er erzählte nun allenthalben, wie ich ihn beleidigt hätte, und erklärte, daß er mich enterben würde. Dieſes Alles geſchah, als ich, von meiner Reiſe nach Kopenhagen zurückgekommen, dort noch unverheirathet lebte. Eine Summe, die nicht einmal 2000 Rthlr. erreichte, und die ich in irgend einer unbeſtimmten Zukunft erhalten ſollte, war mir zu gleichgültig, als daß ich mich über den Verluſt grämen ſollte. Ich behauptete wohl ſogar leichtſinnig, der gute Onkel fürchte ſich ſo ſehr vor dem Tode, und werde das einmal entworfene Teſtament gar nicht anzuſehen, noch weniger zu verändern wagen. Er war ſchon ſeit ein paar Jahren todt, die Witwe ward an dem Tage meiner Ankunft in Kopenhagen begraben, und die einzige Erbſchaft, die ich in meinem Leben zu machen erwarten konnte, war mir wirklich zugefallen. Dieſe unerwartete Hülfe in einer Lage, die mich faſt an den Bettelſtab zu bringen drohte, erſchütterte mich. Weinend ſank ich auf die Knie, und ſtand getröſtet und muthig wieder auf.

Ich war Jahre lang von einer Anſicht beherrſcht, die eine ewige Nothwendigkeit alles Daſeins annimmt, eine Nothwendigkeit, die zwar in ihrer Urwurzel auf den Willen einer Intelligenz hindeutet, aber einen Willen, der einmal ausgeſprochen, alle Freiheit verliert. Zwar war ein religiöſes Gefühl, welches nur beſtehen kann, wenn das freie Verhältniß der Liebe zwiſchen Gott und der ihm zugewandten Perſönlichkeit ihre Bedeutung behält, von meiner frühen Kindheit an mir als ein nie ganz verſchwundener göttlicher Segen eingepflanzt, nicht ganz verdrängt. Aber es gibt Begebenheiten des Lebens, die den innerſten reinſten Kern, der noch nicht ganz verſunkenen Perſönlichkeit unmittelbar treffen. Sie erhalten die Bedeutung einer Offenbarung, ſie treten uns bei der erneuerten Erinnerung als innere mahnende Glanzpunkte eines durch freie göttliche Liebe beſtätigten Daſeins entgegen. Zufall vermochte ich nicht dieſes Zuſammentreffen zu nennen, durch welches derſelbe Bruder, der mir die höchſte Verwirrung und Hülfloſigkeit meiner äußeren Lage kund that, nun auch beſtimmt war, die Hülfe zu verkündigen, die ſo unerwartet, ſo durchaus ohne eigenes Zuthun durch eine mächtige liebende Hand mir zugeführt wurde.

Ich verließ meinen Bruder und eilte zum Profeſſor Bang. Er wollte mich, jetzt natürlich mit mir ſehr unzufrieden, hart zurechtweiſen; da ich aber nun von der ganzen Lage der Sache unterrichtet war, ſo unterbrach ich ihn. Er meinte nämlich, daß die Univerſität mir das Königliche Verbot auf eine feierliche Weiſe bekannt machen müſſe. Ich erzählte ihm das Geſpräch mit dem Kronprinzen und entwickelte ihm das Mißverſtändniß, durch welches ohne allen Zweifel der Königliche Beſchluß veranlaßt worden ſei. Der Kronprinz hatte vorausgeſetzt, daß ich leſen würde. Gegen dieſen meinen, wie er glaubte, trotzigen Willen, war das Verbot gerichtet; auf jeden Fall war die Univerſität verpflichtet, meinen Entſchluß, zu leſen, abzuwarten. Erſchien aber eine Erklärung der Univerſität, durch welche mir ein Verbot, das auf jede Weiſe zur öffentlichen Kunde kommen mußte, ohne eine Veranlaſſung von meiner Seite, bekannt gemacht wurde, ſo würde man mich nur zwingen, einem ſo ſeltſamen Verfahren mit den ſchärfſten Waffen des Ernſtes und des Spottes zu begegnen. Daß es nun gar nicht meine Abſicht ſein konnte, in meiner Lage mich in Kopenhagen länger aufzuhalten, noch weniger Vorleſungen zu halten, mußte ihm bei meiner Darſtellung einleuchten. So verhinderte ich glücklich einen jeden

Schritt der Univerſität, und daß Bang eben Rector war, mußte ich wohl auch als eine ſeltſame Miſchung der günſtigſten und ungünſtigſten Begebenheiten des Augenblicks betrachten.

Es kam nun aber ein anderer mir höchſt angenehmer Gegenſtand zur Sprache. Bang, der die Verheirathung ſeines Bruders eingeleitet hatte, kannte den Antheil der Erbſchaft, der auf mich fiel, ſehr genau, und es überraſchte mich, der ich ſeine gütige Geſinnung gegen mich ſehr wohl kannte, keineswegs, als er mir milde und durchaus verſöhnt, die augenblickliche Auszahlung der ganzen Erbſchaft bis auf einige hundert Thaler, die zweifelhaft bleiben konnten, zu veranſtalten verſprach. Alle Momente meines Daſeins waren aufgeregt und bewegten ſich in wunderbaren Verſchlingungen. Freude und Leid, Trotz und Demuth, Furcht und Hoffnung wechſelten in meiner Seele, und ich war in dieſem Augenblicke nicht im Stande, irgend ein Ereigniß nach den gewöhnlichen Regeln des Daſeins zu betrachten, irgend einen Entſchluß von dem ſonſt gebietenden Standpunkte des Lebens zu faſſen. Von meinen Freunden ward ich umgeben, und junge Literaten, die zu jeder Zeit in Kopenhagen geneigt waren, eine Art von Oppoſition zu bilden, wollten meine Lage zum Gegenſtande einer öffentlichen Discuſſion machen. Indeſſen war trotz des Eindrucks, den ich früher gemacht hatte, und da ich hier als deutſcher Profeſſor auftrat, die Anhänglichkeit dieſer Herren nicht groß, und es gelang mir leicht, beſonders in einer ſo drohenden und inhaltsſchweren Zeit, es dahin zu bringen, daß meine Sache gar nicht erwähnt wurde, daß ſie ſtillſchweigend verſchwand mit der Aufregung, die ſie wenige Tage hindurch veranlaßte.

Am ſchwerſten war mir nun natürlich der Beſuch bei dem Grafen Schimmelmann. Der Prinz-Regent, erzählte mir dieſer, habe noch an dem Tage der Audienz ihm geſchrieben, und mich in den härteſten Ausdrücken angeklagt. Und ich hatte allerdings meinen wohlwollenden Gönner in eine höchſt unangenehme Lage verſetzt. Auch er warf mir meine große Heftigkeit vor. „Wenn Sie,“ ſagte er, „die angebotene Stelle angenommen hätten, ſo würde es mir wohl gelungen ſein, allmälig das Vorurtheil, welches Ihnen hier entgegenſtand, zu überwinden und Ihnen eine angemeſſenere Thätigkeit zu verſchaffen. Daß es nicht meine

Abſicht ſein konnte, Sie in einer Stellung fortleben zu laſſen, die mit Ihrem Berufe ſo wenig übereinſtimmt, hätten Sie vorausſetzen müſſen, und daß man vorliegende Hinderniſſe, die nicht durch einen ungeſchickten Angriff zu entfernen ſind, mit Klugheit zu überwinden ſuchen muß, daß man keineswegs durch einen bedenklichen Kampf in einem ſchlecht gewählten Augenblick, Alles, wofür man lebt, aufs Spiel ſetzen muß, hätten Sie, glaube ich, Gelegenheit gehabt, einzuſehen.“ Ich ſuchte mich zwar zu entſchuldigen; ich ſtellte ihm vor, daß, wenn ich ein Verbot, wie das ausgeſprochene annahm, ſchon dadurch von vorn herein ein Schatten auf meine ganze Perſönlichkeit geworfen wäre. „Man hat mich, ſagte ich, ſo gut wie aus dem Lande getrieben, als ich meine Ueberzeugung vortrug. Die Hoffnung, als Lehrer in meinem Vaterlande zu wirken, mußte ich aufgeben, als alle Verhältniſſe für mich ſprachen; als kein Königliches Verbot meine Thätigkeit hemmte. Jetzt aber wurde ich aufgefordert, das, was mir ein Hohes und Heiliges war, auf eine, wie mir ſchien, unwürdige Weiſe, als Contrebande einzuſchmuggeln. Und ich ſehe nicht ein, wie von den Behörden, die froh waren, als ich das Land verließ, und die durch ein Verbot, durch welches meine ganze Thätigkeit gehemmt wurde, ſich gegen die vermeintlichen Gefahren meiner Lehre zu ſchützen ſuchten, mit irgend einer Wahrſcheinlichkeit zu hoffen wäre, daß ſie die einmal gefaßte und ſo entſchieden ausgeſprochene Ueberzeugung ändern würden. „Hätten Sie, verehrteſter Gönner," fuhr ich fort, „von dieſen drohenden Verhältniſſen mir irgend Etwas kund gethan, ich hätte mich dann im voraus vorbereiten können; eine Forderung, die mir ja als die härteſte unter allen erſcheinen mußte, würde mich nicht ſo plötzlich und unvorbereitet getroffen haben; auf jeden Fall aber mußte ich dieſes Ereigniß als einen Beweis anſehen, daß ich beſtimmt ſei, einen Wirkungskreis, der in Deutſchland ſo glücklich begann, unter allen, auch den ungünſtigſten Verhältniſſen, ferner feſtzuhalten."

Die großartige Geſinnung des Miniſters brachte bald das Geſpräch von den kleinen perſönlichen Verhältniſſen auf die allgemeinen. Der größte Theil des preußiſchen Reichs war von franzöſiſchen Truppen beſetzt; die wichtigſten Feſtungen waren gefallen; die Schlachten von Pultusk und Eylau waren nach tapfe=

rem Widerſtande verloren; alle Handelsverhältniſſe des Continents waren durch die Continentalſperre aufgehoben; und daß die Behauptung der Neutralität, die Dänemark, wie in den nordamerikaniſchen und in den Revolutionskriegen, mit ſo vielem Vortheile für das Land feſtzuhalten geſucht hatte, bald auf die eine oder die andere Weiſe aufhören müſſe, war leicht einzuſehen. In der That erkannte der Miniſter die drohende Lage Dänemarks und hielt ſich überzeugt, daß meine Stellung da kaum ſicherer ſein würde, als eine jede, die ich mir etwa in Deutſchland zu verſchaffen im Stande wäre. Wehmüthig trennte ich mich von dieſem trefflichen und wahrhaft großgeſinnten Manne; und doch ſah ich ein, daß mein verlängerter Aufenthalt in Kopenhagen ihn in eine peinliche Lage verſetzen mußte. Ich ſagte ihm, daß ich nach einem Aufenthalte von ein Paar Tagen abreiſen würde. — Aber noch ſtand mir ein ſchwerer Gang bevor. Der Director (Präſident) der däniſchen Canzlei, Herr v. Kaas, einer der höchſten adminiſtrativen Beamten im Lande, hatte mir, und zwar durch einen Polizeibeamten, befehlen laſſen, bei ihm zu erſcheinen. Die Form, unter welcher dieſes geſchah, empörte mich. Ich antwortete dem Polizeibeamten, daß es mir zwar bekannt wäre, daß ein jeder Fremder, im Fall einer Vorladung, ſich der Polizei ſtellen müſſe, daß ich aber nicht glaubte, einer andern däniſchen Behörde unterworfen zu ſein. Hätte der Canzlei-Director mir etwas mitzutheilen, ſo wiſſe er, wo ich wohne, und ſein Beſuch würde mir ſehr angenehm ſein. Ich hatte dieſe Antwort dem Grafen Schimmelmann mitgetheilt, dieſer meinte aber, daß ich mich großen Unannehmlichkeiten ausſetzen würde, wenn ich nicht bei dem Herrn Director erſchiene. Doch war ſeine Güte für mich thätig geweſen. Ich erhielt von dem Herrn v. Kaas eine höfliche ſchriftliche Einladung, die ich annahm. Ich ward äußerſt höflich empfangen. Daß ein Polizeibeamter bei mir erſchienen wäre, erklärte er für einen bloßen Zufall. Dieſer, verſicherte er, wäre eben in ſeinem Bureau geweſen; der Grund aber, weshalb er mich zu ſprechen wünſche, wäre ein Schreiben Sr. Königlichen Hoheit, deſſen Inhalt er mir mitzutheilen beauftragt ſei. „Der Prinz-Regent," ſagte er verbindlich, aber doch zugleich, wie es ſchien, verlegen, „weiß Ihre Talente wohl zu ſchätzen, glaubt aber, daß Ihre kühnen philoſophiſchen Ueberzeugungen der ſchwächeren, und nicht ſo kräftig ausgebildeten däniſchen Jugend ſchädlich ſein könnten.“ „Mein Herr,“ antwortete ich, „ich darf, ſelbſt von einer däniſchen Mutter geboren, hier erzogen und gebildet, kaum zugeben, daß man in Dänemark vorzugsweiſe Vorſichtsmaaßregeln ſo demüthigender Art zu treffen nöthig habe. Die Vorausſetzung des Prinz-Regenten aber, daß ich mir hier ein Recht, Vorträge zu halten, ertrotzen wolle, muß nothwendig auf einem Mißverſtändniſſe beruhen. Wenn ich jemals den Entſchluß faſſen ſollte, in Dänemark Vorträge zu halten, dann würde dazu nicht bloß eine Erlaubniß, ſondern die ausdrückliche Aufforderung von Seiten der Behörden nöthig ſein.“ Wir trennten uns. Nur eilig konnte ich von den Freunden Abſchied nehmen, und verließ Kopenhagen. Einige Tage verweilte ich abermals bei dem damaligen Prediger Mynſter, und da ich Kiel umgehen wollte, reiſte ich über die kleinen Inſeln nach Heiligenhagen.

Meine Stimmung war eine höchſt betrübte, ich war, ich darf es behaupten, innerlich erſchüttert. Tief wurzelte die Verehrung und Treue gegen den Regenten in meinem Innern. Von meiner früheſten Kindheit an waren ſie genährt. Wie der religiöſe Glaube, gehörte die Unterthanentreue zu den Grundtönen meines Daſeins. Eine ſo entſchiedene und öffentlich erklärte Ungnade war mir furchtbar; war ich in meinen Aeußerungen gegen den Prinzen zu heftig geweſen, ſo war meine Strafe eine harte, und ſie dauerte lange.

Funfzehn Jahre ſpäter, im Winter 1824, war ich wieder in Kopenhagen. Der alte Graf Schimmelmann war damals nicht mehr Finanz-Miniſter, ſondern Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten. Günſtig, gütig, wie er gegen mich immer geſinnt war, ſprach er mit dem Könige. Ich erſchien in dem Audienzſaale. Herr v. B., der meine Nähe in Kiel zu fliehen ſuchte, empfing mich ſehr freundlich. Ich ward vorgelaſſen und ſtand nun dem Könige gegenüber. Mein Verhältniß gegen ihn, die ausgezeichnete Gnade, die er meinen verſtorbenen Brüdern erwieſen hatte, die herablaſſende Güte, mit welcher er mich empfing, vor Allem das harte Verhängniß, welches ihn, wie ſein Land ergriffen hatte, überwältigten mich. Ich konnte mich der Thränen nicht enthalten. Was ich ſprach, was er antwortete, weiß ich nicht mehr, konnte ich mich doch kaum deſſen erinnern, als ich aus dem Audienz-Saale heraustrat. Aber das Herz des tief verwundeten däniſchen Unterthans ſchloß ſich auf, das Gefühl, welches alle Bürger des Landes durchdrang, welches, nach ſo vielen, gemeinſchaftlich getragenen harten Prüfungen, Unterthanen und Herrſcher aufs innigſte verband, fand Worte, die auch dem Könige zu gefallen ſchienen. Er ließ mich nicht fort; der beiden verſtorbenen Brüder erwähnte er rühmend. Der jüngſte, der als Gouverneur in Guinea geſtorben, war der letzte, den ich zu verlieren hatte; ich ſtand, als einzig übrig gebliebener, ihm gegenüber. Die Audienz dauerte faſt eine Stunde. Er reichte mir gütig die Hand und als ich heraustrat, jauchzte mein inneres Weſen. Es war mir, als wäre ein langjähriger Fluch, der auf mir ruhte, in dieſem Augenblicke von mir genommen. Ich blieb drei bis vier Wochen in Kopenhagen, und vor meiner Abreiſe erhielt ich den Befehl, vor dem Könige noch einmal zu erſcheinen. Er hatte nach der erſten Audienz ſich ſehr zufrieden über mich geäußert. „Man ſieht,“ hatte er nach ſeiner Art geſagt, „was die Jahre und die Erfahrung machen; Steffens iſt ja ein recht vernünftiger Mann geworden.“ Dieſe letzte Audienz war nun zwar ruhiger, als die erſte; der König legte mir allerlei Fragen vor, und ich glaube, daß der jetzt zu erwähnende Gegenſtand eben derjenige war, über welchen er ſich zu äußern wünſchte. Es war die unangenehme Zeit, in welcher der Verdacht, der auf den Univerſitäten in Deutſchland ruhte, den höchſten Gipfel erreicht hatte. Ich ſelbſt war als Rector der Univerſität in Breslau in dieſe peinlichen Unterſuchungen verwickelt geweſen. Das Gerücht ging, daß der berühmte Phyſiker Pfaff, der, irre ich nicht, eine Reiſe nach Belgien gemacht hatte, durch irgend eine mißfällige Aeußerung verdächtig geworden war, und von der Polizei verfolgt wurde. Er war der Verfolgung glücklich entgangen, erreichte ſeine Heimath in Kiel und wurde hier von dem Könige beſchützt. „Es iſt doch,“ ſagte er, „etwas Uebles, wenn die beſte Jugend des Landes im Verdachte iſt. Sehen Sie, wie ich mit meinen Studenten lebe; ſie ſind auch manchmal übermüthig, und ſprechen nicht ſelten albernes Zeug in den Tag hinein: aber ich verhindere nicht eine Verbindung der Studirenden unter einander, ich unterſtütze ſie vielmehr, und ſie zeigen mir das größte Vertrauen. Man muß die Jugend zu gewinnen wiſſen, nicht verſcheuchen.“ Ich ſuchte dem Könige die Verſchiedenheit der Verhältniſſe auseinanderzuſetzen, um ihm eine Verfahrungsweiſe, die ich freilich nicht billigte, erklärbar zu machen. Die Huld, die mir der König durch eine zweimalige Audienz erzeigt hatte, ward in der Stadt bekannt, aber auch die Art, wie mich meine Freunde empfingen, blieb mir unvergeßlich. In einer großen Geſellſchaft, die veranſtaltet wurde, erſchienen, ich darf es ſagen, die ausgezeichnetſten Männer meines Vaterlandes. An der großen Tafel ſaß rechts neben mir der herrliche Miniſter Schimmelmann, jetzt ein Greis tief in den Siebenzigen; an meiner linken Seite der Sohn von meinem verſtorbenen Onkel Bang, damals Rector der Univerſität. Und ſo drängten ſich alle Erinnerungen meiner früheſten Kindheit und meiner glücklichen Jugend in dieſem Augenblicke einer unverdienten Huldigung zuſammen. So wunderbar contraſtirte dieſer Moment eines ehrenden Empfanges mit der traurigen Lage, in welcher ich funfzehn Jahre früher die Stadt verließ.

Aber das Glück begünſtigte mich noch mehr, als ſollte Alles, was ich früher gelitten hatte, auf eine entſchiedene Weiſe vergütigt werden. Der Erbprinz

Chriſtian, dem ich glaubte meine Aufwartung machen zu müſſen, lud mich nach Sorgenfrei ein, und hier ward der erſte Grund zu einer gnädigen Zuneigung gelegt, die einen Glanz über mein Alter verbreitet.

Die hohe Gnade, durch welche ein treffliches Königspaar mich und meine Familie auf eine ſo ausgezeichnete und ſeltene Weiſe hervorhob, die heiteren und glücklichen Tage, die wir in der ehrenden Nähe des Königs und der Königin, zur Krönung eingeladen, verlebten, verſetzten mich in eine Stellung in meinem Vaterlande, die ich nie erwarten konnte, und die eben ſo ſelten wie unverdient war. Ein ſolches Glück hat eben im Vaterlande die ſchönſte Bedeutung, es erſcheint da als eine Verherrlichung der Kindheit und Jugend, als ein Abſchluß vergangener Zeiten, und obgleich früher nie geahnet, dennoch als die Erfüllung ſanguiniſcher Träume, die formlos oft in den trübſten Zeiten das Innere durchzogen. Dieſe Huld des Königs und ſeiner hohen Gemahlin erhielt aber einen doppelten Werth, indem es uns vergönnt war, auch in Hamburg und Altona einige Tage in ihrer huldvollen Nähe zuzubringen. Man wird ſich erinnern, in welcher troſtloſen Verlaſſenheit ich Monate in dieſer Stadt verlebt habe. Jetzt war ich, nun gehoben durch die Königliche Gunſt, in Geſellſchaft der Mächtigſten und Reichſten der Handelsrepublik, durfte Theil nehmen an allen Feierlichkeiten. Aber beſonders trat der Gegenſatz zwiſchen dieſer vorübergehenden Stellung und einem bedenklichen Zeitpunkte meiner Jugend auf eine ſchneidende Weiſe hervor. Von dem Garten in Neumühlen, früher das Beſitzthum meiner trefflichen Freundin, der Frau Sieveking, wo der reiche Banquier Donner ein glänzendes Mahl zubereitet hatte, durfte ich den König auf einer Fahrt mit einem Dampfboot nach Blankenäs begleiten. Das Ufer, in deſſen Nähe wir fortfuhren, war mit jubelnden Einwohnern beſetzt, die Menge derſelben nahm zu, je näher wir dem reichen genannten Dorfe kamen, und eine unzählbare Menge umringte den König, als wir heraustraten. Man wird ſich erinnern, daß ich im November 1794, alſo fünf und vierzig Jahre früher, als ein Schiffbrüchiger nach einem fremden Lande hülflos verſchlagen, hier zuerſt den deutſchen Boden betrat, daß ich von Allem entblößt, in einem geliehenen Kleide, mit weniger unbedeutender Münze in der Taſche, forgenvoll die Höhe des Dorfes erſtieg. (Bd. 3. S. 36). Ich war zwar ſpäter in Blankenäs geweſen, aber auf dem Landwege hingefahren. Jetzt beſtieg ich nun die nämliche Höhe, geehrt durch die hohe Gunſt des Königs, in der Mitte ſeines Hofes, umringt von der frohen jubelnden Menge vieler Tauſende der glücklichen Einwohner, die dem geliebten Landesherrn auf mancherlei Weiſe huldigten. In dem prachtvollen Garten des reichen Etatsraths Bauer, der den früher mächtigen kahlen Berg in eine bezaubernde Waldung verwandelt hat, genoß ich in der Nähe den Ueberblick einer hier überraſchenden bergigen Gegend, bis in die Ferne über die mit Schiffen bedeckte Elbe. Ein prächtiger Palaſt nahm die Königlichen Gäſte wie mich auf, und von dieſem Zauber der glänzenden Gegenwart umgeben, dachte ich an die Zeit, als ich kummervoll und verlaſſen, matt und völlig erſchöpft, mich in die Bauernſchenke des Dorfes im Dunkeln hineinſchlich. Hier ſchien es nun, als vereinigte ſich das Land meiner Kindheit und das Land meiner ſpätern Thätigkeit, um über mein ganzes Leben einen Glanz zu verbreiten, der alle früheren trüben Stunden mit einem hellen Lichte erleuchtete.

Ich habe mich durch einen wunderbaren Gegenſatz verleiten laſſen, eine Zeit meines hohen Alters hervorzuheben, muß aber jetzt zu der traurigen Lage der damaligen Gegenwart zurückkehren.

Ich kam nach Hamburg zurück. So bedenklich unſere Lage war, ſo ängſtigte ſich meine Frau dennoch weniger, als ich dachte. Ihr war nach der früheren Erfahrung eine Rückkehr nach Dänemark nicht ſehr erwünſcht, und ſie hielt ſich mit frohem Sinne überzeugt, daß ſich eine ſichere Lage für uns in irgend einer Gegend von Deutſchland, wie ſie hoffte, ſelbſt in Preußen, aufſchließen würde. Dagegen waren die Freunde in Hamburg mit meinem Benehmen wenig zufrieden, und ich hörte faſt allenthalben mich tadeln, weil ich meine Familie auf eine ſolche, wie es ihnen ſchien, unverzeihliche Weiſe preisgab. Meine Vertheidigung, die Darlegung meiner Ueberzeugung wurden überſpannt genannt, und wenn ich zu behaupten wagte, daß der Menſch nicht lebte, um ſich zu ernähren, vielmehr ſich ernähren ſollte, um ein bedeutendes Leben zu führen, ſchwiegen die meiſten, betrachteten mich mitleidig und ſchüttelten die Köpfe.

Durch Riſt und Gries war ich in freundſchaftliche Verbindung mit mehreren jungen Gelehrten getreten, die aus Fichte's Schule hervorgegangen, an den Bewegungen in der Philoſophie lebhaft Theil nahmen. Perſönlich waren ſie mir unbekannt, nur mit v. Berger hatte ich wenige Tage, die uns doch aufs innigſte verbanden, verlebt. Dieſer bewohnte zu der Zeit das Gut Seekamp, in der Nähe von Kiel. Er war ganz Landmann geworden, und führte mit ſeiner liebenswürdigen Frau, einer gebornen Gräſin Holk, ein idylliſches Leben. Nur der Umſtand trübte dieſe glückliche Ehe, daß ſie kinderlos blieb. Die Schweſter der Frau v. Berger war mit Portalis verheirathet, deſſen Vater in der Zeit Napoleons eine große Rolle ſpielte, der ſelbſt während der Reſtauration Miniſter war. Der Vater der Frau v. Berger hatte in ſeiner Jugend eine zwar glänzende, aber nicht ſehr geprieſene Rolle geſpielt. Er war der leichtſinnige vertraute Freund des jungen Königs, Chriſtian des Siebenten, und ward durch Struenſee verdrängt. Mein Freund Berger lud mich nach Seekamp ein, und ich verlebte mehrere Wochen auf die glücklichſte Weiſe. Wir vergaßen alle allgemeinen und perſönlichen Unfälle, die uns umgaben, verloren uns ganz in gemeinſchaftlichen ſpeculativen

Unterſuchungen, und obgleich ſpäter ein jeder von uns ſeinen eigenthümlichen Weg verfolgte, ſo darf ich doch vorausſetzen, daß dieſe ſtille und einſame Zeit gemeinſchaftlicher Studien nicht ohne Einfluß auf ſeine ſpätere wiſſenſchaftliche Thätigkeit geblieben iſt. Er hat ſich einen bedeutenden Ruf unter den deutſchen Philoſophen erworben, und ſeine ſpäteren Schriften, als er Profeſſor in Kiel ward, (Allgemeine Grundzüge zur Wiſſenſchaft, Th. 1. 1817. 2ter Th. 1821. 3ter Th. 1824.) haben einen bleibenden Werth. Die ſtille Einſamkeit des Landlebens, die Unterhaltung mit der unbeſchreiblich zarten, liebenswürdigen und geiſtreichen Frau machten mir die in Seekamp verlebten Tage unvergeßlich.

Ein zweiter Freund, von dem wir ebenfalls eingeladen waren, war Hülſen, ein höchſt merkwürdiger, ſchon früher von mir genannter Mann. Er war mehrere Jahre älter als wir. Von geringen Eltern geboren, war er (ein Märker) in ſeiner Jugend als Cantonpflichtiger entflohen, und durfte nicht nach Preußen zurück. Er hatte unter den drückendſten Verhältniſſen ſeine Jugend durchlebt, und ſich erſt im höhern Alter den Studien gewidmet. Hülſen war eine entſchieden eigenthümliche Natur. Tief, kühn, paradox. Die Verliner Königliche Akademie hatte ſich bei der damaligen, völlig unphiloſophiſchen Stimmung der Hauptſtadt, durch eine ſeltſame Preisfrage compromittirt. Die Aufgabe war: „die Fortſchritte der Metaphyſik in der neuern Zeit nachzuweiſen.“ Hülſen erregte ein allgemeines Aufſehen durch eine kleine Schrift, in welcher er bewies, daß diejenige Wiſſenſchaft, deren Fortſchritte nachzuweiſen die Gelehrten durch die akademiſche Preisfrage aufgefordert würden, ſeit Kant zu exiſtiren aufgehört hätte. Dieſe Schrift begründete ſeinen Ruf; er ſtand, der Arme, in ſeinem Vaterlande als ein Entwichener betrachtet, der Akademie ſeines Landes ſiegreich gegenüber. Irre ich nicht, ſo trug dieſe Schrift Einiges zu einer reuigen Selbſterkenntniß der damaligen Philoſophen der Hauptſtadt bei, und diente als vorbereitende Einleitung zu einer Epoche, die freilich erſt viele Jahre nachher Berlin zu einem Hauptſitze der Speculation auszubilden beſtimmt war. Hülſen zog ſpäter zu ſeinem Freunde Berger nach Holſtein, heirathete hier ein adeliges Fräulein mit einem kleinen Vermögen, kaufte ein anſehnliches Bauergut in Angeln, richtete die einfache Bauerwohnung freundlich ein, und führte, als ein wohlhabender Bauer ein durchaus idylliſches Leben. In Angeln ſind die Bauern reich, mehrere leben daher wie wohlhabende Bürger in den Städten; und das bequeme ſorgenloſe Daſein hat Neigungen, die ſonſt wohl unter den Bauern ſelten Nahrung finden, entwickelt und unterſtützt. Ein Angler Bauer litt z. B. lange Zeit an einer ſehr complicirten Krankheit; er machte dieſe zum Gegenſtande einer wiſſenſchaftlichen Unterſuchung, ſtudirte, ſich ſelbſt überlaſſen, die Medizin in ihrem ganzen Umfange, unterwarf ſich in Kiel einer ſtrengen Prüfung, und prakticirte in ſeiner Gegend als anerkannter Arzt. Ein zweiter ward eben ſo auf ſeine eigene Hand Philoſoph. Die Kant'ſche Kritik war ihm genau bekannt, und Fichte's Wiſſenſchaftslehre von ihm gründlich durchgearbeitet. Er war ein entſchiedener Fichtianer. Daß Hülſen ihn genau kannte, ließ ſich vorausſetzen, und obgleich ein ſolcher Autodidakt natürlich in eine Art von ſtarrer Einſeitigkeit geräth, obgleich ihm die geiſtige Beweglichkeit fehlte, mußte ich doch, als ich ihn kennen lernte, ſeinen Tiefſinn bewundern. Männer dieſer Art haben doch entſchieden den Vortheil, denjenigen gegenüber, die als Schriftſteller und Lehrer der Wiſſenſchaft öffentlich thätig ſind, daß ſie ſich durchaus und rückſichtslos der Löſung eigener Aufgaben hingeben können. So fiel das Leben Hülſens in dieſer Gegend weniger auf. Er war als wiſſenſchaftlich Beſchäftigter nicht der Einzige unter den Landleuten ſeiner Gegend, er konnte als ein Bauer und doch anſtändig und bequem wohnen, und in ſtiller Zufriedenheit ſeine Tage genießen.

Frau v. Berger zeichnete ſich durch ihre Schönheit aus. Hülſens Frau hingegen war nicht ſchön, ſondern klein, verwachſen, aber fein gebildet, ſtill, mild, und je genauer man ſie kennen lernte, deſto wohlthuender und angenehmer war ihre Gegenwart. Sie blieb kinderlos, wie ihre Freundin in Seekamp.

In der Nähe von Hülſen wohnte Müller; wie jener, ein durch Studien gebildeter Mann, der mit einem adeligen Fräulein verheirathet, ein Bauergut bewohnte. Es war ein gewiſſer Trieb nach Unabhängigkeit, eine Neigung, ſich zwanglos eigenen Studien hinzugeben, was dieſe Männer dazu vermochte, allen Anſtellungen im Staate zu entſagen, und in ſtiller Einſamkeit zu leben. Angeln, zwiſchen der Schlei und der Oſtſee gelegen, iſt in vieler Rückſicht eine intereſſante Gegend. Sie trägt noch immer den Namen von ihren Ureinwohnern, den berühmten Angelſachſen; ſie iſt ſehr fruchtbar, die Gegend bei Cappeln an der Oſtſee, eine der reizendſten im Norden; außer in den Marſchgegenden, findet man nirgends eine ſolche Menge reicher, ſelbſtändiger Bauern, wie hier, und der Aufenthalt daſelbſt hatte für mich einen ganz beſondern Reiz. Zuletzt und am längſten hielt ich mich aber bei Thaden, einem eifrigen Schüler Fichte's, Gutsbeſitzer in der Nähe von Flensburg und Königlichem Hausvoigt, auf. Dieſer unterſchied ſich von den Uebrigen. Die drei Frauen von Berger, Hülſen und Müller waren fein und zart gebildet. Eine, wenn auch die Grenzen der Weiblichkeit nicht überſchreitende Neigung zur geiſtigen Beſchäftigung, eine ſtille, dichteriſche Schwärmerei theilten ſie mit ihren Männern, und nahmen lebhaft Theil an unſern Geſprächen. Dieſe Richtung ihrer Bildung hatte ſie zu den Freunden hingezogen, und die Ehen veranlaßt. Anders verhielt es ſich mit Thadens Frau. Sie war ebenfalls reich, von bürgerlicher Herkunft; eine verſtändige, hülfreiche Freundin und Hausfrau, wie eine gute Mutter mehrerer Kinder, und wollte auch für nichts Anderes gelten. Thaden ſelbſt war eine durchaus praktiſche Natur. Ein eifriger Landmann, ein tüchtiger, zugleich freimüthiger Beamter. Er ward wohl mehr durch die Freunde als durch urſprüngliche Neigung für die philoſophiſchen Studien gewonnen, und bei dieſen feſtgehalten. Sie äußerten ſich mehr durch Geſinnung, als durch Grübeln. Ich war faſt zwei Monate in ſeinem Hauſe; er wollte durchaus nicht erlauben, daß ich es eher verlaſſen ſollte, als ſich meine Zukunft einigermaßen ſicher ſtellte. Dieſe aber blieb leider im höchſten Grade unſicher.

Ich ſollte es jetzt erfahren, daß eine hülfsbedürftige Lage zu gleicher Zeit den unfreundlichen Tadel, und die Neigung, unſere Entſchlüſſe zu beherrſchen, um über uns zu gebieten, hervorruft. Ich weiß nicht, wie ich den Gedanken gefaßt hatte, daß Fichte, der ſich längere Zeit in Berlin aufgehalten hatte, einigen Einfluß beſäße. Ich wandte mich an ihn, ſtellte ihm meine Lage vor, und fragte, ob ich wohl hoffen könnte, auf irgend eine Weiſe meine Anſtellung in Preußen ſo zu behalten, daß ich wieder in Thätigkeit geſetzt würde. Ich erhielt von ihm eine ſehr unfreundliche Antwort. Er war in Kopenhagen geweſen, und man hatte ſich da wohl über mein Benehmen ſehr tadelnd geäußert. Er warf mir Hochmuth und Eitelkeit vor; er ſuchte meine wiſſenſchaftlichen Bemühungen zu tadeln, und als völlig inhaltslos und nichtig darzuſtellen; und wie ich ſpäter vernahm, hatte er auch in Berlin ſich auf eine ähnliche Weiſe über mich ausgeſprochen; nur daß er ſich allerdings verpflichtet fühlte, meine Anhänglichkeit an Preußen, meinen Entſchluß, ſelbſt wenn die Stellung in Dänemark die günſtigſte geworden wäre, mich nicht von dem Lande, dem ich diente, zu trennen, eben ſo entſchieden anzuerkennen.

Noch ſchlimmer ging es mir mit Voß. Tieck hatte mir geſchrieben und mich beſchworen, Deutſchland nicht zu verlaſſen. „Du kannſt,“ ſchrieb er, „im ſüdlichen Deutſchland wohlfeiler leben, als irgendwo; die Wohlfeilheit iſt da einem halben Gehalte gleich zu ſchätzen.“ Wenn man nichts hat, iſt freilich eine ſolche halbe Einnahme nicht ſonderlich lockend. Er nannte Heidelberg. Mir fiel es ein, daß ich vielleicht dort durch den Ruf, den ich als Docent in Halle erlangt hatte, als Privatdocent ein nothdürftiges Auskommen erwerben könnte. Voß war ſeit langen Jahren ein Hausfreund meines Schwiegervaters. Da meine wiſſenſchaftliche Beſchäftigung die ſeinige gar nicht berührte, ſo glaubte ich, er würde in dieſer Rückſicht unbefangen ſein; beſonders aber ſetzte ich voraus, daß die höchſt bedenkliche Lage der Tochter ſeines langjährigen Freundes ihn zur Theilnahme auffordern würde. Von ſeiner Lage in Heidelberg wußte ich durchaus nichts. Ich forderte ihn nur auf, mich zu unterrichten, ob meine Vermuthung, ohne Anſtellung dort bei der Univerſität mit einiger Ausſicht auf Erfolg, Vorleſungen halten zu können, gegründet ſei, oder nicht. Von Fichte hatte ich vorausgeſetzt, und zwar nicht ohne Grund, daß er einigen Einfluß habe: umgekehrt verhielt es ſich unglücklicher Weiſe mit Voß. Er beherrſchte durch den Mann, in deſſen Händen damals das Schickſal der Univerſität Heidelberg lag, faſt alle Verhältniſſe; und durch eine ſeltſame Selbſttäuſchung verwandelte er meine freundſchaftliche Anfrage in eine Art von demüthigem Geſuche, welches er von oben herab abzuweiſen das Recht hätte. Er hatte auch einen Bericht über meine Audienz bei dem Prinz-Regenten erhalten, wies mich wie ein Rector scholae wegen meines Uebermuthes zurecht, hoffte, daß, wenn beſonnene nüchterne Männer dazwiſchen träten, der Regent mir meine Uebereilung verzeihen, und mich wieder gnädig aufnehmen würde. Zugleich warnte er mich auf eine höchſt väterliche Weiſe. „Laſſen Sie ſich,“ ſchrieb er, „durch die Lobeserhebungen des Herrn Aſt nicht irre leiten.“ Der Sinn dieſer letzten Aeußerung blieb mir lange verborgen. Zu ſehr mit meinen eigenen Arbeiten beſchäftigt, waren mir die Schriften des Herrn Aſt unbekannt geblieben. Erſt ſpäter erfuhr ich, wie ſehr dieſer Schriftſteller dem Herrn Voß zuwider ſein müſſe, indem er meiner rühmend erwähnt hatte. Dieſe alberne Weiſe, mit welcher ein invalider Schulmeiſter, der von mir und meinen Studien nichts wußte, mich als einen Schulknaben behandeln zu können glaubte, kränkte mich, ich geſtehe es, tiefer, als Alles, was ich bis jetzt erlebt hatte. Die trübe Erfahrung, daß die Lage, in welcher die Halleſchen Profeſſoren, durch eine ungewöhnliche feindliche Gewaltthat gerathen waren, als ſolche völlig verkannt, gar keine Theilnahme erregten, that mir eine ſolche Stumpfheit nationaler Geſinnung kund, und zwar bei ausgezeichneten Männern, daß ich darüber heftig erſchrak. Ich war allerdings geneigt, einen noch herrſchenden Standpunkt der Wiſſenſchaftlichkeit überhaupt, die Alles, was ich trieb, als ein Nichtiges und Unbedeutendes behandelte, in ſeiner Art gelten zu laſſen. Ich hatte mich auf einen ſolchen Erfolg meiner Bemühungen in der Literatur völlig vorbereitet. „So lange du lebſt,“ ſagte ich mir, „werden deine Bemühungen in ihrer Wahrheit und Wichtigkeit von den Gegnern verkannt: und wenn ſie ſich mächtig entwickelt haben, und nicht mehr abweiſen laſſen, wird von deinen unbedeutenden Anfängen nicht mehr die Rede ſein.“ In der ſtillen thatenloſen Einſamkeit, in welcher ich jetzt ſorgenvoll lebte, bildete ſich dieſe tragiſche Anſicht meines ganzen Daſeins ſo entſchieden aus, daß ſie ſich ſeit der Zeit nie mehr verdrängen läßt. Dieſe Geringſchätzung meiner wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen war mir daher keineswegs unerwartet: aber daß die Veranlaſſung meiner gegenwärtigen Lage gar keine ſchonende Theilnahme erregte, empörte mich im höchſten Grade. Ich zerriß den Brief mit Ingrimm und beantwortete ihn mit den ſchärfſten Ausdrücken des vernichtenden Hohnes. Wohl mag mein Urtheil über den Philologen, deſſen große Verdienſte ich nicht zu ſchätzen vermag, ſeit der Zeit hart und einſeitig geblieben ſein. Nur einer meiner Freunde war für mich eifrig und thätig; es war Schelling, der damals, von Franz Baader unterſtützt, ſich die größte Mühe gab, mir eine Stelle als Akademiker in München zu verſchaffen. Oft glaubte er, mir in dieſer Rückſicht Hoffnung geben zu können, die aber eben ſo oft wieder verſchwand, und zuletzt blieben alle Bemühungen erfolglos.

Meine Lage war jetzt im höchſten Grade drückend. Oft wenn ich bei den Freunden in der einſamen Stube ſaß, ward ich von einer Muthloſigkeit und Verzweiflung ergriffen, die tiefer war, als die, welche mich nach meinem Schiffbruch in Hamburg niederdrückte. Beſonders war dieſes der Fall während meines Aufenthaltes bei meinem Freunde Thaden. Hier liefen die kränkenden Antworten von Fichte und Voß ein, hier die bald tröſtenden, bald niederdrückenden Antworten von Schelling. Thaden und ſeine Frau überhäuften uns mit Wohlwollen, aber der Mann war als Oekonom und Beamter vielfältig beſchäftigt; ich ſuchte mit Leidenſchaft die Einſamkeit. Ich hielt meine innere Angſt ſowohl vor dem freundlichen Hauswirthe als vor meiner eigenen Frau verborgen. Die Gefahren, ſelbſt die drohendſten, die uns unmittelbar zur Thätigkeit auffordern, haben etwas Erhebendes und

Stärkendes: aber wo jede verſtändige Ueberlegung ein paſſives Warten auf die Erfolge der Bemühungen unſerer Freunde gebietet, da entſteht eine Lähmung aller Kräfte, die zugleich und unvermeidlich einen dumpfverzehrenden innern Schmerz erzeugt. Oft wenn ich allein und ſtill in der Stube ſaß, ergriff mich ein peinliches Gefühl. Die ſtille Einrichtung in der Stube zog mich an, wie die Schränke, Tiſche, Spiegel geordnet waren. Ich verfolgte das Schlagen der Pendeluhr, und auf einmal trat mir mit einem entſetzlichen Gefühl peinigend die Ueberzeugung entgegen, daß eine ſolche ſtille, ruhige, häusliche Einrichtung die Trägerin einer Familie, der Beſitz derſelben der nothwendige Leib meines Daſeins geworden war. Die geliebte Frau, die Tochter, erſchienen mir dann leiblos, faſt wie Geſpenſter. Ich habe in dieſer Zeit die tiefſte Noth des bürgerlichen Daſeins kennen gelernt. War es doch, als wäre jenes nördliche Deutſchland, an und jenſeits der Elbe, das Land meiner väterlichen Herkunft, die Doppelſtätte meiner ganzen Thätigkeit, wie in meiner frühen Jugend, ſo jetzt, beſtimmt, mir den bitterſten Kelch des Jammers darzureichen.

Denn auch durch die geſchichtlichen Verhältniſſe, wie ſie ſich furchtbar entwickelten, ſollte ich hier das Härteſte erleben, damit kein Punkt meines Daſeins unverletzt bliebe.

Es kann nicht meine Abſicht ſein, die politiſchen Gründe zu beurtheilen, die England zwingen konnten, eine That zu begehen, die noch immer einen Schatten auf das Land wirft, und von den Edelſten des eigenen Volks bedauert wird. Es iſt leider nicht zu bezweifeln, daß, wenn Napoleon ſich über Dänemark geſtürzt hätte, ein Widerſtand unmöglich war; der Kaiſer würde wahrſcheinlich den Winter abgewartet haben, um, ohne von den Engländern geſtört zu ſein, die Halbinſel zu beſetzen und Dänemark zum Anſchluß an die Continentalſperre und Auslieferung ſeiner Flotte zu zwingen. Die Geſinnung des däniſchen Hofes konnte hier freilich nicht in Betracht kommen. Treten nun wirklich Fälle hervor, bei welchen es klar wird, daß das ſogenannte Völkerrecht eigentlich nur ein milder Ausdruck iſt für den rechtloſen Zuſtand, in welchem die Staaten unter einander leben; drängen ſich Verhältniſſe auf, unter welchen ein rechtlicher Krieg ſich in einen räuberiſchen Ueberfall verwandeln darf: ſo ſollte man doch denken, daß eine ſolche unglückliche Nothwendigkeit wenigſtens auf die ſchonendſte Weiſe eingeleitet und ausgeführt werden müßte. Dieſes war nun keineswegs der Fall. Eine bedeutende Flotte wurde in London ausgerüſtet; es war leicht, die Abſicht dieſer Ausrüſtung ſelbſt in dem eigenen Lande verborgen zu halten; vorbereitet war ſie, weil man Preußen und Rußland von der Oſtſee her, gegen Frankreich unterſtützen wollte. Auch jetzt noch, nach dem Tilſiter Frieden, war es leicht, die Abſicht zu verheimlichen. Die feindliche Flotte war ſchon auf der Rhede von Kopenhagen, als Jackſon in Kiel bei dem Prinz-Regenten erſchien. Man muß den Engländern die beleidigende Weiſe vorwerfen, mit welcher ſie nicht ſelten ihre Verhandlungen treiben; um ſo verwerflicher iſt es, wenn ſie gegen Staaten ausgeübt werden, deren Kräfte ſich mit den ihrigen nicht zu meſſen vermögen. So nun im höchſten Grade plump erſchien der Abgeſandte Jackſon in Kiel. Der Prinz-Regent gerieth bei dem Geſpräch in den heftigſten Zorn. Er entließ den Geſandten, indem er alle Vorſchläge der Engländer mit Verachtung abwies; hielt dieſen aber in Kiel ſo lange zurück, daß er früher als er, Kopenhagen erreichen konnte, um bis dahin die Landung der Engländer zu verhindern. In dem nächſten Augenblicke nach dem Geſpräche war der verhängnißvolle Inhalt deſſelben in der Stadt bekannt; das Gerücht durchflog das ganze Land, und das, faſt ſeit achtzig Jahren durch den Frieden geſegnete Land war nun nicht allein von der drohenden Kriegsflamme ergriffen, die ganz Europa entzündet hatte, ſondern auch, was mich beſonders tief erſchütterte, unwillkürlich in ein Bündniß mit Frankreich hineingezogen.

In Kopenhagen hielt ſich der Prinz-Regent nur ſehr kurze Zeit auf; der alte ſinnesſchwache König, der einige dreißig Jahre lang einen Tag wie den andern, in ſtiller, gleichförmiger Art verlebt hatte, mußte Kopenhagen verlaſſen. Der Prinz-Regent ſah wohl ein, daß die Stadt ſich nicht lange vertheidigen ließ. Mit vollem Vertrauen gegen England waren die Truppen entfernt, und in Holſtein verſammelt. Die Hauptſtadt war entblößt und waffenlos. Man hat es dem Regenten ſelbſt öffentlich vorgeworfen, daß er nicht in Kopenhagen blieb. Die letzte däniſche Belagerung im Jahre 1657, die durch die große Tapferkeit der

Einwohner vereitelt wurde, lebte noch in der Erinnerung. Als nach einem unglaublich ſchnellen Marſch von Polen aus, durch das nördliche Deutſchland, durch Holſtein, Schleswig und ſelbſt über die damals ſtark zugefrorne Oſtſee, durch Siälland, der ſchwediſche König Carl Guſtav vor Kopenhagen erſchien, lag vor der Stadt eine freundlich geſinnte holländiſche Flotte. Der Admiral bot dem Könige Friedrich dem III. eine Zuflucht an und ſtellte ihm die Gefahr vor, die ihm und ſeinem Lande drohe, wenn er in feindliche Gewalt gerieth. Er aber antwortete: „Ich will in meinem Neſte ſterben;“ — und dieſe den Dänen ewig denkwürdigen Worte haben ſich, einer gnomiſchen Maſſe ähnlich, in der däniſchen Geſchichte eingeprägt; ſie ſind einem jeden Kinde bekannt. Die Gegenwart des Königs entflammte die Einwohner zum entſchiedenſten, ja verzweiflungsvollſten Widerſtande. Selbſt als es den Schweden gelang, von einer Seite in die Stadt, in die Straße, die noch immer, um dieſen gefährlichſten Moment zu bezeichnen, die Sturmſtraße (Stormgaden) genannt wird, einzudringen, wurden ſie zurückgeſchlagen und genöthigt, die Belagerung aufzuheben. Auch die Studirenden der Univerſität wurden damals als tapfere Kämpfer ruhmvoll genannt, und obgleich das ganze übrige Land in den Händen der Feinde war, und der Roeskilder Friede, der das Jahr darauf geſchloſſen wurde, Dänemark auf immer aller Beſitzungen auf der ſcandinaviſchen Halbinſel beraubte, ſo hat doch dieſe perſönliche Theilnahme des Königs an allen Gefahren der Belagerung ihm ſo durchaus das Vertrauen aller Dänen erworben, daß er es wagen konnte, zwei Jahre ſpäter dem übermüthigen Adel des Landes die Herrſchaft zu rauben, die ganze Verfaſſung des Landes umzuſtürzen und (1660) die Souveränität einzuführen.

Als nun der Prinz-Regent in Kopenhagen erſchien, lebte dieſer ſo glänzende Moment der däniſchen Geſchichte wieder auf, die Einwohner empfingen ihn mit einer glühenden Begeiſterung, und man kann ſich ihre Empfindung denken, als er nach wenigen Stunden die Hauptſtadt verließ, und ſeinen alten geiſtesſchwachen Vater mit ſich führte. Hatte doch dieſes Entweichen eine traurige Bedeutung, ward dadurch doch, noch vor allem Kampf, ausgeſprochen, daß die Stadt ſich nicht vertheidigen ließe; und leider, aus Preußens trauriger Erfahrung hatte man nichts gelernt. Ein alter, ſchwacher, im Frieden ergrauter Greis war der Gouverneur der Hauptſtadt.

So natürlich nun auch dieſer Vorwurf erſcheint, ſo iſt er dennoch grundlos. Wären damals der Regent und ſein Vater in feindliche Gewalt gerathen, ſo wäre das Land in die grauenhafteſte Lage geſtürzt worden. Man darf nicht vergeſſen, daß von jetzt an ein Bündniß mit Napoleon nothwendig geworden war, daß der gefangene Regent aber gezwungen worden wäre, dieſem zu entſagen, daß in dieſem Falle das ganze Land feindlich von den Franzoſen eingenommen, und das Elend und die innere Zerrüttung aller Verhältniſſe den höchſten Grad erreicht haben würde; ja eine jede Spur der Selbſtändigkeit wäre verſchwunden, wenn die Engländer den Regenten gefangen hielten, wenn ſie die Flotte geraubt hätten, während das Land von den Franzoſen erobert war. Die erſte Empfindung konnte daher nicht lange dauern, und der muthvolle Widerſtand ward nicht gelähmt. Der Regent eilte durch Siaelland, er und ſein Vater verkleidet über den großen Belt. Hier waren engliſche Schiffe ſtationirt, offenbar in der Abſicht, den zurückkehrenden Regenten aufzufangen. Das

Schiff, auf welchem der König und Kronprinz überfuhren, ward in der That angehalten und viſitirt. Die große Geiſtesgegenwart des Regenten rettete beide. Der alte König ward nach Rendsburg gebracht und der Krieg erklärt.

Ich hielt mich überzeugt, daß das Leben des Königs eben durch die ſtille geräuſchloſe Gewohnheit des Daſeins erhalten wurde. Weder innerlich noch äußerlich angeregt, in derſelben Umgebung athmend, von derſelben Reihefolge der Gedanken, halb ſchlummernd, bewegt, war es das unveränderte, ihn zwar an- aber nie aufregende Daſein, welches ſein Pflanzenleben fortdauernd unterhielt. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß, wenn dieſes ſich erhalten hätte, er ein ſehr hohes Alter erreicht haben würde. Die plötzliche Veränderung aller inneren und äußeren Verhältniſſe, die Ahnung einer Gefahr, die er weder klar aufzufaſſen, noch auf irgend eine Weiſe abzuwehren vermochte, mußte pſychiſch wie phyſiſch eine dumpfe Unruhe erzeugen, die tödtlich an der Wurzel ſeines Daſeins nagte. Ich erwartete, als ich ſeine Reiſe erfuhr, ſeinen Tod. Doch ſtarb er erſt acht Monate ſpäter.

Der Krieg ward nun, wie begreiflich, mit großer

Erbitterung geführt: Napoleon hatte keinen treueren Verbündeten. England hatte ſelbſt viele der eigenen Einwohner in eine traurige Lage gebracht. In allen größeren Häfen lagen engliſche Schiffe, dieſe wurden natürlich ſämmtlich für gute Priſen erklärt und die Beſatzung gefangen genommen. Täglich liefen Nachrichten von der belagerten Hauptſtadt ein. Die Engländer landeten, umzingelten die Stadt, und dieſe ward mehrere Tage hintereinander mit Kugeln, Bomben und congreveſchen Raketen beſchoſſen. Die Einwohner bewaffneten ſich, die Bürger, mit dieſen die Studirenden, wagten kühne Ausfälle, aber ſie konnten keinen bleibenden Erfolg haben. Ganze Theile der Stadt geriethen in Brand. Der Thurm der Frauenkirche, der höchſte unter allen, ſtürzte ein. Man ſah ein, daß die Stadt nicht zu halten war. Aber es war den Engländern auch nicht um dieſe zu thun. Was ſie haben wollten, war der uralte Edelſtein des Landes, war das große nationale Heiligthum, an welches ſeit uralten Zeiten, ſeit den kühnen Zügen der Normannen, die das ſüdliche Europa beſiegten und den entnervten Einwohnern nach der Eroberung neue Kräfte verliehen, als an das Symbol der volksthümlichen Selbſtändigkeit, ſich alle geſchichtliche Erinnerung knüpfte — es war die Flotte! Daß viele friedliche Bürger den Muth verloren, daß eine große Hauptſtadt durch Waffen, deren vernichtende Gewalt eine frühere Zeit nicht kannte, in eine ſolche Lage verſetzt, innerlich erbebte, das iſt begreiflich. Während die Jugend auf den Wällen und bei den Ausfällen muthig nur für den Kampf lebte, und von dem großen Moment hingeriſſen, alles Uebrige vergaß, ſaß der ältere Bürger mit Frau und Kind in ſeinem Hauſe, in mehreren Gegenden der Stadt jeden Augenblick den Tod ſeiner Familie erwartend. Daß neben der kecken Kampfluſt, die das Letzte wagen wollte, ſich die Hoffnung, dieſe Tage des Schreckens durch eine Uebergabe der Stadt zu endigen, erſt leiſe, dann immer lauter äußerte, iſt begreiflich. Mußte man ſich doch ſagen, daß der fortgeſetzte Widerſtand die Zerſtörung der Stadt nur beförderte, ohne die Kataſtrophe verhindern zu können. Abgeſandte der Feinde gaben die ſchönſten Verſprechungen. Nur auf wenige Tage ſollte Land und Stadt beſetzt werden, wenn man nur die Flotte abführen ließe. Da trat ein kühner Seemann hervor und machte den Vorſchlag, die Kriegsſchiffe anzubohren und dann die Thore zu öffnen. Aber der Gouverneur der Stadt war ein ſchwacher Greis und fürchtete die Folgen, die eine ſolche That für die Stadt haben würde, wenn der Feind in dieſelbe einzog, und voll Erbitterung ſeine Abſicht vereitelt ſah. Ein junger tüchtiger Commandeur würde eingeſehen haben, daß eine unnütze Grauſamkeit in den Augen von Europa, ja nach dem Urtheile des eigenen, für große Geſinnung empfänglichen Landes, den feindlichen Heerführer mit Schande bedeckt hätte. Die Geſinnung mußte ſeine Bewunderung erregen. Aber aus welchem Geſichtspunkte der alte ſchwache Commandant der Feſtung die Verhältniſſe betrachtete, erhellt ſchon aus einer Anekdote, die in Dänemark öffentlich geworden iſt, und die ich um ſo eher das Recht habe, zu erzählen, weil mein eigener Bruder eine Rolle dabei ſpielte. Er hatte als Ingenieur-Major die Aufſicht über die Küſtenſtrecke längs des flachen Inſelufers von Amager. Dieſem Ufer gegenüber liegt die ſeichte Inſel Saltholm; oft vom Meere ganz überſpült, im Sommer aber, der reichen Graſung wegen, für die Viehheerden der nahe wohnenden Einwohner benutzt. Dieſe Inſel war natürlich von den Engländern beſetzt. Die Einwohner ruderten täglich herüber, um die Kühe zu melken, und mein Bruder machte darauf aufmerkſam, daß die Communication mit dem Feinde nicht zu dulden ſei. Die Weiber und Männer bezogen die Märkte der Stadt, denn die Befeſtigungen von Kopenhagen reichten an dieſen Ufern weit hinaus; und das Stadtthor nach dieſer Richtung war nicht geſchloſſen. Daß die Feinde den nach Saltholm hinüberrudernden keine Hinderniſſe in den Weg legten, war natürlich; ſie konnten durch dieſe die beſten Nachrichten über die Lage der Stadt erhalten. Dieſer Bericht meines Bruders kam in einem Kriegsrathe zur Sprache. Dieſe Communication, äußerte der Gouverneur, kann ja nicht verhindert werden, denn wie ſollen die Kopenhagener ſonſt alle Morgen ihre Sahne erhalten? —

Die Thore wurden nun geöffnet, geſchäftig ſah man die Engländer mit gewohntem Geſchick die Kriegsſchiffe ausrüſten und wegführen, und Dänemarks alte Glorie ward der Raub einer frevelhaften That.

Die däniſchen Kriegsſchiffe zeichneten ſich unter allen europäiſchen aus; ſie konnten ſich, das ward von den Engländern anerkannt, mit ihren beſten meſſen. Der Ruf der däniſchen Seeleute war in ganz Europa begründet. Als die norwegiſchen und däniſchen Matroſen, die in engliſchem Dienſte waren, aufgefordert wurden, dieſen zu verlaſſen, trennten ſich mehr als 10,000 von der feindlichen Flotte. Sie gehörten, anerkannt, zur beſten Bemannung. Der däniſche Seeoffizier war mit Recht ſtolz auf ſeinen Stand; es gab zwei Inſtitutionen im Lande, deren echte Gediegenheit allgemein anerkannt war. Dänemark unterwarf ſich mit ſtolzem Nationalgefühl der ſelbſtändigen Gerechtigkeit des höchſten Gerichts, und das Land fühlte ſich gehoben durch die Tüchtigkeit der Marine. Wenn man ſich denken könnte, daß es möglich wäre, ein tapferes feindliches Heer durch einen Schlaftrunk in unüberwindlichen Schlummer zu verſenken, wenn dann der Feind ſich heranſchliche, und dem eingeſchlafenen Heere alle Waffen raubte, wenn nun dem entwaffneten Heere der nächtlich erſchlichene Sieg kund würde, dann mag man aus der Empfindung der Erwachenden ſich eine Vorſtellung von dem vernichtenden tragiſchen Gefühl machen können, welches den däniſchen Seemann durchdrang.

Aber der Regent hatte ſelbſt den Beſchluß gefaßt, den Befehl, die Kriegsſchiffe anzubohren, dem Gouverneur in Kopenhagen zuzuſenden. Den bedenklichen Auftrag, ſich mit dieſem Befehl in die belagerte Stadt zu ſchleichen, erhielt mein jüngſter Bruder. Es gelang ihm wirklich, unbemerkt durch die engliſchen Truppen bis in die Nähe von Kopenhagen zu kommen; hier ward er öfter angehalten, einige Zeugniſſe, die er von den Beamten erhielt, wurden nicht als gültig betrachtet und er ward gefangen nach einem Kriegsſchiffe gebracht. Die Depeſche hatte er glücklich vernichtet, und gab ſich für einen Hauslehrer aus, der ſeinen Prinzipal ſuchte. Man war ſchon im Begriff, ihn als unverdächtig zu entlaſſen, als ein einfältiger Bauer, der als ein entlaſſener und jetzt wieder beorderter Soldat, ſich auf dem Kriegsſchiffe mit einigen andern als Gefangener befand, ihn voll Verwunderung erkannte und in aller Unſchuld ausrief: „Jh! das iſt ja unſer Lieutenant.“ Dieſes ward dem Commandanten bald gemeldet, und mein Bruder gerieth, wie es ſchien, in große Gefahr. Man drohte, ihn zu tödten, änderte aber bald das Betragen gegen ihn, als man ſah, daß man durch Drohungen nichts über ihn vermochte, und behandelte ihn von jetzt an wie einen gefangenen Offizier mit Achtung. Leider erfuhr ich den Auftrag, den mein Bruder erhalten und angenommen hatte, durch einen Zufall, und ſeine Gefahr beunruhigte mich ſehr.

Aber eine andere Nachricht vergrößerte das Unglück, welches ſich um mich concentriren zu wollen ſchien. So groß war das Vertrauen zum engliſchen Hofe, daß der däniſche Geſandte mit Urlaub ſich entfernt hatte. Man wird ſich erinnern, was mir Riſt war; nebſt Mynſter und meinem jüngſten Bruder, der vertrauteſte Freund, den ich beſaß. In der That habe ich mich bis dahin gegen keinen Menſchen ſo völlig aufgeſchloſſen als gegen ihn. Er war Legationsſekretär in London und in der Abweſenheit des Geſandten Chargé d'affaires; und nun hörte ich, welche harte Vorwürfe ihn trafen: Er habe, ſagte man, das Gelingen der Ueberraſchung veranlaßt, von ihm hätte man vorher über die Ausrüſtung und ihren Zweck die hinlängliche Nachricht erhalten müſſen.

Zwei Tage lagen nur zwiſchen dem Empfang der Nachricht von den Friedensſtipulationen zu Tilſit in London, und zwiſchen dem allgemeinen Embargo, der jede Mittheilung verhinderte. In den bekannt gewordenen Berichten aus Graf Münſters Correſpondenz behauptet der kundige Hormayr ſogar: erſt am 22. Juli 1807 ſei durch d'Autraignes dem engliſchen Cabinet die Nachricht davon zugekommen. Die für einen andern Zweck ausgerüſtete Expedition erhielt den Befehl, nach Kopenhagen zu ſegeln, am 24., und am 26. Juli ſegelte ſie ab. Erſt am 31. wurde das Embargo aufgehoben, und eine Mittheilung möglich. Dennoch hatte Riſt auf die Ausrüſtung aufmerkſam gemacht. Der König erkannte, bei genauer Ueberlegung und als die erſte furchtbare Ueberraſchung ihre Gewalt verloren hatte, die Unmöglichkeit einer Mittheilung; Riſt erhielt eben in dieſer Zeit nach dem unglücklichen Ereigniß einen höhern Rang und Wiederanſtellung, und bei ſeiner erſten Audienz ſagte der König: „um an dieſe Schandthat von Seiten einer chriſtlichen Macht zu glauben, müßte man ſo ſchlecht ſein, als die engliſchen Miniſter.“

Aber, wie wenig ſich mein Freund auch vorzuwerfen hatte, ſo war es doch ein grauenhaftes Ereigniß, in einen ſolchen düſtern Moment der Geſchichte ſich perſönlich hineingezogen zu ſehen. Es ruht noch ein

Dunkel auf den politiſchen Vorgängen jener Tage, und ſoviel ich weiß, vermag Riſt es zu lichten. Ich wage es, ihn dazu aufzufordern — und ſeine Schriften über unſern verſtorbenen Freund v. Berger und über Schönborn beweiſen, wie bedeutend unter ſeiner Feder ſolche Darſtellungen werden. Es ſind ſo viele Jahre ſeit jener Zeit verfloſſen. Die Thatſachen dürfen jetzt, als der Geſchichte gehörig, betrachtet werden, und für die klare, ruhige, völlig leidenſchaftloſe Mittheilung darf ich haften.

Mir machte dieſe Nachricht, zu einer Zeit, wo Alles, äußerlich wie innerlich um mich her in Trümmern lag, die Nacht, die mich ſchauerlich umfing, noch dunkler. Riſt war in Holſtein. Ich eilte, ihn aufzuſuchen, als ich erfuhr, daß Scharlach und Frieſel in ſeiner Familie herrſchte. Ich war früher Zeuge der Anſteckung meiner älteſten Tochter von dem Keuchhuſten. In Angeln begegnete uns nämlich eine arme Frau auf einem Spaziergange. Sie bettelte, ein Kind, von ihr getragen, war vom Keuchhuſten ergriffen. Meine Tochter ſchauderte, als ſie den Anfall ſah, und den Tag darauf brach die Krankheit bei ihr aus. Sie ward ſehr heftig. Mein Freund, Profeſſor Weber der jüngere, in Kiel, war ihr Arzt und dieſer fand ihren Zuſtand bedenklich. Noch war ſie kaum wieder hergeſtellt; ich war ängſtlich in dieſer Zeit, wie nie, und ich werfe mir es noch vor, daß ich umkehrte. Ich habe Riſt erſt im Jahre 1824 wiedergeſehen.

Mir war es, als ich dieſe Nachrichten erhielt, als ſollte mein Daſein mit allen ſeinen innerſten Stützen zuſammenſtürzen, und die nächtliche Melancholie, ein mir bis dahin unbekanntes Uebel, fing an, an meinem Innerſten zu zehren. Und dennoch ſträubte ſich meine ganze Natur gegen dieſe mir fremde Krankheit, und ein jeder Anſchein von Hoffnung ward leidenſchaftlich ergriffen. Ja mit Heftigkeit ſuchte ich eine wiſſenſchaftliche Beſchäftigung, und ein Aufſatz, über die Bedeutung der Vegetation, den ich für Schellings Journal für die Medizin als Wiſſenſchaft ſchrieb, ward in dieſer Zeit ausgearbeitet. — Ritter, der durch Schellings Einfluß aus ſeiner betrübten Lage in Jena gerettet wurde, erhielt einen Ruf als Mitglied der Akademie in München; dort hatte er ſich mit einem ſogenannten Waſſer- und Metallfühler eingelaſſen und glaubte, die ſeltſamſten Entdeckungen gemacht zu haben. Siderismus nannte er die neue Lehre, die er durch dieſe Entdeckungen begründen zu können glaubte, und eine kleine, jetzt ganz vergeſſene Schrift, die er damals herausgab, ward zwar von den empiriſchen Phyſikern verſchmäht und zurückgewieſen, erregte aber in gewiſſen Kreiſen, beſonders unter denen, die die Natur ſpeculativ zu betrachten geneigt waren, ein großes Aufſehen. Obgleich nun die leiſe Oscillation eines kosmiſchen Daſeins, welches in unklaren Bebungen unſer Inneres bewegt, von mir niemals abgeleugnet wurde, ſo zweifelte ich nichts deſtoweniger entſchieden an der Möglichkeit, dieſe verborgene Naturthätigkeit zum Gegenſtande klarer wiſſenſchaftlicher Beobachtungen machen zu können; und wenn ich auch dieſe Richtung der Unterſuchungen nicht ganz abwies, ſo näherte ich mich ihnen doch nur mit großem Bedenken. Zu den Verſuchen, auf welche Ritter aufmerkſam gemacht hatte, und die er ſelbſt in Menge anſtellte, ſo wie ſie ſich auch mit Leichtigkeit wiederholen ließen, gehören vorzüglich folgende: An einem Haar oder ſonſt an einem möglichſt feinen Seidenfaden wird ein goldener Ring befeſtigt. Der Faden wird leicht zwiſchen den Fingerſpitzen gehalten, und wenn er über verſchiedene Körper gehalten wird, be=

ſonders über Metalle, entſtehen beſtimmte Schwingungen; theils in geraden Linien, die dann durch ihre Richtung nach verſchiedenen Weltgegenden ſich unterſcheiden laſſen; theils durch verlängerte Ellipſen, bei welchen man nicht nur die Richtung nach den Weltgegenden, ſondern auch die Bewegung der Ellipſe von der Rechten nach der Linken oder umgekehrt wahrnehmen kann. Ritter glaubte in dieſen Bewegungen je nach der Natur der Gegenſtände, über welchen die Schwingungen ſtattfanden, ein geheimes Geſetz zu entdecken. In mehreren Gegenden von Deutſchland wurden dieſe Verſuche von Männern und Frauen mit leidenſchaftlichem Eifer angeſtellt; ſie waren förmlich Mode. Auch unter meinen Freunden in Holſtein erregten ſie ein lebhaftes Intereſſe. Ich wollte nicht widerſprechen, und nahm, obgleich kopfſchüttelnd, an ihren Verſuchen Theil. Ich entdeckte bald, daß der ſubjektive pſychiſche Einfluß des Experimentators ſich von dem Objectiven des Gegenſtandes niemals entſchieden trennen ließ, und hielt mich für überzeugt, daß ein reiner Verſuch auf dieſem Wege nicht möglich wäre. Nun ſollte aber die Beſchäftigung meiner

Freunde auf eine für mich höchſt lehrreiche Weiſe ein Ende nehmen.

Ich habe oft bemerkt, daß Philoſophen, die von einem rein abſtracten Anfang an ſich entwickelt haben, am leichteſten mit unbeſtimmten Erſcheinungen zufrieden geſtellt werden, die ſich der Abſtraction am leichteſten fügen; ſo wie der exacteſte mathematiſche Calcül wohl nicht ſelten den unſicherſten Beobachtungen eine ſcheinbare Feſtigkeit ertheilt hat, und wie eben die ſchlechteſte und ungeſchickteſte Dichtung durch die vortrefflichſte muſikaliſche Compoſition gehoben wird.

Unter denen, die dieſe Verſuche mit dem größten Eifer und mit wirklichem Scharfſinn verfolgten, gehörte Hülſen. Während ich mich bei Thaden aufhielt, hatte er ſich eine Menge Metallſtäbe angeſchafft, zum Theil von Metallmiſchungen in wechſelnden, jederzeit möglichſt genau beſtimmten Verhältniſſen. Er betrachtete nun mit möglichſter Genauigkeit die Schwingungen, über eine genau nach Norden orientirte Linie, welche durch andere in allen Richtungen der Windroſe gelegte Linien durchſchnitten wurde. Nachdem er ſich eine Zeit lang mit dieſen Verſuchen beſchäftigt hatte, hielt er ſich für überzeugt, ein wirkliches Syſtem aller dieſer Bewegungen gefunden zu haben, nach welchem ſich die ſideriſche Bedeutung der einfachen Metalle und ihre Miſchungen beſtimmen ließen. Dieſe Bewegungen, ihre Richtungen und die Drehungen der Ellipſen nach der Rechten oder Linken wurden genau bemerkt, und die Reihe der Verſuche bildete ein langes Verzeichniß, welches in der That nicht ohne Ueberraſchung betrachtet werden konnte. Ich hatte eben Thaden verlaſſen, und reiſte über Seekamp nach Hamburg zurück. Hülſen, erfreut über ſeine Entdeckung, die, wie ihm ſchien, durch die oft wiederholten Verſuche, die immer den nämlichen Erfolg hatten, feſt begründet war, kam ebenfalls nach Seekamp, um mich mit ſeiner Entdeckung bekannt zu machen. Alle Metallſtäbe wurden in einer beſtimmten Reihe geordnet, wie die Richtungen der Oscillationen den Strichen des Compaſſes von Norden nach Oſten folgten, die ganze Windroſe hindurch, und wie bei einem jeden Strich die Ellipſen ſich rechts oder links bewegten. Das weitläufige Verzeichniß, welches die Reſultate von faſt hundert Beobachtungen enthielt, ward mir übergeben. Alle Verſuche zu wiederholen, wäre freilich zu weitläufig geweſen, aber ein Drittel vom

Ganzen wurde wirklich angeſtellt, willkürlich aus allen Windſtrichen genommen. Jedesmal, wenn ein beſtimmtes Metall genommen war, verglich ich das Reſultat mit dem in dem Verzeichniß angegebenen. Daß nun der Experimentator die Reſultate ſo vieler Verſuche ſolcher Art, die willkürlich aus der ganzen Reihe herausgeſucht wurden, für einen jeden Fall klar im Gedächtniß behalten hätte, ſich nie darin geirrt, ſich durch ſein ſicheres Bewußtſein orientirt, und uns ſo getäuſcht hätte, war allerdings eine Hypotheſe, die entſchieden abgewieſen werden mußte; theils weil wir den redlichen Mann kannten, theils weil ſolcher Betrug ſchlechterdings unmöglich ſchien. Ich verfolgte dieſe Verſuche ſtillſchweigend, aber mit einer großen Spannung und ſteigender Verwunderung. Mein Freund Hülſen glaubte, den Grund dieſer Verwunderung in der Wichtigkeit ſeiner Entdeckung zu finden, und ward, je mehr die Menge der Verſuche zunahm, ſichtbar zufriedener. Indeſſen hatte ich mit Berger, unſerem Wirth, ein geheimes Einverſtändniß, und als wir die Reihe der Verſuche ſchloſſen, wandte ich mich an Hülſen: „Freund, ſagte ich, was ich hier erlebt habe, iſt in der That bewundernswürdig. Es iſt mir eine

Aufgabe geworden, die mich wahrſcheinlich mein ganzes Leben hindurch beſchäftigen wird, ohne ihre ganze Löſung zu finden; aber ſie iſt mir eine pſychiſche und nicht eine phyſiſche geworden. Du biſt mir das Wunder, nicht deine Metallſtäbe — denn da, ſagte ich, und zeigte mit dem Finger, iſt Norden und nicht, wo du meinteſt.“ Er hatte das mit den Strichen bezeichnete Papier allerdings nach dem Compaß gelegt; daß er ſich bei dieſen Verſuchen nach dem magnetiſchen Pol richten zu müſſen glaubte, war natürlich. Während er ſich nun wegbegab, um ſeine metalliſchen Stäbe zu holen, wurde zufällig durch einen Anſtoß das Papier verſchoben. Berger und ich vereinigten uns bald ſtillſchweigend, um die Erfolge dieſes Irrthums wahrzunehmen, und entdeckten nun mit größtem Erſtaunen, daß zwar der objective äußere Pol verrückt war, daß aber der ſubjective Pol der Seele dieſelbe Richtung behalten hatte, ſo daß alle ſcheinbar geſetzmäßigen Verhältniſſe ſich um dieſe mit inſtinktartiger Sicherheit ordneten.

Hülſen erſchrak zwar, als er auf dieſe Weiſe erfuhr, daß er, anſtatt ſeine phyſikaliſchen Kenntniſſe, ja die Wiſſenſchaft zu erweitern, ſich ſelbſt ein unerklärbares Räthſel geworden war. Aber er war zu ſehr Philoſoph, um nicht dieſe Sache vollkommen rein objektiv zu betrachten; von Pendelverſuchen war aber von jetzt an in dieſem Kreiſe nicht mehr die Rede.

Noch hatten ſich keine entſchiedenen Ausſichten für eine zukünftige Thätigkeit eröffnet; der Herbſt näherte ſich, meine Frau erwartete ihre Niederkunft, die Großmutter, deren Liebling ſie war, würde ſich, wie ſie unſere Lage kannte, nie beruhigt haben, wenn ſie nicht die bedenkliche Zeit in ihrem Hauſe in Hamburg verlebt hätte, und die treffliche Frau Sieveking lud mich ein, die Herbſtmonate in ihrem herrlichen Garten in Neumühlen zuzubringen. Wir trennten uns mit Wehmuth von den Holſteinſchen Freunden, und traten die Reiſe an. Ein dunkler Schatten hatte zwar während des Aufenthalts in dieſem ſchönen Kreiſe auf der Vergangenheit geruht, aber die rein menſchliche Zuneigung theurer Freunde, durch geiſtige Annäherung erleuchtet, bildete einen heiteren Hintergrund, über welchem ſich zwar der Trübſinn geſtaltete und dunkle, unfreundliche Tage hervorrief, die aber wie Wolken verſchwanden.

Ich muß ſelbſt von der Witterung reden, denn ſie war in dieſem Sommer merkwürdig. Die heftigſten Gewitter herrſchten, und ſetzten uns zweimal in Schrecken. Bei Thaden ſchlug der Blitz in eine Mühle, die in gefährlicher Nähe des Wohnhauſes ſtand. Unſere Schlafſtube lag nach dieſer Mühle hin, die Flammen richteten ſich auf das Haus; ich ſah hier zum erſten Mal wie die flammenden Windmühlflügel in Bewegung geriethen, und wie der Umſchwung immer heftiger wird, je mehr die Flammen wachſen. Man kann ſich den Schreck meines Freundes denken. Die Mühle brannte allein ab. — Als wir uns vor der Abreiſe in Seekamp aufhielten, wurden wir abermals durch ein heftiges Gewitter in großer Nähe aufgeweckt. Ein donnernder Schlag, der dem Blitz unmittelbar folgte, ſchien das Haus faſt in Bewegung zu ſetzen; wir ſahen zum Fenſter hinaus. So wie mehrere Edelhöfe in Holſtein, war auch dieſer von einem Graben umgeben; jenſeit dieſes Grabens ſtand die Wohnung eines Häuslers in Flammen. Zum zweiten Mal alſo trat daſſelbe furchtbare Ereigniß hervor.

Der Sievekingſche geſellige Kreis gehörte viele Jahre hindurch zu den ausgezeichnetſten im nördlichen Deutſchland. Der Handelsherr war ſchon vor mehreren Jahren geſtorben, und ich hatte ihn nicht kennen gelernt; er gehörte zu den ausgezeichnetſten Männern der Stadt, bekleidete die anſehnlichſten Aemter, wurde zu bedeutenden Geſandtſchaften gebraucht, und ſtand in wahrhaft großartigen Verhältniſſen, ſowohl mit den gelehrten als politiſchen Notabilitäten ſeiner Zeit, in Frankreich, England und Deutſchland. In einer Zeit, wie die ſeit der Revolution, bei der großen Gaſtfreiheit des reichen Handelsherrn, war daher ſein anſehnliches Haus ein europäiſcher Vereinigungspunkt der großartigſten Geſellſchaften. Seine Frau war die Enkelin des zu ſeiner Zeit berühmten Reimarus, des Verfaſſers der durch Leſſing herausgegebenen Wolfenbüttler Fragmente, die Tochter eines Mannes, der ſo viel dazu beitrug, Hamburg einen literariſchen Ruf in Deutſchland zu erwerben. Er hat ſich, wie bekannt, vorzüglich durch die Schriften über die Blitzableiter, ſo wie durch eine andere über die Kunſttriebe der Thiere einen großen Ruf erworben. Ich habe Gelegenheit gefunden, an einer andern Stelle dieſes liebenswürdigen Greiſes zu erwähnen, der im hohen Alter noch immer mit großen Eifer die Fortſchritte der Naturwiſſenſchaft verfolgte. Ebeling und Büſch waren ſeit langen Jahren Hausfreunde, ſo wie der allgemein bekannte Voigt, der Beſitzer der großen Gartenanlagen in Flodbeck, die jetzt im Beſitz des Senator Jäniſch, noch immer durch den großen Reichthum der ſeltenſten Pflanzen für das Studium der Botanik ſo wichtig iſt. Voigt legte den Grund zu den berühmten Armenanſtalten der Stadt, die ſpäter als Muſter ähnlicher Anſtalten in vielen andern großen Städten dienten. Faſt täglich erſchien in dieſem Kreiſe Pool, der Eigenthümer des Altonaer Merkurs, ein Mann von der lobenswertheſten Geſinnung, der die politiſchen Ereigniſſe ſeiner Zeit mit großer Umſicht überſah, mit Gründlichkeit erforſchte, und durch ſeine mannigfaltigen Verbindungen genau kannte. Er war mit meinem Schwiegervater in Verbindung, und der Herausgeber einer Monatsſchrift, unter dem Titel: „Frankreich,“ die noch immer als eine Hauptquelle der Geſchichte der Revolution betrachtet werden muß. Meine Schwiegermutter war von Kindheit an mit der Frau des Hauſes erzogen, Reichardt gehörte, ſo zu ſagen, zur Familie. Eben als ich in meiner Jugend, in der traurigſten Lage in Hamburg lebte, hielt er ſich hier mit ſeiner ganzen Familie auf. Er bewohnte den Sommer über ein Haus in Neumühlen, welches an den Sieveking'ſchen Garten grenzte. Sein damaliger Aufenthalt in Hamburg war durch den Ankauf eines bedeutenden Gutes in Holſtein veranlaßt worden. Er ward in den Stand geſetzt, dieſes Gut zu kaufen, durch eine durchaus Platoniſche Verbindung mit einer hohen Frau, durch eine jener Verirrungen der damaligen Zeit, als die wechſelſeitige Bewunderung der Männer und Frauen ſich auf eine wahrhaft naive Weiſe ausſprach, die durch ihre ſchwächliche Sentimentalität freilich einen ſtarken Gegenſatz bildeten gegen die geſunde Art, mit welcher Goethe ſolche Verhältniſſe auffaßte. In Jacobi's Woldemar iſt dieſe Krankheit auf die Spitze getrieben. —

Das Gut in der Nähe von Kiel war zwar gekauft, Reichardt mit ſeiner Familie hielt ſich dort einige Wochen auf, aber dieſer verſtand zu wenig ein ſolches Geſchäft; er hatte den Beſitz zu theuer bezahlt, und war ſehr zufrieden, als er das Gut ſogleich wieder mit einem bedeutenden Verluſte verkaufen konnte. Als er es wieder verlaſſen hatte, hielt er ſich nun in Hamburg und Neumühlen auf. Aber nicht allein die mit der Familie enger Verbundenen machten dieſen Kreis merkwürdig. Dumouriez und Lafayette haben ſowohl als Claudius, Voß, die Stolberge und der Philoſoph Jacobi an dieſem Kreiſe Theil genommen.

Ich kann dieſe Darſtellung der früheren geſelligen Verhältniſſe des gaſtfreien Sievekingſchen Hauſes nicht ſchließen, ohne noch ein Ereigniß zu erwähnen. Meine verſtorbene Schwägerin nämlich, die als Componiſtin geſchätzte Louiſe Reichardt, ſchloß hier eine genaue Freundſchaft mit einem merkwürdigen Mädchen, Felicité Fernay. — In der Gegend von Brüſſel lebte Fernay als Inhaber eines Pachtgutes, während der heftigſten Bewegung der Revolution, einſam mit drei Töchtern; der Sohn, der in der franzöſiſchen Armee diente, war abweſend; das Haus ward von wilden Räubern überfallen; kein Schutz war da. Da bewaffneten ſich die beiden älteren Töchter, ſtritten mit den Räubern und vertheidigten den alten Vater. Sie ſahen ein, daß im väterlichen Hauſe keine Sicherheit war. Der Vater ward mit der jüngſten Tochter nach

Brüſſel gebracht, die beiden Aelteſten zogen Männerkleider an, und verſahen in der Armee des Dumouriez Adjutantendienſte, und zeichneten ſich durch ihre Kühnheit aus. Als dieſer General ſich von der franzöſiſchen Sache trennte, begleiteten ſie ihn. Der Vater, der Alles verloren hatte, erhielt ſich in Altona als Sprachlehrer, und die Töchter, die wieder als Frauen auftraten, erſchienen in dem Sievekingſchen Kreiſe, und zwar ganz als ſanfte, feingebildete, liebenswürdige Mädchen. Sie bewohnten mit Reichardt in Neumühlen daſſelbe Haus, und Felicité blieb eine fortdauernde Correſpondentin meiner Schwägerin. Der Bruder, General Fernay, iſt in den Kriegen der Reſtaurationszeit, und irre ich nicht, auch als Krieger in Algier öfter auf eine rühmliche Weiſe genannt; ohne allen Zweifel lebt er noch. Die jüngſte Schweſter, die mit dem Vater in Brüſſel zurückblieb, heirathete den in den napoleoniſchen Feldzügen berühmt gewordenen General Guilleminot, der ſpäter als franzöſiſcher Geſandter in Conſtantinopel eine große Rolle geſpielt hat. Im Befreiungskriege folgte ich, nach der Schlacht von Leipzig, den wolkonskiſchen Koſacken, die den fliehenden Feinden nachſetzten. Ich kam mit wenigen Koſacken nach Weißenfels, das noch von einigen fliehenden Franzoſen beſetzt war; in der Vorſtadt ſah ich eine Hausthür mit dem Namen des Generals Guilleminot bezeichnet, und da ich in dieſer Stadt die Ankunft der Blücherſchen Truppen zu erwarten beauftragt war, konnte ich der Luſt nicht widerſtehen, mich in dem Hauſe vorläufig einzuquartieren, welches der Mann, der mir ſo intereſſant geworden war, ſo eben als fliehender Feind, und zwar in der bedenklichſten Lage verlaſſen hatte.

Sieveking war ſeit mehreren Jahren geſtorben, aber der Geſellſchaftskreis hatte dieſelbe, ich darf wohl ſagen, geſchichtliche Bedeutung behalten; und die Frau war mit ihren in blühender Geſundheit heranwachſenden Kindern die Zierde deſſelben. Nie habe ich eine Frau gekannt, die mich ſo ganz beherrſchte, deren ſtets milde Gegenwart dennoch eine unwiderſtehliche Gewalt über mich ausübte. Von ihrer früheſten Jugend an hatte ſie in der großartigſten Umgebung gelebt. Alle geſchichtlichen Bewegungen Europas, geiſtige wie politiſche und commerzielle, umgaben ſie durch würdige Repräſentanten, die in ihrer Nähe erſchienen. Zwar war die religiöſe Ueberzeugung, die in dieſem Kreiſe herrſchte, nicht die meinige. Die Anſicht, die mit Reimarus anfing und mit Strauß in unſern Tagen den höchſten Gipfel erreicht hat, bildete, wenn auch weniger entwickelt, doch die Grundlage ihrer Religioſität, und dennoch herrſchte in dieſem Kreiſe eine Pietät, ja eine Andacht, die ich mit voller Ueberzeugung eine chriſtliche nennen muß. Das mannigfaltig wechſelnde Leben, durch die bedeutendſten Perſönlichkeiten der Zeit gehoben, hatte eine feine, im edelſten Sinne vornehme Darſtellung der Geſelligkeit, eine Sicherheit in jeder Aeußerung, ein anmuthiges Maaß, welches niemals überſchritten wurde, erzeugt, und eben dasjenige, was am waffenloſeſten zu ſein ſcheint, die weibliche Zartheit, erſchien hier als das Gebietende. Es war eine wunderbare Vereinigung bürgerlicher unbefangener Vertraulichkeit, durch welche die freimüthigſten Geſtändniſſe hervorgelockt wurden, mit den ſicherſten Formen der höheren Kreiſe, die den Umgang ſtets anregte und zugleich mäßigte. Die unbeſchreibliche Güte dieſer herrlichen Frau mußte einen jeden hinreißen; ſie ſchien für Andere mehr zu leben, als für ſich ſelbſt; eine jede fremde Sorge trug ſie als die eigene, und das Bedenkliche meiner Lage laſtete auf ihr, wie auf mir. Nie werde ich den zarten Sinn vergeſſen, mit welchem ſie als Freundin den Gaſt behandelte. In der Hamburger Claſſenlotterie war für die letzte Ziehung eine bedeutende Menge großer Gewinne zurückgeblieben. Als die Ziehung zu Ende war, ſagte ſie: „Kinder, ich hatte voll Hoffnung ein Loos für euch genommen, doch ihr habt kein Glück.“

Die Verhältniſſe, in welchen ich mich in Neumühlen, und meine Frau bei ihrer Großmutter ſich aufhielt, hatten einige Verwickelungen hervorgerufen, die mir höchſt unangenehm waren. Man trug mir Aeußerungen der gütigen Frau zu, die, hätten ſie ſtattgefunden, mich gezwungen hätten, ihr Haus zu verlaſſen. Ich verwarf ſie zwar, aber ſie wurden mir auf eine Art vorgetragen, die mich beunruhigte. Ich wandte mich an ſie ſelbſt, und nie erſchien ſie mir liebenswürdiger als eben jetzt. Eine einfache Verſicherung von ihrer Seite würde mich vollkommen beruhigt haben; ihr genügte aber dieſe nicht, es war ihr darum zu thun, einen jeden Verdacht, wie er nur möglich ſein könnte, zu entfernen.

Auch die politiſche Geſinnung, wie ſie beſonders durch Pool repräſentirt wurde, ſtimmte nicht ganz mit der meinigen überein; ſie war überwiegend demokratiſch: aber daß die wilden Aeußerungen einer rohen Demokratie in dieſem Kreiſe verbannt waren, verſteht ſich von ſelbſt.

Zu den damals ausgezeichneten Männern, die ich im Sievekingſchen Kreiſe fand, gehört Reinhardt, der vor einigen Jahren als franzöſiſcher Pair ſtarb, der damals von Jaſſy, wohin ihn Napoleons Ungnade verwieſen hatte, zurückgekommen war. Er hatte bekanntlich, als Sieyes in das Direktorium trat, eine kurze Zeit hindurch das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten, und überhaupt ein merkwürdiges Schickſal gehabt. Als würtembergiſcher Predigerſohn ſtudirte er fleißig, er war auch mit der Ausbildung der Philoſophie vertraut, und ſuchte in Paris ſein Glück zu machen. Hier ward er dem Sieyes bekannt, der damals eine Art franzöſiſcher Metaphyſiker war. Dieſer übertrug ihm die Ausarbeitung einer kurzen Darſtellung der Kant'ſchen Kritik, die in einem von Reichardt herausgegebenen Journal „Deutſchland" in deutſcher Sprache abgedruckt wurde. Sieyes, der die Kant'ſche Kritik nach dieſer Darſtellung eben ſo gut verſtand, wie in unſern Tagen Couſin den Schelling und Hegel, verſicherte zwar, durch Kant nichts Neues erfahren zu haben. „Das Alles," äußerte er höchſt naiv, „haben wir ſchon lange gewußt;" und es iſt wohl höchſt zweifelhaft, ob Kant jetzt in Frankreich richtiger aufgefaßt wird. So wenig nun auch Sieyes durch Reinhardts Darſtellung zufrieden geſtellt war, ſo war der letztere doch durch die Bekanntſchaft mit dem mächtigen Manne befördert. Reinhardt hatte ein ſehr ruhiges Aeußere; er ſprach langſam, und ſein Urtheil hatte etwas Beſtimmtes und Schneidendes. Wie ich ihn kennen lernte, begriff ich wohl, daß er imponiren konnte. Bekanntlich war Talleyrand ſein vorzüglichſter Gönner. Unter Denen, die er in den auswärtigen Angelegenheiten benutzte, ſchätzte er wohl keinen höher, als ihn. Jetzt erſchien er bei ſeiner Schwägerin (ſeine Frau war die Schweſter der Madame Sieveking) nichts weniger als angenehm. Er ſprach faſt nie, war fortdauernd mürriſch und ſeine Gegenwart war jederzeit läſtig und ſtörend. Wenn er, höchſt ſelten, zugänglicher erſchien als gewöhnlich, freute man ſich allgemein. „Heute," ſagte die gütige Frau dann,

„iſt Reinhardt ganz allerliebſt," wenn er ſich ſo betrug, wie man es von einem einigermaßen gefälligen Manne unter allen Umſtänden erwarten konnte. Allerdings mochte er von einem tiefen Gram niedergedrückt ſein. Die Maſſe von furchtbaren Erfahrungen mußte ihn beugen; er haßte, wie ich ſpäter von ihm ſelbſt erfuhr, Napoleon, deſſen Gewalt er mit Unwillen wachſen ſah, und der deutſche Mann hatte die Liebe zu ſeinem Vaterlande doch nicht aufgeben können; er ſah wohl klarer als die Meiſten ein, wie in allen Richtungen des Daſeins vernichtend Napoleons Gewalt über Deutſchland ſein würde. Seine eigene Lage in Frankreich war auch nicht eine wünſchenswerthe, und als er endlich aus ſeinem Exil in Jaſſy zurückkehrte, hielt er ſich jetzt ohne irgend eine Anſtellung bei der Familie ſeiner Frau auf. Ich hatte Hamburg noch nicht verlaſſen, als Napoleon Reinhardt nach Paris berief, um ihm als ſeinen Geſandten bei ſeinem Bruder Jerome für das neu errichtete Königreich Weſtphalen anzuſtellen. Einerſeits mochte der Kaiſer wohl glauben, daß der geborne Deutſche ihm nützlicher ſein könnte, andererſeits bewies dieſe Anſtellung allerdings ein gewiſſes Vertrauen von Seiten Napoleons, und die Berufung ſtellte ſich ihm wohl in einem ſchmeichelhaften Lichte dar. Daß er aber jetzt, da er als ein völlig unabhängiger freier Mann, freilich in einer etwas beſchränkten Lage, auf ſeinem reizenden Landſitze bei Remagen am Rhein leben konnte, ſich wieder in eine Abhängigkeit begab, die ihm auf jede Weiſe drückend ſein mußte, mißfiel der Schwägerin durchaus. Unter den Vertrauten äußerte ſie ſich ſelbſt über das Schickſal der Schweſter nicht ohne Sorgen; ich hingegen begriff den Entſchluß Reinhardts ſehr wohl. Er war noch in ſeinen beſten Jahren, gewohnt in die großen Verhältniſſe eines mächtigen Reiches bedeutend einzugreifen, und konnte ſich mit der Hoffnung ſchmeicheln, in einer höchſt bedenklichen Zeit ſeinem Vaterlande nützlich zu ſein. Dem armen Predigerſohne mochte es ſchwer fallen, zu vergeſſen, daß er einmal franzöſiſcher Miniſter geweſen war. — Ich trat zu der Zeit ihm nicht näher; er hatte für mich etwas Abſtoßendes. Später lernte ich ihn genauer kennen, und gewann ihn ſehr lieb. Freilich ſahen wir uns zum zweiten Male unter Verhältniſſen, die keiner von uns damals ſo nahe glaubte.

Mit den übrigen Gliedern der Familie lebte ich auf einem vertrauten Fuße. Der Greis Reimarus zog mich ſehr an, und ich verſetzte mich gern auf den Standpunkt der Naturwiſſenſchaft, in welchem er ſich bewegte, der jetzt zwar als ein veralteter erſchien, mich aber mit allem Zauber jugendlich glücklicher Erinnerung umgab. Seine Frau iſt ſelbſt in der deutſchen Literatur nicht unbekannt geblieben. Sie war in ihrem hohen Alter rüſtig, ihre Geſichtsbildung hatte etwas Strenges, und ſie beſaß jenen bedeutenden körperlichen Umfang, der bei den Frauen in Hamburg wie in Holſtein, im höheren Alter nicht ſelten iſt; ihre Behauptungen waren ſchneidend, ihre Anſichten, in der Richtung der ſogenannten Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts ausgebildet, entſchieden, und ihre Urtheile über Menſchen, mit deren Benehmen ſie unzufrieden war, fielen hart aus. Mich ſchonte ſie nicht, und fand auch genug an mir zu tadeln; was ſie von meinen philoſophiſchen Anſichten gelegentlich erfuhr, erſchien ihr unverſtändlich und daher verwerflich. Daß ich meine Familie durch einen tadelnswerthen Streit mit dem däniſchen Regenten in eine ſo bedenkliche Stellung verſetzte, erſchien ihr thöricht und auf keine Weiſe zu entſchuldigen. In meiner damaligen Stimmung war ich nun keineswegs geneigt, Aeußerungen der Art ſtillſchweigend zu dulden. Ich erinnere mich, ein Mal ihr entſchieden entgegen getreten zu ſein. „Es kann,“ ſagte ich, „unmöglich Ihr Ernſt ſein, das zu vertreten, was Sie gegen mich behaupten.“ Sie hatte nämlich zugegeben, daß der Mann jedes Opfer ſeiner Ueberzeugung bringen dürfe, wenn er allein für ſich zu ſorgen habe: anders aber verhielte es ſich, wenn das Schickſal der Frau und der Kinder von ſeinem Benehmen abhängig wäre. „Sie, meine Gnädige,“ äußerte ich, „die Correſpondentin des kühnen Leſſing, ſollten zugeben, daß eine Frau die Grundpfeiler der männlichen Ueberzeugung erſchüttern dürfe? Sie ſollten es lobenswerth finden, wenn die Mütter die tapfern Söhne zurückhielten, von einem gefährlichen Kampfe für das Vaterland? Sie ſchätzen die Würde Ihres Geſchlechts zu hoch, ſtellen dieſe zu entſchieden in ihrer Reinheit dar, und würden ſelbſt, wie in einem bedenklichen Kampfe die ſpartaniſche Mutter, ſo auch als Frau den Mann ermuntern, mit ihr das Elend zu wählen, wo es einem Kampfe für ſeine Ueberzeugung galt.

Die Verachtung gegen einen Mann, der ſich einer, in ſeinen Augen ſchlechten Sache verkaufte, um ſich zu erhalten, würde Ihnen furchtbarer erſcheinen, als Armuth und Verfolgung.“ —

Was mich ſchnell bei dieſem Streit verſöhnte, war die wirkliche Güte, mit welcher ſie eine ſolche harte Erwiderung duldete und, obgleich ſie in der Familie eine anerkannte Herrſchaft ausübte, mir als Gaſt eine freiere Sprache erlaubte.

Im Sievekingſchen Hauſe erſchien auch der Graf Wallmoden, der die unglückliche Capitulation im Jahre 1803 an der Elbe ſchloß; mit ihm der Erbprinz von Lippe-Bückeburg und die Schweſter des Freiherrn von Stein. Ich habe nicht leicht eine Frau geſehen, in deren Geſichtszügen ſich mehr eine imponirende ächt adelige Geſinnung ausſprach. Die Lage dieſer bedeutenden Perſonen war im höchſten Grade bedenklich, ihre Länder in feindlicher Gewalt, ihr Eigenthum in Gefahr. Bernadotte hielt Hamburg beſetzt, und ſein Benehmen ward im Ganzen gelobt. Deſtomehr ward Bourrienne getadelt. Napoleon, behauptete man, dem er beſchwerlich war, wollte ihn von ſeiner Perſon entfernen, zugleich aber, da er Vieles wußte, was der Kaiſer nicht durfte bekannt werden laſſen, ſein Stillſchweigen erkaufen. Es war leicht vorauszuſehen, daß durch die Continentalſperre die ausgedehnteſte Schmuggelei einer Handelsſtadt wie Hamburg nothwendig ward, wenn nicht alle Handelsverhältniſſe zerſtört werden ſollten. Dieſe wurde nun durch eine Uebereinkunft mit Bourrienne befördert; alle bedeutende Handelshäuſer ſtanden mit ihm in Verbindung, und er mußte durch bedeutende Summen erkauft werden. Seine Finanzen waren bekanntlich im höchſten Grade zerrüttet und er ſoll, nachdem kaum einige Monate ſeines Aufenthalts in Hamburg verfloſſen waren, über eine Million Franken nach Frankreich geſchickt haben. Bernadotte, wurde erzählt, habe ſich bei einer öffentlichen Tafel über dieſes verächtliche Benehmen ſtreng und unverholen in Bourrienne's Gegenwart geäußert.

Hamburg war damals natürlich in einer ſehr unangenehmen Lage; mehrere der größten und reichſten Handelsherren würden ſich zurück gezogen haben, wenn ihre Entfernung nicht den ſichern Ruin der Stadt herbeigeführt hätte. Beſonders waren die bedeutenden Summen, die in der Bank lagen, gefährdet, aber aller Credit der Handelsſtadt wäre verſchwunden, wenn man ſich die Kapitalien, die hier ruhten, hätte auszahlen laſſen. Jerome Sillem war damals ſchon mit dem ruſſiſchen Hofe durch bedeutende Finanzangelegenheiten verbunden; er dachte wohl an die Möglichkeit, wenn Hamburg lange in franzöſiſcher Gewalt blieb, wenn die Continentalſperre fortdauerte, Hamburg zu verlaſſen und alle ſeine bedeutenden Kapitalien nach Petersburg hinzuziehen. Aber die Liebe zu ſeiner Vaterſtadt hielt ihn noch immer von dieſem Entſchluß zurück. In den geſelligen Verhältniſſen der großen Handelshäuſer merkte man zwar keine Veränderung; bei der Tafel herrſchte der nämliche Luxus: aber ein innerer Wurm zehrte an dieſem äußern Glanz, und die Häuſer, die mir bekannt waren, Sillem, Hamburry und Sieveking, verbargen es nicht, daß ſie jährlich bedeutende Verluſte erlitten.

In der Stadt fand man außer der franzöſiſchen Beſatzung eine ſpaniſche. Das Regiment Prinzeſſa, eines der vorzüglichſten Regimenter des ſpaniſchen Volks, ward von Napoleon aus Spanien nach dem Norden gebracht, und gehörte einem Armeecorps zu, welches, von dem General Romana commandirt, aus den beſten ſpaniſchen Truppen beſtand, deren nationale

Geſinnung dem neuen franzöſiſch-ſpaniſchen Könige Joſeph beſonders verdächtig [illegible]n. Dieſe Spanier waren in Hamburg ſehr beliebt, zum Theil wohl, weil ſie ihren Haß gegen die Franzoſen nie verbargen. In den Dörfern des Hamburger Gebiets, wo ſie anfänglich zuſammenlagen, fanden nicht ſelten heftige Streitigkeiten ſtatt, die oft von Seiten der Spanier mit einem Dolchſtoß endigten. Man war genöthigt, ſie ſorgfältig von den Franzoſen entfernt zu halten. In den Häuſern von Hamburg dagegen, in welchen ſie einquartiert waren, erſchienen ſie freundlich, vertraulich, und waren mit Wenigem zufriedenzuſtellen; ſie wußten ſich meiſt bei den Familien einzuſchmeicheln, ja ſelbſt durch Hülfsleiſtungen aller Art ſich nützlich zu machen. Die Mißverſtändniſſe, zu welchen die fremde Sprache zum Theil Anlaß gab, endigten, ſo viel ich erfuhr, jederzeit auf eine freundliche Art. Wenn ſie auf ihren Mauleſeln ſeitwärts (nach der Frauen Art) ſitzend die Straßen durchzogen, gaben ſie ſich freiwillig und ohne ſich beleidigt zu fühlen, den Späßen der jubelnden Knaben preis. Beſonders ergötzlich war es den Einwohnern, ihr Erſtaunen zu betrachten, als die Elbe und Alſter ſich in dem ziemlich ſtrengen Winter mit Eis belegten und nun das bunte Leben auf den ſtark gefrorenen Flüſſen begann. Schlitten mit Maſten und Segeln verſehen, bewegten ſich nach dem Winde, Zelte, in welchen Lebensmittel allerlei Art angehäuft waren, wurden hier und da errichtet, und boten der Menge der Schlittſchuhlaufenden mancherlei Erquickungen dar. Die Spanier betrachteten dieſes Winterleben mit unverholener Freude und äußerten ihre Verwunderung auf die naivſte Weiſe. Viele ließen ſich Schlittſchuh anbinden, ſtürzten aber ſogleich hin, und ſchienen ſich zu ergötzen, wenn die Umſtehenden ihr Ungeſchick belachten. — Beſonders aber erwarben ſie ſich die Zuneigung der Familien, durch die rührende Liebe zu den Kindern des Hauſes. Sie waren die ſorgfältigſten Kinderwärter, und wenn ſie auf eine ſolche Weiſe vertraulich an dem Familienleben Theil nahmen, brach das Heimweh hervor, das, obgleich man ihre Sprache nicht verſtand, die Zuſchauer tief erſchütterte. Ueberhaupt zeigte ſich neben der ſüdlichen Glut und leichten, vorübergehenden, fröhlichen Beweglichkeit dieſer Männer, bei vielen ein tiefer Gram, der ſich vor Allem in ihren Nationalliedern ausſprach, die ſie oft hören ließen, bald einzeln, bald mehrere vereinigt, und welche jederzeit die tiefſte Theilnahme erregten.

Perthes beſaß auf dem Jungfernſtieg ein Bücher-Aſſortiment von ſeltener Güte. Er verſorgte das nördliche Deutſchland nicht allein, ſondern auch ganz Scandinavien und Rußland, beſonders mit Werken der ausländiſchen Literatur. Nicht bloß mit der neuern Literatur war er wohl verſorgt, ſondern auch mit der ältern; und Herr von Rumohr konnte auf einmal einige Hundert Thaler für ſeltene ſpaniſche Werke, die er forderte, anlegen. Ich beſuchte ſeinen Buchladen ſehr fleißig; nicht bloß der Werke wegen, die ich dort vorfand, ſondern auch, weil Perthes zu meinen bedeutendſten Freunden gehörte. Seine Geſpräche waren ſtets belehrend und inhaltsreich, ſeine Vaterlandsliebe in dieſer bedenklichen Zeit entſchieden und warm; ich verdanke ihm viele ſchöne und lehrreiche Stunden. In Perthes Buchladen fand ich oft einen kleinen Mann, in einen einfachen Ueberrock gekleidet, der uns beſonders auffiel. Er war ein Ausländer, dies hörte man wohl an ſeiner Sprache, obgleich er ziemlich fertig deutſch ſprach; ſeine Phyſiognomie verrieth den Südländer und war höchſt bedeutend. Obgleich freundlich, erſchien er vornehm, gebieteriſch und ſeine Freundlichkeit hatte etwas Herablaſſendes. Was uns in Erſtaunen ſetzte, war ſeine genaue Bekanntſchaft mit der deutſchen Literatur, obgleich nicht mit der neueſten. Dieſer Mann war uns beiden lange ein Räthſel. Einſt traten ein Paar ſpaniſche Offiziere herein, die, als ſie ihn erblickten, ſich ehrerbietig hinſtellten und Front machten. Er ging bei ihnen vorbei, mit der entſchiedenen Miene des Gebieters, und verließ den Laden. Wir erfuhren nun, wer dieſer Mann war. Wir hatten den General Romana kennen gelernt. Er erſchien öfter, und als ich einſt den Laden verließ, ſprach er mich als einen alten Bekannten an. Als ich gegen ihn meine Verwunderung über ſeine Bekanntſchaft mit der deutſchen Literatur äußerte, erfuhr ich, daß er in ſeiner Jugend einige Jahre in Leipzig ſtudirt habe, wo der bekannte Schriftſteller Garve ihm Unterricht ertheilt hatte. Unſere Anſichten über die Literatur waren freilich ſehr verſchieden, aber dieſe Bekanntſchaft intereſſirte mich dennoch ſehr, obgleich er in ſeinen Aeußerungen äußerſt vorſichtig war und jedes Geſpräch, wenn es politiſche Gegenſtände berührte, plötzlich abbrach. Romana hatte offenbar die ſtolze Abſicht, ſich durch ſpaniſche Großmuth auszuzeichnen, und in dieſer Hinſicht den franzöſiſchen Befehlshaber Bernadotte zu überbieten. Seine Wohnung war bei einem reichen Handelsherrn der Stadt. Dieſem bot er eine anſehnliche Entſchädigung an, die jener natürlich ausſchlug, indem er ihn verſicherte, daß nicht er, ſondern die Stadt die Unkoſten der Einquartirung trage. Jetzt wandte er ſich an die Frau des Hauſes und forderte ſie auf, einen Schmuck zu beſorgen. „Er iſt,“ ſagte er, „für eine Dame beſtimmt, die ich in hohem Grade verehre. Ich überlaſſe Ihrem Geſchmack die Wahl des Gegenſtandes und bitte, das Geld nicht zu ſchonen.“ Als der Schmuck fertig war, zeigte er ſich ſehr zufrieden; dankte für die Mühe, welche die Frau ſich gegeben, lobte ihren Geſchmack, und bezahlte die bedeutende Summe. Wie überraſcht war aber die Frau, als Romana am Weihnachtsabend ihr ſelbſt dieſes anſehnliche Geſchenk überreichte, welches ſie zwar in Verlegenheit ſetzte, das ſie aber doch nicht abzuſchlagen wagte.

Die ſpaniſchen Truppen wurden nachher, wie bekannt, nach Dänemark verlegt, und in Jütland und auf den Inſeln vertheilt. Ich habe, bei meinen Beſuchen in Dänemark viele Jahre nachher, Manches von dieſen, den Dänen ſo ſeltſamen Gäſten gehört, beſonders aber von der ſchlauen und geheimen Art, mit welcher ſie ihre Unterhandlungen mit den Engländern, durch welche die Küſten des Landes beunruhigt wurden, einzuleiten verſtanden und wie erſtaunt man war, als die kühne Entweichung aller Truppen faſt zu derſelben Zeit in allen Gegenden vor ſich ging. Bekanntlich hat General Romana nach ſeiner Zurückkunft vorzüglich dazu beigetragen, den, den Franzoſen ſo gefährlichen Guerilla-Krieg in Spanien zu organiſiren. Durch Romana wurde nun zuerſt mein Intereſſe für das ſpaniſche Volk erregt, und erreichte nachher den höchſten Grad, als der Widerſtand gegen die Feinde, die das Land beſetzten, immer entſchiedener und großartiger ward. Wenn man ſich erinnert, wie lebhaft die vorzüglichſten Geiſter Deutſchlands ſich damals für die glänzende Epoche der ſpaniſchen Literatur intereſſirten; wie Cervantes und Calderon mit Shakeſpeare, Dante, Arioſt und Taſſo eine Zeit bezeichneten, deren geiſtige Bedeutung einen lichten Glanz über die Länder warf, in welchen ſie gelebt und gedichtet hatten: ſo wird man wohl begreifen, wie ein

Jeder, der für das vornehm Geiſtige in der Geſchichte lebte, eben dieſes vor der rohen Gewalt eines Volkes retten wollte, welches durch die ſtarre Einſeitigkeit einer flachen Bildung keine Ahnung hatte von dem Werthe der Schätze, die es zu vernichten drohte; und wie ein Jeder ſich hingezogen fühlen mußte zu einem Lande, in welchem die kühne Kraft vergangener Zeiten wieder aufzuleben ſchien. Es war mir, ich will es nicht leugnen, als müßte der alte verſchwundene Geiſt durch dieſen mächtigen Kampf wieder erſtehen, als ſollte ein wunderbares Gebilde der Vergangenheit, zwar uns fremd, räthſelhaft, aber in ſeiner Eigenthümlichkeit voll unergründlicher Tiefe, wieder lebendig werden, und faſt unvermeidlich erſchienen mir die kühnen Heere, die raſtlos kämpfenden Banden der Guerillas, die belagerten Städte, wenn ſie ſich verzweiflungsvoll wehrten, nicht allein die Wälle, ſondern auch die Straßen gegen die eingedrungenen Feinde vertheidigten, wie ein mythiſches Volk, welches allen übrigen unterjochten Völkern in Europa ſtreng ſtrafend, aber auch ermunternd gegenüber trat. Und in der That, wie viel hat Deutſchland den Spaniern zu verdanken! Die Kämpfe auf der Halbinſel, von den Engländern unterſtützt, kann man als die erſte Niederlage des kühnen Eroberers betrachten; und kein ächter Deutſcher, welcher jene Periode durchlebte, wird es leugnen, daß Spanien als mahnendes Muſter im höchſten Sinne ihm vorſchwebte, und die Geſinnung, welche Deutſchlands Befreiung herbeiführen ſollte, förderte und ſtärkte. Wie grauenhaft wird die Gegenwart, in welcher die verſtorbenen Geſpenſter früherer Jahrhunderte mit den eingedrungenen ſchrankenloſen Meinungen einen rohen, nie zu vermittelnden Kampf in einem jeden Gemüth angezündet haben; einen Kampf, deſſen furchtbare Folgen ſich durch die immer heftigere Zerrüttung des unglücklichen Landes offenbart, wenn ſie verglichen wird mit jener Zeit unſerer kühnen Hoffnungen.

So viele bedeutende Perſönlichkeiten, die meine Aufmerkſamkeit fortdauernd auf die größeren Verhältniſſe der Zeit hinzogen, erhielten mich in großer Spannung, und in einer ſolchen Umgebung mußte auch das, was ich durch den früher erwähnten Heſſen Martin erfuhr, mir ſehr wichtig ſein. Die geheimen Geſellſchaften in Heſſen hielten zuſammen, aber ſie waren auch ſchon Gegenſtände der Aufmerkſamkeit und Verfolgung der neuen weſtphäliſchen Polizei geworden. Ich erfuhr, daß ein Mitglied des heſſiſchen Bundes als Spion ergriffen, und in der Nähe von Hamburg todt geſchoſſen ward. Doch wuchs das Bündniß fortdauernd, und ich hörte hier zuerſt Emmerich nennen, dem ich ſpäter näher trat, und der als der vorzüglichſte Urheber des Bundes betrachtet werden kann; ſo wie er auch die zukünftige Thätigkeit der zerſtreuten Glieder vorbereitete. Er war hannöverſcher Offizier, der ſich im nordamerikaniſchen Kriege ſehr ausgezeichnet hatte, als Schriftſteller durch ſeine militairiſche Schrift „über den kleinen Krieg“ bekannt; eine höchſt ausgezeichnete Perſönlichkeit, jetzt ein Greis. Was ich ſpäter von ihm zu berichten habe, wird, glaube ich, nicht ohne Intereſſe ſein.

Philipp Otto Runge, war, als er bei meinem früheren, wie ſpäteren Aufenthalte in Hamburg, in dem vertrauteſten Umgange mit mir lebte, 30 Jahre alt. Seine erſte Bekanntſchaft hatte ich mehrere Jahre früher in Dresden gemacht, wo er in dem genaueſten Umgange mit Tieck lebte. Dieſer, nur zu früh geſtorbene Künſtler erregte zu ſeiner Zeit eine große Theilnahme, und da das Andenken an ihn durch die Herausgabe ſeiner hinterlaſſenen Schriften erneuert iſt, ſo halte ich mich um ſo mehr verpflichtet, das Bild dieſes in vieler Rückſicht merkwürdigen Mannes zu geben, wie es mir erſchien, und ſo gut ich es zu entwerfen vermag.

Das ſeinen Schriften vorgedruckte Bildniß iſt nach dem Oelgemälde, welches er ſelbſt gemalt hat, und man kann es ein ziemlich gelungenes nennen. Er war von mittlerer Größe, ſchlank gebaut, zeichnete ſich aber beſonders durch einen ſtarken Knochenbau aus, den man an den Händen und Füßen, aber auch im Geſicht erkannte. Seine Geſichtszüge waren deſſenungeachtet höchſt einnehmend und bedeutend; Jeder, der ihn ſah, ahnete in ihm eine phantaſiereiche Dichternatur. Seine großen lebendig ſinnenden Augen waren gewöhnlich nach innen gekehrt, und hatten eine unbeſchreiblich anziehende Gewalt. Seine dicht geſchloſſenen Lippen waren ungemein zart, und aus den leiſeſten Bewegungen derſelben ſprach ſich etwas Sinniges und Geiſtreiches aus. Er war in Geſellſchaft unbekannter Menſchen ſtill und verſchloſſen; im vertrauten Kreiſe aber gab er ſich gern und willig hin. Er lebte in Hamburg als glücklicher Ehemann, und ich brauche dieſes Verhältniß nur kurz zu erwähnen. Die Briefe an ſeine Frau, vor und nach ſeiner Ehe, wie viele Briefe an ſeine Freunde, die jetzt gedruckt ſind, enthüllen uns die Tiefe der, mit allen ſeinen künſtleriſchen und dichteriſchen Gedanken innig verbundenen, Neigung. Es gibt wenige Menſchen, die ſich ſo ganz als Fremdlinge auf der Erde darſtellen, wie er. Alle ſeine Gedanken, dichteriſche wie künſtleriſche, bewegten ſich in einer höhern geiſtigen Welt, in welcher er lebte, und aus welcher jede Aeußerung entſprang. Wenn junge Männer nicht ſelten ſich bemühen, einem in allen äußeren Rückſichten gefeſſelten ſinnlichen Daſein äußerlich eine höhere Bedeutung zu geben, das Gemeinſte und Geringſte mit hohen, aber leeren Worten zu übertünchen — ein Verſuch, der immer auf eine widerwärtige Weiſe mißlingt — ſo erſchien Runge hingegen mit einer unbefangenen und ungeſuchten Wahrheit. Er ſuchte nie Worte, ich hörte nie einen Menſchen ſprechen, der mit großer Tiefe ſo einfach ſich äußerte wie er; gewöhnliche Menſchen überſahen ihn ganz, aber die wärmſte Neigung eines jeden Menſchen, der ihm einmal nahe getreten war, erwarb er ſich auf immer. Es entſtand faſt unvermeidlich ein Gefühl in ſeinen Freunden, durch welches ſie gezwungen wurden, ihm thätig zu dienen, Alles in ſeiner Umgebung ſo zu ordnen, daß das innere, in der Erſcheinung fremde Daſein, in allen Richtungen ſich frei entwickeln und äußern konnte. Dieſes, daß wer ihm nahe trat, ihm dienen mußte, geſtaltete ſich deswegen als eine unvermeidliche Forderung, weil die verſchiedenen Richtungen ſeiner Arbeiten weit auseinander lagen, und dennoch ſo durchaus von einem einigenden Lebensprinzip durchdrungen waren, daß ſeine Freunde mit der geſpannteſten Erwartung der reichen, lebendigen Geſtalt entgegenſahen, deren Geburt angekündigt war, und die nun erſcheinen mußte. Dieſes erkannten ſeine Freunde, ſeine Familie, vor Allen der Herausgeber ſeiner hinterlaſſenen Schriften, ſein Bruder, der ganz für ihn lebte und ſich opferte.

Wenn Runge unter ſeinen Freunden ſaß, erſchien er im wahrſten Sinne kindlich. Die geringſten, gewöhnlichſten Ereigniſſe erhielten einen dichteriſchen Anſtrich, und das Unbedeutendſte erſchien ihm mährchenhaft. Ich habe auf dieſe Weiſe Abende erlebt, durch die Unterhaltung, die von ihm ausging, ſo ſeltſam gehoben, daß, wäre es möglich, ſie, wie ſie waren, darzuſtellen, eine Dichtung zum Vorſchein kommen würde, die zu den vorzüglichſten gerechnet werden müßte, die jemals erſchienen ſind. Das Phantaſiereiche und Kindliche in der plattdeutſchen Sprache trat dann mit einem unwiderſtehlichen Zauber hervor; die beiden, in der deutſchen dichteriſchen Literatur allgemein bekannten und geſchätzten Mährchen hörte ich an ſolchen Abenden von ihm erzählen, als ſie noch nicht gedruckt, ja noch nicht aufgeſchrieben waren; und ſie erſchienen da um ſo bedeutender, weil ſie nicht iſolirt etwa als ein verfertigtes vorgeleſenes Gedicht fremdartig in eine proſaiſche Welt hineintraten, weil wir vielmehr ſämmtlich als Kinder von dem wunderbaren Grauen des Lebens ergriffen waren, ſo daß die Mährchen uns faſt wie das Natürlichſte, die gewöhnliche Reflexion aber als etwas Unwahres und Nichtiges erſchien.

So ſehr auch Novalis durch Bildung und Anſichten des Lebens von Runge verſchieden war, ſo wurde ich doch immer an jenen erinnert. Novalis lebte in einer reichen Mythenwelt, wie ſie ſich geſchichtlich geſtaltet hatte, er lebte forſchend, grübelnd, bildend in ihr, und ſprach aus ihr heraus. Hier aber glaubte ich das Mythen erzeugende Organ inmitten einer kalt reflectirten Zeit unmittelbar wahrzunehmen.

In der That es war merkwürdig, wenn man nun neben dieſer rein phantaſtiſchen Richtung ſeines Geiſtes, die Schärfe der Auffaſſung beſtimmter Gegenſtände, denen er in allen ihren Beziehungen nachforſchte, und ſie zu verfolgen ſuchte, wahrnahm. Als Maler war ihm die Natur und Bedeutung der Farben höchſt wichtig, aber obgleich auch dieſe in einer tiefern, faſt myſtiſchen Bedeutung aufgefaßt wurden, ſo vergaß er doch keineswegs die durchaus äußeren, für das Techniſche wichtigen Verhältniſſe. Es wäre in der That wünſchenswerth, wenn die Unterſuchungen, die er anſtellte, die Verſuche, durch welche er den Farben Dauer zu ertheilen unternahm, ſelbſt wenn ſie nicht ganz gelungen waren, allgemeiner bekannt würden. Da in den letzten Decennien die Malerkunſt wieder aufzuleben anfängt, nachdem ſie faſt verloren gegangen, oder mit untergeordneten Gegenſtänden beſchäftigt, und in untergeordneten einſeitigen Manieren gefeſſelt war, iſt es mit Bedauern bemerkt worden, wie ſchnell mehrere der vorzüglichſten Bilder der neueſten Zeit nachgedunkelt ſind. Die Kunſt, welche die Alten ſo wohl verſtanden, der Friſche und dem Glanze der Farben in ihren Bildern Dauer zu verſchaffen, ſcheint in der That verſchwunden, oder wenigen Malern nur noch wie durch einen Zufall eigen zu ſein. Auf dieſen Gegenſtand war Runge's Aufmerkſamkeit ſorgfältig gerichtet. Was Albrecht Dürer und vorzüglich Leonardo da Vinci über die Farben geſchrieben hatten, war ihm wohlbekannt. Einen alten chemiſchen Laboranten in Altona, der ſich viel mit Verſuchen in der Farbenchemie beſchäftigte, und im Beſitz beſtimmter Geheimniſſe zu ſein glaubte, hatte er perſönlich kennen gelernt. Seine Geheimniſſe gab dieſer nicht für eigene Erfindungen, vielmehr für Ueberlieferungen aus, und Runge verſchmähte es nicht, ſich mit ihm einzulaſſen. Das große lebhafte Intereſſe, welches er zeigte, erwarb ihm das Vertrauen des alten Adepten. Runge ſelbſt ſtellte eine Menge Verſuche an. In wiefern dieſe Arbeiten zu irgend einem bedeutenden Reſultate führten, iſt mir unbekannt geblieben. Die Schwierigkeit bleibt immer, daß das entſcheidende Urtheil erſt nach einer bedeutenden Länge von Zeit gefällt werden kann.

Aber mit welcher Strenge und Schärfe der Beobachtung er einen beſtimmten Gegenſtand behandelte, beweiſt ſeine Schrift: „die Farbenkugel,“ in welcher er die Verhältniſſe aller Miſchungen der Farben zu einander in ihrer vollſtändigen Verwandtſchaft zu conſtruiren und eine Ableitung der Harmonie in der Zuſammenſtellung derſelben nachzuweiſen ſuchte. Dieſe Schrift, ſtreng auf ihren Gegenſtand beſchränkt, iſt als ein Muſter, einer in ſich ganz abgeſchloſſenen Unterſuchung, ſelbſt für die Naturwiſſenſchaft, zu betrachten.

Runge wandte ſich an Goethe, der, wie bekannt, einen ſeiner Briefe in ſeiner Optik abdrucken ließ. Ich habe aus den hinterlaſſenen Schriften geſehen, daß ich, wenigſtens eine Zeit lang, dieſe Correſpondenz vermittelte. Mir war es völlig aus dem Gedächtniſſe verſchwunden. Aber die Darſtellung der Farbenkugel, wie ſie Runge gibt, iſt von einer jeden vergangenen, gegenwärtigen oder zukünftigen Farbentheorie ganz unabhängig. Bei einem jeden ſolchen Wechſel behält ſie ihren Werth.

Obgleich nun dieſe Arbeit in ihrer Abgeſchloſſenheit eben ſo abgeſondert von der groſsen, künſtleriſch-dichteriſchen Unternehmung Runge's, wie von der theoretiſirenden Phyſik, daliegt, einem vollendeten Faktum ähnlich, ſo iſt doch die Betrachtung deſſelben für einen Jeden, der Runge richtig ſchätzen will, von groſser Bedeutung. Es gibt keinen Künſtler der neueren Zeit, der ſich ſo unbedingt ſeiner reichen Phantaſie hingab, und bei dem erſten Anblicke ſcheinen ſeine Produkte mehr einem willkürlichen Traume ähnlich, in welchem alle beſtimmten Geſtalten ſich durch unſichere Verwandlungen in das Geſtaltloſe hineintauchen und zu verſchwinden drohen. Wenn wir nun aber ſehen, wie dieſer ſcheinbar träumeriſche Künſtler mit der kälteſten Beſonnenheit, einen verwickelten Gegenſtand in allen ſeinen Beziehungen zu umfaſſen vermag, dürfen wir dann vorausſetzen, daſs er in ſeinen Darſtellungen alle Beſinnung verloren hat? muſs man nicht vielmehr glauben, daſs die wunderbare Freiheit ſo viel wagt, weil ſie von einer beſonnenen Zuverſicht ſicher getragen wird? daſs ſich eine verhüllte, tiefe Abſichtlichkeit in dem ſcheinbar willkürlichen Spiel verbirgt? Seine Produkte mögen uns räthſelhaft erſcheinen, aber die Räthſel ſind ſinnvoll, ſie ſtoſsen nicht zurück, ſie ziehen uns vielmehr an, und wir können ſie nicht verlaſſen, ohne mit aller Anſtrengung ihre Löſung zu verſuchen.

So erfreulich das Wiederaufleben der Kunſt in unſeren Tagen iſt, ſo gern wir die Bewunderung der bedeutenden Talente, die zum Vorſchein gekommen ſind, theilen: ſo müſſen wir doch geſtehen, daß eine ſo tief geiſtig bewegte Zeit, wie die unſere, eine neue, ihr zugehörige eigenthümliche Kunſt fordert. Was wir beſitzen, iſt mehr oder weniger Wiederholung des Dageweſenen; von dieſer Ueberzeugung war Runge durchdrungen, und in dieſer Hinſicht recht eigentlich ein Kind der lebendigen neuen Zeit, die hervortrat; in ſeiner reinen Urſprünglichkeit dem Tiefſten, was damals laut wurde, und ſich wechſelſeitig verſtändigte, gleich.

Alle Kunſt iſt Mythe, ja dieſe findet ihre reine vollendete Darſtellung erſt in der Kunſt. Allerdings hat eine jede Religion, auch die wahrſte und heiligſte, ihre mythiſche Seite, aber keine, auch nicht die verirrte, entſpringt aus der Mythe. In der Religion bewegen ſich alle Momente des Daſeins, und in dieſer lebendigen Einheit Aller geht ſie einer höheren, über das bloß ſinnliche Daſein hinausreichenden

Entwickelung entgegen: aber ſie will, ja ſie ſoll ſich auch ſinnlich darſtellen, ſie ſoll innerhalb der ſinnlichen Entwickelungsſtufe, auf welcher wir leben, eine vollendete Geſtaltung erhalten, ſie ſoll irdiſcher Natur, d. h. Kunſt werden. In dieſer Richtung bleibt das Daſein zwar, wie jede hiſtoriſche Erſcheinung, wo es eine wahre Bedeutung behält, wo es alſo als eine Verklärung der Geſchichte erſcheint, in ſeiner Quelle religiös. Die Religion iſt das Gewiſſen der Kunſt, wie jeder irdiſchen That. Die Richtung gegen die Kunſt aber iſt in der Bewegung der erſcheinenden Geſchichte als eine beſondere befangen, nicht eine Bewegung des ganzen Daſeins, wie die Religion, ſie iſt Poeſie, Mythe. So iſt in der lebendigen Zeit des Katholicismus auch die chriſtliche Religion dichteriſch geworden und dieſe Dichtung hat ihre Vollendung gefunden in einer mythiſchen Kunſt. Das Chriſtenthum hat nicht angefangen mit einer Mythe; wer dieſe Behauptung aufſtellt, verkennt durchaus ſeinen göttlichen Urſprung. Eine beſtimmte irdiſche Entwickelungsſtufe aber ſchloß mit einer ſolchen, wie mit einer beſtimmten Bildung der Wiſſenſchaft, des Volkslebens, des Staates. Wir haben Recht, wenn wir die tiefe göttliche Abſichtlichkeit, die ſich in dieſen Bildungen verbarg, bewundern: aber ſie bilden ſämmtlich unſere Vergangenheit, die nicht verdrängt, wohl aber einer höhern reicheren Metamorphoſe entgegengeführt werden, und in dieſer ſelbſt eine tiefere Bedeutung erhalten ſoll.

Runge hat ſich ſelbſt über ſeine Anſicht einer neuen Kunſt geäußert, und dieſe Aeußerungen liegen uns jetzt in aller Ausführlichkeit vor. So aber, wie ſie da ſind, waren ſie nicht für das Publikum beſtimmt, es war vielmehr eine innere tiefe Aufgabe, die Verſtändniß, Löſung und Mittheilung bei den nächſten Freunden ſuchte. Der Reichthum, der in dieſem Anfange einer neuen Kunſt lag, ſtimmte mit der geiſtigen Bewegung der ganzen Zeit überein. Der Keim der neuen Entwickelung ſchloß den Menſchen nicht als ein iſolirtes, leibliches, ſinnliches Gebilde in ſich, vielmehr ihn ſelbſt mit ſeiner Welt; alle Naturgebilde ſollten den Menſchen mit ſeinen inneren Kämpfen und Siegen darſtellen, und der Menſch ſollte wiederum ganz Natur ſein. Ich ſelbſt gehörte zu denen, die, als die hinterlaſſenen Schriften erſchienen, die große Ausführlichkeit zu tadeln geneigt waren. Je mehr ich mich aber mit dieſen Schriften beſchäftigte, deſto entſchiedener trat die Ueberzeugung hervor, daß nichts fehlen dürfe. Wer würde es wagen, an dieſe Confeſſionen die abkürzende Hand zu legen?

Die Arabesken, mit welchen er anfing, enthielten den lebendigen Keim einer neuen Kunſt; in einen ſolchen Keim aber liegt ein überſchwenglicher Trieb der Bildung, eine reiche, aber unbeſtimmte Zukunft, die geweiſſagt, angedeutet, aber nicht dargeſtellt werden kann. Die Tageszeiten, wie ſie zuerſt erſchienen, zeigten in ihrer Compoſition etwas Architektoniſches; das Beweglichſte erhält dadurch einen ruhenden Charakter und wird plaſtiſch, und alle drei Richtungen der Kunſt treten in dieſem Anfange in ihrer Einheit hervor. Die tiefe Abſichtlichkeit, die in den Darſtellungen ſich ausſpricht, iſt leicht zu entdecken. Der heiße Tag, der kühle Abend, die träumeriſche Nacht, alle dieſe Darſtellungen ſprechen uns in ihrer Eigenthümlichkeit unmittelbar an; aber der tiefe verborgene Sinn, durch welchen die Bilder ſich in Schriften reichen Inhalts verwandeln, Geſtalten Worte, und die bedeutungsvollſten Worte Geſtalten werden, treten erſt nach einem langen Studium dem Betrachtenden entgegen.

Der Ausdruck „Symbol," wäre hier ein ſchwacher und ſchiefer; in dieſem nämlich liegt immer Etwas von äußerer Beziehung zwiſchen Geſtalt und Wort; es fällt Keinem ein, die Worte Symbole der Gedanken zu nennen, und wie das treffende Wort der reinſte Ausdruck der Gedanken, ſo ſind in dieſen Darſtellungen die Geſtalten die reinſten Ausdrücke der Worte. Görres hat in den Heidelberger Jahrbüchern eine gelungene Darſtellung dieſer Bilder gewagt, und obgleich bei der herrſchenden Unfähigkeit, eine ſolche Bilderſprache vollkommen zu verſtehen, die Deutung mit der wechſelnden Perſönlichkeit ſelbſt eine wechſelnde und willkürliche wird, kann man doch behaupten, daß ein längeres Studium dieſer Bilder, ſelbſt wenn es hypothetiſch anfängt, immer von neuem zu einer tiefern Forſchung reizt, und daß eine Ahnung entſteht, von einem vollkommen klaren Verſtändniß aller Ausdrücke, ſo daß, wo das Räthſel gelöſt iſt, auch alle Willkürlichkeit verſchwindet.

Ich habe oben unter den Tageszeiten die Darſtellung des Morgens nicht genannt. Runge war mit dieſer nicht zufrieden. Eine ſpätere in ſich klarere Darſtellung ſchickte er mir in einer Zeichnung kurz vor ſeinem

Tode. Es iſt das einzige Bild, welches auch als Oelgemälde ausgeführt wurde. In dieſem treten auch die Farben in ihrer mythiſchen Bedeutung hervor. Das Gemälde iſt in dem Beſitze des Bruders, und wenn es als Oelgemälde nicht verglichen werden kann mit den Werken großer Meiſter, ſo darf man nicht vergeſſen, daß dieſe Werke die künſtleriſche Vollendung einer vergangenen Zeit, das Gemälde meines Freundes aber der erſte unvollkommene Anfang einer neuen Kunſt iſt. Die für mich entworfene Zeichnung, die ich als einen großen Schatz bewahre, iſt in Hamburg lithographirt. Das, worauf ich bei dieſer aufmerkſam machen will, iſt der Gegenſatz zwiſchen der Morgenröthe und einem auf dem Rücken liegenden, ſpielenden Kinde. Die natürliche Lage des Kindes, wodurch es ſich von allen Thieren unterſcheidet, iſt, daß es auf dem Rücken liegt; daß ſich bei den neugebornen Thieren ſo früh das Gehen entwickelt, beweiſt eben, daß ſie der Vormundſchaft der Natur noch nicht entrückt ſind. Das hülfloſe Kind, welches man bedauert, iſt aber von der Natur losgeſprochen; es iſt in eine höhere Welt verſetzt, es iſt geboren, von den Armen der Liebe getragen zu werden.

Wenn das nackte Kind gegen das Ende des erſten Jahres, von aller Bedeckung entblößt, frei und ſpielend auf dem Rücken liegt, dann gibt es keinen heiligern Ausdruck der Morgenröthe, als der in dieſer Geſtaltung ausgeſprochen wird. Das Kind iſt ſchon durch das Säugen mit den Armen vertraut; Organe, die thätig ſind, ſind ſchon durch die That der Reflexion entronnen, und wenn ein Kind ſich zu viel mit der Betrachtung der Hände und Finger beſchäftigt, ſo kann man faſt eine Krankheit vorausſetzen. Die Beine und Füße dagegen bleiben in den erſten Monaten unthätig; ſie erſcheinen faſt als dem Kinde nicht zugehörig; eine innere Ahnung aber zieht die Aufmerkſamkeit auf dieſe Glieder, wie ſpäter auf andere Kinder, in welchen der Keim gegenſeitiger Entwickelung derſelben Stufe ſich ahnungsvoll ausſpricht. Die Betrachtung geht nun in eine lebhafte Bewegung über. Das Kind rührt die unteren Glieder fortdauernd ſpielend, und kann nicht müde werden, es zu thun; das Kriechen oder Gehen iſt als Gegenwart in dieſer Bewegung gar nicht gegeben; es ſcheinen dieſe beiden Bewegungen ſogar noch immer unmöglich: und dennoch ſcheinen ſie in einer Gegenwart, welche die beſtimmte Thätigkeit ausſchließt, ein dunkles Bewußtſein des zukünftigen Kriechens und Gehens, die Vorübungen, ich möchte ſagen, die Studien einer ſpätern Thätigkeit zu verbergen. Das Kind kann nicht ſprechen, das Lallen enthält ebenſowenig die Elemente der Sprache, wie das Spielen mit den Füßen die Elemente des Gehens. Was iſt nun dieſes jubelnde Lallen, das gar nicht aufhören will? Es iſt die noch geſchloſſene, aber ſchwellende Knospe der Sprache. — Eine jede Mutter, die ſo das ſpielende Kind betrachtet, trägt einen Himmel der Zuverſicht und der Hoffnung in ſich.

Man erzählt von dem griechiſchen Skeptiker Pyrrho, daß er einſt in einem heftigen Sturme, auf einem Schiffe ſegelnd, während der Untergang drohte und die Mannſchaft in Verzweiflung war, nach einem ſchlafenden Schweine hinwies, und äußerte: ſo müſſe der Philoſoph ſein. Wie ganz anders erſcheint eine Mutter, die in ihrem jubelnden Kinde (wie dieſes in ſich ſelber) verſunken, alle Stürme des Lebens vergißt und in der ſtillen andächtigen Betrachtung die aufgehende Morgenröthe, die aus ihrer unergründlichen Tiefe einen heitern, reichen Tag der Liebe verſpricht, erblickt.

Schützende Geiſter umgeben das Kind, die mütterliche Liebe beſchwört ſie, und hält ſie in ſeiner Nähe als dienende feſt; die Zuverſicht des Kindes, der Jubel des Daſeins, mit einer Zukunft ſchwanger, verkündet den Tag, und ſo auf der Erde ruhend, bietet es das ſchönſte Bild einer keimenden Welt dar.

In dem Bilde neigen ſich anbetende Engel vor der Unergründlichkeit der in einander verflochtenen Engelſchaar, welche als Morgenröthe aufſteigend, eben in dem Kinde Menſch geworden iſt, und die zwiſchen beiden ſchwebende Mutter iſt die vermittelnde Geſtalt, denn das ganze Daſein iſt Kind geworden, und das ſpielende und lallende Kind trägt eine Welt in ſich.

Aber ein ſolches Kind iſt die Kunſt des Verfaſſers, und man muß ſelbſt ein Kind werden, um ihn in ſeiner Tiefe zu faſſen. — Die Kunſt, ſagen wir, erſcheint in ihm kindlich, aber die Welt der Zukunft, das Gehen, Ergreifen und Sprechen des Kindes, liegt in dem Künſtler, er iſt ja liebende, pflegende Mutter und Kind zugleich. Das umfaſſende Studium, die beſonnene Forſchung iſt mehr als eine abſtrakte Möglichkeit, ſie iſt die zukünftige Wirklichkeit des Kindes und daher erhält auch dieſe Umgebung ihre eigentliche Be=

deutung aus der fortſchreitenden Entwickelung der Kunſt ſelber.

So als ein mit den Füßen ſpielendes, mit der Zunge lallendes Kind, aber auch mit der Prunkloſigkeit der Entwickelung des Kindes, und von der reichen Hoffnung erfüllt, muß man jene Runge'ſchen Anfänge der Kunſt betrachten. Das Spielen zwiſchen Kindern und Blumen, die ſich wechſelſeitig verſtändigen, ſoll einen Tag der Kunſt herbeiführen, ſtellt ihn aber noch nicht dar; daß jedoch dieſes ſcheinbar nutzloſe Spiel nicht ein leeres ſei, das beweiſt die tiefe Abſichtlichkeit, die in ihm verborgen liegt, wie in dem Organismus des Kindes.

Meine Bekanntſchaft und innige Verbindung mit Runge rief zuerſt die Bedeutung einer neuen Kunſt, einer neuen Poeſie, die ich erwartete, hervor; ſie ſchwebt mir noch immer wie eine zukünftige, lebendige Hoffnung vor der Seele, obgleich die erſten Töne der Poeſie, welche die künſtleriſche Vollendung der Mythe verkündigen und beleben ſollten, mit der Tieck'ſchen Mährchenwelt ebenfalls in ihrem kindlichen Lallen verklangen. — Runge war dem Tode geweiht; die hektiſche Conſtitution ſprach ſich entſchieden aus, die rothen Flecken auf den Wangen verkündigten die Annäherung der letzten Stunden, und ein tief wehmüthiges Gefühl durchdrang mich, als ich mich zuletzt von ihm trennte.

Meine Bekanntſchaft mit Runge und ſeine vertraulichen Mittheilungen bis zu ſeinem Tode hatten zuerſt meine Aufmerkſamkeit auf die Kunſtentwickelung gerichtet, und wenn ich ſeine zwar weit angelegten, aber doch noch immer zerſtreuten, großartigen Arbeiten, die ſo früh durch den Tod abgebrochen wurden, betrachte, dann muß ich mir ſagen, daß ſie die eine Hälfte der Bedingungen einer zukünftigen Kunſtentwickelung enthalten, daß aber die zweite noch fehlt. Es ſei mir erlaubt, dieſe, wie ich ſie in ihren erſten Keimen zu entdecken glaube, ebenfalls darzuſtellen, um ſo mehr, da ſie, wo ich ſie, freilich immer nur vorübergehend und im Geſpräch kaum jemals in ihrer beſtimmteren Auffaſſung, zu äußern wagte, vielen Widerſtand fand. Dieſes war natürlich, denn ich bemühte mich, die Aufmerkſamkeit auf Lebensverhältniſſe hinzulenken, die von den dichteriſch Geſinnten gering geſchätzt und verſchmäht wurden, und die ſich in der That auch feindlich dem gegenüberſtellten, was wir als dichteriſche Ueberlieferung aus dem Mittelalter erhalten hatten.

Ich wagte nämlich, in dem Eleganten die noch kaum zu erkennenden Bedingungen eines zukünftigen Schönen nachzuweiſen. Allerdings iſt jenes den wechſelnden Launen der Zeit und der ſogenannten Mode unterworfen. Dieſe in ihren wechſelnden Formen hat freilich keinen dichteriſchen Werth, ſie iſt ein Ausdruck des in jeder Richtung Geringſten, ſie wird nur aus dem Unbedeutenden, nichtig Subjectiven erzeugt, und aus ihm, als ſolchem, kann ſo wenig die Schönheit entſpringen, wie aus einem chemiſchen Prozeſſe ein Leben. Die Mode entſteht vielmehr, wie dieſer, jederzeit nur aus äußeren Verhältniſſen, ſo aus äußeren Rückſichten, und erſcheint daher durchaus nur ſchwankend. Die ſcheinbare Annäherung zum Schönen iſt jederzeit wie zufällig, und das Bizarreſte, ja das ſchlechthin Unſchöne und Barbariſche kann in dem nächſten Augenblick hervortreten, wie wir es in unſern Tagen immer erleben: aber dennoch enthält die Mode etwas Höheres, und in ihrer mit Recht gering geſchätzten Erſcheinung, Räthſelhaftes. Das iſt ihre Entſtehung, man weiß nicht woher, ihre in gewiſſen

Formen allgemeine Verbreitung über alle Länder der cultivirten Welt und die Gewalt, die ſie, darin faſt der Natur zu vergleichen, auf alle Anſchauung ausübt. Der mit der Kunſt Vertraute iſt faſt immer genöthigt, ſich feindlich der Mode gegenüberzuſtellen, er erklärt ſie dann für unſchön, er nennt ſie barbariſch, und dennoch unterliegt er mehr oder weniger ihrer Gewalt. „Man darf," ſagt er, „ſich dieſer nicht entziehen, nicht als durch Seltſamkeiten ſich abſondernd erſcheinen;" und eben durch dieſes Geſtändniß erſcheint die Mode als ein Gebietendes, dem man ſich unterwerfen muß; ja wenn wir vollkommen aufrichtig ſind, werden wir finden, daß wir, unſerem entſchieden ausgeſprochenen Kunſturtheile zum Trotz, eine herrſchende Mode nicht bloß dulden, ſondern auch auf eine gewiſſe inſtinktartige Weiſe mit ihr verbunden und ihr zugethan ſind. Wer auf eine lebhafte Weiſe an der Gegenwart Theil nimmt, der iſt zu gleicher Zeit in dieſes Bündniß hineingezogen, denn die Mode iſt eben ſo gewiß, als die Literatur in ihrer wechſelnden Form, in welcher dieſe auch nichtig erſcheint, ein beſtimmter, wenngleich vorübergehender Ausdruck der in ſich nichtigen Gegenwart. Immer erſcheint aber eine ſolche vorübergehende Form in unſerer Umgebung und Kleidung, wie in der Literatur, ſobald ſie verſchwunden iſt, als eine widerwärtige und nichtige. Ob eine Annäherung zu den Allongenperücken der Männer, zu den Reifröcken der Frauen wieder ſtattfinden wird, dagegen ſind wir freilich nicht ſicher: ſoviel aber iſt gewiß, daß die alte Form niemals völlig wiederkehren wird; denn ſie iſt ganz entſchieden in eine, in ihrer Metamorphoſe verſchiedenen Zeit hineingezogen, und die Aehnlichkeit nur ſcheinbar. Betrachten wir dieſes wandelbar Subjective der Zeit da, wo es dem Geiſtigen verwandter iſt, in der dichteriſchen Literatur, ja ſelbſt, wenn ein Geiſt hervortritt, der mächtig alle Schranken bloß äußerer vorübergehender Verhältniſſe zu beherrſchen, niederzureißen und eine neue Zeit zu ſchaffen berufen iſt: ſo wird man entdecken, daß die vorübergehende Gegenwart, in welcher er lebt und die er bekämpft, wenn auch nur mit einem leichten Anflug, dennoch ihrer Gewalt über ihn keineswegs zu entſagen geſonnen ſei; daß aber eben dieſe Macht eines höheren Geiſtes, wie bei Shakeſpeare und Göthe, dem Vorübergehenden einen bleibenden Werth mittheilt, während wir diejenigen Werke, die von der literäriſchen Mode der Zeit durchaus beherrſcht ſind, nach wenigen Jahren eben ſo unausſtehlich finden, wie eine veraltete Kleiderform. So dürfte auch in dieſem ſo Richtigen die leiſe Spur eines höhern Geiſtigen verborgen liegen.

Die Eleganz nun, wenn ſie ihrer tiefern Bedeutung und ihrem Weſen nach aufgefaßt wird, iſt eben das höhere Moment der wechſelnden Mode. Wir bauen keine Tempel mehr; denn die gelungenen Gebäude der Art ſind eben ſowohl wie die Gemälde, Copien einer vergangenen Zeit: wohl aber entſtehen Wohnhäuſer der Familien ganz eigenthümlicher Art; auch die nächſte Umgebung, die innere Einrichtung und Ausſchmückung der Gemächer iſt an die Stelle der innern Pracht der Tempel getreten. Wir können nicht leugnen, daß, wenn wir dieſe Wohnungen unſerer Tage, da, wo ſie eine geſchichtliche Abſicht der Zeit am gelungenſten ausdrücken, unterſuchen, dieſe uns ein bequemeres, behaglicheres Daſein gewähren, als die Wohnungen der alten Welt, oder die des Mittelalters und der Zeit der nächſt vergangenen Jahrhunderte. Die Griechen, ſelbſt die Athener, in ihrer ſchönſten Zeit, wohnten kaum ſo bequem wie wir. Die

Römer in der Kaiſerzeit ſchienen in der That viele Annäherungen an unſere Zeit zu zeigen. Sie ſuchten ſich gegen die immer bedeutungsloſer werdende Gewalt eines vernichtenden Allgemeinen zu retten, und Häuſer und Gemächer zeigten ſich wie in Herkulanum und Pompeji: aber es waren Blüthen im Spätherbſt, und obgleich ſie die Spuren einer verſchwundenen Schönheit, das Klima eines vergangenen warmen Sommers trugen, waren ſie dennoch nicht beſtimmt, reiche Früchte zu tragen, denn der lange, Alles zerſtörende Winter lag vor ihnen.

In der Eleganz liegt der Begriff der Zweckmäßigkeit, je reiner dieſer ausgedrückt wird, deſto entſchiedener tritt jene hervor. Ich mache in dieſer Rückſicht auf die aſtronomiſchen und phyſikaliſchen Inſtrumente unſerer Tage aufmerkſam, ja ſelbſt auf die größeren mechaniſchen Maſchinen, wie die Dampfmaſchinen nnd andere; ſie ſind durchaus aus unſerer Zeit entſtanden, Produkte unſeres eigenthümlichſten Lebens. Es gibt keine Erzeugniſſe des menſchlichen Kunſtfleißes, in welchen die klare Abſichtlichkeit ſo durchaus in die Zuſammenſetzung der Theile eingedrungen iſt, wie in dieſe. Der exakte Gedanke findet bis in den kleinſten Theilen den ſtrengſten reinſten Ausdruck, und man wird geſtehen müſſen, daß dieſe Abſichtlichkeit, dieſe ſtreng erforderte Präciſion der Zuſammenſetzung von der Eleganz des Baues gar nicht getrennt werden kann. Zwar wird ein ſolches Inſtrument jederzeit nur als ein elegantes erſcheinen, ein ſchönes in der höhern Bedeutung der Kunſt kann es nie werden. Und ſo müſſen wir freilich geſtehen, daß es keinen Uebergang von dem einen zum andern gibt. Aber dieſe Kunſtprodukte legen Zeugniſſe ab, von einer ordnenden, der Geſchichte dienenden Gewalt über die uns feſſelnde Natur; und wie eine richtige Erkenntniß der Geologie uns überzeugt von einer größern Ordnung aller organiſchen Elemente, welche allein ihren innern Vereinigungspunkt in der menſchlichen Geſtalt fand, ſo daß eine rohere Bewegung aller Naturkräfte in der frühern Epoche nur geringere Organiſationen erzeugte — ſo beweiſen jene Erzeugniſſe, die eine ſo mächtige Gewalt über das geſellige Leben ſchon jetzt ausüben und eine nicht zu berechnende großartigere der Zukunft weiſſagen, eine zu erwartende, der Geſchichte dienende, durch eine höhere Ordnung die Schönheit tragende anorganiſche Natur. Die äußere

Zweckmäßigkeit ſoll eine innere werden; Kleidung und Wohnung ſoll ſich an die Perſönlichkeit anſchmiegen, wie ein Organ; der Menſch ſoll ſich in dieſer Naturumgebung wie in ſeinem Leibe frei fühlen, das bürgerliche, perſönliche Daſein ſoll ſich wie in einem erweiterten Leibe bewegen.

Allerdings erſcheint dieſe Uebergangsepoche unerfreulich und mehr Schönes und Herrliches der Vergangenheit zu zerſtören, als Neues und friſch Lebendiges hervorzurufen. Allerdings iſt das Streben nach Eleganz, d. h. in der höheren Bedeutung nach engerer und zweckmäßiger Umgebung der Gegenwart, in unſeren Tagen höchſt bedenklich; die Neigung, ſich der Gewalt der Natur zu entziehen, erſcheint nur in den erſten Momenten der Entwickelung, die einer höhern weichen, und ſelbſt verwelken ſoll. Die ſich ſondernden Geſtalten beſitzen noch keinen kräftigen, concentrirten innern Entwickelungstrieb; und ſo erzeugt ſich eine Verweichlichung derjenigen Stände, die vorzüglich ſich bequem, d. h. elegant und behaglich einzurichten im Stande ſind. In früheren Zeiten fand in der That ſelbſt bei der ſtrengen und harten Unterſcheidung der Stände eine größere Gleichheit der Lebensverhältniſſe ſtatt, als in unſeren Tagen, in welchen die Anſprüche der niederen Stände viel höher geſtiegen und lauter geworden ſind. Jetzt herrſcht, wir wiſſen es, die Geld-Ariſtokratie. Denn bis die Gewalt über die Natur, wie ſie ſich in allen Richtungen zu entwickeln ſtrebt, eine allgemeinere geworden iſt, wird der Geldbeſitz allein jene innere Zweckmäßigkeit einer erweiterten perſönlichen Organiſation hervorrufen. Aber auf dieſe nur äußere unlebendige Grundlage gebaut, iſt das vereinzelte, begünſtigte Daſein, ſelbſt in ſeinem innern Weſen ein todtes, in ſeiner äußern Darſtellung ein unſchönes, bloß elegantes. Betrachten wir aber die Zukunft dieſer jetzt noch rohen induſtriellen Zeit, ſo liegt es uns vor, daß die Erzeugniſſe, die ein höheres, jeder Perſönlichkeit dienendes Daſein bilden, in immer größerer Allgemeinheit erſcheinen, und mit einer Leichtigkeit von Jedermann zu erhalten ſein werden, derjenigen ähnlich, mit welcher wir die nothwendigſten Nahrungsmittel zur Erhaltung des leiblichen Daſeins uns erwerben.

Es gibt eine Erfahrung, die ein Jeder, der ein höheres Alter erreicht hat, von ſelbſt anſtellen kann. Es iſt nämlich in den letzten funfzig bis ſechzig Jahren bloß durch die Fortſchritte der Tuchfabriken und durch die Behandlung der Tücher eine Aehnlichkeit in der Kleidung der höheren und niederen Stände entſtanden, die wir Aelteren in unſerer Jugend nicht für möglich gehalten hätten. Es gilt dieſes für die Kleidungsſtücke der Frauen, wie für die der Männer; und das Streben der geringeren Stände, den höheren in dieſer Hinſicht gleich zu ſein, hat ſelbſt die moraliſch ſchädliche Bedeutung größtentheils verloren, nachdem es aufgehört hat, tadelnswerthe Aufopferungen zu fordern. Dieſes iſt aber nur ein Anfang. Die Zukunft, die uns vorliegt, wird auf eine ähnliche Weiſe alle Naturverhältniſſe ergreifen, und jeder tüchtigen bürgerlichen Perſönlichkeit dienſtbar machen. Nur der Verworfene, ſich ſelbſt Aufgebende, wird von dieſer bedeutenden Entwickelung ausgeſchloſſen. Der Unterſchied der Stände wird dadurch keineswegs aufgehoben. Bauer, Bürger, geiſtige Capacitäten und Adel bleiben als die lebendigen Organe der in der höhern geſchichtlichen Bedeutung ſich entwickelnden Staaten, von der Alle durchdringenden, aber zugleich befreienden Herrſchergewalt belebt. Je freier aber, ja perſönlicher der König, deſto ſelbſtändiger die Corporationen als Organe des Einen Lebens; je perſönlicher die Organe, deſto freier eine jede Perſon derſelben. Ich nenne dieſe Zukunft, die ſchon in unſern Tagen geweiſſagte Epoche des ſiegenden Proteſtantismus, in welcher die höchſte Aufgabe des Daſeins an die innere Geſinnung, d. h. an das Ewige der Perſönlichkeit hinweiſt, alſo an ſein unmittelbares Bündniß mit Gott. Dieſe Geſinnung wird auch einen darſtellenden Sinn fordern und aus dieſem entſpringt die zukünftige Kunſt.

Man hat mich zwar gefragt: wie nun die Architektur, wie überhaupt die verſchiedenen Darſtellungen der Kunſt ſein würden? und wie nichtig es wäre, davon zu ſprechen, wenn man das Wie der Darſtellung nicht anzugeben wiſſe. Es iſt ja einzuſehen, daß wenn dieſes möglich wäre, die zu erwartende Kunſt ſchon eine gegenwärtige ſein müßte; und mit denjenigen, die an keine Weiſſagung glauben, iſt freilich über eine lebendige Zukunft, die ſich erſt entwickeln wird, gar nicht zu ſprechen. Daß wir aber verpflichtet ſind, uns im Sinne der alten Kunſt zu bewegen, bis die Gewalt der neuen Entwickelung uns unwiderſtehlich ergreift; daß eine, den ins Geheim wachſenden Trieb mäßigende Oppoſition ſich gegen die zukünftige Entwickelung bilden wird und ſoll, iſt eben ſo leicht einzuſehen. Wie würde es mit der höchſten Aufgabe der Philoſophie, welche die rein geiſtige Weiſſagung der geſchichtlichen Zukunft iſt, ausſehen, wenn der Blick nach der Vergangenheit, ſelbſt als ein hemmender der vorſchnellen Entwickelung, der Zukunft entgegen zu treten aufhörte? Und was bis zu einer Naturſicherheit der Bildung in der Vergangenheit durchdrang, das ſoll ja auch für die Zukunft einen bleibenden Werth behalten, nicht verdrängt, wohl aber in einer höhern Einheit verklärt werden.

Herr von Rumohr war eben aus Rom, wo er ſich einige Jahre aufgehalten, und mit den Gebrüdern Riepenhauſen und Overbeck in ſehr genauen Verhältniſſen gelebt hatte, zurückgekommen. Obgleich noch jung, hatte er doch ſchon eine ausgebreitete und ſichere Bilderkenntniß erworben, und war in der beneidenswerthen Lage, ſich ſeiner Neigung ganz überlaſſen zu können. Ich machte in Hamburg ſeine Bekanntſchaft, und er lud mich auf ein Paar Monate nach ſeinem

Schloſſe, in der Nähe von Lübeck, ein. Ich hatte jetzt erfahren, daß die Univerſität Halle wieder hergeſtellt werden ſolle. Niemeyer, der als Geißel nach Frankreich gebracht war, beſuchte, als er nach dem Frieden die Erlaubniß erhielt, die ihm zum Aufenthalt angewieſene Stadt, Pont à Mousson, zu verlaſſen, vor ſeiner Abreiſe Paris. Er war dort als Schriftſteller nicht ganz unbekannt, wußte bedeutende und einflußreiche Bekanntſchaften anzuknüpfen, und Halle verdankt ihm allein Napoleons Erlaubniß zur Wiederherſtellung der Univerſität. Das Verdienſt, welches er ſich dadurch erworben hat, muß billig anerkannt werden. Nicht allein wurden dadurch ſämmtliche Profeſſoren und ihre Familien aus einer ſehr betrübten Lage gerettet, ſondern auch die Univerſität. Erbittert wie Napoleon war, würde er vielleicht die völlige Aufhebung beſchloſſen haben. Die Fonds der Univerſität würden dem neuen Königreiche Weſtphalen ohne allen Zweifel willkommen geweſen, und für andere Bedürfniſſe benutzt worden ſein; ob dann je in Halle wieder eine Univerſität entſtanden wäre, blieb höchſt ungewiß, und war kaum wahrſcheinlich. Daher darf man nie vergeſſen, wie viel die Stadt Halle Niemeyer zu verdanken hat.

Als ich die offizielle Nachricht von der Wiederherſtellung der Univerſität und die Aufforderung, mich dahin zu verfügen, erhielt, beſchloß ich, dieſen für mich einzig möglichen Ausweg, meine Familie zu ernähren, wenigſtens vorläufig zu ergreifen: aber die Geſundheit meiner Kinder erlaubte mir nicht, eine Winterreiſe anzutreten, und meine Gegenwart in Halle war erſt im Frühling bei Eröffnung der Vorleſungen nothwendig. Bis dahin blieb meine Familie im Hauſe der Großmutter in Hamburg, und ich folgte dem Herrn v. Rumohr nach Lübeck.

Lübeck.

Winter 1808.

Ein Grund, warum ich der gütigen Einladung meines Freundes folgte, war vorzüglich, um Ruhe für meine Studien wiederzufinden, und dieſes gelang mir auf eine ausgezeichnete Weiſe. In dem einſamen Hauſe des jungen Mannes herrſchte eine große Ruhe; auch v. Rumohr war fortdauernd und mit ungewöhnlichem Eifer mit ſeinen Kunſtſtudien beſchäftigt. Ich erinnere mich, daß er damals die mühſame Arbeit unternahm, das große Werk des Plinius gründlich durchzuſehen, um alle Nachrichten deſſelben von Kunſtwerken der Alten zu ſammeln und zuſammenzuſtellen. Mein ängſtlicher Zuſtand und mein zerſtreutes Leben hatten mich bisher doch ſehr geſtört, und ich brauchte die Zeit und die Muße, die mir vergönnt war, jetzt, da mein nächſtes Schickſal, wenn auch auf eine kümmerliche Weiſe, eine beſtimmte Wendung genommen hatte, um mich mit der neueren Literatur in meinem Fache bekannt zu machen, und in eigenen Ideen zu orientiren. Mein gütiger Wirth und ich ſahen uns nur eine halbe Stunde beim Frühſtück um 11 Uhr, und dann beim Mittageſſen ein Paar Stunden, von 5 Uhr ab. Den ganzen übrigen Tag brachten wir einſam auf unſern Stuben zu, und, wenn keine Gäſte aus Lübeck da waren, wurde mir, nach meinem Wunſche der Thee auf meiner Stube gereicht. Dieſe Einſamkeit war mir nun im höchſten Grade willkommen, ich fühlte mich durch ſie geſtärkt, die ernſthaften Studien ertheilten meinem Geiſte die urſprüngliche Elaſticität, und mit dieſer die Lebenszuverſicht, durch welche die inneren Kämpfe des Schickſals zu verſchwinden anfingen.

Außer den Kunſtſtudien, die v. Rumohr mit großem Eifer trieb und die er durch ſeinen langen Aufenthalt in Italien und ſeine genaue Bekanntſchaft mit allen dortigen Kunſtſchätzen, ſo wie durch das Talent einer ſcharfen und ſichern Auffaſſung, und durch eine praktiſche Kenntniß der Kunſt zu einer Autorität ausbildete, die für die Kunſtgeſchichte eine bleibende Bedeutung erhielt, und in ganz Europa anerkannt iſt, beſchäftigte er ſich auch damals ſchon mit der Kochkunſt. Ein ſolches Studium darf ein Mann, wie wichtig es auch ſein mag, doch nur mit einem Anſtrich von Scherz treiben, und es iſt bekannt, wie meiſterhaft und geiſtreich er gewußt hat, dieſen Ton in ſeinem berühmten Werke über die Kochkunſt, feſtzuhalten.

Es iſt in der That merkwürdig, wie wenig Wiſſenſchaftliches in dieſer Richtung bis jetzt noch erſchienen iſt. Die Aerzte ſollten es einſehen, wie die Nahrung doch in der That eine Hauptgrundlage der ganzen Geſundheit bildet; und je mehr die ganze Kochkunſt, wie die Poeſie auf den Effekt losarbeitet, auf den pikanten Genuß des Augenblicks, deſto ſorgfältiger ſollten ſie mit gewiſſenhafter Aufmerkſamkeit dieſe verderblichen Ausſchweifungen verfolgen. Es würde dann nothwendig werden, die chemiſchen Laboratorien der Küchen eben ſo genau zu inſpiciren, wie die Apotheken. Die letzteren, in mediciniſche Syſteme hineingetaucht, haben kaum eine wirkliche wiſſenſchaftliche Bedeutung, wenn ſie von den Küchen losgeriſſen und vereinzelt daſtehen. Kennt die Chemie doch kaum die Prozeſſe des Kochens und des Bratens. Allerdings liegt die Schwierigkeit, hier durchzudringen, in den Vorurtheilen und in den auf dieſe gegründeten zähen Oppoſitionen der Frauen. Das Princip einer einfachen Kochkunſt, durch welche die verſchiedenen Nahrungsſtoffe in ihrer reinen Eigenthümlichkeit der natürlichen Zunge angenehm, dem unverdorbenen Magen zuträglicher erſcheinen, hervorgehoben zu haben, verdanken wir in der That v. Rumohr. Und in dieſer Rückſicht wird ſeine Küche von Rechts wegen die Urküche im Gegenſatz gegen die Schmeckküche genannt.

Ich ſelbſt war keineswegs gleichgültig gegen die Genüſſe der Tafel; beſtimmte Gerichte konnte ich faſt mit der Freude eines unterhaltenden Geſpräches vergleichen, und ich bildete mir wohl ſogar nicht wenig auf meine Kenntniſſe in dieſer Richtung ein. Und dennoch mußte ich in dem Auge meines geiſtreichen Freundes als vollſtändiger Ketzer erſcheinen; denn, was er am ſtärkſten tadelte, und ohne allen Zweifel mit Recht, war mir zur zweiten Natur geworden. Es iſt meinen Freunden allgemein bekannt, wie ſehr mir der Genuß der ſchärfſten Gewürze zur Gewohnheit geworden iſt, und wer die Menge von Cayenne-Pfeffer, die ich genießen kann, zum erſten Male ſieht, pflegt darüber zu erſchrecken. Es iſt eine Ironie des Zufalls, die den berühmten Botaniker, meinen Freund Kunth, der mit meiner ſündhaften Neigung unbekannt war, dazu brachte, eine von ihm beſtimmte neue Gattung der Pfefferfamilie mit meinem Namen zu bezeichnen.

Es konnte uns bei unſeren wechſelſeitigen Studien in den wenigen Stunden, die wir mit einander zubrachten, nicht an lehrreicher Unterhaltung fehlen. Mir war das Meiſte, was ich durch meinen freundlichen Wirth erfuhr, neu und intereſſant, denn ſein jugendlicher Sinn, durch Kunſt und Poeſie in Bewegung geſetzt, war auch für andere Richtungen empfänglich.

Auch die Männer in Lübeck, mit welchen wir lebten, waren mir willkommen und intereſſant. In der Stadt ſelbſt hatte ſich Blücher mit großer Tapferkeit vertheidigt. In dem unglücklichen Kriege, der ſo viele Niederlagen ſah, hatte er den größten Ruhm erworben und für die Zukunft die größten Erwartungen begründet. Während dieſes harten Kampfes hatte die Stadt viel gelitten; Bürger waren erſchlagen, die Stadt geplündert, und Bernadotte, der gegen Blücher kämpfte, vermochte erſt ſpät die Greuel der Einnahme zu hemmen. Noch lebte das Grauen dieſer Zeit in der Erinnerung der Einwohner. Der Haß gegen die eingedrungenen Feinde war hier äußerſt lebhaft; und die Freunde, die ſich bei Herrn v. Rumohr verſammelten, ſchloſſen ein Bündniß gegen die Franzoſen, welches damals inhaltsleer und erfolglos, wie es ſein mußte, freilich nichts als Betheuerungen und Verpflichtungen für eine Zeit und Handlungsweiſe, die noch keine Beſtimmtheit hatte, enthalten konnte. Dieſes Bündniß ſollten wir nun nach allen Richtungen ausbreiten, die deutſche Geſinnung ſtärken und, wo eine beſonnene That möglich war, die Gelegenheit, ſie zu fördern, mit Eifer ergreifen. Ich erinnere mich, wie ein Mitglied dieſes Bundes vorſchlug, die Zeichen der Freimaurer einzuführen, als Erkenntnißzeichen der Verbündeten. Meine Oppoſition dagegen erweckte den erſten etwas heftigen Streit unter uns, und ich erwähne dieſen Umſtand hier, weil er die erſte Aeußerung einer Polemik gegen die Freimaurer, die ſpäter entſchiedener hervortrat, war, die bei dieſer Gelegenheit laut wurde. Ich drang mittelſt einer ſehr einfachen Bemerkung durch; ich machte nämlich darauf aufmerkſam, daß die geheime franzöſiſche Polizei ohne allen Zweifel unter den Freimaurern Spione hätte, und durch dieſe auch Mittel, ſich in das Vertrauen der unbeſonnenen Glieder des Bundes einzuſchleichen.

Unter den Männern, welche dieſes Bündniß bildeten, waren mehrere, die ſich auszeichneten und auch ſonſt einen bedeutenden Ruf erlangt hatten. Einen großen Eindruck machte in religiöſer Hinſicht der, durch die tiefe Treue ſeiner Geſinnung, ſo wie durch die Eigenthümlichkeit ſeines Geiſtes ausgezeichnete Prediger Geibel auf mich. Ich hatte bisher, unter den zeitgemäß Gebildeten, die große Gewalt, welche eine unerſchütterliche Sicherheit des Glaubens ausübt, nicht ſo kennen gelernt; er iſt mir ſeit der Zeit unendlich theuer geblieben, obgleich unſere religiöſen Anſichten nicht ganz übereinſtimmten. Suabediſſen, der ſpäter als Profeſſor der Philoſophie in Marburg ſtarb, war damals Lehrer und, irre ich nicht, Direktor des Gymnaſiums. Er war ein etwas ſchwächlicher, bedächtiger, leiſe redender und höchſt beſcheidener Mann. Wir traten uns nahe, ich gewann ihn ſehr lieb, aber ſchwerer ward es mir doch, mich mit ihm in Uebereinſtimmung zu ſetzen, als mit Geibel. Ein Franzoſe, der zu ſeiner Zeit einen großen Ruf beſaß, Villers, gehörte zwar nicht zu unſerm Bündniß, war aber mit unſern Geſinnungen nicht unbekannt. Er hatte ſich während des heftigen Kampfes in der Stadt, für die Rettung der Einwohner mit großem Muthe, Beſonnenheit und Geſchick thätig gezeigt; er lebte in Lübeck in großem Anſehen und beſaß in hohem Grade die Zuneigung der Einwohner. Seine ſchöne Geſtalt imponirte, ſeine männliche Freimüthigkeit hatte etwas durchaus Anziehendes, und ſeine nicht bloß franzöſiſche, ſondern auch gründlich deutſche Bildung mußte ihn dem deutſchen Gelehrten werth und theuer machen. Es iſt bekannt, daß er, wie die Frau v. Staël, die Abſicht hatte, die Franzoſen auf die eigenthümlichen Verdienſte der deutſchen Literatur aufmerkſam zu machen. Er erhielt dadurch einen bedeutenden Ruf in Frankreich wie in Deutſchland, aber ſeine Abſicht ward nicht erreicht; denn das leere Gerede in einigen franzöſiſchen Journalen hat in dieſer Hinſicht keine nachhaltige Bedeutung. Ich unterhielt mich gern mit Villers, und es war leicht, ſein Vertrauen zu erwerben. Ich kenne wenige Männer, die durch ein ernſthaftes inneres Streben ſowohl, als durch eine frühzeitige geſchichtliche Bildung und durch ihre Perſönlichkeit ſo bequem im Umgange erſchienen, wie er. Ich lernte aber hier auf eine für mich höchſt betrübende Weiſe eine Schwäche deutſcher Gelehrten kennen, über die ich erſchrack. Er beſaß Briefe von den verdienſtvollſten Gelehrten, oft in einem Tone geſchrieben, der keineswegs ihres Rufes würdig war. Sie bettelten nämlich auf eine herabwürdigende Weiſe um Anerkennung in Frankreich. — Schlözers Tochter, die Frau v. Rodde, lernte ich nun auch kennen. Es iſt bekannt, wie bizarr ihre frühere Erziehung war. Sie genoß einen gelehrten Unterricht, hörte die Vorleſungen ihres Vaters, und promovirte in der philoſophiſchen Facultät. Eine andere Doctorin (richtiger weiblicher Doctor) war mir von meiner frühen Kindheit an bekannt geworden. Es war eine Erxleben in Marburg, die als Doctor der Medicin, in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, promovirte. Es iſt merkwürdig, wie die beſſere Natur alle ſolche thörichte Verſuche zu vernichten vermag. Frau v. Rodde hatte ihre ganze frühere Gelehrſamkeit vergeſſen, und erſchien als eine höchſt liebenswürdige, durchaus natürliche, noch immer ſchöne Frau, und ich erinnere mich ſtets mit Freude der Stunden, die ich theils in ihrer Familie, theils in der Wohnung des Herrn v. Rumohr in ihrer Geſellſchaft zubrachte.

So hatte ich nun auch, und zwar unerwartet, Bekanntſchaften gemacht, die mir wichtig und lehrreich waren. Deutſchland iſt dadurch ausgezeichnet, daß ſo viele mittlere Städte bedeutende geiſtige Mittelpunkte bilden, ein Vortheil, den wir dem Umſtande verdanken, daß wir keine Alles verſchlingende Hauptſtadt, wie London und Paris, beſitzen.

Ich brachte meine Familie nach Lübeck. Sie verweilte ein paar Wochen bei der höchſt liebenswürdigen und geiſtig bedeutenden unverheiratheten Schweſter des Herrn v. Rumohr, und wir verließen im Frühling 1808

Lübeck, um, von ängſtlichen Ahnungen durchdrungen, Halle zu erreichen, wo ich mich mit meiner unvertilgbaren Geſinnung, der verhaßten Gewalt eines fremden Herrſchers preisgeben mußte.

Durch eine, in meiner Lage bedeutende Summe, die mir v. Rumohr auf eine zarte Weiſe großmüthig überließ, konnte ich der nächſten Zeit ſorgenlos entgegenſehen.

Druck von Graß, Barth und Comp. in Breslau.

Was ich erlebte.

Aus der Erinnerung niedergeſchrieben

von

Henrich Steffens.

Sechster Band.

Breslau,
im Verlage bei Joſef Max und Komp.

1842.

Halle; Frühjahr 1808 bis Herbſt 1811.

1. Univerſität.
2. Studien.
3. Allgemeine literäriſche und geſellige Verhältniſſe.

Geheime politiſche Unternehmungen.

Ruf nach Breslau; Reiſe nach Jena und Berlin.

Letzte verhängnissvolle Ereignisse in Halle.

Halle. Frühjahr 1808 bis Herbſt 1811.

1. Univerſität.

Die unbeſtimmte Angſt, die mich zu befallen pflegt, wenn ich nach einer langen Abweſenheit in die alte Wohnung zurückkehre, und mich zwiſchen meinen Büchern und Papieren wiederfinde, befiel mich dieſes Mal im höchſten Grade. Schon auf der Reiſe, die von dem ſchönſten Wetter begünſtigt war, ward meine Frau, wie ich, immer ſtiller und ängſtlicher, je mehr wir uns Halle näherten. Die Maſſe der Häuſer, je deutlicher ſie hervortraten, erſchien mir düſter und ihre verhängnißvolle Stille drohend und düſter.

Die erſten Tage ſteigerten die Angſt, die ſich nicht verdrängen ließ. So mag ein reicher Beſitzer, der durch eine Feuersbrunſt alle ſeine Reichthümer verloren hat, nach der Brandſtätte zurückkehren, um die kümmerlichen Reſte in der ausgebrannten Aſche, zwiſchen den

Ruinen zuſammenzuſuchen; und nicht bloß eine Brandſtätte fand ich: die ganze Gegend, in welcher das Haus lag, hatte ſich verwandelt; böſe Geiſter waren da eingezogen, wo mir die Stätte früherer Thätigkeit geweiht ſchien; und wo mit friſcher Jugend ein kühnes Leben, in früherer Zeit quellend mir entgegentrat, da ſchien jetzt Alles matt, durch Kummer abgeſtumpft, die Geſinnung ſchwankend, während die Gewalt der Feinde, die mit dem Untergange drohten, mächtiger ward, das äußere Leben nach ihrer Art geſtaltete und das innere verpeſtete.

Das Reichardtſche Haus ſtand noch in einer Art von Verwüſtung da; Reichardt hatte bei dem neuen weſtphäliſchen Hofe eine Stelle erhalten, und war mit ſeiner Familie nach Caſſel gezogen; er dirigirte die Oper; die Verfolgung von Seiten Napoleons hatte aufgehört, aber man wollte ihn in der Nähe unter Aufſicht halten. Zu ſeinem Glücke fand er dort alte Freunde, die ihn warnten und beſchützten. Bülow, von Magdeburg aus dahin verſetzt, war weſtphäliſcher Finanzminiſter; Johannes v. Müller war Staatsrath und verwaltete das Departement des Unterrichts. Reinhardt war der, den Regenten controlirende, ja in gewiſſen

Verhältniſſen gebietende Geſandte, von dem mächtigen Bruder ihm zur Leitung und Beaufſichtigung hingeſchickt. — Wolf hatte Halle verlaſſen, und war nach Berlin gezogen, wo ſchon der Gedanke an die Errichtung einer Univerſität in der Hauptſtadt ſich immer entſchiedener auszuſprechen anfing. Man glaubte einzuſehen, daß das unterdrückte Preußen jetzt nicht mehr durch Waffen, ſondern durch Geiſt ſich heben ließ, und dieſer, zur Erfriſchung und Erneuerung des Staats berufen, ſchien ſich immer bedeutender in ſich zu faſſen. Wilhelm von Humboldt, Niebuhr, Schleiermacher, Graf Dohna können wir wohl als die Hauptperſonen nennen, die dieſen Gedanken pflegten, und bis zur Ausführung reifen ließen. Schleiermacher war noch eine Zeit lang in Halle, und zwar noch in meiner Wohnung geblieben; ich fand ſie ſo, wie er ſie mit ſeiner Schweſter verlaſſen hatte, und wie viel ich durch ſeine Abweſenheit entbehrte, fühlte ich eben dadurch noch tiefer. Auch Profeſſor Froriep war nach Berlin gegangen; Reil war aber noch da, und ich fing an zu hoffen, daß er die geſunkene Univerſität nicht verlaſſen würde, ſo groß auch ſeine Neigung dazu ſein mochte; denn ſeine bürgerliche Stellung ſowohl als ſeine große Praxis ſchienen ihn hier feſt zu halten. Reil und Blanc waren nun in der That die einzigen, die aus der alten Zeit mir übrig geblieben waren, und an dieſe ſchloß ich mich mit voller Seele an.

Die übrigen Profeſſoren waren mir faſt fremd, die meiſten waren früher mehr oder weniger meine Gegner. Horkel ſaß verſchloſſen auf ſeiner Stube; ſeine Hausgenoſſin war eine Schildkröte; Reil beſuchte ihn wie gewöhnlich, er aber vertiefte ſich in ſeine Studien. Hoffnungsloſer iſt wohl kein Halbjahr auf einer Univerſität eröffnet worden als dieſes, nach einer ſo drohenden Unterbrechung. Die Freude über die Erneuerung der Univerſität wollte ſich gar nicht äußern, und als die Vorträge anfingen, fiel freilich der große Unterſchied zwiſchen der frühern blühenden Zeit und der jetzt ſo traurigen, allgemein auf. Die Anzahl der Studenten, die ſich verſammelt hatte, war äußerſt gering, ſie wird kaum 300 betragen haben; noch nicht der vierte Theil der früher. Alles ſchleppte ſich in dem gewöhnlichen Gange hergebrachter Formen der Vorträge hin; der Sinn, die geiſtige Liebe, die mich früher trug und hob, und die ſchönſte Blüthenzeit meines Lebens ſchuf, war durch die rauhe zerſtörende Zeit verſchwunden. Keine ermunternde Zuneigung trat mir entgegen, ich mußte mit jedem Tage deutlicher fühlen, daß ich auf einer Univerſität, wie die damalige, völlig überflüßig und nutzlos war. Die Zahl meiner Zuhörer war wenigſtens im Anfange ſo gering, daß ich die ſechs bis ſieben, die ſich etwa einfanden, in meiner kleinen Stube verſammeln konnte; von irgend einer ſpeculativen Richtung war gar nicht die Rede. Und hätten meine Vorträge über Experimentalphyſik und Mineralogie nicht einige Zuhörer angezogen, ſo würde ich die vollkommenſte Muße für meine einſamen Studien gehabt haben. Das Urtheil einiger Zuhörer über meine naturphiloſophiſchen Vorträge in der damaligen traurigen Epoche, wie ich es ſpäter erfahren habe, iſt mir ſehr merkwürdig geworden. „Ich habe,“ ſagte man, „eine außerordentliche Gabe der Ueberredung, ſo daß, während ich meine Vorträge hielt, die Anſichten, die ich entwickelte, eine große Gewalt ausübten: aber der ganze Eindruck, der dadurch hervorgerufen wurde, wäre einem Rauſche ähnlich; vergliche man, was man bei mir hörte, mit den kalten, beſonnenen Lehren der übrigen Profeſſoren, ſo verlöre jenes freilich alle Gewalt. Ich erlebte hier, was mir früher in Freiberg begegnete, aber was ich da erfuhr, war der Widerſtand, den ich von einem techniſchen Inſtitute erwarten mußte; der Widerſtand des Anfanges, und dieſer erweckt eine unendliche Kraft und iſt mit den kleinſten Erfolgen zufrieden geſtellt: jetzt aber ſah ich ein früheres, blühendes, hoffnungsvolles Leben von einer zehrenden Krankheit ergriffen, dem Tode entgegengehen.

Ich werde hier, was ſich näher auf die Univerſität bezieht, allein hervorheben; mein inneres wiſſenſchaftliches Streben einerſeits, und meine politiſche Stellung, ſowie die Erfahrung, die ich in dieſer machte, ſpäter darſtellen.

Es war, irre ich nicht, bei dem Anfange des zweiten Halbjahrs, als man ſich entſchloß, die Erneuerung der Univerſität durch einen ſolennen Akt zu feiern. Bekanntlich hatte Halle bis in die neueſte Zeit kein eigenes Univerſitätsgebäude. Ein altes großes Gebäude, der Stadt angehörig, mit einigen wüſten weitläufigen Sälen, durch finſtere Gänge verbunden, war der Univerſität ſeit vielen Jahren gegen einen Miethzins überlaſſen. Dieſe Feierlichkeit, die innerhalb dieſes

Hauſes ſtattfand, zeichnete ſich von den gewöhnlichen förmlichen Univerſitäts-Feierlichkeiten mit ihren langweiligen lateiniſchen Reden in nichts aus, und ich würde ſie gar nicht erwähnt haben, wenn es nicht Niemeyer, dem Rector perpetuus der erneuerten Univerſität, eingefallen wäre, dieſer Feſtlichkeit einen alterthümlichen Anſtrich zu geben. Die verſchiedenfarbigen Talare und Barette der Facultäten waren von alten Zeiten her noch in ſo großer Menge und ſo wohl erhalten vorhanden, daß die geſammten ordentlichen Profeſſoren ſich für dieſe Feierlichkeit in ihre alten Coſtüme kleiden konnten. Wir ſahen förmlich wieder erſtandenen Geſpenſtern ähnlich; es war ein Leichenzug im eigentlichſten Sinne, durch Leichen gebildet, und das Ganze machte auf mich einen furchtbaren Eindruck. Ich glaubte den Modergeruch eines verweſenden Daſeins wahrzunehmen.

Man darf indeß keineswegs glauben, daß die vaterländiſche Geſinnung bei den Profeſſoren erloſchen war; jede angeordnete Feierlichkeit ward nur unwillig begangen. Es gab vielleicht keine Stadt in dem Königreiche Weſtphalen, die bei allen Bürgern eine treuere Anhänglichkeit an das Königliche Haus in ſeinem Unglücke zeigte, als Halle. Ein Paar Männer wurden (ich habe nicht erfahren können, ob mit Recht), als Spione betrachtet und allgemein geflohen. Einſt ſollte der Geburtstag des Königs von Weſtphalen feierlich begangen werden, die Glocken ſollten wie zum Gottesdienſte geläutet werden; der Tag ging aber vollkommen unbemerkt vorüber, denn glücklicher Weiſe war der Befehl zur Anordnung der Feierlichkeit nach Halle in Weſtphalen gegangen, und wir erhielten ſie erſt, nachdem der Geburtstag vorüber war.

Es gibt wohl ultrapreußiſche Patrioten, die Niemeyer beſchuldigten, er ſei franzöſiſch geſinnt geweſen: dieſe Beſchuldigung iſt ſehr ungerecht, und ſo wenig ich in wiſſenſchaftlicher Rückſicht mit ihm übereinſtimmte, ſo wahrſcheinlich es auch ſein mag, daß er, wenigſtens im Stillen, als mein Gegner wirkte, ſo bin ich ihm doch die Gerechtigkeit ſchuldig, dieſes falſche Urtheil abzuweiſen. Daß er Alles, was der unabweisbare Druck der Verhältniſſe erlaubte, klüglich benutzte, um der Stadt und Univerſität nützlich zu ſein, kann kein Beſonnener ihm vorwerfen, muß es vielmehr billigen. Perſönliche Vortheile hat er während dieſer traurigen Zeit weder geſucht, noch erhalten.

Bei mehreren Gelegenheiten äußerte er unverholen ſeine Anhänglichkeit an das preußiſche Königshaus, und als die Nachricht von dem Tode der geliebten Königin die ganze Stadt mit Trauer erfüllte, äußerte er ſeinen Schmerz auf eine öffentliche, ſelbſt auf eine feierliche Weiſe. Nie erſchienen mir aber die Einwohner der Stadt in einem ſchönern Lichte, als damals. Es war eine Bewegung in der Stadt, nur mit derjenigen zu vergleichen, die in den erſten Tagen der Ueberwältigung durch die Feinde ſtattfand. Der Schmerz malte ſich auf allen Geſichtern; die tiefſte Trauer herrſchte in allen Häuſern, und ein Gefühl ſchien einen jeden zu durchdringen, als wäre die letzte ſchwache Hoffnung mit dem Leben der angebeteten hohen Frau entwichen. Selbſt die Feinde ſchienen dieſe Gefühle zu ehren, aber ſie ahneten nicht, welche feindſelige Geſinnungen ſich in jedem Gemüthe zuſammendrängten, und an die Stelle des betäubenden Schmerzes traten. Allgemein ſchrieb man den Tod der Königin der unglücklichen Lage des Landes zu; „der Feind," ſagte man ſich, „habe die Schutzgöttin des Volkes getödtet," und ein Gefühl der Rache und ein, wenn auch nicht ausgeſprochener Schwur, das Andenken an ſie durch unerſchütterliche Anhänglichkeit zu ehren, ſtärkte die volksthümliche Geſinnung, die eine jede Gelegenheit ergreifen wollte, das verhaßte Joch abzuwerfen. Die Königin blieb nach ihrem Tode, was ſie in ihrem Leben war, die Heldin eines Kampfes, der ſelbſt, nachdem er ſich in das Innerſte der Gemüther hineingezogen hatte, nicht aufhörte, ſich vielmehr für den erſten günſtigen Augenblick ſtärkte.

Joh. v. Müller war der Chef aller weſtphäliſchen Univerſitäten. Er hatte ſich, wie man behauptet, von den furchtbaren Ereigniſſen des Krieges überwältigt, nach einer Audienz bei dem Kaiſer Napoleon, ſchwach gezeigt, aber als er ſich beſann, entzog er ſich dennoch dem Einfluſſe der nahen und drückenden Gewalt der Feinde. Er verließ Berlin, um ſich auf der Univerſität Tübingen als Profeſſor zu verbergen, ward aber auf der Reiſe, man kann wohl ſagen, aufgegriffen, und als Staatsrath nach Caſſel geſchleppt. Gewiß war ihm dieſe glanzvolle Beförderung, die ihn an die Spitze aller wiſſenſchaftlichen Inſtitute des neuen Königreichs ſtellte, keineswegs angenehm. Wie er war, konnte er ſich die trotzige Geſinnung, die erfordert wurde, um eine ſolche Stelle zu bekleiden, keineswegs zutrauen, und daß kein Beamter eine unangenehmere Stellung einnehmen würde, als er, ließ ſich vorausſehen. In der That erfuhren wir auch, daß er nie ſo entſchieden, als erfordert wurde, ſich zeigte; und ein Gelehrter in Göttingen, der berühmte Heyne, trat freilich durch ſeine Celebrität, wie durch ſein hohes Alter — er war der Senior aller deutſchen literariſchen Notabilitäten — beſchützt, viel trotziger und kühner hervor. Man fürchtete Göttingen, denn es war die einzige Univerſität die man ſchätzte, alle übrigen waren den Franzoſen unbekannt, und Heyne's entſchiedene Oppoſition ward, wie wir erfuhren, dieſer Univerſität bei vielen Gelegenheiten nützlich.

Der neue König Jerome beehrte die Univerſität der Stadt Halle mit ſeinem Beſuch. Er ward von mehreren Generalen und Beamten und unter dieſen von ſeinem Staatsrath Joh. v. Müller, begleitet. Ich war erſt entſchloſſen, unter den Profeſſoren, die ſich ihm vorſtellen ſollten, nicht zu erſcheinen, konnte aber der Luſt nicht widerſtehen, dieſen Menſchen, der aus einem völlig unbedeutenden und nichtigen frühern Leben, nachdem er ſeine Frau verſtoßen hatte, um eine deutſche Prinzeſſin zu heirathen, durch die bloße Willfür ſeines Bruders ein deutſcher König geworden war, in Augenſchein zu nehmen. Das ſämmtliche Corps der Profeſſoren und die Beamten der Stadt waren bei Niemeyer verſammelt. Der Thorweg, den der König paſſiren mußte, um in die für ihn beſtimmten Gemächer einzutreten, war mit Blumen beſtreut; geputzte Mädchen aus der Stadt waren dort bereit, ihn mit Gedichten zu empfangen: und ich geſtehe, daß mich dieſe, für ſeinen Empfang beſtimmten Feierlichkeiten empörten. Mir war es, als wäre ein ſolcher Akt der Huldigung, durch welche die reine Unſchuld das Zeugniß einer tiefen Zuneigung ausdrücken ſoll, als wären die heiligen Worte des Erlöſers: „werdet wie die Kinder,“ entweiht; als dürfte eine ähnliche Huldigung bei dem Empfange eines echten Königs, der Treue und Anhänglichkeit zu fordern berechtigt iſt, nie mehr ſtattfinden, nachdem ſie durch eine ſolche Entheiligung allen Werth verloren hatte. Und doch, welche andere könnte an die Stelle dieſer ſchönſten treten?

Während wir ziemlich eng zuſammengedrängt auf die Ankunft Jerome's warteten, wurde allerlei geſprochen. Manche Profeſſoren äußerten ſich dreiſt genung; ich ſchwieg, ja, ich ward von einer Scham ergriffen, mich hier zu finden, die mich niederdrückte. Meine Erbitterung gegen den ganzen Auftritt, wie gegen mich ſelbſt, war ſichtbar, meine nie verhehlte Geſinnung allgemein bekannt.

Unter den Profeſſoren in Halle war ein ſeltſamer Mann, Rüdiger, Profeſſor der Cameraliſtik, rieſenhaft groß, der durch ſeine wunderlichen Launen ſich auszeichnete. Oft machte er, in eine Blouſe gekleidet, (eine Kleidung, die zu der Zeit noch ſehr ungewöhnlich war) mit einem mächtigen Knotenſtock verſehen, große Fußreiſen, und ſoll dann nicht ſelten den Menſchen, denen er begegnete, durch ſeine große Geſtalt und ſeine Bewaffnung Furcht eingeflößt haben, obgleich er der gutmüthigſte Menſch von der Welt war. Während der Hundstage ward er von einer Luſt, ſeltſame Flugſchriften drucken zu laſſen, befallen; dieſe enthielten jedesmal Bemerkungen über unbedeutende Gegenſtände des Tages. Zuweilen kamen Aeußerungen darin vor, die nicht ohne Witz waren. Er machte gewöhnlich eine heftige Oppoſition gegen Reil. Als dieſer an der Saale ein großes Bad anlegte, nannte er es in einer dieſer Schriften eine Saalbaderei. Dieſer Rüdiger nun, der unter den Verſammelten über alle Profeſſoren hervorragte, äußerte ſich in ſeiner rauhen Art laut genug, daß wir es alle hören konnten, folgendermaßen:

„Heute,“ ſagte er, „wird das Wahrzeichen der Stadt Halle dargeſtellt.“ Ich kannte es nicht, und fragte ihn, wie dieſes Wahrzeichen ausſehe? „Nun,“ antwortete er, „es iſt ein Eſel, der auf Roſen geht.“

Ich erwähne dieſen kühnen Witz, der wohl Viele im höchſten Grade erſchreckte, mich aber innerlich ergötzte, auch deswegen, weil Profeſſor Rüdiger, mehrere Jahre ſpäter, dieſen Witz ableugnete. Ich hatte ihn meinem Freunde, dem Profeſſor Wachler in Breslau, mitgetheilt, und dieſer hatte ihn bei irgend einer Gelegenheit, ohne mein Wiſſen, drucken laſſen. Es war zu einer Zeit geſchehen, in welcher eine ſolche Aeußerung völlig unbedenklich erſchien, ja kurz nach dem ſiegreichen Kampfe allgemeine Billigung finden mußte. Profeſſor Rüdiger trat nun zu meinem Erſtaunen in der Literaturzeitung gegen Wachler und mich auf, und verſicherte, ſich nie ſo geäußert zu haben. Er glaubte dieſes ſchon dadurch bewieſen, daß in der Wachlerſchen Erzählung der auf Roſen tanzende Eſel das Wappen der Stadt genannt werde. Es ſei aber das

Wahrzeichen geweſen, welches nur unter den wandernden Handwerksburſchen eine Bedeutung habe; er aber, als Profeſſor der Cameraliſtik, hätte ſich nie einer ſolchen Verwechſelung ſchuldig machen können. Daß aber ich, der ich in meinem ganzen Leben an dieſen Unterſchied nicht gedacht hatte, bei der Wiedererzählung Wappen und Wahrzeichen mit einander in aller Unſchuld verwechſeln konnte, fiel ihm nicht ein. Es iſt leicht möglich, daß er ſeinen Witz vergeſſen hat, vielleicht kurz nachdem er ihn geäußert. Confus, wie er war, mochte ihm dies wohl nicht ſelten begegnen. Die Umſtehenden pflegten ſeinen Witzen keinen großen Werth beizulegen, aber für die Wahrheit der Aeußerung ſpricht der Inhalt; ich konnte ihn nicht erfinden, denn daß ein ſolches Wahrzeichen exiſtirte, erfuhr ich erſt bei dieſer Gelegenheit.

Der König kam. Es dauerte noch eine lange Zeit, bevor die verſchiedenen Klaſſen der Verſammelten zur Audienz vorgelaſſen wurden. Der damalige Unterpräfekt, in die Staatsuniform gekleidet, den Klapphut unter dem Arm, ſtand dicht an der Thüre, die eröffnet werden ſollte, als Derjenige, der mit ſeinen Untergebenen zuerſt vorgelaſſen zu werden erwartete und forderte. Wir hatten uns beſcheiden zurückgezogen. Die Thüre ward eröffnet, einer der vornehmen Begleiter des Königs, ob ein Hofmarſchall, oder Kammerherr, oder Adjutant, weiß ich jetzt nicht, und wußte es kaum damals, trat herein. Der Präfekt hatte ſchon einen Schritt vorwärts gethan, ward aber aufgehalten. Der König wollte zuerſt die Gelehrten empfangen. Es iſt bekanntlich eine Sitte in Frankreich, der das Geiſtige repräſentirenden Korporation den Vorrang zu geben. Die religiöſe hatte nach der Revolution den ihr gebührenden Vorzug verloren. Wir traten ein. In der Mitte ſeiner Umgebung ſtand der König da, eine wahrhaft kümmerliche Geſtalt; eine nichtsſagende Phyſiognomie; jugendliche Geſichtszüge, durch Ausſchweifungen entſtellt, ſeine Augen matt, ſeine Haltung unſicher; man erkannte den Mann, der kein eigenes Daſein hatte, und es fühlte, daß er, von Andern getragen, in ſich völlig bedeutungslos war. In einer kurzen Anrede verſicherte er uns, daß er die Wiſſenſchaften ganz vorzüglich liebe, und dieſe und die Univerſität beſchützen werde.

Aber eine Geſtalt hatte mich in der Umgebung des Königs mit tiefer Wehmuth ergriffen; es war

Joh. v. Müller. Er war ſtark, breit, in ſeiner Haltung etwas ungeſchickt, ſeine Geſichtszüge, obgleich bedeutend, doch nichts weniger als ſchön. Wie ich zu bemerken glaubte, ſchien er höchſt verlegen, als ſchämte er ſich. In der ſteifen, von breiten Goldtreſſen ſtarrenden Staatsrathsuniform, ſah er dem Schweizer eines Hotels nur gar zu ähnlich, und ich vermißte den Portierſtab.

Nach der Audienz ſtattete ich dem Staatsrath Joh. v. Müller einen Beſuch ab. Es waren mehr als drei Jahre verfloſſen, ſeit ich ſeine Bekanntſchaft in einer Zeit voll großer kühner Entſchlüſſe und glänzender Hoffnungen, gemacht hatte, und nun ſahen wir uns ſo wieder. Beide der nämlichen feindlichen Gewalt, wie es ſchien, rettungslos hingegeben, waren wir inſofern uns gleich; es war das grenzenloſe Unglück, welches uns gleich machte. Daß die Verſchiedenheit unſerer Stellung, ſeine, als meine höchſte Behörde, meine, als ſein Untergebener, dem tiefen, gleichmachenden Unglücke gegenüber, keine Bedeutung hatte, war natürlich. Unſer Geſpräch drehte ſich um jene kühne Zeit, und um die furchtbare Gegenwart. Ihm war alle Hoffnung verſchwunden, er war innerlich ganz in ſich zerfallen, und verbarg es nicht; und, wie natürlich, in ſeiner Umgebung konnte er die Stätte nicht entdecken, die eine zukünftige Hoffnung feſthielt, und zur That auszubilden verſprach. In dieſer war ich heimiſch, wie der Erfolg meiner Darſtellung zeigen wird. Er warnte mich, er hatte Mancherlei von meinen unvorſichtigen Aeußerungen gehört, er ſchien gefährliche, geheime Verbindungen zu ahnen, doch nicht zu kennen. „Ich kann Keinen ſchützen,“ ſagte er, „ich bin genöthigt, ſtillſchweigend den Untergang der Unbeſonnenen zu dulden.“ Als ich etwa eine halbe Stunde bei ihm zugebracht hatte, reichte er mir wehmüthig die Hand; die Thränen ſtanden ihm in den Augen. „Sie müſſen ſich entfernen,“ ſprach er, „ein zu langes Geſpräch könnte verdächtig erſcheinen.“ Das war der Mann, der die große Vergangenheit mächtiger germaniſcher Geſinnungen bewahrt und ausgeſprochen hatte! Eine Erfahrung, wie dieſe, war mir ſchrecklich. Es war mir grauenhaft hart, die Verehrung, die ich für ihn hatte, in Mitleid verwandeln zu müſſen.

Die Univerſität Helmſtädt ward aufgehoben, und zum Theil mit Halle verbunden; ein Theil der Profeſſoren wurde nach Marburg verſetzt. Die Halleſche Univerſität erhielt dadurch neue Lehrer, und einige von Ruf. Geſenius, deſſen große Celebrität als Orientaliſt ſich ſchon damals zu entwickeln anfing, ward hier angeſtellt, aber nichts vermochte das entwichene Leben wieder hervorzurufen. Die Tage ſchlichen in ſtiller Sorge dahin; unter den Studirenden zeigte ſich hier und da eine Spur von wiſſenſchaftlichem Streben, aber es war völlig iſolirt. Ich verband mich immer inniger mit Reil. Meine Studien waren in dieſen Jahren ſtill, ſie waren von meiner Univerſitätsthätigkeit völlig getrennt; ich hatte Muße genug, inſofern die äußere Noth, die mich umgab, nicht drückend auf mir ruhte. Wie lebendig ich auch die Hoffnung auf eine beſſere Zukunft feſthielt, dennoch ward ich von der Gegenwart überwältigt, und die weſtphäliſche Regierung verſtand es, auch die finanzielle Lage der Profeſſoren zu verſchlimmern. Die ganz herabgeſunkene Univerſität verkürzte meine Einnahme bedeutend; die Studirenden beſtanden faſt durchgängig aus der armten Landeskindern, und an Honorar kam ſo gut wie nichts ein. Aber auch unſern Gehalt verſtand die Regierung theilweiſe an ſich zu ziehen. Durch eine gezwungene Anleihe behielt man einen bedeutenden Theil deſſelben zurück. Wir erhielten Papiere als Schuldverſchreibungen, die uns keiner abnehmen wollte. Die Verwirrung in meiner Lage, die noch keineswegs verſchwunden war, als die Univerſität aufgehoben wurde und die Verhältniſſe mich anderthalb Jahre in der Ferne herumtrieben und zu koſtſpieligen Reiſen zwangen, hatten ſich geſteigert, und ich lebte täglich in großen Sorgen, ohne daß irgend eine Spur einer beſſern Lage mich zu erheitern vermochte. Nur meine Studien und eine Thätigkeit, die mich in fortwährende Spannung und augenſcheinliche Gefahr ſtürzte, gaben meinem Leben einige Elaſticität, die ſonſt in der Stumpfheit des elenden Daſeins ganz verſchwunden wäre.

Von einer Unternehmung, die mich einigermaßen in Bewegung ſetzte, muß ich doch noch reden. Ich ſchlug nämlich der weſtphäliſchen Regierung vor, ein wiſſenſchaftliches Bergwerks-Inſtitut in Halle zu errichten. Dieſer Vorſchlag fand im Anfange großen Widerſtand; er ging nämlich darauf aus, das

Inſtitut für das ganze Königreich geltend zu machen. Es war natürlich, daß die Harzer Bergwerks-Behörden anfangs dagegen proteſtirten; doch einmal angeregt, erklärten ſie ſpäter ein ſolches Inſtitut für höchſt wichtig. Der Berghauptmann v. Meding und der Bergrath Jordan wünſchten das Inſtitut nach Clausthal verlegt. Dieſem Vorſchlage war nun leicht entgegenzutreten; denn die Ausführung deſſelben erforderte die Anſtellung mehrerer Lehrer, und zugleich die Einrichtung wiſſenſchaftlicher Sammlungen, und daher Ausgaben, zu welchen die weſtphäliſche Regierung keineswegs geneigt war. Es konnte, ſollten meine Vorſchläge angenommen werden, nur von Göttingen oder Halle die Rede ſein. Auf den Univerſitäten fand man ſchon Sammlungen und Lehrer, die für die Ausbildung der Bergeleven benutzt werden konnten. Indem ich nun vorſtellte, wie viel Halle, welches doch auch in der Mitte bedeutender Bergwerke lag, gelitten hatte, drang ich, unterſtützt vom Bergrath Gerhard, (dem nachmaligen, vor einigen Jahren in Berlin verſtorbenen Oberberghauptmann) in der That durch. Das Bergwerksinſtitut ward genehmigt und errichtet. Ich ward Direktor deſſelben geſcholten; man wollte durch die Genehmigung ſolcher Vorſchläge die feindlich Geſinnten gewinnen, und meine Geſinnung war bekannt, indem ich ſie nicht verhehlte. Aber eben dieſe meine Stellung, der Regierung gegenüber, zwang mich, einem jeden Vortheile, der aus dieſer Ernennung etwa entſpringen könnte, zu entſagen. Von meiner Seite fand keine Forderung ſtatt, von Seiten der Regierung kein Anerbieten. Ich glaubte daher, freier, unabhängiger zu ſtehen, wenn ich von der weſtphäliſchen Regierung nur das annahm, was ich als preußiſcher Profeſſor erhalten hatte, und was die weſtphäliſche Regierung mir, nach der Wiederherſtellung der Univerſität in Halle, auszuzahlen verpflichtet war.

Der Vortheil, der aus dieſer Anſtalt für mich entſtand, war nun vorzüglich die Erweiterung der Mineralien-Sammlung, durch Harzer Stufen, und eine lebhafte Correſpondenz mit gebildeten Bergbeamten und Mineralogen, die ebenfalls zur Erweiterung des Mineralien-Cabinets beitrugen. Vorzüglich gern erinnere ich mich an den damals herbeigeführten freundlichen Briefwechſel mit dem verdienſtvollen und ausgezeichneten Mineralogen Hausmann, deſſen lehrreiche Briefe ich noch immer aufbewahre. Er ward zum

Oberberghauptmann des Königreichs Weſtphalen ernannt, zog ſich aber nach einiger Zeit von dieſer anſehnlichen Stelle nach ſeiner ſtillen Profeſſur in Göttingen zurück. Sein wiſſenſchaftlicher Eifer, ſeine tüchtigen Kenntniſſe und ſeine redliche Geſinnung machten ihn mir ſehr werth. Ein jeder Brief, den ich von ihm erhielt, hatte für mich etwas höchſt Anregendes, und ich bedaure ſehr, daß ich nicht das Glück hatte, ſeine perſönliche Bekanntſchaft zu machen.

Obgleich es mir nun keineswegs gelang, das beſchloſſene Bergwerks-Inſtitut ins Leben zu rufen, ſo war mir doch die Beſchäftigung lieb. Sie beſonders brachte mich dazu, mich lebhaft mit der Mineralogie zu beſchäftigen, und es gelang mir auch in der That, einige Zuhörer zu intereſſiren. Unter dieſen war der Baron von Harthauſen, von welchem ſpäter die Rede ſein wird. Er war es beſonders, der durch ſeine wiederholten Aufforderungen mich bewog, das Handbuch der Oryktognoſie auszuarbeiten. Die verwitwete Profeſſorin Bathe, Beſitzerin der Curtiſchen Buchhandlung, Reils Schweſter, ward meine Verlegerin. In ihrem Hauſe erhielt ich eine freundliche Wohnung, und die Freundſchaft dieſer wohlwollenden Frau trug nicht wenig dazu bei, meine ſonſt ſo unangenehme Lage in geſelliger Rückſicht erträglicher zu machen.

Das Bergwerks-Inſtitut blieb aber ein todtgebornes; nichts konnte in den unglücklichen Verhältniſſen, unter welchen wir lebten, gedeihen. Ein techniſcher Bergbeamter mußte freilich angeſtellt werden, damit der praktiſche Theil des Bergbaues vorgetragen, und durch Excurſionen anſchaulich gemacht werden konnte. Eine ſolche Anſtellung, obgleich ich für ſie einen Bergbeamten vorgeſchlagen hatte, der auch willig war, die Stelle anzunehmen, fand gar nicht ſtatt. Um ſo mehr hatten die unwilligen Harzer gewiſſermaßen Recht, wenn ſie keine Bergeleven nach Halle ſchickten. Die Univerſität zeigte gar kein Intereſſe für die Errichtung des Inſtituts; Reil ausgenommen, der durch ſeinen Freund Gerhard Alles that, was er vermochte. Ein einziger Bergeleve, der keine großen Hoffnungen erregte, erſchien, und ich nannte ihn ſpottweiſe: das Bergwerks-Inſtitut.

Ein anderes Ereigniß, freilich ein bloß perſönliches, muß hier noch erwähnt werden. Profeſſor Meckel, deſſen großer und wohlverdienter Ruf als comparativer Zoolog, als Gründer der pathologiſchen Anatomie, ſich immer mehr zu entwickeln und auszubreiten anfing, war mein Freund, und in dieſer, auch für die Naturphiloſophie ſo wichtigen Richtung, mein Lehrer. Wie viel ich ihm verdanke, wird Jeder, der ſich für meine wiſſenſchaftlichen Unternehmungen intereſſirt hat, wiſſen. Er hatte einen jüngern Bruder, der noch als Studirender auf der Univerſität ſich aufhielt, der ſchon ſehr gründliche anatomiſche Kenntniſſe beſaß, ſich auch ſpäter als Schriftſteller bemerkbar machte, und als Profeſſor in Bern jung ſtarb. Dieſer ſchloß ſich mir innig an, und ich ward in der Anatomie ſein Schüler. Er hatte etwas von der düſtern Natur, die auch dem ältern Bruder eigen war, und ein unglückliches Ereigniß diente dazu, dieſe Stimmung noch zu vermehren. Es fand ein Duell ſtatt. Meckel und ein anderer Student, deſſen Namen ich mich nicht mehr erinnere, waren die Secundanten. Dieſer zweite Secundant wollte die Duellirenden, die zu heftig aneinander gerathen waren, trennen, und rannte ſich dadurch den Degen des Gegners in den Leib. Er ſtarb, und Meckels Antheil an dieſem Duell ward bekannt.

Die Sache ſah ſehr gefährlich aus. Niemeyer drang auf die Relegation, die um deſto unangenehmer war, weil Meckel ſich eben zur Promotion gemeldet hatte. Ich behauptete nun, daß er als Doktorand nicht mehr ſo behandelt werden könne, als wäre er ein bloßer Studirender. Die Sache müßte, meinte ich, gerichtlich behandelt werden, und wandte mich unmittelbar an den damaligen weſtphäliſchen Juſtizminiſter, nachmaligen franzöſiſchen Pair, Simeon. Ich ſtellte ihm vor, wie es ſich mit den Studentenduellen verhalte; wie ſie gewöhnlich gefahrlos wären, und wie der unglückliche Todesfall hier ein durchaus zufälliger ſei, wie etwa der Tod, der durch ein unwillkürlich losgehendes Gewehr ſtattfinden könne. Bei der Anſicht der Franzoſen von Duellen, und da hier von nichts Politiſchem die Rede war, gelang es mir, den Miniſter für meinen jungen Freund zu gewinnen. Ich erhielt von Simeon ein ſehr ausführliches Schreiben; Meckel promovirte, und die Relegation ward in mehrwöchentliche Karzerſtrafe verwandelt.

Obgleich ich nun mit Glück die Sache meines jungen Freundes vertreten hatte, machte mir dennoch dieſes Ereigniß einen tiefen ſchauerlichen Eindruck.

Daß in den ruhigen menſchlichen Verhältniſſen und in der ſtillen Ordnung des gewöhnlichen Lebens, die Ermordung eines Menſchen als eine That betrachtet wird, die einen jeden in ſeinem Innerſten tief erſchüttert, daß wir verpflichtet ſind, ein jedes Menſchenleben als ein Heiligthum zu betrachten, welches wir alle nie zu verletzen, die Beſſeren zu ſchützen verpflichtet ſind, ſchien mir ein ſo weſentliches Element der Bildung zu ſein, daß mir die Duelle, in einem Alter, in welchem ſowohl meine Stellung, wie meine Geſinnung, ſie von mir perſönlich entfernt hielten, ein ſo widerwärtiger Reſt früherer roher Barbarei ſchienen, daß mir die Vertilgung des wildeſten Aberglaubens und der Hexenprozeſſe, neben der fixen Idee eines krankhaften Ehrgeizes, die ſich erhalten hatte, nur ein halb gelungenes Werk dünkte. Und dennoch ward es mir immer klarer, daß ein Vorurtheil, welches nicht von dieſem oder jenem herrührte, vielmehr mit geſchichtlicher Gewalt in der Geſinnung, ſelbſt der beſſeren Jugend, ſeine Wurzel hatte, nicht durch äußere Geſetze vernichtet werden könnte. Dieſe treffen nie eine tiefwurzelnde Geſinnung, wobei die Strafe, wenn ſie auch noch ſo hart, keine Schande iſt; vielmehr erſcheinen dann dieſe Strafen ſelbſt als barbariſche, je ſtrenger ſie ſind, und werden eben daher, wo ein entſchiedenes Faktum ihre Anwendung fordert, faſt immer in ihrer Ausführung ſchwankend und unſicher, und dadurch zugleich nutzlos, was eine gerechte Strafe nie ſein darf. Der Tod des unglücklichen jungen Mannes ſchwebte mir unaufhörlich vor Augen; mein junger Freund erſchien mir als ein anderer, und ein tiefes Grauen verband ſich mit meiner Zuneigung zu ihm, die nicht geringer ward. Ich dachte mir ihn ſelbſt als höchſt unglücklich, als unabläſſig verfolgt von dem Bilde des Sterbenden, und was bis jetzt mir nur eine äußere Aufgabe der kalten Reflexion geweſen war, eine allgemein geſchichtliche, wie ſo viele andere, ward mir nun eine innere, erſchütternde, perſönliche; eine Aufgabe, welche die tief verletzte Geſinnung eben ſo wenig zu löſen vermochte, wie die kalte Reflexion.

Ich erlebte bald darauf ein ähnliches Ereigniß, welches mich einige Stunden hindurch im höchſten Grade beunruhigte. Ein junger Studirender bekam auf einem Ball Händel mit einem franzöſiſchen Offizier, und eine Herausforderung war die Folge davon. Das Duell fand auf

Piſtolen ſtatt, und ein junger, kühner preußiſcher Offizier, der nach dem Kriege mit großem Erfolg in Halle ſtudirte, war ſein Sekundant. Der junge Mann war doch etwas aufgeregt, als er ſich nun auf Leben und Tod hinſtellen ſollte, und in ſeiner unruhigen Stimmung glaubte er ſich mir vertrauen zu müſſen. Meine Lage war bei dieſem Vertrauen ſchwierig. Als Profeſſor war ich verpflichtet, das Duell zu verhindern, und hätte es zwiſchen Studirenden ſtattfinden ſollen, würde ich nach einem Pedell geſchickt, und ihn, bis dieſer erſchien, als Arreſtant feſtgehalten haben. Jetzt verhielt ſich die Sache anders. Ein jedes mögliche Hinderniß von unſerer Seite hätte die ganze deutſche Jugend in den Augen der verhaßten Feinde beſchimpft, und dieſe Anſicht überwog ſo ſehr, daß ich dem jungen Manne nur antwortete: daß die Sache die ſeinige wäre, und daß ich das, was er mir mitgetheilt habe, geheim halten wolle. Er hatte mir den Reilsberg als den Ort, und zugleich die Stunde genannt. Als dieſe ſich näherte, war ich nun in eine Stimmung verſetzt, die ich nicht zu überwältigen vermochte; ich warf mir mein Betragen bei dieſer Gelegenheit heftig vor; ich ſtellte mir den jungen Mann als ein

Opfer des rohen, feindlichen Kriegers dar, deſſen Klauen ich ihn hätte entreißen können und ſollen. Ich ſah den franzöſiſchen Offizier, wie er mit kaltem Blute, ſich ſeiner größern Gewandtheit bewußt, den jungen Mann niederſchoß. Ich hatte mich in meine Stube eingeſchloſſen, damit meine Familie meine furchtbare Aufregung nicht wahrnähme. Mir war wie einem Verbrecher zu Muthe, und wenn ich auf der Treppe, in der Nähe meiner Stube, oder auf dem Gange Fußtritte hörte, ward ich von Entſetzen ergriffen. Einige Stunden vergingen auf dieſe Weiſe; da hörte ich ein ſchnelles Laufen die Treppe herauf, angſtvoll ſchloß ich die Thür auf, es war der Sekundant, der mir lachend entgegentrat. Die beiden Duellanten, erzählte er, hätten einen Schuß gewechſelt, darauf war es den beiderſeitigen Sekundanten gelungen, die Streitenden zu verſöhnen. Das Duell war ihm überhaupt nicht ſehr gefährlich vorgekommen; keiner der Duellanten hatte mörderiſche Gedanken. Kurz darauf kam auch der nun ſehr glückliche junge Menſch. Die franzöſiſchen Offiziere, nach ihrer Art, ſuchten bei dieſer Gelegenheit einen dramatiſchen Effekt. Sie veranſtalteten ein Frühſtück; Duellanten und Sekundanten waren dabei; eine feierliche Verſöhnung der Gegner fand ſtatt, und daß ein junger deutſcher Studirender es gewagt hatte, ſich einem kühnen franzöſiſchen Helden zu ſtellen, ward laut geprieſen.

2. Studien.

So lebte ich nun in einem ſehr trüben und äußerlich unthätigen Daſein fort. Die größere äußere Thätigkeit, die Vorträge in der Mitte einer aufgeregten Jugend, die mich einige Jahre hindurch ſo ſehr in Spannung gehalten und beglückt hatten, waren faſt bis zur völligen Bedeutungsloſigkeit herabgeſunken, und ich lernte ein wiſſenſchaftliches Eremitenleben führen, mit allen meinen Gedanken an mich ſelbſt gewieſen. Denn wie die Zuhörer verſchwunden waren, die mich anregten, ſo war auch der wiſſenſchaftliche Verkehr, das große, ſchöne gemeinſchaftliche Geiſtesleben, welches auch in der Entfernung die Gleichgeſinnten verband, verſtummt; das fröhliche Wechſelgeſpräch durch Schriften, wie durch Briefe, ließ ſich kaum mehr hören. Eine Gewitterſchwüle ruhte über dem ganzen Lande, und nicht bloß die freie bürgerliche Geſinnung, ſondern auch die wiſſenſchaftliche, in ihrer tiefſten Eigenthümlichkeit ſchien mir geächtet. Zu ſehr war das, was ich Deutſchland nannte, in ſeiner großartigen Einheit von mir aufgefaßt; ich vermochte ſo wenig die leibloſe Seele, wie den ſeelenoſen Leib zu faſſen, und wenn ſelbſt einer meiner tiefſten und bedeutendſten Freunde mich damit tröſten wollte, daß unſer wiſſenſchaftliches Reich ja doch nicht von dieſer Welt ſei, ſo trat mir durch eine ſolche, wie durch ähnliche Aeußerungen, das Unglück und die Nacht, die mich umgab, erſt recht entſchieden entgegen.

Man würde ſich aber irren, wenn man glaubte, daß dieſe trübe Stimmung mich etwa lähmte, oder die nie verſchwundene Hoffnung erſtickte. Ich fing immer mehr an, einzuſehen, daß das frühere Leben, obgleich voll lebendiger Kraft, dennoch ein wild wucherndes geweſen war. Nicht das Lebensprincip war angegriffen, wohl aber hatte die Zeit die wilden Triebe richtend getroffen; und was auf eine ſolche Weiſe verwelkt war, ſollte nur dazu dienen, die Lebenskeime in ſich zuſammenzudrängen, und von der äußeren Begrenzung, gegen welche ſie ungeduldig anſtrebten, zurückzuweiſen, damit dieſe ihre tiefſte, ja göttliche Bedeutung, ihre Einheit mit dem Ganzen in ihrem Innerſten, wie die Erde ihre Einheit mit dem Univerſum in ihrem Mittelpunkte, kennen lernten.

Ich hatte während der glücklichen Zeit in Halle die „Grundzüge“ der Naturphiloſophie in Aphorismen drucken laſſen; der innere Zuſammenhang dieſer ſcheinbar getrennten Sätze wird hoffentlich einem jeden, der ſich die Mühe gibt, ſie zu leſen, von ſelbſt einleuchten. Dieſe Schrift entſtand während meiner Vorträge und iſt allerdings anzuſehen als ein Produkt der Begeiſterung, die mich und meine Zuhörer damals durchdrang.

Ich will nicht leugnen, daß ein Enthuſiasmus der Art zu Exceſſen führt, und daß auch ich mich dergleichen ſchuldig gemacht habe. Ich habe dieſes Geſtändniß öffentlich abzulegen mich nicht geſcheut, und man hat es ſo albern mißverſtanden, als enthielte es eine Reue, die der Wiſſenſchaft und Kunſt allen Werth raubte. Habe ich doch dieſen Vorwurf von Freunden vernehmen müſſen, mit denen ich am innigſten geiſtig verbunden zu ſein glaubte.

Eine geſunde Reue ſtärkt, erfriſcht, belebt, lähmt nie; und wenn die Ueberzeugung, daß wir unſere Aufgabe falſch aufgefaßt, irrig gelöſt haben, ſich in Geringſchätzung derſelben verwandelt, ſind wir die Verworfenen. Wir ſind dann durch das, was wir zu verwerfen uns erkühnen, ſelbſt die Verworfenen geworden; und was aus der reinſten Quelle entſprungen, ein erneuertes geiſtiges Leben entfalten ſoll, ſteigert nur die Krankheit. Das iſt es nun, was ich die Dummheit genannt habe. Es bekam mir, wie ich ſchon früher berührte, ſehr übel, als ich ſie auch einmal ſchlecht zu nennen wagte.

Eine wahre Reue aber, die ihren Gegenſtand nicht verwirft, vielmehr immer inniger umfaßt, wird auch das, was ſie zu bekämpfen hat, nur in Beziehung auf den edlen Keim der Entwickelung betrachten. Ich nenne alle wahre Selbſtkritik eine ſolche Reue. Dieſe wird das Krankhafte und Vernichtende der Entwickelung, den Wurm, der ſie hemmt und zerſtört, erkennen, aber niemals vergeſſen, daß die Krankheit nur im Lebendigen möglich iſt; daß der Prozeß der Zerſtörung allmählig wächſt, ja daß dieſer, wie in den engſten Schranken des Pflanzenlebens, und ebenſo in den kühnſten Prozeſſen der Geſchichte, auch in einem jeden ſich entwickelnden Geiſte, in den erſten Stadien einen günſtigen Reiz hervorruft, der beſiegt, ein reiches wahrhaftes Leben zu entfalten vermag. Wir würden einſehen, daß die Pflanze ſich nicht dann freudiger entwickeln würde, wenn ſie keine Inſekten nährte, daß ſie vielmehr eben durch dieſe angeregt, beſſer gedeiht. Nur wenn das Pflanzenleben ſich der wuchernden Inſektenbildung hingibt, wird es zerſtört. Alexander, Julius Cäſar, ja ſelbſt Napoleon, hatten ſolche keimende Epochen, die der Geſchichte eine neue Welt aufſchloſſen, und aller mächtige Irrthum war in ſeinem Urſprung ein reizender Keim großartiger Entwickelung.

Die Grundzüge erſchienen kurz vor dem Ausbruche des unglücklichen Krieges. Sie würden als Grundlage meiner Vorträge für mich ſelbſt eine immer wachſende Bedeutung erhalten haben, aber ſie ſetzten ein fortdauernd lebhaft theilnehmendes Auditorium voraus, und jetzt war dieſes verſchwunden. So ward mir mein früheres Werk in der Art, wie es entſtanden war, und ſich ausbilden ſollte, faſt fremd; und war das mit mir der Fall, ſo durfte ich mich um ſo weniger darüber wundern, daß es in der Literatur vollkommen vergeſſen wurde. Und doch habe ich vielleicht nie ſpäter irgend Etwas geſchrieben, reicher an fruchtbaren Ideen, als dieſes kleine Werk. Es kann hier und in einer Schrift wie dieſe, meine Abſicht nicht ſein, dieſe Behauptung weiter auszuführen. In den Jahren 1808 und 1809 fing Schelling ſchon an, ſich mehr mit der Begründung einer höheren und lebendigeren Anſicht der Philoſophie zu beſchäftigen und hatte die weitere Bearbeitung der Naturphiloſophie mir allein überlaſſen. Ich kann ſagen, mir allein; denn die von Oken gegründete Schule konnte durchaus nicht als eine naturphiloſophiſche im eigentlichen Sinne betrachtet werden. Einige ſpeculative Ideen an die Spitze geſtellt, um als Leiter für eine ſinnliche Betrachtung der Natur zu dienen, hören in ihrer Fortſchreitung auf, Philoſophie zu ſein. Dieſe nämlich will im Sinnlichen durchaus nur ein Geiſtiges erkennen, und durch dieſe Richtung des Sinnlichen ſelbſt von ihrer Erſcheinnng ab, wird ſie erſt, was ſie ihrem Weſen nach ſein ſoll. Aber dennoch beweiſt eben Oken, wie erfolgreich eine lebendige Auffaſſung der Natur für die Betrachtung der Organismen ſein kann. Sie riß ihn los von einer Vereinzelung der

Unterſuchungen; ſie zeigte ihm umfaſſendere Beziehungen, wo der gewöhnliche Beobachter nur Beſchränkteres ſah. Sein Talent, dieſe aufzufaſſen und zu benutzen, iſt in der That bewundernswürdig, und es gibt keinen Phyſiologen, der mehr als er auf eine bedeutendere Ausbildung der Anatomie und Phyſiologie, ſelbſt bei ſolchen, die ſich nicht äußerlich ihm anſchloſſen, gewirkt hat. Auch ſeine Gegner waren, wenn ſie ihn beſtritten, gezwungen, ſich auf einen umfaſſenderen Standpunkt, als den bis dahin gewöhnlichen, zu ſtellen; und es iſt bekannt, wie viele ausgezeichnete Männer in dieſer Richtung aus ſeiner Schule hervorgegangen ſind. Ganz anders verhielt es ſich mit mir. Je mehr ich das Verhältniß meiner Bemühungen jetzt im Stillen erwog, deſto klarer ward es mir, daß Alles, was ich wollte, und wonach ich ſtrebte, daſſelbe war, was mich in meiner früheſten Jugend in Bewegung ſetzte, was ich in den Erinnerungen, aus meinen keimenden erſten Jünglingsjahren durch das Bild eines allmälig reifenden Knaben hervorzuheben geſucht, als mich das allgemeine Naturleben hinriß und in Bewegung ſetzte; und daß, ſelbſt in meinen früheſten Jahren, dieſer Trieb, ſeiner Natur nach, eine religiöſe Wurzel hatte. Allerdings entſtanden ſchon frühzeitig Zweifel mancherlei Art; vorzüglich dadurch genährt, daß die damals herrſchende teleologiſche Anſicht der Naturbetrachtung mir ſo wenig genügte, und als gottſelige Betrachtungen aufgefaßt, zu nichtig erſchien. Aber die Unruhe, die dadurch entſtand, und mich zwiſchen einer bloß ſinnlichen Klarheit, die mich hinriß, ohne mich zu befriedigen, und einer dunklen Ahnung, die mich feſthielt, ohne ſich irgendwie geſtalten zu können, ſchwanken ließ, bewies am deutlichſten, daß ich durch die naturwiſſenſchaftlichen Forſchungen, doch nur, der tiefſten Bedeutung nach, eine religiöſe Aufgabe löſen wollte.

Wenn ich nun ſagen ſoll, was ich Schelling verdankte, und zwar ſo, daß es nicht ein Geliehenes war, ſondern ein Urſprüngliches aus meiner eigenſten Natur Entſprungenes genannt werden mußte, ſo glaube ich dieſe mir verliehene Gabe am deutlichſten zu bezeichnen, wenn ich ſie als ein anſchauendes Erkennen des ganzen Daſeins als eine Organiſation auffaſſe. So wie in einer jeden organiſchen Geſtalt ein jedes, ſelbſt das geringſte Gebilde, nur in ſeiner Einheit mit dem Ganzen begriffen werden kann, ſo war mir das Univerſum, ſelbſt geſchichtlich aufgefaßt, eine organiſche Entwickelung geworden, aber eine ſolche, die erſt durch das höchſte Gebilde, durch den Menſchen, ihre Vollendung erhielt. Dadurch nun war allerdings eine Teleologie entſtanden, die, tiefer begründet, die Stelle der früher verſchmähten erſetzte. Denn als ein ſich organiſch Entwickelndes kann das Daſein nur dann begriffen werden, wenn die Zukunft der Entwickelung ſchon als eine vollendete uns vorſchwebt, und nur in dieſer abgeſchloſſenen Vollendung betrachtet, erhalten die früheren Momente eine lebendige Bedeutung.

Dieſes ſich Entwickelnde, Natur und Geſchichte auf gleiche Weiſe Umfaſſende und Belebende, war mir nun zwar, indem ich es immer tiefer mir anzueignen ſuchte, während meiner einſamen Betrachtungen in der unglücklichen Zeit, eine göttliche Offenbarung; und oft war es mir, als ſähe ich die Hoffnung erfüllt, die mich zehn bis zwölf Jahre früher, als ich Schellings Schriften zuerſt las, ſo lebendig durchdrang; als wäre die ſtarrgebietende ſpinoziſtiſche Subſtanz, der Wille, der ſich ſelbſt in ſeiner Vollendung vernichtet, wirklich ein im Ganzen, wie in einer jeden Form fortdauernd wollender geworden. Aber dieſe Auffaſſung eines perſönlichen Gottes, den wir uns nur durch eine völlige Hingebung aneignen können, ward noch von der ſpeculativen Selbſtſucht der freien Beſtimmung eines conſtruirenden Bewußtſeins, welches durch die Speculation ſich in ſeiner eigenen Nothwendigkeit ergriff, gefeſſelt. Es war noch immer jene Gewalt der Conſtruction, die ſelbſt meinen Gott feſthielt, als wäre er durch mich gebannt, und durch die ſtrengen Geſetze meines Denkens gezwungen worden, mir ſeine innerſten Rathſchläge und Gedanken, faſt wider ſeinen Willen, kund zu thun. Gegen die Anſicht, als wäre der ſich entwickelnde Gott doch nichts anderes, als das ſich entwickelnde Bewußtſein ſelbſt, als liege daher in dieſem allein, wie alle Wahrheit, ſo auch jeder lebendige Keim einer geiſtigen Zukunft, ſträubte ſich zwar ein religiöſes Gefühl, welches niemals ganz verſchwand, weil ich ſelbſt in Momenten, in welchen ich mir ein Titan zu ſein dünkte, doch nicht aufhören konnte, zugleich ein Kind zu ſein. Auf dieſem Standpunkte hatte ich mich ſchon Jahre lang bewegt, auf welchem ich einſehen lernte, daß die Philoſophie da anfing, wo die unauflöslichen Widerſprüche eines ſinn=

lichen Verſtandes ihre Löſung ſuchten durch einen rein geiſtigen. Dieſer Uebergang von einem Erkennen bloß erſcheinender, ſich wechſelſeitig bedingender, zu einem höheren, Alles umfaſſenden, aber ſinnlich unzugänglichen Geſetze beſtimmter Verhältniſſe zur Speculation, ſetzte das Ganze, als ein geiſtig Vollendetes und doch Werdendes, voraus; wir müſſen uns dem Ganzen hingeben, um uns in und mit dem Geſetz als einem Eigenthume des Bewußtſeins, frei zu bewegen. So freilich trat das verborgene Geſetz hervor, und ward Selbſtbeſtimmung der Vernunft. Ich jubelte, als ich mich nun von einem unerkannten Geſetz befreit fühlte, als dieſes die Natur meines ſelbſtändigen Geiſtes mir enthüllen mußte, mir diente, anſtatt mich zu zwingen: aber meine ganze Bildung war keine urſprünglich abſtrakte. Wenn das lebendige Daſein ſich auch in den nothwendigen Formen des Denkens bewegte und ſich dieſen fügte, ſo lag doch Etwas in dieſem Leben, die lebendige Fülle deſſelben, und ſeine reiche Zukunft, die Wirklichkeit einer inhaltsreichen Vergangenheit, die ſo, wie ſie da war, im Kleinſten, wie im Größten, bei aller ſcheinbaren Verwirrung zugleich eine bedeutungsvolle Weiſſagung enthielt. Alles hatte ſich unter meinen Händen in eine geſchichtliche Verwirklichung verwandelt, welche die äußere Natur, wie das Innere des perſönlichen Bewußtſeins umſchlang, und die Vollendung des Daſeins, von welcher ſie ausging, durch welche ein jedes Moment des Erkennens erſt ſeine Bedeutung erhielt, verwandelte ſich in eine gegebene, nicht durch das Daſein errungene. So ward ich nun auf einen höhern Standpunkt geführt, auf welchem der frühere Kampf zwiſchen Verſtand und Speculation ſich mit tieferer Bedeutung wiederholte. Das, was ich durch eine Selbſtbeſtimmung des Bewußtſeins erringen zu können wähnte, ſollte ſich als Vollendung einer noch nicht abgeſchloſſenen Entwickelung, alſo als ein noch nicht Erkanntes, als ein Gegebenes darſtellen, und noch einmal ſollte ich mich über die Thätigkeit des bloß ſich ſelbſt beſtimmenden Denkens erheben, und die Freiheit deſſelben durch eine innere unbedingte Hingebung erlangen. Aber dasjenige zu opfern, was wir mit der größten Anſtrengung als einen großen Schatz erworben zu haben meinen, fällt dem Menſchen ſchwer. Das Geſtändniß ſollte ich ablegen, daß ich mit dem ganzen Daſein, welches ſich in mir bewegte, zwar meine ganze geiſtige Bedeutung von einem Lebendigen erhielt, daß dieſes nicht als ein abgetrenntes Fragment von dem Ganzen betrachtet werden konnte, weil ſonſt die Entwickelung aufhörte eine lebendige und organiſche zu ſein, daß daher auch alles wahre Erkennen in mir nur aus dieſem lebendigen Ganzen entſpringen konnte: daß aber dennoch mein ganzes geiſtiges Weſen und ſeine Wahrheit nur als das Moment einer Entwickelung begriffen werden konnte, deſſen inneres, immanentes Princip in mir thätig war, ohne in ſeiner Vollendung von mir zur Wirklichkeit gebracht werden zu können. Ich war nie innerlich von dieſer zukünftigen Wirklichkeit getrennt; ich habe es nie vermocht, mich mit der Conſequenz der Möglichkeit zu begnügen; und die Täuſchung, als könnte jene in dieſer aufgehen, konnte nicht lange dauern: und doch ward es mir ſchwer, ſie aufzugeben. Das Starre eines allumfaſſenden in ſich abgeſchloſſenen Denkens, feſſelte noch immer meinen Gott, ſelbſt als die lebendigen Pulſe eines höhern Lebens die Feſſeln der Conſtruction zu zerſprengen drohten.

Man wird jene Epoche einer keimenden religiöſen Anſicht, die ſich dennoch nicht von der Conſequenz eines bloßen einſeitigen Denkſyſtems loszureißen wagte, in den Grundzügen erkennen; aber beſonders iſt in dieſer Rückſicht eine kleine Schrift „über die Idee der Univerſitäten“ mir ſelbſt beim Wiederdurchleſen merkwürdig geworden. Dort erſcheint der alles Wiſſen tragende Glaube offenbar als die Grundlage und zugleich als die geheiligte Quelle des Daſeins, Chriſtus als derjenige, in und mit welchem Gott ſich offenbart, ſelbſt Gott: aber dennoch wird der Glaube durch ein Alles umfaſſendes Wiſſen bedingt, und der perſönliche Heiland verſchwimmt in jenem von der Speculation geforderten Ideal der Menſchheit, wie es von Kant zuerſt rein, aber auch redlich aufgeſtellt und ſeiner Perſönlichkeit nach pſychologiſch erklärt wurde; wie es ſich erhalten hat, bis es in unſern Tagen ſich in ein durch Denkkünſte zugeſchnittenes Idol verwandelte, in deſſen vollendeter Geſtalt der Denkkünſtler ſich ſelbſt anbetet. Ich werde Gelegenheit haben, ſpäter von dieſer kleinen Schrift in einer andern Beziehung zu reden.

Eine beſchränktere Beſchäftigung, die mir wichtig ward, muß ich hier ihrer Entſtehung nach erwähnen.

In der glücklichen Zeit der Univerſität erſchien in Halle der zu ſeiner Zeit ſo berühmt gewordene Gall. Er hatte Vorleſungen in Berlin gehalten, dort großes Aufſehen erregt, und viele Anhänger und Gegner gefunden. Gall war eine ſehr ausgezeichnete Perſönlichkeit, uud ſeine exoteriſche Lehre von der Schädelbildung und ihrem Einfluß auf die Talente, wie ſelbſt auf die Geſinnungen der Menſchen, war, wie bekannt, gegründet auf eine Anſicht der Gehirnbildung als aus dem Rückenmark hervorgehend, die ſo, wie ſie ſich durch ihn zuerſt ausſprach, eine wiſſenſchaftliche Bedeutung erhielt. Gall gehörte zu den Menſchen, die in einſeitigen ſinnlichen Beobachtungen und ihren Combinationen eine große Sicherheit des Erkennens zu finden vermeinten. Ich habe wenige Menſchen gekannt, die ſich ſo wenig durch Zweifel irgend einer Art ſtören ließen. Er ſchien keine Ahnung von der Möglichkeit ſolcher Zweifel zu haben, und trat mit einer Zuverſicht auf, die bewundernswürdig war. Wo er hinkam, drängte ſich nicht bloß die Menge ſolcher Menſchen zu ihm, die manchmal, beunruhigt durch Probleme, die ſie nicht abweiſen können, nicht eine innere, ſelbſterrungene, vielmehr eine bequem mitgetheilte Ueberzeugung ſuchen, ſondern auch die bedeutendſten Männer. Es iſt ſchwer, ſich eine Vorſtellung zu machen von der Bewegung, die damals entſtand. Ein ſo bequemes und feſtſtehendes Kennzeichen, wie die Erhebung des Hirnſchädels hier oder dort, zu beſitzen, um aus dieſer die Talente und Neigungen der Menſchen zu erkennen, war den meiſten ſehr anlockend. Das freie ſittliche Urtheil über andere Menſchen iſt ein ſo tiefes, daß es immer im Hintergrunde für die Erſcheinung ein tiefer zu Beſtimmendes zurückläßt, wenn wir über andere richten wollen, wie wenn der Richterſpruch uns ſelbſt trifft. Daß das ſittliche Urtheil ſeinen Abſchluß nicht in der Erſcheinung finden kann, ſondern höher liegt als dieſe, hatte ſchon Kant mit großer Entſchiedenheit und ethiſcher Klarheit nachgewieſen. Auch liegt dieſe Anſicht ſo tief in dem Bewußtſein eines jeden nicht ganz ſittlich verſunkenen Menſchen, daß ſie ſich nie ganz verdrängen läßt. Und dennoch möchte der Menſch gern auch hier zum Abſchluß kommen, und wenn es ihm gelänge, ſichere Abzeichen für unwiderſtehliche Neigungen der Menſchen zu finden, die ſich nicht wie die Geſichtszüge veränderten, ſo würde er wohl glauben, ſich wenigſtens vorläufig beruhigen zu können. Die nach Gall numerirten Hirnſchädel gehörten damals, wie die beliebten Schriftſteller, zum Ameublement der Häuſer; ja man fand ſie auf den Toiletten der Damen. Anſtatt die Werke eines Schriftſtellers zu leſen, die Compoſitionen eines Muſikers zu hören, war man ſchon geneigt, wenn es möglich war, die perſönliche Bekanntſchaft des Gelehrten oder des Künſtlers zu machen, ſeine Stirnbildung zu unterſuchen, und wenn ihm etwa das Organ fehlte, welches als die Grundlage des für ſein Werk nothwendigen Talentes betrachtet wurde, von vorn herein dieſes als ein nichtiges zu beurtheilen. Die Mütter befühlten den Kopf ihrer Kinder, voll Beſorgniß, einen zukünftigen Dieb oder Mörder zu entdecken. Glücklicherweiſe waren dieſe Erhebungen ſelbſt meiſtens unklar. Ueber die Organe der Mordſucht und des Diebſinnes ſchlüpfte die leichte Hand der Mutter hinweg, und erkannte ſie nicht. Dahingegen, erhob ſich unter den Fingern der liebenden Mutter das Organ irgend eines zukünftigen Talentes, ſo fühlte ſie ſchon durch die betaſtende Hand den

Hügel, auf deſſen glanzvoller Höhe die Zukunft den geliebten Knaben als Gelehrten, als Künſtler, als mächtigen Geſetzgeber oder als Held hinſtellen würde. Jetzt werden ſich wenige Gipsſchädel der Art mit Gallſchen Nummern in den Familien vorfinden; oder man muß ſie unter alten verbrauchten Möbeln ſtaubbedeckt in den Bodenkammern aufſuchen. Phrenologen findet man nur noch, wie eine Art Secte, in England, vorzüglich in Schottland, kaum in Frankreich.

Gall trat in dem großen Saal eines Gaſthauſes auf, von Thier- und Menſchen-Schädeln umgeben. Seine Vorträge ſprachen ſeine innige Ueberzeugung aus, und er äußerte ſich ganz mit der Leichtigkeit der Converſation. Sie imponirten, und die Vergleichung der Menſchenſchädel mit den Thierſchädeln hatte etwas Ueberraſchendes. So wurden die Schädel berüchtigter Diebe mit denen der Elſtern oder der Raben; die gefährlicher Mörder mit denen der Tiger und Löwen verglichen. Eine ſchauderhafte, in dem Irrthume verborgene Wahrheit drängte ſich ſelbſt dem tiefer Denkenden auf, und was die Flacheren und Seichteren befriedigte, vermochte wenigſtens die geiſtig Tieferen zu beunruhigen.

Einen Auftritt muß ich hier noch darſtellen, der für mich etwas Ueberraſchendes und zugleich Ergötzliches hatte. Goethe war von Weimar herübergekommen, und zwar um Gall zu hören. Er war auch in Halle oft mein Zuhörer geweſen, aber unſichtbar. Wolf hatte mir ſein Auditorium überlaſſen; das Katheder war vor der Thüre, durch welche er es zu beſteigen pflegte, angebracht. In der angrenzenden Stube, dicht an dieſer verſchloſſenen Thür, ſaß nun Goethe, ohne daß ich es wußte. Wie meine Anſichten ihn intereſſirten, wie er ſich von mir bald angezogen, bald zurückgeſtoßen fühlte, weiß man aus ſeinen eigenen Aeußerungen. Jemehr ich mich ſelbſtändig entwickelte, je entſchiedener die Reſultate eigener Probleme ſich darthaten, deſto heftiger mußten ſolche Schwingungen wechſelnder Abneigung und Zuneigung entſtehen. Daß Goethe auf eine ſolche Weiſe öfter mein Zuhörer geweſen war, erfuhr ich durch Wolf und ſeine Tochter, die für mich etwas ſehr intereſſant Anziehendes hatte.

Ich wünſchte nun Goethe als Zuhörer (wenn auch nicht als meinen) zu ſehen. Das äußerlich paſſive Hinhorchen der Menſchen iſt mir immer intereſſant. Die ſtille, erwartungsvolle Aufmerkſamkeit, das intenſive, in ſich hineingedrängte Aufhorchen einiger Zuhörer, iſt dann, wenn wir es unbemerkt und genau betrachten, höchſt lehrreich. Die geiſtloſe Hingebung Einiger, die nur von fremden Gedanken leben, läßt ſich dann nicht ſelten auf eine auffallende Weiſe von der innern gährenden lebendigen Entwickelung, die ſich in der ſcheinbar paſſiven Aufmerkſamkeit verbirgt, unterſcheiden. Goethe ſaß nun unter den Zuhörern auf eine höchſt imponirende Weiſe. Selbſt die ſtille Aufmerkſamkeit hatte etwas Gebietendes, und die Ruhe in den unveränderten Geſichtszügen konnte dennoch das ſteigende Intereſſe an der Entwickelung des Vortrages nicht verbergen. Rechts neben ihm ſaß Wolf und links Reichardt. Gall beſchäftigte ſich eben mit der Darſtellung der Organe verſchiedener Talente, und bei ſeiner unbefangenen Art, ſich zu äußern, ſcheute er ſich nicht, die Exemplare, zur Beſtätigung ſeiner Lehre, unter ſeinen Zuhörern zu wählen. Er ſprach zuerſt von ſolchen Schädeln, die keine, in einer Richtung ausgezeichnete Erhebung darſtellten, wohl aber ein ſchönes, bedeutendes Ebenmaaß aller; und ein lehrreiches Exemplar eines ſolchen Gebildes erkannte man, wenn man den Kopf des großen Dichters betrachtete, der ſeine Vorträge mit ſeiner Gegenwart beehrte. Das ganze Auditorium ſah Goethe an. Er blieb ruhig, ein kaum bemerkbares vorübergehendes Mißvergnügen verlor ſich in einem unterdrückten ironiſchen Lächeln, aber die ſtille, unbewegliche imponirende Ruhe ſeiner Geſichtszüge ward dadurch nicht geſtört. Er kam darauf zur Darſtellung des Tonſinnes. Mein Schwiegervater hatte es bequem. Die Erhebung, die dieſes Organ andeutet, liegt nach den Schläfen zu. In der That, bei Reichardt war es auf eine auffallende Weiſe ausgebildet; auch mußte es, nachdem es an den Schädeln und, irre ich nicht, durch Kupferſtiche von großen Componiſten nachgewieſen war, bei Reichardt ſehr in die Augen fallen. Denn er hatte eine vollſtändige Glatze; nur einige dünne Haare waren hinten übrig geblieben. Den kahlen Kopf pflegte er nur durch Puder und Pomade zu ſchützen, und als Gall nach dieſem ausgezeichneten Exemplar hinwies, ſtellte er in der That einen, für dieſe Vorträge ausdrücklich präparirten Schädel dar. Endlich kam die Reihe an Wolf. Bekanntlich ſitzt das Organ des Sprachſinnes nach Gall über den Augen nach der Naſenwurzel zu; es iſt eben ſo entſchieden, daß Wolf dieſes Organ auf eine auffallende Weiſe ausgebildet beſaß. Aber Wolf trug Brillen; als nun Gall anfing, das Organ des Sprachſinnes an den Schädelknochen zu demonſtriren, konnte Wolf wohl erwarten, daß er ſeinen Schädel wie Göthe's und Reichardt's, benutzen würde. Nun war es recht ergötzlich zu ſehen, wie der große Philolog der Abſicht des Schädellehrers entgegenkam. Er nahm mit großer Ruhe die Brille ab, wandte das Geſicht nach allen Seiten, und ward ſo momentan in einen Schädelknochen in der Hand des Demonſtrators verwandelt, der mehr durch ihn, als durch die Perſon, die ihn noch trug, in Bewegung geſetzt und allen Zuſchauern gezeigt wurde. Obgleich dieſer ganze Auftritt etwas Komiſches und Ergötzliches hatte, ſo verfehlte doch Gall ſeine Abſicht keineswegs. Die ſchlagende Beſtätigung, die ſeine Lehre durch ſo auffallende Perſönlichkeiten erhielt, wirkte offenbar mit großer Gewalt auf alle Zuſchauer.

Als Gall ſeine Vorträge geſchloſſen hatte, lud ich die geſammten Zuhörer ein, einigen öffentlichen Vorträgen, die ich in dem nämlichen Lokale über die Schädellehre halten würde, beizuwohnen. Ich glaubte keineswegs, daß dieſe populäre und allgemein bewunderte Schädellehre, ſo wie ſie hier dargeſtellt wurde, von der Wichtigkeit wäre, daß ſie irgend eine ernſthafte wiſſenſchaftliche Widerlegung verdiene. Die Schwächen, die ſich in der Gallſchen Darſtellung kund thaten, waren ſo auffallend, daß die tiefer liegende Wahrheit gar nicht zum Vorſchein kam. So lange Gall ſich in Halle aufhielt, ſahen wir uns oft in Geſellſchaft. Ich war damals ſehr geneigt, was mir unrichtig erſchien, laut und unbefangen zu äußern. Gall glaubte ich darauf aufmerkſam machen zu müſſen, daß die Analogie der Sinnesorgane keineswegs eine Anwendung auf ſeine Gehirnerhebungen erlaubte. Und wenn man ſie auch gelten ließe, ſo zeigte ſie nur die nervöſe Seite des Organs; der Sehnerv wäre aber kein Auge, der Hörnerv kein Ohr, vielmehr die Gehirnſeite des Organs forderte ein zweites, in welchem es ſich kund thäte. — „Ich bin erſtaunt,“ ſagte ich ihm einſt, „zu erfahren, daß ein ſo ſcharfer und nüchterner Beobachter der Natur wie Sie, an Geſpenſter glaubt.“ — „Ich?“ antwortete erſtaunt und entrüſtet Gall, „wie kommen Sie darauf?“ — „Sie haben ja einen Sinn für Geiſtererſcheinungen,“ antwortete ich, „und wenn Sie die Geiſtererſcheinungen leugnen, ſo müſſen Sie dem Blindgebornen das Recht zugeſtehen, die Exiſtenz des Lichts zu leugnen. Wir beide, Sie und ich, ſind zu bedauern, wir ſehen keine Geiſter, weil wir in dieſer Rückſicht blind ſind.“

Die Phyſiognomie, meinte ich, ließe ſich durch andere Organe viel leichter entwickeln, weil die Modelle mit größerer Leichtigkeit anzuſchaffen wären; ich hätte, behauptete ich, die Phyſiognomie der lange getragenen Hüte, vor allem der Handſchuhe, ſchon längſt bemerkt. Nun könnte ein Jeder alte Handſchuhe, die eben am beſten n[illegible], je länger dieſelbe Perſon ſie getragen hätte, in Menge und offenbar leichter als den Schädel hergeben. Die zerſtörenden Hände des Mörders, die producirenden des Künſtlers, die ſtill und behutſam ergreifenden Finger der Diebe müßten ſich offenbar mit Entſchiedenheit hervorheben laſſen, beſonders weil ſie ſich durch eine unbeſtimmbar große Menge von Erfahrungen ermitteln ließen.

Wie außer den Geſichtszügen auch die Art, wie man geht, ſteht, ſitzt, ſich trägt, einen Ausdruck der Lebensart, des Betragens zu geben vermag, iſt einem Jeden bekannt. Es kommt in Tieck’s Cevennen eine

Stelle vor, die, ſo leicht hingeworfen und ironiſch ſie auch iſt, über die Füße und den Gang höchſt intereſſante Bemerkungen enthält. Die Neigung, die Handſchriften mit den Bildniſſen zu verbinden, die jetzt immer mehr überhand nimmt, beweiſt, wie ſehr das Intereſſe für die Phyſiognomie ausgezeichneter Perſönlichkeiten in ihren beiden, ich möchte ſagen, tiefſten Richtungen zunimmt. Ich ſelbſt hatte in einer frühern Epoche meines Lebens, und zwar einige Jahre hintereinander, nämlich während der Zeit meines Aufenthalts in Halle, ſowohl vor als nach dem Kriege, einen inſtinktartigen Trieb, mich mit Phyſiognomie und Witterung zu beſchäftigen. Beide haben etwas mit einander Verwandtes, denn ſowohl in der Phyſiognomie, wie in der Witterung findet man eine durch keine Reflexion feſtzuhaltende und zu ſcheidende Miſchung des Unveränderlichen und Feſtſtehenden, hier der Gegend, wie dort der Perſönlichkeit, mit einer Unzahl von beweglichen Oscillationen in langſameren, länger dauernden und immer ſchnelleren Epochen bis zu den kürzeſten, ja augenblicklichen; und in jedem Moment der Beobachtung müſſen alle dieſe Schwingungen mit dem feſtſtehenden Charakter der Gegend und Perſönlichkeit zugleich aufgefaßt werden. Eben deswegen iſt aber auch dieſe Auffaſſung eine durchaus inſtinktartige und viſionäre.

Ich habe es aber erfahren, wie dieſer Inſtinkt in der That in einem jeden Menſchen ruht und ſich entwickelt, wenn man ſich ihm unbefangen überläßt; wie ſich ein inſtinktartiges Geſchick, ohne daß man ſich irgendwie Rechenſchaft davon abzulegen weiß, allmälig ausbildet: wie aber der Zauber, durch welchen eine gewiſſe Sicherheit der Weiſſagung hervorzutreten vermag, plötzlich verſchwindet, ſo wie er genannt wird. Das Wort vertreibt ihn. Faſt alle Bauern-Regeln für die Witterung ſind falſch. Einer meiner Freunde, der verſtorbene Profeſſor Brandes, der ſich eine Zeit lang mit der wiſſenſchaftlichen Beobachtung der Barometer und Temperatur-Veränderungen beſchäftigte, wie dieſe ſich in den verſchiedenen Gegenden durch langjährige Beobachtungen überſehen und beſtimmen ließen, hatte, von mir aufgefordert, die Güte, die Reſultate ſeiner genauen Unterſuchungen mit den gewöhnlichen Bauern-Prophezeiungen zu vergleichen. Von allen dieſen fand er nur eine beſtätigt, nämlich den Nachwinter, den wir einige Tage hindurch bald gelinder, bald ſtrenger, bald ſchneller vorübergehend, bald länger dauernd, in der erſten Hälfte des Maimonats erwarten können. Und dennoch werden wir nicht ſelten auch durch die Erfüllung ſolcher Weiſſagungen überraſcht.

Ich hatte, während ich mich ſo einem bewußtloſen Inſtinkt hingab, in der That die Fertigkeit erworben, die Witterung der nächſten Zeit vorauszuſagen, und aus dem Gange, aus den Geſichtszügen, aus der Sprache unbekannter Perſonen, ihren Stand und ihre Beſchäftigung zu beſtimmen. Ich liebte es, mit einer Art von Kühnheit bei Luſtpartien die bevorſtehende Witterung des Tages zu prophezeien, und zwar zu einer Zeit, wo Daniels Hygrometer noch gar nicht erfunden war. Ich erinnere mich, daß ich beſonders einen öſterreichiſchen Arzt, der mit Gall nach Halle gekommen war, durch meine Wetterprophezeiungen in Erſtaunen ſetzte, und oft hatte ich Freunde ergötzt, indem ich, aus dem Fenſter blickend, die Vorübergehenden betrachtete, ihren Stand beſtimmte und in den Freunden die Ueberzeugung hervorrief, ihn richtig beurtheilt zu haben.

Eben je unbekannter uns ein Menſch iſt, je unbefangener wir ſeine Perſönlichkeit auffaſſen, deſto ſicherer wird der Inſtinkt; ſeine Aeußerung iſt freilich oft ſehr beſchränkt und dennoch, man kann ſagen, in ſeiner Sicherheit unergründlich. Unwillkürlich gibt ſich ein jeder Menſch dieſem Inſtinkt hin, und in allen Verhältniſſen des Lebens, in den unbedeutendſten des täglichen Umganges, wie in den größten und mächtigſten, durch welche das Schickſal der Völker beſtimmt wird, ſpielt dieſer nie zu verdrängende Trieb phyſiognomiſcher Vorurtheile eine unvertilgbare Rolle. Ja man kann den nie zu verdrängenden phyſiognomiſchen Richterſpruch das allen über Menſchen gefällten Urtheilen zu Grunde liegende Vor-Urtheil par excellence nennen. Dieſe erſte reine Aeußerung des Inſtinktes wird in den erſten Momenten ihrer Entſtehung hier wie bei der Beurtheilung der Witterung, durch eine Unzahl von Verhältniſſen, die aus einer Maſſe von Erfahrungen entſtanden ſind, getrübt. Ich habe Menſchen gekannt, deren Bekanntſchaft ich unerwartet machte, die auf irgend eine beſtimmte Weiſe durch entſchieden einſeitige Beſchränktheit ſowohl als durch mannigfaltige auffallende Vorzüge einen ſtarken Eindruck auf mich machten, der etwas Entſchiedenes hatte. Trat ich nun mit dieſen durch geſellige oder Amtsverhältniſſe in eine nähere und länger dauernde Verbindung, ſo ſuchte ich wohl den erſten Eindruck wieder hervorzurufen; es gelang mir nie. Auf eine ähnliche Weiſe verſuchte ich wohl auch, nachdem ich mich länger in großen Städten aufgehalten, den Eindruck zu erneuern, den ſie beim erſten Eintritt auf mich gemacht. Es gelang mir eben ſo wenig. Wenige Menſchen machen ſolche Veränderungen ihrer Anſichten des Lebens zum Gegenſtand einer reiflichen Betrachtung. Aber ſie beweiſen die Gewalt, welche die Seele über die äußere Natur ausübt, wie dieſe in ihrer unermeßlichen Gewalt der Erſcheinung ſich dennoch in ein Gegenbild der veränderlichen Subjectivität verwandelt, und wir lernen den tiefen Abgrund einer innern Erfahrung der Menſchen kennen, durch welche in verſchiedenen Epochen der Geſchichte die ganze unendliche Natur den wechſelnden Geſchlechtern der Menſchen anders erſchien; wir können uns in dieſe veränderte, hinter uns liegende Vergangenheit kaum hineindenken.

Und doch bleibt das Leitende ein Permanentes, die

Macht des erſten von allen Rückſichten getrennten Urtheils, ſelbſt in alle ſpäteren unſicheren Schwankungen hineingetaucht, verſchwindet nie; ſie bildet die mittlere Temperatur der perſönlichen Atmoſphäre, die uns beherrſcht, ſo wie wir in ſie hineintreten, obgleich kein einziger wirklicher Moment der wechſelſeitigen Berührung ihm entſpricht, ja die meiſten mit dieſer Grund-Temperatur in ſchreiendem Widerſpruche ſtehen. Alle Sympathieen und Antipathieen beruhen auf dieſem unmittelbaren Grundelement der tiefen pſychiſchen Anziehung und Zurückſtoßung. Die Aeußerungen kindlicher Seelen, die oft überraſchenden Urtheile der Unſchuld beruhen auf der exacteren Aeußerung dieſer permanenten Grund-Temperatur aller perſönlichen Berührung. Die Frauen beſitzen die beneidenswerthe Fähigkeit, dieſen tieferen Grundcharakter der Phyſiognomie in allen Schwankungen zu erkennen und feſtzuhalten, weit häufiger, wie die Männer. Dieſe werden zu oft durch eine Reflexion, die dem Vorübergehenden einen zu großen Werth zuſchreibt, irre geleitet. Daher glauben wir oft, daß die Frauen ſich geirrt haben, wo die Zukunft ihnen Recht giebt.

Das Nihil admirari des Horaz, jener oft bewunderte Ausdruck der getödteten Bewunderung, der Ausdruck der ſtumpfeſten Blaſirtheit, zeigt nur auf die völlige beſchränkte Abhängigkeit des in die mannigfaltigen Richtungen des Lebens hineingezogenen Grundtons der Perſon hin. Es iſt dem Urtheil über das Klima einer Gegend ähnlich, wenn dieſes zuſammengeſetzt wird aus einer Unzahl vereinzelter, täglich ſich wiederholender Wetterbeobachtungen. Männer, welche auf dieſe Weiſe die Menſchen beurtheilen, mögen ſeltener betrogen werden und haben doch viel häufiger unrecht, als das oft ſcheinbar betrogene kindliche Gemüth.

Der echte Dichter iſt der beglückte Menſch, der dieſen tieferen Grundton menſchlicher Eigenthümlichkeit in ſeinem reinen Klange durch alle Mißtöne wechſelſeitiger Berührung begleitet, in begründeten Antipathien wie Sympathien. Daher zwingt er die Menſchen, ſelbſt wo die Verſtellung ſich mit ſchauderhafter Virtuoſität ausſpricht, ihr Inneres zu enthüllen, und daher vermag er durch wenige Züge Perſonen hinzuſtellen, deren tiefe Phyſiognomie mit einem ſtehenden ſichern Typus die geiſtige Bedeutung ausſpricht. Die Malerei beſonders beruht auf der Phyſiognomie und wir können den großen Maler als den eigentlich dazu berufenen Meiſter bezeichnen.

Dieſe Vorleſungen Gall's hatten indeſſen einen für die Wiſſenſchaft heilſameren Erfolg; ſie waren es vorzüglich, die Reil dazu vermochten, ſeine Unterſuchungen über das Gehirn und Nervenſyſtem wieder aufzunehmen. In der unglücklichen Zeit der franzöſiſchen Herrſchaft ward dieſe Arbeit vollendet. Beſonders waren, wie bekannt, ſeine Entdeckungen über das kleine Gehirn, welche die Grundlage aller ſpätern bilden, von großer Wichtigkeit. Dieſe waren zwar während meines Aufenthaltes in Holſtein ſehr weit vorgeſchritten, erhielten aber ihre Vollendung unter meinen Augen. Die Structur des großen Gehirns zu entwickeln, gelang ihm zwar nicht in gleichem Maße, doch erkannte ſie Keiner beſſer als er. Wie wenig wir die Entwickelung vollſtändig nennen können, iſt einem Jeden bekannt, und die Anſicht, nach welcher die Sehhügel als ein Centralpunkt deſſelben betrachtet wurden, bot den Anatomen zum erſten Mal doch einen Anfangspunkt zur ſicheren Orientirung dar. Es iſt bekannt, daß bis auf Gall und Reil des franzöſiſchen Anatomen Vicq d'Azyr Prachtwerk über die

Anatomie des Gehirns, für das vorzüglichſte galt. Die Methode, die gebraucht wurde, um die räthſelhafte Structur deſſelben darzuſtellen, war in der That ſeltſam und man muß erſtaunen, wenn man bedenkt, daß ſie ſich ſo lange behaupten konnte. Das große Gehirn wurde von oben herab in horizontale Scheiben zerſchnitten, man gelangte durch dieſe Schnitte allmälig bis zum Grunde des Gehirns, und zerſtörte durch einen jeden Schnitt den Zuſammenhang der Struktur. „Man behandelte,“ ſagte Reil, „das Gehirn wie einen Käſe.“

Dieſe Unterſuchungen zogen mich unbeſchreiblich an; wie die Verhüllung einer göttlichen Intelligenz in ſinnlicher Maſſe, das tiefſte Räthſel der Philoſophie überhaupt, ſo tritt uns der Bau des Gehirns, in welchem die Aufgabe und ihre zukünftige Löſung zu gleicher Zeit verborgen zu liegen ſcheint, doch unter allen als das Räthſelhafteſte entgegen. Das organiſch regelmäßige Fortſchreiten der Gehirnbildung, von den Fiſchen an bis zu den Menſchen herauf, wie es ſich faſt in derſelben Form im Embryo wiederholt, bis dahin, wo das Gehirn zu wachſen aufhört, iſt eine ſo tief hinreißende, man könnte ſagen, myſteriöſe Erſcheinung, daß ſie den Forſcher unwiderſtehlich in ihre Tiefe hineinzieht. Ich habe dieſe Unterſuchungen, ſeit ich ſie mit Reil anfing, mit großer Theilnahme bis in unſere Tage verfolgt und zum Theil ſelbſt angeſtellt, darf mich aber in die Reſultate derſelben und was ſie für das Verſtändniß des verhüllten Lebens zu leiſten vermögen, hier nicht einlaſſen. Nur dieſes erlaube man mir zu bemerken, daß die Löſung der Aufgabe, wie die Unterſuchung des Gehirns am deutlichſten zeigt, nicht in der anatomiſchen Unterſuchung, ſo wichtig dieſe auch war, liegen konnte. Man war ſchon überraſcht, als Camper meinte, durch ſeine Anatomie der Stimmritze des Orang-Utangs, gefunden zu haben, daß dieſe ſich von der Stimmritze des Menſchen nicht unterſcheiden ließe. Was man aber hier zuerſt zu erkennen glaubte, liegt doch dem unbefangenen Forſcher viel näher. Das Ohr des Eskimos läßt ſich von einem Händelſchen nicht anatomiſch unterſcheiden, das Auge eines Buſch-Hottentotten nicht von einem Raphael'ſchen: und welch eine Stufe reicher, geiſtiger Entwickelungen trennt das eine Organ von dem andern! Daß wir uns durchaus von der Maſſe losreißen müſſen, daß ſie ſelbſt in einem höhern Bewußtſein ein geiſtig Bewegtes werden muß, ſoll ſie verſtanden werden, drängte ſich von neuem mit großer Klarheit mir auf.

Reil ſuchte für die künſtleriſche Darſtellung des kleinen Gehirns den ſorgfältigſten Künſtler, der unter ſeinen Augen arbeitete. Es war der auch als Dichter und Romanſchriftſteller bekannt gewordene Eberhardt, der ſpäter die Leitung einer Buchhandlung übernahm. Mit Recht dürfen wir wohl behaupten, daß dieſe Darſtellungen des kleinen Gehirns noch immer zu den beſten vorhandenen gerechnet werden dürfen.

Eine andere Reihe von Unterſuchungen, die begonnen, aber nicht ausgeführt wurde, will ich hier kürzlich erwähnen. Gehlen, der Herausgeber des chemiſchen Journals, ward durch Reils Einfluß nach Halle verſetzt. Es war kurz vor der unglücklichen Aufhebung der Univerſität, und ſeine Anſtellung ward veranlaßt durch einen Entwurf, welcher Reil und mir zugleich vorgeſchwebt hatte. Ich war durch ihn eine Zeit lang auf die Krankheitserſcheinungen aufmerkſam gemacht worden, und Reil glaubte, daß die Diagnoſe beſonders einer bedeutenden Erweiterung fähig wäre. Man halte ſich, meinte er, mehr bei inneren Symptomen der

Krankheiten auf, die doch in ſehr vielen Fällen höchſt unbeſtimmt ſind, und bei großer, äußerer Aehnlichkeit aus ganz verſchiedenen Quellen entſpringen können. Dahingegen verſäume man äußere Symptome, die wenigſtens in der Art, wie ſie erſcheinen, durch chemiſche Unterſuchung ein beſtimmteres Reſultat zu liefern vermöchten, und die, wenn ſie genauer erkannt würden, wohl auch auf innere beſtimmte Zuſtände hinweiſen müßten. So lobte er die Aufmerkſamkeit der Aerzte früherer Zeiten auf die Beſchaffenheit des Urins, die freilich übertrieben wurde, und nur unbeſtimmt aufgefaßt werden konnte. Er hatte eine Menge ungewöhnlicher Beobachtungen der Art angeſtellt, z. B. die Beſchaffenheit der Nägel bei Schwindſüchtigen. Nun hoffte er, wie ich ſchon früher den Gedanken gefaßt hatte, daß es möglich wäre, nachdem man mancherlei Ausſcheidungen des Körpers, wie Schweiß, Thränen, Urin u. ſ. w., genauer als bis dahin chemiſch unterſucht hätte, Reagentien zu entdecken, die im Stande ſein würden, die Veränderungen, welche im Verlaufe beſtimmter Krankheiten in ſolchen Ausſcheidungen ſtattfanden, ſchnell und ſelbſt am Krankenbette erkennen zu laſſen. Allerdings ſetzte dieſe Anwendung eine vorhergehende Unterſuchung der Beſchaffenheit ſolcher Ausſcheidungen in verſchiedenen Krankheiten voraus.

Gehlen kam nach Halle. Er war taub und dadurch mißtrauiſch, dennoch ſchloß er ſich mit großer Freundlichkeit an Reil und mich an. Auch dieſer ſchöne Plan ſcheiterte an dem Unglücke der Zeit. Gehlen erhielt einen Ruf als Akademiker nach München, und verließ die Univerſität.

Reil, dem in Allem große Pläne vorſchwebten, war auch, wie bekannt, einer der Erſten in Deutſchland, welcher ſich auf eine umfaſſende Weiſe mit der pſychiſchen Heilkunde beſchäftigte, und obgleich er in dieſer Richtung keineswegs im Klaren war, ſo ſah er doch ein, daß die Art, wie die pſychiſch Kranken bisher behandelt wurden, an Barbarei grenzte. Dieſe Richtung ſeiner Thätigkeit zu verfolgen, war mir nun von großem Intereſſe. Er erkannte ſeine eigene Unklarheit vollkommen; eben daher wandte er ſich einem Jeden zu, deſſen Intereſſe für den wichtigen Gegenſtand er anzuregen vermochte. Die innere Unruhe, mit welcher er Hülfe ſuchte und Aufklärung zu erlangen ſtrebte, bald durch Dieſen, bald durch Jenen, die Aufmerkſamkeit, mit welcher er einen jeden Gedanken, der ihm

Licht zu geben verſprach, verfolgte, war in der That bewundernswürdig. Er war ſich bewußt, daß ſeine großen Pläne in allen Richtungen ſeines Faches durch ihn nicht ausgeführt werden konnten, und obgleich ſeine entſchiedene Geſinnung und ſeine ernſte Strenge die Menge beherrſchte, nicht ſelten Unwillen hervorrief, ſo war doch keiner beſcheidener als er. Bei ſeinen pſychologiſchen Unternehmungen hatte er ſich vorzüglich mit Hofbauer verbunden. Auch dieſer war völlig taub; ein beſchränkter Kantianer: aber dennoch glaubte er, ihn nicht entbehren zu können, obgleich er ihn überſah. In der That verdanken wir Hofbauer manche einzelne tiefſinnige pſychiſche Bemerkung, und auf jeden Fall iſt er bedeutender als Friedrich und Conſorten in unſeren Tagen. Auch mich ſuchte er für die pſychologiſche Arzneikunde zu gewinnen. Ein Aufſatz: „über die Geburt der Pſyche“ in Reils und Hofbauers Beiträgen zur Beförderung einer Kurmethode auf pſychiſchem Wege, iſt ein Erzeugniß dieſer Anregung; aber wurden ſeine Zwecke, die durchaus Anwendbarkeit forderten, durch Hofbauers abſtrakte Betrachtungen wenig gefördert, ſo bot meine Behandlung der Pſychologie ihm noch weniger Hülfe dar.

Wenn ich meinen oben erwähnten Aufſatz überſehe, ſo iſt es klar, daß der allgemeine Weg, den ich wählte, durchaus zu gar keiner Art nützlicher Anwendung führen konnte. So wenig nützlich ich nun auch meinem Freunde ward, ſo war mir doch dieſe Anregung ſehr wichtig.

Es iſt bekannt, daß bei der neuen Ausbildung der Philoſophie ſeit Kant es vor allen Dingen darum zu thun war, den Einfluß der Pſychologie, wie ſie ſich im achtzehnten Jahrhundert geſtaltet hatte, und ſelbſt mit der Forderung, Philoſophie zu ſein, hervortrat, entſchieden abzuweiſen. Es war natürlich, daß die Wiſſenſchaft ſelbſt durch ihre Anmaßung verunſtaltet, unbillig gering geſchätzt und abgewieſen wurde. Jetzt ward ſie mir von neuem wichtig, und ſeit der Zeit Gegenſtand eines ernſthaften Studiums.

Durch Reil war freilich die Zahl meiner Zuhörer faſt ganz auf Mediziner beſchränkt, aber der Geiſt einer früheren, glücklicheren Zeit war auch unter dieſen verſchwunden. Doch wußte Reil die jungen Aerzte für wiſſenſchaftliche beſtimmte Gegenſtände zu gewinnen. Sein Archiv der Phyſiologie war der vorzüglichſte Vereinigungspunkt für alle Unterſuchungen der damaligen Zeit in dieſem Fache.

Seltſam war es, daß dieſer immer großartig beſchäftigte Mann, obgleich mit ſeiner damaligen Lage in Halle durchaus unzufrieden, einen großen Theil ſeines Vermögens zu bedeutenden Anlagen verwandte, die in der That nur eine Bedeutung hatten, inſofern er ſeinen Aufenthalt in Halle fixiren wollte. Der kahle Reilsberg ward in einen anmuthigen Garten verwandelt; die Villa war freilich in einer glücklichern Zeit gebaut, aber das Haus ward ausgeſchmückt, die Gartenanlagen wurden erweitert, als hätte er für den unmittelbaren Genuß vieler Jahre zu ſorgen.

Neben dieſen Privatanlagen hatte er die Kühnheit, bedeutende Gebäude zur Anlage eines Soolbades aufzuführen. Dieſes Bad war mit künſtlichen Bädern in Verbindung geſetzt, zu einer Zeit, in welcher die Nachahmung natürlicher Bäder, wie ſpäter, noch gar nicht in Anwendung gekommen war.

Als ich Profeſſor Reil auf eine ſolche Weiſe für eine bleibende Zukunft in Halle thätig ſah, fing ich an zu hoffen, daß er wenigſtens, als die einzige Stütze, die ich bei der Univerſität noch übrig hatte, in Halle bleiben würde. Es war nicht der Fall. Die Errichtung einer Univerſität in Berlin kam zur Ausführung; wo Alles neu eingerichtet werden ſollte, konnte man einen ſo unternehmenden Mann nicht entbehren. Im Jahre 1810 verließ er Halle, und ich blieb nun völlig verlaſſen zurück.

3. Allgemeine literariſche und geſellige Verhältniſſe.

Die heitere und auch zugleich großartige Zeit einer geiſtigen Verbindung bedeutender Naturen, wie ſie das neue Jahrhundert eröffnete, trug zwar, wie alle ſolche Verbindungen, je geſchichtlich bedeutender ſie ſind, deſto gewiſſer, den Keim des Auseinanderfallens und inneren Streites in ſich, und ich habe nicht verſäumt, dieſen Keim immitten des heitern Lebens anzudeuten. Novalis war todt, Friedrich Schlegel war katholiſch geworden, heftige Streitigkeiten und Kämpfe hatten Fichte und Schelling getrennt. Gegner, die ſich anfänglich durch die Macht einer neuen Geiſtesregung überraſcht und überwältigt fanden, hatten wieder Muth gefaßt; die Selbſtändigkeit des Denkens und die Sucht Neues zu ſchaffen, hatte eine Mannigfaltigkeit der wiſſenſchaftlichen Formen erzeugt, die täglich immer mehr und mehr zunahm. Wenn auch in dieſen Formen bedeutende Eigenthümlichkeiten ſich ausſprachen, ſo lag doch ein Prinzip der Vereinzelung der wechſelſeitigen Entfremdung mehr oder weniger in Allem verborgen. Oken, Wagner, unter den Naturphiloſophen; Krauſe, Bouterweck, Fries und Mehrere unter den abſtrakteren Philoſophen, erfanden jeder für ſich andere Darſtellungsweiſen der Wiſſenſchaft; und obgleich ſie dem Einfluſſe des mächtigen Geiſtes, der Speculation nicht entgehen konnten, vielmehr von ihm fortgeriſſen wurden, nahm man doch die Vereinzelung, ſelbſt der Principien wahr, ja die wechſelſeitige Ausſchließung ward deſto entſchiedener, da das Abſolute die Aufgabe der Zeit geworden war, und ein Jeder entweder ein ſolches in ſeiner Form darzuſtellen, oder die doch jetzt nothwendigerweiſe abſolut gewordene Beſchränkung des Abſoluten darzuthun bemüht war. Auch die alten Kantianer wagten ſich jetzt hervor und fanden hier und da Beifall. Ein Bündniß der verſchiedenartigſten Anſichten vereinigte ſich um Jakobi. Die von ihm behauptete Unvermeidlichkeit einer gefährlichen und verwerflichen Philoſophie, gegen welche nur ein unbeſtimmtes und dennoch ſich ſelbſt befriedigendes Gefühl den einzig möglichen Ausweg darbot, erlaubte und lockte zu dieſer Anſchließung, und ſie erwarb ſich eine, wenn auch vorübergehende Gewalt: bis Schellings berühmte Schrift gegen Jakobi erſchien, die freilich hervorgerufen durch nie zu entſchuldigende Angriffe, den Tadel einer ſchonungsloſen Härte erzeugte, aber dennoch als eine der wichtigſten und tiefſten Werke ſeines Verfaſſers betrachtet werden muß. Schelling ſelbſt hatte ſich, wie nicht leicht ein Philoſoph, vor ſeiner Zeit unter den Augen des Publikums entwickelt. Je größer die Zahl ſeiner Anhänger ward, deſto entſchiedener trat ſein Streben, die Speculation immer tiefer zu begründen, hervor. Er unterſcheidet ſich, man möchte ſagen, faſt von allen Philoſophen irgend eines Zeitalters dadurch, daß er, nachdem er das Tiefſte ausgeſprochen hatte, und einen Einfluß auf ſein Zeitalter ausgeübt, der nie mehr verſchwinden konnte, nicht wie andere mit einem fertigen Syſtem hervortrat, welches, ein für alle Mal abgeſchloſſen, ſich in ſich runden ſoll; ein Syſtem, welches, wie ſonſt in der Geſchichte der Philoſophie, in dieſer Vollendung nicht ſeine Beſtätigung, ſondern ſeinen Tod findet. Er war im wahrſten Sinne Philoſoph, ſchon deswegen, weil er ein fortſchreitendes, inneres ſpeculatives Leben führte, und während man ihn von allen Seiten zu bekämpfen ſuchte, den bedeutendſten Kampf mit ſich ſelbſt zu beſtehen hatte. Der Aufſatz über das Weſen der menſchlichen Freiheit, in ſeinen philoſophiſchen Schriften erſchien 1809, und mußte freilich diejenigen überraſchen, die durch den Abſchluß eines abſoluten, doch zuletzt logiſchen Denkſyſtems die Philoſophie für immer begründet wähnten. Mir war dieſer Aufſatz um deſto wichtiger, ja, verband mich noch inniger mit Schelling, je entſchiedener die Anſicht einer, die Entwickelung der Natur und des Menſchengeſchlechts zügleich umfaſſenden Geſchichte, mir das Höchſte geworden war, was die Speculation zu erreichen vermochte. Daß dieſe Anſicht meiner erſten Schrift (die Beiträge zur innern Naturgeſchichte der Erde) zu Grunde lag, hatte ſchon kurz nach dem Erſcheinen derſelben Friedrich Schlegel ausgeſprochen. Daß der Zwieſpalt, der die Menſchen von der Natur, unter einander und in ſich ſelbſt trennte, ſeiner Wahrheit nach nicht bloß ein logiſcher ſein konnte, mußte mir, der ich im Vollen lebte, in und mit der allumfaſſenden Geſchichte dachte und forſchte, einleuchtend ſein. Daß die Freiheit als ſolche nicht in der Nothwendigkeit eines abſtracten Denkens begriffen werden konnte, war mir, je mehr die alte Erinnerung eines frühern religiöſen Lebens in mir erwachte, an und für ſich klar. Ein Denken, welches ſich bloß in ſeiner innern abſtracten Conſequenz bewegte, zog mich nicht an, und während ich die Beſtrebungen der berühmten Profeſſoren der Zeit, ein Abſolutes als abſtracten Denkprozeß, aufzufaſſen glaubte, geſtaltete ſich dennoch in mir Alles anders. Ich bin eine durchaus praktiſche Natur; ein productionsloſes Denken in ſeiner unwirklichen, vermeintlichen Sicherheit hatte für mich keinen Werth, und ſo fand ich mich durch den Schellingſchen Aufſatz, der, wie einem Jeden einleuchten mußte, wenn er ihn mit Aufmerkſamkeit betrachtete, der bedeutende Anfang einer neuen ſpeculativen Entwickelung war, keineswegs geſtört, ſondern gefördert. Ich habe es eingeſehen, daß ich von der ſpätern Stufe ſeiner ſpeculativen Entwickelung ausging, mit ihr innerlich vereinigt war, noch ehe er ſie ausgeſprochen hatte. Von mir war unentwickelt vorausgeſetzt, was er ein langes Leben hindurch zu begründen geſucht hat.

Von Hegel kannte ich nichts Anderes, als ſeine Aufſätze im Journal der kritiſchen Philoſophie, ſein Syſtem war noch nicht öffentlich erſchienen, als ich Halle verließ. Waren nun unter den Häuptern der Philoſophie ſo bedeutende Streitigkeiten entſtanden, ſo war es natürlich, daß der Einfluß da, wo die Macht der Speculation in der Wirklichkeit ſich ausſprechen ſollte, immer mehr und mehr abnahm. Die Davy'ſchen und Seebeck'ſchen Entdeckungen beſchäftigten die Phyſiker; der Einfluß der Naturphiloſophie auf die Medizin verſchwand immer mehr, und ein jedes Streben der Vereinzelung in der Wiſſenſchaft ward unterſtützt durch die Zerſplitterung des nationalen Lebens. Daß eine großartige Poeſie nur aus einem friſchen volksthümlichen Leben entſpringt, iſt oft genug ausgeſprochen: aber die mächtige geiſtige That, in welcher das Bewußtſein einer bedeutenden Zeit ſich zuſammenfaßt, ſich in ſich tief beſinnt und durch einen Alles zuſammendrängenden Monolog ein Selbſtverſtändniß zu erringen ſucht, kann nicht in einem in ſich zerſplitterten Moment des Daſeins entſtehen. Wer die philoſophiſche Literatur während der unglücklichen Zeit der Unterjochung mit einiger Aufmerkſamkeit überblickt, dem wird der Unterſchied von der früheren, mit welcher das junge Jahrhundert anhob, ſchmerzlich auffallen. Es fehlte jene ſchöne allgemeine Theilnahme der Jugend, es fehlte die Friſche, die Geſundheit, die ſelbſt in den heftigſten Kämpfen die Einheit der kräftigen Entwickelung des ringenden Lebens darthat. Auch in dieſer Richtung trat mir die Zerſtörung tragiſch entgegen, wenn ich um mich blickte; die ſchöne Zeit, die ich erlebt hatte, erſchien mir wie der Thurmbau zu Babel, der aufgegeben wurde, weil die Sprachen der Arbeiter ſich unter einander verwirrten und die Arbeiter ſich wechſelſeitig nicht mehr verſtanden. Aber auch hier war der Erfolg dieſer ſchmerzhaften Anſicht meines Daſeins keineswegs eine Verzweiflung. In den wechſelſeitigen Kämpfen hielt ich den lebendigen Keim einer großartigen Entwickelung unwandelbar feſt; die Geſchichte, die das ganze Daſein, Natur und Hiſtorie, ſo will ich es diesmal nennen, zuſammenfaßte, konnte durch den vorübergehenden Moment, in welchem ich ſie ſinnlich wahrnahm, nicht geſtört werden, und ich hatte ſchon angefangen, ſelbſt Entdeckungen und Forſchungen, die meine ſpeciellen Anſichten zu widerlegen ſchienen, und die wohl auch von Gegnern dazu benutzt wurden, mit immer ſteigender Hoffnung zu betrachten, ſo wie der Krieg gegen Oeſterreich und Napoleons Siege mich keineswegs irre machten.

Ein Zweig der Literatur hatte ſich indeſſen in immer entſchiedener Nationalität ausgebildet; nachdem Tieck auf die Poeſie des Mittelalters aufmerkſam gemacht hatte, ſteigerte ſich die Luſt und Freude an dieſer ſchönen Zeit. Das Studium der alten deutſchen Sprache wuchs immer mehr; von der Hagen gab das Nibelungen-Lied heraus; Tieck eine Sammlung von Minneliedern; das Wunderhorn, durch Brentano und v. Arnim herausgegeben, erſchien. Alte Volksgeſänge wurden geſammelt; durch Wilhelm Grimm ward man auf die alten ſcandinaviſchen Volkslieder aufmerkſam gemacht, ſeine Sammlung von Mährchen fand in allen Familien Eingang; und die wachſende Luſt an dieſer tiefen nationalen Erinnerung, die zwar niemals ganz erloſchen war, jetzt aber allgemeine Theilnahme erregte, hat ſich ſeit der Zeit immer mehr und mehr verbreitet; in allen Ländern des cultivirten Europa's hat ſich in dieſer Richtung eine eigene Literatur gebildet, die immer merkwürdiger, immer reicher wird. Ein Land gab es zwar, welches die Erinnerung an ſeine Vergangenheit nie ganz aufgegeben hatte, weil es fortdauernd in und aus ſeiner Vergangenheit heraus lebte, und alle Momente ſeines nationalen Daſeins aus dieſer herausgeſtaltete, das war das engliſche Land und Volk, welches ſich dadurch von den übrigen Völkern auf eine merkwürdige Weiſe unterſchied. Und doch iſt auch hier die neuerwachte Luſt an der Vergangenheit, wie ſie in Deutſchland hervortrat, nicht ohne Einfluß geblieben. Es iſt kaum möglich, den Erfolg dieſes bedeutenden Zurückblickens der Gegenwart in die früheren Zeiten, nach allen Richtungen zu verfolgen. Selbſt geſchichtliche Forſchungen ſind dadurch neu erweckt und belebt, und wenn auch dieſe ſich in ein mannigfaltig zerſplittertes und vereinzeltes Detail verloren haben, wenn das unbeſtimmte dichteriſche Gefühl nur wie ein Hauch die todte Maſſe der zerſtreuten Unterſuchungen überzieht, ohne ſie zu durchdringen und zu beleben, ſo wird doch der genaue Forſcher den Keim des Lebens in den ſcheinbar todten Fragmenten erkennen, und wie die dichteriſchen Gefühle ſich nach großartiger geſchichtlicher Geſtaltung ſehnen.

Dieſe Richtung der damaligen deutſchen Literatur, die ſich theils in Sammlungen, theils in eigenen Dichtungen, die mehr oder weniger ein altes nationales Gepräge trugen, ausſprach, erſchien mir nicht ſelten als der traurige Schwanengeſang des deutſchen Volkes, dem ich wehmüthig, aber doch gern zuhörte. Ich trat nun auch mit einigen deutſchen Männern, die ſich auf die genannte Weiſe beſchäftigten, in perſönliche Berührung; doch bevor ich dieſe darſtelle, werde ich mich mit dem Verhältniß der Familie meiner Frau genauer beſchäftigen müſſen.

So glänzend das äußere Verhältniß erſchien, unter welchem mein Schwiegervater in Caſſel angeſtellt war, ſo freute ich mich doch, als ich erfuhr, daß es aufgelöſt ſei. Er wurde nach dem ſüdlichen Deutſchland und nach Wien geſchickt, anſcheinend, um Sänger und Sängerinnen für die Oper in Caſſel aufzuſuchen und anzuwerben; in der That aber durch die Veranſtaltung ſeiner Freunde, um ihn zu entfernen.

Reichardt war nicht geeignet, mit der gehörigen Vorſicht in der Nähe des weſtphäliſchen Hofes zu leben. Ich bin zwar durchaus nicht mit den Verhältniſſen bekannt, in welchen er dort lebte, aber daß er Feinde hatte, erfuhr ich wohl. Als er bei der Annäherung der Franzoſen Halle verließ, blieb ſeine Familie in Berlin; er ſelbſt zog mit der Armee nach Preußen. Seinem Freunde, dem General Grafen v. Kalkreuth ward die Vertheidigung der Feſtung Danzig aufgetragen, und Reichardt war bei dieſer äußerſt thätig geweſen. Die Anſtrengungen zogen ihm die erſte Krankheit zu, die der rüſtige Mann während ſeines ganzen übrigen Lebens behielt, und die ſpäter ſeinen Tod veranlaßte. Amtliche Colliſionen mit dem weſtphäliſchen Hofe und den Behörden, dadurch entſtandene Kränkungen, unbeſonnene Aeußerungen, die dem Beleidigten entfuhren, erweckten Feindſchaft, und die alten Beſchuldigungen, die nicht verhehlte preußiſche Geſinnung, machten ſeine Lage immer bedenklicher. Er reiſte nach dem ſüdlichen Deutſchland, um nicht wiederzukehren, und ſeine Frau und Töchter zogen nach Giebichenſtein. Das verwüſtete Haus, der verfallene Garten bot nur einen ſehr traurigen Aufenthalt dar; und auch hier trat mir nun die düſtere Ruine eines früheren heiteren Daſeins entgegen. Als ich die größere Wohnung in der Stadt bezog, hatte ich Platz genug für die Familie meiner Frau. Sie verließ Giebichenſtein und zog bei mir ein.

Meine Schwiegermutter war bis in ihr höheres Alter eine durch das Glück verzogene Frau. Durch ihre Schönheit in ihrer Vaterſtadt Hamburg berühmt, unter den Augen ausgezeichneter Freunde ihres früh verſtorbenen Vaters erzogen, ward ſie ſehr jung an den Dichter Hensler d. j. verheirathet. Er war Syndicus der Stadt Stade; ſtarb nach wenigen Jahren und hinterließ zwei Töchter und einen Sohn, der die Univerſität verließ und als franzöſiſcher Offizier die früheren Kriege in den Pyrenäen und ſpäter die Kriege Napoleons mitmachte. Die beiden Töchter leben noch, und ſind in Berlin verheirathet. Die junge Witwe heirathete Reichardt, der als Witwer ſelbſt zwei Töchter mitbrachte; und meine Frau iſt die älteſte Tochter aus dieſer neuen Ehe. Meine Schwiegermutter war gewohnt, bei der Kindererziehung, bei der Haushaltung von Schweſtern unterſtützt zu werden. Sie lebte fortdauernd in bequemer

Ruhe, alles Unangenehme wurde ihr verſchwiegen. Die mannigfaltigen Verdrießlichkeiten und Verwickelungen, in welche Reichardt nicht ſelten gerieth, wußte er ſeiner Frau meiſt zu verbergen. Selbſt wenn er von Gläubigern gequält ward, lebte ſie völlig ſorglos. Ein Sohn ertrank als Gymnaſiaſt in Magdeburg beim Schlittſchuhlaufen, aber ſelbſt dieſe Todesart, die ſo erſchütternd war, wußte man zu verheimlichen; man ließ den Sohn erkranken, die Krankheit zunehmen und zuletzt in einer mildern Form den Tod herbeiführen. Erſt mehrere Jahre ſpäter erfuhr ſie, wie ſie das Kind verloren hatte. In Giebichenſtein lebte ſie in einer langen Reihe von Jahren einer Fürſtin gleich, von geſunden Kindern umgeben, in einer für einen Privatmann großartigen Geſelligkeit, und verließ das Haus faſt nie. Halle war ihr nur wenig bekannt; ſie beſuchte zuweilen, doch ſehr ſelten, Freundinnen in der Stadt, aber dann fuhr ſie herein und wieder heraus, ihre einzige Bewegung beſtand in Spaziergängen in dem reizenden Garten. Obgleich innerlich heftig, hatte ſie ſich doch durch dieſe Lebensart eine äußere Ruhe ausgebildet, die etwas Würdevolles hatte. Bis zu ihrem höchſten Alter imponirte die ſchlanke Geſtalt jedesmal, wenn ſie erſchien. Ein ſolches Daſein, indem es ſich ſo bequem und behaglich geſtaltete und trotz der wechſelnden Geſelligkeit einen permanenten Zuſtand gründete, rief nothwendiger Weiſe eine große Werthſchätzung der Umgebung hervor. Wenn wir kleine Partieen auf der Saale und in der anmuthigen Umgegend arrangirten, war ſie jederzeit unzufrieden; ſie konnte nicht begreifen, wie wir außerhalb des Gartens irgend eine Freude finden konnten. Allerdings war dieſer ſehr anmuthig. Reichardt hatte ſeinem Kutſcher und ſeinem Bedienten Unterricht geben laſſen im Waldhornblaſen, ſeine Töchter bildeten zuſammen Geſangchöre, die in ihrer einfachen Weiſe großen Eindruck machten. Nicht allein um das Clavier verſammelt hörte man ſie gern ſingen. Wenn, oft an ſchönen lauen und ſtillen Sommerabenden die alten wehmüthigen lyriſchen deutſchen Geſänge, von dem Waldhorn begleitet, in dem ſtillen Garten erklangen, war der Eindruck hinreißend. Der Garten war einfach, ohne alle Ziererei; eine Fülle einheimiſcher und nordamerikaniſcher Bäume zierten ihn; anſteigende Höhen und kleine Thäler gaben ihm eine erwünſchte Mannigfaltigkeit; die Ebene, die ſich dem Hauſe anſchloß, ruhige Bequemlichkeit; der in dieſer ſanften Umgebung mächtige Reilsberg erhob ſich dicht hinter dem Garten. Der Küchengarten war von dem anmuthigen Park abgeſondert, in einem Winkel angelegt. Es durfte in dieſem Garten kein Schuß fallen; alle Säugethiere und Vögel, die ihn betraten, waren geſchützt; Haaſen knopperten an den Kräutern, ein Volk Rebhühner brütete ungeſtört in dem Küchengarten, eine große Schaar von Nachtigallen niſtete in den Gebüſchen; eine ſtille friedliche idylliſche Ruhe herrſchte auf dieſer geweihten Stätte und es war als ſollte hier das unruhige und unſtete Leben des Beſitzers eine verſöhnende Vermittelung finden.

Meine Schwiegermutter hatte, als die gehuldigte Herrſcherin dieſer ſchönen Beſitzung, viele Jahre in ſtiller Ruhe verlebt. Allerdings hatte ſie mit Reichardt einige Reiſen gemacht; ſie war mit ihm in London und in Paris geweſen, aber auch da wußte er ſie in eine ruhige Umgebung zu verſetzen. Sie lebte in der Mitte angenehmer Familien, die ſie gaſtlich aufnahmen, während er ſich unter Künſtlern und Großen herumtrieb und ein unruhiges und bewegtes Leben führte. Als ſie in Paris lebten, war die Revolution noch nicht ausgebrochen. — Daß dieſes von allen Seiten bequeme Leben neben einer würdigen und ruhigen Haltung theils eine gewiſſe Ungeduld, ein inneres Zürnen, wenn nicht Alles nach Wunſch ging, theils ein nicht ſelten ſehr auffallendes Ungeſchick, wenn ſie in nicht ganz gewöhnliche Lagen verſetzt wurde, hervorrief, war natürlich.

Nun kann man ſich denken, wie unvorbereitet dieſe Frau in eine ſtürmiſche Zeit hereingeriſſen wurde, in welcher ſie aller gewohnten Bequemlichkeit beraubt war. Zwar ſuchten die Töchter Alles, ſo viel wie möglich, um die geliebte Mutter zu ordnen und ihr hilfreich zu ſein, immer war es aber nicht möglich. In meinem Hauſe lebte ſie zwar beſchränkt, aber doch auf ihre gewohnte Weiſe ruhig. Wenn ſie aber irgend einen Beſuch abſtatten, etwa gar nach dem Hauſe oder Garten in Giebichenſtein ſehen wollte, ſo ſtand ihr jetzt keine Equipage zu Gebote. Ich führte ſie, und habe noch nie eine ungeſchicktere und ängſtlichere Fußgängerin gekannt. In einer langen Reihe von Jahren wohnte ſie bei Halle, und dennoch waren ihr die Straßen der Stadt vollkommen unbekannt. Mit ſehr kleinen furchtſamen Schritten ging ſie fort, ein jedes Wagengeraſſel, ſelbſt in der Ferne, ſetzte ſie in Schrecken; und als ſie einige Mal durch die Straße gegangen war, in der ich wohnte, konnte ſie, ſo wie wir nur aus der Thüre traten, lange Klagen anſtimmen, über die bedenkliche Lage, in welche ſie gerathen würde, wenn ſie in der Ferne eine Goſſe erreichte, welche die Straße durchſchnitt, und die überſchritten werden müßte.

Daß meine gute Schwiegermutter in jeder äußern Angelegenheit völlig rathlos war, iſt begreiflich, und dennoch liebte ſie es, verſuchsweiſe gegen einen jeden Rath zu opponiren, dem ſie ſich doch zuletzt fügen mußte. Sie hatte in einem ungewöhnlich hohen Alter einen Knaben geboren, der damals ſechs Jahre alt war. Sie ſelbſt war rüſtig und geſund und, wie ihr Mann, nie krank geweſen; ſie hatte eine Menge geſunder Kinder geboren, aber an der Seite des Mannes, von Schweſtern unterſtützt, fand ſich Alles, Erziehung und Pflege, wie von ſelbſt. Jetzt, obgleich von Schwiegerſöhnen und Töchtern beherrſcht, war ſie von einer grenzenloſen Aengſtlichkeit ergriffen. Wir ſtellten ihr vor, daß der Knabe eine Schule beſuchen müſſe, dieſe lag in derſelben Straße, wenige Häuſer von uns entfernt; die Mutter verzweifelte, wenn ſie bedachte, daß der ſechsjährige Knabe einige Stunden hindurch unter fremder Aufſicht ſein ſolle. Voll Angſt ſah ſie ihn über die Straße gehen, und weinte, als er verſchwand. Die älteſte Stieftochter, war die durch ihre Liedercompoſitionen bekannte Louiſe Reichardt; ſie war ſchlank gebaut, und ſie würde geiſtreich ſchön genannt worden ſein, wenn das Geſicht nicht durch Pockennarben verunſtaltet geweſen wäre. Dennoch zog ſie von allen Töchtern des Hauſes, die ſich alle durch Schönheit auszeichneten, die größte Aufmerkſamkeit auf ſich; ſo wie ſie auch im Hauſe eine große Gewalt ausübte. Sie hatte große innere Kämpfe zu beſtehen, und ſo geneigt man auch nicht ſelten iſt, ein leidenvolles weibliches Daſein mit einer Art hochmüthiger Ironie zu betrachten, ſo war es doch nicht leicht möglich, ihr eine große Theilnahme zu verſagen. Die bedeutendſten Männer, ſelbſt die verſchiedenſten Naturen, ſchenkten ihr die größte Aufmerkſamkeit. Sie fand ſich allgemein geehrt und geachtet. Es iſt nicht zu leugnen, daß ſie von dem Vater die Herrſchaft geerbt hatte, die ſich unter den Verhältniſſen, in welchen ſie lebte, mit dem ſteigenden Alter mehr und mehr entwickeln mußte. Aber dennoch lag in ihrer Geſinnung ſo viel Güte und Zartheit, daß man ſich ihrer Herrſchaft williger unterwarf, als unter ſolchen Verhältniſſen zu geſchehen pflegt. Wie ſehr ſie innere Kämpfe zu beſtehen hatte, ſprach ſich auch durch das ruhige Weſen aus, durch welches ſie offenbar eine urſprünglich raſch bewegliche, ja heftige Natur überwunden hatte. Sie war in der Art, wie ſie ſich darſtellte, ſtill, ruhig, ſprach leiſe, ihre Stimme hatte ſelbſt im Sprechen etwas klangvoll Anmuthiges; ſie ſang ſchön und trug die Lieder ihres Vaters und die eigenen mit außerordentlicher Zartheit vor. Das muſikaliſche Talent war den Reichardtſchen Töchtern mehr oder weniger angeboren; auch gute Stimmen beſaßen ſie alle: Louiſe war die einzige, die dieſes Talent des Geſanges wie der Compoſition ernſthaft ausbildete. Die von ihr componirten Lieder hatten etwas durchaus Eigenthümlichs und waren keineswegs als Nachklänge der väterlichen zu betrachten, und daß ſie vorzüglich Lieder der jüngeren Dichter, wie der Vater die Goethe'ſchen, componirte, war natürlich. So wählte ſie die von Tiek, Arnim und Brentano; Dichter, die mit der Familie vertraut waren. Viele ihrer Compoſitionen fanden durch ihre eigenthümliche Tiefe einen allgemeinen Eingang, und ſind populärer geworden als die Reichardtſchen; wahre Volksgeſänge, ſo daß man ſie wohl, ihrer großen Zartheit ungeachtet, auf den Straßen von Dienſt- und Bauermädchen ſingen hörte, und ſelbſt jetzt ſind ſie kaum ganz vergeſſen. So die Melodie zu dem Tieck'ſchen Liede: „Geliebter, wo zaudert dein irrender Fuß?“ und die von dem Brentano'ſchen: „In Sevilla, in Sevilla u. ſ. w.“ Ich vergeſſe nie den gewaltigen Eindruck, den Luiſe auf mich machte, wenn ſie uns in einer waldigen Gegend folgte, und von einfachen Akkorden der Harfe begleitet, Brentano's wunderſchönes Lied: „Durch den Wald mit raſchen Schritten“ nach der eigenen Melodie, ſang. Die Waldeinſamkeit mit ihrem wunderbaren Zauber, ergriff mich, wenn ich ſie hörte, und wie eine Waldfee ſaß ſie da, welche die Macht hatte, alle Geheimniſſe des Waldes laut werden zu laſſen. Sie war es, die zuerſt mein nordiſch verſchloſſenes Ohr für den Zauber des Geſanges aufſchloß und mir eine reiche Welt bis dahin unbekannter Genüße ſchenkte, die noch immer für mich da iſt, die mich, je älter ich werde, deſto tiefer, ja heiliger an ſich zieht, das Innerſte des Daſeins in ſeinen

Tiefen löſt und das Verborgenſte meines Weſens mächtig verkündet und dennoch verhüllt.

Es war natürlich, daß mehrere Arnim'ſche Lieder ſowohl den Vater als die Tochter anzogen, denn es läßt ſich nicht leugnen, daß obgleich der Gedanke, den ſie ausdrücken ſollen, in dieſen ſo verflüchtigt iſt, daß er ſich kaum, in manchen gar nicht, wieder erkennen läßt, ſo ſind doch die Klänge, die angeſchlagen ſind, die einen wunderbaren geahneten Gedanken, auch wenn er unerreichbar iſt, uns nahe bringen, eben dadurch zur Compoſition geeignet.

An Schleiermacher ſchloß ſie ſich mit großer Zuneigung an, und er hatte auf ihre religiöſe Bildung einen ſehr entſchiedenen Einfluß gehabt; beſonders hatten ſeine Monologe einen ſtarken Eindruck auf ſie gemacht. Obgleich ſie mir unendlich theuer war und ich mit einer ſtillen Bewunderung mich oft in das tiefe Geheimniß ihres leidenden Weſens verlor, ſtand ich ihr dennoch anfänglich ferner. Der leidenſchaftliche, ja gewaltſame Enthuſiasmus, die unbefangene, ja oft heftige Aeußerung deſſelben, ſchien ſie einzuſchüchtern. Das Verhältniß zu ihren Schweſtern war ein verſchiedenes, obgleich ſie alle mehr oder weniger beherrſchte; für die jüngeren erſchien ſie als Erzieherin. Meine Frau aber, gegen welche ſie die Autorität einer Lehrerin ausüben wollte, ſtand ihr doch im Alter zu nahe, und es entſprang daraus eine Oppoſition, die wohl in früheren Zeiten und vor meiner Bekanntſchaft mit der Familie, heftiger geweſen ſein mag. Nach meiner Verheirathung war dieſe faſt ganz verſchwunden; aber der Einfluß Luiſens auf die älteren Schweſtern war doch natürlich im Ganzen gering, ſo wie auch auf ihre rechte Schweſter, die kurz nach meiner Verheirathung mit Stelzer verbunden, das Haus verließ. Deſto entſchiedener kann man ſie als die Erzieherin der beiden jüngeren Töchter betrachten, und das Verhältniß zu dieſen beiden war ein ſo zartes und inniges, ward mit den Jahren ein ſo bedeutendes und bewährte ſich ihr ganzes Leben hindurch auf eine ſo ſeltene aufopfernde Weiſe, daß ein ſchöneres und lieblicheres wohl kaum jemals ſtattgefunden hat.

Es war ſehr natürlich, daß ein ſo intereſſantes Mädchen in der Mitte der ſchönen Geſchwiſter, obgleich von Pockennarben verunſtaltet, dennoch von den jungen Männern bemerkt wurde, ja bei dieſen eine tiefe Zuneigung erweckte. In der That, wenn ſie mit voller Seele ſang, oder von tiefem Gefühl ergriffen, ſprach, verwandelten ſich die Narben, die ihr Geſicht überzogen, in einen leichten durchſichtigen Schleier, durch welchen man die anmuthige Schönheit, die geiſtreiche Tiefe der Geſichtszüge erkannte; und die unverletzten herrlichen Augen ſchienen die Gewalt zu haben, den durchſichtigen Schleier aufzuheben, und den ganzen Zauber eines lieblichen Weſens hervortreten zu laſſen. Ein junger Mann, Eſchen, aus Eutin, erſchien im Reichardt'ſchen Hauſe. Er faßte eine Neigung für Luiſe, die gegenſeitig war, und eine innere Verbindung herbeizuführen verſprach. Er reiſte nach der Schweiz. Man erwartete viel von ihm; Voß ſchätzte ihn als einen ſeiner vorzüglichſten Schüler. Einige Gedichte, die erſchienen waren, hatten viel Beifall gefunden, und zeichneten ſich durch ihre Lieblichkeit aus. Er reiſte frohen Muthes ab. Der ſchauderhafte Tod, den er hierauf fand, erregte ein allgemeines Aufſehen. Er wollte den Büet bei Genf beſteigen; zwiſchen Eisfeldern, durch einen unkundigen Führer irre geleitet, gerieth er auf eine lockere Schneebrücke, die unter ſeinen Füßen einbrach, ſo daß er in einen mehr als hundert Fuß tiefen Schlund hinabſtürzte. Dieſe Gegend der Gletſcher galt nicht für gefährlich; man hatte keine Hülfe, um ihn heraufzubringen, ſelbſt Stricke fehlten; ein Freund, der ihn begleitete, war gezwungen, ſechs Stunden weit nach Servoz zu eilen. Man fand den verunglückten jungen Mann körperlich unverletzt, zwiſchen Eis eingeklemmt, die Hände über dem Kopfe; in der Verzweiflung wollte er ſeine Nägel in die Eiswände hineinbohren und hatte ſie von den Fingern abgekratzt. Er war erfroren. Eine Granitſäule an der Landſtraße in der Nähe von Servoz verkündigt die Trauer über ſeinen Tod und iſt die Warnung für alle Reiſende. Die häufigen Reiſen in der Schweiz haben das Andenken an den Tod des jungen Mannes immer von neuem erregt, dem es nicht gelungen war, die Bedeutung ſeines Daſeins lebendig kund zu geben. Die Nachricht von dieſem grauenhaften Tode ſtürzte die arme Luiſe in eine tiefe Schwermuth, die auch von da an ſich nie verlor.

Es waren einige Jahre verfloſſen, als ſich ein neues Verhältniß anknüpfte. Es war ein junger Maler, der viel verſprach, Namens Gareis, deſſen Bekanntſchaft ich ſchon früher in Dresden bei Tieck gemacht hatte. Sein Talent war unter den jüngern Künſtlern in der That ausgezeichnet. Er liebte es, beſonders in der Familie, einige Gemälde prima vista hinzuwerfen, und die kühne Sicherheit, mit welcher ſie unter ſeinen Händen entſtanden, erregte allgemeine Bewunderung. Seine leicht während des Geſprächs hingeworfenen Handzeichnungen (meine Frau beſitzt eine ziemliche Anzahl derſelben) haben ſowohl durch die Correctheit und Anmuth der Zeichnung, wie nicht ſelten durch die Compoſition ein bedeutendes Verdienſt. Eine Copie von der Raphael'ſchen Transſiguration im verkleinerten Maaßſtabe, eine der gelungenſten die ich kenne, das erſte Bild des großen Meiſters, welches nächſt der Madonna mir, freilich aus der zweiten Hand entgegentrat, und durch den Tiefſinn der Compoſition hinriß, ſandte er ſeiner Braut aus Rom. In Florenz ward er von einer ſehr heftigen Dyſenterie ergriffen und ſtarb nach wenigen Tagen. Dieſer doppelte Schlag verbitterte nun das Daſein der armen Luiſe auf immer, und dennoch ermannte ſie ſich genug, um nicht beſchwerlich zu fallen; ja ein ſchmerzlicher Genuß, ein tiefes Bewußtſein von einer dunklen Trauer, die über dem Daſein ruht, wußte ſie nicht ſelten aus der nächtlichen Tiefe in eine Verkündigung der herannahenden Morgenröthe der Freude und der Heiterkeit zu verwandeln.

Während des Aufenthaltes der Familie Reichardt in meiner Wohnung trat ich Luiſen näher. Bis dahin hatte mich doch Manches von einem vertrautern Verhältniß abgehalten. Ich glaubte in ihrem Kummer etwas Preciöſes, in ihrer Stimmung etwas Bitteres, in ihrem Betragen etwas Zugeſchnürtes zu entdecken, welches ich mir zwar aus ihrer Lage zu erklären und zu entſchuldigen wußte, was mir aber dennoch ein Schatten ſchien, mit dem ich zu kämpfen hatte. Ihre Klagen ließen ſich oft als Unzufriedenheit hören; die Art, mit welcher ſie ſich an bedeutende Männer anſchloß, wie an Schleiermacher, ſchien mir ein krankhaftes Anempfinden, und ihre Empfindlichkeit doch nicht ſelten zu zart; kurz, ich war, obgleich ich ihr oft die ſchönſten Stunden verdankte, obgleich ich ihr Herz, ihre Talente bewunderte und ihre Lage bedauerte, doch nicht ſelten geneigt, ſie hart zu beurtheilen. Wir können bei ſolchen Gelegenheiten ungerecht, ja grauſam werden; wir überſchätzen die Gewalt der eigenen inneren Kämpfe, und verſtehen nur zu wenig die eines weiblichen Weſens, welches leidenſchaftlich gewünſcht und gehofft hat, und nun die Wünſche aufgeben muß, die Hoffnungen unerfüllt ſieht, und faſt nie, weder bei den Männern noch bei den Frauen, die rechte Theilnahme findet. Im Anfange meines täglichen Zuſammenlebens mit ihr ſteigerte ſich, ich geſtehe es, dieſe Unzufriedenheit. Es trat von meiner Seite eine Härte hervor, die ich zu bereuen Urſache fand, denn es kam von ihrer Seite zu einer Erklärung, die mich erſchütterte, die mich von der Wahrheit ihres Kummers überzeugen mußte, an welcher ich doch manchmal zu zweifeln anfing.

Sie verließ ſpäter die Familie und ging zu der Mutter des Jerome Sillem nach Hamburg. In dieſer Stadt war bis dahin die muſikaliſche Erziehung ſehr vernachläßigt. Es gelang ihr hier, unter den Frauen eine muſikaliſche Schule zu bilden, die immer mehr und mehr an Bedeutung gewann. Die eigene ausgebreitete Thätigkeit wirkte wohlthuend auf ihre Stimmung; eine tiefe religiöſe Geſinnung entwickelte ſich immer reiner, die große Anhänglichkeit ihrer Schülerinnen erheiterte ihr ſonſt ſo trübes Daſein;

ſie durfte ſich ſagen, daß ſie nicht bloß auf den muſikaliſchen Unterricht, ſondern auch ſonſt wohlthätig auf ihre jugendliche Umgebung wirkte. Sie war, obgleich ſelbſt kränklich, die vertrauteſte Freundin des dem Grabe ſich immer mehr nähernden Runge und ſeines Bruders. Ihr Unterricht beſchränkte ſich nicht bloß auf ihre Schülerinnen. Die ernſtere Muſik, die Liebe und Bewunderung für die Heroen derſelben, Händel und Bach, fing an ſich immer mehr auszubreiten, ward wenigſtens hier und da neben der frivolen, den bloßen vorübergehenden Genuß ſuchenden, gehört, ja ein weſentliches Bildungsmittel im tiefern Sinne. Ein großes Muſikfeſt in Lübeck, durch die Muſiker der Reichsſtädte und der reichbevölkerten Umgebung veranſtaltet, ward zum Theil durch ſie geleitet und gab Veranlaſſung zu einer glänzenden Anerkennung ihrer Verdienſte. Ich habe ſpäter in Hamburg Gelegenheit gehabt, zu erfahren, wie groß und warm die Zuneigung ihrer Schülerinnen war, mit welcher innigen Verehrung ihr Andenken bewahrt wird. Geſteht doch ſelbſt die durch ihre raſtloſe Wohlthätigkeit im chriſtlichen Sinne ſo bedeutend hervortretende Amalie Sieveking, was ſie dieſer ihrer Freundin verdankt.

Sie war von ſchwacher Geſundheit, und die Krankheit, die mit ihrem ganzen leidenden Weſen genau zuſammenhing, nahm in Hamburg zu. Hier lernte ſie nun ganz für Andere zu leben. Was ſie verdiente, ſchien ihr gar nicht zu gehören; die großartige Freigebigkeit, die einen edeln Zug in dem Charakter ihres Vaters bildete, hatte ſie ganz geerbt, aber ſie war durch eine liebevolle echt chriſtliche Geſinnung gereinigt und fruchtbringend geworden. Sie beſorgte den Unterricht ihres jüngſten Bruders, ſie blieb in einer innigen Verbindung mit den beiden jüngeren Schweſtern, auf deren Bildung ſie ſchon früher einen ſo großen Einfluß ausgeübt hatte. Die letzten Jahre ihres Lebens in Hamburg waren ſo ganz Anderen gewidmet, ſo rein fremder Noth geopfert, mit ſo vieler bewunderungswürdiger Entſagung verbunden, daß man den ſtillen und heitern Frieden eines höhern Daſeins aus Allem durchleuchten ſah. Diejenigen, die damals vorzüglich Gegenſtände ihrer ſich aufopfernden Theilnahme waren und es zu ſein verdienten, werden nie vergeſſen, wie edel und ſchön und mit welcher ſteten thätigen Hingebung ſie hülfreich erſchien. Sie ſchwebt mir fortdauernd als eine der Reichbegabteſten, Trefflichſten ihres Geſchlechtes vor. Ihr ganzes Daſein verklang in einer Melodie, die freilich nicht durch Noten aufgefaßt, nicht in hörbaren Tönen feſtgehalten werden kann, die aber ein ganzes Leben in ſeinen Tiefen erbeben läßt, und das Daſein in ſeinem Innerſten löſt.

Durch Reichardt und Luiſe ward ich mit einigen Dichtern, vorzüglich der neuern Zeit, bekannt. Unter dieſen nenne ich Achim v. Arnim, der ſich vor dem Kriege und in der ſchönſten Zeit meines Lebens viel in Giebichenſtein aufhielt und mit Reichardt und ſeiner Familie in ſehr freundſchaftlichem Verhältniſſe lebte. Er war eine edle, echt vornehme Geſtalt; er ſprach wenig, erſchien durchaus ruhig, ja zurückhaltend, und dennoch war ſein mildes Weſen ſo anziehend, daß er in jeder Rückſicht Vertrauen erwarb. Er hatte ſich zuerſt mit einer Art von Leidenſchaftlichkeit der Phyſik gewidmet, und in Gilbert's Annalen ſtehen einige Aufſätze von ihm, die damals Aufmerkſamkeit erregten. Als ich ihn kennen lernte, hatte er zwar ſelbſt dieſe Studien ganz aufgegeben, verfolgte aber doch die Entdeckungen mit einiger Theilnahme. Er war ganz Dichter geworden. Wenn die geiſtige Freiheit, die Schelling verkündigt hatte, ſelbſt in der ſtrengern Wiſſenſchaft eine unglückliche Neigung, durch Vereinzelung Selbſtändigkeit zu erringen, erzeugte, ſo daß die großartige Einheit, die die verſchiedenartigſten Geiſter verklären, in der ſcheinbaren Trennung vereinigen ſollte, zu verſchwinden ſchien, ſo mußte dieſes noch mehr in der Poeſie ſtattfinden.

In der poetiſchen Literatur geſtaltete ſich ein Verhältniß, welches auf eine merkwürdige Weiſe von dem in der philoſophiſchen abwich. In dieſer konnte man zwar nicht leugnen, daß Kant den eigentlichen Grund zu einer neuen Schule gelegt hatte, daß die Entdeckung, daß alle ſichtbaren Dinge ſich nach beſtimmten Denkgeſetzen um die unwandelbare Sonne des Bewußtſeins bewegten, eine Umwandlung der Denkweiſe ſelbſt erzeugt hatte, die das ganze Geſchlecht ergreifend, für alle Zukunft der Philoſophie eben ſo entſcheidend war, wie die Anſicht des Copernikus für die Phyſik: aber dennoch ward Kant durch ſeine Nachfolger verdrängt, und die ſogenannten Kantianer ſpielten in der immer mächtiger werdenden philoſophiſchen Bewegung eine untergeordnete Rolle. Es war nothwendig ſo; denn die Kantiſche Darſtellung, obgleich ſie nicht aufhörte, Grundlage einer höhern Entwickelung zu ſein, erſchien dennoch, feſt gehalten, als eine Hemmung, die überwunden werden mußte.

Anders war es in der Poeſie. Daß Göthe eine neue Zeit ſchuf, ward allgemein zugeſtanden; die Opposition, welche die früheren Schranken der Dichtkunſt feſthalten wollte, war durch die Schlegel und Tieck zurückgedrängt und immer mehr als eine untergeordnete betrachtet. Alle jugendliche Dichter ſchienen ſich um Göthe zu vereinigen, und wenn es als ein geiſtig Dürftiges betrachtet wurde, für einen Anhänger Kants zu gelten, ſo galt es dahingegen für geiſtig vornehm, Göthe zu verehren. Es bildete ſich eine Art Genie-Cultus um ihn, welcher ſich einen eſoteriſchen Charakter aneignen wollte, und der den Grund legte zu der unerſchütterlichen europäiſchen Celebrität, die dieſer mächtige Geiſt zu einer Zeit, wo keine geiſtige Eigenthümlichkeit mehr eine allgemeine Anerkennung erhalten zu können ſchien, mit einer Einſtimmigkeit erwarb, die in ihrer Art einzig iſt.

So groß nun auch dieſe Verehrung war, ſo feſt gegründet der Cultus ſchien, der durch keinen Zweifel geſtört, ſich immer ſtärker entwickelte, ſo muß man doch behaupten, daß, wie Kant den jüngeren Philoſophen, ſo Göthe den jüngeren Dichtern eine Vergangenheit war, über welche ſie kaum zu ihrem Vortheil heraustraten. Göthe hatte die urſprüngliche ſchöpferiſche Gewalt des dichteriſchen Geiſtes nicht bloß behauptet als eine Lehre, ſondern entwickelt als eine That; wenn es auch ungerecht, ja thöricht wäre, zu behaupten, daß eine urſprüngliche ſchöpferiſche Phantaſie früheren Dichtern fehlte, ſo trat dieſe doch nicht in ihrer Selbſtändigkeit hervor. Noch bevor dieſe ſich in ſich ſelbſt gefaßt, ſich ſelbſt erkannt hatte, unterlag ſie den Feſſeln einer Ueberlieferung äußerlich aufgedrungener Geſetze, die ihr nicht erlaubten, eine ſichere Eigenthümlichkeit zuverſichtlich auszubilden. Unſicher ſchwankend, erhielt die Anſicht deſſen, was erlaubt und nicht erlaubt war, keinen ſichern lebendigen Mittelpunkt, aus welchem es hervorquoll, und das von rechtswegen Gebotene vermochte ſich nicht zur eigenen freiwilligen That zu verklären. Das iſt es, was für immer Göthe's Glück und Genie bezeichnet: daß das Maaß ſelbſt, als ein innerlich gegebenes, ja überliefertes, nicht aufgehoben, wohl aber als ein, aus dem eigenſten Leben Entſprungenes erſchien.

Eine jede Schöpfung entſteht nur durch ihr Maaß, und in der Entwickelung der Zeit iſt dieſes als ein Vergangenes zugleich ein Zukünftiges; was als ein rein Zukünftiges ohne Vergangenheit hervortritt, verliert ſich im Maaßloſen und erhält nie die Sicherheit einer bleibenden Schöpfung. Die kühnſte herrlichſte menſchliche Geſtalt iſt, was ſie iſt, eben nur als Entwickelung eines früheren Geſchlechtes. Jetzt nun ſollte eine Schöpfung mit dem Maaßloſen anfangen; der ſchöpferiſche Wille, der ſich früher nicht frei zu bewegen vermochte, weil er durch fremde Gebote gefeſſelt war, erkannte ſich jetzt noch weniger, weil er ſich keinen Geboten unterwarf. Eine Schöpfung ſuchte man, aber fand ſie nicht, und ſelbſt, wo ſie theilweiſe gelang, ward ſie zerſtört, weil ſie ihr eigenes Maaß nicht gelten ließ. Selbſt Tiecks mannigfaltige und reiche frühere Productionen verloren ſich mehr oder weniger in dieſem ſchrankenloſen Streben. Wie viel Schönes iſt dadurch in ſeinen früheren Dramen begraben. Erſt langſam gewann in einer allerdings reichen Mannigfaltigkeit, aber dennoch in engeren Grenzen der edle Geiſt des Dichters das rechte Maaß der Darſtellung.

Unter denen, die eine wahrhaft tiefe, dichteriſch vornehme Natur beſaßen, muß ich auf jede Weiſe Achim v. Arnim nennen. Alle ſeine Dichtungen verbinden Eigenthümlichkeit der Geſtalten und Ereigniſſe mit tiefer Auffaſſung. Ja man darf es nicht leugnen, daß er urſprüngliche Perſönlichkeiten mit einer groſen Sicherheit darzuſtellen und mit Klarheit zu ſchildern vermochte. Es giebt einfache Erzählungen von ihm, die mit ihrem ſcheinbar beſchränkten Inhalt eine groſe Zartheit verbinden. In den roheſten Geſtalten verbirgt ſich eine Welt von Ahnungen und Gefühlen, durch welche ſie eine groſe Bedeutung erhalten. So erinnere ich mich einer Erzählung, in welcher das Tabaks-Collegium Friedrich Wilhelm des Erſten den Hauptinhalt bildet, und die ich zu den vorzüglichſten ihrer Art in der deutſchen Literatur rechne. Sie iſt völlig in ſich abgerundet und klar; die Perſonen treten alle in beſtimmter Eigenthümlichkeit hervor, und ſie beweiſt, wie ſehr Arnim es in ſeiner Gewalt hatte, Vollendetes zu liefern, wenn er ſich zu beſchränken gewußt hätte, denn er war eine nicht bloß geliehene, aus der Zeit und ihrer Bewegung zuſammengeronnene, er war eine wirklich edle, gediegene, urſprüngliche Natur. Selbſt unter ſeinen größeren Werken giebt es kaum eines, welches nicht dieſe Vorzüge auf eine glänzende Weiſe darthut, und dennoch haben alle ſeine Schriften nur einen geringen Eindruck hinterlaſſen. Sie ſcheinen alle ein geſchichtliches Geſpräch eingeleitet zu haben, welches, noch immer unverſtändlich, ſich im Fortgange mehr zuſammenfaſſen müßte, um, auf irgend eine Weiſe lehrreich zu werden und durch ein bleibendes Intereſſe zu feſſeln. Denn er rang darnach, das Undarſtellbare darzuſtellen. Es ſcheint ihm ein Bedürfniß, was in beſtimmter Form als Gedanke, Geſtalt, That oder Ereigniß hervortrat, ſo lange zu verfolgen, bis der Gedanke in überſchwenglichem Gefühl, die That in verworrenem Entſchluß, die Geſtalt in formloſem Leben, das Ereigniß in ſeiner eigenen dunklen Zukunft zerrann, ſo daß ein Chaos von Gefühlen, Entſchlüſſen, unſicheren Geſtalten und verworren ineinander verflochtenen Ereigniſſen ſich miſchten, die zuletzt in einen gemeinſchaftlichen Hauch ſich verloren, in welchem ſich das anfänglich Unterſcheidbare kaum mehr erkennen ließ.

Der immer lebendiger werdende Sinn für das Neue iſt freilich das Bezeichnende, ja enthält das eigentliche Fundament einer zukünftig reichen Dichtung. Dieſen Sinn auszubilden, hat die Sprache zuerſt durch Göthe ihre wunderbaren, bis dahin verborgenen Schätze eröffnet; ſie iſt beſtimmter geworden für die Gedanken, mächtiger, wo die That ſich ausſprechen will, ſicherer, wo eine Geſtalt erſcheint, geiſtig reicher, wo ungewöhnliche Ereigniſſe dargeſtellt werden ſollen. Zeiten der Geſchichte in ihrer wildeſten Bewegung, Räume der Natur in ihren innern wilden und rauhen Umriſſen, treten bedeutungsvoller hervor, weil in beiden das Innerſte des Gemüths ſich reicher aufzuſchließen vermag, weil Natur und Geſchichte, Vergangenheit und Zukunft, das Beſchränkteſte des Gegebenen, Ueberlieferten, und das Ueberſchwenglichſte des Geahneten und zu Erreichenden ſich uns zu gleicher Zeit aufdrängt und Darſtellung fordert. Aber dieſer erwachte Sinn vermag ſich nicht zu bändigen. Zuerſt entſteht ein wüſtes Gewühl von wilden Ereigniſſen, ein Knäul widerwärtig verſchlungener Perſonen, die alle Ruhe der Entwickelung zerſtören und bei dem unmöglichen Beſtreben dem, was erſt werden ſoll, als ein ſolches Gewordenes, Umriſſe und Geſtaltung zu geben, nur jede gegebene Geſtalt vernichten. So verworrene Maſſen, deren innere und äußere Bewegungen, deren Gegenwärtiges und Zukünftiges nebelhaft ineinander verſchlungen iſt, können nur gewaltſam auseinander gehalten werden, ohne Ruhe und Beſtimmtheit. Gleich fliegenden Wolken, die ſich aus allen Gegenden zuſammenziehen oder aus einem düſtern Mittelpunkt zerfließen, wechſelnd mit einem trüben Sonnenblicke, der ſchnell verſchwindet, können dieſe Maſſen nur augenblicklich durch die grellſten Kontraſte auseinander gehalten werden, und Thaten, Ereigniſſe und Geſtalten treten bizarr hervor aus den verſchiedenſten Gegenden mit den fremdartigſten Entſchlüſſen, in Ereigniſſe, die nirgend vorbereitet ſind, hineingeriſſen, die immer nur ein rohes, an Entſetzen grenzendes Erſtaunen erregen, und durch das Bizarre für einen Augenblick Verwunderung, aber nie Theilnahme erwecken. Arnims „Halle und Jeruſalem“ iſt leider ganz ein ſolches Produkt, und dennoch hat dieſes wunderliche Streben eine wirklich geſchichtliche Bedeutung. Ein jedes dichteriſche Product ſoll, ſelbſt wenn es die tiefſte Tragödie des Lebens darſtellt, eine Beruhigung hinterlaſſen. Die abgerundete Form ſtellt Inneres wie Aeußeres als ein in ſich Abgeſchloſſenes dar, und die ſchönſten Zeiten ſind ohne alle Zweifel die, in welchen die verworrene Fülle der äußeren Bewegung in allen Richtungen, die mit einander ringenden Gedanken in der Philoſophie, die mit einander kämpfenden Ereigniſſe im Leben, die unruhig mehr oder weniger verzerrten Geſtalten in der Kunſt, in ſich und untereinander Ruhe und beſtimmte Geſtaltung erhalten. Aber eingeleitet wird ein neuer geſchichtlicher Prozeß immer durch eine vorangehende Verwirrung. Es ſind nicht die unbedeutendſten Naturen, die von einer ſolchen Verwirrung ergriffen werden, und da ich leider von jetzt an die mannigfaltigen Keime der Zukunft, die in einer ſolchen formloſen Ueberſchwenglichkeit alle Sicherheit ſtiller Entwickelung verloren, in ihrer unreifen und zerſtörenden Art, darzuſtellen habe, ſo hielt ich es für wichtig, eine Perſönlichkeit näher zu betrachten, in welcher dieſer Kampf der Zeit ein durchaus eigener, innerer, mehr die Perſon als die Zeit bewegender, war.

Mein perſönlicher Umgang mit Arnim fand früher und noch vor dem Kriege ſtatt. Ich habe ihn damals nicht erwähnt, weil er noch nicht als äſthetiſcher Schriftſteller bedeutend hervorgetreten war. Nur jene wunderlichen Lieder, die man nicht gedankenlos nennen kann, obgleich ſie ſelten wirklich einen Gedanken enthielten, weil nämlich dieſer nicht etwa vergebens geſucht wurde, wie in den gewöhnlich ſeichten Gedichten der Dichter, vielmehr einen wirklich vorſchwebenden zerfließen zu laſſen ſuchte, waren mir bekannt, und dieſe wurden mir, durch Reichardts und Luiſens Compoſitionen intereſſant.

Ein zweiter allgemein bekannter Mann trat mir aber eben in der traurigen Zeit näher. Es war Clemens Brentano. Er gehört zu den erſten Bekanntſchaften, die ich in Jena machte, ein hart abgewieſener Angriff auf einen meiner Freunde hätte mir faſt bedenkliche Händel zuziehen können, und er fiel mir eben bei dieſer Gelegenheit ſehr auf. Seine Figur, ſeine Sprache, ſeine wunderliche, regelloſe, reiche Phantaſie, die etwas durchaus Eigenthümliches und Seltſames hatte, zog mich faſt auf eine unheimliche Weiſe an, und in einer Zeit, in welcher offenbar in allen Richtungen meines

Daſeins ein neues Leben anfing, welches in düſter nordiſcher Einſamkeit und Ernſt ſich nicht zu entwickeln vermochte, obgleich es mich durch dunkle Regungen beunruhigte, mußten mir die Sprünge eines ſo ſeltſamen Weſens, welches, als wäre es von allen den Uebrigen getrennt, ſich wie zwecklos, aber aus einer eigenen Quelle bewegte, ein merkwürdiges Räthſel werden. Ich traf in Jena zuweilen mit ihm zuſammen, ſein ganz eigenthümlicher Witz reizte mich, aber wie dieſer aus dem Moment geboren und für dieſen allein beſtimmt ſchien, verſchwand er auch mit ihm und hinterließ keinen bleibenden Eindruck. Dennoch hatte ſeine Erſcheinung jedesmal einen neuen Reiz für mich. Es war mir faſt, als erwartete ich hinter den fremdartigen Aeußerungen des ſeltſamen, damals noch ſehr jungen Mannes, unerwartete Aufſchlüſſe, obgleich immer von Neuem meine Erwartung völlig getäuſcht ward. Arnim und Brentano, ſo wie Görres, hatten ein inniges Bündniß geſchloſſen, und ſie gehörten in der That zuſammen. Was die Revolution als äußeres Naturereigniß, was die Fichteſche Philoſophie als innere abſolute That, das wollte dieſes Bündniß als reine, wild ſpielende Phantaſie entwickeln. Görres konnte ſein frühes jugendliches Anſchließen an die franzöſiſche Revolution nicht vergeſſen und ſein ganzes phantaſtiſches Streben nahm ſpäter eine politiſche Richtung. Arnim konnte dem tiefen gemüthlichen Sinnen, wie es aus einer inneren Perſönlichkeit hervorquoll, nie entſagen, und ſeine Phantaſie behielt fortdauernd dieſes edle, ſinnende, in ſich verſunkene Gepräge. Brentano blieb durchaus und ſchlechthin ein phantaſtiſcher Revolutionär; ſein Motto, konnte man ſagen, war das Robespierre's, als dieſer ſagte: „Ihr wollt eine Conſtitution haben, ich will euch erſt die rechte Revolution geben." Unter der Jugend der erſten Jahre des Jahrhunderts war natürlich bei der völligen Umgeſtaltung der Anſichten des Lebens und der Wiſſenſchaft eine unruhige Bewegung entſtanden. Die Maſſe derſelben hatte nur eine fremde, von außen ihr zukommende Aufgabe zu löſen, nur Wenige eine eigene. Dieſe, innerlich mit ſich ſelbſt beſchäftigt, wurden durch die geſteigerte Menge unreifer Verſuche, durch die immer breiter werdende leere und lärmende Polemik, trübe und verworren aus den traurigen Ruinen des zertrümmerten Volkes heraustönend, geſtört, und ſuchten ſich in die innere ſtille Selbſtbeſinnung zurückzuziehen. Die Meiſten aber, die nur aus der momentanen Strahlenbrechung der Zeit, einem glänzenden Regenbogen ähnlich, deſſen Ruhepunkt auf der Erde nur täuſchend dem geblendeten Auge vorſchwebt, aber nie erreicht werden kann, zuſammengeronnen waren, bildeten die wüthenden Progreſſiſten. Manches Beſtehende und früher Geltende war zerſtört; manches Gebietende hatte alle Gewalt verloren: und nach einer ſolchen Niederlage erſcheinen haufenweiſe die Falſtaffe, die, wenn ſie den Leichnam des heldenmüthigen Percy durchſtechen, ein Siegesgeſchrei erheben. Dieſer leere Kampf, der noch immer auf eine widerwärtige Weiſe fortdauert, ja ſich immer breiter macht, und die geiſtigen vorliegenden wichtigen Kammerverhandlungen der Zeit durch einförmige nichtsſagende Zänkereien verdirbt, bildete ſchon damals den Haufen der Progreſſiſten, die ſich freuten, ein Recht erhalten zu haben, auf die Vergangenheit zu ſchimpfen. Auch Brentano gehörte zu dieſen. Mit dem bunteſten Wechſel mannigfaltiger Witzeleien griff er das Philiſterthum an: aber dennoch unterſchied er ſich weſentlich von allen Uebrigen; denn er war der Einzige, der mit Beſtimmtheit zu wiſſen ſchien, daß er nichts wollte. Es war in ihm eine rein phantaſtiſche Dialektik, durch welche die ſpätere Beſtimmung nicht der vorhergehenden einen tiefern Sinn mittheilte, vielmehr dieſe vernichtete; ein ironiſch ſpielender Kronos, der ſeine eigenen Kinder verſchlang. Dadurch ward er, weniger durch ſeine Schriften, die ſich in ihrer eigenen Verwirrung verloren und geſtaltlos wie ohne Ergebniß blieben, als durch ſeine Perſönlichkeit, die jedem verfliegenden Momente eine Bedeutung zu geben ſchien, der mehr äußerlich als innerlich bewegten Jugend, beſonders hier und da den Frauen ſehr gefährlich.

Und doch hatte auch Brentano, dieſer überſchwengliche Dilettant, der Alles mit einer leichten und reichen Phantaſie trieb, den man als den Urheber der fliegenden Geiſtreichigkeit betrachten kann, wie ſie ſeit der Zeit nie verſchwand, und der die Sprache, um mit Schakſpeare zu reden, in einen Handſchuh verwandelte, der ſich mit Leichtigkeit umkehren ließ, und die noch immer in unſerer Literatur herrſchend iſt — in dieſer Zeit durch die Verbindung mit den Freunden eine Beſchäftigung erhalten, die nicht ohne Bedeutung war. „Des Knaben Wunderhorn,“ eine

Sammlung alter deutſcher Lieder, bekanntlich ein ſehr verdienſtvolles Werk. Es ward von Arnim und Brentano herausgegeben. „Tröſt Einſamkeit,“ eine Zeitſchrift, deren einzelne Blätter „Zeitung für Einſiedler“ genannt wurden, war ohne Vergleich reichhaltiger, inhalts- und geiſtreicher, als irgend eine der gegenwärtigen. Es erſchienen freilich, ſo viel mir bekannt, nur 37 Nummern, in dieſen manches phantaſtiſch wildes Gewächs, beſonders von Brentano, wie ſeine „Geſchichte des Bärenhäuters,“ aber auch von Arnim, und man kann nicht leugnen, daß dieſes wüſte Streben beim Leſen ein unerquickliches Gefühl hinterließ. Dennoch fand man auch Aufſätze, die von Bedeutung waren. Der Urheber einer neuen Wiſſenſchaft, der deutſchen Grammatik, aus ihren früheſten geſchichtlichen Elementen entwickelt, der gründlichſte aller Forſcher alter germaniſcher Lebens- und Rechtsverhältniſſe, Jakob Grimm, trat in dieſer Zeitſchrift zuerſt hervor. Tieck lieferte Beiträge. Altdeutſche Gedichte wurden, mit Leichtigkeit behandelt, zugänglich gemacht; Ueberſetzungen aus alten Geſchichtsſchreibern, wie aus Malespini, und beſonders die Geſchichte des Gaſton de Foix aus Froiſſard, waren vortrefflich. Aber ſchon hier zeigte ſich auch das üppig wuchernde Unkraut, welches dadurch genährt wurde, daß die Jugend gelernt hatte, die Sprache mit einer großen Leichtigkeit zu behandeln. Das Inhaltleerſte erhielt dadurch eine ſcheinbare Bedeutung. Es hat ſeit der Zeit nun faſt ein halbes Jahrhundert hindurch ſo überhand genommen, daß man die geiſtesnährende Saat kaum erkennt, und man würde in Verzweiflung gerathen, wenn das Gedeihen des Unkrautes nicht zugleich das Zeichen eines fruchtbaren Bodens wäre.

Unter den jüngeren Männern, die auf dieſe Weiſe das alte Germanien durch die verklungenen Sagen und Gedichte neu zu beleben ſuchten, zeichneten ſich die Gebrüder Grimm vorzüglich durch ein ernſthaftes, geregeltes, für das ganze Leben feſtgehaltenes Studium aus. Wilhelm Grimm hatte ſich ſchon in Kaſſel mit der Ueberſetzung alter däniſcher Gedichte beſchäftigt. Sie wurden mir, während Reichardt ſich in Kaſſel aufhielt, durch Luiſe zum Durchſehen und zur Correctur zugeſchickt. Ein Herzübel hatte ihn nach Halle gebracht, um Reil zu conſultiren. Er miethete ſich in dem von mir bewohnten Hauſe ein, deren Beſitzerin Reils Schweſter war, und ich ſah ihn faſt ein Jahr lang täglich. Sein ſtilles, ruhiges und mildes Weſen zog mich an. Er überſetzte Peder Syv's Kämpenlieder (Kiämpe=Wiiſer) aus dem Däniſchen, und es freute mich, daß ich ihm bei manchen zweifelhaften Stellen behülflich ſein konnte. Seine Beſchäftigung hatte für mich etwas ſehr Anziehendes, und es war mir angenehm, durch freundliches Zuſammenleben und täglichen lehrreichen Umgang, durch die ſtille Beſchäftigung und durch das gründliche Forſchen eines liebreichen jungen Mannes mit einer Richtung der Literatur, die ſo weit von meinen eigenen Studien entfernt lag, und die ſchon ſeit meinem erſten reichen Aufenthalt in Deutſchland mir ſo bedeutend erſchien, auf die bequemſte Weiſe bekannt zu werden. Wilhelm Grimm war mit Brentano zugleich da, und natürlich bildete die alte deutſche Poeſie den Hauptgegenſtand unſerer Geſpräche.

Schon früher hatte ich Büſching, der in der ſchönen Zeit in Halle ſtudirte und mein Zuhörer war, kennen gelernt. Der Bediente, den ich im Anfange hielt und der ein gewandter und geſchickter Menſch war, hatte ihm eine Abſchrift von Titurel beſorgt. Ich hatte dabei Gelegenheit, dieſes merkwürdige

Gedicht genauer kennen zu lernen, und es gelang mir, indem ich die Abſchrift mit der Urſchrift verglich, einige Fertigkeit im Leſen des Altdeutſchen zu erlangen. Allerdings hatten Männer von hohem Rufe ſich mit den Ueberreſten der alten deutſchen Poeſie früher beſchäftigt. Ich nenne nur Leibnitz, Bodmer, Leſſing, aber Alles blieb fragmentariſch; die wichtigſten Schätze blieben in den Bibliotheken verborgen, der große Zuſammenhang aller nordiſchen Mythen und Sagen war unbekannt, und als das Nibelungen-Gedicht durch Müller gedruckt wurde, erregte es kaum einige Theilnahme. Seit Auguſt Wilhelm Schlegel und vorzüglich Tieck das Intereſſe für dieſes Studium lebhaft anzuregen wußten, war es zu bewundern, mit welcher Schnelligkeit es ſich allenthalben verbreitete. Früher nur halb gekannte oder ganz unbekannte Schätze entdeckte man in den Bibliotheken, und es entſtand eine Bewegung in der literäriſchen Welt, die verglichen werden kann mit derjenigen, die in Italien ſich äußerte, als die griechiſchen Manuſcripte aus der klaſſiſchen Zeit dahin ſtrömten. Das große Verdienſt, welches ſich damals beſonders v. d. Hagen erwarb, indem er vorzüglich dazu beitrug, das Nibelungen-

Lied und die Gedichte und Sagen, die ſich an dieſes anſchloſſen, zu bearbeiten und zugänglicher zu machen, indem er zugleich auf den innern Zuſammenhang der älteſten deutſchen Dichtkunſt mit den ſcandinaviſchen Mythen aufmerkſam machte, iſt allgemein bekannt. Daß dieſes Studium zuerſt vorzüglich mit dem reichen Inhalte ſo vieler neuer Schätze, die den Forſcher faſt überwältigen, ſich beſchäftigen mußte, war ſehr natürlich. Die ſtrengere Form der Unterſuchung, die grammatiſche wie die hiſtoriſche, konnte, wie ſich's von ſelbſt verſteht, nur ein Product immer ſorgfältigerer Forſchungen werden. Wie lange die Gelehrten Europa's in den Schätzen der griechiſchen Literatur wühlten, iſt allgemein bekannt; Jahrhunderte verfloſſen, bevor ſie von dem Reichthume überwältigt, das faſt unüberſehbare Material auch in formeller Rückſicht zu beherrſchen vermochten. Man muß daher erſtaunen, wenn man bedenkt, wie bald die ſtrengere Forſchung einen ſichern Boden, binnen einer Zeit von einigen dreißig Jahren, gefunden hat. Dieſe Wiſſenſchaft, die neben der des klaſſiſchen Alterthums ein weſentliches Element der geiſtigen Bildung geworden iſt, ward dadurch noch wichtiger, daß ſie ſich mit der

Ausbildung der Sprachlehre aller indo-germaniſchen Stämme verband, und der Geſchichte eine Aufgabe lieferte, deren Löſung vielleicht die tiefſte iſt, die ihr jemals gegeben wurde.

So war eine geiſtige Bewegung der Zeit, die mir fremd ſchien, mir durch bedeutende Repräſentanten nahe getreten, und doppelt wichtig erſchien ſie mir, weil ſie in ihrer tiefſten Wurzel deutſch war, weil Deutſchland, wie es aus der uralten, noch zum Theil verſchloſſenen dunklen Vergangenheit, mir nahe trat, mir immer bedeutender ward, und ſelbſt meine eigenen Studien, ſo fremd ſie ſchienen, dennoch aus der alten Quelle deutſchen Geiſtes entſprangen und eine Verwandtſchaft der fremdartigſten Beſtrebungen des einen, in allen ſeinen Richtungen bewegten Lebens kund thaten und erkennen ließen.

Mein Leben in Halle war ſehr einſam, mein Schwager Steltzer und ſeine Familie waren uns in dieſer Einſamkeit ſehr willkommen. Außerdem lebte ich in der innigſten Verbindung mit meinem treuen Freunde Blanc, und durch ihn mit dem während der Zeit als Prediger der reformirten Gemeinde berufenen Rienäcker, der wie Blanc ein warmer Anhänger von Schleiermacher war. Der tiefſinnige, ernſte Mann iſt noch immer mein vertrauter und geliebter Freund. Durch beide ward ich auch mit dem erſten reformirten Prediger, Dohlhof, innig bekannt. So lebte ich während meines Aufenthaltes in Halle durchaus an die reformirte Kirche angeſchloſſen, und hatte mich in der That von der dort herrſchenden lutheriſchen Gemeinde völlig getrennt. Obgleich das Chriſtenthum als ſolches mir immer wichtiger ward, ſo war es doch natürlich, daß mir die Differenz kirchlicher Formen völlig fremd blieb, wenn ſie mir auch äußerlich als theologiſche abweichende Dogmen bekannt war. Ich genoß das Abendmahl in der reformirten Kirche und völlig im unirten Sinne. Ich glaube dieſes hier erwähnen zu müſſen, denn dieſe kirchliche Indifferenz bildete eine nothwendige Stufe für die Entwickelung meines chriſtlichen Sinnes. Zwar übte die Erinnerung an meine Kindheit und Jugend manchmal eine geheime Gewalt; es trat eine gewiſſe, wenn auch nur vorübergehende Unruhe hervor, die eben, je beſtimmter mein Anſchließen an die reformirte Kirche in der Form eines völligen Uebertrittes erſchien, ſich nicht völlig beſchwichtigen ließ. Es fiel mir wohl ein, daß in dem lutheriſchen Dänemark noch Verwandte, wenn auch nur aus der wenig gebildeten Klaſſe, leben konnten, die nicht weniger erſchrocken ſein worden, wenn ſie erführen, daß ich mich an die reformirte Kirche anſchloß, als wenn ich Katholik geworden wäre.

Halle, die Stätte der glänzendſten Hoffnungen eines ſchon errungenen unerwarteten Glückes, hatte ſich in eine harte Schule des Leidens verwandelt.

Ich habe ſchon früher den Baron, jetzt Graf von Harthauſen genannt. Dieſer ward mein innigſter Freund. Aus Weſtphalen gebürtig, hatte er in Göttingen ſtudirt, und was ihn nach Halle zog, war wohl vorzüglich die Abſicht, unter Profeſſor Wahl's Leitung die perſiſche Sprache zu ſtudiren. Er wünſchte ſelbſt durch dieſes Studium ſich für eine zukünftige Reiſe nach dem Orient vorzubereiten. Unter dem Namen Werner von Harthauſen war er in ganz Weſtphalen bekannt. Seiner Herkunft nach gehörte er zu einer der vornehmſten Familien der Provinz. Sein lebhafter

Geiſt, ſeine perſönliche große Beweglichkeit, und die Neigung, durch die kühnſten Unternehmungen in einer bedenklichen Zeit für das Vaterland thätig zu ſein, hatte die Aufmerkſamkeit des weſtphäliſchen Adels auf ihn gelenkt. Durch Verwandtſchaft war er mit den meiſten Familien verbunden. Mit der Stolbergiſchen lebte er eine Zeit lang im vertrauteſten Verhältniß. Er war ein eifriger Katholik, aber freiſinnig genug, um ſich nie unter uns als ein ſolcher geltend zu machen. In ſeiner Heimat war er von Hohen und Niederen allgemein gekannt, und in der That, ſo wie er damals in lebendiger Jugendfülle erſchien, eine der merkwürdigſten Perſönlichkeiten der Zeit. Sein Wuchs war nicht anſehnlich, aber ſeine Geſtalt, ſein Betragen verriethen die vornehme Geburt. Er ſtellte, wenn er wollte, mit großer Sicherheit den Vornehmen dar, wie dieſer ſich in den höchſten Kreiſen zu bewegen pflegt, und in dieſen zu leben gewohnt iſt. Aber mit einer unter den Menſchen höchſt ſeltenen Flexibilität wußte er ſich in alle Verhältniſſe zu fügen. Behauptete man von ihm, daß er ſeine Umgebung je nach ihrer Weiſe zu beherrſchen wußte, ſo würde eine ſo ausgedrückte Behauptung doch nur auf eine oberflächliche Weiſe die Art ſeines Daſeins bezeichnen. Er hatte einen ausgebildeten Sinn für alle Genüſſe der höheren Geſellſchaft, und wenn er in und für dieſe lebte, ſollte man glauben, er kenne nur ſie und hätte ſich nie aus ihren Kreiſen entfernt; ja er beherrſchte ſie, wenn er in ihrer Mitte erſchien: aber allen dieſen Genüſſen vermochte er auf die entſchiedenſte Weiſe zu entſagen. In Halle war er, und zwar, wie wir ſpäter ſehen werden, in politiſcher Abſicht, „fideler Burſch.“ Wenn man ihn ſo ſah, ſollte man glauben, er hätte ſein ganzes Leben in den ſogenannten Studenten-Commercen zugebracht; er beherrſchte ſie alle. Aber auf gleiche Weiſe wußte er ſich nicht bloß nach einer verſchiedenen Umgebung, z. B. nach Handwerkern oder Bauern, zu richten, er ſchien vielmehr für eine jede ſolche wie verwandelt. Ich ſah ihn auf einer Fußreiſe in einer Kleidung, die den Edelmann kaum ahnen ließ, neben einem Bauer einherſchreiten. Er konnte ſeine Pfeife aus dem Beutel ſeines Begleiters füllen, den ſchlechteſten Taback, ohne eine Miene zu verziehen, rauchen, in der Schänke Kornbranntwein trinken, und ſeine Geſpräche ſchienen eben ſo aus einem gewohnten Bauern-Leben hervorzugehen, wie ſeine Genüſſe. Bei allen dieſen wunderbaren Umwandlungen war dennoch ſeine religiöſe Geſinnung ernſthaft, ſeine Studien anhaltend, und mit welchem Fleiß und Eifer er ſich mit meinen Anſichten der Naturphiloſophie beſchäftigte, werden ſpätere Ereigniſſe ſeines wechſelnden und bunten Lebens beweiſen. Ich hatte ihn unbeſchreiblich lieb, theilte ihm einen jeden Gedanken mit, und eine ſolche lebendige Mittheilung war natürlich auch für mich anregend und productiv. Daß ſeine Aufforderung mich zur Ausarbeitung des Handbuches der Oryktognoſie bewog, habe ich ſchon früher erwähnt.

Meine in Hamburg geborene Tochter, Anna, war ein wunderſchönes Kind. Meine Frau hatte ein drittes, einen Sohn, im April 1810 geboren. Das Kind ſchien geſund, der Frühling war ſchön; Anna, ein ſonſt völlig geſundes Kind, litt an einer Unpäßlichkeit, die unſerem Arzte Reil nur unbedeutend ſchien. So unangenehm meine Lage in Halle war, ſo gehörte doch nicht viel dazu, meinen urſprünglich fröhlichen Sinn zu beleben. Ich beſchloß, mit meinen beiden theuern Freunden, Harthauſen und Blanc, eine geognoſtiſche Fußreiſe nach der goldenen Aue zu machen.

Wir durchſtrichen dieſes anmuthige Thal in allen Richtungen; beſtiegen den Kyfhäuſer, ſtreiften von Tilleda nach Artern, gegen Süden herunter, wieder nach Norden herauf, drangen bis in den Harz bei Stolberg, um über Rosla, Sangerhauſen, Eisleben nach Halle zurückzukehren. Das ſchönſte Wetter begünſtigte uns. Die klare, lebensſchwangere Luft, die warme Sonne, Wälder und Felder, Städte und Dörfer ſchienen, in eine Knospe verwandelt, eine reiche Blüthe zu entfalten, deren Lebensgrund eben ſo aus unſerem eigenen Innerſten, wie aus der unendlichen Natur hervorquoll. Es war ein wunderherrliches Bündniß der Freundſchaft und der Natur. Nie habe ich die Frühlingsluſt tiefer, herrlicher empfunden.

Wir hatten an einem Morgen Sangerhauſen verlaſſen, um Eisleben zu erreichen. Die ſandigen Wege, die kahlen Gypsberge, nur hier und da mit düſterem Nadelholze bewachſen, machten auf mich einen traurigen Eindruck; es war mir, als lägen nun alle Herrlichkeiten hinter mir. Wir drei gingen ſtillſchweigend neben einander, ein drückendes Gefühl beſchlich mich; wir eilten immer ſchneller, als triebe uns eine unheimliche Ahnung vorwärts; wir betraten die Stadt und näherten uns dem erſten Gaſthofe. Da ſah ich in der Ferne einen Einſpänner und erkannte den Aufwärter, der die häuslichen Verrichtungen bei uns beſorgte. Das Herz war mir wie zuſammengeſchnürt; ich eilte dem Manne erſchrocken entgegen. Meine Frau wußte, daß ich an dieſem Tage des Morgens in Eisleben ſein würde, um von da ohne Aufenthalt nach Halle zurückzukehren. Was konnte ſie bewegen, mir einen Wagen entgegen zu ſchicken? Ich empfing einen Brief. Mit zitternder Hand ſchrieb meine Frau: „Willſt du Anna lebendig ſehen, ſo eile zurück.“ Ich ſtürzte in den Wagen, und fand, als ich in meine Wohnung trat, die Leiche meiner Tochter. Die trauernde Mutter ſtillte den eben geborenen Sohn, auch dieſer ſtarb drei Monate ſpäter.

Unter den mächtigeren Staaten in Europa iſt Preußen der jüngſte, nicht allein durch die mächtige Perſönlichkeit des großen Churfürſten und mehrerer ſeiner Nachfolger, ſondern auch als das beſondere Reſultat mancherlei innerer wie äußerer Verhältniſſe, die in der geſchichtlichen Entwickelung der europäiſchen

Cultur hervortraten und dieſer eine beſtimmte Richtung gaben, zu dem geworden, was er iſt. Ohne eine bedeutende Perſönlichkeit treten zwar ſolche bildende Verhältniſſe nie in die Erſcheinung hinein, aber die Perſon iſt ſelbſt der lebendig gewordene Ausdruck derſelben. Die geſchichtlich gewordene Entwickelung Preußens beruhte auf einer durch Jahrhunderte vorbereiteten Veränderung faſt aller Lebensmomente des Staates, die ſeit dem Anfang der Reformation ſtill und langſam hervortraten. Das Verhältniß der Stände zu einander war, ſo lange die katholiſche Hierarchie Europa beherrſchte, ſo genau mit der Kirche verbunden, daß dieſe in der Art ihrer äußern Erſcheinung nicht zuſammenſtürzen konnte, ohne jene mit in den Sturz hineinzuziehen. Zwar hatte ſchon in Deutſchland der Kampf gegen die Hierarchie früher ſeinen Anfang genommen; Fürſten hatten ſich vereinigt, die Macht der Städte war gewachſen, eine von der Kirche abgeſonderte Gelehrſamkeit hatte ſich gebildet: aber dennoch war der Kampf, der hier anfing, mehr als hundert und funfzig Jahre hindurch ein zerſtörender, nicht ein bildender. Zwei proteſtantiſche Staaten traten durch einen concentrirteren Kampf hervor: England nämlich und Holland.

Aber die Macht dieſer neuen Staaten war durch ihre Lage nach dem Meere hingewieſen. So ſtürzten der Handel und der Weltbeſitz Spaniens und Portugals zuſammen; die Gewalt des Papſtes, welche die außereuropäiſche Erdhälfte unter die katholiſchen Mächte getheilt hatte, verlor alle Bedeutung, und ein Syſtem friedlicher Coloniſation trat durch die proteſtantiſchen Staaten an die Stelle der gewaltſamen und grauſamen Eroberung Spaniens und Portugals. Zwar wollen wir keineswegs leugnen, daß in dieſen Verſuchen friedlicher Niederlaſſungen die ſelbſtſüchtige Eroberungsſucht lauerte und noch bis in unſere Tage ihre Herrſchaft behauptet; aber eine Umkehrung der Principien hatte ſtattgefunden. Die katholiſchen Eroberungen ſowohl der Spanier in Südamerika, wie der Portugieſen in Indien, hatten einen durchaus altteſtamentariſchen Charakter. Man legte es auf eine vollkommen cananitiſche Vernichtung der Völker an. Am reinſten tritt dieſer Gegenſatz zwiſchen dem katholiſchen Vernichtungsſyſtem und der coloniſirenden, friedlichen Beſitznahme in Amerika hervor, wenn man Süd- mit Nordamerika, Pizarro mit Penn vergleicht.

Auf dem Feſtlande in Europa aber war Preußen beſtimmt, die Staaten bildende Gewalt des Proteſtantismus in der Geſchichte zum Vorſchein zu bringen. Daher waren der große Churfürſt und Wilhelm von Oranien nicht bloß politiſch Verbündete durch die äußere Macht der Verhältniſſe, ſondern auch perſönlich Verbrüderte durch eine innere Geſinnung, die ſich immer großartiger entwickeln ſollte. Der bildende Kampf der Geſchichte umfaßt nothwendigerweiſe alle Lebensmomente der Staaten zugleich. Eine jede Stufe der Entwickelung in ihrer beſondern Art ſchließt eine Zukunft in ſich, die erſt ſpäter zum Vorſchein kommen ſoll. Die erſte Stufe wird überwiegend durch den äußern Kampf dargeſtellt; die ſiegreichen Waffen ſcheinen da das Schickſal der Staaten zu entſcheiden. Die Kirche war durch den Proteſtantismus in die Gewalt der Fürſten gekommen; der Geiſt, der früher den Fürſten und dem Adel gegenüber viele Jahrhunderte hindurch durch die Kirche repräſentirt wurde, war in der That der Geiſt der damaligen Zeit. Sie hatte an die Stelle der Religion der inneren Erkenntniß und der freien Liebe, eine Mythe erzeugt, die alle Geiſter beherrſchte und ſich, wie jede geſchichtliche Mythe, in eine großartige Kunſt begrub. Wo der Proteſtantismus Macht gewann, da war jene geiſtige Einheit der Kirche verſchwunden, ſie konnte ſich nur durch den Schutz der Fürſten und der durch dieſe mächtig gewordenen Geſchlechter erhalten; Fürſt und Adel erhielten nun, ſo lange die religiöſen Kriege dauerten, eine überwiegend einſeitige Gewalt. Die Repräſentanten der geiſtigen Elemente der Zeit, die ſich durch die kirchliche Hierarchie früherer Zeiten geſtärkt hatten, waren ohnmächtig geworden. In der Folge der Jahrhunderte bildete ſich der Gegenſatz von Glauben und Wiſſen, von Kirche und Univerſität immer entſchiedener aus; ſie bekämpften ſich wechſelſeitig und waren der äußern Gewalt übergeben. Wenn man von der legitimen Bedeutung des Adels ſpricht, ſcheint man zu vergeſſen, daß er ſich echt geſchichtlich nur ausgebildet hat einer geiſtigen ſelbſtändigen Macht gegenüber, und daß, wo dieſe verſchwindet, ſeine eigene, urſprüngliche, echt geſchichtliche Bedeutung nothwendig ſich aufhebt. Aber in dem nämlichen Grade, in welchem die von dem religiöſen Punkte ſich trennende Wiſſenſchaft ſich der äußeren Gewalt unterwirft, wird auch der von den übrigen Volksſtänden ſich trennende Adel ſich den Fürſten unterwerfen müſſen. Dieſe äußeren Kriſen bildeten die erſten Elemente der Gründung des preußiſchen Staates. Sie fing mit den glücklichen Kämpfen an; der Staat ſelbſt erhielt ſeine europäiſche Bedeutung durch die Siege Friedrichs des Großen. Aber während dieſer Kämpfe entwickelte ſich in Preußen die innere Organiſation des Staates mit einer Conſequenz, wie in keinem anderen Lande. König, Adel, Militair, beſaßen zwar die überwiegende Macht, aber ein ſtrenger Formalismus des Rechts und der Adminiſtration, eine Hierarchie der Beamten, wie ſie in keinem Staate bis jetzt ſich ausgebildet hatte, ward von ſeiner eigenen Conſequenz gefangen und genöthigt, alle Stufen einer faſt logiſch dialektiſchen Metamorphoſe durchzulaufen. Friedrich der Große hat dadurch auch eine ſo mächtige geſchichtliche Bedeutung erhalten, weil er berufen war, die erſte Stufe der kriegeriſchen Begründung abzuſchließen und die zweite einer innern Adminiſtration für eine lange Zukunft zu befeſtigen. Seine Größe beruhte darauf, daß er auch in geiſtiger Rückſicht der Repräſentant ſeiner Zeit war. Das von dem Glauben getrennte Wiſſen war mächtig geworden; ſeinen Vereinigungspunkt, der freilich nie zur wahren Einheit gelangen konnte, hatte es nicht aus der tiefen religiöſen Bewegung deutſcher Proteſtanten erhalten; das Wiſſen, welches nur von ſich ſelber wußte, war aus dem in ſich verfallenen Katholicismus in Frankreich entſtanden. Der Kampf zwiſchen Katholiken und Hugenotten war dort politiſche Intrigue geworden, und daher mußten die letzteren unterliegen, denn für dieſen Kampf waren ſie ihrer Natur nach zu ſchwach. Aber dieſes von dem Glauben getrennte Wiſſen war nothwendig propagandiſtiſch; es war herrſchender europäiſcher Verſtand geworden, und wo eine höhere Bildung innerlich für das Erkennen, wie äußerlich für das Handeln, mannigfaltige Verhältniſſe des Lebens überſchauen, leiten, ordnen ſoll, war dieſer Verſtand nothwendig der herrſchende. Die Religion, von dieſem getrennt, hatte ſich, äußerlich ohnmächtig, in das Gefühl verloren, und ſich in das mehr ahnende, als beſtimmt erkennende und handelnde Gemüth des Volkes zurückgezogen. Sie erſchien nothwendig beſchränkt und unfähig, das Intereſſe des Staates und der Wiſſenſchaft zu lenken und zu beherrſchen. Durch dieſe Macht des Verſtandes und ſeine Trennung von der Religion ward Frankreich mächtig und beherrſchte Europa. Dieſe Macht konnte nur auf ihrem eigenen Boden bekämpft, mit ihren eigenen Waffen beſiegt werden. Daher müſſen wir Friedrich den Großen loben, denn der iſt allein ein echter König, der ſeine Zeit begreift, und dadurch beherrſcht. Er konnte es wagen, den Anſichten eines glaubenleeren Wiſſens, die, wo ſie aus der inneren Geſinnung des Volkes erwuchſen, nothwendig zur Revolution führen mußten, unbedenklich zu huldigen, denn ſie gaben ihm nur den abſtracten Schematismus zur Anordnung der Verhältniſſe eines Volkes, welches den tieferen Grund des Glaubens nie ganz aufzugeben vermochte.

In dem bisher betrachteten Sinne kann man nun aber ſagen, Paris hatte die Stelle von Rom eingenommen; die Maſſe des Verſtandes hatte ſich über den Ruinen der gefallenen Kirche aufgebaut. Deutſchland war wie der übrige Continent von dieſer neuen Macht unterjocht, die vornehme Welt unterwarf ſich immer entſchiedener. Die Revolution bewies, daß dieſe Richtung in Frankreich eine aus dem innerſten Daſein des Volkes entſprungene war: während ſie, wie viele Anhänger ſie ſich auch erwarb, wie überwiegend ſie auch in der Literatur, wie in den höheren geſelligen Kreiſen hervortrat, doch immer eine fremde Herrſchaft blieb, die Deutſchland abzuwerfen aufgefordert war.

Noch hat dieſe fremde Herrſchaft eine ſo große Gewalt, noch wird, wo man Staatsverhältniſſe, innere wie äußere, beurtheilt, die Macht des glaubenleeren Wiſſens ſo hoch gehalten, die ſtille Gewalt des bildenden Geiſtes ſo wenig erkannt, daß man es in vielen Kreiſen achſelzuckend als eine bejammernswürdige Pedanterie eines Gelehrten betrachten wird, wenn ich zu behaupten wage, daß die Speculation, die eben in der zurückgedrängten und wenig geachteten deutſchen Literatur, unter Friedrich dem Zweiten, durch Kant hervortrat, ſo wie die Poeſie, die Goethe ſchuf, und der Einfluß eines tiefen Geiſtes, wie Leſſing, die erſten Momente eines inneren Kampfes des deutſchen Volkes gegen Frankreich enthielt. Es war ein Wiſſen, welches mit allem Reichthum ſeiner Entwickelung ſich dem Glauben zuwandte, ohne ihn zu erkennen.

Ich darf dieſe Darſtellung hier nicht weiter ausdehnen. Preußen ging dem dritten Moment ſeines Daſeins entgegen. Es war berufen, ſeine geiſtige Aufgabe zu faſſen, aber dieſe war nicht preußiſch, ſondern deutſch. Hier in Deutſchland haben wir, ſo viele Jahrhunderte hindurch, die Völker **eines Volksſtammes**, während der heftigſten äußeren Kämpfe, wie in Griechenland, in geiſtiger Einheit verbunden geſehen. Nie gelang es, ſelbſt während der tiefſten religiöſen Trennung, dieſe allein geiſtige Herrſchaft zu überwinden. Durch Kriegsheere und Adminiſtration war Preußen, auf eine herbe Weiſe, in Gefahr, in ſeiner Vereinzelung zu erſtarren. Der Staat ſollte lernen, daß er auch in ſeiner Selbſtändigkeit nicht theilweiſe, ſondern ganz deutſch ſein müßte, wenn er ſeine Bedeutung, ſein Anſehen, ſeinen Einfluß behalten wollte; daher die harte Prüfung.

Die Gründung der Univerſität in Berlin iſt in der That eines der merkwürdigſten geſchichtlichen Ereigniſſe unſerer Tage. Vergleichen wir, was damals geſchah, mit dem, wozu die Regierung ſich etwa entſchloſſen haben würde, wenn man ſie wenige Jahre früher auf die dürftige Lage der Univerſität in Halle aufmerkſam gemacht hätte, ſo muß man in der That in Erſtaunen gerathen. Dieſe Univerſität war in den letzten Jahren vor allen übrigen begünſtiget: und dennoch waren die dortigen Inſtitute in einer ſo dürftigen Lage, die keineswegs den damaligen wiſſenſchaftlichen Bedürfniſſen entſprach; und doch würden die Vorſchläge einer zeitgemäßen Erweiterung derſelben entſchieden abgeſchlagen worden ſein, wenn man gewagt hätte, ſie vorzutragen. Jetzt, nachdem der Staat halb zerſtört erſchien, nachdem alle Hülfsmittel verſchwunden waren, ein Theil der reichſten Provinzen in feindlicher Gewalt, und das innerlich zerrüttete Land einer traurigen Zukunft entgegenſah, war man einer Anſtrengung fähig, die man kurz vorher, nach einem zehnjährigen Frieden, für ſchlechthin unmöglich erklärt haben würde. Wodurch entſtand dieſe mächtige, großartige That? Es war die Ueberzeugung, daß das geſchlagene Preußen berufen war, vor allem in Deutſchland einen, Adel und Bürgerſchaft, militairiſche und adminiſtrative Inſtitutionen auf gleiche Weiſe durchdringenden Mittelpunkt zu bilden; es war die innere Zuverſicht, mit welcher man dieſen Ruf freudig anerkannte, und an ſeine Erfüllung die ſchönſten Hoffnungen knüpfte.

In der That, die Geſinnung, die damals in Berlin während des härteſten Druckes herrſchte, war bewundernswürdig. Die Hauptſtadt war von feindlichen

Truppen beſetzt, der König hielt ſich an der fernen ruſſiſchen Grenze auf, und dennoch war die Stadt, das Land, nur äußerlich beherrſcht, eine ſehr geringe Minorität des Landes innerlich unterjocht. Die Feinde hatten Feſtungen eingenommen, die Armee war geſchlagen und dem übermächtigen Sieger gegenüber ſo gut wie waffenlos: aber ein inneres, dem Feinde unſichtbares Heer hatte ſich an die Stelle des äußeren gebildet, zog ſich immer dichter zuſammen, und man kann behaupten, der Feind erlitt täglich Niederlagen, die freilich nicht laut wurden. Der Sieger ahnete ſie kaum und ihre Erfolge blieben ihm verborgen. Männer, wie Schleiermacher, alle bedeutenden Geiſter waren ohne Verabredung in einem inneren Bunde; das ganze Bewußtſein der Einwohner der Hauptſtadt ſchien ſich, aller äußeren Unwahrſcheinlichkeit zum Trotz, auf den bevorſtehenden Kampf vorzubereiten. Niemals waren Volk und König inniger verbunden; die erbitterte Armee lauerte auf den Augenblick, der ihr erlauben würde, die Schmach der Niederlage zu vertilgen. Als der Krieg anfing, der noch ungewiſſe Kampf begann, ward Land und Heer wie von einem ahnungsvollen Schrecken ergriffen. Die Armee vermochte ſich nicht wieder zu ſammeln, die Feſtungen öffneten die Thore, faſt ohne belagert zu ſein; erſt auf der entfernteſten öſtlichen Grenze bei Eilau, bei Friedland, war dieſes Schrecken völlig verſchwunden; und der beſonnene Muth, mit welchem hier gekämpft wurde, die hartnäckige Tapferkeit, mit welcher Danzig und Graudenz vertheidigt wurden, hätte den Feind belehren ſollen, daß im Heere die alte Kühnheit, der alte deutſche Muth wieder entſtanden war. Aber von hier aus nahm er alle Einwohner in Anſpruch, ein jeder Preuße war innerlich bewaffnet. Eine Anſicht des Lebens fing an ſich auszubilden, die alle Momente deſſelben durchdrang, und während der kriegeriſche Geiſt und die ſtrenge militairiſche Ordnung die von dem Feinde, man kann ſagen, unbeſonnen geduldeten Reſte des Heeres in ſich ſtärkte, und über ſeine ſichtbaren Grenzen hinaus ein verborgenes ſchuf, das in jedem Augenblick bereit war, ſich zu waffnen, und ſich an jenes anzuſchließen, während die Sicherheit und Virtuoſität die gewöhnlichen Hülfsmittel für zukünftige große Erfolge zu concentriren vermochte, wurde der ſtille prophetiſche Ruf, der eine großartige Vereinigung weisſagte, von allen Preußen vernommen. Seine mächtige Bedeutung blieb aber dem Feinde, obgleich er im Lande lebte und herrſchte, verborgen.

Damals trat Fichte als derjenige hervor, der mit ſo bewundernswürdiger Kühnheit unter den Augen der Sieger, deutſche Freiheit verkündigte. Damals ſtärkte mit gleicher Kühnheit Schleiermacher die innere Geſinnung, die von Rechtswegen, wo für Altar und Heerd gekämpft wurde, eine religiöſe Bedeutung hatte. Beide waren im eigentlichſten Sinne deutſche Volksredner. Es wird ſchwer ſein, die Deutſchen für eine beſtimmte oberflächliche, auf den Eindruck des Augenblicks berechnete, politiſche Combination zu gewinnen. Selbſt wo ſie ſich, wie in den vielen neueren Kammerverhandlungen äußern will, erſcheint ſie ohnmächtig und ungeſchickt. Der Franzoſe wird, wenn man ihn für ſolche Zwecke in Bewegung ſetzt, durch keine tiefere Zweifel geſtört. Er vergißt Vergangenes und Zukünftiges; das Ziel, was ihm eben vorſchwebt, iſt ihm Alles, und jedes Mittel, es zu erreichen, ſteht ihm zu Gebote. Der Deutſche kann die Lebensmomente ſo iſolirt nicht ergreifen; mannigfaltige Zweifel quälen ihn, und der günſtige Augenblick iſt verſchwunden, bevor er zu irgend einem Entſchluß gekommen iſt. Nur eine tiefere Geſinnung, die das ganze Leben in ſeinem Innerſten bewegt, bildet den ſcheinbar verhüllten Mittelpunkt der innigſten Vereinigung. Daher glänzt Deutſchland ſelten durch prunkende Erfolge, deren Bedeutungen verfliegen, wie ſie entſtanden ſind. Langſam, ſcheinbar ſchlummernd regt ſich der innere Geiſt: aber der Augenblick ſeiner Thätigkeit ruft Ereigniſſe hervor, die für Jahrhunderte ihre Bedeutung erhalten. So war Deutſchland berufen, die Reformation zu begründen; und die Aufgabe, die Revolution zu beſiegen, iſt, ſeit dem Befreiungskriege, dieſem Volke geworden, und geht noch immer durch eine lange Reihe von Jahren ihrer Löſung entgegen.

Alle Hoffnung, die in Deutſchland auf die Preußiſche Macht gegründet war, ſah man verſchwunden. Als dieſe vernichtet war, erzeugte ſich eine Abneigung der deutſchen Staaten, die immer mächtiger ward: und eben in dieſem Augenblick bildete ſich eine Univerſität, auf welche ganz Deutſchland, ſelbſt mit Widerwillen, erwartungsvoll hinblickte. Berlin ward früher keineswegs als ein Mittelpunkt geiſtiger Eigenthümlichkeit betrachtet. Die franzöſiſche Anſicht aller Wiſſenſchaften beherrſchte hier früher, wie ſpäter das deutſche

Volk, auf eine gefährlichere Weiſe aber, die Geiſter; denn gegen die äußere Herrſchaft konnte die Geſinnung ſich innerlich waffnen, die, unmittelbar angegriffen, durch die innere gelähmt wurde. Eine halb deutſche, halb franzöſiſche Akademie in Berlin zeichnete ſich nur durch die doppelte Halbheit aus, die freilich kein Ganzes zu bilden vermochte. Und dieſe Stadt, von den vornehmſten Geiſtern Deutſchlands gering geſchätzt, ja von den eigenen einheimiſchen, wo ſie tüchtiger Art waren; vom Feinde beſetzt, wie ſie jetzt erſchien: dieſe verwüſtete Hauptſtadt eines faſt zerſtörten Reiches ward plötzlich für ganz Deutſchland in eine Stadt glänzender geiſtiger Hoffnungen verwandelt. Hierher, wo der Druck der Feinde am härteſten war, eilten die freieſten deutſchen Geiſter, und die beſten wünſchten hier die Freiheit zu verkünden.

Die Anlage der Univerſität fand im großartigſten Sinne ſtatt. Die mannigfaltigſten Stimmen der bedeutendſten Gelehrten wurden gehört und W. v. Humboldt leitete die erſte Anlage ein; auf die Stimmen ſolcher Männer, wie Wolf und Schleiermacher, ſpäter Reil, ward geachtet. Alle wiſſenſchaftliche Inſtitute wurden nach einem großartigen zeitgemäßen Plane entworfen, die vorhandenen Sammlungen der Univerſität übergeben; man berief die ausgezeichnetſten Gelehrten, und ein jeder nahm gern den Ruf an. Nur in Beziehung auf die Speculation herrſchte ein bedeutendes Schwanken. Im Anfange war es die Abſicht, gefliſſentlich ein philoſophiſches Chaos hervorzurufen: welches einen merkwürdigen Gegenſatz gegen die ſpätere, ſelbſt von den Behörden unterſtützte ſtrenge Schule bildete. Die Bedeutung der Speculation für die deutſche Bildung ward zugeſtanden und erkannt, aber nicht anerkannt. Beſonders ſchien man der Naturphiloſophie keinesweges günſtig. Höchſtens wollte man die Anwendung einiger Kantiſcher Begriffe auf die empiriſche Ausbildung der Naturwiſſenſchaft dulden. So ſchien man geneigt zu ſein, eine vorherrſchend dynamiſche Hypotheſe, der atomiſtiſchen, in England und Frankreich zu Grunde gelegten, als für Deutſchland paſſend zu betrachten. W. v. Humboldt glaubte, daß kein philoſophiſches Syſtem der damaligen Zeit auf Anerkennung Anſpruch machen könnte. Junge geiſtreiche Männer, meinte er, könnten ſich als Privatdocenten den Rang abzulaufen ſuchen, und dem endlichen Sieger könnte man dann den Kranz reichen.

Einen Profeſſor der Philoſophie brauche man zwar, aber Fichte wäre ja da, und Schleiermacher, obgleich Theolog, war ja auch ein tüchtiger Philoſoph.

Daß ich den heißeſten Wunſch hatte, nach Berlin verſetzt zu werden, verſteht ſich wohl von ſelbſt; auch glaubte ich auf eine ſolche Anſtellung hoffen zu können. Ich betrachtete mich, wie auf einen gefährlichen Vorpoſten geſtellt, und glaubte erwarten zu dürfen, daß man mich abrufen würde. Indeſſen zeigten ſich immer mehr Schwierigkeiten. Es dauerte lange, ehe ich alle Hoffnung aufgab und zu der Ueberzeugung kam, daß man mich in Berlin nicht haben wolle. Der Entſchluß, in allem Ernſt eine Naturphiloſophie als eine ſelbſtändige Wiſſenſchaft auszubilden, den Grund zu legen zu einer lebendig geiſtigen Auffaſſung der Natur, ward als etwas Thörichtes betrachtet. Obgleich dieſer Entſchluß, der mir vorſchwebte, der immer klarer werdende Inhalt meines Lebens war, ſo ſtand ich doch zu iſolirt da: die Philoſophen bewegten ſich in einer von der Natur abgewandten Abſtraction; die Naturforſcher hielten eine jede überſinnliche Auffaſſung des Sinnlichen für einen Wahn, der nicht ſtreng genug abgewieſen werden könnte.

Ich will nicht behaupten, daß die Naturforſcher, wenn ſie mich ernſthaft beſtritten hätten, im Unrecht geweſen wären. Mir und meiner Unternehmung wäre ein ſolcher Kampf auf jede Weiſe heilſam geweſen. Mit der Natur läßt ſich kein ſolches dialektiſches Spiel treiben, wie mit der Geſchichte in unſeren Tagen. Die Naturwiſſenſchaft eines jeden Zeitalters hat etwas in ſich Abgeſchloſſenes, welches eine beſtimmte Zeit des Erkennens begründet. Sie ſchreitet innerhalb ſcharf aufgefaßter Bemühungen mit Strenge fort, und Aufgaben, die ſie ſtellt, laſſen ſich zwar frei auffaſſen, aber nicht willkürlich deuten. Eben deswegen bin ich noch immer überzeugt, daß eine gelungene Naturphiloſophie die erſte feſte Begründung einer wirklichen Philoſophie der Zukunft abgeben muß: aber die Verwirklichung derſelben iſt eine wahrhaft geſchichtliche That, nicht das Unternehmen einer iſolirten Perſönlichkeit; und ich ſtand damals, ſtehe zum Theil jetzt noch allein da. Ich werde Gelegenheit finden, über meine gegenwärtige wiſſenſchaftliche Stellung noch ein letztes Wort zu ſagen.

Der Kampf aber, den ich jetzt zu beſtehen hatte, war kein öffentlicher, in welchem theilweiſe zu unterliegen, mir nicht zur Schande gereichen würde. Es war ein geheimer, gegen welchen ich nichts vermochte. Schleiermacher, der doch nun bei der Errichtung der Univerſität viel vermochte, und noch mehr, als Graf Dohna Humboldts Nachfolger ward, ſchrieb mir öfter. Meine Berufung ſchien manchmal ganz nahe zu liegen. Plötzlich klang Alles ganz anders; man beſchuldigte mich, daß ich Thatſachen erſönne, andere verunſtaltete, und daß eben deswegen meine Vorträge die Jugend irre führten. Ich bat meinen Freund, den Naturforſchern, die ſolche Beſchuldigungen hören ließen, doch zu ſagen: daß Angriffe der Art nur eine Bedeutung hätten, wenn ſie vollkommen beſtimmt und öffentlich ausgeſprochen würden; wären ſie begründet, dann wären die Naturforſcher verpflichtet, mich nicht zu ſchonen. Daß meine naturphiloſophiſchen Schriften ſchon ſeit mehreren Jahren dem Publikum vorlägen, ohne von den Naturforſchern, wie es ſich gebührte, angegriffen zu ſein. Daß man aber mich gefliſſentlich in eine Lage verſetzte, und verkümmern ließ, die eine jede Kraft lähmen müßte, ſchien eher eine Furcht zu bezeugen, die der ſtrengen Wiſſenſchaft unwürdig wäre. Die Naturphiloſophie betrachtet freilich alle Thatſachen von einem anderen

Standpunkte. Die Begründung derſelben, eben je allſeitiger und gründlicher ſie verſucht wird, kann nicht das Werk weniger Jahre ſein. Was als Verunſtaltung erſcheint, was als rein erſonnen betrachtet wird, kann nothwendige Folge der verſchiedenen Standpunkte ſein. Bei einem ſo ſchwierigen Unternehmen ſind Irrthümer unvermeidlich. Wollte man die Naturphiloſophie verdrängen, ſo könnte doch bei der ſchon ſtattfindenden Verbreitung derſelben ihr einmal in vielen Richtungen thätig gewordener Einfluß nicht vernichtet werden, wohl aber wird ſich das wechſelſeitige Mißverſtändniß fortdauernd unterhalten. Eine unfertige Naturphiloſophie wird allerdings ſchädlich und die Gefahr derſelben vergrößert, nicht abgewandt, wenn man ihre Ausbildung zu lähmen, nicht zu fördern ſucht. Jener Ausſpruch des Gamaliel: „iſt das Werk aus Gott, (d. h. ein weſentliches Element der fortſchreitenden Geſchichte) ſo wird es beſtehen, wo nicht, ſo wird es untergehen,“ galt beſonders, meinte ich, hier; die Philoſophie ſelbſt habe eine ſolche Höhe erreicht, daß eine allumfaſſende Forderung, die Natur der Dinge geiſtig zu deuten, nicht mehr abzuweiſen ſei, ſie liege in der Zeit. Daß die Naturforſcher, die der Akademie und die der Univerſität vereinigt, in Berlin eine mächtige Schule bilden, daß dieſe neben der Londoner und Pariſer in eigenthümlicher Kraft hervortreten würde, ließ ſich mit Beſtimmtheit vorausſetzen. Ich hatte an den Angriffen der jüngeren Naturphiloſophen auf die empiriſchen Naturforſcher keinen Theil genommen. Noch in den Jahren jugendlicher Zuverſicht konnte ich, auf den lebhafteſten Kampfplatz verſetzt, mich am beſten ausbilden. Es wäre, durfte ich behaupten, ein großer Irrthum, wenn man glauben wollte, der Naturphiloſoph wähne, alle Virtuoſität der verſchiedenſten Naturforſcher zu beſitzen. Die Fähigkeit, die der Naturphiloſoph ſich zutrauen müßte, ſollte ſein Werk gelingen, beſtände eben darin, daß er die ſicheren Reſultate der Forſchung von den noch ſtreitigen unterſcheiden lerne. Meine Abſicht wäre eben, aller eigenen empiriſchen Beſchäftigung, allen Anſprüchen auf große Entdeckungen, die genaue und lange Zeit erfordernde Unterſuchungen erheiſchten, zu entſagen. So würde ich eben, in die Mitte einer großartigen Schule für Naturforſcher verſetzt, ihr fortdauernder Schüler bleiben; und dürfte nur das benutzen, was ſie für reif erklärten. Manches hatte ich doch ſchon ausgeſprochen, was ſie mußten gelten laſſen. Und nach Allem, was geſchehen war, ſchien es zu meinem Vortheil zu ſprechen, wenn ich einen Kampf ſuchte, den ſie vermeiden wollten.

Daß alle ſolche Gründe gegen eine einmal gefaßte Anſicht Nichts vermochten, würde ich eingeſehen haben, wenn ich die ſpäter erworbene Erfahrung damals ſchon beſeſſen hätte. Und doch iſt ſelbſt dieſes ungewiß; denn ſo iſt der Menſch. Lebhafte Wünſche rufen unwillkürlich, aller erlangten Erfahrung zum Trotz, zuverſichtliche Hoffnungen mit allen ihren Täuſchungen hervor. In der Geſchichte der Staaten wie im Leben der einzelnen Menſchen kann man ſagen: wir lernen durch die Vergangenheit und die aus ihr geſchöpfte Erfahrung nur wenig, das Größte gelingt mehr durch eine Macht der Zukunft, in welcher eine abgeſtorbene Vergangenheit nicht verſchwinden, wohl aber ein bedeutenderes Leben gewinnen ſoll.

Es iſt indeß damals wirklich gelungen, mich entfernt zu halten, und durch ein mehr als zwanzigjähriges wiſſenſchaftliches Exil mich in eine ferne Provinz zu bannen.

Es blieb aber nicht dabei. Auch ein Mann, in welchem man eine Stütze der Naturphiloſophie zu erkennen glaubte, der freilich von den Naturforſchern auch da, wo man ſeine bedeutenden Anſichten benutzte, wenig geachtet wurde, ward als mein Feind dargeſtellt. In einem Schreiben von Schleiermacher, welches vor mir liegt, ſchreibt er mir: „Du biſt, wie man mir ſagt, von Goethe öffentlich angegriffen. Du mußt,“ ſchreibt er, „von liebender Theilnahme aufgeregt, ihm öffentlich gegenübertreten. Wie viel Du ihm auch verdankſt, wie hoch Du ihn auch verehreſt, Du darfſt ihn nicht ſchonen.“ Die Beſtimmtheit, mit welcher Schleiermacher ſchrieb, überraſchte mich zwar, aber der ungeſchickte Verſuch, mir zu ſchaden, konnte freilich nicht gelingen. Ich hatte eben einen freundlichen Brief von Goethe erhalten, ja zum Ueberfluß den damals eben erſchienenen zweiten Theil ſeiner Optik, in welcher er meiner freundlich und anerkennend erwähnt.

Der Tod meiner Kinder, die immer drückender werdende finanzielle Lage, meine völlig gehemmte Wirkſamkeit als Univerſitätslehrer, verdüſterten meine Stimmung immer mehr, als alle Hoffnung, gerettet zu werden, verſchwunden war. Und leider wurde die Gefahr, in welche ich durch Ereigniſſe, die ſpäter erwähnt werden ſollen, hineingeriſſen wurde, täglich größer. Profeſſor Sternberg in Marburg war füſilirt, und an die Stelle der glänzenden Hoffnungen trat die düſtere Ausſicht auf ein unnütz vergeudetes Leben und einen gewaltſamen Tod mir entgegen.

Eben in dieſer Zeit gab Reil alle ſeine Entwürfe und Unternehmungen auf, und ging nach Berlin. Meine letzte Stütze bei der Univerſität war nun verſchwunden, und mir blieb nichts übrig.

Indeſſen geſchah für mich in Berlin noch ein Verſuch. Reil und Schleiermacher traten zuſammen; beide erklärten, daß ſie mich neben ſich nicht entbehren könnten, daß meine naturphiloſophiſchen Lehren Grundlagen enthielten, auf welche ſie in ihren Vorträgen hinweiſen müßten. Aber auch dieſe ganz entſchiedene Erklärung war ohne Erfolg. Man nahm ſeine Zuflucht zu dem, was immer zuletzt vorgeſchoben wird, wenn man ein Geſuch entſchieden abweiſen will; man behauptete, es fehle an Geld. Schleiermacher und Reil traten nun, mit einander verbunden, mit dem Vorſchlage hervor, von ihrem Gehalt ſo viel abzutreten, als hinreichend wäre, um mich zu beſolden, wenigſtens ſo lange, bis meine Vorträge und meine wiſſenſchaftliche Thätigkeit überhaupt, die Ueberzeugung begründet hätten, daß ich für die Univerſität nicht entbehrt werden könnte. Der Entſchluß meiner Gegner war aber feſt, und daß ein ſolcher Vorſchlag nicht angenommen wurde, war natürlich. Aber dieſe großmüthige Entſagung zweier bedeutender Männer, der eine durch ſcharfe Auffaſſung und kritiſch-dialektiſche Behandlung philoſophiſcher Ideen, der andere durch die genaueſten und glücklichſten naturwiſſenſchaftlichen Unterſuchungen berühmt geworden, gaben mir, ſo ausgeſprochen, eine frohe Zuverſicht, die freilich mit meiner äußern Lage in einem herben Widerſpruch ſtand. Und wie ſollte ich die Hoffnung auf zukünftige wiſſenſchaftliche Erfolge aufgeben, wenn zwei ausgezeichnete Männer kein Bedenken trugen, ſie zu garantiren!

Wie ich nun dennoch einen Ruf nach Preußen erhielt und unter welchen Verhältniſſen, wird ſpäter erwähnt werden; denn jetzt wird es Zeit ſein, eine Seite meiner Thätigkeit in Halle im Zuſammenhange zu betrachten, die freilich mit der wiſſenſchaftlichen eben ſo wenig als mit der religiöſen Richtung meines Lebens im Zuſammenhange zu ſtehen ſcheint, vielleicht aber ein größeres Intereſſe der Leſer in Anſpruch nehmen wird.

Geheime politiſche Unternehmungen.

Man pflegt nicht ſelten den Herrſchern und überhaupt den höheren Klaſſen vorzuwerfen, daß ſie die Geſinnungen des Volkes und die drohenden Verhältniſſe, die oft zu verſchiedenen Zeiten und in verſchiedenen Ländern der beſtehenden Ordnung, und mit dieſer ihrer eigenen Exiſtenz Gefahr bringen, nicht erkennen, und dadurch in dem entſcheidenden Moment überraſcht und beſiegt werden. Napoleon aber war unter dem Volke geboren und erzogen; er ſelbſt hatte an Volksumtrieben Theil genommen und was man mit dem Volke unternehmen, wie man es entflammen könne, erfahren. Freilich, ſolche Erfahrungen von Unternehmungen, die theils gegen ihn ſtatt fanden, theils von ihm ſelbſt geleitet wurden, kannte er bis jetzt nur in Frankreich und Italien, und er ſelbſt war ein geborner Italiener, in Frankreich unter der Revolution erzogen. Die widerſtrebende Volksgeſinnung äußert ſich ganz anders in ſüdlichen, als in nördlichen Ländern. Sie organiſirt dort leichter Aufſtände, weil das Leben überhaupt leichter ſich bewegt und umwandelt. Das fortdauernd gegen Napoleon kämpfende Spanien konnte ihm daher keine neue Erfahrungen bringen. In Norddeutſchland iſt das Leben an den mühſamen Erwerb geknüpft; was eine Familie mit unausgeſetzter Aufmerkſamkeit und ſteter ſorgſamer Anſtrengung erlangt hat, muß ſie ängſtlich zuſammen halten. Das ganze Leben in Gegenden, die nichts ſchenken, denen Alles mühſam abgerungen werden muß, iſt ein künſtliches, und eine jede plötzliche Veränderung droht nicht bloß mit einem vorübergehenden Mangel, vielmehr mit der höchſten, ja mit vernichtender Armuth. Ein Nordländer kann nicht ſein Haus verlaſſen und ſich in Wäldern aufhalten; ein Guerillakrieg von irgend einem Erfolg iſt in den flachen Ländern unmöglich, und wenn der Deutſche es wagen wollte, während der kurzen Sommermonate mit der Familie Städte und Dörfer zu verlaſſen und ſich in ſumpfige Gegenden, oder wo Gebirge ſind, in unzugängliche Schluchten zurückzuziehen, ſo ſchwebt ihm der drohende Winter vor den Augen, der ihm eine Zuflucht nach den Städten und Dörfern nothwendig macht. Die induſtriöſe Thätigkeit der Nordländer wird als ein Vorzug, ja mit Recht als die Grundlage einer höhern geiſtigen Entwickelung betrachtet. Der Menſch wird durch den mühſamen Erwerb von der Natur losgeſprochen; was ihn erhält, iſt das Erzeugniß der eigenen bewußten That, und das Bewußtſein, einmal in Thätigkeit geſetzt, findet keine Ruhe und ergreift immer höhere Probleme, immer höhere Gegenſtände, die es durchdringen, erkennen, geiſtig beherrſchen will. So ſind die nördlichen Staaten ſchon aus einem urſprünglichen Verhältniſſe zur Natur, die beherrſcht werden muß, auf ganz anderen Grundlagen entſtanden und erbaut, als die ſüdlichen; wenn ſie überwältigt werden, iſt ein kühnes Auflehnen gegen die fremde Gewalt faſt unmöglich. Man entſchließt ſich, das Verlorene aufzugeben, die harten Anforderungen des Siegers zu dulden, aber nur, um mit deſto größerer ſorgſamer Emſigkeit das Gerettete zuſammenzuhalten und für eine dürftige Exiſtenz zu retten. Ja die Behörden finden ſich verpflichtet, dieſe erhaltende Geſinnung der einzelnen Bürger zu unterſtützen; ſelbſt der Feind erkennt die Nothwendigkeit, Maaß und Ordnung in ſeinen Forderungen eintreten zu laſſen, wenn er ſeine eigene Exiſtenz in dem beſetzten Lande retten will. An die Stelle des Naturreichthums, der in ſüdlichen Ländern die feindliche Armee und das auswandernde Volk, wenn auch dürftig, erhält, zeigt ſich in den nördlichen Ländern, als ein Unſichtbares, die ordnende Thätigkeit, der zuſammenhaltende Fleiß, der die Gewalt einer zweiten Natur beſitzt; und wie ein Heer ſich ſelbſt vernichten würde, wenn es das unreife Korn fruchtbarer Felder im Lande zerſtörte, ſo muß es die Sorgfalt der Familie für die eigene Exiſtenz in allen Richtungen des Lebens als den fruchtbaren Boden betrachten, der ihm allein eine erwünſchte Ernte zu bringen vermag. — Aus dieſen Gründen iſt ſchon jene convulſiviſche Bewegung ganzer Maſſen, die das Beſtehende bedroht und alle Verhältniſſe der Staaten erſchüttert, ja, wie jetzt in Spanien, jahrelang dauert, in nördlichen Ländern nicht zu befürchten.

Dieſe Erfahrung mag dazu beigetragen haben, Napoleon in Beziehung auf Preußen zu täuſchen, und ſelbſt während der Reſtauration war man kaum von einer größern Blindheit geſchlagen. So verſchieden die Umſtände auch waren, ſo entſprang die Verblendung doch aus dem nämlichen Grunde. Die feindliche Gewalt, die während der Reſtauration König und Adel bedrohte, blieb dieſen eben ſo unbekannt, ja für das

Erkennen unzugänglich, wie die preußiſche Volksgeſinnung. Allerdings war das Volk nicht geneigt, die noch ſo bedrohte bürgerliche Exiſtenz unbeſonnen aufs Spiel zu ſetzen, denn ſie ſahen jenſeits des mühſamen ruhigen Fleißes keine mögliche Rettung, aber die ſtill ſich ſtärkende Geſinnung, die ſich ſtillſchweigend nährte, lauerte nur auf ein Ereigniß, welches ſie mit Sicherheit erwartete. Die leichte Beweglichkeit ſüdlicher Länder ruft eine größere Fügſamkeit in veränderten Verhältniſſen hervor. Ein Volk, welches leicht zum Aufruhr geneigt iſt, wird eben nach einigen mißlungenen Verſuchen am ſicherſten unterworfen. Der ſtille Zorn dahingegen, der die Vergangenheit als ein Heiligthum bewahrt, Altar und Heerd in immer ſicherer Verborgenheit ſchützt, bereitet ſich Tag und Nacht zu dem entſcheidenden Kampfe; und die ſcheinbare Selbſtſucht der Familie nährt im Geheimen die entſchloſſenſte Aufopferung.

Napoleon war an einen ſolchen ſtillen und verborgenen Widerſtand nicht gewöhnt. Eine feile Literatur diente ihm, und man ſah vielleicht nie entſchiedener, wie wenig dieſe ein Ausdruck allgemeiner Geſinnung iſt, als damals. Die Beſten ſchwiegen, und wo ſie ſprachen, wurden ſie nicht verſtanden. Zwar haßte Napoleon die deutſche Literatur. „Die deutſchen Gelehrten,“ äußerte er, „miſchen in Alles die Politik, ſelbſt in die Grammatik und Mathematik,“ aber er verachtete ſie. Als er den Buchhändler Palm todtſchießen ließ, glaubte er wohl den Rücken ſeiner Armee gefährdet, aber kaum ließ er ſich davon abhalten, ähnliche Beiſpiele der Strenge zu wiederholen, weil er die öffentliche Meinung der Deutſchen fürchtete. Er hatte gewiß keine Ahnung von der Tiefe der Erbitterung und von der gefährlichen Stimmung, die durch dieſe Mordthat hervorgerufen wurde. Der Fehler, der bei Palms Ermordung ſtattfand, war die große Oeffentlichkeit und das Aufſehen Erregende dieſer Execution; eben weil Napoleon dem ganzen Lande Schrecken einflößen wollte, mißlang ſeine Abſicht, und der allgemeine Zorn vertrat, je weiter man von dem Schauplatze entfernt war, deſto entſchiedener die Stelle der Furcht. Erfolgreicher waren einzelne ſtille Ermordungen, die ohne allen Grund an unbedeutenden Menſchen der geringern Klaſſe ausgeübt wurden. Wenn es der geheimen Polizei der Armee in einer langen Zeit nicht gelungen war, Spuren feindſeliger

Geſinnung zu entdecken, ergriff man ohne Bedenken irgend einen Menſchen aus den geringeren Klaſſen, freilich ſolche, die ſich herumtrieben, und als Durchwandernde in der Gegend fremd waren. Wirklich ſollen auf dieſe Weiſe Einige erſchoſſen worden ſein. Dieſe venetianiſche Juſtiz, eben je unerwarteter ſie ausgeübt wurde, je unmöglicher es war, den Grund derſelben zu entdecken, war nur auf die nächſte Umgebung berechnet; hier aber von großem Erfolg. In der That gab es Gegenden, ſelbſt im nördlichen Deutſchland, wo alte Freunde gegen einander mißtrauiſch wurden, wo furchtſame Menſchen allenthalben gefährliche Männer, die einerſeits zum Aufſtand locken wollten, und andererſeits lauernde Angeber, zu erblicken glaubten. Dieſe Furcht hatte dennoch keinen Einfluß auf die Geſinnung, in den Städten am wenigſten; in keiner Stadt des Königreichs Weſtphalen aber weniger als in Halle.

Es ſei mir hier erlaubt, meine eigene Stellung zu erwähnen. Eine geheimnißvolle Geſinnung iſt mir von jeher verhaßt geweſen; anvertraute Geheimniſſe zwar glaube ich nie verrathen zu haben; unnütze waren mir von jeher zuwider. Es entſteht dadurch ein leeres, armſeliges Wichtigthun, welches ich ſelbſt in den engeren Familienverhältniſſen haſſe. Meine feindliche Geſinnung gegen die herrſchende Gewalt, war ſchon früher, als ſie aus der Ferne drohte, ſo entſchieden ausgeſprochen, daß ein völliges Stillſchweigen mir, wie ich glauben mußte, jetzt doppelt gefährlich werden konnte. Je mehr ich, ſelbſt wider meinen Willen und gegen meine Ueberzeugung, in geheime Umtriebe verwickelt wurde, deſto nothwendiger ſchien es mir, meine Geſinnung nicht zu verheimlichen. Ich erſchien, je unbefangener meine Aeußerungen waren, eben deſto unverdächtiger, und erinnere mich mit einer Art von Vergnügen, wie einſt an einem öffentlichen Orte ein entgegengeſetzter Verdacht entſtand. Ich hatte mich, wie gewöhnlich, rückſichtslos über Zeitverhältniſſe ausgelaſſen. Freunde und Bekannte ſtimmten offen oder furchtſamer mit ein, aber ich erfuhr ſpäter, daß ein Reiſender, als ich mich entfernt hatte, ſich mit Schrecken an die Zurückgebliebenen wandte und ſeine Furcht äußerte. „Der Herr," ſagte er, „muß zur geheimen Polizei gehören, nur wer ſich ſicher weiß, kann es wagen, ſich ſo auszuſprechen." Doch hatte ich auch einen andern Grund, weshalb ich ſo viel wagen konnte. An öffentlichen Orten erſchien ich wenig, in den Kreis meines Umganges kam kein Verdächtiger, und ſelbſt wenn zufällig ein ſolcher dageweſen wäre, würde er ſich in Halle auf jede Weiſe der Entdeckung ausgeſetzt haben. Solche völlig rückſichtsloſe Aeußerungen riefen ähnliche hervor. Es ward Gewohnheit, Geſpräche zu führen, die eine feindliche Geſinnung nährten und ſtärkten. Furchtſame glaubten wohl durch meine Unbeſonnenheit geſchützt zu ſein, und eine feindliche Stimmung, die auf jede Weiſe zu unterhalten meine Abſicht war, fand in der wohlgeſinnten Stadt wohl hier und da einige Nahrung.

Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß es in Napoleons Gewalt geſtanden hätte, nach dem Kriege Preußen völlig zu vernichten; wäre es ſchnell und entſchieden geſchehen, ſo würde die Hülfe von Oeſtreich und Rußland, wenn der erſte Staat ſeinen Zorn über Preußens Verhalten im Jahre 1805 vergeſſen, wenn die Kräfte des beſiegten Rußlands einen ſolchen Entſchluß wirklich reif zu werden erlaubt hätten, doch auf jeden Fall zu ſpät gekommen ſein: aber Napoleon kannte die geheime Geſinnung nicht, ſelbſt wo ſie laut ward, blieb der Inhalt verborgen. Ich darf in dieſer Rückſicht mich auf die eigene Erfahrung berufen. Meine Schrift „über die Idee der Univerſitäten“ mußte jedem deutſchen Leſer vollkommen klar ſein. Sie enthielt einen, keinesweges verſteckten Aufruf, die inneren, im tiefſten Sinne eigenthümlichen Kräfte des Landes in ſich zu vereinigen und ſo den Druck fremder vernichtender Kräfte abzuwehren und zu beſiegen. „Sie würden, ſchrieb Villers, verloren ſein, wenn Sie nicht für Ihre Darſtellung eine Sprache gewählt hätten, die dem Franzoſen ein völlig unverſtändliches Sanscrit iſt.“ Ein Franzoſe glaubte, daß ſolche Ueberſchwenglichkeiten gar keinen politiſchen Einfluß haben könnten, und doch war dieſe kleine Schrift während der Jahre des Drucks ein beliebtes Handbuch der Studirenden und wirkte, ich darf es ſagen, wenn auch nur unmittelbar auf wenige, doch mittelbar auf ſehr viele junge Männer aller deutſchen Univerſitäten. Man wird ſpäter ſehen, in welche genaue Berührung ich mit J. v. Müller's Nachfolger in Kaſſel, dem Herrn Leiſt kam. Er ſprach ebenfalls über dieſe Schrift, geſtand, daß er, als er ſie geleſen, erſchrocken ſei, und warnte mich, obgleich ich damals im Begriffe war, Halle zu verlaſſen und nach Breslau zu reiſen. „Wir müſſen," ſagte er, „die kleine Spur von Preßfreiheit, die uns übrig geblieben iſt, durch die größte Vorſicht in der Benutzung derſelben zu retten ſuchen." „Sie haben Recht," antwortete ich, „ein im engen Raume eingeſperrter Gefangener kann ſchon, wenn er leidenſchaftlich auf und nieder in ſeinem Gefängniß geht, den Verdacht erregen, daß er verſuchen will, die Freiheit zu gewinnen, und man kann ſich dann wohl entſchließen, ihn mit Ketten an die Wand zu befeſtigen."

Dieſe Unwiſſenheit von Seiten Napoleons und aller Franzoſen hat Preußen gerettet und durch Preußen Deutſchland. —

Ein ganzes Jahr verging, ohne daß irgend ein Strahl von Hoffnung in unſere trübe Lage fiel. Die kühnen Spanier, die allein den Kampf gegen Napoleon mit Entſchloſſenheit fortſetzten und ſeine Heere beſchäftigten, gaben uns einen ſchwachen Troſt, aber dennoch blieb der Druck der nämliche. Durch Halle ging eine franzöſiſche Militärſtraße, wir ſahen die feindlichen Truppen ſich fortdauernd hin- und herbewegen, in allen Häuſern kannte man die ſchwere

Laſt der Einquartierung; Berthier, der ſchon durch den Titel, den er erhielt, als Fürſt von Neufchatel, die herbſten Erinnerungen erwecken mußte, war im Beſitz der Domäne Giebichenſtein, einer der mächtigſten und größten im Lande. Der König von Preußen reſidirte noch immer in weiter Entfernung, erſt in Memel, dann in Königsberg. Alle Nachrichten, die wir von da erhielten, waren im höchſten Grade trübe.

Einer ſolchen muß ich hier gedenken, die mich perſönlich betraf und erſchütterte. Meine Schwiegermutter hielt ſich nach der Flucht und ehe ſie nach Kaſſel zog, mit ihren Töchtern bei ihrem Bruder und Schwiegerſohne, dem Geheimen Rath Alberti auf. Eines Tages wurde geklingelt, eine der jüngeren Töchter eröffnete die Thür und ihr trat ein großer franzöſiſcher Offizier in Huſarenuniform entgegen, der, ohne ſich zu nennen, mit Entſchiedenheit Eintritt verlangte. Das halberwachſene Mädchen wagte nicht, ihn abzuweiſen; er trat ohne Weiteres der Frau gegenüber und ward gleich erkannt: es war ihr Sohn. Es war begreiflich, daß dieſe Entdeckung, der bedenklichen Verhältniſſe ungeachtet, eine große Freude veranlaßte. Er hatte in Berlin das Kreuz der Ehrenlegion erhalten, und auch über dieſe Auszeichnung, die ihm im Kriege gegen ſein Vaterland geworden war, konnte die arme Mutter ſich freuen, und wer hätte gewagt, ſie zu tadeln! Dieſer Beſuch fand freilich vor meiner Ankunft in Halle ſtatt, aber ich erfuhr ihn hier erſt. Schon einmal früher hatte ich, und zwar in der bedenklichſten und unheilſchwangerſten Zeit, von dieſem Schwager Nachricht erhalten; es war nach der Flucht des Herzogs von Würtemberg, als Halle beſetzt und mein Schwiegervater mit ſeiner Familie ebenfalls geflohen war. Da hieß es, daß Richard, wie er ſich nannte, mit ſeiner Eskadron in der Nähe von Halle vorbeigezogen wäre. Ob er, wie ich gern vorausſetze, durch ein tiefes Gefühl eines inneren quälenden Schmerzes geleitet, ſeinen Marſch durch Halle verhindert hat, iſt mir freilich unbekannt geblieben. Mich aber quälte das Zuſammentreffen ſeines Einbringens in die Stätte ſeiner Jugend und ſeiner Familie mit der Flucht der Mutter fortdauernd. Wenn nun, dachte ich mir, rohe Männer ſeines Commando's voraneilend die fliehende Mutter überfallen, geplündert, gemißhandelt hätten, wenn ſeine Hülfe zu ſpät gekommen wäre? Der furchtbare, nie zu löſende innere Widerſpruch, der einen ſolchen Sohn quälen, ja zu Grunde richten mußte, ſchwebte mir fortdauernd wie ein Geſpenſt vor der Seele. Ich war gezwungen, einen ſolchen unglücklichen Mann und ſeine vernichtenden inneren Kämpfe in allen Beziehungen mir weiter auszubilden und die Darſtellung eines ſolchen unter dem Namen Rainault in den „vier Norwegern“ enthält ein Bild der herbeſten inneren Zerriſſenheit. Eine Verſöhnung im Leben ſchien mir unmöglich und man hat mir die Härte und Grauſamkeit der Darſtellung oft vorgeworfen. Ich will ſie nicht vertheidigen, aber wie tief mein eigenes Leben mit dem Staate verſchwiſtert war, dem ich diente, und dem ich mich, ohne die ſüße Erinnerung meines früheren kindlichen Lebens aufzugeben, ganz hingeben durfte, der mir als das Weſen meines innerſten Daſeins erſchien, mag man aus dieſer Darſtellung herausleſen. Ich ſah es für ein Glück an, daß ich ihn damals nicht ſah, und ſelbſt als ich jetzt ſeine Gegenwart in der Mitte der Familie erfuhr, war es mir, als hätte ſich ein ſchwarzer Schatten in die nächſte Nähe meiner theuerſten Lebensverhältniſſe hineingeworfen.

Meine erſte Einweihung in die geheimeren Unternehmungen geſchah freilich in einer ſehr verhängnißvollen Zeit und auf eine bedeutende Weiſe. Ich erhielt mit meinem Freunde Blanc die Aufforderung, nach Deſſau zu reiſen, und als wir zur beſtimmten Zeit im Gaſthofe abſtiegen, fanden wir dort mehrere Freunde aus Berlin. Schleiermacher, Reimer mit einem Verwandten, und Herrn v. Lützow, den jetzigen General-Lieutenant.

Der Kaiſer Napoleon war in Erfurt, wo er, wie die bekannten Lebensbilder aus dem Befreiungskriege melden, den Kaiſer von Rußland, die Könige von Baiern, Sachſen, Weſtphalen und Würtemberg, die Großherzöge von Baden und Würzburg, 42 Fürſten und Prinzen, 26 Staatsminiſter, ein halbes Hundert Generäle — und den Schauſpieler Talma — um ſich verſammelt hatte. Dieſes unermeßliche Feſtgepränge, welches mit dem Jahrestage der Auerſtädter Schlacht, den 14. Oktober 1808 endigte, barg hinter ſich einen Entſchluß, der die Zukunft von ganz Europa umändern ſollte. Durch die oben erwähnte Schrift haben wir erfahren, welch ein gefährliches Theilungsprojekt ganz im Geheimen in Wien beſprochen worden. Ein Bündniß Napoleons mit dem Kaiſer von Rußland ſollte dieſes Project zur Wirklichkeit bringen. Ohne allen Zweifel war es ſeine Abſicht, dem ruſſiſchen Kaiſer durch die Verſammlung unterwürfiger Fürſten zu imponiren; in der That durch ſie trat jene Erzählung, die in den nordiſch-mythiſchen Geſchichten mit dichteriſcher Uebertreibung vorkommt, die Erzählung von Etzel's Hochzeit mit Chriemhilde zu Wien, mitten aus dem proſaiſch-europäiſchen Leben hervor. Daß Kaiſer Alexander in dieſem Augenblick ſich nicht mit Erfolg von Napoleon trennen zu können glaubte, darf angenommen werden; daß ein kühner Eroberer, deſſen Erfolge bis zu dieſem Augenblick eine phantaſtiſche Größe erlangt hatten, einen ſolchen Plan willkürlicher Theilung aller europäiſchen Länder faſſen und an ſein Gelingen glauben konnte, iſt ſehr wahrſcheinlich. Der ruſſiſche Kaiſer glaubte nicht, ſich zurückziehen zu können, daß er aber jemals daran gedacht hat, verbunden mit Napoleon, die Theilung ernſtlich vorzunehmen, darf wohl bezweifelt werden. Nachrichten von dieſem Plane mögen durch den hannöverſchen Geſandten Hardenberg, durch Stadion nach London und Berlin gekommen ſein. Was ich damals erfuhr, war höchſt dunkel und unbeſtimmt. Selbſt ein bevorſtehendes Bündniß zwiſchen Rußland und Frankreich ſchwebte nur wie eine dunkel gefürchtete zukünftige Möglichkeit mir vor. Soviel erinnere ich mich entſchieden, daß von da an Stadion als ein bedeutender Mann, auf welchen die Deutſchgeſinnten große Hoffnungen ſetzten, erſchien; daß die Verſammlung in Erfurt, die Gegenwart des ruſſiſchen Kaiſers daſelbſt, gefährliche Pläne verbarg, die Preußens Exiſtenz bedrohten. Was mir am wichtigſten ſchien, war aber, daß der geheime Widerſtand gegen Napoleon nicht bloß unter dem Volke und durch deſſen, wie es ſchien, wenig bedeutende zerſtreute Anführer, ſondern auch durch eine ſtille Verbrüderung noch immer mächtiger europäiſcher Staaten unterhalten wurde. Preußen kannte die Gefahr, die mit ſeiner Vernichtung drohte. Wenn Oeſterreich ſich auch noch nicht zu erklären wagte, ſo war doch eine bedeutende Partei thätig und unabläſſig beſchäftigt, Deutſchlands Untergang zu verhindern, und das gewaltige England bot alle Mittel auf, die Gefahr von Deutſchland abzuwenden, und den Widerſtand zu unterhalten und zu ermuntern. Dieſe, wenngleich unklare Ueberſicht über eine bevorſtehende dunkle Zukunft und über die Mittel, ihr entgegenzutreten, verſetzten mich in eine große innere Spannung. Wie auch der Erfolg ſein mochte, das ſah ich ein, daß ein jeder auf ſeine Weiſe thätig ſein müſſe, und wenn auch die That der Gegenwart und ihre Erfolge mir dunkel waren, wie die zukünftige Gefahr, ſo erwartete ich doch mit unerſchütterlicher Zuverſicht, die mich niemals verließ, Napoleons Untergang. Die Abſicht der Zuſammenkunft war nun keine poſitive, nur das erfuhr ich, daß eine Menge treu Verbündeter allenthalben zerſtreut war, um auf eine jede Bewegung des franzöſiſchen Heeres aufmerkſam zu ſein. Dieſer Auftrag ward auch uns, und ein Jeder ſollte, unterſtützt von zuverläſſigen und treuen Männern, die er mit Vorſicht an ſich zog und in Thätigkeit ſetzte, die allgemeine Abſicht zu fördern ſuchen.

Während wir nun uns darüber beriethen, waren Männer fortdauernd als Boten ausgeſandt, um uns Nachrichten von Erfurt und der Umgegend ſo eilig als möglich zu bringen. Wir wurden ſo auf die mannigfaltigſte Weiſe aufgeregt; Berichte liefen ein von Verdächtigen, die durch die Franzoſen aufgehoben waren; ſelbſt unſere Zuſammenkunft ſchien bedroht, wenigſtens wir, die wir in den beſetzten Gegenden wohnten, wenn wir zurückkehrten. Da erfuhren wir nun ein Ereigniß, welches mich ganz beſonders überraſchte und erſchreckte. Ich glaubte nämlich, daß Baron v. Rumohr ſich ruhig auf ſeinen Gütern in Holſtein aufhalte; wie erſchrak ich, als ich nun erfuhr, daß er einer großen Gefahr kaum entgangen war. Sein Franzoſenhaß war mir zwar bekannt, aber auf welche Weiſe er den Franzoſen verdächtig geworden war, iſt mir bis jetzt noch unbekannt. Er hielt ſich bei einem Verwandten, dem Herrn v. Münchhauſen, auf einem Gute nicht weit von Erfurt, auf. Plötzlich erfuhr man, daß franzöſiſche Gensdarmen ſich dem Hauſe näherten, um ihn aufzuheben. Kaum gelang es ſeiner Schweſter, der Frau des Hauſes, ihn durch eine Hinterthür zu entfernen, als die Gensdarmen ins Haus traten; wenige Minuten nach ſeiner Entfernung konnte man ihnen verſichern, daß v. Rumohr abgereiſt wäre. Mit wenigen Mitteln verſehen, ſetzte er indeſſen ſeine Flucht fort und entkam glücklich nach Böhmen. In Prag traf ihn Reichardt, mein Schwiegervater. Von dieſer Menge verworrener und aufregender Ereigniſſe umgeben, bemerkte ich, daß irgend ein dunkles Geheimniß meine Berliner Freunde beunruhigte. Sie ſuchten es uns offenbar zu verbergen, und es ward mir erſt ſpäter bekannt. Zwei Männer, — ich erfuhr weder ihren Stand, noch ihre Namen, — hatten den verzweifelten Entſchluß gefaßt, in Erfurt Napoleon zu ermorden. Daß meine Freunde dieſe That nicht bloß mit Entſetzen, ſondern mit Abſcheu betrachteten, brauche ich wohl kaum zu verſichern. Mich ergriff, als ich es vernahm, ein Grauen. Daß ein ſchwarzes Verbrechen die Stelle Napoleons einnehmen ſollte, war mir furchtbar, er, der Sieger, erſchien mir wie eine Wohlthat aus Gottes gütiger Hand; er war beſtimmt, die gelähmte Kraft zu ſtärken, krankhafte Ohnmacht zu vernichten, Treue gegen die Fürſten, Anhänglichkeit an das Vaterland, ja alles Heilige und Theure zu retten und zu beleben. Wenn ein Verbrechen ihn tödtete, dann waren alle meine ſchönſten Hoffnungen begraben, und ſelbſt, wenn die Ermordung, was ſehr unwahrſcheinlich war, für die Gegenwart günſtige Erfolge herbeizuführen ſchien, würde ich alle Erwartungen für die Zukunft aufgegeben haben, ja auf immer von dem mir ſo theuren Deutſchland getrennt geblieben ſein.

Aber ich rechnete mit einiger Zuverſicht auf das

Mißlingen dieſer That, und bald erfuhren wir, wie die Unternehmung abgelaufen war. Zwei Männer traten eilig herein und fielen einem Jeden ſogleich auf. Perüken verbargen die Haare, und falſche Bärte, Striche über das Geſicht gezogen, entſtellten die Geſichtszüge; es war nicht möglich, auf eine künſtliche Weiſe die Aufmerkſamkeit der Polizei entſchiedener auf ſich zu ziehen, und es ſchien mir faſt ein Wunder, daß ſie glücklich zu uns gelangt waren.

Sie hätten, erzählten ſie, den letzten Tag der Verſammlung in Erfurt abgewartet. Dieſer Tag, der Jahrestag der Schlacht von Auerſtädt, war zu einer Beſichtigung des Schlachtfeldes beſtimmt. Die beiden Männer lauerten, wie ſie erzählten, mit geſpannten Büchſen in einem Gebüſch; auch kam ihnen Napoleon wirklich auf Schußweite nahe, aber auf der ihnen zugewandten Seite ritt Kaiſer Alexander neben ihm, und diente ihm als Schutz. Die Männer entfernten ſich bald wieder, und wir athmeten freier. Jetzt trennten wir uns und ein Jeder kehrte nach ſeiner Heimat zurück.

Endlich erſcholl die Nachricht von dem Kriege zwiſchen Frankreich und Oeſterreich. Die großartigen Vorbereitungen, die in Oeſterreich getroffen wurden, der allgemeine warme Enthuſiasmus, der alle Einwohner entflammte, die mächtig ausgedehnte Bewaffnung der Landwehr neben der Armee, erregten die lebendigſte Hoffnung: und dennoch war dieſe Hoffnung für mich nach der Anſicht, die mich ganz beherrſchte, durch ein tief ſchmerzhaftes Gefühl niedergedrückt. Wer, was ich innerlich wie äußerlich erlebt hatte, und wie ich es erlebte, erwogen hat, wird einſehen, daß ich den geſunden Mittelpunkt deutſcher Entwickelung nur von Preußen aus erwarten konnte. Hier ruhte, meiner innerſten Ueberzeugung nach, hinter der finſterſten Nacht die zu erwartende Morgenröthe. Die ganze Zukunft Deutſchlands erhielt, wie ich überzeugt war, eine ſchiefe Richtung, wenn ſie vorbereitet wurde durch einen Staat, deſſen italieniſche, magyariſche und ſlaviſche Elemente eine in dieſe ſeltſame Verbindung hereingezogene deutſche Nationalität enthielten. Doppelt ſchmerzhaft war mir daher die Geduld, mit welcher Preußen jetzt ſeine Unterwerfung tragen mußte: aber dennoch kämpfte in dem mächtig bewegten Oeſterreich ein deutſches Element; und jetzt fing auch in der Gegend, in welcher ich lebte, die geheime Thätigkeit, die im Stillen vorbereitet war und in welche meine Geſinnung mich verflochten hatte, an, ſich zu äußern.

Mit Martin, jenem heſſiſchen Beamten, deſſen Bekanntſchaft ich in Hamburg, wie früher erwähnt, gemacht hatte, blieb ich in fortdauernder, wenn auch äuſerſt vorſichtiger Correſpondenz. Durch Schleiermacher erhielt ich Nachrichten über die Stimmung in Berlin. Seine eigene und Fichte's Thätigkeit erſchien mir wichtig. Was man durch Schleiermacher von mir erfahren hatte, mochte wohl die Vorſtellung hervorrufen, daß ich auf irgend eine Weiſe für geheime Unternehmungen, die jetzt zur Unterſtützung des öſterreichiſchen Kampfes thätig wurden, brauchbar werden könnte.

Bei mir erſchien nun ein vormaliger preußiſcher Offizier, Herr v. Hirſchfeld, ein kleiner, rüſtiger, beweglicher Mann von etwa 30 Jahren, von einem höchſt entſchiedenen tollkühnen Ausſehen. Durch ihn erfuhr ich, wie mehrere preußiſche Offiziere jetzt allenthalben beſchäftigt wären, die ſchlummernde feindliche Geſinnung der Einwohner der früher preußiſchen, jetzt weſtphäliſchen Provinzen zu erwecken. Er war ein ächter preußiſcher Offizier, nach der damaligen Art, und ſeine Geſinnung trug das Gepräge, welches als das bezeichnende vieler preußiſcher Krieger betrachtet werden konnte. Ein jeder war bereit, das Tollkühnſte zu unternehmen, wenn es ihm gelänge, für ſeine Perſon den Schatten, der ſich auf die kriegeriſche Ehre im Jahre 1806 geworfen hatte, zu verdrängen. Aber irgend eine umſichtige Kenntniß der Verhältniſſe beſaßen ſie durchaus nicht. Die Einſeitigkeit, mit welcher ſie durch ein gekränktes Ehrgefühl beherrſcht wurden, war im höchſten Grade beſchränkt, und die Unternehmungen der Meiſten waren irgend einem wilden übermüthigen Streiche der Gensdarmen-Offiziere, vor dem Kriege, nur zu ähnlich.

In Berlin ward ein geheimes Comité gebildet, welches eine fortdauernde Aufſicht über die Vertheilung der franzöſiſchen Truppen, ihre Zahl und Bewegungen führte, und auch die herrſchende Stimmung in den verſchiedenen Provinzen unterſuchte. Das Comité hatte die Abſicht, eine jede günſtige Gelegenheit zu benutzen, und als Oeſterreich ſich zum Kriege vorbereitete, nahm ſeine Thätigkeit zu. Das Bedenklichſte bei dieſer ganzen Veranſtaltung war die Geſinnung der Männer, zu denen ſie ihre Zuflucht nehmen mußten; meiſt waren es junge, tollkühne Offiziere, die von Eifer brannten, ſich durch auffallende und gefährliche Thaten bemerkbar zu machen. Die Abſicht Englands ging dahin, eine Gährung im nördlichen Deutſchland fortdauernd zu unterhalten, und bedeutende Summen wurden angewandt, das Herumſtreifen dieſer von dem Comité gewählten Männer zu beſtreiten. Graf Chasſot hatte die Leitung des Comités. Als v. H. bei mir erſchien, brachte er mir von dem Grafen ein Schreiben, in welchem ich aufgefordert wurde — wie er ſich nach dem damals allgemein beliebten Ausdruck äußerte — die Intelligenz des Herrn v. H. zu ſein.

Nun hatte ich in der damaligen bedenklichen Zeit Mühe genug, mich ſelbſt mit hinlänglicher Intelligenz im obigen Sinne zu verſorgen, und geſtehe, daß ich den Auftrag nach der Art, wie v. H. ſich darſtellte, ſehr bedenklich fand. Es war um deſto ſchwerer für mich, mit irgend einem Erfolge ihm Rath zu ertheilen, da ich mit der Abſicht, mit dem Umfange und mit dem Zwecke der Unternehmungen faſt ganz unbekannt war. Die Nachrichten, die ich von dem Graſen erhielt, die Aeußerungen des v. H. konnten mich nicht darüber aufklären. Dieſer ſah den Grafen als eine Behörde an, und hielt ſich meiſt in der Nähe des Harzes bei Verwandten auf; erſchien aber oft in Halle, um mich zu beſuchen, und dieſe Beſuche, die meiſt überflüßig erſchienen, waren keinesweges ohne Gefahr. Schon die Art, wie dieſer kleine trotzige Mann, in einen weißen Ueberrock gekleidet, in einem Gaſthofe abſtieg, dieſen ſogleich verließ, um mich zu beſuchen, mußte, da auch meine Geſinnung bekannt war, mich ſehr verdächtigen. Eine Zeit lang war der Gegenſtand unſerer Unterhaltung, in ſofern er ſich auf unſere Thätigkeit bezog, nur auf die Märſche der Franzoſen und die Vertheilung ihrer Truppen gerichtet. Meine Aufmerkſamkeit wurde jetzt auf einen Gegenſtand gezogen, der mir freilich durchaus fremd war, und es koſtete mir nicht wenig Mühe, mich damit vertraut zu machen. Ich mußte mich mit den verſchiedenen Waffengattungen der Franzoſen, mit den Namen der Heerführer, mit Benennung und Uniform der Regimenter bekannt machen; mußte auch auf die Durchmärſche der Truppen durch Halle achten, zu erfahren ſuchen, wo ſie herkämen und wo ſie hingingen.

Es war mir nicht ſchwer, durch Hülfe einiger Freunde dieſem Auftrage zu entſprechen; aber die Lage ängſtigte mich, meine Stellung, die der eines Spions faſt zu ähnlich ſah, war mir zuwider, und ich wies nach kurzer Zeit dieſen Auftrag ſchlechthin zurück. Indeſſen will ich nicht leugnen, daß die ganze geheime Sache und die Gefahr, die mit ihr verknüpft war, für mich einen gefährlichen Reiz enthielt. Oft aber erſchienen mir die Abſichten des Herrn v. H. höchſt unbeſonnen, und ich war genöthigt, ſeinetwegen eine gefahrvolle Correſpondenz mit dem Grafen Chaſſot zu unterhalten, wenn mein Rath, von irgend einem tollkühnen Streiche abzuſtehen, nichts half; ſie ward auf eine Weiſe geführt, die mich den größten Gefahren ausſetzte. Die Perſonen aus den geringeren Klaſſen, die als Boten benutzt wurden, beſaßen zwar das Vertrauen des Comités, aber mir waren ſie unbekannt, und oft hatte ich Grund, wenn auch nicht an ihrer Redlichkeit, ſo doch an ihrer Klugheit zu zweifeln. Die Art, wie dieſe Briefe geſchrieben wurden, ſtellten mich keineswegs ſicher. Ich habe früher davon geſprochen, wie man Briefe ſchrieb, ſcheinbar gleichgültigen Inhalts, die Zeilen aber wurden mit einem Papier bedeckt, in welchem längliche Streifen ausgeſchnitten waren; wenn man dieſes Papier auf den Brief legte, traten einzelne Perioden hervor, die aus dem Zuſammenhange geriſſen, unter ſich in Verbindung traten und die Nachricht, die gegeben werden ſollte, oder den Auftrag, den man ertheilen wollte, enthielten. Die Schwierigkeit, einen ſolchen Brief zu ſchreiben, war ſo groß, die vollkommen ungenirte Hineinfügung der bedeutenden Worte in einen andern Zuſammenhang eine ſo große Aufgabe, daß der Verſuch ſelten gelang. Ich war überhaupt verdächtig, erhielt nicht ſelten von der Polizei eröffnete Briefe und wenn mir Schreiben durch Boten aus Berlin geſchickt wurden, mußten ſie, wenn ſie in die Hände der Polizei geriethen, doppelt verdächtig erſcheinen. Ich warnte, und man brauchte jetzt unſichtbare Dinte, die zwiſchen den Zeilen eines gleichgültigen Briefes Nachrichten oder Aufträge verzeichneten. Dieſe Dinte trat durch irgend ein Reagens, meiſt durch Schwefelwaſſerſtoff hervor, aber dadurch ward die Gefahr eher geſteigert als abgewandt. In den unſichtbaren Zeilen äußerte man ſich unverholener; je gleichgültiger der Brief war, deſto verdächtiger mußte er erſcheinen, und daß die franzöſiſche geheime Polizei mit der Verfertigung unſichtbarer Dinte und mit den Reagentien, die ſie ſichtbar machten, vollſtändig bekannt war, mußte ich mit Sicherheit vorausſetzen.

Einſt trat ein ſolcher Bote erhitzt und voll Angſt zu mir herein; er wäre, verſicherte er, verfolgt, und hätte ſich nur mit Mühe in einem Walde und zwiſchen Gebüſchen verſtecken können. Er war in Schweiß gebadet, trug den Brief auf dem bloßen Leibe, und überreichte ihn mir. Der Schweiß hatte als ein Reagens gewirkt, und die geheimen Züge waren ſo deutlich, wie die mit Dinte geſchriebenen. Der Inhalt aber hätte unvermeidlich, wäre der Brief in die Hände der Franzoſen gerathen, eine gefährliche und bedenkliche Unterſuchung in Berlin veranlaſſen, mir aber die Freiheit oder das Leben koſten können. So ward mir freilich das Gefährliche meiner Lage ſehr nahe gerückt, und die Frage, ob ſich meine Stellung ſittlich rechtfertigen ließ, einerſeits, und ob die Unternehmungen überhaupt, die, wie ſie mir erſchienen, dem mächtigen Feinde gegenüber, kleinlich und unbedeutend waren, ſolche Opfer verdienten, lag nur zu nahe.

Um einen Begriff zu erhalten von dem Sinne, in welchem Herr v. H. und ſeine Freunde thätig waren, will ich hier einer Unternehmung erwähnen, welche die Unbeſonnenheit dieſer Männer, ſo wie ihre Tollkühnheit vollkommen charakteriſirt. Ich habe ſchon Gelegenheit gehabt, darauf aufmerkſam zu machen, welchen großen Einfluß Schiller's Werke auf die preußiſchen Krieger ausübten. Seine geſchichtlichen Dramen kannten ſie durchaus, und Marquis Poſa wie Max waren ihre Muſter, v. H. declamirte mir oft mit großem Pathos ganze Stellen vor. Auf dieſe Weiſe liebten ſie es, ihren Unternehmungen einen dichteriſch-romantiſchen Anſtrich zu geben. So entſtand nun der Entſchluß, den König Hieronymus in ſeiner Hauptſtadt aufzuheben. Sie hatten in der That ſich genau von ſeiner Lebensweiſe in Kenntniß zu ſetzen gewußt; es gab, verſicherten ſie, Stunden und Verhältniſſe, die mit großer Wahrſcheinlichkeit einen Zutritt zu ſeiner Perſon erlaubten. Eine hinreichende Anzahl kühner Männer ſollte die Entführung befördern, das plötzlich hereinbrechende Ereigniß, die Ueberraſchung würde ſo groß ſein, daß ſie auf raſchen Pferden, indem ſie die Wache am Thore überwältigten, weit entfernt ſein würden, bevor ernſthafte Anſtalten zu ihrer Verfolgung getroffen werden könnten. Den König wollte man auf ein raſches Pferd ſetzen, die Hände auf dem Rücken feſtbinden, ihm den Mund durch ein Tuch verſchließen, und ſo im Galop forteilen. Der Weg, den man nehmen wollte, war berechnet, alle Mittel, die Verfolger irre zu leiten, ſelbſt mit Scharfſinn erwogen; der König ſollte nach einem halbwüſten, nur in einigen Theilen bewohnten Stammſchloſſe eines Edelmannes in der Nähe des Harzes gebracht und dort gefangen gehalten werden. In der Nacht wollte man ankommen, in einem Gewölbe ſollte er eingeſchloſſen werden, ohne daß die Einwohner irgend eine Kenntniß davon erhielten; die Dame des Schloſſes ſollte für ſeine Nahrung durch ein Paar vertraute Männer ſorgen. Als ich dieſen Beſchluß erfuhr, lachte ich zuerſt und ſah ihn für einen phantaſtiſchen Traum an, keineswegs für eine That, die man wirklich unternehmen wollte. Aber bald erfuhr ich durch v. H. ſelbſt, daß man in der That ernſte Vorbereitungen traf. Herr v. H. war der Hauptanführer und gefiel ſich ungemein in der Rolle, die er ſpielen ſollte. Ich ſuchte ihm begreiflich zu machen, wie gering die Wahrſcheinlichkeit des Gelingens war. „Wenn aber, ſtellte ich ihm vor, wie faſt mit

Gewißheit vorausgeſetzt werden kann, die Sache mißlingt, ſo iſt bei der Gefahr, in welche Sie das Land durch eine ſo unbeſonnene That ſtürzen, von Ihrem und Ihrer Theilnehmer Untergange gar nicht die Rede. Sie haben dann die mögliche Kühnheit gefährlicher Aufſtände dem Feinde ganz nahe gerückt; eine ſolche That ließe ſich ſelbſt dann kaum entſchuldigen, wenn ſie getragen würde von einem im ganzen Lande ſchon organiſirten Aufſtande; als iſolirte That, die den ruhigen und unvorbereiteten Einwohner der Erbitterung des Feindes preis giebt, iſt ſie gewiſſenlos. Aber ſelbſt, wenn ſie, was völlig unwahrſcheinlich iſt, gelänge, wenn der König glücklich und ohne daß man die Spur verfolgen könnte, in einem geheimen und nie zu erforſchenden Orte gefangen ſäße, was wäre dadurch gewonnen? Jerome iſt ein durchaus unbedeutender Menſch, hat vor ſeiner Thronbeſteigung nie eine politiſche Rolle geſpielt. Das Verſchwinden eines ſolchen Königs von geſtern iſt nach kurzer Zeit vergeſſen, und wenn Napoleon nicht durch die Familieneitelkeit einen Bruder auf dem Throne erhalten kann, ſo wird er die freie Wahl unter den Tüchtigſten haben; unter den gegenwärtigen Umſtänden aber iſt der unbedeutendſte und unfähigſte König ja eben der wünſchenswertheſte." Dieſe Vorſtellung ſchien zwar einen Eindruck auf ihn zu machen, aber ſeine Tollkühnheit und Unbeſonnenheit waren mir nur zu bekannt. Der Tag der Ausführung, im Februar 1809 (irre ich nicht, der 28ſte) war ſchon beſtimmt. Ich fand es für nothwendig, den Grafen Chaſſot durch einen Eilboten von der Sache in Kenntniß zu ſetzen. v. H. erhielt den Befehl, unverzüglich in Berlin zu erſcheinen, und erhielt da auf einige Zeit Stadtarreſt.

Einſt kam Graf Chaſſot ſelbſt nach Halle. Er hatte da eine verheirathete Schweſter. Es war kurz vor den Ereigniſſen, die jetzt erwähnt werden ſollen, und ich fing an, die große Bedeutung der Gegenwart zu begreifen. Ich war eben im Begriff, meinen Schwager zu beſuchen, und führte Chaſſot in die dort verſammelte Geſellſchaft. Ich erwähne dieſes Umſtandes, weil er ſpäter drohte, mir gefährlich zu werden.

Faſt zu gleicher Zeit erhielt ich die Nachricht von der Dörnberg'ſchen bevorſtehenden Inſurrection und von Schills Erſcheinen an der Elbe. E. war Schleier=

machers vertrauter inniger Freund; er war mit den geheimen Unternehmungen bekannt, man mußte ihn wohl als das ordnende und alle Verhältniſſe überſchauende Princip derſelben betrachten. Auch der Beſonnenſte und Kühlſte durfte wohl bei dem Ausbruche des Krieges vorausſetzen, daß ein kühner Entſchluß Preußen zur Theilnahme an demſelben reizen konnte. — Dieſen Entſchluß wo möglich zu befördern, mußte eben die bedeutendſten Männer reizen. Scharnhorſt und Gneiſenau ſtanden im Hintergrunde, leiteten das Ganze, und ſuchten auf die Umgebung des Königs, ja auf ihn ſelbſt einen Einfluß zu gewinnen; aber auch eine bedeutende Bewegung in den eroberten Provinzen konnte die Sache befördern. C. war nach Heſſen gereiſt, um ſich mit den dortigen Verhältniſſen bekannt zu machen; zwei Tage vor dem Ausbruch der dortigen Inſurrection hatte er mit Dörnberg ein geheimes Geſpräch in Caſſel. C. war ſchon früher bei mir geweſen; der traurige Zuſtand des Landes war der einzige Gegenſtand unſeres Geſpräches, und er wagte es, wie ich, die Hoffnung auf eine nahe Befreiung feſtzuhalten. Jetzt erſchien er wieder, als eine nahe liegende Hoffnung verſchwunden war; und ſo lernte ich den Mann kennen, der berufen war, eines der großartigſten Ereigniſſe der deutſchen Geſchichte zu ordnen und zu leiten, die ſchwierigſten Verhältniſſe zu lenken und im hohen Maaße ein Werk, welches Deutſchlands Zukunft auf immer eine unveränderliche Richtung gab, zu fördern. E. bekleidet jetzt eine der höchſten Stellen im Staate.

Da der Schill'ſche Zug ſo oft Gegenſtand der Darſtellung geweſen iſt und ich ſelbſt Alles, was dieſen Zug veranlaßt, ſo wie das Schickſal ſeines kleinen Heeres nur aus der zweiten Hand kenne, ſo will ich hier nur das berühren, was in meine perſönlichen Verhältniſſe eingriff.

Unter meinen damaligen Zuhörern waren zwei, die eben ſowohl durch ihren Geiſt, ihren wiſſenſchaftlichen Eifer, wie durch ihre lebendige nationale Geſinnung meine Zuneigung in hohem Grade beſaßen, und mir einen wahren Troſt in der wiſſenſchaftlichen Wüſte, in welcher ich lebte, gewährten. Es war der nach dem Kriege in Halle ſtudirende v. Williſen, jetzt General-Major und Brigadier, und unſer Profeſſor Stuhr. Der erſte ſtudirte mit vielem Eifer. Auf einer Kadettenakademie erzogen, und von Kindheit an für den Militairſtand beſtimmt, ſuchte er jetzt in ſeinem neunzehnten Jahre die Kenntniß der alten Sprachen mit vieler Anſtrengung ſich zu erwerben. An meinen Vorträgen nahm er den lebhafteſten Antheil.

Stuhr, der in Heidelberg die Jurisprudenz getrieben hatte, hier aber von einer Neigung zu philoſophiſchen Studien ergriffen wurde, war meinetwegen nach Halle gekommen, und verband hier das Studium der Naturphiloſophie mit dem der Geſchichte. Es war ihm mit ſeinen Studien und philoſophiſchen Unterſuchungen völliger Ernſt, er vertiefte ſich ganz in dieſe, und ich ſah bald im voraus, daß er ſich durch mannigfaltige Gelehrſamkeit auszeichnen würde; alle ſeine Aeußerungen, die er mit einer gewiſſen Heftigkeit vorbrachte, trugen das Gepräge jener etwas ſtrengen Originalität, die ſich in allen ſeinen Schriften zeigte. Auf den Univerſitäten, auf welchen er früher ſtudirte, hatte er mancherlei Händel gehabt, und zwar, weil er ſeine Selbſtändigkeit behaupten wollte. Die Lebhaftigkeit, mit welcher er, was ihm tadelnswerth erſchien, zu bekämpfen ſuchte, und die er, ſeiner Eigenthümlichkeit nach, nicht zu unterdrücken vermochte, erlaubte ihm nicht, den Studentenverbindungen gegenüber, gleichgültig zu bleiben, und da er an dieſe ſich durchaus nicht anſchließen wollte, war er zuweilen genöthigt, ſeine Unabhängigkeit durch Kampf zu behaupten. Dieſe frühere Epoche ſeines Lebens war jetzt verſchwunden und er lebte ganz ſeinen Studien.

Als die Nachricht von Schills Ankunft an der Elbe nach Halle kam, gerieth die ganze Stadt in die lebhafteſte Bewegung. Schills Namen hörte man von allen Lippen; ſeine frühere Thätigkeit während des Krieges hatte ihn zum Manne des Volkes gemacht, und mancherlei Hoffnungen von einem bevorſtehenden Befreiungskriege wurden lebendig. Viele glaubten, es würde jetzt eine Kriegserklärung erfolgen, der König, der in allen Herzen noch immer der unſrige war, würde ſich mit dem Kaiſer von Oeſtreich verbinden; und in der That würde ein wahrer Volkskrieg entſtanden ſein, hätte Preußen ſich damals erklärt. Ich war von Schills Zug und von der Beſchaffenheit deſſelben, theils durch v. H., theils durch unmittelbare Nachrichten aus Berlin, wohl unterrichtet, und theilte dieſe Hoffnung keineswegs. Wenige Tage vorher erfuhr ich aus Caſſel, wie der Dörnberg'ſche Aufſtand in ſeiner Entſtehung unterdrückt war. Auch mit den

Vorbereitungen zu dieſem Kampfe war ich durch Martin bekannt geworden. Der Oberſt von Dörnberg ward von jenem innern Kampf ergriffen, der, ſo rein der gefaßte Entſchluß auch ſein mochte, bei einem ſo durchaus redlichen und wahrhaften Manne nie ganz zu unterdrücken war, der aber hier durch beſondere Verhältniſſe erſchwert wurde. Er hielt indeſſen den großen Entſchluß, zur Befreiung ſeines Vaterlandes thätig zu ſein, feſt; durch Verrath war aber das bis dahin bewahrte Geheimniß kund geworden. Die Truppen in der Stadt, auf die er ſich verlaſſen zu können glaubte, wurden ſchwankend, die heranrückenden bewaffneten Bauern wurden irre geführt, und beſonders beklagte ſich von Dörnberg über Martin, der ihn in dem bedeutendſten und entſchiedenſten Augenblicke im Stiche ließ. Es gelang dem Oberſten, noch zur rechten Zeit verkleidet zu entfliehen. Noch am zweiten Tage war er in Gefahr, ergriffen zu werden. Er ward erkannt, und rettete ſich nur durch ſeine Geiſtesgegenwart.

Dieſe traurige Nachricht hatte ich ſchon erhalten, als Schills Nähe angekündigt wurde. Proclamationen wurden, nachdem ſeine Truppen über die Elbe geſchritten waren, allenthalben angeſchlagen. Man forderte die kampffähige Jugend auf, ſich an die Truppen anzuſchließen; man wandte ſich mit Wärme an die deutſche Geſinnung. „Ihr werdet,“ ſo hieß es, „zwar kein Handgeld erhalten, dagegen aber als Männer von Ehre behandelt werden. Alle entehrenden körperlichen Strafen ſind unter uns verſchwunden, und wir rechnen auf die ehrenhafte deutſche Geſinnung.“ Eine meiner jüngeren Schwägerinnen, damals etwa 17 Jahr alt, äußerte ſich, als ſie den Inhalt der Proclamation erfuhr, zu meinem Erſtaunen darüber folgendermaßen: „Handgeld und Prügel erhalten ſie nicht; das iſt es ja eben, was das Volk haben will und bedarf.“ Von dem rohen Haufen, der doch die Hauptmaſſe in einem ſolchen Kampfe ausmacht, gilt dieſer Ausſpruch in einer gewiſſen Rückſicht nur zu ſehr. Ich ſelbſt hatte, indem ich mit mancherlei Menſchen in Berührung kam, nicht ſelten mit einiger Beſchämung erfahren, in welche Geſellſchaft ich gerathen war. Die Aeuſſerung des jungen Mädchens war ohne allen Zweifel ein Wiederklang von manchen Urtheilen, die ſie früher vernommen hatte. In ihrem Munde mußte ſie mich freilich überraſchen. Es iſt die eine Seite, die trübe des Lebens, die ſich allenthalben immer hervordrängt, wo eine mächtige Begeiſterung eine Maſſe ergreift. Unter ſolchen Umſtänden giebt es nichts Großes und Gewaltiges, was nicht, in der vereinzelnden Nähe betrachtet, aus Schlechtem und Armſeligem zuſammengeſetzt ſcheint. Aber dieſe Betrachtungsweiſe ſelbſt hat einen eben ſo geringen Urſprung. Ich ſollte veranlaßt werden, ſie in ihrer Erbärmlichkeit in der Nähe zu beurtheilen, gerade als die größte That in flammender Begeiſterung ein ganzes Volk in Bewegung ſetzte. Hier fanden ganz andere Rückſichten ſtatt, die das Volk verhinderten, ſich an den kühnen Schill anzuſchließen. Wer von dem Zuge genauer unterrichtet war, und von Schills Stellung — und das waren wohl nicht ſo ganz Wenige und eben diejenigen, die auf eine Menge der geringeren Leute einen beſtimmten Einfluß ausübten — fand ſich, wie rein und deutſch ſeine Geſinnung auch war, verpflichtet zu warnen. Der größte Theil der Einwohner erwartete aber das Wort des Königs und blieb bis dahin ſtill. Daß die Zahl der eigentlichen Lumpen nicht gering war, verſteht ſich von ſelbſt; dieſe Feigen, vielleicht im Geheimen ſelbſt mit dem Feinde Verbündeten, werden nur da mit fortgetrieben, wo der entſchiedene Strom der mächtigen Begeiſterung ſie mit ſich reißt.

Unter dieſen Umſtänden war es nun höchſt traurig, wahrzunehmen, wie die tapfere Schaar der Schill'ſchen Truppen das Land durchzog, ohne daß irgend Jemand ſich an ſie anſchloß. Das loſe Geſindel, welches ſich hier und da andrängte, begründete keine Hoffnung, und Schill's Betragen unter dieſen Verhältniſſen ſtand in einem ſeltſamen Widerſpruche mit ſeinem öffentlich angeſchlagenen Aufruf, beſonders dann, wenn begeiſterte junge Leute, die ſich an ihn wandten, wie wir ſehen werden, abgewieſen wurden.

Eine Schwadron Cavalleriſten, angeführt von dem Rittmeiſter Brunnow, kam nach Halle. Schill's Truppen gehörten zu den ſchönſten und tüchtigſten des preußiſchen Heeres. Man ſah es ihnen an, daß Einer für Alle und Alle für Einen da waren. Die ruhige ſchöne militairiſche Haltung, die zuverſichtliche Bewegung, mit welcher ſie durch die Straßen fortſchritten, einem Leibe ähnlich, deſſen Glieder nicht durch äußern Zwang, ſondern durch ein inneres Lebensprincip auf eine anmuthige und ſichere Weiſe geleitet werden, wirkte wunderbar auf das Volk. Man jauchzte den kühnen Kriegern zu, aber es war nur zu ſichtbar, daß hinter dieſem Jubel eine ängſtliche Empfindung ſich vordrängte. Meine Schwägerin Luiſe, die ſich gern phantaſtiſch einem jeden ſchönen Eindruck hingab, jubelte, als die Schwadron an unſerer Wohnung vorbeiritt, und ſah ſchon den mächtigen Eroberer bezwungen und beſiegt.

Einer der Offiziere der Schwadron, Herr v. R., hatte einen Auftrag an mich. Er ließ mich wiſſen, daß er mich zu ſprechen wünſche, und wir trafen uns zu einer beſtimmten Stunde in dem wenig beſuchten botaniſchen Garten. Ich hielt es doch für nothwendig, meiner Sicherheit wegen eine ſolche Zuſammenkunft ſoviel wie möglich geheim zu halten. Seine Frage an mich hatte ich erwartet, und mich auf die Antwort unter ſchweren Kämpfen vorbereitet. Allerdings hatte die Erſcheinung Schill's an der Elbe auf mich einen großen Eindruck gemacht; die Verſuchung, entſchieden hervorzutreten und die Studirenden aufzufordern, ſich zu bewaffnen, wie ſie es vermochten, und ſich an Schill anzuſchließen, trat mir lockend entgegen, aber ſeine Lage war mir bekannt. Ich wußte, daß in Schill's Nähe beſonnene Männer angekommen waren, die ihn gewarnt hatten, daß er ſelbſt den Entſchluß gefaßt, mit ſeinen Truppen allein den gefährlichen Kampf zu beſtehen, und daß die Frage, die an mich erging, nur ein letzter Verſuch war, auf deſſen Mißlingen man rechnete, ja es wohl wünſchte. v. N. fragte mich, ob er auf ein entſchiedenes Anſchließen von der Mehrheit der Studirenden rechnen könne. Ich ſtellte ihm vor, daß ein ſolches Anſchließen nur dann möglich wäre, wenn man über die Abſichten Schill's vollkommen im Klaren wäre. Allgemein erwartete das Volk, daß die preußiſche Armee den Schill'ſchen Truppen folgen würde, und wenn es ſich in dieſer Erwartung getäuſcht ſähe, würde keiner, auch kein Student folgen. Glaubt Schill, fuhr ich fort, es wagen zu können, gerade auf Kaſſel loszugehen, dann halte ich es für möglich, auch dort den Aufſtand wieder zu erneuern, die Truppenanzahl iſt in Heſſen nur gering, und ein zuverläſſiger Freund iſt ſchon nach Heſſen geeilt, um die Kunde von Schill's Uebergang über die Elbe dort hinzubringen. In dieſem Falle und wenn das Vorrücken gegen Kaſſel ſchnell und plötzlich ſtattfände, wenn man erfahren ſollte, daß Kaſſel wirklich überrumpelt wäre, würde eine allgemeine Bewegung auch wohl hier ſtattfinden, und die Jugend, von dem Strome der Begeiſterung hingeriſſen, kaum auf den Rath des beſonnenen Alters achten; ſollte aber, wie ich gehört hatte, Schill die Abſicht haben, mit ſeinem Zuge nach Norden vorzudringen, um auf die engliſchen Schiffe in der Oſtſee ſich zu retten, ſo würde er ohne allen Zweifel ſelbſt ſo gewiſſenhaft ſein, ein jedes Anſchließen kampfluſtiger Männer abzuweiſen.

In der That träumte ich ſelbſt von der Möglichkeit, mit den Studirenden in Halle mich an Schill anzuſchließen, aber ich hatte Erfahrung genug, um keine Ausſicht auf irgend einen Erfolg vorauszuſetzen. Sieveking, der jetzige Syndikus in Hamburg, hatte die Univerſität Göttingen verlaſſen und uns eben in Halle beſucht. Er war ein in jeder Rückſicht ausgezeichneter junger Mann, für Deutſchlands Rettung in gleichem Sinne begeiſtert wie ich; was hier gerettet werden ſollte, war auch ihm der goldene Keim einer geiſtigen Zukunft; und in der That die enger Verbündeten meiner Umgebung, Blanc, v. Williſen, Stuhr theilten meine Anſicht. Wir alle ſahen ein, daß dieſe Wiedergeburt eines mächtigen Staates von Preußen ausgehen müßte, und waren entſchloſſen, für ſie Alles zu wagen. Sieveking war zu Pferde nach Halle gekommen, und auf die erſte Nachricht von dem Schill'ſchen Zuge eilte er nach Göttingen, um von da aus mit ſeinen Freunden die Kunde in Kaſſel allenthalben zu verbreiten. Er war auf dieſer Reiſe nicht ohne Gefahr. Er erſchien ſchon als ein Verdächtiger, ſobald die Nachricht von dem nördlichen Vorrücken der Schill'ſchen Truppen ihn erreichte, ſo daß er die Nutzloſigkeit ſeiner Abſicht einſah, und er entkam ſeinen Verfolgern auf ſeiner Reiſe nach Hamburg nur mit Mühe.

Noch eine dritte Unternehmung, die mit Dörnbergs Inſurrection und mit dem Schill'ſchen Zuge in Verbindung ſtand, war mißlungen. Es war Katte's Verſuch, Magdeburg zu überrumpeln. Ein Ereigniß, welches ich nur im Vorübergehen erwähne, weil ich es nur ſehr unvollſtändig kannte.

In der That habe ich es ſpäter bedauert, daß Schill nicht gewagt hatte, gerade auf Kaſſel loszugehen. Die Schlacht bei Eckmühl, das Vorrücken des ſiegenden Kaiſers nach Wien hatte freilich eine jede keimende Hoffnung im nördlichen Deutſchland zerſtört;

die weſtphäliſche Regierung hatte es nicht unterlaſſen, dieſen entſcheidenden Sieg in den Städten des Landes durch Anſchläge an den Straßenecken zu verkündigen, und daß dadurch ein allgemeines Schrecken bei der Erſcheinung der Schill'ſchen Truppen entſtand, war natürlich; würde man doch ſelbſt ein Vorrücken der ganzen preußiſchen Armee in dieſem Augenblicke kaum gebilligt haben. Aber wenige Tage ſpäter gerieth Napoleon ſelbſt durch die verlorene Schlacht bei Aspern in eine höchſt bedenkliche Lage. Die Berichte von dieſer Schlacht und ihren Erfolgen kamen durch Böhmen ſchnell nach dem nördlichen Deutſchland. Eine allgemeine Bewaffnung daſelbſt mußte von Preußen aus unterſtützt werden; alle Gegenden waren faſt von franzöſiſchen Truppen entblößt. Leicht errungene Siege über dieſe in ihren zerſtreuten Standquartieren, würden den Muth und die Zuverſicht des bewaffneten Volkes, welches gewohnt iſt, bei ſolchen Gelegenheiten kleine Erfolge einem großen bedeutenden Siege gleich zu ſchätzen, geſtärkt haben. Napoleon vermochte damals kaum eine bedeutende Truppenmaſſe nach ſo entfernten Gegenden hinzuſchicken. Wer weiß, wie weit ſich der Strom der Begeiſterung verbreitet haben würde, wenn er erſt die engeren Ufer überſtieg. Unter ſolchen Verhältniſſen konnte der König von Preußen ſeine eigenen alten Unterthanen und das nördliche Deutſchland nicht preisgeben. Wenn dieſe Bewegung allgemein, der König von Weſtphalen aus ſeiner Hauptſtadt vertrieben worden wäre, würde Napoleon, eben beſiegt, genöthigt ſein das Heer zu theilen, und die Wahrſcheinlichkeit, es durch den gemeinſchaftlichen Volkskampf der Oeſtreicher und Preußen zu ſchlagen, lag nahe.

Später grübelte ich oft über dieſe verſchwundene Hoffnung und hatte Gelegenheit genug, Gott zu danken, daß ſie nicht in Erfüllung gegangen. Die rohen Elemente einer zerſtörenden Volksbewegung waren ſeit zwanzig Jahren genährt; das ſiegende Volk würde in wilder Bewegung ſich erhoben, und das in ſich zerriſſene Deutſchland eine Revolution furchtbarer Art erlebt haben.

Während dieſer Zeit war alle gewöhnliche Ordnung in meinem Hauſe aufgelöſt, und obgleich die Frauen von unſerem geheimen Treiben nicht unterrichtet waren, mußten ſie es doch ahnen; denn alle Augenblicke ward ich zu einem geheimen Geſpräch abgerufen. Männer kamen und gingen, und eben das Geheimnißvolle vergrößerte die Angſt.

Stuhr und v. Williſen entſchloſſen ſich, Schill aufzuſuchen. v. Brunnow hatte nach einem kurzen Aufenthalte in Halle ſich durch das Ulrichsthor entfernt, zog auf der Chauſſee nach Magdeburg zu und hielt bei einer großen Breyhan-Brauerei, in einiger Entfernung von Halle, an. Hier fand ihn Stuhr, ohne ſogleich vorgelaſſen werden zu können. Er mußte eine kurze Zeit im Vorzimmer warten, während Brunnow ein eifriges Geſpräch mit einigen Männern aus der Gegend unterhielt. Im Vorzimmer befanden ſich zwanzig bis dreißig Perſonen, theils junge Gärtner, theils junge Bauerburſchen, hauptſächlich aber Jäger, alle von den naheliegenden adligen Gütern. Sie wünſchten ſämmtlich den Zug mitzumachen. Mit großer Ruhe und eben ſo entſchiedenem Ernſte weigerte ſich Brunnow, irgend einen in ſeine Schaar aufzunehmen. Es war klar, daß Schill ſelbſt und ſeine Offiziere einſahen, wie ihr ganzer Plan mißlungen war. Es blieb ihnen nichts übrig, als die braven Truppen, wenn es möglich wäre, für zukünftige Kämpfe zu retten. Zurückgehen nach Berlin konnten ſie nicht mehr, denn der König wäre genöthigt geweſen, ſtrenge gegen ſie zu verfahren, nach dem was geſchehen war. Es war nicht Furcht vor den gefährlichen Kämpfen, die ſie erwarten mußten, vielmehr die Ueberzeugung, daß ſie nun als Aufrührer ihrem Könige gegenüber ſtanden, was ihre Unternehmung lähmte und ihnen ſelbſt das Herz brach. Mit einer glänzenden Hoffnung fing der Zug an, jetzt waren ſie in ihrem Vaterlande geächtet, nur durch eine wohl zu entſchuldigende Täuſchung, nicht durch verbrecheriſche Geſinnung. Wahre Verbrecher wären ſie aber geworden, wenn ſie nun noch Theilnehmer für ihre That an ſich gelockt hätten. Stuhr, der jetzt die ganze Stellung des kleinen Heeres einſah, bewunderte die ruhige Haltung des Kriegers. Er wies Alle zurück und als Stuhr vorgelaſſen wurde, bemühte ſich Brunnow, etwa eine Viertelſtunde lang, auf eine kurze und bündige Weiſe, ohne ſich auf weitläufige Auseinanderſetzung einzulaſſen, ihm abzurathen. Seine Ehre, äußerte er, und ſein Gewiſſen erlaubten es ihm nicht, ihn in ſeine Schaar aufzunehmen. Er könne ja, meinte Brunnow, noch einige Tage warten, und ſpäter, vielleicht unter günſtigeren Umſtänden, ſich anſchließen. Stuhr kam bald nach Halle zurück; wir ſahen ein, daß alle Hoffnung, die durch Schill erregt wurde, verſchwunden war, und dieſe verwandelte ſich von jetzt an nur in eine ſchmerzhafte Theilnahme für den kühnen Helden und ſeine muthige Schaar.

v. Williſen hatte ebenfalls Schill aufgeſucht. Als er ihn ſprach und die ganze Lage erfuhr, war er entſchloſſen, ihm nicht zu folgen, ſetzte ſeine Gründe auseinander und erklärte ſeine Abſicht entſchieden. Man hatte aber erfahren, daß mehrere Tauſend weſtphäliſche Truppen ſich in der Nähe von Magdeburg verſammelt hatten, um Schill anzugreifen. Sie durften in ihrer damaligen Lage die Gegner nicht zählen. Nur zwei Wege ſtanden ihm offen, beide gleich glorreich, beide als ermunterndes Beiſpiel für die Zukunft gleich wichtig; ſie mußten ſterben, oder ſich durchſchlagen. Sie erwarteten den Tag darauf eine Schlacht. Williſen war preußiſcher Offizier; vor dem Tage der Schlacht konnte er ſich nicht zurückziehen. „Ich halte meinen Entſchluß feſt, ſagte er, ich trenne mich von euch, denn meine Ueberzeugung iſt nicht leichtſinnig erworben, aber an der bevorſtehenden Gefahr muß ich

Theil nehmen.“ Der Tag kam, das Gefecht bei Dodendorf fand ſtatt und Wulſen focht mit.

In Spannung und Unruhe verlebte ich die Tage. Der Bericht von Napoleons Sieg bei Eckmühl war an den Straßenecken angeſchlagen; daneben las man die Steckbriefe, durch welche die Anführer des heſſiſchen Aufſtandes verfolgt wurden. Die Todesſtrafe war verhängt über einen Jeden, der ſie beherbergen, verbergen oder ihre Flucht zu fördern wagte.

Einige Freunde brachten den Abend bei mir zu. Meine Schwiegermutter und Schwägerin und noch einige Freundinnen waren da. Der einzige Gegenſtand, der unſere Seele erfüllte, bildete auch den Inhalt der Geſpräche. Ich wurde herausgerufen; es war Jemand da, der mich ſprechen wollte; es war Martin; er war in dem Steckbriefe als Hauptverräther genannt und bezeichnet. Ich war nicht ſehr überraſcht, denn ich hatte vermuthet, daß er ſeine Zuflucht zu mir nehmen würde. Vier andere Anführer des Aufſtandes wie er, waren in Paſſendorf im Gaſthofe zurückgeblieben. Er wünſchte bei mir die Nacht zuzubringen und hoffte durch mich für ſich und ſeine Freunde Gelegenheit zu finden, ſich über die weſtphäliſche Grenze nach Deſſau zu retten, von da wollten ſie nach Berlin reiſen, wo ſie ſich noch am ſicherſten glaubten. Ein Entſchluß mußte bald gefaßt werden, jede Stunde brachte augenſcheinliche Gefahr. Ich ſchickte eilig zum Bruder meines Schwagers Steltzer. Dieſer war Procureur du Roi, der vermöge ſeiner Stellung verpflichtet war, die Fliehenden, wo er ſie fand, gefangen zu nehmen und die etwa mit dieſen Verbündeten zur Rechenſchaft zu ziehen. Sein Bruder war als Beamter bei der weſtphäliſchen Unter-Präfectur angeſtellt. Aber ich wußte, wie ſehr ich mich auf ihn verlaſſen durfte. Er hatte ſchon bei meinem erſten Auftreten in Halle mir eine perſönliche Zuneigung gezeigt, die ich nie vergeſſen werde. Er war mit meinen geheimen Verbindungen bekannt, und auch ſeiner Geſinnung nach geneigt, Alles zu wagen. Er iſt jetzt Oberregierungsrath in Potsdam und wird ſich ohne allen Zweifel jener ereignißvollen Tage mit Intereſſe erinnern. Sein Schwager war Bartels, der Pächter von Giebichenſtein, dieſer anſehnlichen Domaine. Ich erſchrak faſt, als Steltzer herbeieilte, und mir vorſchlug, Bartels aufzufordern, den Wagen zur Flucht der Verfolgten herzugeben. Ich bedachte ſeine Lage und wie er bei einer nicht ganz unwahrſcheinlichen Entdeckung ſeinen Beſitz, ſeinen Reichthum in Gefahr brachte und nicht ſo ſchnell fliehen konnte, wie ich etwa. Er eilte nach Giebichenſtein, auf meine Einwendungen wollte er nicht hören, er war der Geſinnung unſeres beiderſeitigen vertrauten Freundes völlig gewiß.

Indeſſen fand ich für nothwendig, Martin in die Geſellſchaft einzuführen. Ich gab ihm einen andern Namen, und ließ ihn eintreten. Martin fiel beim erſten Anblick auf; er hatte ſtark blondes und dünnes Haar, ſein Geſicht hatte die feine Haut der Blonden und war geröthet; daß er von einer fortdauernden Angſt ergriffen, tief in ſich verſunken, da ſaß, war natürlich. Das geheime Geſpräch hatte lange gedauert und erſchien in einer ſolchen Zeit bedenklich; er zog die Aufmerkſamkeit der ganzen Geſellſchaft auf ſich. Die Befangenheit, mit welcher er erſchien, das Schrecken, die Erſtarrung ſeiner Züge mußte Jedermann auffallen. Der erdichtete Name konnte kaum ſeine wahre Lage verbergen. Ich mußte meine Frau bei Seite rufen und ihr den Auftrag geben, in Grimms Stube (dieſer war nach Berlin gereiſt) ein Nachtlager für den Gaſt zu beſorgen. Der Kaffee mußte früh Morgens vor 4 Uhr bereit ſein. Dieſes geheime Geſpräch mit meiner Frau ſteigerte die dunkle Ahnung von einer großen Gefahr, die mit der Gegenwart des räthſelhaften Fremden verbunden ſein müſſe. Vergebens ſuchte ich das Geſpräch auf gleichgültige Gegenſtände zu lenken, vergebens nahm ich mich zuſammen und ſuchte die Unterhaltung zu beleben. Eine verhängnißvolle Befangenheit herrſchte in der Geſellſchaft. Da hörten wir Jemand die Treppe mit ſtarken Schritten herauf eilen, die Thüre ward ſchnell eröffnet und v. Williſen trat herein, er kam unmittelbar von dem Schlachtfelde bei Dodendorf.

Des Morgens früh, die Sonne war noch nicht aufgegangen, ſchritt ich mit Martin durch die ſtillen Straßen. Als wir über die lange Saalbrücke nach Paſſendorf gingen, erblickten wir zwei Männer, die uns entgegenkamen. Der ſtillſchweigende, geängſtigte Martin begrüßte ſie; ich war erſtaunt, ja nicht ohne Furcht. Mit wenigen traurig klingenden Worten wurde der Gruß erwidert; auf mich warfen die Fußgänger einen ängſtlichen Blick. „Wo geht ihr hin?“ fragte Martin, „mein Begleiter iſt ein Freund, der meine Flucht nach Berlin fördern will.“ — „Wir wollen ſuchen, Böhmen zu erreichen,“ ward geantwortet; „Gott geleite euch,“ ſagte Martin, und die beiden Reiſenden gingen ſtillſchweigend weiter. Es waren zwei durch Steckbriefe verfolgte Theilnehmer der Inſurrection, und dieſes Begegnen der Verbündeten, dieſes verhängnißvolle Verſchwinden in entgegengeſetzter Richtung, dieſe troſtloſe Trennung nach einem kurzen Gruß erſchien mir, ich geſtehe es, furchtbar, ja unheimlich.

In Paſſendorf fand ich die mit Martin entflohenen Anführer. Ueber einſame Felder und auf Fußſteigen fortſchreitend, erreichten wir Giebichenſtein. Bartels erwartete uns. Ein willkommenes Frühſtück, eilig genoſſen, ſtärkte die Fliehenden; der Wagen hielt vor der Thür, die Fliehenden beſtiegen ihn, und der Kutſcher meines Freundes in ſeiner Livree ſaß auf dem Bocke. Es ſchien gewagt, und war dennoch auf jeden Fall das Sicherſte. Wurde der Wagen angehalten, ſo konnte der Eigenthümer deſſelben doch nicht verborgen bleiben, und die bekannte Livree ſchützte gegen eine Unterſuchung. Die Fliehenden kamen glücklich nach Deſſau, und Martin hielt ſich in Berlin lange bei meinem Freunde Reimer auf.

Einige Wochen ſpäter kam ſeine Frau und blieb einige Tage bei uns. Sie ſchien mir bei weitem entſchloſſener als der Mann. Dieſer befand ſich getrennt von ſeinem Vaterlande höchſt unglücklich, er ſehnte ſich zurück. Sein ſehr alter Vater, irre ich nicht, ein Prediger, vermittelte ſeine Zurückkunft; doch forderte man, daß er ſich auf Gnade und Ungnade ſtellen ſollte. Jetzt fand nun ein öffentlich hervorgehobenes, auf Effekt berechnetes franzöſiſches Schauſpiel ſtatt. Der alte Vater ſpielte eine Hauptrolle, und alle Zeitungen verkündigten die große Gnade ſeiner Befreiung. Seitdem iſt er mir aus den Augen verſchwunden, ſein ferneres Schickſal iſt mir durchaus unbekannt geblieben.

v. Williſen hatte die Kühnheit, nachdem er die Dodendorfer Schlacht mitgemacht hatte, noch einige Tage in Halle zu bleiben. Er ordnete ſeine Angelegenheiten, beſuchte Freunde und verbarg ſich durchaus nicht. Daß dieſes Benehmen keine Gefahr brachte, bezeugt auf eine entſchiedene Weiſe die herrſchende Stimmung in Halle. Wohl mochte unter den Einwohnern Einer ſein, der ſich um die neue Regierung ein Verdienſt zu erwerben wünſchte, wenn aber auch ein ſolcher in der Stadt lebte, ſo erlaubte ihm doch die herrſchende Geſinnung nicht, thätig hervorzutreten. Williſen trat in öſtreichiſche Dienſte und konnte noch, wie v. Varnhagen und v. Marwitz gegen Napoleon kämpfend, an der Schlacht bei Wagram Theil nehmen.

Nachdem dieſe glänzende Hoffnung, die doch einige Zeit hindurch mich bewegte, verſchwunden war, verſank mein ganzes Daſein eine Zeit lang in einen beunruhigenden brütenden Traum. Mit ängſtlicher Theilnahme verfolgten wir das Schickſal des kleinen geächteten Schill'ſchen Corps. Auch hier mußte ich das Schmerzliche erleben, daß däniſche Truppen von einem Krieger geführt, der zu den gebildetſten des vaterländiſchen Heeres gehörte, deſſen Bekanntſchaft ich während meines jugendlichen Aufenthaltes in Kiel gemacht hatte, den ich ſehr hoch ſchätzte, den traurigen Auftrag erhielt, Schill auf ſeiner Flucht zu verfolgen.

In dieſer unglücklichen Zeit kam mein jüngſter Bruder von einer Reiſe nach dem ſüdlichen Deutſchland, die er in Begleitung des jetzt noch lebenden General v. Berger, des Bruders meines früher erwähnten Freundes, gemacht hatte, zurück. Auch auf der Hinreiſe verweilten ſie einige Tage in Halle und der unerwartete Beſuch überraſchte und freute mich ſehr. Meinen Bruder, den mir ſo theuern, den einzig mir übriggebliebenen, ſah ich nun wieder, als die eben erzählten Ereigniſſe ſich näherten und erwartet wurden, und mir war es, als wäre er beſtimmt, mir eben in den wichtigſten Momenten meines Daſeins zu erſcheinen. Daß ich für ihn und ſeine Begleiter keine Geheimniſſe hatte, war natürlich. Die geheimen Unternehmungen und meine bedenkliche Lage bildeten einen Hauptgegenſtand unſeres Geſpräches, aber auch die Veranlaſſung ſeiner Reiſe war merkwürdig und bedeutend. Ich werde von dieſer ausführlicher reden, man erlaube mir aber zuerſt etwas rein Perſönliches zu berühren.

Als mein Bruder eben nach dem erſten Beſuch im Begriff war, ſich zu entfernen, wandte er ſich an mich. „Apropos,“ ſagte er, „ich habe den Reſt deiner Erbſchaft mitgebracht. (Man wird ſich erinnern, zu welcher gelegenen Zeit und unter welchen verhängnißvollen Ereigniſſen ich den größten Theil dieſer unerwarteten Erbſchaft ausgezahlt erhielt.) „Wie groß iſt die Summe?“ fragte ich freudig meinen Bruder; ſie betrug nach ſeiner Antwort, etwas über 200 Thaler, eine Summe, die mir in meiner damaligen Lage ſehr bedeutend erſchien und höchſt willkommen war. „Bring ſie mir morgen mit, ich kann ſie brauchen,“ ſagte ich. „Ich habe ſie bei mir,“ antwortete mein Bruder kurz und kalt und reichte mir zwei Louisd'or und einige Münze. „Und das iſt die ganze Summe?“ fragte ich. Sie war es wirklich. In Dänemark fand ein Zuſtand der Finanzen ſtatt, welcher der traurigen Zeit der Aſſignaten in der wildeſten Revolutionsepoche ähnlich war. „Du hätteſt,“ ſagte ich, „lieber Bruder, dieſes Spiel nicht mit einem Jeden wagen dürfen; eine ſolche Hoffnung täuſchend zu erregen, um ſie bald darauf wieder zu vernichten, würde viele Menſchen zur Verzweiflung bringen.“ Aber mein Bruder kannte mich. Ich lachte und ſteckte die kleine Summe ein; auch ſie war mir willkommen, ſo klein ſie war. Doch das harte Schickſal meines Vaterlandes ſchwebte mir mächtig vor der Seele. Das freudige und, wie mir ſchien, auf immer begründete Leben meiner Kindheit und Jugend war, wie alle Richtungen meines Daſeins in eine dunkle Nacht untergegangen.

Die Veranlaſſung zur Reiſe Bergers und meines Bruders war folgende: der König von Dänemark glaubte den öſterreichiſchen Krieg und ſein bedauernswerthes freundliches Verhältniß zu Napoleon für die kriegeriſche Ausbildung ſeines eigenen Heeres benutzen zu müſſen. Ein eigenhändiger königlicher Brief, an den Kaiſer gerichtet, enthielt die Bitte, daß es den Ueberbringern erlaubt ſein möchte, ſich an ſeinen Generalſtab, zu ihrer Belehrung anſchließen zu dürfen. Wahrſcheinlich war es zugleich die Abſicht des Königs, ſich dadurch bei dem Kaiſer zu empfehlen. Die Ausſtattung der Reiſenden, die anſtändig ſein mußte, erforderte eine für die Lage des Landes nicht unbedeutende Summe. Mir erſchien nun dieſe Reiſe faſt unheimlich. Mein Bruder theilte durchaus meine Geſinnung, war aber doch zu ſehr Militair, um meine Bedenklichkeit zu theilen.

Die beiden Freunde verließen uns und begaben ſich nach München. Der dort ſtationirte franzöſiſche Offizier hielt ſie da zurück, verhinderte die Reiſe nach

Wien, und übernahm es, den königlichen Brief zu beſorgen. Während dieſer Zeit konnte mein Bruder, von ſeinem Freunde begleitet, eine Reiſe nach der nördlichen Schweiz machen, und in München ward er von Schelling äußerſt freundlich empfangen. Noch jetzt erinnert ſich Schelling der Tage, die mein Bruder in ſeinem Hauſe zubrachte und die Art, wie er ſeiner gedenkt, hat mich mit wehmüthiger Freude erfüllt.

Die Reiſenden waren aus der Schweiz zurückgekehrt und mußten noch lange warten, bevor ſie eine Antwort aus Wien erhielten. Durch Berthier erfuhren ſie nun, daß der Kaiſer die Bitte des Königs rund abgeſchlagen hatte; ſie durften nicht ihre Reiſe nach Wien fortſetzen, der ganze Aufwand war unnütz verſchwendet, und ihr Herr und König auf eine beleidigende Weiſe behandelt.

Es war mir leider nur zu bekannt, auf welche demüthigende Weiſe Napoleon die mit ihm verbündeten Fürſten behandelte. Schon während meines Aufenthaltes in Holſtein hatte ich Gelegenheit, Manches darüber zu hören. v. Hammerſtein, Bergers Schwager, war der Geſandte des würdigen Herzogs von Oldenburg, der in dieſer bedenklichen Zeit ſo kühn die Abſichten des übermüthigen Siegers durchkreuzte. Dieſer wollte nämlich ihn von ſeinen Unterthanen trennen und anderswo entſchädigen. Der Herzog erklärte, daß er nur mit Gewalt von ſeinem Lande und den Einwohnern, die er liebe und für die er lebe, ſich trennen ließe, und Napoleon ward genöthigt, ſeinen Entſchluß aufzugeben. Hammerſtein hatte den Auftrag, dieſen entſchiedenen Beſchluß zu überbringen. Er traf Talleyrand in Warſchau. Dort gab dieſer Soirées, wo er deutſche Fürſten und von den abweſenden ihre Geſandten empfing. Talleyrand, deſſen eiſige Kälte empörend erſchien, nahm bald einen Fürſten, dann den Geſandten eines Andern bei der Hand, führte ihn nach einer Fenſtervertiefung, gönnte ihm etwa eine Viertel-Stunde Gehör, entließ ihn dann, um einen Andern auf die nämliche Weiſe zu behandeln, und ſo wurde das Schickſal der kleinen deutſchen Staaten beſtimmt.

Man erzählt, daß der Kaiſer in Karlsruhe das Schauſpiel beſuchte. In der Loge gegenüber ſtand der alte ehrwürdige Herrſcher des Landes, der Senior aller deutſchen Fürſten. Er hatte die Gewohnheit, die rechte Hand in dem zugeknöpften Rocke tragend, ruhen zu laſſen. Da erſchien ein kaiſerlicher Adjutant in ſeiner Loge und hatte die Frechheit, den alten Herrn zu bedeuten, daß eine ſolche Stellung dem Kaiſer gegenüber nicht geduldet werden könne. Dieſer zog die Hand langſam hervor, und ließ den Arm ſinken. Ich weinte vor Wuth, als ich dieſe Geſchichte vernahm; ich weiß zwar nicht, ob ſie genau ſo, wie ſie erzählt wurde, ſtattgefunden hat, aber ſie war weit verbreitet, erhielt ſich lange, und ich hörte ihr nie widerſprechen.

Mit welcher empörenden Geringſchätzung die in Erfurt verſammelten Fürſten behandelt wurden, iſt allgemein bekannt. Eine Menge von Geſchichten der Art wurden erzählt und waren inſofern heilſam, weil ein jeder Unterthan ſich in ſeinem Fürſten gekränkt fühlte. Wenn hier oder da durch den Einfluß der Revolution die treue Geſinnung und die Achtung, die dem Fürſten gebührt, bei einigen ſchwankend geworden wäre, Napoleon hätte kein beſſeres Mittel wählen können, um ſie wieder zu beleben und zu ſtärken. Auch die ſo behandelten Herrſcher, bis in das innerſte Heiligthum der Perſönlichkeit verletzt, konnten vielleicht, durch die harte Nothwendigkeit gezwungen, große Verluſte ertragen, aber Beleidigungen der Art, die das Innerſte, ja das Ewige der Perſönlichkeit verletzen; verlieren den Stachel nie, er ſtumpft ſich nie ab und iſt unvertilgbar wie die Perſönlichkeit ſelbſt.

Das iſt eine Erfahrung, die nur zu häufig überſehen wird. Aeußere Verluſte, ja ſelbſt einen harten Druck, wenn alle Mittel, ihn abzuwerfen, verſchwunden ſind, kann der Menſch am Ende ertragen, aber der Verſuch, durch verächtliche Behandlung die Perſönlichkeit zu vernichten, gelingt nie. Ueber äußern Druck und Verluſt klagt man laut, und ſcheint ſie unter keiner Bedingung dulden zu wollen: die verletzte Perſönlichkeit iſt ſtumm, aber ſie giebt den Haß und Kampf nie auf; nur der Verworfene, der ſich ſelbſt aufgegeben hat, kann Kränkungen dieſer Art vergeſſen. Iſt es wahr, daß die ganze Bedeutung der geſchichtlichen Entwickelung unſerer Tage in der immer tiefern Anerkennung beſtimmter freier Perſönlichkeiten beſteht, ſo muß man es nur bedauern, daß dieſer innere, unſichtbare, gefährliche Kampf auf eine unbeſonnene Weiſe ſo oft hervorgerufen wird, wo eine milde Anerkennung, die ſich nichts zu vergeben braucht, auf die leichteſte Weiſe tauſend Herzen gewinnen würde.

Mein Bruder und Berger verließen uns. Fünf Jahre ſpäter brachten die großen geſchichtlichen Ereigniſſe uns wieder zuſammen. Ich ſah ihn in Paris 1814 und ſeitdem nie wieder.

Nachdem dieſe ganze geheime Combination in allen ihren Richtungen verunglückt war, ſchien die Thätigkeit der geheimen Verbindungen eine Zeit lang völlig gelähmt, aber Herr v. H. ließ mir immer noch keine Ruhe. Er war der Polizei bezeichnet, trug noch ſeinen auffallend hellen Ueberrock, obgleich er wußte, daß man ihn verfolgte, und einige Male wagte er es ſogar, nach Halle zu kommen. Ein Mal wurde ich aufgefordert, Abends im Dunkeln zu einer beſtimmten Stunde vor dem Gaſthofe zum Löwen zu erſcheinen. Ein Wagen würde da halten, eine Dame ausſteigen, und wenn ſie von dem Marqueur ins Haus geführt wäre, ſollte ich in den Wagen hineinſteigen, ich würde ihn da finden. Ich erſchien, eine Verwandte hatte wirklich den Muth, ihn auf ſeiner gefährlichen Fahrt zu begleiten. Ich ſah die Dame in dem Gaſthofe verſchwinden. Als Alles ſtill war, ſchlüpfte ich in den Wagen hinein und fand v. H. Zwar verdroſſen mich, ich geſtehe es, ſeine häufigen, meiſt unnützen Beſuche, die mich großen Gefahren preisgaben, doch immer von neuem dachte ich mir es wenigſtens möglich, daß er mir bedeutende Nachrichten mitzutheilen hätte. Aber auch dieſes Mal erſchien mir die Zuſammenkunft völlig überflüſſig; ich erinnere mich nicht einmal des Gegenſtandes, des faſt ſtundenlangen Geſpräches: der Bediente meldete die Ankunft der Dame und ich ſchlüpfte aus dem Wagen heraus. Wahrſcheinlich hatte für ihn die romanhafte Art der Zuſammenkunft einen Reiz.

Ein anderes Mal erſchien er früh Morgens vor 5 Uhr. Das Haus war noch verſchloſſen, auf der Straße ſtehend, mußte er lange klopfen, und es geſchah auf eine ſo laute Weiſe, daß die Einwohner benachbarter Häuſer erwachten, und neugierig aus den Fenſtern ſahen. Da erblickten ſie nun den auffallend gekleideten Mann, und mir gegenüber wohnte ein junger Menſch, dem man, mit Recht oder Unrecht, ein geheimes Verhältniß zu den Franzoſen zuſchrieb. v. H's. Abſicht war, mir anzukündigen, daß der Herzog von Braunſchweig mit ſeiner Schaar durch Halle ziehen und Tags darauf eintreffen würde. Mir war kein Menſch dieſer Schaar bekannt. Ich fragte ihn, ob er für mich bei dieſer Gelegenheit einen Auftrag hätte, ob ich auf irgend eine erfolgreiche Weiſe thätig ſein könnte? Es war nicht der Fall. Der mir ſo gefährliche Beſuch war völlig überflüſſig. Damit er nicht noch ein Mal aus dem Hauſe tretend auffallen und genöthigt werden ſollte, eine der lebhafteſten Straßen der Stadt zu durchgehen, ſchloß ich ihm eine Gartenthür auf, die nach einer kleinen Gaſſe führte.

Einige Stunden ſpäter erſchien mein Schwager, der Königliche Procurator. Er erzählte mir mit Lebhaftigkeit, wie der gefährliche, der Polizei bezeichnete v. H. in Halle geweſen wäre. Er wäre zu Pferde angekommen, in einem Gaſthofe vor der Stadt abgeſtiegen, obgleich es ſehr früh war, nach der Stadt geeilt, wo er wohl einige Verbündete beſucht. Der Wirth habe ihn nicht gekannt, als er aber wieder zurückgekehrt, und eben das Pferd beſtiegen, habe jener durch einen Fremden erfahren, welcher gefährliche Gaſt bei ihm eingekehrt wäre. v. H. war zwar verſchwunden, aber er hielt es für ſeine Pflicht, den gefährlichen Beſuch der Obrigkeit anzuzeigen.

Graf Chaſſot, den ich ſelbſt, wie oben erwähnt, in eine Geſellſchaft bei meinem Schwager eingeführt hatte, war ebenfalls als das Haupt der geheimen Verbindung bekannt. Ich konnte nicht zweifeln, daß mein Schwager vermuthete, ja vielleicht wußte, daß v. H. bei mir geweſen war. Gewiß hatte er, da er von der Obrigkeit ſchnell herbeigerufen wurde, dieſe vermocht, eine jede Unterſuchung fahren zu laſſen. Die Abſicht ſeines Beſuches war aber wahrſcheinlich, mich zu warnen.

Kurz darauf erſchien Stelzer wieder, und erzählte, mir, wie Herr v. H. und Katte mit einigen anderen Offizieren geſucht hatten, die Bauern in der Umgegend des Harzes aufzuwiegeln. Sie wurden verfolgt; in den Defiléen in der Nähe der Stadt Hettſtädt war das Pferd des Herrn v. H. ſo erſchöpft, daß er abſteigen und zu Fuß entfliehen mußte. Er entkam zwar, aber ſein Pferd hatte man genommen, den Mantelſack mit wichtigen Papieren nach Halle gebracht und den Franzoſen übergeben. Dieſe Nachricht erſchreckte mich. Bei der mir ſo wohl bekannten Unbeſonnenheit v. H's. war es nur zu wahrſcheinlich, daß vielleicht einige meiner Briefe in dem Mantelſacke lagen; wenigſtens, daß in den Papieren meiner gedacht wurde. Ob nun wirklich ſolche mir gefährliche Papiere da waren und durch meinen Schwager vor der Auslieferung an die franzöſiſchen Behörden entfernt wurden oder nicht, habe ich bis dieſen Augenblick noch nicht erfahren. Glücklicher Weiſe erſchien ſeitdem Herr v. H. nicht mehr in Halle; ſein Bruder beſuchte mich ſpäter einige Male. Er ſelbſt floh nach England, ging nach Spanien, wurde hier durch ſeine Tapferkeit berühmt und fiel bei der Belagerung von Saragoſſa.

Nach ſeiner Entfernung war eine lange Zeit hindurch Alles ruhig. Das Corps des Herzogs von Braunſchweig blieb nur einige Stunden in Halle, und der Herzog nahm von da, wie allenthalben, wo er erſchien, die Bewunderung und die beſten Wünſche der Einwohner mit. Ich hörte, daß der preußiſche Offizier v. Oppen, der ſpäter im Kriege als einer meiner genaueſten Freunde erwähnt werden ſoll, vorzüglich zum glücklichen Erfolge ſeines kühnen Zuges durch das nördliche Deutſchland beitrug. Dieſer veranlaßte gar keine Aufregung irgend einer Art. Dieſen Zug, konnte das Volk, ſo wenig als Schills That, deren Zuſammenhang mit größeren Unternehmungen es nicht kannte, nicht richtig beurtheilen. Irgend eine bedeutende Hoffnung ward nicht an ſie geknüpft, und daher blieb Alles ruhig. Mit Oeſterreich wurde Friede geſchloſſen, und Napoleon war jetzt noch mächtiger in Deutſchland als früher; an einen Widerſtand war nicht zu denken.

Eine der nächſten traurigen Folgen der vorübergehenden Bewegungen war der Tod Johannes v. Müller's. Falſche Gerüchte von Volksbewegungen, beſonders in Halle und in der Umgegend, an welchen die Studirenden Theil genommen haben ſollten, erreichten Kaſſel. Jerome, ohne allen Zweifel, beſonders durch die Dörnberg'ſche Inſurrection beunruhigt und erbittert, ließ Müller kommen, warf auf ihn alle Schuld, und behandelte ihn auf die plumpſte Weiſe. Müller war hoffnungslos, unzufrieden und krank; ſein Amt war ein beſchwerliches; auf jedem Schritte, den er zum Vortheile der Univerſitäten thun wollte, traf er auf unüberwindliche Schwierigkeiten, ja auf kränkenden Verdacht. Er hätte vielleicht mehr erreichen können, wenn er mit Vorſicht entſchiedener hervorgetreten wäre. Denn er gehörte zu den wenigen deutſchen Gelehrten, ja war vielleicht der einzige, der Napoleon gewiſſermaßen imponirte. Sein Geſpräch mit ihm in Berlin ſchien einen guten Eindruck gemacht zu haben, und er ſtand unter Napoleons beſonderem Schutze. Aber unentſchieden und ſchwankend, wie er hervortrat, blieben alle ſeine Bemühungen ohne Erfolg. Die auffallende Kränkung, die er gegenwärtig erfuhr, traf ihn hart; er verließ Jerome in dem troſtloſeſten Zuſtande. Die heftige Gemüthsbewegung veranlaßte einen Zufall, der einen tödtlichen Charakter annahm; er bekam plötzlich die Roſe im Geſicht; ſeine Freunde ängſtigten ſich, Reinhardt eilte von ſeinem Krankenbette zum Könige, und machte ihm die heftigſten Vorwürfe. „Vergeſſen Sie nicht,“ ſagte er, „daß Müller von dem Kaiſer beſchützt wird, daß dieſer eine unbedingte Gewalt über Sie ausübt, daß ich hier in ſeinem Namen bin, und Sie für die ungerechte Behandlung und ihre Folgen verantwortlich mache.“ Jerome ward unruhig und ſandte ſeinen Leibarzt zu Müller. Er ward abgewieſen, die Krankheit wurde immer gefährlicher, und nach wenigen Tagen war Müller todt. Leiſt, Profeſſor in Göttingen, war ſein Nachfolger, konnte aber das Vertrauen, welches Müller beſaß, nie erlangen. Die Univerſitäten glaubten ſich preisgegeben, und die Zukunft erſchien immer düſterer, denn nach allen Seiten hin trat deutlicher der zerrüttete Zuſtand des Landes hervor. Den Bergwerken drohte der Ruin, die Forſten wurden verwüſtet, die Landbeſitzer durch neue Auflagen, die das in der papiernen Conſtitution verſprochene höchſte Maß bei weitem überſtiegen, gedrückt, verarmten; die Gehalte der Beamten wurden durch erzwungene Anleihen verkürzt, Steuern wurden eingeführt, deren Hebung, wie die Erfahrung ſchnell lehrte, unmöglich war. Ich erinnere mich, daß eine ſolche Steuer, deren Beſtand bezweifelt wurde, dennoch durch die Furcht der Einwohner eine ziemlich beträchtliche Summe einbrachte. Wer es vermochte, beeilte ſich zu zahlen, man glaubte ſich verdächtig zu machen, wenn man es wagte, ſich einer Execution auszuſetzen. Ich freilich konnte etwas Fremdartiges, wie die Steuereinrichtungen, nicht beurtheilen, aber die entſchiedenen Aeußerungen der Kundigen beſtimmten mich, die Execution abzuwarten. Ich konnte dieſes ausführen, denn die preußiſche Einrichtung, die Steuern von dem Gehalt abzuziehen, fand im Königreiche Weſtphalen nicht ſtatt; aber bevor die Execution eintreten konnte, war die Steuer aufgehoben, und ich konnte, meinen furchtſamen Freunden gegenüber, triumphiren. Alle öffentlichen Fonds fingen an unſicher zu werden, ſelbſt die der wohlthätigen Inſtitute. In Halle nahm die Armuth auf eine ſchreckliche Weiſe zu. Die Salinen, eine Hauptquelle des Einkommens vieler Einwohner, brachten nichts ein, durch die fortdauernden Durchmärſche wurden die Einwohner faſt ausgeplündert. Unter der Preußiſchen Regierung hatte das hier im Frieden garniſonirende Regiment weſentlich zum Wohlſtande der Stadt beigetragen. Die Univerſität war tief geſunken, und die Anzahl der Studirenden nahm fortdauernd ab. Halle war ſchon unter Preußen keine eigentlich wohlhabende Stadt geweſen; durch die Leichtigkeit, mit welcher man hier, beſonders in den Vorſtädten, das Bürgerrecht erhielt, wuchs zwar die Zahl der Einwohner, aber keineswegs auf eine vortheilhafte Weiſe. Vagabunden und loſes Geſindel drängte ſich hier zuſammen. Man ward von Schauder ergriffen, wenn man die Maſſe dieſer Menſchen in der Vorſtadt Neumarkt, oder auf dem ſogenannten

Strohhof die Straßen anfüllen ſah. Man behauptete, daß ſich hier Banden bildeten, die vorzüglich den Leipziger Meſſen gefährlich würden. Jetzt ward die Verarmung allgemein, eine Unterſuchung wurde damals angeſtellt, aber das Reſultat war ſo troſtlos, daß ein Verſuch, die Armen auf irgend eine gründliche Weiſe zu unterſtützen, den völligen Ruin der Stadt herbeigeführt haben würde. Sonderte man die Einwohner in Klaſſen, um zu erfahren, wie groß die Anzahl ſolcher wäre, die ganz von Unterſtützung leben müßten, die theilweiſe Hülfe bedurften, die nichts beizutragen vermochten, ſo blieb die Minorität derer, auf welche die ganze Laſt der Unterſtützung fiel, ſo klein, daß ihre gänzliche Verarmung unvermeidlich ſchien. Dieſer entſetzliche Zuſtand lähmte alle Kräfte, und man fing an, mit ſtumpfer Gleichgültigkeit der düſtern Zukunft, der völligen Auflöſung und dem Untergange der Stadt entgegenzuſehen. Aber im Hintergrunde dieſer verzweiflungsvollen Ergebung lauerte die Wuth. Mit einem wahren Ingrimm ſah man die Macht Napoleons wachſen, vernahm man ſeine Vermählung mit der Kaiſertochter, erfuhr man die Erweiterung des franzöſiſchen Reiches durch Weſtphalen und über Hamburg hinaus, die das eben entſtandene Königreich willkürlich verkürzte. Das Continentalſyſtem vernichtete allen Handel und hemmte den freien Umſatz der Waaren, wie die immer zunehmende polizeiliche Aufſicht die des gewichtigen geiſtigen Wortes.

In dieſer unglücklichen Zeit machte ich zwei bedeutende Bekanntſchaften. v. Schele, der Bruder des jetzt mächtigen hannöverſchen Miniſters, ward Vice-Präfect in Halle. Ein geborner Hannoveraner, theilte er den entſchiedenſten Franzoſenhaß mit ſeinen Landsleuten, aber ſeine Stellung erforderte große Vorſicht. Er war ein liebenswürdiger, treuer Mann, und ich ſchloß mich mit ganzer Seele ihm an. Seine Liebe zu Reils älteſter Tochter ſteigerte die Innigkeit meiner Verbindung. Dieſe zeichnete ſich ſehr aus durch eine Beſtimmtheit der Geſinnung mit weiblicher Milde verbunden, wie durch Anmuth und Schönheit. Der Verbindung traten anfänglich Schwierigkeiten entgegen, die überwunden werden mußten, und ich war ſein Vertrauter. Freilich mußte ich in meinem Verhältniß zu ihm wie gegen meinen eigenen Schwager zurückhaltend ſein, um ihn nicht zu compromittiren, aber er wußte genug, ohne ſich dadurch von dem vertraulichen Umgange abſchrecken zu laſſen, und ich hatte in der That Grund, die Klugheit und Umſicht, mit welcher er ſeine ſchwierige Stellung behauptete, zu bewundern.

Der zweite war Heinrich v. Kroſigk; ich habe dieſem merkwürdigen Manne vor vielen Jahren ein kleines Denkmal in der Brockhaus'ſchen Zeitſchrift, den „Zeitgenoſſen,“ geſetzt. Kroſigk gehörte zu den älteſten und früher mächtigſten Familien der Gegend. Er war unter mehreren Brüdern der Aelteſte und Stammhalter ſeines Geſchlechts. Das ſchöne Gut, welches er bewohnte, Poplitz, liegt in einer anmuthigen Gegend in der Nähe von Alsleben; er hatte eine imponirende Geſtalt, ſchlank, rüſtig; er erſchien ernſt und ſtrenge, und die Feſtigkeit ſeiner Geſinnung ſprach ſich entſchieden aus, ja er konnte dem Fremden wohl ſogar zurückſtoßend erſcheinen, den Zudringlichen wußte er fern zu halten; man überzeugte ſich bald von der Unbeugſamkeit ſeiner einmal feſtbegründeten Ueberzeugung, ja die Geſinnung, die ſich der Ueberzeugung willig hingab, ward von ihm ſo hoch geachtet, daß er Märtyrer jeder Art, ſo wenig er auch ihre Meinung theilte, jederzeit bewunderte und vertheidigte. Er hatte ſeinen ruhigen Landſitz verlaſſen, um an dem Kampfe 1806 Theil zu nehmen, und jetzt lebte er wieder zurückgezogen in Poplitz. Dort war er als eifriger Landmann fortdauernd thätig; die Uebereilung, mit welcher man anfing, das alte Verhältniß der Bauern zu den Gutsbeſitzern aufzulöſen, billigte er keinesweges. Die Verwandlung der pflichtigen Arbeiter in heimatloſe Tagelöhner, die ohne Anhänglichkeit und Treue einem ſchutzloſen unſichern Daſein Preis gegeben waren, ſchien ihm nicht günſtig: er ließ eine Reihe Häuſer bauen, den Coloniſtenhäuſern ähnlich, an ein jedes Haus ſchloß ſich ein kleiner Garten, und irre ich nicht, ein kleines Feld für den Kartoffelbau. Treue Tagelöhner, die mehrere Jahre hindurch ſeine Zufriedenheit erworben hatten, bezogen dieſe Häuſer, und konnten ihrer Zukunft und dem hohen Alter getroſt entgegenſehen. So entſtand ein Verhältniß, dem alten zurückgedrängten ähnlich, aus den neuen Elementen der Zeit naturgemäß entwickelt. Ich habe mit den vertrauteſten Freunden oft mehrere Tage bei ihm zugebracht. Ein baumreicher Park hinter dem Schloſſe zeichnete ſich freilich nicht durch viele Anlagen aus. Er war vielmehr faſt durchaus im natürlichen Zuſtande; nur bequeme Wege durchſchnitten die Waldung, vorzugsweiſe reizend aber war ein großer ebener Platz, der ſich tief in den Wald hineinzog; das friſcheſte Grün verſchönerte ihn. Der Park war zugleich ein Thiergarten; Hirſche und Rehe belebten den Wald, und das wenige Wild, welches für die Tafel geſchoſſen wurde, durfte nur durch ihn ſelbſt erlegt werden. Es war ſeine Abſicht, die Stände nicht in Schrecken zu ſetzen. Er lauerte lange Zeit, bis ein ſicherer Schuß das einſame, von den übrigen getrennte Thier traf; daher war das Wild in ſeinem Park auf eine merkwürdige Weiſe zahm. Auf der offnenen Waldebene, die vom Schloſſe aus überſehen werden konnte, graſete es ruhig, und lagerte gruppenweiſe. Die ſchönſten Pferde liefen frei in dem Garten herum, die ausgezeichnetſten Geſtalten von Schweizer Vieh weideten auf dem Platze; Hirſche, Rehe, Pferde, Ochſen, Kühe und Schafe lagerten gemeinſchaftlich vor uns und ich erinnere mich nie, ein ſolches Gemiſch ausgezeichneter Heerden vereinigt geſehen zu haben.

Tief im Hintergrunde des Waldes ſetzte er ſeinem patriotiſchen Ingrimme ein Denkmal. In eine Säule von rothem Sandſtein ließ er die Worte: „fuimus Troes“ eingraben. Dieſe Inſchrift veranlaßte ein lächerliches Mißverſtändniß, welches ich hier im Vorübergehen erwähnen will. Es iſt ſo ſeltſam, daß die Anekdotenſammler es wohl benutzen können.

Der Steinhauer, der die Inſchrift angebracht hatte, ward kurz darauf von einem Verwandten Kroſigks, einem Herrn von Trothe, in Arbeit genommen. Nachdem er eine Zeit lang dort gearbeitet hatte, äußerte er ſich gegen Herrn v. Trothe folgendermaßen: „Sie ſind doch,“ ſprach er, „ein guter Herr, da Sie mir einen Verdienſt zuwenden, obgleich ich Ihnen einen großen Schimpf habe anthun müſſen.“ „Wie ſo?“ fragte der faſt erſchrockene Hausherr. „I nun,“ erzählte der Steinhauer treuherzig, „ich habe ja auf eine Steinſäule in dem Garten des Herrn v. Kroſigk die Inſchrift: „„pfui Mr. Trothe““ einhauen müſſen.“

Die beſtimmte Art, mit welcher er gegen die franzöſiſche Beſatzung auftrat, hatte auf die Bewohner des Guts einen großen Einfluß. In der erſten Zeit kamen häufig die gequälten Bauern und beklagten ſich über die Mißhandlungen der Einquartierung, ſpäter hörte man keine ſolche Klagen; deſto häufiger wurden die der Franzoſen. Er ſelbſt behandelte die bei ihm wohnenden Offiziere mit höflicher Kälte; bei der Tafel ward für ſie der ſchlechteſte Wein hingeſetzt, die Freunde tranken bei ſolchen Gelegenheiten die ganz ausgezeichneten ſeines Kellers erſt ſpäter. Wenn jene ſich beklagten, fragte er kurz: „Sie ſind doch nicht beleidigt? Ich bin zu einer jeden Genugthuung bereit.“ Ein Paar geladene Piſtolen lagen auf dem Tiſche und ganz allgemein hieß Kroſigk „le mauvais Baron.“

Kroſigk war Maire ſeines Dorfes, er mußte es wohl werden, um nicht in unangenehme Abhängigkeit von irgend einem Bauer zu kommen. Als ſolcher trat er nun bei einer Gelegenheit auf eine merkwürdige Weiſe gegen die Regierung auf. Die ſogenannte Conſtitution des Königreichs beſtimmte das Maximum der Abgaben für den Grundbeſitz, wenn ich mich recht erinnere, auf 7 Procent; eine Steuer wurde ausgeſchrieben, die dieſes Maximum bei weitem überſchritt, und in der Bekanntmachung derſelben zeigte ſich ein formeller Fehler. Eine Anzahl benachbarter Gutsbeſitzer verband ſich mit ihm, um gegen die Zahlung dieſer Abgabe zu proteſtiren. Als aber mit Execution gedroht wurde, zogen ſich Alle zurück und Kroſigk ſtand allein. Die Gensdarmen traten als Executoren in ſein Haus, wurden von ihm freundlich aufgenommen und bewirthet; während dem ließ er aber die angeſehenſten Bauern ſeines Dorfes rufen, die einen Kreis um ihn bildeten, in deſſen Mitte er mit den Gensdarmen trat. Hier las er den beſtimmten Paragraphen der Conſtitution vor. „Dieſe Gensdarmen,“ ſagte er dann, „ſind in mein Haus getreten, um als Executoren eine Abgabe zu erzwingen, die dieſes Maximum bei weitem überſteigt, alſo geſetzwidrig iſt. Ich als Maire bin berufen, die Conſtitution aufrecht zu erhalten, und arretire hiermit die Gensdarmen, die geſetzwidrig in mein Haus gekommen ſind.“ Dieſe waren nicht wenig erſtaunt, als einige Bauern den beſtimmten Auftrag erhielten, ſie gefangen nach Halle zu bringen, und dort dem Vice-Präfekten zu übergeben. Man kann ſich denken, in welche Verlegenheit ſein Freund Schele gerieth. Er ward genöthigt, die Sache anzuzeigen und Kroſigk ward zur Auszahlung einer bedeutenden Summe, oder wenn ich mich recht erinnere, zu ſechswöchentlicher Gefängnißſtrafe verurtheilt, theils weil er die Zahlung der Abgabe verweigert, theils wegen ſeiner Gewaltthat gegen die Gensdarmen. Vergebens ſuchten ſeine Freunde ihn zu überreden, die beſtimmte Summe auszuzahlen. „Ich zahle keinen Heller;“ ſagte er beſtimmt, und ward nun arretirt. Er erhielt auf der ſogenannten alten Wage, ein Haus, welches der Stadt angehörte, und als Univerſitätsgebäude benutzt wurde, ein Paar freundliche Stuben. Reil hatte ihm eine Brunnenkur verordnet; man ſah ihn alle Morgen, von einem Gensdarmen begleitet, nach der Promenade des von Reil angelegten Badeortes gehen, und nach einigen Stunden wieder nach ſeinem Gefängniß zurückkehren. Seine Frau brachte die Zeit bei ihm zu und pflegte ihn; er nahm die Beſuche ſeiner Freunde an und die Zeit verfloß auf die heiterſte Weiſe.

Jeder, der ihn kannte, mußte ihn hochſchätzen, und die Treue gegen ſeine Freunde war eben ſo unwandelbar und feſt, wie ſeine Liebe für das angeſtammte Königshaus und für das Vaterland.

Ruf nach Breslau. Reiſen nach Jena und Berlin.

Unterdeſſen traten Verhältniſſe hervor, die meine ganze Lage veränderten. Als v. Schuckmann, nachdem Graf Dohna ſich zurückgezogen, die Angelegenheiten der preußiſchen Univerſitäten beſorgte, faßte er bekanntlich den Entſchluß, die Univerſität zu Frankfurt an der Oder aufzuheben, ſie nach Breslau zu verlegen, und mit dem dortigen faſt ausſchließlich theologiſchen Inſtitute in Verbindung zu bringen. Die Gründe, die ihn dazu bewogen, waren einleuchtend. Die Errichtung der Univerſität in Berlin machte eine zweite in Frankfurt an der Oder überflüſſig; ja dieſe letztere hätte ſich kaum in einer ſolchen Nähe erhalten können. Die Frankfurter Univerſität war ſchon ſeit Jahren zu einer Unbedeutſamkeit herab geſunken, die nur zu bekannt geworden, und der junge Mann, der nur hier ſtudirt hatte, war im Allgemeinen zur künftigen Anſtellung nicht ſonderlich empfohlen. Alles Unweſen, wie es ſich durch eine veraltete Form, die einſeitig feſtgehalten wurde, auf mehreren deutſchen Univerſitäten entwickelt hatte, herrſchte hier vorzugsweiſe.

In den meiſten wiſſenſchaftlichen Vorträgen fand man jene Erſtarrung, die mit der lebendigen geiſtigen Bewegung in Deutſchland einen traurigen Contraſt bildete. Die Rohheit der Studirenden, die gefährliche Macht widerwärtiger Studentenverbindungen hatten die Univerſität faſt berüchtigt gemacht. Die Bemühungen einiger ausgezeichneten Profeſſoren konnten eben ſo wenig als die der jüngeren eifrigeren Lehrer, die herbeigerufen waren, gegen dieſe alte Erſtarrung etwas ausrichten. Männer wie Bredow, Eichhorn, Solger, hielten nicht lange aus. Die Abſicht war, einige von dieſen nach Berlin zu berufen. Während nun hier, in der Nähe von Berlin, eine Univerſität in einen ſolchen Zuſtand verſunken war, entbehrte die reichſte Provinz des Königreiches, damals von mehr als anderthalb Millionen Einwohnern, eine Univerſität; obgleich zwei Drittel der Einwohner aus Proteſtanten beſtand, mußten die Schleſier ſich mit einem katholiſchen Inſtitute begnügen, welches in ſeiner wiſſenſchaftlichen Dürftigkeit mit Unrecht den Namen einer Univerſität trug, und Schuckmann war ein Schleſier. Eine Univerſität in Breslau herzuſtellen, die Studirenden, welche in Frankfurt waren, als erſten Kern dort zu verſammeln, die alten Frankfurter Profeſſoren zu emeritiren, die jüngeren und mit dieſen fremde Profeſſoren zu berufen, war ſeine Abſicht. Frankfurt, als die älteſte proteſtantiſche Univerſität des Königreichs, beſaß nicht geringe Fonds, die beſonders in einem bedeutenden, in der Umgegend der Stadt liegenden Grundbeſitze beſtanden; ſie konnten zur erſten Einrichtung und Begründung der Breslauer Univerſität dienen. Die Sache ward beſonders durch Bredow mit allem Eifer betrieben. Dieſer verdienſtvolle Hiſtoriker beſaß theils durch ſeinen gelehrten Ruf, theils durch ſeine bekannte deutſche Geſinnung, ganz das Vertrauen des Stifters der neuen Univerſität. Er kam nach Halle, wo er einen alten Freund, den dorthin verſetzten Helmſtädter Profeſſor Pfaff beſuchte. Ohne allen Zweifel hatte er den Auftrag, nach ſeiner eigenen Anſicht Profeſſoren für die neue Breslauer Univerſität vorzuſchlagen.

Profeſſor Gilbert hatte einen Ruf nach Leipzig erhalten und war ſchon im Begriffe, Halle zu verlaſſen. So genau nun auch dieſer Phyſiker mit den neuen Entdeckungen der Phyſik bekannt war, ſo gelang es ihm doch nicht, den Beifall der Zuhörer zu erwerben.

Beſonders mißglückten ihm faſt immer die Verſuche. Ich trug neben ihm die Phyſik vor und hatte immer einige, wenn auch nicht viele Zuhörer; ich behandelte, eben während Bredow in Halle war, die galvaniſchen Entdeckungen und es gelang mir, das Kalium durch die galvaniſche Säule darzuſtellen, und die erhaltenen metalliſchen Körner in Steinöl zu ſammeln; eben ſo gerieth mir die Darſtellung des Stickſtoffamalgams. Ein junger Mann aus Petersburg, der als Eleve der dortigen Akademie, ich weiß nicht, aus welchem Grunde, in Halle ſtudirte, beſchäftigte ſich beſonders mit den Naturwiſſenſchaften. Er hatte ſo oft von den Entdeckungen der kaliſchen Subſtrate durch Davy, und des Stickſtoffamalgams durch Seebeck, ſprechen gehört, aber die Darſtellung hatte er bis dahin nie geſehen. Da er einer der fleißigſten Zuhörer des Mathematikers Pfaff war, erſchien er öfters in deſſen Hauſe. Er hatte ſich ſehr an mich angeſchloſſen, trieb die Mineralogie mit vielem Eifer, und eilte nach Abſchluß meines Vortrages voller Freude zu Pfaff hin, um ihm über die Darſtellung der Subſtanzen, die ihm ſo wichtig waren, zu berichten. Bredow war eben da und den Tag darauf erſchien er bei mir, um mich zu fragen: ob ich geneigt wäre, einen Ruf nach Breslau anzunehmen? Er glaubte, gewiß ſein zu können, daß ich auf ſeinen Vorſchlag einen ſolchen erhalten würde. Man kann ſich meine Freude denken. Die Vorſicht, die ich bei meiner erſten Berufung nach Halle anwenden mußte, war hier überflüſſig. Ein in meiner damaligen Zeit für meine Lage anſehnliches Gehalt wurde mir zugeſagt; die Sache wurde ſchnell betrieben, und nach einigen Wochen hatte ich ſchon die Vocation. Ob die von früher Jugend auf beſtehende Freundſchaft Schuckmanns mit meinem Schwiegervater den Entſchluß beſchleunigte, ob Schleiermacher und Reil durch ihr Anſehen meine Berufung förderten, iſt mir unbekannt.

Jetzt aber, als ich die Gegend verlaſſen und in einer ſo bedeutenden Entfernung von Städten leben ſollte, die mir in der Erinnerung ſo theuer waren, konnte ich der Luſt, die noch übrig gebliebenen Freunde in Jena zu beſuchen, vor Allem aber den jetzt zweiundſechszigjährigen Göthe zu ſehen, nicht widerſtehen. Schon zwei Jahre früher, im Winter 1809, hatte ich meinen lieben Freund, Frommann, mit meiner Familie beſucht. Er und ſeine Frau hatten uns mit liebenswürdiger Gaſtfreundſchaft aufgenommen. Wir brachten die letzten Tage des Jahres in ſeinem Hauſe zu, und die paar Wochen, die wir hier verlebten, bleiben mir unvergeßlich; dennoch fühlte ich nie klarer das Tragiſche meines Lebens. Wie unbeſchreiblich reich war meine Jugend in Jena geweſen, und der fröhliche Mittelpunkt der geſelligen Verhältniſſe bildete ſich durch dieſe liebenswürdige Familie. Hier erſchien, und zwar gern, Göthe, hier ſah ich die Schlegel, Tieck, ſpäter Schelling; und Gries war Hausfreund. Es war mir, als wäre ich auf die bedeutende Wahlſtätte ritterlicher, ſiegreicher, geiſtiger Kämpfer verſetzt. Die Morgenröthe des neuen Jahrhunderts, die auch mir einen hoffnungsvollen Tag verkündete, ging hier auf: jetzt wurden früher zum Stillſchweigen gebrachte Feinde täglich lauter; damals verbündete Freunde hatten ſich getrennt, und mit dem zerſtörten nationalen Boden waren auch alle Folgen der ritterlichen Siege auf immer verſchwunden. Von allen früheren Freunden erſchien nur noch Gries in dieſem Hauſe. Dieſer lebte in dem nun einſamen Jena ganz auf die frühere Weiſe. Er war einige Zeit in Heidelberg, und irre ich nicht, in Stuttgart geweſen, aber die Sehnſucht zog ihn nach Jena zurück. Dieſe Stadt war ſeine Heimat geworden; hier lebte er ganz nach der alten gewohnten Art, bezog die frühere Wohnung, und als ich in die zierliche Stube hineintrat, erſchrak ich heftig; denn Schränke, Tiſche, Stühle, Büſten ſtanden gerade wie zehn Jahre früher, dieſelbe Magd begrüßte mich, und der kleine Dichter mit dem gelben Teint und den ſchwarzen Augen ſaß noch da. Er und ſeine Umgebung erſchienen mir faſt wie einbalſamirte Leichen aus einer ſchönen lebendigen Zeit. Seine Taubheit hatte ſehr zugenommen, man mußte ihm ſtark in die Ohren rufen, wenn man verſtanden ſein wollte; nur für die Muſik hatte er noch ein Ohr. Dieſe hatte er von jeher mit Leidenſchaft getrieben und es war begreiflich, daß er auch bei Frommann die muſikaliſche Unterhaltung einer jeden andern vorzog. Dennoch erſchien er in den freundſchaftlichen Kreiſen ſehr heiter. Die Fertigkeit, kleine Gedichte mit Leichtigkeit hinzuwerfen, beſaß der Dichter, der uns Taſſo, Arioſt, Bojardo, Calderon, meiſterhaft überſetzt, zu ſchenken vermochte, im hohen Grade, und ich erſtaunte, als am Weihnachtsabend eine große Maſſe von Bonbons, die an die ganze Geſellſchaft vertheilt wurden, gereimte Deviſen enthielten, von welchen viele in der That ſehr gelungen waren.

Obgleich nun in dieſer Umgebung das ganze Gewicht des Unterganges ſchöner Zeiten auf mir laſtete, ſo war es doch natürlich, daß die freundliche Geſellſchaft mich erheiterte und daß ich gern mich der Hoffnung beſſerer Zeiten hingab. In Halle, wo ich unter Freunden lebte, und zwar in einem fortdauernden, wenn auch verſteckten Kriege, pflegte ich meinem Haſſe Worte zu geben. Hier erſchraken meine Freunde, wenn ich mich nach gewohnter Weiſe äußerte. Die Lage des Herzogs von Weimar war freilich eine bedenkliche. Die Herzogin hatte ſich in den Tagen der Flucht, als ſie während der Abweſenheit des Herzogs im feindlichen Heere, den erbitterten Napoleon empfangen mußte, auf eine ſo würdige Weiſe benommen, daß ſie dem heftigen Sieger imponirte und ihm wider ſeinen Willen Achtung abzwang. Der Herzog ſelbſt war dem Kaiſer verdächtig, und ſein Adjutant, der jetzige General der Infanterie v. Müffling, von dem er ſich nicht trennen wollte, war ſein Miniſter. Das Land war von geheimen feindlichen Spionen belauert, und es war begreiflich, daß man eine jede Aeußerung, welche die Regierung compromittiren konnte, ſelbſt durch ſtrenge Maßregeln zu unterdrücken ſuchte. Ich ſah dieſes ſehr wohl ein und richtete mich gern während meines Aufenthaltes nach dem Wunſche meiner Freunde.

Deſtomehr wurde ich durch die Gewalt, welche Göthe über alle Urtheile der Umgebung, in welcher ich lebte, ausübte, in Verlegenheit geſetzt. Erwägt man, wie dieſer große Geiſt ſchon lange in Weimar mit Recht als der mächtigſte in Deutſchland verehrt ward, wie die heftige geiſtige Bewegung, in welche ich hineingeriſſen wurde, um ihn wogte und brauſte, ohne ſeine urſprüngliche eigenthümliche Natur zu ändern, wie, nachdem die Kämpfe in ſeiner Nähe aufgehört hatten, und nur noch in zerſtreuten kleinen Gefechten in der Ferne vernommen wurden, während er, der unveränderlich ſtehen blieb, das fortdauernde, ja immer heller leuchtende Licht in der dunklen Nacht des geiſtigen Vaterlandes blieb, ſo kann man ſich freilich nicht wundern über die Herrſchaft, welche er über alle diejenigen ausübte, die in ſeiner Nähe lebten.

Später hat ſich dieſe Autorität, immer mehr und mehr verbreitet, ja ihre Herrſchaft nahm in demſelben Maaße zu, in welchem ſeine Lebensanſicht durch das Alter und durch die urſprüngliche Beſchränkung, die ſich immer entſchiedener ausbildete, an Umfang und Beweglichkeit abnahm.

Schon im Anfange des Jahrhunderts gab es Einige, die bemerken wollten, daß die Reiſen Göthe's nach Italien, beſonders die zweite, einen Wendepunkt in ſeiner Entwickelung veranlaßten. Die ſcharfe Eigenthümlichkeit, die kräftige Zuverſicht der früheren Jahre, ſchienen abgenommen zu haben; an ihre Stelle war die ſtille Anmuth getreten, die Einigen nicht ſo gewaltig und inhaltsreich erſchien. Für dieſe letzte Epoche ſeines Lebens glaubte man beſonders das Urtheil des Novalis gelten laſſen zu müſſen; daß Göthe weniger einen Gegenſtand zu behandeln liebte, der größer war als er, vielmehr ſolche, die er formell zu beherrſchen vermochte und in deren überſichtlicher Darſtellung er ſich gefiel. Ich theilte freilich dieſe Anſicht, aber ich konnte die Schlüſſe, die man daraus zog, keineswegs einſehen, und ſie ſchienen mir um deſto ungerechter, je mehr ich die Bewegung der Geiſter neben ihm kennen lernte, die beſtimmt war, während das Alter ihn immermehr beſchränkte, mächtiger zu werden und ihn zu überleben. Allerdings hatten die Werke Göthes aus der früheren Zeit einen Reiz für mich, der den ſpätern fehlte. Die große Macht, durch welche die Sprache ſeines Volkes umgeändert und verwandelt ſchien, der gewaltige Geiſt, der, als er zu reden anfing, eine Herrſchaft begründete, die nie mehr aufhörte, die überſchwengliche Kraft, die dem, was bis jetzt ein Vergöttertes war, den Krieg ankündigte, und faſt einſam daſtehend den Sieg errang, hatte mich ſchon in meiner Kindheit getroffen, wie die Kriegstrompete einer neuen Zukunft, die mich zum Kampfe aufrief. So völlig unbedingt ſprachen mich die ſpäteren Werke nicht an. Es fingen, ſo ſchien es mir, ſeine Lebensanſichten an, eine Uebereinkunft mit der Zeit und Gegenwart zu treffen; aber ich ſah es auch ein, daß ſein Leben und die Werke, durch welche dieſes ſeine Bedeutung erhielt, eine ganze in ſich abgeſchloſſene Geſchichte darſtellten. Es giebt wohl kaum einen Schriftſteller, der, wie er, einem mächtigen Staate ähnlich, ſich entwickelte, der in allen Richtungen ſeines Daſeins eigene Epochen bildete, die ihre überſchwengliche Jugend, ihren hellen Glanzpunkt und ihre allmählig hervortretenden Beſchränkungen enthielten. Aus dem Ganzen ſeines Lebens darf man keine Entwickelungsſtufe ausſchließen. Selbſt die ſpäter ſcheinbar zurückſchreitende behält, wenn man dieſes große Daſein betrachtet, ihre eigenthümliche Bedeutung. In den letzten Produkten ſeines hohen Alters erkennt man noch die friſchen Keime der mächtig hervortretenden Jugend und in ſeinen früheſten Werken das edle Ringen nach einer vollendeten Form, die er in ſpäterem Alter errungen zu haben glaubt. Daher iſt mir Eckermanns Schrift ſo bedeutend; denn geiſterhaft feſtgebannt ſchien mir der faſt ſchon Abgeſchiedene an die Werke ſeines Lebens, ſo daß der noch immer mächtige Greis wie unter den edlen Ruinen eines großen glanzvollen Staates herumwandelte. Es war nicht eine Erſchöpfung, die ihn in ſeinem hohen Alter ergriff, es war vielmehr das allmälige Abſterben eines Geiſtes, der, wie wenige, in ſich eine eigene Geſchichte einſchloß. Daher müſſen wir bei ihm die Entwickelungsſtufen ſeiner ſtrebenden Jugend von denen der Vollendung, die immer eine anfangende Beſchränkung enthalten, wohl unterſcheiden. Der zarte Uebergang von den erſten Stufen zu den zweiten, enthält das Geheimniß ſeines Daſeins; mehr als er darzuſtellen vermochte, und weniger zugleich; was er wollte und was er vermochte, jenes tiefer und bedeutender als dieſes, in unergründlicher und unerforſchlicher Einheit. Was ihm vergönnt war, in der großen Geſchichte des Volkes auf immer zu ſchaffen, den vollendeten Kunſtſchätzen Griechenlands ähnlich, und was er Anderen überlaſſen mußte, die in einer verworrenen Gährung begriffen, in ſich zerfallen, die eigene Zukunft kaum erkannten, ſchied ſich hier. Von da an trat die äußere Beſchränkung immer deutlicher hervor; der ſchaffende Genius erlahmte nicht, zog ſich aber in ſich hinein, und ward immer mehr eine Vergangenheit, die abſchloß, als eine unbeſtimmte Zukunft, die ſich aufſchließt. Selbſt was die neue Zeit und die Gegenwart, was beſonders die, alle Momente des menſchlichen Daſeins ergreifende Speculation des deutſchen Volkes ihm aufdrang, verlor ſich in der Geſtaltung ſeines innern Lebens, und was eine Zukunft für alle mächtigen Geiſter der Zeit war, ſchien beſtimmt, durch ihn die eigene Vergangenheit zu enträthſeln. Er iſt, in dieſem tiefſten Sinne, ſatt an Jahren geſtorben. Er hatte die Aufgabe, das eigene Leben bis zu dem letzten Moment nicht mehr, wie es werden ſollte, ſondern wie es geworden war, zu bewahren, und als die Pulsadern verknöcherten, als die Gliedmaßen ſich ſchwer bewegten, als die Zunge gelähmt, ja als er faſt als ein abgeſchiedener Geiſt unter Gräbern zu wandeln ſchien, blieb er noch die edle Geſtalt, die in ihrer Vergangenheit eine noch nicht enträthſelte Zukunft verſchloß. Sein Tod ſelbſt war das innerſte Selbſtgeſpräch. Er hatte ſich ſtolz von der wechſelſeitigen Verſtändigung mit der Zeit abgeſchloſſen, er wandte ſich an keinen der Lebenden, um ſich mit ihm zu verſtändigen; wir aber, die wir lebten und ſtrebten, wurden gezwungen, auf die letzten Aeußerungen des verſchwindenden Geheimniſſes zu lauſchen, bis es verſtummte.

Drei Männer gibt es, denen es vergönnt war, ein langes Leben hindurch, was die Zeit wollte, in einer beſtimmten Richtung darzuſtellen, und ohne Widerſpruch auszuſprechen. Sie ſind ſtehende Geſtalten beſtimmter Epochen ihrer Zeit und ſelbſt, wo wir ſie heftig zu bekämpfen geneigt ſind, müſſen wir ihre Herrſchaft gelten laſſen. Sie wurden Typen einer beſtimmten Gegenwart und zwar ſo entſchieden, daß ſelbſt ihre leibliche Geſtalt ſich in die Anſchauung des Volkes einprägte und eine beſtimmte Figuration annahm. Als ſolche nenne ich, ſo ungleich ſie ſich auch ſein mögen, ſo entſchieden ich beſonders in dem zweiten eine gefährliche Verirrung des Mannes und ſeines Volkes erkenne, Friedrich den Großen, Voltaire und Göthe.

In meiner früheſten Jugend bewahrte dieſer die geheimnißvolle Aufgabe ſeines Lebens, die ich ahnete, ohne ſie zu verſtehen. Später, als ich ſie eben zu verſtehen anfing, glaubte ich auch, mich inniger gefaßt zu haben. Aber die eigene geiſtige That, wie wenig ſie auch gelungen ſein mag, fing an, als er mit ſich abſchloß. Nun mußte ich es erleben, daß immer größer die Zahl derer ward, die, weil ſie zur Ruhe zu kommen wünſchten, mit ihm abzuſchließen geneigt waren. Und beſonders in dem Kreiſe, in welchem ich in Jena lebte, galt Göthes Autorität ſo unbedingt, wie die Bibel bei frommen Chriſten. Ein jeder Streit, der ſtattfand, ward für immer beendigt, wenn man ſich auf irgend eine Aeußerung Göthes beſinnen konnte, und ich ward durch dieſe, alles eigene Denken ausſchließende Herrſchaft, zuletzt ſo empört, daß ich einmal in Verzweiflung ausrief: „Bleibt mir mit dem v. — Göthe vom Leibe.“ Die Heftigkeit, mit der ich dieſes ausſprach und das Schrecken, welches mich unmittelbar darauf ergriff, ergötzte die Freunde.

Ich lernte in Jena zuerſt einen einſt berühmten, deutſchen Dichter, Zacharias Werner, kennen. Ich muß geſtehen, daß ſeine Werke mich nie ſehr angezogen haben. „Die Söhne des Thales,“ „das Kreuz an der Oſtſee,“ ſprachen mich wenig an; ſie ſchienen mir einem ſeichten Waſſer ähnlich, welches durch eine künſtliche Wellenbewegung eine erlogene Tiefe vorzuſpiegeln bemüht war. Seine Geſtalt hatte etwas unangenehm Auffallendes. Lang, dürr, etwas ſchlotterig in ſeinem Gange, ungelenk in allen ſeinen Bewegungen, erſchien ſein mageres Geſicht und ſeine gewaltige Naſe faſt zurückſchreckend. Er war nach Weimar gereiſt, um einige Dramen dort auf die Bühne zu bringen, und zum Beſuche nach Jena gekommen. Er kam eben von Genf, wo er in Coppet einige Zeit mit der Stael-Holſtein zugebracht hatte. Mehrere meiner Freunde, der Bildhauer Tieck, Friedrich Schlegel, Oehlenſchläger mit Werner und der berühmte Geſchichtſchreiber Sismondi, hielten ſich damals in Coppet auf. Ich habe ſpäter oft genug von dem geſelligen Leben meiner Freunde dort reden gehört, und was ich jetzt erfuhr, hatte allerdings für mich ein großes Intereſſe. Werner erzählte etwas langſam, aber nicht ſchlecht. Nun aber griff er in die Taſche, hob eine Maſſe ſchmutziger zerknitterter Oktavblättchen hervor, welche eine Anzahl Sonette enthielten, die er verfertigt hatte, und die er uns auf eine höchſt ungeſchickte und falſche Weiſe vordeklamirte. Ich muß mir die Antipathie gegen ihn als einſeitig vorwerfen. Er hatte in der That ein eigenes Talent, welches man anerkennen muß; was ihn verdarb, war, wie ich glaube, der fanatiſche Traum, der ihn wähnen ließ, er ſei eigentlich ein Prophet, zur Verkündigung überſchwenglicher Dinge berufen. Nun hatte er aber weder die feſte Geſinnung, noch die zuverſichtliche Ueberzeugung, die auch dann, wenn ſie mit großer Beſchränktheit verbunden iſt, Bewunderung, ja ſelbſt bei den Beſſeren Achtung zu erwecken vermag. Unglücklicher Weiſe war er auch durchaus von dem gegenwärtigen Moment abhängig und buhlte fortdauernd nach dem Beifall der Umgebung.

Göthe war nach Jena gekommen, ich ſah ihn nach ſieben Jahren zum erſten Male wieder und ſeine Gegenwart ergriff mich tief. Er begleitete mich nach der

Mineralienſammlung, die noch immer unter der Direktion des Profeſſor Lenz bedeutende Schätze in ſich ſchloß. Ich war für mein Handbuch der Mineralogie dort täglich mehrere Stunden beſchäftigt. Göthe war bekanntlich ein geognoſtiſcher Dilettant, ſeine wiederholten Reiſen nach Karlsbad verlockten ihn zu mancherlei Unterſuchungen, und unſere Unterredung ſchweifte bald von der Mineralogie nach anderen naturwiſſenſchaftlichen Gegenſtänden hin. Einige optiſche Unterſuchungen wurden behandelt, ſeine Anſichten von der Metamorphoſe der Knochen beſchäftigten uns, und er beklagte ſich mit Heftigkeit über die Art, wie einige Naturforſcher ſein Vertrauen mißbraucht, und mitgetheilte Entdeckungen, ohne ihn zu nennen, als eigene bekannt gemacht hatten. Ich war ganz in die frühere ſchöne Zeit verſetzt. Göthe ward immer heiterer, liebenswürdiger, und ich genoß ein Glück, welches mir ſeit langen Jahren fremd geworden war. Göthe lud mich und meine Frau mit der Frommanſchen Familie nach Weimar ein. Wir fanden bei der Tafel, außer Göthes Frau, Meyer und Riemer, nur Werner. Göthe war ſehr heiter, das Geſpräch drehte ſich um mancherlei Gegenſtände, und die unbefangenen geiſtreichen Aeußerungen des berühmten Wirthes erheiterten uns alle. Auch mit den Frauen wußte er ſich auf liebenswürdige Weiſe zu unterhalten.

Endlich wandte er ſich an Werner, der bis jetzt wenig Theil an den Geſprächen genommen hatte. „Nun, Werner,“ ſagte er, auf ſeine ruhige, doch faſt gebieteriſche Weiſe: „haben Sie nichts, womit Sie uns unterhalten, keine Gedichte, die Sie uns vorleſen können?“ Werner griff eilig in die Taſche, und die zerknitterten ſchmutzigen Papiere lagen in ſolcher Menge vor ihm, daß ich erſchrak, und dieſe Aufforderung Göthes, die das unbefangene und intereſſante Geſpräch völlig zu unterdrücken drohte, keineswegs billigte. Werner fing nun an, eine Unzahl von Sonetten uns auf ſeine abſcheuliche Weiſe vorzudeklamiren. Endlich zog doch eines meine Aufmerkſamkeit auf ſich. Der Inhalt des Sonetts war der köſtliche Anblick des vollen Mondes, wie er in dem klaren italieniſchen Himmel ſchwamm. Er verglich ihn mit einer Hoſtie. Dieſer ſchiefe Vergleich empörte mich, und auch auf Göthe machte er einen widerwärtigen Eindruck; er wandte ſich an mich. „Nun Steffens,“

fragte er, äußerlich ruhig, indem er einen geheimen Ingrimm zu verbergen ſuchte, „was ſagen Sie dazu?“ „Herr Werner,“ antwortete ich, „hatte vor einigen Tagen die Güte, mir ein Sonett vorzuleſen, in welchem er ſich darüber beklagte, daß er zu ſpät, zu alt nach Italien gekommen wäre, ich glaube einzuſehen, daß er Recht hat. Ich bin zu ſehr Naturforſcher, um eine ſolche Umtauſchung zu wünſchen. Das geheimnißvolle Symbol unſerer Religion hat eben ſo viel durch einen ſolchen falſchen Vergleich verloren, wie der Mond.“ Göthe ließ ſich nun völlig gehen, und ſprach ſich in eine Heftigkeit hinein, wie ich ſie nie erlebt hatte. „Ich haſſe,“ rief er, „dieſe ſchiefe Religioſität, glauben Sie nicht, daß ich ſie irgendwie unterſtützen werde; auf der Bühne ſoll ſie ſich, in welcher Geſtalt ſie auch erſcheint, wenigſtens hier, nie hören laſſen.“ Nachdem er auf dieſe Weiſe ſich eine Zeit lang und immer lauter ausgeſprochen hatte, beruhigte er ſich. „Sie haben mir meine Mahlzeit verdorben,“ ſagte er ernſthaft, „Sie wiſſen ja, daß ſolche Ungereimtheiten mir unausſtehlich ſind; Sie haben mich verlockt zu vergeſſen, was ich den Damen ſchuldig bin.“ — Er faßte ſich nun ganz, wandte ſich entſchuldigend zu den Frauen, fing ein gleichgültiges Geſpräch an, erhob ſich aber bald, entfernte ſich und man ſahe es ihm wohl an, daß er tief verletzt war, und in der Einſamkeit Beruhigung ſuchte. Werner war wie vernichtet.

Riemer war, während ich früher mit Göthe lebte, noch nicht mit dieſem in Berührung getreten. Er war als Hauslehrer der Kinder von Wilhelm v. Humboldt in Italien geweſen, und ſeine Verbindung mit Göthe, fing, wenn ich nicht irre, im Jahre 1806 an; ich lernte ihn aber erſt jetzt kennen. Kurz nach aufgehobener Tafel trat ich bei Göthe ein, der völlig ruhig und heiter den Auftritt bei der Tafel ganz vergeſſen zu haben ſchien und mit belehrender Ausführlichkeit, wie er ſie liebte, einige optiſche Phänomene darſtellte und erläuterte. Als ich mich von ihm trennte, wartete Riemer auf mich, er wünſchte mich zu ſprechen und führte mich in ſeine Wohnung. Hier fing er nun an, über den von mir erlebten Auftritt zu ſprechen. „Was Sie geſehen haben,“ ſagte er, „iſt in dieſem Hauſe ſo ſelten, daß ich mich kaum erinnere, etwas Aehnliches erlebt zu haben.“ Ich verſicherte ihn, daß ich, eilf Jahre früher, als ich Göthe, der damals noch ſo viel jünger war, oft ſah, etwas Aehnliches nicht allein nicht geſehen, ſondern auch nicht einmal für möglich gehalten hätte.“ Er fuhr fort: „Sie wiſſen, wie man ſich mit Göthe beſchäftiget, wie ſeine Aeußerungen und Alles, ſelbſt das Kleinſte, was man von ihm erfährt, ein Gegenſtand der Tagesblätter wird. Ich muß Sie nun recht ſehr bitten, ein ähnliches Beſprechen der heutigen Begebenheit in ſolchen Blättern nicht zu veranlaſſen.“ Meine erſte Empfindung war, ich geſtehe es, eine Art von Entrüſtung. „Ich darf,“ ſagte ich, „nicht vorausſetzen, daß Sie je Etwas von mir erfahren haben; wäre das der Fall geweſen, ſo würden ſie dieſe Bitte als gänzlich überflüſſig betrachten; ſo wichtig der heutige Tag mir auch perſönlich iſt, ſo lieb es mir geweſen iſt, erlebt zu haben, in welchen großartigen Zorn der herrliche Mann gerathen kann, wenn er die widerwärtigen geiſtigen Krankheiten der Zeit entdeckt, ſo können Sie ſich doch völlig beruhigen. Ich habe an dieſer fliegenden Literatur nie Theil genommen, ich ſtehe mit keinem einzigen Blatt in irgend einer Verbindung, aber ich begreife Ihre Furcht und finde ſie ſehr natürlich.“

Ich hatte verſprochen, den Nachmittag bei der als

Schriftſtellerin bekannten und beliebten Madame Schopenhauer zuzubringen. Ich fand da, außer meiner Frau und der Familie Frommann, einige Herren und Damen aus der Stadt. Der Auftritt bei der Tafel war der einzige Gegenſtand unſeres Geſprächs. Ein bedeutendes und Gefahr drohendes politiſches Ereigniß konnte keine größere Aufregung hervorrufen. Ich glaubte mich an den Hof Ludwig des Vierzehnten verſetzt, Göthe's Haus erſchien mir als der Palaſt eines mächtigen Königs, deſſen zornige Aeußerung, von den bedeutendſten Folgen, die ganze Umgebung beſorgt machte und in heftige Bewegung verſetzte. Auch Werner, der unglückliche Gegenſtand der großen Ungnade, erſchien, und man zeigte ihm die größte, wenngleich mit einiger Scheu und Furcht verbundene Theilnahme.

Es war der letzte Tag im Jahre; in Weimar fand der gewöhnliche Ball, den der Großherzog und ſeine Gemahlin mit ihrer Gegenwart beehrten, ſtatt. Ich erinnerte mich mit Vergnügen der frühern Neujahrsnacht, die ich mit Göthe erlebt hatte. Diesmal erſchien er nicht, wohl aber ſeine Frau und Werner. Dieſer konnte den Mittag nicht vergeſſen, er war noch immer ſichtlich erſchüttert, und ich war nicht wenig erſtaunt, als ich erfuhr, welchen Eindruck Göthe's Zorn auf ihn, deſſen Neigung zum Katholicismus ſchon damals Gegenſtand des Geſprächs war, gemacht hatte. „Der Alte,„ ſagte er mir, „hat doch recht, ich werde mich vor ähnlichen Aeußerungen in der Zukunft hüten.„ „Wie," rief ich überraſcht, „Sie, der eifrige Chriſt, können ſo ſchnell umgewandelt werden, können den Aeußerungen des alten Heiden irgend eine Bedeutung geben?"

Obgleich nun dieſe ganze Begebenheit mir etwas Seltſames, ja faſt Komiſches hatte, ſo muß ich doch bekennen, daß dieſe ſouveräne Gewalt, die ein mächtiger Geiſt auf ſeine Umgebung ausübte, mir nicht bloß merkwürdig, ſondern auch achtungswürdig und bedeutungsvoll erſchien. In der That hinter dem ſcheinbar Geringen verbarg ſich etwas Großes und Feierliches, etwas geſchichtlich Mächtiges, was ich wohl zu ſchätzen wußte.

Jetzt alſo im Sommer des Jahres 1811 beſuchte ich nun wieder Frommann in Jena, meinen theuern Freund, und Göthe in Weimar, mit der Ausſicht, künftig in größerer Entfernung von ihnen zu leben. Ich konnte nur einige Tage in beiden Städten zubringen.

Die etwas heftige Scene, die Oehlenſchläger hervorrief als er aus Italien kommend, Weimar beſuchte, und von Göthe Abſchied nahm, hatte kurz vorher ſtattgefunden. Oehlenſchläger war unmittelbar aus Weimar nach Halle gekommen und noch von dem, was er dort erlebt hatte, heftig bewegt. Der ganze Vorfall iſt von dieſem Dichter ſelbſt in ſeinem Leben erzählt und von Riemer in ſeinem bekannten Werke über Göthe faſt als ein bedeutendes Ereigniß ſeines Lebens behandelt. Ich, der ich meinen Freund ſo genau kannte, fand die Sache höchſt natürlich, konnte mir aber auch die Ueberraſchung und Verlegenheit des alten Dichters, der gewohnt war, als ein Herrſcher, dem man ſich nur mit Scheu und Furcht näherte, behandelt zu werden, gar wohl denken. Bei der Erzählung Oehlenſchlägers kam mir die Sache ſehr luſtig vor und ich mußte lachen; jetzt, als ich nach der Tafel mit Göthe in dem kleinen Garten hinter ſeinem Hauſe mich unterhielt, ſprach er zwar von jener wunderbaren Umarmung und zornigen Aeußerung des leidenſchaftlichen Dichters, aber höchſt ruhig und milde. Er wußte Oehlenſchläger zu ſchätzen, aber ſeine Tragödie Correggio, die er vorleſen, Göthe aber nicht hören, ſondern ſelbſt leſen wollte, hatte bekanntlich die Empfindlichkeit des Dichters veranlaßt. Göthe theilte meine Anſicht. Dieſes Stück hat einige Zeit hindurch ein großes Aufſehen gemacht; es iſt in Wien und Berlin mit ſtürmiſchem Applaus aufgeführt worden. Link, der berühmte Naturforſcher, verſicherte mich, einer ſolchen Aufführung in Wien beigewohnt zu haben, die an die vergangenen Tage der überſchwänglichen Rührung durch Kotzebue's Menſchenhaß und Reue, erinnerte.

Ich geſtehe, daß einige gelungene Scenen in dieſer Tragödie vorkommen, das ganze Drama aber iſt doch ein mißlungenes zu nennen, und mein Freund muß mir erlauben, meinen Tadel auszuſprechen, obgleich ich weiß, daß es ihm geht, wie oft den Müttern mit geiſtig oder körperlich verwahrloſten Kindern, die ſie nicht ſelten den rüſtigſten und begabteſten vorziehen. Dieſe Zuneigung beweiſt, wie der Inſtinkt mächtiger iſt, als die Beurtheilung. Es iſt eine innere, tiefverſteckte Ueberzeugung von der Schwäche des Gegenſtandes. Damit das Gleichgewicht herauskomme, fordert die Natur, die hier mit einer innern Nothwendigkeit herrſcht, daß die größere Intenſität der Liebe erſetzen ſoll, was dem Gegenſtande fehlt. Die ſentimentale Bekränzungsſcene durch Cöleſtina ſcheint mir eines Dichters, wie Oehlenſchläger, unwürdig, und das Hinſterben des Helden unter der Laſt des Kupfergeldes, hiſtoriſch falſch, hätte, ſelbſt wenn ſie wahr wäre, nicht in einem Drama benutzt werden ſollen. Die Thorheit liegt zu nahe, denn es muß einem Jeden einleuchten, daß der Tod verhindert werden konnte durch eine Umſetzung des Geldes.

Dieſes Geſpräch mit Göthe dauerte lange. Es berührte frühere Zeiten und mancherlei Gegenſtände. Auch an Werner wurde erinnert, und zwar an den großen Mineralogen ſowohl, als an den Dichter.

Der „Luther" des Dichters war mir von jeher zuwider; der „23ſte Februar" iſt dagegen, verglichen mit den Müllnerſchen Monſtroſitäten, die durch dieſes Drama veranlaßt wurden, durch die Einfachheit und Macht der Motive höchſt lobenswerth. Noch immer war Göthe gegen Werner etwas eingenommen, und es iſt nicht zu leugnen, daß, wenn dieſer ſeine Weihe der Kraft als eine Armſeligkeit betrachtete, und ſich entſchloß, die Unkraft zu weihen, und deshalb nicht zu tadeln war, die letztere Weihe wenigſtens nicht ſo armſelig und unkräftig hätte ſtattfinden dürfen.

Deſto heiterer war die Erinnerung an den herrlichen, in ſeiner abgeſchloſſenen Eigenthümlichkeit tiefen und von Hauſe aus friſchen und geſunden zweiten Werner, dem ich ſo viel verdankte, der mir noch immer als ein Glanzpunkt meines frühern glücklichen Daſeins erſchien. Göthe liebte und ſchätzte ihn, er freute ſich, ihn ſo oft in Karlsbad zu treffen, und ſuchte ihn gegen ſeine immer mächtiger werdenden Gegner zu vertheidigen. Es war aber auch von vielem Anderem die Rede. Ich erinnere mich mit Freude der Zuneigung, die er für Schelling zeigte. „Ich kann ihm nicht ganz folgen," ſagte er, „aber es iſt mir klar, er iſt beſtimmt, eine neue geiſtige Epoche in der Geſchichte einzuleiten."

Göthe, dieſe imponirende Geſtalt, jetzt ſchon im hohen Alter, ſchien durch ſeine ruhige gebietende Gegenwart die ganze Bedeutung ſeines gewaltigen Daſeins in einen mächtigen Moment zuſammenzufaſſen; er war damals 62 Jahr alt. Die bevorſtehende Trennung erſchütterte mich, aber der ernſthafte Mann gebot Ruhe; mein Schmerz war ſtumm, ich verneigte mich und verließ ihn. Er lebte nachher noch faſt 20 Jahre, aber ich ſah ihn damals zum letzten Mal.

Noch ſtand mir eine in mancherlei Rückſicht für mich wichtige Reiſe bevor. Es war nothwendig, daß ich von Halle aus, in den Angelegenheiten meiner neuen Anſtellung, nach Berlin reiſte. Es war der berühmte heiße Sommer, der noch nicht vergeſſen, und durch ſeinen mächtigen Kometen auf eine ſo merkwürdige Weiſe verewigt iſt. Man kann nicht leugnen, daß faſt unwillkürlich, aller aſtronomiſchen Aufklärung zum Trotz, ſich eine Neigung, dem Kometen eine geſchichtliche Bedeutung zuzuſchreiben, aufdrängt. Wenn damals der Komet mit ſeinem mächtigen Schweif auf dem faſt immer wolkenloſen, klaren Himmel, durch Größe und Glanz, nächtlich wie ein verhängnißvolles Zeichen aus den unendlichen Räumen des Univerſums hervortretend, alle übrigen Himmelskörper verdunkelte, ſchien er wie ein Verkündiger des unerbittlichen Fatums, welches alles ſinnliche Daſein ſchonungslos umklammert, zur Geburt hervorruft, ſpielend eine Zeitlang gewähren läßt, um es dann zu vernichten, Schauder zu erregen. Und ich habe, ſeit ich dieſen Kometen monatelang alle Nacht drohend am Himmel ſah, nie glauben können, daß das tiefe bange Gefühl, von welchem das Menſchengeſchlecht, ſo weit die Erinnerung reicht, ergriffen ward, ein falſches wäre, wenn auch die Wahrheit deſſelben eine unergründliche, und jede verſuchte Deutung als eine kleinliche erſcheint. Und doch liegt uns jetzt die Deutung ſo nahe; waffneten ſich doch damals ſchon die ſiegreichen Schaaren einer barbariſchen Uebercultur, angeführt von dem modernen Dſchingiskhan, die, wo ſie hinkamen, Völker und Reiche zertraten, in einer, den Völkerzügen des Mittelalters entgegengeſetzten Richtung, von Weſten nach Oſten, um dem züchtigenden Gottesgerichte im fernen Oſten zu unterliegen, wie die früheren Schaaren das ihrige in Weſten fanden.

Freilich war der Eindruck, den die Erſcheinung des Kometen auf das Volk in Halle machte, ein anderer. Halle war durch Reil ein Badeort geworden, die Weimarer Truppe, anſtatt wie ſonſt in Lauchſtädt zu ſpielen, kam nach Halle. Die eben vor dem Kriege eingerichtete Univerſitätskirche, in welcher ich Schleiermacher hatte predigen hören, war von den Franzoſen als Heumagazin benutzt. Im Sommer 1811 ward ſie zum Theater eingerichtet, und ich hatte das große Vergnügen, hier Hamlet durch Wolf dargeſtellt zu ſehen. Es war mir um deſto intereſſanter, weil das Spiel mich lebhaft, ja für die Unbefangenheit und Natürlichkeit der Darſtellung nur zu ſehr an Wilhelm Meiſter erinnerte. Unvergeßlich aber iſt mir die Aufführung von Göthe's Egmont geweſen. Wolf als Egmont, ſeine Frau als Klärchen, erinnern mich an das Trefflichſte, was ich je auf der Bühne ſah. Ich freute mich, die Bekanntſchaft dieſes ausgezeichneten Künſtlerpaars zu machen.

So groß nun auch dieſer Genuß war und ſo ſehr ich ihn zu ſchätzen wußte, ſo konnte ich doch nicht die Stunden tiefer Andacht, die mir in dieſer Kirche geworden waren, vergeſſen; und ich fand mich allerdings verletzt durch die gegenwärtige Benutzung derſelben. Es war ein Gefühl, welches ich mit dem Volke theilte; ich vernahm darüber eine Aeußerung, die ſeltſam genug war. Die Schauſpielergeſellſchaft hatte Halle verlaſſen. Während der Theater-Saiſon drohte der Komet von dem dunkeln heißen Himmel herunter, blieb aber noch nächtlich ſichtbar, während das Theater öde und verſchloſſen daſtand. „Wie iſt das?“ hörte ich ein Weib zum andern ſagen, „die Komödianten ſind weg, und der Komödien-Stern iſt noch immer da?“

Auf eine Weiſe von der trockenen Hitze angegriffen, die mir faſt die Beſinnung zu rauben drohte, kam ich nach Berlin, und wohnte bei Reimer. Wie ganz anders fand ich Berlin jetzt, als fünf Jahre früher in den Tagen der friſchen und damals hoffnungsvollen Begeiſterung?

Zwar dasjenige Inſtitut, welches mir das nächſte war, die Univerſität, wurde mit Hoffnungen errichtet, die in der That groß waren. In dem glänzendſten Theile der Stadt, ausgezeichnet unter den mächtigen Gebäuden, die ſich hier, wie in keiner andern Stadt zuſammendrängen, liegt das Gebäude der Univerſität, als ſollte es durch dieſe Lage die hohe Bedeutung wiſſenſchaftlicher Bildung für den Staat andeuten, der äußerlich dem Druck und der Schmach unterliegend, dennoch den innerſten Kern eines zukünftigen friſchen, ja mächtigen Lebens in ſich bewahrte. Die naturwiſſenſchaftlichen Inſtitute hatten ſchon vom Anfange an einen Reichthum und ein Anſehen, welches auf die zukünftige große Bedeutung derſelben hinwies. Der botaniſche Garten vor der Stadt hatte einen großen wiſſenſchaftlichen Ruf, und in den letzteren Jahren war dieſer durch Wildenow noch geſtiegen. Dr. Gersheim in Dresden, ein vertrauter Freund des berühmten Pallas, beſaß eine Sammlung von Korallen, die damals zu den ausgezeichnetſten gehörte. Er bot ſie der ſächſiſchen Regierung zum Verkauf an; dieſe ſetzte einen ſo geringen Preis, daß er verdrießlich erklärte: er würde, wenn eine Univerſität in Berlin errichtet werden ſollte, ſeine Sammlung ihr ſchenken. Graf Hofmannsegg hielt ſich in Berlin auf, und hatte einen Entomologen nach Braſilien geſandt, um für ihn zu ſammeln. Durch dieſen erhielt er Säugethier- und Vogelbälge, die er ebenfalls ſchenkte. So lebhaft war das Intereſſe für die eben begründete Univerſität, daß Jedermann gern die bedeutendſten Opfer brachte. Auf der Kunſtkammer fand man die Fiſche des verſtorbenen Bloch, die

Krebſe, die Herbſt hinterließ; beide Sammlungen durch die Schriften dieſer Männer berühmt. Als Graf Hofmannsegg zum zweitenmale eine bedeutendere Sendung Thierbälge erhielt, glaubte er für dieſes Geſchenk einige Bedingungen feſtſetzen zu können. So ward Illiger aus Braunſchweig Mitglied der Akademie und Director der Sammlung. Lichtenſtein war eben vom Cap zurückgekommen und ward als Gehülfe bei dem Ordnen des anfangenden Muſeums dem Illiger zugetheilt, und da die ſchwache Geſundheit des letztern ihn nöthigte, ſeinem Gehülfen manche Geſchäfte zu übertragen, ſo wuchſen ſeine Kenntniſſe mit den zuſtrömenden Gegenſtänden, und ſeine großen Verdienſte als Zoolog ſtanden mit der ſpäter unter ſeinen Händen wachſenden Bedeutung des zoologiſchen Muſeums in gleichem Verhältniß. Bekanntlich haben beide eine europäiſche Celebrität erlangt. Die Mineralienſammlung des Berginſtituts war, wenn auch nicht für die Vorträge hinreichend, ſo doch in vielen Richtungen ungemein reich; Karſten hatte ein nicht unbedeutendes Mineralienkabinet und beſonders eine geographiſch geordnete Reihefolge von Gebirgsarten der Univerſität überlaſſen, und der Anſicht, die als Regel galt, daß die Directoren der verſchiedenen Inſtitute nicht eigene Sammlungen beſitzen durften, folgend, hatte man die, beſonders für die Kryſtallographie reiche Sammlung des Profeſſor Weiß, der zugleich berufen wurde, gekauft. Der erſte officielle Auftrag, den ich als berufener preußiſcher Lehrer erhielt, war der, daß ich mich noch von Halle aus nach Leipzig begeben mußte, um dort das Mineralienkabinet des Weiß zu unterſuchen und über deſſen Werth zu berichten. Es waren mir unvergeßliche Tage, die ich mit dieſem meinem Freunde zubrachte, mir auch in wiſſenſchaftlicher Rückſicht höchſt wichtig. Werner hatte Weiß für ſeinen beſten Schüler erklärt; er betrachtete ihn als den Fortſetzer und Vollbringer deſſen, was er begonnen hatte, und in ſofern die geſchichtlichen Fortſchritte der Wiſſenſchaft es erlaubten, muß man ihn als einen ſolchen betrachten. In der Geognoſie konnte er freilich den mächtigen Umſchwung der Wiſſenſchaft, der die Wernerſche, doch in mancher Rückſicht beſchränkte Theorie verdrängte, nicht ableugnen, er mußte ihm folgen. Er iſt der Begründer der ſchärfern Kryſtallographie in Deutſchland, aber in der Oryktognoſie weiß er auch Werners Verdienſte zu ſchätzen, und ſeine zarteren

Unterſchiede, durch eine ſtreng bezeichnete Terminologie unterſtützt, mehr als irgend ein anderer Mineralog zu benutzen. Werner vermachte ihm nach ſeinem Tode den Ring, den er immer getragen hatte, mit einem Diamanten von ſeltenem Werth geſchmückt. Weiß hat Recht, wenn er dieſes Geſchenk des Sterbenden als einen Orden, den höchſten, den er erhalten konnte, betrachtet.

Die anatomiſche Präparatenſammlung Walthers bildete die Grundlage der jetzt ſo bedeutenden und für die Wiſſenſchaft wichtigen, die unter Joh. Müller blüht.

Es war nicht bloß darauf abgeſehen, dürftige Sammlungen für den Unterricht anzulegen, ſie ſollten im größten Styl der wiſſenſchaftlichen Entwickelung der Zeit nicht nur fortſchreiten, ſondern dieſe fördern.

Seminarien für Theologen und Philologen wurden gegründet. Die große Königliche Bibliothek forderte zwar in vielen Richtungen eine bedeutende Erweiterung und Vervollſtändigung, bot aber jetzt ſchon den Gelehrten ſeltene Schätze für die gründlichſten Unterſuchungen. Die erſte Vorleſung über das Nibelungen-Lied, von Herr v. d. Hagen, ward veranlaßt durch den Wunſch, den vaterländiſchen Sinn zu ſtärken, und bei dieſer Gelegenheit für immer in den Kreis der Vorträge preußiſcher Univerſitäten hineingezogen.

Am drei und zwanzigſten December 1809 ward die Königliche Kabinetsordre, welche die Errichtung der Univerſität befahl, unterzeichnet. Den neunten September 1810 ward ſie feierlich eröffnet. Männer von großem Ruf glänzten ſchon bei der erſten Errichtung in allen Fakultäten. Schleiermacher vor Allen in der theologiſchen. Es gibt keinen, der wie er die Geſinnung der Einwohner hob und regelte, und in allen Klaſſen eine nationale, eine religiöſe, eine tiefere geiſtige Anſicht verbreitete. Berlin ward durch ihn wie umgewandelt und würde ſich nach Verlauf einiger Jahre in ſeiner frühern Oberflächlichkeit ſelbſt kaum wieder erkannt haben. Was ihm den großen Einfluß verſchaffte, war dieſes: daß er Chriſt war im edlen Sinne, feſter unerſchütterlicher Bürger, in der bedenklichſten Zeit kühn mit den Kühnſten verbunden, rein Menſch in der tiefſten Bedeutung des Worts, und doch als Gelehrter ſtreng, klar, entſchieden. Die Kinder ſtrömten zu ſeinem Unterricht, Frauen und Männer aus allen Klaſſen hingen ihm an. Sein Entſchluß, ſich für das ſchmachvoll gedrückte Vaterland zu opfern, hatte damals eine anſteckende Gewalt, und unterhielt die kühne Geſinnung, die entſchloſſen war, nicht bloß beſſere Zeiten unthätig zu erwarten, ſondern auch, wo ſich die Gelegenheit darbot, durch die That herbeizuführen. Sein mächtiger, friſcher, ſtets fröhlicher Geiſt war einem kühnen Heere gleich in der trübſten Zeit. Denn die Kräfte, die er in Bewegung ſetzte, waren keine vereinzelten, beſchränkter Art, es waren die tiefſten und edelſten des ganzen Menſchen in der höchſten, Alle durchdringenden Einheit. So fand ich meinen Freund, als er eine Laufbahn anfing, deren Werth zu ſchätzen nur derjenige vermag, der ſie anzuerkennen weiß.

Savigny, von Landshut nach Berlin berufen, hob die juridiſche Fakultät. Schon damals der Begründer einer neuen Juriſtenſchule, die trotz aller Angriffe immer mächtiger wurde. Reils Name und Celebrität verſchaffte der mediciniſchen Fakultät einen ausgezeichneten Ruf, und bei einer neu errichteten Univerſität konnte keine Acquiſition glücklicher ſein. Unternehmend wie er war fortdauernd mit großen Plänen beſchäftigt, duldete er in ſeiner Nähe keine müßige Ruhe, und ſelbſt, wo man ihn heftig bekämpfte, ward der Kampf für die heranwachſende Univerſität heilſam. Auch durch Hufeland's Verdienſte gewann die Fakultät an Glanz.

Unter den Philoſophen war Fichte, wenn er auch viele Gegner fand und finden mußte, doch von großem Einfluß. Seine Geſinnung, ja ſelbſt ſeine abgeſchloſſene ſcharfe Eigenthümlichkeit bildete einen feſten Haltpunkt, und durch ſeine rückſichtsloſe nationale Kühnheit gewann er viele Menſchen, von denen er wiſſenſchaftlich getrennt war; ja er hatte ſchon den Grund gelegt zu einer Anſicht des Lebens, die in einer ſchwankenden Zeit, wie die damalige, eine große geſchichtliche Bedeutung erhielt. Die Verwirrung, in welche die religiöſe und wiſſenſchaftliche wie die bürgerliche Exiſtenz gerathen war, mußte einen Jeden zu der Einſicht führen, wie nothwendig es war, ſich vor Allem in ſich zu faſſen und zu beſtimmen, und der Mann, welcher berufen war, einen großen, Alles leitenden Gedanken kühn hervorzuheben als den abſolut gebietenden, mußte als ein Herrſcher anerkannt werden, auch wo er nicht verſtanden ward.

Durch ihn ward in der That der Grund gelegt zu einem wunderbaren Entſchluß, der davon ausging, wo möglich eine neue, treffliche Generation durch die Erziehung der Kinder hervorzurufen, die durch Peſtalozzi ſchon früher in der Schweiz angefangen hatte und ſich unter mancherlei Modificationen in Deutſchland ausbreitete, bis ſie durch die Jahn'ſchen Exceſſe den höchſten Gipfel erreichte. Die Wenigſten freilich ahneten den tiefen leitenden Gedanken, der dieſe wunderlichen Verſuche beherrſchte, die doch, wie ſich nicht leugnen ließ, und wie ich ſpäter, als ich den Kampf mit ihnen zu beſtehen hatte, ausführlicher zeigen werde, eine wirklich geſchichtliche Bedeutung erhielten.

Fichte's ſchon lautgewordene Stellung gegen Schelling, die Art, wie er ſich über mich und ſelbſt in einem an mich gerichteten Briefe geäußert hatte, die Einſicht, daß wir uns durchaus fremd waren und daß ich mit meinem innigen Naturleben nie von ihm verſtanden werden konnte, hielt mich von ihm entfernt. Böckh und Bekker waren als Philologen berufen. Es iſt bekannt, wie ſehr der letztere durch ſeine tiefen ſtillen Studien die Wiſſenſchaft gefördert hat, wie viel der erſtere, der ſchon damals als Philolog einen großen Ruf erlangt hatte, indem er das Leben und Denken der Griechen mit ihrer Sprache zugleich auffaßte, dazu beitrug, das Studium der alten Welt in ihrer ſchönſten Blüthe zu beleben und zu fördern. Den 15. October 1810 fingen die erſten Vorleſungen an.

Noch nie war eine Univerſität gleich von ihrer erſten Stiftung an glanzvoller hervorgetreten, noch nie die Idee der Begründung eines großen wiſſenſchaftlichen Inſtituts großartiger aufgefaßt. Man hat mit Recht in der Geſchichte die Stiftung der Univerſität Göttingen im Anfange des vorigen Jahrhunderts als die gelungenſte Unternehmung ihrer Art genannt, und v. Münchhauſen iſt nach Verdienſt dadurch unſterblich geworden. Aber die Aufgabe war in einer ruhigen, mit ſich ſelber zufriedenen Zeit eine viel einfachere. Die ausgezeichneten Gelehrten waren in anerkanntem und wenig beſtrittenem Beſitz ihres einmal erworbenen Rufs, die Wahl der Lehrer alſo weniger ſchwierig. Ein reiches Land bot in einer im Ganzen friedlichen Zeit ohne Schwierigkeit die Mittel dar, und der König von England, als Herrſcher des Landes, ſtand als der große Beſchützer und Gönner im Hintergrunde. In Berlin aber trat ein Inſtitut mit überraſchendem

Glanz hervor, als alle Stützen des Staates eingeſtürzt ſchienen, und aus einer unſäglichen Armuth floß wunderbarer Weiſe die reiche Quelle der Bildung derſelben. Ich habe nie eine Klage vernommen über die Summen, die ſo durch eine große Anſtrengung errungen und angewandt wurden.

Einen bedeutenden Vortheil hatte die Univerſität durch ihre Verbindung mit der Akademie. Es wurde gleich feſtgeſetzt, daß die Mitglieder der Akademie als ſolche zwar nicht die Verpflichtung, wohl aber das Recht hätten, Vorträge zu halten. Dieſes Inſtitut ward ſelbſt durch die Univerſität neu belebt. Der berühmte Niebuhr, nachdem er ein Paar Jahre hindurch auf die wichtigſten Angelegenheiten des Staates, beſonders die finanziellen, einen großen Einfluß gehabt hatte, zog ſich unzufrieden zurück und trat als Lehrer bei der Univerſität auf.

Wie verſchieden, ja widerſtreitend auch die Anſichten der Lehrer ſein mochten, ſo liegt doch in der Macht des friſchen zuverſichtlichen Anfanges unter ſo bedenklichen Verhältniſſen eine vereinigende Kraft, die alle Differenzen überwindet. Wie glücklich ſich Niebuhr in dem vertraulichen Umgange mit den Gelehrten ſeines

Fachs fühlte, mit welchem Eifer er ſich den Studien zu ſeinem klaſſiſchen Werke über die römiſche Geſchichte nach langer Unterbrechung hingab, weiß man aus ſeinen intereſſanten Briefen. Die Philologen, irre ich nicht, durch Schleiermacher dazu veranlaßt, bildeten eine Vereinigung, die zu der ſpäteren durch Oken geſtifteten, alle Welt in ſich aufnehmenden, in einem merkwürdigen Gegenſatze ſtand. Sie war durchaus freundſchaftlicher Art, man beſchäftigte ſich in den ſtillen geräuſchloſen Zuſammenkünften mit einem griechiſchen Schriftſteller, und es iſt wohl nicht zu zweifeln, daß dieſe ruhigen Zuſammenkünfte bedeutender Männer auch für die Wiſſenſchaft Früchte getragen haben. Man würde ſich ſehr irren, wenn man mir die Abſicht zuſchriebe, die Verſammlung der Naturforſcher, die in allen Ländern Europa's Eingang gefunden hat, tadeln zu wollen. In der entgegengeſetzten Richtung haben beide ihren eigenthümlichen Werth.

Daß dieſe Schilderung des Beginnens der Univerſität günſtiger und glänzender ausgefallen iſt, als ſie ſollte, daran zweifle ich keinesweges, aber ich ſchreibe die Geſchichte deſſen, was ich erlebte, und alſo auch, wie ich es erlebte, und daß ich mit meiner ganzen

Seele mich an die Hoffnungen, die mit der Univerſität zu blühen begannen, anſchloß, iſt begreiflich, ſo ſehr ich auch bedauerte, an ihrer Thätigkeit nicht theilnehmen zu können. Wenn ich Wolf, Horkel, mit dieſen vor Allen Reil und Schleiermacher hier fand, kam ich mir freilich faſt wie ein Ausgeſchloſſener, ja wie ein Verbannter vor, und dennoch war meine Freude rein und meine Hoffnung ſtark.

Ich bedurfte einer ſolchen Stütze, denn die Lage des preußiſchen Staats, ſeine Verhältniſſe nach außen traten mir in grenzenloſer Verwirrung entgegen. Gneiſenau und Scharnhorſt waren nicht in Berlin. Der erſtere wurde, wie ich aus ſeiner Correſpondenz ſchließen muß, eben nach Berlin berufen, während ich mich hier aufhielt. Unter den Freunden und Bekannten, die ich traf, ſah ich eine grelle Miſchung von Furchtſamen und Tollkühnen, ja die meiſten ſchienen ſelbſt abwechſelnd von den ungegründetſten Hoffnungen und von verzweiflungsvoller Angſt ergriffen. Bei dieſen allen herrſchte dennoch ein geſpanntes Leben in ſchnellen, gewaltſamen Oscillationen. Leider war aber die Zahl derer nicht gering, die mit einer Art ſtumpfer Reſignation ſich der Zukunft hingaben, und da eine jede uns vorſchwebende Zukunft, wie gering und armſelig ſie auch ſein mag, doch irgend eine Ausſicht zur Erhaltung des Daſeins in ſich ſchließt, ſo bildete ſich wohl, wenn auch nur unklar, die Hoffnung, uns durch ein Anſchließen an die herrſchende Gewalt ein beſſeres Loos vorzubereiten. Wer konnte leugnen, daß dem kalt Reflektirenden alle Hoffnung grundlos und chimäriſch erſcheinen mußte. Nur eine Fülle keimenden Lebens, die ſich ihrer eigenen Kraft bewußt war, nur eine jugendliche Begeiſterung, die oft eben da, wo Alles verloren ſcheint, auch im höheren Alter ſich zu entwickeln vermag, und deren ganze Zukunft als eine innerliche Unergründlichkeit erſcheint, der ſich auf eine nie zu berechnende, ja überraſchende Weiſe die ungünſtigſten Umſtände fügen müſſen, kann die Hoffnung in ſolchen trüben Zeiten feſt halten. Wo dieſe Begeiſterung fehlt, wo alle Zukunft aus der kälteſten Reflexion, aus dem Calcül, aus der Vergangenheit, wie ſie als eine abgeſtorbene vor uns liegt, weil ſolche Menſchen den keine wahre lebendige Gegenwart beſitzen, entſpringt, da erſcheint jede Hoffnung als eine Thorheit. So bildete ſich die Maſſe der Kritiker und der Spötter, die Menge der Klugen, die allerdings, wenn die damalige Lage zerlegt und ſo betrachtet wurde, Recht behielten. Die Enthuſiaſten boten dieſen nicht ſelten Gelegenheit dar, ſie entſchieden zu beſiegen. Mir geſtaltete ſich die ganze Anzahl derer, mit welchen ich in Berührung kam, als zwei lebendige Individuen; etwa als Oſiris und Typhon in Aegypten, als Ormuzd und Ahriman zwiſchen Iran und Turan. Und dieſer Gegenſatz hatte ſo wenig eine perſönliche Bedeutung im engeren Sinne, daß dieſelbe Perſon oft ſchwankend, von jenen größeren Individualitäten beherrſcht, bald die eine, bald die andere zu repräſentiren ſchien. Und in der That, wenn man ſich der kalten Reflexion überließ, war wenig Hoffnung da. Die Spannung zwiſchen Frankreich und Rußland nahm immer mehr zu; es war einem jeden beſſer Unterrichteten klar, daß es Napoleons Abſicht war, den Kaiſer Alexander durchaus als ein fügſames Mittel für ſeine Pläne zu benutzen, daß er ihn, wie die übrigen unterjochten und gedrückten Fürſten, beherrſchen wollte. Der Verdacht gegen Rußland äußerte ſich immer deutlicher, Alexanders Abſicht, durch einen letzten Kampf die völlige Unterwerfung abzuwehren, immer klarer, und daß das, wie es ſchien, völlig waffenloſe Preußen ein rettungsloſes Opfer eines ſolchen Kampfes werden müſſe, war nur zu wahrſcheinlich. Wo große drohende Ereigniſſe eine Maſſe fortdauernd in Spannung halten, da bilden ſich unvermeidlich mancherlei, auch lächerliche Gegenſätze. Sie ſind, im Ganzen betrachtet, keineswegs ſo troſtlos, wie ſie ſcheinen; ſie liefern den Beweis, daß wirklich eine mächtige Maſſe in Bewegung geſetzt iſt. Dieſe beträgt ſich ihrer Natur gemäß, und das Lächerliche iſt eben das, was oben auf liegt und dem oberflächlichen Kritiker am zugänglichſten iſt. Wenn auch dieſe Thorheit in beiden eben genannten maſſenhaften Individualitäten zum Vorſchein kam, ſo war ſie doch auf der Seite des Ahriman ſeltener, und in ihren Aeußerungen trat das Lächerliche keineswegs auf eine ſo pikante Weiſe hervor, wie auf der Seite der Ormuzd-Diener. Ihre Urtheile waren ſeicht und albern, und konnten gering geſchätzt, aber kaum belacht werden. Anders verhielt es ſich mit einer bedeutenden Maſſe von Enthuſiaſten. Ein jeder von dieſen wollte den Staat retten, und daß dieſe Staatsretterei ſich meiſtens höchſt komiſch ausnahm, iſt leicht einzuſehen. So war der Keim einer nationalen Kraft, die verborgene zurückgedrängte Energie eines Volkes, die beſtimmt war, allen europäiſchen Verhältniſſen eine andere Richtung zu geben, dem beſonnenen Kritiker ein willkommener und ſiegreicher Gegenſtand des Spottes. Daß ich zu den Enthuſiaſten gehörte, verſteht ſich von ſelbſt.

Dennoch ängſtigten mich die widerſprechenden Aeußerungen und die Zeichen der Furcht in Berlin mehr als in Halle. Einzelne Gewaltthaten hatten ſtattgefunden. Hatte mich die Vertreibung des kühnen herrlichen Stein auch, wie ich ſie in der Ferne vernahm, erſchüttert, ſo machten einzelne geringere Ereigniſſe hier einen großen Eindruck; ſo die, wenigſtens vorübergehende, gefahrvolle Inquiſition, in deren Gewalt Schmalz gerieth.

Wie allgemein die Hoffnung einer beſſeren Zukunft des Staates erlahmt war, zeigte ſich vor Allem durch den zum Erſchrecken herabgeſunkenen Werth der Häuſer. Hier fand nun ein Fall ſtatt, wo die Enthuſiaſten als die Klugen erſchienen. Den Kritikern erſchien ein

Häuſerkauf, ſelbſt für einen ſehr geringen Preis, eine Thorheit. Viele haben den Grund zu einem bedeutenden Wohlſtande durch eine ſolche vermeintliche Thorheit gelegt; unter dieſen mein Freund und Verleger Reimer, der einen Palaſt kaufte. Was er dadurch erwarb, muß man als einen verdienten Lohn ſeiner unerſchütterlichen und zuverſichtlichen Geſinnung betrachten.

Es war eben eine Zeit, in welcher der König entſchloſſen ſchien, trotz aller Gefahr, ſich an Rußland anzuſchließen, wie ich aus der oft erwähnten Gneiſenau'ſchen Correſpondenz erſehe. Daß einige meiner Freunde dieſen Entſchluß kannten, muß ich vorausſetzen. Schleiermacher lebte z. B. in dem innigſten Vertrauen mit den bedeutendſten Männern. Es war aber begreiflich, daß ein ſolcher Entſchluß, ſollte er irgend einen günſtigen Erfolg haben, als ein tiefes Geheimniß bewahrt werden mußte. Erſt ſpäter, als ich nach Halle zurückkam, erhielt er einen bedeutenden Einfluß auf mein Leben. Je weniger ich aber von den kriegeriſchen Verhältniſſen, von den geheimen Rüſtungen erfuhr, deſtomehr vernahm ich von der herrſchenden Verwirrung der inneren Angelegenheiten; ja dieſe erſchien mir, wahrſcheinlich nach der Art, wie ich von ihr in Kenntniß geſetzt wurde, größer und gefährlicher, als ſie in der That war.

Bei der gewaltſamen Auflöſung ſo vieler Verhältniſſe, bei der Nothwendigkeit, Manches ganz von neuem mit Beſeitigung früherer zum Theil zerſtörter Zuſtände anzufangen, bei der in vielen Richtungen ſich hervordrängenden Noth, die ſchnelle Hülfe forderte, war es zu natürlich, daß man bei den Kundigen Rath ſuchte. Hardenberg berief Deputirte aus den verſchiedenen Provinzen, die eine Art Reichsſtände bildeten, um mit ihnen ſich zu berathen. Ich hörte die Namen: Graf Dohna, v. Schuckmann, v. Altenſtein, Niebuhr, Stägemann, Scharnweber, v. Bärenſprung und viele Andere nennen. Mein Freund, der Regierungsrath v. Raumer, der Bruder meines zukünftigen Schwagers, ſtand eben damals in der höchſten Gunſt bei Hardenberg und erlebte den Blüthepunkt ſeines in der That mächtigen Einfluſſes. Was die Verwirrung, wie ſie mir erſchien, vermehrte, war nun auch die Macht freierer Anſichten, die ſich aufdrängten und nicht abzuweiſen waren. In dieſem Sinne hatte Stein ſchon Manches gethan, um den verſchiedenen Ständen eine ſelbſtändigere Stellung zu verſchaffen. Die Städteordnung z. B. entwickelte einen ſelbſtändigen Bürgerſtand, der die eigenen Angelegenheiten mit einer Freiheit leitete, die man ſelbſt in conſtitutionellen Staaten, wie in Frankreich, bis zu dieſem Augenblicke nicht kennt. Da entſtand die Aufgabe, einen freien Bauernſtand ebenfalls zu ſchaffen. Die Ablöſung der Bauern ward jetzt eine Nothwendigkeit, die ſich nicht mehr abweiſen ließ. Daß ſolche Unternehmung, die man ſchnell und entſchieden einzuführen ſuchte, wohl auch mit der Hoffnung, dadurch die Bauern ſelbſt für große Opfer und eine entſchiedene nationale Geſinnung zu gewinnen, ſtattfand, iſt wenigſtens zu vermuthen. Aber die Ausführung ſolcher Pläne war mit bedeutenden Schwierigkeiten verbunden, und um dieſen Knoten, ſtatt ihn zu löſen, durchzuhauen, hörte man die ſeltſamſten Vorſchläge. So z. B. einen durchſchnittlich gleichförmigen Preis, der bei der Ablöſung von allen Bauern des Landes zu zahlen wäre. Nun hing aber das wirklich mittlere Maaß dieſes Preiſes durchaus von lokalen Verhältniſſen ab. In einer Gegend würde der Gutsbeſitzer einen höchſt ungerechten Vortheil erlangt haben, in einer andern durch die Bauern ruinirt worden ſein. Solche Vorſchläge zogen indeſſen, wo alle Verhältniſſe ſo ſchwankend waren, wo ſo viel Neues entſtehen ſollte, durch ihre Einfachheit an, und wenn ihre Ausführung auch unmöglich war, ſo erzeugten ſie doch einen gefährlichen Zwieſpalt unter den Berathenden, und hemmten die Ausführung zweckmäßiger Pläne, die freilich mühſamer war.

Aus mancherlei Gründen ſchlugen bedrängte Gutsbeſitzer vor, in dieſer unglücklichen Zeit die hypothekariſchen Gläubiger als Mitbeſitzer zu betrachten und deshalb die Zinſen herabzuſetzen. Eine Anſicht, gegen welche dieſe Herren in einer günſtigeren Zeit wohl ſelbſt am heftigſten opponiren würden.

Die Aufhebung der Klöſter fand in dieſer Zeit ſtatt; man konnte vorausſetzen, daß dieſer Entſchluß, dem damaligen Geiſte der Zeit gemäß, ſehr nahe lag. Er ſelbſt fand nicht allein bei den Katholiken, ſondern durch die Art, wie er ausgeführt wurde, auch bei den Proteſtanten, vielen Widerſtand. Man hat die Erfindung dieſes Projekts, mit hartem Tadel, bald Dieſem, bald Jenem zugeſchrieben; aber mit Unrecht. Weder allgemeine Prinzipien der Zeit, noch der Einfluß irgend eines Mannes veranlaßte die Säcularisation der Klöſter, ſondern lediglich der Rath Napoleons, der einem Befehle gleich war. Man wollte bedeutende Summen auf eine geheime Ausrüſtung verwenden; großartig war die Abſicht, in der bedrängteſten Lage zwei neue Univerſitäten zu errichten, und nun wurden die Millionen, auf welche Napoleon, vermöge des Friedenstraktats Anſpruch machte, immer heftiger, ja zuletzt drohend eingefordert. Zwar waren die Summen, die England im Stillen auf die Bewaffnung und Aufregung des Landes verwandte, nicht klein, aber man war um ſo mehr in einer immer ſteigenden Verlegenheit, da die verſchiedenſten Finanzpläne ſich durchkreuzten und man zu keinem Entſchluß kommen konnte. Vergebens wandte man ſich an Napoleon, um eine mögliche Herabſetzung der Summen, oder wenigſtens eine Verlängerung der Termine zu erhalten. Beides war durchaus nicht zu erlangen. Traktatwidrig vermehrte er die Zahl der Truppen, die das Land beſetzten, nahm eine immer drohendere Stellung gegen Rußland, und eben deshalb eine immer gefährlichere für Preußen an, und hielt fortdauernd Feſtungen beſetzt, die er längſt geräumt haben ſollte. Aber ſo leicht er es mit den eigenen Verpflichtungen nahm, ſo wenig war es ſeine Abſicht, irgend eine Forderung fallen zu laſſen. Offenbar wollte er die Verlegenheit der Regierung immermehr ſteigern, er wollte ſie, wo möglich, zur Verzweiflung bringen, damit ſie ſich ihm bei dem bevorſtehenden Kriege unbedingt hingeben müſſe. Als man ihm nun bei der Lage des Landes die Unmöglichkeit der Aufbringung bedeutender Summen dringend vorſtellte, antwortete er mit einer Art von Erſtaunen: daß ſie ja noch im Beſitze einer Menge von Klöſtern wären. In ſeinem eigenen Lande, obgleich es katholiſch ſei, wären alle Klöſter ſäkulariſirt; in den katholiſchen Ländern Deutſchlands fange man an, dieſe Quelle neuer Einkünfte ſich zu eröffnen; um ſo weniger könne ein proteſtantiſches Land ſich bedenken, wenn keine andere Mittel ſich darböten. Dieſem Wunſche oder vielmehr Befehle des Siegers mußte man ſich fügen. Daß bei der Ausführung manches Tadelnswerthe ſtattfand, kann nicht geleugnet werden. Einmal zur Aufhebung der Klöſter entſchloſſen, wollte man dieſe Quelle ganz erſchöpfen. In andern Ländern wurden wenigſtens die Klöſter, die ſich der Erziehung oder der Krankenpflege widmeten, geſchont; jetzt wurde aber ſogar vorgeſchlagen, das Urſuliner-Nonnenkloſter in Breslau, ſo wie die Klöſter der barmherzigen Brüder und Schweſtern, aufzuheben. Dieſer Vorſchlag ging glücklicher Weiſe nicht durch.

Es iſt bekannt, welche Mühe man ſich gibt, in unſeren Tagen Inſtitute für die Krankenpflege armer Männer und Frauen einzurichten; ſo ſehr man auch die Aufopferung und freiwillige Hingebung, die, von einem erneuerten religiöſen Leben aus, zum Vorſchein kömmt, loben muß, ſo iſt es doch noch nie gelungen, Inſtitute zu errichten, die ſich irgendwie mit den katholiſchen meſſen könnten. Die Klöſter, die ſich der Krankenpflege widmen, haben ſich durch Jahrhunderte allmälig entwickelt; ſie haben die innere Sicherheit einer geſchichtlichen Entwickelung erlangt. Selbſt was der Proteſtant mit Recht tadeln muß, daß die Wohlthätigkeit als ein Werk betrachtet wird, welches unmittelbar und in ſeiner Vereinzelung zur Seligkeit führt, hat hier das Erſtaunenswertheſte hervorgebracht. Man muß die bewundernswürdige Hingebung, mit welcher Männer und Frauen ſich dem ſchwierigſten oft widerwärtigſten Geſchäfte für das ganze Leben hingeben, preiſen. Die ganze Vereinigung der Männer hier, der Frauen dort, geht in dieſer Hinopferung auf; es iſt ein Alles aſſimilirendes Lebensprinzip der Verbündeten geworden, welches jede Bewegung hervorruft, leitet und mit der inneren Sicherheit einer Organiſation ordnet. Selbſt der proteſtantiſche Tadel tritt, dieſen Inſtituten gegenüber, ſcheu zurück; denn er muß geſtehen, daß dieſes Werk der Liebe, die ganz für Andere lebt, der Reinheit der Geſinnung, die aus dem lebendigen Glauben hervorgehen ſoll und allen Proteſtanten als das Wünſchenswertheſte erſcheinen muß, hier dem Höchſten und Reinſten zu nahe liegt, um abgewieſen werden zu können. Die proteſtantiſche Geſinnung, wir müſſen es leider bekennen, wie ſie aus dem tiefen Grunde des Alles beherrſchenden Glaubens mit kindlicher Freiheit entſpringen ſoll, hat noch nicht den feſten Boden, die innere Sicherheit erlangt, die nothwendig iſt, wenn etwas ſo Erſtaunenswerthes ſich erzeugen ſoll. Wir haben hier eine Erfahrung gemacht, die uns lehrreich erſcheinen muß; wir ſehen ein, warum Gott erlaubt hat, daß die katholiſche Kirche ſich in ihrer Verirrung noch erhalten hat. Es ziemt ſich, zu geſtehen, daß ſie ſchon ſeit Jahrhunderten Etwas erlangt hat, was uns bis dahin unerreichbar war. Denn nicht bloß in den Klöſtern würde eine ſolche Hingebung ihren Einfluß zeigen, ſie würde auch, als ein mahnendes Muſter für alle Welt, die Selbſtſucht mildern, ſelbſt in den härteſten Gemüthern, und wir müſſen geſtehen, daß ſie in die weiteſten, wie in die engſten Kreiſe, in der Staatsadminiſtration wie in das ſtille Leben der Familie, mächtig eindringen würde, wenn ſie nicht aus den Feſſeln des bloßen Werkes, ſondern aus der kindlichen Freiheit der gläubigen Geſinnung entſpränge. Leugnen dürfen wir aber eben ſo wenig, daß hier, aus dem Werke, die verborgene Gewalt des Glaubens hervorleuchtet, wenn auch noch in der Werkthätigkeit gebunden, welche die vereinzelnden Schranken des bloßen Geſetzes nicht aufzuheben vermag, weil dem Geſetz die Beſtätigung durch die freie Liebe fehlt. Dadurch geſchieht es, daß es als ein Geſchäft erſcheint, das man an die verbündeten Männer und Frauen übertragen kann, dem man ſich ſelbſt aber entzieht. Die ſich Hinopfernden ſtehen iſolirt da, das Leben wechſelſeitiger Opferung bildet einen Stand, ein vereinzeltes Geſchäft und iſt nicht Weltreligion geworden.

Man verzeihe mir dieſe Abſchweifung, die ſich mir unwillkürlich aufdrang.

In geordneten friedlichen Zeiten hat ein Jeder ſeinen beſtimmten Standpunkt, von welchem aus er auf eine gebietende Weiſe thätig ſein kann. Reichen ſeine Fähigkeiten und Einſichten weiter, und über die Grenzen ſeines Amtes, ſo kann er zwar durch heilſame Vorſchläge nützlich werden, aber die Annahme, Beurtheilung und Ausführung derſelben muß er Andern, höhern Behörden überlaſſen, und er weiß es. Es iſt wohl möglich, daß er durch ſolche Rathſchläge ſich ſelbſt den Weg zu einem höheren Wirkungskreiſe bahnen kann, aber es wird ihm nie einfallen, ſich eine größere Gewalt zuzuſchreiben oder anzumaßen, als er innerhalb ſeiner Schranken wirklich beſitzt. Anders verhält es ſich, wenn im Staate neue durchgreifende Einrichtungen getroffen und dieſe ſchnell ausgeführt werden ſollen. Für dieſe paſſen die beſtimmten Grenzen der Stellungen nicht immer; denjenigen, die man für die Fähigeren hält, muß man eine größere Gewalt geſtatten; jenſeits der niedergeriſſenen Schranken liegt aber eine Unbeſtimmtheit, die weder durch die höheren Behörden, noch durch die mächtiger gewordenen Beamten abgegrenzt werden kann. So erzeugt ſich unvermeidlich ein Grenzenloſes, und ein Jeder, der eine feſte

Ueberzeugung erlangt hat, will ſie auch in ihrem ganzen Umfange verwirklichen. Das Chaos ſolcher wechſelſeitiger Kämpfe lag jetzt vor mir, und die Lage Preußens ſchien mir bei dieſer innern Verwirrung die troſtloſeſte zu ſein. Schon bei den geſchichtlichen Darſtellungen verworrener Epochen werden wir nicht ſelten in unſeren Urtheilen irre geleitet. Innere Streitigkeiten, Niederlagen, Hungersnoth, anſteckende Krankheiten bilden dann in der Erzählung einen ſolchen grauenhaften Knäuel vernichtender Unglücksfälle, daß man alle Bürger des Staats wie von einer faulenden Gährung ergriffen glaubt. Alles, was erzählt wird, kann wahr ſein, aber es wird einſeitig in der Darſtellung hervorgehoben und zuſammengedrängt. Was in verſchiedenen Zeiten ſtattfindet, was in einzelnen Gegenden herrſcht, wird in einem Moment der Zeit und in einem engen Raume vereinigt; die lichten Punkte des Lebens, die ſich auch in den unglücklichen Zeiten erhalten, werden verdrängt, ja der Geſchichtſchreiber hält nicht ſelten ſein Werk dann am meiſten gelungen, wenn dieſe gar nicht zum Vorſchein kommen. Hat man nun das Glück, einen aus dem Volksleben in allen ſeinen Richtungen lebendig erzeugten großen

Dichter zu beſitzen, ſo erſtaunt man über den grellen Gegenſatz ſeiner Darſtellung mit den gründlichſten der Geſchichtsforſcher der nämlichen Zeit. Man vergleiche die Geſchichtsbücher Spaniens aus der Lebensepoche des Cervantes, mit dem allgemeinen Leben in dieſem Lande, wie es im Don Quixote dargeſtellt wird. Während meines Aufenthaltes in Berlin ſah ich von außen nur in die Verwirrung hinein. Den Faden eines leitenden Princips, wie er wohl von Hardenberg feſtgehalten wurde, vermochte ich nicht zu entdecken. Alle Hoffnungen, die mir aus den engeren Schranken des Lebens entgegen traten, droheten zu verſchwinden; um ſo mehr, da nicht allein Diejenigen, die im freieren Sinne die Verhältniſſe des Staates auffaßten, an ſeine Fortdauer und zukünftige wachſende Selbſtändigkeit glaubten und für dieſe lebten und thätig waren, ſich unter einander bekämpften, ſondern auch ſich insgeſammt angegriffen ſahen von einer mächtigen Oppoſition, die den Staat in ſeiner alten Form mehr oder weniger feſtzuhalten bemüht war. Die Anſicht des Staates, die ſich jetzt bei mir entwickelte, bildete den ſchroffſten Gegenſatz mit der früheren jugendlichen, die ſich den Staats- wie den Naturverhältniſſen mit inſtinktmäßiger Zuverſicht hingab. Wo Zweifel entſtehen, iſt die eigene geiſtige Thätigkeit unvermeidlich, und obgleich es mir nie einfiel, mich in das Detail der Geſchichte zu verlieren, ſo konnte ich allgemeinere und umfaſſendere Betrachtungen über die Verhältniſſe der Staaten zu einander und ihre innere Einrichtung nicht mehr vermeiden. So ward ich unwillkürlich durch das Leben zu Unterſuchungen hingezogen, die mir bis jetzt fremd waren. Aber eine Einheit des Erkennens war mir zu ſehr zum Bedürfniß geworden, und mein naturphiloſophiſches Studium dehnte ſich mit einer Art von innerer Nothwendigkeit über die Geſchichte aus. Ich ward Politiker, aber in demſelben Sinne, in welchem ich Naturforſcher war. War es die Aufgabe meines Lebens geworden, die Geſchichte in der ruhenden Natur zu erkennen, ſo trat mir jetzt das nicht abzuweiſende Bedürfniß, ein Beharrliches der Natur in der beweglichen Geſchichte zu erkennen, entgegen. Und das neue Studium beruhigte mich völlig, als ich einzuſehen anfing, daß es nur eine Erweiterung, und zugleich feſtere innere Begründung des Alten war.

Durch meinen Freund v. Raumer hatte ich das

Glück, dem Staats-Kanzler Grafen Hardenberg vorgeſtellt zu werden. Ich ward zur Tafel geladen, und erwähne dieſes hier, weil ich ihm ſpäter näher treten durfte. Es iſt nicht meine Abſicht, ein Urtheil über ihn zu fällen, ich beſitze die genauen Kenntniſſe, die mich dazu berechtigen könnten, keineswegs. Seine Perſönlichkeit aber hatte etwas durchaus Anziehendes; er war, wie bekannt, ſelbſt in ſeinem höheren Alter, ein ausgezeichnet ſchöner Mann. Unter den höheren Staatsbeamten, deren perſönliche Bekanntſchaft ich zu machen das Glück gehabt habe, zeichnete er ſich durch einen vornehmen Anſtand im edelſten Sinne aus. Jene ruhige Sicherheit, die ihn nie, ſelbſt in den bedenklichſten Momenten verließ, die offene, freimüthige, Art ſeiner Mittheilung, gleich weit von einer unſchicklichen Vertraulichkeit und von einer kränkenden Herablaſſung entfernt, zeichnete ihn aus. Als ich dem Fürſten Metternich vor einigen Jahren perſönlich vorgeſtellt zu werden das Glück hatte, erinnerte er mich auf eine überraſchende Weiſe, durch ſein freies ſicheres Betragen, wie ſelbſt durch ſeine Geſtalt, an Hardenberg. Ich bin mit dieſem ſpäter unter bedeutenden Verhältniſſen in Berührung gekommen. Er zeigte mir bei jeder Gelegenheit ein großes Wohlwollen.

Das Diner war merkwürdig. Es hatte bisher eine bedenkliche Spannung zwiſchen Hardenberg und dem Miniſter v. Voß ſtattgefunden. Sie hatten ſich ausgeſöhnt, und der letztere erſchien in Folge dieſer Ausſöhnung zum erſten Male in der Geſellſchaft des Staatskanzlers.

Die mannigfaltigen Kämpfe, die Schwierigkeit, irgend einen heilſamen Entſchuß zur Ausführung zu bringen, hatten bei meinem Freunde v. Raumer den Wunſch hervorgerufen, ſich ſo wie früher Niebuhr gethan, ganz von den verworrenen Geſchäften loszureißen. In einer langen Reihe von Jahren hatte er Materialien geſammelt zur Geſchichte der Hohenſtaufen. Es war ſein Hauptwunſch, dieſe Darſtellung einer der großartigſten und wichtigſten Epochen der deutſchen Geſchichte zu vollenden. Die Laufbahn, in welche er jetzt hineingeriſſen war, drohte, ihn von allen gelehrten Arbeiten abzuhalten. Kaum war daher ein halbes Jahr nach der Errichtung der Univerſität in Breslau verfloſſen, als ich ihn dort als meinen Collegen wieder ſah. Es muß zwar zugeſtanden werden, daß die Jahre, die Raumer in wichtigen Staatsgeſchäften zubrachte, ihm als Geſchichtſchreiber zu gute kamen; auch iſt ſeine Neigung, Gegenſtände der Art bei verſchiedenen Völkern der gegenwärtigen Zeit in einer größeren Ueberſicht geſchichtlich zu behandeln, wie bekannt, vorherrſchend geblieben, und ſie hat nicht wenig dazu beigetragen, ſeinen bedeutenden Ruf zu vermehren: aber dennoch muß jeder, der ihn perſönlich kennt, geſtehen, daß nicht bloß ſeine Freimüthigkeit und feſte Geſinnung, ſondern auch die große Klarheit und Sicherheit, mit welcher er vorliegende Gegenſtände ſcharf aufzufaſſen, ihre Verhältniſſe zu durchſchauen und eine angemeſſene Entſcheidung herbeizuführen vermag, es ſehr bedauern läßt, daß er auf immer eine Laufbahn verließ, die ihm auch in der praktiſchen Richtung Gelegenheit gegeben hätte, ſich große und bedeutende Verdienſte zu erwerben.

Letzte verhängnißvolle Ereigniſſe in Halle.

Ich war in der Mitte des Juli von Berlin nach Halle zurückgekehrt. Gneiſenau muß damals eben, und vielleicht wenige Tage vorher aus Schleſien nach Berlin gekommen ſein. Ich hatte ihn noch nicht kennen gelernt. Alle geheime Unternehmungen ſchienen aufgegeben zu ſein; ich ſah erwartungsvoll einer bedeutenden Zukunft entgegen, ohne einzuſehen, wie ſie ſich geſtalten konnte. Da erſchien v. Boltenſtern, ein Offizier der preußiſchen Garde, mit einem bedeutenden Auftrage bei mir. Alles war in dieſer Zeit äußerlich ruhig, und ſeine Gegenwart in Halle konnte um ſo weniger Verdacht erregen, da ſeine Frau die Tochter eines Gutsbeſitzers in der Gegend war. Gneiſenau hatte ihn geſandt, und ich trat jetzt zum erſten Male, ohne ihn perſönlich zu kennen, in Verbindung mit dieſem merkwürdigen und ausgezeichneten Manne. Was v. Boltenſtern mir mittheilte, ſetzte mich in die heftigſte Bewegung, und ich ward jetzt auf eine viel bedeutendere Weiſe als bisher zu einer entſchiedenen Thätigkeit aufgefordert. Die Lebensbilder aus dem Befreiungskriege haben die eigenhändigen Briefe Gneiſenau's an den Grafen Münſter aus dieſer Zeit bekannt gemacht. Ich erfuhr durch Boltenſtern nur ganz im Allgemeinen, wie geſpannt die Stellung Preußens gegen Napoleon in dieſem Augenblicke war, daß man ſich entſchieden über die noch fortdauernde Beſetzung der Feſtungen, die dem Friedenstraktat zufolge ſchon längſt hätten geräumt ſein müſſen, beklagte. Zwar hatte Preußen ſich verpflichtet, ein Heer von nur 40,000 Mann zu halten, aber durch Scharnhorſts Fürſorge war ein weit größeres Heer kampffertig. Die kampffähigen Männer wurden einexercirt, dann entlaſſen, ihre Waffen wurden für ſie aufbewahrt, und ſie waren jederzeit bereit, ſich zu ſtellen. Aus den Lebensbildern ſehe ich, daß die Zahl der Männer, die ſchnell ein kämpfendes Heer gebildet haben würde, 124,000 Mann betrug. Es kam jetzt darauf an, ſo genaue Nachrichten wie möglich von der Bewegung der franzöſiſchen Truppen, von ihren Standquartieren, ihrer Anzahl, von den Anführern und Waffengattungen einzuziehen. Dann ſollte ich mit großer Vorſicht mich an zuverläſſige Freunde wenden, mit dieſen ein möglichſt vollſtändiges Verzeichniß ſolcher Männer verfertigen, die ſich mit Wahrſcheinlichkeit entſchließen würden, in dem entſcheidenden Moment für das Vaterland zu kämpfen, und die fähig wären, die eigene Geſinnung in größeren oder geringeren Kreiſen zu beleben. Die vorzüglichſte Thätigkeit der Freunde wäre endlich beſonders darauf zu richten, daß ſie ſich in Kenntniß ſetzten von der Menge der Waffen und des Pulvers, die ſich im Privatbeſitz der Einwohner befänden. Wir müßten dann verſuchen, dieſe zerſtreuten Maſſen ohne Aufſehen an beſtimmten zweckmäßigen Orten zu vereinigen. Von England dürften wir zwar bedeutende Lieferungen erwarten, aber die eigene Thätigkeit wäre durchaus nothwendig. Ich ſtellte Boltenſtern vor, wie mir als einem Gelehrten die Fähigkeit fehle, ein ſo wichtiges Geſchäft zu leiten, welches militairiſche Kenntniſſe und bedeutendes praktiſches Geſchick vorausſetzte. Ich ſchlug Kroſigk vor. „Ich bin an Sie geſchickt,“ erwiderte Boltenſtern, der als preußiſcher Offizier gewohnt war, dem gegebenen Auftrage ſtrenge Folge zu leiſten. „Was Sie in dieſer Sache thun wollen, müſſen Sie verantworten.“ Ich war über das in mich geſetzte Vertrauen erſtaunt, aber auch erfreut. Ich konnte nicht behaupten, daß ich bis jetzt irgend Etwas von Bedeutung ausgerichtet hätte. Meine bisherige Theilnahme an den Unternehmungen war in der That meiſt paſſiv; ich hatte das Geheimniß ſorgfältig bewahrt, hatte die Ausführung einiger thörichter Pläne verhindert, und die Verbindung zwiſchen

Kaſſel und Berlin einige Male befördert, das war Alles. Ich vereinigte mich nun mit Blanc und mit einem jungen Manne B., auf deſſen redliche Geſinnung wir uns verlaſſen konnten; beſonders aber ſtimmten: Alle in meinen Vorſchlag überein, Kroſigk zu gewinnen, und ihm die obere Leitung des Ganzen anzuvertrauen.

Zu den wichtigſten Verbündeten gehörte aber v. Harthauſen, der auf die umſichtigſte Weiſe thätig war, die Geſinnung der Bauern und der Bürger zu erforſchen wußte, und durch wenige junge Männer, beſonders durch den jüngern Meckel auf die Studirenden einwirkte.

Harthauſen hatte ſchon früher eine Geſellſchaft gebildet, die ſich ein paar Mal wöchentlich verſammelte, um Schießübungen anzuſtellen; beſonders übten wir uns im Piſtolenſchießen. Acht Männer waren in eine kleine Stube zuſammengedrängt. Aus dem Fenſter, welches nach einem einſamen Garten ging, wurde nach der Scheibe geſchoſſen; alle Vorſichtsmaaßregeln, damit kein Unglück geſchehen konnte, waren ſorgfältig getroffen; Strafen wurden ſtrenge bei einer jeden Vernachläßigung eingetrieben, und dennoch geſchah es, daß unſer Lehrer v. Harthauſen ſelbſt uns alle in Schrekken ſetzte. Er hatte Pulver auf das Schloß ſeines, wie er glaubte, ungeladenen Piſtols geſtreut, um es abzublitzen; plötzlich ging ein Schuß los, die Kugel flog dicht vor dem Geſicht eines etwas korpulenten Edelmannes vorbei und durch die Decke der Stube.

Dieſe Uebungen hatten ſchon ſeit faſt einem Jahre ſtattgefunden, und damit ſie eine weitere Ausdehnung erhielten, ſchloſſen wir uns an die Jagdgeſellſchaften der Umgegend an. Eine kurze Zeit hindurch machte mir die Jagd Freude, nur die Haſenhetze ward mir bald zuwider; das ſtille Liegen und Lauern an einem Orte zerſtreute mich, und ich war nicht im Stande, die angeſtrengte Aufmerkſamkeit auf das zu erwartende Thier feſt zu halten; dahingegen erfreuete es mich ſehr, mit Harthauſen, von ein Paar Jagdhunden begleitet, aus den Gebüſchen und Sümpfen Rebhühner oder Enten hervorzujagen; doch mußte ich bald inne werden, daß die Zeit, die mir auf ſolche Weiſe verloren ging, zu bedeutend war. Mein in die Ferne ſehendes Auge und ein ſicherer Blick machten mich zu einem nicht ſchlechten Schützen. Dieſe Uebungen und unſere Verbindungen mit einigen eifrigen Jägern kamen uns jeßt zu ſtatten. Einige bedeutende Gutsbeſitzer und reiche Pächter in der Umgegend waren theils durch ihre Geſinnung uns bekannt geworden, theils konnten wir ſie jeßt gewinnen, und dieſe Verbindungen waren uns um deſto wichtiger, weil ihr Einfluß auf das Landvolk ein entſchiedener war. In der That waren dieſe Unternehmungen im Stillen ſchon ziemlich weit gediehen; alles Unruhige und Leidenſchaftliche der früheren war verſchwunden. In Halle war der perſönliche Einfluß Harthauſens beſonders wichtig; in der Umgegend die umſichtige Thätigkeit Kroſigks. v. Harthauſen unterhielt von Halle aus beſtändige Verbindungen mit Weſtphalen. In dem ganzen Umfange dieſes Königreichs wurden die genaueſten Nachrichten von den Bewegungen der franzöſiſchen Truppen eingeſammelt und nach Berlin geſchickt, und wir konnten uns um ſo leichter der Aufmerkſamkeit der Feinde entziehen, da Alles völlig ruhig blieb, und keine thörichten Pläne wilder Art, wie früher, die unſrigen durchkreuzten.

Gneiſenau's Correſpondenz mit dem Grafen Münſter, wie ſie öffentlich bekannt geworden iſt, inſofern ſie die feindliche Stimmung des preußiſchen Hofes, die auch uns in Thätigkeit ſetzte, betraf, reicht bis in den November 1811. Auffallend iſt mir die Hoffnung geweſen, daß die Stimmung des Hofes nicht wanken würde; offenbar hat Gneiſenau mehr ſeine Hoffnungen und die feſte Geſinnung ſeiner Freunde, als die wirkliche Lage der Verhältniſſe dem Miniſter mitgetheilt. Er befürchtete wohl, die Bemühungen der Engländer, deren mächtige und ſchnelle Beihülfe ſo nothwendig war, dadurch zu hemmen. Uns ward wenigſtens ſchon gegen Ende Auguſt gerathen, Alles vorläufig ruhen zu laſſen. Die Differenzen, wurde uns gemeldet, die zwiſchen dem preußiſchen und franzöſiſchen Hofe ſtattfanden, wären ausgeglichen, und wenn unſere Thätigkeit für die Zukunft nöthig ſein ſollte, würden wir es erfahren. Ich hatte als Vorläufer eines jeden öffentlichen Aufſtandes, theils die Gegenwart eines, wenn auch geringen Truppencorps, um welches, als einen feſten Kern, ſich der Aufſtand ordnen könnte, theils eine königliche Erklärung, welche den dem Königreich Weſtphalen geleiſteten Eid aufhob, als durchaus nothwendig hervorgehoben; bis dieſe Bedingung erfüllt war, fühlten wir Verbündeten uns verpflichtet, den äußerlichen Frieden aufrecht zu erhalten und jede laute

Aeußerung der Unzufriedenheit nicht zu nähren, vielmehr ſo viel wie möglich zu unterdrücken.

Als ich in den erſten Tagen des Septembers Anſtalten traf, mit meiner Familie meiner neuen Beſtimmung entgegen zu gehen, trat ein Ereigniß hervor, welches ich freilich lange geahnet hatte und wodurch ich, wie meine Freunde, großen Gefahren ausgeſetzt wurde. Ich entging dieſen, deſto härter aber trafen ſie die Freunde.

v. Schele war Präfekt in Hannover geworden. Ein Palaſt wurde dort zu ſeiner Wohnung eingerichtet, Alles ſeiner anſehnlichen Stellung gemäß zu ſeiner nahe bevorſtehenden Hochzeit vorbereitet. Da ergriff ihn die Luſt, noch vorher mit ſeiner Braut und ihrem Vater Reil ſich zu beſprechen. Es mochten auch wichtige Privatangelegenheiten ſein, die ſich leichter mündlich als ſchriftlich behandeln ließen, die ihn bewogen, dieſen unglücklichen Entſchluß zu faſſen. Verkleidet und ganz im Geheim verließ er Hannover, ſchlüpfte ohne Paß über die Grenze und brachte einen Tag etwa in Berlin zu. Hier war er nicht vorſichtig genug. Reil war ſelbſt als ein Verdächtiger bekannt, und die geheime franzöſiſche Polizei, der er ein Gegenſtand der größten Aufmerkſamkeit war, erfuhr bald, daß ſein Schwiegerſohn, der weſtphäliſche Präfekt in Hannover, ſich im Stillen über die Grenze geſchlichen hatte, um ihn zu beſuchen. v. Schele kam wirklich nach einer Abweſenheit von 4 bis 5 Tagen unbemerkt nach Hannover zurück. Die franzöſiſche geheime Polizei in Berlin war indeß ſchneller geweſen als er. Kurz nach ſeiner Zurückkunft erhielt er eine Aufforderung, ſich in Kaſſel zu ſtellen, die ſo lautete, daß er nichts Gutes ahnen konnte. Als er erſchien ward ihm das eben ertheilte bedeutende Amt genommen und er aus dem weſtphäliſchen Dienſte entlaſſen. Alle ſeine Verſicherungen, daß ſeine Reiſe nur durch Familienangelegenheit veranlaßt war, halfen ihm nichts. Ueberraſcht durch dieſe plötzliche Umwandlung ſeiner Verhältniſſe unter Umſtänden, die nicht bloß kränkend waren, ſondern auch auf die unglücklichſte Weiſe ſeine Lage zerſtörten, als ſie ſich am heiterſten zu geſtalten ſchien, ward er von einer heftigen Krankheit ergriffen, eilte nach Halle und bekam bei Reils Schweſter, meiner Wirthin, in denſelben Räumen, die Wilhelm

Grimm früher bewohnt hatte, ein heftiges Nervenfieber. So ſah ich meinen unglücklichen Freund wieder, nachdem ich kurz vorher von ihm Berichte über ſeine bevorſtehende Hochzeit erhalten hatte. Ich pflegte und tröſtete ihn, aber eine Ahnung von der dunklen Hand, die drohend gegen uns alle ausgeſtreckt war, trat mir entgegen, und ſie war wirklich gegen uns bewaffnet, wie die ſpäteren Ereigniſſe zeigen. Mein Freund Steltzer, der Bruder meines Schwagers, der in dem Präfektur-Bureau in Halle gearbeitet hatte, folgte v. Schele nach Hannover und verließ den weſtphäliſchen Dienſt mit dieſem. Ohne allen Zweifel würde der Schlag ihn noch härter getroffen haben, wenn die Wahrſcheinlichkeit, daß in der That nur Privatverhältniſſe den kurzen geheimen Ausflug nach Berlin veranlaßt hätten, nicht zu nahe lag, wenn man irgend einen Beweis von anderen verſteckten Abſichten aufzubringen vermocht hätte. Nachdem er wieder hergeſtellt war, eilte er nach Berlin, wo er wohl aufgenommen und als Geheimer Rath fürs Erſte zur Dispoſition geſtellt wurde. Hier fand nun, in einer ganz anderen Lage, als die früher erwartete, die Hochzeit ſtatt; und ſo hart der Schlag auch meinen Freund traf und ſo unglücklich er ſich dünkte, ſo muß man doch geſtehen, daß ein Verhängniß, welches ihn kurz vor der großen geſchichtlichen Kataſtrophe, die das ganze neu entſtandene, noch kaum in ſich begründete Königreich zertrümmerte, aus dem weſtphäliſchen Dienſte herausriß, ein glückliches genannt werden muß. Wie entſetzlich würde ſeine Lage ihm geſchienen haben, wenn die ſiegenden Feinde, mit welchen er durch Geburt, durch Geſinnung innig verbündet war, ihn in ſeiner Stellung als weſtphäliſcher Präfekt in Hannover überraſcht hätten. Sein Bruder ſpielt, wie allgemein bekannt, jetzt in derſelben Stadt eine bedeutende Rolle.

v. Schele hatte uns verlaſſen, unſere geheimen Unternehmungen wurden im Stillen und geräuſchlos fortgeſetzt. Ein jüngeres Mitglied des Bundes, der in den Geſchäften deſſelben thätig war, unſer völliges Vertrauen beſaß und verdiente, traf einen alten Schulfreund, ſein Name war Mertens. Dieſer verſtand es, das alte vertrauliche Verhältniß geltend zu machen. Wir waren untereinander durch Geſinnung verbündet. Eide ſchienen mir deshalb überflüſſig; aber die heiligſte Verpflichtung, die auf uns allen ruhte, war die größte, ja peinlichſte Vorſicht in der Wahl der Vertrauten.

Unſer junger Freund glaubte nicht gegen dieſe Verpflichtung zu handeln, wenn er ſich einem Manne hingab, den er von Kindheit an kannte. Er kam von ſeiner Unterſuchungsreiſe zurück, und voll Freude erzählte er uns, welche ſchöne wichtige Acquiſition er für unſer Bündniß gemacht hatte. „Stellt euch vor, ſagte er, welche herrliche Geſinnung den Mann beherrſcht, der es nicht verſchmäht hat, eine Schmach auf ſich zu laden, um deſto ſicherer in die geheimen Rathſchlüſſe der Feinde einzudringen. Wir können jetzt viel ruhiger ſein als bisher; jeder Verdacht, der gegen uns entſteht, ſelbſt der leiſeſte, wird uns ſogleich bekannt, unſere Feinde werden durch meinen Jugendfreund, der ihr volles Vertrauen beſitzt, auf eine ſchlaue Weiſe irre geführt werden; denn — Mertens iſt weſtphäliſcher Polizei-Kommiſſar." — „Wir ſind verrathen, rief ich aus; Alles wird der wahrhaft deutſch Geſinnte wagen für die Sache, die ihm heilig iſt, die Ehre nie!" Der junge Verbündete aber blieb ruhig; er hielt ſich für verpflichtet, unſeren Verdacht als einen nicht bloß ungegründeten, ſondern ſelbſt beleidigenden abzuweiſen. „Ich kenne ihn von Kindheit an, rief er tief gekränkt, er iſt einer Ruchloſigkeit, wie Ihr ſie vorausſetzt, völlig unfähig; es iſt meine Pflicht, nicht allein mein Vertrauen zu rechtfertigen, ſondern auch einen Verdacht von ihm abzuwälzen, den er nicht verdient und den ich nicht dulden darf.“

Wir ſchwiegen, denn was geſchehen war, ließ ſich nicht mehr ändern, und wir mußten die Folgen abwarten. Das Einzige, wozu der unglückliche Verbündete ſich verpflichten mußte, war, daß er ſeine Correſpondenz mit Mertens uns mittheilen ſollte. Es kam darauf an, das Vertrauen einigermaßen zu erhalten und ihn dennoch irre zu führen. Da eben in dieſer Zeit aus Berlin die Aufforderung an uns erging, wie oben erwähnt wurde, die Unternehmungen zwar nicht fallen, aber doch fürs Erſte ruhen zu laſſen, ſo verſuchten wir den weſtphäliſchen Polizei-Kommiſſar, den wir leider jetzt als ein Mitglied unſeres Bundes behandeln mußten, dahin zu bringen, daß er glauben ſollte, die Unternehmung ſei völlig aufgehoben. Ich ſah voraus, daß dieſer Verſuch nicht gelingen würde. Denn wenn die franzöſiſche Polizei, was ſie erfahren, mit bedeutenderen Entdeckungen, die ſie ohne Zweifel gemacht hatte, verknüpfte; wenn, wie ich vermuthete, ſie ſelbſt verborgene Umſtände kannte, die uns unbekannt waren: ſo konnte ſie leicht zu der Ueberzeugung kommen, daß wir verſuchen wollten, ſie irre zu führen. Dieſes zeigte ſich nun auch bald, und für mich auf eine entſchiedene Weiſe. Der junge Mann erhielt von dem Polizei-Kommiſſar einen mit vieler Wärme und nicht ganz ungeſchickt geſchriebenen Brief. In dieſem ſchrieb Mertens, wie er meine kleine Schrift „über die Idee der Univerſitäten“ eben geleſen habe. Sie habe, verſicherte er, einen lebhaften tiefen Eindruck auf ihn gemacht; er habe ſeitdem keine Ruhe, bis es ihm gelänge, meine perſönliche Bekanntſchaft zu machen. Er hätte, um dieſen Wunſch erfüllt zu ſehen, mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, endlich wäre es ihm gelungen, Urlaub zu erhalten, und in wenigen Tagen würde er in Halle ankommen. Der junge Mann theilte uns dieſen Brief triumphirend mit. Ich will bekennen, daß ich heftig erſchrak. Ich fing ſchon an zu befürchten, daß, ſo nahe auch meine Abreiſe nach Breslau bevorſtand, das Unglück, welches über meinem Kopfe ſchwebte, doch noch hier losbrechen werde. Mir war eine Summe verſprochen, um die Reiſekoſten zu decken. Einen Theil derſelben mußte ich erhalten, bevor ich im Stande war, Halle zu verlaſſen. Durch einen Freund, der nach Berlin reiſte, gelang es mir, Schleiermacher mit meiner gefährlichen Lage bekannt zu machen. Er ſtellte v. Schuckmann dieſe vor, und nach wenigen Tagen war ich im Beſitz des Reiſegeldes. Aber die kurze Zeit, die noch bis zur Abreiſe verfloß, war an bedeutenden Ereigniſſen reich.

Ein Billet ward mir gebracht, worin Mertens ſeine Ankunft meldete, bedauerte, daß eine Unpäßlichkeit ihn verhindere, mich ſogleich zu beſuchen, und verſicherte, daß er keine Ruhe habe, bis er meine perſönliche Bekanntſchaft gemacht, daß er mir Wichtiges mitzutheilen habe. Er bat mich daher dringend um einen ſchleunigen Beſuch. Ich geſtehe, ich fand dieſe Forderung etwas unverſchämt und war ſchon entſchloſſen, ſie abzuweiſen. Ich dachte aber, wie wichtig es mir war, ihn kennen zu lernen. Die Eile, die er zeigte, ſchien mir gefährlich. Ich beſuchte ihn. Es war ein kleiner breitſchultriger Mann, mit einem etwas platten, aber doch beweglichen Geſichte, kleinen blinzelnden, lauernden Augen; ſeine Geſtalt erkannte ich ſpäter in einem Manne wieder, der unter uns eine bedeutende, aber nicht allgemein beliebte Rolle ſpielte;

nur war Mertens widerwärtiger und breiter. Es iſt wohl möglich, daß die Vorſtellung, die ich von ihm hatte, mir ihn unangenehmer erſcheinen ließ, als es ſonſt der Fall geweſen wäre. Das Geſpräch ward zuerſt von ſeiner Seite durch eine Lobpreiſung meiner Schrift eingeleitet; dieſe erſchien aber ſo inhaltsleer, daß ich der Luſt, ihn davon zu überzeugen, daß er von mir durchſchaut werde, nicht widerſtehen konnte. Es war mir leicht, indem ich den Gegenſtand ſeiner Lobpreiſung verfolgte, ihn dahin zu bringen, daß ihm ſeine Unfähigkeit, die Schrift zu verſtehen, ſelbſt völlig klar werden mußte. Ich bewunderte ſeine Haltung. Wir blieben beide höflich, und er fing an, von unſeren Unternehmungen als ein Vertrauter zu reden. Ich erwartete dieſe Wendung des Geſprächs und war darauf völlig vorbereitet. Ich leugnete ſie nicht ab; denn wozu würde dies gedient haben? behandelte ſie aber von oben herab mit kalter Geringſchätzung. Es ſei, ſagte ich, eine ſolche Thätigkeit ein armſeliges und nutzloſes Thun, man müſſe, um für Deutſchland auf eine erfolgreiche Weiſe thätig zu ſein, im großen Sinne verſtändig handeln, man müſſe im Hintergrunde eine mächtige Stütze finden, und weil ich die Thorheit ſolches Getreibes gefunden und erkannt, ſo habe ich mich dem Bündniſſe angeſchloſſen, mehr, weil ich verſuchen wollte, weitere Thorheiten zu verhindern, als aus irgend einem andern Grunde. „Ihre Geſinnung, Herr Mertens, ſagte ich, muß ich ehren, aber daß Sie ſich, ohne dazu von einer mächtigen Hand geleitet zu ſein, auch aus der beſten Abſicht entſchließen konnten, eine ſo zweideutige Rolle zu übernehmen, die ſich doch kaum unter den günſtigſten Verhältniſſen vertheidigen ließe, muß ich im höchſten Grade tadeln.“ Ich nahm eine kalte, ſtreng und entſchieden hervortretende und ſchonungslos richtende Haltung an, die mir freilich ſonſt nicht natürlich iſt. Die Gefahr des Moments gab mir die Fähigkeit. Er ſchien überraſcht und hatte mich offenbar ganz anders zu finden geglaubt. Daß er durchſchaut war, daß er durch mich nichts erfahren würde, mußte ihm klar ſein.

Während ich nun auf eine ſolche Weiſe täglich von der geheimen Polizei aufgehoben zu werden erwartete, traf aus Kaſſel Leiſt, Müllers Nachfolger, ein. Dieſer war ein lebhafter, beweglicher Mann, mittheilſam und freundlich; er ſchien ſich in ſeiner Würde ſehr zu gefallen, und, ſeltſam genug, an mich ſchloß er ſich am meiſten an; über die Verhältniſſe der Univerſität, wo er nur glaubte, daß ich irgend eine Kunde davon beſäße, unterhielt er ſich ausführlich. Er ließ ſich mit mir den ganzen Tag hindurch nach den verſchiedenen Inſtituten hinführen und erſchien faſt immer von mir begleitet. Ich ſuchte, ſo viel ich vermochte, ihm Auskunft zu geben. Nur konnte ich mich von den mir nicht vollſtändig bekannten Bedürfniſſen der Univerſität und von den Wünſchen meiner Collegen nicht hinlänglich unterrichten; denn er trennte ſich, glaube ich, deswegen ſo wenig von mir, um mich von den übrigen Profeſſoren entfernt zu halten, um mich zu nöthigen, alle meine Urtheile unbefangener und ohne fremden Einfluß zu äußern. Er mochte glauben, daß ich, da ich die Univerſität zu verlaſſen im Begriff ſtand, unparteiiſch ſein würde; auch hatte man ihn verſichert, daß ich ihm ſehr ähnlich ſehe. In wiefern dieſer letzte Umſtand dazu beigetragen hat, mir ſein Zutrauen zu erwerben, weiß ich nicht. Er war, ſo viel ſcheint gewiß, von der Gefahr, die mir drohete, gar nicht unterrichtet. Dieſe Gunſt der höchſten Behörde ſetzte alle Welt in Erſtaunen, und Viele mochten mich um eine Auszeichnung beneiden, die für mich keinen Werth hatte, außer in ſofern ich etwas Nützliches für die Univerſität, die ich verließ, auszurichten vermochte. In der That gelang es mir, einige Anſtellungen zu bewirken, die nach meinen Vorſchlägen ſtattfanden.

Indeſſen näherte ſich der Tag meiner Abreiſe und mit dieſer, wie ich glauben mußte, die Gefahr, die mir über dem Kopfe ſchwebte; und ich konnte die Gunſt des Staatsraths Leiſt um ſo weniger als ein angenehmes Ereigniß betrachten, je vollkommener ich überzeugt war, daß mich die geheime Polizei für einen Verbrecher anſah und aufzuheben trachtete. Dieſe Furcht ſuchte ich nun, ſo viel ich konnte, zu verbergen. Der ſeltſame Gegenſatz zwiſchen einer erfolgloſen Gunſt, um die man mich beneidete, und der bevorſtehenden Gefahr, als Verräther verhaftet zu werden, die mir von den verſchiedenen Behörden deſſelben Staats zu derſelben Zeit entgegentrat, ſchien mir ſeltſam, ja zuweilen luſtig, daß ich, wenn ich an der Seite des Staatsraths in der Stadt erſchien, ein geheimes ironiſches Lächeln nicht zu unterdrücken vermochte.

Mein Schwiegervater war kurz vorher in Giebichenſtein angekommen. In dem wüſten, von allen

Meubeln entblößten Hauſe, zwiſchen dem Gepäck, welches von den Fuhrleuten abgeholt werden ſollte, ſaßen wir, von der Familie meiner Frau und von einigen Freunden umgeben. Es war ſpät Abends, den folgenden Tag in der Frühe wollte ich abreiſen. Der Schmerz der bevorſtehenden Trennung erſchütterte uns alle. Die Angſt, die mich in immer ſteigendem Maaße ergriff, vermehrte das Schmerzhafte des Scheidens. Es gab Augenblicke, wo ich faſt mit Sicherheit glaubte, die Nacht würde das drohende Ereigniß herbeiführen und Frau und Kind, Familie und Freunde in großen Jammer verſetzen. Da erſchien der Polizei-Kommiſſar und konnte um ſo weniger abgewieſen werden, da in der Verwirrung und für die abſchiednehmenden Freunde die Thüren offen ſtanden. Wie ein böſer Geiſt ſaß er in unſerer Mitte und zeigte uns die größte Theilnahme. Ich geſtehe, ich bewunderte faſt die Conſequenz, mit welcher er ſeine Rolle mir gegenüber feſtzuhalten ſuchte. Er würde vielleicht einen Andern irre gemacht haben, aber bei mir hatte ſich die Ueberzeugung, daß wir verrathen waren, zu entſchieden ausgebildet, und ſo wie ich ihn nur ſah, verſchwand ein jeder Zweifel zu ſeinen Gunſten. Vermuthlich ſchienen die Mittheilungen, die er durch den irre geleiteten Freund erhalten hätte, der polizeilichen Behörde zu unvollſtändig. Man wollte, bevor man zu gewaltſamen Maaßregeln ſeine Zuflucht nahm, den ganzen Umfang der geheimen Unternehmungen durchſchauen, die Verbündeten erſt benutzen und dann ſtrafen. Der Polizei-Kommiſſar hatte wahrſcheinlich von dem Vertrauen, in welches er ſich hineingeſchlichen hatte, ſeinen Behörden übertriebene Vorſtellungen gemacht, und befand ſich jetzt in großer Verlegenheit. Hoffte er nun etwa noch in dem letzten Augenblicke der Trennung irgend eine unvorſichtige Aeußerung zu erhaſchen? — Ich weiß es nicht. — Ich brachte die Nacht ſchlaflos zu.

Alles war ruhig geblieben, und wir verließen Halle. Während der ganzen letzten Zeit fürchtete ich nun nicht allein für mich, ſondern auch für die zurückbleibenden Freunde. Mit großer Aengſtlichkeit ſuchte ich ſie auf die Gefahr, in welche ſie gerathen waren, aufmerkſam zu machen. Ich hatte im Geheimen mich mit ein Paar geladenen Piſtolen verſehen, Harthauſen begleitete uns bis zur ſächſiſchen Grenze, und als ich mich außer Gefahr ſah, verließ mich die Angſt nicht, ſie warf ſich nun von meiner Perſon allein auf die meiner Freunde, deren Lage mir immer drohender erſchien.

Als ich in Breslau angekommen war, verſchwand dieſe Beſorgniß nach und nach: Alles blieb, wie ich erfuhr, in Halle ruhig; ja ich fing an, mit einer Art von Beſchämung zu glauben, daß ich mich einer nutzloſen Beſorgniß muthlos preisgegeben hätte. Im September 1811 verließ ich Halle. Im December deſſelben Jahres erhielt aber meine Frau von den Schweſtern in Giebichenſtein Briefe, die nur zu ſehr die Richtigkeit meiner Vermuthungen beſtätigten. In Halle hatte bis dahin keine polizeiliche Execution ſtattgefunden, man kannte die Gefahr dieſer geheimen Gewalt nur aus Berichten und Erzählungen. Mitten in der Nacht wurden nun Blanc, der irre geleitete junge Mann, und der Buchhändler Schimmelpennig, ſo wie in Poplitz Kroſigk aufgehoben und vorerſt nach Magdeburg abgeführt. Des Morgens, als man in Halle dieſe nächtlichen Verhaftungen erfuhr, ward die ganze Stadt von Entſetzen ergriffen. Blanc war in der ganzen Stadt geachtet, auch Schimmelpennig gehörte zu den geachtetſten Bürgern der Stadt, der junge Mann war allgemein beliebt. Als man die nächtliche Abführung eines ſo angeſehenen Edelmannes, wie Kroſigk, erfuhr, erſchrak man noch heftiger. Man fürchtete die Auftritte in Marburg, Hinrichtungen, wie die von Profeſſor Sternberg und Emmerich, zu erleben. Man kann ſich denken, in welche Stimmung mich dieſe ſo entſetzliche Nachricht verſetzte; oft wurde ich im Innern von Vorwürfen gequält. Zwar wäre es eine lächerliche Anmaßung geweſen, wenn ich mir vorwerfen wollte, ich hätte Männer von ſo entſchiedener Geſinnung verlockt, als wäre, was ſie unternahmen, nicht aus dem eigenen wohlüberlegten Entſchluß entſtanden: aber dennoch wurde ich dadurch keineswegs beruhigt; die erſte Veranlaſſung zu einer ſo gefährlichen Verbindung war doch von mir ausgegangen, und es erſchien mir faſt unwürdig, daß ich in Breslau ſicher und ohne Gefahr lebte, während meine Freunde in eine gefährliche Unterſuchung verwickelt waren. Es war eben in der verhängnißvollen Zeit, die ſo große Hoffnungen erzeugte, und je mehr ich zu ahnden anfing, daß die Geſchichte ſelbſt in ihrem geheimnißvollen göttlichen Fortſchreiten großartig den Moment herbeiführen würde, den wir durch kleinliche Mittel voreilig zu erzeugen geſtrebt hatten, deſto tiefer warf ſich eine vorwurfsvolle Betrachtung über die frühere, doch, wie ich geſtehen mußte, zweideutige That, die jetzt das Leben meiner Freunde bedrohte. Kurz nachher ward ein anderer Freund auf eine in der That überraſchende und unerwartete Weiſe gefangen genommen. v. Williſen hatte als öſterreichiſcher Offizier an der Schlacht von Wagram Theil genommen. Er ſtand eine Zeitlang als Kavallerie-Offizier in Ungarn und ward ſpäter nach Wien verſetzt; anderthalb Jahre waren verfloſſen, ſeit er an dem Gefechte bei Dodendorf Theil genommen. Mit den ſpäteren Unternehmungen war er völlig unbekannt. Schills Zug glaubte er vergeſſen und ſich um ſo weniger gefährdet, da er ſich doch von ihm getrennt hatte; auch vertraute er auf ſeine Anſtellung in der öſterreichiſchen Armee. So wagte er es, einen Beſuch bei ſeinen Verwandten in der Gegend von Halle abzuſtatten. Er hatte ſich geirrt. Er ward eben ſo, wie meine übrigen Freunde, gefangen genommen und nach Kaſſel geführt.

Eines Tages fand ich, als ich in meine Stube trat, meine Frau in großer Beſtürzung. Ein Brief lag da, die Adreſſe zeigte Reichardts wohlbekannte Handſchrift; das Poſtzeichen war Mayence. Ich wagte kaum den Brief zu erbrechen. Mein Schwiegervater, kränklich wie er war, nahm zwar den innigſten Antheil an dem Schickſale des Landes, aber äußerlich hatte er ſich von aller politiſchen Thätigkeit zurückgezogen. Wer würde den kranken, faſt 60jährigen Mann durch unbeſonnene Aufforderungen compromittiren? Aber dennoch entſtand in mir die Furcht, daß man den früheren Verdacht, die alte feindſelige Geſinnung erneuert, ihn von ſeiner Familie losgeriſſen und nach Frankreich geſchleppt habe. Mit zitternder Hand erbrach ich den Brief, und war ſchon beruhigt, als ich eine ganz fremde Handſchrift erkannte; es waren nur einige Zeilen in franzöſiſcher Sprache. Sein Sie vorſichtig, ſchrieb der ungenannte Briefſteller, ſprechen Sie nie von Politik und verbergen Sie ſich; ſelbſt in Breslau ſind Sie nicht ſicher.

Ich war über dieſe Warnung mehr erſtaunt als erſchrocken. Der Inhalt beruhigte mich, denn ich wußte jetzt meinen Schwiegervater außer Gefahr. Daß ich in Breslau irgend einer Gefahr ausgeſetzt ſei, glaubte ich keineswegs. Daß man in einer preußiſchen Provinz, etwa durch Truppen aus der von Franzoſen beſetzten ſchleſiſchen Feſtung Glogau, einen preußiſchen Beamten gewaltſam ergreifen ſollte, war mir durchaus nicht wahrſcheinlich. Man würde ſich, dachte ich mir, vielleicht an die preußiſche Regierung wenden; wie mir die damalige Geſinnung bekannt war, würde dieſe mich nicht ausliefern; vielleicht mich in irgend einer Feſtung gefangen halten, aber eben dadurch ſicher ſtellen. Auf eine ſolche, doch eigentlich ehrenvolle Weiſe, eine Zeitlang ein Gefangener zu ſein, ſchien mir als ein ungewöhnliches Ereigniß keineswegs unangenehm, und ich dachte mit einer Art von Freude an die ſchöne Muße, die ich dort für meine Studien finden würde.

Aber wer war der Verfaſſer des Briefes? wie kam er mit der Aufſchrift meines Schwiegervaters und mit dem Poſtzeichen einer ſo weit entfernten Stadt in meine Hände? Meine Frau errieth es gleich — d'A..., rief ſie. — Dieſer franzöſiſche Graf war Etappenkommandant in Halle; ich hatte zufällig ſeine Bekanntſchaft gemacht und ihn im höchſten Grade lieb gewonnen. Er war einer jener liebenswürdigen Franzoſen, welche die Zuneigung eines jeden Menſchen nothwendig erwerben müſſen. Er hatte, wie man erzählte, Ungeheures erlebt, hatte, als er in der blühendſten Zeit der Revolution zu fliehen genöthigt war, ſich zum Scheine von ſeiner Frau ſcheiden laſſen; ſie ſollte die Citoyenne ſpielen, und ſo wo möglich den ganzen Beſitz oder einen Theil deſſelben retten. Er floh nach Nordamerika, wo er lange in großer Dürftigkeit lebte. Als unter Napoleon, die Erlaubniß der Emigranten, nach Frankreich zurückzukehren, bekannt ward, erſchien er dort, ſuchte in der bekannten Straße ſeinen Pallaſt auf, und fand ſeine Frau nur zu ſehr als die Citoyenne, die ſie vorſtellen ſollte. Sie hatte einen Citoyen geheirathet! Der Graf fand ſich in Paris eben ſo arm, eben ſo verlaſſen, wie in Nordamerika, und auf eine vernichtende Weiſe im Innerſten verletzt. Er mußte eine jede Stellung annehmen, die ſich darbot, und ſo kam er nach Halle. Ein tiefer Ernſt lag auf ſeinem Geſicht. Er mochte einige funfzig Jahre alt ſein, aber er erſchien als ein Greis, ſeine Haare waren völlig gebleicht, ſeine ſchönen Züge — er war einer der ſchönſten Greiſe, die ich je ſah — waren von tiefen Runzeln durchfurcht, aber nicht entſtellt. Obgleich wir uns nur mit Mühe wechſelſeitig verſtändigten, ſchien er doch große Liebe für mich zu hegen, und ich ſchloß mich ihm mit ganzer Seele an. Zwiſchen den Ruinen der Moritzburg hatte ſich auf eine recht intereſſante Weiſe in der langen Reihe von Jahren, in der Höhe des zweiten oder dritten Stockwerks, durch Anhäufung von Dammerde ein ebener Platz gebildet, auf welchem einige ziemlich große Bäume hervorgewachſen waren. Dieſer Platz ward von dem Kommandanten zu einem kleinen Garten benutzt, den er auf die anmuthigſte und zierlichſte Weiſe ausgeſchmückt hatte. Er konnte jeden Augenblick erwarten, abgerufen zu werden. Von jeher habe ich den heitern Sinn der Franzoſen bewundert, mit welchem ſie ſelbſt den kurzen Beſitz auf eine zierliche Weiſe auszuſchmücken ſuchen. Hier erſchien der tief gekränkte Greis höchſt liebenswürdig. Er hatte gewußt, die Liebe und Zuneigung ſelbſt der entſchiedenſten Franzoſenfeinde zu erwerben, und konnte ſich ſo ganz in den ſtillen Genuß einer ſcheinbar unbedeutenden Gegenwart, eines kleinen, ſchnell verſchwindenden Beſitzes verlieren, als hätte die grauenhafte Vergangenheit, die hinter ihm lag, alle Gewalt, die dunkle

Zukunft, die ihm vorſchwebte, alles Drohende verloren. Mit tiefer Rührung betrachtete ich den edlen Greis, der in einem ſolchen Augenblick in dem Garten und mit dem Garten wie ein heiteres Kind ſpielte.

Ich hatte kurz vorher durch meinen Schwiegervater erfahren, daß d'A... nach Frankreich zurückberufen war. Er war ohne allen Zweifel von der Gefahr, die meinen Freunden, und, wie er wohl glaubte, auch mir drohte, unterrichtet. Aber vorſichtig, wie er war, wagte er es nicht, mich durch ein Schreiben unmittelbar zu warnen. Der Brief mit der Aufſchrift von Reichardt ward bis nach Mainz bewahrt. Hier durfte er vorausſetzen, daß ich und meine Verhältniſſe völlig unbekannt waren, und wagte es jetzt erſt, den Brief auf die Poſt zu geben. Eine lange und traurige Erfahrung hatte ihn vorſichtig gemacht.

Es ſei mir erlaubt, hier das fernere Schickſal der gefangenen Freunde zu berühren. Schimmelpennig ward nach kurzer Zeit entlaſſen. Kroſigk blieb neun Monate gefangen. Er iſt wahrſcheinlich derjenige geweſen, der ſich mit der größten Vorſicht und Beſonnenheit benahm, und ward durch die angeſtellte Unterſuchung wohl am wenigſten compromittirt. Sein bedeutender Grundbeſitz kam ihm zu Statten; er mußte mit ſeinem ganzen Vermögen Sicherheit ſtellen, und lebte unter polizeilicher Aufſicht auf ſeinem Gute, das er nicht verlaſſen durfte. Als der große Krieg begann, gab er ſein Gut dem Feinde preis, und gehörte zu den erſten Kriegern, die ſich in Breslau einfanden. Hier ſah ich ihn. Er kommandirte in der blutigen Schlacht von Möckern, durch welche der Sieg von Leipzig entſchieden eingeleitet und vorbereitet wurde, ein Bataillon; er ſtürzte ſich mit dieſem in die Mitte der Feinde, und würde als ein lacedämoniſcher Held erſchienen ſein, wenn es möglich geweſen wäre, ſich unter der Menge der dort tapfer Kämpfenden auszuzeichnen. Er blieb.

Durch ihn hatte ich den Gang der Unterſuchung erfahren. Lange dauerte es, bevor es gelang, irgend eine den Gefangenen gefährliche Entdeckung zu machen; aber der unglückliche junge, durch ſeinen Freund getäuſchte, Mann war ebenfalls gefangen. Einſt, als er traurig in ſeinem Gefängniß ſaß, die Folgen ſeiner Uebereilung erwägend, vernahm er ein lautes Wehklagen. Ein neben ihm ſitzender Gefangener, nur durch eine dünne Wand von ihm getrennt, ſchien ſich ganz der Verzweiflung hinzugeben. Er horchte auf die laute Klage, ward von einer tiefen Theilnahme, die ihn den eigenen Kummer vergeſſen ließ, ergriffen, und erkannte zuletzt, faſt mit Freude, die Stimme. Es war Mertens. Ein Geſpräch fing an, welches immer vertrauter ward. Unſer Freund erzählte nun, wie die Verbündeten ihn als den Verräther betrachteten, wie er ihn immer vertheidigt hätte, und eine ſolche ſchwarze Treuloſigkeit von einem Freunde ſeiner Kindheit und Jugend, dem er unbedingt ſein Vertrauen geſchenkt, ſich nie habe denken können; wie er, als er und die Freunde gefangen wurden, erſt zu zweifeln anfing; wie ihm ſeine eigene Gefangenſchaft nur ein geringes Uebel zu ſein ſchien, wenn er ſich vorwerfen müßte, daß er ſo treffliche Männer ins Unglück geſtürzt habe, wenn er erwog, daß er das Opfer einer ſataniſchen Geſinnung geweſen war, welche die letzte Wurzel des Vertrauens aus ſeinem Innern herausriß. „Als ich Deine klagende Stimme erkannte," ſagte er, durchdrang mich, ich geſtehe es, das erſte leiſe freudige Gefühl. Du biſt alſo doch der treue Freund geweſen; wir ſind alle, und Du mit, die Opfer eines uns unbekannten Verräthers, und ich hatte recht, als ich Dich vertheidigte. Die große Schuld, die mir entſetzlicher ſchien, als das Gefängniß und ſeine gefährlichen Folgen, iſt von mir abgewälzt." Der Polizei-Kommiſſar ſetzte jetzt ſeine Klagen fort. „Ich bin, rief er, ſchuldiger als Ihr Alle, ich war ein Beamter, ich war verpflichtet, was ich erfuhr, meinen Behörden mitzutheilen; ich kann der Todesſtrafe nicht entgehen. Ich liebe, wie Dir bekannt iſt, ein Mädchen, binnen kurzer Zeit hoffte ich ſie zu beſitzen: ich ſterbe, und mein grauenhafter Tod wird ſie auf immer unglücklich machen." Seine Klagen wurden immer verzweiflungsvoller, und der Freund vergaß ſein eigenes Schickſal und das der Freunde, und bereuete tief, daß er ihn, den Beamten der feindlichen Macht, ins Unglück geſtürzt hatte. So ward nun ein Geſpräch eingeleitet, in welchem alle Punkte der Unternehmung berührt, die Theilnahme eines jeden Einzelnen der Verbündeten an den geheimen Plänen, was der junge Mann von dem Zuſammenhange derſelben mit einem geheimen Berliner Comité wußte, ausführlich erzählt wurde. Der Leſer wird ohne allen Zweifel ſchon eingeſehen haben, daß hier ein bekanntes Mittel der geheimen Polizei angewandt wurde. Die Inquiſitoren ſaßen neben dem Polizei-Kommiſſar, und es gelang ihnen, das ganze Gewebe der geheimen Pläne zu durchſchauen.

Wie v. Kroſigk mich verſicherte, ward ich durch dieſen Gang der Unterſuchung vorzüglich compromittirt. Gelänge es der weſtphäliſchen Regierung, mich in ihre Gewalt zu erhalten, ſo wäre meine Hinrichtung entſchieden; theils weil wirklich die Häupter des Berliner Comités ſich am unmittelbarſten an mich gewandt hatten, theils weil der gefangene Freund mich in Sicherheit wußte, und ſelbſt der Polizei-Kommiſſar durch einen Reſt von menſchlichem Gefühl geleitet ward, erſchien ich als der Schuldigſte. Die Unterſuchung gegen die Verbündeten nahm von jetzt an eine gefährlichere Wendung. Sie waren erſtaunt, als ſie entdeckten, wie genau die Inquiſitoren von Allem unterrichtet waren; ließen ſich aber dennoch zu keinem Geſtändniß verleiten.

In Paris beſuchte ich nach der Einnahme dieſer Hauptſtadt häufig den früher oft erwähnten franzöſiſchen Grafen Reinhardt. Auch Wolfram, der weſtphäliſcher Miniſter geweſen war, fand ich da. Wie ich erfahren habe, ſoll er beſonders ſich bemüht haben, meiner habhaft zu werden. „Ich freue mich,“ ſagte ich, als ich ihm vorgeſtellt wurde, „daß ich die Ehre habe, Ihre mir ſo wünſchenswerthe Bekanntſchaft auf eine für uns beide ſo angenehme Weiſe zu machen. Sie haben, wie ich erfuhr, ſich viele Mühe gegeben, mich, wenn auch nicht zu ſehen, doch in Ihre Nähe zu bringen.“ Ich geſtehe, daß mich die Ironie des Schickſals ergötzte. Ich konnte mich dem freudigen Gefühl deſto reiner hingeben, da ich alle meine Freunde gerettet wußte.

Ich hatte kurze Zeit nach dem Kriege, wie früher erwähnt, dem v. Kroſigk in den Zeitgenoſſen ein Denkmal geſetzt, und bei dieſer Gelegenheit, von dem Gefühle des Ingrimms und des Abſcheues ergriffen, den ſchwarzen Verrath des Polizei-Kommiſſars erzählt. Da nach dem Kriege eben die Verräther ſich ſchnell in eifrige Patrioten umwandelten und nicht ſelten ſich Vortheile zu verſchaffen wußten, welche die ſtill ſich Opfernden nie zu erlangen vermochten, ſo hatte ich ſeine Perſon ſo deutlich, wie ich es vermochte, bezeichnet, und vor ihm gewarnt; Kotzebue gab damals die Relationen über die deutſche Literatur, die, wie behauptet wurde, für den Kaiſer Alexander beſtimmt waren, heraus, und es iſt bekannt, wieviel Aufſehen ſie machten, welche heftige Angriffe erfolgten, wie ſie vorzüglich Sand's unglückliche That, Kotzebue's Ermordung veranlaßten. Er berührte in dieſen Relationen meinen kleinen Aufſatz und den Verrath. „Wir wollen,“ ſagte der Vortreffliche bei dieſer Gelegenheit, „zur Ehre der Menſchheit hoffen, daß Herr Steffens gelogen hat.“

---

v. Williſen hatte zwar an den Unternehmungen keinen Antheil, aber ſeine Lage war dennoch die gefährlichſte. Es iſt bekannt, daß ein Theil der bei Dodendorf gefangenen Offiziere in Weſel erſchoſſen wurden, einer wenigſtens mehrere Jahre auf den Galeeren zubringen mußte. Williſen faßte einen Entſchluß, den ich in der That bewundernswerth finde. Es war ihm erlaubt, ſich Bücher zu verſchaffen, und er wählte keineswegs eine leichte Lektüre, die ihn betäuben ſollte. Er hatte unter Bekkers Anleitung angefangen, die griechiſche Sprache zu ſtudiren. Länger als ein Jahr brachte er im Gefängniß zu; hier kaufte er eine griechiſche Grammatik, ein griechiſches Lexikon und den Homer, und brachte die gefährliche Zeit in dieſes Studium vertieft, zu.

v. Williſen war, wie ſeine Sache, von den übrigen Gefangenen getrennt. Daß man ſorgfältig vermied, die Gefangenen mit den Erfolgen des großen Krieges bekannt zu machen, iſt leicht einzuſehen; aber ganz ließen ſich dieſe doch nicht verbergen. v. Williſen erfuhr genug, um mit Ernſt an ſeine Entweichung zu denken. Er ward, im Ganzen genommen, gut behandelt, und erhielt, ſeiner Geſundheit wegen, die Erlaubniß, im Hofe des Gefängniſſes einer hohen Mauer entlang, auf und niederzugehen. Eine Zeit lang ſetzte er dieſe Spaziergänge fort auf eine ſo unverdächtige Weiſe, daß man weniger aufmerkſam auf ihn ward. Da er das Tageslicht für die Studien benutzte, konnte es nicht auffallen, daß er die Dämmerung für ſeine Promenade wählte. Einſt entdeckte er ein Gerüſt an der Mauer, weil ein Theil derſelben ausgebeſſert werden ſollte. Er ging dieſem einige Mal gleichgültig vorüber, bis es dunkel zu werden anfing, und er ſich nicht beobachtet ſah. Jetzt beſtieg er entſchloſſen das Gerüſt, es gelang ihm, die Höhe der Mauer zu erreichen, und er ſprang auf der entgegengeſetzten Seite herunter. Der hohe Sprung erſchütterte, ja betäubte ihn. Als er zu ſich kam, fand er zu ſeinem Erſtaunen, daß er unverletzt war; wo er hingerathen, wußte er nicht. Er blickte um ſich, fand ſich in einem Hofe, und entdeckte ein Haus das vor ihm lag. Er trat in einen langen dunklen Gang hinein, eröffnete eine Thür und fand ſich in einem erleuchteten Kramladen. Er ſah die Ladendiener beſchäftigt, an Männer und Frauen gekaufte Sachen zu vertheilen, ſchritt ruhig durch die Menge hindurch, begrüßte ſie und ehe noch die Anweſenden ſich von ihrem Erſtaunen erholen konnten, war er verſchwunden. Auf eine höchſt abenteuerliche Weiſe, oft als ein Entfloheuer erkannt, erreichte er Leipzig. Hier hielt er ſich eine kurze Zeit bei einem Freunde verborgen auf, und kam über Böhmen zur preußiſchen Armee. Er ward im Generalſtabe des General York angeſtellt, und nach ſeiner Entweichung ſah ich ihn zuerſt während der Winter-Campagne in Frankreich.

Auf eine andere Weiſe wurden die beiden verbündeten Freunde gerettet. General Czernitſcheff überfiel, wie bekannt, nach der Schlacht von Lützen, Kaſſel; er drang in die Stadt hinein; ein Gefühl der nahe bevorſtehenden Vernichtung des kaum begründeten Königreiches ergriff die ganze Stadt. Die Angſt der weſtphäliſchen Truppen und der Behörden ward auch in Kaſſel vernommen. Durch verſchiedene Aeußerungen entſtand die Vermuthung, daß die Stadt von feindlichen Truppen eingenommen zu werden in Gefahr wäre. Mein Freund Blanc hatte ſich mit den verſchiedenen Clauſuren bekannt gemacht. Mehrere politiſche Gefangene ſaßen da, es gelang ihnen mit einigen andern die Gefängniſſe zu öffnen, man überwältigte die Gefangenwärter, ließ die Fallbrücke herunter, und entwich. Als die Entflohenen nun aber die Straßen betraten, entdeckten ſie zu ihrem Schrecken, daß Czernitſcheff die Stadt verlaſſen hatte. Die weſtphäliſchen Truppen durchzogen die Straßen; es war ſpät Abends; in der Dunkelheit kamen ſie durch kleinere Straßen. Die Verwirrung war noch ſo groß, daß gegen die Entweichung der Gefangenen keine Anſtalten getroffen wurden; durch wechſelſeitige Unterſtützung gelang es ihnen, die Stadtmauer zu erklettern, und ſie erreichten die ruſſiſchen Truppen, indem ſie die Wachtfeuer derſelben noch immer in der Nähe der Stadt entdeckten.

Blanc ward als Feldprediger in die Armee aufgenommen. Bis er aber eine beſtimmte Anſtellung erhalten konnte, begleitete er das Blücherſche Hauptquartier, bewaffnet wie die Uebrigen. So machte er den ganzen Krieg mit, und ich traf ihn in der Winter-Campagne in Frankreich, und konnte den offenen Kampf mit ihm theilen, wie früher die geheimen Unternehmungen.

So war ich nun über das Schickſal aller meiner Freunde beruhigt.

---

v. Harthauſen hatte früher Halle verlaſſen. Er war freilich unter allen Verbündeten einer der thätigſten; er unterhielt nicht bloß in Halle, ſondern auch in mehreren Gegenden, beſonders in Weſtphalen Verbindungen. Es ward, als er entflohen war, ein Preis auf ſeinen Kopf geſetzt. Unter vielen Gefahren gelang es ihm, über Schweden London zu erreichen.

Er hatte früher den Entſchluß gefaßt, eine orientaliſche Reiſe zu unternehmen. Daher ſtudirte er mit Eifer, unter Profeſſor Wahls Anleitung, die arabiſche und perſiſche Sprache; er fand es beſonders zweckmäßig, auf dieſer großen Reiſe als Arzt zu erſcheinen, und beſchäftigte ſich daher mit der Heilkunde. Dieſes Studium kam ihm in London zu ſtatten. Da die weſtphäliſche Regierung ſich ſeines Vermögens und der Einkünfte einer Präbende bemächtigt hatte, beſaß er freilich nicht die Mittel, die nothwendig waren, um die beabſichtigte große aſiatiſche Reiſe zu unternehmen. Er ward in London als Unterarzt bei einem Marine-Hoſpital angeſtellt, und hielt hier Vorträge über die Naturphiloſophie nach meinen Grundzügen. Die Zuhörer waren dort lebende Deutſche; doch waren auch, wenn ich mich nicht irre, ein paar engliſche Gelehrte darunter. Meine Freunde, der in London noch lebende Handelsherr Sieweking und der Senator Hudtwalcker in Hamburg, erinnerten ſich noch mit großer Freude jener Vorleſungen, die, nach ihrer Verſicherung großen Beifall fanden.

Ich traf meinen Freund zuerſt als engliſchen Offizier in Paris wieder. Er war ſodann einige Jahre hindurch preußiſcher Geheimer Regierungsrath, zog ſich ſpäter auf ſeine Güter zurück, und erregte durch eine politiſche Schrift: „über die Grundlagen unſerer Verfaſſung,“ die, als die weſtphäliſchen Stände ſich im Jahre 1833 verſammelten, als Manuſcript gedruckt wurde, großes Aufſehen. Viel Gegründetes und Wahres, ſehr geiſtreich aufgefaßt und vorgetragen, kömmt in dieſer Schrift vor; doch kann ich in vielem die Anſichten meines Freundes nicht theilen, beſonders den Verſuch, den Staat naturphiloſophiſch zu conſtruiren, zu eng an meine früheren gewagten Entwürfe angeſchloſſen, nicht billigen.

Jetzt lebt v. Haxthauſen, durch den König von Baiern in den Grafenſtand erhoben, auf ſeinem neu acquirirten Gute in der Nähe von Kiſſingen, und bewohnt dort das uralte Schloß Salzburg. Es ward oft von Karl dem Großen bewohnt, wenn er im nahen Salzforſte jagte.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druck von Graß, Barth und Comp. in Breſlau.

Druckfehler des fünften Bandes.

Seite 11, Zeile 1 von unten, ſtatt: anſchloß, lies: anſchloſſen.
= 16, = 6 = = = = = unangenehm, lies: ihm unangenehm.
= 107, = 7 = = = = = Streben, lies: Sterben.
= 347, = 2 = = = = = treten, lies: tritt.

Druckfehler des ſechsten Bandes.

Seite 8, Zeile 9 von oben, ſtatt: ſie, lies: ihn.
= 95, = 3 = unten = ein ſchmerzlicher Genuß, l.: einen ſchmerzlichen Genuß.
= 197, = 9 = = = = Kattke, lies: Kätte.
= 261, = 9 = = = = 23ſte, lies: 24ſte.

Was ich erlebte.

Siebenter Band.

Biogr.
1114 s

Steffens

Was ich erlebte.

Aus der Erinnerung niedergeschrieben

von

Henrich Steffens.

Siebenter Band.

Breslau,
im Verlage bei Joſef Max und Komp.

1843.

153 G

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Ankunft in Breslau.
Erſte Zeit daſelbſt.
Politiſches. — Waffenſtilleſtand.
Waffenruhe.
Die Reiſe zur Armee.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Ankunft in Breslau.

Erſte Zeit daſelbſt.

Abgeſehen von den Verhältniſſen, unter welchen ich den Ruf nach Breslau erhielt und annahm, erſchien mir die Ausſicht, in Schleſien zu leben, keineswegs erfreulich. Ich hatte gegen dieſe Provinz ein Vorurtheil; ich hatte Manches gehört von der Art, wie Tauenzien die Bürger von Breslau früher behandelt hätte, wie ſie ſich, der Angabe nach, vom Grafen Hoym knechten ließen. Mir kamen die Schleſier wie ein halb ſlaviſches Volk vor. Eben ſo war die Art, wie die Katholiken dort hervortraten, nicht einladend für mich; das Domkapitel habe, wie verſichert wurde, eine durchaus ultramontane Geſinnung. Ich konnte nicht vergeſſen, daß Friedrich II. die Jeſuiten hier duldete, als der Papſt ihren Orden aufgehoben hatte und ſie aus mehreren katholiſchen Ländern vertrieben waren. Ich dachte mit Entſetzen daran, daß ich jetzt in ein Land einzog, aus welchem Kayßler, ein Freund, den ich ſchon in Halle ſchätzen gelernt hatte, vertrieben wurde. Zwar war er, beſchützt von den höchſten Behörden, zurückgekehrt, aber den Geiſt, der ihn vertrieb, dachte ich mir noch immer im Dunkeln thätig. Es ſchien mir tadelnswerth, daß Friedrich II., wie in übermüthiger Laune, die Jeſuiten zu gering angeſchlagen hätte. Fürſten, meinte ich, haben nicht ſelten die heftigſten Kämpfe mit dem zu beſtehen, was ſie von Rechts wegen verachten. Es ſchien mir ominös, daß die Univerſität in das Gebäude des vormaligen Jeſuiter-Collegiums einzog.

Aber auch der literäriſche Ruf Breslau's trat mir keineswegs ermunternd entgegen, die in der Literatur am meiſten bekannten Breslauer Schriftſteller waren immer nur noch der freilich ſchon vor dreizehn Jahren verſtorbene Garve und Fülleborn, und der noch lebende Manſo. Die philoſophiſch geſchichtlichen Verſuche Fülleborn's waren nichts weniger als bedeutend; ſeine Urtheile über Giordano Bruno, mit dem ich mich früher mit großem Eifer, aber ohne großen Erfolg, beſchäftigt hatte, erhoben ſich nur wenig über die des Adelung. Garve kannte ich nur durch Schleiermacher's Urtheil über ihn, ſo wie Manſo durch Göthe's oder vielmehr Schiller's bekannte Xenien. Die ſchleſiſchen Provinzialblätter waren mir aus dem Halliſchen Journalzirkel bekannt. Ich ſah zwar zuweilen einen Aufſatz in dieſer Monatsſchrift an, aber las ihn wohl niemals durch. Was mir auffiel und keinen günſtigen Eindruck machte, war die Beſchäftigung mit den engſten provinziellen Verhältniſſen, die alle Aufmerkſamkeit zu feſſeln ſchienen, in einer Zeit, in welcher die großen tragiſchen Schickſale Deutſchlands jeden Gedanken und alle That in Anſpruch nehmen mußten; ferner eine gewiſſe breite Familienhaftigkeit, die ſich in Denkmälern, d. h. Begräbniß-, Hochzeits-, Geburtstags- und Trauungsliedern, durch eine geſchmackloſe Sentimentalität verzerrt, nur zu ſehr bemerkbar machte. Einige ſächſiſche Blätter zeichneten ſich zwar auf eine ähnliche Weiſe aus, aber die ſchleſiſchen Provinzialblätter übertrafen alle durch die naivſten Aeußerungen, die wohl als eine Charakteriſtik der herrſchenden provinziellen Geſinnung, wie ich glaubte, betrachtet werden konnten.

Aber mehr als Alles ſchreckte mich die entfernte Lage der faſt von wendiſchen Völkern umſchloſſenen Provinz zurück. Faſt ſeit 14 Jahren lebte ich, wenn ich meine Entfernung nach Dänemark mitrechne, innerlich in, mit und für Deutſchland, nämlich von 1798 bis 1811. Ein ſolches Leben bildet ſich einen Leib, eine Heimat, in welcher es ſich offenbart, von deſſen Verhältniſſen es durchdrungen iſt, aus welchen es thätig wird. Aus dieſer Heimat hatte ich mich niemals entfernt. Die heiterſten Erinnerungen meines Lebens knüpften ſich an ſie; geiſtige Erregung, Freuden und Leiden, das Aufblühen einer neuen ſchönen geiſtigen Zeit, und ihren tragiſchen Untergang nebſt dem des ganzen deutſchen Volks, hatte ich hier erlebt. Jena, meine deutſche Geburtsſtadt, war in der Nähe, Göthe, mein alter geiſtiger Vater, lebte in Weimar und war leicht erreichbar; Leipzig, das den äußern Betrieb des geiſtigen Lebens hatte, war am nächſten, und wie oft ſchlüpfte ich hinüber. Zwar waren die in der Jenaer Zeit vereinigten Geiſter zerſtreut, ſich fremd geworden, ja ſtanden zum Theil ſich feindſelig gegenüber; der Babelthurm, deſſen rieſenhaften Bau ſie unternahmen, hatte die Sprachen verwirrt; die Geiſter griffen ſich unter einander an, ohne ſich wechſelſeitig zu verſtehen. So war das Gebäude zertrümmert, an welches ich ſo große Hoffnungen knüpfte, und ſchien wie das Volk untergegangen, an welches alle große Erwartungen meines Lebens ſich anſchloſſen. Aber ſo wie es todtkrank dalag, vernahm ich noch den ſchwachen Athemzug, fühlte ich noch die leiſen Pulsſchläge, konnte und wollte die Liebe nicht aufgeben, die mich mit meinem ganzen Daſein an das Sterbebette des Geliebten feſſelte: und nun ſollte ich mich auf immer aus dieſer Gegend losreißen, ſollte die Hoffnung, Göthe ein Mal wiederzuſehen, ganz aufgeben, ſollte in einer öſtlichen Provinz von einem franzöſiſch ſlaviſchen Staat und von Oeſterreich umſchloſſen leben, in einer Provinz, die in ihrer Abgeſchloſſenheit, mir, der Sprache ungeachtet, kaum ein wahres lebendiges Glied des deutſchen Reichs zu ſein ſchien. Was ließ ſich aus einer Verbindung einer erſtarrten, völlig beſchränkten, einſeitig papiſtiſch geſinnten katholiſchen Bildungsanſtalt mit der herabgeſunkenen Frankfurter Univerſität wohl erwarten?

So einſeitig und vorurtheilsvoll betrachtete ich die Stätte meines zukünftigen Lebens und meine Thätigkeit in dieſer; ſo ſchmerzhaft war mir das Ausſcheiden aus einer Lage, die ſo hoffnungslos und gefahrvoll war. Ich kann indeſſen nicht läugnen, daß die drohende Gefahr, die immer näher kam und durch welche die Trennung von Halle und von der Familie meiner Frau ſo wie von lieben Freunden ein leidenſchaftliches Gepräge erhielt, mir die Abſchiedsſtunde nicht allein erleichterte, ſondern auch als ein großes Glück erſcheinen ließ. Ja bedeutungsvoll und merkwürdig erſchien mir der Umſtand, der mich eben in dem Moment einer großen Gefahr zu einer neuen Thätigkeit berief, indem er mich rettete.

Ich war zwar zehn Jahre früher auf eine kurze Zeit in Schleſien geweſen. Der alte Charpentier hatte mich beredet, das Rieſengebirge zu bereiſen, um die Einwendungen gegen die Wernerſchen geologiſchen Anſichten, die er vorzüglich auf Erſcheinungen in dieſem Gebirge gründete, kennen zu lernen und mich von ihrer Richtigkeit zu überzeugen. Aber es war ein eiliger Durchflug, er war mit ausgedehnteren Gebirgsreiſen verbunden, und ich hatte kaum auf Land und Volk geachtet. Jetzt als ich mit meiner Familie, in einem ſchwerfälligen Miethwagen ſitzend, von Gepäck umgeben, auf tiefen Sandwegen langſam Städte und Dörfer durchreiſte, erſchien mir Alles anders. In den Schenken auf der Landſtraße fielen mir die großen Gaſtſtuben durch ihre Düſterheit und ihren Schmutz auf. Durch eine Vergitterung war der Raum für Wirth und Wirthin abgeſchieden, über dieſe ward das Verlangte gereicht und im Hintergrunde ſah man eine höchſt widerwärtige Zuſammenmiſchung von ſtinkenden Kiſſen, Gefäßen, Geräthen allerlei Art in gemeinſchaftlichen Schmutz gehüllt. In den Städten war man zwar freundlich, aber der weitläufige dunkle Hausflur, die breiten ſchwarzen Treppen, durch welche man, in finſtere Nacht verſetzt, tappend die Gaſtſtube ſuchen mußte, die ſeltſam bunten Farben, mit welchen die Kalk-Wände geſchmacklos bedeckt waren, ſtießen uns dennoch zurück. Man befreundet ſich ſelten mit einer, von der gewöhnlichen ſchroff abſtechenden Ausſprache, und dieſe war uns daher, als wir ſie zuerſt allenthalben hörten, keineswegs angenehm. Einige häßliche Gaſtwirthinnen kamen uns ſcheltend und höchſt unfreundlich entgegen und ſchienen ſich zu beſinnen, ob ſie uns aufnehmen wollten oder nicht. Das Dienſtmädchen, die uns aus Halle gefolgt war, eine reinliche ſtattliche Gärtners-Tochter, fühlte ſich höchſt unglücklich. „Soll das Menſch ein Abendbrot haben?“ fragte die brummende Wirthin, und das zierliche ſächſiſche Mädchen erfuhr mit Schrecken, daß ſie gemeint war. Sie brach in bittere Thränen aus, und bedauerte herzlich, den Entſchluß gefaßt zu haben, uns zu begleiten. Daß auch wir entſetzt waren, iſt begreiflich. Wir hörten Ausdrücke, wie z. B. „beſch—ſſen,“ nicht bloß von Männern und Frauen aus den niedern Ständen.

Breslau war zu der Zeit keineswegs in einer günſtigen Lage. Der trockne Sommer hatte der Oder alles Waſſer genommen, und in der dürren ausgedorrten Gegend lag ~~Breslau umgeben~~ von ſeinen demolirten Wällen, ſo daß es faſt den Eindruck einer zerſtörten Stadt machen mußte. Innerhalb des engen Raumes einer Feſtung waren damals 60—70,000 Menſchen zuſammengedrängt. Dennoch imponirte die Stadt. Die hohen Häuſer, die engen düſtern Straßen, die Waarenlager, die auf einen großen, obgleich jetzt ruhenden Betrieb deuteten, erregten die Aufmerkſamkeit; Kirchen und alte Gebäude legten Zeugniſſe von einer bedeutenden Vergangenheit ab, die ganze Stadt ſah einem alten betagten Greiſe ähnlich, deſſen durchfurchte Geſichtszüge auf ein ſchwer durchkämpftes Leben deuteten.

So unangenehm war im Ganzen der erſte Empfang des Landes, in welchem ich einen großen und bedeutenden Theil meines Lebens zubringen ſollte; ich war aber jetzt ſchon alt genug, um mich nicht von den erſten Eindrücken beherrſchen zu laſſen, und die Schleſier werden mir es verzeihen, daß ich Thatſachen erwähnt habe, die vor 30 bis 40 Jahren noch ſtattfanden, als Landſtraßen und Gaſthöfe ſchlecht und zumal mancher Wirth und Wirthin mürriſch und unfreundlich waren. Ganz anders erſchien das geiſtig bedeutende, gemüthliche und herzliche Volk mir, als ich es genauer kennen lernte. Schon jetzt ſprach mich Manches recht freundlich an. Von den Baſtionen der zerſtörten Wälle aus erblickte ich den Zobtenberg, und der lange Gebirgszug des Sudeten- und Rieſengebirges ließ ſich deutlich erkennen.

Die Einwohner der Stadt waren bei unſerer Ankunft in lebhafter Bewegung; die Profeſſoren aus Frankfurt und aus anderen Orten ſtrömten mit den Studirenden herbei; mir waren ſie bis jetzt ſämmtlich unbekannt; nur mit Gaß, Schleiermacher's Freunde, hatte ich die Unglückstage der franzöſiſchen Beſitznahme in Halle erlebt. Hier fand ich nun eine Thätigkeit vor, die mir bis jetzt fremd war. Eine Univerſität ſollte aus den heterogenſten Beſtandtheilen entſtehen, und obgleich die nothwendigen Einrichtungen bei meiner Ankunft theils ſchon gemacht, theils vorbereitet waren, ſo war es doch wahrſcheinlich, daß ich nicht unthätig bleiben dürfte. Dieſes ließ ſich um ſo eher vermuthen, da ich mit dem als Königlicher Commiſſar hingeſandten Staats-Rath Schulz ſchon früher in freundſchaftlichem Verhältniß lebte. Ich konnte, da ich die Experimentalphyſik vortragen ſollte, vorausſehen, daß ich Manches finden würde, was nicht vollkommen meinen Wünſchen und meinem zukünftigen Lehramte entſprechen würde, und dies war nun auch wirklich der Fall. Das ſchöne Jeſuitergebäude war zwar der Univerſität eingeräumt, aber wir fanden es von den Katholiken größtentheils beſetzt, und nur eine keineswegs hinreichende Reihe von Hörſälen ſtand zu unſerer Dispoſition. Ein Hörſaal, der zur Experimentalphyſik ſchicklich geweſen wäre, war nicht vorhanden. Man hatte mir in einer Höhe von 104 Stufen ein vollkommen untaugliches Lokal angewieſen, und als ich dieſes für durchaus unbrauchbar erklärte, ward ein zweites bedeutendes Gebäude der Jeſuiten in Beſchlag genommen. An Räumen fehlte es überhaupt nicht; die aufgehobenen Klöſter enthielten anſehnliche und weitläufige Lokale. Das Gebäude, in welchem das phyſikaliſche Inſtitut eingerichtet werden ſollte, war bisher von den Katholiken als eine Anſtalt (Convictorium genannt) benutzt, in welcher Studirende beköſtigt und gebildet wurden. Reichere hatten dort als Penſionäre des Inſtituts eigene Zellen, den Kloſterzellen nicht unähnlich, bewohnt. So verlebte der gegenwärtig aus ſeinem hohen Amte geſchiedene edle Fürſt-Biſchof Graf Sedlnitzki, deſſen freundſchaftlicher Umgang mich gleich im Anfange meines Hierſeins, und ſo viele Jahre hindurch, beglückte, einen Theil ſeiner Jugend in dieſem Hauſe. Das Gebäude war nach der Jeſuiten Art maſſiv und feſt gebaut; Keller, Parterre und das auf dieſem ruhende Stockwerk waren bombenfeſt gewölbt; ein viereckiger Hof war von feſten gewölbten Korridors umgeben, und das Haus hatte die größte Aehnlichkeit mit den anſehnlichern adeligen lombardiſchen Landſitzen. Die Bel Etage dieſes Gebäudes ward für mich beſtimmt, der phyſikaliſche Apparat, ein eigenes nicht unanſehnliches Auditorium und meine Wohnung wurden mir da angewieſen. Das katholiſche Gymnaſium ward nach dem in der Nähe liegenden Matthiasſtifte verlegt.

Daß ich dadurch mit der katholiſchen Geiſtlichkeit in eben nicht freundliche Verhältniſſe gerieth, war natürlich, aber ich ſelbſt kam in keine unmittelbare Berührung mit dieſer, ſie zog ſich, wie gewöhnlich wo eine Oppoſition nicht möglich iſt, ſtillſchweigend zurück; und ich würde unwahr ſein, wenn ich behaupten wollte, daß ich irgend eine Spur feindſeliger Geſinnung von ihrer Seite bemerkt hätte. Das Gebäude ſelbſt erforderte eine bedeutende Reparatur und ich mußte das erſte Jahr in einer unbequemen Privatwohnung zubringen. Erſt nach Verlauf dieſer Zeit bezog ich die Amtswohnung, in welcher ich zwanzig Jahre meines Lebens verbrachte, eine Zeit großer und wichtiger Ereigniſſe.

Ich habe geglaubt, dieſe äußeren, meine Perſönlichkeit unmittelbar berührenden Verhältniſſe gleich im Anfange kurz berühren zu müſſen. Manches ſpäter Erlebte wird durch die Lokalität verſtändlich; aber eben an dieſe meine Wohnung knüpfte ſich ein anderes freundliches Verhältniß. Ich habe früher ſchon von

K. v. Raumer geſprochen, welcher, als er ſeine Univerſitätszeit vollendet hatte, wieder nach Halle zurückkehrte, um bei Schleiermacher und mir Vorleſungen zu hören. Es entſtand dort zwiſchen ihm und der heranwachſenden, ſchlanken und reizenden Schweſter meiner Frau eine Zuneigung, die eben in dieſer Zeit eine eheliche Verbindung herbeiführte. Raumer zeichnete ſich vorzugsweiſe durch ſtillen innern Ernſt aus. Er war ganz nach Innen gewandt, ſeinem Geſchäft mit religiöſer Gewiſſenhaftigkeit ergeben. Meine erſte Schrift von einiger Bedeutung, die innere Naturgeſchichte der Erde, hatte ihn nach Halle hingezogen; einer ſeiner Freunde, v. Engelhardt, der mit dem jüngeren Parrot ſpäter die berühmtgewordene Reiſe nach dem Kaukaſus machte, ſchrieb mir, daß dieſe Schrift eben ſo einen entſchiedenen Einfluß auf ſein Leben gehabt habe, ſo daß er von nun an den Entſchluß gefaßt, ſich den geologiſchen Studien ganz zu widmen. Er iſt als geologiſcher Schriftſteller und durch vielfältige Unterſuchungen in verſchiedenen Gegenden des ruſſiſchen Reichs hinlänglich bekannt geworden und iſt neulich als ruſſiſcher Staatsrath und Profeſſor in Dorpat geſtorben.

Der allgemein geſchätzte und berühmte v. Schubert in München hat es mir eben ſo ſchriftlich bezeugt, welchen bedeutenden Eindruck dieſes erſte Werk auf ihn gemacht hat. Ich erwähne dieſes Verhältniß, eben weil ich von Raumer ſpreche, theils überhaupt mit Freuden, theils weil eine unzertrennliche Freundſchaft zwiſchen dieſen drei Männern ſich gründete, die ſie für ihr ganzes Leben verband. Ueberhaupt iſt Raumer einer der wahrhafteſten Menſchen, die ich je gekannt, ſein ganzes Leben iſt, von dieſem feſten Punkte der durchſichtigen Redlichkeit aus, ein mehr ſcheinbar, als wirklich zerſplittertes geweſen. Von Halle ging er nach Freiberg, und ſchon als Werner's Schüler erſchütterte er die Grundlage ſeiner Geognoſie, die den Granit als Grundgebirge betrachtete. Wenn die wichtigen Unterſuchungen L. v. Buchs und Hausmanns auf der ſcandinaviſchen Halbinſel faſt zu gleicher Zeit daſſelbe Reſultat hervorriefen, ſo muß man dennoch geſtehen, daß Raumer der Erſte war, welcher dieſe in der Geſchichte der Geologie ſo wichtige Thatſache durch eine unwiderlegbare Entdeckung begründete.

Er ging von Freiberg nach Paris, beſonders um Hauy zu hören, und kam da zu einer für die Geognoſie ſehr wichtigen Zeit an. Cuvier und Brongniart waren eben im Begriff, ihre Unterſuchungen über die geologiſche Beſchaffenheit des Pariſer Beckens bekannt zu machen. Bekanntlich wurde durch dieſe Entdeckungen der Grund gelegt zu den einflußreichen Betrachtungen der ſogenannten tertiären Formationen, und Raumer widmete dieſen eben entſtandenen Unterſuchungen die größte Aufmerkſamkeit. Sein Geiſt hatte eine Richtung, eine urſprüngliche, dürfen wir ſagen, die ihn von mir zu entfernen, ja meiner entgegengeſetzt zu ſein ſchien. Wenn meine erſte Schrift auf ihn einen ſo großen Einfluß gehabt hat, wenn überhaupt die große Bewegung im Anfange des Jahrhunderts ihn heftig anzog, und er einen Einfluß, den ſie für ſein ganzes Leben auf ihn ausübte, nicht abzuweiſen vermochte, ſo war dieſer doch mehr eine tiefere Ahnung religiöſer Art, die das Einzelne in ein großes, nicht menſchlich zu umfaſſendes göttliches Ganze verſetzte, als daß es den kühnen Verſuch, es zu begreifen, hervorrufen ſollte. Ihm war es, je mehr er ſich geiſtig bewußt ward, deſto entſchiedener eine Nothwendigkeit geworden, den einzelnen Gegenſtand, der ihn eben beſchäftigte, mit der gewiſſenhafteſten Treue zu verfolgen, unbekümmert um ſein inneres Verhältniß zu einem größeren Ganzen. Aber das göttliche Werk iſt ihm zwar ein allumfaſſendes göttliches, ja das einzig wahrhaft Reale, aber es ruht als ſolches im innerſten ſeines Daſeins, und bleibt fortdauernd ein unausſprechbares. Aeußerungen über dieſes Heiligſte und Tiefſte traten blitzähnlich hervor, und einige Fragmente, die er niederſchrieb, enthielten viel Tiefſinniges, denen des Novalis ähnlich. Sein Charakter als Schriftſteller hatte einige Aehnlichkeit in dieſer Rückſicht mit denen ſeines Freundes Schubert; und dennoch blieben ſich auch dieſe entgegengeſetzt. Denn Schubert liebt es immer mehr, die ganze Menge bekannter naturwiſſenſchaftlicher Thatſachen in das durch wenige Worte ausgedrückte unbeſtimmte Göttliche ſelbſt unvermittelt hineinzutauchen, ſo daß dieſes als ein leichter Hauch das ſchärfer beſtimmte der ſinnlichen Gegenſtände umgiebt: während Raumer dem engeren Gegenſtande ſich ganz ergab und dieſen zu erſchöpfen ſuchte. Wer ſich ſo ganz Beſtimmten wiſſenſchaftlichen Forſchungen hingiebt, wird die Nothwendigkeit fühlen ſich mitzutheilen, und Raumer dachte ſich nothwendigerweiſe als Lehrer. Von Natur beſcheiden, traute er Andern viel zu, und wie er mit unbegrenzter Hingebung und Hoffnung erſt mich in Halle, dann Werner in Freiberg, endlich Hauy in Paris aufſuchte, weil er von deſſen feſter Begründung der Mineralogie durch die Kryſtallographie viel erwartete, ſo war er nun, da er ſich bewogen fühlte, was er erfahren und feſtgeſtellt hatte, mitzutheilen, entſchloſſen, Peſtalozzi in der Schweiz aufzuſuchen. Daß er ſich allenthalben angeregt und dennoch getäuſcht fand, lag in ſeiner urſprünglichen Natur, und das ſcheinbar von Einem zum andern Ueberſpringende, ſprach recht eigentlich die innere Conſequenz ſeines Lebens aus. Gerhard, welcher als Director des Bergbaues bei Halle ſich gedrückt und gequält fand, ſuchte, wie ſein inniger Freund Reil, ſich aus dem Königlich Weſtphäliſchen Dienſte zurückzuziehen. Er ward nach Berlin berufen und hier an die Spitze des Bergweſens geſtellt. Er ſchätzte Raumer hoch, verſchaffte ihm, als er aus der Schweiz zurückkehrte, eine Stelle als Bergrath, ohne allen Zweifel in der Abſicht, ihn als Lehrer in der Mineralogie zu benutzen. Als nun die Univerſität in Breslau errichtet wurde, konnte dieſe Abſicht am leichteſten erreicht werden, indem er als Profeſſor der Mineralogie bei der Univerſität angeſtellt ward. So wie es mir aufgetragen wurde, für einen phyſikaliſchen Apparat Sorge zu tragen, ſo erhielt er den Auftrag, eine Mineralienſammlung anzulegen. Das Bergamt hatte damals noch ſeinen Sitz in Breslau, und ihm gehörte eine Mineralienſammlung, die zwar in einzelnen Partien ſehr reich war, beſonders an Foſſilien aus England, welche der Graf Rheden, früher Miniſter des Bergfachs, ſich dort verſchafft und dem Oberbergamt in Breslau geſchenkt hatte: aber durchaus einſeitig, wie dieſe Sammlung war, konnte ſie für den Unterricht keineswegs hinreichend ſein, und auf Raumer ruhte nun die Verpflichtung, eine Mineralienſammlung, die für den Vortrag hinlänglich war, mit geringen Mitteln, mit vielen Schwierigkeiten kämpfend, zuſammenzubringen. Es gelang, und eine ſolche entſtand in wenigen Jahren; ein glänzendes Zeugniß ſeiner gewiſſenhaften und ſtrengen Pünktlichkeit. Das Lokal für dieſe Sammlung, ſelbſt wenn ſie bedeutend anwuchs, fand ſich in demſelben Gebäude, welches den phyſikaliſchen Apparat aufnehmen ſollte, und ſo war mein früherer Schüler, mein treueſter und innigſter Freund und jetziger Schwager, durch

Verhältniſſe, die ſich höchſt natürlich geſtalteten, mein College und Hausgenoſſe geworden. Die beiden Schweſtern wohnten zuſammen, und in der uns beiden fremden Umgebung bildete ſich ein trauliches erweitertes Familienverhältniß im Hauſe ſelbſt. Nahe Verwandte unſerer Frauen, Brüder der Schwiegermutter, lebten als angeſehene Handelsherrn im Gebirge, und ſo fanden wir uns ſchon nicht mehr ſo fremd, da auch ein Bruder Raumers eine ſehr bedeutende königliche Domänenpachtung in einer anderen Gegend von Schleſien übernommen hatte.

Die Univerſität ward feierlich eröffnet. Die Aula, in welcher dieſe Feierlichkeit ſtattfand, iſt freilich durch die Pracht des ſcheidenden ſiebenzehnten und anfangenden achtzehnten Jahrhunderts mit Stuckatur, mit höchſt mittelmäßigen bunten Fresken und plaſtiſch verzerrten Geſtalten überladen, aber ſie macht dennoch, man kann es nicht leugnen, im Ganzen betrachtet, einen großartigen Eindruck. Die Lehrer waren, ſo viel ich mich erinnere, noch nicht alle verſammelt; die Frankfurter waren ſchon angekommen, aber die aus dem Auslande berufenen fehlten noch. Link ward aus Roſtock als Profeſſor der Chemie und Botanik mit dem Auftrag, einen botaniſchen Garten anzulegen, Heindorf aus Berlin, als Philolog und Gründer eines philologiſchen Seminars, berufen; Raumer der Geſchichtsforſcher, Bruder meines Schwagers, mit den Verhältniſſen des Staats, wie ſie ſich geſtalteten, unzufrieden, entſagte ſeiner bedeutenden Stelle beim Staatskanzler und ward in Breslau erwartet, eben ſo Wachler, Paſſow und Unterholzner. So war das Lehrer-Perſonal anſehnlich genug und man konnte von der beginnenden Univerſität Manches erwarten, auch die Studirenden, theils aus der aufgehobenen Univerſität Frankfurt, theils aus der Provinz Schleſien fanden ſich allmälig ein. Als eine Merkwürdigkeit verdient wohl angeführt zu werden, daß die Reihe der immatrikulirten Studirenden bei der neu combinirten Univerſität mit Braniß anfing, dem jetzigen Profeſſor der Philoſophie an der dortigen Univerſität. Ich darf es ausſprechen, daß er unter den jüngern Philoſophen in Deutſchland entſchieden der urſprünglich tiefſinnigſte, geiſtreichſte iſt, und ſeine Geſchichte der Philoſophie das bedeutendſte Werk in dieſem Fache, welches jemals erſchienen. Ein ſolcher Anfang konnte als ein gutes Omen betrachtet werden, leider fand aber bei der

Maſſe der nachfolgenden Studirenden ein Bedenken ſtatt, welches ſich ſpäter immer mehr und mehr herausſtellte. Den Frankfurtern, die hier ankamen, lag es daran, ihre Verbindungen und die mit dieſen verknüpften burſchikoſen Sitten von vorn herein auszubilden und zu erhalten. Die Vergangenheit der katholiſchen Studenten bildete aber damit einen großen und entſchiedenen Gegenſatz. Dieſe waren größtentheils aus den niederen, ja niedrigſten Ständen geboren, (daß ich damit keinen Vorwurf ausſprechen will, wird man mir zutrauen) und in der ſtillen Oppoſition der Katholiken, die mit der nun ſeit ſechzig Jahren aufgehobenen Verbindung mit Oeſtreich genau zuſammenhing, war eine Abſonderung von den Elementen der geiſtigen Bildung der Zeit verbunden, und die beſchränkte Schule, wie man ſie nennen muß, hatte eine ſtrenge Disciplin eingeführt, die nothwendig war. Dieſe Zucht ließ ſich nun durchaus nicht feſthalten, als der katholiſche Student neben den proteſtantiſchen trat, und die Miſchung von Frankfurter Rohheit und bisher in Zucht gehaltener Beſchränktheit von Seiten der Katholiken konnte nichts Gutes hervorbringen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich hier von einer Maſſe rede, die vielleicht nicht ſo groß war, wie ſie mir erſchien: aber dennoch muß ich behaupten, daß ſie eine Hauptſchwierigkeit bildete, die nie vollſtändig bei der Entwickelung der Univerſität zu überwinden war, nicht einmal durch die gewaltſame Präcipitation der cruden Maſſen durch den Krieg. Es entſtanden in den dunkeln Winkeln einer großen Stadt wie Breslau ausſchweifende Sippſchaften von einer Art, wie ich ſie auf deutſchen Univerſitäten kaum möglich glaubte, und dieſe dunkle Seite des Breslauer Studentenlebens war, als ich die Univerſität vor zehn Jahren verließ, noch nicht ganz verſchwunden. Die Anzahl derer, die in einer unglaublichen literäriſchen Unſchuld lebten, war damals noch größer, als man wünſchen mochte. Ich habe Studenten gekannt, und nicht bloß aus der theologiſchen Facultät, die geſichert gegen eine höhere geiſtige Anſteckung, den ganzen Univerſitätscurſus vollendeten, ohne von der Exiſtenz eines Kant, Fichte, Schelling Etwas zu wiſſen, welche Namen ſie, wie Leſſing, Göthe, Schiller, nie hatten nennen hören. Zwar bildete ſich dieſe dunkle Seite der Univerſität erſt allmälig aus, aber der Keim ließ ſich vermuthen, und ich entſchloß mich, ganz entſchieden gegen dieſen aufzutreten. Meine Zuhörer aus Halle während der kurzen glücklichen Zeit — ihre Anzahl war nicht ſo gering — ſchloſſen ſich mir eng an, obgleich ſie längſt ſchon aus den Univerſitätsjahren heraus waren. Unter dieſen war ein junger Mann, Kurlebauer, einer der ausgezeichnetſten geweſen; er ſtarb kurz nach meiner Ankunft; aber ſein innerlich aufgeregtes und bewegtes Gemüth hatte in den Familien ſeines Kreiſes mir viele Freunde erworben, die mir mit Zuneigung entgegen traten. Unter denen, die äußerlich am emſigſten waren, mir ſchon vor meiner Ankunft und noch mehr bei meinem erſten Auftreten einen Anhang zu verſchaffen, muß ich beſonders einen jungen Arzt Seſſa erwähnen. Er machte ſich einige Jahre ſpäter durch ein Luſtſpiel bemerkbar, deſſen Tendenz ich eben nicht rühmen will, welches aber viele Jahre hindurch auf allen Bühnen im nördlichen Deutſchland mit großem Beifall gegeben wurde, jetzt aber, und zwar mit Recht, aus den Repertoiren verſchwunden iſt. „Unſer Verkehr“ war der Titel dieſes Luſtſpiels, und viele Leſer werden ſich deſſen noch erinnern.

Aber auch viele angeſehene Familien der Stadt kamen uns auf eine ſehr hülfreiche Weiſe entgegen. Unter dieſen muß ich vorzüglich den Oberlandes=Gerichts= ſpäter Geheimen Juſtizrath Gerhard und ſeine treffliche Frau nennen; Dieſe, eine Tochter des Profeſſor Nöſſelt aus Halle, unterſtützte meine Frau bei der häuslichen Einrichtung und bewies ſich in jeder Hinſicht überaus gütig und liebreich. Gerhards Sohn, der Profeſſor und Stifter des archäologiſchen Inſtituts, welches von Rom aus ſich über den größten Theil von Europa verbreitet hat, hatte noch nicht die Univerſität bezogen. Es iſt eine Pflicht der Dankbarkeit, die ich freudig entrichte, indem ich die Eltern meines berühmten Freundes hier nenne. Eine zweite Familie, die aus demſelben Grunde erwähnt werden muß, war die des Criminalraths Braſſert. Der Sohn war in Halle mein eifriger Zuhörer geweſen, ward ſpäter des | gegenwärtigen Miniſters Eichhorns Nachfolger als Univerſitätsrichter in Berlin, und ſtarb vor kurzem als geheimer Tribunalsrath; der zweite jüngere lebt noch als Oberbergrath in Weſtphalen.

Auf ſolche Weiſe durch anhängliche frühere Zuhörer ermuntert, durch die mir entgegen tretenden Verhältniſſe, die ſich ſo unerwartet freundlich geſtal teten, ermuthigt, beſchloß ich, auch von dem Königlichen Comiſſarius gewiſſermaßen dazu aufgefordert, in der großen Aula der Univerſität einige öffentliche Vorträge zu halten, welche den Sinn, in welche die Univerſität ſich der geiſtigen Richtung der Zeit gemäß ausbilden müßte und hoffentlich auch würde, unbefangen ausſprechen ſollte. .

Das Ereigniß der Errichtung einer neuen Univerſität in einer bedeutenden Stadt, die bis dahin faſt allein durch das militairiſche, das kaufmänniſche und das Beamtenleben in Bewegung geſetzt wurde, war neu und anziehend genug, um eine große Spannung hervorzurufen. Meine jungen Freunde, die meine Vorträge in Halle gehört hatten, trugen das Ihrige dazu bei, die Aufmerkſamkeit auf die angekündigten Vorträge hinzulenken. Die große Aula war die vier Stunden hindurch gedrängt voll.

Bei dem allgemeinen Geſichtspunkt, von welchen ich bei dieſen Vorträgen ausging, war natürlich von einem unmittelbaren Bezug auf dieſe oder jene Univerſität gar nicht die Rede, unvermeidlich war es aber, das Abgelebte, Starre und bedeutungslos Unlebendige, welches ſich in der Art der akademiſchen Vorträge und

Einrichtungen erhalten hatte, unbefangen und entſchieden anzugreifen, das Rohe, proſaiſch Rauhe im Studentenleben freimüthig zu tadeln. Dieſe Vorträge machten, wie ich erfuhr, großen Eindruck. Ich erwartete viele Gegner, ja ich forderte ſie heraus, aber ich glaubte zugleich erwarten zu dürfen, daß das tragiſche Schickſal des Staats, daß furchtbare Ereigniſſe die alle, ſelbſt die zarteſten Fäden des Volkslebens innerlich erbeben ließen, den Sinn für ein friſcheres Leben erregt und empfänglicher gemacht haben würden, daß das Gemüth, wie in ſo vielen anderen Richtungen, von einer großen Menge abgelebter Verhältniſſe ſich abwenden und zu einer kühnen Erneuerung von innen heraus ſich entſchließen würde. Dieſes Todte, welches ſich noch wie ein Lebendiges gebärdete, dieſes ängſtlich Pedantiſche, wie es ſich marionettenartig ohne inneres Lebensprincip fortbewegte, ſchien mir den Feinden verbündet, und mußte in die Flucht geſchlagen werden, wie der veraltete militäriſche Geiſt bei Auerſtädt, wenn eine kühne ſittliche Gewalt für zukünftige Siege ſich ausbilden ſollte. Aber es war natürlich, daß ſich Mehrere gekränkt fühlten; ſelbſt ſolche, die im Ganzen mit mir einig waren, mochten die Härte der ausgeſprochenen Conſequenz nicht billigen: dennoch bin ich nur gerecht, wenn ich geſtehe, daß ich durchaus keine Zeichen der offenen Mißbilligung von Seiten der Lehrer erlebte. Die Studirenden aber, auch durch mich aufgeregt, durch einige Verſuche, eine freundlichere Sitte in den Auditorien hervorzurufen gekränkt, verbargen ihre Mißbilligung deſtoweniger.

Die Vorleſungen hatten ihren Anfang genommen, ich hielt, dazu aufgefordert, einen Vortrag über den Stand der Philoſophie, für ein gemiſchtes Publikum; die angeſehenſten Beamten, Prediger, Lehrer beſuchten dieſe Vorleſungen. Abgeſonderte Vorträge in einer ſtrengern Form, wurden von Studirenden beſucht, die Anzahl der Zuhörer war nicht ſehr groß. Ich hatte bis dahin gar kein Zeichen von Feindſeligkeit der Studirenden erfahren; ich fing an zu glauben, daß ſie gar nicht ſtattfände. Einſt als ich völlig ruhig, nur mit dem Gegenſtande meiner Vorträge beſchäftigt, in mein ziemlich anſehnliches Auditorium hineintrat, fand ich es ganz von Studirenden angefüllt. Dicht aneinander gedrängt ſaßen ſie da, alle mit den monſtröſen dreieckigen Hüten, den ſogenannten Stürmern, bedeckt. Als ich hereintrat, ſetzte die Geſammtmaſſe alle Füße in Bewegung, daß der ganze

Hörſaal erbebte. Dieſe ekelhafte Bewegung eines vielfüßigen Ungeheuers machte auf mich von jeher einen widerwärtigen Eindruck, und zwar der erklärten Feigheit wegen, die ſich in einer ſolchen Aeußerung ausſpricht; keiner tritt hervor und jeder verliert ſich mit Sicherheit in der Geſammtheit der Maſſe. Es war dieſes widerſtrebende Gefühl, welches ſich ſchon längſt innerlich ausgebildet hatte, welches eine jede Art von Scheu von meiner Seite verdrängte und nur eine Erbitterung mit Geringſchätzung gepaart hervorrief. Ich beſtieg gar nicht das Katheder, und ohne nur zu ſtutzen, erklärte ich, daß ich hiermit meine Vorträge ſchlöſſe, und zwar ſo lange, bis Ruhe und Aufmerkſamkeit in meinen Hörſaal wiedergekehrt und ich die Genugthuung erhalten hätte, die mir gebührte. „Dieſer Geiſt, ſchloß ich, ſoll von der Univerſität weichen, oder ich, dazu bin ich hier.“ Ich ſprach ſo kurz und entſchieden wie möglich, und war es nun, weil ſie erwartet hatten, mich ſchüchtern, verlegen, erſchreckt zu finden, die Stimme der Füße ließ ſich während der kurzen Anrede nicht hören; ward aber deſto lauter, als ich mich entfernte. In der That glaubten die Studirenden, daß ich vorbereitet wäre, und mein Amanuenſis, ein armer katholiſcher Philolog, hatte viel auszuſtehen. Die Stadt Breslau lernte jetzt eine der pikanteren Eigenthümlichkeiten deutſcher Univerſitäten kennen, und es mag Viele, als ſie es erfuhren, ergötzt haben. Ich will den Erfolg dieſes Exceſſes nur kurz erwähnen. Der Staatsrath Schulz und, als ihm der Vorfall berichtet ward, der Chef des Departements, nahmen die Sache ſehr ernſt. Einige Studirende, die ich in der ſtürmiſchen Verſammlung kannte und nannte, wurden mit Relegation bedroht. Ich konnte mit der Genugthuung, die mir geworden war, völlig zufrieden ſein. Erſt auf die Bitte meiner Zuhörer fing ich meine Vorträge wieder an, und nur durch meine Verwendung ward die ſchon beſchloſſene Relegation, nach einer Abbitte von ihrer und einer Ermahnung von meiner Seite, zurückgenommen. Einige freundlich geſinnte Collegen, beſonders der trübe ſehende Heindorf, glaubten, von jetzt an wäre mein ganzer zukünftiger Einfluß auf die Studirenden vernichtet. „Begründet vielmehr, wie ich hoffe,“ antwortete ich, und behielt Recht.

Während ich auf eine ſolche Weiſe in eine entſchieden gefährliche Differenz mit den Studirenden gerieth, fanden Ereigniſſe ſtand, welche einen Zwieſpalt zwiſchen den

Univerſitätslehrern und einem bedeutenden Theil der angeſehenſten Einwohner herbeizuführen drohten. In Frankfurt war ein Club der Profeſſoren errichtet, in welchen auch die Honoratioren der Stadt aufgenommen wurden. Man ſchritt nun gleich zur Einführung eines ähnlichen Clubs in Breslau; er ſollte eine freundſchaftliche Verbindung der ſich zum Theil noch fremden Profeſſoren und zugleich ein geſelliges Verhältniß zwiſchen den Univerſitätslehrern und den gebildeteren Einwohnern der Stadt einleiten. Das ganze amtliche Perſonal der Univerſität, Syndicus, Quäſtor, Secretair, Privatdocenten ſowohl als Profeſſoren, bildeten den Kern des Clubs. Außerdem hatte ein jeder Profeſſor das Recht einige Familien, die ihm bei ſeiner häuslichen Einrichtung oder ſonſt beſonders freundlich entgegen traten, ohne Abſtimmung aufnehmen zu laſſen. So entſtand ein anſehnlicher Verein vieler Familien, eine jede etwa ſich erzeugende ſtarre Trennung zwiſchen Univerſität und Stadt konnte vermieden und ſelbſt keimende Differenzen zwiſchen den Studirenden und den Bürgern konnten hier beſprochen und ausgeglichen werden. Der Club, der gewiß in allen Richtungen heilſam gewirkt hat, fand eine ganz beſondere Stütze durch ſeinen

Stifter und immer von neuem gewählten Director, meinen gütigen treuen Freund und mehrjährigen Hausgenoſſen, den geheimen Hofrath und Profeſſor der Oekonomie und Staatswirthſchaft, Weber. Die Errichtung des Clubs erregte in der Stadt eine große Erwartung, eine bedeutende Menge der vornehmſten Einwohner ließen ſich zur Aufnahme vorſchlagen und die Begründer des Clubs, die ſämmtlichen Profeſſoren, verſammelten ſich in einer ſtürmiſchen Sitzung, um über die Aufnahme der Vorgeſchlagenen abzuſtimmen. Jene konnten nach einer kurzen, durch häusliche Geſchäfte und Vorbereitungen zu einer, doch in mancherlei Rückſichten neuen Stellung in großer Zerſtreuung verlebten Zeit, keineswegs die Aufnahme auf eine genaue Kenntniß der Perſon begründen. Einige mochten vielleicht glauben, daß eine unbedingte Aufnahme aller Vorgeſchlagenen die Zahl der Mitglieder zu ſehr vergrößern würde; Einige, daß eine ſolche dem Anſehen des Clubs ſchädlich werden konnte; dahingegen ein Abweiſen, eine beſchränkte Auswahl die Autorität der Geſellſchaft ſteigern würde. Auf keinen Fall aber konnte dieſe Auswahl ſich auf eine Kenntniß der Lage und der Verhältniſſe der vorgeſchlagenen Perſonen gründen. Ein geiſtreicher Beamter, der gewohnt war, das Leben und die Menſchen mit einer gewiſſen humoriſtiſchen Ironie zu behandeln, verſtand es, ſich das Vertrauen der Profeſſoren zu erwerben; er bezeichnete diejenigen, die durchfallen müßten. Ich erſchrak, als ich ſie nennen hörte; es waren unter dieſen Beamte der höhern Klaſſe, und ich ſah ein, daß man ein luſtiges Spiel ſowohl mit den Profeſſoren, wie mit den Durchgefallenen treiben wollte. Unter der heftigſten Oppoſition der Minorität ging der Act vor ſich und den Tag darauf erfuhr die Stadt mit großem Erſtaunen, daß eine Menge der angeſehenſten Einwohner vorgeſchlagen und durchgefallen waren. Einige von den Aufgenommenen mochten ſich vielleicht freuen und erſt jetzt ihre Aufnahme als einen Vorzug betrachten, einige über das Durchfallen von dieſem oder jenem eine gewiſſe Schadenfreude empfinden: im Ganzen aber erſchrak man über die Kühnheit einer Corporation, die doch nothwendiger Weiſe, ſich und ihre zukünftige Stellung in der Stadt günſtig vorzubereiten, alle Urſache hatte. Und dennoch ſtellte ſich dieſes beſtehende Verhältniß freundlicher, als ich erwartete. Man ſchien es einzuſehen, daß das Durchfallen nicht auf perſönliche Abneigung begründet ſein konnte, man erfuhr wohl auch, daß das Ganze eine luſtige Myſtification war, auf eine gewiſſe naive Unkunde geſelliger Verhältniſſe von Seiten der Gelehrten berechnet. Kurze Zeit darauf ließen die durch Ueberrumpelung durchgefallenen angeſehenen Beamten ſich wieder vorſchlagen und wurden ſämmtlich aufgenommen.

Der ſchleſiſche provinzielle Patriotismus hat ſeinen vorzüglichſten Vereinigungspunkt in einer, wenige Jahre früher geſtifteten Geſellſchaft, „die ſchleſiſche für vaterländiſche Cultur,“ genannt. Ihr überaus thätiger Stifter war der Münz=Rendant und jetzige Dr. und Profeſſor Müller, als phyſiſcher Schriftſteller bekannt. Die Geſellſchaft umfaßte alle Zweige der menſchlichen Cultur, die einer praktiſchen Anwendung fähig ſind, ſie zerfiel daher bei einer fortſchreitenden Entwickelung in mehrere, zuletzt in eilf Sectionen. Dieſe waren: die naturwiſſenſchaftliche, botaniſche, entomologiſche, mediciniſche, ökonomiſche, pädagogiſche, hiſtoriſche, für Kunſt und Alterthum, die techniſche und die muſikaliſche; eine jede Section hat ihren Director. Das Präſidium, beſtehend aus den Directoren der Sectionen und einigen, durch die ſämmtlichen Mitglieder erwählten Männern, leitet die allgemeinen Angelegenheiten der Geſellſchaft. Dieſe hat ſich durch ihre bedeutenden Verdienſte in ganz Deutſchland bemerkbar gemacht. Man erwarte hier nicht einen ausführlichen Bericht von ihrer Thätigkeit; nur darauf glaube ich aufmerkſam machen zu müſſen, daß der Sinn, der das ganze Inſtitut leitet, die theils praktiſche, theils wiſſenſchaftliche Thätigkeit, die alle Mitglieder vereinigt und den rüſtigen, kenntnißreichen, eifrigen Stifter in den Stand ſetzte, eine ſolche Geſellſchaft zu begründen; daß der gediegene Kern derſelben durchaus aus einem tüchtigen provinziellen Sinne hervorging, der, unabhängig von der Univerſität, ſich äußerte, obgleich dieſer dadurch eine Gelegenheit zu erweiterter Thätigkeit ward, und auch der Kreis der Arbeiten der verſchiedenen Sectionen durch die Theilnahme der Univerſitäts-Lehrer inhaltsreicher und ausgedehnter wurde. Schon vor der Einrichtung der Univerſität hatte ſich das Streben, die verſchiedenen naturwiſſenſchaftlichen Zweige im provinziellen Sinne aufzufaſſen und zu bearbeiten, auf eine ausgezeichnete Weiſe geſtaltet, kaum giebt es eine Provinz in Deutſchland, ſo reich an barometriſchen Höhenmeſſungen wie Schleſien. Der verſtorbene Medicinalaſſeſſor und Dr. Apotheker Günther hatte den Grund gelegt zu einer botaniſchen Schule, deren Forſchungen einen großen Erfolg hatten. Ich glaube kaum, daß irgend eine Provinz in Europa genauer botaniſch durchforſcht iſt als Schleſien. Ich erſtaunte oft, wenn ich auf meinen Wanderungen nicht ſelten in den kleinſten Städten Apotheker fand, die gründliche botaniſche Kenntniſſe beſaßen, und Viele hatten hier und da ſeltene Pflanzen entdeckt. Eine Geſellſchaft ſtill vereinigter Freunde bearbeitet die ſchleſiſche entomologiſche Fauna; und nicht bloß in den naturwiſſenſchaftlichen Richtungen, auch in allen übrigen war man auf eine erfolgreiche Weiſe thätig. Die immermehr ſich erweiternde Bildung eines techniſchen Inſtituts ſetzte viele Mitglieder in lebhafte Bewegung; die Begeiſterung für die Kunſt wuchs während meines Aufenthalts in dieſer Geſellſchaft immermehr, und die Idee einer ſich periodiſch wiederholenden Kunſtausſtellung, wie ſie jetzt nicht in Deutſchland allein, ſondern in ganz Europa mächtig geworden iſt, entſprang in Breslau in dem damals wenig bemerkten Kreiſe der ſchleſiſchen vaterländiſchen Geſellſchaft. Es war der damalige Präſes der Geſellſchaft General von Röder, der in Verbindung mit dem unter Göthes Augen erzogenen Baron von Stein, dem ſpäter immer von Neuem erwählten Präſidenten, dieſe Idee zuerſt auffaßte und ausführte. Als ich nach Breslau kam, eilte ich, mich dieſer Geſellſchaft anzuſchließen, und beſchloß, ſo weit meine rein wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen es erlaubten, für ſie und in ihrem Sinne thätig zu ſein. Als ich in den Kreis der Geſellſchaft eintrat, verſammelten wir uns in einem kleinen, faſt dürftigen Lokal; ich ſah dieſelbe indeß mehr als 20 Jahre hindurch wachſen; und noch im Jahre 1841 durchwanderte ich die anſehnlichen Räume der Geſellſchaft, die den Einwohnern der Stadt eröffnet waren. Ihre Gemäldeſammlung, Gegenſtände der Induſtrie, die Bibliothek, beſonders in provinzieller Rückſicht bedeutend,. müſſen die Aufmerkſamkeit der Reiſenden auf ſich ziehen, die es hier erfahren, was ein echt bürgerlicher Verein durch einen ſchönen Sinn aus eigenen Kräften zu erzeugen vermag.

Politiſches.

Während die Univerſität ſich geſtaltete, während ich langſam, aber nicht ohne Hoffnung, die Keime der geiſtigen Bewegung, die in den jugendlichen Gemüthern im Anfange des Jahrhunderts ſich zu entwickeln anfingen, freilich unter ſehr ungünſtigen Verhältniſſen zu beleben ſuchte, erſchien das äußere Schickſal der Völker immer dunkler; die Ströme jener Barbaren der Uebercultur ergoſſen ſich in ihrer öſtlichen Richtung über ganz Europa. Zwar war ich der unmittelbaren Herrſchaft der eingedrungenen Feinde entgangen, aber die mittelbare trat immer gewaltiger und verhängnißvoll drohender hervor. Nichts konnte in geſunder Entwickelung gedeihen, ſo lange dieſe über uns ſchwebte und ſich ſteigerte. In Breslau vernahm man Vieles von den Verwüſtungen während des Krieges, Viele erinnerten ſich grauenhafter Erzählungen von dem rohen, ja grauſamen Benehmen der ſüddeutſchen Truppen, die in franzöſiſchen Dienſten dem Feinde gefolgt waren. Beſonders klagte man über die würtembergiſchen und badiſchen Truppen. So waren deutſche Gemüther durch den Einfluß der franzöſiſchen Herrſchaft dem eigenen Vaterlande entfremdet und verwildert, und jetzt kam die grauenhafte Zeit, wo ein preußiſches Heer, mit dem franzöſiſchen verbunden, für den völligen Untergang des eigenen Landes kämpfen ſollte. Was ich bis dahin erlebt hatte, der ſchwere Druck meines Aufenthaltes in Halle, ſchien mir kaum beachtenswerth, mit dieſem verhängnißvollen Verhältniſſe verglichen. Wenn, dachte ich, die Krieger Preußens, wie wir es an den Süddeutſchen erlebt hatten, ſich als Krieger des großen Heeres betrachteten, wenn ſie es für einen Vorzug hielten, an dem Siegestaumel der Feinde Theil zu nehmen, würde das Volk nicht in ſeinem innerſten Keim verpeſtet, würde die Geſinnung, die feſte, bis dahin unerſchütterliche, die durch die wachſende Würde und Selbſtändigkeit des eignen Landes ſeit Jahrhunderten getragen und gepflegt war, nicht untergraben?

Dem General von Grawert in Breslau trat ich näher, weil er ſich vorzüglich mit der militairiſch-topographiſchen Aufnahme Preußens beſchäftigte, die mir wie auch Raumer in geognoſtiſcher Rückſicht ſo wichtig war, damit wir uns vorläufig mit der innern Lage und Geſtaltung des ſchleſiſchen Gebirges bekannt machen konnten. Dieſer erhielt den Befehl, ſich mit General York zu verbinden. Sein Adjutant, der damalige Major von Hiller, der ſich im Befreiungskriege ſehr auszeichnete und ſpäter als Diviſionsgeneral in Breslau ſtand, hatte meine Vorleſungen gehört, und ich war mit ihm in ein näheres, ja freundſchaftliches Verhältniß getreten. Dieſer kenntnißreiche, in jeder Hinſicht wohlgeſinnte Offizier, litt innerlich bei dem Verhältniß welches ihn zwang; es kränkte ihn tief, wenn nicht unmittelbar, doch mittelbar, gegen ſein eigenes Vaterland kämpfen zu müſſen. Die vertrauten Geſpräche die wir führten, ſteigerten meinen Schmerz. Oeſterreich mußte ſich, ſeit Napoleon Schwiegerſohn des Kaiſers geworden war, für ihn bewaffnen, wie Preußen, damit es völlig klar würde, daß die Unterjochung von ganz Deutſchland jetzt gelungen und eine jede Hoffnung widerſtrebender Gemüther verſchwunden war. Und dennoch war ich nicht fähig, ſie aufzugeben. Was wir aus Rußland vernahmen, der Entſchluß, nach einer verlornen Schlacht in die weiten, zum Theil wüſten Ebenen ſich zurückzuziehen und Alles vor ſich her zu verwüſten, erweckte die tröſtliche Ahnung, daß der Wahnſinn einer grenzenloſen Eroberungsſucht hier ſeine Grenzen finden würde.

Wenn ich in meiner beſchränkten Lage ein ſolches Ereigniß mit blutendem Herzen ſah, welches vernichtende Gefühl mußte diejenigen durchdringen, die noch an die Möglichkeit eines kräftigen Widerſtandes glaubten, die dieſen bis zu dem letzten Moment zu erhalten und zu beleben verſuchten. Damals in der dunkelſten mitternächtlichen Stunde des hoffnungslos hinſinkenden Deutſchlands entſtand ein ſtilles geheimes Bündniß der edelſten Geiſter, ein Bündniß, welches man ſo lange, vorzüglich durch treuloſe franzöſiſche Politik, zu verhindern gewußt hatte, das Bündniß zwiſchen Oeſterreich und Preußen. Beide hingewieſen zu einer gemeinſchaftlichen innern Vereininigung mit dem echt uraltgermaniſchen England. Was zu dieſer Zeit in den unglücklichſten Momenten die edelſten Männer in allen drei Reichen ſo tief bewegte und innerlich mit einander verband, war das Kind einer gewaltigen Zukunft, welches noch im ſtillen Wachsthum begriffen, ſeine mächtige, bedeutende Jugend erwartete. Möchten diejenigen, die das jetzige Schickſal der drei Länder zu leiten vermögen, ſich fortdauernd an jenes ſtille Bündniß, äußerlich ſcheinbar ſo ohnmächtig, und dennoch ein paar Jahre ſpäter ſo rieſenhaft gewaltig hervortretend, erinnern; ſie würden es einſehen, daß die Zeit des höchſten Drucks, der verzweiflungsvolle Moment des drohenden Unterganges und die ſchnell darauf folgende glänzende Befreiung, abgeſehen von den großartigen äußeren Erfolgen, innerlich eine Weiſſagung für zukünftige Jahrhunderte in ſich ſchließen.

Wenn auch die vielfältigen Geſchäfte, die Einrichtung des Lokals, Anſchaffung der Inſtrumente, Theilnahme an den Einrichtungen und Verhandlungen des Univerſitätsbaues, Vorleſungen über Phyſik und Philoſophie und die Fortſetzung des mineralogiſchen Handbuchs, mich anſtrengend in Anſpruch nahmen, ſo verfolgte ich dennoch die politiſche Stellung Preußens mit leidenſchaftlicher Aufmerkſamkeit. Das unglückliche Schickſal meiner Freunde ängſtigte mich fortdauernd, im Geheimen warf ich mir vor, daß ich in Sicherheit die Zeit zubrächte, während ſie litten, und ihre Leiden hingen nur zu genau mit denen des Vaterlandes zuſammen. Die drohende Lage des Landes zog die Aufmerkſamkeit von den Privatverhältniſſen ab; hier in Breslau, wo ich nicht auf ſolche Art thätig ſein konnte, wie in Halle, vernahm ich wenig aus Berlin. Meine Freunde in Halle waren in die Gewalt des Feindes gerathen, und während die äußeren Verhältniſſe ſich immer drohender geſtalteten, erfuhr ich nichts von der geheimen Geſinnung der bedeutenden Männer, die in Verbindung mit England und Oeſterreich auf eine ſo kühne Weiſe thätig waren. Oft fragte ich mich, als das Gerücht, daß Preußen und Oeſterreich, wie die übrigen deutſchen Reiche, in Verbindung mit Napoleon Rußland bekämpfen würden, immer lauter wurde: was unternehmen jetzt jene kühnen Männer, deren entſchiedene Geſinnung auch mich in eine gefahrvolle Thätigkeit hineinriß? Haben Gneiſenau, Chaſot, Eichhorn, Schleiermacher jetzt alle Hoffnung aufgegeben, oder ſind ſie noch in dieſer drohenden Lage, die ſelbſt den preußiſchen Krieger dem Tyrannen preis giebt, im alten Sinne thätig? Meine ganze Anſicht von Deutſchland und ſeiner geſchichtlichen Bedeutung war mir durch eine lange Reihe von Jahren eine Lebensfrage geworden, meine genaueſten Freunde theilten meine Geſinnung, ja waren durch dieſe zum Theil in die Gewalt des Feindes gerathen, und es gab Momente, wo ich mit innerem Entſetzen ihr Leben bedroht glaubte. Ein eigenes Verhältniß ſetzte mich in Kenntniß von der geheimen Stellung zweier Mächte gegeneinander, die in meiner damaligen Stimmung mir nicht gleichgültig ſein konnte. Ich hatte dieſes Verhältniß auf keine Weiſe herbeigeführt, es drängte ſich mir auf und ich konnte es nicht abweiſen. Was ich auf dieſem Wege erfuhr, ängſtigte mich in hohem Grade; ich ſah es ein, wie alle Mächte eben in dieſem bedenklichen Momente, als der grenzenloſe Ehrgeiz Napoleons und der Siegestaumel ſeines Heeres die Freiheit des ganzen europäiſchen Continents bedrohten, unſicher ſchwankten, oder vielmehr jede Hoffnung, die Selbſtändigkeit ihrer Reiche zu erhalten, aufgegeben hatten, und wo noch eine leiſe Spur der Hoffnung aufzutauchen anfing, ward ſie durch das geſteigerte wechſelſeitige Mißtrauen erſtickt. Vor mir ſchwebte der Geiſt, der mich aus meinem fernen Vaterlande gerufen hatte, in meiner Erinnerung traten mit erſchreckender Klarheit die ſchönen Tage hervor, die ich als ein einſamer Fußwanderer in dem thüringer Gebirge zubrachte, wo ich noch ſchwelgte in dem Genuß des anziehenden fürſtlichen, bürger=

lichen, amtlichen, häuslichen Lebens der noch glücklichen kleinen Staaten, als ich aber auch das drohende Unheil aus der Ferne heranrücken ſah und ſchon damals die zurückweichende Gewalt Deutſchlands, die ahnungsvoll eine verderbliche Zukunft erkannte, wie von Schrecken gelähmt fand. Ich durchlebte die Momente des kurzen ſiegreichen Daſeins eines erneuerten Geiſtes, an deſſen Kämpfen und Siegen ich auf eine lebendige Weiſe Theil nehmen durfte. Alle die tragiſchen Momente eines deutſchen Lebens ſchwebten mir vor; jetzt war nun der gefürchtete Augenblick da, die geiſtig Verbündeten waren unter ſich in einen lähmenden Kampf gerathen, und die Bewaffneten der unterjochten Völker kämpften für den Tyrannen, der ſie zertrat. Aber meine Thätigkeit, der Kampfplatz, auf den ich geſtellt war, war der geiſtige; hier konnte, hier durfte ich nicht zweifeln, der Glaube an den Sieg, von dem Mittelpunkte dieſes Daſeins aus, war ein religiöſer geworden, der mit feſter Zuverſicht aller äußeren Wahrſcheinlichkeit Trotz zu bieten vermochte, und in dieſem Sinne ſollte ich nun hier, in einer fremden Umgebung, nicht, wie in der glücklicheren Zeit, von Freunden und Zuhörern unterſtützt, den bedenklichen Kampf wagen.

Jetzt fühlte ich es, wie ich allein ſtand, nicht erwarten durfte verſtanden zu werden. Die nahe Noth hatte zwar alle Gemüther ergriffen. Was ſie zu retten ſuchten, und jetzt zu erretten verzweifelten, war mir zwar auch wichtig, enthielt aber keine Ahnung von dem, wofür ich ſtritt, wofür ich zu leben und zu kämpfen berufen war. Die ſchweren Gedanken, die mich in dieſer Lage ergriffen, wurden nur mühſam durch vielfältige äußere Geſchäfte zurückgedrängt, durch die Freundſchaft vieler achtbarer Männer; aber doch nur ſcheinbar überwunden. Und ſelbſt die heitere Erfahrung mancherlei lobenswerther Beſchäftigungen des geiſtreichen Volks konnte mich nur vorübergehend tröſten, die geiſtige Sonne, die mich leitete, ſchien untergegangen und in den innerſten Tiefen meines Daſeins herrſchte ein tragiſches mitternächtliches Dunkel.

Da erhielt ich, ſo verlaſſen ich war, auf einmal und auf eine unerwartete Weiſe, eine Stütze von außen. Durch die viel beſprochenen Lebensbilder aus dem Befreiungskriege, haben Briefe der merkwürdigen, bedeutenden Männer (Graf Münſter in England, Staatskanzler von Hardenberg, von Scharnhorſt, Gneiſenau, Dörenberg in Preußen, Stadion, Nugent, Hardenberg in Oeſterreich, Stein, damals in Rußland) uns mit der Stimmung derſelben in der grauenhafteſten Zeit bekannt gemacht, und wie ſie zwar, als nun die erklärte Unterwerfung unter Napoleon rein ausgeſprochen ſchien, für einen Augenblick wie betäubt daſtanden, ſchnell ſich aber wieder zuſammenfanden, und die Sache, für welche ſie lebten und zu ſterben entſchloſſen waren, keineswegs aufgaben. Aus der öffentlichen und officiellen Thätigkeit des Staats mußten die oben genannten Preußen ſich zwar zurückziehen, aber von dieſem getrennt lebte das Bündniß, welches ſie unter ſich und mit den auswärtigen Freunden geſchloſſen, noch mächtig fort. Plötzlich, — ich glaube mit Sicherheit die Zeit aus der Erinnerung angeben zu können — erſchienen in den letzten Tagen des Aprils 1812 Gneiſenau, Chaſot, Juſtus Gruner, Moritz Arndt und ſpäter Blücher in Breslau. Bei der Unruhe, die damals im Volke herrſchte, war man über die Ankunft dieſer Männer erſtaunt; irre ich nicht, ſo war ſelbſt die Polizei bedenklich und ſchenkte, obgleich auf eine höchſt behutſame Weiſe, dieſen Männern eine ganz beſondere Aufmerkſamkeit. Wahrſcheinlich waren es meine nur wenig erfolgreichen Unternehmungen in Halle, die mir das Glück verſchafften, in dieſem Augenblick von den bedeutenden Männern aufgeſucht zu werden. Jetzt zum erſten Mal trat ich nun in unmittelbare Berührung mit den Männern, deren mächtige Stellung im Staate, mit einer unerſchütterlichen Geſinnung verbunden, mir immer als eine feſte Stütze vorgeſchwebt hatte. Mein bisheriges Verhältniß, vor Allem zu Gneiſenau und Chaſot, war mir zwar höchſt wichtig, das Vertrauen, welches ich zu ihnen gefaßt hatte, war ein ganz entſchiedenes und nicht zu erſchütterndes, aber dennoch war es nur auf einen ſchwankenden Grund gebaut, und die Mittel, auf welche ſie ihre Hoffnung zu gründen ſchienen, waren mir nur höchſt unvollkommen bekannt. Sie brachten während ihres damaligen Aufenthalts in Breslau die meiſten Abende in meinem Hauſe zu; ich mußte Anſtalten treffen, um einen jeden andern möglichen Beſuch zu verhindern. Einige Mal, wo auch die Entfernung meiner Familie gewünſcht wurde, verſammelten wir uns in dem Schillingſchen Weinhauſe und blieben bis gegen Mitternacht zuſammen; hinter der öffentlichen Schenkſtube ward uns eine kleine Kammer angewieſen, wo wir bei verſchloſſenen

Thüren ſaßen. Man kann ſich leicht denken, daß dieſe Zuſammenkünfte ein Gegenſtand der allgemeinen Geſpräche der Stadt wurden und daß ich den Einwohnern in einem bis dahin fremden Lichte erſchien. Der Polizei=Präſident Streit ſagte mir eines Tages: er wiſſe es wohl, daß ſich bei mir ein kleines Coblenz gebildet habe; er wollte an die Verſammlung der emigrirten franzöſiſchen Prinzen und an ihre extravaganten Anhänger der erſten Zeiten der Revolution erinnern. Sollte es eine polizeiliche Warnung ſein? Ich vermuthete es, lachte aber, und verbat mir die Vergleichung.

Gneiſenau lernte ich jetzt erſt perſönlich kennen. Er war, wie bekannt ein ſchöner Mann, deſſen ruhiges und ſicheres Einherſchreiten ſchon den ritterlichen Helden verkündete, ſein Blick deutete auf Klarheit. Ich ſah nie eine ähnliche Miſchung von edlem Stolz und echter Demuth, von Zuverſicht und Beſcheidenheit. Wie die übrigen größten und bedeutendſten deutſchen Helden war auch er mehr durch das Leben als durch Studien gebildet, aber durch ſeine Achtung für eine jede Art höherer geiſtiger Bildung, durch die freundliche Aufforderung, ihn über Verhältniſſe aufzuklären, die ihm unbekannt waren, durch das unverſtellte Geſtändniß ſeiner Unkunde zeigte er ſich nicht allein noch liebenswürdiger, ſondern zugleich achtungswerther; denn nie erſchien die ihm angeborne Größe imponirender als in eben ſolchen Momenten. Ihm fehlte die leichte Beweglichkeit des Geiſtes, der ſchnelle Witz, die ironiſche Schärfe, welche damals viele der bedeutendſten und höchſt verdienſtvollen höheren Befehlshaber auszeichneten, aber auch nicht ſelten, bei geſelligen Berührungen, zurückſtoßend wirkte.

Es ſchien wohl, als wenn die Keckheit, die auf dem Schlachtfelde als die höchſte Tugend glänzt, der Meinung dieſer Männer nach, ſich auch in geiſtigen Behauptungen bewähren müßte, als gelte ein ſchnelles und entſchiedenes Urtheil ebenſoviel, wie das Commandowort vor der Fronte. Viele von dieſen hatten im höhern Alter, durch Talent unterſtützt, zu erlangen geſucht, was doch nur ein früherer Unterricht mit überſichtlicher Sicherheit und Klarheit zu geben vermag. Einige hatten auf Univerſitäten ſtudirt; die tüchtige kriegeriſche Neigung aber hatte ihre Studien, halbvollendet, unterbrochen. Geſtehen mußte man, daß ihnen, da ſie Manches erlebt hatten, was dem einſam auf ſeiner Stube eingeſchloſſenen Gelehrten verborgen blieb, ein treffendes Urtheil gebührte über Vieles, dann nämlich, wenn das Geiſtige an das äußere Leben und ſeine Verhältniſſe angrenzte. Ein befehlshaberiſcher Ton, wo ein bedachtſam unterſuchender hingehörte, zeigte ſich hier und da ſchon bei den höhern Befehlshabern in dem unglücklichen Jahre 1806. Dieſe Zeit hatte einen jeden kühnen Mann an ſich ſelbſt gewieſen; die innere Kraft, die ſpäter ſo hell glänzte, ſtärkte ſich in dieſer Zeit, die eigene Macht, der eigene Gedanke erhielt jene große Gewalt, die im Kriege den Sieg errang. Nicht leicht hatte irgend ein Menſch eine ſolche Gelegenheit, ſich in mannigfach wechſelnden Verhältniſſen durch das innere Leben auszubilden, wie damals der kühne, begabte preußiſche Offizier. Aber dadurch entſtand auch eine Entſchiedenheit, die nicht immer die treffendſte war, und das ſchnelle befehlshaberiſch geſprochene Urtheil eines geiſtreichen Kriegers erſchien nicht ſelten um ſo glänzender und imponirender, je ſchiefer es war.

Ich habe nicht ſelten das Glück gehabt, bedeutende Männer in meinem Leben zu treffen, aber nie bedauerte ich ſo oft, ein Geſpräch plötzlich abbrechen zu müſſen, deſſen Fortſetzung mir höchſt wünſchenswerth ſchien, wie bei Gneiſenau. Denn nie hörte ich aus ſeinem Munde ein unverſtändiges Wort, ja die ſtille Demuth ſeines Weſens hatte etwas unwiderſtehlich Gebietendes an ſich, auch in geiſtiger Rückſicht; ſo daß das Unverſtändige in ſeiner Nähe ſich nicht auszuſprechen wagte. Ein Jeder ahnete das tiefſinnige Gemüth, welches, indem es ſich äußern wollte, mehr an das dachte, was ihm fehlte, als an den großen Schatz von Erfahrungen, die er, von den größten Gedanken durchdrungen, mit Europa's Schickſal fortdauernd beſchäftigt, während er in thätigem Bündniß mit den edelſten und großartigſten Männern lebte, ſich erworben hatte. Es war etwas Fürſtliches in ſeiner Geſtalt, in ſeiner Art ſich darzuſtellen und ſich zu äußern. Eben wenn er am demüthigſten war, ſchien er ſich mit bewußtloſer Sicherheit herabzulaſſen; er war der ritterlichſte, freigebigſte Held, den ich jemals ſah, und wer das Glück hatte, ſein Intereſſe zu erwecken, konnte auf ſeine fortdauernde thätige Theilnahme in einer jeden unangenehmen Lage mit Sicherheit rechnen. Ich denke mit Freuden daran, wie ich ſein Wohlwollen und ſeine freundliche Theilnahme von dem Augenblick an, wo er in meine Wohnung trat, fortdauernd genoſſen habe. Die vielen Beweiſe ſeiner Güte gegen mich, wenn ich oft Stunden in ſeiner oder er in meiner Wohnung zubrachte, ſchweben mir in traurig heiterer Erinnerung vor; kein Mann iſt mir je theuerer geweſen. Wenige Tage vor ſeinem plötzlichen, erſchütternden Tode trat er im hohen Alter noch feſt und rüſtig einherſchreitend, in meine Wohnung. Die Cholera erſchien mir erſt drohend, als ſie in ihrem verwüſtenden Fortſchreiten ein ſolches Opfer zu ergreiſen wagte.

Ganz anders erſchien Juſtus Gruner, ein Mann, welcher damals eine ſehr bedeutende und einflußreiche Rolle ſpielte, deſſen Andenken ſich aber nicht ſo erhalten hat, wie das der Männer der kriegeriſchen Thaten. Er war mager und höchſt beweglich, ſeine feurigen Augen, ſein etwas blaſſes Geſicht zeigten Spuren von der lebendigen Sinnlichkeit eines Mannes, der viele innere leidenſchaftliche Kämpfe durchgemacht hatte, wohl auch in dieſen zuweilen unterlag.

Er hatte einen ſtarken Haarwuchs, die Haare waren brennend roth, er ſprach mit großer Leichtigkeit, gern und geiſtreich. Wenn er ganz in das Geſpräch verloren ſchien, bemerkte er dennoch Alles, was um ihn vorging, fixirte auf einmal die Einzelnen in der Umgebung und ſchien ſie zu durchſchauen, wußte nach kurzem Umgang, wozu ſie zu brauchen waren und in wiefern man ihnen trauen konnte. Er hatte ein natürliches Talent für die Intrigue, aber dieſe ward durch ihren Gebrauch in der damaligen Zeit veredelt, ja durch ihn gehoben. Als Polizeipräſident in Berlin war ſeine Wirkſamkeit, durch ſeine Stellung begünſtigt, im höchſten Grade ausgedehnt. Die geheime Thätigkeit gegen den Feind war damals wichtiger als die öffentliche Polizei und dennoch wurde dieſe, wie behauptet wird, niemals beſſer verwaltet. Juſtus Gruner verſtand es, eine Unzahl von Geſchäften zugleich zu betreiben, er ſchien ſich einem Jeden ganz hinzugeben und die Feinde konnten wohl eine Zeit lang glauben, daß er, der ſich eben ihnen durch ſeine polizeiliche Aufmerkſamkeit bemerkbar machte, ganz für dieſes äußere Geſchäft lebte, aber dennoch war es nur die Maske, die er annahm, um mit ſeinen geheimen Fäden ganz Deutſchland zu umſpinnen. Kein Preuße war in der unglücklichen Zeit ſeinem Vaterlande treuer; ſeine Unternehmungen brachten ihn fortdauernd in große Gefahr, und ſo ſicher er ſeine Werkzeuge durchſchaute, ſo war er dennoch bei der großen Zahl derſelben alle Augenblicke dem Verrathe ausgeſetzt. Es war in der That bewundernswerth, daß er einige Jahre hindurch die täuſchende Rolle, dem Feinde gegenüber, ſpielen konnte. Irre ich nicht, ſo hatte er, als die Aufmerkſamkeit der Feinde rege ward, einige Zeit vor ſeiner Abreiſe nach Breslau, ſeine Stelle als Polizeipräſident aufgegeben. Er hieß, wie der damalige Obriſt von Gneiſenau, der auch zum Scheine aus dem Militairdienſte getreten war, Staatsrath. Gruner war frühzeitig für eine vaterländiſche Geſinnung erzogen; er war in der Umgebung des großen deutſchen Juſtus Möſer erwachſen und in ſeiner Kindheit und Jugend Gegenſtand ſeiner väterlichen Zuneigung geweſen; nach ihm wurde er in der Taufe genannt. Im näheren Umgange und wo er ſich offen äußern zu können glaubte, war er bequem, ja liebenswürdig, und ſeine Geſpräche waren unterhaltend, lebendig und geiſtreich. Später unter ganz anderen Verhältniſſen trat ich mit ihm in eine nähere Berührung. Daß er ſich aber viele Feinde zuzog, war bei ſeiner Thätigkeit ſehr natürlich.

Chaſot war durchaus ein Ritter, eine rüſtige Geſtalt, der ſich mit aller Zuverſicht einer echt vornehmen Natur bewegte. Ich habe ſeiner ſchon früher gedacht. Es iſt bekannt, daß er in Berlin in einem Duell einen franzöſiſchen Offizier, der ſich an einem öffentlichen Orte beleidigend über die preußiſchen Krieger geäußert hatte, erſchoß. Er war ein Vertrauter jener bedeutenden Männer, die ſich vereinigt hatten, um die Sache Deutſchlands, die damals ſo troſtlos ſchien, auf jede Weiſe aufrecht zu erhalten, und gehörte im ſchönſten Sinne zu der großen Zahl der preußiſchen Krieger, die nicht mehr alles Heil von Parade und Manöver erwarteten, die den Werth der nationalen ſittlichen Geſinnung und der geiſtigen Kraft einſahen und ſelbſt von beiden durchdrungen und gehoben waren; aber auch unter dieſen zeichnete er ſich durch eine völlige Hinopferung ſeines ganzen Daſeins aus. Er erlebte zwar die erſte Morgenröthe des hervorbrechenden ſchönen Tages, dieſen ſelbſt aber nicht. Als er an der Spitze der deutſchen Legion aus Rußland nach Preußen vordringen wollte, ſtarb er.

Es iſt bekannt, welchen mächtigen Eindruck Arndts Schriften in den Jahren 1805 und 1806 in Deutſchland machten; während andere Schriftſteller ſich unthätig zurückzogen, furchtſam verſtummten, ja wohl hie und da umſchlugen, blieb er mit mächtig, treuer Geſinnung unverändert derſelbe. Die laute Kriegstrompete, die mächtiger als alles durch die Preſſe erſcholl, verſtummte in den unglücklichen Jahren des Druckes keineswegs. Hülfe rufend ertönte ſie, wo nur eine Spur von Hoffnung einer hülfreichen Geſinnung zu erwarten war. Daß dieſer Mann Aufſehen erregen mußte, war begreiflich; er war beſtimmt, die Gemüther in Bewegung zu ſetzen, durch Wort und ſtarke Lehre das Volk zu ſtählen, die nationale Geſinnung, wo ſie in irgend einem Gemüthe noch ſchlummerte, ſollte durch ihn erweckt, in Thätigkeit geſetzt, bewaffnet werden. Er ſelbſt ſtellte ſich ganz als der biedere deutſche Mann des Volkes dar, und mit dem Ausdruck der derben kühnen Geſinnung verband ſich ein inneres geiſtiges Nachſinnen, ja der in ſich verſenkte trübe Blick des beſorgten Hausvaters, der die bedenkliche Lage der Familie ſich nicht verbirgt, während er unabläſſig für ſie thätig bleibt. Mir ward er von jetzt an ein treuer Freund.

Daß die Lage des Landes, die drohenden Verhältniſſe, welche den lange geahnten Untergang herbeiführen zu müſſen ſchienen, ſowie die ſchwache Hoffnung, irgendwo hier oder da eine Rettung zu finden, den Gegenſtand aller unſerer Geſpräche ausmachten, verſteht ſich von ſelbſt. Ich kam mir wie ein Offizier vor, der bis jetzt von demſelben Geiſt, der in Hohen und Niedern lebte, getrieben, aus einem Vorpoſtendienſt, der das Ganze der geheimen feindlichen Unternehmung nicht überſchauen ließ, in dem Hauptquartier ankam, und an dem Vertrauen der Heerführer Theil nehmen durfte. Zwar war dieſer Moment der allerunglücklichſte; unſere Truppen waren aus dem Felde geſchlagen, ja waffenlos gemacht, während ein bedeutender Theil derſelben gefangen in dem feindlichen Heere dienen mußte. Ich lernte jetzt jenes Bündniß, welches noch immer feſt zuſammenhielt, kennen, ich hörte Münſters und Stadions Namen. So völlig von aller äußern Stütze entblößt, hielten wir dennoch die Hoffnung feſt.

Die Correſpondenz hörte nicht auf, beſonders war uns in dieſer Zeit Oeſterreichs Geſinnung am wichtigſten. England glaubten wir trauen zu können, und dennoch geſtehe ich, daß das engliſche Volk und ſeine Repräſentanten keineswegs mit der Energie, mit dem lebhaften Intereſſe ſich des unterdrückten Continents annahmen, welches ihre Stellung zu fordern ſchien. Aus Allem, was ich erfuhr, blickte die beengte Lage des Grafen Münſter hervor. Als Familienſache des Königlichen Hauſes, des Kurfürſten von Hannover, ward die Hülfe für Deutſchland zwar eifrig betrieben, aber eben als eine ſolche konnte ſie nur mit Scheu und ängſtlicher Vorſicht ſich hervorwagen. Der verletzte Däne mochte freilich nicht ſehr geneigt ſein, England unparteiiſch zu beurtheilen, und ich erinnere mich genau, daß ich auf dieſes mein Mißtrauen hindeutete, aber heftigen Widerſtand fand. Ich hatte in Halle die Schrift von Ivernois geleſen. Eine Betrachtung in dieſer erſchütterte mich; der Verfaſſer ſuchte darzuthun, daß Napoleon durch das Continentalſyſtem nur ſich ſelbſt ſchadete, daß der engliſche Handel, eben während dieſes Syſtem herrſchte, das doch zu ſeinem Untergang erſonnen war, fortdauernd wuchs, daß der außereuropäiſche Handel, der durch die geringſte Waare, ja durch den Abhub europäiſcher Produkte den unglaublichſten Vortheil errang, die Engländer immer gleichgültiger gegen den europäiſchen Abſatz machen mußte, und daß dieſer, durch die vielfältige, weit ausgedehnte Schmuggelei, die ſelbſt von den bedeutendſten franzöſiſchen Behörden unterſtützt wurde, keineswegs ſo unvortheilhaft war. Der etwanige Verluſt ward von den Käufern, nicht von den Engländern, getragen. Ivernois Anſicht war gewiß einſeitig, aber meine damalige Stellung, die mir ja nicht erlaubte, Verhältniſſe der Art klar zu überſchauen, erklärte meine Furcht wohl hinlänglich. Mit Oeſterreich verhielt es ſich anders; es ſchien äußerlich ſogar mit Frankreich verbunden; aber daß dieſes Bündniß eben ſo gefährlich, ja für die Zukunft gefährlicher noch als der zweifelhafteſte Kampf werden müßte, ſah man in Wien ſowohl wie in Berlin ein. Die Redlichgeſinnten, aber Furchtſameren, die hinter einem jeden Widerſtande den völlig unvermeidlichen Untergang erblickten, konnten ſich doch nicht verbergen, daß ſie durch das Bündniß mit Frankreich dem ſelbſt freiwillig erwählten Untergange entſchieden entgegengingen, während sie durch Widerſtand, der doch immer ehrenvoller war, einem kühn hervorgerufenen und nicht ſo gewiſſen unterlagen. Wer iſt ſo unkundig in der Geſchichte, daß er nicht aus dieſer gelernt hätte, wie diejenigen Völker, die in dem kühnen Widerſtande beharrten bis zum letzten Augenblick, ſelbſt wenn ſie vernichtet ſchienen, einen Keim der Wiedergeburt in ſich bewahrten, während das furchtſam ſich ergebende Volk einen hektiſchen Krankheitsſtoff innerlich aufnehmend, ſich am ſicherſten glaubt, wenn es dem Tode am nächſten iſt und von einer furchtbaren Täuſchung ergriffen in der immer wachſenden Erſchöpfung die kranke Hoffnung mit dem letzten Reſte des athmenden Organs aushaucht. Es iſt hier nicht von denen die Rede, die eine wirkliche franzöſiſche Partei bildeten, die in der abſoluten hohlen Nichtigkeit eines leeren Hoflebens von jeher Franzoſen waren und durch die Unterjochung äußere Vortheile mit Leichtigkeit ergriffen, weil ſie keine inneren Güter zu verlieren hatten. Ich hörte wohl ſolche nennen, ſie mußten wohl da ſein, aber meine Natur wie meine Stellung hielten ſie von mir fern; ich habe, ich darf es gewiſſenhaft verſichern, keinen ſolchen gekannt, und man wird mich daher entſchuldigen, wenn ich keinen nenne. Aber Viele, die in dieſem Augenblick dem Bündniſſe mit Napoleon das Wort ſprachen, mußten dennoch, eben je unvermeidlicher es wurde, im Innern durch ein nie zu verdrängendes Gewiſſen beunruhigt werden; je drohender ſein Zug durch Deutſchland nach Rußland erſchien, je wahrſcheinlicher ihnen der Sieg eines kampfgewohnten, durch jahrelange Triumphe unbeſiegbaren Heeres ward, deſto demüthigender mußte ihnen die eigene Lage entgegentreten; ein jeder errungene Sieg des Feindes mußte ſie als ein neues furchtbares Unglück ſtrafend vernichten; ſie hatten dazu beigetragen, dieſen Moment herbeizuführen, den ſie, wenn auch mit noch ſo ſchwachen Mitteln zu hemmen berufen waren; wären ſie kämpfend untergegangen, indem ſie die Hemmung der Fortſchritte des Feindes, auch nur einen kurzen Augenblick, veranlaßt hätten, ſie ſtünden rein da, für ſich ſelber; während ein jeder, auch noch ſo kleine Vortheil, den der Tyrann aus ihrem Beitritte zog, ſie laut als Verräther ausrief. Darauf rechneten diejenigen, die den Widerſtand nie aufgaben, in Berlin wie in Wien. Je feſter das Bündniß äußerlich ward, deſto zweifelhafter, unſicherer, ſchwankender innerlich. Und es gab in der That Momente eben in dieſer Zeit, wo das äußerlich Unmögliche wahrſcheinlich ward und das mächtige Bündniß in ſich zu zerfallen ſchien.

Alle Menſchen lebten in dieſer Zeit in jener wunderbaren innern Aufregung, die dann entſteht, wenn große Erwartungen eine beſtehende peinliche Lage zu verändern und zu verbeſſern verſprechen, ohne daß der Augenblick gekommen iſt, der zur entſchiedenen Thätigkeit auffordert. Wenn die große Maſſe des Volks auch geneigt iſt, das Beſtehende als ein Unveränderliches zu behandeln, ſorglos von einem Tage zum andern lebt und plötzlich, als träte etwas völlig Unerwartetes hervor, ſich von dem überraſchen läßt, was bei einer ſelbſt kurzen und oberflächlichen Betrachtung auch von den Unkundigſten ſich vorausſehen ließ: ſo verhält es ſich doch anders, wenn die geiſtig Umſichtigeren das gewaltig Herannahende ſchon lange dunkel Geahnete in ſeinen erſchütternden Folgen überſehen; eine einmal entſtandene Erregung wächſt dann in ungeheurem Maaße, nicht in einem einfachen Verhältniß, ſondern wie die phyſiſch eingepflanzte Bewegung nach dem Quadrat der Zeiten und der Geſchwindigkeiten, immer in ſich geſteigert, in jedem Moment mit ſich ſelber multiplicirt. Das 29te Bülletin war erſchienen, jeder behutſame Ausdruck in dieſem ſuchte vergebens die grenzenloſe Niederlage zu verbergen; in den tieferen Gemüthern regte ſich eine Ahnung von einer wundervollen thatenreichen Zukunft mit ihren Hoffnungen und geheimen Grauen; es klang zuerſt wie eine ferne halbverſtändliche Stimme aus dem Innerſten der zerſtreuten Seelen hervor; etwas Unglaubliches ſchien die ferne Stimme zu verkündigen. Selbſt wer bis dahin geglaubt hatte, daß die bis zur Beſinnungsloſigkeit geſteigerte Ehrſucht in dem verwüſteten grenzenloſen Lande ihre Schranken finden würde, konnte an das Entſetzliche des Unterganges eines ſiegreichen Heeres nicht glauben, welches ſeit 15 Jahren mit ſteigender Gewalt erſt Bewunderung, dann ahnungsvolle Furcht, dann furchtſames Schrecken, endlich lähmendes Entſetzen über Völker und ihre Herrſcher verbreitet hatte, und nun ſo plötzlich von der göttlichen Rache getroffen war. An ein Ereigniß ſollte man glauben, welches (in der Geſchichte einzig) an Wunder die Siege übertraf. Aber das Wunder war da, unwiderſprechliche Nachrichten häuften ſich, die ferne Stimme näherte ſich, das dunkle, ſchickſalſchwangere Wort klang klarer, zuletzt als ein lauter mahnender Aufruf. Da überſtrömten die ſtark hervorbrechenden Wogen die Ufer der vereinzelten Gemüther, da brauſten die überſtrömenden Fluthen immer gewaltiger, da regte ſich der lange verborgene und zurückgetretene Keim des beſſern Sinnes, der König und Vaterland mit Treue und Liebe umfaßt, ſelbſt in den Trägſten, und was in dem Beſten, oft zweifelhaft und ſchwankend, wie der Glaube an die göttliche Liebe in den frommen Seelen, unter Kämpfen mancherlei Art feſtgehalten wird, das ward jetzt, in dieſem Moment der Wunder zur zuverſichtlichen That geſteigert, ſelbſt in den ſtumpfſten Seelen; Jeder erwartete einen großen Augenblick und ſchien für ihn gewaffnet. Und doch war der Moment der That noch nicht da, aber ſie war ſchon reif im Innern vieler tauſend Gemüther, und die zurückgehaltene Gewalt, die Alle bewegte, ſchwoll elaſtiſch an; den

Tag ſehnſuchtsvoll erwartend, der die innere That zu einer äußern geſtalten würde.

Napoleon war, hieß es, heimlich allein, nur von einem ſeiner Heerführer begleitet, Tag und Nacht in einem Schlitten durch Schleſien geeilt; ein Poſtmeiſter, irre ich nicht, in Haynau, hatte ihn erkannt. In Breslau war Alles in Bewegung; die gewöhnliche Sorge für den Tag und ſeine ſtille Beſchäftigung war ſelbſt in dem häuslichen Gemache dem großen Ereigniß gegenüber, welches wie ein innerer Aufruf mahnend aus einem Jeden herausklang, zurückgewichen. Auf den Straßen wogte es von Menſchen, die ſich zuflüſterten, ein Jeder erwartete den Befehl, zur beſtimmten That, und Alle blickten ſich an, als müßte der Befehlshaber, der ſie zuſammenrufen, bewaffnen, ordnen ſollte, nun plötzlich erſcheinen.

Da ward zuerſt die Sorge für die Sicherheit des Königs laut. Werden die Reſte der franzöſiſchen Armee, welche die geheime Geſinnung kannten, um die Sicherheit des Rückzuges zu decken, in dem von ihnen beſetzten Berlin ſich Gewaltthätigkeiten gegen ſeine geheiligte Perſon erlauben? Jetzt zuerſt trat jene geheim bewahrte Treue, die den rechten Mittelpunkt aller zukünftigen That gefunden hatte, wie ſie mächtig während des Krieges heranſchwoll, wie ſie während des langen Leidens ſtill im Innerſten, oft denen, die ſie pflegten, unbemerkbar, ſich erhielt, hervor, und Alles, wozu ein Jeder bereit war, hatte ſein göttliches Siegel erhalten.

Herr B. v. L., von dieſer allgemeinen Stimmung tief ergriffen, wandte ſich unmittelbar an den König. Er mahnte ihn, Berlin zu verlaſſen und nach Breslau zu kommen. Hier in dem neutralen, von dem Feinde nicht beſetzten Gebiete würde er von treuen Unterthanen umgeben, die ihr Leben für ihn zu wagen bereit waren, ſicherer ſein als in Berlin, wo er auf eine bedenkliche Weiſe in der Gewalt der Feinde war. In ſeinem engeren Kreiſe fand man doch dieſen Schritt, der ſelbſt in einer Zeit, in welcher auch der Ruhigere wohl geneigt war, das Ungewöhnliche zu wagen, etwas bedenklich. Wenige Tage nach dem Abgange des Schreibens ward B. v. L. in der Nacht von Gensdarmen aufgehoben, nach Berlin gebracht und dort in die Hausvoigtei geſetzt. Die unſchickliche Ermahnung eines Einzelnen, Unberufenen, ſollte nicht herbeiführen, was das Reſultat der reifen Berathungen derer ſein müſſe, denen der König ſich ſelbſt anzuvertrauen ſich entſchließen wollte. So rein auch die Geſinnung des B. v. L. ſein mochte, ſo ſah man es doch ein, daß, eben in dieſem Augenblicke der allgemeinen grenzenloſen Aufregung, ein jedes Hervordrängen der Einzelnen, ſelbſt der Beſten, als ein gefahrdrohendes Uebel um ſich greifen und die, jetzt ſo nothwendige Ordnung zerſtören konnte. Eben in ſolchen dunkeln, tief bewegten Zeiten, in welchen man deutlich erkannte, daß in der ordnenden Gewalt des Herrſchers alles Heil zu ſuchen, war man geneigt, ſich ſtill einer Macht zu unterwerfen, welche man jetzt erneuert, kräftig und unabhängig hervortreten ſah. Kurze Zeit darauf kam B. v. L. zurück; in einer glänzenden Abendgeſellſchaft, die er gab und der ich beiwohnte, verſprach der Staatskanzler zu erſcheinen; nachdem wir einige Zeit vergebens auf ihn gewartet hatten, kam ein Brief, höflich und voll Anerkennung, durch welchen er ſein Nichterſcheinen mit dringenden Geſchäften entſchuldigte.

In dieſem Augenblick fühlte ich mich, obgleich ich die Morgenröthe des langerſehnten Tages freudig begrüßte, dennoch innerlich ſehr verlaſſen. „Sechs lange leidensvolle Jahre haſt Du zugebracht, auf dieſen Moment, als auf den ſeligſten Deines Lebens, harrend: und nun biſt Du hier in einer entlegenen Stadt, der Strom der mächtigen Ereigniſſe wird dieſe Gegend nicht berühren; gegen Weſten, in der Mitte des bewegten Deutſchlands wird die Kraft des erwachten Volkes ſich vereinigen, wird der Kampfplatz der großen Männer ſein, deren Vertrauen und Wohlwollen Dich in den Tagen des Leidens aufrecht hielt und erhob. Du wirſt hier thatenlos in unglücklicher Muße, was Großes geſchieht durch Deine Freunde, wie ferne Mährchen dir erzählen laſſen müſſen.“ So klagte ich und war in dem großen Augenblick dennoch ſelbſtſüchtig nur zu geneigt, über die Vorſicht zu murren. Da ward das Gerücht, daß das, was B. v. L. wünſchte und kühn auszuſprechen wagte, wahrſcheinlich ſchon in Berlin beſchloſſen war, immer lauter; Befehle kamen, ein jedes disponible Lokal für die den König nach Breslau begleitenden hohen Beamten in Beſchlag zu nehmen. Selbſt an mich kam eine ſolche Aufforderung. Das Lokal für das phyſikaliſche Kabinet und für meine Wohnung war völlig eingerichtet, der begonnene Apparat in den dazu beſtimmten Sälen aufgeſtellt; in dem mir übergebenen Auditorium trug ich ſchon die Experimentalphyſik ſeit einigen Wochen vor: als ich aufgefordert wurde, das Gebäude zur Dispoſition zu ſtellen. Ich glaubte entſchieden gegen dieſes Anſinnen proteſtiren zu müſſen; ich glaubte nicht, daß der König, der friedlich in die Hauptſtadt ſeiner Provinz einzog, die Lehrer von ihren Lehrſtühlen, die er ihnen angewieſen hatte, vertreiben würde. Ich wandte mich an Herrn v. Schuckmann, und blieb ruhig, wo ich war.

Jetzt ſah ich ein, wie ungegründet meine Klagen wären. Gott hatte mich hingeſtellt, da, wo ich allein in dem Brennpunkte des größten geſchichtlichen Ereigniſſes, einer der merkwürdigſten Epochen des menſchlichen Geſchlechts überhaupt erleben und thätig ſein konnte. Wie? — davon hatte ich noch keine Ahnung. Der König kam, die königlichen Kinder begleiteten ihn, Hardenberg war an ſeiner Seite, die höchſten Beamten, eine Menge Generäle drängten ſich hier zuſammen; ſchon war das Gerücht von General York's erſter, großer, Alles aufregender Kriegsthat laut geworden; der Krieg war erklärt, obgleich noch keine Kriegserklärung da war. Eine unermeßliche Menge Männer, vorzüglich Jünglinge, ſtrömten nach Breslau; alle Häuſer waren angefüllt, auf den Straßen wimmelte es; Scharnhorſt war da, Gneiſenau wurde erwartet; die hereinbrauſenden Wogen einer mächtigen Zukunft hatten alle Gemüther ergriffen; nur Ein Gedanke erfüllte die zuſammengedrängte Menge, alles Uebrige, Beſchäftigung, Liebe, Zuneigung, waren nur da, in ſofern ſie ſich dieſem Gedanken unterwarfen, ihm dienſtbar wurden. Und dennoch ſchwebte über dieſem Gedanken ſelbſt ein geheimnißvolles, ja grauenhaftes Dunkel. Der König hatte General York's glänzende That mißbilligt; über ihm ſchien, dem äußern Anſcheine nach eine gefährliche Anklage zu ſchweben. Der franzöſiſche, ſeiner Geſinnung nach, allgemein geſchätzte Geſandte, St. Marſan, begleitete den König nach Breslau. Noch ſchien es zweifelhaft, ob man den General York wollte fallen laſſen, der allgemeinen, mächtigen Begeiſterung Trotz bietend, und Napoleon ſich in die Arme werfend, Rußland bekämpfen wollte, oder ob man entſchloſſen ſei, mit Rußland vereinigt Napoleon den Krieg zu erklären.

Unter der Unzahl der angekommenen Fremden war der Hauptmann Boltenſtern, der durch Gneiſenau nach Halle geſchickt, unſere politiſche geheime Thätigkeit von neuem belebte. Er gehörte zu den Schülern Scharnhorſt's, d. h. zu den jüngeren Offizieren, von welchen ſein berühmter Lehrer ſowohl als Gneiſenau in dem bevorſtehenden Kriege ſoviel erwarteten. Ich fand bei ihm mehrere Offiziere, ſeine Freunde, und der einzig mögliche Gegenſtand unſerer Geſpräche war natürlich der bevorſtehende Krieg. Hier nur erfuhr ich, daß in der den Tag darauf erſcheinenden Zeitung der königliche Aufruf zur freiwilligen Bewaffnung erſcheinen würde. Die ganze preußiſche Jugend erwartete ihn; aber auch in dieſem (eine Abſchrift ward vorgeleſen) war der Feind nicht genannt, und bei den beunruhigenden Gerüchten ward Vieles hin und her geſprochen, über die lähmende Wirkung, die wir von dieſem Stillſchweigen befürchteten. Geſpannt, freudig erregt, und dennoch zugleich beunruhigt, verließ ich nach Mitternacht die Geſellſchaft. Ich brachte die Nacht in wilden, unruhigen Träumen zu, und erwachte, um mich ſo viel wie möglich für einen Vortrag über Naturphiloſophie vorzubereiten, der um acht

Uhr ſtattfinden ſollte. Indeſſen ging, was ich erfahren hatte, mir durch den Kopf, und plötzlich — meine Familie hatte ich, wie gewöhnlich, noch nicht geſprochen — ergriff mich ein Gedanke: „es ſteht ja, dachte ich, bei dir, den Krieg zu erklären, deine Stellung erlaubt dir es, und was der Hof beſchließen wird, wenn es geſchehen iſt, kann dir gleichgültig ſein.“ Ich zweifelte gar nicht an dem Entſchluß des Königs, ſich mit Rußland zu verbinden. Daß man unmöglich die Jugend auffordern konnte, für Frankreich zu kämpfen, war mir völlig klar: man konnte aber mir verborgene und, ich geſtehe es, unbegreifliche Gründe haben, den Feind, welcher freilich nach dem Aufrufe völlig enttäuſcht ſein müßte, hinzuhalten. „Es kann geſchehen, erwog ich, daß man, um die noch nicht ausgeſprochene Stellung gegen den Feind zu behaupten, deinen Schritt öffentlich mißbilligt, ja beſtraft. Du wirſt dann wahrſcheinlich ins Gefängniß gebracht, vielleicht nach einer Feſtung geſchickt.“ Wie unbedeutend erſchien mir dieſes in einer ſolchen Zeit. — Daß ich nach Kurzem wieder entlaſſen würde, verſtand ſich, wie ich glaubte, von ſelbſt. Mein Hörſaal war nicht ſtark beſetzt, die Studirenden hatten keinen rechten Begriff von der Naturphiloſophie, und die Begeiſterung einer frühern Zeit war verſchwunden; außerdem entleerte die gewaltſame Aufregung der Zeit alle Hörſäle. Ich war ſchon in meiner neuen Amtswohnung eingerichtet, der Hörſaal war in dieſer, in dem Flügel, in welchem der phyſikaliſche Apparat ſtand und wo meine Studirſtube lag. Einen zweiten Vortrag über die phyſikaliſche Geographie ſollte ich von 11 bis 12 Uhr halten. Der erſte naturphiloſophiſche fand vor den wenigen verſammelten Zuhörern ſtatt, und ich glaube nicht, daß irgend Jemand ahnete, was mich innerlich bewegte. Der Gegenſtand, den ich behandelte, hatte mich ſeit vielen Jahren innerlich beſchäftigt, ja wenn ich kämpfte, ſo war es, um für ihn freien Platz zu gewinnen. Als ich den Vortrag geſchloſſen hatte, wandte ich mich noch an die wenigen Verſammelten und ſprach ſie folgendermaaßen an:

„Meine Herren, ich ſollte um eilf Uhr einen zweiten Vortrag halten, ich werde die Zeit aber benutzen, „um über einen Gegenſtand mit Ihnen zu ſprechen, „der wichtiger iſt. Der Aufruf Sr. Majeſtät an die „Jugend, ſich freiwillig zu bewaffnen, iſt erſchienen „oder wird noch heute an Sie ergehen. Dieſer wird

„Gegenſtand meiner Rede ſein. Machen Sie meinen „Entſchluß allenthalben bekannt. Ob die übrigen Vorträge in dieſer Stunde verſäumt werden, iſt gleichgültig. Ich erwarte ſo Viele, als der Raum zu „faſſen vermag."

Die Bewegung in der Stadt war grenzenlos, Alles wogte hin und her, Jeder wollte Etwas erlauſchen, irgend Etwas vernehmen, welches der immer ſtärker heranwachſenden Gährung eine beſtimmte Richtung geben konnte; Unbekannte ſprachen ſich an, und ſtanden ſich Rede, die vielen Tauſende, die aus allen Gegenden nach Breslau ſtrömten, wogten mit den aufgeregten Einwohnern auf den erfüllten Straßen, drängten ſich zwiſchen heranziehenden Truppen, Munitionswagen, Kanonen, Ladungen von Waffen aller Art; ein ausgeſprochenes Wort, wenn es irgend eine Beziehung auf die Angelegenheiten des Staates hatte, ward urplötzlich und wie mit gewaltiger, lauter Stimme von Allen gehört. Noch waren die zwei zwiſchenliegenden Stunden kaum zur Hälfte verfloſſen, als eilig und mit heftiger Aufregung eine große Maſſe meiner Wohnung zuſtrömte. Der Hörſaal war gedrängt voll. In den Fenſtern ſtanden Viele, die Thüre konnte nicht geſchloſſen werden, auf dem Corridor, auf der Treppe, ſelbſt auf der Straße bis in bedeutender Entfernung von meinem Hauſe wimmelte es von Menſchen. Es dauerte lange, ehe ich den Weg zu meinem Katheder fand. Noch hatte ich an dieſem Tage meine Frau nicht geſehen. Mein Schwiegervater, der mit Frau und Tochter nach Breslau gekommen war, wohnte eine Treppe höher bei v. Raumer, die Schwiegermutter bei uns. Das Zuſtrömen der ungeheuren Menge Menſchen war ihnen unbegreiflich; ſie mochten wohl eine unbeſtimmte Ahnung von meinem Entſchluß haben. Meine Frau wagte ſich nicht heraus; durch die zu Erkundigungen abgeſandte Magd ließ ich ſie auf eine ſpätere Stunde vertröſten; dann, verſprach ich, ſolle ſie Alles erfahren. Ich hatte dieſe zwei Stunden in einem ſeltſamen Zuſtande zugebracht; was ich ſagen wollte, regte mein ganzes innerſtes Daſein auf; ich ſollte jetzt und unter ſolchen Verhältniſſen ausſprechen, was fünf Jahre hindurch zentnerſchwer auf meinem Gemüthe gelaſtet hatte; ich ſollte der Erſte ſein, der nun öffentlich laut ausſprach, wie jetzt der Rettungstag von Deutſchland, ja von ganz Europa, da war; die innere Bewegung war grenzenlos. Vergebens ſuchte ich Ordnung in meine Gedanken zu bringen, aber Geiſter ſchienen mir zuzuflüſtern, mir Beiſtand zu verſprechen, ich ſehnte mich nach dem Ende dieſer quälenden Einſamkeit; nur ein Gedanke trat vorherrſchend hervor: „Wie oft haſt du dich beklagt, ſagte ich mir, daß du hier in dieſe Ecke von Deutſchland hingeſchleudert wurdeſt: und ſie iſt jetzt der Alles ergreifende, begeiſternde Mittelpunkt geworden; hier fängt eine neue Epoche in der Geſchichte an, und was dieſe wogende Menſchenmenge bewegt, darfſt du ausſprechen.“ Thränen ſtürzten mir aus den Augen, ich fiel auf die Knie, ein Gebet beruhigte mich. So trat ich unter die Menge und beſtieg mein Katheder. Was ich ſprach, ich weiß es nicht, ſelbſt wenn man mich nach dem Schluſſe der Rede gefragt hätte, ich würde keine Rechenſchaft davon ablegen können. Es war das drückende Gefühl unglücklich verlebter Jahre, welches jetzt Worte fand; es war das warme Gefühl der zuſammengepreßten Menge, welches auf meiner Zunge ruhte. Nichts Fremdes verkündete ich. Was ich ſagte, war die ſtille Rede Aller, und ſie machte eben deswegen, wie ein Echo aus der eigenen Seele eines Jeden, einen tiefen

Eindruck. Daß ich, indem ich die Jugend ſo aufforderte, zugleich meinen Entſchluß erklärte, mit ihnen den Kampf zu theilen, verſteht ſich von ſelbſt.

Nach geſchloſſener Rede eilte ich zu meiner Familie, um ſie zu beruhigen; dann nach wenigen Minuten ſtand ich wieder in der einſamen Stube. „Das iſt nun gethan,“ ſprach ich und fühlte mich erleichtert, als wäre eine ſchwere Laſt mir von der Bruſt gewälzt. Aber eine neue Sorge drängte ſich mir auf. „Jetzt, ſagte ich mir, nach dieſer Stunde, iſt deine ganze Stellung im Leben verändert, du biſt durch dein Verſprechen ein Krieger geworden, und wie ſoll der Entſchluß ausgeführt werden? was muß nun weiter geſchehen?“ Ich konnte mir keine deutliche Vorſtellung davon machen. Ich hatte mich Keinem anvertraut, ich ſtand völlig rathlos da. Plötzlich ging mir ein Licht auf. „Zu ihm mußt du eilen, er, wenn irgend einer, wird deine That billigen, er wird dir am beſten ſagen, was du zu thun haſt.“ Schon ergriff ich den Hut, um fort zu gehen, als Deputirte der Studirenden erſchienen. Sie forderten mich auf, die Rede in einem größeren Lokale zu wiederholen; ſie ſchlugen den Fechtſaal, der wohl 5 bis 600 Zuhörer faſſen konnte, vor, und ich mußte, obgleich ungern, das Verſprechen geben. Es brannte mir unter den Sohlen, aber ich konnte nicht fort. Nun ſtrömte die Maſſe der Müßigen in meine Stube herein: mir ſchmeichelten dieſe Beſuche keineswegs; hätte ich ihnen nur das Wort aus dem Munde genommen, dann hätten ſie es für ſich behalten, als ihr heiligſtes Eigenthum, mir nur für die kurze Stunde anvertraut. Noch waren dieſe Beſuche nicht verſchwunden, faſt eine unglückliche Stunde war verfloſſen, als Profeſſor Auguſti, der damalige Rector der Univerſität, erſchien. Er habe, ſagte er, etwas äußerſt Wichtiges mit mir allein zu ſprechen. Obgleich dieſe Anrede mich gewiſſermaaßen beunruhigte, war ich doch zufrieden, als ich meine Stube von der läſtigen Menge der Beſucher befreit ſah. Auguſti gehörte zu meinem nähern Umgange, wir lebten im freundſchaftlichſten Verhältniß. „Ich komme, ſagte er mir in einem feierlichen Tone, von dem Staatskanzler.“ St. Marſan, der franzöſiſche Geſandte, war, als er das laute Gerücht von meiner Rede vernommen hatte, zum Staatskanzler geeilt. Wenige Tage nachher theilte mir dieſer ſelbſt den Inhalt des Geſprächs mit. „Sagen Sie mir, hatte er geäußert, was das zu bedeuten hat?

Wir glauben mit Ihnen in Frieden zu leben, ja, wir betrachten Sie als unſere Bundesgenoſſen, und nun wagt es ein Univerſitätslehrer unter den Augen des Königs uns den Krieg zu erklären!“ — Hardenberg antwortete dem wohlwollenden Freunde, deſſen bedenkliche Stellung er auf jede Weiſe zu ſchonen ſuchte, folgendermaaßen. „Die Geſinnung des Volks, der Jugend, kann Ihnen kein Geheimniß ſein; die Rede konnten wir nicht verhindern; daß ſie gehalten wurde, erfuhren wir erſt, als ſie geendigt war. Der König desavouirt ſie. Fordern Sie Genugthuung, die ſoll Ihnen werden. Aber wir dürfen Ihnen nicht verheimlichen, daß ein jeder Schritt gegen den übereilten Redner ihn in einen Märtyrer verwandeln, und eine Bewegung erregen wird, die uns in große Verlegenheit ſetzen würde und die wir ſchwerlich zu hemmen vermögen.“

Mich ließ der Staatskanzler durch den Rector wiſſen, wie er vernommen, daß ich, dazu aufgefordert, morgen die Rede zu wiederholen dächte. Er wollte nun zwar, meine individuelle Ueberzeugung zu äußern, mich nicht hindern, bäte mich aber, Napoleons Namen nicht zu nennen. Aus einer Art von Inſtinkt hatte ich dieſes auch in der erſten Rede vermieden. Ich befürchtete, daß die Nennung des Namens die Rede der großartigen nationalen Objektivität berauben und mich zu unſchicklichen, leidenſchaftlichen Aeußerungen verleiten könnte. Mein Freund entfernte ſich, und endlich konnte ich noch zu Scharnhorſt eilen.

Obriſt v. Boyen (jetzt Kriegsminiſter), einer der wichtigſten, thätigſten und umſichtigſten der ſtillen Verbrüderung, war eben angekommen und beſuchte ſeinen Freund; ich trat herein, und kaum erblickte mich Scharnhorſt, als er auf mich zueilte, mich umarmte und in tiefer Bewegung ausrief: „Steffens, ich wünſche Ihnen Glück! Sie wiſſen nicht, was Sie gethan haben!“ — Es war mein ſchönſter Ruhm. Ich ſah es ein, daß ich, ein vierzigjähriger, ſtill grübelnder Gelehrter, ein ungeſchickter Krieger ſein würde; aber mitgehen mußte ich, wenn dieſer Moment irgend eine Bedeutung haben ſollte.

Scharnhorſt hatte ich kurz vorher kennen gelernt, er zeigte, wie Aeltere, die ſich ſeiner noch erinnern, wiſſen werden, ſich keineswegs als ein Offizier der preußiſchen Parade. Dieſer große Mann, dem Preußen ſo unendlich viel verdankt, ſah gewiſſermaaßen einem Gelehrten in Uniform ähnlich; wenn man neben ihm auf dem Sopha ſaß, war ſein ruhiges Geſpräch der Art, daß ich fortdauernd an einen berühmten Gelehrten erinnert wurde. Seine Stellung war dann eine höchſt bequeme, ja gekrümmte, und er äußerte ſich wie ein ſinnender Mann, der ganz von ſeinem Gegenſtande erfüllt iſt. Dieſer war immer ein bedeutender, und obgleich er langſam und ruhig ſprach, zog er dennoch unwiderſtehlich an, und gewann nach kurzer Zeit nicht allein das Intereſſe, ſondern auch das unwandelbare Vertrauen der Zuhörer, ja beherrſchte ſie ſo durchaus, daß ſelbſt der leidenſchaftlichſte Menſch, wenn er auch völlig entgegengeſetzter Meinung war, gezwungen wurde, den Gang der Entwickelung ſeiner Rede mit ſtillſchweigender Aufmerkſamkeit zu verfolgen. Der Gegner ſah ſich wider ſeinen Willen genöthigt, die Oberflächlichkeit der eigenen Anſicht neben der Gründlichkeit und Umſicht der ſeinigen anzuerkennen, und wenn er auch unwillig widerſtrebte und halsſtarrig die eigene Meinung beizubehalten beſchloß, ſo wagte er doch kaum ſein Widerſtreben zu äußern.

Man erzählt von einem päpſtlichen Geſandten, welcher aus Rom nach Paris geſchickt war, um mit

Napoleon zu unterhandeln, zu einer Zeit, wo dieſer an den Papſt Forderungen ergehen ließ, die derſelbe durchaus abzuweiſen beſchloſſen hatte, daß der Geſandte durch die Standhaftigkeit ſeiner Oppoſition den Kaiſer völlig zur Verzweiflung brachte. Endlich verließ Napoleon erzürnt das Gemach und befahl dem Geſandten da zu bleiben, bis er wiederkäme. Er verſchloß die Thüre, kehrte erſt gegen Abend zurück und glaubte nun den Geſandten durch Langeweile und Hunger hinlänglich mürbe gemacht zu haben. Als aber nach einer kurzen Entſchuldigung das Geſpräch wieder anfangen ſollte, hub der Geiſtliche, ohne auf die Entſchuldigung Etwas zu erwidern, ganz ruhig da an, wo die Unterhandlung abgebrochen war, und in demſelben Sinne, als hätte gar keine Unterbrechung ſtattgefunden. —

Ganz auf ähnliche Weiſe, aber unendlich großartiger, zeigte ſich Scharnhorſt. Was er gegen Napoleon nach reiflicher Ueberlegung beſchloſſen hatte, gab er nie auf; die ruhige Beharrlichkeit ſeiner Geſinnung beherrſchte den geheimen Kampf, ſelbſt wenn er zu unterliegen ſchien; die ſiegenden Gegner wußten es und fürchteten ihn am meiſten, wenn ſie ihn ſcheinbar überwunden hatten.

So war ich einſt bei Laon, von den Höhen vor der Stadt aus, Zeuge des Kampfes eines ruſſiſchen Quarrees, welches heftig angegriffen wurde. Es gelang den Feinden nicht, irgendwo die feſt zuſammenhaltende Maſſe zu trennen. Jetzt dehnte ſie ſich mehr und mehr als ein dichtes unzertrennliches Ganzes in die Länge, wie in Schlangenwindungen bog ſie ſich hin und her, fortdauernd die Geſtalt verändernd, aber eine jede Bewegung, die oft einem Rückzuge ähnlich ſah, vermehrte die widerſtrebende Dichtigkeit der Maſſe, anſtatt ſie lockerer zu machen.

In dieſer Beharrlichkeit einer großen geſchichtlichen Geſinnung ſchien das zukünftige Schickſal Preußens, immitten der unglücklichſten Verhältniſſe, geſichert für einen nahenden Augenblick, zu ruhen; es war die letzte geiſtige Feſtung, die ſich nie übergab, der Commandant kannte die immer wachſenden Gefahren des Angriffs von innen und außen, aber auch die Stärke ſeiner Befeſtigung, wie die unüberwindliche Treue derer, die er in Thätigkeit ſetzte, deren ganzes Daſein er beherrſchte und lenkte, die er, nicht als ein verzehrendes Feuer, vielmehr als ein durchdringendes Lebenslicht, fortdauernd zu erwärmen und zu begeiſtern wußte. So fand der Krieg gegen Frankreich während der, wie man glauben ſollte, vollſtändigen Unterjochung, fortdauernd ſtatt. Das Volk bewaffnete ſich in allen Gegenden unter den Augen der Feinde, und Scharnhorſt, welcher das Gewiſſen des Volks repräſentirte, erſchütterte es am tiefſten, als er ſich bis zum Bündniß mit dem Feinde herabgeſunken ſah. So ſpricht das Gewiſſen immer lauter in den beſſeren Menſchen, je tiefer ſie ſinken; und der größte Fall ruft die tiefſte Reue, aber auch die entſchiedenſte Kraft eines erneuerten Lebens hervor.

Wenige kannten Scharnhorſt's Thätigkeit; ſie äußerte ſich im Verborgenen, nicht wie ein Furchtſames, ſondern wie ein unendlich Starkes, Unüberwindliches, und alle die berühmten Befehlshaber und beſſeren Krieger blickten nach ihm, wie nach dem unwandelbaren, lebendigen Mittelpunkt hin. So reichte das zuſammengedrängte Lebensprincip ſelbſt über Preußens Grenze, weit in die mächtigſten europäiſchen Staaten hinein, und die verrätheriſchen, mit dem Feinde verbundenen einheimiſchen Gegner, in England wie in

Oeſterreich, ſelbſt wenn ſie ihn nicht kannten, ahneten eine ſolche Geſtalt, die für ſie eine unüberwindliche war und gegen welche ſie nichts vermochten.

Es war rührend, die tiefe Anhänglichkeit, die grenzenloſe Verehrung wahrzunehmen, die ſich jederzeit äußerte, wenn von Scharnhorſt die Rede war; ſelbſt die Trotzigſten, Alles, was hervortrat, mit humoriſtiſcher Kritik Vernichtenden, verſtummten, ja ſchienen ſich zu verwandeln.

Neben dieſem großen Manne ſaß ich nun in dem aufgeregteſten Momente meines Lebens, damit er meine nächſten Schritte lenken ſollte. Die Neigung, nicht allein ſich freiwillig zum Kampfe zu ſtellen, ſondern das Princip der Freiwilligkeit in den Truppencorps, die man bildete, feſtzuhalten, hatte ſich ſchon entſchieden ausgeſprochen. Jahn war nach Breslau gekommen, um dort den Grund zu legen zur Bildung freiwilliger Corps, die den kleinen Krieg auf eine ſelbſtändige Weiſe führen ſollten. Der Urſprung dieſer kriegeriſchen Richtung war ſehr tief in der Eigenthümlichkeit der damaligen Zeit begründet, ja ſie bildete ein ſo weſentliches Element derſelben, daß derjenige, der, wie ich, nicht geneigt war, ſich anzuſchließen, dennoch ihre große Bedeutſamkeit anerkennen, ja ſie zu verehren gezwungen war. Der Entſchluß, in eines der Detaſchements, die dem ſtehenden Heere untergeordnet waren, einzutreten, ſchwebte mir freilich von dem erſten Augenblicke an inſtinktmäßig vor; ich freute mich, als General Scharnhorſt dieſen Gedanken unterſtützte. „Wir könnten, ſagte er, Sie zwar ſogleich in einem Hauptquartier anſtellen, wo Sie eine, mit Ihrem frühern Leben mehr übereinſtimmende Thätigkeit finden würden: es iſt aber gut, daß Sie den Dienſt von unten an kennen lernen; auch zweckmäßig, daß Sie wenigſtens im Anfange des Krieges in der Mitte der Jugend leben, die Sie begeiſtert haben.“ Scharnhorſt konnte, wie ſich von ſelbſt verſteht, über die Art meiner Thätigkeit gebieten, und ich ward von ihm aufgefordert, mich ſogleich mit einer Bittſchrift an Se. Majeſtät zu wenden, in welcher ich um Urlaub und um die königliche Erlaubniß, den Krieg, auf eine Weiſe, wie es Se. Majeſtät beſtimmen würden, mitmachen zu dürfen, erſuchte. Ich war nun beruhigt und die gewaltige Aufregung hatte ſich in eine beſtimmte und geordnete That verwandelt. Das Geſuch überreichte ich den Tag darauf dem damaligen

Flügeladjutanten des Königs, Herrn v. Thiele, dem jetzigen General-Lieutenant und Staatsminiſter, und ich erinnere mich noch immer mit Freude an die Freundlichkeit, mit welcher ich von dem trefflichen Manne empfangen wurde, deſſen Wohlwollen und Güte mir in meinem hohen Alter eine Stütze geworden iſt, deſſen Vertrauen mich beglückt. Einige Tage ſpäter erhielt ich ein königliches allergnädigſtes Schreiben folgenden Inhalts:

„Ich bezeige Ihnen mein ganzes Wohlwollen darüber, daß Sie nicht nur die Zuhörer Ihrer Vorleſungen bei der Univerſität ermuntert haben, ſich jetzt der Beſchützung des Vaterlandes gegen die äußere Gefahr zu widmen, ſondern ſich ſelbſt auch dieſem rühmlichen Zwecke hingeben. Indem ich Sie zu dieſem Ende von Ihrem gegenwärtigen Amte bis dahin beurlaube, daß die Umſtände Ihnen geſtatten, daſſelbe wieder anzutreten, wünſche ich aufrichtig, daß das Beiſpiel, mit welchem Sie den Jünglingen in der ernſteſten Ausübung der Pflichten für's Vaterland vorangehen wollen, wirkſam beitragen möge, ſie zur freudigen Erfüllung derſelben anzufeuern.“

Breslau, d. 16. Febr. 1813. Friedrich Wilhelm.

Ich verlebte die wenigen Tage, die verliefen, bis ich das königliche Schreiben erhielt, wie begreiflich, in großer Unruhe. Die Vorleſungen hatten aufgehört, und ich war den unbeſtimmten Vorſtellungen von meiner zukünftigen Thätigkeit preisgegeben. Ich brachte dieſe Zeit deſto unangenehmer zu, da ich den Schritt, den ich gethan hatte, noch immer vor meiner Familie geheim hielt. Nur meinem Schwiegervater hatte ich mich ganz anvertraut, er billigte Alles und erkannte die Nothwendigkeit, nach dem, was geſchehen war, den Krieg mitzumachen.

Indeſſen wurde ich den ganzen Tag von Studirenden beſtürmt, nicht allein von Breslauern ſondern auch von Berlinern, ja von Gymnaſiaſten und Jünglingen jedes Standes. Ich konnte nur ihre Namen aufzeichnen und ſie auf die zu erwartende königliche Antwort vertröſten. In der That überſtieg ſchon jetzt die Zahl der ſich Meldenden die für die einzelnen Detaſchements beſtimmte ſo weit, daß ich ſchon dadurch bei der Unbeſtimmtheit meiner künftigen Stellung in Verlegenheit gerieth.

Ich war vorläufig auf eine Weiſe beſchäftigt, die mir freilich ſehr fremd war, und die ich nicht ohne freundſchaftliche Hülfe auszuführen vermochte. Unter den Jünglingen, die ſich um mich verſammelten, war vorzüglich ein Däne S., der ſich ſpäter, als die Geſchäfte ſich noch mehr entwickelten, förmlich als mein Secretair in dem nothwendig gewordenen Büreau darſtellte und mit ausgezeichneter Gewandtheit Alles leitete. Dieſer wunderliche Menſch hatte nicht eigentlich auf einer Univerſität ſtudirt, er gehörte, irre ich nicht, zu den Juriſten, die man in Dänemark die däniſchen zu nennen pflegt, die ſich nicht, dem rigoroſen Examen in der lateiniſchen, ſondern nur einem viel leichtern in der Mutterſprache unterwerfen. Er hatte auf mehreren Comptoiren gearbeitet und ſich ein großes Geſchick erworben; aber ſeinem eigentlichen Streben nach war er ein Dichter und hatte einen Band lyriſcher Gedichte drucken laſſen. Er lebte eine zeitlang ſo dichtend und wahrſcheinlich für ſeinen Unterhalt dienend in Kopenhagen. Wie er die zur Reiſe nöthige Summe erhalten hatte, iſt mir unbekannt. Er ging nach Wien und ſcheint, nach ſeiner Verſicherung, dort in einem ziemlich vertrauten Verhältniſſe mit Friedrich Schlegel gelebt zu haben. In der That war er von vielen, auch mir bekannten Verhältniſſen ſehr wohl unterrichtet. Kurz vor der Ankunft des Königs in Breslau war er hier angekommen, und ich hatte ihn als meinen Landsmann freundlich aufgenommen. Jetzt beſchloß er, ſich als Freiwilliger zu melden und den Krieg mitzumachen. Er war ohne allen Zweifel wirklich von der allgemeinen Begeiſterung redlich ergriffen, aber ſeine Lage zwang ihn auch dazu, denn ich entdeckte bald, daß er völlig von allem Gelde entblößt war.

Es vergingen einige Tage, und ich war über meine eigene Lage noch in Ungewißheit, als ich folgendes allerhöchſtes königliches Schreiben erhielt:

„Mit Bezug auf meine Antwort vom 16. d. M., will ich Ihnen hierdurch die Erlaubniß ertheilen, bei derjenigen Truppen=Abtheilung, welche Sie ſich zur Dienſtleiſtung gewählt haben, die Offiziers=Uniform zu tragen, wonach Sie auch Offiziersdienſte verrichten, bis Ich anderweite Veranlaſſung erhalte, Sie vom Volontair zum wirklichen Offizier zu befördern, und können Sie Ihre Anſprüche auf dieſe Begünſtigung bei dem Commandeur des Garde=Jäger=Bataillons durch gegenwärtiges Schreiben rechtfertigen.“

Breslau, den 20. Februar 1813.

Friedrich Wilhelm.

Gleichzeitig erging an den Generalmajor v. Scharnhorſt folgendes Schreiben, welches noch in meinem Beſitze iſt.

„Auf Ihr Schreiben vom 18. d. M., habe Ich dem Profeſſor Steffens erlaubt, als Volontair die Offiziers-Uniform derjenigen Abtheilung zu tragen, bei welcher er Dienſte leiſten will, und da er nach Ihrer Anzeige das Jäger-Detachement des Garde-Jäger-Bataillons gewählt hat, ſo habe ich den Major v. Jagow darauf aufmerkſam gemacht, daß ihm der Steffens bei der Formation des Detachements gute Dienſte würde leiſten können, und ihn dabei empfohlen, ſich ſeiner dazu zu bedienen.“

Breslau, den 20. Februar 1813.

Friedrich Wilhelm.

An den Generalmajor v. Scharnhorſt.

Nun hatte allerdings meine Thätigkeit eine völlig beſtimmte Richtung. Hauptmann v. Boltenſtern, von Halle aus mein vertrauter Freund, ward mein Compagniechef und vorläufig lernte ich, durch einen dazu von mir bezahlten Sergeanten der Compagnie, das Gewehr-Exercitium. Hierbei fand ein lächerliches Ereigniß ſtatt. Weil Alles überfüllt war, wurde jeder nur ſchickliche Raum benutzt, um die freiwillige, wie ſonſt eingerufene Mannſchaft einzuexerciren. Der Hof meiner Wohnung ward ebenfalls dazu benutzt. Eine alte Frau, die allerlei Dienſtleiſtungen bei meiner Familie hatte, ſah eines Tages, wie der Unteroffizier die ungeſchickten jungen Leute wohl zuweilen ungeduldig bei den Schultern faßte, in den Rücken ſtieß, um die Bruſt vorzudrängen, den Bauch zurückſtieß, wohl auch mit geballter Fauſt unter das Kinn fuhr, um den Kopf in die Höhe zu richten. Sie hatte gehört, daß ich auch Unterricht im Exerciren hatte, und ſtürzte heulend zu meiner Frau herein, in der Vorausſetzung, daß ich mich einer ähnlichen Behandlung unterwerfen müßte. Das war nun freilich nicht der Fall. Mein Sergeant war überaus höflich, ich will aber doch keineswegs behaupten, daß ich zu den beſten Rekruten gehörte.

Dieſer Einübung konnte ich indeß nur eine kurze Zeit widmen, mein Hauptgeſchäft war noch immer ein ganz anderes. In meinem Büreau fanden die weitläufigſten und verwickeltſten Geſchäfte ſtatt; über einen jeden ſich meldenden Freiwilligen mußte ein Protokoll aufgenommen werden, damit man über ſeine perſönlichen Verhältniſſe gelegentlich Auskunft geben könne. Mehrere Tauſend Freiwillige kamen zu mir, viele Generäle, die für die Detaſchements ihrer Regimenter Freiwillige zu erhalten wünſchten, beehrten mich mit ihrem Beſuche, und ich hatte genug zu thun, um die jungen Leute, die alle in den Garde-Detaſchements dienen wollten, nur einigermaßen gleichartig zu vertheilen, indem ich ſie zu überreden ſuchte, ſich an andere Bataillone anzuſchließen, da die Garde-Detaſchements bald alle die geſetzmäßige Zahl erreicht hätten. Ich erhielt, als begünſtigende Ausnahme, die Erlaubniß, dieſe Zahl (irre ich nicht von zweihundert) um fünfzig zu überſchreiten.

Nun erhob ſich aber ein Streit unter denen, die ſich bei mir gemeldet hatten. Diejenigen jungen Männer nämlich, die ſich an die übrigen Garde-Bataillons anſchloſſen, erhielten die Erlaubniß, an die Stelle der weißen, wollenen Litzen an dem Kragen, wie der gemeine Mann ſie trug, Silberlitzen zu tragen. Die Garde-Jäger-Compagnie hatte gelbe wollene Litzen, und viele der ſich meldenden Studirenden, die vorzüglich in dieſen Detaſchements zu dienen wünſchten, machten Anſprüche auf goldene. Mir war es, ich geſtehe es, unbegreiflich, wie man in einem ſolchen Moment der großartigſten nationalen Bewegung, ſelbſt als ein leichtſinniger junger Mann, an dergleichen denken konnte. Aber Boltenſtern ſtimmte mit mir völlig darin überein, dieſe Forderung aufs Entſchiedenſte abzuweiſen. Ich betrachtete es als ein vorzüglich glückliches Verhältniß der großartigen Zeit, in welcher wir lebten, daß die mehrgebildete Jugend aus höheren Ständen ſich unter die Geringeren miſchte; dieſe fühlten ſich dadurch geehrt, und ein ſittlich bildendes Element mußte, wie ich hoffte, wenn auch langſam, in die Maſſe der Krieger eindringen und dieſe heben. Nun fand aber eben bei der Garde-Jäger-Compagnie ein Umſtand ſtatt, der eine Gleichſtellung zwiſchen den Freiwilligen und dem gemeinen Manne nothwendig machte. Der Letztere war in der That mehr, als die Gemeinen gewöhnlich, gebildet. Viele waren Förſtersſöhne, und im Ganzen konnten ſie wohl neben eine nicht geringe Zahl des Detaſchements in jeder Rückſicht geſtellt werden. Wir behaupteten daher: ein Jeder, der ſich uns anſchließen wolle, müſſe wollene Litzen tragen, wie die übrige Mannſchaft der Compagnie, und überhaupt während des ganzen Krieges ſich ihr gleichſtellen. Der Zudrang war ſo groß, daß wir keineswegs fürchteten, dadurch eine geringere Zahl zu erhalten. Die edelſten Jünglinge unterſtützten unſere Anſicht und billigten ſie laut. Einige Männer, die jetzo höhere Stellen bekleiden, werden ſich dieſes Streites wohl noch zu erinnern wiſſen und wie lebhaft ſie ſich für uns erklärten. Es war eine ſcheinbar kleinliche Sache, aber für die damalige ausgeſprochene Geſinnung keineswegs eine gleichgültige.

Ein freundſchaftlicher Kampf anderer Art fand nun ſtatt. Das Lützowſche Corps bildete ſich in Breslau und ganz in meiner Nähe. Jahn bewohnte den goldenen Zepter, einen Gaſthof in der nämlichen Straße, wo ich wohnte; wenige Häuſer von mir entfernt, war das Jahnſche Werbehaus, ſo wie meine Wohnung das für die Detaſchements. Es war natürlich, daß ein ſolches Freicorps etwas ſehr Anziehendes für die Jugend hatte; das dichteriſch Kühne konnte ſich, wie man vorausſetzte, hier entſchiedener äußern; es war die feurige Lyrik des Krieges, wie ſie auch ſpäter in Körners Gedichten erſchien und in allen Gegenden Deutſchlands die Gemüther erregte. Gewiß, es war ſeine herrliche, durch ſeine ſittliche Freiheit, den ganzen Krieg veredelnde und ſtärkende Geſinnung, welche durch die Bildung dieſes Corps und ſeine ſpäteren Thaten laut wurde.

Eine Ahnung von einer Geſinnung, die ſich zukünftig mächtiger ausbilden würde, war ſchon in mir entſtanden, Aeußerungen über die zukünftige Geſtaltung Deutſchlands hatte ich vernommen, die mir bedenklich ſchienen, doppelt bedenklich, weil ſie nicht ſelten von den edelſten, kräftigſten und kühnſten Männern geäußert wurden. Eben dieſe Ahnung brachte mich dazu, mich entſchloſſen an das zu halten, was ich die legitime Maſſe des Krieges nennen möchte. Schiller hatte als Dichter einen mächtigen Einfluß, durch ihn lebten die Erinnerungen an frühere Kriegeszeiten, vor allen an den dreißigjährigen Krieg wieder auf. Es iſt bekannt, wie oft man Holk's wilder Jagd gedachte, aber, obgleich ich den Werth dieſes freiern Elements nicht verkannte, vielmehr hoch ſchätzte, glaubte ich doch, daß mein Alter wie meine Stellung mir gebot, einer entgegengeſetzten Richtung zu huldigen und mich dahin zu wenden, wo die großen geordneten Maſſen, von trefflichen Heerführern geleitet, über das verhängnißvolle Schickſal der Völker zu entſcheiden hatten; erkannte ich in den Freicorps die leichte Lyrik des Krieges, ſo ſollte ſich hier das großartige Epos derſelben entwickeln. Es war mir nicht ſchwer, der Jugend begreiflich zu machen, daß ſie in dem großen Heere dienend, den bedeutendſten Ereigniſſen näher trat. Es war eine hier zum erſten Male ausgeſprochene Geſinnung, die für mein ganzes zukünftiges Leben wichtig ward und es noch iſt. Sie hätte über die Stellung, die ich ſpäter als Schriftſteller einnahm, meine Gegner belehren können.

Aber bevor ich noch ſelbſt ausgerüſtet und uniformirt in die Reihen der Krieger trat, drängte ſich mir ein anderes Geſchäft auf. Ich mußte nämlich für die Bekleidung der Freiwilligen des Detaſchements Sorge tragen. Dieſes wäre mir nun ohne die Unterſtützung von S., meinem Landsmanne, völlig unmöglich geweſen. Die dazu nöthigen Summen erhielten

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

wir durch die freiwilligen Beiträge, die aus Breslau und aus allen Gegenden Preußens noch zuſtrömten. Es iſt bekannt, wie der Wetteifer, ſich durch reichliche Gaben auszuzeichnen, in dieſen Augenblicken der Begeiſterung keine Grenzen kannte. Der Geizige griff ſeine ängſtlich zuſammengehäuften Schätze an, wer aber keine Summen zu bieten hatte, verkaufte Edelſteine, Gold- und Silbergeräthe, und wie die Mütter die zärtlich geliebten Söhne, die bis jetzt mit ängſtlicher Sorge gepflegt wurden, nicht ſelten ſelbſt bewaffneten und in den Krieg ſendeten, ſo erſchienen auch alle Menſchen gehoben und geheiligt. Geringe und gemeine Geſinnungen, die ſonſt in den Formen, in welchen die Geſellſchaft ſie wohl zu ſchonen pflegte, ſich unbefangen äußerten, wagten ſich in dieſen ſchönen Tagen kaum hervor. Ausgezeichnete Beamte ſtellten ſich, als verſtände es ſich von ſelbſt, in die Reihen der Gemeinen; Höhergeſtellte ſchienen willig ſich den Befehlen ſonſt Untergeordneter zu unterwerfen, wenn dieſe, durch früheren Dienſt dazu befähigt, ihnen vorgeſetzt wurden. Das Geben und Empfangen, das Schenken und Geſchenktes annehmen ſchien ſeine ſonſtige Bedeutung völlig verloren zu haben. Gewiß, wer dieſen Sturm einer mächtigen nationalen Geſinnung erlebt hat, ſah, was nach einer Jahrhundert langen, im Frieden herrſchend gewordenen, philiſterhaften Spießbürgerlichkeit unglaublich und märchenhaft erſcheinen mußte. Freilich war das ſonſt Erſtarrte, jetzt flüſſig gewordene nicht rein, und wie die gewaltigen Fluthen, wenn ſie von den hohen Gebirgen herunterrauſchen, das Waſſer durch aufgewühlte Erde verdunkeln und trüben, kam auch hier das Innerſte, ja auch das Unreinſte der menſchlichen Seele aufgewühlt zum Vorſchein; aber das Härteſte ward zertrümmert, die ſonſt unüberwindlichſten Maſſen wurden beweglich gemacht und mußten der Richtung des Stromes, die Alles beherrſchte, dienſtbar werden.

Der Staatskanzler hatte dem Hofrath Heun, ſonſt als Romanſchriftſteller unter dem Namen Clauren bekannt, das Einſammeln, Vertheilen, Berechnen und die öffentliche Bekanntmachung dieſer Geld-Beiträge übertragen, und an ihn wandte ich mich, wenn ich die Handwerker bezahlen mußte, nie vergebens. Einige Beiträge wurden unmittelbar an mich ausgezahlt, und ich war, kamen Summen von einigen tauſend

Thalern, wenn auch nur auf kurze Zeit, in meine Hände, mitten in der großen Geſchäftigkeit, die mir keine Ruhe gönnte, dennoch von einer gewaltigen Aengſtlichkeit ergriffen. Denn unter allen Verhältniſſen des Lebens ſuchte ich bis jetzt auf jede Weiſe anvertraute öffentliche Gelder von mir entfernt zu halten. Im Beſitze derſelben fühlte ich jederzeit eine unglaubliche Unruhe.

Man hatte armen Freiwilligen anfänglich Geld gegeben, um ſelbſt die Ausrüſtung zu beſorgen, wo es denn zuweilen geſchah, daß nicht ganz unbedeutende geſchenkte Summen, im fröhlichen Jubel zum Beſten des Vaterlandes vertrunken, verſchwanden. Ich hatte gleich von vorn herein beſchloſſen, nur Kleidungsſtücke, Waffen, und überhaupt, was zur Equipirung gehörte, unmittelbar den Freiwilligen zu übergeben. Handwerker arbeiteten daher Tag und Nacht, und mein damaliger Bataillonschef, der jetzige General von Jagow, machte mir den Vorſchlag, fünfzig der ſchönſten jungen Männer eiligſt zu uniformiren und Sr. Majeſtät vorzuſtellen. Ich würde, ich geſtehe es, eine ſo lobenswerthe Aufmerkſamkeit nicht gehabt haben. In einer unglaublich kurzen Zeit waren dieſe Männer equipirt; ich erhielt die königliche Erlaubniß ſie vorzuſtellen, und ſie nahmen ſich in der That gut aus. Der König empfing uns in ſeinem Palaſt, und zu den Merkwürdigkeiten gehört es, daß unter dieſen Freiwilligen, der ſonſt auch als Dichter bekannte Hofrath Bürde, drei Söhne, alle ſchön und gut gewachſene Jünglinge, ſtellte, welche alle drei unter den Uebrigen hervorragten. Bürde war ſonſt Secretair des Staatsminiſters Grafen von Haugwitz geweſen und dem Könige nicht unbekannt; wie mußte es ihm angenehm auffallen, alle Söhne des Dichters hier dem Dienſte des Vaterlands geweiht zu ſehen. Der Bataillonschef war allein zugegen und ich in Civilkleidung, weil meine Uniform noch nicht fertig war. Se. Majeſtät wandte ſich mit einer höchſt gnädigen Anrede an dieſe erſte Präſentation der preußiſchen Freiwilligen und äußerte ſich darauf gegen mich in Worten, die mir ewig unvergeßlich ſein werden. Dieſe Audienz wurde ſchnell bekannt; ich konnte, als ich von dem Könige entlaſſen war, nicht gleich in meiner Wohnung erſcheinen, und war erſtaunt, als ich zurückkehrend, eine Menge Equipagen vor meinem Hauſe halten ſah. Es waren bedeutende Männer aus der Begleitung des Königs und mehrere Generäle, die mich mit ihrem Beſuch beehrten, um mir Glück zu wünſchen. In der That mußte die Auszeichnung, die mir in dieſen Tagen in einer ſo großen Bewegung zu Theil ward, überraſchen; die glücklichen Folgen für meine zukünftige Lage ſchien den freundlich geſinnten Beſuchenden entſchieden: aber es giebt keinen Menſchen, der unfähiger iſt, ſolche Verhältniſſe zu benutzen, als ich. Es iſt nur zu natürlich, daß ein Gelehrter, der in dem Verlaufe des Krieges nur unbedeutende Dienſte leiſten konnte, vergeſſen wurde, und daß das Andenken an ihn mit dem Sturme der Begeiſterung, der jenem großen Kampfe voranging, und in welchem er gehört zu werden das Glück hatte, unbemerkt vorüberrauſchte. Daher wurde meine Anrede an die Studirenden, ſo große Bewegung ſie auch in der überfüllten Stadt hervorrief, nirgends öffentlich erwähnt. Ich achtete es nicht, oder richtiger, ich dachte nicht daran. Indeſſen überraſchte mich doch die Art, wie ich einmal in den Breslauer, und wie ich jetzt ſehe, wenn auch nicht ſo auffallend, in den Berliner Blättern, genannt wurde, nicht wenig. Herr Heun, der die gelieferten Beiträge bekannt machte, hatte eine treffliche Frau genannt, die ihren Schmuck ſchenkte, und den edlen Knaben, ihren Sohn, der ſeine Sparbüchſe einſandte. Zwiſchen beiden lieſt man: „Profeſſor St. ſtellt ſich ſelber.“ Aber groß muß der Eindruck, den meine erſte Anrede an die Studirenden und das Gerücht von dieſer gemacht hat, doch geweſen ſein. Mein Alter, meine Stellung als Lehrer bei der Univerſität konnten mich, nächſt der Geiſtlichkeit, von dem Kriegsdienſt unter allen preußiſchen Unterthanen am erſten befreien, endlich meine Lage als Familien-Vater mußte alle Entſchuldigung für ähnliche, und doch nicht ſo entſchiedene Fälle durchaus aufheben. Es liefen Briefe von mir völlig unbekannten Männern ein, die ſich mir gegenüber zu rechtfertigen ſuchten, weil ſie durch ihre ganz eigenthümliche Lage verhindert wurden, meinem Beiſpiele zu folgen.

Der Leſer wird mich entſchuldigen, wenn ich hier etwas zurückgehe und ein perſönliches Ereigniß erwähne, welches 6 bis 8 Wochen früher ſtattgefunden hatte. Die Geſellſchaft für vaterländiſche Cultur feierte, wie gewöhnlich, das Jahresfeſt ihrer Stiftung. Der Bericht über die Thätigkeit der Geſellſchaft während des verfloſſenen Jahres, wird bei dieſer Gelegenheit vorgetragen, vorher aber wird die Verſammlung mit einer Rede eröffnet, die man mir übertrug und die ich hielt. Es war im December 1812, und die ſtrenge Kälte, welche der fliehenden franzöſiſchen Armee ſo verderblich ward, herrſchte auch in Breslau. Eben als ich mich aus meiner Wohnung entfernen wollte, erhielt ich Nachricht von Gerüchten, die mich tief ergriffen. Es waren Briefe aus Halle, in welchen erzählt wurde, daß die weſtphäliſche Regierung, durch die bedenkliche Stellung der franzöſiſchen Armee beunruhigt, ſich entſchloſſen hatte, meine halliſchen Freunde, die in Caſſel gefangen ſaßen, nach Frankreich zu ſchaffen; man fürchtete für ihr Leben. Das Gerücht war glücklicher Weiſe ein falſches, aber der Eindruck, den es auf mich machte, war entſetzlich. Ich ging innerlich erſchüttert nach der verſammelten Geſellſchaft und hielt hier eine Rede, die ſorgfältig ausgearbeitet, wie ich glaube, nicht zu dem Mißlungenſten gehörte, was ich habe drucken laſſen. Man findet ſie in einer Sammlung kleinerer Aufſätze, die unter dem Namen „Alt und Neu" im Jahre 1823 erſchienen ſind. Als die Rede gehalten, der Bericht geſchloſſen, die Wortführer und Directoren der Geſellſchaft gewählt waren, verſammelten wir uns zu einem Mahle in einem großen Saal. Dieſer war bitter kalt, ich ſaß in einem dicken Ueberrock mit Filzſchuhen bei Tiſch, die Kälte ſtörte jede Unterhaltung; die Angſt für meine Freunde ergriff mich im Innerſten und machte mir es faſt unmöglich, Etwas zu genießen. Eine halbe Bouteille Wein von der ſchlechteſten Art konnte mich weder erwärmen, noch erheitern. Ich ſtand auf, um mich ſtill zu entfernen, und begrüßte im Vorbeigehen meinen Freund und Collegen Link. Er hatte mit einigen Andern ſich beſſer gegen die Kälte zu ſchützen gewußt. Der Champagner hatte ſie heiter geſtimmt, und ſie überredeten mich, an dem muntern Gelage Theil zu nehmen. Es war nicht das erſte Mal in meinem Leben, daß ich die Erfahrung machte, wie eine an Verzweiflung gränzende Stimmung plötzlich in eine entgegengeſetzte umſchlägt, die dann faſt unvermeidlich ein wildes Gepräge trägt. Neuer Champagner ward beſtellt, ich, um mich zu erwärmen und zu erheitern, verſchlang mehrere Gläſer ſchnell hintereinander; die Menge des genoſſenen Weines war gewiß nicht größer als ich ſie vertragen konnte; ich glaubte nichts als eine wohlthätige Erwärmung und eine veränderte Stimmung zu ſpüren. So wollte ich nun den Saal verlaſſen; als ich aber in der heftigen Kälte auf die Straße trat, verwirrte ſich Alles vor mir, und ich erſchien in dem Club der Profeſſoren unter Herren und Damen in einem ſehr exaltirten Zuſtande. Was hier eigentlich vorging und wie ich mich benommen habe, erfuhr ich durch meinen Freund, Herrn Geheimerath von Harlem, jetzt im Miniſterium des Unterrichts, der ſich meiner ſehr annahm, und der mir als Zeuge alles wieder erzählt hat. Ich hätte, ſagte er, mit großem Pathos geſprochen und beſonders den Krämergeiſt der jetzigen Handelsleute verglichen mit den kühnen und großen Unternehmungen des Mittelalters, der Hanſeſtädte; ich hätte von Fugger und Pirkheimer geſprochen, ſo daß mehrere anſehnliche Handelsherren ſich im höchſten Grade dadurch beleidigt fanden. Man kann ſich leicht die höchſt unangenehme Empfindung denken, mit welcher ich des Morgens erwachte. Allmälig erfuhr ich, wie ſehr und auf welche für mich unangenehme Weiſe dieſer Abend in der Stadt beſprochen wurde. Indeſſen, ſo widerwärtig und mir ſelbſt unerklärbar die ganze Begebenheit war, ſo trat ſie dennoch, einmal geſchehen, unter die gewöhnlichen, und wurde bald, als die großen Ereigniſſe Alles in Bewegung ſetzten, ſowohl in der Stadt als von mir ſelbſt vergeſſen. Als man nun erfuhr, daß ich mich entſchloſſen hatte, in den Krieg zu gehen, ja, wie ich mich unter die Erſten dazu gedrängt hatte, wurden mir Viele durch ihr Fragen und ihr Erſtaunen beſchwerlich. Ich litt eben in dieſer Zeit viel am Magenkrampf; das gewöhnliche Symptom einer ererbten Krankheit, von welcher ich mich jedoch ſchnell zu erholen pflege. Nicht dieſe mir Beſchwerlichen allein, ſondern auch viele meiner Freunde waren meinetwegen beſorgt, und glaubten, ich würde den Krieg nicht aushalten können. Ich konnte ſie nach mehrjähriger Erfahrung beruhigen, denn in der That hatte ich oft genug erfahren, wie eine ſtarke und anhaltende körperliche Bewegung bei ſolchen Anfällen das beſte Hülfsmittel abgab. Dann aber warf man mir es vor, daß ich, ohne dazu aufgefordert zu ſein, mich Beſchwerden und Gefahren ausſetzen und meine Familie verlaſſen wollte. Einer fragte mich, als ich die übrigen Vorwürfe zurückzuweiſen verſucht hatte, wie ich mich entſchließen könnte, die ſchöne anſehnliche Wohnung zu verlaſſen, in welche ich erſt vor kurzem eingezogen war. Um nun dieſe läſtigen Männer los zu werden, pflegte ich dann wohl das Geſpräch auf eine Weiſe abzubrechen, die eine jede Fortſetzung abſchnitt. Auf jenes Ereigniß in dem Profeſſoren-Club anſpielend, antwortete ich dann: „Wenn man einen dummen Streich gemacht hat, muß man einen viel ärgeren darauf ſetzen, dann wird der Erſte vergeſſen.“

Aber jetzt fing eine Beſchäftigung an, die mir ſehr unangenehm war, und auch etwas komiſch erſchien. Der alte Profeſſor ſollte ſich in einen angehenden Seconde-Lieutenant verwandeln und ſeinen Zug commandiren. Die Menge kleiner Fertigkeiten, die man in der Jugend leicht erwirbt und dann mit inſtinktartiger Sicherheit ausübt, ſchienen mir vollig unzugänglich. Selbſt den Unterſchied zwiſchen rechts und links wußte ich nur durch eine Reflection zu erlangen, die dann immer zu ſpät kam. Ich hoffte eine lange Zeit hindurch, daß die fortgeſetzte Uebung dieſes Ungeſchick überwinden würde, es zeigte ſich aber ſpäter, daß dies keineswegs der Fall war, und ich war und blieb der ungeſchickteſte Seconde-Lieutenant in der preußiſchen Armee.

Während ich mit Bureau-Geſchäften und mit dem Commandiren, zwei Dinge, für welche ich ohngefähr gleiche Fähigkeit beſaß, vom frühen Morgen bis Abends beſchäftigt war, häuften ſich die bedeutendſten Ereigniſſe, und noch einige Zeit hindurch mußten wir mit Zweifeln der ängſtlichſten Art kämpfen; noch immer war das Bündniß mit Rußland, der Krieg mit Napoleon nicht erklärt. Inzwiſchen erſchien Baron Stein, der theils wohl, um der Verfolgung Napoleons zu entgehen, vorzüglich aber, um die letzte Rettung für das ſcheinbar verlorne Deutſchland in Rußland zu ſuchen, ſich ſeit längerer Zeit in Petersburg aufgehalten hatte, jetzt in Breslau. Er mußte, da alle Gaſthöfe überfüllt waren, in einem ſehr mittelmäßigen abſteigen; es war der nämliche, in welchem Major von Lützow in Verbindung mit Jahn die Werbung für ſein Freicorps betrieb. Baron von Stein, der durch die ſehr ſchnelle Reiſe ſich angegriffen fühlte, ließ mich wiſſen, daß er mich zu ſehen wünſche; man kann ſich denken, mit welcher großen Begierde ich die Gelegenheit ergriff, die Bekanntſchaft des großen Mannes zu machen. Ich fand ihn in einer kleinen, höchſt unanſehnlichen, ja faſt unſauberen Kammer im Bett; ſelbſt ſo imponirte mir ſein Jupitergeſicht und ſeine gebietende Sprache. Er ſprach mit Entſchiedenheit, und einige der ergriffenen Maaßregeln tadelnd, ſelbſt mit Härte, und äußerte ſich über die Art, wie ich in einer bedenklichen Zeit das Wort genommen hatte, auf eine für mich ſehr ſchmeichelhafte Weiſe. Durch ihn erfuhr ich nun, daß Scharnhorſt nach Kaliſch, wo der Kaiſer Alexander ſich aufhielt, gereiſt war, daß dort am 27. Februar ein Bündniß mit Rußland abgeſchloſſen wurde, aber erſt am 16. März, faſt ſechs Wochen nach dem Erſcheinen des öffentlichen Aufrufs war dieſes Bündniß durch Hardenberg dem St. Marſan bekannt gemacht.

Jetzt fand meine erſte That fürs Vaterland ſtatt. Die Ankunft des Kaiſers Alexander war angeſagt; Truppen ſollten auf beiden Seiten der Straßen aufgeſtellt werden, zwiſchen dieſen ſollte der Einzug ſtattfinden. Um 4 Uhr Morgens verſammelten wir uns und das Detaſchement ward revidirt, einexercirt, geordnet. Wir marſchirten nach der Vorſtadt, durch welche der Kaiſer von Kaliſch kommend über Humbsfeld ſeinen Einzug halten wollte; man erwartete ihn am frühen Morgen. Wir harrten indeſſen vergebens; der Vormittag verging, der Mittag näherte ſich, wir fingen an müde und hungrig zu werden, Couriere jagten indeſſen hin und her, und endlich erfuhren wir, daß er noch ſo weit entfernt war, daß wir uns auf eine halbe Stunde entfernen durften. Ein dort wohnender Freund ſtillte meinen Hunger. Die Sonne war untergegangen und es fing ſchon an dunkel zu werden, als der Kaiſer ankam. Er wurde von den in Menge verſammelten Einwohnern mit Jubel empfangen; aber dieſer wäre ohne allen Zweifel viel friſcher und lauter geweſen, wenn die den ganzen Tag hindurch vergebens Harrenden nicht erſchöpft, ermüdet und ungeduldig geworden wären. So lernte ich gleich im Anfang jene Phaſen des Kriegsdienſtes kennen, die freilich wenig geeignet ſind, die Begeiſterung hervorzurufen und zu erhalten.

Nun war auch in Paris durch den Geſandten der Krieg erklärt. Die kühne That des General York wurde gebilligt, er ſelbſt von dem Könige gelobt, wie von dem Augenblicke an, als ſeine That bekannt ward, vom Volke bewundert und mit Entzücken begrüßt. Durch ihn war das begeiſterte Preußen bewaffnet und das Heer organiſirt. Von allen Seiten zogen ſich die Truppen zuſammmen, als plötzlich ein Gerücht ſich zu verbreiten anfing, welches wohl geeignet war, die begeiſterte Jugend, die den Augenblick, der ihr erlaubte, ſich mit den gehaßten Franzoſen einzulaſſen, mit ſteigender Ungeduld erwartete, mit Entſetzen zu erfüllen. Man fing, hieß es, höhern Orts an, vor der freien Geſinnung der Jugend ſich zu fürchten; die faſt demagogiſche Stimmung, die in dem Landſturmgedicht herrſchte, betrachtete man als eine höchſt gefährliche, und ſie wurde entſchieden gemißbilligt. Um nun die Folgen, die ſehr drohend ſchienen, abzuwehren, wollte man die Freiwilligen nicht gegen Napoleon, ſondern nach Polen ſchicken. Dort, wo man natürlich Unruhen erwartete, ſollten ſie für die Sicherheit im Rücken der Armee Sorge tragen. Wenn man bedenkt, daß während des ganzen

Krieges die unermeßlichen Ströme der ruſſiſchen heranrückenden Krieger durch das erſchöpfte und völlig entwaffnete Land marſchirten, ſo ſchien freilich eine ſolche Vorſicht völlig überflüſſig. Eine Jugend, die in der Erbitterung über den Druck eines fremden Volkes groß geworden, mußte mit Entſetzen erfüllt werden, wenn ſie, anſtatt gegen den verhaßten Feind zu kämpfen, eine Art Polizei abgeben ſollte gegen ein Volk, für welches ſie, die eigene Stimmung in ihrer Bedeutung richtig faſſend, Theilnahme fühlte. Iſt ein ſolcher Vorſchlag wirklich laut geworden, hat er vorübergehend Beifall gefunden, ſo ſah man doch wohl bald ein, daß Schritte, wie diejenigen, die ſchon gethan waren, ſich keineswegs wieder aufheben ließen.

Die Abende in dieſer Zeit konnte ich mit meiner Familie zubringen, und oft erſchienen intereſſante Männer bei mir; unter dieſen war mein inniger und tiefſinniger Freund Dr. Sibbern, jetzt Profeſſor in Kopenhagen, der freilich etwas anderes bei mir ſuchte, als was er in dieſer unruhigen Zeit fand.

Das Detaſchement war nach dem Städtchen Liſſa verlegt; Boltenſtern und ich waren im Schloſſe einquartirt, und das Kriegsleben hatte ſeinen Anfang genommen. Vor dem Abmarſch des Blücherſchen mit dem von Wittgenſtein vereinigten Armeecorps nach der Elbe fand noch eine glänzende Revue ſtatt, und ich ſollte nun zum zweiten Mal mich als preußiſcher Offizier zeigen. Boltenſtern gab ſich viele Mühe, durch den genaueſten Unterricht mir das Salutiren beizubringen. „Wenn Sie, ſagte er, dem Könige gegenüber ſind, müſſen Sie, während Sie mit irgend einem (ich erinnere mich nicht mehr, ob dem rechten oder linken) Fuß vorſchreiten, den Säbel ſenken.“ Es fanden noch allerlei Fineſſen ſtatt, die ich vergeſſen habe. Dies war nun mein Unglück. Wäre ich ganz, wie ein Naturmilitair den König ohne alle Künſtelei begrüßend vorübergeſchritten, ohne Zweifel würde mein Gruß, wenn auch nicht kunſtgerecht, doch ungezwungen und anſtändig ſtattgefunden haben: jetzt aber fielen mir unglücklicher Weiſe jene ausführlichen Lehren ein. Ich ſtolperte über meine eigene Reflectionen, und der Gruß mißlang ſo völlig, daß Boltenſtern, ſobald die Umſtände es erlaubten, voll Schrecken auf mich zuſtürzte. Glücklicherweiſe war es das letzte Mal, daß ich zu Dienſtleiſtungen der Art während des Krieges in Anſpruch genommen wurde. Auch war meine ganze Bekleidung gar nicht für glänzende militäriſche Aufzüge eingerichtet. Bekanntlich iſt die Offiziers-Uniform der Gardejäger ſehr theuer. Ein goldenes Achſelband hing über der Schulter, der Stern des ſchwarzen Adlers zierte den Czako. Ich hatte vorläufig mir weder einen Czako, noch das Achſelband, ſo wenig wie die theure Schärpe angeſchafft. Ich trug den ganzen Krieg hindurch die beſcheidene Mütze zur Uniform, nachdem ein Papp-Czako mit dem Wachstuchüberzug auf einem der erſten Märſche durch einen ſtarken Regen vernichtet worden war.

Die ſchmerzhafte Trennung von der Familie hatte alſo ſtattgefunden, und wir zogen aus, dem Feinde entgegen, der mit ſo bewundernswürdiger Schnelligkeit nach einer faſt vernichtenden Niederlage uns gefährlich gerüſtet entgegenſchritt.

Indem ich nun die Erzählung deſſen, was ich im Kriege **1813 u. 1814** erlebte, dem Titel meiner Schrift getreu, aus der Erinnerung niederſchreibe, muß ich einige Worte über das, was der Leſer zu erwarten hat, vorausſchicken. Was mich ganz durchdrang, was ich nie aus dem Sinne verlor, war die große

Abſicht des Krieges: daß in dieſem Kriege die Rede war von einem Kampfe nicht bloß der Herrſcher, ſondern der Völker, daß ein Krieg anfing, der nicht allein ein Gleichgewicht der Staaten, eine ſchwebende Mitte aufrecht halten ſollte. Das Gleichgewicht war längſt verſchwunden. War doch Frankreichs Herrſchaft über den Continent ſeit dem dreißigjährigen Kriege nur zu entſchieden, und die ſpäteren Kämpfe, wenn man die Friedrich des Zweiten ausnimmt, glichen einem Geſpenſt, welches ſchon lange verſchwunden war. Ein geiſtig unterworfenes Volk kann nie den äußeren Angriff mit wahrem geſchichtlichem Erfolge fortſetzen, die errungenen Siege ſind nur Täuſchungen, und ſo ungünſtig auch die Ereigniſſe, welche die letzten Tage der glanzvollen Regierung Ludwigs des Vierzehnten trübten, zu ſein ſchienen, ſo ſchwach Frankreich erſchien unter Ludwig XV., ſo blieben doch die Franzoſen die Herrſcher von Europa. Deutſchland zumal ſchien das eigene Denken ſogar aufgegeben zu haben, und es galt in dieſem unglücklichen Lande für eine Ehre, ein ungeſchickter Nachahmer der Franzoſen zu ſein. An den Höfen ſtand der nichtigſte aus Frankreich entwichene Abenteurer hoch, und Friſeure, Tänzer, Geſindel allerlei

Art, konnten in den höhern Kreiſen Glück machen, wenn ſie ſich herabließen, Ehrenſtellen unter den deutſchen Barbaren anzunehmen. Noch nie hatte man ein Beiſpiel in der Geſchichte erlebt, einer ſolchen knechtiſchen Entwürdigung zu vergleichen; einer freiwilligen demüthigen Unterwerfung, die in der That auf eine geringere Stufe geiſtiger Fähigkeit zu deuten ſchien. Erſt als der Druck des mit Recht über ſeine Knechte ſiegenden Feindes entſchieden war, als die Anſtalten getroffen wurden, jeden keimenden nationalen Gedanken, jede Ahnung eigenthümlicher bürgerlicher Freiheit in dem Innerſten der Seelen zu erſticken, fing das Urſprüngliche des Volks, dem Untergange nahe, an, elaſtiſch den Druck durch einen Gegendruck zu erwidern. Der Krieg war nicht ein ſolcher, welcher äußerlich von einem Herrſcher geboten, durch unwillige Mannſchaft ausgekämpft wurde: er war ſchon von einem jeden ehrenwerthen Manne beſchloſſen, er fand von den vielen Tauſenden ſtatt, nachdem ein Jeder ihn ſelbſtändig erklärt hatte. Wie die innern ſittlichen Kämpfe eines jeden Menſchen lange unſicher hin und herſchwanken, daß der Kämpfende zweifelhaft bleibt, wo er ſich hinwenden ſoll, und die Feinde heimiſch ſind in dem eigenen Lager, bis der Punkt kommt, wo ſich ihm die Frage aufdrängt, ob er noch ſittlich zu retten ſei, oder ſich aufgeben ſoll? — wie dann der entſcheidende Gegenſatz hervortritt, und er den früher verrätheriſch täuſchenden Feind in jeder verführeriſchen Maske zu ahnen fähig wird: ſo war der Moment des großen reinen Gegenſatzes jetzt hervorgetreten; die Frage, die an einen Jeden erging, war ſtreng, klar, entſchieden, die Antwort mußte aber ebenſo ſein. Es iſt bekannt, daß ein großer Theil von Deutſchland noch mit Napoleon verbunden war, daß noch immer von Frankreich verlockt und beherrſcht, wie während des unſeligen dreißigjährigen Krieges, Deutſche gegen Deutſche kämpften: aber wie ganz anders ſtand die Sache jetzt. Was in den verhängnißvoll dunkeln innerlich verworrenen Verhältniſſen des zerrütteten deutſchen Reichs nie zur Klarheit kommen konnte, das trat jetzt mit ſchneidender Entſchiedenheit hervor; der Gegenſatz zwiſchen Frankreich und Deutſchland war nicht mehr zweifelhaft. Napoleons geſchichtliche Größe beruht eben darauf, daß er nicht allein äußerlich durch ſeine Eroberungen, ſondern auch innerlich in einem jeden Gemüthe Täuſchungen, die ſich ſeit mehreren Jahrhunderten gehäuft hatten, zerſtreute und einen jeden Deutſchen zwang, ſich zu fragen ob er ſich völlig aufgeben oder erhalten wollte? Dieſe ſittlich, ja religiös bürgerliche Wiedergeburt würde freilich, ſelbſt wenn die Wehen glücklich überſtanden wären, nicht eine abſolut reinigende ſein. Aber eine nationale Umwandlung hatte ſtattgefunden, und bei einem jeden zukünftigen Schwanken mußte die urſprüngliche Frage in ihrer enttäuſchenden Klarheit hervortreten, ſie war nicht mehr abzuweiſen.

Es iſt merkwürdig, das Verhältniß der in dem engſten und geringſten Kreiſe eingeſchloſſenen That zu der großen Abſicht, die ſie belebt, in ſolchen Momenten zu beobachten. Der Leſer weiß, was mir Deutſchland war, und wie ein Glaube an ſeine geiſtige Macht, eine Ahnung von der innern Größe des Volkes von meiner früheſten Jugend, ja ich darf ſagen, von meiner Kindheit an, mich ergriffen hat. Daß der Moment, in welchen ich einen Krieg laut verkündigen durfte, deſſen äußere Kämpfe für mich nur eine Bedeutung hatten, inſofern ſie belebt wurden von dem, was mich innerlich erfüllte, oft in einem ſchreienden Widerſpruche ſtand mit dem, was ich um mich her vernahm, und was ich, in die engſten Kreiſe einer unbedeutenden Thätigkeit gebannt, auszuführen gezwungen war, iſt begreiflich. Aber ich ſah es ein, die unmittelbare That muß alles Ueberſchwängliche zurückdrängen, und wie in einer Organiſation alle Functionen dem Einen und ſelbſt die Verdauung dem Denken dienſtbar iſt, wenn auch in ihr keine Spur des geiſtigen Prozeſſes wahrgenommen wird, ſo ſchwebte auch über meiner Umgebung der Geiſt, der uns Alle belebte, wie in unmittelbarer Nähe; um ſo mehr, da die blühende auch geiſtig aufgeregte Jugend mich umgab, erheiterte, ja, nicht ſelten in trüben Stunden ermunterte.

Während unſers langweiligen Aufenthalts (mit Exerciren und ſonſtigen kleinen Kriegsübungen ausgefüllt) in Liſſa und unſeres Marſches durch Schleſien und die Lauſitz nach Dresden, begeiſterten uns die kühnen Züge des von Tettenborn nach Hamburg, des Dörenberg nach Lüneburg. In Dresden fand ich Stein mit Moritz Arndt, und konnte mehrere Tage, von dem kleinen Dienſt befreit, dort zubringen. Hier trat ich dem großen Deutſchen zuerſt näher. Wer ihn gekannt hat, weiß, wie man ihm entſchieden entgegentreten mußte, ſollte man nicht von ihm ſich durchaus überwältigen laſſen; aber der Kampf, den ich doch manchmal hier zu beſtehen hatte, war auf einem Felde, auf welchem ich mein ganzes Leben hindurch eingeübt war. Ich kannte meine Waffen, ihre Wirkung, und wußte ſie zu brauchen; der Kampf war ein freundſchaftlicher, aber doch nicht ſelten harter, und ich war keineswegs geneigt, nachzugeben; und je entſchiedener der Streit ward, deſto klarer ſchien es mir, als wenn der Baron von Stein eine Luſt daran fände, ihn hervorzurufen. Er, der mächtige Mann der unmittelbaren That, der den Augenblick, wie er ihm vorlag, ergriff, durchſchaute und zu beherrſchen wußte, war oder äußerte ſich wenigſtens als ein Feind der Speculation und griff mich als einen ſpeculativ conſtruirenden gradezu ſchonungslos und mit Härte an, als wollte er den Verſuch anſtellen, ob ich ihn zu bekämpfen wagte. Sein Angriff war mir eine Ausforderung und ich nahm ſie an. Ich ward einigemal in Dresden zur Tafel geladen; nur Moritz Arndt und ich waren die Gäſte. „Eure Conſtructionen a priori, ſagte er, ſind leere Worte, armſeliges Schulgeſchwätz und recht eigentlich dazu gemacht, alle Thaten zu lähmen.“ — „Excellenz, antwortete ich, wenn ich auch a priori conſtruire, was ich keineswegs zugebe, ſo hätte doch dieſe vermeintliche Conſtruction eine praktiſche Richtung, ich würde ſonſt nicht das Glück haben, in dieſem Augenblick in dieſem Kleide Ihnen gegenüber zu ſtehen. Aber die Bemühung, Alles, was man innerlich erfährt, Alles, was man wahrhaft erlebt, als das, was es iſt, nicht bloß, was es ſcheint, in geiſtiger Einheit zu erkennen, iſt nicht eine willkürliche Geburt von dieſem oder jenem, es iſt eine wahrhaft deutſche, und wenn mein großer Lehrer und Freund Schelling, die tiefe nationale Richtung beherrſcht, ſo iſt es, weil er wie alle Herrſcher aus ihr hervorgegangen iſt.“ — „Ja, antwortete Stein, das weiß ich wohl, daß die deutſche Jugend von dieſer leeren ſpeculativen Krankheit angeſteckt iſt; der Deutſche hat einen unglücklichen Hang zur Grübelei, daher begreift er die Gegenwart nicht und iſt von jeher eine ſichere Beute ſeiner ſchlaueren und gewandteren Feinde geworden.“ — „Excellenz, antwortete ich, zwar hat die Jugend auf eine erfreuliche Weiſe ſich in Maſſe erhoben, dennoch iſt eine nicht geringe Zahl zu Hauſe geblieben. Ich möchte eine Wette darauf wagen, daß kein einziger Angeſteckter unter dieſen iſt. Wer iſt kühner hervorgetreten, wer hat das Volk entſchiedener entflammt, als es galt, den Feind mit geiſtigen Waffen zu bekämpfen, als die zwei ſpeculativ grübelnden Deutſchen, Fichte und Schleiermacher? Das a priori Conſtruiren, fuhr ich fort, findet oft da ſtatt, wo man es eben bekämpft, und Ew. Excellenz haben ein zu großartig thätiges Leben geführt, als daß Ihnen viele Zeit bleiben ſollte, ſich um unſere Grübeleien zu bekümmern; doch ſelbſt unpraktiſch ſcheint es mir, eine Geiſtesrichtung zu überſehen, die, wie Sie bekennen und beklagen, ein weſentliches Element der Nation iſt.“ Ich erſchrak faſt über die etwas derbe Freimüthigkeit, mit der ich mich geäußert hatte. Stein polterte und that zornig, lachte aber dabei laut auf. „Am Ende, rief er aus, bin ich ſelbſt ein unpraktiſcher Grübler, der ſich über das Grübeln in unnütze Grübeleien verliert.“ Ich aber ſchien, eben durch dieſe unbefangene Art mich zu äußern, bei ihm gewonnen zu haben, und nie war es mir nothwendiger, die große Zukunft in ihrer mächtigen Bedeutung zu überſchauen, als damals, wo meine Beſchäftigung ſelbſt mich keineswegs ſtärkte oder ermunterte. Baron v. Stein fing in

Dresden, wie bekannt, ſeine großartige Beſchäftigung als General-Adminiſtrator aller von Napoleon beherrſchten deutſchen Länder, die wir dem mächtigen Feinde abzugewinnen hofften, an, und zwar nach Principien, die er ſelbſt entworfen hatte. Jetzt beſaß er dieſes große Amt freilich nur in partibus infidelium, und der Anfang des Krieges zerſtörte es ganz, Gott Lob nur vorübergehend.

In Dresden fand ich viele treffliche Männer von einer echt deutſchen Geſinnung, welche die hartnäckige Anhänglichkeit des unglücklichen Königs an den Eroberer beklagten und hart tadelten. Hier lernte ich erſt den Widerſpruch kennen, der ſo viele edle Männer quälte, den unſeligen Streit zwiſchen einer alten Anhänglichkeit an das königliche Haus und der Liebe zu dem großen Volke, für deſſen Befreiung wir kämpften; ein ſolcher innerer Kampf, wo er ſich aufdrängt und nicht abweiſen läßt, hat für reinere Gemüther etwas furchtbar Zerreißendes; und wo man hinblicken mag, findet man ſich tief verletzt. Da, wo die traurigſte Niederlage, die man erlebt, als ein unglücklicher Sieg, ein jeder Sieg aber auch als eine beklagenswerthe Niederlage erſcheint. Dieſe Männer und unter ihnen mehrere, die eine bedeutende Stellung im Staate einnahmen, verſammelten ſich um mich, und wenn ich unter ihnen beſonders den neulich verſtorbenen Künſtler, Profeſſor Hartmann, nenne, ſo geſchieht es vorzüglich deshalb, weil ich mit ihm während des Waffenſtillſtandes in eine Verbindung trat, die mir wichtig ward.

Nach einer Ruhe von faſt einer Woche in Dresden ging unſer Marſch weiter, und ich trat mein Amt als Seconde-Lieutenant wieder an. Das Leben war mir freilich neu und auffallend genug. Das Fortrücken der Truppen, zu denen ich gehörte, geſchah langſam. Oft wenn wir in der Nähe irgend eines Generals ein oder ein Paar Tage ruheten, ward ich von dieſem zur Tafel eingeladen, aber irgend etwas Bedeutendes erlebten wir nie; nur mein unüberwindliches Ungeſchick für den kleinen Dienſt zeigte ſich immer entſchiedener.

Ein innerer Streit zwiſchen der Freiwilligkeit und dem alten Militaire, welches ſich doch manchmal durch die oft regelloſe Begeiſterung der Jugend verletzt fühlte, war wohl unvermeidlich. Mancher in der ſtrengen Schule der Zucht gebildete Militair befürchtete, daß die Freiwilligkeit, ſo wie ſie jetzt zu herrſchen ſchien, ein ſtörendes Element im Kriege ſein würde, und mancher Offizier hielt es für ſeine Pflicht, ſie niederzuhalten. Obgleich ich nun im Anfange des Krieges und ſo wie mir die Stimmung der Jugend bekannt war, dieſe Furcht keineswegs theilte, vielmehr die völlige Unterwerfung unter Verhältniſſe, die ſo gebietend waren, wie die des ſtrengen und unbedingten Gehorſams in der preußiſchen Armee, täglich erlebte: ſo fand ich doch ſpäter nur zu oft Gelegenheit, die Ungerechtigkeit der öffentlichen Stimme, die nicht ſelten die großartige Aufopferung der preußiſchen Offiziere auf eine höchſt unbillige Weiſe überſah und verkannte, im höchſten Grade zu tadeln. Wie ich ſchon wenige Jahre nach dem Kriege Gelegenheit fand, meine Ueberzeugung über dieſes Verhältniß zu äußern, wird es auch ſpäter ein Gegenſtand, wie ich glaube, nicht unintereſſanter Betrachtungen ſein. So lernte ich nun auch den Grund jener nicht ſelten unvermeidlichen Antipathie einiger Offiziere kennen und erklären. Was man aber ſo zum Gegenſtand einer beſonnenen Betrachtung macht, wird, je richtiger wir es auffaſſen, nicht bloß entſchuldigt, ſondern auch gerechtfertigt, nicht bloß geſchont, ſondern auch anerkannt. Ich darf indeſſen nicht unterlaſſen zu bemerken, daß bei weitem die größere Zahl der preußiſchen Offiziere den ſcheinbaren Widerſpruch zwiſchen Freiwilligkeit und ſtrengem Gehorſam auf eine milde Weiſe zu löſen, daß ſie die ſittliche Macht die nicht knechtiſch, ſondern aus freier Geſinnung ſich gehorchend unterwarf, in ihrer großen Bedeutung wohl zu ſchätzen wußten.

Der damalige Major v. Z., nach Jagows Abgang unſer Bataillons-Chef, war während des ruſſiſchen Feldzuges Adjutant bei General v. York geweſen, und oft habe ich von dieſem gehört, wie ſehr er ihn als einen tüchtigen Offizier ſchätzte; er gehörte indeſſen zu den Befehlshabern, die überzeugt waren, daß man die Freiwilligkeit vom Anfange an auf eine entſchiedene Weiſe niederhalten müßte. Nicht allein, wenn ich die Ehre genoß, ſein Gaſt zu ſein, äußerte er dieſe Ueberberzeugung, auch dem ganzen Detaſchement gegenüber. Mein fortdauerndes Ungeſchick, welches ihm völlig unbegreiflich ſchien, gab ihm nicht ſelten gerechte Veranlaſſung, die hier im Felde ſo ungelenke Büchergelehrſamkeit anzugreifen. Meine Stellung während ſolcher Angriffe war freilich eine ſehr unangenehme. Ich war unter einem großen Theile meiner früheren Schüler ſelbſt einer geworden und zwar der Ungeſchickteſte von Allen. Aber eben die Jugend zeigte ſich bei dieſer Gelegenheit theilnehmend, ja liebenswürdig, und ergriff jede Gelegenheit, mir zu beweiſen, daß ſie das frühere Verhältniß nicht vergeſſen hatte, vielmehr anerkannte und ehrte. Sie fand ſich daher nicht ſelten verletzt.

Einſt in einem Dorfe, deſſen Namen ich vergeſſen habe, wurde auf einmal Generalmarſch geſchlagen. Ein Jeder bewaffnete ſich eilig, den Major fand ich ſchon auf dem Sammelplatze; ich war unter den Erſten, die ſich einſtellten. Mit der Schnelligkeit, mit welcher ſich das Detaſchement verſammelte, ſchien der Major zufrieden. Da wir ſämmtlich Alle dieſe Probe, die ſo nothwendig iſt, zum erſtenmale erlebten, da ſie ganz unerwartet kam, war es natürlich, daß wir eine ernſte Veranlaſſung vorausſetzten und in großer Spannung uns verſammelten. Der Dienſt ward ſchleunigſt angeordnet, ich ward nach einer beſtimmten Gegend mit einer kleinen Mannſchaft vor dem Dorfe beordert, um beim Annähern des Feindes ſchleunigſt zu thun, was die Umſtände geboten. Eine nähere und detaillirte Verhaltungsregel erhielt ich nicht. Ich wagte die Frage: aus welcher Gegend die Annäherung des Feindes zu erwarten wäre? „Das werden Sie doch wohl wiſſen,“ antwortete der Major, und ich übernahm den Auftrag nicht ohne Sorge. Mit den aus langer Erfahrung geſchöpften Verhaltungsregeln des gebildeten Militairs war ich völlig unbekannt und konnte daher nur als ein Natur-Soldat (wie mein Freund Schall mich einſt in einem Gedichte nannte) handeln. Ich zog mit meiner kleinen Mannſchaft nach dem bezeichneten Orte. Ich dachte mir, nach den allerdings unſichern Gerüchten, aus welcher Gegend ſich die Annäherung des Feindes erwarten ließ, ſandte nach dieſer Richtung zwei Mann, die einen Hügel beſteigend, die vorausgeſetzte Gegend überſehen konnten, und ſtellte einen Mittelpoſten auf. Ob beide zu nahe bei mir oder zu weit von mir entfernt waren, konnte ich nicht wiſſen. Der Major kam, um meine Vorpoſten zu revidiren, und hier brach nun ein Sturm los, der mich völlig überzeugte, daß ich in der Stellung, die ich jetzt einnahm, unmöglich den Kriegsdienſt fortſetzen konnte. Ich ward als der Ungeſchickteſte und Unwiſſendſte behandelt, Alles ward hart getadelt, unter fortdauernder Anſpielung auf meine unnütze Gelehrſamkeit; ſogar für die nichtswürdigen Pamphlete, die von armſeligen Schriftſtellern während der Zeit des Drucks erſchienen waren, mußte ich Rede ſtehen. „Aus welcher Gegend erwarten Sie den Feind?“ rief der Major barſch. „Nach den Gerüchten,“ antwortete ich, „aus dieſer“ und bezeichnete ſie. „Von daher müſſen wir ihn erwarten,“ antwortete der Major, und wies nach einer ganz andern Gegend hin; „Sie hätten dies wiſſen ſollen.“ Ein bedeutender Theil des Detaſchements war Zeuge dieſes Vorfalls, einige meiner Breslauer Zuhörer waren darunter, und eine Deputation begab ſich zu ihrem Chef und äußerte ſich über dieſes Verhältniß. Ich hatte, wie meine Stellung forderte, den ganzen Angriff ſtillſchweigend geduldet, ſuchte aber noch denſelben Tag den Major auf. Ich fand ihn viel milder als ſonſt geſtimmt, ſuchte mich durchaus nicht zu vertheidigen, oder ihn zu beſchuldigen, nur glaubte ich, ihm vorſtellen zu müſſen, wie ſehr die Verhältniſſe forderten, daß ich in eine andere Stellung träte. Daß General Scharnhorſt ſelbſt die gegenwärtige als eine nur vorläufige betrachtet hätte, und daß die, durch mein unüberwindliches Ungeſchick nothwendige Zurechtweiſung mich ſowohl als meine früheren Schüler in eine falſche Stellung ſetzte und eben dadurch ihm ſelbſt höchſt unangenehm ſein müßte. Es war in der letzten Hälfte des Aprils. Wir näherten uns Altenburg, wo das Hauptquartier des General Blücher ſich befand. Um ſeine Perſon hatten ſich die bedeutendſten und während des Druckes thätigſten Offiziere verſammelt. Mit Boltenſterns Bewilligung ging ich dahin, und ſuchte Scharnhorſt auf. „Sie bleiben hier,“ antwortete dieſer kurz, ſtellte mich dem General Blücher vor; ich ward zur freien Dispoſition geſtellt und die Sache war abgemacht. Aber mir fehlte ein Pferd, und General Scharnhorſt hatte die Güte, mir eins ſeiner Pferde vorläufig abzutreten. Im Hauptquartiere fand ich außer General Scharnhorſt, als Chef des General-Stabs, nur den damaligen Obriſten von Gneiſenau, als Commandant des Hauptquartiers, und Obriſten v. Müffling, jetzt General der Infanterie, Gouverneur der Hauptſtadt und Präſident des Staatsraths. In der kleinen Stadt war ein wunderbares Gewühl. Eben als ich ankam, war der aus ſeinem Lande vertriebene König von Schweden, als Obriſt v. Guſtavſon, angelangt, und ſetzte die dort verſammelten Befehlshaber in keine geringe Verlegenheit. Man wollte Bernadotte, den damaligen Kronprinzen von Schweden, für den Krieg gewinnen, und der vorige, jetzt herumirrende König, hatte ohne allen Zweifel die geheime Abſicht, durch Blücher und die bedeutenden Offiziere, die ihn umgaben, eine Unterſtützung für ſeine Sache zu finden. Er mochte vermuthen, eben hier eine entſchiedene Abneigung gegen den vormaligen franzöſiſchen Befehlshaber anzutreffen. Daß man, wie die großen Verhältniſſe jetzt waren, ſeine Entfernung wünſchte, war ganz natürlich. Man mag auch dieſes gegen ihn geäußert haben. Ich erlebte hier einen Auftritt, der mich in hohem Grade ergriff. Der magere ſchlanke König, blond, mit einem langen Geſicht, völlig mit der Phyſiognomie der alten ſchwediſchen Könige, ſtand vor dem Poſthauſe. Er wollte abreiſen und forderte Pferde, aber alle Pferde waren mit Beſchlag belegt. Man hatte vielleicht Recht, ohne Befehl, ſie ihm abzuſchlagen, aber ein Poſtbediente behandelte den abgeſetzten König auf eine höchſt unwürdige Weiſe, und ich ſah nun dieſen geſalbten Herrſcher, den Sproſſen einer der merkwürdigſten Dynaſtien Europas, einen Abkömmling Guſtav Waſas und des in

Deutſchland ewig unvergeßlichen Guſtav Adolphs, den Mißhandlungen einer niedern und gemeinen Geſinnung preisgegeben. Es gibt Verhältniſſe, die den innerſten Nerv der geſchichtlichen Entwickelung des Menſchengeſchlechts treffen, die mit dem geheimen göttlichen Faden, der die dunkeln Begebenheiten der Jahrhunderte leitet, in unmittelbarer Verbindung ſtehen; wo ſich eine ſolche Erſchütterung zeigt, da fühlt ein Jeder, der eine Ahnung von der göttlichen Tiefe der Geſchichte in ſich trägt, ein inneres Erbeben, wie wenn ein entblößter Nerv, unmittelbar berührt, die ganze Organiſation und ihr Leben bedroht. Der König, — er hatte in meinen Augen nicht aufgehört, einer zu ſein, — antwortete nicht, er wandte ſich entrüſtet von dem niedrigen Geſellen ab, und obgleich ich, wenn ich die unglückliche Geſchichte ſeines Lebens, die mir nur zu bekannt war, erwog, mehr Mitleid als Achtung für ihn empfand, ſo erſchien mir doch ſeine Geſtalt und ſein Zorn jetzt wahrhaft königlich; er ſchritt mir wie ein verhängnißvolles geſchichtliches Geſpenſt vorüber und ich erwartete ſeine Stimme wie die von Hamlets Geiſt zu vernehmen, tief verborgenes Unheil verkündend. Ich ging eben mit dem jetzigen Obriſten

v. Gerlach, damals einer der jüngern Adjutanten des General Blücher; er ſtellte ſich zuerſt, wir andern machten mit ihm der vorbeiſchreitenden Geſtalt die Front und er nahm in der That dieſe Ehrenbezeigung als eine ihm gewöhnliche und zukommende an, und begrüßte uns mit königlichem Anſtande.

Blücher hatte ſein Quartier in dem damals anſehnlichen Gaſthofe, Stadt Gotha, mir aus meiner frühern Jugend wohlbekannt. Als ich das erſte Mal zur Tafel kam, fehlte bei dieſer Blücher ſelbſt und einige der höhern Offiziere. Die Freimaurer in Altenburg hatten ſeinetwegen eine Feſtlichkeit veranſtaltet. Blücher war Meiſter vom Stuhl und war mit Neigung Freimaurer; ſeine natürliche Beredſamkeit, die bei ſeiner Lage hier allein Gelegenheit fand, ſich zu äußern, war es wohl vorzüglich, die ihn hinzog. Auch habe ich ſpäter von Freimaurern gehört, daß er in den Logen ſeine Beredſamkeit erworben habe. Die Tafel im Gaſthofe war noch nicht aufgehoben, als er erſchien. Alles in der Umgebung des Generals bewies, daß der Krieg wohl jetzt auf eine entſchiedene Weiſe anfangen ſollte, daß eine große Schlacht bevorſtand. Nachrichten von dem Feinde, der in bedeutenden Maſſen von verſchiedenen Gegenden heranzog, wurden immer lauter; geheime Berathungen fanden ſtatt, und mich durchdrang die Empfindung, wie ich jetzt aus einer engen, für mich ängſtlichen Lage heraustretend, in den bedeutenden Mittelpunkt der großen geſchichtlichen Bewegung verſetzt war. Aber von der Art meiner zukünftigen Thätigkeit hatte ich gar keinen Begriff; ich erſchien mir mehr als ein bürgerlicher Zuſchauer, dem es durch eine beſondere Begünſtigung erlaubt war, in die Mitte der Ereigniſſe zu treten, denn als Krieger; um ſo mehr, als ich in den wenigen Tagen bürgerliche Einladungen nicht abzuſchlagen vermochte.

Ich ſollte von jetzt an den ganzen Krieg hindurch in Blücher's Nähe ſein und bleiben. Gewiß, es gibt nicht leicht etwas Schwierigeres, als ein richtiges Urtheil über dieſen ſeltſamen Mann, der ſo unvergeßlich bleiben wird, wie der Krieg ſelbſt, der doch auf eine ausgezeichnete Weiſe durch ſeinen Namen bezeichnet wird. Er iſt ſo oft genannt, ſo vielfältig und von allen Seiten geſchildert, daß man jederzeit in Gefahr geräth, wenn man ihn in ſeiner Perſönlichkeit darſtellen will, Aeußerungen vorzubringen, die zu Trivialitäten geworden ſind; und ſein Leben, wie es von unſerm berühmten Biographen Varnhagen v. Enſe beſchrieben wurde, iſt von aller Welt geleſen und verdient es. Blücher war in jeder Rückſicht eine incorrecte Erſcheinung, und es war eben dieſe Incorrectheit, die ſeine Größe bildete. Er ſtellte das völlig Incommenſurable des wunderbaren Krieges dar, und eben daher iſt es bei einer oberflächlichen Betrachtung ſeinen einſeitigen Lobrednern eben ſo leicht, durch ihn alle die übrigen ausgezeichneten Helden des Krieges in Schatten zu ſtellen, wie ſeinen Gegnern, ihn als ein leeres Phantom zu betrachten. Der ſtrenge Sittenrichter wird Manches an ihm zu tadeln finden und dennoch bildete eben er den intenſiven moraliſchen Mittelpunkt des ganzen Krieges. Man kann ihn, dem kühnen Napoleon gegenüber, der eine neue Kriegsführung bildete, nicht einen großen beſonnenen Feldherrn nennen, und dennoch hat er als ein ſolcher und mit Recht einen unſterblichen Ruhm erworben. In ſeiner Rede ließ er ſich unbefangen gehen, und man glaubte den rohen ungebildeten Huſaren-Offizier zu hören: und dennoch brach eben ſeine Rede, die Sprache auf eine wunderbare Weiſe beherrſchend, in bedeutenden Augenblicken ſo gewaltſam hervor, wie die keines Feldherrn der neuern Zeit. Er war eben der Mann des Augenblicks, des gegenwärtigen Moments, aber, als ſolcher, von grundloſer Tiefe. Die Art, wie ihn der Moment ergriff, war ſchnell und ſtark, und ſo konnte er faſt bis zur Verzweifelung gebracht, in kurzen Momenten Alles als verloren betrachten, aber dieſe Verzweifelung war ein kurz vorübergehender, ſchnell verſchwindender Zuſtand, dazu da, dem feſten Entſchluſſe ſeines Lebens eine größere Energie mitzutheilen. Dieſer Entſchluß war aber Napoleons Vernichtung; der entſchiedene Haß gegen dieſen Tyrannen war mit der zum Inſtinkt gewordenen Ueberzeugung, er ſei zu ſeiner Vernichtung berufen, auf's engſte verſchmolzen, und ſo handelte er mit der Sicherheit des Inſtinkts. Eben daher bildete er den reinſten Gegenſatz gegen Napoleon. Wenn dieſer jede Phaſe der Revolution berechnend benutzte und von früher Jugend an die Umgebung und die nächſten Verhältniſſe erſt im engen, dann in immer weitern und weitern Kreiſen zu beherrſchen verſtand, wie er der wilden, nach allen Richtungen ſich ergießenden Ueberſchwemmung der heranſchwellenden Revolution die beſtimmte Richtung eines mächtigen Stromes zu geben wußte, die alle Spuren freier und eigenthümlicher Nationalität aus der Geſchichte zu vernichten drohte: ſo trat Blücher nicht als ein Mann der ehrgeizigen Reflection, vielmehr als eine mächtige Natur, mit jugendlicher Begeiſterung in ſeinem ſiebenzigſten Jahre hervor. Er ſchien dazu berufen, in dem mächtigen Epos einer großen Zeit den dichteriſchen Umſchwung zu bezeichnen, der beſtimmt war, die Nichtigkeit der mächtigſten Ueberlegung und Reflection, welche die Geſchichte ſah, zu verkündigen.

Aber wie ſchief würde man die Zeit auffaſſen, wie unrichtig ſie beurtheilen, wenn man den Kampf und ſeine glänzenden Reſultate als das Produkt einer wilden Begeiſterung darſtellen wollte. Blücher iſt durchaus nicht als ein Einzelner zu verſtehen. Er ward beherrſcht, und doch war es ſeine wirkliche, eigenthümliche Größe, daß er durch ſeine mächtige Perſönlichkeit die Momente einer lang erwogenen, durch die bedeutendſten Männer und durch die Gunſt geſchichtlicher Ereigniſſe reifgewordenen That bis zu einer Begeiſterung zu ſteigern wußte, die ſich dem ganzen Heere mittheilte. Napoleon war eine Geſtalt des Entſetzens, beſonders für die Großen und Mächtigen geworden.

Als die Revolution auf ihrem Gipfel war, und zwar bei einem Volke, dem die höheren Stände ſich geiſtig untergeordnet hatten, glaubten ſie, — und nicht mit Unrecht, — die Axt, über die halbverweſte Wurzel eines verfallenen Daſeins geſchwungen, zu erblicken. So lange die Revolution ſich in ſich ſelbſt zu vernichten ſchien, lebte noch eine trübe Hoffnung, die ſich nicht auf das Bewußtſein der eigenen Kraft, vielmehr auf die wachſende Ohnmacht des Feindes gründete. Aber dieſe Hoffnung verſchwand, als die Revolution ſelber eine Geſtalt gewann, die als ein mahnender, verhängnißvoller Geiſt dem ganzen verfallenen Daſein mit Vernichtung drohete. Eine abergläubiſche Furcht hatte ſich aller derer bemeiſtert, die franzöſiſch gebildet, durch die Franzoſen entwaffnet und gefeſſelt, ihr ganzes Daſein von der Gnade des Mannes erwarteten, der ſie ſo innerlich wie äußerlich beherrſchte. Daß in dem ſeit Jahrhunderten getäuſchten, verführten und gedrückten Volke noch ein ſelbſtändiges Deutſchland lebe, glaubten dieſe Männer nicht. Seit mehreren Generationen galt es ihnen als das Vornehmſte und Geiſtreichſte, mißlungene und ungeſchickte Nachahmer eines fremden Volkes zu ſein. Wer im deutſchen

Sinne lebte, handelte, ſprach, der erſchien, wie damals der gläubige Chriſt, als ein abergläubiſcher, beſchränkter, der in der herrſchenden Geſellſchaft nicht zu dulden war. Dieſe, Deutſchland verleugnende Geſinnung, dieſe innere, mit dem Feinde verbundene Knechtſchaft, die ſeit langen Zeiten und in den verſchiedenſten Richtungen genährt war, konnte nicht ſo ſchnell verſchwinden. Die durch ſie ſchon Unterworfenen drängten ſich um die Könige, ſie konnten den Glauben nicht faſſen, daß der Geiſt, der nicht bloß mit äußeren Waffen körperlich ſtritt, ſondern innerlich alle Seelen beherrſchte, jemals ſterben könne. Selbſt als er dem großen göttlichen Gerichte in Rußland unterlag, glaubten ſie ihn noch mächtig. Und während des ganzen Krieges, ſelbſt als die ſiegreichen Heere ſich Paris näherten, ſuchten dieſe Knechte, in abergläubiſcher Furcht befangen, einen Einfluß auf die Entſchlüſſe der Fürſten zu gewinnen. Jener Geiſt war ihnen unſterblich und der Verſuch, ſeine Herrſchaft zu vernichten, ſchien ihnen ein Frevel der ſich furchtbar rächen würde. Dieſen Knechten gegenüber erwachte Deutſchland; nach außen ohnmächtig und gedrückt, war es ſich ſelber treuer als ſeit Jahrhunderten. Und was in ſo vielen Gemüthern, ihnen ſelbſt ein Geheimniß, ſchlummerte, geſtaltete ſich zum klaren Bewußtſein, zum engen, beſonnenen Bündniß durch die großartigen Perſönlichkeiten, die aus einer ſolchen mächtig keimenden Zeit ſich entwickelten. Ich habe dieſes Bündniß, wie es mir aus der Ferne entgegentrat und wie es durch die Correſpondenz in den Lebensbildern aus dem Befreiungskriege öffentlich geworden iſt, früher erwähnt, und man irrt ſich, wenn man glaubt, daß ſeine verborgene Thätigkeit aufhörte oder überflüßig geworden wäre durch Preußens Bündniß mit Rußland oder durch die Kriegserklärung gegen Frankreich. Der Einfluß des dunklen Aberglaubens der höhern Stände verzögerte, wie man weiß, die Verbündung mit Oeſterreich, ja machte ſie bis auf den letzten Augenblick zweifelhaft. Das erwarteten die edeln verbündeten deutſchen Männer und waren darauf gefaßt, dieſem geheimen Feinde im eigenen Heere auf eine entſchiedene Weiſe entgegen zu treten.

Blücher war ſeit ſeinem kühnen Kampfe in Lübeck, während ſo viele Befehlshaber, von einem dunkeln paniſchen Schrecken ergriffen, flohen, als er tapfer kämpfend unterlag, durch ſeine wunderbar mächtige Perſönlichkeit der Mann des Volks. Eine unerklärbare, unbeſtimmte, aber tiefe Hoffnung knüpfte ſich an ſeinen Namen. Dieſe wußten die Verbündeten zu nähren; die beſonnenſte Ueberlegung erkannte die edle Flamme der Begeiſterung als ein Element, welches, wenn es fehlte, alle Künſte der Diplomatik und Politik, alle kriegeriſche Virtuoſität nutzlos machen würde: aber eben ſo nutzlos wäre eine grenzenloſe, ungeordnete Begeiſterung. Die nothwendige Zucht, die innerlich lebendig artikulirte Organiſation ſetzte ſich ſelbſt voraus, ſie mußte ſchon da ſein, wenn ſie thätig ſein ſollte, ſie konnte aus einer zerſtreuten Begeiſterung nicht erzeugt werden. Dieſe artikulirende Zucht aber gehörte dem bis dahin nur zu ſehr verſchmähten preußiſchen Heere an; der gekränkte Krieger fühlte doppelt die Schmach des Landes, und der Gebildetere und Tüchtige war mehr als jeder andere Bürger befähigt, ſich an die Spitze zu ſtellen; ſo entwickelte ſich ein Heer, deſſen Elementarorgane, ſchon ſeit länger als einem Jahrhundert gebildet durch den Ruf früherer Thaten, welche die Stärke ſeiner Kindheit und Jugend verkündigten, zwar bis zum Tode erkranken, aber nicht ſterben konnten, und wieder aufgelebt, durch die großen Gefahren des Landes, durch die Hoffnung einer Befreiung, gereinigt durch die gefährliche Krankheit, dem in ſich erſtarkten Volke einen feſten elaſtiſchen Boden für die erwachte Begeiſterung geben konnten. Alles, was in ſolchen Momenten in der Geſchichte ſich Großes erzeugen ſoll, muß ſich in einer mächtigen Perſönlichkeit zuerſt geſtalten. Dieſe iſt, wenn man will, als vereinzeltes nichts, und dennoch würde es ſehr unrecht ſein, wenn man einer ſolchen Perſönlichkeit, weil ſie nicht allein gedacht werden kann, die innere eigene Größe abſprechen wollte. Blücher war ein ſolcher Mann, ein Greis, in welchem die alten Erinnerungen des preußiſchen Heeres ebenſowohl als die flammende Begeiſterung der Gegenwart lebten. Mitten in den dunkeln Augenblicken, welche die Schmach auf das Heer und das tiefſte Elend auf das Volk warf, glänzte er nicht durch die Kunſt des Krieges, wohl aber durch den rückſichtsloſen Muth, der durch das erworbene militairiſche Geſchick unterſtützt, einen flammenden Haß erzeugte. Als Alles geſtürzt ſchien, war er die noch nicht niedergeworfene, noch wehende Fahne des Heeres: er wußte, daß er getragen werden müßte, um völlig zu ſein, was er allein ſein konnte, und trat jetzt als die dichteriſche Geſtalt der bedeutendſten Zeit hervor, einem Märchen ähnlich, an deſſen Möglichkeit die nächſte Vergangenheit nicht hätte glauben können. Die Armee, die ſich um ihn verſammelte, ſo wie die höchſt bedeutenden Männer, die ganz in ſeinem Sinne thätig waren, hoben ihn zwar, aber wie der Kopf des entſchloſſenen Mannes nach langer Krankheit ſich hebt; das geheime Bündniß, welches nah und fern durch Staatsmänner und Krieger ſich gebildet hatte, geſtaltete ſich in dieſer Vereinigung als eine perſönliche Macht, die der im Verborgenen ſchleichenden, den Feind ſtärkenden Intrigue, Trotz bieten konnte. Es war die Geſammtmacht des Volks, wie ſie unaufhaltſam die Vernichtung des Feindes forderte und von keiner Uebereinkunft irgend einer Art etwas wiſſen wollte. Ein jeder Vorſchlag, der den Napoleon irgend als eine Macht ſtehen laſſen wollte, äußerte ſich immer leiſer, furchtſamer, und wo er laut ward, — er wagte ſich ſelbſt in den ſpäteren glänzenden Momenten des Krieges, wenn irgend eine vorübergehende Wolke den hellen Tag der Siege trübte, obgleich immer ſcheuer hervor — wurde er von den Momenten der vernichtenden Begeiſterung überrannt; das war das „Vorwärts,“ welches, als die vollendete

Geſtalt in den langjährigen Zeiten des Drucks, in ſich lebendig, ſtark durch politiſche Weisheit und kriegeriſche Kunſt, mächtig hervortrat, und Deutſchlands edelſter ſelbſtändiger Geiſt war ihre Seele.

Das geſchlagene franzöſiſche Heer mußte ſich durch ein innerlich in Haß entflammtes Land, in getrennten Truppenabtheilungen, auf ſeine concentrirten Hülfsmittel im eigenen Lande beſchränken. Man kann dem Feinde den Ruhm nicht abſprechen, daß er unter dieſen Verhältniſſen und nach einem Unglück, welches fähig wär, das muthigſte Heer zu betäuben, ſich mit Entſchloſſenheit, Muth und bewunderungswürdiger Geſchicklichkeit benahm. So entſtand ein vorläufiger Krieg, der, wenn man die Größe des Kampfes, der den ganzen Continent in zwei unermeßlich ſtreitende Heere theilte, betrachtet, doch nur ein Vorpoſtenkrieg genannt werden konnte. Die deutſche Legion, verbunden mit den raſch vordringenden ruſſiſchen Truppencorps, benutzte die ungünſtige Lage der ſich zurückziehenden franzöſiſchen Truppen; Vortheile, die für die vorübergehende Gegenwart bedeutend waren, wurden errungen, und Dörenberg's kühne Ueberrumpelung von Lüneburg, wie Tettenborn's Beſetzung der franzöſiſchen guten Stadt Hamburg bildeten Momente, die für die Belebung der Geſinnung in ganz Deutſchland, faſt der erſten großen in Königsberg durch den Grafen York ähnlich, höchſt wichtig wurden. In ſofern waren dieſe erſten Gefechte von großer und entſchiedener Bedeutung; aber wie wenig ſich die errungenen Vortheile behaupten ließen, war leicht einzuſehen, und wie theuer die beiden Städte und vorzüglich Hamburg die ſchnell vorübergehenden glücklichen Momente erkaufen mußten, iſt allgemein bekannt; denn während der Zeit ſammelten ſich die eigentlichen, mächtigen Maſſen, die den großen Kampf entſcheiden ſollten. Frankreich fühlte, daß es einen Angriff abzuweiſen hatte, der ſein ganzes Daſein bedrohte, und es galt zugleich, was in dieſem Lande auf einen Jeden wie ein Zauber wirkt, der Gloire der großen Nation. Noch war ihnen Napoleon der durch langjährige Siege unüberwindliche, den Continent beherrſchende; die gegen ihn jetzt ſich waffnenden Völker, beſonders die Deutſchen, Rebellen, die man züchtigen müſſe. Der Franzoſe ſah ſich durch die Natur, die ſich mit dem Feinde verbündet hatte, für den Augenblick beſiegt. Wo dieſes Bündniß aufhörte, erblickte er nur die ſchwachen Heere, die ſeit langen Jahren gewohnt waren, ſich für überwunden zu erklären, wenn er, der unüberwindliche Sieger, ſich ihnen gegenüber ſtellte. Das mächtige, durch erſtaunliche Siege in ſich gehobene Volk bewohnte ein in ſich abgeſchloſſenes Land. Alle Hülfsmittel deſſelben lagen nahe und eine bewundernswürdig kurze Zeit erhob es in Maſſe. Noch wirkte der Zauber von Napoleons Namen über mächtige Länder. Holland, Belgien, Italien, das ſüdliche Deutſchland gehorchten ihm unbedingt. Nur das Königreich Weſtphalen, obgleich äußerlich in ſeiner Gewalt, war innerlich unſer; aber der öſterreichiſche kaiſerliche Hof, wenn auch ſchwankend, hatte dem Bündniſſe mit Frankreich noch nicht entſagt. Manches Ungünſtige, bis dahin weniger Bemerkbare, ſchien ſich bei den verbündeten ruſſiſchen und preußiſchen Heeren den Vortheilen des Feindes gegenüber zu zeigen. Zwar hatte ſich ein mächtiges, durch tiefe nationale Geſinnung ſtarkes Heer in Preußen mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit gebildet, aber dieſe Bildung war doch noch nicht vollendet, und aus dem grenzenloſen ruſſiſchen Reiche, welches den Sieg mit grauenhaften Verluſten errungen hatte, konnten nur langſam die nothwendigen Hülfstruppen geſammelt und der lange Weg zurückgelegt werden. So war die Lage, als der große Kampf anfing; die neuen, aus Frankreich herausrückenden Heere nahmen die vereinzelt zerſtreuten Corps auf, und rückten in Verbindung vor. Ein Armeecorps unter dem ruſſiſchen General Wittgenſtein (unter ihm commandirte General Blücher) ſollte dem concentrirten franzöſiſchen Heere entgegentreten.

In dieſer bedeutenden Zeit war ich, aus meiner ungünſtigen Lage heraustretend, in Blüchers Nähe. Man wird billiger Weiſe in einer Selbſtbiographie nur erwarten, was ich erlebte, ſowohl innerlich als äußerlich. Aber dieſes iſt durch den Kreis der Ereigniſſe bedingt, die in mir zum klaren Bewußtſein heranreiften. Dieſes überſah nun wohl die allgemeinen Verhältniſſe, wie ich ſie hier überſichtlich dargeſtellt habe; es lebte aber ſelbſt mehr in dem Gegenſtande, für welchen wir kämpften, als in dem Detail des Krieges, in den militairiſchen Operationen, die als vermittelnde Glieder die kriegeriſche That der Gegenwart mit der nationalen Geſinnung verbanden. Ich war in dieſer Rückſicht in der That beſchränkt. Benennungen der Regimenter, Uniformen, Standquartiere und dergleichen konnte ich nur mit Mühe, Einiges gar nicht im Gedächtniß behalten. Dieſes war nun ganz beſonders der Fall, als ich aus der engen Lage eines Seconde-Lieutenants, der durch ſein Ungeſchick gequält war, in dem bis dahin wichtigſten Augenblicke in den Mittelpunkt der kriegeriſchen Thätigkeit verſetzt wurde. So freundlich ich auch aufgenommen wurde, ſo fand doch keiner ſich berufen, einen völlig Unkundigen über die Verhältniſſe zu orientiren, während er ſelbſt in der größten Spannung von den Angelegenheiten einer verhängnißvollen Gegenwart in Anſpruch genommen wurde. Ich beſitze leider nicht die Fähigkeit des verſtorbenen Profeſſor Krug in Leipzig. Dieſer rückte 1815 mit den ſächſiſchen Bannern ins Feld. An den eigentlichen Kriegsthaten war es ihm nicht vergönnt, Theil zu nehmen. Nach einigen Monaten konnte er in Ruhe ſein gewohntes, gelehrtes Geſchäft wieder anfangen. Er hat aber die kurze Zeit des Kriegsdienſtes beſſer als ich zu benutzen gewußt. Ein militairiſches

Werk erſchien, von ihm ausgearbeitet: die Kriegswiſſenſchaft, ſorgfältig in mehrere griechiſch benannte Unterdoctrinen eingetheilt. Ob dieſe Schrift einigen Einfluß auf die Ausbildung der Kriegskunſt ausgeübt hat, iſt mir unbekannt geblieben. Ich muß leider bekennen, daß ich nach Verlauf von fünfzehn im Heere verlebten Monaten, als ein völlig Unkundiger nach Breslau zurückkehrte.

Indem ich nun auf jede militairiſche Darſtellung verzichte, könnte ich das jetzt Folgende vielleicht eben ſo gut und paſſender „Begebenheiten auf meiner Reiſe nach Paris im Jahre 1813 und 1814“ nennen.

Ueberhaupt findet eine echt geſchichtliche Darſtellung der Kriege neuerer Zeit viele Schwierigkeiten. Seit die Art Kriege zu führen eine Wiſſenſchaft geworden, ſieht die Erzählung derſelben der Expoſition eines beſtimmten Syſtems nur zu ähnlich, und wie die Kämpfe ſelbſt, welche oſtenſible Gründe auch angegeben werden, doch im Hintergrunde Principien-Kriege ſind, die nur dann ein höheres und lebendiges Intereſſe erhalten, wenn die Völker, wie im Befreiungskriege, für ihr Daſein kämpfen: ſo zerfallen auch die Darſtellungen entweder in dürre Erzählungen der

Märſche, des Vorrückens und Zurückgehens der Heere, der Menge der erbeuteten Waffen, der meiſt völlig unzuverläßigen Zahl der Gefangenen, Getödteten und Verwundeten; oder in eine ſogenannte wiſſenſchaftliche Expoſition, die das wahrhaft Eigenthümliche und Lebendige vernichtet und höchſtens ein allgemeines Intereſſe gewinnt, wenn die Zufälle erwähnt werden, die den reflectirten Entwurf hemmten oder förderten. Das rein Menſchliche erſcheint als ein Störendes, welches, wo es nicht völlig vermieden werden kann, nur faſt unwillig geduldet wird. Der eigenthümliche Menſch, weil er etwas Unergründliches und in großen Momenten Geheimnißvolles in ſich enthält, wird verſchmähet, weil er ſelbſt etwas Dichteriſches offenbart, was nicht geduldet werden darf. Selbſt das zufällig Günſtige, welches, wäre es unbefangen, als ein bedeutendes Element des Verhängniſſes anerkannt, einen wahrhaft großartigen Charakter annehmen würde, tritt nicht ſelten hervor, als wäre es bloßes Reſultat eines Entwurfs geweſen, der jedoch öfters erſt nach dem errungenen Siege entſtanden iſt. In den Darſtellungen des Herodot und Thucydides durchdringen ſich dieſe Elemente völlig. Es ſind Menſchen, die für die größten Momente des Daſeins kämpfen, und man verliert, lieſt man ihre geſchichtliche Darſtellung, dieſes nie aus den Augen. Ich habe daher beſchloſſen, was ich auf meinem beſchränkten Standpunkte erlebte, und wie ich es erlebte, einfach zu erzählen. Wie ich glaube, erhält das Perſönliche, eben weil es ſo ganz verdrängt iſt aus dem allgemein Abſtracteren der geſchichtlichen Darſtellung unſerer Tage, ein eigenthümliches Intereſſe. Zwar muß ich geſtehen, daß Meiſterwerke in der neuern Zeit erſchienen, die im großartigen Sinne geſchrieben ſind; doch machen auch dieſe die einfache Erzählung eines Gelehrten, der, ſchon im vorgerückten Alter, am Kriege Theil nahm, was er erlebte, keineswegs überflüßig.

Blücher hatte Altenburg verlaſſen, allgemein erwarteten wir nun bald eine große Schlacht. Ich ſaß Abends den 1. Mai erwartungsvoll und allein in einem Bauerſtübchen; obgleich die bevorſtehende Schlacht mich tief bewegte, war ich doch keineswegs heiter geſtimmt, und muß leider bekennen, daß das, was mich beunruhigte, etwas rein Perſönliches war.

Ich war aus der früheren engen Lage herausgeriſſen, in eine, wie es ſchien, freiere verſetzt, aber meine jetzige Stellung war mir ſelber völlig unbekannt. Auch Scharnhorſt hatte keine Zeit gefunden, ſie zu beſtimmen, und nach meinem erſten Geſpräche mit ihm, fand ich keinen Augenblick Gelegenheit, mich mit ihm zu berathen. Bis dahin in meinem ganzen Leben war ich Herr meiner Beſchäftigung und zwar deſto entſchiedener, je mehr der Gegenſtand derſelben mich beherrſchte. Jetzt ſollte ich einem fremden Gedanken mich unterwerfen, ſollte ihm dienen; ich kannte ihn nicht; wie er mich in Thätigkeit ſetzen würde, wußte ich nicht; und ob ich nicht, in Bewegung geſetzt, mehr ein Hemmendes als Förderndes, wenigſtens völlig Gleichgültiges ſein würde, eben ſo wenig. Ein bedeutendes Moment im Leben ſetzt uns erſt dann auf eine heitere Weiſe, ſelbſt wenn es zweifelhaft iſt, in Bewegung, wenn unſere Thätigkeit in ihrer Verbindung mit dem Ganzen uns klar bleibt. Ich war plötzlich und zwar in einem Augenblicke, der für die Sache, die mich bewaffnete, der entſcheidendſte und wichtigſte war, wo Alles um mich herum auf beſtimmte Weiſe ſich rührte und regte, in die ſchmerzhafteſte Unbeſtimmtheit verloren; ich war von Allen um mich herum verlaſſen, keiner ſprach mit mir, denn keiner hatte mir etwas zu ſagen. Es liegt etwas furchtbar Demüthigendes in einem ſolchen Zuſtande, und je erwartungsvoller ich dem entſchiedenen Kampfe entgegenſah, den ich ſeit ſo vielen Jahren herbeigewünſcht hatte, für welchen ich lebte, deſto greller trat es hervor. Unruhig ſchritt ich in der kleinen Stube auf und nieder, als ein galoppirendes Pferd vor meinem Quartiere ſtill ſtand. Eilig ſtürzte der Reiter die Treppe herauf und überreichte mir einen eigenhändigen Brief von Scharnhorſt. Ich erwartete eine Ordre. Iſt es ihm, dachte ich, gelungen, für dich ein beſtimmtes Geſchäft für den wichtigen Tag zu finden? Zwiſchen Hoffnung und Furcht entſiegelte ich das Schreiben.

„Lieber Steffens, ſchrieb er, ich muß leider mir das Pferd zurück erbitten, welches ich Ihnen überließ; ich bedaure es, daß Sie dadurch außer Stand geſetzt werden, der Schlacht beizuwohnen. Es iſt das Pferd, welches ich in wichtigen Augenblicken zu reiten pflege; und Sie müſſen nun freilich im Rücken der Armee den hoffentlich glücklichen Erfolg der Schlacht ruhig abwarten.“ Ich übergab das Pferd, und meine Lage war nun troſtloſer als je. Das ſah ich ein, daß, ſo wie ich hervorgetreten war, ich auf dem Schlachtfelde erſcheinen mußte. Ich fand mich von dieſem entfernt, auf immer beſchimpft, ja unfähig, im Verlaufe des Krieges auf irgend eine Weiſe thätig zu ſein. Ich hatte den Namen des Dorfes gehört, in welchem das Garde-Jäger-Bataillon einquartiert war, ich hatte faſt eine Meile zurückzulegen, um es zu erreichen; es verging lange Zeit, ehe ich einen Führer fand, der Morgen näherte ſich faſt, als ich hinkam. Der Bataillonschef ſchlief, aber ich verlangte, daß man ihn ermuntere. Ich ſtellte ihm meine Lage vor, und beſchwor ihn, mich in den Stand zu ſetzen, im Dorfe ein Pferd requiriren zu können. Ich ward zu einem Bauer geführt, der zuerſt heftig gegen die Requiſition ſich ſträubte. Zuletzt holte er gezwungen ein Pferd herbei, und übergab es mir. Es war ein heller Fuchs, ein altes, völlig abgemagertes Ackerpferd; die Hüftknochen traten wie ſteil abfallende Felſenwände in die Höhe, die Rippen konnte man zählen. Ich ſchwang mich in einen elenden, wahrſcheinlich von dem Bauer kaſſirten, Sattel, auf die hohlgebogenen Rückenwirbel des Thieres; es koſtete Mühe, die ſteifen Beine in Bewegung zu ſetzen; hartnäckig, wie es war, hatte es ſeit langer Zeit alles Gefühl für Zaum und Gebiß verloren. Lächerlicher und ſeltſamer erſchien wohl nie ein preußiſcher Reiter. Der Mantelſack, welchen der Führer bis jetzt trug, ward hinter mir mit Stricken feſtgebunden, und ich ſuchte lange vergebens, das ungelenke Thier zum Traben zu bewegen. Wo ich das Schlachtfeld aufſuchen ſollte, wußte ich nicht. Der Tag fing an zu dämmern, ich glaubte in weiter Ferne Truppen zu ſehen; unkundig, wie ich war, wußte ich nicht, ob es Feinde oder unſere Truppen wären, aber ich ritt gerade auf ſie zu und erreichte ein großes Feld, welches ſich allmälig erhob. Hier entdeckte ich preußiſche Infanterie, die eine lange Fronte bildete. Wie es zuging, weiß ich durchaus nicht, aber plötzlich ſtand mein Pferd vor der Fronte und drohte dieſe in ihrem Fortſchreiten zu hemmen. Ein anſehnlicher Offizier, dem der ſeltſam berittene Mann wohl wunderbar auffallen mußte, trat drohend auf mich zu, und rief mir entgegen: „was Teufel haben Sie hier zu thun?“ Man hatte mir in Altenburg den General York gezeigt, und voll Schrecken erkannte ich ihn; nur dunkel erinnere ich mich, wie ich in der höchſten Verzweifelung einige

Secunden lang vergebens verſuchte, das Thier von der Fronte zu entfernen. Nur dumpf klang das Schelten des Generals mir in die Ohren; wie ich fortkam, weiß ich nicht. Als ich ſpäter dieſem großen Helden des Krieges näher trat, erzählte ich ihm, in welcher Lage und unter welchen Verhältniſſen ich ihn zuerſt kennen lernte, und es ergötzte ihn ſehr. Nach langem Herumreiten und Nachfragen, fand ich Scharnhorſt. Halten Sie ſich an mich, ſagte dieſer, und Lieutenant Greulich, einer ſeiner Adjutanten, hatte die Güte, mir das Pferd einer ſeiner Packknechte zu überlaſſen. Es ging gegen Mittag; die Schlacht fing an, ich aber hatte durchaus keinen Begriff von der Stellung unſerer und der feindlichen Truppen. Der Kanonendonner ließ ſich allenthalben hören, aber den Feind, wahrſcheinlich hinter dem Dorfe Groß-Görſchen aufgeſtellt, konnte ich nirgends entdecken.

Ich ritt neben Gneiſenau unter den, Blücher umgebenden Offizieren. Der Feind ſtand vor den Häuſern des Dorfes, eine Cavallerieattaque von unſerer Seite fand ſtatt und ich war auf einmal mitten im Kugelregen. Dem Prinzen Wilhelm ward ſein Pferd unter dem Leibe todtgeſchoſſen. Die Attaque ward zurückgeſchlagen. Wie ich in die Attaque hinein- und wieder herauskam, wußte ich nicht; zweierlei iſt mir aber im Gedächtnniß geblieben; das Eine war der Eindruck, den das Kartätſchenfeuer des Feindes auf mich machte. Es war mir, als kämen die Kugeln von allen Seiten in dichten Maſſen, als müßten wir alle getroffen ſein, als wäre ich in ſtarkem Regen gegangen, ohne naß zu werden. Ich kann indeſſen nicht ſagen, daß ich mich von Furcht überwältigt fand; das Ganze ſchien mir mehr ſeltſam, abſonderlich, als ſchrecklich. Das Zweite, was mir auffiel, war der damals 30jährige Prinz Wilhelm. Der ſchöne junge Mann, der gewandte Reiter auf einem ſchönen Pferde, der, mit dem angeſtammten Muthe des königlichen Hauſes, mild lächelnd und ruhig um ſich blickend, im Kugelregen ritt, iſt mir als eine höchſt angenehme Erſcheinung unvergeßlich geblieben. Gneiſenau war wie in ſeinem Element; faſt fröhlich. Nach der Attaque erhielt ich von ihm einen Auftrag an General Wittgenſtein; ich erinnere mich deſſelben nicht mehr, und jetzt fing nun die dunkle Seite dieſes Tages für mich an. Ich ritt fort, ich ſah um mich, die Schlacht bei Groß-Görſchen zeichnete ſich durch die heftige Kanonade des Feindes aus. Ich wußte nicht, wo ich Wittgenſtein finden ſollte. Alles um mich herum ſchien mir verwirrt und wie mit einem Schleier bedeckt. Ich fühlte ein dunkles Erbeben, eine wunderbare Undulation, die drohend aus dem Innerſten entſprang und immer bemerkbarer ward; ich war offenbar von dem Kanonenfieber befallen. Ich fand indeſſen Wittgenſtein, richtete meinen Auftrag aus, und traf, als ich zurücktritt, das Detaſchament meiner eigenen Freiwilligen, die noch nicht an dem Kampfe Theil genommen, aber den Befehl zum Angriffe jeden Augenblick erwarteten. Ich erzählte mit der, unter ſolchen Umſtänden ſo natürlichen Lebendigkeit, was ich erlebt hatte; die jungen Männer hörten mit kampfluſtiger Neugierde zu. Es iſt bekannt, wie ſehr dieſes Detaſchement, wie ſehr die Freiwilligen überhaupt ſich durch Tapferkeit auszeichneten. Als ich nun Gneiſenau wiederfand, ſah ich Alle in großer Bewegung; Alle auf eine beſtimmte Weiſe beſchäftigt; ein Jeder war mit ſeiner Stellung bekannt, ein Jeder mit dem Geſchäfte, was ihm oblag, in beſtimmter Thätigkeit. Natürlich bekümmerte ſich Keiner um mich; da beſchlich mich das Gefühl meines Ungeſchicks und wie ich doch hier als ein völlig überflüßiger Zuſchauer erſcheinen müſſe. Ich vernahm, wie Scharnhorſt verwundet vom Schlachtfelde weggebracht worden war. Gneiſenau war mir verſchwunden, die Uebrigen waren mir fremd, und bald fand ich mich allein von den Kugeln des Feindes umſauſt.

Darf ich nach den Erfahrungen, die ich im Kriege machte, über die verſchiedenen Arten des Muthes urtheilen, ſo möchte ich dieſe wohl unterſcheiden. Ich war ohne zu wiſſen, was ich da zu thun hatte, ſogar gegen den Willen meines Befehlshabers, auf das Schlachtfeld gerathen; daß ich mich in eine mir ganz fremdartige Stellung hineingedrängt hatte, war ich mir nur zu deutlich bewußt. Ungeſchickt, ja als ein Ueberflüßiger mußte ich mir erſcheinen, und zu dieſem drückenden Gefühle kam nun die Furcht, mit der ich zu kämpfen hatte: dennoch war ich von dem Bewußtſein durchdrungen, daß ich den Gefahren mich nicht entziehen dürfe. Ich kann es mit Wahrheit verſichern, das Schlachtfeld zu verlaſſen, würde mir durchaus unmöglich geweſen ſein. So trieb ich mich allerdings, zu befangen, um meinen beſonnenen Blick auf das, was um mich her vorging zu werfen, ein Paar

Stunden auf dem Schlachtfelde herum; bald den Gefechten in und um das Dorf mich nähernd, bald erblickte ich preußiſche Cavallerie frei aufgeſtellt, den Kanonenkugeln ausgeſetzt; ich ſah, wie dieſe die Reihen lichteten, wie bald hier, bald da ein Reiter mehr auf eine abſchreckende Weiſe zerriſſen, als verwundet, hinſtürzte, wie die übrigen die Reihen wieder ſchloſſen und ruhig ihren Stand behielten. Spät am Nachmittage fand ich mich wieder mit Gneiſenau in der Nähe des Dorfes zuſammen. Er, der meine Befangenheit merken mochte, erſchien völlig heiter und unbefangen, obgleich die Reſultate der Schlacht bis dahin zweifelhaft waren. „Steffens, ſagte er, ſich an mich wendend, iſt das nicht eine ſchöne Kanonade? ſie wird zur Feier Ihres Geburtstages angeſtellt.“ Ich geſtehe, ich hatte gar nicht daran gedacht. Ein Jahr früher hatte Gneiſenau dieſen Tag in meiner Wohnung gefeiert, und daß dieſer große Mann, unter ſolchen Verhältniſſen, ſcherzend daran dachte, imponirte mir, ich geſtehe es, im höchſten Grade. Aber, in welcher günſtigen Stellung befand er ſich? Er bewegte ſich frei in dem echten Elemente ſeines Lebens. Was ihn hob und in lebendige Bewegung ſetzte, das mußte mich niederdrücken und quälen, der ich plötzlich, ohne irgend einen Uebergang, in eine mir ganz fremde Lage verſetzt war. Als es dunkel wurde, lagerte ich mit dem damaligen Hauptmann v. Schütz, der als General ſtarb und als militairiſcher Schriftſteller rühmlichſt bekannt iſt, an einem Bivouacfeuer. Ich hörte die Bewegung der Cavallerie, die den Feind zu überfallen beabſichtigte. Dieſer Angriff mißlang bekanntlich, die Reiter zogen ſich zurück, und indem wir das Schlachtfeld fortdauernd behaupteten, auch der Feind es geräumt hatte, ward unſer Rückzug nach Pegau beſchloßen. Ich ritt an der Seite des Herrn von Schütz in der dunkeln Nacht an einem etwas ſteilen Abhange, wo die zurückziehenden Truppen ruhig und in Ordnung marſchirten, während andere unter Bivouacfeuern, die die Bäume beleuchteten, ſich hinſtreckten. Der erſte Eindruck ſolcher Scenen, die mir ſpäter ſo gewöhnlich wurden, iſt mir unvergeßlich geblieben. Wir erreichten ſpät in der Dunkelheit der Nacht das mit Truppen überfüllte Städtchen, fanden dennoch ein erträgliches Stübchen und durch den kenntnißreichen Krieger, der lebhaften Antheil an der Schlacht genommen, erhielt ich nun eine Ueberſicht der Reſultate des Tages, die mir höchſt willkommen war; denn auf einmal war ich aus der Unklarheit und Dunkelheit herausgeriſſen; der Gegenſtand des Kampfes, wie er mein Leben beherrſcht hatte, ſchwebte mir vor, und ich hielt mich von der Ueberzeugung durchdrungen, daß eine zweite Schlacht von mir nicht, wie dieſe erſte, durchlebt werden würde.

Trotz unſeres Rückzuges, konnten wir den Erfolg des Tages einen günſtigen nennen, denn der Muth unſerer Truppen hatte ſich, Napoleon gegenüber, glänzend bewährt, und ein kühner kriegeriſcher Sinn durchdrang die ganze Armee. Ueber den Stand unſerer Angelegenheiten und über mich ſelbſt beruhigt, ſchlief ich ein.

Man erlaube mir einige pſychologiſche Bemerkungen über den Muth; ſie wurden durch die im Kriege erworbenen Erfahrungen hervorgerufen. — Wie würde, fragte ich mich, Johannes Huß, wenn er, wie ich, plötzlich, unvorbereitet, ohne zu wiſſen, was er zu thun hätte, und ohne thätig einzugreifen, ſich auf einem Schlachtfelde befunden hätte, ſich benehmen? iſt es wohl ausgemacht, daß ein thatenloſer Muth ihn mit Gleichgültigkeit während der Gefahr beherrſchen würde? Ich beſitze einen Freund, der mit großer Entſchloſſenheit Amt und Wohlſtand aufopferte, den höchſten Behörden trotzte, ſeiner unerſchütterlichen Ueberzeugung folgte; und doch iſt er der furchtſamſte Menſch, den ich kenne. Ein jedes entſchiedene Talent, welches beſtimmte Menſchen zu einer eigenthümlichen beſtimmten Thätigkeit auffordert, läßt ſich mit großer Sicherheit erkennen durch zwei entſcheidende, wie das Talent ſelbſt, urſprüngliche Functionen; wo ich dieſe finde, bin ich über das wirkliche Daſein des Talents nicht mehr im Zweifel. Dieſe zwei Functionen ſind: eigenthümliches Gedächtniß und eigenthümlicher Muth. Das productive Talent iſt urſprünglich heimiſch in einer Welt, die nur durch dieſes, nur mittelbar, den übrigen Menſchen aufgeſchloſſen wird. Daher lebt der Gegenſtand, der durch ihn geſchichtliche Bedeutung erhält, in ihm, als ihm zugehörig, und entwickelt ſich aus ihm, wie aus ſich ſelber; ſo das Zahlengedächtniß des Mathematikers, das Gedächtniß langer Compoſitionen des Muſikers. Es giebt ein Gedächtniß der Reflectionen, wie ein anderes der Anſchauung, aber eben dieſe Function, als eine urſprüngliche, iſt zu gleicher Zeit eine Erzeugerin des Muths, der innern bewußtloſen Zuverſicht, die nie fehlen kann, wo ein wahres Talent den Menſchen in Bewegung ſetzt. Es giebt aber auch, wie ein allgemeines Gedächtniß, ſo einen allgemeinen Muth. Man könnte ihn, wie wirklich die Sprache ihn im täglichen Gebrauch bezeichnet, Courage nennen; wer dieſe Art des Muths beſitzt, will keineswegs ſein Leben hingeben, er fühlt es vielmehr erſt in ſeiner ganzen Energie bei einem Spiel zwiſchen Leben und Tod. Wie der Spieler, wenn er ſein ganzes Vermögen auf eine Karte ſetzt, es doch offenbar nicht thut, um es zu verlieren, vielmehr, um den Beſitz, als ſolchen, in immer tieferer Bedeutung zu erringen. Der thätige umſichtige Handelsherr kann ſich entſchließen, eine große Unternehmung zu wagen, die mit entſchiedener Wahrſcheinlichkeit einen bedeutenden Gewinn verſpricht. Er iſt dem Spieler, wie es ſcheint, verwandt, aber dennoch zugleich von ihm ganz und gar verſchieden. Je beſonnerer er verfährt, deſto mehr beſchleicht ihn die Furcht, er iſt nicht blind gegen dieſe, wie der Spieler, aber die rechte bedeutende Unternehmung fängt erſt an, wenn er dieſe Furcht überwältigt, wenn er den oft harten Kampf mit ihr beſtanden hat: ſo nun auch der Muth des großen Feldherrn, verglichen mit dem des rohen Kriegers, welcher Courage beſitzt. Freilich ſchließen beide Arten des Muthes ſich nicht nothwendig aus. Der allgemeine hängt auch von dem geſchichtlichen Zuſtande des Volkes, von der Gewohnheit ab. In einem rohen Zuſtande fortdauernder Kämpfe iſt es ſchwer, beide zu unterſcheiden; wo gefährliche Angriffe zu den Elementen des Daſeins gehören, wird der Muth Gewohnheit.

Ein Hauptquartier iſt vorzüglich den Kanonenſchüſſen ausgeſetzt. Die Menge der reitenden Krieger, die zuſammengedrängt ſind, und ſich ohne militairiſche Ordnung frei untereinander bewegen, zieht die Aufmerkſamkeit der Feinde auf ſich und verräth die Gegenwart eines hohen Commandirenden. Und da Blücher ſich in den Schlachten faſt immer exponirte, beim Vorrücken oft die Avantgarde, bei dem Rückzuge die Arriergarde begleitete, ſo war ich den ganzen Krieg hindurch den Kanonenſchüſſen ausgeſetzt, und ſo entſtand der Muth der Gewohnheit, der ſich mit dem errungenen verband und zuletzt eine Gleichgültigkeit erzeugte. Dennoch ward ich bei gelegentlichen Aufträgen nach Infanterie-Corps, die mit dem Feinde fochten, hingeſandt, nicht ſelten von dem kleinen Gewehrfeuer afficirt. Hier ſtand die errungene Faſſung allein ohne jede Stütze. Die Verletzung durch Kanonenkugeln, die faſt immer gewiß tödtlich ſind und zu gleicher Zeit den Getroffenen zerreißen, haben etwas Widerwärtiges, und es lernt wohl Keiner ſie mit Gleichgültigkeit anſehen. Offiziere, die gewohnt waren, ſich dem kleinen Gewehrfeuer auszuſetzen, und ſich durch Muth und Entſchloſſenheit auszeichneten, wenn ſie nach dem Hauptquartier verſchickt wurden, in Augenblicken, wo uns der Feind in's Auge gefaßt hatte, ſchienen doch nicht ſelten zu ſtutzen, äußerten ſich wohl auch freimüthig darüber. Ein Zuſtand vorübergehender Muthloſigkeit iſt nicht ſelten rein körperlich, und ſo behauptet man ſelbſt von großen Feldherren, daß ihr Muth journaliär wäre.

Den 3. Mai ſuchte ich Blücher in Borna auf, und die Truppen, die um mich herum zogen, fand ich in ruhiger, gemäßigter Bewegung; ſtreng geordnet, als zögen ſie einem Feinde entgegen; nichts ließ einen Rückzug vermuthen. Blücher hatte eine unbedeutende Wunde erhalten, war aber in der beſten Laune. Prinz Wilhelm war bei ihm, und erinnerte ſich, wie ich bei dem erſten Angriff an ſeiner Seite geweſen; ſo erhielt ich Lobſprüche, die ich keineswegs verdiente und die mich beſchämten. Ich dachte, als ich ihn verließ, über meinen Zuſtand am vorigen Tage nach und überzeugte mich, daß, wenn ich ein Geſchäft gehabt hätte, welches ich zu beherrſchen vermochte, wenn ich in eine beſtimmte Thätigkeit geſetzt und nicht völlig unbekannt mit Allem, was um mich her geſchah, eben ſo ſehr durch das Bewußtſein des Ungeſchicks, wie durch die Furcht, gegen die ich kämpfte, niedergedrückt geweſen wäre, ich mich ganz anders würde benommen haben. Mein Zuſtand war dem eines ſchüchternen Gelehrten ähnlich, der ſich plötzlich am Hofe in die Gegenwart eines Königs verſetzt ſieht, er blickt furchtſam um ſich, bei einer jeden Aeußerung, wie bei einer jeden Bewegung fürchtend, anzuſtoßen und ſich zu compromittiren. Giebt man einem ſolchen Gelegenheit, ſich über einen Gegenſtand zu äußern, den er beherrſcht, dann ſcheint er nicht ſelten umgewandelt; er vergißt die Umgebung und tritt entſchieden und völlig zuverſichtlich hervor.

Von den Tagen des Rückzuges will ich nur Einiges, wie ich es erlebte, erwähnen. Der Marſch der Armee am erſten Tage ging ruhig vor ſich durch Nadelholz=Waldungen auf einer ſandigen Fläche. Blücher ritt zwiſchen den Truppen hindurch, die hier theils langſam fortzogen, theils ſich ausruhten. So lange der Soldat in Reihe und Glied bleibt und Alles um ſich her in ſtreng gehaltener Ordnung ſieht, wird er von der Macht der geordneten Maſſe getragen und dieſe ſcheint ihm unüberwindlich. Nur wenn dieſe Ordnung durchbrochen iſt, iſt er lediglich an ſich gewieſen; was um ihn war und mit ihm ſtritt, iſt dann ein völlig Ohnmächtiges geworden. Es iſt ihm, als wäre die ganze friedliche Maſſe lediglich gegen ihn verſchworen und das ganze Heer kann ſich dann in wilde Flucht auflöſen. Jetzt aber, da der Krieger die ſtille gewohnte Ordnung um ſich ſah, keinen verfolgenden Feind erblickte, konnte er ſich nicht als ein Geſchlagener betrachten. Die Vielen, die von der Bedeutung des Feldzugs durchdrungen waren, beherrſchten die Stimmung der Uebrigen; der Rückzug ſchien ihnen eine Schmach zu ſein, und ein leiſes Murren ließ ſich durch die Menge der Truppen hören.

Blücher und ſeine Umgebung hatten von dieſer Unzuzufriedenheit Nachricht erhalten, und er hielt es für nothwendig, die Truppen anzureden. Hier hatte ich Gelegenheit, zuerſt die bewunderungswürdige Beredſamkeit dieſes Feldherrn kennen zu lernen. Der Inhalt dieſer Rede iſt denen hinlänglich bekannt, die die Ereigniſſe des Krieges in der Erinnerung haben. Denn es war derſelbe, der öffentlich ward und gebraucht wurde, die ganze Armee zu ermuthigen und das Volk zu beruhigen. „Ihr habt recht, hörte ich ihn ſagen, Ihr ſeid nicht geſchlagen, denn Ihr habt das Schlachtfeld behauptet, der Feind hat ſich zurückgezogen, ſein Verluſt iſt bedeutender als Eurer.“ Er entwickelte nun alle jene Motive der abgebrochenen, nicht verlorenen Schlacht und des Rückzuges, die bekannt ſind, und die mich, wollte ich ſie wiederholen, in ein Gebiet hineinführen würden, welches ich hier gefliſſentlich vermeide. Ich hörte ihn dieſe Rede öfters wiederholen, ſowie er neue Truppen traf. Wenn ich auch die Leichtigkeit ſeiner Rede, den edeln, einfachen Ausdruck, die große Gewandtheit, mit welcher er denſelben ſtehenden Inhalt in einer jeden neuen Anrede anders zu geſtalten wußte, bewunderte, ſo mußte ich doch geſtehen, daß es nicht die Worte allein waren, die jene Gewalt ausübten. Die Geſtalt des greiſen Helden, wie er auf die Truppen zuritt und die laute Stimme ſich erhob, gab der Rede erſt den rechten gewichtigen Inhalt. Stellte er doch die perſönlich gewordene Begeiſterung des Krieges dar, lag doch in ſeiner Geſtalt, mit zuſammengedrängter Macht, Alles, was während der Zeit des Drucks in verborgener Spannkraft ſich regte, Alles, was laut wurde, als der Krieg gefordert ward, und alle Kämpfer erſchienen, wie dargeſtellt durch ein kämpfendes Individuum, welches einen Schritt zurücktritt, um für die ganze Kraft eines neuen vernichtenden Angriffs ſich zuſammenzufaſſen. Und dennoch waren die Beifallsäußerungen der Angeredeten keineswegs ſehr laut. Es war, als kämpfte man mit einem demüthigenden Gefühl, welches nicht ganz überwunden werden konnte; mir aber waren dieſe ſich öfters wiederholenden Auftritte ſehr wichtig. Was mich in Breslau in Bewegung ſetzte, durchdrang mich hier ganz, und die nothwendige proſaiſche Seite des Krieges, die ich ſchon hinlänglich kennen gelernt hatte und die mehr Geduld und Beharrlichkeit als Begeiſterung fordert, ſchien mir verklärt zur urſprünglichen Poeſie, die das Innere, im täglichen Leben Verborgene enthüllte, ſichtbar machte, und laut werden ließ.

Wir wurden, wenn ich mich recht erinnere, dieſen Abend nicht angegriffen, oder wenn Gefechte mit dem nachfolgenden Feinde ſtattfanden, ſo waren ſie unbedeutend und drangen nur durch Berichte, die ich nicht erfuhr, zu uns. Ueberhaupt war unſer Rückzug bis Meißen wenig geſtört. Nur ein Ereigniß ſchwebt mir ſehr beſtimmt vor. Im Muldethal, nicht weit von Colditz, als die verbündeten Armeen über den Fluß ſetzen wollten, entſtand eine, wie mir ſchien, unauflösbare Verwirrung. Das Thal war an dem Orte, wo der Uebergang ſtattfand, etwas erweitert, von ziemlich bedeutenden Höhen umgeben. Es ward berichtet, daß der ruſſiſche General Miloradowitſch ernſthaft von dem Feinde angegriffen wurde, eben als mir die Verwirrung am größten zu ſein ſchien. Als ich nun etwas ängſtlich um mich blickte, ſah ich zu meiner Verwunderung Blücher und ſeine Umgebung völlig ruhig; Adjutanten eilten zwar zwiſchen uns und dem fechtenden ruſſiſchen General hin und her. Mir ſchien es aber, als näherte ſich die, zwar mäßige Kanonade, und das Gewehrfeuer, und [illegible] ubte jeden Augenblick, zu erleben, daß der Feind ſich über unſere verworrenen Maſſen herſtürzen würde. Mir war zu Muthe, wie dem Landbewohner, wenn er zum erſten Male auf dem Meere einen tüchtigen friſchen Wind erlebt, bedenklich, und die ruhige Miene der Seeleute gewahr wird, die nichts als ein tägliches Ereigniß in dem erleben, was ihm ſo gefahrdrohend ſcheint. Es iſt bekannt, wie glücklich Miloradowitſch das Gefecht beſtand, und das Blücherſche Corps gelangte, ohne irgend einen nennenswerthen Verluſt, bei Meißen über die Elbe.

Jenſeit der Elbe blieben wir einige Tage in Ruhe, und ich konnte nun, ſeit meinem Aufenthalt in Dresden zum erſten Mal mich über meine Lage, die innere ſowohl als die äußere, einigermaßen orientiren. Wer immer gewohnt war, einen bedeutenden Theil ſeines Lebens in der Einſamkeit zuzubringen, der kommt zuletzt, durch das beſtändige Zuſammenleben mit Menſchen, durch das Hin- und Herreden, welches ihn fortdauernd umgiebt, ja bis auf ſein Nachtlager verfolgt, ſo daß er das Geſpräch nur dann nicht hört, wenn die größte Schläfrigkeit alle Hinderniſſe überwindet, in eine Art von Verzweiflung. Dieſe ſteigert ſich, wenn er ſelbſt ohne Beſchäftigung iſt, und ich hatte noch keine beſtimmte. Ich wandte mich deswegen an Gneiſenau, der meinetwegen mit dem General-Intendanten von Ribbentrop ſprach. Seine Idee war, im Rücken der Armee eine zuſammenhängende Veranſtaltung für die Heilung und Verpflegung der Verwundeten zu beſorgen. Ich ergriff dieſe Idee mit großer Freude; ich dachte daran, mich durch die Breslauer Aerzte mit den übrigen der Provinzen in Verbindung zu ſetzen. Nach der Richtung der Truppenmärſche konnten die ſeitwärts liegenden Oerter, beſonders ſüdlich nach der böhmiſchen Grenze zu, die, ſelbſt von den feindlichen Heeren überflügelt, in den Gebirgsgegenden doch ziemlich geſichert ſein würden, bleibende Lazarethe abgeben und ließen ſich wohl einigermaßen mit den fliegenden in Verbindung bringen. Aber dazu war ein eigenes Bureau nothwendig, welches von mir geleitet werden konnte, wenn ich fortdauernd von den Märſchen unterrichtet war, wenn ich eine hinlängliche Ueberſicht über die Zahl der Verwundeten hatte, wenn ſo viel wie möglich die fechtenden Truppen erfuhren, wohin ſie die Verwundeten ſogleich bringen ſollten u. ſ. w. Ich war für dieſe meine zukünftige Thätigkeit ſehr eingenommen; ich hoffte von den Tagen der Ruhe viel, und mahnte den General-Intendanten täglich, mich in den Stand zu ſetzen, die Arbeit anzufangen. Endlich, am zweiten oder dritten Tage, als ich ſchon anfing höchſt ungeduldig zu werden, lief ein Schreiben von Herrn von Ribbentrop ein. Ich erſtaunte, als ich eine Verfügung des General-Intendanten fand, von irgend einem ſeiner Schreiber entworfen, mit der Aufforderung, ſie zu copiren. Man kann ſich meine Empfindung vorſtellen. Ich faßte mich indeſſen und ſuchte den Herrn auf. „Ich bin, ſagte ich, zu einem jeden Dienſte in dieſem Kriege erbötig, ſelbſt zu dem geringſten. Es giebt aber einige Dienſte, für welche ich mich durchaus für unfähig erklären muß. Ich mußte aufhören, die Dienſte eines Seconde-Lieutenants zu üben, aber ich bin ein noch viel ſchlechterer Copiſt. Ich vermag nie mein eigener zu ſein, ich vergeſſe zuweilen Worte, und ſelbſt wenn meine undeutliche Handſchrift fehlerlos gelänge, könnte es wohl geſchehen, daß die Abſchrift zwar denſelben Gedanken ausdrückte, ſonſt aber ganz anders lautete, als der gewiß meiſterhafte und unverbeſſerliche Entwurf, der Ihnen unterworfenen Bureaubeamten.“ Von der Idee, die mich ein paar Tage hindurch ſo lebhaft beſchäftigte, war nicht weiter die Rede.

Indeſſen brachte eine andere Vorſtellung, die von mir ausging, mich ſelber in große Gefahr. Ich machte Gneiſenau darauf aufmerkſam, daß wir jetzt die preußiſchen und ſächſiſchen Grenzen der Salzproduction verließen und daß leicht in den Provinzen hinter der Armee und für dieſe eine Salznoth entſtehen könnte, daß daher die Salzniederlagen in Meißen, welche, wie ich wußte, bedeutend waren, ausgeleert werden müßten. Gneiſenau ſah dieſes wohl ein, glaubte aber, nicht dazu ermächtigt zu ſein, wenn er nicht den Befehl des Chefs des Generalſtabes erhielt. Ich warf mich auf mein Pferd und eilte, ſo ſchnell ich vermochte, nach Dresden, wo Scharnhorſt verwundet lag. Ich fand ihn in einem Zuſtande, der mich überzeugte, daß ſeine Verwundung ſehr bedeutend war; indeſſen ließ er den Befehl ſchnell ausfertigen, empfahl mir die größte Eile, und ich ritt ohne Aufenthalt zurück. Meißen hielten wir noch beſetzt, obgleich die franzöſiſchen Truppen ſich näherten; die kunſtreiche hängende Brücke über die Elbe war abgetragen, an ihrer Stelle führte eine ſchwimmende über den Fluß. Die Nachrichten von der Annäherung des Feindes wurden immer häufiger, nur einzelne leichte Truppen unſererſeits bewachten die Straßen des Durchmarſches, jeden Augenblick bereit, ſich eilig zurückzuziehen. Unter dieſen Umſtänden glaubte ich, indem ich meine Ordre an die Beamten der Salzniederlage vorzeigte, von dem wachthabenden Offizier einige Mann fordern zu dürfen, die mir, während ich mich mit den Beamten beſprach, Pferde, Wagen, und Aufladung der Salztonnen beſorgte, von der Lage der Sache Kunde brächten. „Sie finden ja, antwortete der wachthabende Offizier, noch immer Truppen in Meiſſen, an dieſe mögen Sie ſich wenden, ich kann hier keinen Mann entbehren.“ Ich ging ganz allein in die Stadt hinein. Jeder weiß, wie verwickelt und verwirrt die engen Straßen in Meiſſen untereinander laufen. Mir war zwar dieſe Stadt aus früheren Beſuchen nicht ganz unbekannt, doch keineswegs ſo, daß ich mich hinlänglich zu orientiren vermochte. Die Straßen waren leer, die Einwohner, von Furcht ergriffen, in den Häuſern eingeſchloſſen; hier und da an irgend einer Ecke ſtand ein Krieger, ängſtlich lauſchend und jeden Augenblick bereit, zu fliehen, wenn er die Annäherung des Feindes ſpürte. Ich bemühte mich lange vergebens, einen Menſchen zu finden, der mir die Wohnung der Salzbehörde anzeigen ſollte. Ich fand einen Beamten, wenig geneigt, den Schutzort in ſeiner Wohnung zu verlaſſen; indeſſen gelang es mir, ihn in Bewegung zu ſetzen, Wagen und Pferde waren requirirt und ich war ſchon im Begriff, mich der Salzniederlage zu nähern, als wir das Schießen in der Stadt vernahmen. Die Beamten, die mich begleiteten, entflohen, ich hatte keine Macht, ſie zurückzuhalten, und ſie fürchteten ſich offenbar mehr vor dem in Maſſe ſich nähernden Feinde, als vor den wenigen preußiſchen Kriegern, die im Begriff waren, ſich zurückzuziehen. Ich gab mich auf, und zum erſten Mal ward ich von der Furcht ergriffen, gefangen zu werden. Mich ſchauderte; ich ſah es ein, daß das mir übertragene Geſchäft unter dieſen Umſtänden ſich nicht ausführen ließ, und eilte nach der Brücke. Ob einige von unſern Truppen bei dieſer Gelegenheit in Gefangenſchaft geriethen, iſt mir unbekannt. Als ich die Brücke erreichte, war dieſe vom Ufer losgelaſſen, ein paar fliehende Soldaten konnten nur noch mit Mühe aufgenommen werden; die Flintenſchüſſe beſtrichen ſchon die Brücke und wer von dieſem Augenblicke an in der Stadt blieb, war dem Feinde rettungslos preisgegeben. Ich war natürlich zu Fuß, und dankte Gott, als ich mich auf der Brücke befand.

Meine Vorausſetzung traf wirklich ein; es entſtand, wenigſtens vorübergehend, eine Salznoth, welche viel bedeutender geworden wäre, wenn ſie nicht durch den Waffenſtillſtand gehoben wurde; und ich ſelbſt machte, als ich zurückkam, zufällig die Erfahrung, wie unangenehm der Salzmangel iſt. Eine kleine Geſellſchaft lagerte auf dem Felde, die Burſchen beſorgten Rindfleiſch; wir konnten, wo wir waren, kein Salz erhalten, und ich genoß zum erſten und letzten Male in meinem Leben eine ungeſalzene Suppe; ſie widerte mich entſetzlich an.

Unſer Aufenthalt dieſſeit der Elbe bei Meiſſen veranlaßte eine Erfahrung, die einen tiefen Eindruck auf mich machte. Das Armeecorps war außerhalb der Schußweite aufgeſtellt, dennoch ſtanden Vorpoſten dicht am Ufer; ihnen gegenüber die feindlichen. Sie wechſelten Schüſſe; wir ſtanden auf den Höhen weit genug entfernt, um völlig geſichert zu ſein, und nahe genug, um jeden Einzelnen zu unterſcheiden. Da ſahen wir, wie der Krieger dies- und jenſeits des Fluſſes das Gewehr ruhig anlegte, mit Beſonnenheit zielte und irgend einen Mann des gegenſeitigen Ufers traf und zu Boden ſtreckte. Wenn auf dieſe Weiſe ein feindlicher Mann ſtürzte, jubelte man. Ich habe ſpäter in Schlachten, bei verſchiedenen Angriffen Viele ſtürzen ſehen, aber niemals war es mir ſo widerwärtig, wie dieſe Jagdluſt, die mir ſchauderhaft ſchien, um ſo mehr, da ich einen verſtändigen Zweck dieſer Beluſtigung durchaus nicht einſah.

Der Rückzug ging langſam vor ſich; hinter Bautzen war Blüchers Hauptquartier in einem kleinen Dorfe und blieb daſelbſt einige Tage. Gefechte fanden zwar während der Zeit hier und da ſtatt; einige nicht ohne Bedeutung; aber was ich vernahm vermochte mir keine Aufſchlüſſe über die Stellung unſerer Truppen, dem Feinde gegenüber, zu geben.

Um uns her auf den adeligen Schlöſſern war der König und die königliche Familie einquartirt. Ich genoß die Ehre, von dem Prinzen Auguſt zur Tafel geladen zu werden. Er hatte in ruhigen Augenblicken des Rückzuges ſich einige Mal mit mir unterhalten. Prinz Wilhelm war in demſelben Schloſſe einquartirt, und beide hielten an demſelben Tiſch eine abgeſonderte Tafel für die beiderſeitigen Gäſte. Die Prinzen ſaßen am oberen Ende des Tiſches, ihre beiderſeitigen Adjutanten und Gäſte an den Seiten der Tafel, und ſo fand eine doppelte Mahlzeit an demſelben Tiſche ſtatt. Es iſt mir erinnerlich geblieben, weil ich auf dieſe nicht gewöhnliche Weiſe zum erſten Mal in meinem Leben die Ehre genoß, Gaſt eines königlichen Prinzen zu ſein. Als die Tafel aufgehoben wurde, konnte ich doch der Luſt nicht widerſtehen, mir wo möglich ein bequemes Lager zu verſchaffen. Seit ich Altenburg verlaſſen, hatte ich in keinem Bett geſchlafen; Stuben mit Betten, die gar nicht benutzt wurden, waren da, der Adjutant des Prinzen Wilhelm, der jetzige General von Hedemann, hatte die

Güte, mir ein ſolches zu überlaſſen. Kaum lag ich völlig entkleidet in einem Bette, als ich, noch nicht gehärtet gegen die Strapazen des Krieges, in einen Schlaf verfiel, ſo tief, wie ich ihn noch nicht erlebt hatte. Nichts ſtörte dieſen Schlaf, der viele Stunden dauerte, und es war faſt Nacht geworden, als ich wieder auf eine Weiſe geſtärkt erwachte, die mich freilich überzeugen mußte, wie ſehr mich die Anſtrengungen der vorhergegangenen Tage angegriffen hatten. Ich kam erſt in der Nacht in das Blücherſche Hauptquartier zurück. Was ein Bette zu bedeuten hat, erfuhr ich erſt jetzt. Freilich war ich es gewohnt, auf meinen geognoſtiſchen Fußreiſen öfters auf der Streu zu ſchlafen; ich wählte ſie häufig, ſtatt der unſaubern Betten: aber dies geſchah doch nur wenige Tage hintereinander. Was damals meine Schläfrigkeit beſonders förderte, war der Mangel an Aufregung, die in dieſen Tagen der Ruhe um mich her ſtatt fand. Den ganzen Tag trieb man ſich im Dorfe herum, ohne irgend etwas von Bedeutung zu erfahren. Zwar verſammelten ſich einige Tage vor der Schlacht von Bautzen mehrere Generäle im Dorfe; ein Kriegsrath ward gehalten, wir lauſchten vor dem Hauſe, erfuhren indeſſen wenig oder nichts. Daß wir aber hier den Feind erwarteten und eine Poſition nehmen, alſo eine Schlacht annehmen wollten, wurde bekannt. Es wurde viel über dieſe Poſition gewitzelt, man fragte, ob ſie eine abſolute, etwa der Fichteſchen ähnlich ſein ſollte; aber keine Aeußerung ließ ahnen, daß ein wichtiger Tag nahe war. Man hat nicht leicht eine Vorſtellung davon, wie ſehr das tägliche Geſchäft im Felde abzuſtumpfen vermag, wie unbedeutend oft die Geſpräche ſind. Im Blücherſchen Hauptquartier, wo eine Menge vielſeitig ausgebildeter Offiziere verſammelt war, nahmen dieſe nicht ſelten eine Wendung, die man unter ſolchen Verhältniſſen nicht erwarten würde. Meine Gegenwart brachte dann wohl philoſophiſche oder naturwiſſenſchaftliche Gegenſtände zur Verhandlung, und offenbar herrſchte eine Neigung vor, das Hauptgeſchäft in vorübergehenden Momenten ruhen zu laſſen. Doch war das in dieſen Tagen weniger der Fall; die kundigern Offiziere, (und häufig wurden ſolche von geringerem Range mit zu Rathe gezogen), waren auf eine bedeutende Weiſe beſchäftigt. Couriere kamen und eilten fort; Adjutanten wurden hier und dorthin geſchickt, auch ich erhielt einige Mal Aufträge, aber alles um mich her war dennoch ein undurchdringliches Geheimniß. Nicht bloß Offiziere der verſchiedenen Truppencorps erſchienen im Hauptquartier, ſondern auch ſächſiſche, ſelbſt ſehr bedeutende Beamte, die ſich eifrig uns anſchloſſen, kamen an. Sie ſorgten für die Unterhaltung der Truppen, brachten uns wichtige Nachrichten von den Stellungen der Feinde, und wurden uns auf vielfache Weiſe nützlich.

Ich erlebte hier einen Auftritt, der mir doch intereſſant war. Einige Ultra-Deutſche hatten wohl geäußert, man müſſe die gefangenen Süddeutſchen, die gegen ihr eigenes Vaterland kämpften, todt ſchießen; eine ſolche Strenge, meinte man, würde einen heilſamen Einfluß haben und die deutſchen Truppen, welche gegen uns ſtritten, auf ihr Verbrechen aufmerkſam machen. Viele würden ſich, glaubte man, von der franzöſiſchen Armee trennen und zu uns übergehen. An die dadurch hervorgerufenen Repreſſalien ſchienen Wenige zu denken; eine wechſelſeitige Erbitterung mußte allein die Folge ſein, und der ganze Krieg einen Charakter annehmen, deſſen zerſtörender ſittlicher Einfluß auf eine lange Zukunft ſich nicht berechnen ließ.

Von den gefangenen Würtembergern wurden einige nach unſerm Dorfe gebracht und aufgeſtellt. Gneiſenau, an deſſen Seite ich war, ſprach einen an, der ihm durch ſeine große Geſtalt auffiel; er ſuchte ihm begreiflich zu machen, wie tadelnswerth der Entſchluß war, gegen Deutſche zu kämpfen. Der Menſch ſah unbeſchreiblich gutmüthig aus, ſchien etwas ungeſchickt und war offenbar ein Rekrut. „Ich wäre, antwortete er treuherzig, lieber zu Hauſe geblieben, Vater, Mutter und Geſchwiſter weinten, als ich ausgehoben wurde: aber ich war wohl genöthigt, mit ſchwerem Herzen fortzugehen.“ — „Ich möchte wohl wiſſen, ſagte ich, als wir uns entfernten, ob irgend ein, auch noch ſo fanatiſcher Deutſcher im Stande wäre, einen ſolchen armen Teufel nach einem ſolchen Geſpräch kaltblütig todt zu ſchießen?“ — „Noch nicht, antwortete Gneiſenau, aber wenn, was Gott verhüte, der Krieg Jahrelang dauerte, dann mag Gott wiſſen, was aus uns allen wird; das Blut der Männer des dreißigjährigen Krieges ſteckt noch in uns, und eine lange genährte Erbitterung würde dann

Verwilderung und durch dieſe eine wechſelſeitige Zerſtörung hervorrufen, unſer Erbfeind aber würde, wie damals, jubeln.“ Mich ergriff ein Grauen, wenn ich daran dachte, eine ſolche Zukunft zu erleben, ja ſelbſt vielleicht in die Gewalt der böſen Geiſter zu gerathen.

Früh des Morgens am 20. Mai erhielt ich den Auftrag, den Obriſtlieutenant von Witzleben aus ſeiner Stellung jenſeit Kleinwelke, der Herrnhuter-Colonie, zurückzurufen und ihm die Ordre für eine andere Beſtimmung zu überbringen. Ich kam nach Kleinwelke vor den Herrnhuter Gaſthof und unterhielt mich mit dem Wirth. Er ſah wohl ein, daß die Colonie auf dem Kriegsſchauplatze lag, zeigte aber eine bewunderungswürdige Ruhe, und ſeine Zuverſicht wirkte höchſt wohlthätig auf mich. Das Städtchen hatte das gewöhnliche freundliche Ausſehen der Herrnhuter-Colonien, Alles war hier noch in der gewöhnlichen ſtillen Ordnung; auch im Gaſthofe ſpürte man nichts von Verwirrung. Daß man auf der Straße nur wenige Menſchen ſah, konnte nicht auffallen; es iſt bei den Herrnhutern gewöhnlich: aber dieſe gingen ruhig ihren Weg. Nachdem ich Herrn v. Witzleben gefunden und ihm die Ordre mitgetheilt hatte, machte er mich darauf aufmerkſam, daß der Feind in der Nähe wäre, und warnte mich. Ich war ungewiß, in welcher Richtung ich mich bewegen ſollte; daß das Blücherſche Armeecorps ſich zuſammenzog, merkte ich wohl, und durfte nicht hoffen, Blücher in dem Dorfe wieder zu finden. Es war ein ſchöner lieblicher Maitag; ich ritt auf einer Chauſſee, noch ungewiß, ob ich den Weg weiter verfolgen ſollte, oder nicht; doch ſah ich in der Ferne Waffen blinken, Cavalleriſten einzeln hier und da herumſprengen, erkannte die feindlichen Truppen, und ſah mich verfolgt. Als ich wieder eilig durch Kleinwelke ritt, ſchritten die Schweſtern, reinlich gekleidet in ihrer einfachen Tracht paarweiſe in ſtiller Ordnung ſämmtlich der Kirche zu. Ich mußte ſchnell vorübereilen, denn feindliche Reiter ſetzten mir nach. Aber der Eindruck, den die fromme Gemeinde auf mich gemacht hatte, lebte wieder auf, und wie ein Traumbild des göttlichen Friedens ſchwebte mir dieſe

Erſcheinung vor, mitten auf der Stätte einer angehenden großen Schlacht, und hat mich ſeitdem nie verlaſſen.

Ich ſtieß auf preußiſche Truppen, die mir die Krickwitzer Höhen zeigten, wo ich das Blücherſche Hauptquartier finden würde. Es war ſchon Mittag, ich ritt über eine geneigte Ebene, ſah Truppen ſchon im Gefechte mit dem Feinde, und gerieth in einen mächtigen feindlichen Kugelregen. War es der religiöſe Eindruck, den ich empfangen hatte, war es die Gewohnheit des Kriegslebens überhaupt, und daß ich mich ſchon heimiſch fühlte in meiner Stellung, oder war es eine Verbindung von beiden? So freimüthig, wie ich meine Furcht in der Feldſchlacht bei Görſchen bekannt habe, ſo unbefangen darf ich verſichern, daß ſie hier faſt ganz verſchwunden war. Einige Anhöhen hatten mir die Krickwitzer Höhen verdeckt; ich ſah Offiziere in großer Eile über die gefährliche Ebene eilen, während ich mit einer mir ſelbſt unbegreiflichen Ruhe überlegte, welchen Weg ich zu nehmen hätte. Ich ſah ein, daß ich über die Anhöhe reiten müßte, die eben beſchoſſen wurde. Unſere Truppen waren in der Tiefe aufgeſtellt, auf der beſchoſſenen Anhöhe ſah man keinen Menſchen, und es erſchien mir faſt lächerlich, daß ich mich als das einzige Ziel einer heftigen Kanonade betrachten konnte.

(Ich fand Blücher, und der Berg, auf welchem das Hauptquartier ziemlich zuſammengedrängt ſtand, iſt mir freilich merkwürdig geblieben, weil wir denſelben Platz dieſen und den folgenden Tag behaupteten. Wir hatten von dort eine weite Ausſicht und konnten faſt ganz das bedeutend ausgedehnte Schlachtfeld überſehen. Links von uns lag Löbau, grade vor uns Bautzen mit ſeinen Thürmen, rechts lief die Spree, deren Ufer von unſern Truppen eifrig behauptet wurden, weiter entdeckte ich Kleinwelke, welches ich ſo eben verlaſſen hatte, und während der ganzen Zeit der zweitägigen Schlacht hafteten meine Augen wiederholt an dieſem Ort, und ich gedachte des gegenwärtigen Zuſtandes der Einwohner nicht ohne Sorge und Theilnahme, während die troſtreiche Erſcheinung mir fortdauernd vorſchwebte.)

Es war Mittag, als ich auf der Höhe ankam, wo ſich Blücher aufhielt. In der Mitte des Hügels erhob ſich ein kahler Granitfels. Der klare, helle Tag ließ uns das ganze weite Schlachtfeld überſehen. Bei

Löbau und in der Umgegend ſahen wir, obgleich in weiter Entfernung, den Kämpfen der Ruſſen zu; Bautzen lag vor uns, aber hinter Hügeln verſteckt; nur die Thürme ragten hervor. Zwiſchen dieſer Stadt und uns, an den Ufern der Spree, fanden die lebhafteſten Angriffe ſtatt; aber dieſe waren uns verborgen, denn dieſſeits, wie jenſeits des Fluſſes erhoben ſich die Hügel, nur hörten wir das Gewehrfeuer in großer Nähe. Einzelne Kanonenkugeln erreichten uns ſchon am erſten Tage; Berichte kamen und gingen ab. Im Ganzen war man am erſten Tage mit dem Erfolge nicht unzufrieden. Unſere Truppen behaupteten faſt an allen Stellen ihren Platz, unſere Poſition war nirgends bedeutend angegriffen. Es fing an dunkel zu werden; nach allen Gegenden hin ward es ſtille, nach dem lärmenden Tage mit ſeinen lebhaften Angriffen erfolgte eine wunderbare Ruhe; nur hier und da hörte man einzelne Schüſſe. Den ganzen Tag über konnten wir, ohne bedeutend angegriffen zu ſein, mit Ruhe das Schlachtfeld überſehen. Ich hatte aus Breslau einen Dollond von vorzüglicher Güte mitgenommen, der auf einem Stativ ruhte. Zwar waren die Generäle mit guten Fernröhren verſehen, aber an dieſer Stelle, die wir ſo lange behaupteten, war ein ſtehendes Fernrohr, welches auf einer flachen Stelle des Felſens ruhte und nach den bedeutendſten Punkten hingerichtet werden konnte, dem Befehlshaber willkommen. Es ward zwar von dieſem häufig benutzt; aber dennoch blieb es zuweilen uns überlaſſen, und ich konnte ungeſtört meine Aufmerkſamkeit auf beſtimmte Punkte richten. Ich verlor mich dann ziemlich lange in der Betrachtung einzelner Gefechte; ich ſah beſonders nach Löbau hin, die Ruſſen mit dem Feinde fechten; ſah Kämpfende bald hier, bald da ſtürzen, die ringenden Maſſen von beiden Seiten abwechſelnd vor- und zurückſchreiten. Wenn ich dann das Auge erhob, das ganze Schlachtfeld überſah, wie ſeltſam trat es mir entgegen! Wie verhängnißvoll erſcheint überhaupt eine Landſchaft während einer Schlacht! — Die Gegend um Bautzen iſt fruchtbar, eine Menge Dörfer umgaben uns; alle, wie wir vermuthen konnten, waren von den Bewohnern verlaſſen, Bautzen von dem Feinde beſetzt. Die Landſchaft ſchien ihre ganze Phyſiognomie verändert zu haben; es ruhte ein tragiſcher Schleier auf allen Gegenſtänden, einen ſchickſalſchwangeren Geiſt ſah ich über Städten und Dörfern ſchweben. — Es iſt ſchwer, das Bild ſolcher Gegenden, wie ſie uns erſcheinen, wenn aus einem jeden Punkt die drohende Gefahr des Augenblicks uns entgegentritt, durch Worte klar zu machen. Mir ſchwebte es lange vor; ſelbſt als ich im Jahre 1817 über einige Theile des Schlachtfelds fuhr, die ruhigen Dörfer vor mir ſah, die lachenden Fruchtfelder überblickte, trat mir jenes Bild entgegen und ſchien das gegenwärtige heitere zu verdecken.

Der Tag war vergangen, das Hauptquartier behauptete ſeine Stellung auf der Höhe die Nacht über; es war beſchloſſen, die Schlacht am zweiten Tage zu erneuern. In der Nacht ſpät ſtand ich neben dem Artillerie-General Braun; in dem weiten Umkreiſe, den wir überſahen, zählte ich die Flammen von achtzehn brennenden Dörfern, ich dachte mir die Lage der vertriebenen Einwohner, ich verſetzte mich in die Mitte einiger derſelben. Der Krieger iſt zu ſehr mit ſich beſchäftigt; ſelbſt der mildeſte wird nur zufällig zur Theilnahme bewogen; während der Gefechte ſind ihm die Einwohner nur läſtige Gegenſtände, die er zu entfernen ſucht, und das nicht zu verdrängende beſſere Gefühl, indem es Schonung gebietet, iſt ihm ein Hemmendes: aber bei der rohen Maſſe brechen die wilden Leidenſchaften hervor, die Zerſtörung wird dem Menſchen eine Luſt und die empörendſte Mißhandlung ein Genuß. Er fühlt ſich plötzlich als Herr und will ſich ſeiner Herrſchaft durch ſchonungsloſe Grauſamkeit bewußt werden. Die immer wachſende Menge ſolcher Scenen drängte ſich in meine Seele, als ich in der ſtillen Nacht die Flammen der brennenden Dörfer erblickte; ich konnte ſie nicht los werden, ich war ganz in ihrer Gewalt. Frauen, die ihre Kinder trugen, von Verzweiflung ergriffen, riefen mich um Hülfe an; muthige Männer, die den Angriff der Feinde zurückwieſen, ſah ich ſtürzen, erblaßte Mädchen von brutalen Kriegern überwältigt. War ich am hellen Tage Zeuge eines großen Kampfes, deſſen wechſelndes Glück ich mit theilnehmender Begeiſterung verfolgte, ſo trat jetzt ein wildes Heer nächtlicher Geſpenſter mir entgegen, Hülfe flehend umringten mich die Gemißhandelten, Zertretenen, mit dem Tode Bedrohten; die wilden Geſpenſter hatten mich in ihre Mitte genommen, und die Gräuel des Krieges ergriffen mich bis zum Entſetzen.

Ich habe Empfindungen wie dieſe im Kriege nicht wieder erlebt, ſie waren Folgen einer Lage, die nicht wiederkehrte. Die Krickwitzer Höhen, die wir beſetzt hielten, bildeten das Centrum der Schlacht; um jeden Preis mußten dieſe behauptet werden; es kam alſo darauf an, den Feind in dem großen Halbkreiſe des Angriffs von dem Mittelpunkte deſſelben von uns ſo weit wie möglich entfernt zu halten. Wer nicht verſchickt war, genoß, in die Mitte des Kampfes verſetzt, eine, in Schlachten gewiß höchſt ſeltene Ruhe und Muße der Betrachtung. Selbſt gegen die einzelnen Kugeln, die den Hügel von fern her erreichten, bot der hervorragende nackte Felſen uns hinlänglichen Schutz. Ich erhielt in dieſer Schlacht keinen Auftrag und war völlig mir ſelbſt überlaſſen. Indem ich nun ſo von dem Taumel der Schlacht umgeben, auf eine faſt freundliche Weiſe an die Gefahren des Krieges gewöhnt ward, indem ich heimiſch geworden war in meiner Umgebung, die mich heiter, freundlich zu den Ihrigen zählte und mit ſchonender Auszeichnung behandelte, erhielt die grübelnde Betrachtung, die mir natürlich war, ein Uebergewicht; ſie begleitete während des Tages die äußere mächtige That, in deren Mitte ich verſetzt war, und die dennoch von mir entfernt gehalten wurde und mir für das innere Grübeln Ruhe und Muße gönnte. Was am Tage helle Betrachtung war, geſtaltete ſich in der Nacht zum phantaſtiſchen Traum.

Wir durften, wie ſich von ſelbſt verſteht, um die Aufmerkſamkeit der Feinde nicht auf uns zu ziehen, keine Bivouakfeuer anzünden. In der milden Mainacht warf ich mich mit den Uebrigen auf den, von den Feinden abgewandten Abhang des Hügels, in meinen Mantel eingehüllt, auf das Gras, und genoß einige Stunden hindurch eine völlig ungeſtörte Ruhe. Die Kühle beim Sonnenaufgange weckte mich. In meiner Nähe ſchlief und erwachte mit mir zugleich der Sohn des General Scharnhorſt (jetzt General). Er hatte, während ich in Halle Profeſſor war, dort ſtudirt.

Das frühe Aufwachen in der ſchönſten Jahreszeit unter ſolchen Verhältniſſen iſt mit einem ſeltſamen Gefühle verbunden, und ganz verſchieden von dem, was im Hauptquartiere ſich zeigt, wenn man am Tage einer bevorſtehenden Schlacht die Streu verläßt. Dann ſchlafen weite Heere ſo gut wie neben ihren

Waffen ein: wenn ſie aufwachen, findet doch Mancherlei ſtatt, was mit dem täglichen ruhigen Leben eine große Aehnlichkeit hat; ein Jeder will ſeine Kleidung ordnen, ſich ſo viel als möglich reinigen, Frühſtück genießen, und der Kontraſt dieſer gewöhnlichen Beſchäftigung mit einer bevorſtehenden Kriegsthat, iſt um ſo auffallender. Hier lag die weite Gegend vor uns, als wir erwachten, und das Naturgefühl, welches mit unwiderſtehlicher Lebendigkeit auf uns einen ſtarken Eindruck macht, kann man nicht abwehren. Das weite Schlachtfeld erblickten wir in dem ſchönſten Morgenglanze, wie er den friſch erwachten Sinnen ſonſt entgegenleuchtet. Scharnhorſt war am vorigen Tage durch einen Streifſchuß am Ohre leicht verwundet, dieſe Wunde hinderte ihn aber wenig, obgleich er Schmerzen fühlte, mit denen er zu kämpfen hatte; er war, ſo viel ich mich erinnere, nicht ohne Hoffnung für die Erfolge der bevorſtehenden Schlacht. Während wir ſo ruhig daſaßen, trat uns eine Bauernfamilie entgegen; Mann, Frau, irre ich nicht, auch ein Kind. Sie hatten ſich im Dorfe, welches jetzt mitten auf dem Schlachtfelde lag, verſpätet, als die übrigen Einwohner flohen; ſie waren voll Angſt, und wir konnten ihnen keinen Rath geben; ſie hatten lange nichts genoſſen und nahmen an unſerm Frühſtücke Theil. Ich erhielt von Scharnhorſt eine einigermaßen klare Vorſtellung von der Stellung der Truppen, und wie wir unſere Poſition am vorigen Tage in ihrem weiten Umkreiſe faſt auf allen Punkten behauptet hatten. Noch war Alles ſtille, aber kaum war eine halbe Stunde verfloſſen, als wir das vereinzelte Gewehrfeuer hier und da vernahmen, wo die einander nahe ſtehenden Vorpoſten ſich wechſelſeitig angriffen. Einzelne Kanonenſchüſſe beider Heere brachten den ernſthaften Morgengruß; Generäle und Adjutanten fanden ſich zuſammen. Die Angriffe breiteten ſich immer mehr und mehr aus, und bald waren ſie ſo allgemein, daß das Ganze nach kurzer Unterbrechung nur eine Fortſetzung des heißen Kampfes am vorigen Tage zu ſein ſchien. Ich ſah, wie heftig die Gefechte in der Gegend von Löbau und von da herunter nach uns zu wurden; den ganzen Vormittag hindurch, ſuchte man noch das Centrum zu behaupten; die Dörfer, durch welche der Rückzug ſtattfinden ſollte, wenn er nothwendig würde, waren in Gefahr; die Kanonade des Feindes ward nach den Hügeln, die wir beſetzt hielten, immer heftiger und kam uns näher; die Richtung des Rückzuges war wieder frei, aber immer näher drängte der Feind und es war bald Nachmittag, ſoviel ich mich erinnere, als es klar ward, daß wir die lange behaupteten Krickwitzer Höhen verlaſſen mußten, wenn wir unſern Rückzug in völliger Ordnung bewerkſtelligen wollten. Hier erlebte ich nun einen Auftritt, der mir unvergeßlich geblieben iſt. Blücher, zornig und voll Ingrimms, konnte ſich nicht entſchließen, unthätig das ſo lange behauptete Centrum unſerer Poſition aufzugeben. Auf den Hügeln waren wir die ganze Zeit hindurch zu Fuß, dieſen wie den vorigen Tag; unſere Pferde ſtanden geſchützt auf dem von den Angriffen der Feinde abgewandten Abhange. Plötzlich ließ Blücher ſein Pferd bringen, feſt entſchloſſen ſich an die Spitze eines Cavallerie-Angriffes zu ſtellen. Begreiflich thaten die Generäle Alles, um ihn davon abzuhalten. Der geordnete Rückzug war völlig geſichert; wenn Blücher ſich jetzt perſönlich einer großen Gefahr ausſetzte, konnten die Folgen die entſetzlichſten ſein. Dem ganzen großen Entwurf des Feldzuges widerſprach ein ſolcher Angriff, und es gelang nur mit vieler Mühe, den greiſen Helden von ſeiner Ritterthat abzuhalten.

Wir zogen uns nach dem Dorfe Buſchwitz, wenig durch den Feind beunruhigt, zurück. War es in dieſem Dorfe, oder in der Nähe deſſelben, wo die Truppen ſich an uns andrängten, um über einen Bach zu ſetzen? Das Hauptquartier ruhte hier einige Zeit, ich hielt in der Nähe des Prinzen Wilhelm; da ſollte ich es nun zum zweiten Male erleben, wie dieſer einer großen, ja man ſollte glauben, einer ganz unvermeidlichen, Gefahr entging. Eine Kanonenkugel ſchlug unter den Bauch ſeines Pferdes ein, das Pferd machte natürlich eine heftige Bewegung; die Kugel ſtieg, zurückgeworfen, wieder in die Höhe, erhob ſich in einem Bogen, ohne in dem gedrängten Haufen Jemand zu beſchädigen.

Auf dieſem Rückzuge war ich freilich öfters Zeuge mehrerer Gefechte, die ſtattfanden, gewöhnlich gegen Abend; wir näherten uns der ſchleſiſchen Grenze, kamen durch Reichenbach und Görlitz vorbei, die Grenze erreichten wir bei Waldau. Die Angriffe wurden immer glücklich abgewieſen, der Feind wurde zurückgeworfen, es gelang ihm nie, die Ruhe des Rückzuges zu ſtören. Es war bei einem ſolchen Gefecht, in welchem Düroc an der Seite Napoleons durch eine Kanonenkugel das Leben verlor; wir ſahen die Unordnung, die dabei in dem feindlichen Heere vorübergehend entſtand, und ſchloſſen richtig auf die Verwundung eines bedeutenden Mannes.

Wir hatten ſeit dem Anfange der Schlacht bei Bautzen, wie dies auf einem Rückzuge natürlich war, wenig genoſſen. Waldau iſt ein Dorf von großem Umfange; es fand da ein ſtarker Handel mit böhmiſchen und ungariſchen Weinen ſtatt. Ich kehrte in einem großen Weinhauſe ein; die Kellerthüre, vor die man ſich ſtellte, um Wein zu kaufen, war von Soldaten und Offizieren untereinander in dichten Haufen beſetzt. Ich drang mit Mühe durch, erhielt einige Flaſchen Wein, die ich einem Soldaten, der mir zur Bedienung überlaſſen war, übergab, bezahlte, und trat in die Gaſtſtube, um zur Stärkung mit einigen Freunden eine Flaſche zu leeren. Ich ſaß ſchon einige Zeit ruhig da, als ich mit Schrecken meine Börſe vermißte; ſie enthielt eine für mich ſehr bedeutende Summe in Gold, die einen großen Theil des Feldzuges hindurch ausreichen ſollte. Ich ſtürzte hinaus, beſchwur den noch immer vor der Kellerthüre zuſammengedrängten Haufen, Platz zu machen; und — meine Geldbörſe lag, ſicher eine halbe Stunde hindurch, unberührt da. Koſaken, Ruſſen, Preußen hatten in dieſer Zeit gewiß zu Hunderten ſich zugedrängt; in dem dichten Gedränge hatte Keiner entdeckt, was ihm vor den Füßen lag.

Ich ſollte noch ein anderes gefährlicheres Abenteuer in dieſem Dorfe beſtehen. Ich war in einem der entfernteſten Häuſer einquartiert. Ermüdet, wie ich war, ſchlief ich ſehr feſt ein; kaum dämmerte das erſte Morgenlicht, als heftig an das Fenſter geklopft wurde. „Kommen Sie eilig, rief mir eine Stimme zu, das Dorf iſt ohne Schutz, und die Feinde nähern ſich; erſt ſpät dachte man an Sie und Ihr entferntes Quartier.“ In wenigen Minuten war ich angekleidet, mein Pferd geſattelt, und ich eilte nach dem Schloſſe des Dorfes, deſſen Lage mir ſchon bekannt war. Dieſes lag wüſte da, von den Bewohnern, wie von den Einquartierten verlaſſen; in einem leeren Saale fand ich noch den General Krauſeneck; durch ihn erfuhr ich, daß ein Koſakenpoſten aus Irrthum ſeinen Stand verlaſſen habe; ſie glaubten wohl dieſe Stelle durch preußiſche Truppen geſichert. Wir fanden Blücher erſt wieder ziemlich entfernt von dem Dorfe auf dem Wege nach Haynau.

Jetzt erfuhr ich nun, daß man die Abſicht hatte, den Rückzug bis hinter Schweidnitz fortzuſetzen; dort wollte man eine Stellung nehmen, um ſich mit den, indeß neu organiſirten preußiſchen Truppen, wie mit den herangerückten ruſſiſchen, in Verbindung zu ſetzen. Breslau war alſo dem Feinde preisgegeben. Ich hatte es einmal in Halle erlebt, was es heißt, ſeine Familie in der Gewalt des Feindes zu wiſſen; ich hatte damals geſchworen, dieſe jederzeit hinter die Armee zu bringen, und dem Feinde bewaffnet entgegen zu treten, wenn ich mich auf irgend eine Weiſe an das kämpfende Heer anſchloß. Ich wandte mich an Gneiſenau, und erhielt leicht die Erlaubniß, das Heer auf einige Tage zu verlaſſen und nach Breslau zu reiſen; ich war daher leider nicht Zeuge des glänzenden Gefechts von Haynau. Dieſe glückliche Cavallerie-Attaque, die dem Feinde ſo unerwartet einen bedeutenden Verluſt beibrachte, hat ohne allen Zweifel, ſo wie die Haltung der Armee während des Rückzuges, viel dazu beigetragen, Napoleon von den Gefahren zu überzeugen, denen er entgegen ging, und wie viel bedenklicher ſeine Lage ward, je weiter er vorrückte. Während des Rückzuges verfolgte uns der Feind, wie die Kundigen verſicherten, ſo unvorſichtig, daß es leicht ſein mußte, ihm durch einen unvermutheten Angriff eine Niederlage beizubringen. Der damalige Major Rühle von Lilienſtern hatte, wie verſichert wurde, den Vorſchlag, einen ſolchen Angriff zu wagen, öfters wiederholt, aber Barclay de Tolly, der das Ober-Commando hatte, verhinderte es. Jetzt war dieſer zufällig abweſend, der Vorſchlag ward angenommen, und führte ein ſo glänzendes Reſultat herbei.

Obgleich ich nun nicht Zeuge des Gefechts war, ſei es mir doch erlaubt, ein tragiſches Ereigniß zu erwähnen, welches hier ſtattfand. Die Witwe eines verdienten Offiziers, v. Schierſtädt, hatte in dieſem Kriege ſchon zwei ihrer Söhne verloren; der dritte ſtand bei dem Garde-Jäger-Bataillon, ich ſah ihn öfters und er war mir ſehr lieb. Er ward während des Rückzuges im Blücherſchen Generalſtabe angeſtellt. Das Hauptquartier war bei dem Gefecht wenig exponirt; eine einzige Kugel ſchlug in deſſen Mitte ein und raubte der unglücklichen Witwe den dritten und letzten Sohn.

Waffenſtilleſtand.

Der alte Fürſt-Biſchof, Fürſt Hohenlohe-Bartenſtein, hatte der Familie des Geheimen Raths Schulz, der die Angelegenheiten der katholiſchen Geiſtlichkeit in Schleſien leitete, einen Zufluchtsort in ſeiner reizenden Sommer-Reſidenz Johannisberg eingeräumt; meine Frau begleitete ihre Freundin dahin. Ich verließ Breslau nach ein Paar Tagen, und fand das Hauptquartier in Reichenbach wieder.

Berlin war bedroht wie Breslau, das Gebirge war mit Flüchtlingen aus allen Gegenden beſetzt; wenige alte Männer, — die übrigen waren ſämmtlich im Kriege oder ſonſt gegen den Feind beſchäftigt, — aber eine große Menge Frauen und Kinder begaben ſich nach der öſterreichiſchen Grenze.

Alle Tage kamen neue preußiſche Truppen an, rückten aus Polen ruſſiſche in Schleſien ein, und als ich mich Reichenbach näherte, erfüllten ſie alle Straßen. In dieſer Stadt war eine ſehr lebhafte Bewegung; die ganze verbündete Armee vertheilte ſich von dieſem Mittelpunkte ihrer Poſition. Der Kaiſer von Rußland und der König von Preußen waren in der

Nähe, erſt in Schweidnitz, dann in Ober-Grödizberg. Indem ich bei Schweidnitz vorüberritt, ſah ich ein Gewühl von Arbeitern, die mit der Wiederherſtellung der Feſtungswerke beſchäftigt waren; in Reichenbach war man ſehr unruhig. Moreau, der ſpäter bei Dresden ſtarb, wurde erwartet; man hatte ſich mit dem Kronprinzen von Schweden verbündet: aber vorzüglich fürchtete man für den bevorſtehenden Waffenſtillſtand, der ſchon vor der Schlacht von Bautzen von Napoleon vorgeſchlagen war; man ſetzte voraus, daß er dieſe Ruhetage und den Einfluß, den er noch auf viele Männer in der Umgebung des Kaiſers von Oeſterreich beſaß, benutzen würde; ja man war nicht ohne Sorge wegen der Geſinnung einiger einflußreichen Perſonen am kaiſerlich ruſſiſchen und königlich preußiſchen Hofe. Schon hörte man von Vorſchlägen Napoleons reden, nach welchen die Elbe die Grenze ſeines Reichs bezeichnen ſolle. Im Blücherſchen Hauptquartiere ſtand noch immer der Entſchluß feſt, einen Frieden mit Frankreich erſt jenſeits des Rheins, im feindlichen Lande, zu ſchließen. Die beiden großen gelieferten Schlachten hatten die Hoffnung zukünftiger Siege keineswegs gelähmt, vielmehr geſteigert. Eine unverhehlte Erbitterung ward immer lauter; nicht die franzöſiſchen Heere erſchienen furchtbar, wohl aber die geheimen Verbündeten, welche die Kabinette umſchlichen. Wenn auch der Vorſchlag, die Elbgrenze anzuerkennen, wie man wohl allgemein vorausſetzte, nicht angenommen wurde: ſo glaubte man doch, daß jetzt, da der größte Theil des preußiſchen Staats in der Gewalt Napoleons war, da er faſt alle Feſtungen von Bedeutung beſetzt hielt, die Forderung, die Rheingrenze anzuerkennen, als ein großes Glück betrachtet werden konnte. Das vermittelnde Oeſterreich würde glauben, ſich ein großes Verdienſt um Deutſchland erworben zu haben, wenn es ihm gelänge, einen Frieden abzuſchließen, welcher Deutſchland bis an den Rhein von der franzöſiſchen Herrſchaft befreite. Daß ein ſolcher Friede, auf der ruſſiſch-öſterreichiſchen Grenze abgeſchloſſen, ein grenzenlos unglückliches Ereigniß genannt werden müßte, ward im Blücherſchen Hauptquartiere als entſchieden ausgeſprochen. Der Krieg dürfe, behauptete man, ſein urſprüngliches Gepräge durchaus nicht verlieren; er war und blieb eine ſchmachvolle Niederlage, wenn er nicht mit einem Siege endigte, durch welchen Napoleons Herrſchaft auf immer gebrochen wurde. Ich ſtand nahe genug, um im Großen und Allgemeinen den Gegenſtand der Sorge kennen zu lernen, um zu wiſſen, in welche ſchwankende Lage die höchſte, ja heiligſte Aufgabe der Gegenwart gerathen war. Man gründete ſeine Hoffnung zuletzt nur auf Einen, und dieſer war Napoleon. Daß ſeine Halsſtarrigkeit doch wohl zuletzt die Geduld der unterhandelnden Fürſten erſchöpfen würde, war unſer einziger Troſt.

Ich blieb zwar kaum 48 Stunden in Reichenbach, aber dieſe Zeit iſt mir unvergeßlich. Wenn bis jetzt in meinem ganzen Leben alle Kämpfe, die ich durchzumachen hatte, ſich nach meiner einſamen Kammer hindrängten, alle Hinderniſſe hier überwunden werden ſollten (galt dieſes doch ſelbſt von den ſtillen Unternehmungen in Halle, die ja in meinen Augen nur auf eine Erſtarkung der Geſinnung unter Freunden und durch dieſe in weitere Kreiſe gerichtet waren), ſo war dieſer Kampf jetzt ein mächtiger der ganzen Geſchichte geworden, ſchwebend zwiſchen einem innern und äußern trat er mir viel näher, und während ein dunkler Schatten ſich auf die unentſchiedenen Ereigniſſe warf, erhielt das Ganze in Frage geſtellte Daſein für mich einen tiefen unergründlichen Reiz. Bei der Blücherſchen Tafel erblickte ich in dieſen merkwürdigen Tagen die Helden, die den doppelten Kampf führten, und die Schlachten, die hier geliefert wurden, ſchienen mir bedeutender, bedenklicher, als die beiden, die ich ſchon erlebt hatte.

Unter den intereſſanten Männern, die ich hier traf, nenne ich den Engländer Sir Robert Wilſon. Ohne die Anſichten, die ihn durch ſein ganzes Leben leiteten, zu theilen, muß man doch geſtehen, daß er im eigentlichſten und wahrſten, ja ritterlich legitimen Sinne, ein Ritter war; ſeine Geſtalt hatte etwas edles und ſchwebt mir ſehr klar vor.

Als er ſpäter faſt immer auf eine abenteuerlich ritterliche Weiſe hervortrat, auch wirklich die Ritterorden mehrerer Staaten trug, ward mir ſeltſam zu Muthe, als er, indem er durch ſeine wunderlichen Ritterzüge einem edlen Don Quixote ähnlich, es zuletzt dahin brachte, daß ihm alle Orden abgenommen wurden. Eine Strafe, die ſonſt nur dem ehrloſen Verbrecher zu Theil wird, ward hier auf die ſeltſamſte Weiſe ſelbſt ein Ehrenzeichen, und unſere an Seltſamkeiten ſo reiche Zeit bezeichnete auf eine auffallende Weiſe ſeine negative Stellung dem alten Ritterthume gegenüber. In England ſelbſt ſcheint man den Irrthum eingeſehen zu haben und der engliſche Orden wird wieder von ihm getragen.

Endlich erhielt ich hier eine Beſchäftigung, und zwar ſeltſamer Art; ich wurde nämlich in das Gebirge geſchickt, um dort den Landſturm zu organiſiren, zugleich aber hatte mein Freund Oppen, der das Büreau der zuſammengebrachten Nachrichten über die Stellung der feindlichen Armeecorps leitete, mir das Geſchäft, Nachrichten der Art einzuſammeln, aufgetragen. Meine Thätigkeit für den Landſturm dauerte freilich nicht lange; ich ward in den letzten Tagen des Maimonats ins Gebirge geſchickt, und den 5. Juni ward der Waffenſtilleſtand allgemein proklamirt. Aber dieſe wenigen Tage waren mir doch merkwürdig. Man weiß, in welchem, man kann faſt ſagen, demagogiſchen Sinne, das Landſturm-Edikt entworfen wurde; ich erſchrak in der That, als ich es las, und es iſt ein merkwürdiger Beweis von den wunderbaren Widerſprüchen der damaligen Zeit. Man betrachtete es als eine Nothwendigkeit, Anſichten und Geſinnungen zu Hülfe zu rufen, die man doch keineswegs zu dulden geneigt war, wenn ſie ſich ſonſt irgendwie geltend machen wollten. So wenig ich nun auch die Beſchlüſſe des Landſturm-Edikts billigte, ſo glaubte ich doch, es gewiſſermaßen buchſtäblich in Ausführung bringen zu müſſen. In der Gegend von Schmiedeberg war in der That kurz vor meiner Ankunft ein kleines Corps franzöſiſcher Reiter in das Gebirge eingedrungen; der Landſturm ſetzte ſich in Bewegung, man hörte Lärmglocken in den Städten, und es ging hier, wie im Anfange des Krieges in einigen nördlichen Gegenden von Deutſchland. Man machte allenthalben einen gräulichen Lärm, ſo daß die kleinen Corps ſich wirklich zurückzogen, man wußte ſich aber dabei ſo in der Ferne zu halten, daß der Feind gar nicht angegriffen wurde. Nun war es eben meine Abſicht, bei nächſter Gelegenheit einen wirklichen Angriff zu veranlaſſen. Da ich den Auftrag hatte, auf jede Bewegung des Feindes zu achten und alle Mittel, ſie ſchnell zu erfahren, in meiner Gewalt waren, ſo wollte ich die erſte, ſich darbietende Gelegenheit benutzen, um durch die Einwohner ein kleines Corps umzingeln und gefangen nehmen zu laſſen. Ein ſolcher kleiner Anfall durfte keineswegs ein gewagter, der Erfolg mußte vielmehr ein faſt durchaus geſicherter ſein. Man weiß, welchen großen Eindruck ſolche kleine errungene Vortheile zu machen pflegen. Wenn man auch eigentlich gar nichts wagte, wenn der mögliche Widerſtand des Feindes noch ſo gering war, ſo bleibt doch das Factum der Ueberwältigung in der Ueberlieferung der Einwohner, und bildet ſich durch mehrere Generationen mythenhaft aus; für den Augenblick aber wirkt eine ſolche gelungene That faſt zauberhaft, und der Muth entwickelt ſich da, wo man ihn gar nicht vermuthete; ja der jetzt plötzlich muthig gewordene, findet ſich durch ſich ſelbſt überraſcht. Für einen ſolchen ganz unbedenklichen und gefahrloſen Ueberfall wollte ich nun Vorbereitungen treffen; Lärmſtangen waren ſchon vor meiner Ankunft auf den Höhen errichtet, aber ſie dienten mehr, den naheliegenden Truppen Nachrichten mitzutheilen, als den Landſturm zu verſammeln. Hierbei traf ich nun auf einen heftigen Widerſtand, beſonders in Landeshut, wo eine Menge reicher Fabrikherren lebte. Sie ſchienen beſonders große Unordnungen von den zuſammenberufenen und bewaffneten Webern zu befürchten. Als ſie nun ſich Allem widerſetzten, als eine prachtvoll bekleidete und berittene Bürgergarde, die ſich ſchon früher hier gebildet hatte, mehr gegen, als für den Landſturm zuſammentrat, glaubte ich in der That entſchiedener auftreten zu müſſen, wenn meine ganze Sendung nicht allen Sinn verlieren ſollte. Die Spannung hatte den höchſten Grad erreicht, als der Waffenſtillſtand öffentlich bekannt gemacht und der Landſturm außer Thätigkeit geſetzt wurde. In Landeshut, glaube ich, hat man dieſe meine Thätigkeit noch nicht ganz vergeſſen. Die Landeshuter Garde ſandte eine Deputation nach Reichenbach, um ſich über mich zu beklagen; doch war das Höchſte, was ich vornahm, daß ich einen reichen Fabrikherrn, der geradezu gegen das Landſturm-Edikt opponirte, auf einige Stunden arretiren ließ. „Ich will euch, ſagte ich, einmal die weiche Leinewand von eurem Lager wegziehen, und euch an der Stelle die ſtachlichen Lorbeeren unterſchieben.“ — Die Sache fiel mit dem Waffenſtillſtande von ſelber; eben als ich, zwar nicht in und um Landeshut, wohl aber nach den Grenzen des ſpäter neutralen Gebietes gegen Nordweſt, wo ein Einſchleichen fouragirender Feinde am wahrſcheinlichſten war und die Einwohner mich freudiger und williger unterſtützten, alle Anſtalten getroffen hatte, einzelnen, kleinen, feindlichen Haufen ernſthaft entgegenzutreten und ſie gefangen zu nehmen. Allerdings hatten die größeren Fabrikherren mehr zu befürchten, als die Grundbeſitzer, daß der mächtige und in der Nähe ſtehende, drohende Feind bald bedeutende Corps abſenden würde, um die Angriffe des Landſturms zu rächen. Die Niederlagen von Leinewand hatten ſich, als der Umſatz in der kriegeriſchen Zeit aufhörte, bedeutend angehäuft, und die zu befürchtende Plünderung derſelben konnte wohl Verluſte herbeiführen, welche das Vermögen der wenigen reichen Fabrikherren im Grunde erſchütterten und dadurch den Nothſtand der verarmten Weber auf eine bedenkliche Weiſe ſteigerten. Ich will nicht leugnen, daß dieſe Betrachtung mir die Verkündigung des Waffenſtillſtandes in einzelnen Augenblicken bedenklich machte, indem ein rein menſchliches Gefühl mich beſchlich. Ich hatte in den Herbſtferien 1812 bei zwei mir verwandten Fabrikherren einige Wochen zugebracht, die Noth der Weber war mir wohl bekannt, ich war daher, als ich das Landſturm-Edikt proklamirte und in Thätigkeit zu ſehen ſuchte, nicht ohne Sorgen und, in gewiſſen Augenblicken wenigſtens, ſehr geneigt, den Widerſtand der Kaufleute zu entſchuldigen. Von jetzt an war von dem Landſturme in dieſer Gegend nicht mehr die Rede.

Der Waffenſtillſtand aber beunruhigte mich, wie alle beſſer geſinnten Krieger und Einwohner. Der Krieg war währ[illegible]ſſelben nicht aufgehoben; Napoleon hatte nur [illegible] eine gefährlichere und weit bedenklichere Richtu[illegible] gegeben. Er ſtritt jetzt mit den geheimen Waffen, und der beſſer Unterrichtete wußte wohl, daß die feindlichen Mächte, die jetzt gegen uns auftraten, in der Mitte unſerer Heere waren und uns dicht umgaben. Zwei Monate lebte das ganze Land in dieſer Furcht; jeder Tag brachte die widerſprechendſten Gerüchte hervor. „Wird Napoleon Oeſterreich gewinnen, oder wird dieſes Reich ſich mit uns verbinden?“ Die Frage hörte man oft.

In dieſer Zeit erfuhr ich Scharnhorſt's Tod in Prag. Daß dieſer große Mann in einer ſo bedenklichen Zeit ſtarb, er, der leitende Geiſt des ganzen Krieges, ſchien mir verhängnißvoll und eine dunkle

Furcht verband ſich mit der Nachricht von ſeinem Tode. — Die Zeit des Waffenſtillſtandes verſchaffte mir indeſſen ein Geſchäft, dem ich gewachſen zu ſein glaubte, und verſetzte mich in eine nicht unangenehme Stellung. Ich wohnte, im Anfange wenigſtens, bei einem Verwandten in Waldenburg, dem ich auch eben dadurch nützlich ſein konnte, indem ich einige Zeit hindurch eine jede andere Einquartierung verhinderte. Mein Geſchäft forderte, daß ich das ganze Gebirge bereiſte, und ſo konnte ich auch meine Familie in Johannisberg beſuchen. Zu den Einwohnern, mit welchen ich in dieſer Zeit in freundlichem Verkehr ſtand, gehörten natürlich beſonders diejenigen, die ſich durch eine entſchiedene vaterländiſche Geſinnung auszeichneten. Ich nenne vor Allem Benda, Bürgermeiſter in Landeshut, welcher trotz der opponirenden Geſinnung der Stadt, mich von dem erſten Augenblick an, völlig rückſichtslos unterſtützte. Er war ein merkwürdiger und vielſeitig gebildeter Mann. Als Gerichtsperſon in Polniſch-Liſſa, damals preußiſch, hatte er mit großer Kühnheit einen zum Tode verurtheilten Verbrecher gerettet, durch eine Oppoſition, die für ihn mit vielen Unannehmlichkeiten verbunden war.

Auch ſeine Stellung in Landeshut ward, den Bürgern gegenüber, durch ſeine erklärte Geſinnung während des Krieges bedenklich; er war ein ſehr thätiger und umſichtiger Beamter, periodiſch aber von einer düſteren melancholiſchen Stimmung gequält. Eine pſychologiſche Merkwürdigkeit war die, daß er genöthigt, eine Perücke zu tragen, ſobald er dieſe abnahm, verwirrten ſich alle Gedanken und er ward von einer unſäglichen Angſt ergriffen. Er ward ſpäter Regierungsrath in Oppeln, und hier beſchäftigte er ſich mit einer Ueberſetzung des Shakſpeare. Dieſer Entſchluß eines ſonſt verſtändigen Mannes ängſtigte mich, ich geſtehe es, da ich ihn lieb hatte. Ich traute ihm keineswegs die Fähigkeit zu, mit Schlegel und Tieck wetteifern zu können. Das Werk iſt bekanntlich mit großem Leichtſinne vollendet, ja der Ueberſetzer ſcheint von der Schwierigkeit einer ſolchen Arbeit keine klare Vorſtellung gehabt zu haben. Faſt noch merkwürdiger als die Unternehmung ſelbſt, war mir der Erfolg derſelben. Die Ueberſetzung fand, wenn auch nicht Beifall, doch Abſatz, was ſich nur begreifen läßt, wenn man die Ungeduld derer, denen Shakſpeare nicht in der Originalſprache zugänglich war, alle ſeine [illegible] ſammten Werke, wenigſtens dem Inhalte nach, überſehen zu können, in Erwägung zieht.

Ein zweiter Mann war M., einer meiner Zuhörer aus Halle, der ſich in Landeshut als Arzt niedergelaſſen hatte. Wie Benda ſeine Stellung zu den Bürgern als Bürgermeiſter, ſo opferte der Arzt ſeine Praxis auf, indem er ſich entſchieden mir anſchloß. Auch er verließ einige Jahre ſpäter die Gegend. Er war ein ſtiller, ruhiger Mann, der ſich nicht leicht bemerkbar machte.

Ein Dritter, der eben ſo entſchieden hervortrat, war der Prediger Leuphold in Giesmannsdorf, in der Nähe von Landeshut. Dieſer Mann war mir merkwürdig. Er gehörte zu den Predigern, die neben einer gewiſſenhaften Seelſorge aus tiefer Neigung einzelne Zweige der Naturwiſſenſchaft treiben. Dieſes Studium war freilich ein ſehr beengtes. Er hatte nicht, wie mehrere ſolche Geiſtliche, einen einzelnen, beſtimmten Zweig der Naturwiſſenſchaft, den er überſehen und beherrſchen konnte, gewählt. Es iſt bekanntlich mehreren Geiſtlichen dadurch gelungen, ſich Verdienſte und einen Ruf zu erwerben. Er beſchäftigte ſich vielmehr mit Allerlei, mit der Aſtronomie, indem er Planetarien und andere aſtronomiſche Werkzeuge mit unbeſchreiblicher Mühe auf die dürftigſte Weiſe zu Stande brachte; gewiſſenhaft beobachtete er täglich Temperatur, Luftdruck und Feuchtigkeit der Atmoſphäre durch einen ſelbſt verfertigten Hygrometer. Die Gebirge, die ihn umgaben, machten ihn zum Mineralogen. Er war ein, nach vielen Richtungen beſchäftigter Dilettant, und ich geſtehe, ſeine harmloſe Neigung zog mich an, und manche Beobachtung war auch nicht ohne Werth. Die Geſellſchaft für vaterländiſche Cultur konnte ſich auf ſeine gewiſſenhaft angeſtellten Barometerbeobachtungen verlaſſen.

Meine Beſchäftigung, während des Waffenſtillſtandes war nun ganz auf die Stellung des Feindes gerichtet. Ich hielt mich theils in Altwaſſer bei Waldenburg, ſpäter aber ausſchließlich in Schmiedeberg auf. Um mit den Stellungen der feindlichen Truppen ſo genau wie möglich bekannt zu werden, mußte ich jetzt ein mir bis dahin ganz neues Studium anfangen. Durch v. Oppen erhielt ich ein vollſtändiges Verzeichniß der verſchiedenen Truppencorps, und ihre verſchiedenen Standquartiere einerſeits bis nach der böhmiſchen Grenze gegen Süden und andererſeits nach Norden, längs der Elbe hin. Meine Aufgabe war nun, die Veränderung dieſer Stellung auf jede mögliche Weiſe zu verfolgen. Die Mittel, die ich dazu anwandte, waren mannigfaltiger Art; theils benutzte ich Männer, die ſich als Spione brauchen und bezahlen ließen; dieſen war oft nicht zu trauen. Ich ſah kühne Abenteurer, denen ich es wohl zutraute, daß ſie auch den Franzoſen dieſelben Dienſte leiſteten; doch waren ihre Nachrichten nicht ſelten ſehr genau, und ſtimmten mit denen überein, die ich auf anderen Wegen erhielt. Am zuverläſſigſten waren Freunde und Bekannte, aber auch dieſe, obgleich ſie keineswegs irgend einen Vortheil ſuchten, mußten doch wegen der Koſten ihrer Reiſen geſichert werden; ein Paar wurden nach Dresden, ja bis nach Leipzig als Reiſende in Geſchäften geſandt, und konnten unter dieſem Vorwande auch ſeitwärts die kleineren Städte beſuchen. Ich verdankte dieſen die genaueſten Nachrichten, aber das Fortkommen war beſchwerlich und theuer; auch hatte ich durch ſie Verbindungen angeknüpft mit einigen Freunden in Dresden, in der Lauſitz und in der Nähe der, während des Waffenſtillſtandes gezogenen neutralen Grenze. Unter den Vertrauten, die mir vorzüglich nützlich wurden, nenne ich beſonders Profeſſor Hartmann in Dresden, der bekannte, neulich verſtorbene Künſtler, und zwei Männer jenſeits der neutralen Grenze, den Prediger Heinrich in Spiller, zwiſchen Hirſchberg und Greifenberg, und den Oberförſter Ulrich in Seiferhau. Beide waren kühn. Einige Male waren, beſonders in den erſten Tagen des Waffenſtilleſtandes, höhere Offiziere bei dieſen beiden Männern einquartier, und ſie wußten jene in Geſpräche zu verwickeln, durch welche ſie, was ſie wohl ſonſt verbergen wollen, verriethen. Unter allerlei Vorwänden konnten ſie zwar mit großer Leichtigkeit und unbedenklich Späher nach allen Richtungen ſenden, zuweilen aber ſetzten ſie ſich großen Gefahren aus. Ich traf mit dieſen Männern oft perſönlich zuſammen. Die Nachrichten, die ich aus dem Hauptquartiere erhielt, diejenigen, die ich auf andere Weiſe erfuhr, wurden dann mit denen durch dieſe beiden Männer eingezogenen, ſorfältig verglichen. Es entſtanden dann wohl Widerſprüche, die durch neue Forſchungen gehoben werden mußten, und meine Beſchäftigung wurde ein wahres, ernſthaftes Studium, welches, je länger ich es trieb und je verwickelter es ward, mich immermehr anzog, ja mit einer Art von Leidenſchaft betrieben wurde. Was mir in Halle faſt unmöglich ſchien, ward mir jetzt täglich leichter, und ich ward ſo völlig mit den Stellungen der Feinde vertraut, lernte die verſchiedenen Truppencorps ſo durchaus kennen, verfolgte eine jede Bewegung derſelben ſo genau, daß der Obriſt v. Oppen mit meinen Berichten ſehr zufrieden war. Meine Verbindung mit dem Hauptquartiere ward nun immer lebhafter; Couriere eilten hin und her, das ganze Poſtperſonal war zu meiner Dispoſition geſtellt, und ich war während des ganzen Krieges mit meiner eigenen Stellung nie zufriedener geweſen. Wenn die Couriere ankamen, und ich durch dieſe den Auftrag erhielt, beſtimmtere Nachrichten über einige Bewegungen der feindlichen Truppen einzuziehen, freute ich mich nicht wenig, dieſe ſogleich geben zu können. Derſelbe Courier eilte dann nicht ſelten mit einer befriedigenden Antwort zurück. Schmiedeberg, ganz ohne Militair, war völlig ruhig. Die Einwohner lebten, wie im ſtillſten Frieden, aber alle Geſchäfte ruhten. Wenn nun die Couriere bei mir ankamen, oft mitten in der Nacht, wenn ich plötzlich Poſtillone forderte und abſchickte, entſtand jederzeit eine große Neugierde. Man denke ſich die Spannung in welcher Jedermann lebte. Sie war um deſto größer, je ruhiger und müßiger das tägliche Leben verfloß, und ich wurde nicht ſelten mit Fragen allerlei Art beſtürmt.

Nun erſcholl plötzlich das Gerücht von unſerm Bündniß mit Oeſterreich. Die Nachricht erhielt ich offiziell aus dem Hauptquartiere. Die in der That meiſterhafte Proklamation des Genz, die eine ſchwierige Aufgabe zu löſen hatte, die alle früheren Verhältniſſe des öſterreichiſchen Hofes, ſelbſt die Verheirathung der Tochter des kaiſerlichen Hauſes, als einen fortdauernd ſtillen Kampf für Deutſchland und gegen ſeine Feinde zu erklären verſuchte, war mir mitgetheilt. Ich ward jetzt zur geſteigerten Thätigkeit aufgefordert und ſahe wohl ein, wie ſehr mir die Kenntniſſe, die ich mir während des Waffenſtillſtandes mit Muße erworben hatte, jetzt zu Statten kamen. Aber ich trieb, ich darf es ſagen, von nun an mein Geſchäft mit einer wahren Begeiſterung; die geheime Furcht, die mich fortdauernd quälte, ſo lange die Waffen ruhten, war jetzt verſchwunden. Ich ſah es ein, wie wichtig mein Geſchäft war; nie habe ich ein philoſophiſches oder naturwiſſenſchaftliches Studium mit wärmerem Eifer, mit größerer Begeiſterung betrieben; ich war in beſtändiger Bewegung; ich fand es nothwendig, die Konferenzen mit meinen Vertrauten häufiger ſtattfinden zu laſſen; ich wagte mich ſelbſt einige Male über die Neutralitätsgrenze in das Gebiet der von dem Feinde beſetzten Gegend. Ich hätte mich verkleiden können, und in dem nicht mehr jungen Profeſſor, dem eine bürgerliche Kleidung doch natürlicher war, würde man kaum den preußiſchen Offizier geahnet haben: es iſt aber bekannt, daß eine ſolche Verkleidung nicht erlaubt war; daß ein preußiſcher Offizier ſich nie in die Lage verſetzen durfte, als ein Spion ergriffen zu werden. Meine Ausflüge waren alſo einer Recognoſcirung gleich zu achten, die freilich ohne Truppen und ohne Begleitung irgend einer Art ſtattfand. Einſt beſuchte ich auf dieſe Weiſe den Oberförſter Ulrich in Seifershau, und erfuhr nicht ohne Schrecken, daß wir dicht vom Feinde umgeben waren. Der Familienvater, der einen preußiſchen Offizier in ſein Haus aufnahm, ward natürlich auf eine nicht angenehme Weiſe überraſcht; ſeine Familie war den größten Mißhandlungen ausgeſetzt, ſein Leben in Gefahr.

Mich ängſtigte ſeine Lage, ich vergaß die eigene bedenkliche Stellung. Er äußerte ſelbſt ſein Erſtaunen darüber, daß ich, ohne angegriffen zu werden, ſeine Wohnung erreicht hätte; es ſchien ihm nur zu wahrſcheinlich, daß man mich, wenn auch nur aus der Ferne, erblickt und in meiner Uniform als preußiſchen Offizier erkannt hatte. In ſeinem Dorfe waren freilich keine Feinde, aber mein Ritt ging über kahle Höhen, die nach allen Richtungen ſich überſehen ließen. Er führte mich gleich nach einer entfernten Stube; er ſelbſt ging aus ſeinem Dorfe heraus, beſtieg einige Höhen, und als er, in die Ferne blickend, keinen Feind ſah, kam er beruhigt zurück, und nun mußte ich dieſen herrlichen und ſchon alten Mann bewundern. Er hatte ſein Lauſchen auf die Bewegungen des Feindes nicht aufgegeben; einige Stunden brachte ich mit ihm zu, und erhielt von ihm die wichtigſten Nachrichten, die er mir mit großer Klarheit und mit einer, in ſeiner Lage bewunderungswürdigen Umſicht und Ruhe mittheilte. Nun war die Frage, wie ich ihn und mich ſelbſt aus der Gefahr retten ſollte. Der Weg, den ich zu nehmen hatte, ward mir genau bezeichnet. Ein noch nicht ganz erwachſener Knabe, der mich bediente, und mir folgte, kannte die Gefahr, und blickte lauſchend nach allen Seiten hin; es war klares Wetter. Ich freute mich ſchon, als ich unbemerkt ſo weit von ſeiner Wohnung entfernt war, daß ein franzöſiſcher Krieger, wenn er mich auch entdeckte, doch nicht wiſſen konnte, aus welchem Dorfe ich eben herkam, um ſo weniger, da ich den Wegen nicht folgte, vielmehr in grader Linie über Felder und kahles Gebirge ritt. Ich übereilte mich nicht; der Knabe ritt neben mir; ich glaubte daß ein zu ſchnelles Reiten, mit einem Bedienten hinter mir, die Aufmerkſamkeit der Feinde auf mich ziehen könnte, ſelbſt wenn meine Uniform nicht erkannt wurde. Plötzlich entdeckte ich nun ein Paar Reiter, die offenbar im Galopp auf uns zueilten. Sie waren noch ziemlich entfernt, und daß wir unſere Pferde nicht ſchonten, verſteht ſich von ſelbſt. Glücklicherweiſe hatten wir den Abhang erreicht, der durch die Dörfer Kaiſerswaldau und Wernersdorf, unter dieſen nach dem Warmbrunner Thale führt. Die Reiter, die uns verfolgten, mochten es doch bedenklich finden, ſich in dieſe Dörfer hineinzuwagen; und ſo entkamen wir glücklich. Hier nun erfuhr ich, daß der Feind Schönau, im neutralen Gebirte, beſetzt hatte. Ich wartete nicht, bis ich nach Schmiedeberg kam, ſchon von Warmbrunn aus ſandte ich eilig einen Courier nach dem Hauptquartiere, um dieſe wichtige Nachricht mitzutheilen. Ich war ſeit dem Anfange des Waffenſtillſtandes von Blücher und ſeiner Umgebung getrennt. Von dem bedeutenden Erfolge, den meine Nachricht herbeiführen konnte, hatte ich keine Ahnung.

Meine Thätigkeit im Kriege iſt ſo unbedeutend geweſen, daß man mir es verzeihen muß, wenn ich die Gelegenheit benutze, um dieſen Moment meines Lebens hervorzuheben. Die Beſetzung von Lähn trug mit dazu bei, General Blücher zu beſtimmen, den noch nicht ganz abgelaufenen Waffenſtillſtand zu brechen, den Feind anzugreifen und ſo die Katzbacher Schlacht vorzubereiten. Ich glaube behaupten zu dürfen, daß meine Nachricht, wenn auch nicht allein, dazu beigetragen hat, dieſen für den ganzen Krieg ſo wichtigen Entſchluß hervorzurufen. Ich ſchließe es aus der großen Zufriedenheit, die Oppen über die Mittheilung äußerte. Sobald dieſe im Hauptquartiere angekommen, ward ein Courier an mich abgeſandt; er kam in der erſten

Morgendämmerung an, ich, erſchöpft von den Anſtrengungen des vorigen Tages, ſchlief noch; ich erbrach eiligſt das Schreiben, der ganze Ton, jede Zeile zeigte eine aufgeregte Stimmung, dringend forderte man mich auf, Alles, was ich wußte und erfuhr, ſchnell mitzutheilen; der gewöhnliche Weg ins Hauptquartier war nicht mehr ſicher, mir wurde ein anderer für den Courier ſehr genau angegeben.

Jetzt ward nun Alles lebendig, die bisher herrſchende Stille und Ruhe in Schmiedeberg hörte auf; ich erhielt den Befehl, mich dem General Pahlen, der die Avantgarde unter St. Prieſt kommandirte, anzuſchließen und die Mittheilung der Nachrichten, wie bisher, fortzuſetzen. Man vermuthete ein Vordringen der Feinde gegen Schmiedeberg; die Vorpoſten rückten vor und ich erhielt, um in der Nähe des Generals zu ſein, ein Quartier in Ober-Schmiedeberg. Die Stadt dehnt ſich bekanntlich, den Gebirgsdörfern ähnlich, ſehr in die Länge, nach unten iſt ſie heiter, und wenn man von Hirſchberg kommt, glaubt man anſehnliche Gebäude die zu einer großen Stadt führen, zu erblicken; höher hinauf, indem man ſich in dem engerwerdenden Thale den Gebirgshöhen nähert, verſchwinden alle anſehnlicheren Gebäude, die Stadt unterſcheidet ſich dann gar nicht von einem Gebirgsdorfe und hat ein trübes, düſteres Anſehen. Ich erhielt ein Nachtquartier in einem öden, dunklen, damals ſeit Jahren nicht bewohnten Herrenſitze, deſſen weitläufige Hausflure und große dunkle Säle, die alle die Spuren der Vernachläßigung trugen, etwas Geſpenſtiges hatten. In dem kahlen, weiten Raume, in welchem ich die Nacht zubrachte, ſtand nur in einer Ecke ein Bett, einige Stühle und ein Tiſch; mein jetziger Aufenthalt bildete einen wunderbaren Kontraſt zu der freundlichen Wohnung der Verwandten, die ich verließ; es war ſchon dunkel, als ich eintrat. Ich war mit meinem Bedienten der einzige Bewohner des düſtern Hauptgebäudes, und gab die Hoffnung auf, den General Pahlen bei ſo ſpäter Stunde aufzufinden. So hatte ich Muße genug, in einer ſolchen verhängnißvollen trüben Umgebung mich den Betrachtungen über den nun wieder begonnenen Feldzug und über meine Stellung hinzugeben. Ich ſehnte mich zwar nach den bedeutenden Männern des Blücherſchen Hauptquartiers, doch meine Lage war jetzt, verglichen mit der früheren, eine günſtige. Ich hatte ein beſtimmtes Geſchäft, und glaubte durch die ſchon erworbene Kenntniß nützlich zu ſein; doch ſah ich zugleich wohl ein, daß dieſes Geſchäft ſich jetzt, bei der raſchen Veränderung der Stellung der Feinde, nicht auf dieſelbe Weiſe, wie während des Waffenſtilleſtandes, verfolgen ließe. Eine vollkommen klare Idee vom den Mitteln, die mir etwa zu Gebote ſtanden, hatte ich keineswegs, aber die Zuverſicht war gewachſen, und ich ging meiner zukünftigen Thätigkeit freudig entgegen. Gegenwärtig, mir ſelbſt völlig überlaſſen, war ich in eine große Spannung verſetzt, neugierig, meine Stellung in der fremden Umgebung kennen zu lernen; doch ergriff mich die traurige Wohnung, und eine ſtille, ahnungsvolle Furcht beſchlich mich, wenn ich in den leeren, dunkeln, verfallenen Raum, durch zwei Talglichte dämmernd erhellt, hineinſah. In der Einſamkeit, in welcher ich mich befand, dachte ich mir, was vielleicht jetzt ſchon geſchehen war, und ob der Rückzug nach dem Gebirge vielleicht ſchon die Folge einer Niederlage war oder nicht. Die fremden ruſſiſchen Offiziere, die ich zufällig getroffen und angeſprochen hatte, verſtanden mich größtentheils nicht, und wer mir in deutſcher Sprache antwortete, ſchien ſich durchaus nur in dem engen Kreiſe ſeines Dienſtes zu bewegen und keine Luſt, wohl auch keine Gelegenheit zu haben, ſich um die größeren Angelegenheiten der Armee zu bekümmern. Wie ganz entgegengeſetzt war meine jetzige Lage, verglichen mit derjenigen, in welcher ich in den Strom der größten Begebenheiten, umgeben von den bedeutungsvollſten Kriegern, mit welchen ich ſchon früher in bekannten, ja zum Theil vertrauten Verhältniſſen gelebt hatte, bis zur Betäubung hineingeriſſen wurde. Jetzt ſtand ich allein in einem fremden Heere, umgeben von einem Volke, mit welchem ich bis dahin in gar keine Berührung gekommen war, und die Truppen, deren Befehlshaber ich mich anſchließen ſollte, jene wie dieſer, ſtanden noch fern, waren mir unbekannt; Momente genug, um mich anzuregen. Aber wenn die Einſamkeit, die Nacht und die geſpenſtiſche Umgebung die Zukunft durch einen verhängnißvollen Schatten zu verdunkeln ſchienen, ſo ward dieſer doch von einer freudigen Hoffnung überwunden. Ich ſchlief ein, meine Träume waren heiter, und ich eilte, mich dem Generale Pahlen vorzuſtellen. Als ich aus dem Hauſe trat, erfuhr ich, daß die Truppen wieder vorgerückt waren; ich fand den General, der eine ſo bedeutende Rolle in der ruſſiſchen Geſchichte geſpielt hat, in den letzten Häuſern der Stadt nach Hirſchberg zu. Die Truppen rückten auf der Landſtraße fort; Pahlen, ein langer, ſchlanker, ernſthafter Mann, empfing mich zwar freundlich, verwies mich aber auf eine ſpätere ruhigere Stunde, und ich ritt nun ſcharf nach Hirſchberg zu, neugierig, das erſte Zuſammentreffen der Ruſſen mit dem Feinde zu erleben. Ich ſah den General Pahlen nicht wieder.

Der Tag war heiter, aber, in Folge eines nächtlichen Wolkenbruchs, war das Schmiedeberger Waſſer ſtark ausgetreten und überſchwemmte hier und da die Chauſſee. In Hirſchberg konnte ich keine klare Ueberſicht über das Fortſchreiten der Truppen erhalten; da kam ein Schreiben aus dem Hauptquartiere, ich erfuhr, daß Pahlen eine andere Stellung erhalten hatte, und ich ward angewieſen, mich ſeinem Nachfolger, dem Generale Biſtram, anzuſchließen. Die Nacht rückte heran, ich mußte den folgenden Tag erwarten, um Erkundigungen über den Aufenthalt des neuen Befehlshabers der Avantgarde einzuziehen. Ich ritt nun, dazu angewieſen, nach Greifenberg.

Der Weg führte durch das Dorf Spiller, wo mein treuer Verbündeter der Prediger Heinrich, lebte. Wie ich dieſen Mann kannte, hielt ich mich feſt überzeugt, daß er die Ereigniſſe der letzten Tage mit großer Aufmerkſamkeit verfolgt hatte. In Hirſchberg war ſchon ein dunkles Gerücht von einem errungenen bedeutenden Siege, und das ſchnelle Vorrücken der ruſſiſchen Avantgarde nach Greifenberg zu, ſchien es zu beſtätigen. Ich ſtellte mir vor, wie wichtig es ſein müßte, die Bewegungen des geſchlagenen Feindes im Hauptquartiere zu kennen, und daß einige Abtheilungen deſſelben ohne allen Zweifel zwiſchen dem äußerſten linken Flügel, den ich begleitete, und dem Centrum der Armee eingeſchloſſen ſein konnten. Die Nachrichten, die ich durch Paſtor Heinrich erhielt, waren zwar dunkel; man hatte in einer öſtlichen Richtung feindliche Truppen entdeckt, aber er wußte ſie nicht zu benennen: doch eilte ich, ſchon von hieraus einen ausführlichen Bericht abzuſtatten. In Spiller iſt eine Poſtſtation, und Heinrich nahm es auf ſich, einen Courier ſchleunigſt zu expediren, der ſich freilich nach Blücher erkundigen mußte, da keiner in dieſer Gegend mit ſeinem jetzigen Standquartiere bekannt ſein konnte.

Ich ritt nach Greifenberg zu, und als ich näher kam, hörte ich ein heftiges Gewehrfeuer und ab und zu einzelne Kanonenſchüſſe. Der General Freiſſinet ſuchte durch eine Vertheidigung von der Stadt aus, ſeinen Rückzug zu decken; die Lage der Stadt war ihm ſehr günſtig. Der Queis läuft dicht an den Stadthäuſern vorbei, dieſe erheben ſich in einiger Entfernung, und die Brücke ward durch ein Kreuzfeuer beſtrichen, das den eindringenden ruſſiſchen Truppen ſehr gefährlich ward. Noch hatte ich keinen deutlichen Begriff von einem ſolchen Angriffe; ich glaubte den kommandirenden General in der Mitte ſeiner hier fechtenden Truppen aufſuchen zu müſſen, und ritt auf die Brücke zu, ja mitten in den Kugelregen hinein, und es dauerte einige Zeit, ehe ich durch Nachfragen erfahren konnte, daß General Biſtram ſein Standquartier in einem nicht weit entfernt liegenden Dorfe an der Landſtraße hatte. Ich verließ natürlich die Brücke, um den General aufzuſuchen; doch blieb ich lange genug in der Nähe, um mich zu überzeugen, daß es dem Feinde wohl gelingen würde, bis in die Nacht hinein die Stadt zu behaupten.

Und hier machte ich nun an meinem Bedienten eine Erfahrung, die freilich nicht verdient, in einer Kriegsgeſchichte erwähnt zu werden, in meinen Lebenserfahrungen aber eine bedeutende Stelle einnimmt. Es war ein Jüngling von etwa 16 bis 17 Jahren; ſeine Mutter hatte mir ihn anvertraut, und ich hatte verſprochen, ihn ſo viel wie möglich den drohendſten Gefahren des Krieges zu entziehen. In Altenburg, wo ich vor der erſten Schlacht zu Fuß angekommen war, blieb er natürlich bei dem Train, als wir vorrückten. Man weiß, auf welche abenteuerliche Weiſe ich am Tage der Schlacht beritten wurde. Auf dem ganzen Rückzuge vernahm ich nichts von ihm, und er hatte große Mühe, mich aufzufinden; ein großer Theil des Waffenſtillſtandes war verfloſſen, ehe er mich in Waldenburg fand. Ich hatte indeſſen zwei Pferde gekauft, und erwartete ihn mit Sehnſucht und zuletzt nicht ohne Sorgen. Als er nun ankam und erfuhr, daß er von der beſchwerlichen Fußreiſe befreit werden ſollte, war er ſehr froh; ich hatte den Burſchen lieb; er ſchien mir ſehr ergeben, und ich hörte ihm gern zu, wenn er mir ſeine Schickſale während der Trennung erzählte. Großen Muth oder Sehnſucht nach kriegeriſchen Thaten ſpürte ich bei ihm eben nicht. Es war ein ſtiller, friedlicher Burſche, der in einem ruhigen Hauſe fromm erzogen war. Ohne allen Zweifel war es ihm nicht unangenehm, ruhig im Rücken der Armee zu ſein, während ich, ſein Herr, doch auch mit der Furcht zu kämpfen hatte. Jetzt nach der Schlacht und während des Rückzuges lebte er in der Umgebung der Bedienten, die ihren Herren in die Schlacht gefolgt waren. Ich glaubte zu hören, wie dieſe die großen Gefahren, denen ſie ſich ausſetzten, lebhaft ſchilderten. Ohne allen Zweifel erſchien ein Jeder in dieſen Erzählungen mehr oder weniger als ein Held. Mein junger Bediente hatte den Kopf voll von dieſen Erzählungen, ja jetzt erwachte die Sehnſucht, etwas Aehnliches zu erleben, und als ich nun auf die Brücke von Greifenberg zuritt, und er zum erſten Male die Kugeln um ſeine Ohren pfeifen hörte, war er in der That exaltirt; er machte mir gradezu Vorwürfe, als ich die Brücke verließ. „Nun ſind wir ja, wo wir ſein ſollen, warum bleiben wir nicht hier?“ Der friedliche Burſche war plötzlich ein Held geworden, und es war mir höchſt intereſſant, dieſe Metamorphoſe in ihrer Entſtehung und Entwickelung verfolgen zu können.

Ich ſollte aber eine zweite, nicht ganz ſo erfreuliche erleben. Der Burſche war nicht allein treu, ſondern auch ruhiger und ſanfter Natur, aber dennoch ſah ich ihn einſt wie verwandelt. Während wir in der Lauſitz hin- und herzogen, kam ich von einem einſamen Ritte nach den eben von den Feinden verlaſſenen Gegenden, zu einem Meierhofe, auf dem Abhange des Landsberges. Die Feinde hatten dieſen Hof kaum verlaſſen; alle Einwohner waren fort, Thore und Thüren weit eröffnet, die Fenſter eingeſchlagen und der öde Hof lag zerſtört da. Wie wir in die Stube eintraten, ſahen wir, und ich zum erſten Male, die Folgen einer rohen Plünderung, mit welchen ich ſpäter nur zu bekannt ward. Die Spiegel waren zerſchlagen, die Tapeten in den ſauber eingerichteten Stuben zerriſſen, es war offenbar nicht bloß die Raubſucht, die wenigſtens begreiflich ſcheint, ſondern auch eine Wuth der Zerſtörung, die völlig nutzlos ſchien. Ich würde mir eine ſolche Plünderung erklären können, wenn ſie gleich nach einer Schlacht ſtattgefunden, aber hier waren es offenbar Marodeure, die hinter der Armee geblieben, die jeden Augenblick erwarten konnten, von unſern Truppen überraſcht zu werden. Warum iſt die eigenſüchtige Raubſucht faſt immer mit der völlig zweckloſen Zerſtörung verbunden? Die hier Eingedrungenen waren nicht Feinde; die Sachſen waren Verbündete der Franzoſen; ihre Truppen fochten gegen uns. Wodurch wird die Familie, die ausgeplündert wird, bloß deswegen, weil man ihr Schaden zufügt, plötzlich in einen perſönlichen Feind verwandelt, den man auf jede Weiſe zu vernichten droht, und zwar völlig uneigennützig, aus reiner Neigung? Und dennoch iſt es immer ſo. Ich begreife es wohl, wie eine aufgeregte Stimmung während und nach einer Schlacht bei einem rohen Menſchen in zweckloſer Zerſtörung nachklingen kann: aber wie ſie bei den Nachzüglern einer Armee entſtehen kann, die, wenn ſie rauben, von beiden Heeren der größten Gefahr ausgeſetzt ſind, die einen jeden Augenblick benutzen müſſen, um ſich Alles, was ihnen irgend einen Werth zu haben ſcheint, in ſchnell vorübergehenden, ſtets bedrohten Augenblicken zuzueignen, iſt mir völlig unbegreiflich.

In dem Befreiungskriege gab man ſich vergebens Mühe, auch unter unſeren Truppen die Plünderung zu verhindern, es gelang nie vollkommen, und zwar aus dem natürlichen Grunde, weil in den neueren Kriegen die Zahl der Kämpfenden, wie ſelbſt im Frieden die Größe der Heere, ſo über alles Maaß gewachſen ſind, daß eine geordnete Verpflegung, die ſich durch alle Theile derſelben gleichmäßig vertheilt, immer ſchwieriger, ja zuletzt unmöglich wird. Auch die nächtlichen Bivouaks, an der Stelle der Zelte früherer Zeit, tragen weſentlich zur Rohheit der Krieger bei. Die Zelte ſtellen, ſchnell aufgeſchlagen, eine bewegliche Stadt dar, eine Annäherung zur bürgerlichen Ordnung: während die Bivouakfeuer der Nacht, zumal auf entfernteren Punkten, dem nächtlichen Aufenthalt herumſchweifender Räuberhorden nur zu ähnlich ſehen.

Oft ſind aber auch die überraſchten Einwohner höchſt unverſtändig. In meiner damaligen Stellung, wo ich fortdauernd mich allein oder mit geringer Begleitung unter den Einwohnern auf eine friedliche Weiſe bewegte, beſonders aber in der Lauſitz bei dem wechſelnden Vor- und Zurückgehen der beiden Heere, wo die Dorfbewohner jeden Augenblick einen Ueberfall, bald von den franzöſiſchen bald von unſern Truppen erwarten mußten, erregten ſie im hohen Grade meine Theilnahme. Ich trat nicht ſelten in die Wohnungen wohlhabender Gutsbeſitzer und Pächter hinein, die noch verſchont geblieben waren. Die gewöhnliche ſtille, häusliche Ordnung herrſchte in den Familien; ich ward wohlwollend aufgenommen, und mein Geſchäft forderte mich zu vertraulichen Geſprächen auf. Ich ſah, wie die Hausfrau in gewohnter Art den gewöhnlichen häuslichen Geſchäften nachging, wie die Töchter ihre ſtille Arbeit trieben: dennoch ließ ſich, wie begreiflich, die angſtvolle Spannung, in welcher ſie lebten, nicht verbergen. Mich ängſtigte dieſe häusliche Stille und Ordnung im höchſten Grade; wenn der Tiſch gedeckt, die Geräthe aus den noch unangetaſteten Schränken herausgenommen wurden und wir uns ruhig zur Mahlzeit niederließen, mußte ich oft die ſich hervordrängenden Thränen zurückhalten, um nicht durch eine zu große Theilnahme die Aengſtlichkeit der Familie zu vermehren; dennoch ſuchte ich, wenn ich erſt ſo viele Auskunft über die Bewegungen der Feinde wie möglich erhalten hatte, die Familie auf ihre Lage aufmerkſam zu machen, um ihnen Rath zu ertheilen. Wo es die Stellungen beider Heere gegeneinander möglich machten, ſuchte ich den Hausherrn allein zu ſprechen, und ich beſchwur ihn, Frau und Töchter in einer von mir angegebenen Richtung zu entfernen. Ich rieth dann, eine ſo große Menge von den gewöhnlichſten und wohlfeilſten Lebensmitteln anzuſchaffen wie möglich; dieſe mußte man in zwei Hälften theilen, eine für die vorrückenden Truppen, die größere aber für die Nachzügler. Bekanntlich herrſcht die geringere Gefahr eben dann, wenn der Kern eines Corps in ein Dorf oder Städtchen einzieht. Die Gegenwart der höheren Offiziere zügelt die Truppen. „Wenn Sie, rieth ich, eine Kriegerſchaar ſich nähern ſehen, dann warten Sie nicht bis die ſtürmiſchen Forderungen laut werden, unterdrücken Sie ſo viel wie möglich jede Furcht, äußern Sie freundlich Ihre Theilnahme, bringen Sie ſogleich den Männern ein ſtärkendes Getränk und einen kleinen Imbiß entgegen; dieſes freiwillig gereicht, noch ehe der Infanteriſt in die Wohnung tritt, der Reiter abgeſtiegen iſt, hat faſt immer eine zauberiſche Wirkung.“ Da ich mich unter den vorderſten Abtheilungen der Avantgarde befand, hörte ich das Lob ſolcher Familien, die mit einer Art von Vertrauen dem Soldaten entgegengingen und ihn unaufgefordert erquickten, mit heiterer und gutmüthiger Laune ausſprechen; wo man ſich aber von vorn herein einſchloß, ſich alles Geforderte unwillig abdringen ließ, ward das gewaltſame Verfahren ſchnell hervorgerufen. Wer auf ſolche Weiſe, nach kurzer Ueberlegung, den heranrückenden Truppen reichte, was er vermochte, dem glaubte man auch nicht ſelten, wenn er verſicherte, ſeine Vorräthe wären zu Ende. Es geſchah aber wohl auch, daß man meinem wohlgemeinten Rathe mißtraute. So erinnere ich mich, bei einem Pächter eine ſchöne Heerde veredelter Schafe entdeckt zu haben. Ich beſchwur ihn, dieſe in einer entfernten Gegend zu verbergen; der Koſack, ſagte ich, hat keinen Begriff von dem Werthe dieſer Thiere, er ſieht in den Schaafen nur ein Nahrungsmittel, welches er ſich anzueignen das Recht hat. Gott mag wiſſen; was den Mann mißtrauiſch gegen dieſen meinen Vorſchlag machte; mein Rath wurde nicht befolgt; es war bei unſerm erſten Vorrücken gegen Dresden. Auf unſerm kurzen Rückzuge kam ich in die Nähe des Pächters, der jetzt mir jammernd entgegen trat. Die Koſacken hatten einen großen Theil der Heerde weggetrieben.

Doch ich kehre nach dieſen Betrachtungen zu dem Momente zurück, als ich zuerſt in die ausgeplünderte Pächterwohnung eintrat. Mein Burſche, der wohlerzogen, ſtille und für ſein Alter ungewöhnlich bedächtig, dabei ſehr ſanft und theilnehmend war, ſchien, als er die Zerſtörung um ſich herum ſah, alle Schubladen ausgezogen, die Reſte der geplünderten Gegenſtände wild untereinander geworfen, plötzlich wie verwandelt; die Augen rollten ihm im Kopf, er wühlte leidenſchaftlich in der Maſſe der Gegenſtände herum, eilte von einer Stube zur andern, und ſuchte mit begierigen Augen irgend etwas Werthvolles zu entdecken, was die Plünderer vielleicht überſehen hätten. Aber die Virtuoſität ſolcher Marodeure iſt unergründlich; er ſuchte lange vergebens, ohne etwas zu finden. Ich betrachtete ihn einige Zeit, erſtaunt über die Verwandlung, die ſtattgefunden hatte, und ließ ihn gewähren; dann aber rief ich ihn zu mir, ſtellte ihm vor, wie meine Lage am allerwenigſten erlaube, daß mein Bedienter die Rolle eines Marodeurs ſpiele. Er ſuchte ſich zu faſſen, wie über ſich ſelbſt verwundert, verſprach, für die Zukunft ſich nie einer ähnlichen Handlungsweiſe hinzugeben, brachte es aber doch, ich geſtehe es, dahin, daß ich ihm erlaubte, für den bevorſtehenden Winter ein paar Pelzhandſchuhe zu behalten.

Ich begreife es wohl, wie eine dunkle Vorſtellung von den Schätzen, die man unerwartet in den Kriegen zu erwerben vermag, durch Mährchen allerlei Art genährt, ihm vorgeſchwebt haben mag, daß er, als er die chaotiſche Verwirrung um ſich herum ſah, befangen wurde von dem dunklen Traume, der im geordneten Leben keine Gewalt über ihn hatte. Konnten die früheren Plünderer nicht eine in der Verwirrung zurückgelaſſene Börſe, vielleicht mit Gold gefüllt, in dem geheimen Verwahrſam, oder in Gegenſtände anderer Art verſteckt, überſehen haben? Der Burſche hatte in der That ſo wenig Phantaſie, als ein verſtändiger junger Menſch beſitzen kann. Aber die gebundene Vorſtellung mag deſto gewaltſamer hervorbrechen, jemehr ſie im gewöhnlichen Daſein beherrſcht wird, wie die wilde Freude bei Trübſinnigen und melancholiſchen Menſchen; und ſo ſah ich den furchtſamen Burſchen in einen muthigen Krieger, den ruhigen und verſtändigen, wenn auch vorübergehend, in einen Räuber verwandelt. Ich erlebte einen zweiten

Anfall dieſer Art, ſelbſt unter viel ſtärkeren lockenden Verhältniſſen nicht, er ſchien nach einer ſolchen Erfahrung ſich ſelbſt zu beobachten. Aus dem ganzen Kriege hat er nur dieſe Pelzhandſchuhe mitgebracht, wie ich aus la Ferté sous Jouarre eine Loupe, die ich bei einer botaniſchen Excurſion in die Taſche geſteckt hatte, und erſt ſpäter, als wir die Stadt verlaſſen, entdeckte.

Man erlaube mir aus der Zeit meines Aufenthalts bei den Ruſſen, einige Züge hervorzuheben, die mir beſonders aufgefallen und im Gedächtniß geblieben ſind.

Ich fand General Biſtram, einen gebildeten Liefländer, der mich, als ich ihm mein Schreiben übergeben hatte, freundlich aufnahm, und deſſen Bekanntſchaft und Umgang für mich ſehr erfreulich war. Durch ihn erfuhr ich die Umſtände der Katzbacher Schlacht und die glänzenden Reſultate derſelben. Ich bedauerte freilich, nicht im Blücherſchen Hauptquartier geweſen zu ſein; denn dieſe Schlacht hatte doch, nach Allem, was ich erfuhr, einen Charakter, durch welchen ſie ſich von den bisherigen durchaus unterſchied. Es war ein kühner Angriff mitten unter den furchtbarſten Regengüſſen, in den Strömen des ausgetretenen Fluſſes. Die Flintenſchüſſe hörten auf, weil kein Schuß mehr losging, die alten Zeiten der perſönlichen Tapferkeit ſchienen wieder hervorzutreten, und alle Angriffe nahmen einen wildern Charakter an, wurden vereinzelter, die Bajonette verwandelten die Flinten in Lanzen, die Wuth der umgekehrten Gewehre in Kolben, ſelbſt die überwiegende perſönliche Kraft brachte unſern Truppen einen entſchiedenen Vortheil; in einen furchtbaren Knäul miſchten ſich Freunde und Feinde; dieſe wurden in den Strom gedrängt, die Niederlage war vollſtändig. Der Diviſions-General Puthod ward von der Hauptarmee der Feinde getrennt. Ohne allen Zweifel waren es Theile dieſer Diviſion, von denen ich in Hirſchberg Nachricht erhielt. Es iſt bekannt, mit welcher Entſchloſſenheit und Tapferkeit Puthod ſich, von unſern Truppen umringt, zu halten ſuchte, bis er gezwungen wurde, ſich mit ſeiner ganzen Diviſion zu ergeben. Durch dieſen Sieg, und durch die Schlacht bei Großbeeren, wae nun der Feldzug auf die glänzendſte Weiſe eröffnet und die Zuverſicht unſerer Truppen entſchieden geſteigert. Die Armee bewegte ſich, den Feind verfolgend, durch die Lauſitz auf Dresden zu, zog ſich nach der unglücklichen Schlacht bei Dresden wieder zurück, und als ſelbſt dieſe vorübergehende Niederlage bei Culm eine ſo glänzende Wendung nahm, rückte ſie wieder vor. Als wir bei dem zweiten Vorrücken in der Nähe von Seidenberg ſtanden, fand ich es wünſchenswerth, mich den Koſacken anzuſchließen. Ich erhielt auf Verlangen 200 Koſacken, und war nun in einen Anführer dieſes fremden Volks verwandelt. Ein mit der deutſchen Sprache vertrauter Offizier wurde mir als Dolmetſcher mitgegeben. Die Koſacken ſind häufig genug beſchrieben, ſie waren zwar bei ihrem erſten Erſcheinen ſehr gefürchtet, im Ganzen aber keineswegs gefährliche Feinde, ja, ſie zeigten nicht ſelten eine weiche Gutmüthigkeit. Ich werde ſpäter Gelegenheit finden, die Eigenthümlichkeit ihrer kriegeriſchen Thätigkeit bei der Verfolgung der Feinde darzuſtellen. Hier kam ich mit denen, die ich anführte, in keine beſondere Berührung; der mich begleitende Offizier führte das eigentliche Commando, ich beſtimmte nur die Richtung, in welcher wir fortſchritten. Wir näherten uns ſtille den Feinden, und einige Mal ſchlief ich in einem Theile der langgedehnten Dörfer, während der Feind einen andern Theil noch beſetzt hielt. Ich verließ mich durchaus auf die inſtinktartige Sicherheit meiner Begleitung; und wenn wir nach einer ſolchen Nacht uns verſammelten, um fortzureiten, entdeckte ich nicht ſelten in ihrer Mitte Feinde, die ſie, ich weiß ſelbſt nicht wie, gefangen genommen. Eine Rekognoscirung mit den Koſacken iſt mir beſonders im Gedächtniß geblieben. Die Feinde hatten ſich über die Neiſſe zurückgezogen, und hielten Görlitz beſetzt; ich ritt dieſſeits des Fluſſes auf einigen Höhen fort, die ſich längs der Flußufer hinzogen und mir einen Ueberblick über die Stellungen der franzöſiſchen Truppen gewährten. Die Einwohner hatten während des Waffenſtilleſtandes ſich das Geſchick erworben, die Corps zu unterſcheiden und ſich ihre Befehlshaber zu merken. Ich glaube, daß die Nachrichten, die ich hier erhielt, nicht ohne allen Werth waren. Indem ich nun auf dieſen Höhen fortritt, entdeckte ich eine leichte, ja anmuthige franzöſiſche Sommer-Stadt. Sie beſtand aus zierlichen Laubhütten, die regelmäßige Straßen bildeten. Viele

Hütten hatten Vorhallen aus blumigen Gewinden beſtehend; noch waren die Laubhütten nicht verwelkt und hatten noch immer ein lebendiges heiteres Ausſehen. Einzelne lagen abgeſondert, ſie waren größer; ich fand ſie, als ich hineintrat, in mehrere Räume getheilt, ohne allen Zweifel die Sommerwohnungen der Befehlshaber; ſie waren von Blumengärten, zierlich in Beete getheilt, umgeben, und noch ſtanden viele Pflanzen in friſcher Blüthe, ſo daß dieſe kleinen Anlagen keineswegs ein verwildertes Anſehen hatten. Ich bewunderte den fröhlichen Sinn eines Volks, welches einen jeden ſchnell vorübergehenden Augenblick betrachtet, als wäre er ein bleibender, und ihn benutzt, um ſich ein beſchwerliches und unſicheres Leben ſo angenehm und genußreich wie möglich zu machen. Dieſes Sommerſtädtchen hatte einen ziemlich bedeutenden Umfang, und faſt zauberhaft erſchien es mir in ſeiner ſtillen Einſamkeit. Das nächſte Dorf, in welches ich hineinritt, war eben erſt von den Feinden verlaſſen. Ich erblickte einen Franzoſen, der natürlich in die Gewalt meiner Koſacken gerieth, entdeckte einen anſehnlichen adligen Landſitz, und zog durch das große, mit einem Thurm verſehene Thor, über den anſehnlichen Hof mit meinen Koſacken gerade auf das Hauptgebäude zu. Der Beſitzer, mit einem Theil ſeiner Familie, erſchien furchtſam am Eingange. Ich ſtieg vom Pferde ab und näherte mich freundlich. Der Hausherr ſchien in Verlegenheit, wie er mich anreden ſollte, und ſah mich ängſtlich an. Ich betrachtete ihn genauer und glaubte ihn zu kennen. „Herr v. Schinkel, ſagte ich, ängſtigen Sie ſich nicht.“ Als er ſich nennen hörte, betrachtete er mich mit Erſtaunen, ich ſchien ihm völlig unbekannt; ich nannte meinen Namen; wir hatten uns früher in Dresden kennen gelernt. Er hatte freilich wohl erfahren, daß ich den Krieg mitmachte, aber die Uniform machte mich unkenntlich, und als einen Anführer einer Koſackenhorde, erwartete er wohl nicht, mich wieder zu treffen. Wie angenehm die Ueberraſchung war, kann man ſich wohl denken. Ich brachte eine Stunde etwa bei der Familie zu, und als ich mich mit ihm in der Erinnerung unſerer früheren Bekanntſchaft verlor, trat mir meine Stellung in dieſem Augenblick recht ſeltſam, ja faſt wie ein Unglaubliches entgegen. Ich begriff nicht, wie das, was mir jetzt ſo fremdartig und wunderlich ſchien, mir bis dahin als etwas höchſt Einfaches und Natürliches erſcheinen konnte. Mit der Aufführung meiner Koſacken konnte er zufrieden ſeyn, und die Nachrichten des verſtändigen Mannes waren mir ſehr willkommen. Durch ihn genau unterrichtet von den verſchiedenen Diviſionen und ihren Anführern, ward mir die Annäherung an die Feinde ſehr lehrreich. Ich näherte mich Görlitz, welches in der Tiefe unter mir lag. Ich ſah, wie die franzöſiſchen Truppen auf einer von ihnen errichteten ſchwimmenden Brücke über den Fluß ſetzten. Meinen Koſacken vertrauend, wagte ich es, von den Höhen hinab zu reiten. Durch den mich begleitenden ruſſiſchen Offizier erfuhr ich, daß dieſe Annäherung an den Feind meinen Begleitern eben angenehm war; aber die Unruhe auf der Brücke ward immer größer, wenige Feinde waren noch dieſſeit des Fluſſes, die Reiter wagten ſich in den Fluß, der letzte Feind erreichte die Brücke, und, zum Aerger meiner Koſacken, kam kein einziger Mann in unſere Gewalt. Aber auch mich verdroß dies ſehr, nicht, weil ich irgend einen Werth auf einige gefangene Feinde legte, wohl aber, weil es mir angenehm geweſen wäre, das ſo oft gerühmte

Geſchick der Koſacken bei ſolchen Gelegenheiten als Augenzeuge kennen zu lernen. Wir waren dem Feinde nahe genug, um ihn zu reizen. Einige Flintenſchüſſe wurden ohne Wirkung gewechſelt, und ich beſtieg wieder die Höhe, die mir eine freie Ueberſicht über die Bewegungen der verſchiedenen Corps gab. Einige Bauern, die ich herbei zog, unterſtützten mich hierin; als ſie aber durch einige Kanonenſchüſſe aus der Stadt geängſtigt wurden, ſuchten ſie zu entfliehen, und ich entließ ſie, wie es ſchien, gegen den Willen meiner Koſacken, weil ihre Aengſtlichkeit ſie doch unbrauchbar machte. Glücklicherweiſe hatte ich ſchon erfahren, was ich wünſchte: die zwar entſtellten Namen der Diviſionsgeneräle. Als ich nach dieſem Ausflug, mit welchem ich beſonders zufrieden war, ins Hauptquartier des Generals zurückkam, machten ſich dieſer und ſeine Begleiter auf eine heitere Weiſe über mich luſtig. Den Gefangenen, den die Koſacken mit ſich führten, hatte ich gar nicht näher betrachtet. Als er jetzt vorgeführt wurde, zeigte es ſich, daß es ein kleines ſchwächliches Männchen war, und zwar ein Tambour. Man gratulirte mir zu dieſer glänzenden Acquiſition und ich lachte, ſuchte aber ihnen begreiflich zu machen, daß ich durchaus nicht auf Franzoſenjagd ausginge, daß die Gefangenen, die meine Koſacken früher gemacht hatten, mir beſchwerlich wären, und ſie mußten wohl geſtehen, daß mein Zug nicht ohne Erfolg war, als ich ihnen meine eingeholten Nachrichten mittheilte.

Nach kurzer Zeit ward über Biſtram anderweitig verfügt, und General B. commandirte die Vorpoſten, denen ich mich noch fortdauernd anzuſchließen, den Befehl hatte. Die Menge der ruſſiſchen Generäle war mir etwas Auffallendes. In der preußiſchen Armee waren durch die früheren Verhältniſſe vor dem Kriege ſo wenig höhere Offiziere, wie in keiner andern europäiſchen Armee; aber deswegen hatten auch Stabsoffiziere geringeren Ranges das Glück, bedeutende Commandos zu erhalten und ſich auf eine glänzende Weiſe auszuzeichnen. Der Major v. Hiller, der mir, wie früher erwähnt, aus Breslau bekannt war, commandirte 10,000 Mann, und man weiß, welchen Ruhm er ſich durch dieſes Commando erwarb. In der ſchleſiſchen Armee war Langeron Oberbefehlshaber des linken Flügels, und unter ihm commandirte St. Prieſt ſeine Avantgarde. Das kleine Corps, welches ich begleitete, beſtand wohl kaum aus mehr als einigen Tauſend Mann. Ich war öfters bei St. Prieſt zur Tafel, und fand in ſeiner Umgebung gewöhnlich eine größere Anzahl Generäle, als im Blücherſchen Hauptquartier.

Die Menge der Orden, die glänzenden Titel, die ich hier vorfand, wurden noch durch einen andern Vorzug, für mich bedeutend. Ich war nämlich über die wohlbeſetzte Tafel, die ich immer vorfand, erſtaunt. Im Blücherſchen Hauptquartier war die Tafel nur etwa dann, wenn wir einige Tage in größeren Städten verweilten, gut beſetzt, für gewöhnlich aber ſehr frugal. Der ruſſiſche General verdankte dieſen Reichthum an wohlſchmeckenden Speiſen der ſteten Aufmerkſamkeit ſeiner Offiziere, beſonders aber dem in der That mir faſt unbegreiflichen Geſchick ſeiner Koſacken. Dieſe, wenn ſie in der Gegend herumſtreiften, verſtanden ſich viel beſſer auf die Requiſition, als die Preußen, obgleich ihnen die Sprache des Landes völlig unbekannt war. Selbſt bei General B. fand ich faſt immer ein wohlſchmeckendes Fiſchgericht und Wildpret.

Dieſer war ein kleiner, unterſetzter Mann, mit einem Anſatz zur Corpulenz, ein wahrer Ruſſe. Ich war auf einige Tage auf eine, mich ſelbſt überraſchende Weiſe ſein Vertrauter; er war in ſeinem ganzen Benehmen äußerſt gutmüthig. Auf ſeine Bitte bezog ich ſtets mit ihm daſſelbe Quartier, ja, wenn es einigermaßen einzurichten war, die nebenanliegende Stube; er war höchſt mittheilſam, und ich lernte nach wenigen Tagen alle ſeine Schickſale von Jugend auf und den ganzen Umfang ſeiner bedeutenden Verwandtſchaft kennen. Sehr auffallend war es mir bei dieſen Erzählungen, wie, wenigſtens bei der Armee, das ganze Daſein von der Hofgunſt abhing, ja in dieſer aufging. B. war oder hielt ſich wenigſtens für einen Günſtling des Großfürſten Conſtantin, und fühlte ſich durch dieſe Gunſt höchſt glücklich. Einſt ſtürzte er in der höchſten Verzweiflung in meine Stube herein. „Ich bin, rief er, der unglücklichſte Menſch; ich habe die Gunſt des Großfürſten verloren!“ — Als er mir eine Stelle aus einem Schreiben deſſelben vorlas, die ihm ſo drohend ſchien, konnte ich keinen Grund zur Verzweiflung finden. Ich bat ihn, mir ſo viel mitzutheilen, als nöthig war, um den Zuſammenhang zu verſtehen. Er las mir, überſetzend, den ganzen Brief vor; er ſchien in der That vor mir keine Geheimniſſe zu haben. Das Schreiben des Großfürſten war höchſt gnädig, ja vertraulich, und der Vorwurf, den er ihm allerdings machte, ſchien mir unbedeutend und ſcherzhaft. „Sie verſtehen dies nicht, rief General B. immer noch in Verzweiflung aus. Sie müßten, um meine Angſt zu faſſen, den Großfürſten kennen." Dennoch gelang es mir, ihn zu beruhigen, und ich erſtaunte, als ich ihn nach kaum einer Viertelſtunde, faſt ohne irgend einen Uebergang, völlig verwandelt ſah. Er war nun ganz der fröhliche Menſch, wie ſonſt; jede Spur von Furcht war verſchwunden. Noch ehe ich mich von ihm trennte, erfuhr ich denn auch, daß dieſe völlig grundlos geweſen war. B. gehörte nicht zu den ruſſiſchen höhern Offizieren von der Art der Bildung, durch welche dieſe ſich oft auszeichneten. Bekanntlich war dieſe durchaus eine vorrevolutionaire, franzöſiſche. Die Sprache dieſes Volks war den höheren Offizieren völlig eine zweite Mutterſprache. Am

Hoſe galt es aber zugleich für einen Vorzug, deutſch zu ſprechen; Grund genug für Viele, um dieſe Sprache zu erlernen. Es ſchien mir ſogar, als könnte man durch Bekanntſchaft mit der deutſchen Sprache, nach den Aeußerungen B.'s, ſich in günſtige und trauliche Verhältniſſe einſchleichen, die ſonſt unzugänglich wären. Die wendiſchen Völker lernen, wie bekannt, mit großer Leichtigkeit mehrere Sprachen; in der That ſcheint dieſe Fähigkeit, mit einer gewiſſen, noch unbefangenen, ich möchte faſt ſagen, kindlichen Receptivität verbunden, am fröhlichſten zu gedeihen. Wo keine tiefere Eigenthümlichkeit ſich ausgebildet hat, zeigt ſich, wie bei den Kindern, eine gleiche Leichtigkeit, ſich in allen Sprachen auszudrücken. Ich möchte ſie mit der Fruchtbarkeit der Völker vergleichen, die in geſegneten aber unbewohnten Gegenden ſich ſchnell vermehren. Dieſe mit gleicher Leichtigkeit erworbene Fähigkeit, mehrere Sprachen zu erlernen, ſcheint ein inſtinktartiges Lauſchen, welches bewußtlos noch die Keime einer zukünftigen Bildung entwickelt. Hat die Gewalt irgend einer ſolchen Sprache die Tiefen geiſtiger Eigenthümlichkeit aufgeſchloſſen, dann verſchwindet der frühere Inſtinkt, und die in bedeutende Selbſtbetrachtung verſunkene Seele, erkennt ſich in ſeiner Sprache, vermag ſich nur in dieſer ſelbſt wieder zu finden; alle anderen Sprachen werden von der einen verſchlungen, und dienen ihr, wie die fremde Nahrung der organiſch aſſimilirenden Kraft. Wie viele große Männer zeichnen ſich durch dieſe ſcheinbar einſeitige Sprachbildung aus; ſie iſt immer entſchiedener, je tiefer, allumfaſſender der wahre Geiſt ſich in der Seele regt. Nie erſchien dieſes bedeutender, als in der letzten Hälfte des fünfzehnten und in der erſten des ſechzehnten Jahrhunderts, als die deutſche Sprache mit der gewaltig herrſchenden Philologie den merkwürdigen Kampf begann. Luther war eben daher der echte Deutſche, er hatte das tiefſte, nationale, religiöſe Problem als ſein eigenes gefaßt, daher beherrſchte er die Sprache der Zeit wie ihre heiligſten Gedanken, daher ward die Bibel deutſch, daher erhielt durch ihn die Geſchichte aller europäiſchen Völker, von dem Mittelpunkte einer ſcheinbar einſeitigen Sprachbildung aus, den tiefſten Ausdruck für alle.

B. kannte die Encyclopädiſten, hatte wenigſtens Candide und einiges Andere von Voltaire geleſen; er nahm, was ihm ſo äußerlich zugekommen war, ſehr leicht, und es ſollte ihm nur dazu dienen, den unbedeutenden Geſprächen einigen Schmuck zu ertheilen. Ich habe ſpäter höhere ruſſiſche Offiziere kennen gelernt, die ſich mit mir in Geſpräche einließen, wenn ſie mein Amt kennen lernten. Mit der früheren franzöſiſchen Literatur, mit ihren Dichtern und ſogenannten Philoſophen waren ſie wohlbekannt, und ſchienen alle Religion als einen beſchränkten Aberglauben zu betrachten. Einſt war ich in der franzöſiſchen Wintercampagne mit einem ſolchen Herrn früh in der Morgendämmerung in ein Geſpräch gerathen; es lautete völlig wie das oben bezeichnete. Es war ein ſchöner Morgen, die Sonne ſtieg in aller ihrer Pracht empor, da bemerkte ich mit Erſtaunen, daß der Herr ſich gegen die Sonne kehrte, ein Zeichen machte, wahrſcheinlich das Kreuz, und ein Gebet murmelte. Dieſes war ſo ſchnell geſchehen, ſo klar mit der Abſicht, es zu verbergen, daß er wohl glauben konnte, ich habe es nicht bemerkt. Er ſchien ſeine Religion, die doch in der That ein tief gewurzelter Aberglaube war, den er nicht zu beſiegen vermochte, wie im Geheimen aus der Taſche zu ſpielen. B. war ein ruſſiſcher Patriot im echteſten Sinne; ihm war

Rußland ganz entſchieden das herrlichſte, ſo wie das mächtigſte aller Länder. Ein Chineſe kann ſein himmliſches Reich nicht andächtiger anbeten. Daß ich Petersburg nicht kannte, betrachtete er als ein Unglück für mich. „Wenn der Krieg zu Ende iſt, ſagte er und wir beide glücklich zurückkommen, lade ich Sie ein, Sie ſollen in meinem Palaſt wohnen, Sie dürfen mir es nicht abſchlagen.“ Als ich ihn verſicherte, daß das, was ich auf Reiſen verwenden könnte, für andere, in wiſſenſchaftlicher Hinſicht wichtige Reiſen angewandt werden müßte, ſchien er faſt beleidigt. Petersburgs wiſſenſchaftliche Schätze ſchienen ihm ſo bedeutend, daß keine Stadt in dieſer Rückſicht mit Rußlands Hauptſtadt verglichen werden könnte. „Meine Equipage, ſagte er, ſoll in Breslau vor Ihrem Hauſe halten; Sie ſteigen mit ihrer Familie ein, ich mache Sie mit allen großen Kreiſen in der Hauptſtadt bekannt; meine Equipage bringt Sie nach Breslau zurück; die Reiſe ſoll Sie nichts koſten.“ Er ſprach ſo lebhaft, in einer jeden Aeußerung lag eine ſo große Innigkeit, es ſchien ihm ſo ganz Ernſt zu ſein, daß ich kaum wagte, ſeine dringende Einladung auszuſchlagen. Ich rechnete auf den bekannten Leichtſinn der Ruſſen, und wie wenig ſie ſich an Verſprechungen der Art erinnern und ſie zu erfüllen denken.

Einſt kam ich von einer Recognoscirung mit meinen Koſacken gegen Abend nach Radmeritz, wo St. Prieſt einquartirt war. Dort iſt, wie bekannt, ein adliges Fräulein-Kloſter. Es war gegen Abend, ich mußte den General aufſuchen, und ſah eine Menge ruſſiſche Offiziere im ſtattlichen Anzuge, vorſichtig auf den ſchmutzigen Wegen von einem Stein zum andern hüpfend, nach dem Schloſſe zueilen. Der General hatte auf dem Schloſſe einen Ball veranſtaltet. Es war, wenn die Umſtände es erlaubten, eine Gewohnheit der Ruſſen, wie der Franzoſen, die keineswegs bedachten, wie wenig ein ſolches Vergnügen die armen Frauen anziehen konnte. Kaum hatte ich den General geſprochen, als Blücher ſelbſt in Radmeritz einfuhr, der nun ebenfalls ſein Standquartier im Kloſter nahm. Ich war lange von ihm getrennt geweſen, und freute mich, jetzt von meinen Freunden mich umgeben zu ſehen, und zu erfahren, was ſie erlebt hatten. Der

Ball wurde indeſſen nicht unterbrochen. Da ward ich in eine Lage verſetzt, die mir in der That peinlich war. Eine Flügelthür wurde eröffnet, die alte ehrwürdige Aebtiſſin erſchien, ein Theil der Fräulein, die eben nicht tanzten, bildeten einen Zug und ſchritten ſo feierlich auf mich zu. Die Aebtiſſin begrüßte mich durch eine Anrede, die mich in die größte Verlegenheit ſetzte. Blücher war zugegen, und erſtaunte, ich ſelbſt konnte durchaus nicht einſehen, wie ich zu dieſer unerwarteten Ehrenbezeigung kam. Da trat ein jüngerer Mann auf mich zu, der mir völlig unbekannt war, er nannte ſich Graf von Löben, bekannt als Dichter unter dem Namen Iſidorus Orientalis, der ſich ganz an die neuere Schule und beſonders an Novalis angeſchloſſen hatte und in ſeinem Sinn dichtete; er war der Sohn der Aebtiſſin, und brachte dieſe bedenkliche Zeit im Kloſter zu, als Rathgeber und Beſchützer der Frauen. Er glaubte unter ſo außerordentlichen Verhältniſſen ſeinen philoſophiſchen und poetiſchen Geiſtesverwandten feierlich empfangen zu müſſen und hatte den Zug veranſtaltet. Er bedachte nicht, aus welchem Geſichtspunkte ſolche weibliche Huldigung von meiner kriegeriſchen Umgebung betrachtet wurde.

Blücher ſchien verdrießlich, die übrigen Offiziere ſahen erſtaunt zu, begegneten zwar den Damen mit großer Höflichkeit, wünſchten mir wohl auch Glück zu einer ſolchen Huldigung, die doch von den meiſten mit ſcharfer Ironie behandelt wurde. Einige Offiziere hatten die Gedichte des Grafen zum Theil geleſen, ſeine chriſtelnden Ueberſchwenglichkeiten wurden Gegenſtand des derben Spottes, und es hat nie eine wohlmeinende Huldigung auf eine für mich unangenehmere Weiſe ſtattgefunden. Daß Blücher ſie nicht vergeſſen hatte, ſah ich ſpäter.

Mit meiner jetzigen Beſchäftigung war man zufrieden. Ich mußte Radmeritz am frühen Morgen wieder verlaſſen, und ritt mit meinen Koſacken hinter dem Feinde her auf Herrnhut zu. Dieſe Stadt war, wie ich ankam, ſchon von den Ruſſen beſetzt, und ich berührte nun zum zweiten Mal im Kriege eine Niederlaſſung der Brüdergemeinde; aber die Umſtände waren freilich jetzt ganz anderer Art. Die Brüder der Gemeinde drängten ſich ängſtlich auf der Straße, unter die einrückenden Truppen gemiſcht, dem Saale zu, wo die Servisbehörde ihren Sitz hatte. Die Ruſſen, Gemeine ſowohl, als Offiziere, dachten an nichts Anderes, als wie ſie in der anmuthigen heiteteren Stadt, deren freundliche Häuſer ſie anlächelten, bequeme Quartiere erlangen könnten. Als ich in der nämlichen Abſicht mich in das Haus hineindrängte, fragte ich einen anſehnlichen Herrn, der in ängſtlicher Eile die Treppe beſtieg, wie und wo ich ein wünſchenswerthes Quartier erhalten könne. Meine Ausſprache überzeugte ihn bald, daß ich kein Ruſſe ſei; er ſchlug mir vor, ſein Gaſt zu ſein. Wir gingen vereinigt hinauf, und wenige Augenblicke nachher trat ich in ſein Haus als Einquartirter hinein. Es war Herr Burckhardt, ein reicher Schweizer, der ſich an die Brüdergemeinde angeſchloſſen hatte. In ſeinem Hauſe zeugte alles von einem ſchönen Wohlſtand. Er und ſeine Frau, eine ſtille, noch im Alter liebenswürdige Dame, nahmen mich mit ſichtbarer Freude auf, es wurden mir Gemächer angewieſen, wie ſie unter ſolchen Umſtänden nur den Generälen zu Theil werden. Ich hatte den Befehl, hier einige Tage mich aufzuhalten. Feindliche Corps hielten noch die Gegend jenſeits Löbau nach Bautzen und Biſchoffswerda zu beſetzt. Blücher kam auf eine kurze Zeit ebenfalls nach Herrnhut. Mir gelang es, während dieſer Zeit ruhig bei Herrn Burckhardt zu verweilen. Nachrichten, die ich erhalten konnte, ſollte ich jetzt nicht ſelbſt einholen, ſie wurden mir von den vorrückenden ruſſiſchen Truppen, nachdem Blücher, irre ich nicht, ſchon damals nach Bautzen gezogen war, zugeſandt, um ſie dem Hauptquartier mitzutheilen. So lebte ich faſt ruhig mehrere Tage in Herrnhut. Blücher ſelbſt ſchien für die ſtille Gemeinde eingenommen, man verſprach, die Stadt ſo viel wie möglich zu ſchonen, und in der That war ich hier zuletzt der einzige Einquartirte. Burckhardt war mit Schleiermacher bekannt. Der ſtille Umgang mit der liebenswürdigen Familie war mir eine wahre Erholung. Das gewöhnliche ruhige Leben der Brüdergemeinde umgab mich, und ich verdanke dieſen Tagen eine genauere Kenntniß der inneren Verhältniſſe derſelben. Doch machte ich eine Erfahrung, die mir ſehr ſchmerzhaft war. Ich mußte einige Mal nach Löbau reiten, wo General B. ſich aufhielt. In einer Gaſtſtube, in welcher ruſſiſche Offiziere ſich luſtig und unbefangen herumtrieben, fand ich einen jungen Herrn, der in der Gemeinde eine große Frömmigkeit zur Schau trug; er mußte mich nicht gleich bemerkt haben: wie ganz anders erſchien er hier. Er gefiel ſich in Aeußerungen der unanſtändigſten Art, und ſchien eine Freude daran zu finden, recht unbefangen einen Bruder Liederlich darzuſtellen, und zwar mit einer Leichtigkeit, die hinlänglich bewies, daß er dieſe Rolle nicht zum erſten Male ſpielte. Ueberhaupt ſchien es mir wünſchenswerth, daß der Kriegsſchauplatz ſich bald aus dieſer Gegend entferne. Die religiöſe Eigenthümlichkeit der Brüdergemeinde kann ſich, das ward mir recht einleuchtend, doch nur rein erhalten, wenn ſie, abgeſchloſſen von der übrigen Welt, von äußeren ſtörenden Verhältniſſen ſo wenig wie möglich berührt würde. Die aufgeregte Stimmung in der Lauſitz während der Beſetzung der Provinz, ſo lange der Waffenſtilleſtand dauerte, mehr noch während der Hin- und Herzüge der feindlichen und verbündeten Truppen, blieb der ſtillen Gemeinde doch nicht ganz fremd, und fing ſchon an, wie ich zu bemerken glaubte, auf die Jugend einen bedenklichen Einfluß auszuüben.

Wir rückten gegen Löbau vor und die Feinde umſchwärmten uns. Hier erfuhr ich doch, wie gefährlich es iſt, nicht auf Uniformen zu achten. Ich ritt durch die Stadt auf dem Wege nach Bautzen, wo ich in einiger Entfernung feindliche Truppen entdeckte. Dort ſah ich einen Ulanenoffizier und ritt auf ihn zu, in der Vorausſetzung, daß es ein preußiſcher wäre. Er hielt an, und als ich ihm in die Nähe kam, ſchoß er ſein Piſtol auf mich ab; es war ein polniſcher. Ich antwortete mit einem Piſtolenſchuß, der Pole, der wohl die Gefährlichkeit ſeiner Stellung einſah, entfernte ſich ſchnell, und ich hatte natürlich keine Luſt, ihn zu verfolgen; es war mein einziges perſönliches Gefecht mit dem Feinde im ganzen Kriege.

Wenige Tage ſpäter, in der Gegend von Biſchoffswerda, wo General St. Prieſt ſich einige Tage aufhielt, ward ich nun Zeuge der Vorpoſtengefechte. Dieſe fanden mehr oder weniger heftig faſt alle Tage ſtatt; die Ruſſen kamen nicht ſelten in's Gedränge und hatten verhältnißmäßig viele Verwundete und Todte. Ich hatte hier Gelegenheit, eine pſychologiſche Erſcheinung wahrzunehmen, die mir auffiel. Die ruſſiſche Cavallerie hieb auf einige Trupps franzöſiſcher Soldaten ein, mehrere wurden verwundet, gefangen genommen und zu uns geſchickt. Sie hatten faſt alle Kopfwunden, die freilich größtentheils gefährlicher ausſehen, als ſie ſind. Große bedeutende Stücke Haut mit den Haaren hingen ihnen von dem Kopf herunter, das Blut ſtrömte über das Geſicht und es war kaum möglich, einen widerwärtigern Anblick ſich zu denken. In den erſten Momenten der Aufregung pflegt man die Schmerzen einer ſolchen Verwundung kaum zu fühlen; die Franzoſen aber waren äußerſt lebhaft, und es überraſchte mich nicht wenig, dieſe, durch klaffende Wunden und ſtarke Verblutung entſtellten Menſchen mit der feurigſten Beredſamkeit auf uns einſprechen zu hören. Gewöhnlich iſt der Menſch, wenn er einer großen Gefahr entgangen und in Sicherheit iſt, äußerſt geſprächig, und es ſchien in der That, als wenn dieſe pſychologiſche Erſcheinung hier ungeſtört durch die Verwundung zum Vorſchein käme. Es iſt doch merkwürdig, welch außerordentliche Gewalt eine heftige Aufregung beſitzt; keine Spur von einer Entſtellung durch Schmerz konnte ich wahrnehmen, ſie wiſchten ſich das Blut mit einer Gleichgültigkeit ab, als wären ſie durch einen heftigen Regen benetzt. Auf meine Bitte wurden mir ein Paar von den am ſchwerſten Verwundeten, um für ihre vorläufige Pflege zu ſorgen, überlaſſen. Mein Wirth, ein gutmüthiger, wohlhabender Bauer, zeigte große Theilnahme, ich räumte meine Stube ein und behalf mich, wie ich konnte; kaum waren ihre Wunden verbunden, als ſie plötzlich wie verwandelt erſchienen; das Geſicht war jetzt von Schmerzen verzerrt, ſie waren vom heftigen Wundfieber ergriffen. Der eine verfiel in eine völlige Betäubung, der andere ſetzte ſeine Geſprächigkeit fort; aber dieſe trug jetzt ein anderes Gepräge, er phantaſirte heftig. Es iſt doch traurig, wahrzunehmen, wie Ereigniſſe, die uns ſonſt im täglichen Leben tief erſchüttern würden, uns im Kriege gleichgültig werden. Ich verließ wenige Stunden darnach das Quartier; ich erhielt Befehl, mich in dem Blücherſchen Hauptquartier in Bautzen einzufinden; vergaß die Verwundeten ganz, habe nichts von ihrem ferneren Schickſal erfahren, und erſt jetzt, indem ich das Erlebte wieder in die Erinnerung zurückrufe, ſchwebt mir dieſes Ereigniß lebhaft vor.

In Bautzen waren verhältnißmäßig wenige Truppen, dieſe bivouakirten in der Gegend, die Stadt war ruhig und ſchien faſt wie in Frieden; die Einwohner gingen ihren Geſchäften nach, und ich erinnere mich wohl, wie ich, wenn ich auf der Straße einen wohlgekleideten Mann traf, ihn beneidete; ſeine Stellung war doch meine natürliche, und die Uniform war mir beſchwerlich. Dann fiel es mir ein, den Eindruck, den Bautzen jetzt bei dem ruhigen Beſitz machte, mit dem zu vergleichen, der hervorgerufen wurde, als wir von den Krickwitzer Höhen die Thürme derſelben Stadt erblickten, während der zweitägigen Schlacht, als das Centrum der feindlichen Armee ſich hier zuſammendrängte. Mir wurden jetzt drei ſchleſiſche Landwehrmänner zur Dispoſition geſtellt. Sie begleiteten mich fortdauernd bis nach Paris, und waren beſtimmt, als Couriere zu dienen, wenn ich von dem Hauptquartier getrennt war. Obgleich ich ſo lange mit dieſen Männern in Verbindung war, weiß ich doch nichts von ihnen zu ſagen. Sie waren gutwillig und gehorſam, aber ſonſt faſt völlig unzugänglich. Als Couriere waren doch Koſacken mir lieber; dieſe verſtanden meine Zeichen beſſer, als die guten Schleſier meine deutlichſten Befehle. Ich gab jenen einen Zettel mit, auf welchen die Gegend bezeichnet war, wo ſie hinreiten ſollten und die Dörfer, welche ſie zu paſſiren hatten. Mit einem ſolchen Zettel verſehen, fanden ſie ſicher den Weg, und legten ihn ſchneller zurück, als meine Landwehrmänner.

Während unſers Aufenthalts in Bautzen fanden die wichtigſten Verhandlungen zwiſchen der ſchleſiſchen und großen Armee ſtatt. Ich war während dieſer Zeit faſt immer bei Gneiſenau zur Tafel, mit mehreren Offizieren des Generalſtabs. Einſt fanden wir ihn äußerſt aufgeräumt. Es mußte irgend eine Uebereinkunft getroffen ſein, die ihn in dieſe glückliche Stimmung verſetzte. Das Geſpräch ging auf eine heitere Weiſe hin und her und drehte ſich um das bis jetzt Errungene, um die Siege bei Dennewitz, Jüterbogk und Culm; endlich ſagte Gneiſenau, und zwar mit einer Zuverſicht, die mich in Erſtaunen ſetzte: „Meine Herren, wir werden noch in dieſem Jahre Trauben am Rheine eſſen, verſtehen Sie mich recht, die letzten Trauben, die noch im November an dem Weinſtock hängen.“ Aus dem ganzen Gange der Unterhandlung ſchloß ich, daß dieſe Gewißheit und Zuverſicht, mit welcher er ſich zu äußern wagte, auf ein Unternehmen gegründet war, welches eben ausgeführt werden ſollte und an deſſen Gelingen er nicht zweifelte: aber noch war Napoleon mächtig, noch gebot er nicht allein über Frankreich, ſondern auch über einen bedeutenden Theil von Deutſchland, über Italien, Belgien und die Niederlande; und ſo bedenklich ſeine Stellung in Spanien war, ſo zog er dennoch alle Hülfsmittel aus den beherrſchten Gegenden, um den Hauptkampf, auf welchen ſein ganzes Daſein beruhte, durchzufechten. Unter ſolchen Umſtänden ſchien mir doch die Zuverſicht, mit welcher Gneiſenau ſich äußerte, etwas bedenklich. Man weiß, wie genau ſeine Vorherſagung eintraf. Unſer ruhiger Aufenthalt in Bautzen ward nur ein Mal durch eine nächtliche Expedition unterbrochen, wir rückten ſtill und auf eine verborgene Weiſe nach einer gebirgigen Gegend vor; in der Dunkelheit der Nacht ſtand Blücher mit ſeiner Umgebung auf einer Höhe, die ziemlich ſchroff und in ein Thal ſich hinabſenkte; Wälder und Gebirge umgaben uns. Obgleich in der Nähe von Truppen, herrſchte dennoch die Stille der Nacht; wir ſprachen leiſe, es war offenbar auf einen nächtlichen Ueberfall abgeſehen. Während ich ſo daſtand, geſellte ſich ein Offizier zu mir, der eine lange Unterhaltung mit mir anknüpfte; er hatte wahrſcheinlich von Jemand meinen Namen und meine Stellung erfahren.

Aus ſeinem Betragen und mehr noch aus der Art, wie die Umgebung ſich gegen ihn benahm, mußte ich ſchließen, daß er ein hoher Offizier war. Die Dunkelheit erlaubte mir nur, die Umriſſe ſeiner Geſtalt wahrzunehmen. Als er mich endlich verließ, wandte ich mich höchſt neugierig an meine Freunde, um zu erfahren, wer dieſer Herr ſei; „und der war Ihnen unbekannt?“ erwiderten ſie mit Erſtaunen. Es war der damalige Kurprinz von Heſſen, der jetzige Kurfürſt. Ich habe ihn ſeit der Zeit nicht wieder geſehen, und eigentlich damals auch nicht, ich erwähne die perſönliche Annäherung zu dieſem Fürſten und meine nächtliche Unterhaltung mit ihm nur deswegen, weil ich ſpäter in ein beſonderes Verhältniß zu ihm gerieth, durch welches mir dieſe Unterhaltung doch beſonders merkwürdig ward.

Die geheime Expedition mißlang, der Feind mußte ſeine vor kurzem eingenommene Stellung verändert haben, wahrſcheinlich hatte er von unſern Unternehmungen irgend eine Kunde erhalten; wir kehrten nach Bautzen zurück.

Es iſt mir merkwürdig, daß alle Schlachten von Bedeutung, denen ich beigewohnt habe, im ſchönſten Wetter ſtattfanden. Die Blücherſche Armee ſetzte oberhalb Wittenberg über die Elbe; es war ein ſehr friſcher angenehmer October-Morgen; die ſchwankende Schiffbrücke trug das Heer, mehrere Stunden lang drängte ſich das Fußvolk hier in größter Ordnung auf die lange Brücke, dann bewegte ſich langſam und bedächtig die Cavallerie; die Morgenſonne beleuchtete die Waffen, und mir fielen die Erzählungen alter Sagen ein, wenn der Widerſchein glänzender Waffen, wenn die Ritterſchaaren aus weiter Ferne erſchienen und die Hügel feurig erglänzen ließen; nie erlebte ich dieſes auf eine anmuthigere Weiſe. Der Feind war hinter den mächtigen Eichenwäldern, die das Flußufer begrenzen, verborgen. Einzelne feindliche Kononenkugeln ſchlugen in das Waſſer ein und mehrere, die die Oberfläche der Elbe ſchief trafen, wurden zurückgeworfen und ſprangen in weiten Bogen weiter. Das Ganze bot ein höchſt intereſſantes Schauſpiel dar, wir genoſſen es lange, denn Blücher ſetzte mit ſeiner Umgebung erſt über den Fluß, nachdem ein großer Theil der Armee das jenſeitige Ufer erreicht hatte.

Der Feind, durch den Wald von uns getrennt, hatte die Kanonen falſch gerichtet. So lange wir das Schauſpiel genoſſen, ſah ich keine Kugel die Brücke erreichen; die Truppen bewegten ſich mehrere Stunden lang über die ſchwankende Brücke und verſchwanden allmählich, wie ſie landeten, hinter dem Walde. Die Landung am jenſeitigen Ufer wurde gar nicht geſtört, das Hauptquartier blieb einige Zeit im Walde: aber bald verſchwand Blücher mit mehreren ſeiner Adjutanten, und andere erhielten den Befehl, im Walde ihn zu erwarten. Ich war hier mit meinem Freunde v. Raumer zuſammen. Während des Waffenſtillſtandes hatte dieſer ſich auch entſchloſſen, den Feldzug mitzumachen, ward erſt bei der Landwehr der großen Armee angeſtellt, erhielt aber noch vor dem Anfange der Feindſeligkeiten den Befehl, ſich in das Blücherſche Hauptquartier zu begeben. Man kann ſich denken, wie angenehm es mir war, irre ich nicht in Bautzen, ihn zu treffen. Während wir uns mit einem Theil des Hauptquartiers im Walde aufhielten, konnten wir uns lange unterhalten. Er war jetzt in der Nähe ſeiner Vaterſtadt, während eine Schlacht von ſo großer Bedeutung geliefert wurde. Ich kann von dieſer nur wenig ſagen. Im Walde hörten wir das Schießen, die Kanonenkugeln riſſen um uns herrum große Aeſte von den Bäumen ab, die krachend neben uns hinſtürzten, aber von den Gefechten ſelbſt entdeckten wir nichts; ab und zu erreichten uns dunkle Gerüchte von dem Fortgange der Schlacht, wir hörten, wie beſonders die ſchleſiſche Landwehr ſich bei der Erſtürmung der hohen Dämme, die das Schloß Wartenburg umgaben, ausgezeichnet hatte. Endlich erhielten wir die Ordre, fortzureiten, und erreichten Blücher, als die Schlacht gewonnen war und der Feind ſich zurückzog. Nur einzelne Gefechte mit dem fliehenden Feinde, mit dem Corps des General Bertram, fanden noch ſtatt. Blücher zog in das Schloß ein; uns wurde mit einem großen Theile der Offiziere des Generalſtabes und Hauptquartiers ein großer Saal angewieſen, deſſen Wände und Fußboden von Kanonenkugeln bedeutend verletzt waren; eine Kugel war von dem Fußboden zurückgeworfen und dann durch die Wand gegangen. Wir verſammelten uns bei der Tafel, und Anſtalten wurden getroffen zu einem feſtlichen Mahle. Der Tag war überaus glücklich geweſen; die Erfolge der Schlacht waren kaum zu berechnen.

Der Kronprinz von Schweden mit der Nordarmee mußte jetzt ebenfalls über die Elbe ſetzen. Die große Armee mußte entſchiedener vorrücken, alle Heere eine concentrirtere Stellung erhalten, und ſo waren wir im Begriff, den Feind von allen Seiten zu umgehen und zu einer entſcheidenden Hauptſchlacht zu zwingen. Jetzt ſah ich ein, was Gneiſenau in Bautzen mit ſo großen Hoffnungen belebte; der Zug von Bautzen nach Wartenburg in einiger Entfernung von dem dieſſeitigen Elbufer, um ihn dem Feinde zu verbergen, war gelungen; man hatte an verſchiedenen Stellen Armeeabtheilungen nach dem Fluß geſandt, als wollte man hier und da einen Uebergang verſuchen, während man ſich entſchloß, das Corps des General Bertram durch einen möglichſt eiligen Zug zu überraſchen und aus ſeiner Stellung zu verdrängen. Es war das Corps des Generals von York, welches uns dieſen Sieg errang. Seine bekannte Entſchloſſenheit hatte das glückliche Reſultat des Tages herbeigeführt und ihm die ehrende Benennung erworben, die ſeine Familie ziert. Bei der Tafel waren wir alle heiter geſtimmt, der Wein war vortrefflich, das Geſpräch belebt: da nahm gegen den Schluß der Tafel das ganze feierliche Mahl eine bedeutende Wendung, es verwandelte ſich durch den greiſen Feldherrn in ein Trauermahl, zum Andenken des verſtorbenen Scharnhorſt; Blücher nahm das Wort. Nie hörte ich eine ergreifendere Rede, nie eine Darſtellung der Verdienſte des großen Kriegers anſchaulicher, herrlicher, lebendiger vortragen; der faſt unwillkürliche Erguß ſeiner Rede war ein wunderbares Product dichteriſcher Begeiſterung. Er rief am Schluß derſelben den Sohn des verſtorbenen Helden zu ſich; dieſer, der es liebt, ſeine tiefſten Empfindungen durch ein ruhiges Aeußere zu beherrſchen, mußte ſich dem Greiſe und Redner gegenüberſtellen, und vermochte es nicht, ſeine Erſchütterung zu verbergen.

Wir waren nach der Schlacht von Wartenburg in Düben. Gneiſenau gab mir den Auftrag, über Deſſau nach Halle zu gehen; er ſetzte mit Recht voraus, daß ich in dieſer mir ſo bekannten Gegend durch meine Freunde genaue Nachrichten über die Bewegungen des Feindes erhalten könnte. In Deſſau war die Stadt voll ruſſiſcher Truppen, die alle Häuſer einnahmen, und ſich auf den Straßen und Plätzen drängten. Der Vater meiner beiden Freunde und Collegen, der alte v. Raumer, obgleich mit den beſchwerlichſten Geſchäften belaſtet, theilte mir die genaueſten Nachrichten über die Märſche des Feindes mit, die keiner beſſer kennen konnte, als er. Seine großen Verdienſte um das Herzogthum Deſſau ſind allgemein bekannt. Der alte berühmte und berüchtigte Deſſauer Herzog war bekanntlich kein gelinder Herr, er hatte die adligen Gutsbeſitzer ſeines Landes ſo lange beläſtigt und verfolgt, bis einer nach dem andern genöthigt wurde, ſeine Güter an ihn zu verkaufen. So war das ganze Herzogthum nach und nach in eine große Domaine verwandelt, und der alte v. Raumer war der mächtige Verwalter des Herzogthums und zugleich alſo der Leiter aller inneren Angelegenheiten deſſelben.

Ich kam nach Giebichenſtein, und mein Schwiegervater war nicht wenig überraſcht, als er mich ſah; aber auch nicht wenig beunruhiget, weil gar keine Truppen in der Gegend waren, die Feinde eben kurz vorher das Dorf verlaſſen hatten und einzeln in der

Gegend herumſtreiſten. Ich beruhigte ihn, denn ich war den ruſſiſchen Truppen, die von Deſſau her vorrückten, nur wenig vorangeeilt.

Man kann ſich meine Empfindung denken, als ich nun Halle unter ſolchen Verhältniſſen wiederſah. Blanc fand ich nicht wieder, erfuhr aber von meinen Freunden, wie er ſich aus dem Gefängniß gerettet und ſich als Feldprediger der Armee angeſchloſſen hatte. Die Stadt, in welcher ich ſo lange gelebt, erſt eine glänzende hoffnungsreiche Zeit, dann vier lange, bedenkliche und traurige, ja gefährliche Jahre verlebt hatte, ſah ich nun wieder, und meine jetzige Stellung bildete freilich einen ſeltſamen Contraſt zu der früheren, die ich jedoch nicht ohne einige Ironie betrachten konnte. Die Stadt hatte viel gelitten, und war in großer Aufregung. Man erfuhr, wie alle Armeen unſeres großen Heeres vorgerückt waren und ſich concentrirten, wie der Feind ſein ganzes Heer bei Leipzig zuſammenzog und dort eine große Schlacht zu erwarten war. Ich erinnere mich, wie Kaſtner, der als Gilberts Nachfolger nach Halle (jetzt in Erlangen) berufen war, einſt bedauerte, daß dieſe bedeutende Niederlage des deutſchen Buchhandels jetzt angegriffen würde. Die

Michaelismeſſe ward, irre ich nicht, durch den Krieg unterbrochen. „Wie leicht, ſagte er, kann da die Literatur einen großen Verluſt erleiden.“ Ich geſtehe, dieſer Verluſt rührte mich wenig; meine Achtung für die ſogenannte Literatur, fing ſchon an bedeutend zu ſinken, und das Wenige, was etwa wichtig und von Werth war, würde, meinte ich, ſich ſchon erhalten; daß aber die Meſſe zu Grunde ging, war wohl eher als wichtiger Reinigungsprozeß zu betrachten, keineswegs als ein wahrer Verluſt.

Ich war nur einen Tag allein in Halle, als das Blücherſche Hauptquartier hier ſeinen Sitz aufſchlug. Gneiſenau bezog meine frühere Wohnung, und mir war ſeltſam zu Muthe, ihn dieſe Stätte ſo vielen Kummers und häuslicher Sorge einnehmen zu ſehen. Napoleon glaubte uns dadurch zu beunruhigen, ja wohl zu bewegen, unſere concentrirte Stellung aufzugeben, daß er mit einem Theil des Heeres eine Bewegung in unſern Rücken machte, als wollte er Berlin bedrohen; dieſe Stadt wäre ihm freilich dann völlig preisgegeben geweſen: aber der große deutſche Sinn, der in der Armee herrſchte, hatte ſchon eine zu entſchiedene Gewalt erhalten; auch ſah man wohl ein, daß, wenn wir mit allen unſeren combinirten Kräften uns in der Stellung ſeinem Heere gegenüber behaupteten, wir ihn zwingen würden, dieſe Unternehmung aufzugeben. Er konnte bei einer Schlacht, die ſeine ganze Zukunft in Frage ſtellte, keinen bedeutenden Theil ſeines Heeres entbehren, dieſes war vielmehr den rieſenhaften Maſſen der vereinigten Völker, die gegen ihn zogen, nicht gewachſen. Nur einzelne Truppen-Corps beobachteten ſeinen Marſch, den er bald aufzugeben gezwungen war. So näherten ſich nun die bedeutenden Tage, die über Deutſchlands Schickſal entſcheiden ſollten.

Am 16. October des Morgens früh, wieder bei dem ſchönſten und hellſten Wetter, befand ich mich in der Mitte des Hauptquartiers in der Nähe des Dorfes Lindenthal; hinter uns lag ein Wald, vor uns eine große Ebene, nach Möckern zu ſtanden die Feinde, gegen welche wir anrückten. Die Schlacht nahm ihren Anfang, wir waren mitten im heftigſten Gewehrfeuer, als Gneiſenau mir den Auftrag gab, den Kronprinzen von Schweden, der irgendwo in der

Nähe von Halle ſich aufhielt, aufzuſuchen und ihn dringend aufzufordern, ſo ſchnell wie möglich mit ſeinen Schweden vorzurücken. Es koſtete mich viele Mühe, ihn zu finden, keiner wußte, wo er war; erſt in der Nacht fand ich ihn in Landsberg, in einem ziemlich ſchlechten Hauſe, von ſchwediſchen Offizieren umgeben, und ward zu ihm geführt. In einer wüſten, faſt leeren S[illegible], lag er auf Matratzen, die auf den Fußboden hingelegt waren; das dunkle Geſicht des Gascogners mit der mächtigen Naſe und das ſtark zurückgehende Kinn ſtachen ab gegen die weiße Bettwäſche und die mit Spitzen beſetzte Nachtmütze. Gneiſenau hatte mich genau von den Stellungen beider Armeen in Kenntniß geſetzt, und wie man den Feind, der ſeine beſten Truppen, unter dieſen die kaiſerliche Garde, von Napoleon ſelbſt angeführt, nach Möckern zurückdrängte, wo der Hauptangriff ſtattfinden müßte. Um in meinem Bericht vollkommen klar zu ſein, theilte ich ihn ſeinem ſchwediſchen Adjutanten in meiner Mutterſprache mit, und dieſer dem Kronprinzen. Er hörte mit großer Aufmerkſamkeit zu, richtete ſich in ſeinem Bette auf, und hielt einen langen lebhaften Vortrag, den ich freilich nur theilweiſe verſtand; der ſchwediſche Offizier hörte mit vieler Aufmerkſamkeit zu. Als dieſer Vortrag geſchloſſen war, gab er mir das Verſprechen, ſogleich mit ſeinen Truppen aufzubrechen, und ich ward entlaſſen.

Ich hatte jetzt den mir von Gneiſenau ertheilten zweiten Auftrag auszuführen, ich ſollte mich unter die ſchwediſchen Truppen verfügen, er rechnete darauf, daß meine verwandte Sprache einigen Eindruck machen würde; man ſchien im Hauptquartier vorauszuſetzen, daß der franzöſiſche Feldherr, der jetzige Kronprinz, keine Neigung hatte, ſich in Schlachten einzulaſſen, die ſeinen Landsleuten mit einer höchſt gefährlichen Niederlage drohten. Gneiſenau ſchien vorauszuſetzen, daß es mir gelingen würde, die Truppen ſelbſt zu begeiſtern; ich ſollte ſie an ihren großen König Guſtav Adolph erinnern und an die damalige Leipziger Schlacht, die beſtimmt war, jetzt ebenſo durch unſern Feldherrn über Deutſchlands Schickſal zu entſcheiden, wie damals durch den großen ſchwediſchen Helden.

Ich erfuhr ſpäter, daß der Major von Hedeman nach mir zum Kronprinzen geſchickt ward, um das Vorrücken ſeiner Truppen zu beſchleunigen. Ich fand aber, indem ich mich die Nacht hindurch und gegen Morgen in den verſchiedenen Standquartieren der ſchwediſchen Truppen herumtrieb, bald mit den Offizieren ſprach, bald mich unter die Gemeinen miſchte, daß der Befehl zum Aufbruch mir ſchon vorangeeilt war. Faſt allenthalben waren die Truppen im Begriff, aufzubrechen, und ich konnte mich nur vorübergehend mit ihnen unterhalten; doch war dieſes nicht immer der Fall. Ich fand Offiziere, die müßig da ſaßen, und nachdem ſie alle Vorbereitungen getroffen hatten, nur noch den letzten Befehl erwarteten. Mit dieſen konnte ich mich nun in längere Geſpräche einlaſſen, und ich entdeckte bald, daß dieſer Krieg für die Schweden kein nationales Intereſſe hatte. Sie konnten nicht einſehen, warum ſie ſich in einen Kampf einlaſſen ſollten für eine Sache, die ihr nicht gefährdetes Land ſo wenig anging. Für das arme Schweden wäre, meinten ſie, das Opfer zu groß, und dennoch verlor ſich die kleine Mannſchaft, die es liefern konnte, in der großen Maſſe aller Völker, die jetzt gegen Napóleon bewaffnet waren. Ich ſuchte ihnen begreiflich zu machen, wie der Ruhm und das Talent ihres Feldherrn nicht bloß ſeine eigenen Truppen beherrſchten, vielmehr einen beſtimmten Einfluß auf die Operationen des ganzen Heeres ausübten. Ich weiß nicht, ob ich mich dieſer Wendung meiner Rede rühmen darf, wenigſtens war ſie keinesweges aufrichtig; der deutſche Sinn ſträubte ſich gegen einen jeden bedeutenden Einfluß des franzöſiſchen Feldherrn, und wir hielten uns für überzeugt, daß wir dem General von Bülow den Sieg bei Dennewitz allein zu verdanken hatten. Auch darf ich mich nicht rühmen, die Schweden ſonderlich begeiſtert zu haben. Die Elemente der Begeiſterung waren nicht in ihnen vorhanden, und ſelbſt die Erinnerung an den Schauplatz der jetzigen Schlacht und die dort errungenen Siege des Guſtav Adolph rührten ſie wenig; denn eben damals fing der Tadel gegen dieſen König an in Schweden laut zu werden und ſprach ſich wenigſtens hier und da mehrere Jahre hindurch immer lauter aus.

Einige Gemeine, mit denen ich nach der Entfernung der Offiziere zu ſprechen Gelegenheit hatte, gefielen mir freilich deſto mehr; auf dieſe machten die vaterländiſchen Töne einen ſtarken Eindruck, und ſie waren über die Vertraulichkeit, mit welcher der fremde Offizier ſich mit ihnen einließ, erſtaunt. Gegen

Mittag waren alle Schweden in vollem Marſch, und da ich erfuhr, daß dieſer Tag ein Raſttag ſein würde, gönnte ich meinem erſchöpften Pferde einige Ruhe. Es war ſchon dunkel, als ich in der Nähe von Möckern auf einer Anhöhe preußiſche Truppen erblickte. Hier nun erfuhr ich den Verlauf der Schlacht, die ohne allen Zweifel die hartnäckigſte und furchtbarſte des ganzen Krieges war. General von York war nicht ſelten bedenklich, ja ſchwankend, ehe er ſich zu einem Angriff entſchloß; fand dieſer aber einmal ſtatt, ſo wagte er Alles. Kein General der Armee übte einen größeren Einfluß über die Mannſchaft aus, obgleich keiner ſtrenger war als er; aber er beſaß den echten Ton, um ſie zu gewinnen. Der Tag vor Möckern hatte offenbar auf den darauf folgenden großen Sieg bei Leipzig entſcheidenden Einfluß gehabt, der Kampf fand gegen Napoleon, der ſelbſt die Schlacht lieferte, und gegen ſeine beſten Truppen ſtatt. Oft war der Sieg zweifelhaft; die vorrückende und kämpfende Mannſchaft ſtürzte hin: immer wurde neue vorgeführt, und der Sieg am Ende durch die letzte Reſerve errungen. Ich traf eine Abtheilung des kleinen Reſtes des Yorkſchen Corps in einer ſehr ernſthaften Stimmung; ein Abendgebet fand ſtatt, und ſo wichtig der Sieg auch war, ſo rief dennoch der große Verluſt eine ſtille trübe Stimmung hervor. Hier dem Napoleon und ſeinen ausgezeichnetſten Truppen gegenüber, wollte der preußiſche Offizier die Schmach früherer Zeiten rächen, und ſie ſtürzten ſich mit Wuth in die Mitte der Feinde. Nach der Schlacht blieb das ſchleſiſche Heer, indem es den Kern ſeiner Truppen zum Theil verloren hatte, einige Zeit unthätig. Die ſchnell eingerichteten und ausgedehnten Spitäler in Halle und nachher in Leipzig, konnten die Menge der Verwundeten nicht faſſen. Auch ich erlitt an dieſem Tage einen ſchweren Verluſt, mein Freund Kroſigk, der die Entrüſtung vieler Jahre in dieſen harten Kampf hineintrug, fiel bei Möckern, und ich erfuhr jetzt ſeinen Tod. Die ſtille ſchmerzhafte Stimmung um mich her, die Erinnerung des furchtbaren Tages, die den Reſt der Tapferen noch zu überwältigen ſchien, riß mich auch hin; es war ein Gefühl, aus Bewunderung, aus, noch in dieſem Augenblick zurückgedrängter Hoffnung und aus Trauer ſeltſam gemiſcht. Es ſetzte das Innerſte der Seele in lebendige Bewegung, und konnte ſich ſelbſt nur durch ernſthafte religiöſe Betrachtung faſſen.

Es iſt überraſchend, wenn man den preußiſchen Bericht von der Schlacht bei Möckern, wie er aus dem Blücherſchen Hauptquartier erſchien, lieſt. Er umfaßt nur wenige Zeilen und läßt die großen Erfolge und die ewig denkwürdige Tapferkeit gar nicht ahnen. An dem zweiten Ruhetag zwiſchen dieſer und der großen Leipziger Schlacht fand eine Cavallerie-Attaque vom General Waſſiltſchikof ſtatt, die mit Recht geprieſen wurde: aber der weitläuftige Bericht ſtach doch ſeltſam gegen die Wortkargheit des früheren ab; man hatte zwar die Abſicht, die Thaten der Preußen nur kurz zu berühren, die verbündeten Ruſſen bei jeder Gelegenheit hervorzuheben, aber dieſer Entſchluß erſchien doch hier in einem zu grellen Extrem.

Hier ſei es mir erlaubt, die Heldenthaten, die nicht auf dem Felde im offenem Kampfe, ſondern ſtill, oft unbemerkbar in der Mitte der Verwundeten ſtattfanden, zu erwähnen. Es waren nicht die Wunden, welche dieſes Schlachtfeld eines furchtbaren Kampfes ſo erſchrecklich machten; ein tödtender Geiſt regte ſich allenthalben in den Spitälern, der Typhus verpeſtete ſie ſämmtlich in allen Gegenden hinter der Armee. Ich erinnere mich zweier heldenmüthiger Männer in Breslau, die als Opfer fielen; beide meine Freunde, Kloſe und Menzel. Der letzte ſuchte mich in Breslau, in den Tagen der größten Bewegung auf. Er brachte mir eine namhafte Summe. „Ich kann nicht, ſagte er, Breslau verlaſſen, mein Amt, ja die Gefahren, die meiner warten, fordern meine Anweſenheit; aber ein Opfer muß ich auch jetzt bringen und werde nur ruhig, wenn es angenommen wird. Nehmen Sie dieſe kleine Summe, aber ich beſchwöre Sie, verwenden Sie ſolche für ſich ſelbſt. Indem ich ſie überreiche, bitte ich Sie, daß es ein Geheimniß bleibe zwiſchen uns.“ Seine Bitte war ſo dringend, der Beweggrund ſo edel, ich konnte ſie nicht abſchlagen, aber jetzt, ſo viele Jahre nach ſeinem Tode, glaube ich ihn nennen, ihm ein kleines Denkmal errichten zu müſſen. In Berlin ſtarb an dem Typhus der Spitäler, Grapengießer, der Arzt meiner Verwandten; ſeine Krankheit ward einem bedeutenderen Manne nur zu gefährlich. Mein unvergeßlicher Freund Reil, dieſer große Arzt, beſuchte ihn; in wilden Phantaſien ſtürzte Grapengießer ihm entgegen und umarmte ihn. Reil ſchauderte zurück, der Todesengel ſchritt über ſein Grab, und ein weiſſagendes Gefühl der Gefahr durchzuckte ihn. Es war um die Zeit der großen Leipziger Schlacht, wo der Typhus am furchtbarſten herrſchte. Reil wollte ſich durch ſeine keimende Krankheit nicht abhalten laſſen, er übernahm die Direction der beiden Spitäler in Halle und Leipzig; er ſchonte ſich nicht, ſondern eilte nach der letzten Stadt. Die Macht des feſten Entſchluſſes, die ununterbrochene Anſtrengung ſchien eine Zeit lang die Krankheit zu beſiegen. Er beſuchte faſt täglich die beiden Spitäler in Leipzig und Halle, und in dieſem grauenhaften Kriege, der hinter der Armee in ſchleichender Geſtalt ausbrach, fiel nun einer der größten Feldherrn des Landes auf dieſem verhängnißvoll dunklen Schlachtfelde.

Mir war die Gegend des Blücherſchen Hauptquartiers angezeigt und ich ritt in der erhaltenen Richtung im Dunkeln über die Felder. Nach einiger Zeit ſträubte ſich mein Pferd, ich wußte nicht warum; ich ließ den Burſchen abſteigen, er fand eine Leiche. Ich durchkreuzte das Schlachtfeld und hatte Mühe, weiter zu kommen, denn die Leichen häuften ſich. Das Pferd, gezwungen fortzuſchreiten, hörte ſchon nach kurzer Zeit auf zu ſtutzen; ich erfuhr die Gegenwart eines Todten nur dadurch, daß das Pferd dem Leichnam ruhig auszuweichen ſuchte. Mir aber war grauenhaft zu Muthe; in immer gedrängteren Haufen umringten mich die Geiſter der Gefallenen, und unwillkürlich ſah ich ſie in der Mitte der harrenden Familien, die ängſtlich jeden ihrer Schritte in den großen Kampf verfolgten. Vor mir leuchteten die Bivouacfeuer, aber ich hatte die Richtung verloren und blieb ungewiß, ob dort feindliche oder freundliche Truppen lagen; doch ich ritt gerade auf die Feuer los. In der nächtlichen Stimmung, die mich ergriffen hatte, in der ich wie mit Geiſtern kämpfte, ſchienen mir lebendige Menſchen, mochten ſie Freunde oder Feinde ſein, willkommen. So erreichte ich eine breite Chauſſee und erkannte die ruſſiſchen Truppen, und am Bivouacfeuer erblickte ich hier und da völlig nackte Männer, die in der Beleuchtung ſich rieſenhaft ausnahmen. Sie waren mit einem ſeltſamen Reinigungsprozeß beſchäftigt. Die Hemden hatten ſie ausgezogen, um ſie über den Flammen gewaltſam zuſammen zu winden; der Druck und die Hitze ſollte eine Bevölkerung vernichten, die ihnen doch trotz der Gewohnheit beſchwerlich ſchien. Ich wandte mich an einige, um über die Gegend, wo Blücher zu finden wäre, Nachricht einzuziehen, ſie verſtanden mich nicht, ich ritt indeſſen getroſt weiter. Die ruſſiſchen Bivouacfeuer hörten auf, ich ward von einer Wache angerufen, antwortete und ritt fort, ohne durch ſie aufgehalten zu werden, da hörte ich hinter mir eine Stimme, die mich anrief. Ich kehrte um und vernahm nun die laute Frage: wo wollen Sie hin? erfuhr jetzt, daß ich, wenn ich wenige Schritte weiter ritt, das qui vive! vernehmen würde, und eben im Begriff war, in das franzöſiſche Lager hinzureiten. Es war tief in der Nacht, unſere Pferde waren völlig erſchöpft, wir beide, mein Burſche, wie ich ſelbſt, ermüdet, und ich nahm den Vorſchlag, die Zeit bis zum Tagesanbruch in der Geſellſchaft einiger ruſſiſcher Artillerie-Offiziere zuzubringen, mit Freuden an. Sie umgaben eine Kanone. Der Hunger machte uns eine kleine Mahlzeit ſehr willkommen. In der Nähe hörten wir das Plänkeln der äußerſten Vorpoſten, und ſchliefen dennoch ruhig ein. Am frühen Morgen weckten uns, als Morgengruß der Feinde, einzelne Kanonenſchüſſe, die Kugeln flogen in großen Bogen über uns weg. Die Trauer des Abends und die wilden Träume der Nacht verſchwanden mit dem anbrechenden Tage und die große Bedeutung deſſelben trat mir mächtig entgegen. Die Richtung, die ich jetzt zu nehmen hatte, war mir bekannt geworden, allenthalben ſah ich die ruſſiſchen Krieger, wie ſie ſich um die Bivouacfeuer dehnten und ſtreckten; je weiter ich fortſchritt, deſto mehr fand ich ſie in geordneten Haufen, ſich zu dem bevorſtehenden Kampfe vorbereitend. In dem Dorfe Mockau hatte das Blücherſche Hauptquartier übernachtet. Wie ich hinkam, ſchliefen noch alle.

Man würde ſich irren, wenn man glaubte, daß in Blüchers Umgebung an dieſem Morgen irgend eine Unruhe oder große Eile wahrzunehmen war. Obgleich ein ſo großer Kampf vor Kurzem ſtattgefunden, obgleich man vorausſah, daß dieſer Tag ein entſcheidender für den ganzen Krieg werden müßte, ſo war doch davon in der Umgebung des Feldherrn nichts zu ſpüren. Man ſtand auf, kleidete ſich langſam und bedächtig an, die wenigen Gefäße, die man aufbringen konnte, wanderten nach dem Brunnen, um, von Einem zur Reinigung benutzt, ſchnell von dem Bedienten eines Andern ergriffen zu werden; die Fenſter wurden geöffnet und an die Wand gelehnt, um als Spiegel zu dienen; der Kaffee wurde in wenigen Taſſen herumgereicht; Einer trank aus der Unter- der Andere aus der Obertaſſe. Verwirrungen und Störungen, die manchmal vorkamen, wurden benutzt, um den Geſprächen eine heitere Wendung zu geben, und dieſe berührten faſt gar nicht den großen Gegenſtand, der uns ſo nahe lag. Man unterhielt ſich mit vollkommen gleichgültigen, wohl auch luſtigen Erinnerungen; ein witziger Einfall ward mit Freuden begrüßt; man konnte glauben, hier eine Anzahl Männer zu ſehen, die auf einer beluſtigenden Reiſe ſich an den mancherlei Verlegenheiten eines zufälligen dürftigen Nachtquartieres ergötzen.

Wir rückten an dieſem Morgen nicht ſo ganz früh aus. Blücher hatte ſich dem Corps des General Langeron angeſchloſſen, und wir fanden dieſes im Begriff, über die Parthe zu ſetzen. Jenſeits dieſes Fluſſes erhebt ſich die Gegend und hier genoſſen wir ein erſtaunenswerthes Schauſpiel. Auf dem langen Höhenzug erblickten wir in der Ferne die große Armee, die heranrückte; die Colonnen nahmen ſchon den ganzen Höhenzug ein; es waren die Völker, die verbündet dem mächtigen Manne, welcher nun ſo lange Jahre hindurch den Continent beherrſchte und durch Schrecken gelähmt hatte, zum Kampf entgegen zogen. Am entfernteſten öſtlichen Horizont tauchten die Colonnen auf; ruhig bewegten ſich alle Waffengattungen nach einander, hier und da ſah man die Waffen in der Morgenröthe glänzen; die Entfernung war groß genug, um das ganze Heer als eine Erſcheinung im Traume vorüberſchweben zu laſſen, um den ganzen endloſen Zug zu überblicken, bis er im entfernteſten Weſten untertauchte. Immer kamen neue Schaaren im Oſten zum Vorſchein, immer verſchwanden die Vorderſten im fernen Weſten, während der Zug ſich ununterbrochen fortbewegte. Man konnte glauben ein auswanderndes Volk zu erblicken. So mochten zur Zeit der Völkerwanderung die germaniſchen Stämme erſchienen ſein, als ſie die deutſchen Gauen überſchwemmten. Der Anblick ergriff uns alle mit großer

Gewalt. Lange blieben wir voll Erſtaunen ſtehen, ihn zu genießen; hier war es, wo Müffling der bevorſtehenden Schlacht den Namen gab, er nannte ſie die große Völkerſchlacht; dieſe Benennung hat ſich erhalten; ja ſie iſt geſchichtlich geworden.

Wir hielten auf einer Ebene viele Stunden lang. Die Truppen waren nach allen Richtungen verſandt; General York kämpfte vor Leipzig mit dem Reſte ſeiner tapfern Schaaren; wir hörten rund um uns das Getümmel heftiger Gefechte, aber wir erblickten ſie nicht, hielten vielmehr hier ruhig einen großen Theil des Tages, während Adjutanten nach den verſchiedenen fechtenden Corps verſandt wurden, und uns alle Augenblicke Nachrichten brachten von dem Stande der Schlacht auf den verſchiedenen Punkten. Mehr als dreihunderttauſend Männer ſtanden hier dem Feinde gegenüber; 170,000 kämpfende Feinde traten dieſen entgegen. Die Gegend, die wir einnahmen, bildete eine große lichte Ebene. Vor uns lag in der Ferne Leipzig; es war für uns ein ſeltſamer Tag, während wir ſo mitten in die Schlacht verſetzt, die größte Ruhe genoſſen. Aber die Stunden verfloſſen faſt unbemerkt, die Nachrichten, die ſich drängten, erhielten uns in fortdauernder Spannung. Bei Möckern hatte der Feind mit ſeinen beſten ſieggewohnten Truppen das Blücherſche Corps angegriffen; er betrachtete es mit Recht als das Centrum der moraliſchen Macht im ganzen Heere. Napoleon ſelbſt führte ſeine Schaaren an, gewiß mit der Zuverſicht, über dieſe gefährlichſten Feinde einen Sieg zu erringen, der lähmend auf die zahlloſen Schaaren wirken würde, die zum Angriff ihm entgegengezogen. Jetzt trat er mit einem halbentmuthigten Heere der großen Uebermacht des Feindes gegenüber; aber noch war ſein mächtiger Geiſt gewaltig genug, um die ſinkende Kraft ſeines Heeres von Neuem zu ſtärken. Er wußte, was es galt; ſeine Krieger kämpften, als erwarteten ſie den Sieg. Auf einzelnen Punkten wenigſtens blieb der Erfolg lange zweifelhaft, und ich mußte den Helden bewundern, welcher jetzt in einem kaum zweifelhaften Kampfe um ſein großes erſtaunenswerthes Daſein mit entſchloſſenem Muthe ſtritt.

Dieſer Tag, wieder ein heller und ſchöner, der uns alle Wechſelfälle einer welthiſtoriſchen Schlacht und zugleich die Ruhe der Betrachtung gönnte, bot uns noch ein überraſchenderes Schauſpiel dar. Ueber die Ebene, in ſchöner Rüſtung, rückte in ruhiger Ordnung eine Schaar fremder Cavallerie auf uns zu, die wir, ohne von Truppen in der Nähe umgeben zu ſein, ruhig erwarteten. Ohne Zweifel war Blücher von ihrer Ankunft unterrichtet. Es war ſächſiſche Cavallerie, die ſich vom Feinde getrennt hatte und zu uns überging. Wunderbar und ſeltſam, echt dramatiſch im höhern Sinne, war dieſer Auftritt, der faſt auf eine feſtliche Weiſe, ohne irgend eine Störung, vor uns ſtattfand. Die Reiter hielten ruhig, entſchloſſen, und dennoch, wie es mir ſchien, niedergeſchlagen, in unſerer Nähe ſtill; der Anführer trennte ſich von den Uebrigen und näherte ſich unſerm Feldherrn, der ihn in würdiger Haltung erwartete. Sie hätten, verſicherte der ſächſiſche Offizier, lange den Augenblick erwartet, in welchem ſie ſich aus der unnatürlichen Lage herausreißen könnten, die ſie zwang, gegen ihr eigenes Volk zu kämpfen; jetzt erſt war es ihnen gelungen. Doch baten ſie um Schonung; ſie wünſchten nicht, in dieſer Schlacht zu fechten. Ihr unglücklicher König ſei in Leipzig, er bewohne ein Haus auf dem großen Markt in der Mitte der Stadt, die jetzt bald in unſerer Gewalt ſein würde. Blücher redete ſie kurz aber freundlich an, gewährte ihre Bitte, und ihnen wurde eine Stellung hinter dem fechtenden Heere angewieſen. Auf ihrem Marſch verfolgte ich ſie lange mit inniger Theilnahme, ich konnte mir das drückende Gefühl ihrer Lage vorſtellen. Aber mir war es, wenn ich die Ereigniſſe des Tages von dem Augenblicke an, als wir den gewaltigen Zug der verbündeten Heere anrücken ſahen, bis hierher überſchaute, als wäre eine Scene aus einem Shakespearſchen Drama plötzlich großartig in die wirkliche Geſchichte hineingedrängt und die Größe der Erſcheinung überwältigte mich.

Bisher hatte ich an den Gefahren der Schlacht keinen Antheil genommen; jetzt wandte ſich Blücher an mich, denn alle ſeine übrigen Adjutanten waren entfernt. „Herr Profeſſor, ſagte er, ſuchen Sie eilig den General Langeron auf, und bringen Sie ihm die Ordre, das Dorf zu ſtürmen; er darf keine Hülfe durch andere Truppen erwarten, aber der Feind muß hinausgeworfen werden.“ Ich eilte fort, über die Richtung, die ich zu nehmen hatte, konnte ich nicht zweifelhaft ſein. In Schönfeld hatte Langeron lange mit wechſelndem Glücke gefochten, bald war er, bald der Feind im Beſitz des Dorfes. Die Flammen des brennenden Dorfes zeigten mir den Weg. Ich fand den General Langeron zwiſchen den letzten Häuſern des Dorfes, einen ernſthaften Mann, von ſtrengem gebietendem Aeußern. Die Feinde hatten das Dorf von neuem größtentheils in Beſitz genommen; dicht vor uns fochten, von den Flammen umgeben, die Ruſſen hartnäckig; es war ein ſeltſames und doch großes Schauſpiel, Freunde und Feinde von dem wüthenden Feuer beleuchtet, im hartnäckigen Kampfe. Ich überbrachte ihm die Ordre, er antwortete verdrießlich: „Meine Truppen haben ſtundenlang gekämpft, ſie ſind zuſammengeſchmolzen, ermüdet und erſchöpft, ohne eine Unterſtützung vermag ich den hartnäckigen Feind nicht zurückzuwerfen.“ Ich mußte ihm ſagen, daß er keine Unterſtützung zu erwarten hätte, und daß dennoch die Ordre ganz beſtimmt laute. Er beſann ſich einen Augenblick, und gab Befehl zum Sturme. Von allen Seiten ſammelte ſich die Mannſchaft, die jetzt nicht in das Gefecht verwickelt war, im Sturmſchritt eilte ſie vorwärts, ein lautes Geſchrei begleitete den wilden Anlauf; der Feind konnte ihn nicht aufhalten, und der Stand der Schlacht war wohl jetzt auch auf anderen Punkten ſo ganz zum Nachtheile des Feindes, daß er ſich nicht hier zu behaupten vermochte. Mit dem General nahm ich Theil an dieſem Gefecht, und als das Dorf in unſerer Gewalt war und wir den gänzlichen Abzug der Feinde, der keinen neuen Angriff erwarten ließ, entdeckten, eilte ich, um den Bericht zu überbringen. Hier hatte ich nun ein bedeutendes Gefecht mit allen Gefahren kennen gelernt, aber mein Auftrag war ſo beſtimmt, der Moment des Angriffs ſo mächtig, der Augenblick des Kampfes ſo entſcheidend und kurz, daß das Bewußtſein der Gefahren, die ich erlebt hatte, mir erſt klar ward, nachdem ich in Sicherheit war. Als ich den Bericht überbrachte, war der Erfolg dem General Blücher ſchon bekannt, ja ihm klarer, als ſelbſt dem Langeron im Anfange, weil jener von ſeinem Standpunkte aus den entſchiedenen Rückzug beſtimmter überſehen konnte.

Ich war nun wieder auf demſelben ruhigen Platz, den wir den ganzen Tag hindurch behauptet hatten. Die Berichte von dem großen Erfolge des Tages wurden immer häufiger, der Abend näherte ſich, und wir rückten langſam auf Leipzig zu. Da vernahmen wir vor uns ein lautes Geſchrei, wie von Tauſenden: die Nachricht kam, daß unſere Truppen in die Vorſtadt von Leipzig eindrängen, daß dort auf den Straßen zwiſchen den Häuſern, in den Gärten heftig mit dem zurückweichenden, aber doch noch zugleich hartnäckig kämpfenden Feinde gefochten würde. Wir ſetzten uns in Bewegung und erreichten bald unſere kämpfenden Truppen.

Ich erhielt den Befehl, mich an den General Waſſilſchikof, der beſtimmt war, die fliehenden Feinde mit ſeiner Cavallerie zu verfolgen, anzuſchließen. Aus der ungeheuren Verwirrung der zerſtreuten Gefechte, ritt ich, der Anweiſung zufolge, nach Skeuditz, wo ich die Stadt, angefüllt von ruſſiſchen Truppen, die an der Schlacht dieſes Tages Theil genommen, vorfand, und bis zur Betäubung mit Erzählungen von einzelnen Gefechten, die deutſchredende ruſſiſche Offiziere mitgemacht hatten, überhäuft wurde. Hier erfuhr ich, daß ein Däne, tapfer fechtend, den Tod fand. Man nannte ihn mir, und ich hörte mit Erſtaunen den Namen Oerſted. Es war der dritte und jüngere Bruder meiner berühmten Landsleute. Dieſer, wenn auch nicht ausgezeichnet, wie die beiden anderen, war mir dennoch ſehr lieb. Seine Lage war in Dänemark eine etwas unſichere, und obgleich ich es nicht wußte, konnte ich es doch begreifen, daß er eine jede Gelegenheit, ſelbſt außer ſeinem Vaterlande, ſein Glück zu machen, ergreifen würde. Hier zu hören, daß er in der ruſſichen Armee angeſtellt war, ſetzte mich zwar in Erſtaunen, und daß dieſe Nachricht mit der ſeines Todes unmittelbar verknüpft war, erſchütterte mich. Er hatte es bis zum Major gebracht, als er fiel. Er war, wie man mir verſicherte, von ſeinen Cameraden ſehr geliebt, und daß es mein Freund war, konnte ich nicht bezweifeln, denn die Offiziere hatten von ihm ſelbſt erfahren, wie ausgezeichnet ſeine Brüder, und wie der eine ſchon damals als Phyſiker berühmt war. Es iſt ein eigenes Gefühl, wenn die ganze Seele von den mannigfaltigſten und mächtigſten Vorſtellungen ergriffen iſt, ſich dann durch rein menſchliche Theilnahme in den engen Kreis eines freundſchaftlichen Lebens verſetzt zu ſehen, und was die Erinnerung an ein früheres ſtilles Leben uns aufdrängt, nicht abweiſen zu können. Jeden Augenblick erwarteten wir Nachrichten von der Flucht der Feinde. Waſſilſchikof zog am frühen Morgen von Skeuditz nach Markranſtädt, und übernachtete zwiſchen dem 19. und 20. October in der Gegend von Lützen. Zwiſchen dieſer Stadt und Weißenfels erreichten wir die letzten fliehenden Feinde, und erfuhren nun die großen, uns faſt unglaublichen Reſultate der Leipziger Schlacht. Hier erlebte ich, was mir eben mein Anſchließen an die Ruſſen ſo angenehm machte, die merkwürdige Virtuoſität der Koſacken im Rücken eines fliehenden Heeres. Durch eine weite Ebene lief die Chauſſee nach Weißenfels fort; vor uns ſahen wir die letzten franzöſiſchen Truppen, die ſich doch ziemlich geordnet hatten, auf eiliger Flucht. Es war ein etwas nebliger Morgen und zwiſchen uns und dem fliehenden Feinde war die Gegend leer; wir entdeckten von allen Seiten Koſacken, einzeln, in kleinen Haufen, die ſich ſchnell in größere vereinigten und plötzlich auf die Feinde losſtürmten. Dieſe beſtanden aus Truppen, die, wahrſcheinlich ermüdet und erſchöpft, den übrigen nicht folgen konnten. In den Raum, der dieſe Truppen von den zuſammenhangenden, ſich zurückziehenden Maſſen trennte, drängten ſich die Koſacken hinein. Wie durch einen Zauber wurden die abgetrennten Truppen umzingelt und von der Armee abgeſchnitten. Die feindliche Arrieregarde hielt einen Augenblick, machte dann gegen uns Front und, ohne vorzuſchreiten, begann ſie ein ziemlich heftiges Gewehrfeuer. Der Raum zwiſchen uns und dem Feinde war zu groß, uns erreichten die Schüſſe nicht. Die Koſacken aber mit ihren Gefangenen waren wie durch einen Zauber verſchwunden; hier und da entdeckten wir rechts und links durch den Nebel Einzelne, die den Feind aufmerkſam beobachteten. Der eilig auf der Flucht begriffene Feind konnte nach einer Gewehrſalve nicht eine zweite wagen, ſchnell kehrte er uns wieder den Rücken, um ſich den Fliehenden anzuſchließen. Noch öfter erlebten wir dieſes Schauſpiel: das plötzliche Erſcheinen der Koſacken, das Abſchneiden zurückgebliebener Truppencorps der Feinde, den erfolgloſen Angriff, der, als er in einem ſchnell vorübergehenden Moment gerüſtet, daſtand, keinen Gegenſtand fand. General Waſſilſchikof machte auf dem kurzen Wege von Lützen nach Weißenfels auf dieſe Weiſe 2000 Gefangene, ohne daß wir irgend ein Gefecht zu beſtehen hatten; die gedrängten Haufen eilten fort, und als wir die Vorſtadt von Weißenfels erreichten, hielten die Franzoſen die Stadt beſetzt. Wir ſahen, wie ſie beſchäftigt waren, auf einer ſchon fertigen Schiffbrücke über die Saale zu ſetzen. Aber viele Gefangene fielen auch hier in unſere Hände. Plötzlich erſchien Blücher mit ſeiner Umgebung. Ich ſchloß mich nun ihm an, und wir beſtiegen die Höhen hinter der Stadt, die parallel mit dem Fluß laufen. Die Feinde hatten noch Zeit, die ſchwimmende Brücke an ſich zu ziehen, ſtellten ſich jenſeits des Fluſſes uns gegenüber, und wir hatten auf den Höhen eine ziemlich ſtarke Kanonade auszuhalten. Der Nebel hatte ſich verzogen, die Schiffbrücke, die von unſerer Seite erbaut wurde, erreichte ſchnell das jenſeitige Ufer, und der Feind, der jetzt in großer Unordnung floh, konnte das Landen unſerer Truppen nicht hindern. Die Angriffe auf ihn fanden nicht hier allein ſtatt. Von mehreren Seiten bedroht, beſchleunigte er ſeine Flucht, und als wir den Weg von Weißenfels nach Freiburg verfolgten, ſahen wir die furchtbaren Spuren der unter den Feinden entſtandenen Verwirrung.

Was ich hier erblickte, iſt mir unvergeßlich geblieben. Waffen, die weggeworfen waren, um die Flucht zu erleichtern, Kanonen, Munitionswagen, ſelbſt Reiſewagen zierlicher Art, die man wahrſcheinlich verlaſſen hatte, weil die erſchöpften Pferde ſie nicht weiter ziehen konnten, waren auf der Chauſſee, auf den Feldern zuſammengedrängt, ſo weit das Auge in der Richtung der Flucht reichte. Oft ſchien der Weg für uns völlig geſperrt, und wir mußten bedeutende Umwege machen. Die Feinde ſelbſt waren aber völlig verſchwunden; ich wenigſtens ſah keinen Einzigen. Als wir Freiburg erreichten, erfuhren wir, daß Napoleon ſich einige Stunden hier aufgehalten hatte; man will ihn durch ein Fenſter erblickt haben, wie er den Kopf auf den Arm geſtützt, wie in dumpfe Verzweiflung verſunken, daſaß, ihm gegenüber Berthier in einer gleichen Stellung. Beide, verſicherte man blieben ſtumm; Offiziere, die herein traten, wurden durch eine Handbewegung ſtillſchweigend abgewieſen. Die Einwohner waren voll von Anekdoten, die eine völlige Muthloſigkeit des fliehenden Heeres bewieſen.

Wir blieben nur kurze Zeit in Freiburg, beſtiegen, von der Verfolgung erſchöpft, mühſam eine nicht unbedeutende Höhe jenſeit der Unſtrut hinter der Stadt, und erreichten am Abend das Schloß des Grafen Werther, Beuchlingen. Hier nun erlebte ich wiederum ein Ereigniß, welches mich zwang, als Vertheidiger einer edlen Frau hervorzutreten. Der Graf war abweſend, die Gräfin empfing Blücher, und für Alle wurde auf eine gaſtfreundliche Weiſe geſorgt. Ich hatte mich auf die mir angewieſene Stube zurückgezogen, um einigermaßen anſtändig der Dame des Hauſes gegenüber zu erſcheinen. Als ich zu Blücher hereintrat, fand ich ihn ſehr entrüſtet; man hatte irgendwo eine Schrift entdeckt von dem Profeſſor Crome in Gießen. Der Titel war, wenn ich mich recht erinnere: „Deutſchlands Errettung durch die Schlacht bei Lützen.“ In dieſer Schrift wird die genannte Schlacht als ein völlig entſchiedener Sieg Napoleons dargeſtellt, der einen jeden bedeutenden Widerſtand der Preußen und Ruſſen unmöglich machte. Wohl mochten die Bülletins über dieſe Schlacht, die mir unbekannt geblieben ſind, eine ſolche Anſicht veranlaſſen. Dieſer deutſche Profeſſor ſchilderte nun die glückliche Zukunft Deutſchlands, da die weiſen Pläne des großen Herrſchers keine Hinderniſſe mehr fanden. Ich habe die Schrift ſelbſt nicht geleſen; daß ſie Blücher und ſeine Umgebung erbitterte, war natürlich. Aber ſie ſchloſſen von dem Inhalt der Schrift, die ſie in dieſem Hauſe fanden, auf die

Geſinnung der Wirthin. Während ſich nun ihre zornige Stimmung äußerte, trat dieſe herein, eine edle, imponirende Geſtalt, noch in ihren beſten Jahren, die ſich auf eine ſehr würdige Weiſe darſtellte. Blücher empfing ſie höflich, aber kalt, und als ſie mich entdeckte, trat ſie auf mich zu, mich als einen Bekannten begrüßend. Jetzt erkannte ich auch ſie wieder, es war eine geborne Siegeſer, aus einer angeſehenen Gothaiſchen Familie. Sie nebſt ihrer Schweſter zeichneten ſich durch ihre Bildung aus; ſie hielten ſich oft am Weimarer Hofe auf und wurden dann häufig in Göthe's Kreis gefunden, der ſie gern ſah und ſchätzte. In Weimar wie in Jena, beſonders im Frommannſchen Hauſe, ſah ich die Gräfin öfter, und würde mich ſehr gefreut haben, ſie unerwartet als meine Wirthin wieder zu finden, wenn nicht die Anſicht des Feldherrn von ihrer, wie es ihm ſchien, mehr als verdächtigen Geſinnung, mich in peinliche Verlegenheit geſetzt hätte. Als ſie ſich entfernt hatte, brach nun Blücher los. Die Erinnerung an die feierliche Art, wie ich von der Aebtiſſin in Radmeritz empfangen wurde, ſchwebte ihm noch vor, und halb ſcherzhaft, halb zornig ſagte er: „Sie ſcheinen ja allenthalben mit den Frauen in ſehr genauer Verbindung zu ſtehen? auch mit dieſer wohlgeſinnten Dame ſind Sie alſo befreundet?“ „Excellenz, antwortete ich, es wäre doch ſchlimm, wenn man genöthigt ſein ſollte, die Geſinnungen der Schriftſteller, deren Schriften ſich zufällig in unſerer Wohnung vorfinden, zu vertreten. Ich darf unbedenklich für die echte deutſche Denkart der Gräfin haften. Hätte ſie die nichtswürdige Anſicht des Herrn Crome getheilt, hätte das Buch dadurch ihr Intereſſe erregt; dann würde ſie ohne allen Zweifel, als wir in ihr Haus traten, es ſorgfältig verborgen haben. Daß wir es ſo offen fanden, beweiſ't, denke ich, daß das Buch ihr gleichgültig war; ſie hatte vorausgeſetzt, daß man an ihrer Geſinnung nicht zweifeln könnte.“ Es gelang mir nicht, Blücher zu überzeugen, doch vergaß er ſeine Stellung einer feingebildeten Dame gegenüber nicht. Ich ſprach die Gräfin noch ein Mal, ehe wir das Schloß verließen und konnte nicht umhin, das Mißverſtändniß zu berühren, welches durch die Entdeckung der fatalen Schrift veranlaßt war. Sie blieb völlig ruhig, und erwiderte lächelnd: „Man iſt doch in dieſen Zeiten ſeltſamen Mißverſtändniſſen ausgeſetzt;

die Schrift hat wirklich durch die naive Tollkühnheit Aufſehen erregt. Am Gothaer und Weimarer Hofe werden Geſinnungen, wie dieſe Schrift vorausſetzt, nicht gepflegt, und wir werden ja wohl auch Gelegenheit finden, dieſes Mißverſtändniß zu vernichten.“

In der Vorausſetzung, daß Napoleon bei Erfurt, wenn auch nur auf kurze Zeit, eine Poſition ſuchen würde, hatte Blücher ſich entſchloſſen, die unmittelbare Verfolgung aufzugeben, über Langenſalza nach Eiſenach zu gehen und ihm auf dieſe Weiſe die Flucht abzuſchneiden. Dieſe Vorausſetzung traf nicht ein. Napoleons Verluſt bei Leipzig war ſo groß, daß er erſt jenſeit des Rheins Sicherheit finden konnte. Ich will nichts von den einförmigen Märſchen erwähnen, die ohne irgend ein Intereſſe ſtattfanden, nur die Tage, die wir auf unſerm Zuge zwiſchen Eiſenach und Fulda zubrachten, ſind uns deswegen wichtig geworden, weil wir hier die ſchauderhaften Folgen der großen Niederlage der Feinde erlebten. Die ſchnelle Flucht hatte einen großen Theil der franzöſiſchen Truppen völlig erſchöpft; wir fanden allenthalden einzelne Franzoſen in dem jämmerlichſten Zuſtande zwiſchen den Gebüſchen, mehrere dem Tode nahe; es ſchien, als hätten ſich die großen Spitäler, die der Feind in Erfurt angelegt hatte, zum Theil entleert, und dieſe Gruppen hülfloſer, meiſt ſterbender Menſchen entdeckten wir immer häufiger. Oft war es mir, als betrachteten ſie es als ein größeres Unglück, von uns entdeckt zu werden, obgleich wir ihnen Hülfe boten, als in ſtiller Einſamkeit durch Hunger und Erſchöpfung zwiſchen den Gebüſchen zu ſterben. Ich geſtehe, daß ich wünſchte, weit entfernt zu ſein, daß dieſer Jammer mir entſetzlicher vorkam, als die größte Niederlage in dem heftigſten Kampfe.

Wir brachten eine Nacht in der Reſidenz eines Fürſten zu. Dieſer galt für einen eifrig franzöſiſch Geſinnten. Schon früher waren uns zwar Briefe von den Feinden nach den Gegenden, die wir eben verlaſſen hatten, ſo wie andere von Deutſchen an die Franzoſen in die Hände gefallen; auf dieſen Märſchen aber kam eine große Menge Correſpondenzen in unſere Gewalt. Sie mochten zuweilen für uns nicht unwichtige Entdeckungen enthalten, aber oft waren es Briefe, die ſich bloß mit Privatangelegenheiten beſchäftigten, und nur zu häufig kamen ſcandalöſe Geſchichten vor. Liebesverhältniſſe zwiſchen deutſchen Frauen und Franzoſen, die in Verzweiflung waren, weil ſie ſich von ihren Geliebten trennen mußten und dieſe großen Gefahren ausgeſetzt ſahen. So widerwärtig und ſchlecht mir nun auch ſolche Verhältniſſe ſchienen, ſo will ich doch bekennen, daß die Oeffentlichkeit, mit welcher wir dieſe vertrauten Briefe behandelten, mich tief verletzte. Luſtiger war ein anderer Fang, nämlich eine große Menge weſtphäliſcher Orden, die beſtimmt waren, unter die tapferen Truppen vertheilt zu werden. Dieſe waren verſchwunden und die Symbole ihrer Tapferkeit in unſeren Händen. Wir betrachteten natürlich das Königreich Weſtphalen, dieſes temporäre Phantom, als vernichtet. Der Fürſt hatte die ſonderbare Unbeſonnenheit, Blücher, den weſtphäliſchen Orden tragend, zu empfangen, und wir erſchienen nun auch mit den erbeuteten weſtphäliſchen Orden, nicht am Knopfloch, ſondern an den Uhrketten.

Von Fulda ging der Marſch über das wüſte und arme Vogelgebirge, wo wir mit Unbequemlichkeiten aller Art, ja faſt mit Hunger zu kämpfen hatten. Wie froh waren wir, als wir die anmuthige Gegend von

Gießen erreichten, wo wir uns einige Tage hindurch erholten.

Wie ganz anders iſt man doch geſtimmt, wenn man in der Mitte eines Heeres, ermüdet und erſchöpft in einer ſolchen Gegend ankommt, als wenn man, ſich ſelbſt überlaſſen, auf einer bequemen Reiſe ſie durchſtreift. Ich erinnerte mich mit Wehmuth früherer Zeiten, in welchen ich in dem vollen Genuß der lieblichen Gegend ſchwelgte; als ich die Ruine von Gaisberg beſuchte und das nahe liegende Wetzlar, mir durch Göthe's Werther wichtiger, als durch das Kammergericht. Jetzt vermochte ich jene heitere Erinnerung kaum wieder hervorzurufen; die Gegend ſelbſt lag wie verſchleiert vor mir; der beſchränkte Sinn war nur auf körperliche Stärkung gerichtet, eine nahrhafte Speiſe, eine bequeme Stube, ein weiches Bett mir wichtiger als alle Anmuth der Gegend, als alle dichteriſchen Träume.

Waffenruhe.

In Gießen erlebte ich einige ſehr angenehme Tage, vor Allem im Hauſe des Profeſſors Wilbrand, der ſich durch wichtige phyſiologiſche Unterſuchungen einen Ruf erworben hatte und für ſpeculative Naturanſichten nicht ſcheute, ſich in einen bedenklichen Kampf einzulaſſen. Ich verdanke ihm und ſeiner liebenswürdigen, leider früh verſtorbenen Frau manche ſchöne und genußreiche Stunde. Ich ward wieder in den Ideenkreis geiſtiger Anſichten verſetzt, dem ich ſo lange entrückt geweſen. Dieſem verdienſtvollen Manne gegenüber habe ich mir eine große Vernachläſſigung vorzuwerfen. Viele Jahre hindurch, ſelbſt nach dem Kriege, nahm mich eine kämpfende Gegenwart ſo ſehr in Anſpruch, daß ich, auf eine nicht zu rechtfertigende Weiſe, die Verbindung, die ein glücklicher Zufall mir darbot, zu unterhalten verſäumte. Möchten dieſe Zeilen, in welchen ich dieß Bekenntniß ablege, dem Manne, dem ich damals eine gaſtfreundliche Aufnahme, deſſen Schriften ich vielfältige Belehrungen verdanke, einigermaßen als Erſatz gelten.

Eine ähnliche Schuld habe ich gegen nur zu viele verdienſtvolle Männer, deren freundliche Annäherung mich ehrte, auf mich geladen. Kein Menſch iſt unfähiger, eine anhaltende Correſpondenz zu führen, als ich; ich nehme leider immer geiſtige Verbindungen der Art zu ſchwer, und meine einmal erweckte Theilnahme ſchlägt in das große innere wiſſenſchaftliche Leben hinein, vermag aber in den leichten Zeilen eines Briefes keinen Ausdruck zu finden. So habe ich eine Menge Freunde, die ich innerlich beſitze, mit welchen ich fortdauernd in anerkennender Verbindung lebe: nur leider ſie ſelbſt erfahren nichts davon. Es hängt mit meiner ganzen geiſtigen Richtung zuſammen, die jederzeit aus der Totalität einer inneren Thätigkeit angeregt wird und gegen bloße äußere Veranlaſſung nur zu gleichgültig bleibt. Ich table dieſe geiſtige Selbſtſucht, die ich nie zu überwinden vermochte, und dies Bekenntniß ſteht hier für die vielen Freunde, die ich dadurch verletzte, als ein pſychologiſches Factum, keineswegs zur Entſchuldigung.

Blücher hatte erfahren, daß Profeſſor Crome, der Verfaſſer der Schrift, die ihn ſo ſehr empörte, bei der Annäherung unſerer Truppen geflohen war. Er gab mir den Auftrag, dem akademiſchen Senat zu erklären, daß Crome getroſt zurückkehren könne. „Was ein ſolcher Lump denkt, äußerte er, kann uns ſehr gleichgültig ſein.“ — Aber eben dieſe Großmuth war mir ein Beweis des tiefen Verdruſſes, der mich doch, ich geſtehe es, nach ſo bedeutenden Siegen faſt in Erſtaunen ſetzte. Ob Profeſſor Crome wirklich zurückkam, blieb mir unbekannt.

In Gießen ward ich aufgefordert, durch eine öffentliche Rede die Gemüther für den noch bevorſtehenden Kampf zu gewinnen. Daß ich eine Unzahl von Zuhörern erhielt, war natürlich; es ſchien auch, als wenn die Rede Eindruck machte. Ich erinnere mich einer Aeußerung, die wohl Vielen paradox und übertrieben erſcheinen mochte. Die Franzoſen hatten doch in dieſen ſüdlichen, der franzöſiſchen Grenze näher liegenden Gegenden viele Anhänger. Es muß vielleicht zugeſtanden werden, daß durch ihre Herrſchaft mancherlei drückende Mißbräuche verſchwanden; darauf beriefen ſich vorzüglich die Anhänger; ich aber behauptete: „Und wenn die Einrichtungen, welche dieſe trafen, noch ſo klug, wenn die Mißbräuche, die ſie abſchafften, noch ſo drückend waren, ſo ſolltet Ihr zum Danke ſie dennoch auf Leben und Tod bekämpfen und aus dem Lande jagen; denn für ein Volk giebt es kein größeres Elend, kein zerſtörenderes Unglück, als das, ſich von Fremden beglücken zu laſſen.“ — Den Erfolg dieſer Rede erlebte ich nicht, weil ich nach wenigen

Tagen Gießen verließ; hat ſie Beifall gefunden bei den Zuhörern, ſo war ich doch keineswegs mit mir ſelbſt zufrieden. Was ich in der paradoxen Aeußerung vom Volke ausſprach, traf mich leider ſelbſt; das Bewußtſein verfolgte mich, daß ich im Auftrage ſprach; und wenn auch, was ich ausſprach, meine eigne tiefſte Ueberzeugung war und meine ganze Seele erfüllte, ſo konnte doch die fremde Aufforderung ſich nicht in einen überſtrömenden, unwillkürlichen Erguß verwandeln; ich ſprach, weil ich ſollte, nicht weil ich durch eine innere Nothwendigkeit gezwungen, mußte.

In Gießen erhielten wir die Nachricht von General Wrede's großem Siege über Napoleon bei Hanau. Die ſüddeutſchen Staaten hatten ſich nun von Napoleon getrennt und uns angeſchloſſen. Nach dieſer neuen Niederlage war Deutſchland bis an den Rhein offenbar in unſerer Gewalt. Auch von unſerer Seite mußten, nach ſo vielen ſchnell hintereinander folgenden Schlachten, die Armeeen durch friſche Mannſchaften verſtärkt werden, wenn der bedenkliche Kampf im feindlichen Lande ſelbſt ſtattfinden ſollte. Es war vorauszuſehen, daß jetzt eine Waffenruhe eintreten würde, die für beide Armeeen gleich nothwendig ſchien.

Ob vom Anfange an der Entſchluß, den Feind in ſeinem eigenen Lande aufzuſuchen, ein entſchiedener war, oder, was wohl wahrſcheinlicher iſt, ob er mit entgegengeſetzten Anſichten, die im ganzen Kriege, wenn auch vergebens, unſere Fortſchritte zu hemmen ſuchten, zu kämpfen hatte, iſt mir, der ich nun einige Monate hindurch von der Armee getrennt war, unbekannt geblieben.

Von Blücher, wahrſcheinlich durch Gneiſenau veranlaßt, erhielt ich einen ſehr angenehmen Auftrag. Weſtphalen war von Truppen faſt entblößt, unſere hatten dieſe Gegend noch nicht erreicht, und die zurückgebliebenen franzöſiſchen waren, wie man vorausſetzen konnte, nur in geringer Anzahl da und in einer bedenklichen Stellung. Die Provinz hatte bekanntlich von jeher eine große Anhänglichkeit an Preußen gezeigt. Nirgends war der Feind gehaßter. Mein Auftrag war nun, wo etwa feindliche Corps ſich noch vorfanden, die Einwohner zu bewaffnen; man ſetzte mit Grund voraus, daß die einfache Aufforderung hinlänglich wäre, und daß die Feinde, ſo wie eine Gährung im Lande entſtand, eilen würden, es zu verlaſſen; ich ſollte dann alle Zeichen der Knechtſchaft vernichten, ſollte allenthalben den preußiſchen Adler in den Städten anſchlagen und ein proviſoriſches Gouvernement einrichten. Das Letztere war freilich nur ſcheinbar; denn der Mann, dem es gebührte, dieſe Stelle einzunehmen, war da, und zwar auf eine entſchiedene Weiſe. Er kannte ſeine Stellung und die ganze Provinz ihn und ſeine Verdienſte. Es war der Präſident v. Vinke. Ein ſo anſehnliches Geſchäft war mir natürlich äußerſt angenehm, und Blüchers Wohlwollen gegen mich, Gneiſenau's freundliche Geſinnung, konnten ſich auf keine Weiſe unzweideutiger äußern.

Ich verließ dieſen, um nach Marburg zu reiten. Meine Armee, mit welcher ich Weſtphalen einnehmen ſollte, beſtand aus zwei Landwehrmännern. Der dritte war verſchwunden, er hatte ſich für krank erklärt, was der Arzt nicht zugeben wollte, und wo er hingekommen iſt, habe ich nie erfahren. Als ich es im Hauptquartiere meldete, ſcheint man gar nicht darauf geachtet zu haben. Mein Burſche bildete den Generalſtab, und ſo gerüſtet fing ich den weiten Marſch an, von Gießen nach einer Provinz, die, wie vorausgeſetzt wurde, noch in feindlicher Gewalt war. Als ich ziemlich ſpät Abends nach Marburg kam, war die Stadt völlig ohne Militair. Ich ſtieg in einem Gaſthofe ab, wo meine Ankunft großes Aufſehen erregte; denn ich war der Erſte, der von der ſiegreichen Armee in dieſe Stadt kam; es war mir wunderbar zu Muthe, als ich unter ſolchen Verhältniſſen allein und mir ſelbſt überlaſſen unter den Heſſen erſchien. Man wird ſich meiner geheimen Verbindungen mit den rebellirenden Heſſen noch erinnern, auch ward in Marburg der Profeſſor Sternberg und Emmerich erſchoſſen. Ich erfuhr durch den Wirth, dem ich, als ich mich nannte, ſchon bekannt war, und der mich mit großem Enthuſiasmus empfing, daß ganz in der Nähe ein Theil der Profeſſoren der Univerſität verſammelt war. Es war ein Club-Abend. Ich eilte nach dem Orte hin, und trat in die Mitte meiner Collegen, die erſt erſtaunt ſchienen, mich aber, als ich mich nannte, mit großem Jubel empfingen. Ich geſtehe, der Empfang erſchütterte mich, wenn ich bedachte, wie meine Erſcheinung ihnen die erſte Morgenröthe der Befreiung verkündigte. Ich ſah hier zum erſten Male den ehrwürdigen Tennemann. Zwar theilte ich nicht ſeine philoſophiſchen Anſichten, aber ich ehrte den gründlichen Forſcher, dem ich ſo viele Belehrung verdankte, und die Freude des ſtillen Mannes rührte mich tief. Ich lernte hier Wachler kennen, den ich ſpäter in Breslau als meinen Collegen wieder fand. Zwar hatte ich, wie man noch erfahren wird, mit dieſem verdienſtvollen Manne heftige Kämpfe zu beſtehen; es iſt mir aber ſehr angenehm geweſen, daß die Freundſchaft der erſten Jahre wieder auflebte, ehe ich Breslau verließ. Unter den früheren Bekannten ſah ich auch den Sohn Niemeyer's, den ich in Halle als Student gekannt hatte und der hier als juridiſcher Profeſſor angeſtellt war. Daß der Abend nicht mit wiſſenſchaftlichen Geſprächen zugebracht wurde, wird man vorausſehen. Ein Jeder erinnerte ſich der ſieben traurigen Jahre, die er verlebt hatte, ein Jeder erwartete von der nahen Zukunft das Beſte; viele Erzählungen wurden vernommen, als Belege von der Unfähigkeit, von der Armſeligkeit des jetzt vertriebenen Königs, von der Schlechtigkeit ſeiner Regierung, unter welcher einige kenntnißreiche und wohlmeinende Männer nichts auszurichten vermochten; die tiefe Anhänglichkeit des Volks an ſeinen alten Herrſcher ward mit Rührung erwähnt. Der lange unterdrückte Haß konnte ſich unbefangen ausſprechen. Es war ſchon ziemlich ſpät des Abends, als die Thüre eilig geöffnet wurde und ich erfuhr, daß meine Ankunft in der ganzen Stadt ſchnell bekannt geworden war, und daß die Einwohner beſchloſſen hatten, mich in meiner Wohnung feierlich zu begrüßen. Ich verließ eilig die Verſammlung, um ſie zu empfangen. Da hörte ich von Ferne das Gemurmel des herandrängenden Volkes, ich ſah in der tiefen Dunkelheit den gerötheten Himmel und entdeckte einen Fackelzug, der ſich nahte. Die Bewegung des Volkshaufens, der dieſen Zug dicht umgab, äußerte ſich auf eine laute, ja lärmende Weiſe. Als er anfing, ſich vor dem Hauſe aufzuſtellen, fiel es mir ein, wie unſchicklich es ſei, eine ſolche Ehrenbezeigung als für mich beſtimmt anzunehmen. Ich eilte hinunter, ließ mir von dem Wirth ein Glas mit Wein füllen und drängte mich in den Haufen, der einen, wenn auch nur engen, Kreis um mich zu bilden ſuchte. Hier forderte ich, ſo laut ich konnte, Aufmerkſamkeit und Stillſchweigen. Es war mir merkwürdig, wie nun das laute Getümmel, der Jubel und das Geſchrei erſt in den engeren, dann in immer weiteren und weiteren Kreiſen in dem dunkeln, von Fackeln erhellten Raume verſtummte und ſich endlich, kaum vernehmbar, in weiter Ferne verlor. Da ſchwenkte ich das Glas und rief mit lauteſter Stimme: „Der alte Herrſcher (Eure Treue gegen ihn hat Euch unter allen deutſchen Völkern einen Ehrenplatz erworben) der Kurfürſt ſoll leben, hoch!“ — und leerte das Glas. Jetzt entſtand ein grenzenloſer Tumult, ich glaubte zu hören, wie er aus dem tiefſten Innern erklang, wie er die ſtillen Seufzer und Klagen aushauchte, wie er mit dem Haß gegen die Fremden, mit der Liebe und Zuneigung zum eigenen Fürſten geſchwängert war; der Moment ergriff mich, mein Leben in und mit Deutſchland, meine Theilnahme für das heſſiſche Volk ſchwebte mir vor, und ich glaubte mich wie durch eine geheime Gewalt in den verborgenſten Tiefen, mit den vergangenen und zukünftigen Schickſalen des Landes verbündet. Da forderte ich abermals ein Stillſchweigen. Der Kreis vergrößerte ſich, die Fackeln erhellten ihn, allmälig entſtand eine wunderbare Stille, und ich ſprach. Das war nun kein Auftrag, wie in Gießen: was der Moment hervorgerufen hatte, ſprach ſich mit aller Gewalt aus; ich erzählte, wie ich ſchon kurz nach der unglücklichen Schlacht mit vielen der Beſten unter dem heſſiſchen Volke, ohne daß wir uns perſönlich kannten, aber durch gleiche Geſinnung im geheimen Bunde, lebte; wie ich ſpäter mit tiefer Theilnahme die gerechten unwilligen Bewegungen des Volks verfolgt hatte; mit welcher Trauer ich Hoffnungen, welche ſich in einem bedeutenden Augenblicke ausſprachen, verſchwinden ſah; die Macht der Erinnerung durchdrang mich; ich weiß es, meine Rede war gewaltig, denn ſie war durchdrungen und gehoben von den inneren Kräften meines ganzen durchlebten Daſeins. „Und jetzt ſeid Ihr frei,“ ſagte ich, „und die wogende Menge, die ſich nun jubelnd um mich drängt, wird ſich plötzlich in ein tapferes Heer verwandeln; die Väter werden ihre Söhne in den Kampf ſchicken, den ſie ſelbſt mit mächtiger Begeiſterung fordern; die Mütter werden ſie ausrüſten; kein Opfer wird verſchmäht werden; die akademiſche Jugend wird die Hörſäle verlaſſen, um geſtärkt durch eine friſche Geſinnung zu den ſtillen Studien zurückzukehren. Ich begrüße Eure Kämpfe und die Siege, die ein ſolches Volk und eine ſolche Geſinnung verdient und erringen wird.“ Der Jubel, der jetzt entſtand, war grenzenlos, und ich zog mich zurück. Deputirte der Bürgerſchaft und ſpäter Abgeordnete der Studirenden traten in meine Stube ein, und ſprachen von dem großen Eindrucke der Rede. „Die Bürgerſchaft fände ſich,“ wie ſie ſagten, „durch meine Rede geehrt, und die Zukunft würde zeigen, daß ich mich in meiner, ihnen ſo ſchmeichelhaften Vorausſetzung nicht getäuſcht habe.“ Aehnlich klang die Verſicherung der Abgeordneten der Studirenden. Sie ſelbſt und viele ihrer Collegen hatten ſchon beſchloſſen, ſich als Freiwillige zu ſtellen. In der That erfuhr ich ſpäter, daß eine bedeutende Zahl der Studirenden an dem Kriege theilnahm. Profeſſor Niemeier meldete ſich als Freiwilliger.

Die ganze Nacht hindurch wogte die Volksmaſſe auf den Straßen. Ich hörte die lauten Geſpräche, das fortdauernde Toben der bald größeren, bald kleineren Haufen, die ſich hier und da verſammelten.

Am Morgen erſchien der Maire der Stadt — noch herrſchte wenigſtens interimiſtiſch die weſtphäliſche Obrigkeit — in großer Aufregung bei mir. „Die wilde Bewegung in der Stadt,“ ſagte er, „kennt keine Grenzen und ſteigert ſich immer mehr; ich kann das Volk nicht zur Ruhe bringen; ſchon ſind Einige in das

Haus eines angeſehenen Beamten eingedrungen; ſie glauben ſich über ſeine Verwaltung beklagen zu müſſen; er habe ſich, behaupteten dieſe, mit der verhaßten, jetzt vertriebenen Regierung zu ihrem Nachtheile verbunden; ſie haben ihn aus dem Hauſe geſchleppt, ſeine Familie iſt in Verzweiflung; ſie zwangen ihn, vor mir zu erſcheinen, und ich bin genöthigt, wie ſie es forderten, ihn auf dem Rathhauſe gefangen zu halten, ſchon um ihn ſicher zu ſtellen. Sie haben dieſe Aufregung hervorgerufen, Sie allein, wenn irgend Einer, können den aufgeregten Haufen beruhigen.“ Ich kann nicht ſagen, daß dieſe Nachricht mir unangenehm war, in einer Rückſicht aber doch verdrießlich; ich hatte alle Urſache zu eilen, um den Ort meiner Beſtimmung zu erreichen. Ich war eben im Begriff, Marburg zu verlaſſen, und ſah mich nun genöthigt, einen Theil der koſtbaren Zeit hier zu verlieren.

Ich folgte dem Maire auf ſeine dringende Aufforderung, fand den Marktplatz von einer tobenden Menge erfüllt, die zum Theil ſich in das Rathhaus eingedrängt hatte. Nur mit großer Mühe gelang es mir, den Rathsſaal zu erreichen. Hier waren die Häupter des unruhigen Volks verſammelt. Aber in dem Saale drängten ſich die Menſchen, ſprachen wild durcheinander, und ich war, von allen Seiten umringt, kaum im Stande, mich zu bewegen, noch viel weniger eine Rede zu beginnen, die vernommen werden konnte. Ich ward genöthigt, auf einen Tiſch zu ſpringen, der in dem Rathsſaale an der Wand ſtand. Als die Menge mich da erblickte, entſtand eine erwartungsvolle Stille, und ich ſah mich nun auf die ſeltſamſte Weiſe in die Lage eines Volksredners, der einen Aufſtand ſtillen ſollte, verſetzt. Was ich ſprach, erinnere ich mich nur unvollkommen; bloß ſo viel iſt mir noch gegenwärtig: daß ich das Volk warnte, in nichts den verhaßten Feinden nachzuahmen. „Solche Auftritte, ſagte ich, fanden in Paris, in den verſchiedenen Städten von Frankreich während der Revolution ſtatt. Da, unter dieſem leichtſinnigen, geſetzloſen, unruhigen Volke erwartet man dergleichen eigenmächtige Thaten: in Deutſchland, unter den treuen, Geſetz und Ordnung ehrenden Heſſen, ſetzen ſie mich in Erſtaunen, ja in Verwirrung. Ihr wollt ja nichts mit den Franzoſen gemein haben.“ Es gelang mir, das Volk zu beruhigen. Einige, die zu den

Häuptern zu gehören ſchienen, ſprachen mit den Uebrigen, und ſie wurden einig, den Gefangenen los zu laſſen. Als ich, von dem Maire und dieſen Bürgern begleitet, mich nach dem Gefängniſſe verfügte, um den Herrn v. T. in ſeine Wohnung und zu ſeiner Familie zu bringen, trat ein Bürger auf mich zu: „Sie haben,“ ſagte er, „uns mit den Franzoſen verglichen, aber wahrlich mit großem Unrechte. Als wir den Herrn v. T. wegführten, geſchah es mit der größten Ruhe und Ordnung; wir beruhigten die Familie, ſo viel wir konnten; verſicherten der Frau, daß wir den Stand des Herrn ehren würden, daß wir nur uns ſeiner Perſon verſichern wollten, daß er keine Mißhandlungen zu befürchten habe; eben ſo wenig fanden Plünderungen oder unſchickliche Behandlung irgend einer Art ſtatt. Dieſer Herr und noch einige Andere haben uns Jahre lang gequält; ſie würden ſich jetzt entfernen, würden uns als unruhige Bürger verklagen, und dann gegen uns bewaffnet in ihre alte Lage zukehren; wenn ſie aber hier bleiben müſſen, würde die erſte Anklage von uns ausgehen, und wir könnten einen Erſatz für den vieljährigen Druck erwarten. Wir wollten nicht eine geſetzliche Unterſuchung verhindern, vielmehr eine völlig parteiloſe fördern, und das iſt nicht franzöſiſch." — Ich geſtehe, daß mich der Mann in Verlegenheit ſetzte, daß ſpätere Erfahrungen ihm nur zu auffallend Recht gaben. Denn viele Männer, die während des Druckes ſich mit der franzöſiſchen Herrſchaft verbanden, nahmen, als dieſer verſchwunden war, die Stellung der Patrioten ein, und erhielten wohl auch Lohn und Auszeichnung; während diejenigen, die Alles wagten und kühnen Widerſtand leiſteten, nicht ſelten Gegenſtände der Anklagen, der Strafe, wenigſtens der Zurückſetzung blieben. Ich aber durfte nicht nachgeben. Ich machte ihn darauf aufmerkſam, daß die tumultuariſche Einleitung des Prozeſſes doch auf jeden Fall geſetzwidrig wäre und inſofern franzöſiſcher Art; daß, wenn ſie Grund hätten, ſich über den Herrn v. X. zu beklagen, ein ſolches Verfahren einen gegründeten Verdacht erregen und ihre Sache gefährden würde.

Ich traf den Herrn v. X. in einem hellen, freundlichen Gemach, und erklärte, daß ich ihn nach ſeiner Wohnung begleiten würde. Er wohnte, ſo viel ich mich erinnere, ziemlich entfernt. Ich bat, als ich heraustrat die noch vor dem Rathhauſe verſammelte

Menge, ſich zu zerſtreuen und ruhig zu ihren Geſchäften zurückzugehen. Es geſchah in der That; nur wenige junge Männer folgten uns, faſt ſchüchtern, aus der Ferne. Ich erinnere mich noch, wie ich der geängſtigten Frau entgegentrat, die mich, obgleich noch immer beunruhigt und aufgeregt, mit würdigem Anſtande aufnahm. Ich glaubte verſichern zu können, daß ſie nichts, und ihr Gemahl keine ähnliche Behandlung zu befürchten habe. Dann eilte ich nach dem Gaſthofe zurück, beſtieg mein Pferd, und nach einem Frühſtücke bei Wachler, in ſeiner auf einer Anhöhe der felſigen Stadt belegenen Wohnung mit einer reizenden Ausſicht, verließ ich die Stadt. Am Abend, als ich ein heſſiſches Städtchen, in welchem ich die Nacht zuzubringen gedachte, erreicht hatte, fand ich es doch nothwendig, was ich ſo unerwartet in Marburg erlebt hatte, dem Kurprinzen von Heſſen zu berichten. Ich wußte ja nach dem nächtlichen Geſpräche bei Bautzen, daß ich ihm bekannt war. Dies Schreiben war in dem damals herrſchenden Tone abgefaßt; die vielen rührenden Beiſpiele der Treue ſeines Volkes wurden erwähnt, ſo wie der fortdauernde geheime, doch oft gefährliche Krieg der Heſſen gegen die aufgedrungenen Herrſcher, und wie das Volk, über welches er zukünftig zu herrſchen berufen war, dadurch unter allen Deutſchen ſich ausgezeichnet habe. „Welch ein Glück,“ ſchloß ich, „ſich als Regent eines ſolchen Volkes betrachten zu können, ſich berufen zu wiſſen, für alle die Opfer, die es gebracht hat, den vollen Erſatz zu geben. Ich wünſche Ew. Hoheit von Herzen Glück zu einer ſo großartigen Stellung. Alle Herzen ſehnen ſich nach der Zurückkunft des alten Regenten; ſie werden durch ihn und in der fernen Zukunft durch Ew. Hoheit, gerechte, weiſe Regenten finden.“ Ich ſchickte dieſes Schreiben mit einem ähnlichen Bericht an v. Oppen nach Gießen. Es ward durch ihn an den Kurprinzen befördert, und ich erfuhr ſpäter, daß ein Antwortſchreiben von dem Kurprinzen angekommen ſei. Es war, verſicherte v. Oppen, mit großer Gewandtheit geſchrieben und der Kurprinz äußerte die beſte und hoffnungsvollſte Geſinnung. Das Schreiben, verſprach v. Oppen, ſollte ich erhalten, wenn ich wieder im Hauptquartiere erſchiene; als ich aber einige Monate ſpäter da ankam, war dieſes in unruhiger Bewegung; das kurprinzliche Schreiben war nicht aufzufinden, ich habe es nie geſehen. „Sie hätten es, ſagte ich ſcherzend, an die Redaktion der halliſchen Literatur-Zeitung ſchicken ſollen; ihr ſind Briefe von Fürſten an Gelehrte äußerſt willkommen, und ich hätte es dann nach dem Kriege gedruckt zu leſen bekommen.“

Ich durchſchritt das heſſiſche Gebiet, kam durch Corbach und über Brilon durch das reizende Gebirge und erreichte Arnsberg. Hier ſollte nun meine Thätigkeit beginnen. Alle jubelten, als ſie den erſten preußiſchen Offizier ſahen. Kurz nach meiner Ankunft fand ein feierlicher Empfang ſtatt; geputzte Jungfrauen der Stadt brachten mir Kränze und ein Lied ward mir überreicht. Man kann ſich denken, wie ein ſolches Bewillkommen mich rührte, aber ich ſollte nun erfahren, daß ich in dieſer Stadt auf eine höchſt vortheilhafte Weiſe bekannt war. Der Leſer wird ſich vielleicht erinnern, wie ich in Jugendjahren auf einer Fußreiſe nach Frankfurt, in Bamberg geehrt wurde, wie dort, als ich die Stadt verließ, zwei Jünglinge ſich mir anſchloſſen, mich nach Freiberg und Dresden begleiteten, und wie ich damals in heiterer jugendlicher Begeiſterung ambulante naturphiloſophiſche Vorträge den aufmerkſam lauſchenden Jünglingen hielt. Der eine, der ſich durch ſeine bedeutende körperliche

Größe auszeichnete, hieß Sauer; ſeine treue kindliche Anhänglichkeit machte mir ihn ſehr theuer. Er war aus Arnsberg gebürtig und hatte ſich dort als Arzt niedergelaſſen. Unſere fröhliche Reiſe bildete einen Glanzpunkt ſeines Lebens, und ich erfuhr auf die rührendſte Weiſe, welch' einen dauernden Einfluß das warme Leben eines Lehrers auf eine empfängliche Jugend auszuüben vermag; er ward, wie man verſicherte, nie müde, von dieſer Reiſe, die einen bedeutenden Wendepunkt in ſeinem Leben bildete, zu reden, und vortheilhafter konnte ich nie in ſeiner Umgebung erſcheinen. Sauer hatte die ganze Stadt, in der er als beliebter Arzt ſich die Zuneigung und Achtung aller Einwohner erworben, in Trauer verſetzt, als er kurz vor meiner Ankunft in ſeinen beſten Jahren ſtarb. So war ich nun nicht allein als der erſte preußiſche Offizier, nach der Befreiung eine allgemein erſehnte Geſtalt der treuen Stadt, ſondern auch als Menſch durch die freundlichen Lobſprüche eines geliebten Mannes, der Gegenſtand der allgemeinen Zuneigung der Einwohner geworden. Der Tod, welcher mir die Freude raubte, dieſen dankbaren Mann zu begrüßen, den ich hier zu treffen gar nicht erwartete, erſchütterte mich zwar tief, aber das ganze Verhältniß war doch auch für meinen Auftrag günſtig.

Da ſollte ich nun erfahren, wie wenig man ſich auf die vorliegenden günſtigſten Verhältniſſe verlaſſen darf. Die bedeutende Rolle, die ich hier zu ſpielen hatte, fing auf eine für mich ſo viel verſprechende Weiſe an, daß ich zu den größten Hoffnungen berechtigt war. Die Bewohner der erſten Stadt, die ich betrat, waren nicht allein für die Sache, die ich repräſentirte, ſondern auch für meine Perſon auf eine unerwartete Weiſe gewonnen. Die Bewegung von hieraus würde, wie ich hoffen durfte, ſich ſchnell über ganz Weſtphalen verbreiten; eine Proclamation war ſchon geſchrieben, um gedruckt und an allen Straßenecken angeſchlagen zu werden. Da erfuhr ich, daß das Armeecorps des Generals Borſtel anrückte. Gegen Abend am zweiten Tage kam es an, und ich war plötzlich aus einem Volontairoffizier, der mit wichtigen Aufträgen erſchien, in einen bloßen, völlig ohnmächtigen Seconde-Lieutenant verwandelt.

Mein ganzes Leben und meine Thätigkeit nahmen von jetzt an einige Monate hindurch eine andere Wendung. Als ich die Ankunft des Generals Borſtel dem v. Oppen meldete, erhielt ich den Auftrag, während der noch immer herrſchenden Waffenruhe in Weſtphalen zu bleiben, um dort die Bewaffnung der Landwehr zu beſchleunigen. Dieſes Geſchäft war nun ein völlig ruhiges, nur von mancherlei kleinen Reiſen unterbrochen. Ich hielt mich zuerſt in Hamm auf, wo ich einen meiner halliſchen Zuhörer, Kaufmann, als Arzt fand, der ſich mit großer Liebe und Zuneigung mir anſchloß; dann in Dortmund, weil hier, dicht an der Stadt der Baron v. R., als bisheriger Präfekt des Ruhr-Departements, wohnte. Mein Wirth in Dortmund war ein redlicher und ernſthafter alter Bürger, der ein ſtilles Leben in kinderloſer Ehe führte. Ich erinnere mich mit Freuden an dieſen achtbaren Mann, in deſſen Hauſe ich eine holländiſche Reinlichkeit traf. Ich konnte das Anerbieten des Herrn v. R., an ſeiner Tafel Theil zu nehmen, nicht ausſchlagen, um ſo weniger, da meine Geſchäfte mich täglich nach ſeinem Schloſſe führten, und ich darf die ausgezeichnete Güte und Gaſtfreundſchaft, die ich hier genoß, nicht vergeſſen. Die Frau v. R. zeichnete ſich durch ihre Bildung aus; ſie hatte ihre Kindheit und Jugend im Kreiſe vorzüglicher Katholiken, die in Weſtphalen lebten, zugebracht, und war tief religiös, eine eifrige Katholikin. Hier traten mir Fürſtenbergs und Stolbergs Anſichten entgegen, die auf eine geiſtreiche und gemüthliche Weiſe das ſtarre Gebäude religiöſer Traditionen zu beleben ſuchten. Der Hauslehrer Freudenberg war einer meiner Zuhörer aus Halle, der ſchon als ſolcher meine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen hatte. Er hatte einen Band nicht ganz mißlungener Poeſien herausgegeben, und war ein eifriger Proteſtant. Oft äußerte er ſeine Furcht über den Einfluß der Mutter auf den proteſtantiſch erzogenen Sohn des Hauſes und hielt es für eine heilig religiöſe Pflicht, dem, wie ihm ſchien, gefährlichen Einfluſſe entgegenzuwirken. Die redlich geſinnte katholiſche Frau äußerte ſich offen über das Unglück, ihren Sohn proteſtantiſch erzogen zu ſehen; ihre Abſicht, ihn mit der, ihrer Meinung nach, tieferen katholiſch kirchlichen Lehre bekannt zu machen, konnte ich kaum mißbilligen, und ich erlebte hier in einer achtungswerthen, liebenswürdigen und geiſtig gebildeten Familie, das wahrhaft Verhängnißvolle gemiſchter Ehen, wenn Mann oder Frau, oder beide, ernſthaft religiös ſind. Ich, der ich zu entſchieden proteſtantiſch geſinnt war, ſuchte ihr begreiflich zu machen, daß ſie die Verpflichtung habe, den heranwachſenden Knaben nicht in ſeiner religiöſen Bildung zu ſtören, daß ſie ihn, bis er zum reifen Jünglinge heranwuchs, dem Lehrer überlaſſen müßte, ſpäter freilich mußte es von ihm abhängen, zwiſchen beiden Kirchen nach ſeiner Ueberzeugung zu wählen. Die tiefe Sorge, die ſie beunruhigte, erregte meine innigſte Theilnahme. Selbſt meinen Rath mußte ſie verwerfen, war er doch dem Sinne nach ein proteſtantiſcher. Eben die keimende Seele für das Heil zu gewinnen und jeden Einfluß einer verdammlichen Lehre abzuwehren, war ihr eine mütterliche Gewiſſensſache; ich ſah es ein, daß hier eine jede Verſöhnung, eine jede Vermittelung unmöglich war. Die tiefe Bedeutung des geſchichtlich religiöſen Kampfes ergriff mich, riß mich aus der kriegeriſchen Zerſtreuung heraus, und zwang mich zur innern Selbſtbetrachtung; hier, wo der Katholizismus durch Stolberg in ſeiner liebenswürdigſten Geſtalt erſchien. Die Mutter hatte für mich, ich geſtehe es, in religiöſer Rückſicht, etwas Anziehendes, und ich würde ihr, obgleich nie in Gefahr, ihre Ueberzeugung zu theilen, doch unbedingt Recht gegeben haben, wenn nicht das hart Ausſchließende, welches ihre Furcht begründete, meiner innerſten Natur fremd geweſen und Etwas in ſich enthielt, was ich ganz entſchieden abweiſen mußte. Ich würde dieſen Familienſtreit nicht erwähnen, wenn er nicht öffentlich geworden wäre. Freudenfeld, deſſen ſchnell auflodernde Begeiſterung keineswegs aus einer tief und feſt begründeten Ueberzeugung entſtand, konnte, das ſah ich ſchon damals, der feſten Geſinnung der Mutter gegenüber, keinen bedeutenden Einfluß ausüben. Ja eben dieſer unerſchütterliche Glaube, den die Religion in ihrer alten geſchichtlich kirchlichen Form, die ihr ganzes Daſein durchdrang, durch keinen Zweifel geſtört, entwickelte und bildete, trat mir hier zum erſten Mal entſchieden entgegen, und ich mußte die Frau bewundern. Es war nicht das leicht vorübergehende, tändelnde, ſchnell auflodernde und dann verſchwindende moderne Weſen, in welchem man ſich in ſchönen, innerlich unwahren Worten vernehmen ließ, ſich in ſüßlicher Anbetung der Maria gefiel, wie ich es früher in Dresden kennen gelernt hatte: es war noch der der Zeit trotzende alte Dom, der, wenn auch hier und da eingeſtürzt, ein Zeugniß ablegte, von ſeinem feſtbegründeten Bau. Das lichte Gebäude, welches ſich mit täuſchendem Schmuck überladen, daneben aufbaute, vermochte nicht, das war mir nur zu klar, wie jenes, den Stürmen der Zeit zu trotzen. Freudenfeld ward ſelbſt katholiſch, der Sohn ebenfalls. In Bonn trat der erſtere, welcher den jungen Mann auf die Univerſität begleitete, als Privatdocent auf; ſeine heftige Polemik gegen Luther reizte die hier ſtudirenden proteſtantiſchen Theologen, und es ward dadurch das erſte entſchieden polemiſche Hervortreten des Katholizismus veranlaßt, welches ſpäter eine ſo große geſchichtlich wichtige Bedeutung erhielt, die noch, wenn auch äußerlich ruhend, im Innern fortdauernd thätig iſt. Freudenberg verließ Bonn, um in Freiburg in der Schweiz ſich den Jeſuiten anzuſchließen. Ich fand die Baronin in Paris wieder, und erhielt ſpäter, nachdem die Streitigkeiten in Bonn öffentlich und ein Gegenſtand der heftigſten Angriffe von proteſtantiſcher Seite geworden waren, ein ausführliches Schreiben von ihr, in welchem ſie die Ereigniſſe darſtellte und Freudenfeld zu vertheidigen ſuchte. Sie erſchien mir auch in dieſem Briefe höchſt achtungswerth und von ihrem Standpunkte aus gerechtfertigt. Ich dachte mit Wehmuth an meinen Jugendfreund Möller, deſſen Gemüth freilich ernſthafter, deſſen Geiſt tiefer war als der meines Zuhörers; auch er hielt ſich, nachdem er katholiſch geworden war, in Weſtphalen in Stolbergs Nähe auf, hatte aber dieſe Gegend, als ich ankam, ſchon wieder verlaſſen.

Mein Aufenthalt in Dortmund war ruhig und in geſelliger Rückſicht angenehm. Herr v. R., ein ſehr reicher Gutsbeſitzer, lebte auf einem großen Fuße, und bei ſeiner wohlbeſetzten Tafel erholte ich mich ſchnell von den Mühſeligkeiten und Entbehrungen des Feldzuges. Auch hier ward ich aufgefordert, durch eine Rede die Einwohner für den Krieg zu gewinnen. Ich ſelbſt begreife kaum, wie ich mich dazu bereden ließ. Die Geſinnung war die beſte; die Bewaffnung der Landwehr ſchritt raſch vorwärts; die Mannſchaft eilte zur Armee, Keiner ſträubte ſich. Ich geſtehe, ich denke mit einer Art von Beſchämung an dieſen Auftritt, der, obgleich in einer bewegten Zeit, doch nicht ſo ganz wahr aus der ruhigen Geſelligkeit heraustrat. Was mich unangenehm überraſchte und eben das Schiefe meiner Stellung darthat, war der Umſtand, daß die Frauen der Stadt und Umgegend ſich in gro=

ßer Menge, in ſtattlichen Anzügen wetteifernd, in dem hell erleuchteten Saale verſammelten. Gelehrte, Schullehrer und Beamte beneideten mich, daß ich berufen war, als ein Tyrtäus die ſiegenden Heere zu entflammen. Mir war meine Stellung unangenehm, dennoch wurde ich hier, ſogar entſchiedener als in Gießen, im Fortgange der Rede von dem Gegenſtande ergriffen, war aber nicht wenig verlegen und beſchämt, als ich nach Beendigung derſelben eine Anzahl ſchöner junger Damen mir entgegenkommen ſah, die, eine nach der andern mich umarmten und mich mit aller Gewalt bekränzen wollten. Ich war nicht Philoſoph genug, um mich gegen die Umarmung zu ſträuben; aber die Bekränzung wies ich mit der größten Entſchiedenheit ab; die ganze Scene ſchien mir ſchicklicher und paſſender für einen ſchlechten Kupferſtich, für einen gutgemeinten patriotiſchen Roman, als für mich in meiner damaligen Stellung. Zu meiner Beſchämung dachte ich mir Blücher und ſeine Umgebung hier gegenwärtig, wie bei der Huldigung der Frauen in Radmeritz; ich war höchſt verdrießlich, und konnte meinen Verdruß nur mit Mühe verbergen. Als ich mich nach einem glänzenden Souper ſpät in der Nacht auf meiner Stube befand, ſchwebte mir der Auftritt als ein höchſt komiſcher vor und ich mußte laut auflachen.

Aber auch für ernſthaftere Beſchäftigung fand ich hier eine erwünſchte Muße. Hövel, ein verdienſtvoller Schriftſteller, hatte ſehr ſchätzenswerthe Unterſuchungen über den Bau der weſtphäliſchen Gebirge angeſtellt. Sie verdienen noch immer, bei der ſehr veränderten Geſtaltung der Geognoſie, Aufmerkſamkeit. Mit ihm bereiſte ich die Gegenden zwiſchen Dortmund und Eſſen und lernte das Schiefergebirge und die merkwürdigen Steinkohlenflötze, die ſich dort vorfinden, genauer kennen.

Juſtus Gruner ward, als er ſich in Böhmen aufhielt, von den Oeſterreichern gefangen und nach einer ungariſchen Feſtung gebracht. In dieſer ward er mit vieler Schonung, ja mit Auszeichnung behandelt, aber dennoch äußerſt ſorgfältig bewacht. Name und Stand wurden geheim gehalten, und weil er ſehr blond war, hielt man ihn für den entwichenen ſchwediſchen König. Dieſe Vermuthung ſteigerte die Aufmerkſamkeit und Achtung, mit welcher man ihn behandelte, und neugierig lief man zuſammen, wo er ſich, von einer

Wache begleitet, ſehen ließ. Als Oeſterreich ſich mit uns verband, ward er in Freiheit geſetzt, und eilte nach dem Kriegsſchauplatze. Auf ſeiner Durchreiſe durch Breslau beſuchte er meine Frau, und erzählte ihr mit vieler Laune die Geſchichte ſeiner Gefangennehmung und ſeines Gefängniſſes. Als er früher Breslau verließ, war eine Zuſammenkunft auf der Koppe im Rieſengebirge verabredet. Ich ſollte mit einem Poſtſecretair daſelbſt mit ihm zuſammentreffen; er hoffte uns dann Mancherlei mittheilen zu können, was er niederzuſchreiben für zu gefährlich hielt und wovon wir dann Gneiſenau und die übrigen Vertrauten in Berlin in Kenntniß ſetzen ſollten. Ohne allen Zweifel beſaß der Poſtſecretair ſein Vertrauen und ward benützt, um Correſpondenzen zwiſchen wichtigen Perſonen zu entſiegeln. Die Gefangennehmung verhinderte dieſe Zuſammenkunft, und er erzählte auf die luſtigſte Weiſe, daß wir beide ohne allen Zweifel, wenn wir nach der Abrede erſchienen wären, ihm Geſellſchaft geleiſtet haben würden.

Als die Armee den Rhein erreichte und ganz Deutſchland dieſſeits des Fluſſes befreit war, wurde er zur Verwaltung des Mürat'ſchen Großherzogthums Berg beſtimmt und reſidirte nun als Gouverneur dieſes reichen und gewerbfleißigen Landes in Düſſeldorf. Die Organiſation der Landwehr in dem franzöſiſchen Ruhr-Departement war nun ſo weit vorgeſchritten, daß ich Dortmund verlaſſen konnte, und ich ging nach Düſſeldorf, um in Verbindung mit meinem Freunde thätig zu ſein. Juſtus Gruner hatte mich dazu aufgefordert; man hatte meinen Entſchluß im Blücherſchen Hauptquartiere gebilligt, und mir war das Zuſammenleben mit meinem Freunde unter dieſen Umſtänden höchſt angenehm. Er bewohnte dort den Palaſt der Regierung, der auch früher von dem franzöſiſchen Gouverneur Beugnot, der im Namen Joachims, des Königs von Neapel, das Land regierte, bewohnt war. Das ganze Haus war prächtig und mit Pariſer Eleganz eingerichtet. Als ich ankam, fand ich ihn in der Bel-Etage, und mir wurde eine Treppe höher eine lange Reihe zierlich ausgeſtatteter Gemächer angewieſen. Ein gewandter Menſch, der mit allen Verhältniſſen der Stadt bekannt war, wurde mir als Bedienter überlaſſen. Mein Burſche begleitete mich, die beiden Landwehrmänner ſtanden zu meiner Dispoſition, und ich ſah mich in eine Lage verſetzt, die mich doch überraſchte. Denn Gruner liebte eine gute Tafel, und war auch eigentlich verpflichtet, eine ſolche zu führen. Jeden Augenblick konnte er Generäle, ja fürſtliche Perſonen erwarten, die er einzuladen verpflichtet war, und die reiche Stadt beſorgte die Tafel auf eine ausgezeichnete Weiſe.

In Düſſeldorf brachte ich etwa zwei Monate auf eine höchſt angenehme, mir unvergeßliche Weiſe zu. Viele Epochen meines früheren inneren, wie äußeren Lebens klangen wieder. Auch hier traf ich Zuhörer aus Halle, die ſich meiner freundlich erinnerten. Zwei von dieſen, Kortüm, jetzt Geheimer Ober-Regierungsrath im Miniſterium des Unterrichts, und v. Hymen, beſuchten mich in Dortmund. Graf Neſſelrode war ſehr lebhaft in den Vorſchlag des Staatsraths Jacobi, das etwas in Verfall gerathene Düſſeldorfer Gymnaſium neu zu organiſiren, eingegangen. Kortüm war zum Director des Gymnaſiums beſtimmt, und hatte, nach einigem Bedenken, dieſen Ruf angenommen. Aber die neue Einrichtung des Gymnaſiums war noch lange nicht vollendet, als Graf Neſſelrode Düſſeldorf verlaſſen mußte. Was Kortüm mir war und wie er mir erſchien, wird aus der einfachen Erzählung und aus unſerer gemeinſchaftlichen Thätigkeit in Düſſeldorf von ſelbſt erhellen. Durch dieſe mir befreundeten Männer ward ich nun mit mehreren angeſehenen Einwohnern bekannt; ſo mit dem Grafen Spee, einem Abkömmling des ausgezeichneten religiöſen Dichters; dann aber auch mit der hochbetagten Witwe Schloſſers. Dieſer war, wie bekannt, zuerſt mit Göthe's Schweſter verheirathet, und ſeine intereſſante Perſönlichkeit iſt durch die Memoiren des großen Dichters hinlänglich bekannt geworden. Die alte ehrwürdige Frau ward mir ſehr lieb; ſie ſah mich gern, und ich brachte faſt alle Tage eine Stunde wenigſtens bei ihr zu.

Das in der deutſchen Literatur berühmt gewordene Pempelfort war in der Nähe; Erinnerungen aus meiner Jugend, die philoſophiſchen Kämpfe zwiſchen Schelling und Jacobi, die mich doch auch innerlich bewegten, drangen ſich mir hier unwillkürlich auf. Ein Sohn des Philoſophen bewohnte den anmuthigen Landſitz. So fand ich mich bald in einer Umgebung, die mich auf die heiterſte und intereſſanteſte Weiſe anzog. Hier ſchwebte mir nun zuerſt ahnungsvoll die Zukunft des jetzt befreiten Deutſchlands vor, und verband ſich mit dem, was ich in Deutſchland erlebt hatte und was mir theuer, ja heilig geworden war. Hier, als der Krieg noch nicht beendigt war, entſtand der Entſchluß: was mich ſo lange beſchäftigt hatte, zum Gegenſtand einer eigenen Schrift zu machen. Es war die nämliche, die drei Jahre ſpäter unter dem Titel: „Die gegenwärtige Zeit und wie ſie geworden" erſchien. Aber ich fühlte es wohl, daß ich noch keineswegs ruhig genug war, um die angemeſſene Stimmung für eine ſolche Arbeit zu finden; auch ſah ich es wohl ein, daß die Reſultate des Kampfes entſchiedener hervortreten müßten, daß der Zuſtand Deutſchlands, wie er nach beendigtem Kriege mir vorläge, meine ganze Anſicht begründen würde. Dennoch ſind einige Stellen des damaligen Entwurfs in dieſer Schrift aufgenommen worden. Ich beſitze das Manuſcript jenes früheren Verſuches noch. Das Springende, Unzuſammenhangende, oft Uebertriebene und Gewaltſame legt ein Zeugniß ab von meiner damaligen unruhigen Stimmung. Meine Freunde, denen ich Einiges mittheilte, äußerten ſich zwar ſchonend gegen ihren früheren Lehrer, aber ihre Mißbilligung blickte dennoch durch.

Die Stadt Düſſeldorf gefiel mir wohl; ihr ganzes Anſehen zeugte von Wohlſtand; Reinlichkeit und heitere Bequemlichkeit herrſchten in den Häuſern, und man erkannte jenes behagliche Leben, das auf dem ſoliden Grund eines ſicheren Beſitzes ruht. In dem öſtlichen Norddeutſchland ſcheint gerade das Umgekehrte ſtattzufinden. Die feſte Baſis des Beſitzes fehlt, und der Genuß, den man ſich mühſam verſchafft, kann die Sorge, die ſich zugeſellt, kaum verbergen. Selbſt die gewöhnliche bürgerliche Küche in Düſſeldorf, mir aus meinem Vaterlande bekannt, das derbe nördliche Frühſtück war mir oft angenehm und ich befand mich in einer Lage, die mich ſo ſehr anzog, daß ich oft Frau und Kind herwünſchte, um ſie mit ihnen zu theilen.

Ich ſah Gruner gewöhnlich bei der Tafel, wo ich nicht ſelten durchreiſende, höchſt intereſſante Perſonen von Bedeutung fand. Ich erinnere mich, hier das Glück gehabt zu haben, den jetzigen Herzog von Coburg kennen zu lernen. Ein Geſpräch mit ihm nach aufgehobener Tafel war mir merkwürdig. Der Herzog ſtimmte in den damals herrſchenden Wunſch für eine größere Einheit des deutſchen Reichs ein; er äußerte ſogar auf eine für mich überraſchende Weiſe, wie vortheilhaft es ſein würde, wenn die kleinen Staaten, durch welche die Kraft des Reichs zerſplittert ward, aufgehoben würden. — Ob er ſich bei einer ſolchen Veränderung geſichert glaubte, oder ob es ſeine Abſicht war, durch dieſe uneigennützig geäußerte Anſicht die meinige kennen zu lernen, weiß ich zwar nicht. Gegen eine Einheit des Reichs, wie ſie damals ſchon in vielen Köpfen ſpukte, eine deutſche konſtitutionelle Monarchie mit einer Hauptſtadt, wie Paris oder London, war ich ganz entſchieden, und konnte mich darüber mit innerer Wahrheit und völliger Offenheit äußern. „Ganz uneigennützig,“ ſagte ich im Verlaufe des Geſpräches, „iſt der Wunſch, Deutſchland aus mehreren vereinigten Staaten zuſammengeſetzt zu ſehen, freilich nicht; er iſt dem Gelehrten zu natürlich. Die freie, mannigfaltige und eigenthümliche geiſtige Bildung iſt mit dieſer Verfaſſung in Deutſchland wie vormals in Griechenland gegeben; die herrſchende Einſeitigkeit, wie ſie in der franzöſiſchen und engliſchen Literatur ſich ausgebildet hat, hängt mit der beſchränkenden Gewalt der Hauptſtädte dieſer Länder genau zuſammen; ich kann mich auf ein Beiſpiel berufen, welches recht ſchlagend zeigt, wie ein Gelehrter, der in der Freiheit ſeiner eigenthümlichen Ausbildung in einem Staate ſich gehemmt fühlt, einen willkommenen Schutz findet in einem andern. Fichte, aus Jena vertrieben, fand, ohne ſeine Ueberzeugung zu verleugnen, Schutz in Preußen." — Der Herzog lächelte, und erinnerte mich daran, daß er ſelbſt an dem Beſchluß, Fichte zu entfernen, Theil genommen habe. Ich erwiderte, daß dies mir ſehr wohl bekannt ſei, ich mir auch keineswegs erlaube, dieſe Entfernung zu tadeln, daß ich aber glaubte, mich am bequemſten auf ein ſo nahe liegendes und entſcheidendes Beiſpiel berufen zu können. — Ueberhaupt aber vernahm ich Aeußerungen ſelbſt von hohen Perſonen, die nur zu ſehr mit Anſichten übereinſtimmten, die ich auf's heftigſte bekämpfte, und in welchen ich ein großes Unglück für Deutſchlands Entwickelung zu erkennen glaubte.

Mit Gruner lebte ich auf die freundſchaftlichſte Weiſe und erfuhr durch ihn Vieles, was freilich, wenn ich es nicht vergeſſen hätte, in der Mittheilung pikant ſein würde. Es waren meiſt geheime Nachrichten von den Verhältniſſen höherer Perſonen. Da ich aber für Alles, was iſolirt daſteht und keinen Zuſammenhang weder mit meiner Wiſſenſchaft, noch mit den geſchichtlichen Verhältniſſen hat, kein Gedächtniß habe, ſo iſt es mir völlig entſchwunden.

Während meines Aufenthaltes in Düſſeldorf konnte ich aber eine Unternehmung veranlaſſen, die mir ſehr erfreulich war und die unmöglich geweſen wäre, wenn nicht die Zeit einen raſchen, in friedlichen und gewöhnlichen Verhältniſſen bedenklichen Entſchluß förderte, der ohnehin in dem kräftigen Charakter des Gouverneurs einen Anklang fand. Die damalige Lage Kortüms habe ich oben erwähnt. Die von Graf Neſſelrode unvollendet gelaſſene Unternehmung ſollte nun Gruner vollenden. Ich verſprach, mit Gruner darüber zu ſprechen. „Sie ſind,“ ſagte ich zu dieſem, „ſo lange der Krieg ſtattfindet, doch in der That der Regent des Großherzogthums; ich betrachte mich als Ihren Günſtling“ — und wirklich ſchienen die Einwohner mir eine ſolche Stelle zugetheilt zu haben. Mein Vorgemach war des Morgens mit Männern angefüllt, die bald dieſes bald jenes durch meine Unterſtützung von dem Gouverneur erhalten wollten, und uns Beide ergötzte die Rolle, die wir ſpielten. Ich gab förmliche Audienz, und trug wohl auch bei der

Tafel die Wünſche dem Gouverneur vor, überließ aber meiſtens ihm die Entſcheidung und miſchte mich nicht in Sachen, die für mich kein Intereſſe hatten und die ich nicht zu beurtheilen vermochte. Hier aber lag mir eine Sache vor, deren Wichtigkeit ich vollkommen einſah; ich dachte mir, wie lebhaft die Entwickelung eines Gymnaſiums gefördert werden müßte, welches unter ſo außerordentlichen Umſtänden durch die vereinte Thätigkeit ausgezeichneter und kenntnißreicher Lehrer, durch eine geiſtig bedeutende Vereinigung von innen aus ſelbſtändig ſich ausbilden würde. Ich war in der That begeiſtert für dieſe Unternehmung und trug die Sache dem Gouverneur mit der Wärme vor, die mich durchdrang. „Wenn wir nun,“ ſagte ich, „die Gelegenheit und eine günſtige Lage, die nicht wiederkehrt, benutzen, um eine Anſtalt ſo zu gründen, daß ſie ſich von ſelbſt Achtung verſchafft, daß die permanenten Behörden, die ſpäter eingeſetzt werden, ſie gelten laſſen müſſen, ſie nicht anzutaſten wagen, vielmehr gezwungen ſind, ſie zu erhalten und zu fördern, dann hätten wir uns doch während unſerer vorübergehenden Thätigkeit ein bleibendes Denkmal geſtiftet.“ Gruner ward ſelbſt ganz für die Vorſchläge gewonnen und noch mehr von der Perſönlichkeit meines Freundes Kortüm. Der als pädagogiſcher Schriftſteller ausgezeichnete Kohlrauſch hielt ſich in Barmen auf; er war auch ſchon dem Grafen Neſſelrode vorgeſchlagen und ward bei unſeren Verhandlungen zugezogen. Ich fand mich in eine Thätigkeit verſetzt, die mich im höchſten Grade anzog, ja beglückte, und lebte nun in der innigſten Verbindung mit geiſtreichen Freunden, deren reine Geſinnung ich kannte und die ſich täglich mehr kund gab.

„Die Hauptſache iſt," ſagte Gruner, „daß wir hinlängliche Mittel, um etwas wirklich Tüchtiges zu begründen, zur Dispoſition ſtellen. Da hat mir nun mein Freund Napoleon vortrefflich vorgearbeitet; er hatte die Grille, die alte verfallene und längſt vergeſſene Univerſität in Duisburg neu einzurichten und zu heben; nicht unbedeutende Fonds ſind da und ſtehen in der That zu meiner Dispoſition; an die Ausführung des kaiſerlichen Planes, iſt, wie Sie wiſſen, gar nicht zu denken." — In der That hatte man ſchon den Entſchluß gefaßt, am Rheine eine combinirt katholiſche und proteſtantiſche Univerſität zu bilden; noch war es nicht entſchieden, ob in Cöln, Bonn oder Coblenz. Dieſe, für Duisburg beſtimmten Fonds, bildeten nun, irre ich nicht, hauptſächlich die Mittel zur anſtändigen Ausſtattung des Düſſeldorfer Gymnaſiums. Um die Quellen, aus welchen Gruner die Summen hernahm, bekümmerte ich mich nie, wenn nur das Geld da war, mußte doch Gruner die Verantwortlichkeit für die Anwendung derſelben tragen. Als wir über die Einrichtung des Gymnaſiums einig waren, ward auch der Staatsrath Jacobi zu Rathe gezogen, der ſchon während der franzöſiſchen Herrſchaft in dem Unterrichtsfache thätig geweſen. Er übernahm proviſoriſch die Stelle eines Kurators. Kortüm blieb der Direktor der Anſtalt; Kohlrauſch ward Profeſſor, einige ausgezeichnete Lehrer wurden berufen, die Beſoldungen waren anſtändig, und mit welcher Begeiſterung die vereinigten Lehrer thätig waren, als ſie die Anſtalt ſo anſehnlich dotirt, wenigſtens in ihrer proviſoriſchen Lage und für die erſten wichtigſten Momente ihrer Entwickelung ſo ſelbſtändig geſtellt ſahen, kann man ſich denken. Alles kam darauf an, daß das Gymnaſium den erweckten Erwartungen entſprach. Es iſt bekannt, welchen glänzenden Ruf dieſe Lehranſtalt ſich in wenigen Jahren erwarb. Die zwei erſten Lehrer des Gymnaſiums zogen die Aufmerkſamkeit der höchſten Behörden auf ſich; beide wurden als Conſiſtorialräthe angeſtellt, und ſo in den Stand geſetzt, Erfahrungen, die ſie in einer ſo günſtigen Lage erworben hatten, in einem ausgedehnteren Kreiſe zu benutzen. Beide wußten aber hier das einmal erworbene Vertrauen noch feſter zu begründen. Kortüm ward in Berlin im Miniſterium angeſtellt, Kohlrauſch hat in Hannover die obere Leitung aller Schulen des Königreichs erhalten. Ich kann keine Anſprüche auf irgend ein Verdienſt in dieſer Sache machen; die Entwürfe und das Detail der Einrichtung ging von den Lehrern aus, die nöthigen Summen gab der Gouverneur her, und beſorgte Alles mit einem bewunderungswürdigen Eifer. Obgleich er von Geſchäften gedrängt war, trieb er dennoch zur möglichſten Beſchleunigung, als die Vorſchläge nach Verlauf einer Woche noch nicht eingereicht waren. Ich hatte hier oft Gelegenheit, die große Gewandtheit, mit welcher er die verſchiedenartigſten Gegenſtände behandelte und beherrſchte, zu bewundern; nur die Wärme, mit welcher ich mich der Sache annahm, die vermittelnde Thätigkeit darf ich erwähnen; aber auch dieſe hätte wohl, nachdem meine Freunde mit Gruner und Jacobi in unmittelbare Berührung traten, entbehrt werden können.

Als ich im Jahre 1817 in Berlin war, hielt ſich dort der damalige Ober-Präſident am Rheine, Fürſt Solms, auf; begierig, von der Lage des Gymnaſiums etwas Beſtimmtes zu erfahren, ſuchte ich ihn auf. Es war ihm nicht unbekannt, welchen Antheil ich an der neuen Einrichtung des Gymnaſiums hatte, er machte aber eine ſehr bedenkliche Miene. „Herr Gruner,“ ſagte er, „hat ſehr willkürlich über Geldſummen disponirt, über welche ihm die Verfügung gar nicht zukam; Anſprüche über die verwandten Fonds erhoben ſich von allen Seiten und zwar ſolche, die ſich durchaus nicht abweiſen ließen. So hat uns Herr Gruner in große Verlegenheit geſetzt.“ „Das Gymnaſium,“ fragte ich ſehr beſorgt, „hat doch die ihm einmal beſtimmten Fonds nicht verloren?“ Mit großer Sorge erwartete ich die Antwort. „Daß das Gymnaſium,“ antwortete der Fürſt, „in der Stellung, in welcher wir es vorfanden, ſich erhielt, darf dem Herrn Gouverneur nicht zugeſchrieben werden; es iſt durchaus das Verdienſt der Lehrer des Gymnaſiums. Dieſes hat das Vertrauen der Provinz ſo zu erwerben gewußt, daß wir es auf jede Weiſe unterſtützen müſſen. Die Fonds aus andern Quellen herbeizuſchaffen, hat uns viele Mühe und Verdruß gekoſtet.“ Als ich dieſes vernahm, fühlte ich mich ſehr glücklich; Alles, was ich wollte und wünſchte, war erreicht. Offen geſtanden, die Mühe und der Verdruß der Behörden kümmerten mich wenig; ja, wie ich Gruner kannte, erwartete ich ſpäter allerlei Anſprüche, rechnete aber feſt auf die Tüchtigkeit und reine Geſinnung meiner Freunde.

Mit Kortüm und Kohlrauſch durchlebte ich die glücklichſten Stunden, oft vergaß ich faſt ganz meine militairiſche Stellung. Ich verdanke dieſen Stunden manche ſchätzbare Belehrung und werde ſie nie vergeſſen; aber auch Juſtus Gruner ward mir täglich theurer; wohl ſah ich’s ein, daß er durch ſeine Leidenſchaftlichkeit manche ſchiefe Urtheile veranlaſſen konnte, nicht immer vermochte er ſtarke momentane Eindrücke abzuweiſen, und manche Klage über ihn ward ſpäter laut. An der vollkommenen Redlichkeit ſeiner Geſinnung aber habe ich nie gezweifelt. Er ward ſpäter preußiſcher Geſandter in der Schweiz, und ich habe einen ausführlichen Brief von ihm aus Bern kurz vor ſeinem Tode erhalten. Die Stellung, in die er gerathen war, drückte ihn, er war älter und beſonnener geworden; er hatte Mancherlei von meinen rückſichtsloſen und unbefangenen Aeußerungen gehört, die freilich weder von den Liberalen der damaligen Zeit, noch von den Behörden gebilligt wurden. Er warnte mich. —

Die Reiſe zur Armee.

Ich ward aber oft genug an den Krieg und an meine eigene jetzige Stellung erinnert. Ein Ereigniß erlebte ich, wenn auch nicht unmittelbar, ſo doch in der Nähe, welches mich mit Trauer erfüllte. Man wird ſich erinnern, in welcher genauen Verbindung ich in den letzten Jahren mit Boltenſtern gelebt hatte. Er hatte ſich im Kriege ausgezeichnet und war als ein tüchtiger Offizier und als ein liebenswürdiger Mann allgemein geſchätzt und geachtet. Cöln gegenüber commandirte er, zum Major befördert, ein Paar Bataillone. Während dieſer Zeit machte er mir die Freude, mich in Düſſeldorf zu beſuchen, und ich konnte hier, ſeit wir uns trennten zum erſten Male, mit Muße mich mit ihm unterhalten. Wenige Tage nachher erfuhr ich ſeinen Tod. Er hatte den Uebergang der Armee über den Rhein erfahren, und wagte mit ſeiner geringen Mannſchaft einen Angriff auf dem jenſeitigen Ufer. Er mochte glauben, daß der Feind, durch die Verhältniſſe gezwungen, ſchon im Begriffe war, ſich zurückzuziehen; aber General Sebaſtiani hielt ſich noch in Cöln. Nachdem er einige glückliche Gefechte mit den Truppen, die das Ufer in der Nähe der Stadt beſetzt hielten, beſtanden hatte, rückte ihm ein ſo ſtarkes feindliches Corps entgegen, daß nur eine eilige Flucht ſeine Mannſchaft retten konnte. Er ſelbſt war der Letzte, und nachdem alle die Böte beſtiegen hatten, ſtürzte er ſich mit ſeinem Pferde in den Fluß, um über den Rhein zu ſchwimmen; hier traf ihn eine Kugel und der Rhein ward ſein Grab. Auf dem Drachenfels hat man ihm ein Denkmal errichtet.

Endlich erhielt ich nun auch den Befehl, mich zur Armee zu begeben, und ich leugne nicht, daß mir die Trennung von Düſſeldorf ſchwer ward. Bei Deutz ſetzte ich über den Rhein, und blieb einen Tag in Cöln. Es war ein ziemlich kalter Januartag und ich ließ mich nach dem Dome führen, wo ich den ganzen Tag, bis es dunkel ward, zubrachte. Ich ließ mir die Kirche aufſchließen, und verlor mich ganz in der Größe des Anblicks. Ueber den Eindruck, den der Dom auf mich machte, fand ich Gelegenheit, mich in der „gegenwärtigen Zeit" zu äußern. Was man da lieſt, ward faſt ganz, wie es gedruckt iſt, unmittelbar nach dem Anblicke des Domes in Cöln niedergeſchrieben; es war nicht der Dom allein, es war die ganze damalige Zeit in allen ihren Richtungen, die mich überwältigte. Als ich in den Chor eintrat, ergriff mich die einfache Größe der Erſcheinung, und ich mußte mir geſtehen, daß mich jetzt ohne allen Zweifel das erhabenſte Menſchenwerk umfing. Es war mir in der That zu Muthe, als wäre ich der gegenwärtigen Zeit entrückt und in eine lichtere, tiefere, erhabene verſetzt, als wäre es den Deutſchen gelungen, das verborgene Myſterium aller Künſte in ihrer göttlichen Einheit zu offenbaren; eine mannigfaltige Welt wechſelnder Geſtalten wuchs in die ſchlanken Säulen hinein, quoll aus dieſen hervor, und das mächtige Gewölbe, von den Säulen getragen, dehnte ſich zum Himmelsgewölbe einer eigenen Welt aus. Die Geſtalten riſſen ſich von der dunklen Maſſe los und traten durch blendende Farben mit der Sonne in den beweglichſten Bund, die Orgeltöne ſchlugen mächtig in dieſe Zauberwelt hinein und ich begriff es, wie der Sinn, der ſo Tiefes und Großes darzuſtellen vermochte, wie ein geheimes Echo aus der bewegten Bruſt in Strömen der heiligſten Andacht ſich wieder ergoß. Das rieſenhaft unvollendete Gebäude ſchloß ſich an den vollendeten Chor an, und ſelbſt das Unfertige ſchien als ſolches von hoher geheimer Bedeutung; denn es lag als die unbeſtimmte Zukunft, einer umgekehrten Ruine gleich, durch welche das Räthſel der germaniſchen Nachwelt, nicht der Fall einer Vorwelt angedeutet wird. So erſchien hier die Geſchichte in ihrem Strome durch die Zeiten; die Größe der Vergangenheit umfing mich; der gewaltige Eindruck, der mich gefangen nahm und feſthielt, ſtellte eine reiche, ja heilige Gegenwart dar, und die Genien einer fernen Zukunft ſchwebten über den unfertigen Ruinen. Unſichtbar verbargen ſie ſich Jahrhunderte hindurch in dem rieſenhaften Gemäuer; daß ſie aus dieſem wieder hervortreten und das große Werk der Zukunft als ein lichtes Tagewerk beginnen würden, konnte ich freilich damals nicht ahnen.

Ich kam nach Bonn und traf da den Mineralogen Nöggerath. Hier erfuhr ich nun, daß ſich im weſtlichen Deutſchland allgemein das Gerücht verbreitet hatte, ich wäre in der Schlacht bei Groß-Görſchen geblieben; es wurde ſo allgemein geglaubt, daß ſich Nöggerath, wie er mir erzählte, an die Verlegerin meines mineralogiſchen Taſchenbuches gewandt hatte, um dieſes Werk, von welchem der erſte Theil erſchienen war, fortzuſetzen. Ich freute mich der Bekanntſchaft dieſes verdienſtvollen Mannes.

In Coblenz lernte ich zuerſt Görres perſönlich kennen. Dieſer merkwürdige geiſtreiche Mann, der von dem wilden Jacobinismus ſeiner frühern Jugend bis zu dem ſtarrſten Katholicismus äußerlich wie innerlich ſo mancherlei tiefe Töne anſchlug, er war eben beſchäftigt mit einer Zeitſchrift, die doch, wenn man ſich in die Zeit zurückdenkt, zu den merkwürdigſten gerechnet werden muß, die jemals erſchienen. Man kann mit vollem Rechte behaupten, daß vor und nach ihr niemals ein Blatt eine ähnliche Wirkung hervorgerufen hat. Es bildete zu ſeiner Zeit eine eigene ſelbſtändige Macht, und wirkte, nachdem die Feinde aus dem Lande vertrieben waren, wie ein eigenes Heer. Ich brachte die wenigen Tage ganz mit ihm zu; verwandte Studien hatten uns miteinander verbunden, und ich geſtehe, ſeine Perſönlichkeit war mir auffallend. Ich erwartete nicht, den bis zum Extreme blonden Nordländer in ihm zu finden; er ſprach nicht ſo gewandt, wie ſeine flammende Feder vermuthen ließ, und die wunderliche Welt der ſchnell entſtehenden, ſchnell verſchwindenden, ſich ſtets verwandelnden und ſich übereinander wälzenden Bilder, die ſich wie im Traume drängten und mit einer wunderbaren Leichtigkeit ſeiner Feder entfloſſen, ſchien doch ſeine Zunge nicht beherrſchen zu können.

Ich war überraſcht, als er mich tadelte, daß ich den Krieg mitmachte. „Der Gelehrte,“ meinte er, „wäre verpflichtet, ſich für ſein geiſtiges Werk zu erhalten.“ Mir aber ward unſere Verſchiedenheit eben durch dieſe Anſicht klar. Die Feder war ſeine Waffe, weniger die meinige; als Kind der Anſchauung mußte ich redend und kämpfend mich unmittelbar darſtellen und mit meiner Perſon zahlen.

Ich verließ Coblenz, und ritt durch das Moſelthal nach Trier. Hier fand ich den Befehl, vorrückende und zur Armee marſchirende Truppen abzuwarten und an dieſe mich anzuſchließen. Es war verboten, allein oder mit Wenigen durch das feindliche Land zu ziehen; dem Volke, welches jetzt den eigenen Boden zu vertheidigen hatte, war nicht zu trauen, und Einzelne oder Wenige vereinigt waren ſchon verſchwunden. Ich hielt mich alſo einige Tage in Trier auf, und hatte mich Cöln in die glänzendſte Epoche des Mittelalters verſetzt, ſo trat mir hier, wie nirgends in ganz Deutſchland, die maſſenhaft große germaniſche Römerzeit entgegen. Die römiſchen Kaſernen, noch mehr die Bäder in der Nähe der Stadt, vor Allem die coloſſale Porta zeigten mir auffallend den Gegenſatz zwiſchen dem noch in ſeinem Hinſterben rieſenhaften Rom und dem blühenden chriſtlichen Mittelalter. Wenn in dieſem letztern der Stein ſich für ein buntes Leben eröffnete, daß eine eigene bewegte Welt aus den Maſſen hervorquoll, ſo begrub ſich vielmehr in jenem eine rieſenhafte geſchichtliche Macht in die Maſſen, die Geſtalten erſtarrten in den Quadern und keine mögliche Zukunft ſprach ſich aus dieſen aus; das vergangene Daſein war auf immer verſtummt; der unerbittliche Tod ſprach uns in ſeiner Erſtarrung an. Dort in Cöln aber war es ein Scheintod, die Pulſe ſtockten, aber wir erwarteten immer, ſie wieder ſchlagen zu hören, wir lauſchten auf den erneuerten Athemzug und erwarteten den Augenblick, in welchem die tief ſchlummernde Geſtalt die Augen eröffnen würde.

So bedeutungsvoll angeregt brachte ich etwa eine Woche in Trier zu; bis an die Grenze Deutſchlands blieb ich in friedlicher innerer Beſchäftigung: da erſchien Graf Haak mit einem Regimente Küraſſiere, ich ſchloß mich ihm an, und der Winterfeldzug des Jahres 1814 in Frankreich nahm mich ganz in Anſpruch.

◆

Druckfehler im ſiebenten Bande.

S. 16,	Z. 11	v. oben,	ſt.:	denen,	lies:	dem.
" 21,	" 11	" "	"	in,	"	mit.
" 25,	" 4	" "	"	in welche,	"	in dem.
" 84,	" 8	" "	"	er,	"	es.
"182,	" 7	" unten,	"	die,	"	der.
"245,	" 9	" oben,	"	der,	"	die.
"257,	" 1	" "	"	ſeiner,	"	ihrer.
"337,	" 6	" "	"	Freudenberg,	"	Freudenfeld.
"340,	" 10	" unten,	";	—	"	—

Druck von Graß, Barth und Comp. in Breslau.

Was ich erlebte.

Aus der Erinnerung niedergeſchrieben

von

Henrich Steffens.

Achter Band.

Breslau,
im Verlage bei Joſef Max und Komp.

1843.

Winter-Feldzug in Frankreich.
Breslau, bis zum allgemeinen Frieden.
Meine Lage in Breslau.
Schriftſteller-Arbeiten, Anſichten.

Winter-Feldzug in Frankreich.

In einem Hauſe an der Landſtraße jenſeit Grevenmachern fand ich den General Dörenberg, der hier mit heſſiſchen Truppen die Feſtung Luxemburg beobachtete. Man wird ſich erinnern, wie wichtig mir einſt ſeine geheimen Unternehmungen in Caſſel von Halle aus erſchienen, und wie bedeutend daher mir ſeine perſönliche Bekanntſchaft ſein mußte. Es giebt wohl wenige Menſchen, die gleich bei der erſten Erſcheinung ſo geeignet ſind, alle Herzen zu gewinnen, wie dieſer ausgezeichnete Mann, der ſchon bei der Eröffnung des Feldzuges ſich durch ſeinen kühnen Angriff auf Lüneburg einen großen Ruhm erworben hatte, und durch dieſe erſte That zur Begeiſterung des Volkes ſo viel beitrug. Es gelang ihm damals in größerem Maaße, was er früher unter den gefährlichſten Verhältniſſen vergebens verſuchte. Bei ihm traf ich ſeinen nachmaligen Schwiegerſohn, den Grafen von der Gröben; ich konnte freilich nicht ahnen, was dieſer Mann mir zukünftig werden ſollte, als ich ihn hier vorübergehend begrüßte, indem ich jetzt im Begriff war, Deutſchlands Grenzen zu überſchreiten und das feindliche Land zu betreten.

Kurz nach meiner Ankunft erſchien der General Graf Haacke, der einige Cavallerie-Regimenter dem Blücher zuführte. Ich ſchloß mich dieſen Truppen an.

Es war doch ein eigenes Gefühl, als wir nun in Frankreich einrückten; wir waren von jetzt an ganz an uns ſelbſt gewieſen, in jedem Einwohner erkannten wir einen Feind, entſchloſſen, wo er es vermochte, uns anzugreifen; und obgleich uns dieſes Verhältniß zu den Einwohnern wohl bekannt war, und ſich vorausſetzen ließ, ſo erſchien es dennoch dem Gelehrten, der, wenn er ein fremdes Land bereiſt, und dieſes in ſeiner Eigenthümlichkeit aufzufaſſen wünſcht, ſich eifrig an die Einwohner anzuſchließen bemüht iſt, in die häusliche und bürgerliche Lebensweiſe einzudringen ſucht, ſeltſam und neu. Wenn am Tage einer Schlacht die Gegend wie verwandelt erſcheint, ſo iſt der Eindruck eines feindlichen Landes, wo ein jedes Haus, ein jedes Gebüſch gefährliche Feinde verbirgt, in noch höherem Grade mit etwas Verhängnißvollem und Verborgenem verbunden, und ganz verliert ſich dieſes wohl nie. Wir mußten an der Feſtung Thionville vorbeipaſſiren; ſie war in feindlicher Gewalt und nur aus der Ferne von wenigen Truppen berannt. Spät am Abend erreichten wir Maiſon-Rouge, nicht weit von dieſer Feſtung entfernt. Thionville war ſtark beſetzt, und wir konnten einen gefährlichen Ausfall aus der Feſtung erwarten. Die Vorſicht, die bei dem Marſche ſtattfinden mußte, die natürliche Sorge, die uns die ganze Nacht hindurch wach hielt, erlaubte keine perſönliche Annäherung. Ich ritt faſt ſtillſchweigend neben dem General und ſeiner Umgebung; die ſtillen Veranſtaltungen, die getroffen waren, die Nachrichten, die einliefen, und unſere Lage immer bedenklicher darſtellten, beſchäftigten uns, und, obgleich ermüdet, brachten wir dennoch die ganze Nacht, bis zum frühen Morgen, ſchlaflos zu. Zwar entdeckten wir, als wir ausrückten, keine Feinde; aber mit Recht konnten wir wohl vorausſetzen, daß die Beſatzung in der uns unbekannten Gegend Wege finden würde, die ihre Anzahl, ja ihre Gegenwart uns verbargen, daß es ihr gelingen würde, bei irgend einem Defilé uns den Weg abzuſchneiden. Gegen Mittag ritten wir zwiſchen Weinbergen, die kahl emporſtiegen; durch Mauern, welche die Gärten trennten, und durch einzeln ſtehende Bäume waren ſie für die Cavallerie unzugänglich. Man beklagte ſich, wohl nicht mit Unrecht darüber, daß ein anſehnliches Cavallerie-Corps ohne irgend eine Begleitung von Infanterie, die in einem ſolchen Defilé allein thätig ſein konnte, durch das feindliche Land geſandt wurde. In der That, wären hier zwiſchen dieſen Hügeln Feinde auf den Höhen erſchienen, ſo wären wir faſt widerſtandslos in ihre Hände gerathen. Ausgeſchickte ſpähende Männer entdeckten die aus der Feſtung ausrückende Mannſchaft. Das Defilé nahm kein Ende, und man kann ſich denken, in welcher Stimmung wir langſam und vorſichtig fortritten, jeden Augenblick einen Angriff von den Höhen erwartend, dem wir keinen Widerſtand leiſten konnten. Endlich, täuſcht mich mein Gedächtniß nicht, nach Verlauf von einigen Stunden, ſtieg die Straße in die Höhe, aber zwiſchen den Hügeln konnten wir nur drei Mann hoch reiten. Ehe der Zug alſo in ſeiner bedeutenden Länge die hohe Ebene erreichte, verſtrich eine lange Zeit; ich ritt etwa in der Mitte, und erfuhr, daß die Arrieregarde in der That von den Feinden erreicht war; aber das Gefecht dauerte nicht lange, und da wir jetzt kein Hinderniß fanden, kamen wir bald der feindlichen Infanterie aus den Augen.

Unter ſo bedenklichen Verhältniſſen betraten wir den feindlichen Boden; auf unſeren weiteren Märſchen bis nach Chalons ſur Marne, erblickten wir keine Feinde. Während wir ſo ruhig fortritten, entſpann ſich eine lebhafte Unterhaltung. General Graf Haacke bewies mir viele Güte, ſeine Offiziere näherten ſich mir freundlich. Das Corps derſelben war durch Bildung ausgezeichnet, und die Geſpräche wurden immer intereſſanter, inhaltreicher, für mich belehrender. Der Bataillonschef, Major von Kurſſel (jetzt General), liebte die Dichtkunſt; er hatte beim Anfange des Feldzuges für ſein Bataillon begeiſternde Geſänge gedichtet und eingeübt; ſie wurden bald von der ganzen Mannſchaft geſungen, und da der Dichter ſelbſt die guten Stimmen anleiten konnte, ſo beherrſchten dieſe die ganze Maſſe, und man konnte den Geſang einen vorzüglich gelungenen nennen. Dieſe Unterhaltung war wahrhaft erfriſchend.

Wir hatten in dem Städtchen Commercy übernachtet, und erreichten beim frühen Ausmarſch in der Nähe der Stadt eine Stelle, wo der Weg ſich ſchneckenförmig an einem ſteilen Abgange des Quaderſandſteingebirges hinaufſchlängelte. Vor uns beſtiegen die Reiter die Schlangenwindungen der ſteilen Höhen. In der glänzenden Küraſſier-Uniform ſtellte ſich nun dieſes Reiter-Corps höchſt impoſant dar, faſt wie eine prachtvolle Theaterdecoration im großen Style. Der Ritt ging langſam und bequem hinauf, die Cavallerie nahm ruhig fortſchreitend die ganze Anhöhe ein; die Morgenſonne beleuchtete die Rüſtung, indem die Reiter ſich der Höhe näherten, und jubelnd ſtimmten alle einen ſchönen lauten Geſang an, der mächtig durch das Thal wiederhallte, oft von einem vielfältigen Echo beantwortet; es war ein reizendes Schauſpiel.

In Vitry hatten wir einen Raſttag, hier erhielten wir nun die erſte Nachricht von der heftigen Schlacht, die General York bei Chateau Thierry zu beſtehen hatte, doch nicht im Zuſammenhange, und die Lage ſeines Armee-Corps erſchien uns daher um deſto bedenklicher. Ein ruſſiſches Truppencorps, erzählte man uns, wäre abgeſchnitten, und faſt aufgerieben. Wahrſcheinlich galt dieſes Gerücht dem Corps des General Alſuſief. Selbſt Blüchers Lage erſchien uns höchſt bedenklich, die ganze Gegend, hieß es, wäre in Aufregung, und ſogar unſer Fortrücken gefährlich. Daß die Einwohner durch ihre Erzählungen unſere Beſorgniſſe zu ſteigern ſuchten, war natürlich, und es verſteht ſich von ſelbſt, daß wir ihren Uebertreibungen keinen Glauben ſchenkten. In Vitry erſchienen die Einwohner trotzig, und ſelbſt unſere überwiegende Macht vermochte kaum die verbiſſene Wuth zu unterdrücken. In einer Meierei, in der Nähe der Stadt, ſtand ich mit einigen Offizieren in der Stube des Wirthes und der Wirthin. Beide waren gegenwärtig und unterhielten uns auf eine freundliche Weiſe. Während wir ſo ſprachen, trat ein trotziger Mann herein, offenbar einer von den Ackerleuten der Meierei; er grüßte uns kaum, blieb in Gegenwart unſerer und ſeiner Herrſchaft mit bedecktem Kopf, und warf ſich nachläßig auf ein Sopha. Es überraſchte unſern

Wirth und ſeine Frau ſo wenig, daß wir wohl dieſe Aufführung, die doch einem Deutſchen ſehr ſeltſam vorkommen mußte, als eine gewöhnliche zu betrachten genöthigt waren. Ich glaubte hier eine der Folgen der Revolution zu erblicken, die alle anſtändige Unterordnung und heilſame Zucht aus dem Familienleben vertrieben hatte. Der mürriſche Menſch richtete nun die Rede an ſeinen Wirth und zwar völlig ſo, als wären wir nicht zugegen. Er häufte Gerüchte auf Gerüchte, als wären wir auf allen Punkten völlig geſchlagen, die ganze Blücherſche Armee aufgelöſt und in wilder Flucht begriffen. Ich geſtehe, der trotzige Mann imponirte mir. Da die Rede uns nicht galt, ſo thaten wir auch, als hörten wir ſie nicht. Wir blieben völlig ruhig, ſetzten unſere Unterhaltung mit dem Wirthe fort, forderten ein Frühſtück, genoſſen es mit Muße, und blieben länger da, als es eigentlich unſere Abſicht war. Daß wir nicht ohne Sorge nach Chalons fortrückten, iſt begreiflich. Einzelne zerſprengte Ruſſen entdeckten wir, die ſich über unſere ruhige Haltung und die Richtung unſeres Marſches nach den Gegenden, aus welchen ſie geflohen waren, zu wundern ſchienen. Es war Fußvolk, und erinnere ich mich recht, gaben ſie vor, den Befehl erhalten zu haben, einen Sammelplatz ſüdlicher aufzuſuchen. Uns konnten ſie ſich nicht anſchließen, ermüdet wie ſie waren. Wir durften unſern Marſch nicht verzögern.

Als wir Chalons erreichten, war es dunkel. Wir wagten doch nicht, in die Stadt hineinzuziehen, ſondern ruhten einige Stunden, um noch in der Nacht Bergieres, in der Nähe von Vertus, wo das Blücherſche Hauptquartier war, zu erreichen. Auf der kleinen Route nach Paris ritten wir in der Nacht weiter, fortdauernd in Gefahr, vom Feinde angegriffen zu werden. Ich ritt in der Mitte, oder vielleicht weiter hinten; alle Augenblicke wurde der Marſch aufgehalten, ob durch Feinde oder irgend ein anderes Hinderniß, wußte ich nicht.

Es iſt bekannt, daß es als ein Vergehen eines Cavalleriſten betrachtet, und bei dem gemeinen Manne beſtraft wird, wenn er auf dem Pferde einſchläft. Durch das Hin- und Herſchwanken des Schlafenden wird das Pferd gedrückt. Ich war ſo völlig ermüdet, daß ich den Schlaf nicht abzuwehren vermochte; ſtieg ab, um, da wir ſehr langſam fortrückten, zu Fuß zu gehen, daſſelbe thaten auch einige Offiziere, und wir ſchliefen alle im Gehen. Nur wenn wir durch irgend ein Hinderniß im Vorwärtsſchreiten geſtört wurden, wachten wir auf. Der Marſch dauerte die ganze Nacht, und mit Tagesanbruch erreichten wir Bergieres und das Blücherſche Hauptquartier.

Hier war nun ſchon Alles in Bewegung; man war im Begriff, nach Etoges vorzurücken, aber ſo völlig erſchöpft und ermüdet, wie ich war, warf ich mich auf die verlaſſene Streu eines Offiziers und ſchlief feſt ein; mein Burſche eben ſo. Ich hatte einem Freunde den Auftrag gegeben, mich zu wecken; zwei Stunden waren mir zur Ruhe vergönnt, es koſtete Mühe, mich zu ermuntern, dennoch hatte der tiefe Schlaf mich ſehr geſtärkt, und erſt jetzt, das vorrückende Hauptquartier begleitend, konnte ich Freunde und Bekannte begrüßen, von denen ich über ein Vierteljahr getrennt geweſen war. Aber die Verhältniſſe waren ſo dringend, forderten ſo entſchieden die angeſtrengte Aufmerkſamkeit, daß ich wenig erfuhr. Ueber die Stellung der Feinde, über unſere, über die Gerüchte, die wir vernommen hatten, blieb ich völlig im Unklaren; aber im Blücherſchen Hauptquartier herrſchte die gewöhnliche Zuverſicht, und ich fing an zu glauben, daß unſere Lage die beſte wäre; ja, daß wir, wenn auch nicht ohne Kampf, ſchon jetzt im Begriff wären, auf Paris vorzurücken, und in kurzer Zeit da ſein würden. Ich hörte Manches verworren über die Schlacht bei Brienne, wo Blücher ſelbſt in Gefahr war, und nur eben vermochte, ſich aus dem angegriffenen Schloſſe zu retten. Einer ähnlichen Gefahr war er einige Tage vor meiner Ankunft in Etoges ausgeſetzt geweſen.

Ich erkundigte mich nun nach den Veränderungen, die im Hauptquartier ſtattgefunden hatten, ſeit meiner langen Abweſenheit. Raumer war da; ich traf zu meinem Erſtaunen und Freude den Prediger Blanc, dieſen Freund, mit welchem ich die ganze verhängnißvolle Zeit, ſeit dem Angriff der Feinde auf Halle, und ſeit der Zerſtörung der Univerſität im Jahre 1806, gleiche Geſinnungen und gleiche Gefahren getheilt hatte. Seit er ſich aus dem Gefängniß in Kaſſel befreit, ſuchte er eine Feldpredigerſtelle zu erhalten, und durch Gneiſenau dazu bewogen, ſchloß er ſich dem Blücherſchen Hauptquartier an, um in die erſte erledigte Stelle einzutreten. Blanc trug einen dunklen Ueberrock, und hatte über dieſen einen Säbel geſchnallt. Ein Prediger ritt nun neben einem ſchon ältern Profeſſor der Philoſophie, beide gegen die Feinde bewaffnet, in dieſem außerordentlichen Kriege. Man kann ſich denken, mit welcher Empfindung wir uns hier wiederſahen. Wir hatten uns nicht geſehen, ſeit ich Halle verließ. Unbekannt mit unſerer Stellung, völlig im Unklaren über die Abſicht unſeres Vorrückens, allenthalben, wie es ſchien, vom Feinde umgeben, verloren wir uns in Erinnerungen über die große Veränderung und über das Außerordentliche, was wir und das Volk erlebt hatten, ſeit wir uns trennten.

Als wir Etoges erreichten, war es ſchon über Mittag; Gefechte fanden, wie mir es ſchien, faſt nach allen Richtungen ſtatt; wir rückten noch weiter vor, und blieben die Nacht über in dem Dorfe Champaubert, an der keineswegs wohl unterhaltenen, aber breiten Chauſſee, der kleinen Route nach Paris. Während des ganzen Krieges war ich nie ſo unwiſſend über unſere Lage, wie jetzt. In weiter Entfernung waren unſere Heere, in den verſchiedenen Gegenden des nördlichen Frankreichs zerſtreut, alle Lokalkenntniſſe fehlten mir; bei der Unruhe unſerer Bewegung konnte ich mich durch keine Karte orientiren, obgleich ich ſelbſt den Atlas der Departementskarten aus meiner Kartenſammlung ſchon in Breslau dem Hauptquartier übergeben hatte. Dieſe Unklarheit war mir doch ſehr drückend. Auch dieſe Nacht genoß ich nur wenig Ruhe; die Truppen waren am frühen Morgen ſchon ausgerückt und das Hauptquartier ſetzte ſich in Bewegung. Die breite Landſtraße lief durch das Dorf; einzelne Häuſer deuteten auf die Nähe von Paris; zwar nicht anſehnlich, aber doch ſtädtiſch; ich entdeckte ein Schild über einem Hauſe, welches in deutſcher Sprache, als ein Einwanderungsort für wandernde Schneidergeſellen bezeichnet war. Es fiel mir auf. Wir ritten auf der Straße fort, auf Montmirail zu.

Bekanntlich hatte Blücher noch nicht erfahren, daß die Generäle von York und von Sacken über die Marne zurückgedrängt waren; er glaubte mit den Armeecorps dieſer Generäle in Verbindung operiren zu können, und wagte daher einen Angriff auf Napoleon ſelbſt, deſſen Armee bei Montmirail eine concentrirte Stellung hatte. Wir hielten noch am frühen

Vormittage auf dem Abhange einer Höhe, die uns die Stadt verbarg. Ich glaubte aus den leiſen Aeußerungen, die ich vernahm, und aus den eiligen Bewegungen der häufig nach allen Richtungen ſich zerſtreuenden und wiederkehrenden Adjutanten wahrzunehmen, daß Blücher und ſein Generalſtab jetzt erfahren hatten, wie Napoleon durch ein ſtarkes Corps die Marne beſetzt hielt, und den beiden obengenannten Generälen jeden Uebergang über den Fluß unmöglich machte. Einzelne feindliche Kanonenſchüſſe erreichten uns, und ein Cavalleriſt dicht neben mir, wurde getroffen. Unwillkürlich blickte ich hinter mich und ſah ihn, die Schenkel furchtbar zerriſſen, vom Pferde ſtürzen. Mich ſchauderte. Der Rückzug durch Champaubert fing nun in großer Ordnung an; das für mich Merkwürdige war, daß das coupirte Terrain keinen rechten Ueberblick erlaubte. Selbſt von unſern Truppen und der Richtung ihres Rückzuges konnte ich wenig entdecken, aber das ſtarke Kanonenfeuer und das einzelne Hin- und Herjagen feindlicher Reiter deuteten auf die heftigen Gefechte, die von allen Seiten während des Rückzuges ſtattfanden. Blücher mit ſeiner Umgebung von ſeinen Hauptmaſſen getrennt, nur von wenigen Truppen umgeben, ſchloß den Rückzug. Da ſahen wir von beiden Seiten Feinde auf den Hügeln, Granaten platzten in unſerer Nähe, Kanonenkugeln ſchlugen immer häufiger in unſerer Mitte ein, ſelbſt die Flintenſchüſſe fingen bei der größeren Annäherung des Feindes an, gefährlich zu werden, ſchon verſuchten einzelne Cavalleriſten einzuhauen; ſie waren in weiße Mäntel gehüllt, und trugen die unverhältnißmäßig großen Bärenmützen, die faſt das ganze Geſicht bedeckten. Indem ich nun die kleine Schaar der Truppen, die uns begleitete, überſah, während wir von allen Waffengattungen bedroht wurden, konnte mir doch das äußerſt Gefährliche unſerer Lage nicht verborgen bleiben. Erſchöpft von den Anſtrengungen der vorigen Tage, ritt ich auf Blanc zu, meine Feldflaſche war leer, meiſt durch unüberlegte, gutmüthige Mittheilungen an Andere. „Willſt Du mir, ſagte ich zu ihm, ein Glas aus Deiner Flaſche gönnen?“ „Ich will den letzten kleinen Reſt mit Dir theilen,“ antwortete er; „es iſt ja doch wohl der letzte Trunk, den wir in Geſellſchaft genießen.“ Er ſprach dies mit ruhiger Hingebung.

Wir ritten durch Champaubert; noch ehe wir das Dorf erreichten, ſahen wir einige von jenen Bärenmützen auf uns zu reiten, die uns unmittelbar angreifen zu wollen ſchienen. In ſehr bedenklichen Lagen pflegte die perſönliche Tapferkeit des Huſaren-Offiziers den berühmten Feldherrn mit unwiderſtehlicher Macht in Bewegung zu ſetzen. „Ich will den Kerls doch Etwas abgeben," rief er, und wirklich ſahen wir den großen Feldherrn gegen einen herannahenden Reiter anſtürmen. Mehrere eilten ihm nach; die Reiter kehrten um. Jenſeit Champaubert hielten wir auf einer Wieſe, die durch grüne Hecken von der Landſtraße rechts getrennt war; der Wald, welcher von hier nach Etoges hin die Straße einſchloß, lag doch noch in bedenklicher Entfernung vor uns; die letzten ſich zurückziehenden ruſſiſchen Kanonen verloren ſich in den Wald hinein; zwei Bataillone preußiſcher Truppen waren auf der Wieſe zu unſerm Schutze aufgeſtellt; eine Kanone, von einem ruſſiſchen Offizier bedient, war zu unſerer Deckung zurückgeblieben. Der Feind drängte immer mehr, der Augenblick, wo es unmöglich werden mußte, den naheliegenden Wald und unſere Truppen zu erreichen, näherte ſich. Das Bataillon behauptete, ein Quarré bildend, mit bewunderungswürdiger Ruhe ſeine Stellung; der ruſſiſche Offizier lud ſeine Kanone, ſchoß ſie ab und lud ſie wieder; von Müffling hielt in der Nähe, und jener frug ihn, in welcher Richtung er ſchießen ſolle. Schon hörten wir die Aeußerung: „Wir müſſen uns auflöſen, ein Jeder rette ſich, wie er kann.“ Man hatte die Abſicht, unter jeder Bedingung den Feldherrn zu retten, um ihn wollten ſich die Vorzüglichſten verſammeln, die Uebrigen möchten dann zu entkommen ſuchen. Ich hörte aber von Müffling laut rufen: „Wir müſſen Alle beiſammen bleiben.“ Das Hauptquartier ſtellte ſich ſchnell in Reih und Glied, die Bataillone wehrten ſich noch unverdroſſen gegen alle Angriffe; der ruſſiſche Offizier richtete unerſchrocken ſeine Schüſſe gegen den Feind, und wir ſtürzten in vollem Galopp auf den vor uns ſtehenden Feind los. Dieſer wich zurück, er hatte, glaube ich, einen ſolchen Anfall nicht erwartet, dachte vielleicht, da die Dunkelheit nicht erlaubte, die Zahl der Truppen zu überſehen, daß wir eine plötzliche Hülfe erhalten hätten. Wir erreichten glücklich den Wald. Auf der Chauſſee, welche durch dieſen führte, zogen die letzten ruſſiſchen Kanonen fort; wir lösten uns wieder auf und ritten einzeln, wie wir konnten, rechts; links drängten ſich feindliche Reiter auf uns ein, aber der Raum war zu eng, ein Angriff kaum möglich, und Viele mochten nicht wiſſen, ob ſie ſich unter Feinden oder Freunden befanden. Die ruſſiſchen Artilleriſten haben feindliche Reiter mit den Wiſchern von den Pferden heruntergeſchlagen. So wie wir nun in der dunklen Nacht durch den Wald zogen, war unſere Stellung fortdauernd eine höchſt gefährliche, und obgleich wir keinen concentrirten Angriff hier zu beſorgen hatten, wußten wir doch nicht, was vor oder hinter uns vorging. So fortreitend unterhielt ich mich mit Obriſt von Oppen. Es entſtand eine Verwirrung hinter uns; er ritt zurück, um zu erfahren, was es war, und iſt nie wieder erſchienen.

Vergebens wurden ſpäter Unterſuchungen angeſtellt, um zu erfahren, wie oder wo er gefallen war, um ſeine Leiche zu ſuchen. So verlor die Armee einen ihrer trefflichſten und kenntnißreichſten Offiziere, ich einen Freund.

Der Wald läuft ununterbrochen einige Stunden fort, der Rückzug durch dieſen dauerte lange, anfänglich ritten wir langſam, aber, wie es geſchah, weiß ich nicht, allmälig ward der Ritt immer ſchneller zuletzt ein wahrer Galopp. Es ward zwar ſpäter geleugnet, man behauptete, nie aus dem gemäßigten Trabe gekommen zu ſein; aber ich kann mich nicht täuſchen. Mein Pferd gerieth in die Gewalt der allgemeinen Bewegung; ich, ein ſehr mittelmäßiger Reiter, vermochte nicht, es anzuhalten. So ward ich in eine unfreiwillige Berührung mit dem Grafen von G. verſetzt; dieſer ſchalt heftig und ich vermochte nicht, mein Pferd zurückzuhalten.

Bei Etoges hörte der Wald auf, wir rückten immer weiter, erreichten Bergieres, und quartirten uns wieder in demſelben Vorwerk ein, das wir zwei Tage früher verlaſſen hatten. Keiner bekümmerte ſich um den Andern, ein Jeder ſuchte, wie er konnte, einen Ruheplatz. Ich hatte, ſeit wir Vitry verließen, nur hin und wieder ein paar Stunden hindurch einen unruhigen Schlaf gefunden. Jetzt ſank ich auf den harten, feſt getretenen Boden völlig bewußtlos hin; es war ein Schlaf wie der Tod, einen ſolchen habe ich weder vor noch nach dieſer Zeit erlebt. Während dieſes Zuſtandes war es mir, als entſtünde eine dunkle Empfindung von irgend einem gewaltſamen Druck, den ich mit aller Anſtrengung, aber vergebens abzuwehren ſuchte. Ich wachte dadurch nicht auf, verſank vielmehr wieder in den völlig bewußtloſen Schlaf; wie lange dieſer dauerte, weiß ich nicht. Es war heller Tag, als ich erwachte. Ich ſah auf dem Mantel, in welchen ich eingehüllt war, einige Blutflecke, und erfuhr nun, daß ein tödtlich Verwundeter dicht neben mir auf ein Strohlager gebracht ward; während des Verbindens hatte er ſich, mit dem Tode ringend, auf mich gewälzt. Als ich erwachte, lag der entſeelte Körper noch da. Nach Allem, was ich erlebt hatte, machte dieſes entſetzliche Ereigniß einen geringen Eindruck; aber der Schlaf hatte mich wunderbar geſtärkt. Ich erſchien in der Verſammlung, die Blücher umgab, und wir erfuhren nun, daß der geſtern durchlebte Tag doch glücklicher, als ich wenigſtens vermuthete, abgelaufen war. Die Ordnung des Rückzuges war nicht geſtört worden; der Verluſt von unſerem Seite war nicht ſehr bedeutend.

Hier erlebten wir nun ein Schauſpiel, welches uns alle in Erſtaunen ſetzte. Der geſchichtlich bekannt gewordene Hudſon Lowe, der meiſt heftig getadelte, unerbittliche Hüter Napoleons auf der Inſel St. Helena, begleitete das Hauptquartier, und war mir ſchon, als ich ihn zuerſt erblickte, durch den finſtern Unmuth, durch ſein mürriſches Stillſchweigen, welches er immer behauptete, merkwürdig geworden; jetzt war er völlig wie verwandelt. Der gefährliche Tag, die Zucht der Truppen in den drohendſten Verhältniſſen, der Muth, die Entſchloſſenheit, die Alle gezeigt hatten, erſchienen dem kühnen Engländer ſo großartig, daß er noch immer von der Erinnerung ergriffen war; die Zunge war ihm plötzlich gelöſt, er ergoß ſich in Lobſprüchen. Bekanntlich erſchien in engliſchen Tagesblättern von ihm ein Bericht über die Schlacht bei Champaubert, wie wir ſie nennen, (die Schlacht von Montmirail der franzöſiſchen Bülletins) der ganz die Spuren der Begeiſterung trägt. Der ſo gewaltſam bewegte Mann erſchien mir höchſt liebenswürdig, und die Erinnerung an dieſe Stunde hat mich nie verlaſſen. Ich bin geneigt, mich ſeinen in der neueſten Zeit laut gewordenen Vertheidigern anzuſchließen, ich glaube mit dieſen, daß der äußerlich kalte, wo die Pflicht es gebietet, unerbittliche Mann, doch innerlich wärmer, milder iſt, als er erſcheint.

Der Rückzug nach Chalons ward nun ruhig fortgeſetzt; wir wurden nicht weiter verfolgt. Die Armee-Corps von Sacken und York hatten ſich mit unſerm, unter Blüchers unmittelbarem Befehl ſtehenden vereinigt, General York hatte ſich früher nach Chalons zurückgezogen, die Stadt aber ſchon wieder verlaſſen, als wir einrückten.

Hier verweilten wir einige Tage hindurch in völliger Ruhe; von den Truppen lagen wenige in der Stadt, und obgleich die Einwohner in großer Unruhe ſein mußten, ſo konnten wir doch wenig davon wahrnehmen. Hier fanden die Freunde ſich zuſammen. Stelzer, (jetzt Ober-Regierungsrath in Potsdam) war im Hauptquartier erſchienen; auch er gehörte, bei der Unterpräfectur in Halle angeſtellt, zu den Vertrauten, C. v. Raumer, Blanc, Stelzer und ich waren nun vereinigt; Raumer fand einen jüngeren Bruder in Chalons, und Heim, (der jetzige Geheime Medizinal-Rath) ſchloß ſich uns an. Was wir eben erlebt hatten, war ſo bedeutend, das Andenken an die gewaltigen Tage durchdrang mich, frühere Erinnerungen ſchloſſen ſich an das gegenwärtig Erlebte an, der genoſſene Champagner ſteigerte unſere Begeiſterung, und die Stunden verfloſſen wie Augenblicke.

Es iſt bekannt, daß bei den preußiſchen Truppen der Champagner für eine Art Weißbier galt. General York umgab die Stadt, während Macdonald ſie behauptete. Von dieſem General hatte der erſtere ſich in dem ruſſiſchen Feldzuge getrennt, und dadurch den entſcheidenden Krieg zum Ausbruch gebracht. Die Vorpoſten des Yorkſchen Corps, welche in der Nähe der Stadtmauer lagerten, hatten Champagnerkeller entdeckt und erbrochen. Wie ich ſpäter von dem Grafen v. York ſelbſt erfuhr, war die Zahl der Flaſchen, die ausgeleert wurden, unglaublich groß. Die Wirkung des ſcheinbar leichten Weines war den Deutſchen wohl unbekannt, und als mein Freund Williſen, damals Adjutant des Generals, die Vorpoſten revidirte, fand er die ganze Mannſchaft von dem Champagner völlig überwältigt. Als General York dieſes erfuhr, lachte er nur; die Truppen wurden abgelöſt, um den Rauſch auszuſchlafen, und dennoch war General Yorks Lage, einem Feinde gegenüber, der wohl geneigt war, Rache zu nehmen, bedenklich genug. In der That muß die Quantität des Champagners, die bei der Winter-Campagne verzehrt und verſchüttet wurde, alle Begriffe überſteigen. Auf den öden kahlen, wie ſie uns im Winter erſchienen, höchſt unerfreulichen Feldern, die Chalons umgaben, fanden wir allenthalben die Trümmer zerbrochener Flaſchen; die Ebenen waren wie beſäet und wurden ſelbſt der Cavallerie gefährlich. Dennoch ſtieg der Preis in der Stadt nicht, und wir konnten einen Wein, den wir loben mußten, irre ich nicht, für 2 bis 3 Franken erhalten.

Die Hin- und Herzüge während des Winterfeldzuges in Frankreich, ſahen einander ſo ähnlich, daß, wenn ich es ſelbſt vermöchte, ſie in einem größeren Zuſammenhange aus der Erinnerung zu beſchreiben, eine ſolche Darſtellung doch höchſt unerquicklich und ohne alles Intereſſe ſein würde. Einige Hauptzüge, die mir im Gedächtniß geblieben ſind, wie die Schlachten, denen ich ſpäter beigewohnt, mögen genügen.

Nach und nach erfuhren wir, zuerſt durch Gerüchte, wie die Berichte aus dem Hauptquartier Napoleons über unſere Lage, nach den Schlachten bei Brienne und Montmirail, lauteten. Zuletzt fielen die Blätter des Journal de l'empire in unſere Hände, und es ergötzte uns nicht wenig, die Bülletins ſelbſt zu leſen. Die Blücherſche Armee war nach dieſen Berichten ſo gut wie völlig vernichtet. Nach den Schlachten von Chateau Thierry und Montmirail waren, hieß es, die Truppen der Generale Sacken und York, ſo wie diejenigen, welche unmittelbar unter dem Befehl Blüchers ſtanden, in wilder Flucht begriffen und völlig aufgelöſt.

Der Leſer hat vielleicht nicht vergeſſen, wie in dem Hauptquartier Napoleons ein Landsmann und Jugendfreund von mir ſich befand, der als einer der Redacteure des genannten Journals, Antheil an der Abfaſſung des Bülletins hatte. Es war Malte-Brun und wir fanden uns nun durch eine ſeltſame Verflechtung des Geſchicks in dieſem mächtigen Kampfe auf eine ſo ſonderbare Weiſe einander gegenüber geſtellt.

Den Truppen ward der Winterfeldzug immer beſchwerlicher; wenn wir auch nicht immer Gefechte erlebten, ſo fanden ſie dennoch bald hier bald dort ſtatt. Die Kälte und Näſſe nahmen immer mehr zu, die Maſſe der Kranken wuchs, freilich viel bedeutender auf der Seite des hin und her gejagten Feindes, als auf unſerer. Der Mangel an Nahrungsmitteln ſoll in der Armee durch die große Anſtrengung der Verpflegungsbehörde nicht ſehr gefühlt worden ſein; deſto bedeutender war er aber im Blücherſchen Hauptquartier. Der Grundſatz herrſchte hier, daß man vorzugsweiſe für die Truppen ſorgen müſſe. Es ward vorausgeſetzt, daß wir uns ſchon würden zu helfen wiſſen; aber dieſe Vorausſetzung brachte uns doch in große Noth. Selbſt das Geld war oft ſehr ſelten, und auch dann, wenn es da war, half es nichts. Die Dörfer, durch welche wir zogen, in welchen wir übernachteten, waren faſt immer von allen Einwohnern verlaſſen, nicht ſelten abgebrannt, ſo daß nur die viereckigen weißen Wände der Gebäude übrig waren, der Schornſtein in der Mitte. Selbſt wo dieſes nicht der Fall war, mußte man es als einen glücklichen Zufall betrachten, wenn wir nicht Alles ausgeleert fanden. Ein Sack Kartoffeln, bei einem Bivouacfeuer in der Eile gebraten, wurde dann als ein Schatz betrachtet. Ich habe mit meinen Freunden Tage lang nichts genoſſen, als Speck in Scheiben geſchnitten, der auf hölzerne Stäbe geſteckt, und ſo über das Feuer gehalten und gebraten wurde. Ich erinnere mich, daß wir einmal Kartoffeln fanden, Speck in Menge hatten, und eine Bratpfanne entdeckten. Dieſe mußte freilich mit vieler Anſtrengung geſcheuert werden, ehe man ſie brauchen konnte. Die Kartoffeln wurden in Scheiben geſchnitten, der Speck dazu gethan, und wir genoſſen dieſes Gericht jubelnd als eine große Delicateſſe. Oft, wenn wir ſo um ein Kaminfeuer in einem Kreiſe ſaßen und den Speck über die Flammen hielten, dachte ich mit Raumer an unſere Familie und was unſere Frauen ſagen würden, wenn ſie uns in dieſer Lage wüßten oder durch irgend einen Zauber gegenwärtig wären. Im ruhigen Familienleben würde mir eine Speiſe dieſer Art ſehr unangenehm, ja gefährlich ſein. Hier bekam mir Alles wohl; die gute Laune verließ uns ſelten, wenn wir zuſammen waren; dann am wenigſten, wenn wir in beſtändiger Bewegung waren und uns nirgends lange aufhielten. Ich trug noch immer die Uniform, die ich aus Breslau mitgenommen hatte, und die ich nur bei einem längern Aufenthalt in den Städten zuweilen ablegte. Wäſche konnten wir oft in langer Zeit nicht wechſeln, und ich litt außerdem an einer andern äußerſt quälenden Unannehmlichkeit. Ich habe nie mich ſelbſt raſiren können, und im ruhigen Leben mußte es alle Tage geſchehen. Schon auf früheren Gebirgsreiſen kam ich dadurch nicht ſelten in große Verlegenheit, ich fiel in die Hände ungeſchickter Menſchen, die zufällig ein paar Mal aus Noth das Geſchäft betrieben hatten. Viel ſpäter, im Sommer 1824, als ich mich drei Wochen bei meiner Schweſter im Innern von Norwegen aufhielt, mußte ein Bauernknecht, der ein Mal einen andern raſirt hatte, mit mir ſeinen zweiten Verſuch wagen. Er zitterte vor Angſt, ich mußte meinen Hals preisgeben, den Kopf zurücklegen, während der arme Mann voller Angſt vor mir knieete. Er lernte aber in den drei Wochen ſo geſchickt raſiren, daß, als ich das Haus verließ und ihn bezahlte, er mir gutmüthig geſtand, eigentlich in meiner Schuld zu ſein, weil er doch jetzt durch mich ein Handwerk erlernt hätte, das ihm wohl in der Zukunft etwas einbringen könnte. Am wunderlichſten war es mir aber noch, wenn ich meine

Hülfe zu den Frauen nehmen mußte. In einigen Gebirgsdörfern in Deutſchland traf ich Mädchen und Frauen, die das Raſiren als ein Geſchäft trieben; einige Male aber Weiber, die mit der etwas bedenklichen Operation völlig unbekannt waren, das Meſſer, welches ich mit mir führte, aber dennoch mit Sicherheit ergriffen, wenn kein Mann es wagte, und mit großem Geſchick führten.

Im Winterfeldzuge in Frankreich ſtieg nun meine Verlegenheit auf's Höchſte. In den Städten waren die Barbiere meiſt ausgediente Soldaten, der Strich fand mit einer furchtbaren Entſchiedenheit ſtatt und nahm wohl den Bart auf einer Seite mit einem Male weg; auch fand ich es ab und zu doch bedenklich, meinen Hals den erbitterten Feinden preiszugeben, ich ſorgte wenigſtens dafür, daß ein Freund zugegen war. Obgleich ich nun eine jede, auch noch ſo bedenkliche Gelegenheit ergriff, blieb ich dennoch einige Male 8 bis 14 Tage hindurch unraſirt, ich muß mit meinem abgetragenen Rock, mit meiner ſchmutzigen Wäſche und dem langen ſtruppigen Bart in der That furchtbar ausgeſehen haben. Von meiner Kindheit an jene Reinlichkeit gewöhnt, die unter den handelnden nördlich europäiſchen Völkern gewöhnlich iſt, war doch dieſe zu genau mit der Bequemlichkeit meines Daſeins verbunden. Die Kunſtſtücke, eine ſcheinbare Reinlichkeit hervorzurufen, die einzige weiße Stelle eines Hemdes nach vorn und oben anzubringen und ſichtbar zu machen, erlernte ich nie, und behielt die Sorgloſigkeit, der man ſich mit Reinlichkeit verbunden, wohl überlaſſen darf. Noch unangenehmere Folgen eines ſolchen Lebens blieben auch nicht aus, und ich litt an einer Qual, die ich jetzt zum erſten Mal kennen lernte.

Im März, als Napoleon in unſerm Rücken operirte, ward faſt alle Zufuhr abgeſchnitten, der Mangel fing an, auch unter den Truppen bedeutend zu werden, und auf eine bedenkliche Weiſe hörte die ſtrenge Zucht auf. Viele Gegenden waren wiederholt ausgeplündert, die Häuſer öde, die Einwohner entflohen. Da entſtanden nun wohl Verſuche gegenſeitiger Ausplünderung. Ich erinnere mich, daß wir eine Nacht in einem Dorfe zubrachten, welches ſo eben geräumt zu ſein ſchien; wir fanden auf dem Hofe eine Truthenne. Wir waren mit unſern Burſchen doch wohl 14—15 Mann ſtark; es war ein bedeutendes Bauernhaus; wir ſaßen in der geräumigen Küche um den Heerd; ein großer Keſſel ſtand über einem mächtigen Feuer, die Henne ward zubereitet, Waſſer mit Salz in den Keſſel gethan, die Nacht über ſollte die Henne kochen, und wir freueten uns auf das Frühſtück am Morgen. Während wir ſo daſitzen, bricht eine Schaar Ruſſen gewaltſam herein; wir ſuchten ſie abzuweiſen, aber, obgleich ſie uns als preußiſche Offiziere erkennen mußten, drangen ſie auf uns ein. Wir waren vernünftig genug, ihnen nicht mit ſcharfen Waffen, ſondern mit dem Kantſchu entgegen zu gehen. Ich hatte ſchon längſt die Bemerkung gemacht, daß mein Arm doch zu ſchwach war, um auf einer breiten ruſſiſchen Schulter einen fühlbaren Schlag anzubringen. Ich ſchlug daher die Ruſſen, die mir drohend entgegen kamen, aus aller Macht kreuzweis über das Geſicht. Dies ſchienen die Menſchen doch zu fühlen; es gelang uns, ſie wegzutreiben. Aehnliche, weniger gefährliche Verſuche fanden wohl ein paar Mal ſtatt, aber ſie wurden durch bloße Vorſtellungen abgewieſen. Was ſich nun aber in dieſer Art, hätte der Krieg länger gedauert, entwickelt haben würde, ließ ſich nicht leicht überſehen. Im Hauptquartier fanden ſich eine Menge junger Männer, welche die Stellen als Ingenieur-Geographen, Couriere u. ſ. w. ausfüllten; es waren unter dieſen einige ausgezeichnete, die ſpäter anſehnliche Stellen bekleideten, auch Studirende. In Deutſchland, wo der Krieg überſichtlicher und in größerem Zuſammenhange geführt wurde, fanden dieſe Männer leicht eine nützliche Beſchäftigung. Ich mußte eigentlich meine Stellung der ihrigen gleichſetzen. Wenn ich vielleicht gelegentlich eine Auszeichnung genoß, ſo mußte ich ſie meinen früheren Verhältniſſen zu den höheren Offizieren, meinem Alter und meinem Amte zuſchreiben. Während des Winterfeldzuges konnten dieſe Männer, ſo wie ich und meine Freunde, nur eine geringe Beſchäftigung finden. Mitten in dem Taumel fing das Bewußtſein, hier völlig überflüſſig zu ſein, doch an, mich zu quälen. Generäle, alle höhere Offiziere, die kenntnißreichen Adjutanten bildeten einen engen Kreis, der ſich immer mehr in ſich abſchloß, und zwar nothwendig und von Rechtswegen; die Gegenwart drängte, jeder Augenblick forderte einen entſchiedenen Entſchluß; was man eben vor hatte, ward nur denen mitgetheilt, die es wiſſen mußten; es war nicht Mißtrauen, es war eben ſo wenig veränderte

Geſinnung oder Geringſchätzung, welche dieſes Ausſchließen veranlaßte, es war der unmittelbare Drang des Augenblicks. Mir war doch dieſes Verhältniß drückend. Ich hatte mit den natürlichen Anſprüchen meines höhern Alters zu kämpfen, ich konnte die früheren Verhältniſſe, die ſich ſo viel freundlicher geſtaltet hatten, nicht vergeſſen, dabei war ich nun fortdauernd von jungen Männern umgeben, die ihre Stellung natürlich fanden. Wenn es ihnen gelungen war, einen unbedeutenden Auftrag zu erhalten, wenn ſie in irgend eine Berührung mit einem höhern Offizier gekommen waren, ſo traten ſie wohl nicht ſelten anſpruchsvoll in unſere Mitte. Sie hatten über bevorſtehende Pläne, wie ſie behaupteten, Manches vernommen, und ſtellten dieſe auf ihre Weiſe dar. Gerade dieſe Mittheilungen zeigten nun recht auffallend das Untergeordnete unſerer Stellung. Ihre ſonſtigen Geſpräche konnten mich eben ſo wenig intereſſiren, ja wurden mir immer läſtiger, und leider, ſie brachen nie ab. Auf den Hin- und Hermärſchen war ich nie allein; in einer Stube lagen oft 6 bis 7 ja wohl 10 bis 12 zuſammengedrängt auf der Streu. Freie, reine Luft war mir von jeher ein Bedürfniß eine eingeſchloſſene Atmoſphäre drohte mich zu erſticken; in einem Dorfe in der Nähe von Gotha ergriff mich das ängſtliche Gefühl des Erſtickens, als ich mit Mehreren in einer niedrigen Bauernſtube, die eben von den Koſacken verlaſſen war, die Nacht zubrachte, ſo daß ich in Verzweiflung aufſprang und das Geſicht durch die Scheiben des kleinen verſchloſſenen Fenſters ſtieß, um mit voller Bruſt friſche Luft zu athmen. In Frankreich brachte ich mehrere Nächte ſo zu; meine Schlafkameraden hörten dabei nicht auf zu ſprechen, bis einer nach dem andern einſchlief. Nun begann das Schnarchen aus allen Tönen; ich verließ dann gewöhnlich die Stube, ſchritt in der Nacht auf und ab, ließ mir eine Streu bei offener Thür auf dem Flur bereiten, und ſchlief, in einen großen Radmantel eingehüllt, mitten in der Kälte ein. Als dieſer Zuſtande länger gedauert hatte, als ich auf der einen Seite mich fortdauernd von dem thieriſchen Bedürfniß der Nahrung in Anſpruch genommen ſah, als ich keinen Augenblick fand, der mir eine innere Zuſammenfaſſung gönnte, gerieth ich doch zuletzt recht im buchſtäblichen Sinne außer mir.

In den ausgeleerten Dörfern war, was man zurückgelaſſen hatte, gewöhnlich den Truppen von geringem Nutzen. So erinnere ich mich, daß wir in vielen Häuſern auf den Böden Säcke mit Wallnüſſen fanden. Feuersbrünſte fanden faſt allenthalben ſtatt. Einzelne prächtige Landſitze, die wir trafen, wurden völlig ausgeplündert, Möbel und Spiegel zertrümmert, Fenſter eingeſchlagen, alles Verborgene, Geld oder was ſonſt von Werth da war, mit Leichtigkeit entdeckt. In den Weinkellern waren die Thüren gewöhnlich zugemauert; aber die neu aufgeführten Mauern waren leicht zu erkennen, und ſchnell zerſtört, ja ſie lockten mehr als ſie abhielten; denn wo man ſie fand, erwartete man große Koſtbarkeiten. Solche Plünderungen hatten gewöhnlich ſchon ſtattgefunden, wenn das Hauptquartier ankam und wenn der Feldmarſchall mit ſeiner Umgebung einziehen wollte. Einige dieſer Landſitze waren mit großer Eleganz und Pariſer Comfort eingerichtet, und machten eben dann in dem zerſtörten Zuſtande einen deſto traurigern Eindruck.

Eines der Schlöſſer, welches wir in Beſchlag nahmen, war faſt nicht zu benutzen; man hatte nämlich die Bettkiſſen zerſchnitten, in vielen, ſonſt bewohnbaren Gemächern flogen die Federn herum. Ich erinnere mich, daß wir ein ſehr prachtvolles Schloß des General Brüne fanden, als die erſchöpften ruſſiſchen Truppen eben den Weinkeller plünderten. Bei dem gewaltſamen Anſtürmen hatte man die meiſten Weintonnen zerſchlagen, anſtatt ſie anzuzapfen; die Soldaten wateten in einem Meere von Wein; Einige füllten die Miſchung in leere Flaſchen, andere betranken ſich an dem ausgegoſſenen Weine. Man erzählt, daß während der Revolution bei einem Aufruhr in Straßburg ein bedeutender Weinkeller geplündert wurde, und daß eine große Menge Menſchen in dem Weinmeere ertrank; ich begriff die Möglichkeit, als ich in dieſen Weinkeller hineinblickte.

Vor allem machte eine ſehr elegante Villa, in welcher wir, wenn mein Gedächtniß mich nicht trügt, die Nacht vor unſerm Einrücken in Meaux zubrachten, einen tiefen Eindruck. Mitten in der gewaltſamen Zerſtörung erkannte ich die Ruinen eines ſehr genußreichen Lebens; ich fand noch die Spuren einer bequemen häuslichen Einrichtung, die mich anzog. Es leuchtete mir ein, daß das Haus für viele Gäſte eingerichtet war, die ſich hier wohl nicht ſelten verſammelten. Einſam und von den übrigen Gemächern abgeſondert, fand ich noch die Reſte einer zum Theil muthwillig zerſtörten Bibliothek; die ausgeriſſenen Blätter und Kupfer koſtbarer Werke bedeckten den Boden. Manche leere Stellen der Bücherſchränke bewieſen, daß es noch gelungen war, einen Theil der Bibliothek vor dem Eindringen der Feinde zu retten. Doch zeugte Alles von einer ſchnellen Flucht, durch welche die vollſtändige Ausräumung unterbrochen war. Wahrſcheinlich hatte der Eigenthümer ſich früher entfernt, und den zurückgelaſſenen Bedienten ſchien wohl die Rettung anderer Gegenſtände wichtiger, als die der Bibliothek. Dieſe war ziemlich anſehnlich, ich ſchätzte ſie auf einige tauſend Bände und konnte faſt eine Stunde mit der Unterſuchung zubringen. Alle franzöſiſchen Bibliotheken dieſer Epoche, die ich geſehen habe, ſahen ſich ſehr ähnlich. Die klaſſiſchen Werke aus der Zeit Ludwig des vierzehnten und der Encyclopädiſten fehlten nie. Die 70 Bände der Beaumarchais'ſchen Ausgabe von Voltaire waren immer da. Hier ſah ich auch die Encyclopédie méthodique, Buffon's Werke mit den Fortſetzungen von Lacepede: und doch bildeten Werke, der Kunſt gewidmet, den

Hauptinhalt. Es war in ihrer Art eine ſehr auserleſene Büchersammlung. Neben den franzöſiſchen entdeckte ich engliſche und italieniſche Prachtwerke, auch die Dichter dieſer Völker ziemlich vollſtändig, ſelbſt eine bedeutende Menge ſpaniſcher Werke; ich fand unter den engliſchen Werken Shakſpeare, ſo unter den ſpaniſchen Lope de Vega und Calderon, und unter dieſen waren ohne allen Zweifel einige unbekannte, ſehr ſeltene. Vergebens ſuchte ich aber nach Deutſchen Schriften, ich fand keine einzige. Endlich entdeckte ich eine etwas verſteckte Tapetenthür, eröffnete ſie und trat in ein reizendes Boudoir. Ich war überraſcht, als ich dieſes ſo völlig unzerſtört fand, als wäre es eben verlaſſen; die Wände waren gerundet, mit prächtigen weichen Sitzen beſetzt, ein paar Copien von antiken Statuen ſtanden einander gegenüber; erinnere ich mich recht, ſo waren es der Fechter und der Apoll. Am Fenſter ſtand ein zierlicher Seſſel, auf dem Tiſch lagen aufgeſchlagen die Memoiren des Cardinal Retz; Schreibzeug, Papier, und auch Bleifedern fand ich in der ſchönſten Ordnung. Eine Zeichnung, halb entworfen, lag vor mir. Die vielen zierlichen Gegenſtände, die den Tiſch erfüllten, ja ein zurückgelaſſenes Billet, welches in Eile geſchrieben, auf die nahende Gefahr deutete, überzeugte mich, daß dieſes Boudoir von einer ſehr gebildeten Frau bewohnt ward. Noch überraſchter war ich, als ich in ein Nebengemach trat und ein von den Feinden gar nicht berührtes plaſtiſches Atelier fand; einzelne Statuen, Studien von Armen und Beinen, und Werkzeuge, die auf plaſtiſche Arbeiten deuteten.

Einige Stunden hindurch verlor ich mich in dem Genuß einer friedlichen Zeit, eines behaglichen Lebens. Ich kann nicht leugnen, es zog mich an, es rührte mich, daß ich dieſes Heiligthum gerettet fand, und wenn ich mir die geſelligen Freuden und das geiſtreiche Wohlbehagen der Beſitzer dachte, fühlte ich eine ſtille Zuneigung, die wenig übereinſtimmte mit der feindlichen Geſinnung, welche uns nach Frankreich gebracht hatte, und die auch wohl bei mir vorausgeſetzt wurde.

Wenn wir in Städten übernachteten, war freilich Alles anders. In den kleinen war der Aufenthalt den Dörfern ſehr ähnlich. Wir fanden nicht ſelten jene völlig ausgeleert, wie dieſe. Die leeren Stuben unterſchieden ſich wenig von den Bivouacs, die Kamine vermochten in dem, wenigſtens ab und zu ſehr kalten, Winter die Stuben nicht zu erwärmen, oft fehlte uns das Holz. Ich erinnere mich, wie wir an einem Abend ſehr ſpät in Mery ankamen und völlig durchgefroren in eine ziemlich kalte Stube traten; vergebens ſuchten wir im ganzen Hauſe nach Feuerung, wir entdeckten keine; endlich entſchloſſen wir uns, die zurückgelaſſenen Tiſche und Stühle zu zerſtören; wir mußten ſelbſt Hand an's Werk legen, denn unſere Burſchen waren mit der Fütterung der Pferde beſchäftigt. Ich war eben im Begriff, einen Stuhl gewaltſam zu zerbrechen, als mir die Situation für einen vierzigjährigen Profeſſor der Philoſophie doch gar zu grell erſchien. Ich ſagte mir: „wie kannſt du dich über die Zerſtörungsſucht der Soldaten wundern, wenn ſie dich ſelbſt, dem ſie doch durch Erziehung, Bildung, durch ein ganzes Leben ſo fern liegt, zu ergreifen vermag!" ich erſchrak vor mir ſelbſt, und ſetzte den Stuhl ruhig hin. Ich dachte an die früher erwähnte weiſſagende Aeußerung Gneiſenaus, als er wenige Tage vor der Schlacht von Bautzen über die wahrſcheinlichen ſittlichen Folgen, welche dieſer Krieg haben würde, wenn er länger dauern ſollte, ſprach;

ich dachte auch an die täglich ſteigende Verwilderung der Truppen, und jener Augenblick fiel mir, je länger der Winterfeldzug dauerte, immer von neuem ein. Mittel, dieſe Verwilderung zu hemmen, ſah ich nicht; im Großen herrſchte gewiß fortdauernd eine Zucht, die ich indeſſen nicht entdecken konnte, und die nur unter beſtimmten, nicht zu vermeidenden Verhältniſſen Ausſchweifungene rlaubten, welche uns einige Mal beſchwerlich fielen. Doch muß ich die Beſtrafung eines Reiters erzählen, die etwas Ergötzliches hatte.

Blücher wollte in der Gegend von Sezannes einen Angriff wagen, von dem er ſich viel verſprach. Die Ausführung dieſes Planes hing von dem Erfolge einer, durch ruſſiſche Cavallerie auszuführenden Attaque ab; dieſe mißlang völlig, und Blücher glaubte Grund zu haben, mit dem commandirenden General unzufrieden zu ſein.

Ich kann hierbei eine Bemerkung nicht unterdrücken, die ich einige Mal zu machen Gelegenheit fand. Die ruſſiſche Feld-Artillerie war vielleicht damals die ausgezeichnetſte in Europa; die Beſpannung war vortrefflich, die Pferde waren ſtark und den ganzen Krieg hindurch wohlgenährt. Die Franzoſen verloren ſo unglaublich viele Kanonen, oft in Schlachten, die nicht ganz zu ihrem Nachtheil ausfielen, weil hier auf die auffallendſte Weiſe eben das Gegentheil ſtattfand: die Beſpannung war die ſchlechteſte, die Lafette leicht gebaut, die Stränge hielten nichts aus, für die ſchlechten Pferde wurde nicht geſorgt. So wie ſie aus der Ferne die Feinde anrücken ſahen, blieb ihnen nichts übrig, als die Stränge zu zerhauen, die Kanonen ſtehen zu laſſen und auf den abgemagerten Pferden zu entfliehen. Der ruſſiſche Artilleriſt konnte ruhig die Kanone gegen die Feinde abfeuern bis zur größten Annäherung. Wenn er fliehen mußte, konnte er ſich auf die ſtarken Pferde verlaſſen, die ſeine Kanone durch die ſchlechteſten Wege mit Schnelligkeit fortzogen, wie auf die feſtgebauten Wagen und auf die Haltbarkeit der derb gewundenen Stränge.

Die ruſſiſche Cavallerie nahm ſich durch die ſchöne Uniform, durch das Ausſehen der Mannſchaft, durch die Derbheit der ausgezeichneten Pferde ſehr vortheilhaft aus: wenn ſie aber nicht durch den feſten Charakter des Commandirenden angefeuert wurde, trat eine Gewohnheit hervor, die wohl zuweilen das Mißlingen eines Cavallerie-Angriffs herbeiführen mußte.

Sie ritten dann wohl im Galopp auf ein Quarré los, aber eben wenn ſie dieſem auf Schußweite nahe kamen, hielten ſie plötzlich an, der Kugelregen traf ſie dann in vollem Maaße, und ſie kehrten wieder um.

Ob der General die Vorwürfe, die ihn trafen, verdiente, vermag ich nicht zu beurtheilen. Es hing ſo viel von dem Gelingen des Angriffs ab, daß dieſes Mißlingen wohl einigen Einfluß auf das Urtheil des Feldmarſchalls haben konnte. Wir ritten am ſpäten Nachmittag auf Sezannes zu, der Feldmarſchall war im höchſten Grade erbittert und verdrießlich. Aus der Stadt ritt ein Trainknecht an uns vorbei, er ließ ſein Pferd langſam vorſchreiten, und blickte uns neugierig, keineswegs furchtſam an; auf dem Rücken trug er einen Sack, über dem Arm hing eine Pferdedecke. Ein rüſſiſcher General, der das Hauptquartier begleitete, ritt auf ihn zu und fragte ihn, woher er den Sack und die Decke genommen habe? Der Menſch antwortete mit der größten Treuherzigkeit: „Ich habe beides in der Stadt gefunden.“ Der General erzählte dem Feldmarſchall, daß er einen Trainknecht mit geplünderten Sachen getroffen habe. Der Feldmarſchall hatte in ſeiner verdrießlichen Stimmung eben über die wachſende Zuchtloſigkeit beſonders der ruſſiſchen Truppen geſprochen, er ſuchte, wie es zu geſchehen pflegt, Alles hervor, was in ſeiner düſtern Stimmung den Verdruß ſteigern konnte. Vielleicht freute ſich der General, jetzt eben einen Deutſchen ertappt zu haben. Ein Unteroffizier wurde herbeigerufen, den armen Menſchen, der eben ſo erſtaunt wie erſchrocken war, zu fuchteln. Dieſer unterwarf ſich der Strafe ſtillſchweigend, als ſie aber überſtanden war, wandte er ſich bittend an den Feldmarſchall. Nun darf ich aber doch, ſagte er, die Decke für mein armes Pferd in der ſtrengen Kälte behalten? Der Feldmarſchall ſchien in der That betroffen und ſein Unrecht zu fühlen; wo die Decke blieb, weiß ich nicht. Der Sack wurde ihm aber abgenommen, er enthielt Wallnüſſe, und dieſe wurden als gute Beute behandelt und uns angeboten. Dieſe Execution wegen Plünderung iſt die einzige, die ich im Kriege erlebte.

Obgleich ich die unangenehme Lage, in welcher ich mich während des Winterfeldzuges befand, keineswegs übertrieben habe, ſo erlebte ich doch zuweilen lichte Zwiſchenpunkte. Bei der großen Unruhe der Hin- und Herzüge war es dem Feldmarſchall nicht möglich, Tafel zu halten. Dieſe fand ſelbſt, wenn wir uns mehrere Tage in den größeren Städten aufhielten, nicht ſtatt, wenigſtens erinnere ich mich während des ganzen Winterfeldzuges kaum drei bis vier Mal eingeladen zu ſein. Der Mangel nahm unter uns immer mehr zu. Einſt kaufte ich völlig erſchöpft eine Flaſche Ofener, die bei einer Marketenderin von Breslau aus noch übrig geblieben war. Der Wein hatte die Farbe verändert und war ganz trübe geworden, dennoch ſtärkte er mich; ich bezahlte ihn mit zwei Thalern. Ich lernte Nahrungsmittel des ruſſiſchen Volks kennen, die mir bisher völlig unbekannt waren. So traf ich zwiſchen Chalons und Rheims einen Marketenderwagen und fand auf dieſem eine große feſte feinkörnige Maſſe von lichtgrauer, in's gelbliche übergehenden Farbe. Es war der Caviar des ruſſiſchen gemeinen Volks. Ich glaubte, hungrig wie ich war, und bei der unſichern Ausſicht, Nahrungsmittel zu finden, einen Schatz entdeckt zu haben; bezahlte einen abgehauenen Würfel, wie ſonſt den theuerſten friſcheſten Caviar, war aber doch noch nicht ausgehungert genug, um dieſen zu genießen. Er ſchmeckte mehr nach ranzig gewordenem Fett, als nach Gallert.

Hier zeigte ſich nun Gneiſenau ſeiner großen gütigen Natur gemäß. Wo er konnte, ſorgte er dafür, daß wir keinen Mangel litten. Er war der einzige, der, wenn wir erſchöpft unſere nächtlichen Ruheplätze erreichten, unſere Lage erwog und ſo viel wie möglich zu erleichtern ſuchte. Ja er lud uns mehrere Male zur Tafel, wenn die Umſtände es nur irgend erlaubten. In ſolchen Stunden erquickte und erholte ich mich. Gneiſenau ſchenkte mir dann das vollſte Vertrauen. Er hatte die alte Zeit der gemeinſchaftlichen Sorgen für Deutſchland nicht vergeſſen, und wenn wir allein oder von den mir freundlich geſinnten Offizieren umgeben waren, ſuchte er mich über unſere Lage, über die eben herrſchende Stellung des Blücherſchen Armeecorps zur großen Armee und über Alles, was wir zu beſorgen und zu hoffen hatten, ſo viel wie möglich aufzuklären. Was mir ſolche Stunden waren, kann man ſich leicht denken, aber was ich erfuhr, konnte ich doch nur wenige Tage hindurch feſthalten. Die mir verworrenen Hin- und Herzüge machten mir Alles unklar, bis ich wieder das Glück hatte, in ſeine Nähe zu treten. Was mich in der ſonſt unangenehmen Lage tröſtete, war nur die Nähe der alten Freunde v. Raumer, Blanc, Stelzer, Heim, Häckel. Wir hielten uns, ſo viel wir konnten, zuſammen, bezogen, wenn es möglich war, die nämlichen Quartiere. Doch war ich mit einigen dieſer Freunde beſonders über unſer Verhältniß zu den Einwohnern des Landes nicht einig. In den Dörfern erinnere ich mich, durchaus keine Franzoſen gefunden zu haben; in den kleinen Städten waren alle junge Mädchen, wie alle rüſtige Mannſchaft verſchwunden. Ich habe es erlebt, daß wir recht anſehnliche und gut eingerichtete Wohnungen, unter den Schutz eines alten Weibes geſtellt, angetroffen haben. Nun herrſchte unter einigen meiner Freunde ein ſeltſames Vorurtheil. In politiſcher, wie in kriegeriſcher Rückſicht hielt auch ich die feindliche Stellung feſt, und ſetzte voraus, daß ein jeder Franzoſe die Abſicht hätte, mich zu überliſten; aber dieſes Verhältniß ward nun auch auf die ſittliche Beurtheilung der Franzoſen übertragen. Ich glaubte dieſe Anſicht durchaus bekämpfen zu müſſen, und wo rein menſchliche, perſönliche Berührungen ſtattfanden, wo die Furcht vor Ueberwältigung von Seiten der Einwohner, und Anſprüche auf Befriedigung nothwendiger Bedürfniſſe von unſerer Seite, hervortraten, glaubte ich für die Beurtheilung der Perſon einen durchaus ſittlichen Maaßſtab anlegen zu müſſen; ja unter gewiſſen Umſtänden nicht bloß Schonung gegen die waffenloſen Feinde, ſondern auch Freundlichkeit, Zuneigung, ja ein bedingtes Vertrauen zeigen zu müſſen. Obgleich meine Freunde allenthalben die uns preisgegebenen Einwohner ſchonend behandelten, und wo es nöthig war, gegen rohe Mißhandlung ſchützten, ſo fand ich doch einige Male Gelegenheit, das Vorurtheil zu bedauern, von welchen ſie beherrſcht wurden. Die freundliche Theilnahme mit der oft ſehr bedrängten Lage der Familie ſchien dann nicht mit der Wärme hervorzutreten, die ich von meinen Freunden, wie ich ſie ſonſt kannte, erwartet hätte. Wenn ſie Nahrungsmittel verbargen und den Beſitz derſelben gegen uns läugneten, die wir beim Nachſuchen ſpäter entdeckten, entſtand eine Erbitterung, die ich zu theilen nicht im Stande war, die Feinde wurden dann hinterliſtige Lügner genannt, und dieſes

Laſter im allgemeinſten Sinne als ein Charakterzug der ganzen Nation betrachtet. „Sind ſie uns denn Wahrheit ſchuldig, pflegte ich dann einzuwenden, haben wir das Recht, ſie zu erwarten? Wären ſie, wie gefordert wird, gegen unſere Vorgänger in Eurem Sinne wahr geweſen, ſo hätten wir, das iſt völlig entſchieden, keinen Biſſen vorgefunden, und ganze Schaaren folgen uns, deren Mißhandlungen ſie preisgegeben ſind, wenn ſie das Haus völlig ausgeleert finden.“ Ich darf mich deſſen nicht rühmen, denn die Theilnahme mit Menſchen, die hülfsbedürftig mit mir in Berührung kommen, hat nur einen geringen ſittlichen Werth; ſie iſt mir angeboren, ſie läßt ſich phyſiſch nicht überwältigen und artet nur zu oft in Weichlichkeit und Schwäche aus. Doch verdanke ich dieſer phyſiſchen Conſtitution, wie ich glaube, eine freiere Anſicht des Lebens, und betrachte ſie als eine göttliche Gabe, die ich freilich verſtändig beherrſchen ſoll und die erſt dadurch ihren ſittlichen Werth erhält. Es war mir als Krieger in Frankreich in beſonderer perſönlicher Berührung eben ſo unmöglich, die kriegeriſche und politiſche Geſinnung einſeitig feſtzuhalten, als es mir überhaupt je gelungen iſt, dem allgemeinen Schema irgend einer Anſicht wiſſenſchaftlicher oder religiöſer Art einen Einfluß auf ſolche perſönliche Verhältniſſe einzuräumen. Ja ich geſtehe, daß, wie ich Napoleon bewundern mußte, als er, von den überwiegenden ſiegreichen Maſſen in ſeinem eigenen Lande überwältigt, ſich mit großer Gewandtheit und Virtuoſität zu vertheidigen wußte: ſo mußte ich das Betragen der Einwohner gegen uns loben; es war ein durchaus conſequent feindſeliges. Dieſe Geſinnung durchdrang alle Einwohner; ich glaubte in allen Geſichtern den herrſchenden Trotz zu leſen, der unter den ungünſtigſten Umſtänden die Hoffnung noch feſthält. Was ich zur Zeit der allgemeinen Unterdrückung in Deutſchland ehrte, konnte ich hier, wo es unmittelbar unter Gefahren aller Art ſich zeigte, nicht geringſchätzen; und je entſchiedener unſere Siege wurden, deſto mehr wuchs meine Theilnahme. Noch war die Zeit nicht gekommen, wo mir die Kehrſeite verletzend entgegen trat. Freilich war hier dieſe Geſinnung nicht ganz allgemein; die Anhänger der alten Dynaſtie waren mit uns im geheimen Bunde; einzelne erſchienen im Blücherſchen Hauptquartier mitgroßer Vorſicht verkleidet und in der

Dunkelheit. Sie wurden immer kühner, je mehr ihre Hoffnungen wuchſen.

Ich erlebte bei einer ſolchen Gelegenheit in den letzten Tagen des Feldzuges vor irgend einer Stadt, ich erinnere mich nicht genau welcher, eine Scene, die mich ergötzte. Auf dem freien Felde ſuchten uns einige Herren auf, die uns Nachrichten allerlei Art brachten; man unterhielt ſich ſehr angelegentlich mit dieſen, und ſie thaten äußerſt ſchüchtern und furchtſam. Unter den Herren, die Blücher umgaben, waren einige, die ſich lange in Paris aufgehalten hatten, und meine Behauptung, daß es keinem Deutſchen gelänge, die franzöſiſche Sprache, wie ein im Lande Einheimiſcher zu ſprechen, ſchnöde abwieſen; ſie hatten vielmehr, theils durch früheren Unterricht, theils durch einen längeren Aufenthalt in Paris, dieſe Fertigkeit in einem ſolchen Grade erworben, daß ſie immer in Paris für geborne Franzoſen angeſehen wurden. Während der Geſpräche, die jetzt ſtattfanden, ſchien es, als wäre meine Behauptung durchaus unrichtig; durch eine Wendung des Geſprächs wurden jene Herren veranlaßt, ſich über die Sprache, die ſie hier hörten, zu äußern. „Wir ſind erſtaunt, ſagten ſie, in der preußiſchen Armee unſere

Sprache mit einer ſolchen Fertigkeit und mit einem ſolchen Ausdruck ſprechen zu hören, als befänden wir uns unter eingebornen Pariſern.“ Die Herren, die angeſprochen wurden, fanden dieſe Anerkennung ganz in der Ordnung. Zufällig hatte mein Freund Blanc, der zur Colonie in Berlin gehörte und zum franzöſiſchen Prediger derſelben erzogen und ausgebildet war, ſich genähert, ohne bemerkt zu werden. Als er den Inhalt des Geſprächs vernahm, miſchte er ſich in daſſelbe, und als die Franzoſen ihn hörten, erſchraken ſie, und einer rief aus: „Mein Gott! es iſt ja ein Franzoſe unter uns!“ Man kann ſich denken, daß ich ſpäter meinen Sieg benutzte.

Nach unſerm Rückzug bei Champeaubert wunderte ich mich nicht wenig darüber, daß Napoleon aufhörte, uns zu verfolgen. So wie ich damals von unſerer Stellung unterrichtet war, glaubte ich befürchten zu müſſen, daß eine raſch und mit aller Kraft fortgeſetzte Verfolgung uns ſehr gefährlich werden, unſere Verbindung mit dem York'ſchen und Sacken'ſchen Corps verhindern, und daß es Napoleon gelingen würde, die

Blücherſche Armee entſchieden zu beſiegen, dadurch den eigentlichen moraliſchen Kern des ganzen Heeres zu vernichten und eine Lage hervorzubringen, die uns alle erworbenen Vortheile entreißen, einen Waffenſtilleſtand und durch dieſen einen ſchlechten Frieden herbeiführen müßte. Dieſer Gedanke quälte mich fortdauernd, ſelbſt die Gefahren des Rückzuges vermochten nicht, ihn zu unterdrücken, und ich war daher ſehr erfreut, als die Verfolgung aufhörte, nicht allein, weil wir perſönlich aus unſerer gefährlichen Lage geriſſen waren, ſondern auch, weil ich auf eine Ohnmacht im feindlichen Heere ſchloß, die daſſelbe von der Verfolgung abhielt. Ich habe ſpäter von kenntnißreichen Offizieren gehört, daß Napoleon, wenn er damals den Augenblick benutzt hätte, dem ganzen Kriege eine andere Wendung hätte geben können; und Einige glaubten, daraus ſchließen zu müſſen, daß nach der Schlacht bei Moskau die frühere großartige Zuverſicht ihm entwichen wäre. Die eilige Flucht nach der Schlacht bei Leipzig bis an den Rhein würde, meinten ſie, auch nicht ſtattgefunden haben, wenn ihn der alte kühne Geiſt noch beherrſcht hätte.

Wir zogen nun mehrere Tage umher, hatten ganz in der Nähe der großen Armee wiederholte Gefechte zu beſtehen, beſonders ein ziemlich heftiges vor der Stadt Mery ſur Saone. Wir verließen die Stadt, durch welche die Pariſer Chauſſee lief, und dadurch eine ſehr breite gerade Straße bildete, während das Gefecht vor der Stadt nach Paris zu eifrig unterhalten wurde. Sie brannte und die Pulverkarren wurden mitten durch die Flammen fortgezogen. Am Abend erreichten wir St. Anglure. Auch hier brannten die Häuſer, die das Schloß umgaben, und der Funkenregen beſchrieb einen großen, nach allen Seiten hin weitreichenden Bogen. Ich ſah hier zum zweiten Male an demſelben Tage die Pulverkarren in einer gefährlichen Nähe des drohenden Funkenregens. Es machte auf uns alle einen nur geringen Eindruck; aber ſpäter rief dieſer Tag doch eigene Betrachtungen hervor. Es war mir immer etwas höchſt Seltſames, wenn ich bedachte, wie wenig Kugeln in einem ſelbſt ſehr heftigen Gefecht treffen, während eine zufällig losgehende Flinte im Frieden ſchon auf ihr Opfer zu lauern ſcheint. Ebenſo ſcheinen die Funken da, wo ſie freie Gewalt haben, ſich ſelbſt von dem gefährlichen Pulver zurückzuziehen. Ich erinnere mich, während des ganzen Feldzuges nichts von einer bedeutenden Exploſion gehört zu haben. Nur in der Nacht vor unſerm Einzuge in Meaux, als wir in einem armſeligen Bauernhauſe ausruheten, fand wahrſcheinlich eine ſolche Exploſion ſtatt. Das ganze Heer hatte ſich ſchon vereinigt, um gegen Paris zu ziehen; der Regen ſtürzte herab, ein Sturm heulte, in allen Richtungen vernahmen wir die Fußtritte der Cavallerie, das Waffengeklirr des Fußvolks. In der dunklen Nacht hörten wir aus weiter Ferne einen dumpfen heftigen Knall; ſelbſt das niedrige Haus ſchien erſchüttert. Die ſich drängenden Ereigniſſe erlaubten mir nicht, genauere Kunde einzuziehen; wo die Exploſion ſtattgefunden hat, ob in unſerem Heer oder in dem feindlichen, habe ich nie erfahren. So ſelten ſolche Fälle nun unter Umſtänden ſind, die ihre häufige Entſtehung erwarten laſſen, ſo verhältnißmäßig häufig finden ſie da ſtatt, wo man mit der äußerſten Sorgfalt das Feuer fern zu halten ſucht. Ich dachte an das unglückliche Eiſenach.

In St. Anglure erlebte ich eine wichtige Verhandlung. Man fürchtete die Abſicht, die Blücherſche

Armee, die bei Brienne, bei Epernay, Chateau-Thierry und Champeaubert große Verluſte erlitten hatte, von ſo vielen Schlachten unter ungünſtigen Umſtänden, durch angeſtrengte Märſche erſchöpft ſein müßte, mit der großen Armee zu vereinigen. Dieſe ſtand ganz in unſerer Nähe, in Troyes, und nahm von da die ſüdlicheren Gegenden von Frankreich ein. Blücher und ſeine Umgebung waren aber keineswegs geſonnen, die ſelbſtändige Stellung, die bis dahin behauptet wurde, aufzugeben. Der Vorſchlag entſtand, Blüchers Armee mit der niederländiſchen, unter den Generälen Winzingerode und Bülow zu vereinigen, und Blücher zugleich zum Heerführer der combinirten Truppen zu machen. Dieſer Plan ward den beiden ſiegreichen Monarchen, dem Kaiſer Alexander und dem Könige von Preußen, die bei der großen Armee waren, vorgelegt. Eine bedeutende Partei erklärte ſich gegen den Plan; verſuchte man doch einen Waffenſtillſtand noch hier zu erhalten! Der Plan war ſchon einige Tage vor unſerer Ankunft in St. Anglure eingeſandt; einem Berichte aus dem preußiſchen Hauptquartier an den Kaiſer Alexander war der urſprüngliche Plan im Auszuge beigefügt; es gelang, an der Stelle dieſes Auszuges den Plan ſelbſt, der mit Wärme geſchrieben, alle Gründe entwickelte, an Kaiſer Alexander abzuſchicken. Major von Grolmann (jetzt General der Cavallerie und Gouverneur in Poſen) galt für einen der ausgezeichnetſten Offiziere in der preußiſchen Armee, und theilte die Geſinnung des Blücherſchen Hauptquartiers. Die Nothwendigkeit, den Krieg fortzuſetzen, bis Napoleons Macht auf immer vernichtet wäre, leuchtete ihm ein. Oft genug hatte man erklärt, daß der Krieg gegen Napoleon, nicht gegen Frankreich geführt werde, und wenn auch Blücher und ſeine Umgebung dieſe Anſicht nicht theilten, ſo ſahen ſie doch ein, daß Frankreich ohnmächtig wäre, wenn Napoleon entfernt würde. Aber es kam beſonders darauf an, den Mittelpunkt der nationalen Begeiſterung feſtzuhalten, daß er ſich ſelbſtändig äußere; verſchwand dieſe ſelbſtändige Macht, die den Krieg hervorgerufen, ſeine glänzenden Erfolge herbeigeführt hatte, ſo würde die mächtige Geſinnung, wie man mit Recht annahm, nicht allein in dem preußiſchen Heere, ſondern auch in allen weiten Gegenden Deutſchlands verſtummen und ohnmächtig werden. v. Grolmann, obgleich in einer untergeordneten Stellung, hatte ohne allen Zweifel nicht allein an der Ausarbeitung dieſes Planes, ſondern auch an ſeiner Entſtehung einen großen Antheil. Wir hatten in St. Anglure die Nacht über wenig Ruhe. v. Grolmann war in beſtändiger Beweguug; er flog zwiſchen uns und dem königlichen Hauptquartier hin und her. Ich glaube, daß man in unſerm Hauptquartier ſchon die Zuſage von der Annahme des Planes erhalten hatte, aber bis der Entſchluß gefaßt und vollzogen war, betrachtete man noch Alles als ſchwankend. Blücher zog über Sezannes nach La Ferté ſous Jouarre, wo wir uns einige Tage aufhielten.

Man erlaube mir, Einiges von dem hier Erlebten zu erwähnen. Blücher bezog die Stadt jenſeits des Fluſſes, wir den Theil derſelben dieſſeits. Wir waren von ruſſiſchen Truppen umgeben und bezogen ein ziemlich großes elegantes Gebäude, deſſen Bewohner, wahrſcheinlich, weil ſie ſich in der Nähe des Feldherrn ſicherer glaubten, ſich nach der Stadt am jenſeitigen Ufer zurückgezogen hatten. Das Haus war, als wir es mit unſern Burſchen betraten, zum Theil ausgeplündert. Unſere Ankunft hatte die fernere Plünderung verhindert; einige elegant eingerichtete Gemächer waren noch unberührt. Die ruſſiſchen Truppen hatten ſich aus der Wohnung zurückgezogen und fingen eben an, den Weinkeller zu plündern; wir konnten es nicht verhindern, und ſorgten nur für uns ſelbſt, indem wir eine Anzahl Flaſchen durch unſere Burſchen aus dem Keller heraufbringen ließen. So waren wir mit dem allervortrefflichſten Bourdeaux wohl verſorgt. Aber jetzt kam es darauf an, für Nahrung zu ſorgen. Wir waren, völlig ausgehungert, am frühen Morgen angekommen. Wir ſandten nun unſere Burſchen aus, um Brot, Kartoffeln, Fleiſch zu nehmen, wo ſie es fänden, oder zu kaufen, wo es möglich wäre; den ganzen Tag über warteten wir und erhielten Nichts. Nur Bonbons, Mandeln und allerlei ſüße Näſchereien fanden wir vor, ſie waren uns bald zuwider. Erſt des Abends ſpät erſchien einer der Burſchen, triumphirend mit einer Kalbskeule; ich war vom Hunger vollkommen ermattet.

Da die eingedrungenen Ruſſen bei unſerer Ankunft das Haus räumen mußten, waren mehrere Sachen von Werth noch da, und wir ließen es den Tag darauf den Wirth, der über den Fluß geſetzt war, wiſſen; dieſer kam eilig herüber und wir ermunterten ihn, die paar Tage der Ruhe, die er noch erwarten könnte, zur Rettung ſeiner noch übrigen Sachen von Werth zu benutzen. Der Eigenthümer aber, ich glaube, es war der Maire der Stadt, als er die Zerſtörung in ſeinem Hauſe ſah, den Weinkeller ausgeräumt fand, zeigte ſich nicht etwa betrübt, ſondern im höchſten Grade erbittert. Wenn er irgend etwas vermißte, wandte er ſich an uns, und fragte wohl trotzig, wo es geblieben wäre? Da wir ihn wirklich bedauerten, ſuchten wir ihm erſt auf die höflichſte Weiſe darzuthun, daß die Ausplünderung ſtattgefunden hatte, ehe wir ankamen; aber der Mann ward immer bitterer, ſeine Erinnerungen klangen wie Beſchuldigungen, und wenn er es auch nicht deutlich äußerte, ſo ſchien er doch andeuten zu wollen, daß wir ſelbſt das Haus geplündert, und jetzt, indem wir den Reſt, den wir verſchmäheten, ihm überließen, die Großmüthigen ſpielen wollten. Jetzt verloren doch Einige unter uns die Geduld, und in der That, der Menſch war ſo unverſtändig, wie unverſchämt. „Weil eure Offiziere, ja eure Generäle und Feldherren plündern, wie der gemeine Mann, könnt ihr es nicht begreifen, wie ein deutſcher Offizier von Ehre handelt,“ ſagte Einer, der ihm drohend entgegen trat. „Ihr meint wohl, Herr in Eurem Hauſe zu ſein: Ihr irrt Euch, ſo lange wir hier bleiben, gehört das Haus uns.“ — Man war im Begriff, ihn zu mißhandeln; wir konnten dieſes nur mit Mühe verhindern, und ich verſicherte ihn, daß nur ſeine Ohnmacht ihm zum Schutz diene. Er ward aus dem Hauſe gebracht und auf die Straße geſetzt. Wenn, nachdem wir ſein Haus verlaſſen hätten, es durch Nachzügler rein ausgeplündert würde, müſſe er, ſagten wir ihm, es ſich ſelbſt zuſchreiben. Er hatte ſich indeſſen beſonnen, kam nach einiger Zeit mit Männern und Karren zurück, war völlig verwandelt, bat, ihn zu entſchuldigen, wenn er über den bedeutenden Verluſt erſchrocken, ſich ungeziemend geäußert habe, und hatte Zeit genug, Alles, was einigen Werth hatte, zu retten und über den Fluß zu bringen. Wir hinderten ihn nicht. Viele meinten aber doch, daß wir unüberlegt gehandelt hätten, indem wir ihn herbeiriefen.

Und eben hier geſchah es, daß ich die einzige Beute im ganzen Kriege machte, freilich ohne Vorſatz. Der ſchöne Morgen und die erſten Frühlingsblüthen hatten mich gelockt. Ich verlor mich auf das Feld, neugierig, zu erfahren, wodurch der keimende Frühling in Frankreich ſich etwa von dem mir bekannten in Deutſchland unterſcheide. Ich nahm eine Lupe mit, die ich in der Wohnung vorfand. Als ich zurückkam, war der Eigenthümer des Hauſes da, ich vergaß die Lupe, und entdeckte ſie erſt, nachdem wir weit von der Stadt entfernt waren. So wenig ſie auch werth war, ſo war es mir doch verdrießlich.

Wir wurden nun beordert, über den Fluß zu ſetzen, und fanden Blücher und ſeine Umgebung in der heiterſten Stimmung. Die Ordre war eben angekommen, welche Blücher befahl, ſich mit Bülow und Winzingerode, die aus Belgien herbeizogen, zu vereinigen, und über das combinirte Heer das Oberkommando zu übernehmen, das ihn ſehr ſelbſtändig ſtellte. Das Heer brach auf, ein Zug längs der Ourcq ward verſucht, aber wieder aufgegeben. Es iſt bekannt, wie ſehr die Vereinigung mit General Bülow durch die unerwartete Uebergabe von Soiſſons erleichtert wurde. Ich erinnere mich aus dieſen Tagen wenig; nur das ungeheure Gedränge, als wir in die genannte Feſtung hineinzogen, ſchwebt mir vor.

Als wir mit dem Bülowſchen Heer zuſammentrafen, erſtaunten wir; ſowohl der gemeine Mann, wie die Offiziere dieſes Armeecorps hatten in den Niederlanden und in Belgien einen ſehr bequemen Feldzug erlebt; ſie hatten wenig Widerſtand gefunden; die reiche fruchtbare Gegend lieferte hinlängliche Nahrung, das ganze Armeecorps war wohlgenährt und ſtattlich bekleidet. Wie ganz anders erſchienen die Blücherſchen Truppen; erſchöpft, ermüdet, durch anſtrengende Märſche, Bivouacs und ſpärliche Nahrung abgemagert, die Bekleidung dürftig, viele Anzüge durchlöchert und zum Theil zerriſſen; die Schuhe zertreten. Unſere Lage fiel uns erſt jetzt durch den Contraſt auf eine grelle Weiſe auf.

Wir mußten indeſſen mit aller Anſtrengung in möglichſter Eile Laon zu erreichen ſuchen. Napoleon hatte die Abſicht uns zuvor zu kommen, und wäre es ihm gelungen, würde ohne allen Zweifel der ganze Feldzug eine andere, für uns ſehr ungünſtige Wendung genommen haben. Ich erinnere mich von dieſem Marſch nur ſo viel, daß, während die Schlacht bei Craonne rechts vor uns ſtattfand, die Truppen, die Blücher folgten, in Defileen gerathen waren, über deren Schwierigkeit wir erſchraken. Die Lage, in welche die Truppen bei dem Rückzuge nach der Schlacht bei Lützen im Muldethal geriethen und die mir ſo gefährlich ſchien, erneuerte ſich hier im großen Style. Ich hatte es ſchon einige Male erlebt, daß unſere Truppen, wenigſtens wie es mir ſchien, in einem faſt aufgelöſten Zuſtande waren, nie aber in einem ſolchen Grade, wie jetzt. Wie entſcheidend iſt es doch, dachte ich mir, in allen Kriegen, daß, trotz aller Recognoscirung und allem Spioniren,, keine der Parteien von der Lage der Gegner genau unterrichtet iſt; gerade wo eine ſolche Kenntniß am wichtigſten wäre, fehlt ſie gewöhnlich.

Wir zogen in Laon ein, Dieſe Stadt liegt auf einer ſteilen Höhe, die beſonders gegen Norden und Weſten eine weite Ebene beherrſcht. Sie iſt in allen Richtungen ſchwer zugänglich, und ihr Beſitz war überaus wichtig. So vortheilhaft nun unſere Stellung war, ſo verſuchte dennoch Napoleon mit aller Macht, uns aus der Stadt zu vertreiben.

Die Schlacht bei Laon war bekanntlich ſehr wichtig. Die hier errungenen Siege eröffneten uns den Weg nach Paris. Der Feind erlitt einen bedeutenden

Verluſt; ein Theil ſeiner Armee gerieth in große Unordnung. General York brachte ſpäter gern das Geſpräch auf einen nächtlichen Ueberfall, der hier gegen die Franzoſen unternommen wurde und gelang. Ob dieſe Darſtellung die vollkommen richtige war, weiß ich zwar nicht; es wird von Vielen bezweifelt. Ueberhaupt kann man wohl annehmen, daß die Art, wie manche Feldherren, ſelbſt ausgezeichnete, die Schlachten, die ſie geliefert haben, gewonnene, wie verlorene, auffaſſen, nicht immer die richtigſte iſt. In dem Gedränge des Augenblicks werden viele Maßregeln faſt inſtinktmäßig ergriffen. Mit den wechſelnden Ereigniſſen der Schlacht ändern ſich dieſe, ja ſie verſchwinden wohl, wenn auch nicht ganz, aus dem Gedächtniß, und werden ſpäter nicht mehr nach dem reinen Eindruck, ſondern nach dem günſtigen oder ungünſtigen Reſultate beurtheilt. General York pflegte nun, indem er ſich des Angriffs bei Laon erinnerte, die Behauptung aufzuſtellen, man müſſe die Franzoſen, wo es nur immer möglich wäre, nächtlich angreifen. Das leichtſinnige Volk, meinte er, vermöchte es nie, die Nacht hindurch auf allen Punkten aufmerkſam zu ſein, und ein beſonnener Angriff müſſe immer von glücklichem Erfolge ſein. Das Gelingen eines ſolchen Ueberfalls, ſagte er, hänge mit dem eigenthümlichen Charakter des Volks genau zuſammen. Der Franzoſe ſei zwar muthig, aber ſein Ehrgefühl ſei doch noch mächtiger, als ſein Muth. Am hellen Tage, wo ſein Betragen offenkundig iſt, kehrt er dem Feinde nicht den Rücken zu, in der dunkeln Nacht aber, wo er ſich nicht beobachtet weiß, entſchließt er ſich leicht zur Flucht.

Hier in Laon erreichte nun eine unglückliche Spannung zwiſchen General York und dem Blücherſchen Hauptquartier den höchſten Grad. Sie konnte uns nicht verborgen bleiben und beunruhigte uns ſehr. Ich habe zwar Manches von dieſer Spannung vernommen; denn ich lebte Jahre lang in genauen Verhältniſſen ſowohl mit dem Feldmarſchall York wie mit General Gneiſenau, und ſo offen und ſchonungslos, wie der Erſtere ſeinen Feind angriff, ſo vorſichtig äußerte ſich der Letztere. Ich wage jedoch nicht über dieſe Spannung ein Urtheil zu fällen; ſie hing zu genau mit den abweichenden militairiſchen Anſichten zuſammen, die mir, ihrem innerſten Zuſammenhange nach, doch unbekannt blieben. Da ſowohl Gneiſenau als York zu groß dachten, um ſich nicht da, wenn auch mit Widerwillen zu unterwerfen, wo die Erfolge des großen Krieges von ihrer Einigkeit abhingen; da hier jener unglückliche Zwieſpalt nicht, wie in der Kriegsgeſchichte öfters, das ſiegreiche Fortſchreiten hemmte, oder wohl gar Niederlagen herbeiführte: ſo würde ich von dieſer Spannung gar nicht geſprochen haben, wenn ſie nicht weltkundig geweſen wäre, und man von meiner Seite ein abſichtliches Verſchweigen vorausſetzen könnte. Blücher kränkelte; das Verhältniß quälte, ja erſchütterte ihn.

Ich erlaube mir noch eine ſeltſame Lebensrettung zu erzählen, die in dem Yorkſchen Corps ſtattfand; ich habe ſie auf eine ſolche Art vernommen, daß ich an der Wahrheit kaum zweifeln kann, obgleich ſie faſt unglaublich ſcheint. In der heftigen Schlacht ward das Pferd eines Offiziers des Yorkſchen Corps von einer Granate getroffen; ſie fuhr in den Vorderbug hinein und platzte im Leibe des Pferdes. Das Pferd machte einen convulſiviſchen Sprung und warf den Reiter ab. Die Stücke der zerſprungenen Granate flogen über ihn weg, die zeriſſenen Glieder ſeines

Pferdes lagen um ihn her, er aber blieb völlig unverletzt.

Die Angriffe des Feindes bei Laon erlebte ich auf eine wenigſtens ſehr bequeme Weiſe. General Bülow hatte die Gegend um Laon beſetzt und den Auftrag erhalten, die Stadt zu vertheidigen. Sie war von ſeinen Truppen dicht umgeben, und er lauerte auf eine jede Annäherung des Feindes. Der zur Kreideformation gehörige Berg, auf welchem Laon liegt, fällt ſehr ſchroff gegen Norden und Nordweſten ab; in einiger Entfernung vom weſtlichen Thore der Stadt läuft ein Hohlweg ſchroff und abſchüſſig nach der Ebene herunter, links liegt die ſchroffe Wand des Gebirges, die oben im gleichen Niveau mit der Höhe der Stadt eine Pläne trägt. Wir waren in Laon bei einer Bürgerfamilie gut einquartirt, und befanden uns etwa wie in einer Stadt im Anfange der Belagerung.

Napoleon machte in den erſten Tagen unſers Aufenthaltes wiederholte, wenn gleich vergebliche Angriffe auf Laon. Wir ritten des Morgens, nach einem angenehmen Schlafe und nach dem genoſſenen Frühſtücke vor die Stadt und hielten uns auf der hervorſpringenden Pläne auf. Hier waren wir nun Zeugen der Gefechte, die auf dem platten Lande zu unſern Füßen ſtattfanden. Die Pläne ward zwar am erſten Tage beſchoſſen, aber die Nähe unſerer Artillerie ſo wie die Höhe des Berges machten den Feinden das Beſchießen beſchwerlich. Am Tage des heftigſten Angriffs ſaßen Gneiſenau und Müffling auf Stühlen, die nahe an dem ſteilen Vorſprung in die Ebene hingeſtellt waren; (Blücher war, wenn ich nicht irre, krank in der Stadt zurückgeblieben.) Es war ein heller ſchöner Frühlingstag; die faſt unüberſehbare fruchtbare Ebene, mit vielen zerſtreuten Dörfern lag vor uns. Es war nicht eine zuſammenhängende Schlacht. Einzelne Corps der Feinde, die zum Vorſchein kamen, wurden, ſo wie ſie erſchienen, angegriffen, und die Gefechte fanden auf verſchiedenen, von einander getrennten Punkten zugleich ſtatt. Wir überſahen in völliger Ruhe das Ganze. Hier kämpften zwei Infanteriemaſſen heftig mit einander, und wir ſahen das im Anfange zweifelhafte Ringen, bis der Sieg ſich auf unſere Seite wendete, und die Feinde uns den Rücken zukehrten; dort griff unſere Cavallerie ein feindliches Quarré an, durchbrach und zerſtreute es. In einigen Dörfern ſuchte der Feind ſich hartnäckig zu halten: er ward vor unſern Augen aus dieſen vertrieben, und wurde verfolgt. An einer Stelle wurde ein ruſſiſches Quarré heftig angegriffen; es wurde mit Kartätſchen beſchoſſen, während große Cavallerie-Maſſen einhauten: aber es war nicht zu durchbrechen; es wendete ſich auf alle Weiſe, dehnte und zog ſich wieder dicht zuſammen; einem einzigen lebendigen Körper ähnlich, bewegte ſich die ganze Maſſe immer feſt zuſammengeſchloſſen, ohne irgend eine Lücke zu laſſen. Es war ein großartiges, erſtaunliches Schauſpiel. Die Ruſſen wurden durch den ſtrengen unbedingten Gehorſam zuſammengehalten; die Bewegung eines jeden Einzelnen war innig mit der ganzen Maſſe verſchmolzen; bei der organiſchen Einheit aller ihrer Bewegungen war es mir, als wäre die ruſſiſche Hörnermuſik, in welcher die einzelnen Töne eines jeden Hornes von einem einzelnen Menſchen hervorgebracht, in eine mächtige Melodie zuſammenfließen, hier verkörpert, als hätte ſie auf eine großartige Weiſe Geſtalt gewonnen; ſelbſt die Generäle erblickten dieſes

Schauſpiel mit Erſtaunen; Gneiſenau äußerte laut ſeine Freude.

Dicht hinter den Stühlen ſtand eine Mühle, eine Granate flog in dieſe hinein und zündete ſie an; ſie brannte hinter unſerm Rücken herunter. Von jetzt an ſchwieg die Kanonade völlig. Es war den Feinden gelungen, den Felſen zu erreichen, und ſich dem Hohlwege, welcher zur Stadt führte, zu nähern. Hier fand nun zu unſern Füßen ein heftiger Angriff von unſerer Seite ſtatt; wir mußten uns über den Rand der Höhe vorbeugen, wollten wir den Erfolg des Kampfes kennen lernen. Der Feind ward zurückgetrieben.

Wir waren, glaube ich, drei Tage hintereinander auf eine ſolche ruhige Weiſe Zeugen der Gefechte vor der Stadt; wir zogen jedesmal durch Schlaf geſtärkt des Morgens aus, und gegen Abend wiederum zu unſeren ruhigen Mahlzeiten zurück. Napoleon hatte ſich von Laon entfernt, und wir blieben ungeſtört in der Stadt.

Blücher wollte hier ſeinen ermüdeten Truppen einige Ruhe gönnen; ſie hatten, ſeit wir Chalons verließen, alle Tage gefochten. Ich war nicht Zeuge dieſer

Gefechte. Wir hörten wohl ab und zu das Getümmel der Schlacht in der Nähe, wie vor Mery, aber die verworrenen Nachrichten, die ich vernahm, verwirrten mich mehr, als ſie mich aufklärten.

Hier in Laon nun, wo wir bequem wohnten und verpflegt wurden, wo Nichts, nicht einmal die Schlachten unſere Ruhe ſtörten, gerieth ich während des friedlichen Aufenthaltes von ein paar Tagen in einen bedenklichen Zuſtand, welcher doch wohl durch eine innere Erſchöpfung hervorgerufen worden war. Meine Krankheit zeigte ſich zuerſt als eine krankhaft nervöſe Empfindlichkeit, die ich vergebens zu bekämpfen ſtrebte; das ewige Gerede meiner Umgebung, das Geplauder am Tage und das Schnarchen in der Nacht war mir völlig unausſtehlich. Eine entſetzliche Langeweile quälte mich; ſelbſt die Bedeutung des Krieges war mir verſchwunden, und ich war in einen Zuſtand der Verdumpfung verſunken, der mir entſetzlich war. Nach einer Mahlzeit bei Gneiſenau wagte ich es, einige Worte über dieſe meine Stimmung fallen zu laſſen. Es war ſonſt mein Grundſatz, während des Winterfeldzuges, wo ich meine Gegenwart überflüſſig ſah, alle Aufmerkſamkeit von meiner Perſon abzulenken;

ich überließ es Andern, unſern Mangel und unſere Entbehrungen zur Sprache zu bringen; weder Geldmangel noch Hunger preßten mir eine laute Klage ab. Es war mir jetzt zu einer fixen Idee geworden, daß eine beſtimmte Beſchäftigung mich retten würde. Was ich Gneiſenau klagte, bezog ſich vorzüglich auf die grenzenloſe Langeweile, an welcher ich litt. Ich beſchwur ihn, mir irgend ein Geſchäft aufzutragen. „Ich fühle, ſagte ich, wie ich in meiner jetzigen Lage täglich ſtumpfer werde; ich fürchte ſo herabzuſinken, daß ich für mein ganzes Leben unbrauchbar werden kann.“ „Lieber Freund, antwortete Gneiſenau, der fähigſte und brauchbarſte Krieger erlebt es, daß er wochenlang gar kein bedeutendes Geſchäft hat, und dann iſt die Langeweile ein nothwendiges Element unſerer jetzigen Kriege. Ich begreife, wie ich Sie aus Ihrem früheren Leben kenne, daß Sie mehr als Andere durch eine ſolche Lage gequält werden: aber faſſen Sie Muth, Napoleon iſt auf's Aeußerſte gebracht. Sebſt einige dumme Streiche unſererſeits können ihm nicht aufhelfen, und der Feldzug muß in kurzer Zeit beendigt ſein. Sie können, wie es im Kriege zu geſchehen pflegt, in wenigen Tagen, vielleicht morgen ſchon, Etwas erleben, wodurch Sie auf lange Zeit hin geſtärkt und erheitert werden. Ein Geſchäft für Sie weiß ich nicht, Sie müſſen ſich gedulden.“ Die Theilnahme, welche dieſer große Feldherr und herrliche Menſch auch hier zeigte, bleibt mir unvergeßlich. Er ſah wohl ein, daß meine Stimmung die Folge einer Krankheit ſei; und ſo war es: Eine Art Fieber brach aus, ich fühlte einen quälenden Durſt, und erhielt nun eine eigene Stube. Blücher verließ Laon und zog nach Fisme; wenige Truppen blieben in der von den Feinden verlaſſenen Stadt zurück: ich konnte Blücher nicht folgen und lebte nun einige Tage in ruhiger Einſamkeit mit meinem freundlichen Wirth und ſeiner Familie. Die Hülfe des Arztes wies ich ab; ich fühlte zu beſtimmt, daß meine Krankheit nur Erſchöpfung war. Völlig in Ruhe gelaſſen, brachte ich ununterbrochen mehr als die Hälfte des Tages in feſtem Schlafe zu. Der Wirth gab mir einige Bücher, die mir völlig gleichgültig waren, mich weder belehrten, noch eigentlich unterhielten, aber eben dadurch als eine Art heilſame Arzenei wirkten. Ich verließ zuweilen das Haus. Die Einwohner, die früher für mich gar nicht da waren, bewegten ſich auf der Straße, und das friedliche Leben tauchte allmälich auf. Die Stadt hat doch einige recht anſehnliche Straßen. Auf einer Promenade ſah ich Männer und Frauen luſtwandeln, und dieſe friedliche Umgebung trug eben ſo viel dazu bei, wie Ruhe, Pflege, Schlaf und guter Wein, meine ſchnelle Geneſung zu befördern. Ich ritt nun allein von meinem Burſchen und den beiden Landwehrmännern begleitet, nach Rheims. Auf dem Wege bewegten ſich hin und wieder Ruſſen und Preußen, und obgleich von keinen Truppen umgeben, konnte ich ruhig, wie in einem friedlichen Lande meine Reiſe fortſetzen. Auf dem Wege nach Rheims liegt Sillery; ruſſiſche Truppen waren eben im Begriff, die berühmten Weinkeller zu leeren. Meine kleine Begleitung brachte mir einige Flaſchen, die wir mit uns fortzubringen ſuchten. Bekanntlich war die berühmte Schriftſtellerin Frau von Genlis die Beſitzerin dieſes Gutes, und es ergötzte mich, hier die berühmten und vortrefflichen Weine der allgemein geſchätzten Frau zu genießen. Der Wein gewährte mir damals, ich geſtehe es, auch in geiſtiger Rückſicht einen größeren Genuß, als ihre Schriften.

Während ich in Laon die Zeit verſchlief, hatte St. Prieſt Rheims erobert, Blücher einige Tage daſelbſt zugebracht und dann die Stadt wieder verlaſſen. Auch hier konnte ich eine Zeit lang mit einigen meiner Freunde ruhig leben. Wir wohnten bei einem Weinhändler, der, weil er uns als zukünftige Kunden zu werben ſuchte, wohl auch durch uns andere zu erhalten hoffte, uns auf die zuvorkommenſte Weiſe behandelte und bewirthete. Der großartige Dom beſchäftigte mich hier durch ſeine einfache Erhabenheit aus der ſchönſten gothiſchen Zeit. Noch ſchwebt mir der Eindruck vor, den die Kirche mit ihren beiden Thürmen auf einem etwas erhöhten Platz liegend, auf mich machte; die Thüren ſah ich oft geöffnet, und wenn die ſchöne große Fenſterroſe von der Sonne beleuchtet, ein dämmerndes Licht in die Kirche hineinwarf, erſchien dieſe wahrhaft erhaben und großartig. Dieſer Eindruck hat ſich nach ſo vielen Jahren in mir erhalten. Durch den Dom in Upſala, der freilich nicht ſo mächtig iſt, wurde ich wieder an den in Rheims erinnert.

Ich weiß nicht, wodurch wir einige Tage in Rheims feſtgehalten wurden; ich fühlte mich geſunder als je, und zu meiner Wiederherſtellung trug es nicht wenig bei, daß ich hier, wie in den letzten Tagen in Chalons, ſo weit mein Anzug überhaupt es erlaubte, für die Reinlichkeit ſorgen konnte, und daß ich zugleich alle Tage einige einſame Stunden fand. In Chalons wie in Rheims verſuchte ich einige Eindrücke des Krieges durch eine Darſtellung aufzubewahren. Ich habe die Papiere verloren und nichts der Art aus dem Kriege mitgebracht. Ich war rüſtig, heiter, ja kriegsluſtig geworden; ich traf das Hauptquartier wieder bei La Fere Champenoiſe, und was ich hier erlebte, iſt freilich ſo merkwürdig, daß ich es nicht vergeſſen kann. Es war nach Mittag, als wir ein mächtiges Quarré auf einer großen Ebene, von General Pacthod angeführt, angriffen. Dieſes hatte ſich vor einem Sumpfe aufgeſtellt und erwartete uns. Einige Cavallerie-Angriffe wurden abgewieſen; jetzt wurden Kanonen herbeigeführt und das Quarré heftig mit Kartätſchen beſchoſſen. Dieſes behauptete mit bewunderungswürdiger Tapferkeit ſeine Stellung. Jetzt erſchienen auf den weſtlichen bedeutenden Höhen eine Menge Truppen. Es waren Corps der großen Armee. Unſer König war mit Kaiſer Alexander da. Das feindliche Quarré war völlig umzingelt und konnte ſich nicht, wie es wünſchte, nach einem im Rücken liegenden Sumpf zurückziehen. Das Kartätſchenfeuer ward fortgeſetzt, das Quarré auch von den Truppen der großen Armee beſchoſſen. Ich ritt an der Seite des General Gneiſenau. Dieſer näherte ſich den Feinden, warf den Mantel, den er trug, ab, und erſchien der feindlichen Front ganz nah in ſeiner glänzenden Generals-Uniform mit Orden bedeckt. Er ſprach die Feinde an und ſtellte ihnen vor, wie durchaus hoffnungslos ihre Lage wäre, er beſchwur ſie, uns nicht zum unnöthigen Blutvergießen zu zwingen, ſie möchten um ſich blicken, um wahrzunehmen, wie ſie von allen Seiten von einem weit überlegnen Feind umringt wären, wie ſie ſchon durch den kühnen Widerſtand, den ſie bisher geleiſtet, unſere Bewunderung erregt hätten, und wie ſie ſich jetzt mit Ehren ergeben könnten. Während er ſprach, ſchwieg das Kartätſchenfeuer. Das Quarré ſchloß ſich wieder und nahm eine drohende Stellung an, ja hier und da fielen Schüſſe gegen uns. Von der Seite der großen Armee war Herr von Thiele, jetzt General-Lieutenant und Staatsminiſter, der Adjutant des Königs, an den General Pacthod geſchickt, um ihm ähnliche Vorſtellungen zu machen. Die bewunderungswürdige Haltung des tapfern Helden hatte uns in Erſtaunen geſetzt, aber auch die größte Theilnahme erweckt. Aus allen Gegenden der Ebene, von den Höhen herab rückten Truppen hervor und ſchloſſen das Quarré immer enger ein. Da ward das Schauſpiel, welches ſich jetzt in der hellen Abendbeleuchtung zeigte, großartig tragiſch.

Wie ich ſpäter vernahm, hatte der commandirende feindliche General die Aufforderung des königlichen Adjutanten abgewieſen, ſich ſeiner Perſon bemächtigt und ihn in die Mitte des zum Widerſtande entſchloſſenen Quarré's geſtellt. Hier war er nun, von allen Seiten den befreundeten Geſchützen ausgeſetzt, in großer Gefahr. Als er ſpäter wieder zurückkehren konnte, ward er mit einer lebhaften Freude von ſeinen Freunden empfangen; man wünſchte ihm zu einem höhern Grad, den er erhalten hatte, Glück. Aber er war von dem Erſchütternden, was er erlebt hatte, von der wärmſten Theilnahme an der Tapferkeit des kämpfenden Feindes, ſo ergriffen, daß die ſonſt ſo erfreuliche Beförderung keinen Eindruck auf ihn machte. Jetzt wurde nun das Quarré von allen Seiten angegriffen. Einzelne Kanonenkugeln der großen Armee fielen in unſere Mitte. Ich kann verſichern, daß ich an mich ſelbſt nicht dachte; das große Schauſpiel einer feindlichen Macht, die ſich noch immer gegen den gewiſſen Untergang wehrte, erſchütterte mich. Auch von unſerer Seite geſchah ein heftiger Cavallerie-Angriff; Gneiſenau begleitete ihn, ich folgte. Die locker gewordene Maſſe wich und ich befand mich an Gneiſenau's Seite mitten in dem Quarré. Die zerſtreuten feindlichen Maſſen hielten noch zuſammen, und verſuchten, wo möglich, den Sumpf zu erreichen. Das Schießen von Seiten des Feindes hörte einen Augenblick auf; da trat eine Dame uns angſtvoll entgegen, es ſchien die Frau eines höhern Offiziers zu ſein. Zwar wurden wir von den zerſtreuten Truppen, die ſich zu vereinigen ſuchten, noch immer beſchoſſen, aber die Schüſſe waren einzeln, unſicher und hatten nur geringe Wirkung. Verglichen mit der früheren vereinigten Vertheidigung des mächtigen Quarre's, erſchienen dieſe vereinzelten Schüſſe, wie die gemäßigten Windſtöße nach einem heftigen Sturm, und wie man nach einem Orkan dieſe ſchwächere Luftbewegung als eine Windſtille betrachtet, ſo dachte auch jetzt Keiner daran, daß der vereinzelte Schuß tödtlich treffen konnte. Die

Dame erſchien durchaus als eine Frau von höherem Stande. Sie näherte ſich dem General, um Sicherheit flehend; auch er ſchien von Theilnahme ergriffen und trug mir auf, für die Frau Sorge zu tragen. Ich fühlte nun zwar, welche Verpflichtung in dieſem Augenblick auf mir ruhete. Ja es war jetzt meinem Auftrage gemäß, die mir anvertraute Frau ſo ſchnell wie möglich aus der gefährlichen Umgebung zu bringen. Ich ſtieg vom Pferde ab, hatte ſie aber nur wenige Schritte begleitet, als ich von einem der Offiziere des Hauptquartiers angehalten wurde. Er fragte, wo ich die Frau hinbringen wolle? Ich geſtand ihm meine Rathloſigkeit und erzählte ihm, wie mir von dem General der Auftrag geworden war. Er behauptete, daß dieſes Geſchäft ihm gebühre, daß er beſſer, als ich, Mittel und Wege kenne, um für ihre Sicherheit zu ſorgen. Ich überließ ihm gern dieſes Geſchäft, und glaubte ſo ſelbſt beſſer für ſie geſorgt zu haben. Sie betrug ſich während meiner kurzen Begleitung mit vieler Würde, ſie ſchien mehr aufgeregt als erſchrocken durch das Große, was ſie erlebt hatte, mehr männlich gehoben als weibiſch niedergedrückt, und doch ſprach ſich das ſchmerzliche Gefühl, wenn ſie an das

Schickſal der Ihrigen dachte, auf eine ergreifende Weiſe aus; ſie rang dann die Hände und ſchien ſich ſelbſt und die Gefahren der Umgebung vergeſſen zu haben. Der Offizier, deſſen Obhut ich ſie anvertraut hatte, ſprach fertiger franzöſiſch, als ich, der nur einzelne tröſtende Worte ungeſchickt hervorbringen konnte, und gewiß mit einer Ausſprache, die ihr völlig unverſtändlich war; ſo vermochte ich kaum ihr Vertrauen zu erwerben. Daß ſie verſtändlich und theilnehmend in ihrer eigenen Sprache angeredet wurde, ſchien mir in dieſem Augenblick die erſte nothwendige Hülfe, die ihr geboten werden konnte, und ich fand mich ſelbſt beruhigt, als ich ſah, wie ſie ſich von mir abwandte und ſich offenbar mit Freude dem Offizier anſchloß. Nie habe ich mein Ungeſchick in der franzöſiſchen Sprache mehr bedauert, ſo oft es mich auch ſonſt in Verlegenheit gebracht hat. Ich ſah ſie mit einiger Unruhe ſich entfernen; den Offizier, den ich überhaupt wenig kannte, traf ich nie wieder, und das Schickſal der Frau iſt mir völlig unbekannt geblieben. Während dieſer Begleitung verliefen nur wenige Minuten, und als ich zurückkehrte, hatte die Scene ſich völlig verändert. Hier und da brannte noch ein feindlicher Krieger in in der Wuth der Verzweiflung ſein Gewehr ab, aber das Quarré war verſchwunden, die Gefangenen nach allen Seiten fortgeführt und das Schlachtfeld war mit Leichen und Sterbenden und wenigen gefährlich Verwundeten bedeckt.

Jetzt entſtand nun auf dem Schlachtfelde ſelbſt ein Markt grauenhafter Art; ruſſiſche Uhlanen ſtiegen von den Pferden ab, ſtießen mit einem mächtigen Griff die mit kleinen Flaggen gezierten Lanzen feſt in die Erde hinein, um die Pferde anzubinden, und zogen die Leichen faſt völlig nackt aus, auch Sterbende wurden nicht verſchont, für die Verwundeten aber, an deren mögliche Rettung man glaubte, wurde auf eine theilnehmende Weiſe Sorge getragen. Während dieſe Plünderung hier ſtattfand,wurden an einer andern Stelle die geplünderten Gegenſtände feil geboten; Stiefel, die man nöthig hatte, dann Kleidungsſtücke, Uhren u. ſ. w.; mir wurde ein ſehr ſchönes Pferd für wenige Thaler angeboten. Es widerſtand mir aber der Kauf, und ich mußte ſpäter Vorwürfe darüber hören, ihn nicht angenommen zu haben.

Ich eilte dem General nach, der äußerſt fröhlich geſtimmt war. Die hier ſtatt gefundene Niederlage des Feindes war uns ſehr wichtig. „Nun, Steffens, ſagte der General ſich zu mir wendend, haben Sie noch immer Langeweile?“ „Wenn Sie mich, antwortete ich, öfters auf eine ähnliche Weiſe unterhalten wollen, ſo hat dies wohl keine Gefahr.“ Ich habe mehrere Jahre ſpäter zufällig aus einem gedruckten Verzeichniſſe der Inhaber des eiſernen Kreuzes erfahren, daß mir bei dieſer Gelegenheit dieſe mir ſo erfreuliche Auszeichnung zu Theil ward.

Mit dieſer höchſt intereſſanten Affaire ſchloß nun der Winterfeldzug. Wir zogen jetzt durch Städte und Dörfer, die uns wohl bekannt waren, ſo durch La Ferte ſur Jouarre; wir paſſirten den verhängnißvollen Wald von Etoges, zogen ruhig und heiter an einem ſchönen Vormittage durch die Straßen von Champaubert und über die Hügel hinfort, die an dem Gefahr drohenden Tage uns Montmirail verbargen. Nach zwei Tagen erreichten wir Meaux; hier fand die Vereinigung der großen Armee mit der Schleſiſchen ſtatt. Das Getümmel in der Stadt war furchtbar; vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein dauerte der unermeßliche Strom, der ſich, enge zuſammengedrängt, wie ein mächtiger Fluß, wenn er hoch angeſchwollen durch ein enges Felſenthal eingeklemmt iſt, durch die engen Straßen von einem Ende der Stadt bis zum andern fortwälzte. Alle Einwohner waren in ihren Häuſern eingeſchloſſen, auch wir wagten uns nicht in das Gedränge, welches den ganzen Tag die Straßen erfüllte, hinaus; Kanonen und Munitionswagen, Reiter und Fußvolk waren in ſich und dicht an die Wände der Häuſer gepreßt. Dieſelben Völkermaſſen, die auf den Höhen bei Leipzig am Tage der großen Schlacht vorüberzogen, waren hier in den engen Straßen zuſammengedrängt und nahmen kein Ende.

Wir bewohnten ein Haus in einer ziemlich langen Straße und obgleich dieſe vorüberziehende Maſſe, die ſich langſam fortwälzte, uns in Erſtaunen ſetzte, ſo ermüdete ſie uns doch zuletzt. Ein junger Offizier glaubte dem Feldmarſchall anzeigen zu müſſen, daß er einen Menſchen entdeckt habe, der an einem offenen Fenſter ſitzend, die Zahl der Truppen aufzeichnete; er lachte bei dem Bericht. „Laſſen Sie ihn, antwortete er, ruhig ſitzen; vermag er die Zahl zu umfaſſen und verliert nicht die Geduld, ſo iſt es mir ſehr angenehm. Ich hoffe, daß er Paris früher erreicht als wir, da gehört ſein Bericht hin, und wir haben wahrlich keinen Grund, die Schwäche unſerer Armee zu verbergen.“ Wir hatten den ganzen Tag auf unſerer Stube feſtgehalten, faſt nichts genoſſen. In einer Nebenſtraße war, wie wir erfuhren, eine Reſtauration, und es gelang, uns, ſie zu erreichen, Blanc und Schulz, der Feldprediger, der als Director der adligen Akademie in Brandenburg ſtarb, begleitete mich; eine feine Mahlzeit ward aufgetragen, die Flaſche Burgunder auf den Tiſch geſtellt, wir waren allein, das Kriegsgetümmel ertönte nur aus der Ferne. Das Geſpräch wandte ſich von dem Kriege und ſeinen Ereigniſſen ab, und auf die deutſche Literatur. Das Verhältniß Schillers zu Göthe, das Verhältniß beider zur Poeſie des neunzehnten Jahrhunderts, ward immer lebhafter behandelt, der Feldzug und unſere gegenwärtige Lage war vergeſſen. Die gute Mahlzeit nach dem Hunger des Tages, der erheiternde Wein, die wiedererhaltene Geſundheit hatten mich fröhlich geſtimmt, ich befand mich wieder in Deutſchland, meine alte Beſchäftigung tauchte wieder auf, alte Ideen traten hervor und ich fand mich ganz in den innern geiſtigen Kampf des anfangenden Jahrhunderts verſetzt und mit ſeinen Waffen vertraut. Der Feldzug lag mir wie ein zwar bedeutendes, aber ſchnell vorübergehendes Zwiſchenſpiel vor; ich war über mich ſelber erſtaunt. Denn obgleich jetzt völlig geſund, hatte mich doch bisher eine ſtille Angſt nie verlaſſen; es war mir, als wären alle tiefen und mächtigen Geiſter aus meiner Seele gewichen, als würden ſie mich nie auf die alte vertrauliche Weiſe wieder begrüßen. Wie in meiner frühen Kindheit, als die Begierde nach Kenntniſſen mich in unruhige Bewegung ſetzte, legte ich mir oft wiſſenſchaftliche Fragen vor, aber die Gegenſtände erſchienen mir nur aus der Ferne wie verſchleiert; dann ergriff mich eine unbeſchreibliche Angſt, als würden die alten Zeiten niemals wieder hervortreten: und jetzt, plötzlich wie durch einen Zauber tauchten ſie wieder auf, ganz auf die alte trauliche Weiſe, als hätten die lieblichen Genien mich nie verlaſſen. Ich fand mich erheitert und geſtärkt und voll lebendiger Hoffnung. Nicht die Siege allein, mit dieſen die großen Reſultate, die reifen Früchte derſelben traten mir entgegen, und die mächtige Zukunft begrüßte mich.

Wir ſtanden vor Paris. Die Stellung der Truppen iſt mir unbekannt; die Hügel von Pantin und Montmartre verbargen die Stadt ganz; ſelbſt die Blücherſchen Corps fochten in der Ferne. Vor uns lagen nun dieſe Hügel, hinter uns ſahen wir den Thurm von St. Denis, das Hauptquartier war auf einer weiten Ebene verſammelt, und lange vernahm ich von der Schlacht und von den Bewegungen in Paris gar nichts. Ich hatte den Tag vorher in großer Spannung einen beſchwerlichen Marſch gehabt, hatte die Nacht ſchlaflos zugebracht, und als wir hier ſtundenlang von den Truppen getrennt auf der Wieſe hielten, ohne etwas zu erfahren, ſteigerte ſich die Ungeduld bis auf's Höchſte, ſtumpfte ſich dann in ſich ſelber ab und mich ergriff in dieſem wichtigen Moment eine unwiderſtehliche, höchſt verdrießliche Schläfrigkeit. Unſere Pferde waren weiter zurückgeblieben. Ich hüllte mich in meinen Mantel ein und verfiel in einen tiefen Schlaf.

Als ich erwachte, fand ich mich ganz allein; auf der ganzen weiten Ebene entdeckte ich keinen Menſchen, um mich herum fand ich Kanonenkugeln, welche die Erde aufgewühlt hatten; ich wußte nicht, wo ich mich hinbegeben ſollte. Es dauerte lange, ehe ich das Hauptquartier wiederfand. Es hatte ſich rechts näher an den Montmartre gezogen. Ich vernahm nun, daß die Generäle den Platz verlaſſen hatten, weil der Feind ihre Gegenwart entdeckt und die Kanonenſchüſſe immer heftiger wurden. Zwar fand die Kanonade auch früher ſtatt; ſie ſteigerte ſich ſpäter, vermochte aber meinen Schlaf nicht zu ſtören. Wäre ich von einer der um mich herliegenden Kugeln getroffen worden, ich glaube, ich wäre ſchlafend aus der Welt geſchieden. Jetzt wurden die Nachrichten von den Fortſchritten unſerer Armee immer häufiger, die aus andern Berichten hinlänglich bekannten geſteigerten Unruhen in Paris, die erſt verſuchte und dann wieder aufgegebene Vertheidigung der Stadt erſcholl immer entſchiedener; noch ſuchten die Franzoſen ſich auf dem naheliegenden Montmartre zu vertheidigen. Es war wieder ein ſehr ſchöner Frühlingsabend; Gneiſenau ſtand, von wenigen Offizieren umgeben, auf der Ebene, da erſchien ein franzöſiſcher Offizier. Es war Bourgoing, ein Sohn des auch als Schriftſteller bekannten ſpaniſch-franzöſiſchen Geſandten; er überbrachte die Nachricht von dem geſchloſſenen Waffenſtillſtand. Während er ſeinen Bericht abſtattete, ſchlug eine Granate in unſerer Nähe in einen Munitionswagen ein. Die Trainknechte zerhieben eilig die Stränge und entfernten ſich im Galopp. Bourgoing ſah etwas bedenklich um ſich, Gneiſenau entfernte ſich langſam, die Granate platzte, eine heftige Exploſion fand ſtatt, die Trümmer flogen in großen Bogen über unſere Köpfe weg und Gneiſenau ſetzte das Geſpräch mit größter Ruhe fort. Ich erhielt von dem General den Auftrag, den auf dem Abhange des Montmartre fechtenden ruſſichen Truppen die Nachricht von dem abgeſchloſſenen Waffenſtillſtande zu überbringen.

Da, wo ich den Berg beſtieg und die fechtende Avantgarde traf, war dieſer mit dichtem Gebüſche bewachſen, und es dauerte einige Zeit, ehe es gelang, die vereinzelten Tirailleurs aus dem Gefechte zurückzurufen. Da aber nun auch die Feinde ſich zurückzogen, ſo hörte der Angriff hier wie auf allen andern Punkten auf, und eine wunderbare Ruhe trat allenthalben ein. Ich beſtieg den Berg, die Ruſſen hatten die Stadt eingenommen, und wenige Minuten ſpäter erſchien Gneiſenau.

Cuvier und Brogniart hatten in den letzten Jahren ihre in der Geognoſie Epoche machenden geognoſtiſchen Unterſuchungen bekannt gemacht, und ich glaubte mit dem Montmartre, ſeiner Umgebung und ſeiner Lage ſehr wohl bekannt zu ſein.' Ich erſuchte den General, mich zum Führer anzunehmen. Daß wir vor Begierde brannten, Paris in ſeinem ganzen Umkreiſe zu unſern Füßen liegen zu ſehen, war natürlich. Gneiſenau, heiter geſtimmt, gewährte mir freundlich meine Bitte. Ich führte ihn und ſeine Umgebung durch eine Straße, die aber gerade vor uns durch Häuſer abgeſperrt war; „da liegt Paris, das iſt entſchieden," ſagte ich, als Gneiſenau ſich an mich wandte und lächelnd ein langſam fragendes „nun" ausſprach. Ein großer Thorweg lag links vor uns, wir befanden uns auf einem Kirchhofe. Eine niedrige Mauer begrenzte ihn, und vor uns lag in der ſchönſten Abendbeleuchtung die große Stadt, die wir erobert hatten, und ich ſtand neben Gneiſenau.

Ich faltete ſtill die Hände; ein Gebet ſchwebte ſtumm auf meinen Lippen, es war der größte, ja der heiligſte Moment, den ich erlebt habe; die ganze inhaltſchwere Zeit, ſeit ich in Halle durch Boltenſtern, obgleich aus der Ferne, in die erſte geheime Verbindung mit Gneiſenau trat, die ſtillen vertrauten Zuſammenkünfte in Breslau, der Ausbruch des Krieges in dieſer Stadt mit ſeiner mächtigen Begeiſterung, der ganze Feldzug mit ſeinen verworrenen Ereigniſſen und glänzenden Siegen, ſchwebten vor mir. Paris, und mit dieſer Stadt der mächtige Rieſe, der Europa erſchüttert hatte, lagen ohnmächtig zu unſeren Füßen. Ich ſah nichts als die mächtige Stadt, die Jahrhunderte lang Europa beherrſcht, alle herrſchenden Gedanken gefangen genommen und gefeſſelt hatte; bis jetzt konnte ſie ſich mit Recht die große Stadt, die Hauptſtadt der Geſchichte und der Cultur der Völker nennen. Ich ſah nichts als dieſe Stadt, und der heiter geſtimmte Held, wie er ſiegreich verklärt daſtand, ſchien mir die edle Geſtalt, der Genius des Krieges, uns der rettende, dem geſtürzten Rieſen der richtende, zu ſein. Ich blickte noch weiter um mich her und in mich hinein, ich erlebte die Zeit, als ich noch im vorigen Jahrhundert zuerſt freudig begeiſtert, mit jugendlicher Hoffnung die deutſchen Gauen begrüßte, aber inmitten des freundlichen Genuſſes das drohende Gewitter erkannte, welches von Ferne aufzog, lange ſam ſich näherte, zerſchmetternd unter uns einſchlug, — und nun ſtill ſich zerſtreute, und die Sonne und den heitern Himmel uns wiedergab. Der klare ſchöne Abend war ſelbſt das treueſte Bild des ſchönen Traumes, der mich gefangen hielt.

Jetzt fingen nun die Herren, die Paris früher beſucht hatten, an, uns die verſchiedenen Gegenden zu bezeichnen. Wir ließen uns gern unterrichten, und verließen den Kirchhof erſt, als die Dunkelheit die Gegenſtände uns zu verbergen anfing. Selbſt in den beſſern, ja prachtvollſten Wohnungen in Paris, wie in allen größeren Städten, herrſchte ſo, wie ich damals Frankreich kennen lernte, ein grauenhafter Hintergrund von Schmutz und Unreinigkeit. Jene angenehme Reinlichkeit, die mit Bequemlichkeit verbunden iſt, wie wir ſie in England, in den deutſchen Reichsſtädten, in Norwegen finden, iſt in Frankreich unbekannt, und Lord Monboddo, der, indem er die Behauptung aufſtellte, man müſſe ſich alle Tage baden, ſelbſt von den Engländern zu ſagen pflegte, ſie meinten reinlich zu ſein, wenn ſie alle Morgen ein reines Hemd über den Miſthaufen würfen, enhält ſogar eine viel zu günſtige Ausſage, wenn es auf den

Franzoſen angewandt wird; denn dieſer putzt ſich zwar ſehr ſorgfältig, aber er reinigt ſich nicht. Der Schmutz wagt ſich in den kleinen Städten offener und naiver hervor, und das Städtchen Montmartre, obgleich als eine Vorſtadt von Paris zu betrachten, ſah den kleineren Städten in den entfernteren Provinzen vollkommen ähnlich.

Ich konnte nicht umhin, eine andere Betrachtung anzuſtellen. In einem jeden andern Lande würde eine ſolche Höhe, die eine Ueberſicht über die ganze mächtige Hauptſtadt gewährt, mit prachtvollen Villen bedeckt ſein: aber der Franzoſe liebt es mehr, ſich in in den Straßen, in den Salons herumzutreiben; er erwartet jeden Morgen irgend eine Neuigkeit, die ihm für den Tag als ein Reizmittel dienen kann, welches ihm unentbehrlich iſt; ja die immer ſich erneuernden bürgerlichen Unruhen entſpringen nicht ſelten aus dieſen immer wachſenden Bedürfniſſen. Die ſtille Ruhe eines heimatlichen Daſeins, die ſüße Gewohnheit des friedlichen Lebens iſt ihm unausſtehlich, und eine jede Bewegung fühlt dieſes Volk nur, wenn ſie an Krampf grenzt.

Ich war in einem Hauſe mit General Gneiſenau einquartirt, und gegen Mittag erſchien er mit ſeiner liebenswürdigen Verlegenheit in meiner Stube; ich ſah es ihm an, daß er mir Etwas zu ſagen hatte, was, wie er befürchtete, mir unangenehm ſein würde. Erſt ſprach er von Manchem hin und her, von Scenen aus dem Feldzuge, mit Anerkennung von dem Wenigen, was ich geleiſtet hatte, und ſuchte mich offenbar in eine heitere Stimmung zu verſetzen. Endlich konnte er mir doch das Unangenehme nicht verbergen. „Lieber Steffens, ſagte er, heute Nachmittag findet der feierliche Einzug des Kaiſers und des Königs von Preußen in Paris ſtatt; die Truppen, die am wenigſten durch den Feldzug gelitten haben, werden ſie begleiten und die Offiziere erſcheinen ſämmtlich in Parade-Uniform.“ Ich unterbrach ihn ſchnell und zwar laut auflachend; „Ich kann, ſagte ich, freilich nicht dabei ſein; zur Parade bin ich nicht eingerichtet.“ Ich verſicherte ihn, daß ich dieſen Uebelſtand nicht einmal bereuen könnte. Ich würde mich ſtill in Paris einſchleichen, um nicht als ein Schmutzfleck der ſtattlichen Garde zu erſcheinen. Einer meiner Freunde aus Schleſien, der jetzige Oberregierungsrath Häckel war mit mir in gleicher Lage; er war lange von uns getrennt geweſen, weil er, vom Nervenfieber ergriffen, irgendwo zurückblieb. In den letzten Tagen des Feldzuges erſchien er wieder, trug aber noch immer ſtarke Spuren der langſamen Geneſung und war bürgerlich gekleidet. „Wir wollen, ſagte ich, auf gut Glück nach Paris hineinreiten; ich liebe es, mich in einer großen Stadt zu verirren; ich möchte eine Wette darauf eingehen, wir finden irgend einen uns bekannten Deutſchen, der uns zurecht weiſt.“ Er nahm meinen Vorſchlag, der ihm pikant ſchien, an, und wir warteten den Augenblick ab, als die Generäle, die Offiziere und die Truppen in ihrem Parade-Anzuge das Städtchen verlaſſen hatten. Wir ritten darauf, ohne irgend eine Erkundigung einzuziehen, einen ſehr ſteilen holprigen Weg nach Faubourg Montmartre hinunter; die Straßen der Vorſtadt waren menſchenleer, nur hier und da entdeckten wir einzelne Perſonen, die forteilten, und wir glaubten uns nicht zu irren, wenn wir derſelben Richtung folgten. So erreichten wir den Boulevard eben in dem Augenblick, als uns zur Linken in einer ziemlichen Entfernung Kaiſer und König mit den Truppen bei den prächtigen Häuſern langſam und feierlich vorbeizogen. Eine unüberſehbare Menſchenmaſſe war in den Nebenſtraßen zuſammengedrängt; man hatte Mühe, durch Militair den Platz für die Sieger zu gewinnen, alle Fenſter der prachtvollen Wohnungen waren mit jauchzenden Zuſchauern beſetzt; die Damen in den eleganteſten Anzügen; weiße Schnupftücher wehten aus den Fenſtern, ein Lilienregen fiel aus allen Stockwerken auf die ſiegreichen Feinde; auf der Straße erſchienen alle wohlgekleideten Herren mit weißen Kokarden; man ſollte glauben, ein ſiegreiches franzöſiſches Heer hätte einen gefährlichen Feind vernichtet und zöge jetzt triumphirend in die Stadt ein: und in dieſem Augenblick ging der Held, der den ganzen europäiſchen Continent bezwungen hatte, der erſtaunliche Mann, welcher Frankreich zum Herrn aller Völker machen wollte, wie einſt Julius Cäſar, von wenigen Truppen begleitet, von den Einwohnern verlaſſen, ſeiner Vernichtung entgegen! Ich geſtehe es, in dieſem Augenblick erſchienen mir die Pariſer verächtlich. So wurde Napoleon doch noch nirgends in Deutſchland empfangen! In Berlin empfing ihn der ſtille verbiſſene Ingrimm.

Wir eilten ſtillſchweigend über den Boulevard; ich fühlte mich, indem ich mich in die Seele der Pariſer hineindachte, wie tief beſchämt; ich konnte, dieſem unwürdigen Schauſpiele gegenüber, die Freude unſers Triumphes nicht fühlen, und es war mir, als müßte ich, von der Scham der Einwohner durchdrungen, ſchüchtern in die menſchenleeren Straßen des Boulevard mich verbergen. Hier faßte ich mich, erwog alle Verhältniſſe und betrachtete das Schauſpiel aus einem milderen, gerechteren Geſichtspunkte. Hatten wir doch erklärt, daß wir nur Napoleon, nicht das franzöſiſche Volk bekämpften; aber Jener hatte viele Feinde, und als ſeine Eroberungsſucht immer grenzenloſer ward, als er die kampffähige Maſſe des ganzen Landes in Anſpruch nahm und es völlig erſchöpfte, wuchs die Zahl ſeiner Gegner. Viele Tauſende hielten ſich überzeugt, daß nur die Rückkehr zur alten Dynaſtie, zum alten, geſchichtlich geſetzmäßigen Zuſtande, das Land retten könnte, und hatten die alte Treue durch alle Gräuel der Revolution, bei allem Glanz der Siege der großen Armee, unerſchütterlich feſtgehalten. Als Napoleon den Emigranten die Rückkehr erlaubte, benutzten viele Tauſende dieſe Erlaubniß; die alte väterſche Heimath zog ſie an, aber ſie änderten ihre Geſinnungen nicht. Ueber Alles drückend war ihnen die napoleoniſche Herrſchaft, der Gipfel der ihnen verhaßten Revolution. Dieſe Franzoſen waren jetzt mit uns die Sieger; das Land war in ſeiner Selbſtändigkeit geſichert, die verdrängte Dynaſtie würde, das hoffte man mit Zuverſicht, wieder zurückkehren; wie Viele hatten für dieſe, jetzt in Paris verſammelt, theils in gefahrvolle Conſpirationen verflochten, theils verzweiflungsvoll in der Vendee kämpfend, das Leben gewagt. Dieſe durften ſich wohl, wie wir, befreit glauben, und ſie drängten ſich jetzt alle nach dem Boulevard. Die bei weitem größere Zahl der Einwohner, welche die Schmach des Landes, des ſonſt ſiegreichen Heeres fühlten, die den jetzt geſtürzten Helden mit Theilnahme in ſeinem letzten verzweiflungsvollen Kampfe begleiteten, die ſich durch den König von einer fremden Macht ihnen aufgedrungen, tief verletzt fühlen mußten, verbargen ſich und ihren Gram in den Häuſern; wir fanden die Straßen leer, denn die größere Zahl der Einwohner erſchien an dieſem Trauertage nicht, während die bei weitem kleinere, leichtſinnig jubelnd, die grauenhafte Niederlage als einen Sieg begrüßend, die nahe Umgegend und die Fenſter aller Häuſer erfüllte.

Ein theilnehmendes Gefühl der Trauer und des Schmerzes erfüllte auch mich, als wir ſtillſchweigend durch die Straßen irrten.

Die Richtung, die wir nahmen, war eine durchaus abſichtsloſe; wir hatten aber eben die Gegend und das Theatre italien erreicht, als ein beſcheidener junger Mann uns deutſch anredete. „Darf ich wohl fragen," ſagte er, „ob Profeſſor Steffens der Armee nach Paris gefolgt iſt?" „Siehſt du," ſagte ich zu meinem Freunde, der doch zu glauben anfing, daß dieſes abenteuerliche Hineinreiten in Paris uns in Verlegenheit ſetzen werde, „daß ich recht hatte?" Der junge Mann war ein Leipziger Candidat oder Doktor der Medicin, der ſich in Paris aufhielt, um unter Cuvier die comparative Anatomie zu ſtudiren. Er folgte uns, verſchaffte uns eine, wenigſtens proviſoriſche Nachtherberge in irgend einem nahen Hotel, und blieb bei uns.

Durch den jungen Mann erfuhr ich nun, daß Cuvier ſeinen Zuhörern erzählte, ich hätte die Wiſſenſchaft und alle Studien aufgegeben und wäre Soldat geworden. Cuvier gehörte zu den Erſten, die ich beſuchte. Ich ward von ihm mit großer Höflichkeit aufgenommen, und nach einigen Geſprächen bemerkte ich bald, daß er von einer Furcht ergriffen war, die mich in Erſtaunen ſetzte. Zuletzt ſprach er ſich vollkommen und unumwunden aus. Man glaubte, ich hätte den Auftrag, die Sammlungen im Jardin des plantes zu plündern. „Dieſe Plünderung, ſagte ich, wäre der Napoleoniſchen in Rom keineswegs zu vergleichen; dort war es allerdings ein Raub, deſſen Gegenſtand ſonſt unter cultivirten Völkern als außerhalb des Krieges und ſeinen Folgen liegend betrachtet wird, aber es war doch der Staat, den man beraubte: hier aber wäre es, als dränge man, von den ſiegreichen Fürſten dazu beordert, in Raphaels Künſtler-Werkſtätte ein und entriſſe ihm ſeine eigenen Werke. Die Schätze der hieſigen Sammlungen ſind nicht bloß zufällig zuſammengeraffte, oder für Geld erſtandene, ſie ſind zugleich, geordnet und zubereitet, wie wir ſie finden, Geiſteswerke der franzöſiſchen Naturforſcher. Gerathen ſie durch Raub in fremde Hände, ſo verlieren ſie ihre lebendige Bedeutung; der Räuber iſt nicht nur ein ſittlich beſchimpfter, er würdigt ſich auch, will er die Sammlung benützen, zum bloßen Commentator der franzöſiſchen Gelehrten herab. So tief ſind die deutſchen

Gelehrten nicht geſunken. Sie werden, fuhr ich lächelnd fort, zwar eine Unbequemlichkeit erleben, und in dieſer Beziehung möchte ich Sie und die Direktoren der Sammlungen bedauern. Die Zahl der gewöhnlichen Beſucher wird über alles Maaß zunehmen; nicht allein die Offiziere, eine große Menge der Gemeinen ſelbſt ſind gebildete Männer, die den Jardin des plantes und ſeine durch das Genie der Gelehrten des Landes gehobenen und verklärten Schätze ſehr wohl zu würdigen wiſſen. Sie werden indeſſen dieſe Krieger beſcheiden, lehrbegierig zwar, aber ſchüchtern finden, indem ſie ſich den Männern nähern, die ſie hoch achten und verehren.“ Cuvier war offenbar beruhiget. In ſeiner Freude ergriff er die Sammlung der in den Annalen der Akademie einzeln abgedruckten Abhandlungen über die Umgegend von Paris und überreichte ſie mir als Geſchenk. Er erbot ſich, mich, ſo weit die Zeit es erlaubte, in den Sammlungen für die comparative Anatomie durch einen zuſammenhängenden Vortrag zu orientiren. Es war nicht eine bloß leere Verſicherung, ſondern ſein völliger Ernſt. Zwar kannte ich noch nicht meine zukünftige Stellung in der Armee, ſah aber wohl ein, daß man keine Anſprüche an mich machen, am wenigſten mich in meinen Studien ſtören würde. Cuvier ruhete nicht, bis Tage und Stunden feſtgeſetzt waren. Ich verdanke dieſem großen Forſcher ſehr viel; ſein Vortrag war ungemein klar, die Geduld, die er dem Unkundigen, der ihn oft mit läſtigen Fragen unterbrach, zeigte, unerſchöpflich. In der That war die Menge der Unterſuchungen, die durch ihn ſelbſt und durch ſeine Schüler angeſtellt wurden, und über welche es mir vergönnt war, mir eine allgemeine Ueberſicht zu erwerben, ſo unermeßlich, daß das, was gedruckt werden konnte, zu dem mehr oder weniger ſchon Erforſchten, ſich wie ein Minimum verhielt, und darin lag der große Werth des Unterrichts. Die Kenntniſſe, die man ſich hier erwarb, konnte man ſich durch keine Schriften verſchaffen. Was Cuvier's ausgezeichneter Freundlichkeit gegen mich einen höheren Werth gab, war, daß meine ganze Unterhaltung mit ihm, ſo wie ſeine Vorträge, in deutſcher Sprache ſtattfanden.

Ueberhaupt iſt wohl hier die Stelle, während ich mich in ein fremdes Land, von fremden Gelehrten umgeben, denen ich mich verſtändlich zu machen wünſchte, verſetzt fand, eine Lücke in meiner Bildung und Erziehung zu erwähnen, die ich oft tief empfunden habe, und die mir wohl auch nicht ſelten vorgeworfen wurde. Zwar benutzte ich die herrſchenden europäiſchen Sprachen, und die Schätze und Genüſſe, die ſie darbieten, aber alle ſind mir nur zugänglich, wenn ſie ſtumm in der Einſamkeit meines Zimmers mir entgegentreten. Die lebendige Rede vermag ich nur in den ſcandinaviſchen Sprachen, in der deutſchen, und durch den Schulunterricht in der lateiniſchen Sprache zu verfolgen. Wie oft habe ich es bedauert. Und doch möchte dieſe Lücke in meiner Bildung, die ich tief empfinde, für mich eine heilſame Seite haben. Die große Beweglichkeit meines Geiſtes, das lebhafte Intereſſe, mit welchem ich, wie den geiſtigen Zuſammenhang der Gegenſtände, ſo auch die Lebensverhältniſſe ergriff, würde, beherrſchte ich mit Leichtigkeit mehrere Sprachen, mich gewaltſam in die mannigfaltig ſich durchkreuzenden Verwickelungen der bewegten Zeit hineingeriſſen haben; ich hätte wahrſcheinlich einen größeren Einfluß ausgeübt, ein glänzenderes Glück gemacht. Oefter in meinem Leben habe ich es erfahren, wie die Lücke in meiner Bildung Mächtigen, die mir ihr Vertrauen ſchenkten, unerwartet erſchien und ſie unangenehm überraſchte. Aber eben dieſer Unkenntniß verdanke ich es, daß die Geiſter der verſchiedenen Völker mich nur in der ſtillen Einſamkeit begrüßen, die Einheit der Contemplation fördern und nicht ſtören.

Noch lag unſer Verhältniß zum franzöſiſchen Volke unentſchieden vor mir. Es war noch in den erſten Tagen. Alle zuſammengeraubten Kunſtſchätze boten ſich den Siegern zum Genuſſe dar, und ich eilte nach den Sammlungen des Louvre. Hier fand ich nun, wie bei Cuvier, Beweiſe der Angſt, welche die Einwohner ergriffen hatte, die aber bereits wieder verſchwunden war. Die Verſicherungen des Kaiſers wie des Königs hatten die Pariſer völlig beruhigt. Als ich in den Saal der antiken Statuen trat, erblickte ich die Gruppe des Laokoon, die Statuen des belvederiſchen Apoll und der mediceiſchen Venus eingemauert; dieſe Mauerumgebungen ſtanden frei in dem großen Saale, und man war eben im Begriff, ſie zu zerſtören. Einzelne Köpfe der Laokoontiſchen Gruppe traten aus der umhüllenden Steinmaſſe hervor; der Apoll zeigte nur erſt ſein Stolz gebietendes Antlitz; die Venus war bis zur Hälfte entblößt, und ich erblickte ſie, wie ſie nicht den leichten Wellen, ſondern den geſtaltloſen rohen Maſſen entſtieg.

Und hier trat nun der Schluß des Krieges, das Reſultat unſerer Siege, mir wie ſo Vielen, faſt verletzend entgegen. Zwar erwartete, ja wünſchte ich, eine milde Schonung der überwundenen Feinde in ihrer glänzenden Hauptſtadt; zwar würde meine Geſinnung, wäre es in der Verwirrung unſerer damaligen Lage möglich geweſen, ſie laut zu verkündigen, eben der Milde wegen hart getadelt worden ſein; am aller entſchiedenſten in dem Heere, mit welchem ich in Paris einrückte. Als ich nun aber die Schonung, die ich wünſchte, in eine Huldigung verwandelt ſah, als die ſiegreichen Regenten ſich ſelber, als beherrſchten ſie Barbaren, der Hauptſtadt gegenüber ſtellten; als ich ſah, wie dieſe noch immer als die Hauptſtadt der Welt betrachtet wurde: da war es mir, als erblickte ich Attila vor Rom; da ergriff mich eine tiefe Wehmuth, die ſich bis zum Ingrimm ſteigerte. Ich ſah es, wie unſere Stärke eben in ihrem heiligſten Urgrunde verletzt wurde, deshalb auch gelähmt erſchien und ſich in knechtiſche Unterwerfung verkehrte. Hätten die Pariſer dieſes früher auch nur geahnet, ſie hätten Recht gehabt, als ſie uns jubelnd empfingen. Wie fern lag uns noch der wahre Sieg.

Es iſt faſt unmöglich, eine umfaſſende und klare Darſtellung jener unruhigen Tage, der ſich mannigfaltig durchkreuzenden Ereigniſſe zu geben. Ich bezog ſchon am zweiten Tage mit meinem Freunde Häckel ein anderes Hotel. Damit mein Aufenthalt in Paris eine Berechtigung erhielt, ward ich bei der Commandantur angeſtellt. Der Commandant war Graf Golz, der Blücher als General-Adjutant begleitete, und ſpäter als preußiſcher Miniſter in Paris ſtarb. Ausdrücklich war dabei zugeſtanden, daß man meine Zeit durchaus nicht in Anſpruch nehmen würde. Ein untergeordnetes Geſchäft, welches mir zum Schein übertragen wurde, konnte ich durch einen andern, aus der Kriegskaſſe Beſoldeten, betreiben laſſen. Ich ward in den Palaſt eines früher emigrirten Pairs an der Ecke der Rue de Beaune und des Quai du pont royal, dem Louvre gegenüber, einquartirt; meine Fenſter gingen nach dem Quai hinaus. Einige Jahre ſpäter war ein Panorama von Paris, von dem Thurme des

Louvre aufgenommen, in Breslau zu ſehen. Ich konnte meiner Frau meine Wohnung zeigen; die Stube lag dicht vor uns im Vordergrunde des Gemäldes, das Fenſter war geöffnet, wir ſahen mit einander in die Stube hinein, in welcher mir die kurze Ruhe in der ſtets aufregenden Verwirrung, die mich täglich umgab, für wenige Stunden vergönnt ward.

Die erſte bedeutende Verlegenheit, die in Paris entſtand, war ein unglaublicher Geldmangel; dieſer fand auch bei den höchſten Perſonen ſtatt. Selbſt unſer König empfand ihn, und wir wurden um deſto mehr in Verlegenheit geſetzt, da wir uns, das freie Quartier ausgenommen, eigentlich alle als Reiſende betrugen und bedeutende Ausgaben hatten. Ich ging zu dem General-Intendanten, ihm meine Noth zu klagen, wurde aber abgewieſen; zornig verließ ich ihn, und traf auf der Straße einige bekannte Offiziere, die mit einem dritten, mir unbekannten, ſich unterhielten. In meinem Zorne erzählte ich meinen vergeblichen Beſuch, äußerte die Vermuthung, daß er wohl für ſeine Untergebenen hinlänglich zu ſorgen wüßte, und brauchte eine Benennung, die mir ſonſt keineswegs geläufig war und die ich, auf die Verpflegungsbeamten angewandt, heftig zu tadeln pflegte. In der That ward es allgemein anerkannt, daß ſie, beſonders wegen des Winterfeldzuges, mit großer Sorgfalt und Aufopferung ihr Amt unter den ſchwierigſten Umſtänden verwaltet hatten. Unter Freunden ausgeſprochen, wäre dieſe Aeußerung eine vollkommen gleichgültige und bedeutungsloſe geweſen; unglücklicherweiſe fehlte mir das Gallſche Organ für die Unterſcheidung der Uniformen. Der danebenſtehende, mir Unbekannte, war ein Verpflegungsbeamter. Er eilte zu ſeinem Chef und klagte mich an. Ich erhielt von dieſem ein Schreiben, in welchem er mir die heftigſten Vorwürfe machte, und mir ankündigte, daß er ſich im Namen ſeiner verletzten Untergebenen genöthigt ſehe, dem Feldmarſchall eine Klage einzureichen. Ich antwortete, wie ſehr ich es bedauerte, eine, wie ich geſtehen müſſe, gerechte Veranlaſſung zur Klage gegeben zu haben, daß aber mein Vergehen wenigſtens nicht ſo groß ſei, als es ihm nothwendig erſcheinen müſſe; dennoch ſähe ich ein, daß meine Entſchuldigung ihm unglaublich ſcheinen, ja vielleicht einer leeren Ausflucht gleichen würde. Er würde es nicht glauben, daß ich den ganzen Feldzug mitgemacht hätte, ohne die Uniformen unterſcheiden zu lernen, und doch ſei es, wie ich der Wahrheit gemäß verſichern könnte, der Fall. Der unſchickliche Ausdruck ſei mir freilich in einer verdrießlichen Lage entſchlüpft, wäre aber, in meinem Sinne, kein unmittelbarer Angriff auf ehrenwerthe Beamte in der Gegenwart eines ſolchen. Eben ſo wenig ſei es meine Abſicht, ihn zu bitten, die Anklage zurückzuhalten; den Ausſpruch des Feldmarſchalls würde ich abwarten und ſeinem Entſchluſſe mich unterwerfen. Am zweiten Tage erhielt ich von Blücher eine Einladung zum Frühſtück. Einige Offiziere waren gegenwärtig und der Feldmarſchall trat mir entgegen. Blücher ſagte, ſehr heiter geſtimmt: „Es iſt eine Klage über Sie eingelaufen, aber Sie ſollten doch wiſſen, daß man die — nicht — in ihrer Gegenwart nennen darf.“ Ich erzählte ihm meine freilich unglaubliche Unkunde. Alle lachten; Auſtern und Champagner, die aufgetragen waren, wurden in der fröhlichſten Stimmung genoſſen, und ſo endigte mein Feldzug mit einer Anklage und einer Disciplinarſtrafe, die freilich heiter, milde, ja faſt luſtig erſchien.

Die drückende Geldverlegenheit dauerte zwar nicht lange, doch gelang es mir, durch dieſen Beſuch bei dem Feldmarſchall einen Menſchen aus einer höchſt traurigen Lage zu reiſſen. In den erſten Tagen erſchien ein groſſer, anſehnlicher, noch junger Mann, während wir uns im Hotel de Bruxelles aufhielten.

Als die Armee über den Rhein ging, wurden die Kaſſen aus Mainz nach Paris gebracht. Die Kaſſenbeamten mußten folgen, und dieſe vernachläſſigte man dort völlig, ſie verhungerten faſt. Einige verſchmachteten hülflos und verlaſſen auf dem Dachſtübchen der Hinterhäuſer groſſer Gebäude; einige hatten ſich in Verzweifiung das Leben genommen. Der unglückliche S., der bei uns erſchien, gehörte zu dieſen Kaſſenbeamten. Die groſſe kräftige Geſtalt war durch Hunger völlig ausgedorrt; er genoß, was wir ihm vorſetzten, mit Heißhunger. Er bot ſich an, wenigſtens in den erſten Tagen, unſer Führer zu ſein. Mir gelang es, durch die freundliche Unterſtützung des Grafen Golz, ihm eine Stelle bei der Commandantur zu verſchaffen, und S. war nun gerettet. Das kleine Geſchäft, welches mir aufgetragen war, ward ihm übergeben; ich hatte die Aufſicht und auf mir ruhte die Verantwortung. Er ward einquartirt, und man kann ſich das Entzücken dieſes Mannes denken, als er ſich in einer bequemen Wohnung befand, im Hauſe ſeine Beköſtigung erhielt, ſich anſtändig kleiden und ohne quälende Sorge der nächſten Zukunft entgegenſehen konnte.

Ich war nun genöthigt, einen bedeutenden Aufwand zu machen, wenn ich den kurzen Aufenthalt in Paris zweckmäßig benutzen wollte. Die ganze Zeit hindurch miethete ich einen Fiacre, der mir von 7 Uhr des Morgens bis 4 Uhr Nachmittags zu Gebote ſtand. Zuerſt fuhr ich nach dem Jardin des plantes, wo Cuvier die Güte hatte, mich auf eine lehrreiche Weiſe zu unterrichten. Die Mineralienſammlung beſchäftigte mich zunächſt. Mehrere Abtheilungen waren mir höchſt wichtig, aber vorzüglich zogen mich doch die prachtvollen Exemplare der Foſſilien-Gerippe aus der Umgegend von Paris an. Die Menagerieen und die Treibhäuſer betrachtete ich im Vorbeigehen. Hauy, den berühmten Greis, ſprach ich einige Mal, aber Lucas, der Inſpektor der Mineralien-Sammlung, war doch mein gewöhnlicher Führer. Etwa um 12 Uhr verließ ich den Jardin des plantes, und fuhr nach dem entlegenen Palais Luxembourg, wo ich die chemiſchen Laboratorien in der Nähe fand. Hier opferte mir Gay

Luſſac viele Zeit, und ich kann die Geduld, mit welcher er ſich dem ungeſchickten Deutſchen verſtändlich zu machen ſuchte und mühſam das Geſpräch unterhielt, nicht dankbar genug anerkennen. Das einige Jahre früher entdeckte Jod, welches eine ſo bedeutende Rolle ſpäter in der Chemie ſpielte, beſchäftigte eben die franzöſiſchen Chemiker. Einige Verſuche wurden in meiner Gegenwart angeſtellt, und eine nicht unbedeutende Maſſe der in Deutſchland damals größtentheils noch unbekannten Subſtanz mir geſchenkt. Vom Palais Luxembourg fuhr ich dann nach der großen Gemälde-Gallerie des Louvre. Hier brachte ich eine Stunde zu, meiſtens unter den Gemälden, ſelten in der plaſtiſchen Sammlung. Die Steinarten der Antiken wurden mir hier ein Gegenſtand des Studiums, und durch den damaligen däniſchen Miniſter Bernſtorf ward ich veranlaßt, für einige Diplomaten einen kleinen Vortrag über die zur Kunſt angewandten Steinmaſſen zu halten.

Ich muß hier ein Geſtändniß ablegen, welches ohne allen Zweifel mir den Vorwurf mancher Leſer zuziehen wird. Den Fiacre entließ ich beim Louvre, und von der Gallerie ging ich dann täglich nach dem Palais Royal. Es war mir darum zu thun, ſo weit die Zeit es erlaubte, einen eiligen Blick in das aufgeregte Leben unſittlicher Leidenſchaftlichkeit hineinzuwerfen. Ich beſuchte regelmäßig einen Saal, wo die Pariſer ſich um die Tafel des rouge et noir verſammelten. Faſt alle die Spielenden waren Franzoſen oder Engländer, zuweilen erſchienen wohl auch deutſche oder ruſſiſche Offiziere. Ich trug einen Napoleon bei mir, der für das Spiel beſtimmt war. Ging dieſer beim erſten Satz verloren, ſo verließ ich den Saal. Gewann ich, ſo entfernte ich mich eben ſo ſchnell mit meinem gewonnenen Geldſtück. Auch hier verließ mich das Glück, welches ich, wie man ſich vielleicht erinnert, in Carlsbad in meiner Jugend gehabt hatte, nicht, und ich darf behaupten, daß die Ausgabe für meine nicht ganz frugalen Mahlzeiten in Paris durch den Gewinn gedeckt wurde. Mehr als den einen Napoleonsd'or konnte ich nicht verlieren, denn ich trug nicht mehr bei mir. Freunde, die mich in meiner Wohnung aufſuchten, trafen mich nie. Die Menge derſelben wuchs mit jedem Tage, und denjenigen, die ich zufällig auf der Straße fand, machte ich den Vorſchlag, daß wir uns zum Diner in einer Reſtauration in der Rue Vivienne einfinden wollten, wo ich zu eſſen pflegte. Es ſprach an, Einer theilte es dem Andern mit, und nach und nach verſammelte ſich bei Grignon eine ſo große Menge Deutſcher, daß wir faſt die einheimiſchen Gäſte verdrängten und durchaus die Herren ſpielten. Nach der Mahlzeit beſuchte ich für gewöhnlich die Theater, meiſt das Théâtre français, wo ich Talma beſonders bewunderte; die große Oper, das Théâtre des variétés, oder das Odeon, wo die italieniſche Oper mit ſeltener Vollendung gegeben wurde. Ich erinnere mich beſonders einer Darſtellung von Mozarts Figaro, die mich ganz hinriß.

Ein Abend in der großer Oper während der erſten Tage unſers Aufenthaltes war beſonders merkwürdig. Es war mir gelungen, einen Platz ganz vorn am Orcheſter zu erlangen; ich lehnte mich an die Barriere, die dieſes von dem Parterre trennte, und ſah mit Luſt, wie Parterre und Logen des anſehnlichen Amphitheaters ſich allmählich füllten. Ich betrat zum erſten Mal ein franzöſiſches Theater. Der Eindruck war doch mächtig. Ein Gemurmel, welches ſich erſt in engeren Kreiſen, dann in immer größeren vernehmen ließ, überzeugte mich, daß dieſer Abend nicht bloß durch die Darſtellung einer Oper, ſondern auch ſonſt auf andere Weiſe höchſt intereſſant werden ſollte. Die entgegengeſetzten Parteien hatten dieſen Abend für Demonſtrationen nationaler Geſinnung beſtimmt; im Orcheſter, gerade vor mir, ſaß Spontini, und vor ihm lagen zu meinem Erſtaunen die Noten zu zwei Opern; ſie waren beide noch nicht aufgeſchlagen, ich konnte die Titel leſen. Die eine Oper war: Le triomphe de Trajan, die zweite Spontinis Veſtalin. Ich glaubte hier ſchon die Vorbereitung zu den beiderſeitigen Demonſtrationen zu erkennen, und irrte mich nicht.

Endlich ward die Bewegung immer lauter. Ein Theil des Publikums forderte den Triumph des Trajans, ein anderer die Veſtalin. Wie ich ſpäter hörte, war die erſte Forderung von dem napoleoniſch geſinnten Perſonal der großen Oper ausgegangen; das Publikum ſchien getheilt, die entgegengeſetzten Forderungen ſchwankten hin und her und wuchſen bis zur Betäubung. In Tieck's geſtiefeltem Kater wird das mitſpielende Publikum über das im Stücke aufgeführte Stück zum heftigen Zorn hingeriſſen; dann erſcheint ein Beſänftiger; aus der Zauberflöte wird die Arie: In dieſen heil'gen Hallen kennt man die Rache nicht u. ſ. w. geſungen, und das Publikum beruhigt ſich nicht allein, ſondern bricht auch in heftige Beifallsbezeigungen aus. Dieſe Scene ward nun durch das zum Drama verwandelte Parterre und durch die mitſpielenden Logen hier wiederholt. Das Lied: Vive Henri quatre, aus der Jagd ward geſpielt; viele Zuhörer ſtimmten ein, allenthalben ward geklatſcht, man glaubte das Publikum beruhigt, der Vorhang ward aufgezogen, die Sänger der Veſtalin traten hervor: aber plötzlich erſcholl nun ein furchtbares Geſchrei, jene mußten ſich zurückziehen, der Vorhang fiel, und der Kampf fing auf die nämliche betäubende Weiſe von Neuem an. Jetzt erſchienen nun auch Männer in der Königlichen Loge, Leitern wurden hereingebracht und beſtiegen, und der Kaiſerliche Adler, der über der Loge angebracht war, wurde unter einem fürchterlichen Gemiſch von Ziſchen, Schreien und Beifallsäußerungen abgenommen. Mehr als eine Stunde verging unter dem Wechſel von laut gewordenen entgegengeſetzten Forderungen und vorübergehender Beſänftigung, wenn man das Lied anſtimmte. Endlich, während einer kleinen Pauſe, rief Jemand, daß man eine Deputation an den Kaiſer Alexander ſenden wolle, und daß man hoffe, das Publikum würde mit ſeiner Beſtimmung zufrieden ſein. Während dieſer Zeit ſchwiegen zwar die Forderungen der entgegengeſetzten Parteien, aber faſt drohender noch ſchien die zurückgedrängte Bewegung, und der gedämpfte Laut, der durch ſo viele tauſend heftige, vereinzelte Geſpräche entſtand, erklang wie das Brauſen eines gewaltigen Sturmes, der ſich immer drohender näherte. Die an den Kaiſer Abgeſandten erſchienen wieder. Als ſie ſich über die Loge lehnten und erkannt wurden, entſtand plötzlich eine große Stille. Der Kaiſer, welcher, wie es ſchien, eine jede Gelegenheit ergriff, um dem Pariſer Volk ſeine Hochachtung zu bezeigen, ließ antworten, daß er ſich in dieſen Kampf nicht miſchen wolle; eine jede Wahl des ihm ſchätzbaren Publikums wäre ihm recht.

Jetzt erhob ſich, da der Kaiſer ſelbſt den Kampf zu billigen ſchien, das Geſchrei noch viel wilder. Es gab Augenblicke, wo ich erwartete, daß die Parteien ſich wechſelſeitig körperlich angreifen würden, daß dieſes dramatiſche Vorſpiel, welches ohnehin als ein ſolches viel zu lange gedauert hatte, ſich in eine Tragödie von mehreren Akten verwandeln würde. Ich glaubte mich in den Saal des Nibelungen-Kampfs verſetzt und ſah ſchon das vergoſſene Blut und den gefährlichen tödtlichen Ausgang. Während deſſen eilte man ängſtlich wieder zum Kaiſer. Dieſer wählte die Veſtalin; das Publikum unterwarf ſich dem kaiſerlichen Entſchluß; das Stück fing an, aber die Mitternachtſtunde näherte ſich. Es war merkwürdig, wie ſchnell die aufgeregten Maſſen beruhigt waren; alle ſchenkten der Darſtellung die größte Aufmerkſamkeit. Man hätte glauben ſollen, Männer und Frauen zu ſehen, die eben die ſtille ruhige Beſchäftigung beſeitigt hatten, die ihre Familien mitbrachten, um einen ergötzlichen Abend zu genießen. Selbſt zwiſchen den Akten blieb Alles ruhig. Ein großes Ballet folgte nach der Oper, die zahlloſe Menge der Menſchen trennte ſich ohne irgend eine bedeutende Aufregung, es war tief in der Nacht, als ich nach Hauſe kam. Das heftige Vorſpiel erſchien mir nach der ruhig genoſſenen Darſtellung wie ein wilder Traum.

Ich hatte mir vorgenommen, wo möglich alle Theater, ſelbſt die geringeren, zu beſuchen; auch brachte ich einen Abend in einem Theater zu, wo kleine Stücke aufgeführt wurden und als Zwiſchenſpiele Seiltänzer ihre Künſte zeigten. Aber dieſe Theaterabende wurden doch häufig und zwar auf eine angenehme Weiſe unterbrochen; ich brachte die Abende dann bei deutſchen Familien zu. Es war bei Reinhardt, der, nachdem er eine ſo bedeutende Rolle geſpielt hatte, jetzt ſtill und zurückgezogen lebte, und dann bei dem niederländiſchen Geſandten Reinhold, deſſen Bekanntſchaft ich früher in Deutſchland irgendwo gemacht hatte. Wenn ich neben den deutſch gebildeten Frauen auf dem Sopha ſaß, wenn auf dem runden Tiſche mir der lockende Theeapparat entgegenlächelte, war mir, als wäre ich plötzlich in das ſtille, vergangene Leben verſetzt; die Geſpräche wandten ſich gewöhnlich von aller Politik ab, und mitten in den Stürmen des Tages, die uns umgaben, genoſſen wir das ſtille heimathliche Leben der Gewohnheit und verſanken in dieſe.

Aber auch einige Vormittage wichen von den gewöhnlichen ab; ich brachte ſie im Hôtel des deux Siciles bei Graf v. Schlabberndorf zu. Man kennt dieſen höchſt merkwürdigen Mann, deſſen entſchiedene Geſinnung ihn ſchon in den erſten Zeiten der Revolution nach Paris hinzog. Hier hatte er alle wechſelnden Stürme derſelben durchlebt; den Gefängniſſen der

Conciergerie, ja vielleicht gar der Guillotine entging er nur durch eine Flucht nach London. In Paris lebte er ſehr eingezogen; mit den unglücklichen deutſchen Profeſſoren Forſter aus Mainz und Kramer aus Kiel hatte er in den vertrauteſten Verhältniſſen gelebt, Reinhard war ſein Freund, und auch mit meinem Schwiegervater bei ſeinem Aufenthalt in Paris während der Revolution und ſpäter während des Conſulats, ſtand er in genauer Verbindung.

Graf Schlabberndorf war reich, aber er liebte ein zurückgezogenes Leben. Die preußiſchen Geſetze erlaubten dem großen Gutsbeſitzer nicht eine ſo lange Entfernung aus dem Vaterlande; er wurde öfters ermahnt, achtete aber nicht darauf, und man ſchonte ihn. Der Verwalter ſeines Vermögens war zuweilen in Verzweiflung; die bedeutenden Einkünfte häuften ſich, ohne daß der Graf über ſie disponirte, zu großen Capitalien an; der Verwalter bat und beſchwur ihn, über die großen Summen zu verfügen: er erhielt Jahre lang keine Antwort. Als ich ihn einſt nach der Mahlzeit beſuchte, fand ich ihn in ſeinem Hotel in einem ziemlich großen Saal; dieſer war mit alten Möbeln und Bücherſchränken beſetzt. Auf mehreren Tiſchen lagen unordentlich Bücher und Papiere umher; alte Gläſer und Porzellan-Geräthe ſtanden auf den Schränken; große verblichene ſeidene Gardinen hingen von den hohen Fenſtern herab; Alles war mit Staub bedeckt; den Papieren ſah man es an, daß viele eine lange Zeit ruhig gelegen und nicht berührt worden waren, einige Bücher lagen aufgeſchlagen vielleicht ſeit Monaten.

Der Graf war tief in den Siebziger Jahren, noch immer ein ſtattlicher Mann, von impoſanten Geſichtszügen; er trug einen hellſeidenen Schlafrock, der ein ſehr verbrauchtes Anſehen hatte, und ein ſeidenes Barett. Als ich mich nannte, ward ich ſehr freundlich empfangen. Aber er war nicht allein; in einem Halbkreiſe ſaßen einige franzöſiſche Herren, und als ſie genannt wurden, hörte ich die Namen mir wohlbekannter politiſcher Notabilitäten. Ich blieb ein ſtillſchweigender Zuhörer, ſie entfernten ſich, und jetzt fing das Geſpräch mit dem alten merkwürdigen Manne erſt an. Die Unterhaltung mit den franzöſiſchen Herren, die ihn eben verlaſſen hatten, drehte ſich durchaus um den gegenwärtigen politiſchen Zuſtand des Landes; ihre Aeußerungen waren höchſt vorſichtig. In der ſchwankenden Lage des Staates ſchienen die meiſten ihre Geſinnungen verbergen zu wollen; ſie fühlten ſich wohl auch durch die Gegenwart eines preußiſchen Offiziers geſtört. Als ich gegen den Grafen dieſe Vermuthung äußerte, erwiderte er ſpöttiſch: „ſie waren vor Ihrer Ankunft nicht offener, ein Jeder möchte jetzt hinter dem Berge halten, nicht, weil er ſeine Geſinnung gewechſelt hat, oder weil es ihm an Entſchloſſenheit und Muth fehlt, ſondern weil er eine jede übereilte Aeußerung zu umgehen ſucht. Warten Sie einige Zeit, da die Sieger ſo ſchonend verfahren, wird ſie wohl nicht lange ausbleiben, und Sie werden es erleben, daß dieſe Männer, einige wohl ſogar an der Spitze einer mächtigen Oppoſition, ſich entſchieden erklären werden; aber dieſe muß erſt Raum und Kraft finden, ſich zu bilden. Nur in Deutſchland treten vereinzelte Fanatiker hervor und rufen auf ihre eigene Hand wie wahnſinnig in die Wüſte hinein; oder predigen dem herbeiſtrömenden Haufen, der ihnen vielleicht im Anfange mit Erſtaunen zuhört, dann aber höhnend den Rücken kehrt."

Obgleich Schlabberndorf ſelten, in der letzten Zeit nie, ſeine Stube verließ, ſo war doch vielleicht Keiner, ſelbſt ſolche, die eine Hauptrolle in den politiſchen

Ereigniſſen des Tages ſpielten, ſo wohl unterrichtet von den wechſelſeitigen Stellungen der Parteien gegen einander, von ihren Abſichten und ihrer Macht, von den Geſinnungen der Hauptperſonen, wie Graf Schlabberndorf. Er hatte ſich das Vertrauen bedeutender Parteihäupter, eben wenn ſie ſelbſt in Gefahr ſchwebten, während der bedenklichſten Epoche der Revolution erworben. Der imponirende Ernſt, mit welchem er unter den Franzoſen erſchien, die überlegene Beſonnenheit, mit welcher er ſich nur wenigen anvertraute, während er die meiſten gewann, ſicherten ihm eine Herrſchaft, die höchſt merkwürdig war. Unter verwickelten politiſchen Verhältniſſen findet man ſolche, die man ſelbſt einem jeden anvertrauen kann. Was man bei dem Grafen Schlabberndorf erfuhr, konnte man mit Sicherheit als wahr annehmen. Wer ſich bei ihm verſammelte, theilte ihm Nachrichten mit und tauſchte andere dafür ein. Selten wagte man wohl, ihn zu täuſchen; die Meiſten ahnten, daß ſie durchſchaut wurden. Napoleon ließ ihn genau beobachten, aber beſonders dieſem gegenüber, den er haßte, blieb er völlig unergründlich.

Ich habe ſchon früher den bedeutenden Antheil erwähnt, den er an der Schrift meines Schwiegervaters: „Napoleon und das franzöſiſche Volk unter ſeinem Conſulat“ gehabt hatte, daß der wichtige Theil dieſer Schrift, in welcher die Künſte, die Napoleon angewandt hatte, um die höchſte Gewalt zu erlangen, und wie er die politiſchen Combinationen des Augenblicks benutzt hatte, beſonders von ihm herrühren und ein glänzendes Zeugniß ablegen von der genauen Kenntniß der Zuſtände, von mächtigen Perſonen und den geheimen Intriguen einer Epoche, in welcher die Energie einer wahnſinnigen Zeit nachzulaſſen und in ſich zuſammenzuſtürzen anfing.

Während ich nun in dieſer Zeit den ganzen Tag hindurch mannigfaltig und anſtrengend beſchäftigt war, bot Paris ein ſeltſames Schauſpiel dar. Aus allen europäiſchen Ländern eilten, wenn Vermögen und Muße es ihnen erlaubten, Reiſende herbei, welche die Stadt erfüllten; während Paris von den Siegern, in deren Gewalt es war, mit unverdienter Schonung behandelt wurde, ſtrömten unermeßliche Summen aus allen Ländern dahin. Die Zahl der Engländer, die ſich hier aufhielten, war unglaublich groß. Unter dieſen war das damalige Parlaments-Mitglied Greenough, der ausgezeichnete geognoſtiſche Skeptiker; K. von Raumer und ich ſtellten mit ihm geognoſtiſche Excurſionen an; der Erſte war unſer belehrender Führer. Raumer hatte bei ſeinem früheren Aufenthalt in Paris die Unterſuchungen des Cuvier und Brogniart verfolgt und war eben deswegen dem Greenough ſehr willkommen. Wir kamen auf einer ſolchen Excurſion nach Verſailles. Ich geſtehe, daß weder das Schloß noch der weitläufige Garten in dem verödeten Zuſtande, in welchem wir beide vorfanden, einen angenehmen Eindruck auf uns machten. Dieſes Muſterbild europäiſcher Nachäffereien war mir ſogar widerwärtig. Die peinliche einförmige Symmetrie des langen Gebäudes war mir zuwider; man konnte die entſprechenden Theile deſſelben kaum überſehen; man mußte, um ſie zugleich aufzufaſſen, die lange Reihe der doppelten zuſammenpaſſenden Theile in großer Entfernung betrachten; wollte man ſie näher beſehen, ſo war man genöthigt, von dem einen Theil nach dem andern fortzuſchreiten, den erſteren ſich wohl einzuprägen, um die peinliche Uebereinſtimmung zwiſchen beiden bis in den kleinſten Theilen zu erkennen. Kaum würde Tieck es wagen, den Garten, wie er damals uns erſchien, ſo zu loben, wie er dieſe Gartenform in ſeiner geiſtreichen Vertheidigung derſelben als fortgeſetzte Salons in ſeinem Phantaſus darzuſtellen ſucht. Wo ein Garten eine große Gegend einnimmt, iſt die Steigerung derſelben zur künſtleriſchen Idealität, wie die engliſchen Parks, doch auf jede Weiſe vorzuziehen. Ein kleiner Raum wird allerdings, als Park geſtaltet, eine widerwärtige Verzerrung; aber eine Gegend in einen franzöſiſchen Garten verwandelt iſt unausſtehlich, und in einem ſolchen Garten, mit ſeiner ſteifen Einförmigkeit, zu wohnen, würde mich unglücklich machen. Ich erinnere mich, daß wir Petit Trianon, jenes kleine Luſtſchloß, durch die Orgien Ludwig des Fünfzehnten ſo berühmt, beſahen. Napoleon pflegte ſich zuweilen hier in die Einſamkeit zurückzuziehen. Wir ſahen ein Gemach, in welchem er dann arbeitete und ſtudirte. Wir fanden daſelbſt eine kleine Bibliothek und einige Bücher lagen aufgeſchlagen vor uns; es waren, wenn ich mich recht erinnere, franzöſiſche Schriften über den damaligen Zuſtand Europas. Ein Gegenſtand, welcher meine Aufmerkſamkeit in hohem Grade erregte, war ein Geſchenk vom Kaiſer Alexander, ein ziemlich großer runder Tiſch von Malachit, getragen von drei ineinander verſchlungenen vergoldeten Schlangen. So als völlig einfache Platte erſchien die Maſſe mir doch ſehr ſchön und edel; ſie war zwar aus kleineren Stücken zuſammengeſetzt, aber die Verbindung derſelben nirgends zu entdecken. Die Form des Tiſches hatte etwas Schlankes, Freies, wie ich es für gewöhnlich bei ähnlichen Kunſtwerken aus Malachit nicht geſehen habe.

Ein Ereigniß auf dieſer geognoſtiſchen Excurſion, obgleich es mir etwas dunkel vorſchwebt, muß ich doch erwähnen. Wir traten irgendwo in eine große helle Küche hinein; eine Menge Menſchen war dort verſammelt, und Einer führte ſehr laut und leidenſchaftlich das Wort, während die Uebrigen ihm zuhörten, und nicht ſelten entſtand durch das, was er vortrug, eine zornige Bewegung unter den Zuhörern. Er ward Admiral genannt, zeichnete ſich aber von den Uebrigen durch nichts aus und durch ſein Betragen ſetzte er ſich dieſen völlig gleich. Daß wir, v. Raumer und ich, hineintraten, war dieſem Admiral offenbar unangenehm. Er ſah uns ſehr verdrießlich an, dennoch ſchien ihm

Greenough, der freilich den Engländer nicht verleugnen konnte, beſonders unangenehm zu ſein. Einige Seekämpfe mit den Engländern wurden erzählt oder vielmehr die Erzählung fortgeſetzt, auf eine prahlende Weiſe, die mir doch für einen Mann von ſeinem Stande ſehr auffallend war. Allmählich fing er an, das engliſche Volk überhaupt, die engliſchen Seeleute insbeſondere, auf eine hämiſche und verächtliche Weiſe zu behandeln. Offenbar ſuchte er Händel. Greenough ſchwieg lange, zuletzt aber erhob er ſich mit der gemeſſenen Ruhe eines Engländers und ſuchte den Admiral auf das Unedle ſeines Betragens, auf das Unpaſſende für einen Mann von ſeinem Stande, aufmerkſam zu machen. Dieſe ſtille ruhige Aeußerung ſchien doch zu imponiren und bildete einen ſchreienden Contraſt gegen die tumultariſche Bewegung des Redners und ſeiner Zuhörer. Wir mußten uns natürlich unſerm engliſchen Freunde anſchließen, und unſere Lage fing an etwas bedenklich zu werden. Der Admiral aber gab der ganzen Sache eine freundliche Wendung. Er trat uns äußerſt höflich entgegen, verſicherte uns, daß er ſich ſehr freue, unſere Bekanntſchaft gemacht zu haben, daß er wünſche, ſie fortzuſetzen, nannte ſeinen Namen, den ich vergeſſen habe, es war ein mir völlig unbekannter, und gab uns ſeine Adreſſe. Uns war es angenehm, auf eine ſolche Weiſe aus einer faſt gefährlichen Lage herauszukommen. Wir ignorirten gern ſeine unverſtändigen Angriffe, da er ſich ſelbſt völlig vergeſſen zu haben ſchien.

Nachdem wir ſo einige Tage in den Gegenden von Pantin, Montmartre, bis nach St. Germain hin zugebracht hatten, kehrten wir nach Paris zurück.

Einſt trat ich an einem Vormittag, als durch Beſuche und kleine Geſchäfte meine gewöhnliche Fahrt nach dem Jardin des plantes unterbrochen war, in den Saal bei Very hinein. Blücher und ein paar Adjutanten ſaßen da; als ich ihn begrüßte, lud er mich ein, an ſeinem Frühſtücke Theil zu nehmen. Er hatte ſich völlig erholt, war ſehr heiter geſtimmt, und ſtellte mir mancherlei Fragen über den in Norwegen ausgebrochenen Krieg. Blücher war keineswegs ein unparteiiſcher Beurtheiler Bernadottes; er haßte ihn vielmehr, und intereſſirte ſich in hohem Grade für Norwegen. Das Geſpräch ward lebhaft und fand auf die dem großen Feldherrn eigenthümliche vertrauliche Art ſtatt. Als ich mich entfernen mußte, blieb

Blücher noch ſitzen. Der Saal war mit Franzoſen und Engländern angefüllt, die neugierig nach uns hinblickten, ohne unſer Geſpräch verſtehen zu können. Als ich mir den Weg durch die Gäſte zu bahnen ſuchte, traten zwei Engländer mir ſchüchtern entgegen; ſie mochten aus meinem vertraulichen Geſpräch mit Blücher mir eine ſehr bedeutende Stellung zuſchreiben, und fragten faſt furchtſam: ob der alte Herr wirklich der große berühmte Held wäre? Viele Engländer waren wohl nur nach Paris gekommen, um ihn zu ſehen; als ich nun die Frage bejahen konnte, wandten ſie ſich nach dem Tiſche hin, an welchem er ſaß, und verloren ſich in die Betrachtung; ein bewunderndes Aha! war Alles, was ich vernahm. Sie falteten die Hände, und ich habe nie einen ſolchen tiefen Ausdruck ſtillſchweigender, ich möchte ſagen, andächtiger Verehrung geſehen. Auch auf mich fiel ein Theil dieſer Achtung.

Da fiel es mir ein, mich in einer großen Entfernung von Frankreich in fremde Länder zu verſetzen. Würde man dem Unbekannten Glauben ſchenken, dachte ich mir, wenn ich erzählte, daß ich an Blüchers Seite den Feldzug durchlebt hätte? Würde man es nicht als eine unglaubliche Fiction betrachten? Um ſeinen Kopf wanden ſich doch alle Kränze des Sieges, die dem fürchterlichen Napoleon entriſſen waren, und mußte nicht ein Theil der allgemeinen Verehrung mich treffen, ſobald man genöthigt war, anzunehmen, daß das ſeltene und unſchätzbare Glück mir zu Theil geworden?

Unglaublich war die Menge, die aus allen Gegenden Deutſchlands nach Paris ſtrömte, und merkwürdig, wie Bekannte ſich trafen, ohne ſich aufzuſuchen. Alle Epochen meines Lebens wurden berührt, und eine große Menge intereſſanter Menſchen, die anderswo meine Aufmerkſamkeit gefeſſelt hatten, wurden hier flüchtig begrüßt und in der immer ſteigenden Menge der wechſelnden Verhältniſſe ſchnell wieder vergeſſen. An verſchiedenen Stellen habe ich in dieſen meinen Erinnerungen Perſonen genannt, die ich hier wiederfand; wie ich mit den beiden Dänen, Heiberg und Malte Brun zuſammen lebte, wie ich Harthauſen traf, und zum letzten Mal meinen geliebten jüngſten Bruder hier ſah.

Graf Bernſtorf, der ſpäter als preußiſcher Staatsminiſter ſtarb, war hier, und Dänemarks unglückliche Lage drängte ſich mir auf. Bekanntlich hatte der König ſich mit Napoleon verbunden, durch den Anfall der Engländer auf Kopenhagen dazu gezwungen. Die combinirten Höfe hatten es billig gefunden, das 500 Jahre lang mit Dänemark vereinigte Norwegen ihm zu rauben und es dem franzöſiſchen Feldherrn und damaligen ſchwediſchen Thronfolger zu überliefern. Die Vorſtellungen des redlichen Königs wurden nicht geachtet. Vergebens kämpfte Norwegen für ſeine Selbſtändigkeit; jene furchtbaren, innerlich unſittlichen Staatsverhältniſſe, die den Namen der völkerrechtlichen tragen, und über die Schickſale der Völker gebieten, kamen hier zum Vorſchein. Es iſt nicht meine Abſicht, ſolche Ungerechtigkeiten aus einem ſo beſchränkten Standpunkte zu betrachten, aus welchem Handlungen, vor denen das ſittliche Gefühl zurückſchaudert, den Fürſten perſönlich zum Vorwurfe gereichen. Geſchichtliche Sünden der Art fallen dem Geſchlechte zur Laſt, ſie werden unter allen Staatsformen begangen, keine moraliſchen Betrachtungen vermögen ſie zu verhindern, aber dennoch ſteht derjenige, der ſein Vaterland und ſeinen König liebt, ſchaudernd da, und kann den Widerſpruch nicht löſen, wenn dasjenige, was ihm ein Theures, ja Heiliges iſt, als Gegenſtand eines Tauſches betrachtet wird. Leſe ich doch in den bekannten Briefen aus den Befreiungskriegen eine Stelle von Gneiſenau, die mich entſetzte. Es iſt von einer politiſchen Combination die Rede, die, wenn der Angriff auf Napoleon ſtattfinden ſollte, heilſam ſchien. Münſter oder Stein macht die Bemerkung, daß dann Dänemark zu Grunde gehen würde. „Was geht Dänemark uns an, antwortet einer der edelſten Männer ſeiner Zeit, der Theilnehmendſte, Großmüthigſte ſeines Geſchlechts! Laſſen wir es zu Grunde gehen.“ Freilich eben dieſes beweiſt, wie das Unglück ſeines Vaterlandes ſein ganzes Daſein erfüllte; er war einem Schwimmenden ähnlich, der den Zweiten, wenn er mit ihm ſich retten will, heftig von dem leichten Brett in die Fluthen hinabſtößt, weil es nicht Zwei tragen kann; keine Aeußerungen als ſolche, verſetzen uns aber klarer in den dunklen Abgrund menſchlicher Geſchicke, aus welchem nur ein Hinblick auf ein höheres Daſein uns zu retten vermag.

Graf Bernſtorf theilte mir eine Abſchrift der däniſchen Kriegserklärung gegen Preußen mit. Es iſt ein merkwürdiges Aktenſtück. Wie edel erſcheint hier Friedrich der Sechſte, wie bedauerte er, gegen ein Land kämpfen zu müſſen, welches ſelbſt gerechter Weiſe ſo kühn für ſeine Selbſtändigkeit kämpfte. Mit Graf Bernſtorf war der damals noch jugendliche Graf von Baudiſſin, der ſpätere mit Recht geſchätzte Ueberſetzer Shakespearſcher Dramen, der, durchdrungen von dem feurigen Enthuſiasmus, nicht aufhören konnte zu ſein, was er innerlich war, ein Deutſcher, durch Geburt, durch die heiligſten Verhältniſſe des Daſeins; ſo ward er von dem harten Widerſpruch deſſelben in ſeiner Jugend ergriffen, und was ihn innerlich hob und veredelte, mußte ihm äußerlich zum Vorwurf dienen. Der geiſtreiche Mann iſt ſpäter mein Freund geworden, und ich zähle ihn zu den reinſten und faltenloſeſten, die ich erworben habe.

Durch Graf Bernſtorf erfuhr ich nun das fernere Schickſal des wunderlichen Dänen S., der mich beim Ausbruch des Krieges in Geſchäften, die mir fremd waren, ſo treu unterſtützte. Ich hatte ihn während des Krieges ganz aus den Augen verloren. Er war

Offizier geworden und entſchloſſen, den preußiſchen Kriegsdienſt nie zu verlaſſen. Ich ſah ihn in Paris zum letzten Male. Eine unglückliche Krankheit, die er lange vernachläſſigte, hatte ſeine Geſundheit zerrüttet und er ſtarb nach wenigen Jahren im preußiſchen Militairdienſte. An ihm erlebte ich nun eine ſtarre Einſeitigkeit, die ſich leider ſpäter nur zu ſehr ausbildete. Er glaubte, daß Alles mit Gewalt deutſch ſein müßte und wollte auch in ſeinem Dienſt die Sprache revolutioniren; er erſchien daher nach dem Kriege als ein extravaganter deutſcher Puriſt; er begriff nicht, daß die Kriegskunſt nicht eine einſeitige nationale, vielmehr eine wahrhaft legitime hiſtoriſche Entwickelung habe, und dieſe in ihrer Sprache ausdrücke. Seltſame, ſelbſterfundene deutſche Worte, verdrängten in ſeinen Rapporten die gewöhnlichen, wo ſie ihm undeutſch erſchienen, und dieſe waren ſeinen Vorgeſetzten völlig unverſtändlich. Der arme Menſch glaubte eine nationale, alſo ihm heilige Sache zu vertheidigen und den großen Krieg fortzuſetzen, wenn er verſuchte, ein urſprünglich franzöſiſches Wort als einen in Deutſchland übrig gebliebenen Feind todt zu ſchlagen, Er beharrte daher in ſeiner Hartnäckigkeit, und der Streit mit ſeinen

Vorgeſetzten hätte leicht für ihn eine gefährliche Wendung nehmen können. Dieſer war, irre ich nicht, noch nicht geſchlichtet, als der Tod ihm aus der Klemme half.

Man wird ſich erinnern, auf welche ſeltſame Weiſe ich am Morgen der Schlacht von Groß-Görſchen mit dem General von York in Berührung kam. Hier lernte ich ihn zuerſt perſönlich kennen. Er hielt ſich nicht in Paris ſelbſt auf; ſein Hauptquartier war außerhalb der Stadt. Einer ſeiner Adjutanten ließ mich wiſſen, daß der General zu einer beſtimmten Stunde bei mir erſcheinen würde, um in meiner Begleitung die Sammlungen im Jardin des plantes zu beſehen. Ich erwartete ihn, hatte aber die Nachricht ſo ſpät erhalten, daß ich nicht mehr vermochte, dem Inſpektor Lucas, wie ich es gewünſcht hätte, ſeine Ankunft zu melden. Als wir ankamen, war die öffentliche Stunde vorüber, wir wurden abgewieſen. Mit dem General unverrichteter Sache wieder umzukehren, war freilich unmöglich. Keiner hätte ſich weniger auf eine ſolche Weiſe abweiſen laſſen, als General York. Ich drang bis zu Ms. Lucas vor, der, völlig erſchöpft von den unzähligen Beſchwerden des Tages, auf ſeinem Sopha ausruhete. Er verſuchte noch, das ſtörende unangenehme Geſchäft zu umgehen. Ich bedauerte ihn in der That, durfte aber nicht nachgeben. Als er General Yorks Namen hörte, erſchrak er; dieſer General ward während des Krieges in ganz Frankreich gefürchtet; ſeine Trennung von Napoleon, ſeine kühne That, die einer Kriegserklärung gegen den unüberwindlichen Sieger gleichgalt, ſtellte ihn als einen Rieſen dar, deſſen bloße Gegenwart mit Untergang drohete. Ms. Lucas war ſchnell in Bewegung geſetzt. Unglücklicher Weiſe war der General äußerſt wißbegierig und aufmerkſam. Es vergingen mehrere Stunden und wir verließen die Sammlungen erſt, als durch die Dunkelheit alle Gegenſtände unkenntlich wurden. Als wir die ausgeſtopfte Vaillant'ſche Giraffe ſahen, erzählte uns der General, daß dieſe ſein Reiſegefährte geweſen war. Wir kamen, ſagte er, auf demſelben Schiffe vom Cap nach Frankreich.

Unter den perſönlichen Bekanntſchaften, die ich in Paris machte, muß ich noch die beiden Abgeſandten der Reichsſtädte Hamburg und Bremen nennen, den Bremiſchen Bürgermeiſter Schmidt und den Hamburger Syndikus Gries, den Bruder des berühmten Dichters.

Ich war lange ſchon in einem genauen mittelbaren Verhältniß mit dieſen Männern geweſen, ohne ſie perſönlich zu kennen. Schmidt gehörte zu der Verbrüderung, die, innerlich aufgeregt, ſich in Jena an Fichte und Schiller anſchloß. Ich wurde in dieſen Kreis in Kiel als junger Privatdocent durch Rieſt und Berger hineingezogen, und wie wichtig für meine geiſtige Entwickelung dieſer Kreis mir wurde, wird der Leſer ſich vielleicht noch erinnern. Wir kannten uns alſo, als wir uns zum erſten Male trafen und verſtanden uns auch. Lockerer war allerdings meine Verbindung mit Gries, der ein redlicher und tüchtiger Staatsmann und Diplomat war, keineswegs aber die dichteriſche Geſinnung ſeines Bruders theilte.

Bremen hatte damals vorübergehend eine glänzende Stellung; Hamburg war während des Drucks mit Frankreich unmittelbar vereinigt und zur ſogenannten guten Stadt erhoben. Man weiß, wie wenig die undankbaren Hamburger dieſe Ehre zu ſchätzen wußten, mit welchem kühnen glänzenden Muthe ſie ſich am Anfange des Krieges gegen die Franzoſen erhoben. Jetzt gebot in Hamburg der rückſichtsloſe und bis zur Grauſamkeit ſtrenge Davouſt; er ſah es für ſeine Pflicht an, die treuloſen Aufrührer zu beſtrafen. Noch ward Hamburg, während wir ſiegreich in Paris einzogen, von unſern Truppen belagert, und gerieth in eine Lage, die wohl verglichen werden kann mit der der neueſten Zeit, als der große Brand faſt ein Drittel der Stadt verzehrte. Der Krieg hatte die Continentalſperre vernichtet, der freigegebene Handel ſtrömte mit großer Kraft nach Bremen, und dieſe Stadt erſchien damals plötzlich als eine der glänzendſten Handelsſtädte des Continents. So ſpielte der Abgeſandte eine große und wichtige Rolle in Paris; er bewohnte die Bel-Etage eines anſehnlichen Hauſes in der rue Vivienne in dem Mittelpunkte der Stadt, in der Nähe des Muſeums, und ich benutzte gern jede Stunde, um ihn zu beſuchen. Hier trat er zuerſt in ſeiner politiſchen Bedeutung hervor. Ich verglich ihn mit dem venetianiſchen Geſandten während der Verhandlungen am Schlüß des dreißigjährigen Krieges. Es iſt bekannt, welches große Gewicht bei dem Wiener Congreſſe ſeine Rathſchläge erhielten, und man muß ihn zu den ausgezeichnetſten politiſchen Charakteren in Deutſchland rechnen.

Hamburg konnte in ſeiner damaligen Lage ſeinem Geſandten keinen offiziellen Charakter ertheilen. Während die baldige Befreiung Hamburgs erwartet wurde, war Gries ohne offiziellen Titel als Privatmann in Paris, um das Intereſſe ſeiner Stadt zu wahren; er wohnte in einem Hauſe mit Schmidt, aber in einem Hinterſtübchen nach dem Hofe heraus. Einſt, als ich bei Schmidt war, erſchien ein Bote des Kaiſers Franz; dieſer war erſt ſeit einigen Tagen in Paris. Schmidt trat ſchnell dieſem Boten entgegen, er zweifelte nicht, daß die hohe Sendung ihm galt, aber der Kaiſer wünſchte den geheimen Abgeſandten der bedrängten Stadt, der beſcheiden ein Hinterſtübchen bewohnte, zu ſprechen. Ich konnte meine Freude nicht unterdrücken; Hamburg war mir durch ſo viele Verhältniſſe theuer geworden und erregte jetzt meine ſchmerzliche Theilnahme. Dieſe Stadt hatte zu allen Zeiten des Reichs ſich treu an das öſterreichiſche Haus angeſchloſſen; die Zuneigung war gegenſeitig und erhielt ſich noch über den Trümmern des in ſich zuſammengeſtürzten Reichs.

Als in Fontainebleau der Kaiſer Napoleon dem Thron entſagte und nach Elba geführt wurde, reichte ich bei dem Könige ein Geſuch um meine Entlaſſung aus dem Kriegsdienſte ein. Schon vorher, als das erſte, aber zuverläßige Gerücht von Napoleons Entthronung laut ward, ließ ich einen vornehmen Pariſer Schneider kommen, um von jetzt an als Menſch zu erſcheinen. Ich kann nicht ſagen, wie leicht mir zu Muthe war, als ich die Uniform ablegte; das lange getragene, nie gewechſelte Kleid, war mir zuwider geworden; die Uniform, die mich ehrte, war mir doch, ſo über alle Maßen ungenirt ich ſie auch trug, unbequem. Alles Uebrige, was ich am Leibe getragen hatte, ward in einem ſchwimmenden Bade der Seine übergeben, und ich fühlte mich wie neugeboren.

Auf meine Bitte um Entlaſſung erhielt ich aus dem Königlichen Kabinet folgendes Schreiben:

> Da Sie jetzt dem Staate durch Ihre Rückkehr zu den Wiſſenſchaften unſtreitig nützlicher ſein werden, als in Ihrem jetzigen Verhältniß zur Armee, ſo billige ich Ihren unter dem 4. d. Mir vorgelegten Wunſch um Entlaſſung

aus dem Militairdienſt, und ertheile Ihnen den Abſchied aus demſelben mit der Verſicherung, daß ich die patriotiſchen Aufopferungen dankbar anerkenne, mit denen Sie Ihren Mitbürgern in der Zeit der Gefahr rühmlich vorangegangen ſind.

H. Q. Paris, den 5. Mai 1814.

Friedrich Wilhelm.

Während unſers Aufenthalts in Paris war freilich die Stadt in einer ſehr gewaltſamen Bewegung, aber mir blieb ſie faſt fremd. Von Cuvier ward ich zwar einige Mal zum Familien-Diner eingeladen, Millins großen Abendzirkel beſuchte ich einmal, aber von dem geſelligen Verhältniſſe waren die Fremden größtentheils ausgeſchloſſen. Ob Andere dennoch Zutritt zu den größeren Kreiſen erhielten, weiß ich nicht, ob ich ihn hätte erhalten können, eben ſo wenig; ich ſuchte ihn nicht und meine Beſchäftigung ließ mir keine Zeit, mich um politiſche Verhältniſſe zu bekümmern. Chateaubriand traf ich einmal, als ich einen Beſuch bei meinem Wirth abſtattete; er war ſehr aufgeregt, beklagte ſich heftig über die politiſche Gleichgültigkeit des Pariſer Volks, doch mochte dieſe mehr aus der Abneigung des Pariſer Volks, ſich mit den Plänen der combinirten Höfe, wie ſie von Talleyrand vermittelt und geleitet wurden, zu befaſſen, entſprungen ſein. Ich habe ſchon früher erwähnt, wie Reinhardt während meines Aufenthalts zum Direktor des Departements der auswärtigen Angelegenheiten befördert wurde, aber, obgleich er ſich über frühere Verhältniſſe und über Napoleon offenherzig äußerte, ſo war er doch zu ſehr Diplomat, um über den damaligen Stand der Sachen unbefangen zu ſprechen. Ich blieb in dieſer Rückſicht völlig unkundig, und irgend etwas von geſchichtlichem Werth, was nicht Jedermann bekannt war, weiß ich nicht mitzutheilen.

Meine Geſpräche mit Schlabberndorf betrafen mehr die Vergangenheit als die Gegenwart. Bei Reinhardt lernte ich Benjamin Conſtant kennen. Er zog mich durch ſein offenes, freundliches Weſen ſehr an. Bekanntlich folgte er der Staël-Holſtein nach Petersburg und kam in der Begleitung des Kronprinzen von Schweden nach Paris; mit ihm kam auch A. W. Schlegel, den ich hier wiederfand. Auch A. v. Humboldt habe ich einige Mal geſehen, aber nur flüchtig konnte man ſich begrüßen in dieſen verworrenen Tagen. Doch muß ich, eben indem ich Humboldt nenne, eine Bekanntſchaft erwähnen, die mir ſpäter ſehr theuer ward. Kunth, ſchon als junger Mann ein ausgezeichneter Botaniker, erhielt den Auftrag, die reichen, großartigen Pflanzen-Sammlungen der berühmten Reiſenden zu ordnen, zu beſchreiben und zu beſtimmen. Er kam dadurch in die vertrauteſte Berührung mit den ausgezeichnetſten Pariſer Botanikern und erlangte eine ſolche umfaſſende, allſeitige Einſicht in ſeinem Fache, daß er unter den Erſten derſelben eine bedeutende Stelle einnimmt. Es ſind nicht allein die vielen Genera und Species, die er zuerſt beſtimmte und beſchrieb, was ſeinen großen Ruf begründete, vielmehr ſeine exacte Methode, die große Präciſion der Beſchreibung, die freie Auffaſſung und Behandlung der Juſſieuſchen natürlichen Familien zeichnen ihn aus und haben ihm die bedeutende Stellung in ſeiner Wiſſenſchaft auf immer gegeben. Hier habe ich ihn als meinen Collegen und als einen zuvorkommenden Freund wiedergefunden, dem ich, in einer Richtung der Naturwiſſenſchaft, die mit wachſender Bedeutung ſich entwickelt, die erwünſchteſte Belehrung verdanke.

Ludwig der achtzehnte zog in Paris ein, eine Menge Feſtlichkeiten fanden ſtatt, aber ich hörte das Geräuſch bloß aus der Ferne und blieb eben in dieſen Tagen ruhig zu Hauſe. Ich erinnere mich nur, über die Gartenmauer meiner Wohnung mit einigen Freunden in der Nacht ein Feuerwerk vor dem Hôtel des Invalides geſehen zu haben. Eben ſo ſah ich in dieſen Tagen bei dem Pont neuf die Garnerin in die Luft ſteigen. Der Ballon ſtieg von der Seine empor, und ich, begleitet von einigen jungen Chemikern, durfte bei der Füllung des Ballons zugegen ſein; auch fanden mein Bruder, Harthauſen, einige Freunde und ich einen bequemen Platz in dem nahen Hôtel des Mines. Das Schauſpiel war in der That intereſſant; der Ballon hob ſich majeſtätiſch und langſam und war feſtlich geſchmückt. Die Garnerin, die ich in der Nähe geſehen hatte, war zwar nichts weniger als einnehmend, nahm ſich aber doch in dem blendend weißen Anzuge recht angenehm aus. Ein Regen von weißen Lilien fiel aus der Gondel herab, weiße Tauben flogen von dieſer weg, kehrten wieder zurück und umſchwärmten den ſteigenden Ballon, und ſo ſtieg dieſer immer höher im ruhigen Wetter lothrecht empor, bis er faſt aus dem Geſichtskreiſe verſchwand.

Wie ganz anders erſchien mir dieſe Dame etwa ſieben bis acht Jahre ſpäter in Breslau; ſie kam mit ihrem Gemahl an und wollte, wie ſie angekündigt hatte, in die Höhe ſteigen und ſich mit dem Fallſchirm herablaſſen. Herr Garnerin wandte ſich an mich, theils als den Profeſſor der Phyſik, theils als den damaligen Rektor der Univerſität. Er mochte ſich meine Stellung als Rektor ſehr glänzend denken, titulirte mich Sereniſſimus und war äußerſt devot. Als er mich in meiner beſcheidenen Wohnung, die einer Kloſterzelle nicht unähnlich ſah, antraf, verſchwand dieſe Ehrerbietung auffallend ſchnell, ja verwandelte ſich in eine unſchickliche Vertraulichkeit, die ich abweiſen mußte. Ich war ihm indeſſen behülflich, um einen Apparat zur Füllung, ſo gut es in Breslau möglich war, zuſammen zu bringen. In einem öffentlichen Lokal ward der Ballon gefüllt, und dem Publikum gegen Erlegung einer kleinen Summe gezeigt. Ich bemerkte wohl, daß der Apparat zur Füllung fortdauernd in Thätigkeit war, den Ballon gefüllt zu erhalten und daß dieſer ſelbſt etwas ſchwach und verbraucht ausſah. Madame Garnerin war nicht ſehr angenehm; ſie hatte ſich, ſeit ich ſie in Paris ſah, in vielen Städten gezeigt, hatte eine unangenehme Corpulenz erhalten und ſah den Marketenderinnen, wie ich ſie aus dem Kriege kannte, auch in ihrem Betragen ſehr ähnlich. Die Einwohner der Stadt waren höchſt begierig, das ihnen neue Schauſpiel des Herunterlaſſens mit dem Fallſchirm zu ſehen; auch ich hatte es noch nicht erlebt. Es war ein Sommerabend, die Stadt war ausgeleert, viele Tauſende hatten ſich nicht allein aus der Stadt, ſondern auch aus der Umgegend verſammelt, und bedeckten bis in weiter Entfernung ſich ſtoßend, drängend, ſchreiend die Ebene. Die Honoratioren hatten ihre theuer bezahlten Plätze in der Nähe des Ballons. Ich war bei dieſem Auftritt nicht ohne Sorge, denn ich kannte den Zuſtand des Ballons und des Apparates nur zu gut. Es vergingen Stunden, der Ballon füllte ſich und ſank wieder in ſich zuſammen; Madame Garnerin ſchimpfte, ſchrie und lief in großer Aufregung hin und her. Das Publikum ward immer ungeduldiger, und wir, die wir den Ballon umgaben, waren eben dadurch in den Mittelpunkt der tumultariſchen Menſchenmenge verſetzt; ſie machte Miene, über uns hinweg die unglückliche Luftſeglerin aufzuſuchen. Ich rechnete darauf, daß es ihr gelingen würde, den keineswegs luftdichten Ballon ſchnell bis zu einer hinreichenden Höhe ſteigen zu laſſen, und da ſie die Gondel hier verlaſſen wollte, hoffte ich ein hinlänglich impoſantes Schauſpiel zu erleben; aber dies war keineswegs der Fall. Nach mehreren Stunden hob ſich zwar der Ballon, die Dame hatte die Gondel beſtiegen, aber er erreichte nicht einmal die Höhe der Köpfe der verſammelten Menſchen. Die ungeſchickte Maſchine ſchwankte hin und her, und wir, die wir der Gondel ſo nahe waren, geriethen faſt in Gefahr; die Frauen ſchrieen, die Gondel mußte bald auf der Erde zur Ruhe gebracht werden. Das Experiment wurde einige Male wiederholt; die verſammelten Frauen waren, durch das zu erwartende Schauſpiel angezogen, doch kühn genug, ſich der Gefahr öfters auszuſetzen. Zuletzt mußte die Garnerin erklären, daß die Lufthebung mißlungen war. Unter dem Schutz der Polizei wurde die Dame fortgebracht, und die Maſſe zerſtreute ſich zwar ſchimpfend, doch mit einer Geduld, die mich in Verwunderung ſetzte. Aber in der Stadt entſtand nun eine große Unzufriedenheit. Man wandte ſich an die Polizei und forderte von dieſer, daß ſie die Luftſeglerin feſthalten und zwingen ſollte, die Summe, welche ſie erhalten habe, wieder auszuzahlen. Ich ward aufgefordert, meine Erklärung abzugeben. Ich war in keiner kleinen Verlegenheit; einerſeits mußte ich zwar bekennen, daß es eine Frechheit war, einen vielleicht hundert Mal gebrauchten Ballon, deſſen Tauglichkeit wenigſtens höchſt zweifelhaft war, noch benutzen zu wollen; andererſeits mußte ich geſtehen, daß, wenn ein beſſerer Apparat eine ſchnellere Füllung erlaubt hätte, der Ballon, der ja doch preisgegeben wurde, eine bedeutende Höhe hätte erreichen können. Sie hatte ſich in der That alle erdenkliche Mühe gegeben, jenen ſo gut einzurichten, als die Umſtände es erlaubten, aber während der Füllung gerieth das mühſame Flickwerk in Unordnung. Ich gab eine nicht rechtfertigende, aber im obigen Sinne entſchuldigende Erklärung ab; dieſe ward, um das Publikum zu beruhigen, durch die Polizei in den Zeitungen abgedruckt. Wahrſcheinlich mußte die Dame einen Theil der Summe an die Armen abgeben, aber ich habe es allerdings auf meinem Gewiſſen, daß ſie mit dem größeren Theile des durch eine Unternehmung, die doch nahe an den Betrug grenzte, erworbenen Geldes, die Stadt verlaſſen durfte.

Mein Aufenthalt in Paris ging zu Ende. Blücher bereitete ſich mit ſeinem Adjutanten zu der bekannten Ueberfahrt nach London vor; er bot mir an, ihn zu begleiten. Wohl ſchmerzte es mich, dieſes wohlmeinende Anerbieten abſchlagen zu müſſen, aber meine Lage erlaubte mir nicht, es anzunehmen, da ſchon mein faſt dreimonatlicher Aufenthalt in Paris mir ſehr theuer zu ſtehen gekommen war. In London hätte ich mit aller militairiſchen Pracht erſcheinen müſſen, und der Aufenthalt in dieſer luxuriöſen Stadt, wenn ich dort unter ſolchen Verhältniſſen mit dem erforderlichen Anſtande leben wollte, forderte Summen, über die ich nicht gebieten konnte. Als ich mich nun hier von Blücher, Gneiſenau und ihrer freundlichen Umgebung trennte, ſchwebte mir die Zeit, die ich mit dieſen großen Männern durchlebt hatte, und die mächtige geſchichtliche Bedeutung derſelben vor und ich fühlte mich tief ergriffen.

Der Staatskanzler hatte mir auf meine Vorſtellung einen Courier-Paß und eine Summe zur Zurückreiſe bewilligt. Ich fand es doch unzweckmäßig, indem ich langſam mit der Armee zurückging, einige Monate unnütz zu verlieren. Die Sehnſucht nach meiner Familie und nach einer ruhigen wiſſenſchaftlichen Beſchäftigung wuchs täglich gewaltiger, und ich eilte, Paris zu verlaſſen.

Ich muß aber noch aus dieſen letzten Tagen ein kleines, wenn man will unbedeutendes Ereigniß erzählen. Es betrifft die ſeltſamen Rangverhältniſſe in Preußen, wie ſie wenigſtens von den unteren Behörden betrachtet werden. Der Courier-Paß, den ich im Bureau erhielt, fing ſo an:

„Der Seconde-Lieutenant und Prof. Dr. Steffens.“ Ich wies die Annahme dieſes Courier-Paſſes entſchieden ab; ich ſtellte dem mir wohlbekannten und freundlich geſinnten Offizier vor, wie ich doch die ganze Stellung meines Lebens nicht der proviſoriſch übernommenen unterordnen könne; ich fragte ihn, ob ich, wenn doch der Titel eines Seconde-Lieutenants der höhere wäre, mich von jetzt an, ohne mich ſelbſt und mein Amt herabzuſetzen, Herr Seconde-Lieutenant könnte nennen laſſen? Nach einigem Hin- und Her-Streiten ſchlug ich eine Abfaſſung vor, durch welche man allem Rangſtreit entging, ſtatt: Herr Seconde-Lieutenant und Profeſſor u. ſ. w. möchte man ſchreiben, der Seconde-Lieutenant, Herr Profeſſor u. ſ. w. Es ward angenommen und der Streit war geſchlichtet.

Ich hatte zwar einen Courierpaß, wollte ihn aber erſt von der deutſchen Grenze ab benutzen, und fuhr mit der Diligence über Epernay, Verdun und Metz nach Saarbrück. In der Diligence waren einige Bürger, zwei Frauen und drei Offiziere. Zwei hatten im Kriege bis zuletzt mitgekämpft, der dritte hatte zwei Jahre in England als Gefangener gelebt und war eben von da zurückgekommen. Mir gefielen dieſe drei Männer ſehr. Ich hatte für die Reiſe die Uniform wieder angezogen. Die ſtille Trauer, die beſonders die beiden erſteren, die mitgekämpft hatten, nie verließ, zog mich an, ich hörte ſie achtungsvoll von den Deutſchen ſprechen, während ſie das Unglück ihres eigenen Landes betrauerten. Ich war doch eigentlich in ihrer Gewalt, aber ich vernahm nie eine verletzende

Aeußerung; doch blieben ſie warme Bewunderer ihres großen Kaiſers, wie ſie ihn noch immer nannten. Ich ließ dieſe Benennung gelten und hob zu ihrem Troſt hervor, wie Napoleon als Krieger eben ſo bewunderungswürdig in ſeinen Niederlagen, wie in ſeinen Siegen erſchien, und als ein kämpfender Löwe unterlag. Wir wurden dadurch faſt vertraut. Sie äußerten den Glauben, daß es uns doch nicht gelungen wäre, in Paris einzuziehen, wenn Marmont nicht ein Verräther geweſen wäre, und ich ließ ihnen gern dieſen Troſt. Der Dritte, welcher aus England zurückgekehrt war, war aber heftiger. Er hatte, wie er verſicherte, eine furchtbare Gefangenſchaft durchlebt; ſchilderte das Elend der Gefangenen und ſeine eigene Noth mit den lebhafteſten Farben, ja mit einer wahren Begeiſterung, die alle zur Theilnahme hinriß. Die Herren mochten uns Deutſche eben ſo ſehr haſſen, wie die Engländer, aber ſie beſaßen zuviel franzöſiſche Delicateſſe, um es in meiner Gegenwart zu äußern. Deſto unbefangener ſprach ſich der Haß gegen die Engländer aus.

In Epernay wurde angehalten, und ich war mit meiner Reiſe-Geſellſchaft ſo zufrieden, daß ich beſchloß, ſie mit Champagner zu bewirthen. Sie nahmen die Bewirthung an, waren aber überaus mäßig. Im Gaſthofe war der Gebrauch, daß in einem Korbe, ſtatt der Rechnung, die Zahl der ausgeleerten Flaſchen hineingebracht wurde. Ich erſchrak, als ich die Menge der Flaſchen überſah, die wir ausgeleert haben ſollten; wollte aber nicht aus meiner Rolle fallen und zog meine Börſe, um ſtillſchweigend zu bezahlen. „Sie ſind betrogen,“ rief der Offizier, der neben mir ſaß; er bemächtigte ſich des Korbes. Wir hatten rothen Champagner, der ſelten genoſſen wird, getrunken und er unterſuchte nun die Flaſchen, entdeckte in einigen den Reſt von weißem Wein, ſetzte dieſe kaltblütig bei Seite und ich bezahlte nur die übrigen. Ich trennte mich in Metz auf die freundſchaftlichſte Weiſe von den Feinden, und freute mich doch ſehr, als ich in Avold im Gaſthauſe deutſch angeredet wurde; noch mehr, als ich in dem ſchönen, zwiſchen Felſen eingeklemmten Saarbrück eine ächt deutſche antifranzöſiſche Bevölkerung fand.

Durch Deutſchland eilte ich nun, obgleich ich mich an einigen Orten ein paar Tage aufhielt, durch meinen Courierpaß begünſtigt, weiter. Ich konnte mich in Heidelberg nicht entſchließen, den mürriſchen Voß aufzuſuchen, aber ich verlebte einige ſehr ſchöne Tage mit Paulus. Zu Jena, in jener heitern Zeit, war ich oft in ſeinem Hauſe geweſen. Seine ſchon damals als Kind mir höchſt intereſſante Tochter war nun zur blühenden Jungfrau herangewachſen. Auch Thibaut, meinen Jugendfreund aus Kiel, und ſeine Frau, die Tochter des Profeſſor Ehlers, nahmen mich mit jener herzlichen Freude auf, mit welcher man Menſchen entgegenkommt, die uns an eine heitere jugendliche Zeit erinnern. Thibaut's großer Ruf als Juriſt war ſchon begründet und wir erinnerten uns an die ſchöne Ausſicht, die leider nicht erfüllt wurde, als Collegen in Halle zuſammenzuleben. Er hatte, als ich nach Halle berufen ward, ebenfalls einen Ruf dahin erhalten, machte aber, was ich auch nicht billigen konnte, zu viele Forderungen und Schwierigkeiten, daß die Unterhandlungen abgebrochen wurden. Thibeaub hatte ſeine Neigung zur Muſik, die ich aus unſerem früheren Zuſammenleben ſchon kannte, feſtgehalten. Der muſikaliſche Hauskreis, der ſpäter ſo berühmt wurde, fing ſchon an ſich zu bilden, und ich verlebte einen ſehr anmuthigen muſikaliſchen Abend, der mir doppelt lieb war, da ich einen ſolchen, ſeit ich Breslau verließ, völlig hatte entbehren müſſen. Die Tage brachte ich nun mit Freunden in Deutſchlands reizendſter Gegend zu; ich war mit Thibeaud und ſeiner Familie faſt einen ganzen Tag auf dem ſchönen Schloßberg in der ſchönſten Jahreszeit. Mir war es, als begrüßte mich Deutſchlands lieblicher Genius; die früheſte Zeit meines Lebens unter Deutſchen in Kiel verband ſich mit der letzten, die ich erlebte; das Gefühl eines tiefen Friedens, wie es ſich aus der heiteren Gegend und aus den freundlichen Menſchen in meiner Nähe ausſprach, umfing mich; meine eigene Familie, die ich in wenig Tagen ſehen ſollte, begrüßte mich; das durchlebte Jahr ſchwebte mir wie ein dunkler Traum vor, und ich feierte den Frieden, wie einen Frühlingstag einer freundlichen Zukunft, von der ſchönſten Natur getragen, durch treue Freundſchaft erheitert. Nichts ſtörte die wunderbare Windſtille, die keine Ahnung zukünftiger Stürme aufkommen ließ.

Ich eilte durch das Nekarthal nach Würzburg; hier brachte ich einen Tag mit einem Arzt, Herrn v. Schellhammer zu, den ich bei meinem erſten Aufenthalt in Berlin kennen gelernt hatte. Das in meiner Jugend mir ſo wichtig gewordene Bamberg und an dieſem Orte Marcus, begrüßten mich.

Man wird ſich erinnern, daß ich in früheren Jahren in Jena, aus einer einſeitigen Laune, die mich beherrſchte, Jean Paul, der damals ſich in Weimar aufhielt, abſichtlich vermied: jetzt beſchloß ich, ihn aufzuſuchen. Als er einen Preußiſchen Offizier bei ſich eintreten ſah, ſchien er etwas überraſcht, als ich mich aber nannte, empfing er mich auf ſeine enthuſiaſtiſche Weiſe. In ſeinem Hauſe blieb ich einige Stunden, und dieſe waren kaum verfloſſen, als wir ſo vertraut waren, als hätten wir Jahre mit einander verlebt. Seine geiſtreiche Frau war eben ſo offen und mittheilſam wie er. Er trat mir völlig ſo entgegen, wie ich ihn mir dachte, nur ſeine Geſtalt überraſchte. Man hätte hier eher einen magern blaſſen Menſchen erwartet, als den wohlbeleibten Herrn, der doch einem Brauer oder Bäcker zu ähnlich ſah. Jean Paul iſt als eine vollkommen eigenthümliche Natur, trotz ſeiner Bizarrerie, doch in der deutſchen Literatur unſterblich, und treffender iſt nichts über ihn geſagt, als was die Xenie enthielt, die man als das bleibende Motto ſeines literariſchen Lebens betrachten kann:

> „Hielteſt Du deinen Reichthum nur halb ſo zu Rathe, wie jener (der proſaiſche Reimer)
> Seine Armuth, du wär'ſt unſrer Bewunderung werth.“

Wir verließen die Frau und er führte mich nach einem Caſino, wo wir die angeſeheneren Männer der Stadt verſammelt fanden. Die Rolle, die ich im Kriege ſpielte, hatte doch einige Aufmerkſamkeit erregt; man drängte ſich um mich. Ich war etwas ermüdet und zog mich aus dem Gedränge zurück. Aber damit war mir freilich wenig geholfen. Jean Paul war am wenigſten liebenswürdig, wenn er ſich in einen philoſophiſchen Streit einließ. Seine ganze Philoſophie beſtand aus einer Reihe von fixen Ideen, die er mit großer Hartnäckigkeit vertheidigte. Er hatte ſich Herder zum ſpeculativen Abgott auserſehen und obgleich ich ſelbſt die vielfachen Verdienſte dieſes Schriftſtellers ſchätzte, ſo enthielt doch ſeine Philoſophie eine ſo in die Queere gezogene Anſicht, daß ſie, von einem Zweiten willkürlich aufgenommen und noch mehr verzerrt, völlig unausſtehlich werden mußte. Da hier an ein Zurechtſtellen gar nicht zu denken war, ſo verhielt ich mich völlig leidend. Der Monolog fing an, mich zu ergötzen. Wenn er erſchöpft ſchien, reizte ich ihn durch irgend einen Einwurf, und er ſprach dann im unaufhaltſamen Fluß weiter; es war aber merkwürdig, wie aus dem zähen Strome, der ſich fortwälzte, manchmal reizende Genien unerwartet auftauchten, ſich leicht ſchwebend anmuthig bewegten, dann plötzlich in den Strom untertauchten und unſichtbar fortgewälzt wurden. Wir verließen den Club, und Jean Paul brachte den Abend mit mir in meinem Gaſthofe zu, und verließ mich erſt, als ich nach Mitternacht meinen ſtoßenden Courierwagen beſtieg. Er hinterließ mir doch das Bild eines geiſtig bedeutenden Mannes. Ich begriff indeſſen wohl, daß er, worüber mehrere meiner Freunde, die mit ihm Jahre lang zuſammenlebten, klagten, beſchwerlich werden konnte. Ich hatte ihn, ich geſtehe es, lieb gewonnen, und freute mich, ſeine Bekanntſchaft gemacht zu haben.

Von jetzt an ließ ich mich durch nichts aufhalten. Die Sehnſucht nach meiner Familie wuchs, je näher ich kam. Ich eilte nach Böhmen, über das Gebirge und erreichte Breslau.

Breslau, bis zum allgemeinen Frieden.

Ich war alſo, ohne irgend eine Krankheit zu überſtehen, wieder in Breslau; ich war ſo ſpät zurückgekommen, daß an Vorträge im laufenden Sommer-Semeſter nicht mehr zu denken war, und brachte die ſpäteren Monate des Sommers und Herbſtes bei den Verwandten im Gebirge zu. Hier ſchloß ich nun eine Freundſchaft, die in dem, was ich erlebte, nicht unerwähnt bleiben darf.

Guſtav Alberti lebte ſeit mehreren Jahren in Waldenburg, früher in großem Wohlſtand; er hatte auch ſeinen jüngern Bruder Friedrich nach Schleſien gezogen. Dieſer höchſt liebenswürdige Mann hatte die Tochter des in der Gegend wichtig gewordenen Handelsherrn Weber geheirathet, welcher, (der Sohn eines armen Dorf-Schulmeiſters), als Millionair ſtarb, und ſich durch lebhaften Betrieb um die ganze Gegend bedeutende Verdienſte erwarb. Friedrich Alberti war in einer ſehr traurigen Zeit, als die große Noth unter den Webern anfing, ein ſtill wohlthätiger und allgemein geliebter Mann. Er hatte zwar von dem reichen Schwiegervater weniger geerbt, als man vermuthen ſollte. Die erſte reiche Frau ſtarb; die für den Leinwandhandel ungünſtige Zeit zwang einen Jeden ſein erworbenes Vermögen zuſammenzuhalten: aber er blieb, ſo weit er es vermochte, der hülfreiche Freund der verarmten Weber. In ſeiner frommen proteſtantiſchen Art fanden auch die verlaſſenen Gemeinden im böhmiſchen Gebirge bei ihm Hülfe, und der einzige Schmuggelverkehr, den er in Schmiedeberg an der Grenze wohnend, ſich erlaubte, war mit Bibeln, die er theils durch die Bibelgeſellſchaften erhielt, theils ſelbſt verſchenkte. Wie gern erinnere ich mich der ſchönen Zeit vor 20 Jahren, in welcher ich, wenige Jahre ausgenommen, jeden Herbſt mehrere Wochen in dem ſtillen friedlichen Familienkreiſe zubrachte.

Seinen älteren Bruder traf ein härteres Geſchick. Auch er hatte die Tochter eines Handelsherrn in Waldenburg geheirathet. Die reichen Familien dort waren ſämmtlich unter einander verwandt. Früher hatten ſie mit Spanien, Nordamerika und Mexiko einen ſehr bedeutenden Leinwandhandel getrieben, und erwarben großen Reichthum. In dieſer Zeit war das geſellſchaftliche Leben in Waldenburg ſehr glänzend; das unglückliche Jahr 1806 aber ſetzte dieſem Reichthume Grenzen. Die Verbindung mit den entfernten Ländern ward immer ſchwieriger, zuletzt unmöglich. Der ſchleſiſche Leinwandhandel ſank immer mehr, und hat ſich ſeitdem nicht wieder zur vormaligen Höhe erhoben. Dieſes traurige Schickſal einer gewerbfleißigen Gegend habe ich, durch innige Freundſchaft mit den Verwandten verbunden, durch meine Natur aufgefordert, an Freud und Leid der Freunde Theil zu nehmen, recht eigentlich durchlebt. Wer von den Handelsherren Kapitalien beſaß, beſchränkte ſeinen Betrieb, und lebte von den Zinſen.

Aber Guſtav Alberti ward härter als die Uebrigen von der traurigen Lage des Handels ergriffen. Er überſah in der günſtigen Zeit die Handelsverhältniſſe, er glaubte ſie benutzen zu müſſen. Er war der Erſte, der als Fabrikherr in Schleſien eine Dampfmaſchine baute; der bedeutendſte Theil ſeiner Kapitalien war dem Betriebe geweiht, und als die franzöſiſchen Heere Schleſien überſchwemmten und die Handelsſperre alle größeren Verbindungen abſchnitt, war ſein Verluſt der bedeutendſte.

Aber wie er ein unternehmender Handelsherr war, war er auch ein vielfachgebildeter und ſcharfſinniger. Alle ſeine müßigen Stunden widmete er dem Studium der Dichtkunſt und der Philoſophie. Zwar war er noch ein Kind, als ſein Vater, der Freund von Leſſing und Claudius, ſtarb, aber der wiſſenſchaftliche Geiſt lebte in ihm fort. Wie oft habe ich, hat er ſelbſt bedauert, daß die Verhältniſſe es ihm nicht erlaubten, den Wiſſenſchaften treu zu bleiben. Ich erſtaunte, als ich hier unter den Handelsherren einen Mann kennen lernte, der mit den beſten Dichtern Englands, Frankreichs und Italiens bekannt war, welcher die ſchöne Zeit der alten römiſchen Poeſie genoß, der den Plato las und verſtand, wie er mit Kant vertraut war und die Entwickelung der neueren Philoſophie verfolgte. In der That rührend war es mir, als ich im Jahre 1837 zwei Greiſe, in einer Stadt, in welcher nur das Gewerbe alle Menſchen in Bewegung ſetzt, mit einander im ſtillen wiſſenſchaftlichen Genuß verbunden ſah. Neubeck, der Dichter und Verfaſſer des von A. W. Schlegel ſo hochgeſchätzten Lehrgedichts „die Geſundbrunnen", hatte ſich in ſeinem hohen Alter nach Altwaſſer in der Nähe von Waldenburg ſtill zurückgezogen. Die beiden Freunde waren in den Siebzigen, ſie ſahen ſich täglich und ſtudirten mit einander irgend einen klaſſiſchen, römiſchen Dichter.

Neubeck war in ſeinem beſten Alter Arzt, erſt in Liegnitz, dann in Steinau in Schleſien geweſen; ſein ſtilles Leben war in beſchränkten Verhältniſſen verfloſſen, und der Kreis ſeiner wiſſenſchaftlichen Bildung blieb mit dem Schluſſe des vorigen Jahrhunderts ſtehen. Alberti, obgleich einige Jahre älter, war doch wiſſenſchaftlich kühner, beweglicher und allſeitiger. Es iſt bekannt, wie die klaſſiſche Zeit der Römer in den ſiebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ganz beſonders die Geiſter beſchäftigte; es war jene Zeit, wo die Bildung, als Humanität bezeichnet, eine freilich beſchränkte Ruhe und Befriedigung durch den Genuß des Virgil, des Horaz, des Martial fand, wo die ſchon gereiften Männer die Taſchen-Ausgaben dieſer Dichter auf Reiſen und Spaziergängen bei ſich trugen und die ſchönſte Gegend von der Sonne beleuchtet, verklärt glaubten, wenn einige Strahlen römiſcher Claſſicität mit dem allbelebenden Geſtirne ſich verbanden. So genoſſen dieſe Greiſe ihre letzten Tage in ſtiller Gemeinſchaft.

Als nun der harte Schlag meinen Freund traf, verlor er den Muth nicht. Er hatte gehört, daß in der Schweiz irgendwo ein Mann den Anfang mit der Erfindung einer Flachs-Spinn-Maſchine gemacht hatte; noch war die Million, die Napoleon als Preis für den Erfinder ausgeſetzt hatte, zu erwerben. Alberti verſchaffte ſich dieſe Erfindung und fing an, ſie zu vervollſtändigen, aber bald mußte er erfahren, daß ſie völlig unbrauchbar war. Er ſchloß ſich nun mit ſeinem jüngſten etwa zwölfjährigen Sohn ein; wenn ich ihn beſuchte, fand ich ihn in einem dunklen Hinterſtübchen ſeines Hauſes, wo er ſorgenvoll ſaß. Oft glaubte er die größten Schwierigkeiten überwunden zu haben; nach einigen Jahren fing er ſchon an, das Fabrikgebäude aufzurichten: dann traten wieder andere Schwierigkeiten hervor, die ihm alle Hoffnung raubten. Er war von ſehr heftigem Temperament, wie oft ſah ich ihn in der größten Verzweiflung. Jedesmal, wenn eine neue Hoffnung ihn bewegte, oder ein neues Hinderniß die Fortſchritte hemmte, reiſte er nach Breslau, mit mir durch philoſophiſche Geſpräche ſeinen Gram zu mindern, oder, wenn ihm hoffnungsvolle Fortſchritte gelangen, ſeiner Freude einen höheren Reiz zu ertheilen. Ich habe ſo viele Jahre hindurch die Geburtswehen dieſer bedeutenden Erfindung getheilt; noch war ſie nirgends gelungen, als ſeine erſte Fabrik im Gange war und er es wagen durfte, die Hülfe des Staats in Anſpruch zu nehmen. Das mechaniſche Talent des Vaters hatte der jüngſte Sohn geerbt und es bildete ſich mit der Maſchine immer weiter, immer ſicherer aus. Hier habe ich die tiefen Leiden der bedeutenden mechaniſchen Erfindung kennen gelernt; ſie nehmen auf eine furchtbare Weiſe den ganzen Menſchen in Anſpruch; der Erfinder hat keine Ruhe, die Räder drehen ſich in ſeinem Innerſten herum und eine jede Stockung peinigt ihn, wie eine innere Krankheit. Wie viele Erfindungen ſind in der Geburt geſtorben und die Erfinder mit ihnen. Die bedeutendſten, die ſpäter einen großen Ruf erhielten und eine Kriſe in allen Lebensverhältniſſen hervorriefen, gewannen in immer größeren Kreiſen eine nicht zu berechnende Gewalt, aber ihren Urheber, den ſie überlebten, haben ſie zertreten, und ſelbſt die gelungene Erfindung ſchreitet über ihn fort und läßt ihn im Elende verſchmachten. Ich fürchtete oft dieſes Geſchick zu erleben, die Theilnahme machte es zu meinem eigenen. Die Fabrik ſtand nun da; der Staat ſchien einer ferneren Entwickelung günſtig. Aber eine neue Noth trat herein. Die Fabrik war zwar im Gange, die erſten Principien des Baues waren gefunden, ſie mußten verfolgt werden, aber der Staat iſt bei einer ſolchen Unternehmung nothwendig mißtrauiſch, und verſchwindet das Mißtrauen, dann ſteigern ſich die Anſprüche. Alberti ward abwechſelnd von beiden gequält, und als die Geburtsſchmerzen der Erfindung einigermaßen überwunden waren, traten die bürgerlichen Anſprüche hervor, die nicht geringer waren; wenn ſie auch ſpäter weniger drückend erſchienen, ſo verſchwanden ſie doch erſt, als alle Verpflichtungen gegen den Staat erfüllt waren. Noch in der letzten Zeit trat eine verhängnißvolle Forderung hervor, durch welche die ganze Exiſtenz der Fabrik in Gefahr gerieth.

Der älteſte Sohn hatte ſich dem Handel gewidmet, der zweite war im Begriff, die Univerſität zu beziehen, als der Befreiungskrieg anfing. Beide machten den Krieg mit, aber der Vater war indeſſen unter Kummer und Sorgen älter geworden. Die drei Söhne übernahmen ſpäter die Leitung der Fabrik in brüderlicher Eintracht; eine mechaniſche Schule hatte ſich ausgebildet, ein großes Fabrikgebäude war entſtanden, alle Theile, die für den Maſchinenbau nothwendig waren, wurden in einer eigenen Eiſengießerei verfertigt. Egels, der vortreffliche Maſchinenbauer in Berlin, hatte eine große ausgezeichnete Dampfmaſchine geliefert; nahe an tauſend Spindeln verfertigten ein vorzüglich ſtarkes, immer feineres Garn. Man konnte den immer ſteigenden Forderungen nicht genügen. Ein Handelsherr trat mit einem großen Kapital hinzu. Die Flachsſpinnerei konnte jetzt mit den beſten europäiſchen wetteifern.

Alberti's 77ſtes Jahr war eine Feier nicht bloß in der Familie, ſondern für die Stadt, für die ganze Umgegend; die hohen Behörden erſchienen, ihn beglückwünſchend. Es war zugleich das funfzigſte Jahr ſeiner Ehe und ſeiner Aufnahme in die Bürgerſchaft der Stadt. Die drei Brüder, die in großer Einigkeit das Ganze leiten, haben eine zweite große Fabrik errichtet und beſchäftigen 8 bis 900 Menſchen. Hier iſt von der in England herrſchenden Noth der Arbeiter nicht die Rede. Selbſt wenn in der Zukunft ein Fabrikherr ſein Verhältniß zu den arbeitenden Kindern mißbrauchen wollte, wären Exceſſe wie in England nicht möglich; der Staat ſorgt für die religiöſe Erziehung der Kinder, und ein ausgezeichneter Seelſorger mit einem gutgeſinnten Schullehrer verbunden, würden hier Vieles ausrichten können.

Ich beſuchte Alberti kurz vor ſeinem Tode, er ſtarb in ſeinem 79ſten Jahre. In der Staatszeitung erſchien eine biographiſche Skizze, die Lob verdient. Die Schriftſteller und Gelehrten, mit welchen er theils durch Verwandtſchaft, theils durch vorübergehende Verhältniſſe in Verbindung war, wurden genannt. Keiner lebte wohl mit ihm in den letzten zwanzig Jahren ſeines Lebens in einer innigeren Freundſchaft als ich, und ich geſtehe, es iſt mir unbegreiflich geweſen, wie der ſonſt wohl unterrichtete Mann, der in der Familie lebte, mit meinen Verhältniſſen zu dem Verſtorbenen unbekannt geweſen ſein konnte. Alberti iſt außerhalb der Gegend, in welcher er lebte, nicht bekannt; über die Fortſchritte der ausgezeichnetſten Spinnmaſchine auf dem Continent, die erſte in ihrer Art, iſt nichts öffentlich vernommen. In meiner Lage konnte mein freundliches Anſchließen an ihn, ohnehin durch eine nahe Verwandtſchaft bedingt, für mich keine Auszeichnung ſein, noch weniger konnte er durch meine Freundſchaft gehoben werden. Warum nun ward ich durch dieſes Stillſchweigen ſo tief ſchmerzlich berührt? Ich begreife es ſelbſt kaum. Habe ich doch mit Ruhe, ja mit Gleichgültigkeit die Nichtachtung meiner, in Verhältniſſen, die viel kränkender und verletzender waren, ertragen.

Der dritte Sohn, der Mechanikus der Fabrik, iſt in zweiter Ehe miteiner Tochter des Dichters Tieck ſeit kurzem verheirathet.

Meine Rückkehr nach Breslau war ſtill. Die Univerſität hatte ſich noch nicht recht zuſammengefunden; die Anzahl der Studirenden war noch gering; die den Krieg mitgemacht hatten, waren noch nicht zurückgekehrt.

Es fiel mir doch auf, auf eine Weiſe begrüßt zu werden, die ich nicht erwartete. Ich glaubte mit keinem Menſchen in irgend einer feindlichen Berührung zu ſtehen, und dennoch geſchah es, daß in einer Nacht kurz nach meiner Rückkunft einige Steine durch mein Fenſter flogen. Ich war nicht wenig erſchrocken, als ich des Morgens einen großen, mit vieler Kraft geſchleuderten Ziegelſtein dicht neben dem Bette meiner achtjährigen Tochter liegen ſah. Es war nicht jene feierliche Art, mit welcher die Studirenden in der früheren luſtigen Zeit der Univerſität ihr Mißvergnügen zu bezeigen pflegten. Wir waren noch nicht zur Ruhe gegangen; als die Fenſter klirrten, hörten wir, wie zwei Menſchen, die ſich in der Dunkelheit herangeſchlichen hatten, ſchnell wieder davon liefen. Ich habe nie erfahren, wer es war. Wahrſcheinlich ein paar junge Männer, denen man es vorgeworfen hatte, daß ſie während des Krieges zu Hauſe blieben!

Als ich aus dem Gebirge zurückkam, ward ich doch ſchneller in meinen gewöhnlichen Geſchäften heimiſch, als ich es erwartete. Ich ward dringend aufgefordert, das Handbuch der Oryktognoſie fortzuſetzen. Die Studirenden fanden ſich zuſammen, meine Vorleſungen fingen an. Zu meiner Erholung ſammelte ich die Materialien zu der Schrift: „die gegenwärtige Zeit“. Aber eine Erfahrung machte ich doch ſchon damals, die mich beunruhigte. Es fing eine Gährung unter den Studirenden an, es bildete ſich eine Oppoſition in ihrer Mitte, die freilich zu erwarten war. Die jungen Männer, die den Krieg mitgemacht hatten, ſonderten ſich immer entſchiedener von den übrigen; ſie hatten den Ernſt des Lebens in der Nähe geſehen. Das kleinliche, faſt kindiſch gewordene Spiel mit geheimen Orden und die kleinlichen Streitigkeiten, die früher ein großes Intereſſe für ſie hatten, erſchienen jetzt zu armſelig. Mehrere unter dieſen waren Männer geworden; einige trugen das eiſerne Kreuz; einige hatten Offizierſtellen bekleidet. Jetzt drang nun die Maſſe derer, die durch Alter, Verhältniſſe verhindert waren, an dem Feldzuge Theil zu nehmen, oder die wohl auch allerlei Vorwände geſucht hatten, um ſich den Gefahren des Krieges zu entziehen, auf die Erneuerung des früheren Studentenlebens, und ein Ton wollte ſich geltend machen, der faſt noch roher ſchien, als der früher herrſchende.

Mir iſt eine Oppoſition der Studirenden unvergeßlich geblieben, weil ſie von der rohen Kraft, mit welcher die alte Frankfurter Sitte ſich geltend zu machen ſuchte, ein auffallendes Zeugniß ablegte. In Halle hatte ich geſehen, wie die Studirenden manchmal recht glänzende Bälle gaben; die Profeſſoren und ihre Familien wurden dazu eingeladen, und unter den angeſehenen Einwohnern wählte man freilich beſonders diejenigen, welche das Glück hatten, ſchöne Töchter zu beſitzen. Daran war nun bei der herrſchenden Armuth der Breslauer Studirenden nicht zu denken. Die Profeſſoren vereinigten ſich daher, um Bälle zu veranſtalten, und die Studirenden, welche durch wiſſenſchaftlichen Eifer, Fleiß, durch verwandtſchaftliche oder freundſchaftliche Verhältniſſe oder durch Empfehlungen mit uns auf irgend eine Weiſe in Berührung kamen, wurden eingeladen. Plötzlich erfuhren wir, daß dieſer Ball in Verruf erklärt war. Dieſe Erklärung ging von den Senioren und Stimmführenden der geheimen Orden und Landsmannſchaften aus. Sie fanden ſich beleidigt, weil ſie nicht eingeladen waren; ſie waren, als ſolche, den Geſetzen nach, der Relegation unterworfen, und wenn wir dieſe ignorirten, hatten wir es uns offenbar vorzuwerfen. Nun war unter den Eingeladenen ein junger Mann, der ſich ſchon bei ſeinem erſten Auftreten auf der Univerſität durch ſeine gründlichen Kenntniſſe auszeichnete, und ſpäter ſich einen unſterblichen Ruf erwarb; Otfried Müller. Man drohte ihm mit dem Verruf; er ſuchte mich auf, und äußerte, daß er entſchieden ſei, die Einladung anzunehmen, und daß er dem Verrufe, den er ja mit uns theilte, Trotz bieten werde. Er war, obgleich ſehr jung, der Erſte, wenn ich nicht irre, welcher auf eine ſolche Weiſe zu opponiren wagte, mehrere der Freiwilligen ſchloſſen ſich ihm an, aber mir iſt dieſe Oppoſition auch ſchon deswegen in Erinnerung geblieben, weil Otfried Müller von jetzt an öfter in meinem Hauſe erſchien. Seine erſten philoſophiſchen Studien fing er unter meiner Leitung an, und ſeine Bearbeitung einer von mir geſtellten Preisaufgabe erhielt den Preis. Die erſte ſelbſtändig erworbene philoſophiſche Anſicht verliert ihren Einfluß auf die ſpätere mannigfaltige Entwickelung nie ganz, und ſo ſelbſtändig ſein Geiſt ſich entwickelte, durch Studien unterſtützt, die eine europäiſche Kriſe in der philologiſch hiſtoriſchen Wiſſenſchaft hervorriefen, ſo glaube ich doch, wenn auch nur leiſe Spuren jener früheren Zeit, die er als junger Mann in meiner Nähe verlebte, in ſeinen bedeutenderen Schriften wieder zu erkennen. Der Gang ſeiner Studien trennte ihn von mir, aber ich weiß, daß die Erinnerung an jene frühere Zeit nie ganz aus ſeiner Seele verſchwand. Zwei ebenfalls berühmt gewordene jüngere Brüder nahmen ſpäter ſeine Stelle ein, ich werde ihrer erwähnen müſſen, und ich bin ſtolz auf das Glück, das Vertrauen der jungen Männer einer hochbegabten Familie ſo früh erworben und nie verloren zu haben.

Jetzt fing nun das allgemeine Loben der Freiwilligen an; nie iſt es mir eingefallen, es an ſich zu tadeln; ſelbſt die überſchwenglichen Aeußerungen des ſentimentalen Deutſchen erſchienen mir natürlich und eben deswegen zu billigen. Ich nahm an den Kupferſtichen, die Wiederkehr des jungen Helden, der von ſeiner Braut umarmt wurde, während Vater und Mutter voller Freude ihn als Helden bewunderten, keinen Anſtoß, wie häufig und wiederholt ſie auch erſchienen. Die Erzählungen, die denſelben Gegenſtand dürftig, wie er war, bis in das Unendliche modificirt behandelten, betrachtete ich als einen nothwendigen Naturprozeß, der ſeine Grenze, nachdem er ſeinen Verlauf beendigt, in ſich ſelbſt finden mußte. Aber zwei Richtungen bildeten ſich mit der Freiwilligkeit aus, die mir doch ſehr bedenklich erſchienen. Die eine war das Verkennen der großartigen Geſinnung des preußiſchen Offizier-Corps. Das tiefverletzte kriegeriſche Ehrgefühl verklärte ſich zur gediegendſten nationalen Geſinnung, dieſe bildete den feſten Kern des ganzen Heeres, ihre Macht hielt die Freiwilligen zuſammen, ſie beherrſchte die zerſtreuten, wenn auch begeiſterten, doch nicht in ſich vereinigten Gemüther. Ein großer Theil der Offiziere blieb in der Schlacht oder kam verſtümmelt zurück. Wie oft habe ich das Schickſal der letzteren mit ſchmerzlicher Theilnahme verfolgt; wenn ein junger Mann, von der Natur begünſtigt, durch Herkunft gehoben, einer glänzenden Hoffnung entgegenſah, wenn der tüchtige muthige Krieger in die Mitte der Feinde ſtürzte, und nun in jungen Jahren verſtümmelt wieder zurückkam. Er war zum Krieger gebildet, eine andere Laufbahn ſtand ihm nicht mehr offen; mit ſeinem verlornen Gliede ſanken alle ſeine Hoffnungen. Mit einer kleinen Penſion verlebte er in Armuth und Vergeſſenheit die beſten Jahre, und, wenn er alt und grau geworden, ward ihm eine untergeordnete Stelle, die ihm wenigſtens ein ſorgenloſeres Daſein verſchaffte, zu Theil. Ich geſtehe es, wenn ich die Zukunft dieſer Männer betrachtete, erfüllte mich der Uebermuth mancher Freiwilligen mit Zorn.

Eine zweite Richtung der Freiwilligkeit war mir freilich noch bedenklicher, weil ich in dieſer einen Feind herankommen ſah, der mich zu einem Kampf aufforderte, den ich nicht abweiſen konnte. Die deutſche Jugend hatte für ihr Vaterland gekämpft, aber dieſes war nicht ein in ſich geordnetes, der Staat nicht ein kraftvoll bewegtes Ganzes, ſo daß er aus ſeiner innerſten Einheit einen mächtigen Widerſtand entwickelte, und nachdem er das Widerſtreitende vernichtet hatte, ſich geſund und erfriſcht in das urſprüngliche Leben zurückzog. Ein anderes Deutſchland, ſo mußte ein jeder glauben, nicht das frühere, welches verſchwunden war, ſolle ſich aus dem Kampfe entwickeln und geſtalten. Die Jugend war nicht ohne höhere Aufforderung in den Kampf gegangen; der Krieg war ein gemeinſchaftlicher aller Deutſchen. „Wo iſt nun, fragte man, das Deutſchland, dem der gemeinſchaftliche Kampf galt?“ Dasjenige, wofür man ſein Leben wagt, erfüllt uns eben durch eine poſitive Realität; wenn es auch früher mehr als ein Erſehntes, denn als ein Wirkliches da war, ſo tritt es doch und zwar nothwendig, nach dem Kampfe als eine Macht hervor; und zwar als eine politiſche, die ſich nicht abweiſen läßt. Alle jungen Krieger, und zwar die vorzüglichſten, durch Geiſt und Kraft am meiſten ausgezeichneten, wurden nothwendig Politiker. „Wo iſt das Deutſchland, fragten ſie, für welches zu kämpfen wir aufgefordert wurden? Es lebt in unſerm Innern.

Zeigt uns, wo wir es finden, oder wir ſind genöthigt es ſelbſt zu ſuchen.“

Leider war jene alte ehemalige Behandlung des Volks, wenn man es benutzen will, bei den Regierenden noch nicht verſchwunden. Man rief Erwartungen hervor, die man nicht zu erfüllen beabſichtigte, und unterſtützte, nährte eine regelloſe Geſinnung, die man zwar nicht unterdrücken, aber ordnen und beherrſchen ſollte. Ich habe in dieſer Beziehung ſchon oben von dem Landſturm-Edikt und den demagogiſchen Tendenzen, welche in dieſem vorherrſchten, geſprochen.

Wie im Feldzuge Aller Augen auf den Kampfplatz gerichtet waren, ſo lebte ein jeder jetzt in Wien, wo der Congreß das zukünftige Schickſal Deutſchlands, wie Europas berieth. Wir waren noch wie in einem halben Kriegszuſtande; die großen Heere, nicht bloß unſere eigenen, ſondern auch die ruſſiſchen, kehrten langſam zurück, und alle Gemüther waren in heftiger Bewegung. Wie natürlich, ja nothwendig folgte aus dieſen Verhältniſſen eine Aufregung der Jugend; ſie war es ſich bewußt, daß ſie ſelbſt dazu beigetragen hatte, Deutſchland den Sieg zu erringen, der die ruhige Berathung möglich machte. Die öffentliche Stimme überſchätzte ihre Theilnahme an dem Siege.

Da erſchien Napoleon wieder. Es war doch eine erſtaunliche That, als faſt ganz Frankreich ſich wieder erhob, die ihm aufgedrungene Dynaſtie, wie ein vorübergehender Traum, verſchwand, und der, wie man glaubte, völlig vernichtete Held den ruhig berathenden Regenten gegenüber drohend wieder erſchien. Es iſt nicht zu leugnen, daß das Anſehen des Congreſſes in den Augen des Volkes erſchüttert wurde, und wäre dem Napoleon Frankreich entgegengetreten, wie bei ſeiner Rückkehr aus Egypten, hätte man ſich ihm völlig hingegeben wie damals, kaum wäre der zweite Kampf gegen ihn ſo kurz, kaum der zweite Sieg ſo ſchnell errungen geweſen. Obgleich aber Alles ihm zuſtrömte, ſo war die Hingebung doch keinesweges unbedingt. Frankreich glaubte einen Augenblick erlebt zu haben, wo es die Freiheit der Revolution wieder erlangen könnte, ohne den Irrthümern derſelben zu unterliegen, und während das Volk die kühne That des Helden bewunderte, ſchlich ſich der Gedanke ein, daß, wenn es ihn brauchte, er doch auch jetzt die Unterſtützung des Volkes nicht entbehren könnte. Man legte ihm Forderungen vor, die er nicht abweiſen durfte. Man wollte zwar durch ihn ſiegreich dem bewaffneten Europa gegenüber treten, aber die bedeutendſten Männer wollten dann den Sieger ſelbſt beherrſchen. So war ſeine ganze Lage zweifelhaft und beengt.

Wie ganz anders erſchien dieſes unerwartete Ereigniß in Deutſchland. Zwar lauerte auch hier eine Stimme, die für die Zukunft drohend werden konnte. Jetzt verſtummte ſie ganz. Napoleon war beſiegt, und noch war der Jubel des Sieges nicht verklungen, mit der Zuverſicht des ſiegreichen Kampfes verſammelte man ſich ſchnell, und in Deutſchland erneuerten ſich die Tage des Februars des vorigen Jahres. Eine jede Bedenklichkeit verſchwand, jeder keimende Wunſch verſtummte und die Jugend eilte wie früher, dem erneuerten Kampfe entgegen.

Ich glaubte zwar, das Anerbieten, an dem Kriege wieder Theil zu nehmen, erneuern zu müſſen, ſah aber wohl voraus, daß es der König nicht annehmen werde. Ich erhielt denn auch eine gnädige Antwort, in welcher es hieß: daß die Gefahr jetzt nicht ſo drohend ſchiene, wie früher; man dürfe jetzt nicht einen Lehrer von ſeinem Lehrſtuhl entfernen. Indeſſen ward ich dennoch auf eine Weiſe in Thätigkeit geſetzt, die mich an die frühere Zeit einigermaßen erinnerte. Zwar war die Stadt nicht auf eine ſolche Weiſe aufgeregt, als damals, da der König in unſerer Mitte war und ganz Preußen ſich in Breslau concentrirte. Um die Beiträge zur Ausrüſtung der Freiwilligen zuſammenzubringen, mußte man ſchon ſeine Zuflucht zu denjenigen Mitteln nehmen, die gewöhnlich in den Friedenszeiten benutzt werden. Der Weimarer Sänger Ehlers, der damals in ſeiner Blüthe war, gab ein Concert zum Beſten der bedürftigen Freiwilligen. Ich kann nicht ohne Wehmuth an dieſe Zeit denken, wenn ich mich ſeiner traurigen Lage in ſeinem Alter erinnere. Er wandte ſich noch vor wenigen Jahren an mich, und ich vermochte nicht, Etwas für ihn auszurichten.

Die Gräſin Schaffgotſch hatte die Güte, Ehlers und mich zu unterſtützen. Es erſchien eine öffentliche Aufforderung an dem Concerte Theil zu nehmen, und die Summe, die zuſammen kam, war ſehr bedeutend. Viele benutzten die Gelegenheit, um anſehnliche Beiträge zu geben; die Gräſin entſchloß ſich, mit mir an der Kaſſe zu ſitzen.

Ich muß hierbei doch eines Ereigniſſes gedenken, welches die erſte und am höchſten geſtellte Dame Schleſiens in eine ihr unerwartete Lage verſetzte. Ruſſiſche Truppen, die kaum die Grenzen ihres Landes erreicht hatten, kehrten zurück und ein ruſſiſcher General war mit ſeinem Corps am Tage des Concerts in Breslau eingerückt. Die Aula der Univerſität war ganz gefüllt, als ein Adjutant erſchien und für ſeinen General auf eine gebieteriſche Weiſe einen der erſten Plätze forderte. Ich ſah es der Gräfin an, in welche Verlegenheit ſie gerieth, als ihr der trotzige Ruſſe gegenüberſtand. Ich nahm das Wort und ſuchte auf eine höfliche Weiſe, ihm die Lage deutlich zu machen; die Abſicht des Concerts ward ihm mitgetheilt, und wie die angeſehenſten Einwohner der großen Stadt mit bedeutenden Beiträgen die Plätze, die ſie einnahmen, erworben hätten. Der Adjutant entfernte ſich zornig. Kurz darauf erſchien der General ſelbſt, offenbar ſehr aufgeregt, ſtellte ſich uns gegenüber, und forderte gebieteriſch einen Platz, wie er ſich für ihn und ſeinen Rang gezieme. Ich geſtehe, ich hatte Mühe, meinen Zorn zu unterdrücken. Der General bot für ſeinen Platz nur den gewöhnlichen Beitrag.

Endlich ſtand ich auf und ſagte: „Excellenz, ich habe nur über einen Platz zu gebieten, der Ihnen wahrſcheinlich anſtändig ſein wird", und erſuchte ihn, mir zu folgen. Wir gingen durch den gefüllten Saal, wo wir uns nur mit Mühe durchdrängen konnten, bis ich den Platz erreichte, den meine Frau einnahm. „Frau, ſagte ich, du wirſt deinen Platz räumen müſſen, der Herr General wünſcht ihn einzunehmen." Jetzt ſchien ihm erſt ein Licht über das Verhältniß aufzugehen; er entſchuldigte ſich, und zog ſich willig zurück, um in dem großen Gedränge einen Platz zu finden.

Einige Aehnlichkeit hatte nun zwar mein Geſchäft mit dem früheren, aber wie ganz anders erſchien jetzt Alles. Ich war ein ruhiger Bürger, der von ſeiner ſtillen Stube auf die Berichte lauerte; und als nun das Gerücht von der Schlacht bei Ligny, von Blüchers perſönlicher Gefahr erſcholl, als der klaſſiſche Bericht von dem Siege bei Belle Alliance zu uns gelangte; — es iſt einer der meiſterhafteſten Kriegsberichte der neueren Zeit, aus Gneiſenau's Feder gefloſſen; — als die Kirchen zum feierlichen Gottesdienſt eröffnet wurden, als auf allen Straßen ſich das jubelnde Volk bewegte, war auch ich zum Dank und lebhafter Freude geſtimmt: aber dennoch ſchlich ſich, ich darf es nicht leugnen, ein drückendes Gefühl in meine Seele. Wie glücklich wäre ich geweſen, wenn ich an den Gefahren und an dem Siege dieſer Tage hätte Theil nehmen dürfen.

Was mich, den ſonſt mit den Verhältniſſen Unbekannten, überzeugte, daß dieſer Krieg nicht lange dauern würde, waren nicht allein die Hinderniſſe, die Napoleon im Lande ſelbſt fand, nicht allein die zwar zurückgedrängte und ſtill gewordene, aber doch noch mächtige Zahl der Anhäuger der alten Dynaſtie. Ich hatte in einem vertrauten Augenblicke von Cuvier Manches über die Lage Frankreichs erfahren, was mir unvergeßlich blieb. Er glaubte zwar, daß ein Gelehrter allen Grund habe, mit Napoleon zufrieden zu ſein. „Niemals, ſagte er, wurden die Wiſſenſchaften großartiger geſchätzt, gefördert und unterſtützt, als durch ihn, die Bourbons dahingegen und ihre Umgebung hatten für die Wiſſenſchaften gar keinen Sinn,“ und er befürchtete eine traurige Zukunft; aber dennoch verkannte er nicht das Unheil, welches Napoleon über das Land gebracht hatte. Ich erfuhr durch ihn, was mir, ich geſtehe es, unbekannt war, welches große Verdienſt der Abt Fleury ſich um das Land erworben habe. Dieſer hatte, ſagte er, ein unermeßliches Kriegsmaterial in Frankreich zuſammengehäuft; alle Feſtungen des Landes waren wohl und faſt überflüſſig verſorgt. Fleury hatte den Frieden, den er ſorgfältig zu unterhalten ſuchte, dazu benutzt, dieſen Schatz zu ſammeln, und wenn dieſer viel dazu beitrug, Napoleons Siege zu befördern, ſo ward er doch auch in die fernſten Gegenden verſchleppt und vergeudet. Nach dem letzten, für Frankreich ſo unglücklichen Kriege war, behauptete Cuvier, das Land faſt waffenlos; keine Feſtung konnte lange Widerſtand leiſten, und der ungeheure Verluſt ließ ſich nur in einer Reihe von Friedensjahren wieder erſetzen. Es iſt bekannt, daß Blücher, der zum Theil deshalb die Verfolgung des bei Belle Alliance erfochtenen Sieges ſo unaufhaltſam fortſetzte, um der Erſte zu ſein, der in Paris eintritt, diesmal die aufrühreriſche Stadt demüthigte und weniger ſchonte.

Als ich erfuhr, daß man beſchloſſen hatte, die aus allen Ländern geraubten Kunſtſchätze an die früheren Eigenthümer zu vertheilen, fiel mir eine Naturſeltenheit ein, die dem Kölner Dom zugehörte, jetzt aber ihre Stelle in der Mineralienſammlung des Jardin des plantes einnahm, und die doch leicht überſehen werden konnte. Es war der im Jahre 1492 herabgefallene Enſisheimer Meteorſtein. Ich ſchrieb deswegen an Gneiſenau, und ſo viel ich mich erinnere, hat man wirklich dieſen Stein ausliefern müſſen.

Als der zweite Feldzug beendigt war, trat nun die Ausſicht auf einen langen Frieden hervor; allmählig verſchwand aus meinem Leben jede Spur des Krieges. Das Pferd, welches ich ſeit dem Waffenſtillſtand geritten hatte, kam im Verlaufe des Sommers 1814 mit der Armee zurück. Ich behielt es eine Zeitlang, konnte es aber ſo wenig benutzen, daß ein jeder Ritt mir zu theuer ward, und verkaufte es mit großem Vortheil. Aber leider war meine finanzielle Lage durch den Krieg völlig zerrüttet. In den zehn Jahren meiner Ehe war ich nie zur Ruhe gekommen. Wenn ich eben häuslich eingerichtet war, wurde meine Lage geſtört, nur die unglücklichſte von allen während des Druckes hatte einige Dauer. Meine Lage im Felde, mein ganz eigenthümliches Verhältniß zu den Freiwilligen nahm manche Summe in Anſpruch, mein

Aufenthalt in Paris war theuer; mein Leben, ſeit ich Deutſchland kennen lernte, fortdauernd im Kampfe für Ideen, wenig auf die nahe Gegenwart gerichtet, zog meine Aufmerkſamkeit nur zu ſehr von den engen finanziellen Verhältniſſen ab. Es laſtete nach dem Kriege eine mich drückende Schuldenmaſſe auf mir, deren Größe mich mit Schrecken erfüllte, und die mein Leben eine Reihe von Jahren verbitterte. Der Staatskanzler ſchenkte mir zwar eine nicht unbedeutende Summe; das Kriegsminiſterium (v. Boyen war damals, wie jetzt, Kriegsminiſter) zeigte mir viele Güte, aber meine drückende Lage ward nur wenig dadurch erleichtert. So erinnerten mich meine Schulden noch lange an die vergangene Zeit.

Doch ward ich ſpäter noch auf eine für mich überraſchende Weiſe an den Krieg erinnert. Ich ſaß ruhig in meiner Stube, ganz in ſchriftſtelleriſche Arbeiten vertieft, und meine militairiſche Dienſtzeit lag mir ſehr fern. Das eiſerne Kreuz trug ich ſchon lange, es ward mir aus dem Felde von der Armee zugeſchickt, obgleich etwas ſpäter als den übrigen, weil ich das Heer ſo plötzlich verlaſſen hatte; da erhielt ich nach Verlauf von zwei Jahren das Königliche Diplom und es hieß in dieſem: der König habe dem Seconde-Lieutenant Steffens bei dem Garde-Jäger-Bataillon das eiſerne Kreuz Allergnädigſt zu verleihen geruht. Mich jetzt noch ſo genannt zu ſehen, war mir zwar auffallend, aber doch ſehr angenehm.

Meine Lage in Breslau, Schriftſteller-Arbeiten, Anſichten.

Deutſchland war nun frei, wir hatten das ſchwere Joch abgeworfen, welches auf uns ſo viele Jahre hindurch gelaſtet hatte, und nicht allein unſere politiſche Selbſtändigkeit, ſondern mit dieſer auch unſere ganze geiſtige Eigenthümlichkeit mit dem Untergang bedrohte. Der Kampf, den ich ſchon ſiebzehn Jahre früher verhängnißvoll nahen ſah, als ich das Land mit Liebe begrüßte, in welchem ich ſelbſt, ohne es auch nur von ferne zu ahnen, hineingezogen wurde, war nun ſiegreich beendet, Frankreich gedemüthigt, und Europa konnte einem langen Frieden entgegenſehen.

Was mir am nächſten lag, war der Kern meines perſönlichen Daſeins, die Entwickelung einer ſelbſtändigen Philoſophie der Natur. Eine ſolche Wiſſenſchaft ſchwebte mir in dunklen Formen vor, von meiner früheſten Jugend an. Alle meine naturwiſſenſchafftlichen Studien ſteigerten ſich, wenn auch nur träumeriſch, zu einer höheren geiſtigen Anſicht, für die ich noch keinen Namen fand. Der beſtimmte Inhalt und die wiſſenſchaftliche Form ward mir durch Schelling gegeben. Es wäre eine müßige Frage, ob und wie meine Träume ſich ohne ihn geſtaltet haben würden? Ich haſſe Fragen der Art, die eigentlich gar keinen Sinn haben. Wie lächerlich würde ein Phyſiolog erſcheinen, wenn er ernſthafte Betrachtungen darüber anſtellen wollte, wie die Organiſation ſich geſtaltet haben würde, wenn das Herz, ſtatt links, rechts in der Bruſt läge. Aber die urſprüngliche Aufgabe war dennoch meine eigene; ich konnte ſie daher nicht aufgeben, und war gezwungen, ſie zu verfolgen, wie zweifelhaft auch die Ausführung ſein mochte. Zwar glaube ich meine Aemter als Profeſſor der Phyſik und Mineralogie gewiſſenhaft verwaltet zu haben, und einige meiner Zuhörer, die ſpäter einen Ruf erhielten, habe ich wenigſtens angeregt, ſo ungünſtig auch in dieſer Rückſicht meine Stellung auf einer provinziellen Univerſität war. Aber was ich wollte und doch auch vorzutragen berufen war, beſchäftigte mich vorzüglich, und jetzt fühlte ich mich doppelt unglücklich in einer entfernten Provinz. Ich hatte die Einſicht erlangt, daß die Naturphiloſophie eine eigene ſelbſtändige Wiſſenſchaft ſei, die ſich in ſich ſelber ausbilden müſſe, abhängig und doch zugleich unabhängig von aller ſinnlichen Forſchung. So würde ohne die ſinnliche Anſchauung auch die nothwendige Form der Auffaſſung derſelben als Mathematik nie da ſein, und dennoch bildete ſich dieſe, ſo wie ſie da iſt, in innerer ſelbſtändiger Form aus, unabhängig von jeder ſinnlichen Anſchauung. Nun iſt ebenſo eine günſtige Auffaſſung, Wahrnehmung, wenn man will, Erfahrung des Naturlebens, eine nie abzuweiſende Vorausſetzung einer jeden möglichen Naturphiloſophie. Beide, jede geiſtige Erfahrung und ihre Form, verhalten ſich nicht etwa ſo, daß man die erſte, die Urſache, die zweite, die Wirkung nennen darf; ſie ſind vielmehr beide in und mit einander. Dieſe geiſtige Erfahrung dämmert in einer jeden gewiſſenhaften Forſchung und ſucht ihre Form, ſo wie ja auch in einer jeden, der ſinnlichen Anſchauung ganz unterworfenen Forſchung ein mathematiſches Verhältniß dämmert, welches nur langſam reif wird und ſich zu einem feſten Geſetze zu ſteigern vermag. Meine Abſicht war nun nicht, mich in das Detail ſinnlicher Naturforſchung zu vertiefen, vielmehr in der fortſchreitenden Wiſſenſchaft auf die geiſtigen Momente zu lauſchen, die allmälig hervortraten und ein gemeinſchaftliches Verſtändniß ſuchten. Man hat mir es ſeltſamer Weiſe vorgeworfen, daß ich mich fähig glaubte, in allen Fächern der unendlich reichen Naturwiſſenſchaft ein Meiſter zu ſein oder zu werden. Man könnte auf dieſe Weiſe auch den Mathematiker beſchuldigen, daß er mit dem Virtuoſen in der beobachtenden Aſtronomie, in der Experimentalphyſik, in der Chemie, in der phyſikaliſchen Geographie, ja in einer jeden Richtung der Naturforſchung und des menſchlichen Lebens, in ſo fern die erworbene Erfahrung für die mathematiſche Beſtimmung reif wird, zu wetteifern und ihnen den Rang abzulaufen ſtrebe. Ich bin in allen Fächern der Naturwiſſenſchaft der immer lauſchende, aufmerkſame, lernbegierige, und, ich darf es ſagen, dankbare und ſeine Lehrer verehrende Schüler geweſen, und jetzt, da die äußeren Verhältniſſe des Landes mir zukünftige Ruhe und Muße verſprachen, wagte ich es zu hoffen, daß ich auf die wahre hohe Schule der fortſchreitenden Naturwiſſenſchaft, nach Berlin, verſetzt werden ſollte. Ich hatte ſchon einige 40 Jahre zurückgelegt, es war die höchſte Zeit. Aber man wollte mich nicht; denn ich war ſchon dem Greiſenalter nahe, als ich nach Berlin berufen wurde. Man glaube nicht, daß ich mit meiner Stellung zu den Naturforſchern unbekannt bin.

Die Naturforſcher wollen keine Philoſophie, ſie leugnen ganz entſchieden die Steigerung der Naturforſchung zur Speculation, und ſelbſt wenn eine jugendliche Ahnung ſie, wie ſie meinen, in dieſer Rückſicht täuſchte, weiſen ſie dieſe ab, wenn ſie von der unaufhaltſam fortſchreitenden Arbeit ergriffen werden; dieſe wird immer vereinzelter, beſtimmter, und die lohnende Hoffnung neuer Entdeckungen iſt ſo anziehend, daß ſie den reiferen Mann ganz in Anſpruch nimmt.

Aber der abſolute abſtracte Philoſoph will eben ſo wenig die Naturforſchung; man hört ihn zuweilen mit einiger Herablaſſung verſichern: die Naturforſcher ſuchen doch eigentlich auch, indem ſie dem Geſetzlichen nachforſchen, ein vernünftiges Erkennen; aber das vornehme Kopfnicken, dieſer Gruß aus der Ferne und von der Höhe herab kann freilich kein vertrauliches Geſpräch einleiten. Schelling hatte zwar den nicht mehr zu verdrängenden Grund zur Naturphiloſophie gelegt, aber er ſchwieg, und bewegte ſich ſpäter in einer anderen Richtung, die freilich lohnender war und von ſeinem großen Geiſte gewaltiger beherrſcht werden konnte. Viele der Jüngeren waren berühmte Zoologen, Botaniker, Mineralogen und Geognoſten geworden, und wenn die Speculation der Jugend ſich hervorwagte, ſo erſchien doch nur ein völlig abſtractes, formelles Netz, in welchem man die Natur einfangen wollte; nicht der lebendige Geiſt, der von innen heraus mächtig hervorquillt und ſich ſelber zu faſſen ſtrebt. Ich kann nicht behaupten, daß ich ihm, wie man zu ſagen pflegt, Treue geſchworen hätte, denn er beherrſchte mich ganz; man kann nicht von Treue ſprechen, wo eine Trennung unmöglich iſt.

Ich kannte alſo meine Stellung ſehr wohl; es fiel mir nicht ein, ſie von irgend einer ſo genannten Kabale herzuleiten; an dieſe glaube ich überhaupt nicht, oder halte ſie für ſo eine unbedeutende Größe, daß es für den geiſtig Beſchäftigten wohl erlaubt iſt, ſie als ein Minimum zu betrachten und ſie, wie die Mathematiker in den genaueſten Berechnungen, zu überſehen. Ich glaube nicht, daß man von mir behaupten kann, daß dieſe gutmüthige Anſicht durch Mangel an Erfahrung entſtanden ſei; ſie hat ſich vielmehr erhalten und immer feſter ausgebildet, trotz aller Erfahrung. War ich doch nach meiner halsſtarrigen Art gezwungen, dasjenige, was meine Anſicht unverſtändlich machte, ſelbſt als einen großen Naturprozeß der Geſchichte zu betrachten, den ich als einen ſolchen anerkennen, ja dem ich mich unterwerfen müßte. Nicht, daß ich auf eine ſolche Weiſe ausgeſtoßen wurde, wunderte mich, wohl aber, daß man theilweiſe auf mich hörte, daß ich ein Publikum gewann, welches ſich an mich anſchloß. Oft und noch immer in meinem höheren Alter iſt es mir ſeltſam, mich auf einer preußiſchen Univerſität als Profeſſor zu finden; den Prozeß der Organiſation, den man abweiſt, ſelbſt, wo man völlig von ihm ergriffen iſt, in ſeiner allumfaſſenden Conſequenz verfolgen und entwickeln zu wollen, iſt freilich etwas dem ſinnlichen Forſcher ſo völlig Unverſtändliches, daß es ihm vorkommen muß, als wolle man mit dem klaren Bewußtſein des Wachens in einen bedeutſamen Traum hineinzuſchlüpfen ſuchen.

Man glaube nicht, daß ich durch dieſes klare Erkennen meiner Stellung, an mir und meiner Beſchäftigung irre ward. Ich ſuchte mich vielmehr gegen eine jede Selbſttäuſchung zu verwahren und mich immer mehr und mehr an meine iſolirte Stellung in Breslau zu gewöhnen; ſie hatte doch auch ihr Gutes. Ich war zwar über den Gipfelpunkt des Daſeins hinüber, aber die Wärme der Jugend und die Neigung, was ich dachte, ganz zu durchleben, wollte noch immer nicht weichen. Ueberblickt man mein ganzes vergangenes Leben, ſo wird man es begreiflich finden, daß ich weniger noch als die meiſten Gelehrten fähig war, mich von dem Kreiſe, in welchem ich bis jetzt gelebt hatte, zurückzuziehen; daß Deutſchland und ſeine Zukunft ein Gegenſtand geworden waren, der mir eben ſo nahe lag, mich innerlich eben ſo ſehr beſchäftigte, wie die Natur.

Jedermann fragte ſich ſelber, was ſoll aus Deutſchland werden. Wer ſonſt gewöhnt war, ſich ſeiner beſtimmten Thätigkeit ganz hinzugeben, war jetzt mehr oder weniger gewaltſam aus dieſer herausgeriſſen. Viele lebten mehr für die unbeſtimmte Zukunft, als für die unſichere Gegenwart. Da zeigten ſich nun die Folgen der Anſicht, die ſich in mir ausgebildet hatten, und die zu verfolgen ich gezwungen war. Denn als ich, eben ſo wie die meiſten, mir die Frage vorlegte, was wird aus Deutſchland werden, erlangte ich ein Reſultat, welches in der Geſtalt, in welcher es hervortreten mußte, zwar anfänglich von mehreren Seiten gebilligt ward, ja mir, wo ich es äußerte, Beifall und Anhänger erwarb: doch konnte ich mir nicht verbergen, daß dieſer Beifall auf einem Irrthume beruhe, und daß er, wenn ich mich öffentlich auszuſprechen wagte, bald verſchwinden müſſe. Die Meiſten und ſelbſt die Bedeutendſten ängſtigte und quälte die Unſicherheit der Gegenwart, ſie ſuchten die nahe Hülfe. Selbſt auf dem Wiener Congreß ſuchte man ſie in Conſtitutionen, die doch mehr oder weniger eine Aehnlichkeit mit der franzöſiſchen hatten, und ſich höchſtens dadurch unterſchieden, daß es von dem Regenten abhing, ſie zu geben, und daß man ſeine Stellung der Conſtitution gegenüber, poſitiver ausſprach und ſicher zu ſtellen ſuchte.

Die öffentliche Stimmung war aber mehr oder weniger revolutionair; alle herrſchenden Anſichten des

Volkes hatten einen franzöſiſchen Anſtrich; geiſtig, wie früher äußerlich, wurden wir noch fortdauernd von unſern Nachbarn beherrſcht und die Ketten, die wir ſeit Jahrhunderten getragen hatten, ließen ſich nicht ſo leicht, am wenigſten durch Heere zerbrechen. Zwar ſtand das Volk den Franzoſen feindlich gegenüber: aber dieſe Stellung war eine durchaus äußerliche; das Volk ging von denſelben Principien aus, hatte ſich auf den nämlichen Standpunkt geſtellt; und ſo ſcharf der Gegenſatz erſchien, ſo war er doch nur ein relativer, der nicht ein eigenthümliches Leben verſprach, vielmehr, wie ich vorauszuſehen glaubte, mit einer Indifferenz, mit einer Neutraliſation zu enden drohte. Und leider war das Poſitive des ſcheinbaren Gegenſatzes ganz auf der franzöſiſchen Seite, ſo daß, wenn wir uns des Ausdruckes der Phyſiker bedienen, Frankreich die Richtung des elektriſchen Stromes beſtimmte, und dieſer Deutſchland immer mehr zu überſchwemmen drohte. Was Napoleon durch äußere Gewalt erreichen wollte, ſchien jetzt durch eine innere Fortleitung gelungen zu ſein. Zwar die elektriſche Spannung ſteigerte ſich immermehr. Man hatte ſogar einen Ausdruck gefunden für die negative opponirende Stellung. So innig ich nun auch mit Deutſchland verbunden war, ſo entſchieden ſträubte ſich mein ganzes Weſen gegen dieſe angenommene Benennung, das Deutſchthum war mir verhaßt. Wenn eine geſchichtliche Epoche ein ſolches Zauberwort gefunden hat, dann wird es ſchnell in einen Götzen, in ein hohles Geſpenſt verwandelt, dem man ſich abergläubiſch unterwirft und es als ſolches verehrt. Ich erlebte es, wie dieſes Geſpenſt ſchon in den Zeiten des Druckes zum Vorſcheine kam, und trat ihm auch damals entſchieden entgegen. Ich ahnete den Kampf, den ich zu beſtehen hatte. Meine Anſicht wich im Princip von der herrſchenden ab; es war nicht dieſes oder jenes, was ich bekämpfte, ſondern eben das Princip. Wenn ich hier und da mit der öffentlichen Meinung übereinzuſtimmen ſchien, wenn man mir beiſtimmte, ja ſich mir anſchließen zu können glaubte, wenn Viele ſogar auf mich rechnen zu können meinten, ſo war das doch eine Täuſchung, die ich durchaus nicht veranlaßt hatte. Man nannte mich daher ſpäter mit völligem Unrecht einen Verräther der ſogenannten guten Sache. Kühne Aeußerungen, auch gegen die Mächtigen, wurden mit lautem Beifall unterſchrieben; ein jeder glaubte ſich dann zu hören, und die Wenigſten merkten, daß ich ein ganz Anderer war und mich als ein ſolcher fortdauernd behauptete. Wohl mochte in Vielen etwas, meiner Anſicht Verwandtes ſich zu geſtalten ſuchen. aber keiner hat es ſich in dem ganzen Zuſammenhange, wie es das Daſein in allen ſeinen Richtungen umfaßt, klar zu machen geſucht. Später zwar fing dieſe meine Anſicht an, ſich auszubilden, aber meiſt in einer Einſeitigkeit, die ich nicht zu billigen vermochte.

Ich ward nicht willkürlich, als ich aus dem Kriege zurückkam, politiſcher Schriftſteller; damit ich zur Ruhe kam, mußte ich auch aus meinem Innerſten heraus eine eigene innere Heimath erkämpfen, und wenn ich mich im Kriege an die Heere und ihre großen Feldherren anſchloß, ein völlig Unbedeutender und Geringer, ſo ſtand ich hier ganz allein, und ſah es wohl ein, wie bedenklich der Kampf war, den ich durchzufechten hatte. Die beiden politiſchen Werke, die ich herausgab: „Die gegenwärtige Zeit und wie ſie geworden“, ausgearbeitet in den Jahren 1815 und 1816 und im Druck erſchienen 1817; und „Die Caricaturen des Heiligſten“ 1819—1821, legten den Grund zu Allem, was ich in einer Reihe von Jahren ſpäter erlebte;

jene Schrift war die erſte, welche die Gegenwart und die nächſte Zukunft zum Gegenſtand einer allgemeineren geiſtigen Betrachtung machte. Sie erregte einiges Aufſehen; eine Menge Schriften ähnlicher Art erſchienen ſpäter, ſelbſt von bedeutenden und hochgeſtellten Schriftſtellern. Die Anſicht, die meiner Darſtellung zu Grunde lag, war von der herrſchenden zu abweichend, um allgemein verſtanden zu werden; aber die geiſtig freie Stellung, die verſöhnende Tendenz ſprach an, die Momente des Kampfes, die in der Schrift verborgen lagen, erkannte man nicht, oder wollte ſie nicht erkennen, denn die rückſichtsloſen und oft kühnen Aeußerungen ſuchte man zu benutzen und hielt ſich an dieſe. Aber eben deswegen war der Einfluß, den dieſe Schrift in der Zeit ihrer Erſcheinung ausübte, nicht der von mir erwünſchte und ſelbſt nur ein vorübergehender. Das Poſitive, welches doch in viele ernſtere Gemüther eindrang, kam erſt ſpäter in mancherlei Formen zum Vorſchein.

Ich bin einige Mal in den ſpäteren Jahren meines Lebens Gegenſtand einer mehr oder weniger allgemeinen literariſchen Aufmerkſamkeit geweſen, und wenn es nun auch nicht meine Abſicht ſein darf, jetzt vergeſſene Streitigkeiten zu erneuern, oder mich zu vertheidigen, ſo ſoll doch dieſe Schrift die Zeit, in welcher ich lebte und die Art, wie ich ſie durchlebte, darſtellen und ein Bild derſelben ſpäteren Geſchlechtern hinterlaſſen. Wer ſich aber ſelbſt zum Gegenſtande macht, hat doch die Verpflichtung, ſich als einen ſolchen zu behandeln. Er muß fähig ſein, ſich von ſich ſelber zu trennen, und wenn das Subjective der Auffaſſung ſich auch nicht verdrängen läßt, ſo kann dieſes doch objectiv behandelt werden, und man wird einräumen, daß er ſelber doch beſſer als irgend ein anderer wiſſen wird, was er gewollt hat. Was man aber mit Recht fordern kann, iſt, daß er jetzt, ſeinen Gegnern gegenüber, dieſen Gerechtigkeit widerfahren läßt. Im Gedränge entgegengeſetzter Anſichten iſt dieſes nicht möglich; und wenn ich, als ſtreitende Partei, mir vielleicht weniger vorzuwerfen habe, ſo liegt dies offenbar darin, daß wir, ich und die Wenigen, die ſich mit mir zu verbinden wagten, in einer Ecclesia pressa lebten. Meine Gegner bildeten öffentlich, in der Literatur wenigſtens, die entſchiedenſte mächtige Majorität, und in dieſer allein kommen jene Extravaganzen zum Vorſchein, die ſich die ſchwächere Partei nicht erlauben darf. Eine jede bedrängte Gemeinde erſcheint tadelloſer, ruhiger, mäßiger, ohne es eben innerlich zu ſein, und alle Exceſſe der Anhänger einer mächtigen Majorität den urſprünglichen Leitern derſelben zuſchreiben zu wollen, wäre höchſt unbillig. Wenn ich nun in meiner nachfolgenden Darſtellung das, was meine Abſicht war, begreiflich zu machen ſuche, und zwar auf eine ſo einfache und allgemein verſtändliche Weiſe, wie es mir möglich iſt, ſo bin ich doch verpflichtet, denſelben Verſuch mit meinen Gegnern anzuſtellen; nicht wie ſie in der Geſchichte der damaligen Zeit erſchienen, vielmehr die Momente, die in ihr lagen und eine ſolche Erſcheinung hervorriefen, müſſen erklärt werden, und eine jede ſolche Erklärung enthält in der That nicht bloß eine Entſchuldigung, ſondern auch eine Rechtfertigung.

So bin ich freilich genöthigt, den Gegenſtand des Kampfes, der nicht allein in der Literatur laut ward, ſondern auch in mein bürgerliches Leben eindrang, einige Freunde, wenigſtens vorübergehend, von mir trennte, mich mit den hohen Behörden des Staates in mancherlei bedenkliche Berührungen brachte, zu entwickeln. Nun liegt es zwar in der Natur der

Sache, daß ein ſolcher Streit, wenn er Gegenſtand der Betrachtung werden ſoll, in der Art, wie er eben geführt wurde, beendigt ſein muß; und wenn auch der tiefere Grund der Parteiung in einer andern Form fortbeſtehen mag, ſo muß doch die beſondere Form, unter welcher ſie hervortrat und in ihren Gegenſätzen ſich geſtaltete, verſchwunden ſein. Dieſes kann nun wohl mit Wahrheit von den Turnſtreitigkeiten behauptet werden. Da dieſe aber, einflußreich, wie ſie einige Jahre lang in mein Leben eingriffen, doch nur eine Art Kriſe bildeten, durch welche meine Verhältniſſe vorübergehend in Bewegung geſetzt wurden, ſo bin ich genöthigt, mein Verhältniß zur herrſchenden Meinung allgemeiner aufzufaſſen und aus einander zu ſetzen. Man befürchte nicht, daß ich mich in ausführliche doktrinäre Erörterungen verlieren werde; es iſt hier nicht von der wiſſenſchaftlichen Begründung einer Anſicht, ſondern nur von ihren Reſultaten die Rede, und dieſe werden hoffentlich ſchon in ihrem Zuſammenhange verſtändlich ſein.

Die Lehre von der Perfectibilität des Menſchengeſchlechts kann geleugnet werden: aber diejenigen, die ſie zu leugnen wagen, werden kaum die Conſequenz ihrer Behauptung verfolgen können; denn wäre die Geſchichte in ihrem Fortgange keine Entwickelung, dann würde ſie, als ein Ganzes betrachtet, ohne Sinn und Verſtand ſein, und dieſes Sinnloſe und Unverſtändige müßte nothwendig auch für das kleinſte Moment der Geſchichte gelten, ja es müßte ſich auf die eigene Behauptung ausdehnen; ſo daß dieſe ſich eben, da ſie doch eine verſtändige ſein will, aufheben würde, indem ſie ſich ausſpräche. Ein jeder ſittliche Menſch will das Reſultat ſeines Lebens nicht bloß für ſich feſt halten; wenn er das Reinſte und Tüchtigſte, was er zu erſtreben ſucht, überſchaut, ſo iſt es nicht allein ſein Wunſch, es iſt zugleich ſeine Abſicht, daß es ein Bleibendes ſei und eine Zukunft entwickle. Die Perfectibilität des Geſchlechts hat eine doppelte Richtung, eine ſittliche und eine intellectuelle, die Reflection trennt ſie, und iſt geneigt, der letzteren Richtung, wenn auch nicht einen größern Werth, denn das wagt ſie kaum, ſo doch eine größere Macht zuzuſchreiben, ſie darf die überwiegend ſittliche Richtung als die geringere und diejenigen, die ſich, durch dieſe geleitet, auszeichnen, als zur Maſſe gehörig betrachten. Es war nun von jeher meine Abſicht, dieſe verdrängte Perſönlichkeit zu heben, ja in der Geſchichte der mächtigern geiſtigen gleich zu ſtellen; daher freute ich mich, als ich ſpäter in meinen Novellen Gelegenheit fand, einen tüchtigen Bauernſtand, der in den einfachſten Verhältniſſen in entfernten nördlichen Gebirgen lebt, hervorzuheben und das Intereſſe für ihn zu gewinnen.

Die wahre Sittlichkeit iſt zugleich im höhern geſchichtlichen Sinne verſtändig; und wie klein und unbemerkt ein aus der Sittlichkeit entſprungener Wirkungskreis auch ſein mag, ſo bildet er doch ein wahrhaft geſchichtliches Entwickelungsmoment, iſt nie von dem geiſtigen Fortſchritte der ganzen Geſchichte getrennt. Indem ein ſolches verſtändig ſittliches Leben alle Verhältniſſe in der engſten Umgebung mit klarer Umſicht ordnet, Erziehung und bürgerliche Stellung beherrſcht, bildet es in der verworrenen Zeit einen geſunden Lebenspunkt, der eben als ein ſolcher eine nicht zu meſſende Macht nach allen Seiten ausübt. Ich habe Männer der Art gekannt, die ich unbedenklich, obgleich nur Bauern oder Handwerker, der geſchichtlichen Bedeutung ihres Lebens nach, neben meine berühmteſten Freunde zu ſtellen wage; und wenn auch dieſe den mächtigen Einfluß, den Himmelskörpern ähnlich, in weite Entfernung auszudehnen vermögen, während jene nur in der unmittelbarſten Berührung thätig ſind, ſo entſteht doch dadurch eine innige Anregung; es iſt als ſchlügen die Pulſe der Geſchichte wärmer, als träte das Erkennen ſelbſt in ſeinem heiligſten Gegenſtande uns belebend und erfriſchend näher.

Wenn ich einen ſolchen Mann in ſeiner wahrhaft erhabenen Einfachheit betrachtete, dann fragte ich mich: was giebt ihm dieſe Gewalt? wie wirſt du über dich ſelber klar, wenn er dir erſcheint, als trüge er eine tiefe Lehre vor, wenn du in ſeiner Nähe biſt? Wie viele Familien habe ich gekannt, wo der Hausherr die tiefſte Religioſität in irgend einer Form ſuchte, nach welcher er im trüben Sinnen rang, während ein anderer ſie paſſiv und ſcheinbar beruhigt in einer überlieferten Lehre zu beſitzen ſchien: und dennoch, wie verworren, ja widerwärtig zerſtört war das ganze Leben beider!

Mir ſchien es immer, als wäre die Art, wie der höhere Bürger den tüchtigen Handwerker oder Bauer behandelt, viel tadelnswerther, als die Art, wie der Adel ſich in der Geſellſchaft, der Maſſe nach, dem Bürger gegenüber zu benehmen pflegt. Es iſt bekannt, wie heftig man ſich über die Behandlungsweiſe des Adels zu beklagen pflegt, ja welch ein wichtiges Element in der unruhigen Bewegung der Zeit das Mißvergnügen der Bürger über das Betragen des Adels gebildet hat: aber wie viele ausgezeichnete Handwerker und Bauern werden aus der ſogenannten guten Geſellſchaft der höhern Bürgerklaſſe ausgeſchloſſen, und zwar, irre ich nicht, in Deutſchland entſchiedener, als in Frankreich und England; im nördlichen Deutſchland entſchiedener, als im ſüdlichen. Ich will zugeben, daß eine geſellige Miſchung der höheren und niederen Bürgerklaſſe, die plötzlich eingeführt würde, etwas Unwahres und Gekünſteltes haben würde: aber wenn man ſonſt einwirft, daß der Unterſchied der Bildung, dieſes weſentliche und nicht abzuweiſende Element der Trennung, den genauern Umgang zwiſchen beiden aufheben muß, ſo darf man nicht vergeſſen, daß das Tadelnswerthe eben die Entſtehung dieſer Trennung iſt. In der That hängt ſie zu genau mit unſerer Sucht, uns in die höheren adligen Klaſſen hineinzudrängen, zuſammen, während wir ihnen ihren Hochmuth vorwerfen. In den Bädern, wo der Adel ſich gewöhnlich abzuſchließen ſucht, hörte ich oft die heftigſten Klagen. „Freunde, ſagte ich, wir können uns ja auch abſchließen; wenn die Bürger dies eben ſo entſchieden thäten, ſo verlöre ja das wechſelſeitige Ausſchließen alle Bedeutung; es würde ſich dann zeigen, in welchem, in ſich auf ſolche Weiſe abgeſonderten Kreiſe das anmuthigere, heitere, geiſt- und im edlern Sinne genußreichere Leben, ſich zu entwickeln vermöchte. Auf jeden Fall ſind es ja eben Eure Klagen, die den Adel höher ſtellen.“ Ich habe unter ſonſt ſchätzenswerthen adlichen Freunden, ſowie unter den reichen bürgerlichen viele gekannt, welche ihre ultra demokratiſchen Grundſätze laut predigten; aber ſie blieben im eigentlichſten Sinne nur Grundſätze, ſie ruheten im Grunde wie ein Präcipitat, und vermochten ſich nicht in dem allumfaſſenden Leben aufzulöſen. Ich habe für das blos Abſtracte und Doctrinäre dieſer demokratiſchen Geſinnung einen ſichern Maaßſtab; er zeigt ſich unmittelbar in dem Verhältniß, welches ſich in der Familie zwiſchen Herrn und Dienerſchaft bildet; wer der letztern nur Pflichten und keine Rechte zugeſteht, wer glauben kann, der Diener ſei, ſo lange er in ſeinem Dienſt iſt, nur für ihn da, der mag ſeine liberalen Grundſätze ſo ſcharfſinnig und geiſtreich entwickeln wie er will, ein ächter wahrer Demokrat iſt er nie.

Es giebt eine wahrhaft freie Geſinnung, aus welcher ſich der Unterſchied der Stände mit Sicherheit bildet, ja in deſto reineren Umriſſen ſich geſtaltet, je wahrer ihre Demokratie hervortritt; dieſe iſt da, wo Herr und Diener ſich wechſelſeitig gelten laſſen als das, was ſie ſind. Hier iſt der eigentliche Keim einer organiſchen Entwickelung der Geſellſchaft. Wenn ihr euch über die Schlechtigkeit der Dienerſchaft beklagt, ſo vergeßt nie, daß ſie durch euch hervorgerufen ward, denn nur Mißtrauen hat ſie euch gegenüber feindlich geſtellt. Wenn ihr behauptet, daß ein unbedingtes Vertrauen eine Thorheit wäre, ſo beweiſt dieſes nur, wie groß eure Schuld ſei, denn in ihr liegt der Abgrund der Trennung. Allerdings auch in der böſen Natur der Diener; wenn aber der Beſſere täglich betet: „führe uns nicht in Verſuchung, ſondern erlöſe uns vom Uebel,“ was iſt der Inhalt ſeines Gebetes? Offenbar dieſes: „Geſtalte alle Verhältniſſe um uns her ſo, daß ſie eine fortdauernde Ermunterung zum Guten und eine Abwehr des Böſen werden.“ Wer aber als ein Untreuer behandelt wird, muß eine feſte reine Geſinnung beſitzen, wenn er treu bleibt; ein ſolcher ſteht höher als ſein Herr, er beherrſcht die ungünſtigen lockenden Verhältniſſe, und iſt eben, je entſchiedener er ſich ſeinem Herrn unterwirft, gehorſam und treu bleibt, deſto gewiſſer Herr da, wo es allein werth iſt, die Herrſchaft zu beſitzen: während der mißtrauiſche Herr, der durch die äußeren Verhältniſſe der Erſcheinung dazu berufen war, den Diener, dem er dienen ſoll, wenn er der wahre Herr iſt, zum Guten zu ermuntern, ſchwankende Entſchlüſſe zu befeſtigen, der Knecht iſt, da, wo dieſer in ſeiner wahren Geſtalt hervortritt.

Männer, die finanzielle Verhältniſſe gründlich erforſcht haben, behaupten, daß dieſe in ihrem urſprünglichen Typus dieſelben bleiben, die in der Familie herrſchen müſſen, ſelbſt wenn von den Geldangelegenheiten in einem großen Handelshauſe, ja in einem mächtigen Staate die Rede iſt. Daſſelbe gilt nun von allen rein menſchlichen Verhältniſſen; wo in dem engen Kreiſe der Familie Herren und Diener ſich wechſelſeitig vertrauen, da ſtehen auch Mann und Frau wie Gehirn und Herz ſich gegenüber. Die Frau will nicht emancipirt ſein, oder vielmehr ſie iſt es im wahrſten Sinne; das geſunde Herz iſt nicht dem Gehirn unterworfen, eben die Geſundheit ſtellt es frei, denn beide leben in der allumfaſſenden Einheit der Organiſation. Das Herz leitet alle äußeren Verhältniſſe, indem es ſich dieſen hingiebt und ſie dem ſtillen inneren Mittelpunkte des leiblich gewordenen Daſeins zuführt. Dieſe ganz im Innerſten des Daſeins verſenkte Thätigkeit des Herzens macht es zum Träger der nach außen gehenden Thätigkeit des Gehirns. So giebt ſich die ganze Pflanzenwelt für die Thierwelt hin, indem ſie die Elemente der todten Natur beſiegt und für eine immer reifere Selbſtbeſtimmung gewinnt. Daher verhält ſich das ſinnliche thieriſche Leben zur Pflanzenwelt wie der Mann zum Weibe; daher vermag nur die Vegetation uns zu gewinnen für die Natur, daß wir ein Herz zu ihr faſſen; daher wird im Manne die Selbſtbeſtimmung völlige Hingebung, und er iſt ganz Herz, wie er ganz Leib und in ſeiner leiblichen Entwickelung ganz Pflanze iſt. Wo Gehirn und Herz in einen Kampf um gegenſeitige Gerechtſame verwickelt werden, da erfolgt der Tod unausbleiblich. Durch alle thieriſche Entwickelung hindurch bis zum Menſchen will ſich die wahre Monogamie dieſer edeln Organe ausbilden, durch wechſelſeitige völlige Hingebung. Der Mann erwirbt nicht die Zuneigung des Weibes dadurch, daß er weibiſch wird, ſo wenig wie die Frau den Mann dadurch, daß ſie männiſch wird; je männlicher der Mann, je weiblicher das Weib, deſto freier ſtehen beide einander gegenüber. So ward durch das Chriſtenthum das lebendige Moment der Ehe in das geſellige Verhältniß hineingebildet, und ſuchte ſich als ritterliche Geſinnung in der ſchönen Zeit des Mittelalters darzuſtellen. Das Weib iſt frei durch die Unterwerfung; wehe dem Manne, der nicht weiß, wo der Frau die Herrſchaft gebührt. In allen geſelligen Verhältniſſen iſt die Frau das, ſtill aber tief, ordnende Weſen, welches den Kampf, ſelbſt während ſeiner Dauer, in dem Innern der Familie ſchlichtet, wie die ſtumm ſich entwickelnde Pflanze das heitere Leben der Gegend feſthält, während die Elemente wüthen, und es wieder auftauchen läßt, wenn ſie verſtummen. Daher iſt alle ächt freie Thätigkeit des Weibes wie das Herz in dem Leibe, ſo in der Familie verſenkt, und der Mann vermag nur frei aufzuathmen aus der innern geordneten Atmoſphäre, wenn er ſich ſeinem geſunden Herzen völlig hingiebt. Dieſes Verſenktſein in der Familie iſt die wahre Bedeutung der Keuſchheit des Weibes; ſie iſt das ſtillmahnende Gewiſſen des Mannes. Ich habe in einer Novelle, die wenig Beifall fand, weil ſie zu unbefangen meine Anſicht des Staats ausſprach, dieſes Verhältniß zwiſchen Mann und Frau darzuſtellen geſucht. Die Art und Weiſe aber, wie die ſogenannte Emancipation der Frauen ſich in der neueſten Zeit durch alberne Männer und geniale Weiber ausgeſprochen hat, iſt ein zu tiefes Zeichen der innern unnatürlichen Verkehrtheit, die ſehr gefährlich ſein würde, wenn ſie nicht nothwendig als eine ſolche anerkannt werden müßte. Es iſt ein Ausſchlag, der, während er ſchwankend im Innern des organiſchen Lebens ſich herumtrieb, die Anſteckung beförderte. Diejenigen Unwiſſenden, die Heilkünſtler der Zeit ſein wollen, haben noch immer die gefährliche Maxime, ſolche Ausſchläge, wenn ſie ſich bilden wollen, ſelbſt auf die gewaltſamſte Weiſe zurückzudrängen.

Was ich hier bildlich auszudrücken verſucht habe, indem ich das Verhältniß zwiſchen Mann und Frau mit dem zwiſchen Gehirn und Herz verglich, wird, glaube ich, allgemein verſtanden werden, ja man kann es trivial nennen: aber die Gewalt, mit welcher es ſich in unſere Vorſtellungsweiſe eindrängt, wird verkannt; das Bild wird als ein Gleichniß betrachtet, deſſen man ſich wohl zur Verſinnlichung gelegentlich bedienen kann, auf welches man aber keinesweges ernſthaft zu achten habe. Die Ueberzeugung, die mit meinem Leben gewachſen iſt, daß die ſinnliche Natur ein in der Entwickelung begriffenes Ueberſinnliches, Geiſtiges ſei, daß anſtatt ein Geiſtiges dadurch klar zu machen, daß wir es verſinnlichen, wir das Sinnliche ſelbſt nur in ſeiner Wahrheit zu faſſen vermögen, indem wir es vergeiſtigen, iſt eben diejenige, die ich allgemein anerkannt wünſche.

Wo Herz und Gehirn ſich gegenüber in reiner Eigenthümlichkeit ihrer Functionen thätig ſind, da iſt die Geſundheit, d. h. die durchſichtige organiſche Einheit in allen Gebilden zugleich geſetzt. Dieſe edelſten Organe ſtellen die auseinandergegangenen Centralpunkte der Ellipſe, die ſich ſelbſt faſſende und ordnende Sonnenferne wie Sonnennähe in der planetariſchen Bahn der Familien dar. Die Familie lebt ſo geordnet in dem Mittelpunkte des ewigen Gottes, durch ihn in ihrer Form beſtätigt und für eine höhere Entwickelung gereinigt, nicht aufgehoben.

Eine jede Familie iſt ein lebendiges Organ des Staats; wie die Familie ſo die Staaten und umgekehrt. Es gab wohl Gelehrte, die behaupten wollten, es entſtünden aus den Familien die Staaten: aber in ihrer, urſprünglichen, bloß ſinnlichen Form ſind jene todt und erhalten nur dann ihren eigentlichen höhern Werth, wenn ſie durch den lebendigen Geiſt des Staats gehoben werden. In demſelben Maße als dieſer entweicht, ſinkt die Familie unter die Geſchlechtsvereinigung der Thiere: wie ſie durch den göttlichen Geiſt, der den Staat lenkt, über dieſe gehoben wird. So wird bei rohen Völkern die Frau eine Sclavin, der Kranke und Alte von der Familie hülflos entfernt und dem Tode preisgegeben. In und mit dem Staate veredelt ſich das ſinnliche Geſchlechtsverhältniß zur Liebe, die den Diener gewinnt, das Kind geiſtig belebt, die Mutter dem Manne gleichſtellt. Man bedauert, daß das Kind hülfloſer als die Jungen der Thiere zur Welt kommt und von der Natur verlaſſen erſcheint: aber es iſt eben ſein Vorzug. Es iſt nackt, ſagt man, und kommt wehklagend zur Welt: aber nur deswegen, weil es losgeſprochen iſt von der Natur. Das Junge findet der Mutter Bruſt, dem Kinde muß ſie gereicht werden; das Thier iſt kurz nach der Geburt Herr ſeiner Bewegungen, die natürliche Lage des Kindes dahingegen iſt, auf dem Rücken zu liegen; es iſt urſprünglich ſchon von der Natur losgeriſſen, die das Thier trägt, und in die Arme der Liebe gelegt, es iſt geboren, um getragen zu werden.

Wie in meiner Kindheit die Pflanzenwelt, zogen mich in meinem Alter die Familien an, die ſicher und mit reinem Vertrauen in der Ordnung des Staates ruhten, wie das Kind in den Armen der Mutter. Die trotzige Zeit ſträubt ſich gegen dieſe Vergleichung des Staats mit der Familie, und findet ſich erniedrigt, wenn der König Vater des Landes genannt wird. Warum wird der Staat Vaterland genannt, die Sprache des Landes aber die Mutterſprache? Deswegen, weil der Staat, inſofern er geordnet vor uns liegt und ſein höchſtes lebendiges Centrum in einem perſönlichen König findet, von allen Punkten aus immer von neuem geſtaltet werden muß, von jeder Familie eine beſtimmte That fordert; und dieſe That iſt die des Mannes, des Vaters. Die Sprache aber iſt das Organ des Geiſtes, der Keim wechſelſeitiger Verſtändigung ruht in ihr, ſie iſt die wunderbare neue mütterliche Natur zur Liebe gehoben; denn die erſten Verſuche die Speiſen zu zermalmen erſcheinen als etwas Vereinzeltes, Willkürliches; ſo auch die erſten Verſuche des Fortkriechens; die erſten, Einzelnes bezeichnenden Worte; — aber alle dieſe, anſcheinend freien Aeußerungen erhalten erſt ihre wahre Bedeutung, wenn ſie, in ein Höheres, Umfaſſenderes ſich verſenkend, aufhören willkürlich zu ſein, und bewußtlos werden. Dadurch verliert ſich die urſprünglich willkürliche Zermalmung in den Nahrungsprozeß; der willkürliche Verſuch des Kriechens in die bewußtlos freie, mannigfaltige Bewegung des Gehens; das vereinzelte Wort in die keimenden Gedanken. — Die erſten willkürlichen bewußten Zermalmungen trennen das ſich nährende Kind von der Mutter Bruſt; die ſelbſtändig fortſchreitenden Bewegungen das gehende Kind von der Mutter Arme; die erſten Worte das denkende Kind von der Mutter Lippen. Aber indem die Aeußerungen ſich einem Höhern hingeben, wird das Kind im großartigern Sinne frei; die Trennung ſelbſt wird die innigſte Vereinigung. Der thieriſche Nahrungsprozeß ſteigert ſich zum gemeinſchaftlichen der Familie; die freie Bewegung zur hülfreichen; die freien Gedanken zur Verſtändigung. — So wie hier das Kind zur Mutter, ſo verhält ſich die Familie zum Staate; — ſie wird frei, indem die willkürliche Freiheit, die beſtimmte Stellung, die ſcheinbar trennende in eine höhere im Staate hineinwächſt, ohne die Beſtimmtheit zu verlieren.

Wenn ich Familien für die Betrachtung aufſuchte, dann waren mir diejenigen am liebſten, die von den verworrenen Strömungen der Geſchichte am wenigſten berührt, während ſie doch von dem ſtillen, friedlichen Geiſt des Staats durchdrungen und gehoben waren: da trat dieſer ordnend hervor, friedlich, nicht zerſtörend, ein mildes Lebenslicht, nicht ein zerſtörendes Feuer; da bildete ſich durch den Vater, in ſtummer zwar, aber ſicherer und reinlich umgrenzter beſtimmter Thätigkeit, die bürgerliche That, welche die Familie als ein lebendiges Organ in den Staat verſetzte. Der Vater war in ſolchen Familien zugleich der Bürger, deſto tüchtiger, je mehr ich ihn als ganz für ſeine Familie lebend erblickte. Indem ich ſolche Familien betrachtete, lernte ich es, wie die ſinnlichen Güter aufhörten ein Mammon zu ſein. Du kannſt nicht Gott dienen und dem Mammon, ſagt der Herr. Aber dieſer Dämon ruht nur in der ſtarr gewordenen Sinnlichkeit, die ſich Gott gleichſtellen will, nicht in demjenigen, der alle Güter opfert, indem er ſie fördert und vermehrt. Wir ſollen ſie ordnen, fördern, beſitzen, aber als beſäßen wir ſie nicht. Dadurch wird der Beſitz zum Eigenthum geſteigert, wird Ausdruck des an uns ergangenen Rufes der beſtimmten That, der perſönlichen Eigenthümlichkeit, die in ihrer Beſtimmtheit und innerhalb ihrer Grenzen frei iſt. Hier, und hier allein, iſt die Stätte der bürgerlichen Freiheit. Sie iſt Ausdruck der bürgerlichen Tüchtigkeit. Und weil der Geiſt, der die Staaten lenkt, ein göttlicher iſt, ſo wird eine jede Familie ein lebendiger Punkt der Entwickelung des Staats; daher iſt die bürgerliche Familie nothwendig religiös, und der exacteſte Ausdruck des Lebens einer ſolchen iſt der göttliche Segen, der den Familienvater in den ſich entwickelnden Staat und den Staat in die ſich entwickelnde Familie ſetzt, und zwar nicht theilweiſe, ſondern ganz.

Ich habe ſolche Familien gekannt, zwar nur wenige, Handwerker und Bauern. Der tüchtige Hausvater beherrſchte nicht ſeine Familie allein, ſondern ſeine ganze Umgebung; er lebte in der entfernten Gegend im Dorfe, in dem Städtchen, als das Gewiſſen; das Untüchtige, und Leere wagte ſich nicht in ſeine Nähe. Er pflegte wohl zu ſagen: „um die Politik bekümmere ich mich nicht, in der engen Umgebung, in welcher ich lebe, habe ich zu viel zu thun; meiner Hände Werk wird von Gott geſegnet; wo diejenigen, die mein Handwerk treiben, ſich mir anſchließen, wird dieſes gefördert durch die gemeinſchaftliche That; wo Mißverſtändniſſe und ſchlechte Wirthſchaft, Streitigkeiten unter den Einwohnern der Gegend hervorrufen und man meinen Rath wünſcht, darf ich ihn nicht zurückhalten. In allen dieſen Verhältniſſen weiß ich, was ich zu thun habe, und hoffe mit Zuverſicht, daß es mir gelingen ſoll. Wenn meine Angelegenheiten mich in die allgemeine Verwirrung hineinziehen, da helfe ich, wo ich helfen kann, und bin ſtumm, wo ich nicht zu helfen weiß. Eine jede unbeſtimmte, allgemeine Klage iſt mir eine unbeſchreibliche Thorheit.“

Ein ſolcher tüchtiger Familienvater war jederzeit poſitiv praktiſch, er räſonnirte nicht über Staatsprincipien, aber eben ſo wenig verlor er ſich in religiöſe

Grübeleien. Die religiöſen bürgerlichen Familienverhältniſſe, in welchen er lebte, erkannte er an, wie die Natur; ſein klarer Verſtand wußte genau, wo er ſich ihnen unterwerfen müßte; er wagte nie einen Kampf mit dieſen, in welchem er unterlag, ſelbſt das Tadelnswerthe ſchien er zu dulden, um es von innen heraus deſto ſicherer zu vernichten. Nicht als wenn er mit dem Schlechten ein Bündniß ſchlöſſe, nicht als wenn er durch Liſt und Kabale Etwas zu gewinnen hoffte, als wollte er aus der Lüge die Wahrheit entwickeln: er war der offenſte aller Menſchen. Indem er nun klar und umſichtig ganz für die Familie, ganz mit ſeinen Zünftigen vereinigt, ganz in ſeiner engen Umgebung lebte, ſchloß die beſtimmte That ſich immer an eine andere eben ſo beſtimmte. Nie ging er über die Grenze des Gegebenen hinaus; eben deswegen hatte die thätige Seele einen fügſamen ſinnnlichen Leib und ſtellte ſich in dieſem dar. War etwa das Daſein eines ſolchen Bürgers ein ſpießbürgerlich enges, alle höhere Anſichten des Staats ausſchließendes? keineswegs. Der bürgerliche Leib ſtellte ſich in immer größerem, innerlich reicherem Umfange dar: aber jede Thätigkeit hatte ihre beſtimmte Geſtaltung, wie durch eine organiſche Gliederung; nie verlor ſie ſich ins Allgemeine und Unbeſtimmte.

Wenn ich nun freilich geſtehen muß, daß ich einen ſolchen Familienvater ſelten traf; daß ich ihn, wenn ich näher trat, nie für ganz rein und untadelhaft erkannte: da drängten ſich mir unmittelbar die Fragen auf: wodurch entſteht die Macht, die er ausübt, lebt er nicht, als der Herrſcher ſeiner Umgebung, mehr durch die Lebenskraft ſeines Daſeins, als durch die geordneten Verhältniſſe, die ihn umgeben, und die Rechtsinſtitutionen, die ihn ſchützen? Er kann ſie nicht entbehren, ſie ſind ihm, was das fruchtbare Erdreich der Pflanze iſt, aber ſie können ihn ſo wenig erzeugen, wie der Dünger die Pflanze. Woher iſt dieſes Mächtige in ihm entſtanden? Er iſt zwar legitim, conſervativ, aber das Poſitive in ihm iſt die fortſchreitende Entwickelung. Iſt es nicht entſprungen aus einer höhern Ordnung der Dinge? iſt das, was ihn in Bewegung ſetzt durch die göttliche Gnade, nicht die Freiheit ſelber, iſt er nicht, wo er ſteht, Souverain? Wenn die Staatsverhältniſſe in ſchwankende Unordnung gerathen und alle Verhältniſſe unſicher werden, wenn ſeine ſcheinbar enge Umgebung erſchüttert wird und nun anſtatt das Verworrene für immer weitere Kreiſe zu ordnen, die Verwirrung ſelbſt fortzupflanzen droht, an wen ſoll der Verſtand des Staats ſich wenden, wenn nicht an ihn? Iſt ~~er~~ nicht in der beſtimmten Umgebung, und eben in dieſer, wie der freie Menſch in ſeinem von der Natur unabänderlich geordneten Leibe, der Freie, ja der Geſetzgeber? Dann fragte ich mich: giebt es eine andere bürgerliche Freiheit als dieſe? Und antwortetete auf das allerbeſtimmteſte und mit einer Ueberzeugung, die mein ganzes Daſein beherrſchte: nein, nur hier, nur ſo iſt die Freiheit, und es giebt keine andere. Du ſollſt der Obrigkeit gehorchen, die ihre Gewalt von Gott hat; und wenn wir ſie nicht hier erkennen, ſo erkennen wir ſie auch nicht in den größten Verhältniſſen.

Durch die Ebbe und Fluth hebt und ſenkt ſich das Meer nach demſelben ordnenden Geſetze, welches den Himmelskörpern ihre Bahn beſtimmt, und dennoch wird dieſes auf mannigfaltige Weiſe verhüllt in den Meerbuſen; wo das bewegte Waſſer von den mannigfaltig geſtalteten Ufern zurückgeſtoßen wird, wo die Flüſſe in allen Richtungen ſich ergießen, entſtehen Strömungen nach allen Weltgegenden, die mit einander kämpſen, alle aber vereinigt die mächtigen Bewegungen, die durch das Geſetz des Weltalls hervorgerufen werden, ſo zu verbergen vermögen, daß ſie gar nicht zum Vorſcheine kommen. In der Oſtſee iſt die Ebbe und Fluth gar nicht zu erkennen: iſt ſie etwa wirklich verſchwunden?

Auf der reizenden Inſel, auf welcher ich meine Kindheit und Jugend verlebte, findet man auf der Südküſte einen Binnenſee, in welchem, wenn auch nicht ſehr ſtark, dennoch die Ebbe und Fluth zum Erſtaunen derer, die ſie nicht erwarten, ſich zeigt. Der ausgezeichnete und kundige däniſche Admiral Loevenörn hat den Grund dieſer Erſcheinung gefunden. Der Binnenſee, allenthalben kreisförmig umſchloſſen, hat eine enge Oeffnung nach der Oſtſee zu; hier tritt die Küſte wie ein abgeſtumpfter breiter Kegel trichterförmig aus einander, an dieſem doppelten Ufer brechen ſich die Strömungen immer mehr, je näher die Wellen der engen Oeffnung zugedrängt werden; hier ſind ſie verſchwunden und das in dem ganzen weiten Meerbuſen nicht zu erkennende durch das Weltall beſtimmte Geſetz kommt zum Vorſchein.

Es giebt kein klareres Bild des ſtillordnenden organiſchen Staatsgeſetzes, wie es zugleich in der ſtillen, ſcheinbar von allen Seiten beherrſchten Seele des tüchtigen Bürgers zum Vorſchein kömmt, als dieſes. Er huldigt dem Geſetz, welches ihn bindet, und iſt eben daher in fortdauernder geordneter freier Entwickelung begriffen. Fragt ihr, ob er conſervativ oder progreſſiv ſei, ſo hat dieſer Gegenſatz eben in ihm gar keinen Sinn; es iſt ja eben dieſer nichtige Gegenſatz, der das Unglück aller Staaten erzeugt. Der ächte Bürger iſt conſervativ und legitim, weil er progreſſiv und liberal iſt; gäbe er dasjenige auf, in ſeiner beſtimmten Form, welches ſich entwickeln ſoll, dann verlöre ja die Entwickelung ſelbſt allen Sinn, ja ließe ſich gar nicht denken; und gäbe er dieſe auf, ſo verlöre ja das, was er erhalten will, die beſtimmte Lebendigkeit, er ſchleppte ſich, einem Wahnſinnigen ähnlich, mit einer Leiche.

Indem ich mit gewiſſenhafter Aufmerkſamkeit die eigenthümliche und eben daher freie, ja in ſeinem Umkreiſe gebietende Gewalt eines ſolchen Bürgers mit demſelben Sinn auffaßte, mit welchem ich eine jede lebendige Geſtalt in der Natur zu betrachten pflegte, war es mir beſonders darum zu thun, die todten und abgeſtorbenen Elemente von den lebendigen ſorgfältig zu unterſcheiden. Wie die Ebbe und Fluth, obgleich geſchwächt durch die Strömungen, die Geſetze des Weltalls dennoch offenbarte, ſo ſuchte ich in dem ſtillgeordneten Daſein des tüchtigen Bürgers das ordnende Geſetz des Staats zu erkennen; in ihm erkannte ich eine eigene, ſich in ihrer Eigenthümlichkeit faſſende, alſo freie Form des Daſeins. Wie das Schneeglöcklein in dem rauhen März nicht dadurch ſeine eigene beſondere Form findet, daß es trotzig gegen die Härte der Jahreszeit auftritt, die Stürme abhalten, über die Temperatur gebieten will, ſondern dadurch, daß es ſich in das ſtille Geſchäft der eigenen Entwickelung verſenkt, und ſo den kommenden Frühling weiſſagt, die noch ſpäteren Monate mit ihrer lebendigen Fülle verkündet: ſo erſchien mir der tüchtige Bürger. Welches iſt nun das Geſetz, was ſtill waltend in der rauhen Witterung des noch ſiegenden Winters die zarte Blüthe gedeihen läßt? Iſt es nicht daſſelbe, welches die üppige Vegetation, die grünenden Fluren, die mächtigen Waldungen für den Sommer entwickelt? Will dieſes mächtige Princip die anmuthige Form, in ihrer zarten Geſtaltung, etwa einem allgemeinen vegetativen Schematismus opfern? lebt ſie nicht in der Kraft des zukünftigen warmen Sommers, als wäre dieſer ſelbſt ganz in die Pflanze verſunken, als wäre er, obgleich ſpäter erſcheinend, nur dazu da, ihre Entwickelung zu fördern? ruht ſie nicht ſicher und zuverſichtlich, von der Macht des zukünftigen Sommers getragen, mitten in Froſt und Kälte, wie das waffenlos der Natur preisgebene Kind in den Armen der Mutter?

So begrüßte ich den Frühling des Staats in dem rauhen März, und wagte es, ihn zu verkündigen, obgleich ich die Gefahren und die rauhe, Manches zerſtörende, Witterung des Aprils und Mai's kannte und nicht ohne Sorge erwartete.

Iſt nicht dasjenige frei, welches ſich in ſeiner eigenſten Geſtalt zu entwickeln vermag? welches in ſeiner engen, ſcheinbar ſchwachen Form ſich ſelbſt zu faſſen und durch alle Stufen der Entwickelung darzuſtellen die Macht hat? Wenn es den Sommer zu weiſſagen vermag, ruht dann nicht dieſer ganz als zuverſichtliche Verkündigung in ſeinem Innern, als ſein Heiligthum? Iſt nun die Geſchichte einer Macht anvertraut, die ihre Entwickelung bis zur Reife leitet, liegt dann nicht ihr ganzer zukünftiger Reichthum in der ſchwachen Geſtaltung, die den drohenden Strömungen einer verwilderten Zeit entriſſen, hier im Stillen gedeiht, ja ſelbſt lebendig um ſich her Leben erweckt und im Bilde der göttlichen Leitung der Geſchichte jegliches in ſeiner Art hervorruft und gedeihen läßt?

Die Dichter ſuchen das geliebte Mädchen als das concentrirte Bild der ganzen Natur darzuſtellen, wenn es in ſeiner ſittlichen wie leiblichen Schönheit dem Geliebten gegenüber tritt. Es liegt in dieſer Auffaſſung eine tiefe Wahrheit, wenn dieſe Liebe nicht als eine vorübergehende Leidenſchaft, die ſchnell entſtanden in der Verbindung ſich neutraliſirt, vielmehr als eine in allen ihren Organen und Gliedmaßen geweiſſagte Familie ſich äußert, als ein Frühling, der für den zukünftigen Sommer das warme Leben mit ſeinen tauſend wechſelnden Geſtalten in lichtvoller Eintracht verhüllt.

Ich lernte es, zu einem ſolchen Bürger mit ſeiner Familie, wie zu einem heiligen göttlichen Tempel, Wallfahrten anzuſtellen. Zwar fand ich ihn ſchwach, das vernachläſſigte Dach ließ den Regen durch, die Stürme warfen die Ziegeln ab, und das oft unſichere Gebäude erbebte in ſeinem Innern: aber die Mauern waren dennoch feſt auf ſicherem Grunde gebaut, und das ſchöne

Ebenmaaß des Gebäudes hatte ſich in der Zerſtörung erhalten, ſelbſt wenn dieſes einer Ruine gleich ſah. Daher war das volle Leben noch nicht entwichen; es war die Pflanze, die ihre Blüthe gegen die Erde neigte und in ſtillem Sinne, wie im ſtummen Gebet, die Sonne anflehte, daß ſie erfriſchend erſcheinen möge. Sie kam, und die Blüthe richtete ſich auf, ihr entgegen.

Während ich um mich her das wilde Geſchrei nach einer Freiheit hörte, die für mich keinen Sinn hatte, während man laut nach Gleichheit ſchrie, da, wo ich eine reiche Mannigfaltigkeit verſchiedener Formen ſuchte, während man, wüthend aufgeregt, Rechte forderte, die einen jeden den Andern feindlich gegenüber ſtellten, da ich mich nach Liebe ſehnte, die nur in wechſelſeitiger Hingebung gedeiht, fing ich an, meiner Jugend Träume zu begreifen. Die ſtille Neigung, die das Kind ſchon einſam in die Natur hineinzog, das wunderbar reiche Geſpräch, welches unbegriffen und doch verſtanden, wie das Flüſtern der Blätter in dem mächtigen Walde, mich ergriff, hatte ſeine höchſte Deutung erhalten. Wie nennſt du, fragte ich, jenes weiſſagende Princip, welches eine geordnete lebendige Zukunft in ſich trägt? Es war mir, als ſchwebte meine Kindheit vor mir, als hätte ich das Wort erkannt und könnte es nicht wieder finden, als hätte die herrliche Mutter mir es ins Ohr geflüſtert, als hätte ich es ganz leiſe dicht an dem Ohre vernommen, aber als klänge es jetzt mächtig und laut aus meinem Innerſten wieder hervor; es war der Glaube des Kindes. Damals, leiſe vernommen, erhielt es innerlich eine große Kraft; jetzt trat es mir laut verkündigend entgegen: aber das innere Echo hallte von dem erſtarrten Gebirge zurück und vermochte nicht, es in Bewegung zu ſetzen. In meiner Kindheit begriff man nicht, wie das laute, leidenſchaftlich bewegte Kind zugleich ganz in unklarem Sinnen verloren, die ſtille Einſamkeit ſuchte: jetzt ſtand, was damals unbegriffen dennoch ein ganzes Leben als ſein inneres Selbſtverſtändniß in Anſpruch nahm, mit ſeinem ganzen Reichthum und Klarheit vor mir, ich erkannte es. Mich durchdrang eine wunderbare Freude, wenn ich es erforſchte; der Schatz bot ſich mir ſelber an, und dennoch vermochte ich nicht, mir ihn anzueignen. Ich ſah es, ich erlebte es, es fing ein Wendepunkt in meinem ganzen Daſein an; ich hörte eine Stimme, die mir zurief: du ſollſt wieder Kind werden! ich hörte ſie, aber ſie hatte keine Macht über mich. Nur wo ſie mir, wie die Pflanzen und Thiere in meiner Kindheit, als ein anderes, als ein fremdes, als eine liebliche Natur entgegentrat, zog ſie mich an, daß ich von ihr nicht laſſen konnte.

Dieſen Zuſtand meiner innern Entwickelung, wie er mich in meiner Kindheit und Jugend bewegte, habe ich aus früheren Epochen meines Lebens anzudeuten geſucht.

Das Hauptreſultat meiner Anſicht, in ſo fern dieſe meine Lehre formte, war nun folgendes: der Staat könne nicht in der Zeit als Staat entſtehen; was nicht den Keim einer lebendigen Organiſation in ſich trage, könne einen ſolchen auch niemals aus irgend einer Einrichtung erhalten. Dieſen organiſchen und organiſirenden Keim müſſe man im ganzen Staate und in einem jeden Bürger deſſelben vorfinden, und damit der Staat ſich entwickele, müſſe er ſchon von vorn herein als ein im Ganzen und auch in jedem Punkte Lebendiges betrachtet werden. Der Staat, davon hatte ich mich überzeugt, ſei durch das thieriſche Leben vorgebildet; wie in dem Embryo alle Organe ſchon da ſind und ſich in und mit einander entwickeln, und keines hinzugefügt werden kann von außen her: ſo iſt auch mit dem Keime, wo dieſer ſich als ein lebendiger Staat verwirklichen ſoll, niemals ein bloß Allgemeines, welches ſo oder ſo ſich formen läßt, vielmehr jederzeit mit dem Staate die beſtimmte Form deſſelben gegeben. Dieſer Staat iſt alſo ein beſtimmt geſtalteter, und eben ſo wie durch das thieriſche Leben, ſo auch durch das vegetative vorgebildet, in ſo fern es nämlich in der Zeit die verſchiedenen Stadien der Enwickelung durchläuft. Zwar hängt das Gedeihen des Staats, wie das Gedeihen des wachſenden Lebens überhaupt, von Verhältniſſen ab, die außer ihm zu liegen ſcheinen, und der Staat iſt in ſo fern durch die zahmen Thiere und Pflanzen vorgebildet, die wir vorzugsweiſe die kulturfähigen zu nennen pflegen: dieſe Thiere und Pflanzen aber ſind ſolche, die zu einem beſtimmten geſchichtlichen Zwecke vervielfältigt und in ihrer beſtimmten Form gefördert werden ſollen. So wie es nun unmöglich iſt, eine Thierheit oder Pflanzlichkeit überhaupt, die ſich willkürlich geſtalten ließe, zu Grunde zu legen, vielmehr die Thierheit, ſo wie die Pflanzlichkeit ſich ſchon in wirklichen Thieren und Pflanzen, Ochſen, Schafen, Pferden bis zu den Hunden herab, in Getreidearten, Gemüſen, Waldbäumen, die ihre unabänderliche Form haben, darſtellen, über welche wir nichts vermögen: ſo ſind eben ſo entſchieden die beſtimmten culturfähigen Momente des Staats gegeben; dieſe nenne ich die *Bürger*; und weil hier eine jede Perſon die nämliche Bedeutung hat, die wir bei der Gattung der Thiere und Pflanzen vorfinden, ſo beruht eine jede Entwickelung des Staates darauf, daß wir die Perſönlichkeit der Bürger erſtens erkennen, dann, wie wir ſie eben erkannt haben, pflegen. Nun giebt es zwar allgemeine Elemente, in welchen der Bürger lebt und die das Gedeihen deſſelben bedingen, wie die Umgebung, in welcher die Pflanze wächſt: der für die Pflanze gedeihliche Boden, die Verhältniſſe von Wärme und Kälte, Trockenheit und Feuchtigkeit der Atmoſphäre, Dämmerung und helles Licht. Dieſe ſind in einer Rückſicht allgemein, und der Willkür iſt es überlaſſen, das Gedeihen der Pflanze durch eine verſtändige Einrichtung zu fördern, und durch eine unverſtändige zu hemmen. Aber niemals darf eine ſolche Pflege ihrer Beziehung auf die beſtimmte Pflanze entſagen, ja ſelbſt die äußeren Elemente ſind ihrem Weſen nach gegeben und nur bedingte Verhältniſſe ſtehen in unſerer Gewalt. Eine Pflanze fordert einen magern Boden, und es wäre lächerlich, aus irgend einem allgemeinen Wohlwollen ihr einen fetten aufdringen zu wollen; eine fordert, verglichen mit einer andern, eine größere Kälte, und es wäre unverſtändig zu behaupten, man nähme ſich der Pflanzen mehr an, wenn man ihr eine größere Wärme böte. Ein jeder Blumenliebhaber weiß recht gut, daß man nicht alle Pflanzen auf gleiche Weiſe reichlich begießen darf, daß man einige in Schatten ſtellen muß, wenn andere nur im vollen Licht gedeihen. Nun behauptet man zwar, das ſei eine thörichte Anſicht und auf die Entwickelung des Staats angewandt, eine höchſt unwürdige, denn der Menſch ſei frei und ſein Lebensprincip der Wille. Dieſer aber könne ſich willkürlich ſo oder anders geſtalten. Die Pflanze aber, wie das Thier, ſei vielmehr an ihre Form gebunden und dieſes Unfreie ſchließe eben die Geſchichte aus; der Menſch ſei nicht ein unabänderlich beſtimmtes Naturprodukt, wie ich thörichter Weiſe annähme, und dieſes iſt nun allerdings der Hauptpunkt auf welchem die Differenz mit meinen Freunden beruht.

Der Menſch iſt, wie das Thier, ein ſinnliches Weſen, die Form ſeiner Sinnlichkeit iſt bedingt durch eine unabänderliche Geſtaltung ſeines Leibes; keiner kann den ſinnlichen Verſtand der Menſchen auf eine andere Geſtalt übertragen. So iſt eine ganz unabänderliche Geſtalt die nothwendige Trägerin der menſchlichen Freiheit, des Verſtandes ſo wie der Sittlichkeit. Was dieſes Unabänderliche entwickelt, offenbart die Freiheit, ja ſie ſetzt die Geſtalt in freie Thätigkeit, und wenn wir willkürlich über die Geſtalt gebieten wollen, werden wir in Knechte verwandelt, wie eine jede ſinnliche Ausſchweifung, ein jedes unregelmäßige Daſein uns beweiſt. Wir ſind nur geiſtig frei, in ſofern die Natur und ihre Gewalt von uns unbedingt anerkannt wird. Mens sana in corpore sano. Nun iſt die Frage dieſe: iſt der Menſch, geiſtig betrachtet, nur als Gattung da, wie die Thiere und Pflanzen? ſo daß wir, wie bei dieſen, nur auf die Gattung zu ſehen und die nämliche Form unter die nämlichen Bedingungen der Pflege zu ſtellen haben, damit ſie gedeihen? Alſo, wie der Kosmopolit, wenn er jener abſtracten Anſicht huldigt, behaupten müßte, daß eine allgemeine Menſchheit an die Stelle der organiſchen Einheit aller Menſchen, oder wie der Volksthümliche, von demſelben Standpunkte aus, behaupten müßte, daß eine allgemeine Deutſchheit an die Stelle der organiſchen Einheit aller Deutſchen zu ſetzen ſei.

Nun iſt allerdings unſere Behauptung dieſe, daß ein jedes menſchliche Individuum ſeine unüberwindliche Geſtaltung habe, daß dieſe, eine geiſtige und geſchichtliche eines jeden Menſchen, aber ſein Heiligſtes ſei, das Pfund der heiligen Schrift, das, wozu er nicht von Menſchen, auch nicht durch ſich ſelber, ſondern von Gott berufen iſt. Dieſe Gabe kann er willkürlich gebrauchen und mißbrauchen, den Staat fördern oder unterdrücken, wie der Gärtner die beſtimmte Pflanze, die ſeiner Obhut übertragen iſt; ihre Form kann er aber niemals ändern. Da nun der Menſch, als Individuum in den Staat geſetzt, zugleich ſein eigener Pfleger iſt, ſo findet er in ſich, und zwar ein jeder, je reiner er ſich prüft, ein ihm Anvertrautes, welches, ſeiner innerſten Natur nach, nicht entſtanden iſt in den Erſcheinungen der ſinnlichen Welt, nicht bedingt iſt durch Natur oder geſchichtliche Verhältniſſe. Allerdings kömmt dieſe beſtimmte Gabe, dieſer lebendige Keim nur in einer durch die göttliche Leitung der Geſchichte bedingten Umgebung zum Vorſchein, und ſie würde gar nicht erſcheinen können, wenn ſie nicht von dieſer genau ſo geordneten Natur, von dieſer ſo geordneten Geſchichte getragen würde; daß du lebſt in dieſem ſüdlichen oder nördlichen Lande, daß du geboren und erzogen biſt in einer armen oder reichen, vornehmen oder geringen Familie, daß du zur beſtimmten Thätigkeit berufen biſt, in dieſem oder jenem gebildeten oder rohen Staate, hängt eben ſo wenig von dir ab, wie dein göttlicher Beruf: aber dieſer letztere iſt nicht dazu da, daß er ſich in der Unbeſtimmtheit der Umgebung verlieren ſoll, vielmehr dazu, ſeine eigenſte Geſtalt, ſein inneres, beſonderes Daſein zu behaupten. So gedeiht die Pflanze nur in ihrer Art, in ihrer ganz ſcheinbar bedingten Form, durch ein gegebenes, ſicheres Verhältniß der Luftfeuchtigkeit, der Temperatur und des Lichts; ſie ſcheint ein bloßes Produkt dieſer Verhältniſſe zu ſein: aber die letzteren ſind in der That nur da, damit ein Höheres zum Vorſchein komme, und daher erhalten dieſe Verhältniſſe ſelber erſt ihre Bedeutung durch die Mannigfaltigkeit der Pflanzenformen, und was wir das Klima nennen, ſteigerte ſich zur lebendigen Landesphyſiognomie. So ſteht auch der Menſch, Weib wie Mann, als leibliche Organiſation in einem beſtimmten

Lande, als geſchichtliche Organiſation in einem beſtimmten Staate; und wenn wir ſagen — das Höchſte, was man überhaupt von einem Menſchen ſagen kann — er habe ſeinen Beruf erkannt, ſo iſt er auch dazu da, dieſen geltend zu machen, der nicht von Menſchen, ſondern von Gott iſt, und hier gilt es allerdings, und an einen jeden Bürger ergeht der Ruf: du ſollſt Gott mehr gehorchen, als den Menſchen. Wer nun ſeinen göttlichen Beruf erkannt hat und dieſem folgt, der iſt, behaupten wir, der Herr der Umgebung, in welcher er lebt, wird nie ein Knecht derſelben; wie die Pflanze, wenn ſie freudig wächſt und gedeiht, Herr des Klima's iſt, dieſes beherrſcht, daß es für ſie und zu ihrem Gedeihen da iſt. Nun behaupte ich: das Weſen eines Staates iſt eben dieſes, daß ein Volk in und mit der freien Geſtaltung aller ſeiner Bürger ſich entwickelt. Allerdings hängt dieſe Entwickelung nicht ab von dem Gutdünken des Menſchen, ſie ſteht in einer höhern Hand, und wie zu viel Trockenheit oder Feuchtigkeit, zu viel Kälte oder Wärme, den Pflanzenwuchs hemmt, und ſelbſt, als zehrende Inſectenwelt, die unbändige Begierde auf lange Zeit den Saamen der Zukunft zu vernichten ſcheint: ſo trifft der ſtrafende Gott Völker und Fürſten, daß ſie in der eigenen Verwirrung zu Grunde gehen. Aber ſelbſt dieſer Untergang iſt nur ſcheinbar. Auf den durch Ungewitter verwüſteten Feldern ſcheint jeder Keim für die Zukunft verloren, in dem zerrütteten Staate jede Hoffnung verſchwunden; aber wie dort hier und da ein einzelnes Samenkorn ſich dem drohenden Verhängniß entzieht, wie hier und da ein Keim unbemerkt die erſten Stufen der Entwickelung trägt: ſo bewahrt in ſtiller Zurückgezogenheit, ja ſelbſt in ſcheinbarem Untergange, der Mann, der ſeinen Beruf erkannte, nicht bloß in der harten Verſchloſſenheit des Saamens, ſondern auch in der unbemerkten Entwickelung der Familie die lebendige Zukunft des Staats; und dieſes gilt, wie in der verwüſteten Gegend von einer jeden Pflanzenform, mag ſie als mächtiger Baum oder als unſcheinbarer Grashalm geſtaltet ſein, ſo von dem geringſten Bürger ſowohl als von dem Mächtigen und Großen, ja von dem Fürſten. Wenn daher eine freudige Zeit in der Geſchichte hervortritt, ſo tritt auch der Staat, an ſeine Vergangenheit geknüpft, in ſeiner früheren Entwickelung wieder hervor, wie die verwüſtete Gegend ſich mit allerlei Gewächs bedeckt. Nur daß in der Geſchichte alle Geſtalten eine Geſammtgeſtalt darſtellen, von einer gemeinſamen Entwickelung ergriffen, die beſtimmt iſt, die ſich offenbarende leitende Liebe Gottes immer herrlicher zu enthüllen.

So bewahrt allerdings ein jeder Menſch die Stätte der göttlichen Freiheit in ſeinem Innerſten, in ſeinem Beruf; und nachdem ich das Gedeihen derſelben erkannt hatte, da, wo in einer innern Einfachheit des Lebens, in der Thätigkeit des Mannes, der die unwandelbaren Keime des Berufs in ſich trug, in der Entwickelung derſtillen Familien, die im Einklange mit den gegebenen Verhältniſſen, nicht geſtört durch die Verwirrung der Zeit, ſich anmuthig vor meinen Augen darſtellte, hatte ſich der ſtille Naturgenuß meiner Kindheit und Jugend, die Idylle meines frühern Lebens zur Geſchichte geſteigert, und meine friſche zuverſichtliche Hoffnung begrüßte den Frühling jetzt wie damals, hier wie dort.

So war mir der Staat eine höhere Natur geworden, eine in ſich geſchloſſene Organiſation, deren zukünftige höhere Reife in und mit anderen lebendigen Staaten mir als göttlicher Zweck vorſchwebte. Die Stände erſchienen nicht als Erzeugniſſe der Reflexion, erſonnen, um einer proviſoriſchen Nothdurft abzuhelfen: ſie waren, wie der Menſch, ehe er geboren wird, in der lebendigen Entwickelung der Geſchichte ſchon da, und ein jeder Stand in ſeiner Art beſtimmt, nicht allein ſich in ſich ſelber zu geſtalten, ſondern auch alle übrigen Stände zu fördern und zu beleben, indem ſie zugleich durch die reine Freiheit des Berufs einen jeden Bürger frei machten. Daß die Stände und ihre Verhältniſſe zu einander durch einen äußeren Zwang ſich wechſelſeitig, ihrem Weſen nach, bedingten, alſo in einen fortdauernden Rechtskrieg verwickelt waren, gehörte zwar zur Erſcheinung derſelben, aber nicht zu ihrem Weſen; dieſes war jederzeit ein poſitiv lebendiges beſonderer Art, und äußerte ſich durch die, einem jeden Stande eigenthümliche innere Lebenskraft, in und mit welcher alle übrigen Stände gefördert und belebt wurden; nur wo ein Stand ganz und gar für die übrigen lebte, ſtellte ein jeder ſein eigenes Weſen dar. Im Staate, als ſolchem, konnte nichts erſcheinen, was ſich nicht in der organiſchen Wirklichkeit des ganzen Staats darſtellte; wie Alles in dem organiſchen Leibe leiblich iſt. Daher ſteigerten ſich alle Vereine des Staats nothwendig zu Corporationen, die eine deſto größere Bedeutung für den ganzen Staat hatten, je eigenthümlicher ſie ſich in ſich abſchloſſen, nicht um einem vereinzelten ſchlechten Intereſſe zu leben, ſondern um die innere Lebenskraft zu gewinnen, die ſich nicht erhalten kann, ohne erfriſcht zu werden durch das Geſammtleben aller Stände. Daher mußte ich ein Vertheidiger der Zünfte werden und die überhandnehmende Bildung einer wilden Gewerbefreiheit bekämpfen. Zwar waren die alten Zünfte an ihrer eigenen Verſumpfung erſtorben und dieſe erzeugte die zerſtörende Gewerbfreiheit, als eine nothwendige Krankheit; aber der Staat ſtirbt nie, wie der König nie ſtirbt. Eine jede Krankheit iſt eine Kriſe der Erneuerung, wie gefährlich ſie auch erſcheinen mag. Die Zünfte ſollen nicht eine bloße Vereinigung vereinzelter geiſtloſer Beſchäftigungen ſein, es ſollen ſich höhere geiſtige Momente in dieſe hineinbilden, die von dem ganzen Staat in ſeiner Geſammtentwicklung ausgehen. Die Zünfte geſtalten ſich in ihrer Art mit innerer, größerer Sicherheit zwar nur in dem langſamen von Gott geleiteten Gange der Geſchichte, und erkennen ſich wechſelſeitig nur in ihrem eigenthümlichen Weſen, indem ſie mit dem Staate einer höheren Reife entgegengehen. Da dieſe langſam wachſende Reife der Staaten in Gottes Hand ſteht, ſo wäre es eine Thorheit, ſie, für eine beſtimmte Zeit, als vollendet auffaſſen und beſtimmen zu wollen; ja ein jeder Verſuch der Art würde ſich ſelbſt vernichten, und die Anſicht der Staaten, die mir eine göttliche iſt, in eine ſolche verkehren, die ich aus voller Ueberzeugung bekämpfe. Alles, was im Staate äußerlich eingerichtet wird, iſt ein Proviſoriſches, es ſoll ein Daſeiendes, ſich Entwickelndes ſchützen; es vermag nichts zu erzeugen. Das Mißverſtändniß, als ließe die lebendige Entwickelung ſich in eine, aus der Reflexion entſtandene Einrichtung verwandeln, iſt die urſprüngliche Sünde aller Reflexionen, die ſein will wie Gott, und die es nicht begreift, daß im Bilde Gottes erſchaffen zu ſein, nichts heißt, als im freien Sinne ſich entwickeln, und daß, was die ganze Welt, ſo wie ſie da iſt, die ganze Schöpfung in der göttlichen Fülle der Zeit offenbaren will, ſich nie in einer beſtimmten ſinnlichen Zeit faſſen läßt. So haben die Anhänger des St. Simon, des Fourier, die Communiſten, in der That eine tiefe Wahrheit ergriffen, aber dadurch, daß ſie ein Göttliches, als ginge es von ihnen aus, als ließe es ſich durch ihre Einrichtung verwirklichen, auffaßten, unmittelbar in einen gefährlichen Wahnſinn verkehrt.

Da der dritte Stand ſich beſonders auf eine mächtige Weiſe in der neueren Geſchichte gehoben hat; da durch ihn die größten Hoffnungen, aber aus ihm auch die gefährlichſten Verirrungen entſtanden ſind, ſo ſei es mir vergönnt, ſeine organiſirende Bedeutung hervorzuheben. In ihm bildete ſich die große Mannigfaltigkeit der Vereine, der Zünfte. Wie ſie naturgemäß entſtehen, können ſie nie erzeugt werden durch äußere Veranſtaltungen: der Staat aber iſt dazu berufen, den lebendigen Keim zu ſchützen; und wie auf den Aeltern die Pflicht ruht, in dem Kinde die Abſicht Gottes mit ihm zu erforſchen und durch Erziehung und Unterricht zu pflegen, damit es werde, wozu Gott es berufen hat, und nicht, wozu wir es thörichter Weiſe beſtimmen mögen, ſo hat der Staat die Verpflichtung, Vereine, die ſich bilden wollen aus dem freien Grund eines freiwilligen Einverſtändniſſes, anzuerkennen, zu ſchützen und zu befördern.

Wir können nun die Art und Weiſe, wie ſolche Vereine ſich bilden werden, nicht beſtimmen; das in der Gegenwart Unbeſtimmbare, obgleich aus einer beſtimmten Vergangenheit eine ſichere Zukunft tragende, wie es in der Fülle der Zeit ſich geſtalten will, gehört zu ihrem Weſen. Damit uns aber dieſe hoffnungsreiche Zukunft, die allerdings nur in und mit dem tieferen Sinne der heranwachſenden Bürger hervortreten kann, begreiflicher werde, wagen wir es, eine ſolche Zukunft in einem engen Kreiſe der Gewerbe anzudeuten. Wir wählen das Handwerk der Schuſter. Der zweckmäßig erzogene und unterrichtete Knabe, dem dieſes Gewerbe durch äußere Verhältniſſe nahe gerückt iſt, dem es aber nicht aufgedrungen wird, der es vielmehr ſelbſt wählt, findet einen rohen Naturſtoff vor ſich, der auf beſtimmte Weiſe behandelt in ſeine Hände kömmt. Die thieriſche Haut, in Leder verwandelt, iſt das Material ſeines Handwerks. Aber dieſes Produkt iſt zugleich für mancherlei andere Gewerbe beſtimmt. Der gebildetere Schuſter wird nun, wie in einer eigenthümlichen, ihm näher tretenden Welt, ſich mit der Bereitung des Leders aus der thieriſchen Haut genau bekannt machen; ſelbſt ein wiſſenſchaftliches Element wird ihm näher treten; der Gärbeprozeß wird ihn für die Chemie gewinnen. Unſerer Ueberzeugung nach ſollten an die Stelle der unbeſtimmten, allgemeinen techniſchen Schulen, Zunftſchulen ſich bilden; in unſerem jetzigen Falle würde dem gebildeten Schuſter nun eben die Theorie des Gärbens am nächſten liegen, und wie man eine lebendige Sprache durch das unmittelbare Sprechen derſelben ſicherer in ſeine Gewalt bekömmt, als durch eine Grammatik, ſo würde auch hier das perſönlich nahe liegende Bedürfniß den allgemeinen Zuſammenhang des Gärbeprozeſſes mit verwandten chemiſchen Prozeſſen allmählig entwickeln, und von dem beſtimmten beſonderen Punkte ausgehend, ſich ſelbſt für die wiſſenſchaftlich theoretiſche Chemie reicher entfalten. So würde das beſchränkte Gewerbe ſich dem höheren Wiſſenſchaftlichen nähern, ohne in dieſem ſich zu verlieren. Aber entſchiedener würde die auf den praktiſchen Gebrauch gerichtete Lederbereitung ihm eine eigenthümliche Aufgabe werden, ohne dieſe zu kennen, würde er das Material, welches er benutzen ſoll, nicht hinlänglich beherrſchen können. Eben ſo wichtig müßte der Umſatz des Leders für ſein zünftiges Intereſſe ſein. Was ich hier von dem Schuſter geſagt habe, gilt eben ſo entſchieden von dem Gärber, von einem jedem Handwerker, der das Leder bearbeitet, und ſo entſteht eine erweiterte Zunft, indem das nahe Verwandte vereinigt wird. Der Lederhändler wird in die Mitte des allgemeinen Welthandels durch ein materielles, wie der Gärber in die Mitte eines wiſſenſchaftlichen Intereſſes hineingezogen, und wo eine eigenthümliche Welt ſich auf dieſe Weiſe in einem jeden Mitgliede der Zunft ausbildet, da wird dieſes nothwendig ein lebendiges Organ des Staates ſein; es wird in immer größerem Sinne das Gedeihen ſämmtlicher Gewerbe für ſeine eigene Exiſtenz fordern. Jedes Mitglied einer ſolchen Zunft iſt nicht ſtarr an ſeine Beſchäftigung gefeſſelt; der Schuſter kann, wenn Neigung und äußere Verhältniſſe es erlauben, Gärber oder Lederhändler werden.

Eine Zunft, deren Sinn auf eine ſolche Weiſe bürgerlich erweitert iſt und die, je reifer ſie wird, deſto entſchiedener zur Corporation ſich ausbildet, enthält nothwendig ein ſittliches Element in ſich, es ſtellt ſich durch den Stolz dar, der bewußtlos die Zuverſicht eines eigenen Lebens ausſpricht. Durch das zünftige Ehrgefühl, welches alles Unwürdige abſtößt und ein jedes Mitglied der Zunft auf ſeinem durch Tüchtigkeit errungenen Standpunkt für frei erklärt, bildet ſich ein religiöſes Gewiſſen, welches das Werk der Hände weiht und allem Erwerb einen höheren Sinn giebt. Zeigten ſich doch alle dieſe Keime eines höheren religiöſen Sinnes ſelbſt in den alten verfallenen Zünften und gingen mit dieſen zu Grunde.

Solchen Zünften, in dem Maaße als ſie ihre lebendige Bedeutung erlangen, kann der Staat Manches anvertrauen, was jetzt nur durch äußere Veranſtaltung und durch Zwang erreicht wird, ja manche Aufgabe des Staats würde hier ihre wahre Löſung finden. Die Repräſentanten der Stände ſollen gewählt werden. Welchem Bürger gebührt das Wahlrecht? Iſt es nicht ſeltſam, daß die europäiſchen freien Staaten ſich conſtituirt haben, ohne die Aufgabe, die das Fundament ihrer Bildung iſt, gelöſt zu haben? Der Beſitz kann allein keine Berechtigung haben. Dieſer iſt todt, bis er Eigenthum, Ausdruck lebendiger Eigenthümlichkeit wird. Wer aber, ſelbſt arm, in einer Corporation als freies Mitglied lebt, der iſt Bürger. Und es giebt keine andere. Die Corporationen wählen, und ſo wie dieſe organiſch heranwachſen, bilden ſie ein ſittliches Element aller Wahlen. Das Heben der Abgaben fordert Beamte, die einen gewiſſen Theil derſelben verzehren. Das Gewiſſen der Corporationen würde ſicherer und ohne Unkoſten die Stelle der meiſten Beamten erſetzen; die allgemeinen Armenanſtalten, die das ſittliche Moment perſönlicher Theilnahme in allen Seelen zu erſticken drohen, würden den Familien näher gerückt, und dieſe würden durch die Armen in ſittlicher Rückſicht viel mehr erhalten, als ſie verſchenkten. Ich nenne dieſe Punkte nur, die ſich in vielen anderen Richtungen entwickeln ließen.

So oft werden Einrichtungen und Geſetze organiſche genannt, ohne daß man im Stande iſt, die Berechtigung für einen ſolchen Ausdruck nachzuweiſen; denn wie kann innerhalb des bloß Todten und Unorganiſchen und aus dieſem etwas Organiſches entſtehen? Halten wir die Conſequenz des Begriffs der Organiſation feſt, ſo ſind in den freieſten Staaten die meiſten Einrichtungen und Geſetze außerhalb des genannten Begriffs liegend, und der Gärtner könnte eben ſowohl die Stützen für die Schlingpflanzen, die Miſtbeete und Gewächshäuſer, die Wahl der zweckmäßigen Erde, die Bewäſſerung u. ſ. w. organiſche Einrichtungen nennen. Die Beſtimmung zweckmäßiger Nutzmittel iſt keineswegs ein organiſches Geſetz, und der Zuſammenhang der dabei unter den verſchiedenen Mitteln ſtattfindet, und ſich nachweiſen läßt, iſt nur ein logiſcher. Es iſt aber leicht einzuſehen, daß eine conſequent durchgeführte organiſche Auffaſſung des Staates und der Geſchichte deſſelben, als eine organiſche Entwickelung zur Reife, nothwendig eine monarchiſche ſein müßte; denn das Lebensprincip, die inwohnende Seele der Organiſation, d. h. die Perſönlichkeit derſelben in ihrer Einheit, iſt zwar allenthalben und nicht bloß in dieſem oder jenem Organ, die allgemeine Perſönlichkeit aber, der ſich in der organiſirenden Geſchichte offenbarende Gott, iſt ſelbſt der Unſichtbare. Dennoch muß ein einigendes Gebilde in einer jeden Organiſation, in ſo fern ſie erſcheint, nothwendig zum Vorſchein kommen. Die unſinnige Vorſtellung, daß dieſes Gebilde ein bloßer Gedanke ſei, der in ſeiner Nacktheit und ohne eine organiſche Wirklichkeit zu erhalten, dennoch in einer beſtimmten Perſon, auf die man ihn überträgt, ſein ſolle, müßte ich freilich auf das Beſtimmteſte abweiſen. Dieſe unwirkliche Perſönlichkeit, die als ſolche das Innerſte des organiſchen Staatslebens repräſentiren ſollte, wäre einem metalliſchen Herzen ähnlich, welches durch galvaniſche Ketten das Gefäßſyſtem erſetzte, und ſo in dem weſentlichen Todten, in der Leiche, ein widerwärtiges Scheinleben hervorrieſe. Das iſt ja eben das Bewunderungswürdige der Organiſation, daß, was von ihr ergriffen iſt, ſich ihr ganz hingeben muß; ſie beſitzt es ganz, oder gar nicht. Dieſer tolle Fetiſchismus unſerer Tage iſt das allerdings conſequente Produkt einer logiſchen Barbarei, die ſich recht exakt durch eine Perſon, die man König nennt, und die, wie man ſagt, herrſchen, aber nicht regieren ſoll, ausgedrückt findet; als wenn die Herrſchaft ſich durch irgend etwas Anderes als durch das Regieren darſtellen ließe. So verſenkt ſich das Herz in die vegetative Tiefe des Leibes und ordnet die geſammten Pulsſchläge deſſelben, d. h. es regieret alle Verhältniſſe, alle Organe, ohne die Selbſtändigkeit ihrer Functionen zu hemmen, und von einem jeden Punkte der mannigfaltigen Functionen ſtrömt das Blut wieder dem Herzen zu, und jene werden in der organiſchen Einheit ihrer Entwickelung repräſentirt. Aber hier tritt die Differenz zwiſchen der herrſchenden Lehre und derjenigen, die ich zu vertreten geboren ward, erſt recht ſchneidend hervor; ſie haben beide eben nichts mit einander gemein. Die Puppe, der Fetiſch, den ſie nicht in die Mitte der Organiſation zu verſenken den Muth haben, ſondern an die Spitze derſelben ſtellen, iſt recht eigentlich der Schlußpunkt eines aus Schlüſſen zuſammengeſetzten todten Staates, das Princip aller modernen Conſtitutionen in ihrer Conſequenz gedacht. Ich ſpreche allerdings in meinen früher genannten Schriften von einem conſtitutionellen Staat, ja als ein wichtiges und weſentliches Moment erwarte ich dieſen für den Staat, in welchem ich lebe und dem ich diene; auch habe ich in der durch meine ſpäteren Streitigkeiten veranlaßten Schrift (die gute Sache 1819) den Ausdruck gebraucht: ein jeder nicht conſtituoneller Staat iſt ein interimiſtiſcher. Ein modern liberaler Schriftſteller hat ſich auf dieſe Aeußerung berufen, natürlich ohne zu bedenken, was ich Conſtitution nenne, und daß mein Interimiſticum ein ſolches iſt, welches mit ſeinem in einem entſchiedenen Widerſpruche ſteht. Der König des von mir erkannten, ſich geſchichtlich entwickelnden Staats regiert alle Pulsſchläge deſſelben; erweckt und belebt ein jedes Organ in ſeiner Art, und die Selbſtbeſtimmung einer jeden Perſönlichkeit des Staats iſt, was ſie iſt, nur durch die gänzliche Hingebung. Habt ihr den Sinn der

Treue, den Sinn der Liebe verloren, ſo iſt euch auch die eigentliche Freiheit eines jeden Bürgers ein unauflösbares Räthſel geworden. Die wahre Knechtſchaft, Tyrannei, die ärger iſt, als irgend eine orientaliſche, iſt die des conſtruirenden logiſchen Begriffs, der modernen Conſtitutionen. Glücklicherweiſe kommt ſie nie zum Schluß, zur Ruhe; das wahre unſterbliche Leben des Staats, wie die ſechzigjährige Erfahrung unſerer unglücklichen Nachbaren zeigt, ſträubte ſich gegen die tödtende Conſequenz; und der logiſch conſtruirte Staat muß immer von neuem in Frage geſtellt werden. Wenn die Hingebung, die ſich dem König opfert und durch ihn dem Staat, eine bloß legitime, geſetzliche genannt wird, dann iſt dieſes freilich immer ein Zeichen, daß ſie ſich aus einem innern, nicht aufgehobenen Widerſpruche herausbildet, daß das Geſetz nicht durch die Liebe beſtätigt iſt. Iſt aber die Hingebung Liebe geworden, dann giebt es keinen tieferen Ausdruck für die Perſönlichkeit des Königs, als den, er ſei aus göttlicher Gnade da; denn er ſtellt den innerſten Pulsſchlag der Organiſation dar; das anregende Princip aller Organe, welches nur da iſt, inſofern es organiſch verwirklicht wird.

Es iſt merkwürdig, wie Ausdrücke, die ſich nur von unſerem Standpunkte aus erklären laſſen, eine lange wichtige Bedeutung erhalten haben; wie die freieſte Geſinnung den König als den Repräſentanten der göttlichen Gnade betrachtet, wie man in den durch den Tod wechſelnden königlichen Perſönlichkeiten die Unſterblichkeit des Königshauſes ſah; der König ſtirbt nie, ſo ſprach man in dem Lande, wo man den König ermordete und das Königthum noch immer in einen todten Götzen verwandelt.

Zwei Richtungen erkennen wir, die über die bloß unmittelbare ſinnliche Entwickelung hervorragen. Sie trennen ſich nicht von dem ſinnlichen Staat, aber ſie umfaſſen doch zugleich alle Staaten, ja das ganze ſinnliche Daſein; ſie beherrſchen alle, erſcheinen aber nie als die Herrſchenden in dem wahrhaft geſunden Staate; wo ſie ſinnlich herrſchen wollen, vernichten ſie ſich ſelber. Dieſe Richtungen werden durch Wiſſenſchaft und Religion bezeichnet. Von beiden gilt, was der Heiland, der geiſtige Repräſentant beider, von ſich ſagt: der Erſte unter Euch ſoll der Letzte ſein, und der geiſtige Herr iſt es nur, indem er ein Diener wird. Was das Gehirn in der Organiſation iſt, das iſt die Wiſſenſchaft im Staate. Es giebt Sinne, wie Geſchmack und Geruch, die ſich dem leiblichen Leben gänz hingeben, Ohr und Auge aber umfaſſen eine Unendlichkeit. Der geſunde Staat trägt den Kopf aufrecht und findet ſich nicht gefeſſelt, obgleich der freie Kopf alle executive Gewalt, alle That dem Herzen übertragen muß. Nicht die Geſchichte allein, die ſich ſelber vernimmt (wer Ohren zu hören hat, der hört), ſondern auch die Natur, die ſich ſelbſt wahrnimmt, tritt in das Bewußtſein der Völker hinein: aber die erſte wird nicht vernommen, die zweite nicht wahrgenommen unmittelbar, vielmehr durch vermittelnde hoch begabte Organe, durch welche die mannigfaltigen äußeren Verhältniſſe innerlich werden. Die bildende Kunſt, die Muſik ſpricht uns nicht unmittelbar an, ſondern nur ſo, wie ſie durch talentvolle Perſönlichkeiten enthüllt wird. Die in ſich abgeſchloſſene Natur ſteigert ſich zum Bewußtſein des Geſchlechts nur durch die begabten Forſcher, d. h. durch die angebornen Talente, die heimiſch ſind in beſtimmten Richtungen der Schöpfung, und ſich in einer tiefen eigenthümlichen Perſönlichkeit, die früher da war als der Forſcher, ausſprechen;

aus, und wer den Sinn geübt hat, das Eigenthümliche des Bewußtſeins in ſeiner Allgemeinheit zu erkennen, der entdeckt es auch, wo es in den äußeren Verhältniſſen verborgen, kaum erkennbar, zum Vorſchein kömmt; wie der Naturforſcher ſelbſt in den kleinſten und niederſten Thieren die Nerven erkennt und, wo ſie ſich nicht erkennen laſſen, dennoch mit Sicherheit annimmt. Dieſer ausgebildete Sinn für das Eigenthümliche, die Sonderung der verſchiedenen Geiſter und zugleich die Anerkennung eines jeden in ſeiner Art, iſt die höchſte Gabe der göttlichen Liebe. Für dieſen Sinn offenbart ſich nicht allein das organiſirende Princip eines jeden Staats in ſich, ſondern auch das friedlich organiſirende Princip aller Staaten unter einander, ja des ganzen Menſchengeſchlechts. Denn dieſes Princip ſpricht ſich nur da aus, wo eine jede Völkerbildung als eine ſolche anerkannt wird, die nicht bloß durch und für eine andere da iſt, ſondern in ſich ſelber ein eigenes Lebensprincip trägt und aus dieſem ſich entwickelt. So ſind alle Wiſſenſchaften auf die Befreiung der Perſönlichkeiten gerichtet; das gemeinſchaftliche geiſtige Einverſtändniß derſelben. Die Staaten werden lebendige Perſönlichkeiten, die ſich wechſelſeitig anerkennen, fördern, die Corporationen in den Staaten werden Organe, die in ſich und mit dem Staate ſelbſtändig ſind, wie der Bürger in der Corporation frei iſt.

Daß die ganze Organiſation eines Staats das religiöſe Princip deſſelben iſt, wird aus dem, was wir dargeſtellt haben, von ſelbſt klar. Nur das Göttliche wird, nicht allein als ein vorübergehendes Element, ſondern ganz, als ein Selbſt, in einer jeden Perſon. Und ſo lebt ein jeder Bürger im Staate und für denſelben, ja geht völlig in ihm auf, in ſo fern beide göttlicher Art ſind; aber eben deswegen iſt der Staat ſelber in und für einen jeden Bürger und geht in ihm auf, in ſo fern dieſer ſein innerſtes lebendiges Weſen ergreift. Was den Staat von dem Bürger trennt, trennt auch den Bürger von dem Staate innerlich, und ſo weit, wie dieſe innere Trennung reicht, reicht auch die bloß äußere Beziehung, das äußere hemmende Verhältniß zwiſchen beiden. Der Bürger unterliegt dem Geſetze. Soweit aber der Bürger als Haupt der Familie, als Intereſſent der Zunft, als Mitglied der Bürgerſchaft von der Liebe durchdrungen iſt, iſt er zugleich frei (die Liebe macht frei); ein in ſich abgeſchloſſenes Selbſt.

Daher ſteigern ſich alle äußeren Verhältniſſe zu inneren; indem er beherrſcht wird, nimmt er zugleich an der Herrſchaft Theil und repräſentirt ſich ſelber. In einem jeden Staate, in ſo fern das göttliche Princip der Entwickelung in ihm frei waltet, wird ſelbſt das zwingende Element der Geſetzlichkeit zur Freiheit geſteigert; der ächte Bürger iſt eben ſelbſtändiger, je entſchiedener er ſich dem Geſetz unterwirft, denn es iſt dazu da, ihn für den Staat, als eine göttliche Entwickelung und durch den Staat als ein perſönliches Selbſt zu gewinnen. Aber dieſe Entwickelung des Staates iſt die göttliche That, die unſterbliche im Ganzen und in einer jeden Perſon, und in ſofern dieſes Fortſchreiten nicht durch unſere particuläre Ueberlegung, nicht durch Inſtitutionen und Einrichtungen, alſo nicht durch eigenes Verdienſt da iſt, erkennen wir es allenthalben als die Offenbarung göttlicher Gnade. Wo der Staat ſich als eine höher geordnete Organiſation, in dem gemeinſchaftlichen Mittelpunkt des Königs erkennt, iſt dieſer der eigentliche Repräſentant der göttlichen Gnade; ja eben der König iſt am entſchiedenſten, wie der reinſte Punkt der Selbſtbeſtimmung, ſo auch der völligen Hingebung; denn nicht ein doetrinäres und ideelles Princip des Staats beſtimmt ſeine That, obgleich er durch jenes geleitet wird, vielmehr der jedesmalige Zuſtand des Volks, der ſelbſt nur beherrſcht werden kann, dadurch, daß er anerkannt wird. Der chriſtliche König iſt dazu da, wenn der Staat erkrankt iſt, die Krankheit als eine eigene zu fühlen; die Sünden des Volkes zu tragen, aber auch durch göttliche Gnade zu heilen. Daher iſt der ächte König (dem Heiland darin ähnlich,) wie die Liberalen ſich richtig äußern, der Diener des Staats und eben dadurch der mächtige Herrſcher deſſelben. Daher beſteht die wahre Größe eines Königs darin, daß er der reinſte Ausdruck der Zeit ſelbſt in ihrer Verirrung iſt, aber zugleich der heilende. Er wird nie gewaltſam äußere Verhältniſſe, nie die innere herrſchende Meinung, die er nicht überwältigen kann, bloß äußerlich unterdrücken wollen. Sie iſt eine Fügung, die Gott zugelaſſen hat. Er ſoll ſie verklären und durch weiſe Leitung beherrſchen, dann iſt die göttliche Gnade, in deren liebender Macht die geſunde Entwickelung liegt, in ihm thätig. Wo eine ſolche göttliche Macht als die erſcheinende königliche hervortritt, da wird der rohe äußere Beſitz innerer Ausdruck einer Eigenthümlichkeit, lebendiges Eigenthum, freier perſönlicher Leib, und ein jeder beſitzt, was ihm gebührt, und iſt in dieſem Beſitze frei. Ihr ſtellt die Frage: wie eine Repräſentation einzurichten ſei? — Ein jeder, in Gott Freier, iſt Repräſentant, aus ſich ſelber; aber auch durch den König, in ſo fern er es zugleich aus ſich ſelber iſt. Mag ein beſonderer Stand als der adlige, der bürgerliche, der Bauernſtand, der gelehrte und geiſtliche, die Zunft oder die beſondere Perſönlichkeit als eine Repräſentation hervortreten; in ſo fern ſie als ſolche das göttliche Princip des Staates in ſich tragen, nicht wie der König für den ganzen Staat, wohl aber innerhalb ihres Berufs. Wenn ſie dieſen als eine göttliche Aufgabe faſſen, ruht die Macht in ihr, die in der Peripherie des Staates den König ins Centrum ſtellt.

Ich habe dieſe Darſtellung aus der durchgeführten Conſequenz des Begriffs der Organiſation entwickelt: ſie läßt ſich, wie ein jeder einſehen wird, auch als ein in ſich geſchloſſenes nothwendiges Gedankenſyſtem auffaſſen; als ein bloß immanentes, ſelbſtbeſtimmendes Denkgeſetz begreifen; der leitende Gott bleibt dann innerhalb der Organiſation nur Ausdruck ſeines eigenen nothwendigen Denkens. So hat ſich dieſe meine Anſicht auch in der That geſtaltet, und es hat ſich ſpäter eine Philoſophie gebildet, welche die Wahrheit und das Leben, den Staat und die Geſchichte aller Staaten, als eine bloße Conſequenz, nicht als die eines Daſeienden, deſſen Wirklichkeit als ſolche ſich nicht aus einem bloßen Denken erklären läßt, ſondern nur als eine klar Durchdachte in grundloſer Abſichtlichkeit hervortreten läßt, weil ſie da iſt. Daß ſie aber da iſt, verwandelt ſie zur Schöpfung, zur göttlichen That, und durch dieſe erkannte ich den leitenden, ſchaffenden Gott in ſeiner Liebe, wie in ſeinem Geſetz, in ſeiner ſich immer mehr enthüllenden geſchichtlichen That, wie in ſeiner durch das Geſetz gerichteten natürlichen Schöpfung. So ward ich von der unruhigen politiſchen Bewegung, ja durch dieſe zu demjenigen zurückgeleitet, was innere Aufgabe meines ganzen Lebens war.

Manches, was ich hier ausgeſprochen habe, wird man, wenn Gott mir es vergönnt, in anderen Schriften, aus einem anderen Standpunkte entwickelt finden; Manches war auch früher angedeutet, ja iſt gewiſſermaßen trivial geworden. Gegen Aeußerungen dieſer Art muß ich die Priorität der meinigen behaupten. Wo es mir in der Naturwiſſenſchaft vergönnt war, Gedanken auszuſprechen, die ſpäter aus einem anderen Standpunkte hervortraten, ohne daß man ſich meiner erinnerte, habe ich niemals es der Mühe werth gefunden, mich darüber zu äußern. Es iſt möglich, daß Manches ein einfaches Plagiat war, aber die Möglichkeit, daß es in Beziehung auf die ſich äußernde Perſönlichkeit ein Urſprüngliches ſein könnte, läßt ſich niemals abweiſen, ja dieſe Möglichkeit erſchien mir als die ſchmeichelhafteſte und für mich die glücklichſte; denn nicht, was nachgeſprochen wurde (ein völlig Unbedeutendes), vielmehr, was zum zweiten Male urſprünglich aus einer anderen Seele entſtand, enthielt eine Beſtätigung, die ich mit Freuden willkommen hieß. Wohl aber bin ich hier genöthigt, dieſe Priorität zu behaupten, nicht allein, wenn von Aeußerungen die Rede iſt, die ſpäter laut wurden; ich muß mich auch auf die Urſprünglichkeit meiner Gedankenreihe berufen, wenn Aeuſſerungen vorkommen, die früher da waren; denn, was ich hier zu geben beabſichtige, iſt ja, was ich innerlich ſowohl als äußerlich erlebte und durchlebte. Das Erlebte würde ja aber als ein Erdachtes, als ein Erlogenes erſcheinen, wenn Etwas darin vorkäme, was als ein Plagiat aus einem fremden Leben angeheftet wäre.

Der Mann, wenn er ſein Leben darſtellen will, hat immer mehr ein Inneres als ein Aeußeres zu erzählen, mehr einen gefundenen Zweck, den er erreichen will, einen Mittelpunkt ſeines Daſeins, von welchem er ausgeht. Der Jüngling ſucht dieſen, und dieſes Suchen wirft ihn in äußere Verhältniſſe, die ihn hierhin und dorthin ziehen, und ihn immer von Neuem irre führen würden, wenn nicht eine göttliche Leitung ſeine fortſchreitende Entwickelung ordnete. Ich nun bekenne, daß mein Denken nur aus einem Erlebten entſprang, und daß eben ſo, wie eine tiefe Sehnſucht in meiner Kindheit und Jugend mich innerlich mit der Natur, wie ſie da war, verband, ſo ſpäter die unruhige Geſchichte in ihrer Verwirrung mich gefangen nahm, daß, wie ich meinen Beruf zu erkennen anfing, die ſtille Idylle meiner Kindheit ſich zum tragiſchen Ernſte des Mannes geſtaltete. Schelling hat mir geſtanden, daß ich ihm vorſchwebte, als er vor faſt vierzig Jahren ſich ſo äußerte: Einen kenne ich, er erkennt nicht, iſt aber eine lebendige Perſönlichkeit des Erkennens.

Aber Keinen giebt es, der entſchiedener von ſich zu bekennen gezwungen iſt, daß er erſt ſpät zum Manne heranreifte, wenn er es überhaupt im ächteſten Sinne geworden iſt. Wie oft in der Geſellſchaft, ſo in der Literatur, haben Wohlwollende meine unverwüſtliche Jugend geprieſen. Daß ich als Greis noch Jüngling blieb, iſt für diejenigen, die mir überhaupt ihre Aufmerkſamkeit gönnten, faſt das vorherrſchend mich bezeichnende Prädikat geworden; leider iſt es im obigen Sinne nur zu wahr. In meiner Kindheit fiel das ſtille Sinnen, welches mich in die Einſamkeit trieb, neben dem wilden Treiben in der Mitte der Geſellen ſo auf, daß man jenes als ein Geſuchtes, Manierirtes zu betrachten nur zu geneigt war; aber dieſer Widerſpruch geht durch mein ganzes Leben, und iſt ſelbſt jetzt in meinem Alter noch da, keineswegs aufgelöſt, wenn auch abgeſtumpft.

Es iſt nichts gewöhnlicher, als daß die Menſchen ſich als extraordinäre Weſen zu betrachten ſuchen. Dieſe Anſicht pflegt in Allem, was ſie erleben, und wie ſie ſich ſelbſt Gegenſtand der Beobachtung werden, ſich zu bilden; beſonders aber dann, wenn ſie ſich etwas vorzuwerfen haben und dadurch leiden. Eine jede Hemmung ihres Weſens ſoll eine äußere ſein,

d. h. eine unverſchuldete, und ſo muß ich leider geſtehen, daß ich mich einer Zeit nähere, deren Ereigniſſe nur zu leicht die Farbe jener allgemein herrſchenden Schwäche tragen mögen. Einerſeits war ich während des Kampfes in heftiger Bewegung, leidenſchaftlich aufgeregt, trotzig und verzagt. Ich habe es oft erlebt und erlebe es noch, daß man glaubt, mich leicht handhaben zu können; ich erſcheine als ein weicher, gutmüthiger und durchaus nachgiebiger Mann, und bin es auch. Bei einem jeden Kampfe mit Männern, mit welchen ich in irgend einer Berührung gelebt habe, war ich jederzeit der Ueberwundene, ſelbſt wenn man mir allgemein den Preis des Sieges zuerkannte; ja dieſe Angſt, die mich zu überwältigen pflegt, ward oft nach kleinen Differenzen den Freunden beſchwerlich, denn nichts iſt bei Streitigkeiten unkluger, als ſie ausgleichen zu wollen, wenn die Differenz eine innere iſt, dieſe ſteigert ſich dann natürlich immer höher, und wenn das gemeine Sprichwort ſagt, „der Vernünftige giebt nach,“ ſo iſt dieſes kein inneres Nachgeben, welches nicht ſtattfinden kann, ſondern eben die Macht einer inneren Ueberzeugung, die den Sprüngen und zwecklosen Angriffen des Gegners gleichgültig zuſieht.

Ich aber ſpreche mich immer tiefer, heftiger in den Streit hinein, je unmöglicher ein Einverſtändniß wird. Dieſe zugeſtandene Schwäche von meiner Seite zeigte ſich immer, wo ich mit Menſchen in perſönliche Beziehung trat, ſei es durch die bloße gewinnende Gegenwart, ſei es durch tiefere freundſchaftliche Zuneigung. In ſolchen Verhältniſſen nämlich war der Streit nicht ein äußerer, nicht ein ſolcher, der in eine Betrachtung übergehen konnte, es war vielmehr ein innerer, ein Kampf mit mir ſelber, der nicht geſchlichtet werden konnte, weil er eben aus Quellen entſprang, die mein tiefſtes Innerſtes erſchütterten. Die Waffen, mit welchen ich bekämpft wurde, ſelbſt die ſtumpfſten Einwendungen, die mir völlig unpaſſend und albern erſchienen, wie ſehr ſie mich auch überraſchten und mir fremd waren, traten mir dann verletzend entgegen, als wären ſie aus irgend einer ſchlechtbewahrten Seite meiner eignen Seele entſprungen, und verſtändigere Freunde begriffen nicht, wie ich mich oft mit dem unkundigſten und oberflächlichſten Menſchen in Streit einlaſſen konnte. Aber es war in der That nichts Anderes, als eine unüberwindliche Zuneigung zu dem, deſſen perſönliche Gegenwart meiner eigenen

Perſönlichkeit innerlicher geworden war. Es war die particulärſte Aeußerung derſelben Macht, die mich mit der unendlichen Mannigfaltigkeit der Natur und mit den wechſelnden Ereigniſſen der Geſchichte verband.

In einer Geſellſchaft, von der ſpäterhin ausführlich die Rede ſein wird, in der philomathiſchen, hielt ich vor wenigen Verſammelten eine Rede über die Bedeutung eines freien Vereins für Wiſſenſchaft und Kunſt, welche in den durch Max verlegten und geſammelten Schriften abgedruckt iſt. Sie wurde vor der Zeit der heftigen Kämpfe, die ſpäter behandelt werden ſollen, vorgetragen, und ich nenne ſie eine meiner gelungenſten. Ich war nicht mehr jung, und ganz wie ſie gedruckt iſt, ſtellte ſie das Eigenthümliche der inneren gährenden Bewegung meines ganzen Daſeins dar. Man erlaube mir folgende Stelle aus dieſer Rede hier mitzutheilen:

„Es giebt Viele, die einen gefährlichen Mittelweg einſchlagen, ſie haben capitulirt mit der Maſſe; immer beſonnen ſich ſelbſt belauſchend, achten ſie auf jede eigene, wie auf jede fremde Aeußerung, rechts und links blicken ſie, mit ſtets geſpitzten Ohren um ſich; horchen hier. lauern dort, und merken nicht, daß alles

Tüchtige und Wahre durch dies kümmerliche Leben verloren geht. Aber wir wollen uns einer jeden Empfindung, die aus der Quelle ewiger Wahrheit entſprang, unbedingt und ganz ergeben; das Schlechte ſoll in ſeiner Nichtigkeit erſcheinen, das Große ſoll uns ganz gewinnen; ich will mich in allen Richtungen äußern, beweglich ſein wie die Luft, erſtarren wie der Fels, auflodern wie das Feuer, in Thränenſtröme mich ergießen wie der ſtürzende Gießbach, den Uebermuth will ich nicht von mir weiſen, ich will das Recht behaupten, Unrecht zu haben, und hineintauchen in das aufgeſproſſene friſche fröhliche Leben, rückſichtslos und unbefangen. Unter Gewittern und Stürmen gedeiht das heiterſte Daſein, nur ſtarre Fichten, Moos und Flechten unter den kalten nördlichen Nebeln."

Daher war mir eine Geſellſchaft ſo nothwendig, in welcher ein jeder dem Andern ſich ganz hingab; keine Aeußerung einzeln und abgeriſſen verſtand. Ich wollte verſuchen, einen geſchichtlichen Organismus im Kleinen zu bilden, eine Freimaurerei, die eine Wahrheit wäre; eine proteſtantiſche, die von dem Glauben der Geſellſchaft an ſich ſelber, von der Geſinnung ausginge und nicht, wie die, im ſchlechten Sinne katholiſche, herrſchende, mit ihren Orden und Graden, mit ihren Roſenkränzen und Werkheiligkeiten, mit ihren allegoriſchen Zaubermitteln und Wallfahrten zu Heiligenbildern hier und dort. Ein jeder, dachte ich mir, der uns ganz verſteht und aus dem Ganzen, gehört uns zu; wir ſind allerdings denen ein Geheimniß, wir wären freilich denen unverſtändlich, die uns nicht verſtehen. Wir aber wollen uns Jedermann aufſchließen. Eben von dieſem Geſichtspunkte aus entſtand meine Polemik gegen die Freimaurer, ein Haß gegen ein jedes Geheimniß, welches ſich äußerlich abſchließen wollte. Allerdings iſt eine jede Organiſation ihr eigenes Geheimniß, allerdings ſtellt ſie ſich in einer eigenthümlichen Geſtalt dar, die ſich als eine ſolche erhalten und behaupten ſoll: aber eben je innerlich ſicherer dieſe Geſtalt iſt, deſto freier ſchließt ſie ſich thätig für ihre Welt auf, gewinnt ſie und macht ſie doch in jeder beſtimmten Form frei.

Auch von einer andern Seite ſuchte ich den Gedanken, der mich durchdrang, zu verwirklichen. Die Stiftung der philomathiſchen Geſellſchaft ging nicht von mir aus. Einer meiner liebſten Freunde, der

Profeſſor der Chemie, Fiſcher, machte den Vorſchlag. Die Geſellſchaft beſtand aus wiſſenſchaftlich gebildeten Männern, aber keineswegs allein aus Profeſſoren. Ein jeder ſollte aus dem Schatz ſeiner Studien Gegenſtände behandeln und vortragen, die ein allgemeines wiſſenſchaftliches Intereſſe hätten; ein allgemein geiſtiges Verſtändniß ſollte den großen äußeren Laienkreis ausſchließen, aber, wie ich meinte, eben nur deswegen ſich in ſich ſelber verſenken, um dadurch ein mächtigeres Organ zu beleben, welches in kräftiger That, mit ächter tiefer Popularität das Volk zu gewinnen verſtünde.

Dieſe Neigung, um mich her eine Verbrüderung hervorzurufen, die einen Keim höherer organiſcher Einheit aus ſich entwickelte, war der Grundzug meines ganzen geſelligen Lebens; es iſt der lebendige Trieb aller beweglichen Menſchen, wenn ſich ein Höheres ihnen nähert, und ihre Thätigkeit in Anſpruch nimmt. Es liegt etwas wahrhaft Tragiſches in einer Beobachtung, die ſich dem Aufmerkſamen aufdringt, wenn wir die reife Jugend betrachten. Eine Menge fruchtbarer Keime treten unter den günſtigſten Verhältniſſen hervor, blühende Hoffnungen zeigen ſich als Lebensſäfte, die der Sonne entgegenquellen. Die Dichter ſprechen von einer Sehnſucht, die uns in die unbeſtimmte Ferne treibt; von einer Ahnung, in welcher der reiche Frühling des Lebens uns begrüßt, von der Jugend überſchwenglichen Träumen. Aber dieſe, eben weil ſie Alles in unbeſtimmten ſchwankenden Trieben enthalten, zeigen nichts Beſtimmtes. Mir ſchien von jeher der beſtimmte Trieb, der ſich in eine eigenthümlich begrenzte Thätigkeit einſchloß, jener blühende Mai, wo der Jugend Träume mit des Mannes beſchränkter und doch unendlicher That ſich verbanden, vorzüglich der Beachtung werth. Und wenn ich vielleicht etwas Urſprüngliches und Eigenthümliches beſitze, ſo iſt es keinesweges jener Trieb der organiſirenden Geſelligkeit, der, innerhalb beſtimmter Grenzen, verwandte Seelen für eine gemeinſchaftliche That verbrüdert. Dieſen findet man allenthalben, und er iſt unbezwingbar da, wo ein höheres Leben ſich Raum verſchaffen will. Vielmehr darin glaube ich etwas Eigenthümliches zu beſitzen, daß ich gezwungen bin, das Beſtimmte, was ich und die mit mir Verbündeten wollen, in eine größere, die mannigfaltigſten Verbindungen umfaſſende, erhaltende Einheit zu verſetzen, und aus dieſer thätig zu ſein. Dieſe unwiderſtehliche Neigung verſchmolz ſo mit dem beſchränkten geſelligen Triebe, daß ſie, getrennt von dieſem, ihre eigene Stätte nicht zu begreifen vermochte. So konnte mich als Kind zwar der Uebermuth des quellenden Frühlings oft mächtiger ſelbſt als andere ergreifen, daß ich in bewußtloſer Fröhlichkeit mich jubelnd verlor. Aber ich war gezwungen, mich aus dieſem lärmenden Jubel zurückzuziehen; daß ich der Vertraute der Pflanzenformen ward, daß ich ein Geſpräch mit der Natur und ihren mannigfaltigen Geſtalten anfing, das war die Mythe, das Mährchen meiner Kindheit, und doch zugleich der eigentliche Keim aller Entwickelung, aller Wiſſenſchaftlichkeit. Dieſer mährchenhafte Standpunkt iſt mir geblieben mein ganzes Leben hindurch; ich habe mich in die wilden Spiele des denkenden und handelnden Geſchlechts mannigfaltig hineingeſtürzt, daß diejenigen, die mit mir lebten, ſelbſt die Behörden, mich wohl einen unruhigen Kopf nannten, ſo wie die Philoſophen, denen ich mich anſchloß, über die unüberwindliche Subjectivität meiner Richtung klagten. Aber dieſe, mit einer jeden That verbundene Selbſtbetrachtung, dieſe heftige, kämpfende, unruhige Beweglichkeit, die eine über jeder Bewegung ſchwebende, vermittelnde, meiſt ſtrafende Anſicht in ſich trägt, hat mich von jeher in die Einſamkeit getrieben. Wo dieſe mir auf längere Zeit verſagt ward, da durchzuckte mich ein Gefühl des innerſten Todes, der Vernichtung. Denn nichts Beſonderes, ſelbſt eine in ihrer Vereinzelung nationale großartige Bewegung als Kampf und Krieg, als ein ſtaatsbildendes Princip, ſo wenig als eine Wiſſenſchaft oder Kunſt, konnten mich befriedigen. Ein jedes, auch das Höchſte, mußte in ein Höheres hineintreten und Alles, wie bedeutungsvoll es auch war, nicht in einem bloßen Monolog ſich einſeitig verlieren; dieſer ſich vielmehr dramatiſch in ein lebendiges Geſpräch verwandeln, und ſich ſo aus den Quellen wechſelſeitiger Verſtändigung des Fremdartigſten entwickeln. So ward die allgemeine Betrachtung, die mich in der erſten Schrift (die gegenwärtige Zeit u. ſ. w.) an die gegebenen Verhältniſſe knüpfte, in der zweiten (die Caricaturen des Heiligſten) zu einem Dialog, aus welchem alle beſonderen Formen des Staatslebens lebendig hervorwuchſen, den Gipfel einer Blüthezeit erreichten, und in dem Geſpräche die einſeitige Behauptung fortſetzend, ſich zu vernichten und eben in dieſem Vernichtungsprozeß das Grab der Vereinzelung zu ſprengen, den Tod zu überwinden und ein höheres Leben wechſelſeitigen Einverſtändniſſes zu gewinnen ſuchten. Es iſt dieſelbe Oscillation zwiſchen äußerer Beweglichkeit und innerer Reue und Beruhigung, die mein ganzes Leben durchdringt. Ja, je älter ich werde, deſto ſtärker wird daher die Neigung zur Einſamkeit, deſto mächtiger geſtaltet ſich mein äußeres bewegliches Leben als ein ſtilles, inneres. Nicht, daß ich dem Aeußeren zu entſagen vermöchte, es läßt mich noch immer nicht los; aber die ſtumme Nacht iſt mir lebendiger geworden, als der unruhige Tag. Allmälig iſt mir dieſer verkürzt, jene gewachſen. Verwandte und Freunde fanden ſich geängſtigt, wenn meine Schlafzeit immer tiefer in die Nacht hinein ſich zurückzog; wie oft habe ich es hören müſſen: Der Schlaf um Mitternacht ſei der einzig wahrhaft geſunde und erquickende. Ich weiß es ſelbſt nicht, wie die Stunde immer ſpäter ward, bis endlich (faſt das halbe Jahr hindurch) die aufgehende Sonne mich, einem Geſpenſte gleich, in mein tägliches Grab trägt: und doch wird, wer mich kennt, nicht behaupten, daß ich mich unter den bewegten Menſchen des Tages geſpenſterähnlich wie ein dürres Knochengerippe abſtracter Begriffe, herumtreibe. Ich vermag zu genießen, was die ſchöne Gegenwart mir giebt, faſt wie in meiner Jugend; dieſes bewegliche Leben reicht in meine Nacht hinein, ja es ſind nicht bloß die friedlichen Geiſter, die mich in die Einſamkeit begleiten, auch die finſtern Dämonen drängen ſich, und eben hier mit der größten Gewalt, an mich heran, und das wiſſenſchaftlichſte Studium ringt in der ſtillen Nacht mit dieſen eben ſowohl als mit dem beweglichen Momente des Tages. Aber es iſt nicht der Tag, den ich eben durchlebte, mit ſeinen Ereigniſſen, die mich vielleicht in der Geſellſchaft lebhaft ergriffen, mich erheiterten oder erſchütterten, der mich in die Nacht hinein verfolgt; erſt wenn dieſer verklungen iſt, wird die äußere Nacht ein anderer innerer Tag, am klarſten und bedeutendſten, wenn ich mich ganz einem beſondern, vor Allem einem naturwiſſenſchaftlichen, Studium hingebe. Eben das aller Beſtimmteſte, in ſeiner beſchränkten Geſtaltung Sicherſte, wird mir dann das Liebſte; die abgeſchloſſenſte Form in der ſtrengſten Geſetzlichkeit ſpricht mich als ein freies Leben aus einer höhern Welt an. Ob es mir, wie ich zu hoffen wage, gelingen wird, was mir die Nacht aus einem reichen Leben ſchenkte, ſo zu bannen und feſt zu halten, daß es mir am Tage Rede ſtehen muß, weiß ich noch nicht. Es iſt die letzte Arbeit meines Alters.

Man hat mich, wenn man mir als Lehrer wohlwollend ein beſonderes Verdienſt zuſchreiben wollte, gewöhnlich den anregenden Lehrer genannt, und ich geſtehe, der Grund dieſer Benennung hat mich oft genug beunruhigt. Ich habe mir die Frage vorgelegt: was hat man damit ausdrücken wollen? Die Beantwortung hing zu genau zuſammen mit der ganzen Bedeutung meiner vieljährigen Beſchäftigung, als daß ich ſie nicht mit großem Ernſt zum Gegenſtand einer genauen Prüfung zu machen gezwungen ward; hatte ich doch die Epochen einer tiefen Anregung, die von mir ausging, oft genug erlebt. In meinem engen jugendlichen Kreiſe war von einer ſolchen Anregung nicht die Rede. Ich gehörte als Kind den Kindern, die mich umgaben, nur dann zu, wenn ich mich bewußtlos, wie ſie, in ihre Spiele miſchte. Wie ich dennoch dazu kam, ſelbſt auf der Schule Redner zu werden, ja Schriftſteller, das weiß ich nicht. Der Einfluß, den ich etwa ausübte, verlor ſich ſo ganz in dem wechſelſeitigen des gemeinſchaftlichen Lebens, daß ich mich wundern muß, wenn er ſich bei gegebenen Veranlaſſungen als ein beſonderer hervorhob und geſtaltete. Daſſelbe war während der Zeit meiner Studien durchaus der Fall, ja dasjenige, was man ein Anregendes nannte, dasjenige, was mir eine gewinnende Sprache verlieh, war doch nur die Speculation. Bin ich der Anreger, wie man mich zu nennen beliebte, ſo muß ich bekennen, ich bin es durch Schelling geworden. Er hat mir die Zunge gelöſt; doch hoffe ich, meine eigene.

Daß, wenn wir im hohen Alter auf das eigene Leben zurückblicken, wir nicht geneigt ſein werden, es als ein bedeutungsloſes zu betrachten, iſt begreiflich.

Was heißt anregen? Wodurch unterſcheidet es ſich von der Erregung oder vollends von der Aufregung? Das Erregen heißt offenbar, das geiſtig Unlebendige in das Lebendige, als den erſten Moment einer Bewegung zu verſenken; das Erregen hat nichts Geiſtiges in ſich, ſein Reſultalt iſt die bloße Empfindung; in dieſer iſt zwar der Gegenſtand nur da, inſofern er aufgenommen wird durch eine Selbſtthat, dieſe aber iſt ſelbſt nur da, in ſo fern ſie ſich ganz in den Gegenſtand verliert und als Selbſtthat verſchwindet. Die beiden Momente des Gegenſatzes in der Empfindung gehen ſo in einander auf, daß ſie ſich als ſolche gar nicht erkennen laſſen. Denn der Gegenſtand iſt nur da für und durch die Aufnahme; alſo gar nicht als etwas außer uns, ſondern nur als ein Aufgenommenes. Für das kleine Kind iſt der Gegenſtand nur ein Empfundenes, aber auch das Kind geht in dem Moment der Empfindung ganz auf, daher iſt es, wo es ſein Daſein gefördert empfindet, ganz Freude, und frühere oder ſpätere hemmende Empfindungen ſind für das Kind nicht da; eben ſo iſt es in einem andern Moment ganz Schmerz, und eben das geſundeſte Geſchrei, wenn das Kind ſich gehemmt fühlt, klingt, als gölte es ſein Leben. Es iſt in dieſem Moment des Schmerzes gar nichts von einer früher da geweſenen oder ſpäter zu erwartenden Luſt übrig geblieben. Das iſt die Erregung.

Eine Aufregung hat zwar ein geiſtiges Moment in ſich, doch kann man wohl auch Thiere aufregen; das Wild, wenn es ſich einer ganzen Koppel Hunde zeigt, muß allerdings als ein Aufregungsmittel betrachtet werden, und ein aufregender Redner iſt offenbar derjenige, der einem Haufen Menſchen, wie einer Koppel von Hunden das rechte Wild vorzuführen weiß. Bei einer jeden Aufregung iſt das ſelbſtändige Princip ein äußerliches, eine jede aufgeregte Maſſe, und zwar je heftiger und mächtiger die Bewegung iſt, die in ihr entſteht, deſto entſchiedener, muß als eine durchaus paſſive betrachtet werden. Dadurch unterſcheidet ſie ſich ganz von der Anregung. Der Anregende nämlich will nicht herrſchen, er will eine belebende Thätigkeit außer ſich ſetzen, er will befreien. Daher iſt die Anregung eben ſo ſtill, wie die Aufregung ſtürmiſch und lärmend; jene iſt jederzeit beruhigend. Der Angeregte erhält eine Aufgabe ſcheinbar von außen, aber iſt dieſe nicht etwa als eine bloß mitgetheilte und, auf der dumpfen Stufe der Erregung feſtgehalten, ſtehen geblieben, — was auf den Univerſitäten von einer nur viel zu großen Maſſe der dort behandelten Gegenſtände gilt, — iſt ſie weiter vorgeſchritten nicht bloß als ein Aufregendes, welches zwar innere Bewegung erzeugt, aber nur ſo lange als der aufregende Gegenſtand äußerlich gegeben iſt, ſo wird ſie auf der dritten höheren Stufe eine eigene Aufgabe.

Es iſt mir nur immer ſeltſam geweſen, wenn, indem man zugab, daß ich durch Vorträge und Schriften Viele angeregt habe, dieſes Lob dennoch bei Vielen einen Tadel zu enthalten ſchien. Wenn ich dem Grunde dieſes Tadels nachforſchte, ſo lautete er etwa ſo: es wurde zugeſtanden, daß ich beſonders auf ſolchen Univerſitäten, welche durch eine lange Reihe von Jahren in eine Verdumpfung verſunken waren, eine friſche geiſtige Thätigkeit zu erregen vermochte, die, wenn ich mich entfernte, mit einigen nachhallenden Oscillationen verſchwand. Aber was ich mittheilte, war nicht beſtimmt genug, Manches unreif und Vieles willkürlich erſonnen oder falſch. Es lag in dieſem ausgeſprochenen Tadel, den ich hier nicht gemildert, ſondern in ſeiner härteſten Form wieder gegeben habe, zugleich der Grund, warum man mich von der Berliner Univerſität ſo lange entfernt zu halten ſuchte.

Ich fragte mich nun ſelbſt ernſthaft: ob dieſer Vorwurf ein gerechter ſei, und wie er ſich mit dem Lobe einer geiſtigen Anregung verbinden ließe? Da fand ich denn eine ſchneidende Differenz, die nirgends klarer ausgeſprochen iſt, als in der Verordnung, die kurz nach dem Kriege damals unter Schuckmann erſchien und die Norm enthielt für die Zeugniſſe, die den Jünglingen ertheilt werden ſollten, wenn ſie die preußiſchen

Univerſitäten bezogen. Etwas iſt darin völlig richtig und kann nicht ſcharf genug ausgedrückt werden. Was in der Schule mitgetheilt wird, muß beſtimmt ſein, alle Geſtalt und alle Verhältniſſe müſſen klar, deutlich und in unüberwindlicher Sicherheit hervortreten und wie ſie mitgetheilt, ſo auch aufgenommen werden. Es kömmt gar nicht darauf an, die Maſſe des Mitgetheilten zu häufen, ja dieſe muß vielmehr beſchränkt werden, weil ſie in ihrer beſtimmten Form völlig bewältigt werden ſoll. Der Schulunterricht in ſeinen erſten Stadien iſt eine Fortſetzung des Naturprozeſſes, der die ſtreng geordnete organiſche Geſtalt ſchuf und der das Bewußtſein in dieſe begrub. Bei den Thieren liegt dieſer Unterricht in der unſichtbaren Gattung, und daher iſt alle Thätigkeit auf Erhaltung und Fortpflanzung beſchränkt, und das Ziel des Naturunterrichts nennen wir Inſtinkt. Der Unterricht iſt lediglich für die Gattung da, dieſe bildet die Schule und alle Individuen werden ihr preisgegeben. Nun giebt es in der Geſchichte, wie in der Natur, ein Fertiges, welches auf gleiche Weiſe für alle Individuen gilt; für die Auffaſſung der ſinnlichen Natur die Mathematik, und für die Auffaſſung der Geſchichte die

Sprache; aber die letztere nur, in ſo fern ſie in einer völlig abgeſchloſſenen, nicht mehr abzuändernden Form vor uns liegt. So treten uns die Sprachformen geiſtig bedeutender Völker als die Trägerinnen des Vernehmens, wie die Mathematik als die Trägerin des Wahrnehmens entgegen. Der Streit zwiſchen Humaniſten und Realiſten kann nie abgeſchloſſen werden, wenn die Streitenden ſich nicht auf dieſes urſprüngliche Fundament aller Richtungen zurückziehen. Die unorganiſche Natur iſt, wie die alte Geſchichte, das Abgeſchloſſene, von aller fortſchreitenden Entwickelung zugleich Ausgeſchloſſene; aber wie das ganze Leben der alten Welt, die Naturſicherheit, das Klaſſiſche in Mythen und Staatsformen, in Wiſſenſchaft und Kunſt, mit ſeiner Entwickelung durch die Kenntniß der Sprache gegeben wird, ſo wird mit der ſicheren mathematiſchen Form der unorganiſchen Natur zugleich die lebendige uns gegeben; jene als die Grammatik der Natur, dieſe als die Mathematik der Geſchichte. Die Geſchichte der drei letzten Jahrhunderte hat ſich eine eigene Aufgabe geſtellt, die ſie ſelbſtändig zu löſen hat. Es iſt die Macht einer innern fortſchreitenden Entwickelung, die ſich nicht von dem Fertigen und Vollendeten trennt, von dieſem vielmehr mit großer Sicherheit getragen wird. Dieſe Entwickelung will nicht bloß äußere, in ſich vollendete geſchichtliche Formen innerlich ſetzen, ſie hat den mächtigen Kampf mit allen Momenten des Daſeins gewagt, und wenn alle geiſtige Thätigkeit ſich früher rückwärts wandte, der Vergangenheit zu, ſo iſt ſie jetzt vorwärts gewandt, einer bedeutenden Zukunft entgegen. So iſt vorbildlich in der Natur das Lebendige in und mit dem Unorganiſchen gegeben, und alle Entwickelung gedeiht im Schooße des unabänderlich Beſtimmten und ohne dieſes nie. Liegt nun die ganze Zukunft der Geſchichte in der geiſtigen Bewältigung des ganzen Daſeins als Natur, ſo iſt die ſtreng beſtimmte innere Form alles Wahrnehmens als Mathematik die erſte Grundlage aller Bildung für die Natur, wie die alten Sprachformen für die Geſchichte, und der Streit zwiſchen Humaniſten und Realiſten iſt nur zu ſchlichten, indem man das Verhältniß der Grammatik zur Mathematik in den Schulen rein auffaßt und beſtimmt. Zwei Hauptrichtungen aller urſprünglichen Talente ſind in unſeren Tagen tiefer von allem wechſelſeitigen Einverſtändniß getrennt, als man für gewöhnlich anzunehmen pflegt; ſie ſchließen ſich für die Naturforſchung auf, oder für die Geſchichte. Dieſe beiden, auch innerlich getrennt, einander noch fremd, ſtehen ſich in Deutſchland am entſchiedenſten gegenüber. Der Deutſche hat den Widerſpruch der humaniſtiſchen und realiſtiſchen Bildung in ſeiner Tiefe zu löſen. Die Scholarchen der Ultralegitimität wollen ſtreng das Recht der Vergangenheit behaupten, der Ultraliberalismus der Techniker überläßt ſich einer grundloſen Zukunft, die nicht ihre Grundlage in einer bloßen abſtracten Mathematik findet, dieſer vielmehr erſt dann eine hiſtoriſche Bedeutung zu ertheilen vermag, wenn ſie in der lebendigen Entwickelung des Geſchlechts Wurzel gefaßt hat. Daher bilden ſich zweierlei gleich ſtrenge und gleich reiche Schulen aus der nämlichen Grundlage heraus; völlig innerlich getrennt, bleiben beide gleich geiſt- und bedeutungslos. Der Streit über den Unterricht iſt erſt dann geſchlichtet, wenn beide Richtungen in ihrer Eigenthümlichkeit innerlich von einander getrennt, aber eben dadurch innerlich vereinigt das wechſelſeitige Verſtändniß ſuchen. Dann erſt wird ſich auch die ächte Univerſität bilden und die Zeugniſſe werden eine Wahrheit ſein. Die Deutſchen legen großen Werth auf die geſchichtliche Bedeutung ihrer Univerſitäten, und zwar mit Recht. Aber noch iſt es ihnen nicht völlig klar geworden, daß ſie ein heftig kämpfendes Mittelalter erreicht haben, in welchem ſie ein bis dahin völlig unſcheinbares Element geiſtiger Bildung in ſich aufnehmen ſollen, um lebendig in der lebendigen Gegenwart ſich zu geſtalten. Man muß vor's Erſte anerkennen, daß die Naturrichtung nicht bloß eine techniſche, ſondern auch eine geſchichtlich-geiſtige iſt, ſo wie man erkennen muß, daß die ſprachliche nicht bloß ſich zu einer referirenden, ſondern zu einer naturgeſchichtlichen geſtalten muß, wenn ſie in und für die Gegenwart leben ſoll. Jetzt wird noch immer die ſprachliche Entwickelung auf gleiche Weiſe für Alle angewandt und die mathematiſche dem Zufall überlaſſen. Zu allen anderen Geſchäften in der Welt werden diejenigen beſtimmt, die nicht zum Schulmeiſter taugen, und ich höre hier das Urtheil der Bauern und Handwerker: Der Junge iſt ſo dämlich oder ſo ſchwach, er bringt nichts vor ſich, wir müſſen ihn ſtudiren laſſen. —

Es iſt nun völlig klar, daß der bloße Unterricht niemals in ſich abſchließen dürfte. Wenn dasjenige, was hiſtoriſch begriffen werden ſollte, an der Grammatik kleben blieb, und nur ein grammatikaliſches Geſetz ausdrückte, ſo würde alles Lebendige in der Bildung verwelken. Wenn die Naturwiſſenſchaft nur Mathematik wäre, ſo würde ſie, von der Maſſe beherrſcht, dieſe niemals bewältigen können; wir würden für den Staat gewiß nur Laboranten und für die Induſtrie nur Techniker erhalten. Nun iſt der Sinn der oben genannten Verfügung offenbar dieſer: Daß Alles, was über den Unterricht herausragt und ſich in der Seele des Schülers eigenthümlich geſtalten will, als eine Störung betrachtet wird, als ein wild Genialiſches, welches auf der Schule höchſtens geduldet, niemals aber gepflegt werden ſoll. Es iſt ſehr ſeltſam, wenn wir erfahren, wie nach dem Befreiungskriege, an welchem ich Theil genommen hatte, eben dasjenige, für welches ich kämpfte, als eine Art Monſtrum betrachtet wurde, welches, wo es zum Vorſchein kam, ſogleich in den Windeln zu erſticken ſei. Es war der Dunſt des alten Berlinismus, der mir tödtend entgegenhauchte; es war der alte Nicolai, den ich mit ſeinem Nothanker aus der Tiefe, in welche ich beide verſunken wähnte, auftauchen ſah.

Als ich von Halle nach Breslau verſetzt wurde

Als ich von Halle nach Breslau verſetzt wurde, hielt ich es, da dort eine neue Univerſität errichtet werden ſollte, für nützlich, einen Verſuch zu wagen, der ſich freilich jederzeit anſtellen ließe, aber doch jetzt am natürlichſten ſchien. Als der Senat, welcher erwählt worden war, ſich verſammelte, ſuchte ich meine Collegen dahin zu bringen, daß wir bei allen Angelegenheiten, inſofern es nur irgend möglich wäre, einem jeden vereinzelten Verhältniß zum Miniſterium zu entgehen ſuchen möchten. „Wir wollen, äußerte ich mich, in geſelligen Kreiſen, und eben ſo im Senat, uns fortdauernd als Corporation zeigen; gehören wir doch zu den wenigen noch geduldeten. Je lebendiger unſere eigenthümliche Thätigkeit ſich zeigt, deſto ſelbſtändiger ſtehen wir da. Dieſe Neigung ſich in ſich abzuſchließen, hat nun freilich eine jede Corporation, und ſie fehlt auch auf den Univerſitäten keineswegs. Freunde hörten gern zu, wenn ich davon ſprach, wie alle Angelegenheiten gemeinſchaftlich getrieben werden könnten, wie wir das freigewählte Oberhaupt während der Zeit ſeines Regiments ehren und ihm gehorchen müßten, wie dieſes durch die freiwillige Unterwerfung von unſerer Seite gehoben, auch dem ganzen Inſtitute und einem jeden Mitgliede deſſelben eine höhere Bedeutung ertheilen würde. Die vier Fakultäten müßten ſich ſo innig wie möglich vereinigen. Die mannigfaltigen Inſtitute, die durch die fortſchreitenden Wiſſenſchaften nothwendig wurden, fordern zwar eine immer größere Unterſtützung von Seiten des Staats, und machen uns von dieſem immer abhängiger: aber wenn die Directoren ſich durchaus als Beamte der Korporation betrachten, wenn alle Angelegenheiten der Inſtitute und Wünſche für die Erweiterung von der geſammten Korporation ausgehen, ſo daß nie eine Fakultät von der andern, noch weniger ein einzelner Profeſſor von der Fakultät getrennt, den Behörden gegenüber träte; wenn wir fortdauernd den Blick auf die geſammte Literatur werfen, jederzeit frei von einſeitigem Kaſtengeiſt bei einer jeden möglichen Erledigung einer Lehrerſtelle, den geeignetſten Nachfolger wählen; wenn ſelbſt perſönliche Bedrängniß und Wünſche vertrauungsvoll der Korporation übergeben werden; wenn wir in den disciplinariſchen Verhältniſſen eine jede Gelegenheit vermeiden, die eine Einmiſchung der Behörde in unſere inneren Angelegenheiten herhorzurufen vermag, — dann leidet es keinen Zweifel, daß man dem friſchen und korporativen Leben Vertrauen ſchenken, und es als eine Thatſache betrachten wird. Dieſes Streben nach Selbſtändigkeit darf nie als eine zudringliche Oppoſition erſcheinen, ſelbſt wo es abgewieſen wird, iſt es dennoch nützlich, ſelbſt wo die Abweiſung geduldig ertragen wird, heilſam; denn die Erfahrung wird nach längerer oder kürzerer Zeit darthun, daß eine in ſich lebendige Korporation nie theilweiſe, ſondern immer ganz gehemmt und geſtört wird. Die billige und rechte Unterwerfung unter die Behörden, wenn ſie von dem Ganzen ausgeht, wird eben dazu dienen, die Bedeutung der Korporation immer deutlicher darzuſtellen.

Ich war nicht jung genug, um zu glauben, daß dieſer Entſchluß, ſelbſt wenn er von allen, oder wenigſtens von einer überwiegenden Majorität gefaßt wurde, ſofort zur That heranreifen würde; denn ich wußte nur zu gut, daß die geiſtige innere Vereinigung aller Wiſſenſchaften, die das eigentliche belebende Princip bilden ſollte, und wirklich auch bei der Entſtehung der Univerſitäten gebildet hat, längſt verſchwunden war. Die verſchiedenen Fakultäten führen jetzt nicht mehr ein gemeinſchaftliches Leben, ſie ſtehen in der That nur meiſt neben einander, äußerlich, nicht innerlich verbunden. Wenn ich überzeugt war, daß die Alles verbindende Philoſophie, wie in alten Zeiten, ſo auch jetzt der eigentliche Ausdruck der Einheit aller Wiſſenſchaften war, ſo war zwar dieſe Herrſchaft, die ſie auszuüben berechtigt iſt, mir vollkommen klar, ja die blühende Hoffnung meiner fröhlichen Jugend gründete ſich auf dieſe und hatte mich vorzüglich an Deutſchland gefeſſelt; aber dieſe Hoffnung war längſt verſchwunden. Ich ſah es nur zu klar ein, daß nicht die Begeiſterung im Anfange des Jahrhunderts, ſondern nur der langſame Gang der Geſchichte nach und nach herbeiführen ſollte, was das raſche auflodernde Leben ſchon in der Reife zu beſitzen wähnt. Aber dieſe verſchwundene Hoffnung, die, was nur auf geſchichtlichem Wege zu erlangen war, durch eigene That erringen wollte, hatte ſich in einen religiöſen Glauben verwandelt, der nicht ſchwankte; denn er ging nicht von der eigenen, ſondern von der göttlichen That aus. So konnte ich es erleben, daß Alles mir unter meinen Händen mißlang, ohne mich irre zu machen. Denn wie die Fakultäten unter einander, waren auch die Mitglieder derſelben von einander getrennt, und an die eigene vereinzelte That gewieſen. Ein jeder Director der Inſtitute, ein jeder Lehrer in ſeinem Familien-, wie in ſeinem Geſchäftsleben, war an die höchſten Behörden geknüpft, ja er erlangte die eigentliche, für ſeine Thätigkeit wünſchenswerthe Bedeutung am ſicherſten, wenn er ſich von der Korporation ab- und den höchſten Behörden zuwandte. Die Vereinigung der Lehrer in den Fakultäten unter einander hatte auf geſchichtlichem Wege ihr inneres Fundament verloren, und Rektor und Senat übten nur eine ſcheinbare Gewalt aus, die immer hohler werden mußte. So war die Intervention des Miniſteriums geſchichtlich nothwendig geworden, und das in ſich Zerfallene, Abgeſtorbene konnte, ſelbſt bis zu den kleinſten Lebensäußerungen, nur äußerlich zuſammengehalten werden. Obgleich nun dadurch eine neue mannigfaltige adminiſtrative Behörde, die der Staat mit großer Anſtrengung erhalten mußte, nach und nach als eine traurige Nothwendigkeit hervorwuchs, weil, was ſich nicht ſelbſt zu tragen vermag, freilich getragen werden muß, ſo erkannte ich dennoch die große geſchichtliche Bedeutung der Univerſitätsbehörden. Sie ſtellen nämlich das eine krankhafte Extrem der heftigen Schwingungen der Zeit dar. Das Maaß der geſunden Pulsſchläge findet nur die ruhig fortſchreitende Geſchichte. Aber, von einem ſolchen Glauben durchdrungen, dürfen wir nicht unthätig ſein. In einer jeden, auch bis auf den Tod erkrankten Organiſation finden wir in einem jeden Organ einen verborgenen Keim der Geſundheit; in ihm iſt die Erhaltung, in ſeiner beſtimmten Thätigkeit offenbart ſich die zu erwartende Geſundheit der ganzen Organiſation: und ſo iſt ein jeder in der Korporation berufen, im Sinne der zukünftigen geſunden Thätigkeit ſich zu äußern. — Was ich nun, als ich das Verhältniß der Univerſität zu ihrer höhern Behörde ins Auge faßte, erfuhr, mußte mich freilich von dem unſcheinbaren Erfolge einer jeden eigenen Thätigkeit überzeugen, aber dennoch blieb mir dieſe, mit der völligen Hingebung in die höhere Leitung, wie hier, ſo in allen Richtungen des Lebens, die einzig bedeutende. — Wenn ich mich berufen fühlte, den Urſprung der Krankheit, die unſcheinbaren Momente der Hoffnung in der Gegenwart, die auf eine zukünftige Heilung hinleiten konnten, zu verkündigen, ſo mußte ich zwar inne werden, daß dieſe Verkündigung kaum vernommen, ihre Bedeutung aber in der gewaltſamen Bewegung der Zeit noch weniger erkannt werden konnte. Wie ein ſtilles Flüſtern mochte das verkündigte Wort doch in dieſer oder jener Seele wiederklingen, hier und da Wurzel faſſen, und in ſpätern Zeiten leiſe als ein Gewiſſensruf vernommen werden. Wohl ſah ich ein, daß eine Lehre, wie meine, eine vollſtändige innere Aufopferung forderte, und daß ich für dieſe, ſelbſt von den wilden Schwingungen der Zeit ergriffen, keineswegs rein genug war. Aber die Macht des Glaubens hatte mich innerlich ergriffen, durch alle meine Schriften, die, wenn ſie in ihrer unvollkommenen Form zu Grunde gehen, ich gern preisgebe, geht, wie durch ein Labyrinth, der leitende Faden, und wer Ohren zum Hören hatte, der hat gehört. Vergänglicher noch, in der ſchnell vorübergehenden Form, war die Rede; war ſie aber ſtill anregend, nicht ſtürmiſch aufregend, verſenkte ſie das ihr verliehene Heiligthum in die horchende Seele, als eine innere Lebensquelle, dann war die Abſicht erreicht und die Zukunft in den freigeſprochenen Seelen vorbereitet.

Daſſelbe nun, was der äußerlich alle Momente beherrſchenden Adminiſtration, als einem eigenthümlichen Organ außerhalb der Korporation, eine geſchichtliche Bedeutung gab, mußte auch, und beſonders nach dem

Kriege, ein anderes Gebilde in einer andern Richtung hervorrufen. Der Staat war den in ſich zerfallenen Bürgern fremd geworden; ein jeder ſtand als ein Einzelner dem mächtigen Staate gegenüber; dieſem fand er ſich preisgegeben; ſeine innerſte, freie Perſönlichkeit in der nächſten Nähe nirgends wahrhaft geſchützt. Da entſtand ein Kampf zwiſchen dem Staate, als ein Ganzes und den vereinzelten Bürgern, als Familienvätern. Der Krieg hatte dieſen Kampf zurückgedrängt; die gemeinſchaftliche Gefahr hatte die Unterthanen mit dem König, die Bürger mit dem Staate, und eben dadurch die Bürger unter einander zu einer gemeinſchaftlichen That verbunden. Dieſes erkannte man, und mit Recht, als die innere wohlthätigſte Folge des Krieges. — Aber wie ſoll dieſes Gut erhalten werden? fragte ſich mit Sorge ein Jeder, der ſein Vaterland lieb hatte. Die zurückgekommene Jugend hat zwar eine gute Schule durchlebt, und man konnte hoffen, daß ſie Früchte tragen würde: aber welche? Würde die Geſinnung, ſo lobenswerth ſie auch ſein mochte, eine Stätte finden, um ſich zu äußern? Dieſes ſchien mehr als zweifelhaft. Der Formalismus der Geſchäfte würde die Zurückkommenden in Anſpruch nehmen, das Beſte wie ein Rauſch verſchwinden, ja eine ſchlechtere Zeit, als die vor dem Kriege, konnte man erwarten, denn von jetzt an fehlte das aufregende Gefühl der großen Gefahr, die Vernichtung drohend über uns ſchwebte. Mit ängſtlicher Sorge würden Männer, die eine große Gewalt beſaßen, eine jede lebendigere Bewegung zu verdrängen ſuchen. Hatte man es doch erlebt, wie dieſe mitten im Kriege unabläſſig thätig waren, wie ſie den ſiegreichen Fortgang zu hemmen ſuchten und wirklich hemmten, wie ſie von einer jeden Begeiſterung, von einer jeden höhern Lebensregung des Volks, wie vor einem Schreckbilde zurücktraten. Lag nicht in den früheren Staatseinrichtungen die Ohnmacht, die uns den Feinden unterworfen hatte? und würden dieſe, wenn alle alte Verhältniſſe wieder hervorträten, nicht mit Gewißheit von neuem entſtehen? — Was ſo ſchön errungen war, ſollte erhalten werden, ja lebendiger, bedeutungsvoller ſich entwickeln.

Gewiß diejenigen, auf welchen dieſe Sorge ruhte, waren die Beſten, die Herrlichſten im Volke, es waren dieſelben, die den Sinn ſtählten und aufrecht erhielten während der Unterdrückung; die den ſtillen Krieg führten, und das Volk unſichtbar bewaffneten, bis es offen kämpfen konnte; welche der verwüſtenden ſchleichenden Geſinnung nachforſchten und ſie unterdrückten, wo ſie ſich regen wollte. Hatten doch ſelbſt viele während der Kämpfe ihre dunklen Abſichten nie aufgegeben. Man erinnerte ſich, wie in Reichenbach, als nach dem Rückzuge die Hoffnung eines glücklichen Fortganges zu ſchwanken anfing, der Vorſchlag ſich hervorwagte, das Bündniß mit den Ruſſen aufzuheben und dieſe zur Rückkehr nach ihrem Lande zu bewegen. Man berief ſich auf die Schwierigkeit, ja auf die Unmöglichkeit, eine große und immer mehr heranwachſende Armee in einer durch die Hin- und Hermärſche eigener und feindlicher Truppen ausgeſogenen Provinz zu unterhalten. Der Augenblick, in welchem dieſe Zuflüſterung der dämoniſchen Mächte ſtattfand, war ein ſehr bedenklicher; man war im Begriff, das Bündniß mit Oeſterreich zu ſchließen, den Krieg in einen allgemeinen europäiſchen zu verwandeln. Alle die hoffnungsvollen Keime eines ſolchen großen Krieges, wie ſie in allen Gegenden Deutſchlands ſchlummerten, auch wo ſie ſich nicht ans Tageslicht wagten, als Wellingtons hartnäckige Kämpfe in Spanien ſie unterhielten, waren in Gefahr, in der Geburt erſtickt zu werden. Dieſer Verſuch war, das mußte ein jeder ſich ſagen, der entſcheidende. Die letzte Reſerve der Volksgeſinnung war in einen Kampf gezogen; jene zurückzuziehen, dieſen aufzugeben, hieße die Unterjochung Europa's auf immer decretiren.

Da trat ein Mann hervor — es war der höchſte Beamte der Provinz Schleſien, der ſpätere Ober-Präſident v. Merckel, derjenige, der die genaueſte Kenntniß aller Hülfsmittel der Provinz beſaß. „Ich garantire, ſprach er, mit meiner Ehre und meinem Leben für die hinlängliche Unterhaltung der heranwachſenden Armee, wenn es ſein ſoll, ein ganzes Jahr hindurch.“ Der letzte Verſuch war den ſchleichenden Feinden Deutſchlands mißlungen, der Krieg wuchs freudig zu einem europäiſchen heran und die geheimen Gegner waren von jetzt an überwunden, alle ſpäteren Verſuche blieben ohnmächtig, ſie wurden durch das Glück des Krieges vernichtet, und Merckels Entſchloſſenheit gehört, wie Graf Yorks erſte That, wie Blüchers „Vorwärts“, zu den großen Momenten des Befreiungskrieges.

Ich habe, was ich hier erzähle, erſt ſpäter erfahren, und zwar auf eine Weiſe, die mich an der Wahrheit deſſelben nicht zweifeln läßt. Wie man es wohl überhaupt begreiflich findet, daß das, was ich ſeit dem Ausbruche des Krieges erfuhr, mehr zufällig war. Mein ganzes inneres Leben war mehr mit den Reſultaten der großen Begebenheit beſchäftigt, die über die eigene zukünftige Thätigkeit entſcheiden ſollten, als mit dem verwickelten Zuſammenhange der Ereigniſſe, wenn dieſe ſich nicht unwillkürlich aufdrängten. Ich halte es für meine Pflicht, was mir ſo bekannt geworden iſt, eben hier zu erwähnen; denn dieſer, in der Provinz, in welcher ich lebte, mächtige Mann war mein Gegner, und ich lebte faſt fortdauernd bis in mein höheres Alter, von meinem Standpunkte aus, in einer ſteten bedenkilchen Oppoſition gegen ihn. Wer kann daran zweifeln, daß ein gewandter und umſichtiger Beamte, wenn er mir entgegentrat, mächtige Gründe hatte, mir Widerſtand zu leiſten. Wenn es etwas Schönes und Tröſtliches giebt, was ein langes Leben uns ſchenkt, ſo iſt es ohne allen Zweifel dieſes, daß wir Kämpfe überleben, die nicht bloß äußerlich neutraliſirt, ſondern auch innerlich geſchlichtet werden. Gelingt es mir, was ich, indem ich aus den Erinnerungen durchlebte Streitigkeiten hervorhebe, dieſe, wie ich wünſche, darzuſtellen, ſo ſollen ſie es beweiſen, daß Mitlebende es wohl vermögen, was ſie ſelbſt erlebten, ungetrübt von den Schwankungen einſeitiger Anſichten aufzufaſſen. Es iſt zwar nur dann möglich, wenn man den Kampf überlebt hat, wenn man ſich ſelbſt aus allen Kämpfen zurückzog, und was man noch zu geſtalten und auszubilden beabſichtigt, ruhig der kämpfenden Zeit übergiebt, einer höhern Macht es überlaſſend, was ſich erhalten und was zu Grunde gehen ſoll.

Nachdem ich ſo den Standpunkt, von welchem aus die ganze folgende Darſtellung beurtheilt ſein will, angegeben habe, kehre ich zu der abgebrochen Betrachtung zurück. — Daß ſo viele Erfahrungen die Beſten, ſelbſt nach dem Kriege, gegen einen geheimen Feind bewaffneten, war nur zu begreiflich; daß unter dieſen diejenigen, die mir ihr Zutrauen ſchenkten, an meiner Geſinnung nicht zweifelten, war natürlich, meine Stellung in dem bevorſtehendenden Kampf nicht zweifelhaft. Ich war an die heranwachſende Generation der religiöſen und wiſſenſchaftlichen Lehrer und der zukünftigen Beamten hingewieſen. Dieſe ſollte ich zur geordneten Thätigkeit, und, wo es galt, zum geſetzmäßigen Kampf ausbilden. Aber diejenigen, die mich entſchieden ihren Verbündeten nennen mußten, die mich vor dem Ausbruche des Krieges in den Momenten der Bewaffnung und während des Krieges an ihrer Seite ſahen, unter dieſen meine innigſten Freunde, hatten eine beſtimmte Anſicht der bedrohlichen Gegenwart gefaßt und die Art der Bewaffnung, die für den bevorſtehenden Kampf nothwendig war, zu erkennen geglaubt. Dieſer Kampf war kein erſonnener, er hatte ſich wie inſtinktmäßig und daher naturgemäß in den letzten Jahren vor dem Kriege gebildet.

In der Trennung, in welcher Regent, Volk und Heer, und durch dieſe wieder Religion und Wiſſenſchaft einander fremd geworden waren, nicht ein gemeinſchaftliches Leben führten, vielmehr nur äußerlich mit einander capitulirten, lag das Unglück, welches den Staat geſtürzt und dem fremden Eroberer preisgegeben hatte. Aus allen Familien waren dadurch die lebendigen Principien des Staates verſchwunden; die Eltern dachten nur daran, in der Vereinzelung, dem ihnen fremd gewordenen Regiment gegenüber, (gehörten ſie zur Klaſſe der Gewerbetreibenden) ſo viel zu erwerben, (gehörten ſie zu den Beamten oder Lehrern) ſo wenig zu leiſten und ſich ſo theuer bezahlen zu laſſen, wie möglich. So bildete ſich die allein herrſchende

Anſicht auf gleiche Weiſe, den Kindern, wie man ſich auszudrücken pflegt: einen Weg zu bahnen. Die Töchter werden für eine ſogenannte gute Partie ausgebildet; die Knaben einſeitig für einen Erwerb und ein einträgliches Amt beſtimmt. Alle freie Geſinnung ging in dieſer einſeitigen verzerrenden Richtung auf. So entſtand die Spießbürgerlichkeit, die geiſtestödtende Engherzigkeit; alles Höhere flüchtete ſich in die Poeſie, die keine wahre Bedeutung erhalten konnte, weil ſie keinen friſchen nationalen Boden fand. Daher die armſelige Entzückung, die kraftloſe Sentimentalität, der vorüberrauſchende Jubel, die ſchwächlichen Thränengüſſe, die wie der Regen im Spätherbſt über die verwelkten Pflanzen ſich ergoſſen, ohne ſie zu beleben.

Das getrennte Regiment hatte das nothwendig gewordene Princip feſtzuhalten, die Gewerbtreibenden Familienväter für ſich zu benutzen; jede Thätigkeit zu belauſchen und zu leiten; von den Beamten ſoviel zu fordern und ihnen ſo wenig zu geben, wie möglich. Die ſo beaufſichtigten Gewerbe, die ſo mit Arbeiten überhäuften, in Armuth lebenden Beamten bildeten einen Haufen, der ſich durch das Netz eines feſt verſchlungenen Staatsformalismus einfangen und mit Bequemlichkeit behandeln ließ. Dazu waren die Schulen da, die für das Volk wie für die Gelehrten beſtimmten. Wenn man auch allen höhern geſchichtlichen Sinn nicht aus den letztern verdrängen konnte, ſo ward er doch, durch die Ausſicht auf ein Amt in der Seele der Schüler verkrüppelt. Das Regiment mußte, ſo ſchien es, in ſeiner Conſequenz ausgebildet, ein allverzehrendes Ungeheuer werden, beſtimmt, Alles, was freudig ſich zu entwickeln ſtrebte, vor der Blüthe als Futter zu genießen.

War dieſe furchtbare Zeit wirklich verſchwunden? ruhte die zähe Vergangenheit, die ſich ſo langſam mit der ſtillen Gewalt von Jahrhunderten ausgebildet hatte, nicht lauernd in der Gegenwart? würde ſelbſt der große Sinn, der den Krieg herbeiführte, ſich nicht allmählig in kleinliche Erzählungen der Väter verlieren und ſo verklingen? Wie leicht vergißt die Geſchichte ihre eigene nächſte Vergangenheit.

Das ſtille und doch mächtige geiſtige Bündniß, welches im Regimente thätig war, wie im Volke, ſtand noch immer gerüſtet da für einen innern unſichtbaren, aber gefährlichen Kampf. Es galt eine künftige Generation für eine mächtige und zugleich ſittlich reine Nationalität zu gewinnen. In den von der Spießbürgerlichkeit tief angeſteckten Familien, in den, für das dem Volke fremd gewordene Regiment zugerichteteten Schulen lag keine Hoffnung.

Da trat eine aus dem Volke ſelbſt hervorgehende Geſtaltung auf, die ſich ſchon vor dem Kriege unabhängig von Familienerziehung und Schulunterricht zu entwickeln anfing. Es war Jahns Turnanſtalt in Berlin.

Neben der Sentimentalität der Deutſchen, die als ein Extrem eines liebevollen Gemüths ſich gebildet hatte, bildete ſich in dieſem Volke das biderbe Weſen aus, das Extrem der redlichen Offenheit, die ſich in formloſer Plumpheit gefiel. Solche Figuren kommen wohl allenthalben und unter allen Völkern vor. Shakſpeare nennt und beſchreibt ſie, aber er hütet ſich wohl, ſie auftreten zu laſſen. Der alte Kent im König Lear hatte dieſe Biderbigkeit als eine Maske angenommen für einen tiefen ſittlichen Zweck, und die aufgetragene Rohheit war bedeutungsvoll und tief, weil die edlere Natur überall durchblickte. Auf der deutſchen Bühne ſpielte aber dieſes biderbe Weſen einſt eine große Rolle, und erſchien in mancherlei Modificationen, von den bloßen plumpen Geſellen, dem Vetter Michel an, bis zu den alten brummenden Vätern. Der herrſchende Charakterzug ſolcher Menſchen, wo ſie erſcheinen, iſt: daß ſie ein reiner Ausdruck allgemeiner Grundſätze ſein wollen und eine jede innerliche lebendige Perſönlichkeit haſſen. Schon äußerlich lieben ſie es, ein phyſiſches Uebergewicht zu zeigen, und wenn ſie uns zum Gruße die Hand entgegenreichen, ergreifen ſie dieſe auf eine derbe Art und quetſchen die Knöchel zuſammen, was ſie einen deutſchen Händedruck zu nennen pflegen. Daß auf dieſe Weiſe ſelbſt der Schwächere ſtark erſcheinen kann, weiß nicht jeder, und viel zartere, deswegen nicht ſchwächliche Naturen, treten ſchon vor einem ſolchen Händedruck ſcheu zurück. Die conventionelle Freiheit iſt jenen ein Greuel; ſie wollen, wie ſie es nennen, ſchlechthin wahr ſein, und die verletzendſte Form dieſer Wahrheit iſt ihnen die liebſte. Selbſt die Theilnahme, die ſolche Menſchen zeigen, bietet dem Unglücklichen keinen Troſt; die Wohlthat wird unter ihren Händen eine kränkende Beleidigung, und die Gewiſſenhaftigkeit erſcheint, wo ſie wirklich da iſt, peinlich; ja es giebt eine eben ſo wahre Geſinnung, die ſich aufgefordert fühlt, jener harten und geſetzlichen Form entgegenzutreten. Die Liebe ſelbſt, wo ſie aus dem eigenen Innerſten hervorbrechen möchte, wird als eine Schwachheit abgewieſen, und ihre Stärke iſt dieſen Leuten unbekannt geblieben. Es war natürlich, daß dieſe Art während des Druckes, im Kriege und nach demſelben, da ſie den ſtärkſten Gegenſatz zu der Verzerrung franzöſiſcher Socialität bildete, in ihren vielfältigen Modificationen ein beſtimmtes Uebergewicht erhielt. Selbſt tiefſinnige und bedeutende Männer mochten in dem derben Weſen das gährende Chaos, aus welchem ſich eine friſche Regeneration des Volks wohl entwickeln konnte, erkennen. So lange ſolche Menſchen einzeln ſtehen, mögen ſie als moraliſche Renommiſten ihre Umgebung beherrſchen, als Hausväter ihre Familie tyranniſiren, als Pietiſten in der Gemeinde das Geſetz predigen: aber eine wirkliche, ja tiefere Bedeutung erhält dieſe Lebensform, wenn ſie national wird und durch beſtimmte Verhältniſſe der Zeit die Maſſe hinreißt. Sie hört dann auf, ein bloß karikaturartiges Extrem zu ſein, und zeigt eine Oſcillation des Volkslebens an, voll Bedeutung und Tiefe.

Jahn war in dieſer Rückſicht ein, ſelbſt dem kaltblütigen Beobachter, höchſt merkwürdiger Mann.

Schon vor dem Kriege hatte er gewußt, in Berlin (und früher ſchon in Halle) Jünglinge zu gewinnen, immer mehr jüngere heranwachſende Knaben ſchloſſen ſich ihm an; die Eltern wurden nicht bloß beruhigt, wenn die Kinder ihm anhingen, ſie wurden ſelbſt für das hoffnungsvolle, von allen tändelnden Verſuchen pädagogiſcher Künſte, die ſie überlebt hatten, befreite, friſche Kinderleben gewonnen. Wie heiter erſchien es ihnen, wenn ſie an die eignen Kinderjahre zurückdachten, die ſie in der engen Stube von matten moraliſchen Kinderſchriften umgeben, die Bilderbücher durchblätternd, zugebracht hatten. Wer darf leugnen, daß dieſe Lebensäußerung, wie ſie zuerſt in Berlin hervortrat, und mir freilich nur aus der Ferne bekannt ward, ein kühnes Element der Zeit war, welches das Volk durchdrang und im Kriege den Sieg errang. Wer wagt es, wenn wir jetzt ruhig die damalige Zeit überſchauen, Jahn ſein entſchiedenes Verdienſt abzuſprechen. Es war ein Moment des Volkslebens, welches nothwendig hervortreten mußte, um den einengenden Formalismus der Schule, des Heeres, der Regierungsmaſchine, in den innerſten Tiefen zu erſchüttern.

So wurde das Turnen, wie es ſich im Innern in immer größerm Umfange nach dem Kriege ausbildete, ohne allen Zweifel ſelbſt von den bedächtigſten Männern betrachtet. Jahn hatte etwas Wahres, Urſprüngliches in ſeiner Art; die innere Unendlichkeit einer entſchieden ergriffenen einſeitigen Richtung verlieh ihm, und durch ihn der Maſſe, nicht bloß den Jünglingen und Knaben, die ſich ihm anſchloſſen, auch den Familienvätern, die ſoviel von ihm hofften, eine, wie es ſchien, unüberwindliche Gewalt. Selbſt ſeine Sprache, die nicht durch mancherlei Erwägungen getrübt wurde, nur der eigenen Sache dienen wollte, hatte eine große Gewalt; und die Vorrede zur Turnkunſt wurde auch von geiſtreichen Männern als eine höchſt gelungene, ja meiſterhafte Darſtellung bewundert.

Ich lernte Jahn perſönlich kennen. Er intereſſirte mich, ich will es nicht leugnen; aber eben die Macht, die er ausübte, war mir grauenhaft. Es lag in der Art der damaligen Zeit, und in meiner äußerlich unbefangenen, ſich hingebenden und mittheilenden Natur, daß wir ſchnell vertraut wurden. Ein Mann, der eine ſolche Macht ausübte, war mir ſchon als ein ſolcher, als ein mächtig geſchichtlicher Naturgegenſtand anziehend und wichtig. Ich erinnere mich genau, was mich zuerſt, und zwar auf immer von ihm trennte, und mir die Augen öffnete über die Gefahr, die eine ſolche geiſtige Plumpheit, wenn ſie als Erziehungsprincip hervortritt, herbeizuziehen vermochte.

Ich brachte die Ferien in Berlin zu, im Jahre 1817. An einer Straßenecke blieb Jahn ſtehen, nachdem er eine lange Zeit hindurch ſich in Tiraden verloren hatte, die ich aufmerkſam verfolgte, um, wenngleich vergeblich, irgend einen wirklichen Inhalt zu erkennen. Ein Kupfer von der Dresdner Madonna hing an der Ecke, und ſeine Rede fortſetzend, wies er auf dieſes hin." Betrachte dieſe Figur, ſagte er, iſt ſie nicht mit einer durchaus verwerflichen lockenden Sinnlichkeit entworfen?" Er verſuchte es, mich auf einige, und eben die ſchönſten Formen der Geſtalt aufmerkſam zu machen, und ich ſchrak vor der ſinnlichen Roheit ſeiner Anſchauung zurück.

Die Betrachtungen, die von Jahn angeſtellt wurden über die zweckmäßigſte Folge körperlicher Uebungen, die von ihm und ſpäter von Anderen darauf begründete Turnkunſt hat gewiß viel Verdienſtliches; die Einführung derſelben in großen Umkreiſen iſt lobenswerth. Daß mit dieſen ſich ein fröhlicher und friſcher Sinn aufſchließt, iſt gewiß, und es wäre thöricht, ihn zu tadeln. Aber wenn Brüderſchaften entſtehen, die dasjenige, welches die eigentliche Weihe der ſtillen ſittlichen Bildung in der Mitte der Familien und Schulen iſt, aus dieſer herausreißen, und einer inneren ins Unbeſtimmte gehenden Unendlichkeit preisgeben, dann würde aus ſolchen Verbindungen eine maßloſe Einſeitigkeit entſtehen, die eben, weil ſie nicht naturgemäß aus der Familie hervorwuchs, und ſich eben ſo wenig an den geordneten Inhalt des Unterrichts knüpfte, in Ausſchweifungen ausarten muß. Die Aufregung, die gleich vom Anfange an, unter meinen Augen entſtand und alles Höhere und Heilige von der ſtillen geiſtigen Selbſtbildung losriß, erſchien mir grauenhaft. Ich hielt es für meine Pflicht, das Inhaltsleere und, geiſtig betrachtet, Geringe dieſer ganzen Unternehmung darzuthun, und indem ich, wie vom Anfange meines Auftretens in Deutſchland an, alles Heilige und Große, Religion und Vaterland, Wiſſenſchaft und Kunſt, an das ſtille, aber unabläſſige und mächtige Bemühen der Selbſtbildung anzuknüpfen verſuchte, indem ich auf den reichen Geiſt hindeutete, der alle bedeutendere

Jünglinge auf eine lebendige eigene Aufgabe hinwies, die das eigenthümliche Talent wecken, und von einer jeden gewonnen Seele aus, eine Menge ſchwellende Knospen eines lebenswarmen Daſeins entwickeln ſollte, hielt ich es zugleich für meine Pflicht, eine jede Gelegenheit zu ergreifen, um meine Zuhörer zu warnen.

Bei dem ſchon oben erwähnten Aufenthalte in Berlin, im Jahre 1817 war ich in der Haſenhaide Zeuge der Begeiſterung der Jünglinge und Kinder. So von außen betrachtet, lag in dieſem Schauſpiele etwas Anziehendes, aber eben die Friſche der Knaben, die Tüchtigkeit der Jünglinge, die mich hinriß, ſetzte mich in Verwunderung. Iſt es denn in der That nöthig, fragte ich mich, für ſolche Jünglinge dergleichen tumultuariſche Anſtalten zu treffen, um ſie aus einer heranwachſenden körperlichen Schwäche herauszureißen? Ich erinnerte mich an die raſchen jungen Männer, die in den herrlichen Tagen zu Breslau mir zuſtrömten, und nach wenigen Wochen in taugliche Krieger verwandelt waren. Hier war aber ein beſtimmtes Ziel und ein jeder wußte, daß er kämpfen ſollte, und für wen. Es war recht eigentlich für das Eigenthum, für Haus und Heerd. Wer irgend etwas

Höheres, für Wiſſenſchaft oder Kunſt zu erringen ſich beſtimmt hatte, oder in irgend einem Gewerbe für die bürgerliche Geſellſchaft ſich auszubilden trachtete, der ſtritt für den geweihten Platz, für das geiſtige Gebäude, in welchem er zu Hauſe werden ſollte, für den Segen, der in dieſem Hauſe den Altar bildete, die unſichtbare geweihte Stätte, die mit ihrer That auch dem Staate eine ſegensreiche Entwickelung ſchenkte. Wenn ein Haus, von vielen Familien bewohnt, gefährliche Riſſe bekommt dann hilft es freilich nicht, an der eigenen kleinen Wohnung, die man im Hauſe einnimmt, zu flicken und zu putzen; ein jeder ſtürzt hervor zur gemeinſchaftlichen Rettung, aber dennoch iſt das Ziel ein beſtimmtes, man weiß, was man will.

Als ich, ſo warnend, hervortrat, und von meinem Lehrſtuhle laut gegen die herrſchende Aufregung ſprach, vereinigten ſich die Freunde, um mich zu warnen. Diejenigen, die wie ſo viele treffliche Männer von den Turnplätzen und der dortigen Begeiſterung Vieles erwarteten, ſuchten mich überhaupt aus Ueberzeugung von dem Kampfe abzuleiten; diejenigen aber, die im Ganzen mit mir wohl eine und dieſelbe Meinung theilten, ſtellten mir die Gefahr vor, in welche ich mich begab. Sie war mir in der That nicht unbekannt. Alles, was ich von den Turnplätzen befürchtete, war mir vor ihrer Bildung warnend entgegengetreten. Die herrſchende Anſicht der Zeit, daß eine Abſtraktion ein Leben erzeugen könne, da ſie doch in ihrer Vollendung nur der Alles umfaſſende Ausdruck eines in ſich Abgeſchloſſenen wird, war eben mir vielleicht klarer geworden, als den meiſten Menſchen. Ich ſah das mir feindſelige Prinzip, wie es ſich aus allen Gemüthern den Weg bahnte. Dieſer Richtung entgegenzutreten, war mir eine unabweisbare Nothwendigkeit, ich rüſtete mich ſchon lange vor dem Ausbruche des Krieges, um dieſen inneren zu beſtehen, der mir immer gefährlicher werden mußte, je entſchiedener der Sieg war. Es war ein nicht willkürlich gewählter Kampf, ſondern ein mir unabweisbar aufgedrungener; ich rang um mein ganzes inneres Daſein, es war ein Streit auf Leben und Tod. Daß eben deswegen weder die Ermahnungen der Anhänger der Turnplätze, noch die Warnungen der Gegner derſelben irgend einen Einfluß auf mich hatten, verſteht ſich von ſelbſt.

Was ich in Berlin erlebte; Jahns Reden, die er vor einem großen Publikum hielt; die ſeltſame Duldung, wenn auch nicht entſchiedene Billigung, die ich auf eine mich überraſchende Weiſe bei den vortrefflichſten und tiefſinnigſten Männern, die ich liebte und ehrte, vorfand, ſetzte mich in Erſtaunen; ich ſah, wie dieſer unbeſtimmte deutſche Patriotismus einen religiöſen Charakter annahm, und immer drohender ward. Freilich hatten einige Männer es gewagt, die Turnübungen anzugreifen, aber aus dem kleinlichſten Standpunkt. Man verſuchte es, die Eltern nicht der Geſinnung wegen, die auf den Turnplätzen hervorgerufen und genährt wurde, ſondern der körperlichen Geſundheit wegen beſorgt zu machen. Solche Gegner wurden, wie billig, überrannt, und da die allgemein herrſchende Begeiſterung der Familien wie der Jünglinge eben der Vernichtung einer ſo armſeligen Lebensanſicht galt, ſo war es natürlich, daß jene ſo, wie ſie ſich äußerten, vernichtet wurden.

Aber es waren nicht bloß einzelne Männer, die für die Turnplätze gewonnen wurden. Es war zwar eigentlich vorauszuſetzen, daß die plumpe Form und Aeuſſerung derſelben, dieſen Männern gering, ja widerwärtig ſein mußte; aber ſie ſahen dieſes Uebel vorübergehend als ein nothwendiges an, um ein viel größeres abzuwenden. Doch es waren, wie geſagt, nicht bloß einzelne Männer, die die Turnplätze unterſtützten; der lärmende Kampf der Jünglinge und Knaben, der polternde Jahn an der Spitze, war ſchon national geworden. Die Behörden fingen an beſorgt zu werden, und ſelbſt die Mächtigeren in ihrer Mitte unterſtützten die Turnplätze, als vermöchten dieſe eine hoffnungsvolle Zukunft zu entwickeln. Es blieb mir nicht verborgen, daß das, was ich durchzufechten hatte, in meinen eigenen Reihen angegriffen war, daß ich erſcheinen mußte, als wäre ich in ein Bündniß getreten mit der in ſich zerfallenen Vergangenheit, mit den Gegnern, die wir bis dahin gemeinſchaftlich bekämpft hatten. So war meine Lage eine höchſt bedenkliche. In die Familie wollte ich den Sinn hineinpflanzen, der die Gemeinheit überwinden ſollte, durch eine ſittlich religiöſe Reinheit; auch in den Schulen wollte ich den Unterricht, wie alles Erkennen durch und für ein höheres Leben gewinnen, daß nicht ein geiſtig-getödtetes Wiſſen für einen todten Staat zugerichtet würde. Zwar bot, was ich wollte, keine augenblickliche Hülfe, die tiefe Krankheit ſollte durch eine langſame Heilung überwunden, die Aeuſſerungen derſelben nicht durch gewaltſame Mittel in das Innerſte der verletzten Organiſation zurückgeworfen werden.

So kam ich von Berlin zurück, entſchloſſener als je, die Turnplätze und ihr Treiben auch öffentlich anzugreifen. Es fiel mir um ſo ſchwerer, da ich durch meine eben herausgegebene Schrift „Die gegenwärtige Zeit u. ſ. w.“ eine gewiſſe Popularität gewonnen hatte.

Eine mir angeborne Krankheit hatte doch eine gefährliche Wendung genommen.

Dieſe Krankheit beſteht in einem abnormen Zuſtande des Schleimhautſyſtems; das vorherrſchende Symptom dieſer Krankheit in meiner Jugend war eine inflammatoriſche Angina, die in Halle eine ſo gefährliche Wendung nahm, daß mein beſorgter Freund Reil mir vorſchlug, die Tonſillardrüſen wegſchneiden zu laſſen. Ich hätte mich der Operation unbedenklich unterworfen, aber die convulſiviſche Bewegung und eine unwiderſtehliche Neigung zum Erbrechen, die mein ganzes Leben hindurch bei einer jeden Berührung des Gaumens entſtand, machten ſie unmöglich. Ich hatte dieſe Krankheit, wie ſie ſich bei dem Vater und auch bei den Brüdern und ſeit meinem ſiebzehnten

Jahre bei mir geäußert, zum Gegenſtand eines eigenen ſorgfältigen Studiums gemacht, nicht allein, ſondern auch in Verbindung mit den berühmteſten Aerzten Dänemarks und Deutſchlands. In der Zeit, als die Angina am heftigſten war, fanden ſich auch die Magenkrämpfe ein, und ich begriff, daß dieſe nur ein anderes Symptom der nämlichen Krankheit genannt werden mußten. Da die Frauen häufig an Magenkrämpfen leiden, ſo wurde ich mit Heilmitteln gegen dieſe von allen Seiten beſtürmt; die Frauen nicht allein, manche Aerzte auch ſchienen es nicht zu wiſſen, daß dieſe Krämpfe aus den mannigfaltigſten Quellen entſpringen und als ein einzelnes Symptom der verſchiedenartigſten Krankheiten betrachtet werden müſſen. Ich darf mit Wahrheit ſagen, daß die Sorgfalt, mit welcher ich meine Krankheit beobachtete, keineswegs aus einer hypochondriſchen Beſorgniß entſtand. Selbſt die heftigſten Anfälle ließen nie die Ahnung von irgend einer bedeutenden Gefahr aufkommen; wenn ſie verſchwunden waren, fühlte ich mich völlig geſund, nur Eins quälte mich. Die Krämpfe entwickelten ſich mit dem Alter, die Angina trat zuletzt während des Anfangs meines Aufenthalts in Breslau hervor und wurde immer mit großer Geduld ertragen. Die Krämpfe dahingegen machten mich launenhaft, verdrießlich, und ich mußte meiner Familie ſehr beſchwerlich werden. Meine nicht zu widerſtrebende Neigung, bei einem jeden vorübergehenden Zuſtand, in welchem ich mich befand, wenn ich irgend einer zu tadelnden Leidenſchaft unterlag, ſelbſt im heftigſten Zorn über mich zu reflectiren, trat auch, wenn die Krämpfe mich quälten und die verdrießliche Laune mich beherrſchte, hervor. Es iſt ja nur der Krampf, der Deine Laune beſtimmt, ſagte ich mir, und war ſelbſt offenbar innerlich völlig friedfertig; aber dieſe Reflection hatte eben ſo wenig Macht über die Laune, wie das Gefühl über den Schmerz, und veranlaßte tiefer gehende Betrachtungen über das Weſen des menſchlichen Willens, die ich freilich hier nicht darſtellen darf, die aber auch vereinzelt, wie ſie hier nur erſcheinen könnten, kaum verſtändlich ſein würden.

Gneiſenau hatte mich gewarnt, als er mich, aus dem Kriege zurückgekehrt, im Ganzen geſund wiederfand. „Sie haben ſich, ſagte er, im Kriege gut gehalten, aber fühlen Sie ſich nicht zu ſicher.“ Viele, die, an einer Krankheit leidend, durch die Anſtrengungen des Krieges aufgeregt, ſich geſunder fühlten, erlebten in der ſtillen Ruhe des Friedens bedenkliche Rückfälle und auch in Rückſicht meiner behielt er Recht.

Mein Magenkrampf war freilich oft ſehr heftig, ſo daß der Schmerz nicht ſelten meine Geſichtszüge veränderte, aber die Veränderung, die jetzt ſtattfand, vermehrte die Schmerzen bedeutend und machte ſie zugleich anhaltender. Dieſer Krampf verwandelte ſich in einen Darmkrampf, der mich öfters ergriff, ſo daß ich nicht ohne Schauder an dieſe Zeit zurückdenke. Freilich ward er meiſtens durch die eigene Schuld, durch einen Diätfehler veranlaßt. Ich erkannte die Nothwendigkeit, ein entſcheidendes Mittel dagegen anzuwenden. Ich hoffte viel von Karlsbald, aber meine Stellung war nicht der Art daß ich die Unkoſten einer Badereiſe erſchwingen konnte. Da erfuhr ich. daß man die Schulden des weſtphäliſchen Königs anerkannte. Ich wandte mich an den Finanz-Miniſter, damals v. Bülow, der ſelbſt früher weſtphäliſcher Finanz-Miniſter geweſen war. Die Antwort war nicht tröſtlich. „Sie müſſen ſich, antwortete er, an Jerome halten.“ Aber ich ließ mich nicht abſchrecken. Der Gehalt der nach Halle berufenen Profeſſoren war dieſen doch, wie mir ſchien, bei ihrer Berufung von dem Könige von Preußen eben ſo wohl garantirt, wie irgend ein anderes Eigenthum. Ich wandte mich jetzt an den Fürſten Hardenberg, ſandte ihm die Anweiſungen, die mir von dem König von Weſtphalen bei einer öfter wiederholten erzwungenen Anleihe aus- geſtellt waren, zu, reiſte ſelbſt nach Berlin, um die Sache zu betreiben, und obgleich ich wenig mehr als 50 pCt. erhielt, war doch dieſe Summe hinreichend, um, verbunden mit dem geringen Honorar für „die gegenwärtige Zeit", die Reiſe möglich zu machen.

Bei meinem Aufenthalt in Berlin lernte ich nun den, wie mir ſchien, gefährlichen Fanatismus der Turnanſtalt, die eben im Aufblühen war, kennen. Ich ſah, wie er von den trefflichſten, von mir am höchſten geſchätzten Männern, wenn auch nicht gebilligt, ſo doch geduldet, ja unterſtützt wurde, und mit blutendem Herzen beſchloß ich, den Kampf zu wagen!

Indeſſen ſuchte ich für jetzt alle Sorgen zu vergeſſen, und nur für die Geſundheit zu leben. Wilhelm v. Schütz, der Verfaſſer des Lacrimas, einer Tragödie, die durch A. W. Schlegels Lob im Anfange des Jahrhunderts Beifall gewann, ward damals mein Freund. Ich traf ihn in Berlin. Auch er hatte beſchloſſen, nach Karlsbad zu reiſen, und ich fand ihn, der Abredung gemäß, in Hirſchberg. Zwiſchen Prag und Karlsbad wohnte Möller, jener ausgezeichnete Freund, mit dem ich in meiner Jugend in Freiberg ſo glückliche Tage verlebte. Durch die damalige geiſtig bewegte Zeit innerlich erſchüttert, war ihm die religiöſe Frage ernſthaft entgegengetreten, und nach langen Kämpfen zum Entſchluß gekommen, ward er Katholik. Eine ſolche durch Reflexion gewonnene religiöſe Ueberzeugung, die ſich gegen die herrſchende der ganzen Zeit und der gewohnten Umgebung erhalten ſoll, nimmt faſt immer eine harte und ſtrenge Form an. Er war bei meiner Hochzeit zugegen und folgte mir und meiner jungen Frau nach Kopenhagen; er mußte aber Dänemark verlaſſen, und ich hatte ihn in 14 bis 15 Jahren nicht geſehen. Ich traf ihn jetzt mit einer Tante meiner Frau, die er geheirathet, als Lehrer des jungen Fürſten Kinsky. Wir waren beide ſehr erfreut, uns wieder zu finden, und er erſchien weniger ſtarr, als ich vermuthet. Er hatte meine Schrift geleſen, obgleich dieſe doch wahrſcheinlich im Oeſterreichiſchen verboten war. Meine Anſicht über den Katholicismus, die allerdings nur für deſſen Blüthezeit im Mittelalter galt, hatte ſeinen Beifall gefunden. Wir fanden einen freundlichen Anknüpfungspunkt für unſere Geſpräche, und ich war nicht geneigt, unſere Unterhaltung durch eine hier unpaſſende Oppoſition zu ſtören. Nur meine Angriffe auf die Jeſuiten waren ihm verhaßt. Die inneren geiſtigen Kämpfe, die er durchlebte, hatten ihm freilich den Verfall der Kirche, die jetzt die ſeinige war, nicht verbergen können; durch den Proteſtantismus hindurch, äußerte er, müßte die katholiſche Kirche regenérirt werden. Es iſt ſeltſam, wie die nämliche Anſicht zu ſo ganz verſchiedenen Reſultaten führen kann; denn er hatte eigentlich meine eigene, wie die ſo vieler ächten Proteſtanten, ausgeſprochen. Nur freilich, daß ich und die mit mir gleich Denkenden niemals annehmen werden, daß die katholiſche Kirche jetzt ſchon für dieſe Regeneration reif, und zwar ſo an der Zeit wäre, daß der Proteſtantismus aufhören müſſe, weil er, was er zu leiſten habe, ſchon hinlänglich geleiſtet hätte.

Indeſſen war dieſe Zuſammenkunft, wie ich nicht zweifle, von beiden Seiten eine ſehr erfreuliche, um ſo mehr, da mein geliebter Freund W. v. Schütz als ein eifriger Anhänger von Adam Müller damals ſtark zum Katholicismus neigte. Die paar freundlichen Stunden, die wir im Hauſe meines Freundes Möller zubrachten, verfloſſen ſchnell, aber ſie ſind mir unvergeßlich geblieben.

Meine Schrift hatte in der Familie des Grafen Friedrich Stolberg große Aufmerkſamkeit und Theilnahme erregt. Als ich von der Badereiſe zurückkam, ſchickte mir Möller einen Brief der Gräfin, in welchem ſie ſich mit vieler Wärme über meine Darſtellung des Katholicismus des Mittelalters äußerte. Sie ſei überzeugt, ſchrieb ſie, daß ich auf dem Wege zur wahren Kirche wäre; der Kampf, den ich noch zu beſtehen hätte, ſei ihr nicht unbekannt; ſie hätte durch dieſen viel gelitten: aber ſie ſei überzeugt, daß er auch in meiner Seele für die Kirche ſiegreich endigen müſſe. Daß ich das innere Chriſtenthum in der katholiſchen Kirche zu ſchätzen wußte, erfüllte ſie mit Freuden; ich wäre aber, behauptete ſie, mit dieſer Richtung nicht hinlänglich bekannt. Tauler und Thomas a Kempis hätte ich zwar mit Recht hervorgehoben, ſo viele Andere aber nicht genannt. Unter dieſen beſonders Neri, den ich auch erſt durch dieſen Brief kennen und ſchätzen lernte. Der katholiſch gewordene Schloſſer hätte ihr mein Buch gebracht, und was ſie ſchriebe, wäre auch ganz die Anſicht und die Hoffnung des Grafen. Täglich beteten ſie für meine Bekehrung, und erwarteten, daß ich für die Kirche ein rüſtiges Werkzeug werden würde.

Möller, indem er dieſen Brief, der noch in meinen Händen iſt, mir ſchickte, rechnete wohl auf den Eindruck, den er auf mich machen würde, und daß er dazu beitragen werde, die allſeitig gewünſchte Bekehrung zu befördern. Auch will ich keineswegs leugnen, daß ich tief gerührt, ja erſchüttert wurde, als ich ihn las. Eine von mir ſo hoch verehrte Familie, einen Mann, deſſen edle Geſinnung und religiöſe Treue ich bewunderte, in eine ſo ernſte Sorge meinetwegen verſetzt zu ſehen, rührte mich tief, und wenn die Gräfin behauptete, daß ſie ſehr wohl bekannt ſei mit dem, was mich noch von dem Katholicismus abhielt, ſo durfte auch ich behaupten, nicht unbekannt zu ſein mit dem, was ein edles Gemüth mit innerer Wahrheit und Ueberzeugung zum Katholicismus hinziehen könnte. Ich habe den Brief als einen Schatz aufgehoben, aber ich konnte mich nicht entſchließen, ihn zu beantworten, denn, was ſollte ich ſchreiben? Später lernte ich die Gräſin bei der Baronin v. Richthofen (einer gebornen Prinzeſſin Holſtein-Beck) perſönlich kennen. Sie ſprach wenig, war, wie die Baronin behauptete, ſtiller als gewöhnlich, und beobachtete mich, irre ich nicht, mit ſchmerzlicher Aufmerkſamkeit. Meine Correſpondenz mit Möller, die freilich nicht fleißig geführt wurde, ward von jetzt an für viele Jahre unterbrochen.

So angenehm mir nun die Zeit bei meinem Freunde verfloß, ſo kam ſie mir in einer anderen Richtung theuer zu ſtehen. Möller hatte mir einen ſauren Oeſterreicher vorgeſetzt, und ich glaubte ihn nicht ausſchlagen zu dürfen, ward aber von den heftigſten Krämpfen angegriffen und fuhr in einem wahrhaft fürchterlichen Zuſtande in Karlsbad ein.

Dieſe Stadt war im Jahre 1817 ſehr glänzend. Der König von Preußen hielt ſich da auf, der Fürſt Hardenberg in ſeinem Gefolge, eine Menge deutſcher Fürſten hatten ſich eingefunden, Geſandte mehrerer deutſcher Höfe und kaiſerliche Miniſter waren da, auch Kapo d'Iſtria lernte ich dort kennen. Mächtige und politiſch bedeutende Männer ſchienen die Haupteinwohner des Städtchens auszumachen. Man könnte glauben, daß eben eine ſolche Umgebung uns unbedeutenderen Gäſten in der Länge wenig Unterhaltung bieten würde. Aber auch in meiner nächſten Umgebung geſtaltete ſich Alles höchſt freundlich. W. v. Schütz, mein Reiſegefährte, iſt ein geiſtig gebildeter und intereſſanter Mann, und ſelbſt ſeine abſonderlichen Anſichten, wenn ich ſie auch nicht billigte, hatten für mich etwas Anziehendes. Freilich konnte ich in der Dreifelderwirthſchaft nicht das Vorbild der heiligen Dreieinigkeit erkennen, in der Brache nicht den heiligen Geiſt. Ueber meine Schrift ſprach er ſich unumwunden aus, und betrachtete mich als einen Ultraliberalen. Er meinte, daß durch das Hin- und Herreden nichts klar werde, und faßte den Entſchluß, meine Schrift zu recenſiren. Ich munterte ihn dazu auf, und in den Heidelberger Jahrbüchern erſchien einige Monate ſpäter eine Kritik, die mir freilich die Ueberzeugung abzwang, wie wenig es uns gelungen war, trotz des langen Zuſammenlebens uns wechſelſeitig zu verſtändigen. Aber ich habe dieſen treuen Freund herzlich liebgewonnen, und werde ihn trotz ſeiner Ueberſetzung und Herausgabe von Caſanova immer in treuem Andenken behalten. Wir wohnten Stube an Stube, und ſahen uns oft, aber die Umgebung, in welcher wir lebten, war doch ſehr verſchieden. Er hielt ſich an die öſterreichiſch Ultralegitimen, ich an die Liberaleren, wie ſie ſich freilich nur ſparſam in Karlsbad ſehen, und noch weniger hören ließen; näher freilich an die freiſinnig Loyalen. Merkwürdig war überhaupt die Rolle, die wir auf einer Reiſe durch das ſüdliche Deutſchland ſpielten, wenn er in den ihm zuſagenden, ich in den mir freundlichen Kreiſen erſchien. In den erſtgenannten mußte ich mir es gefallen laſſen, ganz überſehen zu werden, während mein Freund als ein entſchiedener Anhänger und Vertrauter von Adam Müller ausgezeichnet und gehuldigt wurde. Eine ähnliche Rolle ſpielte er in der Umgebung ſolcher Männer, die meine Schrift mit Wohlwollen und Theilnahme aufgenommen hatten. Ich darf aber mit Wahrheit behaupten, daß dieſe Differenz unſer freundſchaftliches fröhliches und heiteres Zuſammenleben niemals ſtörte.

Der Dichter Achim v. Arnim hielt ſich ebenfalls hier auf; ich hatte ihn zuletzt in Berlin geſehen und war ſehr erfreut, ihn hier zu treffen; es war eine wahrhaft noble Natur und ſein Umgang höchſt erfreulich. Wie er mir als Schriftſteller erſchien, habe ich ſchon früher geäußert. Einen meiner vertrauteſten Freunde, den Dr. Heinrich Meyer aus Berlin, fand ich zu meiner Freude auch in Karlsbad. Der durch Kenntniſſe, Geiſt und ächte edle vaterländiſche Geſinnung ausgezeichnete Staatsrath von Rehdiger ſchloß ſich uns an. Nach dem Bade und vor der Promenade vereinigten wir uns zum Frühſtück. Es iſt bekannt, wie ausgezeichnet wohlſchmeckend das Brod in Karlsbad iſt, und wie hoch der Genuß des Kaffee's nach dem Sprudel geſteigert wird. Dieſe Frühſtücksſtunden ſind mir unvergeßlich. Die noch immer tief aufgeregte Zeit, die Großen, die in Karlsbad vereinigt waren, und einen, wenn auch nur vorbereitenden Congreß über deutſche Angelegenheiten, höchſt wahrſcheinlich veranſtalteten, brachten die Rede oft auf politiſche Gegenſtände, die uns alle, nicht bloß äußerlich, etwa als Neuigkeiten, intereſſirten. Rehdiger war von der Lage Preußens ſowohl während des Wiener Congreſſes als im Jahr 1817 wohl unterrichtet, und mir waren dieſe Stunden in dieſer Rückſicht wichtig. Aber politiſche Gegenſtände bildeten nicht den einzigen, ja nicht einmal den vorzüglichſten Gegenſtand unſerer Geſpräche. Wir vertrauten uns wechſelſeitig und hielten oft, ſelbſt mit den gewagteſten und bizarreſten Aeußerungen nicht hinter dem Berge.

Die Großen, die hier vereinigt waren, fanden doch manche müßige Stunde. Meine Schrift hatte auch die Aufmerkſamkeit der hier verſammelten Fürſten und Geſandten auf ſich gezogen, und Einige ſchloſſen ſich während der Promenade mir an; die Geſpräche waren dann faſt immer politiſchen Inhalts. Von einem meiner Bekannten im Gefolge des Fürſten Hardenberg, war öfter die Rede, und man äußerte ſich nicht ohne Unwillen über ihn, es war der Dr. Koreff. Dieſer in Berlin wohl bekannte Mann hatte große Fähigkeiten und war in ſeinem Fache wohl unterrichtet. Er war jüdiſcher Herkunft und beſaß einen grenzenloſen Ehrgeiz. Nicht leicht vermochte Jemand durch die zuverſichtliche Keckheit und durch die Leichtigkeit, mit der er ſeine erworbenen Kenntniſſe in dem rechten Augenblicke zur Schau trug, ſeine Umgebung, mochte ſie aus ſeines Gleichen beſtehen, oder aus Fürſten und Großen, ſo entſchieden zu beherrſchen, wie er. So hatte er bedeutende Verbindungen ſchon auf der Univerſität angeknüpft. Im Kreiſe der Dichter, der Philoſophen, der religiöſen Schwärmer erſchien er mächtig; er war, was man wollte, und ſchien in den mannichfaltigſten Kreiſen als der am Meiſten Unterrichtete, ja als der producirende Mittelpunkt. Er war Phrenolog, Magnetiſeur, Alles zur rechten Zeit. Er lebte in innigſter Verbindung mit einem ihm in mancher Rückſicht ähnlichen, aber doch auch ſehr verſchiedenen Abenteurer, Julius Klapproth, durch ſeine Reiſen in Rußland bekannt und als ausgezeichneter Orientaliſt berühmt. Menſchen mit Koreffs Talent und Gewandtheit erhalten nicht ſelten eine große Gewalt über mächtige Männer, ja wohl auch über Regenten.

Ich lernte Koreff bei meinem erſten Eintritt in Halle 1804 kennen, doch ſah ich ihn nur vorübergehend. Er war eben im Begriff, mit Dr. Meckel (dem nachher mit Recht ſo berühmt gewordenen Lehrer der Anatomie in Halle) nach Paris zu reiſen. Hier erſchien er bald als ein ſehr geſuchter Arzt. Er machte ein großes Haus, und nach dem Kriege verließ er Paris, um beim Wiener Congreß zu erſcheinen. Es gelang ihm daſelbſt, das Vertrauen des Fürſten Hardenberg im hohen Grade zu erwerben. So ſehr er nun auch von Eitelkeit und Ehrſucht beherrſcht ward, ſo würde man doch ſehr Unrecht haben, wenn man behaupten wollte, daß ihm beſſere Eigenſchaften fehlten. Mancher, der ihm viel zu verdanken hatte, benutzte ihn gern, ſo lange er mächtig war, und ſchmähte ihn ſpäter. Was eben ſeine Stellung, ſelbſt während er die höchſte Gunſt des Staatskanzlers genoß, immer bedenklich machen mußte, war die rückſichtslos prahlende Weiſe, mit welcher er ſeinen Einfluß zur Schau trug. In Karlsbad nun drängte er ſich meiſt auf eine unſchicklich vertrauliche Weiſe an die dort verſammelten Großen. „Ihr Wunſch kann nicht erfüllt werden, ſagte er zu einem deutſchen Fürſten; dieſen berühmten Gelehrten müſſen wir beſitzen, und was Sie ihm bieten können, wird neben unſerem Gebot immer nur geringfügig ſein.“ Der Fürſt ſoll ſich bei dem Staatskanzler beklagt, und ihn gefragt haben: ob er denn wirklich von dieſem Arzt ſo beherrſcht werde, daß er ſich eine ſolche Sprache gegen deutſche Fürſten erlauben dürfe. Auch ich hörte ſolche unwillige Aeußerungen, und hielt es für meine Pflicht, ihn zu warnen. Er war keineswegs hochmüthig; im vertraulichen Zuſammenſein vielmehr offen und auf eine ſelbſt gutmüthige Weiſe mittheilſam, ja redlich, verſteckt fand ich ihn nie; er konnte die größten Vorwürfe geduldig anhören, und ich glaube nicht, daß er jemals rachſüchtig war. Gewiß gab es Augenblicke, wo er ſein Benehmen tief bereute, aber die Sucht, bei allen Gelegenheiten, als der Erſte, als der Alles Beherrſchende zu erſcheinen, überwältigte ihn fortdauernd, und ſeiner einmal übermächtig gewordenen Natur gegenüber waren alle ſeine Entſchlüſſe völlig ohnmächtig. Seine Stellung in der Hardenbergiſchen Familie iſt viel beſprochen; ich kenne ſie nicht genau genug, um ſie hinlänglich beurtheilen zu können. Daß eine Somnambüle in den letzten Jahren hier eine große Rolle ſpielte, weiß Jedermann. Koreff war zu ſcharfſinnig, um nicht ſein Schickſal vorauszuſehen, wenn ſein Gönner ſtarb. Bekanntlich gab er ſeine glänzende Stellung in Berlin auf, und erſchien wieder in Paris. Die Rolle, die er hier ſpielte, und wie er noch vor wenigen Jahren durch einen ſeltſamen Prozeß die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich zog, ward durch alle europäiſche Zeitungen bekannt.

Ich ward in Karlsbad von dem Staatskanzler einigemal eingeladen, man weiß, wie liebenswürdig, wie großartig vornehm und doch zugleich anziehend ſeine Perſönlichkeit war.

Im ſächſiſchen Hauſe ſchloſſen ſich öfters die bedeutenderen Karlsbader Gäſte unſerem Mittagsmahle an, und in der völlig unabhängigen Lage, in welcher ich von Freunden umgeben in einer bedeutenden Zeit, und wenn auch mehr aus der Ferne, von mächtigen Perſönlichkeiten mich angeregt ſah, verſchwand die Zeit meines Aufenthaltes in Karlsbad auf eine ſo angenehme Weiſe, wie es ſelten in Bädern der Fall iſt.

Was ſehr viel dazu beitrug, mir dieſen Aufenthalt ſehr angenehm zu machen, war, daß eine Equipage ganz zu meiner Dispoſition ſtand. Dr. H. Meyer hatte ſie mitgebracht, und ſo heiter er in unſerer Geſellſchaft beim Frühſtück war, ſo erlaubte ſeine Geſundheit ihm doch ſelten eine Ausfahrt. Ich erinnere mich, daß er nur ein paar Mal, mit v. Schütz und Arnim an meinen faſt täglichen Spazierfahrten Theil nahm. Ich benutzte diese zu geognoſtiſchen Unterſuchungen des ſehr ſchwierigen Terrains, und als ich einſt über Schlackenwalde nach Joachimsthal reiſen wollte, ſchloſſen meine Freunde ſich mir an. Als wir dieſen Ort erreichten, ward ich, abgeleitet von Unterſuchungen, die mich ſonſt ganz in Anſpruch nahmen, mehr auf die Geſchichte dieſer merkwürdigen Stadt hingeführt. Ich erinnerte mich an die alte bedeutende Zeit des Bergbaues, und wie die Benennung „Thaler", die jetzt ſo allgemein geworden und ſelbſt über Deutſchlands Grenzen verbreitet iſt, den erſten hier geprägten Silbermünzen ertheilt worden iſt; beſonders aber dachten wir an die bedeutende Rolle, die dieſe Stadt in der Reformationsgeſchichte geſpielt hat, als Luthers herrlicher Schüler Matheſius hier Prediger war. Wir beſuchten die große ſchöne Kirche, wir blickten mit Wehmuth nach der Kanzel hinauf, die er zu beſteigen pflegte, um mit der friſchen Begeiſterung der damaligen Zeit das göttliche Wort zu verkündigen. Hier und da knieeten in der faſt leeren Kirche andächtige Katholiken, und ich verſetzte mich in die tragiſche Zeit der böhmiſchen Geſchichte, die mir von jeher trübe und düſter erſchienen war. Joachimsthal war wohl zur Zeit der Reformation und als der Bergbau blühte, überwiegend von Sachſen bewohnt; die Böhmen zeigten, ſelbſt wie ſie früher durch Huß erregt wurden, das melancholiſch Düſtere des wendiſchen Volks. Wenn die tiefe Innerlichkeit des religiöſen Gefühls anzog, ſo ſchreckte doch auch der wilde Fanatismus einen jeden ſpäter zurück. Nie wurden ſie mit der geſchichtlichen Bewegung, mit dem allgemeinen Fortſchreiten der germaniſchen Stämme vertraut, die orientaliſche Verſchloſſenheit verſchwand nie, der Huſſitenkrieg trug ein völlig mohamedaniſches Gepräge und die zerſtörende Bekehrungsſucht ſchloß mit einer Verdumpfung des Volkes, die, wie ſie uns allenthalben entgegentrat, höchſt tragiſch erſchien. Selbſt das ſtolze Prag, das Herrlichſte und Mächtigſte, was die europäiſch-wendiſche Zeit erzeugt hat, mit ſeinen Schlöſſern, Paläſten und herrlichen Kirchen, mit den Reſten der wendiſchen Kunſt, die in ihnen vorhanden, konnte, ſo ſehr es auch unſere Theilnahme in Anſpruch nahm, die nächtliche Signatur eines gedrückten Geiſtes niemals verleugnen. Ich verließ trübe geſtimmt die Kirche, ich betrachtete mit Wehmuth die Männer und Frauen, die uns begegneten, und Arnim entſchloß ſich hier, den ſchönen Bericht des Matheſius über Luthers letzte Stunden herauszugeben. Er erzählt in der Vorrede, wie ſie durch unſere, ſonſt ſo heitere Fahrt veranlaßt wurde.

Wie ich mir ſelbſt Karlsbad verordnet hatte, ſo richtete ich auch mein tägliches Verhalten ganz ein, und weder Koreff, noch Kohlrauſch, eben ſo wenig Meyer, durften mir mit ihrem Rathe beſchwerlich fallen. Am wenigſten aber die Bade-Aerzte in Karlsbad. Ein ſo entſchieden und heftig wirkendes Waſſer muß freilich mit großer Vorſicht angewendet werden. Aber die Wirkung, die beſonders der Sprudel äußert, läßt ſich nur durch Selbſtbeobachtung verfolgen. Ich hatte in früheren Jahren in Dresden oft genug Gelegenheit, die Badegäſte, die voll Hoffnung nach Karlsbad eilten, abgemagert und elend im höchſten Grade zurückkehren zu ſehen; es hieß dann immer, das Waſſer würde nachwirken. Karlsbad iſt unter allen Bädern Deutſchlands ohne allen Zweifel das heilſamſte, aber auch das gefährlichſte.

Ich habe geſagt, daß ich mir ſelber den Gebrauch dieſes Bades verordnete. In Berlin wurde es mir, als ich da ankam, aus dem magnetiſchen Schlaf einer

Dame angerathen oder vielmehr geboten. Von meinen Erfahrungen über den Magnetismus wird ſpäter die Rede ſein; hier will ich nur bemerken, daß ich mit meiner Reiſe nach Berlin, wie oben erwähnt, keine andere Abſicht hatte, als mir die Summe zu verſchaffen, die für eine Badeſaiſon in Karlsbad nothwendig war. Die Somnambüle hatte mir mancherlei magnetiſche Vorkehrungen, einen Baum, ich erinnere mich nicht welchen, in ein Gefäß verpflanzt, mit dem ich mich in Rapport ſetzen ſollte, vorgeſchrieben, Alles nach der damals in Berlin herrſchenden Sitte bei den magnetiſchen Kuren. Ich achtete nicht darauf, denn ich litt zu dieſer Zeit am meiſten an einem entſchiedenen, vielleicht zu einſeitigen Unglauben. Einige Verſuche mit dem Sprudelwaſſer ſtellte ich allerdings an: ich nahm gleich in den erſten Tagen ein Bad, welches mir ſo heftige Magenkrämpfe verurſachte, daß, da in den Bädern gewöhnlich ein jeder Badegaſt mit einer Art von Aengſtlichkeit auf die Geſundheit aller Uebrigen lauert, mein Zuſtand ein Gegenſtand des allgemeinen Geſprächs ward. Die Sprudelſuppe ſagte mir eben ſo wenig zu. Ich zog mich alle Tage um 7

Uhr zurück, in eine einſame Gegend oder auf meine Stube, und das Bad iſt mir ſehr heilſam geworden.

So heiter nun auch dieſe Zeit verfloß, ſo fehlte es doch nicht an Ereigniſſen, die alle Anweſenden trübe ſtimmten. Mich näher betreffend war die gefährliche Krankheit und der Tod des Grafen Conſtantin Stolberg. Ich hatte ihn im Kriege kennen gelernt, und auch im Bade ſahen wir uns oft; er bezeigte mir viel Wohlwollen und ich ſchätzte ihn hoch. Kurz darauf wurde man durch den plötzlichen Tod einer jungen, ſchönen, ruſſiſchen Dame in Schrecken geſetzt. Während unſer König ſich hier aufhielt, brannte in Berlin das Theater ab. Die Anzahl der preußiſchen Badegäſte war überwiegend groß; nach der erſten Nachricht von dieſem Brande eilten Couriere Tag und Nacht zwiſchen Berlin und Karlsbad; ein jeder drängte ſich hinzu, um zu erfahren, wie es in Berlin mit dem Brande ſtehe; die Aufregung war groß und allgemein. Als der König Karlsbad verließ, erfuhren wir, daß zwiſchen Bayreuth und Bamberg der Wagen des Königs umgeſtürzt war, er ſelbſt verletzt. Die erſten Berichte, wie gewöhnlich, ſprachen von gefährlichen Folgen des Sturzes. Die Theilnahme äußerte ſich auf die lebhafteſte Weiſe. Die großen Schickſale, die er mit ſeinem Volke durchlebte, hatten ihn innig mit dieſem verbunden. Am Sprudel, auf den Promenaden, war er der alleinige Gegenſtand des Geſprächs; Unbekannte fragten, als wären ſie lange mit einander vertraut geweſen, nach dem Befinden des allbeliebten Königs, und die Unruhe verſchwand nur, als man mit Sicherheit erfuhr, daß er völlig außer Gefahr ſei. Noch wärmer ſprach ſich die allgemeine Liebe aus bei der Feier ſeines Geburtstages. Hier ſah man nun auch, wie groß die Zahl der preußiſchen Unterthanen war. Karlsbad war 1817 ſehr ſtark beſucht, aber irre ich nicht, beſtand wenigſtens die Hälfte der Badegäſte aus Preußen.

Die ſechs Wochen, die ich dort zubrachte, waren mir wichtig genug und ſchnell verfloſſen. Zu den Badegäſten, die ich nur am Sprudel traf, gehörte auch der treffliche Profeſſor Neander, den ich hier zuerſt wiederſah, ſeit er in Halle mein Zuhörer war. Auch dort als Student lebte er völlig ſtill und einſam, von wenigen Freunden umgeben. Ich ſah ihn nur in meinem Hörſaal, aber daß er zu meinen bedeutendſten Zuhörern gehörte, wußte ich wohl. Die Studirenden beurtheilen ſich unter einander gewöhnlich ſehr richtig; mit einer Art von achtungsvoller Scheu betrachteten ſie den ſtillen, in ſich verſunkenen, äußerlich ungeſchickten jungen Mann; ſie wußten, was er war, und was man von ihm zu erwarten hatte. Wie freute ich mich, ihn in Karlsbad zu finden. Er litt an einer Krankheit, die nicht ohne Gefahr war, und die er nur durch ſein einfaches, entſagendes und geordnetes Leben zu beherrſchen vermochte. Ich unterhielt mich während des Brunnentrinkens faſt ausſchließlich mit ihm, und werde nie vergeſſen, wie belehrend für mich ſeine Geſpräche waren; ſie betrafen religiöſe Gegenſtände, die mir immer wichtiger wurden. Er ward von ſeiner treuen Schweſter begleitet. Die Sorgfalt, die ſie zeigte, war in der That rührend. Ein Badearzt hatte alle Stunden ſtreng geordnet; die Zeit, die zwiſchen dem Trinken eines jeden Bechers verfließen und mit Hin- und Hergehen zugebracht werden ſollte, war bis auf Minuten beſtimmt. Die Schweſter trug eine Uhr in der Hand und reichte ihm genau zur beſtimmten Minute den Becher. Dieſes geregelte Verhalten bildete nun freilich einen entſchiedenen Contraſt mit dem meinigen. Dieſe Stunden, die ich mit Neander verlebte, erwähne ich hier zuletzt, ſie gehörten der ſtillen Einſamkeit meines Daſeins zu, und gern ward ich der Schüler meines vormaligen berühmten Zuhörers. — Doch vermißte ich in Karlsbad zwei ſonſt gewöhnliche Badegäſte, die meinem Aufenthalte eine noch viel größere Bedeutung gegeben hätten, Göthe war nicht da — Werner todt. Die Zeit, in welcher Schelling ein fleißiger Beſucher des Badeortes wurde, war noch nicht gekommen.

Wir verließen Karlsbad, um über Franzensbrunnen und Eger eine Reiſe nach Süddeutſchland anzutreten. In dieſem Brunnenorte ward ich von den Aerzten mit großer Freundlichkeit aufgenommen. In Wien hatte die ärztliche Richtung der Naturphiloſophie durch den als Lehrer allgemein geſchätzten Arzt J. Schmidt großen Eingang gefunden. Bei der wenigſtens ſchwankend gewordenen, geologiſchen Anſicht, fühlte ich mich aber beſonders nach dieſer Gegend hingezogen durch den wunderbaren Kammerberg, wo mitten aus einem Wernerſchen Urgebirge und begleitet von dem ſich dicht anſchließenden Baſalt, die dünnen Schichten vielfältig wechſelnder Lavaſtröme ſo überraſchend hervortreten. Es war unvermeidlich, den kohlenſauren Franzensbrunnen mit dieſem erloſchenen Vulkan in Verbindung zu bringen, und eine neue Aufgabe, die ſich aufdrängte, ſtellte mich ſchwankend zwiſchen die hinſterbende Anſicht der Wernerſchen Geognoſie, und die neuere, die immer mächtiger ward. Ich erinnerte mich, wie Werner oft unbefangen zugeſtanden hatte, daß ihm der Kammerberg ein Räthſel wäre. Ich habe nie von ihm einen Verſuch, ſeine Bildung zu erklären, vernommen. Göthe, der ſo geneigt war, ſich ihm anzuſchließen, der den Berg oft genug beſucht hatte, äußerte ſich jederzeit über ſeine Structur, wie Werner, unklar und wenig genügend. Wollte man verſuchen, die Entſtehungsweiſe der benachbarten, von Werner ſogenannten pſeudovulkaniſchen Steinkohlenbränden, die von ſchlackenartig verbrannten Thonen und Schiefern begleitet waren, welche Werner, mit den großen vulkaniſchen Erſcheinungen völlig unbekannt, zu ſeiner höchſt beſchränkten Anſicht verleiteten, mit der Bildung des Kammerberges zu vergleichen: ſo mußte man ſich doch geſtehen, daß man hier einer Gebirgsbildung entgegentrat, die dem Werner in doppelter Rückſicht unwillkommen ſein mußte. Sie war ſo tief greifend, daß ſie ſich, ſo wie die Steinkohlenbrände, durchaus nicht erklären ließ; und die wiederholten Lavaſtröme zeigten ſich mitten im Feſtlande von den Meeresküſten ſo entfernt, daß das Meereswaſſer hier den Prozeß nicht zu ſteigern vermochte. Auch das Vorkommen des Baſalts ließ ſich doch nicht ſo auffaſſen, wie er die Baſalte im Erzgebirge aufgefaßt und ſo ſiegreich gegen Voigt zu vertheidigen geſucht hatte. Ich nenne dieſen Moment, weil er einen Wendepunkt in meinem Leben bildet. Ich hatte den Kammerberg öfter beſucht. Mehrere Aerzte und Freunde der Geologie begleiteten mich, und ich hielt einen Vortrag, in welchem ich eine eigene Anſicht über die Entſtehung des Baſalts zu entwickeln ſuchte. Aber ſelbſt während des Vortrages übte die Erſcheinung eine geheime Gewalt über mich, die jetzt herrſchende Geologie genügte mir nicht, die Wernerſche mußte verworfen werden, die eigene ward mir zweifelhaft, und es ward mir immer klarer, daß zwar ein großes mir wichtiges Thema der geſchichtlichen Bildung der Erde ſich immer deutlicher und klarer aufſchloß, daß aber weder die Feuer- noch die Waſſerprozeſſe, weder die Lagerungsverhältniſſe noch die Chemie uns hinlängliche Aufſchlüſſe über die

Bildungsprozeſſe der Gebirge zu geben vermochten. Ich erinnere mich noch, wie ich den Vortrag ſchloß. „Das Wernerſche Waſſer, ſagte ich, kömmt mir noch immer mächtig genug vor, um das Feuer der Vulkaniſten zu löſchen, und doch ſcheint mir die immer hervorwachſende Flamme der letzteren ſo gewaltig, daß ſie das Waſſer der Neptuniſten zu verdunſten droht.“ Auch mir waren leider, wie Werner, die Vulkane unbekannt, und wenn man einmal für eine theoretiſche Anſicht eingenommen iſt, ſo erſcheint ein jeder Bericht der Gegner uns verdächtig, am meiſten die geologiſchen, weil in dieſer Wiſſenſchaft eine umfaſſende Darſtellung ſich niemals als eine reine einfache Aufnahme eines Factums entwerfen läßt. Sie wird jederzeit durch eine Vorausſetzung vermittelt, die zweifelhaft und willkürlich erſcheint. Mein Standpunkt für die Geologie war nun einmal ein von dem herrſchenden vollkommen getrennter, er ſollte durch ſinnliche Erfahrung beſtätiget werden, aber nicht durch dieſe ſeine Sicherheit erhalten. So behauptete er ſich zwar ſelbſt da, wo er nicht von der Naturwiſſenſchaft des Tages unterſtützt wurde: aber entſchieden wurde er in ſeiner Entwickelung gehemmt, wo die Erfahrung verneinend ihm entgegentrat; er war unabhängig und dennoch völlig abhängig von der Bildung der empiriſchen Naturwiſſenſchaft.

Ich hatte zwar den Kammerberg in den erſten Jahren des Jahrhunderts beſucht, aber damals war mir Werner ein geologiſcher Prophet, und die Bedeutung der Erſcheinung, die mich hier überwältigte, vermochte ich noch nicht zu faſſen. Man darf nicht vergeſſen, daß mir die Geſchichte der Natur eine ſo mächtige war, daß ſie, ſelbſt wo ſie völlig äußerlich ſchien, dennoch in die innerſten Tiefen einer jeden geiſtigen Bewegung hineingriff; ich war im eigentlichen Sinne und bin es noch, ein Ultralegitimer, in einem Grade, der kaum geahndet, noch weniger verſtanden wurde. Nachdenklich, ja innerlich erſchüttert, verließ ich den Berg und kurz darauf den Franzensbrunnen. Dieſe geologiſche Unterſuchung und die Reſultate ergriffen mich um ſo tiefer, da ich in Breslau ſchon Werners Tod erfahren hatte. Eine trübe Ahnung überzeugte mich von der Sterblichkeit ſeiner Geologie, ſie wird ihn nicht überleben, dachte ich ſeufzend, und während ich den Verluſt des trefflichen Mannes betrauerte, war es mir zugleich, als ſähe ich eine der ſchönſten Blüthen meines warmen geiſtigen Frühlings verwelken.

In Eger ſollte ich noch auf eine überraſchende Weiſe an meinen theuren Lehrer erinnert werden. Wir beſuchten dort den großen durch mehrere Stockwerke gehenden Saal oder vielmehr Flur, in welchem Wallenſtein ermordet wurde. Trügt mich mein Gedächtniß nicht, ſo iſt dieſer Saal nicht mehr wie er war. So wie er mir da erſchien, hatte er ein durchaus verhängnißvolles Anſehen. Die Treppen, die in dem Hintergrunde zu den höheren Stockwerken führten, gaben ihm etwas Unheimliches, er war wie für einen finſtern tragiſchen Moment beſtimmt. Doch der Eindruck, der durch dieſen Beſuch hervorgerufen ward, verſchwand ſchnell einem lebendigern gegenüber, der mich in heftige Aufregung verſetzte. Die älteren Beſucher des Franzensbrunnen werden gewiß noch eines merkwürdigen Mannes gedenken, der häufig von den Brunnengäſten beſucht wurde, die er ſtets mit großer Freundlichkeit aufnahm. Wenn in dem Saale, den wir verlaſſen hatten, der Tod als eine geſetzloſe Ermordung eines allerdings grauenvollen Helden erſchien, zugleich aber als eine Hinrichtung, die der mächtige Herrſcher ausgeſprochen, aber nicht zu vollführen gewagt hatte: ſo drängte ſich uns der Gedanke an die geſetzliche Tödtung mit widerſtrebendem Gefühle auf, wenn wir in die bürgerlich zierliche, reinliche, für eine ſtille, friedliche Häuslichkeit bereitete Wohnung des kleinen freundlichen heiteren Mannes traten. Es war der Scharfrichter in Eger, er war an die häufigen Beſuche ſelbſt der vornehmſten Gäſte gewöhnt, und trat uns mit großer Sicherheit und Zuverſicht, aber zugleich mit einer liebenswürdigen gutmüthigen Beſcheidenheit entgegen. Er hatte, trotz des herrſchenden Vorurtheils, welches ſeine Stellung im Leben mit Schauder umgeben, ſich eine allgemeine Achtung zu erwerben gewußt; er beſaß eine ſehr ausgezeichnete Münzſammlung. Als er mir gegenüberſtand, erſchrak ich heftig, das gutmüthige, wohlwollende Weſen ließ ſein furchtbares Geſchäft nicht ahnen; er erinnerte mich aber auf eine unwiderſtehliche Weiſe an den verſtorbenen Werner. Es iſt möglich, daß es eine Täuſchung war; auf jeden Fall war der Mann viel kleiner und raſcher; und nebeneinandergeſtellt ſahen ſie ſich vielleicht gar nicht ähnlich: aber es war in der Totalität ſeiner Erſcheinung Etwas, was mich immer wieder an Werner erinnerte. Dieſe Aehnlichkeit zog mich immer von neuem an, und ſchreckte mich zurück. Dort ein Mann, den ich als einen der Größten des Zeitalters verehrte, und ihm mit warmer Liebe anhing, wenn ich ſein ganzes Leben betrachtete; Alles hell, klar, anziehend: wenn er in die geheimnißvollen Tiefen der Schächte hineindrang, ſchien ein leuchtendes Licht von ſeiner Perſon auszugehen, welches nach allen Richtungen die Tiefe erhellte. Hier im Hintergrunde der innerſten Perſönlichkeit das erſchreckende Geſchäft. Er ſtand am lichten Tage, ſauber und heiter da, von einer friedlichen häuslichen Einrichtung umgeben, und dennoch mußte ich ihn unwillkürlich auf den Rabenſtein verſetzen, mit der ſcharfen Axt bewaffnet, den waffenlos knieenden Verbrecher vor ſich. Ich würde mich dieſer grauenhaften Vorſtellung gar nicht hingegeben haben, wenn Werners Geſtalt mir nicht immer von neuem nahe getreten wäre.

Die Münzſammlung des Scharfrichters, die, wenn ich mich recht erinnere, beſonders an deutſchen Münzen aller Zeitalter reich war, überraſchte mich durch die Menge ſeltener Exemplare. Sie war mit großer geſchichtlicher Klarheit geordnet, ich folgte ſeinem Vortrage, unwiſſend, wie ich in der Numismatik bin, mit großer Aufmerkſamkeit; er riß mich hin. Die einfache Klarheit trat mir immer näher, ich behielt den Ueberblick der mannigfaltig wechſelnden Münzen aller Zeiten und Völker mit einer Sicherheit und Klarheit, die mir faſt zauberhaft ſchien. Wenn er eine Münze aufhob, beſchrieb, mit verwandten verglich, und von dieſen durch die zarteſten Unterſchiede trennte, war es mir immer, als verwandelten ſich die Münzen in Foſſilien, als ſähe ich Werner, wie er leicht zwiſchen zwei Fingern eine Stufe in die Höhe hob, und ſie mit ſchneidender Schärfe von den nahe verwandten unterſchied. Ich war wie von einem märchenhaften Traume umgeben, und während das klarſte, beſtimmteſte, Alles mit ſcharfer Unterſcheidung ergreifende ſinnliche Leben mich umgab, war es mir dennoch, als triebe eine dunkle dämoniſche Welt im Hintergrunde ihren unheimlichen Spuk. Was mich vor wenigen Tagen ſo heftig erſchütterte, Werners Tod, ſeine ſchwankende Geologie, und der klar demonſtrirende freundliche Scharfrichter in meiner Nähe, verſetzten mich in eine dunkle Märchenwelt, und während das Licht einer Alles erhellenden Perſönlichkeit von Werner aus den Scharfrichter erhellte, ſchien der dunkle Schatte des letzteren ſich über die klare durchſichtige Geſtalt des verehrten tief geliebten Lehrers zu werfen.

Ich hatte den freundlichen Mann durch einen ſehr ſeltenen däniſchen Ducaten, ſo wie durch meine angeſpannte Aufmerkſamkeit gewonnen; wir blieben die Nacht über in Eger und ich konnte meiner Luſt, ihn nochmals zu beſuchen, nicht widerſtehen: aber ich fühlte doch, daß ich dieſer verworrenen Richtung, in die ich hineingezogen war, entfliehen mußte. Wir verließen Eger, und die Reiſe zerſtreute ſchnell die düſteren phantaſtiſchen Träume, in deren Gewalt ich gerathen war.

Wir eilten über Regensburg und Landshut nach München. So ſehr ich mich nach Schelling ſehnte, ſo blieb ich doch einige Tage in der alten Univerſitäts-Stadt. Ich beſuchte da zuerſt meinen alten Freund, den Profeſſor Stahl. Es war im Anfange des Jahrhunderts unter den Mathematikern von ihm viel die Rede. Er hatte eine Schrift über Hindenburgs Combinationslehre geſchrieben und dadurch ſich einen Ruf erworben; jetzt iſt er, glaube ich, ganz vergeſſen. Selbſt Hindenburg hat auf die Entwickelung der Mathematik keinen großen Einfluß gehabt, und dieſe Wiſſenſchaft beſchäftigt ſich jetzt mit ganz anderen Problemen, die von Gaus, dem Norweger Abel aufgeſtellt, von Arago, Jacobi, Dirichlet verfolgt, ungleich reichere Reſultate darbieten. Aber Stahl war mir perſönlich ſehr lieb, er war ein, wenngleich ſtiller, doch unbeſchreiblich freundlicher Mann, der ſich mit liebevoller und treuer Zuneigung ſeinen Freunden anſchloß, unſern Geſprächen mit Theilnahme zuhörte, ja ſich ernſthaft mit Gegenſtänden beſchäftigte, die uns wichtig waren, und zwar aus perſönlicher Zuneigung, obgleich er von unſerer Seite keine gleiche Theilnahme erwarten konnte. Wir lebten in Jena ſehr vertraut mit einander; er wohnte in einem Hauſe mit Gries, und wir ſahen uns täglich. Ich freute mich jedes Mal, wenn ich ihn ſah, und er hatte für mich etwas ſehr Anziehendes. Auch war ich wohl der Einzige in der Geſellſchaft, der durch ihn zu erfahren wünſchte, was die Abſicht der Combinationslehre war, der ſich mit der Methode derſelben bekannt zu machen ſuchte. Jena ſelbſt hatte ich zwar verlaſſen, aber den Ruf nach Landshut hatte er als Ordinarius noch erhalten, während ich in der ſchönſten, friſcheſten, hoffnungsvollſten Zeit meines Lebens in dieſe Stadt ab und zu wieder erſchien. Seit 16 Jahren etwa hatte ich ihn nicht geſehen; meine Ankunft konnte er kaum erwarten, und ſeine Freude, als er mich erblickte, war wahrhaft rührend. Wir waren natürlich gleich nach Jena verſetzt, und lebten in der Erinnerung längſt verſchwundener Tage, welche auch ihm als die heiterſten erſchienen, die er verlebt hatte.

Das Leben in Landshut gefiel mir ſehr, wenigſtens unter den Profeſſoren, die ich kennen lernte, herrſchte eine unbefangene Vertraulichkeit, die mich anſprach, mich heiter ſtimmte, wie man ſie auf Univerſitäten nicht immer findet. Doch waren mir die heftigen Streitigkeiten, die hier ſtattgefunden, nicht unbekannt. Auch war mir die Bekanntſchaft des Profeſſor Fuchs intereſſant und wichtig. Es iſt etwas Angenehmes für diejenigen, die mit der Wiſſenſchaft fortſchreiten, die Naturforſcher im Vorübergehen zu beſuchen. Man findet ſie faſt immer mit irgend einer feſtern Beſtimmung oder Entwickelung des Bekannten, wohl ſogar mit einer neuen Entdeckung beſchäftigt, und der Ergenſtand der Unterhaltung iſt dann unmittelbar gegeben. Fuchs hatte einige neue Analyſen angeſtellt, hatte für einige Inſtrumente eine zweckmäßigere Einrichtung getroffen, und die Freude, die der Naturforſcher empfindet, wenn er auf die gelungene Arbeit zurückblickt, und die Reſultate derſelben mittheilen kann, erſcheint immer liebenswürdig, und erzeugt ſchnell eine Vertraulichkeit, die ſonſt nur nach längerem Umgange, oft gar nicht zum Vorſchein kömmt.

Aber eine für mich höchſt wichtige Bekanntſchaft, die bei meiner damaligen Stimmung geeignet war, ein wichtiges Moment in der Entwickelung meines Lebens zu bilden, machte mir den kurzen Aufenthalt von wenigen Tagen in Landshut auf immer unvergeßlich. Ich lernte hier den theologiſchen Profeſſor, ſpäter Biſchof in Regensburg, Sailer, kennen. Seine Ueberſetzung von Thomas a Kempis Nachfolge Chriſti, war mir ſchon ſeit längerer Zeit in meinen beſten Stunden ein theures Buch geworden. Wir ſchloſſen uns innig an einander; er verleugnete ſeine Geſinnung nicht, aber er drängte ſich nie auf. Was mich zum Katholiken machte, wenn ich mit ihm ſprach, machte ihn in meinen Augen zum Proteſtanten, und nie trat mir die Einheit des Chriſtenthums in allen ſeinen Formen inniger, tiefer entgegen; ſeine offene, unbefangene Freundlichkeit übte eine recht eigentliche religiöſe Gewalt über mich aus, und mir war es, wenn ich ihn ſah, wenn ich ihn ſprechen hörte, als würden mir alle jene, ſonſt läſtigen Ceremonien, alles Nebelwerk des Katholicismus durchſichtig, daß ich den reinen innerſten Herzenskern deſſelben entdeckte. Mein Reiſegefährte ward durch ſeine Nähe erbaut, und wenn wir unter einander waren, galten unſere Geſpräche jederzeit dem Gegenſtande, der uns innerlich in Bewegung ſetzte. Aber Sailer wußte den ernſthafteſten Geſprächen eine durchaus freie Bedeutung zu geben. Sie traten völlig natürlich hervor, ſie nahmen bald eine rein menſchliche, bald eine ſtreng wiſſenſchaftliche, dann ſelbſt andächtige Wendung; immer aber drang das ſtille Element reiner chriſtlicher Hingebung durch alle Gegenſtände hindurch, und eine gläubige Zuverſicht, eine unſägliche, liebevolle Freundlichkeit und Milde leuchteten aus Allem hervor, was er ſprach und äußerte. Traten Andere hinzu, ſo nahm zwar die Unterhaltung eine andere Wendung, er ging in die fröhliche Richtung der Geſpräche unbefangen ein. Leichte Scherze vernahm er gern und erwiderte ſie, aber mir war es doch, als leuchtete das heilige Licht der ernſteren Stunden über alle diejenigen, die ihm nahe waren, nicht als ein beſchwerliches blendendes, vielmehr als ein Lebenslicht, welches bewußtlos faſt alle Aeußerungen leitete, ja freier entwickelte, nicht hemmte oder feſſelte. Sailer gehörte nicht zu den ſogenannten Geiſtreichen. Tiefe überraſchende Ideen hörte ich von ihm nie, aber der ſtille Friede, die reine Liebe, des Glaubens grenzenloſe Macht gaben dem einfachſten Ausdruck eine wunderbar tiefe Bedeutung. Wir beſuchten ihn wenige Stunden nach unſerer Ankunft, und von da an trennte er ſich den ganzen Tag über gar nicht von uns. Am frühen Morgen erſchien er in unſerem Gaſthofe, begleitete uns bei allen Beſuchen, horchte aufmerkſam und mit einer Art kindlicher Neugierde, die unbeſchreiblich liebenswürdig war, wenn Fuchs mir neu entdeckte Foſſilien zeigte, mir die Reſultate ſeiner Analyſen erzählte, mir ſeinen genauen, für die Kryſtalle beſtimmten Winkelmeſſer oder ſeinen verbeſſerten Lampenapparat zeigte. Wir waren, irre ich nicht, bei dem Profeſſor Zimmermann zum Mittag eingeladen und Sailer nicht. Als wir ihm aber unſer Bedauern äußerten, mehrere Stunden von ihm getrennt zu ſein, erwiderte er mit kindlicher Unbefangenheit: ich begleite Euch, ich weiß, daß ich meinem guten Freunde willkommen bin. Als unſere Abreiſe beſtimmt war, erſchien er früh, frühſtückte mit uns, begleitete uns mit Stahl an den Wagen, und mir war es, als hätte ein ſegnender Geiſt, deſſen leiſe Töne wie eine höhere Atmoſphäre mich umſäuſelten, und mir liebevolle, bedeutende Worte zuflüſterten, mich nun verlaſſen. Was ein begleitender Engel zu bedeuten hatte, ward mir durch ſeine Nähe klar. Aber dieſe Univerſität blieb mir auch aus andern Gründen bedeutend. Ich hatte in Berlin ſchon 1811 Savigny kennen und ſchätzen gelernt; die Geſchwiſter ſeiner Frau, Clemens und Bettina waren mir ſchon früher bekannt und nahe getreten. Er war während meiner Abweſenheit im Kriege mit ſeiner Familie nach Breslau geflüchtet, und erſchien mit dieſer in der traurigen Zeit als ein ermunternder Gaſt in meinem Hauſe. Ich hatte ihn eben kurz vor meiner Abreiſe nach Karlsbad wiedergeſehen, und erinnerte mich der Jahre, die er in Landshut zugebracht. Aber auch Schelling, nachdem er erſt

Jena, dann Würzburg verlaſſen hatte, brachte einige Jahre in Landshut zu, und war erſt vor Kurzem von hier nach München berufen. So bedeutende Männer hoben zu der Zeit die Landshuter Univerſität. Irre ich nicht, ſo war ſchon von der Verlegung derſelben nach München die Rede.

Die Anſicht, daß man die Univerſitäten nach den Hauptſtädten verlegen müſſe, war in neueren Zeiten beſonders von Preußen ausgegangen, Baiern folgte. Freilich war dieſe Verbindung der Univerſitäten mit der Hauptſtadt geſchichtlich. Die erſte Univerſität nach ihrer umfaſſenden modernen Bedeutung entſtand in Paris, als eine große Verzweigung derſelben die in Prag. Wien bewacht den wiſſenſchaftlichen Geiſt durch ſeine Univerſität. Die einzige däniſche Univerſität hat ſich in Kopenhagen gebildet. Nur die Engländer und die Schweden entfernten die Univerſitäten von ihren Hauptſtädten; und dennoch erſchien in der Geſchichte dieſe Verlegung nach den Hauptſtädten nicht günſtig. Selbſtändigkeit ſchien in dieſen nicht gedeihen zu wollen. In Deutſchland bildeten ſich, wie eine Mannigfaltigkeit der Staaten, ſo eine zweite der Univerſitäten; abwechſelnd entſtanden überwiegende philoſophiſche, theologiſche, mediciniſche Rechts-Schulen, ſo wie die eines allgemeineren, gründlichen, encyklopädiſchen Wiſſens auf den verſchiedenen Univerſitäten. Ueberwiegende Geiſter gaben dieſen einen allerdings vorübergehenden Glanz, aber die genannten Schulen wurden nie bloße vereinzelte Inſtitute, ſie blieben in der Verbindung mit der Wiſſenſchaftlichkeit überhaupt (eine Universitas litterarum). Eine jede Univerſität lauerte auf die bedeutendſten Geiſter; wenn ſie auftauchten, ſuchten ſie dieſelben zu gewinnen und den Wetteifer der Fakultäten hervorzurufen. So entſtand auf den verſchiedenſten Punkten Deutſchlands ein lebendig oscillirender Wechſel, der alle umfaßte, und eine Geſchichte der deutſchen geiſtigen Entwickelung, die ſich als eine Geſchichte der deutſchen Univerſitäten von Luther an, darſtellte, würde, geiſtreich aufgefaßt, eines der bedeutendſten Werke werden, würde die jetzt überhandnehmende ſtatiſtiſch-tabellariſche Auffaſſung des Univerſitätlebens zwar nicht verdrängen, wohl aber innerhalb der ihr gebührenden Grenzen verweiſen. Ich, der ich gern Alles in ſeiner lebendigen, geſchichtlichen, ja, ich möchte ſagen, perſönlichen Wirklichkeit auffaſſe, habe mir viele Jahre hindurch Mühe gegeben, geiſtreiche, junge Männer für dieſe Aufgabe zu gewinnen. Es iſt mir nicht gelungen.

Ueber Freiſingen ging der Weg nach München. Ich erinnere mich genau, wie wir aus Freiſingen herausfahrend über den dürren, pflanzenleeren Kiesboden erſchraken. Zwanzig Jahre ſpäter fuhren wir von München aus wieder durch dieſe Stadt, ich konnte aber die mir früher ſo fatale Gegend nicht wiederfinden. Dieſe friedlichen Jahre hatten doch durch zunehmenden Wohlſtand, wenn auch dürftig, eine Vegetation hervorgebracht, die den ſonſt kahlen Kiesboden bedeckte.

München war noch ganz das alte, das Thor ſtand neben dem Schloſſe, wir fuhren durch die engen Straßen und ſtiegen in dem ſchwarzen Adler ab; von den prächtigen Gaſthöfen, die ſpäter entſtanden, war nicht die Rede. Man hat oft die Frage aufgeworfen, welche unter beiden Städten, Berlin oder München, die ungünſtigſte Lage habe? Nun iſt es freilich gewiß, daß die erſtere Stadt, wenn man aus den öſtlichen Thoren herausfährt, keineswegs eine anmuthige Gegend darbietet: aber wer, wie ich, Berlin ſeit 44 Jahren gekannt, und ſo aufmerkſam als ich auf die Umwandlung der Gegend geweſen iſt, der wird doch geſtehen müſſen, daß dieſe vielleicht in keiner europäiſchen Gegend überraſchender ſtattgefunden hat, als auf der weſtlichen Seite von Berlin. Der Thiergarten, nachdem man den ſchmerzlichen Verluſt mancher alten Lieblingsplätze vergeſſen hat, iſt doch jetzt, ſorgfältiger durch den Schaafgraben bewäſſert, ein lieblicher Park geworden. Die mannigfaltig wechſelnde Bauart der immer zunehmenden Villen hinter reichen Blumengärten muß denjenigen, der Berlin verſchreien hörte, auf die angenehmſte Weiſe überraſcheh, und ich höre oft unbefangene Reiſende ihr Erſtaunen äußern, wenn ſie geſtehen müſſen, hier gefunden zu haben, was ſie nicht erwarteten. Freilich fehlt es auch nicht an ſolchen, denen das Urtheil über die berliniſche Einöde, wie es ſich vor ihrer Ankunft ausgebildet hat, ein Grundſatz, eine Maxime geworden iſt, die ein ſtandhafter und conſequenter Mann nicht aufgeben darf. Das „principiis obsta“ verbindet ſich mit dem „nihil admirari“, um einen jeden Genuß von einer lieblichen Partie ſchlechthin auszuſchließen, und wer die Alpen bereiſt hat, hat ſich das ſchöne Vorrecht errungen, jede Naturſcene um Berlin zu verachten. Wenn ich geſtehen ſoll, was ich immer bedaure, ſo iſt es, daß ich monatelang ohne Horizont leben muß; allenthalben von Häuſern oder Bäumen umgeben, und wenn ich aus dieſen heraus trete, kann ich zwar hier und da weit genug um mich ſehen, aber die grenzenloſe kahle Ebene bietet keinen Erſatz. Die Majorität des jetzigen Geſchlechts theilt freilich nicht meinen Schmerz, denn Zweidrittel iſt kurzſichtig.

Betrachtet man nun München, ſo muß man geſtehen, daß der Kiesboden viel trauriger, wüſter, troſtloſer uns umgiebt, als der kahle Sandboden. Jener hat etwas grauenhaft Zerriſſenes, und wenn, wie Tieck ſich äußert, der weiche Sand die Räder mit ſentimentaler Gaſtfreiheit umfaßt und uns zuruft: „Freund, warum eilſt du ſo? Weile doch etwas bei uns“, ſo ſcheint der harte Kies, wie ein brummender Wirth, der uns ſcheltend empfängt und abweiſt. Ich kenne drei Formen wüſter Gegenden, die mir eine Steigerung darzuſtellen ſcheinen. Die Sandgegend, wie ſie wenigſtens im nördlichen Deutſchland erſcheint, iſt mir unter dieſen noch immer die mildeſte, und ich finde mich, wenn auch zuletzt in einer weichen Langweile verſunken, doch in einer Stimmung, welche die Sehnſucht nach einer fruchtbaren Gegend aufrecht erhält, und wo eine feuchte, grüne baumreiche Oaſe erſcheint, glaube ich einen lange mit Ungeduld erwarteten Freund in ihr zu erkennen; der zerriſſene Kiesboden aber macht mich zornig, und ich weiſe die freundlicheren Gegenden', die mir entgegentreten, ſcheltend zurück. Die dritte troſtloſe Steigerung wüſter Gegenden zeigt aber das weſtliche Schweden, nach dem Cattegat zu, die doch tief in das Land hineinreicht. Es ſind die ſogenannten Scheeren, die ſich ſeit Jahrtauſenden aus dem Meer gehoben haben. Kleine, früher unter dem Meer glatt gewordene und abgerundete Hügel ſtehen in größerer oder kleinerer Entfernung, in chaotiſcher Unordnung unter einander. In allen Richtungen winden ſich die Vertiefungen, die ſie trennen; keine auch die winzigſte Pflanze kann auf dem glatten Felſen Fuß faſſen; die Wellen des Meeres haben ſich weit zurückgezogen, auch der kleinſte Bach kann kein fortlaufendes Bette finden. Hier nun iſt man von der tödtenden Macht der Steinwelt viel entſetzlicher umgeben, als in den mächtigſten Alpen; dieſe locken das friſcheſte, fröhlichſte Leben in ihre Thäler hinein; und wo die Erhabenheit der Maſſe am mächtigſten erſcheint, da tritt mit der erſt erſtarrenden und wieder zerſchmelzenden Waſſerwelt in den ſtets rieſelnden Quellen, wie in der freudigen Vegetation, ein Krieg hervor, der den todten mächtigen Stein für das fröhliche Leben zu gewinnen vermag und die Maſſe in das Leben hineinzulocken weiß, und es iſt uns zu Muthe, als ſähen wir Alexander oder Cäſar alle ſeine Siege vergeſſend, mit ſeinen Kindern ſpielen. Unter dieſen furchtbaren Scheeren aber, wo wir wider Willen von einem kahlen glatten Hügel mit den Augen zu einem anderen hingedrängt werden, ohne irgend einen Ruhepunkt zu finden, iſt es, als würden wir von einer Unzahl von Wespen überfallen; wir ſtehen völlig waffenlos da; die verkrüppelten Gebüſche erſcheinen vereinzelt in den Vertiefungen, wie der kraftlos gewordene Ritter in der Gewalt eines zauberhaften Rieſen, der ihm das Blut aus den Adern ſaugt, aber ihn leben läßt, damit das Bewußtſein des Sterbens ihn nie verlaſſe. Wer von Wenersburg über Strömſtad nach

Norwegen reiſt, der wird geſtehen, daß der zerriſſene Kiesboden ein erſehnter Sieg über dieſe ſtarre Maſſe, daß der Sand, der doch die Möglichkeit einer Idylle nicht ausſchließt, ein hoffnungsvolles Leben genannt werden muß.

Wenn nun auch dieſes Grauen der baieriſchen Hochebene etwas Abſchreckendes hat, wenn wir ſelbſt in der Nähe von München, am hohen Ufer der Iſar Gegenden finden, die viel zurückſtoßender ſind, als irgend eine Sandgegend um Berlin, ſo treten uns dort die mächtigen Alpen entgegen, die bei günſtiger Beleuchtung mit ihren Gletſchermaſſen in allen ihren Umriſſen klar zu erkennen ſind. Da finden wir uns ſelbſt wieder, eine Heimath liegt uns nahe, und der umgebende wüſte Boden hat ſeine Macht an uns verloren. Einen ſolchen mächtigen Verbündeten, der, wenn auch aus der Ferne, uns unterſtützt und hebt, haben wir in der Nähe von Berlin leider nicht, und die matte Sehnſucht kann den Mangel nie erſetzen. Und nun das Iſarthal, (der Stadt ſo nahe, wie der Thiergarten Berlin) mit dieſem verglichen — die reiche Pflanzenwelt, der ſüdliche Baumwuchs mit dem nördlichen vereinigt, die Felſenpartieen von Schlingpflanzen umwunden, von mannigfaltigen Bäumen umſchloſſen, die von friſchen hervorſprudelnden Quellen benetzt ſind. Es iſt, als wäre man von der rauhen, dürren, kalten windigen Hochebene plötzlich in ein viel milderes ſüdliches Clima verſetzt; die Iſar ſelbſt iſt der Schaafgraben dieſes Thiergartens mit ihren friſchen kühlen alpengrünen Quellen; hier ſtrömt ſie ſchäumend fort, dort dehnt ſie ſich beruhigt zu einem See aus. Man kann es nicht leugnen, daß München durch die Alpen in der Ferne, und den Iſarpark in der Nähe, Schätze beſitzt, durch welche es in den lieblichen Sommermonaten mit Berlin verglichen, unzweifelhaft den Sieg erringt. Die weniger günſtige Hälfte des Jahres muß dagegen deſto rauher erſcheinen. Hinter den trüben Nebeln verbergen ſich die Alpen; das Iſarthal bleibt faſt immer unzugänglich, die wüſte Gegend muß die Einwohner ſiegreich in ihre Mitte nehmen; rauhe kalte Winde rücken das Land um mehrere Breitegrade nördlicher, und man begreift, wie Baldus', der Straßburger, nach München verſetzt, in den zierlichſten lateiniſchen Oden, die an Horaziſche Claſſicität erinnern, ſeine Klagen laut werden ließ, ſo daß man durch den

Inhalt hindurch Ovid's Gram unter den Geten zu erkennen glaubt.

Wir beſuchten ſogleich Schelling. Ich hatte ihn ſeit vierzehn Jahren nicht geſehen. Von dem nämlichen Standpunkte ausgehend, hatten wir uns doch wiſſenſchaftlich in ſehr verſchiedenen Richtungen bewegt. Die Differenz unſeres ganzen Lebens hatte ſich entſchiedener ausgeſprochen; ſeine urſprünglich ſprachliche und urgeſchichtliche Richtung hatte der Fichtiſchen Abſtraction gegenüber ſich der Natur zugewandt, aber je tiefer er ſie auffaßte, deſto klarer mußte es ihm doch werden, daß es in ihr Momente gab, die ſich nicht durchſchauen, nicht in der Klarheit, die er forderte, auffaſſen ließen Die Natur ließ ſich zwar als ein für die durchdringende Vernunft Abgeſchloſſenes, in dieſer Abgeſchloſſenheit Vernünftiges begreifen, und er hat die großen ewigen Naturformen, die zugleich die vernünftigen ſind, für alle Zeiten beſtimmt. Er hat es ausgeſprochen; Alles, was entdeckt iſt, oder zukünftig entdeckt wird, muß ſich dieſen Formen fügen, ſie offenbaren ſich der Natur gegenüber als die geforderten des Bewußtſeins, ſie entwickeln ſich aus der Natur mit der inneren Sicherheit des ſich faſſenden Bewußtſeins, ſie beſtimmen den Inhalt alles deſſen, was als Entdeckung zum Vorſchein kömmt. Aber das Abgeſchloſſene der Natur ſollte, das hat er durch ſeine ferneren Forſchungen erkannt, Geſchichte des Bewußtſeins werden. Das vermochte es noch nicht. Das Meer der Vermuthung, in welches er ſich hineinſtürzen mußte, die Extravaganzen der Naturphiloſophen, der Zuſtand der Naturwiſſenſchaft, indem ſie ſich nur mathematiſch mit Sicherheit abſchloß, ſchienen ihm noch für eine geſchichtliche Auffaſſung zu unreif, und jene unvermeidliche Dunkelheit ſtieß ihn zurück. Ganz anders mußten ihm diejenigen Momente des Daſeins erſcheinen, die urſprünglich ſchon, als geſchichtliche, gegeben waren. Ihm genügte die Natur in ihrer Abgeſchloſſenheit nie, ihre Nothwendigkeit ſollte Freiheit des Bewußtſeins werden; dieſe ſuchte er und dieſe allein, und der jugendliche Muth ließ ihn hoffen, daß er ſie auch in der Natur finden werde. Er ſtürzte ſich mit Kühnheit und Sicherheit in die Mannigfaltigkeit der Erſcheinungen hinein, er beherrſchte die ihm fremde Naturwiſſenſchaft mit einer Energie, welche die bewunderungswürdige Tiefe ſeines Geiſtes auf eine überraſchende Weiſe darthat. Die in ſich ſicheren Naturforſcher ſtutzten; der Galvanismus hatte ein gährendes Element zukünftiger Entwickelung in die Naturwiſſenſchaft hineingeworfen. Alle vereinzelte Theorien ſchwankten, die Trennungen der vereinzelten Naturkräfte ließen ſich nicht mehr behaupten, die Theorien der Chemie, der Elektricität, des Magnetismus, die von einander abgeſondert, ſich in ſich abſchließen wollten, fingen an, alle Bedeutung zu verlieren. Die Naturforſcher ahneten wohl die große Wichtigkeit dieſes Moments.

Es wird eine Zeit kommen, wo eine Geſchichte der Naturwiſſenſchaft, ſeit Kepler für die Aſtronomie, ſeit Galilei und Gilbert für die experimentirende und zugleich mathematiſch beſtimmende Phyſik, ſeit Jordanus Brunus für die Speculation, und Jakob Böhme für die Tiefe des Myſticismus auftraten, ſich wird darſtellen laſſen. Ich habe es gewagt, die Momente einer ſolchen Geſchichte (in den polemiſchen Blättern 1. Heft) anzugeben, und ich bin überzeugt, ſie richtig aufgefaßt zu haben. Wenn dieſe Zeit, in welcher die lebendige Metamorphoſe des in den Forſchungen gebundenen Bewußtſeins ſich frei in allen Richtungen bewegen kann, da ſein wird, dann wird die große Bedeutung der Schellingſchen Naturphiloſophie aus der forſchenden Wiſſenſchaft ſelbſt ſich hervorheben, und eine Zeit anfangen, durch welche die Aufgabe, die ſeit dritthalbhundert Jahren das Bewußtſein leitete, einer höheren weichen muß. Aber je tiefer Schelling unterſuchte, deſto unreifer erſchien ihm die Naturwiſſenſchaft eben da, wo ſie ihm am wichtigſten war, da, wo ſie von dem Anorganiſchen zum Lebendigen überging, wo ſie ſich auf einen gleichen Standpunkt mit der Speculation zu ſtellen ſchien, wo die anorganiſche Phyſik in Phyſiologie ſich verwandeln wollte. Nannte ſie doch Gilbert ſchon ſo, als er in dem Magnetismus ein Alles durchdringendes und bewegendes Princip mehr wahrzunehmen, denn zu erkennen glaubte. Hier lag nun eine Tiefe der Gegenſtände vor Schelling, die das bewegende Princip dem Erkennen unzugänglich zu machen ſchien, und ſo klar er auch den ewigen Urtypus des Totalorganismus erkannte, ſo vermochte er doch nicht, den Gegenſtand durchſichtig zu machen und in allen Richtungen zu beherrſchen. Schelling aber ſuchte einen Standpunkt, von welchem aus das Nothwendige ſchon urſprünglich als ein Freies ſich darbot, das in den beſtimmten Formen Gegebene doch zugleich als ein geiſtig Bewegliches.

Das pantheiſtiſche Element ſeiner Philoſophie war allerdings mit der Selbſtändigkeit der Natur gegeben und, wenn dieſe als ein in ſich Abgeſchloſſenes betrachtet wurde, unvermeidlich: aber die Nothwendigkeit der Natur ſollte nicht bloß als eine ſolche erſcheinen. Ihr gegenüber erkannte er die Freiheit des Geiſtes, die ſich als göttliche Vernunft offenbarte, die urſprüngliche That eines ſich ſelbſt beſtimmenden Bewußtſeins. Was er ſuchte, war nicht bloß ein in ſich abgeſchloſſenes Denken, vielmehr das Erkennen des freien Entſchluſſes, in deſſen Ausführung ein freier, lebendiger Gott ſich offenbarte. Die ewige Form, in welcher dieſer ſich darſtellte, war allerdings eine vernünftige; denn wie konnte Gott je ein unvernünftiger ſein? aber was er wollte, war mit der Form dieſer Vernunft nicht gegeben, und Ihn, wie er ſich durch ſeine That offenbarte, durch ſeinen Entſchluß zu erkennen, iſt das Ziel aller Philoſophie. Auch dieſes Erkennen wird durch die Vernunft geleitet, aber dieſe Vernunft haben wir nicht, ſie hat uns, die verborgene, nothwendig vorausgeſetzte Möglichkeit aller wirklichen That.

Schelling ſteht auch dadurch unter allen in der Geſchichte der Philoſophie hervortretenden Meiſtern aller Zeiten einzig und mit keinem vergleichbar da, daß, wie er der Erſte war, der die in der Zeit verlorene Kunſt der Philoſophie wieder belebte und den Standpunkt, von welchem aus ſie allein möglich war, verkündigte, er ſich auch unter unſeren Augen entwickelte. Die Momente dieſer Entwickelung zu verfolgen, in ihrem Weſen aufzufaſſen, in ihrer grandioſen Metamorphoſe zu betrachten, iſt allerdings eine Aufgabe, für welche die in ſich zerriſſene Philoſophie unſerer Tage noch nicht reif iſt. Es gehört dazu eine Hingebung, der wenige fähig ſind, eine Hingebung, die mächtig, wie ſie ſein muß, dennoch nicht eine beſchränkte werden darf, die ihn vielmehr in der Mitte einer geiſtigen Umgebung, in dem harten Kampfe, in welchem er ſich bildete und aus welchem er ſich hervorhob, zu faſſen und zu begreifen vermag. Es war natürlich, ja nothwendig, daß Schelling einen Standpunkt ſuchte, eine Welt, in welcher der göttliche Entſchluß noch immer als Selbſtbeſtimmung ſich verwirklicht, die Nothwendigkeit der Natur ihren freien Urſprung noch immer feſthält. Daher fand er ſich zur Mythologie hingedrängt, alle ſeine früheren Studien hatten dieſes Fundament vorbereitet, es war ſeine urſprüngliche Heimath. In ihr lag noch die Beſtimmtheit der Natur als aus einem freien Entſchluß entſprungen, und dieſer als durch ein Naturdaſein verwirklicht. Nur hier entdecken wir die blühende Mannigfaltigkeit eines heiteren Lebens, welches aller ſpäteren Geſchichte zum Grunde liegt. Aber iſt die Geſchichte hier Natur geworden, ſo muß ſie nothwendig, geiſtig aufgefaßt, geſchichtlich werden, ſie muß ſich als göttliche That zur wahren Religion ſteigern, die Natur und Geſchichte zugleich umfaßt, und aus göttlicher Cauſalität alles Daſein erklärt.

Die Philoſophie kann ſich weder innerhalb der Beſchränkung der Kantiſchen, die ihre eigentliche Aufgabe zwar erkannt hat, aber zugleich als eine unauflösliche abweiſt, noch als ein ſich iſolirendes Fichtiſches Ich, welches ſich in ſeiner Bedingtheit faßt, um dieſe abzuweiſen, und doch zu gleicher Zeit aufhören würde, ein ſich ſelbſt beſtimmendes Ich zu ſein, wenn die Bedingtheit verſchwände; noch weniger als ein Hegelſcher abſtrakter Denkprozeß, der aus ſeiner Möglichkeit die Wirklichkeit erklären will, länger behaupten: ſie muß ſich verwirklicht haben, um ihre Wahrheit zu erkennen und mit gleicher Freiheit Natur und Geſchichte zu begreifen.

Was ich hier darzuſtellen geſucht habe, war mir freilich keineswegs klar, als ich nach vierzehnjähriger Entfernung Schelling wiederſah. Schon damals warf man ihm ſein mehrjähriges Stillſchweigen vor. Eine Schrift „die vier Weltalter“ war ſchon in dem Entwurf fertig, Cotta hatte einige Bogen drucken laſſen, aber Schelling nahm ſie zurück. Man ſchien nicht zu begreifen, daß, wer eine ſo bedeutende geiſtige Stellung einnahm, wie Schelling, wer für die Geſchichte des Geiſtes eine neue Epoche bilden ſollte, ſich nicht in ſeiner Gewalt habe. Es iſt der leitende Geiſt der Geſchichte ſelber, der ihm gebietet, und dem er ſich unterwerfen muß; daher liegt ihm ein anderer Maaßſtab des Fertigen vor, als uns. Wir dürfen ſchon Verſuche wagen, mehr oder weniger gelungen, denn, was einen bleibenden Werth erhält, iſt doch eine gemeinſchaftliche That.

Wer den Gang meiner Entwickelung mit einiger Aufmerkſamkeit verfolgt hat, wird einſehen, daß ich nach ſo langer Entfernung, indem ich mich immer mehr und mehr in meine eigene Aufgabe vertiefte, meinen Freund, mit welchem ich acht unruhige Tage, mehr dem Leben als dem Grübeln gewidmet, zubrachte, nicht zu faſſen vermochte. Er war ganz von der Welt entfernt: ich hatte die Aufgabe erhalten, mit ihr zu leben. Ich habe ſchon früher Beiſpiele ſeiner freundlichen Zuneigung erwähnt, und wie er in bedenklichen Momenten mir treu zur Seite ſtand. Er ſchien meine äußere oft drohende Lage, die ich ſelbſt hervorgerufen hatte, nicht begreifen zu können. Er mußte Nachrichten erhalten haben, wahrſcheinlich durch reiſende Freunde, von meiner gefährlichen Stellung in Halle während der Zeit des Druckes. Sie konnte freilich ſelbſt den Nichteingeweihten kaum verborgen bleiben. Ich beſitze Briefe von ihm, die ſeine Sorge um mich mit freundlicher Wärme ausſprechen, und immer ſchloß er: „wozu, und warum ſollen wir uns in die Verirrungen der Welt hineinſtürzen, iſt doch unſer Reich nicht von dieſer Welt?“

Acht Tage brachte ich mit meinem freundlichen Reiſegefährten täglich in ſeinem Hauſe zu, ſeine junge ſchöne Frau (eine Tochter des Dichters von Gotter) trat uns milde und gaſtfreundlich entgegen. Lieblich und heiter erſchien ſie in der zierlichen Wohnung von den erſten Kindern umgeben. Ich lebte ganz für ihn, lauerte auf eine jede Aeußerung und begriff wohl, daß, wenn auch das Fundament unſerer wechſelſeitigen Verſtändigung daſſelbe geblieben war, dennoch die fernere Ausbildung derſelben uns in verſchiedenen Richtungen äußerlich auseinander gebracht habe. Beide wollten wir das Leben aus einer Wirklichkeit erkennen, und doch nicht in derſelben. Er ſchöpfte aus ganz anderen, mir zum Theil unzugänglichen Quellen. Er wollte das Geſchlecht aus ſeinem Urſprung, aus ſeiner erſten, einer höhern Macht unterworfenen That begreifen, ich aus der mir vorliegenden verworrenen Gegenwart. Er faßte den göttlichen Entſchluß in ſeinem Urſprunge: mir mußte er aus den Verwickelungen des Daſeins als Religion, als der einzige lichte Punkt der in ſich zerriſſenen Geſchichte entgegentreten. Er ging von dem göttlichen Frieden aus, ich mußte ihn erringen; ihm war die Ruhe und Sicherheit des Erkennens Alles, mir leuchtete ſie durch alle Finſterniſſe des Daſeins aus der Ferne entgegen. Ich begriff ſein ſchriftſtelleriſches Stillſchweigen, ſein Kampf war ein durchaus innerer. „Ach! ſagte einmal Schelling zu mir, wenn wir die Zeit unſerer gemeinſchaftlichen Jugend mit einander verbunden noch einmal durchlebten, ich würde kühner auch öffentlich hervortreten.“ Seine Stellung war damals keine angenehme, beſonders Jacobi, dem damaligen Präſidenten der Akademie, gegenüber. Zwar waren ihre Geſchäfte von einander getrennt, Schelling war Secretair der Akademie der Künſte, und ſie kamen äußerlich in keine Berührung: aber Schelling war von Jacobi auf eine Weiſe angegriffen worden, die entſchieden bekämpft werden mußte. Jacobi, der nach ſeinem eigenen Geſtändniß als Philoſoph gegen eine Philoſophie kämpfte, die er gelten laſſen mußte, und dennoch nicht anzuerkennen wagte, bewegte ſich ohnmächtig in ſpringenden „Geiſtreichigkeiten“ gegen das ſelbſt erſchaffene Geſpenſt, welches ihn immer von neuem, durch ſeinen Anlauf unerſchüttert, in drohender, ſicherer Ruhe anſtarrte. Ein jeder, der Philoſoph zu ſein wagte, Schelling vor Allen, verwandelte ſich vor ihm in das dunkle Geſpenſt, welches ihn unabläſſig verfolgte, und er hielt ſich für verpflichtet, ihn als ein ſolches vor aller Welt zu bezeichnen. In der Schrift „von den göttlichen Dingen“ trat Jacobi als der vermeintliche philoſophiſche Unphiloſoph anklagend gegen den finſtern Geiſt, der ihn quälte, faſt fanatiſch hervor. Man wird es unbegreiflich finden, und doch war es ſo, in Schellings Schrift „über die menſchliche Freiheit“ glaubte er den Atheismus zu erkennen. Schon äußere Verhältniſſe zwangen Schelling, gegen ihn aufzutreten. Aber ſo aufgefordert konnte dieſer Streit nicht mit fliegenden leichten Truppen, deren vereinzelte Siege nur eine vorübergehende Bedeutung haben, geführt werden; es war nicht Schelling, der Jacobi angriff, es war die Philoſophie, die ihren Doppelgänger bannte und die aufgehende Sonne mußte das Geſpennſt auf immer verjagen. Man hat ſich über Schelling beklagt, ſelbſt Freunde glaubten die Härte der Schrift nicht billigen zu dürfen. Alle Gegner ſchrien. Die geſelligen Kreiſe, in welchen Jacobi als ein Apoſtel erſchien, das Abweiſen einer beſtimmten ſtrengen Wiſſenſchaft, das Hinweiſen in die Ferne nach einer noch geſtaltloſen Religion, die fügſam ſich allen Gemüthern anſchloß, waren dem herrſchenden Sinne der Zeit eben gemäß. Er erſchien den Frauen, wie den Männern, als der liebenswürdige Greis, der die Streitenden zum Stillſchweigen brachte, ohne den Streit zu ſchlichten. Daß die capitulirende Zeit, die das Geſpenſt durch einen wiederholten ohnmächtigen Exorcismus zu entfernen ſuchte, verſchwinden ſollte, war den Menſchen ein Greuel. Und dennoch iſt Schellings Schrift (Denkmal der Schrift von den göttlichen Dingen des Herrn F. H. Jacobi und der ihm in derſelben gemachten Beſchuldigung eines abſichtlich täuſchenden, Lügen redenden Atheismus) eine der geiſtig gewaltigſten, die je erſchienen ſind. Sie war vernichtend, und ſollte es ſein. Schelling hat nie etwas zugleich Tieferes und Klareres geſchrieben. Die Schrift muß noch immer Gegenſtand eines ernſten Studiums ſein; auch wer jetzt Schelling faſſen will, muß ſie ganz begriffen haben. Es geht ein unerbittlicher Zorn durch das Buch hindurch, der das Kleid des Haſſes trägt, aber als reinigende Liebe erſcheinen würde, wenn Jacobi mit Schelling vereinigt, den innern Kampf gegen den Dämon, der ihn verfolgte, gewagt hätte. Schelling iſt unter den Deutſchen der claſſiſche Proſaiſt. Dieſe Schrift iſt ein Meiſterſtück des deutſchen Styls. Er hält den Zorn feſt, aber läßt ſich nie von ihm beherrſchen. Die großartige Ruhe iſt eben vernichtend. Von jetzt an war von einem Angriffe Jacobis gegen Schelling nicht mehr die Rede. Das Geſchrei über die Grauſamkeit, mit der er behandelt war, mußte wider ſeinen Willen den entſchiedenen Sieg verkünden.

Mein Verhältniß zu Jacobi war ein ſehr eigenthümliches. Er hatte, ſo viel ich mich erinnere, mich nie öffentlich genannt; ich war ja doch auch ungenannt als Naturphiloſoph gerichtet; ich hatte ihn nie geſehen, er kaum Etwas von mir geleſen, und dennoch berührten ſich unſere geſelligen Kreiſe öfters; ſchon in Kiel durch den alten Hensler, viel ſpäter in Düſſeldorf, wo ich mit ſeinem Sohn in Berührung kam; und es muß auch in den engeren Kreiſen der Verehrer Jacobis manchmal von mir die Rede geweſen ſein. Meine jüngſte Schrift ward vielfältig beſprochen, Jacobi las ſie, und ſie erregte ſeine Theilnahme. Der alte Mann ſchrieb an ſeinen Verleger Fleiſcher in Leipzig einen Brief, in welchem er auf ſeine Weiſe den Wunſch äußerte, mich kennen zu lernen, und forderte Fleiſcher auf, mich mit ſeinem Wunſche bekannt zu machen. Ich erhielt den Brief noch vor meiner Abreiſe aus Breslau, und das war nun das zweite Mal, daß meine Schrift eine mittelbare Annäherung zu bedeutenden Perſönlichkeiten veranſetzte. Das eine Mal zu Stolberg durch ſeine Frau und Möller, jetzt zu Jacobi. Mir war in beiden Fällen die Scheu einer unmittelbaren Annäherung zwar auffallend, aber nach einigem Nachdenken doch ſehr begreiflich.

Ich beſuchte alſo Jacobi, und zwar war es, was ich nicht leugnen kann, mein Wunſch, ihn perſönlich kennen zu lernen. In den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts und bis zu Anfange des jetzigen hatte ſich, durch Claudius und Lavater im Hintergrunde eine geiſtige Prophezeihung, und am bedeutendſten, wenn auch dunkel, durch Haman, ein tieferer ſpeculativ-religiöſer Sinn in der gebildeten Welt, gezeigt. Es entſtanden geſellige Kreiſe, die es liebten, ihren Geſprächen und Briefen einen platoniſchen Anſtrich zu geben. Auch Frauen nahmen an dieſer geiſtigen Beſchäftigung Theil; ſie gehörten ſämmtlich zu den höheren Klaſſen der Geſellſchaft. Frauen der verſchiedenſten Art waren unter ſich und mit den geiſtreichſten Männern verbunden. Sophie la Roche, Göthes Schweſter, die Fürſtin Galizin, Jacobis Schweſter (Lene), waren die ausgezeichnetſten Mitglieder dieſes Kreiſes. Durch die Fürſtin Galizin ſtand Hemſterhuys mit ihnen in Verbindung. Aber den eigentlichſten, lebendigſten Mittelpunkt bildete Jacobi. Dieſer liebte es, geiſtreiche Frauen um ſich zu verſammeln und anzuregen; ſuchte er doch in ſeinem Roman Woldemar eine Art, ohne allen Zweifel höchſt unſchuldiger, Bigamie als annehmlich und von hoher geiſtiger Bedeutung darzuſtellen. Eine rein platoniſche Ehe neben der phyſiſchen erſchien hier und da als ein Zeichen höherer Bildung. Dieſe ſeltſame Grille trat in der Wirklichkeit hervor, ſelbſt in meiner Nähe. Doch beſaßen die eigentlichen Frauen ſelten Entſagung genug, um die doppelte eheliche Verbindung der Männer — (eine für eine höhere Sphäre, die nicht aus dieſer Welt war, und eine zweite nur zur Fortpflanzung des Geſchlechts) gehörig zu ſchätzen, auch ſchienen ſie dem Dinge nicht recht zu trauen. Man kann in der That behaupten, daß hier ein, wenn auch mißlungener Verſuch ſich zeigte, eine platoniſche Akademie zu bilden, wie die frühere florentiniſche. Daß Göthe in dieſen Kreiſen mehr bewundert als verehrt wurde, war begreiflich; daß innerhalb derſelben ſich heftige Antagonismen entwickelten, war zu erwarten; Friedrich Stolbergs Uebergang zum Katholicismus bildete ein Ereigniß in dieſen Kreiſen, obgleich die Art, wie die Fürſtin Galizin ſich an Haman anſchloß, es wenigſtens begreiflich machen konnte. Der merkwürdige Brief der Gräfin Bernſtorf an Göthe gehörte dieſem Kreiſe zu. Man verſteht, glaube ich, die Darſtellungsweiſe Jacobis nicht ganz, wenn man ſie nicht geſprächsweiſe in den Zuſammenkünften entſtehen ſieht. So entſprang die Erzählung von Leſſings Spinozismus.

Betrachtet man dieſe Verbindung, wie ſie am Rhein und zum Theil um Göthe her entſtand, ſo ſieht man, wie ſie keinesweges durch eine Verabredung oder willkürlich ſich gebildet hat. Viele gehörten ihr zu, ohne jemals miteinander in Berührung zu kommen. Einige Frauen bewunderten, was Andere mit Entſetzen erfüllte. Wie in den Geſprächen und Briefen, ſo fand man auch in den Schriften mancherlei Anſpielungen. Es war ein Hauch heiterer Anmuth, der die Geſelligkeit belebte. In dieſen Kreiſen galt nun Jacobi beſonders als der Liebenswürdige. Göthe ſtand aus der Ferne bald mit dieſer, bald mit jener Perſönlichkeit in Verbindung. Er trat einmal in Düſſeldorf in die Mitte des Kreiſes, und es zeigte ſich bald, wie wenig er ihm zugehörte. Wie man in der anſtändigen Geſellſchaft nie bis zur zudringlichen Entſcheidung irgend einen Gegenſtand hervorheben und verfolgen darf, ſo war ein jeder entſchiedene Mann, der eine beſtimmte Aufgabe für das Leben hatte, wenn auch durch die feine Sitte, die das Geiſtreichſte nicht ausſchloß, vielmehr anerkennend und bewundernd in ſich aufnahm, angelockt, dennoch genöthigt, ſich zurückzuziehen.

Ich kannte dieſen Kreis, den ich in früher Jugend ſchon vorfand, wie er ſich in den ſiebziger Jahren zu entwickeln angefangen hatte, der ſich gegen das Ende des Jahrhunderts vielleicht am dichteſten zuſammenzog und geſtaltete, ſich dann ſpäter wie ein leichtes Wolkengebilde ausdehnte und verzog, nur aus der Ferne. Einzelne bedeutende Frauen allerdings, die an jene Zeit und ihre Blüthe zurückdachten, wurden mir ſpäter ſehr lieb. Es lag in dieſer Erinnerung eine keimende Sehnſucht nach Religioſität, eine dunkle Ahnung von Speculation, und eine Neigung zur Dichtung und Kunſt, die ſich nach dem Höchſten ſehnte, ohne jedoch zu ſeinem Beſitze zu gelangen. Einige geiſtig freiere Frauen behielten ihr ganzes Leden hindurch ein anmuthiges Gleichmaß, eine gewiſſe ſelbſtändige Beweglichkeit, die ſelbſt dem höhern Alter eine große Liebenswürdigkeit mittheilte. Ich zähle zu dieſen beſonders die zwar kränkliche, aber durch ſtarken und reichen Geiſt noch immer tief bewegte Gräfin R., geb. v. D. Andere ſuchten ſich im Alter durch eine beſtimmt religiöſe Richtung zu beruhigen. Die treffliche Witwe Sieweking ſtand mit dieſen Kreiſen in mannigfaltiger Berührung, erſchien aber mit großer Selbſtändigkeit in ihrer Mitte. So viel iſt gewiß, ſie fanden den eigentlichen Boden ihrer Ausbildung im nordweſtlichen Deutſchland. Preußen war noch geiſtig zu wenig beweglich, zu ungeſchickt, der Nicolaismus beherrſchte die Hauptſtadt; Sachſen war zu pedantiſch, Gottſched ließ ſich nicht verdrängen.

Was ich hier habe darſtellen wollen, ſind die vielen leichten Anſpielungen auf Speculation und Religioſität, welche die ganze Geſellſchaft als eine ſolche verbanden, eine wechſelſeitige Zuneigung, ja Anerkennung und Bewunderung auch da hervorriefen, wo die vereinzelten Mitglieder das Gleichmaß der Vereinigung keineswegs feſtzuhalten vermochten. Es lag in dieſen Verbindungen in der That mehr, als die ausgezeichnetſten weiblichen Mitglieder der Geſellſchaft ſich anzueignen, oder ihre Schriftſteller in irgend einer Form darzuſtellen vermochten.

Jacobi nun bildete den eigentlichen allverehrten Herrſcher dieſer Kreiſe, er war gelehrt genug, um als ein gebildeter Philoſoph zu erſcheinen. Er beſtritt die alle Religioſität hart abweiſenden Franzoſen, in deren Mitte er erzogen war, mit liebenswürdiger Milde. Hume, der Engländer, war ihm wie Locke angenehm, eben weil ſie nicht genügten und daher ihm auf dem ſpeculativen Boden freies Spiel ließen. Kant war ihm unangenehm, weil ſein Ernſt, ſeine ſtrenge Schule, ſeine Klarheit, die immer Beſtimmtheit forderte, ihm eben ſo zuwider war, wie Spinoza's Härte. Nur daß er glaubte, mit Kant einen Kampf wagen zu können; und es iſt nicht zu leugnen, daß es eine ferne Ahnung und wahre Speculation war, die ihm die Waffen gegen Kant lieh und eine innere Berechtigung zum Widerſpruch gab; nur daß Kant durch eine klar ausgeſprochene Beſchränkung des Wiſſens der Philoſophie den Weg zeigte, wo durch die hüpfende Unklarheit Jacobis alles dunkler ward.

Jacobi war Dichter genug, um durch einen gefälligen Styl ſeinen Darſtellungen einen eigenthümlichen Reiz zu geben, und der nicht zu verdrängende ſpeculative Hintergrund bildete eine anziehende rein urſprüngliche Weiſe ſeiner Erzählungen. Allwills Briefwechſel ſowohl als ſein Woldemar ließen ſich mit keinem Dichterwerke ſeiner Zeit vergleichen; das Gepräge der Weiblichkeit, welches ſie trugen, bildete, geſchichtlich betrachtet, das Element ſeiner geiſtigen Erzeugniſſe, welches ſpäter ganz in die Gewalt der Frauen überging und unter anderen geiſtigen Verhältniſſen einer ſpätern Zeit ſich reicher, mannigfaltiger, aber auch milder ausbildete.

Ich fand Schelling durchaus zur Härte gegen Jacobi berechtigt. Seine Schrift gegen dieſen Philoſophen war mir eben durch die Härte und Strenge wichtig und entſcheidend, er durfte nicht milder ſein. Ich ſtellte Schelling mein Verhältniß zu Jacobi dar. „Du mußt den Jacobi beſuchen,“ antwortete er, „es wäre unrecht, wenn du die Gelegenheit verſäumteſt, einen Mann kennen zu lernen, der doch eine bedeutende Rolle in der Literatur geſpielt hat;“ — ich beſuchte ihn, und fand ihn mit ſeiner treuen Schweſter, die ſich ihm und ſeinem Geiſte ganz hingab und allein für ſeine Pflege lebte. So ſtreng ich den Philoſophen und Schriftſteller beurtheilte, ſo wenig ich in irgend einer Epoche meines Lebens mich zu ihm hingezogen fühlte, oder wie mit ſo vielen andern bedeutenden Geiſtern der Zeit mich entſchließen konnte, auf ſeinem Wege fortzuſchreiten, ſo blieb doch etwas rein Menſchliches, welches ich nicht abzuweiſen vermochte; ich konnte es nicht vergeſſen, daß er der erſte war, der mich für die Speculation gewann, als er mich mit Spinoza bekannt machte. Glaubte ich doch, daß er, indem er auf Jordanus Brunus zuerſt aufmerkſam machte, indem er ſelbſt auf das Tiefere der Philoſophie des Leibnitz hindeutete, einen poſitiven Einfluß auf die ſpäter ſich allgemein regende Zeit ausgeübt hatte. Zwar dieſe Zeit war ſchon in ihrem Anfange untergegangen, eine mächtigere, gegen die er vergebens ſich zu bewaffnen ſuchte, war gekommen: aber ich konnte dieſe Niederlage eines einſt nicht unbedeutenden Mannes in ſeinem hohen Alter nicht ohne eine gewiſſe Wehmuth betrachten.

Jacobi war ein ſchlanker feiner Mann; er muß in ſeiner Jugend ſchön geweſen ſein. Er erſchien mit mehr als ein angenehmer Mann der höhern Geſellſchaft, denn als ein Gelehrter; ſein Anſtand hatte etwas Vornehmes, faſt Diplomatiſches, ſeine Geſichtszüge waren höchſt bedeutend; eine Grazie, möchte man ſagen, begleitete alle ſeine Bewegungen. Sein Anzug war ſehr ſorgfältig und zierlich; es ſchien faſt, als widmete er ihm für ſein Alter und ſeine Beſchäftigung eine zu große Aufmerkſamkeit. Er empfing mich, als ich hineintrat, in der That mit Freuden, und ich näherte mich ihm mit einer wehmüthigen Rührung, die ich nicht zu verdrängen vermochte. Es war, ich geſtehe es, Mitleid, aber doch auch Achtung, die ſie hervorriefen: ein edler Geiſt hat die Leiden der Zeit und ihre Krankheiten tragen müſſen, ſagte ich mir.

Jacobi hatte meine Schrift vor ſich liegen. Es iſt bekannt, daß er bei den Stellen, die ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zogen, die er billigte oder tadelte, Zeichen zu machen pflegte, und er ſchien, indem er mir durch die ganze Schrift hindurch häufig vorkommende Zeichen vorlegte, darthun zu wollen, mit welcher Theilnahme er meine Schrift durchgeleſen hatte. Eben wie ich ihn als Schriftſteller kannte, ſah ich wohl ein, daß Manches ſeinen Beifall finden mußte, beſonders durch die Art, wie er in meiner Schrift erwähnt wurde. Eine ſolche Anerkennung, von dem entſchiedenſten Freunde und Anhänger Schellings öffentlich ausgeſprochen, war ihm ohne Zweifel angenehm, je mehr er ſich durch den Angriff des letztern nicht allein verletzt, — denn das überwindet man wohl — ſondern auch hart geſtraft, ja innerlich vernichtet fühlte. Dieſes Gefühl war ihm nicht fremd. Wie ich ihn ſah, war es mir klar, daß es ihn in ſeinem Alter drückte. Was aber der ganzen Erſcheinung etwas Würdiges und auch zugleich Rührendes gab, war die Anhänglichkeit ſeiner Schweſter. Bedachte man, daß Lene in einer langen Reihe von Jahren Alles innerlich mit ihm durchlebt hatte, daß ſie Theil nahm an allen ſeinen Studien, an allen ſeinen Streitigkeiten, daß das ſtille Studium des einſamen Gelehrten ſich hier in ein fortdauerndes Geſpräch verwandelt hatte, ſo ward Jacobi ſelbſt durch dieſe Treue gehoben, ja gereinigt, und das Geſchwiſter-Paar erſchien bedeutend und liebenswürdig. Er ſchien mir vertraulich und milde; nichts, was auf ſeine und meine Stellung ſich bezog, ward erwähnt, und ſelbſt wenn das leicht fortſchreitende Geſpräch Gegenſtände berührte, die an dieſe

Streitigkeiten erinnern konnten, wurden ſie ſchnell mit andern vertauſcht. Bei meinen öfters wiederholten Beſuchen geſchah es doch ein Mal, daß dieſe Wunde ſeines Daſeins von ferne berührt wurde. Eine düſtere Wolke flog über ſein Geſicht; Lene ward ſichtbar unruhig, ich ängſtlich und verlegen, mir fiel glücklicherweiſe eine bedeutende Stelle in ſeiner Schrift über Spinoza ein, die in früheren Jahren mir einen plötzlichen Blick eröffnete und die hierher paßte, und dem Geſpräch eine andere Wendung gab. Der Alte ward wieder völlig heiter, Lene ruhig. Obgleich ich ihm Zartheit genug zutraute, ſo daß er ſich wohl bemühte, das am meiſten Verletzende ihr zu verbergen, ſo glaubte ich doch, durch dieſen ſchnell vorübergehenden Auftritt hindurch leidenſchaftliche Stunden zu erblicken, die auf eine unfreundliche Weiſe das friedliche Zuſammenleben unterbrechen mochten.

Daß ich durch Schellings Freundſchaft bedeutende Männer in München kennen lernte, wird man vorausſetzen. Ich ſah hier öfters in Geſellſchaften Thierſch, Roth, Wiebeking: aber ſo bedeutend auch dieſe Männer durch ihre Werke mir erſchienen, ſo angenehm es mir war, ſie kennen zu lernen, ſo ging die Berührung nicht über die leichte geſellige hinaus. — Deſto wichtiger ward mir die Bekanntſchaft mit einigen jüngeren Männern. Durch dieſe ward ich mit einigen inneren Verhältniſſen Baierns vertraut, die, wie ich ſie kennen lernte, meine Theilnahme in hohem Grade erregten. Einer von dieſen war der Arzt Ringseis, der vor nicht gar langer Zeit von Berlin zurückgekommen war, wo er ſich ein paar Jahr aufgehalten. Er hatte dort durch Clemens Brentano die Bekanntſchaft meines Schwagers Piſtor gemacht, in deſſen Kreiſe er öfters erſchien. — Der zweite war Bayerhofer, ein fortdauernd enthuſiaſtiſcher junger Mann, von dem man viel erwartete, der wenige Jahre darauf ſtarb. Beide hingen mit Wärme an dem damaligen Kronprinzen von Baiern. Sie konnten nicht müde werden, ſeine Achtung für Wiſſenſchaft, ſeine warme Liebe zur Kunſt, ſeine ächt deutſche Geſinnung zu preiſen; ſie hoben die Stellung, die Jacobi und Schelling einnahmen, die perſönliche Achtung, die der letztere bei dem Kronprinzen genoß, hervor. Durch ihn war ſchon die bedenkliche Macht, welche die Illuminaten ausgeübt hatten, gebrochen, und er ſah es ein, daß der

Kampf gegen franzöſiſche Geſinnung noch nicht als geſchloſſen betrachtet werden konnte. Ringseis hatte ſchon damals das Glück, ſein Vertrauen erworben zu haben.

Was nun meine Aufmerkſamkeit auf ſich zog, war eine religiöſe Bewegung im Lande, ein Verſuch, das innere Chriſtenthum des Glaubens und der Geſinnung an die Stelle der äußeren Werke zu ſetzen. Es war, als wollte die Zeit Luthers ſich innerhalb der katholiſchen Kirche wieder regen. Viele waren gewonnen, die ſich eng verbündeten, und der mächtigen katholiſchen Geiſtlichkeit gegenüber ſehr vorſichtig verfahren mußten. Der kühne Urheber dieſer Bewegung, der Prediger Booſe, mußte ſich verborgen halten; meine jungen Freunde lebten dann mit ihm in Verbindung. Als ich 1817 in München war, war noch eine geheime Gährung; als dieſe aber mächtiger, lauter ward, wurde ſie auch unterdrückt. Aus dieſer tiefen religiöſen Bewegung gingen zwei Männer hervor, die auch ſpäter in Preußen entſchieden und einflußreich auftraten, Lindl nämlich und Goſſner. Sie mußten Baiern verlaſſen. Ein paar Jahre ſpäter las ich in Breslau den Bericht über ihren Zug von

München über Würtemberg nach dem Rhein, wo Goſſner, der ſich noch immer als reformirender katholiſcher Prieſter darſtellte, ſich redend an das Volk wandte. Die Kirchen wurden nicht geöffnet; aber wo man dem bewegten Volke die Bitte ſie aufzuſchließen, nicht abſchlagen durfte, reichten die größten Kirchen nicht hin, die Menge zu faſſen. Viele Tauſende verſammelten ſich auf Feldern und Hügeln, alle tief ergriffen von der Gewalt des göttlichen Worts, welches ihnen verkündet wurde. Es war als wollten die erſten apoſtoliſchen Zeiten wieder hervortreten, und ich ward erſchüttert, als ich Momente religiöſer Begeiſterung, die, wie ich glaubte, ſeit Jahrhunderten zurückgedrängt waren, durch die ſogenannte Aufklärung ſublimirt, oder durch einen fix gewordenen Aberglauben präcipitirt, ſich ſo lebendig als eine geſchichtliche Macht heben und verkünden ſah. Goſſners und Lindls Züge bildeten einen Triumphzug des wach gewordenen Glaubens; und ſo vorübergehend der gewaltige Eindruck ſchien, ſo blieben doch allenthalben Keime eines zukünftigen Lebens zurück, die auf eine bedeutungsvolle Zukunft hindeuteten. Es war auch für mich ein wichtiger Moment meines Lebens.

Baierhofer verdanke ich die Beſchäftigung mit einem freilich beſchränkteren Gegenſtand, der mich in hohem Grade intereſſirte. Das Jahr 1816 war für den Ackerbau ein ſehr ungünſtiges geweſen. Die Lage der Gutsbeſitzer war eine bedenkliche; viele Gegenden in Süddeutſchland hatten ſehr gelitten, und die drohende Noth war ein ernſthafter Gegenſtand des allgemeinen Geſprächs, der Berathung der Behörden und der Erwägung der Schriftſteller geworden. Da trat Baierhofer mit dem Vorſchlag hervor, das isländiſche Moos als ein neues Nahrungsmittel zu benutzen. In den gebirgigen Gegenden iſt es ſo häufig, daß man nie Mangel daran leiden würde, ſelbſt die niedrigen Haiden Norddeutſchlands ſind oft in bedeutender Ausdehnung mit dieſem Mooſe dicht bewachſen. Würden dieſe Haidegegenden regelmäßig in Felder getheilt, die in beſtimmten Jahren benutzt würden, dann könnte man mit Sicherheit erwarten, die entblößten Stellen wieder dicht bewachſen zu finden, wenn die Reihe an ſie käme. Das intenſiv Nährende und zugleich die Geſundheit Fördernde des isländiſchen Mooſes (Cetraria officinalis. Ach.) iſt allgemein bekannt. Das ſcharfe Aroma iſt ſelbſt der Art, daß das widerwärtige

Gefühl beim Genuſſe deſſelben durch Gewohnheit abgeſtumpft wird, aber es kann auch ohne bedeutende Koſten durch ätzenden Kalk von dem Bitterſtoff befreit werden. Der Reſt, der übrig bleibt, giebt dem Moos einen pikanten Geſchmack, der für mich nichts Widerſtehendes hat. Ich will nicht behaupten, daß Baierhofer Recht hat, dieſen Vorſchlag für Deutſchland zu machen, wo vorübergehende Mißernten nicht lange dauern, aber ich dachte an mein Vaterland. Da iſt man doch oft genöthigt, zu dem wenig nährenden Splint (nicht Rinde) der Birke, ſeine Zuflucht zu nehmen, und die Menſchen ſehen bei dieſer dürftigen Nahrung doch zuletzt völlig ausgehungert aus. Als ich nach Breslau kam, ſtellte ich in dieſer Beziehung Verſuche an; nicht mit dem Mooſe allein, ſondern mit einer Miſchung von Moos und Roggen, beide zur Hälfte; ſie gelangen vollkommen. Der Teig gährte ganz wie der gewöhnliche. Meine Familie konnte ich nicht bewegen, dieſes Brod zu genießen, weil die dunkelgrüne Farbe ihnen widerſtand; ich aber genoß es eine Zeit lang, es war mir angenehm. Baierhofers Schrift war mir ſchon vor meiner Abreiſe bekannt und „in der gegenwärtigen Zeit“ hatte ich in einer

Anrede an die Norweger den Vorſchlag gemacht, ſolches Brod als beſtändige Nahrung einzuführen. Man würde dann in den nördlichſten Gegenden, wo ſelbſt die Birke ſelten und krüppelhaft iſt, den Verbrauch des Roggens auf die Hälfte herabſetzen und bei Anlage von Getreidemagazinen würde die ſchauderhafte Noth, die doch dort ab und zu zum Vorſchein kömmt, ganz verſchwinden. Obgleich das Moos da alle Gebirge bedeckt, obgleich die Rennthiere durch dieſe Nahrung unter ihren Augen der anſtrengendſten Arbeit ungeachtet ſtark und fett werden, obgleich die Operation der Reinigung des Mooſes keinesweges unbekannt iſt, iſt doch, ſo viel ich weiß, von einer Anwendung deſſelben niemals die Rede geweſen. Daß der geringe Mann den Entſchluß faſſen könnte, ein dunkelgrün gefärbtes Brod mit einem bittern, meiner Meinung nach ſogar reizenden Beigeſchmack, zu genießen, ſieht man, glaube ich, für eine völlige Unmöglichkeit an: und dennoch würde man ſich ſehr irren, wenn man annähme, daß ihre gewöhnliche Nahrung eine irgendwie ausgewählte wäre. Sie können ſich entſchließen, ihre Suppe, um ſie ſchmackhafter zu machen, mit dem Talglicht umzurühren, und ich habe grün, weiß und gelb marmorirte Butter geſehen, die einen jeden Europäer, ſelbſt den Verhungerten, abſchrecken würde. Das gewöhnliche Haferbrod iſt mit dem aus Roggen und Moos gemiſchten auf keine Weiſe zu vergleichen; eben ſo wenig das Brod, welches aus Roggen mit Erbſen oder Kartoffeln gemiſcht in ganz Scandinavien, ja in dem fruchtbaren Dänemark ab und zu von den Bauern genoſſen wird. Man verzeihe mir dieſe in dieſer Schrift etwas fremdartige Unterhaltung von einem ökonomiſchen Gegenſtande; er beſchäftigte mich ſehr lebhaft, und noch immer würde ich mich glücklich ſchätzen, wenn ich erwarten dürfte, daß dieſe Zeilen die Aufmerkſamkeit meiner Landsleute auf ſich zu ziehen vermöchten.

Am Schluß muß ich noch, ehe ich München verlaſſe, einer ſehr intereſſanten Bekanntſchaft gedenken. Ich lernte hier Franz Baader zuerſt perſönlich kennen. Er ſtand ſo wunderbar von allen übrigen Einwohnern geſondert, ſo ſeltſam iſolirt, daß auch die Betrachtung über ihn ſich billig von den Uebrigen trennt. Im ſüdlichen Deutſchland hatte eine myſtiſche Schule ſich hier und da, wahrſcheinlich von alten Zeiten her, erhalten; ſie ſchloß ſich, ſeit Mesmer auftrat, dem Magnetismus an, und ihre Mitglieder reichten bis an den obern Rhein, und in die nördliche Schweiz hinein. Wenn ich nicht irre, ſtanden ſie auch mit den Myſtikern des ſüdlichen Frankreichs, mit St. Martin u. ſ. w. in Verbindung, und Fr. Baader war in ſeiner Jugend mit einem gewiſſen Eckartshauſen in Berührnng geweſen. Unter allen jenen Myſtikern war er der genialſte und tiefſte; er gab immer nur kleine Schriften von wenigen Bogen heraus, früher noch, als die Schellingſchen naturphiloſophiſchen Schriften, erſchienen die tiefſinnigen „Beiträge zur Elementarphiloſophie“; das ſpäter gedruckte „pythagoräiſche Weltquadrat“ bewegte uns tief. Unter ſeinen bedeutendſten kleinern Piecen iſt eine, „der Blitz, Vater des Lichts.“ Dieſer Titel könnte als Motto aller ſeiner Schriften gelten. Ich war ſchon, ehe ich nach München kam, mit ihm in Correſpondenz, und höchſt begierig, ihn perſönlich kennen zu lernen. Als ich mich in meiner Jugend in Freiberg aufhielt, lernte ich eine Dame kennen, die wegen ihrer großen Schönheit in ihrer Jugend berühmt war. Sie hatte eine warme Neigung für Baader während ſeines Aufenthalts in dieſer Stadt gefaßt, und geſtand mit liebenswürdiger Offenherzigkeit, daß ſie nie einen intereſſanteren Mann gekannt hätte! Sie behauptete, ich ſähe ihm, wie ſie ſich ſchmeichelhaft äußerte, ähnlich, und dieſe Aehnlichkeit, die demjenigen, der uns zuſammen ſah, gar nicht auffallen konnte, ward die Einleitung zu einer mir ſehr angenehmen Bekanntſchaft. Freilich zehn Jahre ſpäter.

Ich beſuchte Franz Baader. Er war eben im Begriff auszugehen; ſeine Geſtalt überraſchte mich, denn ich hatte ihn nicht ſo erwartet. Er war ziemlich ſchlank, höchſt beweglich, und ſein Geſicht hatte etwas Durchgearbeitetes, daß man beim erſten Anblick vermuthen konnte, einen Weltmann vor ſich zu ſehen, der Vieles durchlebt hatte. Dieſe Vermuthung verſchwand freilich, wenn man ihn genauer betrachtete. Er empfing mich, als ich mich nannte, mit Freuden und ſchlug gleich vor, einen Spaziergang zu machen. Gegenſtände des Geſprächs waren bald gefunden. Tiefſinnige Aeußerungen wechſelten ohne alle Uebergänge mit ſprudelnden Witzen; er ſprach unaufhörlich, und wenn ein Gegenſtand ihn ergriff, blieb er mitten im Gewühl der Straße ſtehen, und fing ziemlich laut einen mehr zuſammenhangenden Vortrag an. Die Vorübergehenden ſchienen ihn zu kennen und ſein Betragen erregte gar keine Aufmerkſamkeit. Seine oft glänzenden Witze traten ſo überraſchend hervor, wurden ſo ſchnell von andern verdrängt, der Tiefſinn ſo plötzlich von ſpielenden Einfällen überwältigt, daß mich dieſes bunte Gewühl zuletzt völlig betäubte. Ein Einfall blieb mir, während die knallenden Raketen des geiſtigen Feuerwerks rund um mich her zerplatzten — es war die Rede von Göthe. „Ja, ſagte er, dieſer Dichter iſt in der That die Gluckhenne der Zeit, aber ſie hat Enteneier ausgebrütet, die junge Brut ſchwimmt, und die Henne ſteht ängſtlich, ſcheltend und gackelnd am Ufer.“ Später, als ich ihn in München traf, ließ er Einfälle der Art in den Stadtblättern drucken. Dieſe ſchnitt er aus und trug ſie in der Weſtentaſche, um ſie Freunden vorzuleſen. Als ich 1837 in München war, war ich noch nicht dazu gekommen, ihn aufzuſuchen, er aber ſuchte mich auf. Wie er in meine Stube trat, und meine Frau, Tochter und mich ſelbſt kaum begrüßt hatte, griff er ſogleich in die Taſche und brachte eine Menge Papierſtücke hervor, auf welche ſeine Witze gedruckt waren; nur einer davon iſt mir erinnerlich. Die Cholera hatte Rom in Schrecken geſetzt, und der Papſt ſich in die Engelsburg eingeſchloſſen.

„Was wird aus der katholiſchen Kirche werden, ſo lautete der Witz, der Papſt hat ſich ſelbſt excommunicirt.“ Ueberhaupt war in ſeinen ſpätern Jahren ſein Verhältniß zur Kirche ein ſeltſam verändertes.

Als ich ihn 1817 in München traf, dachte er an nichts, als an eine große kirchliche Union. Die ultramagnetiſche Kriſe ſeines Lebens hatte, irre ich nicht, ſich überlebt. Während derſelben war er, mit den Heerſcharen der böſen Geiſter bekannt geworden, und hatte ihre Namen kennen gelernt durch magnetiſche Experimente, die mir ſchauderhaft erſchienen; jetzt war er ganz mit der Union der drei Kirchen (der katholiſchen, proteſtantiſchen und griechiſchen) beſchäftigt. Die katholiſche und proteſtantiſche Kirche, behauptete er, bildeten einen ſtarren Gegenſatz, der ſich immer ſteigere. Das myſtiſche Dreieck, die Formel einer Vereinigung, entſtünde nur durch das Hinzutreten der griechiſchen Kirche. Er glaubte den Kaiſer Alexander dafür zu intereſſiren. Fr. Baader verband ſich mit dem Herrn v. Sturdza, und beſchloß, eine Reiſe nach Rußland zu machen und für die Sache zu wirken. Wie wenig er aber die äußeren Verhältniſſe dort kannte, that dieſe

Reiſe recht auffallend dar. Er hätte in der That eben ſo gut nach einem ihm völlig fremden, mächtigen Lande, ohne mit irgend einem Menſchen dort in Verbindung zu ſtehen, hinreiſen können, um dort den Thron zu ſtürzen, wie nach Rußland, um die Chriſten griechiſchen Glaubens zu bewegen, ſich mit Proteſtanten und Katholiken zu verbinden. Zum Glück beſchloß er, ohne allen Zweifel gewarnt, in Riga umzukehren. Er war ſpäter ein heftiger Gegner der Katholiken, und ſtellte ſo die Wahrheit ſeiner Behauptung, daß wenn die Union aller drei Kirchen nicht gelänge, die gegneriſche Spannung der weſtlichen gegen einander ſich nothwendig ſteigern müſſe, durch ſeine eigene Perſon dar. Es war ſeltſam genug, daß der Vorſchlag zu einer Union, welche die tiefſte und bedeutendſte Einheit aller Völker, ja wäre ſie ächter Art, nicht allein den äußeren, wohl früher von den Philoſophen gepredigten, ſondern auch den inneren ewigen Frieden in ſich ſchließen würde, von einem Manne ausgehen ſollte, deſſen innere Zerriſſenheit ihn ſelbſt in ſeinen letzten Tagen an die jüngſte deutſche Literatur anſchloß, die nichts weniger als einen ſolchen Frieden ſuchte, erwartete oder nur wünſchte. Fr. Baader, unfertig, wie er in jeder Rückſicht war, gehörte doch in der That zu den merkwürdigen Männern ſeiner Zeit, und ward wohl von den Wenigſten begriffen. In den Briefen, die ich von ihm beſitze, ſchrieb er einſt: „Ich finde mich berufen, das deutſche Volk auf ihren größten und tiefſten Mann aufmerkſam zu machen; ich lebe, um die Herrlichkeit des großen Görlitzer Schuſters Jakob Böhme zu verkündigen.“ Ohne allen Zweifel gab es wenige Menſchen, die Jacob Böhme's Schriften, ſo wie die der Myſtiker, genauer kannten, als er, und dennoch iſt er im hohen Alter geſtorben, ohne irgend ein bedeutendes Wort über die erſteren geſagt zu haben.

Ich verließ München, und ſah es erſt 23 Jahre ſpäter, von meiner Familie begleitet, wieder. Wie durchaus verändert war die Stadt! durch anſehnliche Straßen erweitert, mit prachtvollen Kirchen geziert, die Kunſtſammlungen durch die größten Schätze bereichert, die Stadt ein Sammelplatz der ausgezeichnetſten neueren Künſtler, die Menge der Gaſthöfe mit Reiſenden aus allen europäiſchen Ländern überfüllt. Das Gebirge blieb mir bei meinem früheren Beſuch in der Ferne, aber das liebliche Süddeutſchland zog mich doch unwiderſtehlich an. Die Städte, die Dörfer erſchienen mir ſo heiter und friſch, alle Gegenden, wo das niedrig gewordene Gebirge aus einander trat, ſo luſtig und ſonniglebenswarm, das Volk ohne ſpirituöſe Getränke, aber auch ohne Raiſonniren und flache Reflexionen, ſo friſch, fröhlich und heiter, mit einer Unbefangenheit, wie man ſie ſelten in Norddeutſchland findet, und die leider immer mehr zu verſchwinden ſcheint. Wir reiſten über Augsburg und Nürnberg. Dieſe letztere Stadt war mir beſonders lieb. Unter den früheren Bekannten vermißte ich Hegel und Müller, aber der berühmte Phyſiker Sebeck war da; Kanne lebte noch, jener Mann, der alle Mythe in Aſtronomie, und die Aſtronomie ſelbſt in eine Art aſtronomiſche Mythe verwandeln wollte. Ich fand Sebeck in einem reizenden Lokal mit ſeinen großen optiſchen Verſuchen beſchäftigt. Ich hatte ihn früher in Jena gekannt, wo er ſich in Göthes Nähe aufhielt, und brachte da ſchöne Stunden in ſeiner liebenswürdigen Familie zu. Der berühmte Erweiterer der Lehre von der Polarität des Lichts, der Entdecker des Ammoniumamalgams und der Thermoelectricität iſt in der Phyſik unſterblich. Er war ein ſchön ge=

wachſener anſehnlicher Mann, und ich habe Wenige gekannt, die durch ihren ruhigen, aber doch freundlichen Ernſt ſo ſehr imponirten, wie er. Ohne Göthe ähnlich zu ſein, gehörte er doch zu der kleinen Anzahl von Menſchen, deren Erſcheinung eine eigene ausgezeichnete Gruppe bildete, ſeine Nähe wirkte jederzeit wohlthätig auf mich. Er lebte viele Jahre erſt in Jena, dann in Bayreuth, ehe er nach Nürnberg kam, als ein vermögender Mann, ſeine geiſtige Selbſtändigkeit und ſeine Neigung, in einer bedeutenden Umgebung zu leben, hatten ihn aus Liefland, ſeinem Vaterlande, nach Deutſchland gebracht. Hier opferte er der Wiſſenſchaft einen großen Theil ſeines Vermögens, ſo daß ihm in ſeinem Alter doch eine Anſtellung wünſchenswerth ſein mußte. Profeſſor Weiß war einer ſeiner genaueſten und vertrauteſten Freunde. Die polariſchen Lichterſcheinungen der verſchiedenen Kryſtallformen verband ſie aufs innigſte. Irre ich nicht, ſo verdanken wir dieſem berühmten Mineralogen Sebecks Berufung nach Berlin, als Mitglied der Akademie, deren Zierde er war.

In Nürnberg beſuchte ich einen Mann von ganz anderer Art, einen Nürnberger Bürger, der unter den Myſtikern Süddeutſchlands wohl bekannt war. Auch die ausgezeichneteren Geiſter der neueſten Zeit, in ſo fern ſie ſich zum Myſticismus neigten, kannten und ſchätzten ihn. So war er mit Fr. Baader, Clemens Brentano, Ringseis u. ſ. w. in Verbindung, und der Beſitzer einer der ausgezeichnetſten Bibliotheken der myſtiſchen Literatur, mit einem großen Reichthum der ſeltenſten Werke. Ich traf ihn in ſeiner Bibliothek; ein kleiner, lebhafter, ſehr mittheilſamer, doch in ſich gekehrter Mann. Er war, wie die meiſten ſpeculativen Myſtiker auf eigene Hand, der, unter den Frommen ſo verrufenen Lehre von der Wiederbringung aller Dinge, mit andern Worten, von der endlichen Bekehrung des Teufels, zugethan. Er war in der That mit der myſtiſchen Literatur ſehr genau bekannt, und ich will nach Allem, was ich durch Freunde, die ihn genauer kannten, und ſehr hoch ſchätzten, von ihm geſagt haben, zwar keineswegs an der innern lebendigen Wahrheit ſeines Chriſtenthums zweifeln, aber in ſeinen Studien herrſchte doch mehr ein unruhiger doctrinärer Dilettantismus, als das Erbauliche vor. Ein größerer Contraſt durch urſprüngliche Natur, Stellung, Studium und Geſinnung, als derjenige zwiſchen dem Katholiken Sailer und dem Nürnberger Bürger war kaum denkbar, und dennoch hatten beide auf die entſchiedenſte Weiſe ihr ganzes Leben dem Chriſtenthum und der chriſtlichen Lehre geweiht.

Einen großen geiſtigen Genuß gewährten mir, wie die Kirchen in Nürnberg, ſo auch die Kunſtſchätze dieſer Stadt, in Verbindung mit den in München aufbewahrten. Was mich in dieſer Stadt überraſchte, waren die Meiſterſtücke von Rubens, der doch in Dresden etwas dürftig repräſentirt wird; noch reicher und bedeutender ſollte er mir ſpäter in Wien entgegentreten. In Augsburg machte die mächtige Maximilianſtraße einen tiefen Eindruck auf mich; nur wurde dieſer faſt verwiſcht durch die Menſchenleere. Dieſe Straße war offenbar nicht entſtanden, weil man breite Straßen bauen und durch ſie imponiren wollte, wie in Berlin, wo ſie erſt einigermaßen erträglich werden indem ſie ſich jetzt nach und nach zu füllen anfangen. Das Gewühl einer Handelsſtadt von europäiſcher Bedeutung machte dieſe Breite nothwendig. Das Augsburger Rathhaus, die altdeutſchen Bilder von Wohlgemuth und Schön, der ſchöne Springbrunnen, verſetzten mich in die heitere Zeit meiner jugendlichen Wanderungen. Aber vor Allem war mir doch Nürnberg theuer und angenehm. Ich begreife, wie Künſtler und Dichter ſich zu dieſer Stadt hingezogen fühlen: aber, wie Göthe den Straßburger Münſter, ſo hat doch Tiek auf ſeiner Wanderung als Schüler zuerſt Nürnberg entdeckt. Im nördlichen Deutſchland haben alle Reſte des deutſchen Alterthums etwas traurig Runenhaftes; glauben doch viele ſogenannte Kenner, dieſes Düſtere gehöre ſo weſentlich dem Alterthume zu, daß man denjenigen mitleidig als einen Unkundigen betrachtet, der glaubte, irgend etwas Heiteres ſei ein ächt Alterthümliches; Nürnberg dahingegen erſchien mir jederzeit freundlich anmuthig, mit ſeinen Kirchen und Plätzen, wie ein Freund, dem man ſich gern anvertraut. Die alten Bürgerfamilien erinnerten mich an die achtzigjährige Verwandtin meiner Kindheit, die noch immer luſtig und mittheilſam mich mit Erzählungen aus der Jugend ihrer neunzigjährigen Mutter zu ergötzen wußte. Alle Welt weiß, was in Nürnberg zu ſuchen iſt, mir iſt es dadurch nicht weniger theuer geworden.

Hier ſollte ich nun noch eine Nachricht erhalten, die mich ſehr in Schrecken ſetzte. Ich ſaß im rothen Roß an wohlbeſetzter Wirthstafel neben einem jungen Mann, der ſich als einen Handels-Commis darſtellte, als einen Rheinländer. „Nun, ſagte er laut, endlich wird doch auch Deutſchland frei, das Volk fängt an, ſich zu rühren; nun werden wir bald alle Könige und Fürſten vertreiben; Breslau iſt zuerſt aufgeſtanden, da fließt das Blut ſchon durch die Straßen, man ſchlägt die Soldaten wie Tyrannenknechte todt!“

Meine Frau war freilich während meiner Abweſenheit nicht in Breslau, ſie hielt ſich im Gebirge bei ihren Verwandten auf. Seit einer Woche hatte ich keinen Brief, und erwartete nach meiner eigenen gegebenen Anweiſung erſt einen in Dresden; ich konnte vorausſetzen, daß ſie nach der Stadt zurückgekehrt war. Iſt der Menſch verrückt? dachte ich, als er das Gefährliche ſo laut verkündete, offenbar, um die freudige Nachricht der ganzen Tafel mitzutheilen: auch wurde ſie hier und da von zerſtreuten Gäſten mit großem Jubel aufgenommen. Zwar hatte ich in Karlsbad durch General v. Röder erfahren, daß die zur Landwehr gehörigen Bürger, als man bei einer großen Muſterung ihnen den Militaireid abfordern wollte, auf eine ſehr laute Weiſe ihre Unzufriedenheit zu erkennen gaben. Sie ſeien, meinten ſie, für Alles, was der Staat von ihnen zu fordern habe, durch den ſchon geleiſteten Bürgereid hinlänglich verpflichtet; auch was ſie als Soldaten zu leiſten hätten, wäre in dem Bürgereid mit eingeſchloſſen; eine von dieſer abgeſonderte neue eidliche Verpflichtung ſchien ihnen unnöthig, ja bedenklich. Wir wußten zwar ſehr wohl, was ſich hinter dieſer Oppoſition verſteckte, hielten uns aber doch überzeugt, daß es dem treuen deutſchen Sinn einleuchten müſſe, daß ein jeder beſonderer Staatsdienſt auch eine beſondere Verpflichtung ordnungsmäßig in ſich ſchließen müſſe. Auch hörte ich, noch bevor ich Karlsbad verließ, daß die Landwehr den verlangten Eid ohne Widerſtand geleiſtet hatte. Ich ſchenkte daher dem laut ſprechenden Jacobiner wenig Glauben, und doch fing die Sache an, mich ſehr zu beunruhigen; v. Schütz merkte es und drang auf meine Abreiſe. In Bayreuth wie in Hoff erfuhr ich nichts; in Zwickau, wo, ohne daß wir ausſtiegen, die Pferde gewechſelt wurden, trat der Wirth hervor, um von dem ſehr gefährlichen Aufruhr in Breslau zu reden.

Ein Kaufmann hatte dieſe Stadt verlaſſen, und kam unmittelbar daher. Das Militair war, erzählte er, angegriffen und zurückgeſchlagen; Truppen eilten aus allen Gegenden herbei. Jetzt, bekenne ich, fing ich an ängſtlich zu werden. Ob meine Frau ſich noch bei ihren Verwandten im Gebirge aufhielt, oder nach Breslau zurückgekehrt war, wußte ich nicht, und unſere Wohnung war unter ſolchen Umſtänden ſehr gefährlich, denn im Erdgeſchoß war die Königliche Bank. Wir eilten nun über Chemnitz nach Freiberg, und erſt in Dresden bei dem preußiſchen Geſandten, Herrn Baron v. Oelſen, ward ich beruhigt. Dieſer, den ich ſchon früher in Berlin gekannt hatte, konnte mir nun freilich auch keine ganz genaue Nachrichten geben; er hatte in den letzten Tagen nichts aus Breslau gehört, aber er kannte doch den Urſprung der dort entſtandenen Unruhen, und es war klar, daß dieſe aus Quellen entſprangen, die nicht ſehr gefahrdrohend waren. Den Brief meiner Frau erhielt ich aus Schmiedeberg, und ich brachte einige Tage ruhig in Dresden zu. Ich traf ſie noch im Gebirge, und als wir nach Breslau-zurückgingen, war Alles ruhig.

Wenn man älter wird, hören jene Bewegungen des Lebens auf, die vielleicht in der Darſtellung etwas Anziehendes haben mögen. Nicht, was man erlebt, vielmehr, was man erleben möchte und nicht zu erreichen vermag, iſt das Bedeutende des höhern Alters; denn nicht, was man ſucht, ſondern was man will, und nicht ausführen kann, bildet den Inhalt deſſelben. So verlebte ich die Zeit von 1817—1819 in Breslau für meinen Lehrſtuhl und literariſchen Arbeiten, und arbeitete mit Eifer an der Schrift „die Caricaturen des Heiligſten,“ durch welche ich die Anſichten, die mich in der frühern geleitet hatten, ausführlicher zu entwickeln und zu begründen ſuchte. Ich brachte meine Zeit in einem ſehr angenehmen Kreiſe zu. Der Kampf mit meinen nächſten Freunden trat freilich immer heftiger hervor; aber in dem erſten Jahre nach meiner Rückkunft ſtörte er noch nicht die geſelligen Verhältniſſe, und der Streit, ſo lebhaft er auch war, blieb doch noch immer ein Streit unter Freunden. Ich lebte mit meinem vertrauten Freunde Raumer, der in meinem Hauſe wohnte; die Schweſtern ſahen ſich täglich; mein nächſter College, Profeſſor Fiſcher, Links Nachfolger, wohnte mir gegenüber, und war mein genaueſter Freund. v. Winterfeld, mein Zuhörer aus Halle (jetzt Geh. Ober-Tribunalsrath) war als Oberlandesgerichtsrath, kürzlich verheirathet, nach Breslau verſetzt worden. Wir führten, enge mit einander verbunden, ein gemeinſchaftliches, inniges Familienleben. In einer langen Reihe von Jahren ward dieſes immer mehr befeſtigt, es ward durch die Turnſtreitigkeiten zwar tief erſchüttert, nicht aber aufgehoben. Alle wechſelſeitige, ſelbſt ſcheinbar unbedeutende Ereigniſſe in einer jeden Familie erhielten eine große Bedeutung. Die drei verbündeten häuslichen Kreiſe waren ſeit wenigen Jahren erſt entſtanden.

Aber eine neue enge Verbindung bildete ſich durch die Ankunft des Grafen v. d. Gröben und ſeiner Frau, der Tochter des General v. Dörrenberg. v. Gröben war kurz vor meiner Abreiſe nach Karlsbad als Chef des Generalſtabs bei General v. Zieten, dem Gouverneur von Schleſien, angeſtellt. Ich ſollte es noch erleben in meinen ältern Tagen, wie wichtig, ja für mein inneres Leben entſcheidend, ein Freundſchaftsbündniß mit einer jüngeren Generation werden konnte.

Daß nach dem Kriege nicht bloß eine politiſche, ſondern auch eine religiöſe Bewegung allgemein entſtand, ja ſogar eine geſchichtliche Bedeutung zu erlangen anfing, war mir nicht entgangen; nicht wie ſie im Einzelnen erſchien, in der Unbeſtimmtheit der Form, die ſie annahm, vielmehr eben als das, was der ſtrenge Philoſoph ein Geringeres nennen möchte, als ein in vielen Gemüthern mächtig werdendes Gefühl, war mir dieſe Erſcheinung höchſt merkwürdig und von tiefer Bedeutung. Denn was ſo aus den Gemüthern entſtand, konnte man nichts Willkürliches nennen. In ſeiner formloſen Art ſchien mir freilich dieſe Bewegung noch unſicher und manchen bedenklichen Mißbilligungen ausgeſetzt. Die Gefahr des engſten Abſchließens und des grenzenloſen Fanatismus, die Verbrüderung der Religioſität mit einem gährenden politiſchen Volksthum ſchwebten mir drohend vor, und ich ſah ſchon, wie ſie ſich ausbildeten. Aber dennoch war es mir klar, daß wenn das kaum erwachte religiöſe Gefühl irgend einen Beſtand haben, wenn eine größere tiefe Zukunft des Volkes ſich aus ihm entwickeln ſollte, dann müßte es ſich zuerſt von allem Andern zurückziehen, und ſich in ſeiner eigenen Tiefe verlieren; ja eben die Art, wie dieſes geſchah, gab mir die lebendigſte Hoffnung. „Wende dich von allem Aeußeren ab, es iſt nicht von einer äußern Welt, ſondern lediglich von dir ſelbſt die Rede," ſo lautete das erſte mächtig geiſtige Wort, welches ich in Deutſchland vernahm, von einem Manne, deſſen tief greifender Einfluß auf ſeine Zeit, ſo ſchnell er auch äußerlich verſchwand, ſo vorübergehend er erſchien, doch eine neue Zeit ſchuf, welche die verkündigte Lehre überlebte, und nie untergehen wird.

„Wende dich von allem Aeußern ab, es iſt von dieſem nicht die Rede, auch von dir nicht, ſondern von dem, was allein in dir das Ewige, Unveränderliche und Schätzbare, dein eigenes und aller Welt Heil iſt." Dieſe Stimme ertönte von keinem Katheder, ſelbſt auf den Kanzeln war ſie lange verſtummt, und wenn ſie hier und da leiſe in engen Kreiſen, verborgen in dem Innerſten mancher Menſchen, die ſelbſt der lauten Menge unbekannt oder verächtlich erſchienen, ſich vernehmen ließ, ſo tönte ſie wie die flüſternde Stimme eines heftig Erkrankten in den lauten Stürmen der bewegten Geſchichte.

„Es iſt doch ſehr zu bedauern", hörte ich ſchon damals, nicht bloß von beſchränkten und oberflächlichen, ſogenannten Aufgeklärten, ſondern auch von vielen klar verſtändigen Menſchen, „daß nach einer ſo ernſten, alle Lebensmomente klar und verſtändig ergreifenden Zeit der im Dunkeln herumſchleichende Pietismus ſich hervorwagt. Was wird daraus werden? Diejenigen, welche die Freiheit der erwachten Völker unterdrücken, alle Macht der fortſtrebenden geiſtigen Bildung vernichten wollen, konnten keine beſſere Waffe erhalten, als dieſe. Es gab wohl ſchon Solche, die an einen geheimen proteſtantiſchen Jeſuitismus glaubten, der von den Mächtigen im Stillen gebildet, ſich herumſchlich, um durch die ſchwächlichen religiöſen Gefühle im Volke eine Ohnmacht hervorzurufen, die allen erfolgreichen Widerſtand lähmen würde. Andere, die wohl einſahen, daß das erwachende Chriſtenthum etwas viel Tieferes war; Einige, die erkannt hatten, daß der Geiſt ſelbſt eine Zeit des Erkennens hervorrief, die höher lag, als alle Erſcheinung, dachten vorzüglich daran, nicht das Chriſtenthum zu verdrängen, ſich nicht in unnütze Klagen über ein Unvermeidliches zu verlieren, vielmehr es zu benutzen; der Sittliche, um die Geſetze zu unterſtützen und dadurch die Verbrechen zu vermindern; der liberal geſinnte Politiker, um dem Volksthum eine tiefere Baſis zu geben; der Philoſoph, um es zum Denkſyſtem zu verklären.

Ich ſah die Bewegung; war ſie doch nicht bloß eine äußere, vielmehr eine innere, eigene, die früh in meiner Kindheit begründet, durch alle Lebensmomente hindurchklang und immer mächtiger werden wollte. Ich ſah und erlebte dieſe Bewegung, und ſie ward mir bald unter allen, die ich durchlebt hatte, die wichtigſte. Schon das war mir höchſt merkwürdig, daß die neuerwachte Religioſität keineswegs vom Volke ausging. Unter dieſem, und zwar je beſchränkter es erſchien, deſto entſchiedener, trat vielmehr der ſeichte von einer höhern geiſtigen Richtung aus völlig beſiegte Rationalismus hervor. Er ward von den meiſten Kanzeln gepredigt, war, je beſchränkter der Geiſt, deſto beſtimmter. Trat ich auf Reiſen in die Schenken hinein, ſo brauchte ich nur eine, den Verſammelten unverdächtig ſcheinende Anſpielung zu wagen, irgend eine Erzählung von einer religiöſen Bewegung hier und da, um die Geringſchätzung aller Religioſität zu vernehmen; es ſchien den Menſchen darum zu thun, mir gegenüber, als ſolche zu erſcheinen, die dergleichen Thorheiten völlig überwunden hätten. Aber wenn auch die religiöſe Regeneration des Geſchlechts mir am hoffnungsvoll[illegible] aus der reifern geiſtigen Entwickelung entgegen[illegible], ſo war ich doch von der göttlichen Naturbetrachtung zu entſchieden feſtgehalten und beherrſcht, um durch das Fortſchreiten der Wiſſenſchaft allein, die Religion wieder erſtehen zu ſehen. Das Chriſtenthum war dem Philoſophen eine Thatſache, wie die Natur, wie die Geſchichte; eben daher war er genöthigt, dieſe Thatſache als Chriſtenthum zu conſtruiren. War das aber wirklich ſo, dann mußte dieſelbe, eben weil ſie Religion war, entweder die höchſte Dignität haben, oder gar keine. „Darfſt du es wagen, fragte ich mich, das Daſein des Chriſtenthums ganz abzuleugnen, oder mußt du es annehmen?“ Dem Schwankenden rieth ich wohl ſogar, den Verſuch mit dem entſchiedenen Ableugnen anzufangen, ſo wie demjenigen, der von dem geiſtigen Kampfe der Zeit ſchon ergriffen war, die Religion zum ſelbſtändigen Denkprozeß zu erheben, und ſich dabei zu beruhigen. Ich fragte nun, ob ihm denn noch überhaupt eine Religion bliebe, ob er wirklich die Welt und die Geſchichte begriffen hätte, wenn er alles Große und Herrliche, was in mannigfaltigen und lebendigen

Farben ſich bewegt und entwickelt, in ein dürres Syſtem verknöchert, wenn er es in eine Sprache, die doch nur eine Erſcheinung iſt unter andern Sprachen, und die ſeine Gedanken beherrſcht, wie der Leib ſeine Bewegung, zuſammengepreßt hätte. „Iſt dir, fuhr ich dann wohl fort, die Religion Etwas, muß ſie dir dann nicht nothwendig Alles ſein? kannſt du ſie als ein bloßes Etwas neben das Uebrige ſetzen?“ Sie war mir Alles, und ich kann mich auf einen jeden berufen, der meine Vorträge beſucht hat, daß ſie das Thema aller Wiſſenſchaft und Kunſt mir geworden war, die ohne ſie ſich nicht erklären ließen, ſo wie dieſe auch, wo das Chriſtenthum verſchwand, den eigentlichen Kern aller Entwickelung und friſchen Gedeihens zugleich verloren hatten.

Ich habe eben von einer Bekanntſchaft geſprochen, die mir ſehr wichtig ward, aber ehe ich dieſe in ihren Folgen darſtelle, muß ich eine andere Seite meines Daſeins berühren, die ſich mir ernſthaft und unvermeidlich aufdrängte. Nur ein Kind war mir geblieben. Meine Tochter hatte ein Alter erreicht, wo mir der gründliche Religionsunterricht als die heiligſte Verpflichtung erſchien, ja als der Keim einer Erneuerung des Familienlebens ſelber. Ich war keinen Augenblick unſchlüſſig. In Breslau lebte ein Prediger, der zugleich Profeſſor extraordinarius bei der Univerſität war. Ich ſah ihn nur, als wir bei meiner Ankunft uns gegenſeitig als Collegen beſuchten, nachher lange nicht. Er war ſeiner einſeitigen und ſtarren Orthodoxie wegen verſchrieen, lebte zurückgezogen, war aber dennoch durch die Integrität ſeiner Geſinnung und ſeines Herzens allgemein geachtet. Ich hatte Einiges von ihm geleſen, was mich zurückſchreckte durch Bizarrerie und harte einſeitige Anſichten. Dennoch, obgleich er ſich nirgends aufdrängte, hatte er ſich eine Gemeinde erworben, die ihm ganz anhing. Unter denen, die ihn beſonders hochſchätzten, befanden ſich auch ſolche, die eine höhere Bildung beſaßen. Ich hatte ihn, ſo viel ich mich erinnere, erſt nach der Zurückkunft von meiner Badereiſe einige Mal gehört. Ich geſtehe, nie einen Prediger gehört zu haben, der, wenn er auf der Kanzel erſchien, ſo ganz von ſeinem Gegenſtande ergriffen, wie geheiligt und verklärt war; nie einen, der mit den innern Kämpfen eines religiös bewegten Gemüths ſo vertraut ſchien. Wenn er das innere chriſtliche Leben in ſeiner Richtung gegen das Sittliche darſtellte, wenn er vom Glauben an die

Liebe, von dem Heiland ſprach, ſo war es, als redete er nicht allein *von* einer andern, ſondern *aus* einer andern Welt; man konnte ihn überhören, ja der zerſtreute Sinn ſträubte ſich wohl, ſich ihm hinzugeben. Wie er daſtand, hatte er nichts, was den durch die Geiſtreichigkeit der Zeit verwöhnten anziehen konnte; er erſchien ſchlechthin forderungslos und demüthig, einem Schuldbewußten ähnlich. Im Anfange, ſchien uns ſeine Sprache etwas Ungeſchicktes, der Zeit Fremdes zu haben, als klänge ſie aus einer längſt veralteten, jetzt verſchmähten, der Sprachbildung unſerer Tage keineswegs günſtigen Zeit heraus. Hörte man ihn aber in ſeinen beſten Stunden, dann war es, als hätte ſich Alles in ihm und in uns verwandelt, es lag dann in ſeinen Worten eine Gewalt, die er ſelbſt nicht zu kennen ſchien. Er blieb in der Art, wie er ſich darſtellte, einem Kinde ähnlich; wenn er dem bewegten Bewußtſein einem harten, richtenden Geiſte ähnlich erſchien, ſchwebte dennoch der liebevoll lächelnde Engel der Unſchuld um ſeine Lippen, und wenn er von dieſem ganz beherrſcht war, klang doch die ſtrafende Rede aus den liebevollſten Worten hervor: der größte Dichter, der mich hingeriſſen hat, vermochte nie ſo gewaltig die innerſten Tiefen des Daſeins in ſeinen geheimnißvollſten Bewegungen aufzuſchließen, wie dieſer ſchlichte, in mancher Rückſicht, wie ich doch geſtehen mußte, in harter Einſeitigkeit befangene, der Zeit fremde Prediger. Wenn man ſich ihm ganz hingab, dann ſah man ihn nicht, man hörte ihn nicht; er ſchien in uns zu leben, aus uns ſelbſt zu reden; was er ſagte, verwandelte ſich in ein Selbſtgeſpräch, die Gemeinde verſchwand, und ich ſaß da, als wäre ich allein in den tiefſten, innerſten, ſtrafenden und auch zugleich tröſtenden Selbſterwägungen verſunken; ich begriff es, wie diejenigen, die einmal für ihn gewonnen waren, ihm auf immer zugehörten. — Mit ſeinen dogmatiſchen Predigten, und dann mit den Reden, die das Verhältniß der Kirche zur Zeit darſtellten, war ich freilich jederzeit weniger zufrieden, ja einige ſtießen auch wohl gar zurück. Es wird von dieſem Manne ſpäter viel die Rede ſein; es war Scheibel, der ſo oft genannt, von Vielen verſchmäht, den Behörden ſo beſchwerlich geworden iſt.

Ich übergab ihm den Unterricht meiner Tochter; ſie genoß ihn fünf bis ſechs Jahre hindurch. Ich ſegne die Stunde, in welcher ich dieſen Entſchluß faßte; er ward ihr ein zweiter Vater, ſie ihm durch alle Trübſale und Verfolgungen hindurch eine geliebte und liebende Tochter, und ſie ſchwebte ihm vor, und er gedachte ihrer, als ſeiner Tochter, in den letzten Stunden ſeines leidvollen Lebens. Seine Frau war, wie meine Tochter, früher ſeine Schülerin geweſen, und blieb es mit einer grenzenloſen Hingebung ihr ganzes Leben hindurch. Den ergänzenden Theil dieſer mir ſo wichtigen Freundſchaft bildete die Familie des Grafen von der Gröben; er hatte früher ſtudirt, auf eine ausgezeichnete Weiſe den Krieg mitgemacht und ging ſchnell befördert einer glänzenden Zukunft entgegen. Was er, was ſeine Frau, was ſein Familienleben uns ward, iſt von einer ſo ſtillen innerlichen Art, daß ich es durch die Oeffentlichkeit nicht zu verletzen wage. Wir lebten, ſieben Jahre lang die Freuden und Leiden des Familienlebens theilend, und nie werde ich dieſe Zeit vergeſſen.

Unter meinen Collegen waren mir einige freundlich verbunden.

Link, der berühmte Naturforſcher, ward mir als ein Gegner dargeſtellt, den ich, als er ſpäter, obgleich ſchon bei der Stiftung der Univerſität berufen, nach

Breslau kaum wohl zu fürchten hatte. Der Miniſter Schuckmann hatte es nöthig gefunden, als ich ihn in Berlin ſprach, mich zur Verträglichkeit mit Link zu ermahnen; durch letztern hatte ich erfahren, daß er ſich auch gegen ihn auf ähnliche Weiſe geäußert. Nun beſtritt zwar der viel gewandte, in mehreren geiſtigen Richtungen ſich bewegende, kenntniß- und talentvolle Naturforſcher eben von einem naturphiloſophiſchen Standpunkte aus, viele meiner Behauptungen: dadurch aber ward unſer freundſchaftliches Verhältniß niemals geſtört, und dieſer berühmte Botaniker ward mein Lehrer, beſonders in der Pflanzen-Anatomie, dem ich Vieles zu verdanken lebhaft anerkenne. Er blieb nur kurze Zeit in Breslau, und ward nach Willdenows Tode als Profeſſor und Direktor des botaniſchen Gartens nach Berlin berufen. Link hatte in Breslau eine doppelte Stellung, er war da Director des botaniſchen Gartens und Profeſſor der Chemie. Treviranus für die Botanik, Fiſcher für die Chemie, wurden ſeine Nachfolger. Dieſer wohnte, wie Link früher, mir gegenüber. Das chemiſche Laboratorium und die phyſikaliſche Apparaten-Sammlung mußten ſie oft wechſelſeitig aushelfen; doch ward Fiſcher von mir wohl öfter, als ich von ihm, zur Hülfe gerufen. Schon während er Profeſſor extraordinarius war, ward er mein vertrauteſter Freund. Die gewiſſenhaften Forſchungen in ſeinem Fache, Entdeckungen, die er machte, die ſpäter von anderen verfolgt, große Bedeutung erhielten, während er ſie mit einer ihm eigenthümlichen Schüchternheit behandelte; endlich die durchſichtige Klarheit und Reinheit ſeiner ganzen Geſinnung, machten ihn mir lieb und theuer. Der tiefſinnige Braniß, durch äußere widerſtrebende Verhältniſſe nicht in ſeinen Studien, wohl aber in ſeiner Stellung gehemmt, hatte ſich in ſinnende Einſamkeit zurückgezogen, und trat mir in ſeiner mächtigen geiſtigen Bedeutung, obgleich ich wohl wußte, was von ihm zu erwarten war, erſt ſpäter näher.

Unter den Collegen, die gleich bei meiner Ankunft ſich mit großer Freundlichkeit mir anſchloſſen, nenne ich beſonders zwei in der deutſchen Literatur ausgezeichnete Männer, den Hiſtoriker Wachler und den Philologen Paſſow. Der Conſiſtorialrath und Profeſſor der Theologie Gaß, Schleiermachers Schüler und Freund, hatte mit mir im Jahre 1806 verhängnißvolle Tage durchlebt. Der redlich forſchende Kayßler, Profeſſor der Philoſophie, ward mein Freund. Ich trat ſelbſt dem philologiſchen Theologen David Schulz näher; Middeldorpf, der Theolog, war mir ſchon aus Hamburg lieb, und mein Verhältniß zu ihm das freundſchaftlichſte. Unter den Freunden, deren Unterhaltung mir ſehr lehrreich war, muß ich hier den ruhigen und klar verſtändigen ausgezeichneten Juriſten und ſpäteren Oberbibliothekar Unterholzner nennen. Weber habe ich ſchon früher genannt. Ueberhaupt war das Leben der Profeſſoren unter einander in den erſten Jahren nach dem Kriege ſehr friedlich; noch hatten keine bedeutende Streitigkeiten ſtattgefunden. Der angenehmſte Vereinigungspunkt der Familien war der akademiſche Clubb, und die Männer fanden einen ſolchen in der philomathiſchen Geſellſchaft. Hier nun darf ich es nicht unterlaſſen, einen Mann zu nennen, mit dem ich bis zu ſeinem Tode in genauem Verhältniß lebte. Es war der als Schauſpieldichter bekannt gewordene Schall. Ich fand gleich bei meiner erſten Ankunft in Breslau einen Mann, den ich durch den ältern Raumer kennen lernte; es war der Sohn eines Kaufmanns, der ſelbſt für dieſen Stand beſtimmt war. Er ward aber durch Neigung für eigene Studien gewonnen, und trieb dieſe mit großem Fleiß und im Umſicht, beſonders war es in ſeiner Jugend die Neigung zum Theater, die ihn hinriß. Schall erſchien ſchon, als ich meine erſte Bekanntſchaft mit ihm machte, als ein Mann von bedeutender Corpulenz, die mit dem wachſenden Alter immer mehr zunahm, eine wahre Falſtaff-Figur. Nun war es in der That ſeltſam, wie dennoch mitten aus dieſer aufgeſchwollenen Geſtalt, aus dem runden, großen und dicken Geſicht ſich Feinheit, und ſelbſt gewiſſermaßen Grazie ausſprach. Ich habe oft Schall in Berlin in die gebildetſten Kreiſe von Männern und Frauen eingeführt, mit derſelben Zuverſicht, mit welcher man den durch Geiſt und angenehme Formen ausgezeichnetſten Mann einzuführen pflegt. Zwar ſtutzte man, wenn die ungeſtaltete Maſſe erſchien, aber indem er dadurch nicht eben auf die angenehmſte Weiſe die Aufmerkſamkeit auf ſich zog, entdeckte man bald den geiſtig beweglichen und intereſſanten Mann; ja eben was bei der erſten Erſcheinung abſtieß, war ſchnell in ein Anziehendes verwandelt. Er ſprach gewandt und zierlich; die chaotiſche Verwirrung der ſich durchkreuzenden Geſpräche, die leider in unſern Geſellſchaften eben ſo zerreißend unter einander tönen, wie zur Zeit der die Straßen beherrſchenden Orgelkaſten, wenn drei bis vier zuſammentrafen und mit den verſchiedenſten Melodieen ſich zu überſchreien verſuchten, verſtummten auf einmal; Alles hing an ſeinen Lippen, und wenn wir uns trennten, empfing ich den Dank der ganzen Geſellſchaft, für die Einführung eines ſo intereſſanten Mannes. Er beſaß ausgebreitete Kenntniſſe der Literatur, der modernen Poeſie aller Länder; er hatte ſich ſelbſtändig ausgebildet, und ſein Urtheil konnte man ein reifes und urſprüngliches nennen. Obgleich er nie auf eine entſchiedene Weiſe doktrinär hervortrat, ſo entdeckte man doch leicht aus ſeinen Geſprächen den größern, ſicheren und in ſich durchgearbeiteten Umfang ſeiner Kenntniſſe: aber leider eben was ihn ſo anziehend, ja liebenswürdig, ſeiner Mißgeſtalt ungeachtet, erſcheinen ließ, machte ihn auch unglücklich. Ich habe nicht leicht einen Mann gekannt, der in einem ſolchen fortdauernden Kampfe mit ſeinen oft wechſelnden Neigungen ſtand, und in dieſem ſtets unterlag. Er war ganz, was Green zu Shakſpear's Zeiten, und wie dieſer in Tiecks trefflicher Novelle erſcheint. Ein nicht unbedeutendes Vermögen war bald verzehrt, er ſoll, wie man behauptet, Verwandte und nahe Freunde in große Verlegenheit geſetzt, und ihnen bedeutende Verluſte zugezogen haben, und dennoch war er der gutmüthigſte und treueſte Freund; aber ſo ganz ohne Zukunft lebte kein Menſch. Das Gewiſſen ward laut, wenn er kein Geld hatte, und ſeine Melancholie hatte dann etwas wahrhaft Ergreifendes und Tragiſches. Ward er durch irgend ein leichtſinniges Mittel aus der Verlegenheit geriſſen, dann war er ſchnell in den glücklichſten Menſchen verwandelt. Ich konnte einer warmen Neigung für ihn nicht widerſtehen, und da mein eigenes Temperament dem ſeinigen verwandt war, verfolgte ich ſein Leben mit einer inneren Angſt, als wäre es mein eigenes.

Seine Lage war ſchon im höchſten Grade bedenklich, als es ihm gelang, durch den Einfluß, den Koreff auf den Fürſten Hardenberg ausübte, neben dem alten Kornſchen Zeitungsprivilegium ein zweites für eine Breslauer Zeitung zu erhalten. In den Händen eines etwas umſichtigen Mannes wäre dieſes Privilegium ein bedeutendes Kapital geworden. Die ältere Kornſche Buchhandlung hatte ſich bereichert durch die bis dahin allein privilegirte Zeitung, obgleich ſie bis zu einer faſt unglaublichen Armſeligkeit herabgeſunken war. Korn war ein Millionär, zwar nicht durch die Zeitung allein, ſondern durch eine Speculation, die freilich geeignet war, eine große Summe abzuwerfen. Er beſaß ſchon ein bedeutendes Vermögen und kaufte in der Revolutionszeit eine große Menge franzöſiſcher Bibliotheken, die zur Ausmöblirung ruſſiſcher und polniſcher Magnaten-Säle beſtimmt waren und ſchnell in dieſe Länder verſchwanden. Aber auch die Zeitung trug viel zur Vermehrung ſeines Vermögens bei.

Wenn man nun freilich meinen lieben Freund Schall mit jenem emſig thätigen, ganz für die Vermehrung ſeines Vermögens lebenden Manne verglich, ſo ſchien es, als hätte Korn ſelbſt für ſeine tief geſunkene Zeitung nichts zu befürchten gehabt. Auch würde die neue Unternehmung bald zu Grunde gegangen ſein, wenn Schall nicht durch einen Freund unterſtützt worden wäre. Es war der als Hiſtoriker berühmt gewordene Löbell. Auch dieſer iſt einer meiner genaueſten Freunde. Durch die Bearbeitung der großen Beckerſchen Weltgeſchichte iſt er zwar vorzüglich dem größeren Publikum bekannt geworden. Er zeichnete ſich aber ganz beſonders durch ſeine vortrefflichen Vorträge aus, die ihm einen Rang unter den erſten Docenten erworben hatten. Dieſes Talent ward zuerſt durch Major (jetzt General) v. Williſen entdeckt. Die früheren Schickſale dieſes ausgezeichneten Offiziers in Halle und ſein Gefängniß in Kaſſel ſind ſchon erzählt. Er war im Generalſtab angeſtellt und hatte zugleich die Direction der Kriegsſchule. Hier gelang es ihm, dem Löbell eine Anſtellung zu verſchaffen, und zugleich ſeine hiſtoriſchen Vorträge kennen zu lernen. Er behauptete, nie ähnliche gehört zu haben, und als er als Adjutant des Prinzen Wilhelm nach Berlin verſetzt ward, erhielt durch ſeine Vermittelung Löbell eine Anſtellung als Lehrer bei der Cadettenſchule. Auch hier glänzte er durch ſeine Vorträge der Geſchichte, und iſt, wie bekannt, jetzt einer der ausgezeichnetſten Lehrer der Univerſität Bonn.

Durch ſeine Hülfe nun vorzüglich, aber auch durch Schalls Perſönlichkeit, die in der Zeitung, ſo unterſtützt, ſich konnte gehen laſſen, und allenthalben durchblickte, erhielt dieſe ſchnell ein bedeutendes Publikum; aber Löbell verließ Breslau, die Zeitung erhielt ſich durch den einmal erworbenen Ruf, gerieth aber in die Hände des Verlegers. Schall lebte von fortdauernden

Vorſchüſſen, die Redaction ward ihm zuwider. Ein Lotteriegewinn ſetzte ihn in den Stand, einige Jahre in Berlin zuzubringen. Bei ſeiner unglücklichen Corpulenz bildete ſich ein immer mehr bedenklicher Bruſtkrampf aus, der ihn einige Jahre hindurch quälte und dem Tode nahe brachte. Er ſtarb in großer Armuth in Breslau, und Einige ſeiner beſten Luſtſpiele, beſonders die unterbrochene Whiſtpartie, erhalten ſich noch immer auf der Bühne. Eines der vorzüglichſten Gemälde des bekannten Malers Siegert ſtellt ihn als einen ſitzenden Dominikaner dar, neben ihm ſteht ſein Freund der Baron v. B., dieſer als Schriftſteller, aber noch mehr durch ſeine ſeltſamen Schickſale bekannt gewordene Freund, als ſchlauer Jeſuit. Das Bild iſt ein höchſt gelungenes; es gehört zu den beſten Genre-Bildern der neueren Zeit. Auf v. B. ging das Privilegium und das Eigenthum der Schallſchen Zeitung über; er verſtand freilich, es beſſer zu benutzen.

Ich habe Schall und ſein Leben ſo ausführlich behandelt, weil ich die vertraute Verbindung mit ihm als ein bedeutendes Ereigniß meines eignen Lebens betrachten muß. Es war freilich der ſchneidendſte Contraſt gegen die ernſtere Richtung, die eine immer größere Herrſchaft über mich gewinnen ſollte; aber nur zu klar ward es mir, daß eine, noch nicht niedergekämpfte Neigung mich auch innerlich mit Schall verband; ſie hatte das Heilſame für mich, daß ich wie die Grazie aus einer Mißgeſtaltung, ſo auch die beſſere Geſinnung aus ſeinem zerrütteten Daſein hervorblicken ſah, und es lernte, mich von der erſtarrten Lehre, ſo wie von dem einſeitig gemüthloſen Richten, immer entſchiedener abzuwenden; keine Erſcheinung vermag das geheimnißvolle Verhältniß der Menſchen zu Gott zu enthüllen, vermögen wir doch das eigene nur durch die gläubige Zuverſicht feſt zu halten.

Zu meinen liebſten Freunden gehörten auch ausgezeichnete Offiziere; außer Gr. v. der Gröben, der damalige Major v. Kanitz, (jetzt General und Preußiſcher Geſandter in Wien), v. Williſen, v. Stockhauſen (jetzt General und Hofmarſchall Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Albrecht), Graf v. Lüttichow, (jetzt Obriſt), und Graf Brühl. Ganz eigenthümliche, mir ſehr angenehme und bedeutungsvolle, geſellige Verhältniſſe geſtalteten ſich durch die freundſchaftliche Verbindung mit der Baronin von Richthofen (geb. Prinzeſſin von Holſtein-Beck), und mit dem Grafen Sedlnitzky.

Die Verhältniſſe geſtatteten zwiſchen unſeren Familien den vertrauteſten Umgang, und wenn auch dieſer nur in derſelben Art ſtattfinden kann, ſo lange jene dauern, wenn Verſetzungen, die bei den Offizieren ſo häufig, ja faſt unvermeidlich ſind, uns trennen, ſo bleibt doch das Eigenthümliche ſolcher Bekanntſchaften, obgleich im Laufe der Zeit die äußere Stellung eine ganz verſchiedene wird. Die Offiziere ſteigen immer höher, während der Gelehrte, wenn er einmal bei einer Univerſität ein Profeſſor ordinarius geworden iſt, die Stellung erlangt hat, die für ſein ganzes Leben gilt. Ich bin nun faſt ein vierzigjähriger, aber weder die Verſchiedenheit in der Geburt, noch in der Stellung, noch die Entfernung hat einen Unterſchied in dem vertrauten Verhältniß, welches ſich lange Jahre hindurch in Breslau ausgebildet hatte, hervorgerufen. Gr. v. der Gröben, Kanitz und Williſen hatten vor dem Befreiungskriege einen Univerſitäts-Curſus durchgemacht, die höchſten Intereſſen des Geſchlechtes beſchäftigten ſie, wie mich und meine Collegen; ſie waren aber mehr wie wir von der Pedanterie und der zu gründlichen Lehrhaftigkeit der Gelehrten vom Fache befreit. Sie gehören zu den ausgezeichnetſten Offizieren der preußiſchen Armee; v. Kanitz und v. Williſen ſind geachtete Schriftſteller in ihrem Fache; ſie hatten nicht beſtimmte Anſichten zu vertreten und konnten ſolche eben deswegen unbefangener und freier ausbilden; ſie ſcheuten ſich nicht, meine Vorleſungen zu beſuchen und es fehlte uns nie an Unterhaltungen, die ich zu den lehrreichſten und angenehmſten meines Lebens rechnen muß. Das geiſtig Vornehme dieſer Männer hervorzuheben, würde unſchicklich ſein, ſie ſind nicht bloß in der Armee bekannt.

So geſtalteten ſich meine geſelligen Verhältniſſe allerdings ſehr angenehm. Meine Wohnung erlaubte mir eine große Anzahl von Freunden zu verſammeln; ich wagte es, ſchon vor dem Kriege, wöchentliche Abendgeſellſchaften zu geben, auf eine Weiſe, wie ſie in ſüdlicheren Ländern und in großen Städten gewöhnlich ſind, und wie es mir meine Verhältniſſe geſtatteten. In Schleſien war es gewöhnlich, wenn man des Abends zuſammenkam, (und Diner's gehörten zu den Seltenheiten) die ſchwerſten Mahlzeiten zu genießen. Ich gab buchſtäblich nichts als Thee und Butterbrod, weder Wein noch irgend ein anderes Nahrungsmittel ward gereicht. Oft erſchienen 40—50 Gäſte; Fremde, die ſich für irgend eine wiſſenſchaftliche Unterhaltung intereſſirten und die mich wohl kaum ſonſt aufgeſucht hätten, wurden herbeigelockt, und obgleich die entfernte Lage von Breslau Durchreiſende der Art verhältnißmäßig ſelten machte, ſo entging mir doch kaum die nähere Bekanntſchaft der intereſſanteſten Durchreiſenden dieſer Stadt. So angenehm geſtaltete ſich Alles, als die Turnſtreitigkeiten eine innere ernſthaftere Wendung nahmen. Keiner war mehr dazu berufen, gegen den Fanatismus, der ſich unter meinen Augen ausbildete, entſchieden hervorzutreten, als ich; ich lebte in einer beſtändigen Verbindung mit meinen Zuhörern; wer ſich mir anſchloß, gehörte zu meiner Familie, und ich darf mich auf Viele von dieſen berufen; ſie wiſſen es, wie alle, ſonſt wohl für nothwendig erachtete Förmlichkeit aus dieſem Verhältniß ausgeſchloſſen war. Das ſchärfere Erkennen ſollte die Geſinnung heben, dieſe das Erkennen veredeln. Es war nie meine Abſicht, eine Schule zu bilden, ich ermunterte einen jeden, für den eigenen Altar und Heerd zu ſorgen, damit er frei ſei, wo er geiſtig zu Hauſe war. Aber unter meinen Augen ſteigerte ſich der Fanatiſmus der Turnplätze. Die langen Haare, der deutſche Rock, das ungeſchliffene Betragen, als deutſche Treuherzigkeit geſtempelt, die halb myſteriöſe, inhaltsleere Heiligkeit der Turnplätze traten immer entſchiedener hervor; es war die praktiſche Conſequenz der Fichteſchen Lehre. Das conſtruirende Ich ſollte Kinder und Jünglinge aus der verdorbenen Welt herausreißen, damit ſie conſtruirt, und dadurch für die freie Production ausgebildet, immer mächtiger für die deutſche Veredlung thätig würden.

So ſollte die Reinigung und Heiligung des Geſchlechts, die mächtige That des liebenden Gottes in der Geſchichte, mit dieſer wahnſinnigen That anfangen, und Gott, wenigſtens für den Anfang, im deutſchen Kleide erſcheinen, bis es ihm von hieraus gelänge, ſich über die anderen Völker zu erbarmen. Die deutſche Kirche ſollte einen deutſchen Staat bilden; man trennte ſich von den tiefer geſchichtlichen Forſchungen der deutſchen Sprache, und an die Stelle des in ſich ſicheren grammatikaliſchen Unterrichts, der mit klarem Bewußtſein ſich ausbildete, indem er ſich an die alten Sprachen anſchloß, traten die unreifen Verſuche der Turnlehrer. Selbſt die geſchichtliche Legitimität des mathematiſchen Unterrichts ward durch dieſes Princip der Bewegung verdrängt; die Geſchichte beſann ſich durch Pythagoras und Euklides auf die erſten ſicheren Fundamente der Geometrie, und das berühmte εὕρηκα war ein Freudenruf der Geſchichte: jetzt trat an die Stelle des Euklid eine ſelbſterfundene Raumlehre, und die grillenhaften Verſuche junger Männer ſollten die ruhige geſchichtliche Entwickelung verdrängen. Ich habe ſolche gekannt, die mit einem bedauernswerthen redlichen Eifer und Anſtrengung, die ihre legitime mathematiſche Ausbildung ſchnell gefördert haben würden, in dieſem rohen fruchtloſen, breiten Verſuche ſich vertieften, ohne es ſo weit zu bringen, daß ſie die Decimalrechnung verſtanden. Die grammatikaliſche Verwirrung, die in den Köpfen entſtand, ſchienen die Philologen kaum zu ahnen; die Mathematiker lächelten verächtlich, aber miſchten ſich nie in dieſes Kinderſpiel. Und dieſe Schulen wurden beſchützt durch einen deutſchen Gott und aufgebaut in einem deutſchen Reiche, welches noch nicht da war, aber erricht werden ſollte. Allerdings war an die Stelle der früher als Buchſtaben geſtalteten Pfefferkuchen, durch welche die Elemente des Leſens auf eine doppelte

Weiſe verſchluckt wurden, eine neue Methode erfunden, die dem Knaben beſſer zuſagte, und es iſt nicht zu verwundern, daß ſie friſch und fröhlich jubelten, wenn ſie mit den luſtigen Sprüngen in die Kirche und in den Staat, als in eine große Zukunft hineinzuziehen meinten. Am bedeutendſten geſtaltete ſich dieſes alles bei den Jünglingen, auf deren wachſende Geſinnung einen fördernden Einfluß zu erhalten, ein mir nicht bloß von dem Staate, ſondern von Gott anvertrautes Amt war.

In Deutſchland wurde dieſe conſtruirbare Kindheit immer mehr und mehr verehrt: die guten Eltern ſchämten ſich, daß es ihnen nicht ſo gut geworden, einen ſolchen Reinigungsproceß durchzugehen. Große Aufzüge von ſolchen Knaben, die den edlen Keim von Deutſchlands Zukunft in ſich trugen, wanderten von Stadt zu Stadt und bildeten Heere, wie die Flagellanten am Ende des 13ten und dann wieder im 15ten Jahrhundert, und trugen die Fahnen der Zukunft. Die Magiſträte der Städte, Mädchen mit Blumen empfingen ſie; ſie wurden in den Bürgerhäuſern einquartirt, ſie wurden triumphirend empfangen, als hätten ſie, indem ſie die Knochen übten, ſchon einen Sieg errungen. Die deutſchen Langhaare erſchienen als eine Regeneration der engliſchen Rundköpfe; es war offenbar der Puritanismus, der unter anderen Verhältniſſen ſich wieder bilden wollte, aus den nämlichen Quellen. Wohl weiß ich, daß die Beſonneneren alle dieſe Ausſchweifungen nicht beabſichtigten, ſie ſtanden hoffnungsvoll da, wie die edleren Naturen im Anfange der franzöſiſchen Revolution. Ich habe es nie geleugnet, daß das Fundament dieſer Richtung das wahrhaft Urſprüngliche in ihr, ein Wahres und Heiliges war, und daß meine beſſeren Freunde dieſen ſchönen Standpunkt nie zu verlaſſen beabſichtigten. Aber ſollte man ſich dadurch abhalten laſſen, einen Kampf zu wagen, wenn man in die geheiligte Stätte einer Thätigkeit einzudringen verſucht? Alles Nichtige, Verdrehte, Schlechte iſt ſecundärer Art.

Ich trat immer entſchiedener hervor. Die philomathiſche Geſellſchaft, die uns auf eine ſo heitere Weiſe geiſtig vereinigt hatte, geſtaltete ſich zu einem bedenklichen Kampfplatze. Die Geſellſchaft theilte ſich. Ich war eben im Begriff, den erſten Theil der Caricaturen des Heiligſten zu ſchließen. Nach der Anlage meiner Schrift mußte ich hier von Exceſſen, von der Caricatur der Erziehung unſerer Tage reden. Ich ſchloß den Band mit einer Darſtellung der Erziehungs-Verſuche der Turnplätze. Dieſen Schluß trug ich in der philomathiſchen Geſellſchaft vor. Nur die Hälfte des Vortrages war ausgearbeitet; die letzte Hälfte trug ich rein mündlich vor. Als ich die Jugend aufforderte, in den Krieg zu gehen, war ich nicht innerlicher bewegt, als jetzt. Der gedruckte Schluß des Bandes enthält nur die matte Erinnerung an das, was meine ganze Seele erfüllte. Ich war zu alt und nicht Thor genug, um eine Bekehrung zu erwarten; aber daß mein Kampf keine Grille war, daß er nicht aus Rückſichten entſprang, die durch irgend eine Erwägung beſeitigt werden konnten, das, hoffte ich, würden auch meine entſchiedenſten Gegner einſehen. Als ich den Vortrag geſchloſſen hatte, erklärte ich die Geſellſchaft in der Art, wie ſie bis jetzt beſtanden hatte, für aufgehoben; je günſtiger die Vereinigung war, deſto entſchiedener mußte ſich die Trennung ausſprechen; eine Scheinverbindung fortzuſetzen, wäre für uns alle unwürdig. Etwa die Hälfte der Mitglieder erhob ſich mit mir; wir entfernten uns, die Geſellſchaft war aufgehoben und der Handſchuh hingeworfen. Aber hier zeigte ſich nun der Unterſchied. Die Zurückgebliebenen ſetzten die Geſellſchaft fort, ſie hatten einen Vereinigungspunkt, und der war ihnen noch etwas werth. Ich ſelbſt ehrte die Geſinnung und die Abſicht der Verbündeten; war es doch die reine Mythe einer geſchichtlichen Richtung, die nur deswegen zu tadeln war, weil ſie das Maaß überſchritt, und gegen die Exceſſe, die ſie nicht beabſichtigte, doch blind zu ſein ſchien. Ich aber fand nur einen Mitkämpfer, welcher der Gefahr einer übermächtigen öffentlichen Meinung mit mir Trotz zu bieten wagte, es war der berühmte deutſche Geſchichtsforſcher Menzel. Doch nahmen wir beide in der Literatur ſo eigenthümlich verſchiedene Standpunkte ein, daß unſere Verbindung nicht aus dem Vollen ſein konnte, und als die Angriffe immer gewaltſamer wurden, zeigte es ſich, daß ich ganz allein und ohne irgend eine Hülfe daſtand. Aber Breslau war von nun an der eigentliche Kampfplatz der Turner für ganz Deutſchland geworden.

Indeſſen trat ein Ereigniß ein, welches für mein ganzes übriges Leben von der größten Bedeutung war und noch iſt. Der Fürſt Biron von Kurland hatte ſich im Kriege ausgezeichnet und lebte mit ſeiner Familie in Breslau. Er war ein höchſt beweglicher, freundlicher und geſelliger Mann. Seine Geſellſchaften gehörten zu den ausgezeichnetſten, und er war der beſte Wirth. Es war wohl oft von ihm in unſeren Kreiſen die Rede; meine militairiſchen Freunde erſchienen öfters in ſeinem Hauſe, ich kannte ihn nicht. Sehr unerwartet war es mir daher, von ihm ein Schreiben zu erhalten. Obgleich er eine bedeutende ruſſiſche Penſion erhielt und eine ausgedehnte Standesherrſchaft beſaß, ſo koſtete ihm ſeine große, oft verſchwenderiſche Haushaltung doch ſo viel, daß er faſt immer in bedeutender Geldverlegenheit war. Er wünſchte eine ſehr große und reiche Münzſammlung zu verkaufen. Seine Liebhaberei dafür war bei ihm verſchwunden. „Sie verleitet mich, ſagte er, ſo lange ich ſie beſitze, zu bedeutenden Ankäufen, die mich jetzt nicht einmal intereſſiren.“ Aus welchem Grunde er ſich an mich wandte, und nicht an den Königlichen Commiſſarius bei der Univerſität, Geheimenrath Neumann, oder an den damaligen Rektor, weiß ich nicht. Die Sammlung hatte eine gewiſſe Celebrität, und ich wandte mich an Neumann, an den Rector und unmittelbar an Bavon v. Schuckmann, um ſie wo möglich für die Univerſität zu erlangen. Der Fürſt ſetzte wohl auch ſeine Freunde in Berlin in Bewegung, die Münzſammlung entging der Provinz und ward für die Königliche in Berlin angekauft. Dadurch nun kam ich mit dem Fürſten in Berührung, ward immer häufiger eingeladen, erhielt ſelbſt auf ſeine Familie einigen Einfluß, und gehörte zu den Vertrauten. Freilich war der Fürſt der offenherzigſte aller Menſchen, und wenn er irgend einen Entſchluß faſſen mußte, ſehr geneigt, jedermann in ſeiner Umgebung um Rath zu fragen. Er war mit der deutſchen Literatur nicht unbekannt, und ſo ward ich wohl als Schriftſteller beſprochen. Was aber am meiſten dazu beitrug, mein Anſehen in dieſem Hauſe zu ſteigern, war ſein perſönliches Zuſammentreffen mit Göthe in Karlsbad. Dieſer hattte ſich nach mir ſehr angelegentlich erkundigt, und ſich, nach ſeiner Art, wohlwollend über mich geäußert. Der Fürſt verkündigte nun, als er zurückkam, meinen Ruhm der Geſellſchaft, wiederholte die Aeußerungen des großen Dichters, und ſein eigenes phantaſiereiches und dichteriſches Talent, diesmal durch die wachſende Zuneigung gegen mich hervorgerufen, erhielt durch das, was Göthe geſagt hatte, einen noch inhaltsreichern Werth. Im Herbſt 1818 ließen ſich der Kronprinz und ſein Bruder Prinz Wilhelm als Gäſte bei dem Fürſten anmelden. Dieſer beſaß in der Nähe von Schmiedeberg, dicht unter der Koppe, ein Luſtſchloß, Ruhberg. Dort wollten die beiden königlichen Prinzen ſich einige Tage aufhalten, um von da aus das Rieſengebirge zu bereiſen. Das fürſtliche Haus gerieth nun in große Bewegung. Die Aufnahme der königlichen Prinzen ſollte ſo glänzend wie möglich ſein; der anſehnliche Marſtall ward durch Ankauf neuer glänzender Pferde vermehrt; alles, was der Fürſt Prächtiges und zwar im Ueberfluß beſaß, ward nach Ruhberg gebracht, und er und ſeine für ſolche Fälle gewandte, ja höchſt liebenswürdig erſcheinende Gemahlin ſchlug mir vor, ſie zu begleiten. Da ich mit dieſen Gebirgsgegenden ſehr genau bekannt war, ſo glaubten ſie, keinen beſſern Cicerone für die Gebirgsreiſe finden zu können. Der Tag, an welchem die Prinzen in Ruhberg erſcheinen wollten, nahte heran. Der Fürſt und ſeine Gemahlin eilten nach dem Luſtſchloß, um alle Anordnungen für den würdigen Empfang ſo hoher Gäſte zu leiten. Ich fuhr in einem leichten fürſtlichen Wagen, von einem Jäger begleitet, nach

Ruhberg. Ueberall auf der Landſtraße ſah ich ſchwer beladne Wagen, welche das fürſtliche Gepäck nach dem Luſtſchloſſe brachten. Eine Menge von Bedienten führten Pferde der edelſten Race dorthin, und dieſe Bewegung auf der Landſtraße verkündigte in der That die Veranſtaltungen eines mächtigen und reichen Fürſten. Ich kam in Ruhberg an. Eines Morgens wurde die Annäherung der königlichen Prinzen angekündigt. In dem Schloſſe war Alles zu ihrem Empfange vorbereitet; die Säle waren noch leer, ich ſtand allein im Gartenſaale mit dem Fürſten und ſeiner Gemahlin. Hier nahm ich nun ſelbſt Theil an der Deliberation über den Empfang. Sie war doch eine kurze Zeit hindurch zweifelhaft, und ich erſtaunte; ich glaubte bisher, daß das, was ein ſolches Verhältniß gebot, ſo beſtimmt und ſicher war, wie etwa die grammatikaliſchen Regeln dem Philologen. Endlich ſchloß die Deliberation. Der Fürſt ſprengte fort, ſeine Königlichen Gäſte zu empfangen und nach ſeiner Wohnung zu begleiten. Die noch immer anmuthige Fürſtin ſtand in dem Saal, um den Prinzen durch den kleinen, vorliegenden, durch einen anmuthigen Teich begrenzten Garten, entgegenzugehen und ſie nach dem Saale zu führen. Die Prinzen hatten ein ſehr anſehnliches Gefolge, mehrere meiner vertrauten Freunde waren darunter. Ich ſah Graf v. d. Gröben, Graf Brühl, v. Kanitz, die beiden Williſen.

Was mir zuerſt imponirte, war der wahrhaft königliche Anſtand des Kronprinzen, die kühne Sicherheit, mit welcher er ſich darſtellte, das feſt zum Grunde liegende Bewußtſein, das ſeiner Erſcheinung, ſeiner gegenwärtigen und zukünftigen Stellung ganz entſprach. Eben dieſe (zur Natur gewordene) Sicherheit war die Trägerin einer freien anmuthigen Bewegung; er durfte ſich einem heitern Spiele mit ſeiner königlichen Perſönlichkeit hingeben, und mit dem edlen Stolze, der zum bewußtloſen Inſtinkt geworden, näherte er ſich mit der heiterſten Unbefangenheit einem Jeden. Man ſah keine Spur von jener mühſam errungenen Herablaſſung, die, wenn auch noch ſo gut gemeint, doch immer drückend erſcheint. Aber dieſe glänzende Erſcheinung war nicht bloß eine äußerliche, der erſte Blick verkündigte den innerlich bewegten geiſtreichen Mann. Ich kann unbefangen über dieſe Gewalt der Perſönlichkeit unſeres Königs reden, ſie iſt allgemein bekannt, und viele Tauſende haben Gelegenheit gehabt, ſie zu bewundern.

Ich ſtand natürlich fürs Erſte im Schatten, obgleich ich den Prinzen vorgeſtellt wurde, die mich kurz und freundlich anredeten.

Es iſt bekannt, daß die Gelehrten, wenn durch eine günſtige Fügung ſie in die Nähe königlicher Perſonen treten, nur zu leicht in ein doppeltes Extrem verfallen. Entweder erſcheinen ſie mit einer furchtſam kriechenden Demuth, oder mit einem innern, wie ſie meinen, philoſophiſchen Trotz, der ſich doch nicht hervorwagt. Eine Hinneigung zu dieſen beiden tadelnswerthen Richtungen mag nur nach langer Zeit, ſelbſt von den freieren Gelehrten, beherrſcht werden können. Das edlere Bewußtſein aber, welches ſich nicht zu verbergen nöthig hat, iſt dieſes, daß wir jetzt der Quelle aller Bewegung eines mächtigen Staates uns nähern, das eigene Daſein erhält eben dadurch eine höhere Bedeutung. Ein jeder, der Etwas will, hofft eine gefügigere Umgebung, als diejenige, die ihn in ſeiner iſolirten Lage von allen Seiten drückt und hemmt, zu finden. Mir ſtand dieſe Hoffnung noch fern, meine Stellung ſchien eine ſo untergeordnete, daß eine Berührung mit den Prinzen ganz in den Hintergrund trat. Sie wünſchten ungeduldig die Koppe, zu beſteigen. Ich hatte die

Fahrt des erſten Tages über den Kochel- und Zacken-Fall nach der Schlingelbaude, nach den Seen und dann über den Koppenplan nach der Koppe vorgeſchlagen. Bedeutende Strecken wurden zu Fuß durchwandert. Wagen und Pferde folgten. Der Tag war regnicht und für eine Koppenbeſteigung keineswegs günſtig. Noch hatte ſich keine Gelegenheit zu einem nähern Geſpräch mit den Prinzen gefunden. Kurze Fragen wurden mit Beſtimmtheit beantwortet. Wir wanderten, allmählig durchnäßt, von dem Kochel-Falle zurück, die Unterhaltung ermüdete, das trübe Felſenthal rief einen ſteigenden Mißmuth hervor; ich ging unter meinen Freunden, und ward immer lebhafter nach meinem Geburtslande verſetzt, wo ich in der Jugend von aller Welt verlaſſen unter den Rieſenmaſſen wanderte; damals in drückender Einſamkeit, jetzt in einem königlichen Gefolge. Ich lenkte das Geſpräch auf die kühne ſtolze Geſinnung norwegiſcher Bauern. Dieſer Gegenſtand ſchien den Freunden intereſſant genug, um die allmählig ſtill werdende Unterhaltung zu beleben. Sie führten mich zu den Prinzen, und ich ward aufgefordert, meine Mittheilung unmittelbar an ſie zu richten. Ich that es, es war ein Gegenſtand, welcher reich und angemeſſen ſchien; die perſönliche Selbſtändigkeit durfte ſich behaupten, ohne daß ich die untergeordnete Stellung vergaß. Der Kronprinz ging lebhaft in das Geſpräch ein, ja er forderte mich zu einer Darſtellung auf, die ich kaum von ſelbſt gewagt hätte. Von jetzt an wandte er ſich öfter an mich. Die Treue, die mich an das königliche Haus durch die verhängnißvollen Schickſale des Landes immer feſter knüpfte, rief ein neues tiefes Moment meines innerſten Daſeins hervor; ich ſah, auch wenn die Zukunft und meine Stellung mich von der hohen Perſon entfernt hielten, eine neue Epoche meines Lebens hoffnungsvoll beginnen. Doch mußte ich manches Bedenkliche erleben, ehe die Hoffnung erfüllt wurde.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druck von Graß, Barth und Comp. in Breslau.

Druckfehler des achten Bandes.

Seite 93 Zeile 6 v. unten ſtatt: und Lord Monboddo,
lies: und der Spruch
von Lord Monboddo.
„ 285 „ 6 „ „ „ innerlich lies: äußerlich.
„ 305 „ 10 „ „ „ Freiheit lies: Feinheit.

Was ich erlebte.

Neunter Band.

BAYER.
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Was ich erlebte.

Aus der Erinnerung niedergeſchrieben

von

Henrich Steffens.

Neunter Band.

Breslau,
im Verlage bei Joſef Max und Komp.

1844.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Reiſe im Gebirge mit dem Kronprinzen.
Fortgeſetzte Turnſtreitigkeiten.
Scandinaviſche Reiſe.
Die letzten Jahre in Breslau. 1825 bis 1832.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Reiſe im Gebirge mit dem Kronprinzen.

Nachdem wir die Waſſerfälle beſucht hatten, beſtiegen wir die Koppe; das Wetter blieb meiſt regnicht, fortdauernd trübe. Wir fuhren auf ſchauderhaften Wegen durch Brückenberg, das höchſte Dorf des Rieſengebirges, und überhaupt des nördlichen Deutſchlands. Nach dieſem Dorfe hat der König jetzt eine in Norwegen gekaufte hölzerne Kirche hinbringen und wieder aufbauen laſſen. Es iſt gar nicht unwahrſcheinlich, daß Olaf der Heilige, bei ſeinen kriegeriſchen Zügen durch die innern und nördlichen Provinzen von Norwegen zur gewaltſamen Verbreitung des Chriſtenthums, dieſe Kirche erbauen ließ. Die Gegend von Vang, wo dieſe Kirche ſtand und zerfiel, war eine der bevölkertſten und galt immer von Alters her für eine in der Geſchichte bedeutende. Der berühmte norwegiſche Landſchaftsmaler Profeſſor Dahl in Dresden, der dieſen Kauf veranlaßte, ließ auf ſeine Unkoſten einige der merkwürdigſten und älteſten hölzernen Kirchen in Norwegen aufnehmen und in einem Werk über die höchſt intereſſante alte Holzarchitektur Norwegens bekannt machen. Es iſt auffallend, wie dieſe Bauwerke mit ihren ſeltſamen Holzverzierungen ſich mehrere Jahrhunderte hindurch erhalten haben. Zwei große, oben ſpitz zulaufende und gebogene, ſäulenförmige Balken, die an beiden Seiten des Haupteinganges in die Höhe ragen, haben offenbar in den erſten Zeiten des Chriſtenthums, wie die alten heidniſchen Normänner ihre Raubzüge noch trieben, als mächtige Vorderſchnäbel der Raubſchiffe (rostra der Alten) gedient. Solche Schnäbel wurden auf ähnliche Weiſe an den Herrenhäuſern in der heidniſchen Zeit aufgeſtellt.

Bei unſerer Fahrt lernte der Kronprinz dieſes Dorf zuerſt kennen. So erhielt dieſer alte Normanne ſein neues Vaterland im ſchleſiſchen Gebirge, und erſcheint hier wie die ſchwediſchen Phyſiognomien der Einwohner im Haslithal.

Von der Schlingelbaude an ging nun der Weg den Seen vorbei bis auf den Koppenplan und auf die Rieſenkoppe. Wir ruhten da im Nebel, und hatten freilich von dieſer Fahrt nichts als das Bewußtſein, etwa 5000 Fuß über das Meer erhoben zu ſein. Daß das Geſpräch ſich hier, wo eine jede Ausſicht uns verſchloſſen war, auf Gebirgshöhen hinlenkte, war natürlich. Ich beſtand im Ganzen nicht zum beſten, denn obgleich ich ſeit vielen Jahren die Geognoſie vortrug, und zwar frei, ſo verließ mich doch hier mein Zahlengedächtniß, welches überhaupt ſehr ſchwach iſt. Ein mehr reflectirender Naturforſcher würde auf jeden Fall die Wahrſcheinlichkeit einer ſolchen Nachfrage vorausgeſetzt haben.

Der Fürſt Biron hatte mit einer bewundernswürdigen Aufopferung ſeinen ganzen Marſtall bis auf den Koppenplan bringen laſſen. Unſer König hat ſpäter das Rieſengebirge mehrere Male bereiſt, auch öfters die Koppe beſtiegen, ſogar aus dem Aupengrunde herauf, von wo aus der ganze Berg ſehr ſteil in die Höhe ſteigt; ohne allen Zweifel die beſchwerlichſte Geb[illegible]spartie in Norddeutſchland.

Erlaube man mir hier eine ſpätere Beſteigung der Koppe zu erwähnen, die mir höchſt merkwürdig war. Da ich zwanzig Jahre hintereinander mit wenigen Ausnahmen jährlich mehrere Wochen im Rieſengebirge zubrachte, ſo habe ich es öfters durchwandert. Die Koppe habe ich funfzehn Mal beſtiegen, oft in Begleitung der Studirenden, die bei mir Geognoſie hörten. Einſt auf einer ſolchen Gebirgswanderung erreichten wir die Koppe einige Stunden nach Sonnenaufgang — unter meinen Begleitern ſind mir noch erinnerlich der Profeſſor v. d. Hagen, und der Sohn des Feldmarſchalls Grafen York. Während wir den ſteilen Weg, der von dem Koppenplan zur Koppe führt, hinaufſtiegen, ſank der Nebel allmälig immer tiefer, die Kapelle, die Koppenhöhe mit einer Menge Menſchen, die dort verſammelt waren, lagen im hellen Sonnenſchein; indem wir höher ſtiegen, ſank auch der Nebel vor und unter uns; die Sonne warf unſern Schatten auf dieſen, und da ſahen wir unſere Köpfe von einem großen Regenbogenkreis umgeben. Dieſe Erſcheinung der buntgefärbten Schatten iſt nicht unbekannt, aber nach den Beſchreibungen, die mir zukamen, muß eine ſo vollkommene Ausbildung des

Phänomens, wie diejenige, die hier ſtattfand, doch äußerſt ſelten ſein. Alle Regenbogenfarben des Kreiſes waren blendend entwickelt, ja ein zweiter umgekehrter, wenn auch weniger deutlicher Kreis entſtand um den erſten. Wenn nun mehrere ſich dicht an einander ſchloſſen und umarmten, ſo vereinigten ſich die einzelnen Kreiſe in einen gemeinſchaftlichen, der mit ſeinem farbigen Schein eine Gruppe von drei bis vier Köpfen zu umfaſſen vermochte. Ich bin überzeugt, daß die Heiligenſcheine der Maler dem Anblick ſolcher Kreiſe ihre Entſtehung zu verdanken haben. Während wir nun ſo, mit unſern verklärten Schatten ſehr zufrieden, als ſelige Geiſter erſchienen, traten uns die Gäſte auf der Koppe ganz anders entgegen. Am Fuße der Koppe bewegte ſich der Nebel unruhig, bald in dichteren, bald in dünneren Maſſen, mit dem Luftſtrome aus dem böhmiſchen Aupengrunde über den Koppenplan nach dem ebenfalls ſteil herabfallenden ſchleſiſchen Melzergrund zu. Die Schatten der Menſchen, die ſich um die Kapelle herumbewegten, fielen dunkel und farblos, gewöhnlich rieſenhaft verlängert, auf dieſe beweglichen Wolken. Dieſe Geſtalten nun verwandelten ſich wie im wilden Traume. Arme und

Beine verlängerten und verkürzten ſich, die Naſe wuchs zu einer grauenhaften Länge, und da die Schatten ſich mit dem Wolkenſtrome nach dem Melzergrunde zu bewegten, hatte es nicht ſelten den Anſchein, als ſtürzten ſich unſelige Geiſter in den Abgrund hinab. Es iſt nicht möglich, eine Erſcheinung zu erleben, die der Entſtehung einer Mythe näher wäre; mir iſt ſie unvergeßlich geblieben.

Das ganze Gefolge war mit Pferden verſehen, und ich geſtehe, daß, indem ich die edelſten Racen hier preisgegeben ſah, ich doch gereizt war, den Fürſten zu tadeln. Wir erreichten die Hampelbaude, und ich erſtaunte, als ich dieſe ſonſt ſo ſchmutzige Schenke wie feenartig verwandelt ſah. Die Schenkſtube war bis auf den Flur verlängert, die dunklen Wände mit Baumzweigen verdeckt; Blumengehänge wanden ſich darüber, und ein gedeckter Tiſch mit einem Silberſervice geziert, trat uns glänzend entgegen. Nach der Mahlzeit fing ſchon der Tag an ſich zu neigen, wir eilten zu Fuß die Seifenlehne herunter bis Krummhübel, wo ich den Kronprinzen auf die merkwürdigen, hier übrig gebliebenen Reſte der paracelſiſchen Schule aufmerkſam machte. Es waren Familien, die im ſiebzehnten Jahrhundert, um der religiöſen Verfolgung zu entgehen, aus Prag auswanderten, und ſich hier durch Zubereitung kräftiger Pflanzeneſſenzen ernährten. Dieſe genoſſen lange Zeit hindurch in der Nähe und in weiter Ferne ein großes Vertrauen. Mehrere der Familien hatten ein nicht unbedeutendes Vermögen erworben, ihre Wohnungen nahmen ſich ſtattlich aus. Es war natürlich und billig, daß dieſer Handel unter die Aufſicht des Staats geſtellt wurde. Die Männer mußten ſich einer pharmazeutiſchen Prüfung unterwerfen.

Abends kamen wir ſehr ermüdet nach Ruhberg. Es war der erſte Tag, den ich das Glück hatte, in der unmittelbaren Nähe des Kronprinzen zuzubringen. Auch die Fahrt des zweiten Tages glaube ich ausführlicher darſtellen zu müſſen. Das Schloß Ruhberg iſt nur klein und war mit Menſchen überfüllt. Ein Theil des Gefolges war in nahe liegende Häuſer einquartirt; ich verbrachte die Nacht mit einem Theil meiner Freunde in einer großen Stube eines Nebenhauſes und ward lebhaft an die Nächte im Hauptquartier während des Krieges erinnert. Der heutige Tag ward für Beſuche bei den verſchiedenen bedeutenden Familien beſtimmt, die das reizende Schmiedeberger und Hirſchberger Thal bewohnten.

Dieſes iſt in vieler Rückſicht merkwürdig, und es iſt nur zu bedauern, daß kein mächtiger Fluß daſſelbe durchſtrömt. Der Bober, welcher alle Flüſſe des nördlichen Abhanges des Rieſengebirges aufnimmt, reicht nicht hin, das Thal hinlänglich zu bewäſſern. Seen von Bedeutung fehlen, und wenn man die Gegend bei Erdmannsdorf und Fiſchbach ausnimmt, erſcheint meiſtens das Thal auf eine nicht angenehme Weiſe trokken, aber man muß geſtehen, daß es dennoch ſehr reizend iſt. Die Gebirgsdörfer, die ſich am Fuße des Rieſengebirges hinziehen, zeigen doch noch immer die Spuren eines jetzt leider immer mehr verſchwindenden Wohlſtandes. Wo die Armuth nicht Alles niedergedrückt hat, ſind die Häuſer freundlich; durch die hellen Fenſter blickt die Reinlichkeit der Stuben hervor, und das Fahren durch dieſe Dörfer, wo wir allenthalben anmuthige Blumengärten entdecken, die vor den Wohnungen liegen, macht doch einen ſehr heitern Eindruck. In einiger Entfernung von einander liegen die Schlöſſer, die von dem Prinzen Wilhelm und von einem Theil des mächtigen Adels bewohnt ſind. Die großen Parks, welche die Schlöſſer umgeben, grenzen in einer langen Strecke, die faſt 2¼ Meilen reicht, aneinander: vortreffliche Chauſſeen durchziehen das Thal in allen Richtungen. In Fiſchbach bringt Prinz Wilhelm, der Bruder des verſtorbenen Königs, mit ſeiner Gemahlin den größten Theil des Sommers zu, und verläßt nur ungern das alte Schloß, welches erneuert und mit geſchmackvoller Pracht eingerichtet iſt. Die Anlagen werden unter ſeinen Händen immer anmuthiger; mit den armen Einwohnern des Dorfes und der Umgegend unterhalten er und ſeine Gemahlin ein fortdauernd wohlwollendes Verhältniß. In der That kennt die Prinzeſſin dieſe armen Weberfamilien nicht allein, ſondern auch ihre häusliche Lage, und die Einwohner ſegnen die Anweſenheit des Königlichen Paares. Der Park von Fiſchbach grenzt nahe an den von Buchwald, wo die Gräfin von Rheden ein reizendes Landſchloß in der Mitte ihres Parks bewohnt. Dieſe edle Frau war ſeit vielen Jahren die unermüdliche Wohlthäterin der Gegend, mit einer klaren Ueberſicht hat ſie alle Verhältniſſe der armen Weber aufgefaßt, ja mit ihrer Schweſter, Fräulein von Riedeſel, ſich ein wahres Studium daraus gemacht. Dieſe höchſt verſtändigen, geiſtreichen Töchter eines ausgezeichneten Vaters haben die Königliche Familie mit der Lage der armen Weber bekannt gemacht, und wie viel ſchrecklicher würde das Elend, bei dem geſunkenen Leinenhandel, in dieſer Gegend geweſen ſein, wenn ihre langjährige Erfahrung nicht eine jede mögliche Hülfe herbei gerufen hätte. Der Graf Rheden, früher Miniſter, bekannt durch den Aufſchwung, den der preußiſche Bergbau durch ihn nahm, hatte mehrere Jahre in England zugebracht, und der Park, den er anlegte, hat durch ſeine Kenntniß der engliſchen gewonnen. Hier brachte er die letzten Jahre ſeines Lebens in ruhiger Zurückgezogenheit zu. Der Park grenzt unmittelbar an den von Erdmannsdorf, jetzt bekanntlich der reizende, durch neue Anlagen und Bauten ausgezeichnete Sitz des Königs, früher der Wohnſitz des Generals Gneiſenau. Die Neigung des Generals zum geſelligen Leben, und ſeine grenzenloſe Gaſtfreiheit verſammelte hier oft eine große Menge der im Kriege ausgezeichnetſten Offiziere der preußiſchen Armee, und Gäſte aus der Umgegend ſtrömten ſeinem gaſtfreien Hauſe zu. Eine

Berghöhe trennt Erdmannsdorf von Stonsdorf, doch iſt die Entfernung dieſer beiden Schlöſſer unbedeutend. Hier lebte der liebenswürdige, in die religiöſe Richtung ganz verſunkene Graf Reuß. Er ſtarb in ſeinem 85ſten Jahre. Wie ganz anders war die Richtung des Lebens, welche ſich in ſeinem Kreiſe darſtellte. Der alte Graf hatte ſich ganz der Brüdergemeinde angeſchloſſen, chriſtliche Prediger, die durch den Ernſt, mit welchem ſie ſich mit den innern Kämpfen des religiös bewegten Gemüths beſchäftigten, ſich auszeichneten, waren, wenn ſie in dieſe Gegend kamen, jederzeit willkommen. Es fanden Andachtsſtunden in der Schloßkapelle ſtatt; eine kindliche Religioſität, eine ſtille, heilige Ruhe herrſchte in dieſem Hauſe. Nach allen Weltgegenden von der Brüdergemeinde Ausgeſandte, aus Amerika und Afrika heimkehrende Miſſionäre verſammelten ſich bei ihm, und in ſeinem ſtillen Hauſe trat auch die merkwürdige, in der That großartige, mehrere Weltgegenden umfaſſende ſchöne Thätigkeit der Brüdergemeinde hervor. Da die Miſſionäre, wenn ſie ausgeſandt worden, nicht verſäumten, von dem Greiſe, der für ſie ganz lebte, Abſchied zu nehmen, und ſeinen Segen zu empfangen; da die zurückkehrenden ihm die Berichte von dem Zuſtande der Miſſionen zu überbringen eilten: ſo vereinigten ſich hier die neueſten Nachrichten, wie ſie ſpäter gedruckt in den Miſſionsblättern erſchienen; und man ward in den Kreis der wenig bemerkten, aber tief greifenden, ſegensreichen Thätigkeit der Brüdergemeinde verſetzt, nicht ohne von der ſtillen Macht dieſer unſcheinbaren chriſtlichen Geſinnung ergriffen zu werden. Wie verſchieden lauten dieſe Berichte von allen übrigen, die eine allgemeine Aufmerkſamkeit der Geiſter hervorriefen. Hier Aufruhr unter den Negern, dort Kämpfe der europäiſchen Anſiedler mit den Einwohnern, hier antiquariſche, dort wichtige naturwiſſenſchaftliche Entdeckungen, hier die immer mehr verwickelten Weltverhältniſſe der Kolonien, dort Ueberſichten über den Zuſtand des Handels, deſſen Intereſſe doch eigentlich das Hauptelement des ganzen Lebens und Daſeins der europäiſchen Kolonien bildet. Vergleichen wir nun die Wirkſamkeit der Brüdergemeinde mit dieſen in der Geſchichte laut werdenden Verhältniſſen, wie ſtill, wie Wenigen bekannt erſcheint ſie; wie abgewandt von den mächtigen geſchichtlichen Bewegungen, wie beſchränkt, und dennoch wie bedeutend.

Der alte Graf Reuß war, wie ich ihn in den letzten 14 bis 15 Jahren ſeines Lebens kannte, einer der liebenswürdigſten Greiſe, die ich jemals ſah, klein, höchſt beweglich. Eine grenzenloſe Gutmüthigkeit ſprach aus allen ſeinen Geſichtszügen, und ſeine faſt zu große Dienſtfertigkeit ſetzte ſeine Gäſte nicht ſelten in Verlegenheit. Seine Einfalt war unbeſchreiblich rein, und man würde ihm unrecht thun, wenn man ſie Beſchränktheit nennen wollte. Er überſchaute ſeine Verhältniſſe ſehr klar, er brachte der Armuth manches Opfer, aber er wußte auch, was er that, und ein verſtändiger Plan lag der Anwendung ſeiner Gaben zum Grunde; man konnte ihn im edelſten Sinne ein Kind nennen, aber die Kindlichkeit hatte mit dem Kindiſchwerden des Alters nichts gemein. Er lebte nur für den chriſtlichen Tod; er ging in ſeinen Glauben, in ſeine höheren Hoffnungen ganz auf. Er war taub, und wenn man ſich mit ihm unterhalten wollte, mußte man, wenn auch nicht laut, doch ſehr klar, langſam und deutlich in das Hörrohr hineinſprechen, aber dieſe Taubheit machte, wenigſtens auf mich, einen ganz beſondern Eindruck; es war mir, als würde er geiſterhaft in die Ferne gerückt, als hätte er ſich in die innere Tiefe des jenſeitigen Daſeins zurückgezogen, wie ermüdete Greiſe ſich wohl räumlich in eine entfernte Einſamkeit verbergen; aber Alles, was aus dem ſtillen Glauben entſprang, war grenzenloſe Liebe. Alles, worauf die Hoffnung hinwies, quoll aus der Liebe hervor. Der Graf hatte einige meiner Freunde ſehr lieb gewonnen; mir verſprach er einmal, uns in Breslau zu beſuchen, ich wußte kaum, ob ich wagen dürfte, dieſes Verſprechen anzunehmen. Er kam wirklich und hielt ſich einige Tage unter uns auf. Alle Geſpräche waren religiöſen Inhalts; es war unmöglich, für die Unterhaltung einen andern Gegenſtand zu wählen, und wenn man den Greis, der ſich dem Grabe näherte, ſich nach dem Tode ſehnte, und um ſeine Geheimniſſe uns zu verkündigen, nur noch auf der Erde zu verweilen ſchien, ſah und hörte, ward man geneigt, ihm mit ganzer Seele dahin zu folgen, wohin er uns zu führen beabſichtigte, um ſo mehr, da die Schmerzen des Todes, die Qualen einer peinigenden, ſtrafenden Rückerinnerung ihm völlig fremd zu ſein ſchienen. Es waren die Freuden dieſer letzten Entwickelungsſtufe des Lebens, die er erwartete, und die er allein ausſprach. Hier ſollte ich nun eine jener merkwürdigen

Stunden, die in der Brüdergemeinde eine ſo große Bedeutung haben, erleben, die von den Brüdern ſo genannten Stunden der Erweckung. Es iſt bekannt, daß ſie in der Geſchichte der Brüdergemeinde eine wichtige Rolle ſpielen, daß man ihr Andenken da, wo ſie tief in die Geſchichte der Gemeinde und ihrer Entwickelung eingriffen, noch immer feiert. Der Greis hatte von der innigen Liebe zum Heilande geſprochen, wie das Bewußtſein des ganzen Daſeins und Lebens in dieſer Liebe aufgehen müſſe, wie wir von ihr durchdrungen, unberührt von jedem Kummer, alle Sorge leicht tragen würden, und ſelbſt durch das Dunkel des Todes von dem Heilande geleitet, fröhlich dem höchſten Daſein entgegen gingen, welches uns unmittelbar zu ihm führte. Wir waren in der That alle von der Rede ergriffen; er hatte uns der letzten Stunde, gegen deren unvermeidliche Annäherung das menſchliche Gefühl ſich ſträubt, ganz nahe geführt; wir alle folgten ihm gern, ja freudig; da erhob er ſich, forderte uns alle ſämmtlich auf, im Kreiſe ſtehend, uns wechſelſeitig die Hände zu reichen. Wir ſollten uns unter einander treue Liebe in Ihm, unſerm Heilande, Ihm aber die Liebe unbedingt ſchwören, dann umarmten wir uns, und ein jeder gab dem andern den Bruderkuß. Ich erinnerte mich der freundlichen Zuſammenkünfte der begeiſterten Jugend. Waren wir da nicht öfters erſt dann fröhlich und heiter geſtimmt, wenn wir, von einem tiefen Ernſte ergriffen, einander in die Arme ſanken, und uns wechſelſeitig verpflichteten, für Wiſſenſchaft und Kunſt, in bedenklichen und gefährlichen Zeiten für den bedrohten Staat, ganz zu leben und zu ſterben: war nicht in ſolchen Augenblicken die innerſte Wahrheit des Daſeins uns nahe gerückt? Es war, ich mußte es bekennen, derſelbe Geiſt, der uns jetzt durchdrang, aber, verglichen mit jenem, noch immer in der Erinnerung theuren, der reinſte, heiligſte, gewaltigſte; und als der einfache Greis in ſeiner tiefen Einfalt uns ſo an den Rand des Grabes hingeführt hatte, wären wir mit Freuden hinabgeſtiegen. Dieſe Stunde bildet einen wichtigen Moment in meinem Leben. — Wie merkwürdig iſt es doch, wenn wir in ſpätern Jahren ſolche Ereigniſſe in die Erinnerung zurückrufen. Auf wie verſchiedene Weiſe drängt ſich uns das Göttliche des Daſeins in den abweichendſten Formen auf, reißt uns von allem Aeußern los und verbindet uns doch eben dann in der göttlichen Liebe am innigſten mit Allen! —

Vielleicht etwas über eine halbe Meile weiter hat in Warmbrunn Graf Schaffgotſch ſeine anſehnliche und prachtvolle Reſidenz. Die Familie iſt eine der geſchichtlich bedeutendſten Schleſiens, die Erinnerung mehrerer Jahrhunderte lebt in ihr; ſie bildet eine Hauptrepräſentantin der katholiſchen Vorzeit, und wo ſie mit innerer Sicherheit hervortritt, lebt noch in ihr die mächtig imponirende Loyalität und zügelnde Sitte der katholiſchen Vergangenheit. Warmbrunn, Hermsdorf, die allgemein bekannte ſchöne Ruine Kynaſt, bilden, durch ihre Nähe vereinigt, eine Gegend, die als verſchiedene Abtheilungen der Reſidenz betrachtet werden kann.

Später, als Fürſt Biron ſtarb, ward Ruhberg die Sommerreſidenz des Fürſten Radziwil. Wer das Glück hatte, in der Nähe dieſer, in jeder Rückſicht geiſtig bedeutenden Familie zu leben, wird mit Freuden an die genußreiche Zeit zurückdenken. Der Fürſt, mit offenem Sinne für alles geiſtig Bedeutende, noch im Alter ein ſchöner Mann, durch ſein geiſtreiches muſikaliſches Talent ausgezeichnet, ſeine königliche Gemahlin in enger Verbindung mit den ausgezeichnetſten Geiſtern der Hauptſtadt, die liebenswürdige, milde, treffliche Tochter, deren frühzeitiger Tod allgemein betrauert wurde: dieſe bildeten einen Kreis der geiſtreichſten Geſelligkeit der Hauptſtadt. Nichts Bedeutendes ward laut, was nicht aus dieſem Kreiſe wiederklang; ein jeder ward nach ſeiner Art verſtanden, und in allen Gliedern der Familie herrſchte der nämliche Geiſt. Wer erinnert ſich nicht mit Wehmuth der tief tragiſchen Zeit, welche den Fürſten ſo plötzlich, dann die Tochter, und nach geringer Zeit auch die Mutter tödtlich traf! Wenn wir nun die bedeutenden Geſchlechter, die in kurzer Entfernung von einander damals die ſchönen Thäler am Fuße des Rieſengebirges bewohnten, überſchauen, müſſen wir doch geſtehen, daß hier ein höchſt bedeutendes Leben in den verſchiedenſten Elementen ſich aufgeſchloſſen hatte. Ein vermittelndes Glied zwiſchen Adel und Hof, zwiſchen beiden und dem Volke, ward durch die Gräfin Rheden und ihre Schweſter dargeſtellt. Die Erinnerung an den mächtigſten Kampf, der jemals Europa erſchütterte, lebte wieder auf im Hauſe einer der mächtigſten Genien dieſes Krieges.

Abgewandt von allem Aeußern wurden wir von dem innerſten Leben, der tiefſten Religioſität ergriffen durch den Grafen Reuß, und die geſchichtliche Vergangenheit der Provinz trat uns durch einen mächtigen Repräſentanten in Warmbrunn entgegen.

In den lieblichſten Monaten des Jahres erſcheinen Hirſchberg, Warmbrunn und Schmiedeberg, mit den dazwiſchen liegenden Dörfern, wie eine große, mächtige Sommerreſidenz; die Chauſſeen, die ſie trennen, als fortgeſetzte Straßen derſelben Stadt; ein in der Mitte durchgehender Park, unter die angeſehenſten Bewohner vertheilt, vereinigt die getrennten Theile der mächtigen Reſidenz. Warmbrunn iſt einer der anſehnlichſten Badeörter des Gebirges, die übrigen Bäder, Altwaſſer, Salzbrunn, Reinerz, Kudowa, Landeck, ſchicken ihre Badegäſte ſämmtlich hierher.

Schaaren von Reiſenden aus Norddeutſchland, auch aus entfernteren Gegenden des Reichs, ja aus fremden Ländern vereinigen ſich hier. Auf den ſchönen Chauſſeen drängen ſich glänzende Reiſewagen und jugendliche Fußgänger. In den günſtigſten Monaten iſt es kaum möglich, in den beſuchteren Bauden eine Streu für die nächtliche Ruhe zu finden; die größten

Schenkſtuben ſind dann nicht etwa von Bauern, ſondern von der glänzendſten Geſellſchaft, Herren und Damen, angefüllt, die oft durch das Seltſame und Ungewöhnliche der Situation freudig aufgeregt ſind. Kaum iſt es möglich, in dieſer Zeit die Koppe zu beſteigen, ohne Gäſte aus den verſchiedenſten Gegenden zu treffen. Wie oft traf ich hier, wie in den Bauden, Freunde und Freundinnen, die in ihrer Noth theils wirklich geängſtigt, theils mit der Lage, in welcher ſie ſich befanden, launig ſpielend, bei mir Hülfe ſuchten. Mehrere Jahre hindurch verlebte ich hier in Fiſchbach, Ruhberg, Buchwald, Erdmannsdorf und Stonsdorf, mir unvergeßliche Stunden. Seltner zwar erſchien ich in Warmbrunn, aber dann doch immer von der gräflichen Familie wohlwollend aufgenommen.

Dieſe vereinigten Thäler, die doch ein großes gemeinſchaftliches bilden, haben etwas höchſt Beſonderes und Eigenthümliches, in den Gebirgsgegenden Seltenes. Durch einen großen Bildungsprozeß der Erde iſt hier in der Mitte des Gebirges eine ungeheure Granitmaſſe verſchwunden, die nur in ihren zertrümmerten Reſten übrig blieb. Durch heftige Ströme übereinandergewälzt und abgerundet, von Mooſen überwachſen, nach und nach mit fruchtbarer Erde überdeckt, entſtand an der Stelle wüſter und rauher Gebirgsgegenden das liebliche Thal mit ſeiner ſtarken Bevölkerung.

Hier wohnen jetzt die von dem verſtorbenen Könige aufgenommenen, aus Zillerthal vertriebenen Tyroler in ihren Gebirgshäuſern, und neue Anlagen, prachtvolle Gebäude werden immer mehr und mehr der Gegend zur Zierde dienen, ſeit Erdmannsdorf ein königlicher Beſitz geworden iſt.

Dieſes Thal nun ward am zweiten Tage bereiſt; noch war es von keinem Mitgliede der königlichen Familie bewohnt. Die Abſicht war zugleich in den vier Schlöſſern Beſuche abzuſtatten, und ich kann nicht umhin, hier einen Umſtand zu erwähnen, der auf dieſe Art in meinem Leben einzig daſteht. Wir hatten in Ruhberg, wie ſich von ſelbſt verſteht, gefrühſtückt, ehe wir ausfuhren. In Buchwald, eine Viertelmeile weiter fanden wir ein zweites, zwar leichtes, aber elegantes Frühſtück, in Erdmannsdorf ein drittes; Gneiſenau war zwar nicht da, aber die Generalin hatte für eine glänzende Tafel geſorgt. Ein großer Tiſch war prächtig ſervirt, und bog ſich unter der

Menge ausgeſuchter Speiſen: ich wurde an Camacho's Hochzeit im Don Quixote erinnert.

In Stonsdorf wurden die königlichen Prinzen in eine unangenehme Verlegenheit geſetzt. Ich hatte die Beſteigung des Prudelberges vorgeſchlagen, weil wir da den Schieferring, der den in der Mitte zertrümmerten Granit umgiebt, vollſtändig überſehen konnten. Dieſer Vorſchlag war von den wißbegierigen königlichen Prinzen angenommen, und dem alten Grafen Reuß mitgetheilt; aber er fand nicht den Beifall des Fürſten Biron. Dieſer, mit ſeinen Einwendungen abgewieſen, wollte ſeine Abſicht dennoch durchſetzen; er fuhr dem Prudelberg vorbei, und führte den Kronprinzen unmittelbar nach dem unten liegenden Schloſſe. Das ganze Gefolge fuhr nach. Ich ſah die Verwirrung, die daraus entſtehen mußte, voraus. Der alte Graf hatte das vierte Frühſtück auf der Spitze des Berges auftragen laſſen; er ſelbſt erwartete uns da. Das Schloß ſtand leer, die Prinzen erſchraken und eilten dem Prudelberge zu. Indeſſen ſah der Graf alle Wogen dem Schloſſe zufahren, und erſchrak ebenfalls. Der alte Herr eilte den beſchwerlichen Berg herunter, und die Prinzen trafen ihn am Fuße deſſelben. Höchſt theilnehmend und entſchuldigend äußerten ſie ſich nun über die ſo bedeutende Beſchwerde, die dadurch für den Greis entſtanden war; aber ich bewunderte die Rüſtigkeit, mit welcher er den Berg zum zweiten Male erſtieg. Hier alſo genoſſen wir das vierte Frühſtück. Aber das eigentliche, das fünfte, welches beſtimmt war mit Ruhe genoſſen zu werden, fand zwiſchen den Ruinen des Kynaſt ſtatt. Hier war der Graf Schaffgotſch der Wirth. Es dauerte wohl einige Stunden, alles Auserleſene war im Ueberfluß da.

Der offene Sinn der königlichen Prinzen für jede Naturſchönheit iſt bekannt; ſie genoſſen, was die liebliche Gegend darbot, mit voller Seele. Hier in dieſen Gegenden drängte ſich das Volk in großen Maſſen um uns her; es hatte keine Störung zu fürchten. Schon bei der Ankunft der Prinzen in Ruhberg erſchienen eine Menge Gensd'armen und bewieſen ſich höchſt geſchäftig: das Toben, welches dadurch entſtand, zog die Aufmerkſamkeit des Kronprinzen auf ſich; er ließ den Offizier kommen und fragte ihn: was er hier mit ſeinen Untergeordneten wolle? Dieſer äußerte ſeine Furcht vor Unordnungen durch die beſchwerliche Zudringlichkeit des Volkes. „Ich will keinen Gensd'armen ſehen, entfernen Sie ſich mit Ihren Leuten; ich will auf eine ſolche Weiſe nicht von dem Volke getrennt ſein; ſein Sie unbeſorgt, und überlaſſen Sie es uns, wie wir mit einander fertig werden.“ Bei dem erſten Souper in Ruhberg ſtanden die Einwohner, ſelbſt die angeſeheneren dicht an den Fenſtern des Salons. Alles blieb ruhig, kaum wurde das leiſeſte Geſpräch geſtört. An dem Tage der Reiſe durch das Thal aber, durch das ſchöne Wetter begünſtigt, ſtrömte das Volk aus allen Gegenden laut jubelnd herbei. Die Menge erwartete die Prinzen an allen Orten, viele ſtanden geduldig harrend an den Landſtraßen aufgepflanzt, nur um den eilig vorüberfahrenden Wagen zu erblicken. Aber der waldige Berg, auf welchem der Kynaſt liegt, war in allen Richtungen von den dicht zuſammengedrängten Menſchen beſetzt; die Stunden, die hier zugebracht wurden, lockten einen immer mehr wachſenden Haufen herbei. Als das Frühſtück beendet war, trat der Kronprinz unbefangen in die Mitte der dichteſten Haufen, grüßte dieſe, unterhielt ſich mit Mehreren; der Muth der Menge wuchs, die Vertraulichkeit zwiſchen dem verſammelten Volke und ſeinem zukünftigen Herrſcher ſteigerte ſich, und als der

Kronprinz den ſchroffſten Abhang des Berges eilig herunterging, umgab ihn von allen Seiten die Volksmaſſe; ſie drängten, ſtießen ſich unter einander; die Eile, mit welcher das Volk herunter lief, ſchien immer bedenklicher, oft fürchteten wir, daß hier und da ein Haufe im unaufhaltſamen Fortlaufen ſich auf die Prinzen ſtürzen würde, doch dies geſchah nicht. Wo ſonſt ein polizeilicher Zwang Widerſtand und ſchlechte Stimmung erzeugt hätte, da gehörte es zum Jubel des Tages, daß das Volk ſich ſelber beherrſchte. Wo die Prinzen erſchienen, bildete ſich in ehrfurchtsvoller Entfernung ein Kreis, der die hinablaufenden zurückdrängte; lachend und jubelnd hatte, was ſonſt ein unerträglicher Zwang erſchien, ſich in ein heiteres Spiel verwandelt. Die unſägliche Freude, die hier mit der treuen Verehrung verbunden, laut ward, geſtaltete das unbefangene, nirgends gehemmte Leben als ein Feſt, und wo ſich das Volk am freieſten gehen ließ, lag doch etwas unſichtbar Feierliches im Hintergrunde, welches die wilde willkürliche Bewegung zu zügeln und zu beherrſchen ſchien. Wir beſahen in dem herrſchaftlichen Hauſe in Hermsdorf die gräfliche Bibliothek, die doch Manches geſchichtlich Merkwürdige und Seltene enthält, und überſatt ruhten wir an der glänzenden Mittagstafel, bei der ſechsten Mahlzeit, aus. Ermüdet, brachten wir den Abend in Ruhberg zu. Am dritten Tage wurden die Falkenberge beſtiegen.

Das Wohlwollen und die Aufforderung, die an mich erging, an den Geſprächen des Abends Theil zu nehmen, traten lebhafter hervor, und dieſe Stunden, in welchen der Kronprinz ſich mit Zeichnungen beſchäftigte, geiſtreich componirte Gruppen erſann, und, über die Zeichnung weg, die Unterhaltung lebhaft fortſetzte, ſind mir unvergeßlich.

Die Prinzen reiſten ab, ich kehrte mit dem Grafen Anton Stolberg (dem jetzigen Staatsminiſter, den ich aus dem Kriege kannte, und der mir ſein Vertrauen ſchenkte, und mich öfters in Breslau mit ſeinem Beſuche beehrte), nach Schweidnitz, und von dort allein nach Breslau zurück.

Fortgeſetzte Turnſtreitigkeiten.

Nach meiner Rückkehr ward mein Verhältniß zu den Turnplätzen immer bedenklicher.

Da meine Aeußerungen über das Turnen, ſowie ſie in den Caricaturen des Heiligſten, dem größern Publicum nicht zugänglich erſchienen, und eben da, wo ich ſie bekannt wünſchte, nicht geleſen wurden, ſo beſchloß ich, jemehr in ganz Deutſchland der Fanatismus der Jugend ſich ſteigerte, deſto entſchiedener ihm entgegen zu treten. Eine Veranlaſſung dazu fand ſich bald. Profeſſor Paſſow hatte eine Schrift herausgegeben unter dem Namen: „das Turnziel,“ und Profeſſor Kayßler ſuchte die Anſicht, welche die Turnplätze beherrſchte, ſpeculativ zu begründen. Meine kleine Schrift führte den Namen der Paſſow'ſchen; der Titel ſollte bezeichnen, daß das, was Paſſow wollte, nicht ſo friedlich zu erreichen ſei, daß vielmehr eine kaum mehr zu überwältigende Macht ein anderes verworrenes Ziel verfolgen würde. Die Schrift war an Kayßler gerichtet. Daß es ganz beſonders meine Abſicht war, das ruhige Maaß der Erziehung und des Unterrichts unter den Knaben, unter den Studien der Jünglinge auf den Univerſitäten zu erhalten, welches allein ein Gedeihen der Wiſſenſchaft und Kunſt verſpricht, kann man in jeder Zeile erkennen. Aber zugleich war der Streit jetzt in Breslau ſehr heftig geworden. Harniſch, der ſehr verdiente Director eines Schullehrer-Seminars in Breslau, hatte ſich mit ſeinen Seminariſten den Turnplätzen angeſchloſſen, und fand ſich veranlaßt, ſie öffentlich zu vertreten. Gegen ihn war der Profeſſor Menzel aufgetreten; außerdem erſchienen unbedeutende Flugſchriften, die ein immer mehr wachſendes leidenſchaftliches Gepräge annahmen; auch die Regierung erklärte ſich, obgleich nicht öffentlich, für die Turnplätze. Ich ſuchte meine Anſicht völlig objectiv aufzufaſſen. Nicht wie das Turnen in Breslau, ſondern wie es in Deutſchland erſchien, nicht wie es hier oder da mit ſeinen Exceſſen hervortrat, bekämpfte ich es, vielmehr in ſeiner allgemeinen geſchichtlichen Bedeutung. Von einer politiſchen Tendenz, die ſich hinter den Turnplätzen verbergen konnte, war gar nicht die Rede. Das Wartburger Feſt, und was dieſes veranlaßte, ward nicht erwähnt; eben deswegen nahm ich von den Streitigkeiten, die um mich her ſtattfanden und immer heftiger wurden, keine Notiz. Schon waren mehrere Bogen der kleinen Schrift gedruckt, als mein Verleger und Freund Max zu mir kam und mir berichtete, es ſei von der Regierung eine Verfügung an die Buchdrucker ergangen, keine Schrift für oder wider die Turnplätze mehr zu drucken; auch den Druck meiner Schrift wagte der Buchdrucker nicht fortzuſetzen. „Sie wiſſen ja,“ antwortete ich ihm, „daß ich als Profeſſor Cenſurfreiheit habe; es ſteht nicht in der Gewalt der Regierung, den Druck meiner Schrift zu verhindern, das Verbot derſelben geht alſo nur auf andere Schriften, und trifft mich gar nicht.“ Ich ließ dieſes dem Buchdrucker bekannt machen, fand es aber zugleich nothwendig, durch ein paar Zeilen die Regierung zu bitten, dieſes Mißverſtändniß ſobald als möglich zu heben. Es vergingen mehrere Tage, aber von Seiten der Regierung geſchah nichts. Ich beſuchte ſelbſt den Regierungs-Director, welcher mir ausweichend antwortete; und da noch eine längere Zeit fruchtlos verſtrich, ſchrieb ich an das Miniſterium und forderte es auf, meine Cenſurfreiheit gegen die geſetzwidrigen Eingriffe der Regierung in Schutz zu nehmen. Nachdem dieſes Schreiben abgegangen war, ließ mich Herr v. Merckel, der Chef-

Präſident der Regierung, auffordern, ihm einen Beſuch abzuſtatten. Er war damals zugleich Regierungs-Bevollmächtigter der Univerſität. Ich erſchien. Es ward viel hin und her geſprochen. Das Geſpräch ward warm, ja heftig. Ich konnte nur verſichern: daß meine Schrift mit den Turnſtreitigkeiten, wie ſie in Breslau ſtattfanden, nichts gemein hatte; daß ich mehr ganz im Allgemeinen gegen die Gefahren ſolcher Erziehungsverſuche, die noch keineswegs klar in ſich abgeſchloſſen wären, aufträte, um auf die bedenkliche Seite derſelben aufmerkſam zu machen; daß eine ſolche Unterſuchung doch nicht allein erlaubt, ſondern ſelbſt erwünſcht ſein müſſe, wenn von einer ſo wichtigen, um ſich greifenden Unternehmung die Rede ſei. Wenn ich mich auf meine ſchriftſtelleriſche Stellung berief, ſo glaubte ich vorausſetzen zu dürfen, daß ich nicht unter diejenigen gerechnet würde, die eine ſo wichtige Sache oberflächlich behandelten. Wenn ich auch in perſönlichem Streite oft heftig erſchiene, ſo wäre meine Feder doch ruhig und leidenſchaftslos, und ich pflegte genau zu erwägen, was ich drucken ließe. Das Geſpräch endigte ohne Erfolg. Aber eine Verfügung an meinen Buchdrucker fand immer noch nicht ſtatt. Herr

v. Altenſtein antwortetete ſchnell, und wie ich erwarten konnte: meine Cenſurfreiheit ſei ein mit meiner Stellung als Profeſſor verbundenes, von Sr. Majeſtät ausgehendes Recht, und es könne von keiner Behörde, eben ſo wenig durch das Miniſterium, als von irgend einer anderen, angetaſtet werden. Aber er erſuchte mich dringend, die Schrift zurückzuhalten, die mich in die unangenehmſte Verwickelung hineinziehen würde. Aus dieſem miniſteriellen Schreiben, wie überhaupt aus den Nachrichten, die jetzt von allen Seiten warnend mir zukamen, ſah ich, daß die höchſten Behörden einen Angriff auf die Turnanſtalten bedenklich fanden. Deſto nothwendiger erſchien er mir. Ich darf mich darauf berufen, meine Feder war ruhig und beſonnen; was ich anzugreifen beſchloß, war mir wichtig: aber wenn ich ſchrieb, kannte ich weder äußere Rückſichten, noch Vorurtheile. Die Schrift erſchien. Wenn ich eine ſolche Arbeit vollendet habe, mag ich nichts weiter von ihr hören. Ich kenne das Glück vieler Schriftſteller nicht, die ſich ſelbſtgefällig in einem fertig gewordenen Werke beſpiegeln. Ich war nie mit irgend einer Schrift zufrieden, ich ſuchte ſie zu vergeſſen. Was Deiner Ueberzeugung nach geſchehen mußte, iſt geſchehen, dachte ich mir, und vertiefte mich in andere Arbeiten, in die Fortſetzung der Caricaturen des Heiligſten: aber an meine letzte kleine Schrift ſollte ich noch auf eine andere und unerwartete Weiſe nur zu ſehr erinnert werden. Ich fand eines Tages einen Brief unter der Serviette. Die Handſchrift der Adreſſe war mir unbekannt; ein Siegel mit einem einfachen Buchſtaben verſchloß den Brief; ich erbrach ihn gleichgültig, und erſchrak nicht wenig, als ich die Unterſchrift des Fürſten Hardenberg fand. „Ich habe,“ ſchrieb der Staatskanzler, „dieſen Weg gewählt, um Sie, ohne daß es auffällt, über ihre Schrift, „das Turnziel“, im Geheimen zu ſprechen. Verfügen Sie ſich ſogleich nach Berlin; erſinnen Sie aber eine Privatangelegenheit, die dieſe ſchnelle und plötzliche Abreiſe begreiflich macht.“ Gehorchen mußte ich zwar, aber mir war ſeltſam zu Muthe. So rein meine Feder war, ſo fing ich doch an, zu fürchten, daß der Staatskanzler Etwas zwiſchen den Zeilen herausgeleſen, woran ich nicht entfernt gedacht hatte. Es war Weihnachten 1819. Ein eigentlicher Urlaub war alſo nicht nöthig. Ich zeigte dem Regierungs-Bevollmächtigten meine Abreiſe an, und eilte mit Extrapoſt Tag und Nacht nach Berlin. Ich glaubte den Befehl des Staatskanzlers genau befolgen zu müſſen, ſtieg in dem goldenen Adler an dem Dönhofsplatz ab, in der Nähe der damaligen Wohnung des Fürſten. Spät Abends angekommen, ließ ich mich weder bei Verwandten noch Freunden ſehen; und meldete mich am andern Morgen früh bei dem Fürſten. Ich ward ſogleich vorgelaſſen, und der Fürſt ſchien einigermaßen verlegen. Was ich befürchtete, traf leider ein, er ſchien vorauszuſetzen, daß ich von bedenklichen, vielleicht ſogar gefährlichen Unternehmungen der Turner etwas wiſſe. Er erwartete von mir Auskunft in dieſer Rückſicht, ja ſogar wohl Entdeckungen. „Ihro Durchlaucht, rief ich erſchrocken und heftig aus, irren ſich völlig. Ich habe von den Anſichten der Turnplätze geſchrieben, von ihren Abſichten weiß ich nichts. Es iſt ein Streit zwiſchen mir und meinen beſten Freunden, die ich ſchätze und liebe, es ſind die treueſten Bürger, die beſten Unterthanen, die trefflichſten Menſchen, eben deswegen ſchien es mir um ſo nothwendiger, ſie zu bekämpfen; ich that es mit blutendem Herzen. Ich bin nicht geboren ein Angeber zu ſein. Ich kann es nicht werden. Gegen eine Andeutung gefährlicher Art würde ich entſchieden auftreten, ſobald ſie ſich auch noch ſo leiſe zu äußern wagte.“ Wir ſprachen hin und her, der Fürſt äußerte ſich auf's Gütigſte, und von einer Angeberei meinerſeits war nicht mehr die Rede. Aber jetzt kam ein anderes Verhältniß zur Sprache, welches ich in meiner aufgeregten Stimmung völlig unbefangen und ohne Bedenken hervorhob. „Ihro Durchlaucht, ſagte ich, ich bin es meiner Ehre ſchuldig, von jetzt an das Geheimniß aufzuheben; ich werde meine hieſigen Turnfreunde, es ſind nicht wenige, aufſuchen, dieſes Geſpräch ſo günſtig darſtellen, wie möglich, aber es muß bekannt werden, daß ich in keinem geheimen Verhältniß zu Ihrer Durchlaucht ſtehe.“ Der Fürſt war ein zu edler Mann, um nicht einzuſehen, daß dieſes nothwendig war. Bevor das Geſpräch die bedenkliche Wendung nahm, hatte der Staatskanzler von meiner finanziellen Lage geſprochen, die er kannte, da ich mich, auf ſein Wohlwollen vertrauend, einige Monate früher unmittelbar an ihn gewandt hatte. Er gab mir die beſten Verſicherungen. In der Aufregung des nachfolgenden Geſprächs war dieſe ganze Sache von mir vergeſſen worden.

Als ich nach einer Audienz von faſt zwei Stunden den Staatskanzler verließ, eilte ich Reimer aufzuſuchen. Er erſchrak, als er mich ſah. Ich erzählte ihm im Vertrauen Alles. Er lud mich zum Abend ein. „Aber — ſagte er, ſo gern ich Dich ſehe, ſo weiß ich nicht, ob ich Dir rathen darf, zu kommen. Den Turnfreunden iſt es nicht unbekannt, daß Du hier biſt, ganz heimlich von dem Staatskanzler herberufen, und gerade heute Abend werden ſich Viele bei mir verſammeln.“ — „Deſto beſſer, antwortete ich, ich ſuche ſie.“ Ich verließ ihn, und beſuchte Schleiermacher; auch dieſer war ſehr unzufrieden mit meiner Schrift. „Steffens, ſagte er, Du weißt nicht, was Du gethan haſt.“ Ich fing jetzt an zu glauben, daß eben die Ruhe und Unbefangenheit, mit welcher ich die Schrift ausgearbeitet hatte, gefährlich geworden, daß ſie in einer ſchwankenden Zeit den grenzenloſen Verdacht wahrſcheinlich genährt hatte. Ein ſo fremdes Element in meinem Leben, ein ſolcher fremder Tropfen in meinem Blut, ſchien mir mein ganzes Daſein zu verpeſten, ich war innerlich tief erſchüttert. Ich beſuchte meine Verwandten, meine Freunde. Alle waren erſchrocken, als ſie mich ſahen, ſie ſchienen mich mitleidig als einen Menſchen zu betrachten, deſſen ganzes bürgerliches Daſein von jetzt an erſchüttert wäre. Alles, was mich innerlich zerſtörend beſchäftigte, ſeit ich den unglücklichen Brief eröffnet hatte, ſenkte ſich wie ein düſterer Schatten in meine Seele. Aufgefordert von meinem Schwager, Geheimen Rath Alberti, zog ich zu ihm. Ich weiß kaum, wie ich den Tag zubrachte; der Abend näherte ſich, und ich erſchien bei Reimer.

Hier nun ſtürzte der ganze Haufe der aufgeregten Erzürnten, wie ſie mir entgegenſchrieen und wohl auch ſich darzuſtellen ſuchten, als die durch mich verrathenen Menſchen, ſchimpfend auf mich ein. Wohl ſah ich unter dieſen Männer, die mir ſtillſchweigend Theilnahme bewieſen, keiner wagte es ſich zu äußern. Daß ich mich dieſen Menſchen gegenüber zu ſtellen vermochte, war faſt undenkbar, alle ſchienen von einer grenzenloſen Wuth ergriffen. Wenn man bedenkt, wie bedeutend die Aufregung in dieſer Zeit war, wie mächtig, ja fanatiſch ſie das Volk, beſonders die Jugend beherrſchte, und ſelbſt die Behörden in Furcht ſetzte, wie große Hoffnungen man auf eine Umgeſtaltung der Erziehung und des Unterrichts, auf eine friſche Zukunſt Deutſchlands bauete; und wenn man nun zugleich vorausſetzt, daß ich am Vorabend ihrer bedeutenden geſchichtlichen Erwartungen ihnen auf eine gefährliche Weiſe entgegentrat, und daß ſie einen drohenden Widerſtand da fanden, wo ſie früher Unterſtützung erwarteten: ſo iſt ihre Wuth leicht zu erklären. Es waren die Häupter der Turnplätze, diejenigen, von welchen die Bewegung nicht allein in der Hauptſtadt, ſondern in ganz Deutſchland ausging; es war eine Geſinnung, die ſich unter dem Drucke mit großer intenſiver Kraft genährt hatte; ſie, ſowohl wie ich, hatten für dieſe Geſinnung gekämpft, was ſie gedacht, gehofft, erſtrebt hatten, war ihnen, wie mir, wichtig und bedeutend: aber ich ſtand ganz allein, von Allen verlaſſen, nicht hier allein, in ganz Deutſchland hatte keine Stimme ſich für mich erhoben; ſelbſt Freunde zogen ſich zurück; anſehnliche Bürger, hochgeſtellte Beamte waren durch den Fanatismus in Schrecken geſetzt. Wer am heftigſten die Anſichten der Turner mißbilligte, wagte ſich nicht zu äußern, ſondern ſchickte zitternd die Kinder nach den Turnplätzen; ganz im Geheimen hörte ich die Klagen vieler Eltern. Der Miniſter Herr v. Altenſtein brach ſelbſt in ſolche Klagen aus, die er nicht wagte laut werden zu laſſen. Und nun drang ſich mir die furchtbare Vorſtellung auf, daß ich nicht hier allein, daß ich in ganz Deutſchland als ein Angeber erſcheinen mußte, und mich dem Heer der Nichtswürdigſten aller Menſchen zugeſellen ſah; ja an dieſem Abend gab es Augenblicke, wo ich ein ſolcher zu ſein glaubte. Ich war tief erſchüttert, mein ganzes innerſtes Daſein war aufgeregt, ich war, ich muß es bekennen, in dieſem Augenblicke von mir ſelbſt verlaſſen. Und wenn man es Schwäche nennen will, wenn ein Menſch, der ganz und gar für Ideen lebte; wenn man die unermeßliche Gewalt der Verzweiflung, die uns ergreift, wenn ſich die Geſchichte gegen uns zu erklären ſcheint, ſo nennen will: ſo war ich ſchwach, ich brach in einen heftigen Thränenſtrom aus, und eilte, die wüthende Verſammlung zu verlaſſen. Ein armer junger Menſch, deſſen Fanatismus ſpäter in Wahnſinn überging, und deſſen trauriges Schickſal ich betrauert habe, eilte mir nach: „Ich fluche Dir,“ ſchrie er, „denn Du haſt das Heiligſte verrathen.“

Ich mußte noch einige Tage in Berlin zubringen. Ich ward nach Glienicke zum Staatskanzler eingeladen. Er war, wie er hier in ſeiner häuslichen Umgebung ſaß, doch ſehr altersſchwach; ich fand bei ihm die Fürſtin, Koreff, eine ſomnambule Dame, von der viel die Rede war, und einen dicken Pächter, der ſich etwas einfältig darſtellte, und über deſſen Verhältniß zur Familie viel geſprochen wurde. Der Staatskanzler war taub, und ſchien ein Gegenſtand der unwürdigſten Behandlung von Seiten ſeiner Umgebung zu ſein. Nur ſein noch immer ſchöner, ja wahrhaft vornehmer Anſtand imponirte. Nach Tiſche hatte ich noch ein langes Geſpräch mit ihm. Mit Thränen verſicherte mich der Greis, wie ſehr er die wirkliche Freiheit liebe. „Ich habe, ſagte er, nach einer conſtitutionellen Verfaſſung lange Jahre geſtrebt: ſollte ich das Werk meines Lebens im hohen Greiſenalter aufgeben wollen? Die Wuth dieſer Menſchen aber hat dieſe Abſicht völlig vernichtet.“ — „Ihro Durchlaucht, erwiderte ich, Sie hätten dieſe blinde Hoffnung einer abſtracten Conſtitution nie nähren ſollen; Sie haben durch eine unbedingte Einführung der Gewerbefreiheit den vermeſſenſten Eigennutz gepflegt, und alle Bürger gerade da, wo die ſchönſte freie Geſinnung ſich entwickeln, die hoffnungsvollſte Vereinigung ſtattfinden konnte, von einander getrennt, ja feindſelig einander gegenüber geſtellt. Diejenigen, deren Vereinigung allein alle geſunde Zukunft begründen ſollte, verfolgen ſich mit wechſelſeitigem Haß, und ein jeder denkt nur auf die Vernichtung aller übrigen. So aus der ſchönſten natürlichen Verbindung geriſſen, iſt jeder Bürger ein Einzelner geworden, und iſt als ſolcher dem Staate preisgegeben, den er nicht lieben kann, den er haſſen muß, weil er in ihm keine Heimath gefunden hat. Daher iſt der Staat ihm ein abſtracter Gedanke, eine vereinzelte Meinung geworden, und das Heiligſte, was der Menſch beſitzt, hat ſich in ein Geſpenſt verkehrt die Freiheit iſt das finſtere Zauberwort geworden, welches alle freundliche Bande gelöſt hat, als ſollten die wild träumeriſchen Zeiten früherer Staatsphiloſophen, die den Krieg Aller gegen Alle nähren, nun wirklich realiſirt werden. Wir werden die Zeit erleben, wo particuläre Intereſſen den Staat völlig beherrſchen werden; aber ſelbſt wo dieſe Verbindungen hervorrufen, ſind ſie doch nur ſcheinbar; ein jeder will nur das Recht erwerben, die Uebrigen zu verdrängen. Wenn Sie es noch vermögen, ſchloß ich, ſo geben ſie den Zünften ihre Gewalt wieder, daß ſie, gereinigt von den Sünden, die ihnen den Untergang bereiteten, wieder erſtehen.“ — „Die Zünfte, antwortete der Staatskanzler, ſind nicht aufgehoben, ſie haben das Recht, ſich zu vereinigen, nicht verloren.“ — „Aber, fragte ich, iſt das innere Princip der Vereinigung nicht völlig erlahmt, wo äußert es ſich?“ — „Durch die Polizei,“ antwortete der Fürſt. Ich erſchrak; bis zu einem ſolchen Grade konnten die verwirrenden Meinungen der Zeit einen geiſtreichen, edeln, erfahrenen Staatsmann verblenden. Ich ſah ein, daß es unmöglich war, mich einem Manne, der eine polizeiliche Aufſicht mit dem corporativen Lebensprincip verwechſeln konnte, auf irgend eine Weiſe verſtändlich zu machen.

Die Rede kam auch auf die Turner. „Ich habe es erfahren, äußerte ich, wie mächtig der erregte Fanatismus iſt; ihm geradezu entgegenzutreten, ſcheint mir für die Staatsbehörden eben ſo bedenklich, wie für die Turnplätze. Das Mißverſtändniß, der wechſelſeitige Verdacht wird ſich ſteigern, und von Seiten des Regiments, wie von Seiten der irre geleiteten Bürger nur Uebles erzeugen. Eine wechſelſeitige Verſtändigung ſcheint mir aber, wie ich die Turner kenne, nicht unmöglich; auch verdienen die Turnplätze nicht, daß man ſchlechthin feindſelig gegen ſie auftritt; die

Doctrin muß ſie bekämpfen; denn ſie iſt dazu da, frei und unbefangen ſich den drohenden Exceſſen gegenüber zu ſtellen. Der Staat aber muß ſich an das Wahre, welches ſich in den Verirrungen verbirgt, anſchließen, wie es ja auch die edelſten und einſichtsvollſten Männer gewonnen hat. „Erklären Ihro Durchlaucht, daß man wohl eingeſehen hat, wie wichtig für die Erziehung der Bürger die Turnplätze geworden ſind, daß ſolche Inſtitute aber erſt durch eine wechſelſeitige Verſtändigung der Staatsbehörden und der verdienſtvollen Leiter der Turnplätze ihre tiefſte Bedeutung erhalten. Bilden Sie fürs Erſte hier eine Abtheilung der Regierung, die mit der Ordnung dieſes Geſchäfts beauftragt wird, wählen Sie ohne Bedenken ſolche Räthe, die den Turnlehrern angenehm ſind. Der Formalismus des Geſchäftsganges iſt im Preußiſchen ſo entſchieden, ja hart ausgebildet, daß ein jeder, ſelbſt der unbeſonnene Beamte, ſchon hinlänglich durch ihn gefeſſelt wird. Fangen Sie den wilden Jahn ein, nennen Sie ihn Regierungsrath, und machen Sie ihn zum Mitglied einer ſolchen Regierungsabtheilung. Ich darf den Vorſchlag völlig uneigennützig nennen, denn wird er angenommen und ausgeführt, ſo verliert keiner mehr als ich; werden die den Turnern angenehmen Beamten ernannt, und Jahn in ihre Mitte verſetzt, dann wird ein höhnendes Jubelgeſchrei ſich eben gegen mich erheben; ich, wird man rufen, habe ſie verdächtigen wollen, ſo wenig ſei meine ſchlechte Abſicht gelungen, daß jetzt eben die Turnplätze die verdiente Schätzung erlangt haben. Jahn aber, wenn die Beamten gut gewählt ſind, wenn das Netz des Formalismus über ihn geworfen iſt, wird erſt ſich in ſeiner neuen Stellung glücklich fühlen, und zuletzt zahm werden.“ Der Staatskanzler lächelte. Auch bin ich überzeugt, daß, wenn etwas Aehnliches mit Vorſicht und Beſonnenheit ausgeführt worden wäre, das Unglück eines Mißverſtändniſſes, welches die beſte Jugend wie außerhalb des Staatsvereins ſtellte, nicht entſtanden wäre.

Ich verließ den Fürſten, und mußte noch einige Tage in Berlin, wo mich Alles von der Seite anſah, immer der innern quälenden Unruhe preisgegeben, zubringen. Ich ſchrieb an den Staatskanzler und ſtellte ihm vor, daß ich jetzt keinerlei Art Gunſtbezeigung annehmen dürfe, eine jede ſolche, die mich ſonſt, nicht allein des Vortheils wegen, erfreuen würde, könnte jetzt nur einen Schatten auf meine öffentliche Stellung werfen.

Ich hatte einen kleinen leichten Wagen, ein Mantelſack lag zu meinen Füßen; der General-Poſtdirector v. Segebart hatte die Güte, mir eine Empfehlung an alle Poſtämter zu geben; dieſe ließen mir unaufgefordert drei, auch vier Pferde vor den leichten Wagen ſpannen. Es war in den erſten Tagen des Januar; keine Chauſſee verband Berlin mit Breslau, die Wege waren grundlos, und dennoch erreichte ich in 32 bis 33 Stunden meine Heimat. Es war mitten in der Nacht; die Familie erwartete mich, ich wollte meine Frau aufſuchen. — Da trat, noch auf dem Flur, die Raumer, meine Schwägerin, mir entgegen, ich ſah, wie ſie einen tiefen Kummer zu überwältigen bemüht war. „Du kannſt, ſagte ſie mit bebenden Lippen, Deine Frau jetzt nicht ſehen. Wir haben Deine beſtimmte Ankunft ihr verheimlichen müſſen, wie Dir ihre Krankheit. Sie iſt von einem Nervenfieber ergriffen, das ſehr gefährlich war. Bartels fürchtete noch geſtern das Schlimmſte.“

So war der Kelch dieſer ſchauderhafteſten Zeit meines Lebens gefüllt. Schon ſeit einigen Jahren fingen meine Haare an grau zu werden, jetzt erbleichten ſie plötzlich in wenigen Tagen. Den Tag darauf ſah ich meine Frau, ſonſt die geſündeſte aller Frauen, wie ſie eben dem Tode entronnen war. Es war wohl eine ſehr ernſthafte Epoche meines Lebens.

Allmälig erholte ſich meine Frau, und auch ich fing an, meine Stellung beſonnener und ruhiger zu überſehen. Mein Einfluß auf die Jugend früher, ich darf es wohl ſagen, ſo mächtig, war doch nicht ganz verſchwunden; dem Uebermuthe der Turnplätze gegenüber traten diejenigen, die ſich mir anſchloſſen, wie es der Jugend recht iſt und geziemt, trotzig auf. Den Tag nach meiner Ankunft wurde mir ein Vivat gebracht, und warum ſoll ich es leugnen, dieſe Aeußerung war mir lieb, ſie tröſtete, ſie erquickte, ſie rührte mich.

Ich war in einen Zuſtand gerathen, der ſich nun einmal nicht mehr abweiſen ließ; ſo unerwartet, ja unmöglich er mir bis dahin ſchien, ſo war er doch nun einmal da, und die Nothwendigkeit hat über einen jeden Menſchen eine große Gewalt. Ich mußte mich in dieſem Zuſtande zurechtfinden, ich mußte mir die Frage vorlegen, ob er wirklich ein bleibender wäre, ob er, wie ich in der Verzweiflung des unerwarteten Ereigniſſes glaubte, ein ſolcher wäre, der durch den Kampf gegen die ewigen Geſetze der unveränderlich gebietenden Geſchichte hervorgerufen war, ſo daß ich durch ihr Fortſchreiten von jetzt an keine Unterſtützung, keine Hülfe irgend einer Art zu hoffen hatte? Die Geſchichte ſchreitet fort nach göttlichen Rathſchlüſſen, wir werden durch ſie beſtätigt, durch einen Glauben, der in der Form der Vergangenheit uns trägt, durch eine Liebe, die als Gegenwart uns in ihrem Sinne in Bewegung ſetzt, durch eine Hoffnung, die als Zukunft uns tröſtlich entgegenkömmt, und uns zuverſichtlich verſpricht, daß ſie die heilige Geſchichte ſelber ſei. Alles aber, was in uns ein Nichtiges iſt, ſoll vertilgt werden; inſofern wir von dieſem gefangen ſind, geht die Geſchichte über uns weg, wie die erbarmungsloſe Natur, die in ihrem unwandelbaren Gange ſich um unſere Wünſche und Hoffnungen nicht bekümmert. Sie aber — die Geſchichte ſelber — ſagte ich mir, hat mein ganzes Leben geleitet, ſie hatte mir ſelbſt die Natur in eine ſorgfältig pflegende Mutter verwandelt, die mich trug, ſie war meine Amme geweſen in meiner

Kindheit, meine Lehrerin in meiner Jugend, ſie leitete des Mannes That: ſollte ſie jetzt plötzlich aufhören meine Tröſterin zu ſein?

Schon als die vereinigten Turner perſönlich über mich herfielen, in der mitternächtlichen Stunde der höchſten Verzweiflung, als ich geneigt war, das Heiligſte in mir zu verleugnen, hörte ich mahnend, ſtrafend den Hahn krähen, der die noch ferne Morgenröthe verkündete und mir weiſſagte, daß ich berufen ſei, dasjenige zu vertreten und zu vertheidigen, was ich jetzt aufzugeben ſchien. Der härteſte Widerſpruch, der ſich im Innerſten meines Daſeins regte, ſollte gelöſt werden, und inmitten der Wuth, die ſich über mich ergoß, und mich zu vernichten ſchien, hörte ich den tröſtlichen Laut einer ſiegreichen Zukunft; leiſe zwar, ja kaum vernehmbar, aber die ewige Liebe, die ſich der Verirrung opferte, wandte mir mahnend ihr Geſicht zu, und der Thränenſtrom, der ſich ergoß, ward durch ſie, und nicht durch die Wüthenden, die mich umgaben, hervorgerufen.

Das ward mir nun völlig klar, als das furchtbare Geſchrei, welches ſich damals um mich erhub, öffentlich fortgeſetzt wurde. Eine Zeitſchrift, die lange geruht hatte, ward wieder erneuert, es war „der Freimüthige.“ Ob ſie eine ununterbrochene Fortſetzung der von Merckel und Kotzebue herausgegebenen war, oder nicht, weiß ich nicht; aber da ſie den nämlichen Titel führte, mußte ich, als das erſte Blatt mir zu Geſicht kam, unwillkürlich lachen. Daſſelbe Blatt, welches im Anfange des Jahrhunderts ein Gegenſtand meines jugendlichen Muthwillens war, ſollte ſich alſo doch nach achtzehn Jahren, wenigſtens vorübergehend, auf eine empfindliche Weiſe rächen. Denn die erſte Nummer war doch eigentlich die zweite. Die erſte, die mich in der That tief erſchütterte, ward nicht gedruckt, ſondern in der Fülle der leidenſchaftlichſten Aufregung, die mich überwältigte, geſprochen, und das erſte gedruckte Blatt war offenbar nur die Fortſetzung des Geſprächs. Ein gewiſſer Simonsky hatte als Redacteur den Freimüthigen erneuert. Das Blatt fing mit einem Aufſatze an, „die Runenſteine“ überſchrieben, die beſtimmt waren mich zu ſteinigen. Die Schrift enthielt wahrſcheinlich eine Anſpielung auf meine ſkandinaviſche Herkunft, als wollte man die Gräber meiner Vorfahren aufwühlen, und die Denkmäler benutzen, um mich mit dieſen ſittlich zu tödten

Auch ſchien es die Abſicht, die alten Runen der benutzten Steine auszulöſchen, um neue Inſchriften an ihre Stelle zu ſetzen. Ich habe zufällig irgendwo geleſen, daß Herr Gutzkow gegen mich einen Aufſatz verfertigt hat, der ſelbſt in unſern Tagen das Maaß eines jeden perſönlichen Angriffs überſchreiten ſoll. Ich zweifle indeſſen ſehr daran, daß dieſer Angriff leidenſchaftlicher geweſen ſein kann, als der der Turner. Dieſe ſchienen in der That ſo verblendet, daß ſie den Sand der Haſenhaide, mit welchem ſie mich, und gelegentlich das Publikum, bewarfen, für tödtende Steine, und dieſe ſogar für Runenſteine anſahen. Der Aufſatz iſt merkwürdig durch den bewundernswürdig großen Reichthum der Schimpfworte. Unter dieſen ſind einige, die meine Aufmerkſamkeit erregten, weil ſie mir völlig unbekannt wie unverſtändlich waren. Vielleicht ſind ſie wirklich für die linguiſtiſche Unterſuchung der germaniſchen Sprache von Intereſſe. Wer der Verfaſſer dieſes Aufſatzes war, und in wiefern ich dem Gerüchte trauen darf, das damals mehrere nannte, weiß ich nicht. Daß Jahn unter dieſen war, verſteht ſich wohl von ſelbſt, aber auch einige wiſſenſchaftlich verdienſtvolle Männer wurden genannt.

Dieſer Angriff nahm mehrere Blätter ein. Daß man damit eine erneuerte Zeitſchrift anfing, hatte ohne Zweifel einen doppelten Grund; von Seiten des Verlegers und des Redacteurs: der erſte glaubte vorausſetzen zu dürfen, daß die Popularität des Angriffs dem Blatte neue Leſer verſchaffen würde; meine uneigennützigen Gegner aber, daß ein ſolcher Vernichtungsprozeß, eine ſolche Steinigung, die nicht aufhören würde, bis ich wirklich todt wäre, mit welcher eben daher eine neue Zeit anfing, die Aufmerkſamkeit der Leſer erregen würde, die ſchon durch einen ſolchen, ohne alle Einleitung anfangenden Kampf bewogen werden müßten, mich völlig aufzugeben. Ich konnte mich geſchmeichelt fühlen, wenn ich erwog, daß es die Freimüthigkeit ſelber, der Freimüthige par excellence war, der gegen mich ſich von neuem rüſten mußte. Den Eindruck, den dieſer Angriff auf mich hatte, hatten die Turner wohl nicht erwartet, er beruhigte mich völlig. Ich mußte über mich ſelbſt lachen, wenn ich bedachte, daß ich den ſo lächerlich gerüſteten Feind wirklich ein Mal für die Geſchichte ſelber anſah; je wüthender er erſchien, deſto ruhiger, zuverſichtlicher ward ich. Einem Don Quixote ähnlich, hatte ich die Staubwolke der Haſenhaide für das Zeichen eines herannahenden mächtigen Heeres angeſehen, und ſah ſchon die alten germaniſchen Helden gegen mich anrücken: bei der Annäherung aber verwandelten ſie ſich in eine blökende Schafheerde, die ruhig vorüberſchritt. Die Runenſteine nahmen die vier bis fünf erſten Blätter des Freimüthigen ein, und es war ſchon zu verwundern, daß der dünne Inhalt ſich ſoweit ausdehnen ließ. Der Angriff iſt vergeſſen, wie der Gutzkowſche in noch kürzerer Zeit. Ich habe den Aufſatz nicht durchgeleſen, der Geiſt, in welchem er geſchrieben war, (wenn man berechtigt iſt, einen ſolchen hohen Ausdruck zu gebrauchen, indem von einem Aufſatz der Art die Rede iſt,) ließ mich nichts erwarten, worauf ich zu achten hätte. Dinge der Art wirklich durchzuleſen, fehlte es mir an Geduld; durchgeblättert habe ich ihn. Dennoch hielt ich es für nothwendig, nicht gegen den Angriff durch die Runenſteine, wohl aber der falſchen Richtung der Zeit gegenüber, dasjenige, was ich die gute Sache nannte, durch eine kurze, ruhige, und ſoviel wie möglich populäre Zuſammenſtellung von kurzen, innerlich zuſammenhangenden Sätzen darzuthun. Dieſe kleine Schrift: „Die gute Sache. Eine Aufforderung, zu ſagen, was ſie ſei, an

Alle, die es zu wiſſen meinen, veranlaßt durch des Verfaſſers letzte Begegniſſe in Berlin“ iſt erſchienen in Leipzig bei Brockhaus im März 1819. Ich ſchrieb eine Erzählung als Einleitung, und die Schrift mag darthun, wie ſchnell ich mich auf die alte Weiſe zurecht gefunden hatte. Es ergötzt mich, wenn ich den Schluß dieſer Schrift nachleſe. Er enthält in der That den Beweis meiner mich immer noch beherrſchenden Jugend. Ich war thöricht genug, zu hoffen, daß nun wirklich ein Kampf ſtattfinden würde, der auf die Sache einging. Ich nannte ihn einen fröhlichen, und man erlaube mir die letzten Zeilen dieſer Schrift herzuſetzen:

„Da meine Studien mir nicht erlauben, die Zeit zu zerſplittern, da es ſich auch mit meiner Stellung als Lehrer ſchlecht vertragen würde, wenn ich mich in die Mitte der Schimpfenden und Verleumdenden verſetzte, und einem jeden leichten Angriffe mit gleichen Waffen begegnen wollte, ſo habe ich folgenden Beſchluß gefaßt. Bis zum Ende des Sommers werde ich gar keinen Angriff, auch keine Widerlegung beantworten, bis dahin, hoffe ich, mit dem zweiten Theile der Caricaturen, und einiger anderen literariſchen Arbeiten fertig zu ſein, und ich erſuche einen Jeden, der ſich entſchließt, mich anzugreifen, daß er dieſen Termin gütigſt benutzen möge. Meinem Verleger habe ich aufgetragen, Alles, was gegen mich erſcheint, ſorgfältig zu ſammeln, und mir vierteljährlich mitzutheilen. Ich werde auf Alles achten, wo ich mich beſiegt fühle, es redlich bekennen; was ich abzuwehren vermag, nach Kräften abwehren, ja wenn unter einer Maſſe von Anfällen, Verdrehungen und Verleumdungen ſich irgend etwas einem Grunde Aehnliches verbergen ſollte, dieſes, als ſtünde es in dem beſonnenſten und gründlichſten Aufſatze, ruhig herausheben.

Ich habe gelehrt, daß die unbedingte Preßfreiheit nie der Wahrheit, dem Rechte ſchädlich werden könnte; ich will nicht hoffen, daß irgend eine Cenſur irgend eine Zeile, gegen mich gerichtet, ſtreichen werde. Ich habe es nicht um ſie verdient.

So das, was ich die gute Sache nenne, dem drohenden Sturme anvertrauend, will ich erfahren, ob, was ich vertheidige, von Gott iſt, oder nicht; entſprungen aus eitler Einbildung, oder von höherer Bedeutung; zum Voraus die Freunde begrüßend, die um den nämlichen Preis Kampf und Anfälle allerlei Art nicht ſcheuen.“

Kotzebue, deſſen Ruf ſeit ſeiner Verbindung mit Merkel, ſeit der Herausgabe des Freimüthigen, ſeit der Angriffe der Schlegel ſo tief geſunken war, ſuchte ſeinen Einfluß in der Literatur unter andern Verhältniſſen wieder zu heben. Er erſchien in Deutſchland mit dem kaiſerlich ruſſiſchen Auftrage, Berichte über den Zuſtand der deutſchen Literatur auszuarbeiten. Er trat in der Stellung eines ruſſiſchen Staatsraths, bei dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten angeſtellt, hervor. Der Auftrag gab ihm Veranlaſſung, ein literariſches Wochenblatt drucken zu laſſen, in welchem er ſich Urtheile über die verſchiedenen Zweige der Literatur erlaubte, und es war natürlich, daß man aus dieſen Blättern auf die Natur der eingeſchickten Berichte an den Kaiſer Schlüſſe zog. Da in dieſer Zeit meine Schrift „die gegenwärtige Zeit“ vielſeitig beſprochen wurde, ſo war es eine der erſten Schriften über welche Kotzebue an den Kaiſer berichtete, und auch in ſeinem literariſchen Blatte ſich öffentlich äußerte. Ich galt nach ſeiner Anſicht für einen Ultraliberalen, und da Kotzebues Urtheile eine lebhafte und heftige Oppoſition erweckten, da nun dieſe eine bedenkliche politiſche Tendenz zu ahnen anfing, ſuchte man auch meine Schrift gegen Kotzebues Angriffe zu vertheidigen.

Nicht allein der politiſche Tagesſchriftſteller Wieland, ſondern auch der berühmte Geſchichtsforſcher Luden in Jena machten das Publikum auf die Seichtigkeit, auf die gegen mich Verdacht erregenden Verdrehungen Kotzebue's aufmerkſam, und es war natürlich, daß ich dadurch eine Art von Popularität erhielt, die ich weder ſuchte, noch beabſichtigte; aber eben dieſe ward mir ſpäter gefährlich. Schon auf dem bekannten Wartburger Feſte ward die Schrift erwähnt. Wir können doch nicht leugnen, daß dieſes Feſt einen fanatiſchen Charakter hatte, und jetzt nach ſo langer Zeit darf man es wohl unbefangen betrachten. Es war die erſte Demonſtration der deutſchen Jugend. Das, ich möchte ſagen, Rührende in dieſer Aeußerung war der tiefe Ernſt, mit welchem ſie hervortrat. Die Gegner fanden es faſt blasphemiſch, daß ſie eine religiöſe Wendung nahm, daß der Genuß des heiligen Abendmahls, der hier herrſchenden Geſinnung die Weihe ertheilen ſollte: aber dieſes religiöſe Gepräge trug ſie ja vom Anfange an; mochte ſie auch von Einigen, im Verborgenen das Ganze Leitenden, benutzt werden, wie ja die Religion, wo ſie der Aufregung zugänglich iſt, von jeher auch in den großartigſten politiſchen Unternehmungen benutzt wird (und daß man die Wartburg wählte, war ohne Zweifel das Erzeugniß einer ſolchen Erregung), ſo war es der Jugend doch gewiß Ernſt. Ich betrachtete das ganze Ereigniß nicht ſo wohl politiſch, als gewiſſermaßen pädagogiſch. Es gibt keine fanatiſche Ausſchweifung irgend einer Art, die für die freie und erfolgreiche Entwickelung der Wiſſenſchaft und Kunſt gefährlicher iſt, als die religiös-politiſche. Eben der politiſche Enthuſiasmus der heranwachſenden Jugend führt nothwendig zur geiſtig tödtenden Bornirtheit. Mag bei einer ſolchen Jugend aus einer religiöſer Gewiſſenhaftigkeit der Fleiß nicht verdrängt, ja ſelbſt geſteigert werden, im Hintergrunde liegt dennoch eine unklare, und leider auch beſchränkende Welt, in welcher alle Gegenſtände verkümmern. Politik iſt nicht das Lebensprinzip, welches aller geiſtigen Entwickelung eine Reihe eigenthümlicher, und dennoch auf die tiefe Einheit hinweiſender Formen zu geben vermag. Wiſſenſchaft und Kunſt gedeihen nur, wo die Perſönlichkeit ganz mit voller Liebe ſich in ihren Gegenſtand verſenkt. Jede politiſche Gährung, wenn ſie ſich in die Tiefe des Gemüths der Jünglinge hineinfrißt, wenn ſie ein fanatiſches Gepräge trägt, zerſtört ſchon deswegen die friſche Knospe zukünftiger Blüthen, weil ſie von einer düſtern Unzufriedenheit ausgeht, die von allen Seiten genährt wird. Hier ſah man die erſte Aeußerung einer nationalen Richtung, die leider ſeitdem nicht verſchwunden iſt. Wie traurig iſt unſere Jugend ſeitdem geworden! Vergleiche man doch die heitere, wenn auch unreife Zeit, mit welcher das Jahrhundert anfing, mit der altklugen der ſpäteren Jahre. Eine Fülle der geiſtigen Productivität drängte ſich aus allen Gemüthern hervor. Die Kritiker ſpäterer Zeit haben ein Herbarium angelegt von den verkümmerten Pflanzen jener fruchtbaren Periode, haben ſich verloren in ein einſeitiges Studium der Pflanzen-Pathologie, welches freilich ſelbſt um deſto kümmerlicher erſcheinen mußte, weil ihnen der Blick auf die Totalität der fruchtbaren Zeit verſagt war, ſo daß die Wiſſenſchaft, welche die heitere Welt der Entwickelung auffaßte, ein Schimpfwort ward; das Heiligthum dieſer Anſchauung war nun verſchwunden; eine zerſtörende Politik, die das Beſtehende geringſchätzte, ja vernichten wollte, jagte einem unklaren

Ideale nach, welches der Wiſſenſchaft wie der Kunſt völlig fremd war. Wo der Sinn für geiſtige Beſchäftigung ſich nicht verdrängen ließ, mußte man das vereinzelte todte Material mühſam zuſammenſuchen. Der Tempel, der anfing, ſich aufzubauen, in welchem ſich die beſte Jugend verſammelte, um durch einen heitern Gottesdienſt die heranwachſende ſchöne Zeit zukünftiger Jahrhunderte zu begrüßen, lag zertrümmert da; die Macht, aus welcher der Bau entſtand, war verſchwunden; und wenn man ein Fragment mit mikroſkopiſcher Genauigkeit beſchrieb, glaubte man den Sinn der großartigen Productivität bannen zu können. Ja, die Zeit, die ich friſch und fröhlich in heiterer Jugend erlebt hatte, war eine unreife, aber ſie deutete hoffnungsvoll auf eine zukünftige Reife. Eben die üppigſte Vegetation rief die häufigſten Auswüchſe hervor, aber ſie fand, weil ſie ein mächtig Lebendiges iſt, ihr richtiges Maaß. Jetzt ſtand demjenigen, was dem geiſtloſen Fleiße zugewieſen ward, das abſolut Maaßloſe gegenüber, und ich ſah mit einer Art von Schauder die Zeit der geiſtloſen Virtuoſität, die Barbarei vereinzelter Beſtrebungen, wie ſie ſpäter hervortrat, ſich drohend nahen. Daher ſprach ſich ſelbſt das

Vaterland, bei der Wartburger Verſammlung, als ein von jeder Vergangenheit abgeſondertes, abſtractes Deutſchland aus; Keiner hatte in dieſem gelebt, alle Begriffe des heitern Lebendigen, Heimatlichen waren verſchwunden; alle Erinnerungen aus einer fröhlichen Kindheit verſtummten. Man ſollte kein Baier, kein Würtemberger, kein Sachſe, kein Preuße mehr ſein, und wären alle Keime des heitern heimatlichen Lebens zu vertilgen geweſen, ein Geſchichtsforſcher wäre überflüſſig geworden; denn wie könnte dieſer hervorwachſen aus einer Abſtraction, welche ſeinen ganzen Sinn in Anſpruch nahm?

In meiner Schrift war nun eben die Abſicht klar, den Sinn für das Eigenthümliche zu nähren und zu pflegen; von dem allgemeinen Deutſchthum hatte ich geſprochen; ich ſah wohl, wie es herannahte, aber ich wollte nicht der ſein, welcher es heranlockte. Eben weil dieſe Schrift durch Kotzebue's Angriff auch unter dem heranwachſenden fanatiſchen Haufen einen Eingang gefunden hatte, war von ihr auf dem Wartburgfeſte die Rede. Sie ward, wie ſich von ſelbſt verſteht, bekämpft, aber doch mit einer gewiſſen Mäßigkeit, die das Feſt ſonſt nicht auszeichnete. Man glaubte, mich noch gewinnen zu können: doch war ich eben dadurch in eine ſchiefe Stellung gerathen, und ich erkannte das Bedenkliche, welches in ihr lag, vollkommen.

Man hatte die Wartburger Demonſtrationen leider höhern Orts ſchief aufgefaßt. Der Deutſche iſt nun einmal ein ungeſchickter Politiker. Die Turnſchulen waren freilich mit derjenigen Bewegung, die ſich auf der Wartburg ausſprach, in Verbindung, aber man würde ſich irren, wenn man glaubte, daß alle Freunde der Turnſchulen die dort verkündigte Geſinnung theilten. Die beſſeren bewegten ſich in einem natürlich beſchränkteren Kreiſe; ſie fühlten die Nothwendigkeit, eine Stätte zu finden für eine friſchere, mit der lebendigen Natur verbundene kindlichere Geſinnung, die durch die modernen Erziehungsreſultate aus den Familien, und durch die erſtarrte Lehre aus den Schulen verſchwunden war. Unter meinen Collegen waren es eben ſolche, die entweder früher als Gymnaſiallehrer das Unlebendige der Schulen kennen gelernt hatten, oder ſolche, deren ganzer Sinn noch in einer lebendigen Schulzeit lebte. Sie wußten in der That, was ſie wollten, ja, wäre es möglich geweſen, ihre wohlmeinenden Verſuche von der allgemeinen Bewegung zu iſoliren, ihre Thätigkeit würde eine durchaus heilſame geweſen ſein. Ich aber lebte unter Studenten und für dieſe. So war es freilich unmöglich, die politiſche Bedeutung zu verkennen. Die Maaßregeln, die von Oben her getroffen wurden, waren dazu geeignet, der thörichten Demonſtration der Jugend eine größere Bedeutung zu geben.

Die lauteſten Turner gaben zu, daß das, was ſie erreichen wollten, in einer fernen Zukunft läge, ſie wollten ſo früh wie möglich die Kinder gewinnen. Die Gegenwart, meinten ſie, tauge nicht für ihre erhabenen Zwecke. Wenn ſie nur die Kinder feſthielten, und unbemerkbar und im Stillen die Schullehrer gewonnen hätten, dann wäre doch noch die Ausbildung eines politiſchen Sinnes möglich. Aber jetzt poſaunten ſie mit einer wunderbaren Naivetät die Abſicht aus: alle beſtehende ſtaatsrechtliche Verhältniſſe in Deutſchland umzuſtürzen, und das alleinige Deutſchland, geleitet von dem alleinigen deutſchen Gott, auf immer zu begründen. Das Heer, welches dieſen Zuſtand herbeiführen ſollte, beſtand aus Kindern, und man glaubte naiver Weiſe, die Herrſcher würden dieſe Kinder heranwachſen laſſen, ja, eine Unternehmung billigen, die alle ſtaatsrechtliche Verhältniſſe in Deutſchland in Frage ſtellte. Ein ſo naives und unverſtelltes Auftreten hätte nun, wie mir ſchien, eine gewiſſe Duldung verdient; was mit bloßem Zank anfing, würde, wenn das Gerede zu Ende ginge, von ſelbſt verſtummen, wie man keinen Betrunkenen durch verſtändige Gründe zu gewinnen ſucht, auch nur ſelten genöthigt iſt, eine gefährliche Oppoſition gegen ihn hervortreten zu laſſen. Man läßt ihn den Rauſch ausſchlafen: — in vino veritas — der Verſtändige erfährt, wenn er den Berauſchten anhört, Manches, was dieſen ſpäter dem Beſonnenen preisgiebt. Was wirklich, wenn auch nur vorübergehend, eine verwirrte geſchichtliche Bedeutnng hat, muß anerkannt werden von denen, die es beherrſchen wollen, und hier lag im Hintergrunde Etwas, was anerkannt zu werden verdiente, und aus welchem alle Exceſſe ihre Macht erhielten. Der zukünftige Kampf fing auf der Schule an, auf dieſen Kampfplatz hätten ſich die Behörden ſtellen ſollen; hätten ſie da gelten laſſen, was Geltung verdiente, dann hätten ſie das organiſirende Maaß für eine mehr zu verdrängende Richtung des Volks gewonnen.

Nun läßt ſich zwar nicht leugnen, daß mit dieſer Unternehmung der Turnplätze, die nicht hier allein ihren erſten Anfang nahm, vielmehr hiſtoriſch betrachtet, ſchon als eine Conſequenz der Pädagogik, die mit Rouſſeau in Frankreich, und mit Baſedow in Deutſchland anfing, betrachtet werden mußte, ſich auch Menſchen verbanden, die eine gewiſſe ſtille Gährung, wie ſie ſich hier und da im Volke äußerte, zu benutzen die Abſicht hatten, und eine wirkliche Revolution in Deutſchland hervorzurufen dachten; eine Gährung, die eben ſo wie die neuere Pädagogik vor der Revolution in Frankreich anfing, und nach Deutſchland fortgepflanzt ward. Zwar würden die Deutſchen ſich lebhaft gegen dieſe Verwandtſchaft mit den Franzoſen ſträuben, aber eine geſchichtliche Auffaſſung der europäiſchen Verhältniſſe wird ſie dennoch feſthalten. Wir können von dieſer ſtrafbaren Abſicht einiger Männer nach Verlauf von einem faſt halben Jahrhundert jetzt unbefangen ſprechen, aber eben ſo entſchieden iſt es, daß ſie, ſelbſt dann, wenn hier und da ein gewiſſes Unbehagen laut ward, im Volke gar keinen bedeutenden Anklang fand. Der Preuße, der Sachſe, der Würtemberger und Baier hatte keine Neigung, ſeine

Geſchichte zu vertilgen, und ſich in einen allgemeinen Deutſchen verwandeln zu laſſen. Wenn es auch entſchieden iſt, daß eine jede geordnete Regierung das Recht, ja die Verpflichtung hat, ſich zu erhalten, und gegen ein Beſtreben, welches nur bei Wenigen eine hochverrätheriſche Tendenz zeigte, mit Kraft hervorzutreten, um ſo mehr, da die verbrecheriſche Abſicht über die klare That hinausreichte, und auch da, wo der Entſchluß kein ſtrafbares Gepräge trug, durch die unmerkbarſten Uebergänge hineindrang, ſo hätte die rechtmäßige Verfolgung des Staats doch nicht weiter reichen ſollen, als die bewieſene That. Jetzt fing man aber an, ein Netz über ganz Deutſchland zu werfen; es war für Raubvögel beſtimmt, aber man behandelte die eingefangenen Sperlinge ihres Geſchnatters wegen, als wären ſie eben auch Raubvögel. Daß die Jugend, und eben je unreifer ſie iſt, wenn ſie von geheim Verbündeten zu Hülfe gerufen wird, leicht in Bewegung kommt, läßt ſich nicht leugnen; jugendliche Verbindungen entſtehen dann, die, oberflächlich betrachtet, gefährlich erſcheinen, ohne es zu ſein; denn zwiſchen dem unreifen Entſchluß und der überlegten, verſtändigen Ausführung liegt ein unendlicher Abgrund.

Der junge Mann, der ohne Bedenken in eine Verbindung eingeht, ja Eide ſchwört, denkt zwar nicht, ſie zu brechen, indem er ſie leiſtet, aber er kennt ihren Inhalt nicht. Dieſer ſchwebt ihm nur dunkel vor. Ich darf behaupten, daß die Tendenzprozeſſe, die jetzt gegen den größten Theil der bewegten Jugend ſtatt fanden, eben deswegen ihren Zweck nicht erreichten, weil ſie ſich ins Unbeſtimmte ausdehnten, und eben die unbefangenſten, mit ſcheinbarer Schuld Beladenen angriffen, während die wahrhaft Schuldbewußten einer jeden Unterſuchung ſich zu entziehen verſtanden. Dieſe benutzten die aufgeregte Maſſe mehr, um hinter ihr ſich zu verbergen, als um ſie in wirkliche gefährliche Thätigkeit zu ſetzen. Je beſonnener, und eben daher gefährlicher die wahren Hochverräther waren, deſto klarer ſahen ſie ein, wie unbedeutend die Aufregung der Jugend und das vollkommen Unverſtändige der wenigen Attentate waren, wie z. B. die beabſichtigte Ueberrumpelung der Feſtung Petersberg bei Erfurt, die aber, wenn ſie hätte ausgeführt werden können, für ſie am gefährlichſten geweſen wäre. Durch die Tendenzprozeſſe aber erhielt die ganze Aufregung erſt ihren bedenklichen Charakter. Ein mit großen Gefahren verbundener innerer Krieg gegen die herrſchende Staatsgewalt hat jederzeit in einer beſtimmten Epoche der Jugend etwas Lockendes; je größer die äußere Macht iſt, gegen die man aufzutreten ſich entſchließt, deſto mehr befeſtigt ſich die Oppoſition als innere Geſinnung. Die Jugend wird von dem Standpunkte der äußeren, beſonnenen Ueberlegung, welche die beſtimmte That ergreift, dieſe in ihren äußeren Verhältniſſen erkennt, Mittel und Zweck zu beurtheilen weiß, in eine freie, phantaſtiſche Welt hineingetrieben, in welcher in der Gegenwart kein Widerſtand ſich zeigt, und die von den äußeren Verhältniſſen wenig berührt wird. In dieſer treten ſelbſt die Gefahren in den Hintergrund; der Reiz, ein Märtyrer zu werden, der Kitzel, eben da, wo die Gefahr am größten iſt, mit ohnmächtigem Trotze hervorzutreten, zeigt ſich dann am entſchiedenſten. Die weichſten Gemüther werden am entſchiedenſten gelenkt, und die beſten Geiſteskräfte von der geordneten und ordnenden Thätigkeit abgelenkt, zerſtreuen ſich ins Unendliche.

Dieſe unangenehme Richtung traf mich nun in meinen Bemühungen, die Jugend für eine beſchränktere, nach innen gerichtete, geordnete Thätigkeit zu gewinnen, am ſchwerſten. Ich hatte mich nicht durch die geringe Anzahl, auf welche mein Einfluß beſchränkt war, abſchrecken laſſen; denn diejenigen, die Macht erhalten in der Geſchichte, ſind immer nur Wenige, ja die höchſte Gewalt, die eine neue Zeit ſchuf, drängte ſich von jeher in eine Perſönlichkeit zuſammen, und nur durch den einen Luther konnte die Reformation ſich geſtalten und entwickeln, obgleich die zerſtreuten Elemente allenthalben herumlagen. Aber das war mir furchtbar, daß die polizeiliche Gewalt, welche die jugendlich unreife Geſinnung belauerte, und eben die Tüchtigeren am ſtärkſten lockte, eine immer größere Theilnahme für die Verfolgten und eine allgemeine Mißbilligung der polizeilichen Maaßregel, die auch mich traf, erregte. Unmöglich konnte mein nicht zu vertilgendes Ehrgefühl gleichgültig bleiben, wenn die Menge eine Verbrüderung da vorauszuſetzen anfing, wo ich ſie am aller entſchiedenſten abzuweiſen ſuchte. Daß die Turner mich ohne Unterſchied zu den Gegnern zählten, war zu natürlich, und ich mußte erſcheinen als ein Menſch, der Maaßregeln unterſtützte, die ich eben ſo entſchieden mißbilligte, wie meine Gegner. Ich fand mich verpflichtet, meine Unzufriedenheit unbefangen, öffentlich auszuſprechen. Es war, irre ich nicht, am Ende des Jahres 1819, als ich mich entſchloß, eine Schrift: „Ueber Deutſchlands proteſtantiſche Univerſitäten“ auszuarbeiten. Was mich unmittelbar dazu veranlaßte, war ein an mich gerichtetes, ausführliches Schreiben des Regierungspräſidenten von Lüttwitz. Ich war eben in die Verlegenheit verſetzt, mich mit ihm in eine beſchwerliche Correſpondenz einlaſſen zu müſſen, ſchob die Antwort, wie nur zu oft, von einem Tage zum andern auf, als ich nicht ohne Ueberraſchung ſein Schreiben gedruckt in die Hände bekam. Herr v. Lüttwitz war mit meiner Mißbilligung der gegen die ſtudirende Jugend getroffenen Maßregeln wohl bekannt, und trat nun als ein unbedingter Vertheidiger derſelben hervor. Mir war dieſe Veranlaſſung, das Sendſchreiben öffentlich beantworten zu müſſen, ſehr angenehm, denn ich hatte jetzt Gelegenheit, was ich tadeln zu müſſen glaubte, in eine Vertheidigung gegen eine Privatperſon verwandeln zu können. So entſtand die kleine Schrift. Wie die Sachen vorlagen, fand ich es bedenklich, ſie der Breslauer Cenſur zu unterwerfen, und ſandte das Manuſcript unmittelbar an das Obercenſur-Collegium nach Berlin. Ich war nicht willkürlich und durch eigenen Entſchluß, vielmehr durch den Staatskanzler wider meinen Willen in eine eigene politiſche Stellung gerathen, und glaubte daher ein Recht zu haben, mich unbefangen und freimüthig zu äußern. In meinem Schreiben an den Staatskanzler ſetzte ich dieſes auseinander, und glaubte erwarten zu dürfen, daß in meinem Manuſcript nichts geſtrichen werde. In der That erhielt ich es auch mit der Erlaubniß, es unverändert drucken zu laſſen, zurück. Es iſt noch neulich ausgeſprochen, daß man faſt alles in Preußen mit Freimüthigkeit öffentlich beurtheilen kann, ohne durch die Cenſur gehindert zu werden; daß dieſe nicht den Inhalt einer Schrift, wohl aber eine ungeeignete Form zu unterdrücken ſuche, und mehr gegen das Ungeſchick des Schriftſtellers, als gegen ſeine Abſicht auftreten ſolle. Ob die Cenſur ſich wirklich immer innerhalb dieſer verſtändigen Schranken hielt, wage ich nicht zu behaupten; meine Schrift aber, die in der That ſo freimüthig war, wie irgend eine in dieſer Zeit, ſcheint doch zu beweiſen, daß die Cenſur eine mit beſonnener Ruhe abgefaßte Schrift wohl zu dulden wußte; auch hier iſt der Unterſchied zwiſchen Aufregung und Anregung wohl feſt zu halten. Die letzte fordert uns zu eigener ruhiger Ueberlegung auf, und keine Cenſur ſetzt ſich der Verantwortung aus, wenn ſie dieſe nicht zu hemmen, ſondern zu fördern ſucht: die Aufregung aber zu verhindern, iſt ſie freilich verpflichtet. Merkwürdig war in dieſer Rückſicht die Aeußerung der Vertheidiger der Turner. Man würde ſich ſehr irren, wenn man glaubte, daß ich ſie etwa durch meine Schrift gewonnen hätte. Auch ſah ich dies voraus, meine Abſicht wurde durch ein Ehrgefühl hervorgerufen, welches mich zwang, das ſcheinbar Verdächtige meiner Stellung auf jede Weiſe zu vernichten. Die Vertheidiger der Turnplätze aber äußerten ſich ſehr unzufrieden mit der Duldung, die ich bei dem Obercenſur-Collegium erfuhr. „Er darf, ſagten ſie, drucken laſſen, was ihm beliebt; wenn Einer von uns Etwas der Art zu ſagen wagte, wie ganz anders würde man ihn behandelt haben.“

Man darf dennoch nicht glauben, daß ich den heftig Angreifenden gegenüber ſo ganz iſolirt daſtand, wie im Anfange. Eine in guter Laune geſchriebene Flugſchrift forderte ironiſch zu einem gemeinſchaftlichen Angriff gegen mich auf. Unter den Vertheidigern fand ſich ein ſeltſamer Mann, Pauli, der in ſeinen Schriften kenntnißreich und originell erſchien. Ich habe einige Briefe mit ihm gewechſelt, lernte ihn aber nicht perſönlich kennen. Er trat mit vielem Muthe, mit vieler Entſchloſſenheit hervor, und ein ſehr ſtarker Band enthielt manche in der That treffende und bedeutende Aeußerungen. Es war eine Art Vertheidigung der in den Caricaturen geäußerten Anſichten mit beſtändiger Beziehung auf die laut gewordenen Geſinnungen der Turner. Die Schrift ſelbſt würde nur wenige Bogen betragen, aber dem Herrn Pauli fielen eine Menge Gegenſtände ein, die er in Noten erläutern zu müſſen glaubte, und dieſe verſchlangen oft den Text ſelbſt. Eine Zeile des Textes ward von dieſen Noten ſo umgeben, daß jener zuweilen einige Seiten hindurch ganz abgebrochen wurde; ſelten ſah man mehr als zwei oder drei Zeilen Text, und man konnte recht eigentlich das Buch einen kurzen Text zu langen Noten nennen. Die ganze Schrift ſelbſt wand ſich wie ein dünner Faden durch dieſe Anmerkungen hindurch.

Die einzelnen Schriften, die ſo von beiden Seiten erſchienen, bildeten in der That einige Zeit hindurch einen Hauptzweig der Literatur; wurde doch ſogar im

Journal des Débats verkündigt, daß in Preußen zwiſchen den Ultralegitimen und den Ultraliberalen ſich eine dritte gemäßigte Partei, eine Art juste milieu gebildet habe, als deren Anführer ich genannt wurde. Unter allen Anſichten von meiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit in dieſer Zeit war wohl keine ſchiefer als dieſe; keiner war unfähiger ein Parteihaupt zu ſein als ich. Alle meine Schriften waren von jeher völlig rückſichtslos gedacht und entworfen, ganz einer innern Aufgabe gewidmet, die ich in ihrer Conſequenz in allen Richtungen zu verfolgen ſuchte. Der Angriff auf die Turner, der den Schluß des erſten Theils der Caricaturen bildete, ſtand ganz als ein einzelner Theil der ausführlichen Schrift da, und der zweite Theil enthält keine Stelle, die eine unmittelbare Beziehung zu den heftigen Streitigkeiten, die eben damals ſtattfanden, hätte. Während ich dieſen Theil ausarbeitete, dachte ich kaum an die Angriffe, die allenthalben laut wurden. Ich vertheidigte mich gar nicht unmittelbar, wenn man nicht die beiden Schriften: „Die gute Sache“, und die „Ueber die Bedeutung der proteſtantiſchen Univerſitäten“ als Vertheidigungsſchriften betrachten will. Ueberhaupt gibt es kaum einen Schriftſteller, der ſeine Schriften auf eine rückſichtsloſere Weiſe ſich ſelbſt überließ, als ich. Von allen äußeren Verbindungen, ſelbſt wo ſie ſich darboten, hielt ich mich entfernt, und je heftiger ich angegriffen wurde, deſto mehr zog ich mich von dem äußern Kampfplatze zurück, deſto innerlicher und einſamer verfolgte ich meine Aufgabe, als wäre der Kampf gar nicht da; dieſer fand vielmehr ganz in meinem Innerſten ſtatt, und was da den Sieg errang, betrachtete ich ſelbſt für die Geſchichte als das Siegende, welches ſich von jetzt an durch die eigene innere Kraft behaupten mußte. Das Unterliegen in der vorübergehenden öffentlichen Meinung war mir völlig gleichgiltig und werthlos. Ein Parteihaupt lebt ganz in der Gegenwart, iſt von lauter Rückſichten umgeben: ich lebte nur für, dachte nur an die Zukunft, und überließ es getroſt der Geſchichte, alle Hinderniſſe zu überwinden, und dem, was mir das Heiligſte war, den Weg zu bahnen durch alle drohende Verwickelungen des Tages hindurch. Keine Partei kann einen ſolchen Anführer brauchen.

Indeſſen entwickelte ſich die traurige Zeit immer mehr. Die Tendenzprozeſſe erhielten einen immer größern Umfang. Eine Central-Commiſſion bildete ſich, und was bekannt wurde, war ſehr geeignet, die allgemeine Theilnahme für die Verfolgten immer wärmer zu erregen, je ſchuldiger man ſie darzuſtellen ſuchte. Eine merkwürdige Demonſtration trat hervor durch die Bildung von Geſellſchaften, die aus den ruhigſten und beſonnenſten Männern beſtanden, die oft bedeutende Aemter im Staate bekleideten, und ſich alljährlich verſammelten, um das Andenken der glücklich verlebten Univerſitätsjahre zu feiern. Man fing an, dieſe ſchöne Zeit der freien Selbſtbildung als eine bedeutende Ruine zu betrachten, man fürchtete ſelbſt das Daſein der Univerſitäten, man dachte ſich, daß dieſe als eine universitas literarum ganz verſchwinden, daß ſie in nebeneinander ſtehende Lyceen zerfallen, daß vielleicht ſogar von der Regierung genehmigte Lehrbücher ein ſtarres, armſelig beſchränktes Wiſſen, geiſtlos und ohne Zukunft, feſthalten würden. Schon ſah man die Hörſäle und die Vorträge der Profeſſoren von geheimer Polizei belauert. Dieſe Zeit, der man mit Schrecken entgegenſah, glaubte man immer näher. Die Furcht der beſten und bedeutendſten Männer theilte ſich der Jugend mit, und verwandelte ſich in einen ſtarren Widerwillen, ſo daß immer größere Maſſen der jungen Männer ſich entſchieden feindſelig dem Staate gegenüber ſtellten, und ein immer bedenklicherer Kampf, der durch keine äußere Gewalt zu bändigen war, zwiſchen dem Staate und ſeiner geſammten Jugend hervorzubrechen drohte. Daß dieſer durchaus eine fanatiſche Richtung nehmen mußte, war natürlich.

Man weiß, wie ſelbſt im Jahre 1818 die grauenhaft fanatiſche Ermordung Kotzebue's durch den unglücklichen Sand die herrſchende Stimmung nicht zu überwältigen vermochte; daß hier, wo man das Symptom einer gefährlichen Krankheit ſich äußern ſah, die Urtheile noch ſchwankend waren, und weder auf der einen, noch auf der andern Seite, weder unter den Freunden, noch unter den Gegnern der irre geleiteten Jugend warnend oder belehrend erſchienen.

Meine Stellung war nun eine äußerlich ungünſtige und innerlich widerwärtige. Unter allen Männern, die ſich dem Univerſitätsleben gewidmet hatten, gehörte wohl keiner dieſem wärmer und innerlicher zu, als ich. Ich blieb ſelbſt damals in meinem herannahenden Alter, als Lehrer dennoch Student; ein

Philiſter ward ich nie. Die fortdauernde freie Selbſtbildung nahm mein ganzes Leben ein. Ich hätte, was ich jugendlich erlebte, vergebens niedergeſchrieben, wenn dieſes nicht einem jeden Leſer klar geworden wäre. Und nun ſollte ich als verbündet mit den Feinden des freien Univerſitätslebens erſcheinen. Es quälte mich ſehr. Turner, die in meiner Nähe lebten, zogen ſich von mir zurück, oder äußerten ſich doch eben ſo, wie in jener tumultuariſchen Verſammlung bei Reimer. Ich ward als der gefährlichſte Feind dargeſtellt. So weit der Einfluß der Turnplätze reichte, ward ich verdammt und verflucht, und eine jede verſuchte Annäherung an meine Perſon als eine unſittliche und verdammliche Unthat bezeichnet. Ich erhielt wohl ſogar Nachrichten von Proſcriptionsliſten, in welchen ich obenan ſtehen ſollte. Freunde glaubten mein Leben bedroht, ich aber war überzeugt, daß dieſe Freunde meine Stellung ganz falſch beurtheilten. Daß die leidenſchaftlichſten Aeußerungen, die kein Maaß kannten, da, wo junge Turner ihre Erbitterung ſteigerten, ſtattgefunden haben konnten, ſah ich wohl ein: daß aber irgend ein feſter Entſchluß gefaßt war, glaubte ich keineswegs; ich hielt mich vielmehr für überzeugt, daß, während alle Hauptangriffe der Turner gegen mich gerichtet waren, dennoch eine Stimme zu meinem Vortheil in der Mitte der Turner laut ward; ich vermuthete ſogar, daß Perſönlichkeiten, die einen gewaltigen ſittlichen Einfluß auf die Turner ausübten, die rein und mit faltenloſer Integrität in ihrer Mitte lebten, und denen, weil ſie ſelbſt rein waren, Alles rein blieb, mich zwar bekämpfen zu müſſen glaubten, aber mir dennoch innerlich zugehörten. Und wie ich auf der Univerſität nicht ſelten Gelegenheit hatte, die Freunde der Turnplätze unter den Studirenden höher zu ſchätzen, als ihre Feinde, und als diejenigen, die ſich mir äußerlich anſchloſſen, ohne irgend Etwas innerlich mit mir gemein zu haben: ſo war ich auch überzeugt, daß ich unter den Turnern Freunde beſaß, die, wenn die Verhältniſſe es fordern ſollten, vertrauensvoll meinen Beiſtand erwarteten.

Ich arbeitete in dieſer Zeit auf meine gewöhnliche Weiſe. Ich vollendete die „Caricaturen" und eben ſo das Handbuch der Oryktognoſie. Aber es war doch, äußerlich genommen, eine betrübte Zeit; die äußere Trennung von den beſten Freunden quälte mich unaufhörlich. Habe ich doch ſelbſt bei einem vorübergehenden Streite keine Ruhe, bis er geſchlichtet iſt, und hier hatte ſich eine undurchdringliche Scheidewand zwiſchen mich und meine liebſten Freunde geſtellt, die mir um ſo ſchmerzlicher erſchien, weil die innigſte und tiefſte Verbindung doch nicht zerriſſen werden konnte.

Hier muß ich nun den Einen nennen, unter Allen mir der Liebſte. Es war Karl von Raumer. Wie freundlich hatten äußere Verhältniſſe, Verwandtſchaft und gegenſeitige Zuneigung ſich vereinigt, um uns in der nämlichen Stadt, in einem verwandten Amte, ja in dem nämlichen Hauſe zuſammen zu führen. Und nun, obgleich durch die lichte Richtung unſeres innern Daſeins auf immer verbunden, warfen wir uns gegenſeitig unſere dunklen Schatten zu. Die beiden Schweſtern litten durch die Trennung der Männer. Jeder wußte, wie ſehr dieſer Schmerz den Andern verzehrte. Ich habe nicht das Recht, v. Raumers Stellung zu den Turnplätzen hier darzuſtellen; er lebt ja, und nur ihm gebührt es, wenn er will, dieſe Zeit und wie er ſie auffaßte, öffentlich zu entwickeln. Nur ſo viel weiß ich, und muß es ausſprechen: was er von den Turnplätzen erwartete, war nichts Einzelnes, Willkürliches; auch ſeine Hoffnungen und Erwartungen waren durch eine Einheit zuſammenhängender und ſich wechſelſeitig unterſtützender Betrachtungen begründet. Ich ſpreche mich mit Leichtigkeit über Alles aus, was mich innerlich bewegt, und dennoch gelingt es mir ſelten, dasjenige, was Alles trägt, in klaren Worten laut werden zu laſſen. Aber in Raumers Gemüth ruht eine Tiefe, die mehr durch die ſtille, reine That, als durch das verkündigende Wort ſich zu äußern vermag. Habe ich doch die jetzt mich noch erfreuende Hoffnung, daß ſein treffliches, allgemein geſchätztes Werk: „die Geſchichte der Pädagogik“ in der Fortſetzung Aufſchlüſſe geben wird, die mir auch jetzt in meinem hohen Alter, und nachdem die Mißverſtändniſſe einer traurigen Zeit längſt verſchwunden ſind, theuer und werth ſein werden.

K. von Raumer hatte die Mineralienſammlung der Univerſität, wie man mit Recht ſagen kann, erſchaffen und in eine bewunderungswürdige Ordnung gebracht. Eine vollſtändige geognoſtiſche Sammlung ſchleſiſcher Gebirgsarten bildete einen nothwendigen Commentar zu ſeiner wichtigen Schrift über das Rieſengebirge. Seine geognoſtiſchen Unterſuchungen hatte er ſeinem Sinne nach abgeſchloſſen; er wünſchte einen neuen Kreis ſeiner Thätigkeit. Nach Halle lockten ihn frühere Erinnerungen, die Ausſicht, auch da eine größere Mineralienſammlung, die während der traurigen Zeit nicht entſtehen konnte, zuſammenzubringen und nach ſeiner muſterhaften Art zu ordnen, dann aber auch die Hoffnung, in Gibichenſtein die alte Reichardtſche Wohnung beziehen zu können. Aber ich darf mir es nicht verbergen, daß ein Hauptgrund ſeines Wunſches, Breslau zu verlaſſen, das peinliche Verhältniß, in welchem er mit mir lebte, geweſen iſt, und es trug nicht wenig dazu bei, meine ganze Lage, wie meine Stimmung zu trüben. Er ging nach Halle, und wir ſtanden nun in unſerm Hauſe einſam da. Die Art und Weiſe, mit welcher die Turner ſich um ihn verſammelten, verſetzte ihn auch hier in eine bedenkliche Lage; ja ſpäter, nachdem er Halle verlaſſen hatte, wo er jede Ausſicht, irgend eine Erweiterung der Mineralienſammlung zu erhalten, nach langem Warten völlig aufgeben zu müſſen glaubte, ſollte ſogar eine Unterſuchung in Berlin gegen ihn eingeleitet werden: aber man mußte gleich von vorne herein erkennen, daß er keinen Antheil hatte an den hier und da hervortretenden

Verirrungen der Turner, daß er vielmehr auf ihre Geſinnung einen durchaus heilſamen, religiös ſittlichen, ordnenden Einfluß ausübte, der ohne allen Zweifel ſelbſt für den Staat wohlthätiger wirkte, und zwar von innen heraus, als die polizeiliche Unterſuchung.

Mir ward nun die Direction der Mineralien-Sammlung übertragen, die ich nicht ohne eine ſchmerzliche Empfindung übernahm. Die kleine Zulage verbeſſerte meine finanzielle Stellung.

Im Jahre 1821 ward ich zum Rector gewählt. Dieſe Wahl war eine wahre Demonſtration. Wachler galt für einen Anhänger der Turnplätze. Turner oder nicht Turner, das war die Frage, und es zeigte ſich, daß beide Parteien einander völlig das Gleichgewicht hielten. Nach der ſtatutenmäßigen Anordnung der Wahl wird ſie, wenn nicht bei einer zweimaligen Wiederholung entſchieden, zum dritten Male wiederholt, und eine Stimme gab mir die erforderliche abſolute Majorität. Ich glaube dieſes Rectorat hier erwähnen zu müſſen, weil es mich zu den Turnern in eine ganz eigene Lage verſetzte. Die gegen dieſe eingeleitete Unterſuchung hatte eben die bedenklichſte Wendung genommen, und die Breslauer Univerſität erſchien beſonders verdächtig. Der Senat erhielt den Befehl, eine ſtrenge und genaue Unterſuchung gegen die geheime Studenten-Verbindung, Arminia genannt, einzuleiten. Daß der Regierungs-Bevollmächtigte, damals Geheimer Regierungsrath Neumann, der eben dieſe Function übernommen hatte, weil der Oberpräſident v. Merckel ſich zurückzog, eine Hauptrolle ſpielte, verſteht ſich von ſelbſt.

Ich glaube doch, hier eine Anekdote nicht übergehen zu dürfen, die ſich auf Neumanns kurz vorhergehende Lage bezieht, und die ſeltſam genug iſt. Neumann war früher bei der Einrichtung der Univerſität Königlicher Commiſſarius. Als hier Alles geordnet war, ging dieſe Stelle ein. Man hatte aber in Reichenbach eine von der Breslauer abgetrennte Regierung geſtiftet. Nach einigen Jahren fand man dieſe überflüſſig und beſchwerlich, und beſchloß ſie wieder aufzuheben. In dem Conferenzſaale der Behörde ſaßen die Mitglieder in ihren Geſchäften vertieft; auf dem vorliegenden Platze der ſtillen Stadt entdeckten ſie ein ungewöhnliches Zuſammenſtrömen von Menſchen. Dieſes erregte die Aufmerkſamkeit der hier verſammelten Herren. Der Präſident, Herr v. Lüttwitz, rief einen

Boten herein und trug ihm auf, ſich nach der Urſache dieſer Bewegung zu erkundigen. Der Bote kam ganz erſchrocken zurück.

Ein Bürger in Reichenbach hatte eine Bittſchrift, welche mit der Anweſenheit der Regierung im Zuſammenhange ſtand, bei dem Staatskanzler eingereicht. Dieſer ließ den Bürger wiſſen, daß die Bitte ihre Bedeutung verloren habe, weil eben der Beſchluß gefaßt war, die Reichenbacher Regierung aufzuheben. Das Antwortſchreiben des Staatskanzlers war unmittelbar an den Bürger gerichtet. Der Beſchluß, die Regierung aufzuheben, aber ward zuerſt dem Ober-Präſidium in Breslau mitgetheilt, dieſes ſollte die Regierung in Reichenbach damit bekannt machen. Der Bürger las das Schreiben, welches alle Einwohner ſchmerzlich berührte, öffentlich vor. Die traurige Neuigkeit verbreitete ſich pfeilſchnell durch die ganze Stadt, und erſchrocken ſtrömten alle Bürger hinzu, um ihren bevorſtehenden Verluſt aus der authentiſchen Quelle zu vernehmen. Der Bote ward abermals abgeſandt, der Bürger mit ſeinem Briefe citirt, und während die Mitglieder hier zu dem wichtigen Regierungsgeſchäfte verſammelt waren, erfuhren ſie zuerſt auf eine ſo ungewöhnliche Weiſe, daß ſie eigentlich aufgehört hatten zu regieren.

Neumann war bei dieſer Regierung Director, und nach der Aufhebung ward er Regierungs-Bevollmächtigter der Univerſität in Breslau. Er war ein durchaus redlicher und wohlgeſinnter Mann, aber man hielt ihn wohl für zu gutmüthig, und mir traute man nicht. Ich konnte mich nicht darüber beklagen, da meine öffentliche Aeußerung nach dem Berliner Begebniß nicht dazu geeignet war, mir das Vertrauen einer inquiſitoriſchen Behörde zu erwerben.

In der That hatte ich mich überzeugt, daß auf der Univerſität eben die beſten Studirenden Anhänger der Turnplätze waren. Die Arminia war zwar eine verbotene, und deswegen auf jede Weiſe und von Rechts wegen hart zu tadelnde und ſtreng zu beſtrafende Verbindung, aber ſie war, obgleich dadurch in Widerſpruch mit ſich ſelbſt verſetzt, dennoch dem alten in Verweſung begriffenen Studenten-Burſchenleben gegenüber eine ſittlich reinigende, und auf einen größeren Ernſt des Lebens gerichtete. Ich hatte zwar die unbeſtimmte, halb politiſch-grenzenloſe, halb religiös-beſchränkte Anſicht, von welcher ſie beherrſcht wurde, heftig bekämpft: aber oft und ſehr ernſthaft hatte ich mir die Frage geſtellt, ob man ſich nicht lieber dem ſittlichen Momente, welches doch auch in der Verbindung ruhte, hätte anſchließen ſollen, als die Verirrung nähren, indem man ſie bekämpfte, das Vertrauen der Verbündeten ſich erwerben, anſtatt ſie immer mehr in ihrem Mißtrauen zu beſtärken. Ich konnte den meiſten Mitgliedern der Arminia meine Achtung nicht verſagen, wenn ich ſie mit den Uebrigen verglich. Diejenigen, die mir nicht bloß äußerlich, ſondern innerlich zugehörten, zogen ſich von allen Verbindungen zurück, bildeten aber eine Minorität, die gar nicht in Betrachtung kommen konnte. Die der Arminia gegenüber tretenden Geſellſchaften ſuchten das alte ſchlechte Frankfurter Studentenweſen fortzuſetzen, und wenn ſie ſich auch, wenigſtens theilweis, mir anſchloſſen, ſo blieben ſie mir doch innerlich durchaus fremd. Von meinem erſten Leben auf deutſchen Univerſitäten her waren mir alle geheimen Studentenverbindungen widerwärtig und verhaßt.

Dieſe meine Geſinnung konnte in Berlin nicht unbekannt ſein; daher geſchah das Ungewöhnliche, daß ein zweiter, mit dem Gange der Inquiſition ſehr vertrauter, Inquiſitor nach Breslau geſchickt wurde. Es war der Berliner Univerſitätsrichter, jetzt Geheimer Oberlandesgerichtsrath Krauſe.

Gleich im Anfange trat ein eigenes und beſonderes Verhältniß hervor. H., ein Breslauer Student, deſſen Vater da lebte, zeichnete ſich durch bedeutende Geiſtesgaben aus. Er war ein eifriges Mitglied der Arminia, und hatte als ſolches Störungen veranlaßt, die bedeutend genug waren, um ihm die Relegation zuzuziehen. Er ging nach Berlin, und wie er hier mit Krauſe bekannt wurde, weiß ich nicht. Kurz, er kam mit ihm nach Breslau zurück. Nun erfuhr ich, da ich in dieſer Zeit voll Sorge auf alle Bewegungen der Studirenden, beſonders auf die Mitglieder der Arminia lauſchte, ſtets befürchtend, daß eine ſchädliche Aufregung ihre ohnehin bedenkliche Stellung gefährlicher machen würde, daß H. ſich unter ſeinen früher Mitverbundenen herumtrieb, ja ihr Vertrauen beſaß. So unbefangen, ſo naiv und unſchuldig iſt die Jugend, daß ein Jüngling, der in einer ſo bedenklichen Begleitung in ihre Mitte zurückkehrte, keinen Verdacht erregte. Ich aber dachte mir, wie gefährlich dieſer vertrauliche Umgang war; wie leicht, ja faſt unvermeidlich konnte er nicht allein perſönliche Aeußerungen, ſondern ſelbſt unbeſonnene Bewegungen veranlaſſen. Es blieb mir nur ein Mittel übrig. Er war als Relegirter nach Breslau zurückgekehrt, und als ſolcher den Univerſitätsgeſetzen verfallen. Auf Neumann konnte ich rechnen. Dieſer fand ſich natürlich durch Krauſe's Anweſenheit beleidigt. Der Polizeipräſident war Neumanns Schwager, an dieſen wandte ich mich. Ich hatte die Geſetze nicht bloß für mich, ich handelte durchaus meiner Pflicht gemäß. Ich drang auf ſeine Entfernung. Da dieſe, weil ſein Vater in Breslau lebte, nicht ſtattfinden konnte, auf ſeine Feſtnehmung. Er blieb längere Zeit, und bis ſeine Anweſenheit unſchädlich war, ein Gefangener der Polizei, und entfernte ſich, als er losgelaſſen wurde, auf immer von Breslau. Ich habe mich ſpäter überzeugt, daß ich ihm ohne allen Zweifel Unrecht that. Er benutzte, irre ich nicht, das Vertrauen, welches ihn in meinen Augen verdächtig machte, mehr, um die Arminier zu warnen, als aufzuregen; er hat ſich ſpäter als Schriftſteller ausgezeichnet, und ſo hart mein Verdacht ihn traf, hat er mir nachmals Zeichen des Vertrauens gegeben. Ich konnte, wie die Verhältniſſe waren, nicht anders handeln, aber ich glaube dem Manne, der jetzt eine allgemeine Achtung beſitzt, dieſe Erklärung ſchuldig zu ſein.

Die Unterſuchungen fingen nun an. Inſofern ſie die Arminia betrafen, bin ich zwar überzeugt, daß eine Verzweigung der Unterſuchungen ſtattfand, die dem Univerſitätsrichter nicht unbekannt war; der Theil nämlich, der ſich über alle Univerſitäten gleichmäßig erſtreckte, und alſo von der Central-Commiſſion ausging. Uns lagen lediglich die Beweiſe vor, die durch eine Unterſuchung der hieſigen Univerſität erlangt werden konnten. Ich muß dieſes ſchon daraus ſchließen, daß eine harte, ja mehrjährige Gefängnißſtrafe einige der damals in Breslau ſtudirenden jungen Männer traf. Die Unterſuchung, die ich als Rector mit dem Breslauer Univerſitätsrichter zu führen hatte, fiel mir faſt allein zu. Dieſer, der bei der Stiftung der Univerſität angeſtellt wurde, war ein katholiſcher Juriſt und mit dem Studentenleben wenig bekannt; die ganze Inquiſition fiel daher mir allein anheim. Die Papiere der Arminia, ihre Statuten, und die Namen ihrer Mitglieder kamen in unſere Hände. Die als Führer der Verbindung genannt waren, gehörten in der That zu den beſſeren Studenten, und betrugen ſich während der

Unterſuchung völlig ehrenhaft. Sie können ſich, ſagten dieſe, auf unſere Ausſagen völlig verlaſſen, in ſo fern ſie uns betreffen, aber Angeber werden wir nicht, und Verhältniſſe, die Andere compromittiren, entdecken wir nicht. Es war mir angenehm, junge Männer kennen zu lernen, die ein ſittliches Verhalten, den Univerſitätsgerichten gegenüber, als Grundſatz feſthielten. Es war mir leider nur zu bekannt, welches Verderben ſich in dieſer Rückſicht auf den Univerſitäten in die meiſten Verbindungen eingeſchlichen hatte. Eine Menge Briefe der Studirenden waren mit Beſchlag belegt, und mir zum Durchleſen mitgetheilt; in dieſen fand ich nun freilich ſeltſame Aeußerungen, und oft Spuren eines politiſchen Fanatismus, der nicht ſelten wunderlich genug hervortrat, meiſtens aber mit jenem unwahren Pathos ausgedrückt, der uns beweiſt, daß in ſolchen Aeußerungen keine eigene Ueberzeugung, keine zur wirklichen Geſinnung gewordene Anſicht, vielmehr eine nur geliehene, von außen her entſtandene, angeflogene ſich ausſpricht. So widerwärtig nun auch dieſe Briefe mir meiſtens waren, ſo ſehr ich dieſen wachſenden Fanatismus bedauerte und bekennen mußte, daß er beſonders für die ruhige und tüchtige wiſſenſchaftliche Ausbildung höchſt gefährlich ſein würde, ſo wenig unerwartet kam er mir. War es doch, was ich als Folge der Turnplätze erkannt und bekämpft hatte; aber wie gefährlich nun auch manche ſolcher Aeußerungen in der Feder dieſer jungen Leute klangen, ſo konnte ich doch unmöglich in dieſen Briefen als Richter irgend eine wirklich verbrecheriſche That entdecken. Gedanken ſind zollfrei, ſagt das bekannte Sprichwort, aber unbefangene, in dem Momente einer vorübergehenden Aufregung den vertrauten jugendlichen Freunden mitgetheilte Aeußerungen ſind den Selbſtgeſprächen ähnlich, und die Jugend für ſolche Aeußerungen gerichtlich verantwortlich zu machen, ſchien mir durchaus unerlaubt. Ich war kein Inquiſitor von Profeſſion, und geſtehe, daß ich, indem ich auf eine ſolche Weiſe das geheime, ſtille Geſpräch vertrauter Freunde belauſchte, von einem widerwärtigen Gefühle durchdrungen wurde, als hätte ich einen vertrauten Brief entſiegelt, um mich mit ſeinem Inhalt bekannt zu machen. Nachdem ich dieſe Briefe durchleſen und mich überzeugt hatte, daß freilich eine bedenkliche Geſinnung ſich unter den beſſeren Studenten zu verbreiten anfing, die wir, die Lehrer, von innen heraus auf das eifrigſte zu bekämpfen verpflichtet waren, daß aber keine hochverrätheriſche That vorlag, die wir denunciren, und dann auch den höchſten Gerichten zur Beſtrafung übergeben mußten, hielt ich es für nothwendig, einen Bericht unmittelbar an den Staatskanzler, der mir wohlwollte und ſein Vertrauen ſchenkte, einzureichen. In dieſem Berichte legte ich meine ganze Abſicht dar. „Wenn ich," ſchrieb ich unter Anderem, „die politiſche Aufregung, die in ganz Deutſchland herrſcht, betrachte, ſo ſetzen mich vielmehr die ſchwachen Spuren, die ſich davon auf unſerer Univerſität zeigen, in Erſtaunen; überhaupt iſt jene in Schleſien, wo man ſich gern provinziell abzuſchließen verſucht, niemals bedeutend geweſen. Wenn man eine Freiheit ſucht, ſo müßte es eine ſchleſiſche ſein; man ſcheint hier noch nicht vergeſſen zu haben, daß die Schleſier vom Reiche ausgeſchloſſen waren, und von einer allgemein deutſchen nationalen Einheit hat man nur einen ſehr unklaren Begriff. Vergleiche ich, was mir von einer politiſchen Aufregung unter den hieſigen Studirenden bekannt geworden iſt, mit dem, was ich ſelbſt in jugendlichen Tagen während der franzöſiſchen Revolution erlebt habe, ſo iſt, was ich hier eben nicht auf dem gradeſten Wege erfuhr, völlig unbedeutend. Einige Papiere aus jener Zeit habe ich als ein Zeugniß meiner damaligen Stimmung aufgehoben, und obgleich ich nie ein Jakobiner war, würde man dennoch bei einer polizeilichen Unterſuchung Aeußerungen einer vorübergehenden Aufregung finden, die viel tadelnswerther lauten, als was ich in den Briefſchaften der jungen Leute geleſen habe.“

Ob dieſer Bericht irgend einen Eindruck gemacht hat, weiß ich nicht; ich habe Grund es zu bezweifeln. Hatte man doch zu entſchieden einen Weg eingeſchlagen, den man von jetzt an zu verfolgen genöthigt war. Gewiß, es lauerten Unternehmungen, nicht bloß Anſichten, in Deutſchland, die mit Entſchiedenheit unterdrückt und beſtraft werden mußten; ob es aber deswegen nothwendig war, die beſte Jugend auf allen deutſchen Univerſitäten als eine angeſteckte zu behandeln, das iſt die Frage; ſo viel iſt gewiß, eben dieſe maaßloſe Ausdehnung der Unterſuchungen gab den beſonnenen Leitern Gelegenheit, ſich zu verbergen oder zurückzuziehen, und ich möchte faſt behaupten, daß man die Häupter gar nicht kennen gelernt hat, daß man bloß die Symptome, nicht die Quelle der Krankheit traf; daß eben daher dieſe aus ihren verborgenſten Tiefen, immer von neuen, von andern Symptomen begleitet, hervorquoll.

Nachdem ich nun eine beſtimmte Anſicht von der Lage der Sache auf der Breslauer Univerſität gewonnen hatte, reifte ein Entſchluß, der mir unter allen der geeignetſte ſchien. Ich beſchloß, alle jene, mir auf eine nicht ganz erlaubte Weiſe bekannt gewordenen unverſtändigen Aeußerungen gerichtlich völlig zu ignoriren; ſie ſollten durch Lehre und inneren Einfluß auf die Studirenden verſchwinden; — in ſofern war ihre Entdeckung mir allerdings wichtig — aber nicht durch gerichtliche Beſtrafung, die, wo man eine keimende Geſinnung bekämpfen will, nur gefährlichen Trotz erzeugt, überwunden werden. Wir hatten den ſtrengen Auftrag erhalten, die Arminia, als eine verbotene geheime Verbindung, gerichtlich zu verfolgen: aber wie konnten wir mit gutem Gewiſſen die Verfolgung nur auf dieſe Verbindung beſchränken, da es uns wohl bekannt war, daß andere, eben ſo ſtrafbare, neben jener zur Verantwortung gezogene, ſich gebildet hatten, und ihr Weſen trieben? Ich beſchloß daher, daß die Unterſuchung mit gleicher Strenge über alle geheime Verbindungen der Univerſität ſich ausdehnen ſollte. Es war mir ſchon ſeltſam genug, daß der Auftrag der höhern Behörde nicht von vorn herein, dieſe, wie mir ſchien, nothwendige Ausdehnung enthielt. Mein ſchon ſchwieriges und mühſeliges Geſchäft ward freilich dadurch viel beſchwerlicher, und ich mußte alle andere daneben ruhen laſſen. Die Unterſuchung, die ſich nun über alle geheime Geſellſchaften erſtreckte, fing alſo an; keiner konnte ſie verhindern, denn ſie war völlig geſetzmäßig. Da die zwei übrigen Verbindungen ſich völlig ſicher glaubten, ſo konnte die geheime vorbereitende Unterſuchung uns mit den Häuptern bald bekannt machen, und die Statuten dieſer Verbindungen mit dem Verzeichniß ihrer Mitglieder kamen durch eine nicht geahnete Ueberraſchung in unſere Hände. Aber wie widerwärtig trat jetzt die fortſchreitende Unterſuchung hervor. Ich mußte mich durch ein unheimliches Gewebe von Lügen und Widerſprüchen hindurcharbeiten. Glücklicherweiſe traf dieſe Unterſuchung die Verbindungen ſo plötzlich, daß die Widerſprüche ihrer Angaben immer entſchiedener hervortraten; und die Menge der Ueberwieſenen und Straffälligen wuchs täglich. Nun ſteht aber auf der

Theilnahme an verbotenen Verbindungen unvermeidlich die Relegation mit allen ihren bürgerlichen Folgen. Wird dieſe conſequent durchgeſetzt, ſo iſt die ganze bürgerlichen Zukunft des jungen Mannes zerſtückelt. Ich wage nicht, die Zahl der Ueberwieſenen hier mit Beſtimmtheit zu nennen, aber ſo bedeutend war ſie, daß es mir doch bedenklich ſchien, dem Senat die Relegation einer ſolchen Menge von Studirenden vorzuſchlagen; es ſchwebte mir vor, wie ſo viele Familien in der ganzen Provinz in Schrecken dadurch verſetzt würden. Dennoch beſchloß ich, obgleich von einer innern Angſt ergriffen, das ſtrenge Recht walten zu laſſen. Es ſchien mir, nachdem die Unterſuchung vollendet war, unvermeidlich. Der Vorſchlag, als er dem Senate mitgetheilt wurde, erzeugte eine heftige Bewegung. Die Senatoren erſchraken, und viele glaubten eine ſolche Verantwortung nicht auf ſich nehmen zu können. Wir alle ſahen es ein, und ich, der ich mich ſo lange mit dieſer Sache beſchäftigt hatte, wohl am klarſten, daß eine bedenkliche Kriſe der Univerſität bevorſtand, wenn ein ſo ungewöhnliches, ſo hartes Urtheil öffentlich bekannt gemacht, die Provinz in Schrecken ſetzen würde.

Als dieſe Strafe, die allerdings hart ſchien, ausgeſprochen war, eilte ich nach Berlin, um mich mit dem Miniſter über die Ausführung des bedenklichen Urtheils zu beſprechen. Ich ſtellte ihm vor, daß das Reſultat der Unterſuchung die geſetzliche Strafe von unſerer Seite nothwendig mache, daß aber unter ſo extraordinären Verhältniſſen, die das Vertrauen zu der Univerſität in der Provinz zu zerſtören drohten, eine Milderung durch die höchſte Behörde wohl ſtattfinden dürfte. Der Miniſter beſchloß nun zwar, daß die Relegation unbedingt ausgeführt werden ſollte, aber nur ſo, daß die härteſte Folge derſelben, nämlich die Entfernung von der Univerſität, alſo die Unterbrechung der Studien, vorläufig unterblieb. Dieſe konnte alſo bei einem jeden Vergehen ſtattfinden, und eine Garantie liefern für die Aufhebung der geheimen Geſellſchaften. Dieſer Beſchluß nun ſchien mir ſo günſtig wie möglich, und ich eilte zurück. Indeſſen waren doch einige durch die Unterſuchung ſo gravirt, daß wir genöthigt waren, die unbedingte Relegation über dieſe auszuſprechen, und die ganze Maſſe ſchwebte in der Ungewißheit ihres Schickſals, weil die öffentliche Bekanntmachung immer mehr verzögert wurde. Dieſe

Maaßregel ward eben kurz vor dem Schluſſe meines Rectorats ergriffen, und ich überließ, wie ich geſtehen muß, meinem Nachfolger, dem Profeſſor Middeldorpf, die Univerſität in einer ſehr bedenklichen Lage. Was gewonnen wurde, war die Gleichſtellung der Arminia mit den übrigen verbotenen Geſellſchaften. Dadurch ward nun der beſondere Grund einer, gegen jene Geſellſchaft gerichteten Unterſuchung, der doch nur ein politiſcher ſein konnte, aufgehoben. Aber ich hatte doch noch viel zu leiden. Die Eltern der Studirenden, welche Mitglieder der übrigen Geſellſchaften waren, machten mir heftige Vorwürfe, weil ich, ohne dazu eine äußere Veranlaſſung zu haben, ihre Kinder unglücklich gemacht hätte. Ich erhielt nicht allein Briefe in dieſem Sinne aus allen Gegenden von Schleſien, ſondern auch perſönliche Beſuche, die mir höchſt unangenehm waren. Ich ſelbſt hatte die Beſchlußnahme des Miniſters herbeigerufen, weil ich in der That hoffte, auf dieſe Weiſe die mir durchaus verhaßten geheimen Geſellſchaften mit der Wurzel auszurotten; aber dann, das ſahe ich wohl ein, mußte eine eben ſo ſtrenge Unterſuchung nicht allein auf allen preußiſchen, ſondern auf allen deutſchen Univerſitäten ſtattfinden. Dieſes

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK

war aber nicht der Fall, meine Hoffnung ward nicht erfüllt, und am wenigſten nahm man auf meinen Vorſchlag Rückſicht, ſolche Studentenverbindungen, denen man eine gewiſſe Freiheit gönnte, die ſelbſt ihre Vorſteher wählen könnten, die aber unter der Aufſicht der Univerſitätsbehörden ſtehen müßten, zu begünſtigen. Ich machte darauf aufmerkſam, daß Verbindungen der Art einen geſchichtlichen Grund hätten, der freilich, je ſtrenger die Herrſchaft der höhern Behörden ſich ausbildete, deſto mehr an Bedeutung verlöre, ſo daß zuletzt dieſe Verbindungen ſich nur durch eine geſetzwidrige Oppoſition zu erhalten vermöchten. Dadurch ward das, die ſittliche Geſinnung zerſtörende Geheimniß faſt nothwendig. „Wie kann man glauben, ſagte ich, ja wie unnatürlich iſt die Forderung, daß mehrere hundert junge Leute blos neben einander leben ſollen, ohne inniger durch Erinnerungen aus der Heimat, durch gleiche Beſchäftigung, ja bloß durch gleiche Neigung, Beluſtigung u. ſ. w. an einander geknüpft zu ſein. Es kommt freilich darauf an, daß es den Lehrern gelingt, das Vertrauen der Studirenden zu gewinnen, um ſo nicht bloß durch Statuten und Verbote, ſondern von innen heraus die beſſere Geſinnung anzuregen. Dazu aber wird eine freiere Stellung der Lehrer, eine Verbrüderung derſelben, die zugleich eine freiere innere mit den Studirenden hervorrufen wird, erfordert. Jetzt ſind die Profeſſoren unter einander getrennt, und in ihrer Vereinzelung, von den höheren Behörden beherrſcht; dadurch ſind ſie aber auch den Studirenden fremd geworden, und da in der Maſſe das Natürlichſte eine nie zu verdrängende Macht erhält, ſo äußert ſich dieſes auf eine geſetzwidrige Weiſe, weil es ſich nicht von den Geſetzen gefördert ſieht. Freilich kann ein zwingendes geſetzmäßiges Verhältniß nie verſchwinden: wird es aber nicht von einer vorwaltenden innern Geſinnung unterſtützt, dann ſtärkt es nur die Oppoſition, hemmt ſie nie. Es findet hier wirklich ſtatt, was der Staatskanzler gegen mich, als von den Zünften die Rede war, äußerte: das innerlich verbindende, organiſirende Princip iſt ein durchaus äußerliches geworden, und hat ſich in Polizei verwandelt. Aber eben dieſe Betrachtung überzeugte mich, daß man Recht hatte, meiner Vorſtellung nicht Folge zu leiſten. Das Zerfallen der Verhältniſſe iſt nichts Willkürliches, es iſt vielmehr ein Geſchichtliches. Das frühere organiſirende Princip verſchwand durch die eigene Schuld, und die babyloniſche Gefangenſchaft ſoll fortdauern, bis die Fülle der Zeit die Reinigung und Erneuerung hervorruft. Doch ſoll die Hoffnung lebendig bleiben, und unſere Handlungen leiten, ſie ſoll in allen Gliedern der Trennung ſtille und anregend auf das Belebende hinweiſen, welches von allen Punkten nicht durch menſchliche Einrichtung, ſondern unter göttlicher Leitung die ruhig ſchwellende Knospe der allſeitig organiſirenden Einheit hervorrufen wird. Eine jede unzeitige Einrichtung treibt zu einer Flucht, auf welcher man ergriffen, zu einem Widerſtreben, welches nie unterdrückt wird.“ — Was ich in engerer amtlicher Umgebung erlebte, das erblickte ich nun auch in den größeren Verhältniſſen des ganzen Staates. Dieſe vielverſprechende Zukunft erkannte ich in der Perſönlichkeit des Thronfolgers..

Ich hatte zwar mehrere erfreuliche Aeußerungen der Gnade und des hohen Wohlwollens erfahren, aber ſo lange der Kampf der Turner gegen mich in aller Heftigkeit ſtattfand, hielt ich es für meine Pflicht, mich von dem Kronprinzen zurückzuhalten. Jetzt hatte ſich Alles geändert, es war mir gelungen, meine Gegner zu überzeugen, daß meine Angriffe nicht perſönlich ſeien, ja daß ich, ſo hart ich auch die Turner bekämpfte, doch auch das Schätzenswerthe ihrer Jugend anzuerkennen wußte. Ich habe mehrere mich tief ergreifende Beweiſe des ſchönſten jugendlichen Vertrauens dieſer meiner heftigſten Gegner erfahren; und ſo war von meiner Seite wenigſtens der Kampf zu Ende.

Jetzt glaubte ich nun auch, meinem Königlichen Gönner näher treten zu dürfen, und wenn ich in der Folge dasjenige freudig verkündige, was ich ihm jetzt ſchon in einem höhern Alter nicht bloß äußerlich, ſondern innerlich zu verdanken habe, ſo wird es mit derſelben Unbefangenheit geſchehen, die in allen Darſtellungen der früheren Epochen meines Lebens vorherrſcht. Er iſt jetzt mein König und Herr. Auch in meiner äußeren Stellung hat er mir Zeichen der Gnade und des Wohlwollens gegeben. Wenn ich nun aber wage, dasjenige darzuſtellen, was er mir in der großen Entfernung, in welcher ein bürgerlicher, unbedeutender Univerſitäts-Lehrer von einem hohen zukünftigen Herrſcher ſteht, geweſen, ſo darf man dieſes nicht als durch unmittelbare Mittheilung entſtanden, betrachten, als wollte ich es wagen, dem Vertrauen, welches ich erworben habe, einen Umfang zu geben, von welchem meine beſchränkte Lage mich von ſelbſt ausſchließt. Wie er mich innerlich belebt hat, iſt ihm völlig unbekannt. Ich darf es aber, indem ich die Verpflichtung auf mich nahm, was ich erlebte, bekannt zu machen, weder ihm noch dem Publikum verheimlichen. Es war von dem Augenblicke an, wo ich ihm näher trat, die reichſte Epoche meines reichen Lebens.

Bevor ich nun dieſe Zeit, während welcher die Turnſtreitigkeiten mich zu ſehr beſchäftigten, ſchließe, muß ich doch noch ein etwas früheres Ereigniß, welches durch dieſe veranlaßt wurde, erwähnen. In der Schrift über die Bedeutung der Univerſitäten hatte ich die Schuld der entſtandenen Verirrungen zum Theil auf die Einrichtung der Gymnaſien geſchoben. Ich tadelte Manches, und dieſer Tadel hatte die Aufmerkſamkeit des Miniſteriums auf ſich gezogen. Ich erhielt ein Schreiben, in welchem von meiner Behörde die Frage an mich gerichtet ward: ob ich die Einrichtungen, die ich tadelte, auf preußiſchen Gymnaſien entdeckt hätte, und in dieſem Falle wurde ich aufgefordert, meinen Tadel ausführlicher zu begründen. Ich hatte nämlich in der Schrift die preußiſchen Gymnaſien nicht ausdrücklich genannt. Es vergingen einige Monate, ohne daß von meiner Seite eine Antwort einlief, und ich erhielt eine ſtrenge Mahnung, ſie ſogleich einzuſchicken. Ich antwortete, daß mich eine ſo wichtige Sache fortdauernd beſchäftige, bat mir aber die Erlaubniß aus, die nahe bevorſtehenden Ferien zu benutzen, um dann meine ganze Aufmerkſamkeit dieſem Gegenſtande widmen zu können. Auf welche Weiſe nun meine Gegner, gleich nachdem ich dieſes Schreiben enthalten, den Inhalt deſſelben erfahren, iſt mir unbekannt geblieben. Sie triumphirten und glaubten mich in eine große Verlegenheit verſetzt. Ich wandte die Ferien dazu an, eine ziemlich ausführliche Abhandlung auszuarbeiten; ich glaubte mich um ſo unbefangener und freier äußern zu können, da ich dazu aufgefordert war. Auf dieſen Aufſatz erhielt ich keine Antwort, und die Sache war geſchloſſen. Einer meiner Freunde im Miniſterium aber, der ſeit vielen Jahren todt iſt, ein gelehrter Philolog, und ein ſehr gewiſſenhafter, aber zugleich äußerſt melancholiſcher Mann, glaubte ſich doch an mich wenden zu müſſen. „Es iſt leichter, ſagte er in ſeinem Briefe, zu tadeln, als poſitiv zu verbeſſern; Sie ſollten doch, äußerte er, was angemeſſener wäre, ſich lieber mit ſich ſelbſt beſchäftigen." Der ganze Brief trug das Gepräge der trüben und bittern Laune, die ihn beherrſchte; er warf mir vor, daß ich in den Caricaturen nicht allein dem Katholizismus das Wort geredet, ſondern auch ſeine Einführung als die einzig wahre Conſequenz einer feſt begründeten geſchichtlichen Ausbildung gefordert hätte. „Mir ſind, ſchrieb er, die Sophismen nicht unbekannt, durch welche man eine ſolche Forderung zu begründen ſucht, aber je mehr man auf dieſe hier und da zu achten ſcheint, deſto mehr ſollte ein gewiſſenhafter Proteſtant ſich ſcheuen, an dieſem finſtern Treiben Theil zu nehmen.“ Ich antwortete meinem Freunde und verſicherte ihn, daß ich mit Leib und Seele Proteſtant wäre, ſollte ich aber in irgend einem Augenblicke bei der Ausarbeitung meiner Schrift von Gott und allen guten Geiſtern ſo verlaſſen geweſen ſein, daß ich geſchrieben hätte, wie mir jetzt vorgeworfen wurde, dann wollte ich ſeiner Forderung willig Genüge leiſten; ich würde unbedenklich öffentlich hervortreten, meine Aeußerung feierlich zurücknehmen und ſtreng richten. Obgleich ich mich nun vergebens auf eine Stelle beſinne, die eine ſolche Anklage begründen konnte, ſo hatte dieſer Tadel mich doch beunruhigt. Er antwortete ſogleich und bezeichnete mir die Stelle, die allerdings, wenn man nicht auf den Zuſammenhang achtete, eine harte Anklage zu begründen im Stande war. Die Caricaturen bilden ein Geſpräch im weiteſten Sinne. Von einem richtigen Gedanken ausgehend wird der Darſtellende ſo ſehr von dieſem hingeriſſen, daß er die vereinzelten Conſequenzen bis zur höchſten Einſeitigkeit verfolgt. So entſteht die Caricatur. So hatte die bekannte Reſtaurationslehre von Haller damals in einigen Kreiſen einen großen, ja ſelbſt, wie mir ſchien, gefährlichen Beifall gefunden. Die Abſicht des Verfaſſers iſt bekanntlich, das Staatsrecht aus dem Privatrecht abzuleiten, und die Entwickelung der Völker und der Staaten als einen fortdaurenden privatrechtlichen Prozeß zu betrachten. Ich faßte die Aufgabe ſo, daß ich mir einen ſehr reichen, allſeitig gebildeten Mann dachte, der in allen Richtungen des Lebens bildend thätig wäre. Er gewann das Vertrauen vieler Gelehrten, Künſtler, Handwerker, Ackerbauer, die in ſeinen Dienſt traten, und, wie ſich von ſelbſt verſteht, in ſeinem Sinne handeln mußten, ihm dienſtlich unterworfen waren. Seine großen Pläne gelangen ſo entſchieden, daß er in dem Staate, in welchem er lebte, allenthalben auf Hemmungen ſtieß, und daher mit allen ſeinen verſchiedenen Dienern nach Nordamerika ging, wo er nach ſeinen Gedanken immer mehr das bloße Privatverhältniß für eine Staatsform gewann. So bildeten ſich, um die Exiſtenz eines allmälig heranwachſenden Staats zu ſichern, ganz ſeinem Sinne nach, verſchiedene Stände. Beamte, religiöſe, ſowie adminiſtrative und richterliche, entſtanden, alle verpflichtet, ſeine Gedanken auszuführen, denn ſie waren ſeine Diener. Selbſt ein bevorzugter Adel, ja ein Kriegsheer ward nothwendig; er allein war das Oberhaupt des werdenden Staates; und wenn nun dieſer Staat von dem Congreſſe der vereinigten Staaten als ein ſolcher anerkannt wurde, völlig ſelbſtändig und ſouverain daſtand, dann drängte ſich die bedenkliche Frage auf, ob er ſeine einſeitige privatrechtliche Form, aus welcher er entſtanden war, und die immer noch ein höheres Recht, einen höheren Richter über ſich anerkannte, welche die Untergebenen beſchützten, beibehalten dürfte. Nachdem dieſe Caricatur dargeſtellt war, ſchloß ich mich nun enger Hallers Schrift an. Der vierte Theil war noch nicht erſchienen; in dieſem hatte der Verfaſſer beſchloſſen, die Entſtehung und Fortbildung eines kirchlichen Staats, wie er theils ſelbſtändig auftrat, theils eine anerkannte Gewalt über andere Staaten erhielt, darzuſtellen. Haller war bekanntlich Proteſtant, keiner ahnete damals ſeinen Uebertritt, und eben die eifrigſten und frömmſten Proteſtanten waren ſeine Anhänger. Ich ließ aber Haller ſelbſt aus ſeinem Standpunkte ſprechen, conſtruirte ſo ſeinen wirklichen Staat, und behauptete nun, daß dieſer nothwendig bei der gegebenen Form ein katholiſcher werden mußte und der Verfaſſer ein Katholik. Der vierte Theil erſchien, der Verfaſſer trat zur katholiſchen Kirche über, meine Caricatur hatte ihre einſeitige Spitze erhalten, und Haller ſelbſt ſtellte ſie dar. Ich halte dieſe Darſtellung nicht für das Unbedeutendſte von dem, was ich geſchrieben habe, und dieſe poſitive Entwickelung für die entſchiedenſte Kritik.

Irgend ein Gegner hatte nun dieſe Stelle dem vielbeſchäftigten, gewiſſenhaften Manne vorgelegt, ſie klang, wie ſich von ſelbſt verſteht, völlig katholiſch, und hatte die Anklage veranlaßt. Ich konnte ihn nur bitten, den Zuſammenhang mit dem Nachfolgenden zu betrachten. Mein redlicher Freund erkannte ſeinen Irrthum und nahm die Anklage auf die feierlichſte Weiſe zurück.

Noch muß ich hier von einer Verwickelung reden, die doch auch politiſcher Art war, und von einer Gährung in einem benachbarten Staate ausging. Der Großfürſt Conſtantin ſandte eine militäriſche Wache nach Breslau. Er forderte durch den General-Gouverneur, Grafen v. Zieten, die Auslieferung eines polniſchen Studenten Kalinowsky. Der Gouverneur wandte ſich an die Regierung, beide an den Geheimerath Neumann, und alle drei an mich, als Rector der Univerſität. Ich erfuhr, daß er unter militäſcher Escorte nach Warſchau gebracht werden ſollte, um dort als Zeuge bei einer gerichtlichen Unterſuchung aufzutreten. Das ſchien mir ſeltſam. Der Gouverneur, der damalige Vicepräſident Richter, der interimiſtiſch die Functionen des Ober-Präſidiums verſah, der Geheime-Rath Neumann und ich, traten zuſammen um zu berathen, was in dieſer Sache zu thun ſei, weil ich genau von den Verhältniſſen unterrichtet ſein mußte, wenn ich mich entſchließen ſollte, den Studenten auszuliefern. „Es muß doch wohl, behauptete ich, ein Cartel zwiſchen uns und den ruſſiſchen Polen ſtattfinden, nur ein ſolches kann unſern Entſchluß beſtimmen, bis etwa die höchſte Behörde durch eine

Verfügung eine andere Beſtimmung faßt.“ Nach einigem Suchen fand man das Cartel in den Amtsblättern, und dieſes beſtimmte freilich die wechſelſeitige Auslieferung der Entwichenen und der Verbrecher. Kalinowsky war aber mit geſetzmäßiger Erlaubniß nach Breslau gekommen, um da zu ſtudiren. Er war weder ein Entwichener, noch ein Verbrecher; er ſtand als akademiſcher Bürger unter dem Schutze der Univerſität, und dieſe war nicht verpflichtet, einen jungen Mann unter militäriſcher Bedeckung abführen zu laſſen, weil er in einer Unterſuchung als Zeuge dienen ſollte. Ich hielt es daher für meine Pflicht, gegen ſeine Auslieferung entſchieden zu proteſtiren. Nach langem Hin- und Herreden ward nun beſchloſſen, ſchleunigſt einen Bericht nach Berlin abgehen zu laſſen; während der Zeit aber, den Kalinowsky hier feſtzuhalten und zu bewachen.

Während die Deliberationen ſtattfanden, hatte die Polizei es nothwendig gefunden, Kalinowsky zu arretiren; ich glaubte aber, ihn der Polizei abfordern zu müſſen. Der Polizei-Präſident gab auch hierin nach; er ward ins Carcer gebracht, und dem Pedell, der dicht neben dem Carcer wohnte, zur Bewachung übergeben

Der junge Mann hatte ſich auf der Univerſität ruhig und tadellos verhalten. Dennoch war der ganze Vorgang von einer ſolchen Art, daß wir für ſein Schickſal beſorgt waren. Die genaue Bewachung ausgenommen, ward er ſowohl vom Geheime-Rath Neumann, als von mir mit großer Milde behandelt. Wir ſandten ihm Wein und feinere Speiſen, denn er ſchien nicht ſonderlich mit Gelde verſehen. So ſaß er einige Tage, und wir erwarteten mit Sorge die Antwort des Staatskanzlers, die, wie wir glaubten, nicht günſtig ausfallen würde.

Da erſchien eines Morgens der Pedell ganz erſchrocken bei mir. „Kalinowsky iſt entflohen, ſagte er, und zwar durch ein Kamin, der mit einem Schornſtein in Verbindung ſtand; von dem Dache hat er ſich mit einem Strick herabgelaſſen, der noch unten liegt.“ Ich eilte nach dem Carcer, und ließ ſogleich dem Geheimen Rath Neumann und dem Polizei-Präſidenten Streit dieſes unangenehme Ereigniß melden. Sie erſchienen, und wir unterſuchten mit der größten Genauigkeit das Gefängniß. Ich geſtehe, daß, wenn ich die ganze Sache erwog, mir die Art der Entweichung ſehr verdächtig vorkam. Ich glaubte eine Veranſtaltung zu erkennen, und die wahre, viel leichtern Art der Entweichung zu entdecken; ich hielt mich überzeugt, daß er ganz bequem aus der Thüre gegangen war, und ein ſtarker Verdacht fiel auf den Pedell. Aber die ganze Sache war doch äußerſt unangenehm. Die höchſten Behörden der Stadt, wie der Univerſität, waren mit einem ſtrengen Herrn in Colliſion gerathen. In der Schublade eines Tiſches im Carcer fanden wir einen Brief, in dieſem behauptete Kalinowsky ſeine Unſchuld, glaubte aber dennoch einer großen Gefahr durch ſeine Flucht entronnen zu ſein. Zugleich drückte er auf das lebhafteſte ſeinen Dank aus für die theilnehmende und freundliche Art, wie er namentlich von dem Regierungsbevollmächtigten und von dem Rector behandelt worden. Geheime-Rath Neumann war ſchon gleich bei der erſten Nachricht ſehr beſtürzt, und dieſer Brief brachte ihn zur Verzweiflung. „Wir können ja wohl,“ meinte er, „das Schreiben vernichten.“ „Keineswegs,“ antwortete der Präſident Streit, „es gehört zu den Akten;“ auch ich verſicherte, daß mir darum zu thun wäre, daß mein ganzes Verfahren in dieſer Sache ganz offen vorliege; ich wünſchte, daß nichts verborgen bliebe. Streit war Neumanns Schwager, und ob dieſer Brief wirklich bei den Akten geblieben iſt, weiß ich freilich nicht. Neumann bereuete die unbefangene Menſchlichkeit, die ihn ergriffen hatte; beide Herren wälzten alle Verantwortlichkeit auf mich. Später geſchah dies eben ſo entſchieden von dem General-Gouverneur, Grafen v. Zieten, und dem Vice-Präſidenten; ich ſcheute mich nicht, ſie auf mich zu nehmen. Ich forderte die Herren auf, zu erklären, daß die Zurückhaltung des Kalinowsky ſowohl, als ſeine Feſthaltung im Carcer, trotz aller Proteſtation der übrigen Behörden, durch meine Oppoſition veranlaßt wäre. Sie waren doch in ihren Berichten genöthigt, wenn auch nur zu ihrer Entſchuldigung, zu geſtehen, daß geſetzliche Gründe, die für mich ſprachen, ſie zum Nachgeben gezwungen hätten. Die Berichte, die wohl ein jeder für ſich, von ſeiner ganz verſchiedenen Amtsſtellung aus, eingereicht hat, blieben mir natürlich fremd. Auch ich eilte, eine eigne einfache Erzählung und die Gründe meines Verfahrens unmittelbar bei dem Staatskanzler einzureichen. Gegen den Pedell ward eine criminelle Unterſuchung eingeleitet, ſeine Schuld war nicht zu beweiſen, und er ward freigeſprochen. Die Gensdarmen bemühten ſich vergebens, den Entflohenen zu entdecken. Ziemlich viele Polen ſtudirten damals in Breslau, und mein Verhältniß zu dieſen war ein ganz eigenthümliches. Als Kalinowsky feſtgeſetzt wurde, ließ ich ſie alle vorladen, hielt eine kleine Anrede an ſie, in welcher ich ihnen die Lage der Sache auseinander zu ſetzen ſuchte und ſie aufforderte, ſich von einer jeden Verbindung mit dem Gefangenen fern zu halten. Sie mußten mir ein feierliches Verſprechen leiſten; indem ſie mir die Hand reichten, das Ehrenwort verpfänden, und ſie thaten dies ſogleich und unbefangen. Nun iſt es aber klar, daß ſie dennoch in Verbindung getreten waren mit dem Gefangenen, und derſelbe Weg, den ſie zu ſeinem Gefängniß fanden, ſtand nach meiner Ueberzeugung dem Kalinowsky zur Flucht offen. Ich ließ ſie wieder kommen, ſie hörten meine harte Rede, ſuchten ſich durchaus nicht zu entſchuldigen, ich glaubte ſogar zu entdecken, daß ich ihre Zuneigung erworben hatte, doch wagten ſie nicht, dieſe laut werden zu laſſen.

Ich erwartete nun mehr mit neugieriger Spannung als mit Furcht die Antwort des Staatskanzlers. Dieſe enthielt keinen eigentlichen Tadel, doch meinte er, daß ich dem Menſchen aus Mangel an Erfahrung ein zu großes Vertrauen geſchenkt habe.

Wie ich ſpäter erfahren habe, hat der Großfürſt ſich wirklich in Berlin heftig beklagt; auch hat die Univerſität wohl einigen Verluſt erlitten, denn ſpäter wurde es der polniſchen Jugend ſehr erſchwert, die Univerſität zu beſuchen. Zugleich hatte ich mich überzeugt, daß eine ſtille Gährung fortdauernd unter den Polen herrſchte. In den ſchleſiſchen Bädern, beſonders in ſolchen, die weniger beſucht werden, fand man ſie häufig, und es war unmöglich, ſich einige Tage dort aufzuhalten, ohne zu bemerken, daß ſie in äußerſt thätiger Verbindung unter einander und mit ihrem Vaterlande ſtanden. Die Correſpondenz ward nach allen Gegenden hin fleißig unterhalten; Briefe, die ankamen, veranlaßten lebhafte Zuſammenkünfte, und eben die geheimnißvolle Weiſe, mit welcher ſie ſich abſchloſſen, mußte den größten Verdacht erregen. Von Kalinowsky's Schickſal nach ſeiner Entweichung erfuhr ich nach mehreren Jahren durch einige Polen Folgendes: Er war in der That nicht ſo unſchuldig, wie von Warſchau aus angezeigt wurde; er war ein von Polen aus unterſtütztes, vermittelndes Glied der ausländiſchen Unternehmungen, und ſo ſtark compromittirt, daß eine Unterſuchug ohne allen Zweifel ihn nach Sibirien gebracht, ja ihm vielleicht das Leben gekoſtet hätte. Während die Polizei ihn auf allen Landſtraßen ſuchte, war er, was man allerdings das Klügſte nennen muß, ruhig in Breslau geblieben; dann, als die Verfolgung aufgehört hatte, reiſte er nach Frankreich. Die letzten Nachrichten, die man damals von ihm erhalten hatte, kamen aus Marſeille. Von ſeinem ferneren Schickſale habe ich nichts erfahren.

Ich beſchließe hiermit die Epoche meines Lebens, in der ich mich vorzüglich ſchriftſtelleriſch durch die Lehre und politiſch durch die That beſchäftigte. Wie ich von jetzt an mich mehr der Wiſſenſchaft und der religiöſen Thätigkeit zuwandte, ſoll Gegenſtand einer ſpätern Darſtellung werden. Die Politik hatte mich ſeit wenigſtens 16 Jahren ununterbrochen in Bewegung geſetzt, und obgleich meine Thätigkeit niemals ihre wiſſenſchaftliche Richtung verlor, ward ich doch mehr, als ich wünſchte, nach außen beſchäftigt. Von jetzt an beſchloß ich nun, mich ganz der Wiſſenſchaft und den ſpeculativ-religiöſen Unterſuchungen zu widmen. Alle Streitigkeiten nach außen widerſtanden mir, meine literariſche Stellung ſtellte mir keine Hinderniſſe entgegen; ich hatte alle perſönliche Angriffe ſtillſchweigend über mich ergehen laſſen; mein Rectorat gab mir, wenngleich auf eine nicht angenehme Weiſe, Gelegenheit, meine eigentliche Geſinnung kund zu thun. Die in bedenkliche Unterſuchungen verflochtenen Studirenden hatten offen die Abſicht, durch öffentliche Demonſtrationen ihre Zuneigung kund zu geben. Es gelang mir jedesmal, es zu verhindern. Offenbar würde eine ſolche ihnen ſchädlich geweſen ſein, und mir nicht geſtattet haben, mit der redlichen Unbefangenheit ihre Sache zu behandeln, die mich, ich darf es ſagen, fortdauernd leitete. Das für mich erfreulichſte aber war dieſes, daß die leidenſchaftliche Oppoſition gegen meine Lehre allmälig verſchwand, daß ſelbſt meine Anhänger ruhiger wurden; daß aber die beſſeren Köpfe, die bedeutenderen ſogar, ſich mir anſchloſſen. Zwar war die Zahl derer, die mir ganz zugehörten, niemals groß; ſelbſt ſolche, die ſich ſpäter beſonders als Naturforſcher auszeichneten, hörten mich zwar, aber trennten ſich von mir in ihren Anſichten, nachdem ſie für die ſelbſtändige Unterſuchung gewonnen waren. Ich nenne unter dieſen Hemprich, der mit

Ehrenberg die Unterſuchungsreiſe nach Egypten und Nubien anſtellte und dort ſtarb, und unſern berühmten Profeſſor Dove. Ich war auch mit dieſem Reſultat als Lehrer ſehr zufrieden. Einige meiner eifrigſten Zuhörer der phyſikaliſchen Vorträge ſtifteten unter ſich einen naturforſchenden Verein. Ich ſchloß mich zwar an ſie an, ließ ſie aber durchaus gewähren. Gegenſtände für naturwiſſenſchaftliche Vorträge wählten ſie ſelbſt, und beurtheilten ſich ſtreng unter einander. Ich wurde lebhaft an die frühere ähnliche Verbindung meiner Jugend in Kopenhagen erinnert, und ich hatte es nicht vergeſſen, wie der ganze Reiz ſolcher jugendlichen Vereine auf ihrer Selbſtändigkeit beruht. Sie ermunterten ſich wechſelſeitig, und der Grund einer wiſſenſchaftlichen Beſchäftigung für das ganze Leben ward gelegt. Wie auch Alter, fortgeſetzte Studien, und die großen Fortſchritte der Wiſſenſchaft ihre damaligen jugendlichen Anſichten verändert haben mögen, werden ſie doch gewiß Alle jener Zeit der frühern wiſſenſchaftlichen Begeiſterung mit Freuden gedenken. In der kurzen Zeit ihrer Blüte war ſie ganz, was ſie ſein ſollte, und was ich ſo eifrig wünſchte. Ihre beſte Thätigkeit fand in dem Jahre 1822 ſtatt, und die Mitglieder werden mir hoffentlich zugeſtehen, daß ich die entſchiedene empiriſche Richtung, die ſie nahmen, niemals durch ſpeculative Anſichten zu ſtören verſuchte. Unter denjenigen, die ſich ſpäter als Phyſiker und Mathematiker auszeichneten, nenne ich nur den früher ſchon erwähnten Profeſſor Dove, deſſen Verdienſte um die Ausbildung der heutigen Phyſik allgemein anerkannt ſind; Scholz, der als ordentlicher Profeſſor der Mathematik und Aſtronomie in Breslau nur zu früh ſtarb; Brettner, der mehr die pädagogiſche Richtung nahm, deſſen Handbuch der Phyſik für Gymnaſien viele Auflagen erlebte, und in eine große Zahl der höhern Schulen nicht allein in Preußen, ſondern in ganz Deutſchland eingeführt worden iſt; dann auch den ſehr verdienten Lehrer an dem katholiſchen Gymnaſium in Breslau, jetzigen Director der daſigen Kunſt- und Bauſchule, Gebauer.

Mein Handbuch der Oryktognoſie war nun beendigt; die durch die jetzt ſtille gewordenen Streitigkeiten entſtandenen geſelligen Trennungen verſchwanden allmälig. Von jetzt an erhielt ich erſt einen tiefern Einfluß auf die Univerſität, und mein Verhältniß zu der

Jugend und zu mehreren ausgezeichneten Studirenden, die ſich nicht für die Naturwiſſenſchaft ausſchließlich beſtimmten, werde ich ſpäter in Verbindung mit der Richtung, die meine eigenen philoſophiſchen und religiöſen Studien nahmen, zu entwickeln Gelegenheit finden.

Scandinaviſche Reiſe.

Eine tiefe Sehnſucht nach meinem Vaterlande, welches ich ſeit 17 Jahren nicht geſehen hatte, ergriff mich. Dreißig Jahre waren verſchwunden, ſeit ich die norwegiſchen Gebirge ſah, und wie wenig ich vermochte, ihre Structur wiſſenſchaftlich aufzufaſſen, habe ich nicht verheimlicht. Seit der Zeit waren die Gebirge in mehreren Richtungen genau von den Meiſtern der Wiſſenſchaft unterſucht. Esmark, Hausmann, v. Buch, Naumann hatten die Structur der norwegiſchen Gebirge bekannt gemacht. Der Norweger Keilhau hatte ſein herrliches Talent ſcharfer Beobachtung durch ſeine geognoſtiſche Beſchreibung der Gegend um Chriſtiania dargethan, und die Revolution, die nach Werners Tode in der Geognoſie ſtattfand, war damals vorzüglich durch die wichtige Entdeckung in den norwegiſchen Gebirgen veranlaßt; auch konnte ich hoffen, durch eine Reiſe nach Norwegen werthvolle Foſſilien, an welchen die Univerſitäts-Sammlung ſehr arm war, für dieſe zu gewinnen.

Ich ließ Frau und Tochter in Berlin, und reiſte mit meinem Neffen, der mir von meinem ſterbenden Bruder zur Erziehung anvertraut war, und ſeit ſeinem ſiebenten Jahre in meinem Hauſe lebte, weiter. Das erſte Dampfſchiff von Stralſund nach Yſtadt in Schweden war eben eingerichtet, und wenige Tage nach meiner Ankunft in Stralſund kam mein Schwager, Geheimer Poſtrath Piſtor, dort an, um die Maſchine genau zu unterſuchen, und eine Probefahrt auzuſtellen. Die Maſchine ward gut befunden, und ſollte ihre erſte Fahrt unmittelbar nach Yſtadt antreten; Piſtor aber ließ ſich bei Arcona ausſetzen, ich begleitete ihn, und beſchloß, die Zurückkunft des Dampfboots und die zweite Fahrt abzuwarten, um indeſſen mit meinem Schwager Stubbenkammer zu beſuchen. Ich kannte dieſen Ort ſchon aus der Zeit, da ich mich mit der Unterſuchung über die Verbreitung der ſcandinaviſchen Kreideformation und ihrer Structur beſchäftigte. Hier nun fand ich zwar, daß meine früher angeſtellten Beobachtungen keineswegeſ hinreichend waren, und daß beſonders die verſchiedenen Lagerungen, die nicht ſo ganz überſehen werden durften, wie es früher geſchah, eine größere Aufmerkſamkeit verdienten, konnte aber keine ſo Zeit raubende Unterſuchung anſtellen. Indeſſen erlebte ich hier ein merkwürdiges Schauſpiel, nämlich eine optiſche Erſcheinung, die mich, ſo viel ich auch davon geleſen hatte, doch in Erſtaunen ſetzte. Möen mit ſeinen Kreidefelſen, das Gegenſtück von Stubbenkammer, iſt in einer Entfernung von 8 bis 9 Meilen, von Arcona aus, ſelbſt bei klarem Wetter, kaum zu erkennen. Den ganzen Tag hindurch auf der Reiſe durch die kahlen Gegenden um Arcona, und von da nach Stubbenkammer, ſahen wir die einzelnen Baumgruppen, die hier und da auf den Feldern vertheilt ſind, durch eine Luftſpiegelung gehoben, und die ſcheinbare Waſſerfläche (mirage der Franzoſen) dehnte ſich nach allen Richtungen aus; aber auf eine überraſchende Weiſe zeigte ſich die Luftſpiegelung, als wir von der Höhe der Stubbenkammer nach dem Ufer herunterſtiegen. Hier ſahen wir Möens Klint in die Höhe gehoben, und uns ſo nahe gerückt, daß ich glaubte, den Königsſtuhl, jenen grotesken Fels, und einige mir bekannte Schluchten erkennen zu können, ja ſelbſt die Waldungen unterſchied ich. Der Felſenabhang war von der ſinkenden Sonne beleuchtet. So haben die Einwohner in Dieppe einige Mal mit Erſtaunen die gegenüberliegende, ſonſt unſichtbare engliſche Küſte ſich erheben, und näher rücken ſehen, daß ſie Waldungen, Felder, Hügel und Dörfer unterſcheiden konnten.

Von Möen nach Stralſund zurückgekehrt, trennte ich mich von meinem Schwager, und beſtieg am frühen Morgen das Dampfſchiff. Es war das erſte Schiff dieſer Art, mit dem ich reiſte. Ich kann nicht ſagen, daß es einen angenehmen Eindruck auf mich machte; der ſichere Gang des Schiffes, der ſich gegen den Wind behauptete, ſchien mir alle Poeſie der Seereiſe zu vernichten, und die lärmende Maſchine neben den ſchwellenden Segeln etwas durchaus Dürres, Proſaiſches. Als ich das Schiff beſtieg, hatte ich doch eine eigene Furcht, die ich nicht ganz zu unterdrücken vermochte. Ich hatte achtzehn Jahre lang in der Mitte des Feſtlandes gelebt, und glaubte mich dem Meere ſo entwöhnt, daß ich wohl befürchten konnte, zum erſten Male von der Seekrankheit befallen zu werden. Als ich auf dem Wege nach Stralſund nach ſo langer Zeit zuerſt die größeren Schiffe, Briggs und Kauffahrteiſchiffe entdeckte, trat mir die Erinnerung meiner Kindheit gewaltſam entgegen; ich konnte mich der Thränen nicht erwehren. Als wir von Stettin nach Stralſund fuhren, ſahen wir, der mich begleitende Knabe und ich, rechts durch das Gebüſch ſumpfige Lachen, die, wie es ſchien, von der nicht ſehr entfernten Oſtſee hinein gedrungen waren. Ich glaubte den Meeresgeruch zu erkennen (was doch entſchieden eine Täuſchung war), und die Sehnſucht nach dem Meere ſtieg immer höher. Als ich das erſte Mal das Dampfſchiff betrat, war es faſt windſtille, ein ſchwacher Luftſtrom traf das Schiff von der Seite, die Maſchine war ſo gleichförmig, daß wir in der Cajüte völlig wie in der Stube ſaßen. Die zarteſte Frau würde keine unangenehme Empfindung geſpürt haben. Jetzt aber erhob ſich in der frühen Morgenſtunde ein heftiger Sturm; er war uns völlig entgegen, ich fühlte mich aber eben dadurch auf dem Schiffe heimiſch, und war über eine mögliche Seekrankheit ganz beruhigt. Der Capitain war ein tüchtiger Seemann, mit Segeln hätte er, ohne allen Zweifel, ſo weit es möglich geweſen wäre, dem heftigen Sturme Trotz geboten, aber die

Leitung eines Dampfbootes war ihm fremd, neu und bedenklich. Er hatte mich wenige Tage vorher in der Geſellſchaft eines Beamten ſeiner höchſten Poſtbehörde geſehen, und wandte ſich an mich. Er ſchien nämlich geneigt, die Zeit abzuwarten, bis der heftige Sturm etwas abgenommen habe. Ich ſtellte ihm vor, daß ſein Schiff ein Poſtſchiff, und unter ſeinen Paſſagieren ein Geſandter wäre, daß er alſo wenigſtens einen Verſuch machen müßte, die beſtimmte Stunde zu halten. Er wagte es, und es gelang ihm. Der Wind legte ſich gegen Mittag, gegen Abend war das Meer völlig ruhig, aber während des Sturmes war die Bewegung des Schiffs ſtoßweiſe, nach allen Seiten gerichtet; nicht allein die Paſſagiere (unter dieſen der ſpaniſche Geſandte in Schweden), ſondern auch die Seeleute waren ſeekrank, nur der Schiffscapitain und ich nicht. Als wir uns der ſchwediſchen Küſte näherten, erholten ſich alle bei dem ruhig gewordenen Wetter. Die Sonne ſchien hell und warm, eine große Menge Schiffe konnten bei dem herrſchenden Nordwinde in entgegengeſetzter Richtung fortſegeln. Segel, durch den obgleich unbedeutenden Wind unterſtützt, erſchienen, vom Sunde herkommend, in immer größerer Menge; andere, aus Oſten kommend, hatten zwar einen nicht ſo günſtigen Wind, ſchritten aber doch ohne Störung vorwärts. Ich fühlte mich in meine Kindheit nach Helſingoer verſetzt, und zugleich trat mir die Zukunft der Geſchichte, der großartig wachſende Handel, nach einem neunjährigen Frieden mit ſeinen raſchen Fortſchritten entgegen.

Wir landeten, und jetzt betrat ich zum erſten Male den ſchwediſchen Boden, um dieſes Land auch in ſeinem Innern kennen zu lernen. Nur die Kopenhagen gegenüber liegende Küſte, die Städte Helſingborg, Malmöe und die Univerſitätsſtadt Lund waren mir aus einem frühern Beſuche bekannt. Hier ſollte ich mich für die weitere Reiſe vorbereiten, und zwar mit Rückſicht auf die eigenthümliche Einrichtung des Poſtweſens in Schweden und Norwegen. Die Bauern in der Nähe der Landſtraße ſind verpflichtet, die Reiſenden fortzuſchaffen, ſie liefern dazu zweirädrige Karren; der Wagenkaſten ruht ohne Federn auf den hohen Rädern; der hölzerne Sitz hängt in eiſernen Ketten an dem Wagenkorbe, und ein Fahren auf einem ſolchen Wagen iſt keinesweges bequem. Die Fremden pflegen ſich wohl ein ſogenanntes Cariol anzuſchaffen, ebenfalls zweirädrig; doch ſo, daß der Wagenkaſten anſtändiger iſt, der Sitz in Federn hängt. Aber man kennt in Yſtadt die Verlegenheit der Reiſenden ſehr wohl. Die Summe, die man von mir forderte, war ſehr groß; ich bedachte auch, daß bei der weiten Reiſe in den einſamen gebirgigen Gegenden der Wagen beſchädigt werden könnte, in welchem Falle ich völlig rathlos geweſen wäre. Ich ſchaffte mir daher nur einen in Federn hangenden, mit Rücken- und Seitenlehne verſehenen, gepolſterten Sitz an, den ich mit Stricken an den gewöhnlichen Bauerkarren befeſtigte, und in einer ſolchen, keineswegs glänzenden Equipage durchreiſte ich einen großen Theil von Schweden und Norwegen. Die Beförderung iſt höchſt billig; man ſchickt ſeine Sachen auf einem Poſtkarren den Abend voraus, der Bauer liefert ſie auf der nächſten Station ab, und beſtellt zu gleicher Zeit Wagen und Pferde für den Reiſenden. So gehen die Sachen immer voraus, bis dahin, wo der Reiſende ſeine Nachtruhe zu halten denkt; immer aus einer Hand in die andere, und man befördert auf ſolche Weiſe ſelbſt die größten Koſtbarkeiten. Den Tag darauf reiſt man ſelbſt ganz ohne Gepäck, und findet auf den Stationen Alles bereit, muß aber freilich eine erhöhte Summe zahlen, wenn man mehr als eine Stunde über die beſtimmte Zeit auf ſich warten läßt. Die Reiſekoſten für eine ſchwediſche Meile (= 1¼ geographiſche) ſind verhältnißmäßig ſehr gering, und die Trinkgelder, verglichen ſelbſt mit den geſetzlichen in Deutſchland, können als ein Minimum betrachtet werden. Die Reiſeſtationen ſind zugleich Gaſthöfe, und ich hatte mir von einem Freunde ein Verzeichniß der beſten geben laſſen. Vor dem Getränke war mir bange. Wein iſt dort ſelten, und höchſt wahrſcheinlich ſchlecht; das wechſelnde Bier gar nicht zu trinken. Dieſe Furcht verſchwand auf eine für mich ſehr überraſchende Weiſe. Ein bedeutender Handelsherr in Gothenburg hatte eine Porterbrauerei angelegt, die mit den engliſchen wetteiferte. Er ſchickte bedeutende Ladungen ſelbſt nach London, wo er den Porter zu gleichen Preiſen mit den Einheimiſchen zu liefern vermochte. Durch eine königliche Verfügung waren alle Gaſtwirthe verpflichtet, Porter zu halten. Die Abſicht war zwar wohl, die große Unternehmung in Gothenburg zu unterſtützen, aber ſie kam doch auch den Reiſenden, und nun vor Allen mir zu ſtatten. In Schweden zirkulirte damals nur

Kupfermünze; neben dieſer, Zettel von unglaublich geringem, aber doch größerem Werthe, als man ſie ohne bedeutenden Verluſt für die kleinſten Ausgaben brauchen konnte. Auf der erſten Station gab ich den Bauern ein Trinkgeld, welches ohngefähr die Hälfte betrug von dem, was ein Poſtillon in Deutſchland zu fordern berechtigt iſt, denn ich hatte gehört, daß eine ſolche Summe hier vollkommen hinreichend ſei. So klein dieſe nun war, ſo betrug ſie doch eine Menge Kupfermünze. Der Gaſtwirth war Zeuge, und ehe ich das Trinkgeld geben konnte, forderte er es mir ab, nahm etwa die Hälfte davon, und gab ſie dem Bauer, und mir das Uebrige zurück. „Sie haben zwar, ſagte er zu mir, das Recht, mit Ihrem Gelde zu machen, was Sie wollen; Sie können es wegwerfen, wenn es Ihnen gefällt: aber Sie dürfen nicht zum Nachtheil der übrigen Reiſenden uns die Bauern verderben.“ Eine andere Entdeckung, die ich machte, verdient hier erwähnt zu werden. Gleich im Anfange der Reiſe hatte ich die Hutſchachtel vergeſſen, ich wußte nicht, auf welcher Station, und gab ſie preis. Mein Breslauer College, der Geheime Medicinalrath Otto nahm einige Wochen ſpäter denſelben Weg und brachte ſie mit zurück. Es iſt allerdings leicht, den Eigenthümer zu entdecken, denn durch eine polizeiliche Verfügung iſt ein jeder Reiſende verpflichtet, ſeinen Namen in ein dort liegendes Buch einzutragen. Später, auf einer Reiſe von Loka-Brunn nach Hedemora, hatte ich eine ſehr ſtarke Tagereiſe, und vermißte nach Zurücklegung derſelben ein kleines Packet, welches für mich freilich einen bedeutenden Werth hatte. Wo auf dem langen Wege dieſes Packet zurückgeblieben war, konnte ich nicht wiſſen. Es enthielt, außer einigen Büchern, einen Dollond von bedeutendem Werthe. Ich war in der Zeit in eine andere Provinz von Schweden gekommen, und zeigte den Verluſt der höchſten Behörde, dem Landshöfding, an, der in Hedemora wohnte, an den ich empfohlen war, und der mich mit ausgezeichneter ſchwediſcher Gaſtfreundſchaft aufnahm. Ich mußte dieſe Sachen lange entbehren, erhielt ſie aber während des Winters in Berlin aus der Mitte von Schweden wieder, und hatte bei dem Empfange nur den Transport von Stettin zu zahlen.

Ein Reiſender, der, wie ich, ſeine Reiſe beſchleunigt, lernt freilich die Einwohner gar nicht kennen, und die wenigen, die ihm näher treten, gehören nicht zu dem liebenswürdigſten Theile derſelben. Doch muß ich bemerken, daß die Bauern, die mich beförderten, als ich aus Skåne in Småland eintrat, ſich durch Nüchternheit, Heiterkeit und naive Offenherzigkeit vor Allen auszeichneten. Es iſt die ärmſte Provinz, die ich zwiſchen Yſtad und Stockholm durchreiſte. Ich kam nach Jönköping, einer der bedeutenderen ſchwediſchen Provinzialſtädte. Sie hat eine reizende Lage an einem der mächtigſten Landſeen in Europa, der nur von dem größern Wenern, um Vieles, übertroffen wird. Der See iſt 15 ſchwediſche (etwa 26—27 geograph.) Meilen lang, freilich unverhältnißmäßig ſchmal. Ein kleiner Landſtrich trennt gegen Süden dieſen mächtigen See von einem andern, und die Hauptſtraße von Jönköping mit ziemlich anſehnlichen Häuſern iſt eben auf dieſem Landſtriche gebaut. Nun machte es auf mich einen unvergeßlichen Eindruck, wenn ich durch die Straßen ging, und in die Nebengaſſen, die ſehr kurz und rechtwinklich einander gegenüberliegend die Hauptſtraße durchſchnitten, hineinblickte. Auf beiden Seiten ſah ich dann nichts als Waſſer. Ich verweilte einige Tage in Jönköping, um von hier aus den mächtigen eiſenreichen Taberg zu beſuchen. Es war ein Sonntag, und hier entdeckte ich nun zuerſt die ſchauderhafte Trunkſucht der geringern Klaſſe der Einwohner. Ich hatte zwar manchen betrunkenen Kutſcher geſehen, aber, was ich hier ſah, übertraf Alles. Ich kam ziemlich früh. Die Bergleute waren in dem Gaſthofe verſammelt, und jetzt ſchon am frühen Sonntag Vormittag alle betrunken. Ich erblickte unter ihnen keinen einzigen Nüchternen; der ganze Haufen ſtürzte auf mich ein; ſie zankten mit einander, und es war mir unmöglich zu entdecken, was ſie eigentlich wollten. Ich wandte mich an die Wirthin, und erfuhr nun, daß der Streit dadurch entſtanden, wer unter dieſen betrunkenen Männern mich auf den Berg begleiten ſollte. Ich wollte natürlich keinen von ihnen mitnehmen, aber es ſchien doch bedenklich, ſie ſämmtlich abzuweiſen. Ich wandte mich abermals an die Wirthin, und ohne meine Abſicht merken zu laſſen, ließ ich mich an einen Beamten weiſen, der mich nun ſelbſt begleitete. Der merkwürdige Berg beſchäftigte mich den ganzen Tag.

In Jönköping lernte ich einige angenehme Familien kennen, beſonders fielen mir die Frauen auf, die ſchlank, oft ſchön, von anſehnlicher Geſtalt, wenn ſie, in ihren blauen Mantel eingehüllt, über die ſtillen Straßen ſchritten, in der That etwas Imponirendes zeigten.

Der Eindruck, den Jönköping auf mich machte, iſt mir unvergeßlich geblieben; die hohen waldbedeckten Gebirge, die in einem großen Kreiſe die Stadt umgaben, die mächtigen Waſſerflächen und die ganz eigenthümliche Lage der Stadt geben dieſer Gegend einen bedeutenden Reiz.

Ich reiſte durch Oſtgothland über Linköping und Norköping nach Stockholm. Gothland iſt eines der fruchtbarſten Getreideländer in Schweden. Ich ſah auf der ganzen Reiſe kaum einen nüchternen Menſchen. Alle Bauern, die mich beförderten, waren ſchon am frühen Morgen noch vom geſtrigen Rauſche betäubt. Ich war ſchon gewohnt, ſelbſt zu fahren; der Bauer lief neben dem Wagen her, was in Schweden und Norwegen faſt immer der Fall iſt. Er kam ſpäter bei der nächſten Station an, ich ſah ihn nicht wieder. Sein Trinkgeld erhielt er im Voraus, und es iſt wohl kein Zweifel, daß er es vertrank. Zwar kann man aus dieſen armen Menſchen, die einen großen

Theil ihrer Zeit auf den Landſtraßen und in den Gaſthöfen zubringen, keinen Schluß auf die übrigen Einwohner machen; aber doch auf die dort herrſchende Trunkſucht, wenn man die Anſchläge der Behörden in den Gaſthöfen lieſt. Da findet man nicht allein Strafen für wiederholten Rauſch, und die Drohung, daß der Trunk nicht als Entſchuldigung dienen dürfe, vielmehr die Strafe bei begangenen Verbrechen erhöhen würde, ſondern man findet auch die Strafe angegeben, die einen Prediger treffen ſoll, wenn er durch Trunkenheit in der Kirche ſeiner Gemeinde Aergerniß gäbe, oder berauſcht die Kanzel beſtiege. Es iſt ſo entſetzlich, daß es unglaublich ſcheint, und ich würde nicht gewagt haben, es anzuführen, was ich doch ſelbſt in mehreren Gaſthöfen las, wenn es nicht in Schuberts ſchätzbarer Reiſe durch Scandinavien gedruckt ſtände. Er durchreiſte Schweden ein paar Jahre früher. Die Trunkſucht ſoll aber in neuerer Zeit ſehr abgenommen haben.

In Norköping, einer der bedeutenden Städte Schwedens, wo der Motalafluß ſich ſchäumend über Felſen mitten durch die Stadt ſtürzt, wohnte einſt als Apotheker der berühmte Chemiker Scheele, der den Umſchwung in der Chemie, den Lavoiſier bewirkt hat, vorbereitete, einer der tiefſinnigſten Naturforſcher ſeiner Zeit.

Als Guſtav III. ſich in Paris aufhielt, hörte er allenthalben dieſen berühmten Mann nennen, kannte ihn aber durchaus nicht. Er war dadurch in keine geringe Verlegenheit verſetzt. Ging es doch der Kaiſerin Katharina von Rußland in Petersburg ebenſo, als der franzöſiſche Geſandte den Naturforſcher Pallas als einen der ausgezeichnetſten Männer nannte; am Hofe war Pallas völlig unbekannt. Die Fürſtin Dolgorucki erhielt den Auftrag, ſich bei der Akademie zu erkundigen, wer dieſer Mann ſei und in welcher Lage er lebe; und als er aufgefunden, wurde er an den Hof gerufen; ſeine glänzende Carrière in Rußland fing an, und er erhielt einen bedeutenden Einfluß auf die Kaiſerin. So glücklich war der Apotheker Scheele nicht. Der König ſchrieb zwar eilig nach Stockholm und forderte ſeine Miniſter auf, dem verdienten Scheele ein Adelsdiplom auszufertigen. Seine Stellung in Schweden war aber höchſt wahrſcheinlich den franzöſiſchen Naturforſchern unbekannt, wie dem Könige und ſeiner Umgebung, der daher in ſeinem Schreiben nur den Namen nennen konnte. Die Miniſter waren in großer Verlegenheit. Sie erkundigten ſich allenthalben bei ihrer Umgebung, nur nicht bei der Akademie, und erfuhren daher nichts. Vielleicht nahmen ſie auch nur die Gelegenheit wahr, um dem Günſtlinge irgend eines Großen den Adel zu ertheilen. Man hörte nun einen Scheele, der nach Finnland hinauf ſich als einen tüchtigen Oekonomen auszeichnete, nennen. Ihm ſandte man das Adelsdiplom; der Chemiker ſtarb ungeadelt.

Wie ſehr ich durch Stockholms Lage überraſcht wurde, wird einem Jeden begreiflich ſein, der ſich des Augenblickes erinnert, als er dieſe durch ihre Lage großartige Stadt zum erſten Male ſah. Ich ward in Stockholm auf eine für mich höchſt intereſſante Weiſe empfangen, und dadurch an eine frühere, für mich ſehr angenehme Zeit erinnert.

Als ich im Jahre 1817 von der Reiſe durch das ſüdliche Deutſchland, zurückkehrte, traf ich in Dresden den in ſeinem Vaterlande ſehr geſchätzten ſchwediſchen Dichter Atterbom. Er iſt bei uns nicht zu dem hohen Rufe gelangt, der dem Biſchof Tegner zu Theil ward; aber er iſt tiefſinniger als dieſer, ſeine Phantaſie außerordentlich reich; ſein, auch ins Deutſche überſetztes ausführliches Gedicht: „Lycksalighetens Ö“ (die Glückſeligkeits-Inſel) iſt vielleicht hier und da zu breit, aber der Verfaſſer iſt ein wahrer Dichter. Er zeichnete ſich in ſeinen jüngeren Jahren unter denjenigen aus, die ſich mit Enthuſiasmus an die ſchöne deutſche Zeit im Anfange des Jahrhunderts anſchloſſen. Dieſe erhielten den Namen Phosphoriſten, und fanden ſowohl in den alten Dogmatikern der Univerſität Upſala, wie in den franzöſiſch Gebildeten der Stockholmer Akademie die heftigſten Gegner. Als der General Graf v. d. Gröben in den letzten Jahren des franzöſiſchen Drucks über Petersburg nach Stockholm kam, fand er Gelegenheit, eine innige Freundſchaft mit Atterbom zu ſchließen; ſpäter reiſte dieſer mit königlicher Unterſtützung nach Italien, wo er in genauer Verbindung mit Thorwaldſen und dem Dichter Rückert lebte; auf ſeiner Rückreiſe nach Schweden machte ich ſeine Bekanntſchaft in Dresden, und verlebte dort mit meinem Collegen Tölken einige, ihnen wie mir gewiß unvergeßliche Tage. Atterbom kam ſpäter nach Breslau, um ſeinem Freunde, dem Grafen v. d. Gröben, einen Beſuch abzuſtatten, und theilte ſeinen Aufenthalt zwiſchen dem Grafen und mir. Der erſtere hielt ſich den Sommer über in der Nähe der Stadt auf. Hier verweilte

Atterbom einige Monate, und mir erſchien er recht eigentlich als ein erfriſchender dichteriſcher Geiſt, der mich tief in die glückliche Zeit der früheren Jugend verſetzte. In München hat er Schellings Vorträge gehört, und ſich ihm auch perſönlich angeſchloſſen. Als ich ihm nun acht Jahre ſpäter meine Abſicht, Stockholm und Upſala zu beſuchen, bekannt machte, trug er einem ſeiner ausgezeichneten Freunde in der Reſidenz auf, mich zu empfangen. Es war der in Schwedens neueſter Geſchichte ſo bedeutend gewordene Staatsmann Herr v. Hartmannsdorf. Dieſer ſcharfſinnige und ſtreng nach ſeiner Ueberzeugung handelnde Mann erzeigte mir eine Güte, die noch immer dankbar in meinem Andenken fortlebt. Er hatte ſich von ſeinen vielen wichtigen und mannigfaltigen Geſchäften für die Tage meines Aufenthaltes losgemacht, und durch ihn wurde ich ſchnell in die bedeutendſten Kreiſe eingeführt. Was aber beſonders meine Bekanntſchaft auf eine höchſt überraſchende Weiſe erweiterte, war folgender Umſtand:

„Pfingſten, das liebliche Feſt war gekommen.“ Es iſt der eigentliche ſchönſte Frühlingsanfang in Stockholm, und das Feſt fiel in dieſem Jahre glücklicher

Weiſe etwas ſpät. Der Mechaniker Owen hatte einige Dampfſchiffe vollendet, die nun in dieſem Sommer zu Luſtfahrten auf Mälarne benutzt wurden. Wenige Tage nach meiner Ankunft in Stockholm fand eine ſolche Fahrt nach Drotningholm am frühen Morgen ſtatt. Dieſe Beluſtigung war Mode; Männer und Frauen aus Stockholms beſten Geſellſchaften fanden ſich auf dem Dampfſchiffe ein, 150 Paſſagiere hatten ſich hier vereinigt, und ich ſegelte in einer ſo wünſchenswerthen Umgebung heiter und erwartungsvoll zwiſchen den „tauſend" Felſeninſeln von Mälarne dem Schloſſe zu. Man wird bei einer ſolchen Gelegenheit, wo die Förmlichkeit der Viſiten verdrängt iſt, und die Heiterkeit der Stimmung ſchnell unbefangene Geſpräche herbeiführt, bald mit einander bekannt. Ich ward ſchon jetzt mit mehr Einladungen überhäuft, als ich für die kurze Zeit meines Aufenthalts annehmen konnte, und mußte viele ausſchlagen, weil ich ſchon andere, mir wichtigere erhalten hatte. Hier trat mir nun ein für mich auffallendes Verhältniß des geſelligen Umgangs entgegen. Die Dänen haben ein Wort für die wechſelſeitige Anſprache, welches ganz dem „Sinn" der Deutſchen entſpricht und brauchen es eben ſo. Die Schweden haben das Wort „Ihr“ (Ni) das „vous“ der Franzoſen, aber dieſes hat durch den Gebrauch eine geringere Bedeutung erhalten, ſo daß man es nur gegen untergeordnete Perſonen anwenden kann. Daraus entſteht eine große Unbequemlichkeit; man iſt nämlich genöthigt im Geſpräch unaufhörlich den Titel der Perſon wieder zu nennen, wenn man ſie anſpricht, und da nun hier eine Menge der anſehnlichſten Männer Schwedens auf dem Dampfboote vereinigt waren, ſo klang dieſe beſtändige Wiederholung der Titel während der mannigfaltigen und lebhaften Geſpräche höchſt ſeltſam, und je unbefangener und luſtiger ſie wurden, deſto unangenehmer. Um nun dieſer Unbequemlichkeit zu entgehen, ſind die Männer von ungefähr gleicher Stellung genöthigt, ſich Du zu nennen, wenn ſie in irgend ein vertrauliches Verhältniß zu einander treten, und ich habe in keinem Lande in den gebildeteren Klaſſen der Geſellſchaft ſo viel Duzbrüder gefunden, als in Schweden. Der Contraſt zwiſchen dem vertraulichen Du und der beſtändigen ſteifen Wiederholung der Titel hat etwas ungemein Auffallendes. Ueberhaupt hat die ſeit mehr als 200 Jahren dauernde politiſche Verbindung Schwedens mit Frankreich einen großen Einfluß auf die Form der Geſelligkeit gehabt. Die Schweden zeichnen ſich, wenigſtens in Stockholm, durch ein den übrigen Scandinaviern fremdes ceremoniöſes Weſen aus; aber dieſes erhält doch eine etwas ſteifere, und durch die nordiſche Stimmung düſtere Färbung; man kann ſich in dieſer Rückſicht keinen größeren Contraſt denken, als zwiſchen dem derben freimüthigen Norweger und dem feinen höflichen Schweden. Man ſchreibt gewöhnlich ſolchen Verhältniſſen einen geringern Einfluß zu, als ſie in der That ausüben. Der Norweger, wenn er nach Stockholm kommt, findet ſich durch das ceremonielle Weſen, welches ihm, der in ſeinem Lande ſeit vielen Jahrhunderten kein Hofleben kannte, und wo ja auch mehr als in irgend einem Lande Europa's eine nicht aus Principien geforderte, ſondern natürliche Gleichheit herrſcht, gequält, ja geängſtigt. Mancher tüchtige Norweger erſcheint in den ſchwediſchen höheren Kreiſen ungeſchickt, und der Schwede benutzt wohl auch die Gelegenheit, ihn dann ſein Uebergewicht fühlen zu laſſen. Aber dadurch bildet ſich immer entſchiedener ein bitterer Trotz von Seiten des Norwegers aus, der den nationalen Haß mehr nährt, als mancher glauben mag.

In der Geſellſchaft, in welcher ich den Tag der Luſtreiſe nach Drotningholm zubrachte, nahm ſich die durch die Luſt der Fahrt unwillkürlich hervorbringende nordiſche Treuherzigkeit neben dem ſtarren ceremoniöſen Weſen wunderbar aus.

Unter den vielen Männern und Frauen, deren Bekanntſchaft zu machen ich Gelegenheit fand, bemerkte ich einen ſchlanken anſehnlichen Mann in geiſtlicher Tracht von imponirender Haltung. Er ſchien mit Allen bekannt, und wurde mit großer Aufmerkſamkeit und Achtung behandelt. Ich ward ihm durch den Herrn v. Hartmannsdorf vorgeſtellt. Es war der in der neueſten ſchwediſchen Geſchichte wohl bekannte Schwerin, deſſen Carriere, wie ſie nur in Schweden möglich war, eine ſehr auffallende geweſen iſt. Er iſt in Preußen geboren, und ward, irre ich nicht, im Cadettenhauſe erzogen, kam in ſchwediſche Dienſte als junger Garde-Offizier. Hier wuchſen ſeine Schulden ſo, daß er ſich in ſeiner Verzweiflung unmittelbar an den König Guſtav III. wandte. Dieſer konnte zwar keine bedeutende Summe zur Tilgung ſeiner

Schulden verwenden, rieth ihm aber, ein paar Jahre Theologie zu ſtudiren, er wolle ihm dann eine jener bedeutenden geiſtlichen Sinecuren ertheilen, die ihm für ſein ganzes Leben eine anſehnliche Verſorgung verſchaffen würden. Er nahm es an, und ward Domprobſt in Sala. Hier erſchien er nur an hohen Feſttagen, und der durchaus weltlich geſinnte Mann betrat dann die Kanzel.

Der harte und lange, ſelbſt zweifelhafte Kampf bei der Einführung der Reformation in Schweden ſicherte der Geiſtlichkeit ein bedeutendes Vermögen. Es ging hier faſt wie in England. Die biſchöfliche Einrichtung der Kirche ward ſtrenger als anderswo aufrecht erhalten. Iſt doch der Erzbiſchof von Upſala noch immer der summus episcopus. Arme Bürgersſöhne waren mit kleinem Gehalte zufrieden, daher wurden die großen Summen, die der Kirche blieben, als die Reformation alle Kämpfe überwunden hatte, benutzt, um berühmte Gelehrte zu beſolden. So entſtanden die anſehnlichſten Profeſſorengehalte aus ſolchen reich dotirten Predigerſtellen. Der Profeſſor hielt einen Vicar, während er ſich ſelbſt ausſchließlich mit einer Wiſſenſchaft beſchäftigte, die fern von allen theologiſchen Studien lag. Nur an den Feſttagen, und ich glaube kaum an allen, erſchienen dieſe Pfarrer, wie ſie doch eigentlich heißen müſſen, in den Kirchen, ſonſt blieben ſie den Gemeinden völlig fremd. Viele ließen ſich wohl ihre Predigten von Anderen ausarbeiten; von Einigen erzählt man allerlei Anekdoten. Swanberg, ein ausgezeichneter Mathematiker und Profeſſor in Upſala, ſoll einmal das Vaterunſer vergeſſen haben; was mir freilich nicht ganz, aber doch zum Theil (ich ließ einige Bitten aus) in meiner Jugend begegnet iſt. Die Prediger einer Provinz wählen aus ihrer Mitte den Biſchof, und zuweilen trifft die Wahl einen ſolchen Univerſitätsgelehrten, der ſich bis dahin gar nicht mit der Theologie beſchäftigt hat, und von dem Augenblick an, wo er die Wahl annimmt, ganz Theologe ſein und ſein Leben in ſeinem Biſchofsſprengel zubringen muß. So ward der Dichter Tegner nach dem einſamen Städtchen Weriö verwieſen, wo ihm das Unglück begegnete, von einer tiefen verwirrenden Melancholie befallen zu werden. Agardh, der berühmte Pflanzenphyſiolog und ſyſtematiſche Bearbeiter der Algen, nahm den Ruf als Biſchof in Wermeland an, und reſidirt in Karlſtadt an den nordweſtlichen Ufern von Wenern. Dieſer iſt einer der geiſtreichſten Männer Schwedens, aber er ſah es auch ein, daß er neue Verpflichtungen auf ſich genommen hatte, die ſich mit ſeinen bisherigen Studien nicht vertrugen. Er überließ ſeinem Sohne die Fortſetzung ſeiner Schriften über die Algen, und trieb von jetzt an das Studium der Theologie mit großem Eifer. Er überſetzte einige Theile der Bibel aus der Urſprache; und iſt mit der ſpeculativen Richtung der deutſchen Theologie wohl bekannt. In Karlsbad lernte er Schelling genau kennen und beide ſich wechſelſeitig achten und lieben. In Schweden wurden vor wenigen Jahren die Anſichten von Strauß populär bearbeitet und unter das Volk verbreitet. Auf eine höchſt verſtändige und gelungene Weiſe iſt nun Agardh aufgetreten, um dem gefährlichen Einfluſſe dieſer Anſichten zu begegnen. Er gehörte in den letzten Jahren zu den ausgezeichnetſten Theologen Schwedens, und hat ſich ganz ſeinem wichtigen Amte hingegeben. Ich freute mich vor Kurzem die perſönliche Bekanntſchaft dieſes trefflichen Mannes zu machen. Geijer in Upſala ward ebenſo zum Biſchof gewählt, ſchlug aber die

Wahl aus und blieb ſeinen geſchichtlichen Studien treu.

Auf eine ſolche Weiſe wurde nun auch Schwerin Domprobſt, aber ſeine Muße benutzte er, um ſich als Staatsmann auszubilden. Eine Schrift: „Grund-Linier till Staternes Hiſtoria.“ Upſala 1811. ſchenkte er mir. Er ſpielte in der früheren gemäßigten Oppoſition eine ſehr einflußreiche Rolle, und ich konnte mich glücklich ſchätzen, zwei ſo bedeutenden Männern wie Schwerin und Hartmannsdorf ſo nahe treten zu dürfen.

Als wir nach Drotningholm kamen, gerieth ich mit ihm in ein lebhaftes Geſpräch, während wir den großen Park, der das Schloß umgab, durchſchritten. Dieſer fiel mir durch den reichen und mächtigen Baumwuchs, wie überhaupt durch die üppige Vegetation auf, die mich vergeſſen ließ, daß ich in Schweden war. Hier nun nahm die mir immer intereſſanter werdende Unterhaltung mit Schwerin mich ganz in Anſpruch. Was mich aber beſonders überraſchte, war, daß er durchaus zu umgehen ſuchte, deutſch zu ſprechen. Er hatte in der That die Fertigkeit, ſich in ſeiner Mutterſprache auszudrücken verloren, aber über die politiſchen, beſonders adminiſtrativen Zuſtände der Staaten war er ſehr wohl unterrichtet. Er ſuchte mit vielem Eifer durch mich Nachrichten über verſchiedene Inſtitute in Schleſien zu erhalten, aber was ich ihm Neues mittheilen konnte, war nur wenig, und meiſtens war er genauer unterrichtet als ich. Er ſchloß ſich ſpäter mehr an die Regierung an, behielt bis zu ſeinem Tode einen bedeutenden politiſchen Einfluß im Lande, und ſtarb als Bankdirector.

Ein kleines Ereigniß trug ſich hier zu, welches doch ein national intereſſantes Gepräge trägt. Eine alte Frau hatte mitten im Garten unter den Bäumen einen kleinen Tiſch ſauber gedeckt, und bot den Vorüberſchreitenden Milch für wenige Kupfermünzen an. Mein Neffe ließ ſich ein Glas reichen, auch Schwerin. In Schweden iſt es Gebrauch, die Ritterorden, die oft etwas ſehr Auffallendes haben, immer zur Schau zu tragen; auch ich trug mein eiſernes Kreuz und bemerkte, daß es ſehr imponirte. Es hat in der That in ſeiner Einfachheit außerhalb Preußen, wo es ſelten iſt, etwas Ernſtes und Würdiges. Schwerin trug mehrere Orden. Als wir bezahlten, ließ uns die

Frau, doch keineswegs auf eine unbeſcheidene Weiſe, merken, daß wir als ſo anſehnliche Perſonen wohl eine etwas größere Summe geben könnten. Ich war überraſcht, weil dieſe Forderung mir mit der ſonſtigen Würde und Zuverſicht ihres Betragens, die mich für ſie einnahmen, im Widerſpruch zu ſtehen ſchien. Schwerin bemerkte, daß ſie eine Medaille trug, einen Orden ſo gut wie wir. „Wie, fragte er, haſt du dieſe erhalten?“ Die gute Frau ward nun redſelig und erzählte uns, wie eine Geſellſchaft, welche bürgerliche Verdienſte belohne, ihr dieſe Medaille ertheilt habe, weil ſie, nachdem ſie Mann und Kinder verloren, obgleich ſie ſich nur mühſam ernährte, arme Kinder zu ſich genommen, erzogen, in der Religion unterrichtet und dann untergebracht habe. Die Unterſtützungen, die ihr hier und da zuflöſſen, wären äußerſt gering. Sie ließ ihre Milch ſtehen und folgte uns. Da kam ein etwa ſieben- bis achtjähriges Mädchen, wenngleich arm, doch reinlich gekleidet, und ward uns als ein ſolches Kind vorgeſtellt, welches jetzt von ihr erzogen wurde. Ich erſchrak, denn es war vorauszuſehen, daß die geſchwätzige Frau ihre Verdienſte um die Kinder jetzt erſt recht breit auseinanderſetzen würde. Es geſchah, wie ich erwartete. Das Kind mußte ſich hinſtellen, und es fand eine Prüfung der ſeltſamſten Art ſtatt. Mit den gewöhnlichen Fragen waren Mährchen verbunden, die eben ſo naiv von der Frau dem Kinde vorgelegt, wie von dieſem beantwortet wurden. Gewöhnlich enthielten ſie Erſcheinungen von Engeln, die auf das Gebet armer Leute erſchienen waren und ſie aus der bitterſten Noth errettet hatten. Nun war der politiſche Probſt, beſonders einem Fremden gegenüber, in keiner geringen Verlegenheit; er durfte doch nicht aus ſeiner Rolle fallen und war genöthigt ſich in eine breite Zurechtweiſung einzulaſſen. Ich fand ihn verdrießlich, die Frau verlegen, und mich, der ich auf eine ſolche Scene mit einem ſolchen Manne gar nicht gefaßt war, geſtört. Endlich nahm das Geſpräch ein Ende, ein Geſchenk beruhigte die Frau und wir gingen weiter.

Der Graf fand es doch nothwendig, über dieſes wunderbare Intermezzo ſich zu äußern; und noch ſchneller, als ich ihm irgend eine Frage vorlegen konnte, fing er an über die Schwierigkeit, den religiöſen Aberglauben unter dem Volke auszutreiben, ausführlich zu ſprechen. Ich wagte die Behauptung, daß es nicht allein ſchwierig, ſondern auch, in ſo fern es gelänge, ſehr bedenklich wäre; denn was mit dem Aberglauben verſchwände, würde nur zu leicht das Tiefſte der Religion gefährden, und die Stützen religiöſer Sittlichkeit mit fortnehmen. Dieſer Meinung war nun mein Begleiter keineswegs, und da er nicht Luſt hatte, das Geſpräch weiter fortzuſetzen, brach er kurz ab und ſchlug mir vor, einen ganz in der Nähe wohnenden penſionirten Opernſänger, der in ſeinen jüngern Jahren ein großes Aufſehen gemacht hatte, zu beſuchen.

Die ſchwediſche Oper war unter Guſtav III. berühmt, und hatte beſonders die Kopenhagener ganz zurückgedrängt und überflügelt. So wie eine bedeutende Stimme hier hervortrat, verſchwand ſie ſchnell, um auf der Stockholmer Bühne ſich weiter auszubilden und die Einwohner der Stadt zu entzücken. So erinnere ich mich aus meiner frühen Jugend, wie in Kopenhagen alle Welt von der ſchönen und talentvollen Carolina Walter ſprach, die freilich ſchon ſeit vielen Jahren verſchwunden, und irre ich nicht, damals ſchon todt war. Sie war es vorzüglich, die als Alles beherrſchende Prima-Donna der Stockholmer Oper zu ihrer Zeit einen europäiſchen Ruf ſich verſchaffte; mir aber war ſie intereſſant, weil ſie die Mutter meines Schulfreundes, des früher erwähnten Schauſpielers Lindgren, war.

Es trat uns ein kleiner, höchſt freundlicher Greis entgegen, der uns mit einer Art vornehmem Anſtande empfing. Er war ein Liebling Guſtavs III. geweſen, erinnerte ſich der Zeit ſeiner Jugend, und ſchien ſich an dieſen Erinnerungen zu erquicken. Er war ein Deutſcher, und der ſchwediſche König hatte ihn von der Berliner Oper unter Friedrich II. hierher zu ziehen gewußt. Da ich mich als einen Schwiegerſohn des Capellmeiſters Reichardt zu erkennen gab, gerieth er in wahres Entzücken, ſeine ganze fröhliche Jugendgeſchichte lebte wieder auf. Reichardt wurde auf eine, ich kann ſagen, für mich rührende Weiſe geprieſen; er hatte ſich des jungen Sängers wohlwollend angenommen, und wer Reichardt kannte, wird dies glauben. Auf eine ſo unerwartete Weiſe, fern von der Heimat in die Mitte meiner Familie verſetzt zu werden, war mir höchſt angenehm. Es ſchien faſt, als wenn der alte Mann, ſo glänzend ſeine Stellung in Schweden auch geworden, es dennoch bedauerte, ſein Vaterland verlaſſen zu haben. So verging die Zeit ſehr heiter und für mich nicht ohne Bedeutung.

Man wollte die ſchöne Pfingſtzeit nicht unbenutzt vorübergehen laſſen; wenige Tage ſpäter fand eine Fahrt nach dem Schloſſe Gripsholm ſtatt. Es ward ein anderes von Owen erbautes Dampfboot gewählt; die Zahl der Paſſagiere war groß, und die Entfernung von der Hauptſtadt bedeutend; man mußte ſich für eine Nacht einrichten. Die mitreiſenden Herren und Damen (man behauptete gegen dreihundert) ſollten in der kleinen, höchſt unanſehnlichen Stadt Platz finden, und während wir ſchnell davon eilten, ſchwebten uns ſchon die bevorſtehenden Abenteuer der Nacht vor. Mälarne blieb ſich auch jenſeits Drotningholm, ſo viel ich mich erinnere, einigermaßen gleich. Während der Reiſe, faſt vom Anfange an, ward die wechſelſeitige Berührung lebhafter, das Bewußtſein, daß wir zwei Tage zuſammenbleiben ſollten, übte ſeinen Einfluß aus. Das Dampfboot war kleiner als das frühere, die Zahl der Reiſenden verdoppelt, und die größere Nähe ſchien faſt unvermeidlich eine größere Vertraulichkeit hervorzurufen. Auf der Hinfahrt war die Geſellſchaft zwar etwas verwirrt, zerſplittert, aber man hatte ſich doch einigermaßen zurecht gefunden, als man Gripsholm erreichte. Hier war nun die plötzliche Zerſtreuung recht merkwürdig. Damals, in der Jugendzeit der europäiſchen Dampfſchifffahrt, waren ſolche Scenen noch neu, jetzt ſind ſie freilich alltäglich geworden. So wie wir landeten zerſtreute ſich die ganze drängende Geſellſchaft in alle Gegenden der Stadt; ein Jeder lief dem Anderen, wenn er ihm zufällig begegnete, eilig vorbei, ein Jeder dachte nur an ſich ſelbſt, denn er mußte für Nahrung und Wohnung ſorgen. So verging etwa eine Stunde, als die Geſellſchaft ſich wieder zuſammenfand. Für mich hatte Herr v. Hartmannsdorf freundlich geſorgt. Aber jetzt ſtand mir nun eine Beſchäftigung bevor, die mir ſehr peinlich war und vor der ich zurückſchauderte. Ich ſollte mit der Menge von einigen hundert Menſchen alle Gemächer des Schloſſes durcheilen, in jedem Gemach eine verwirrende Menge von Gegenſtänden betrachten. Von der Betrachtung abſtrahirte ich zwar ganz; ich ließ mich gleichgültig durch alle Gemächer fortſchleppen, hier wie in Drotningholm, auch iſt mir von allen den Merkwürdigkeiten keine erinnerlich geblieben, und doch ſollte ich eben hier auf eine Weiſe erſchüttert werden, die meine nicht geringe Erwartung übertraf. Das Schloß hat ein alterthümliches finſteres Anſehen. Vier Eckthürme geben ihm ein feſtungsartiges Gepräge. Dieſe waren von bedeutendem Umfange und zwei derſelben haben eine große geſchichtliche Bedeutung, denn in dieſem Schloſſe tritt uns die verhängnißvolle, nächtliche, tragiſche Geſchichte Schwedens auf eine drohende Weiſe entgegen. Die ganze traurige Geſchichte des Waſa-Geſchlechts und der folgenden Dynaſtie drängt ſich uns hier auf. Wenn Guſtav Waſa, der Stammvater ſeines Geſchlechts, als ein vertriebener Prinz einer unterdrückten Familie, aus der Fremde, in welche er verbannt war, ohne irgend eine andere Stütze, als ſeine eigene perſönliche Kraft, in ſeinem gedrückten Vaterlande erſcheint, es errettet, eine königliche Dynaſtie begründet, und nach einer langen, preiswürdigen Regierung ſtirbt, ſo erblicken wir durch ihn im fernen Norden einen jener lichten Punkte der Geſchichte, in welchen der ſelten erſcheinende und eben ſo ſchnell verſchwindende Tag uns entgegenglänzt. Aber kaum hatte er die Augen geſchloſſen, als die unglückliche Zeit ſeiner hinterlaſſenen Kinder begann. Wenige Epochen zeigen eine ſolche finſtere Miſchung von religiöſen und politiſchen Verirrungen, von wechſelſeitiger Verfolgung der Brüder unter einander, von Verrath, Mord und Greuelthaten aller Art, bis der jüngſte und liſtigſte unter den Brüdern das Land und den ſtolzen Adel in ſein Netz zog; das traurige Schauſpiel allſeitiger Verwirrung ſchloß, als der Vater Guſtav Adolphs ſiegte. Man erſtaunt, wenn man ſieht, wie ein faſt ſiebzig Jahre lang zerrüttetes Volk auf einmal ſo mächtig hervortritt, und auf die glänzendſte Weiſe eine große europäiſche That beginnt; man könnte Guſtav Waſa den ſchwediſchen Guſtav Adolph, dieſen aber den europäiſchen Guſtav Waſa nennen. Auch darin ließe ſich die Vergleichung noch behaupten, daß an Beider Thaten ein geheimer Wurm nagte, daß der glänzende und begeiſternde Anfang eine ſo furchtbare und zerſtörende Zeit aus ſich gebar. Um den Glanz, mit welchem Guſtav Adolph in Deutſchland auftrat, zu begreifen, muß man die mächtigen und wahrhaft großartigen Charaktere, die ſich aus der Mitte des ſchwediſchen Adels in der Zeit der allſeitigen Verwirrung herausgebildet hatten, kennen. Es war ohne allen Zweifel Guſtav Adolphs größte That, dieſe ſtarken, trotzigen, widerſtrebenden Gemüther für ſich zu gewinnen.*)

In dem Schloſſe Gripsholm zeigten zwei Eckthürme zwei verhängnißvolle Epochen der ſchwediſchen Geſchichte. In dem einen ſah man das Gefängniß, in welchem Erik XIV. Jahre lang eingeſchloſſen war. In der Mitte des runden Thurms war ein kleiner Raum, in welchem der König gefangen gehalten wurde, ſpärlich erhellt, denn das Licht fiel durch dreifache Fenſter. Ein größerer Kreis umgab dieſes Gefängniß und in dieſem wurden die Wächter für die Zeit ſeiner Bewachung eingeſperrt. Sie waren verpflichtet, beſtändig das kleine runde Gefängniß zu umgehen. In dieſem ſah man eingetretene Fußſpuren des unglücklichen Königs, der hier in Wuth und Schmerz, wie ein wildes Thier in einem Käfig, eingeſchloſſen, zwei Jahre lang herumlief. Wenn man ſich dieſes wilde Herumlaufen des Königs in dem Gefängniß, während die Wache, ſelbſt eingeſchloſſen, daſſelbe umkreiſete, lebhaft vorſtellt, dann hat man ein grauenhaftes Bild ſeines Unglücks; denn was ihn raſtlos herumtrieb, war die innere Verwirrung ſeines vergangenen Lebens, und die Angſt, mit welcher er einer gefahrvollen Zukunft entgegen ſah. Er ward wahnſinnig und ſpäter durch eine Art förmliches Erkenntniß vergiftet. Die näheren Umſtände ſeiner Ermordung haben wir durch den berühmten ſchwediſchen Geſchichtsforſcher Geijer kennen gelernt.

---

*) Ich mache auf eine der ausgezeichnetſten geſchichtlichen Darſtellungen der neuern Zeit aufmerkſam, die ich nicht ohne eine innige Theilnahme durchgeleſen habe. Es iſt Fryxell's „Karakteristik af tiden och de utmärkta handlande Personerna i Sverige från år 1592 till 1600.“ Ob ſie einen deutſchen Ueberſetzer gefunden hat, weiß ich nicht; auf jeden Fall verdient ſie allgemein bekannt zu werden. Sie hat den großen Preis der Akademie gewonnen.

In dem zweiten Thurme ward man an eine ſpätere, nicht weniger unglückliche Epoche der ſchwediſchen Geſchichte erinnert. Da hatte Guſtav III., als er aus Frankreich zurückkam, ſein franzöſiſches Hoftheater errichten laſſen. Das Schickſal dieſes Königs iſt bekannt.

In dieſem traurigen Schloſſe verlebte endlich Guſtav IV., der ſpäter vertrieben ward, ſeine trübſelige Jugend.

Mir iſt von jeher der wunderliche Gegenſatz zwiſchen Dänemark und Schweden nach der Aufhebung der Kalmariſchen Union merkwürdig geweſen. Hier eine fortdauernde Kette von leidenſchaftlichen Familienſtreitigkeiten; dort zwar eine bedenkliche Lage, aber die ruhige Folge der Könige blieb geſichert durch die Reihe mehrerer Jahrhunderte hindurch.

Solche bedenkliche Betrachtungen, obgleich ſie ſich unwillkürlich aufdrängen mußten, konnten dennoch nicht lange Stand halten in dem Gedränge ſo vieler Menſchen, die ſämmtlich entſchloſſen waren, die Freuden der Gegenwart ganz zu genießen. Das große veranſtaltete gemeinſchaftliche Mahl verband einen bedeutenden Theil der Reiſenden noch enger. Die Reiſe hatte mich in ein ſo vertrautes Verhältniß zu einer Menge Menſchen gebracht, als hätte ich mehrere Jahre in Stockholm verlebt, und beſonders die Rückreiſe brachte uns einander noch näher. Das Geſpräch war lebhaft und unbefangen, die Fröhlichkeit und jede Luſt eine gemeinſchaftliche, und unter uns trat ein junger Mann hervor, der an den berühmten ſchwediſchen Dichter Bellmann erinnerte. Dieſer merkwürdige Mann war während ſeines Lebens auf eine ſeltſame

Weiſe der Mittelpunkt der Geſelligkeit in Stockholm. Seine Gedichte können, getrennt von der geſelligen Luſt, aus welcher ſie entſprangen, voll grenzenloſen Uebermuths, und dennoch mit einem faſt drohend trüben Hintergrunde, kaum verſtanden werden. Auf mich machten die Geſänge, mit leicht tändelnden Witzen, mit fortdauernden Anſpielungen auf jene vergangene Zeit des Dichters, einen ſeltſamen Eindruck. Zwar riß mich der Uebermuth hin, wie er die ganze Geſellſchaft aufregte und in lebhafte Bewegung ſetzte. Es war die zuſammengedrängte Luſt eines vergangenen geſchichtlichen Lebens, aber zugleich der wenigen Tage, die wir auf der Reiſe zugebracht hatten. Doch klangen mir die Wehklagen einer trüben Zeit aus dieſer Luſt heraus, wie das trübe Gripsholm im Hintergrunde unſerer Reiſe lag. Es war Guſtavs III. franzöſiſches Theater und Eriks XIV. Gefängniß, die einander ganz nahe gerückt wurden.

Ich brachte faſt zwei Wochen in Stockholm zu, und lernte mehrere bedeutende Männer kennen; unter dieſen den berühmten Berzelius, der ſchon den Grund gelegt hatte zu der großen chemiſchen Schule, die ſich ſeitdem in Europa und beſonders in Deutſchland ſo bedeutend ausgebreitet hat. Eben ſo ward mir ſein ſeltſamer und einſeitiger Gegner Schwarz bekannt. Auch in die ſchwediſche Literatur, im engern nationalen Sinne, lebte ich mich hier ein. Hammerſkjöld, der Oberbibliothekar, hatte eben eine Schrift über die Entwickelung des philoſophiſchen Studiums in Schweden herausgegeben. Er gehörte zu meinem genauern Umgange. Unter den höchſt interreſſanten Männern, die ich kennen lernte, war auch Beskow, der als Dichter die Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen, und eine Sammlung alter ſchwediſcher Geſänge mit ihren Compoſitionen herausgegeben hatte. Er lebte, reich wie er war, auf eine glänzende Weiſe. Sein Haus verſammelte die intereſſanteſten Familien Stockholms, und die geſelligen Stunden, die ich da zubrachte, ſind mir in angenehmer Erinnerung geblieben. Beſonders fiel mir die Anmuth der ſchwediſchen Frauen auf und die klangvolle Zartheit ihrer Stimmen. Die volle und helle Ausſprache der Vokale theilt, unter den ſcandinaviſchen Sprachen, der ſchwediſchen Mundart einen großen Reiz mit, und wenn die anmuthigen ſchwediſchen Frauen die einfachen, aber tief ergreifenden National-Geſänge nach den alten Melodien ſangen, war ich völlig hingeriſſen. Es tönte eine Gewalt des tiefſten Schmerzes aus dieſen heraus, die in großer Einfachheit das verhüllteſte Geheimniß der Muſik, wie es ſich ſelbſt in den heiterſten Klängen des Frohſeins verbirgt, zu verrathen ſchien.

Es iſt merkwürdig, wie reich Stockholm ſchon damals an Dampfſchiffen war, als man in Deutſchland kaum angefangen hatte, ſie zu bauen. Auf einem dritten Dampfſchiffe verließ ich Stockholm, um nach Upſala zu reiſen. Wir kamen an Sigtuna, jener Gegend der älteſten ſcandinaviſchen Mährchenwelt, dicht vorbei. Hier fand ich mich wieder in der Mitte einer großen Geſellſchaft von Herren und Damen; denn das Glück, welches mich, ich möchte ſagen, auf allen meinen Reiſen zu begleiten pflegte, trat mir auch hier entgegen. Ein Feſt, wie es nur in Schweden ſtattfindet, ſollte eben beginnen.

Eine große Anzahl Prediger, die ſich auf irgend eine Weiſe bemerkbar machen wollen, erwerben ſich den Magiſter-Grad; auf der Univerſität wird der junge Candidat geprüft, angenommen oder zurückgewieſen, aber die Promotion findet nur alle 3 Jahre ſtatt. Da der Magiſter-Grad in Schweden unter den Gelehrten faſt ſo häufig iſt, wie verhältnißmäßig der medicinische Doctorgrad in Deutſchland, da die höhere Doctorpromotion, die freilich ſeltener iſt, bei dieſer Gelegenheit zugleich ſtattfindet, ſo iſt die Anzahl der Promovirenden nicht gering. Auch bei den Diſſertationen zeigt ſich eine in Deutſchland unbekannte Eigenthümlichkeit. Gelehrte Aufſätze, beſonders in der lateiniſchen Sprache, würden kaum möglich ſein, denn der Verfaſſer würde ganz allein und ohne irgend einen Erſatz die Koſten des Drucks zu tragen haben. Es iſt bekannt, daß noch bis tief in das vorige Jahrhundert hinein, ein Profeſſor, als Präſes bei der Disputation, Verfaſſer der von dem Doctoranden zu vertheidigenden Streitſchrift war. Daſſelbe Verhältniß ſetzte ſich lange mißbräuchlich fort, als die Verpflichtung, die Diſſertationen ſelbſt zu verfertigen und zu vertheidigen, auf den Doctoranden überging. In Schweden ruht dieſe Ausarbeitung ganz offenkundig auf dem präſidirenden Profeſſor; bei einer jeden Disputation läßt dieſer eine beſtimmte Anzahl Bogen drucken, die einen beſtimmten wiſſenſchaftlichen Inhalt haben. Die Abhandlung bricht ab, wenn die Bogen voll ſind, oft mitten in einer Periode, wie viele heftweiſe erſcheinende Journale unſerer Tage. So rückt die Abhandlung langſam fort, die Unterbrechung iſt oft ſehr lang und die Vollendung erſcheint nicht ſelten erſt nach mehreren Jahren.

Bei der jetzt bevorſtehenden Promotion zählte man einige ſiebzig Candidaten, denen die Magiſterwürde ertheilt werden ſollte. Nicht Männer allein, ſondern auch Frauen aus der erſten Geſellſchaft Stockholms pflegten dieſer Feierlichkeit beizuwohnen, und daher war die Geſellſchaft auf dem Dampfboot eine ſehr auserleſene. Viele waren mir bekannt. Herr von Hartmannsdorf hatte die Güte, mich auch nach Upſala zu begleiten. Der damalige Lector Atterbom erwartete mich. Wir kamen des Abends ſpät an und traten vorläufig in einem Gaſthofe ab. Als ich meinen Freund begrüßt, und einige ſeiner nächſten Freunde, die uns empfingen, kennen gelernt hatte, vernahm ich in der Ferne eine Bewegung. Es war eine Anzahl Studirender, die, ohne allen Zweifel durch Atterbom dazu bewogen, mich mit einem Geſange willkommen hießen. Was mir beſonders bei dieſem, einem Univerſitätslehrer nicht ungewöhnlichem Empfange auffiel, war die nordiſche Ruhe, die ſich dabei zeigte. Man würde ihre Annäherung kaum bemerkt haben, wenn die Fußtritte einer Anzahl Menſchen ſich verbergen ließen. Der Geſang war leiſe, langſam, und tönte faſt traurig, und das Vivat keinesweges laut; aber ich erhielt ſpäter überzeugende Beweiſe ihrer Zuneigung. Der lärmende Jubel, der auf den deutſchen Univerſitäten ſtatt zu finden pflegt, ſchien hier völlig unbekannt zu ſein.

In den erſten Tagen meines Aufenthalts in Upſala war die Verwirrung groß, die Verwandten der ſiebzig Doctoranden, die große Menge der Beſuchenden aus Stockholm füllten die Häuſer; die paar Tage gingen mit Beſuchen und Geſellſchaften hin, während die Vorbereitungen zu den großen Feſtlichkeiten Profeſſoren, Univerſitäts-Beamte und Studirende in unruhige Bewegung verſetzten. Der Tag kam heran, und auch ich, der ich als fremder anweſender Gelehrter eingeladen war, und an dem Feſte Theil nehmen ſollte, war wenigſtens mit einem Theil meiner Toilette in keiner kleinen Verlegenheit. Ich war ſeit drei Tagen nicht raſirt und in ganz Upſala war nur ein Barbier, der als ein ſolcher faſt gar nicht in Thätigkeit geſetzt wurde; aber dieſer war zugleich Friſeur, und die jungen Männer, die promovirt werden, die bei der Feſtlichkeit irgend eine Rolle als Anführer des Zuges, als Marſchälle u. ſ. w. ſpielen ſollten, mußten auf alterthümliche Weiſe friſirt und gepudert erſcheinen. Der Mann hatte wenige Stunden nach Mitternacht angefangen und wahrſcheinlich mehr als hundert Menſchen friſirt. Ich kam ziemlich ſpät, hoffte, daß er ſchon mit den jungen Leuten fertig wäre, aber die ganze Stube war noch von nicht Friſirten angefüllt, und ich war in der That in Gefahr, mit einem höchſt unanſtändigen Barte, bei einer ſo feierlichen Gelegenheit eine ſehr ſonderbare Rolle zu ſpielen. Da, wo die Profeſſoren verſammelt waren, hatte man auf mich gewartet, der Zug war ſchon geordnet, das Frühſtück beendigt, und ich konnte mich nur eben dem Zuge anſchließen. Dieſer ging nach der großen Domkirche der Stadt, die im ſchönſten gothiſchen Styl gebaut, ſich höchſt ſtattlich und impoſant ausnimmt; das große Portal war eröffnet, die vollkommen gefüllte Kirche lag dahinter. Für den Zug ward nur mit Mühe der Weg gebahnt, und wir fanden unſere Plätze im Chor. Alles war beſetzt, die Galerien zwiſchen den ſchlanken Säulen von Stockholmer Damen eingenommen, und die Reihe der ſchönen Frauen bildete einen angenehmen Kreis. In dem weiten mittleren Theil der Kirche drängten ſich Männer und Frauen; die Feſtlichkeit begann. Sie dauerte von 10 Uhr Vormittags bis gegen 4 Uhr Nachmittags; wenigſtens vier, wenn nicht fünf lateiniſche Reden über verſchiedene Gegenſtände wurden gehalten, keine dauerte kürzer als eine Stunde; dazwiſchen wurden lateiniſche Geſänge geſungen. Es war ſchon nach 2 Uhr, als, wenn ich mich recht erinnere, der Profeſſor Gruber die Kanzel beſtieg, und eine lange Predigt begann, die ich, mit dem von der täglichen Redeweiſe völlig abweichenden Redepathos unbekannt, durchaus nicht verſtand. Ich bewunderte die Damen. In Deutſchland wären gewiß mehrere ohnmächtig geworden, und wie eine ſolche, die in der erſten Reihe ihren Platz gefunden, aus dem Gedränge gebracht werden ſollte, war mir völlig unbegreiflich. Hier fand durchaus keine Störung ſtatt. Ich war keineswegs in der Stimmung, eine ſolche lange Reihe von Reden anzuhören. Ich war früh aufgeſtanden, mein unanſtändiger Bart hatte mich zur Verzweiflung und um das ſchöne Frühſtück gebracht. Als einige Stunden vorüber waren, erwartete ich den Schluß der Feierlichkeit, aber immer trat wieder ein neuer

Redner auf. Endlich ging der Zug von der Kirche nach dem Rittersaale, wo in einem mäßig großen Raum nur Wenige Platz fanden. Hier war ein königlicher Thron errichtet, und der Graf Flemming nahm, als Repräſentant des Königs, den Platz ein, ſo viel ich mich erinnere, auf einem zweiten niederen Sitze deſſelben; Ritterorden wurden an ein Paar Profeſſoren, ganz auf alterthümliche Weiſe, vertheilt. Der Graf Flemming hielt eine Anrede, entblößte ein Schwert und ertheilte den Ritterſchlag. Der Hiſtoriker Profeſſor Geijer, als Secretair des Ordens, ſchnallte dem Ritter die goldenen Sporen an. Die Feierlichkeit ſchloß mit einem Glückwunſche von Seiten des Grafen, dann von den Wenigen hier im Saal Verſammelten, und endlich ſchritt der feſtliche Zug weiter fort, um das glänzende Mahl einzunehmen. Dieſes ward in dem von Linné angelegten botaniſchen Garten, und zwar in der großen Orangerie aufgetragen. Eine Tafel war gedeckt für wenigſtens 200 Gäſte; hier ſtanden in beſtimmten Entfernungen verſchiedene ausländiſche, in Töpfen gezogene Bäume, die Stämme von den Tafeln umringt; in der Mitte der große, berühmte, von Linné gepflanzte Orangenbaum, der als ein Heiligthum des Gartens betrachtet wird. Ich fand mit dem Grafen Flemming, dem Rector der Univerſität und einigen älteren Profeſſoren meinen Platz unter ſeinen weit ausgebreiteten dichten Verzweigungen. Es war der anſehnlichſte Orangenbaum, den ich bis dahin geſehen hatte, und es überraſchte mich, im hohen Norden unter ſeinem Schatten zu ſitzen. Die Mahlzeit war prächtig. Als die Reihe an die Geſundheiten kam, wurde der König, wie ſich von ſelbſt verſteht, durch den Grafen Flemming zuerſt begrüßt, und ich ſah es voraus, daß auch ein Toaſt ausgebracht werden würde, der mich zum Reden auffordern mußte. Bei ſolchen Gelegenheiten bin ich gewöhnlich höchſt ängſtlich, die Antwort gelingt ſelten, und die ganze Mahlzeit iſt mir verdorben. Ich habe dieſe Qual nur zu oft erlebt. In einer ſehr gewandten Anrede, vom Profeſſor Geijer, ward die deutſche Literatur geprieſen, die Preußiſchen Univerſitäten in ihrer Bedeutung erhoben, und mir ein Willkommen gebracht. Ich hatte über die Antwort, dem allgemeinen Inhalte nach, nachgedacht, und war ungewiß, welche Sprache ich wählen ſollte, da zwar der Inhalt ſchon ausgedacht und beſtimmt war, die Form der Rede aber ein Produkt der unmittelbaren Gegenwart ſein mußte. Schwediſch vermochte ich nicht mit Fertigkeit zu ſprechen, denn die gebildeten Scandinavier verſtehen ſich unter einander, indem ein Jeder ſeine Sprache ſpricht. Däniſch fand ich bedenklich, eben der Verwandtſchaft beider Sprachen wegen. Ein Ausdruck kann in dieſer Sprache eine erlaubte redneriſche Bedeutung haben, der im Schwediſchen gering klingt; ich wählte daher die deutſche Sprache und gab den Grund an. Ich ſaß unter dem Schatten von Linné's Orangenbaum, ich war mittelbar durch Linné gebildet, einer ſeiner beſten Schüler war mein Lehrer geweſen, einen der tiefſten Hauptmomente meiner jugendlichen Bildung verdanke ich ſeinem, im ganzen Norden hochgefeierten Daſein. So hatte ich einen Gegenſtand, der ſich mit Leichtigkeit an die gegebene Gegenwart anknüpfen ließ. Ich war in der That von dieſem ergriffen, Linné's Name ſchloß ſich von ſelbſt an die vielen großen Namen ausgezeichneter Naturforſcher, die das kleine nordiſche Reich in der Geſchichte europäiſcher Wiſſenſchaft verherrlichen. Die Rede gelang, wie mir nur wenige gelungen ſind, und das Gerücht von dieſem Toaſt breitete ſich, wie ich auf meiner Reiſe durch Schweden mit einiger

Genugthuung erfuhr, ſelbſt in entferntere Provinzen aus.

Jetzt kamen nun die Tage der Ruhe, und ich konnte mich den vielen Gelehrten nähern, deren Namen mir zum Theil ſchon bekannt waren. Nur zwei hatte ich ſchon in Deutſchland kennen gelernt; es war Wahlenberg, der in Europa berühmte Botaniker, und mein trefflicher Freund, und in Upſala mein gaſtfreier Wirth Atterbom, auf jeden Fall einer der phantaſiereichſten und anmuthigſten Dichter nicht allein in Schweden. Die Lage eines ſchwediſchen Docenten iſt nicht die glänzendſte; ſie müſſen die beſte Zeit ihres Lebens in einer beſchränkten Stellung als Lectoren zubringen, die ſich freilich mit den extraordinaren Profeſſoren der deutſchen Univerſitäten vergleichen laſſen, und die meiſten nehmen erſt im höheren Alter den Platz eines ordentlichen Profeſſors ein. Meine beiden Freunde waren Lectoren. Ueberhaupt iſt das Verhältniß zwiſchen Lehrern und Studirenden auf den ſchwediſchen Univerſitäten ein ganz beſonderes. Die Eltern ſchicken ihre Söhne im dreizehnten oder vierzehnten Jahre auf die Univerſität; dieſe Kinder heißen Studenten, und ſtehen, wenn ſie vermögend ſind, unter der Leitung und Aufſicht älterer Studirender, die eben, bei der im Lande herrſchenden Armuth, dadurch in den Stand geſetzt werden, ſich einigermaßen ſorgenfrei den Studien zu widmen. Auf eine ſolche Weiſe haben ſich die meiſten ſpäter ausgezeichneten Notabilitäten der ſchwediſchen Literatur fortgeholfen; es bildet ſich aber auch dadurch ein ſtufenweiſer Uebergang von den Kindern, die Studenten genannt werden, bis zu den in Upſala hochgeachteten ordentlichen Profeſſoren; Verhältniſſe halten die Aelteren, als Führer und Leiter der Jüngeren, oft viele Jahre auf der Univerſität feſt, beſonders ſolche, die ſich für dieſe ausbilden. Sie erhalten durch den Magiſter-Grad ſchon eine höhere Bedeutung, und Einige zeichneten ſich in dieſer Lage, ohne irgend eine Anſtellung, als Schriftſteller aus.

Durch Atterbom lernte ich nun mehrere Profeſſoren kennen. Doch ehe ich von dieſen rede, muß ich einer Frau erwähnen, die ſich in der That um die Univerſität Upſala große Verdienſte erworben hat. Es war die geiſtig bedeutende, liebenswürdige Frau Obriſtin Silfverſtolpe. Sie lebt als Witwe, und hat gewiſſermaaßen ein offenes Haus für Profeſſoren mit ihren Familien, für Lectoren und Magiſter und ältere gebildete Studirende. Ich glaubte mich in einen Kreis verſetzt, der in Deutſchland ſehr ſelten iſt. Es herrſchte eine Zartheit und höchſt intereſſante Beweglichkeit in ihren Abendzirkeln. Es wurden die mannigfaltigſten Gegenſtände der Wiſſenſchaft und des Tages mit großer Gewandtheit behandelt, und ich habe einen ähnlichen angenehmen Vereinigungspunkt durch eine geiſtig intereſſante Frau auf keiner andern Univerſität gefunden. Mein Verhältniß zu dieſer ehrwürdigen Dame ward ſchnell ein vertrautes; ſie war eine der älteſten Freundinnen der berühmten deutſchen Dichterin, der Generalin v. Hellwig, geb. von Imhof.

Unter den Profeſſoren, deren Bekanntſchaft ich in Upſala machte, waren noch zwei unmittelbare Schüler von Linné, der eine war der als Reiſender in Afrika bekannte Afzelius, der auch kurz vor meiner Ankunft das Leben ſeines Lehrers herausgab. Dieſe Schrift hat einigen Werth, es ſind Bemerkungen des Linné über ſich ſelbſt mit erläuternden Beiträgen von dem Herausgeber. Der zweite war Thunberg, bekannt durch ſeine Reiſen am Cap der guten Hoffnung und in Japan. Er erreichte ein hohes Altrr und ſtarb wenige Jahre nach meinem Aufenthalte in Upſala, tief in den Achtzigen. Ich fand in Thunberg einen dürren Mann, wie eine Mumie ausgetrocknet, aber mit einer großen Beweglichkeit, die ſich für ſein Alter höchſt ſeltſam ausnahm. Er führte mich ein paar Stunden ununterbrochen in dem botaniſchen Garten herum, und lief mit einer Schnelligkeit, die mich in Erſtaunen ſetzte, von einem Orte zum andern. Dieſe Bewegung ſchien ihn durchaus nicht zu ermüden. Mit großer Leichtigkeit hüpfte er vor mir die Treppe herauf. Alles, was er dachte und that, bewegte ſich innerhalb der engen Schranken ſeiner Pflanzenbeſtimmungen, mit welchen die Botaniker doch wenig zufrieden ſind, ſo daß in dieſen noch eine große Verwirrung herrſcht, und es ſchwer iſt, auszumachen, ob Pflanzen, die neuere Reiſende finden, ſchon Thunberg bekannt waren oder nicht. Er war überhaupt nicht ſehr geiſtreich, erwarb ſich aber durch ſeine Emſigkeit und ſein unermüdliches Pflanzenſammeln unter den vielen Reiſenden, die Linné in alle Gegenden der Erde ausſandte, faſt den größten Ruf. Am ſeltſamſten erſchien er mir, als er mich, in der That mehr ermüdet, als er zu ſein ſchien, in das Cabinet ſeiner japaneſiſchen Merkwürdigkeiten führte. Hier glaubte ich einen Automaten zu erblicken, der mit großem mechaniſchen Geſchick verfertigt war, um die allerdings bedeutende Sammlung zu erläutern. Ich hielt mich für überzeugt, daß hier das Lebensprincip des alten Mannes zu ſuchen wäre: wenn er die Kleidung, die Bewaffnung, die Geräthe u. ſ. w. der Japaneſen immer auf die nämliche Weiſe erklärte und täglich das Nämliche genoß. Ich konnte mir durchaus nicht vorſtellen, wie dieſes ausgetrocknete Perpetuum mobile jemals aufhören würde, ſich auf die nämliche Weiſe zu bewegen. Wahrſcheinlich ſtarb er — da die Beſuche, je älter er ward, deſto mehr abnahmen — aus Mangel an äußerer Anregung. Für meinen Freund Wahlenberg, der ſo lange als Lector in einer wiſſenſchaftlich wie finanziell beſchränkten Lage leben mußte, war dies eine traurige Ausſicht.

Ein zweiter ſeltſamer Menſch lebte damals noch in Upſala; er hieß Oedmann, war Profeſſor der Theologie, irre ich nicht, ein Orientaliſt, und ward ſeiner großen Gelehrſamkeit wegen ſehr geſchätzt; er war Rector einer gelehrten Schule geweſen, und hatte kurz vor ſeiner Berufung nach Upſala an einem Fieber gelitten. Von jetzt an beherrſchte ihn die fixe Idee, daß er nur leben könne, wenn er durchaus die freie

Luft von ſich entfernte und im Bette bliebe. Nach Upſala ließ er ſich hinbringen in einem feſt verſchloſſenen Wagen, ganz von Betten umgeben, auch als Profeſſor verließ er das Bette nie. Vor dieſem mußten ſeine Zuhörer ſich verſammeln, Bücher und Papiere lagen auf dem Bette und auf nahe ſtehenden Tiſchen, ihm erreichbar. Hier empfing er auch die Beſuche. Ich ward durch Geijer zu ihm geführt. Er war durchaus kerngeſund. Der Anblick war nicht der angenehmſte; denn für die Reinlichkeit war wenig geſorgt. Der lebhafte Mann bewegte ſich mit großer Lebendigkeit, richtete ſich auf, warf ſich wieder hin, ſprach und geſticulirte heftig, die Bettdecken, die Papiere flogen um ihn her. Von ſeiner ſeltſamen Grille durfte nicht geſprochen werden. Er ſtarb erſt im hohen Alter. Ob er in ſeinem Fache als Schriftſteller hervortrat, weiß ich nicht, aber durch die Güte der Frau von Tarrach, der Witwe des verſtorbenen Preußiſchen Geſandten in Stockholm, die, als eine ſchwediſche Gräfin Roſen, eine große Anhänglichkeit für ihr Vaterland bewahrt hat, habe ich eine höchſt intereſſante kleine Schrift dieſes wunderbaren Mannes kennen gelernt. Sie enthielt eine Darſtellung ſeines Schullebens. Er ward in dem Hauſe eines Oheims erzogen, der, als Landprediger, ein hohes Alter erreichte. Dieſer lebte auch ganz in ſeine Schulzeit verſunken, und ſo reichten Oedmanns Erinnerungen faſt unmittelbar bis in das ſiebzehnte Jahrhundert hinein. Wie die gelehrten Schulen in den ſchwediſchen Provinzen jetzt ſind, iſt mir unbekannt, aber wie eine Menge alterthümlicher Einrichtungen der Kirche und der Univerſität, ſo haben auch die alten Schuleinrichtungen der Reformationszeit ſich reiner in Schweden als in irgend einem andern Lande erhalten, und nachdem ich durch Raumers vortreffliche Geſchichte der Pädagogik den Trotzendorf und Johannes Sturm kennen gelernt habe, war mir Oedmanns kleines Werk doppelt intereſſant. Von der demokratiſchen Einrichtung der alten Schulen, wie ſie nicht allein für den Unterricht, ſondern auch für die Disciplin beſtimmt war, iſt das reinſte Bild bis zur letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts übrig geblieben. Als dieſe Schuldisciplin abſtarb, und die organiſche Gliederung verſchwand, blieb die frühere ordnungsmäßige Gewalt der älteren Schüler, von aller Aufſicht getrennt, als eine ſchädliche Schüler-Ariſtokratie zurück, und dieſe fand ich in der Roeskilder Schule noch in meiner Jugend vor. Es war mir höchſt intereſſant, dieſe ſtetige Entwickelung bis zu meiner eigenen Jugendzeit verfolgen zu können. Die Schrift lieſt ſich gut, und iſt mit einer Leichtigkeit und Laune geſchrieben, die man dem alten wunderlichen Manne nicht zutrauen ſollte.

Aber hier lernte ich auch einen der merkwürdigſten Männer Schwedens kennen, nämlich den Grafen Platen. Schweden hat ſich durch ſeine großartigen mechaniſchen Werke, durch welche es das rauhe Land beherrſcht, unter allen europäiſchen Völkern ausgezeichnet. Pohlheim hat ſich durch die Schleußen zu Trollhaetta verewigt. Bekanntlich ſieht man dort neben einem brauſenden Waſſerfall die Schiffe bis zu einer bedeutenden Höhe durch kühn angebrachte Schleußen in die Höhe ſteigen. Dem Grafen Platen aber verdanken wir den großartig kühnen Götha-Kanal, der ſich durch den Fluß an Pohlheims Schleußen anſchließt, und das ſchwediſche Gneisgebirge queer durchſchneidet. Dieſer Kanal war bei meinem Aufenthalte noch nicht fertig. Ich durchſchnitt ihn auf meiner Reiſe an mehreren Stellen, hier ſchon von Waſſer gefüllt, dort noch trocken und in der Arbeit. Ich habe kein mechaniſches Werk geſehen, welches ſich an Größe und Kühnheit mit dieſem meſſen könnte. Man geräth in Erſtaunen, ein ſolches Unternehmen in einem armen Lande zu entdecken, welches dem reichſten und mächtigſten Volke, England ſelbſt zur Ehre gereichen würde. Graf Platen hatte mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, die große finanzielle Anſtrengung, die ſchon lange ſtattgefunden hatte, lag den Gegnern zu nahe, und in der That ſchien es, als würden die heftigen Oppoſitionen der Stände ihn zwingen, das Werk aufzugeben, als die Vollendung ſchon nahe war. Aber er verſtand es, dennoch durchzudringen; er ließ auf mehreren Punkten zugleich arbeiten. Es ſchien unverſtändig, dieſe mit vielen Koſten entſtandenen Kanalſtücke, die ganz nutzlos dalagen, und von allen Seiten geſchloſſen zu einer wechſelſeitigen Verbindung aufforderten, unbenutzt liegen zu laſſen; ſelbſt als jede Hoffnung zu verſchwinden ſchien, ſah er ein, daß das, was ihm vielleicht nicht gelänge, in der Zukunft nothwendig ausgeführt werden müßte.

Der Gegenſatz zwiſchen Stockholm und Upſala iſt merkwürdig, und könnte faſt dazu dienen, die geſchichtliche Eigenthümlichkeit Schwedens in allen Richtungen zu bezeichnen. Kein Land hat das alte nordiſche Gepräge in Sprache wie in Geſinnung und Denkweiſe, in Verbindung mit einer vollkommen modernen ſocialen Bildung, treuer bewahrt als Schweden. Dieſe Verknüpfung, die in der neuern Zeit in Rußland und Polen, in allen Ländern der öſterreichiſchen Monarchie, in Italien, auf der iberiſchen Halbinſel ſtattfindet, und ein äußeres Auftragen franzöſiſcher Cultur auf die urſprünglich nationale Weiſe genannt werden muß, iſt in Schweden am älteſten; ſie reicht bis zum dreißigjährigen Kriege; unter den ſcandinaviſchen Völkern iſt ſie hervorragend. Die Verbindung wurde veranlaßt durch die größere Verwickelung Schwedens mit den allgemeinen europäiſchen Angelegenheiten, beſonders durch die Verflechtung mit den polniſchen, ſie kam zur Reiſe durch Guſtav Adolphs Zug und durch Frankreichs unſelige Unterſtützung der Proteſtanten. Der ſchwediſche Hof ward immer franzöſiſcher; und war es unter Guſtav III. vielleicht mehr noch als jetzt unter einem Könige franzöſiſcher Geburt. Upſala bildete in wiſſenſchaftlicher Rückſicht einen Gegenſatz gegen Stockholm, die Univerſität dort, gegen die Akademie hier, und die ganze germaniſch-ſcandinaviſche Cultur gegen die franzöſiſche. Unter Guſtav III. war in der äſthetiſchen Literatur die franzöſiſch geſinnte Stockholmer Akademie die durchaus überwiegende, und erſt im Anfange dieſes Jahrhunderts fand auch von dieſer Seite jene bedeutende Reaction ſtatt, in welcher mein Freund Atterbom eine bedeutende Rolle ſpielte. Sie hat ihre Früchte getragen, und will man ſie mit dem Kampfe der Romantiker gegen die ſogenannten Claſſiker der franzöſiſchen Schule der Akademie vergleichen, ſo zeigt die ſchwediſche Reaction dennoch zu ihrem Vortheil eine bedeutende Verſchiedenheit; denn ſie war hier das urſprünglich Nationale, welches, wenn auch verdrängt, doch noch immer mit vollem Bewußtſein im Volke lebte, ja ſelbſt in allen Zweigen der Gelehrſamkeit thätig war. Dieſe Richtung verkannte ihre Verwandtſchaft mit der deutſchen nicht, und man konnte Upſala's Univerſität überwiegend deutſch nennen, während die Stockholmer Akademie ultra-franzöſiſch war. Eine Folge von dieſem Gegenſatze war eine gewiſſe Iſolirung der Upſalaer Gelehrſamkeit. Die Profeſſoren waren von den Verhältniſſen der großen Welt ausgeſchloſſen, und ſelbſt die größte geiſtige Beweglichkeit verlor ſich in eine gewiſſe trübe Erſtarrung; eine alterthümliche Weiſe, die Wiſſenſchaften zu behandeln theilte der Univerſität etwas Düſteres, ich möchte ſagen Melancholiſches mit. In der That war in Upſala zu meiner Zeit nur ein Profeſſor, der es vermochte, die Univerſität außerhalb ihres engen Kreiſes mit Erfolg zu repräſentiren, dieſes ward in Upſala ſelbſt allgemein anerkannt; es war Geijer, der auch deswegen das faſt nothwendig gewordene Mitglied der Stände-Verſammlung war. Daß wenn eine gründliche Gelehrſamkeit den altnordiſchen gewiſſenhaften Ernſt mit der franzöſiſchen Gewandtheit paarte, der Erfolg bedeutend ſein mußte, war begreiflich, und Geijer iſt noch immer in ſeinem hohen Alter eine der ausgezeichnetſten politiſchen Perſönlichkeiten in Schweden. Sein höchſt bedeutendes geiſtreiches, für das Studium der nordiſchen Alterthumskunde eine wichtige Kriſe bezeichnendes Werk: „Svea Rikes Häfder“ war kurz vor meiner Ankunft in Upſala erſchienen, und war wohl geeignet, ſelbſt bei einem flüchtigen Durchblättern, wie es die Zerſtreuung des kurzen Aufenthaltes mir nur erlaubte, den Reiſenden in der klaſſiſchen Gegend der alten Mythenwelt einheimiſch zu machen. Ich war während der Zeit, die ich in Upſala zubrachte, täglich in ſeinem Hauſe, ich gewann ihn ſehr lieb, und dieſe Stunden ſind mir unvergeßlich. Bei ihm verſammelten ſich mehrere Profeſſoren, und unter dieſen war mir der liebenswürdige Gruber, Profeſſor der Philoſophie, durch die genaue Bekanntſchaft mit den Bewegungen des deutſchen Geiſtes und durch die freie Auffaſſung derſelben beſonders merkwürdig. Den Magiſter Schröder, welcher mit Atterbom, alſo auch für die kurze Zeit mit mir, dem Gaſte, in einem Hauſe wohnte, lernte ich zu meiner Freude hier kennen. Er hat ſich ſpäter als Schriftſteller ausgezeichnet. Rührend war mir die große Neigung der Gelehrten in ihrer iſolirten Lage, etwas Genaueres von den Bewegungen in der deutſchen Literatur zu erfahren; Alles, was ich mittheilte und wie ich es mittheilte, ſchien wichtig und erregte die lebhafteſte Theilnahme.

Philoſophiſche Aeußerungen der kühnſten Art ſind in Schweden nicht ſelten. Eine Geſchichte der Philoſophie in Schweden hatte Hammerſköld kurz vor meiner Ankunft herausgegeben. Sie verdient Aufmerkſamkeit und beweiſt, wie tief und ſelbſtändig Swedenborgs Landsleute ſich mit den höchſten Problemen beſchäftigten. Ein merkwürdiger, ſcharfſinniger ſchwediſcher Philoſoph, der in Greifswald angeſtellt war, Thorild, der auch in der deutſchen Literatur bekannt iſt, beſchäftigte mich zu verſchiedenen Zeiten. Hier ſah ich ihn von meinen Freunden geſchätzt und ſein Andenken hoch gehalten. Prof. Hoyer war geſtorben. Ich hatte die glückliche Zeit mit ihm in Jena zugebracht. Er vorzüglich hatte zur gründlichen Kenntniß des Schellingſchen Idealismus in Schweden viel beigetragen. Mit einem merkwürdigen, freilich längſt geſtorbenen Manne ward ich einige Jahre früher durch ein Geſchenk von Atterbom bekannt. Es war der anonyme Verfaſſer einer kleinen, in Aphorismen geſchriebenen „Reſa til Italien. Åren 1780, 81, 82.“ Das Buch gehört ſelbſt in Schweden zu den Seltenheiten, und der Verfaſſer reiſte, irre ich nicht, als Diplomat. Sein Name wurde mir genannt, aber ich erinnere mich ſeiner nicht mehr. Die Aphorismen ſind voll der kühnſten Aeußerungen. Viele klingen wie aus dem neunzehnten Jahrhundert. Die ganze dreijährige Reiſe iſt mit weitläufigem Druck auf 70 Seiten in Duodez abgefertigt; die Vorrede zu dieſem Buche iſt charakteriſtiſch, ſie lautet folgendermaaßen: „Die Reiſebeſchreibung hat die möglichſte Kürze, und wäre in der That zu kurz, wenn nicht andere Reiſebeſchreibungen zu lang wären.“ Eine Philoſophie der freien Künſte iſt beigefügt. Viele der Aeußerungen verdienen noch jetzt Aufmerkſamkeit.

Aber auch andere merkwürdige Männer lernte ich hier kennen; außer dem ſchon erwähnten afrikaniſchen Reiſenden Afzelius, noch den tüchtigen bekannten Mathematiker Svanberg. Ein Bewußtſein der wiſſenſchaftlich iſolirten Lage ſchien ſich aus dieſen Männern, wie aus mehrern Andern, nicht verdrängen zu laſſen; es mag jetzt, da die Reaction zwiſchen Stockholm und Upſala, wenn auch nicht verſchwunden, doch offenbar milder geworden iſt, im geringern Maaße vorherrſchen, damals iſolirte es auch die Mitglieder der Univerſität. Unter dieſen Gelehrten nenne ich vorzüglich den bekannten Naturforſcher Wahlenberg. Ich lernte ihn in Berlin kennen, er war in wiſſenſchaftliche Verbindung getreten mit den berühmteſten Naturforſchern Deutſchlands, und von dieſen ſehr geſchätzt, aber auf ſeiner Reiſe, wie in Upſala von der Geſellſchaft, völlig getrennt. Ich ſah ihn faſt täglich und er war höchſt freundlich, offen und vertraulich

Schweden hatte er ganz allein, in allen Richtungen, zu Fuß, mit ſeinem Bündel auf dem Rücken, durchwandert, und als einſamer, quer durch die Felder und Aecker fortſchreitender Botaniker manches Abenteuer zu beſtehen, welches er mit guter Laune erzählte. Ich wollte es verſuchen, ihn für die Geſellſchaft zu gewinnen; eine recht anſehnliche Partie kam zu Stande; eine Menge Männer und Frauen hatten ſich vereinigt, nach Gamla Upſala zu wandern, wo eine ungeheure Menge Grabhügel, wie unzählige rieſenhafte Maulwurfshügel, eine weitläufige Gegend bedecken, unter welchen die drei größten aller bekannten, der Sage nach die Götterhügel Odin's, Thor's und Freya's, als der geheiligte Mittelpunkt aller nordiſchen Mythen erſcheinen. Geijer gehörte zur Geſellſchaft, und ich freute mich, in einer ſo lehrreichen Begleitung dieſe geheiligte Hauptſtätte ſcandinaviſcher Mythen zu beſuchen. Hinter dem großen Haufen von Grabhügeln liegt der einzige übriggebliebene Reſt der alten Stadt; es iſt die Ruine einer Kirche, deren Thurm noch vollſtändig daſteht. Der Theil der Gegend, der durch die drei Götterhügel ſich auszeichnet, mit der Kirche dahinter, iſt als Titelvignette des Geijerſchen Werks erſchienen. Der Verfaſſer der Originalzeichnung, ein Upſalaer Studirender ſchenkte ſie mir zum Andenken, aber der Kirchthurm iſt im Verhältniß zur Größe der Hügel zu hoch dargeſtellt, und dadurch verlieren dieſe das Imposante ihrer mächtigen Größe. Man ſieht von der Spitze derſelben auf den Thurm bedeutend herab; ein Theil der Mauern des Thurmes ſoll, wie man verſichert, noch aus der heidniſchen Zeit herrühren. Hier drängt ſich die ſchon oft wiederholte Bemerkung, daß die älteſten ſcandinaviſchen Chriſten die ſchon in der heidniſchen Zeit geweihten Stätten für ihre Kirchen wählten, auf eine großartige Weiſe auf.

Als die Verabredung getroffen war, machte ich den Vorſchlag, Wahlenberg dazu einzuladen. Man rieth mir allgemein ab. Er würde, verſicherten Alle, die Einladung nicht annehmen: indeſſen geſchah das Unglaubliche, ich führte ihn in die Geſellſchaft ein. Er erſchien auch hier, wie wenn ich mit ihm allein war, freundlich und unbefangen; als wir aber in der baumloſen, wüſten Gegend unter den Grabhügeln herumirrten und ſo oft getrennt wurden, verſchwand Wahlenberg, und ein Jeder in der Geſellſchaft behauptete, es vorausgeſehen zu haben.

Ich weile gern mit der Erinnerung in Upſala. Die wenigen Tage, die ich da zubrachte, verſchwanden ſchnell, ſie waren nicht allein belehrend für mich, ſie waren auch reich an Liebe und an neuen Erfahrungen mancherlei Art. Der übrige Theil meiner Reiſe durch Schweden ging ſchnell durch viele Gegenden, ich eilte über Dannemora, Sala und Fahlun. Was ich von dem Lande und deſſen Bewohnern erfuhr, konnte um ſo weniger durch das kurze Verweilen in den Gaſthöfen von Bedeutung ſein, da meine Reiſe einen durchaus wiſſenſchaftlichen Zweck hatte. Ich ſammelte Foſſilien für das Breslauer Cabinet, und erhielt auch manches Bedeutende durch die Güte ſchwediſcher Mineralogen, befuhr die Bergwerke, und dergleichen. Eine Gegend muß ich nennen; ich lernte ſie kennen, indem ich, durch Empfehlung an den Grafen Hamilton gewieſen, mich einige Tage in deſſen gaſtfreiem Hauſe aufhielt. Es war die reizende Gegend bei Kinnekulle in der Nähe von Lidköping und dem großen Landſee Wenern. Die Vegetation iſt ſo reich, die ganze Gegend ſo lieblich, daß ſie ſich ſehr lebhaft in meiner Erinnerung erhält; ich habe ſie in der Novelle Malkolm zu einem Hauptſchauplatze der Begebenheit gemacht. - Malkolm iſt dort ſehr bekannt, und gewann zu ſeiner Zeit die Aufmerkſamkeit und die Zuneigung der Schweden.

Ich lernte auch auf dieſer Reiſe mehrere ausgezeichnete ſchwediſche Staatsmänner kennen, unter dieſen nenne ich in Fahlun beſonders den mit den Verhältniſſen des Landes ſehr vertrauten Järta. Er theilte mir einen für den König beſtimmten gedruckten Bericht über Stora Kopparbergs Län mit. Dieſe Provinz faßt die in der Geſchichte Guſtav Waſa's ſo merkwürdig gewordene Gegend Dalarne in ſich, eine Provinz, die Järta als höchſte Behörde (Landhöfding) verwaltete; er ward im ganzen Lande ſehr geſchätzt und hat mehrere Male eine bedeutende Rolle geſpielt.

Zwar hatte ſich damals ſchon eine Oppoſition gebildet, aber ſie war in den Händen wohlunterrichteter Männer, und wer zu der Zeit zur Oppoſition gehörte, wird jetzt wohl zur Hofpartei gerechnet, wie mein Freund, der treffliche und durch die Integrität ſeiner Geſinnung ſelbſt von den heftigſten Gegnern verehrte Herr v. Hartmannsdorf. Noch hatte das wilde Weſen der neueſten Zeit in Schweden ſich nicht gezeigt. Der König ward im ganzen Lande geſchätzt und geliebt, und von Rechts wegen. Er war ſo frei geſinnt, wie ein König ſein darf, hat mit dem redlichſten Willen manches ſchwere Opfer gebracht, und es iſt in der That empörend, es zu erleben, wie eine gedanken- und herzloſe Oppoſition den für ſein Land unabläſſig bemühten Herrſcher, dem ſie ſelbſt ihr Schickſal übergeben hat, in ſeinem hohen und rüſtigen Greiſenalter behandelt.

Zu den Männern, die ich mit großem Eifer aufſuchte, gehört beſonders der berühmte Dichter Tegnér. Aber ich ſollte ihn nicht treffen. Auf der Reiſe fand ich ihn auf dem Wege nach Stockholm kurz vor mir in dem Fremdenbuche der verſchiedenen Stationen eingetragen; ich hoffte ihn zu erreichen: aber als ich nach Stockholm kam, hatte er die Stadt ſchon verlaſſen. Wie ich ſpäter in Berlin ſeine Bekanntſchaft machte, werde ich nicht unerwähnt laſſen. Ich war, wie man aus den angegebenen Orten wahrnehmen wird, durch Schweden in mancherlei Richtungen gereiſt, und eilte, nun von Lidköping aus über Wenernburg und Strömſtadt, und begrüßte Norwegen bei dem impoſanten Swineſund. Es war meine Abſicht, den größten Theil des Sommers in Norwegen zuzubringen.

Ich kam nach Chriſtiania, wenn ich mich recht erinnere, in den erſten Tagen des Juni. Das vierte Storthing war verſammelt. Ein Theil deſſelben, und zwar der bedeutendſte, beſtand aus meinen alten Jugendfreunden aus Kopenhagen. Norwegens Zuſtand war oft Gegenſtand unſerer jugendlichen Betrachtungen geweſen, und nun näherte ich mich dieſer Stadt, nachdem ſie die freieſte Conſtitution irgend eines europäiſchen Landes erhalten hatte. Unter den Freunden nenne ich Profeſſor Sverdrup, der einen ſo großen Einfluß auf die Ausbildung der Conſtitution zu Eidswold hatte, daß er, ſelbſt nach den genauen kritiſchen Unterſuchungen der damaligen Verhältniſſe durch einen andern meiner alten Freunde, Jacob Aal, nicht abgeleugnet werden kann. In allgemeiner Anerkennung ſeiner Verdienſte hat das Storthing das ſeltene Beiſpiel gegeben, die von der Regierung ihm bewilligte ſehr anſehnliche Penſion noch bedeutend zu erhöhen. Der zweite Jugendfreund, den ich hier wiederfand, und der kurz vor meiner Ankunft als das Haupt der Finanzverwaltung des Staats eine Anklage auf eine ſo entſchiedene Art abzuweiſen vermochte, daß ein allgemeiner Jubel entſtand, war der als Norwegiſcher

Statthalter vor wenigen Jahren verſtorbene, allgemein verehrte Graf Wedell-Jarlsberg. Man wird ſich erinnern, wie vertraut wir in unſerer Jugend zuſammen lebten. Eine der tüchtigſten Perſönlichkeiten, die ich je kennen lernte. Er hat ſich in der Geſchichte Norwegens verewigt. Mehrere Freunde könnte ich noch nennen, einige als einflußreiche Mitglieder des Storthings, andere des Staatsraths, und es war mir ſeltſam zu Muthe, als ich meine Stellung zu meinem Geburtslande in meiner frühen Jugend mit derjenigen, in welche ich jetzt hineintreten ſollte, verglich. Ich überſah von Egeberg aus die reizende, jetzt durch ſo viele Reiſende bekannt gewordene Lage der Stadt. Chriſtiania iſt wie Stockholm durch die Lage eine der ausgezeichnetſten Städte in Europa. Es lag da in einer anmuthigen Hügelgegend von kühnen Bergen umgeben. Der botaniſche Garten, einzelne Landhäuſer verherrlichten das fruchtbare, hier ſtark bewohnte Land. Die Vorſtadt lief bis an den Fuß des Berges, von welchem ich auf damals noch nicht vollkommen ausgearbeiteten Wegen ſchroff herunter fuhr; links lag mit ſeinen kleinen Häuſern das alte Opſlo. Ueber der Stadt hinweg, zwiſchen kühnen waldbedeckten Felſen entdeckte man den reizenden Fiord und Chriſtiania's Hafen mit Schiffen bedeckt. Als ich die Häuſer der Vorſtadt erreichte, vermochte ich kaum fortzukommen; es war ein Markttag, das Gedränge der Bauern der Umgegend und die Maſſe der Wagen ſperrten faſt ganz den Weg. Ich ſtieg ab, um den Gaſthof zu finden, in welchem Profeſſor Holſt, der Gatte meiner Nichte, der Schweſter meines Pflegeſohnes, der mich begleitete, eine Stätte bereitet hatte. Aber durch die Bauern war es ſchwer, einen leitenden Bericht zu erhalten. Da war der Erſte, den ich traf, der ältere Ström, den ich als meinen eifrigen und mir geneigten Schüler in Halle, im Anfange des Jahrhunderts, erwähnt habe. Sein jüngerer Bruder hatte, wie man ſich erinnern wird, den Krieg 1813—15 von Breslau aus mitgemacht; nachdem er während des Druckes mich ebenfalls in Halle aufgeſucht. Beide bekleideten anſehnliche Stellen im norwegiſchen Bergweſen; der jüngere wohnte nördlich, und hatte ſeinen Sitz in Röraas, der zweite ſüdlich in Kongsberg. Dieſer traf mich jetzt, der jüngere erſt ſpäter; beide waren nach Chriſtiania geeilt. Ich war unbeſchreiblich heiter geſtimmt; die herrliche Ausſicht, die ich genoſſen hatte, der warme Sonnenſchein, durch welchen die Gegend ein ſüdliches Anſehen gewann, das Gedränge der Bauern, der lebhafte Verkehr, die Freude meines Neffen, der eine geliebte Schweſter nach einer mehrjährigen Trennung als verheirathete Frau wiederſehen ſollte, das neue ſeltſame Leben unter alten Freunden, denen ich erwartungsvoll entgegen ging, Alles regte mich auf die freudigſte Weiſe auf. Und nun trat mir ein geliebter Mann entgegen, der auf einmal mich in meine deutſche Heimat nach Halle, und indem ſein Bruder mir vorſchwebte, auch in den bedeutendſten Moment meines Lebens verſetzte.

Ström war mit dem mächtigſten Theile der Norweger keineswegs einig. Seine politiſchen Anſichten waren ſehr abweichend und er lebte in großer Einſamkeit, aber wir waren durch Verhältniſſe mit einander verbunden, die tiefer reichten als alle politiſche. Ich war nicht ganz unbekannt mit Norwegens Lage und mit Ströms Stellung, aber ich darf mit Wahrheit behaupten, daß er mir aus dem Gedränge der Vorſtadt, wo ich ihn am wenigſten erwarten konnte, als der heitere Schlußpunkt der freudigen Reiſe erſchien. Jetzt war es mir, als wäre ich zu Hauſe, nicht allein nicht nur indem ich mit der Erinnerung zurückblickte nach dem Kreiſe der Meinigen in Deutſchland, ſondern auch hier.

Es iſt ein eigenes Gefühl, wenn man, noch im rüſtigen Alter, unter perſönlich unbekannte Menſchen tritt, die uns nahe verwandt ſind, denen man für eine Reſpectsperſon gilt, und durch Verhältniſſe ſo nahe getreten iſt, wie man überhaupt durch Verwandtſchaft einem andern nahe treten kann. Die wirklich ſchöne und anmuthige junge Frau, noch in den Frühlingstagen der eben geſchloſſenen Ehe, begrüßte mich als Oheim und als denjenigen, der die Vaterſtelle bei ihrem geliebten Bruder vertrat. Seit vielen Jahren von Geſchwiſtern und übrigen Bewandten getrennt, trat ſie mir nun zuerſt entgegen, und man kann wohl auf keine glücklichere Weiſe an ſein heranrückendes Alter erinnert werden. Mein funfzehnjähriger Neffe hatte ſeit 7 Jahren die Schweſter nicht geſehen, und fand das ſpielende Kind, das er verlaſſen hatte,. als glückliche Frau. Er ſtürzte in ihre Arme und beide vergingen in Thränen. Mein Neffe, aus dem Kreiſe der Kinder, in welchem er bisher gelebt hatte, herausgeriſſen, hatte die letzten Spuren des Knabenalters abgelegt;

faſt immer von bedeutenden Männern umgeben, fortdauernd auf Geſpräche ernſthaften Inhalts achtend, hatte für ihn das Geringfügige, welches ihn mehr oder weniger beſchäftigte, ſeinen Werth verloren. Er war ernſt, ſtille und beſcheiden geworden. Ein Grund, warum ich mich von ihm begleiten ließ, war nicht allein, ihn zu ſeiner Schweſter zu führen, ihn mit ſeinem Schwager bekannt zu machen, wie mit meiner nordiſchen Verwandtſchaft, ſondern auch ihm die ganz vergeſſene Mutterſprache wieder in Erinnerung zu bringen. Die Anſtrengung, die es ihm koſtete, beſonders da er zuerſt die ihm mehr entfremdete ſchwediſche Sprache hörte, war ihm nützlich, und ich freute mich nicht wenig, wenn ich ſah, wie mein Neffe nicht allein die Zuneigung, ſondern ſelbſt die Aufmerkſamkeit bedeutender Männer auf ſich zog. Es war mir ſehr angenehm, ihn ſo ſeiner Schweſter und ſeinem Schwager zeigen zu können. Solche Momente des Wiederſehens haben nicht allein etwas Freudiges, ſondern zugleich etwas Heiliges. Wie mächtige Unglücksfälle, Belagerung, Feuer, Waſſersnoth, die alle Kräfte in Bewegung ſetzen, nicht für eine ſelbſtſüchtige, eigennützige, ſondern für eine gemeinſchaftliche, allgemeine

That, ſelbſt unter Verluſten erheben und ſtärken, daß der Schmerz von einem tiefern, heiligern Grunde des innern Glücks begleitet iſt: ſo eröffnet ſich in dem Augenblick der Umarmung geliebter Menſchen nach langer Trennung ein Abgrund der wärmſten Liebe. Alles Widerwärtige, Gehäſſige, Harte ſchmilzt und vergeht in dieſem Gefühl, und man liebt das ganze Geſchlecht, indem man den Geliebten umarmt.

Profeſſor Holſt genoß ſchon ein großes Anſehen, er hatte eine ſehr bedeutende Praxis, und griff thätig in die mediciniſche Polizei des Landes ein, und in den Medicinal-Angelegenheiten ward ſeine Stimme gehört; beſonders war der ernſte und beſonnene Mann für die ärztliche, aber auch für die ſittlich religiöſe Behandlung der Gefangenen thätig. Die zweckmäßigere Einrichtung der Gefängniſſe hatte, damals von Nordamerika ausgehend, in London die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen. Es war natürlich, daß in einem Lande, in welchem man ſich nun ſelbſtändig in allen Verhältniſſen zu geſtalten bemühte, ein jeder tüchtige und wohlmeinende Bürger von ſeinem Standpunkte aus ſich anſtrengte, für dieſen friſchen und fröhlichen nationalen Bau thätig zu ſein. Aber Holſt iſt ein faſt ängſtlich gewiſſenhafter Mann, und wie es einem ſolchen ziemt, beſchränkte er ſeine öffentliche Thätigkeit auf einen Gegenſtand, der ſeinen übrigen Studien und Geſchäften verwandt, ihm nahe lag, und den er hoffen durfte ganz beherrſchen zu können.

Auf einer wiſſenſchaftlichen Reiſe war er nach London gekommen. Die neu errichteten Gefängniſſe, deren ganze Structur auf den ſittlichen Zweck hinwies, beſchäftigte ihn lebhaft, und als er von der Reiſe zurückkam, ſuchte er durch eine Schrift (die ſchon bei meinem damaligen Beſuche, jetzt vor zwanzig Jahren, erſchienen war), die Aufmerkſamkeit des Staats auf dieſen Gegenſtand zu lenken. Er iſt ihm ſeitdem treu geblieben, und iſt in dieſer Rückſicht ohne allen Zweifel der am beſten Unterrichtete der ſcandinaviſchen Halbinſel. Die Verbeſſerung der Gefängniſſe zog immermehr die Aufmerkſamkeit der größeren Staaten auf ſich. Holſt trat mit dem eifrigen, und in dieſer wichtigen Sache verdienſtvollen Dr. Julius in lebhafte Verbindung; er bereiſte im Auftrage ſeines Landes England, Frankreich und die Schweiz, ſo wie das leider in dieſer Rückſicht noch in allen ſeinen Staaten ſehr vernachläſſigte Deutſchland zu wiederholten Malen:

und dennoch verſchwanden ſechzehn bis achtzehn Jahre, ehe es ihm gelang, die wichtige Sache zum Gegenſtande einigermaßen entſcheidender Berathungen des Storthings zu machen. Erſt das letzte Storthing hat einen für die Sache etwas günſtigen Beſchluß gefaßt.

Man erlaube mir, mich hierüber, wie ich gleich vom Anfange an bevorworten muß, von meinem, d. h. von dem ſittlichen Standpunkte aus, mich zu äuſſern. Ich weiß recht wohl, daß hierbei ſo Manches in Betrachtung kömmt, worüber mir kein Urtheil gebührt. Eine Maſſe von Erfahrungen, von techniſchen Fertigkeiten, eine genaue Kenntniß der Verhältniſſe, unter welchen, wenn auch auf eine höchſt tadelnswerthe Weiſe, die Gefängniſſe ſich geſchichtlich geſtaltet haben, ſind erforderlich, wenn man den noch immer mächtigen Gegnern einer gründlichen Veränderung der Gefängniſſe entgegentreten will.

An einem jener mir ſo lehrreichen und herrlichen Abende, die ich mehrere Jahre vor ſeiner Thronbeſteigung das Glück hatte mit unſerem Könige zuzubringen, war die Rede von den amerikaniſchen Gefängniſſen, und von den Principien, die man bei deren Einrichtung verfolge. Die Schrift von Beaumont und Tocqueville über dieſen Gegenſtand war eben herausgekommen, und der Kronprinz hatte ſie mit der größten Aufmerkſamkeit geleſen. Das Geſpräch zeigte, wie genau er ſich alles eingeprägt hatte. Ein hoher Staatsbeamter war zugegen, der Kronprinz vertheidigte mit warmen Eifer das philadelphiſche Syſtem, als das einzig zweckmäßige und wahre. Jener machte auf die Schwierigkeiten, beſonders auf die durchaus unüberwindlich finanziellen, die ſich der Iſolirung aller Verbrecher entgegen ſtellten, aufmerkſam. „Ich habe,“ rief der Kronprinz mit hinreißender Wärme, „erfahren, daß unſere Gefängniſſe die eigentlichen Schulen der Verbrechen ſind; dieſe ſollen aber hier nicht bloß beſtraft, ſondern in ihrer Ausbildung gehemmt werden, und ſie werden auf die furchtbarſte Weiſe befördert und vervielfältigt. Seit ich dieſes erfahren habe, darf der Gedanke mich nie verlaſſen, ich darf vor keinen Schwierigkeiten zurückbeben, kein Opfer, ſelbſt das größte nicht ſcheuen; denn es iſt nicht von einer Unbequemlichkeit die Rede, die man geduldig ertragen muß, wenn ſie nicht beſeitigt werden kann, es gilt ein Grundübel des ganzen Staats, eine beſtändig im Volke wachſende Krankheit, die, wenn ſie wächſt, wenn ſie, wie bisher, immermehr um ſich greift, das Weſen des Staats in ſeinen innerſten Tiefen verzehrt.“

Man muß unſern König hören, wenn ſein großer ihm von Gott anvertrauter Beruf ihm vorſchwebt, wie ganz er von dieſem erfüllt und durchdrungen iſt, und ein jeder weiß, daß das, was ihn damals durchdrang, ein feſter unerſchütterlicher Gegenſtand ſeines ganzen Lebens geworden iſt; auch hat er es eingeſehen, daß das philadelphiſche Syſtem richtig verſtanden, und mit ſtiller Thätigkeit und Aufmerkſamkeit ausgeführt, das einzige wahre genannt werden muß. Die Einwendungen, die dagegen gemacht werden, die nach den Verſuchen in Nordamerika und England immer lauter werden, ſind mir keineswegs unbekannt. Beſonders beruft man ſich auf die Erfahrung, daß die iſolirten Gefangenen ſo häufig wahnſinnig werden. Vieles wird in dieſer Sache von den Gegnern übertrieben. Die Thatſache wird hier mit Heftigkeit behauptet, dort geleugnet, und iſt noch keinesweges feſtgeſtellt. Doch ich will zugeben, daß iſolirte Gefangene wahnſinnig werden können. Man erlaube mir, auf den Grund dieſes Unglücks aufmerkſam zu machen.

Es beruht ſowohl in England, wie in Amerika, auf einem tiefen Mißverſtändniſſe, welches hier wie dort ſtattfindet, keineswegs aber in dem Princip des Syſtems liegt, dieſes vielmehr völlig verkennt.

Es ſind 70 Jahre verfloſſen, ſeit Howard im Jahre 1773 als Sheriff in England die Aufmerkſamkeit des Staats auf die Gefängniſſe lenkte; er war für die Gefangenen was ſpäter Wilberforce für die Sclaven. Die Verbeſſerung der Gefängniſſe iſt ſeitdem, wie die Unterdrückung des Sclavenhandels, eine geſchichtliche Aufgabe aller gebildeten Völker geworden, die ſich nie mehr abweiſen läßt; und wie unzufrieden man auch mit vorgeſchlagenen Verbeſſerungen ſein mag, ſo iſt doch in der That zu fordern, daß ein weſentliches Element der europäiſchen Cultur nicht ignorirt werde. Wenn wir in die vergangenen Zeiten, ja in unſern Tagen einen Blick auf die furchtbaren Gräuel der Gefängniſſe werfen, dann drängt ſich uns die bedenkliche Frage auf: ob die Sclavenſchiffe reicher ſind an barbariſchem Frevel, als die Gefängniſſe. Die Behandlung der Gefangenen findet in der Mitte der Bildung ſtatt, und ihre Folgen verpeſten die Geſellſchaft. So behandelte man früher pſychiſch Kranke. Die Schwan=

kenden wurden entſchieden raſend oder wahnſinnig, — wie die Gefängniſſe die Maſſe der Verbrechen vermehren, die ſie verhüten ſollen, — bis Reil allgemein die Aufmerkſamkeit auf die Irrenanſtalten lenkte. Nach allen Seiten ſind in guter Meinung große Irrthümer begangen, aber die Aufgabe iſt eine geſchichtliche geworden, und daß die europäiſche Bildung in ihrer Mitte Barbareien duldete, die ihrem Weſen widerſprachen, wird von keinem geleugnet.

Ich finde mich verpflichtet, mich hier über dieſen Gegenſtand zu äußern, denn ſeit 20 Jahren, ſeit ich damals in meinem Vaterlande durch den Eifer eines geliebten Verwandten angeregt, anfing mich damit zu beſchäftigen, habe ich die Verhandlungen innerlich durchgelebt, indem ich ſie mit Aufmerkſamkeit verfolgte. Sie bilden ein weſentliches Moment meines Lebens. Holſt ward für Scandinavien, was Julius für das nördliche Deutſchland, und man ſollte nie vergeſſen, was man beiden verdankt. Sie ſind meine Freunde, und ihr unermüdlicher Eifer, indem ſie mit Hinderniſſen und Schwierigkeiten mancherlei Art kämpften, riß mich freilich mehr zur inneren Betrachtung als zur äußern Thätigkeit hin. Ich verdanke beiden viel, und wage zu glauben, daß die ſtille Betrachtung, wenn ſie gleich der Noth der Gegenwart nicht abzuhelfen vermag, dennoch ein weſentliches Moment des geſchichtlichen Fortſchreitens einer ſo wichtigen Sache genannt werden muß.

Was will das philadelphiſche Syſtem, wenn es rein und ſcharf aufgefaßt wird, im Gegenſatz zu dem ſogenannten Auburnſchen? Das Letzte, obgleich es noch viele Anhänger findet, iſt das verwerflichſte unter allen. Die Entſtehung deſſelben iſt begreiflich. Eine gewiſſe Sentimentalität war in der Behandlung der Verbrecher faſt herrſchend geworden; man behandelte die Gefangenen beſſer, man ſorgte für eine geſunde Nahrung, für eine beſſere Wohnung im Winter, für eine gemäßigte Temperatur. „Wie viele Tauſende, ſittlich tadelloſe Menſchen,“ wandte man dagegen ein, „arbeiten unabläſſig unter den mühſam Strebenden. Viele mit ihrer ganzen Familie, ſie hungern, frieren und vergehen halb nackt in den elendeſten Wohnungen. Und die Verbrecher ſollen büßen für ihre That, ihre Zahl wird durch eure unverſtändige Güte vermehrt, das verletzte Gefühl, durch die Theilnahme an dem unglücklichen Schickſale der verlaſſenen Armen in

Bewegung geſetzt, wird empört.“ Staatswirthſchaftliche Betrachtungen verbanden ſich mit den ſittlichen; dieſe fanden um ſo mehr Eingang, je mehr die Gefängniſſe ſich vermehrten. So war es ſchon ſeit langen Jahren gebräuchlich, die Gefangenen für beſtimmte ſchwere Arbeiten zu benutzen, und zu beſtimmter Beſchäftigung zu zwingen. Zwei Richtungen bildeten ſich nun einander gegenüber in immer größerm Gegenſatz; ſie trugen wechſelſeitig zu ihrer Entwickelung bei; das philadelphiſche Syſtem war dem Princip nach das entwickelte Howard'ſche. Dieſes förderte die ſtrenge Iſolirung, daher hörte man die Anhänger des Auburnſchen Syſtems über Grauſamkeit klagen. Beide wollen die gräßliche Fortpflanzung der Verbrechen durch die Gefängniſſe, das Hauptübel dieſer, zu unterdrücken ſuchen. Daher trennt das Auburnſche Syſtem die Gefangenen nächtlich. Am Tage arbeiten ſie zwar in Geſellſchaft, ſind aber zu fortdauerndem Stillſchweigen verdammt. Die ſtrengſte Aufſicht macht ſie ſtumm, und die härteſte Strafe trifft einen jeden, der durch einen Laut, oder durch Mienen ſich einem Andern verſtändlich zu machen ſucht. Es iſt eine Frage, ob die völlige Iſolirung grauſamer iſt, als dieſe fortdauernde tanta=

liſche Qual. Und doch hat man nicht den hervorbrechenden Wahnſinn in den Auburnſchen Gefängniſſen beobachtet. Der Grund iſt ohne allen Zweifel folgender.

Wenn man tief ſittlich auf die Gefangenen wirken will, darf man ſich nicht bloß zu den Symptomen der Krankheit wenden; ein Verbrechen aber iſt ein ſolches, und hält man ſich nur an dieſes, ſo trifft man die Krankheit, die von den Gefängniſſen aus weiter um ſich greift, keineswegs. Ein Verbrechen, welches den heftigſten Zorn, ja Abſcheu erregt, kann aus einer weniger angeſteckten Geſinnung entſpringen. Zwar muß es von den Strafen des Geſetzes getroffen, und äußerlich nicht geſchont werden; aber innerlich bildet es vielleicht eine Kriſe beſſerer Art. Eine geringere Unthat, vielleicht durch Umſtände geſetzliche Milderung hervorrufend, kann aus einer vollkommen verſtockten Geſinnung hervorgehen, ja die Verſtockung kann zunehmen. Nun iſt die verbrecheriſche Geſinnung diejenige, der man heilend entgegen gehen muß, und iſt dieſe innerlich durch und durch verkehrt, dann iſt es freilich begreiflich, daß das ganze verſtändige Daſein in ſeinen innerſten Tiefen zerſtört und der

Menſch wahnſinnig wird. Wo nun dieſe bedauernswerthe Erſcheinung nicht ſtattfindet, da muß man ohne allen Zweifel vorausſetzen, daß die verkehrte Geſinnung ſich noch zu behaupten weiß, und keineswegs die Hoffnung aufgegeben hat. Mag ein Gefangenwärter viele Jahre ſeines Lebens unter Verbrechern zugebracht haben; mag die Gefahr, in welcher er lebt, das Pflichtgefühl und ein beobachtendes Talent, welches, je mehr es ſich ausbildet, deſto mehr Nahrung ſucht, ihn in jeder Rückſicht auszeichnen, daß er mit Recht auf ſeine Erfahrungen pocht: er irrt ſich, wenn er glaubt, daß dieſe erſchöpfend ſind; in dem wechſelſeitigen Kampfe unterliegt er doch zuletzt. Der Kampf für eine verbrecheriſche Welt wird, je größer die Schwierigkeiten ſind, welche der Verbrecher zu überwinden hat, ein verzweifelter für die Selbſterhaltung, und wirkt zuletzt mit der ganzen Unergründlichkeit des Inſtinkts. Mir iſt eine Schrift eines engliſchen Arztes über die nicht allein verſtellten, ſondern auch wirklich künſtlich erzeugten Krankheiten, die das gepreßte Volk, um dem Soldaten- und Matroſendienſt in England zu entgehen, hervorzurufen vermag, ſehr merkwürdig geworden. Auch dieſe Welt eigenthümlicher Erfahrungen bildet ſich epidemiſch aus; man kann die Schrift nicht durchleſen, ohne überzeugt zu werden, daß dieſe unergründliche Täuſchung viel weiter reicht, als der erfahrene Mann ſie zu verfolgen wußte: und dennoch iſt das Uebel, dem der gepreßte Soldat oder Matroſe entgehen will, verhältnißmäßig viel geringer, als die Gefahr, mit welcher der Verbrecher kämpft. Der Grund zu der verderblichen Schule wird zwar in den Gefängniſſen gelegt, aber ſie reicht viel weiter, ſie bildet einen verborgenen Staat im Staate, und wird in den Auburnſchen Gefängniſſen eine Mienenſprache ausbilden, die ſich mit der aufgedrungenen Beſchäftigung der Gefangenen ſelbſt verbindet; in jener iſt der Verbrecher unterrichtet, ehe er ergriffen wird, und die ſchon erlernte ſtumme Sprache bleibt dem Erfahrenſten und ſcharf Beobachtenden nothwendig verborgen. Mit dieſer Fertigkeit verbindet ſich der tiefe ſittliche Haß, die Aufforderung zur Rache gegen die unnatürlich zwingenden Aufpaſſer. Neben dieſem Ingrimme kann kein beſſerer Gedanke Raum finden, die verbrecheriſche Geſinnung ſteigert ſich in einem jeden Moment, und der ſo gehaltene Gefangene, in der Nacht ſeinen eigenen quälenden Gedanken einſam überlaſſen, am Tage fortdauernd zur Erbitterung aufgefordert, iſt recht eigentlich ſeiner innern Hölle preisgegeben.

Das philadelphiſche Syſtem iſt nun das völlig entgegengeſetzte. Es bietet dem Gefangenen nichts als Gutes. Die Wohnung iſt geſund, ja es widerſtrebt dem Princip keineswegs, daß ſie ſelbſt heiter, licht ſei. Der iſolirte Gefangene erhält eine geſunde Nahrung, ein bequemes Lager, er wird zu nichts gezwungen, und nur hartnäckige, unruhige Widerſetzlichkeit führt körperliche Strafen herbei. Und wenn man nicht durch eine beſchränkte religiöſe Richtung bewogen wird, den Gefangenen in die Tortur einſeitiger Erbauungsformeln hinein zu bannen, ſo wird man ſich nicht ſcheuen, ihm Schriften mitzutheilen, die durch Schönheit erheben, durch rein menſchliche Geſinnung anziehen, durch tiefe Gefühle gewinnen. Er kann ſie liegen laſſen, er kann ſie leſen; es iſt heilſam, ihm eine lange Zeit nichts als die Bibel zu geben: dieſe, wenn ſie die verſtockte Seele mit der Allgewalt trifft, die die ganze Geſchichte beſiegt, wirkt wie ein Wunder; ſie iſt die verborgene Stätte der neuen Welt, die aus der gegenwärtigen ſinnlichen nie verſtanden werden kann. Wenn er ſie aus langer Weile, die bis zur Verzweiflung ſteigt, nicht äußerlich gezwungen, wohl aber innerlich in ſich zerknickt, in die Hände nimmt, dann wäre es ſeltſam, wenn nicht eine jede Stelle des neuen Teſtaments, hineingetaucht in ſtille, wenn auch noch ſo fern tönende Erinnerungen der Kindheit, eine Bewegung hervorriefe, die, wenn auch mit Unwillen abgewieſen, dennoch in der ſtillen Einſamkeit wie ein immer erneutes Echo wiederklänge. Man hat die ſtaatswirthſchaftliche Abſicht einer beſtimmten, für die Erhaltung der Gefängniſſe erzwungenen Arbeit völlig aufgegeben. So wie es von dem Gefangenen abhängt, ob er die Bücher leſen will oder nicht, ſo hängt es auch von ihm ab, ob er arbeiten will oder nicht; wenn er zuletzt, um den peinigenden eigenen Gedanken zu entgehen, ſich beſchäftigen will, ſo hat er die Wahl der Arbeit; alle Mittel ſich auf die ſelbſt gewählte Art zu beſchäftigen, werden ihm gereicht. Er wird täglich in die freie Luft geführt, ſich da zu bewegen. „Aber die Iſolirung," ruft man, „das Ausgeſchloſſenſein von allen Menſchen, iſt etwas ſo Furchtbares, daß, wie die Erfahrung immer deutlicher zeigt, es keine grauſamere Strafe gibt." Worin beſteht aber dieſe Abſperrung? darf kein menſchliches

Weſen ſich dem Gefangenen nähern? — Das iſt keineswegs der Fall. Alles, aber auch ganz entſchieden, was die Krankheit nährt, was ihr verwandt iſt, wird entfernt gehalten.

Der Gefangenwärter ſoll zwar ſtumm ſein, bis er zu ſprechen aufgefordert wird, denn der Trotz ſoll überwunden werden; der Prediger kömmt erſt, wenn der Gefangene ihn verlangt; der Arzt, der freilich auch ein pſychiſcher ſein muß, bei jeder Krankheit; und Menſchen, deren Geſinnung bekannt iſt, werden zugelaſſen. Aber eben auf alle dieſe kömmt es an, ob ſie das Vertrauen der Gefangenen zu erwerben wiſſen, ob ſie Zuneigung zu ihnen zu faſſen vermögen. Alles hängt von der Umgebung ab, die zugelaſſen wird, nicht allein von ihrer Religioſität, die die eifrigſte und wahrſte, nicht allein von ihrer Güte und Theilnahme, welche die tiefſte ſein mag: es hängt vielmehr ganz vorzüglich von der Umſicht und Klugheit der Umgebung ab, ob das Reſultat ein günſtiges ſein ſoll, oder vielleicht ein höchſt trauriges. Wir haben behauptet, daß ſelbſt dem ſtummen trotzigen Gefangenen die Bibel, (wohl im Anfange nur das neue Teſtament) mitgetheilt werden ſoll; oft hat dieſes allein das verderbliche Gemüth bewegt und im Innerſten erſchüttert: aber nicht ſelten hat eine unverſtändige religiöſe Mittheilung die traurigſten Folgen, und eine beſchränkte Form den Verbrecher nur noch verſtockter gemacht. Die einzige Abſicht darf nur ſein, zuerſt und vor Allem das Vertrauen des Gefangenen zu gewinnen, daß er ſich nach den Beſuchen zu ſehnen anfängt; dahin müſſen Gefangenwärter, Arzt, der Prediger, theilnehmende Freunde unabläſſig ſtreben; ſie dürfen ſich dem Gefangenen nur in den reinſten Momenten des eigenen Daſeins nähern; Leidenſchaft, Zorn, Ungeduld darf ihm nie nahe treten. Der ſtrenge, aber zugleich liebevolle Ernſt ſoll ihm allein entgegenkommen, aber dieſer muß tief religiöſer Art ſein, und hinter ihm muß das Unvermeidliche, was das Verbrechen, einmal begangen, für das ganze Leben mit ſich führt, niemals verſchwinden. Der Freund darf den Kranken nie durch falſche Täuſchungen tröſten wollen; eben ſein hartes unabweisbares Schickſal ſoll der Gefangene ertragen lernen. Die Religion, der Glaube ſoll ſein eigenſter innerſter Troſt werden, ſoll daher dieſer aus ihm hervorwachſen, ſo darf er ihm nicht äußerlich aufgedrungen werden. Alles äußerlich Aufgedrungene iſt ein Hemmendes, die ſtille Entwickelung Störendes. Auf dem einen Punkte der Religioſität kann der Menſch nicht in allen Momenten ſeines Daſeins allein mit vollem Bewußtſein verweilen; denn er lebt ſinnlich, und wie ſein Leib mit den Naturelementen, iſt ſeine Seele mit der Welt der ſinnlichen Gedanken organiſch verknüpft, und kann von ihr nicht getrennt, ohne vernichtet zu werden. Glücklicherweiſe ruht in der Sinnlichkeit ſelbſt eine Freiheit, ein Höheres verbirgt ſich in ihr, welches fortdauernd auf das Höchſte hinweiſt, und das Erkennen und Schauen, Wahrheit und Schönheit ſind dann Stützen des Glaubens!

Aber Regeln können dem Beſuchenden nicht gegeben werden; dieſe müſſen in jedem Fall aus der Theilnahme für die beſtimmte Perſönlichkeit ſich lebendig entwickeln.

Man wird einſehen, daß das, was hier angedeutet iſt, viel ausführlicher dargeſtellt werden könnte, ja müßte, wenn es an dieſem Orte erlaubt wäre. Ich habe gefliſſentlich die ganze, reine, unerreichbare Idee des Verfahrens ſich ausſprechen laſſen, wie hier, wie allenthalben, wo von einer ſittlichen und religiöſen Abſicht die Rede iſt. Sie kann nie verwirklicht werden in ihrer vollen Reinheit, aber ſie, und ſie allein muß fortdauernd einem jeden vorſchweben, der ſich dem Gefangenen nähert, und alle Mittheilung muß von ihr durchdrungen ſein. Schriften nicht religiöſen Inhalts müſſen mit der größten Vorſicht gewählt ſein, man darf nie vergeſſen, daß, wie dem Reinen Alles rein, ſo dem Unreinen Alles unrein iſt. Läßt nun dieſe Idee ſich nicht verwirklichen, ſo läßt doch die Richtung ſich feſt halten: aber ſie geht, wie alle Sittlichkeit, von der Freiheit aus. Wenn der Fromme ſpricht von der göttlichen Gnade, ſo ſagt er daſſelbe, denn in Gott ſind wir frei. So iſt der Urſprung, die Quelle des philadelphiſchen Syſtems; es kann nicht geboten werden, alles Innere muß ſich der durch göttlichen Beiſtand frei gewordenen Geſinnung anſchließen. Jede gebotene Einrichtung iſt eine taube Schaale ohne Kern, wo die freie ſittliche Perſönlichkeit fehlt. Hier, wo das tiefſte Grundübel der Staatsbildung unſerer Tage uns drohend entgegenkommt, rückt uns auch die Löſung des Widerſpruches unmittelbar nah. Das Uebel iſt da und läßt ſich nicht überſehen, es muß überwunden werden: nicht bekämpft, wächſt es unaufhaltſam und droht mit Vernichtung; und nur die in Gott gereinigte Geſinnung führt die Waffen, die es bekämpfen kann. Aber alles wahrhaft innerlich Belebende und Rettende wächſt im Stillen, der Saamen verbirgt ſich im Dunkeln. Auch hier vermag ſo allein das Beſte zu gelingen. Die Staaten haben die Neigung, Alles im Großen zu treiben: große Summen werden verwandt, und die Unterthanen klagen über den Druck der Auflagen; Einrichtungen werden getroffen, und auf jeden Schritt trifft man auf Einwendungen und Schwierigkeiten, die ſich nicht abweiſen laſſen. Wenn die Summen verwandt, die Gebäude fertig, die Einrichtungen getroffen ſind, dann ſieht man ſich nach Menſchen um, die das äußerlich Zubereitete innerlich beleben ſollen; als könnte man einen organiſchen Leib fertig machen und hinterher eine Seele ſuchen, die ihn in Bewegung ſetzte: und darauf beruht allein das Mißverſtändniß. Das philadelphiſche Syſtem reicht nicht weiter als der freiſittliche, ächt religiöſe, durchaus innere, eigene Entſchluß; wo dieſer nicht zuerſt und vor Allem vorhanden, iſt die ganze Einrichtung vom Uebel, und ein jeder vergeblicher Verſuch iſt ein gefährlicher. Nur die freie Religioſität der Umgebung des Gefangenen vermag ihn zu befreien, und wo dieſe nicht thätig iſt, verwandeln ſich die Menſchen, die ſich dem Verbrecher nähern, in ſtumme Mauern, die ihn noch enger einſchließen. Dann bohrt ſich das Gefängniß in die Tiefe der Seele hinein; wo Rettung ſein ſollte, entſteht hoffnungsloſe Verzweiflung, und man ſchreibt der Verſtockung des Gefangenen zu, was man ein Verbrechen der Umgebung, und zwar auf der heiligſten Stätte, nennen muß. Dieſer Irrthum iſt ſo grauenhaft, wie die Gefängniſſe ſelbſt. Wenn man in England, in Nordamerika die Gefängniſſe gebaut und künſtlich eingerichtet, den Gefangenen in ſeine einſame Zelle eingeſperrt hat, aber ſo, daß das wache Auge des Gefangenwärters ihn wie eine Spinne aus dem Mittelpunkte Tag und Nacht verfolgt; wenn die Gefangenwärter, die nicht innerlich getrieben, ſondern bloß äußerlich angeſtellt ſind, gelobt werden; wenn ſie nach Vorſchriften handeln, wo nichts vorgeſchrieben werden kann; wenn fanatiſche Methodiſten, kalte Aerzte die finſtere Seele in die innerſten Räume ihres Daſeins hinein ſcheuchen, wo ſie, wie das wilde Thier, in das Innerſte der tiefſten Höhle gedrängt, unruhig, ingrimmig und trotzig ſich wehrt; und wenn, was der

Abſicht nach Errettung ſein ſollte, die furchtbarſte Tortur wird, die je der Menſch erfand: da kennt der gequälte Menſch keine andere Hülfe, als den Wahnſinn.

Ja es lauern furchtbare Uebel in der Mitte der gebildeten Staaten. Ich gehörte einmal zu einer Geſellſchaft, die Dr. Julius vor etwa vierzehn bis funfzehn Jahren veranlaßt hatte; von dieſer ward ich mit Profeſſor Huſchke gewählt, das Criminalgefängniß zu beſuchen. Es ward uns durch die nächſte Behörde eröffnet, und wir ſahen die Gefangenen in den verſchiedenen Zellen. In einer waren drei Gefangene. Der eine, ein Mann von mittleren Jahren, war eingeſperrt wegen ſinnlicher Ausſchweifung crimineller Art; der zweite ein Abenteurer, der als gewandter Betrüger mancherlei Rollen geſpielt hatte, und der dritte ein junger Mann von etwa achtzehn Jahren, der freilich ſchlecht genug ſein mochte, hier aber zur Correction eingeſperrt war. Je ſchlechter er aber war, deſto verwerflicher war die Geſellſchaft. Iſt der Wahnſinn, wenn er auch entſtehen ſollte, ſchrecklicher, als dieſe Verpeſtung?

Eben, indem ich mich mit dieſem Gegenſtande beſchäftige, höre ich eine Geſchichte, die als ein furchtbar lehrreiches Beiſpiel für viele ähnliche gelten mag, und hier den Hauptzügen nach erwähnt zu werden verdient.

Ein zwölfjähriger Knabe zündet ein Haus an; es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß das Kind die Folgen der That gar nicht überlegte, daß es bloß aus kindiſchem Muthwillen geſchah. In Schleſien ward ein Mädchen Brandſtifterin, bloß, weil ſie während eines Brandes zu Hauſe bleiben und ein Kind warten mußte. Die aufgeregten Menſchen in ihrer Umgebung ſprachen mit einer von ihr noch nie erfahrenen Lebendigkeit von den praſſelnden Flammen, von den einſtürzenden Mauern; die Phantaſie des Kindes war angeſteckt, die criminelle Unterſuchung bewies, daß nur kindiſche Neugierde die That hervorrief. — Jener zwölfjährige Knabe ward zu mehrjähriger Gefängnißſtrafe verurtheilt; er theilte das Gefängniß mit einem verloren gegangenen Candidaten der Theologie, und dieſer ward nun ſein Lehrer und legte den Grund zum Unterricht des unglücklichen Knaben. Der Candidat hatte ſich aus dem Abgrund ſeines ſittlichen Verderbens zum Atheiſten ausgebildet; wenn ſeine Kenntniſſe auch noch ſo oberflächlich und ſeicht ſein mochten, ſo pflegen doch eben ſolche verwilderte Menſchen Manches wie im Fluge zu treiben, das zerſtörte Gemüth ſucht eine vorübergehende Ruhe, eine Betäubung, in, wenn auch flachen, wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen, durch welche freilich die innere Verwirrung vermehrt, nicht gehoben wird. Der Knabe zeigte eine lebhafte Wißbegierde. Alles, was innern Zuſammenhang verrieth, zog ihn ſtark, ja leidenſchaftlich an; ſo horchte er Tag und Nacht mit geſpannter Aufmerkſamkeit auf den Unterricht, der, ohne ihn zu ermüden, ohne Störung in den einſamen Stunden ſtattfand. Eine eigene geiſtige Thätigkeit ward in ihm wach, und bildete ſich in eigener Conſequenz aus. Alle Religion, alle Sittlichkeit, die ihm früher heilig erſchien, und den unbändigen Trieb der mächtigen Natur zu feſſeln drohte, erſchienen ihm als Betrug, als Erfindung der Klügeren um die Einfältigen zu beherrſchen. Der Jüngling ward ſich ſeiner innern geiſtigen Kraft immer mehr bewußt. Er ward im Gefängniß in der Religion unterrichtet, aber neben ihm ging der ſataniſche Geiſt der Lehre, in deren Gewalt er gerathen war, und die ihm die Religion als ein Mittel zukünftigen Betruges auffaſſen lehrte. Er ward im

Gefängniß confirmirt und eingeſegnet; ſein einziger Gedanke war jetzt die Freiheit; er wollte in die Welt hinein, in die ſchlechte, um ſie zu beherrſchen. Wirklich gelang es ihm, ſich zu befreien, aber er hatte einen Gefangenwärter angegriffen und verwundet; er ſtand auf dem offenen Hofe, die Welt ſtand ihm offen, aber dieſer mächtige Jüngling war nicht mit jenen ſtumpfen Geſellen zu vergleichen, die, in Verbrechen herabgeſunken, bloß von einem dumpfen thieriſchen Inſtinkt geleitet werden. Hier auf dem Hofe überwältigte ihn ſo das Gefühl der Freiheit, daß er ohnmächtig hinfiel. Er ward ergriffen, aber er hatte jetzt das geſetzliche Alter erreicht, die ganze Härte der Strafe traf den Unglücklichen, der den Gefangenwärter verwundet hatte. Jetzt ſaß er noch mehrere Jahre, jede Gelegenheit zum Entweichen ſuchte er zu ergreifen, ſein einſamer Geiſt faßte ſich in ſtiller Macht, ſchien aber nicht zu ermatten. Zum zweiten Male wollte er entweichen; der Gefangenwärter, der ſich ihm widerſetzte, ward tödtlich verwundet, und jetzt fing gegen den armen Menſchen, welcher ſeit ſeinem zwölften Jahre eingeſperrt war, ein Prozeß auf Leben und Tod an. Ein Prediger ward ihm beigegeben, wahrſcheinlich aus der gewöhnlichen Maſſe genommen. Selbſt fähigere werden gegen einen conſequenten Atheiſten, dem die Lehre Geſinnung geworden iſt, wenig ausrichten. Dieſer, im Gefühl ſeiner Unfähigkeit, geſtand ſie ein und bat, daß ihm das aufgetragene Geſchäft abgenommen werde. Ein beſſerer ward ihm zugetheilt, und die Fähigkeiten des Gefangenen, die Stärke ſeiner Geſinnung, die Klarheit ſeines Verſtandes zogen den Prediger unwiderſtehlich an, daß er ſich ihm völlig hingab. Hier war nun ein Menſch mit ungewöhnlichen Gaben verſehen, der ſich völlig iſolirt in grauenhafter Einſamkeit gegen eine Natur, die ſich ihm verbarg und ein Geſchlecht, das ihn aus der Mitte ausgeſchloſſen hatte und feindſelig verfolgte, von ſeiner Kindheit an im finſtern Brüten ausgebildet hatte. Keine leiſe Spur von Liebe war ihm entgegengetreten. Als der Prediger ihn traf, war er in der eigenen Conſequenz befangen, verhärtet und unzugänglich geworden. Die Theilnahme des Predigers hatte ihn dennoch erwärmt. Wie ich die Geſchichte hörte, muß ich glauben, daß er ſich freuete, einen Menſchen gefunden zu haben, dem er ſich mittheilen konnte, daß er gern und mit Vorliebe ſein Syſtem entwickelte, und mit eiſerner Folgerichtigkeit es feſtzuhalten und darzuthun ſuchte, daß er es ganz durchgearbeitet hatte. „Du ſcheinſt, ſagte der Prediger einſt, doch eine Zuneigung zu mir zu haben, wie bringſt du dieſe mit deiner vollkommen ſelbſtſüchtigen Anſicht in Uebereinſtimmung?“ — „Ich, eine Zuneigung? antwortete der Gefangene kalt, das ich nicht wüßte.“ — „Wir ſitzen hier allein, du könnteſt mich ermorden, wärſt du einer ſolchen That fähig?“ — „Daß ich ein Thor wäre; draußen lauern die Männer auf jeden meiner Schritte, könnte ich durch Ihre Ermordung meine Freiheit erhalten, ſie würde unbedenklich ſtattfinden.“ — Der Prediger, als er ihn nach dem Schaffot begleitete, ergoß ſich in Thränen. Der Verbrecher blickte ihn ſeitwärts ingrimmig an. „Wozu das Geheule, ſagte er, begehen Sie ſo eine Schwäche, wenn Sie einen andern, Ihnen Fremden ſterben ſehen, wie werden Sie ſich gebärden, wenn Sie ſelber ſterben müſſen! Muß ich mich nicht freuen, eine Welt zu verlaſſen, die mich von meiner Kindheit an verfolgte und verſtieß?“ Er mußte in ſeinem Gefängniſſe einige Thaler aufgeſpart haben; er fragte, ob er über dieſe frei disponiren könne? Man verſicherte ihn, daß es ihm freiſtehe.

„Dann vermache ich ſie den Richtern, daß ſie ſich Stricke kaufen, um ſich daran aufzuhängen,“ ſagte er, legte ſeinen Kopf auf den Block und ſtarb.

Kann man leugnen, daß dieſer Menſch zu den Außerordentlichen gehört? Das Gefühl der Freiheit erſchütterte ſein inneres Daſein, daß er in ſich zuſammenſtürzte. Wenn der Ton der rein theilnehmenden Liebe den noch Schwankenden früher getroffen hätte, würde er ihn, den tief zu Bewegenden, nicht ergriffen haben? Wie erſcheint das ſogenannte gebildete Geſchlecht, der geſetzlich und rechtlich zuſammengefügte Staat dieſem Trotzigen gegenüber? Muß nicht in finſteren Stunden das ganze Daſein uns ein düſteres Räthſel werden, wenn ſolche Uebel in ihrer zerſchmetternden Wirklichkeit uns entgegentreten?

Der General-Superintendent Herzbruch in Holſtein war der Prediger, der den Unglücklichen auf ſeinem letzten, nur zu entſchloſſenen Gange begleitete. Bekehrungsgeſchichten von Verbrechern haben wir nicht ſelten erhalten, viele ſind lehrreich und erbaulich. Eine ſolche Geſchichte iſt unangenehmer, ſchmerzlicher, aber ohne allen Zweifel nothwendiger. Möchte der verdienſtvolle, allgemein geſchätzte General-Superintendent meiner Bitte, die innere Geſchichte dieſes Mannes öffentlich bekannt zu machen, Gehör geben.

Wenn nun aber ſich nicht leugnen läßt, daß dieſes Unglück in der Mitte der Geſellſchaft ruht und wuchert, was muß geſchehen? Darf der Staat ſich beruhigen, wenn er es immer mehr um ſich greifen ſieht? Ruht nicht die Verpflichtung auf ihm, Alles zu thun, was er vermag, dieſen gefährlichſten ſeiner verborgenen Feinde zu bekämpfen? Hat der Staat Alles gethan, was man von ihm fordern kann, wenn er für ſichere Bewachung und geſetzliche Beſtrafung der Verbrecher ſorgt?

Hier iſt nun eine Aufgabe, die an den Staat ergeht, und wo dieſer aufgefordert wird, ſich zuerſt und vor Allem an die menſchliche Freiheit in ihrer reinſten und edelſten Quelle zu wenden. Es iſt keine Aufgabe äußerer Art, die durch äußere Mittel gelöſt werden kann, es iſt auf jede Weiſe nur von einer Geſinnung die Rede, nicht von einer äußeren Verpflichtung von Seiten derjenigen, die hier für den Staat thätig ſind, nicht von einem Zwange von Seiten der Verbrecher. Nur der freie ſittliche, oder beſtimmter ausgeſprochen, religiöſe Entſchluß derer, die ſich der Beſſerung der

Gefangenen hingeben wollen, ſoll angeregt werden. Selbſt der Gefangenwärter, in ſofern er für die ſichere Bewahrung des Gefangenen zu wachen hat, kann zwar durch Verpflichtungen in ſeinem Amte geleitet werden, und die treue Befolgung derſelben enthält ein ſittliches Moment: aber in ſofern er die eigentliche Aufgabe des Staats hier erfüllt, iſt er in ein anderes Bündniß getreten, und ſteht ſo frei da, wie die religiöſen Freunde, die ſich für die Gefangenen zu opfern entſchloſſen ſind. Eine jede Spur von einer bloß äuſſern Verpflichtung würde ihn unfähig machen, den Gefangenen innerlich zu gewinnen. Sind nun ſolche Menſchen äußerſt ſelten, täuſcht man ſich ſehr oft bei ihrer Wahl, ſo iſt es klar, daß eine Veranſtaltung der Art nie im Großen ſtattfinden kann. Aber alles tief in der Geſchichte Erzeugende ruht, wie der Keim der Pflanze im Dunkeln, gebiert im Verborgenen und kann nur im Wachsthum und Entwickeln gefördert, nie von außen her hervorgerufen werden. Seit mehr als einem halben Jahrhundert iſt dieſer Keim in die Geſchichte geſäet, es kommt darauf an, nicht ihn zu erzeugen, denn er iſt da, wohl aber ihn zu pflegen auf alle Weiſe. Was wir Glück nennen, jene göttliche Leitung der Geſchichte, die unſere Schritte lenkt, muß uns den Reingeſinnten und zugleich Fähigen zuführen, muß ein wechſelſeitiges feſtes Vertrauen zwiſchen den Behörden und den frei Entſchloſſenen hervorrufen, daß ſie ſich wechſelſeitig fördern, nicht hemmen. Nur ſoweit ein ſolches Bündniß reicht, darf der Verſuch ſtattfinden. Auch die Gefangenen müſſen mit großer Vorſicht gewählt werden. Ein großer Haufe eignet ſich keinesweges für einen ſolchen Verſuch. Man darf nicht unbeſonnen mit dem Schwierigſten den Anfang machen; das Vertrauen, welches man den für ein Höheres und Beſſeres Gewonnenen ſchenkt, muß ſelbſt langſam und beſonnen fortſchreiten, und zwar um deſto mehr, je leichter die Selbſttäuſchung von Seiten der Bekehrer, wie die Verſtellung von Seiten der Verbrecher ſich einfinden wird. Zwar wird ſich dieſe letztere nicht lange behaupten können, und darin liegt ohne allen Zweifel der Grund, warum die Verzweiflung hier und da die verſtockteſten Verbrecher ergreift; denn wo die Behandlungsweiſe rechter Art iſt, ſind dieſe freilich in einer völligen Einſamkeit. Die böſen Geiſter ſind von ihnen weggetrieben, die guten weiſen ſie trotzig ab, und ſehen ſich, ſo ſchlechthin wahnſinnig macht. Aber Menſchen der Art ſprechen ſich ſelbſt das Urtheil, und ſie würden, wenn ſie nicht der Wahnſinn ergriffe, eben die allergefährlichſten ſein; ſie dürfen nicht geſund werden, denn was ſie, wenn ſie dem Wahnſinn entgingen, mit aus dem Gefängniſſe nehmen, iſt die bösartige Verhärtung, der noch mehr befeſtigte Entſchluß, durch ein fortgeſetztes Verbrecher=Leben dem Staat und ſeinen Geſetzen Trotz zu bieten.

Freilich ſchreitet eine ſolche Unternehmung langſam, ſchwankend und unter mancherlei Verirrungen fort. Erſt eine immer reifer werdende Erfahrung vermag nach und nach der zweckmäßigen Behandlungsweiſe eine wachſende Sicherheit zu ertheilen; ſo tritt ein neues, lebendig wirkendes, heilſam thätiges Organ in die Geſchichte hinein. Es wird auch außer ſich wirken, es wird für die Behandlung der ganzen Maſſe der Gefangenen immer heilſamer werden; man wird das rechte Verhältniß der Strenge zur Schonung, bis jetzt noch ſo wenig gekannt, daß man unſicher ſchwankend von einem Extrem zum entgegengeſetzten ſich bewegt, richtig kennen lernen. Man wird einſehen, daß das Verbrechen für den Staat eine anſteckende Krank=

heit iſt, deren Ausbruche man mehr durch eine ſittliche Diät vorbeugen, als nach dem heftigen Ausbruch ſie durch eine draſtiſche Behandlung zurückdrängen muß. Wird aber die Unternehmung im verkehrten Sinne ausgeführt, fängt der Staat mit großen Mitteln an, die eine bedeutende Anſtrengung fordern, werden mit unermeßlichen Summen große Gebäude aufgeführt, und dann erſt die Menſchen geſucht, die dieſe für den wohlmeinenden Zweck benutzen ſollen, dann iſt unzweifelbar der Erfolg ſchon mit dieſem Anfang als mißlungen zu betrachten. Beſonnene, an ſo vielen einzelnen Punkten, wie möglich, im Kleinen angeſtellte Verſuche aber ſind auch für diejenigen, die ſich ihnen mit reinem Sinne hingeben, ja für die Staatsbehörden wie für die Verbrecher heilſam; denn immer heller wird das Bewußtſein der innern Freiheit in den Befehlenden, wie in den Gehorchenden ſich faſſen, der Gehorchende wird die Stätte ſeiner Freiheit, der Befehlende, wo er ſich unterwerfen muß, erkennen. Neben der negativen mißtrauiſchen Controle, neben dem verdachtsvollen wechſelſeitigen Auflauern wird das reine Vertrauen ſich die heilſame Bahn brechen, und man wird einſehen, wo ihm das Recht, ja die Herrſchaft gebühre. Es verſteht ſich aber von ſelbſt, daß das philadelphiſche Syſtem das leitende Prinzip aller Verbeſſerungen der Gefängniſſe ſein muß, wie die reinſte Sittlichkeit, oder chriſtlich geſagt, das Beiſpiel des Heilandes, das Vorbild aller unſrer Handlungen, wie wenig erreichbar es auch iſt.

Das Storthing von 1824 war wichtiger, als alle vorhergehende. Von der Regierung wurden eine große Menge Vorſchläge zur Modificirung der Conſtitution vorgelegt, und durchgängig von dem Storthing abgewieſen. Unter dieſen Vorſchlägen trat beſonders die Einführung eines norwegiſchen Adels und das Zugeſtändniß eines unbedingten Königlichen Veto's als höchſt wichtig hervor. Ein eigentlicher norwegiſcher Adel war verſchwunden; einige bedeutende adlige Familien rührten von der däniſchen Herrſchaft her, ein ächt nationaler ruhte, wie die norwegiſche Literatur (die isländiſche vielmehr), in der fernen dunkeln Vergangenheit des Volks. Die Reſte dieſes Adels fand man, wie die alten Sagen, unter den Bauern, und es wäre eine

15

Thorheit geweſen, ſie unter ganz andern Verhältniſſen wieder beleben zu wollen. Auf ſie zu achten, ſie mit Beſonnenheit zu benutzen, wie die Reſte der alten Sprache und Literatur, ziemte ſich wohl, ja dies mußte die nicht zu verdrängende Aufgabe für eine beſonnene nationale Thätigkeit ſein. Ein neu eingeführter Adel konnte nur auf Reichthum baſirt, nur ein Handelsadel ſein, der gefährlichſte und ſchädlichſte von allen. — Das norwegiſche Storthing beſitzt ein Vorrecht, welches in unſern Tagen in allen conſtitutionellen Staaten Europa's einzig iſt. Hat ein Vorſchlag des Odelthings den Beifall des Lagthings, alſo des geſammten Storthings, gefunden, ſo wird er durch eine, aus beiden Abtheilungen des Storthings erwählte Deputation unmittelbar, oder wenn die Verhältniſſe es nicht erlauben, mittelbar an den König geſandt, und deſſen Sanction nachgeſucht. Ertheilt der König die Sanction, ſo verſieht er den Vorſchlag mit ſeiner Unterſchrift, wodurch er Geſetz wird. Genehmigt der König den Vorſchlag nicht, ſo ſendet er ihn mit der Erklärung, daß er nicht dienlich erachtet, die Sanction zu ertheilen, an das Odelthing zurück. In dieſem Falle darf der Vorſchlag nicht mehr auf dem gegenwärtigen

Storthing berathen werden, wohl aber auf dem nächſten, wo der König ihn nochmals verwerfen kann. Wird er dennoch von einem dritten Storthing dem Könige zur Genehmigung überſandt, ſo wird er Geſetz, wenn auch des Königs Sanction nicht erfolgt, bevor das Storthing auseinander geht. Ein jeder vernünftige und beſonnene norwegiſche Staatsmann ſah ein, daß dieſe Beſchränkung der königlichen Gewalt ein Uebel wäre, dennoch glaubte man den Vorſchlag, ſie aufzuheben, abweiſen zu müſſen. Zu den Gründen, die angeführt wurden, glaube ich einen hinzufügen zu dürfen, den man verſchwieg, dieſen nämlich: So lange Dänemark und Norwegen vereinigt waren, fand eine wechſelſeitige Aushülfe ſtatt. Dänemark (ein Getreideland) beſaß, was Norwegen nicht ſelten ſchmerzlich entbehrte; Norwegen (ein Gebirgsland) leiſtete Dänemark ebenfalls bedeutende Hülfe. Wenn nun auch dieſe wechſelſeitige Stellung beider Länder gegen einander von der däniſchen Regierung nicht mit umſichtiger Freiheit überſchaut und behandelt wurde, ſo drängte ſich hier doch nicht eine Colliſion auf, die bei der Stellung zwiſchen Schweden und Norwegen unvermeidlich iſt. Dieſe beiden

Reiche ſtehen mit verſchiedenen Conſtitutionen völlig ſelbſtändig neben einander, wie, bis auf die neueſte Zeit, England und Hannover, als ſie durch Einen König regiert wurden. Beide Länder haben aber faſt durchgängig dieſelben Bedürfniſſe und denſelben Ueberfluß. Die dadurch entſtehenden Colliſionen können durch denſelben König nicht gehoben werden; es ſind Verhältniſſe denkbar, welche den mächtigeren ſchwediſchen König zwingen werden, Geſetze zu geben, die für Schweden fördernd, für Norwegen aber hemmend ſind; Geſetze entgegengeſetzter Art von Norwegen ausgehend, können das dadurch entſtandene Uebel, wenn auch nicht aufheben, doch wenigſtens mindern, können aber dieſe von demſelben Könige genehmigt werden, der die erſten Geſetze im entgegengeſetzten Sinne einführte, und ihnen Macht gab? Daß dieſer Widerſpruch ſich nur dadurch heben ließe, daß in ſolchen Fällen, wo der ſchwediſche König nicht zugleich als ein vollkommen freier norwegiſcher handeln konnte, die Repräſentanten des norwegiſchen Volks dem gebundenen ſchwediſchen Könige gegenüber, entſcheidend hervorträten, ſah der norwegiſche Staatsmann wohl ein. Aber bei der Neuheit der Vereinigung beider Staaten war dieſes ein zarter Punkt, den man wohl öffenlich zu berühren ſich ſcheute.

Die Verhandlungen des Storthings im Jahre 1824 zeigten eine Gewandtheit, ein Geſchick, welches in der That von einem ſo entfernten nördlichen Staate, der Jahrhunderte lang unter der Vormundſchaft Dänemarks geſtanden hatte, kaum erwartet werden konnte. Unumwunden äußerten ſich damals die erſten und größten ſchwediſchen Staatsmänner: ſie bewunderten die Verbindung einer vorſichtigen, ſchonenden, ja ehrerbietigen Sprache mit der größten Entſchiedenheit; es waren Staatsſchriften, die ſich mit den vorzüglichſten aller Länder meſſen konnten. Der verſtorbene Staatsrath Krogh, der die Entwürfe der Antwortſchreiben des Storthings ausarbeitete, hat ſich dadurch in der Geſchichte Norwegens verewigt. Die bedeutendſten Männer im Storthing waren größtentheils meine Jugendfreunde. Ueber die Verhandlungen, über die Lage des Landes erhielt ich mannigfaltige Aufſchlüſſe. Erzählungen aus den Jahren des Krieges über die Veränderung, die in der Lebensweiſe der Einwohner ſtattgefunden hatte, bildeten den Hauptinhalt aller unſerer Geſpräche.

Ich blieb diesmal nur eine Woche in Chriſtiania, denn ich ſehnte mich, eine Schweſter, die an den Sorensſcriver Hagerup in Hedemarken verheirathet war, nach einer faſt zwanzigjährigen Trennung zu umarmen.

Den Weg nach Hedemarken ſetzte ich in kurzen Tagereiſen fort, und verbrachte die Zeit mit den Bauern. Die Gegend, die ich durchreiſte, war die nämliche, die ich in meinem ſiebenten Jahre mit den Eltern paſſirte, und ich glaubte einige Stellen wieder zu erkennen. Beſonders trat mir auf eine überraſchende Weiſe ein damaliges Nachtlager in die Erinnerung zurück. Ich kam in der Dämmerung an, das Haus und ein großes Nebengebäude lagen ganz wie in meiner Knabenzeit vor mir, und ich fand mich ſo lebhaft in dieſe zurückverſetzt, daß ich mich ſelbſt in einen Knaben verwandelt und in der Begleitung meiner Eltern zu befinden glaubte. Zum Theil mochte dies daher rühren, weil meinen Eltern eine grauenhafte Mordgeſchichte erzählt wurde, die vor langen Jahren, als der Wirth ein furchtbarer Räuber war, ſtattgefunden haben ſollte. Sie beſchäftigte meine Phantaſie ſehr lange und mochte dazu beitragen, die Oertlichkeit mir lebendiger einzuprägen. Jetzt ſchwebte dieſe Räubergeſchichte mit allen Verhältniſſen mir lebhaft vor, und ich brachte die Nacht in einer ſeltſamen Stimmung zu.

Die Tage, die ich unter den Bauern verlebte, waren mir höchſt intereſſant und wichtig. Allmälig lebte ich mich in ihre Lebensweiſe ein. Was ſie hofften, wünſchten und wollten, wie ſie die Zeit des Krieges durchlebt hatten, was ſie von der eingeführten Conſtitution erwarteten, und wie die dunkeln Begriffe von einer zukünftigen größern Volksthätigkeit in ihrer Seele dämmerten, ſah ich mit lebhafter Theilnahme. Noch herrſchte in dieſen keimenden Begriffen eine gewiſſe naive Unſchuld. Nach der früheren Gewohnheit ihres einſamen Lebens, bezog ſich noch Alles auf die engen Zuſtände, in welchen ſie lebten. Die Conſtitution ſollte ihnen behülflich ſein, die Hinderniſſe zu überwinden, mit welchen ſie täglich in ihrem rauhen Leben zu kämpfen hatten. Einige hörten von Chriſtiania aus meinen Namen nennen, und wie ich ein alter Freund der mächtigſten Männer im Lande wäre. Das politiſche Treiben hatte noch die unſchuldigen Anſichten, wie ſie von alten Zeiten her herrſchten, nicht geſtört. Von der ſogenannten Freiheit konnte nicht die Rede ſein, denn in der That, Keiner war freier als der norwegiſche Bauer; eine gemeinſchaftliche Berathung fand periodiſch ſtatt, Alles, was die Einwohner intereſſirte, war Gegenſtand der freien Beſchlüſſe auf dem ſogenannten Thing, und wenn ſie auch geleitet wurden von dem kundigern Sorenſcriver, ſo übte er doch keinen Zwang. Was er gab, waren Rathſchläge, die, wenn er Vertrauen genoß, öfters angenommen, aber doch auch nicht ſelten abgewieſen wurden. Der norwegiſche Bauer iſt hartnäckig. Der Beamte mußte zu überreden wiſſen, gebieten konnte er nicht. An einer Stelle hatte ein Thing eben ſtattgefunden, in dem Gaſthofe war es verſammelt geweſen, und ich hielt mich den Tag über da auf, weil einige Bauern noch immer zuſammenblieben, um die Berathungen des geſtrigen Thinges zu beſprechen. Ich bemerkte, wie ſie den Wunſch hatten, mir einige dieſer Gegenſtände vorzulegen, mich um Rath zu fragen. Der norwegiſche Bauer iſt zwar gegen Fremde verſchloſſen, aber es gelang mir, ihr Vertrauen zu erwerben. Nicht an allen Orten war ich ſo glücklich, und oft erregte ein jeder Verſuch, mich den Bauern zu nähern, Verdacht. Viel trug auch das eiſerne Kreuz, welches ich hier niemals zu tragen verſäumte, dazu bei, wenn es mir gelang; man hatte es nie geſehen, und es macht, wo es erſcheint, in ſeiner Einfachheit einen höchſt würdigen Eindruck. Einige glaubten, daß ich eben als Norweger Vertrauen verdiene, und trauten mir eine viel genauere Kenntniß des norwegiſchen Lebens zu, als ich beſaß. Beſonders mochten ſie vorausſetzen, daß mein Leben voll merkwürdiger Ereigniſſe wäre, mich daher als einen ſehr erfahrenen Mann betrachten, der wohl einen tüchtigen Rath zu geben wiſſe. Nun hatte ich von dem norwegiſchen Bauerleben zwar Manches gehört, durfte aber keineswegs behaupten, es genau zu kennen. Ich war daher genöthigt, ihnen ſo kurz wie möglich eine allgemeine Vorſtellung von meinem Leben und von meiner Stellung zu meinem Vaterlande zu geben. Sie lauſchten aufmerkſam auf meine Worte, und durch mein offenherziges Geſtändniß wuchs das Vertrauen, anſtatt abzunehmen. Ich konnte nun eine Menge Fragen ſtellen, die mich ſonſt als einen Unkundigen von ihnen entfernt haben würden, und ich gerieth in Erſtaunen, als einige Männer nicht allein mit großer

Gutmüthigkeit mich belehrten, ſondern auch mit der größten Schärfe und Klarheit mir ihre Lage, ihre Bedürfniſſe im Ganzen auseinanderſetzten, und an dieſe Belehrung dasjenige knüpften, was ſie jetzt in Bewegung ſetzte. Mir war dieſes Geſpräch höchſt wichtig, denn in kurzer Zeit that ich einen tiefen Blick in die Lebensverhältniſſe norwegiſcher Bauern. Es gelang mir, einige Gedanken zu äußern, die ihnen einleuchtend waren, und wir trennten uns als die beſten Freunde.

Als ich Korſegaard erreichte, warf ich von da den erſten Blick in das fruchtbare Hedemarken. Das rauhe Gebirge, die düſteren Tannenwälder, traten zurück, und ich ſah von einer ziemlichen Höhe bei klarem Sonnenſchein in ein lichtes, breites, grünendes Thal hinein. Zerſtreute, recht anſehnliche Häuſer mit ihren rothen Ziegeldächern gaben, beſonders an den Abhängen, dem Thale ein luſtiges Anſehen. Es trat mir faſt wie eine ſüdliche Gegend mit ihren zerſtreut liegenden Villen entgegen. Dörfer findet man im Innern von Norwegen nicht; ein jeder Hof wird von einem Bauer als Eigenthümer bewohnt und hat ſeinen beſtimmten Namen. Auch die Beamten der Gegend bewohnen ähnliche Häuſer, die recht anſehnlich und anſtändig eingerichtet ſind, und ſich vorzüglich durch helle Räume und große Reinlichkeit auszeichnen. Ich erreichte den Hof meines Schwagers, und brachte dort ſechs Wochen in ſtiller Einſamkeit höchſt angenehm zu. Meine Schweſter hatte eben eine bedenkliche Krankheit überſtanden; eine verheirathete Tochter lebte in der Ferne, drei unverheirathete Töchter waren noch zu Hauſe, und der Sohn, Henrich Steffens Hagerup, machte eben als Marinecadet ſein Offizier-Examen. Mein Aufenthalt hier war mir um deſto angenehmer, da meine Gegenwart durch die fröhliche Aufregung offenbar der geneſenden Schweſter heilſam ward.

Das Amt eines Sorenſcrivers iſt in der Provinz, wo er lebt, ein ſehr bedeutendes. Er bildet die erſte richterliche Inſtanz, alle Notariatsgeſchäfte hat er zugleich, und iſt der juridiſche Rathgeber der Bauern. Ich denke mir, daß die ſogenannten Schreiber der alten würtembergiſchen Verfaſſung, deren Einfluß auf das Volk ſo mächtig war, eine ähnliche Stellung eingenommen haben. Sie kennen ganz genau alle Familienverhältniſſe der Bauern, und wer ſich, wie mein

Schwager, Vertrauen zu gewinnen weiß, gehört mit dem Prediger zu den einflußreichſten Perſonen. Ich benutzte dieſe Gelegenheit und die Einſamkeit meines Aufenthalts, um ohne Störung mich mit den Bauernfamilien und ihrer Lebensweiſe ſo genau wie möglich bekannt zu machen. Und hier entſtand zuerſt der Entſchluß, eine Darſtellung des norwegiſchen Lebens zu wagen. Ueber die Form war ich noch nicht mit mir einig. Alle meine Erinnerungen von Norwegen, Alles, was ich mittelbar durch Freunde und Verwandte vernommen hatte, erhielt nun erſt einen ordnenden Mittelpunkt. Ich war jetzt ein alternder Mann, lebte in ſorgenloſer und angenehmer Ruhe bei einer geliebten Schweſter, bei einem geſchätzten nahen Verwandten, der vollkommen kundig und willig war, mir eine jede nützliche Aufklärung zu geben. Mein früheres jugendliches Leben an der norwegiſchen Küſte war doch ſehr phantaſtiſch, meine damalige Lage verſetzte mich in einen gereizten Zuſtand und bildete einen völligen Gegenſatz zu dem gegenwärtigen.

Mein Schwager hatte eben einen Auftrag vollendet, der ihn in eine ſeltſame Lage verſetzte. Handelnde Engländer wollten eine Niederlaſſung begründen im höhern Norden, in Baadöe, dem berühmten Stockfiſchfang bei Lofodden gegenüber. Es entſtand ein Streit mit den Einwohnern, offenbar durch das eigennützige und zugleich übermüthige Betragen der Engländer. Die Streitigkeit ward ſo bedeutend, daß ſie ſelbſt eine bedenkliche Colliſion mit der engliſchen Regierung hervorrief. Die letztere forderte im drohenden Tone Genugthuung; ſchwierige diplomatiſche Unterhandlungen hatten ſtattgefunden, und mein Schwager ward nach Baadöe geſchickt, um die Sache, als ein parteiloſer aus einer entfernten Gegend, genau zu unterſuchen. Verhöre fanden ſtatt, viele Zeugen wurden vernommen, das Reſultat der genaueſten Unterſuchung fiel aber zum Nachtheil der Engländer aus. Obgleich, wie es bei ſolchen Streitigkeiten mit Norwegern, die ſtolz und trotzig ſind, gewöhnlich und unvermeidlich iſt, auch ihr Betragen nicht ganz zu rechtfertigen war. Ich bin im Beſitz aller Acten, und habe eine Abſchrift aller Verhandlungen. Die Sache machte damals viel Aufſehen und ward nicht allein in Scandinavien, ſondern auch in Frankreich und Deutſchland beſprochen.

Der Hof in Stockholm war nicht geneigt, der Einwohner in Baadöe wegen, ſich in einen gefährlichen Streit mit den mächtigen Engländern einzulaſſen. Wie die Genugthuung, die den Engländern gegeben wurde, beſchaffen war, weiß ich nicht mehr. Die Sache ward unterdrückt, und verurſachte meinem Schwager viele Sorge und Verdruß. Es iſt unmöglich die Acten durchzuleſen, ohne zu fühlen, daß die Einwohner verdient hätten, in dieſer Sache feſter und entſchiedener vertreten zu werden.

Dieſes Ereigniß fing ſchon damals an, jene für Norwegen unangenehme Wendung zu nehmen. Hagerup geſtand, daß die Einwohner in Baadöe, die wohl einige Hemmungen in dem Fiſchhandel, den ſie bis jetzt ausſchließlich getrieben hatten, durch die Engländer befürchteten, dieſen mancherlei Hinderniſſe, die nicht ganz zu billigen waren, in den Weg gelegt hätten. Er hatte auch darauf aufmerkſam gemacht, aber die höchſt gewaltſame Weiſe, mit welcher dieſe verfuhren, hätte doch eine Rüge verdient; ihm war die ganze Unterſuchung von vorn herein ſehr unangenehm, und auch er fand ſich durch meinen Aufenthalt erheitert.

Allmälig ward ich in der Gegend einheimiſch, ich beſuchte die in der Nähe wohnenden Bauern, ward mit ihrer Lage und Lebensweiſe vertraut, und die Einſamkeit und Ruhe des Daſeins gefiel mir ſehr. Auch machte ich die Bekanntſchaft des ausgezeichneten, von Leopold v. Buch ſehr gerühmten Probſtes Pihl in Vang. Kleine Reiſen in der Umgegend unterbrachen die Stille des häuslichen Lebens; auf dieſer lernte ich die Gegend um Norwegens größten Landſee (eine Erweiterung des Fluſſes Lougen), und die einzige bedeutende Ruine einer Kirche der zerſtörten und ganz verſchwundenen Stadt Storhammer kennen. Sie war nicht unbedeutend, die Kirche muß ein anſehnliches Gebäude geweſen ſein, wie der kleine Reſt einer Wand mit großen Bogen hinlänglich zeigte. Sie ward von den Schweden verbrannt und ſpäter nicht wieder aufgebaut. Sie liefert den Beweis, daß in frühern Zeiten ein bedeutender Verkehr in dem Innern von Norwegen ſtattgefunden hat, der doch im Abnehmen geweſen ſein mußte, als der Krieg ausbrach, weil ſonſt die Stadt wohl wieder erſtanden wäre.

Jetzt hat der Landſee Dampfböte, und ſchon während meines Aufenthalts in Norwegen beſchäftigte der

Gedanke, an irgend einem Ufer des Landſees wieder eine Stadt anzulegen, das Storthing ſehr lebhaft. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß hier, in einer verhältnißmäßig ſtark bevölkerten Gegend, wo Miöſen eine leichte Verbindung in einem weiten Umfang geſtattet, nach und nach ein Ladeplatz ſich von ſelbſt bilden wird. Das Gedeihen eines ſolchen Platzes zu befördern, wenn er von ſelbſt und naturgemäß entſtände, wäre freilich zweckmäßig, eine durch Opfer des Staats bewirkte Anlage deſſelben kaum zu rathen.

Zu meiner Zeit war viel die Rede von einem vermögenden Gutsbeſitzer H., der, irre ich nicht, in keiner großen Entfernung von Hedemarken wohnte, und ſehr viel dazu beitrug, halb ſittlich verdorbene Einwohner in völlig verworfene zu verwandeln. Eine Maſſe Anklagen bedeutender Verbrechen laſtete auf dieſem H. Eine ernſthaft religiöſe Denkweiſe iſt vielleicht nirgends in Europa ein nothwendigeres Element des ſittlichen Lebens als in Norwegen. Der unbeſonnene Rationalismus eines ſchlechten Predigers vermag eine ganze Generation zu verpeſten, und wo ein verbrecheriſcher, zugleich ſchlauer und mit den Geſetzen wohl bekannter Mann, wie dieſer H., hauſt, ſind die Folgen entſetzlich. So zeigten ſich Spuren roher Barbarei leider auch in der Gegend, in welcher ich lebte. Eine Frau war geſtorben, und einige Tage, nachdem ſie begraben war, fand man das eine Bein von der Leiche getrennt im Hauſe des trauernden Mannes, im Grabe aber die verſtümmelte Leiche. Ueberhaupt gehörten die Einwohner in Hedemarken keineswegs zu den beſſern im Innern von Norwegen. Das ächt nationale Bauernleben war hier mit der alten Tracht verſchwunden, und die Männer beſonders nahmen ſich in dem ſchlecht zugeſchnittenen ſtädtiſchen Rock meiſt widerwärtig aus. Ein lüderliches Leben hatte ſich beſonders dadurch ausgebildet, daß noch kräftige Bauern ſchon in ihren beſten Jahren dem erwachſenen Sohne das Gut überließen, ſich ſelbſt aber eine beſtimmte Summe, und eine gewiſſe Menge von Lebensmitteln ausbedangen. Dieſe eingeſchlichene Sitte hatte ſehr üble Folgen. Die noch kräftigen Eltern verzehrten das Gut in Trägheit, und der Sohn betrachtete ſie als eine beſchwerliche Laſt. So bildete ſich nicht ſelten ein Familienverhältniß, durch welches die Sittlichkeit in ihrer tiefſten Wurzel erſchüttert wurde. Doch fand ich auch hier Familien, welche die uralten Sitten feſthielten und in deren Kreiſen ich gern und häufig verweilte.

Keilhau, dieſer genau beobachtende, ſcharfſinnige Geolog hatte ſo eben ſeine Unterſuchungen über die Chriſtianiaer Uebergangsgebirge bekannt gemacht, die zu der Zeit unter den Mineralogen viel Aufſehen erregten. Er war damals, wie noch immer im Sommer, in Bewegung, und ich traf ihn nicht in Chriſtiania. Er ſuchte mich aber in Hedemarken auf, und von da an war er mein beſtändiger Begleiter. Die kurze Zeit, die ich in ſeiner Begleitung zubrachte, war überaus lehrreich für mich. Sie bildete den vollſten Contraſt gegen das verworrene Herumtreiben des 21jährigen jungen Mannes in den wüſten Gebirgen. Jetzt ward ich nicht allein auf verwickelte Verhältniſſe aufmerkſam gemacht, ſondern auch aufgeklärt; und über die Lebensweiſe der Bauern konnte ich wohl keinen gründlicheren Unterricht erhalten. Er ſelbſt iſt eine ächt norwegiſche Natur; an das harte Leben des nordiſchen Landvolks von Kind an gewöhnt. Oft, wenn ich das einzige Lager in einem Bauernhauſe erhielt, warf er ſich auf den harten, meiſt nicht gedielten Fußboden hin und ſchlief ruhiger als ich im Bette. Er iſt am tiefſten in die wilden Jötunsgebirge, die durch Naumann und ihn erſt bekannt wurden, eingedrungen, und die grauenhaften Gefahren der rauheſten Gebirgseinſamkeit hatte er, nur von einem kühnen Norweger begleitet, durchlebt. Er lief im Winter pfeilſchnell auf den Schneeſchuhen in die ödeſten Gebirgsgegenden hinein; nahm an der Rennthier-Jagd Theil, und brachte einen großen Theil ſeines Lebens unter den Bauern zu, da wo ſie von Handel und Politik entfernt, ſich am reinſten erhalten hatten; er lebte mit ihnen und wie ſie. So hatte ich an ihm einen ſo erwünſchten Begleiter, daß die doppelte Abſicht meiner Reiſe nie glücklicher hätte erreicht werden können. Er iſt einer meiner treueſten, liebſten Freunde geworden, und wenn eine beſtimmte Eigenthümlichkeit, die ſich gewiſſenhaft und rein ausbildet, bedeutungsvoll erſcheinen muß, ſo tritt Keilhau in den Kreis der ausgezeichnetſten Männer, deren Freundſchaft zu erlangen ich das Glück hatte. Auch übte er über ſeine Umgebung eine große Gewalt, und ſeine ganze, ſowohl bürgerliche als literariſche Thätigkeit trägt das Gepräge einer unerſchütterlichen Selbſtändigkeit. Es iſt nicht leicht, in den feſten Sinn eines ſolchen Mannes einzudringen, auch gelang es mir ſelten, weil, was ich durch ihn erfuhr, ſich auch in meiner Seele auf meine Weiſe geſtaltete und ausſprach. Doch erinnere ich mich nie, daß dadurch ein Streit entſtand, und am liebenswürdigſten erſchien er mir dann, wenn der ſtarke Mann faſt furchtſam und ſchüchtern, aber zugleich offen und freimüthig meine Auffaſſung zu berichtigen ſuchte.

Da meine Zeit, weil ich ſo lange bei meinem Schwager verweilte, mir kurz zugemeſſen war, ſo hatte ich Keilhau erſucht, mich in eine Gegend zu führen, die nicht zu weit entfernt lag, und doch das eigenthümliche Gepräge der innern, rauhern, norwegiſchen Gebirge trug. Wir reiſten, von meinem Schwager und meiner Schweſter begleitet, am Ufer des Miöſen durch Ringsager, und ſetzten da, wo der Landſee ſich gegen den obern Theil des Fluſſes zu verengen anfängt, über nach Biri. Hier verließen mich Schwager und Schweſter, und wir reiſten durch eins jener weiten, wahrhaft großartigen Thäler längs dem Abhange deſſelben. Die kühne weite Wölbung, die durch ein ſolches Thal gebildet wird, überwältigte mich. Alle Thäler ähnlicher Art, die ich früher geſehen habe, erſchienen mir dürftig. Rieſentannen, ſchlank, hoch und mächtig, wie in keinem andern Lande, bedeckten die Abhänge über uns, während wir auf die dichte Maſſe der Waldung unter uns, wie in einen dunkeln Abgrund ſtarr nordiſcher Vegetation hinabſahen. Die ſpärliche Bevölkerung iſt in dieſem gewaltigen Thale verborgen; die ausgerodeten cultivirten und bewohnten Strecken liegen geheimnißvoll in den Waldungen, und werden nur entdeckt, wenn man in dieſe hineintritt. Alles ſcheint wüſte und öde, und man erſtaunt über die wohl unterhaltenen Landſtraßen, die man nicht durch Menſchen, ſondern wie durch einen Zauber entſtanden glaubt. Wir kamen zu einem Gaſthofe in Valders, der an der Landſtraße zwiſchen Chriſtiania und Bergen, die über den hohen Paß Füle-Field führt, liegt. Hier mußten wir den Wagen zurücklaſſen, um durch ein enges Thal, eine Schlucht könnte man es nennen, zu reiten. Eine norwegiſche Meile jenſeit dieſer engen Paſſage liegt auf einer mäßigen Höhe eine Kirche, deren Geſtalt mir ſehr unangenehm auffiel. Tief in dem erhabenen weiten waldreichen Thale fuhren wir an einer alt norwegiſchen Kirche vorbei, die von betheertem Holz gebaut, mit einem ſchönen ſpitzen Thurme, dicht von Tannen umgeben, dem Thale naturgemäß zuzugehören ſchien. Hier erblickten wir ein gegen ſeine geringe Höhe unverhältnißmäßig breites, achteckiges Gebäude; welches in moderner Art gebauet, mehr einem ſchlechten Gartenhauſe als einer Kirche ähnlich ſah. Von Norden mochte wohl ein leichterer Zugang zu dieſer Kirche ſtattfinden; von Süden her bildete die enge Schlucht den einzigen Weg. Man konnte nur zu Pferde hingelangen, ſelbſt die Leichen mußten auf dieſe Weiſe dahingebracht werden.

Wir erreichten nun ein bedeutendes und ſehr wohl eingerichtetes Gehöfte, in welchem eine Familie von höherer Bildung lebte. Keilhau war, wie in allen Gegenden, welche ich mit ihm durchreiſte, auch in dieſem Hauſe bekannt. Wir wurden mit großer Freude aufgenommen, und brachten die Nacht nach einer vortrefflichen Mahlzeit dort zu, um den Morgen den Berg (Syndfieldet) zu beſteigen. Der Gang durch eine ſehr wilde Gegend war äußerſt beſchwerlich, und wir brauchten einen großen Theil des Vormittages, ehe wir die Höhe, zwiſchen 4—5000 Fuß erreichten. Ich hatte zwar einige Mal auch in Schweden die Alpenregion kennen gelernt; ſah dann allmählig die Wälder verſchwinden, die Bäume verkrüppeln, und eine ganz andere Pflanzenwelt umgab mich, hier aber durchwanderten wir bedeutende Ebenen, ganz mit Alpenpflanzen bewachſen. Beſonders auffallend war es, wenn dieſe Pflanzen an feuchten Stellen die Bäume überwuchſen; ganze Gruppen von alten Weiden und Birken bildeten Zwergwaldungen, in welchen wir, wenn unſere eigene Höhe bis auf einen halben Fuß herabſänke, vollkommen wie in unſeren jetzigen Waldungen herumwandern würden. Meine Phantaſie rief dieſe Umwandlung hervor. Ich dachte mir einen Wald, in welchem ich wandelte, in welchem aber die gewöhnlichen Kräuter und Blumen eine ſolche Höhe erreichten, daß ſie hoch über die Wipfel der Bäume hervorragten. Die Seltſamkeit war da und ein bloßes Höhenverhältniß machte ſie unmerkbar. Allmälig ſtiegen wir in enge Schluchten, über Gerölle von mächtigen Steinblöcken, oft ſehr ſteil, empor; der Weg ward immer beſchwerlicher, immer öder und wüſter; denn wir ließen die Sätereien (Sennhütten) hinter uns. Auch die Alpenvegetation ward immer ſpärlicher; wir hatten den Anfang der Schneelinie erreicht, und wanderten auf der Hochebene. Um uns her traten die Berge auseinander, ihre Höhe ward unbedeutend, kahle

Gebirge lagen in der traurigen Gegend; Schneeflächen, zwar nicht zuſammenhangend, aber von bedeutendem Umfange, umgaben uns (es war in den letzten Tagen des Juli-Monats), es herrſchte eine ahnungsvolle Stille; ſchon hier fingen die bloßen Maſſen an, ihre erhabene Gewalt, von keiner bedeutenden und lebendigen Einzelnheit geſtört, unverkümmert hervortreten zu laſſen. Vor uns, gegen Weſten, erhub ſich eine etwas höhere und gedrängtere Gebirgsreihe, und in der wüſten Gegend folgten ich und mein Neffe dem Keilhau, der mit einer Sicherheit, die wir bewunderten, zwiſchen den irre leitenden Bergen fortſchritt. Es war ſchon Nachmittag; vollkommen heller Sonnenſchein, und obgleich der Wind auf dieſen kahlen Hochebenen nie verſchwindet, war er doch ſo mäßig, daß er uns nicht beſchwerlich fiel. An einem Fluſſe, der noch durch Gebirgswände geſchützt fortſtrömte, hatten wir unſer Mittagsmahl genoſſen und uns durch Wein geſtärkt. Noch war der Horizont beſchränkt, wir fanden uns von einem labyrinthiſchen Chaos von Gebirgshöhen umgeben, und dieſe zerſtreuten Gebirge, die einen in der Gegend Unkundigen, wenn er allein umherirren und eine beſtimmte Richtung verfolgen wollte, völlig verwirren müßten, erſchienen ſchauderhaft; er wäre dann den hier herrſchenden Steinmaſſen völlig preisgegeben. Aecker, Wälder, Hütten und Menſchen, ja ein jedes Thier war verſchwunden; alles Lebendige lag fern ab, und ſchien von den kahlen Gebirgen in die Thäler hinabgeſunken, in den Gebirgsmaſſen begraben. Hier geſtaltete ſich mir das Bild eines Wandernden, der ſich immer tiefer in das Labyrinth zerſtreuender Höhen verlor, bis jede Hoffnung, ſich aus den verlockenden Gebirgen zu retten, verſchwand. Es war ſchon einige Stunden nach Mittag; wir beſtiegen die weſtliche Gebirgsſtrecke, und da lag plötzlich vor mir etwas ſo Erhabenes und Großartiges, wie ich es bis jetzt nie ſah. Mir waren die hohen Alpen, mächtigere Maſſen als ich jetzt ſah, nicht fremd. Ich befand mich an der Grenze der Schneelinie. Von hier aus überſah ich einen Halbkreis von Gebirgen, der volle dreißig Meilen im Durchmeſſer hatte. Schneehättan (das höchſte Dovre-Gebirge) entdeckte ich zwar nicht, aber Rundane, eine ſeltſame Gruppe von unter einander getrennten, faſt kreisförmig zuſammengehäuften Gebirgen, an das Dovregebirge angrenzend, bildete den äußerſten Geſichtspunkt gegen Nordoſt; der mächtige Mugna-

Field, ganz in Schnee gehüllt, lag uns näher; die Hurrunger, die höchſte norwegiſche Gebirgsgruppe in der wildeſten, unbewohnteſten Gegend von Scandinavien, lag purpurglänzend vor uns, ihre weiße Maſſe, etwa 3000 Fuß höher als mein Standpunkt, von der klaren Sonne beſchienen, war uns überraſchend nahe gerückt. Der ganze Zug, über welchen der höchſte Paß nach Bergen führt, bis nach Hardanger Fieldene, wo wir Harteigen, etwas über 1000 Fuß höher als unſer Standpunkt, ſahen, bildete die Grenze unſerer Ausſicht gegen Südweſt. Wir überſahen hier eine wellenförmige Ebene, in allen Richtungen von Thälern durchſchnitten, wie zerriſſen; die Berge der Hochebene, die unbedeutend ſchienen, würden doch, wenn man zwiſchen ihnen wanderte, hoch genug ſein, um nach allen Richtungen die Ausſicht zu verſchließen, hoch genug, um den Wanderer völlig hoffnungslos in die Irre zu führen. Ich habe in der Novelle: „Die vier Norweger“ (Theil 6, S. 94) die Verzweiflung eines ſo herumirrenden, wie ich glaube, nicht ohne Glück mit einiger Naturwahrheit darzuſtellen geſucht. In Malcolm (Th. 1, S. 29) kömmt eine verwandte Scene unter andern Verhältniſſen vor; die Grundlage bildet eine Reiſe von Keilhau auf Schneeſchuhen (Skier), der etwas Aehnliches, wie Storm's Begleiter, in einer Hütte erlebte, welche die Wandernden nach einer bedenklichen Fahrt über das ſchneebedeckte Gebirge ſpät und im Dunkel erreichten.

Die Ebene, die wir überſahen, würde, nach einer tropiſchen Gegend verlegt, ja ſelbſt unter dreißig Grad nördlicher Breite, eine wohlthätig temperirte, höchſt fruchtbare, für die menſchlichen Bewohner vortrefflich ſein; ein mächtiges Königreich könnte ſich hier gründen; jetzt lag ſie vollkommen wüſte da, alles Leben war verſchwunden. Wir entdeckten nur die Leichen von jenen nordiſchen Wandermäuſen (Lemmingen), die auf einem Zuge im frühen Sommer, wahrſcheinlich aus Mangel an Nahrung, umgekommen waren, und die Fährten von Rennthieren, die über die Fläche geeilt waren. In unſerer Nähe und wo die eingeſenkten Thäler breit waren, konnten wir ſoweit herunter ſehen, daß wir, wie in einem tiefen Abgrund, die blaue leuchtende Fläche einiger Landſeen erblickten.

Aber vor Allem riß mich der Gebirgskreis hin, der mich im Großen umgab, und die hohen glänzenden Schneeflächen wie eine mächtige Gegend umſchloß.

Ich ſtand in der innerſten Mitte vom ſüdlichen Norwegen, von Trondheim und Lindesnäs (Norwegens ſüdlichſte Spitze), von Schweden und der weſtlichen Meeresküſte faſt gleichweit entfernt, ich konnte mich von der großartigen Umgebung nicht losreißen, die Sonne ſank auf eine bedenkliche Weiſe. Zwar war es auf der Hochebene noch hell, aber je tiefer wir herunterſtiegen, je enger wir von dem Gebirge umſchloſſen wurden, deſto dunkler ward es. Wir erſchienen bei unſerm gaſtfreien Wirth erſt gegen Mitternacht.

Hedemarken liegt ſchon ziemlich hoch. Als ich meinen Schwager wiederfand, und wir uns beeilten zurückzureiſen, trat ein harter Froſt ein. Wir kamen mit ziemlich ſtrenger Winterkälte zu Hauſe an; es war der erſte Auguſt. Eine ſo frühe Kälte iſt freilich auch in dieſen Gegenden ungewöhnlich.

In Chriſtiania ging es ſehr lebhaft zu; das Storthing ſollte geſchloſſen werden, und man erwartete täglich aus Stockholm den Kronprinzen. Auch für mich traten Verhältniſſe hervor, die mir angenehm waren. Aus vielen Gegenden, ſelbſt entfernteren, eilten alte Freunde herbei, die mich ſehen wollten, und doch blieb ich, ich möchte ſagen nur Stunden in Chriſtiania. Keilhau begleitete mich abermals auf einer geognoſtiſchen Unterſuchungsreiſe in der Umgegend von Chriſtiania, in welcher die berühmteſten Naturforſcher Entdeckungen gemacht hatten, welche ſo viel dazu beitrugen, die zu eben dieſer Zeit herrſchenden Anſichten in der Geognoſie zu verbreiten; die anhaltend und in einer Reihe von Jahren von Keilhau durchforſcht auch den neuen Anſichten manche Schwierigkeiten darboten. Als wir nach Chriſtiania zurück kamen, wurden wir durch die Nachricht überraſcht, daß Berzeſius von dem Pariſer Geognoſten Brogniart begleitet, nach Chriſtiania kommen würde. Dieſe Herren erwarteten den großen Naturforſcher Davy aus London, und ſo ſchien es, daß nicht allein durch den Schluß des wichtigſten Storthings, durch die Gegenwart des Kronprinzen, ſondern auch durch das Zuſammentreffen von drei der berühmteſten Naturforſcher, die Zeit meines Aufenthalts in Chriſtiania verherrlicht werden ſollte. Aber Davy kam nicht. Ein Brief an Berzelius meldete, daß er durch den für ihn ſo intereſſanten reichen Lachsfang an die weſtliche Meeresküſte gelockt, und dort feſtgehalten wurde. Berzelius hatte doch beſonders, um mit ihm zuſammenzutreffen, die weite Reiſe von Stockholm nach Chriſtiania gemacht. Es war auffallend, wie Davy, den man durch ſein inneres, phantaſiereiches Leben ſowohl, als durch ſeine großen Entdeckungen, die eine neue Phyſik ſchufen, zu den merkwürdigſten Menſchen rechnen muß, ſich bis zur Leidenſchaft der neuen Mode der Engländer hingeben konnte. Es war die Zeit, als durch die faſt gänzliche Vernichtung der Jagd in England der Fiſchfang eine herrſchende Beſchäftigung der reichen Einwohner ward, und ſich auf eine bewunderungswürdige Weiſe ausbildete. Davy hat, wenn ich mich recht erinnere, eine eigene Schrift über den Fiſchfang herausgegeben. Auch nach Norwegen kamen damals ſchon manche Engländer als Angler. Ein ſolcher bewohnte im Gaſthofe eine Stube neben mir; er war, wie ſeine Landsleute gewöhnlich, mit dem künſtlich ausgearbeiteten Angelapparate verſehen, der in eine ſehr elegante Chatulle eingepackt war. Dieſe Engländer erſchienen in Norwegen meiſt nicht ſehr liebenswürdig; wenn ſie im Innern des Landes dem Fiſchfange nachgingen, waren ſie ſtumm und achteten nie auf die Einwohner.

Allerdings war ihre Geſchicklichkeit faſt unbegreiflich; in einſamen Gebirgsgegenden, wo es den Einwohnern kaum gelang, eine ſpärliche Fiſchermahlzeit zu finden, kamen ſie mit ganzen Körben voll Fiſchen von ihren Fahrten zurück. Ein Deutſcher oder Scandinavier würde ſich gedrungen fühlen, eine ſolche Kunſtfertigkeit den Einwohnern, ſo weit es möglich wäre, mitzutheilen. Selbſt die Schwierigkeit, ſich unmittelbar verſtändlich zu machen, würde ſie von dieſer wohlmeinenden Abſicht nicht abbringen. Den Engländern ſchien ein ſolcher Gedanke völlig unzugänglich. Der ſtumme Hochmuth der Reiſenden erregte den trotzigen Stolz der norwegiſchen Bauern, und wenn dennoch nur ſelten unangenehme Scenen ſtattfanden, ſo war es nur, weil der Norweger fühlte, daß, wie hochmüthig der Fremde ſich auch ſtellen mochte, er dennoch ganz in ſeiner Gewalt und Gaſt war.

Brogniart bereiſte die Umgegend, und entdeckte, wie ſich von ſelbſt verſteht, allenthalben in den Gebirgsmaſſen Schmelzprozeſſe, wo ſie Keilhau freilich nicht zu erkennen vermochte.

Ueberhaupt ſind mir die chemiſchen Prozeſſe, aus welchen man die Bildung der Gebirge erklären will, nicht bedeutender als die früheren Whiſtonſchen und Burnetſchen mechaniſchen Hypotheſen. Ich geſtehe, mir iſt es unbegreiflich, wie dieſe irgend eine Aufmerkſamkeit erregen können. Selbſt techniſche Stümper erfinden Compoſitionen, deren Entſtehungsweiſen trotz aller chemiſcher Analyſen Geheimniſſe bleiben: und man meint durch die chemiſche Analyſe der Foſſilien, durch die Betrachtung der Gebirgsmaſſen hinter den Prozeß ihrer Entſtehung zu kommen!

Als ich nach Chriſtiania zurück kam, brachte ich meine Zeit höchſt angenehm mit meinen Freunden zu. Prinz Oskar war angekommen, ich machte ihm meine Aufwartung. Er hatte eine vielſeitige Bildung erhalten, war in vielen Fächern wohl unterrichtet, in der Phyſik und Chemie ein Schüler des Berzelius. Er war in Norwegen ſehr geſchätzt und beliebt, und die, wenngleich etwas zurückhaltende Weiſe, nach welcher er vorſichtig erſchien, verſchwand nach kurzer Zeit völlig; ohne daß er ſeine hohe Stellung vergaß, fand man ihn unbefangen, und er ließ ſich gern in ausführlichere Geſpräche ein.

Er war damals 25 Jahre alt. In ſeinem elften Jahre war er mit ſeinem Vater nach Schweden gekommen, und nun ein ächter Schwede geworden. Selbſt etwas von der ruhigen und langſamen Art der nordiſchen Völker hatte er angenommen, ſo daß man in ihm die ſüdfranzöſiſche Herkunft nicht leicht ahnen konnte. Er zeigte ſich gegen mich äußerſt gnädig; ich wurde öfters eingeladen, und ſah daher auch ſeine ſchöne Gemahlin; auch dieſe erſchien ſehr herablaſſend und freundlich, und mir war die Auszeichnung, die ich genoß, ſehr angenehm. Beide ſprachen ſchwediſch; der Prinz ganz wie ein Eingeborner, ſeine Gemahlin, in München erzogen, ſprach vollkommen fertig deutſch. Einmal brachte ich auch mehrere Stunden nach der Tafel in dem Landſitze des Prinzen zu, und immer waren die Geſpräche ernſthaft und bedeutend. Ich wagte einige Bitten vorzutragen, die mit Aufmerkſamkeit angehört und huldreich genehmigt wurden; ſie betrafen die Stellung einiger junger Männer, die ſich ausgezeichnet hatten. Der Prinz zeigte in ſeiner ſchwierigen Lage eine große Ueberlegung und Gewandtheit.

Nach der Conſtitution von Norwegen ſollte der Kronprinz von Schweden zugleich Statthalter von

Norwegen ſein; es zeigte ſich indeß bald, daß dieſes mit Unbequemlichkeiten verbunden war. Seine Gegenwart in Schweden war nothwendig, man verſuchte es, an ſeine Stelle einen ſchwediſchen Großen nach Norwegen zu ſchicken, doch die Norweger, auf ihre Selbſtändigkeit eiferſüchtig, waren damit unzufrieden. Aber in der letzten Zeit haben zwei Norweger, der Graf Wedel-Jarlsberg und Löwenſkiöld, durch Geburt und Vermögen ausgezeichnet, dieſe hohe Stelle zur Zufriedenheit der Norweger bekleidet. Der Kronprinz war jetzt da, um den Storthing zu ſchließen, der lange über die geſetzliche Zeit gedauert, und der an Bedeutung, wie ſchon geſagt, alle früheren übertraf. Ich war dazu eingeladen.

Die Beſchlüſſe des Storthings konnten dem Könige nicht angenehm ſein. Die Rede des Kronprinzen war unter dieſen ſchwierigen Verhältniſſen meiſterhaft, und er ſprach mit ſo ruhiger Haltung, daß ich ihn bewunderte.

In Chriſtiania war damals noch keine, dem zukünftigen Beherrſcher des Landes angemeſſene Wohnung. Der ſchöne Platz für das zukünftige Schloß auf einem Felſen in der Nähe von Chriſtiania, mit einer weiten

Ausſicht in die herrliche Gegend, ſollte erſt geebnet werden, und die ſchwierige Arbeit hatte eben begonnen. Zur Wohnung für den Prinzen war ein langes einſtöckiges niedriges Haus gewählt; es hatte dem reichen Handelsherrn Behrendt Anker zugehört. In dem großen Speiſeſaale fand, nachdem das Storthing durch einen feierlichen Act geſchloſſen, das Mittagsmahl ſtatt. Ich ſaß dem Kronprinzen gegenüber, Berzelius an meiner Seite, und die Unterhaltung war lebhaft und intereſſant. Nach dem Eſſen fand ein Geſpräch mit dem Kronprinzen ſtatt, welches mir eine bedenkliche Wendung zu nehmen ſchien. Der Gegenſtand war die politiſche Stellung der Völker in Europa gegeneinander, und das Verhältniß zwiſchen Völkern und Regenten. Der Kronprinz hätte das Geſpräch über einen ſolchen Gegenſtand abbrechen können; und wer würde gewagt haben es fortzuſetzen? Er that es nicht, er ging auf den Gegenſtand ein, äußerte ſich als der Sohn eines Königs, der die Revolution durchlebt und für ſie gefochten hatte; und dennoch zugleich mit der Beſonnenheit eines Königsſohns, der beſtimmt war, wenn auch nicht eigentlich unruhige, doch auf ihre Freiheit ſtolze Völker zu beherrſchen. Der bedenklichſte

Hofmann konnte mit ſeiner Rede zufrieden ſein, und dennoch wußte er ſich den wärmſten Beifall der Norweger, die uns in immer größerer Menge umgaben, zu erwerben. Ich nahm auf eine unbefangene Weiſe an dem Geſpräche Theil, und begriff die große Popularität, die er in Norwegen beſaß.

Gleich nach dem Schluſſe des Storthings reiſte der Kronprinz nach Stockholm zurück. Berzelius, wenn ich mich recht erinnere, folgte ihm; Brogniart war ſchon früher nach Paris zurückgekehrt, und ich brachte noch einige Tage in dem Kreiſe der Verwandten, der Freunde und meiner neuen Bekannten auf die angenehmſte Weiſe zu. Unter dieſen waren mir die Brüder Ström beſonders werth. Der ältere, der mich auf der Straße in Chriſtiania zufällig zuerſt begrüßte, hatte die ſchöne Zeit in Halle, vor dem Ausbruche des unglücklichen Krieges, mit mir verlebt. Er bringt einen großen Theil ſeiner Zeit auf Reiſen zu; ich traf ihn öfter in Deutſchland, und noch hier in Berlin habe ich ein paar Mal das Glück gehabt, ihn wiederzuſehen. Der jüngere Bruder ſuchte mich in Halle in der unglücklichen Zeit auf, brachte dort ein halbes Jahr zu, und erſchien während der bedeutungsvollen

Zeit in Breslau, um als Freiwilliger an dem Kampfe Theil zu nehmen. Mit dem Kreuze bezeichnet kam er nach Norwegen zurück; es war eine tiefſinnige aber zugleich trübe Natur. Er hatte die weite Reiſe von Röraas nach Chriſtiania zurückgelegt, um mich zu ſehen: ich ſah ihn nie wieder. Der um das norwegiſche Bergweſen ſehr verdiente Mann iſt in ſeinen beſten Jahren geſtorben.

Ich trennte mich mit Wehmuth von meinem Geburtslande; fing ich doch ſelbſt an, in ein höheres Alter einzutreten, und ich hatte wenig Hoffnung, jemals Norwegen wieder zu ſehen; beſonders aber mußte ich bedauern, meinen alten Freund Jakob Aal, der durch eine zahlreiche Familie und durch einen bedeutenden Beſitz in einer von Chriſtiania weit entfernten Gegend feſtgehalten wurde, nicht geſehen zu haben.

Mit dem Packetboot reiſte ich, von meinem Neffen begleitet, der ſich ſehnte, die Stadt ſeiner Geburt und frühern Kindheit wiederzuſehen, nach Kopenhagen. Die Reiſe war kurz und glücklich, und ich freute mich, als wir das Kattegat eilig durchſegelten, einmal wieder den Genuß einer Seereiſe zu haben.

Es waren faſt achtzehn Jahre verfloſſen, ſeit ich Dänemark das letzte Mal ſah; ich ſelbſt war damals als Emigrant mit dem Könige des Landes zerfallen, in einer ſehr bedenklichen Lage: das Schickſal meines mütterlichen Landes ſchwebte mir vor; es hatte ſchon das bis dahin ruhige Dänemark verhängnißvoll ergriffen und in die zerſtörenden Verhältniſſe des grauenhaften Krieges, der ganz Europa in Verwirrung brachte, gewaltſam hineingeſchleudert; aber erſt als der unglückliche Friede geſchloſſen wurde, trat das Elend des Landes immer furchtbarer hervor. Das Geld, der Beſitz war faſt völlig werthlos. Hatten doch ſelbſt der Neffe, der mich begleitete, und ſeine Schweſter ihr kleines Vermögen ganz eingebüßt. Ein Beſitz in Hirſchholm, einige Meilen von Kopenhagen, hatte ſo durchaus allen Werth verloren, daß der zuletzt nothwendig gewordene Verkauf nicht einmal die geringen Schulden, die darauf ruhten, zu decken vermochte. Als der Knabe Kopenhagen verließ, war er in einer Lage, die ihm ſeine Selbſtändigkeit, bis er einmal eine ſichere Stellung in der Welt erlangte, zu bewahren verſprach. Die geliebte Mutter lebte damals noch. Jetzt kehrte der Knabe elternlos und ohne Vermögen nach der Geburtsſtadt zurück. Er war beſonnen genug, um das Trübe ſeiner Stellung einzuſehen; die Erinnerung an ſeine Kindheit war nicht ganz verſchwunden; er freute ſich, die Obriſtin du Plat, die Schweſter ſeiner Mutter, und ſeinen Oheim wieder zu ſehen. Auch ich konnte nur mit Wehmuth an die Stadt ſo vieler kindlicher und jugendlicher Erinnerungen zurückdenken. Zwei Brüder, (der dritte war ſchon früher geſtorben), hatte ich verloren, und war nur allein übrig geblieben. Einen bedeutenden Theil meiner Freunde fand ich nicht mehr, die übrigen aber bekeideten meiſt anſehnliche Stellen. Mynſter bekleidete die erſte und anſehnlichſte Predigerſtelle, er war Hofprediger, Königlicher Confeſſionarius und Deputirter des Departements für die Univerſitäten und gelehrten Schulen. Die Gebrüder Oerſted gehörten beide zu den angeſehenſten Männern des Landes. Der älteſte war Deputirter der däniſchen Kanzlei (der höchſten Regierungsbehörde des Staats); der zweite hatte ſeinen großen europäiſchen Ruf durch die wichtige Entdekkung, die eine Kriſe in der ganzen Phyſik bewirkte, ſchon begründet.

Während Oehlenſchläger in Dänemark von einer übermüthigen Jugend, aber auch von dem alten Baggeſen angefeindet wurde, ward er von andern jüngern Dichtern vertheidigt, aber der Kampf vermochte das Anſehen, welches er mit Recht genoß, nicht zu ſchwächen; er war Profeſſor der Aeſthetik bei der Univerſität geworden. Alle meine Freunde hatten Orden erhalten. Der alte Rahbek lebte noch, und wenn auch ſein großer Einfluß auf die Jugend nicht mehr derſelbe war, ſo war er ſelbſt doch unverändert. Hornemann, der Botaniker, in meinen jüngern Jahren mein Reiſegefährte, als ich Schelling in Jena aufſuchte, war Profeſſor der Botanik und Director des botaniſchen Gartens, Vahls, meines alten Lehrers, Nachfolger; er genoß unter den Botanikern Europa's ein großes Vertrauen. So trat ich nun in Kopenhagen in die Mitte der bedeutendſten Männer des Landes, als ein alter, noch nicht vergeſſener Freund, und ſah, in welchem ſchönen und viel verſprechenden Kreiſe ich meine jüngeren Jahre verlebt hatte. Der alte Etatsrath, Profeſſor Dr. Bang, mein Oheim, war geſtorben; ſein Sohn, den ich vor achtzehn Jahren in einer verhängnißvollen Lage, als jungen Studenten verließ, bekleidete die Stelle ſeines Vaters als Profeſſor bei der Univerſität, und als erſter Arzt bei dem Friedrichs-Hoſpital. Die mediciniſche Schule in Kopenhagen beſaß noch ihren alten Ruf. Hieronymüs Mynſter, Bangs Stiefſohn, der früher jene Stelle bekleidete, war geſtorben. Meine weitläufige Verwandtſchaft hatte ſich bedeutend vergrößert, allenthalben ſtieß ich auf eine hervorwachſende, mir verwandte Generation, und verwickelte mich zuletzt, da mein genealogiſches Gedächtniß niemals bedeutend war, ſo in den Haufen der jungen Verwandten, daß ich ſie faſt immer unter einander verwechſelte.

Schon früher habe ich es erwähnt, wie mich die Gnade des gegenwärtigen Königs, des Erbprinzen Chriſtian, beglückte, wie gnädig er und ſeine Gemahlin mich auszeichneten, und wie erfreulich ſein Vertrauen ſich ausſprach; auch wie es mir gelang, die verlorene Gnade des Königs mir wieder zu erwerben, und wie ſehr über alles Verdienſt meine Landsleute mich auszeichneten. So war mein Aufenthalt in Kopenhagen, wo ich durch die Gunſt königlicher Perſonen, durch das Anſehen meiner Verwandten und jugendlichen Freunde getragen und gehoben wurde, freilich ein ſehr heiterer.

Unter den Verwandten, die in der Zeit meiner Abweſenheit ein großes Anſehen erlangt hatten, und einen großen Einfluß auf viele Menſchen ausübten, muß ich den ſeltſamen, aber auch genialen Grundtvig nennen. Meine Mutter hatte eine Menge Geſchwiſter, irre ich nicht, zehn bis zwölf. Die älteſte war die Paſtorin Grundtvig; meine Mutter war von allen die jüngſte. Die Predigerfrau hatte in ihrem höheren Alter einen Knaben geboren, der, als ich früher von Deutſchland nach Kopenhagen zurückkehrte, eben die Schule verlaſſen hatte, um die Univerſität zu beziehen; meine Frau und ich, trafen ihn bei dem alten Profeſſor Bang, bei dem wir öfter zu Tiſche waren. Er ſaß ſcheu und ſchüchtern da, und ich ahnete das Aufſehen nicht, welches er ſpäter erregen ſollte. Meine öffentlichen philoſophiſchen Vorträge, die damals in Kopenhagen eine ſo lebendige Theilnahme fanden, machten auf den jungen geiſtreichen Mann einen großen Eindruck, wie er ſelbſt öffentlich geſtand. Ich wußte nicht, daß er meine Vorleſungen beſuchte, er ſelbſt blieb mir fern, ich lernte ihn zu der Zeit faſt gar nicht kennen. Aber wenige Jahre ſpäter vernahm ich, wie wunderbar und originell er ſich ausgezeichnet hatte; ich wurde zuerſt aufmerkſam auf ihn gemacht durch eine Aeußerung von Friedrich Schlegel, der ihn unter den jungen Schriftſtellern Dänemarks hervorhob. Schlegel ward beſonders zu ihm hingezogen, durch ſeine entſchiedene religiöſe Richtung, die in ſeinen jüngeren Jahren höchſt eigenthümlich, ja gewaltſam hervortrat. Ich hatte damals, kurz vor meiner Abreiſe aus Breslau, eine kleine Schrift: „die falſche Theologie und der wahre Glaube," durch welche ich zuerſt meine ſich immer mehr entwickelnde religiöſe Anſicht andeutete, herausgegeben. Sie ſchien diejenigen, die bisher meinen Schriften einige Aufmerkſamkeit geſchenkt hatten, zu überraſchen, und ich werde ſpäter Gelegenheit finden, darüber zu ſprechen. Sie war, als ich nach Kopenhagen kam, ins Däniſche überſetzt, und trug viel dazu bei, meine Bekanntſchaft mit Grundtvig einzuleiten.

Durch den Einfluß, den er ausübte, durch den leidenſchaftlichen Eifer, mit welchem er kämpfte, war er mehreren von meinen Freunden ſehr unbequem: ſelbſt der Phyſiker Oerſted gerieth mit ihm in einen heftigen Kampf. Am beſchwerlichſten war ſein dogmatiſcher Eifer. Mynſter und meine übrigen Freunde glaubten wohl, daß ich einigen Einfluß auf ihn haben könnte, aber dieſes war hier, wie bei ſolchen Veranlaſſungen immer, nicht der Fall. Seine religiöſen Lehren trug er hart und entſchieden vor, und dieſe waren, wenn auch nicht ſelten genialiſch, doch jederzeit einſeitig. Wie damals, ſo geht noch immer neben ſeiner Religion die nordiſche Mythologie, die er faſt eben ſo ſehr verehrt, und in welcher er bedeutende Kenntniſſe beſitzt. Das letztere Studium hängt genau mit ſeinem Ultradanismus zuſammen, und es gab Epochen in ſeinem literariſchen Leben, in welchen er unbefangen glaubte, daß die Dänen Vorzüge vor allen Völkern der Erde hätten, daß ſie beſtimmt wären, die ganze europäiſche Cultur zu leiten, und da ſie nicht mächtig genug waren, ſich ſelbſt auf dieſen erhabenen Standpunkt zu ſtellen, ſo ſchien er zu erwarten, daß Napoleon durch ſeine Siege jene Vorbereitungen treffen würde, welche den Dänen für ihre erwartete große geſchichtliche Bedeutung die Bahn brechen ſollten. Er verſteht nicht bloß die isländiſche, ſondern auch die angelſächſiſche Sprache ſehr gründlich, und hat Biöwulfs Drapa aus dem Angelſächſiſchen ins Däniſche überſetzt; geiſtreich und auf ganz eigenthümliche Weiſe.

Er hat ſich in die alte nordiſche Sprachweiſe hineingedacht und geſchrieben, und offenbar dadurch einen bedeutenden Einfluß auf die Bildung der neuen ſcandinaviſchen Sprachen gehabt. Selbſt diejenigen, die in religiöſer Hinſicht ſeine Gegner ſind, vermögen der Macht ſeines Geiſtes nicht ganz zu widerſtreben. Seine mythologiſchen Studien hängen genau mit ſeinem einſeitigen Danismus zuſammen. Je mehr er in dieſen hineingerieth, deſto wärmer ſchloß er ſich den Engländern an, die ihm freilich manche, bis dahin unbenutzte Quellen eröffneten; dagegen iſt ſein Haß gegen die Deutſchen ein faſt unverſöhnlicher. Es giebt, behauptet er, in Europa zwei Urſtämme, die noch friſch hervorwachſen aus ihrer mythologiſchen Urquelle, weil ſie die alten Sprachen behielten; es ſind die Griechen und die Scandinavier. Alle die übrigen Völker wären ſecundäre, die Römer mit den Griechen, die Deutſchen mit den Scandinaviern verglichen; daher ſollte die lateiniſche Sprache bei dem Unterricht nicht mehr die herrſchende ſein, vielmehr, wenn auch nicht vernichtet, doch zurückgedrängt werden, und eben ſo die deutſche Sprache ihre eigentliche Bedeutung durch die ſcandinaviſche erhalten. Er hat ſowohl Snorre Sturleſon als Saxo Grammaticus überſetzt; jenen aus dem Isländiſchen, dieſen aus dem Lateiniſchen. Man muß eigentlich ſagen, er hat ſeine Vorſtellungen von den Texten wiedergegeben, und dieſes iſt wohl auch von der Ueberſetzung des obengenannten angelſächſiſchen Gedichts zu ſagen. Ich glaubte einen Widerſpruch darin zu finden, daß er ein ſo großer Verehrer von Luther iſt, und doch ein Feind der Deutſchen, da wohl kein Mann ein reineres Erzeugniß ſeines Vaterlandes war, keiner weniger allein ſtand, als dieſer. Aber, ohne daß er, wie ich glaube, es ausdrücklich äußert, hat er doch den Luther in der ſpätern Zeit weniger hervorgehoben. Das Nicäiſche Glaubensbekenntniß iſt ihm jetzt alles, und dieſe gewaltige Präcipitation mag, ohne daß er es weiß, doch in einer geheimen Verbindung mit ſeinem Haß gegen die Deutſchen ſtehen.

Um die gelehrte römiſche Bildung zu verdrängen, und beſonders die deutſche Theologie, die den Rationalismus erzeugte, zu bekämpfen, verlangt er eine Laien-Bildung der geſammten Geiſtlichkeit. Die theologiſche Gelehrſamkeit ſoll ein Monopol der theologiſchen Facultät werden. Welch eine Quelle der Bildung würde im Lande verſchwinden, wenn jede Spur gelehrter

Erziehung aus der ganzen Maſſe der Predigerfamilien verſchwände!

Seine chriſtliche Geſinnung iſt warm und eifrig; er war ſein ganzes Leben hindurch ein Opfer ſeiner redlichen Ueberzeugung; ſeine Kanzelreden haben einen großen Ruf, und er ergreift ſeine Zuhörer tief: aber welch einen mächtigen Contraſt bildet er Mynſter gegenüber. Dieſen habe ich mit Fenelon vergleichen können, und ſein Einfluß auf die Einwohner von Kopenhagen iſt in einer langen Reihe von Jahren ſehr mächtig geweſen; denn er weiß eben die Gebildeten und Verbildeten aus der Verwirrung des Tages, aus den Kämpfen geiſtiger Verlockungen beſonnen und ruhig nach der Alles umfaſſenden und reinigenden Quelle des Chriſtenthums hinzuweiſen. So hoch ich aber auch meinen Jugendfreund ſchätze, ſo theuer er mir iſt, und ſo ſehr ich ſeine Ueberzeugung theile, ſo bin ich doch weit entfernt zu glauben, daß dieſer Gegner ihm nicht heilſam wäre. Grundtvig hat ihm zwar manche Hinderniſſe in den Weg gelegt, manche Störung veranlaßt, aber auch den religiöſen Ernſt geſtärkt.

Ich habe etwas ausführlich von dieſem merkwürdigen Manne geſprochen, man muß ihn in der That ſo nennen; durch Geiſt wie durch Kenntniſſe zeichnet er ſich aus, und wird jetzt in ſeinem höhern Alter ſehr geſchätzt.

Ich verließ Kopenhagen und bereiſte Seeland, vor Allem Helſingör und Roeskilde, die Städte meiner Kindheit, und beſuchte dann meine Schweſter und Schwager in Fyen. Ich eilte nach Berlin, wo ich im November ankam. Den Winter brachte ich mit verlängertem Urlaub in Berlin zu, und hielt Vorträge für die Studirenden über Anthropologie, die ſehr beſucht wurden. Die Generalin Helwig, geborne von Imhof, die bekannte Dichterin und Ueberſetzerin von Tegners Frithjofs Saga, deren Bekanntſchaft ich auf eine höchſt angenehme Weiſe in Dresden gemacht hatte, bewies mir jene freundſchaftliche Güte und Liebenswürdigkeit, wodurch ſie immer jedem, der ihr nahe kam, bekannt war. Da bei mehreren Berliner Damen der Wunſch entſtand mich zu hören, ich aber nichts weniger verſtehe, als eine öffentliche Anzeige zu entwerfen, wurde die gütige Generalin mein Secretair; ich unterſchrieb nur, und General Gneiſenau, damals

Gouverneur in Berlin, überließ mir den großen Saal im Gouvernementshauſe als Auditorium. Ich brachte auf dieſe Weiſe den Winter unter Verwandten und Freunden ſehr angenehm zu.

Die letzten Jahre in Breslau.

1825 — 32.

Im Jahre 1825 kam ich nach Breslau zurück, und indem ich die ſieben letzten Jahre meines Lebens in dieſer Stadt, in welcher ich eine ſo lange Zeit verlebte, überblicke, wird es mir recht klar, wie durchaus der Menſch in ſeiner Art und Weiſe fixirt iſt, wenn er ein halbes Jahrhundert ſeines Lebens zurückgelegt hat. Schlechte wie gute Gewohnheiten haben ſich dann feſtgeſetzt, und ſind wohl nicht mehr auszurotten. Neue erwirbt man kaum nach dieſer Zeit, und eine vollkommene Umwandlung, ſelbſt wenn man ſie erlebt zu haben glaubt, beruht wohl meiſt auf einer Selbſttäuſchung. Die Geſinnung kann durch religiöſe Richtung reiner, oder durch immer zunehmende Verkehrtheit unreiner werden, aber die einmal beſtimmt gewordene, durch eine lange Vergangenheit ausgebildete, in gerader Richtung geſund gewachſene, oder verſchobene und einſeitig gewordene Eigenthümlichkeit läßt ſich nicht verdrängen; man fliegt wohl träumend über ſie heraus, aber die ſtrenge Gegenwart ſcheucht uns ſchnell in eine meiſt ſtrafende Wirklichkeit zurück, und man muß ſich, kaum mit ſich ſelbſt zufrieden, fortſchleppen, wie man einmal geworden iſt. Ich ſah dies wohl ein, wenn ich mich ſelbſt betrachtete, und dennoch hatte ein günſtiges Geſchick mir einen friſchen, regen Lebensſtrom geſchenkt, der wenigen zu Theil wird. Daher werden die Menſchen, wenn ſie im höhern Alter ſich ihr Leben vergegenwärtigen, in der Darſtellung immer, und zwar nothwendig, objectiv. Die Jugend lebt friſch auf in der Erinnerung. Das höhere Alter iſt abgeſchloſſen, alles ſcheinbare Neue gehört, wenn wir es genauer betrachten, doch mehr oder weniger einer Vergangenheit zu, und iſt das Product einer Entfaltung, nicht einer friſchen Entwickelung. So können wir wohl der Welt, können uns ſelber neu erſcheinen; ich werde alſo mehr von dem, was ſich äußerlich durch mich geſtaltete, in der ſpätern Zeit meines Lebens als von dem, was ich erlebte, zu reden haben, mehr von Andern als von mir ſelber. Es iſt ſchwierig, denn die Täuſchung, daß man etwas Entſcheidendes zur weſentlichen Geſtaltung eines Menſchen beigetragen hat, ſchleicht ſich bei anregenden Naturen gar zu leicht ein. Dazu kömmt die Ueberzeugung, daß wir in den Jünglingsjahren die Menſchen, die uns nahe treten, doch vorzüglich über ſich ſelbſt aufklären, und an ſich ſelbſt verweiſen müſſen.

Unter dieſen erinnere ich mich beſonders gern meines Verwandten und Freundes Waagen, Director der hieſigen Gemäldeſammlung. Seine Eltern kannte ich ſchon vor ſeiner Geburt, ſie waren meiner Frau nahe verwandt, ihn ſelbſt ſah ich zuerſt als Kind im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts, als ich die heitere, geiſtesfriſche und reiche Zeit in Dresden zubrachte; in dem glücklichen Jahre, da ich zugleich meine Frau kennen lernte. Sein Vater hatte eine Sammlung von Gemälden zuſammengebracht, unter welchen einige ſehr vorzüglich waren, und Waagen iſt recht eigentlich unter Bildern aufgewachſen. Da ich als Emigrant in Hamburg im Jahre 1807 ihn eben noch als einen Knaben wiederfand, erſchien er mir bedeutend und hatte etwas Auffallendes und Ungewöhnliches. Wenn ſeine jüngeren Brüder ſpielten, zog er ſich ſtill und einſam in eine Ecke zurück, und wir fanden ihn dann fortdauernd mit der Voßiſchen Ueberſetzung der Odyſſee beſchäftigt; er war in dieſe ſo vertieft, daß er auf nichts Anderes achtete, und in der That ſchien er damals ſchon mehr mit den anmuthigen Bildern griechiſchen Lebens, als mit der Gegenwart beſchäftigt. Der Vater verließ Hamburg und zog nach Altwaſſer bei Waldenburg in Schleſien, wo ein Freund ihm eine Wohnung anwies, groß genug, um ſeine Gemälde-Sammlung aufzuſtellen, während Verwandte und Männer, die ihn ſchätzten, ihn als Künſtler beſchäftigten. Waagen beſuchte zu der Zeit das Gymnaſium in Hirſchberg, und war im Begriff die Univerſität zu beziehen, als der Krieg 1813 losbrach. Er trat unter die Freiwilligen und brachte in Paris ſeine Zeit in einer Bilderſammlung zu, wie die Geſchichte niemals eine ähnliche ſah. Seine Phantaſie hatte fortdauernd in den Schulen, vorzüglich der italieniſchen Maler, gelebt, er war mit dieſen ſchon damals auf eine ungewöhnliche Weiſe bekannt, und verſtand es, ſich darüber belehrend zu äußern. Die wißbegierige Jugend, die kämpfend und ſiegend nach Paris gekommen war, bildete auf dem Muſeum einen herſchenden Kreis um ihn.

Nach dem Kriege bezog er die Univerſität zu Breslau. Mein Schwager Raumer trat ihm eine Stube ab, und er gehörte zu unſerm gemeinſchaftlichen Familienkreiſe. Jetzt entſtand die Frage, welchen Weg er für ſeine Zukunft wählen ſollte. Der Gegenſtand, der ihn bis dahin und ſchon in ſeiner früheſten Jugend beſchäftigt hatte, der den Mittelpunkt aller ſeiner fleißigen und ernſthaften Studien bildete, ſchien doch als Lebensberuf zu bedenklich. Er war für die wiſſenſchaftliche Kunſtgeſchichte auf eine Weiſe gewonnen, wie gewiß wenige Menſchen; ſein Vater lebte fortdauernd in der Erinnerung der ſchönen Jahre, die er ganz der Kunſt gewidmet, in Italien zugebracht hatte. Tieck, der ſo lebendig dazu beitrug, den Sinn für die Kunſt in Deutſchland zu wecken, war ſein naher Verwandter, und dieſer übte eine geiſtige Gewalt über den Kreis, der ihn umgab, der keiner zu widerſtehen vermochte. Die Neigung, den Gegenſtand ganz zu beherrſchen, der ihn von Kindheit an gewaltſam ergriff, war durch den innern Trieb, wie durch äußere Verhältniſſe, fortdauernd gewachſen.

Ich beſann mich durchaus nicht; Waagen ſchien mir berufen den Weg zu gehen, der faſt ausſchließlich vor ihm lag. Europa war beruhigt, der gemeinſchaftliche Feind, der alle frühere Verwickelung der Völker in Vergeſſenheit gebracht hatte, war vernichtet und ein langjähriger Friede zu erwarten. Der Kunſtſinn, der mit dem Anfange des Jahrhunderts ſo lebhaft die Gemüther in Bewegung ſetzte, mußte auch die Staaten als ſolche ergreifen, und zwar auf eine ganz andere Weiſe als in der frühern friedlichen Vergangenheit. Bedeutende Sammlungen mußten entſtehen, die Kunſtgeſchichte ein weſentliches Element der Bildung der Zeit werden. Zwar fand man eine hinlängliche Menge Kunſtenthuſiaſten, malende und nicht malende, aber Männer, welche die Geſchichte der Kunſt als ein ernſthaftes, gründliches Studium betrachteten, waren noch ſehr ſelten, und nach dieſen, meinte ich, müßte nothwendig und immer dringender die Frage entſtehen. Waagens Neigung, ſich der forſchenden Betrachtung bedeutender Kunſtproducte zu widmen, hatte nichts von jenem leicht lodernden Enthuſiasmus; die Kunſt war ihm die fortbildende Natur der Geſchichte, und zog ihn an, wie dieſe den Phyſiker. Beſonders fiel mir ſchon damals bei dem jungen Manne Etwas auf, was für mich entſcheidend war. Auf dem Magdalenen-Gymnaſium in Breslau befand ſich eine Sammlung ausgezeichneter älterer Kupferſtiche vorzüglicher Bilder, auch Originale deutſcher Künſtler. Profeſſor Manſo, der berühmte Director des Gymnaſiums, hatte die Güte, mir die bedeutendſten Hefte nach einander zur Durchſicht zu überlaſſen. Ich ſelbſt hatte zwar eine Menge Bilder geſehen, hatte geſucht den Sinn für die Kunſt zu bilden, und wenigſtens ſo viel gewonnen, daß ich mir ſagen konnte, der geiſtige Genuß, der mir zu Theil ward, war mir eine innere Wahrheit, nichts Gemachtes oder Geziertes: aber jene Sicherheit des Urtheils, die alles Schwankende und Unbeſtimmte verdrängt, traute ich mir doch keineswegs zu. Waagen hatte zwar ſchon damals, nicht in Paris allein, ſondern auch in Deutſchland, Manches geſehen, aber doch nur flüchtig und ohne jene Muße der Betrachtung, die, um den Eindruck der Bilder feſt zu halten, erforderlich ſcheint. Nun war ich in der That erſtaunt über das hervorragende und ſeltene Bildergedächtniß. Ich habe es oft auf die Probe geſtellt. Ich nahm Kupfer mehr oder weniger bekannter Bilder in Paris oder anderswo, deren Originale er, wie ich wußte, geſehen; er mußte mir, ehe ich ihm den Druck vorlegte, die Gruppe und die Stellung der einzelnen Figuren beſchreiben, und dieſes geſchah mit einer Genauigkeit, die mich überraſchte. Noch merkwürdiger war es mir, wenn er irgendwo eine geliehene Figur, eine Reminiſcenz des Künſtlers entdeckte. Wenn er die urſprüngliche Geſtalt nachwies, erkannte ich ſie ſogleich; nie wäre es mir aber gelungen, ſie ſelbſt zu entdecken, und wie das Feſthalten und Wiedererinnern ſcharfer Verhältniſſe ein mathematiſches, wie das Gedächtniß umfaſſender Compoſitionen ein muſikaliſches, ſo muß man wohl durch ein ſolches Bildergedächtniß ein künſtleriſches Auffaſſungstalent als entſchieden angezeigt betrachten. Es iſt hinlänglich bekannt, auf welche überraſchende Weiſe Waagen eben dieſes Talent ausgebildet hat; je mehr die Menge der Bilder wächſt, die er ſeit 30 Jahren in allen europäiſchen Ländern in großen öffentlichen und Privatſammlungen kennen gelernt hat, je genauer er die oft höchſt bunten Schickſale dieſer Bilder ſeit ihrer Entſtehung verfolgt hat, deſto ſicherer ſcheint er ſie zuſammen zu faſſen, und bei einer jeden leiſen Andeutung ſteht das entfernte Bild lebhaft und in ſicheren Umriſſen vor ihm.

Jetzt iſt Waagens umfaſſende Bilderkenntniß allgemein bekannt, man weiß, mit welcher Sicherheit er das ganze Reich der Gemälde umfaßt und überſchaut. Die Bilder, die aus den großen Hauptquellen der Malerei, aus Italien und aus den Niederlanden auswanderten, hätte er nie vermocht auf ihrer oft ſeltſamen Wanderung durch Europa ſo zu verfolgen, und ſo bedeutende Beiträge zur Kunſtgeſchichte zu liefern, wenn er nicht von dieſem bewunderungswürdigen Talente unterſtützt worden wäre. Ich habe mit großer Freude ſeine Entwickelung und den Gang ſeiner Fortſchritte begleitet, ſo wie ich überhaupt mich immer glücklich fühlte, wenn irgend ein junger Mann mit Entſchiedenheit eine beſtimmte Richtung verfolgte, und frühzeitig das unſichere akademiſche Schlendern aufgab. Ich halte mich für überzeugt, daß die Studien und Schriften meines Freundes für die Ausbildung der aufblühenden Kunſt von Wichtigkeit ſein werden, ſo wie ſie ja auch nicht in Deutſchland allein eine große und allgemeine Anerkennung gefunden haben.

Was ein Lehrer, beſonders wenn er einigen Einfluß auf eine bedeutende Jugend ausübt, ausgerichtet hat, vermag er wohl ſelbſt am wenigſten zu beurtheilen. Eben die erfreulichſte Wirkſamkeit iſt die verworrenſte, denn ſie regt nur eine eigenthümliche Thätigkeit an, und zwiſchen aller äußern Einwirkung und der Quelle der eigenthümlichen erzeugenden Thätigkeit liegt ein Abgrund, der ſich nie ausfüllen läßt; eben deswegen kann ich nur in freudiger Erinnerung diejenigen ausgezeichneten Männer, die in ihrer Jugend mich mit ihrer Zuneigung beglückten, vorüber gehen laſſen; daß ſie ſich mir anſchloſſen, ihre freiwillige Zuneigung, und was ſie zu mir hinzog, giebt mir die tröſtliche Ueberzeugung, daß ich nicht vergebens gelebt habe.

Unter denen, die mir auf eine ſolche Weiſe nahe traten, gedenke ich auch der Gebrüder Müller, Söhne des Superintendenten Müller in Ohlau. Selten iſt wohl ein Vater ſo glücklich wie dieſer. Der älteſte, Otfried, ward von den Gelehrten in ganz Europa verehrt, ſein frühzeitiger, unerwarter Tod ward, nachdem er in ſeiner Wiſſenſchaft eine bedeutende Kriſe hervorgerufen hatte, überall mit tiefer Trauer vernommen. Der zweite, Julius, hatte vom Anfange ſeiner Studien an, eine ernſthafte Richtung, er war erſt Juriſt und ging, nachdem er in Breslau ſtudirt hatte, hier eine juridiſch-philoſophiſche Preisfrage beantwortet und den Preis gewonnen hatte, nach Göttingen, und kam, um ſeine Selbſtſtudien zu verfolgen, als Theolog nach Breslau zurück. Es war mir ein ſchönes Zeichen einer erwachenden, tief religiöſen Zeit, als dieſer klare, ruhige Geiſt ſich entſchloß, eben in den reiferen Jahren der größern Ausbildung, die Jurisprudenz mit der Theologie zu vertauſchen. Nur zu oft hatte ich gerade den entgegengeſetzten Tauſch erlebt, ja anrathen müſſen. Junge Männer vertrauten mir ſehr oft die Zweifel, mit welchen ſie zu kämpfen hatten, und die ſie nicht zu überwinden vermochten; ich mußte ihnen oft genug rathen, den bedenklichen Kampf aufzugeben, indem ich mich für überzeugt hielt, daß die Folgen für die ſtille religiöſe Geſinnung gefährlich werden müßten, wenn dieſer Kampf immer von Neuem gewaltſam durch ein Studium, zu welchem man nicht berufen war, hervorgelockt würde. Der umgekehrte Fall, der freilich ſeltener war, iſt mir nie erfreulicher als bei Müller erſchienen. Leider mußte ich nur zu oft geſtehen, daß die Ueberzeugung, die ſich zu leicht theologiſch beruhigte, faſt immer mit einer großen geiſtigen Beſchränktheit verbunden war, und doch ſah ich es ein, daß die bedeutende Richtung der Zeit, die neue ächt chriſtliche Epoche, die anfangen will, wie im funfzehnten und ſechzehnten Jahrhundert, mit großer geiſtiger Freiheit ächte Frömmigkeit zu verbinden, eben dazu da iſt, alle Zweige geiſtiger Thätigkeit zu umfaſſen, zu beherrſchen und zu reinigen. Daher war mir der Eifer und die geiſtige Sicherheit, mit welcher Julius Müller ſich der Theologie zuwandte, ſo bedeutend und wichtig. Es iſt kaum möglich, ſeine Schriften zu leſen, ohne von dem heitern, tiefen, in ſich ſelbſt klaren Geiſte ergriffen zu werden. Selbſt diejenigen Werke, die für die Erbäuung beſtimmt ſind, ziehen durch geiſtige Anmuth und Reichthum an, und ich war immer geneigt, ſie denen meines Jugendfreundes, Biſchof Mynſter, die ich zu den vorzüglichſten unſerer Zeit rechne, an die Seite zu ſtellen. Ich muß es ein Glück nennen, daß nicht wenige meiner Schüler in meinem Alter meine Lehrer geworden ſind, und wie gern nenne ich unter dieſen Julius Müller.

Aber Eduard Müller, der dritte, jüngſte Bruder, iſt in der That nicht weniger bedeutend, wenngleich äußerlich weniger vom Geſchick begünſtigt. Julius Müller war zwar einige Jahre hindurch Landprediger in einer entfernten Gegend Schleſiens, erhielt aber dann noch in ſeinen beſten Jahren einen Ruf als Univerſitätsprediger nach Göttingen, wo er einige Jahre ſpäter in der Mitte des wiſſenſchaftlichen und literäriſchen Verkehrs, zwar im Anfange mit Schwierigkeiten mancherlei Art zu kämpfen hatte, aber doch die Gelegenheit fand, ſich als Lehrer bemerkbar zu machen, als gelehrter Theolog ſich auszuzeichnen, und ſelbſt anregend, auch fortwährend angeregt ward. Eduard dahingegen brachte ſeine beſten Jahre als Gymnaſiallehrer in der entfernten Oberſchleſiſchen Stadt Ratibor zu, und mußte es für ein Glück anſehen, daß er als Prorector nach Liegnitz verſetzt wurde. Er iſt tief und ſcharfſinnig, wie ſeine Brüder. Die Betrachtungsweiſe ſeiner Schriften, die Aufſehen erregt haben, iſt entſchiedener philoſophiſch, und daher wohl auch dem Fachgelehrten fremdartig. Mir trat er dadurch näher, daß er mit großer Entſagung ſich in ſeiner Jugend mit meinen Schriften beſchäftigte. Es giebt, glaube ich, nur Wenige, die ſie genauer kennen; ich muß freilich bedauern, daß der Gang meiner Bildung und

Kenntniſſe mir nicht erlauben, ſeine philologiſchen Schriften zu beurtheilen.

Drei andere Brüder, ebenfalls Predigerſöhne, waren ebenſo durch Geiſt und Studium ausgezeichnet; es waren die Gebrüder Suckow. Der älteſte lebte ein paar Jahre hindurch faſt wie mein Sohn in meinem Hauſe; er war auf der Univerſität unter den Studirenden wegen des Ernſtes ſeiner Studien allgemein geſchätzt, zog ſich aber von den Studirenden völlig zurück und arbeitete mit unglaublichem Eifer. Die ganze Richtung ſeines Geiſtes war eine höchſt eigenthümliche, ſeine Natur eine durchaus ſyſtematiſche, er verlor ſich grübelnd in die Conſequenz eigener Gedanken, und obgleich ſeine ſtreng dogmatiſchen Studien mir fremd waren, erregten ſie dennoch mein lebhaftes Intereſſe; ja es giebt kaum irgend einen Menſchen, von welchem ich, noch während er für meinen Schüler galt, ſo viel gelernt habe. Er hat eine Schrift herausgegeben, genannt: „Drei Zeitalter der chriſtlichen Kirche, dargeſtellt in einem dreifachen Jahrgange chriſtlicher Perikopen,“ ſie ward 1830 gedruckt; ich bin überzeugt, daß dieſes kleine Werk ſehr beachtenswerth iſt, aber eben die tiefſinnig ſyſtematiſche in der eigenen innern

Conſequenz ſich verlierende Darſtellung, ſo wie die ſtrenge Auffaſſung, macht das Leſen beſchwerlich, und das Buch hat weniger Aufmerkſamkeit erregt, als es verdient.

Der zweite Bruder, Profeſſor der Theologie in Breslau, hat ſich auf eine ganz andere Weiſe ausgezeichnet, und da er zugleich Prediger iſt, einige Vorurtheile gegen ſich erweckt. Er trat noch als Candidat unter den Namen Posgaru als Verfaſſer einer Novelle hervor, die Aufſehen machte und Beifall gewann. Er iſt geiſtreich und nimmt an der Bewegung ſeiner Wiſſenſchaft in dieſer Zeit lebhaft und mit Erfolg Antheil. Ich erwarte, daß die begonnene Monatsſchrift, der Prophet, eine bedeutende und würdige Stellung in dem Kampfe einnehmen wird, der für die ganze Gegenwart ſo wichtig iſt, und immer entſchiedener hervortreten muß. Der dritte Bruder iſt wenig genannt, aber ebenfalls ein Prediger, der mit großem Eifer für ſeine Studien lebt.

Es iſt nicht meine Abſicht, einen jeden jungen Mann, der mein Auditorium beſucht, meine Vorträge mit einigem Intereſſe gehört, und ſich perſönlich mir angeſchloſſen hat, zu nennen, um mir dadurch etwa die Miene zu geben, als hätte ich mir um ihn und ſeine Bildung beſondere Verdienſte erworben. Die Zahl iſt nicht gering, und ich habe bis auf den heutigen Tag Beweiſe erhalten von dem Einfluſſe, den ich ausübte, nicht ſelten auf eine überraſchende Weiſe. Die Genannten aber gehören in der That zu meinen genaueſten Freunden. Das bedeutende, und in vieler Rückſicht bedenkliche Thema der jetzigen Zeit hat uns ſchon vor einigen zwanzig Jahren mit vielem Ernſte beſchäftigt. Das Verhältniß nämlich der Religion zur Philoſophie.

Manche Frage, die jetzt mit Leidenſchaftlichkeit behandelt wird, ja wohl für neu gilt, war uns ſchon damals Gegenſtand ernſthafter Betrachtung, und wenn gewöhnlich die Schüler mit Dankbarkeit die Zeit erwähnen, die ſie, ſich ausbildend, mit ihren Lehrern zubrachten, ſo darf ich mich rühmen, von meinen Schülern gelernt zu haben. Ein ſolches Leben iſt nicht ohne Reiz, und ich erinnere mich der Stunden, die ich mit dieſen Männern verlebte, jederzeit mit Freuden.

Freilich fanden ſich unter meinen Zuhörern auch ſolche, die mit meinen Vorträgen keinesweges zufrieden waren, unter dieſen nenne ich beſonders den talentvollen, durch ſeine Schriften bekannt gewordenen Laube. Vor Allem aber muß ich noch einmal vom Profeſſor Braniß reden, deſſen Studien zwar, ſo wie die der Gebrüder Müller und Suckow, eine andere Richtung nahmen als meine, der mich aber vorzüglich an die ſchöne Zeit im Anfange des Jahrhunderts erinnerte. Aus dieſer Quelle hat er, der ältere, unmittelbar geſchöpft. Eine lange Zeit hindurch mußte ich ſeines Umganges völlig entbehren, die große Schwierigkeit ſeiner Lage, mit welcher er zu kämpfen hatte, zog ihn in ſtille Einſamkeit zurück. Erſt ſpät, als eine von ihm beantwortete Preisſchrift der Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin die öffentliche Aufmerkſamkeit auf ſich zog, als die Kritik der Schleiermacherſchen Dogmatik Aufſehen erregte, trat er mehr hervor, und unſere, mir ſo lehrreiche Verbindung ward immer inniger, für mich immer wichtiger.

Ein Ereigniß, welches Aufſehen erregte, muß ich noch erwähnen. Den berühmten Akuſtiker Chladni hatte ich ſchon früher hier und da auf ſeinen Reiſen, wenn er in den verſchiedenen Städten Vorträge über die Akuſtik und über die Meteorſteine hielt, angetroffen. Dieſer ſeltſame und originelle Mann, der ſich an ein herumſtreifendes Leben gewöhnt hatte, liebte in ſeiner trocknen pedantiſchen Lebensweiſe eine große Unabhängigkeit von allen äußeren Verhältniſſen: er gefiel ſich in der vorübergehenden freundlichen Aufnahme, die er, wo er hinkam, zu finden pflegte. Die Vorträge über die ganz beſtimmten und intereſſanten Gegenſtände ſeiner Studien hatte er völlig in ſeiner Gewalt, und ſie waren hinlänglich anziehend, um immer von neuem Zuhörer anzulocken Es iſt begreiflich, daß die Entdeckungen der Klangfiguren, die er mit großer Gewandtheit und Sicherheit darzuſtellen vermochte, ſo wie die Meteorſteine, wenn man ſie ſah und die Art ihrer Bildung hörte, immer von neuem überraſchen mußten. Der kleine, wunderliche, grillenhafte Mann hat das Erz zu ſeinem Denkmal aus den Welträumen geſammelt, und mit den flüchtigen Figuren des Klanges bezeichnet. Er war mir in jeder Beziehung ein pſychiſch merkwürdiger Mann. Geboren in Wittenberg, blieb, wenn auch die Stadt ſelbſt nicht, doch die Gegend, ſeine Heimath, in welcher er einige Monate im Jahre in Kemberg zubrachte, wo er völlig zurückgezogen lebte; von hier aus bereiſte er die verſchiedenen großen und kleinen Städte in Deutſchland, indem er nach Verlauf mehrerer Jahre dieſelben immer von neuem wieder beſuchte. Die häuslichen Sorgen hatten ihn von der Ehe, die unvermeidliche Abhängigkeit, die mit der Annahme eines Amtes verbunden war, von einer jeden feſten Anſtellung zurückgeſchreckt. So blieb er ohne alle engere Verbindung mit den Menſchen, und die vorübergehende Berührung hielt jene Verwickelungen von ihm entfernt, die nicht ſelten das Leben verbittern. Auch lernte er durch ſeine Lebensweiſe Manches entbehren, was dem verwöhnten Hausvater, der ſich von ſeiner Familie pflegen, und dem alt gewordenen Lehrer, der ſich von ſeinen Zuhörern verehren läßt, nothwendiges Bedürfniß geworden iſt. Die Einſamkeit bildete den ſeltſamen Menſchen immer launenhafter aus; die beſchränkten Gegenſtände, die ihn ausſchließlich beſchäftigten, ſchloſſen ihn immer mehr ab, und wenn ſonſt Männer, die, wie er, ein herumſtreifendes Leben führen, eine große Beweglichkeit zu erhalten pflegen, wenn die wechſelnden Ereigniſſe der Zeit ſie anzuziehen und hinzureißen pflegen, ſo ward er immer einſeitiger; man glaubte einen Mann zu ſehen, der Kemberg zum erſten Male verließ. Die Naivität, mit welcher er ſich darſtellte, bildete mit der durch Gewohnheit entſtandenen Sicherheit, mit welcher er hervortrat, eine ſeltſame Miſchung, ſeine eigenthümliche Erſcheinung konnte Keinem beſchwerlich fallen, ſie ergötzte vielmehr, weil ein jeder wußte, daß ſie nur kurz dauern konnte. Sein Ruf, der keinem Menſchen in den Weg trat, kam ihm allenthalben zu Statten, und er wäre ohne allen Zweifel Mitglied der berühmteſten Akademien geworden, wenn die ſeltſame Lage, in welcher er lebte, nicht ſeine Wahl verhindert hätte. Daß er eine Kriſe in der Akuſtik hervorgerufen hat, war er ſich ſehr wohl bewußt, und aus der Unruhe beſtändiger Reiſen entſtand eine Geſtalt, wie ſie ſich ſonſt in häuslicher Ruhe und in dem Lehnſtuhl der Studirſtube auszubilden pflegt. Er hatte kaum einen eigentlichen Freund, wohl aber waren ihm eine Menge ſelbſt bedeutender Männer mit Wohlwollen zugethan. Jedesmal, wenn ich ihn traf, in Halle, in Leipzig, in Berlin, zuletzt in Breslau, ſah ich ihn gern und oft; in ſeinem ſiebenzigſten Jahre 1825 oder 1826 kam er nach Breslau. Wie immer, reiſte er auch diesmal wie ein junger Menſch ohne irgend eine Begleitung; miethete ſich in einem bürgerlichen Hauſe ein, aß hier und da an einem öffentlichen Orte, und verließ ebenfalls ohne Begleitung Abends ſpät die Geſellſchaften, die er beſuchte, wie ein Student mit ſeinem Hausſchlüſſel in der Taſche. Er hatte in Breslau eine Menge Zuhörer erworben, und es gelang mir, für ihn ein anſehnliches Diner zu veranſtalten, welches von den Gelehrten nicht allein, ſondern auch von einer Menge gebildeter Beamten, ja ſelbſt von den höchſten Behörden beſucht wurde. Ein ſolches Ereigniß ſtimmte ihn ſehr heiter, und ſeine Unterhaltung in den Abendſtunden, die er bei mir zubrachte, war äußerſt fröhlich. Oft ſprach ich mit ihm über ſeine Lage, und wie bedenklich, ja gefährlich ſie jetzt in ſeinem ſiebenzigſten Jahre zu werden anfinge. Er aber war völlig unbeſorgt. Gaſthöfe und wechſelnde Wohnungen waren ihm ſo zur Gewohnheit geworden, wie die ſtille Bücherſtube anderen alten Gelehrten.

Eines Abends, zur gewöhnlichen Theeſtunde, traf er mit mehreren Freunden bei mir zuſammen; das Geſpräch war lebhaft und die Unterhaltung zog meine Gäſte ſo an, daß ſie ſich erſt ungewöhnlich ſpät trennten. Chladni war in ſeinen Genüſſen äußerſt mäßig; an dieſem Abend trank er mehr Thee als gewöhnlich, die Rede kam auf das Sterben, und er äußerte den Wunſch, ſchnell und unvermuthet der Erde entrückt zu werden. Mit vieler Laune erzählte er einen Sterbefall, der ihm beneidenswerth erſchien: Ein Gourmand ſaß bei einem glänzenden Diner, er hatte mit vielem Appetit eine Menge der leckerſten Gerichte genoſſen, aber der größte Genuß war noch zu erwarten; eine Straßburger Gänſeleberpaſtete ging ihm über Alles; ſie erſchien, die Augen glänzten dem Gaſte, als ſie aufgetragen wurde, ſie bewegte ſich durch den Bedienten auf ihn zu, ſchon war es ihm, als genöſſe er ſie, da traf ihn ein Schlagfluß und im Moment war er todt! — So erzählte der alte, aber völlig geſunde, lebensfrohe Mann. Der Muſikdirector Moſewius, mein Freund, begleitete ihn nach ſeiner Wohnung, die nicht ſehr weit von uns entfernt war. Er geſtattete ihm nicht, ihn die Treppe hinauf zu begleiten. Die Wirthin brachte ihm ein Licht und entfernte ſich. Den andern Morgen um 6 Uhr ward ich durch einen Boten geweckt. Die Wirthin hatte, wie gewöhnlich, das Frühſtück herauf getragen, und fand Chladni vom Schlage getroffen in einer Ecke auf dem Fenſtertritt hingeſtreckt. Ich eilte nach ſeiner Wohnung und ſah ihn eben ſo. Es war klar, daß der Schlagfluß ihn ſchon am ſpäten Abend, kurz nachdem er die Geſellſchaft verlaſſen, getroffen hatte. Den Rock hatte er ausgezogen, er trug zwei Taſchenuhren, die eine war aufgezogen und lag neben ihm, die zweite war er im Begriff geweſen aufzuziehen, ſie war ihm bei dieſem Geſchäft aus der Hand gefallen.

Dieſer überraſchende Todesfall ward durch den Wirth und mich ſogleich den Gerichten angezeigt. Chladni war auch in ſeinen finanziellen Verhältniſſen pedantiſch ängſtlich; er führte eine nicht unbedeutende Geldſumme mit ſich; Alles war in der größten Ordnung; man fand darüber ein genaues Verzeichniß. Eine höchſt werthvolle Sammlung von Meteorſteinen, die er zur Erläuterung ſeiner Vorträge auf der Reiſe mit ſich führte, hatte er nach ſeinem Tode für die Mineralienſammlung der Univerſität in Berlin beſtimmt.

Schon vor der Reiſe nach Norwegen war ich mit dem Feldmarſchall Grafen York in ein für mich intereſſantes Verhältniß getreten. Ich habe mein vorübergehendes Zuſammentreffen mit ihm im Kriege ſchon erwähnt.

Einſt beehrte er mich mit ſeinem Beſuche, und der Grund deſſelben überraſchte mich ſehr. Graf York hatte in ſeinem ganzen Leben etwas, ſeine glänzende Laufbahn Begleitendes, Verhängnißvolles, obgleich er bis zu der höchſten militäriſchen Stufe im Staate ſtieg und den größten militäriſchen Ruf erwarb, den ein Krieger überhaupt in unſern Tagen zu erlangen vermag.

Das frühe Jugendleben des Grafen York iſt ſehr dunkel. Daß er in ſeinem 13ten bis 14ten Jahre als Fähnrich in den Dienſt trat, und nach einiger Zeit denſelben wieder verlaſſen mußte, iſt der ganzen Armee und auch in weitern Kreiſen bekannt. Der Grund dieſer unglücklichen Kataſtrophe liegt aber völlig im Dunkeln, und da die Lebensereigniſſe eines Mannes, der eine ſo große Rolle in der Geſchichte geſpielt hat, ſo weit als möglich aufgehellt zu werden verdienen, ſo glaube ich, was ich durch günſtige Verhältniſſe auf ſichere Weiſe erfahren habe, mittheilen zu dürfen. Ich erhielt dieſe Nachrichten durch einen mir günſtig geſinnten, hochgeſtellten Offizier; ihre Wahrheit kann auf jede Weiſe verbürgt, und einer geſchichtlichen Quelle gleichgeſtellt werden.

Die plötzliche Entfernung des jungen Fähnrichs aus dem Kriegsdienſte war bis jetzt für die Armee ein völliges Räthſel, ſie ſchien einen Schatten auf das frühe Jugendleben des berühmten Helden zu werfen, um deſto weniger trage ich Bedenken, den Grund dieſer harten Strafe bekannt zu machen, da ſie ſowohl auf den Charakter des jungen Mannes, wie auf den des alten Königs, Friedrichs des Großen, ein helles Licht wirft. Die That, die ihm den heftigſten Zorn des Königs zuzog, war zwar eine höchſt unbeſonnene, aber keine ſolche, deren Veröffentlichung nach dem, was bekannt geworden iſt, ſeinem Rufe zu ſchaden vermag. Der junge Graf v. York war in Bromberg als Fähnrich angeſtellt, als eben der baieriſche Krieg beendet war. Ein Offizier des Regiments ward beſchuldigt, in dieſem Kriege geplündert zu haben, und das in der Armee herrſchende ſtrenge Ehrgefühl forderte ſeine Beſtrafung. Man war moraliſch von der Thatſache überzeugt, die ſich juridiſch ſchwer beweiſen ließ; ein Verein von Offizieren des Regiments erklärte daher den Beſchuldigten in Verruf, und Graf York wohnte der Verſammlung bei, in welcher der Beſchluß gefaßt wurde. Kurze Zeit nachher ſollte v. York mit dieſem ältern Offizier die Wache beziehen, und in ſeiner Begleitung ſich dahin verfügen. Er weigerte ſich; und als er ſich ihm gegenüber ſtellen ſollte, kehrte er den damals gebräuchlichen Sponton um und ſteckte die Spitze in die Erde, ein Zeichen des erklärten Verrufs. Der ältere Offizier ließ den Fähnrich dieſes ſubordinationswidrigen Verfahrens wegen ſogleich entwaffnen und verhaften; die Offiziere, die den Verruf erklärt hatten, mochten die unbeſonnene That des jungen Mannes nicht vertreten, ſie ward dem alten Könige angezeigt, und York mußte aus dem Dienſte treten.— Man muß doch ſchon in ſeiner Jugend Vieles von ihm erwartet haben. Ein auf ſeinem Gute lebender Herr v. Korf nahm ſich des verlaſſenen Jünglings an, und dieſer hielt ſich eine Zeit lang bei ihm auf. Der Herr, dem ich dieſe Nachricht verdanke, lebte damals als Knabe in der Familie, und ſah den jungen Fähnrich oft. Er zog natürlich durch ſeine, wenn auch tadelnswerthe, doch äußerſt kühne, und aus einem ſtrengen militäriſchen Ehrgefühle hervorgehende That die Aufmerkſamkeit auf ſich, und der Eindruck, den er machte, iſt dem alten Herrn klar und beſtimmt geblieben. Jener erſchien ihm als ein ſchöner und angenehmer

Jüngling, der den Beifall der Geſellſchaft leicht gewann. Doch trat er, ſelbſt nach einer ſo harten, ſeine ganze Zukunft, wie es ſchien, vernichtenden Kataſtrophe, ſehr entſchieden, ja trotzig auf. Auch Graf Yorks Kleidung zog die Aufmerkſamkeit des Knaben auf ſich. Er durfte freilich keine Uniform tragen, behielt aber den blauen Rock, trennte jedoch die rothen, zurückgeklappten Rabatten von dem Kleide, und knöpfte die Klappen übereinander. Herr v. Korf ſuchte Jedermann für ihn zu gewinnen; er wandte ſich an einen Offizier höherer Stellung in Königsberg, den Grafen v. Kaiſerling, der, wie man erzählt, mit dem Kronprinzen, dem nachherigen Könige Friedrich Wilhelm II. in einem ſehr vertrauten Verhältniſſe lebte. Auch dieſer intereſſirte ſich ſehr lebhaft für York, aber Alles war vergebens. Der alte König wollte ihn durchaus nicht nennen hören. Es blieb kein anderer Ausweg als ein auswärtiger Kriegsdienſt. Der Kronprinz, der nicht aufhörte, ſich für ihn zu bemühen, wandte ſich an ſeine Schweſter, die Erbſtatthalterin in Holland, und dieſe verſchaffte ihm eine Anſtellung in holländiſchen Dienſten. Er ging mit Truppen nach dem Cap. Hier blieb er einige Jahre und kam noch vor dem

Tode des Königs zurück. Er wagte ſich nun nach Preußen, in der Hoffnung, daß der Zorn des Königs verſchwunden wäre. Es wird erzählt, doch läßt es ſich nicht ſo ſicher geſchichtlich begründen, daß bei einem Manöver York nach einer Verabredung ſich dem Kronprinzen näherte, und nun an ſeiner Seite fortritt. Der König, ſagt man, ritt auf ſie zu, blickte beide ſehr ſcharf an, ohne ſich zu äußern, und gleich nach dem Manöver erhielt der Kronprinz den ſtrengen Befehl, für Yorks ſchnelle Entfernung Sorge zu tragen.

Als Graf York die Holländiſchen Dienſte verlaſſen hatte, und wieder zurückgekehrt war, wandte er ſich in einer Bittſchrift an den König und erhielt folgende Antwort:

„Beſter, lieber, beſonderer. Nach ſeiner eigenen Anzeige von Geſtern, hat er auf der Flotte unter dem Befehl des Franzöſiſchen Generals Suffren gedient. Wenn er alſo den Seedienſt wohl verſtehen mag, ſo iſt doch nicht zu vermuthen, daß er ſich zum Landdienſt ſchicket und dazu ſind doch einzig und allein beſtimmt, die neu errichtet werdenden Frei-Regimenter, ſeines wohl affectionirten"

Friedrich.

Potsdam am 3. Febr. 1786.

Auf dieſe Cabinets-Ordre kam York von neuem ein, und erhielt nachſtehende zweite Antwort:

„Beſter, lieber, beſonderer. Ich muß nach ſeinen letzten Seedienſten billig Bedenken tragen, ihn bei der Infanterie wieder anzuſtellen, und würde es eben ſo viel ſein, als wenn ein Koch wollte Tanzmeiſter werden. Von ſeiner erſten Antwort kann demnach, auf ſeine Bitte von Geſtern, nicht abgehen, ſein ſonſt ſeinwollender affectionirter

Friedrich.

Potsdam den 4. Februar 1786.

Man kann nicht leugnen, daß dieſe Antworten ganz dem Geiſte des alten Königs entſprechen.

Merkwürdig ſcheint es mir nun, daß Friedrich II. einen Offizier mit ſo großer Hartnäckigkeit von ſeinem Heer entfernt hielt, der beſtimmt war, in dieſem eine ſo glänzende Rolle zu ſpielen; denn daß der junge York gleich nach dem Tode Friedrichs wieder in das preußiſche Heer eintrat, verſteht ſich von ſelbſt. Bemerkenswerth iſt es aber auch, daß die erſte Jünglingsthat des Helden weiſſagend die glänzende That verkündigte, die auf das Schickſal Europas einen ſo großen Einfluß gehabt hat, und die doch auch nicht ſo ganz den ſtrengen Formen des Dienſtes entſprach.

York ſprach gern von ſeinem Aufenthalt am Cap und erzählte öfter Anekdoten von dem dortigen, mit dem Preußiſchen wenig übereinſtimmenden Kriegsdienſte und von der Eigenthümlichkeit der dienenden Hottentotten.

Hier iſt nicht der Ort, eine Lebensbeſchreibung des Grafen zu liefern, ſelbſt wenn ich es vermöchte. Seine nicht ſeltenen Mittheilungen waren zu kurz abgebrochen und wenig zuſammenhängend und meine Berührungen mit ihm betrafen faſt ausſchließlich ſeine Familie. Als ſeine Stellung im Leben immer glänzender ward, war es natürlich, daß auch ſein Name ihm als ein Bedeutendes erſchien; ein Geſchlecht in der Geſchichte für alle Zeiten zu begründen, deſſen Stifter er war, erſchien ihm wichtig, ja bildete die ihn ganz beherrſchende Abſicht ſeiner letzten Jahre. Aber in dieſer Rückſicht hatte er in ſeiner Familie ein wunderbares Unglück. In ſeiner Ehe hatte er eine Menge Kinder erhalten, wenn ich nicht irre, neun; ſechs waren geſtorben. Der jetzt gealterte Held hatte ſich aus dem Kriegsdienſte zurückgezogen und machte bekanntlich den Feldzug von 1815 nicht mit. Er hatte noch zwei Söhne und eine Tochter; der älteſte Sohn hatte eben das Alter erreicht, um in den Kriegsdienſt treten zu können. Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß der alte General, ſo wichtig es ihm auch war, ein Geſchlecht zu begründen, doch beide Söhne dem Vaterlande geopfert hätte. Der zweite hatte die Jahre noch nicht erreicht.

Als die ſiegreichen Preußen nach der Schlacht bei Belle Alliance Paris beſetzten, fanden einige Gefechte in der Umgegend ſtatt; der junge Graf York ſtand bei den Huſaren, und bei einem kleinen Gefechte zwiſchen Paris und Verſailles ward er mit einer geringen Mannſchaft von einer weit überlegenen angefallen, ſeine Mannſchaft aus einander gejagt, und der junge Offizier fiel in feindliche Gewalt; er aber glaubte, wie erzählt wird, daß ein Sohn des großen Grafen York nicht als franzöſiſcher Gefangener leben dürfe; er wehrte ſich verzweiflungsvoll bis zu dem letzten Augenblick, und fiel. Jetzt ruhte nun die ganze Hoffnung des zu begründenden Geſchlechts auf dem zweiten Sohne, und die Sorge des Vaters brachte dieſen zu mir. Der Graf übertrug mir die unbedingte Aufſicht über ſeinen Sohn. Ich ſollte ihm zwar nicht Unterricht geben, wohl aber dieſen leiten, und die Lehrer beſtimmen, bis er zur Univerſität reif ſei. Ich geſtehe, daß, ſo ehrenvoll das Vertrauen mir war, ein ſo wichtiges Geſchäft mir doch bedenklich ſchien. Ich hatte nie gern die Aufſicht über Knaben, und mein ganzes Leben hindurch, ſelbſt als Jüngling unter andern nur auf ſolche junge Männer anregend gewirkt, die der Selbſtbeſtimmung fähig waren. Doch fand ich mich durch das Vertrauen eines ſo großen Mannes ſo geehrt, daß ich mich verpflichtet glaubte, der Aufforderung zu genügen. Mehrere Jahre hindurch ſah ich nun den jungen Grafen täglich in meinem Hauſe, und der beſorgte Vater erſchien oft bei mir, ſo wie ich wiederholt aufgefordert wurde, ihn auf ſeinem Gute Klein-Oels zu beſuchen.

Wenn von irgend einem Manne, kann man wohl mit Recht vom Grafen York ſagen, er ſei durch das Leben gebildet. Das Einzige, was er einer Schule verdankte, war die praktiſch-militäriſche Ausbildung; daher behielt auch dieſe eine Herrſchaft über ſein Urtheil als Krieger, und er ließ nur hier und innerhalb der Grenzen der praktiſchen Ausübung eine Schule gelten. Alles, was ihm außerhalb dieſer zu liegen ſchien, hatte in ſeinen Augen nur geringen Werth, und der umſichtig gebildete Generalſtab, wie er ſich während des Krieges und nach dem Kriege geſtaltete, hatte manchen harten Angriff von ihm zu dulden. Alles, was einen Entſchluß im Kriege erſt herbeiführen ſollte, fand ihn gewöhnlich unentſchloſſen und beſorgt; alle Berathſchlagungen des Generalſtabes waren ihm bedenklich, und er gehörte fortdauernd zu den Unzufriedenen. Aber dieſen ſchwankenden Zuſtand trug er allein oder mit wenigen Freunden. Die Armee erblickte ihn nie ſo. Denn war der Entſchluß gefaßt, war die beſtimmte Kriegsthat unvermeidlich, dann ſtanden ihm alle Mittel zu Gebote, er beherrſchte alle ihm gegebene Verhältniſſe, und war bei einem jeden Schritte feſt und unerſchütterlich. So erſchien er unter den Truppen. Daher hat nicht leicht ein preußiſcher Feldherr der neuern Zeit eine größere Gewalt über ſeine Umgebung ausgeübt, als er. Er war unerbittlich ſtreng und hart; wenn er einen Entſchluß gefaßt hatte, nie zu beugen. Aber eben die unabweichbare Nothwendigkeit, die ſeine Befehle einer Naturgewalt gleichſtellte, erweckte das feſte Vertrauen. Wo man weiß, daß man ſich fügen muß, da ſcheint dasjenige, was geboten wird, wie das Naturgeſetz zu unſerem Weſen zu gehören. Wir unterwerfen uns dieſem, und fühlen uns dennoch durch die Unterwerfung frei. So bildet ſich jene tiefe, innige Einheit des Gehorſams und der ſtolzen Freiheit, ſo entſteht nicht knechtiſche Schwäche, ſondern feſte, ſtarke Selbſtändigkeit — eine Einheit, die freilich den zuchtloſen Schwätzern unſerer Tage völlig unbegreiflich iſt.

Es iſt bekannt, wie entſchieden und ſtark dieſe ſtolze, kriegeriſche Geſinnung bei den Yorkſchen Truppen vorherrſchte; ſo ward die große That möglich, die dem ganzen Kriege ſeinen Urſprung gab, wie das Gepräge, welches er trug. Seit Friedrich II. hat kein deutſcher General einen größern Einfluß auf ſeine Truppen gehabt, er konnte ihnen Alles bieten, ſie gehörten ihm unbedingt.

Seine Geſichtszüge ſprachen die eiſerne Geſinnung aus, und hatten etwas Finſteres und Gebietendes. Dieſes machte bei dem erſten Empfange beſonders einen imponirenden Eindruck, um ſo mehr, da er die

Gewohnheit hatte, bei einem zwar äußerlich höflichen, aber doch zugleich zurückhaltenden Benehmen mit einem durchbohrenden Blick, den er durchaus in ſeiner Gewalt hatte, einen jeden jungen Mann, der ihm zuerſt nahe trat, zu prüfen. Ich habe es geſehen, wie er jüngere Offiziere auf dieſe Weiſe in eine große Verlegenheit ſetzte. Es war ſchwer ihm zu gefallen, und ich habe Männer geſehen, die, wie muthig ſie ſonſt ſein mochten, durch ſeinen Empfang in eine unangenehme Lage verſetzt wurden. Wer ſich aber zu benehmen wußte, der konnte ſchnell ſeine Gunſt erwerben. Wenn er in die Stadt kam, erſchien er öfter in meinen Abendgeſellſchaften und ließ ſich dann vollkommen unbefangen gehen; ſelbſt die Studenten, die dort nicht ſelten erſchienen, überwanden dann ſchnell die Scheu vor dem grauen Helden, obgleich ſeine Aeußerungen meiſt hart und tadelnd waren, und er ſelten ſeine Zufriedenheit mit den Zuſtänden des Staats oder der Wiſſenſchaft äußerte; aber die Urtheile waren gewöhnlich ſo allgemein, daß ſie die Anweſenden nicht trafen, und eine ſcherzhafte Ironie ſtumpfte die Spitze ab; er konnte dann, obgleich ſeinem Charakter nie entſagend, höchſt liebenswürdig ſein. Wer ihn zu behandeln wußte, konnte ihn und zwar deſto leichter, je entſchiedener man ihm entgegentrat, gewiſſermaßen beherrſchen, und meine Stellung war glücklicherweiſe ſo völlig unabhängig, daß ich mich nicht erinnere, perſönlich irgend eine mir unangenehme Berührung mit ihm erlebt zu haben. Einige der Offiziere, die zu ſeiner nächſten Umgebung gehörten, übten ſcheinbar eine große Gewalt über ihn aus, aber im Hintergrunde blieb der unerſchütterliche eigene Wille, der ſich nicht immer auf gleiche Weiſe geſtaltete. Daher hatte der Sohn eine ſchwere Aufgabe, und ich ward, zwar in einem viel engern Verhältniſſe, an Friedrichs II. Schickſal in ſeiner Jugend, ſeinem Vater gegenüber, erinnert, wenigſtens glaubte ich es nun begreifen zu können. Eine äußerſt milde, kränkliche Mutter vermochte den Sohn nicht zu ſchützen; jemehr dieſer heranwuchs und eine ſelbſtändige Geſinnung äußerte, deſto bedenklicher ward ſeine Lage.

Sein Lehrer, mit dem er in einem Hauſe zuſammenwohnte, war der jetzige Schulrath Brettner, der ſeine Fähigkeit als Lehrer ſpäter kund gegeben hat, und Profeſſor Schneider der Jüngere übernahm den Unterricht in den Sprachen.

Ich habe mit dem alten Helden manchen ſeltſamen Auftritt erlebt, und als der Sohn ſich der Univerſitätsprüfung unterwerfen ſollte, zeigte der Vater eine Aengſtlchkeit, die mich überraſchte. Jener beſtand ſie ſehr gut, aber die größte Schwierigkeit trat doch hervor, als nun der Sohn des Feldmarſchalls als Student unter den übrigen leben wollte. In der That hatte die Stellung bei einer Univerſität, wo eine große Menge armer Studirender lebte, die wenig Erziehung genoſſen hatten, ihre große Schwierigkeit.

Der junge Graf ſtudirte in Breslau und Berlin, und machte in der Geſellſchaft des jetzigen Generals von Williſen eine Reiſe durch England, Frankreich und Italien. Während ſeiner Abweſenheit ward die Mutter immer kränklicher, ſie ſehnte ſich ſehr nach ihrem Sohne, und beſchäftigte ſich in den letzten Tagen nur mit ihm. Die traurige Botſchaft traf ihn wenige Meilen von ſeiner Heimath. Die Mutter ſah ihn aber nicht mehr. Ich habe im innigen Vertrauen alle die wichtigſten Ereigniſſe des Jünglings mit erlebt. Ich begleitete ſeinen Vater zum Grabe, wie den alten Blücher. Er lebt jetzt als unabhängiger Ehrenmann auf ſeinen großen Beſitzungen, und hat den lebendigen

Sinn für höhere geiſtige Bildung behalten. Ich habe mir an dem früheren Schüler einen treuen Freund erworben, und mit Freude gedenke ich der kurzen Zeit, die ich vor wenigen Jahren in ſeinem Hauſe zubrachte. Seine liebenswürdige, geiſtreiche Frau iſt meine theure Freundin, und dieſes zarte Verhältniß macht mich ſtumm. Doch muß ich an Braniß Zueignung ſeiner Geſchichte der Philoſophie erinnern, ſie ehrt beide.

Etwas über zwanzig Jahre (von meinem 38ſten bis zu meinem 59ſten Jahre) brachte ich in Breslau zu, und in dieſer Zeit lernte ich freilich Stadt und Provinz genau kennen. Kaum giebt es einen Stand oder eine Claſſe der Einwohner, die mir unbekannt blieb; aber eine Richtung meiner Beſchäftigung, die freilich mehr äußerlich und zufällig war, darf ich doch nicht unerwähnt laſſen. Es war die Kunſt in ihren verſchiedenen Bildungsmomenten. Am wichtigſten ward mir, und zwar je älter ich ward, deſto entſchiedener, die Muſik; darf ich auch nicht behaupten, die Fähigkeit, ein kunſtgerechtes Urtheil über ſie zu fällen, erlangt zu haben, ſo ſchloß ſie doch eine reiche Welt immer weiter für mich auf, und natürlich ganz beſonders die ernſtere, die religiöſe Seite. Ich verdanke dies vor Allen meinem Freunde von Winterfeld. Man kennt ſeine großen Verdienſte um die Geſchichte der Kirchenmuſik, ſeine gründliche Kenntniß derſelben und ihrer Geſchichte. Schon in ſeinen jüngern Jahren in Rom, als er es auf ſich nahm, alte Notenſammlungen zu ordnen, fand er Gelegenheit, einen großen Schatz unbekannter Muſikalien zu copiren und zu ſammeln, und in einer Reihe von Jahren hat er in Schleſien, ſo weit die gewiſſenhafte Verwaltung ſeines Amtes es ihm erlaubte, die große Menge von Muſikalien ſtudirt, die man aus den Klöſtern zuſammenbrachte, um eine Sammlung für die Bibliothek, die ſich an die Univerſität anſchloß, anzulegen, ſo wie er ſich auch um die Ausbildung der Muſik im Ganzen große Verdienſte erwarb. Wir hatten abwechſelnd in unſern Familien kleine Concerte. In dieſen wurde faſt ausſchließlich alte Kirchenmuſik aufgeführt, die Stücke eines Leo, Pergoleſe, Durante unter den älteren italieniſchen Muſikern, und beſonders Gabrieli, der dem Freunde in geſchichtlicher Rückſicht ſo wichtig war; von den Neuern vor Allen Händel. Es iſt begreiflich, daß der völlig Unkundige, der keine

Note kennt, keinen andern Maaßſtab für ſein Urtheil hat, als ſein Gefühl, als den unmittelbaren ſubjectiven Genuß; aber dieſer wird nothwendig geſteigert, je genauer man ausgezeichnete Compoſitionen kennen lernt. Durch dieſe eröffnet ſich das ganze geiſtesſchwangere Geheimniß der Kunſt, und ergreift uns immer tiefer, immer gewaltiger. Beſonders iſt in dieſer Rückſicht mir Händels Meſſias wichtig geworden; keine Muſik ſpricht mich ſo unmittelbar an, wie dieſes große Oratorium, und etwas ſpäter Bachs Paſſion. Für dieſe Compoſitionen habe ich, wie für Glucks Iphigenie und für Felix Mendelsſohn's Paulus, ein ganz entſchiedenes Gedächtniß, welches ſonſt, ſelbſt wenn die herrlichſte Muſik mich am tiefſten ergriffen hat, mir gänzlich fehlt. Wer mich kennt, der weiß, wie die Muſik mich in einer beſtimmten Richtung ganz zu überwältigen vermag, wie ich eine tiefe, erſchütternde Rührung durchaus nicht beherrſchen kann; es iſt mir dann als athmete ich in einer geiſtigen Atmoſphäre: und wie die heitere Lebensſchwangere Luft die unendliche Zukunft der Natur aufſchließt, Licht athmet und jede Geſtaltung mit allen in die große Einheit des gemeinſchaftlichen Lebens verſenkt, und eine jede aus dieſer wieder in der innern

Unendlichkeit ihrer beſtimmten Form hervorhebt, um ſie von neuem zu verſchlingen, ſo nimmt die bedeutende Muſik alles geiſtige Leben in ſich auf; und ich habe es einſehen lernen, wie die Sehnſucht, die mich von früher Kindheit an durchdrang, und mit Natur und Geſchichte verband, ihren freien Athemzug erlangte, getragen und erfriſcht wurde durch das tiefe Geheimniß der Töne. Das wollen die Wenigſten begreifen, daß in der Muſik das ſinnliche Moment des ganzen Daſeins am mächtigſten vom Geiſtigen durchdrungen iſt; daß das, was die bunte Welt dem Auge giebt, der ganze Reichthum der unendlichen Natur, die ganze zukunftſchwangere Gegenwart aus dem Innerſten, als unſer eigenſter Beſitz hervorquillt. Ich vermag dieſer Gewalt nicht zu widerſtehen. Was mich ſonſt als fremdes Geſetz bindet, ja züchtigt, verwandelt ſich dann in die Stätte meiner heiligſten Freiheit, die mir von ferne winkt, der ich entgegen eile, um aus ihr wie aus dem heiligſten Urgrunde meines Daſeins thätig zu ſein, den ich aber nicht feſtzuhalten vermag, weil er mir entflieht, wenn ich ſeines Beſitzes am ſicherſten zu ſein wähne. Mein Freund ahnet es kaum, wie viel ich ihm verdanke. Ich fühle es durch und durch, wie ich mir dann, wenn die Muſik mich ganz beherrſcht, aufgeſchloſſen bin für die eigentliche Freiheit meines Daſeins; nicht als wäre der Kampf verſchwunden, aber es iſt mir, als gewönne ich Alles, was einen lebendigen Werth hat, als wäre ich des Sieges gewiß; alles Nichtige vergeht, indem ich ſcheinbar zerfließend in den mir eröffneten Himmel hineintrete. Aber eben deswegen hängt der Genuß der Muſik ganz von meinem innern Zuſtande ab; ich habe ihn durchaus nicht in meiner Gewalt, ich muß mich ihm mit meinem ganzen Daſein hingeben, oder er verſchwindet ganz. Dieſer Genuß will aber dennoch eingeübt ſein; man erhält, je ſtiller und einfacher das Leben iſt, je mehr die Muſik von der lärmenden geſelligen Umgebung zurücktritt, je mehr ſie uns als eine thätige, ja nothwendige Nahrung erſcheint, den Sinn, den ſie fordert und der ſich für ſie aufſchließt, und es giebt Melodieen, die zu meinen innerſten gehören, die, faſt wie Bibelſprüche die frommen Seelen, tröſtend und erhebend und die wechſelnden Momente meines Lebens heiligend mich fortdauernd begleiten und nicht verlaſſen wollen.

Dieſe muſikaliſchen Stunden erhielten einen größern Umfang durch meinen Freund Moſewius. Er war in ſeiner frühen Jugend in Königsberg Opernſänger geworden, und erſchien in vielen Dramen nicht allein mit einer vortrefflichen Stimme, einem ausgezeichneten Vortrag, ſondern auch als ein ſehr guter Schauſpieler; auch ſeine Frau, eine ſtille zurückgezogene Mutter und Hausfrau, war eine ſehr gute Sängerin: aber das Theaterleben ward ihnen immer widerwärtiger; ſie verließen es, und ſein eigentliches bedeutendes Talent bildete ſich jetzt aus, das nämlich, der gründlichen Bildung jugendlicher Stimmen für die Muſik und der kunſtgemäßen Direction. Er und ſeine Frau, die leider bald darauf ſtarb, erſchienen in unſerem muſikaliſchen Kreiſe, und wir freuten uns jedesmal, wenn wir ſie ſahen. Moſewius wünſchte, ſeit er das Theater verlaſſen hatte, ſich ganz dem muſikaliſchen Unterricht und der Bildung einer Singakademie, wie die durch Faſch- und Zelter geſtiftete, zu widmen. Er hatte mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, die beſonders aus dem Vorurtheile gegen den vormaligen Schauſpieler entſprangen. Und es gelang den Freunden mit vieler Mühe, ihm die Stelle eines Muſikdirektors bei der Univerſität zu verſchaffen. Die Singakademie gedieh auf eine überraſchende Weiſe, und ein früher in Breslau kaum gekannter Sinn für höhere Muſik erwachte hier und gewann Frauen und Männer. Daß Winterfelds und meine Familie dieſe Unternehmungen auf das lebhafteſte unterſtützten, verſteht ſich von ſelbſt. Alle Uebungen wurden mit großem Eifer getrieben, die Oratorien von Händel und ſpäter Bachs beſchäftigten die Mitglieder Jahre lang, und es war bewundernswürdig zu ſehen, wie ein ſo ernſtes mühſames Geſchäft ſelbſt die jüngern Damen gewann. Sorgfältigere Aufführungen, gelungenere Darſtellungen, ſoweit die Mittel der Geſellſchaft reichten, hat man wohl nicht leicht gehört; jede Aufführung war ein Feſt, ſowohl für die Zuhörer als für die thätigen Mitglieder. Derjenige, deſſen gründliche Kenntniſſe eben ſo weſentlich zur Ausbildung der Muſik in Breslau und zur Förderung auch dieſer Unternehmung beitrugen, war der Philoſoph Braniß. So bildete ſich inmitten unſeres Kreiſes eine heitere Zeit der Muſik, und ein Jeder, der als Theilnehmer oder Zuhörer dieſe Zeit erlebte, wird ſich ihrer mit Freude erinnern. Was die ſtillen Familienkreiſe mir aufſchloſſen, das genoß ich nun in höherem Maße. Daß mir bei dieſer Art der Bildung der Geſang immer wichtiger ward, iſt begreiflich. Von dem, was ich in dem klar ausgedrückten Gedanken der Sprache ſuchte, und nicht fand, ward ich zum Geſang getrieben, aber allmälig lernte ich dieſen auch da ahnen, wo er in der Inſtrumentalmuſik ſich verlor, lernte ihn da kennen und genießen, wo er auf der geweihteſten Stätte der gegenwärtigen Zeit den Greis in ſeinen ſpäteſten Jahren hinführen und beglücken ſollte, in dem Mendelsſohn-Händelſchen Hauſe, wo die edelſte Muſik von dem geiſtreichſten Geſchwiſterpaar die Stunden des höchſten Genuſſes reinigen und erheben.

Wenn ich hier von einem andern Freunde rede, der mein College war, ſo geſchieht es, theils weil er zum Umgange der letzten Jahre, die ich in Breslau zubrachte, gehörte, theils, weil das, was ich ſeinem Umgange verdanke, nicht mit ſeiner wiſſenſchaftlichen Beſchäftigung eigentlich zuſammenhing. Die Jurisprudenz iſt mir unter allen Wiſſenſchaften die fremdeſte; ich rede jetzt von dem Profeſſor Witte in Halle. Wenn der praktiſche Juriſt Winterfeld mich für die Muſik gewann, ſo wurde ich durch Witte mit der neueren italieniſchen Literatur bekannt. Er lebte in einer beſtändigen Verbindung mit Italien, und hatte dort in der That unter den italieniſchen Gelehrten einen Ruf erlangt, der dem in Deutſchland erworbenen gleich war, wo nicht denſelben übertraf. Ich hatte, ich geſtehe es, da er als junger Docent während meines erſten Rectorats nach Breslau kam, einige Vorurtheile gegen ihn, die ich ihm ſpäter mit voller Seele abgebeten habe. Man ſoll, wenn man über Menſchen urtheilt, ſich nie durch Schlüſſe leiten laſſen, ein jedes Urtheil muß unmittelbar perſönlich begründet ſein, wenn es gerecht ſein ſoll; viele unglückliche Mißverhältniſſe im Leben würden verſchwinden, ein großer Theil des Haſſes und der Feindſchaft, der uns beunruhigt, würden nie Gewalt gewinnen, wenn wir dieſe Maximen verfolgten. Oft habe ichs erlebt, daß Menſchen, die ſich wechſelſeitig ſchätzten, wenn irgend ein Mißverſtändniß ſie trennte, während dieſer Trennung mir fremder, ja feindſeliger erſchienen. Ein aus Geklatſch und Verleumdungen zuſammengeſetztes fratzenhaftes Bild drängt ſich zwiſchen mich und den frühern Freund, und das Mißverſtändniß ſteigert ſich immer mehr. Mich beunruhigt bei einer ſolchen Gelegenheit glücklicher Weiſe ein unwiderſtehliches Gefühl, eine jede Erinnerung früherer Vereinigung bildet einen Moment ſpäter nicht zu unterdrückender Unruhe, und drängt mich zu dem Feindſeligen hin, daß ich ihn ſehen, ſprechen, mich mit ihm verſtändigen muß; oft ward es mir als Schwäche zugerechnet und hart getadelt, oft unverſtändig genannt, und man fürchtete Folgen, die mich compromittiren könnten. Ich erinnere mich nicht, daß ich unangenehme Scenen der Art erlebt hätte; ſelbſt wo es mir nicht gelang, die frühere Vereinigung in ihrer Reinheit und Wärme wieder hervorzurufen, das entſtandene Mißverſtändniß gänzlich zu heben, ward doch die von neuem entſtehende Trennung eine mildere, und ich fühlte mich erleichtert, weil das verzerrte Bild, welches ſich zwiſchen uns geſtellt hatte, verſchwunden und die wahre Perſönlichkeit, die immer milder beurtheilt wird, an ſeine Stelle getreten war.

Das Schickſal des jungen Witte iſt leider nur zu bekannt geworden. Ich beurtheilte ſeine frühe Jugend ſehr hart, wie viele Andere, und er mußte durch ſolche Urtheile leiden, als hätte er ſelbſt den Gang ſeiner

Bildung in ſeinen früheſten Kinderjahren geleitet. Aber was ich, je näher ich ihn kennen lernte, bewundern mußte, war die ordnende Gewalt ſeiner glücklichen Natur, die alle Verſuche, ihm eine monſtröſe Bildung zu geben, ſo durchaus überwand. Ich gewann ihn ſehr lieb, und ich verdanke ihm viele freundſchaftliche und belehrende Stunden, die er in meinem Hauſe zubrachte. Was mich aber ganz beſonders beſchäftigte, wenn ich über ſein Schickſal nachdachte, war die verkehrte Stellung zur Welt, die Celebrität, in welche er als Knabe hineingeſchoben war, aus der er ſich herausarbeiten ſollte, und die er vergeſſen machen mußte. Ich erinnerte mich meines eigenen Knabenalters, wie damals die Welt wie ein verſchloſſenes Räthſel vor mir lag, wie die Neigung, mich bemerkbar zu machen, Beifall und Achtung zu erlangen, mir vorſchwebte, wie ſehr ein jeder kleiner Fortſchritt in dieſer Hinſicht mich beglückte, wie der langſam erworbene Ruf, die Aufmerkſamkeit und der Beifall ausgezeichneter Männer, die heiterſte Seite meines ganzen Lebens ausmachten: und ihm ſollte, je mehr er heranwuchs, die monſtröſe Celebrität ſeiner Knabenjahre zur Qual werden. Aber er fand ſich, der verzerrten Erziehung zum Trotz, in den geordneten Gang der Studien hinein und iſt bekanntlich ein ausgezeichneter Lehrer in ſeinem Fache geworden.

Alte Liebe roſtet nicht! Im Hintergrunde meiner Seele lag doch noch immer eine gewiſſe Neigung zum Theater.

Wenn einſt die Schauſpielkunſt, die gegenwärtig immer mehr ſinkt, wieder aufleben ſoll, wenn ſie, ſo wie andere Künſte, mit dem alten Ernſt, aber nicht um bloße enge Moralien ſich drehend, recht eigentlich das Große und Richtige der Zeit des Volks, wie Shakeſpear, jenes zu preiſen, dieſes zu ſtrafen vermöchte, dann würde man einſehen, welch ein wichtiges Moment geiſtiger Bildung, in ſeiner Richtung mit keinem andern zu vergleichen, das Drama in ſich faßt. Aber es kann nicht allein, etwa durch Verfertigung von Dramen, hervorgerufen werden; der Dichter, die Schauſpieler, die entſtehende Art der Darſtellung und das Publikum müſſen zugleich in und mit einander thätig ſein. Gewiß, es iſt dieſe Ueberzeugung, die den größten Dichter unſerer Zeit, die Tieck davon abgehalten hat, als dramatiſcher Dichter hervorzutreten. Ein ſolches Theater würde die eigentliche Grundlage einer wahren Poeſie bilden, würde von ſelbſt ſeine geiſtige Macht ausüben, und die ganze Maſſe des Volks ſtärken und heben, daß die Gewalt der Gemeinheit weichen müßte, und der erwachte heitere Sinn zugleich als der beſſere erſchiene. Zu allen Zeiten lag die Neigung in den Staaten, die ſich zu bilden anfingen, daß ſie die Freudigkeit des Lebens als ein Ganzes faſſen, alle Adern des Daſeins davon durchſtrömen laſſen, und an das Höchſte anknüpfen wollten. Zwar ſoll dieſes ſich in göttlicher Reinheit und Freiheit halten, wo das Volk ein chriſtliches heißt, und nicht in ſinnlicher Form aufgehen, wie bei den Griechen. Aber ſelbſt der Katholicismus hatte ſeine große dramatiſche Kunſt dicht an das Heiligthum hingedrängt. Jene war nirgends ganz ohne Bedeutung, und wie herrlich und großartig erſchien ſie als eine Blüthe der ſpaniſchen Poeſie. Der katholiſche Calderon, dem Shakeſpeare gegenüber.

Es iſt mir wahrhaft rührend geweſen, wenn ich ſah, wie die zwei größten Dichter unſeres Volks, die eine Ahnung von der Bedeutung des Theaters hatten, ihr ganzes Leben vergebens damit zubrachten, das Drama zu heben.

Nehmen wir mit Schmerz den Verfall des Theaters wahr, dann ſcheint es nicht ohne Bedeutung, daß es dem Tieck in ſeinem hohen Alter gelungen iſt, ermuntert und dazu bewogen durch einen geiſtreichen König, die Morgendämmerung ſeiner Hoffnung zu erblicken, die er ſein ganzes Leben hindurch genährt und faſt aufgegeben hatte, indem das Publikum als ſolches in Bewegung geſetzt wird durch das alte griechiſche Drama und durch die freieſte Phantaſie des großen Shakeſpeare. Daß bei dieſem mächtigen Verſuche die Zuſchauer, wie die Schauſpieler, ſich noch ungelenk benehmen, daß beide die Aufgabe, die ſie zu löſen haben, noch nicht ganz zu faſſen vermögen, iſt natürlich. Die tadelnde Kritik, die freilich zuweilen nahe genug liegt, wo die Ausführung hinkt, verſteht das Großartige der Unternehmung, und ſelbſt das Erſtaunenswürdige des möglich gewordenen Anfanges gar nicht. Die Schauſpieler faſſen ſich. Bei einigen drängt ſich das höhere Verſtändniß hervor, und verſpricht die dicke Kruſte der unbedeutenden Vergangenheit zu durchbrechen. Daß auch dem Publikum der Sinn nicht fehlt, ſehen wir mit Erſtaunen. In vielen, in der jetzigen Zeit ganz befangenen Gemüthern entſteht ein innerer Kampf, eine ſeltſame Unruhe, die ſich nicht abweiſen läßt. Publikum und Schauſpieler haben eine Ahnung erhalten von der geiſtigen Vornehmheit des Drama's. Der tiefſinnige Felix Mendelsſohn ſchrieb zu dieſem Text die wahren Noten, und nur dem beſchränkten Fanatiker, der in finſterer Einſamkeit die Geſchichte in ihrem Gange abſchließen möchte, der da meint, ſie ſei reif und habe keine Zukunft mehr, iſt es erlaubt, die große Bedeutung dieſer Erſcheinung abzuleugnen. Sie iſt keine vereinzelte, ſie iſt innig verbunden mit vielen andern, die freilich ernſthafter, gravitätiſcher, möchte ich ſagen, hervortreten, und noch beſchränkt genug ſind, um ſich der Nachbarſchaft zu ſchämen. Aber ich höre durch das verworrene Stimmen der Inſtrumente die Melodie durch, und begrüße ſie mit heiterer Freude.

Dieſe Wiedergeburt der Bühne iſt mir eine der wichtigſten Begebenheiten unſerer Tage, und die Zeit iſt vielleicht nicht fern, wo allmälig ein Widerwillen gegen die alte Gemeinheit immer lebendiger hervortreten, und man ſich mit der überzuckerten Doctrin, die von den verwirrten Lehrſtühlen herabſteigt, nicht wird abfertigen laſſen. Bei mir kämpfte das ſchon lange heranwachſende Mißfallen mit der alten Neigung. Ich beſuchte während meines Lebens in Breslau das Theater höchſt ſelten, und faſt jedesmal ſchämte ich mich meiner Anweſenheit, und tröſtete mich nicht ſelten mit dem Gedanken, daß doch keiner mich erblickte, der nicht mit mir da war. Doch waren einzelne Seiten, die mich anzogen. Der verſtorbene Devrient verlebte ſeine beſte Zeit in Breslau, und kaum hat man ihn in Berlin ſo in ſeiner Friſche geſehen. Als Tieck während des Kriegs, alſo in meiner Abweſenheit, einige Zeit mit ſeiner Familie in meinem Hauſe zubrachte, erſchien Devrient da. Später verſuchte ich wol, dieſem talentvollen Schauſpieler näher zu treten, es gelang nicht; wenn er kam, war er in der Geſellſchaft verlegen, und meiſt ſtumm; irgend eine bedeutende Aeußerung vernahm ich nie. Es war in der That ein großes Talent; aber er lebte und ſpielte in einer beſtändigen Betäubung. Während andere Schauſpieler ohne urſprüngliche Gabe ihr Spiel aus zuſammengerafften Reflectionen des Tages erſtehen laſſen, war er leider keiner Reflexion über ſein eigenes Spiel fähig, und vermochte daher auch nicht die Grenzen ſeines Talents zu beurtheilen. Mit Schrecken ſah ich ihn ein Mal als Philipp in Don Carlos auftreten. Der mittelmäßigſte Schauſpieler konnte nicht unfähiger ſein, dieſe Rolle zu ſpielen, als er.

Ein zweiter Schauſpieler zog meine Aufmerkſamkeit auf ſich, es war eine ſüddeutſche, friſche und geſunde komiſche Natur; er war mit dem Breslauer Publikum in allen Aeußerungen ſeiner unbefangenen Laune völlig einverſtanden, und hatte Recht, wenn er ſich gehen ließ. Waren die Dramen, in welchen er mit großem Glücke auftrat, doch billig demjenigen preisgegeben, der ſie durchaus verſtand. Schmelka hat auch in ſeinen letzten Jahren mit Beifall in Berlin geſpielt, aber er fand ſich hier nicht ſo unbefangen heimiſch, wie in Breslau. Man lachte, wenn man ihn bloß ſah, und ich geſtehe, er konnte mich in die fröhlichſte Laune verſetzen; auch ſein willkürlicher Witz hatte eine Kindlichkeit, eine Unſchuld, und eben daher innere Wahrheit, wie man ſie ſelten auf der Bühne ſieht. Meine Stellung zu ihm war eine ſeltſame, geſprochen habe ich ihn nie.

Eine vielleicht etwas harte Kritik von Schall hatte einen Schauſpieler gekränkt, dieſer drang in ſein Haus; was dort geſchehen, weiß keiner genau; beide hatten ihre Gründe es zu verheimlichen, aber das Gerücht breitete ſich in der Stadt aus, daß der Schauſpieler den Kritiker mißhandelt habe. Dieſes Gerücht griff Schall tief an, er verfiel in eine finſtere Melancholie; ich glaubte, daß etwas geſchehen müſſe, und ergriff die Feder. Zum erſten und zum letzten Male arbeitete ich einen Aufſatz aus, über den Zuſtand des jetzigen Theaters. Ich ließ ihn in dem Geſellſchafter erſcheinen; er war im Zorn geſchrieben, denn der Zuſtandmeines Freundes hatte mich erſchüttert. Der Aufſatz war mit großem Ernſt abgefaßt, das Breslauer Theater wurde hart behandelt, und ein Tagesſchriftſteller der damaligen Zeit äußerte die Vermuthung, daß ein Kampf gegen die deutſche Bühne nun rückſichtslos angefangen und fortgeſetzt werden ſolle: ich hatte freilich an nichts weniger gedacht. Devrient war nicht mehr in Breslau, aber meinen geliebten Schmelka mußte ich ausnehmen; ich that es, und ergriff gern die Gelegenheit, ſein ergötzendes Talent hervorzuheben. Er faßte nun aus der Ferne eine große Zuneigung zu mir, er wollte ſogar meine Vorträge hören, aber ſeine Perſönlichkeit hatte etwas Poſſirliches, daß ſein Eintreten in meinen Hörſaal ohne allen Zweifel ein allgemeines Gelächter erregt haben würde. Holtei hatte Mühe, ihn davon abzuhalten.

Auch gerieth ich in ein nicht ſehr angenehmes Verhältniß zu einer Sängerin, die mit Beifall in Breslau auftrat und ſpäter in Wien Aufmerkſamkeit erregte. Ein alter Vater, der ſie begleitete, ſtarb plötzlich, und ſie war in Verzweiflung. Kurz vorher war ſie in der Stadt angekommen, und für längere Zeit bei dem Theater engagirt. Sie erſchien ihres Geſanges wegen in der beſten Geſellſchaft, und wußte bei der Generalin Röder die größte Theilnahme zu erwecken. Dieſe hörte nicht auf mit Bitten und Vorſtellungen, bis ich thöricht genug war, die Vormundſchaft bei dieſer Sängerin zu übernehmen. Ich nahm die Sache, die mir vollkommen neu war, ſehr ernſthaft, ließ mir von meinem Freunde Unterholzner das Landrecht geben, und wollte mich mit den Pflichten eines Vormundes gründlich bekannt machen. Da überſah ich mit Schrecken die Paragraphen des Landrechts, die ich kennen lernen ſollte. Ich hätte ein weit ausgedehntes Studium anfangen müſſen, für welches ich weder Zeit, noch Neigung und Geſchick beſaß; zugleich gerieth ich in eine mir bis dahin völlig unbekannte Abhängigkeit von der Vormundſchafts-Behörde der Stadt Breslau; am meiſten aber ſetzte mich das Verhältniß zu meiner Mündel in eine immer wachſende Verlegenheit. Auch war ich zu allen Finanz-Geſchäften vollkommen unfähig; in meiner Familie habe ich ſolche meiner Frau übergeben, und hätte ich als Vormund über das Geld der Sängerin disponiren müſſen, ſo würde ich in beſtändiger Angſt geweſen ſein.

Als nun die Verzweiflung am höchſten geſtiegen, ward ich endlich unvermuthet gerettet; — wenn die Noth am größten, iſt die Hülfe am nächſten. — Die Sängerin war aus Wien gebürtig, und von da erſchien ein Proteſt gegen meine ganze Vormundſchaft. Die Behörde in Breslau ſandte mir dieſen zu, und fragte zugleich, ob ich die Einwendungen von Wien als begründet betrachten und anerkennen wollte. Ich eilte zu meinem Freunde Unterholzner, der überhaupt mein treuer Rathgeber war in allen zweifelhaften Angelegenheiten, und alle waren mir zweifelhaft. Er gab mir die Form, unter welcher ich jetzt das Verhältniß los werden konnte, an. Ich bin oft in meinem Leben durch eine zu große Nachgiebigkeit in Verlegenheit gerathen, und dieſe Schwäche iſt nicht die geringſte, an der ich gelitten habe. Unter allen ſolchen Verlegenheiten erſcheint mir in der Erinnerung keine größer als dieſe.

Mit einem jungen Manne gerieth ich aber in eine intereſſantere Verbindung; es war der durch ſein Leben, ſeine öffentlichen Vorleſungen dramatiſcher Werke, durch welche er Tieck nachzueifern ſuchte, durch ſelbſt verfertigte Dramen, ſo wie durch Einrichtung und Direction verſchiedener Bühnen und Lebensſchickſale bekannte v. Holtei, der ſich in ganz Deutſchland einen bedeutenden Ruf erworben hat. Ich bin, indem ich ſeiner erwähne, in einer eigenthümlichen Lage. Er ſelbſt macht ſein Leben bekannt, und was davon erſchienen iſt, wird, wie ich höre, gerühmt. Es verſteht ſich, daß es mir nicht unbekannt bleiben darf, noch habe ich es aber nicht geleſen. Er iſt noch nicht zu der Epoche ſeines Lebens gekommen, wo er mit mir bekannt wurde. Holtei iſt, man wird es, glaube ich, geſtehen, ein Mann von entſchiedenem Talent, eine jener Naturen, die beſtimmt ſind, in, mit und durch die Zeit zu leben, und durch die herrſchenden Anſichten beherrſcht zu werden; daher iſt er in ſeinen Entſchlüſſen beweglich wie die Zeit. Für das Drama ſchien er beſtimmt, und immer mehr für die unmittelbare, ich möchte ſagen bewußtloſe Thätigkeit, als für eine beſtimmte Aufgabe, die für das ganze Leben gefaßt wurde, um durch ein Aufbieten aller Kräfte gelöſt zu werden. Der alte Rector Manſo hat ſchon, wie H. mich einſt verſicherte, ſein Schickſal vorausgeſagt; auch war es nicht ſchwer. Er ſchloß ſich, ſo wie er die Schule verlaſſen hatte, an Schall an, und ward durch ihn mit mir näher bekannt; er hörte meine Vorträge, begeiſterte ſich für dieſe auf ſeine Weiſe, und der junge Mann mit ſeiner großen Beweglichkeit intereſſirte mich. Bei der unbeſtimmten und nie klar zu erkennenden Lage der Bühne in Deutſchland war es nun natürlich, daß ein Jüngling, von ſeiner Neigung irre geleitet, nie mit Sicherheit erkennen konnte, ob er dramatiſcher Schriftſteller oder Schauſpieler, oder wohl ſogar Schauſpiel-Director werden ſollte. Holtei ſchwankt ſein ganzes Leben hindurch zwiſchen dieſen Richtungen. Seine Neigung, ſelbſt die Bühne zu betreten, zeigte ſich zuerſt. So wie dieſe jetzt beſchaffen, iſt dieſer Schritt der leichteſte, koſtet am wenigſten Mühe, und ſpricht die Neigung am meiſten an. Es gelang ihm, er war durch ſeine leicht bewegliche Art ſich darzuſtellen, und ſich den vorübergehenden Verhältniſſen hinzugeben, unter den Studirenden ſehr beliebt; dieſe füllten Parterre und Parket, als er auftrat, er ward lebhaft beklatſcht, und konnte wohl glauben mit Beifall aufgetreten zu ſein; es war aber keineswegs der Fall. Die Beweglichkeit ſeines Sinnes fand keine entſprechende des Körpers. Er hat immer etwas Starres behalten, was er nie überwinden kann, ſo daß ſein Spiel nur innerhalb einer engen Schranke eine geeignete Stelle findet. Das Urtheil des Breslauer Theater-Publikums ſtimmte mit dem an jenem Abende laut gewordenen nicht überein. Auf einer Bühne, wo Devrient und Schmelka ſpielten, konnte Holtei nicht gefallen. Ich traute ſeinem dichteriſchen Talente Etwas zu, und gab mir alle mögliche Mühe, ihn zu bewegen, durch ein ernſthaftes und umfaſſendes Studium ſich für die leichtere dramatiſche Dichtung vorzubereiten; aber ſeinen Entſchluß, als Schauſpieler aufzutreten, wollte er nicht aufgeben.

Damals ſetzte eine in ganz Deutſchland berühmte Schauſpielerin, die Schröder aus Wien, das Publikum in große Bewegung. Meine Freunde, Löbell und Schall, waren in Entzücken, und ließen ihre Bewunderung öffentlich laut werden. Ich gebe mich zwar nicht für einen Theater-Kritiker aus; ich beſuchte äuſſerſt ſelten das Theater, und war da zu wenig aufmerkſam, um ein begründetes Urtheil über das Spiel fällen zu können: hier aber trat eine Richtung der deutſchen Bühne hervor, die mir in meiner innerſten Seele zuwider war. Es war die durch Müllner zuerſt zum Vorſchein kommende der ſogenannten Schickſalstragödie. Eben die hohle Affectation, mit welcher ſie das höchſte und bedeutendſte Problem des tragiſchen Dramas ergriff, erregte meinen Zorn; was Zacharias Werner früher, wenn auch irre geleitet, in ſeinem „vier und zwanzigſten Februar“ mit erſchütternder Genialität kurz dargeſtellt hatte, ward durch Müllner und Grillparzer in die Breite getreten. Das erſte Stück, in welchem die Schröder auftrat, war die Sappho des letztern; erſchien dieſes Drama mir als eine Caricatur von Schiller, ſo war das hohl tönende declamatoriſche Weſen der Schauſpielerin mir noch unausſtehlicher. Eben die unleugbare Virtuoſität, mit welcher ſie die falſche Kunſt ausübte, erregte meinen Zorn, und ich äußerte ihn völlig unbefangen und ſchonungslos. Meine Freunde, ſo in ihrer Bewunderung geſtört, bekämpften mich heftig. Tieck galt in dieſem Kreiſe für den erſten Kritiker, ſein Urtheil als das letzte und entſcheidende; auf ihn berief ich mich, ja es war mir unbegreiflich, wie Männer, die mit ſeiner Anſicht des Dramas wohl bekannt waren, die Darſtellungen der Schröder auch nur dulden konnten.

Holtei hatte noch nie Breslau verlaſſen, er wollte in die weite Welt, und ſein erſter Ausflug ſollte ein durchaus dichteriſcher ſein. Ein junger Freund, mit einer vorzüglichen Tenorſtimme, ſang deutſche Lieder und begleite ſie mit der Guitarre. Mit dieſem verband ſich Holtei, der Dichter mit dem Sänger, und ſo wanderten ſie dichtend, ſingend und ſpielend in die Welt hinein. Tieck hatte in Dresden die Schröder geſehen, und dem Holtei ward es aufgetragen, ſein Urtheil über ihr Spiel einzuholen und uns mitzutheilen. Was ich vorausſetzte, ward uns jetzt bekannt; Tiecks Urtheil war härter, und natürlich auch tiefer begründet, als das meinige. Er ſah, wie ich, in dieſer falſchen Richtung des Dramas und ſeiner Darſtellung, den zukünftigen Untergang der Bühne, wenn beide herrſchend werden ſollten.

Holtei trat in Dresden auf, machte aber kein Glück, ward vielmehr förmlich ausgepocht. Wir erfuhren es, und der junge Mann kam nach kurzer Zeit nach Breslau zurück. Als er in meine Stube trat, freuete ich mich, denn er ſchien die ganze Sache ſehr leicht genommen zu haben, und trat mir heiter und unbefangen entgegen. Ich wünſchte ihm Glück. „Jetzt, ſagte ich, werden Sie doch einſehen, daß Sie ihrer Neigung, die Bühne zu betreten, entſagen müſſen. Ihr ſchönes dichteriſches Talent wird ſeine eigene Sphäre erkennen, Sie werden ſich in dem Studium der Dichtkunſt, wie ſie aus den bedeutendſten Epochen der Geſchichte aller Völker aufgetaucht iſt, nun erſt heimiſch zu machen ſuchen. Ein ſolches Studium wird die Reife, die den eigenen Productionen vorangehen muß, fördern.“ Aber die mächtigere Natur riß ihn hin. Er blieb zwar einige Zeit in Breslau, heirathete und lebte dort, ohne die Bühne wieder zu betreten. Seine erſte Frau lebt ohne Zweifel noch im Andenken vieler Theaterfreunde. Sie fand in gewiſſen Rollen einen großen

Beifall, ihr Ruf war vollkommen rein, ihre Geſinnung lobenswerth, und ſie war eine der liebenswürdigſten Frauen, die ich je gekannt habe. Es gelang mir, trotz der Vorurtheile vieler Mitglieder, das Ehepaar in den akademiſchen Club aufnehmen zu laſſen, und es gewann allgemeine Achtung und Vertrauen. Im Jahre 1824 traf ich Holtei mit ſeiner Frau in Berlin. Ihr Spiel fand allgemeinen Beifall. Hier ſah ich ſie ſelten oder nie, aber ihr unerwarteter Tod erſchütterte mich; ſie war jung, ſchön, und wenn auch nicht eine hochbegabte Schauſpielerin, erſchien ſie doch in vielen, für ihre Natur paſſenden Rollen höchſt lieblich; denn nicht ihre Anmuth allein, wie die ſchöne reinklingende Stimme, ſondern auch die Unſchuld in ihrem Weſen, und der Verſtand, der aus ihrem Spiele hervorleuchtete, ließ bald die vorzügliche Schauſpielerin erkennen.

In Berlin geſtaltete ſich Holtei's Verhältniß zu mir ganz anders. Einer meiner früheren Zuhörer, der ſeine alte Zuneigung für mich noch feſthielt, beſuchte mich einſt höchſt entrüſtet. Er behauptete, Holtei habe in einem ſeiner leichten Luſtſpiele, ob in „den Wienern in Berlin," oder in „der Berliner in Wien," weiß ich nicht mehr, mich dem Gelächter preisgegeben: ich habe dieſen vermeintlichen Angriff gar nicht kennen gelernt oder wieder vergeſſen. Meine Anſicht von einem ſolchen Angriffe war nun eine ganz andere: Ich glaubte, daß Derjenige, der mit kühnen Anſichten und Gedanken, die Einfluß gewinnen ſollen, öffentlich hervortritt, billiger Weiſe Gegenſtand der Angriffe der Luſtſpieldichter ſein müſſe; ſind dieſe treffend und witzig, ſo würde ich es für eine Beſchränktheit anſehen, wenn ſie nicht Beifall ſtatt Tadel fänden. Auch bin ich überzeugt, daß der Muthwille, mit dem Holtei die naturphiloſophiſchen Betrachtungen behandelte, keineswegs ſo bitter oder perſönlich war, daß ich das Recht gehabt hätte, den Beleidigten zu ſpielen; und ſelbſt, wenn dies der Fall geweſen wäre, gebietet die Klugheit, ſolche Angriffe leicht zu nehmen, ſich aber getroffen zu fühlen, iſt jedenfalls thöricht. Was vielleicht den Anſpielungen des Luſtſpiels für kurze Zeit einige Bedeutung gab, war wohl der Umſtand, daß meine Vorträge in Berlin eben Aufmerkſamkeit erregten. Später ſah ich Holtei hier und da. Er trieb ſich in Deutſchland herum, war dramatiſcher Schriftſteller des Königſtädter Theaters, reiſte zwiſchen Berlin, Dresden und

Weimar, bald Tieck bald Göthe beſuchend; er wollte die beiden Dichter bewegen, den erſten ſeinen Blaubart, den zweiten ſeinen Fauſt auf die Bühne zu bringen; Er hatte, irre ich nicht, Einiges dazu beigetragen, Göthes vielleicht früher ſchon gefaßten Entſchluß zu befeſtigen, ſeinen Fauſt für die öffentliche Darſtellung zu bearbeiten. Ich glaube nicht, daß man ihm dafür Dank ſchuldig iſt.

Göthes Fauſt ſteht allerdings einzig da, am vorzüglichſten und reinſten, am klarſten in allen Momenten, am einfachſten und zugleich tiefſten in dem erſten Fragment, wie es friſch und in jeder Zeile geſund aus ſeiner jugendlichen Seele quoll. Hier beherrſchte er ſeinen großen Gegenſtand, und wo die Verwirrung am größten iſt, bleibt der Verfaſſer und mit ihm der Leſer vollkommen klar. Zu lange war dieſes Fragment ein theures Eigenthum meines ganzen Daſeins geworden, die höchſten Probleme hatten ihren dichteriſchen Mittelpunkt, die bedenklichſten innern Kämpfe ihren von neuem immer erſchütternden Ausdruck gefunden. Ich erſchrak, als dieſes Gedicht ſich nach allen Seiten eröffnete, um die ganze geiſtig bewegte Welt in ſich aufzunehmen; was in dem früheren Fragment ausgeſprochen wurde, ſchien mir bei weitem größer, dichteriſcher, herrlicher. Immer bleibt es Göthe, der auch in den ſpätern Fortſetzungen erſchien und er kann nie unbedeutend erſcheinen. Aber was der angeregte Geiſt in das Fragment hineingebracht hatte, ſollte nun eine Geſtalt annehmen, die nur mit Zwang ſich feſthalten ließ und ich konnte nicht ohne Schmerzen mich von der frühern Welt, in der ich heimiſch geworden war, losreißen, um mich neuen Vorſtellungen hinzugeben, die mir aufgedrungen wurden und mir willkürlich dünkten. Daß Fauſt gerettet war, ſprach ſich in ſeinem Monolog in der Felſenhöhle, wo er zuletzt erſcheint, entſchieden aus; daß Margarethe nur durch den Tod von dem Grauen des Daſeins, welches ſie ergriffen hatte, befreit werden konnte, iſt nach der Scene im Dome völlig einleuchtend, und es gibt nicht leicht einen tragiſcheren Schluß eines Trauerſpiels, als die Bitte des hinſinkenden Mädchens: Nachbarin, euer Fläſchchen!

Ich weiß freilich nicht, in wiefern meine Anſicht von dem neuen Fauſt mit ſeinen ſpäter hinzugefügten Fortſetzungen ſich ſelbſtändig ausgebildet hat, denn Tieck war ganz meiner Anſicht, und daß ſeine Mittheilungen Vielem einen ſchärfern Ausdruck gegeben haben, iſt unleugbar.

Es iſt, glaube ich, einem Dichter nicht erlaubt, denjenigen Leſern, die ihm am innigſten zugehören, eine bedeutende poetiſche Welt zu eröffnen, ſie mit einem bis dahin nie gekannten Zauber der Sprache, mit einer nie geſehenen Macht der Darſtellung in dieſe zu verſetzen, durch das Tiefſte ſeines großen Geiſtes das Innerſte anzuregen, ſie Jahre lang ſich ſelbſt zu überlaſſen, und ihnen dann, nachdem ſie ſelbſtändig ſich einen reichen Schatz erworben, einen Tauſch anzubieten, der unmöglich iſt.

Dieſes Gefühl beſchlich mich, als ich von Tieck getrennt, zuerſt den fortgeſetzten Fauſt in Breslau kennen lernte. Es war ein grenzenloſer Schmerz, der mich ergriff, den ich auch ſpäter nie habe überwinden können.

Ganz anders verhält es ſich freilich mit der jüngeren Generation, die Fauſt nur in ſeiner erweiterten Geſtalt kennen gelernt hat. Das erſte Fragment iſt ſo wenig gekannt, daß es mich oft in Erſtaunen geſetzt hat. Wie das Gefühl, wie die Eigenthümlichkeit unſeres jugendlichen Lebens aus der gegenwärtigen

Welt verſchwunden iſt, drängt ſich uns bei einer ſo tiefgreifenden Erfahrung heimlich auf, und wir müſſen es wohl geſtehen, daß, je mehr wir mit den inneren Tiefen der Vergangenheit verbündet waren, deſto fremder müſſen wir in der Gegenwart erſcheinen. Göthe wollte Fauſt in eine Confeſſion ſeines geheimnißvollſten Daſeins verwandeln: aber die friſche Quelle ſeines jugendlichen Lebens ward in ihrem Strome immer weniger kräftig; die Anſichten der Zeit fingen an, ihm wenigſtens äußerlich zu imponiren, und da ſeine künſtleriſche Behandlung des Stoffes ihre Virtuoſität nicht verlor, ſo fand die fortſchreitende Zeit die Deutung ihres eigenen Weſens in ihm, und ſchloß ſich immer mehr an den alten als an den jungen, friſchen, durchaus ſelbſtändigen, die Umgebung beherrſchenden kühnen und reichen Jüngling an. Wenn ich nun auch nie meine tiefe Bewunderung für Göthe verlor, ſo blieb mir doch der Weg, den er ſpäter verfolgt hatte, nothwendig ein fremder.

War nun die dichteriſche Fortſetzung des Fauſt nur Etwas, was mich, vielleicht äußerlich ergötzen, aber nie innerlich beſchäftigen konnte, ſo mußte mich der bloße Gedanke einer ſceniſchen Darſtellung des

Dramas in der That erſchrecken; der Schatz, der mir geſchenkt war, mit dem ich gewuchert hatte, deſſen unter wechſelnden Schmerzen und Freuden errungenen Beſitz ich keineswegs aufzugeben gedachte, ſchien mir ſchon ernſthaft bedroht, als er in Worte gefaßt, in Umlauf geſetzt wurde. Nun aber ſollte er der Mimik ungeſchickter Schauſpieler, dem bunten Tande ſceniſcher Illuſionen Preis gegeben werden. Die wirklich erſcheinenden Dämonen zogen die rein geiſtige Welt in ihre ſceniſche Dürftigkeit hinein, und der vorzüglichſte Schauſpieler mußte fühlen, daß, wenn er die Rolle des Mephiſtopheles übernahm, er die möglichen Grenzen ſeiner Kunſt überſchritt.

Ich kann dieſe dichteriſche Seite meines ſpäteren Lebens nicht verlaſſen, ohne von einer Richtung meiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit zu ſprechen, die denjenigen Theil des Publikums, der mir einige Theilnahme ſchenkte, überraſchte, mich aber auch in einen neuen Kreis der Leſer hineinführte, dem ich bis dahin völlig unbekannt war; ich rede von meinen Novellen. Als ich Walſeth und Leith ausarbeitete, war ich 52, als ich die letzte Novelle „die Revolution" ſchloß, 64 Jahre alt.

Mit dem Alter wuchs der Wunſch, was mich innerlich erfüllte, auszuſprechen, immer mehr. Es gibt Männer, die dieſen Wunſch entſchieden tadeln und mir ihn nicht ſelten zum Vorwurf machten; es ſollte, behaupteten ſie, da ich nun einmal ein Gelehrter wäre, gar nicht von mir die Rede ſein, ſondern nur von dem Gegenſtande, den ich behandelte. Ich glaubte aber zu bemerken, daß dieſe ſo hart getadelte Subjektivität, wenn von dem Höchſten die Rede war, ſelten oder nie verſchwände, daß ſie ſehr oft die Miene des Gegenſtandes annähme, und dann auf eine für die Wiſſenſchaft gefährliche Weiſe täuſche. Die zugeſtandene freimüthige Subjectivität hat wenigſtens den Vorzug, daß ſie das eigene Urtheil über ſich hervorruft und frei erhält; kann ſie doch in einem weiteren Kreiſe nur bei Menſchen verdrängt werden, die zu wiſſenſchaftlichen Herrſchern im größten Sinne für alle Zeiten berufen, nur nach Verlaufe von Jahrhunderten erſcheinen. Ich bekenne, eine ſolche Perſönlichkeit allein in **Schelling** erkannt zu haben, aber eben deswegen hat er einen fortdauernden, harten, mächtigen innern und äußern Kampf mit einer andern Subjectivität, die er nie ganz zu beherrſchen vermag, mit der ſeiner Zeit. Wie ſehr dieſe ihm von dem erſten Augenblick ſeines Hervortretens ſich entgegengeſtellt hat, iſt allgemein bekannt; ſie verfolgt ihn unabläßig und immer leidenſchaftlicher. Das Gute iſt zwar aus dieſen Angriffen hervorgegangen, daß man in ihnen keine Spur von dem edeln Zorne großartiger Gemüther, wohl aber die blinde Wuth ſolcher Naturen erkennt, die ſich innerlich überwunden fühlen. Aber nicht bloß äußerlich hat er dieſen Kampf zu beſtehen, ſein ganzes Leben war ein fortdauerndes Bemühen, innerlich nicht die Subjectivität zu verdrängen, wohl aber zu veredeln, daß ſie nicht bloß das Vergängliche einer zeitlichen Gegenwart, ſondern ein Bleibendes für die Geſchichte werden mußte. Er wollte nicht durch ſtarre Formen die Geiſter binden, nicht durch todte Permanenz, durch widerwärtige Sprachformen die Geiſter feſſeln, vielmehr eine friſche, freie, reiche, in ſich geordnete geiſtige Entwicklung fördern.

Ich bin dagegen ganz entgegengeſetzter Natur, und es war wohl eben dieſer Gegenſatz, der uns in früher Jugend und jetzt als Greiſe wechſelſeitig anzog und mit einander verband. Mich beherrſchte die Natur, die Wirklichkeit da, wo ſie das Höchſte andeutete. Ich ſuchte in allem Erkennen ihre Ruhe, und ringe nur nach ihr; was ihr urſprünglich gegeben war, iſt Gegenſtand meines Strebens, und wer es nicht in dieſem unabläßigen Streben in den mancherlei Andeutungen immer als daſſelbe erkennt, der hat mich nicht gefaßt, wie das innerſte Zeugniß meines Bewußtſeins mich mir ſelber darſtellt. Wenn ich ein ſtolzes Wort und auch zugleich ein demüthigendes über mich ſelber ausſprechen darf, ſo möchte ich die Behauptung wagen, daß ein Gedicht, wie Dante's großes, mein ganzes Leben hindurch ſich hervorarbeiten wollte, aber nicht zur Vollendung gelangte. Wer will den geheimen Zug geiſtiger Reinheit durch alle meine zerſtreuten Schriften verfolgen? Eben da, wo dieſe am mächtigſten angedeutet iſt, verklingt ſie in einer ungenügenden Form; mir wenigſtens genügte keine, und niemand fühlt es tiefer als ich, daß meine Darſtellung eine mir durch die Natur aufgedrungene Aufgabe nicht ſo in ſich gerundet zu faſſen vermochte, daß ſie für die Geſchichte auf immer gewonnen wäre: und dennoch gewann mir das Urſprüngliche, Unwillkürliche, was, glaube ich, ſich nie verdrängen ließ, viele Gemüther, und ich muß bekennen, daß wenn mein ſchriftſtelleriſches Gewiſſen in ſtiller Selbſtbetrachtung laut ward, ich mehr über den Beifall als über den Tadel mich zu wundern hatte.

Beſonders ging ein Gedanke, der ſich nicht abweiſen ließ, durch mein ganzes Leben, der Allem ſeine höchſte Wahrheit verlieh. Durch die Religion erhielten alle Begriffe ihre höchſte Beſtätigung, als ſittlich religiöſe Thaten. Daher die faſt krankhafte Neigung, mit der ich viel zu kämpfen hatte, mein Inneres da zu enthüllen, ja eine Beichte abzulegen, wo es weder paſſend, noch ſchicklich war.

Ein Ausweg ſchien mir die Dichtung. Ich lebte mit meinem Verleger in einem vertrauten freundlichen Verhältniſſe, und als er mir vorſchlug, eine Novelle auszuarbeiten, ward es mir auf einmal klar, daß hier ja eine Form vorlag, die mir eine Freiheit gab, durch welche ich Vieles darſtellen, Manches enthüllen könnte auf eine Weiſe, die keine andere Form erlaubte; aber auch hier gab meine urſprüngliche Natur dem Werke eine Geſtalt, die keine gewöhnliche war. Walſeth und

Leith entſtand nicht als eine Novelle, ſondern als ein Cyclus von Novellen.

Die Benennung Novelle ward gewählt, wie man ein Kleid nach dem herrſchenden Schnitt anzieht; hätte ich das Werk Roman genannt, ſo hätte es ausgeſehen, als wäre ich in die Geſellſchaft mit einem altmodiſchen Rock eingetreten. Ich wußte recht wohl, wie dieſe Benennung entſtanden und allgemein geworden war in der deutſchen poetiſchen Literatur. Tieck hat dieſe ihm ganz eigenthümliche Dichtungsweiſe zuerſt eingeführt, und in der Art, wie ſie erſchien, erfunden. Wenn unter den Italienern eine jede kleine Erzählung einer bedeutenden Begebenheit, welche die Menſchen auf eine intereſſante Weiſe in Bewegung ſetzte, unter einander verwickelte und einen pikanten Schluß verſprach, Novelle genannt wurde: ſo war es Tiecks Abſicht, die verſchiedenen geiſtigen und ſittlichen Richtungen der Gegenwart in ihrer lebendigen Eigenthümlichkeit aufzufaſſen, durch geeignete Perſönlichkeiten darzuſtellen, und in einem geiſtvollen Bilde zu vereinigen; und man weiß, wie es ihm gelungen iſt. Dieſe Benennung fand ſchon durch die meiſterhafte Ausführung, und weil ſie die verbrauchten Namen Roman und Erzählung verdrängte, unter den Schriftſtellern allgemeinen Beifall, und ward nun von den ſchlechteſten und geringſten, wie von den beſſern, auf die ungeeignetſte Weiſe, man kann ſagen, ohne irgend einen klaren Begriff, den man mit ihr verband, gebraucht.

Wenn ich nun Walſeth und Leith einen Cyclus von Novellen nannte, ſo erkannte ich wohl, daß dieſe Benennung nicht ſtreng im Tieckſchen Sinne war, ja ein Cyclus von Novellen ließ ſich kaum rechtfertigen, da eine jede doch in ſich etwas Abgeſchloſſenes ſein ſoll.

Ich habe, ich geſtehe es, die Benennung gewählt, weil ich ſonſt eine hätte erfinden müſſen, und keine wußte; weil der Gebrauch oder, wie Tieck vielleicht nicht mit Unrecht ſagen würde, der Mißbrauch herrſchend und allgemein geworden war; weil ein jeder einigermaßen wiſſen konnte, was er zu erwarten hatte, und doch zugleich bei der herrſchend gewordenen Erweiterung der Bedeutung des Wortes kein beſtimmtes Verſprechen gegeben wurde, vielmehr die Benennung auch etwas Neues bis dahin nicht Gegebenes aufnehmen konnte. Ich ſuchte eine Darſtellung innerer pſychologiſcher Vorgänge, wie ſie bei den

Verwickelungen des Lebens zum Vorſchein kommen, und ſo war meine Abſicht der Tieckſchen ſowohl als der vieler Novellenſchreiber verwandt. Tieck benutzte dieſe pſychologiſche Seite für irgend einen tiefern, die Uebrigen meiſt für einen flachern Zweck. Die Tieckſchen Novellen haben in ihrer Geſammtheit aber dadurch ihren großen Werth erhalten, daß ſie die mannigfaltigen Verirrungen der Zeit in ihrer Eigenthümlichkeit behandelten, eine jede beſonders zum Gegenſtand der Behandlung machten und durch eine eigene geiſtreich dargeſtellte Verwickelung hervorhoben; ſo bildeten ſie alle in ihrer Vereinigung eine großartige Einheit. Erhielten ſie nun dadurch ein mehr objectives Gepräge, ſo blieben dagegen meine Novellen abſichtlich ſubjectiv. Nicht dieſes oder jenes, ſondern eben das Innerſte der Seelenzuſtände bei den hervorgehobenen Perſonen wollte ich darſtellen; ich glaubte bemerkt zu haben, daß die moderne Poeſie in unſern Tagen immer mehr einen pſychologiſchen Character annehme, daß ſie nicht ſelten geheime Confeſſionen enthalte. Hat Göthe es von ſich ſelber doch zugeſtanden; Byrons Gedichte ſind offenbar Producte ſeines innerſten Lebens, wie es ſich in beſondern Stimmungen äußert. Ich nun wollte dieſe Seite, die doch ihre poetiſche Bedeutung hat, hier hervorheben, ja ich glaubte, daß ſie die einzige Möglichkeit enthalte, die Pſychologie als Erfahrungs=Wiſſenſchaft geiſtig zu behandeln, und ihr ſo in der freieſten dichteriſchen Form einen wiſſenſchaftlichen Werth zu ertheilen. Keine Darſtellung der Art iſt eine rein objective, die den Gegenſtand mit kalter Beſonnenheit nur künſtleriſch auffaßt. Sie ruft nothwendig eine eigene Stimmung bei dem Verfaſſer hervor, die ſich nicht verdrängen läßt, ja nicht verdrängt werden ſoll. Der Dichter wird von der Aufgabe beherrſcht, die er beherrſchen will, und der ſcheinbare Widerſpruch ſoll eben durch das Werk fortdauernd durchblicken und doch auch gelöſt werden.

Zugleich nahmen dieſe Novellen einen geſchichtlichen Character an. „Walſeth und Leith" hob die Vergangenheit hervor, in ſofern ſie die Handlungsweiſe der gegenwärtigen Zeit vorbereitete. Die „vier Norweger" bewegen ſich mehr in der Gegenwart, und Malcolm beſchäftigt ſich mit einer Perſönlichkeit oder mit zweien, man kann beides ſagen, weil er mit ſeiner Geliebten Eine erweiterte darſtellt.

Man hat mir vorgeworfen, daß meine Novellen eine Art Hysteron-proteron darſtellten und mit dem Schluſſe anfingen. Daß dieſes nicht etwa willkürlich geſchah, ſondern abſichtlich, hätte man daraus ſchließen können, daß dieſer Vorwurf zu wenig Einfluß auf mich ausgeübt hatte. Von den „vier Norwegern“ galt es am wenigſten. In dem ſpätern Malcolm trat es aber am ſtärkſten hervor. Die Nothwendigkeit dieſen Weg einzuſchlagen, lag nun eben in der Abſicht der Novellen, die, indem ſie ein in ſich Geſchloſſenes als Erzählung ſein, doch zugleich eine offene Seite behalten ſollten, die ſich mit einem größern Ganzen verband; dann aber vorzüglich darin, daß die erſte Novelle das ganze Thema in ſich ſchließen ſollte, deſſen Behandlung der Gegenſtand Aller war, ſie ſollte die Hauptperſon in ſolcher Verwickelung auffaſſen, die uns pſychologiſch räthſelhaft erſchien. Dieſes Räthſel beſtimmt hinzuſtellen und das Intereſſe der Leſer für ſeine Löſung zu gewinnen, iſt mir, glaube ich, in Malcolm am beſten gelungen. Man pflegt ſonſt es zu loben, wenn ein Dichter der ſogenannten Spannung nicht bedarf, um die fortdauernde Theilnahme für ſein Werk feſt zu halten. Während die Kritiker die abweichende Form tadelten, wurden meine Novellen verſchlungen; und obgleich ich die Forçen, welche die Schriftſteller klugerweiſe zurückzuhalten pflegen, von vorne herein ausgeſpielt hatte, gelang es mir dennoch, das Intereſſe der Leſer zu gewinnen. — Ich habe bei meinen Darſtellungen keine ſchlechten Motive gebraucht; in dieſer Rückſicht iſt meine Feder rein; auch der flüchtigſte Leſer wird zu Betrachtungen geleitet, welche die Leſer der Romane nicht anzuſtellen gewohnt ſind. Habe ich nun die Kunſt verſtanden, eine Menge von Menſchen, die beim Leſen nichts Anderes als zeitverderbende Zerſtreuung ſuchen, dahin zu bringen, ſich mit ernſthafteren Gegenſtänden zu beſchäftigen, ſo darf ich ja wohl mit dieſer Kunſt nicht ganz unzufrieden ſein.

Ich erhielt nun ein mir bis dahin völlig fremdes Publikum. Ich war auch in Beziehung auf meine geiſtige Beſchäftigung und durch die ganze Art meines Lebens, durch die Neigung zur Geſelligkeit von jeher mit geiſtreichen Frauen in Verbindung, und eine große Menge der ausgezeichnetſten Schriftſtellerinnen ſind mir näher getreten. Freilich fielen mir auch viele der geringern Sorte nicht wenig beſchwerlich. Obgleich ich nun nicht zu denen gehöre, die es wünſchenswerth finden, wenn der Einfluß der Frauen in der Kirche und in der Literatur noch mehr wachſen ſollte, als ſchon geſchehen iſt: ſo darf ich doch eben ſo wenig verſchweigen, daß der Umgang mit ausgezeichneten Frauen mir ein weſentliches Bildungsmittel geweſen iſt: daß ich dieſen Vieles verdanke. Ich glaube nicht, daß ein Gelehrter, der von Frauenumgang ausgeſchloſſen bleibt, Menſchen und Leben auf eine richtige Weiſe aufzufaſſen vermag. Selbſt die Art, wie geiſtreiche Frauen das Leben und manche wiſſenſchaftliche Richtung in ſich aufnehmen, iſt wichtig, ihre Anſichten in ihrer Eigenthümlichkeit ſind oft lehrreich und anregend, und ſo darf auch ich nicht vergeſſen, was ich den Stunden, die ich mit den beiden ſo berühmt gewordenen Frauen Rahel v. Varnhagen und Bettina v. Arnim verlebte, zu verdanken habe. Mit der erſten war ich auf eine Weiſe bekannt geworden, die ich ſchon früher erwähnt habe. Meine ausgezeichnetſten Zuhörer, die im Jahre 1806 Halle verließen und nach Berlin gingen, verſammelten ſich um Rahel, und ſie ward die Frau des einen. Sie iſt als Schriftſtellerin durchaus ſententiös, und ſie liebte es auch im Umgange ſich ſo vernehmen zu laſſen.

Sie war fortdauernd mit den höchſten Gegenſtänden beſchäftigt, und obgleich Schriftſtellerin, doch durchaus Weib; ſie war nie die Schülerin irgend eines Mannes, obgleich eine Zuhörerin Fichte's: unausgeſprochene Ideen beherrſchten ſie, aber obgleich dieſe nie in klarem Zuſammenhange laut wurden, durchdrangen ſie doch alle ihre Aeußerungen in der Geſellſchaft wie in Schriften. Was nun keine Darſtellung finden konnte, perſonificirte ſie auf wahrhaft weibliche Weiſe in zwei männlichen Geſtalten, und ſie trug Alles, was die innern Lebensanſichten betraf, auf Göthe, Alles, was das höhere Wiſſen berührte, auf Fichte über. Ihre unbedingte Verehrung dieſer Heroen der Zeit entſprang aber nicht etwa aus einem objectiven Studium ihrer Bedeutung in der Zeit, ſie ſchloß ſich und ihr ganzes Leben an dieſe Perſonen an; ſie erkannte ſich in beiden, wie die treue Frau ſich in dem Gatten erkennt; ſie hat Göthe nicht mit andern Dichtern verglichen, eben ſo wenig Fichte mit andern Philoſophen; und wenn es geſchah, ſo wurden jederzeit beide dadurch nur mehr gehoben. Daher war ihre Auffaſſung der Schriften beider Männer durchaus ſelbſtändig, ſo wie die Frau immer entſchiedener eine ſichere Stellung im Leben annimmt, wenn ſie ſich dem Gatten ganz hingibt. Sie gehörte, ſeit ich in Berlin lebe, in den letzten Jahren ihres Lebens zu meinem und meiner Familie anziehendſten Umgange. Man fand in ihrem Hauſe die bedeutendſten Männer und ihr geſelliger Kreis war jederzeit lebhaft und intereſſant.

Mit Bettina von Arnim war mein Umgang ganz anderer Art. Clemens Brentano, ihr Bruder, war einer meiner erſten Bekannten in Deutſchland; Achim v. Arnim lernte ich mehrere Jahre vor meiner Verheirathung bei meinem Schwiegervater kennen, und als eben verheirathet erſchien er mit ſeiner Frau 1811 in Halle. Es gab vorübergehende Epochen in meinem Leben, in denen mein Umgang mit ihr nicht ohne geiſtige Bedeutung war. Ihre reiche, höchſt eigenthümliche, ſeltſame, aber zügelloſe Phantaſie riß mich hin, ich konnte mich ihr dann völlig hingeben, wir gelangten gemeinſchaftlich in wunderbare Regionen, und ich erwachte aus einem ſolchen Geſpräche, wie aus einem leichten anmuthigen Traume. Blitzähnliche Gedanken fuhren während des Traumes durch meine Seele, wanden ſich aus den mancherlei wechſelnden bunten Geſtalten hervor, und erhielten ſich wohl auch in der permanenten Form des Begriffs nach dem Erwachen. Seit ſie Schriftſtellerin geworden, haben dieſe geiſtigen Mittheilungen aufgehört, unſere Lebensanſichten ſind zu abweichend. Was als Traum einen Reiz für mich hatte, vermochte ich als ein geſchichtliches Erwachen nicht feſt zu halten: aber wie genußreich mir jene früheren Stunden geweſen ſind, habe ich nicht vergeſſen.

Unter den Schriftſtellerinnen, die mir ſonſt bekannt wurden, nenne ich die Frau des de la Motte Fouqué. Den Mann hatte ich kurz nach dem Kriege kennen gelernt. Er hatte die Gewohnheit, ſchnell eine vertraute Stellung einzunehmen, und als ich ihn einſt in einer größern Geſellſchaft bei meinem Freunde H. Meyer zum erſten Male ſah, zog er mich während eines Geſprächs über allerlei Gegenſtände nach einem Fenſter hin. Eine meiner Aeußerungen gefiel ihm und ich ward nicht wenig überraſcht, als ich ihn ausrufen hörte: „Steffens, dies iſt wie aus meiner Seele geſprochen, wir müſſen näher mit einander bekannt werden;“ er umarmte mich und begrüßte mich mit einem vertraulichen Du. Und ſo hatte ich ſchon tief in den funfziger Jahren auf alte jugendliche Weiſe plötzlich einen vertrauten Freund erhalten. Ich habe nie ohne Wehmuth an die letzte traurige Lebenszeit dieſes Dichters, der doch einſt einen bedeutenden Ruf erlangt hatte, denken können. Seine erſte Frau ſchenkte mir das Vertrauen, in ſchriftſtelleriſchen Angelegenheiten ſich an mich zu wenden. Unglücklicherweiſe blieb ich mit ihrer Thätigkeit in dieſer Richtung völlig unbekannt, und habe mir in der That hierin eine Rückſichtsloſigkeit vorzuwerfen, die ich kaum zu vertheidigen vermag.

In den erſten Jahren in Berlin lebte ich in näherem geſelligen Umgange nicht allein mit Rahel und Bettina, ſondern auch mit der unglücklichen Stieglitz. Sie war öfter in meinem Hauſe, und ſchien geneigt, mir ein immer größeres Vertrauen zu ſchenken. Sie war anmuthig und höchſt liebenswürdig; meiner Ueberzeugung nach war ſie geboren, eine ſchlichte häusliche Frau zu ſein, und hätte ſie ihre übrigen Talente auf eine naturgemäße und unbefangene Weiſe mit der anmuthigen Erſcheinung verbunden, ſo würde ſie zu den lieblichſten, ja innerhalb ihrer naturgemäßen Grenzen zu den bedeutenderen Frauen gehört haben; eine verſchwimmende dichteriſche Richtung der Zeit hatte ſie völlig fanatiſch irre geleitet. Sie wollte nicht einen Poeten, ſondern die Poeſie heirathen, und bis dieſe ihr perſönlich erſchien, blieb ſie unglücklich und fühlte ſich von aller Welt verlaſſen. Kurz vor der ſchrecklichen Kataſtrophe war es, als wenn ihr eine Beichte, die ſie zu drücken ſchien, auf den Lippen ſchwebte. Wie bedauerte ich, daß ſie nicht abgelegt wurde! Eine Badereiſe, von der ſie mit getäuſchten Hoffnungen zurück kam, ſchien ſie zur Verzweiflung gebracht zu haben. Ich habe es, wie früher öfter auch hier, auf die traurigſte Weiſe erlebt, wie Gedanken und Vorſtellungen, mit welchen Männer ein mehr oder weniger gefährliches Spiel treiben, in den weiblichen Seelen ſich nur zu ernſthaft fixiren, und in einer verzehrenden Geſtalt ihr ganzes Weſen verſchlingen. So werden Frauen am leichteſten religiös-fanatiſch und die grauenhafteſten Ausſchweifungen des religiöſen Wahnſinnes zeigten ſich öfters bei dieſen.

Allerdings war der Selbſtmord von merkwürdigen Umſtänden begleitet. Die unglückliche Frau hatte ſich des Abends in der Abweſenheit des Mannes erdolcht. Sie hatte die Dienſtmagd zu entfernen gewußt, und alle Anſtalten, um dem Tode einen heitern, ja ſchönen

Anſtrich zu ertheilen, waren mit vieler Beſonnenheit getroffen. Sie hatte mit eigenen Händen ihr Bett reinlich zubereitet; in weißem feſtlichem Gewande legte ſie ſich hin, ein Dolch, der zum tragiſchen Spiel von den verirrten Eheleuten oft gebraucht wurde, endete ihr Leben; der Stoß war offenbar mit feſter Hand geführt, er war tief und ſicher tödtend; ſie hatte nach dem Stoß alles gethan, um die Verblutung völlig nach innen zu leiten, hatte den Dolch aus der Wunde gezogen und den unglaublichen Muth gehabt, dieſe, ſo lange ihr die Kraft übrig blieb, zu verſtopfen. Nur wenige Blutstropfen fanden ſich vor. So lag die junge ſchöne Leiche feſtlich geſchmückt im reinlichen Bette; ſo ſah ich ſie früh am andern Morgen. Das Bild wird nie aus meinem Gedächtniß verſchwinden.

Ich erſchrak aber nicht wenig, als ich die Aeußerung der hinzuſtrömenden Freunde um mich her laut werden hörte. Der traurige Selbſtmord ward als eine weibliche Römerthat bewundert. — Kann eine That, die wohl begreiflich iſt, aus dem ganzen Leben einer frühern geſchichtlichen Epoche willkürlich in eine ſpätere, ganz anders geſtaltete, verſetzt werden? und muß, was von allen Lebensverhältniſſen getragen wird und ſeine Bedeutung erhält, in einer chriſtlichen Zeit nicht völlig bedeutungslos, krankhaft, ja wahnſinnig erſcheinen? Es iſt bekannt, daß der Wahnſinn die Beſonnenheit nicht ausſchließt, nicht ſelten ſind die Beiſpiele von verſtändiger Vorbereitung zu einer wahnſinnigen That; ja der Seelenkranke zeigt oft Beweiſe von bewunderungswürdigem Scharfſinn; der Verſtand verſchwindet nicht, er wird dann mit allen ſeinen Kräften von der ſtarren Richtung des Wahnſinnes in Anſpruch genommen.

Es iſt oft die Frage geweſen, in wiefern die höchſte geiſtige Entwickelung des Geſchlechts dem weiblichen Theil deſſelben zugänglich ſein ſolle oder nicht. Dieſe Frage zu beantworten iſt nicht ſchwierig. Die Frauen auszuſchließen von dem, wozu nicht ſelten die Eigenthümlichkeit ihrer Perſon ſie drängt, und gewaltiger oft als die Männer, wäre höchſt tadelnswerth, wie eine jede aus abſtracter Reflection entſtandene Ausſchließung. Wenn man frägt, ob die Frauen einen bedeutenden Einfluß auf die Bildung der Geſellſchaft gehabt haben, ſo wäre es höchſt thöricht, es leugnen zu wollen: aber dieſer wichtige Einfluß beſchränkt ſich auf die Familie und den geſelligen Umgang. Durch den letztern wird der Familienkreis erweitert und Männer wie Frauen in dieſen hineingezogen. Die ſtille Gewalt der weiblichen Perſönlichkeit wird dann ihrer Natur gemäß entwickelt, das Geheimniß der Weiblichkeit, das Höchſte, Tiefſte und Unergründlichſte, erſcheint, ohne verrathen zu werden. Eine andere Frage iſt, ob die Frauen unbedingt öffentlich, ob ſie als Schauſpielerinnen und als Schriftſtellerinnen hervortreten dürfen. Dieſe Frage iſt oft genug bald ſo, bald anders behandelt. Alle allgemeine Fragen der Art, wenn ſie in ihrer Allgemeinheit aufgefaßt und beantwortet werden, führen zu einem ſchiefen Reſultat. — Freilich, wenn unterſucht wird, ob in dem ganzen Gange der Geſchichte die Schriften der Frauen ein weſentliches Moment für die Entwickelung des Geſchlechts gebildet haben, dürfte die Antwort ſelbſt etwas zweifelhaft ausfallen. Frauen ſind, wenn von geiſtiger Auffaſſung die Rede iſt, reflectionslos, und ohne Reflection findet keine geordnete geſchichtliche Entwickelung ſtatt. Daher iſt ihr Einfluß auf die Literatur zwar zuweilen groß, aber vorübergehend, und in unſern Tagen, wo Alles ſich berührt und erweitert, darf man wohl behaupten, daß die Schriftſtellerei der

Frauen dem geſelligen Geſpräche immer verwandter wird. Ich beſinne mich vergebens auf eine Schriftſtellerin, die durch ihre Schriften (und es waren immer nur dichteriſche) einen bleibenden Ruf für alle Zeit erworben hätte. Mir ſchwebt nur die einzige Sappho vor. Die ſo genannten gelehrten Frauen ſpielten immer eine untergeordnete Rolle. Daß die überhandnehmende Schriftſtellerei der Frauen in unſern Tagen keineswegs wünſchenswerth ſei, wird ein jeder geſtehen. Einige freilich zeigen ein ſchönes Talent, beſonders wo es darauf ankömmt, Scenen, die durch Verwickelung hervorgerufen ſind, einfach darzuſtellen; häusliche Begebenheiten, wie ſie erſcheinen, klar aufzufaſſen, die Umgebung der Natur und der Menſchen zu gruppiren. Wir möchten Schriften der Art, wie die der Friederike Bremer, der Memoiren ſchreibenden Franzöſinnen, und vor allen die Schriften der Verfaſſerin von Godwie-Caſtle, ſelbſt bei dieſer geſchichtlichen Betrachtung nicht entbehren, wenngleich die Verſuche höherer geiſtiger Auffaſſung weniger gelungen genannt werden müſſen.

Das öffentliche Hervortreten der Schauſpielerinn iſt bei der gegenwärtigen Ausbildung des Schauſpiels offenbar unentbehrlich. Die Oper bildet ein weſentliches Moment des ſich entwickelnden zukünftigen Theaters. Es giebt Erſcheinungen menſchlicher Perſönlichkeiten, die durch ihre großartige Bedeutung jede allgemeine Regel beherrſchen, ja ſelbſt geſetzgebend ſind. Eine jede ſolche Erſcheinung hat ihre bedenkliche Seite, wer kann es leugnen? Aber ihre Ausbildung, etwa durch ein puritaniſch beſchränkendes Geſetz, zu hemmen, wäre in der That höchſt thöricht, ja barbariſch. Mir iſt eine Sängerin nicht allein bekannt, ſie iſt mir eine der liebſten und trefflichſten der Frauen, Weib und Mutter im edelſten Sinne. Eine kurze Zeit nur erſchien ſie auf der Bühne, und ihre Kunſt, wie ihre gewaltige, herrliche Stimme, riß Jedermann hin. Wenn ſie hervortreten ſollte, war ihr ganzes Weſen ergriffen, ſie trennte ſich dann von dem Manne, von den Freunden, ſchloß ſich ein und lebte ganz in dem Spiel und in den Tönen, allen andern menſchlichen Verhältniſſen völlig entriſſen. Sie erſchien zu einer Zeit, wo ſie mit den glänzendſten Talenten wetteifern mußte. Derjenige, der ſich einer großartigen Darſtellung hinzugeben vermochte, ward von ihrem Spiele hingeriſſen, und die Töne klangen wie aus einer höhern

Welt, wenn ſie durch Gluck oder Beethoven ihren Inhalt erhielten. Dieſe Frau, ſo mächtig begabt, ſchien die Gewalt nicht zu kennen, die ſie ausübte. Jedesmal, wenn ſie die Bühne betrat, ward ſie von einer unermeßlichen Angſt ergriffen; die erſten Töne zitterten, bis die Gewalt der großartigen Darſtellung ſie völlig hinriß und ſie aus der Menge der horchenden Zuſchauer hinweg und in die ſtille Einſamkeit des Gemachs verſetzte. Dann brach die Gewalt des Spiels und des Geſanges hervor, als wäre es die Dichtung ſelbſt, die ihre innere Bedeutung mächtig ausſprach; aber was die beſten Zuſchauer in Entzücken ſetzte, bedrohte ihr Leben. Sie verſtummte nach kurzer Zeit, und lebt jetzt als ſtille Hausmutter und Weib, von mir geſchätzt und geliebt wie ihr Mann, der mein naher Verwandter und mein theurer Freund iſt, und mir in eigenen Momenten meines Lebens auf eine ſchöne Weiſe geiſtig nahe trat.

Hätten meine Novellen für mich keine andern Früchte getragen, als daß ſie mir die nähere Bekanntſchaft vieler geiſtreichen Frauen erwarben, ich würde ihre Herausgabe ſegnen.

So glücklich iſt es mir nicht mit allen Kreiſen der

Männer gegangen; beſonders mit den meiſten meiner Collegen, und überhaupt mit den Gelehrten. Viele haben meine dichteriſchen Schriften gar nicht geleſen, auch ſolche, die wohl ſonſt Dichterwerke ähnlicher Art, die klaſſiſch genannt wurden, gern laſen. Sie fanden es wohl unanſtändig, daß ein ordentlicher Profeſſor, der ſein funfzigſtes Jahr zurückgelegt hatte, ſich unter die belletriſtiſchen Tagesſchriftſteller miſchte. Die ernſthaftere Seite der Novellen, die tiefere Intention, die ſich in ihrer Darſtellung ausſprach, blieb dieſen Männern unbekannt, oder wurde beſonders durch das religiöſe Gepräge, welches ſie trug, mißbilligt. Im Journal de Debats ward erzählt: Der alte Steffens habe ſeine wiſſenſchaftlichen Studien aufgegeben, um als Romanen-Schriftſteller mit Cramer, Spieß, Schlenkert zu wetteifern. Daß die Novellen deſſen ungeachtet anzogen und Beifall fanden, iſt bekannt, nur da, wo freilich der Beifall mir der wünſchenswertheſte geweſen wäre, gelang es mir nicht, ihn zu erhalten. Ueber den Werth oder Unwerth dieſer Erzeugniſſe gebührt mir keine Stimme; ſo wenig in der That, wie eine Frau durch Anſprüche auf Schönheit den Eindruck der wirklich daſeienden hervorzurufen vermag.

Die letzte Novelle, die Revolution, erzeugte eine wahre Wuth, und dieſe entſprang offenbar aus einem ſeltſamen Mißverſtändniß. Ich wollte den Dämon der Zeit perſönlich fixiren, ich ſtellte ihn halb märchenhaft dar. In einer kleinen Erzählung, die ſchlafende Braut, verſuchte ich in einer andern Richtung etwas Aehnliches. Ich ließ ein Märchen aus den gegebenen Elementen der geſchichtlichen Bildung allmälig ſich geſtalten. Ich glaube, daß der Verſuch nicht ganz mißlungen iſt. Die Erzählung erſchien eben in der Zeit, als das Vorurtheil, welches auf der politiſchen Novelle laſtete, noch herrſchend war. Ich habe wenig von dem Beifall oder dem Mißfallen, welches ſie erregte, erfahren. Meine Abſicht, durch dieſe dichteriſchen Darſtellungen eine aus Erfahrung geſchöpfte Pſychologie vorzubereiten, muß ich wohl als eine mißlungene betrachten; vielleicht gelingt es einem andern Glücklichern beſſer als mir; und ſo muß ich dieſen Theil der Darſtellung meines Lebens leider auf eine für mich nicht günſtige Weiſe ſchließen.

Was ich erlebte.

Zehnter Band.

Was ich erlebte.

Aus der Erinnerung niedergeſchrieben

von

Henrich Steffens.

Zehnter Band.

Breslau,
im Verlage bei Joſef Max und Komp.

1844.

Vorrede.

Nur zu lange habe ich es gewagt, die Leſer mit meinem Leben und mit meinen ſubjectiven Anſichten der Zeitereigniſſe zu beſchäftigen. Ich würde Urſache haben es noch mehr zu bereuen, wenn ich nicht hoffen dürfte, daß meine Darſtellungen doch auch ein Bild der Zeit, die ich durchlebte, enthielten. Es wird ſich zeigen, ob die Kritik unſerer Tage einem alten Manne erlaubt, eine eigenthümliche Anſicht des Lebens zu behaupten, und ſich zu dieſer, auch wo ſie mit der herrſchenden nicht übereinſtimmt, zu bekennen.

Ich habe die Erzählung deſſen, was ich erlebte, vielleicht zu nahe an die Gegenwart zu bringen geſucht — ich habe ſie erſt mit dem Jahr 1840, welches für mich ſo wichtig ward, abgebrochen. — Meine letzten Jahre kann ich, beglückt durch die Gnade meines Königs, durch die Gunſt der Behörden, durch die Freundſchaft vieler ausgezeichneter Männer, ruhig und ſorgenlos der Wiſſenſchaft widmen.

Einer meiner Freunde und theilnehmender Zuhörer, Herr v. Borne, hat ſich ſelbſt angeboten das ſorgfältige Regiſter auszuarbeiten. Erſt nachdem dieſes fertig mir vorlag, erkannte ich die Schwierigkeiten, die mit dieſer mühevollen Arbeit verbunden waren.

Verſetzung nach Berlin.
Reiſe nach Tyrol.
Reiſe nach Dänemark und Norwegen.
Berlin. Schluss.

Als die Speculation im Anfange des Jahrhunderts eine tiefere Bedeutung annahm, hörte man oft von der Verzweiflung des Daſeins reden. Der dialektiſche Skepticismus wurde als der nothwendige Eingang zur Vorbereitung der Philoſophie angeſehen; die Dialektik, welche die Aufgabe hatte, die inneren Zweifel zu bekämpfen und zu überwinden, erhielt damals ſchon die uns jetzt von allen Seiten entgegenklingende Benennung: „negative Philoſophie.“ Dieſe Benennung hatte freilich nur für diejenigen eine Bedeutung, denen die Speculation wirklich eine innere That geworden war, und bei der Neigung der Zeit zur leeren Abſtraction erſchien ſie oft als eine quälende Unzufriedenheit, wenn die dialektiſchen Künſte in der Ausübung auf Schwierigkeiten ſtießen, als ein Mißmuth, welchen die Dichter empfinden, wenn ſie das Metrum nicht in ihrer Gewalt haben oder den Reim nicht finden können. Dieſes naive Unglück der damaligen Zeit ergriff mehrere junge Leute und ich ſah viele darunter leiden. Wie unbedeutend nun eine ſolche Ausſchlagskrankheit erſchien, ſo enthielt ſie doch den Keim zu jener allgemein herrſchenden Unzufriedenheit, die, wenigſtens in Deutſchland, alle Gemüther immer tiefer ergriff und herrſchend wurde.

Man irrt ſich ſehr, wenn man glaubt, daß der Mißmuth die ganze Geſchichte unſerer Zeit bezeichne: er iſt nur bei Wenigen ein wahrer; ſo wenig wie der herrſchende Ton der Literatur ein Ausdruck der öffentlichen Meinung iſt. Aber dort wie hier wäre es ein gefährlicher Irrthum, die keimende Unzufriedenheit der Gemüther zu überſehen; denn ſie hat einen tiefern Grund und jemehr ſie ſich ausbreitet, deſto gefährlicher greift ſie in das Innerſte der Gemüther hinein.

Der Skepticismus hebt mit dem Zweifel an das Daſein an, er iſt in dieſem begründet und entſteht, wie Jedermann bekannt iſt, nur dann, wenn das Denken dem gegebenen Daſein ſich gegenüber ſtellt und von dieſem getrennt, eine ſelbſtändige Macht bilden will. Alle Gegenſätze der Dialektik und die Unzufriedenheit mit ihrer nie ganz gelungenen Löſung werden dann in dem Daſein ſelber geſucht; dieſem wirft man alle Unklarheit im Erkennen vor. Unterwürfe es ſich unſern Verſuchen ganz, dann würde, meinte man, alle Verwirrung ſchwinden und die göttliche Wahrheit des Selbſtbewußtſeins in ihrem hellen Lichte ſich darſtellen.

Die gefährliche Täuſchung entſteht dadurch, daß man das Denken nicht von irgend einem Daſein ableiten, daß es nur aus ſich ſelber begriffen werden kann. Das Denken hatte im herrſchenden Bewußtſein der Zeit ſeine ſelbſtändige Gewalt erkannt, und dieſes Erkennen zeigt ſich nicht bloß in der Philoſophie oder unter den Gelehrten und Grübelnden, es herrſcht auch da, wo es nicht ſeinen vollen, Alles umfaſſenden Ausdruck zu erhalten vermag, wie die ſinnliche Logik alle Denkäußerungen der Menſchen beherrſcht, ſelbſt wo der Name dieſer Wiſſenſchaft niemals genannt wird.

Das Daſein aber, in dieſer Allgemeinheit genannt, iſt ſelbſt eine Aeußerung des Denkens und in ſofern nicht bloß dem menſchlichen Bewußtſein verwandt, ſondern im Grunde mit ſeinem innern Weſen eins.

Man kann, wie Jedermann weiß, dennoch ſich das Denken nicht denken, d. h. ſich deſſen nicht bewußt werden, wenn es ſich nicht in einem Daſein offenbart, ſo wenig, wie man irgend eine Thätigkeit als ſolche im Bewußtſein feſt zu halten vermag, wenn ſie nicht That wird. Nun liegt eben der Begriff der That nicht in dem der Thätigkeit. Der Begriff des Daſeins nicht in dem des Denkens, und der Verſuch, ſich von dem Daſeienden zu trennen, um aus dem Denken als ſolchem, von allem Daſein entblößt, ein Daſeiendes zu erzeugen, iſt ein abſolut leerer; das Denken iſt freilich ein in ſich begründetes, d. h. ein göttliches, aber es findet ſich nur in ſeiner abſoluten That.

Man ſollte glauben, daß, wenn dieſes erwogen würde, ein jeder begreifen müßte, daß ein abſolutes, alles umfaſſendes Denken, unmittelbar eine abſolute That ſein müßte, ein Bewußtſein, welches ſich ſelber ſchlechthin durchſichtig und klar in ſeiner That bewußt würde. Aber eine ſolche That eines denkenden Weſens findet ihren Ausdruck in der Abſicht, in dem Zweck, und dieſer Ausdruck, der das Denken ſich ſelber offenbart, darf in keiner Aeußerung der That fehlen. Das Denken wird ſich alſo nur ſelbſt bewußt durch eine That, in dem das Ganze und eine jede Aeußerung deſſelben bis ins Kleinſte klar und durchſichtig iſt, die das Ganze abſolut beherrſcht, d. h. die eine abſolute Macht iſt, und nur wo dieſe zum Vorſchein kommt, fällt das Daſein ſchlechthin mit dem Denken zuſammen, es iſt ſchaffend, es iſt Gott.

Wo nun das Denken ſich von dem Daſein trennt, im menſchlichen Bewußtſein, da iſt es auch von Gott getrennt, will, ihm gegenüber, wenigſtens in Gedanken, das Daſein beherrſchen und als eine ſelbſtändige Macht begründen: aber nur im göttlichen Bewußtſein fallen Denken und That abſolut zuſammen; jedes von dem ſchaffenden Gott uns trennende Bewußtſein iſt zugleich von dem Daſein getrennt und zwar auf eine ewige Weiſe. Denn es will ſich ſelbſt zum Gott machen, es ſucht ſich, ſeine Abſicht, ſeinen Zweck, nicht den göttlichen, und daraus entſpringt alle Sünde, daher die allgemeine Benennung Selbſtſucht. Wir wollen uns in unſerm Denken durch die ſelbſtſüchtige That unſer bewußt werden, nicht Gottes; unſeren Zweck erreichen, unſere Abſicht verwirklichen, nicht die göttliche. So ſtehen wir der Natur gegenüber und erkennen ſie nur an, in ſofern wir ſie durch unſere Gedanken beherrſchen oder conſtruiren. Wir ſtehen der Geſchichte oder dem Staate gegenüber und erkennen ihn nur an, in ſofern er ſich unſerem Denken unterworfen hat; und da dieſes das abſolut Gebietende iſt, ſich durch ſich ſelber, aber nichts Daſeiendes beſitzt, ſo iſt an keine Uebereinkunft oder Verſöhnung zu denken.

Kein menſchliches Bewußtſein, ſelbſt das mächtigſte, vermag aber vom gegebenen Daſein völlig zu abſtrahiren; es vermag nie ſich als ein abſolut ſelbſtändiges zu behaupten, und das Denken findet ſich durch das Daſein fortdauernd geſtört. Der Denkprozeß ſelber iſt ein Prozeß vieler Perſönlichkeiten; entwickelt er ſich in irgend einer Perſönlichkeit ſo, daß er in dieſe abſolut zurückſchlägt und mit gar keiner andern ſich zu verſtändigen vermag, dann kann man den innern denkenden Anachoreten keineswegs einen geſunden nennen. Denn das Bewußtſein eines jeden einzelnen Menſchen ſoll doch zugleich ein Bewußtſein des Geſchlechts ſein. In den Schwankungen, die in der Geſchichte aller Völker, wie in der eines jeden Volks ſtattfinden, kann der leitende Faden wohl verhüllt werden, doch zerriſſen wird er nicht. Wo der

Sinn irre geleitet ſich völlig iſolirt, heißt er daher Wahnſinn, und wenn der größte Denker unſerer Zeit von Spinoza ſagt: daß er in erhabener Einſamkeit lebte, da drückt dieſe eben nur die geheime Verwandtſchaft mit anderen tieferen Geiſtern, keinesweges die abſolute Iſolirung aus.

Es wäre völlig zwecklos, wenn ich es wagen wollte, hier den Urſprung der Sünde zu erklären, ich muß vielmehr den Leſer um Verzeihung bitten, wenn ich ihn in die abſtruſe Gegend herrſchender Grübeleien hineinziehe; hier nämlich iſt es nur meine Abſicht, zwei Richtungen des menſchlichen Bewußtſeins zu bezeichnen, zwiſchen welchen ich lange ſchwankte, bis ich mich mit dem zunehmendem Alter für die *eine* entſchied.

Es iſt eben ſo wenig meine Abſicht, mich in einen philoſophiſchen Streit einzulaſſen; ich denke überhaupt hier an kein beſtimmtes Syſtem, an keine ſich ſo oder ſo nennende Schule. Was ich hier bezeichnen will, hat ſich zwar hier oder da zur exacten Wiſſenſchaft ausbilden wollen, der Verſuch iſt bald mehr, bald weniger gelungen, aber er entſtand in der That aus einer geſchichtlichen Richtung des ganzen Geſchlechts, die unſerer gegenwärtigen Zeit ihr eigenthümliches Gepräge ertheilte. Es iſt eine Frage, ob die ſtrenge Conſequenz der Schule, eben als Gipfel des Irrthums, nicht eine befreiende genannt werden kann; ob nicht die ſtreng verfolgte Conſequenz eine beſſere Geſinnung vorausſetzt; es gehört zum Weſen des Teufels, ſich nie rein auszuſprechen.

Iſt nämlich das Erkennen in dieſer Richtung ein conſequent völlig durchgearbeitetes und ſcheinbar feſtes, ſo drängt ſich die innere Hohlheit unvermeidlich auf, und es wird durch ein, nicht im Erkennen der Thätigkeit geſetztes, ſondern aufgedrungenes, immer mächtiger werdendes Princip, welches abgewieſen werden ſoll, zuſammen gehalten. Baco's bekannter Ausdruck: „eine halbe Philoſophie führe von Gott ab, eine vollendete zu ihm hin,“ findet hier ſeine Anwendung. Wo aber das Erkennen unreif iſt, wie bei der größten Zahl der ſecundären Anhänger abſtracter Syſteme, wo man, anſtatt die ſchwere und abſtruſe Begründung in ihrer ſcharfen Form fortzuſetzen und auszubilden, ſich mit überlieferten Sätzen begnügt, da bleibt das ſelbſtſüchtige Princip als ein bloßes Poſtulat im Innern, erzeugt nicht ein Syſtem, ſondern fordert es nur, und bildet ſich, da der Forderung nie entſprochen wird, als innere Erbitterung aus. So entſtand die herrſchende Unzufriedenheit unſerer Tage, die ſich gegen alles Höhere, Wiſſenſchaft, Kunſt, Staat und Kirche wendete, das jetzige freilich nur in ſeiner einſeitigſten Geſtaltung, ſogenannte kritiſche Jahrhundert. Alles Urſprüngliche, geiſtig Geſchenkte wird zurückgedrängt, nichts gilt außer das Gemachte, Secundäre aus einer abſtracten Reflection Erzeugte. Die Poeſie war, ſo weit die Erinnerung reicht, die heitere Kunſt eines in ſich ſicheren, ja ohne alle Reflection geiſtig mit ſich ſelbſt zufriedenen Daſeins, und ſelbſt der tragiſche Untergang hatte etwas Verſöhnendes. Jetzt iſt die Kritik und mit dieſer die ſtets opponirende Erbitterung das Princip der Poeſie geworden, und man muß geſtehen, Byron iſt als der Göthe dieſer Richtung zu betrachten. Die echte Kritik iſt eine Anerkennung, und eben deswegen eine reinigende; nur wo ſie ein Poſitives, Urſprüngliches findet, fängt ihre Thätigkeit an. Der ſonſt herrſchende Ausſpruch: dieſes oder jenes ſei unter aller Kritik, hat ſeine frühere Bedeutung verloren; denn man fängt mit der Behauptung an, daß Alles, was angegriffen wird, gar nichts Urſprüngliches beſitze, man will es, wenn es da iſt, zerſtören, aber zerſtört eben damit die Kritik ſelbſt; denn dieſe iſt nur eine wahre, wenn ſie ſich wendet an das, was über aller Kritik iſt. Die jetzt herrſchende will ein Solches nirgends anerkennen, und wenn man ihre Künſte anſieht, wird es einem jeden recht klar, was das Fehlende ſei. Unwillkürlich werde ich an jene bekannte Xenie erinnert:

„Selbſt zum Lieben bedarfſt Du der Kunſt,
Unglücklicher?
„Hat die Natur auch nichts, gar nichts für
Dich noch gethan?“

So entſtand die moderne, geiſtig vornehm ſcheinende Philiſterei unſerer Tage; ſie hat ſich der Sprache der Andacht der Frommen, der Treue der Staatsbürger, der Liebe der Kunſt, des Tiefſinns der Philoſophie bemeiſtert, dem Geringen, in ſich Ohnmächtigen eine hohe Gewalt ertheilt, und beſitzt nichts, weil ſie damit anfängt, einen jeden Beſitz abzuweiſen.

Man könnte aus dieſer Richtung des Jahrhunderts, welches ſo fröhlich anfing, eine bevorſtehende Barbarei erwarten, und Viele, ſelbſt die bedeutendſten Männer glauben ſie ſchon kommen zu ſehen; aber dieſe Kritik zerſtört ſich ſelber. Die Geſchichte beſitzt glücklicher Weiſe, dem leitenden Gott unterworfen, eine Conſequenz, die gewaltiger iſt, als die des tiefſten Philoſophen, und je größer die Verwirrung der Zeit iſt, deſto näher iſt ihre Rettung.

Es wird in dieſem Schlußtheile meiner Schrift oft von dem, was man ſchlecht genug Toleranz genannt hat, die Rede ſein. So tadelnswerth nun dieſe Benennung iſt, ſo hat ſie doch ihren Grund, denn das Negative, die Intoleranz, iſt dasjenige, von dem man ausgeht, und ſie iſt nicht weniger heftig in unſeren Tagen, als ſie es in den Zeiten der heftigſten Verfolgung war, weil ſie ſich nach innen geworfen hat und eine geiſtige geworden iſt.

Eine heitere Gunſt des Geſchicks hat mich in jeder Epoche meines Daſeins vor der Gewalt dieſer Kritik gerettet; ich habe mich nie mit einem bloßen Sein des Denkens begnügen können, denn wo ich dieſes hinrichtete, behielt ein fröhliches Daſein, welches ſich von dem Denken nie trennen ließ, ſein ewiges Recht; ich war gezwungen, wo ich ſtritt, jederzeit zugleich anzuerkennen. Man wird es nicht ſo anſehen, als betrachtete ich dieſe mir verliehene Gabe als einen ſittlichen Vorzug: es würde ſich ſchlecht zu dem Nachfolgenden paſſen. Meine Natur zwingt mich, dasjenige, was ich anerkennen muß, als geiſtig zu meinem Weſen gehörig zu betrachten, mich nie von ihm zu trennen, daher ſind Haß und Neid — ich darf es mit der vollſten Wahrheit behaupten — mir mein ganzes Leben hindurch fremd geblieben, und von der Rache kann ich mir, obgleich in Skandinavien geboren, als eine eigene That, keinen Begriff machen. Man hat mir ſogar vorgeworfen, daß in dieſen Erinnerungen aus meinem Leben zu wenig ſcandalöſe Chronik vorkomme. Ich habe Tadelnswerthes genug erlebt, aber ich beſitze nicht ingrimmige Geſinnung genug, um es mit Freude und dann mit Erfolg darzuſtellen.

Dieſe mir durch die göttliche Gnade mitgetheilte Gunſt meiner Natur erſtreckte ſich nicht allein über ſolche Perſönlichkeiten, mit welchen ich während eines mannigfaltig wechſelnden Lebens in nähere Berührung kam. Ich haſſe keinen Menſchen. Das höchſt unangenehme und quälende widerwärtige Gefühl des Neides überflog mich wohl manchmal, und ich darf nicht behaupten, daß es mir ganz unbekannt iſt, weil ich nach menſchlicher Art mich wohl überſchätzte und mich auf eine tadelnswerthe Weiſe mit Anderen verglich: aber dieß Gefühl ging bald vorüber, und ich darf mit Wahrheit behaupten, daß ich keinen Menſchen beneide. Aber dieſe unwiderſtehliche Neigung des Anerkennens dehnte ſich auf alle Perſönlichkeiten aus, eine jede war eine mir geſchenkte, innerlich mir zugehörige, ich ſuchte in ihr eine Einheit des Daſeins, in welcher ſie durch ihre tiefſte Eigenthümlichkeit zwar von mir getrennt ſchien, aber eben als innerlich mit mir verbündet, je ſtrenger die äußere Trennung, das in ſich Abgeſchloſſene der fremden Perſönlichkeit hervortrat; und dieſer Standpunkt der Betrachtung, von welchem aus die ganze Geſchichte (nicht bloß die verworrene Gegenwart, in welcher ich lebe) mir entgegentrat, ließ ſich nur feſthalten, wenn das geſammte menſchliche Geſchlecht ſich in eine große Organiſation verwandelte, deren Geſammtentwickelung ich durch alle dunkle Partieen der Geſchichte zu verfolgen gezwungen war. Aber eine ſolche Entwickelung war nur möglich, indem ich einen Geſichtspunkt der Perſönlichkeiten zum Grunde legte, der mir die Annahme ihrer Unſterblichkeit aufdrang. Eine jede Perſon ward daher recht eigentlich anerkannt als eine nur aus ſich

REGIA

ſelber begreifliche, daher für jede menſchliche Betrachtung urſprüngliche. Bis ich dieſe Stelle gefunden hatte, blieb mein Urtheil ein unſicheres; erſt mit dieſer fing meine Kritik an, ja, wenn ich ſie erreicht hatte, ſchien mir eine Kritik überflüſſig, ſie fiel von ſelbſt weg, weil das entſchiedene Hervorheben des Urſprünglichen allem Secundären ſeinen Werth raubte.

Aber nicht allein die Geſchichte forderte dieſe Anerkennung, alles Lebendige war eben ſo, ſelbſt in ſeiner endlichen Form nicht aus einem Andern, ſondern nur aus ſich ſelber zu begreifen, daher erſchien mir die bis dahin herrſchende teleologiſche Anſicht als eine durchaus verwerfliche; daß irgend Etwas ſeine eigentliche Bedeutung erhielt, indem es nur für einen Andern und nichts an ſich wäre, war mir durchaus unbegreiflich. Es hatte nur ein geiſtiges Daſein, indem es nicht für dieſen oder jenen, ſondern für das Ganze daſeiend zugleich für ſich ſelbſt und aus ſich ſelbſt eine Bedeutung erhielt.

Alles, was ich am tiefſten auffaßte, meine ganze ſpeculative Lehre, mußte ſich daher als eine immer mehr zu vollendende Conſequenz der Organiſation ausſprechen, als eine ſolche, welche die ganze Natur umfaßt. Jetzt in meinen alten Tagen ſehe ich es klar ein, daß das, was meine Studien leitete, was durch alle Verirrungen derſelben ſich hindurchwand, was durch Schellings mächtigen Geiſt zum Ausbruch kam, eben nur dieſe Lehre war. Sie konnte nicht eine bloß abſtracte bleiben, denn wie in allem Lebendigen die Abſicht (Function) des Organs, Fleiſch und Blut wird, ſo mußte meine Lehre zugleich Geſinnung werden; abgetrennt von ihrer ſinnlichen Erſcheinung wäre ſie mir ein Nichtiges, wie die entflohene Seele ihren Leib als eine Leiche hinterläßt. Ich glaubte in der Richtung, welche die Naturwiſſenſchaft nahm, dieſe meine eigene zu erkennen, und zugleich in Uebereinſtimmung mit einer geſchichtlichen Entwickelung thätig zu ſein, indem ich den Weg verfolgte, den ich bei allen ſeinen Verirrungen dennoch einen mir aufgedrungenen und alſo urſprünglichen nennen mußte.

Die Naturwiſſenſchaft iſt recht eigentlich ein neues Organ der Geſchichte geworden, mit ihr erhielt das Geſchlecht eine eigene Aufgabe, die es ſelbſtändig zu löſen berufen war. Alle Wiſſenſchaft war, wie ſie früher erſchien, mehr oder weniger Reminiscenz, ſie lebte in der großen alten klaſſiſchen Zeit und hatte noch keine mächtige, alle Geiſter durchdringende eigene Gegenwart erhalten. Ja dasjenige, durch welches der Menſch ſeine innere geiſtige Selbſtändigkeit äußert und Perſon wird, die Sprache, gehörte der alten Zeit zu; die eigene blieb eine geiſtig untergeordnete. Aber ſelbſt dieſe neue Aufgabe der Zeit, obgleich eine eigene, mußte ſich erſt in der ſtrengen Zucht ausbilden. Der erwachte Geiſt bewegte ſich, aber mit ſeiner Erde, die er bewohnte, in all' ſeinem Erkennen, in ſofern dieſes eine Zukunft entwickeln ſollte, nur mit ihr. Aus einer naturwiſſenſchaftlichen Beobachtung entſprang durch Copernicus dieſe neue Richtung. Sie war durch die inneren Widerſprüche, die den Tod einer überlieferten Lehre herbeiführten, vorbereitet, eingeleitet, und das Alte ſtarb nur durch die Gewalt des Neuen, welches ſich immer mächtiger und herrſchender ausſprach. Newton hätte ohne Keppler, dieſer ohne Copernicus ſich nicht entwickeln können. Drei Jahrhunderte fanden durch Copernicus eine neue geiſtige Beſchäftigung, die noch immer alle Geiſter bewegt. Faſt hundert Jahre waren ſeit der erſten großen Beobachtung verfloſſen, ehe ſie in die allgemeine Geſchichte hineintrat und eine neue Zeit ſchuf. Dann aber zeigte ſie ihre Gewalt nach allen Richtungen. Keppler verfolgte die kosmiſche, Galiläi ward, von dieſer Beobachtung ausgehend, der erſte beobachtende experimentale Phyſiker, mit ihm Gilbert, deſſen experimentirende Richtung nicht zur Reife kam, weil er der tieferen, inneren Bewegung der Dinge, durch welche ſie ſich anziehen und abſtoßen, nachſpürte, die klarer aufzufaſſen, und in ihrem bis in das Innerſte dringenden allſeitigen Umfang feſter zu beſtimmen, die Aufgabe einer ſpätern Zeit ward. Dunkler noch, aber dennoch auf eine geiſtig lebendige Zukunft hindeutend, drang die Anſicht des Copernicus in die tiefſte Philoſophie hinein durch Jordanus Brunus, und dieſer ward der erſte Martyrer eines Erkennens, welches in ſeinem myſtiſch-religiöſen Kleide ſelbſt das tiefſte Chriſtenthum bewegte, durch Jakob Böhm.

Das herrſchende Princip, das innerſte, blieb aber das kosmiſche. Wir werden bei einer jeden Betrachtung rein aus uns ſelber hinaus verwieſen, der Maſſe und ihren Geſetzen unterworfen, einer äußern Unendlichkeit preisgegeben. Dieſe offenbart nur eine Geſetzmäßigkeit, deren Geſetz fortdaurend verborgen bleibt. Wenn wir von einer uns fremden Unendlichkeit abhängig ſind, ja in ihr untergehen, werden alle Dinge nicht in ſich, ſondern nur in ihren äußeren Verhältniſſen gegen einander erkannt, und die ſcharfe Auffaſſung dieſer Verhältniſſe, die exacte Phyſik, bildete die ſtrenge mathematiſche Logik; die einzig mögliche wiſſenſchaftliche Conſequenz für die Naturbetrachtung war die Mathematik.

Aber dieſer mathematiſchen Richtung der Phyſik gegenüber erhielt die Betrachtung der Organiſation, die alle Mathematik ausſchließt, in der Geſchichte einen immer größern Umfang; der Begriff organiſcher Einheit aller lebendigen Formen wird immer mächtiger, und verſpricht neben der Gravitationslehre die ihr gebührende geſchichtliche Stelle einzunehmen. Dieſe Anſicht des allumfaſſenden Lebens war es, die meine Jugend, ja meine Kindheit beherrſchte. Was ein nicht zu durchdringendes Gefühl ahnungs- und ſehnſuchtsvoll ſuchte, war nicht irgend eine bloß äußerliche Beziehung der Natur, ſondern jene innere geiſtige Einheit in Allem, daher war mir das Geringſte ſo lieb, daher war mir das kleinſte Gras eben in ſeiner beſtimmten Form ſo viel werth, und trat mit dem unbedeutendſten Inſekte in ein inneres, ich möchte ſagen perſönliches Verhältniß. Dunkel ſchwebte mir dieſes bei allen meinen Studien vor, und indem ich fremde Anſichten aufnahm und theilte, kehrte ich dennoch immer von neuem zu dem zurück, was freilich lange nur freie Phantaſie, eine mehr dichteriſche als wiſſenſchaftliche Bedeutung hatte. Was Schelling mir ward, iſt bekannt, ja ein Hauptthema meiner Lebenserinnerungen iſt eben dieſer Trieb, der mich zu Schelling führte, und meinem Leben ſeine eigene Bedeutung gab. Mir aber iſt das, was ich Naturphiloſophie nenne, nichts Anderes als die Ueberzeugung, daß eine organiſche Conſequenz ſich in der Geſchichte ausbilden will, eine ſolche, die in Allem, was Gegenſtand der Forſchung iſt, ein Eigenes, ſich aus ſich ſelbſt Entwickelndes anerkennt und durch dieſe Anerkennung erſt ſeine Bedeutung für das Ganze zu faſſen vermag.

Es nähert ſich der Schluß des halben Jahrhunderts, ſeit ich ganz in und mit der deutſchen Entwikkelung zu leben anfing, von ihr ergriffen mich ihr ganz hingab. Indem nun dieſe lange Reihe von Jahren mir lebhaft vorſchwebt, die verſtummte Sprache längſt verfloſſener Tage in der Erinnerung wieder laut wird, überſchaue ich in ſchöner Hoffnung dieſe vergangene Epoche. Zwar das Lärmende, Verwirrende, iſt nicht verdrängt, während das Ordnende unter den Händen der Forſcher wider ihren Willen ſich immer mächtiger entfaltet. Die organiſche Anſicht, die ganz und durchaus Entwickelung iſt und nirgends ihren ſtillen Gang verlaſſen kann, iſt immer mächtiger geworden. Sie beherrſcht jede Anſicht, die eine Zukunft in ſich trägt, wie in der Geſchichte, ſo in der Natur. Es iſt unmöglich, dieſen ſtillen Gang der forſchreitenden Zeit mit Aufmerkſamkeit als ein Ganzes zu betrachten, ohne auf der einen Seite das allgemeine Widerſtreben einer öffentlichen Meinung immer deutlicher, ja mit Sorge wahrzunehmen, während die organiſche Zeit die Sprache anders geſtaltet, allen Lebens-Verhältniſſen eine andere Richtung gegeben hat; ſo wird es offenbar, daß wir, die wir in der Erſcheinung thätig ſind, uns keineswegs jenen Gang der Entwickelung zuſchreiben können. Wir widerſtreben ihm vielmehr, wir ſtellen uns ihm feindlich gegenüber und er beherrſcht uns durchaus wider unſern Willen; ja frägt man die im engern Sinne ſogenannte Literatur, welche die öffentliche Meinung zu repräſentiren meint, ſo ſollte man glauben, daß eine organiſche

Anſicht des Lebens aufgetaucht wäre, nur um wieder völlig vernichtet zu werden. Ich darf es behaupten, daß dieſe Anſicht, als wenn der Obſcurantismus der ſogenannten Liberalen wiederkehren würde, mich nie irre geleitet hat. Zwar gab es vorübergehende Augenblicke, die mich in Bewegung ſetzten, wie in jener Zeit, als Europa, und vor Allem das mir innerlich nahe Deutſchland einem franzöſiſchen Tyrannen hoffnungslos preisgegeben war; aber wie ich damals alle zukünftige Gewalt in dem unterjochten Deutſchland ſah, ſo vollkommen entſchieden erkenne ich den ſiegreichen Geiſt der Geſchichte in der ſtillen organiſchen Entwickelung aller Wiſſenſchaften.

Man wird Kant nicht zu den ſchwärmeriſch Religiöſen rechnen, und dennoch war er es, der in dem leitenden Princip der Organiſation eine innere Zweckmäßigkeit erkannte. Er nahm ſie in beſchränkter Weiſe an, weil er das Leben nur in der vereinzelten Form auffaßte. So abgetrennt von der Geſchichte und in der leiblichen Beſchränktheit allein anerkannt, erſchien das Organiſche dem exacteren Erkennen fremd, dem klaren Denken unzugänglich. Jetzt aber, da es, wenn auch zurückgeſtoßen von der Welt, die innern Momente des Lebens in allen Richtungen beherrſcht, verſpricht es eine Zukunft wunderbar herrlicher Art. In der Naturwiſſenſchaft ringt die organiſche Anſicht, die jede Geſtalt des Lebens nur im Ganzen, das Ganze in einer jeden Geſtalt, eben daher ſelbſt als ein Abgeſchloſſenes, nur aus ſich ſelbſt zu Begreifendes anerkennt, mit der quantitativen unorganiſchen Form; und es iſt klar, daß eine Zeit kommen muß, wo ſie ſich verſtändigen. Dann werden beide den Sieg errungen haben.

In der Geſchichte wird dieſe Gewalt der göttlichen Entwickelung immer mehr die regierende, alles Wiſſen leitende. Hier aber iſt der Kampf, der aus der Natur durch göttliche Macht verſchwand, noch immer mächtig. In der leiblichen Organiſation tritt die innere Zweckmäßigkeit entſchieden hervor und zwingt uns zur Anerkennung. In der Geſchichte müſſen wir die organiſchen Glieder und die Einheit des in der Erſcheinung auseinander Liegenden geiſtig zuſammenfügen, um zu erkennen, daß Gott Menſch geworden iſt, und die Macht des ſinnlichen Erkennens tritt uns immer ſtörender entgegen. Die Natur in der Geſchichte wird zurückgedrängt, daß wir ihre organiſche

Einheit und innere Zweckmäßigkeit nicht erkennen, oder vielmehr in dem Erkennen derſelben immer von neuem geſtört werden.

Eine innere Zweckmäßigkeit ſetzt eine Abſicht voraus. Wenn die Zeit, die ich in freudiger Hoffnung erwarte, da ſein wird, dann wird das Erkennen nicht von der Geſinnung getrennt ſein; das Denken nicht von dem Handeln, jenes nicht ein todtes Erkennen, nur der Schule zugehörig, vielmehr ein Leben erzeugendes, ſchaffendes ſein. Zwar Gott allein kennt Zeit und Stunde, doch ſchäme ich mich nicht, wenn ich den Chiliasmus der Apoſtel theile und hoffe, wie Schelling ſich irgendwo ausdrückt, obgleich dem Tode nahe, noch von einem hohen Berge, wie Moſes, einen hellen Blick in das gelobte Land werfen zu können.

Iſt eine ſolche Anſicht die leitende des ganzen Erkennens geworden, ſo wird das zerſtörende Prinzip als eine innere Krankheit der Organiſation angeſehen, und zwar als eine ſelbſtverſchuldete. Kant betrachtete die Reue als etwas nicht allein Untergeordnetes, ſondern ſogar Schlechtes, er wollte in ihr nur die armſelige Verzweifelung erkennen, die einen Menſchen ergreift, wenn er etwas Schlechtes und Unſittliches ſo unklug beging, daß er die irdiſchen Folgen zu fürchten hatte. Wer aber die inneren Kämpfe der Geſchichte ſelbſt durchlebt hat, dem iſt eine andere Reue als die eigentliche Wurzel des zur Geſinnung gewordenen höhern Erkennens wohl bekannt. Dieſe nimmt freilich bei verſchiedenen Menſchen eine verſchiedene Geſtalt an. Der Einfältige faßt ſie auf die beſchränkteſte Weiſe auf, was aber unvermeidlich iſt. Wenn die unmittelbare Beziehung zu Gott das leitende Princip des ganzen Lebens wird, iſt das Bewußtſein der Sünde nicht abzuweiſen, d. h. die innere ſtrafende Ueberzeugung, daß wir der leitenden organiſchen Entwickelung des Alls, der ſchöpferiſchen That Gottes und ihrer beſeligenden Abſicht beſtändig widerſtreben, daß dieſes Widerſtreben die eigene That ſei, die uns verdammt. Da durch die Reue dieſe Selbſtverdammung zugleich ein reinigender Prozeß iſt, ſo tritt die Nothwendigkeit einer Verſöhnung hervor, ja in der Reue liegt ſie, und ihr tiefer Schmerz iſt der eigentlich wahre, eigenſte des ganzen menſchlichen Daſeins; mag ſie auf die beſchränkteſte Weiſe aufgefaßt werden, ſo kann ſie doch ihren eigentlichen rein geiſtigen Character nie ganz unterdrücken. Sie iſt das Gewiſſen in uns Allen, das

Gewiſſeſte, welches ſowohl das Erkennen als die Geſinnung beherrſcht; denn, wie ich mich einſt ausdrückte: die Vernunft iſt das Gewiſſen des Erkennens, ſo wie das Gewiſſen die Vernunft des Handelns. Es iſt jener Rigorismus der Sittlichkeit, der ſich niemals abweiſen läßt, er iſt rein geiſtiger Art, nur daß er aus der abſtracten Allgemeinheit heraustritt und in der vollen lebendigen friſchen und poſitiven Wirklichkeit ſich bewegt. Wo nun dieſe ſtrenge Reue wirklich da iſt, da iſt die Krankheit nie die einzelne einer engen, abgeſonderten Perſönlichkeit, ſie umfaßt das ganze Daſein und iſt der wahre Schmerz in Allem. Leider tritt ſie ſelten rein hervor; ſteigt die Verirrung doch bis dahin, daß die meiſten Menſchen die zu erringende Seligkeit, wenn ſie erſtrebt werden ſoll, für ſich als einzelne Perſönlichkeit erlangen zu können glauben. Wie nach einem Schiffbruche ſchwimmt man auf den Trümmern und glaubt diejenigen, die ſich mit uns an das leichte Brett anklammern, wegſtoßen zu müſſen, um ſich zu retten; dann wird das ganze Geſchlecht verdammt, wenn das, was nur aus der allgemeinen Liebe hervorgehen kann, durch eine ſelbſtſüchtige That errungen werden ſoll. Dann wird das alles durchdringende geiſtige Princip der Reue in ſeinem innerſten Weſen verunſtaltet, und die Verſöhnung geſucht durch ein äußeres Werk. Man irrt ſich, wenn man glaubt, daß der Katholicismus, — in ſofern er, um mit Kant zu reden, ein Pfaffenthum genannt zu werden verdient, — nur in der katholiſchen Kirche herrſcht (wir nehmen dieſe Benennung für die eine Kirche ſo wenig wie für die andere als eine im Ganzen bezeichnende Unterſcheidung an); er iſt auch da mächtig, wo er ſcheinbar heftig bekämpft wird, und man hat nicht ſelten verſucht, den Teufel durch Beelzebub, den Oberſten der Teufel, auszutreiben. Von dieſer Reue iſt hier nicht die Rede. Uns ſchwebt die tiefere, geiſtige vor, die freilich in dem eigenen Abfalle zugleich einen allgemeinen, aber auch dieſen zugleich als einen an der Perſönlichkeit haftenden erkennt, alſo ganz der Sünde Laſt trägt.

Dieſe Reue, ich darf es ſagen, verließ mich im Innern nie, obgleich ich ſie oft genug abzuweiſen und mir ſelbſt zu verheimlichen ſuchte. Aber wenn ſie mich beherrſchte, überwand ſie jederzeit die Traurigkeit, und ihr Schmerz ward ein Stachel der Freude. Jede Zuverſicht meines Lebens, die feſte Hoffnung, der ich erwartungsvoll entgegenſah, entſprang aus ihr, „aus der göttlichen Traurigkeit, die zur Seligkeit führt.“ Sie iſt jener Unzufriedenheit mit dem Daſein, die alle Schuld außer ſich ſucht, völlig entgegengeſetzt; und wenn ich, den ſtillen Stunden der Betrachtung überlaſſen, in der Ruhe der einſamen Wohnung von allen irren Geiſtern befreit, die mich zu verlocken ſuchten, zum Kampf aufgefordert wurde, ſo erkannte ich dieſen immer als einen innern, den ich mit mir ſelbſt zu beſtehen hatte. Daher iſt, wie ich zu behaupten wage, meine Feder fordauernd rein. Es giebt Heuchler unter den Schriftſtellern — es muß leider zugeſtanden werden — aber viele trifft die Beſchuldigung der Heuchelei gewiß mit Unrecht, weil man die verſchiedenſten Momente ihres Daſeins nicht unterſcheidet, oft wohl nicht unterſcheiden will. Der Menſch iſt ein anderer, wenn er in die wilden Bewegungen des Tages hineingeſchleudert wird, als wenn er, der ſtillen Betrachtung hingegeben, ſich ſelbſt zu richten gezwungen iſt. Die Sünde war mir eben deswegen eine allgemeine, ohne aufzuhören, eine ſchwer auf mir ſelber laſtende zu ſein, eine Erbſünde; und ich begriff nicht, wie es möglich war, ſie anders zu faſſen. Eben als eine ſolche erhielt ſie etwas Tröſtliches, denn ihr gegenüber, indem ſie das Verpeſtende des ganzen Daſeins anklagend auffaßte, ſtand die innere Zweckmäßigkeit, d. h. die göttliche Entwickelung der Natur und Geſchichte, die Alle leitend auch mich reinigte und mit Gott verſöhnte.

Das war, je nachdem in verſchiedenen Epochen meines Lebens die unmittelbare Beziehung zum Göttlichen das Erkennen beherrſchte, das innere leitende Princip, welches mehr oder weniger meinem Erkennen ein religiöſes Gepräge aufdrückte.

Wie die religiöſe Geſinnung in meiner frühen Kindheit genährt wurde, von der Mutter wie von einem guten Geiſt erweckt und geleitet, haben die Wohlwollenden nicht ohne Theilnahme erfahren. Eine gewaltſame Natur, ein glühendes Temperament führte mich oft genug irre; der Wahn, übermüthig die Verhältniſſe beherrſchen zu können, verdunkelte große Epochen meines Lebens. Aber ein günſtiges Geſchick, ich nenne es die göttliche Begnadigung, vergönnte es mir immer für ein Anderes zu leben, welches mächtiger war, als ich. Die Hingebung an ein Daſein, an eine geſchichtliche Geſtaltung, von der ich mich nie zu trennen vermochte, die, in ihrer bildenden Macht, als Natur in der Geſchichte mir entgegen trat, zog mich immer mächtiger an; und als die Betrachtung ihrer allſeitigen Richtung nach dem Göttlichen hin nicht zu widerſtehen vermochte, ward daher das Erkennen ſelbſt religiös.

Ich ſah es wohl ein, daß die Philoſophie eine ſelbſtändige Wiſſenſchaft ſei, aber nur in ſofern ſie als ſolche ſich in einem göttlichen Daſein behauptete. Daher konnte nie für mich ein Widerſpruch zwiſchen Religion und Vernunft entſtehen; für das bloß ſinnliche, durchaus in äußeren Verhältniſſen gefeſſelte Erkennen iſt die Mathematik die conſequent durchgeführte Logik. Die Natur aber, in ſofern ſie der Zucht äußerer Verhältniſſe unterliegt, iſt, obgleich ganz Mathematik, doch auch ein Wirkliches, ohne welches dieſe ſich nicht in ihrem Reichthum hätte entwickeln können. Sie verliert aber dadurch nicht ihre Selbſtändigkeit, daß ſie ſich in einer Natur wiederfindet, die unabhängig von ihr da iſt. In der Organiſation erkannte ich nun ein anderes leitendes Princip, welches auf eine viel tiefere Weiſe die eigene Conſequenz verfolgt. Aber in ihrem innern Daſein entſprang ſie aus einem andern, nicht aus dem Denken allein hervorgehenden Princip. Daß die Organiſation eine innere Zweckmäßigkeit enthielt, deutete auf eine Abſicht, einen urſprünglichen Willen, dieſer auf eine vernünftige That in ihrer göttlichen Entwickelung; in dieſer durch die Vernunft geleiteten That ſprach ſich Gott als ein verſtändig denkendes Weſen aus, ohne daß man das Verſtändige, was in ſeiner ſchöpferiſchen That offenbar ward, als erſt entſtanden durch die Schöpfung zu erkennen, den unſinnigen Verſuch anſtellen könnte. Umfaßt nun die Organiſation das ganze Daſein, iſt das Erkennen in ſeiner Wahrheit ein göttliches, liegt in dem Begriff organiſcher Entwickelung eine nicht abzuleugnende Abſicht, dann offenbart ſich auch in der Lenkung ein göttlicher Verſtand, der nicht aus der Abſicht entſprungen iſt, ſondern als das rein Urſprüngliche des göttlichen Weſens, das Leitende und Ordnende des göttlichen Willens in ſich ſelbſtändig war und bleiben wird. So iſt das göttliche, verſtändige Denken ein den göttlichen Willen nothwendig Begleitendes, aber nie Hemmendes. Die göttliche That iſt nothwendig eine verſtändige, aber deswegen nicht eine minder abſolut freie. Wenn dieſes Verhältniß zwiſchen Vernunft und Religion mir auch erſt in meinem hohen Alter klar geworden iſt, ſo war es doch, ich darf mich auf die theilnehmenden Leſer meiner Schriften berufen, das, wenn auch nicht immer zum klaren Bewußtſein gediehene, doch fortdauernd leitende Princip aller meiner Betrachtungen. Daß wir (die Geſchöpfe Gottes) ein ſelbſtändiges Denken der Art beſitzen, daß dieſes als eigene That Schöpfung werden konnte, war keiner entſchiedener als ich zu leugnen berufen. Es giebt kein anderes Denken als das göttliche; dieſes offenbart ſich allerdings als das einzig wahre auch in uns, daher auch als ein in ſich begründetes, ſelbſtändiges, alle That begleitendes, aber doch zugleich nur als ein lebendiges und wirkliches, weil es uns als das urſprünglich denkende Weſen des verſtändigen Gottes offenbar geworden iſt. Die Neigung, mich mit dieſer von Schelling ſo genannten prima philosophia ſo zu beſchäftigen, daß ich zu ihrer Begründung und inneren Erweiterung beitrüge, liegt nicht in mir. Ich bin eine durchaus praktiſche Natur, ich würde mit vielen meiner Freunde ſagen, ich wäre eine concrete, wenn ich in dieſem Ausdrucke nicht einen bloßen Gegenſatz innerhalb der Abſtraction zu erkennen gezwungen wäre, einen ſolchen, der mit dem Urgegenſatz zwiſchen Denken und Daſein gar nichts gemein hat.

Ich war, als ich meine Vorträge in Kopenhagen anfing, im Anfange des Jahrhunderts ſo wenig, wie in meinen Jünglingsjahren, mit irgend einer äußern Kirche in Verbindung; eine ſolche Nothwendigkeit, Mitglied irgend einer beſtimmten Gemeinde zu ſein, ward nicht anerkannt und die Sacramente galten nur da, wo ſie der Verhältniſſe wegen Anerkennung forderten. Man ſah es allgemein als eine Beſchränktheit an, ſich an eine äußere kirchliche Form anzuſchließen, und dieſe Denkweiſe, die ſich durch die letzte Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts immer mehr geltend gemacht hatte, konnte durch die Philoſophie und Poeſie, die am Schluſſe des vorigen und im Anfange des gegenwärtigen laut wurden, nicht verdrängt werden. Beide wandten ſich freilich von den Kleinlichkeiten des bloß ſinnlichen Daſeins ab und dem göttlichen zu. In wenigen entſchiedenen Gemüthern war dieſe Richtung, die allmälig eine geſchichtliche, d. h. unvertilgbare werden ſollte, zwar heiliger Ernſt, aber die Philoſophie fing damit an, das Bewußtſein in ſeiner Selbſtändigkeit hervorzuheben, und indem Kant uns innerhalb der Sinnlichkeit feſthielt, zwar ein höheres Daſein anerkannte, bewegte ſich dennoch das ſinnliche Daſein um ein durch die Sinnlichkeit bedingtes Bewußtſein und war, wie es uns erſchien, d. h., wie wir es dem geſetzgebenden Denken zufolge auffaſſen. Dieſer an ſich wahre Geſichtspunkt des Denkens lag mit ſeinen geſammten Elementen, außer der Schule, ſchon in der Zeit, und Fichte, entſchiedener noch wie Kant, fand den beſtimmten allumfaſſenden Ausdruck für ihn. Daher war das Ausſchließen der Pſychologie in allen ihren Richtungen etwas durchaus Nothwendiges und Folgerechtes; und da die Religion als ſolche ſich nie von dem wirklichen Leben trennen kann oder darf, ſo ward ſie nur anerkannt, in ſofern ſie ſich von dem Denken, d. h. von der Philoſophie beherrſchen ließ. Dieſer Standpunkt lag höher als alle Religionsformen; er beherrſchte alle, und die Dichter wie die Philoſophen erkannten jene zwar von dieſem Standpunkte aus an, aber nur als Ausdruck eines ſpeculativen Denkens. Zwar galt dieſes für den herrſchenden Rationalismus gewiſſermaßen auch, aber das Denken ſelbſt hatte in jener früheren Zeit ſeine urſprüngliche geſetzgebende Gewalt nicht erkannt, es war ihnen nur ein pſychologiſcher Prozeß, der ſich immer mehr und mehr in ſich ſelber beſann, die Geſchichte erſchien als ein heranwachſendes Individuum, und wer das Mannesalter der Beſonnenheit zu erreichen das Glück hatte, durfte auf die Kindesträume herabſehen und ſie belächeln. So ward die Religion das Product einer unreifen Epoche, während ſie durch die Philoſophie in allen ihren Formen als das Höchſte und Mächtigſte einer geiſtigen Entwickelungsſtufe eine tiefe Bedeutung erhielt.

Der geiſtig bewegte Menſch kann ſich nicht leicht in ſeiner Productivität auf einer rein abſtracten Stufe der Betrachtung erhalten, und die Dichtung verſchmähete ſie entſchieden. So entſtand eine innere Neigung, nicht bloß die religiöſen kirchlichen Formen des Daſeins zu conſtruiren, ſondern auch dichteriſch religiös zu ſein. Wie man früher ſich groß dünkte, ja geiſtig vornehm, wenn man ſich von der Kirche losgeriſſen hatte, ſo wählte man jetzt irgend eine religiöſe Form, bald dieſe bald jene, als etwas geiſtig Vornehmes; es galt als ein kühnes Paradoxon, als der Ausdruck eines tiefen Denkens, religiös zu ſein, und eine Menge der durch die Speculation bewegten Geiſter liebte es, zwiſchen Spinoza und Myſtikern allerlei Art willkürlich zu ſchweben. Beſonders wurden die letzteren als intereſſante Curioſitäten hervorgehoben. Der Katholicismus ward neben den Proteſtantismus, oder wohl auch, was kühner ſchien, über dieſen geſetzt.

Als ich in Kopenhagen 1803—1804 meine Vorträge hielt, erfuhr ich nun zu meinem Erſtaunen, daß eine Klaſſe von Menſchen auch dort lebte, deren Daſein mir vollkommen unbekannt war. Es waren die Roſenkreuzer, entſchiedene Swedenborgianer, und ſolche, die an den Verbindungen beider Theil nahmen. Einige waren wohl auch myſtiſche Freimaurer; es waren Männer aus allen Ständen, doch meiſt ſolche, die in untergeordneten Verhältniſſen lebten: einige ohne alle gelehrte Bildung; viele, durch fortdauernde Beſchäftigung mit einem hohen Gegenſtande, entwickelt, zeichneten ſich durch eine edlere Sprache, ja ſelbſt durch klare Darſtellung und einfache Auffaſſung einzelner Ideen auf eine Weiſe aus, die mich nicht ſelten in Erſtaunen ſetzte, aber ihre ganze Anſicht war mir doch durchaus fremd. Aus der klaren Darſtellung vereinzelter Verhältniſſe, die mich anzogen, fielen ſie plötzlich in ein grundloſes myſtiſches Dunkel, in welchem ich mich durchaus nicht zurechtfinden konnte. Ueberhaupt haben alle in geheimen Geſellſchaften vereinigte myſtiſche Secten von jeher für mich etwas Zurückſtoßendes, Unheimliches, Geſpenſterhaftes gehabt, ſowie alles verborgene Abſchließen meiner Natur entſchieden zuwider war. Wer meine Schriften kennt, weiß, wie ſelbſt diejenige Geſellſchaft, die ſich entſchieden an die Denkweiſe der Zeit anſchloß, die Freimauerei von mir bekämpft wurde. Fanden es doch ſogar vier ausgezeichnete Freimaurer, als Repräſentanten verſchiedener Logen, von vier verſchiedenen Geſichtspunkten aus, nothwendig, vereinigt mich zu widerlegen. Die Roſenkreuzer nun, die mich in Kopenhagen aufſuchten, erkannten bald, wie unverſtändlich ſie mir waren, wenngleich Einige durch einzelne Aeußerungen mich anzogen und einen poſitiveren Grund ahnen ließen. Mehrere kamen nach dem erſten Beſuche nicht wieder; Einige wollten die Hoffnung, mich zu gewinnen, nicht ſobald aufgeben. Nach und nach verſchwanden ſie aber alle. Mein Umgang mit dieſen Männern hat gar keine Spur eines geiſtigen Einfluſſes auf mich hinterlaſſen.

Als ich aber nach Halle kam, fand ſich unter meinen Zuhörern ein ſeltſamer Menſch, der in der That eine Rolle in meinem Leben geſpielt hat. In den glücklichen Jahren 1805 und 1806 vor dem Kriege, ſtudirte in Halle ein gewiſſer J., der Sohn eines Grobſchmiedes. Er hatte, ſchon in höherem Alter, angefangen zu ſtudiren und zeichnete ſich durch eine entſchiedene myſtiſch religiöſe Richtung aus. Jakob Böhm und Paracelſus, früher ſo unbedingt verworfen und verachtet, wurden wieder aufgeſucht, geſchätzt. Die Jugend erfuhr, daß der Myſticismus eine bedeutende und tiefe Rolle in der Geſchichte der geiſtigen Entwickelung des Geſchlechts geſpielt habe. Es waren eben die tiefſinnigſten Philoſophen, die ihre geheime Verwandtſchaft mit den Myſtikern nicht zu verleugnen vermochten. Leibnitz, wie ſpäter Leſſing, hatte, wie jetzt die Jünglinge vernahmen, mit Achtung von dem Schuſter Jakob Böhm geſprochen. In der geiſtig aufgeregten Stimmung, in welcher man damals lebte, war es wohl zu erwarten, daß eben die bedeutendſten jungen Männer ſich freuten, mit einem aus ſich ſelbſt herausgebildeten urſprünglichen Exemplar eines Myſtikers in nähere Berührung zu treten. Irre ich nicht, ſo war Marwitz derjenige, der zuerſt auf ihn aufmerkſam machte; er hatte ihn ſchon in Berlin als Schüler auf dem Gymnaſium kennen gelernt.

J. war in der That ein ſeltſamer Menſch, er lebte in der tiefſten Armuth und wurde von ſeinen Freunden erhalten. Auf die Art ſeines Myſticismus, die doch zum Theil aus den Anſichten der Naturphiloſophie, verbunden mit einigen Lehren früherer Myſtiker, entſtanden war und ſich fortbildete durch eigene Grübeleien, tiefer einzugehen, halte ich für überflüſſig; auch würde ich kaum fähig ſein, eine ausführliche Darſtellung zu geben. Manches, was ich von ihm hörte, ſtimmte mit dem, was mir von Kopenhagen aus bekannt war, überein; ich ſelbſt war von dem eigenen Denken zu gewaltſam ergriffen, um mit Aufmerkſamkeit ein fremdes Grübeln zu verfolgen. Aber der Einfluß, den er auf meine beſten Zuhörer ausübte, zog doch meine Aufmerkſamkeit auf ihn. Daß er ſich ſo unbefangen ernähren ließ, ſchien mir allerdings etwas verdächtig, aber ich wagte kein hartes Urtheil über ihn zu fällen, und etwas Urſprüngliches, welches ihn in geiſtige Bewegung ſetzte, glaubte ich anerkennen und achten zu müſſen. Als die Studirenden durch den Krieg zerſprengt wurden, verlor er die Unterſtützung der abgegangenen Freunde, aber einen hatte er ganz für ſich gewonnen. Es war ein in der That merkwürdiger junger Mann, der Sohn eines reichen Schulzen aus Schleſien. Dieſer hatte, von ſeiner frühen Jugend an, aus beſonderer Neigung ſich mit der Geographie beſchäftigt, zeichnete ſich beſonders durch ſeine Kartenkenntniß aus, und beſaß eine ſehr ſchätzbare Sammlung. Seine treue Anhänglichkeit an J. bewunderte ich. J. lebte während der franzöſiſchen Herrſchaft in Halle von ſeinem Freunde unterſtützt: aber dieſe Unterſtützung reichte keinesweges hin; wirklich verſchwand eine jede Summe, die man ihm ſchenkte, mit unglaublicher Schnelligkeit. Ich hörte lange nichts von ihm.

Während der ſchönen Zeit, als er in der Mitte meiner Zuhörer lebte, ſah ich ihn kaum. Ich hatte eine natürliche Abneigung gegen alle Fanatiker; auch nachdem ich unter der weſtphäliſchen Herrſchaft nach Halle zurückgekehrt war, blieb er mir lange unſichtbar; endlich erſchien er, im hohen Grade aufgeregt. „Ich werde verfolgt, ſagte er, mein Leben iſt in Gefahr, ich bitte um Ihren Schutz." Ich konnte dieſe Gefahr nicht begreifen; man war damals in Halle völlig tolerant, die franzöſiſche Herrſchaft würde einen Jeden, wie abſonderlich ſeine religiöſen Anſichten auch ſein mochten, beſchützt haben. „Wenden Sie ſich an die Obrigkeit, antwortete ich ihm, einer ernſthaften Gefahr können Sie kaum unterworfen ſein." Nun erfuhr ich folgende Geſchichte, die freilich beweiſt, bis zu welchem Grade ſein Fanatismus geſtiegen war. Er war in Verhältniſſe gerathen, die von Rechtswegen in ſeiner nächſten Umgebung zu einem großen Aergerniß Veranlaſſung geben mußten. Er wohnte bei einem armen Bürger, der ſich in der blühenden Zeit der Univerſität als Studentenaufwärter ernährt hatte, jetzt aber, da wenige Studenten da waren, und unter dieſen eine große Armuth herrſchte, in Noth war. Die Frau dieſes Mannes war nicht mehr jung — ſie hatte einige Kinder — ſie war höchſt gemein, ja, wie ich ſie ſpäter leider kennen lernte, widerwärtig. Nun hatte ſich ein, freilich ſehr kleiner Kreis geringer Bürger um J. verſammelt. Es entſtand eine Art Gemeinde, deſſen Mittelpunkt und Oberhaupt er war. Von welcher Art dieſe Gemeinde war, weiß ich nicht, denn ich hütete mich wohl, ihr nahe zu treten. Er hatte ſich indeſſen eine große Gewalt über dieſelbe zu erwerben gewußt, ſeinen armen Wirth beherrſchte er ganz. Dieſem wußte er nun das Verhältniß zu ſeiner Frau als ein höchſt ſündhaftes, ja verdammliches darzuſtellen; zur Rettung ſeiner Seele müſſe er die Ehe trennen. Der Mann ſchied ſich daher von ſeiner Frau, und J. heirathete ſie, indem er in einer Verſammlung ſeiner Anhänger ſelbſt die Trauung verrichtete. „Du warſt, ſo redete er das Weib an, bis jetzt eine Frau für die Welt, aber eine H... für Gott, von jetzt an ſollſt Du in der Welt für eine H... gelten, aber in Gottes Augen eine rechte Frau ſein.“ — Daß ein ſolches widerwärtiges Verhältniß, wenigſtens in ſeiner nächſten Umgebung, nicht verborgen bleiben konnte, war zu erwarten. Viele zogen ſich zurück, wohl auch einige Mitglieder ſeiner Gemeinde. J. ſelbſt war völlig unfähig, irgend Etwas für den Erwerb zu unternehmen. Armuth, Schmutz und Gemeinheit herrſchten nun in dem Kreiſe, Mancher verachtete, Einige haßten ihn wohl, und es war nicht unwahrſcheinlich, daß er körperlichen Mißhandlungen ausgeſetzt war. Die derbe unverdorbene Denkweiſe greift bei ſolchen Gelegenheiten zu fühlbaren Argumenten, die man kaum zu tadeln wagt.

Indeſſen hatte J. gewußt, einen jungen Mann, einen Theologen, ebenfalls zu gewinnen. Welche wunderbar anſteckende Gewalt in krankhaften religiöſen Anſichten herrſchen kann, zeigte ſich nun auch hier. Der junge Mann hatte eine Braut in Berlin, er wanderte mit ihr von da nach Halle, um ſich von J. trauen zu laſſen.

Ein furchtbar widerſtrebendes Gefühl durchdrang mich, als ich dieſen aus wahnſinniger Theologie, mißverſtandenen Philoſophemen, aus ſittlicher Gemeinheit, Schmutz und Armuth zuſammengewobenen Fanatismus entdeckte; es war ein Ekel, der mich auch phyſiſch angriff, und es ſchien mir völlig unbegreiflich, wie ein ſolcher Menſch jemals irgend einen Einfluß auf edlere Geiſter hatte ausüben können. Ja ſelbſt auf meine eigene Thätigkeit, wie ſie in der glücklichen Zeit ſo heiter und lichtvoll erſchien, warf ſich durch dieſe Nachbarſchaft ein finſtrer Schatten, der mich mit Angſt erfüllte.

Indeſſen konnte dieſes Verhältniß nicht fortdauern. Der Wohlthäter und treue Freund des J. hatte Halle verlaſſen; er kam bloß, um ihn zu retten, dorthin zurück. Zu den früheren Bewunderern des Fanatikers gehörte Dr. Koreff; von dieſem hörten ſie, daß er in Paris eine große Praxis habe, ein prachtvolles Haus bewohne, große Geſellſchaften ſehe. Er muß doch wohl früher mit J. in irgend einer Verbindung geſtanden haben, ſeine größere politiſche Laufbahn hatte er damals noch nicht begonnen; ſelbſt bei den Pariſern verſchaffte Koreff ſich Eingang durch deutſche Phantaſterei, durch magnetiſche Curen und dergleichen. Dieſe wurden durch das leichte franzöſiſche Kleid, welches ſie trugen, und durch den Weltton, in welchem ſie ſich äußerten, den Pariſern bekannt. Der früher erwähnte Freund beſchloß nun mit J. nach Paris zu wandern, um Dr. Koreffs Hülfe in Anſpruch zu nehmen.

Sie kamen wirklich zu Fuß an. Z. obgleich von wohlhabenden Eltern erzogen und anſtändig gekleidet, mag doch, als er in Paris ankam, nicht ſo erſchienen ſein, wie Koreff wünſchen mußte, auch war ihm die franzöſiſche Bildung, wahrſcheinlich auch die Sprache, ganz fremd. Wie J. ſich präſentirte, kann man ſich denken. In welche Verlegenheit Koreff gerathen ſein mag, iſt begreiflich; wie er ſich des Beſuchs entledigte, weiß ich nicht. Einige nicht unbedeutende Opfer muß er gebracht haben; ſie waren nicht ganz unzufrieden mit ihm.

Aber auch ich war nun in ein Verhältniß gerathen, welches nicht ſehr angenehm war. Z. hatte mir ſeine anſehnliche Kartenſammlung als Geſchenk, ich kann ſagen, aufgedrungen; ſie enthielt koſtbare Schätze. Ich ſträubte mich lange, aber ich will mich nicht rechtfertigen, ich hätte ein Geſchenk der Art nicht annehmen ſollen. Es ruhete zwar auf der Annahme keine Verpflichtung, aber ich mußte mir doch ſelbſt geſtehen, daß ich von jetzt an nicht ſowohl gegen Z. wie gegen J. in eine Art verpflichtenden Verhältniſſes getreten war, das ſich nicht abweiſen ließ. Z. verließ Halle wieder, und ich mußte ab und zu, zwar im Ganzen geringe, aber doch in meiner Lage ſehr drückende Opfer bringen. Nun vergingen mehrere Jahre, ich hörte von dem Fanatiker und ſeiner Familie nichts. Einige Jahre nach dem Kriege erſchien er aber mit Frau und Kindern zu meinem Entſetzen, einem böſen Dämon ähnlich, in Breslau. Daß es vorzüglich auf mich abgeſehen war, mußte ich wohl vorausſetzen. Völlig ihn zu überſehen und preiszugeben durfte, ihn mit ſeiner Familie zu ernähren, vermochte ich nicht. Er blieb, irre ich nicht, faſt drei Jahre in Breslau. Was er mich gekoſtet hat, weiß ich nicht, aber ein jeder Pfennig ward mir in einer ſehr bedrängten Lage abgepreßt. Auch hier wußte J. ſich das Vertrauen armer Leute zu verſchaffen und dieſe zu beherrſchen. Die Königliche Bank, die den untern Stock des Univerſitätsgebäudes, welches ich bewohnte, einnahm, hielt einen Portier, der mit ſeiner Frau kinderlos lebte; ein ſtilles, achtbares Ehepaar, beide alt. Ohne mein Wiſſen beſuchte J. dieſe alten Leute und wußte ſich ſo einzuſchmeicheln, daß ſie ihm eine, in ihrer Lage bedeutende Summe anvertrauten. Eine andere Familie hatte ſich vor meinem Hauſe mit meiner Erlaubniß niedergelaſſen; ſie hatten für die Studenten Früchte, Kuchen u. ſ. w. ausgeſtellt und boten ſie feil. Es waren höchſt ſeltſame Geſtalten, racenhafte wunderliche Pygmäenformen, etwas Lahmes, Schlotterndes in jeder Bewegung; der Mann und die Schweſter vermochten kaum verſtändlich zu ſprechen, ſie erſchienen faſt blödſinnig.

Die Frau trat mir zwar verſtändiger entgegen, aber ihre kleine unſaubere Geſtalt verlor ſich doch zwiſchen den beiden andern, als wäre ſie eine völlig verwandte. Ich konnte dieſen hülfloſen Menſchen ihre Bitte nicht abſchlagen. Meine ſonſt ſo anſehnliche Wohnung hatte nun ein ſeltſames Wahrzeichen erhalten; meine Freunde lachten und behaupteten, daß ich mich durch Kobolte bewachen ließ. Ich glaubte nie, daß dieſe abſchreckende Familie irgend etwas verdienen könne: aber die Frau war ſchlau und umſichtig; allmälig hob ſich der Verdienſt; ſchöne Früchte waren lockend und in Menge aufgeſtellt; was ſie feil boten, lag reinlich und appetitlich da, und man überſah faſt ganz die ſeltſamen und freilich wenig anziehenden Geſtalten. Sah ich doch die Frau und den Mann in ihrem Sonntagsputz faſt mit einer Art Eleganz gekleidet. Auch in dieſe Familie wußte J. ſich einzudrängen, auch ihre kümmerlichen Erſparniſſe wußte er ſich anzueignen. Ich erfuhr nun auch, daß ſeine Töchter bettelnd in den angeſehenſten Häuſern erſchienen. Daß mein Name bei dieſer Gelegenheit nicht ſelten compromittirt wurde, muß ich leider wohl vorausſetzen.

Dieſes Leben konnte er eben ſo wenig in Breslau wie in Halle lange fortſetzen. Plötzlich verſchwand er; ich erfuhr es nur dadurch, daß die armen Familien in und vor meiner Wohnung wehklagend mit ihren Schuldſcheinen erſchienen. Ich durfte nicht leugnen, daß ſein Verhältniß zu mir, ſeine öfteren Beſuche, wohl ſeinen Credit bei den armen vertrauungsvollen Menſchen begründet hatten. Ich fand mich verpflichtet, die Schuldſcheine als Wechſel zu acceptiren, und ſo iſt mir die erſte perſönliche Annäherung eines Fanatikers theuer zu ſtehen gekommen.

Dieſer Menſch hat mich einige Jahre hindurch beſchäftigt und beunruhigt. Nicht bloß die bedeutenden Ausgaben, die mich nicht ſelten in Verlegenheit ſetzten und mit meiner Stellung in großem Mißverhältniß ſtanden, berührten mich unangenehm; auch der Eindruck, den J. früher auf die ausgezeichnetſten jungen Männer machte, rief allerlei bedenkliche Betrachtungen hervor. Er brachte mir zuweilen einige Druckbogen, die offenbar keine andere Abſicht hatten, als ſeine Bettelei zn unterſtützen. Dieſe enthielten einige philoſophiſch-theoſophiſche Sätze, die nie aus der leeren Allgemeinheit heraustraten, wie ſie bei der wiederholten Beſchäftigung mit einigen myſtiſchen Schriftſtellern und bei ſeiner nicht ſehr tiefen Bekanntſchaft mit Fichte und Schelling, mit Leichtigkeit zuſammengeſchrieben werden konnten. Auch die Geſpräche, die ich mit ihm führte, reichten nie weiter. Eine wahre productive Eigenthümlichkeit konnte ich durchaus nicht erkennen, und ſein ganzes Treiben ängſtigte mich. Obgleich ich manches Tadelnswerthe der Gemeinheit ſeiner Frau zuſchrieb und den grübelnden Mann lange auf jede Weiſe zu entſchuldigen ſuchte, ſo mußte ich doch zuletzt ihn völlig fallen laſſen. Er ſah ſeine beiden Töchter zu völlig ausgebildeten Bettlerinnen heranwachſen; er war es, der ſeinen ganzen Einfluß auf Familien geringeren Standes mißbrauchte und dieſen Summen abzulocken wußte, die ſie in ihrer Armuth nicht entbehren konnten. Es ward mir hier völlig klar, wie ein ſolches unthätiges, träumendes und grübelndes Leben nicht bloß äußere, ſondern auch innere ſittliche Gefahren herbeiführe, und wie die träumeriſche Trägheit und die ſcheinbare Beſchäftigung mit geſtaltloſer unfruchtbarer religiöſer Anſchauung immer mehr ein wahrhaft unchriſtliches Leben erzeuge. Das wahre chriſtliche Leben zeichnet ſich durch Mühe, Arbeit, angeſtrengte Thätigkeit, verſtändig auf die drängende Gegenwart berechnet, aus. Nur aus einer ſolchen ununterbrochenen Thätigkeit entſpringt die freudige Zuverſicht, die allein für den heutigen Tag ſorgt und die nächſte Zukunft ruhig Gott überläßt. Ich habe nur zu viel Gelegenheit gehabt, die Folgen des Quietismus der Guyon, der ſelbſt dem trefflichen Fenelon zu imponiren vermochte, kennen zu lernen. Die wahrhaft unſittlichen und unchriſtlichen Lockungen, die ſtets in dieſer Richtung verborgen liegen, riefen mir dann immer den unglücklichen J. in die Erinnerung zurück.

Für mich hatte dieſer Mann jederzeit etwas Abſtoßendes, und alle ſeine Bemühungen, mich zu gewinnen, ließen mir nur die immer ſteigende Unklarheit ſeines ganzen Daſeins, die unerquickliche Leere, die vergebens nach einer poſitiven Fülle der Geſtaltung rang, um beſtändig von neuem in eine träge Reſignation zu verſinken, entdecken. Ich war nie in ſeiner Wohnung, und jedesmal, wenn ich mich in die Mitte ſeiner Familie dachte, drang mir ein ſtinkender Brodem von Schmutz und Unordnung, das wahre Abbild ſeines unglücklichen innern Lebens, entgegen. Er ſelbſt und ſeine Töchter erſchienen mit zuſammengebetteltem

Putzes in meinem Hauſe, und der durchſichtige Flitterſtaat vermochte nur wie ein dünner Schleier die ſtinkende Unreinigkeit zu verbergen. Er lebte eine Zeitlang in Berlin wie in Breslau, ward dort in den Schuldthurm geſteckt, bis die Gläubiger einſahen, daß ſie ihn nur, ohne irgend einen Erſatz zu erwarten, ernähren mußten. Er ſoll, wie ich gehört habe, was mir freilich unbegreiflich erſcheint, in einer entfernten Gegend eine Predigerſtelle erhalten haben. Was ſpäter aus ihm geworden iſt, weiß ich nicht.

Ueberhaupt ging meine religiöſe Richtung während der letzten Jahre in Halle, und nach dem Kriege, in Breslau, einer bedeutenden Kriſe entgegen. Ich hatte bis jetzt kein Bedürfniß gefühlt einer Gemeinde anzugehören, und der Begriff einer Kirche war mir völlig fremd. Zwar war mir die Religion ein Gegebenes wie die Natur, ich ſah ein, daß ſie mir als ſolches Alles oder Nichts ſein mußte; aber ſie rang vergebens nach einer ſichern Geſtaltung, ja ſie erſchien mir faſt ganz als ein Product freundſchaftlicher Hochachtung und Zuneigung. Wer das Glück gehabt hat, mit Schleiermacher in inniger Verbindung zu leben, wer die durchaus edle, innerlich beruhigende und reinigende Gewalt, die er auf einen jeden ausübte, der ſich ihm hingab, kennen lernte, der wird es begreiflich finden, wie der Begriff einer Kirche ganz von der Freundſchaft verſchlungen wurde. Leider habe ich es ſpäter eingeſehen, wie dieſes Aufgehen der Kirche in ſubjectiver Zuneigung immer entſchiedener ein allgemeines Zeichen der Zeit ward. Man kann nicht leugnen, daß, wenn man den Blick erweitert, wenn man in Deutſchland zwei Jahrhunderte hindurch den religiöſen Zuſtand des deutſchen Volks überblickt, dieſer Durchgangspunkt für das Wiedererwachen des Chriſtenthums ein ſehr heilſamer und tief bedeutender geweſen iſt. Bunſen war bekanntlich der Erſte, der mit einem geiſtigen Ueberblick die Entwickelungsſtufen des proteſtantiſchen Kirchengeſanges verfolgte. Da ſieht man, wie die Geſänge die objectiv kirchliche Bedeutung immer mehr verloren und eine ſubjectivere, innere, perſönliche annahmen. Dieſe Richtung, die ſich entſchieden entwickelte, war eine allgemein geſchichtliche bei den Gebildeteren; und von dieſen aus über die ganze Gemeinde klarer und unklarer verbreitete ſie ſich immer weiter; ſie war allerdings in einer Beziehung eine rein chriſtliche, aber dennoch eine einſeitige, denn während ſie ſich an die göttliche Bergpredigt des Heilandes anſchloß, und jede That aus der Geſinnung ableitete und ſchützte, und dadurch den Sinn, der in dem Glauben thätig war, belebte, wirkte ſie innerlich immer tiefer und tiefer. Die wandelbare Geſinnung ergriff den ſeiner höchſten Bedeutung nach ſichern Sinn (den Glauben), ein Abſtractum der Sittlichkeit trat an die Stelle des Glaubens, als das Bleibende, und was das Chriſtenthum ſtärken und beleben ſollte, diente dazu, es völlig zu untergraben.

Der Rationalismus, der ſich aus dieſer Subjectivität des ſinnlichen Bewußtſeins bildete, brachte es dahin, daß ſelbſt Gott als ein der Perſönlichkeit vorſchwebendes Ideal, als ein mit der Perſon und ihren Zuſtänden wechſelndes angeſehen wurde. So dürre dieſe von aller Religion abgewandte Vorſtellung ſich darſtellt, ſo grenzte ſie dennoch an eine üppige, nächtliche, phantaſtiſche Poeſie, die das Leben finſteren Dämonen preisgab, dem ganzen Daſein etwas Geſpenſterhaftes mittheilte, und ſich gegen das eigene Grauen nur durch eine leichtſinnige Hingebung zu retten vermochte.

Dieſe beiden entgegengeſetzten Richtungen berührten mich zwar, waren mir aber auf jede Weiſe weniger gefährlich; deſto mehr beunruhigten mich zwei höher liegende, die ich nicht abzuweiſen vermochte.

Die Stellung der Religion zur Dogmatik, und überhaupt zur Theologie, ward mir erſt allmälig klar. Daß die Religion auf jede Weiſe einem Menſchen nichts oder Alles, das unbedingt Höchſte oder etwas ſchlechthin Abzuweiſendes ſein müſſe, war mir völlig klar. Daß mir bei dieſer Anſicht die Religion in der wechſelnden Form, wie ſie in der Kirchengeſchichte ſich unter Streitigkeiten mancherlei Art ausbildete, nicht diejenige ſein konnte, die mich zu befriedigen vermochte, war mir einleuchtend; eben ſo gewiß war es mir, daß eine Sache, die mir von Allen, die mich geiſtig in Bewegung ſetzten, als die höchſte und wichtigſte erſchien, mich auch mit tiefem Ernſte beſchäftigen mußte. Ich konnte, was über das Weſen meines Daſeins entſchied, nicht gedankenlos überſehen. Aber nun ſtand die Dogmatik, mit der Forderung, über die Religion beſtimmt zu entſcheiden, mir drohend gegenüber; ich ſollte, wenn ich mich an irgend eine Kirche und ihre Gemeinde anſchloß, mich zugleich den dogmatiſchen

Beſtimmungen der Theologen unterwerfen. Dieſes ſchien mir, ſo wie ich die chriſtliche Religion aufgefaßt hatte, unmöglich; ich konnte ſie nicht als das Product eines menſchlichen Studiums betrachten, vielmehr ging meine Forderung dahin, einen Standpunkt zu gewinnen, von welchem aus die Religion ein dem Theologen, wie mir, gleich Bindendes und Gebietendes wäre. Für ein höheres Daſein mußte das Verhältniß der Theologen zur Religion das der Naturforſcher zur Natur ſein; und ſo wenig wie für ein ſinnliches Bewußtſein des Geſchlechts die Natur ihrem Weſen und ihrer Wahrheit nach, wie ſie allen Menſchen gegeben iſt, eine Veränderung erleidet durch die Entdeckungen der Naturwiſſenſchaft, dieſe vielmehr nur möglich werden, indem der Forſcher ſich der Natur völlig hingiebt: ſo mußte auch die Religion abgetrennt von der Dogmatik und Exegeſe etwas Bleibendes und Beharrliches, den menſchlichen Beſtimmungen nicht Unterworfenes, ſein. Nur als ein ſolches konnte ſie eine Kirche bilden. So entſtand mir zwar der Begriff einer Kirche; aber dieſe war nicht eine in einer beſtimmten Form erſcheinende, wie ſie ſich in der Geſchichte geſtaltete, vielmehr diejenige, die man die unſichtbare zu nennen pflegt, alſo eine rein geiſtige, die keine geſchichtliche Geſtalt zu erhalten vermochte, die mehr oder weniger in der Form aller Kirchen zu finden war, ohne daß ſie durch irgend eine erſcheinende in ihrer völligen Klarheit ausgedrückt wurde.

Aber, wo ſollte ich nun ſolche, und wie dieſe von aller menſchlichen Forſchung abgetrennte Religion finden und erkennen? Mußte ich, um Chriſt im vollſten Sinne des Worts zu ſein, ein Theolog werden, und die Studien, zu welchen mich Natur und Talent beriefen, die ich als eine göttliche Gabe betrachtete, aufgeben, um in meinem vorrückenden Alter ein neues Studium zu beginnen, für welches, wie ich geſtehen mußte, mir alle Fähigkeit abging? Ich mußte einen ſolchen Entſchluß als einen Frevel betrachten; eben meine religiöſe Geſinnung, die immer ernſthafter ward, forderte mich dazu auf, dem Berufe, den ich als einen göttlichen erkannte, treu zu bleiben. Wenige Menſchen haben dieſen innern Kampf ernſthafter durchgekämpft, als ich. Zwar war ich ein Proteſtant mit voller Seele, aber ich mußte geſtehen, daß der Proteſtantismus, wie er ſich in der Zeit geſtaltet hatte, dieſen bedenklichen Kampf hervorrief, jedoch keineswegs ſchlichtete. So war ich den inneren Zweifeln inmitten meiner religiöſen Anſicht preisgegeben. Zwar ſagt der Proteſtantismus: „Du ſollſt dich an die heilige Schrift halten, in ihr ſollſt du forſchen Tag und Nacht;“ aber über dieſe hatte ja das Studium der Theologen ſich ergoſſen; ſelbſt die Anſicht der heiligen Schrift, wie ſie von meiner Kindheit an ſich in mir geſtaltet hatte, war ja keine unmittelbare, vielmehr eine mittelbare, durch die Theologie erzeugte. Wie konnte ich auch nur von ferne hoffen, daß meine Anſicht der bibliſchen Wahrheit, wie ſie tröſtend aus der Erinnerung meiner Kindheit und frühen Jugend, als alle Zweifel der Art mir fern waren, mich ergriff, rein von allem fremden Einfluß mir jetzt erſcheinen würde?

Aber meine damalige Stellung ward noch bedenklicher, wenn ich das Verhältniß der Religion zur Philoſophie erwog. Die Speculation hatte mich ergriffen, und ich vermochte ſie nicht mehr abzuweiſen; ſie hat mit der Religion, wie Hegel ſo richtig ſagt, denſelben Gegenſtand. Beide beſchäftigen ſich mit dem Ewigen, nicht Veränderlichen, beide ſind abſolut nur aus ſich ſelber zu faſſen; die Philoſophie hört auf eine ſolche zu ſein, wenn ſie nicht aus ſich ſelber begriffen wird, ſo wie die Religion alle Wahrheit verliert, wenn ſie aus etwas ihr Fremdem erzeugt wird. Im Sinnlichen liegt die Natur mit ihrer unüberwindlichen Realität vor uns, und keine Vergeiſtigung vermag ſie zu vernichten. Die Philoſophie nimmt ſie ſelbſt (das innere Daſein wie das äußere) in ihren geiſtigen Prozeß auf; ſie fordert eine abſolute eigene That des Selbſtbewußtſeins: aber immer mächtiger ergriff mich die Religion als ein Gegebenes, Geſchenktes, der Natur gleich.

Ich kann Epochen in meinem Leben unterſcheiden, in welchen eine unbedingte Hingebung in immer tiefere Formen ihren Gegenſtand fand. So trat mir zuerſt die Philoſophie und der bedenkliche Kampf für eine Nationalität entgegen. Schelling und Deutſchland befriedigten mich, und eine jugendliche Liebe beglückte mich. In der Wiſſenſchaft, in einer Hingebung für ein gefährdetes Volk, welches eine mir heilige Zukunft in ſich verbarg, war ich glücklich, und meine feſte Zuverſicht rang hoffnungsvoll mit dem innern Zweifel und mit den drohenden Gefahren. Später, in der wie es ſchien unglücklichſten Lage, lebte ich in der innigſten Verbindung mit einem bedeutenden Freunde, aus der Hingebung entſprang die Selbſtthat, und der Widerſpruch ſchien gelöſt und alle Zweifel gehoben. So entſtand jene glückliche Zeit, als das Unglück über dem Lande, deſſen Bürger ich geworden war, wie über demjenigen, dem ich durch die Geburt und die dort verlebte Jugend zugehörte, zwar drohend ſchwebte, aber noch nicht da war. Meine damalige Stimmung ſpricht ſich am reinſten in der Einleitung „zu den Grundzügen der philoſophiſchen Naturwiſſenſchaft“ aus, ich dictire den Schluß derſelben.

Ich ließ, was voran geht, niederſchreiben, rein aus der Erinnerung; zwar ſchwebte mir die genannte Einleitung vor, aber ſeit vielen Jahren hatte ich ſie nicht geleſen; ich nehme ſie jetzt wieder zur Hand und erſtaune über die Treue, mit welcher der Schluß dieſer Einleitung das aus der innern Erinnerung mir Vorſchwebende ausdrückt. Er lautet folgendermaßen:

„Der Geiſt umfaßt die Natur, wie der Liebende ſeine Geliebte, ſich ganz ihr hingebend, ſich ſelbſt in ihr findend, urſprünglich, unmittelbar, ungetrübt. Ihr ewig friſches Daſein iſt ſein eigenes, und in allem Wechſel mit dieſem Eins, herrſcht und waltet das Leben, das nie vergeht und die Liebe ſelbſt iſt. Faſſet das Beſondere des Gemüths, und das Allgemeine des

Daſeins wird Euch in den unwandelbaren Geſetzen eines Univerſums, als Typus alles Beſondern, liebevoll ergreifen; faſſet das Beſondere des Daſeins, und ein ewiger Wechſel wird Euch das durch das Werden Seiende, Allgemeine des Bewußtſeins auf allen Wegen entgegentragen; faſſet beide gegeneinander, und ein eigenes Leben wird als Organiſation zwiſchen beide treten, die Vereinigung ſofort auf jedem Punkte zu beurkunden."

„Ergriffen von dieſer unendlichen Liebe findet das Gemüth ſich in den Dingen wieder, und die Relation, das Maaß der Beziehungen, durch welches nur die Gedanken verwandter und verſtändlicher, die Dinge entfernter und fremder erſcheinen, iſt verſchwunden. Ganz in dem Ewigen der Natur verſunken, finden wir uns ohne Furcht als Natur, und retten die Freiheit, indem wir ſie hingeben" — — — — — —

„Einem ward es vergönnt, in dem ſich ſelbſt wiedergegebenen Gemüthe die Formen des Menſchlichen in reiner Eigenthümlichkeit zu faſſen, alle trübende Beziehungen zu zerſtören, auf jedem Punkte des geſchichtlichen und bewußten Daſeins alles Aeußere, Verunreinigende mit ſicherer Hand zu ſondern, daß das ſorgfältig Getrennte nur mit ſich ſelbſt vereinigt ſei und mit dem Ganzen; dadurch den Frevel der trennenden Zeit zu zerſtören, und die ewige Liebe des Gemüths und der Natur, die Religion, kund zu geben. Als dieſen nenne ich Schleiermacher. Seine Beſtrebungen mögen wir uns eigen machen, denn nur dem gereinigten Gemüthe ergiebt ſich die göttliche Natur."

Nichts drückt treuer aus, was mir Schleiermacher damals war; mein Verhältniß zu ihm enthielt den eigentlichen Kern der ſchönſten Blüthenzeit meines Lebens; es war der heilige Rauſch der frühern geiſtigen Liebe, der mich durchdrang, und jene religiöſe Unmittelbarkeit meiner frühen Jugend trat mit ihren Freuden und ihrer Zuverſicht wieder hervor, ſie ſtärkte meine Perſönlichkeit, erweiterte ſie, daß ſie innerlich ſich mit dem Volke verband, ſie gab mir in der unglücklichen Zeit des Drucks einer fremden Herrſchaft die Zuverſicht und Hoffnung, die ſelbſt bei dem heranrückenden Alter die ſchon entwichene Jugend feſthielt und erneuerte.

Mein freundſchaftliches treues Verhältniß zu Blanc in Halle war eine Fortſetzung des frühern zu Schleiermacher. Er gehörte uns beiden auf gleiche Weiſe zu, er bildete den Repräſentanten der unſichtbaren Kirche, die uns vereinigte. Wie ſehr es mir mit der Religion Ernſt war, bezeugt meine kleine Schrift „über die Idee der Univerſitäten.“ Aber ſie beweiſt eben ſo ſehr, wie durchaus meine Kirche eine unſichtbare war; eben weil ſie das Innere in der Erſcheinung nicht Hervortretende rein hielt, ward ihr das Erſcheinende der confeſſionellen Form gleichgültig. Und ſo konnte ich mich ohne irgend ein religiöſes Bedenken an die reformirte Kirche anſchließen. Die drei Prediger dieſer Kirche, Dohlhof, Rienäcker und Blanc, waren meine Freunde, wir alle mit Schleiermacher verbunden. Die Unterſchiede, welche die lutheriſche Kirche von der reformirten trennten, hatten für uns nur eine wiſſenſchaftlich-theologiſch-dogmatiſche Bedeutung, keinesweges eine religiöſe, und wir konnten uns der einen Anſicht anſchließen, ohne der andern ihren Werth abzuſprechen. Es war mir vollkommen hinlänglich, daß der Prediger mir beim Abendmahl nicht die Anſicht der Reformirten aufdrängte, daß er nicht die Worte der Zwinglianer: „das bedeutet“, bei Darreichung des Brotes und des Weines brauchte, ſondern rein mit der Schrift ſagte: „das iſt.“ So war ich wie Schleiermacher vor der Einführung der Union im reinſten Sinne ein Unirter, und zwar wie viele Tauſende, ächt chriſtlich Geſinnte, aus voller, reiner, religiöſer Ueberzeugung.

Der Uebergang von dem rein Perſönlichen, oder von der durch perſönliche Zuneigung und Vertrauen vermittelten Religioſität, bis zur rein wirklichen, iſt der wahrhaft entſcheidende, und erſt nachdem man ſich einer Kirche ganz hingegeben hat, ſo daß man nicht in dieſe hineinlebt durch das reflectirende Erkennen, ſondern geiſtig und ſchlechthin aus ihr herauslebt, wie die ſinnliche Seele aus ihrem Leibe, darf man ſich in vollem Sinne ein Chriſt nennen. Iſt man nach vielen Kämpfen dahin gekommen, das Bedürfniß einer Kirche zu finden, dann kann man in der That erſt ſagen, man habe das höchſte Ziel erreicht, nach welchem eine wahre Religioſität hinanſtrebt, und nur die Kirche vermag uns einen wahren Frieden zu geben. Die bloß ſubjectiv durch die Perſönlichkeit begründete Ueberzeugung enthält in ſich keine reine abſolute Sicherheit; ſelbſt wenn dieſe in der ſtrengſten und nothwendigſten ſpeculativen Form hervortritt, ſetzt ſie die Wirklichkeit, d. h. die Kirche, voraus, enthält ihre Erklärung wie eine Geſchichts- oder Naturphiloſophie die höhere geiſtige Erklärung der Geſchichte und der Natur. Sind die beiden letzteren nicht in ihrer Entwickelung rein gegeben, ſo iſt die Betrachtung völlig eine leere, und das wahrhaft lebendige Erkennen bleibt fortdauernd ein ſchwankendes.

In der Kirche tritt zuerſt die abſolute Hingebung dem abſoluten Erkennen gegenüber. Es weiß keiner, der es nicht erlebt hat, wie ſchwer der Entſchluß iſt, ſich völlig der Religioſität hinzugeben, nachdem das Erkennen, auf das Ewige gerichtet, wach geworden iſt und ſeine Anſprüche geltend macht. Lebten wir mit derſelben Sicherheit religiös ein ewiges Leben in und mit Gott, wie wir ſinnlich leben in der ſinnlichen Welt, wir würden geiſtig nicht bloß das abſtracte Sein des Denkens, ſondern auch das lebendige Daſein in einer göttlichen Welt durchſchauen und in jenem aufgehen. Dem einfältigen reinen Sinne mag dieſes gelingen, auch ohne ein ſcharfes Erkennen: dem Erkennenden gelingt es ſchwer, ja vielleicht niemals ganz; denn wo das lebendige Daſein, wie das Denken, die eine und ſelbe innerſte Stätte gefunden haben, da iſt es ſchwer, ſie rein aus einander zu halten, beide in ihrer völlig in ſich abgeſchloſſenen Abſolutheit zu erkennen.

Wo für den Denkproceß irgend eine Schwierigkeit ſich zeigt, iſt er nur gar zu geneigt, über den Gegenſtand ſelbſt eine Gewalt auszuüben. Verſucht er doch oft genug, die Natur gewaltſam zu beherrſchen, wenn das Object der Betrachtung ſich dem fragmentariſchen Denken nach erſonnenen Vorausſetzungen nicht fügen will. Und muß man nicht geſtehen, daß der Entwickelungsproceß der Geſchichte zugleich ein Denkproceß iſt? und zwar ein nicht vollendeter, der in mächtigen Gemüthern auf einer jeden Entwickelungsſtufe mit der Forderung, ein abſoluter zu ſein, hervortritt, ja hervortreten muß. Es giebt ein Gewiſſen des Denkens als abſolute geiſtige Freiheit, wie es ein Gewiſſen des Daſeins und des Lebens giebt, und beide werden nie ungeſtraft bekämpft. Der Kampf des Denkens erzeugte auf jeder Stufe die geſchichtliche Philoſophie einer beſtimmten Epoche, der Religion gegenüber. Das Erkennen war dann das Feindſelige, welches über den Gegenſtand eine Gewalt ausüben wollte, die ihm nicht gebührt. Aber dieſes iſt nicht nur da mächtig, wo es am klarſten iſt, es behnt ſich von der ſtrengern Schule in mancherlei Modificationen über ein ganzes Volk aus, es erzeugt die inneren religiöſen Zweifel ſelbſt bei den frömmſten Menſchen, ſtört die innere religiöſe Ruhe und bringt unter mancherlei Formen ein hier ſo dort anders ſich geſtaltendes Chriſtenthum hervor, welches bald reflectirt ſpeculativ, bald myſtiſch und fanatiſch, jederzeit aus einem klaren oder unklaren Denken entſpringt und beſchränkt doctrinär iſt. Die reine Hingebung, d. h. die göttliche Gewalt, und, was daſſelbe iſt, die göttliche Gnade, die uns völlig in die verſchiedenen lebendigen Organiſationen der Kirche verſetzt, vernichtet die Knechtſchaft, die uns unfreiwillig der gegebenen Religion unterwirft, einem ungöttlichen Erkennen gegenüber, und ebenſo einem beſchränkten Erkennen unfreiwillig unterwirft, einer unreifen gegenſtändlichen Religion gegenüber. Nur die völlige, das ganze Daſein umfaſſende, Alles ſeinem göttlichen Ziele zuführende Hingebung macht uns heimiſch in der göttlichen Entwickelung der Welt und des Geſchlechts, und wo das Daſein ſich in ſich befriedigt findet, iſt auch das Erkennen ein in ſich abgeſchloſſenes, die Knechtſchaft der unfreiwilligen Unterwerfung in eine Kindſchaft Gottes verwandelt.

Aber gegen dieſe Kindſchaft ſträubt ſich das ganze gegenwärtige Geſchlecht. Man will ſich das Recht, über den Gegenſtand, wo er dem Denken ſo nahe verwandt iſt, zu gebieten, nicht nehmen laſſen; auch drängte ſich nur zu oft die Ueberzeugung auf, daß die göttliche Entwickelung, wo ſie krankhaft und gehemmt erſchien, nicht in freundlicher Uebereinſtimmung mit einem, lebendig aus ſich ſelbſt entwickelnden Erkennen fortſchritt, die Entwickelung des Denkens vielmehr gewaltſam abgebrochen und dieſem ſein ewiges Recht abgeſprochen wurde. Selbſt wo eine ſolche Ueberzeugung nicht aus einer klaren Einſicht entſprang, ließ ſich das Gewiſſen des Erkennens nicht verdrängen, wie das Gewiſſen des Handelns ſelbſt bei den unſittlichſten Menſchen nie ganz verſchwindet. Daher der Haß der Zeit gegen eine beſchränkte religiöſe Hingebung, die Geringſchätzung ja Verachtung der ſogenannten Frommen. Das Aufgeben des Erkennens ſchien den Menſchen zum Thier herabzuwürdigen; man erblickte in dieſen frommen Menſchen, die aus dem lebendigen Strome der Geſchichte ſcheu und furchtſam ſich zurückzogen, nur ſolche, die ſich abſonderten von dem lebendig fortſchreitenden Geſchlechte, ſich im irreligiöſen Sinne eine particuläre Seligkeit zu bereiten.

Auch ich mußte bekennen, daß dieſer Kampf mein ganzes Inneres ergriffen hatte, und nie völlig geſchlichtet wurde, ja er iſt noch da, und die völlige Hingebung, die dennoch das freie Denken feſthält, wird wohl während meines Lebens nie zur Reife kommen. Ich hatte, als ich Halle verließ, wie oben erwähnt, ja in Breslau, noch einige Jahre nach dem Kriege, zwar die Nothwendigkeit einer Kirche eingeſehen; das tiefe Naturgefühl, welches ſich in meiner früheſten Kindheit ſchon mit dem religiöſen ſo innig verband, daß das ſinnliche Daſein und alle ſeine lebendigen Formen mir göttliche Offenbarung und alle Geſchichte mir göttliche Natur wurden, erwachte, je näher mir die Religion des Kindes trat, wieder, und alles Erkennen mußte aus einer objectiven göttlichen Natur, was in ihr ſinnlich war, aus einem Ueberſinnlichen erkannt werden. Aber dieſes Erkennen ward noch kein Leben; das Daſein der Kirche ſchien mir nothwendig, aber ſie erſchien mir nicht, ſie blieb die rein allgemeine, eine durchaus unſichtbare, die dem ganzen Geſchlecht inne wohnt, auch wo ſie nicht erſcheint. Sie blieb mir zwar das rein unſterblich Göttliche in einem jeden Menſchen, die Quelle des Heils und der Seligkeit, wo man ſich ihr unterwirft, die Quelle alles Unheils und der Verdammniß, wo man ſie bekämpft. Aber dieſe Offenbarung war mir noch eine verborgene; ſie hatte keine Geſtalt gewonnen, keine Stätte gefunden. Ich kannte die Zeit, in welcher ich lebte, nur zu gut; ich hatte ſie in allen ihren Bewegungen nicht blos äußerlich, ſondern auch innerlich durchlebt, ich ſah es ſehr wohl ein: wie, das Mitglied einer Gemeinde zu ſein, auch die Nothwendigkeit ſich der Welt als ein ſolches zu zeigen in ſich enthielt. Ich wußte, daß, wenn ich mich auf dieſe Weiſe der Kirche zuwandte, mich der Haß, und wenn meine Art zu erſcheinen, dieſen auch nicht aufkommen ließ, doch das geringſchätzende Mitleiden unvermeidlich treffen, die ganze frei denkende Welt mich bezeichnen würde wie Börne: als einen Apoſtaten des Wiſſens und einen Neophyten des Glaubens, d. h. als einen völlig Gewiſſenloſen in Bezug auf das frevelhaft unterdrückte Denken. Welche Gewalt dieſe äußeren Rückſichten ausübten, will ich dahin geſtellt ſein laſſen; ſie würden ohne allen Zweifel keine Gewalt über mich gehabt haben, wenn der innere Kampf ſchon geſchlichtet geweſen wäre. So lange er mich innerlich erſchütterte, konnte der äußere Entſchluß nicht reif werden; ich begriff aber zu dieſer Zeit ſehr wohl, wie dieſe Qual einen, ich möchte ſagen verzweifelten Entſchluß herbeiführen könnte. Jetzt ſah ich es ein, wie religiös tief bewegte Gemüther durch ein fortdauerndes Schwanken, da, wo es das Höchſte, Heilige galt, erſchöpft und ermüdet ſich entſchließen konnten, katholiſch zu werden. Ich aber war ein zu entſchiedener Proteſtant, gehörte der fortſchreitenden Geſchichte ganz und gar zu, und konnte mich durch einen Salto mortale in die Arme einer geſchichtlich vergangenen kirchlichen Form nicht mehr retten.

Wie ich nun ein Mitglied einer Gemeinde ward und als ein ſolches zum Aergerniß aller meiner Freunde hervortrat, ſoll jetzt entwickelt werden. Die äußeren Veranlaſſungen, die mich dazu bewogen und meinen Entſchluß reifen ließen, bilden in einer Schrift, in welcher ich, was ich erlebte, aufzuzeichnen beſchloß, weſentliche Momente, die nicht vernachläßigt, nicht verſchwiegen werden dürfen.

Wenn mein geiſtiger Entwickelungsgang ſo lange währte, was ohne allen Zweifel mit meinem fortdauernden jugendlichen Sinne zuſammenhing, ſo lag dieſes darin, daß ich genöthigt war, Alles nicht bloß innerlich, ſondern auch äußerlich zu durchleben; innerlich; denn eine bloß ſinnliche Erfahrung genügte mir nie, dieſe erhielt erſt ihren Werth durch die geiſtige Bedeutung, die ſie annahm; und wenn viele Menſchen die Dinge nur begreifen, wenn ſie verſinnlicht werden, ſo mußte jede ſinnliche Erfahrung in einen höhern geiſtigen Proceß übergehen, wenn ſie mir verſtändlich werden ſollte: doch ohne jene konnte der geiſtige Prozeß mir eben ſo wenig entſtehen. Nun ſteigerte ſich eben dieſe Erfahrung, und ich war meinem fünfzigſten Jahre nahe, als mir die letzte entgegentrat. Ich nenne Erfahrungen der Art göttliche Leitung. Daß ich unter der Maſſe der innerlich ſelbſt mit ſich kämpfenden, ungewiſſen, zwiſchen Glauben und Reflection ſchwebenden Predigern, die faſt alle Kanzeln beſetzen, eben als mein innerer Kampf ſeinen Gipfel erreicht hatte, Scheibel fand, erſchien äußerlich als etwas Zufälliges. Daß dieſer Zufall ſich organiſch in meinen innern Entwickelungsgang einfügte, zwang mich, ihn als einen ſtetigen Proceß, der, inſofern er ſich äußerte, mit einer innern Nothwendigkeit ſtattfand, als Folge einer beabſichtigten Zweckmäßigkeit göttlicher Art, zu betrachten, und eben dadurch erhielt das äußerlich ſcheinbar Unzuſammenhängende ſeine innere Bedeutung und erweckte eine Ueberzeugung, die feſter war als eine jede bloß ſinnliche.

Dasjenige, wodurch Scheibel ſich von allen den Freunden, die geiſtig bedeutender als er waren, unterſchied, war eben dieſes; daß er durchaus nicht ſpeculativ ausgebildet war, vielmehr erſchien er für das freie Denken ganz unfähig und dennoch innerlich geiſtig bewegt. Die Religion lag als ein Fertiges vor ihm, nicht bloß was geoffenbart wurde, ſondern auch wie es ihm entgegentrat, erſchien ihm nothwendig und wichtig. Wenn eine Deutung des höchſten Glaubens-Geheimniſſes, des Abendmahls des Herrn, ihm unerlaubt, ja frevelhaft erſchien, ſo galt das nicht von dieſem allein, jede freie Deutung erſchien ihm ſündlich, die buchſtäbliche Annahme war ihm Alles und es kam ihm nur darauf an, dem Worte als einem ſolchen, als religiöſer Thatſache, ſeine rechte Stellung zu geben. Dieſes allein war ihm der Zweck des ihm in jeder Rückſicht wichtigen, exegetiſchen Studiums. Der Sinn, der dadurch entſtand, war ihm ein religiöſes Factum und wie ſehr daſſelbe auch der reflectirenden

Vernunft widerſtrebte, er war, wie durch ein nicht abzuleugnendes Naturfactum, gezwungen, es anzunehmen. So erſchien ihm die heilige Schrift als eine höhere Natur, er war dieſer unterworfen, wie der leiblichen; wenn er factiſch die Ueberzeugung gewonnen hatte, es ſtände in der heiligen Schrift ſo, dann hatte er eine Erfahrung gemacht, die ihn ſo ſicher leitete, wie der Bau ſeines organiſchen Leibes ſeine Bewegungen. Kein Zweifel entſtand, alle ſeine Betrachtungen, die nicht ſelten einen merkwürdigen Scharfſinn zeigten, waren völlig inſtinctmäßig und trugen die Sicherheit des Inſtincts. Nichts vermochte ihn in Unruhe zu verſetzen oder irre zu machen. Dieſe völlige Sicherheit war ihm der Glaube. Ich habe ſchon früher die Gewalt erwähnt, die er als Kanzelredner ausübte. Dieſe Sicherheit theilte ſich unwiderſtehlich den Zuhörern mit; ich vermochte nicht, ihr zu widerſtehen. Er nannte ſeinen Standpunkt den des Glaubens, und eben dieſen ſuchte ich und fand einen lebendigen Repräſentanten deſſelben. Scheibel hatte eine Gemeinde um ſich verſammelt, die ihm ganz zugehörte. Sie beſtand nicht bloß aus geringen Leuten von beſchränkter Einſicht, ſondern auch gebildetere, die wohl eine Beruhigung ſuchten wie ich, gehörten ihm zu. Aber nicht dieſe allein beſuchten die Kirche, wenn er predigte, ſondern auch ſolche, die ſeine mit der Zeit in ſtarkem Widerſpruch ſtehende religiöſe Anſicht nicht theilten; denn ſeine Rede war gewaltig. Er war in der ganzen Stadt wegen der Reinheit ſeiner Geſinnung geachtet, obgleich er, wie ſich von ſelbſt verſteht, heftige und leidenſchaftliche Gegner fand. Auch war, wie begreiflich, ſeine Polemik ſchonungslos, denn eine jede Capitulation mit ſeinen Gegnern war völlig ausgeſchloſſen. Daß man bei den kirchlichen Reformen, bei der Einführung der Union, die man beabſichtigte, in ihm einen heftigen Gegner erwarten mußte, war vorauszuſehen; man hatte ihn dem Könige als einen halsſtarrigen Fanatiker geſchildert, und ſo ward er auch in einem Geſpräch, welches der König mit dem Ober-Präſidenten v. Merckel hatte, von dieſem genannt. Der Ober-Präſident glaubte damals noch, ihn vertheidigen zu müſſen. Scheibel, antwortete er, iſt einer der geachtetſten Einwohner unſerer Stadt.

Indeſſen trafen ihn Verfolgungen mancherlei Art. Ich war Decan der philoſophiſchen Facultät im Jahre

1828; in meiner Abweſenheit während der Herbſtferien vertrat der Prodecan meine Stelle. Scheibel hatte, wie er mir ſchon geſagt, den Entſchluß gefaßt, Vorträge über die Pſychologie zu halten. Daß ſeine Pſychologie, obgleich ſcharfſinnig, doch ſeltſamer Art war, daß eine Wiſſenſchaft, die mehr als alle, jede Einſeitigkeit der Schule zu vermeiden hatte, von ihm nicht mit Erfolg vorgetragen werden konnte, muß freilich zugeſtanden werden. Während meiner Abweſenheit hatte Scheibel der Facultät die Anzeige dieſer Vorträge eingereicht, damit ſie in das Verzeichniß der Vorleſungen derſelben aufgenommen würde. Er glaubte, daß ſein Wunſch unbedenklich, wie bei ähnlichen Fällen, in Erfüllung gehen würde. Wie erſtaunte ich, als ich erfuhr, daß die Facultät ihm die Erlaubniß, ſeine Vorträge unter die übrigen philoſophiſchen einzurücken, verweigert hatte. Ich war eben im Begriff Landeck zu verlaſſen und erfuhr bei meiner Zurückkunft, daß man Anſtoß an einer Aeußerung Scheibels über Spinoza genommen hatte, die freilich tadelnswerth war und ſich auf keine Weiſe vertheidigen ließ. Es gelang mir der Facultät begreiflich zu machen, wie wenig ein ſo illiberales, polizeiliches Verfahren ſich für eine philoſophiſche Facultät zieme, wie leicht man ſich, bei einer ähnlichen Gelegenheit, auf dieſes berufen könnte. Es gelang mir, den ſchon gefaßten Entſchluß rückgängig zu machen. Er trug die Pſychologie einige Jahre hindurch vor, ſeine Vorträge waren freilich wenig beſucht. Er erhielt von dem ſtädtiſchen Conſiſtorium eine Zurechtweiſung, weil man ihn beſchuldigte, mit Sectirern in Verbindung zu ſtehen, und man nahm nach bloßen Gerüchten, ohne weitere Unterſuchung an, daß er unter dieſen als Prediger aufgetreten wäre. Die Beſchuldigung war falſch. Er hatte in der Brüdergemeinde einige Reden gehalten, was er, da dieſe eine vom Staat anerkannte Gemeinde bildet, natürlich unverfänglich fand. Ein Gerücht verbreitete ſich ſogar, daß man ihn von Breslau zu entfernen ſuchen wolle.

Scheibel hatte eben in dieſer Zeit einen Ruf als Biſchof der lutheriſchen Kirche nach Rußland erhalten. In Breslau war ſeine geiſtliche Stellung eine ſehr untergeordnete und ſelbſt ſeine Thätigkeit bei der Univerſität als Profeſſor war eine ſehr beſchränkte. Nur wenige Zuhörer hingen ihm, aber dann freilich ganz entſchieden, an. Eben während der Zeit der

Verfolgung kam jener Ruf, der ihm einen ausgedehnten und ſelbſtändigen Wirkungskreis eröffnete, durch den Miniſter des Cultus von Lieven. Aber äußere Rückſichten hatten für ihn gar keine Bedeutung, hier in ſeiner Geburtsſtadt, in der Mitte der ihm von Gott zugewieſenen Menſchen, die er für ſeinen Glauben gewinnen wollte, hier, wo er einer immer näher rückenden Gefahr entgegentrat, mußte er bleiben. Man würde ſich irren, wenn man glaubte, in ihm einen Gegner zu erkennen, deſſen ſtarre Orthodoxie, wie die des Götze in Hamburg, verfolgungsſüchtig erſchienen wäre. Er war vielmehr der mildeſte, ſanftmüthigſte aller Menſchen, ja dieſe Weichheit ſeines Gemüths brachte ihn nicht ſelten dazu, im Geſpräche gegen ſeine Abſicht nachgiebig zu erſcheinen; die perſönliche Gegenwart überwältigte ihn. Er glaubte oft ſeine Anſicht zu hören, ſelbſt wo ſie bekämpft wurde, und man hat ihm wohl als eine Heuchelei vorgeworfen, was ein bloßes Product der Güte ſeiner Geſinnung war. Das gedruckte, nicht zurückzurufende oder anders zu deutende Wort fand ihn aber ſtets gewaffnet und ward entſchieden und ſchonungslos bekämpft.

Nun denke man ſich meine Lage. Ich ſah ihn als Lehrer meines Kindes, und nie hat ein ſolcher einen reineren und ſegensvollern Einfluß auf ein Kind ausgeübt, als er. Er war kein Fanatiker, er vertrat nicht eine ſubjective Meinung, die einen betrübenden Einfluß auf die Maſſe ſeiner Zuhörer ausübte. Was er lehrte, hat durch die Reformation, zumal in Deutſchland, von da aus in Skandinavien, eine geſchichtliche Bedeutung erhalten. Zwar hatte die lutheriſche Kirche in der Folge der Zeiten faſt allenthalben die innere Sicherheit ihrer Lehre verloren, aber noch immer blieb ſie die im Staate herrſchende. Wenn auch der Staat fortgeriſſen ward von der Gewalt der Zeit und duldete, was ſeine Geſetze nicht gelten ließen, ſo war doch noch immer die reine lutheriſche Lehre die anerkannt herrſchende, die augsburgiſche Confeſſion die gebietende im Lande. Wo ſie rein ausgebreitet wurde, mußte man die legitime Staatsgewalt in ihr anerkennen, und, wenn ſie auch ſo in ihrer Reinheit aufgefaßt bis auf den engſten Punkt zurückgedrängt war, ſo ſchien es mir, mußte man doch die religiöſe Legitimität der Menſchen anerkennen, die ſtreng ſich an die augsburgiſche Confeſſion, wie an eine unerſchütterlich gewordene kirchliche Ueberzeugung hielten; ja dieſe allein fügten ſich den Geſetzen der ſtaatsrechtlich herrſchenden Kirche im Lande. Ich hielt mich für überzeugt, daß Luther, als er mit ſo großer Heftigkeit gegen Carlſtadt, gegen die von ihm ſogenannten Sacramentirer, auch gegen Zwinglis Lehre auftrat, eben die Gefahr einer willkürlichen Deutung, die einmal gewagt, immer mächtiger fortſchreiten, ja grenzenlos werden müſſe, vorausſah. Mich ſprach die entſchiedene Naturobjectivität der lutheriſchen Lehre an, die ſie von der katholiſchen Religion überkommen, aber zugleich an den innern lebendigen Glauben, an die Reinigung der Geſinnung mit ſtrenger Nothwendigkeit geknüpft hatte. Die Rechtfertigung durch den Glauben, die freilich die Gegner mit uns theilten und die für alle Proteſtanten die gemeinſchaftliche Grundlage bildete, behielt noch immer eine ſchwankende ſubjective Richtung, und Secten und ein Chriſtenthum aus der Reflection entſprungen, traten allenthalben hervor, wo das Lutherthum in ſeiner ſtrengen Objectivität verlaſſen wurde. Eine ſolche Betrachtung, die mir nahe lag, mußte mir von Bedeutung ſein. Eine religiöſe Poeſie, die man zwar zu verhöhnen pflegte und deren Producte, einzeln genommen, ich nicht durchgängig zu vertreten wage, hat ſich doch nur und faſt ausſchließlich in der lutheriſchen Kirche ausgebildet. Ich konnte nicht leugnen, daß der Kirchengeſang, im Ganzen genommen und in ſeiner Entwickelung überſehen, etwas tief Bedeutendes in ſich enthielt, wenn er auch mit der Verſchlechterung der Sprache und mit den geiſtloſen Verirrungen ſeiner Zeit zu kämpfen hatte und nicht ſelten unterlag.

Scheibel als einen verfolgungsſüchtigen Orthodoxen darzuſtellen, wäre unverzeihlich. Er hat ſich fortdauernd nur vertheidigt, nie angegriffen. Die Theologen werden ihm, glaube ich, zugeſtehen, daß er viele und in einigen Richtungen gründliche Kenntniſſe beſaß, aber alle ſeine Studien gehörten einer frühern längſt verfloſſenen Zeit an. Die Gegenſtände der Betrachtung, die Art der Behandlung, der oft wunderbare Styl ſelbſt, war der gegenwärtigen Literatur fremd geworden; er war in der That ſeinen Gegnern eine ſo leichte Beute, daß ein jeder Reſt von Großmuth dieſe hätte entwaffnen müſſen. Man irrt ſich, wenn man glaubt, daß ich dieſes nicht ſehr wohl einſah. Jetzt iſt er nun da, wo dieſe vergänglichen Formen einer Literatur nichts gelten, wo ſowohl Wiſſen wie Leben nach einem andern Maßſtabe gerichtet werden. Ihn verletze ich nicht, wenn ich ohne Scheu ausſpreche, was doch Jedermann weiß. Ich war mit ſeiner Polemik keineswegs zufrieden, aber dennoch lag in ihrem Ungeſchick für mich eine geheime Kraft, die über ihre Erſcheinung hinausreichte. Einige ſeiner früheren Schriften hatten für mich etwas durchaus Abſtoßendes. So ſchön, ergreifend und mächtig ſeine Rede war, wenn er ganz ſich dem innern Chriſtenthum hingab und aus dem Abgrunde des Glaubens und der chriſtlichen Liebe herausſprach: ſo ohne allen Effekt war ſeine Vertheidigung, wenn er der gegenwärtigen Zeit entgegentrat. Er ſchien mir dann völlig einem ſchwachen Kinde ähnlich, welches den angegriffenen geliebten Vater vertheidigen will. Aber eben dieſe, ich möchte ſagen, heilige Polemik, die ſich über die Nutzloſigkeit des Angriffs täuſchen ließ, war es, die mich unwiderſtehlich anzog. Ich war in wiſſenſchaftlichen Kämpfen alt geworden. Hier war nun ein Mann, der mir ſo nahe trat, eben durch ſeine Waffenloſigkeit mächtig;

ſeine geiſtige Bildung zog mich nicht an, ſeine gewaltige geiſtige Perſönlichkeit lockte mich nicht; alle jene, mehr oder weniger ſubjective Stimmungen, die den äußern Kampf in einen innern verwandelten, waren nicht da. Wie er mir erſchien, mußte ich ihn ſchlechthin abweiſen oder anerkennen. So ward er mir rein objectiv; eben durch ſeine abgeſchloſſene Perſönlichkeit hörte er auf eine Perſon zu ſein, und ward mir, was ich mit ganzer Seele ſuchte, ein bewußtloſer Repräſentant der proteſtantiſchen Kirche, der erklärte Gegenſatz einer durch irdiſche Macht prunkenden; ein äußerlich weder durch Wiſſenſchaft, noch durch gewaltige Herrſcherſtellung unterſtützter Herr der Kirche. Seine Waffenloſigkeit war ſeine Macht. Jn dieſem Sinne erſchien er mir, als ich meine Schrift „von der falſchen Theologie und dem wahren Glauben (1823)“ ausarbeitete. Jch nannte ſie nicht ein philoſophiſches Werk; ſie war mir nichts weniger als ein ſolches, ſie ſollte nicht Religionsphiloſophie, ſondern die Religion darſtellen; dieſe ſtand mir gegenüber, wie in meiner Kindheit die Natur, ganz von dem reflectirenden Bewußtſein getrennt, — die Höchſte aller Erſcheinungen in dem ganzen Abgrund der Bewußtloſigkeit verſunken. Daß man überſehen würde, daß ich dieſes Buch eine Stimme aus der Gemeinde, nicht aus den Hörſälen der Univerſität nannte, mußte ich freilich erwarten. Dieſes geſchah nun auch, ein jeder legte den Maßſtab ſeiner Reflection über die Religion bei der Beurtheilung an, und ſo ward es von den flachſten Rationaliſten bis zu dem abſolut ſpeculativen Denker ſchlechthin getadelt. Daß ich Paulus, — den Profeſſor nämlich, den großen Exegeten — anzugreifen wagte, ward als eine völlig unverzeihliche Anmaßung getadelt, und diejenigen, die ſonſt wohl meinen Ideen und Anſichten einigen Beifall geſchenkt hatten, bedauerten, daß ich mich in einen gedankenloſen Frömmler verwandelt hätte; daß ich in der Mitte der Gemeinde weder philoſophiſch conſtruirte, noch dichteriſch begeiſterte, nicht die Sprache der Speculation oder der Aeſthetik führte, ward mir alles Ernſtes vorgeworfen. Man nahm es als etwas Ausgemachtes an, daß ich Wiſſenſchaft und Kunſt verachte, und durchaus in die Einſeitigkeit ſectiriſcher Gemeinden verſunken wäre. Dieſes Urtheil, an deſſen Richtigkeit keiner zweifelte, traf mich nicht allein von den untergeordneten Geiſtern: die erſten und bedeutendſten äußerten ſich ſo, ſowohl von dem höchſten Standpunkte der herrſchenden Wiſſenſchaft, wie von dem der Kunſt. Wenn ich einen Gegenſtand von irgend einem Standpunkte aus behandelt habe, wie ich es vermag, ſo pflege ich mich nach einer andern Richtung hin zu bewegen, und wenn ich mich der bewußtloſen Natur forſchend ganz hingeben konnte, ſo war dadurch ein höheres geiſtiges Forſchen gefördert, keineswegs ausgeſchloſſen. Ich erwartete das Mißverſtändniß und ſuchte ihm vorzubeugen, aber es half mir nichts. Es kommen Stellen vor, in welchen ich auf das beſtimmteſte warne gegen eine ſolche religiöſe Einſeitigkeit. „Ihr dürft, ſage ich der Gemeinde, nie etwas ſchlechthin verwerfen, was eine wirkliche geſchichtliche Macht und Bedeutung erhalten hat. Alles was ſo erſcheint, hat in ſeinem innern, verborgenſten Weſen, ſelbſt wenn es durch die Sünde verunſtaltet wird, etwas Göttliches; die wahre fromme Scheu beſteht darin, Etwas anzugreifen, was für Gott eine Bedeutung hat. Alles wird freilich in der Erſcheinung verzerrt, aber dieſe Verzerrung, die allgemeine Sünde der Geſchichte, iſt ein Secundäres, es verbirgt dennoch in ſich ein Urſprüngliches, Unſterbliches. Ihr ſollt nicht ruhen, bis ihr es erkannt habt, dieſem ſollt ihr euch aber ganz hingeben, von dieſem aus ſoll erſt der allerdings rückſichtsloſe und harte Kampf gegen die Verzerrungen anfangen.“ Ich wählte einen Gegenſtand, der ſogar geeignet war, den einſeitig Frommen ein Aergerniß zu geben, das Schauſpiel nämlich. Ich gab zu, daß dies in unſeren Tagen tief geſunken wäre, dies zu bekämpfen gebühre aber nur dem, der ſich der dramatiſchen Kunſt, ihrer unabweisbaren geſchichtlichen Bedeutung nach, hingegeben, ſie anerkannt habe und liebe; er allein habe das Recht und die Befugniß zu ſtrafen, ein jeder andere Angriff wäre ein völlig fruchtloſer, und würde mit Recht abgewieſen. Eine ſolche Aeußerung, glaubte ich, würde vollkommen klar ſein. Die Verdammungsſucht ward ſchlechthin als etwas völlig unchriſtliches abgewieſen. „Der Bekämpfer, ſelbſt der von mir heilig gehaltenen erſcheinenden Form der Kirche, ſteht vielleicht, ſagte ich, dieſer näher als Ihr. Der Glaube an den Heiland iſt freilich der allein ſeligmachende, aber ob dieſer nicht ſchlummere und ohnmächtig ſei in mir, der ich ihn öffentlich bekenne, ob er nicht zurückgedrängt durch noch nicht überwundene Zweifel, mächtig werden will in dem erſcheinenden Angreifen, das kann kein Menſch beurtheilen, denn unſer innerſtes Verhältniß zu Gott iſt nur ihm bekannt und dieſe Ungewißheit aller Erſcheinungen iſt die wahre Quelle der Gottesfurcht.“ Ich nannte die Verdammungsſucht abſolut unchriſtlich. Es half alles nichts. Eine Menge Gerüchte ſollten das über mich gefällte Urtheil beſtätigen. Meine Abendzirkel, die einem jeden zugänglich waren, hätten ſich, verſicherte man, in Conventikel verwandelt, ſie würden mit Gebet eröffnet und geſchloſſen, ein trübſeliger Fanatismus habe ſich in meine Wohnung eingedrängt, obgleich dieſelben unbefangenen alle Gegenſtände der Wiſſenſchaft, Kunſt und Politik berührenden Betrachtungen laut wurden, wie früher. Allerdings fanden auch Verſammlungen ſtatt, die religiöſen Betrachtungen gewidmet waren, aber nur in dem ſehr engen Kreiſe Gleichgeſinnter, und auch aus dieſem ſuchte ich alle Förmlichkeit zu entfernen; ein jeder Zweifel trat unbefangen hervor: ſteigerte ſich die Unterhaltung zum innern Gebet, dann ſchätzte ein jeder ſich glücklich; es war dann ein ſegenvolles Erzeugniß. Laute Gebete, durch welche die Verſammlung eröffnet oder geſchloſſen wurde, durch welche man ſich in eine religiöſe Stimmung hineinreden wollte, ſchienen mir immer etwas Künſtliches zu ſein. Ich habe freilich Verſammlungen der Art beigewohnt, ich habe geſehen, wie der Betende ſich in dem Gebete verwickelte und kein Ende finden konnte; jederzeit zwang mich dann ein unwiderſtehliches Schamgefühl, die Augen niederzuſchlagen und ich war genöthigt, innerlich für mich zu wiederholen: „Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Geberden.“ Lucä 17, 20. So wie die Worte des Heilandes: „Wenn Du aber beteſt, ſo gehe in Dein Kämmerlein und ſchließ die Thüre zu, u. ſ. w.“ Matthäi 6, 6. (das Geheimniß des perſönlichen Gebetes.) Die Gebete der Kirche tragen den heiligen Charakter der reinen gleichen Hingebung Aller, wo dieſe in der Kirche perſönlich werden, ſind ſie billigerweiſe ſtumm.

Indem dieſes Verhältniß zu Scheibel ſich immer entſchiedener ausbildete, gerieth mein Freund in wirkliche Gefahr. Gerüchte, die immer allgemeiner wurden, behaupteten, daß man es darauf anlege, ihn von ſeiner Gemeinde zu trennen. Ich hielt es für meine Pflicht, hervorzutreten und ſchrieb ſeinetwegen einen vertrauten Brief an das ſchon früher erwähnte Mitglied des Miniſteriums, in welchem ich die hieſigen Verhältniſſe auseinanderſetzte, inſofern ſie für Scheibel Gefahr drohend erſchienen. Derjenige, den ich als Scheibels Hauptgegner betrachten mußte, war mein Freund, und als ich den Brief abgeſandt hatte, hielt ich es für meine Pflicht, ihm den Inhalt deſſelben mitzutheilen. Nun erſchien in den ſchleſiſchen Provinzialblättern ein heftiger Angriff auf meine kleine Schrift; der Verfaſſer nannte ſie eine Kritik. Dieſer Angriff hatte eine perſönliche Seite, die mich ſittlich traf. Wir hätten, ward geſagt, nach der Art ſcheinheiliger Frömmler, hinterliſtig ein Geklatſch den Behörden beigebracht. Es iſt in der That möglich, daß der Verfaſſer keinen Antheil an den Beſtrebungen, Scheibel zu entfernen hatte: daß ich aber hinterliſtig verfahren wäre, konnte wohl keiner behaupten, ſo wie die Abſicht, wo möglich eine Gefahr von meinem Freunde zu entfernen, als der alleinige Grund des Schreibens, völlig klar war. Ich ging nun leider von meinem bisher herrſchenden Grundſatze, öffentliche

Angriffe nicht zu beantworten, ab; ich glaubte nämlich, ſo wie die Sachen vorlagen, meiner Ehre eine Erklärung ſchuldig zu ſein. Ich würde von dieſem unangenehmen Streite nichts erwähnen, wenn nicht mein Stillſchweigen auffallen müßte, und wenn er nicht merkwürdige Folgen gehabt hätte. Der Streit war ohne wiſſenſchaftliches oder ſonſtiges Intereſſe, und die gewechſelten gedruckten Schriften ſind ohne allen Zweifel vergeſſen. In Folge deſſelben ließ ich den Brief, den ich an das Mitglied des Miniſteriums geſchrieben hatte, drucken. Eine angeſehene Behörde fand ſich darin angegriffen, und reichte eine Anklage bei dem Miniſterium ein; von dieſem erhielt ich ein ſehr hartes Schreiben und den ſtrengen Befehl, die Beſchuldigungen, die ich gewagt hatte gegen eine Behörde zu veröffentlichen, zu widerrufen. Oeffentliche Angriffe auf Behörden werden in Preußen bekanntlich und mit Recht ſtreng gerügt. Dieſer Brief kam mir ſehr unerwartet. Von einer Anklage hatte ich nichts vernommen, und war ohne Furcht. Zwar wußte ich, daß ich nichts geſchrieben hatte, was ſich nicht entſchieden documentiren ließe. Scheibel handelte in äußeren Verhältniſſen oft ſo unüberlegt, daß ich ihm wohl zutrauen konnte, die jetzt nöthigen Papiere verlegt, verworfen, ja zum Theil vernichtet zu haben. Ich hatte unrecht; eben durch ſtrenge geordnete Aufbewahrung der Documente zeichnete er ſich, wie ich jetzt und ſpäter öfter erfuhr, ganz beſonders aus.

Ich arbeitete nun ein Vertheidigungsſchreiben an das Miniſterium aus, zeigte, wie eine öffentlich ausgeſprochene, von mir durchaus nicht veranlaßte Beſchuldigung, keineswegs Uebermuth oder ein leider herrſchend werdender Kitzel, Behörden anzugreifen, mich in die Nothwendigkeit verſetzt hatte, den Brief drucken zu laſſen. Keiner bedauerte es mehr als ich; denn öffentliche Angriffe auf Behörden erſchienen mir nur in höchſt ſeltenen Fällen zu entſchuldigen. Ich legte vidimirte Abſchriften der Documente bei. Wäre nun irgend etwas Unwahres in dem, was ich hatte drucken laſſen, zu finden, ſo würde keiner geneigter ſein als ich, es öffentlich zu widerrufen. So wie die Sachen vorlägen, geſtünde ich, daß ich nicht einſähe, wie ich einen ſolchen Widerruf der Wahrheit gemäß einzurichten hätte, und bäte mir die ferneren Befehle des hohen Miniſteriums aus. Ich ſah mich nun in den Augen des Miniſteriums für gerechtfertigt und die Sache für beendigt an, denn die erbetenen Befehle erfolgten nicht und von einem öffentlichen Widerrufe war nicht die Rede.

Aber der Eindruck, den dieſe Sache auf Scheibel machte, war ſehr merkwürdig. Ich war freilich unruhig, bis ich die Documente ſicher in meinen Händen ſah: von da an erſchien mir Alles zwar unangenehm, aber ich war völlig beruhigt. Der Verſuch, mich öffentlich zu demüthigen, war mißlungen. Scheibel aber erblaßte, als er das miniſterielle Schreiben las und erſchrak auf eine Weiſe, die mich faſt beſorgt machte. Derſelbe Mann, der ſpäter durch ſeine Unerſchrockenheit und Feſtigkeit die höchſten Behörden in die größte Verlegenheit ſetzte, war jetzt nicht zu beruhigen. Er ſah meine amtliche Stellung compromittirt, befürchtete für mich das Aergſte und glaubte die Veranlaſſung zu einem großen Unglück gegeben zu haben. Zwar ſchenkte er mir ſchon früher ein großes Vertrauen, von jetzt an aber war es unbedingt. Er hing an mir mit einer Treue, die niemals wankte; er wollte nicht einſehen, daß doch auch einige Selbſtſucht von meiner Seite den von ihm ſo gefährlich betrachteten Streit veranlaßt hatte, daß ich ja gezwungen geweſen wäre, eine mich ſittlich verletzende Beſchuldigung abzuweiſen. Dieſe Treue blieb unerſchüttert, ſo lange er lebte, auch dann, wenn er von ſeinem ſtreng religiöſen Standpunkte aus Urſache hatte, mit mir unzufrieden zu ſein. Ueberhaupt war er nie im Stande, eine Feindſchaft dauernd feſt zu halten. Seine heftigſten Gegner, die er ſeiner religiöſen Anſicht nach durchaus mit allen Mitteln zu bekämpfen ſuchen mußte, die ſchonungslos von der Sache abgehend, Schwächen benutzten, die er nicht ſelten zeigte, konnten durch ein einziges freundliches Wort ihn gewinnen, und er gab ſich dann auf eine Weiſe preis, die er oft genug Gelegenheit fand zu bereuen. Es gab wohl nie einen ſtarr orthodoxen Theologen, der das rein Menſchliche ſo in ſich erhielt, wie Scheibel. Dieſes riß ihn jederzeit mit ſich fort und entwaffnete ihn ſeinen Gegnern gegenüber. Und eben deswegen liebte ich ihn ſo innig. Er gab nie im Weſentlichen nach, aber daß er daneben ein Menſch blieb im edelſten Sinne, war mir ſehr lieb. Ich kann den Menſchen nicht nahe treten, die kaltblütig in einer Doctrin aufgehen.

Man erlaube mir hier den Gang meiner Erzählung zu unterbrechen, um die Art und Weiſe, wie mein Verhältniß zum Kronprinzen in dieſer Zeit bis zum Jahr 1829 ſich innerlich geſtaltete und äußerlich erſchien, zu berühren. Er erzeigte mir jedesmal, wenn er nach Schleſien reiſte, die höchſte Gnade. In Breslau war er nie, ohne mir den Zutritt zu ihm zu geſtatten, und ſpäter mich einzuladen. Ich durfte ihm Arme zur Unterſtützung empfehlen, zwar wagte ich es nur ſelten; ich kannte den grenzenloſen Wohlthätigkeitsſinn des Thronerben, der ihn nicht ſelten bei dem großen Zudrang in Verlegenheit ſetzte. Einige Mal hatte ich das Glück, das geheime Organ ſolcher Wohlthaten zu ſein. Was damals Vieles dazu beitrug, das gnädige Wohlwollen meines Herrn zu verſtärken, war das Glück, welches mehrere meiner treueſten Freunde hatten, von ihm in ſeine Nähe gezogen zu werden. Jedermann weiß, welch großes Vertrauen der allgemein geachtete und beliebte General Graf Gröben, damals bei dem Kronprinzen, jetzt bei dem Könige noch genießt. Er ward ſein erſter Adjutant und war das vornehmſte Organ ſeiner geheimen Wohlthätigkeit. Der jetzige General v. Röder, jener treffliche Offizier, der ſich im Kriege ausgezeichnet hatte, war mein Freund geworden, und der zweite Adjutant; der dritte war der jüngſte Williſen, mit dem ich durch ſeine Brüder, wie durch Graf v. York, in ein enges freundſchaftliches Verhältniß getreten war. So war ich, wenngleich entfernt, faſt als ein Mitglied des hohen prinzlichen Hauſes zu betrachten. Ich glaube nicht dieſe meine glückliche Stellung je mißbraucht zu haben; auch ſtand mir der Herr zu ſelbſtändig gegenüber, als daß ich jemals gewagt hätte, irgend einen Einfluß auch nur zu ahnen. Bei einem Beſuch in Berlin ward ich durch ihn ſelbſt ſeiner Gemahlin vorgeſtellt. Eine gewiſſe Scheu hielt mich lange von einer Annäherung zu dieſer königlichen Herrin zurück, aber das Stille, Ruhige und Verſtändige in ihrem Weſen, die anſpruchsloſe Klarheit, mit welcher ſie ſelbſt in geiſtigen Geſprächen das Zarteſte auffaßte, zog mich, wie ihre Güte auch aus der Ferne an. Bei dieſer Stellung zum Kronprinzen war es nicht zu verwundern, wenn ich für ſeinen Günſtling galt, was ich doch keinesweges war, ſo wie ich mich auch nie als einen ſolchen darzuſtellen wagte.

Wie leicht Zufälle, die eigentlich geringfügig ſind, dazu beitragen können, den Verhältniſſen unbedeutender Perſonen zu hohen Herren eine größere Bedeutung zu ertheilen, beweiſt Folgendes: Einſt als ich im Gebirge zwiſchen Schmiedeberg und Waldenburg die kronprinzliche Equipage aus der Ferne erblickte, gebot ich dem Kutſcher langſam zu fahren. Herr v. Röder der neben dem Kronprinzen ſaß, erkannte mich und nannte mich dem Herrn, dieſer ließ anhalten, ich mußte ausſteigen und ward durch ein ziemlich langes Geſpräch an ſeinem Wagen feſtgehalten. Der Kutſcher, der einzige Zeuge dieſer mir widerfahrenen Gnade, war im höchſten Grade erſtaunt. Ich merkte, wie er mich, als ich wieder in meinen Wagen hineinſtieg, als einen ganz andern Menſchen behandelte; er hatte nichts Eiligeres zu thun, als dieſes Ereigniß in Waldenburg und Schmiedeberg allen Menſchen zu erzählen, und ich ſah mit Erſtaunen, welchen Eindruck es machte.

Mein Verhältniß zum Kronprinzen, welches mich ſo ſehr beglückte, gründete ſich doch bis jetzt nur auf ein perſönliches Wohlwollen. Meine Fähigkeiten waren nicht der Art, daß ich dem Thronerben als ein bedeutender, in wichtigen Angelegenheiten brauchbarer

Mann erſcheinen konnte; meine ganze Stellung ihm gegenüber war daher ohne bleibenden Inhalt. Was aber durch dieſe glückliche Berührung in mir angeregt wurde, wie mir der Kirche gegenüber, die mir objectiv geworden war, die Perſönlichkeit des zukünftigen Herrſchers erſchien, wird ohne allen Zweifel zweckmäßiger im Zuſammenhange ſpäter dargeſtellt. Denn die Zeit nähert ſich ſchon, in welcher meine Stellung zum Thronerben einen weſentlichen, ja ſehr ernſthaften Inhalt erhalten ſollte.

Ich habe unter den ſogenannten ungebildeten Ständen oft Menſchen kennen gelernt, die mich durch ihre ſtille Religioſität anzogen. Dieſe waren nun keineswegs ſolche, die aus ihrem Glauben ein Geſchäft machten, ſolche vielmehr, deren ruhiges geordnetes häusliches Leben einen fortdauernden Gottesdienſt zu bilden ſchien. Die Frömmigkeit iſt bekanntlich ſeit langer Zeit in dem Munde Vieler etwas Tadelnswerthes geworden; man denkt ſich, wenn von einem Frommen die Rede iſt, einen Fanatiker, der ſich zu den Auserwählten rechnet, fortdauernd nur von ſolchen ſprechend, die draußen ſtehen, und ſich in ſeinem Verhältniſſe zu dieſen durch ſeine Verdammungsſucht auszeichnet. Nicht daß jene getadelt werden, darf ich dieſen vorwerfen, denn ſie ſtießen mich mein ganzes Leben hindurch entſchieden zurück. Ich kenne nichts Widerwärtigeres als jenen Anſtrich von chriſtlichem Phariſäismus. Daß aber dieſer Haß gegen eine perſönliche Verzerrung des erſcheinenden Chriſtenthums auf eine jede Aeußerung ächt chriſtlicher Geſinnung ausgedehnt wurde, war mir freilich in höchſtem Grade betrübend. Ich leugne nicht, daß dieſe Menſchen, die ſich nicht ſelten Miſſionäre zu nennen belieben, faſt eben ſo ſehr dazu beitragen, vom Chriſtenthume zurück zu ſtoßen, wie der flachſte Rationalismus; ja ich geſtehe, daß ich in dem Tadel der ſie traf, nicht ſelten etwas Löbliches, was als ein fruchtbarer Boden für die Entwickelung des Chriſtenthums benutzt werden kann, erkannte. Was aber ſo für einen echten Miſſionär ſogar etwas Gutes in ſich verhüllt, wird durch diejenigen, die ſich vorzugsweiſe die Frommen nennen, eine Mißgeſtalt, und eine jede chriſtliche Geſinnung, ſelbſt wo ſie ſich entwickeln möchte, wird durch ſie in dem Keime erſtickt; denn die natürliche Abneigung gegen eine völlige Umwandlung im chriſtlichen Sinne verbindet ſich mit dem Abſcheu gegen die ſtarre, liebloſe, ſich chriſtlich nennende Form, und hier, wie in allen Richtungen der Geſchichte, ſteigern ſich die unverſöhnten Gegenſätze bis zur traurigen Mißbildung nach beiden Seiten hin. Dahingegen erſcheint ein ſtiller häuslicher Kreis immer ſegensreich, wenn in ihm die Andacht der ruhige Grund iſt, auf welchen alle Arbeit, alle Mühen und Sorgen des Lebens gebaut ſind, der durch die anſpruchsloſe Art, mit welcher er hervortritt, ſeine Beziehung zu Gott immer vor Augen, nicht ſich mit Andern vergleichend, eben durch die ſtille Demuth das Chriſtenthum verbreitet, welches jene Verirrungen aus ihrer Nähe verſcheucht. Ich habe das Glück gehabt, ſolchen Familien aus allen Ständen nahe zu treten, und ich geſtehe, daß ich, wo ich ſie fand, lange nachdem ich die Nothwendigkeit einer beſtimmten kirchlichen Geſtaltung einſah, die Verſchiedenheit der Confeſſion nicht feſt zu halten vermochte. Es entſtand inmitten des Lebens ein Widerſpruch, den ich nicht heben konnte. Die Nothwendigkeit einer beſtimmten Kirche verſchwand bei der immer wachſenden Neigung, einer Gemeinde anzugehören, die als ſolche einer jeden beſtimmten Confeſſion ermangelte, und dennoch mußte ich geſtehen, daß das, was ich ſuchte, der Standpunkt war, von welchem aus durch die beſtimmte kirchliche Lehre die Gemeinden geweiht und die Kirche durch die Gemeinden lebendig und thätig ward.

Man hat mit vielem Recht behauptet, daß eine Poeſie, die wahrhaft aus ſich ſelber lebendig wäre, jederzeit die Blüthe einer kräftigen, ſich entwickelnden Nationalität ſein müſſe: wie vielmehr gilt dieſes von der Religion; ſie hat immer nur für kurze Zeit wirkliche Wurzel geſchlagen im bürgerlichen Leben der proteſtantiſchen Kirche; immer von neuem kamen bedenkliche Störungen mancherlei Art. Schon beim Urſprung des Proteſtantismus in dem Uebergange von den bloßen Werken, mit welchen die Laien ſich beruhigten, zu dem Innern eines unmittelbaren Verhältniſſes zum Ewigen, zu Gott, zum Glauben im echt lutheriſchen Sinne, ward dieſer allen innern Kämpfen der Menſchen preisgegeben, und man mußte, einmal ernſthaft auf den religiöſen Standpunkt verſetzt, das Volksmäßige des Katholicismus vermiſſen, das in alle Richtungen des Lebens hineindrang, eine Kirche ſchuf, die alle bürgerliche Verhältniſſe beherrſchte und unter ſich verſöhnte, und dadurch aus ſich heraus eine bedeutungsvolle eigenthümliche Poeſie und Kunſt erzeugte. Es gab Entwickelungsſtufen meines Lebens, wo ich begriff, wie Freunde, die mir nahe ſtanden, um allen jenen innern Widerſprüchen, mit welchen ich wie ſie gequält wurde, auf einmal zu entgehen, ſich entſchließen konnten, katholiſch zu werden. Aber getheilt habe ich dieſe Neigung nie; denn nichts war mir klarer, als daß der Katholicismus ſich in eine Verirrung hineingeſtürzt hatte, die ſeinen geſchichtlichen Untergang herbeiführen mußte; von dieſer Ueberzeugung kann ich nicht laſſen, und alle Erſcheinungen, die dem zu widerſprechen und immer drohender zu werden ſcheinen in unſern Tagen, können die Zuverſicht, mit welcher ich einer großartigen proteſtantiſchen Kirche entgegen ſehe, nicht ſchwächen. Aber ſie iſt die kämpfende Kirche. Es iſt mir immer merkwürdig, wie das Proſelytenmachen von der katholiſchen Seite fortdauert, ja als eine heilige Pflicht der Katholiken betrachtet wird. Es mag auch auf der proteſtantiſchen Seite hier und da ſtattfinden, aber nur dann, wenn der proteſtantiſche Glaube ſelbſt ein äußeres Werk geworden iſt. Ja Gemeinden, die ſich durch Proſelytenmachen auszeichnen, trennen ſich von ihrer geſchichtlichen Kirche und verwandeln ſich in Secten, die ſich von beiden Kirchen abgeſondert haben. Wenn auch dadurch die Katholiken eine gefährliche Waffe in den Händen zu haben wähnen, gegen welche wir waffenlos zu ſtehen ſcheinen, ſo iſt dies eine Täuſchung. Wie in früheren Kriegen einzelne Krieger gegen einanger kämpften und perſönlicher Muth und Tapferkeit Alles vermochte, jetzt aber in den großen Kämpfen allein der lenkende Geiſt den Sieg beſtimmt: ſo hängt auch die fortſchreitende Bedeutung des Chriſtenthums von Gott, der die Geſchichte leitet, ſichtbarer, einleuchtender ab, und man darf ſagen, Gott offenbart ſich unmittelbarer in dem Kampfe der Meinungen unſerer Tage, als in dem Kampfe früherer Zeiten. Daher ſind die äußeren Mittel, die man anwenden mag, um die Religion, wie man meint, vor dem Untergange zu retten, zwar hier und da, vorſichtig innerhalb enger Schranken benutzt, zweckmäßig, ja geboten; und es wäre in der That zu tadeln, wenn man unſchuldige Kinder nicht ſo lange wie möglich vor den verlockenden Laſtern der

Welt zu ſichern ſuchte; denn nichts verpeſtet ſo vollkommen ein ganzes Geſchlecht, wie eine früh verdorbene Jugend. Aber wenn man da, wo der Kampf einen großartigen, geſchichtlichen Charakter annimmt, etwa meint, durch die kleinlichen Mittel, die gegen die Dolche des Mörders einige Bedeutung haben, dem Kugelregen öffentlicher Meinungen begegnen zu können, und die tödtenden Waffen durch Mauern und Schlöſſer abhalten zu können, dann geräth man offenbar in eine gefährliche Täuſchung. Das Aergſte aber iſt dies, daß dasjenige, was ſo äußerlich ſicher geſtellt werden ſoll, ſelbſt ſich in ein Aeußeres verkehrt und aufhört, Religion im echteſten Sinne zu ſein. Dieſes Aeußere nun, was man irriger Weiſe Religion nennt, mag zu Grunde gehen; das wahre Chriſtenthum gewinnt durch dieſe ſcheinbare Niederlage. Auch iſt es ſo wenig der Glaube, der ſo vertheidigt wird, daß man vielmehr dieſen gar nicht an ſich zu retten ſucht. Was man ſo aufrecht halten will, wird nur als brauchbar für ein Aeußeres betrachtet. Es ſoll dazu dienen, einen erwünſchten Zuſtand der Gegenwart, der ſonſt, glaubt man, zu Grunde gehen würde, einen Beſitz, eine weltliche Macht, wenn es hoch kömmt, und allerdings dem Wahren am nächſten tritt, den Staat zu retten. Aber dieſer muß, wie aus ſeinem innerſten Lebensprincipe, aus dem Glauben entſpringen. Freilich ſoll die Nahrung äußerlich gereicht werden, aber ein Lebendiges wird nur durch Aneignung (Aſſimilation) ernährt, und der innere Lebensprozeß iſt von der äußern Darreichung der Nahrung durch einen Abgrund getrennt, der niemals durch äußere Mittel ausgefüllt werden kann. „Was hülfe es dem Menſchen, ſo er die ganze Welt gewönne, und nähme doch Schaden an ſeiner Seele.“ Matthäi 16, 26. Dieſe aber iſt das Schwankende zwiſchen der leiblichen Sinnlichkeit und dem mächtigen Geiſt, zwiſchen der Welt und einem liebenden Gott. Nur ſie ſelbſt wählt die Trennung von ihm und wirft ſich der Sinnlichkeit in die vernichtenden Arme; Gott aber ruft ſie zu ſich, nicht durch irgend etwas Aeußeres, ſondern durch die geiſtige Göttlichkeit, durch den unſterblichen Keim der Liebe, die nie zu Grunde geht, wenn nicht die ganze Macht der Sinnlichkeit uns in der Knechtſchaft der Sünde feſthält. Das Geſchlecht hat ſich nicht dem ſinnlichen Daſein hingegeben. Es würde ſich ſelbſt vernichten, wenn ein ſo frevelhafter Entſchluß reif würde. Es ſchwankt zwiſchen Himmel und Hölle, und iſt einem jeden einzelnen Menſchen zu vergleichen, der, je redlicher er ſich mit ganzer Seele der göttlichen Gnade hingibt, deſto heftiger von inneren Zweifeln gequält wird. Dieſe Zweifel dürfen nicht abgewieſen werden; es iſt der Kampf, und der Menſch muß ſich auf den Kampfplatz ſtellen; die Flucht iſt einer Niederlage gleich, ein jeder unterdrückter Zweifel kehrt doppelt gefährlich zurück, denn in dieſem geiſtigen Kampfe führt ihr den Feind auf der Flucht innerlich mit euch. Wer ſo dem Feinde keck unter die Augen tritt, den Zweifel erſt aufgibt, wenn er völlig überwunden iſt, ja ihm alle Waffen gegen ſich leiht, damit er in ſeiner ganzen Stärke erſcheine und ſo in dem Kampfe Alles verliere, iſt allein des Sieges gewiß.

Aus einem ſolchen redlichen Kriege ſoll die proteſtantiſche Kirche hervorgehen. Wenn ich nach langen in zweifelhaftem Kampfe durchlebten Jahren auf das Reſultat ruhiger Betrachtung zurückſehe, wird mir die Bedeutung der proteſtantiſchen Kirche erſt völlig klar. Wir dürfen uns von dem Kampfplatze nicht furchtſam zurückziehen; die rechte chriſtliche Zuverſicht iſt, wie ich mich einſt ausdrückte, der Glaube an den Glauben; wir haben nicht bloß mit leiblichen Feinden zu kämpfen, ſondern mit dem verwirrenden unſichtbaren Geiſte der Zeit. Es gibt, betrachten wir die Geſchichte, wie ſie göttlich geleitet wird, keine gefährlichere Täuſchung, als die, die den Feind äußerlich zu ſchweigen zwingt, während er ſtumm, das Innere untergrabend, der Seele ihren Untergang bereitet. Erſt wenn die Zweifel des Geſchlechts auf irgend einem begnadigten Punkte der Geſchichte ohnmächtig zu werden anfangen, bricht der Oſtermorgen der proteſtantiſchen Kirche hervor, dann hebt die Zuverſicht des Lebens in allen Richtungen an, dann wird eine Geſchichte beginnen, die Wiſſenſchaft und Kunſt veredelt, dann wird ein Staat entſtehen, der nicht das Ewige an das Sinnliche verkauft, ſondern jenes durch dieſes beſitzen, ergreifen, beleben will.

Ich habe die Auferſtehung des Herrn innerlich erlebt, ich habe ihn erſchüttert ſterben und begraben ſehen; ich wollte mich, wie an einen Todten, trauernd ihm anſchließen: aber ich fand ihn im Grabe nicht mehr, denn er hatte das Grab verlaſſen, er war auferſtanden, und der zukünftige Sieg der Geſchichte, der beſtimmt iſt, den Tod zu überwinden, ward mir verkündigt. Aber was mir die Zukunft verhieß, war noch nicht Gegenwart geworden, der Pfingſttag war noch nicht da, und ſelbſt dieſer fing mit einer geiſtigen Gährung an, mit einer innern Bewegung, die den Uneingeweihten einem wilden Traume ähnlich ſchien. Ich ſehnte mich nach einer Gemeinde, und dieſes Sehnen gab mir innerlich den Beſitz. Ich war einem Liebenden ähnlich, der ſich die Geliebte ſelber erzeugt und mit allen Vorzügen des Geiſtes ausſchmückt: die Liebe aber verwirklicht ſich nur durch eine Beſchränkung, durch die Hingebung an eine ſterbliche mangelhafte Magd. Die raſtloſe, formloſe unendliche Idee, die aus dem träumeriſchen brütenden Leben ſelbſtſüchtig entſpringt, muß die beſtimmte Geſtalt mit allen ihren Fehlern umarmen, aber dieſe wird durch die Liebe, durch die unbedingte Hingebung geweiht. Ich erwartete ſie mit innerer Sehnſucht, ich glaubte ſie zu ſehen, ich erblickte ſie ſchon: aber ich ſollte zum zweiten Male erleben, was ich in feuriger Jugend erlebt hatte, als ich mich mit ganzer Seele dem deutſchen Staate hingab. Die Kirche, der ich mich hingeben ſollte, war in drohender Gefahr. Es kam die Zeit, wo ich mich über mein Verhältniß zur

Religion äußern mußte; wie früher über mein Verhältniß zum Staate, als es mich in die Turn-Streitigkeiten verwickelte, welche die beſten Freunde von mir zu trennen drohten und mein innerſtes Daſein erſchütterten.

Ich verehre den König, der die Trennung von ſeinem Volke durch eine Confeſſion, die nicht die herrſchende war, tief empfand. Er achtete auf den Gang der Zeiten, er ſah, wie das trennende Princip allmählig ſeine Bedeutung verlor; und wie nicht bloß da, wo das Chriſtenthum ſelbſt ſich in einer ſchwankenden Reflection zu verlieren drohte, ſondern inmitten des wahrhaften wiedererwachten Chriſtenthums die wirkliche Union ſchon da war; er hatte ſie nicht durch Gebote einzuführen, nur ihr wirkliches Daſein, wie es einem Könige gebührt, öffentlich zu erklären. Daher erging kein königlicher Befehl an die Gläubigen, ſich zu uniren, nur wo die Trennung verſchwunden war, ſollte die Union vom Staate anerkannt werden. Sie würde, das hoffte, wünſchte, erwartete der König, eine herrſchende Kirche bilden, in deren Mitte er freudig ſein königliches Daſein zu verleben hoffte. Ja, ſo vereinigt, durfte er erwarten, daß die Kirche, nicht mehr durch innern Zwieſpalt getrennt und eben dadurch mächtiger, ſich in ſich reinigen müßte, daß ſie, der ſinnlichen Reflection entriſſen, alle Feinde überwinden würde. Er war ein Gläubiger im reinſten Sinne, und verſprach ſich von dem Glauben, der alle Werke überwindet, die ſchönſten Erfolge. Aber leider! ein König ſteht nicht allein in ſeiner innern Welt; wie rein dieſe auch ſein mag, ſie wird am tiefſten von der Verwirrung der Zeit ergriffen, wenn der Gedanke That werden ſoll; dann bedarf er der Organe der Gegenwart, denen er Vertrauen ſchenken muß, ja die, ihm nicht bloß äußerlich dienend, ſondern auch innerlich fördernd, ſeine Entſchlüſſe geſtalten ſollen. Wenn aber dieſe Organe ſich nicht dem leitenden Gedanken hingeben, dann entſtehen krampfhafte Bewegungen, die mehr vom Ziele ab, als nach dieſem hinführen, ſich ſelbſt widerſprechende Aeußerungen, deren Unſicherheit man es anſieht, daß ſie von dem leitenden Gedanken verlaſſen ſind.

Die reine königliche Abſicht bewegte ſchon die trefflichſten Männer; ich nenne vor Allen den tiefen, wahrhaft chriſtlichen, unſterblichen Schleiermacher. Er hatte eben das in dem flachſten Rationalismus ver=

ſunkene Berlin für ein chriſtliches Leben durch die Union gewonnen, wie Keiner; daher trat bei ſeinem Tode das alle Gemüther durchdringende Gefühl der Liebe und der Verehrung ſo mächtig hervor, und nie fand ein Begräbniß ſtatt, ſeinem ähnlich; es waren keine getroffene Anſtalten, es war der völlig bewußtloſe, natürliche Erguß der traurenden Liebe, ein innerlich überſchwengliches Gefühl, welches die ganze Stadt ergriff und um ſein Grab verſammelte; es waren Stunden einer innern Vereinigung, wie man ſie in einer Hauptſtadt der neuern Zeit nie geſehen hat.

Aber nicht auf die Hauptſtadt allein beſchränkte ſich die ſegenvolle Thätigkeit dieſes hochbegabten Mannes; ſeine zahlreichen Schüler verbreiteten ſich über ganz Deutſchland, und keiner hat mehr wie er, den König in ſeinem reinſten Gedanken gefördert und unterſtützt. Ich darf es ſagen, wie herrlich und bedeutend mir die Sache der Union erſchien. Wie theuer ſie mir immer geweſen war, das wurde mir innerlich klar, als er uns Allen, als er mir entriſſen wurde. Nie erlebte ich eine ſchönere Ueberraſchung, als da ich aufgefordert wurde, mich über ihn und ſein herrliches geiſtiges Leben am Begräbnißtage öffentlich auszuſprechen. Ich war erſchüttert; trotz allem äußern Anſcheine hatte man erkannt, daß ich innerlich dem alten geiſtigen Bündniß mit meinem herrlichen Freunde nicht untreu geworden war; auch ich war ein Unirter, während ich der Union auf eine, wie es ſchien, bedenkliche Weiſe entgegentrat, und man wußte es.

Die religiöſe Ueberzeugung iſt etwas ſo unbiegſam ſelbſtändiges, daß ſie, wo ſie nicht durch eine völlige Hingebung beherrſcht wird, oder vielmehr das ganze Weſen des Menſchen innerlich durchdringt, ſo daß die Hingebung ſelbſt Freiheit und der Liebe gleich wird, alle relative Uebereinkunft ausſchließt. Daher wird das Gebot ſchon im Uebergange von einem Menſchen zum andern, ſelbſt wo man den Entſchluß gefaßt hat, ſich fügen zu wollen, dennoch in einem andern Sinne ausgeführt, als befohlen. Es war daher allerdings als etwas Ungünſtiges, ſo, wie die Form des Staats ſich ausgebildet hat, Aufgedrungenes zu betrachten, daß die Union ſich, gegen die königliche Abſicht, dadurch der Form eines Gebots näherte, daß ſie einer adminiſtrativen Behörde zur Förderung übergeben war. Zwar hatte dieſe Behörde religiöſe Elemente in ſich aufgenommen, die ſich aber nur in den gebotenen Formen zu bewegen wußten, welche einem wirklichen religiöſen Fortſchritte des Staats kaum angemeſſen waren.

Die Zeit der Synoden im altchriſtlichen Sinne, als alle Gemüther, wenn auch in der Lehre abweichend, tief religiös bewegt waren, war längſt geſchichtlich verſchwunden, damals erſchienen die Geiſtlichen in der That als Repräſentanten der Gemeinden. Mit innerem lebendigem Intereſſe lauſchten alle Familien auf die Entſcheidung derſelben, und die Religion war was jetzt leider die Politik iſt. Abgetrennt von den Gemeinden bildete ſich aber ſpäter das Heer der Geiſtlichen, ein ſtehendes Heer, welches ſich mehr innerhalb theologiſcher Streitigkeiten; als im Kreiſe lebendiger religiöſer Anſichten und Ueberzeugung bewegte. Dieſes Heer, wie es entſtanden war, nachdem das Volk im Ganzen ſich zurückzuziehen anfing, war von ſeiner innerſten lebendigen Wurzel losgeriſſen, dem Staate preisgegeben, und wie die Selbſtändigkeit der alten Stände, verſchwand die der Gemeinden, indem die einſeitige, aber bewunderungswürdige Virtuoſität der gebietenden adminiſtrativen Behörden ſich immermehr auszubilden anfing. Dieſe geſchichtliche Richtung iſt nicht durch die Willkür einzelner Menſchen, ſie iſt nicht von einem beſtimmten endlichen Grunde aus erzeugt; alle zerſtreute Momente geſchichtlicher Epochen förderten ſie zugleich, und ſie ward eben ſo poſitiv und entſchieden hervorgerufen durch die Gleichgültigkeit der Gemeinden, wie durch die heranwachſende Macht der Behörden. Geſchichtliche Thatſachen der Art müſſen den ruhig betrachtenden Chriſten dahin führen, eine göttliche Leitung anzuerkennen. Eben ſein ſchöner geiſtiger Vorzug iſt es, den man im edelſten Sinne vornehm nennen kann, daß er durch den Glauben — durch den Sinn, mit welchem er die Geſchichte auffaßt — losgeriſſen wird von dem bloß Beſchränkenden, Verwirrenden der Erſcheinung; und indem er ſich der Lenkung Gottes in der Geſchichte mit Zuverſicht hingibt, tritt, je reiner ſein Sinn zur Geſinnung, der hingebende Glaube zur thätigen Liebe heranreift, deſto inniger ſeine That mit der Macht der göttlichen Geſchichte verbündet hervor, und er wird frei ſein. Hier in dieſer chriſtlichen That ruht alle Gewalt der wirklichen Fortſchritte; der Herrſcher, der dieſe Keime erkennt, wo ſie ſelbſt unſcheinbar hervorſproſſen, iſt vom Herrn geſendet, mit Ihm im ſtillen Bunde. Aber, was im eigentlichſten Sinne mit dem geheimen Rathſchluſſe Gottes verbündet iſt, das ſchreitet, dem ſtillen Gange organiſcher Entwickelung gemäß, gegen welche die wilde Bewegung einer ſinnlichen Gegenwart nichts vermag, unſcheinbar fort und läßt ſich durch keine Bewegung des Volks, ſo wie durch kein gewaltſames Gebot des Herrſchers irre machen.

Im Preußiſchen Staate war zwar die feſte kirchliche Ueberzeugung, ſo oder ſo feſtgehalten; nicht ganz verſchwunden, aber ſie hatte ſich in die ſtillen Familien von der Geſchichte zurückgezogen, ſie nahm keinen Antheil an den zweifelhaften Berathungen der Zeit, und hemmte die religiös geſchichtlichen Fortſchritte, ſtatt ſie zu fördern; hier wo die Gedanken hin und herſchwebten, ſich bekämpften und ausſöhnten, indem ſie die Widerſprüche unaufgelöſt ſtehen ließen, waren ſie, die Stillen im Lande, ſtumm.

Ich konnte nicht umhin, mich ſelbſt als ein Kind der Zeit zu betrachten; ſelbſt damals, als die Speculation meine Religioſität völlig beherrſchte. Denn in der That die kindliche Erinnerung, die mich in eine Zeit verſetzte, in welcher ich mit unbefangener Hingebung einer beſtimmten, geſchichtlich geſtalteten, wenn auch zurückgedrängten Kirche zugehörte, verließ mich nie, ſelbſt, wenn ſie ſich vor der Speculation zurückzog und innerlich verſtummte.

Man behauptet, es ſei des freidenkenden Mannes unwürdig, ſich die Religion als etwas Fertiges geben zu laſſen, ſie als ein von den Vätern Ererbtes zu betrachten, und dennoch entdeckt man hier am entſchiedendſten die grundloſe Tiefe echter Religioſität. Die Kirche hat die ſchaffende Gewalt über mein ganzes Daſein; ſie iſt nicht meine, ſie iſt der göttlichen Schöpfung ewige That. Man ſagt: der Heiland ſei gegen das alte Geſetz aufgeſtanden; aber ſeine That war einer jeden menſchlichen ſchlechthin unvergleichbar, denn es war der Schöpfer ſelbſt, der das Alte richtete und eine neue Zeit ſchuf. „Das Alte iſt vergangen, ſiehe, es iſt alles neu geworden.“ 2. Corinth. 5, 17. Man wirft Luther vor, daß er ſich von der alten Kirche trennte und anſtatt ſie zu reinigen, ſie auf eine revolutionäre Weiſe zu zerſtören ſuchte. Aber ſo wenig wie von dem Tode zum Leben durch equivoke Generation, gibt es einen Uebergang von dem äußern Werke zur innern aus der göttlichen Gnade entſprungenen kindlich freien chriſtlichen That. Derjenige, in welchem die Reformation Luthers nicht täglich vollführt wird und von neuem entſteht, wer nicht täglich bemüht iſt, ſich von dem täuſchenden Scheine der Werke ab, und der innerlichen Kindſchaft göttlicher That zuzuwenden, der verſteht nicht, wie hier an keine bloße Uebereinkunft, noch weniger an eine äußere Verſöhnung zu denken war. Innerhalb des Chriſtenthums erſcholl die laute Stimme des göttlichen Geiſtes in der Geſchichte; das Alte ward gerichtet, und es ſollte ein Neues entſtehen: aber es war eine menſchliche That, nicht eine rein göttliche, eine erfriſchende und reinigende, nicht eine ſchlechthin ſchaffende. Manches, was Gott erhalten wollte, ward von der Reformation verworfen; vieles, was Gott gerichtet hatte, ward in der Reformation erhalten. Das Chriſtenthum iſt wieder wach geworden; in allen ſeinen Richtungen tritt es kämpfend hervor, der Katholicismus regt ſich in allen Ländern, die Proteſtanten treten kämpfend hervor unter ſich und für den Staat. Der Ekel bloßer Politik, der ſich nun ſeit mehr als einem halben Jahrhundert um drei oder vier flache dürftige, von allem Geiſt verlaſſene Begriffe herumgedrehet hat, greift immer mehr und mehr um ſich. Wer hatte in unſerer Jugend eine Ahnung davon, daß nach Friedrichs des zweiten Regiment religiöſe Bewegungen dem Staate bedenklich werden könnten? Wer glaubte, daß nach der Revolution katholiſche Biſchöfe dem Könige und den Kammern Trotz bieten durften? Wer kann den religiöſen Zuſtand von England betrachten, ohne zu erſtaunen. Das völlig Unbegreifliche iſt geſchehen, und ohne zu begreifen, müſſen wir es anerkennen, weil es da iſt.

Ich bin in der Mitte der Naturforſcher erzogen, und ſo hat eine Thatſache bloß als ſolche eine abſolute Gewalt über mich; Thatſachen erſt anerkennen, dann zu erklären und durch die Erklärung zu begreifen, iſt das wahre Geſchäft des Naturforſchers. Das, was mich von den Naturforſchern ſcheidet und freilich auf alle Richtungen der Forſchung einen durchdringenden Einfluß ausübt, iſt nur, daß die Religion der Thatſachen, die Gegenſtand der Forſchung ſein müſſen, die Natur in die Geſchichte hinein verſetzt und daher weiter reicht. Wer kann uns nun zeigen, wo die Quellen jener wunderbaren unerwarteten religiöſen Bewegung, die jetzt ganz Europa erſchüttert, ſo lange verborgen blieben? wer vermag die unglaubliche Umwandlung auch nur dürftig zu erklären? Iſt ſie weniger mächtig, als die mechaniſchen Entwickelungen, die alle Verhältniſſe des bürgerlichen Lebens ergreifen und umzuwandeln drohen? Iſt es wirklich hinlänglich und befriedigend, wenn der nüchterne Menſch auftritt und ſagt: „das Geſchlecht iſt ſtumpf geworden und geht alternd in die Kindheit zurück. Aber es verliert ſeine Jugend nicht, es hat ſeine verſtändigen Aufgaben nicht ganz fallen laſſen und wird ſeine kindiſch gewordene Phantaſie ſchon durch philoſophiſche Conſtructionen, durch Kammerverhandlungen und geordnete materielle Intereſſen, indem es aus ſeinem träumeriſchen Zuſtande wieder erwacht, zu bändigen wiſſen.“ Was ſuchen nun die in Bewegung geſetzten Völker in allen Ecken der gebildetſten Welt, was wollen ſie? Iſt es bloß das Intereſſe ſich ſelbſt und Andere täuſchender Theologen? Geht herum und forſcht, wenigſtens in den proteſtantiſchen Ländern, nach dem Urſprunge der religiöſen Bewegung, und ihr werdet ſie eben, wenn auch am unſcheinbarſten, doch am reinſten, hervorquellen ſehen aus dem ſtillen einſamen Gemüthe. Die Schriftgelehrten hatten ſich gegen dieſes Brüten erklärt, und ſind faſt unwillig in den immer mächtiger werdenden Strom hineingeriſſen. Nun, was ſuchen die Völker? Nachdem der Kampf wilder Freiheit ausgetobt hat, nirgends Ruhe, nirgends Friede findet, ſuchen ſie das Entflohene, wo es im tiefſten Innern ruht, in einer Kirche. Abermals erkenne ich mich als ein Kind, nicht bloß der ſinnlichen, ſondern auch der geſchichtlichen Gegenwart. Ich verſtehe, ich faſſe ſie, ich wage es, ihre Zukunft zu weiſſagen; denn ich habe nicht bloß äußerlich über ſie ein Gerede geführt, ich habe ſie ganz in ihrer innern Bewegung mit erlebt.

Wie es geſchah, daß die Geſtaltung der Kirche in den proteſtantiſchen Ländern allmählig unbeſtimmter ward und zuletzt nur in kleineren, engeren und ſtarren Formen übrigblieb, ſuchte ich mir, meiner ganzen Eigenthümlichkeit gemäß, durch eine umfaſſende Naturbetrachtung klar zu machen. Sie verdient geſchichtlich und für die Betrachtung der göttlichen Natur, wo dieſe den in der Erſcheinung hemmenden und dennoch fördernden Metamorphoſen unterliegt, weiter verfolgt zu werden. Ich beſchränke mich hier auf jene Gedanken, die ſich innerlich in mir abwechſelnd regten, wenn ſie auch, zurückgedrängt und in den Schatten geſtellt, nur durch eine ſiegende Geſtaltung zum Vorſchein kamen; alſo auf die mehr oder weniger beſtimmten Formen in Deutſchland.

Meine Betrachtung nämlich ging durch die ganze Natur in ihrem ſinnlich ſcheinbaren Uebergange von einem Niedern zu einem Höhern, oder beſtimmter, von einem Aeußern, mehr Gebundenen zu einem Innern, Freiern. Hier fand ich nun zuerſt die Lehre von der equivoken Generation, und den Kampf gegen dieſe. Es iſt den Naturforſchern bekannt, wie dieſer Kampf ſeit Redi's erſter Beobachtung durch das ganze ſiebzehnte und achtzehnte Jahrhundert hindurchging und noch nicht völlig geſchlichtet iſt. Diejenigen, welche die Entſtehung lebendiger Lebensformen aus dem Todten behaupteten, beriefen ſich auf die ſinnlichen leiſen Uebergänge, die ſich aus Einem in das Andere verfolgen ließen. Denn ſo verlieren ſich die Monaden in die Atome, die doch auch beweglich ſind, faſt ohne daß man im Stande iſt, die Grenze beider zu bezeichnen. Man glaubte auch wohl gar, darthun zu können, daß ein Lebendiges aus den rein anorganiſchen

Stoffen entſtanden wäre; man ſah, wie in dem Ernährungsprozeſſe ſowohl, als durch organiſche Ausſonderungen im erſten Falle ein chemiſcher Vorgang ſich unmerkbar in eine innere organiſche Aſſimilation verwandelte. Auch hier war die Grenze nicht nachzuweiſen, ſo wenig wie im letztern Falle, wenn der organiſche Prozeß der Ausſcheidung chemiſch ſchloß; ja das innerlich Aufgenommene ſchien ſich dem äußerlich Ausgeſchiedenen ſo genau anzuſchließen, daß für den wahren Lebensprozeß kein Raum übrig blieb. So ward das Lebensprinzip als ein modificirter chemiſcher Proceß betrachtet, und die Lebenserſcheinungen wurden aus dem chemiſchen Fortgange erklärt. Dahingegen müſſen diejenigen, für welche der Lebensprozeß eine neue Geburt iſt, das Leben als eine neue Schöpfung, eine neue Welt Gottes, in welcher er ſich unmittelbarer offenbart, betrachten. Dieſe Welt verſenkt ſich zwar in das Sinnliche der Erſcheinung, aber ſie bildet eine neue Schöpfung; ſie iſt wie das Höhere, welches ſich beim Todten in die Endlichkeit verſenkt, und hier das Princip der Bewegung in einer unendlichen Zeit für einen unendlichen Raum verbirgt, ſo daß das Todte ſeinem eigentlichſten Weſen nach nur aus dem Lebendigen, nicht dieſes aus jenem begriffen werden kann. Es gibt daher keinen Uebergang vom Todten zum Lebendigen. Die Vermittelung zwiſchen beiden findet nur durch einen urſprünglichen ſchöpferiſchen Act ſtatt. Es war mir merkwürdig, daß, als ein tieferes religiöſes Gefühl das deutſche Volk durchdrang, dieſer Kampf der Naturforſcher auch einen religiöſen Charakter annahm. Man ſchien ſeine höhere Bedeutung in der That zu ahnen. Es ſind zwei entgegengeſetzte Richtungen, die in der Ausbildung auseinandergehen und ſich fliehen, um nur in der ſchöpferiſchen That Gottes, welche das Todte wie das Lebendige umfaßt, die mächtige, Alles beherrſchende Einheit zu finden.

Innerhalb der Kreiſe des Lebens wiederholt ſich nun derſelbe Streit. Es gab Phyſiologen, welche die Thiere aus den Pflanzen entſpringen ließen und das durch willkürliche Bewegung ſich unmittelbar Offenbarende als ein Reſultat der vegetativen Prozeſſe zu betrachten geneigt waren. Gegenſätze der nämlichen Art, die, weil ſie nicht erkannt waren, freilich keinen ähnlichen Kampf hervorriefen, geſtalten ſich auf ähnliche Weiſe zwiſchen den Thieren, die einer höhern

Entwickelung entgegengehen und den Inſecten, die an das Pflanzenreich gebunden durch dieſe dargeſtellt werden. Zum vierten Mal entſteht ein ähnlicher Gegenſatz der Richtungen zwiſchen den Waſſer- und Luftthieren; zum fünften Mal unter den Luftthieren, zwiſchen Säugethieren und Vögeln; aber zum ſechſten Mal auf der Grenze der ſinnlichen Naturforſchung, da wo die Seele, zwar gebunden durch die äußerliche Sinnlichkeit, dennoch den Begriff der äußern Unendlichkeit, die alles Lebendige und Todte ſeiner Form und ſeiner Thätigkeit nach feſthält und bindet, in ſich trug, da nämlich, wo die Rede war von einem Uebergange von den Thieren zu den Menſchen. Auch hier trat der Verſuch hervor, das Höhere aus dem Niedrigen, die menſchliche Seele aus einem immer höher geſteigerten thieriſchen Lebensprozeß zu erklären. Aber dieſe Anſicht drang nicht durch, das unmittelbare Bewußtſein wies ſie zurück, und ſie hat nie, wie der Kampf für die equivoke Generation, eine geſchichtliche Bedeutung erhalten. Dennoch verbarg ſich dieſe Anſicht in einen andern Streit, nämlich da, wo die Frage aufgeworfen wurde, ob die verſchiedenen Racen nicht Erzeugniſſe verſchiedener Weltgegenden wären, alſo Erdentſproſſene, oder ob man nicht, von einem höhern Standpunkte aus betrachtet, genöthigt wäre, das Geſchlecht aus Einem Paare entſtehen zu laſſen. Und, wie die Schrift ſagt: „Gott blies dem Menſchen ein den lebendigen Odem in ſeine Naſe. Und alſo ward der Menſch eine lebendige Seele.“ 1. Moſe 2, 7.

Zum ſiebenten Male aber und am höchſten tritt die Lehre von der equivoken Generation da hervor, wo die Rede iſt von der Umwandlung des ſinnlichen Menſchen in einen göttlichen. Hier iſt der Kampf der heftigſte; er bewegt noch immer das ganze Geſchlecht, ja er wird immer heftiger, je innerlicher die bedenkliche Frage wird. Auch da wo die Religion, hier man entſchiedener das Chriſtenthum, nicht abgeleugnet, ſondern anerkannt wird, drängt ſich die Neigung, das Höchſte aus dem Sinnlichen, das Göttlichlebendige aus dem Sinnlichtodten zu erkennen und zu erklären, mit großer Macht hervor. So entſtand der Rationalismus, und die ewige gewaltige That der Liebe, die Gott in der menſchlichen Geſtalt ſich offenbaren ließ, ward ein bloßes abſtractes Princip, enger oder mächtiger hervortretend, bis es von allem Sinnlichen abgezogen ſich als ein abſolut Abſtractes conſtituirte.

Das Chriſtenthum aber kennt den Heiland als die Offenbarung der letzten höchſten, Tod und Leben, den innerſten Menſchen und die ganze ihn umgebende Natur umfaſſenden, Alles im Innerſten verſöhnenden göttlichen That der ewigen heiligen Liebe. Gott gab ſich der Welt hin, um ſie zu erlöſen, aber die Liebe hat nur ihre Bedeutung, wo die wechſelſeitige gänzliche Hingebung ſtattfindet; ſo entſtand die Kirche, Chriſtus iſt der unſterbliche Leib des Herrn, das höchſte aller Sinnlichkeit entriſſene, eben deswegen alle Sinnlichkeit durchdringende Lebensprincip, das geiſtige Paradies einer neuen Welt.

Ich glaube, ohne unbeſcheiden zu ſein, dieſer Anſicht einigen Werth beilegen zu können; ich glaube, daß ſie, nicht bloß äußerlich nachgeſprochen, ſondern innerlich frei aufgenommen, durch begabte Männer in lehrreicher Ausdehnung behandelt, eine höhere Bedeutung erhalten kann, als ich ihr zu geben vermag. Aber bei keiner Gelegenheit habe ich deutlicher einſehen gelernt, wie fremd dasjenige, was mein ganzes Leben bewegte, der gegenwärtigen Zeit geblieben iſt.

Ich habe, was hier ausgeſprochen iſt, ſeit Jahren öffentlich bekannt gemacht. Daß diejenigen, die das Leben aus dem Tode zu erkennen glauben, hier, wo eine beſtimmte Beantwortung der Frage abſolut gefordert wird, wo dieſe zuletzt und am entſcheidendſten ſich aufdrängt, meine Aeußerungen keiner Betrachtung werth halten, ja vollkommen unverſtändlich finden, begreife ich ſehr wohl. Aber ſelbſt die mit mir gleich Denkenden, die Wohlwollenden, gehen an dieſer meiner Betrachtung ſtillſchweigend vorüber; was mich ſo tief ergreift, muß ihnen etwas völlig Gleichgültiges ſein, und wenn ſie die Anſicht auch billigen, ja vielleicht geiſtreich nennen, ſo ſcheinen ſie dennoch anzunehmen, daß ſie einer größern fernern Entwickelung unfähig ſei.

Dieſe höchſte Offenbarung der göttlichen Natur, die Geburt des neuen Adam, wie die Bibel ſich ausdrückt, der Ordner und Verſöhner des in ſich ſtreitenden, ſich ſelbſt vernichtenden Geſchlechts, wie der erſte Adam der Gipfel der ſinnlichen Schöpfung und der Verſöhner der wilden Kämpfe einer frühern Natur war, trat in der Geſchichte hervor, und ſeine Erſcheinung bildet die Kirche. Sollte dieſe wirklich in letzter Inſtanz diejenige Beruhigung gewähren, die der durch ſeine inneren Kämpfe ermüdete Menſch ſucht, ſo mußte ſie eine, und zwar geiſtige, Geſtalt erhalten, die eine unbedingte Hingebung forderte; ſie mußte mit der ganzen Nothwendigkeit der Natur uns entgegentreten. Zwar ſollte ſie dadurch ſo, wie die Natur, keineswegs etwas dem Denken innerlich Entgegengeſetztes mir darbieten, etwas, wodurch das Denken ſeinem Weſen nach beſchränkt würde, ſo wenig, in der That, wie die ſinnliche Natur das Denken begrenzt. Die Selbſtändigkeit des Denkens behauptete ſich vielmehr, einer mir auf immer nothwendig gewordenen Anſicht gemäß, wie die der Mathematik der anorganiſchen Natur gegenüber. Aber dieſes Denken maaßte ſich nicht an, der göttlichen Natur Geſetze vorzuſchreiben. Das Geheimniß der Kirche war eine freie göttliche That, ja enthielt das Räthſel der eigenen Freiheit ſelbſt, wie ſie ſich im Erkennen äußerte. In der That erſchien mir die Behauptung, daß die Hingebung an die Kirche die Thätigkeit der Vernunft ausſchließe, wie ſie von beſchränkten Orthodoxen ſich zu äußern wagte, eben ſo ruchlos, wie der Wahn mancher Fanatiker, daß ſie die Sittlichkeit ausſchließe. Aber das voreilige Streben, Alles, ſelbſt die Wahrheit der

Natur, der einſeitigen Conſequenz eines beſtimmenden menſchlichen Denkens zu opfern, widerſtrebte mir, eben je entſchiedener es hervortrat, deſto heftiger. Daß ich der Kirche mich hingab, aus welcher meine erſte kindliche, völlig reflectionsloſe Religioſität entſprang, ward der erſte Act einer Pietät, der offenbar religiöſer Art war. Wenn die proteſtantiſche Kirche die Behauptung, daß ſie und der rechte Glaube überhaupt alle Tradition ausſchließe, in ihrer ganzen Conſequenz hervorheben will, ſo geräth ſie durch ihren Kampf gegen die katholiſche offenbar in einen innern Widerſpruch. Es gibt Anſichten, die ſich in den Proteſtantismus mit einer Art von religiöſer Nothwendigkeit hineindrängen, die ſich nicht unmittelbar aus der heiligen Schrift beweiſen laſſen, und die, wenn auch aus noch ſo früher Zeit, in der That traditioneller Natur ſind. Ein unterrichteter und frommer Theolog machte mich auf die Kindertaufe aufmerkſam, die nirgends in der heiligen Schrift vorkömmt, und dennoch durch eine aus dem Innerſten des Chriſtenthums hervorgehende Nothwendigkeit geboten iſt. Aber wie die Kirche das bewußtloſe Kind in ihr geſegnetes Reich aufnimmt, ſo hat die Zeit, in welcher wir geboren wurden, die Familie, in deren liebender Mitte wir erzogen ſind, wie das Volk, dem wir zugehören, den Gang unſerer Entwickelung vor allem reflectirenden Bewußtſein ſchon beſtimmt. Daß dieſe bewußtloſe Beſtimmtheit zu ihrem Urſprunge zurückkehrend eine reinigende Kriſe der Entwickelung herbeizuführen vermag, das beweiſt das Geſchlecht im Ganzen, die Entſtehung der Reformation, ja im tiefſten göttlichen Sinne die Entwickelung der Religion der Liebe aus der des Geſetzes, der neuen Zeit der ganzen Geſchichte aus der der alten durch den Heiland ſelber. Ich aber trug das geiſtige Geheimniß meines ganzen Lebens in mir, ein jeder Fortſchritt wurzelte in der Kindheit, ja es waren die früheſten Keime, die ſich immer mehr entwickelten. So verdrängte die gänzliche Hingebung nicht das geheimnißvolle Daſein der früheſten Zeit; und daß ich wieder Lutheraner ward, war keine Wahl, ſondern der innere Entwickelungsgang meines in der Natur-Objectivität ruhenden und aus dieſer hervortretenden Lebensganges.

Nun war, als ich mich der Kirche anſchloß, dieſe, wie ſie mir aus meiner Kindheit erſchien, in Gefahr. Die Union ward nicht in der religiöſen Beſtimmtheit, die den König leitete, von den Behörden aufgefaßt, denen er die Ausführung zu übertragen von den Verhältniſſen gezwungen war. Ihm waren die geſchichtlich gewordenen ſymboliſchen Bücher ein heiliger Schatz der Kirche, alle Geiſtlichen ſollten auf dieſe verpflichtet werden. Die Zeit der Synoden war aber verſchwunden; eine adminiſtrative Behörde hatte das Element der Kirche in ſich aufgenommen, aber vermochte ſich nicht mit dieſer, wie es nothwendig war, innerlich zu verbinden. Dieſe Trennung im Innern der Behörden pflanzte ſich in der Union fort, und eine Gewalt, die einen innern Zwieſpalt in ſich ſelbſt trug, konnte nicht nach außen als eine verſöhnende erſcheinen. Indem die Aufforderung zur Union laut ward, ſprach ſie zwar aus, was ſchon in vielen, dem Chriſtenthume zugewandten Gemüthern vorherrſchte: aber eben als die unirte Kirche ſich geſtalten wollte, mußte die Beſtimmtheit zweier ſich geſchichtlich fortbildenden kirchlichen Formen, wieder klarer als bisher hervortreten. Was unter den Theologen ein Kampf dogmatiſcher Lehren war, erſchien in den auseinandergefallenen Gemeinden deutlicher als ein traditionelles Heiligthum. Der König in ſeiner wahehaft chriſtlichen Pietät ehrte dieſes, es ſtand denjenigen Gemeinden, die ſich in der bisherigen noch immer geſetzlichen Geltung der Trennung beider Kirchen erhalten wollten, frei, in dieſer zu beharren. Und in der That nichts läßt ſich weniger durch ein Gebot einführen als eine kirchliche Union. Sie kann nur ausgeſprochen werden, wo ſie ſchon iſt.

Hätten die Behörden aber die Union richtig gefaßt und was nothwendig zu ihrem Begriffe gehört, ſo ſchien der Eigenthümlichkeit beider Kirchen keine Gefahr zu drohen. Denn zur Union gehören wenigſtens zwei verſchiedene Perſönlichkeiten, und je ſelbſtändiger beide hervortreten, je freier ſie ſich in ihrer Eigenthümlichkeit behaupten, deſto wahrer und tiefer wird die Union ſein. Allerdings liegt dieſe höher als die Verſchiedenheit, aber jene verſchwindet, wo dieſe aufhört. Man ſollte daher glauben, daß die Union zugleich eine Aufforderung enthalten würde, an die Reformirten, im ſelbſtändigen Sinne reformirt, an die Lutheraner, lutheriſch zu bleiben, damit aus der durchgeführten und feſtgehaltenen, in ſich abgeſchloſſenen Eigenthümlichkeit beider Kirchen die Nothwendigkeit einer höhern Einheit hervorgehe. So wird in der innigſten Einheit der Ehe der Mann nicht weibiſch, die Frau nicht männlich werden; je männlicher der Mann, je weiblicher das Weib, deſto bedeutender wird diese Union ſein, die beide unauflöslich bindet. Aber ſo trat die Union in den Händen der Behörden keineswegs hervor. Die ſymboliſchen Bücher ſollten die Geiſtlichen in beiden Kirchen verpflichten; war dieſe Verpflichtung eine Wahrheit, ſo war, wo die geſchichtliche kirchliche Ueberlieferung noch immer ihre Geltung hatte, an keine Union zu denken. Sie fand nur da ſtatt, wo die Sonderung der Lehren ihren Werth verloren hatten. Aber in dieſem Falle, war die beſtimmte Geſtalt beider kirchlichen Formen, ſo wie ſie geſchichtlich hervorgetreten, verſchwunden, und damit die Union ſelber. Ein noch unbeſtimmtes inneres chriſtliches Gefühl, da wo dieſes als ein tiefes und wahres vorherrſchte, ſchien die Differenz aufheben zu wollen, und deutete auf eine zukünftige Kirche, die aus einer Einheit beider hervorgehen ſollte. Ich bin in der That geneigt zu glauben, daß in dieſem noch unſichern Gefühle der Keim einer vielverſprechenden Einheit beider Kirchen liegt: aber ſie iſt nicht da, und ſo lange das unbeſtimmte Gefühl vorwaltet, ſchwankt ſelbſt der Begriff der Kirchlichkeit in ſeinem innerſten Weſen. Dieſer Zuſtand iſt mit großer Gefahr verbunden, denn Meinungen mancherlei Art, das Gerede über die Kirche tritt an die Stelle der ſichern, gebietenden Naturnothwendigkeit derſelben. Wo das Höchſte ſchwankend wird, tritt die verwirrende Selbſthülfe hervor. So drohet ein Zuſtand einzureißen, der alles Kirchliche verdrängen wird. Wo iſt die Grenze der Union, wodurch unterſcheidet ſie ſich von Allem, was unter dem Namen des Proteſtantismus im Lande herumgeht, und wenn wir die noch herrſchende Geſinnung der Literatur betrachten, ein wahres Monſtrum genannt zu werden verdient? Nur die Unklarheit eines innern Gefühls konnte die Frommen über dieſe Gefahren verblenden. Sie wollten nicht einſehen, daß ſie, wie unter ſich, ſo mit den Rationaliſten, die ſie haßten, unirt werden müßten.

In Breslau war nicht bloß die Union herrſchend, ehe ſie eingeführt wurde, auch der rationaliſtiſche Proteſtantismus, der die kirchlichen Formen nicht bloß mit Gleichgültigkeit, ſondern mit Geringſchätzung betrachtete, äußerte ſich unverholen, und die Aufnahme deſſelben in die Union fand nicht allein kein Hinderniß, er ward vielmehr als eine Stütze derſelben betrachtet.

Gegen dieſe drohende Gefahr ſuchte Scheibel vor Allen ſich zu waffnen; er ſah die Union ſchon ſeit Jahren immer näher rücken. Seine polemiſchen Schriften ſtanden der Zeit, ihren Anſichten, ja ihrer Sprache zu fern, als daß ſie Theilnahme erregen konnten. Die kleine Gemeinde, die ſich um ihn verſammelte, erſchien daher immer iſolirter, und dennoch erkannte ich in dieſer engen Verſammlung, ſo wie ſie mir entgegentrat, eine höhere geſchichtliche Bedeutung, die nicht abhängig war von dem größern oder geringern Geſchick des geiſtigen Führers. Sie hatte Rechte, die, wie es ſchien, nicht abzuweiſen waren. Als ſie ſpäter, einer Behörde gegenüber, die eine Veränderung ihres kirchlichen Bekenntniſſes gebot, behauptete: man müſſe Gott mehr gehorchen, wie den Menſchen, wurde ihnen dieſe Aeußerung als eine freche, ja ruchloſe vorgeworfen, als wollten ſie ſich den Apoſteln gleich ſtellen. Ich geſtehe, ich erſchrak, als ich dieſen Vorwurf aus dem Munde einer Behörde vernahm, die ſich eine geiſtliche nannte. Hat denn, dachte ich, dieſe Aeußerung ihre Bedeutung verloren, ſeit die Apoſtel ſtarben? Sie war hier eben ſehr treffend, und ſprach recht entſchieden aus, was ihnen ein Heiliges geworden war und was ſie gegen eine jede äußere Gewalt zu behaupten berechtigt waren. Denn, was ſie erhalten wollten, war nichts von ihnen Erſonnenes; ſie waren in der Kirche, deren Confeſſion ihre religiöſe Ueberzeugung ausdrückte, durch den Staat erzogen. Wenn ſie nun, was der geſetzmäßige Unterricht ihnen mitgetheilt hatte, ernſthafter nahmen, wenn es ihnen ein inneres Heiligthum geworden war, welches höher ſtand, als alle irdiſche Gewalt, waren ſie zu tadeln? Konnten ſie nicht mit Recht fordern, in dem geſchützt zu werden, was ihnen der geſetzliche Unterricht zugeführt hatte, und war die getadelte Aeußerung nicht eine völlig angemeſſene, ja ein nothwendiges Reſultat der Lehre, in welcher ſie erzogen waren?

Die von der kleinen Gemeinde gefürchtete Union ward in Schleſien auf eine ſtürmiſche Weiſe eingeführt. Zwar lange vorher angekündigt, kannte doch keiner noch beſtimmt den Tag der Einführung. An einem Sonntage vernahm man, daß den Tag darauf (den 25. Juni 1830) die Union in allen Kirchen der Stadt gottesdienſtlich gefeiert werden ſollte; in der lutheriſchen Hauptkirche wurde das unirte Abendmahl ausgetheilt. Zwei lutheriſche Prediger theilten, nachdem ſie es ſelbſt von einem reformirten erhalten hatten, das Brot aus, der reformirte reichte den Kelch. Vorbereitet und gewonnen wurden die ſämmtlichen Gemeinden der Stadt erſt wenige Tage vorher durch eine kleine deklamatoriſche, ſonſt völlig inhaltsleere Schrift des Hauptpredigers der Stadt, die vertheilt, ja, wie behauptet wird, aus einigen Fenſtern geworfen ward. Die Bewegung in der Stadt, hatte wenig gemein mit jenen tiefen, heiligen, die neue Zeiten ſchufen, von welchen uns die Geſchichte erzählt.

Auf eine andere Weiſe war freilich ſchon ſeit langer Zeit das Volk für die Union gewonnen. Die größere Anzahl der Prediger der Stadt hatte durch den Unterricht wie durch ihre Predigten eine jede Ahnung von der Differenz der Kirchen (wenn ſie auch als ein geſchichtliches Factum mitgetheilt ward), verſchwinden laſſen, und Scheibel als einen finſtern, von jener unwiſſenden Zeit noch gefeſſelten und von den durch gelehrte und fromme Prediger längſt verworfenen Vorſtellungen geleiteten Mann der Geringſchätzung und Verachtung preisgegeben. Die Zeit, die dem größten Theile der Gemeinden zur Ueberlegung gegeben ward, dauerte faſt nur von Sonnabend Abend bis Sonntag früh, und man kann wohl ſagen, daß beide Kirchen durch Ueberrumpelung beſiegt wurden. Es war freilich leicht, denn die Beſatzung war ſchon vorher entwaffnet und gewonnen.

Es waren mancherlei Schritte von Scheibels Seite gethan; es hatten mancherlei Unterhandlungen mit dem Stadtconſiſtorium, mit der königlichen Regierung, mit dem Oberpräſidenten ſtattgefunden: ſie wurden alle abgewieſen. Der König reiſte kurz vor der Einführung der Union durch Breslau, Scheibel, auf welchem das Schickſal ſeiner Gemeinde allein ruhte, der mit einem Eifer, wie er ſeit Hunderten von Jahren nicht ſtattgefunden hatte, hervortrat, verſuchte es, zum Könige zu dringen. Er ward abgewieſen. In welchem Sinne man überhaupt die Gemeinde behandelte, würde derjenige erfahren, der die Geſchichte dieſer Tage in der actenmäßigen Darſtellung Scheibels (Leipzig 1834) nachleſen will. Man kann ſich auf eine jede hier erwähnte Thatſache durchaus verlaſſen, ich werde daher nicht eine Geſchichte der Unionſtreitigkeiten geben, die ich ohnehin nicht in allen Richtungen kenne. Mein Verhältniß zu der ſtillen Gemeinde und zu Scheibel muß aber vorzüglich hervorgehoben werden.

Alle Kirchen waren von der Union in Anſpruch genommen. In einer kleinen Spitalkirche, wo ein junger ſehr begabter Mann (Herr Thiele) die Predigerſtelle verſah, drängte ſich die Gemeinde zuſammen. Es war merkwürdig, wie ſehr das raſche Verfahren der Regierung ſelbſt auf Scheibels Anhänger wirkte. Viele, die ſpäter einer jeden Verfolgung trotz boten, wagten an dieſem Tage doch nicht, in der kleinen abgeſonderten Kirche zu erſcheinen. Ueberhaupt gehört zu den merkwürdigſten Ereigniſſen dieſer Tage, die für den beſonnenen Betrachter ſo lehrreiche Wiederholung des geſchichtlichen Typus der Religionsverfolgungen, wie er zu allen Zeiten ſich geſtaltet und wie er jetzt wieder erſchien. Nie hatte ich früher ahnen können, daß ich ein Schauſpiel dieſer Art, an deſſen Möglichkeit in unſeren Tagen, meiner Meinung nach, nie gedacht werden konnte, erleben, ja ſelbſt darin verflochten werden ſollte.

Auf eine ſo überraſchende Weiſe war nun die

Union wirklich eingeführt, nicht, wie der König wollte, ihre Annahme oder Nichtannahme den Gemeinden überlaſſen. Aeußerte doch die höchſte weltliche Behörde ſich folgendermaßen: ſie ſei überzeugt, daß die Union der chriſtlichen Kirche keine Gefahr bringe, und dieſe Ueberzeugung erſchien als maßgebend.

Die Betäubung des erſten Tages verſchwand ſchnell, und der feſte Entſchluß, von der errungenen Ueberzeugung nicht abzuweichen, trat an die Stelle. Man bedenke meine Stellung bei dieſem Ereigniß. Meinen religiöſen Standpunkt habe ich oben angegeben; ich hätte, wird man ſagen, ſtille ſitzen können und es hätte ſich auf jede Weiſe für meine literäriſche Stellung beſſer geziemt. Mir war nun, ich geſtehe es, nach den Erfahrungen, die ich gemacht hatte, unter allen Dingen die öffentliche Meinung am gleichgültigſten geworden. Ich opferte, meiner Geſinnung nach, nicht viel, indem ich ihn preisgab. Daß eben in dem Augenblicke, wo ich die Sehnſucht, mich einer Gemeinde einzuverleiben, am tiefſten fühlte, eine ſolche, welche die mir heilige Lehre meiner Kindheit vertrat, in Gefahr war, vernichtet zu werden, und meine Hülfe anrief, konnte ich nicht als einen blinden Zufall betrachten; innerlich bewegt und wahrhaft ergriffen, verband ich mich mit dem armen verfolgten Ueberreſte der lutheriſchen Kirche. Ich gehörte der Gemeinde zu, meine Tochter war von Scheibel religiös erzogen und hing an dieſem herrlichen Lehrer mit ganzer Seele. Sie kannte die Zweifel, die mich beunruhigt hatten, nicht. Meine Frau, die freilich eine ganz andere Erziehung genoſſen hatte, war ſchon längſt für eine ernſte Religioſität gewonnen. Was uns jetzt gemeinſchaftlich durchdrang, vereinigte uns inniger als je. Aber obgleich ſo für mich, meiner einmal wach gewordenen Geſinnung nach, keine Wahl blieb, drängte ſich dennoch ein zweites Moment der Betrachtung auf, wenn auch als ein ſecundäres, doch ſehr entſcheidendes. Es war mein Verhältniß zu meinem theuern Freund Scheibel; ich hatte es gewagt, ſeine Sache den Behörden gegenüber zu vertreten, er hatte zu mir ein Vertrauen gefaßt, welches unerſchütterlich war; eben jetzt, wo die Hauptprüfung ihn traf, die er lange geahndet, auf die er ſich vorbereitet hatte, würde ich ihn, durch ein ſtillſchweigendes Zurücktreten, zwar nicht ſchwankend gemacht haben, aber ich hätte ſein Herz gebrochen.

Eben das Unerſchütterliche ſeiner Ueberzeugung, der feſte Muth des ſonſt furchtſamen Menſchen, bildete eine Kriſe in meinem Leben, ſo entfernt wir auch durch intellectuelle Bildung von einander blieben. Eben dieſe Unzugänglichkeit, dieſe Abweſenheit aller Zweifel, die mich quälten, ſtellten ihn mir als das höchſte Naturobject dar, in welchem der Abgrund einer heiligen göttlichen Abſichtlichkeit ſich verbarg, und verwandelten ihn in einen Repräſentanten der Kirche, die ich ſuchte.

Die bedrängte Gemeinde, die ſich, freilich nicht — nach der Anſicht der herrſchenden Adminiſtration — in Stadtvierteln eingetheilt, gebildet hatte, war nicht groß. Sie beſtand etwa aus zwei bis dreihundert Familien. Es waren meiſtens achtbare Bürger, gewohnt, ein ſtilles religiöſes Leben zu führen. Einige theologiſche Candidaten, ſelbſt jüngere Prediger, ſchloſſen ſich an, zwei bedeutende Männer aus den höheren Ständen gehörten uns ebenfalls zu. Es war bemerkenswerth, daß ich grade damals Rector der Univerſität war, und Profeſſor Huſchke, der meine Ueberzeugung und meinen Entſchluß theilte, war Decan der juridiſchen Facultät. Huſchke war ſchon ſeit längerer Zeit mein vertrauter Freund; den Herrn Oberlandes-Gerichtsrath v. Haugwitz lernte ich jetzt erſt kennen.

Die Mitglieder der Gemeinde hatten ſich bei Scheibel gemeldet, und ihre Abſicht, in der Trennung von der Union zu beharren, entſchieden erklärt. Correſpondenzen mit dem Conſiſtorium der Stadt und Scheibels dadurch hervorgerufene Erklärungen hatten ſeine Suspenſion von allen amtlichen Beſchäftigungen, die Kranken-Communion ausgenommen, herbeigeführt, und da alle Behörden in geiſtlichen Angelegenheiten von dem hohen Miniſterium bis zu dem Stadt-Conſiſtorium herunter uns entſchieden feindlich gegenüberſtanden, ward beſchloſſen, daß wir uns unmittelbar an Seine Majeſtät den König wenden wollten. Bis jetzt war in allen preußiſchen Ländern die Sache der Union lediglich von den Geiſtlichen betrieben; keine einzige Gemeinde ſchien bei der Sache ein Intereſſe zu haben. Das heißt, was ich Gemeinde nannte; nicht die bloß ſtatiſtiſch adminiſtrative Eintheilung nach Stadtvierteln. Schon lange hatte dieſe Erfahrung mich mit Schrecken erfüllt. Wie Alles überwältigend der Formalismus der preußiſchen Adminiſtration war, zeigte ſich hiedurch auf eine überraſchende Art. Die Geiſtlichkeit ſtand nicht etwa auf irgend eine Weiſe religiös ſelbſtändig dieſer gegenüber, ſie beherrſchte mit den weltlichen Behörden verſchmolzen, ſelbſt die innerſten Angelegenheiten des Glaubens, und nirgends unter den wachſenden Millionen, äußerte ſich bei dem Volke die Exiſtenz einer Gemeinde. Hier in Breslau erſchien in dem Lande, welches die Hauptmacht des Proteſtantismus in Deutſchland (in Luthers Vaterlande) repräſentirte, die erſte verſuchte Oppoſition innerhalb eines ſehr beſchränkten Kreiſes. Sie war in ihrem Urſprunge völlig rein religiös, in ihrer Mitte war kein Funke von politiſcher Unruhe, ſie ward gebildet durch die legitimſten, gehorſamſten, treueſten Unterthanen des Königs, ſie war begründet durch eine völlig geſchichtlich legitime Berechtigung. Ich konnte vielleicht die Anſichten dieſer Oppoſition nicht theilen, aber obgleich ſie ſich nur unter wenigen durch ihre Stellung ſcheinbar meiſt geringen Männern bildete, erkannte ich ihre große geſchichtliche Bedeutung, und in der That, ſie hat zuerſt eine Kriſe in der Stellung der Kirche zum Staate hervorgerufen und das Recht durch Bekenntniß verbundener Gemeinden zur Sprache gebracht.

So lange die Geiſtlichkeit allein die Sache verhandelte, konnte die Obrigkeit mit vollem Rechte behaupten: Eure Streitigkeiten gehen uns nichts an. Für das Recht der Lutheraner, ſich in ihrer rein kirchlichen Form zu behaupten, war Scheibel in ganz Deutſchland allein hervorgetreten. Eine ſolche völlig vereinzelte Oppoſition dem Könige als eine Halsſtarrigkeit, als einen Wahnwitz darzuſtellen, war nicht ſchwer. Von jetzt an, erklärte ich bei der erſten Verhandlung in meiner Wohnung, kann Scheibel allein nichts ausrichten, die Gemeinde muß hervortreten.

So war ich durch die Verwickelung der Verhältniſſe und durch die Gefahr des Moments ohne weitläufige und ausgedehnte Reflection, der Erſte, der in Deutſchland die Rechte einer Gemeinde, die in der Art, wie ſie bisher beſtanden hatte, fortbeſtehen wollte, in Anſpruch zu nehmen wagte. Es iſt jetzt eine Frage, die bei dem erwachten religiöſen Sinne, bei der Sehnſucht nach einer wahrhaft kirchlichen Form, immer dringender und auch bei uns ein Gegenſtand der ernſthaften Erwägung des trefflichen Königs und ſeiner Räthe geworden iſt. Hätte die lutheriſche Kirche, wie ſie ſich in Breslau zu bilden anfing, auch keine andere Verdienſte gehabt, als die, einen Einfluß der Gemeinden auf die Berufung ihrer Prediger, eine Garantie für die Fortbeſtehung ihrem Bekenntniſſe gemäß, zu erhalten, ſo dürfte ich doch behaupten, daß dieſes Moment der Bildung von großer Wichtigkeit war.

Als ich den Vorſchlag machte, war ſchon Vieles geſchehen. Der Druck der Schriften für die Lutheraner war verboten, Scheibel und Thiele waren ſuspendirt; es ward beſchloſſen, im Namen der Gemeinde eine Bittſchrift an den König aufzuſetzen. Nun war eine Verabredung mit den Mitgliedern dieſer Gemeinde nothwendig. Durch Profeſſor Huſchke ward ſorgfältig ein jeder ungeſetzlicher Schritt vermieden. Zwölf Mitglieder, die nach Scheibels genauer Bekanntſchaft aus der Gemeinde gewählt, und in meinem Hauſe verſammelt waren, beſchloſſen, mit Scheibel zugleich ſich an Seine Majeſtät zu wenden. Mir ward die Anfertigung dieſer erſten Bittſchrift übertragen und ſie ward von uns elf (Scheibel unterſchrieb ſie nicht) auf die geſetzmäßige Art an das Miniſterium geſandt, um durch dieſes an Seine Majeſtät befördert zu werden. Ich war bis dahin mit keinem der Mitglieder der Gemeinde in perſönliche Berührung gekommen, nichts Gemeinſchaftliches hatte die Gemeinde in Bewegung geſetzt. Meine ganze Thätigkeit beſchränkte ſich auf freundſchaftliche Geſpräche, die freilich immer wärmer, immer bedeutender wurden und nothwendig weiter führen mußten. Jetzt ſtand ich in der Mitte einer tiefbewegten Gemeinde; ein jedes Mitglied derſelben hatte das Recht, mich aufzuſuchen, denn ich war ihr Repräſentant geworden. Allerdings entſtanden bei dieſer Annäherung mancherlei Bedenken, aber ich ſuchte ſie entſchieden zu unterdrücken. Daß eine erſcheinende Kirche, den ſchwankenden Meinungen, gegen welche man ſich zu ſtellen hatte, und jetzt der Staatsgewalt, die ihr mit dem Untergange drohte, gegenüber, viele nicht ganz zu billigende Elemente bei ihrer Entſtehung in ſich trug, war zu erwarten, und mußte, wenn das Motiv der Vereinigung nur daſſelbe war, geduldet werden.

Aber eine Hauptdifferenz zwiſchen mir und der Gemeinde trat doch ganz entſchieden hervor. Ich war vielleicht derjenige, der von der Stellung unſerer Sache dem Könige und dem Miniſterio gegenüber am beſten unterrichtet war. Ich wußte, mit welchem unbedingten Vertrauen der König den höheren Behörden die Sache der Union übergeben hatte; mir war der Geſichtspunkt, von welchem aus der Miniſter unſere Sache betrachtete, nicht unbekannt. Dieſer berief ſich unbedenklich auf die Majorität, er legte dem Könige den Bericht von dem überraſchenden Zutritte faſt aller Gemeinden zur Union vor. Wenn auch hier und da ſelbſt in Berlin einzelne Prediger mit Bedenken hervortraten, ſo wurden dieſe doch ohne große Mühe beſeitigt. Der Begriff der Kirche war ſo ſchwankend geworden, die Gleichſtellung derſelben mit der Perſönlichkeit des geiſtlichen Lehrers hatte ein ſo großes Gewicht erhalten, daß ſelbſt die frommſten Prediger glaubten, ihre Pflicht erfüllt zu haben, wenn ſie ihre perſönliche Ueberzeugung nicht gehemmt ſahen. Eine Garantie für die Zukunft ſchien ihnen durchaus überflüſſig. Daß nun in einer Provinzialſtadt 3—400 Familien, geleitet von einem Theologen, deſſen fremdartige, ja faſt bizarre Schriften ihm einen üblen Ruf zugezogen hatten, den allgemein günſtigen Erfolg hemmen ſollten, ſchien den hohen Behörden unerträglich und nicht zu dulden. Seit vielen Jahren war der Entſchluß, die Union als die herrſchende Kirche im

Lande zu begründen, eingeleitet worden. Sie breitete ſich durch mancherlei Mittel, die wohl nicht immer von der höchſten Behörde ausgingen und kaum in jeder Beziehung zu rechtfertigen waren, aus. Der König mußte glauben, ſeinen frommen und chriſtlichen Wunſch erfüllt zu ſehen. Und nun trat der Breslauer Skandal hervor. Daß unter dieſen Umſtänden es faſt unmöglich für den König war, unſere Angelegenheit völlig rein aufzufaſſen, iſt begreiflich. Ich glaubte die Verſammlung der Repräſentanten auf die großen Schwierigkeiten, die uns vorlagen, ohne Rückhalt aufmerkſam machen zu müſſen. Die Antwort war, wie ich ſie erwartete. Ihre Sache ſei vor Gott gerechtfertigt, er habe die Herzen der Könige in ſeiner Gewalt; ihm, ſagten ſie, hätten wir unſere Sache übergeben. Allerdings erinnerte ich an den eiſernen Luther, der ſich doch in Manches fügte, wo der Hauptſache nicht Unheil drohte. Eine chriſtliche Klugheit iſt in der heiligen Schrift nicht zurückgewieſen, vielmehr geboten, und glauben wir uns Werkzeuge in der Hand des Herrn nennen zu dürfen, ſo ziemt ſich für uns beſonders ein verſtändiges und beſonnenes Betragen. Nun machte ich auf den Unterſchied in der Stellung unſerer Kirche, in Beziehung auf die Union, und auf die von dieſer verſchiedene Stellung in Beziehung auf die Agende unſerm Könige gegenüber aufmerkſam. Bei der Union — das iſt der ausdrückliche Wille des Königs — ſoll durchaus kein Zwang ſtattfinden. Wenn die Behörden, beſonders in den Provinzen, durch ein wenigſtens innerlich gewaltſames Verfahren den chriſtlichen Predigern und Gemeinden keine Zeit zur Ueberlegung gönnten, ſo fand dieſes Verfahren nicht in Uebereinſtimmung mit dem königlichen Willen ſtatt. War es nun unſere einzige, wahre Abſicht, unſere Confeſſion rein abgetrennt von der Union zu erhalten und Garantieen für die Zukunft zu erlangen, ſo mußten wir vor Allen als der gebietenden Obrigkeit gehorchend erſcheinen. Nun aber war die Oppoſition gegen ein königliches Gebot dem Ungehorſam gleich. Die Union war nur gewünſcht. Wenn wir auch dieſen königlichen Wunſch nicht erfüllten, ſo handelten wir zwar gegen ſeine Hoffnung, aber dennoch ſeinem Willen gemäß. *Die Agende aber war geboten* und der König betrachtete es als ein ihm zukommendes geſchichtliches Recht, eine ſolche in Uebereinſtimmung mit ſeinen geiſtlichen Räthen einführen zu können.

Man wirft zwar der Agende vor, daß ſie entworfen ſei, um die Union herbeizuführen. Der Wunſch mag zum Grunde liegen; man dachte ſich die Union als eine Verſchmelzung beider Kirchen, die man mit völliger Wahrſcheinlichkeit erwarten konnte. Ich verſuchte ſpäter es auseinander zu ſetzen, wie wir bei der uns geſtatteten Freiheit, eine jede unbeſtimmte oder ſich der reformirten Kirche fügende Aeußerung in eine lutheriſche zu verwandeln, ohne unſern heiligen Hauptzweck aufzugeben, uns dem königlichen Befehl unterwerfen konnten. Aber die ganze Verſammlung erhob ſich einſtimmig gegen mich; ich konnte befürchten, den Uebrigen verdächtig zu werden, wenn nicht das unbedingte Vertrauen, welches mir Scheibel ſchenkte, ſich auch den übrigen Beiſitzern unſeres Rathes mitgetheilt hätte. Vergebens verſuchte ich es, den Verſammelten klar zu machen, daß der König eine ausdrücklich gebotene Anordnung nicht zurücknehmen würde, ja in einer ſchwankenden Zeit, wie die unſrige, nicht durfte. Die erſte Bittſchrift, die ich entwarf, und die von der Gemeinde angenommen wurde, konnte nur von der Idee der Kirche ausgehen, von der unſichtbaren, nicht von der in den Bedrängniſſen der Zeit doch auch nicht ohne göttliche Leitung erſcheinenden. Dieſer gemäß iſt freilich der Gottesdienſt in allen ſeinen Geſtaltungen der reine Ausfluß des Bekenntniſſes einer beſtimmten Kirche, kann ſich aber nur, wie in einem jeden wahrhaft Lebendigen, von innen herausbilden. Ich benutzte dieſe Auffaſſung, um den Verdacht geiſtiger Beſchränktheit nicht allein zu heben, ſondern auch den Gedanken, die Kirche als eine alle weltliche That umfaſſende, jedes menſchliche Werk der Hände oder des Geiſtes erhebende göttliche Macht, darzuſtellen, und glaubte den verſammelten Mitgliedern verſtändlich zu ſein. Die Bittſchrift ward von den, der Mehrzahl nach einfachen, Mitgliedern unterzeichnet. Man findet dieſe als ein Aktenſtück in der oben erwähnten Scheibelſchen Schrift. Dieſe erſte an das Miniſterium eingereichte allerunterthänigſte Bitte ſetzte freilich die Conſtituirung einer Gemeinde auf eine Weiſe voraus, wie ſie bisher nicht ſtattgefunden hatte, die alſo nicht mit der geſetzlichen Gewohnheit übereinſtimmte, aber auch nicht dem Geiſte der Geſetze widerſprechend genannt werden konnte. Bei mir aber erhielt ſich die Ueberzeugung, daß man zwar von der Union ſich trennen müßte, deren Unbeſtimmtheit und Unklarheit alle Elemente der innern Kämpfe, die ich, jetzt mich den Sechzigern nähernd, durchlebt hatte, in ſich enthielten, wohl aber dem Befehl des Königs, die Agende anzunehmen, Folge leiſten dürfte.

Man könnte behaupten, daß, wenn dieſe Differenz mich gleich vom Anfange an von der Gemeinde trennte, ich nicht länger ihr Repräſentant ſein konnte. Aber der Keim einer beſtimmten Kirche, die mit geſchichtlicher Realität hervortrat, zog mich mächtig an. Von dieſem konnte, durfte ich mich nicht trennen. Und wie gefährlich ein ſolcher innerer Zwieſpalt werden mußte, welche Waffen ich dadurch den gefährlicheren Gegnern in die Hände gab, ſah ich ſehr wohl ein. Ich war zu plötzlich in eine Thätigkeit hineingeriſſen worden, deren beſtimmter Inhalt und Umfang mir nicht völlig klar war. Hier will ich nun darzuſtellen ſuchen, wie ſich meine urſprüngliche Anſicht immer beſtimmter ausbildete, und mich zuletzt aus der Mitte der eigentlichen Gemeinde auszuſcheiden zwang, ohne mir ihr Vertrauen zu entreißen.

Wenn ich die Agende durchlas und ihren Inhalt erwog, ward es mir immer klarer, daß in dieſer die chriſtlich religiöſe Geſinnung, wie ſie den König und ſeine Anordnungen leitete, recht beſtimmt ausgedrückt vorlag. Die gottesdienſtliche Feierlichkeit war bisher den Geiſtlichen und ihren ſchwankenden Meinungen völlig preisgegeben. So konnte man in Preußen in Kirchen hineintreten, die durchaus in allen ihren Aeußerungen nicht durch die Predigt allein, ſondern auch durch eine jede gottesdienſtliche Handlung ein Ausdruck des ſeichteſten Rationalismus genannt werden mußten; und um dieſem ſo gefährlichen Zuſtande deſſen, was man noch immer Kirche nannte, entgegenzutreten, war eben die Uebereinſtimmung der gottesdienſtlichen Feierlichkeiten, alſo die Einführung einer Agende, nothwendig. Der König war überzeugt, ein ihm geſchichtlich überliefertes Recht zur Beſtimmung der Form der Agende zu beſitzen, und hielt es bei der herrſchenden Verwirrung entſchieden für ſeine Pflicht, es auszuüben. Die Union bezeichnete den kirchlichen Zuſtand des Landes, die Agende erſetzte leider die fehlende beſtimmte Confeſſion. Daß man ſich richten ſollte nach irgend einer möglichen Oppoſition, die noch nicht entſtanden war, mußte man eine ſeltſame Forderung nennen. Man konnte ſelbſt zugeben, daß dieſe Agende die Abſicht hatte, die noch Zweifelnden für die Union zu gewinnen, ohne daß man berechtigt wäre, darauf, ſowie die Sachen vorlagen, irgend einen Vorwurf zu gründen Nun aber, als hier und da Bedenklichkeiten laut wurden, ward auf dieſe Rückſicht genommen, und um ſie zu beſeitigen, erlaubt, diejenigen Ausdrücke, die eine Unbeſtimmtheit enthielten, mit beſtimmteren umzutauſchen.

Allerdings blieb eine Schwierigkeit zurück, die in der Natur der Sache lag und ſich nicht heben ließ. Die Geiſtlichen wurden nicht allein auf das apoſtoliſche Glaubensbekenntniß, ſondern auch auf die augsburgiſche Confeſſion verpflichtet. Ward dieſe Verpflichtung ſtreng genommen, dann war die Union unmöglich; ward ſie im Sinne dieſer letztern genommen, dann trat die gefährliche Unbeſtimmtheit des Gottesdienſtes in die innerſte Mitte der Lehre ſelbſt hinein. So aber mußte ſie noch gefährlicher erſcheinen, denn der Gottesdienſt iſt, ſeiner Wahrheit nach, eine in die Erſcheinung getretene Aeußerung der Lehre, in ſo fern ſie ſich durch die gemeinſchaftliche That der Gemeinde zu verwirklichen ſucht. Aber dieſe Schwierigkeit galt nur für die Union ſelber, nicht für diejenigen, die ſich erklärten, ſie nicht annehmen zu wollen.

Denn eine ſolche Erklärung gründete ſich ja eben auf die feſtgehaltene Beſtimmtheit beider Confeſſionen, durch welche die entgegenſetzte ausgeſchloſſen wurde.

Die Breslauer Lutheraner hatten, wie mir ſchien, um ſo weniger Urſache, gegen die Agende zu opponiren, weil dieſe ein allerdings modificirtes Schema der alten Wittenberger war, und man in dieſer Rückſicht faſt eher einen Widerſtand von Seiten der Reformirten erwarten mußte. Ich konnte, je genauer ich mit dem Agendenſtreit bekannt wurde, deſto weniger die Nothwendigkeit, den ausdrücklichen königlichen Befehl abzuweiſen, einſehen. Zwar wenn man ohne Rückſicht auf die geſchichtliche Entwickelung ganz allgemein gehaltene Betrachtungen über das Verhältniß der Kirche zum Staate anſtellte, war es unleugbar, daß dieſer an einem tief greifenden Mangel litt. Die Reformation hatte leider von ihrem Urſprung an, um Schutz gegen den mächtigen Papſt zu erhalten, den Fürſten eine Gewalt zugeſtanden, die nothwendig der Kirche bei ihrer Entwickelung gefährlich werden mußte. Bei der, von warmen religiöſem Eifer durchdrungenen, Bildung des Proteſtantismus, als alle, von demſelben Geiſte beherrſcht, Geiſtliche, Bürger und Herrſcher in gleichem Sinne handelten, zeigte ſich dieſe Gefahr weniger deutlich. Aber als Zwieſpalt unter den Proteſtanten hervortrat, als eine abweichende Anſicht Luther gegenüber, immer entſchiedener, heftiger hervortrat, als alle Vergleichungsverſuche die feindſelig trennende Geſinnung ſtärkten, wo ſollte man eine möglich ordnende Gewalt ſuchen? Offenbar war ſie nur von den weltlichen Herrſchern zu erwarten, nachdem ſie aus der innern geiſtigen Mitte der Kirche ſelbſt verſchwunden war.

Als nach der Beendigung des dreißigjährigen Krieges die ſtille, innige und fromme Anhänglichkeit an die kirchliche Lehre ſich nur in den Familien rein erhielt, die allgemeine Begeiſterung, die alle Gemüther in Bewegung ſetzte, erloſchen war, blieben die kirchlichen Angelegenheiten ganz der Geiſtlichkeit überlaſſen. Die herrſchenden Anſichten, welche die reformirte und lutheriſche Kirche trennten, wurden als hiſtoriſch gegeben betrachtet, zugleich einer immer ſpitzfindigern Dogmatik preisgegeben, und hielten ſich, beſonders in der lutheriſchen Kirche, treu an die Reſultate, die ſich aus den Streitigkeiten einer religiöſeren Zeit vor dem dreißigjährigen Kriege entwickelt hatten.

Zwar hatte Luther durch den eben ſo geiſtreichen wie tief religiöſen Inhalt ſeiner heiligen Unternehmung eine Gewalt der Sprache entwickelt, wie ſie ſeit der Blüthe des Mittelalters nicht gehört ward. Die gebundenen Zungen ſchienen gelöſt, und nichts beweiſt mehr, daß die Bewegung, wie eine allgemein religiöſe, ſo auch eine tief nationale war, als die Macht der neuen Sprache, die Luther verliehen ward. Sie deutete auf eine neue, mächtige, geiſtesſchwangere Zukunft. Doch wer kann ſich in die ſpäteren wittenberger Streitigkeiten und ihre Reſultate vertiefen, ohne mit einer Art von Grauen von dem trüben Inhalte derſelben, und von der knarrigen widerwärtigen Sprache ſich abzuwenden. Alles, was mich in meiner frühen Jugend, da ich mich als für die Theologie beſtimmt betrachtete, unwiderſtehlich abhielt, dieſes Fach zu wählen, trat jetzt, da ich durch eine wunderbare Fügung, wenn gleich als ein Laie, dieſem näher ſtand, mir immer mächtiger entgegen. Eine Confeſſion, wie ſie in der Geſchichte, Kirchen conſtituirend ſich bildet, wird, wenn ſie rechter, reinigender Art iſt, nothwendig ein Abſolutes ſein, ein Unveränderliches, Heiliges, der Zukunft, der Zeit Gebietendes; und ſo wie ſie in der

Geſchichte erſcheint, enthält ſie zugleich die höchſte geiſtige Entwickelung, und reißt mit göttlicher Gewalt alle Thätigkeit des geiſtigen Lebens an ſich. Das kirchliche Element muß alle Momente des Volkslebens durchdringen, jede Zunge in ihrer Art löſen, Wiſſenſchaft und Kunſt in geiſtiger Freiheit erheben und heiligen, alle Wünſche des Staats und der Bürger weihen und tragen, die Sprache bereichern und veredeln, ſo daß Alles, was herrlich und groß, Alles, was mächtig und vornehm iſt, die Herrlichkeit des Herrn zu verkündigen gezwungen wird, und alle innere wie äußere Macht auf die Knie ſinkt vor Ihm. Aber dieſer lebendige, das Erkennen wie das Handeln beherrſchende Strom des Geiſtes, welcher das Innerſte und Tiefſte des Glaubens in Bewegung ſetzt, war im Laufe der Zeiten gehemmt und an die Stelle des friſchen belebenden Fortrauſchens des ewigen Meeres der Liebe, trat, vor Allem in Deutſchland, eine furchtbare, Alles zerſtörende Ueberſchwemmung. Ruhigere Zeiten kamen zum Vorſchein, aber das überſchwemmte Land zeigte die Spuren der traurigen Ruinen eines in ſich zerrütteten, durch wilde Kämpfe ermüdeten Geſchlechts. Da ſuchte man auf der Stätte der Verwüſtung die armſeligen Reſte einer frühern Zeit. Die innere Kraft eines lebendigen Fortſchreitens war verſchwunden, und man hielt ſich an das, was man vorfand. So trat an die Stelle der religiöſen Begeiſterung die Schule der Theologen, an die Stelle der Kirche die Dogmatik, und die wenigen Spuren einer innerlichen Erinnerung früherer Zeiten zogen ſich unbemerkt in kleine, von der Geſchichte ausgeſchiedene, Gemeinden zurück. Was nur in einer organiſchen Einheit lebendige Bedeutung hatte, trat jetzt in hemmender Trennung hervor: die Orthodoxie ward erſtarrter Buchſtabe einer Schullehre, der Geiſt des Handelns vertrocknete in ſogenanntem Pietismus, und Erkennen wie Handeln zerfloſſen in dem Gefühle der Brüdergemeinde. Daß die lutheriſche Orthodoxie, wie ſie aus den theologiſchen Streitigkeiten des ſechzehnten Jahrhunderts ſich hervorwand, und ſelbſt die Ausdrücke, die Sprache dieſer Zeit beibehielt, unter den Breslauer Lutheranern herrſchend wurde, ließ ſich vorausſehen. So kam eine enge Buchſtäblichkeit zum Vorſchein, wie ſie in Luthers Seele gar nicht entſtehen konnte; denn wo die Hingebung eine unbedingte iſt, da wächſt aus dieſer die freie göttliche, dem Kinde geſchenkte Freiheit hervor. Jetzt aber wurden die Worte der heiligen Schrift: „der Buchſtabe tödtet, aber der Geiſt macht lebendig", 2 Corinth. 3, 6., ſelbſt benutzt, um die Knechtſchaft zu verkündigen.

Es war eine neue Aufgabe, die ſich mir unwiderſtehlich aufdrang, zwiſchen einer Beſtimmtheit des Glaubens der Kirche, in welcher allein eine unbedingte Hingebung ſich verwirklichen konnte, und der Knechtſchaft des Buchſtabens die entſcheidende Sonderung zu erkennen, ohne der Religion ihre feſte Geſtaltung, oder der Theologie ihren hohen Werth durch freie Ausbildung zu rauben. Ich kann und darf leider hier nicht auseinanderſetzen, wie mir dieſes gelang, es würde mich zu tief in fremde Regionen der Betrachtung hineinführen. Zwar habe ich meine Anſicht in dieſer Beziehung in einer eigenen Schrift (die Religions-Philoſophie 1837) zu entwickeln geſucht, darf aber leider nicht behaupten, daß meine Darſtellung bei Andern die innige Ueberzeugung hervorgerufen hat, die mich beruhigt und beglückt.

Doch daß unter Scheibels Anleitung nur eine in ſich verſunkene Kirche in der jetzt erſtorbenen Form längſt verſchwundener Jahrhunderte, ſich wieder erheben konnte, das mußte ich, wie ich ihn kannte, freilich erwarten. So lange die lutheriſche Kirche ſich in einer kleinen Gemeinde ſtill und, freilich mehr überſehen als geduldet, erhielt, erſchien eine jede ſtarke Aeußerung mehr als Gegenſtand geſelliger Unterhaltung und perſönlicher Subjectivität, und dadurch beweglicher, als ſie ihrer Natur nach war.

Aber jetzt waren die Verhandlungen, wie ſie zur Sprache kamen, einflußreicher; ſie bildeten nicht mehr Gegenſtände perſönlicher Geſpräche, endigten vielmehr mit den Beſchlüſſen der bedrängten Gemeinde, und dieſe, ſo klein ſie war, ſollte, wie ich, als die Repräſentanten der Gemeinde ſich zu verſammeln anfingen, hoffte, nicht in ſich abgeſchloſſen ſtehen bleiben, ſondern ſich immer weiter ausdehnen, eine wirklich geſchichtliche Kirche bilden. Ihre Forderungen ſollten nicht bloß auf vermißte Rechte gehen, vielmehr aus einer entſtandenen lebendigen Berechtigung einer geiſtig tüchtigen und mächtigen kirchlichen Individualität entſpringen.

Als der König die Einführung einer kirchlichen Agende befahl, nicht bloß anrieth, was er in ſeinem vollen Rechte; als er ſie ſo entwarf, daß ihr Ziel die

Union war, ſprach er einen alten Wunſch der ganzen [illegible]ſchen Dynaſtie aus, und zwar einen ſolchen, der, [illegible]r die Zeit die religiöſe Eigenthümlichkeit entwik[illegible], deſto vollſtändiger berechtigt ſchien. Die Macht, welche die weltlichen Herrſcher über die Kirche ausübten, war nicht aus dem willkürlichen Entſchluß eines Monarchen entſprungen, ſie war durch den Verlauf dreier Jahrhunderte aus der langſam ſich hervorbildenden Verwicklung aller Verhältniſſe entſtanden. Was ſo entſteht, muß als eine göttliche, oder was daſſelbe iſt, geſchichtliche Fügung betrachtet werden. Man könnte es ein Strafgericht Gottes über die in ſich verſunkene Kirche nennen: aber einem ſolchen muß man ſich geduldig unterwerfen; es ſoll uns Kraft geben zu einer innern ſtärkenden Reinigung, nicht zu einem ohnmächtigen Widerſtande. Jene bibliſche Vorſchrift: du ſollſt der Obrigkeit, die Gewalt über dich hat, gehorſam ſein, muß in einem viel weitern Sinne, als gewöhnlich, genommen werden; ſie gilt nicht für einzelne Perſönlichkeiten allein, ſie gilt für Fürſten, welche die geſchichtliche Gewalt ihrer Zeit verkennen und eben daher nicht zu beherrſchen vermögen. Was geſchichtſich entſtanden iſt, ſoll, wo es ſich verirrt, geſchichtlich auf die rechte Bahn geführet werden.

Ich dachte mir den großen Erfolg, den eine Annahme der Agende haben konnte. Die Kirche hätte ſich dann dem königlichen Gebote gehorſam unterworfen, ohne die Eigenthümlichkeit, den innerſten Kern ihrer Lehre aufzugeben; ſie hätte dann ein um ſo größeres Recht erhalten, ſich von der Union zu trennen. Es ward mir völlig klar, wie der König dazu kam, die Agende ganz im Sinne der Union zu entwerfen, und was ihn dazu brachte, ſpäter zu erlauben, daß weſentliche Veränderungen mit ihr vorgenommen werden durften. Er mußte, nach dem, was er durch die Behörden erfuhr, vorausſetzen, daß die Union ohne irgend einen beachtenswerthen Widerſtand einzuführen wäre. Aber daß der Widerſtand bedeutender war, konnte ihm dennoch in der Länge der Zeit nicht verborgen bleiben. Da kam die Agende, und zwar, ſoweit die königliche Autorität es erlaubte, in die Hände der Gemeinden, und der König handelte mit vollem Rechte. Beſonders hatte die lutheriſche Kirche ſich von da an über nichts zu beklagen.

Ich wage es nicht, die Agende eine durchaus zweckmäßige zu nennen, aber ſie war entſtanden aus einer von dem Könige ſelbſt durchgeführten Vergleichung aller Agenden ſeiner Vorfahren; ſie hielt ſich an die älteren, und war in der That eine wirklich lutheriſche, ihrem Zuſammenhange nach der älteren Wittenberger Agende ähnlich. Luther, der ſeine Zeit kannte, war eben deswegen der Beherrſcher derſelben. Er ſchonte die Reſte des Katholicismus, die noch eine Bedeutung hatten. Wie lange duldete er die Meſſe. Was er aber ſo beibehielt, ſollte durch die kräftiger hervortretende Geſinnung, nicht durch eine Verfügung von außen beſiegt werden. Und ſo geſchah es. So blieb in ſeiner Agende der Gang des Gottesdienſtes vorläufig katholiſch; von dem gloria in excelsis an bis zum Schluß. Freilich hatte ſie durch die Entfernung aller feierlichen Ceremonien der katholiſchen Kirche, nicht allein allen Glanz, ſondern auch faſt alle Bedeutung verloren. So dürftig die übrig gebliebenen Reſte der wittenberger Agende in der Art, wie ſie beibehalten wurden, erſchienen, ſo tröſteten ſie doch die Beſchränkten; die Tiefergeſinnten zogen ſich allmälig von der Theilnahme an der Liturgie zurück. Man fing an einzuſehen, daß der Geſang als das gemeinſchaftliche laute Gebet, in welchem alle irdiſche Individualität ſich opferte, das ſtumme, in welchem eine jede Perſönlichkeit in ſich verſank, die Predigt, durch welche die Lehre ſich geltend machte und verkündigt wurde, endlich die Sacramente, durch welche unabhängig von der Gemeinde wie von dem Verkündiger des Worts das Göttliche in heiliger Gegenwart hervortrat: die weſentlichen Momente des Gottesdienſtes enthielten. Allerdings entſtand mit dieſer Steigerung des Innerlichen zugleich die Neigung, die Kirche ſelbſt in ihrer reinen unſichtbaren Idealität aufzufaſſen und bis zum Formloſen zu ſublimiren. Aber wo der Begriff der erſcheinenden Kirche als das größte Heiligthum aller Erſcheinung feſtgehalten wurde, war doch viel gewonnen. Dieſe war nun wahrhaft gegenſtändlich geworden, die göttliche Natur trat in ihrer Objectivität hervor, und bewahrete in ſich den Keim einer wirklichen organiſchen Entwickelung.

Daher fand von jetzt an eine geringere Theilnahme an der Liturgie in ihrer ganzen Länge ſtatt, und nur wenn der Geſang der Gemeinde die Predigt einleitete, erſchien die größere Anzahl in der Kirche. Dieſe wußte und hatte es erfahren, daß wir es nicht vermögen, uns mit voller Seele in jener Intenſität einer kirchlichen Geſinnung mehrere Stunden hindurch zu erhalten. Die Prediger, die ſich in einer geiſtloſen Breite zu gefallen anfingen, wurden genöthigt, die Kanzelreden abzukürzen, deren Länge nicht ſelten den Stachel der Anregung, der etwa in ihnen lag, vor dem Schluß abſtumpfte und unwirkſam machte.

Ich, der ich damals den Gottesdienſt fleißig beſuchte, kannte den Gang der Liturgie gar nicht, ich lernte ihn erſt durch Scheibel kennen, und zwar nur durch Geſpräche, und jetzt ſollte ich die erwachende Kirche den größten Gefahren preisgeben, um Etwas zu erhalten, was für mich keine kirchliche Bedeutung hatte.

„Wir ſind," ſuchte ich Scheibel deutlich zu machen, „in unſerm Innern zerfallen; wie wir daſtehen, müſſen wir die Knechtſchaft auf echt chriſtliche Weiſe nicht der weltlichen Gewalt, ſondern uns verwerfen. Stärken wir uns in uns ſelber, daß die Kirche, aus den engen Schranken theologiſch fixirter Lehren heraustretend, reinigend, Wiſſenſchaft, Kunſt, und Staat an ſich zieht, dann wird aus der neuen friſchen, geſchichtlichen Bedeutung derſelben von ſelbſt die Berechtigung entſtehen und das Recht geltend gemacht werden. Denkt euch die ſegensreichen Folgen, die jetzt ſchon entſtehen werden, wenn ihr euch dem Gebote unterwerft. Es iſt euch ein Moment großer wichtiger Verantwortlichkeit in die Hände gegeben; zum erſten Male nach langer trüber Zeit kann die beſtimmte Lehre unſerer Kirche in ihrer reinen Eigenthümlichkeit hervorzutreten die Hoffnung haben. Sie darf ſich losreißen von dem ſchwankenden Zuſtande der Meinungen, die ihr den Untergang drohen; wenn ihr die Strafe der Zeit duldet, aber von ihrer Schuld euch zu reinigen verſucht. So wie die befohlene Agende euch gegeben iſt, enthält ſie zweierlei Elemente; die alte Form und die neueren Veränderungen, die in eure Gewalt geliefert ſind. So hat ja unſere Kirche wirklich das Recht erhalten, ihren Gottesdienſt aus ſich entſtehen zu laſſen; theils wie er in früheren Zeiten ſich bildete, theils wie er von neuem entſteht. Ihr behauptet, es ſei die Abſicht, euch zur Union zu verlocken: dieſe Verlockung aber iſt vielmehr ein euch von Gott vergönnter Stachel innerer Anregung; hört ſie auf dieſe zu ſein, ſo habt ihr die gnädige göttliche

Fügung verkannt, und ihr müſſet erwarten, daß die Strafe nicht allein fortdauert, ſondern geſteigert wird.

Die wahren Gegner der Union ſind die ſogenannten Aufgeklärten, und zwar mit Recht, denn ihr Daſein iſt in Gefahr. Wie dürft ihr den echt religiöſen Boden verkennen, aus welchem die königliche Agende hervorſproßte. Er ſchließt den Rationalismus entſchieden aus; für die Gemeinden aber, wenn auch beider Kirchen, iſt er in chriſtlicher Hinſicht offenbar fördernd; und es ſteht euch frei, die Liturgie ganz eurer Kirche anzupaſſen."

Dieſes Bündniß zwiſchen dem äußerſten legitimen Rechten und dem äußerſten Linken war mir, ich geſtehe es, höchſt widerwärtig.

„Es iſt euch alſo nicht um das Rechte, ſondern nur um die Rechte zu thun, um die äußeren Formen; aber eine ſolche Geſinnung nenne ich unchriſtliche Rechthaberei, und ſie wird eure Kirche ihrem Untergange entgegenführen."

Einſt, mehrere Jahre ſpäter, als ich alljährig mit Scheibel zugleich in dem Dorfe Lauſan, in der Nähe von Dresden, das Abendmahl genoß, wählte ich den Augenblick unmittelbar nach dem Genuß deſſelben, um mit aller Gewalt der Rede, die mir, der ich von der Heiligkeit meiner Sache durchdrungen war, zu Gebote ſtand, meinen Freund für meine Anſicht zu gewinnen. „Schäme dich nicht, ſagte ich, einen Irrthum zu geſtehen, wo das Geſtändniß ſo ſegensreich werden kann; es wird nach ſo langem Widerſtande die herrlichſten Früchte tragen.“ Aber Scheibel war nicht zu beugen. Daß ein reformirter König eine lutheriſche Kirche irgend wie beherrſche, war ihm ein Gräuel. Ich ſah ein, wie tief wir religiös von einander getrennt waren, da er den gemeinſchaftlichen Boden, aus welchem zwei mit einander ringende Kirchen in friſcher Eigenthümlichkeit hervorgehen konnten, durchaus nicht begriff. Ich gab einen jeden Verſuch, ihn zu gewinnen, von jetzt an auf; und unſer gemeinſchaftliches Intereſſe hatte ſeine Bedeutung verloren. Ich hatte vom Anfange an heftig widerſprochen, wenn man die Lutheraner Separatiſten nannte, da ſie ja dem kirchlich überlieferten Glauben treu blieben. Jetzt mußte ich leider geſtehen, daß ſie dieſe Benennung nicht mit Unrecht trugen, denn ſie hatten ſich trotzig von dem geſchichtlichen, d. h. göttlichen Fortgange der Zeit losgeriſſen und abgeſondert.

Ich kehre zu der lutheriſchen Kirche, wie ſie ſich in ihrer Reinheit der Union gegenüber zu erhalten ſucht, zurück. Was ich nun hier zu erzählen habe, enthält den unangenehmſten Theil meines Lebens. Ich tauchte unter in ein Meer von Mißverſtändniſſen, die ich nicht abzuwehren vermochte. Ich war in den Bund hineingezogen, deſſen Abſichten, je mehr er ſich ausbildete, mir deſto fremder wurden. Ich mußte alle Unannehmlichkeiten der Verhältniſſe nach außen theilen, und meine ganze literariſche Wirkſamkeit aufs Spiel ſetzen: und doch konnte ich mich keineswegs entſchließen, mich von der armen gedrängten und verfolgten Gemeinde, an die ich mich angeſchloſſen hatte, zu trennen. Der Sinn, der ſie leitete, das völlig geſchichtliche Recht, welches für ſie ſprach, die Zumuthung, daß ſie eine tiefe religiöſe Ueberzeugung, die durch den Staat ſelber genähret und gepflegt war, auf den Befehl weltlicher Behörden aufgeben ſollte, dieſer Sinn ſowohl, als die lutheriſche Kirche in ihrer Urform, die meine religiöſe Confeſſion enthielt, zogen mich unwiderſtehlich an. Ich würde es als einen Verrath betrachten, wenn ich ſie aufgeben wollte. Wenn man ſich mit Scheibels treuer, actenmäßiger Darſtellung der erſten zwei Monate nach der plötzlichen Verkündigung der Union (die Zeit, in welcher ich und an der Sache der Gemeinde als ſeiner ihrer Repräſentanten Theil nahm) bekannt macht, ſo wird man ſehen, wie die Lage der Gemeinde damals in ihrem Beginnen war. Zwar wagte ich es im Namen derſelben in zwei an den König gerichteten Petitionen, mich gegen die Möglichkeit einer Annahme der befohlenen Agende zu erklären. Aber damals ward von den Behörden die Einführung der unveränderten Agende gefordert. Hätten nun die Behörden, der königlichen Abſicht gemäß, nicht bloß die Behauptung, daß die Sache der Agende von der der Union zu trennen ſei, nebenbei wiederholt, vielmehr dieſe Trennung klar aufgefaßt, ſo müßte nothwendig ihr ganzes Verfahren ein anderes geworden ſein; ſie mußten dann einſehen, daß die lutheriſche Gemeinde, die ſich ihrer geſchichtlich gewordenen Confeſſion gemäß der Union gegenüber behaupten wollte, unmöglich ihren Gottesdienſt, wie er in der unveränderten Agende vorgeſchrieben war, aufnehmen konnte. Die augsburgiſche Confeſſion in ihrer urſprünglichen Geſtalt war doch durch die Union nicht bloß äußerlich, ſondern ihrem Weſen nach verändert, denn ſie ſchloß ſowohl die Calviniſche wie die Zwingliſche Anſicht als unverträglich mit ihrem Bekenntniſſe aus. Dieſe ſollte jetzt in den vereinigten Gemeinden aufgenommen werden. Dieſer Ausſchließung zu entſagen, hieß ja ausdrücklich zugleich ſich von der Confeſſion ſcheiden. War alſo der Entſchluß, ihre Ueberzeugung als Lutheraner kirchlich feſt zu halten, ein erlaubter, ſo gerieth die Gemeinde, wenn ſie ſich gottesdienſtlich äußern wollte, in einen, dem ſchlichteſten Verſtande unverträglichen Widerſpruch. Denn wenn man in eine lutheriſche Kirche hineintrat, würde man etwas völlig Unbegreifliches wahrnehmen; gegen den Gottesdienſt nämlich müßte der lutheriſche Lehrer von der Kanzel warnen; würde ihm dieſes verboten, und leiſtete er dem Verbote Folge, ſo müßte doch dem oberflächlichſten Theilnehmer des Gottesdienſtes der Widerſpruch zwiſchen dieſem und der Lehre, die verkündigt wurde, in die Augen fallen. Hätte die Behörde dieſes eingeſehen, ſie würde ohne allen Zweifel die Union, wo ſie vor aller Verkündigung ſchon da war, auf jede Weiſe gefördert haben, aber zu gleicher Zeit entſchieden auf Scheibels Seite getreten ſein.

Allerdings wiederholten die Behörden fortdauernd die Behauptung, Scheibel verwechſele Agende und Union, die nichts mit einander zu thun hätten. Aber was die Trennung von der Union, die ja erlaubt war, wenn die unveränderte Agende angenommen würde, für eine poſitive Bedeutung erhalten ſolle, war durchaus nicht nachzuweiſen. Scheibel zeigte dieſes auf eine ſiegreiche Weiſe, wie es ſich denn auch beim erſten Anblick nicht verbergen ließ. Aber die Behörden hatten allerdings Beweiſe in ihrer Gewalt, die ihrer Natur nach unwiderlegbar waren. Scheibel ward, wie ich nicht anders einſehen kann, geſetzwidrig ſuspendirt, und eine jede öffentliche Vertheidigung ward unterſagt, ein jeder Verſuch der Lutheraner, ſich kirchlich zu vereinigen, in Breslau wenigſtens, verhindert. Diejenigen, die ſich Lutheraner nannten, polizeilich beaufſichtigt und die Union durch die Agende nicht anempfohlen, ſondern offenbar durch weltliche Gewalt eingeführt. In Breslau war dieſes möglich, denn das im politiſchen Dingen herrſchend gewordene Princip der franzöſiſchen Revolution, das Princip der Majorität, war als ein berechtigtes anerkannt worden. In Breslau bildeten die Lutheraner kaum mehr als $^{1}/_{10}$ der Einwohner; eine ſo geringe Minorität war ſchon als ſolche eine rechtloſe. Man vergaß, daß eine jede wahre religiöſe Erneuerung, mag ſie innerhalb der engſten Schranken der Perſönlichkeit oder durch Bildung einer reinen kirchlichen Form in den Gemeinden ſich äußern, nothwendig immer in der Minorität ſein wird.

So erſcheint die ſogenannte Toleranz der modernen Zeit. Es iſt ſehr zu bezweifeln, ob es ſich beweiſen läßt, daß die Toleranz jetzt größer ſei, als während des Mittelalters, zur Zeit der Inquiſition. Die fortdauernde Tortur der Tyrannei der Billigkeit iſt an die Stelle des ſchnell vorübergehenden Verbrennens getreten; und daß die immer fortdauernden, immer ſtärker hervortretenden Qualen der modernen Tortur nicht geringer ſind, als die der grauſamſten leiblichen, zeigt die Geſchichte. Wählten doch Märtyrer ihres Glaubens freiwillig die grauſamſten Todesqualen, um jenen zu entgehen. Es war mir in dieſer Rückſicht höchſt lehrreich, das Verfahren des neuen Deutſchlands, und überhaupt des ultraliberalen Europa's, bei dieſen Ereigniſſen zu betrachten. Ich darf von Europa, nicht bloß von Deutſchland ſprechen, denn es iſt ja bekannt, wie die liberale Preſſe in allen Ländern das Geſchrei über Verfolgung bei jeder Gelegenheit erhebt, wie die Sache eines jeden Privatmannes gegen die Regierung mit Heftigkeit und Leidenſchaft vertreten wird, wie loſe Gerüchte, lügenhafte Erfindungen, perſönliche Verläumdungen mit Freuden benutzt werden, um die Regierung recht tyranniſch und den Privatmann als ein unglückliches Opfer darzuſtellen. Was der zuſammenlaufende, unruhige Menſchenhaufe in früheren Zeiten war, das iſt die Literatur der Tagesblätter in unſeren Tagen, und wie der zahllos verſammelte Haufe Huß gleichgültig verbrennen ſah, ſo vergingen jetzt die zehn leidensvollen Jahre der Kirche, für den durch die herrſchende Literatur dargeſtellten, ſonſt bei jeder Gelegenheit ſchreienden Haufen, ohne irgend eine Spur von Theilnahme; denn wie Huß waren die gedrängten Gemeinden in einer allerdings gar zu entſchiedenen Minorität.

Es iſt mir immer ſeltſam geweſen, wie wenig die Geſchichte früherer Erfahrungen uns belehrt. Ein jedes leidenſchaftliche Zeitalter überſieht ſie völlig, und die Geſchichte erſcheint in dieſer Rückſicht der verblendeten eigenen Perſönlichkeit nur zu ähnlich. Es iſt eine Trivialität geworden (in ſofern durch dieſe eine Wahrheit ausgedrückt wird, die ſo allgemein anerkannt iſt, daß eine Beweisführung überflüſſig erſcheint), wenn behauptet wird, daß eine jede Unterdrückung religiöſer Ueberzeugung durch äußere Gewalt jederzeit mißlänge. Wie die Sonne in Oſten aufſteige, mag Gegenſtand einer wiſſenſchaftlichen Erklärung werden, aber wenn Jemand uns breit auseinanderſetzen wollte, daß ſie in Oſten aufſteige, würden wir ihm, als einen unverſtändigen läſtigen Schwätzer den Rücken zukehren. Hier war von keiner religiöſen Ueberzeugung, die ſich willkürlich, wie bei den vielen modernen Secten in dem phantaſtiſchen Kopf eines Einzelnen ausgebildet hatte, die Rede, es war eine alte, alle europäiſche Kirchen- und Staatsverhältniſſe ſeit Jahrhunderten umgeſtaltende geſchichtliche Wurzel, die man im Innern völlig aufgelöſt und verfault glaubte, und die unerwartet neue Sprößlinge aus ihrer Mitte hervorwachſen ließ. Man konnte über dieſe Erſcheinung erſtaunen, aber wohl durfte man erwarten, daß die Gewalt von Jahrhunderten in dieſem Sprößling ruhe.

Ich wagte es in einem Schreiben an den Kronprinzen mich auf die Erfahrung in der Geſchichte, die ſo entſchieden ſprach, zu berufen. Man wird, wie mit

Entſchiedenheit vorauszuſehen iſt, Keinen gewinnen. Je heftiger man ſie niederzudrücken ſcheint, deſto heftiger wird der Widerſtand werden, die rechtliche Oppoſition wird ſich in Trotz, der geordnete Glaube in Fanatismus verwandeln. Ein tiefes Mißtrauen wird wechſelſeitige Verſtändigungen unmöglich machen. Wenn im Staate die geordneten Verhältniſſe unſicher und ſchwankend werden, wenn ein jeder ſich berufen glaubt, über den Staat zu ſprechen, ſo entſteht die unſäglichſte Verwirrung; aber noch tiefer liegt der Grund der Verwirrung, wo die Mitglieder einer Gemeinde zu dem Glauben verleitet werden, daß ſie berufen ſind, ihre Kirche zu retten. Was der innere ſichere Grund aller Familienverhältniſſe ſein ſoll, wird wie beim heftigen Erdbeben beweglich, und wir werden im furchtbarſten Widerſpruch aufgefordert zu retten und zu ſchützen, was uns bis dahin den einzigen ſichern Schutz gewährte. Ich darf nicht ſtolz ſein auf dieſe, leider nur zu ſehr in Erfüllung gegangene Vorausſagung, ſie lag nur zu nahe.

Man darf nicht vergeſſen, daß meine Thätigkeit für die Sache der Gemeinde in ihrer Stellung gegen die Behörden nur vier Monate, vom 27. Juni 1830, zwei Tage nach der Säkularfeierlichkeit, bis zum 1. November deſſelben Jahres dauerte. Damals ward von Seiten der Obrigkeit zwar ein jedes Geſuch im Ganzen abgewieſen, aber dennoch hielt die Gemeinde einen jeden Wunſch mit grenzenloſer Hoffnung feſt, und man glaubte ſchon erhalten zu haben, was ſo demüthig und flehendlich erbeten wurde. Hätte die höhere Behörde das gewaltſame Verfahren, durch welches man mit der Agende zugleich die Union einführen wollte, wie es im ganzen Königreiche nirgends als in Breslau ſtattfand, gemißbilligt, was hätte man gewinnen können. Man glaube nicht, daß diejenige Anſicht der Union, wie ſie ſich immer mehr auf eine harte Weiſe gebildet hatte, hier allein die herrſchende war. Die Behauptung, daß man ſie ſeit Jahrhunderten einzuſchwärzen ſuchte, hatte über viele lutheriſch geſinnte Gemüther eine große Gewalt geübt. War doch einer der Heroen der lutheriſchen Kirche im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, der durch ſeine Geſänge unſterblich gewordene Paul Gerhard, wie jetzt Scheibel, ein Opfer ähnlicher Verſuche geworden. Und dieſes Muſter, wie es dem Scheibel nur gar zu lebhaft als ſolches vorſchwebte, hatte im Stillen auf viele Gemüther einen mächtigen Einfluß. Viele wohlthätige Fundationen, wie man bei einer geſchichtlichen Unterſuchung finden würde, waren ohne allen Zweifel im ſtreng lutheriſchen Sinne geſtiftet, ja ſtanden der Geſinnung der Teſtatoren nach, der erſtrebten Union feindlich gegenüber. Konnte man nun die ſo entſtandenen Stiftungen gegen den Willen der Teſtatoren, ihrer Geſinnung nach, unbedenklich in Beſitz nehmen? War es gerecht, denjenigen, die der wohlthätigen Väter Art treu blieben, Alles zu rauben? Fragen der Art entſtanden unvermeidlich in der Mitte der Gemeinde.

Ich konnte nicht unterlaſſen, die Wichtigkeit des Augenblicks für die allgemeinen kirchlichen Angelegenheiten des ganzen Reichs in Erwägung zu ziehen. Es war ein Moment, in welchem man ein meiſt ſtummes, Jahrhunderte lang genährtes, Mißtrauen mit der Wurzel hätte ausrotten können, hätte man die lutheriſche Gemeinde, die im ganzen Lande in Breslau allein entſchieden hervortrat, gleich anerkannt, hätte man die Prediger, die ſich für dieſe erklärten, gewähren laſſen, ihnen eine kleine Kirche eingeräumt, und ſie mit nothdürftigen Hülfsmitteln zum Beſtehen, ausgeſtattet und durch die Behörden nur in ſofern überwacht, als ſie ſtreng angehalten wurden, die lutheriſche Kirche und ihre geſetzmäßige Vergangenheit, auf welcher ihre ganze Berechtigung beruhte, in ihrer gottesdienſtlichen Feierlichkeit und in ihrer Kirchenverfaſſung beizubehalten, und hätte man eine jede Neuerung, in ſofern ſie nothwendig erſchien, von der Genehmigung der Regierung abhängig gemacht; wie würde eine ſo liebevolle Freiheit die Gemeinde überraſcht haben! Wahrlich dieſe freie That der geiſtigen Liebe würde ſie für eine meinem Sinne nach organiſche Union, innerlich gewonnen haben, die ſie von jetzt an mit immer geſteigertem Haß betrachtete. Man durfte freilich nicht erwarten, daß mit ihrer innern ſtrengen Ueberzeugung irgend eine Veränderung ſtattfinden werde. Das, was ich unter den gegebenen Umſtänden echt geſchichtlich legitimer Art vorausſetze, wäre nicht bloß die Duldung, ſondern die Anerkennung einer kirchlichen Eigenthümlichkeit, deren Rechte ſich nicht abweiſen laſſen. Ich will nicht läugnen, daß eine ſolche Erklärung außerhalb Breslaus und Schleſiens nicht unbedeutende Folgen haben würde; in vielen Gegenden des Landes würden die jetzt Furchtſamen ſich hervorwagen und eine Selbſtändigkeit in Anſpruch nehmen, die einmal gewährt, nicht mehr geweigert werden darf. Ich geſtehe, daß der herrſchende Formalismus der Regierung, die Mechanik ihrer Geſchäftsführung ſich in eine große Verlegenheit verſetzt finden würde: aber, wer wagt es zu behaupten, daß in einer religiöſen Angelegenheit die Behörden, bloß ihrer Bequemlichkeit wegen, mit einer jeden Nachgiebigkeit, möchte ſie aus irdiſchen Rückſichten, aus Selbſtſucht, aus Furcht entſtanden ſein oder nicht, zufrieden ſein dürften? Würde aber nicht durch einen ſolchen großartigen Entſchluß die Union zuerſt eine Wahrheit werden? Die ſchüchterne Oppoſition, die nicht hervorzutreten wagte, ſich nicht in kräftiger Selbſtändigkeit ausſprach, vielmehr mit ſich capituliren ließ, hatten die Behörden doch an mehr als einem Orte kennen gelernt. Eine ſolche Oppoſition iſt aber den inneren Zweifeln ähnlich, die der erwägende Geiſt nicht abweiſen, ihnen vielmehr alle Stärke verleihen muß, die er beſitzt, wenn ſie wirklich überwunden werden ſollen. Nur ſo konnte eine wahre Unione ntſtehen; nicht eine bloße Scheinunion, die alle feindlichen Elemente in ſich bewahrt, und zwar würde dieſe Verbindung ihre Wahrheit in einer doppelten Richtung beurkunden. Alles Revolutionäre würde verſchwinden, ein organiſcher Prozeß ſtiller göttlicher Entwickelung würde an die Stelle einer weltlichen Verfügung treten. In ſich würde die Union eine Wahrheit enthalten, wenn ſie den kirchlich fixirten Beſtimmtheiten der Lehre, die ſich ſo oder auch anders geſchichtlich geſtaltet, erlauben wollte, ſich ungehemmt auszuſprechen, und die verſchiedenen Confeſſionen in ihrer Eigenthümlichkeit anerkennen wollte. Daß dieſes Stadium der Entwickelung im Lande vorherrſchte, ließ ſich kaum verkennen, und der König würde erfahren haben, wie weit die Union, die er wünſchte, nicht befahl, ſich der Wahrheit nach entwickelt hätte. Sollte es ihm nun auch klar werden, daß ſeinem inneren wahrhaft chriſtlichen Wunſche in dem Umfange nicht entſprochen wurde, wie er gehofft hatte, er würde auch darin eine göttliche Fügung erkannt haben. Aber dieſe Wahrheit der Union zu ermitteln, wäre die Pflicht der Behörden geweſen. Die Sache iſt eine vergangene, wir können an dieſem nichts ändern; der Mann, der im königlichen Auftrage Alles leitete, iſt geſtorben, das Urtheil über ihn iſt ein geſchichtliches. Mir ſind alle die Selbſttäuſchungen, die in der Zeit lagen, nicht unbekannt. Man glaubte berechtigt zu ſein, was man als einen finſtern Aberglauben betrachtete, durch jedes Mittel verdrängen und überwältigen zu dürfen, ja verpflichtet zu ſein, es zu vernichten. Aber das darf ich nicht verheimlichen, daß der irreleitenden Behörde gegenüber, in deren Gewalt freilich jetzt die kirchlichen Angelegenheiten ruhten, der Thronfolger eben die innere Wahrheit der Union für die Zeit, wenn die göttliche Fügung ihm die Herrſchaft anvertraute, kennen lernen wollte. In dieſem Sinne wagte ich es, mich an ihn zu wenden, und fand mein Anliegen, wie ich vorausſetzte, beachtet.

Allerdings würde die lutheriſche Kirche ſich in mancherlei Modificationen ausgebildet, die Rigoriſten würden in mancherlei Uebergängen ſich von den Latitudinariern getrennt haben, aber dennoch würde dort, wie hier, der Gegenſtand ihrer Hingebung der nämliche ſein. Wäre das Vertrauen der Gemeinden erſt gewonnen, ſo daß dieſe ſich vollkommen für überzeugt hielten, daß man dem Gebrauch aller äußeren Mittel, d. h. jedem weltlichen Zwange entſagt hätte, ſo lange ſie ſich innerhalb der geſchichtlichen kirchlichen Befugniß bewegten, ſo wären ſie allem widerwärtigem Zwieſpalt einer irdiſchen Gegenwart entrückt, ſie gehörten einer göttlichen kirchlichen Entwickelung zu, gegen welche ſie ſich vergebens ſträuben würden, einer Entwickelung, die, wie lebendiger, ſo berechtigter Art, Gemeinden wie Behörden beherrſchte.

Ich habe, irre ich mich nicht, ſchon irgendwo in dieſen Erinnerungen von dem müßigen Gerede der Hiſtoriker geſprochen, wenn dieſe bei der Darſtellung geſchichtlicher Ereigniſſe Betrachtungen darüber anſtellen, welche Folgen ſich würden entwickelt haben, wenn die Ereigniſſe in irgend einem kritiſchen Moment einen andern Gan gverfolgt hätten, als den wirklichen. Aber ganz anders verhält es ſich, wenn eine Abweichung von dem zu erkennenden Gange der göttlichen Geſchichte harte, ja ſtarre Gegenſätze, immer geſteigerte Mißverſtändniſſe, nicht zu ſchlichtende Schwierigkeiten ſowohl auf der Seite der Behörde als der Gemeinde erzeugt, und ſolche Schwierigkeiten, die ſelbſt durch die klare Einſicht und chriſtliche Geſinnung eines ſpätern Herrſchers nicht zu überwältigen ſind. Eben dieſe unlebendigen Gegenſätze, in welchen einerſeits die Behörden ſich verwickelt ſahen, andererſeits die Gemeinden erſtarrten, ſollen hier dargeſtellt werden. Denn nicht bloß der ruhige Gang einer freudigen Entwickelung, auch die göttliche Strafe einer Verirrung hat eine geſchichtliche Bedeutung, durch welche man nur zu ſpät erkennt, daß die Vernichtung mit der ſiegreichen Entwickelung zuſammenfällt. Aber zum wahren organiſchen Fortſchritt kann keine äußere Verfügung allein etwas beitragen; die Verwirrung kann ſie erzeugen, aber ihre Folgen nicht aufheben.

Wie nun meine Thätigkeit für die Gemeinde bei der Behörde abgebrochen wurde, habe ich jetzt zu erzählen.

Als ich den Rath gab, eine Bittſchrift im Namen der Gemeinde einzureichen, verfertigte ich die erſte, Profeſſor Huſchke die zweite und dritte, ich die vierte. Auf keine erhielten wir eine Antwort. Endlich nach Verlauf von zwei Monaten erſchien ein Miniſterial-Schreiben an den Herrn Profeſſor Huſchke, den Ober-Landes-Gerichts-Aſſeſſor v. Haugwitz und mich gerichtet; es lautete folgendermaßen: „Die wiederholten Immediat-Eingaben, ſelbſt die vom 4ten d. M., welche

Sie in Verbindung mit mehreren hieſigen Beamten und Bürgern in Folge der gegen den Diakonus Dr. Scheibel und dem Prediger Thiel angeordneten Suspenſion von den Functionen des geiſtlichen Amts, Allerhöchſten Orts eingereicht haben, ſind von des Königs Majeſtät an das vorgeſetzte Miniſterium der geiſtlichen Angelegenheiten zur verfaſſungsmäßigen Beſcheidung abgegeben worden und wir ſind demnächſt beauftragt, Ihnen ſolche, wie hiermit geſchieht, vollſtändig mitzutheilen.

Der von Ihnen und den übrigen Supplicanten in jenen Eingaben formirte Antrag, geht dahin, daß Ihnen geſtattet werden möge, ſich mit den Ihnen Gleichgeſinnten, zu einer von den übrigen hieſigen evangeliſchen Kirchengemeinden, abgeſonderten, und wie ſie genannt wird, alt Lutheriſchen Gemeinde unter der geiſtlichen Leitung des Diaconus Dr. Scheibel zu conſtituiren.

Dieſes offenbar ſeparatiſtiſche Beſtreben hat zum äußerlichen Vorwande den Umſtand genommen, daß die von Sr. Majeſtät dem Könige für die Provinz Schleſien angeordnete Agende in den hieſigen evangeliſchen Kirchen eingeführt worden iſt; zugleich aber haben die Supplicanten, die von ihnen beabſichtigte Abſonderung, auch noch dadurch zu beſtärken geſucht, daß in der erwähnten Kirchengemeinde der Unionsritus, der durch das Brodbrechen beim heiligen Abendmahle dargeſtellt wird, in Anwendung komme.

Was nun hierbei zunächſt das letzte betrifft, ſo iſt es bekanntlich der eignen Erwägung und dem freien Entſchluß eines Jeden überlaſſen, ob er an der Feier des heiligen Abendmahls nach dem Unionsritus Theil nehmen will oder nicht, da bekanntlich in den hieſigen Kirchen die Einrichtung getroffen worden, und fortbeſteht, daß für diejenigen, welche noch Bedenken tragen, dem heilſamen und Gott gefälligen Werke der Vereinigung der evangeliſchen Glaubensgenoſſen ſich anzuſchließen, die Austheilung des heiligen Abendmahls ohne den Ritus des Brodbrechens erfolgt, weshalb das Beklagen über Gewiſſenszwang das jenem Wunſch, eine ſogenannte altlutheriſche Kirche zu bilden, zur Seite geſtellt wird, als ganz grundlos erſcheint, und als eine leere Erdichtung zurückgewieſen werden muß.

Aber durch die Einführung der neuen Agende in der evangeliſchen Kirche in den königlichen Landen iſt auch keine Glaubens-Veränderung, weder vorgegangen, noch, wie ſich bei ruhiger Ueberlegung leicht begreifen läßt, bezweckt worden. Wenn Sie und die übrigen Sollicitanten ſich auch nicht zu der Unbefangenheit erheben können, welche Sie in den Stand geſetzt haben würde, Ihre entgegengeſetzte Meinung zu berichtigen, ſo hätte doch die Thatſache, daß die Agende auf dem Wege der freien Zuſtimmung in allen Provinzen der Monarchie allgemein angenommen und ausſchließlich die Rheinprovinzen und Weſtphalen, für welche gleichfalls die gewünſchten Provinzial-Ausgaben abgedruckt werden ſollen, bei 7,750 Kirchengemeinden bereits im fruchtbaren Gebrauch iſt, Sie gegen die von Ihnen aufgeſtellte Anſicht um ſo mehr mißtrauiſch machen ſollen, als dieſe dem Urtheile der geſammten Landesgeiſtlichkeit, unter welcher ſich unbezweifelt der einſichtsvollſten, gewiſſenhafteſten und bewährteſten Theologen ſo viele finden, als die Meinung einer kleinen, ſich iſolirenden Partei entgegentritt, indem ſich unmöglich vorausſetzen läßt, daß jener große Erfolg würde hervorgebracht worden ſein, wenn von der Einführung der Agende eine Gefahr für den Glauben zu beſorgen wäre.

Die erneuerte Agende iſt in der lutheriſchen Kirche, zu welcher Sie und die übrigen Bittſteller gehören, nach reiflicher Prüfung durch deren kirchlich geordnete Behörden, die Conſiſtorien, unter deren verfaſſungsmäßigen Einwirkung, von der Geiſtlichkeit und den Gemeinden angenommen worden, und durch die landesherrliche Sanction, die unerläßliche Norm des öffentlichen Gottesdienſtes und der kirchlichen Handlungen nach unveränderten und unverfälſchten Glaubenswahrheiten der Kirche feſtgeſtellt.

Das königliche Miniſterium der geiſtlichen Angelegenheiten hat daher in dem ſeltſamen und mit nichts begründeten Antrage und in den Mitteln, welche für ſeine Verwirklichung aufgeboten werden, die unruhigen Beſtrebungen des ſeparatiſtiſchen Unweſens nicht verkennen dürfen, und ſich überzeugen müſſen, wie viel eine Partei zu unternehmen wage, welche in ihrer Anmaßung mit der ganz unevangeliſchen und zugleich mit der Verfaſſung im directen Widerſpruche ſtehenden Behauptung, daß ſie allein die wahre Kirche darſtelle, alle Andere aber im Abfall begriffen ſeien, und durch die Einführung der Agende und Union dazu verleitet würden, hervortritt, die ſich die feindſeligſte Verdächtigung derer erlaubt, welche in die von Sr. Majeſtät dem Könige in huldreicher Fürſorge für das Heil der Kirche gefaßten und durch landesherrliche Verordnungen kundgegebenen Abſichten willig eingegangen ſind, und die ſogar die Verſuche, die Gemüther aufzuregen, und der großen Menge Mißtrauen gegen die Maßregeln der kirchlichen Obrigkeit einflößen, nicht verſchmäht, um ein äußerliches Gewicht im Volke zu gewinnen, und wo möglich, nach dem Entbundenſein von der beſtehenden Ordnung, ſich ſelbſt zu der Bedeutſamkeit einer kirchlichen Macht zu erheben. Dieſer Abſonderungsgeiſt, der den Charakter des kühnen Auflehnens gegen das, was zur allgemeinen Ordnung gehört, ſo unzweideutig ankündigt, und in der gegenwärtigen Zeit mehr als je bedenklich erſcheint, darf nicht begünſtigt werden; und das hohe Miniſterium iſt feſt entſchloſſen, demſelben entgegenzutreten.

Da nun in der vorliegenden Angelegenheit von einem Zwange der Gewiſſen auch nicht im entfernteſten die Rede iſt, da, nachdem die allgemeine gottesdienſtliche Ordnung durch die Agende für die ſämmtlichen evangeliſchen Kirchen der Monarchie feſtgeſtellt iſt, doch jeder Einzelne innerhalb der Grenzen einer richtig verſtandenen evangeliſchen Freiheit ſein religiöſes Bedürfniß befriedigen kann, da es endlich Ihnen und den übrigen Sollicitanten unverwehrt bleibt, auch in der fernern Verbindung mit Ihren Kirchſpiel-Genoſſen ſich untereinander altlutheriſch zu nennen, ſo iſt auch nicht der geringſte haltbare Grund vorhanden, Ihnen und den übrigen genannten und ungenannten Bittſtellern zu der Bildung einer altlutheriſchen Gemeinde die Erlaubniß zu ertheilen. Wir ſind demnach auf das beſtimmteſte angewieſen, Ihnen und den hierin Gleichgeſinnten bekannt zu machen, daß des Königs Majeſtät das in der obgedachten Immediat-Eingabe vorgetragene Geſuch ausdrücklich für ganz unzuläßig erklärt hat, wovon auch das hieſige Stadt-Conſiſtorium wird benachrichtigt werden.

Breslau, den 24. December 1830.

Königl. Conſiſtorium von Schleſien.
v. Merckel.

An die Herren Profeſſoren
Steffens, Huſchke und den
Oberlandesgerichts-Aſſeſſor
v. Haugwitz."

Dieſes Document hat einen zu großen Einfluß auf alle meine Lebensverhältniſſe gehabt, drückt zu gleicher Zeit die Anſicht der höchſten Behörde der geiſtlichen Angelegenheiten über das Verhältniß der Kirche zum Staat auf eine ſo unumwundene Weiſe aus, daß ich mich verpflichtet ſehe, es nicht zu unterdrücken, obgleich es in der obengenannten actenmäßigen Darſtellung Scheibels abgedruckt iſt. Ich glaube nicht, daß irgend ein ähnliches Document ſich geſchichtlich aufweiſen läßt, durch welches die abſolut monarchiſche Gewalt des Staats über die Kirche auf eine klarere Weiſe ausgeſprochen iſt. Daß hier nicht bloß von einer ordnenden Macht der Behörden circa sacra, ſondern von einer gebietenden über die sacra ſelber die Rede iſt, leuchtet von ſelbſt ein. Es iſt merkwürdig, wenn wir die Geſinnung des damaligen Miniſteriums, in Rückſicht auf die Religion, vergleichen mit derjenigen, mit welcher es die Philoſophie behandelte. Allerdings beſchützte es eine beſtimmte philoſophiſche Richtung auf eine ſo entſchiedene Weiſe, daß dieſe faſt in allen Schulen des Landes die herrſchende geworden iſt, aber das Princip dieſer Philoſophie wies doch eine jede Gewalt über das Innere der philoſophiſchen Ueberzeugung ab. Der Miniſter ſelbſt war mit dem Gange der Entwickelung der Philoſophie, wie ſie ſich ſeit dem Anfange des Jahrhunderts entwickelt hatte, keineswegs unbekannt; einige Mitglieder des Miniſteriums waren meine Zuhörer geweſen: und da war es mir denn ſeltſam, die Forderung aufgeſtellt zu ſehen, daß eine Majorität, die durch eine weltliche Obrigkeit geleitet war, etwas innerlich Beſtimmendes für meine geſchichtlich begründete religiöſe Ueberzeugung ſein ſollte. Die Macht der Zahl (7750 Gemeinden) ſtand für mich ganz wunderbar da.

Es ward beſchloſſen, daß ein jeder von uns, indem er ſein perſönliches Verhältniß zum Miniſterium feſt hielt, für ſich antworten ſollte. Ich habe nun zwar den Entwurf dieſes Antwortſchreibens unter meinen Papieren, aber ich vermag nicht es wörtlich wiederzugeben in der Geſtalt, in welcher es eingeliefert wurde. Ich kann einen eigenen Entwurf nie treu copiren, und die Veränderungen, die bei dem Abſchreiben ſtattgefunden haben, ſind wohl ſo bedeutend, daß der Entwurf, den ich beſitze, alle geſchichtliche Bedeutung verloren hat. Soviel glaube ich doch mit Beſtimmtheit in der Erinnerung behalten zu haben, daß ich mich befugt fand, den höchſt beſchränkten und irrigen Standpunkt, von welchem aus die hohe Behörde unſere Sache betrachtete, ganz entſchieden zu widerlegen. Daß ich mit Recht glaubte behaupten zu können, daß, wenn der König zwar die Agende befahl, aber die Union keineswegs aufdringen wollte, eine Trennung von der Union nicht Separatismus genannt werden konnte. Wenn ſie auch nicht dem königlichen Wunſche gemäß war, ſo war ſie doch auch nicht als unerlaubt zu betrachten. Daß dieſe Trennung von der Union nur für einzelne Perſonen als ſolche Gültigkeit haben ſollte, konnte eben ſo wenig die Abſicht des Königs ſein. Denn wenn wir die lutheriſche Confeſſion, wie ſie geſchichtlich noch da war, in ihrer Reinheit erhalten wollten, ſo hatte dieſe ja gar keinen Sinn, wenn ſie ſich nicht als Kirche geſtaltete; daß man ſich fügte nach der ſogenannten Schwäche einzelner Perſonen, indem man den unirten Predigern erlaubte, an beſtimmten Tagen beim Abendmahle die Oblaten an die Stelle des Brodbrechens zu wählen, klänge wie ein Spott über die lutheriſche Confeſſion. Gäbe es Mitglieder der lutheriſchen Kirche, die in einer ſolchen bedauerlichen Unwiſſenheit lebten, daß ſie in ſo kümmerlichen Aeußerlichkeiten etwas Weſentliches ſuchten, ſo müßten wir ſie bedauern und unſere Prediger anhalten, ſie zu belehren; daß aber in unſeren Petitionen Etwas vorkäme, was zu einem ſolchen Beſchluß berechtigte, als könnten wir durch Oblaten beruhigt werden, mußten wir ſchlechthin leugnen.

Eine Stelle in dieſem Miniſterialſchreiben betraf meine bürgerliche Lage, und zwar, wo ſie am tiefſten verletzt werden konnte. Es wurde uns, als königlichen Beamten, vorgeworfen, daß wir aufrühreriſche Geſinnungen hegten und zu verbreiten ſuchten, daß das Volk an mehreren Orten in Deutſchland durch die Juli-Revolution angeſteckt wäre. Ich war mir bewußt, im reinſten und ſtrengſten Sinne ein loyaler Unterthan zu ſein, und Verhältniſſe mancherlei Art hatten mir Gelegenheit gegeben, es darzuthun; ich hatte gezeigt, daß die Popularität, ſo lockend ſie iſt, mir nichts galt, wenn es darauf ankam, Gehorſam gegen die Obrigkeit zu lehren und ſelbſt auszuüben. Auch bei den größten Kleinigkeiten, die man für gewöhnlich bei doch ſonſt ſtrenger gewiſſenhafter Geſinnung mit Gleichgültigkeit behandelt, war es mir zur andern Natur geworden, pedantiſch genau den Geſetzen zu gehorchen: aber ich glaubte nicht, daß dieſer Gehorſam mir geböte, in Beziehung auf meine Religion, auf meine innerſte Ueberzeugung, mich der weltlichen Obrigkeit zu unterwerfen Die Lehre: „Jedermann ſei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat,“ Römer 13, 1., kann nicht heißen: du ſollſt den weltlichen Behörden und den dieſen untergeordneten Geiſtlichen das Recht überlaſſen, deine geſchichtlich begründete Kirche zu beherrſchen, und dich ihren Beſtimmungen unterwerfen, denn ſie verſtehen dergleichen beſſer als du. Der Apoſtel, der ſo lehrte, unterwarf ſich ihnen nicht, und das Chriſtenthum wäre längſt verſchwunden, wenn er und ſeine Mitbrüder ſich unterworfen hätten.

Ich glaubte nicht ernſthaft genug gegen eine Beſchuldigung der Art auftreten zu können. Die Julirevolution, ward behauptet, wäre unſer Muſter. Ich machte darauf aufmerkſam: daß unſere Oppoſition die frühere war; daß, als wir unſere erſten Petitionen einſchickten, die Barricaden in Paris kaum von den wenigen, am beſten unterrichteten Politikern, geahndet wurden, und eben daher in der Handelswelt ſo große

Erſchütterungen hervorriefen. Sollte ein cauſaler Zuſammenhang wirklich ſtattfinden, ſo würden wir zu dem ſeltſamen Schluß geführt werden, daß die armen Lutheraner in Breslau den Aufſtand in Paris hervorgerufen hätten.

Nachdem ich völlig rückſichtslos auseinander geſetzt hatte, was mir eine ſolche Beſchuldigung war, und welche Bedeutung ſie für mich hatte, ſuchte ich dem Hohen Miniſterium deutlich zu machen, daß ich in einem Lande, wo das feſte Beharren bei meiner religiöſen Ueberzeugung, die bei meinem Rufe nach Preußen als bekannt vorausgeſetzt werden mußte, und die damals ſelbſt hier die herrſchende war, als ein Auflehnen gegen die Obrigkeit betrachtet und einem Aufruhre gleichgeſtellt wurde, mit gutem Gewiſſen nicht länger verweilen dürfe. Eine allerunterthänigſte Bitte an Seine Majeſtät, mich nach faſt achtundzwanzigjährigem treuem Dienſte meines Amtes zu entlaſſen, war daher dem Schreiben beigefügt, und ich erſuchte das Hohe Miniſterium, dieſes weiter zu befördern. Es blieb mir nichts Anderes übrig, als eine Gegend aufzuſuchen, in welcher ich, ohne die Geſetze zu verletzen, mein Recht bei der Kirche zu bleiden, in welcher ich geboren und erzogen war, behaupten könnte.

Ich wartete vom December 1830 bis Februar 1831 vergebens auf eine Antwort. Damit man aber nicht glauben ſollte, daß meine Bitte um den Abſchied nur eine leidenſchaftliche Aeußerung eines vorübergehend verletzten Gefühls ſei, erneuerte ich ſie und ſandte ein zweites unterthäniges Geſuch zur weitern Beförderung an das Hohe Miniſterium. Aber auch auf dieſes erhielt ich keine Antwort.

Indeſſen geſtaltete ſich meine äußere Lage, wie ich es erwarten mußte. Der geſellige Umgang ward immer beſchränkter. Der Regierungs-Bevollmächtigte ſchrieb mir in voller Angſt einen Brief, in welchem er mich beſchwur, mich von den Lutheranern zu trennen, mir die Folgen meines unerwarteten und unbegreiflichen Schrittes auf das freundſchaftlichſte auseinanderſetzend. „Es iſt uns in der That darum zu thun, ſo äußerte er ſich, Sie der Univerſität zu erhalten; Sie bilden einen belebenden, anregenden Mittelpunkt, den wir nicht miſſen können.“

Viele ſahen mit geringſchätzendem Mitleiden auf mich herab; daß ein freidenkender Philoſoph, von dem man noch immer Vieles erwartete, ſich an Pietiſten und religiöſe Schwärmer aus der geringſten Klaſſe anſchließen, und, mit dieſen im Bündniß, ſeiner ganzen geehrten und für die Univerſität nützlichen Stellung entſagen könne, ſchien völlig unbegreiflich. Die Urtheile, die damals laut wurden, mochten wohl nicht die günſtigſten ſein, und meine wiſſenſchaftlichen Leiſtungen, die bisher doch einige Achtung genoſſen, litten wohl auch darunter. Ohne allen Zweifel fing man ſchon an, in dieſen die Spuren der geiſtigen Bornirtheit zu entdecken, die nun auf eine ſo armſelige Weiſe ans Tageslicht trat. Sonſt fand ich mich ſelbſt durch die höchſten Behörden in geſelliger Rückſicht ausgezeichnet und geehrt: jetzt ward ich völlig ignorirt. So lebte ich in großer Einſamkeit, auch meine Frau, die das höchſt Bedenkliche meiner jetzigen Lage wohl einſah, von Kindheit an gewöhnt, in einem wechſelnden geſelligen Kreiſe zu leben, ward jetzt ſo von der Neigung zur ſtillen Einſamkeit ergriffen, daß ſie ſelten oder nie die Wohnung verließ. Ich muß ſie rühmen, denn ſie theilte ganz meine Geſinnung, und jede Furcht vor einer drohenden Zukunft, die ſo nahe lag, ſchien bei ihr verſchwunden.

Freilich blieben mir auch mehrere Freunde in dieſer Zeit treu; ich muß die Profeſſoren Fiſcher und Braniß als ſolche nennen. Wenn ſie auch nicht ganz meine Ueberzeugung theilten, ſo begriffen ſie ſie doch; aber vor Allen muß ich jetzt von einem trefflichen Manne ſprechen, von dem Profeſſor Huſchke, der ſich ganz entſchieden wie Scheibel der bedrohten Kirche anſchloß und opferte.

Er iſt ein in jeder Rückſicht merkwürdiger und urſprünglicher Mann, einer der reinſten und faltenloſeſten, die ich je gekannt habe. Er wird mir es verzeihen, wenn ich ein Bild ſeiner Perſönlichkeit zu entwerfen ſuche und mein Urtheil über ihn unbefangen äußere. Seine Perſon iſt unſcheinbar, man erkennt leicht den in ſich verſunkenen, tief nachdenkenden Mann. Er beſitzt ein eigenes Vermögen, aber alle ſeine Einkünfte opferte er der bedrängten Gemeinde; er ſelbſt lebt ſtill und zurückgezogen und hat ſehr wenige Bedürfniſſe; nur ſeine Bibliothek ſucht er zu vermehren; ſeine Studien treibt er mit großem Ernſt und Gewiſſenhaftigkeit. Auf der Schule ſchon, dann auf der Univerſität Göttingen, wo er ſtudirte, ward er ſeiner gründlichen philologiſchen Kenntniſſe wegen allgemein geachtet. In ungewöhnlich jungem Alter erhielt er einen Ruf als odentlicher Profeſſor nach Roſtock, und von da, in ſeinem neunundzwanzigſten Jahre, nach Breslau. Mir gebührt kein Urtheil über ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit in ſeinem Fache; ich kenne ſeine Schriften nicht; ſeine Vorträge werden ſtark beſucht und ſehr geſchätzt; ſeine Kenntniſſe in der eleganten Jurisprudenz würden ihn ohne allen Zweifel unter die erſten Schriftſteller dieſer Doctrin ſtellen, wenn die Anſichten, die er rückſichtslos ausſpricht, den meiſten nicht ſeltſam ſchienen, und dieſe zu faſſen, muß man freilich einen tiefen Blick in die Eigenthümlichkeit ſeiner Natur werfen. Es iſt ein Bedürfniß unſerer Zeit, die Formen der ſinnlichen Wirklichkeit als ein bewußtlos Göttliches, Abſolutes zu betrachten, welches in ſich Alles verbirgt, was dem höchſten Bewußtſein als Religion offenbar wird. Ich erinnere an das, was ich früher von meinem höchſt eigenthümlichen Verwandten Grundvig in Dänemark geſagt habe. Auf der ſicheren Naturbaſis einer noch in ihrer Mitte lebendigen Mythologie erſcheinen dieſem die ſcandinaviſchen Völker vorzüglich berufen, die Träger der zukünftigen europäiſchen Cultur zu ſein. Was ihm nun die vaterländiſche Mythologie, was mir die Natur im Ganzen, das iſt für Huſchke das römiſche Recht. Bildet dieſes doch in der That den unerſchütterlichen Boden aller geſelligen Verhältniſſe, und zwar eben der chriſtlichen Zeit; alle Rechtsverhältniſſe ſind durch das römiſche Recht feſt gehalten, wie der ſinnliche Leib durch die Natur. Dieſes iſt das Reſultat der gründlichſten Studien für Huſchke, und er behandelt das Corpus juris, die Inſtitutionen und Novellen, wie der Naturforſcher die Natur. Der Staat als göttlich geſchichtliche Entwickelung wird getragen in ſeinem tiefſten Innerſten durch die Religion; aber wie er ſinnlich erſcheint und ſich äußert, geordnet durch das Recht, ſo iſt dieſes die höchſte Stufe der lebendigen, fortdauernd thätigen Naturentwickelung, und ſelbſt dieſe erhält durch das Recht eine höhere Deutung.

Es war aber unvermeidlich, daß, wo eine ſolche Anſicht eine herrſchende ward, das beſtimmte Wort in ſeiner Faſſung einen umfaſſenderen Werth erhalten mußte, und ſo entſtand die Neigung, den ganzen Gang der Geſchichte aus der wörtlichen Abfaſſung der heiligen Schrift zu erklären. Huſchke beſchäftigte ſich in dieſer Rückſicht vorzüglich mit der Geneſis. Die Auffaſſung, wie ſie ſich gebildet hatte, war der Zeit fremd, und es war daher natürlich, daß die Reſultate ſeltſam erſchienen.

Ich kannte durch freundſchaftliche Mittheilung ſeinen Entwickelungsgang, aber ich warnte ihn, damit öffentlich hervorzutreten. Daß ich ſeinen Geſichtspunkt nicht theilte, wird ein Jeder, der dieſe Schrift auch nur durchgeblättert hat, von ſelbſt einſehen: aber ein jeder urſprünglicher nicht von außen entſtandener Gedanke hat für mich einen hohen unſchätzbaren Werth. Was aus ſich ſelber und nicht aus einem Andern verſtanden werden muß, erſcheint mir, ich geſtehe es, als ein Geſchichtliches, was, wenn es auch von der Zeit ganz überſehen wird, und ſich in den dunkeln Gründen zukünftiger Entwickelung verbirgt, doch ein Unſterbliches bleibt.

Daß nun eine ſolche geiſtige Richtung nicht ohne Einfluß auf die Art, wie ſeine religiöſe Ueberzeugung ſich äußerte, bleiben konnte, iſt an und für ſich klar; daß er geneigt war, die Bibel wie ein Juriſt das Corpus juris zu behandeln, verſteht ſich von ſelbſt: aber auch die Verhältniſſe der Gemeinde wurden ſtreng juridiſch behandelt, und als dieſe an die höheren Gerichte zur Entſcheidung übergeben wurden, bereitete er dieſen nicht ſelten große Schwierigkeiten. Ich habe ihn daher ſelbſt von ſonſt wohlwollenden Männen des Miniſteriums einen Rabuliſten nennen hören, wenn er ein Verfahren, welches ſich doch kaum rechtlich vertheidigen ließ, mit ſtrenger juridiſcher Conſequenz bekämpfte. Daß er ſich aber mit Recht für verpflichtet hielt, alle Waffen, die ihm das Geſetz des Landes darbot, für die, durch die weltliche Autorität, die Willkür der Polizei und die Strenge der Geſetze verfolgte Gemeinde zu benutzen, mußte, wie ich glaube, ein Jeder einſehen. Er iſt ein bis zur Aengſtlichkeit ſittlich reiner Menſch, und wenn irgend ein Verhältniß des Lebens zur Benutzung aller rechtlichen Waffen berechtigte, ja ſeiner Ueberzeugung nach verpflichtete, ſo war es augenſcheinlich dieſes.

Mir war in doppelter Rückſicht die Erfahrung, die ich hier machte, religiös bedeutend und zugleich belehrend. Ich hatte von Anfang an der Gemeinde begreiflich zu machen geſucht, daß ſie ſich nicht in theologiſche Unterſuchungen einlaſſen möchte, wozu Scheibel eine gar zu große Neigung hatte. Auch hierin war dieſer ſeltſame Mann ein Kind des ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts. Er glaubte in der That, daß noch immer die Verſchiedenheit der zwei geſchichtlich gewordenen proteſtantiſchen Kirchen in Frage geſtellt würde und einen Streit hervorrufen müßte, wie der, durch welchen frühere Jahrhunderte in heftige Bewegung geſetzt wurden. Er hoffte, wenn der Kampf anfinge, daß er das Intereſſe aller Theologen gewinnen, mit allen Waffen der Gelehrſamkeit auftretend, entſchieden den Sieg erlangen würde; ja er nährte den Wunſch, deſſen Erfüllung ihm ſogar vorſchwebte, daß es, wie zu Luthers Zeiten. zu einer mündlichen Disputation kommen ſollte, bei welcher irgend eine hohe Perſon, vielleicht ſogar der König ſelbſt, präſidiren würde; er dachte ſich ein großes Publikum, welches dieſem Kampfe mit dem lebendigſten Intereſſe beiwohnen würde, und die Folgen eines ſolchen öffentlichen Kampfes für das ganze proteſtantiſche Deutſchland müßten, meinte er, ſehr bedeutend werden. Wenn auch nicht alle in unſerer Zeit herrſchenden geſchichtlichen Verhältniſſe überſehend, waren doch mehrere Prediger gar zu geneigt, die Religionsſtreitigkeiten früherer Zeiten in der alten Form zu erneuern, und ſie riefen dadurch eine Menge Gegenſchriften hervor, die bei der herrſchenden religiöſen Geſinnung ihrer Sache keinesweges günſtig ſein konnten. Zu Scheibel ſagte ich: „Lieber Freund, du nimmſt die Sache durchaus falſch; die Unterſuchungen, die Du zu veranlaſſen bemüht biſt, werden alle zu Deinem Nachtheil ausfallen; denn in der Literatur herrſcht entweder eine völlige Gleichgültigkeit, oder wo hier und da die Theologen Deinen Handſchuh aufnehmen, haſt Du ſchon verloren. Es iſt mein innigſter Wunſch, daß Du dieſes einſehen lernſt; es iſt auch hier von ſolchen Streitigkeiten nicht im Geringſten die Rede; es ſind jetzt faſt 200 Jahre verfloſſen, ſeit die lutheriſche Kirche in ihrer Eigenthümlichkeit in Deutſchland anerkannt iſt. Seit dem weſtphäliſchen Frieden kann man keinen Lutheraner als ſolchen zwingen, ſeinen Glauben dem Staate gegenüber zu begründen und dadurch in Frage zu ſtellen. Nur dafür haſt Du zu ſorgen, daß Deine und überhaupt die Lehre der Gemeinde eine ächt lutheriſche ſei, daß keine Abweichung von der überlieferten Confeſſion in der Gemeinde herrſche, denn dieſe iſt berechtigt, eine jede Abweichung aber rechtlos. Ich finde es der chriſtlichen Klugheit gemäß, die Sache durchaus ſo zu ſtellen, daß es den Feinden, (Behörden oder einzelnen Theologen), die euch angreifen wollen, überlaſſen bleibt, euch irgend eine ſectiriſche Lehre nachzuweiſen. Sollten Unterſuchungen gefordert werden, ſo muß die Gemeinde dieſe keinesweges abweiſen, vielmehr fördern. So handelte Zinzendorf in einer viel bedenklichern Lage. Keiner hat, wenn er ſich, der Union gegenüber, einer rein lutheriſchen Gemeinde anſchließt, ſeinen Glauben zu vertheidigen; ſeine Erklärung genügt, und er kann ſich durch ein geſchichtliches Recht, welches nicht allein für ihn als einzelne Perſönlichkeit gilt, ſondern auch für ſeine Gemeinde und für die Fortpflanzung derſelben auf die Nachkommen, als geſetzlich geſchützt, betrachten. Dieſe defenſive Stellung, dem Staate gegenüber, iſt auf jede Weiſe die wahre; wird ſie beibehalten, ſo ſtärkt ſie die ungeſtörte, poſitiv religiöſe Geſinnung innerhalb der Gemeinde ſelber, und die Stellung der Lutheraner, der Union gegenüber, wird aus der Maſſe der Mißverſtändniſſe herausgeriſſen, denen ſie jetzt zu unterliegen droht. Je feſter wir dieſen Standpunkt behaupten, deſto weniger gefährlich erſcheinen die Bemühungen der Behörden, uns in einen

Streit hineinzuziehen, der unſere Sache verwirrt, ſtatt ſie klar hinzuſtellen."

Das war vom Anfange an meine Anſicht, aber ich vermochte auch hier nicht, durchzudringen. Ich hielt mich für überzeugt, daß eine ſolche lediglich defenſive Stellung auch unſere Rechtsſtreitigkeiten vereinfachen würde. Jetzt erſchien kaum irgend eine Schrift zur Vertheidigung der Gemeinden, in welcher man nicht zu gleicher Zeit die Confeſſion durch Unterſuchungen mancherlei Art offenſiv zu begründen ſuchte. Indem man die ſchwache Seite der lutheriſchen Kirche ſelbſt entblößte, indem man die Concordienformel in ihrer ſtarren Geſtalt immer klarer als eine entſcheidende und weſentliche der lutheriſchen Confeſſion ausſprach, gab man offenbar den Gegnern gefährliche Waffen in die Hände; denn in mehreren Gegenden des nördlichen Deutſchlands, ſelbſt in vielen preußiſchen Provinzen hatte man ſich dieſer gar nicht unterworfen. Jemehr nun die lutheriſchen Gemeinden, auf eine ſolche Weiſe ſich ſelbſt geiſtig beſchränkend, der Union gegenüber ſich geſtalteten, deſto fremder mußten ſie mir werden. Zwar betrachtete ich noch die Sonderung als nothwendig; denn ich wollte unter keiner

Bedingung die beſtimmte lebendige Geſtaltung der Kirche den Verwirrungen religiöſer und irreligiöſer Anſichten der Zeit preisgeben: aber dennoch blieb mir die Hoffnung einer herannahenden wechſelſeitigen Verſtändigung ein Heiligthum, nur daß dieſe nicht, als eine in der ſinnlichen Zeit erzeugte weltliche Veranſtaltung hervortreten ſollte; ich erblickte dieſe Verſtändigung, als eine ſtille Entwickelung, die als Keim in der gegenwärtigen Kirche lebte und eben das Zeugniß ihres warmen Lebens enthielt. Die von Scheibel hervorgerufene Trennung ſah aber in einer ſolchen Entwickelung eine furchtbare Gefahr. Nach meiner Anſicht war eine jede Kirche, die den fortſchreitenden Geiſt abwies, ihrer Idee nach nicht mehr eine lutheriſche; es gehört weſentlich zur lutheriſchen Geſinnung, das Prinzip des geſchichtlichen Fortſchreitens anzuerkennen. Wenn Luther auf jede Weiſe die Meinung, als wenn er die Form der Kirche unabänderlich für alle Zukunft beſtimmt hätte, abzuweiſen ſuchte, ſo war es zwar nicht ſeine Abſicht, das Unabänderliche des Glaubens, das Beharrende der Confeſſion der Willkür preiszugeben: aber die Geſtalt der Kirche ſollte keineswegs eine im Buchſtaben erſtarrende, ſondern eine organiſch lebendige ſein, deren Form, von innen heraus fortſchreitend, im immer neuen Entſtehen, ihre heilige Eigenthümlichkeit bewahrte. Meine ganze religiöſe Geſinnung, wie ſie durch alle Phaſen des Lebens fortgeſchritten war, gründete ſich auf eine ſolche Anſicht: eine erſtarrende Lehre griff das innerſte Princip der Kirche, der ich innerlich zugehörte, in ihrem Weſen an und verwandelte den lebendigen Glauben derſelben in ein äußeres Werk. So ſah ich, wie die Gemeinde immer katholiſcher ward, wie die ſogenannten Schriftgelehrten, die Buchſtabendeuter der heiligen Schrift, an die Stelle des Papſtes und der Kleriſei traten. Dieſe wachſende Herrſchaft der Schriftgelehrten ſtieß mich immer mehr zurück.

Aber wenn nun auf eine ſolche Weiſe die Sache der Gemeinde mir innerlich immer fremder ward, ſo gab es doch auch Gründe, die mich bewogen, mich nicht äußerlich von ihr zu trennen; denn ich mußte geſtehen, daß die einſeitige und ſtarre Sonderung, wie ſie in einer Reihe von zehn bis zwölf Jahren ſich unter meinen Augen entwickelt hatte, auch durch die Schuld der Behörden hervorgerufen war. Dieſe nämlich wollten auf eine eben ſo einſeitig gewaltſame

Weiſe die Verſchmelzung beider Glaubensbekenntniſſe durchſetzen, wie die lutheriſchen Gemeinden, deren Zahl jetzt immer mehr zunahm, und die ſich in den entfernteſten Gegenden Preußens zu bilden anfingen, die Sonderung feſtzuhalten ſuchten.

So wie die Sachen vorlagen, konnte ich nie für neutral gelten, und meine Trennung von der Gemeinde würde ſchon allein als eine Billigung der gegen die Lutheraner ausgeſprochenen Maßregeln erklärt worden ſein. Mußte ich doch geſtehen, daß ein Fortſchreiten unmöglich war, ſo lange die Kirche ſich mit aller Anſtrengung in einer zweifelhaft defenſiven Stellung zu erhalten ſuchte.

So war ich von allen Seiten gedrängt, und während ich täglich meinen Abſchied erwartete und die Zukunft meiner Familie mir drohend vorſchwebte, eben als ſie ſich einigermaßen vortheilhafter zu geſtalten anfing, erſchienen meine Ausſichten, hier oder dort im Auslande eine Anſtellung zu erhalten, immer unwahrſcheinlicher; denn ich mußte es geſtehen, auch das öffentliche Urtheil ſtellte ſich immer bedenklicher. Zwar hatte ich in der kleinen Schrift, „wie ich wieder Lutheraner wurde,“ die Beſchuldigung einer beſchränkten

Religioſität, ſo weit meine damalige Stellung zur Gemeinde es erlaubte, abzuweiſen geſucht. Wer dieſe kleine Schrift mit den Vertheidigungsſchriften der Lutheraner vergleicht, wird die durchgreifende und weſentliche Verſchiedenheit leicht einſehen. Die Lutheraner glaubten zwar, meinen literariſchen Ruf zu ihrem Vortheil benutzen zu können. — Auch die Frömmſten und Gläubigſten verſchmähten es nicht, auf ſolche äußere Stützen ihre Hoffnungen zu bauen, wenn es ihnen darum zu thun war, eine gefährdete Exiſtenz zu retten. — Sie irrten ſich, denn mein literariſcher Ruf ſank, ſie aber gewannen nichts, und wie fremd dieſe Schrift den Gemeinden und ihren Predigern blieb, erhellt ſchon daraus, daß ſie niemals in allen ihren Vertheidigungsſchriften genannt wurde; aber äußerlich in der Literatur war ſie mir ſogar ſchädlich, denn die bloße Ankündigung des Werks, der Titel ſchon, war hinlänglich, um ein Urtheil zu begründen. Dieſes, verbunden mit der Thatſache, daß ich die Gemeinden vertrat, machte das Leſen der kleinen Schrift völlig überflüſſig, und daß dasjenige Publikum, welches mir als Naturforſcher, Philoſoph oder Dichter bis jetzt Theilnahme bewieſen hatte, von demjenigen, welches die kleine Schrift las, ganz verſchieden war, zeigte ſich ſpäter auf eine ſehr auffallende Weiſe. Ein Fragment meiner Kinderjahre ward daraus in dem erſten Theile dieſer Erinnerungen aufgenommen; dieſes hat den Beifall eines ganz andern Publikums erhalten: aber es ward auch als etwas bis dahin Unbekanntes betrachtet. Daß irgend Jemand die Verſchiedenheit meiner religiöſen Richtung von der der Gemeinden, deren Sache ich zu vertreten wagte, erkannt hätte, davon fand ich gar keine Spur. Die öffentlichen Urtheile über mich lauteten höchſt ſeltſam. So ward dasjenige, was ich Religion nannte, und als den Gegenſtand einer ſpeculativen Naturbetrachtung in der höchſten Potenz auffaßte, ſelbſt den Einſichtsvollen unverſtändlich und ſeltſam; man begriff nicht, wie das Höchſte, was durch meine ganze philoſophiſche Anſicht ſich durchwand, die Verherrlichung der Perſönlichkeit war. Eben dadurch, daß dieſe eine göttliche wurde, ward mir der Gegenſtand des Erkennens klar, daß nun der Heiland in poſitiver perſönlicher Gegenwart das erlöſende, reinigende, verſöhnende Princip der Geſchichte ward, daß er ganz in der Geſchichte lebte und in einer jeden Perſönlichkeit in geweihten Stunden ſeine Gegenwart durch den höchſten Gleichſetzungs- (Aſſimulations-) Prozeß kund that, und ſo die höchſte Offenbarung des Göttlichen im Abendmahl läge, ward als eine ſo zarte Spitze ſubjectiver Eigenthümlichkeit betrachtet, daß kein anderer Denker neben mir Platz finden könnte. Ich kenne nur den geringſten Theil der damaligen öffentlichen Aeußerungen über mich, nur einige ſind mir in die Hände gefallen. So las ich einſt in irgend einem Blatte, wie ich zwar als ein gutmeinender, wohlwollender Mann dargeſtellt wurde, der aber nicht die Einſicht habe, wie gefährlich ſeine Lehre ſei. Ich müßte, meinte der Kritiker, wäre ich deſſen fähig. doch einſehen, daß meine Lehre nothwendig die alten Verfolgungen, Inquiſitionen, Auto-da-fé's wieder hervorrufen würde. Der gute Menſch hatte gar nicht gemerkt, daß meine ganze Lehre aus den alten vernichteten Mißverſtändniſſen eine wechſelſeitige Verſtändigung entſtehen zu laſſen ſuchte; daß die Verdammungsſucht in ihrem tiefſten Grunde erſt ausgerottet werden müſſe, wenn jene erkannt werden ſollte. Das, was mir Religioſität war, ſtieß zwar das Weltliche nicht zurück, wandte ſich aber durchaus, in der That wie im Erkennen, im Leben wie im Denken, einem Höhern, dem Innerſten, Gott zu. So wenig als Gott ſich innerhalb der Sinnlichkeit erkennen und richten ließ, eben ſo wenig ließ ſich das religiöſe Verhältniß der Menſchen gegen einander ſinnlich auffaſſen und richten. Dieſe doppelten, einander entſchieden widerſprechenden Anſichten, riefen eine literariſche kritiſche Erſcheinung hervor. In der Jenaer Literatur-Zeitung erſchienen zwei Kritiken nach einander, ſich ſchneidend entgegengeſetzt; die eine äußerlich, wie die herrſchende Literatur, die zweite innerlich, wie das ſtille Publikum meiner kleinen Schrift, mich beurtheilend. So ſeltſam einander im Innerſten vernichtende Kritiken ſind wohl niemals nebeneinander in demſelben Blatte erſchienen.

Daß ein allgemeines, entſchiedenes Urtheil über mich jetzt, da ich in einem andern Lande mir eine neue Exiſtenz zu begründen ſuchte, mir höchſt gefährlich ſein würde, war leicht einzuſehen; auch war dies wirklich der Fall. Ich war Lutheraner, aber durchaus ein geſchichtlicher, meine Kirche, der ich mich zugewandt hatte, ſchloß alle That, wie alles Erkennen in ſich, beide heiligend, reinigend, den Staat wie

Wiſſenſchaft und Kunſt erhebend. „Alſo hat Gott die Welt geliebt, daß er für ſie ſeinen eingebornen Sohn gab“ Johannis 3, 16. Wer in dem Heiland ſein Muſter erkannte, der mußte in der Welt mit ihr leben, mit den Zöllnern und Sündern in ausgedehnteſter geiſtiger Bedeutung, um für ſie ſich zu opfern. Mich in einer engen abgeſonderten Gemeinde aus der Geſchichte zurückzuziehen, würde das Weſen meiner ganzen Entwickelung vernichtet haben. Nun gab es aber noch immer Länder, in welchen die lutheriſche Confeſſion, wie ich ſie auffaßte, eine geſetzliche, alſo geſchichtliche Bedeutung hatte. Eine in ihrer Eigenthümlichkeit ſich ſo behauptende Kirche enthält aber, wie tief ſie auch geſunken ſein mag, noch die Keime lebendiger Entwickelung in ſich. Ich trenne mich nicht von dem, was ich liebe, weil es ſchwach, hinfällig, ja ſterbend erſcheint; ich ſchließe mich vielmehr dann immer inniger, immer entſchiedener an. So lege ich es nicht darauf an, den Staat zu verbrennen, weil ich ſeine Schwächen erkenne, um aus der Aſche der Abſtraction einen neuen Phönix zu erzeugen; am allerwenigſten würde ich mich trennen können von dem, was mir Religion iſt, weil dieſes in ſeiner erſcheinenden Form ein Schwaches und von den ſogenannten Geiſtreichen Geringgeſchätztes genannt wird. Ich wünſchte daher in einem Lande zu leben, in welchem ich mich ungeſtört an die noch geſchichtlich lebendige lutheriſche Kirche anſchließen könnte. In Breslau war dies nicht möglich, da ſtand die unirte Kirche, wie die Ereigniſſe ſich geſtaltet hatten, dem Lutherthume feindlich gegenüber; und trennte ich mich von dieſem, ſo mußte ich mich zur Union halten, was ich nicht zu thun vermochte. An einem andern Orte ſtand es mir aber frei, mich einer lutheriſchen Kirche anzuſchließen, ohne mich von der Breslauer Gemeinde öffentlich zu trennen, und, ſo wie die Verhältniſſe damals lagen, gehörte dieſe offenbar der allgemeinen im nördlichen Europa noch immer hiſtoriſch herrſchenden Kirche zu.

Aus dieſem Grunde wandte ich mich natürlich zuerſt nach meinem Vaterlande: aber auch hier ſollten die äußeren Folgen meiner Thaten mir ſcharf entgegentreten. Selbſt meine beſten Freunde fürchteten meine Ankunft, während die Breslauer Gemeinde meine Entfernung wünſchte. Wo vorgefaßte Meinungen einmal ſich fixirt haben, tragen literariſche Streitigkeiten eben ſo wenig zur wechſelſeitigen Verſtändigung bei, wie perſönliche. Es iſt eine Trivialität geworden, dieſes zu behaupten; es zeigt ſich in den engſten Kreiſen der Freunde und Familien, wie in den größten der Völker und Staaten: und dennoch glaubt man, Alles von einer immer heftiger werdenden Polemik erwarten zu dürfen. Daß die wahre Verſtändigung höher liegt als der Streit, daß ſie herbeigeführt wird durch einen geiſtigen Proceß, durch eine geſchichtliche, d. h. göttliche Entwickelung, nicht durch die Polemik, ſondern ihr zum Trotz, das will keiner einſehen, der Beherrſchte ſo wenig wie der Herrſcher, der Schüler ſo wenig wie der Lehrer. Wenn jetzt die damalige Anſicht meiner Religioſität nicht mehr bei mir die herrſchende iſt, ſo glauben die Freunde und Wohlwollenden, ich habe mich geändert, und die meiſten werden auch nach dieſem letzten Verſuche, ſich über meinen Entwickelungsgang aufzuklären, das frühere Mißverſtändniß nicht zugeben. An eine Anſtellung in Dänemark war nicht zu denken; doch halte ich es für meine Pflicht, es hier auszuſprechen, daß der damalige Kronprinz den Wunſch, mich zu berufen, ganz entſchieden äußerte. Dieſer Beweis ſeiner gnädigen Zuneigung hat mich, da ich alle Verhältniſſe und Schwierigkeiten wohl erkannte, auf das Tiefſte gerührt.

An Norwegen dachte ich nicht, ich konnte mich nicht entſchließen, meine nicht mehr junge Frau ſo ganz von der „ſüßen Gewohnheit des Daſeins und des Lebens“ loszureißen. Doch äußerten einige Blätter dort den Wunſch, die Gelegenheit zu benutzen, mich für die Univerſität in Chriſtiania zu gewinnen. Aber eben meine Freunde, die meine Stellung, wenn auch nicht kannten, doch ahneten, riethen mir ernſthaft ab, einen ſolchen Ruf, wenn er an mich ergehen ſollte, anzunehmen. Ich hätte vielleicht als Privatdocent mit einigem Glück auf einer Univerſität auftreten, und mich als Schriftſteller ernähren können, aber ich war meinem ſechzigſten Lebensjahre ſchon nahe.

In dieſer Zeit, als ich mich ſo ganz verlaſſen fühlte und alle Bande der Lebensverhältniſſe, innere wie äußere, nähere wie entferntere, zerriſſen waren, fand ein Ereigniß ſtatt, welches auf eine überraſchende Weiſe mich erheiterte und mit Hoffnung erfüllte. Eines Tages erhielt ich eine Einladung zur Mittagstafel des General Grafen von Zieten. Lange hatte ich keine ſolche erhalten, und ſie ſetzte mich in Verwundrung, ſchien mir unbegreiflich. Da erfuhr ich, daß der Kronprinz nach Breslau gekommen war und dies die Veranlaſſung meiner Einladung war. Vor der Tafel ging der Kronprinz durch die Reihen der Anweſenden ſchnell hindurch, und erblickte mich zufällig, kam unmittelbar auf mich zu, fing ein Geſpräch mit mir an, und lud mich zum Erſtaunen der Umſtehenden ein, nach Fürſtenſtein zu kommen. Ich, der allgemein Verſchmähte, Zurückgeſtoßene, war der Einzige, dem dieſe gnädige Auszeichnung zu Theil ward. Auch in Fürſtenſtein traf es ſich, daß das Breslauer Publikum auf eine auffallende Weiſe Zeuge der Gnade des Kronprinzen ſein mußte; es war einer der Pfingſttage, die Einwohner Breslau's ſtrömten dorthin, umgaben in großer Menge den Garten und das Schloß, und ſahen, wie ich mit dem Prinzen und ſeiner Umgebung an einer Luſtfahrt theilnahm. Dieſe Ereigniſſe erwähne ich nur, weil ſie dazu beitrugen, mein Verhältniß zu Breslau, äußerlich wenigſtens, günſtiger zu ſtellen; innerlich blieb es das nämliche, und ich wünſchte Breslau verlaſſen zu können.

Die Geſpräche mit dem Thronfolger waren ſehr ernſter Art; er zeigte ſich, wie ich, ganz unzufrieden mit dem Verfahren des Miniſteriums, und billigte meine Handlungsweiſe. Schon damals äußerte er die Furcht, daß die Verhältniſſe ſich leider, je länger die polizeiliche Verfolgung gegen die Lutheraner dauerte, deſto ſchwieriger geſtalten würden. Das Mißtrauen gegen die Behörde würde mit der ſteigenden polizeilichen Verfolgung immermehr zunehmen, die Gemeinde würde ſich immer entſchiedener in ſich abſchließen, immer ſtrenger abſondern, und ein zukünftiges, wechſelſeitiges Einverſtändniß immer ſchwieriger werden. Ich mußte geſtehen, daß ich dieſes von meinem Königlichen Gönner erwartete Uebel unter meinen Augen entſtehen ſah. Dieſes polizeiliche Verfahren, wie es ſich allenthalben zeigte, war auch deswegen ſo gefährlich, weil es völlig willkürlich erſchien. Es vermehrte die Zahl der ſtrengen Lutheraner, wie ſie ſich nannten, nicht in Schleſien allein. Die Neigung, durch eine Art von Märtyrerthum ſich ſelbſt von der innern Klarheit des eignen Glaubens zu überzeugen, verband ſich mit der in dem Menſchen tief liegenden gefährlichen Neigung der Oppoſition durch eine Selbſttäuſchung, und die Zahl der Gemeinden ſo wie die Härte der Abſonderung wuchs mit den Jahren der Verfolgung. Man ſah hier, wie unheilbringend es iſt, wenn die leider nothwendige polizeiliche Gewalt ſich über tiefere Verhältniſſe des ſocialen Lebens verbreitet, wenn ſie ſelbſt in ſolche eingreift, die von dem Standpunkte der höchſten geſetzlichen Behörden aus ſchwankend und unſicher erſcheinen. Und wie eben dieſe Seite der Betrachtung ſich dem Thronfolger aufdrängte, erfuhr ich jetzt auf eine für mich höchſt erfreuliche Weiſe. Es wurde ein gerichtlicher Proceß gegen die Gemeinden eingeleitet. Zwar betrugen dieſe ſich gegen die polizeiliche Verfolgung durchaus leidend und zeigten eine in der That bewunderungswürdige und rührende Geduld; ſie ſahen es, wie die Willkür in der Ausführung der polizeilichen Gewalt hier ſtreng und hart, dort nachſichtig und mild ſtattfand, wie jede Spur von gleichförmiger geſetzlicher Ausübung verſchwunden war, und Alles von der günſtigern oder ungünſtigern ſubjectiven Geſinnung der landespolizeilichen Behörde abhing. So geduldig die Mitglieder der Gemeinden nun auch Alles ertrugen, ſo war dennoch das Verfahren an einigen Orten ſo gewaltſam, daß es wenigſtens einen negativen Widerſtand hervorrufen mußte. Man hatte die wiederholten Verpfändungen geduldet, das Vieh ward von den Höhen vertrieben, die einfachen Hausgeräthe in obrigkeitlichen Beſchlag genommen, und ſtille fleißige Familien, die durch unausgeſetzte Arbeitſamkeit ſich bis dahin kümmerlich ernährt hatten, wurden an den Bettelſtab gebracht. Die Nachbaren ſahen dieſes unheilſame Verfahren nicht allein ohne Theilnahme, ſondern leider nicht ſelten mit Schadenfreude an. Je mehr ſich dieſe Art der Verfolgung in allen Provinzen der weſtlich preußiſchen Länder verbreitete, deſto mehr traten allenthalben dieſelben Erſcheinungen hervor. In einer polniſchen Gegend von Schleſien war eine anſehnliche Gemeinde, irre ich nicht, faſt durchgängig für die ſtreng lutheriſche Anſicht gewonnen. Kellner, der Prediger dieſer Gemeinde, war einer der ausgezeichnetſten, ſowohl durch ſeine reine Geſinnung als durch ſeine Kenntniſſe. In der entfernten Provinz und bei der Einigkeit der Gemeinde, wenigſtens des größten Theiles derſelben, glaubte man ungeſtört den Gottesdienſt fortſetzen zu können. Als ſpäter die Verfolgung ſie traf, unterwarfen ſie ſich den polizeilichen Strafen ohne Widerrede. Als dieſe, wie freilich ein jeder Beſonnene einſehen mußte, ohne Erfolg blieben, erſchienen Gensd'armen, um die Kirche zu ſchließen und einen jeden öffentlichen Gottesdienſt unmöglich zu machen. Da ſah man, wie die Mitglieder der Gemeinden, weibliche wie männliche, ſich bei der Kirche verſammelten und die Kirchthür beſetzten. Vergebens forderten die Polizeibeamten ſie auf, ſich zu entfernen, vergebens waren alle Ermahnungen und Drohungen, ſie behaupteten ihren Stand, bis ſie als die Schlachtopfer der Macht, die über ſie herrſchte, gewaltſam fortgeſchleppt wurden. Es iſt erwieſen, daß bei dieſem kläglichen Auftritte gar kein thätlicher Widerſtand ſtattfand. Während der 10 Jahre der Verfolgung haben die vielen Feinde der Gemeinden das, was Viele wünſchten, nie erlebt. So erlitten ſie ſtillſchweigend die härteſten Strafen, ſahen ihren Wohlſtand vernichtet, duldeten Hohn, Spott, Geringſchätzung der Umgebung, und fanden kaum irgendwo Zeichen einer Theilnahme. Ich glaubte, als ich Ereigniſſe der Art erfuhr, — und Manches ward mir unmittelbar bekannt, — in einer andern längſt vergangenen Zeit zu leben. Das Deutſchland, welches ich mit jugendlichem Eifer ſuchte, für welches ich ganz und gar lebte, die Heimath meiner heiligſten Hoffnungen, die geweihte Stätte wechſelſeitiger Anerkennung, hatte ſich unter meinen Augen verwandelt; und wenn ich die Lehre, für die ich mich intereſſirte, immer entſchiedener ſich in alter Weiſe und Sprache äußern hörte, wenn ich die Maaßregeln, die ergriffen wurden, ſah, glaubte ich mich in längſt verſchwundene Jahrhunderte verſetzt.

Das waren die Ereigniſſe, die ſich mir auf der einen Seite aufdrängten. Daß ein ſo hartes Verfahren auch andererſeits auf die Geſinnung und zwar ſelbſt auf die innerſte einen gefährlichen Einfluß haben mußte, iſt begreiflich. Die Gemeinden waren geduldig, ſie ſahen ſich waffenlos einem harten Feinde preisgegeben. Ich will dieſe Geduld nicht ſo hoch anſchlagen, denn man mußte wohl einſehen, daß ein jeder Widerſtand nutzlos wäre; aber eben dieſe Geduld ſteigerte die innere Erbitterung, und dieſe rief Betrachtungen bedenklicher Art hervor. Kann die Quelle eines ſo unchriſtlichen Verfahrens das wahre Chriſtenthum ſein? Wir hielten an der alten Lehre feſt. Jetzt erfuhren wir nun auch auf eine traurige Weiſe, wie ſehr ſie denen, die ſich unſere Mitchriſten nennen, verhaßt, ja verabſcheuungswürdig erſchien. So erzeugte ſich eine feindſelige Trennung; die Abweichung wieſen wir ab, denn ſie widerſprach unſerm Glaubensbekenntniß, und einen ſolchen unaufgelöſten Widerſpruch innerhalb unſerer Kirche durften wir nicht dulden. Aber den gemeinſchaftlichen Standpunkt verkannten wir nicht; man hätte uns gewinnen können durch eine liebreiche Anerkennung. Was geſchah? Was uns das Heiligſte war, ward als ein Verbrechen betrachtet. Wenn wir es im Drange der Verhältniſſe untreu verließen, wie mußten wir uns ſelbſt beurtheilen? Wenn wir es feſthielten, wie mußten unſere Feinde uns erſcheinen? Waren wir nicht verpflichtet, ganz entſchieden von ihnen auszuſcheiden, einer jeden Gemeinſchaft mit ihnen ſtreng zu entſagen? Durften wir hier, wo es das Heiligſte galt, anerkennen, wo wir nicht anerkannt wurden? So bildete ſich der harte Gegenſatz immer ſtrenger, innerlich in den Gemeinden aus. Ja in manchen Mitgliedern der Gemeinden nahm er — denn jeder, der die Menſchen kennt, wird es begreifen — die gefährlichſte Geſtalt an. Der Druck von außen verſtärkte die Intenſität der vereinzelten, engeren Ueberzeugung. „Wir, ſagten ſich die

Mitglieder der Gemeinden, ſind berufen, die chriſtliche Kirche aufrecht zu erhalten, uns hat Gott das Wohl des ganzen Chriſtenthums anvertraut; draußen herrſchen Wuth, Verfolgung und alle die feindſeligen ſataniſchen Mächte wüthen gegen das Heiligthum.“ Wie vermag eine ſolche Geſinnung die Ueberſchätzung der eigenen Perſönlichkeit abzuwehren? Der Lutheraner, wie er ſich ausſchließlich nannte, mochte äußerlich noch ſo geduldig erſcheinen: es giebt ein pſychologiſches Urtheil, welches eine Geſinnung vorausſetzt, auch wo ſie ſich nicht äußert. Die Lutheraner erſchienen als ſolche, die alle Uebrigen verdammten, auch wo kein Wort der Verdammung über ihre Lippen kam. Die ſtille Abſonderung, je ſtrenger ſie ausgeführt wurde, ward immer beleidigender; Mancher verrieth wohl auch die innere Geſinnung; was Demuth ſein ſollte, verwandelte ſich in richtende Erbitterung. So traten die Lutheraner nicht ſelten als Selbſtgerechte hervor, und erzeugten auch andererſeits die Wuth der ſie umgebenden Maſſen. Die Pöbelverfolgungen gegen die Lutheraner, die in einigen Gegenden ſtattfanden, ſind bekannt genug, und es wäre unbillig, zu leugnen, daß ſie hier und da durch das Benehmen der Lutheraner veranlaßt waren. Aber daß innerhalb der Kirche, die ſich die chriſtliche nannte, Ereigniſſe ſtattfanden, die der Judenverfolgung früherer Zeiten nur zu ähnlich ſahen, war ein grauenhaftes Beiſpiel des wiedererwachten Fanatismus, den man, zu zuverſichtlich, mit den Hexenproceſſen völlig verdrängt geglaubt hatte. Es iſt unmöglich, die Begebenheiten unſerer Tage, ja der neueſten Zeit mit Beſonnenheit zu betrachten, ohne von der Furcht ergriffen zu werden, daß die Dämonen längſt vergangner Zeiten wieder wach werden und den gefährlichen Kampf anfangen. Die Häupter der lutheriſchen Kirche nahmen an dieſen Verirrungen in ihren Extremen keinen Antheil: aber einzelne Prediger unterſtützten doch mehr oder weniger den unter den Mitgliedern wachſenden Fanatismus; und ſelbſt bei den Beſſern blieb die Gewalt der Verhältniſſe nicht ohne Einfluß, wie der Fortgang der Ereigniſſe uns zeigen wird. Schon hörte man, wie die Lutheraner Gott für die Verfolgung dankten. „Ein liebreiches Verfahren hätte uns verlockt, ſagten ſie, jetzt ſind wir ſtrenger und entſchiedener durch den Haß der Gegner auf unſere eigenſte Aufgabe hingewieſen.“

Ich ſah ein, wie mein Einfluß auf Scheibel und auf die Gemeinde immer geringer ward. Die Geiſtlichkeit der Lutheraner verlor ſich immer mehr und mehr in der einſeitigen Conſequenz der ſich fortdauernd ſtrenger ſondernden Lehre. Scheibel blieb mir freilich immer freundlich zugethan, aber man irrte ſich, wenn man glaubte, daß ich in religiöſer Hinſicht irgend etwas über ihn vermocht hätte.

Nachdem ich das Glück gehabt hatte, meine Lage dem Kronprinzen klar zu machen, eröffnete ſich eine Ausſicht, die mich von neuem belebte. Daß ich es als ein Unglück anſehen mußte, mich von Preußen zu trennen, wird ein Jeder begreifen, der mein Leben mit einiger Theilnahme verfolgt hat. Die Abſichtlichkeit, mit welcher man mich in Breslau feſthielt, zu einer Zeit, wo ich erſt kämpfend, dann als Schriftſteller, für das Beſtehen der bürgerlichen Ordnung ſtritt, ließ die Hoffnung, daß ich nach einer andern Preußiſchen Univerſität verſetzt werden könnte, gar nicht aufkommen; wäre dieſes möglich geweſen, dann würde meine häusliche Stellung ſowohl, wie diejenige den Gemeinden gegenüber, eine ganz andere geweſen ſein.

Jetzt zeigte ſich dieſe Hoffnung, obgleich die Erfüllung ſich lange hinzog. Die Stellung der Gemeinde ward auch eine andere. Scheibel, der durchaus nicht an einer möglichen Verſtändigung zweifelte, war wiederholt nach Berlin gereiſt, ein Mal von Huſchke und Thiel begleitet. Alle Maaßregeln gegen die Gemeinden wurden immer härter, Scheibel hatte keine Hoffnung, jemals wieder als Prediger in geſetzliche Thätigkeit treten zu können. Diejenigen Prediger, die ſich ihm angeſchloſſen hatten, waren in einer bedauerlichen Lage. Als der Gottesdienſt in Breslau unmöglich war, verſammelten ſich die Gemeindeglieder bei einem Prediger Berger in Hermannsdorf zwei Stunden von Breslau. Des Sontages waren die Feldwege nach dieſem Verſammlungsorte von den wandelnden Familien belebt, die in dieſer Entfernung Erbauung ſuchten. Es iſt bekannt, daß in Schleſien, wo die Zahl der Proteſtanten die der Katholiken überwiegt, die letztern im Beſitz der meiſten Kirchen ſind; in vielen Dörfern findet man nur Gotteshäuſer, die kaum Kirchen genannt werden können, aus leichtem Fachwerk gebaut, jetzt faſt allenthalben baufällig und in traurigem Zuſtande. Bis zum Schluß meines Aufenthalts in Breslau konnten die Behörden keinen Vorwand finden, die ſich hier verſammelnde Gemeinde anzugreifen; alle Mitglieder derſelben hingen an ihrem Prediger, die entſchiedenſte Majorität war entſchloſſen, die Union nicht anzunehmen. Eben ſo wenig konnte man auf irgend einem Wege geſetzliche Mittel finden, den immer wachſenden Kirchenbeſuch von Breslau aus zu unterdrücken; ſelbſt die Verwaltung der Sacramente gegen die Erlegung der ſogenannten Stolgebühren war ſchwer zu verhindern. Die Breslauer Lutheraner ließen in Hermannsdorf ihre Kinder taufen, genoſſen dort das Abendmahl, ihre Trauungen fanden in dieſer Kirche ſtatt. Indeſſen nahmen die polizeilichen Verfolgungen immermehr überhand. Scheibel, der ſeine Thätigkeit als Prediger vernichtet, als Univerſitätslehrer gelähmt ſah, auf deſſen wiederholte Vorſtellungen gar nicht geachtet wurde, deſſen erneuerte Bitten ſelbſt als geſetzwidrige Auflehnungen behandelt wurden, glaubte, das Land verlaſſen zu müſſen. Es war ein harter Entſchluß. Kein Menſch war mehr an ſeine Vaterſtadt gekettet als er; an den alten religiöſen Erinnerungen der Geſchichte hing er ſeit ſeiner Kindheit, wie an dem ſtillen und von der äußern Welt faſt unberührten väterlichen Hauſe. Selbſt die Univerſitätsjahre trennten ihn nur äußerlich von dieſem; ſeine treue Frau ſchien nur athmen zu können innerhalb des Familienkreiſes, in welchem ſie geboren und erzogen war. Ich habe ſtets mit ſtiller Rührung die feſten Bande eines ſolchen engen Familienlebens betrachtet, und meinem beweglichen, unruhigen, die Welt umfaſſenden Daſein gegenüber geſtellt. Dennoch wurde, was ſo auf die Dauer verknüpft ſchien, nun gewaltſam zerriſſen. Scheibels Entſchluß, ſeine Stellung in Breslau freiwillig aufzugeben und aus dem Lande zu wandern, trat immer entſchiedener hervor.

Auch wiſſenſchaftlich bedeutende Männer vermochten den Jammer nicht länger mit anzuſehen; einer der ausgezeichnetſten proteſtantiſchen Theologen Deutſchlands, der berühmte Julius Müller, entſagte ſeiner Stellung als Landprediger, und erhielt einen Ruf als Univerſitätsprediger nach Göttingen, wo er ſpäter Profeſſor ward. Jetzt iſt er, wie bekannt, ſowohl durch ſeine vortrefflichen Vorträge, wie durch ſeinen ausgebreiteten literäriſchen Ruf, eine Hauptzierde der Univerſität Halle.

Daß beſonders für mich die Nothwendigkeit, Breslau zu verlaſſen, wie auch meine Zukunft ſich geſtalten mochte, vorlag, wird einem Jeden einleuchten. Durch das gnadenvolle Wohlwollen des Kronprinzen ging mir nun die Hoffnung auf, nach einer andern preußiſchen Univerſität verſetzt zu werden. Doch zog ſich dieſe Verſetzung auf eine für mich peinliche Weiſe in die Länge. Ich hatte, als ich zuerſt die gnädige Abſicht des Thronfolgers erfuhr, es gewagt, Berlin, oder wenn hier die Schwierigkeiten zu groß ſein ſollten, Bonn vorzuſchlagen. Vor einer Anſtellung in Halle, wo ich in ſchöner jugendlicher Thätigkeit gelebt hatte, ſchauderte mir. Die Möglichkeit einer Rückkehr nach dieſer Univerſität trat mir ſchon früher entgegen. Die jetzt verwitwete Herzogin von Köthen, die mich, als ihr Gemahl das Fürſtenthum Anhalt-Pleß verließ, um die Regierung des ererbten Herzogthums anzutreten, während ihres kurzen Aufenthalts in Breslau mit ihrer Gunſt beehrte, knüpfte mit mir eine Correſpondenz an, die einige Jahre hindurch fortgeſetzt wurde, und erſt als Adam Müller den

Uebertritt der Herzogin zur katholiſchen Kirche einleitete, plötzlich abgebrochen ward. Meine hohe Gönnerin wünſchte nun mich in der Nähe zu haben, und verwandte ſich ohne mein Wiſſen für meine Verſetzung nach Halle. Von den unglücklichen Religionsſtreitigkeiten war damals noch nicht die Rede. Das Werk, durch welches ich ihre Gunſt erworben hatte, war die Schrift „über die gegenwärtige Zeit“ und die Correſpondenz daher größtentheils politiſchen Inhalts. Als ich die wohlwollenden Bemühungen der Herzogin aus ihren eigenen Briefen erfuhr, beeilte ich mich, ſie zu enttäuſchen. Ich verſicherte unumwunden, daß eine ſolche Verſetzung mir keineswegs wünſchenswerth erſchien, und es iſt wohl möglich, daß eine ſolche Aeußerung viel dazu beitrug, mich ihrer Gunſt zu berauben. Die Herzogin erſchien mir als eine ſehr entſchloſſene geiſtreiche Frau. Ihre Briefe waren höchſt lehrreich und intereſſant. Da nun mehr als zehn Jahre ſpäter ich, wie ſie, von einer ernſthaften, religiöſen Richtung ergriffen wurde, die freilich eben, je entſchiedener ſie auf beiden Seiten hervortrat, jede Verbindung aufheben mußte, trat mir zwar der Wunſch, ja die Nothwendigkeit, Breslau zu verlaſſen, entgegen, aber auch jetzt war mir eine Verſetzung nach Halle nicht wünſchenswerth. In Königsberg zu leben und in meinen alten Tagen mich in einer ſolchen entfernten orientaliſchen Nachbarſchaft niederzulaſſen, konnte mir freilich nicht einfallen. Bonn hatte für mich etwas Lockendes, da Paris ſich immer entſchiedener als der richtende Mittelpunkt der Naturwiſſenſchaft ausgebildet hatte. Nachdem ich 20 Jahre hindurch eben in dieſer Rückſicht völlig iſolirt gelebt hatte, wünſchte ich in die Gegend dieſer lebendigen Bewegung verſetzt zu werden. Es liegt ja in meiner Natur, auf eine ſolche Weiſe angeregt zu werden. Gegen die Gefahr, in der Aeußerlichkeit der lediglich ſinnlichen Naturforſchung mich zu verlieren, glaubte ich mich völlig geſchützt. Das rheiniſche Volk, wie es mir aus früheren Erinnerungen vorſchwebte, lockte mich, das anmuthige, in die Geſchichte der Völker hineingezogene Land zog mich an.

Daß ich mich am meiſten nach Berlin ſehnte, iſt begreiflich, und daß dieſer Wunſch, den ich ſo lange Jahre hindurch genährt hatte, endlich in meinem 59ſten Jahre erfüllt wurde, verdanke ich allein der hohen Gnade des Kronprinzen und ſeiner kräftigen

Verwendung. Das Miniſterium hatte die Abſicht, mich ſo lange wie möglich entfernt zu halten, zu klar geäußert; ich konnte kaum irren, wenn ich annahm, daß es nur unwillig nachgab. Freilich iſt es wohl möglich, daß die hohe Behörde meine Anweſenheit in der Mitte der lutheriſchen Gemeinde beſchwerlich fand; hätte ſie meine Lage genau gekannt, ſo würde dieſes Motiv, welches ihren Entſchluß, da nachzugeben, wo ein feſtgehaltener Widerſtand ihr doch bedenklich ward, wahrſcheinlich verſchwunden ſein. Die Gemeinden ſchloſſen ſich immermehr und mehr in ſich ab. Ich verließ Breslau und kam in Berlin den 14. April 1832 an. Ich hatte faſt ein Drittheil meines ganzen Lebens in jener Stadt gewohnt; hatte dort viele Freunde gewonnen, die mir in den Religionsſtreitigkeiten treu geblieben waren, und verließ die Stadt und die engere freundliche Umgebung, die durch die lange Gewohnheit des Lebens eine große Gewalt über mich erhalten hatte, nicht ohne Wehmuth. Und doch war ich in der langen Zeit keineswegs in Schleſien heimiſch geworden. Ich durfte nicht hoffen, daß die Schleſier mir, wie dem Garve, dem Manſo, ſo ein durch Geſinnung hervorgerufenes Bürgerrecht zugeſtanden hätten. Soviel Lobenswerthes ich in der Provinz fand, ſo war der durch Geſchichte und Verhältniſſe erzeugte, in vieler Rückſicht ſo rühmliche, aber enge Provinzialismus, doch nicht in Uebereinſtimmung mit meiner Natur zu bringen. Meine Phantaſie, meine Wiſſenſchaft in ihrer empiriſchen wie ſpeculativen Richtung, mein ganzer Sinn verſetzte mich in die Mitte der bewegten Hauptſtadt, und ich lebte in Breslau wie in einer Verbannung.

Allerdings waren die Verhältniſſe in Berlin mir keineswegs günſtig. Während der zwanzig Jahre hatte ſich hier eine wiſſenſchaftliche Richtung ausgebildet, die mir, ich wußte es, feindlich gegenüber ſtand. Berlin war von jeher eine kritiſche Stadt, eine jede höhere Bildung befolgte dieſe Richtung. Das nihil admirari iſt nirgends ſo entſchieden ausgebildet, wie hier: eine jede geiſtvolle Productivität, ein jeder geiſtig anziehende Genuß wird vorläufig abgewieſen; man findet in der Hingebung etwas Knechtiſches, der Selbſtändigkeit des Mannes Unwürdiges; und ſelbſt eine beſchränkende Religioſität, wo ſie erwacht, wird ausſchließend doctrinär, richtend. Hegel konnte vielleicht in ganz Deutſchland keine Stadt finden, die ihm für die Ausbildung ſeines Syſtems günſtiger war. Ein allgemein kritiſcher Sinn hebt die ſelbſtändige Stellung vor allen hervor; der Genuß, der aus einer mittelbar bewundernden Hingebung entſpringt, ſtumpft ſie dahingegen ab, und der Gegenſatz zwiſchen Wien und Berlin iſt eben, indem man beide Städte in dieſer Beziehung mit einander verglich, ſprüchwörtlich geworden. Die Herrſchaft über die Geiſter, die Berlin ſeit Friedrich des zweiten Regierung zu erringen anfing, die allerdings während einer traurigen Mittelepoche nach dem Tode des großen Königs erſchlaffte, ja ganz unterzugehen ſchien, gründet ſich auf dieſe Eigenthümlichkeit. So ſehr dieſes geiſtige Uebergewicht Berlins beſonders im ſüdlichen Deutſchland angefeindet wird, ſo liegt doch in der Art dieſer Anfeindung ſelbſt die unwillige Anerkennung verborgen; aber eben daher findet eine Duldung untergeordneter Art hier in einem höhern Grade ſtatt, als in irgend einer andern größern Stadt Europas. Das ſtark hervortretende Bewußtſein des eigenen Werthes giebt den ſichern Maaßſtab des Urtheils in jeder Richtung. Nicht allein bei der Univerſität, ebenſo bei den verſchiedenen Behörden hat ſich dieſe ſchlechthin richtende

Geſinnung hart ausgebildet, und wie die preußiſchen Beamten in den der Monarchie in neueren Zeiten hinzugefügten Provinzen erſchienen ſind, iſt allgemein bekannt. Eine ſolche entſchiedene Sicherheit des Urtheils iſt weit von einer eigentlichen Anerkennung entfernt. Sie ſieht auf eine fremde Eigenthümlichkeit, die jenſeit des richtenden Maaßſtabes liegt, mit einer Art Mitleid herab; ihre Ohnmacht iſt evident, und ſo läßt man ſie in ihrer Schwäche gewähren.

Aber ein ſolches Uebergewicht des kritiſchen, eine ſolche nationale Centraliſation des Geiſtes iſt in der tiefern geſchichtlichen Entwickelung dennoch nur relativ. In dem Fortgange des Geſchlechts liegen die Quellen der fortdauernden Production, und die Kritik würde allen Sinn verlieren, wenn ſie verſiegten. Das eben macht Berlin ſo intereſſant. Wie ſtille Gemeinden bilden ſich hier enge geiſtige Kreiſe ganz eigenthümlicher Art, der, wie es ſcheint, Alles verſchlingenden Kritik gegenüber. Sie ſind in ſich geſichert, denn der Feind glaubt gar nicht an ihre eigentliche poſitive Exiſtenz. Die Gründe, aus welchen ſie hervorquellen, ſind ihm unbekannt, und er ahndet nicht, wie ſtark bewaffnet und mächtig ſie werden können. Es iſt in der That auffallend, in welcher beſtändigen fruchtbaren geiſtigen Gährung Berlin dadurch erhalten wird. Während Paris ſich ein halbes Jahrhundert hindurch von wenigen politiſchen Begriffen, bald ſo, bald anders modificirt, bewegen ließ, und alle vorübergehende Ordnung aus einem praktiſchen Geſchick, mit welchem ein Gegebenes mit Präciſion aufgenommen und exact beſtimmt ward, entſprang, regte ſich bei uns die innerſte geiſtige Mannigfaltigkeit in großer Freiheit und Bedeutung, unter einer, wie es ſchien, Alles unterdrückenden Zucht, eines ſtarren, anſcheinend unüberwindlichen Formalismus. Die militäriſche Disciplin der Hegelſchen Philoſophie vermochte dieſe Freiheit des Geiſtes eben ſo wenig zu unterdrücken, wie die Wachtparade den lebendigen freien kriegeriſchen Sinn. Dadurch erhält Berlin für denjenigen, der ſich in dieſe Stadt innerlich hineingelebt hat, einen ſo großen, ja unwiderſtehlichen Reiz. Die Natur der Umgebung hat nichts Lockendes, die mannigfaltigen Quellen äußerer Beluſtigungen und die leichte Zugänglichkeit zu mancherlei zerſtreuenden Genüſſen bieten ſich nirgends dürftiger dar, als in Berlin. Erſt in der neueſten Zeit ſcheint ein äußerlich bewegteres Leben ſich geſtalten zu wollen: aber die Stadt hat ihren lacedämoniſchen Charakter unter den europäiſchen Hauptſtädten nie ganz verloren. Nur dadurch iſt ſie auf eine bedeutende Weiſe davon verſchieden, daß ſie bei ihrer ſtrengen äußern Kälte eine innere athenienſiſche Glut bewahrt.

Ein Fremder, der nach Berlin kommt, begreift nicht, wie man, ohne durch zwingende Verhältniſſe gebunden zu ſein, ſich zu einem längeren Aufenthalte in Berlin entſchließen kann: und dennoch leben hier ſo viele, die auf immer gefeſſelt ſind von Berlin, wie die Künſtler von Rom, und der Weltmann von Paris. Ich geſtehe, daß ich mich höchſt unglücklich fühlen würde, wenn ich auf meine alten Tage genöthigt ſein ſollte, meinem Aufenthalte in Berlin ganz zu entſagen, obgleich das Bedürfniß, mich jährlich auf eine längere Zeit in ſtiller Einſamkeit in eine liebliche Gegend zurückzuziehen, immer heftiger, ja unwiderſtehlicher wird.

Was mir am meiſten gefällt, ja was ich bewundere, iſt die Ruhe, mit welcher die Stadt im Allgemeinen alle Angriffe erduldet. In keiner Hauptſtadt bilden ſich unangefochten Kreiſe, die es unbefangen geſtehen, daß es ein Unglück ſei, in dieſer kalten und von Gott und Menſchen verlaſſenen Natur zu leben. Dichter verſchmähen es nicht, ſich alle Mittel eines bequemen Lebens von hier aus zu verſchaffen, mit der Beute davon zu eilen, und in leichten Verſen Menſchen und Gegend zu ſchmähen. Was anderswo einen heftigen Zorn erzeugen würde, wird hier belächelt. Man vergleiche nur die leidenſchaftliche Erbitterung gegen Berlin, die ſich nicht ſelten in Süddeutſchland auch öffentlich Luft macht, mit der ſtolzen Gleichgültigkeit der Berliner, die etwas Verletzendes hat, und die Erbitterung begreiflich machen würde, wenn nicht aus der Mitte der Einwohner ſelbſt ſich nicht ſelten eine Zuſtimmung hören ließe, ſo daß es als etwas geiſtig Vornehmes gilt, mit allen ſeinen Wünſchen in ſüdlichern Gegenden zu leben, und Klagen laut werden zu laſſen, die den Ovidiſchen aus dem Lande der Geten nur zu ähnlich ſind.

Mein Aufenthalt in Berlin liegt der Gegenwart zu nahe; alles Frühere läßt ſich doch mehr als eine Vergangenheit behandeln. Selbſt die kirchlichen Angelegenheiten, 'inſofern ich in dieſe verwickelt war, haben eine ganz andere Wendung genommen. So lange indeſſen daſſelbe Miniſterium beſtand, war an keine Veränderung zu denken. Scheibel hatte wenige Tage nach mir das Land verlaſſen, und hielt ſich in Dresden auf, blieb aber in einer beſtändigen genauen Verbindung mit der Gemeinde. Während der acht folgenden Jahre ſteigerte ſich die harte Behandlung der Lutheraner; die Zahl der Gemeinden wuchs in demſelben Grade; der Widerwille der Bürger, der hier und da laut wurde, hatte nicht immer die reinſte Quelle. In vielen Gegenden bildeten ſich lutheriſche Gemeinden, und da im Anfange ein zuſammenhaltender Mittelpunkt der Vereinigung ſchwer zu finden war, ſo entſtanden mancherlei Modificationen in ihren Geſtaltungen. Zwar, ſo viel ich weiß, keine Abweichungen der Lehre, wohl aber der ſtrengern und mildern Form, ſo daß einige Gemeinden, von irgend einem ſcharf conſequent denkenden Prediger geleitet, ein reiner Abdruck der ſpitzfindigſten Dogmatik wurden; andere eine mehr pietiſtiſche Richtung nahmen, während mehrere — und dieſe Anſicht wuchs zuſehends — wohl glaubten, daß die reine lutheriſche Lehre als Kirche ſich innerhalb der Union feſthalten und ihr Beſtehen ſich ſichern ließe.

Die Hoffnung gründete ſich beſonders auf die große Unbeſtimmtheit deſſen, was man Union nannte, welche, wie es ſchien, dadurch eben jeder Beſtimmung fähig wäre. Alle leiſteten dem Miniſterium Widerſtand, doch ſchien mit dem letztern eine Verſöhnung nicht ganz unmöglich. Die Gemeinden, die den Geſinnungen der erſten Oppoſition in Breslau treu blieben, traf die Verfolgung am härteſten. Gegen diejenige Gemeinde, die ſich in Berlin gebildet hatte, verfuhr man noch am gelindeſten; nur die Prediger wurden allenthalben, wo ſie ſtandhaft blieben, verfolgt. Viele in Berlin, wie an andern Orten, wurden gefänglich eingezogen; ſie wanderten heimlich und in mancherlei Geſtalt durch das Land, um in den Gemeinden zu predigen, zu tröſten, zu ſtärken und zu ermuntern, ſo wie die Eheleute zu trauen, die Kinder zu taufen und das Abendmahl zu ertheilen. Alle waren von der Polizei als Verbrecher bezeichnet, und in allen Gegenden wurde ihnen nachgeſpürt, nur die Treue, mit welcher ſie aufgenommen und verborgen wurden, die Liſt, mit welcher man die Polizei irre zu leiten ſuchte, und die den polizeilich verfolgten Gemeinden nicht allein erlaubt, ſondern religiös geboten und geheiligt ſchien, retteten die meiſten. Dennoch fand man in den Gefängniſſen in Breslau, in Erfurt, in der Hausvogtei in Berlin verhaftete lutheriſche Prediger. Dieſe und ihre Gemeinden glaubten ſich in eine Lage verſetzt zu ſehen, wie die der erſten Chriſten; ſie behaupteten das Recht, ſich völlig zu organiſiren, abgeſondert von aller Staatsgewalt, ſo lange dieſe ſie nicht gelten ließe; und in der erſten Zeit wenigſtens, einige Jahre hindurch, konnte man Scheibel, ſelbſt in der Entfernung, als den geheimen Biſchof dieſer Kirche betrachten, obgleich er nicht ſo genannt wurde. Keiner war durch innere Geſinnung mehr geneigt, ſich dem Geringſten gleich zu ſetzen. Man glaube nicht, daß dadurch ein zerſtörendes und geſetzloſes Weſen in der Kirche einriß; obgleich das Miniſterium auf jede Weiſe die innere Unordnung zu fördern ſuchte. Ganz im Anfange wurden ſogar Kinder, die in der verborgenen Kirche getauft waren, in den unirten Kirchen wieder getauft. Man ſah aber wohl, daß dieſes Verfahren dem Weſen der proteſtantiſchen Kirche im Innerſten widerſprach, und ſo verſchwand die Wiedertaufe. Die Trauungen wurden für geſetzwidrig erklärt; daß in den Gemeinden, während die Sittenloſigkeit allenthalben um ſich griff, die

Mädchen ſich durch einen ſittlichen Wandel auszeichneten, wird man wohl kaum bezweifeln. Die Trauungen trugen in dieſer Zeit in der verfolgten lutheriſchen Gemeinde ein tief bewegtes, religiöſes Gepräge: und dieſe, von heiligem Ernſt durchdrungenen Verbindungen wurden als Concubinate betrachtet. Die ſtillen kirchlichen Feierlichkeiten wurden nicht ſelten durch Polizeibehörden gewaltſam geſtört, die Leute auseinander gejagt. Unter den Predigern traf die Verfolgung einen der ausgezeichnetſten mit der größten Härte. Es war Kellner, Prediger in Hönigern, bei jener Gemeinde, wo Männer und Frauen, ihre Kirche zu retten, wie oben erwähnt, einen paſſiven Widerſtand leiſteten. Er ſchmachtete, irre ich nicht, ſechs volle Jahre im Gefängniß, und durfte mehrere Jahre hindurch ſeine Frau und ſeine Kinder nicht ſehen. Das Miniſterium hoffte durch ein ſolches hartes Verfahren die Geſinnung ganz zu vernichten. Woher ſollte der Behörde, ihrer Anſicht nach, der Glaube entſtehen, daß eine Geſinnung, die ſie ſeit Jahrhunderten auf immer verſchwunden glaubte, ſogar Gefahr drohend, und obgleich von ſo Wenigen ausgehend, ſich gegen ſie waffnen würde?

Indeſſen ordnete ſich die Kirche in ſich, die ſtrenge Zucht der lutheriſchen Confeſſion herrſchte durchaus in ihr vor. Eine Auswahl von Predigern ward conſtituirt, um die höhere Ordnung zu leiten; Prediger wurden von dieſem Vereine ordinirt und vorher ſtreng geprüft. Die Candidaten mußten einen Univerſitäts-Curſus abſolvirt haben. Man würde ſich ſehr irren, wenn man glauben wollte, daß man zur Auswahl des ordinirenden Vereins nur über unwiſſende Prediger zu gebieten hatte: mehrere ſtreng lutheriſche Prediger hatten von den angeordneten Conſiſtorien die glänzendſten Zeugniſſe aufzuweiſen. Der oben genannte Kellner, der Prediger Hirſchfeld in Frauſtadt, Laſius in Berlin, Wermelskirch, der ſich von der engliſchen Miſſion, deren Abgeſandter er im Herzogthum Poſen war, trennte, ſind ausgezeichnete Männer. Hirſchfeld iſt ſchon vor mehreren Jahren geſtorben. Beſonders ragt Ehlers hervor. Von dem angeordneten Conſiſtorium hatte er die glänzendſten Zeugniſſe erhalten, wie ſie höchſt ſelten ertheilt werden. Wie ich ihn kennen lernte, zählte ich ihn unbedenklich zu den Hochbegabten. Die Klarheit und Conſequenz ſeiner Lehre traten mit überraſchender Gewalt hervor;

eben dieſe Macht ſeiner Lehre, wie die Standhaftigkeit ſeiner Geſinnung machten ihn gefährlich. Wo er erſchien, mußten dem entſchiedenen Rigoriſten gegenüber die Latitudinarier der Union verſtummen; eben daher ward er als ein Fanatiker verſchrieen, obgleich ſeine ganze Lehre auf einer ſichern religiöſen Baſis ruhte. Man brauchte ein Mittel gegen ihn, welches man auch bis in die neueſte Zeit nicht anzuwenden verſchmähte. Er war im Auslande geboren, war zwar eine Zeit lang in amtlicher Thätigkeit in Preußen geweſen, hatte aber den Verfolgungen weichen müſſen, und wanderte nach Polen aus. Geſetzlich ſtand es nun in der Gewalt der Behörden, bei ſeiner zweiten Einwanderung ihm das Bürgerrecht zu ertheilen, oder nicht. Selbſt als theologiſche Schriftſteller ausgezeichnete Männer wünſchten ſeine Entfernung, und in einer für die Lutheraner viel günſtigeren Lage ſah man es doch als einen Gewinn an, die ſtarre Confeſſion dadurch müde zu machen, daß man ſie der feſteſten Stütze beraubte. Eine tüchtige theologiſche Gelehrſamkeit gehört zum Weſen der lutheriſchen Kirche, das haben diejenigen wohl eingeſehen, die ſich als die freien Repräſentanten der feſten lutheriſchen Lehre in die

Mitte der Abgefallenen zu ſtellen wagten. Ich darf kühn behaupten, daß unter den vom Staate angeordneten Conſiſtorien man wohl hier oder da ein ſolches finden wird, welches nicht im Stande iſt, eine ſo ſtreng wiſſenſchaftliche Prüfung anzuſtellen, wie diejenige, die in dem geheimen Verein dieſer prüfenden Männer ſtattfand. Freilich, als es der Polizei gelang, immer mehr Prediger aufzufangen und einzuſperren; als Marienburg in Preußen ein Verbannungsort für mehrere wurde, die man gelegentlich zu zähmen ſuchte, indem man ſie der höchſten Noth preisgab, da ward die Gemeinde genöthigt, proviſoriſch durch weniger geeignete Mitglieder die Erbauungsſtunden leiten zu laſſen. Aber das Miniſterium ſah ſich nun in eine Lage verſetzt, wodurch es in immer größere Verlegenheit gerieth. Ich bin völlig überzeugt, daß viele Mitglieder deſſelben, der Miniſter ſelbſt vor Allen, den erſten Entſchluß von Herzen bedauerten. So wie die höchſten Behörden die religiöſe Abſicht des Königs verkannten und willkürlich verfuhren, ſo wuchs dieſe Willkür immer mehr, wie ſie in die Hände untergeordneter Behörden gerieth, und es entſtand eine polizeiliche, keinem ordnenden Geſetze unterworfene Verwickelung, die ſich auf keine Weiſe beherrſchen ließ. Man wies dieſe Angelegenheit an die Gerichte, damit dieſe eine geſetzliche Form der Beſtrafung ermitteln ſollten, aber auch dieſe geriethen in Verzweiflung, und die Gewiſſenhafteſten wußten ſich nicht zu helfen. Hier war es nun, wo mein trefflicher Freund Huſchke den Gerichten ſo gefährlich ward, und ſich einen Rabuliſten nennen laſſen mußte.

In dieſer traurigen Zeit trat mir das Vertrauen und die hohe Gnade des Kronprinzen hülfreich entgegen.

So lange das Miniſterium daſſelbe blieb, war an keine Aenderung zu denken. Zwar wurden Männer auserwählt, die ſich mit den Gemeinden verſtändigen ſollten, aber alle ſolche Verſuche ſind und bleiben nothwendigerweiſe immer ohne Erfolg. Die Behörde, in eine Conſequenz verwickelt, aus welcher ſie ſich nicht herauszureißen vermag, kann nicht nachgeben; eine jede vorgeſchlagene Modification der Lehre, wie gering ſie auch ſein mag, erregt aber bei den Gemeinden nothwendig ein immer ſteigendes Mißtrauen, und auch hier wird die ſtrenge Conſequenz der Lehre ſich immer mächtiger ausbilden. Man muß ſogar behaupten, daß dieſe zu loben iſt, denn ſie bildet in einer gefährdeten Lage die einzige Sicherheit, und ein jedes Schwanken, eine jede Capitulation, wie unbedeutend ſie auch ſein mögen, erſcheinen gefährlich. Dieſer ſchroffe Gegenſatz bildete ſich dadurch noch entſchiedener aus, daß unter den Lutheranern, wenn auch in der langen Zeit nur wenige, Spione erſchienen. Einige waren wohl ſelbſt urſprünglich Mitglieder der Gemeinde ſchlechterer Art geweſen. Daß unter den zerſtreuten Gemeinden ſolche ſich fanden, die einigen ihnen gebotenen Vortheilen nicht widerſtehen konnten, war natürlich. Bei der vollkommenen Willkür der Polizei lag hier und da die Luſt, ſolche Menſchen zu gewinnen, zu nahe. Man weiß, in welcher gefährlichen, ja vertraulichen Nähe mit ſittlich geſunkenen Menſchen die niedere Polizei lebt und leben muß; es war aber nur zu natürlich, daß die Verfolgten vorausſetzten, ein ausgebildetes Spionſyſtem ſolle nun auch als eine Maaßregel der höhern Behörden eingeführt werden, um in ihre geheimſten Zuſammenkünfte einzudringen und die bis dahin verborgenen Prediger zu entdecken und einzuziehen, und dadurch zugleich ein wechſelſeitiges Mißtrauen in dem Innerſten der Gemeinde hervorzuruſen. Ich darf nicht behaupten, daß ein Spionſyſtem der Art wirklich ſtattfand, aber in den untergeordneten Kreiſen traten Ereigniſſe hervor, die einen ſolchen Verdacht wohl hervorrufen konnten. Erwartete die Polizei von einem ſolchen Verfahren Vortheile, ſo irrte ſie ſich. Wo es mit einem religiöſen Glauben Ernſt iſt, da läßt man ſich nicht ſo leicht irre führen, ja dieſer Ernſt wirkt wohl ſelbſt auf die gemißbrauchten Verbrecher. Da ich mit dem, was ſich in den Gemeinden ereignete, ſehr wohl bekannt war, ſo war mir nun ein ſolches Ereigniß ſehr merkwürdig. Ein Mann gab ſich ſelbſt als einen gebrauchten Spion an, und ich kann mir wohl vorſtellen, wie in der Mitte eines von Furcht und Angſt ergriffenen Vereins, wenn er, von Verrath umſponnen, angſtvoll bei Gott um Hülfe ruft, den Verbrecher eine innere Angſt ergreifen kann, der er nicht zu widerſtehen vermag. Doch hielt ich es für meine Pflicht, die guten Freunde zu warnen, mir ſchien es nicht ganz unwahrſcheinlich, daß die ganze Reue eine ſimulirte ſein könne. Meine Warnung war überflüſſig, denn ſie ſelbſt hatten große Umſicht gelernt. Ueberhaupt brachten die theuer erkauften Erfahrungen die Gemeinden dahin, immer umſichtiger zu handeln, und es war nicht leicht, ſelbſt die Einfältigern irre zu leiten, oder Etwas aus dieſen heraus zu locken. Der Inſtinkt eines allgemeinen Verſtandes leitete einen Jeden.

Ich muß hier einen Mann nennen, der, ſelbſt ein Mitglied der Gemeinde, eine ſehr bedeutende Rolle in ihren Angelegenheiten ſpielt; einen Mann, deſſen Treue ein großes Lob verdient, deſſen Ausbildung und Kenntniſſe ihm eine wichtige Stellung, die ſelbſt den höhern Behörden bedenklich werden mußte, verſchaffte: es iſt Barſchall. Er war als Auditeur bei einem Regimente in Koſel angeſtellt. Man ſollte nicht erwarten, daß eine militäriſche Behörde von der Confeſſion eines Beamten Notiz nähme; als aber Barſchall ein Kind in der lutheriſchen Gemeinde taufen ließ, ward er ſeines Amtes entſetzt und wurde mit Frau und Familie plötzlich und auf die härteſte Weiſe brodlos gemacht. Er kam nach Berlin, wo er ſich durch ſeine juridiſchen Kenntniſſe kümmerlich ernährte. Hier aber eröffnete ſich ihm eine weite, ja wichtige Laufbahn. Seine gediegene Einſicht und ſeine geiſtige Gewandtheit verſchafften ihm Zutritt bei den anſehnlichſten Beamten. Daß unter dieſen hier und da ſich ſolche fanden, die das Verfahren des Miniſteriums mißbilligten, war begreiflich, ich nenne — und ſie werden es mir gewiß nicht übel deuten, wenn ich ſie namhaft mache — den Oberlandesgerichts-Chefpräſidenten von Gerlach in Frankfurt a. O. und den Geheimen Ober-Juſtizrath Göſchel. Barſchall bildete nicht allein einen umſichtigen Verein der Lutheraner in Berlin, er leitete zugleich das kluge Verfahren aller Gemeinden, und die Achtung, die er höhern Orts zu erwerben wußte, kam natürlich auch den Gemeinden zu Gute. Ich fand oft Gelegenheit, ſeine raſtloſe Thätigkeit, wie ſie nur aus einer ernſthaften Geſinnung entſpringen kann, zu bewundern. Mein Freund Huſchke und er, wären wohl vorzüglich berufen, eine Geſchichte der lutheriſchen Gemeinde auszuarbeiten. Wie ſie bisher in den Scheibelſchen Schriften und in einer Menge von Flugblättern behandelt wurde, erſcheint ſie nur fragmentariſch und unkritiſch. Viele werden den Gegenſtand zu unbedeutend nennen; doch kaum ein ächt tiefſinniger Geſchichtsforſcher. Ihm muß die Erinnerung einer früher ſo mächtigen kirchlichen Geſinnung, und wie ſie ſich, feindlich angegriffen, unter den ungünſtigſten Umſtänden jetzt noch zu behaupten ſuchte, höchſt lehrreich erſcheinen; denn eine ſolche Bewegung zeigt die Bedeutung der tiefſten Gründe der Geſchichte, die dem oberflächlichen, bloß politiſchen Beobachter verborgen bleiben. Die ſogenannte pragmatiſche Geſchichtsforſchung hat allen Werth verloren: ob die gegenwärtige herrſchende, blos politiſche einen höhern Werth hat, iſt, glaube ich, ſehr zu bezweifeln.

Wer den Gang meines Lebens aufmerkſam verfolgt hat, dem wird es nicht entgangen ſein, daß die Zukunft des ganzen Geſchlechts mir eine innere Aufgabe geworden war, die ſich nicht mehr abweiſen ließ. Da drängte ſich nun eine Frage beſonders auf, die vor Allen gelöſt werden mußte und mit dem Verhältniß der Kirche zum Staate in einer ganz genauen Verbindung ſtand. Ich ſuchte ſie ſo ſcharf, ſo allgemein und dennoch in ihrer realen Wirklichkeit zu faſſen wie möglich. Beſonders ſchien es mir nothwendig, ſie zu trennen von den heftigen Bewegungen des

Tages in ihren Richtungen hier hin und dort hin. Denn die Beantwortung der Frage, die ich ſuchte, ſollte ja eben dieſe Bewegungen ſelbſt aus einem höhern Standpunkte betrachten und erklären. Daß dieſe Frage, wenn ſie in ihrer Reinheit gefaßt wurde, nicht erſcheinen durfte als eine ſolche, die mir eigenthümlich wäre, daß ſie vielmehr allen tief ſinnenden Geiſtern ſich aufdrängen müßte, war mir völlig klar, und wenn ich ſie hier zum Gegenſtande der Betrachtung mache, ſo faſſe ich ſie erſt ſo, wie ſie ſich, abgetrennt von aller tiefern Religioſität, am Schluſſe des vorigen Jahrhunderts rationaliſtiſch äußerte. Eine Perfektibilität des Menſchengeſchlechts ward mit Glück geleugnet, und dieſes Ableugnen als eine höhere Weisheit des beſonnenen erfahrungsreichen Mannes betrachtet. Wo die Lehre angenommen ward, ſah man ſie für einen gutmüthigen phantaſtiſchen Traum an, und nur Leſſings Schrift über die Erziehung des Menſchengeſchlechts vermochte dieſer Anſicht ein allgemeineres Intereſſe abzugewinnen. Man wird ſich vielleicht erinnern, wie frühzeitig mich dieſe Frage beſchäftigte. Schon in meinen Univerſitätsjahren ward ſie durch eine ſeltſame Aufgabe den Studirenden zur Beantwortung geſtellt. Als die religiöſe Seite derſelben mir immer mächtiger entgegentrat, ward mir nicht bloß von der Seite des klareren Erkennens, ſondern auch von der einen jeden nachdenkenden Menſchen berührenden Sittlichkeit die Frage immer wichtiger. Und hier zeigte ſich nun ein ganz hart hervortretender Widerſpruch zwiſchen der kirchlichen Anſicht, wie ſie ſich hier und da geltend machen wollte, und der allgemeinern, die ſelbſt in einer flachern Form ſich wohl eine philoſophiſche zu nennen beliebte.

Die Frommen und viele Theologen ſtimmen darin überein, daß alle irdiſche Thätigkeit etwas Nichtiges ſei und keinen Werth habe für Gott. Dieſes gilt für jede thätige Richtung. Sie faſſen nicht ſelten den Gegenſtand ſo, daß er, conſequent verfolgt, den Widerſpruch ſtärkt und unüberwindlich macht, ſtatt ihn zu löſen; ja, wenn man dieſen Theologen glauben wollte, ſo wäre keiner entſchiedener der zukünftigen Verdammung preisgegeben, als derjenige, der mit unbedingter Liebe ſich irgend einer irdiſchen Unternehmung, irgend einer Wiſſenſchaft oder Kunſt hingäbe. Sie zerſtreue, meint man, auf eine gefährliche Weiſe und lenke den Sinn von Gott ab. — Die Sonne iſt das Allbelebende der Natur: vergißt man ſie, wenn man in dieſen und jenen Geſtaltungen des Alllebens ihre grundloſe Thätigkeit zu ergründen ſucht? Soll man ſich von Allem abwenden, und die Sonne ſtarr ins Auge faſſen, bis man erblindet? — Wer wird es leugnen, daß in der menſchlichen Thätigkeit allenthalben ein gefährlicher Wurm verborgen liegt, der den innerſten Kern der Perſönlichkeit ſelbſt da, wo die That eine bedeutende und ſegensreiche werden kann, zu verzehren und zu vernichten droht? Aber ſoll er nicht da ſchon Gegenſtand der Vernichtung ſein? Hat keine menſchliche That einen ewigen Werth, ſo iſt eine Perfectibilität des Geſchlechts im obigen Sinne ein Unſinn; Gott kann nach dieſer Anſicht wohl erkannt werden in der Natur, aber in der Geſchichte hat er ſich verborgen, und nur wenn man einer jeden beſondern geſchichtlichen Thätigkeit völlig entſagt, kann man ſich ihm nähern.

Giebt es wirklich einen Fortſchritt des Geſchlechts, eine lebendige Entwickelung der Geſchichte, iſt dieſe in der That eine organiſche, ſo darf der Impuls des Lebens, welches nie theilweiſe, ſondern allenthalben ganz iſt, auch dem kleinſten Gebilde nicht fehlen. Alles wird von dem Menſchen verunſtaltet und hat eine Nachtſeite, wie eine Lichtſeite. Das Ringen nach einem unſterblichen Namen, das Streben, im Andenken aller Zeiten zu leben, iſt ſo ein Doppeltes, es iſt geſund und mächtig, das Größte, aber auch das Geringſte, was die Geſchichte zu erblicken vermag, je nachdem es für Gott gilt. Ja durch einen ſeltſamen Widerſpruch wird dieſer nie zu verdrängende Gedanke in den einfachſten Gemüthern feſt gehalten und gehört, ſelbſt wo er abgewieſen wird. Was iſt das, was der frömmſte Chriſt den göttlichen Segen nennt, Anderes, als die geſchichtliche Beſtätigung eines menſchlichen Werkes? Der ſichtbare Umkreis kann ſehr gering ſein, aber er iſt nirgends ſchlechthin begrenzt; er ſchließt bewußtlos, im Innern den unendlichen ruhenden geſchichtlichen Horizont, der alle menſchliche Thaten aller Zeiten umfaßt, in ſich. So lebt ein jeder wahre Chriſt, wenn er von ganzem Herzen treu den nächſten ihm dargebotenen Gegenſtand pflegt, in der ganzen Geſchichte, wie der ſinnliche Menſch in ſeiner beſchränkteſten körperlichen Thätigkeit in der ganzen Natur. Und was der Rationaliſt die Perfectibilität des Menſchengeſchlechts im oberflächlichen und geiſtloſen Sinne nennt, kann, ſeiner Wahrheit nach betrachtet, der Horizont der ganzen Geſchichte ſein, das göttliche Lebensprincip, welches aller menſchlichen That allein einen Werth giebt. So behaupte ich, eine ächte Sittlichkeit iſt uns nur da möglich, wo wir uns in unſerer Thätigkeit nicht von dieſem oder jenem vorübergehenden Momente, ſondern von dem Ganzen getragen wiſſen. Dann aber ſteigert ſich und zwar nothwendig die abſtracte Lehre zur Religion. Was ich hier für die Entwickelung des Geſchlechts in der Form des Handelns als Herrſcher, Ordner, Kämpfer, Künſtler, ja als der geringſte Handwerker und beſchränkteſte Familienvater denkend erreiche, oder als Gelehrter und Forſcher handelnd denke, erſcheint zwar als ein irdiſch Vergängliches, aber es enthält in ſich zugleich ein Ewiges, welches ihm allein einen Werth ertheilt. Die reine Liebe zu meinem Werke trägt den Segen in ſich. Ich kenne keinen, für welchen dieſer ſcheinbare Widerſpruch zwiſchen göttlicher und menſchlicher That im äußern Kampfe fortdauernd tiefer auf den ewigen Frieden hinwies, als Pascal, deſſen unruhige Pulsſchläge ſein ganzes Leben hindurch auf die höhere geiſtige Einheit ſeines Daſeins deuteten. Gott eignet keine Form, und es giebt eine Andacht der ſtillen Beſchäftigung, durch welche die Kammer zum Tempel wird, während der Tempel oft genug ſelbſt durch ſeine religiöſen Formen die wahre Andacht zurückdrängt. So neigt ſich der göttliche, ſegenbringende Geiſt, der heilige, zu einem jeden, indem er die Geſchichte durchbringt, daß er als der Tröſter erſcheint, auch in den troſtloſeſten Momenten des Lebens.

In dieſem innern gläubigen Sinne faßte ich Alles; und mit meinem herannahenden höhern Alter fing der bedeutende Kampf auf einem höhern Schlachtfelde hoffnungsvoll wie der frühere an. Auch hier erſchien jede Zuverſicht, äußerlich betrachtet, thöricht, und zur Zeit der Noth des deutſchen Volkes war Napoleons Macht nicht ſo unwiderſtehlich, wie die des gefährlichen Feindes, der jetzt Alles, was für mich einen Werth hatte, bedrohte.

Ein geſchichtlich grübelnder Menſch, deſſen Anſichten der Gegenwart und Hoffnungen für die Zukunft ihm Religion geworden ſind, wird, wenn er das ſeltene Glück hat, einem zukünftigen Herrſcher nahe zu treten, tief ergriffen; ein königliches Daſein iſt jederzeit mit der Geſchichte der Gegenwart nicht bloß äußerlich verflochten, ſondern innerlich identificirt. Es giebt kein allgemeines Verhältniß des Volkes, welches uns erlaubte, von der Perſönlichkeit des Herrſchers zu abſtrahiren; und welche eigenthümliche Richtung dieſe auch ausdrücken mag, immer bewegt ſich in ihr ein Größeres, Allgemeineres, ſo daß derjenige Herrſcher, von dem man im Stande wäre, dieſes zu leugnen, bis zu einem bedauerlichen Grade geiſtiger Schwäche herabgeſunken ſein müßte. Selbſt in ſolchen Staaten, wie in Frankreich, wo man einen König gewählt zu haben ſcheint, um Etwas zu haben, woran man ſich mit Bequemlichkeit reiben könne, um auf die luſtigſte Weiſe eine Tugend zeigen zu können, die man Freimüthigkeit nennt, nur daß ihr das eine nothwendige Element, um eine ſolche zu ſein, völlig entgeht, nämlich die mit ihren Aeußerungen verbundene Gefahr. In einem Staate, in welchem der umgekehrte Fetiſchismus der modernen Barbarei die lebendige Perſönlichkeit des Königs in einen todten ſteinernen Götzen verwandelt, wie die rohen Neger ihre Puppen in eine lebendige Perſönlichkeit; die ſie aber dann auch, je nachdem ſie mit ihr zufrieden ſind oder nicht, wie die Franzoſen ihren König, anbeten oder mißhandeln; wo man einen König hat, der herrſchen ſoll, ohne zu regieren, und damit er in einen bloßen Götzen verwandelt werde, da ſein ſoll, ohne thätig zu ſein — ſelbſt in einem ſolchen Staate drängt ſich das Einzelne und Zerſtreute in der Form einer das Ganze umfaſſenden Allgemeinheit an die beſchränkte Perſönlichkeit, und lenkt unſichtbar die Bewegungen aller Organe des Staats, ſelbſt der nächſten wider ihren Willen.

Man behauptet, eine reine Monarchie ſei deswegen eine geringere Regierungsform, weil ſie in Despotie ausarten könne. Iſt denn wirklich eine orientaliſche Tyrannei, ausgeübt durch einen europäiſchen Herrſcher, als die That eines Einzelnen denkbar? Stirbt nicht der despotiſche Gedanke einem ſtarken, Gerechtigkeit und Ordnung liebenden Volke gegenüber in ſeiner Geburt, und beweiſt nicht dieſes die Geſchichte aller neuern Zeiten? Allerdings ſind auch die Revolutionen nicht bloß aus der Willkür zu deuten, die Macht einer ſinnlichen Majorität und die Ohn=

macht der königlichen Gewalt ſind Symptome derſelben Krankheit eines unglücklichen Volks. Giebt es irgend etwas geiſtig Unſichtbares, ſo iſt es die Volksmacht, die in der Einheit der königlichen Perſon ihren wahren Repräſentanten findet. Sie ſtellt die ſchlanke Perſönlichkeit dar, die frei den Blick zum Himmel wendet, in fröhlicher Geſundheit jedem Gliede, ja jeder Faſer ihre naturgemäße Bildung und Bewegung gönnt. Ein ſolches Königthum, ſagt ihr, ſei ein Traum, eine ſolche Perſönlichkeit keine menſchliche, ſondern eine göttliche. Aber wie das, was wir Gewiſſen nennen, hat es nur irgend eine Bedeutung, nicht an unſeren ſinnlichen Handlungen einen Maaßſtab findet, ſondern nur an der Idee der Sittlichkeit, die nie in ihrer Reinheit zu erſcheinen vermag; wie das Edle und Hohe in der Kunſt nur erreicht werden kann, wo der Künſtler durchdrungen iſt und in einem Höheren lebt, als er je durch Wort oder Geſtalt darzuſtellen vermag: ſo giebt es kein chriſtliches Volk, welches jemals zur Macht und geiſtiger Größe gelangen kann, wenn es nicht das Heiligſte und Höchſte hervorzuheben und perſönlich zu geſtalten ſucht. Wird der König euer Knecht ſtatt Gottes, ſo iſt nothwendig eure Freiheit mit ſeiner, der königlichen, verſchwunden.

Dieſe Geſinnung, die mit allen Kräften der Seele einen König ſucht, wo ſie ihn vermißt, und ſich an einen König anſchließt, wo ſie ihn findet, enthält das ächte Lebensprincip eines jeden ſtarken Staats. Und wie alle Organe dem Gehirn dienſtbar und dadurch frei ſind, ſo liegt auch alle wahre bürgerliche Freiheit in der Gewalt des Königs; denn dieſer iſt nur in einem zum Bewußtſein gekommenen Staate durch die bürgerliche Freiheit. Was mir die Perfectibilität des Geſchlechts war und iſt, mußte ich organiſche Entwickelung nennen, ſie war mir nur ſo begreiflich. Was ich Freiheit nenne, iſt nichts Aeußeres, ſo oder ſo ſinnlich zu Beſtimmendes; z. B. wenn geſagt wird: ein jeder Menſch kann thun, was einem andern keinen Schaden bringt; Alles iſt erlaubt, was nicht ausdrücklich verboten iſt; die Freiheit entſtehe durch eine wechſelſeitige Beſchränkung, die durch eine Uebereinkunft erlangt wird, u. ſ. w. u. ſ. w.; ſo behaupte ich: die Freiheit iſt vielmehr das göttlich organiſirende und zugleich entwickelnde Lebensprincip, welches jede Bildung bis in das Kleinſte durchdringt, in jeder Faſer untheilbar und ganz iſt. Es giebt eine Tugend, und es iſt das größte Unheil in unſern Tagen, daß ſie mehr als eine jede andere geſchmäht wird, das iſt die Treue. Wer mit ſtillem Sinne die Geſchichte unbefangen zu betrachten verſteht, dem wird es nicht entgehen, wie Treue und tiefe königliche Perſönlichkeit eine hohe bedeutungsvolle Einheit ausdrücken. Der irrt ſich, welcher meint, eine mächtige Perſönlichkeit, wie ſie einzeln erſcheint, rufe die ächte geiſtig vornehme Treue hervor. Wahrlich, man muß zugleich behaupten, jene werde aus der Treue geboren, ſie ſei der mütterliche Schooß, aus welcher ſie entwickelt wird. In mancherlei Form ſucht das ſtille Gemüth die ordnende, Alles belebende Geſtalt, und begrüßt ſie wie die Morgenröthe, wenn ſie erſcheint. Daher weil ſie (die Treue) ſich in der königlichen Perſon als Zukunft auffaßt, erblickt dieſe ſich in der innerlich verbündeten Treue als Gegenwart. Daher das Merkwürdige der treuen Verbindung zwiſchen den herrlichſten Herrſchern und ihrer Umgebung, das wechſelſeitige Verſtändniß, welches die Bewunderung erregte, wo eine organiſche Geſtaltung gelang, ſelbſt wenn dieſe eine monſtröſe genannt werden mußte. Frei, ſage ich, iſt in dieſem

Verhältniſſe der Getreue wie der Herrſcher; denn was jener will, ſtellt ſein König dar, und was der letztere offenbart, ruht in dem Gemüthe des Treuen: aber wo dieſer heilige geweihte Sinn auszuſterben droht, da verſchwindet, wie die bürgerliche, ſo auch die geiſtige Freiheit; da erſtirbt die nationale Religioſität, die freie Kindſchaft Gottes; und keiner faßt es mehr, was es heißt, daß der König nicht ein Compoſitum vereinzelter Verhältniſſe, nicht ein mechaniſches Hypomochlion eines ſchwebenden Hebels, ein geiſtloſes juste milieu ſei, ſondern ein göttlich Durchdrungenes, deſſen geſunde Entwickelung aus dem Höchſten, Unſichtbaren wir betrachtend erkennen und handelnd in ſeinem Sinne zu fördern berufen ſind. Der Ausſpruch, der König ſei aus Gottes Gnade, drückt das Lebensprincip des Staats am beſtimmteſten und klarſten aus, und wer die Ueberzeugung erlangt hat, daß wir nur in Gott frei ſind, erkennt ſeine Freiheit und Unterwerfung.

* * *

Wenn der Menſch im hohen Alter einen langen prüfenden Rückblick auf ſein Leben wirft, ſo tritt ihm einerſeits ein ſtrafender Geiſt entgegen. Kein Menſch iſt geworden, was er als Kind zu werden verſprach, tauſend Keime ſind in ihm erſtickt, mancher lichtvolle Augenblick iſt in der Verworrenheit des Lebens untergetaucht und, wie es ſcheint, fruchtlos verſchwunden, und mit tiefer Reue muß ein Jeder, ſelbſt derjenige, der Gegenſtand allgemeiner Verehrung ward, bekennen, er habe ſeinen Ruf nicht erfüllt. Es giebt Menſchen, die leichtſinnig genug ſich ſo äußern: „Ich habe in meinem vergangenen Leben mehr Glück als Unglück erlebt, und ich möchte meine ganze Vergangenheit ganz, wie ich ſie durchlebt habe, wiederholen.“ Keiner, der ſo ſpricht, weiß, was er ſagt. Andere behaupten wohl, — und es iſt nicht zu leugnen, daß ein ſolcher Ausſpruch durch einen reuevollen Rückblick auf die perſönliche Vergangenheit nahe genug zu liegen ſcheint — daß ſie jetzt durch die Erfahrung gewitzigt, wenn es ihnen vergönnt wäre, ihre frühere Lebensepoche zu wiederholen, ſich viel klüger und beſonnener betragen würden. Dieſer Anſicht liegt, wie man ſieht, die Behauptung zu Grunde, daß die lebendige perſönliche Entwickelung ein Reſultat reifer ſinnlicher Erfahrung ſei. Es iſt klar, daß hier dieſelbe Betrachtungsweiſe der eigenen Perſönlichkeit ſich geltend macht, die ich, angewandt auf die Geſchichte, in meinen Lebenserinnerungen oft genug zu tadeln Anlaß fand. Wir müſſen vielmehr behaupten, daß dieſe Erfahrung ſelbſt nur einen Inhalt und Werth erhält, wenn ſie als aus einem höhern geiſtigen göttlichen Proceſſe entſprungen erkannt wird. Iſt man zu dieſer Einſicht gelangt, dann wird man ohne allen Zweifel, wie dürftig auch das Reſultat unſeres Lebens uns erſcheinen mag, wenn wir es mit der Aufgabe, die wir zu löſen berufen waren, vergleichen, zwar nicht ohne Schmerz, aber doch auch nicht ganz ohne Hoffnung ausrufen: Gott ſei geprieſen, der mich durch das kämpfende Leben bis hieher geführt hat!

Dann aber drängt ſich eine andere Betrachtung auf, die uns billig mit Bewunderung erfüllt; denn wie die unwillkürlichſten Zufälle, die bunteſte Mannigfaltigkeit unzuſammenhangender Ereigniſſe im Einzelnen für den beſonnenen Forſcher den Entwickelungsgang der Geſchichte nicht zu verbergen vermögen: ſo tritt uns durch die verworrene eigene Vergangenheit ein ähnlicher abſichtsvoller Lebensgang überraſchend entgegen, und je mehr wir unſere eigene geiſtige Verwirrung zu beklagen Urſache finden, deſto mehr muß uns eine göttliche Leitung, die uns vor noch größeren Verwirrungen und Verirrungen bewahrte, wunderbar und freudig überraſchen.

Der Leſer, welcher mich durch mein buntes und bewegtes Leben begleitet hat, wird, glaube ich, geſtehen müſſen, daß durch dieſes eine zweckmäßige Führung durchblickt, die ſich kaum ableugnen läßt. Daß der zukünftige Herrſcher eines großen Reiches mir die Annäherung zu ſeiner Perſon in meinem höhern Alter erlaubte, in der Epoche deſſelben, in welcher ich von den mannigfaltigen Beſtrebungen und Streitigkeiten mich zurückzuziehen geneigt war, müſſen wir freilich, äußerlich betrachtet, einen Zufall nennen: mir aber iſt es als das Schlußwerk einer innern Entwickelung entgegengetreten, einer ſolchen, die, ſo bedeutungsvoll ſie war, dennoch nicht von mir ausging, mir aber entgegenkam, um ſie zu fördern. Man wird einerſeits, wie ich vorausſetzen muß, dieſe Betrachtung als eine höchſt ſchwach erbauliche mit geringſchätzendem Mitleid betrachten; man wird mir vorwerfen, was ich ſelbſt ſo oft als Vorwurf ausgeſprochen habe: daß der Menſch dadurch nur ſeiner armſeligen Subjectivität einen hohen Werth beilegen will;

daß Betrachtungen der Art, wie ſie ſittlich zu tadeln ſind, geiſtig ihrer Beſchränktheit wegen bemitleidet werden müſſen. Was iſt der Erfolg geweſen, wird man ſagen, welcher aus dieſem Ereigniß entſprang, darfſt Du wagen, es zu behaupten, daß auch nur etwas Nennenswerthes daraus entſprungen wäre?

Man erlaube mir darauf folgende Antwort. In der ſtillen einſamen Jugend ward ich von einer Sehnſucht ergriffen, die mich der Religion und der Natur in ihrer ganzen Fülle entgegenführte. Ein unruhiges, ja wildes Temperament lockte mich im grellen Gegenſatz, und oft genug mein ganzes Leben hindurch unterlag ich in dem heftigen Kampfe; aber das ſtille innere Streben wollte mich nicht verlaſſen. Ich ward nach einem größern Schauplatz in einem bedenklichen Augenblicke getrieben, eine große geiſtige Bewegung ergriff mich. Ich ward in die gährende Mitte eines philoſophiſchen Kampfes hineingezogen, aber der von mir anerkannte Meiſter will mich nicht Philoſoph nennen. Ich nahm Theil an einem der großartigſten Kriege, die Jahrtauſende erlebt haben, aber ich kam aus dieſem grübelnd zurück, wie ich mich hineinbegab, und ward kein Soldat. Der Zuſtand des deutſchen

Volks in allen ſeinen Gauen zwang mich zu Betrachtungen mancherlei Art, aber ich ward kein Staatsmann. Soll ich nun ſagen: „Dein Leben war ein vollkommen nichtiges, Alles, was Du ausführen wollteſt, war nichts als eine Reihe durchaus mißlungener Verſuche. Die bunte Reihe von Ereigniſſen, für welche Du die Theilnahme der Leſer in Anſpruch zu nehmen gewagt haſt, waren zweck- und bedeutungslos und ohne Inhalt. Dein Leben war verworren und auch reich genug, aber du warſt nicht befugt, eine Schrift wie dieſe zu veröffentlichen, denn wahrlich, du haſt nichts erlebt.“

Mein Leben war ein durchaus inneres, ich tauchte ohne Bedenken in den wilden Bewegungen der Zeit unter, ich ſchwamm auf den wogenden Wellen der Forſchung und der That hier und dort hin, aber fortdauernd nur, um wieder in mich einzukehren und mich einem innern, wenn auch nicht ſcharf erklärenden Betrachten im größeren Zuſammenhange hinzugeben. Aus dieſem heraus entſprang allein meine That. Iſt ſie denn ſo ganz fruchtlos geweſen? Hat ſie nicht zu den verſchiedenſten Zeiten die jugendlichen Gemüther bewegt? Hat ſie nicht manche Betrachtung bedeutender, tiefſinniger, geiſtig wirkender Art zur Entwickelung gebracht? Iſt ſie für keinen fruchtbringend geworden, ja, in fremden Boden geſäet, nicht bedeutender hervorgewachſen, als aus dem urſprünglichen?

Ihr könnt die Frage aufwerfen: „wie nennen wir deine That? Wir fragen nach in allen Wiſſenſchaften, wir fragen die Dichter, Alle werden wie Göthe einſt ſich über dich äußerte, wechſelsweiſe von dir angezogen und wieder zurückgeſtoßen.“ — Mag ſie namenlos bleiben! — Aber in einer Schrift, die beſtimmt iſt, zu erzählen, nicht, was ich that, ſondern, was ich erlebte, wo die Thaten nur erwähnt werden, um das Erlebte begreiflich zu machen, ziemte es ſich wohl anzudeuten, wohin das innere Streben im höheren Alter gelenkt wurde.

Jemehr ich mich dem Greiſenalter näherte, deſtomehr verſchwand die Luſt, an den mancherlei geiſtigen und geſchichtlichen Kämpfen, die mich früher in Bewegung ſetzten, Theil zu nehmen. Wohl erkannte ich die große Verwirrung der Zeit, das Proviſoriſche in allen ihren Aeußerungen; wie die Menge der Stimmen, die laut wurden, die Menge der Thaten, die zuſammenſtießen, der Forſchungen, welche angeſtellt wurden, der Entdeckungen, die ſich häuften, der Geſinnungen, die ſich ausbildeten, ſich mehr wechſelſeitig zu hemmen und zu ſtören, als zu fördern ſchienen: aber da mein Glaube ein geſchichtlicher, ein abrahamitiſcher, nicht für ein einzelnes Volk, ſondern für die Welt geworden war, ſo wandte ſich die Betrachtung allmälig immer ernſthafter dahin, in allem Erkennen, wie in aller geiſtigen That, den geheimen Spuren der keimenden Entwickelung, die in den verworrenen Wegen der gegenwärtigen Zeit verborgen ſchlummern, nachzugehen, das ſtille Heranwachſen einer Zukunft, wenn auch nicht mit Klarheit zu bezeichnen — ſie wäre ja Gegenwart, wenn dieſes gelänge — ſondern anzudeuten. Was aller Lehre und jeder That ihren eigentlichen Werth giebt, iſt doch nur die Zukunft, die ſich göttlich entwickelnde. Alle Entwickelung aber iſt ſtill; du ſiehſt nicht das Gras wachſen, wohl aber mag es dem ruhig betrachtenden Geiſte gelingen, dem ſtummen Gange der Entwickelung immer näher zu treten. Je umfaſſender eine ſolche Forſchung wird, deſto weniger auffallend und effectvoll tritt ſie in einem jeden Momente hervor. Alle Erzeugung verbirgt ſich, wie der Pflanzenkern in der harten Schale der Frucht, oder die das wachſende Leben tragende Wurzel in der Erde abgewandt vom Lichte. Aller Effect, aller Kampf der Zeit trägt das Kleid einer ſchnell verſchwindenden ſinnlichen Gegenwart. Es ſind die krampfhaften Wehen der Geburt, die ſelbſt nichts gebären. So dem ſtillen Gange der Entwickelung nachforſchend in der Natur, in der Geſchichte, im Erkennen wie im Handeln des Geſchlechts, überließ ich es Andern, in meinem höhern Alter, die Geburtswehen zu ſtillen, und wandte meine ganze Aufmerkſamkeit auf die Geburt. Die Geſchichte ruht nicht bloß als ein äußerer Gegenſtand vor uns, ſondern innerlich, in dem ſcheinbar engſten Daſein, wie in dem bedeutendſten, nicht ſtückweiſe, ſondern ganz, ſo wie die unendliche Welt im Raume einem jeden menſchlich ſinnlichen Bewußtſein nothwendig vorſchwebt, ſelbſt dem am meiſten verdüſterten, wenn es nicht ganz untergehen ſoll. Dieſe Geſammtheit der Geſchichte in ihrer unendlichen Zukunft, wie ſie hervorwächſt, ſtetig, ohne heftig bewegte Pulsſchläge aus der Vergangenheit feſt zu halten, ward die alleinige Aufgabe meines Greiſenalters. Wenn dieſe Betrachtung ſich auf die Geſchichte des Geſchlechts richtete, konnte, durfte ſie ſich verleugnen, wenn ich einen Blick warf auf die eigne?

Es war ein Glück für mich, daß mein Verhältniß zum Kronprinzen einen poſitiven und beſtimmten Inhalt hatte, in welchem ich, meiner Eigenthümlichkeit nach, ihm gegenüber thätig hervorzutreten vermochte. Denn in der That, der Inhalt war eine Angelegenheit, die, obgleich innerhalb eines ſehr engen, ja, wie es ſchien, geiſtig beſchränkten Kreiſes, dennoch als geſchichtliche Zukunft eine große und wichtige genannt werden mußte; eine Angelegenheit, die zugleich das Recht hatte, ſich als die allerperſönlichſte zu äußern, und eben dadurch in der reinſten Geſtalt erſchien. Wenn ſonſt ein perſönliches Verhältniß ſich in der Nähe eines hohen Herrn geltend machen will, ſo wird dadurch die Zuneigung gefährlich berührt, und nicht ſelten getrübt: hier durfte die allerinnerſte Perſönlichkeit ſich unbefangen äußern, ohne dieſes zu befürchten. Ich trat eben in der hoffnungsloſeſten Zeit als der Repräſentant der verfolgten Lutheraner dem Kronprinzen gegenüber. Er iſt ernſthaft religiös erzogen. Wie der tiefe religiöſe Sinn eine chriſtliche Umgebung in ſeine Nähe zog, iſt allgemein bekannt, und erregte nicht ſelten Furcht und Tadel. Daß ein beweglicher, lebhafter Prinz, ein Jüngling, der zu den Geiſtreichſten ſeiner Zeit und ſeines Landes gerechnet werden mußte, eine ſolche Richtung durch das bunte Hofleben hindurch nicht als ein Mittel zur Erreichung äußerer Zwecke, vielmehr als innere Geſinnung feſthielt, iſt in der That erſtaunenswerth; denn dieſe Geſinnung hat das lebhafte Intereſſe für die mannigfaltigſten geiſtigen Richtungen nicht geſchwächt, vielmehr geſtärkt. Die Neigung für Wiſſenſchaft und Kunſt in allen Richtungen zeichnet ihn aus. Wo eine ſtarke, entſchiedene, geiſtige Eigenthümlichkeit ſich in ſicherer Form ausſpricht, ſei ſie wiſſenſchaftlicher oder künſtlicher Art, da wird ſie von ihm nicht bloß anerkannt, nicht bloß geſchätzt, ihr wird zugleich gehuldigt, und ſie fühlt ſich in ihrem innerſten Weſen geehrt. So iſt er wie wenige andere Fürſten berufen, einem jeden Talente die Zuverſicht zu ſich ſelber zu ſchenken und es in ſeinem weiten Staate, ja in ganz Deutſchland fruchtbringend hervorzurufen. Er lebt im innern, verborgenen, geheimen Bunde mit allen keimenden Geiſtern der Zeit, und wo eine lebendige Production keimt, die eine reiche Zukunft verſpricht, da tritt die lichtvolle Atmoſphäre, in welcher ſie wachſen und gedeihen ſoll, als ſchützender Lebenshauch ihr entgegen. Dieſes geiſtige Anerkennen, dieſe Achtung für eine jede wiſſenſchaftliche oder künſtleriſche Eigenthümlichkeit war es beſonders, die mir für die Zukunft ſo vielverſprechend entgegentrat, und ſelbſt die überwiegende Neigung, ſo wie das urſprüngliche ausgezeichnete Talent für die Kunſt, ward mir ſehr bedeutungsvoll. Mit einer wunderbaren Schnelligkeit wurden alle künſtleriſche Gegenſtände aufgefaßt und in ihrer Eigenthümlichkeit feſtgehalten. Ein hoher Herr muß oft in kurzer Zeit eine Maſſe von Gegenſtänden flüchtig, wie es ſcheint, überſehen. Nun waren eben künſtleriſche Gegenſtände ſolche, die ich in ſeiner Begleitung öfters zu betrachten Gelegenheit hatte, und ich war nicht wenig erſtaunt, wenn der Prinz nach langer Zeit mit der größten Genauigkeit uns darſtellte, was er, wie es ſchien, nur in einem ſchnell vorübergehenden Momente flüchtig geſehen hatte. Ein ſolches ſicheres Auffaſſen, welches den Inhalt mit Klarheit behält, ein Gedächtniß der Anſchauung, die in jedem Augenblick zur lebendigen Erinnerung wird, iſt aber für einen Herrſcher eine außerordentliche, erfolgreiche und wichtige Gabe; ſie iſt bei unſerm König keineswegs auf die Kunſt beſchränkt. Localitäten, die er auf ſeinen vielen Reiſen in großer Menge ſah, ſchweben ihm zu jeder Zeit mit außerordentlicher Klarheit vor; was ihm bei ſeinen Studien eine ſichere Geſtaltung gewann, verſchwindet nie: und wer kann leugnen, daß eine ſolche Gabe für den Herrſcher eines mächtigen Reichs eine überaus günſtige genannt werden muß? Was nicht mit der verſchwindenden ſinnlichen Gegenwart ſich verliert, was in der Permanenz des innern Lebens als Anſchauung feſtgehalten und in ſeiner eigenſten Weiſe behalten wird, das erhält nothwendig einen innern Werth, eine Schätzung, die nicht bloß mit dem vorübergehenden Eindruck verknüpft iſt. Ich erwähne dieſe Gabe, die mir ein Gegenſtand mannigfaltiger Betrachtung ward, und die Grundlage einer zukünftigen reichen Thätigkeit ſchien, hier, weil ſie ſich mir beſonders aufgedrungen hat.

Was mich mit dem zukünftigen Herrſcher verband, waren nun aber vorzüglich die kirchlichen Angelegenheiten. Es iſt bekannt, wie wichtig dieſe ihm erſchienen, nicht allein als ſolche, die von einem beſonnenen Regenten, wo ſie im Volke laut werden, nie überſehen oder mit Gleichgültigkeit und Geringſchätzung behandelt werden dürfen, ſondern auch als ſolche, die ihn ſelbſt durch eine tiefe chriſtliche Geſinnung innerlich bewegten. Wenn es für einen jeden Menſchen in unſern Tagen eine bedenkliche Sache iſt, ſich als einen Chriſten zu bekennen; wenn ein ſolches Bekenntniß das einzige iſt, welches in allen Ständen und in den allerengſten Lebensverhältniſſen, wie in den mächtigſten und größten, auf den nämlichen Widerſtand ſtößt: ſo iſt dieſer doch am bedenklichſten da, wo er den Herrſcher trifft. Die Maſſe, wenn ſie zu der Ueberzeugung gekommen, daß der Regent ernſthaft chriſtlich geſinnt iſt, wird in unſern Tagen alle jene Vorurtheile gegen das Chriſtenthum, auf welche ſie eben ihren beſchränkten Stolz gründet, den ſie wohl ſogar als ein Zeichen ihrer höhern Bildung ſchätzt und hochhält, dem Regenten gegenüber geltend machen: und dennoch iſt das offene Bekenntniß des Chriſtenthums eine unbedingte Forderung, wenn es dem Menſchen Religion geworden iſt. Dieſe muß die Trägerin aller

Lebensverhältniſſe ſein, und wird unbedingt und rückſichtslos als eine ſolche erſcheinen. Aber das muß dem Könige einleuchten, daß diejenigen, die, von äußeren Verhältniſſen gedrängt, in ihrer religiöſen Ueberzeugung ſchwankend werden, nicht die treueſten Unterthanen ſein können.

Der Kronprinz war, ſeinem religiöſen Bekenntniſſe nach, nicht in der ſtrengen lutheriſchen Orthodoxie erzogen, er war ein Calviniſt, d. h. er gehörte einer Kirche zu, die ſich in der Abendmahlslehre zwar der lutheriſchen Anſicht näherte, ohne doch in dieſe überzugehen. Er wünſchte, wie ſein Vater, ein brüderliches, chriſtliches, ja kirchliches Zuſammenleben beider Confeſſionen: aber dies ſollte nicht, wie die Behörden wollten, durch irgend eine Spur von Zwang herbeigeführt werden.

Die Zeit war höchſt bedenklich. Die Juli-Revolution bedrohte nicht allein Frankreich, ſondern mehrere Orte Deutſchlands. In einer ſolchen Zeit, in welcher die innere Ordnung des Staats aufrecht zu erhalten, ſeine Würde zu befeſtigen, das gebotene, ja heilige Geſchäft des Regenten iſt, darf die Regierung ſich nicht in ſpitzfindige Religionsſtreitigkeiten einlaſſen.

Wenn das Haus brennt, muß man das Feuer löſchen, nicht grübeln, und die Zeit mit unthätigen Erbaulichkeiten verſchwenden. Der Kronprinz dachte, als er die Verirrung der geiſtlichen Behörden ſah, an die unglückliche byzantiniſche Zeit.

Aber eben weil der Staat als ſolcher ſich nicht in Streitigkeiten der Art zu miſchen hatte, mußte er eine jede Confeſſion, die ſchon ſeit Jahrhunderten ein geſchichtliches Recht des Daſeins erworben hatte, in ihrer Art gewähren laſſen, ſo lange ſie aufrichtige und eifrige Bekenner zählte. Ja dem Kronprinzen erſchienen, den mächtigen Behörden gegenüber, jene, die ihr ganzes Daſein für ihre Religion einſetzten, achtungswerth und jeder Theilnahme würdig. Er ſah es ein, daß für eine kirchliche Ordnung im Staate, wie in den Familien, eine Sicherheit der Lehre, nicht wie ſie durch Anordnungen und Verfügungen von Außen, eben ſo wenig durch immer erneuerte ſpitzfindige theologiſche Streitigkeiten, die nur die Gemüther verwirren, ſondern, wie ſie als religiöſe Grundlage des ſittlichen Familienlebens ſich ruhig entwickelnd fortpflanzte, etwas durchaus Wünſchenswerthes ſei, und auf jede Weiſe geſchützt und erhalten werden müßte. Ja ich erkannte in ihm die wahre Toleranz, wie ſie in unſern Tagen immer ſeltener wird; jetzt, da man für Alles, was man ſchützen soll, nur abſtracte Ausdrücke ſucht und findet, nur Servile, Liberale, Legitime, Radicale, Frömmler, Aufgeklärte kennt und nennt, eine ſo oder ſo conſtruirte Menſchheit, aber keinen Menſchen; jetzt, da man allen Sinn und alle Freude an einer reichen Mannigfaltigkeit des menſchlichen Daſeins immer mehr und mehr zu verlieren ſcheint. Der Kronprinz freute ſich, ſeiner tief lebendigen Natur nach, als er eine geſchichtliche Wurzel in ihrer entſchiedenen Eigenthümlichkeit wieder grünen ſah, etwas, aus dem Innern, Friſches, was ihn, durch die geſunde Urſprünglichkeit, von der flachen formloſen Allgemeinheit der ſich in widerſprechenden Meinungen immer mehr verlierenden Zeit, ablenkte. Hier war keine bedenkliche Beimiſchung, keine vergangene irdiſche Gewalt, die man wiedererlangen, kein verlorner Beſitz, den man wieder erhalten wollte, wie da, wo die katholiſche Kirche ſich zu bewegen begann: die Macht vielmehr, die bis jetzt von dem Staate geſetzmäßig geſchützt wurde, ging entſchieden verloren; den Beſitz, welchen die Lutheraner mit der Kirche des Staats theilten, mußten ſie völlig opfern, um dasjenige, was ihnen das Heiligſte war, zu retten. Keiner ſchätzte dieſe Geſinnung höher als der Kronprinz. Von dem erſten Augenblick der gewaltſamen Kriſe in Breslau an durfte ich mich völlig unbefangen über das zweckloſe Verfahren der Behörden ſchriftlich wie mündlich äußern. Als ich in Berlin angeſtellt ward, genoß ich als Berichterſtatter der Lage der jetzt wachſenden Gemeinden das volle Vertrauen des Kronprinzen; ich ward durch Berichte aus Breslau nicht allein, ſondern auch durch Beſuche der hier ankommenden Prediger der verfolgten Gemeinden, von der unglücklichen Lage derſelben in Kenntniß geſetzt. Dieſe Prediger, die die zerſtreuten Gemeinden in allen Gegenden beſuchten, ſtärkten und ermunterten, mußten ſich, um nicht von der Polizei eingeſperrt zu werden, verborgen halten. Ein jeder Beſuch ſetzte ſie der Gefahr der Entdeckung aus, obgleich man hier gelinder, als in den Provinzen verfuhr, wenigſtens wurden die Gemeinden mehr geſchont, und man ſuchte ein jedes Ereigniß, wodurch die Aufmerkſamkeit der Einwohner auf die Lage der Lutheraner hingezogen werden konnte, ſorgfältig zu vermeiden. Wirklich gelang dieſes auf eine merkwürdige Weiſe, und der größte Theil der Berliner wußte kaum, daß in ihrer Mitte eine ſtreng lutheriſche Gemeinde hier und da durch verborgene Prediger mit Gefahr polizeilicher Störung, ihren ſtillen Gottesdienſt hielt, daß diejenigen Prediger, die von der Polizei entdeckt waren, wie Verbrecher in der Hausvogtei eingeſperrt wurden. Wäre dieſe Verfolgung nicht eine ſo tadelnswerthe geweſen, ſo würde man Gelegenheit genug gefunden haben, die Virtuoſität der nachſpürenden Polizei zu bewundern: freilich fand hier nicht die inſtinctartige Vorſicht ſtatt, welche ſich bei Verbindungen zeigt, die ſich ihrer verbrecheriſchen Abſicht bewußt ſind.

Der Kronprinz verfolgte das Schickſal der Gemeinden mit der größten Aufmerkſamkeit und wachſender Theilnahme. Wenn ich glaubte, der Einzige zu ſein, der ihm über die Lage der Gemeinde Bericht erſtattete, ſo erfuhr ich manchmal mit Erſtaunen, ja mit wahrer Freude, daß ich mich irrte. Nicht bloß, was ich ihm mittheilen zu müſſen glaubte, war ihm nicht ſelten ſchon bekannt, oft erfuhr ich auch durch ihn mir völlig Unbekanntes. Da ich ihn auf ſolche Männer aufmerkſam machen durfte, die vorzüglich, und zwar nicht Prediger allein, in eine höchſt dürftige Lage geriethen, ſo war ich nicht ſelten der Austheiler ſeiner Wohlthaten. Ich war Zeuge der bedeutenden Opfer, die er brachte. In dem tadelnswerthen Gange des einmal eingeleiteten Verfahrens vermochte er freilich nichts zu ändern, wo aber die Gewaltthätigkeit zu auffallend ward, trat er nicht ſelten entſchieden hervor.

Wenn nun das Intereſſe des Fürſten für die bedrängte Kirche, die nicht ſeine religiöſe Ueberzeugung theilte, zunächſt mich mit freudiger Hoffnung erfüllte, ſo mußte doch dieſe ſich weiter erſtrecken. Ich mußte einſehen, daß der zukünftige Herrſcher geneigt war, nicht den Formalismus des Staats, der ſich mit großer Sicherheit und geſchichtlich ausgebildet hatte, zu erſchüttern, wohl aber innerlich zu beleben, daß er lebendige Eigenthümlichkeiten in ſich aufnähme und gelten ließe; Eigenthümlichkeiten, die ſich von innen heraus entwickelnd und anerkannt, durch ihren poſitiven Inhalt ein eigenes Daſein, und durch dieſes, je kräftiger es in ſich ward, eine Berechtigung erhielten, aus welcher Rechte entſprangen, die das Gepräge der leeren Allgemeinheit und Abſtraction verloren. Zwar die Richtung, in welcher dieſe Geſinnung ſich äußerte, war nicht geeignet, eine große Popularität zu gewinnen;

denn leider in der herrſchenden öffentlichen Meinung war die Religion ſelber ein allgemeines Abſtractum geworden, und eine Form derſelben erſchien nur als eine untergeordnete Modification des unbeſtimmt Allgemeinen, welches ſich ſo oder anders behandeln ließ. Aber wohl erkannte ich es, daß der Kronprinz in Allem, was auf Rechte Anſpruch machte, eine beſtimmte Berechtigung forderte. Man fing ſchon an, ihn als einen Begünſtiger des Adels zu betrachten, weil er die Vernichtung deſſelben, wie ſie in der Conſequenz des franzöſiſchen revolutionären Princips lag, zu hemmen ſuchte. Daß er auch hier nur vor Allem eine Berechtigung vorausſetzte, ein tüchtiges Daſein, welches durch eine lebendige Bedeutung ſich geltend zu machen wußte, bewies eine jede Aeußerung. Daher ſeine Neigung für England, wo die großen bedeutenden Fragen der Zeit zwiſchen den Intereſſen der Agricultur und der Induſtrie einen ſo großartigen, für die Zukunft inhaltsreichen Kampf erzeugt hatten; nicht die revolutionären, abſtracten, alle Verſchiedenartigkeit des Daſeins vernichtenden Rechte eines unruhigen Bürgerſtandes und eines in ſich leer gewordenen Adels, vielmehr die höher ſtehende, auf ein eigenes Daſein begründete, Achtung gebietende Berechtigung beider ſchwebte ihm als das geſchichtlich zu erreichende Ziel vor.

Zwar herrſcht in Berlin, als der Stadt im innerſten Weſen zugehörig, Manches, was mir immer fremd bleiben wird; aber in keiner großen Stadt in Europa iſt dieſes Urſprüngliche geiſtig reicher in Bewegung geſetzt als hier, und die Herrſchaft einer geiſtigen Einſeitigkeit, wie ſie aus London und Paris nie zu verdrängen iſt, kann hier nur vorübergehend zum Vorſchein kommen. Ich bin nämlich ſchon zu alt, um eine zehn- bis funfzehnjährige Dauer als eine permanente anzuſehen, oder eine lärmende Herrſchaft als eine mächtige zu betrachten. Berlin iſt im Grunde eine proſaiſche Stadt, aber mit einer überſchwänglichen Receptivität für Alles, was ſich mit einigem Geſchick für Poeſie ausgiebt, nicht allein, ſondern auch für das, was wirklich Poeſie iſt. Daß der Formalismus des Staats ſich hier ſo mächtig ausbildete, liegt in der Natur der Einwohner; denn da das beſtimmte Objective, wie es ihnen entgegentritt, entweder Alles gilt oder nichts, ſo fordern ſie für das, was ſie achten ſollen, eine abſolute Form und ſehen dieſe mehr oder weniger conſequent als das Weſen an; daher die merkwürdige Zuverſicht, mit welcher die Rechtsverhältniſſe, die Richter, die adminiſtrativen Behörden, wie die Profeſſoren hervortreten. Dieſe Zuverſicht theilt ſich den Provinzen mit, ja imponirt gewiſſermaßen ganz Deutſchland. Dieſer herrſchende Formalismus entſpringt aus dem kritiſchen Sinne, der nicht leicht Etwas gelten läßt, was ſich als ein Poſitives, aber eben daher lebendig Geſtaltetes giebt und zu behaupten ſucht. Wäre Deutſchland wie Frankreich, könnte, was Gott verhüte, Berlin ein Paris werden, dann würde eine Tyrannei der Hauptſtadt entſtehen, die gefährlicher wäre, als ſelbſt in Paris: aber die mannigfaltig geſtaltete Oppoſition bewahrt nicht allein vor Erſtarrung, ſie ruft auch einen innern heilſamen Kampf hervor, der eben Berlin für mich geiſtig ſo intereſſant, ja unentbehrlich macht.

Der Kampf in allen Richtungen, welcher mich früher lockte, ſetzt mich jetzt nicht mehr in ſo lebhafte Bewegung. Ich liebe den Kampf noch, aber als ruhiger Zuſchauer, und ſo genieße ich, was ich nicht entbehren kann, mit einer Bequemlichkeit, die meinem Alter zuſagt. Beſonders giebt es vielleicht keinen Ort in Europa, welcher mich überſichtlich die lebendigen Keime, die in der Geſchichte inmitten der Stürme der Zeit hervorſproſſen, ſo entſchieden erkennen läßt, wie Berlin.

Ich hatte in Breslau eine Unbequemlichkeit gefühlt, die mich doch zu quälen anfing. Ich blieb, ſo lange ich in preußiſchem Dienſte thätig war, mit Vorträgen überhäuft. Da die Summen, die durch das Honorar einliefen, im Ganzen nur unbedeutend waren, ſo war die Verzichtleiſtung auf dieſelben nur mit geringen Opfern verbunden, und ich las jährlich drei bis vier Publica. Der optiſche Theil der Phyſik, die phyſicaliſche Geographie, die Anthropologie, die Geognoſie, die Hodegetik wurden publice vorgetragen. Die Experimentalphyſik und die Mineralogie forderten 11 Stunden wöchentlich. So ward der größte Theil meiner Zeit meinen Vorträgen geopfert, und es gab Halbjahre, in welchen ich einige zwanzig Stunden wöchentlich zu leſen hatte. Nachdem ich nun faſt 30 Jahre hindurch die erſten Elemente der Mineralogie und Experimentalphyſik vorgetragen hatte, wurden mir, ich geſtehe es, dieſe Vorträge höchſt läſtig. Ich glaubte, mich nach den Bedürfniſſen meiner Zuhörer richten zu müſſen, und dieſe waren, mit höchſt ſeltenen Ausnahmen, gar nicht vorbereitet. Die erſten Elemente nun, die ich eigentlich bei dieſen Vorträgen als bekannt vorausſetzen durfte, immer zu wiederholen, alle Jahre auf die nämliche Weiſe elektriſche Flaſchen zu laden, Stahlfedern in Sauerſtoff zu verbrennen, Knallluft zu zerplatzen u. ſ. w., ward mir unerträglich. Ueberhaupt in den Naturwiſſenſchaften, die ſich ſo ſchnell entwikkeln, muß nur derjenige, der in friſcher jugendlicher Kraft ein rüſtiger Zögling der Gegenwart iſt, als Lehrer thätig ſein.

Verſetzung nach Berlin.

Als ich nach Berlin berufen ward, entſagte ich daher jener mannigfaltigen Beſchäftigung, um mich ganz der innern Betrachtung hinzugeben.

Als von meiner Verſetzung die Rede war, war ich eine Zeit lang ein Gegenſtand der Unterhaltung verſchiedener Blätter, und auch meine Perſönlichkeit, mein tägliches Leben ward behandelt und beurtheilt. Im Ganzen lauteten dieſe Beurtheilungen nicht ungünſtig. Mit meinem Empfang bei der Univerſität konnte ich zufrieden ſein. Ich kam nicht mit großen Erwartungen an; faſt 30 Jahre waren verſchwunden, ſeit ich ein Gegenſtand des öffentlichen Beifalls, ja des Enthuſiasmus der Jugend geweſen war. Ich war alt, die Zeit eine andere geworden. Hegel war ein halbes Jahr früher geſtorben, aber ſeine Philoſophie beherrſchte die Univerſität, und mein ganzes Leben, meine Perſönlichkeit und meine geiſtige Richtung waren andere. Der Maaßſtab wiſſenſchaftlicher Beſtrebungen, der bei einer jeden Beurtheilung in Berlin angelegt wurde, konnte mir nicht günſtig ſein. Die Naturforſcher erwarteten von mir wenig, und wenn dieſe auch anfingen einzuſehen, daß ich einige naturwiſſenſchaftliche Kenntniſſe beſaß, und mich freundlich aufnahmen, ſo waren ſie doch entſchiedene Gegner der Naturphiloſophie. Die großen Entdeckungen einerſeits in der Phyſik, dann in der Geologie, endlich in der comparativen Phyſiologie, hatten einen jeden Keim ſpeculativer Anſichten erſtickt, und die Naturphiloſophie ward als ein willkürliches, phantaſtiſches Spiel betrachtet, welches vielleicht hier oder da ein dichteriſches, keinesweges ein wiſſenſchaftliches Intereſſe erregen konnte. Aber jetzt hatte ich nicht allein die Naturforſcher, ſondern auch die in Berlin herrſchenden Philoſophen gegen mich. Wenn jene behaupteten, daß jede Betrachtung der Natur ſich ſtreng innerhalb der Grenzen der Sinnlichkei halten, hier aber alle Verhältniſſe mit Klarheit und Beſtimmtheit auffaſſen müſſe: ſo waren die Philoſophen geneigt, dieſer Beſtimmtheit allen ſpeculativen Werth abzuſprechen, und ſo mit den Naturforſchern recht eigentlich gegen mich verbunden. Mir war das Naturleben in ſeiner mannigfaltigen Wirklichkeit, der objective Geiſt, eine göttliche Offenbarung; und wenn dieſes große Naturepos mir auch, je ſorgfältiger ich jetzt ſtudirte, deſto ſchwieriger zu faſſen ſchien, wenn auch Manches, was jugendlicher Muth und Uebermuth mir früher näher gerückt hatten, ſich mehr entfernte und verſchleierte: ſo verſtummte dennoch der Grundton meines ganzen Daſeins nicht, und der Eifer der geiſtigen Naturbetrachtung wuchs, ſtatt abzunehmen.

Die Hegelſche Naturphiloſophie iſt die dürftigſte aller ſeiner Doctrinen, und was ſie als ein caput mortuum, als ein Phlegma ausſchied und präcipitirte, was in ihr logiſches Präparat gar nicht hineinpaßte, und ſich ſo kryſtalliſiren ließ, war mir eben das Einzige, was eine Unterſuchung verdiente, und was ich Natur nannte.

Man konnte ſagen, die ganze Univerſität war in zwei Hälften getheilt: die eine mit bloß vereinzelten Unterſuchungen beſchäftigt, bildete die eigentliche fruchtbarſte Richtung des Univerſitätslebens; ſie hat der Univerſität die poſitive wiſſenſchaftliche Herrſchaft verſchafft und ihren Ruf begründet, aber auch die Elemente der Hochſchule von einander geſondert und zerſplittert. Es war eine allgemeine Neigung entſtanden, nachdem der große Verſuch, eine geiſtige Einheit aller wirklichen Erfahrungen zu erringen, erlahmt war, das Vereinzelte als eine gute Beute zu betrachten, deren Beſitz man ſichern wollte; und an der Stelle der Hingebung, die allein dem Ganzen einen Werth giebt, entſtand ein Ringen nach Virtuoſität, die ſich allerdings ſelbſt in dem kleinſten vereinzelten Object bis zur Bewunderung ausbilden läßt. Man glaube nicht, daß ich dieſe allgemein herrſchende Richtung table; ſie iſt nicht willkürlich entſtanden, ſie hat eine wirkliche, echt geſchichtliche Bedeutung: nur muß ich bekennen, daß ich ſie nicht ohne einen gewiſſen Schauder in allen Richtungen ſich ausbilden ſehe, und die Hoffnung, daß dieſe immer zunehmende Zerſplitterung fortgeſetzt, zur Einheit führen ſoll, nicht zu theilen vermag. Wenn ich einen jungen Mann irgend einem wiſſenſchaftlichen Gegenſtande enger und beſchränkter Art ſich ganz hingeben ſehe, ſo iſt es nicht der friſche Sinn, der ſich den Blick für ein größeres, freieres, geiſtiges Ganze offen erhalten will, ſich eine Heimat im geiſtigen Staate und eine allgemeine Stimme in einem größern Reiche zu erwerben ſucht: der junge Mann wird vielmehr von dem Gegenſtande einſeitig gefeſſelt; und wenn das Product auch einigen Werth hat, ſo geht doch die freie Perſönlichkeit in dem unter, was vielleicht einen andern belebt, ihn aber tödtet. Ich nenne dieſe Richtung im Ganzen die Naturrichtung; ſie erſcheint nur da, wo ein Stück der Geſchichte die ganze Thätigkeit eines Menſchen in Anſpruch nimmt und vereinzelt. Ich ſehe ſo ein ganzes menſchliches Daſein in eine Pflanzen- oder Thierfamilie verwandelt, und befürchte, daß eine Zeit kommen wird, in welcher die unüberſehbare Maſſe der unterſuchten Gegenſtände das allgemein wiſſenſchaftliche Bewußtſein betäubend einſchläfern wird: ſo wie das Mittelalter in ſeiner ſcholaſtiſchen Spitzfindigkeit, je reicher dieſe ward, durch Entkräftung einſchlummerte. Daß ich dieſer Richtung ganz fremd blieb, verſteht ſich von ſelbſt; ich vermochte dem ſo Beſchäftigten nichts zu bieten, was ihm irgendwie förderlich ſein konnte. Ich tadle nur die Einſeitigkeit dieſer Richtung, die einem Separatismus der Gelehrſamkeit gleicht, der in ſeiner Beſchränktheit die geſchichtliche Forſchung, die mit der allgemeinen Bildung des Geſchlechts fortzuſchreiten beſtimmt iſt, von dem Geſchlechte auszuſchließen droht.

Aber eben ſo entſchieden war ich von einer Philoſophie getrennt, die ſich für zu geiſtig vornehm hielt, um ſich mit der ſinnlichen Wirklichkeit als einer ſolchen einzulaſſen, oder wenigſtens nur in ſofern dieſe ſich in ein logiſches Netz einſpinnen und ſo genießen ließe. So hatte ich zwei Feinde, die einander gegenüber ſtanden, und näherte mich meinem ſechzigſten Jahre. Hier half mir meine Eigenthümlichkeit; meine ganze geiſtige Beſchäftigung war eine poſitive, ich hatte keine fremde, ſondern eine eigene Aufgabe zu löſen, ſie war mir ein langes Leben hindurch immer mächtiger geworden, und ich konnte mich nach Andern nicht richten. So blieb ich immer entſchiedener, was ich geworden war. Ich hatte alle Neigung zur wiſſenſchaftlichen Polemik verloren, und mußte ruhig abwarten, ob und in wiefern man mich, ſo wie ich nun einmal war, gelten ließe. Ich ſage, ich hatte jede Neigung zur Polemik verloren, doch ließ dieſe ſich nicht immer in meinen Vorträgen abweiſen, aber ſie ward nur da laut, wo irgend eine gegneriſche Anſicht, wie ich vorausſetzen mußte, ſich bei meinen Zuhörern geltend machte, und mir den Weg ſperrte. Auch konnte ich, meiner Natur nach, nicht umhin, meine Gegner anzuerkennen. Es war mir ſeltſam zu Muthe, wenn einige bedeutende Männer mir den Rath ertheilten, ich ſollte doch ja mich geben, wie ich wäre, und mich nicht ſcheuen, meine einmal in ſich abgeſchloſſene Subjectivität unbefangen auszuſprechen, mich ja nicht bemühen, etwa die mir fremde Sprache der herrſchenden Philoſophie zu brauchen. Es waren Männer, auf die ich in früheren Jahren einigen Einfluß gehabt hatte, und ſo ſah ich, daß ich dieſen Männern völlig fremd geworden. Ich ſprach ohnedies rein aus mir heraus, und erſchien eben daher auch meinen Zuhörern fremd.

Ich trug abwechſelnd Naturphiloſophie, Anthropologie in meinem Sinne, Religionsphiloſophie und Pſychologie vor. Der Anfang war ſchwach; das erſte halbe Jahr wurden meine Vorträge nicht ſtark beſucht, und die Zahl meiner Zuhörer nahm im Verlauf des halben Jahres ab, ſtatt zuzunehmen. Doch hatte ich einige, die mir ganz zugehörten, an die ich mich auch mit großer Hoffnung perſönlich anſchloß; unter ihnen waren aber wenige einheimiſche, auf den hieſigen Gymnaſien gebildete. Auf dieſen herrſchte eine Vorbildung, die mir nicht günſtig ſein konnte. Die Zuhörer, die mich zuerſt hier ermunterten, und mir daher, als ich mich ſo fremd fühlte, in der That wichtig wurden, verdienen wohl genannt zu werden. Unter dieſen war Behn, jetzt Profeſſor der Phyſiologie in Kiel, ein tüchtiger junger Mann, der mir ſehr werth war. Ich nenne ihn zuerſt, weil ich mich einer Vergeßlichkeit gegen ihn ſchuldig gemacht habe, die mich drückt. Als ich im Jahre 1840 durch Kiel reiſte, war ich durch Verhältniſſe, die ſpäter erwähnt werden ſollen, ſo ſeltſam zerſtreut, daß ich an ſeine Anſtellung dort nicht dachte und ihn aufzuſuchen vergaß. Ich brachte zwar nur einen Tag in Kiel zu, und mußte eilen fortzukommen. Die wenigen Reſte der alten Zeit zogen mich natürlich vorzüglich an; die Schwiegertochter meines Wohlthäters, die Doctorin Hensler, Niebuhrs ausgezeichnete Freundin, die Herausgeberin ſeiner Correſpondenz; und der alte Syndikus Jahn, der Vater des berühmt gewordenen Philologen, bildeten den alten Reſt meiner früheren Bekannten.

Außer Behn, beſtanden diejenigen Zuhörer, die mir meinen erſten Aufenthalt in Berlin als Docent angenehm machten, meiſt aus Süddeutſchen, Straßburgern und Schweizern. Aus Straßburg ſchloſſen ſich beſonders Kreis, Becker und Eberhardt mir an. Der erſtere ward durch mich an den Grafen Reinhold in Paris empfohlen, und begleitete Marc-Girardin auf ſeiner Reiſe zur Unterſuchung des ſüddeutſchen Schulweſens. Er iſt Prediger in der Nähe von Straßburg; der zweite iſt Vorſteher eines Inſtitutes für verwahrloſte Kinder, wie das des Herrn Kopf in Berlin, und des Herrn Wichern in Hamburg. Alle drei waren oft in meinem Hauſe, und ich hatte ſie ſehr lieb. Kreis wohnte während ſeines Aufenthalts in Paris mit dem jetzt in Aegypten reiſenden Profeſſor Lepſius zuſammen, von Berlin her ſein vertrauteſter Freund. Ich glaubte in jenem einen jungen Mann erkannt zu haben, der fähig wäre, ſich eine franzöſiſche Bildung anzueignen, ohne den deutſchen Ernſt zu verlieren, und ſo durch eine ſtille Thätigkeit beſſer als durch ein lärmendes ſchriftſtelleriſches Wirken dasjenige, was von der deutſchen wiſſenſchaftlichen Geſinnung in Frankreich einheimiſch werden kann, auszubreiten. Er ward aber von einer tiefen Religioſität ergriffen, und dieſe zog ihn nach ſeiner Vaterſtadt zurück. Eberhardt iſt ebenfalls in Straßburg ein eifriger Religionslehrer, wie Becker der Begründer einer erweiterten wohlthätig wirkenden Anſtalt. Dieſe war freilich ſchon einige Jahre früher durch den Eifer eines einfachen Straßburger Handwerkers, der einen großen Theil ſeines Vermögens zum Opfer brachte, und ſich mit einigen Freunden verband, innerhalb eines engen Kreiſes in Wirkſamkeit getreten, aber ſie wuchs immer mehr und mehr, nicht ganz unbedeutende Beiträge erweiterten die Anſtalt, und nach einer etwas verworrenen Zwiſchenzeit, ward Becker Inſpector derſelben, und ſie gedeihet jetzt immer mehr. Dieſer Becker beſuchte mich vor etwa einem halben Jahre; er kam von Hamburg, wo er das ſo berühmt gewordene „rauhe Haus“ meines Freundes, des Herrn Wichern, beſucht hatte, und es war mir eine große Freude, ihn von einer ſo bedeutenden Thätigkeit ergriffen, nach einem Zeitraume von 10 bis 12 Jahren wiederzuſehen.

Durch die brieflichen Mittheilungen dieſer meiner früheren Zuhörer und Freunde gelang es mir, einen Blick in das franzöſiſche Univerſitätsleben zu werfen, wodurch ich die merkwürdige Verſchiedenheit der deutſchen und franzöſiſchen Inſtitute kennen lernte. Zwar herrſcht in Deutſchland noch manches, geſchichtlich bedeutungslos Gewordene, welches ſich doch nicht ohne eine bedenkliche und gefährliche Operation von den Univerſitäten trennen läßt: aber einen ſo ſtarren Gegenſatz zwiſchen der kryſtalliſirten Vergangenheit und der queckſilbernen Gegenwart, wie in dem nur zu beweglichen Frankreich, finden wir doch bei uns nicht. Etwas Aehnliches zeigt ſich bekanntlich in England, und offenbar ſind Schule und Leben in Deutſchland nicht ſo getrennt, wie in dieſen Ländern. Die räthſelhafte, in unſeren Tagen faſt unbegreifliche Macht der alten Schule, die dem einſeitigſten Katholizismus längſt vergangener Zeiten jetzt noch einen ſo großen Einfluß verſchafft, läßt ſich in der That nur erklären aus dieſer Präcipitation einer frühern Zeit, die ſelbſt durch die gewaltſame Bewegung der Revolution nicht entfernt werden konnte, und die noch fortdauernd die verſuchte nationale Auflöſung trübt.

Ich würde mich ſehr glücklich ſchätzen, wenn ich auch meinen lieben Freund Kreis vor meinem Tode noch einmal wiederſehen könnte.

Zwei Schweizer, Zuhörer aus dieſer Zeit, muß ich hier noch nennen. Der eine war Godé, jetzt Lehrer des Prinzen Friedrich, Sohn des Prinzen von Preußen. Seine Zuneigung zu mir erweckte eine lebhafte gegenſeitige Anhänglichkeit. Mit ſeinem Bruder, der mit Eifer die phyſiſche Geographie, als ein Schüler Ritters trieb, machte ich eine angenehme Bekanntſchaft.

Ahlemann, ein ſchon ordinirter Theolog aus Chur, ein ſtiller, chriſtlich geſinnter Mann, hörte mit großem Eifer meine Religionsphiloſophie. Wie ſehr es damals einigen meiner Zuhörer Ernſt war, meine Vorträge zu benutzen, bewies mir Folgendes. Ich wünſchte, als ich zum zweiten Mal meine Religionsphiloſophie vortrug, eine ſo viel als möglich genaue Abſchrift meiner frei gehaltenen Vorträge zu beſitzen. Es verbanden ſich, dieſen Wunſch zu erfüllen, drei Zuhörer, der Prediger Ahlemann, der oben erwähnte Straßburger Becker, und ein Dritter, auf deſſen Namen ich mich leider nicht zu beſinnen vermag. Der erſte, der mit großer Fertigkeit und Schnelligkeit ſchrieb, beſorgte das Heft. Wenn die Schnelligkeit des Vortrages ihn ſtörte, ſtieß er ſeinen Nachbar Becker an, ſie verſtändigten ſich ſchnell; A. orientirte ſich und ſetzte das Schreiben fort. Der Dritte folgte mit möglichſter Aufmerkſamkeit dem freien Vortrage. So wie dieſer geſchloſſen war, eilten ſie nach Hauſe und brachten hier vereinigt das Heft zuſammen. Sie fehlten nie, und ich erhielt eine Abſchrift meiner Vorleſungen, die mir bei der Bearbeitung der Religionsphiloſophie für den Druck ſpäter ſehr nützlich ward.

Ich trug einmal im Anfange meiner hieſigen Thätigkeit die phyſikaliſche Geographie vor, aber Profeſſor Hoffmann kam von ſeiner geognoſtiſchen Reiſe durch Italien zurück, und ich überließ ihm mit Vergnügen dieſen Vortrag. Er verſtand es, ſich einen großen Beifall zu erwerben, und mich machte es wahrhaft glücklich, durch ihn das Studium der Geognoſie in Verbindung mit der phyſikaliſchen Geographie auf der Univerſität mit großem Intereſſe getrieben zu ſehen. Hoffmann war ein vorzüglicher Docent, und wie ich einen Freund, verlor die Univerſität einen ihrer ausgezeichnetſten Lehrer durch ſeinen frühen Tod. Unter den Zuhörern, die ich im erſten Semeſter in der phyſikaliſchen Geographie erhielt, nenne ich vorzüglich, außer dem obenerwähnten Godé, noch Löwenberg und Dr. Wappäus. Der erſtere iſt durch ſeine vielfältigen Kartenausgaben und ſonſtigen geographiſchen Werke hinlänglich bekannt; der zweite machte ſeiner Geſundheit wegen von der Univerſität aus eine Reiſe nach Braſilien, kehrte nach Berlin zurück, und iſt jetzt ein verdienter und in ſeinem Fache kenntnißreicher Docent in Göttingen, wo er eben die phyſikaliſche Geographie vorträgt.

In dem erſten Semeſter waren meine Zuhörer doch überwiegend Fremde: Deutſche aus den verſchiedenſten nichtpreußiſchen Gegenden, Schweizer, ab und zu Franzoſen, Engländer, Polen, Ruſſen, Scandinavier und einige Nordamerikaner. Die geringſte Theilnahme zeigte ſich für die Naturphiloſophie, die früher einen ſo überraſchenden Beifall gefunden hatte. Wenn auch anfänglich ſich eine Menge Zuhörer einfanden, ſo verloren ſie ſich doch allmälig, und der Grund war natürlich. Diejenigen, die ſich mit Naturwiſſenſchaften beſchäftigten, wollten von der Philoſophie nichts wiſſen; und diejenigen, welche ſich für dieſe intereſſirten, beſaßen gar keine naturwiſſenſchaftlichen Kenntniſſe. Die erſten Elemente, welche ich doch vorausſetzen mußte, waren ihnen unbekannt, und ſie vermochten es nicht, meinen Vorträgen zu folgen. Ich habe ſeit einigen Jahren aufgehört, die Naturphiloſophie vorzutragen, aber wenn ich noch einige Zeit Geſundheit und Geiſteskraft in meinem hohen Alter behalte, ſo werde ich es doch verſuchen, einen mit der gegenwärtigen Lage der Naturwiſſenſchaft übereinſtimmenden Grundriß einer Wiſſenſchaft, die mich den größten Theil meines Lebens hindurch beſchäftigte, zu entwerfen.

Jetzt wird die Pſychologie am ſtärkſten beſucht. Dieſe Wiſſenſchaft behandele ich auf eine eigenthümliche Weiſe. Man trennte die ſogenannte rationale Pſychologie früher von der empiriſchen ſo, daß die erſtere als eine Doctrin der allgemeinen Philoſophie, und daher völlig abſtract, die letztere dagegen völlig unwiſſenſchaftlich behandelt wurde. Die Verſuche, beide gemeinſchaftlich zu behandeln, glaubte ich nicht als gelungen betrachten zu können; die Idee der Organiſation als eine alle Erſcheinung auffaſſende ließe ſich, meiner Anſicht nach, conſequent in der Pſychologie durchführen, und dadurch ein naturwiſſenſchaftlicher Theil darſtellen, durch welchen die pſychiſchen Thatſachen in einer ſtrengen Geſetzmäßigkeit entwickelt werden könnten. Eine ſolche organiſche Pſychologie würde nun freilich vollkommen determiniſtiſch ſein, aber zugleich in der Totalität ihrer Darſtellung auf die über und jenſeit aller Erſcheinungen liegende Freiheit mit Nothwendigkeit hinweiſen. Es entſtünden dadurch pſychiſche Thatſachen, die im geſetzmäßigen Zuſammenhange innerhalb der Sinnlichkeit erkannt, eine höhere Speculation fordern und als empiriſche Grundlage dienen würden. Es wird ganz allgemein zugeſtanden, daß die Pſychologie als Einleitung zur Philoſophie anerkannt werden, ſich aber als eine ſolche in reiner Objectivität, wie die Phyſik, als Erfahrungswiſſenſchaft, behaupten muß. Nur völlig unabhängig von aller

Speculation kann ſie dieſe aus ſich erzeugen. Die unbefangene Betrachtung der Geſetzmäßigkeit der pſychiſchen Thatſachen in ihrem totalen Zuſammenhange vermag allein das höhere pſychiſche Lebensprincip, das Geſetzgebende in den pſychiſchen Erſcheinungen zu offenbaren. Die ſo ſinnlich erkannten Seelenäußerungen führen eben dadurch, daß ſie der Zucht der Sinnlichkeit unterworfen ſind, von der Knechtſchaft des Geſetzes zur Freiheit des Geiſtes, und die Unbefangenheit mit welcher alle Seelenäußerungen betrachtet und dem Naturgegenſtande gleich entwickelt werden, legt uns ſinnliche Gegenſtände vor, die zu Begriffen geſteigert, ſpeculativ, producirend hervortreten, nicht wie bis jetzt bloße Begriffe, die in dem ungeordneten Chaos der pſychiſchen Erſcheinungen (wie die ſogenannten Vermögen) ihren Gegenſtand ſuchen. Die Idee einer ſolchen Pſychologie verdanke ich Braniß durch die Entwickelung einer pſychiſchen Einleitung zu ſeiner Metaphyſik. Da das erſte Werk, welches mich beſchäftigen wird, nachdem ich dieſe Erlebniſſe geſchloſſen habe, eben eine ſolche Pſychologie ſein wird, ſo iſt dieſe kurze Andeutung genügend.

Eine Erfahrung, wenn ich den Gang der Studien auf den deutſchen Univerſitäten in früheren Zeiten und gegenwärtig verfolge, iſt mir merkwürdig. Eine Vergleichung nämlich der frühern und ſpätern Epoche, die mir deſto auffallender ward, indem beide auf zwei für ganz Deutſchland anregenden und bedeutungsvollen Hochſchulen mir entgegentraten, und zwar in der Zeit ihrer höchſten Blüthe. Sie waren deſto merklicher, weil ſie durch eine Zwiſchenzeit von einigen zwanzig Jahren von einander getrennt waren. Indem ich dieſe beiden Epochen mit einander vergleiche, werde ich nicht allein die Univerſität in Betrachtung ziehen, auf welcher ich lebte und lehrte. Man könnte zwar behaupten, daß die perſönliche Bedeutung eines berühmten Univerſitätslehrers hinlänglich wäre, dieſe Erſcheinung zu erklären. Diejenigen Studirenden, die ein vorzüglich wiſſenſchaftliches Intereſſe zeigten, und dadurch von den übrigen, die der Maſſe nach nur die Abſicht zu haben ſchienen, ſich für die ſpäteren Amtsprüfungen nothdürftig vorzubereiten, ſich unterſchieden, waren beſonders die Mediciner. Schon Göthe machte in ſeiner Studienzeit, in den ſiebziger Jahren, dieſe Bemerkung. Er meinte, der Grund läge in der evidenten Gegenſtändlichkeit der Wiſſenſchaft, die etwas Anziehendes, Lebendiges, ja Lockendes hat; aber ſo wahr dies ſein mag, ſo glaube ich doch, mich nicht zu irren, wenn ich in dieſer Thatſache etwas Eigenthümliches der damals nicht in Deutſchland allein herrſchenden, geſchichtlich wiſſenſchaftlichen Epoche erkenne. Die Bedeutung des organiſchen Lebens fing eben an, einen größeren Umfang zu erhalten. Die menſchliche Organiſation ſtand nicht mehr vereinzelt da; die Ströme des allgemeinen Lebens ergoſſen ſich in die bis dahin iſolirte menſchliche Form. Schon mehrere Jahre vor dem Schluſſe des Jahrhunderts keimte dieſe Richtung der organiſchen Naturwiſſenſchaft neben der mechaniſchen, die doch noch immer ihr ſeit faſt zwei Jahrhunderten begründetes Uebergewicht behauptete; und daß eben daher die erſte Aeußerung der wiedererwachten Speculation als Naturphiloſophie ſich geſtaltete, enthielt ſelbſt ein allgemein geſchichtliches Moment, und war keinesweges als ein zufälliges an Schellings und Reils Perſönlichkeiten geknüpft. Die Mehrzahl begeiſterter Zuhörer, die mich in Halle umgab, beſtand in der That aus jungen Aerzten. Zähle ich, wie billig, die Jahre der Zwiſchenzeit, welche die erſte Epoche meiner Erfahrungen von der letzten trennten, von der Zerſtörung der Univerſität Halle bis zu meiner Ankunft in Berlin, ſo iſt dieſe von der erſten Epoche durch ein volles Vierteljahrhundert getrennt. Auf der Berliner Hochſchule nun trat der rege wiſſenſchaftliche Sinn auf eine auffallende Weiſe unter den Theologen hervor. Die geiſtige Bewegung unter den Aerzten war faſt ganz verſchwunden, und während die Maſſe ſämmtlicher Entdeckungen immer wichtiger ward, während die Phyſiologie als empiriſche Wiſſenſchaft ſich immer reicher entwickelte, zog dieſe ſich immer mehr in die naturwiſſenſchaftliche Schule zurück, und die jungen Aerzte widmeten ſich faſt ausſchließlich der einſeitigſten Praxis. Wir dürfen einer beſſeren Zukunft entgegenſehen.

In der frühern Epoche war in Beziehung auf den wiſſenſchaftlichen Eifer die theologiſche Facultät offenbar im Nachtheil. Die rationaliſtiſche Anſicht war auf der Univerſität die herrſchende, der Gegenſtand des Studiums konnte keine Begeiſterung erwecken, und bekanntlich herrſchte unter den jungen Theologen, wenn man die Maſſe auf den Univerſitäten betrachtete, die größte Rohheit. Nun fing freilich eben in Halle die

Epoche der tiefern Auffaſſung der Theologie, die ſich ſpäter ſo bedeutſam erweiterte, mit Schleiermacher an: aber die Zeit ſeiner Thätigkeit ging ſo ſchnell vorüber, das Schickſal, welches das ganze proteſtantiſche Norddeutſchland ergriff, war ſo gewaltſam, daß Schleiermacher erſt in den ſpäteren Jahren des wiederhergeſtellten Staates Raum und Ruhe für ſeine bedeutungsvolle Wirkſamkeit fand. Als ich nach Berlin kam, war die geiſtige Aufregung unter den ſtudirenden Theologen höchſt bedeutend. Mochten auch, was nicht zu leugnen iſt, Verirrungen hervortreten, die ſehr bedenklich ſchienen, ſo dienten dieſe ſelbſt nur dazu, auch der außerhalb der Univerſität wiedererwachten Religioſität ein intenſiveres und poſitiveres Gepräge zu ertheilen.

So finde ich mich, wie in meiner Jugend in Halle von den jungen Aerzten, ſo in Berlin von den Theologen umgeben, und hier durch die verdienſtvollſten theologiſchen Profeſſoren unterſtützt, wie in Halle durch Reil.

Auf der Univerſität konnte ich mit meiner Aufnahme wohl zufrieden ſein. Nach dem Verlauf von drei Semeſtern ward ich mit einer überraſchenden Stimmenmehrheit zum Rector gewählt.

Die traurige Zeit der preußiſchen Univerſitäten, als dieſe im beſtändigen Verdacht lebten, und die ganze Maſſe der ſtudirenden Jugend als präſumtive Hochverräther behandelt wurde, war eigentlich noch nicht vorüber, aber ſie hatte doch ihre frühere Bedeutung verloren. Das Beklagenswertheſte war immer das Vorurtheil gegen die Hochſchulen, welches auf eine lange Reihe von Jahren tiefe Wurzel gefaßt hatte, und ſelbſt ihr Daſein zu bedrohen ſchien. Was die Univerſitäten während dieſer Zeit aufrecht hielt, war die Geſinnung des Miniſters. Die freie Stellung derſelben war ihm eine Gewiſſensſache, und es iſt unleugbar, daß dieſe, wie die gelehrten Schulen, ihm Vieles zu verdanken haben. Die jetzt zurückgedrängte bedenkliche Stellung der Univerſitäten bereitete mir keine Schwierigkeiten, wie bei meinem erſten Rectorate in Breslau. Doch mußte das Verhalten der Univerſität, zumal hier in der Nähe des Hofes, vorſichtig ſein, und beſonders jede Veranlaſſung zur Unzufriedenheit vermieden werden.

Dennoch zeigte ſich eben während meines Rectorats ein Verhältniß, durch welches ich in ſehr unangenehme Verwickelungen gerieth. Das Berliner Univerſitäts-Gebäude iſt ſehr imponirend und eins der anſehnlichſten der ganzen Stadt. Es war früher der Palaſt des Prinzen Heinrich, und hatte vielleicht, ehe es von dem Könige der Univerſität zur Benutzung übergeben ward, eine Reparatur und innere Umänderung verdient. Jetzt waren einige zwanzig Jahre verfloſſen, das Gebäude ward immer baufälliger. Die zur gründlichen Reparatur nöthigen Koſten wuchſen auf eine bedenkliche Weiſe und veranlaßten eine immer längere Verzögerung. Endlich war eine gründliche Wiederherſtellung des verfallenen Gebäudes nicht länger aufzuſchieben, und eben während meines Rectorats erhielt der Senat den Auftrag, in dieſer Sache die Vorſchläge zu machen, die aber mit manchen Schwierigkeiten verbunden waren. Außer den Hörſälen waren die großen Inſtitute, die mit der Erweiterung der Wiſſenſchaft fortdauernd wuchſen, in dem Univerſitätsgebäude angebracht. Ja die Zahl der Sammlungen nahm bedenklich zu; die Directoren derſelben halfen ſich, wie ſie konnten, und das Univerſitätsgebäude konnte durch die damals entſtandene Verwirrung wohl mit dem alten deutſchen Reiche kurz vor ſeinem Untergange verglichen werden! Es kamen Inclaven der ſeltſamſten Art vor. Sammlungen und Hörſäle hemmten und ſtörten ſich wechſelſeitig, und jetzt, da dieſe Verwirrung gehoben werden ſollte, entſtand von allen Seiten eine Colliſion der wechſelſeitigen Intereſſen, die ſchwer zu heben war, und mich mit manchem geſchätzten Collegen in unangenehme Berührung brachte.

Eine zweite Unannehmlichkeit bei dieſer Angelegenheit war unſere Stellung zur Baubehörde. Man ſollte glauben, daß derjenige, der das Gebäude benutzte, auch eine Stimme bei der Einrichtung haben müßte: aber nach dem ſtrengen Formalismus des preußiſchen Beamtenweſens war jene ſehr beſchränkt; und was das Baudepartement beſchloſſen hatte, konnte durch keine Vorſtellung umgeändert werden. So fanden wirklich Einrichtungen ſtatt, die von uns als zweckwidrig bezeichnet, ſich ſpäter auch als ſolche zeigten, und nicht wenig koſtſpielige Umänderungen erforderten.

Noch muß ich hier ein Ereigniß meines Rectorats erwähnen, welches mich dem öffentlichen Urtheile preisgab, und mir höchſt unangenehm war.

Herr Dr. Mundt, ein junger Schriftſteller von ausgezeichnetem Talent, jetzt in der deutſchen Literatur hinlänglich bekannt, hatte ſich der Belletriſtik gewidmet, und da die Jugend in unſeren Tagen mit Beurtheilungen ſich zu beſchäftigen pflegt, hatte er ſich ſehr lebhaft für meine Novellen intereſſirt, und dieſe als ein wichtiges Ereigniß in der neuen deutſchen Literatur bezeichnet. Als ich nach Berlin kam, ſuchte ich ſeine Bekanntſchaft, und beſonders wünſchte ich ihn für ein ernſthaftes Studium zu gewinnen. Als er ſich meldete, um ſich als Privatdocent zu habilitiren, trug ſein literäriſcher Ruf ein ſolches Gepräge, daß die Majorität der Mitglieder der philoſophiſchen Facultät es ſehr bedenklich fand, ihn zur Habilitation zuzulaſſen. Der Geheimerath Böckh verband ſich indeß mit mir, und mit vieler Mühe drangen wir durch. Dr. Mundt ward angenommen, er hatte Alles geleiſtet. was geſetzlich erfordert wird, es fehlte nur noch das Letzte, Unbedeutendſte, die öffentliche lateiniſche Rede, die er halten mußte. Für dieſe ward Tag und Stunde feſtgeſetzt. Den Nachmittag vor dem angeſetzten Tage beſuchte mich ein Mitglied des Ober-Cenſur-Collegiums. Dieſer Herr zeigte mir eine Schrift, die Mundt eben publicirt hatte, und las mir Stellen vor, die im Sinne des neuen Deutſchlands und der Emancipation der Frauen, für einen jungen Mann, der eben als Docent bei einer Univerſität angeſtellt werden ſollte, höchſt unbeſonnen genannt werden mußten.

Dieſe Sache hing eigentlich nicht von mir ab, unmittelbar mußte ſie an den Dekan der philoſophiſchen Facultät gewieſen werden. Ich blätterte die Schrift in ein paar Stunden durch, ſandte ſie zu dem Dekan und erſuchte ihn, irgend einen Vorwand zu ergreifen, um die zu haltende Rede auszuſetzen, und dann eine Zuſammenkunft der Facultät zu veranlaſſen. Dieſer allgemein geſchätzte College ward dadurch in große Verlegenheit verſetzt. Er glaubte erfahrne Mitglieder der philoſophiſchen Facultät zu Rathe ziehen zu müſſen. So verging die Zeit. Ich hatte gehofft, daß er eine Krankheit vorſchützen würde: aber zwiſchen 9 und 10 Uhr Vormittags erſchien er völlig rathlos in meiner Wohnung, und um 10 Uhr ſollte die Rede gehalten werden.

Seit vielen Jahren ruhte auf den Univerſitäten ein gefährlicher Verdacht; in religiöſer wie in politiſcher Beziehung herrſchte dieſer höchſten Orts, und ich hatte von einflußreichen Perſonen Aeußerungen gehört, die mich in Schrecken ſetzten. Wenn wir nun wagten, eben einen jungen Mann als Lehrer auf der Univerſität anzuſtellen, gegen deſſen Wirkſamkeit man gewiß, ſelbſt wenn er ſchon angeſtellt geweſen wäre, ſchwere Zweifel erhoben haben würde, konnte ich für die Folgen ſtehen? Ich wagte es nicht, eine ſolche Verantwortung auf mich zu nehmen. Ich ließ eilig den erſten Pedell holen, und trug ihm auf, ſogleich den Hörſaal zu ſchließen, und ſo die Rede für dieſen Tag unmöglich zu machen. Es war ein Gewaltſtreich, für den ich allein und perſönlich haften mußte; er war meiner eigenen Anſicht nach ſehr bedenklich, und nur durch die ganz beſonderen Verhältniſſe zu vertheidigen. Ich ward genöthigt, öffentlich, ſelbſt in der literariſchen Welt, in einem Lichte zu erſcheinen, welches mir verhaßt war. Aber ich beſann mich keineswegs, und durch eine ſchwächliche Popularität die Gefahr von meiner Perſon abzuwälzen und der Univerſität aufzuzuladen, erſchien mir völlig unwürdig.

Ich machte ſogleich das Miniſterium mit dem Ereigniſſe bekannt, und ſetzte die Gründe meiner Handlungsweiſe auseinander. Damals verſah der Rector mit dem Univerſitätsrichter zugleich die Functionen des außerordentlichen Bevollmächtigten, und jener erklärte mir unumwunden, daß er mit dieſer Sache nichts zu thun haben wolle. Mein Verfahren wäre, behauptete er, geſetzwidrig. „Ich trage,“ ſagte ich, „wie ſich von ſelbſt verſteht, für eine Handlung, die ich allein ausführe, auch allein die Verantwortung.“

Das erſte, was ich jetzt zu thun hatte, war, durch den Dekan eine ſchleunige Verſammlung der philoſophiſchen Facultät zu veranlaſſen. Von dieſer mußte ich eine Indemnitätsbill erhalten. Es gelang mir. Die Majorität der Facultät billigte mein Verfahren, und von jetzt an theilte ſie mit mir die Verantwortung. Es war keineswegs meine Meinung, daß Dr. Mundt auf immer von dem Lehrerkreiſe der Univerſität ausgeſchloſſen werden ſolle. Eine Unbeſonnenheit, wie die von ihm begangene, durch eine Verirrung der Zeit hervorgerufen, ſetzt keine dauernde Geſinnung voraus; ſie verſchwindet, wie ſie entſteht, und ſelbſt Schriften der Art, je gewaltiger die Bewegung iſt, die ſie bei ihrer Entſtehung hervorrufen, deſto ſchneller werden ſie vergeſſen. Ich glaubte aber, daß man den Schluß der Habilitation aufſchieben müſſe; dieſen Wunſch hatte ich in meinem Bericht an das Miniſterium geäußert, und die Facultät ſtimmte mir bei.

Die Folgen meiner That waren, wie ich ſie erwartete. Die Angriffe, die ich öffentlich erleiden mußte, ſind bekannt, oder vielmehr ſie waren es, denn jetzt ſind ſie vergeſſen. Bloß darüber erſtaunte ich, daß nur ſehr Wenige, der beliebten Popularität wegen, mich zu vertheidigen wagten. Ein allgemeines Gerücht verkündigte mir ſogar eine ſtrenge Zurechtweiſung von Seiten des Miniſteriums: es war falſch. Das Miniſterium billigte, freilich ſtillſchweigend, was geſchehen war. Als Dr. Mundt ſich nach Verlauf mehrerer Jahre wieder meldete, fand von keiner Seite ein Hinderniß ſtatt, und er trat als Privatdocent auf. — Aber ich war nun einmal als Feind der Turner, als beſchränkter Frömmler und als ein die Freiheit haſſender Obſcurant bezeichnet. Ich muß bekennen, ich habe leider in dieſer Hinſicht wenig Sorge für meinen öffentlichen literariſchen Ruf getragen.

Reiſe nach Tyrol.

Im Jahre 1837 ſetzte mich die Einnahme von meinen neu aufgelegten Novellen in den Stand, eine ſehr intereſſante und genußreiche Reiſe zu machen. Ich wünſchte Frau und Tochter mit dem ſüdlichen Deutſchland und mit den Alpen bekannt zu machen. Ein Punkt für die Reiſe war entſchieden beſtimmt. Wir wurden unwiderſtehlich nach Erlangen hingezogen; dort lebten v. Raumer und ſeine Frau, die Schweſter der meinigen. Wir hatten 9 verhängnißvolle Jahre in demſelben Hauſe mit einander in Breslau verlebt; 17 Jahre lang waren wir getrennt, und das Schickſal meines treuen, inniggeliebten Freundes war während dieſer Zeit ein ſehr hartes, und er oft in eine ſehr betrübte Lage verſetzt worden. Sein reines, innerlich wahres Streben hatte mich immer mehr zu ihm hingezogen, und ich betrachte den Augenblick, als ich in ſein Haus eintrat, ihn und ſeine von uns allen geliebte und verehrte Frau ſah, und mich in die Mitte der Kinder, welche bis auf die zwei älteſten in der langen Zeit ihnen geboren und herangewachſen waren, verſetzt fand, als einen der wichtigſten und bedeutungsvollſten meines Lebens.

Ich fand Raumer in ſeiner einflußreichen und eigenthümlichen Thätigkeit, wie ich ſie ſchon früher angedeutet habe. Sein älteſter Sohn, von Göttingen zurückgekommen, hatte ſeine Univerſitätsſtudien geſchloſſen und ſich zu einem tüchtigen Gelehrten, Geſchichtsforſcher und Philologen, ausgebildet. Nur bedauerten wir, daß er von einer Scheu vor jedem öffentlichen Auftreten beherrſcht wurde, die ſeine Zukunft zu trüben ſchien, um ſo mehr, da er ſich für das Lehrfach beſtimmt hatte. Auch als Schriftſteller muß er ſich bemerkbar machen, und zwar fordere ich das Letztere von einem jeden angehenden Docenten. Nur für die erſten wiſſenſchaftlichen Elemente kann eine Prüfung durch Wenige und innerhalb engerer perſönlicher Schranken, eine Bedeutung haben. Ein Univerſitätslehrer muß ſich der Literatur ſtellen, er muß dem wiſſenſchaftlichen Publikum ſeiner Zeit gegenüber eine eigene ſichere Heimat erlangen, ein geiſtiges Bürgerrecht erwerben, und die Behörden ſind zu loben, wenn ſie aus der Mitte ſolcher Bürger die Corporation der Univerſitätslehrer wählen, und nur ausnahmsweiſe zu denjenigen ihre Zuflucht nehmen, die ſich als Docenten einen bedeutenden Ruf erwerben. Freilich darf, was ich hier behaupte, nicht eine ſtarre Maxime werden; ich erinnere nur an drei Männer, Werner in Freiberg, Kielmeier in Stuttgart und Schönlein in unſern Tagen in Berlin, welche die Scheu vor dem öffentlichen Auftreten mit meinem Neffen theilten. Es vergingen einige Jahre, ehe dieſer den Muth faßte, ſich der Promotion zu unterwerfen. Als er endlich als Privatdocent hervorzutreten wagte, fanden ſeine Vorträge ausgezeichneten Beifall; obgleich die Gegenſtände derſelben nur ſolche waren, die ſelten einer bedeutenden Zahl von Zuhörern Intereſſe abzugewinnen pflegen, bleibt noch immer ſein Hörſal auf eine bemerkenswerthe Weiſe gefüllt, und ich geſtehe, daß ich von dieſem meinem Neffen bedeutende wiſſenſchaftliche Leiſtungen erwarte, wenn er ſeine Furchtſamkeit überwinden kann. In unſeren Tagen bringt man, bei der allgemein geiſtigen Bewegung, allein von dem Hörſaale aus viel weniger durch, als ein halbes Jahrhundert früher; doch glaube ich auch bei dieſer Gelegenheit darauf aufmerkſam machen zu müſſen, daß berühmte Schriftſteller, die mit Recht hochgeehrt werden, für das Lehrfach völlig untauglich ſind, und die Jugend durch Vorträge durchaus nicht zu gewinnen vermögen. Für dieſe ſind vorzugsweiſe die Akademieen beſtimmt, wenn bei uns, wie in Frankreich, dieſe wirklich Inſtitute wären, die einen berühmten Gelehrten in eine ehrenvolle und unabhängige Stellung zu ſetzen vermöchten.

Wir blieben mehrere Tage in Erlangen und brachten gemeinſchaftlich noch einige Tage in Nürnberg zu, wo mein Schwager Jahre lang eine verhängnißvolle Zeit durchlebte. Durch ihn lernten wir einen ſchönen Reſt alter ehrenhafter Bürger kennen, die nicht Nachbildungen einer modernen Zeit, vielmehr urſprünglich aus einer ſchönen Vergangenheit entſproſſen, den alten Glauben, die alte Sitte und das alte Leben bewahrten, ſo daß ſie dem noch erhaltenen, immer mehr verſchwindenden, ehrwürdigen Theile der Straßen und Gebäude ähnlich ſehen, der einer beſcheidenen Wiederherſtellung, wie die Kirchen ſie erhalten haben, bedarf, aber gegen jede totale Umänderung geſchützt zu werden verdient.

Es iſt immer ein bedeutendes Ereigniß im Leben eines Menſchen, wenn er zum erſten Male von wichtigen Kriſen, die eine große zukünftige Veränderung aller Lebensverhältniſſe herbeizuführen verſprechen, ergriffen wird. Es giebt wohl keine Kriſe der neuern Zeit, die in dieſer Hinſicht gewaltſamer hervortritt, als die immer zunehmende Einführung der Eiſenbahnen. In Leipzig hatten wir zum erſten Male den Dampfwagen der Leipzig-Dresdner Bahn, die (damals im

Bau begriffen) für Spazierfahrten nach Althaus benutzt wurde, beſtiegen. Die älteſte Eiſenbahn in Deutſchland iſt bekanntlich die Nürnberger, die von dieſer Stadt nach Fürth führt, ſehr ſtark benutzt wird und, ſo klein ſie war, doch ohne allen Zweifel den Actionairen unter allen den größten Nutzen bringt, und in dieſer Rückſicht alle nachfolgenden übertroffen hat.

Wir reiſten nun über Augsburg nach München, und hier rechnete ich vorzüglich auf ein Zuſammentreffen mit Schelling. Daß er in Karlsbad war, hatte er mir geſchrieben, und es überraſchte mich daher nicht, als ich ihn in München nicht traf. Wir brachten nur einen Tag hier zu und bereiſten Tyrol, um nach München zurück zu kommen. Ich geſtehe, daß ich mit großer Spannung dem Eindrucke entgegen ſah, den die Alpen auf meine Begleiterinnen machen würden. Im Alter wächſt dieſe Theilnahme an den Genüſſen naheſtehender und geliebter Perſonen immer mehr. Ich hatte damals ſchon in einer langen Reihe von Jahren, von Frau und Tochter begleitet, eine Menge Reiſen gemacht; wir hatten uns, wenn ich den Ausdruck benutzen darf, miteinander eingereiſt; wir traten nie eine Reiſe an, wenn wir nicht über eine Summe gebieten konnten, die uns ſorgenlos ließ und ein völlig bequemes Fortkommen verſprach. Die Frauen theilten mit mir den Genuß der Reiſe. Wir fanden bei unſerem Durchflug der Gegenden mit Extrapoſt kein Wetter und keine Gegend ſchlecht. Man wird es uns vielleicht vorwerfen, wenn wir geſtehen, daß wir uns unter uns in dem Wagen wie zu Hauſe fühlend, behaglicher fanden, als in den Städten, und jeden Morgen früh, wenn eine neue Gegend uns für den Tag vorlag, faſt mit demſelben angenehmen Gefühle den Wagen beſtiegen, welches am erſten Tage der angehenden Reiſe jeden durchdringt. Wir haben für längere Reiſen ſtets eigene Wagen, die alſo während der ganzen Zeit uns zur freien Dispoſition ſtehen. Der Wagen wird zurückgeſchlagen, ſo daß wir uns völlig frei in den Gegenden allenthalben umſehen können. Der Regen muß ſehr gewaltſam, der Wind ſehr heftig ſein, wenn wir uns entſchließen ſollten, uns in dem zugemachten Wagen einzuſperren, und wir haben es nie begreifen können, wie reiche Reiſende es vermochten, Jahre lang im verſchloſſenen Wagen eingeſperrt, in die bequemen Ecken hingeworfen, ſchlafend Europa zu durchjagen, und lärmende Gaſthöfe, große Kunſtſammlungen, wo die Gegenſtände in unüberſehbarer Menge uns eilig vorüberfliegen, meiſt ohne einen bleibenden Eindruck zu hinterlaſſen, Schauſpiele, die nur den nämlichen Genuß, den wir zu Hauſe verſchmähen, mit geringen Modificationen bieten, große Geſellſchaften, wo eine Maſſe von fremden Menſchen eine kaum tiefgreifende Unterhaltung gewährt, dem freien Genuſſe der ewig reichen Natur, die fremd und dennoch uns bekannt und nahe verwandt iſt, vorziehen können. Unſere Reiſe nach den Tyroler Alpen führte uns erſt nach dem reizenden heitern Tegernſee; dann fuhren wir längſt dem Achenſee und kamen in das großartige herrliche Innthal hinab, brachten einen Tag in Insbruck zu, durchzogen das Pinsgauer Thal, beſuchten Gaſtein und von da Salzburg. Nachdem wir auf ſolche Weiſe langſam fortſchreitend, hier und da uns aufhaltend, in der Mitte der hohen Alpen gelebt hatten und nun ſahen, wie bei Hallein die Gebirge auseinander traten, befiel uns ein Gefühl, welches ich zwar von früher kannte, was mich aber nie ſo gewaltig beherrſcht hatte. Der Eindruck der großen mächtigen Gebirgsnatur, der reiche Wechſel der Gebirge und Gegenſtände, die Einwohner, die uns ſo wohl gefielen, und in deren Mitte wir lebten, hatten uns in der kurzen Zeit eine eigene Heimat gebildet. Wir fühlten uns in dieſer ſchon ſicher, die ſcheinbar wilden Gebirge umgaben uns ſo milde, und wenigſtens jetzt, als wir aus ihrer Mitte heraustraten, ſchwebten uns die mächtigſten Waſſerfälle wie rieſelnde Bäche vor der Seele. Wir wurden in den weiten Ebenen ſtumm, ein trauriges Gefühl beſchlich uns, und es war uns, als drängte, indem die Gebirge von einander wichen, eine unruhige Welt, aus welcher wir geflohen waren, gegen die wir uns geſichert fühlten, ſtürmiſch und drohend auf uns ein. Es dauerte lange, ehe wir dieſes Gefühl zu überwältigen vermochten. Und ſelbſt das herrliche Salzburg, deſſen Reiz wohlbekannt iſt, vermochte uns nicht zu beruhigen.

Hier wurden wir auch in der That plötzlich von ganz anderen Empfindungen durchdrungen, und das Unruhige, Stürmiſche und Verhängnißvolle der Geſchichte wechſelte plötzlich mit der ſtolzen Sicherheit der Gebirgsnatur. Wir hatten auf ein paar Tage einen Ausflug nach Iſchel gemacht, wo der Kaiſer, die hohe Welt von Wien und die reichen Banquiers dieſer Stadt zuſammen lebten. Wir verbrachten die Zeit in dieſer kühlen und reizenden Gegend mit Profeſſor Harles und ſeiner Frau, und kehrten wieder nach Salzburg zurück. Schon vor dieſer kleinen Nebenreiſe hatten wir erfahren, daß dieſer Ort der Aufenthalt wichtiger, geſchichtlich merkwürdiger, jetzt verdrängter Perſonen war. Polignac wohnte hier und mehrere mit ihm Gleichgeſinnte; dann aber auch die ſpaniſche Prinzeſſin Beira, die vertriebene Schweſter des Don Carlos. Ein dunkler Schatten der Gegenwart drängte ſich mir auf, und er ſollte mir näher treten. Herrn von Baerſt, deſſen Leben voll wunderbarer Schickſale war, der einer urſprünglichen Neigung nach ſich gern in das dunkle Gewimmel verhängnißvoller geſchichtlicher Ereigniſſe ſtürzte, mir aus Breslau wohlbekannt, hatten wir in Gaſtein getroffen. Hier in Salzburg wimmelten alle Gaſthöfe von Reiſenden, und er, kurz vor uns ankommend, hatte uns den letzten Platz in dem beſten vorweggenommen. Wir waren genöthigt, in einem ſehr ſchlechten Gaſthofe dritten Ranges einzukehren, um nur ein Obdach zu finden. Den Tag darauf trafen wir Herrn v. Baerſt an der Wirthstafel. Er ward plötzlich aufgefordert, einem Herrn, der hereintrat, zu folgen, und vertraute uns im Stillen, daß er eben jetzt bei der Prinzeſſin Beira ſeine Aufwartung machen dürfe. „Ich habe,“ flüſterte er uns zu, „wichtige Aufträge für ſie.“ In der That erfuhren wir ſpäter in Berlin, daß er der Prinzeß nicht ohne Gefahr den Weg nach Spanien zu Don Carlos gebahnt hatte, daß er von dem Banquier Haber bedeutende Summen mitführte und eine Zeit lang Theil genommen hatte an der letzten Epoche des unglücklichen Feldzuges.

Aber indem wir uns an der ſchönen Natur erfreuten, während wir die Merkwürdigkeiten der Stadt ſahen, ſollte uns ein anderes Ereigniß entgegen treten. Auf der Straße wimmelte es von Menſchen, und als wir näher traten, entdeckten wir eine Menge von Auswanderern, Männer, Weiber und Kinder, die mit Kleiderbündeln und Päcken aller Art beladen waren; Alte und Junge, einige ſtark und rüſtig, die ſtattlich einherſchritten, andere mit Lumpen bedeckt. Wagen hoch bepackt und Karren daneben. Neugierig näherten wir uns; wir ſahen, wie die auswandernden Schaaren theilnehmend, während ſie auf der Straße raſteten umringt wurden, wie die Aermeren hier und da Gaben erhielten, und erfuhren nun, daß es die proteſtantiſchen Bewohner des Zillerthales waren, die durch die Verfolgungen der katholiſchen Geiſtlichkeit verdrängt, von dem Könige von Preußen aufgenommen wurden und ſich im Rieſengebirge niederlaſſen durften. Wunderliche Gedanken durchkreuzten ſich. Ich dachte an die freilich viel grauſamere Vertreibung der Proteſtanten aus Salzburg am Anfang des vorigen Jahrhunderts, und unwillkürlich drängte ſich mir auch die Erinnerung an die Auswanderung der Lutheraner aus Schleſien auf. Die ganze Verwirrung der Gegenwart, innere wie äußere, trat an die Stelle der heitern Gebirgseinſamkeit, die mich eine Zeit lang umfangen und in ſüße Ruhe gewiegt hatte. —

Wir legten jetzt die kurze Reiſe von Salzburg nach Berchtolsgaden zurück, wo unſere Verwandten, C. Waagen und ſeine Frau, die einſt ſo berühmte Sängerin Schechner, ſich mit ihren Kindern aufhielten, und wo wir ein paar unvergeßliche Tage zubrachten, von der kühnſten Gebirgsnatur und von der wärmſten Liebe geſchätzter Verwandten umgeben. Die Zaubertöne, die früher ganz Deutſchland in Bewegung ſetzten, waren freilich verſtummt, aber ſo ſehr ſie mich damals ergriffen, ſo war es mir doch ungewiß, ob ich mehr die Sängerin oder die treffliche liebenswürdige Mutter, die mir jetzt entgegentrat, bewundern ſollte.

Wir eilten über Reichenbach, den Chiemenſee vorbei, nach München zurück. Schelling war noch nicht da; wir blieben vierzehn Tage dort. Durch ein unglückliches Mißverſtändniß war mein Brief in München liegen geblieben, und ich mußte leider die Hoffnung, ihn zu ſehen, aufgeben. Mit Schubert war ich abwechſelnd in nähere Berührung gekommen, ohne ihn perſönlich kennen zu lernen. Die Hoffnung, ihn zu treffen, rückte immer näher; er war eben von ſeiner Reiſe durch Egypten und Syrien nach Italien zurückgekommen. Durch die Freundſchaft des Herrn v. Roth hatte ich intereſſante Briefe über ſeine Reiſe geleſen. Die Nachrichten, die wir jetzt erhielten, ließen uns ſeine baldige Rückkunft erwarten, aber er kam nicht, die Quarantaine hielt ihn zurück. Die getäuſchte Erwartung ſchmerzte mich freilich, aber ich darf es nicht verkennen, daß die Tage, die ich in München verlebte, mir unvergeßlich ſein werden. Ich traf einige ältere Bekannte, die ſchon in dieſer Biographie erwähnt ſind, und die ich mit Vergnügen wiederſah. Es waren Görres, Ringseis, Clemens Brentano und Werner

Harthauſen, der Karlsburg bei Kiſſingen gekauft und durch den König von Baiern als Beſitzer den Grafentitel erhalten hatte. Es ward mir während meines Aufenthaltes noch als ein Geheimniß von dem alten Freunde anvertraut. Ich muß doch geſtehen, daß es mir faſt ſeltſam vorkam, als ich durch dieſe früheren Freunde mich in die Mitte ſolcher Männer verſetzt ſah, die ſich ſämmtlich als Ultrakatholiken und Ultralegitime auszeichneten.

Mit der Bildhauer- und Malerkunſt ward ich auf eine ähnliche Weiſe, wie mit der Muſik bekannt. Beide Künſte verſchaffen mir einen großen und wahren Genuß, und beide habe ich durch Freunde kennen gelernt, die ſich der Kunſt durchaus widmen. Wie neue vertraute Freunde traten die unſterblichen Geſtalten der Vorzeit in die engeren Kreiſe, daß ich mit ihnen bekannt wurde. Seit dem Anfange des Jahrhunderts kannte ich viele der deutſchen Künſtler, unter dieſen die ausgezeichnetſten, die eine Zierde unſerer Zeit ſind, aber auch jüngere hoffnungsvolle; ich lebte mit dieſen, ich nahm Theil an ihrem Streben und freute mich über ihre Fortſchritte, ſelbſt wenn ſie mir nicht völlig gelungen ſchienen, wenn ſie mehr Reminiſcenzen aus einer früheren Zeit, als urſprüngliche Productionen waren, mehr nach einer Vergangenheit hinwieſen, als auf eine Zukunft deuteten. So lebte ich eine lange Zeit durch Thorwaldſen, Rumohr und mehrere junge Männer faſt ganz wie in der Mitte der italieniſchen Künſtler, vorzüglich der römiſchen. Ich kannte ihre Verhältniſſe und ihre mancherlei Streitigkeiten, wie die Arbeiten, mit welchen ſie beſchäftigt waren. Einer war mir beſonders, ohne daß ich ihn perſönlich kennen gelernt hatte, lieb und theuer geworden, es war Cornelius; ihm näher zu treten, war lange mein Wunſch geweſen, auch ich war ihm auf dieſelbe Weiſe bekannt geworden, und es freute mich, ihn in München zu finden. Wir hatten ſchon ſeine bewundernswürdigen Compoſitionen in der Glyptothek geſehen und genoſſen, als wir ihn in der Ludwigskirche an dem großen Altarblatte, das jüngſte Gericht, arbeitend fanden, und ich ihn und ſein Frescogemälde zugleich vor mir ſah. Das große Werk riß mich hin und der Urheber deſſelben nicht weniger. Denn die offene und freimüthige Weiſe, mit welcher er mich aufnahm, daß es mir nach wenigen Minuten war, als hätte ich ihn lange gekannt, bleibt mir unvergeßlich, wie die fröhlichen Stunden, die ich in ſeinem Hauſe zubrachte, indem ich in meinem Greiſenalter mit jugendlicher Begeiſterung eine neue Freundſchaft ſchloß. Der Reichthum, die Tiefe, die Einfachheit und Klarheit ſeiner großartigen Compoſitionen geben ihm doch eine wahrhaft geſchichtliche Bedeutung, die nicht bloß für die Gegenwart gilt; man darf behaupten, daß er durch die unerſchöpfliche Quelle ſeiner Productionen in die Mitte der bedeutungsvollſten Künſtler der Vergangenheit, zugleich nach einer reichen Zukunft hinweiſend, getreten iſt, und unter den am meiſten Gefeierten ſeinen Platz behaupten wird. Daß ich dieſen Freund in meine Nähe bekommen und Zeuge ſeiner immer neuen Erzeugniſſe ſein würde, konnte ich damals nicht ahnen.

Es war faſt unvermeidlich, daß ich von dem friſchen Künſtlerleben in München hingeriſſen wurde. Die Stadt entſtand von neuem; aus allen Ländern Europa's ſtrömten die Reiſenden hinzu. Auch ich war aus der ruhigen Gewohnheit des Lebens herausgeriſſen; ausgezeichnete Künſtler waren mir aus frühern Zeiten her, wenn auch nicht perſönlich, bekannt, ſo Olivier und Schnorr. In der Werkſtatt des leider verſtorbenen Stiegelmeier ſahen wir in die Grube auf den glücklich vollendeten Guß von Thorwaldſens Kaiſer Maximilian herab; wir beſuchten Schwanthalers Werkſtatt, Schnorr führte uns zu ſeinen Fresken im Schloſſe; wir trafen Ziebland, beſchäftigt mit ſeinem großartigen Bau; wir beſuchten täglich, freundlich von Olivier begleitet, abwechſelnd die Glyptothek und die Pinakothek; die Gebrüder Boiſſeré und ihre berühmte Sammlung, die leider durch Mißverſtändniſſe mancherlei Art für Berlin verloren ging, waren mir ſchon aus Heidelberg bekannt. Künſtler und ihre Werke, neue wie alte, umfingen mich mit einer ſolchen Gewalt, daß der ſchlummernde Sinn aufgeweckt und ich unter den veredelten Geſtalten der Kunſt heimiſch ward. Dazu trug die gemeinſchaftliche Begeiſterung der Künſtler bei.

Wenn ich nun aber das Künſtlerleben in München mit dem in Berlin vergleichen wollte, ſo darf ich nicht vergeſſen, daß ich hier lebe und wohne; ich darf nicht vergeſſen, was meine Freunde Rauch, Tieck, Henſel, in deſſen Haus und Familie ich meine ſchönſten und genußreichſten Stunden, von Muſik und Malerkunſt getragen, verbringe, was mir Begaß, Wach, wie die Bildhauer Wichmann, Drake und Kiß geworden ſind. Aber was von den Reiſenden heftig aufgeſucht wird, was ſich dem Müßigen mit Gewalt aufdrängt, das ſieht der ruhig Wohnende allmälig entſtehen; Manches entgeht ſeiner Aufmerkſamkeit. Alles, als gehörte es zum täglichen Leben, macht einen geringern Eindruck, und wenn die Gewalt einer neuen Erſcheinung uns hinreißt, ſo tritt dieſe iſolirt hervor und wird nicht von einer reichen Umgebung unterſtützt und gehoben, wie da, wo uns Alles neu iſt.

Wir reiſten von München nach Landshut, trafen unterwegs einen Reiſewagen, und ich glaubte Schelling und ſeine Frau zu ſehen. Als wir nach der genannten Stadt kamen, lag das Fremdenbuch eröffnet vor uns, der zuletzt Eingeſchriebene war Schelling. Er hatte die Nacht hier zugebracht, wir waren an ihm vorbei gefahren.

Wir reiſten nun über Regensburg, beſuchten das noch unvollendete ſtolze Gebäude, welches aus der Geſtalt des atheniensiſchen Parthenons ſich in ein nordiſches Walhalla verwandelt hatte. Unſere Fahrt ging theilweiſe längſt der Donau über Paſſau und Linz durch Deutſchlands reizendſte Gegenden nach Wien.

Hier verweilten wir ein paar Wochen und brachten dieſe zu, als wären wir Wiener. Von Berlin aus waren wir einigen angeſehenen Familien empfohlen. Bei der Frau v. Pereyra; in Baden bei der Witwe Ephraim. Herr v. Hammer und noch Einige, die ich zu treffen hoffte, waren abweſend; aber durch ein Verhältniß, welches mir angenehm war, wurde ich aufgefordert, dem Fürſten Metternich meine Aufwartung zu machen. Ich wurde eingeladen und lernte ſo einen der berühmteſten, ausgezeichnetſten wie mächtigſten Männer der gegenwärtigen Zeit kennen. Seine Art ſich darzuſtellen erinnerte mich an Hardenberg.

Durch die Frau v. Pereyra wurden wir mit einem Theil der höhern Geſellſchaft auf eine angenehme Weiſe bekannt. Bei der Frau von Ephraim, einer alten liebenswürdigen Frau, die mir als eine Schweſter von meiner Freundin, der Madame Levy, doppelt lieb war, ſo wie ihre geiſtreiche Tochter Henriette, traf ich zwei Schriftſtellerinnen, eine alte abgehende, die in einer langen Reihe von Jahren das Publikum auf eine angenehme Weiſe zu unterhalten gewußt hat: es war die Caroline Pichler geb. v. Greiner, und eine von dieſer ſehr verſchiedene, ganz der neueſten Zeit zugehörige, die Gräfin Hahn-Hahn, die ich ſpäter einigemal das Glück hatte, in meinem Hauſe in Berlin zu ſehen.

Ich ſah Wien zum erſten Male, und die Stadt machte durch die weitläufigen Vorſtädte, als wir durch das Glacis fahrend, uns dem Burgthore näherten, einen ſehr impoſanten Eindruck. Die gebietende und ſtolze Phyſiognomie der Stadt überraſchte mich; die Feſtung mit ihren engen Straßen bildet eine Kaiſer- und Adelsburg, die ſich von der bürgerlichen Stadt vornehm abſcheidet und wie von einem Mittelpunkte aus ſie unter Zucht hält und beherrſcht. Wie ganz anders erſcheint Berlin, wo alle Elemente bunter und gleichförmiger untereinander gemiſcht ſind. Dieſe Phyſiognomie von Wien ſteht in einem ſtarken Contraſte mit der dortigen gutmüthigen und unbefangenen Lebensweiſe der Einwohner. In Berlin verhält ſich Alles umgekehrt. Ich vergeſſe nie die militairiſche Strenge, den kalten Ernſt, der mir faſt drohend entgegentrat, als ich zum erſten Male in die offene, wie es ſchien argloſe Stadt hineintrat und ihre Straßen durchwanderte.

Ich traf in Wien nur wenige Naturforſcher; ſie waren, wie in München, faſt alle verreiſt; die meiſten nach Prag,, wo ſie für dieſes Jahr ihre Verſammlung hatten. Daß ich meinen alten Jugendfreund

Mohs, den berühmten Mineralogen nicht fand, bedauerte ich ſehr, er lebt nun nicht mehr. Bei Metternich lernte ich den ausgezeichneten Reiſenden Baron von Hügel kennen. Ein junger eleganter Gardeofficier faßte den Entſchluß, den Orient zu bereiſen, bereitete ſich zu dieſer Reiſe durch ernſthafte Studien vor, drang durch den Pendſchab bis nach Kaſchemir, ſtellte wichtige Unterſuchungen an und brachte eine Sammlung von ethnographiſchen und naturwiſſenſchaftlichen Schätzen von großem Werthe mit zurück. Dieſe überraſchte mich. Den Botaniker Endlicher, der mich nach meiner Zurückkunft ſo ſehr beſchäftigte, lernte ich leider nicht kennen. Die vortreffliche Mineralienſammlung beſuchte ich oft, faſt alle Tage die kaiſerliche Bildergallerie, ſo wie die Eſterhazyſche und Lichtenſteinſche: aber meinen täglichen Geſprächen fehlte der gewöhnliche Inhalt. Ich ſcheuete mich irgend ein lebendig geſchichtliches Thema zu berühren. Ich kannte die Schranken nicht, innerhalb welcher ich mich halten mußte. Wir gaben uns ganz der Natur und der Kunſt hin, ergötzten uns in der Mitte des Volkes und brachten faſt alle Abende im Theater zu. Es iſt eine ſchöne Sitte der erſten Wiener Familien, daß ſie den Fremden ihre Logen anbieten, und dieſen ganz überlaſſen; ſo iſt man allein und ungenirt. Es war mir faſt als ſäße ich mit meiner Familie in dem Extrawagen auf der Landſtraße. Es that mir leid, Wien zu verlaſſen.

Die Reiſe hatte mich ungemein erfriſcht. Ich verlaſſe Berlin gern auf einige Zeit, und freue mich jederzeit, wenn ich wieder dahin zurückkehre. Es wird mir dann recht klar, was ich an dieſer Stadt habe und wie ich in ihr heimiſch geworden bin. Wenn ich über Manches klage, Manches tadle, ſo iſt es eben nur ſo, wie man ſich über dasjenige am unbefangenſten zu äußern pflegt, was man am liebſten hat. Iſt man doch immer am launenhafteſten, wenn man zu Hauſe iſt.

Im Jahre 1838 erſchien Graf v. Reventlow, der hieſige Däniſche Geſandte, um mir anzuzeigen, daß der Kronprinz von Dänemark durch Berlin reiſend, ſich hier einige Tage aufhalten würde, und mir ſagen ließe, daß er während ſeines Hierſeins meiner perſönlichen Aufwartung entgegenſehe. Wenige Tage ſpäter erſchien der Geſandte wieder; er hatte ein zweites Schreiben von der Kronprinzeſſin erhalten. „Sie müſſen, ſagte er, bei dem Kronprinzen und ſeiner Gemahlin in hoher Gunſt ſtehen, Ihre Königliche Hoheit ſpricht die Erwartung aus, daß Sie während Ihres Hierſeins ſie und ihren hohen Gemahl mit den Merkwürdigkeiten, beſonders wiſſenſchaftlicher und wohlthätiger Inſtitute bekannt machen werden“.

Von der Königlichen Familie war nur Prinz Carl in Berlin, der den Kronprinzen hier empfing. Ich überlegte nun mit dem Geſandten, wie die vier Tage, die die Königlichen Hoheiten hier zubrachten, benutzt werden könnten. Daß der Kronprinz ſich beſonders mit naturgeſchichtlichen Studien und unter dieſen vorzüglich mit Mineralogie beſchäftigt hatte, war mir wohl bekannt. In von Leonhards Taſchenbuch für Mineralogie ſteht ein Aufſatz von ihm, über zwei Beſuche des Veſuvs im Jahre 1820; den erſten in Begleitung von Humphry Davy und dem Ritter Monteſelli; den zweiten in der Nacht auf den 27. Mai deſſelben Jahres. Auch iſt er, wie bekannt, durch ſeine wiederholten Reiſen in Italien ein ausgezeichneter Kunſtkenner. Die Kronprinzeſſin zeichnete ſich durch ihren wohlthätigen und religiöſen Sinn, ſo wie durch die Begründung und Theilnahme an den Kinderbewahr-Anſtalten und andern Inſtituten zur Bildung und Unterſtützung armer und kranker Frauen aus. Dadurch wurden nun die Anſtalten, die ich zu treffen hatte, beſtimmt.

Die Gnade, die mir durch den zukünftigen Herrſcher meines Vaterlandes zu Theil ward, verpflichtete mich zur genauen Erfüllung ſeiner Erwartung. Ich fand mich vor ſeiner Ankunft mit dem däniſchen Geſandten und dem Baron v. Lowenörn, ſo wie dem Obermundſchenk von Arnim, der den Auftrag hatte, ihn zu empfangen, im Hotel de Ruſſie ein; er ward von meinem alten Freunde v. Rumohr als ſeinem Kammerherrn und von dem allgemein verehrten Etatsrath Adler begleitet.

Ich habe öfters Gelegenheit gehabt, die Aufmerkſamkeit zu bewundern, mit welcher die hohen Herren unſerer Zeit ganze Tage hindurch, ohne zu ermüden, die verſchiedenartigſten Gegenſtände betrachten, klar aufzufaſſen und zu behalten vermögen. Ich begleitete das hohe Paar allenthalben. Ich ſah niemals den Kronprinzen ermüden, und die kenntnißreiche

Aufmerkſamkeit, mit welcher er allenthalben die Gegenſtände betrachtete, erhöhte die Freude, mit welcher die Directoren die wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Schätze vorzeigten. Zu einem Mittagsmahle wurde eine bedeutende Anzahl hieſiger Gelehrten eingeladen, und die Unbefangenheit der Unterhaltung, ſo wie der lehrreiche Inhalt derſelben und die Freimüthigkeit der Aeußerungen, die nicht gehemmt, ſondern hervorgerufen ward, konnte den preußiſchen Gelehrten nicht auffallen, denn ſie war ganz ſo, wie ſie bei der Tafel unſeres Kronprinzen herrſchte. Die Tage, die ich mit dem beſtimmten zukünftigen Herrſcher meines Vaterlandes zubrachte, ſind mir unvergeßlich, und um ſo mehr, als ſie die Vorboten einer noch größeren und ſo unerwarteten wie überraſchenden Gnadenbezeigung waren, die mir ſpäter zu Theil ward.

Im Jahre 1840 traten Ereigniſſe ein, die tief in mein Leben eingriffen und meinem ganzen Schickſal eine andere Wendung gaben. Den 27. April des genannten Jahres erhielt ich ein Schreiben, welches mich in hohem Grade überraſchte. Das Jahr 1839 ſchloß für mich auf eine traurige Weiſe. Der König von Dänemark ſtarb am Schluſſe deſſelben. Eine däniſche Zeitung, die ich leſe, unterhält beſſer als eine unvollſtändige Correſpondenz meine Verbindung mit meinem Vaterlande; ſo erfuhr ich die bedenkliche Krankheit des Königs, und folgte mit ängſtlicher Theilnahme der immer ſteigenden Gefahr. Vor mir ſchwebte die ganze Zeit ſeiner ſchickſalsſchwangern Regierung: wie ſeine frühe Kindheit von einer unheilsvollen Kataſtrophe begrüßt war; wie er das Regiment im Namen eines unglücklichen Vaters unter zweifelhaften Verhältniſſen übernehmen mußte; wie das Glück ihm und ſeinem Lande während einer langen Reihe von Jahren täuſchend lächelte, um beide dem ſchwärzeſten Schickſale preiszugeben. Ich war zwar in dieſer traurigen Zeit äußerlich von meinem Vaterlande getrennt, innerlich nie. Die Sprache, ſchöne Erinnerungen meiner Kindheit, Verwandtſchaft und Freundſchaft, ſo wie die nie ſchwindende Anhänglichkeit an das Volk, in deſſen Mitte ich geboren war, verknüpften mich mit dem Norden. Die Treue, die mich an die Geſchichte meines Vaterlandes band, geſtaltete ſich als Treue gegen den Regenten, und ein unglückliches Mißverſtändniß, welches mich tief ſchmerzte, bewies zugleich, wie ganz dieſe Treue zu meiner Natur gehörte, ja mir in der That ein inneres Lebensbedürfniß geworden war. Als ich nun erfuhr, daß der König, wie kaum zu bezweifeln war, dem Tode entgegenging, war es mir, als rührte ſich mein ganzes Daſein im Innerſten, als erhöben ſich alle Erinnerungen meiner Vergangenheit in ihrer dunkelſten Tiefe; und die Nachricht von ſeinem Tode traf mich in der Fremde wie das ganze Land mit einem vollen Schmerze vieler vergangener Jahre.

Sein Nachfolger und die Königin hatten mir noch vor kurzer Zeit eine Gunſt und Gnade bewieſen, die mich in der Erinnerung beglückt. Nun erhielt ich am 27. April durch die Geſandtſchaft ein Königliches Handſchreiben, durch welches ich im höchſten Grade überraſcht wurde. Ich hatte es für meine Pflicht gehalten, Seiner Majeſtät einen Glückwunſch zuzuſtellen, und es gewagt, einige Anſichten über die gegenwärtige Lage und Stimmung des Landes zu äußern. Durch das Königliche Handſchreiben erhielt ich nun zugleich mit meiner Familie eine huldreichſte Einladung vom Könige und der Königin nach Kopenhagen, um als Gaſt der Majeſtäten, der Krönung, die als religiöſe Weihe nach der Däniſchen Landesſitte ſtattfindet, beizuwohnen. Eine ſo ungewöhnliche Auszeichnung, einem Gelehrten vergönnt, erregte, als ſie bekannt ward, ein allgemeines Aufſehen. Sie ward in den Zeitungen beſprochen, und ich geſtehe, daß ich mein ganzes bürgerliches Daſein durch eine ſolche Huld gehoben ſah. Iſt es doch, als würde der Greis von friſchem Lebensmuthe durchſtrömt, wenn er von den fortrauſchenden Wellen der Geſchichte emporgehalten und fortgetragen wird.

Während ich in der Erwartung lebte, ein geſchichtliches Ereigniß in der Nähe zu betrachten, welches, wie ich vorausſetzte, ſowohl durch Glanz, wie durch Eigenthümlichkeit ſich auszeichnen würde, und geeignet war, mein höheres Alter zu erfriſchen, näherte ſich ein anderes wahrhaft erſchütterndes Ereigniß; es ſetzte die ganze Stadt in unruhige, immer ſteigende, ſchmerzhafte Bewegung. Der ſiebzigjährige König, hieß es erſt im Stillen, dann immer lauter, wäre gefährlich krank; die Beſorgniß ſtieg, und man ſah, wie ſie immer mehr und mehr alle Einwohner der Stadt durchdrang. Bald war es, als verſchlinge dieſe Sorge eine jede andere, von einem Augenblicke zum andern erkundigte man ſich nach dem Befinden des Königs. Von dem frühen Morgen an bis zum ſpäten Abend umgaben die trauernden Einwohner den königlichen Palaſt; aber wo man ſich auch aufhielt, in der tiefſten Einſamkeit, in ſtillen menſchenleeren Gegenden, war es, als ruhe eine tiefe Schwüle über der ganzen Stadt, als laſte der Schmerz Aller zentnerſchwer auf einem Jeden. Die Gefahr ſtieg täglich, man erwartete den plötzlich entſcheidenden Augenblick.

Der Kaiſer von Rußland war angekommen, die verſchiedenen entfernten Glieder der Königlichen Familie waren da. Still bewegten ſie ſich in den Räumen, welche das Kabinet des ſterbenden Königs umgaben. Von ſeinem Sterbelager aus gelangten von Minute zu Minute Nachrichten zu dem unten traurig verſammelten Volke, ein Jeder ſah ſich an das Sterbelager verſetzt, und man hörte kaum andere Töne, als diejenigen, die ausgepreßt wurden von der Liebe zu einer Familie, deren Glieder als Muſter häuslicher Tugenden dem ganzen Lande vorleuchten. Alle häusliche Ordnung ſchien aufgehoben; der geringſte Mann hatte das Recht erhalten, den Höchſtgeſtellten unbefangen anzureden, denn derſelbe Schmerz ſtellte Alle gleich.

Es war das dritte Mal, daß ich mich mit mächtiger Wirklichkeit von dem ſtarken Geiſte der erwachenden Nationalität ergriffen fühlte. Zum erſten Male, da ich noch kaum heimiſch geworden im Lande, und dieſes, wie es ſchien, rettungslos dem verhaßten Sieger preisgegeben ſah; als die Feinde fechtend in die Stadt eindrangen, die ich bewohnte. Zum zweiten Mal, als in Breslau die Jugend des Landes ſich zuſammendrängte und der niedergedrückte Geiſt des Volkes erwachte. Jetzt zum dritten Male, als daſſelbe tiefe Gefühl, welches Alle in Bewegung ſetzte, mich mit einem jeden verſchmolz. In Halle durch eine Erbitterung, die in hohem Zorn ſich in ſich zuſammenfaßte; in Breslau durch eine Kraft, die ſchon die Zuverſicht des Sieges enthielt; und jetzt durch eine Trauer, die eine groſe unterliegende, aber auch triumphirende Vergangenheit, wie alles irdiſch Groſe und Bedeutungsvolle, mit tiefer Wehmuth begrub.

Der König ſtarb. Ich hatte den letzten Tag im Stillen zugebracht. Es war nicht bloß ein äußeres ſondern auch ein inneres Ereigniß. Es war der erſte

Pfingſttag; am Nachmittage mußte ich das Haus verlaſſen; mir kamen die Straßen wie verändert vor; ein Jeder ging ſtill, ſtumm, wie in ſich verſunken; die Glocken läuteten. Auf dem großen Platze, den ich quer durchſchritt, erblickte ich einzelne Truppenabtheilungen, die waffenlos, langſam, ſtill und feierlich ſich fortbewegten. Der Platz war faſt leer, und Einzelne, die ſich blicken ließen, ſchlichen ſachte fort. Es war, als hätte der Tod, der den König abrief, Alle getroffen.

Wem ſo die Bedeutung eines geliebten Königlichen Daſeins entgegentrat, der darf ſagen, er habe den Moment erlebt, wo es ſich am tiefſten aufſchließt. Wer hat nicht die verſchiedenſten Urtheile über unſern verſtorbenen König gefällt? Es war ja die Zeit, als es für tüchtig und muthvoll galt, ſich leicht hin über die Königliche Perſon zu äußern. Aber durch den Unmuth, der ſich in den unglücklichen Momenten Luft machte, ward ſelbſt unwillig ein tieferes Gefühl der Zuneigung wach, und wie die große geſchichtliche That reif ward, als das Volk in der Perſönlichkeit des Königs ſeinen belebenden Mittelpunkt erkannte, ſo trat er jetzt als das Lebensprincip des Volkes hervor, da ein Jeder ſich von ſeinem Tode getroffen fühlte.

Die geſchichtliche Bedeutung unſeres verſtorbenen Königs wird nie richtig begriffen, wenn man nicht das Familienleben deſſelben zum Staatsleben erweitert; letzteres aber zum Familienleben zuſammengedrängt zu faſſen vermag. Es iſt bekannt, welche nicht bloß königliche, ſondern ächt hausväterliche Gewalt er über ſeine Umgebung ausübte; wie ſein ſtilles, wohl auch verſchloſſenes Weſen ernſthaft religiös und von tiefer Milde durchdrungen war. Ich blieb ihm leider fern; nur ein kurzer, freilich bedeutungsvoller und wichtiger Augenblick verſetzte mich in ſeine unmittelbare Nähe. Wer aber das Glück hatte von ihm angezogen zu werden, ſein Vertrauen zu beſitzen, der ward von ihm nicht bloß äußerlich beherrſcht, eine ſtille Gewalt zog ihn auch innerlich an, und wenige Könige wurden von ihrer Umgebung ſo tief geliebt. Er war geboren, eine unruhig bewegte, leidenſchaftliche Zeit zu beruhigen, und nie hat der Hausfriede, hervorgerufen durch einen ſtillen, ernſten, ſtumm gebietenden Hausvater, eine ſo große europäiſche Bedeutung erhalten, wie durch ihn. Alle fremde Völker ehrten ſeine reine Geſinnung, ſeine ſtrenge, parteiloſe Gerechtigkeit. Und die Stellung, die Preußen unter den Staaten Europa's einnahm, ward, wenn gleich nie auf eine auffallende Weiſe, durch ſeine Perſönlichkeit beſtimmt. Wieviel dieſes ruhige Königliche Daſein dazu beitrug, heftige nationale Gegenſätze, wenn ſie ſich gegen einander erhoben, zu ebnen, die Bewegungen, die mit der Juli-Revolution ſelbſt in Deutſchland hier und da hervortraten, zu beruhigen, wird der unbefangene Geſchichtsforſcher einer ſpäteren Zeit anzuerkennen wiſſen.

Der König ſtarb den 7. Juni, und wenige Tage ſpäter mußte ich mit meiner Familie Berlin verlaſſen, um in meinem Vaterlande der Krönung eines Herrſchers beizuwohnen, der mich durch ſeine Gunſt auszeichnete.

Aber auch in Preußen ſtand mir eine Zukunft bevor, die mir als ein heiterer Schluß eines mannigfach durchkämpften Lebens erſchien. Nicht bloß äußerlich war mir der König, den das Land jetzt erhalten hatte, nahe getreten; ſein Daſein ſchien mir eine neue Stufe innerer Entwickelung hervorzurufen.

Mein ganzes Leben wird den genetiſchen Charakter nie verlieren. Ich bin nicht geboren, das Räthſel des Daſeins als ein Fertiges zuſammenzufaſſen, und wäre der Tod nicht eine neue Entwickelungsſtufe, ſo ſtürbe kein Menſch unfertiger als ich. So hatte von der Zeit an, als ich meinem Königlichen Gönner nahe trat, eine neue Zukunſt ſich für mich eröffnet; ich ſuchte ſie zu faſſen, während Andere, was ihnen ſo geboten ward, als Gegegenwart feſtzuhalten und zu genießen ſtrebten.

Reiſe nach Dänemark und Norwegen.

Wir reiſten nun über Stettin mit einem Dampfſchiffe nach Kopenhagen; und trafen auf dieſem den Rittmeiſter von Blücher, der, von dem Könige von Dänemark an den Hof in Berlin geſchickt, mir zugleich das Ritterkreuz des Danebrog-Ordens überbracht hatte.

Das Dampfſchiff (Dronning-Maria) war ſo ſchlecht, daß es gegen einen zwar raſchen, aber keineswegs bedeutenden Wind nichts ausrichten konnte. Es blieb drei Tage unter Stubbenkammer liegen, und hätte der Wind nicht nachgelaſſen, ſo wären wir vielleicht alle erſt nach der Krönung nach Kopenhagen gekommen. Deſto überraſchender war der letzte Theil der Fahrt. Der Wind, der uns früher entgegen war, hatte ſich geändert; des Morgens bei Sonnenaufgange reiſten wir, von dieſem unterſtützt, weiter, das Wetter war heiter, und wir hatten eine Fahrt, die für mich höchſt intereſſant war. Sieben und dreißig Jahre waren verſchwunden, ſeit ich einen Sommer mit der Unterſuchung der Kreideformation, welche die ſchwediſchen, däniſchen und deutſchen Küſten der Oſtſee uns bieten, zugebracht hatte. Zwar hatte dieſe Unterſuchung bei der großen Umänderung, welche die Geologie in der langen Reihe von Jahren erlitten, faſt allen Werth verloren. Aber mir ſchwebte doch die Geſtaltung der Gebirgsmaſſen, unter welchen ich mich damals herumtrieb, lebhaft vor, und jetzt flogen dieſe Maſſen mit zauberhafter Schnelle bei mir vorüber. Noch hatten wir Stubbenkammer vor uns, als wir Arkona entdeckten; eine halbe Stunde war kaum verfloſſen, als wir auch die däniſchen Kreidefelſen auf der Inſel Mön ſahen und uns dieſen immer mehr und mehr näherten. Dieſer Felſen, das Gegenſtück von dem auf Rügen, war kaum aus dem Horizonte verſchwunden, als wir Stevensklint erblickten und nun auch hier vorbeifuhren. Kurz nach Mittag ſahen wir die Thürme der däniſchen Reſidenz über dem Waſſer ſchweben. Die Werke, die von dieſer Seite Kopenhagen beſchützen, gewähren einen impoſanten Anblick. Im hellen Sonnenſchein, auf mäßig bewegten Wellen, ſchnitt das Schiff ruhig zwiſchen einer großen Menge Segler von allen Größen hindurch und die Reſidenz, die hinter den Marine-Feſtungswerken immer deutlicher hervortauchte, ſtellte ſich ſtill, ruhig und majeſtätiſch dar. Mir war dieſe kurze zauberhaft ſchnelle Fahrt wie ein Traum, der in die Mitte der Wirklichkeit hineintrat und eine lange Reihe von verhängnißvollen Jahren wunderbar abſchloß, ſo wie die königliche Einladung auf eine ſchöne Weiſe mein höheres Alter an die Kindheit anſchloß, während in dem Lande, dem ich mein Leben und Streben gewidmet hatte, mir eine heitere Zukunft entgegenlächelte.

Indem wir uns der Stadt näherten, fielen in der Ferne einige Kanonenſchüſſe und meine Stimmung war ſo feierlich, daß ich den Gedanken nicht unterdrücken konnte, in einem bedeutenden Momente die

Stadt meiner Jugend zu betreten. Mein ganzes vergangenes Leben ſtellte ſich mir wie ein heiterer Traum vor die Seele, und es gab Augenblicke, wo ich glaubte, ein nahe bevorſtehendes Sterben ſchmerzenlos und angenehm als ein Aufwachen aus dieſem ſeltſamen Traume erwarten zu können.

Das Eintreten in die Hauptſtadt, wenn man das Schiff verläßt, iſt nicht angenehm. Auf der Zollbude fällt dann eine Maſſe von Matroſen über den Reiſenden her. Die Viſitationen mit allen ihren Quälereien ſtehen einem bevor; in der fremden Umgebung weiß man ſich nicht zu orientiren, und der Gegenſatz dieſer quälenden Stellung gegen die feierliche und großartige Empfindung, die mich durchdrang, war freilich im höchſten Grade drückend. Aber dieſer Moment dauerte nicht lange. Herr von Blücher brachte es dahin, daß unſere Sachen nicht viſitirt wurden; wir ſetzten uns in einen Wagen, und befanden uns ſchnell in einem anſehnlichen Hotel, in welchem uns als Gäſte des Königs eine ſchöne Wohnung angewieſen ward.

Noch an demſelben Tage ward mir eine Audienz bei dem Könige zu Theil, und der Augenblick, der auf eine ſolche Weiſe ein langes Daſein verklärte und hob, wird mir unvergeßlich bleiben. Auch die Königin empfing mich mit gnädigem Wohlwollen, und jetzt fing eine Zeit an, ſo reich an wechſelnden Ereigniſſen, die ſich drängten und durchkreuzten, daß es mir faſt unmöglich iſt, den reichen Wechſel feſtzuhalten. Der Biſchof Mynſter, mein alter Freund, war der Erſte, den ich begrüßte. Dann meinen lieben Vetter Etatsrath Bang, der jetzt wieder, wie bei meinem früheren Beſuche in Kopenhagen, Rector der Univerſität war.

Wenn die ungewöhnliche Aufregung einer ganzen Stadt, das Leben am Hofe, durch die Gunſt des Königlichen Paares verherrlicht, der tägliche Wechſel feſtlicher Mahlzeiten, welche die Gebrüder Oerſted, Mynſter, Bang, durch ihre Stellung zu geben aufgefordert wurden, uns durch die vielen Beziehungen meines Lebens, die ſie berührten, wichtig wurden und bedeutungsvoller als gewöhnliche große Geſellſchaften, ſo erſchienen uns doch in der Mitte einer ſolchen bewegten Umgebung die engeren Familienkreiſe bei Mynſter und Bang wie bei Oehlenſchläger höchſt anmuthig, und es war mir als hätten dadurch meine Frau und Tochter eine Heimat in Dänemark gefunden.

Verwandte und Freunde umgaben mich. Ich

tauchte unter in eine Menge alter mannigfaltiger Erinnerungen, von welchen eine jede in ruhiger Ordnung folgend, mich tief ergriffen und innerlich beſchäftigt haben würde. Alle flogen nun in ſchneller Eile vorüber, eine durch die andere verdrängt. Dazwiſchen leuchteten zwei Abende, die uns in der Geſellſchaft des hohen Königl. Paares zuzubringen vergönnt waren.

Auf eine höchſt merkwürdige, mit meinem früheren Leben in einem wunderbaren Zuſammenhange ſtehende Weiſe, traten Perſönlichkeiten hervor, die, meine Stellung dem Hofe gegenüber, mit den alten freundſchaftlichen in Verbindung brachten. Rumohr erſchien hier wie in Preußen, von beiden Königen ſeiner künſtleriſchen Bildung wegen geehrt. Graf Baudiſſin aus Dresden erſchien am Hofe, nach langer Abweſenheit aus dem Vaterlande; Sieveking, als Abgeſandter der Stadt Hamburg. Vor Allen aber nenne ich den Geheimen Cabinetsrath Adler, der das volle Vertrauen ſeines Königs beſaß, der mit ſeiner Familie uns auf ſeinem ſchönen Landſitze mit einer Güte und Freundlichkeit aufnahm, die uns unvergeßlich bleiben, und ausgezeichnet heitere Momente unſeres an Glück und Freude ſo überreichen Aufenthaltes dort bilbeten.

In Dänemark hat ſich der alte Akt der religiöſen Einweihung des Königs und der Königin noch unverändert erhalten. Das Land war in unruhiger Bewegung; ungeduldige Parteien hatten auf den Moment des Abſterbens des alten Königs gewartet, um ſich zu erheben, und traten ſchon ſeit längerer Zeit roh, ungeſtüm und mit wenig politiſchem Geſchicke hervor. Das Königliche Paar, berufen, den Gang ruhiger, beſonnener geſchichtlicher Entwickelung, der krampfhaften Bewegung gegenüber, zu erhalten, erkannte die Schwierigkeit der Stellung. Wohlmeinender, redlicher geſinnt, die verworrenen Verhältniſſe beſonnener überſchauend, von der Lage derſelben genauer unterrichtet, war im ganzen Lande keiner, als der König. Leider wurde dieſes nicht allgemein, wie es ſollte, anerkannt, doch ſchien, wenigſtens in der Umgebung, in welcher ich lebte, der feierliche Akt, der immer näher trat, die ganze Gewalt wahrhaft geſchichtlicher Erinnerung, der unruhigen, unreifpolitiſch revolutionären Geſinnung gegenüber, hervorzurufen.

Ich muß, bevor ich die Feierlichkeit der Krönung ausführlicher berühre, von einer früheren reden, die eben in dieſen Tagen in Kopenhagen ſtattfand. Das Jubeljahr der Buchdruckerkunſt, wie an vielen Orten in Deutſchland früher und ſpäter, wurde eben in dem noch neuen Univerſitätsſaale gefeiert. Als ich unter meine Kopenhagner Collegen trat, entdeckte ich einen Mann, der ſich durch ſeine imponirende Geſtalt unter Allen auszeichnete; ſein plaſtiſcher Kopf, die grauen Locken, die in reicher Fülle herunterfielen, eine ruhige Größe, die ihn hervorhob, feſſelten meine Aufmerkſamkeit, und ich hatte ihn ſchon eine zeitlang angeſtaunt, als ich meinen alten Freund Thorwaldſen erkannte, den ich ſeit ſiebzehn Jahren, als er mich in Breslau beſuchte, nicht geſehen hatte. Er war ſchon ein paar Jahre in Kopenhagen geweſen, wo er mit einer nationalen Begeiſterung empfangen wurde, die nie auf ähnliche Weiſe ſtatt fand. Kein König kann mit größerem Enthuſiasmus empfangen werden. Bei ſeiner Ankunft war die Flotte, die Bürgerſchaft in Bewegung, das ganze aufgeregte Volk begleitete ihn; er ward begrüßt, als wäre er ein Mann aus einem höheren Geſchlechte, und noch immer, wo er erſchien, äußerte ſich die entſchiedene nationale Verehrung. Ich geſtehe es, mir ward mein mütterliches Land durch die ausdauernde Begeiſterung einer ſo edlen Art noch theurer. Von jetzt an brachte ich alle Tage mit ihm zu.

Vier Meilen von Kopenhagen iſt eine Gegend, die zu den fruchtbarſten und heiterſten der ganzen wahrhaft idylliſchen Inſel gehört. Seeland bildet in ganz Europa die höchſte Blüte der Buchenvegetation.

Waldungen ſo großartig und gewaltig wie hier ſah ich nie. Ein kleines, ſehr heiteres und freundliches Städtchen von fruchtbaren Aeckern umſchloſſen, iſt von einer herrlichen Waldung umgeben. Dicht neben dem Städtchen, in der Mitte eines kleinen Sees liegt eins der merkwürdigſten alten Schlöſſer des nördlichen Europas. Es ward von Chriſtian dem Vierten in der Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts erbaut, und iſt ein ſchönes Denkmal, welches dieſer König hinterließ, der während einer vierzigjährigen Regierung eine wahrhaft großartige Perſönlichkeit entwickelte. Obgleich die Zeit ſeiner Herrſchaft die ungünſtigſte war, denn ein übermüthiger Adel konnte ſeine freie Thätigkeit auf jede Weiſe nach innen hemmen, ſo wie die damaligen politiſchen Verhältniſſe der Staaten unter einander ein falſches Licht auf ſeine Thätigkeit nach außen warfen. Es war ihm ungünſtig, daß Guſtav der Dritte neben ihm glänzte, der ihn in Schatten ſtellte. Guſtav, der mit ihm in beſtändiger Feindſchaft lebte, ſchätzte ihn hoch. „Unter allen Fürſten in Europa, ſagte er, lebte ich mit keinem lieber in achtungsvoller Freundſchaft, wenn er nicht leider mein Nachbar wäre.“ Er hat Kopenhagen mit einigen merkwürdigen Gebäuden geziert. Ein kleines befeſtigtes Schloß innerhalb der Wälle der Stadt trägt das Gepräge der freien Ritterlichkeit der Zeit; es giebt vielleicht kein treueres Bild bürgerlich-ſtädtiſcher Gewerblichkeit des ſechszehnten Jahrhunderts, als die von ihm gebaute Börſe; aber vor Allem wandte er ſeinen ganzen Eifer auf den Bau des Schloſſes Friedrichsborg. Er rief aus der Fremde die geſchickteſten Baumeiſter herbei; der in allen Richtungen ſehr thätige König brachte jahrelang jede Erholungsſtunde mit dieſem Baue zu, und wenn ich die drei, dem Geiſte nach verwandten Gebäude, die mir von meiner Kindheit an ſo genau bekannt ſind, mit einander vergleiche, ſo kann ich nicht daran zweifeln, daß ſein künſtleriſches Genie ſich in dem Friedrichsburger abprägt, daß er auf die Geſtaltung des Schloſſes einen poſitiven nicht bloß leitenden Einfluß ausgeübt hat.

Man erlaube mir eine Anekdote aus dem Leben dieſes Königs zu erzählen, wie ſie mir in der Erinnerung aus meiner Jugend vorſchwebt. Ich bedaure in dieſem Augenblick nicht Mallings Schrift: „Große und gute Handlungen der Dänen, Norweger u. ſ. w.", der däniſchen Jugend ſo wohl bekannt, bei der Hand zu haben; ich würde ſonſt die genaueren Verhältniſſe und die Namen der in der Geſchichte ſpielenden Perſonen angeben können. Merkwürdig iſt immer dieſe Anekdote ſchon deswegen, weil ſie den wenigen Salomoniſchen Urtheilsſprüchen, die als gnomiſche Maſſen in weit auseinander liegenden Jahrhunderten glänzen, ähnlich ſieht und durchaus geſchichtlich conſtatirt iſt.

Ein ſehr verdienter Mann ſtirbt, und hinterläßt eine Witwe mit mehreren Kindern und einem unbedeutenden Vermögen. Kurz nach dem Tode erſcheint ein angeſehener Mann, der mit dem Verſtorbenen in einem vertrauten Verhältniſſe gelebt hat. Er producirt eine Schuldverſchreibung auf eine ſo große Summe, daß die Tilgung der Schuld die Witwe und ihre Familie in Armuth geſtürzt haben würde. Die Frau, welche die Lage ihres Mannes genau zu kennen glaubte, erſchrickt, ſie kann einige Zweifel nicht unterdrücken. Der Mann hatte ſeine Angelegenheiten in der größten Ordnung hinterlaſſen, und dennoch gelingt es ihr nicht, nach der ſorgfältigſten Unterſuchung irgend eine Notiz, die auf ſolche Schuld deutete, zu entdecken. Die Sache wird ihr immer zweifelhafter, und Freunde rathen, ſie gerichtlich zu machen. Sie erregt großes Aufſehen und allgemeine Theilnahme. Sie geht durch alle Inſtanzen, aber alle müſſen ſich zum Vortheile des Gläubigers ausſprechen. Die Unterſchrift des Verſtorbenen, durch ſeine vielen und wichtigen Geſchäfte den Behörden ſo bekannt, iſt unläugbar; Alles in der größten Ordnung. Die letzte Inſtanz hat die mühſamſte, ſorgfältigſte Unterſuchung abgeſchloſſen. Das Urtheil droht die unglückliche Witwe des verdienten Mannes in bittere Nahrungsſorgen zu ſtürzen. Mit einer Verzweiflung, die den Richtern zur Ehre gereicht, wenden ſich dieſe, bevor ſie das Urtheil publiciren, an den König, ob dieſer vielleicht ſcharfſinniger wäre, irgend eine Unrichtikeit zu entdecken. Das Vertrauen zu ſeinem durchdringenden Scharfſinne, herrſchte faſt abergläubiſch im ganzen Lande. Die Sache wird ihm vorgelegt, die Richter entfernen ſich. Die Nacht bricht an, der König will ſchlafen, aber er kann nicht; unruhig erwägt er immer von neuem die räthſelhafte Sache. Das Unglück der Witwe eines Mannes, den er hochgeſchätzt, ja geliebt hatte, ſetzte ihn in heftige Bewegung; plötzlich ſpringt er auf, läßt Licht bringen, die Schuldverſchreibung liegt vor ihm, er betrachtet ſie mit der größten Aufmerkſamkeit von allen Seiten, hält ſie gegen das Licht, klingelt heftig und ſchreitet ſchnell durch den Saal. „Ruft mir, ſagte er, die Richter.“ Sie werden aus den Betten herbeigeholt und erſcheinen in der höchſten Spannung vor dem Könige. „Die Witwe iſt gerettet“, ruft er, heiter und glücklich. „Seht hier, dieſes Waſſerzeichen; die Papiermühle iſt jünger als das Datum der Schuldverſchreibung!“

Es iſt nicht allein die rein menſchliche Theilnahme, die uns, wenn wir dieſe Anekdote hören, hinreißt, nicht allein der Scharfſinn, der dem Könige auf die Spur half, es iſt der von den inneren Verhältniſſen ſeines Landes ſo wohl unterrichtete König ſelbſt, der unſere Bewunderung erregt. Noch war ich von der Geſchichte meines Vaterlandes nur fragmentariſch unterrichtet, als mir dieſes Ereigniß bekannt ward, aber zum erſten Male ward es mir klar, was ein König ſei, oder ſein konnte, ſein ſollte. Sein Leben, ſeine Sorge, ſeine Herrlichkeit ſchwebten mir vor, wie in einem zuſammengedrängten Bilde, und ich begriff, was es bedeute, ſich einem ſolchen Herrn unbedingt hinzugeben, für ihn zu leben und zu ſterben.

Chriſtian der Vierte ward der Held meiner Jugend. Sein häusliches Leben — er hatte ſchöne perſönliche Eigenſchaften und Fehler mit Heinrich dem Vierten gemein — ſeine Heldenthaten, ſeine Regierung, mancherlei kleine Züge, die ihn verherrlichen, beſchäftigten mich fortdauernd, und es machte mich in der That unglücklich, als ich erfuhr, wie unvortheilhaft der von mir ſo bewunderte und in ſeinem Lande ſo verehrte König in der allgemeinen europäiſchen Geſchichte in einer nur zu furchtbaren Zeit erſchien.

Indem ich durch die unerwartete Gnade des Königs meines Vaterlandes berufen ward, Zeuge ſeiner Krönung zu ſein, und am frühen Morgen in das große, ſtolze, zwar hier und da verfallene, aber dennoch, verglichen mit andern Schlöſſern von ähnlichem Alter, im Ganzen wohlerhaltene Schloß eintrat, wie es jetzt, von dem frohen Menſchengewühle umgeben, unter dem klaren Himmel und in der heitern Natur, durch eine prachtvolle majeſtätiſche Feſtlichkeit gehoben, vor mir lag, war es mir, als würde ich, jugendlich friſch, von dem tüchtigen, mächtig geſchichtlichen Geiſte früherer Jahre umſchwebt und getragen. Und in der That, die Feier des Tages trug das Gepräge der alten herrlichen Zeit, als die Unterthanen ihren König, die Diener ihren Herrn, die Schüler ihren Lehrer noch verehrten, ihm vertrauten, und ſich dadurch glücklich fühlten. Wie Wenige bedenken, von welcher Naturnothwendigkeit einer ſchweren drückenden Vergangenheit, die nicht abgeworfen werden darf, im ſteten Kampfe mit einer ungeduldigen muthwilligen Gegenwart, alle Herrſcher unſerer Tage umſponnen ſind. Mir ſchwebte die verhängnißvolle Zeit, die Fürſten und Völker in einem unvermeidlichen Kampf verflochten hatte, drohend vor der Seele. Inmitten der Pracht und Herrlichkeit, der heitern Luſt und der fröhlichſten Umgebung hörte ich die lauten Töne eines unglücklichen, ſchreienden Mißverſtändniſſes, welches vergebens nach Verſtändniß rief und es nicht zu finden vermochte. Doch ich will verſuchen, die Schatten zu verdrängen, ich will mir bei der kurzen Darſtellung des äußeren Glanzpunktes, in welchen ich mich damals verſetzt fand, alle die dunkeln Ahnungen, die mir zuflüſterten, zurückdrängen und mich dem heitern Momente unbefangen hingeben.

Die ganze kleine Stadt war mit den zur Krönung Eingeladenen angefüllt, und eine fröhliche Menge ſolcher, die, ohne eingeladen zu ſein, Zeugen der großen Feierlichkeit ſein wollten, lagerten in großen und kleinen Gruppen getheilt, theils unter leicht aufgeſchlagenen Zelten, theils bei dem ſchönen Wetter unter freiem Himmel; Wagen und Pferde in großer Menge waren hier und da zerſtreut. Als wir am Eingange der Stadt unſere Einladungskarte vorgezeigt hatten, wurden wir durch das dichte Gewimmel des Städtchens nach dem entgegengeſetzten Ende zu dem Beſitzer einer Waſſermühle geleitet. Die Frau dieſes Mannes war eine Deutſche, eine Bekannte meines Freundes, des

Hofpredigers Strauß, und wir wurden auf eine höchſt freundliche und uns unvergeßliche Weiſe empfangen.

Am Morgen früh drängte ich mich bei dem ſchönſten Wetter mit der fröhlichen Menge durch die ſtolzen imponirenden Eingänge nach dem innerſten Schloßhofe und links in die wahrhaft prächtige Schloßkirche hinein. Sie glänzte nach alter Sitte durch Vergoldung und war zwar mit Verzierungen überladen, gewährte aber einen durchaus heitern und vornehmen Anblick.

Alle Höfe des großen Schloſſes waren mit Menſchen angefüllt; in der kleinen Kirche konnten aber nur diejenigen zugelaſſen werden, die eingeladen waren, und die Kirche war zwar angefüllt, doch ſo, daß kein Gedränge entſtand. Meine Familie fand einen Platz in einer Loge; ich in einer freien, nach dem Hauptgange offenen Halle unter den Stände-Deputirten, die damals in Roeskilde verſammelt waren. Die treu durchgeführte alte Pracht verſetzte einen Jeden ganz in eine alte Zeit der Treue und Hingebung, nichts erinnerte an die neue. Der Zug eröffnete ſich. Man fordere nicht eine genaue Darſtellung der Ceremonien. Selbſt wenn ich alle Thatſachen vor mir liegen hätte, würde ich mich kaum fähig fühlen, eine ſolche wieder zu geben, wohl aber den allgemeinen Eindruck.

Mir gegenüber ſah ich die Reihe der Ritter der beiden höchſten Orden in ihrem alten ſpaniſchen Koſtüm mit den großen goldenen Ketten; unter dieſen wenigſtens einige Bekannte. Auf der Seite, wo ich mich befand, ſtanden die prachtvoll gekleideten Damen, ſo daß wir uns mit den nächſten unterhalten konnten. Drei Biſchöfe im prächtigen Ornate fungirten am Altare. Mynſter, ſo ausgezeichnet durch ſeine einfache und klare Beredtſamkeit, hob den bedeutenden Moment durch eine treffliche Rede. Der König erſchien und ward feierlich geſalbt; das alte Chriſam aus geheimnißvoller Zuſammenſetzung ward zur heiligen Weihe angewandt; in der Mitte ſtand der alte Biſchof von Seeland, der Erſte des Landes, mein vertrauter Freund von den Knabenjahren an; rechts und links Caliſſen, der Generalſuperintendent von Schleswig, und Ollegaard, Biſchof von Viborg, beide meine Jugendfreunde. So durch eine königliche Einladung in die Mitte einer ſolchen Pracht verſetzt, durch Knaben- und Jugend-

Erinnerungen an eine glückliche, verſchwundene Zeit geknüpft, glaubte ich mich von einem wunderlichen Traume umfangen, als ich, den mir ſo wohlwollend geneigten König, geſchmückt mit der königlichen Tracht früherer Jahrhunderte, knieend, und meinen älteſten Jugendfreund in einen ehrwürdigen hohen Geiſtlichen verwandelt ſah. Als der König geſalbt war, ertönte die ernſte Muſik, der Herrſcher ſetzte ſich ſelbſt die Krone wieder auf, ergriff mit der einen Hand den Reichsapfel, mit der andern das Scepter und ſchritt langſam und würdig durch den Hauptgang der Kirche nach dem entgegengeſetzten Ende derſelben, wo der Thron errichtet war. Durch die lange Schleppe des königlichen Mantels war er von den Begleitern getrennt. Die hohen Ritter des Elephanten- und Danebrog-Ordens in ihrer prächtigen ſpaniſchen Tracht, mit den ſchweren goldnen Ketten, ſtellten ſich, ſo wie ſie ankamen, zuerſt, dann mehrere hohe Beamte, der Halle gegenüber, in welcher ich mich befand, in einer Reihe auf; unter dieſen erſchien ein Held, welcher ganz der alten Zeit des herrſchenden Koſtüms angehörte und mich in längſt entſchwundene Epochen machtiger Thaten verſetzte.

Es war eine große, ernſte, imponirende Geſtalt, der Prinz Ludwig von Heſſen-Philippsthal, welcher als der kühne Vertheidiger von Gaëta von einer Bombe verwundet genöthigt ward, die Feſtung zu übergeben.

Die Feierlichkeit dauerte mehrere Stunden; ich, der ich in meinem Alter das Stehen nie lange aushalten kann, und in der That im Begriff war hinzuſinken, als es mir noch gelang, mich im Hintergrunde, und von der Menge verborgen, einige Minuten auszuruhen, ſah mit Erſtaunen den einſt in ganz Europa bewunderten Helden, dem das Bein über dem Knie abgenommen war, ſtolz und aufrecht die lange Zeit hindurch ſeinen Stand behaupten. Zwar hörte ich ſpäter, daß dieſe Anſtrengung ihm durch den Druck des künſtlichen Beines gefährliche Zufälle zugezogen, obgleich es ſehr geſchickt verfertigt war, und er ſich in einer ſo würdigen Haltung zu behaupten wußte, daß man ſeine ehrenvolle Verſtümmelung, und eben ſo die Spuren einer ſchmerzhaften Anſtrengung gar nicht wahrnehmen konnte. Dann ſtand nicht weit von mir entfernt in dem feſtlichen Ornate, in der Reihe der Erſten des Reichs — Thorwaldſen, der ſich immer unter Allen auszeichnete — und in ſeiner Nähe der herrliche Oerſted, die Stütze ſeines Vaterlandes in einer bedenklichen Zeit, der durch ſeinen tiefen geiſtigen Ausdruck Aufmerkſamkeit erregte.

Als der König ſich auf den Thron niedergelaſſen, die hohe Begleitung ſich geordnet hatte, erſchien die Königin, kniete, ward geſalbt auf Kopf und Bruſt, aber nicht wie der König auf das Handgelenk, weil ſie zwar die Krone, aber keinen Scepter trägt. Nach dem beendigten Gottesdienſte ging der Zug unter einem zeltartig bedeckten Gange quer über den großen Hof, der gedrängt voll Menſchen war. Ich, der ich mich nie gern ins Gedränge begebe, gehörte zu den Letzten des Zuges; der König mit ſeiner Begleitung war ſchon lange in dem gegenüberliegenden Gebäude verſchwunden; die Königin ſchritt eben hinein, als ich aus der Kirche heraustrat. Schon ehe ich dieſe verließ, hörte ich das Vivatrufen und den lauten Jubel der Menge, der ſich noch oft wiederholte. Ich hatte etwa die Mitte des Ganges erreicht, als der König auf einem offenen Corridore erſchien, der quer durch das Gebäude ging, und es war in der That, als verkörperte ſich ein Gedicht aus dem ſechzehnten Jahrhundert. Der etwas niedrige alterthümliche, nach dem Hofe zu offne Gang, der Regent in ſeinem Königsmantel mit Krone, Scepter und Reichsapfel, verſetzten uns in die Zeiten der durch einfältigen Glauben geheiligten Treue. Als der König ſich hier zeigte, wirkte ſeine Erſcheinung wie ein Zauber; alle Zungen waren gelöſt, das Vivatrufen erſcholl faſt betäubend. Als ſich nun aber der König gegen die jubelnde Maſſe verneigte und das Scepter ſenkte, erreichte die Täuſchung, die mich in die Geſchichte um Jahrhunderte zurückverſetzte, den höchſten Gipfel. Das Freudengeſchrei der Menge verſtärkte ſich, der große Schloßhof tönte von allen Seiten wieder, und mir iſt dieſes Bild geblieben, als bildete es den Blütenpunkt des ganzen Feſtes. Keiner ſeiner Unterthanen konnte wärmer als ich, der ich aufgehört hatte einer zu ſein, dem trefflichen Könige, der die Schwierigkeit ſeiner Lage kannte, und mit ganzem Herzen auf das Wohl ſeines Volkes ſann, Heil und Segen wünſchen. Es war mir in dieſem Augenblick, als müßte, was ich jetzt ſah, was ich jetzt hörte, der Ausdruck der Geſinnung des ganzen Landes ſein. Als ſpäter die ſchöne Königin erſchien, und ſich gegen das laut jubelnde Volk verneigte, war es, als ginge die Sonne des Tages auf und die liebliche Erſcheinung machte einen unbeſchreiblichen Eindruck. Beide Züge bewegten ſich langſam und würdig, und da ich zu den Letzten gehörte, ſo konnte ich eine Zeit lang einen Anblick genießen, von welchem ich mich ungern trennte.

Es folgten jetzt die Ceremonien einer frühern Zeit in ihrer ganzen Strenge; wir befanden uns in einem großen Saale und konnten uns da einige Zeit erholen, denn die Eingeladenen mußten alle, ein jeder einzeln, Männer wie Frauen, erſt vor dem Könige, dann vor der Königin erſcheinen. Der König hatte ſich in vollem Ornate in einem, die Königin in einem andern Saale auf den Thron niedergelaſſen. Ein jeder der Eingelaſſenen näherte ſich erſt dem Throne des Königs, dann dem der Königin, und verneigte ſich tief. Der König ſenkte mit gnädiger Milde ſein Scepter, behielt aber ſein ernſtes Anſehen. Die Königin lächelte mir freundlich zu, und in der That wirkte dieſes ſchnell verſchwindende Vertrauen wunderbar auf mich. Denn ſo mächtig war mir doch das ganze Schauſpiel in ſeinem conſequenten Zuſammenhange erſchienen, ſo ſtolz war das dicht zuſammengefügte Gebäude, welches mit der ganzen Gewalt der Geſchichte auf mich eindrang, mir entgegengetreten, daß dieſer huldreiche Blick mich plötzlich in den vertraulichen königlichen Abendzirkel verſetzte, und ich, nachdem ich mich verneigt hatte, Minuten brauchte, um mich wieder zurecht zu finden. Kurz darauf erſchien der König in vollem Ornate wieder, von einigen hohen Hofbeamten begleitet, und beſtieg eine erhöhte, durch eine Gallerie von dem übrigen Theile des Saales getrennte, Bühne. Eine kleine gedeckte Tafel war daſelbſt aufgeſtellt, und nachdem der König ſich niedergelaſſen hatte, und die Hofbeamten ſtehend ihre Plätze hinter ihm eingenommen, ward einer derſelben nach der Königin beordert, die jetzt erſt erſchien und ſich dem Könige gegenüber niederließ. Ein Hofkaplan ſprach ſtehend das Tiſchgebet, und wir waren aus der Ferne Zeugen des königlichen Mahles. Jetzt war die Ceremonie geendet und die Gäſte wurden in den verſchiedenen Gemächern vertheilt und bewirthet. Wir waren von jetzt an uns ſelbſt überlaſſen, und genoſſen die ausgeſuchten Speiſen und die treſſlichen Weine. Die Feierlichkeit, der heitere Tag, der Jubel der Menge hatten alle fröhlich geſtimmt, und gewiß, es zweifelte keiner an einer glücklichen Zukunft. Schon an dem Tage meiner Ankunft in Friedrichsborg war ich zu einer großen Mahlzeit im Ritterſaale des Schloſſes eingeladen; aber man irrt ſich in der That, wenn man glaubt, was ein falſches Gerücht auszubreiten verſuchte, daß dieſe Mahlzeiten verſchwenderiſcher oder glanzvoller geweſen wären, als der Anſtand und die Würde des Feſtes forderten.

Den Tag darauf hatten ich und meine Familie das Glück, einer Feſtlichkeit in einer ſchönen Gegend des Waldes, etwa eine halbe Meile vom Schloſſe entfernt, beiwohnen zu dürfen. Es war hier ein weiter offener Platz; einige Anhöhen gewährten eine ſehr liebliche Ausſicht in eine reiche fruchtbare Gegend. Das fröhliche Volk hatte unter den Bäumen ſich frei und luſtig verſammelt. Zelte, maleriſch im Walde zerſtreut, boten dem Volke Erquickungen allerlei Art dar, und man glaubte ſich in ein warmes, ſüdliches Land verſetzt, in welchem ein ſorgloſes Volk ein frohes Daſein unbefangen genoß.

Ein Theil der königlichen Garde-Cavallerie, ſchöne Männer, in der hellrothen Staats-Uniform, ſtellten ſich ſtattlich dar, und obgleich ich, verwöhnt durch die Gewandtheit preußiſcher Truppen, jederzeit einen Anſtoß zu finden pflegte, wenn ich jenſeit der Grenze war, ſo erſchienen mir dieſe Truppen doch ſo gewandt, daß ich mich nach Preußen verſetzt glaubte. Der König war überaus heiter und hatte Grund zufrieden zu ſein. Er wußte, daß ich den großen Krieg mitgemacht hatte, und traute mir wohl ein richtigeres Urtheil zu, als mir gebührte. Die Königin unterhielt ſich huldreich mit mir und meiner Familie. Den Mittag brachte ich bei der königlichen Tafel zu, den Abend mit meiner Familie bei einem königlichen Concerte und Souper.

Mit einer rührenden Aufmerkſamkeit wurden wir in unſerer freundlichen Wohnung behandelt; der letzte Morgen, den wir im Hauſe zubrachten, wurde noch benutzt, um uns Beweiſe der nordiſchen Gaſtfreundſchaft zu geben. Wirth und Wirthin zeichneten ſich durch feine Sitte und Bildung aus, und ich erinnere mich mit Vergnügen der Tage, die wir bei ihnen verlebten.

So waren nun die Tage der Freude, der Pracht, der Feierlichkeit und Königlichen Gnade, die uns in die Mitte der ſtolzen Herrlichkeit der Welt verſetzten, ſchnell verſchwunden. Viele Freunde waren hier zuſammengedrängt, aber ein Jeder verlor ſie in der

Menge, und wurde von dem Strudel des Feſtes ſo gewaltig hingeriſſen, daß er den Andern nicht ſah, oder nur ſchnell vorübereilend begrüßen konnte. Der Eindruck, den das Ganze auf mich machte, war unbeſchreiblich. Mir ſchwebten mancherlei Ereigniſſe vor, Glück und Unglück einzelner Menſchen, ſtiller Familien, die durch Zufall in dieſen heftigen Strudel der Ereigniſſe hereingeriſſen, das Seltſamſte erlebten. Und was auf ſo ungewöhnliche Weiſe um mich wogte, wünſchte ich, angeknüpft an die Schickſale einer ſtillen Familie, in einem großen Bilde darzuſtellen.

Das Bild des Feſtes in Walter Scott's Kenilworth hatte mir, ich geſtehe es, imponirt, und ich glaubte es hier erlebt zu haben. So lebhaft ſah ich mich in eine ähnliche Lage verſetzt, daß ich mich von der jugendlichen Phantaſie ergriffen fühlte, und der Entwurf zu einer Erzählung ſo klar vor mir lag, daß ich meiner Allerhöchſten Gönnerin eine ſolche darzureichen zu verſprechen wagte. Dieſes Verſprechen hat mich ſeitdem unaufhörlich gequält. Ich habe mir zuviel zugetraut, und die wiederholten Verſuche mißlangen ſämmtlich.

In der Nähe von Friedrichsborg wohnt mein Vetter Bang, den ich ſchon früher genannt habe, er lebt mit ſeiner Frau in einer ſehr reizenden Gegend und führt ein ganz idylliſches Leben; und in ſeiner Nähe wohnte mein Schulfreund, der im Norden mit Recht ſo berühmt gewordene Schauſpieler Lindgreen. Die älteſte Tochter meiner in Fühnen verheiratheten Schweſter lebte etwa eine Meile weiterhin mit einer großen Menge Kinder, und wir fanden uns auf einmal aus der reichſten, geſchichtlich bewegteſten Gegenwart in die ſtillſte, einfachſte, früheſte Vergangenheit verſetzt, und dieſer plötzliche Wechſel war mir höchſt angenehm, ja beruhigend. Denn hinter der Luſt der vorigen Tage lag ein Schatten, der mich nicht wenig ängſtigte. Ein nicht ganz gewöhnliches Geſchick hatte mich in Berührung gebracht mit zwei hohen Regenten, der eine hatte ſeit mehreren Monaten den Thron beſtiegen, der zweite ſeit wenigen Wochen. Beide unter Verhältniſſen, die demjenigen, der ihnen mit ſeinem ganzen Leben ſich hingegeben fühlt, in tiefe Bewegung verſetzen mußten. Wie darf ich leugnen, daß die Hinneigung, mit welcher ſie mich beehrten, das Vertrauen, welches ich genoß, meine Verehrung geſteigert hatten, und mich mit feſten Banden an die beiden Königlichen Paare knüpfte.

Doch war es nicht bloß dieſes äußere Verhältniß, es war zugleich der innere Entwickelungsgang eines langen Lebens, der mich aufs innigſte an die große Erſcheinung knüpfte, die mir auf ſo mächtige geſchichtliche Weiſe entgegentrat. Was meine Kindheit, von engen Träumen feſtgehalten, zu ahnen begann, das trat als ein großes, bedeutendes Weltdrama hervor; ich ſollte noch einmal daſſelbe erleben, und, wenn auch als einer der unbedeutenden Figuranten, in ſeine europäiſch mächtige Mitte verſetzt werden. Alles, was mich heimiſch gemacht hatte in einem fremden Lande, was hinter mir lag, trat mir wieder näher, blickte mich immer ernſter an, und unvermeidlich drängte ſich und oft genug die Vorſtellung auf, daß dieſer innere Schlußpunkt meines irdiſchen Daſeins auch ſeinen äußeren herbeiführen würde; eine Vorſtellung, die dennoch einen ſeltſamen Contraſt bildete zu dem friſchen und fröhlichen Lebensmuthe, der mich durchdrang. Der Todesengel erſchien mir als ein Freund, der mir aus der Ferne winkte, ohne die genußreiche Gegenwart zu ſtören.

Man erlaube mir, was ſich mir hier zuerſt aufdrang, von dem Standpunkte eines ſubjectiven Lebens aus, wie es mich ergriff, in allgemeinen Zügen darzuſtellen.

Dänemark hatte Unſägliches gelitten, faſt alle bürgerlichen und häuslichen Verhältniſſe waren ſeit dem unglücklichen engliſchen Kriege zerrüttet, das größte, ſicherſte Vermögen war vielen gänzlich verſchwunden, der werthvollſte Beſitz, der ſeit mehr als einem Jahrhundert gewachſen war, hatte faſt allen Werth verloren. Der geliebte König ſchien unterliegen zu müſſen, ſo gewaltſam, ſo unerwartet war das Unglück hereingebrochen; ſo wenig war es durch irgend einen falſchen Schritt der Regierung herbeigeführt, daß der unruhigſte, unzufriedenſte Unterthan keine andere Klage zu erheben vermochte, als diejenige, die ſich über ein Unheil ergoß, welches gemeinſchaftlich König und Volk ergriff. So wurden beide inniger mit einander verbunden, und Ein Geiſt herrſchte im ganzen Lande. Noch waren, obgleich viele Jahre vergangen, die Spuren dieſes Unheils nicht verſchwunden: aber ſo wie die Zeiten ruhiger wurden, wie die, wenn auch nicht glücklichen, doch geordneten Weltverhältniſſe einem Jeden erlaubten, ſeine Lage zum Gegenſtande einer eigenen Betrachtung zu machen, regte ſich unvermeidlich eine Unzufriedenheit, die immer lauter ward. Nichts dünkte den Gequälten recht; aber die Bande des Unglücks, die König und Land mit einander verknüpft hatten, hielten dennoch feſt, und als der alte, tief geprüfte Regent — wenn auch nicht die ausſchweifenden Wünſche der Unruhigen erfüllt wurden — ſeine Unterthanen in frei berathende Verſammlungen vereinigte und ihre Wünſche zu hören beſchloß, ſtieg dieſe Zuneigung, und man ſchien dankbar das Geſchenk des Königs anzuerkennen. Aber er hatte ſeinem Nachfolger eine ſchwere Aufgabe bereitet. Eben durch dasjenige, worüber man jubelte, wodurch die Liebe zum alten König erweckt und geſteigert wurde, erhielt die allenthalben wuchernde Unzufriedenheit ein beſtimmtes Ziel.

Die große Frage, die durch die Revolution der europäiſchen Geſchichte geſtellt wurde, trat jetzt erſt in ihrem ganzen Umfange den Dänen entgegen. Unabweisbar war ſie ſchon den Norwegern aufgedrängt, und nie hatten innere Volksbewegungen in Schweden geruht; den Dänen war ſie freilich eben ſo wenig fremd, aber ſie war bis in den letzten dreißig Jahren noch nicht aus den Zuſtänden des Landes hervorgewachſen. Mancherlei war zwar noch in Dänemark herrſchend, was die Zeit anders forderte, aber dieſes wurde geduldet, und zwar eben ſtillſchweigend von den Klaſſen, die darunter litten. Die Forderungen, von außen eingedrungen, gehörten der Literatur, und man konnte ſie nicht als ein immer lauter werdendes, auf vielen Punkten zugleich lebendig hervortretendes Volksbewußtſein betrachten; daher hörte man in der Literatur die Klage, wie allenthalben, wo ähnliche Verhältniſſe vorherrſchen, ſo auch hier laut werden: daß der bürgerliche Sinn, die lebendige Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten, die erſt einem Staate lebendige Bedeutung verleihen, fehlten, und erweckt werden müßten. Man erwog hier ſo wenig, wie anderswo, daß ein ſolcher Sinn eine ſtille Entwickelung ſei, daß er nur in Einem Lande wahrhaft geſchichtlich ſich ausgebildet habe, und auch da nur nach vielen trüben Erfahrungen, in England nämlich; daß die Aufregung zwar eine beſtimmte Unruhe, aber keine bewußte Sicherheit erzeuge, wie die trüben Jahre der Revolution ſeit mehr als einem halben Jahrhundert bewieſen haben. Die Frage muß aufhören, eine ſolche zu ſein; dann erſt wird die inſtinktartige Zuverſicht entſtehen, die den

Staat nicht als ein Abſtractes, vielmehr als ein Wirkliches mit allen ſeinen lebendigen Verhältniſſen in ſich trägt, und nie das letzte ordnende Maaß überſchreitet; dann erſt entſteht diejenige Bewegung, die, wo ſie ſich auch am heftigſten äußert, dennoch die organiſche Ordnung ſinnvoll feſthält. Die europäiſche Frage war die zwiſchen Fürſten und Völkern, ſie muß aufhören eine Parteifrage zu ſein, und das Volk iſt keineswegs im echten vornehmen Sinne frei, wenn es ſich, wie durch die Revolution, getrennt hat von den Fürſten und dieſen feindlich gegenüberſteht. Denn ein Volk iſt eine lebendige Einheit des Mannigfaltigen, und lebt der Fürſt nicht in und mit ihm, ſo iſt es ſelber todt. Der Ausdruck dieſes Todes iſt die bloße geiſtloſe Zahl, die Majorität, die Maſſe. Aber was aus dieſer entſpringt, iſt nur das Schlechte, das Zerſtörende, ſich ſelbſt vernichtende. Alles Edlere, Größere, Ordnende iſt für ſie, nicht durch ſie. Meine Lehre von der äquivoken Generation hat ſich mit blutigen Zügen in der Geſchichte des franzöſiſchen Volkes bewährt, und es hat ſich gezeigt, daß die leitende Hand der Geſchichte eine höhere iſt, als die der abſtracten menſchlichen Reflexion.

Dieſe verhängnißvolle Frage ward nun mit aller Gewalt in Dänemark laut. Unruhig erhoben ſich Gedanken, die nirgends vorbereitet waren; von außen angeregt, hier und da in theoretiſcher Form mitgetheilt. Und wenn andere Länder nach trüben Erfahrungen die Gedankenleere der abſtracten Götzen der Zeit auch nicht eingeſtehen wollten, ſo mußten ſie doch nothgedrungen bekennen, daß die Lehren der Revolution ſeit länger als einem halben Jahrhundert hinlänglich platt getreten ſind.

Daß man eben ſo wenig einen Staat wie das Gras wachſen hört, daß das, was man freudig vernimmt, eine Aeußerung des Erwachſenen nicht der Entwickelungsprozeß des Wachsthumes ſei, wird zwar, einmal anerkannt, eine Trivialität. Wie oft iſt es in Frankreich eingeſehen und zugeſtanden worden, daß das bedeutende Oppoſitionsmitglied, wenn es Miniſter geworden, nothgedrungen auf einen andern Standpunkt geſetzt wird. Der Miniſter nämlich wird von der Wirklichkeit gegebener Verhältniſſe ergriffen, in dieſen aber liegt die göttliche Gewalt ſtiller geſchichtlicher Entwickelung, die auf einem jeden gegebenen Punkte eine poſitive, beſtimmte, eigenthümliche, in ſich und in ihrer Beziehung gegen alle andere iſt; und man will nicht einſehen, daß ein König, der in die wirkliche, lebendige Einheit des Staats verſetzt wird, als Regent von dem Entwickelungsprozeſſe des ganzen Volks mehr als irgend ein Diener des Staats beherrſcht werden muß. Iſt dieſe ſtille Entwickelung verſchwunden, wird der König von der Maſſe gezwungen, dann tritt die faulende Gährung, zuletzt die zerfallende Verweſung ein. Die Zahl ſoll den todten Haufen vereinigen, und das Volk wird ſouverain, d. h. es hört auf, ein Volk zu ſein, weil ſein inneres Lebensprincip entwichen iſt. Ein Volk lebt als ein ſolches nur in und mit ſeinem Fürſten, wie dieſer freilich nur in und mit ſeinem Volke. Der König iſt König durch ſein Volk, nur in ſofern das Volk Volk iſt durch ſeinen König. Eine jede Trennung verwandelt den König in einen Tyrannen, und das Volk in eine todte, immer mehr zerfallende Maſſe. Iſt nun jene Einheit gleich der göttlichen Idee der Ausdruck göttlicher Abſicht, die nie völlig verwirklicht wird, ſo iſt dennoch nur derjenige Bürger zu nennen, in welchem ſie innerlich das belebende Princip iſt, welches ihn leitet, und nur dadurch das ſtill entwickelnde des Staats. So gewiß wie das chriſtliche, ſittliche Gewiſſen, mit welchem wir in Gott leben, das einzig Reale und Poſitive eines jeden Menſchen genannt werden muß, obgleich es auf der Erde durch keinen Menſchen dargeſtellt werden kann.

Wenn uns nun die geiſtloſe Barbarei der abſtracten Uebercultur nach faſt zweihundertjähriger Ruhe ergreift, ſo wollen wir keinesweges dieſe ſtumpfe Ruhe eine glückliche nennen, aber wir können eben ſo wenig das plötzliche Erwachen, welches die Gegenſtände ungeſchickt ergreift, und ohne ihre Beziehung gegen einander zu erkennen, ſtörend unter einander wirft, hochpreiſen. Alles wahre Wachen iſt ein beſonnenes Beherrſchtwerden von gegebenen äußeren Verhältniſſen. Jede freie menſchliche Bewegung findet nur dann ſtatt, wenn wir dieſe Herrſchaft gegebener Gegenſtände über uns freudig und mit Hingebung anerkennen, und die Völker ſind in unſeren Tagen ſo oft thöricht mit dem Kopfe gegen die Wand gerannt, daß ſie doch anfangen einzuſehen, wo die Thür iſt. In meinem Vaterlande ſcheinen ſie leider noch weit von dieſer Entdeckung entfernt.

Der verſtorbene König von Dänemark hatte berathende Provinzialſtände dem Volke geſchenkt. Daß dieſe Inſtitute von ſeinem ordnenden Willen ausgingen, hätte man als ein Glück betrachten ſollen. Kaum waren dieſe in Thätigkeit getreten, ſo lag ſchon das unruhige Streben nach einer Conſtitution im franzöſiſchen Sinne im Hintergrunde. Es war nicht ein natürliches Bedürfniß, welches aus dem Volke erwuchs, vielmehr eine Conſequenz der ſeit der Revolution mächtig gewordenen ſtaatswiſſenſchaftlichen Abſtraction, die ſtatt der berathſchlagenden Provinzialſtände, eine allgemeine, geſetzgebende Nationalverſammlung forderte, ſtatt des lebendigen, ſtillen Wachsthums eines Gegebenen, welches vorbereitet wird, allenthalben in den inneren verborgenen Werkſtätten aller Lebensformen, und ſo langſam und geordnet hervorquillt, eine Revolution.

Das dunkele Mißverſtändniß unſerer Zeit entſteht in der That daraus, daß Fürſten und Völker zwar daſſelbe wollen; aber die erſten als Entwickelung, die letztern ungeduldig als eigene That. Aber Alles, was auf die letzte Weiſe entſteht, ſtirbt an ſeinem Schluß und trägt die Vernichtung in ſich ſelber. Freilich ſoll ein König die Freiheit ſeines Volks wollen; aber dieſe gedeiht nur durch die Hingebung, durch das Vertrauen. Auch des Königs That iſt eine menſchliche, er hat zu kämpfen innerlich mit ſich ſelber als Menſch, äußerlich mit den Schwierigkeiten des Daſeins als Regent; er wünſcht die Wahrheit zu hören und in den beiden Ländern, deren Schickſal mit dem meinen verflochten iſt, haben die Regenten bewieſen, daß ſie es wünſchten: aber wo ſie aufhören, die Leitenden zu ſein, verſchwindet die organiſche Einheit des Staatslebens. Die Ungeduld des Volkes iſt das eigentlich Hemmende der ruhigen Entwickelung, denn ſie ſtört den Fürſten innerlich wie äußerlich, wo das Freimüthige, aber geordnete Vertrauen ihn heben und ſtärken, ihn über ſich ſelbſt wie über ſein Volk aufklären würde.

In Dänemark hatte man keinen Grund an der Königlich liberalen Geſinnung des Fürſten zu zweifeln: aber was unter ganz andern Verhältniſſen ward, was ein halbes Jahrhundert früher Frankreich, und durch dieſes andere Länder aufregte, wurde von den Unerfahrenen immer lauter gefordert. Die unreife Jugend miſchte einen rohen Principienſtreit, wie er eben von den Hörſälen, mehr noch von der in ſich verworrenen Zeit ausgebildet war, in die Berathungen hinein; ein jeder hatte ſich einen König conſtruirt, und hatte nichts Eiligeres zu thun, als den wirklichen mit dem conſtruirten zu vergleichen. Was ſie wollten, war, was von der Revolution ausging, und nirgends gelungen war — eine Conſtitution. Sie wollten eben das fertig machen, was wachſen ſoll, und nach mehr als einem halben Jahrhundert hätte man glauben ſollen, daß in einem Lande, welches aus einem unſäglichen Elende ſich zu heben anfing, in welchem die Finanzen ſich ordneten, in welchem der Wohlſtand wuchs, die Beſonnenen erkennen würden, wo die retrograde Tendenz und die wahre Hemmung zu ſuchen ſei. Eben der Wunſch des Königs, die kühne, aber einſichtsvolle Wahrheit zu hören, rief die Ungeduld hervor; man erwartete nicht den ſtillen Fortgang ſeiner That, man begleitete ſie nicht mit aufmerkſamer, freier aber vertrauensvoller Hingebung. Die Principien ſtürmten ihm gleich entgegen, und der König hoffte wohl, ſie beherrſchen zu können; er war ſich ſeiner im echt Königlichen Sinne volksmäßigen Geſinnung bewußt, und darauf gründete ſich ſeine Hoffnung. Eine wechſelſeitige freudige Verſtändigung lag ſo nahe; die oberflächlichſte Kenntniß der Ereigniſſe weiß, von welcher Seite ſie geſtört wurde. Mir war dieſe Lage meines Vaterlandes wohl bekannt. Als ich nach Dänemark kam, drängte ſich mir die ſchwierige Lage meines Königlichen Gönners auf. Während die Umgebung des Königs ſich der freudigſten Hoffnung hingab, war der klar ſehende Regent der Einzige, der wohl erkannte, mit welcher zähen Maſſe er zu kämpfen hatte.

In Friedrichsborg vergaß — ich geſtehe es, — auch ich die dunkle Seite der Zeit; als ich aber nach Kopenhagen zurückkam, trat ſie mir drohend entgegen. Da erinnerte ich mich aller jener übermüthigen unreifen Verſuche, Unzufriedenheit zu erregen, die immer lauter wurden. Ich lebte nicht mit dem Hofe; allein, ſo viele Jahre auch verſchwunden, waren meine alten Verbindungen noch nicht zerriſſen.

Dänemark beſitzt einen Mann, an deſſen echt freier Geſinnung keiner zweifeln konnte, einen Vermittler zwiſchen Volk und Fürſten, wie er in keinem andern Lande zu finden iſt. In der Stadt herrſchte, als ich zurückkam, eine dumpfe Stille. Meine Freunde waren beſorgt, aber ſie hielten, ſo lange Oerſted die in Roeskilde verſammelten Stände zu leiten vermochte, noch die Hoffnung feſt. Ich kann mich nicht in eine umſtändliche Erörterung der damaligen Verhältniſſe einlaſſen, ſie gehören der Geſchichte des Landes an, und eine ausführliche Darſtellung würde mich zu weit führen. Aber der Gegenſatz zwiſchen den frohen heiteren Tagen in Friedrichsborg und der dumpfen Stille in Kopenhagen, bildete einen der ängſtlichſten Momente meines Lebens.

Indeſſen traten auch hier Ereigniſſe hervor, die mich erheiterten. Alte Freunde, die zu den bedeutendſten Männern gehörten, umgaben mich. Selbſt bei dem opponirenden Theile der Tagesſchriftſteller fand ich eine Schonung, wie ich ſie kaum erwartet hatte.

Ich war nun täglich mit Thorwaldſen zuſammen. Eine ausgezeichnete Dame, die Baroneſſe Stampe, hatte ſich ganz ſeiner Pflege gewidmet, und wenn ich die Art, wie meine Landsleute ihn empfangen hatten, erwog, die Art, wie ihn der König ehrte, dann trat mir mein altes liebes Vaterland entgegen, und ich konnte nicht glauben, daß ein Volk, welches ſich ſeinen ausgezeichneten Männern ſo hingab, und dieſe auf ſo würdige Weiſe anzuerkennen verſtand, das ordnende Lebensprincip des Staats dem Götzen des Tages preisgeben ſollte. Mit Thorwaldſen zu leben und von ſeinen Werken umgeben zu ſein, iſt daſſelbe, man kann ſie nicht von ihm trennen. Das durch ihn in plaſtiſcher antiker Darſtellung hervortretende Chriſtenthum hat die größte Blühte der alten Welt für das Heiligſte der neuen Bildung gewonnen, hat den Tempel in Kirche verwandelt, das ſtrenge Geſetz der plaſtiſchen Kunſt in die lebendige organiſche Zeit verſetzt, und den zu ſcharf gehaltenen Gegenſatz zwiſchen dem Klaſſiſchen und Romantiſchen in eine höhere Einheit gebracht. Thorwaldſen ward allerdings, worauf die Engländer ſtolz ſein können, durch dieſe zuerſt anerkannt, aber er ward durch die Deutſchen, dem franzöſiſchen Canova gegenüber, geſchätzt und in die europäiſche Kunſtgeſchichte eingebürgert. Wir beſitzen eine bedeutende plaſtiſche Kunſtſchule hier im Lande; Rauch, Tiek, Wichmann, Drake, Kiß, ſtellen Meiſter dar, die in Europa geehrt ſind: aber ich geſtehe, ich bedaure es, daß es kein Land giebt, welches ſo ganz Thorwaldſens Kunſtſchätze entbehrt, wie Preußen. Ich glaube hier eine nationale Einſeitigkeit zu entdecken, die mir allenthalben ſchmerzlich entgegentritt, die ich wohl meinem kleinen Vaterlande verzeihe, aber in Preußen am wenigſten zu finden glaubte.

Allenthalben in Deutſchland, wo Thorwaldſen in ſeinem Greiſenalter erſchien, iſt man ihm mit lebhaftem Enthuſiasmus entgegen gekommen. Einem Kinde gleich, mit rührender Naivität, empfing er eine jede Verehrung, und gab ſich der Umgebung gern, willig und anſpruchslos hin. Aber ein ſtolzes Bewußtſein der mächtigen Bedeutung ſeines Daſeins durchdrang ihn, und er hatte das Recht, es als ein würdiges Ziel zu betrachteen, daß er nicht bloß durch ſeine Werke, ſondern auch durch ſeine Perſon verewigt wurde. Das Volk hat ſich verherrlicht, als es ihm entgegen kam. Alle Kunſtſchätze, die er beſaß, eigne und fremde Werke, hat er ſeinem Vaterlande geweiht.

Man verzeihe es mir, wenn ich befürchte, daß, wenigſtens für die nächſte Zukunft, Thorwaldſen ſeinem geſchichtlichen Rufe geſchadet hat, indem er die ſtolzen Denkmäler ſeines Lebens außerhalb des großen Stroms der Geſchichte im hohen Norden hinſtellte. Die Frauenkirche in Kopenhagen ſtellt doch den erſten großen Gedanken einer echt chriſtlichen Kirche vollendet dar, und nur die Lage hat bis jetzt verhindert, daß dieſes große Werk in ſeiner bewunderungswürdigen Erhabenheit nicht mehr geſchätzt und beſprochen wird.

Alle Hauptzüge der chriſtlichen Offenbarung treten mit wahrhaft ergreifender Einfachheit und Klarheit hervor. Viele der plaſtiſchen Werke ſind einzeln, wie ſie in Rom entſtanden, bewundert worden; mir iſt aber bis jetzt keine bedeutende Aeußerung über den ganzen Zuſammenhang, in welchem die ganze chriſtliche Offenbarung und Lehre uns hier ergreift, bekannt geworden. Ein Giebelfeld deutet den Inhalt des Gebäudes an, es ſtellt Johannes den Täufer mit ſeinen Jüngern dar; die Vorhalle der Kirche durch eine Reihe von Reliefs den Heiland wunderthätig, lehrend, tröſtend auf eine göttliche Weiſe. Wenn man in die Kirche hineintritt, ſieht man auf beiden Seiten die Apoſtel, klaſſiſche erhabene Meiſterwerke. Ich finde mich verpflichtet, eine keineswegs allgemein bekannte Anekdote aus Thorwaldſens Künſtlerleben hier zu erwähnen. Der Baumeiſter, deſſen Werk durch den großen Bildhauer erſt ſeine rechte Bedeutung erhalten hat, baute Niſchen für Statuen der Apoſtel; aber es war keineswegs Thorwaldſens Abſicht, daß dieſe auf eine ſolche Weiſe halb verborgen zurücktreten ſollten; er wollte ſie frei hinſtellen, daß ſie die ganze Kirche durch ihre Geſtalten verherrlichten. Man hatte ihm genau das Maaß der Niſchen zugeſandt, durch welche ſie ihrer Größe nach kleiner, durch ihre Umgebung gedrückt erſcheinen würden. Thorwaldſen ließ ſich in keinen Streit ein: als aber die Statuen nach Kopenhagen kamen, entdeckte man mit Schrecken, daß ſie größer waren, als die Niſchen; man war genöthigt, dieſe wieder auszufüllen und die Statuen frei hinzuſtellen. „Mein Werk iſt, ſagte er, nach allen Seiten hin künſtleriſch ausgearbeitet, und will ſo ſich darſtellen.“ Keiner, der hereintritt, kann leugnen, daß dadurch die ganze Kirche ihre eigenthümliche hohe gedankenvolle Bedeutung erhält, und durch ihre große, klare Einfachheit uns auf göttliche Weiſe anſpricht. Es iſt der Friede, die Ruhe des in ſich abgeſchloſſenen Chriſtenthums, welches uns umfängt. So gebietet der große Künſtler, und man muß ſich ſeinen Befehlen fügen.— Vor dem Altare ſehen wir einen Engel, der das Taufbecken hält, mit bewundernswürdiger Zartheit ausgeführt, und ſtatt Altarbild ſchwebt vorgebeugt der ſegnende Heiland, deſſen Erhabenheit, ſtrafender Ernſt und göttliche Milde oft bewundert worden. Hinter dem Altare läuft unter dem elliptiſchen Gewölbe in einem Halbkreiſe eine Reihe von Reliefs, welche die

Hauptmomente der Leidensgeſchichte tief, klar und einfach darſtellen. In dieſen Zauberkreis verſetzt, trägt der Heiland das Ganze. Allerdings überraſcht uns zuerſt die leidenſchaftsloſe Ruhe der Plaſtik, aber wenn wir uns der Betrachtung hingeben, iſt es, als rührten ſich die Statuen, und ein heiliger, verſöhnender und erwärmender Friede umfängt, trägt, tröſtet uns, daß wir, zugleich in den Armen des kalten Marmors, in denen der warmen, zarten, göttlichen Liebe zu ruhen wähnen. Nie ſah die Geſchichte ein ähnliches, nicht einmal von Ferne geahndetes, noch weniger gedachtes und ausgeführtes Werk.

Ich glaube hier die treue Freundin des großen Künſtlers noch einmal nennen zu müſſen, die in den letzten Tagen ſeines Lebens eine ſo bedeutende Rolle ſpielte: die Baroneſſe Stampe. Thorwaldſen war eine innerlich fortdauernd thätige, aber äußerlich ruhige, faſt träge Natur. Die ganze Familie, Mann und Kinder ſowohl als Frau, hatten ſich ihm ſeit ſeiner glanzvollen Zurückkunft ganz gewidmet, aber die Frau ward dem Greiſe am wichtigſten, denn er bedurfte einer weiblichen Pflegerin, die den Schwerbeweglichen in Thätigkeit ſetzte. Er brachte nun meiſt die Sommermonate auf dem reizend gelegenen Gute Nyſöe bei der Baronin Stampe zu. Hier hatte man ihm eine Werkſtätte nach ſeiner Angabe gebaut, und die Baroneſſe bewog ihn, ſeine eigene Statue in die Mitte derſelben zu ſtellen. Er war dort der Mittelpunkt der ganzen Familie; das tägliche Leben derſelben ſchien nur ſeinetwegen da, man lauerte auf ſeine Wünſche, und ſie waren oft früher erfüllt, als ausgeſprochen. Aus der elf Meilen entfernten Hauptſtadt verſammelten ſich die bedeutendſten Gelehrten, und zum erſten Male lernte der Greis die Reize eines ihm ganz geweihten Familienlebens kennen. Es iſt begreiflich, daß eine ſolche Hingebung, eine ſolche nie ruhende Thätigkeit ſeiner Freundin von Fremden nicht immer richtig geſchätzt wurde. Während er ſeine größeren Arbeiten vollbrachte, ſaß er des Morgens auf ſeinem Sopha; Gruppen plaſtiſcher Bildwerke, großartige Statuen ſchwebten wie gedacht ſo fertig vor ſeiner Seele. Während dieſer Zeit war die Baroneſſe in ſeiner Werkſtätte thätig. Sie ordnete dort Alles; der Thon, geknetet, lag zur Hand; Alles, was ihm die Arbeit erleichtern konnte, wurde ſorgfältig vorbereitet, jede ſtörende Beſchäftigung entfernt. Dann erſchien die Freundin in ſeiner

Stube. „Thorwaldſen, ſagte ſie, Alles iſt fertig,“ und ſie führte ihn an ſeine Arbeit. Die bildende Hand erzeugte die großartigſten Geſtalten mit derſelben Leichtigkeit, mit welcher die träumende Seele in dem bequemen Sopha Gedanken ſchuf. Der Tadel, der zuweilen über ſeine Freundin laut ward, rührte wohl meiſt daher, daß er ſich ihr ſo ganz hingab, und es bequem fand, zum erſten Male in ſeinem Leben ein Gegenſtand der ſorgfältigen Pflege einer Familie zu ſein. Aber ſelbſt wo dieſer Tadel am lauteſten ward, wagte man nicht zu leugnen, daß der bewunderungswürdige Fleiß des alten Künſtlers ohne jene beſtändig reizende Pflege kaum ſtattgefunden hätte, und daß die künſtleriſche Welt der Baroneſſe eine Menge ſeiner bedeutenden Werke zu verdanken hat. Wird dieſes ſelbſt von den Tadelnden zugeſtanden, wie ganz verſchwindet dann bei uns die Bedeutung der Vorwürfe, die ihr gemacht werden.

Je älter er ward, deſto mehr wuchs ſeine Sehnſucht nach ſeinem Vaterlande; wie ganz er für dieſes lebte, ſelbſt in Rom ſich nach dieſem verſetzt glaubte, das beweiſt ja auf die entſchiedenſte Weiſe ſein großes fürſtliches Geſchenk. Hier wollte er verewigt ſein, und Rom ſah ſich der Schätze beraubt, die aus dieſem künſtleriſchen Mittelpunkte der Welt entſprungen waren, damit ſie im hohen Norden ihm ein unvergängliches Denkmal ſtiften ſollten. Es war freilich wohl nicht zu leugnen, daß ſein Leben in den letzten Jahren unruhig zwiſchen ſeiner doppelten Heimat ſchwankte. In Rom ſehnte er ſich nach Kopenhagen, und in Kopenhagen nach Rom. Thorwaldſen verließ nach einem Aufenthalte von einigen Jahren Kopenhagen von der Familie des Barons begleitet; allenthalben, wo er hinzog, traten ihm die Fürſten huldigend entgegen, die Städte erhoben ſich und jauchzten ihm zu, und nie hat die Geſchichte einen ähnlichen Triumphzug eines Künſtlers gefeiert. Ich ſah ihn in Berlin wieder und hatte das große Glück, mit ihm herrliche Stunden an der Seite meines Königs zuzubringen. Da ward es aber zugleich klar, wie wenig man ihn und ſeine Anhänglichkeit an ſein Vaterland kannte. Alle Künſtler jauchzten, die Furcht, daß er ſich im Norden vergraben werde, war verſchwunden, und doch ward die allgemeine Hoffnung getäuſcht. Die Familie des Barons blieb in Rom und verſammelte Künſtler und Reiſende um ſich, Thorwaldſen war ſtets in ihrer

Mitte. Als jene Rom verließ, ſagte man: „Jetzt iſt der alte Meiſter von den Zauberfeſſeln des düſter lockenden Nordens befreit.“ Als die Baroneſſe durch München reiſte, äußerte ſich der König von Baiern im Sinne aller Künſtler: „Jetzt, ſagte er, da Sie Rom verlaſſen haben, wird Thorwaldſen wohl bleiben, wo doch ſeine eigentliche Heimat iſt.“ Und ſie wagte zu antworten: „Da wir Rom verlaſſen haben, wird er nicht ruhen, bis er wieder bei uns iſt.“ Es iſt allgemein bekannt, daß ſie Recht behielt. Der Greis verbarg ſeine Abſicht vor ſeinen römiſchen Freunden und eilte mit großer Kühnheit in ſeinem 71ſten Jahre ſchnell, ſo viel wie möglich verborgen, unbegleitet durch Europa. Ein gnädiges Schreiben von dem Könige von Dänemark theilte mir die Nachricht mit, wie ſehr er durch die unerwartete Kunde, daß Thorwaldſen in Seeland, wenige Meilen von Kopenhagen, erſchienen war, überraſcht wurde. So zeigte es ſich, daß dieſer große Künſtler zwar in Rom ſich ausgebildet, daß er für die Welt gearbeitet, aber daß ſein innerſtes Daſein ganz und durchaus ſeinem Vaterlande angehörte, daß er für dieſes gelebt hat. Es iſt bekannt, daß er, man möchte ſagen, wie ein Geiſt, ſtill und ſchmerzlos entwich, nicht krankhaft und widerſtrebend durch den Tod fortgeriſſen wurde.

Der Schauplatz veränderte ſich in Kopenhagen plötzlich. Skandinaviens Naturforſcher waren zum zweiten Male dort verſammelt, — zum erſten Male hatte die Verſammlung in Gothenburg ſtattgefunden — und ich ward in einen ganz andern Kreis von Menſchen, in eine ganz andere Beſchäftigung verſetzt. Nur einmal habe ich einer ähnlichen Verſammlung in Deutſchland beigewohnt, 1827 in Berlin, wo ich mehrere meiner alten ſkandinaviſchen Freunde zu treffen hoffte und wirklich traf.

Meine Studien gehören der Einſamkeit, und ich ſuche eben, wenn ich mich mit dieſen beſchäftigen will, und zwar durch eine Nothwendigkeit meiner Natur gezwungen, den Lärm des Marktes und den ſchnellen bunten Wechſel der Gegenſtände zu umgehen; denn immer bin ich dann wie in eine eigene Welt verſetzt, in welcher nichts Einzelnes eine Bedeutung hat, es iſt die Totalität, die mir vorſchwebt, und mein ganzes

Daſein in Anſpruch nimmt. Hier ſtürzte ich nun aus einer verwirrenden Mannigfaltigkeit in eine andere; aber die wenigen Tage waren mir dennoch äußerſt lehrreich. Die drei ſkandinaviſchen Reiche haben drei Naturforſcher als Repräſentanten; alle drei mit entſchiedener europäiſcher Celebrität. Oerſted in Dänemark, Berzelius in Schweden, Hanſtein in Norwegen. Sie waren alle drei in Kopenhagen. Ich nahm an den meiſten Sitzungen Theil und eine jede bot mir etwas Lehrreiches und Intereſſantes. Die erſte öffentliche Sitzung ward durch Oerſted eröffnet, und ich hielt einen Vortrag über das Verhältniß der Naturphiloſophie zur allgemeinen Naturwiſſenſchaft. Ich ſuchte darzuthun, daß jene eine eigenthümliche Wiſſenſchaft ſei, die aus ſich ſelber beurtheilt werden müſſe, die Naturforſcher in ihrer Beſchäftigung nicht ſtöre, da ſie von anderen Principien ausgehend, einen eigenen Zweck zu erreichen ſuche. Dänemarks Geognoſie, die mich 37 Jahre früher nach dem damaligen Stande der Wiſſenſchaft beſchäftigt hatte, war in die Hände eines geſchickten Mannes (Forchhammer) gekommen, und hatte freilich ein anderes reicheres Anſehen gewonnen. Ich kannte zwar ſeine Unterſuchungen, er hatte die Güte mir ſeine Aufſätze mitzutheilen, doch erfuhr ich jetzt manches Neue, und ſeine Vorträge hatten für mich ein großes Intereſſe.

In dem botaniſchen Garten vermißte ich meinen alten Freund, den verdienſtvollen Botaniker Hornemann, meinen Reiſegefährten, als ich zuerſt tiefer in Deutſchland eindrang. Er war kurz vorher vom Schlage getroffen und litt an den Folgen. Als ich ihn beſuchte, (er war doch ſo weit hergeſtellt, daß er mich und meine Familie einen Abend bei ſich ſehen konnte), erſchrak ich zwar bei dem erſten Anblicke, doch ward mir hier zuerſt Etwas klar, was ich freilich oft erlebt hatte, doch ohne daß es zum beſtimmten Bewußtſein gekommen war. Es iſt einem Jeden bekannt, daß man oft alte Freunde, die man lange nicht geſehen hat, im Traume ſo wieder ſieht, wie man ſie verließ, um viele Jahre jünger. Etwas von dieſem bleibt nun zwar zurück, wenn wir ſie in der Wirklichkeit wiederſehen. Da man aber das frühere Bild, wie ſehr es in den Hintergrund gedrängt ſein mag, ſo bei ſich trägt, wie es im Traume erſcheint, ſo iſt man freilich zuerſt von der Verſchiedenheit überraſcht, allmälig aber wird die jugendliche Geſtalt mächtig. Es iſt dann recht ſeltſam, mit welcher

Gewalt die Erinnerung ſich über alle Züge verbreitet, ſie verjüngt und belebt. Ein alter Freund erſcheint dann immer jugendlicher, als er wirklich iſt, und man geräth eben ſo ſehr in Verwunderung über die Verſchiedenheit zwiſchen dem Eindrucke bei dem erſten Begegnen, der uns in Schrecken ſetzte, und dem ſpätern, durch die Erinnerung verjüngten. Jenen iſt man nicht im Stande, wieder hervorzurufen.

Der Abend, den wir in ſeiner liebenswürdigen Familie zubrachten, iſt mir unvergeßlich. Ich ſah ihn nicht wieder; zwei Jahre ſpäter ſtarb er.

In den botaniſchen Sectionen hörte ich die Vorträge mehrerer jungen Männer und ſah, mit welchem Eifer und Erfolg die Botanik in Dänemark getrieben wird. Auch Schouw, obgleich Präſes der Ständeverſammlung in Roeskilde, die ſich in wenigen Tagen verſammeln ſollte, trat mit bedeutenden Beobachtungen hervor. Der berühmte ſchwediſche Botaniker Friis war da und ließ ſich ſeiner würdig vernehmen.

In der zoologiſchen Section überraſchte mich ein gleicher Reichthum. Sie ward durch Eſtrich geleitet, und der auch auswärts bekannte Zoolog Bock trat mit wichtigen Bemerkungen hervor. Ich freute mich ungemein, den berühmten Zoologen Nielſen aus Lund kennen zu lernen. Ueberhaupt war ich in der That erſtaunt über die Menge beobachtender Talente, die ſich entwickelt hatten, und in den vier ſeitdem verfloſſenen Jahren ſind mehrere, damals noch junge, herangereift. Umgeben von den reichen Sammlungen, durch ihn geordnet und bereichert, fand ich Reinhardt, deſſen Bekanntſchaft ich 40 Jahre früher in Freiberg gemacht hatte. Seine Verdienſte um die däniſche Zoologie ſind bekannt.

Die experimentirende Phyſik erſchien ebenſo bedeutungsvoll repräſentirt. Hier lernte ich die ſchönen Erfolge eines techniſchen Inſtituts kennen, deſſen Eleven ſich durch eine ſtreng wiſſenſchaftliche Bildung ſelbſt neben denen in England, Frankreich und Deutſchland auszeichneten. Oerſted hat das Verdienſt, dieſes Inſtitut begründet zu haben. Einer der Eleven deſſelben trat mit einem Vortrage hervor, der durch ſeine wiſſenſchaftliche Bedeutung und Scharfſinn überraſchte. Oerſted ſelbſt zeigte Experimente von ſehr großem Werthe. Graf Wrede, der zur vertrauten Umgebung des jetzigen Königs von Schweden gehörte und Berzelius begleitete, zeichnete ſich durch den Vortrag ſehr wichtiger, ſtreng mathematiſch-phyſicaliſcher Beobachtungen aus, und ich machte die angenehme Erfahrung, daß die naturwiſſenſchaftliche Bildung im Norden weniger auf die Schule beſchränkt iſt, als in Deutſchland. In der That, nach dem, was ich in dieſen wenigen Tagen großer Zerſtreuung erfuhr, überzeugte ich mich von dem wunderbaren Gedeihen dieſer Studien. Kopenhagen kann in dieſer Rückſicht ſich verhältnißmäßig mit einer jeden Stadt in Europa meſſen.

Der König, der ſich ſelbſt mit einigen Zweigen der Naturforſchung beſchäftigte, beſonders mit der Mineralogie, zeichnete die Verſammlung auf jede Weiſe aus. Ein glänzendes Mittagsmahl ward in einem Jagdſchloß in dem reizenden Thiergarten in der Nähe von Kopenhagen veranſtaltet, das königliche Dampfboot zur Verfügung der Naturforſcher geſtellt. Mehrere erſchienen am Hofe; Berzelius war höchſt liebenswürdig.

Die nordiſche Reiſe war überreich und wohl geeignet, einen alten Mann zu erheitern. Ich hatte den Entſchluß gefaßt, meinen Aufenthalt in Norden zu benutzen, um meine Familie mit den dortigen Verwandten und mit den reizenden Gegenden von Chriſtiania bekannt zu machen. Mein Neffe, von ſeinem ſiebenten Jahre an in meinem Hauſe erzogen, der mich ſechzehn Jahre früher als Knabe auf meiner ſkandinaviſchen Reiſe begleitete, lebt jetzt dort als geachteter Arzt, verheirathet. Welche Freude für uns, ihn nun ſo wiederzuſehen! Profeſſor Holſt, ſein Schwager, hatte ihn beſonders beſtimmt, ſich nach Norwegen zu begeben. Von ihm auf jede Weiſe gefördert, ward er auch auf eine ſo wunderſame Weiſe durch das Glück unterſtützt, daß er ſchnell in eine günſtige Stellung kam. Er hatte zwar in Breslau und Berlin ſeine Univerſitätsſtudien abgeſchloſſen, aber die Zukunft eines jungen Arztes war in Preußen keineswegs heiter, und als fünf Jahre nachher, nachdem er die Berliner Univerſität verlaſſen, eine in Norwegen erworbene Summe ihn in den Stand ſetzte, eine Reiſe nach Wien zu machen, auf welcher er uns in Berlin beſuchte, ward er nicht wenig von ſeinen Freunden beneidet, die hier noch immer einer unſichern Zukunft entgegen ſahen.

In einem Gaſthofe mit uns in Kopenhagen wohnte einer von Hamburgs ausgezeichneten Aerzten, Dr.

Chauſepié; wir beſchloſſen, zuſammen zu reiſen und wurden von Holſt begleitet. Auf dem Dampfboote wurden wir ſchon mit Freuden aufgenommen. Der Capitain war ein königlich norwegiſcher Marine-Offizier, ein Jugendfreund meines Schweſterſohnes Hagerup; der ein ganzes Jahr, nachdem er ſchon Offizier war, als deutſcher Student in Breslau zugebracht hatte. Der Capitain ſprach viel von ſeinem Freunde, war voll von ſeinem Lobe, und wenn meine Frau nicht unglücklicherweiſe fortdauernd und ſehr heftig von der Seekrankheit angegriffen geweſen wäre, die noch durch das ſtürmiſche Wetter vermehrt wurde, ſo hätten wir die Reiſe eine ſehr angenehme und glückliche nennen müſſen.

Aber die Seekrankheit und ihre Folgen verſchwinden ſchon mit dem Anblicke des Landes. An der Südſpitze von Norwegen iſt eine Küſtenfeſtung, Friedrichsvärn, und daſelbſt die Bildungsanſtalt für die Marine. Mein Neffe Hagerup, nachdem er in Verbindung mit Aubert und Munk an der Küſtenvermeſſung der Nordlande drei Jahre lang gearbeitet hatte — drei Seekartenblätter waren ſchon erſchienen — war jetzt bei der Seekadettenakademie angeſtellt, aber den Sommer brachte er im Cattegat und in der Nordſee zu. Auch er war verheirathet und hatte ſchon mehrere Kinder, aber ich erwartete kaum, ihn zu ſehen; er trieb ſich in der Nordſee herum, um Verſuche mit einem Schooner von nordamerikaniſcher Bauart anzuſtellen. Er mußte mit dieſem Fahrzeuge in Sturm und Ungewitter manövriren. Er hatte, da er Seemann mit Leib und Seele war, in Breslau mit Enthuſiasmus die Cooperſchen Romane geleſen; dieſer kokettirt bekanntlich mit den Schoonern, die wie die Heldinnen ſeiner Darſtellungen, als reizende Amazonen und Gegenſtände der leidenſchaftlichſten Liebe erſcheinen. Die jugendliche Erinnerung machte es meinem Neffen vielleicht nicht unangenehm, ſich ſelbſt als Commandeur eines Schooners im ſtürmiſchen Meere zu finden. Auch auf die Marinebehörde ſchienen die Romane einen Einfluß gehabt zu haben. Er aber war beſonnener geworden, ſein Bericht fiel nicht zum Vortheil dieſer Meerweiber aus, und die Schooner wurden in der norwegiſchen Marine nicht eingeführt.

Als wir uns jetzt der Küſte bei Friedrichsvärn näherten, war das Wetter durch den Schutz des Landes ruhiger geworden. Es war am frühen Morgen, die

Sonne ſchien hell, meine Familie ſah zum erſten Male die rauhen Felſen an der Meeresküſte, und wurde im höchſten Grade überraſcht. Die Mannſchaft gerieth in Bewegung, der freundliche Capitain ſchickte die Matroſen in die Maſten hinauf, um zu entdecken, ob Hagerups Schooner vielleicht in dem Hafen läge. Lange blieben ſie zweifelhaft, endlich erſcholl die fröhliche Nachricht, daß er da ſei. Der freundliche Capitain Fries jubelte, als wäre ihm das unerwartete und erfreuliche Ereigniß ſo wichtig wie uns. Wir wurden auf der ganzen Reiſe durch ſeine Sorgfalt als die Hauptperſonen des Schiffes betrachtet. Als wir nun bei dem heiterſten Wetter zwiſchen den Felſen in den Hafen einliefen, war ſchon Alles in Bewegung. Schiffe von verſchiedener Größe lagen vor uns, Böte mit Waaren ruderten zwiſchen der Küſte und den Schiffen. Der Schooner mit ſeinen zwei ſchiefſtehenden zierlich gebauten Maſten und ſchlankem Bau nahm ſich in der That höchſt anmuthig aus. Kaum hatten wir angelegt, da erſchien eine ſchöne Schaluppe, kunſtmäßig gerudert, hinten entdeckten wir eine Dame, mehrere Kinder und einen Seeoffizier. Sie beſtiegen unſer Dampfſchiff; ich ſah

Hagerup — er ſtürzte in unſere Arme, ich war unbeſchreiblich glücklich. Seine Frau, ſeine Kinder lernten wir jetzt erſt kennen; aber wir konnten uns nur begrüßen. Das zweite Dampfſchiff, welches uns durch den reizenden, achtzehn Meilen langen Chriſtianer Meerbuſen bringen ſollte, war ſchon zur Abfahrt bereit, die Glocke läutete, wir mußten eilen, unſere Sachen an Bord zu bringen, und die Reiſe ging weiter. Schon hier war das Schiff gedrängt voll Reiſende, die aus den ſüdlichen und weſtlichen Seeſtädten angekommen waren und nach Chriſtiania wollten. Die Seefahrt zwiſchen den reizendſten Gebirgsufern dauerte einen ganzen Tag, und wäre noch angenehmer geweſen, wenn nicht das Gedränge der vielen Reiſenden, die in beſtändiger lärmender Bewegung waren, uns geſtört hätte. Das Dampfſchiff legte rechts und links an, um Paſſagiere abzuſetzen und aufzunehmen. In Moß erſchien mein Neffe, der uns entgegengereiſt war. Wir betrachten ihn als unſern Sohn, er iſt meiner Tochter ein treuer Bruder. Gegen Abend legten wir bei Chriſtiania an. Der Hafen war voll Schiffe, die Stadt mit ihrer reizenden Umgebung erhob ſich vor uns, Alles war zu unſerm Empfange bereit, ein bequem und zierlich eingerichteter Gaſthof nahm unſere freundliche Begleitung, den Dr. Chaufepié mit ſeiner Familie und uns auf.

Hier lebten wir nun wie in Kopenhagen mit den bedeutendſten Männern des Landes, aber wie verſchieden! Dort am Hofe von König und Königin ausgezeichnet, umgeben von Miniſtern und hohen Hofbeamten; der Hof ſelbſt durch die größte Feierlichkeit, aus dem gewöhnlichen Daſein herausgetreten und geſteigert: — hier waren viele von den bedeutendſten Männern des Landes meine alten Freunde, ein engvertrauliches Daſein verband uns, jugendliche Erinnerungen beſchäftigten uns, Freunde und Verwandte, wie die Herrſchaft des Staates, gehörten zu einem gemeinſchaftlichen Kreiſe. Mein theurer Freund, Staatsrath Krog, der Schwiegervater meines Neffen, vertrat zu der Zeit die Stelle des Statthalters. Der in der norwegiſchen Geſchichte ſo bedeutende Swerdrug begrüßte mich auf eine edle Weiſe. Herr Bull, Präſident des höchſten Gerichts, erinnerte mich an die frohe Zeit, die ich mit Oehlenſchläger und ihm zuſammen verlebte. Generalconſul Gjerlev verſetzte mich in meine Schulzeit.

Zwar darf ich nicht behaupten, daß das Bild des Landes, wie es mir jetzt entgegentrat, das vollkommen wahre genannt werden konnte. Wie wir Freunde, die nach langer Abweſenheit in unſer Haus treten und eine kurze Zeit bei uns verweilen, nicht mit unſeren Sorgen und Unbequemlichkeiten beläſtigen, lieber die angenehme heitere Seite unſeres Daſeins mit Liebe hervorheben: ſo mußten wir eine ähnliche Mittheilung bei der vertraulichen Art derſelben hier erwarten. Aber bekannt war es, wie ſchnell das Land ſich in wenigen Jahren gehoben hatte. Freilich war ein Hauptzweig des norwegiſchen Handels, der Holzhandel, bedeutend geſunken; Privatperſonen von einem ſo großen Vermögen, wie in früheren Zeiten, fand man nicht mehr: aber ein allgemeiner gemäßigter Wohlſtand herrſchte allenthalben; den Staat konnte man nach der Entdeckung und dem Betriebe der neuen Silbergruben in Kongsberg, und bei der vielleicht zu genauen Oekonomie der Regierung und des Storthings, verglichen mit anderen europäiſchen Staaten, reich nennen. Der König war, obgleich man einige Forderungen, die mehr den Stolz und die Selbſtändigkeit des Volkes, als ſeine Wohlfahrt betrafen, nicht erfüllt ſah, dennoch beliebt, und im Ganzen fand man ſich glücklich und zufrieden. Ich kann die ſchönen Tage, die wir hier zubrachten, nicht ausführlich behandeln, ſie verfloſſen ſchnell und heiter. Die Studirenden begrüßten mich mit einem Fackelzuge. Freundſchaft und Liebe umgaben mich, nur eine ſchmerzliche Empfindung warf einen Schatten über dieſe anmuthige Zeit. Einer meiner treueſten Jugendfreunde, Norwegens Statthalter, Graf Wedel-Jarlsberg, erſchien in Berlin. Es war den Tag vor meiner Abreiſe. Die Stuben waren mit den für die Reiſe beſtimmten Gepäcke gefüllt, als der alte Herr mit gichtiſch geſchwollenen Füßen ſich mühſam in meine Wohnung durch den Bedienten hereinführen ließ. Er war auf einer Reiſe nach Wiesbaden begriffen, und hoffte viel von dieſem Bade. So ſehr nun auch die Art, wie er erſchien, uns in Schrecken ſetzte, ſo war doch Alles vergeſſen, als er ſich auf das Sopha niedergelaſſen hatte; ſo wie er da ſaß, glaubte ich durchaus den jugendlichen Freund wieder zu ſehen. Der charakterſtarke, geiſtreiche, für Norden auf immer geſchichtlich bedeutende Mann, der eine ſo großartige Zeit durchlebt, ja geleitet hatte, trat mir noch mit jugendlich friſchen Zügen, mit den feurigen

Augen, die Entſchiedenheit mit Milde, Güte und Treue verbanden, entgegen. Wir waren allein, wir ſchwelgten in den Erinnerungen früherer Tage; ich fand mich reich und gehoben durch einen Freund wie dieſen. Leider erfuhr ich, daß ich ſeine Gemahlin nicht in Chriſtiania treffen würde, ſie war ebenfalls nach einem Bade (Loka=Brunn) in Schweden gereiſt. Ich habe eine Neigung, die ich nicht leicht unterdrücken kann — wie Menſchen, die ich lieb habe, wohnen, eingerichtet ſind, muß ich wiſſen, ihre Umgebung muß ich kennen; ſo forderte ich meinen Freund auf, Anſtalten zu treffen, damit ich ſein Schloß Jarlsberg, welches ſeit meiner letzten Anweſenheit in Norwegen von ihm gebaut und fertig geworden war, ſehen könnte. Ebenſo war es mir ein, wenn auch ſchmerzliches Vergnügen, Bogſta, ſeine reizende Landſtelle, wenige Meilen von Chriſtiania, wo ich bei ſeinem Schwiegervater und mit ſeiner trefflichen Gemahlin angenehme Tage zugebracht hatte, wieder zu ſehen. Er verſprach meine Wünſche zu erfüllen, und hat Wort gehalten. Wir blieben bis tief in die Nacht ſitzen. Ich ſah ihn nie wieder; er ſtarb im Bade den 26. Auguſt 1840. Ich habe ſeine Büſte von Mikkelſen, dem Sohne eines

Bauern in Värdalen, einem Schüler von Thorwaldſen und hier wie in Schweden ſehr geſchätzten Bildhauer, geſehen. Dieſe Büſte iſt in Berlin in Zink gegoſſen von dem hier ausgezeichneten Zinkgießer Geiß; ob aber dieſes leicht oxydirbare Metall dem rauhen Klima im Norden, aufgeſtellt auf einer freien Höhe, Trotz bieten wird, iſt leider ſehr zu bezweifeln.

Die imponirende Gegend von Krogkleven, die ich von meiner frühern Reiſe kannte, war, als L. v. Buch ſie in den erſten Jahren des Jahrhunderts beſchrieb, kaum weiter als in Chriſtianiaſtift bekannt. Jetzt, da ſo viele Reiſende Norwegen beſuchen, wird dieſe Stelle von allen bewundert, und iſt in England allgemein bekannt; im nördlichen Deutſchland wird ſie faſt wie die bewunderten Harzgegenden genannt. Als wir uns von unſeren theuern Freunden, ich von meinem Vaterlande, wahrſcheinlich zum letzten Male, trennen mußten, hatte eine Geſellſchaft von Verwandten und Freunden beſchloſſen, uns bis dorthin zu begleiten. Die Gegend links von der kühnen Bergkluft war, ſeit ich ſie im Jahre 1814 bereiſte, bekannter, wenn auch nicht zugänglicher geworden. Man hatte den König von Schweden bei ſeinem letzten Beſuche in Norwegen nach der höchſten Spitze des Gebirges geführt, wo man eine der großartigſten Ausſichten genießt. Vor unſeren Füßen lag das fruchtbare Thal Ringerige mit dem großen Landſee Tyri-Waag, ein erweiterter Fluß, wie die meiſten norwegiſchen Landſeen. Zwar iſt dieſes weite Thal ſelbſt durch und durch gebirgig, aber die verhältnißmäßig kleinen Erhöhungen nimmt man oben kaum wahr; man glaubt eine völlige Fläche zu überſehen, voll üppiger Aecker, ſtark bewohnt, mit freundlichen Häuſern, die zerſtreut umher liegen, bedeckt. Wo der See ſich wieder verengert, wird das Thal durchſtrömt von einem der reizendſten und zugleich mächtigſten Flüſſe Norwegens, ja wir dürfen kühn ſagen, Europas, durch Drammens Fluß, der ſich im Innern des Landes durch eine Menge brauſender Katarakten, bei Modum durch den kühnen Waſſerfall auszeichnet, und dann ruhiger forteilend ſich in den Chriſtianiaer Fjord ergießt. Das üppige Thal iſt von hohen kühnen Gebirgen, die ſich übereinander thürmen, rings umgeben; in der Ferne entdeckt man den kühnen Gauſta in Tellemarken; aber der Weg von der Landſtraße und von dem kleinen Blockhauſe aus zu dieſer reizenden Stelle iſt für norddeutſche Frauen äußerſt beſchwerlich. Dieſes Blockhaus iſt nahe an der Landſtraße, wo die rieſenhafte Bergſpalte ſich ſteil in das Thal hinabſtürzt, für die Reiſenden angelegt. Von da ſteigt man durch vollkommen wilde Gebirge über mächtige rauhe Steinmaſſen, die roh und, wie es ſcheint, unzugänglich übereinander gewälzt ſind, nach der Höhe fortſchreitend. Allenthalben rieſeln die Bäche, oft ſtürzen wilde Waſſermaſſen uns ſchäumend entgegen, oft ſteigen die Höhen ſteil empor; ein Paar Stunden braucht man, um den Gipfel zu erreichen. Eine Menge Pferde waren zuſammengetrieben, um die Geſellſchaft fortzubringen; mit Frauenſätteln für die Frauen. Alle bedienten ſich der Pferde, nur meine Frau entſchloß ſich zu gehen; ſie ward von Allen bewundert, denn ſie ſetzte es durch. Obgleich nun dieſe Beſteigung des Berges mit Beſchwerden verbunden war, die den deutſchen Damen bis dahin völlig unbekannt waren, erſchienen ſie dennoch anziehend. Die fremde, ergreifende Gebirgsnatur, die wilde Umgebung, die Alpenvegetation in ihrer bis jetzt völlig unbekannten Form, hier und da ein Blick durch die Bäume nach dem fruchtbaren Thale und den fernen grauen Gebirgen, die reitenden Herren und Frauen, Voreilende, die hoch über uns, den Nachbleibenden, erſchienen, die Pferde hier ſtrauchelnd, dort mühſam kletternd, boten Erſcheinungen dar, wie die deutſchen Frauen ſie nur in dem bequemen Sopha ſitzend, aus den Erzählungen der Reiſenden oder aus dichteriſchen Darſtellungen kannten, und wohl nie auf andere Weiſe kennen zu lernen erwarteten.

Auf der Spitze, dicht an einem Abhange, ließen wir uns nieder; wir brachten eine lange Zeit hier zu. Das Ueberraſchende der großartigen Umgebung riß uns hin, der junge Dr. Schött, der Schwager meines Pflegeſohns, den ich ſchon bei ſeinem früheren Aufenthalte in Berlin ſehr lieb gewonnen hatte, blies das Waldhorn, was in dieſer Umgebung einen ergreifenden Eindruck machte. An die Beſchwerden des Rückzuges dachte keiner, obgleich ſie bedenklicher waren als die des Aufſteigens. Doch gelangten wir alle, zwar erſchöpft, aber ſicher in dem Blockhauſe an, und das rauhe Gebirge lag wie ein dunkles Geheimniß hinter uns. Frauen und Männer ordneten nun ihren Anzug, und da wir uns wieder wechſelſeitig begrüßten, erſtaunten wir nicht wenig, als wir eine glänzende Tafel vor uns ſahen. Eine Mahlzeit ward aufgetragen, ſo einladend, als ſäßen wir in den prachtvollen Sälen eines reichen Hauſes. Die ſchönen Weine waren in Ueberfluß da, der erheiternde Champagner ſteigerte die Fröhlichkeit, Alles war voll Jubel. Dr. Skjött war jetzt unſer Wirth. Es iſt merkwürdig, wie man ſich über den nächſten Augenblick der Trennung bei einem ſolchen fröhlichen Mahle zu täuſchen vermag. Wir trennten uns. Dr. Chaufépié, ſeine Frau und Pflegetochter, mein Neffe und ſeine Frau, und ihr jüngerer Bruder, ein echter Norweger, Hakon Krog, entſchloſſen ſich, uns durch das Land bis zur Südſpitze von Norwegen, wo wir meinen Neffen Hagerup, aber leider auch das trennende Dampfſchiff erwarteten, zu begleiten.

Auf eine angenehme Weiſe erhielt ich eine ſpätere Nachricht von dieſer Geſellſchaft. Mein Freund und College, Europa's berühmter Geograph, Ritter, war wenige Tage nach meiner Abreiſe nach Chriſtiania gekommen. Als er nach Krogkleven kam, war noch die prachtvolle Mahlzeit und die glänzende Geſellſchaft ein Gegenſtand des lebhafteſten Geſprächs in der ganzen Gegend. Ich erſchien dadurch unter meinen Landsleuten auf eine ausgezeichnete Weiſe, und in der Erzählung ſeiner Reiſe, die er in der hieſigen geographiſchen Geſellſchaft vortrug, glaubte er dieſen kleinen, Umſtand erwähnen zu müſſen. Ich erzähle dies nur, weil ein romanhaftes Geheimniß dahinter verborgen lag. Dr. Skjött war ein junger Witwer, und lebte ganz für das hinterlaſſene Kind ſeiner Frau, die vor zwei Jahren geſtorben war. Ich merkte wohl während der Mahlzeit, daß der junge Mann ungewöhnlich aufgeregt war. Und als nun die Stunde der Trennung herannahte, hatte er gewußt, die reizende Pflegetochter unſeres Freundes, des Dr. Chaufépié, einen Augenblick allein zu ſprechen, und auf die leidenſchaftlichſte Weiſe ihr ſeine Liebe erklärt. Gleich darauf erfolgte die Trennung. Die Tochter vertraute nun ihrer geliebten Pflegemutter, einer Frau, ſo ganz von Liebe und Güte durchdrungen, wie ich wenige Frauen gekannt habe, Alles an. Sie erſchrak ſehr; die Zeit der Bekanntſchaft war zu kurz, das fremde Land und die Entfernung, in welcher das Mädchen leben ſollte, wenn der Antrag angenommen wurde, war bedenklich: und doch war der junge Mann ſo redlich und treu, ſeine Verhältniſſe erſchienen ſo günſtig, daß man einen entſchiedenen Abſchlag nicht wagte. Ich erfuhr nichts von dieſer Sache, aber die Frauen vertrauten es ſich unter einander. So lag hinter dieſer liebevollen Aeußerung der Zuneigung zu uns, doch auch ein tieferes, lieblicheres Geheimniß verborgen. Ein Jahr darauf fand in Hamburg die Hochzeit ſtatt.

Obgleich ich dieſe letzte bedeutende Reiſe am Schluſſe des nur zu weitläufig gewordenen Werkes möglichſt kurz berühren will, kann ich doch ein Ereigniß nicht mit Stillſchweigen übergehen, weil es mich in der That gerührt hat. Ich hatte von Chriſtiania aus nach Jarlsberg, wo der verheirathete älteſte Sohn des Grafen Wedel-Jarlsberg wohnte, meine Ankunft mit meiner etwas ſtarken Begleitung angezeigt. Das Schloß liegt auf der Südſpitze des Landes, ſechzehn bis achtzehn Meilen von Chriſtiania entfernt. Als mein Brief ankam, war der Graf eben nach dieſer Stadt abgereiſt, um einen kranken Bruder zu beſuchen. Die Gräfin ſandte eilig den Brief nach Chriſtiania; der Graf verließ augenblicklich die Stadt, und war eben, als wir ankamen, von der Reiſe zurückgekehrt. Mit echt norwegiſcher Gaſtfreundſchaft wurden wir alle hier aufgenommen, und ich geſtehe, daß ich die Kürze des Aufenthalts, als wir den folgenden Morgen früh Jarlsberg wieder verlaſſen mußten, ſehr bedauerte.

In Friedrichsvärn, wo mein Neffe, der uns zuerſt in Norwegen begrüßt hatte, uns erwartete, verlebten wir ein Paar Stunden ſehr froh; worauf dann die ſchwere Trennung erfolgte. Zwei Schweſtern von Hagerup hatten eine lange Reiſe gemacht, um uns noch zu begrüßen. Sie kamen leider erſt in dem Augenblicke an, als wir das Haus verließen, um das Dampfſchiff zu beſteigen. Dieſes dem rohen Mechanismus geopferte Leben der neuern Zeit ſtellt doch auf eine ſchneidende Weiſe Verhältniſſe dar, die in allen Richtungen, ſelbſt in den bedeutendſten, immer entſchiedener und drohender hervortreten.

Vierzehn Tage waren kaum vergangen, und wir waren, nachdem wir uns ſchon in Gothenburg von der uns ſehr theuer gewordenen Familie Chaufépié getrennt hatten, wieder in Kopenhagen, wo ſich freilich Alles geändert hatte. Hier war es jetzt ganz ſtill. Das Königliche Paar hatte die Reſidenz verlaſſen, um nach der Krönung die Reiſe durch das Land zu machen. Ich hatte die gnädige Aufforderung erhalten, ihre Ankunft in Altona zu erwarten. Wir verlebten noch einige frohe Tage mit Verwandten und Freunden in Kopenhagen.

Von Thorwaldſen begleitet, wurden wir jetzt in eine idylliſche Gegend verſetzt, in welcher der Kunſt eine ſtille Stätte geweiht war, nach dem Gute des Barons Stampe, wo uns auf die anmuthigſte Weiſe ein wichtiger Moment aus den letzten Lebensjahren des Künſtlers aufgeſchloſſen wurde. Hier war es mir nun auch vergönnt, in einer liebenswürdigen Familie ruhige Tage mit meinen Freunden Oehlenſchläger, Grundtwig und dem mir ſo theuern Sibbern zuzubringen.

Von Nyſöe zurückgekehrt, reiſten wir nach Helſingör, jenem Aufenthalte meiner Kindheit. Wir blieben nur einen Tag dort, ohne einen Menſchen zu ſehen. Das elterliche Haus, welches ſechzig Jahre früher mich als Kind aufnahm, war nicht mehr; es war in ein modernes Bad verwandelt. Mir war es angenehm, dieſe Stunden der wunderbarſten Erinnerung in ſtiller Familien-Einſamkeit zu verleben.

Wir eilten nun ohne Aufenthalt durch Kopenhagen nach Roeskilde, wo die Stände ſich verſammelt hatten, und wo wir auch die Baroneſſe Stampe und Thorwaldſen trafen.

Wer ſich meines Knabenlebens in Roeskilde noch erinnert, der weiß wie bedeutend die Zeit war, die ich hier von 1785—1787 zubrachte. Sie enthielt in der That die ſchon erkennbaren Keime der Entwickelung. Jetzt beſuchte ich dieſe Stätte wieder. Der Gaſthof, in welchem wir abſtiegen, hatte noch, wie 55 Jahre früher, den beſten Ruf, war noch nach dem alten, dem ganzen Lande bekannten Namen, der Wirthin, der Madame Roſted, benannt; ja die alte, einfache Form war kaum verändert. Ich bewohnte mit meiner Familie die Stuben, die mir als Kind ſchon bekannt waren. Meinen alten Freund Biſchof Mynſter fand ich als Mitglied der Ständeverſammlung; Oerſted war königlicher Commiſſarius, Dänemarks berühmter Naturforſcher Schouw war der Präſident. Die feierliche Art, mit welcher man den großen bewunderten Künſtler aufnahm, ſollte auch auf mich übertragen werden.

Den Morgen nach unſerer Ankunft wurde die alte, jetzt wieder im alterthümlichen Sinne reſtaurirte Domkirche, die Pflegerin meiner einſamen dichteriſchen und geſchichtlichen Phantaſie, uns eröffnet. Ein meiſterhafter Orgelſpieler ließ ſich hören. An Thorwaldſens

Seite ſah ich nun, höchſt wahrſcheinlich zum letzten Male in meinem Leben, die königliche Grabſtätte mit ihren Marmor-Monumenten, die Stätte zugleich, wo das herrliche Erzeugniß des hohen Alters des Künſtlers, die Statue Chriſtians IV., ihren Platz erhalten ſollte. Ich hatte Wochen hindurch, täglich umgeben von den größten Meiſterſtücken der neueren Kunſt, gelebt, und erſchrak, als ich den großen Abſtand zwiſchen dieſen und den ältern Bildwerken der Kirche wahrnahm, und die Umgebung, in welche eines der letzten bewundernswürdigen Erzeugniſſe meines Freundes verſetzt werden ſollte.

Die Stände hatten ein feſtliches Mahl veranſtaltet, an welchem ausnahmsweiſe auch Frauen Theil nehmen durften. Neben Thorwaldſen ward auch ich begrüßt.

Die höchſt anmuthige, fruchtbare, feuchte, quell- und waldreiche Gegend, die faſt wild, hier und da ſumpfig, unter einer üppigen, vegetativen Decke die letzten Spuren der Ruinen der alten mächtigen Reſidenz verbarg, in welcher mein träumeriſches Naturleben wild und üppig wucherte, wie die Vegetation, im innigen Bunde mit dieſer, ſollte mich wieder aufnehmen unter ganz andern Verhältniſſen, die mir doch auch höchſt bedeutungsvoll erſchienen. Die Gegend hatte ſich in einen freundlichen Park verwandelt, bequeme Gänge führten nach allen Richtungen. Die Quellen, die ſich vor länger als einem halben Jahrhundert in den Sümpfen verliefen, nicht ſelten die Gegend auf einzelne Strecken faſt unzugänglich machten, rieſelten jetzt reinlich und klar neben den trocknen Wegen zwiſchen dem dichten Gebüſch, umgeben von hohen Bäumen. Freundlich eröffneten ſich hier und da reiche Ausſichten nach der fruchtbaren, anmuthigen, mit Dörfern beſäeten Gegend, und nach den klaren, blauen Wogen des Meerbuſens. Mich überwältigte dieſer Anblick. Die Gegend war mir ein Theil meines innern Daſeins. Wie eine rohe Natur wucherte hier Alles, jeder Keim des innern phantaſtiſchen Lebens, üppig, reich, aber auch urſprünglich, wie es friſch und unmittelbar einer geſunden Natur entquoll. Dieſe einſame, verborgene, unzugängliche Region eines eigenthümlichen, menſchlichen Daſeins ſollte auch geordnet, verſtändlich in ſeiner urſprünglichen Friſche verharren, aber aufgeſchloſſen werden in ſich und für die Welt. Es befiel mich eine drückende Angſt, als ich dieſe Betrachtung anſtellte. Neben mir ging noch immer in ſtolzer Ruhe der Mann, der eine beſtimmte Aufgabe auf die großartigſte Weiſe gelöſt hatte, deſſen Werke bleibende Monumente für die Welt waren, anerkannt von der ganzen Zeit. Es war nicht möglich, von einem ſtrengeren Mahner begleitet zu werden.

Die Aebtiſſin des Kloſters, Gräfin Lüttichau, hatte das Verdienſt, dieſe freundliche Gegend für die Stadt gewonnen zu haben. Wenige Städte haben eine ähnliche. Dieſe Dame war die Schweſter des Grafen v. Lüttichau, mit dem ich während meines Aufenthalts in Breslau in freundlichen Verhältniſſen lebte und der ſchon früher genannt iſt.

Die Zeit der Trennung nahte heran, die großen öffentlichen Verhältniſſe von König, Volk und Land, die mit meinem engern freundſchaftlichen, mit meinem eigenthümlichen innern Leben, mit meinen theuerſten Erinnerungen in eine ſo nahe freundliche, ja ich darf ſagen vertrauliche Verbindung getreten waren, ſchloſſen hinter mir ab, und als wir drei auf gewohnte Weiſe, wie auf den deutſchen Chauſſeen, umfangen von freundlichen Gegenden, fortrollten, war mir ſeltſam zu Muthe. Wie ein Fragment aus dem großen vaterländiſchen Epos, erſchien mir das anmuthige Soröe. Es knüpften ſich wunderbare, früher nicht erfüllte Wünſche an dieſen Aufenthalt. Ich habe hier theure Freunde, Hauch und Ingemann, als Dichter auch in Deutſchland bekannt, und Hjorth, den geſchätzten Philoſophen, meinen lieben Freund.

Eilig ging nun die Reiſe weiter zu unſeren Verwandten über den großen Belt nach Fühnen, durch Gegenden, die zu den anmuthigſten gehören. Ich beſuchte einen meiner älteſten Freunde, Laub in Frörup, der in meiner Jugend einen großen Einfluß auf mich gehabt hat. Er war Prediger des Orts, jetzt mein Verwandter, denn mein Neffe Zeuthen hatte ſeine Tochter geheirathet. Bei ihm lebte ſeine ehrwürdige Schweſter, die ſich durch Geiſt und Bildung ausauszeichnete.

Auch bei dem ſiebzigjährigen Schwager und ſeiner Frau, meiner Schweſter, brachten wir einige herrliche Tage zu, und ich kann nicht unterlaſſen, einer Feier kurz zu erwähnen, die dazu dienen kann, das ſchöne Familienleben in ſeiner langen Dauer und ſeinem Glücke zu bezeichnen. Zwei Töchter wurden an demſelben Tage getraut. Jetzt in dieſem Sommer 1844 wurde die ſilberne Hochzeit beider im elterlichen Hauſe gefeiert. Die Familie verſammelte ſich da, ſiebzehn Kinder und Enkel umringten das alte patriarchaliſche Ehepaar.

Wir kamen gerade zur rechten Zeit in Hamburg an, als das Königliche Paar feierlich empfangen werden ſollte. Es lag den Hamburgern etwas daran, den König von Dänemark zu gewinnen. Er ward von ſeinen reichen Unterthanen in Altona, den Herren Conferenzräthen Bauer und Donner, und von dem Hamburger Senator und Beſitzer Flottbeks, Herrn Jeniſch, mit großer Pracht aufgenommen, und auch in Hamburg feſtlich empfangen, wo mein alter Freund Siveking, den ich zu meiner Freude in Kopenhagen als Abgeſandten der Stadt Hamburg fand, den Empfang des Königlichen Paares zu veranſtalten hatte. Siveking, welcher das Verhältniß, unter welchem ich mich in Kopenhagen aufgehalten hatte, genau kannte, fand Gelegenheit, den Freund, der ihn in Hamburg beſuchte, als völlig zum königlichen Gefolge gehörig, zu betrachten. Nun wurden wir wieder in das Hofleben hineingezogen; wir erhielten von neuem Beweiſe der königlichen Huld. Syndikus Sieveking gab dem Könige ein ſinniges Feſt in ſeinem Hauſe, bei welchem mit den Senatoren, die Gelehrten und Künſtler der Stadt erſchienen. Er ſelbſt hielt eine Anrede an den fremden Regenten, die ich den beſten der Art, welche ich je gehört habe, gleichzuſtellen wage.

Die Königin legte hier Beweiſe von ihrem religiös wohlthätigen Sinne ab; — meine Frau und Tochter durften ſie begleiten, als ſie in Altona und Hamburg die wohlthätigen Anſtalten mit großem Intereſſe beſah. Vor Allen wurden zwei uns freundſchaftlich geſinnte Perſönlichkeiten zu unſerer Freude durch dieſes königliche Intereſſe gehoben. Es war der Director des rauhen Hauſes, Herr Wichern, und Fräulein Amalie Sieveking; welche beide durch die Tiefe chriſtlicher Geſinnung, durch die entſchiedene Aufopferung des ganzen Daſeins, aber auch durch ein bewunderungswürdiges practiſches Geſchick, wodurch ſie ſelbſt den anders Geſinnten Anerkennung abzwingen und ſie beherrſchen, zu den ausgezeichnetſten Perſönlichkeiten, die ich mein langes Leben hindurch das Glück hatte, kennen zu lernen, gerechnet werden müſſen. Amalie Siveking brachte viele Abende bis nach Mitternacht in unſerm Gaſthofe mit uns zu, und ſie war uns doppelt theuer als Schweſter eines meiner geliebteſten Freunde, Sivekings in London, der ſeine deutſche Geſinnung in einem fremden Lande rein zu erhalten gewußt hat, und mich öfters mit ſeiner liebenswürdigen Frau in Breslau und Berlin durch ſeinen Beſuch beglückte.

Als wir uns nun auf der Gränze von dem uns gewogenen Königlichen Paare, ſo wie von den Freunden trennten, ergriff uns eine tiefe Wehmuth; wir erkannten, daß jetzt eine bedeutende Epoche unſeres Lebens abgeſchloſſen war.

Noch ſollten wir auf dieſer Reiſe, die wunderbar reich war, etwas ſehr Erfreuliches erleben. Eine Schweſter meiner Schwiegermutter war in Lüneburg verheirathet geweſen und vor vielen Jahren geſtorben. Dieſer Zweig unſerer Familie in Hannover war von dem preußiſchen durch Lebensverhältniſſe lange getrennt. Nun bekam ich in Hamburg einen Brief von einem Verwandten, Nolte, welcher in Lüneburg als angeſehener Juriſt lebt. Er wünſchte uns bei ſich zu ſehen. Wir meldeten unſere Ankunft, und glaubten zur Mittagszeit dort einzutreffen, aber die ſchlechten Wege in der Haide hielten uns auf, der Abend fand uns noch auf der Landſtraße. Ungeduldig wurden wir von den müden Pferden in völliger Dunkelheit fortgeſchleppt. Als wir Lüneburg erreichten, mußten wir uns auf den dunkeln fremden Straßen nach der Wohnung des Verwandten erkundigen, und als wir uns dieſer näherten, ſahen wir ein großes Gedränge von Menſchen. „Hier iſt ein Unglück geſchehen," äußerte meine Tochter ängſtlich. Ich vermuthete eine Feuersbrunſt, weil mir eine ſtarke Erleuchtung auf der Straße auffiel. Langſam und mit Mühe fuhren wir weiter, und entdeckten einen großen Garten, der durch ein Gitter von der Straße getrennt und mit einer Menge bunter Lampen feſtlich geſchmückt war. Der Wagen hielt ſtill, der Verwandte empfing uns und wir wurden in den Garten geführt, welcher von Gäſten wimmelte. Schon zu Mittag hatte eine große Geſellſchaft uns erwartet.

Auf eine ſo glänzende Weiſe wurden wir von unſeren Verwandten empfangen. Ein Bruder unſeres freundlichen Wirthes, Prediger in dem vormals geſchichtlich merkwürdigen Bardewyk, verſammelte Verwandte und Freunde zu einem feſtlichen Mahle am zweiten Tage, und am dritten waren wir bei dem jüngſten Bruder, ebenfalls Prediger und Vorſteher eines bedeutenden Erziehungs-Inſtituts. Im Taumel der Geſelligkeit verlebten wir die Tage, deren Feſtlichkeit durch lehrreiche Unterhaltung wohlunterrichteter Männer, durch die geſellige Anmuth der Frauen, durch Betrachtung der Merkwürdigkeiten der geſchichtlich bedeutenden Stadt, am meiſten aber durch die Freundſchaft und Liebe der Verwandten verherrlicht wurde.

Jetzt erſt, nachdem wir Lüneburg verlaſſen hatten, fanden wir uns wieder als gewöhnliche Reiſende, die gelegentlich Verwandte und Freunde vorbeieilend begrüßen, wie meinen Schwager, den Präſidenten von Stelzer in Halberſtadt, die Freunde in Halle, und zuletzt Tieck in Dresden.

Berlin.

Ich kam nach Berlin zurück, und auch hier war lauter Jubel. Wenige Tage nach meiner Rückkunft ſollte der Einzug des Königs in ſeine Hauptſtadt ſtattfinden. Vor faſt vierzig Jahren trat mir Preußen als ein kriegeriſcher Staat entgegen, und die militäriſche Richtung, die er genommen hatte, preßte mir beinahe das Herz ab. Es war die geiſtige Macht, die mich in dieſes Land lockte, von dieſer erwartete ich ſo Vieles, ſo Großes: aber noch hatte ſie hier keinen irdiſchen Boden gefunden, keine Art nationaler Bedeutung. Die Künſte waren durch die Uniformen repräſentirt, die Poeſie verſtummte den Trommeln gegenüber, und die orientaliſche Zeit, in welcher die geiſtige Freiheit den Stock noch fühlte, lag zu nahe. Die Zukunft, welche die Wachtparade in geiſtige Bewegung ſetzen ſollte, war ſchon da, es ſchien, als ſollte Alles zu Grunde gehen, ja als wäre es ſchon zu Grunde gegangen; aber die blutenden Wunden der harten Züchtigung hatten das Volk nicht getödtet, vielmehr innerlich erſchüttert und ihm neue Kraft gegeben. Als der Bürger Krieger ward, fand der Geiſt Waffen, und durch dieſe einen Boden; er mußte erſt, wenn auch unbeſtimmt und geſtaltlos, heimiſch werden im Lande. Der Stock verſchwand; der ehrenhafte Bürger war ſchon innerlich bewaffnet, bevor er in Reihe und Glied trat. Er verdrängte den elenden, gemietheten Soldaten, es fing an für eine Ehre zu gelten, Krieger zu ſein, und an die Stelle der bloßen Politik trat das lebendige Volksthum. Da ſah ich, wie das Volk inmitten des Drucks ſich ſammelte, wie es ſich um den geliebten Herrſcher ſchaarte. Ich durfte in die Mitte dieſes neu erwachten Lebens treten, ſeine Sorgen und ſeine Triumphe theilen. Da erhielt ſelbſt jene militäriſche Zucht, die mich früher als eine weſenloſe Form zurückſtieß, ihre Bedeutung.

Da war es, als träte das größte, tiefſte Geheimniß der Geſchichte, die Einheit der ſelbſtändigen Freiheit und der Hingebung, der Treue und des Gehorſams mir entgegen. Dieſer Einheit ergab ich mich, ſie leitete alle meine Gedanken, und wenn ich manchmal — ich will es nicht leugnen — für die Freiheit zitterte, wenn die Großen ſich gegen dieſe zu verſchwören ſchienen, um nur den Gehorſam zu retten, ſo war meine Angſt nicht geringer, wenn dieſer unſicher zu werden anfing und zu ſchwinden ſchien. Es ward mir klar, daß es ein bindendes Glied gab, welches mit Freiheit gehorchte und durch Gehorchen frei ward, das war die Treue, die das Mannigfaltige zur Einheit verband, indem man ſich dem Fürſten vertrauungsvoll unterwarf, und ihn als das innerſte Lebensprincip des Volks in die Mitte deſſelben hineinzog, indem er ſich demſelben ganz hingab. Die Treue iſt dieſelbe, in dem geringſten ſcheinbaren Knechte, wie in dem Fürſten ſelbſt; was die allumfaſſende Liebe für das ganze Geſchlecht, das iſt die heilige Treue für ein Volk; wo ſie nicht iſt, wo ſie nicht lebt, da herrſcht Unruhe, ewiger Widerſtreit und Unſicherheit, Barbarei und Anarchie; ſelbſt wo das Größte und Kühnſte errungen ſcheint ohne ſie, wird es, wenn es ſich zu geſtalten anfängt, wieder in Frage geſtellt, und ſchwebt unſicher ſchwankend hin und her, in ewig wechſelnder Form. Mehr als ein halbes Jahrhundert hat uns dieſe traurige Lehre nahe gerückt.

Eine Bürgerſchaft giebt es nur, wo alle äußere vereinzelte Intereſſen ihre Bedeutung in einer höhern organiſchen Einheit finden, die ſich nicht anders denken läßt, als durch wechſelſeitige Hingebung. Wo die Treue in ihrer Wahrheit hervortritt, da verliert die bloß äußere Verpflichtung allen Werth. Jene iſt das organiſch Vereinigende in der Freundſchaft, in der ewigen Liebe, im Staate. Das Herz braucht dem Gehirne nicht Treue zu ſchwören, denn ſie gehören ſich gegenſeitig und urſprünglich zu. Alle große und tiefe Geiſter haben dieſes geſagt, zu allen heiteren und ſchönen Zeiten, wenn es ihnen vergönnt war, laut zu werden; ja es war zu jeder Zeit das Höchſte und Tiefſte, was die Geſchichte zu verkündigen vermochte; zwar in immer lebendigerer Form, immer tiefer das Leben umfaſſend, ſoll es verkündigt werden, ſoll es das Daſein in ſeiner ewigen Einheit mit dem Geiſte offenbaren, aber etwas Höheres als dieſes vermag keine Zukunft auszuſprechen, es iſt die Offenbarung des Heils, des Gottes, der alſo die Welt geliebt hat, daß er für ſie ſeinen eingebornen Sohn gab.

Die Fenſter in den Straßen, durch welche der König einziehen ſollte, wurden für große Summen vermiethet. Zwei Familien hatten ſich vereinigt, wir nahmen ein Fenſter ein, ich ſah, wie die ganze Bevölkerung in Berlin zuſammenſtrömte; die wenigen Bewaffneten, die ſich ſehen ließen, waren nur da, um Unglück zu verhüten, um das Volk, wo Gefahr drohete, gegen ſich ſelber zu ſchützen. — Mir war dieſe Erſcheinung wohl bedeutend. Es war derſelbe Fürſt, welcher, als ich 20 Jahre früher zuerſt das Glück hatte, ihm nahe zu treten, alle Polizei zurückwies, während das Volk auf ihn von allen Seiten zudrängte. So habe ich ihn kennen gelernt, ſo iſt er geblieben. Wo er in der Mitte ſeines Volks lebt, da lebt das wechſelſeitige Vertrauen zugleich; er zweifelt nie daran. — Er kennt wohl die Verhältniſſe, wie ſie ſich verworren um ihn her entwickeln, aber die Verwirrung entſpringt nach ſeiner Ueberzeugung nur aus Mißverſtändniſſen. Man muß ſich wechſelſeitig verſtändigen, nicht durch Zorn und Ungeſtüm die Verwirrung ſteigern. — Ich darf es verkündigen, denn ich habe es erlebt. — Eine treue Umgebung hat Mühe gehabt, ihn zu überzeugen, daß man, wie damals bei dem Gedränge, das Volk gegen ſich ſelbſt ſchützen müſſe. Und mir war es, als träten die Krieger, die ich vor 40 Jahren zuerſt bei großen Revüen begrüßte, als das bedeutungsvolle Symbol des preußiſchen Staats, jetzt aus der Mitte der frei ſich bewegenden Bürger zum eigenen Schutze hervor. In der Mitte dieſer Bürger, welche die alten Signaturen ihrer Gewerbe hervorgehoben hatten, erſchienen nun das herrliche Königs-Paar, deſſen eheliches Verhältniß ein Muſter für das Land iſt; beide nicht bloß äußerlich, auch geiſtig ſich wechſelſeitig umfaſſend. Es giebt nichts geſchichtlich Kühnes, was Sie nicht durch Ihn verſteht, nichts natürlich Liebliches, was nicht durch Sie Ihm kund wird. Wir ſahen das hohe Paar, umſpielt von der freien Bürgerſchaft. Was iſt hier — fragte ich mich — das Gebietende? Wer iſt der Anführer dieſer Compagnieen? Worin liegt das Anmuthige dieſer wechſelnden Formen, die ſich in der bunteſten Mannigfaltigkeit gefallen, und die ſtarre Einförmigkeit der Uniformen verdrängt haben? Wer iſt der Commandirende bei dieſer Parade? Der Fürſt, er und ſeine hohe Gemahlin, haben ſich dem Volke vertrauensvoll hingegeben, und wer wird es wagen, an ſeiner Stelle den Gebieter darzuſtellen? Giebt es etwas Anderes, was genannt werden kann, als die wechſelſeitige Hingebung, das gegenſeitige Vertrauen, das Herz, welches in geſunden Pulſen ſchlägt, weil es ſein eigenes Lebensprincip in einem ordnenden organiſirenden Gehirne gefunden hat?

Es iſt bekannt, und wird in der Geſchichte nicht vergeſſen werden, welch' eine bedeutende und reiche Epoche mit dem Jahre 1840 hervortrat; reich, nicht ſowohl an Ereigniſſen, wie an Andeutungen einer viel bedeutenden Zukunft. In den langen Friedensjahren war die lebendige Nationalität, die ſich in mächtiger Geſinnung ausdrückt, zurückgedrängt worden, und ein zerſtörender, abſtracter Kosmopolitismus, der ſich in neuen Staatsſchöpfungen doctrinärer Art gefiel, war an die Stelle getreten. Eine Gefahr drohende Kriſe, eben aus dieſer die lebendige Geſchichte ermüdenden und erſchlaffenden Richtung, trat mit der Julirevolution in Frankreich hervor; nicht ohne Schuld einer unglücklichen Dynaſtie, die durch eine dreißigjährige Erfahrung noch nicht gelernt hatte, die Zeit zu verſtehen, die ſie zu beherrſchen beſtimmt war. Alle Keime einer doctrinären ſogenannten conſtitutionellen Anarchie, die in Deutſchland ſchlummerten, regten ſich drohend; ein Erzeugniß allſeitiger Verirrungen, allſeitiger Schuld. Funfzehn Jahre waren verfloſſen, ſeit der große Kampf völlig ausgekämpft war. Wer wahrhaft an Deutſchland hing, der hatte gehofft, daß nach einer ſo tiefen Erſchütterung es ſich in ſich, d. h. in ſeiner eigenthümlichen geſchichtlichen Entwickelung, zuſammenfaſſen und geſtalten würde; daß es begreifen würde, wie es eine eigene tiefe Aufgabe zu löſen hatte, nicht eine fremde. Aber eben als ich erwartete, daß das Deutſchland, welches ſeine Vergangenheit begriff, welches mich von meiner frühen Jugend an angezogen, für welches ich gelebt, gedacht, geſtritten hatte, wieder aufleben ſollte, ſah ich mit tiefen Kummer, wie es nicht der inhaltsſchweren Vergangenheit und den Keimen der feſten Treue des wechſelſeitigen Vertrauens, der religiöſen Liebe ſich zuwandte, vielmehr den ſchwankenden Meinungen der Zeit und den leeren Verirrungen eines feindlichen Volkes, welches, wie es früher mit ſeinen Waffen, ſo jetzt mit ſeinen Meinungen uns zu unterdrücken ſtrebte. Zehn Jahre vergingen in dieſer ſtets wachſenden Furcht. Alles, was durch den herrſchenden Ton in der Literatur, und dieſe unterſtützend, in den Gemüthern drohend ſchlummerte, regte ſich immer mehr; meine ganze Hoffnung ruhte in dem, was ich von einem Fürſten erwartete, dem nahe zu treten mir vergönnt war. Ich ſah es ein, daß der rechte Krieg gegen Frankreich, derjenige, — durch welchen es innerlich überwunden werden ſollte, damit Deutſchland in friſcher Eigenthümlichkeit innerlich aus einer Vergangenheit, nicht bloß äußerlich aus fliegenden Gedanken des Tages ſich erhebe und die Stellung als leitendes Princip für das Feſtland einnehme, die ihm gebühre, — an die fürſtliche Perſönlichkeit geknüpft war, der ich Treue geſchworen hatte. Deutſchland iſt — das war meine durch ein langes Leben tief begründete Ueberzeugung — berufen, alle cultivirte Völker des Feſtlandes zu befreien, nicht dadurch, daß es ſeine Eigenthümlichkeit fremden Völkern aufzudringen ſuchte, vielmehr dadurch, daß es ein jedes Volk nach ſich ſelbſt und nach ſeiner beſonderen Geſchichte hinwies. Nur ſo konnte ein tieferes Verſtändniß möglich werden, und Völker, zu eigener Perſönlichkeit heranwachſend, jenes wechſelſeitige Geſpräch anfangen, welches die Mißverſtändniſſe der Zeit löſen wird, und auf deſſen Herannahen alle tiefere Geiſter der Zeit warten. So wie in Europa Deutſchland, ſo trat in Deutſchland mir Preußen entgegegen, als dasjenige Land, welches als der befreiende Mittelpunkt hervortreten ſollte. In der ganzen Geſchichte dieſes Staates ruheten alle Keime einer neuen Entwickelung. Der große Kurfürſt, der recht eigentlich die preußiſche Monarchie begründete, war berufen, dieſe zu beleben; er blieb dem deutſchen Sinne treu, als jene bedeutende chaotiſche Miſchung von Anarchie einer Volksmaſſe, Abſolutismus des Hofes, Unglaube und verfolgender barbariſcher Fanatismus, betrügeriſche Diplomatik, und von dieſer unterſtützte, zerſtörende Waffenthat, ſich in Paris erhob, das ganze Feſtland betäubte, durch die Fronde ihren gährenden Mittelpunkt erreichte, und ſchwankend zwiſchen Anarchie und Despotismus die giftige Blüthe durch die Epoche Ludwigs XIV. zuerſt, dann in tief erſchütternder Form durch die Revolution und Napoleon aufſchloß. Es war die Epoche, die an die Stelle eines Papſtes einen chriſtlichen Kalifen ſetzen ſollte, damit man einſehe, wie ſelbſt eine nichtige Aftergeburt der Geſchichte doch nur durch einen tiefern, der Sinnlichkeit unterliegenden Grund, einen vorübergehenden Glanz erhalten konnte. Dieſer Abſolutismus, der Paris an die Stelle des in ſich geſunkenen Roms verſetzte, erzeugte die Revolution und mit dieſer ſeinen eigenen Untergang. Aber die innere, betäubende Herrſchaft, die in der auflöſenden Gährung ruhete, hatte eine peſtartige Krankheit über das ganze Feſtland erzeugt; die Religion, die ſittliche Geſinnung, die Sprache war angeſteckt, und dieſe Peſt herrſcht in Europa noch. Frankreich ſoll nicht bloß äußerlich, ſondern innerlich überwunden werden. Nur wenn wir geheilt ſind, wird das Deutſchland entſtehen, dem ich mich geweiht habe, und was mir Schelling war in meiner Jugend in wiſſenſchaftlicher, das ward mir in geſchichtlicher Rückſicht die fürſtliche Perſon, an welche ich mich anſchloß in meinem Alter. Er beſtieg den Thron; im Lager erzogen, mußte er als Kind noch mit ſeinem Vater nach den äußerſten Grenzen des Reiches fliehen; er erlebte in früher Jugend den großen, ſiegreichen Kampf in der Mitte der Kämpfenden; ſein ganzes Kindesleben und ſeine jugendlichen Jahre haben es ihn gelehrt, wie die rettungsloſeſte Lage eine Verheißung in ſich einſchließt, wenn ſie ein göttliches Recht feſthält. Er trat jetzt hervor. Wie er öffentlich erſchien, in der alten Hauptſtadt des Königreichs, wie er aus der Mitte des erwachten bürgerlichen Bewußtſeins emporſtieg, Preußen als das eigene, ihm von Gott angewieſene Reich zu beherrſchen, iſt uns Allen in friſchem Andenken. Eben in dieſer Zeit zeigten ſich politiſche Verhältniſſe, die uns mit dem wichtigſten Kampfe, den wir noch zu beſtehen haben, bedrohten. Wer war es, der damals das deutſche nationale Bewußtſein im innern, mächtigen Mittelpunkte vereinigte, daß es laut ward und die lange vermißte Sprache ſich wiederfand? Er war es. Welche bedeutende Stellung Preußen damals einnahm, iſt einem Jeden bekannt.

Am Rhein ruhte ein altes Denkmal deutſcher Größe, in ſeiner Art das koloſſalſte und zugleich das kunſtreichſte, welches die ganze Geſchichte des Geſchlechts jemals ſah. Als Deutſchland ſeine eigentliche geſchichtliche Bedeutung zu verkennen anfing, erlahmten die Hände, verſtummte der kunſtreiche Geiſt, und unvollendet liegt das große Werk da. Aber es hat ſeinen kühnen, die Zeit beherrſchenden Sinn für alle Zeiten ausgeſprochen. Wir ſollen den Bau aufnehmen und erneuern, nicht ſo wie er durch die Erlahmung der Zeit ſtockte, aber im friſch erneuerten Sinne. Was ein erkranktes Leben erfriſchen will, muß ſelbſt lebendig ſein; es ſoll nicht bloß ſich paſſiv hingeben, es ſoll die alte, in ſich erkrankte Zeit über ſich ſelbſt aufklären, daß ſie neu erſtehe. Das wirklich Belebende einer neuen Zeit iſt nur conſervativ, indem es zugleich progreſſiv iſt.

Hier nun an dieſem Gebäude, als an dem unvergänglichen Symbole für ganz Deutſchland, trat der Fürſt hervor; nicht bloß von den vielen Tauſenden, die, hingeriſſen ſeine Worte hörten, ward er vernommen; was von geſchichtlich deutlicher Erinnerung tief ſchlummernd in völliger Bewußtloſigkeit verſunken, von den herumirrenden Begriffen des Tages betäubt, in den Millionen Gemüthern des deutſchen Volkes ruhte, vernahm den Ruf. Seit der Zeit der Kreuzzüge war keine ähnliche Stimme, welche die Geſchichte in ſich erbeben machte, und an der nämlichen Stelle, vernommen. Verwöhnt, weil ich das Glück hatte, ſo viel Großes unmittelbar zu erleben, beweinte ich meine Abweſenheit, wie die von Belle-Alliance.

Die Rede verſtummte, die große Erhebung der Gemüther mit ihnen, Alles verbarg ſich in die Wolken der verwirrenden Gegenwart. Aber wir wiſſen, daß der Tag nahe iſt; und die düſtern verdunkelnden Wolken machen uns nicht irre.

Schluß.

Daß unſere Zeit mehr eine gährende, proviſoriſche mehr auf eine Zukunft, die ſich geſtalten will, als auf eine in ſich ruhende, abgeſchloſſene, bleibende Geſtaltung hindeutende, in allen ihren mannigfaltigen Richtungen genannt werden muß, iſt eine Anſicht, die ſich ſo allgemein ausgebildet hat, daß ſie als die herrſchende betrachtet werden kann. Durch ſie wird der Unzufriedene, wie der in ruhiger Zuverſicht für die Zukunft Wirkende in Thätigkeit geſetzt, und wenn im irdiſchen Leben eine ſolche Anſicht zu allen Zeiten da war, ſo drängt ſie ſich doch in unſeren Tagen, da frühere Zeiten bis zu den dunkelſten immer lauter werden und, nachdem ſie vergangen ſind, wieder auferſtehen, um ein Verſtändniß zu finden, welches ſie in ihrem irdiſchen Daſein nicht zu finden wußten, beſonders auf. Eine Betrachtung werde ich, von dieſer Vorausſetzung ausgehend, anſtellen. Sie ſoll in demjenigen, was ich erlebt habe, meine Zukunft darſtellen, wie ſie mir hoffnungsvoll entgegenkommt, und ohne das Gepräge der Subjektivität abzuleugnen, als ein Fortlebendes, Ordnendes zu enthüllen ſuchen; das Fortſchreitende in unſern Tagen, in ſo fern es ein Unſterbliches in ſich enthält, enthüllen, die Gegenwart ihrer wahren Zukunft näher rücken, das zugeſtanden Unfertige demjenigen gegenüberſtellen, was man in übereilender Haſt abſchließend, als ein Fertiges hinſtellen möchte.

Was uns auf eine ſolche Weiſe entgegenkommt, geht nicht von einem Einzelnen aus, es erſcheint als eine Bewegung des ganzen Geſchlechts, und dadurch als eine That des leitenden liebenden Gottes. Es giebt der Thätigkeit der Zeit im größten wie im kleinſten Kreiſe ihre eigentlichſte Bedeutung. Was wir Segen nennen, erhält ſeine beſeligende Kraft durch eine Betrachtung dieſer Art. Und ziemt ſich das Gebet für den Greis, der ſich dem Grabe nähert und ſich ſeinen nahen Tod nicht verbirgt, daß Gott dasjenige, welchem er wahrhaft nach ſeinem Willen für das Fortſchreiten des Geſchlechts, eben daher durch ſeine Gnade geſtützt, nachſtrebte, beſtätigen und ſegnen möge, ſo wird man es verſtehen und entſchuldigen, wenn ich von Allem mich abwende, was uns in unruhige Bewegung ſetzt und dem unſterblichen Keime einer heilbringenden Zukunft mich zuwende.

Die tüchtige That ziemt ſich für das rüſtige Alter, und nicht für einen jeden in meinem Alter würde ein Entſchluß, wie der meinige zu rechtfertigen ſein; für denjenigen nämlich nicht, der eine bedeutende äußere That in der Gegenwart auf beſtimmte Weiſe zu vollenden berufen iſt. Auch ich habe unfertig, wie alle meine Werke vorliegen, über Manches noch Rechenſchaft abzulegen und bitte Gott, daß er mir Zeit und Kräfte gönne, damit es, wenn auch unvollkommen, gelinge. Derjenige, an welchen Gott meine Hoffnung für eine größere Zukunft am engſten angeſchloſſen hat, mein König, dem ich vertraue, muß ganz für die Gegenwart thätig ſein. Aber was ich in der Gegenwart ſuchte, deutete von jeher betrachtend auf eine Zukunft und wandte ſich dieſer zu. Ich ſuchte Deutſchland; ich fand es dem drohendſten Untergange hoffnungslos preisgegeben und lebte mit aller Macht meiner Gegenwart nur für ſeine Zukunft. Ich ſehe es jetzt in der Verwirrung der Zeit, innerlich von dieſer ergriffen, und dennoch beſtimmt, eine große Zukunft zu erringen. Ich ſah, wie in früheren Zeiten diejenigen äußeren Verhältniſſe, die Deutſchland mit dem Untergange drohten, auch mein kleineres Vaterland ergriffen und ſeiner Zerſtörung entgegen zu führen ſchienen, es jetzt wieder und zwar auf eine bedenkliche Weiſe in den Kampf verwirrender Meinungen hineinriſſen. Hier wie dort knüpfen ſich meine Hoffnungen an die Geſinnungen fürſtlicher Perſonen.

Was uns daher hier beſchäftigen ſoll, iſt der erwachte Sinn, der ſich zur geſchichtlichen Geſinnung ſteigert, und ohne daß man ſagen kann, daß dieſe die Macht durch irgend eine Perſon erhielt, Wurzel faßte in der Geſchichte und unſere Zeit unterſcheidet von einer vergangenen.

Ich fange mit demjenigen an, was, wenn gleich nur beſondere, wenn man ſie ſo nennen will, engere Verhältniſſe ergreifend, doch eine höhere ſittliche Bedeutung hat. Daß das Chriſtenthum die Sclaverei des Alterthums vernichtete, wird allgemein zugeſtanden, und dennoch erzeugte ſie ſich wieder und zwar in der furchtbarſten Geſtalt, wie die Religionsverfolgung den grauſamſten Haß aus der Quelle der Liebe ſchöpfte.

Unſerer Zeit iſt es erſt gelungen, auf immer den Sclavenhandel als ein Verbrechen in den geſchichtlichen Codex des Geſchlechts hineinzutragen. Ich nenne dieſe Bewegung der Geſchichte zuerſt, weil ſie der Zeit nach die erſte war, die auf einen rein ſittlichen Moment gegründet hervortrat, weil ſie die Geſammtmaſſe der Cultur in ihrem Gegenſatze gegen die Völker, die wir, um einen Ausdruck der Alten zu brauchen, die barbariſche Menſchenmaſſe nennen können, umfaßte, weil ſie zuerſt das geſammte Geſchlecht in derſelben Alles erlöſenden Geſchichte Gottes aufzunehmen anfing, dann aber auch, weil dieſe erſte Morgenröthe eines beſſern geſchichtlichen Sinnes in meinem Vaterlande hell wurde. Und ich geſtehe, daß ich mit beſonderer Freude die Aeußerung des verſtändigen, beſonnenen, durch ſeine Geſinnung hochgeſchätzten, wie durch ſein Geſchick bewunderungswürdigen Robert Peel vernahm, als er in einer ſchönen Rede, in einem bedeutenden Momente gehalten, auf die ſittlich geſchichtliche Macht der geſetzgebenden Erklärung eines kleinen Staates aufmerkſam machte, die durch ihren ſittlichen Inhalt, ſo wie ſie ausgeſprochen wurde, eine gebietende Gewalt über alle Staaten erhielt! Der Sclavenhandel iſt leider nicht unterdrückt, leider hat er an Grauſamkeit und Scheußlichkeit zugenommen, aber nicht angegriffen iſt der Codex, der von jetzt an auf immer in der Geſchichte gebietet. Nord- und Süd-Amerikaner, Spanier und Portugieſen bleiben geſchichtlich als Verbrecher bezeichnet, denn das Geſetz, welches ſie richtet und verdammt, läßt ſich, einmal veröffentlicht, niemals zurücknehmen. Die Engländer gingen weiter, ſie nur konnten es, als ſie die Sclaven freiſprachen. So hat eine neue Epoche in dem Verhältniß des Geſchlechts begonnen, ohne daß wir irgend einen andern Urſprung zu bezeichnen vermögen, als die durch das Chriſtenthum hervorgerufene innere ſittliche Bewegung des Geſchlechts.

Wir treffen auf eine zweite Epoche, die das Verhältniß der Völker untereinander ſittlich zu ordnen verſpricht: die innere Umänderung diplomatiſcher Grundſätze, wie ſie in der frühern Geſchichte vorherrſchten und im dreißigjährigen Kriege beſonders mächtig waren. Es liegt freilich hier eine nationale Kaſuiſtik ſehr tief, und ſie iſt ſchwer auszurotten. Und wenn das Verhältniß zwiſchen den cultivirten Völkern und den Barbaren als ein verdammungswürdiges, ja verbrecheriſches beurtheilt wird, ſo muß das zwiſchen den cultivirten Völkern ſelbſt, wie es ſich geſtaltete, noch ſtrafwürdiger erſcheinen. Doch iſt es nicht zu leugnen, daß dasjenige, was ſich zuerſt durch die fromme Geſinnung einer heiligen Alliance äußerte und freilich zu wenig aus den damaligen nationalen Verhältniſſen ſelbſt erzeugt wurde, daher auch zu ſehr auf eine ſchwache Perſönlichkeit hinwies, dennoch als eine, wenn auch fruchtloſe, Andeutung einer innern zukünftigen ſittlichen Geſtaltung betrachtet werden muß, die ſich in der Geſchichte Bahn brechen will, und deren innerſter Keim ſich nicht mehr verdrängen läßt. Fragen wir nun, wie dieſe Stimmen laut wurden in der Geſchichte, wodurch ſie den großen Einfluß gewannen, ſo können wir keine andere Quelle als die (wenn auch nur mittelbar) der chriſtlichen Religioſität, nachweiſen; ſie iſt entſtanden, ohne daß wir einen menſchlichen Urſprung nennen können. Wilberforce ſprach nur eine Geſinnung aus, die ſchon da war, ohne laut geworden zu ſein. Dahingegen treten die Richtungen moderner Bildung einzeln betrachtet, nicht mit der Sicherheit eines Beſtandes hervor, und wenn ſie eine ſolche dennoch erhalten, ſo gründet ſich die Zuverſicht unſerer Hoffnung nicht auf die Form, in welcher ſie erſchienen ſind. Alles, was ordnend iſt in der Geſchichte der Gegenwart, will den Frieden, und zwar durch ein wechſelſeitig ſittliches und redliches Verhältniß der Völker zu einander; und dennoch ruhen die mannigfaltigſten Mißverſtändniſſe allenthalben. Dieſelbe Maſſe, die alle ordnende Vergangenheit verdrängen will, ſucht den zerſtörenden Haß der Völker gegen einander zu nähren. Denn drohend tritt uns als ein Vorzeichen die Zeit der Revolution entgegen, und dennoch nur als ſchwaches Vorzeichen einer noch mächtigern Zukunft. Alle Momente der Geſchichte wollen in jedem Gemüth wach werden, der ordnende Inſtinkt einer bewußtloſen Treue, die ſich einer höhern Leitung mit Hingebung unterwarf, und eine geſchichtliche Maſſe bildete, entweicht immer mehr, und ein jeder Krieg wird ein bis zur Religion geſteigerter Meinungskrieg mit allen nächtlichen Zeichen des Fanatismus werden. Das Bewußtſein, daß es ſo ſei, das Schrecken vor einer ſolchen zerſtörenden Zukunft, iſt ſelbſt ein geſchichtliches geworden und die europäiſchen Völker ſtehen daher bewaffnet gegen einander mit einer Anſtrengung, welche die Früchte des langen Friedens in ihrer viel verſprechenden Entwickelung zurückhält. Aber eben hier, wo ein dunkles Geſchick droht, tritt eine mächtige Bildung hervor, durch welche die drohende Gefahr abgeleitet zu werden ſcheint. Sie iſt eine Schöpfung der Begeiſterung, von welcher die deutſchen Völker ergriffen wurden, als ihr Untergang nahe ſchien; ſie trat aus einer Geſinnung hervor, die damals alle Gemüther durchdrang und nur ein Geſchöpf eines vorübergehenden Enthuſiasmus zu ſein ſcheint, aber dennoch bleibende Wurzel in der Geſchichte gefaßt hat. Die

Ueberzeugung, daß ein jeder Bürger, der waffenfähig iſt, Krieger ſein müſſe, daß ein eigenthümlicher Beſitz nur zum wahren geiſtigen Eigenthum geſteigert werden könne, wenn er, wie eine geſunde Organiſation, indem er ſich kräftig entwickelt, zugleich einen jeden Angriff abzuwehren vermag, wie er in jenen herrlichen Tagen entſtand, fand eine ordnende Perſönlichkeit, und Scharnhorſt iſt der Wilberforce aller europäiſchen Krieger geworden. Die Entwickelung dieſer für alle Zukunft wichtigen Schöpfung gedeiht am fröhlichſten, wo ſie entſtand, und die Maſſe unſerer gemeinen Krieger hat eine Wiedergeburt erlangt, die denjenigen, der frühere Zeiten kannte und erlebt hat, in Erſtaunen ſetzen muß. Es iſt mir eine Freude, den preußiſchen Soldaten zu begegnen; das mechaniſche gemiethete Geſchöpf der bloßen militairiſchen Parade verſchwindet immer mehr. Diejenigen, die jene Zeit in ihrer Beſchränktheit aufrecht erhalten wollen, anſtatt was damals ſich einſeitig ausbildete, für eine höhere Geſtaltung frei zu gebrauchen, ſind die Unglücklichen; denn ſchon ſeit Jahren erkannte ich den Sinn, der meinen König durchdringt. Er iſt im Lager erzogen, aber in einem Lager, welches von dem Geiſte eines kriegeriſchen Volkes durchdrungen war. Was damals Alle erhob und begeiſterte, iſt ihm ein inneres bleibendes Lebenselement geworden. Der Soldat iſt nicht mehr ein bezahlter, der den Bürger vertheidigt, ein jeder eigenthümliche Mann vertheidigt ſich ſelbſt. In ihrem edelſten Sinne iſt die alte Aeußerung: pro aris et focis kämpfen, eine volle lebendige Wahrheit geworden. Dadurch iſt nun der Krieg ein inneres Element des Friedens; die zweckmäßigſte, recht eigentlich practiſche Schule der allgemeinen Cultur hat ihren fruchtbarſten Boden gefunden, und eine jede mit Krieg drohende Zeit, auch wenn ſie ohne Kampf verſchwindet, iſt ein, alle Richtungen des Staatslebens erfriſchender Moment. Wir erlebten, wie zur Zeit der Begeiſterung 1813, eine ähnliche Epoche im Jahre 1840. Was ſo in Preußen entſtand, iſt europäiſch geworden. Alle Völker erkennen die Vorzüge der preußiſchen, und wie wir ſie jetzt ſchon nennen dürfen, der deutſchen Bewaffnung, und die größten fremden Staatsmänner ſehen in den Schwierigkeiten, ſie einzuführen in ihrem ganzen Umfange, Schranken des Staatslebens, die ſie tief betrauern.

Wenn nun auch ein Krieg unvermeidlich iſt, ſo iſt dasjenige, was unſere Zuverſicht begründet, was die

Hoffnung feſthält, daß ein ſittliches Moment wechſelſeitiger Anerkennung der Völker, mit dieſem eine immer reifer werdende Verſtändigung, die höhern geiſtigen Keime erhalten und in ihrer Entwickelung fördern wird: die anerkannte Abſicht aller europäiſchen Völker, den Frieden zu erhalten, wo Leidenſchaften der Maſſe den Krieg hervorrufen möchten. Je länger es den Fürſten gelingt, den Ausbruch eines Krieges zu verhindern, deſto weniger gefährlich wird er, denn deſto mächtiger werden die ordnenden Geiſter des Geſchlechts, die den rohen Zuſtand des gegenſeitigen Angriffs beſchwören, und deren immer mehr wachſende Bedeutung für die Zukunft, wie ich ſie inmitten der gährenden Verwirrung der Gegenwart erkenne, jetzt angedeutet werden ſoll.

Da begegnet mir dann zuerſt tröſtend die geiſtige Entwickelung des Erkennens, der Wiſſenſchaft und Kunſt. Die Geſchichte, wenn ſie wahrhaft progreſſiv iſt, ſchreitet in ſcheinbarem Widerſpruche, wie jene büßenden Pilger, die bei jedem Schritt vorwärts einen halben rückwärts thaten, zu ihrem Ziele. Es iſt ihre eigenſte Bedeutung, auch hierin Nachfolgerin des Erlöſers zu ſein, der die ſchlummernden Geiſter der Vorzeit erweckte.

Die Geſchichtsforſchung, wenn ſie die Thatſachen, als ſolche von allen trübenden Verhältniſſen gereinigt, hervorzuheben verſucht, gewinnt eine Zukunft, die den erworbenen Schatz nie wieder verliert. In unſern Tagen, wo ſie bis zu einem Moment gelangt iſt, welcher früher gar nicht benutzt werden konnte, wo ſie ſich auf die frühеſte Naturbewegung der Völker und die durch dieſe hervorgerufene Metamorphoſe verwandter Sprachen zurückzieht, und alle ſchwankende Ueberlieferungen durch dieſen ſichern Maaßſtab zu prüfen unternimmt, hat eine Baſe erhalten, die, was ſie mit Sicherheit gewinnt, für alle Zukunft beſitzt. Naturunterſuchungen dieſer Art ſchließen die dunkelſte Vergangenheit auf und werfen ein Licht auf alle ſpätere Zeiten. Wir wiſſen, welchen Werth unſer König auf Forſchungen dieſer Art legt, und wie er den Mann geehrt hat, welcher der Gründer einer neuen Wiſſenſchaft wurde. Die immer weiterſchreitenden unermüdlichen Quellenforſcher entreißen die Geſchichte immer mehr dem unſichern Wechſel ſchwankender ſubjectiver Vorſtellungen, und wenn auch die Arbeiter in dieſem mühſamen Felde der Maſſe der Unterſuchungen nicht ſelten zu unterliegen ſcheinen, ſo läßt ſich doch der höhere belebende Geiſt nie völlig verdrängen. Wir beſitzen zwar nicht in unſern Tagen Geſchichtsforſcher wie die Alten, die in ihrem Volke eine ſichere Heimat erkannten, und von dieſer aus mit freiem, großartigem, naturſicherem Blicke ſich ſelbſt in die Mitte aller bekannten Völker ſtellten, mit hellem Auge um ſich ſchauten, wie der ſcharf beobachtende Naturforſcher in der Mitte der gegebenen Geſtalten, Alles gelten laſſend und anerkennend, eben weil es da iſt. Wir ſind noch beherrſcht von Berichtigungen, die auf uns einſtrömen, und während die fortdauernde Correctur uns ganz in Anſpruch nimmt, dürfen wir kaum an die Fortſetzung des Textes denken. Wie doch dürfen wir hoffen, daß dieſe uns gelingen ſollte in einer Zeit, in welcher unſere tiefſte Nationalität zugeſtanden keine Gegenwart iſt, ſondern durchaus eine Zukunft, wenn auch eine keimreiche und hoffnungsvolle?

Aber die Wiſſenſchaft, die als ſolche die reinen Thatſachen am ſchärfſten hervorzuheben vermag, — Thatſachen nämlich nenne ich Gegenſtände der Erfahrung, die von allen ſchwankenden Meinungen losgeriſſen, uns und ſelbſt unſer Denken beherrſchen, und eben wenn wir die Herrſchaft unbedingt anerkennen, uns frei erklären — die Naturwiſſenſchaft iſt mit einer Macht hervorgetreten, die unſer ganzes ſociales Leben geſtaltet hat. Es wäre vollkommen überflüſſig, hier eine Betrachtung anzuſtellen, die auf eine faſt betäubende Art die Gegenwart beſchäftigt; nur eine Seite derſelben gehört hierher und darf nicht unerörtert bleiben.

So wie die Menge der ſcharf erkannten und in ihren Verhältniſſen beſtimmten Thatſachen wächſt, wird auch das Denken durch ſeinen erfahrungsmäßigen Inhalt ſchärfer und in ſich ſicherer. Völker ſind, nachdem ſie einen Blütepunkt erreicht und Zeiten erlebt haben, deren Verluſt ewig betrauert wird, in eine bedaurungswürdige Barbarei zurückgeſunken; es frägt ſich, ob ein Unglück ähnlicher Art für die cultivirten Völker zu befürchten ſteht. Zwar wäre es durchaus voreilig, in dem Aufblühen der naturwiſſenſchaftlichen Studien, in der Virtuoſität der Mechanik, der Chemie z. B., ein Sicherungsmittel gegen eine zukünftige Barbarei zu finden. Man könnte vielmehr ſehr wohl eine Zeit erwarten, in welcher die in dieſer Richtung am meiſten ausgebildeten europäiſchen Völker eine Rolle ſpielen würden, wie Griechenland während der glänzenden Zeit Roms, oder die Byzantiner, während die Germanen ſtiegen. Aber von dieſer Richtung der rohen Technik in ihrer geiſtloſen Virtuoſität iſt hier gar nicht die Rede, obgleich auch ſie eine Bedeutung hat, die nicht überſehen werden darf. Es entſteht vielmehr inmitten dieſer wachſenden Kunſt, ich möchte behaupten wie in der Geſchichte der Erde, nachdem der Kampf der rohen Elemente gemäßigter geworden, eine höhere Bedeutung eigenthümlicher geſchichtlicher Geſtaltung. Je leichter erzeugt, je ſicherer und anmuthiger geſtaltet der Gegenſtand menſchlicher Arbeit erſcheint, deſto mehr nimmt er auch die höheren, ordnenden, organiſirenden Kräfte in Anſpruch, und in ſofern iſt in unſern Tagen eine Erſcheinung hervorgetreten, die, je bewußtloſer ſie ſich gebildet hat, deſto hoffnungsvoller der Betrachtung entgegen tritt. Die Revolution und ihre unglücklichen Früchte entſtanden dadurch, daß man anſtatt ſich der ſchaffenden, die Geſchichte beherrſchenden Thätigkeit hinzugeben, ſich den allgemeinen Reflectionen zuwandte und von dieſen eine nicht bloß ſichere, ſondern ſehr ſchnelle Hülfe erwartete. Nun iſt mehr oder weniger in allen Bürgern durch die wachſende materielle Cultur, durch die Entſtehung neuer Organe, die die Leichtigkeit der Bewegung, die Klarheit der Mittheilung und dadurch die Möglichkeit einer wechſelſeitigen Verſtändigung entwickeln und fördern, eine entgegengeſetzte Richtung in der Geſchichte wach geworden, deren Exiſtenz wir wenige Jahre früher kaum geahndet hätten.

Es ſind nur 21 Jahre verfloſſen, ſeit Oken die Naturforſcher Deutſchlands zum wechſelſeitigen Verſtändniß verſammelte. Es war eine Volksverſammlung, die ſich der im Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts durch Baco veranlaßten ariſtokratiſchen der Academie gegenüber bildete; auch blieb ſie Jahre lang auf die Naturforſcher und auf Deutſchland beſchränkt. Was iſt es nun aber, wodurch dieſe Art der Vereine allmälig europäiſch geworden iſt, ſo mächtig, daß ſie alle bedeutende Beſchäftigung umfaßt, eine jede in ihrer Eigenthümlichkeit feſthält, eine wechſelſeitige Verſtändigung für lebendige Entwickelung innerhalb beſtimmter Grenzen ſucht, und dadurch ſich zu fördern ſtrebt? Sind die Vereine nicht in wenigen Jahren, als Früchte des Friedens, in allen Ländern mächtig geworden? Wer kann ſagen, er ſei der Urheber einer neuen Richtung der Cultur, die offenbar mit wunderbarer Gewalt ſich aus allen Richtungen des ſich in ſich beſinnenden geſchichtlichen Lebens erzeugt hat? Ich ſcheue mich nicht, es auszuſprechen, daß ich in dieſer Richtung eine geſchichtliche Wiedergeburt des Geſchlechts ſchaue. Die Corporationen früherer Zeiten erzeugten eine innere Zerſplitterung, einen egoiſtiſchen Separatismus, welcher das ganze Staatsleben anſteckte, von dieſem ging die tödtende Selbſtſucht der Innungen, Monopole, Handelsbeſchränkungen aus, und das Staatsleben aller Völker verwickelte ſich in Widerſprüche, die Ketten erzeugten, die immer drückender wurden, daß man nur durch eine gewaltſame That der gefährlichſten Art ſie zu ſprengen vermochte. Jetzt wollen dieſe Corporationen ſich wieder erzeugen, aber in einem höheren geiſtig lebendigen Sinne. Wenn eigenthümlich geiſtige Organe ſich in ſich verſtändigen, dann werden ſie auch ſich untereinander verſtehen. Aber wie dieſe wunderbare Umkehrung der Geſinnung nicht willkürlich entſtanden iſt, ſo kann auch ihre Bildung nicht durch eine äußere Compoſition der Vereine herbeigeführt werden. Die Ordnung der neuerwachten Corporationen bildet ſich offenbar durch eine Bewegung des Geſchlechts, und die lebendig geſtaltenden Momente dieſer Bewegung werden durch eine höhere

Hand geleitet. Noch iſt dieſe Richtung in den erſten Keimen; nur wer nicht ſinnlich in einer engen ſchwankenden Gegenwart, ſondern in der Geſchichte lebt, kann die große Hoffnung feſt halten, die ihm hier als ein bleibendes Gut des Geſchlechts heiter und geſchwängert von einer mächtigen Zukunft entgegentritt. Daher beſchränken ſich dieſe Vereine nicht bloß auf materielle Intereſſen; auch die höchſten ſuchen eine ſichere eigenthümliche Geſtaltung, die freilich allenthalben jetzt noch eine unſichere, unreife genannt werden muß, und ſo betrachtet, ſchwach, ohnmächtig iſt, ſo daß ein jeder Verein für ſich billig mancherlei Tadel unterliegt. Denn noch ſind dieſe Gemüther übertäubt von dem abſtract allgemeinen, jede beſtimmt eigenthümliche Bildung vernichtenden revolutionären Geſchrei, welches immer geſetzwidriger, tobender, widerwärtiger wird, je mehr es ſeinem Untergange entgegen geht. Es iſt doch auffallend, wie die revolutionäre, die abſolut einſeitig kosmopolitiſche Richtung in ihrem Fortgange ſich ergriffen ſieht von einer Thätigkeit, die in jeder ſondernden Form einen beſtimmten Inhalt ſucht.

Bis auf dieſe Stelle habe ich der Betrachtung ihren allgemeinen Charakter nicht nehmen wollen, hier aber drängt ſich die Nothwendigkeit auf, die Bedingung zu erwägen, unter welcher eine wechſelſeitige Verſtändigung, eine Einheit der noch getrennten Vereine möglich wäre. Die Begünſtigung einer höhern, bleibenden, das menſchliche Geſchlecht liebenden Hand, welche vorausgeſetzt werden muß, wenn, was uns ſo hoffnungsvoll entgegenwinkt, als eine heitere geſchichtliche Wirklichkeit hervortreten ſoll, kann nur durch eine menſchliche Perſönlichkeit, der wir uns vertrauungsvoll hingeben, verwirklicht werden. Welcher bedeutendere Menſch ergreift ſich nicht in Momenten ſeines Lebens, in welchen er auf den harten Widerſpruch zwiſchen dem, was er im beſten Sinne ausführen möchte, und was er nicht zu thun vermag, ſtößt. Der Wohlthätigſte muß mit harter Entſagung ſeine Wohlthat, der an bedeutenden Entwürfen Reichſte ſeine ideenreiche Thätigkeit beſchränken. Wie oft beklagen wir uns, wenn wir eine ſolche Erfahrung machen; wie unfähig ſind wir, das für uns Heilſame, welches in ihr liegt, zu erkennen; denn was in unſerer wohlthätigen Geſinnung echte Liebe, was in unſern ideenreichen Entwürfen Wahrheit iſt, hat ein Daſein, und wir würden uns weniger beklagen, wenn wir die Selbſtſucht der That hinzugeben, und das Edelſte unſeres eigenen Daſeins auf einen andern mit hingebender Treue zu übertragen vermöchten. Freilich ruft man mir laut entgegen, ſolche Geſtalten ſuchen wir ja alle, und wenn wir glauben ſie gefunden zu haben, ſo tritt uns nur an der Stelle der eigenen eine fremde Selbſtſucht entgegen, die des Reichen, des Adels, des Fürſten. Wer nur bei dieſer Erfahrung die Wahrheit ſucht, der fängt die Prüfung bei ſich ſelber an. Er frägt billig, ob ſeine Selbſtſucht nicht die fremde erzeugt und ſtärkt, ob er die hülfreiche Geſtalt, die nur durch Hingebung zu gewinnen iſt, nicht von ſich ſtößt. In allen beſondern Fällen müſſen wir geſtehen, daß Reichthum, Macht, gebietende Gewalt über die Verhältniſſe, die Bedingungen eines mächtig ordnenden Daſeins ſind; der geiſtig Bedeutende wünſcht dieſe Güter nur, um auf eine ſolche höhere Weiſe thätig ſein zu können. Wenn nun keiner entſagen will, keiner mit Freuden durch einen andern verwirklicht ſieht, was ihm nicht vergönnt iſt, ja wenn keiner, wie ein Jeder es mehr oder minder vermag, durch ein eignes reinigendes Daſein hier die Macht, dort die treue Hingebung zu veredeln ſucht, dann entſteht die wüſte Barbarei des

Communismus unſerer Tage. Ein Jeder will nicht bloß dem abſtracten Rechte, ſondern auch dem Beſitze nach dem Andern gleich ſein. Nicht von innen heraus, — wo jedes Daſein aus einer tiefern Quelle, als die der Sinnlichkeit entſprungen iſt, wo die Verhältniſſe, unter welchen wir geboren ſind, die Bedingungen, unter welchen wir unſere Entwickelung fanden, die Talente, mit welchen wir begabt ſind, uns in ein höheres göttliches Daſein verſetzen — ſondern durch ein ſittlich zwingendes äußeres Verhältniß ſoll eine Compoſition entſtehen, eine mechaniſche Gleichmäßigkeit, durch welche keiner ſich mächtig zu entwickeln vermag, ein Jeder, was er iſt, nur auf negative Weiſe, durch die Beſchränkung aller übrigen wird. Da will keiner es einſehen, wie die wechſelſeitige gleiche Negation nie ein Lebensprincip werden kann, nicht einmal ein mittelmäßiges, noch viel weniger ein heiteres großartiges Leben zu erzeugen vermag.

Faſſen wir nun dieſe Anſicht und halten ſie feſt, indem wir die Bewegung der ganzen geſchichtlichen Zeit betrachten und in jener ein Fortſchreiten eines lebendigen durch Gott geleiteten Individuums erkennen, dann begreifen wir, wie ein Bewußtſein des geſammten Geſchlechts, tiefer begründet, als das in verſchiedenen Formen der vorübergehenden Zeiten, die Völker durchdringen muß.

Ein jedes Volk bildet ſich aus dieſer überſinnlichen Quelle, geleitet durch dieſes tiefere Bewußtſein, und Alles was ordnend in der Erſcheinung Geſtalt gewinnt, erhält ſeine Bedeutung durch ſie. Das ſinnliche Bewußtſein iſt von einer ihm fremden Natur ergriffen, es wird von dieſer beherrſcht, und wenn der ordnende Verſtand eine innere Herrſchaft ausübt, ſo vermag dieſe doch die der Natur nicht aufzuheben, und eine fremde Gewalt beharrt im Erkennen. Wir können die Knechtſchaft nicht aufheben, die uns in der Erſcheinung bis in das Innerſte unſeres Daſeins feſſelt. Jenes höhere Bewußtſein, durch welches wir mit dem ganzen Geſchlecht geiſtig verbunden ſind, kennt dieſe Feſſeln nicht, es bewegt ſich unabhängig von den Bedingungen der Zeit, es iſt ganz in jeder Perſönlichkeit, ihr eigentliches Weſen, die Stätte ihrer Freiheit. Dem handelnden Individuum erſcheint es als das innerlich gebietende, jede ſinnliche Bedingung abweiſende Gewiſſen, dem erkennenden, als die ſchaffende Thätigkeit, die allen jenen ſinnlichen Bedingungen, die das Gewiſſen abweiſen ſoll, eine poſitive Bedeutung ertheilt und ſie als göttliche Fügung aufnimmt.

So erhält ein jeder Bürger eine höhere Sanction ſeines Daſeins, und ſeine Berechtigung als lebendiges Mitglied des Staats entſpringt aus dieſer. Alle ſinnlichen Bedingungen ſeines Lebens, die Schranken, innerhalb welcher ſein Beruf ſich bewegt, ſeine Geburt, ſeine Erziehung, Armut wie Reichthum, ſind gegebene Bedingungen, die nur innerhalb der Grenzen des Gewiſſens und des Talents ſich lebendig entwickeln ſollen, aus der inneren Quelle des höhern Bewußtſeins genährt. Man irrt ſich, wenn man glaubt, daß das die Geſchichte ordnende Bewußtſein ein glänzend ausgebildetes Erkennen vorausſetze. Es ruht auch unentwickelt in einem jeden Mitglied des Staates und iſt für den Handelnden die Vernunft des Handelns, für den Erkennenden das Gewiſſen des Denkens.

Aus dieſem Bewußtſein nun treten die Perſönlichkeiten hervor. Die Bedingungen ihres Daſeins ſind von dem Berufe, innerhalb welchem die göttliche Freiheit ſich handelnd äußert, nicht getrennt. Und hier, wo die Perſönlichkeit in ihren Schranken doch zugleich in ſich ein Unendliches einſchließt; auf dieſem religiöſen Standpunkte, der alle äußere Bedingungen des Daſeins, die benutzt, geleitet, nicht von dem Inneren getrennt werden dürfen, in ſich ſchließt, beruht das Myſterium der unbedingten Hingebung, die durch fromme Geſinnung eine jede, auch die geringſte Perſönlichkeit, aus einem Knechte der Natur in ein Kind Gottes verwandelt. Hier allein erkennen wir die Bedeutung des Herrſchers, und wiſſen, daß er nur als aus göttlicher Gnade entſtanden, begriffen werden kann. Der trennende, ſinnliche Verſtand ſieht in ihm nur Einen aus den Vielen, und ſelbſt der König wird nur als eine Geburt der Majorität willkürlich geſetzt und begriffen, wie das Univerſum aus der Unendlichkeit der geiſtloſen Zahl. Dieſe iſt herrſchend in Frankreich, und würde ſchon jetzt neben der Virtuoſität der Mathematik und der exacten Auffaſſung des Sinnlichen dasjenige völlig ausgebildet haben, was mir die Barbarei der Uebercultur iſt, wenn nicht alle, auch die tiefſten Momente der Geſchichte, in einem jeden Volke ſchlummerten. Dieſe Virtuoſität, die nichts Schöpferiſches in ſich hat, bildet die techniſche, wie politiſche Gewalt des Volkes, und den Liberalismus, für welchen der

Verſtand alles iſt, der nur ein willkürlich auf der Oberfläche des Daſeins Spielendes erſchaffen, den Staat als eine mathematiſche Aufgabe behandeln und löſen will. In dieſer hat die Tiefe des Daſeins als ſolche kein Recht; nur die Form der Löſung, die nie gefunden werden kann, weil das Volk, als ein ſolches, ſein geſchichtliches Daſein nie aufzugeben vermag.

Wie in Frankreich der berechnende Verſtand den inneren Streit unterhält, und für jetzt das Uebergewicht hat, ſo ſind in England die als Natur erſcheinenden Elemente der Geſchichte ſelbſt im Kampfe begriffen; daher tritt hier das poſitive Myſterium der Geſchichte, wie es den Franzoſen abhanden gekommen zu ſein ſcheint, hervor; daher wird hier der Streit durch geſchichtliche Wirklichkeiten unterhalten, die ſich als ſolche anerkennen und nie aufgeben wollen: zwiſchen König und Staat, zwiſchen Adel und Volk, zwiſchen Agricultur und Induſtrie. Daher, wenn wir die geſchichtliche Bedeutung dieſer Völker betrachten wollen, beſitzt Frankreich eine einſeitig ideale, England eine einſeitig reale Gewalt. In Deutſchland will die Einheit beider ſich entwickeln, und der ſinnliche Verſtand eine göttliche Richtung nehmen. Aber eben deswegen ſehen wir Frankreich wie England in Deutſchland mächtig kämpfen, und die geſchichtliche Verwickelung der Gegenwart iſt hier die größte.

Ich nenne die Religioſität in allen ihren Formen eine geſchichtliche Maſſe, die Subſtanz der Geſchichte, das den Menſchen entgegentretende rein poſitiv Allgemeine, nie ganz zu Verdrängende, im Geſchlecht als ein Ganzes, in einem jeden Volke, ja in einem jeden Menſchen Unverwüſtliche. Die Religioſität bindet ein jedes ſinnliche Daſein unmittelbar an ein überſinnliches, das Denken in einer ſinnlichen Zeit an ein Ewiges. Der reflectirende Verſtand hat ſich von dieſer Quelle alles Daſeins getrennt, und es iſt allgemein anerkannt, welchen mächtigen Sieg er in den letzten Jahrhunderten errungen hat, als es Paris gelang, die frühere Rolle Roms in der Geſchichte zu ſpielen. Von jetzt an war nur von idealen Größen die Rede; man hörte häufiger als ſonſt das Volk nennen. Aber in dieſem Worte lag ſo wenig der Geiſt der Entwicklung, wie die Muſik in dem Holze der Flöte oder in dem Metalle des Waldhorns. Sind wir nicht alle in einer Zeit geboren, in welcher es kaum einem Zweifel unterlag, daß die Literatur das Volk repräſentirte;

das, was nicht durch ſie laut wurde, ein Nichtiges aus dem verſtändigen Calcül Auszuſchließendes ſei? Dieſes iſt der noch herrſchende Hauptirrthum; er ward zuerſt anerkannt in Deutſchland, als die große philoſophiſch-äſthetiſche Kriſe ſich ausbildete; und ſo trat dieſes feindſelige Element der Literatur ſelbſt in dieſe hinein, und iſt nicht mehr von ihr zu trennen. Aber ſie ward zu einſeitig und faſt nur künſtleriſch aufgefaßt. Das Volk, als ſolches, birgt in ſich die geſchichtliche Maſſe, deren Tiefe dem Verſtande ein Räthſel iſt. Der calculirende Verſtand bildet ſich nur für die Gegenwart, in und für welche ſeine Probleme gelten; aus keiner lebendigen Vergangenheit erzeugt, vermag er keine Zukunft zu entwickeln.

Wie überzeugt waren wir alle, als wir den Aberglauben weichen, den Fanatismus unterliegen, Vorurtheile beſiegt, fliehen ſahen, daß nun auf immer jener Feind des klaren Verſtandes überwunden und aus der Geſchichte verdrängt ſei. Und doch hat es ſich gezeigt, daß er noch da war, und viel mächtiger als wir uns gedacht hatten, ja, daß er in ein Bündniß trat mit einem Geiſte, der ſelbſt die Beſten und Hochbegabteſten an ſich zu ziehen wußte; die Nüchternen wurden in ſich ungewiß; das Klarſte und Evidenteſte ſchien ohne Inhalt, als durch die philoſophiſche Kriſe im Anfange des Jahrhunderts Alles, was man mit ſo vieler Sicherheit zu beſitzen wähnte, erſchüttert ward. Allerdings durfte man hoffen, daß dieſe Erſchütterung nur eine vorübergehende ſei; denn die Philoſophie ſelbſt erklärte ſich durch mächtige Repräſentanten gegen die religiöſe Bewegung, während die rationaliſtiſche Ausbildung des Verſtandes immer mehr in die Volksmaſſe eindrang, und jene nicht bloß äußere, ſondern auch innere Gleichheit hervorrief, durch welche die tiefere Volksmaſſe von den Bewegungen der Literatur ergriffen, ihrer geſchichtlichen Eigenthümlichkeit entſagte, und mit den Aufgeklärten ebenbürtig wurde. Doch waren die Gemüther von der Sicherheit des bloß ſinnlich begründeten Gebäudes abgeführt, irre geworden, und wie ſeltſam, ja gefährlich verlockend jene unmittelbare Richtung, der ſchwankende Zuſtand auch erſchien, in mannigfach wechſelnder philoſophiſcher, äſthetiſcher, politiſcher Form, ſo ward es doch immer klarer, daß die Kriſe eine wahrhaft geſchichtliche im tiefſten Sinne genannt werden mußte. Dieſe Kriſe, durch Perſönlichkeiten wie Kant, Fichte, und vor Allen

Schelling, durch die Schlegel, Tieck, Novalis, herbeigeführt, aber keineswegs erzeugt, hatte allmälig allen Gedanken des deutſchen Volkes eine andere Richtung gegeben, in welche unwillkürlich und bewußtlos ſelbſt die Gegner hineingeriſſen wurden. Die Sprache ward faſt unmerklich eine andere: in dieſer erkannten die alten Gedanken ſich ſelber nicht mehr; und während dieſe Gährung immer weiter um ſich griff; das innere Frankreich in Deutſchland immer ohnmächtiger wurde; die Erſchütterung der drohenden Unterjochung gegenüber tief genug war, um in Deutſchland eine Ahndung von der beſonderen Eigenthümlichkeit des Volkes zu erwecken, trat die äußere Demüthigung deſſelben immer drohender hervor; ſie erſchien Vielen entſchieden. Aber das Volk erkannte ſein eigenes nationales Weſen, und daß etwas da war, etwas Heiliges, was unbedingt, ja mit Aufopferung des ſinnlichen Daſeins gerettet werden mußte. Zum erſten Male regte ſich das Deutſchland, welches ſeit Jahrhunderten in ſich zerriſſen und zerſplittert war; ſeit dem dreißigjährigen Kriege Frankreich geiſtig unterthan, ſo daß man nach Paris wallfahrtete, wie ſonſt nach Rom; — dieſes Deutſchland hatte nun ein Vaterland gefunden, und ſich ihm hingegeben. In dieſer Bewegung war der armſelige Unterſchied zwiſchen Literatur und Volk, und der dadurch entſtandene Kampf völlig verſchwunden.

Als nun in Rußland Gott für uns gekämpft hatte, regte ſich das Volk; aber erſt nachdem es ſich echt volksthümlich um ſeinen Fürſten geſchaart hatte, und das große geſchichtliche Wunder unſerer Tage trat hervor. Wir ſcheinen es ſchon vergeſſen zu haben; das Volk kämpfte für ſeine Selbſtändigkeit und ſiegte. Deutſchland war der Mittelpunkt aller europäiſchen Kämpfe, wie im dreißigjährigen Kriege, wo es unterlag. Alle Fürſten Europa's verſammelten ſich in Wien mit den Deutſchen zur gemeinſchaftlichen Berathung; aber der Sieg war zu neu; der Begriff einer echten deutſchen Selbſtändigkeit mußte ſich erſt entwickeln. Franzöſiſche Freiheitsideen herrſchten noch, und waren ſo mächtig, daß ſie ſelbſt von den Fürſten anerkannt werden mußten. Die Länder wurden vertheilt; die Seelen nach der Zahl ausgetheilt; dem Ganzen lag ein Calcül zu Grunde; an die Stelle des Enthuſiasmus war die gemeine Politik getreten. Der Erfolg war vorauszuſehen. Die Trennung zwiſchen Völker und Fürſten, die Trennung zwiſchen Literatur und

Volk trat ganz im franzöſiſchen Sinne wieder hervor. Wie der Enthuſiasmus des Kampfes, verſchwand auch die Erinnerung an die geiſtige Kriſe, mit welcher das Jahrhundert begann. Politiſch, wie der Wiener Congreß, ward nun auch die Literatur. Wiſſenſchaft und Kunſt traten in den Hintergrund, und wurden, wie die ſtillen Gemeinden, als der Proteſtantismus das allgemeine nationale Intereſſe verloren hatte, auf Schulen und Univerſitäten geduldet, von den Fürſten gefürchtet, von dem Volke anerkannt, in ſofern ſie eine politiſche Richtung annahmen. Aber was die geiſtige Kriſe erzeugt hatte, was der Enthuſiasmus des kämpfenden Volkes inhaltsſchwer hervorrief, war nur ſcheinbar verſchwunden; ganz im Stillen wuchs es, von der lauten Literatur nicht geachtet, oder, wo man es wahrnahm, als eine Armſeligkeit gering geſchätzt. Es war das, was ich die geſchichtliche Maſſe genannt habe, die immer einen religiöſen Grund hat. Mit Verwunderung ſah man dieſe Bewegung immer mehr um ſich greifen, immer mächtiger werden, in der Literatur, im Volke, ja manchmal mit Erſtaunen, in dem eigenen Gemüthe. Das göttliche Kind einer göttlichen Zeit erſchien ſchwach, ohnmächtig. Die geſchichtliche Maſſe iſt zwar im Allgemeinen religiös, aber keineswegs rein. Religiös nenne ich ſie, nicht weil ſie den Kampf ſchlichtet, ſie erregt ihn vielmehr, ingrimmiger, heftiger; deswegen aber nenne ich ſie ſo, weil ſie die Quelle des Kampfes im Ueberſinnlichen ſucht; weil ſie in dem Urſprunge deſſelben das wachgewordene Gewiſſen des Geſchlechtes erkennt. Es iſt Kants größtes, nie genug zu erkennendes Verdienſt, daß er aus der Mitte der Weisheit der Reflection, nach dem überſinnlichen Urſprunge des Gewiſſens hinwies. Was Kant innerhalb der engen Grenzen der reflectirenden Schule that, ward jetzt eine überraſchende, geſchichtliche Thatſache. Die Macht, nach welcher er, als nach einer fremden, nie zu beherrſchenden hinwies, trat als eine geſchichtlich poſitive immer entſchiedener hervor. Der Kampf ward jetzt auch immer heftiger. Der Verſuch, das Chriſtenthum philoſophiſch zu deuten, und ſo für den reflectirenden Verſtand zu gewinnen, galt nicht mehr, ſeit dem die geſchichtliche Maſſe, in ihrer allerdings unbeſtimmten, ja die gefährlichſten Widerſprüche in ſich einſchließenden, poſitiven Macht ſich geregt hatte. Der Kampf ſelbſt nahm einen entſchiedenen, offenſiven Character an; er mußte, was bis jetzt im Dunkeln ſchlummerte, laut verkündigen. Das Chriſtenthum, mit dieſem das tiefſte, geſchichtliche Element aller chriſtlichen Formen, wird in ſeinem Centrum angegriffen. Es iſt ein Krieg auf Leben und Tod; aber der Sieg iſt nur zu erringen, wenn er redlich durchgekämpft wird, wenn Geiſter mit Geiſtern kämpfen. Soll die ſinnliche Macht die Mittel hergeben, den Kampf zu entſcheiden, ſo hat das Chriſtenthum ſich auf den Standpunkt der Heiden geſtellt, als ſie das keimende Heil verdrängen wollten. Das ſinnlich gewordene Chriſtenthum, in einem Bündniſſe mit irdiſchen Götzen, hat ſeine eignen Waffen verkannt, aber das wahre, mächtige, geiſtige, unterliegt nicht, wohl aber die unſelige Verirrung, ergriffen von ihrem eignen Widerſpruch. Wir kämpfen alle mit inneren Zweifeln; je geiſtig tiefer der Ruf der göttlichen Liebe laut wird, die uns zur Hingebung auffordert, deſto mächtiger tritt die abſolute Selbſtthätigkeit des Denkens hervor, die keine andere Schöpfung erkennen will, als die eigene. Alle tiefe Chriſten haben erfahren, und zwar zu allen Zeiten, daß dieſer Kampf ein unvermeidlicher ſei; ein jeder abgewieſener Zweifel iſt ein doppelt gefährlicher; aber dieſer Streit iſt, zu dieſer gefährlichen Spitze getrieben, nicht ein allgemeiner.

Wo Gemeinden ſich im gemeinſchaftlichen Glauben zuſammen finden, und in ſich beruhigt den Kampf beſchwören, darf der ruhige Friede nicht geſtört werden. Alles, was in den Gemeinden laut wird, muß ihnen eigenthümlich ſein, und der Staat, die ſinnliche Gewalt, hat die Pflicht, ſolche Gemeinden zu ſchützen. Die Stätte der Zweifel, die laut werden müſſen, und eine geſchichtliche Bedeutung erhalten haben, iſt die Wiſſenſchaft; in ihr kämpfen Geiſter. Der Sieg iſt, einmal errungen, entſchieden, und muß endlich erlangt werden. Die Zuverſicht des Sieges ruht in dem Glauben, der an ſich ſelber glaubt; er iſt in ſeinem innerſten Weſen verſchwunden, wenn er an ſeiner Allmacht zweifelt; — dieſes iſt das proteſtantiſche Grundprinzip; das innerſte Weſen des Proteſtantismus. Dadurch nun unterſcheidet ſich das Chriſtenthum unſerer Tage von dem jeder früheren Zeit. Man fordert den Glauben der Gemeinde, den noch nicht entſtandenen, oder innerlich überwundenen Zweifel, von einem jeden Lehrer, und weil der irreligiöſe, berechnende Verſtand in ſeiner leeren Allgemeinheit noch zu mächtig iſt, weil von ihm eine jede religiöſe Eigenthümlichkeit ſchon als ſolche nicht anerkannt wird, ſo erſcheint dieſe Forderung hier als eine nicht zuläſſige und unpopuläre. Dieſe innerlich in einem Jeden und äußerlich in der Zeit liegende Popularität iſt noch nicht beſiegt; aber die immer mächtiger werdende Volksſtimme waffnet ſich gegen die falſche Popularität. Aber ebenſo gehört zur geſchichtlichen Eigenthümlichkeit unſerer Zeit, neben dieſem Schutze der Gemeinden, die unbedingte Freiheit der wiſſenſchaftlichen Forſchung zu fördern, ja hervorzurufen. Die Stellung des Staates in dieſer Rückſicht iſt noch eine unreife. Es herrſcht, und muß eine Unſicherheit herrſchen, ſo lange die Gemeinden die Sicherheit ihrer eigenthümlichen Geſtaltung, die Philoſophen in leerer Abſtraction, von aller gegebenen Wirklichkeit abſehend, ihre eigene Stellung nicht begreifen. Daß aber unſer König die doppelte Seite der Aufgabe richtig gefaßt hat, gleich entfernt von einer falſchen Union und einer ſectireriſchen Abgeſchloſſenheit, hat mich mit innerer Freude erfüllt, und meine Hoffnung wächſt, wenn ich den mir freundlich geſinnten Miniſter, eine jede falſche Popularität verachtend, ſeinem Könige treu dienend, erkenne. Und in dieſer

Rückſicht verſtehe ich das große Vertrauen, welches der König einem Manne geſchenkt hat, der ſich durch ſeine geſchichtliche Bedeutung, durch ſeine religiöſe Geſinnung, wie durch ſeine wiſſenſchaftliche Bildung auszeichnet. Es gehört zum reichen Glück meines Lebens, daß ich Bunſen ſchon ſeit mehreren Jahren zu meinen bedeutenden Freunden zählen darf.

Denke man ſich dieſelbe nationale, religiöſe Bewegung, die jetzt im Wachſen iſt, zur Zeit des Wiener Congreſſes. Der dreißigjährige Krieg hatte die Stellung der Proteſtanten gegen die Katholiken zum Nachtheile der erſteren entſchieden. Man ließ ſich die negative Stellung der Proteſtanten, den Katholiken gegenüber, gefallen, und ſchien überzeugt von dem Rechte der letzteren, wenn dieſe mit der Behauptung hervortraten, daß die religiöſe Anerkennung ihrer Gegner eine Vernichtung des Katholizismus ſei; daß, wenn wir Proteſtanten aufhörten ihnen Ketzer zu ſein, die nur geduldet werden könnten, ſo lange Gott die Mittel der Vernichtung den echten Chriſten verſagte, auch der Katholizismus verſchwinden müſſe. Als wenn daſſelbe nicht von den Proteſtanten gälte, wenn dieſe ſich als ſolche in Staaten vereinigten. Wie nun der

Proteſtantismus ſich ſeinem Gegner gegenüber ausbildete, muß hier unberührt bleiben. Daß er aber von Seiten des Staates anderthalb Jahrhunderte hindurch in der negativen Stellung blieb, iſt nur daraus zu erklären, daß man Rom in ſeiner Ohnmacht geringſchätzte. Wenn man den Moment nach dem Kriege benutzt hätte; wenn die damals ſiegenden Proteſtanten, durch welche offenbar der Enthuſiasmus entſtanden war, durch den der Sieg errungen ward, die poſitive Anerkennung gefordert hätten, die allein eine wahre, nicht bloß ſimulirte, wechſelſeitige Verſtändigung möglich machte; wie ganz anders wäre die Stellung der beiden geſchichtlichen Kirchenformen geworden. Aber Rom kannte ſeine Stellung. So lange der friſche proteſtantiſche Enthuſiasmus, der den Krieg erregt, und den ſiegreichen Feind herbeigeführt hatte, noch lebendig war, ſchwieg es. Damals hätte es Zugeſtändniſſe, die es jetzt als völlig unmöglich abweiſt, als ein Glück betrachten und annehmen müſſen. Aber leider die Proteſtanten waren von dem Sieges-Entzücken noch erfüllt, und Fürſten wie Völker ganz von politiſchen Hoffnungen durchdrungen. Englands Kirche hatte eine inſulariſche Form, wie das Land; ſie war eine Landeskirche im engſten Sinne, mit der Staatsgewalt völlig verſchmolzen, und wer in außereuropäiſchen Ländern gewonnen wurde, ward (die Chineſen ausgenommen) Engländer, wenn er durch die engliſchen Miſſionäre Chriſt wurde. Die Religion war mit der Staatsgewalt verſchmolzen, und beherrſchte das katholiſche Irland, wie ein erobertes Land. Die einſeitige Anerkennung iſt von einer Unterwerfung nicht ſehr verſchieden, und man tröſtete ſich nur mit der geiſtigen Ohnmacht des geiſtigen Herrſchers, mit dem mächtigen Bündniſſe des Proteſtantismus, und mit der ideal herrſchenden Literatur in allen europäiſchen Ländern.

Da trat ein Ereigniß hervor, welches geeignet war mit der ſteigenden Macht des Proteſtantismus die Bekenner deſſelben auf ihre falſche Stellung aufmerkſam zu machen; der Streit nämlich über die gemiſchten Ehen. Der zündende Funke ſchlug wie ein Blitz ein, in ein Verhältniß, welches das engſte perſönliche, zugeſtanden durch die Natur als geiſtige Macht, wie durch die Geſchichte geheiligte, genannt werden mußte; in eine Verbindung, die, man mußte es bekennen, in ihrer Entſtehung und Begründung höher lag, als jede in der Sinnlichkeit ſich ausbildende Staatsgewalt. Man hatte ſchon früher die Einrichtung getroffen, die die zweckmäßigſte ſchien: die Kinder wurden getheilt, die Mädchen in der Religion der Mutter, die Knaben in der des Vaters erzogen; wenn die Eltern gemeinſchaftlich es nicht anders beſchloſſen. Dadurch ward das Staatsgeſetz, als ſolches, aufgehoben, indem es gegeben ward; denn ein Geſetz, der Willkür preisgegeben, iſt keins, und der Zuſtand unterhielt ſich nur, weil der erblaßte Katholicismus im Volke wie die geiſtige Verirrung in der Literatur eine Gleichgültigkeit gegen alle kirchliche Formen erzeugt hatten, und ſelbſt wo ein religiöſer Ernſt der einen Ehehälfte ſtattfand, meiſt ein ſtilles Nachgeben der andern hervorgerufen wurde. Die völlig unnatürliche und aller religiöſen Bildung gefährliche Trennung der Mutter von ihrem Kinde ward geduldet.

Nun fand für die Rheinprovinzen eine neue Verfügung ſtatt: die Religion des Mannes ſollte die religiöſe Erziehung aller Kinder beſtimmen. Aber in den überwiegend katholiſchen Ländern glaubte man in dieſer Verfügung eine proteſtantiſche Propaganda, die auch eine politiſche Bedeutung hatte, wahrzunehmen; denn die meiſten gemiſchten Ehen fanden zwiſchen den einwandernden proteſtantiſchen Kriegern und Beamten, und den katholiſchen Töchtern des Landes ſtatt. Jetzt ward in dieſen Ländern ein Bündniß Roms mit den Unzufriedenen möglich. Ich will nicht behaupten, daß irgend eine politiſche Abſicht zu Grunde lag; bei dem religiös geſinnten Urheber gewiß nicht; aber wo ein tief bewegtes Volk ſich ihm zur Hülfe darbot, wo die Geſchichte ihm eine große rechtliche Macht gelaſſen hatte, da mußte er ſich verpflichtet fühlen, beide zu benutzen. Es zeigte ſich nun, was man bis jetzt für unglaublich hielt, wie ſchwach die Literatur iſt, wenn ſie ſich von der unergründlichen Subſtanzialität der geſchichtlichen Maſſe zu trennen wagt. Selbſt in Frankreich, wo man ſie ganz überwunden glaubte, ward ſie immer gefährlicher, und man kann einer neuen mächtigen Vendé vielleicht entgegen ſehen, in welcher das Volk ſich unmittelbar für den Papſt, und mittelbar für die vertriebene Dynaſtie bewaffnen wird.

Im proteſtantiſchen Deutſchland iſt aber das Bedürfniß einer innern, allgemeinen Vereinigung auf eine erfreuliche Weiſe hervorgetreten, und zwar ſo, daß das factiſche Reſultat dieſer Vereinigung die poſitive Stellung der Proteſtanten herbeiführen muß, ſo wenig dieſe von den Urhebern beabſichtigt, ja nur gewünſcht wird. Dieſe kämpfen vielmehr für eine ſchon beſiegte und flach gewordene Literatur, und ahnden nicht, welch einen mächtigen Feind ſie zu ihrem Schutze herbeigerufen haben. Ich ſpreche für den Verein, der den äußerlich herabgeſunkenen Zuſtand der proteſtantiſchen Kirche erkennt und abhelfen will; Kirchen bauen, wo dieſe fehlen, vor Allem aber den Lehrſtand der Armut, der Dürftigkeit und damit der Geringſchätzung entreißen. Giebt es ein hoffnungsvolleres Ereigniß, man kann wohl ſagen, ein überraſchenderes als dieſes? — Es entſtand zuerſt aus einem Bündniſſe mit einer flachen Bewegung der Literatur, wie die poſitive Macht des Katholizismus ſich durch ein Bündniß mit der finſtern religiöſen Maſſe erhob; dieſes Bündniß wird aber durch die Macht der göttlichen Zeit ſich ſelber vernichten; es iſt keine geſchichtliche Wahrheit in ihm. Ich bedaure einen Jeden, der ſich aus beſchränkter Religioſität von dem Vereine trennt, ihm fehlt recht eigentlich der Glaube an den Glauben. Alle Streitigkeiten des Proteſtantismus bleiben unerörtert, aber ſie ſind innere geworden, und alle Proteſtanten bilden ein Individuum, welches mit den eigenen inneren Zweifeln kämpft. Als dieſer Verein um ſich griff, als er eine Volksſache wurde, als viele Tauſende in allen proteſtantiſchen Ländern des Feſtlandes ihm zuſtrömten, da jauchzte ich hoch auf, und eben der unfertige, ungeſchickte Urſprung begründete meine Hoffnung. Nicht ein menſchlich Fertiges ſollte entſtehen, ein Zukünftiges vielmehr, welches wir aus Gottes Hand, nicht von Menſchen erhalten ſollten.

In ihrem Glauben beſchränkte chriſtliche Gemeinden drängten ſich hinzu und wurden abgewieſen; die Theologen eilten herbei mit ihrer Dogmatik und wurden nicht gehört; was ſich regte, war nicht Dieſer oder Jener, es war die göttliche Geſchichte. Wohl erwarte ich eine mächtige Perſönlichkeit; mit dieſer einen Anfang einer Geſchichte der proteſtantiſchen Kirche; aber der Zeiten Fülle iſt noch nicht da. Ich aber lebe im abrahamitiſch geſchichtlichen Glauben; wo das Volk willig Opfer bringt, und wenn dieſe noch ſo gering ſind, da iſt es gewonnen. Wo es in ganzen Ländern ſich erhebt, da iſt es geſchichtlich mächtig und ſeine Zukunft gewiß, denn da iſt die Natur nicht verdrängt, wohl aber aus der grundloſen Tiefe der Schöpfung zeugungskräftig in die Geſchichte getreten. Da wird der Glaube das Erkennen umarmen; Wiſſenſchaft und Kunſt aus den ewig reichen, verborgenen Quellen des Glaubens ernährt werden und wachſen; die Sprache veredelt, klangvoll aus ihm hervorquellen, und jeder Gedanke immer klarer ſeinen eigentlichen Inhalt, jede Trauer ihre Grenze, jede Freunde ihr verſchönerndes Maaß finden; denn eine jede Perſönlichkeit wird immer mehr in der reinen Hingebung ſelbſtſtändig und in ihrer Gebundenheit frei.

Unſer König hat ſich dieſer Volksbewegung angeſchloſſen, und ſo den Proteſtantismus, ohne ſeine Grenzen als Herrſcher zu übertreten, verkündigt. So ſehe ich in ihm, Wiſſenſchaft und Kunſt, bürgerliche Vereine, die ihre innere tiefe Eigenthümlichkeit begründen wollen, ſich wechſelſeitig nähern und ihre ſichere religiöſe Einheit zugleich verwirklichen. Eine ſolche Einheit der Entwickelung iſt nur durch eine mächtige Perſönlichkeit möglich. Man glaube nicht, daß dieſe hoffnungsvolle Anſicht der Zukunft in mir ſich plötzlich ausgebildet habe; ſie ward das immer innigere, immer mächtigere Element der letzten zwanzig Jahre meines Lebens. Es giebt einen nie aufgehenden Reſt des Staatslebens; er wird gebildet, wo die Bedingungen, innerhalb welchen die Staatsordnung ſich bewegt, das perſönliche Daſein nicht in ſelbſterhaltender Thätigkeit zu ſetzen vermögen. Der Staat ſoll dieſen Reſt, ſo weit ſein Kräfte reichen, verkleinern; je mehr es ihm gelingt, deſto glücklicher iſt er zu preiſen; ihn völlig zu verdrängen, vermag er nie.

Auch hier tritt eine ſchöne Zukunft uns entgegen: im Volke regt ſich das Bedürfniß, die Armut zu unterſtützen, dem hülfloſen Alter beizuſtehen, die Kranken zu pflegen. Das Volk iſt in ſich bewegt, die zarteſte Blüte des chriſtlichen Glaubens, die rein menſchliche Liebe, die tiefer liegt, als alle ſinnliche Verfügung, will ſich wieder hervorwagen. Der Formalismus des Staates drohte dieſe Blüte zu erſticken, und als man ſich von Theologen allein ſeine Religion ſo oder ſo einrichten und durch Conſiſtorien zufertigen ließ, als man ſeine eigenſten Geſchäfte durch Collegien adminiſtriren, ja ſeine Vaterlands-Vertheidigung durch gemiethete Heere beſorgen ließ, übergab man auch das Allerinnerſte, das Allerperſönlichſte ruhig und gleichgültig den Armenanſtalten. Das Volk hat immer entſchiedener den Muth erlangt, ſich ſelbſt zu vertheidigen: das Geſchick in Anſpruch genommen, das eigene Weſen ſeines Geſchäftes zu ergründen, und iſt von dem heiligen Ernſte durchdrungen, der ſeinen Glauben durch geſchichtliche Gemeinden innerlich feſthält. In allen dieſen Regungen der Zeit ſah ich die gemeinſchaftliche Verſtändigung, die innerſte Einheit der verſchiedenen Bündniſſe mächtig werden in Demjenigen, der ein Verbündeter Aller war.

Und als nun jene rein menſchlichen Vereine thätig wurden, die aus dem liebenden Gemüthe Hülfe boten, die der Staat nicht zu leiſten vermochte, da ſah ich Ihn, von keiner Staatsgewalt unterſtützt, rein perſönlich, unter den perſönlich Vereinigten, hervortreten und Alles, was ein gütiges Geſchick dem Fürſten darbot, nicht etwa bloß die äußere Stütze der Macht, Geld und Geldeswerth, — dieſe Mittel zu freigebig geboten, würden dem Vereine ſeinen eigentlichen Werth rauben, — wohl aber die klare Ueberſicht aller Verhältniſſe, die freilich das Vertrauen fordert, welches da vorausgeſetzt werden muß, wo die rein menſchliche Liebe eine Wahrheit iſt, anbieten.

Als der König Deutſchlands Einheit verkündigte, jubelte das ganze Volk; als er ſich mit dem chriſtlichen Vereine öffentlich verband, ward Mancher zweifelhaft, Wenige ſchienen die Bedeutung eines ſolchen Bündniſſes anzuerkennen. Als er ſich dem Bündniſſe der freien menſchlichen Liebe anſchloß, verſtummten Alle; mich aber durchdrang eine unſägliche Freude; jetzt wußte ich, daß die Zukunft, die ich ahnete, *meine* war; ich hatte ſie Jahre lang kommen ſehen; das Dunkel, welches mich noch umgab, täuſchte mich nicht, und als eine unſelige Thatſache mein ganzes Innere erſchütterte und die nächtliche Gewalt durch eine wunderbare Fügung, dem Königlichen Paare gegenüber, ohnmächtig erſchien, gewann mein Glaube an eine heitere göttliche Leitung, die den König erhalten wird, eine neue Stärke. Auch bei dieſem furchtbaren Ereigniſſe gewann die heitere Anſicht, die ſich ſeit Jahren ausgebildet hatte, eine überraſchende Beſtätigung. Als das drohende Gewitter verſchwunden war, trat der ſchöne Tag der Geſchichte wieder hervor; der König fühlte ſich ein Verbündeter der in Gott geſicherten Geſchichte; geſchützt durch dieſe, nicht durch äußere Vorkehrungen. „Er ruht nach, wie früher, vertrauensvoll in dem Schooße eines jeden ſeiner Unterthanen," und in mir befeſtigt ſich die Zuverſicht, daß Gott ſein Leben lange erhalten wird, damit, was er zu begründen berufen iſt, Wurzel faſſe, die keine Zeit zu zerſtören vermag.

So bin ich bereit das Leben zu verlaſſen, wie ich früher mein Vaterland verließ. Die um mich herrſchende Verwirrung ſtört mich nicht, und meine jugendliche Hoffnung liegt vor mir; ſie iſt nicht eine abſtracte, von mir getrennte: ſie iſt im vollſten Sinne **Meine.**

Ende.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

I.

Inhaltsverzeichniß zu Steffens Leben.

1. 5—11. 24—27. 52. 60. 77. 88. 160. 161. 223.
Steffens, Vater, I. 5—11. 24—27. 52. 60. 77. 88. 160. 161. 223.
275. 324, in Rendsburg II. 46. III. **333**. **334**. Tod 335, —
heftig I. 25. 26. 31. 121, — trotzig I. 30. 35. 208, — freiheits-
liebend I. 80. 114. 362. 363. — Aufklärung I. 134. 137. 157, —
einſames ſtilles Familienleben I. 34. 50. 204. 206. 214. — Bi-
bliothek I. 10. 99. 215.
— Mutter (vgl. Bang) I. 10. 26. **31**. **35**. 36. 50. 135—138.
144. 145. 154. **155**. 242—246. IX. 268. — Todesſtunde I.
270—273.
— älteſter Bruder I. 12. 24. 28. 88. **199—204**. 275. 287. II.
46. 55. III. 334. V. 33. 87. 251. 253.
— Sohn I. 12. 14. IX. 120. 191. 193—195. 250. 263—265.
X. 406.
— Tochter (vgl. Prof. Holſt) IX. 191. 193. X. 418.
— zweiter Bruder I. 13. 37. 88. 120. 121. 186. 274. 275. II. 46.
47. 55. IV. 435.
— Steffens jüngſter Bruder, I. 3—5. 7. 13. 14. 275. III. 166.
169. 203. 337. V. 33. 34. 224. 225. 250. 297. 298. VI. 210—
213. 217. VIII. 146.
— älteſte Schweſter (vgl. Hagerup) I. 13. 273. 274. III. 166. 184.
337. IX. 232. 237. 246.
— jüngſte Schweſter (vgl. Zeuthen) I. 12. 24. 274. III. 337. **350**.
V. 82—**85**. IX. 274. X. **429**.
— Gemahlin, (vgl. Reichardt und Alberti) erzogen in Hamburg IV.
178. 438. V. 75. Verhältniß zur Luiſe Reichardt VI. 92. Beſuch
in Dresden IV. 413. 418. Verlobung 437. Vermählung V. 79. —
Reiſe nach Kopenhagen V. 81—84, in Kopenhagen 85—91. 101.
102. **105**—107, — in Halle V. 191 ff. **210**. — in Hamburg
V. 229. **271**. 308. 367. 376, — in Halle VI. 1. 125. **127**.
206. Beſuch in Jena und Weimar VI. 239. 252. 257. — in
Breslau VI. 320. 323. 324. VII. **19**. 24. 75. 88. 204. 215.
344. VIII. 395. 409. 412. IX. 78. 120. 331. X. 138. 197, ge-
fährliche Krankheit IX. 44. 45. — Reiſe nach Tyrol und Däne-
mark, ſ. in der chronologiſchen Ueberſicht.
— Tochter V. 164. 229. 300. VIII. 171. 422. 423. X. 77. 138.

II

Chronologiſche Ueberſicht,

dient zugleich als Nachweis der äußern Lebensereigniſſe, beſonders der Kriegsjahre.

1773. 2. Mai geboren in Stavanger in Norwegen I. 14—16. III. 20.

1776—1779. Aufenthalt in Trondhiem; nur einzelne Erinnerungen I. 19—24.

1779 Dec. gefahrvolle Reiſe durch Norwegen nach Helſingör I. 24—26.

1779—1785 in Helſingör, Beginn der zuſammenhängenden Lebensgeſchichte I. 27—88.

Erziehung und Schulbeſuch 27—49, heftige Schulſcene 39—46. — Zuſammentreffen mit der Königin 54—56, — lebendiges Natur- und Seeleben 57—82. Landleben 82—88.

1785—1787 in Roeskilde I. 88—160. vgl. X. 424—427.

Die reichſte u. friedlichſte Zeit mit allen Keimen der Zukunft I. 93. 126. Schulbeſuch 88—94. Selbſtbeſchäftigung 94—112. Vogelſchießen 112. 113. Verſchwörung der Schüler 114—126. Wochenſchrift 127—129, religiöſer Umgang mit der Mutter 130—160.

1787 in Kopenhagen, das erſte Vierteljahr zerſtreut I. 161—165. 176—183, — erſter Theaterbeſuch 166—175, — wird zugleich mit dem zweiten Bruder durch einen Privatlehrer drei Jahr lang zur Univerſität vorbereitet 183—191, — einſames Familienleben 204—218, — ſelbſtändige Studien beſonders in Naturwiſſenſchaften 219—258.

1788. Phantaſieliebe I. 262—270. — Tod der Mutter 270—273. — Zerſtreuung der Familienglieder 273—275.

1789. Oſtern: Confirmation I. 276. 287—292. — Göthe's Fauſt 292—295, — tritt ſeinem Oheim Bang etwas näher 295—297, — erhält Bücher aus der Suhm'ſchen Bibliothek 298—302, — hört naturwiſſenſchaftliche Vorleſungen, beſonders bei Bahl 303. 309—314, — lebhafte Theilnahme an der franzöſiſchen Revolution 362—365.

1790. Juni: merkwürdiger Sonnenaufgang I. 324—327. (entgegengeſetzt dem Schwindel auf dem Thurm des Tycho Brahe 331. 334. vgl. Traumwelt,) beſchließt die mythiſche Zeit ſeines Lebens 330, — glänzende Prüfung 191—193.

1790 Herbſt bis Herbſt 1791. Univerſität; im Winterhalbjahr Vorbereitung zur ſogenannten philoſophiſchen Prüfung mit großem Fleiße II. 10—26, manudocirt daneben 14, — im zweiten Halbjahr überließ er ſich ſeiner Neigung II. 45. 46, — der Vater nach Rendsburg verſetzt 46.

1791 Herbſt bis Herbſt 1792. Hauslehrer in Odsherred, Krankheit II. 47—55, — eröffnet ſeinem Oheim Bang ſeine Abneigung gegen Theologie und ſeine Liebe für Naturwiſſenſchaft 55—60.

1792 Herbſt bis Frühling 1794, ſehr reiche Zeit II. 61—63.

Literariſches Treiben, lebhafte Theilnahme am Schauſpiel unter Rahbek's Leitung, Luſt des Lebens II. 63—141. — Erſte Liebe 144—151.

Wiſſenſchaftlicher Kreis bei den Brüdern Mynſter II. 151. 152. 158—173. Durch den ältern M. in allen wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen gefördert 168. 169, durch den jüngern M. in religiöſer Hinſicht 170—182. Mineralogiſche Beſchäftigung 192—208. Mynſters naturwiſſenſchaftliche Geſellſchaft, jugendlicher Uebermuth 209—121. Philoſophiſche Verhältniſſe 222—238.

Politiſches Treiben II. 239—314. In einen Volksauflauf verwickelt 280—306.

Letzte Tage in Kopenhagen: einſames Leben II. 315—337. Trübe Stimmung 338. 339.

1794 Frühjahr. Reiſe nach Norwegen im Auftrage der Geſellſchaft für Naturgeſchichte II. am Ende und III. 7—121. vgl. II. 63. 238. 239. Hauptbeſtimmung, Mollusken zu ſammeln und die Struktur der Gebirge zu erforſchen III. 17—19. Seereiſe III. 7—38. Reiſegefährten 9. 24. 25. 28. 29. Heftige Krankheit am erſten Tage 7—9. Kurzer Aufenthalt in Helſingör 10—12. Längerer Aufenthalt im norwegiſchen Sirivaag 19—30. Fahrt durch den Felſen-Archipel 31—38.

Aufenthalt in Bergen III. 39—72. — Durch das rohe Leben der Einwohner zurückgeſtoßen 42—48. 53—59. Außerdem durch den geringen Erfolg der geognoſtiſchen Unterſuchung gedrückt 60—64. Geräth ohne ſeine Abſicht in Oppoſition gegen den allgemein verehrten Biſchof Bruun 49—52. 65—71. — Zubereitung zum Molluskenfang 73.

Aufenthalt an der Nordweſtküſte Norwegens im Juli und Auguſt III. 74—109. — Molluskenfang 78. 79. — Einſame glückliche Familie 80—82. — Kirche aus Steinpappe 83—85. — Abenteuer mit dem Kraken 86—89. — Nacht auf einem Boot im freien Meer 90—93. — Bauernhochzeit 94—101. — Gaſtfreiheit der Bauern 105—109.

Zweiter Aufenthalt in Bergen bis 15. Okt. III. 109—121. — Troſtlos über den ungenügenden Erfolg der Reiſe 109—117. Entſchluß nach Deutſchland zu reiſen 118—121. Geduldsprobe 119.

Mitte Okt. bis Mitte Nov. Reiſe von Bergen nach Hamburg III. 122—139. — St. übernimmt Matroſenarbeit 124—126. Beſtimmt durch Seekarten die Gegend, in welcher das durch Sturm verſchlagene Schiff ſich befand 126—129. — Schiffbruch in der Elbmündung, ſtumpfe Todeserwartung, verliert Alles 129—138.

1794 Mitte Nov. bis 1795 Ende Febr. in Hamburg ohne Geld und Beſchäftigung III. 139—167.

Umgang auf zwei Kaufmannsfamilien beſchränkt, auf den gebildeten Madſen 141. 146 und auf den Kaufmann L. 138. 141. 142.

— Neigung zu deſſen Schweſter 144. — Streit mit deſſen Bruder 144—146. — Meldung nach Kopenhagen 147—149. — Verſuche zum Unterhalt ſcheitern 150. 187. 188. Eine Hauslehrerſtelle ausgeſchlagen 243. — Fußreiſe im Schnee mit dem Neufoundländer (vgl. 132. 133.), gemüthliche Tage in Glücksburg 152. 153. Kehrt nach dem Tode deſſelben, verlaſſen, nach Hamburg zurück und lebt in phantaſtiſchen Träumen 154—156. — Schlägt ein Heirathsanerbieten mit L's. Schweſter aus 157—162. — Drückende Noth und Krankheit 163—165. Schreibt an den Vater 166.

Gefahr für ſeine Ehre auf der Reiſe nach Rendsburg III. 181—183.

1795 Ende Febr. bis Febr. 1796 in Rendsburg bei ſeinem verſchuldeten Vater, unter böſen Gerüchten III. 167—186. Sehr eifriges Studium mit ſeinem jüngſten Bruder 169—173. Schließt ſich eng an den Vater an, ihn erheiternd 184—186. (vgl. 203. 241. IV. 351. V. 253.) — Seine Sammlungen und Bibliothek in Kopenhagen verbrennen III. 172. — Wird für einen Deſerteur gehalten 174. 175.

1796 Febr. bis Frühjahr 1798 Privatdocent in Kiel III. 186—354.

Kommt nach Kiel zu Fuß mit 5 Rtlr., durch Pahl an Fabricius empfohlen 173. 186—191. — „Hier iſt kein Fuchſenlager.“ 191. 192. — Ertheilt Unterricht in der Naturgeſchichte 190. 192. — Darf in Folge günſtiger Verhältniſſe 193—195 und einer glänzenden Prüfung vor der Promotion leſen 199—202. — Einfluß von Hensler 203—206. — Seltſame Bekanntſchaft mit Cramer 208. — Angenehmes Verhältniß zu den Studirenden 209—212. — Vorſtand des Ehrengerichts 212—222. — Größerer ſittlicher Ernſt durch ein Tagebuch 223—229. — Vertrauter Umgang mit Mackenſen 230—234 und Köſter 234—239. — Erſte deutſche Schrift 239—241.

1797. 8. Apr. Promotion III. 242. — Beſuch bei den Freunden in Kopenhagen 242—249. 255—257. — Umſchwung in ſeiner ganzen Denkweiſe durch Jacobi und Spinoza 253—255. 258—293. — Geſelliger Umgang, Vorleſung vor Frauen 294—299. — Einſame Wanderung 300—303. — Bekanntſchaft mit Riſt und mehreren jungen Anhängern von Fichte 318—333. — Tod des Vaters 333—337. — Reiſeſtipendium, vertrauter Umgang mit Graf Schimmelmann in Kopenhagen 339—349.

1798 Frühjahr. Reiſe nach Deutſchland mit dem Botaniker Hornemann, von Kopenhagen über die däniſchen Inſeln (gefährliche Ueberfahrt) bis Hamburg III. 349—354 von Hamburg bis Blankenburg IV. 1—8. — Harzreiſe 6—13. — Steffens allein zu Fuß über Stolberg und Erfurt (ſchöne Mädchen) nach Jena 13—20. — Wird durch die Rohheit der Jenaer Studenten abgeſtoßen 22—28.

Geognoſtiſche Reiſe durch den Thüringerwald und die umliegende Gegend IV. 28—65. — Reich an Erfahrungen im Leben und in der Wiſſenſchaft 30. 36. — Seltſame Bekanntſchaft mit dem Herzog von Meiningen 31. 32, wird durch ihn Heim vorgeſtellt 33—35. — Aufenthalt in Ilmenau bei Voigt und in Rudolſtadt 40—44. — Abenteuer mit dem Pferde 44—47. — Literariſche und philoſophiſche Studien im Schwarzathale 48—64.

1798 Herbſt bis Frühjahr 1799 in Jena IV. 65—166.

Jena, St.'s deutſche Geburtsſtadt VII. 4. — Dieſe reiche glückliche Zeit verglichen mit dem Leben in Roeskilde IV. **138. 139.** — Bekanntſchaft mit den Naturforſchern Batſch, Lenz und Büttner IV. 65—74. — Freundſchaft mit Frommann 74. 75. 93. 129, mit A. W. Schlegel, Juſtizrath Hufeland und Gries 82. 96. — Erſte Vorleſung Schellings 75—77. — Fichte's Vorleſung 79 80. — Ungünſtiges Zuſammentreffen mit Göthe 93—97, ausgeſöhnt, wohnt mehrere Tage bei Göthe in Weimar 99—103. — Erſte Aufführung der Piccolomini von Schiller 107—116. — Erlebt in Jena den neuen Aufſchwung der deutſchen Literatur 119 ff. — Lernt Tieck's Dichtungen kennen 129. — Entwirft eine Bittſchrift für Fichte's Erhaltung bei der Univerſität, wird durch deſſen Abſetzung zu ernſten Betrachtungen veranlaßt 152—164. — Abſchied von Göthe in Weimar 166. 167.

1799 Frühjahr. Reiſe nach Berlin IV. 168—182. — Unangenehmer Auftritt in Halle 170—174. — Lernt dort Reichardt und Reil kennen 178—182.

Einſamer Aufenthalt in Berlin im Mai IV. 182—192. — Reichardt's Gaſtmahl, Bekanntſchaft mit Tieck 192—196. — Uhrverkauf 197—202.

Reiſet mit Möller nach Freiberg 202. 203.

1799 Frühjahr bis Frühjahr 1801 in Freiberg IV. 202—294.

Studirt die Mineralogie unter Werner 205—215. — Umgang mit Charpentier 215—218. — Beſuch der Bergwerke und Beſchäftigung mit dem Bergweſen 218—227. — Innige Freundſchaft mit Möller 274—280. — Umgang mit den andern Fremden 227—233. 249. — Bleibt in Verbindung mit Jena und mit den Fortſchritten der Literatur 227. 251. 257—270. — Arbeitet die „Beiträge u. ſ. w." aus 286—294.

Reitet mit Möller im Auguſt nach Dresden, erregt Aufſehen in der Gemälde-Gallerie 233—243. — Oefterer Aufenthalt daſelbſt 243—247. 250. — Weite Ausflüge von Freiberg in den Sommermonaten 250.

1800 Dec. Fußreiſe mit Möller nach Jena IV. 294. 295. 407. — Lernt Fr. Schlegel kennen 302 ff. 313 und Novalis 320—325. — Neujahrsnacht auf dem Maskenball in Weimar im engen Kreiſe mit Göthe, Schiller und Schelling 408—412.

1801 Frühjahr, begleitet Möller auf der Reiſe nach Paris zu Fuß bis Mainz IV. 326. 330—333. — Läßt auf der Rückfahrt nach Frankfurt aus Geldmangel den Poſtillon für ſich zahlen 334. 335.

— Wird in Bamberg glänzend empfangen 348—362. — Hält zweien Aerzten auf der Fußreiſe von Bamberg über Banz nach Dresden naturphiloſophiſche Vorleſungen 362—368.

Sommer: wohnt in Tharand, iſt faſt täglich in Dresden bei Tieck IV. 380. 381. — Lernt dort Reichardt's Tochter, ſeine ſpätere Gattin, kennen 413. 418. — Viel Umgang mit jungen Künſtlern und Dichtern 381—399. — Sehr reiche Zeit 420. — Schlägt einen Ruf nach England aus 421—423.

180½ Winter in Tharand in ſtiller Einſamkeit mit Vorbereitung auf ſeine Vorleſung in Kopenhagen IV. 424—436.

1802 Frühjahr, ſchmerzlicher Abſchied von Dresden und Jena IV. 436. — Verlobung in Giebichenſtein 437. — Aufenthalt in Hamburg 438.

1802—1804 in Kopenhagen V. 1—111.

Erſte Zeit V. 1—5. — phantaſtiſche Wohnung 18. 19. — Erlangt durch Graf Schimmelmann eine Penſion 6—8. vgl. 60. — Sein Ruf wird durch einen Brief Göthe's vergrößert 9—14. — Beleidigt den Herzog von Auguſtenburg 14—18. — Umgang mit Rahbek und ſeiner Familie 21—24. — Innige Freundſchaft mit Adam Oehlenſchläger 25—29 und durch ihn mit A. S. Oerſted 30. 31. Freundliches Verhältniß zu ſeinem Oheim Bang 32, und inniger Umgang mit ſeinem älteſten und ſeinem jüngſten Bruder 33. 34. — Fühlt ſich doch fremd 35. 36. — Oppoſition der Ultradänen 44—47, durch ſeinen Uebermuth vermehrt 48—50. — Verſpottet die Oppoſition bei einem Schauſpiel 63—65.

Okt. Beginn der Vorleſung über Philoſophie unter großem Aufſehn 51—62. vgl. unten Vorleſung.

1803 Sommer, im Auftrage Schimmelmann's geognoſtiſche Reiſe durch Schonen, Seeland, Holſtein und Meklenburg V. 66—72. — Beſuch in Hamburg 72—75. — Reiſe nach Giebichenſtein 75—79.

4. Sept. Hochzeit in Giebichenſtein V. 79—81. — Reiſe mit der jungen Frau über Berlin (lernt Schleiermacher kennen) und Hamburg und die däniſchen Inſeln nach Kopenhagen 81—85. Angenehmer Familienumgang 87—91, aber durch Schulden gedrückt 92. und durch die Ungunſt des Grafen Reventlow 93. 94. und durch die Beſorgniß der Behörde vor ſeinem (St.'s) Einfluß an jeder Thätigkeit verhindert 95—98. — Dazu allerhand Geklatſch 99—102. Daher

1804 März, Ruf nach Halle (ohne Einwirkung des Schwiegervaters) angenommen V. 102—105. — Schuldforderung der däniſchen Regierung niedergeſchlagen 109. — Reiſe über Berlin, Geſpräch mit den Miniſtern v. Beyme und v. Maſſow 111—118. — Ankunft in Halle im Sept. 118.

1804—1806 Profeſſor an der Univerſität in Halle V. 118—227. Unangenehme Stellung zum Miniſterium 119—122. — Feindliches

Verhältniß zu Gilbert und Polemik dagegen 123—133, zur philoſophiſchen Fakultät 135. 136. — Aber zwei Docenten ſind für Naturphiloſophie 137. — Freundſchaft mit Wolf 138, Reil 139. 140, Schleiermacher (ſchöne Nacht am Petersberge) 141—149. Zuſammenkunft der gemeinſamen Zuhörer am Theetiſch, ſchöne glückliche Zeit 152—158. vgl. VI. 32. — Göthe, St.'s unſichtbarer Zuhörer VI. 49. — Oehlenſchlägers Beſuch V. 159—163. — Umgang mit Achim v. Arnim VI. 100—110. IX. 357.

1806 Jan. Geburt der Tochter V. 164. — Frühjahr: Reiſe mit Schleiermacher nach Berlin, politiſche Bewegung 164—179. — Ankunft preußiſcher Truppen, Kriegsgerüchte 183—190.

16. Okt. Gefahren beim Einrücken der Franzoſen, in Geſellſchaft von Schleiermacher und Gaß 190—200. — Wohnt mit Schleiermacher zuſammen 206—209, nach der Aufhebung der Univerſität (212) in großer Dürftigkeit 216. 217. Dennoch unvergeßliche Abende im Umgange mit Wenigen 218. 223. — St. widerſetzt ſich vergeblich unwürdigen Beſchlüſſen der Profeſſoren 214. 215. Hebt den Muth der Bürgerwache 220.

Wird durch Vermittlung des jüngſten Bruders aufgefordert, nach Dänemark zurückzukehren, erhält von der preußiſchen Regierung Urlaub 224—227. — Verläßt mit ſeiner Familie Halle zwiſchen Weihnachten und Neujahr 227.

1807 Neujahr gefährliche Ueberfahrt über die Elbe nach Hamburg V. 228—230. — Lernt den Heſſen Martin kennen 232—234. — Reiſet im März allein nach Kiel 235—237. — Heftige Audienz beim Prinz-Regent 243—249. — Höchſt bedenkliche Umſtände und Glück in Kopenhagen 250—263.

Sommer, lebt mit ſeiner Familie in Holſtein auf den Gütern Berger's V. 271. 272. 309, Hülſen's 273—277, am längſten bei Thaden 277—284. 304—309. — Bemühungen um eine Anſtellung mißglücken, gänzliche Troſtloſigkeit 278—284. — Noch finſterer geſtimmt durch den Raub der däniſchen Flotte 284—301. — Ende Sommer, Aufenthalt mit der Familie in Hamburg, ausgebreiteter Umgang im Sieveking'ſchen Hauſe 308—324. — Anderer Umgang 329—334, mit Runge 335—365.

1808 Winter bei Lübeck im Schloß des v. Rumohr unter Studien und politiſchen Entſchlüſſen V. 367—377.

1808 Frühjahr bis 1811 Herbſt, zweiter Aufenthalt in Halle, Band VI.

Findet von ſeinen Freunden nur Reil und Blanc in Halle, hat wenig Zuhörer, betrachtet ſeine Thätigkeit als überflüſſig VI. 1—6. — Vorſtellung beim König Jerome 11—16. — Geſpräch mit Joh. v. Müller 17. 18. — Sucht ein wiſſenſchaftliches Bergwerks-Inſtitut einzurichten 20—24. — Wiſſenſchaftliches Eremitenleben nur in Verbindung mit Reil 31—44. 62—70. — Theilnahme an der Literatur 71—80. — Familienleben 82—100. — Umgang mit

Brentano 110—116, mit Wilh. Grimm 116—120, mit reformirten Predigern, beſonders Blanc 120—122, mit Harthauſen 122—126.

Politiſche Unternehmungen VI. 153 bis Ende des Bandes. — St. zeigt offen ſeine feindliche Stimmung und nährt ſie bei Andern VI. 159 163.

Herbſt. Zuſammenkunft in Deſſau mit Blanc, Schleiermacher, Reimer, weiht ihn in die politiſchen Unternehmungen ein VI. 167. 170—173. — Bleibt mit Schleiermacher und Martin in beſtändiger Korreſpondenz 175. — Gefährliche Korreſpondenz mit Graf Chaſot 176—**181**. — Verhindert einen tollkühnen Streich 182—185.

1809 hält ſich von der Theilnahme am Schill'ſchen Zug fern 187 ff. 194—199. — Befördert die Flucht des Heſſen Martin 203—208. Beſuch des jüngſten Bruders 210–212. — Gefährlicher Beſuch des v. Hirſchfeld 217—221. — Bekanntſchaft mit Schele und Kroſigk 227. 228.

Winter. Beſuch mit ſeiner Familie in Jena bei Frommann VI. 239—243 und bei Göthe in Weimar 249–258.

1810 bei der Stiftung der Univerſität zu Berlin ausgeſchloſſen, ungeachtet Schleiermacher's und Reil's großmüthigen Anerbietens VI. 142—152. 278. VIII. 281. — Im Frühjahr Tod der beiden jüngſten Kinder VI. 125. 127. — Reil verläßt Halle 71. 151.

1811 Ruf nach Breslau VI. 238. 239. — Im Sommer Abſchiedsbeſuch bei Frommann und Göthe 258—263. — Reiſe nach Berlin 263. 266 278—282, wird durch Fr. v. Raumer dem Staatskanzler v. Hardenberg vorgeſtellt 295—297.

Juli, Rückkehr nach Halle VI. 298. — Nimmt, von Gneiſenau aufgefordert, die geheimen Verbindungen wieder auf, beſonders mit Blanc, Harthauſen und Kroſigk 299—306. — Verrath 300—315.

Sept., gefahrvolle Abreiſe mit ſeiner Familie aus Halle VI. 317—320. 331. — Warnungsſchreiben in Breslau 323—327.

1811—1813. Ankunft in Breslau unter Vorurtheil gegen Schleſien VII. 1—9. Wohnnng 11. 12. 19. X. 45. 46. — Tadelt in einer Vorleſung das Rohe des bisherigen Studentenlebens 25. 26, daher ſtürmiſcher Auftritt mit den Studenten 27—29. — Mitglied des Profeſſoren-Club 30—33, der ſchleſiſchen Geſellſchaft für vaterländiſche Cultur 33—36. Unangenehmer Verfall in dem Club 103—106. — Bekümmert um Preußens Lage 37—45.

1812 Apr., geheime Zuſammenkünfte mit Gneiſenau, Chaſot, Juſtus Gruner, Moritz Arndt und Blücher VII. 46—48. 57. — Entgeht der öſterreichiſchen Gefangenſchaft 344.

1813 mit dem Aufenthalt in Breslau ausgeſöhnt durch die bedeutungsvolle Ankunft des Königs VII. 67–70. — Weil im königl. Aufruf zur freiwilligen Bewaffnung der Feind nicht genannt 71. 72, ſo erklärt St. in einem vorher angeſagten Vortrage vor einer großen Menge den Krieg gegen Frankreich und ſich als Freiwilligen 73 – 79, von Scharnhorſt deshalb geprieſen 80. — Der König lobt ihn und giebt ihm Urlaub 86—91. — Lernt exerciren 91. 92. — Weshalb er das Garde-Jäger-Bataillon wählt 96. 97. — Hat ein Büreau zur Meldung von Freiwilligen 88. 92—100. — Stellt dem König zu deſſen großer Zufriedenheit die fünfzig erſten equipirten Freiwilligen vor 100. 101. (hat aber ſelbſt im ganzen Kriege keine vollſtändige Offizier-Uniform 115), empfängt deshalb von den höchſten Beamten und Generälen Glückwünſche, aber im Kriege ſelbſt bald vergeſſen 101—103.

Feldzug. Dienſt als Seconde-Lieutenant VII. 108—111, ſalutirt vor dem Könige 114. — Zuſammenkunft mit Baron Stein in Dresden 120—124. vgl. 110. — Tritt, von ſeinem Bataillons-Chef beleidigt, aus ſeiner bisherigen Stellung 127—130 und wird im Blücher'ſchen Hauptquartier zu freier Dispoſition geſtellt 131. 135, erſcheint ſich ſelbſt wie ein Zuſchauer und Reiſender 135. 150.

2. Mai. Schlacht bei Groß-Görſchen, den Abend vorher drückendes Gefühl ſeiner unbeſtimmten Lage VII. 152—154. — Abenteuer mit dem Bauernpferde 155—157. — Auftrag von Gneiſenau an Wittgenſtein 157—159. — Reitet ohne Beſtimmung im Kugelregen, Gneiſenau's Aufmerkſamkeit 160—163. — Rückzug zur Elbe 169—173. — Sucht die Salzniederlagen in Meißen zu retten, geräth beinahe in Gefangenſchaft 176—179. — Feſter Schlaf 181. 182.

20. Mai. Schlacht bei Bautzen. Auf der Rückkehr von der Herrnhuter-Kolonie Kleinwelke von feindlichen Reitern verfolgt VII. 186. 187. — Reitet über eine ſtark beſchoſſene Anhöhe 188. 189. — Ueberſieht die ganze Schlacht vom Hauptquartier aus 189—198. — Fällt auf dem Rückzug beinahe den Feinden in die Hände 199 – 202.

Bringt ſeine Familie in Sicherheit 202. 204. — Geſpräch an der Blücher'ſchen Tafel in Reichenbach 207. 208. — Organiſirt drei Tage lang den Landſturm im ſchleſiſchen Gebirge, 3—5. Juni 209—214. — Sammelt während des Waffenſtillſtandes Nachrichten über die Stellung der feindlichen Armeecorps mit großem Eifer, ſelbſt mit perſönlicher Gefahr, zur Zufriedenheit ſeiner Vorgeſetzten 209. 215—226. — Muß ſich nach dem Waffenſtillſtand an die ruſſiſche Avantgarde anſchließen 227—233. 244. 252—259. — Erhält zweihundert Koſacken zum Recognosciren 246—252. 260. 262. — Unangenehme Huldigung im Fräuleinkloſter zu Radmeritz in Blüchers Gegenwart 260—262. — Aufenthalt in Herrnhut 262 264. — Perſönlicher Kampf mit einem polniſchen Offizier 266. — Wieder im Blücher'ſchen Hauptquartier, erhält drei ſchleſiſche Landwehrmänner zur Dispoſiton (bis Paris) 268—270. — Elbübergang und Schlacht bei Wartenburg 273—277. — Zieht in Gneiſenau's Auftrag Nachrichten ein in Deſſau und Halle 277—280.

16. Okt., während der Schlacht bei Möckern von Gneiſenau an den Kronprinz von Schweden geſandt, zugleich um die ſchwediſchen Truppen zu begeiſtern 281—286.

18. Okt. Abentheuer auf der Rückkehr in der Nacht zum 18. Okt. 290—293. — In der Schlacht bei Leipzig anfangs in der Nähe von Blücher 294—299. — Nimmt Theil am Sturm auf Dorf Schönfeld 299—301. — Muß ſich am Abend den Ruſſen anſchließen 302—306. — Vertheidigt bei Freiburg eine Gräfin gegen Blüchers Verdacht 307—311. — Beute an Briefen und Orden 312. 313. — In Gießen 314—318.

Auftrag, die Weſtphalen gegen franzöſiſche Truppenreſte zu waffnen und überall den preußiſchen Adler in den Städten anzuſchlagen 319. 320. — Glänzender Empfang und Reden in Marburg 320—333. — Feierlicher Empfang in Arnsberg 333—335. — Hat ſeit Vorſtels Ankunft bloß die Bewaffnung der Landwehr zu beſchleunigen 335. 336. 345. — Umarmung in Dortmund 341—343. — Zwei Monate in Düſſeldorf bei Juſtus Gruner in heiterm Umgange 345—352. Befördert die Gründung des Gymnaſiums 353—358.

1814 Jan. Reiſe zur Armee, Aufenthalt in Köln und Trier VII. 359—366. — Gefährlicher Marſch nach Frankreich im Zuge des Grafen von Haacke VIII. 2—10. — Findet im Blücherſchen Hauptquartier ſeine Freunde K. v. Raumer und Blanc 10—12. — Gefährlicher Rückzug von Champeaubert 10—20. — Seitdem meiſt im Kreiſe der Freunde 22. 23. 47. — Mangel an Nahrungsmitteln und ſonſtige Leiden 26—34. 40. 45. 46. — Zum Theil erhaltene Villa 36—39. — Streit mit den Freunden wegen ſeiner Nachſicht mit den Franzoſen 47—50. 59—61. — Schlacht von Laon 64. 68—71. — Krankheit, Gneiſenau's Theilnahme 72—77. Reitet bei La Fere Champenoiſe an Gneiſenau's Seite ins feindliche Quarré 78—84. — Aufgeheitert durch wiſſenſchaftliche Geſpräche mit Blanc 86. 87. — Schläft während der Schlacht am Montmartre 88. 89. — An Gneiſenau's Seite tiefer Eindruck beim Anblick von Paris 90—93. — Kann wegen Mangel einer Parade-Uniform nicht Theil nehmen am feierlichen Einzug in Paris 95. — Reitet mit einem Freunde voraus 96—100. — Beſucht Cuvier 100—103.

Aufenthalt in Paris, drei Monate VIII. 107—153. — Luſtiger Verweis von Blücher 108—110. — Beſucht die verſchiedenen Sammlungen 112. 113. — Hazardſpiel 114. — Theater 115—119. — Ausgebreiteter Umgang 114. 115. 132, mit Graf Schlaberndorf 120—125, mit York 137, mit den Abgeſandten von Hamburg und Bremen 138—141. — Sieht hier ſeinen jüngſten Bruder zum letzten Mal 132. 146. — Geognoſtiſche Excurſion mit Raumer und Greenough 126—130. — Erhält vom Könige die Dienſtentlaſſung 142. 143. — Courierpaß 152. 153.

Rückkehr; franzöſiſche Reiſegeſellſchaft 153—155. — Aufenthalt in Heidelberg 156. 157. — Bei Jean Paul 158—160. — Ankunft in Breslau 160. 161. Fenſter eingeworfen 171. 172.

Herbſt beginnt wieder die Thätigkeit bei der Univerſität VIII. 172. — Anerbieten beim Wiederausbruch des Krieges vom König abgelehnt 181. — Thätigkeit bei einem Concert zum Beſten der Freiwilligen 182—184. — Drückende Schuldenlaſt 187. 188.

1815—1823. Wirkſamkeit als Schriftſteller und in politiſcher Hinſicht IX. 115. VIII. 189 ff. — Steht allein in ſeinem Beſtreben als Naturphiloſoph 190—196, ſo wie in der politiſchen Thätigkeit 197—204.

1817 Reiſe nach Berlin, lernt Jahn kennen, wird entſchieden gegen die Turnanſtalten (vgl. unten Turnſtreit) VIII. 309—316. 320. — Badereiſe nach Karlsbad VIII. 319 321, Kur 336. 337, angenehmer Aufenthalt 325—329. 333—335. Geſpräche mit Neander 339—341.

Reiſe mit Schütz nach Süddeutſchland VIII. 341—411. — In Franzensbrunn 341—345. — In Eger numismatiſche Vorleſung eines Scharfrichters 346—350. — In Landshut Bekanntſchaft mit Sailer 350—357. — In München acht Tage bei Schelling 366. 374. Bekanntſchaft mit Jacobi 379. 380. 386—390, mit einigen bedeutenden Aerzten 391—396, mit Franz Baader 397—401. — In Nürnberg und Augsburg 404—408. — Rückreiſe beſchleunigt wegen beunruhigender Gerüchte über Breslau 409—411.

1817—1819 bloß für Wiſſenſchaft lebend, in innigem Familienleben, beſonders mit Graf v. d. Gröben VIII. 412. 413. 423. Freundſchaft mit Scheibel 420—423, mit ſeinen Collegen 423—426, mit dem Schauſpieldichter Schall 426–433, mit Offizieren 433—435. — Große wöchentliche Abendgeſellſchaften 435. 436. — Lernt Fürſt Biron kennen 442—446. — Beſuch von Graf Reuß IX. 14—16.

1818 Herbſt Reiſe mit dem Kronprinzen ins Rieſengebirge VIII. 448. — Gewinnt die Gunſt deſſelben durch die Darſtellung der norwegiſchen Bauern 449. 450. — IX. 1—3. 6–9. 21—26.

18$^{18}/_{19}$ Weihnachtsferien, vom Staatskanzler wegen ſeiner Schrift „Turnziel“ nach Berlin beſchieden IX. 32–34. — Stürmiſcher Abend bei Reimer 35—38. 47. — Beſuch beim Staatskanzler in Glienicke 38—43. — Findet bei der Rückkehr in Breslau ſeine Gattin gefährlich krank 44. 45.

Durch die innere Trennung von ſeinen beſten Freunden, beſonders von K. v. Raumer, gequält 77—81. — Erhält nach Raumers Verſetzung nach Halle die Aufſicht über die Mineralienſammlung 81.

1821. Tod ſeines letzten, jüngſten Bruders I. 13. V. 265.

Nach langen Parteikämpfen zum Rektor gewählt IX. 81. — Leitet die Unterſuchung gegen die Arminia mit inniger Theilnahme 82—92. 116, bewickt ihre Gleichſtellung mit den andern Verbindungen und eine Milderung der Strafe 93—97. — Erklärt ſich gegen die Auslieferung eines polniſchen Studenten 108—114.

1824 Skandinaviſche Reiſe mit ſeinem Neffen IX. 119—274.

Von Breslau bis zur Landung in Schweden IX. 119—125. — Durch Schweden nach Stockholm 125—133. Aufenthalt daſelbſt 137. 158—160. Luſtfahrt nach Drotningholm 138. 141. 145—150, nach Gripsholm 151—158. — In Upſala bei der Promotion 160—168. Bekanntſchaften 169—177. 181—186. — Von Upſala nach Chriſtiania 186—188. Ankunft daſelbſt 189—193. 231. 232. — Wird durch ſeinen Neffen Holſt auf den Zuſtand der Gefängniſſe aufmerkſam 195. 201. — Aufenthalt bei der Schweſter in Hedemarken, lernt das Leben der norwegiſchen Bauern genauer kennen 232—244. — Geognoſtiſche Excurſion mit Keilhau 244—254. 255—258. — Lernt den Kronprinz Oskar kennen 258—262. — Aufenthalt in Dänemark 263—269. 274. V. 264—268.

$18^{24}/_{25}$ Winter in Berlin IX. 274. 275.

1825—1832 in Breslau, der Wiſſenſchaft und der religiöſen Thätigkeit lebend IX. 115. 275—277. — Seitdem größerer Einfluß auch auf junge Männer, die nicht die Naturwiſſenſchaft ſtudirten 118. 119, ſo auf die Brüder Müller und auf die Brüder Suckow 284—290.

Graf York überträgt ihm die Aufſicht über die Erziehung ſeines einzigen Sohnes IX. 298. 306. 310—312. — Muſikaliſcher Kreis mit v. Winterfeld und Moſevius 312—319. — Theilnahme am Theater 323—329. 332—340. — Wird Vormund einer jungen Schauſpielerin 330—332.

Vertheidigt Scheibel'n, beginnender Kampf mit dem Miniſterium X. 86—90.

1830 Juni, Einführung der Union in Breslau X. 133 ff.

Ende Juni bis 1. Nov. St. erklärt ſich für die lutheriſche Gemeinde und vertheidigt ſie, obgleich nicht ganz einverſtanden mit ihr X. 137—189. vgl. unten Lutheriſch.

Ende Dec. bis Jan. 1831 vertheidigt er ſich gegen den Vorwurf des Miniſteriums in Betreff aufrühriſcher Geſinnung, und bittet um Abſchied 191—196.

Die Meiſten ziehen ſich von ihm zurück 196—198. 217. — Mißverſtändniſſe 209—214. — Wünſcht ſich aus den Verhältniſſen in Breslau heraus 215—217. 227, die übrigens durch die bewieſene Gunſt des Kronprinzen ſich etwas günſtiger geſtalten 218.

1832 Apr., durch Verwendung des Kronprinzen nach Berlin berufen X. 231—235. — Stellung zu den Profeſſoren 290—295, zu den Studirenden 296—302, beſonders zu den Theologen 306—309.

1835 Rektor X. 309—317. — Mundt's Promotion 312—317.

1837 Reiſe mit ſeiner Familie nach Tyrol und Wien X. 317—338.

1838 Anweſenheit des Kronprinz Chriſtian von Dänemark und der
Kronprinzeß in Berlin X. 338–341.
1840 mit ſeiner Familie von dem neuen Könige Chriſtian VIII. von
Dänemark zur Krönungsfeierlichkeit eingeladen X. 343.
344.
Juni. Tod des Königs Friedrich Wilhelm III. X. 344—347.
Reiſe mit der Familie nach Dänemark und Norwegen X.
350—433. — Reiſe und Aufenthalt in Kopenhagen 350—358.
390. Krönung 364—376. — Verſammlung der nordiſchen Naturforſcher
400—405. — Reiſe nach Chriſtiania und Aufenthalt daſelbſt
405—413. — Gebirgspartbie 415—419. — Rückkehr nach
Dänemark 420—422. — Reiſe durch daſſelbe, Roeskilde 423—429.
— Hamburg und Rückkehr nach Berlin 429—434. V. 268–270.
Sept. Einzug des Königs Friedrich Wilhelm IV in Berlin X.
434—440.

Alphabetiſches Verzeichniß,

besonders für das innere Leben von Steffens.

A.

Abendmahl für St. das tiefſte Myſterium des Chriſtenthums I. 152.
153, — durch die Mutter noch wichtiger 154—156, — beim erſten
Abendmahl ergriffen I. 291, nimmt lange Zeit nicht wieder Theil
daran I. 291. II. 206, — in Halle in der reformirten Kirche VI.
121. X. 61. 62, — jährliches lutheriſches Abendmahl bei Dresden
X. 166.
Abſtrakte Natur iſt St. nicht IV. 286. VI. 75. VII. 364. X. 31, —
daher wirkt eine lebendige Perſönlichkeit mehr auf ihn als abſtrakte
Prinzipien II. 172.
Anatomiſche Studien II. 46. VI. 25. 62—64.
Angriffe, literäriſche, beantwortet St. nicht, ja lieſet ſie nicht einmal IV.
252—256, — nur eine einzige Polemik V. 125—132 und X. 87—90.
Aufregung, körperliche und geiſtige, gehört zu St.'s Natur in der Ju-
gend II. 205. I. 241. 242. III. 272. 273. 328, — daher alle äußere
und innere Reizmittel, ſtörend III. 274, — böſe Gerüchte in dieſer
Hinſicht V. 123. vgl. Enthuſiaſt.

B.

Berg- und Hüttenweſen lernt St. im Thüringerwalde kennen IV. 36.
37. 51. 52, — hört eine Vorleſung darüber in Freiberg IV. 223.
224. — Beſuch der Freiberger Gruben regt ſtark ſeine Phantaſie
an IV. 218—221.

Beute, St's einzige aus dem Kriege VIII. 61. 62, — will erbeutete Sachen ſogar nicht kaufen 83.

Beweglichkeit ſeit dem 12ten Jahre I. 36, im Gegenſatz zu dem ſtillen, ſinnenden Ernſte I. 102. 125. 133. II. 57. 71. 72. **102**. 165. IV. 98.

Botaniſche Studien I. 99. 301. 311—314. II. 238. III. 61. 256. — Durch Göthe's idylliſche Weiſe der Naturforſchung angezogen IV. 5. — Verdankt viel dem Hornemann IV. 10. 21, dem Batſch in Jena IV. 67, und Link VIII. 424.

C.

Chemiſche Studien I. 303. II. 46. 211 ff. — St's innige Freude über die verborgene geiſtige Einheit in den Naturprozeſſen, verwandt ſeinen dichteriſchen und religiöſen Gefühlen II. 214. — Vortrag über Chemie IV. 81. — Studium in Paris VIII. 112. 113.

Correſpondenzen, anhaltende, führt St. nicht VII. 315. 316.

D.

Dänemark. St. iſt ganz Däne, ungeachtet ſeiner Liebe zu Deutſchland IV. 431. V. 4. 48, — aber gedrückt durch ſeine Stellung V. 98, entſteht der ſtille Wunſch, ſein Vaterland zu verlaſſen 101. 103, — trennt ſich ſchwer 111, behält beſtändig eine Theilnahme für Dänemark und eine Anhänglichkeit an's Däniſche Regenthaus V. 264—267. VI. 211. 212. X. 342. 450, — ſieht die Auszeichnung im J. 1840 als einen Abſchluß und eine Verherrlichung ſeiner Kindheit an V. 268. 270. X. 378.

Deklamatoriſche Darſtellungen ängſtigen St. III. 314. 315.

Deutſchland; die ganze Richtung des Gemüths, ſo wie die inneren Kämpfe (beſonders durch Göthe angeregt I. 192—194.) weiſen St. nach Deutſchland VII. 119. II. 161. III. 260. 302. 327. 339, — erſter Entſchluß, nach Deutſchland zu reiſen, entſteht in der troſtloſen Lage in Bergen III. **118**. 119. — Betritt das Land, nachdem er durch den Schiffbruch Alles verloren 134. 136. — Dieſer Entſchluß und der Schiffbruch erſcheinen ihm ſelbſt einem Gedicht ähnlich 148. 149. — Erſtes Zuſammentreffen mit einem deutſchen Gelehrten verletzend 187. 188. — Erſter Blick in die verborgene Geiſterwelt Deutſchlands in Hensler's Hauſe 258—260. vgl. 302. — Riſt verſetzt ihn zuerſt lebendig nach Deutſchland 318 ff. 326. **327**. 331. — Wunſch einer Reiſe dahin 339 - 342. Reiſeſtipendium als Mineralog III. 349. IV. 1. — Ahnungsvolle Erwartung und Zuverſicht IV. 2. 3. — Durch das Athenäum tritt ihm die geiſtige Bewegung in Deutſchland lebhaft entgegen IV. 49. 50. 60. — Erkennt daß die deutſche Dichtkunſt und Philoſophie ſeine eigene Aufgabe löſet IV. 85. 86, — verläßt daher das Land mit tiefer Wehmuth 431. — Von den Dänen verkannt, wünſcht er ſich in Deutſchland niederzulaſſen V. 101. **103**. — Ruf nach Halle

105. 110. — ängſtliche Theilnahme für Deutſchland bei der Verbreitung des revolutionären Schwindels IV. 53—57. 332, und bei der Unterjochung durch Frankreich V. 76. 77. VII. 42—45. 119; aber feſte Zuverſicht daß Deutſchland ſiegen werde V. 209, daß er ſelbſt noch Napoleon's Sturz erleben werde 223. VI. 170. VII. 39. 40, ſeitdem er deſſen gemeine Geſinnung erkannt V. 222; aber eine Ermordung Napoleons erſchien ihm entſetzlich VI. **172**. — Es wird ihm ſchwer, gerade in der Bedrängniß 1806 das Land zu verlaſſen V. 226. — vgl. VIII. 196.

Deutſche Sprache lernt St. früh mit Leichtigkeit leſen I. 217, aber nur unvollkommen ſprechen III. 118. 136. 137, — lernt geläufig ſprechen in Hamburg 144. — Aufſatz voll Fehler 201. — Läßt ſich eine deutſche Schrift von ſeinen Freunden corrigiren 267. — Sprachfehler IV. 19.

Dichteriſcher Sinn I. 54. **61**. zeigt ſich im einſamen Gemüthsleben (ſ. d.), im innigen Naturleben (ſ. d.), und in dem von lebendiger Anſchauung und Phantaſie begleiteten Lernen I. 67—72. 227, ſo wie in der lebhaften Erinnerung bei unbedeutender Anregung I. 341. 342. 361, in dem Studium der Geologie, beſonders I. 238, und der Chemie II. 214. — Höhere poetiſche Anregung durch eine Phantaſieliebe I. 269. 270. — Das erſte Schauſpiel führt ihn in die Dichtkunſt ein I. 175. — Lernt Gellert, Haller, Klopſtock durch die Bibliothek ſeines Vaters kennen I. 215. 217—223. Romane I. 112. 223—225. —— Göthe's Fauſt I. **292—294**. II. **100**. **101**. vgl. IX. 340—343 und Egmont II. 71. 100 regen höhere, ſchmerzliche, noch nicht verſtandene und daher beunruhigende Gefühle an II. 104, die St. ſeinen Freunden durchaus verbergen muß II. 101. 163. 215; er ſelbſt ſucht dieſe überſchwenglichen Gefühle durch die Proſa (Voß, Hölty, Stolberg) zurückzudrängen II. 103. — Leſſing's klare, in ſich abgeſchloſſene Form der Darſtellung entzückt ihn II. 105, theilt dieſe Verehrung mit ſeiner Umgebung II. 103. 104, — wird durch Ewald ähnlich wie durch Göthe, nur nicht ſo mannigfach angeregt II. 115, auch hier verſchieden von ſeiner Umgebung II. 115, ſo wie auch im Urtheil über Weſſel II. 121, — ahnt allmälig die Beſchränktheit Rahbek's II. 139. — Literäriſche Beſchäftigung in Bergen III. 60. 63. — Vorübergehend leidenſchaftliches Leſen des Rouſſeau III. 317. — Haßt die franzöſiſche Poeſie durch Leſſings Einfluß IV. 55. — Beſchäftigung mit der engliſchen Literatur III. 266. 267. — Shakeſpeare erregt und beunruhigt ihn ſtark III. 268. 269. 272—**274**. Er ſehnt ſich nach Frieden 275. — Riſt öffnet ihm den Blick nach Deutſchland 318 ff., zeigt Poeſie in Verbindung mit Philoſophie 326, und macht mit Göthe und Schiller genauer bekannt 329. **330**. **331**. — Jean Paul ergreift ihn auf kurze Zeit ſehr ſtark 331—333. — Literäriſche Einſeitigkeit IV. 58. 59. — Athenäum entzückt ihn wegen der Friſche und Vielſeitigkeit IV.

59. 60.— Wichtiger Einfluß von Göthe in Weimar IV. **103**. VI. 249. — Schlegels ungünſtiges Urtheil über Schiller übt einigen Einfluß auf St. IV. 105. 114—117. Tieck's große Bedeutung für St. IV. 129. 370. 371. **380**, aber der Abdallah faſt gefährlich 268–270. — Wird durch das überwiegende Moment der Perſönlichkeit für die romantiſche Poeſie gewonnen 258. — Altdeutſche Poeſie weiſet nach Skandinavien hin 259. **260**, wird ihm beſonders durch W. Grimm bekannt VI. 117. 120. — Begeiſterung für's Mittelalter IV. 397. **398**.— Starke Einwirkung von Novalis IV. 323. 324. — Durch Witte mit der italieniſchen Literatur bekannt IX. 319. 320. — Hofft eine neue Poeſie durch Belebung der Mythe V. 353. — Iſt kein eigentlicher Dichter IV. **402—405**, wohl aber in proſaiſcher Darſtellung **406**.

E.

Ehrgeiz I. 142. II. 206.

Eigenthümliches, Sinn dafür ſucht St. zu nähren IX. 59.

Einheit des Erkennens VI. 295. X. 13—15. 18. 19, zeigt ſich ſchon in der Kindheit I. 257, — beſonders ſeit dem Umſchwung ſeiner ganzen Denkweiſe in Kiel III. 255.

Einſames, Allen verborgenes, ſich ſelbſt überlaſſenes Studium I. 98—103. 111. 215. 225—241. III. **63**, nur durch wenige Bücher I. 99, wie der Zufall ſie zuführte, unterſtützt 223; ähnlich auch in Bergen III. 60, und in Hamburg III. 155. Bücher aus der Suhmſchen Bibliothek I. 295—**300**. II. 203. — Bedürfniß nach wiſſenſchaftlichem Zuſammenhang I. 258. 301. — Vahl giebt dieſen Zuſammenhang für die zoologiſchen und botaniſchen Kenntniſſe I. 302. 309. 313. — Die einſamen zerſtreuenden Studien ohne Anleitung aufgegeben I. 314. 315. — — Aehnlich war die dichteriſche Entwickelung (ſ. d.) in Kopenhagen ſich ſelbſt überlaſſen und den Andern verborgen, und ſpäter in Kiel auch die philoſophiſche (ſ. d.). — — Erſt in Jena hört die wiſſenſchaftliche Einſamkeit auf IV. 83, was ihn einſam beſchäftigte, war hier Aufgabe bedeutender Männer 85.— Einſames wiſſenſchaftliches Leben beim zweiten Aufenthalt in Halle VI. 31. — Einſame Stellung in dem Turnſtreit und in der politiſchen Anſicht überhaupt VIII. 199. 200, als Naturphiloſoph VI. 36. VIII. 194—196. — Fühlt ſich fremd in der jetzigen Zeit IV. 400. 401. — vgl. noch IX. 322.

Einſames Gemüths- und Naturleben I. 96. 97. 102. 156. 205. 206. 228. 229. 257. Nachklang deſſelben II. 99, in Kiel III. 202. 300.

Einſamkeit, drückendes Gefühl derſelben I. 157. 158. 160, bei der troſtloſen Lage in Bergen III. 61—64. Lockende Gewalt der Gebirgseinſamkeit 102. 103.— Fühlt ſich in Hamburg beſonders nach dem Tode des Hundes ganz verlaſſen III. 155. — Einſames Leben in den letzten Wochen in Kopenhagen II. 315. 324.— Sucht die Einſamkeit 332—334. 337. — Einſames Familienleben in Rendsburg

III. 184. — Einſames Leben im Winter in Tharand IV. 424. —
Einſamkeit iſt ihm zum Bedürfniß geworden IV. 274. VIII. 274
—276. X. 239.

Einzelne unzuſammenhängende Berichte feſſeln St. nicht II. 220, beſonders
ſeit dem Studium des Spinoza III. 293. — R r vorübergehend
durch eifriges Leſen des Rouſſeau in eine bizarre Vereinzelung hineingezogen
III. 317. 318. — vgl. VIII. **274**. X. **400**.

Eiſernes Kreuz VIII. 84. 188. 189. IX. 235.

Eitelkeit (frühreifes Kind I. 28. 36.) I. 36. 93. 129. 289—291. 316.
II. 14, — aber St's. Urtheil über ſeine begabte Jugend III. 272,
nicht Selbſtruhm, ſondern Anerkennen der göttlichen Gnade III 273.
vgl. damit VIII. 49.

Empfehlungsſchreiben verſchmäht St. IV. 18.

Enthuſiaſt in der Jugend für jedes Anſprechende III. 236, — kurze Zeit
auch für Jean Paul III. 332. — Ergreift Alles gewaltſam II. 208,
ſo das Studium des Spinoza III. 284—286, das Studium des
Fichte IV. 63. 64. — Gewaltſame Freude über Gebirge III. 22.
23. IV. 6. — Beſtändige wiſſenſchaftliche Begeiſterung in Jena IV.
83. 87, nach Göthe's Bekanntſchaft 103. — Kann keinen Enthuſiasmus
erheucheln 127. — Enthuſiaſt in der Hoffnung für Preußen
VI. 280—282. vgl. Aufregung.

Entwickelungsgang im Allgemeinen X. 7. 15. 18. 19. 26—32. 69—71.
118. 253—255. 259. 268—274. 349. 350. Die Entwickelung der
Geſchichte iſt St's eigene 447—450. 492. 493.

Erfahrung VIII. 194—196.

Erinnerung St's ſeit dem ſiebenten Jahre ununterbrochen I. 27, reicht
bis ins dritte fragmentariſch I. 16—19. — Lebhafte Erinnerung
bei geringer Anregung I. 341. 342. 361.

Erziehung zur Selbſtändigkeit und Abhärtung I. 23. 29—34.

F.

Familien wählt St. gern zum Gegenſtand der Betrachtung VIII. 217
219. 229. **241**.

Frankreich haßte St. IV. 55. V. 78. 79. 113. **173—175**. VI. 160,
ſuchte dieſen Haß auszubreiten V. 174, — bewundert Napoleon IV.
57, verachtet ihn ſpäter wegen ſeiner gemeinen Geſinnung V. 222.
223, — ſah die Juli-Revolution voraus II. 263. 264.

Freies Reden entwickelt ſich beim Religionsunterricht in Roeskilde I. 92.
93, — aber der Gegenſtand muß innerlich gegeben ſein II. 89. —
Freie Rede in einer norwegiſchen Bauernfamilie III. 109, in Breslau
vor dem Kriege VII. 72—76, in Gießen 317, in Marburg
323—328, in Dortmund 341. 342, in Upſala IX. 167. 168.

Freiheitsſinn geweckt und gefördert durch den Vater I. 79. 80. 362.
363, zeigt ſich ſchon im dreizehnten Jahre in einer Rede I. 113,
— anfangs ganz für die franzöſiſche Revolution ungeachtet
ihrer Gräuel I. 364. 365. II. 247, aber ſie blieb ihm innerlich ein

Fremdes 248, — vielmehr treue Anhänglichkeit an das königliche Haus Bedingung ſeines ganzen Daſeins II. 250. — Erkennt das Inhaltloſe der allgemeinen Begriffe Freiheit u. ſ. w. durch den Verſuch einer dogmatiſchen Schrift II. 257, — dennoch Theilnahme am Kopenhagener Jakobinerklub 258. 259. — Wohnt einer öffentlichen Gerichtsverſammlung bei II. 277. — Wird in einen Volksaufſtand verwickelt 280—306. Reue 292—294. 305. Zurechtweiſung 303. 304, lernt dadurch den Werth der Ordnung ſchätzen 305. — Politiſche Anſicht in Bergen noch ſchwankend III. 67, wird für einen Jakobiner gehalten 65. 67. — Sein Haß der revolutionären Freiheit erſcheint Vielen im Widerſpruch mit dem Verlangen nach Selbſtändigkeit eines jeden tüchtigen Mannes IV. 55—57. — Freiheitsſinn genährt durch alle ſeine Verhältniſſe IV. 168. 169.
Freimaurer, St's Polemik V. 373. VIII. 270.
Friedrich Wilhelm's IV Bedeutung für St. IX. 100—102. 197. X. 92—95. 268. 269. 444—446. 449. 491. 492.

G.

Gebet des Knaben I. 141. 142. 158. 159. (in der Domkirche in Roeskilde 147. 148), wird ihm fremd 294, — wird durch eine Predigt von Lavater lebhaft, aber nur vorübergehend, daran erinnert II. 181. — Erſtes wahres Gebet ſeit ſeiner früheſten Jugend vor Beginn der erſten Vorleſung in Kopenhagen V. 53, bei der bedenklichen Lage in Kopenhagen V. 254, vor dem Aufruf gegen Frankreich VII. 76, vor Paris VIII. 91—93.
Gedächtniß II. 19! bewährt ſich in Rendsburg III. 170, in Kiel bei dem Aufſatz zur Prüfung 200, — recitirt den Monolog aus Fauſt IV. 94, — für muſikaliſche Compoſitionen IX. 314, — aber ſchlecht für einzelne unzuſammenhängende Notizen VII. 351. 352, für Zahlen IX. 3, für Genealogie IX. 267.
Geheimnißvolle Geſinnung haßt St. VI. 159. 160, — daher gegen Freimaurer VIII. 270. X. 36, und gegen geheime Studentenverbindungen IX. 85. 97.
Geld; St. wußte nicht ſparſam zu ſein II. 61. III. 328. V. 92, — bekümmerte ſich um Zuſchuß erſt, wenn das Geld ausgegeben war IV. 197. vgl. außerdem X. 47, — daher Geldverlegenheit im Thüringerwalde und in Berlin IV. 197—199, in Mainz 334. 335. — Drückende Schuldenlaſt nach dem Kriege VIII. 187. 188. Entſchädigung 319. 320. vgl. aber IX. 34. 43.
Gemüthskrankheit, befürchtet früh zu ſterben II. 206. — Gemüthskranke ſchließen ſich leicht an St. an II. 316 ff.
Geognoſie; St. fühlt ſich unwiderſtehlich zu den Gebirgen hingezogen II. 195, beſonders ſeit frühſter Kindheit zu den Gebirgen Norwegens I. 98. II. 192. III. 16. — Für die geognoſtiſchen Unterſuchungen bei Bergen noch nicht reif III. 111—114. — Heim erſter Lehrer auf der Thüringer Reiſe IV. 30. 34. 35. — Harzgebirge

gilt ihm als Muſterexemplar der wechſelnden geognoſtiſchen Anſichten IV. 9. — Geognoſtiſche Excurſionen mit Werner IV. 206. — Faßt die Wernerſche Geognoſie ſpekulativ IV. 227—229. — Plan zur Erweiterung der geognoſtiſchen Kenntniß von Norwegen V. 7. 60. — vgl. oben 1803. — Geognoſtiſche Reiſe in die goldne Aue VI. 125. 126, — bei Dortmund VII. 343. — vgl. Paris 1814, — im nördlichen Böhmen VIII. 334. 341—345, — in Norwegen mit Keilhau IX. 244—258.

Geologie, St's. eigenthümlichſte Aufgabe, durch Büffon angeregt I. 246. 233. 241. II. 226. — Erfolgloſes Studium bei Bergen III. 18. 19. 61. — Wilde geologiſche Betrachtungen III. 116. — Lernt durch Voigt den Streit der geologiſchen Schulen genauer kennen IV. 40. 41. — Divinatoriſche Andeutung IV. 290. 291. — vgl. Geognoſie.

Geſchichte; Beſchäftigung mit der nordiſchen Geſchichte wegen der Abſtammung der Mutter I. 103—110, begeiſtert ihn für Wahrheit und Recht **111**. — Snedorf beſtärkt dieſe Neigung II. 24. 25. — II. 233—238. III. 60. IV. 187. — Betrachtungsweiſe der Geſchichte vom Chriſtenthum aus IV. 258. — Begeiſterung fürs Mittelalter IV. 397. **398**. — Lieſet die Chronik der Städte, in welchen er ſich aufhält IV. 433. — Studirt den dreißigjährigen Krieg 433. 434. — J. Müllers Schweizergeſchichte V. **166**. **167**. Durch Romana Intereſſe für das ſpaniſche Volk V. 332. **333**. — Dehnt das naturphiloſopiſche Studium auf die Geſchichte aus und wird Politiker VI. 295.

Geſellige Natur St's. I. 108. 162. 163. 209, in Bergen III. 41. 42 ff. 64, in Kiel III. 203 ff. 209. 222. 293—296, in Erfurt IV. 18—20, in Jena IV. 82, in Dresden IV. 241. 381—**383**, in Kopenhagen V. 51. 90. 91, in Halle V. 152, in Hamburg 318. 334, in Lübeck 372, in Paris VIII. **114**. **115**. **132**. 138. 144, in Breslau VIII. 412. 423 ff. 433—**436**.

H.

Handelsverhältniſſe, in Helſingör phantaſtiſch aufgefaßt I. 67—73, — treten in Hamburg beſtimmter entgegen III. 141, beſonders durch Jerome Sillem V. 75.

Haß und Neid kennt St. nicht X. 12.

Hazardſpiel mit Leidenſchaft drei Wochen lang IV. 340—345, — mäßiges Spiel in Paris VIII. 114.

Hingebung zeichnet St. aus X. 127. VI. 41, — an die Lehrer Wahl I. 314, Heim IV. 34, Werner 214, an Göthe, Schelling, Tieck und Schleiermacher V. 143.

J.

Jagd VI. 303.

Jugendfreunde, vertrauteſte, Mynſter der J., Riſt und St's. jüngſter Bruder V. 208.

K.

Kartenſpiel, St's Abneigung II. 154—156. V. 88. 80.

Kirchengeſang, vgl. Muſik.

Krankheit, Halsentzündung in Hamburg III. 163—165. — Magenkrampf IV. 206. — Anfälle von beiden Krankheiten in Tharand IV. 428. — V. 123. VII. 107, — ausführliche Darſtellung derſelben VIII. 316—319. 325.

Kritik X. 11—14.

Kunſtwelt wird durch Thorwaldſen näher gebracht II. 93—95, aber vor der Reiſe nach Deutſchland nur geahnt IV. 126. — Durch Winkelmann mit der plaſtiſchen Kunſt der Alten bekannt IV. 126. — Beſorgt, daß ihm der Kunſtſinn ganz fehle, wird von Göthe auf Dresden gewieſen 127. — Gewaltſamer Eindruck von Raphaels Madonna in der Dresdener Gallerie IV. 236—238. Grund deſſelben **241**. — Kunſtſinn ausgebildet durch öfteren Beſuch in Dresden IV. 241—243. vgl. IX. 281. — Durch Tieck tiefer eingeführt IV. 380. 381. — Lernt durch Runge's Umgang eine neue zukünftige Kunſtentwicklung ahnen V. 353. 354. Grundlage einer ſolchen 354—**364**. — Beſchäftigung mit der Kunſt in München und Berlin X. 330—334.

L.

Landleben I. 83. 85—87. II. 47.

Lebensgefahren I. 25. 75. 76. 199. Vergiftung II. 48. Sonnenſtich II. 49. Schiffbruch III. 129. 130.

Leichtigkeit im Umgang mit Andern bildet ſich auf der Thüringer Reiſe IV. 33.

Leichtſinn und leichter Sinn II. 61. III. **207**. 328. IV. 197. 202. — Leichtes zuverſichtliches Benehmen in Mainz IV. 334. 335, kommt ihm durch fremde Beiſpiele verdächtig vor 336—340. — Leidenſchaftliche Theilnahme am Hazardſpiel und tiefe Reue 340—345. — Schließt ſich auf kurze Zeit an eine wandernde Schauſpielertruppe 346. 347.

Liebe; Phantaſieliebe I. 263 ff. — Erſte Liebe II. **144—151**, — in Hamburg III. 144. 159. 160, in Kiel III. 296, in Erfurt IV. 17—20, in Ilmenau IV. **42**.

Literariſches Treiben, ſ. dichteriſcher Sinn.

Luſt des Lebens II. 108—111. 123—126. 163. 209. 210. — Jugendlicher Uebermuth 215—217.

Lutheriſcher Glaube, in aller Strenge, aber trocken, in der Schule gelehrt I. 130; belebt durch die Mutter 131. — St. ſchließt ſich in Halle an die reformirte Gemeinde VI. 121, aber bisweilen dadurch beunruhigt 122. — Wodurch die lutheriſche Lehre ihn anzieht X. 78. 127. Was ihn zu Scheibel hinzog 79—81 und ſpäter abſtieß 164—167. — Verlangen, einer Gemeinde anzugehören 105. — Gründe ſeines Auftretens für die bedrängte lutheriſche Gemeinde 137—139. — Entwirft Bittſchriften für ſie 142—144. 148. 149. 169. 183. Verwendet ſich beim Kronprinz für ſie 174. 175. 181. 182. Antwort des Miniſteriums 183—191, — aber Differenz mit der Gemeinde wegen der Agende 144—150. 164—**168**. Wird der Gemeinde wegen ihrer Erſtarrung immer fremder 206—208. 227. — Mißverſtanden in ſeiner Stellung als Lutheraner 209—214.

M.

Militairiſche Uebung haßt St. IV. 151. 185, — überhaupt Abneigung gegen das Militär I. 135. V. 180—183 und daher anfangs auch gegen Preußen IV. 185. — Wohnt doch in Mainz einer franzöſiſchen Revue bei IV. 332. — In der neuſten Zeit hat die Abneigung aufgehört X. 455—457.

Mineralogie I. 98. 232, — erwirbt ſich hierin die meiſten Kenntniſſe, meiſt auf empiriſche Weiſe durch Sammlungen II. 192. 193, deshalb vorzüglich für einen Mineralogen gehalten 193. 239. — Muß eine Sammlung ordnen II. 194. 196. — Fortgeſetzte Studien III. 256. 257. 294. — Erhält das Reiſeſtipendium als Mineralog IV. 1. — Mineralogiſche Thätigkeit in Jena IV. 66—68. — Studirt unter Werner in Freiburg IV. 214. — Sorgt für die Vervollſtändigung der mineralogiſchen Sammlung an der Univerſität zu Halle IV. 119—121. VI. 22. — Hat den Werth einer für die neue Berliner Univerſität beſtimmten Mineralienſammlung zu unterſuchen VI. 269. — vgl. Geognoſie. Geologie. Schriften. Vorleſungen.

Muſik; tiefer Einfluß des Kirchengeſanges I. 149—151, — aber nur für einfache Melodien empfänglich II. 95, auch noch in Jena IV. 128. — Höhere Entwickelung IV. 318. — Verſtändniß des Geſanges durch Luiſe Reichardt eröffnet VI. 90. — Geſang der Schwedinnen IX. 159. 160. — Bedeutung der Muſik für St. IX. 312—319.

Myſtiker in Kopenhagen lernt St. nicht genauer kennen X. 35. 36. — Wird in Halle auf den Einfluß des Myſtikers J. aufmerkſam 37—42 und kommt in Breslau in unangenehmes Verhältniß zu ihm 44—49.

N.

Nachtarbeit VIII. 275—277.

Natur gewährt St. durch ſein ganzes Leben den ungetrübteſten Genuß I. 95. — Sinn dafür erwacht in Helſingör beſonders durch's Seeleben I. 175. 52. 56—59. 62—**76**, gefördert durch die idylliſche Umgegend von Roeskilde I. 98. — Inniges Naturleben mit religiöſer Färbung I. **95—97**. 156. 157. 228. 229. 258, im Stolberger Thal IV. 15. vgl. VIII. 241. X. 67. Selbſt die Urgebirge ſchienen ihm zu ſeinem Daſein zu gehören I. 238, — daher

Liebe zur Naturforſchung I. 98, verſtärkt durch die Heimlichkeit, mit der er ſie treiben muß I. 101—103. 226. (vgl. Einſames Studium). — Naturſtudien I. 225 ff. vgl. die einzelnen Disciplinen. — Lernt das erſte Naturalien-Kabinet kennen I. 249—251. — Durch Bekanntſchaft mit Büttner an die erſten naturwiſſenſchaftlichen Studien erinnert IV. 68. — Durchaus bekannt mit dem Zuſtande der Naturwiſſenſchaft IV. 290. — Löſet durch die naturwiſſenſchaftliche Forſchung eine religiöſe Aufgabe VI. 38.

Naturphiloſophie, ihr Begriff nach St. X. 19. — St'.s eigentliche Aufgabe III. 338. 339. VI. 144. VIII. **190—196**. X. 291. vgl. IV. 258. VI. 295. — Hofft die Elemente der Phyſik für eine höhere geiſtige Auffaſſung zu gewinnen IV. 286. Verkennt noch 1804 das Verhältniß der Naturphiloſophie zur empiriſchen Phyſik V. 133. — Grundthema ſeiner Philoſophie IV. 286—291. — Wird wegen der Naturphiloſophie bei der Gründung der Berliner Univerſität ausgeſchloſſen VI. 144. — vgl. Philoſophie und im 2ten Verzeichniß: Naturphiloſophie.

O.

Oſteologie I. 303. IV. 102.

P.

Peinliche Anſtrengung, dem von Andern gelobten Werthloſen einen Werth abzugewinnen II. 121. **123**.

Philologie, ſ. Sprache.

Philoſophie; durch die trocknen philoſophiſchen Vorträge abgeſtoßen II. 17. 20. Sie erſchien ihm als etwas vom friſchen Leben Getrenntes III. 277. 278. — Spekulation regt ſich, wird zurückgedrängt II. 103. — Wird von Tyge Rothe auf die Religion als Löſung der philoſophiſchen Zweifel hingewieſen II. 227. **228**. — Hat ſein eigenes Problem zu löſen, das ihn auf ſein verborgenes Gemüthsleben hinweiſet **229**. III. 264. 276. X. 295. — Seine Philoſophie nicht a priori, ſondern auf Natur und Geſchichte gebaut II. 195. 196. VIII. 264. — Wird auf die Kantiſche Philoſophie aufmerkſam kurz vor der Abreiſe nach Norwegen II. 230. 231. — Tiefer Skepticismus in Bergen, vorbereitet durch wilde Naturanſchauung III. **115—117**. — Durch Mackenſen in Kiel zu einem gründlichen Studium von Kant veranlaßt III. 232, der ihm aber fremd bleibt 279. 298. 299, und den er erſt ſpäter in ſeiner beſondern Bedeutung anerkennt 298. IV. 60. 61. — Spekulative Elemente regen ſich III. 172. 200. 201. 240, kurze Zeit durch eine Reiſe von Kiel nach Kopenhagen und durch alte Erinnerungen und eifriges Studium zurückgedrängt 255—258. Jacobi's Warnung läßt ihn in Spinoza die Löſung ſeiner eigenen innern Aufgabe ahnen **261—266** (ſpäter perſönliche Bekanntſchaft VIII. 387—390). Spinoza's Ringen nach geiſtiger Ruhe, ſo wie die Kühnheit des ganzen Unternehmens zogen ihn an III. 279. 282.

283. Eifriges Studium des Spinoza, wie eine Gewiſſensſache, mit Vermeidung alles Umganges 275. **284—286**. Die Lehre von den göttlicheu Attributen, von göttlichem und menſchlichem Willen, von wahrer Freiheit des Menſchen ergreifen ihn tief 286—289; darauf erſcheint vorübergehend der Reichthum der Natur und des Lebens eine Unwahrheit 290. 291. Der Weg vom Reichthum des Lebens zur abſtrakten Demonſtration noch nicht gefunden 298. IV. 86. — Spinoza's Bedeutung für St. III. 286. IV. 2. 86. VI. 39, iſt altteſtamentlich III. 338. St. ſucht nun für das Göttliche den Gott ſeiner Kindheit III. 292. 293. 338. IV. 164. VI. 43. — Das Studium des Spinoza ein Geheimniß für ſeine Umgebung III. 298. 299. IV. 83. 84, ſelbſt für Hensler III. 341. — Fichte iſt ihm in Kiel meiſt nur durch Freunde bekannt III. 318. IV. 49, und blieb ihm noch fremd IV. 62. 63. Eifriges Studium ſeiner Wiſſenſchaft im Schwarzathale IV. 63. 64. Einfluß von Fichte IV. 2. 63, aber gänzliche Verſchiedenheit der Denkweiſe IV. 158—160. **164. 165**. VI. 274. — Schelling bildet einen entſchiedenen Wendepunkt in ſeinem Leben und giebt ſeiner ganzen Vergangenheit durch die Naturphiloſophie eine innere Bedeutung III. 337—339. IV. 2. 86. 87. **166. 301** (vgl. Naturphiloſophie). — Selbſtändigere philoſophiſche Entwicklung in Freiberg IV. 233. 227. 230. — Neue Epoche durch die Vorbereitung zu ſeiner Vorleſung in Kopenhagen 1802 V. 13. Damalige Richtung V. 55. 56. IV. 291. — Schleiermacher bildet eine neue Epoche V. 141. 144. — Schelling's Bedeutung durch den Begriff der Organiſation VI. **38. 39**. X. 15. Gehindert durch ſtarren Denkprozeß, erkennt St. noch nicht einen perſönlichen Gott VI. 40—43, wohl aber die Bedeutung der völligen Hingebung 41. Wird durch Schelling's Weſen der menſchlichen Freiheit gefördert 74. **75**. Hat einen umgekehrten Entwickelungsgang als Schelling IV. 85. VI. **75. 76**. VIII. **366. 375**. IX. **346. 347**.

Phyſik (beſonders Elektricität) I. 99—101. II. 21. 24. Experimente mit der Volta'ſchen Säule IV. 271—273. — Hofft die Elemente der Phyſik ſpekulativ zu faſſen IV. 286. — Optik IV. 101.

Polemik in den Vorleſungen X. 295. vgl. Angriffe.

Politiſche Thätigkeit ahnt St. zuerſt 1806 in Berlin V. 177. Bis dahin war ſeine politiſche Richtung blos Theorie 178. — Entwirft politiſche Pläne 233. — Ueber ſeine Theilnahme an geheimen Verbindungen gegen die Franzoſen vgl. Chron. Ueberſ. 1808 bis 1811. — — Als Schriftſteller VIII. 196. 199—204. — Politiſche Anſichten 205—262. vgl. Schriften. — Geräth durch den Staatskanzler in eine politiſche Stellung IX. 69. — Politik bewegt ihn ſechzehn Jahre hindurch IX. 115. — vgl. Freiheitsſinn u. Frankreich.

Polizeikniffe zogen St. an III. 221, aber inquiſatoriſches Verfahren haßt er IX. 90.

Praktiſche Thätigkeit lernt St. durch das Berg- und Hüttenweſen ſchätzen

IV. 51—53. — Denkt daran, durch eine praktiſche Thätigkeit bei den Salinen ſeine Zukunft zu ſichern V. 70—72.

Predigtamt; St. dazu beſtimmt I. 132 und durch die Mutter geweiht 136. — Trägt Predigten vor 143—146, ſchon im ſechſten Jahre II. 56. — Predigt in Odsherred II. 182, in Bergen unter großem Beifall III. 67—71. — Hält es für einen erwünſchten Beruf I. 146. Verſpricht feierlich, die Wünſche der ſterbenden Mutter zu erfüllen I. 272. — Gründe der Abneigung I. 134. II. 56—58. — Bezieht die Univerſität mit dem Entſchluß, Theologie nicht zu ſtudiren, mit Billigung des Vaters I. 189. Eröffnet endlich auch dem Oheim Bang ſeinen Entſchluß II. 58. — — Geringſchätzung des Geiſtlichen I. 135, tritt zurück II. 172, beſonders durch den Umgang mit dem jüngern Mynſter II. 171.

Preußen, St.'s Abneigung IV. 169, beſonders wegen des Vorwaltens des Militairs 185. 186. — Beſtärkt durch den unangenehmen Auftritt im Halle'ſchen Zollamt 171—173. — Gemildert durch die Liebe der Unterthanen für das Königspaar IV. 175. — Wird durch Schleiermacher ganz für Preußen gewonnen V. 175, weil er erkennt daß Deutſchland, ſo wie ſeine eigene heilige Aufgabe, nur durch Preußen gerettet werden kann VI. 179. VI. 174. X. 443. — Nach der Schlacht von Jena knüpft er ſein Geſchick an das Preußens V. 225.

Prüfung, zur Univerſität I. 192. 193. 189, auf der Univerſität II. 11. 46, für die Geſellſchaft für Naturkunde II. 238. 239, in Kiel glänzend III. 196—202.

Pſychologie; beſonders durch Reil angeregt VI. 69. — Sucht pſychologiſche Erſcheinungen durch die Novellen darzuſtellen IX. 350. 351. 368. — Eigenthümliche Auffaſſung dieſer Wiſſenſchaft X. 303—305.

R.

Raſir-Abenteuer VIII. 28. 29. IX. 163. 164.

Rationaliſt iſt St. nicht II. 171. X. 29—31, wird dennoch dafür gehalten III. 65. 67. 98. 99. IV. 56.

Redſelig und lehrhaft I. 102. II. 12. 157. 158. III. 64. IV. 19. 245.

Reinlichkeit III. 76. 77. 247. VIII. 29. 30. 77.

Reiſe; Gefühl nach der Rückkehr III. 109. 110, beſonders 1806 in Halle VI. 1. 2. — Reiſet gern zu Fuß bei ſcharfem Froſt III. 152. 242. IV. 294. 295. — Liebt abenteuerliche Fußreiſen IV. 14. 29. — Reiſeart mit der Familie X. 322—324.

Religiöſer Sinn, durch die Mutter geweckt I. 131. X. 28. vgl. I. 27. 132. — Religiöſer Umgang mit der Mutter I. 136—138. 143—146. 154, findet in Kopenhagen nicht mehr ſtatt I. 242. — Der religiöſe Sinn I. 133. 135 durch einen Prediger in Roeskilde gefördert I. 141. 143. 152. — Relig. Sinn zurückgedrängt durch Luſt des Lebens und durch Liebe zur Naturwiſſenſchaft I. 242—245. — Von der Mutter gewarnt 245, fühlt es ſelbſt vorübergehend

271. — Bei der Confirmation gleichgültig 280. 290. — Sucht das religiöſe Gefühl durch Poeſie wieder zu erzeugen I. 295, ſpäter aber die religiöſen Erinnerungen durch Proſa zu verdrängen II. 103. — Nimmt wenig Theil am Gottesdienſt II. 106. 174. — *Ein Kern relig. Geſinnung bleibt ſtets* IV. 105. III. 284. X. 112. 113, durch das Andenken an die Todesſtunde der Mutter I. 273. 291. III. 63. 64. 335, ſo wie überhaupt durch Todesgedanken II. 52. 54. 315, aber nur im Hintergrunde des Gemüths, ohne mit der Wiſſenſchaft in Verbindung zu treten II. 58. 106. — *Allmäliges Wiedererwachen des relig. Sinns*: Leben und Wiſſenſchaft befriedigen nicht, weiſen ſtets nach einem Höhern II. 106. — Ewald mahnt an das ſchwindende rel. Gefühl 113. Claudius zieht an durch myſteriöſe Unbeſtimmtheit 173. 174. Lavater erſchüttert tief 181. Dergleichen mit dem jüngern Mynſter beſprochen 182. Auch das Studium der Chemie berührt den rel. Sinn 214. — Durch eine arithmetiſche Predigt entſteht Kampf zwiſchen rel. Glauben und den Begriffen der ſinnlichen Welt II. **174—177**. — In Bergen in allen Richtungen gedrängt III. 61—63, daher geneigt auf eine höhere Welt zu hoffen 68, aber am Ende des dortigen Aufenthaltes Trotz gegen das Unglück 114.— Trotz in Hamburg durch eine Krankheit gebrochen 165. — Ahnt eine göttliche Vorſehung, wird zur Demuth angeregt 183. 342. — Henslers tief ſittlicher Einfluß 205. — Sittliche Stimmung ſchwankend 116. 224. Wird durch das Führen eines moraliſchen Tagebuchs ſittlich ernſter 224—229. — Sehnſucht nach Frieden III. 275. — Der Umſchwung der ganzen Denkweiſe in Kiel 255 gab dem Gemüth wieder mehr Einheit und mußte daher auf den rel. Sinn wirken. — Studium des Spinoza regt die rel. Erinnerungen an 292, noch mehr Schelling 338. — Auch die feſte Zuverſicht in ſeine Zukunft hat etwas Religiöſes 341. — *Relig. Erinnerung aus der Kindheit wird kräftiger* in Jena IV. 139. Fichte's Abſetzung mahnt zur rel. Prüfung 164. Tieck's Abdallah warnt vor ſittlicher Verirrung 270. — Erkennt die Bedeutung der in und mit Gott freien Perſönlichkeit **291**. 292. — Rel. Richtung durch Novalis gefördert IV. 325. 324, wird in Kopenhagen 1802 ernſter V. 32, und zeigt ſich bei den philoſophiſchen Vorträgen 55—57.— Tiefer Einfluß Schleiermachers V. 141. 144. aber *ohne Bedürfniß einer ſichtbaren Kirche* X. 32. 50—60. — Gewinnt einen Standpunkt der Religion unabhängig von der Theologie X. 53—56. **158**, aber das Verhältniß der Religion zur Philoſophie quält ihn noch 56. — Erkennt in der Verbindung der ungünſtigſten und günſtigſten Verhältniſſe in Kopenhagen 1807 eine göttliche Vorſehung V. 253—255. 257. — Sucht durch die Naturſtudien eigentlich nur eine relig. Aufgabe zu löſen VI. **37. 38**. — Erhebt ſich noch nicht zur Idee eines perſönlichen Gottes **40—44**. — Chriſtenthum wird ihm immer wichtiger, beſonders durch den Umgang mit

reformirten Geiſtlichen in Halle VI. 120—122. X. 60—62. — In der letzten Zeit in Halle Bedürfniß nach einer ſichtbaren Kirche regt ſich X. 50. 62 ff. beſonders 67—69. vgl. 97. 98. — Wohlthätiger Einfluß der Brüdergemeinde VII. 186—188. 264. — Rel. Glaube der Kindheit erlangt Macht VIII. 230—232. 241, wird auch durch die politiſche Thätigkeit angeregt 262, gefördert durch Neander 338. 339, durch Sailer 353—356, durch Goßners Zug aus Baiern 393, durch Scheibel 420—422. X. 72, durch die gräfl. Familie v. d. Gröben 423. — Umgang mit Schall bewahrt vor einſeitigem gemüthloſem Richten 433. — Tiefer Einfluß von Graf Reuß IX. 14—16. — Rel. Anſichten 1823 ausgeſprochen in der „falſchen Theologie u. ſ. w." IX. 269. — vgl. Abendmahl. Gebet. Myſticismus. Predigtamt. Rationaliſt. Wiſſensdurſt.

S.

Sammlungen angelegt I. 254. II. 200. 207. 208, — will ſie verkaufen III. 121. 149, — aber ſie, ſein einziger Beſitz, verbrennen III. 171.

Schauſpiel führt ihn in die Dichtkunſt ein I. 166. 168. 171—175. — Leidenſchaftliche Neigung zum Sch., daher eine Zeitlang Mitglied einer einfältigen dramat. Geſellſchaft II. 80—82. — Mitglied von Rahbek's Geſellſchaft II. 87 ff. — Schauſpiel im Loderſchen Hauſe in Jena IV. 98—100. — Schließt ſich kurze Zeit an eine wandernde Schauſpielergeſellſchaft IV. 346. 347. — Spielt in der Tieck'ſchen Familie IV. 379. 380, — in Kopenhagen im Freundſchaftskreiſe V. 63—65. — — Erſte Aufführung des Piccolomini IV. 106—116. — Beſucht in Breslau das Theater nur ſelten IX. 327, — nimmt aber doch Theil am Schickſal der Bühne IX. 323—329. 332—340. — Lieſet ein gutes Drama gern vor der Aufführung IV. 110. 111.

Schriften und einzelne Aufſätze aus der Jugendzeit: Wochenſchrift in Roeskilde I. 126—129. — Theolog. Verſuche 139. — Unvollendete geheim gehaltene Verſuche II. 100. — Aufſätze für Mynſters naturwiſſenſchaftliche Geſellſchaft II. 211. 212, — für die wiſſenſchaftl. Zeitſchrift 219. 220, — aber in allen dieſen Arbeiten nichts Eigenthümliches 220. — Die erſten eigenen Gedanken in einem philoſophiſch-geſchichtlichen Aufſatz 235—238 mit prophetiſchen Schlußworten 238. — Demagogiſcher Verſuch 257. — Ueber Generationstheorie, Prüfungsaufſatz in Kiel III. 200. 201.

Für Zeitſchriften liefert St. ſehr ſelten IV. 81. 82, ſchlägt ſelbſt Göthe's Aufforderung ab V. 12. 13, — doch finden ſich in verſchiedenen Zeitſchriften: ein Aufſatz über die Thüringer Reiſe IV. 31, — eine Kritik der Schelling'ſchen Philoſophie auf Schellings Wunſch IV. 251. 150, — einzige Polemik V. 125—132, — über die Bedeutung der Vegetation V. 301, — über die Geburt der Pſyche VI. 68. 69, — über Kro[illegible]gk VI. 286, — über den jetzigen Zuſtand des Theaters IX. 329.

Kleine Aufſätze: deutſcher Auszug aus einem engliſchen naturgeſchichtlichen Werke III. 266. 267, — Einleitung in die Philoſophie, däniſch V. 55, — über einen freien Verein für Wiſſenſchaft und Kunſt VIII. 268. 269, — über preußiſche Gymnaſien, nicht gedruckt, IX. 102. 103.

Schriften: Ueber Mineralogie und das mineralogiſche Studium, in Kiel, III. 139—241. IV. 203. 215. 216. — Beiträge zur innern Naturgeſchichte der Erde, in Freiberg bearbeitet, enthält das Grundthema ſeines Lebens und ſeiner Philoſophie IV. **286—289. 291**, enthält eine divinatoriſche Andeutung über Metallität und geologiſche Entwickelung 290, eigene Kritik 291. 292, fremde Kritik 292. 293. Dedikation 416, wird von Schelling benutzt VI. 74. vgl. VII. 13. 14. — Geognoſtiſch-geologiſche Aufſätze V. 66. 67. 93. — Oryktognoſie VI. 23. 252. VII. 41. VIII. 172. IX. 77. 118. — Grundzüge der Naturphiloſophie in Aphorismen VI. 33. 35. **36**. 44. 338. X. 58—60. — Polemiſche Blätter VIII. 368. — Ueber die Idee der Univerſitäten VI. 44. **162**. 314. X. 61. — Die gegenwärtige Zeit und wie ſie geworden VII. 348. 361. VIII. 172. 200. **201**. **274**. 316. 320. Aufſehn derſelben 322. 326. 329. 379. 380, angegriffen und vertheidigt IX. 54. 55. 59, verſchafft St. eine Popularität 55. — Karikaturen des Heiligſten VIII. 200. **274**. **413**. 440. 441. IX. 71. 72. 77. 104—107. — Turnziel IX. 27—31. 35. — Die gute Sache IX. 51—53. VIII. 253. — Deutſchlands proteſtantiſche Univerſitäten IX. 97—69. 102. — Falſche Theologie und wahrer Glaube IX. 260. X. 81—85. — Alt und Neu, eine Sammlung von frühern Schriften IV. 81. VII. 104. 105. VIII. 268. 269. — Storthing II. 254. 255. IX. 231. — Wie ich wieder Lutheraner wurde X. 209. 210. — Religionsphiloſophie X. 158. 301. — Pſychologie verſprochen X. 301.

Novellen. Stoff III. 109. Anlaß IX. 344—348. Benennung 349. 350. Abſicht 350—352. 354. 368. Form 353. Wird dadurch mit geiſtreichen Frauen bekannt 354—366, aber von den Gelehrten getadelt 367. Neue Auflage X. 317. — Walſeth und Leith IX. 344. 350. 352. Schloßbrand I. 180. II. 360. Walſeth II. 323—330. — Vier Norweger IX. 352. vgl. I. 202. — Malcolm IX. 353. 353. Hallings Perſönlichkeit II. 317—321. — Revolution IX. 345. 368. — Die ſchlafende Braut IX. 368.

Vgl. noch Dichteriſcher Sinn am Ende, und Tagebuch.

Schriftſteller und Lehrer; ſeine Beſtrebungen verkannt, reifen für die Zukunft III. 255. V. **282**. VIII. **293**. **294**. X. 123. 124. — Mißverſtanden in den lutheriſchen Kämpfen X. 211—213. — Wirkt anregend VIII. 277. 278. 281. 294. X. 270. 271. — Iſt nicht Parteihaupt IX. 72. 73. — Bleibt als Lehrer noch Student IX. 75. 76, ſo in Kiel III. 209. 210. 213, in Halle V. 144. Lernt von ſeinen Schülern Neander VIII. 341, von den Brüdern

Müller und Suckow IX. 286. 290, von Braniß 291. X. 305. — Erſter Schüler III. 173. — Befördert einen naturforſchenden Verein der Studenten IX. 117. 118. — Schreibt wie er es erlebt, nicht objektiv III. 270. 360. VI. 277, aber unparteiiſch VIII. 299. 300. Priorität ſeiner philoſophiſchen Anſichten VIII. 263. 264. Stimmung nach Vollendung einer Schrift IX. 31. X. 83. Ungenügende Form ſeiner Schriften IX. 347.

Schulbeſuch fördert St. nicht, weder in Helſingör I. 28. 29. 37; noch in Roeskilde I. 88—91. 93. 94. — vgl. I. 198.

Selbſtändigkeit begründet durch die Erziehung I. 30. 32, gefördert durch das ſelbſtändige Arbeiten I. 43. 94. 118, ſo wie durch das einſame Studium (ſ. d.) in den Knabenjahren und durch den Widerſpruch (ſ. d.) gegen ſeine Freunde II. 73.

Sprache als ſolche hat keinen Reiz für St. I. 92. 217. — Mangelhafte Sprachkenntniſſe III. 267. VIII. 82. 103—105. vgl. deutſche Sprache. — Geringſchätzung gegen ſtreng philologiſche Kenntniſſe I. 187. Beſchäftigt ſich nicht mit Philologie II. 14. — Gewinnt durch Mackenſen ein vorübergehendes Intereſſe an Sprachſtudium und Grammatik III. 233.

Streit mit Andern VIII. 266—268. — Mißverſtändniſſe IX. 320. 321.

T.

Tagebuch III. 73. 114. 116. 122, — moraliſches 224—229. — Aufſätze im und vom Kriege ſind verloren VIII. 77.

Theilnahme für Andere VIII. 49. 163, bei der Schulſcene in Roeskilde I. 123. 124, für Schwermüthige II. 316, für arme Studirende III. 175, für Verbrecher III. 221, für einen Dieb IV. 327. 328, ſogar für einen, der ihn ſelbſt beſtohlen hatte 329. 330, im Kriege für bedrohte Familien VII. 239—241, für verwundete Franzoſen 266—268, ſogar für die in ihrem Lande ſich feindlich zeigenden Franzoſen VIII. 47—50. — vgl. auch II. 205. 206. — Im Großen für Deutſchlands Wohl IV. 53—57 u. ſ. w., — für den Entwicklungsgang der Geſchichte überhaupt, als wäre es ſein eigener X. 447—450.

Traumwelt I. 327—330. 339—344.

Träumeriſches Leben bis zum zwölften Jahre I. 36. 37. — Nachklang deſſelben als krankhafte Phantaſie I. 108. 109. — Träumende Phantaſie: Herr v. Thorſing III. 351. — vgl. IV. 270, 423. — Phantaſtiſche Stimmung VIII. 349. 350.

Trotz I. 35. II. 58, in der Schule in Helſingör I. 43—45, hervorgerufen durch das unverſtändige Benehmen des Lehrers 39—42, aus Aengſtlichkeit I. 47, gegen die vornehmen Verwandten I. 209. 213. 214. — Trotz gegen das Unglück in Bergen III. 114, gebrochen durch eine Krankheit in Hamburg 165. 166, — bei der Bekanntſchaft mit Göthe IV. 97, — auf dem Packhofe in Halle IV. 171—173, — gegen den Herzog v. Auguſtenburg V. 16. — Feſtes

Benehmen gegen den preußiſchen Miniſter v. Maſſow V. 120, — in der Audienz beim Prinz-Regent von Dänemark V. 243—249.

Turnſtreitigkeiten VIII. 204. — Warnt ſchon 1817 vor der Reiſe nach Berlin vor den Turnanſtalten 311. 312 als vor etwas Abſtraktem 313, die Heiligkeit der Familie Beeinträchtigendem 315. — Wird durch den Aufenthalt in Berlin noch mehr beſtärkt in ſeinem Gegenſatz 316. 320. vgl. 436—440. — Erſtes entſchiedenes Auftreten 440—442. — „Turnziel“ IX. 27. 28. Druck findet Schwierigkeit 29—31. — Geſpräch mit dem Staatskanzler 32—34. 41—43. — Wird von ſeinen, die Turnanſtalten begünſtigenden Freunden für einen Verräther gehalten 35—38. — Findet wegen ſeines bedenklichen Kampfes wieder Troſt 45—47. 76. 77, beſonders durch die Schmähſchrift „Runenſteine“ beruhigt 48—51. — St.'s „Gute Sache“ 51—53. — Um ſich von allem Verdachte des Verrathes zu reinigen: „Deutſchlands proteſtantiſche Univerſitäten“ 67—69. Ueberzeugt durch die liebevolle Art, wie er als Rektor die Unterſuchung der Armenia leitet 81—97, ſeine Gegner von ſeiner redlichen Geſinnung 100. 101. 116.

U.

Uebermuth, ſ. Zuverſicht und Trotz.

Unbefangenes Zuſammentreffen mit fürſtlichen Perſonen I. 54—56, mit dem Herzog von Meiningen IV. 31—33, mit dem Kronprinz von Preußen VIII. 449. 450.

Unbeholfen als Knabe I. 37 für häusliche Verrichtungen 274, als Hauslehrer II. 47, bei einem von außen gegebenen Gegenſtand II. 57. 89, bei Geſellſchaftsſpielen II. 157. Unfähigkeit zum Kartenſpiel II. 154. 155; deshalb von Einigen für einfältig gehalten 154. Geſellſchaftliches Ungeſchick 157. 158. Untauglich zum Redigiren einer Zeitſchrift II. **220**, um günſtige Verbindungen anzuknüpfen II. 150. Unkundiger Reiter IV. 46. 47. VII. 155. 156. VIII. 19. beim Schlittſchuhlaufen IV. 275, zum kleinen Dienſt im Militair VII. 108. 109. 114. 127—129, zum Kopiren VII. 275. X. 191. zum Raſiren VIII. 28. 29, kann keine Uniformen unterſcheiden VII. 149. 266. VIII. 109, zu allen Finanzgeſchäften IX. 331.

Uniform, ſ. Unbeholfen und im Chronol. Verz. 1813 Anfang.

Unterthanentreue Grundzug in St.'s Charakter II. 250. V. 249. vgl. IV. 175, zeigt ſich im tiefen Schmerz über die Ungnade des Prinz Regenten, ſo wie in der Freude über deſſen Verſöhnung V. 263—265. X. 342, — in der preußiſchen Stellung VIII. 450. X. 193. 194.

Urtheile über St.; man faßt ſeine Darſtellungen zu allgemein III. 270. Vorwürfe in Betreff der Naturwiſſenſchaft VIII. 192. — Man preiſet ſeine unverwüſtliche Jugend VIII. 265. — In religiöſer und politiſcher Hinſicht den Andern ein Räthſel III. 65. 67. IV. 56. Wird einer Hinneigung zum Katholicismus beſchuldigt V. 99—101. VIII. 323. 324. IX. 104—107. Böſe Gerüchte X. 82—85. 87.

317. — Böſe Gerüchte in Rendsburg III. 108, in Halle V. 123. — Meinung über ſeine Berufung nach Halle V. 104. — Urtheil von Hallenſern über ſeine Vorleſungen VI. 5. 6. — Journal des Debats erklärt ihn für den Führer des preußiſchen juste milieu IX. 72. Ueber St.'s Novellen 367. — Börne's Urtheil X. 68.

V.

Verletzbarkeit III. 188. 211. IV. 95 macht ihn nicht ſelten unglücklich IV. 96, — lieſet deshalb nicht die literariſchen Angriffe IV. 252. V. 94. — Durch den Brief von Voß V. 281. 282.
Vorleſungen in Kiel über Naturgeſchichte publice fünfſtündig nach Heften, erhält von den Studenten freiwillig ein Honorar III. 210. 211. 297, abgeſonderter Vortrag über Mineralogie 295, vor Frauen über Naturgeſchichte 296. — Naturwiſſenſchaftliche Vorträge in der naturforſchenden Geſellſchaft in Jena IV. 65. 67. 81. — Vorträge über Philoſophie in Freiberg ohne Erfolg IV. 229. 230. — Hält zweien Aerzten über Naturphiloſophie einen Vortrag von Bamberg bis Dresden IV. 362. 363. 368. — Vorträge in Kopenhagen 1802 über Philoſophie, enthielten ſeine heiligſten Gedanken, erregen viel Aufmerkſamkeit V. 51—60, ſeit der ſechſten Vorleſung freier Vortrag 58. 59, verbindet damit ein Disputatorium 65. 66, — in Halle über Naturphiloſophie, Phyſiologie, Mineralogie, Geognoſie und Experimentalphyſik V. 157. VI. 5. — Verdankt der letzten ſeine Berufung nach Breslau VI. 228. 229. VII. 10. 69. Hält in Breslau zuerſt eine öffentliche Vorleſung über die geiſtige Bedeutung der Univerſitäten VII. 25. 26, über den Stand der Philoſophie mit Tumult 27—29. Hauptvorleſungen außer Experimentalphyſik über Naturphiloſophie, Optik, phyſikaliſche Geographie, Anthropologie, Mineralogie, Geognoſie, Hodegetik, viele publice X. 288. 289. VII. 71—73. IX. 3, — in Paris Vortrag über die Steinarten der Antiken VIII. 113, — in Franzensbrunn über Entſtehung des Baſaltes 343. 344, — in Berlin 1824/25 über Anthropologie IX. 274, — in Berlin X. 289 über Naturphiloſophie (302 303.), Anthropologie, Religionsphiloſophie (300. 301.), und Pſychologie (303) X. 296.

W.

Wahrheitsliebe II. 300. 301. — Erheuchelt keinen Enthuſiasmus IV. 127.
Weiblicher Umgang wirkt auf St. ſittlich wohlthätig II. 141—144. — Wird durch die Novellen mit vielen geiſtreichen Frauen bekannt IX. 354—366.
Weichheit des Gemüthes I. 45. II. 58, — als Sentimentalität I. 359. 360. III. 115. — Thränen III. 218. IV. 158.
Widerſpruch, innerer, zwiſchen weichlicher Sentimentalität und Trotz I. 45. II. 58. III. 114, repräſentirt in dem geiſtigen Zuſtand Deutſchlands III. 320, — zwiſchen Zuverſicht und Troſtloſigkeit in Bergen III.

19. 41. 62. 63. 76. 114. 118, bei ſeinen Studien III. 285. IV. 277, bei dem Turnſtreit VIII. 266. – Titan und Kind VI. 40. — Stolze und zugleich demüthigende Worte über ſein Leben IX. 347. — Zwiſchen Beweglichkeit und ſinnendem Ernſt II. 102. III. 290. IV. 312. (vgl. aber IV. 104.) VIII. 265. 273—276. — Zwiſchem leichtſinnigem Uebermuth und trübem Ernſt IV. **270**. II. 327, repräſentirt durch Weſſel und Ewald II. 112. — Zwiſchen geſelliger ſo wie wiſſenſchaftlicher Zerſtreuung und dem Feſthalten ſeiner Lebensaufgabe IV. 276. 277. — Vgl. Beweglichkeit, Leichtſinn, Trotz, Weichheit, Zuverſicht. — Zwiſchen der Liebe zu Dänemark und zu Deutſchland, vgl. dieſe Artikel.

Widerſpruch gegen die Freunde keimt wegen ihrer kühlen Ruhe und der Manier ihrer Sprache II. 71. — Stört aber noch nicht die Zuneigung 72, nährt eine innere Selbſtändigkeit (ſ. d.) 73. — St. muß die überſchwenglichen Gefühle verbergen II. 100. 101. 163. 169. — Widerſpruch gegen ſeine Umgebung in Kiel, wo Spinoza's Einfluß ſein Geheimniß bleibt III. 298. 299, verglichen mit dem in Kopenhagen **303**. 355.

Wiſſensdurſt I. 225, hemmt die Ausbildung der krankhaften Phantaſie I. 109, drängt das religiöſe Gefühl zurück I. 245. 262. 288—291. — St. ahnt die Schmerzen deſſelben I. 293. II. **52**. — In Kiel III. 193, ahnt das Ende der Qualen deſſelben **293**. — Durch den Umſchwung in ſeiner Denkweiſe geregelt 255.

Z.

Zerſtreuung in der erſten Zeit in Kopenhagen I. 162. 183–186. — In Hamburg, glaubt Alles vergeſſen haben III. 155. 156. — In der erſten Zeit in Jena IV. 62. — Auf Reiſen I. 184.

Zoologiſche Studien I. 226. 249—251. 313. II. 207. 238. III. 250.

Zuverſicht in Kiel III. 191. **202**. 340—**342**. — Zuverſichtlicher Uebermuth bei der Uebereinſtimmung mit Schelling IV. 77, nach der Ausſöhnung mit Göthe 99. — Uebermuth in ſeinem Benehmen gegen den Herzog von Auguſtenburg V. 16, gegen vornehme Männer 48—50, aus übertriebener Selbſtſchätzung, aber bereut 50. 52. – Zuverſicht nach der größten Troſtloſigkeit V. 252. 283. 284, wächſt in Lübeck 368. — In ſeinem Wirken als Lehrer VIII. 294. — In den Turnſtreitigkeiten IX. 45—47.

II.

Namen- und Sachverzeichniß.

A.

Aal, Jakob, IV. 198. IX. 189. 263.

Aberglaube, ſeine Vertilgung IX. 148. 149. — A. der Seeleute III. 15. 16, der Kraken 86. 89.

Abilgaard, Naturforſcher I. 304. 305. II. 217.

Abiturienten-Zeugniſſe nach Schuckmanns Verordnung VIII. 281. 282. 287.

Abſalon, Erzbiſchof von Lund I. 104.

Abſtrakte Prinzipien beherrſchen die Gegenwart IV. 239. 400. 401. X. 1. **9. 10**. — Leiten die Kritiker IV. 113. — Zeigen ſich in der deklamatoriſchen Manier IV. 118. — Abſtrakte Heilmethode IV. 355—357. 361. — Abſtrakte Erziehungsmethode IV. 362. — Abſtrakte demokratiſche Geſinnung II. 257. IV. 55. 56. VIII. 209. 210. 230. X. 462. — Abſtrakte Richtung der Staatsmänner V. 72. 93. 94. — Abſtr. Staatsformen VIII. 251—255. — Abſtr. Richtung der Turnanſtalten VIII. 313, des Wartburgfeſtes IX. 59. — Allgemeine Prinzipien erzeugen keine bedeutende Einrichtung I. 305—307. — Abſoluter Denkprozeß will mit Null anfangen IV. 407.

Achard's Runkelrüben-Zucker IV. 183.

Addiſon II. 121. 137.

Abel VI. 130. 131. — Verhältniß zum Bürger VIII. 208. 209.

Adler, däniſcher Kabinetsrath, X. 355.

Aerztliche Praxis, eine Kunſt IV. 354. 355. — Darf nicht durch allgemeine Theorien geleitet werden 356—358. V. 141. — Heilmethoden zu verſchiedenen Zeiten verſchieden IV. 360. 361.

Afzelius, Botaniker IX. 171.

Agardh, Botaniker IX. 143. 144.

Agende X. 147. 148. 150–153. 159—164. 169. 170.

Ahlemann, Prediger X. 300. 301.

Akademien, deutſche, X. 320.

Akuſtik IX. 292. 294.

Alberti, Prediger in Hamburg II. 178. IV. 196. 413–415. VIII. 164. — Frau IV. 178. 413. **418**. 419. V. 73. 77. 81. 82. 230. — G. D. F. A., ſein Sohn IV. 195. 419. V. 81. 82. VI. 164. IX. 36. — — zwei andere Söhne im ſchleſiſchen Rieſengebirge IV. 319. VII. 19 und zwar Guſtav VIII. 161—170. (deſſen Söhne 168. 169. 171) und Friedrich 161. 132. — Töchter: 1) vermählt a) an Hensler d. J., b) an Reichardt IV. 196. 419. 437. — 2) vermählt an Tieck IV. 195. 419. — 3) an den ältern Waagen V. 72. — 4) an Möller VIII. 321. — 5) V. 74.

Alexander der Große VI. 35.

Alexander, Kaiſer von Rußland VI. 168. 173. 281. VII. 110. 204. VIII. 56. 57. 77, in Paris 96. 118. 119. 128.

Allgemeine Literatur-Zeitung IV. 143—150. — Kritiſches Blatt in Erlangen gegen ſie gegründet V. 9. 10. — Göthe begünſtigt die Anlage einer neuen L. Z. in Jena V. 11. 115. — Die alte

L. Z. nach Halle verlegt V. 115. 116.
Allgemeine Prinzipien, ſ. Abſtrakt.
v. Altenſtein, Miniſter, VI. 284. IX. 31. 37. 38. X. 190. 191. 310.
Anekdoten, ſtehende, IV. 305. 30
Anfang des Jahrhunderts, Streit darüber IV. 407. 408. — Verglichen mit der Gegenwart (ſ. d.)
Angeln V. 276. — Reiche und gelehrte Bauern V. 275. 277.
Anregen VIII. 279. 280. IX. 69. 70.
Archäologiſches Inſtitut in Rom VII. 24.
Arensberg, Arzt IV. 362.
Ariſtoteles IV. 296.
Armenanſtalten VIII. 250.
Arminia IX. 84. 85. 88. 89. — Unterſuchung 82. 84. 86. 88, zeigt nichts Verbrecheriſches 89—92. — Sie wird durch Steffens Bemühung den andern Studenten-Verbindungen gleich geſtellt 93—97.
Armuth fähiger junger Männer III. 156. 157.
Arndt, Moritz, V. 164. VII. 46. 47. **56**. 120. 121.
v. Arnim, Achim, VI. 78. 89. 91. **100**. 101. 105—112. 115. VIII. 328. 333—336. IX. 357.
Aſt, Philolog V. 281.
Atterboom V. 28. IX. 135—137. 162. 169. 170. 179. 181. 182.
Auburn'ſches Gefängnißſyſtem IX. 201—206.
Aufgabe der letzten drei Jahrhunderte VIII. 283. 284.
Aufregen VIII. 279. 280. IX. 69. 70.
Aufſtände in ſüdlichen Ländern verglichen mit den in nördlichen VI. 153—157.
Augsburg VIII. 407.
Auguſt, Prinz von Preußen VII. 181.
Auguſtenburg, Herzog v., V. 14—18.
Auguſti, Prof. in Breslau VII. 78. 79.
Autodidakt V. 275.

B.

Baader, Franz IV. **78**. V. 282. VIII. 397—403.
Bach, Sebaſtian IV. 395.
Baco, über Philoſophie X. 8.
Baden, Markgraf von, VI. 214. 215.
Baggeſen II. 117. V. 31. 32. IX. 265. 266.
Bahrdt, Theolog IV. 174.
Baldus, Straßburger Dichter VIII. 365. 366.
Bamberg IV. 326. 360. 383.
Bang, angeſehene däniſche Familie; Abſtammung I. 104. 105.
— Arzt, Haupt der Familie, I. 209—214. II. 10. 55. 58—60. 152. 159. III. 243. 247. 349. V. 32. 89. 90. 106. 107. 253. 256. 257. 267. IX. 266.
— Sohn, Etatsrath V. 32. 33. 267. IX. 266. X. 354. 377.
— Bruder des Erſten I. 82. 106. 207. 208.
— Schweſter, die Paſtorin Grundtvig IX. 268.
— Schweſter, die Mutter von Steffens, (ſ. d.)
Banz, Kloſter IV. 364. — Geiſtige Kämpfe des Pater Profeſſor 365. **366**. — Dicker Mönch 367. 368.
Barbarei droht unſerer Zeit II. 70. VIII. 252. IX. 58. X. 10. 260. 461 ff. 471.
Barclay de Tolly VII. 203.
v. Bärenſprung VI. 284.
Barſchall, Juriſt, Lutheraner X. 251. 252.

Bartels in Giebichenſtein VI. 204. 205. 207.
Bartholdy V. 164. 165. 171.
v. Bartholin II. 271—273. V. 145. 146.
Baſedow, Pädagog IX. 63.
Baſtholm, Prediger II. 175.
Bathe, Buchhändler in Halle VI. 23.
Batſch, Botaniker in Jena IV. 21. 65—67.
Baudiſſin, Graf VIII. 135. X. 355.
Bauer, däniſcher Etatsrath V. 270.
Bauern, Ablöſung der Güter VI. 285. 286. — Ihre Wohnungen verglichen mit den in kleinen Städten I. 319. 320, in Holſtein III. 301.
Bautzen, Schlacht, VII. 182—200.
Bayerhofer in München VIII. 391. 394. 395.
Bayern, religiöſe Bewegung VIII. 392.
Beaumont über Gefängniſſe IX. 197. 198.
Becker, Prediger in Straßburg X. 297—299. 301.
Befriedigung durch Geringes II. 107.
Begeiſterung VI. 279, im deutſchen Freiheitskriege VII. 138. 142—144.
Behn, Phyſiolog X. 296.
Beira, Prinzeß v., X. 326. 327.
Bekenntniß eines Philoſophen über ſeine innere Entwicklung III. 253. 254. 276.
Bekker, Philolog V. 154. VI. 274.
Benda, Ueberſetzer des Shakeſpeare VII. 215. 216.
v. Berg, Frau V. 171.
Bergen, Stadt in Norwegen III. 38—40, abgeſonderte Lage 42. 43. — Roher Kaufmannsgeiſt 44—47. — Trinkgelage 52—56. — Frauen ungebildet und hart behandelt 56—59. 53. — vgl. Bruun.
v. Berger, Philoſoph in Kiel III. 318. V. 272. 273. 276. 277. 300. 307.
— Bruder, General VI. 210. 212. 213. 217.
Berger, lutheriſcher Prediger X. 228. 229.
Bergmann, Chemiker II. 213.
Bergwerks-Inſtitut, beabſichtigt durch Steffens in Halle VI. 20—24.
Bergweſen IV. 51. 52. — Bergbau verglichen mit den Rieſenbauten der Alten IV. 221. 222.
Berlin's Lage VIII. 359—361, mit der München's verglichen 364. 365. — (Gegend vom Schloß bis zum Brandenburger Thor IV. 186. 187.) — Geiſtige Eigenthümlichkeit X. 235—240. 286—288. IV. 306. — Am Ende des vorigen Jahrhunderts IV. 124. 151. 182. 186. 190. VI. 141. 142. VIII. 287. 384. Induſtrie eines Soldaten IV. 183. 184. — Glanzpunkt vor dem Unglück Preußens V. 165. — National-Enthuſiasmus 172—176. — Stimmung während der Fremdherrſchaft VI. 137. 138, vor dem franzöſiſch-ruſſiſchen Kiege **278—282**. — Einfluß Schleiermachers VI. 271. 272. — Einfluß der Turnanſtalt VIII. 304. 307. — Künſtler X. 333. 334. — Königl. Akademie compromittirt V. 274. vgl. VI. 142, neu belebt VI. 276.
— Univerſität, Gründung VI. 3. 136. 137. 142. 143 ff. 266—270. Eröffnung 271. 275. — Profeſſoren 271—274. 276. 278. — Wiſſenſchaftlicher Zuſtand in den dreißiger Jahren X. 290—

294. — Studirende der Medizin und der Theologie verglichen X. 308. 309. — Ausbau des Univerſitätsgebäudes X. 311. 312.
Bernadotte als General Napoleons: Proklamation in Halle V. 201. — In Hamburg V. 324. 325. 331. — Schwefelbande V. 195. 200. — Als Kronprinz von Schweden VII. 132. 276. 281—283 — Als König I. 22. IX. 187. 188.
Bernſtorf der Aeltere, Graf I. 279—281.
— P. A. I. 281. 285. II. 243. 310.
— Günther III. 342. 346. V. 46. 91. 242. VIII. 113. 133. 135.
Berthier, franzöſ. General V. 213. VI. 164. 213. VII. 307.
Bertram, franzöſ. General VII. 275 276.
Berzelius, Chemiker IX. 158. 255. 256. 258. 261. 262. X. 401. 404. 405.
Beskow, ſchwediſcher Dichter IX. 159.
Betrunkene II. 126—130.
Bettina VIII. 356. IX. 357. 358.
Beuſt, Ober-Berghauptmann IV. 229.
v. Beyme, Kabinetsrath, V. 102. 113—116. 122.
Biderbes Weſen VIII. 305. 306.
Bieſter's Berliner Monatſchrift IV. 124. - vgl. 151.
Birkner, Philoſoph II. 222.
Biron, Fürſt von Kurland VIII. 442—444. Beſuch von Friedrich Wilhelm IV. als Kronprinz 445. 446. IX. 3. 7. 17. 21. 22. 28.
Biſtram, ruſſiſcher General VII. 231. 233. 244. 252.
Bivouak VII. 238.
Blanc, reformirter Prediger V. **218**. 223. VI. 4. 120. 126. 167. 196, geheime Unternehmung VI. 302, Gefahr und Rettung 320. 336. 337. — Im Feldzug VIII. 11. 12. 15. 22. 52. 86.
Blankenburg im Harz IV. 7. 8.
Blaſirtes Weſen I. 61. IV. 343. VI. 60. 61, blaſirte Zeit IV. 137. — Gründe deſſelben I. 169. 170. — vgl. dagegen I. 101. 111. 170. 226.
Bloch, Naturforſcher VI. 267.
Blücher VII. **135—138**. **141—145**. — In Lübeck V. 232. 372. Geheime Zuſammenkünfte in Breslau VII. 46. 47. — Marſch gegen die Elbe VII. 114. — In Altenburg bei den Freimaurern 131. 132. 152. — Bei Groß-Görſchen 157. 167. Beruhigt die Truppen wegen des Rückzugs zur Elbe 169—173. — Bei Bautzen 180. 183. 189 ff. **198**. **199**. — Bei Haynau 202. — Beſorgniſſe wegen der Friedensunterhandlungen 205—208. — An der Katzbach 226. 244. 245. — Seine Tafel 253. VIII. 26. 45. — Im Fräuleinkloſter zu Radmeritz VII. 260—262. — In Herrnhut 263. 264. — Bei Wartenburg 273 - 275. — Als Redner 277. — Schlachtbericht von Möckern 288. — Bei Leipzig 293 - 302. — Stürmiſche Scene mit der Gräfin Werther 307—311. — Weſtphäliſche Orden 313. — Benehmen gegen Prof. Crome in Gießen 316. — Auftrag an Steffens in Betreff Weſtphalens 319. — Gefahr bei Brienne VIII. 11. — Große Gefahr bei Champaubert 10—20, beſonders 16. 17. — Beſtraft einen Trainknecht wegen Plünderung 41—44. — Verbindung mit dem niederländiſchen Heer

von Bülow 55—56. 62—64. — In Laon krank 67. 69. 71. 74. — Ausſpruch bei dem Marſch durch Meaux 85. 86. — Steffens erhält von Blücher einen luſtigen Verweis 110. — Anſicht über Norwegen 130. — Wird von den Engländern verehrt 131. — Bei der zweiten Einnahme von Paris 186.
Blücher, Rittmeiſter X. 350. 353.
Blumenbach II. 161. III. 200. IV. 70.
Boccaz III. 313.
Bodmer IV. 259. VI. 118.
Boeckh, Philolog V. 154. VI. 274. X. 313.
Böhm, Jakob, VIII. 368. 403. X. 17. 37.
Böhmiſcher Charakter VIII. 335.
v. Boltenſtern, preußiſcher Offizier VI. 299—301. VII. 71. 91. 94. 113. 114. 131. Tod 357. 358.
Bonaparte, Napoleon, Bedeutung als mächtige Perſönlichkeit gegenüber den abſtrakten Prinzipien IV. 57. Bedeutung für Deutſchland VI. 172. VII. 118, verglichen mit Blücher VII. 136—138, vgl. außerdem VI. 35. VIII. 124. 127. 166. — Gegen Reichart V. 203. 204. VI. 2. — Hebt die Univerſität in Halle auf V. 205. 206. 208. 211—213. vgl. 366. — Gemeinheit V. 222. — Verhältniß zu Dänemark V. 285. — Verhältniß zu Bourrienne V. 324. — Weſtphäliſche Angelegenheiten V. 320. VI. 2. 3. — N.'s Verkennung des deutſchen Charakters VI. 153—158, rettet Deutſchland und Preußen 161. 163. 215. — Haßt die deutſche Literatur VI. 158. — N. und Alexander in Erfurt VI. 167—169, verglichen mit Etzels Hochzeit 168. Mordanfall 172. 173. — Nach der Schlacht bei Aſpern VI. 198. 199. — Behandelt die Fürſten demüthigend VI. 213—215. — Achtet J. v. Müller 223, auch die Herzogin von Weimar 242. — Gegen Alexander VI. 280. — Dringt auf Aufhebung der Klöſter in Preußen VI. 287. 288. — Flucht aus Rußland VII. 63. — Unterhandlung mit einem päpſtlichen Geſandten VII. 81. 82. — Wünſcht einen Waffenſtillſtand VII. 205. 214. — Bedroht zum Schein Berlin 280. 281. — Bei Möckern 282. 286. 297, bei Leipzig 297, auf der Flucht in Freiburg 307. — Bei Montmirail VIII. 13. 14. 52. 53. — Bei Laon 63. 64. 68. 71. — Rückkehr von Elba 180. 181.
„Napoleon Bonaparte u. ſ. w. Germanien 1804." V. 202—204.
— Joſeph V. 327.
— Hieronymus VI. 2. 3. 184. — Beſuch in Halle VI. 11. 15. 16. — Entführungsplan 182—185. — Gegen J. v. Müller 222. 223.
Bonnet II. 223. 226.
Boode, Prediger in München VIII. 392.
v. Born, Mineralog IV. 211.
Börne V. 154, über Steffens X. 68.
Bornholm, Inſel II. 321. 322.
v. Borſtel, General VII. 335.
Borup's Geſellſchaft, ſ. Rahbeck.
Böttiger IV. 130. V. 15.
Bourgoing, franzöſ. Offizier VIII. 89. 90.
Bourrienne V. 324. 325.
Bouterweck, Philoſoph VI. 72.
v. Boyen, Kriegsminiſter VII. 80. VIII. 188.
Brandes, Profeſſor VI. 56.
Brandis, Arzt V. 242. 243.

Braniß, Philoſoph VII. 20. VIII. 425. IX. 291. 312. 318. X. 198. 305, über Tieck IV. 370.

Braſſert, Geh. Tribunalsrath VII. 24.

Braun, General VII. 192.

Braunſchweig, Herzog von, VI. 221. 222.

Bredow, Geſchichtforſcher VI. 236—238.

Bremen's Blüthe VIII. 139. 140.

Bremer, Friederike, IX. 364.

Brentano VI. 78. 89. 90. 110—115. VIII. 356. 391. X. 329.

Breslau VII. 8. 25. — Plötzliches Erſcheinen von Gneiſenau u. ſ. w. VII. 46—48. — Beſorgniß für die Sicherheit des Königs 66. 67. — Große Bewegung zur Zeit des Aufrufs gegen Frankreich 69—74. 98. 99. — Bürger gegen den Militäreid VIII. 409. 410. — Kampfplatz der Turner VIII. 442. IX. 27 ff. — Singakademie IX. 317. 318.

— Univerſität, Gründung VI. 236. 237. VII. 2. 9—11. 18. 19. 37. Profeſſoren 19. 20. VIII. 423—426. Studentenleben VII. 21. 22. Club der Profeſſoren VII. 30—33. VIII. 426. IX. 338. Profeſſorenball VIII. 173. 174. — Mineralienſammlung IX. 79. 186.

Brettner Phyſiker IX. 118. 310.

Brinkmann V. 172.

Brocken IV. 10—13. — Verglichen mit den einſamen Gebirgen Norwegens 12. 13. — Brockengeſpenſt 11.

Brogniart, Geognoſt V. 6. 7. VII. 15. VIII. 91. IX. 255. 257, 262.

Brown, Mediziner IV. 133. 350, Kritik ſeiner Lehre 144. 145.

Brückenberg im Rieſengebirge IX. 1. 2.

Brüdergemeinde II. 260. III. 321. VII. 265. IX. 11. 12. 15. X. 157, vgl. VII. 186. 187. 262—264.

Brühl, Graf VIII. 433. 445.

Brun, Friederike, I. 76. V. 90. 91.

Brünnig, Zoolog II. 36.

Brunnow, Rittmeiſter unter Schill VI. 193. 200. 201.

Bruno, Giordano, VIII. 368. 387. X. 17.

Bruun, Biſchof in Bergen III. 49. 65. 66. 69—71.

v. Buch, Geognoſt III. 112. IV. 204. V. 67. VII. 14. IX. 110. 241.

Buchwald im Rieſengebirge IX. 9. 10.

Büffon I. 231—237. 247.

Bülow, General VIII. 63. 68.

— Finanzminiſter VI. 2. VIII. 319.

Bunſen X. 51. 482.

Buntgefärbte Schatten IX. 4. 5.

Burckhardt in Herrnhut VII. 263. 264.

Bürde, Hofrath VII. 101.

Bürger, Dichter IV. 145.

Bürgerliches Leben bei Kriegsereigniſſen V. 189. 190. — Selbſtändiger Bürgerſtand VI. 285. — Höherer und niederer Bürgerſtand VIII. 207. 208. — Verhältniß zum Adel 208. 209. — Bürgerliche Freiheit 219—229. 259. — Beruf des Bürgers 232—240. 245—250. X. 469. 470.

Bury IV. 383.

Büſch in Hamburg III. 187. V. 311.

Büſching VI. 117.

Büttner, Arzt in Bergen III. 41. 60. 147. 148.

— Naturforſcher in Jena IV. 68 bis 72.

Byron's Gedichte IX. 351. X. 9.

C.

Calliſen I. 9.
— Geiſtlicher III. 223.
Camper VI. 64.
Cäſar, Julius VI. 35.
Cenſur IV. 256. IX. 53. — In Preußen IX. 68—70, frühere Cenſurfreiheit der Profeſſoren 29. 31.
Champaubert, Schlacht, VIII. 10—20.
Chauſſépié, Arzt X. 406. 411. 419.
v. Charpentier in Freiberg IV. 215 bis 218. VII. 6.
Chaſot, Graf, VI. 177. 179. 185. 220. VII. 46. 47. 55.
Chateaubriand VIII. 143. 144.
Chemie, Geſchichte derſelben, II. 211 bis 213. IX. 133. 134. 158. — In Anwendung auf Geognoſie IX. 257. 258.
Chemnitz, Conchyliolog I. 250.
Chevenix V. 125. 131. 132.
Chladni, Akuſtiker IX. 291—297.
Chriſtian IV. von Dänemark II. 113. 114. X. 358—360. Urtheilsſpruch 360—363.
— IV. v. D. I. 349. 350. II. 41. 42.
— VII. v. D., Geiſtesſchwäche I. 167. V. 287. 291.
— VIII. v. D. X. **330**, als Kronprinz V. 268. 269. IX. 267. X. 338—341. — Ladet Steffens zur Krönungsfeierlichkeit ein X. 343. 344. 353. 354. — Krönung 356. 365—373. 405. — Huldigungsreiſe 422. 429—431.
Chriſtiania IX. 190. 191. 260.
Chriſtliches Leben X. 48. 49.
Claudius, Matthias, II. 173. 177. 178. III. 355. V. 313. VIII. 380.
Clauren, ſ. Heun.
Coburg, Herzog von, VII. 349—351.
Colbiörnſen I. 208. 249.
Conchylienſammler I. 251—254.
Confirmation in Kopenhagen I. 276 bis 278.
Conſervativ VIII. 226.
Conſtant, Benjamin, VIII. 144.
Conſtantin, ruſſiſcher Großfürſt IX. 108. 114.
Conſtitution VIII. 197. 251—255. X. 380—385. 386.
Cooper X. 408.
Copernikus X. 16.
v. Cornelius X. 331. 332.
Couſin V. 319.
Cramer, Juriſt III. 194. **208. 209**. V. 90.
— Bruder III. 209. VIII. 121.
Crome, Profeſſor in Gießen VII. 308. 316. 317.
Curtiſche Buchhandlung in Halle VI. 23.
Cuvier, Geolog II. 263. IV. 291. V. 67. VII. 15. VIII. 91. 100—103. 112. 143, über Frankreichs Lage 185. 186.
Czernitſcheff, General VI. 336.

D.

Dahl, Landſchaftsmaler IX. 2.
Dalberg IV. 16.
Dampfſchiff IX. 122.
Dänemark's Zuſtand unter Friedrich V. I. 279—281. — Hofrevolution 1784 I. 281—285. — Zur Zeit der franzöſiſchen Revolution II. 240—244. 275. 296—298. — Lage im J. 1807. V. 236. 237. — Englands räuberiſcher Ueberfall V. 285. 286. 298. 299. — Prinz-Regent muß Kopenhagen ſich ſelbſt überlaſſen 287—291. Belagerung der Stadt und Raub der Flotte 292—295. 297. — Verluſt Norwegens VIII. 133. — Jetziger Zuſtand X. 449. 450. — Provinzialſtände 379. 380, unruhiges Streben nach Con-

ſtitution 386—300. — Keine Cenſur I. 279. IV. 108. — Bedeutende Reiſeſtipendien III. 330. — Nationalismus V. 100. IX. 272. — Haß gegen die Deutſchen I. 280. III. 348. 349. V. 44. 45. 46. 110, ſelbſt in Betreff der Sprache 238. — Flotte V. 292. 295. 296. — Beziehung zum Sklavenhandel X. 431, vgl. Kopenhagen.

Däniſcher Charakter II. 71. 72. — Geſellſchaft für Naturgeſchichte I. 304. II. 63. 331. — Kirchenlied I. 150. 151. — Kunſt II. 94. — Literatur II. 64. 135—137. Trinklieder II. 109. 210. Steffens's Einfluß auf die Literatur V. 95. 96. — Schauſpiel II. 74—77. 92. 98. 99. — Sprache I. 362. II. 71.

Dasdorf, Bibliothekar in Dresden IV. 435.

Davy, Phyſiker VI. 76. 238. IX. 255. 256.

Deklamatoriſche Manier IV. 116—118.

Demagogiſche Tendenz des Landſturmedikts VII. 209. 210. VIII. 179. — Politiſche Aufregung der zurückkehrenden Freiwilligen VIII. 177—179, vgl. VII. 96. — Oeffentliche Stimmung iſt revolutionär VIII. 196—198. — Vgl. Wartburgsfeſt und Turner.

Denken im Verhältniß zum Daſein X. 2—6, im Verhältniß zum Organiſchen X. 21—23. 29—31.

Deſerteur und Spießruthen III. 173 bis 180.

Deutſchlands Aufgabe, die Revolution zu unterdrücken VI. 141. 172. X. 449. 442. Die Macht des glaubensleeren Wiſſens abzuweiſen VI. **135**. X. **472**. Den Streit zwiſchen Humaniſten und Realiſten zu löſen VIII. 285. — Seit dem dreißigjährigen Kriege Frankreich unterworfen VII. 116. 117. 130. 140, ermannt ſich erſt in den Unglücksjahren 117—119. 140. 141. X. 475—477, durch die Einnahme von Paris iſt aber der Sieg noch nicht entſchieden VIII. 106. 107. 198. 199. X. 441. 442. 447. — Norddeutſchlands Eigenthümlichkeit VI. **154—158**. Unterſchied zwiſchen dem öſtlichen und weſtlichen Norddeutſchland VII. 349. Süddeutſche VIII. 404. — Idee einer Einheit des Reichs VII. 349. 350, vgl. demagogiſch. — Die Mannichfaltigkeit der kleinen Staaten vortheilhaft für Geiſtesentwickelung IV. 33. 51. V. 376. VII. 350. 351.

Deutſcher Charakter, Trotz und Sentimentalität III. 320—323. — Treuherzig gegen Fremde IV. 50. — Nicht geſchickt zu vorübergehenden Erfolgen VI. 140. 141. — Art und Weiſe zu opponiren VIII. 123. — Neigung zur Abſtraktion II. 132. 133. — Sprache IV. 431.

Deutſche Literatur beſonders unter Göthe's und Schiller's Einfluß III. 319—330. VI. 102. 103. — Gegenſatz der klaſſiſchen und romantiſchen Zeit IV. 257—260. — Kampf der Literatoren IV. 261—267. — Tragiſche Perſönlichkeiten 268. 269. — Wollüſtige Schilderungen 318. 319. — Tändelnde Versmaaße 383—385. — Intereſſe an altdeutſcher Literatur VI. 78—**80**. 115—120. — Ueberſchwengliche Poeſie VI. 104. 107. 108. — Leichtigkeit in der Behandlung der Sprache 114. **116**. — — Stadtlitera-

tur II. 136. — Schauſpiel VIII. 304. 305. — Vgl. Jenaer Verbündete.
Deutſchthum VIII. 198. 199. IX. 59.
Devrient, Schauſpieler, IX. 327. 328.
Dialektik X. 1. 2.
Dichtkunſt, ſ. Poeſie.
Diebſtahl eines Offiziers III. 181. 182. — Des Kaufmanns in Kiel 214—217. — Vgl. noch IV. 327—330.
Dienerſchaft VIII. 210. 211.
Diplomatiſche Grundſätze X. 452—454.
Dohlhof, reformirter Prediger VI. 121. X. 61.
Dohna, Graf VI. 3. 146. 235. 284.
Dolomieu, Geolog IV. 41.
Dörenberg, General VIII. 1. 2. VI. 185. 186. 190. VII. 45. 46. 120. 146.
Dove, Phyſiker IX. 117. 118.
Dreifelderwirthſchaft VIII. 326.
Dreißigjähriger Krieg IV. 433.
Dresden IV. 248.
Duell und Strafen VI. 27. 28.
Dummheit VI. 34.
Dumouriez V. 313. 314.
Dürer, Albrecht, V. 341.
Duroc, General VII. 200.
Düſſeldorf, Stadt VII. 349. — Gymnaſium 346. 352—358.

E.

Ebbe und Fluth VIII. 224. 225.
Ebeling in Hamburg V. 311.
Eberhard, Philoſoph in Halle V. 135. 136.
Eberhardt, Prediger in Straßburg X. 297. 298.
— Schriftſteller VI. 65.
Eckermanns Geſpräche mit Göthe IV. 74. VI. 246.
Effekt in der Poeſie und im Schauſpiel IV. 117, in der Malerei und Muſik 118, in der Kochkunſt V. 369.
Eger VIII. 346. — Münzſammlung des Scharfrichters 347—350.
Ehe II. 20. VII. 212—214. 216. — Gemiſchte Ehe VII. 337—339. Streit darüber X. 484—486.
Ehlers, lutheriſcher Prediger X. 245. 246.
— Sänger VIII. 182.
Ehrenberg, Naturforſcher IX. 117.
Eichhorn, Miniſter VII. 24. X. 482.
E.... VI. 185—187, vgl. VII. 24.
Eichhorn, G. O. T. R. VI. 236.
Eid II. 291.
Eigenthum VIII. 220.
Eimbke, Chemiker V. 68.
Eindruck von Menſchen bei der erſten Bekanntſchaft VI. 58. 59.
Einſeitigkeit nimmt mit den Jahren zu I. 315.
Eleganz der jetzigen Wohnhäuſer V. 338.
Elektricität, Geſchichte derſelben I. 100. II. 21—23, vgl. Galvaniſmus.
Eliſabeth, Königin von Preußen X. 93.
Emancipation der Frauen nach Holberg II. 67. — Vgl. VIII. 212. 214.
Emigranten, franzöſiſche, in Blankenburg IV. 7. 8. — Schickſal eines E. VI. 324—327. 323.
Emmerich, hannöverſcher Offizier V. 335. VI. 321. VII. 321.
Empfindung VIII. 278. 279.
Endlicher, Botaniker X. 337.
Engelhardt, Geolog VII. 13.
England's friedliche Eroberung durch Kolonien VI. 129. — Jetziger Zuſtand X. 471. 472. — Eng-

liſche Kirche X. 484. — Wiſſenſchaftliche Popularität II. 131.
Engländer IV. 231. VI. 79, in der Fremde IV. 248. 285. — Beleidigend in ihren Verhandlungen. — Als Angler in Norwegen IX. 256. 257.
Engliſche Romane, Einfluß auf Deutſchland und Dänemark I. 112. 223. III. 27.
Enthuſiasmus, erlogener, von Dichtern und Künſtlern IV. 240. 242. **243**.
Entwicklung VI. 39. 104. IX. 213. 222—226. 242. X. 272. 273. — Entwicklungsſtufen der Staaten VI. 130. 132. 135.
Equivoke Generation X. 118—125.
Erbſünde X. 27. 28.
Erdmannsdorf in Schleſien IX. 8. 10. 11. 21.
Erfahrung belehrt nicht VI. 149.
Erfindung, mechaniſche VIII. 167.
Erfurt, Zuſammenkunft Napoleons mit Alexander VI. 167—169. 173.
Ereik XIV. von Schweden im Gefängniß IX. 155. 156.
Erinnerungen aus der Kindheit, wie weit ſie zurückgehen I. 16—19, nehmen eine poetiſche Farbe an I. 23. — E. des Greiſes I. 316. — E. an unglückliche Zuſtände verſchwinden bald III. 206.
Erkennen hat ſeinen wahren Werth in ſich ſelbſt III. 277, darf nicht vom Handeln und Daſein getrennt werden 278. 281. — Erkennen im Verhältniß zur Sittlichkeit VIII. 205 ff. vgl. Denken.
Eroberungen der Katholiken und der Evangeliſchen verglichen VI. **129**.
Erregen VII. 278. 279.
Erweckungsſtunde IX. 15.
Errleben, Naturforſcher IV. 70. — Doktorin V. 375. 376.
Erziehungsweiſe, abſtrakte, IV. 302. vgl. Pädagogik.
Eſchenmayer IV. 77. 78. 267.
Esmark II. 194. IV. 204. 212. V. 7. IX. 119.
Ewald, däniſcher Dichter II. 112—116.

F.

Fabricius, Naturforſcher in Kiel III. 187. 190. 193. 194. IV. 69. — Zeſtreutheit ſeiner Frau III. 195 bis 197, komiſche Scene mit Lavater 198. 199, verwendet ſich für Lafayette 199.
Fakultäten an der Univerſität VIII. 288—293. IX. 99.
Familie VIII. 216—219. — Familienvater 219—224.
Familienhaftigkeit I. 210—213, erſtreckt ſich bis auf die Sprache II. 69, verglichen mit den Naſen II. 70.
Fanatiſch iſt Demagogie und Despotie II. 247. 248.
Farben, ihre Dauer in Gemälden V. 340. 341.
Faſch IX. 317.
Faujas St. Fond, Geolog IV. 41.
Feigheit bei Tumulten I. 119. 120. VII. 28.
Fernay, Familie bei Brüſſel V. 313. 314.
Fichte IV. **79. 80**. — In Jena Oppoſition gegen ihn IV. 121. 122, des Atheismus angeklagt 152—157. 166. 167. — In Berlin V. 165. 278. 279. — Patriotiſche Thätigkeit VI. 140. 175. — Große Bedeutung für ſeine Zeit VI. 273. 274, vgl. damit VIII. 437. — Seine Schüler III. 326. 327, in Kiel III. 318. V. 272—278. — Fichte's Philoſophie VI. 111. X. 33, ſeine Mittheilung über die Entſtehung

derſelben IV. 161. 162, ſeine Lehre von Gott 163. 164. — Verhältniß zu Spinoza IV. 64, zu Kant 160. 165, zu Schelling 123, zur A. L. Zeitung 146. — Härte ſeiner abſoluten ſittlichen Wahrheit 158. 159. — Seine Kritik 254. 261.
Fichte der Jüngere IV. 152. 167.
Fieldings Tom Jones I. 112. 223.
Finanzielle Verhältniſſe VIII. 211.
Fiſchbach in Schleſien IX. 8. 9.
Fiſcher, Chemiker in Breslau VIII. 271. 412. 424. 425. X. 198.
Fleck, Schauſpieler IV. 111. 190. 191.
Flemming, ſchwediſcher Graf IX. 166. 167.
Fleury, franzöſiſcher Abt VIII. 185. 186.
Forchhammer, Geognoſt X. 401.
Form, ſchöne, eines Gedichts verdeckt den leeren Inhalt IV. 384.
Forſter, Reinhold IV. 176. 177.
— Georg, IV. 176. 313. 333. VIII. 121.
Fouqué, de la Motte IX. 358. 359.
Frankenau, Dichter II. 210.
Frankfurt a. d. O., Univerſität VI. 235—237.
Franklin I. 78. II. 22.
Frankreich, Grund ſeiner europäiſchen Herrſchaft VI. 133. 134. — Herrſcht ſeit dem dreißigjährigen Kriege VII. 116. — Jetzige Lage X. 471. 472. 486. — Univerſitäten X. 299. 300. — Artillerie VIII. 42.
Franzoſen leben ganz für die Gegenwart V. 112. VI. 140. 326. VII. 247. 248. — Unreinlichkeit VIII. 93. 94. — Innere Unruhe VIII. 94. — Art und Weiſe zu opponiren 123. — Gartengeſchmack 127. — Franz. Ausſprache eignet ſich kein Fremder ganz an 51. 52.
Franzoſenjäger, däniſcher, V. 234. 235.
Franzensbrunn in geognoſtiſcher Hinſicht VIII. 341. 343.
Freiberg, Akademie IV. 203. 204. — Geſchichte des Freiberger Bergbaues 224—227. 220. — Leben in Freiberg verglichen mit dem in Dresden 270.
Freiheit X. 263—265, in der völligen Hingebung I. 248. IV. 299—301. VI. 41. VIII. 212. 213. IX. 308. — Bürgerliche VIII. 219—229. — Geiſtige Freiheit nur bei Anerkennung der Naturgewalt VIII. 236, bei Erkennung des göttlichen Berufs 239. 241. III. 283. — Fr. des Chriſten X. 111. — Ihr Begriff nach Spinoza III. 288. 289, nach Fichte 327. — Wahre Selbſtändigkeit unterſchieden von abſtrakter Freiheit IV. 55.
Freiheitskrieg, deutſche, nicht blos Produkt einer Begeiſterung VII. 135—138. 142—144. — Verhältniß der Kräfte beim Beginn 145—148. — Waffenſtillſtand 204. 205. 209. Beſorgniſſe 205—207. 214. — Bund zwiſchen Preußen und Oeſterreich 222. — Wiederbeginn der Feindſeligkeit 226—233. — Leiden des Heeres in Frankreich VIII. 25. 26. 30. 31. 35. 39. 40. 63. — Verbindung des ſchleſiſchen und niederländiſchen Heeres 56—58. 62—64. — Vereinigung der großen Armee mit der ſchleſiſchen in Meaux 84—86. — Einzug in Paris 96. 97. — Verpflegungs- und Kaſſenbeamten 108—111. — Wiederkehr Napoleons 180—184. — Vgl. die einzelnen Schlachten und Preußen-

Freimüthige, Zeitſchrift IV. 202. IX. 47—51.

Freiſſinet, General VII. 233.

Freiwillige; Aufruf des Königs in Breslau VII. 69—71. — Steffens's Rede 72—77. 80. — Bildung der freiwilligen Corps 85. 92. 93. — Streit über gelbe wollene oder goldene Litzen der Garde-Jäger 93—95. — Kleinmüthiger Vorſchlag, die Freiwilligen zur Ruhe Polens zu verwenden 112. 113, (über dieſe Kleinmüthigen vgl. VIII. 296). Merckels wichtiger Einfluß VIII. 297. 298. — Streit der Freiwilligen mit dem alten Militär VII. 125—127. VIII. 176. 177. — Mit den andern Studirenden VIII. 172. 173. — Sie zeigen eine politiſche Aufregung 177—179. 196.

Freude am heitern Scherz II. 125. — Als Begleiterin des Ernſtes IX. 16. — Jede tiefe Freude iſt religiös III. 342.

Freudenfeld VII. 337—340.

Friede X. 455—456.

Friedrich Wilhelm, Churfürſt von Brandenburg VI. 127. 130. X. 443.

Friedrich II. König von Preußen VI. **132**. 134. 248. 249. VII. 1. 2. Unwille gegen York IX. 299—303.

Friedrich Wilhelm II. IX. 301—303.

Friedrich Wilhelm III. X. **348**. **349**. — In Breslau VII. 69. — Zwei Schreiben an Steffens VII. 87. 90. 91. — Im Kriege VII. 181. 204. VIII. 56. 77, in Paris VIII. 96. 108 — Entlaſſungsſchreiben an Steffens 142. 143. — Lehnt das Anerbieten von Steffens beim zweiten Kriege ab 181. — In Karlsbad 1817 VIII. 325. Gefahr 338. 339. — Ueber Scheibel X. 73. 142. — Union X. 106. 128. 135. 145—147. — Tod X. 344—347.

Friedrich Wilhelm IV. VIII. 447. Reiſe ins Rieſengebirge VIII. 445 bis 450. IX. 1—3. 6—8. 21—26, will nicht durch Gensd'armes vom Volk getrennt ſein 23—25, vgl. damit X. 438. 439, nimmt Intereſſe an dem Zuſtande der norwegiſchen Bauern VIII. 449. 450, beſchäftigt ſich mit Zeichnen IX. 20. — Für das philadelphiſche Gefängnißſyſtem IX. 197 bis 199. — Für gediegenes Schauſpiel 325. — Wohlthätigkeit X. 92. 284. — Unzufrieden mit dem Verfahren gegen die Lutheraner X. 181. 219. 279—284. — Religiöſer Sinn 274. 275. 278. 482. 489. — Für Wiſſenſchaft und Kunſt 275. 276. — Glänzendes Gedächtniß 276. 277. - Verfahren in der Staatsverwaltung 284, in Betreff des Adels 285, im Kriegsweſen 456. — Erhebt das deutſche nationale Bewußtſein 444—446. — Attentat X. 492. 493.

Friedrich III. König von Dänemark V. 288. 289.

Friedrich V. v. D. I. 279—281. II. 34. 35.

Friedrich VI. v. D., Regent ſeit der Confirmation I. 281—**286**. II. 240. — Verhältniß zu Steffens V. 224. 225. 243—252. — Im Kriege gegen England V. 286—291. 297. 299. — Kriegserklärung gegen Preußen VIII. 135. — Richtet Provinzialſtände ein X. 379. 380. 385. 386. — Tod X. 342.

Fries, Philoſoph VI. 72.

Friſches Streben II. 108.

Frommann, Buchhändler IV. 74. 75. 93. 95. 129. 436. VI. 239. 240. 252. 257. VII. 309.
Frömmigkeit, einfache, IV. 392. — Wahre und falſche X. 95—97. VIII. 207. — Geringſchätzung der ſogenannten Frommen X. 66. 95. 96.
Froriep, Profeſſor V. 210. VI. 3.
Fuchs, Naturforſcher VIII. 352. 353. 355.
Fügung, göttliche V. 255. X. 70. 267. 268. — Ueber einzelne Fügungen I. 249. III. 340.
Fülleborn, Philoſoph VII. 2.
Furcht muß jedem bedenklichen Entſchluſſe vorausgehen V. 51.
Fürſtenmacht durch die Reformation gehoben VI. 130. 131.

G.

Galiläi VIII. 308. X. 17.
Gall VI. 45. 48. 50—54, großer Beifall 46. 47, Einfluß auf Reil 63.
Gallizin, Fürſt IV. 66. — Fürſtin III. 259. 260. VIII. 380. 382.
Galvanismus IV. 76. 88. 89. 92.
Gamborg, däniſcher Philoſoph II. 19—21. 298.
Garnerin, Luftſchiffer VIII. 146—151.
Garve, Schriftſteller V. 330. VII. 2. 3.
Gaß, Prediger V. 191. 193. 197. 207. VII. 9. VIII. 425.
Gay-Luſſac V. 133. VIII. 113.
Gebauer in Breslau IX. 118.
Gebet, langes, I. 141. X. 86. — Erhörung des ächten Gebetes III. 340.
Gedächtniß VII. 164. 165. IX. 282, iſt ſtärker im Selbſterlebten IV. 129, vgl. auch VII. 108.
Gefängniß-Verbeſſerung IX. 200. 201, in Norwegen 195—197, in Preußen 197—199. — Auburnſches Syſtem 202—206. — Philadelphiſches Syſtem 207—212, läßt ſich mit einem Male ins Werk ſetzen 213. 214. 222—227. — (Traurige Verhärtung eines Knaben 216—222.)
Gegenſatz iſt zu löſen, nicht abzuweiſen I. 2.6.
Gegenwart X. 271. 272. 447—493, verglichen mit dem Anfang des Jahrhunderts IV. 400. 401. 314—317. IX. 57. 58, vgl. Abſtrakt.
Geheime Verbindungen gegen die Franzoſen VI. 167. 170—173. 175. 186. — Geheimes Comité in Berlin unter Graf Chaſot 176. 177. 179. — Geheime Briefe 179—181. — Ruhen eine Zeitlang 217. — Geleitet von Scharnhorſt und Gneiſenau VI. 186. 299. 300. 305. VII. 84. — Geheimes Bündniß zwiſchen Preußen, Oeſterreichern und Engländern VII. **40. 41.** 46. 58. 61, auch nach dem Ausbruch des Krieges gegen Frankreich 141.
Gehlen VI. 65. 67.
Gehirn VI. 63. Reils Unterſuchung 62. 65. Gehirn und Herz nach ihren Funktionen betrachtet VIII. 211—215.
Geibel, Prediger in Lübeck V. 373.
Geiger IX. 144. 156. 166. 167. 174. 180. 181. 184.
Geiſtige Bildung gefördert II. 100. — Geiſtiges Intereſſe nie vereinzelt II. 102. V. 130. — Geiſtiger Saame keimt oft ſpät II. 231.
Geiſtige Getränke auf Seereiſen III. 12.
Geiſtige Kämpfe des Paters in Banz IV. 365. **366.**

Geiſtliche im Verhältniß zur Gemeinde X. 110. 141.
Geld-Ariſtokratie V. 362.
Geld, Einfluß deſſelben II. 331. V. 10. 11.
Gelehrte vor königlichen Perſonen VIII. 448. — Einfluß des Umgangs mit Frauen IX. 355. — Einſeitigkeit X. 293. 294.
Gemeinde, bedrängte, VIII. 203. — Mangel an religiöſem Intereſſe X. 110. 140. 141.
Gemüthskrankheit oft Durchgangspunkt im Leben II. 204. 205.
Genlis, Frau v., VIII. 75.
Gentz, Fr. v., VII. 222.
Geognoſie III. 111—113. V. 7. IX. 119. 120. 257. 258.
Geographie II. 261.
Geologie III. 18. 19. IV. 41. V. 360.
Gerhard, Archäolog VII. 24.
Gerhard, Ober-Berghauptmann VI. 21. 24. VII. 17.
v. Gerlach, Oberſt VII. 134.
Gersheim in Dresden VI. 267.
Geſchichte als Gegenſtand des Schulunterrichtes VIII. 282—286. II. 325. — Philoſophiſche Betrachtung derſelben IX. 46. X. 458. — Geſchichte der drei letzten Jahrhunderte VIII. 283. 284, der Naturwiſſenſchaft 368.
Geſchichtsforſchung X. 458—460. — Geſchichtsſchreibung VI. 293. 294.
Geſenius VI. 19.
Geſetze, äußere, VIII. 250.
Geſprächigkeit nach einer Gefahr VII. 267.
Gewerbefreiheit VIII. 243. IX. 39 bis 41.
Gewohnheit bei äußern Sachen und in geiſtigen Zuſtänden III. 250—252.
Gilbert, Naturforſcher IV. 177. V. 124. 125. 132. VI. 100. 237. VIII. 368. 369. X. 17.
Girtanner, Chemiker II. 212.
Gleichgültigkeit im Kriege VII. 268.
Gleim IV. 5.
v. Gneiſenau VII. **48—52**, geheime Verbindungen VI. 186. 278. 298. 299. 305. VII. 46. 47. 54. — Hält die Gräuel des dreißigjährigen Krieges noch jetzt für möglich VII. 185. 186. VIII. 40. 41. — Vorherſagung eines baldigen Sieges VII. 270. 271. 276. — Sorge für ſeine Umgebung VIII. 46. — Freundſchaft für Steffens, ſucht ihn im Kriege zu beſchäftigen VII. 157. 158. **161**. 174. 176. 202. 277. 280. 281—283. 319. 320. VIII. **46**. **73**. **84**. — Spannung mit York VIII. 66. 67. — Bei Laon 69—73. — Bei La Fere Champenoiſe 78—84. — Kaltblütigkeit in Gefahr 90. — Mit Steffens vor Paris 90—93. 95. — Anſicht über Dänemark 134. — Schlachtbericht von Belle Alliance 184. — In Erdmannsdorf IX. 10. 21. — In Berlin IX. 274. 275.
Godé, Lehrer des Prinzen Friedrich, X. 300.
Godwie-Caſtle, Verfaſſerin von, IX. 364.
Golz, Graf VIII. 107. 111.
Görres VI. 111. 112. VII. **363**. **364**. X. 329, über Runge's Tageszeiten V. 348.
Göſchel, G. O. J. R. X. 252.
Götha-Kanal in Schweden IX. 176. 177.
Göthe IV. **95**. **96**. VI. **243—249**. Autorität 243. 249. 257. 258. — Seine Bedeutung für die Dichtkunſt VI. 102. 103. 107,

ſeine Poeſie in volksthümlicher Hinſicht VI. 135, vgl. noch IV. **142.** 302. 310. 313. **315.** 402. — Leitet das Theater in Weimar IV. 106. 109. 113 vgl. 99. 100. — Beſchäftigung mit Naturwiſſenſchaften IV. 21. 41. 42. 101. 102. **316.** 416. V. 342. VI. 252. 262. VIII. 342. — Verglichen mit Leſſing III. 265. IV. 142, mit Shakeſpeare III. 271. 272, mit Schiller 322 bis 325. — Bei der Abſetzung Fichte's IV. 166. 167. — Auf dem Maskenball in Weimar, und folgende Krankheit IV. 411. 412. — In Gall's Vorleſung VI. 50. 51. — Verhältniß zu Schelling III. 326. VI. 262. — Zu Oehlenſchläger V. 161. 162. VI. 259. 260. — Zu Steffens IV. 101. 102. V. 9. 12—14. VI. 150. VIII. 444. X. 271, iſt ſein Zuhörer in Halle VI. 49. — Stürmiſche Scene mit Zacharias Werner VI. 253—255. — Im platoniſchen Kreiſe VIII. 381—383. — Verhältniß zur Allg. Lit. Z. IV. 148. V. 11. 12. — Zu Reichardt IV. 178. 179. 437. — Ausſpruch über Berlin IV. 151. — Ueber Fr. Schlegel IV. 268. — Ueber Tieck IV. 389. 390. — Gedichte IX. 351, ſchwer zu componiren V. 166. VI. 89. — Fauſt I. 292—295. II. 101. Fortſetzung deſſelben IX. 340—343 und Aufführung 344. — Egmont II. 71. 100. III. 271. — Götz III. 271. 322. IV. 258. 250. — Werther III. 322, däniſche Ueberſetzung verboten II. 38.
Gothland, ſchwediſche Provinz IX. 132.
Göttingen, Univerſität VI. 275.
Göttling, Chemiker IV. 295.
Götze, Naturforſcher IV. 5. 414. — Bruder, Theolog IV. 413. 414.
Goßner, Prediger VIII. 392. 393.
Graff, Schauſpieler IV. 111.
Grapengießer, Arzt in Berlin VII. 289. 290.
v. Grawert, General VII. 38. 39.
Greenough, Geognoſt VIII. 126. 128—130.
Greis von ſechzig Jahren unmündig III. 142.
Greulich, Lieutenant VII. 157.
Gries, Dichter III. 318. IV. **24. 25.** 82. IV. 436. V. 271. VI. 240 241. — Bruder, Syndikus in Hamburg VIII. 138. 130. 141.
Griffenfeld, däniſcher Geſetzgeber I. 19—21.
Grillparzer, Schauſpieldichter IX. 335.
Grimm, W., VI. 78. 116. 117. — J., VI. 115.
Gripsholm bei Stockholm IX. 153 bis 156. 158.
v. d. Gröben, Graf VIII. 2. 413. 423. 434. 447. IX. 136. X. 92.
v. Grolmann, General VIII. 57. 58.
Groß-Görſchen, Schlacht VII. 157 bis 163. Rückzug zur Elbe 169 bis 173.
Gruber, Philoſoph IX. 181.
Grundtvig, däniſcher Theologe IX. 268—274. X. 199. 423.
Gruner, Juſtus, VII. 46. 47. **52** bis 54. 343—346. 351—359.
Guilleminot, General V. 314. 315.
Guldberg, däniſcher Dichter V. 238.
Günther, Apotheker VII. 35.
Guſtav III., König von Schweden I. 166. 167. IX. 134. 141. 142. 149. 156. 178. 179
Guſtav IV., K. v. Schweden VII. 131—134. IX. 156.
Guſtav Adolph, König von Schweden IX. 154. 178. — Anſicht

der jetzigen Schweden über ihn VII. 285. —
Guſtav-Adolph-Verein X. 463—468. 487—489.
Guſtav Waſa, K. v. Schweden IX. 153. 154.
Gutzkow IX. 49. 51.

H.

v. Haacke, Graf, General VII. 366. VIII. 2—10.
Haberle IV. 230.
Häckel, D. G. R., VIII. 95. 96. 100. 101.
v. d. Hagen VI. 78. 118. 270. IX. 4.
Hagerup, Schwager von Steffens, IX. 232. 237—240. 246. 254. — Sohn, 237. X. 407—410.
Hahn-Hahn, Gräfin, X. 335.
Hahnemann IV. 356.
Halle beſetzt von den Franzoſen V. 190—201. 220. 221. — Patriotiſche Geſinnung VI. 7—9. 150. 208. 209. — Wahrzeichen 14. — Anweſenheit des Schill'ſchen Corps 193—196. — Des Herzogs von Braunſchweig 221. 222. — Große Armuth 225. 226. — Geheime Verbindungen 302—331. — Univerſitätskirche 264. 265.
— Univerſität IV. **174**. V. 138. Regeneration V. 102. 113. 114. 117. VI. 136. Mineralogiſche Sammlung V. 119—121. Profeſſoren 123 124. 135—141. 158. — Bernadotte's Proklamation 201. — Univerſität aufgehoben 205. 206. 209—213, unwürdiges Benehmen der Profeſſoren 213—215. — Wiederhergeſtellt 366. 367, bleibt unbedeutend VI. 5. 31. 225, vgl. 19, feierliche Eröffnung VI. 6. 7. — Vorſtellung der Profeſſoren vor Jerome 12. 16. — Honorar geſchmälert 19. 20. — Wiſſenſchaftliches Bergwerks-Inſtitut 20 24.
Haller's Reſtaurationslehre IX. 105 bis 107.
Hamann VIII. 380. 382.
Hamburg's Blühte III. 139. 140. Gefahr V. 76. 77. Beſinnung V. 232. — Während der Continentalſperre 325. 326. VIII. 139 bis 141. — Beſetzt durch Tettenborn VII. 146.
Hamburg V. 74. 326.
Hamilton, Graf IX. 186.
Hammerſkjöld, Philoſoph IX. 159. 181.
v. Hammerſtein VI. 213. 214.
Händel IV. 395. IX. 313. 314.
Hannoveraner während der franzöſ. Unterjochung V. 112. 233.
Hanſtein, Naturforſcher X. 401.
v. Hardenberg, Staatskanzler VI. **296**. V. 203. VI. 207. IX. 83, in Betreff der Staatsverfaſſung VI. 284. 294. — Nach der Niederlage Preußens VII. 45. 46. — In Breslau VII. 67. 69. 99. 110. Verhalten bei der Rede v. Steffens 78. 79. — Wohlwollen für Steffens VIII. 152. 188. 320. 333. IX. 91. — In Hinſicht der Turner IX. 32—35. — Geſpräch mit St. im häuslichen Kreiſe IX. 38—43. — In Betreff Kalinowski's IX. 110. 112. 113. — Verhältniß zu Koreff VIII. 331. 332.
Hardenberg, hannöverſcher Geſandte VI. 168.
Hardenberg (Novalis) IV. **217. 218. 320—325**. V. 339. 340. Geburt und Tod I. 14. VI. 71. — Ueber eine fertige Philoſophie III. 50. — Ueber Göthe VI. 244. — Beiträge zum Athenäum IV. 60. — Verhältniß zur Naturphiloſophie IV. 92.

v. Harlem, G. R. VII. 106.
Harniſch, Seminar-Direktor IX. 28.
Hartmann, Künſtler VII. 125. 220.
Hartmann, Profeſſor IV. 382. 383.
v. Hartmannsdorf, ſchwed. Staatsmann IX. 137. 141. 145. 152. 162. 187.
Harzgebirge, vgl. Brocken.
v. Haugwitz, Graf, Staatsminiſter VII. 161.
v. Haugwitz, O. L. G. R. X. 140. 183.
Hausmann, Geognoſt III. 112. V. 67. VI. 22. 23. VII. 14. IX. 119.
Hauy, Mineralog VII. 14. VIII. 112.
v. Harthauſen, bayerſcher Graf VI. 23. **122—125**, geheime Verbindungen 302—304. 319, fernere Schickſale 337—339. X. 330.
Haynau, Gefecht VII. 125. 220.
Hazardſpiel IV. 342.
v. Hedemann, Major VII. 283.
Hedemarken, Gegend in Norwegen IX. 236. 241—243. 254.
Hegel IV. 312. 436. VI. 76. VIII. 372. X. 56. Stellung in Berlin X. 235. 238. 290. Naturphiloſophie 292.
Hegewiſch III. 266.
Heiberg, däniſcher Schauſpieldichter, II. 98, — politiſches Treiben 244—247. 250. 253—255.
v. Heide, Major, V. 221.
Heidelberger Jahrbücher VIII. 326.
Heilige Alliance X. 453.
Heiligenſchein, Entſtehungsweiſe, IX. 4. 5.
Heilkunde, pſychiſche, VI. 67. — vgl. Medizin.
Heim, Konſiſtorial-Rath in Meiningen, IV. 33—35.
Heim, G. M.-R., VIII. 22.
Heindorf, Philolog, VII. 20. 29.
Heinrich, Prediger, VII. 220. 232.
Heinrich, Philolog in Kiel, V. 230.
Heinze in Kiel III. 242.
v. Hellwig, geb. v. Imhof, IX. 171. 274.
Helmſtädt, Univerſität, VI. 19.
Helſingör, Stadt und Umgegend I, 52. 53. 57—59. 62. 176, — ſchöner ruhiger Sommertag 63—67. — Sturm 73. 74.
Hemprich, Naturforſcher IX. 116. 117.
Hemſterhuys, Philoſoph III. 260. VIII. 380.
Hensler, Mediziner III. 193. **203—205**. 214. 218. 219. 259. 319, verſchafft St. ein Reiſeſtipendium 341—343, — ſpätere Beſuche von St. V. 82. 112. 236. — Dore III. 204. 296. X. 297. — der Jüngere, Bruder III. 355. V. 82. VI. 82. vgl. Alberti. — Sohn IV. 179. V. 82. 204. VI. 82. 164. 165. — Tochter VI. 82. vgl Piſtor.
Herbert III. 318.
Herbſt, Naturforſcher VI. 268.
Herder II. 234.
Herder der Jüngere IV. 229. 421. 423.
Herholdt, Phyſiolog I. 9. II. 217. 218.
Hermsdorf in Schleſien IX. 25.
Herodot VII. 151.
Herr und Diener VIII. 210. 211.
Herz und Gehirn VIII. 211—215.
Herz, Hofräthin V. 147. **171**.
Herzbruch, Gen.-Superintendent in Holſtein IX. 221.
Heſſen, Kurfürſt von, VII. 271. 272. 331. 332.
Heſſen-Philippsthal, Prinz Ludwig von, X. 369.
Heſſen, geheimes Bündniß gegen Napoleon V. 233—235. — Aufſtand VI. 186. 190.
Heun (Clauren) VII. 99. 102.
Heyne in Göttingen VI. 11.
v. Hiller General VII. 39. 252.
Hindenburg, Mathematik. VIII. 351.

Hingebung an den Lehrer nothwendig IV. 30. 34. 79. 214. — Völlige Hingebung an den Gegenſtand iſt ſelten IV. **243**. — H. allein lehrt uns einen perſönlichen Gott erkennen VI. 40. — H. macht uns frei VI. 41. VIII. 212—214. vgl. Freiheit. — Leichtſinnige H. X. 52. IV. 143.
Hirſchberg in Schleſien IX. 8. 19.
v. H.(irſchfeld), preußiſcher Offizier VI. 175—179. 182—185. 217—221.
Hitzig, Kriminal-Direktor II. 33.
Hofbauer, Philoſoph in Halle V. 136. 198. 200. VI. 66.
Hoffmann, Buchhändler in Hamburg V. 202.
Hoffmann, Geograph X. 301. 302.
Hoffmann's finſtere Dichtungen IV. 269.
Hofmannsegg, Graf VI. 267. 268.
Hohenlohe-Bartenſtein, Fürſt VII. 204.
Holberg, däniſcher Dichter II. 65—68. — Schauſpiele 73—76. Erasmus Montanus V. 63. 64. — proſaiſche Lebensanſicht 97. 98. — von Tieck ſehr geſchätzt IV. 196.
Holſt, Prediger in Kiel III. 294. 295.
Holſt, Mediziner in Chriſtiania IX. 191. 195—197. X. 406.
Holſtein, Land und Bauern III. 300—302. 357. — Stellung in der Literatur II. 177. 178. III. 355—360. — Sprachenſtreit V. 238. 239.
v. Holtei IX. 330. 332—334. 336 340, greift St. in einem Luſtſpiel an 338. 339.
Hölty II. 103. III. 355.
Honorar der Univerſitätslehrer III. 212.
Hören und Sehen in naturphiloſophiſcher Bedeutung IV. 296—299.
Horkel, Phyſiolog V. 150. 151. VI. 4.
Hormayr V. 299.
Hornemann, Philoſoph I. 48. II. 222. IV. 21.
—, Botaniker II. 62. 218. III. 349—354. IV. 4—13. 21. IX. 402. 403.
Hövel, Geognoſt VII. 343
Howard für Verbeſſerung der Gefängniſſe IX. 200. 203.
Hoyer, ſchwediſcher Profeſſor IX. 182.
Huber, Thereſe IV. 176.
Hübner's bibliſche Geſchichte I. 130.
Hübner, Pedell in Halle V. 119. 124.
Hudſon Lowe VIII. **21**. **22**.
Hudtwalcker, Senator in Hamburg VI. 338.
Hufeland, Juſtizrath in Jena IV. 82. 107. 120. 157. 251.
— Arzt IV. 412. VI. 273. Makrobiotik II. 186.
v. Hügel X. 337.
Hugenotten VI. 133.
Hülſen III. 318. V. **273**. **274**. 276. 277. 304—307.
Humaniſten und Realiſten II. 132. VIII. 283—286.
v. Humboldt, A., II. 261. 263. IV. 204. V. 164. 168—171. VIII. 144. 145.
— W., III. 329. IV. 304. VI. 3. 142. 143. 146. 255.
Humor in Verzweifelung V. 199.
Huſchke, Juriſt, Lutheraner IX. 215. X. 139. 143. 183. 198—202. 228. 248. 252.

J.

Jacob, Philoſoph in Halle V. 136.
Jacobi, F. H., Reiſeart III. 259. — Zuſammenkunft mit Reinhold III. 258. — über Spinoza III. 260. **263**. **264**. **291**. **292**. VIII. 382, — berühmter Brief IV. 134—136. — Woldemar V.

312. VIII. 381. 386. — Streit mit Schelling VIII. 376—378, — in München, St.'s Beſuch VIII. 379. 380. **385 390.**
Jacobi, Lene VIII. 380. 389. 390.
Jacobi, Staatsrath VII. 346. 355.
Jackſon V. 286.
Jagdluſt im Kriege VII. 179. 180. vgl. V. 234. 235.
Jagemann, Schauſpielerin IV. 112.
v. Jagow, Major VII. 91. 100. 127.
Jahn in Kiel III. 296. X. 297.
Jahn, Gründer der Turnanſtalten VIII. 304. **307—309.** 313. IX. 49. VI. 274, — bildet freiwillige Corps VII. 85. 95. 109.
Jameſon, Geognoſt IV. 204. 229. 232.
Jäniſch, Senator in Hamburg V. 311.
Järta, ſchwediſcher Staatsmann IX. 187.
Jean Paul III. **331—333.** VIII. **158—160.** Heſperus III. 332. — Ueber Shakeſpeare's Witz IV. 310. — Correſpondenz in ſeiner Manier III. 332.
Jena, Schlacht V. 209. 210. Gerücht über ſie in Halle 187—189. — Univerſität IV. 20. 21. 66. 67. 120—122. Studentenleben 22—28. — Mittelpunkt der Literatur IV. 119. 140. — Jenaer Verbündete IV. 121—126. 128. 129. **136—138.** Trennung 296. 302. 312. VI. 71. 72. 240. vgl. deutſche Literatur.
Jeruſalem's Betrachtungen über Religion I. 259 ff.
Iffland IV. 117. 130. 190.
Illiger, Naturforſcher VI. 268.
Innere Lüge I. 134. 262. II. 171.
Inſtinkt leitet ſicher III. 161. V. 194. VI. 57. 58. — Inſtinkt der Thiere VIII. 282.
Joachimsthal in Böhmen VIII. 344. 345.
Jones, William IV. 314.
Jönköping in Schweden IX. 130—132.
Jordan, Bergrath VI. 21.
Journal des Debats II. 262, über Steffens IX. 72. 367.
Ironie IV. 311—313. — Ironiſches Spiel mit dem Leben 104.
Irrenanſtalten II. 183. VI. 67.
Iſidor Orientalis, ſ. v. Löben.
Isländiſch Moos zu Brot angewandt VII. 394—396.
Jüdiſche Geſchichte I. 139. 140.
Juliane Marie, Regentin von Dänemark I. 53—56. 279.
Julius, Dr. IX. 196. 201. 215.
Jüngling, Neigung ſich ſittlich gehen zu laſſen III. 223, — lebt in Idealen 320. 321. — Streben VIII. 264. 271. 272.
Jünglingsalter in pſychologiſcher Hinſicht II. 205.
Ivernois über die Kontinentalſperre VII. 58. 59.

K.

v. Kaas V. 261—263.
v. Kaiſerling, Graf IX. 301.
Kalinowski, Student in Breslau IX. 108—115.
v. Kalkreuth, General VI. 81.
Kalte eiſerne Naturen II. 246.
v. Kanitz, General VIII. 433—435. 447.
Kanne, Aſtronom VIII. 404.
Kant's Philoſophie III. 278. 281. IV. 164. 165. VI. 44. 46. Lehre vom Raum II. 230. 231. — In volksthümlicher Bedeutung VI. 135. X. 478. 479. — Kant's Verhältniß zur wahren Spekulation III. 291. IV. 60. 61. 143. X. 33. — Bildet den Ausgangspunkt für Fichte und Schelling IV. 61.

— ſeine Bedeutung für die neuere Philoſaphie verglichen mit der Göthe's für die Dichtkunſt VI. 101—103. — Verhältniß zur A. L. Z. IV. 143. 149. 150. — Redliche Geſinnung III. 228. — Ueber Organiſation X. 21. Ueber Neue X. 23.
Kapo d'Iſtria VIII. 326.
Karl Johann, König von Schweden und Norwegen ſ. Bernadotte
Karlsbad VIII. 325. 326. 336. 339.
Koſtner in Erlangen VII. 279. 280.
Katharina, Kaiſerin von Rußland IX. 134.
Katholiſche Religion, neuer Aufſchwung IV. 239 ff. VII. 340. — Kath. Proſelyten IV. 395. 396. 415. VII. 340. VIII. 321—324. Erklärung dieſer Thatſache X. 69. 98. 99. — Geſchichtliches Verhältniß zur proteſtantiſchen Kirche X. 482—488.
Kattke VI. 197.
Katzbacher Schlacht VII. 226. 244. 245.
Kaufmann, nordiſche, verglichen mit dem morgenländiſchen III. 46, — ſchroffes Verhältniß zum Gelehrten 47. 48.
Kayßler, Philoſoph V. 137. 138. VII. 2. VIII. 425. IX. 27.
Keferſtein V. 221.
Keilhau, Geognoſt IX. 119. 244—255. 257.
Kellner, lutheriſcher Prediger X. 221. 244. 245.
Keppler, Aſtronom VIII. 368. X. 16. 17.
Kieler Univerſität III. 193. 194. 294. — Anekdote des ſogenannten Hofrathes 304—307. Teufliſche Schadenfreude deſſelben 307—312. — Affektirter Profeſſor der Aeſthetik 314—317.
Kielmeier, Naturforſcher II. 161.
Kind, Gaſtwirth in Dresden IV. 244—247.
Kind in den erſten Jahren V. 349—351. VIII. 216—219. 279.
Kindertaufe X. 126. 127.
Kinnekulle in Schweden IX. 186.
Kinski, Fürſtin VIII. 321.
Kirche, unſichtbare X. 54. 55. — Nothwendigkeit einer ſichtbaren 62—65. 156, von der gegenwärtigen Zeit nicht erkannt 51. 117. — Beginnende Sehnſucht nach kirchlichen Formen X. 142. 143. — Hingabe an die Kirche 125. 126.
Kirchenmuſik, ihre Geſchichte IX. 313. — Proteſtantiſcher Kirchengeſang X. 51. 79.
Kirſtein, Etatsrath V. 90.
Klaproth, Julius, Orientaliſt VIII. 330.
Klarheit, wiſſenſchaftliche V. 151.
Klaſſiſch, ſ. deutſche Literatur.
Klopſtock's Anſehn in Dänemark I. 215, in Holſtein III. 356, — Meſſias I. 219—221, — Oden 221—223.
Klöſter, Aufhebung in Preußen VI. 286—280, — für Krankenpflege 289. 290.
Klügel, Aſtronom IV. 177.
Kochkunſt V. 369. 370.
Köhler in Freiberg IV. 223.
Kohlrauſch VII. 354—356. 358.
Kölner Dom VII. 361. 362. 365. 366. VIII. 186. 187. — Vollendung X. 445. 446.
Komet von 1811 VI. 263. 264. Anekdote 266.
König muß perſönlich ſein VIII. 217. 251—255. X. 260—265. 470. 471, — ſein Beruf aus religiöſem Geſichtspunkt 260, — ſeine Stellung in Frankreich X. 260. 261. 471.
Kopenhagen, Wappen I. 104. —

Verkehr und Leben I. 176—178. II. 334—336. V. 34. 55. — Matroſen und deutſche Miethstruppen I. 178—183. — Krankenanſtalt II. 50. V. 106. — Beſchreibung eines Theiles der Stadt I. 321—323. 331. 332. — Umgegend I. 324. 346—358. — Belagerung 1657 V. 287—289. — bombardirt 1801 V. 2—4. — Belagerung 1807 V. 292—295. Schloßbrand II. 306—309. Klage des engliſchen Geſandten 309—314 vgl. Dänemark.

Kopenhagen, Univerſität I. 163—165. II. 7—14. 26. 232. 303. V. 14. 15. — Anekdote II. 38—40. Kampf der Norweger 41. 43. — Verfall der Naturwiſſenſchaft II. 34—37. Philoſophie II. 15. 19. 64. 137. 222. V. 56. 61. 62. — Manuduktor II. 12—14. — Candidat I. 163—165.

Koreff, Arzt VIII. 329—332. 429. IX. 39. X. 33. 34.

v. Korf, Gutsbeſitzer IX. 300. 301.

Körner, Dichter VII. 95.

Kornſche Buchhandlung in Breslau VIII. 429. 430.

Kortüm, G. O. R. R. V. 153. VII. 346. 355. 356. 358.

Koſacken VII. 246. 247. 253. 269. 270. Geſchick im Gefangennehmen 304. 305.

Köſter, Prediger in Kiel III. 234—238.

Köthen, Herzogin von, X. 231. 232.

Kotzebue, Armſeligkeit der Dramen III. 231. IV. 100. 191. — Hyperboräiſcher Eſel IV. 264—267. — Franzöſ. Ueberſetzung 332. — Ueber die deutſche Literatur VI. 333. — Als ruſſiſcher Staatsrath IX. 54. 55. 75.

Krankheit tritt im Kriege zurück VII. 318. 319. — Symptome VI. 65. 66. — Proteſtant. Krankheitspflege VI. 289—291.

Kratzenſtein, Naturforſcher II. 21. 23.

Krauſe, Philoſoph VI. 72.

Krauſe, G. O. R. R. IX. 86.

Krauſeneck, General VII. 201.

Kreis, Prediger bei Straßburg X. 297. 298.

Krieg, proſaiſche Seite VII. 111. 171. Meinungskrieg X. 454—458. Jagdluſt VII. 179. 180. Unbedeutende Geſpräche 183. vgl. Gleichgültigkeit, Langeweile, Plünderung, Zerſtörungsſucht.

Kriegsbeſchreibungen VII. 150—152. VIII. 65.

Kritik meiſt abſtrakt IV. 113. — Kritik in der Poeſie X. 9. — Falſche K. X. 9—11. — Wahre K. X. 11. 14. 83. 84. — Allgemeine kritiſche Blätter, Entſtehung IV. 140. 141. u. Erhaltung V. 10. 11. — Kritiſch wird unſere Zeit genannt IV. 401. X. 9.

Krogh, norwegiſcher Staatsrath IX. 231.

v. Kroſigk VI. 228—234. 302. 304. 320. 321. 328.

Kroyer, St.'s Lehrer in Helſingör I. 38. 198.

Krug, Profeſſor in Leipzig VII. 149. 150.

Kunſt im Verhältniß zur Religion und Mythe V. 344—346. VI. 130. — Verhältniß des Gegenſtandes zur Darſtellung IV. 393. 394. — Kunſt der Gegenwart V. 340. 341. 344. — Runge leitet eine neue Epoche ein 346. 352—354. — Verirrungen der Künſtler IV. 389. 394—397. — Kunſtgeſchichte IX. 280. — Kunſtausſtellung VII. 35. — Fehlen des Kunſtſinns IV. 127.

Kunth, Botaniker V. 371. VIII. 145.

v. Kurſſel, General VIII. 5. 6.

L.

Lafayette III. 199. V. 313. verglichen mit Talleyrand II. 252. 253.
La Fere Champenoiſe, Schlacht, VIII. 77—84.
Landshut, Univerſität VIII. 350. 352. 353. 356. 357.
Landſturm-Edikt VII. 209. 210. VIII. 179.
Langeron, General VII. 253. 294. 299—301.
Langeweile im Kriege VIII 72. 73.
Laon, Schlacht VIII. 64—71.
de Laroche, Sophie VIII. 380.
Lauh, Theolog II. 172. X. 428.
Laube IX. 290. 291.
Lavater's Predigt in Kopenhagen II. **178—181**. Scene mit der Frau Fabricius III. 198. 199. Tagebuch III. 326. 327.
Lavoiſier, Chemiker II. 211. IX. 134.
Lebensbilder aus dem Befreiungskriege VI. 167. 209. VII. 45. 141.
Lebensrettungen im Kriege VIII. 67. 68. VII. 199.
Lebensüberdruß, ſ. blaſirt.
Leibnitz VI. 118. X. 37.
Leichter Sinn III. 207.
Leipzig, Schlacht VII. 293—304. Flucht der Franzoſen 304—307. 311. 312. — Entſtehung des Namens Völkerſchlacht 295. 296.
Leiſt, weſtphäl. Staatsrath VI. 162. 163. 224. 315—317.
Leitung, göttliche, ſ. Fügung.
Lenz, Mineralog in Jena IV. 66. 67. VI. 252.
Lepſius X. 298.
Leſſing II. **103—106**. 178. IV. 136. 304. VI. 118. 135. X. 37, — verglichen mit Göthe III. 265. — Literaturbriefe IV. 110. **142**. — Umgang IV. 414. V. 323.
Leupholb, Prediger VII. 217. 218.
Levi, Banquier V. 171. 172.
Lichtenberg in Betreff der Elektricität IV. 80.
v. Lichtenſtein VI. 268.
Liebe, Verhältniß zur Dichtkunſt I. 264. 265, — nach der Auffaſſung der Dichter VIII. 229, — ihr Gegenſtand perſönlich I. 159. — Wahre und falſche Liebe X. 105. VI. 260.
Lindgren, däniſcher Schauſpieler IX. 150. X. 377.
Lindl, baierſcher Prediger VIII. 392. 393.
Link, Botaniker VI. 260. VII. 19. 105. VIII. 412. 423. 424.
Linné I. 300. IX. 166. 167.
Literatur, populäre II. 131. 133. 135, — jetzige Tagesblätter X. 172. 173. vgl. VII. 280, — repräſentirt nicht das Volk X. 473—478.
Löbell, Geſchichtsforſcher VIII. 430. 431. IX. 335.
v. Löben, Dichter VII. 261. 262.
Loder, Anatom in Jena IV. 97. 107. 157.
Loevenörn, Admiral VIII. 225.
Louis, preußiſcher Prinz V. 187.
Löwenberg, Geograph X. 302.
Löwenſkiold, Statthalter in Norwegen IX. 260.
Lübeck V. 372.
Luden, Geſchichtsforſcher IX. 55.
Ludwig XVIII, K. v. Frankreich, IV. 7. VIII. 146.
Ludwig, K. v. Baiern VIII. 391. 392.
Luftſpiegelung IX. 123. 124.
Lüge unter Umſtänden erlaubt IV. 158. 159. — vgl. Innere Lüge.
Luiſe, Königin von Preußen VI. 9. 10.
Luther VII. **257**. VIII. 336. IX. 67. X. 135. Heftigkeit X. 78. Einfluß auf die Sprache 155. —

Agende 162. — Reformation 113. 114.
Lutheraner, ihr geſchichtliches Recht X. 77. 132. 133, ihre Lehre 78. vgl. Union. — Lutheriſche Gemeinde in Breslau 136. 137. 139—144. 157—159, mit Unrecht auch gegen die Agende 145 149. 153. 164—167. vgl. 169. 170. — Harte Bedrückung 143. 171. 172. — Geriethen in einſeitige Starrheit durch die Mißgriffe der Behörde 173—183, u. durch harte Verfolgung 219—226. — Antwort des Miniſters auf ihre Bittſchriften 183—191. — Luther. Gottesdienſt in Hermannsdorf 228. 229. — Verfolgung der luther. Prediger 241—248. — Einzelne Spione 249. 250.
v. Lüttichow, Graf VIII. 433.
v. Lüttwitz, Regierungs-Präſident IX. 68. 82.
v. Lützow, Gen.-Lieutenant VI. 167. VII. 96. 109.
Luxus, geſchmackloſer III. 46.

M.

Maaß, Philoſoph in Halle V. 136. 205. **206**.
Maaßloſes VI. 104. 107—109. IX. 58.
Macdonald, franzöſiſcher General VIII. 23.
Mackenſen in Kiel III. 230—234. 258, einſeitig für Kant begeiſtert III. 299. IV. 83. 84.
Madonna-Verehrung IV. 239. 240. 395. 396. VII. 339.
Magnetismus VIII. 337. 397. 401.
Mainz IV. 333.
Malerei VI. 61. 62. vgl. Kunſt.
Malte Brun II. 255. 256. 259. IV. 169, — in Paris II. 260—267. VIII. 25.
Manier, religiöſe I. 134. 159. II. 58. X. 10, — ſprachliche II. **69**. **70**, — deklamatoriſche IV. 117. 118.
Manſo, Geſchichtsforſcher VII. 2. 3. IX. 281. 333.
Marburg, Univerſität VI. 19.
Marcus, Arzt in Bamberg IV. 267. 324. 350. 353. 359—361.
Marſan, franzöſ. Geſandter VII. 70. 78. 110.
Marſeillaiſe IV. 332.
Martin, heſſiſcher Beamter V. 232. 233. VI. 175. 190. 203—208.
v. Marwitz V. 155—157. 213. 218. 223. VI. 209. X. 38.
Maskenball im Norden IV. 409, — in Weimar 408—412.
Maſſe, ihr Begriff IV. 389, — auch in der Begeiſterung armſelig VI. 192. 191 und lächerlich 281. 282, durch jede Aenderung überraſcht VII. 62, — iſt paſſiv VIII. 280.
v. Maſſow, Juſtizminiſter IV. 267. V. 104. **117**. 120—122. 227.
Mathematik als Unterrichtsgegenſtand VIII. 282—287. — Ihre Geſchichte in dieſem Jahrhundert 350. 351. 438. — Bedeutung für Naturwiſſenſchaft X. 18. 29.
Mattheſius über Luther VIII. 334. 336.
Matthiſſon II. 103.
Maurenbrecher, Prediger in Kopenhagen II. 174.
Max, Buchhändler in Breslau IX. 29. 348.
Meckel, Anatom in Halle V. 139. 206. — Anatom, Sohn V. 139. VI. 25. VIII. 330. — dgl. VI. 25. 26. 302.
Meding, Berghauptmann VI. 21.
Medizin, Einfluß der Naturwiſſenſchaft IV. 91. 133. 134. 354 ff. vgl. Aerztliche Praxis.
Meeresfläche, ihre mannigfachen Erſcheinungen III. 14.

Mehmel in Erlangen V. 10.
Meiningen, Herzog von, IV. 31—34. 38—40.
Meinungskrieg X. 454—458.
Mendelsſohn, Felix IV. 118. IX. 314. 326.
Menſch als ſinnliches Weſen VIII. 235. 236, ſein beſonderer Beruf 237—241.
Menzel, K. A. VIII. 442. IX. 28.
Menzel VII. 289.
v. Merckel, Oberpräſident, große Bedeutung für den Befreiungskrieg VIII. 297—299. — Turnſtreit IX. 29. 30. 82. — Lutheriſcher Streit X. 73.
Merkel, Literat IV. 262—264.
Mertens, weſtphäl. Polizei-Commiſſarius VI. 309—315. 318. 319. 329—331.
Mesmer VIII. 397.
Meteorſtein VIII. 186. 187.
Metternich, Fürſt VI. 296. X. 335. 337.
Meyer, Doktor in Berlin VIII. 328. 333.
Middeldorpf, Theologe VIII. 426. IX. 97.
Mielesky IV. 229. 230.
Militairweſen X. 455—457.
Miloradowitſch, General VII. 172. 173.
Milton II. 112.
Miſſionsberichte IX. 12.
Mitchel, Geognoſt IV. 204. 229. **232**. 421. 422.
Möckern, Schlacht VII. 281. 286—288.
Mode V. 355—357, in der Literatur 357. 358, ihr höheres Moment, Eleganz 358, enthält den Begriff der Zweckmäßigkeit 359—361.
Mohs, Mineralog IV. 232. 421. 423. X. 337.
Moldenhauer, Ober-Bibliothekar in Kopenhagen V. 17. 24.
Molière II. 75.
Möller IV. **200**. 201. 218. 234. 239. 250. **274—285**. 294. 326. 330. VII. 341.
Moltke's Mineralienſammlung II. 194—201.
Monbodde über Reinlichkeit VIII. 93.
Monopol, ſittlich nachtheilig III. 45.
Monrad's Mineralienſammlung II. 193.
Monrad, Arzt in Bergen III. 41.
Montag, Abt IV. 348.
Montmartre, Schlacht VIII. 88—90.
Moreau VII. 205.
Möſer, Juſtus VII. 54.
Moſewius IX. 296. 316—318.
v. Müffling VI. 242. VII. 131. 295. 296. VIII. 60, bei Champaubert VIII. 17.
Müller, Phyſiker VII. 33.
Müller, Adam VIII. 327. X. 231.
v. Müller, Joh. V. 165. **167**. VI. 2. 10. 11. **17**. **18**. 102. Schweizergeſchichte V. 166. 167. Tod VI. 222—224.
Müller, Joh., Anatom VI. 270.
Müller, O. F. I. 304. 309. II. 217. III. 73.
Müller, Malte II. 267—273. IV. 121. 154.
Müller, Prediger in Ohlau IX. 284. — Söhne:
— Ottfried VIII. 174. 175. IX. 284.
— Julius IX. 285—287. X. 230. 231.
— Eduard IX. 286. 287.
Müllner, Dichter VI. 261. IX. 335.
München's Lage VIII. 359. 361. 364. 365. 403. — Künſtlerwelt verglichen mit der Berlin's X. 332-334.
Mundt, Dr. X. 312—317.
Munkholm, Inſel bei Trondhiem I. 19.
Münſter, Graf VI. 299. VII. 45. 46.
Münzſammlung des Fürſt Biron von

Kurland VIII. 443. 444. — vgl. Eger.
Mürat V. 200. VII. 344.
Muſik der Gegenwart IV. 118. — Bedeutung der M. IX. 315. — vgl. Kirchenmuſik.
Muth VII. 160. 163—167. 211. Entſtehung deſſelben 235. — Mit Feigheit verbunden in Verſchwörungen I. 119. 120. — In ungewohnten Lagen III. 125. — M. der Frauen V. 210.
Mutter beim Anblick des Kindes V. 351.
Mutterſprache, Bedeutung des Namens VIII. 217. 218.
Mynſter, O. H. I. 296. 310. II. 100. 164 170, ſtiftet eine naturwiſſenſchaftliche Geſellſchaft 209, und eine Zeitſchrift 218. 219. — vgl. auch III. 148. 149. 339. V. 20. 224. IX. 267.
Mynſter, J., jüngerer Bruder, Biſchof v. Siaelland II. 141. **170**. **171**. 174. **181**. 182. V. 20. 67. 263. IX. 265. 269. **273**. **286**. X. 354. 367. 424.
Myſtiker im ſüdlichen Deutſchland VIII. 397. 398, — in Nürnberg 405—407. — in Kopenhagen X. 35. 36. — Myſtiker J. in Halle X. 37—50.
Myſticismus, ſeine Gefahren X. 48. 49.
Mythe im Verhältniß zur Religion und Kunſt V. 344—346. VI. 130.

N.

Nachgeben im Streit VIII. 266.
Napoleon, ſ. Bonaparte.
Natur im Verhältniß zur Geſchichte II. 228. 233. IV. 288. — Natur in allen menſchlichen Verhältniſſen I. 247. 248. II. 196. IV. 299. — Naturgrund im Sehen wie im Hören IV. 296—299, — lehrt den Denkprozeß IV. 287. 300. 301, — vollkommen beherrſcht in der Zukunft V. 360—363.
Naturforſcher, ihre Verſammlungen VI. 277. X. 462. 463, — ihr hohes Alter IV. 72. 73.
Naturphiloſophie, begründet von Schelling IV. 76, erſter Eindruck 91. 92. — Einfluß des Galvanismus IV. 76. VIII. 368, Lichtenberg's IV. 80, Ritter's 89. 90, Göthe's 101, der Brownſchen Lehre 133. 359, der Wernerſchen Geognoſie 227, von Steffens's „Beiträgen“ 287. 292, der Anatomie VI. 25, — anerkannt von den Aerzten IV. 90. 133. 134. 231, von Reil 180. 181, von Willbrand in Gießen VII. 315, von den Wiener Aerzten VIII. 341. — Göthe's Weiſſagung über ihr Schickſal IV. 416. 417, erfüllt V. 124. VI. 76, in Halle V. 124. 136—138. 153, in Berlin VI. 144, — ſeit 1809 ihre Bearbeitung Steffens allein überlaſſen VI. 36. VIII. 194, — ihr Verhältniß zur Naturwiſſenſchaft IV. 417. V. 133. 134. VI. 36. VIII. 194. — Grund der Philoſophie VI. 145, — abgewieſen von den Naturforſchern VIII. **193**. VI. 146—148. X. 290. 291, von den abſtrakten Philoſophen VIII. 193. X. 291.
Naturphiloſophiſche Betrachtung über Familie, Stände, Staat VIII. 211—261, über Hören und Sehen IV. 296—299.
Naturwiſſenſchaft, als Gegenſtand des Schulunterrichts VIII. 282—287, — ihre geſchichtliche Entwickelung ſeit Keppler IV. 300. 288. VI. 145. VIII. 368. X. 15

—23. 460 ff., — ſeit Schelling lebendiger aufgefaßt IV. 289. 290.
Naumann, Geognoſt III. 112. IX. 119. 245.
Neander, Theolog V. 154. VIII. 339—341.
Nepperſchmidt, Mineralienhändler IV. 66.
Neſſelrode, Graf VII. 346. 354.
Neubeck, Dichter VIII. 164. 165.
Neumann, Regierungsbevollmächtigter bei der Univerſität Breslau VIII. 443. IX. 82—84. 87. 108 110—112.
Newton X. 16.
Nicolai; Allgemeine deutſche Bibliothek IV. 124. 141. 142. 144. 151. 261. 293. VIII. 287. — Angriff auf Steffens V. 17. 18.
Niebuhr, Karſten III. 355. 356.
Niebuhr über das weibliche Geſchlecht III. 26, — in Hensler's Hauſe 204. 205, — als Staatsmann VI. 3. 284, — als Docent VI. 276. 277.
Niemann, Statiſtiker in Kiel III. 295.
Niemeyer in Halle V. 136. 210. 221. 366. VI. 7—9. 12. 26.
— Juriſt, Sohn VII. 322 326.
Nöggerath, Mineralog VII. 363
Norwegen, Weſtküſte III. 17. 20. Felſenarchipel 31—37. — Fiſchbauern, Strigler 74—76. — Bauernhochzeit 95—101. — Hardanger Fjord u. ſ. w. 101—105. — Wilde Gegend bei Bergen 113. — Schilderung einer Gebirgsgegend IX. 246—254. — Acht norwegiſche Bauern III. 105—109. IX. 227. 233—237. — Streit mit den Engländern in Baadöe IX. 238—240. — vgl. Hedemarken, Skandinavien und Chronol. Ueberſicht 1794. — — Norwegen's Verhältniß zu Dänemark II. 41—43. IX. 229, zu Schweden IX. 230. 140. 141: — Storthing IX. 227—231. — Statthalter 259. 260. — Adel 227. 228. — Gefängniſſe 195—197. — — Steffens's geognoſtiſcher Plan V. 7. — Norwegiſche Geſellſchaft in Kopenhagen III. 244. V. 36—44. — Univerſitätskämpfe II. 43–45. — Norweg. Kirche im Rieſengebirge IX. 1. 2.
Novalis, ſ. Hardenberg.
Novellen IX. 349. 350.
Nugent VII. 45. 46.
Nürnberg VIII. 405—408. X. 321. 322.
Nutzen der Wiſſenſchaft III. 277.
Nyerup I. 299. II. 202. 203.

O.

Odsherred, Gegend in Dänemark I. 10. 83. 85. II. 47.
Oeder, Botaniker I. 304. 309. II. 36 37.
Oedmann, Theolog IX. 173. 176.
Oeffentliche Strafen tadelnswerth I. 123.
Oeffentliche Verhandlungen, ihr Einfluß II. 278. 279.
Oehlenſchläger V. 24—29. 63. 87. 90. 95. VI. 250. IX. 265. 266. X. 354. 423. II. 65. — Einfluß auf die Bildung der däniſchen Sprache I. 362. II. 113. V. 27. — Auftritt mit Göthe IV. 96. VI. 259. — Aladdin V. 159. — Correggio VI. 259—261. — Beſuch in Halle V. 159—163.
v. Oelſen, Baron VIII. 411.
Oerſted, A. S., Juriſt I. 208. II. 13. 220. V. 29—31. IX. 265. X. 370. 389. 424.
Oerſted, H. C., Phyſiker IV. 432. V. 30. IX. 265. 269. X. 401. 404.
Oerſted, jüngſt. Bruder, Offizier VII. 302. 303.

Oeſterreich, Krieg mit Napoleon VI. [illegible]. 174. 197. 198. 222, unſicheres Verhältniß zu Frankreich VII. [illegible]. — Konnte Deutſchland nicht retten VI. 174.
Oken, Naturphiloſoph, VI. 36. 37. 42, ſtiftet die Verſammlungen der Naturforſcher 277. X. 462.
Oldenburg, Herzog von, VI. 213. 214.
Oldesloe, Saline V. 66. 69. 70. 93.
Ole Bull I. 24.
Olof der Heilige I. 22. VIII. 1.
v. Oppen, Oberſt VI. 221. VII. 209. 218. 221. 332. 336. Tod VIII. 18.
Organiſation VI. 38. 39. VIII. 250—252. 270. 293. X. 13. 14. 18—23. 28. 30. Aus ihrem Begriff wird die Idee des Staates entwickelt VIII. 232—261.
Oskar, König von Schweden und Norwegen IX. 258—262.
Overbeck V. 365.
Owen, Mathematiker IX. 138. 151.

P.

Pacthod, General bei La Fere Champenoiſe VIII. 77—80.
Pädagogik, Geſchichte derſelben IX. 175.
Pahlen, General VII. 227. 231.
Pallas, Naturforſcher IX. 134.
Palm, Buchhändler VI. 158.
Paracelſus IV. 359. X. 37. — Reſte ſeiner Schule im Rieſengebirge IX 7.
Parker, Hyde, Admiral V. 3.
Paris, europäiſche Stellung VI. 134. X. 473. — Charakteriſtik X. 238. — Einzug der Verbündeten VIII. 97—99. — Jardin des plantes VIII. 101. 102. 112. — Louvre 105. 113. — Stürmiſcher Auftritt in der großen Oper 115—119.
Parrot der Jüngere VII. 13.
Parterre, Macht deſſelben II. 115. 116.
Pascal I. 246. X. 258.
Paſſow, Philolog VII. 20. VIII. 425. IX. 27.
Pauli, Gegner der Turner IX. 70. 71.
Paulus, Theolog IV. 120. 121. 154. VIII. 156.
Peel, Robert X. 451.
Perfektibilität d. Menſchengeſchlechts VIII. 205. X. 254—259.
Perſönlichkeit, ihr Recht I. 307. IV. 135. VIII. 239, — ihre philoſophiſche Bedeutung IV. 291. V. 55. X. 13. 14, — ihre Bedeutung in der Geſchichte VII. 143. 144. IX. 67. I. 305. 306. X. 470. — Einfluß der ſittlichen Perſönlichk. IV. 370. VIII. 205—207. — Verletzte P. VI. 216.
Perſönliche Gott nur durch völlige Hingebung erkennbar VI. 40. — — Perſönl. König (ſ. d.)
Perthes, Buchhändler V. 329.
Peſtalozzi VI. 274. VII. 17.
Pfaff, Phyſiker in Kiel V. 82. 266.
Pfaff, Mathematiker VI. 237. 238.
Pflanzenwelt als Vorbild der Familie VIII. 212. 213, des Staates 233–240. — vgl. VIII. 227. 228. — Pflanze ohne Inſekt VI. 35.
Phantaſie, tadelnswerthe I. 108.
Philadelphiſches Gefängnißſyſtem, ſ. d.
Philomathiſche Geſellſchaft in Breslau VIII. 268—271. 426. 440—442.
Philoſoph, Bekenntniß deſſelben über ſeine Entwickelung III. 253. 254.
Philoſophie, etwas geiſtig Erlebtes III. 262. VIII. 191, — ihr Ausgangspunkt VI. 40, — ihr Endziel IV. 140. — Verhältniß zur Poeſie III. 325. IV. 297, zur Religion X. 8. 56. 57. 63—65.

— Abſtrakte Philoſophie V. 304, will mit Null anfangen IV. 407. — Lobenswerthe Conſequenz X. 8. — Negative Ph. X. 1 ff. Ueber eine in ſich fertige Ph. III. 50. — — Philoſ. Beſtrebungen während der franzöſiſchen Unterjochung VI. 76. 77. — Philoſophiſch wird das vorige Jahrhundert genannt IV. 400.
Phosphoriſten in Schweden V. 96. IX. 136. 179.
Phyſiognomie zeigt ſich im ganzen Benehmen des Menſchen VI. 54. 55. — Phyſiogn. von getragenen Handſchuhen 54, — verglichen mit der Witterung 55. — Urtheil über Andere aus der Phyſ. 58—61.
Pichler, Caroline X. 335.
Pietiſten VIII. 306. X. 157.
Pihl, Propſt in Bang IX. 241.
Piſtor, G. D. Poſtrath IV. 177. 178. V. 80. 82. VIII. 391. IX. 120—122.
Platen, ſchwediſcher Graf IX. 176. 177.
Platner in Leipzig V. 15.
Plato IV. 296. — Platoniſche Liebe V. 312. VIII. 381. — Platoniſche Verbindungen VIII. 380—385.
Plünderung im Kriege VII. 237. 238. 240. 241. VIII. 35. 36.
Poeſie muß aus einem nationalen Leben entſpringen III. 325. VI. 76, — aus lebendiger Naturanſchauung IV. 103. — Verhältniß zur Philoſophie III. 325. IV. 297. — Moderne Poeſie IX. 351. — Phantaſtiſche Poeſie X. 52. — Kritiſche Poeſie X. 9. — Aechte Dichter IV. 61. — Dichtung in proſaiſcher Darſtellung IV. 406. — Jede Dichtung ſoll Beruhigung gewähren VI. 199. — Unreife Verſuche ſind durchaus abzuweiſen IV. 385—389.
Pohlheim IX. 176.
Polen, ſtille Gährung IX. 114. 115.
Polignac X. 326.
Politiſcher Enthuſiasmus der Jugend IX. 56. 57.
Pontoppidan III. 86.
Pool, Schriftſteller V. 311.3 18.
Pope II. 112. 121.
Popularität, falſche X. 481. 482. vgl. III. 50.
Portalis, franzöſ. Miniſter V. 272.
Portugal's Eroberungen in Indien VI. 129.
Prag VIII. 335.
Pram, däniſcher Dichter II. 83. V. 231.
Preußen's geſchichtliche Entwickelung ſeit der Reformation VI. 127—130. 132, wird in der dritten Entwicklungsſtufe ächt deutſch 135. 136. — Militairiſche Gewaltthat gegen Möller IV. 280—285. — Verhältniß zu Frankreich im Anfang des Jahrhunderts V. 81. — Lage im J. 1806. V. 176—179. Zuverſicht u. Uebermuth der Generale 183—185. — Stille innere Erhebung während der Unglücksjahre VI. 136—139. 157. VII. 65. 66, täuſcht Napoleon und rettet Deutſchland VI. 156. 157. 161. 163. Charakteriſtik der damaligen Offiziere VI. 176. 177. 182. VII. 49. 50. 55. — Lage des Staates 1811 VI. 280—284. 287. 299. 305. Freiere Einrichtungen 284. 285. Aufhebung der Klöſter 286—289. VII. 11. Innere Verwirrung bei den neuen Einrichtungen und Vorſchlägen VI. 292—294. — Bund mit Rußland VII. 100. 110. Kriegserklärung 112. Militair 142. 143. X. 434. 435. — Der trau-

rige Verfall des Staats vor dem Befreiungskriege VIII. 295. 296. 301—304, rief die Turnanſtalten (ſ. d.) hervor. — vgl. noch Freiwillige. Geheime Verbindungen. —— Rangverhältniſſe VIII. 152. 153.
Prieſt, ruſſiſcher General VII. 227. 253. 260. 266. VIII. 75.
Prinz Regent von Dänemark, ſ. Friedrich VI.
Progreſſiſten VI. **113**. VIII. 226.
Proteſtantiſche Kirche, ihr Prinzip X. 481. — Ihr fehlt das Volksthümliche 95. — Ihre Geſchichte 153—157. — Verhältniß zur katholiſchen Kirche 482—489 VIII. 322. Endlicher Sieg über die letzte X. 99—104.
Pſychologie VI. 69. X. 33.
Puriſten VIII. 136
Puthod, General, in der Katzbacher Schlacht VII. 245.
Pyrrho, Skeptiker V. 331.

R.

Radziwil, Fürſt IX. 17. 18.
Rahbek II. **83—86**. 139—141. 216. 223. 246. III. 150. IV. 190. V. 236, — leitet die dramatiſche Geſellſchaft Borup I. 87—89. 93. 108—111. 121—126. 130. — Der „Zuſchauer" 137—139. V. 25. — Verhör I. 309—314. — Familie V. 21—24.
Rahel, Schriftſtellerin IV. 313. IX. 355—357.
Ranzau, Graf V. 91. — Gräfin 74. 91.
Ratje, Naturforſcher II. 217. 218.
Rationalismus IV. 132. VIII. 417. X. 52. 122. 474.
Rauch's Büſte von Schleiermacher V. 142.
v. Raumer in Deſſau VII. 278. — Söhne:
— Karl V. **154. 155**. VII. **13—19**. 38. 75. Feldzug 274. VIII. 11. 22. 27, in Paris 126—130, — wieder in Breslau VIII. 412. IX. 78. 79. 279, in Halle 80. 81, in Erlangen X. 318. 321. — Pädagogik IX. 175.
— Sohn, Geſchichtsforſcher X. 318—320.
— Friedrich VI. 284. 295. **297. 298**. VII. 20.
— ein dritter Sohn VII. 19 und ein vierter Sohn VIII. 22.
Redi, Naturforſcher X. 118.
Reflektion, krankhafte III. 206. 207, — erzeugt keine lebendigen Einrichtungen VIII. 244. I. 305. 306.
Reformation X. 153. 154. vgl. Luther.
v. Rehdiger, Staatsrath VIII. 328. 329.
Reichardt, beabſichtigtes Concert in Berlin IV. **178. 179. 192—196**. — Aufenthalt in Hamburg V. 311—313. — Verhältniß zu Göthe IV. 179. 437. — In Gall's Vorleſung VI. 51. — In Giebichenſtein V. **79**. 161. 184. VI. **83—85**. — Schrift gegen Napoleon und Flucht V. 202—205. — Anſtellung in Caſſel VI. 2. 80. 81. 171, — wieder in Giebichenſtein VI. 317. 323. VII. 278. vgl. noch V. 318. VI. 91. **99**. 239. VIII. 121. IX. 150.
Zweite Frau IV. 196. V. 311. VI. 82—86. 164. 165. VII. 73.
Kinder aus der erſten Ehe:
Luiſe V. 313. VI. 98—100. 116. 194.
Die Frau des Präſident Stelzer V. 80. VI. 92.
Kinder aus der zweiten Ehe:
Die Geheime Rath Steffens VI. 82.
Die Frau von K. v. Raumer VII. 82.

Reichenbach, kurze Zeit Sitz einer Regierung IX. 82—84.

Reichthum an Büchern II. 204.

Reil, Arzt in Halle IV. **180—182**. V. 79. **139—141**. 150. 152. 222. VI. 3. 4. 24, veranlaßt die Berufung von St. nach Halle V. 102. — Medizinische Studien VI. 62-67, pſychologiſche 67. 68. — Große Anlagen in Halle VI. 70. 264. — Ruf nach Berlin VI. 71. 142. 151. 152. 272. — Tod VII. 289. 290. — vgl. noch VI. 227. 234. 307. VII. 17.

Reimarus, Verfaſſer der Wolfenbütteler Fragmente V. 310. 316.

— Naturforſcher, Sohn IV. 73. V. 75. 322. — Frau V. 322—324. — Tochter IV. 438. ſ. Sieveking.

Reimer, Buchhändler VI. 167. 208. 266. Haus 283. — Verhältniß zu den Turnern IX. 35. 36.

Reinhard, Theolog IV. 132. 152. 217.

Reinhard, franzöſ. Pair V. 263. 318—321. VI. 2. 223. 332. VIII. 120. 121. 144.

Reinhold, Philoſoph II. 25. 222. III. 193. 258. IV. 143.

Reinhold, niederländiſcher Geſandter VIII. 120.

Reinlichkeit VIII. 93. 94.

Religion iſt ein urſprüngliches I. 262, — darf nicht bloß Etwas neben dem Andern ſein VIII. 418. 419, — läßt ſich nicht von außen ſchützen X. 101—104. 479. 480, — iſt Subſtanz der Geſchichte X. 472. 478. — Verhältniß zum Staat VIII. 255. 258—261, zur Kunſt und Mythe V. 344—346. VI. 130, zur Theologie X. 53. 56, zur Philoſophie X. 56. 57. 63—65, — falſches Verhältniß zur Philoſophie und Poeſie im Anfang des Jahrhunderts X. 33—35. — Religiöſe Einſeitigkeit X. 83. — Verſammlungen 85. 86. — Verfolgung 174. 175. — Vereine 487—491. — Geſchichte der Religion in den letzten drei Jahrhunderten I. 259—262. III. 321. VI. 131. 133. VIII. 380. X. 51—53. 153—157. — Religiöſe Bewegung in Baiern VIII. 392. 393, — in Deutſchland überhaupt VIII. 413—418, — zeigt ſich beim Wartburgfeſte IX. 55. 56, — in der neuſten Zeit IX. 286. X. 114—117. 482. 490. 491. — vgl. Frömmigkeit und Hingebung.

Reſtauration VI. 156.

Reue VI. 33. 34. X. 23—26, beim Rückblick auf's ganze Leben X. 265—267.

Reuß, Graf IX. 11—16. 22. 23.

Reventlow, Graf I. 285. V. **60. 61**. 72. 93. X. 338 f.

Revolution, nordamerikaniſche I. 79. 80, — franzöſiſche I. 364. VI. 111. 134. VIII. 8, als Anfang einer noch finſtern Zukunft X. 454 verglichen mit 465, eine Hauptquelle zu ihrer Kenntniß V. 311, — geſchichtlicher Wahnſinn derſelben IV. 53—56, — keimte in allen Staaten II. 241. 242, in Deutſchland IV. 54. 57, — fand Anklang in Dänemark II. 242—244, — läßt die Eigenthümlichkeit der Völker erkennen II. 240. — Revolutionär iſt der zerſtreute, beſinnungsloſe Geiſt IV. **62**.

Rheden, Graf VII. 18. IX. 10.

— Gräfin IX. 9. 10. 18.

Rheims, Dom VIII. 76.

Rheingebirge in geognoſtiſcher Hinſicht IV. 41.

v. Ribbentrop, General-Intendant VII. 174. 175.

Richter in Breslau IX. 106.
v. Richthofen, Baronin VIII. 325. 433.
Riedel in Dresden IV. 236. 242.
v. Riedeſel, Fräulein IX. 10. 18.
Riemer VI. 252. 255. 256. 259.
Rienäcker, reformirter Prediger VI. 121. X. 61.
Riepenhauſen V. 365.
Rieſengebirge IX. 1-11. 17—23. — Schatten-Phänomen auf der Rieſenkoppe IX. 4—6.
Riisbrigh, Philoſoph II. 15—19. V. 61.
Ringseis, Arzt in München VIII. 301. 302. X. 329.
Riſt III. 318. 327. 328. Privatſekretair bei Graf Schimmelmann 333. 343. 346. V. 43. 271. Benehmen bei dem engliſchen Ueberfall 298. 300. 301.
Ritter, Geograph X. 419.
Ritter, Naturforſcher IV. 87—93. Siderismus V. 301—303.
v. Robbe, Frau V. 375. 376.
v. Röder, General VII. 36. VIII. 409. X. 92—94.
— Frau IX. 330.
Roeskilde, geſchichtliche Bemerkungen I. 88. 97. 103. Domkirche 109.
Romana, ſpaniſcher General V. 326. 329—332.
Romantiſch, ſ. Deutſche Literatur.
Römerwohnungen V. 350.
Röſchlaub, Arzt IV. 134. 267. 326. 350. 359.
Roſenkreuzer X. 35. 36.
Rothe, Tyge, däniſcher Schriftſteller II. 140. 223-228.
Rottböll, Botaniker I. 304. 309. II. 36. 37.
Rouſſeau III. 317. IX. 63.
Rückert, Dichter IX. 136.
Rüdiger, Cameraliſt in Halle VI. 13—15.
Rußberg in Schleſien VIII. 445. IX. 7. 17.
Rühle von Lilienſtern VII. 303.
v. Rumohr V. 329. 365. 367. 368. Kunſtſtudien 369. Kochkunſt 369. 370, ſ. noch 372. 377. VI. 171. X. 340. 355.
Runge IV. **415.** V. **335—338.** 343. Dichter 339. Bemühen um die Dauer der Farben 340. 341. „Farbenkugel" 342. Schriften 346. Arabesken 347. Tageszeiten 347. 348. Der Morgen 349—352. — Seine Kunſtbeſtrebungen als Anfänge einer künftigen Kunſtentwicklung 352—354.
Ruſſiſche Offiziere VII. 252—256. 258—260. Soldaten VIII. 31. Artillerie 41. 42. Cavallerie 42. 43. — Quarré bei Laon VIII. 70.

S.

Saalfeld, Schlacht V. 187.
Sachſen, innerer Zwieſpalt beim Beginn des Freiheitskrieges VII. 124. 125. — Sächſiſche Reiterei geht bei Leipzig zu Blücher über 298. 299. — Am Ende des vorigen Jahrhunderts VIII. 384.
Sailer, Biſchof VIII. 353—356.
Salzburger mediziniſche Zeitung IV. 293.
Salzmann IV. 198.
Samſö, däniſcher Schauſpieldichter II. 99. III. 352.
Sand, Kotzebue's Mörder VI. 333. IX. 75.
Sappho IX. 364.
Sauer, Arzt in Arnsberg VII. 333. 334.
v. Savigny VI. 272. VIII. 356.
Saxdorf, Mediziner II. 10. 159. V. 106.
Saxo Grammaticus I. 104. IX. 271. 272.
v. Schack-Staffeldt V. 231.

Schad, Philoſoph IV. 364. 366.
Schädellehre Gall's VI. 47. 53. 54.
Schaffgotſch, Graf IX. 17. 23. — Gräfin VIII. 182. 183.
Schall, Schauſpieldichter VIII. 420—433. IX. 329. 333. 335. VII. 129.
Scharfſinn und Witz verglichen IV. 307—311.
Scharnhorſt VII. **81—85**, geheime Unternehmungen VI. 186. 278. 300. VII. 45. 46. 71. 84, als Begründer des neuen Militairweſens X. 455, im Feldzug VII. 70. 80. 86. 91. 110. 131, bei Groß-Görſchen VII. 154. 157. 160. 176, Tod 214. 277.
— General, Sohn VII. 195—197. 277.
Scharnweber VI. 284.
Schauſpiel, große Gewalt auf Ungebildete I. 171—174.— Verhältniß zur Volksbildung II. 77—79. IX. 324. — Dekorationen IV. 106. — in Weimar IV. 109—114. — Deklamatoriſche Manier 116. 117. — Verfall IX. 323. 324. X. 84. Wiedergeburt IX. 325. 326. 365. — vgl. Schickſalstragödie.
Schechner, Sängerin X. 328.
v. Scheele VI. 227. 233. 306—309.
Scheele, Chemiker II. 213. IX. 133—135.
Scheeren an den ſchwediſchen Küſten VIII. 362—364.
Scheibel, lutheriſcher Prediger VIII. **420—422**. 423. X. **71—73**. Pſychologiſche Vorleſung 74. 75. — Kein Fanatiker 76. 77. 91. — Seine Polemik 79. 80. — Verhältniß zu Steffens 86—91. 136. — Kampf gegen die Union 135. 140—143. — Einſeitig gegen Agende 164—167. — Kennt ſeine Zeit nicht 203—206. — Suſpendirt, verläßt Preußen 171. 228—230. 241.
v. Schellhammer, Arzt VIII. 157.
Schelling IV. **75. 76.** Ruf nach Jena IV. 22. 147. Erſte Vorleſung 75. 76. 83. — Verhältniß zu Franz Baader 78, zum Naturforſcher Ritter 90, zu Fichte 123. VI. 71. 274, zur A. L. Zeitung IV. 145. 148—150, zu Göthe IV. 103. 205. 302. 411. VI. 202. Wird den Jenaern entfremdet IV. 296. 312. 319. Oppoſition gegen ihn IV. 121. 122. — Ueber das Leben in Jena ſ. noch IV. 108. VI. 240. — Frühere Schriften IV. 86. Ideen zu einer Philoſophie der Natur III. 337. **338**. Zeitſchrift für ſpekulative Phyſik IV. 150. 251. 267. 278. 292. Transcendentaler Idealismus IV. **229**. 312. — In Landshut V. 292. 301. VIII. 356. 357. In München VI. 213. VIII. 374. 376. Anſehn beim Kronprinz VIII. 391. — In Karlsbad VIII. 341. IX. 144. X. 322. 329. 334. — Seine Krit? IV. 254. — Als Dichter IV. 402. — Ausſpruch über Spinoza X. 7. — Seit 1809 höhere Anſicht der Philoſophie VI. 36. VIII. 194, zeigt ſich in der Schrift „über das Weſen der menſchlichen Freiheit“ VI. 74. 75. — Philoſophiſche Entwicklung IV. 85. 86. 256. 257. 302. VI. **73. 74**. (vgl. IV. 250. 360.) VIII. **366—372. 375**. Schweigen 373. Innere und äußere Kämpfe IX. 345. 346. Gegner III. 326. IV. 77. — Jetzige Zeit nicht reif für ſeine Philoſophie VIII. 371. — Urtheil über Steffens IV. 292. V. 136 VIII. 284. Mißbilligt St.'s politiſches

Treiben VIII. 374. Sorgt für St. V. 282. — Streit mit Jacobi VI. 73. VIII. 376—**378**. 386.
Schelver, Philoſoph in Halle V. 137.
Scherer in Jena IV. 87. 183.
Scherz muß den Ernſt begleiten II. 125.
Schickſalstragödie IX. 335.
v. Schierſtädt, Offizier VII. 203.
Schiff, jedes hat ſeine eigenthümliche Geſchichte I. 68. 69.
Schill'ſcher Zug VI. **193**. 185. 187. 189. 191—196. **200**—203. 209. Mißlingen ein Glück 198. 199.
Schiller verglichen mit Göthe III. 323, als populärer Dichter 325. Verhältniß zu Fichte 326. Horen 329. 330 — Wallenſteins Lager IV. 106. — Piccolomini IV. 108. 434. — Wallenſtein verglichen mit Don Karlos 114. 115. — Don Karlos 114—116. — Erſte Aufführung der Piccolomini 107—113. — Deklamatoriſche Manier Schillers 116. 117. — Ueber Klopſtock und Bürger 144. — Maskenball in Weimar 411. 412. — Einfluß auf die preußiſchen Krieger VI. 182. VII. 96.
Schimmelmann, Graf, däniſcher Finanzminiſter I. 285. III. 341. **344—348**. V. 5—8. 46. 60. 66. 130. 225. 231. 249. 258—**261**. 262. 264. 269.
Schimmelpfennig, Buchhändler in Halle V. 198. VI. 320. 321. 328.
v. Schlabberndorf, Graf V. 203. VIII. 120—123.
Schlegel, Gebrüder III. 231. IV. 104. 125. 179. 302. 304. 310. VI. 102. 240. Paradoxen IV. 137. 138. Athenäum IV. 49. 58. 59. 264. 302. 319.
— A. W. IV. 240. 313. 315. V. 81. VI. 118. VIII. 144. 164. 320. — Verhältniß zur A. L. Zeitung IV. 121. 144—150. — Spottlied auf Merkel IV. **263**. — Ueber Erinnerungen der Greiſe I. 316. — Frau IV. 82. 94. 96. 97. 113. V. 29. 176.
Schlegel, Fr. II. 106. IV. **303. 304**. 152. 313. 320. 390. VI. 71. 250. VII. 89. IX. 269, liebt den Witz IV. 310—312. 416. — Bei der Aufführung des hyperboräiſchen Eſels IV. 264. — Schriften: Poeſie der Griechen und Römer IV. 257. Ehrenpforte u. Triumphbogen IV. **265**. 266. Ueber Jacobi's Woldemar 268. Ueber St.'s „Beiträge“ 293. VI. 74. Lucinde IV. 319.
Schleiermacher V. **141. 142. 145**. IV. 254. 310. V. 161, in Berlin als Charité-Prediger IV. 152. V. 81, — in Halle inniges Bündniß mit Steffens V. 143. 144. 152. VI. 313. Kleine Fußreiſe kurz vor einer Gedächtnißrede V. 146—149. — Reiſe nach Berlin V. 164. 172. — Bei der Beſetzung Halle's durch die Franzoſen V. 191—200. 205—208. 212. 216—224. 227. VI. 3. — Bemühung bei der Stiftung der Univerſität zu Berlin VI. 142. 146. 150—152. — Bedeutung für Berlin VI. **271. 272**. — Als Patriot V. 207. 222. VI. 138. 140. 167. 172. 175. 283. — In Betreff der Turner IX. 35. — Geiſtiger Einfluß auf ſeine Umgebung X. 81. 50—61. 107. — Tod X. 108. — ſ. außerdem I. 198. VI. 91. 277. VII. 3. 13. 264.
Schlenkert, Literat IV. 132.
Schleſien VII. 1. 2. IX. 91. — Landſchenken und Sprache VII.

7. 8. Bewohner 9. — Schleſiſche Provinzialblätter 3. — Schleſiſche Geſellſchaft für vaterländiſche Kultur 33—36. 104. 105. 218. — Noth der Weber VIII. 161—163. IX. 8—10.
Schloſſer, Göthe's Schwager VII. 347.
Schloßbrand in Kopenhagen, ſ. d.
Schmalz in Halle V. 121. 210. 211.
Schmalz, Geh. R., VI. 282.
Schmelka, Schauſpieler IX. 328—330.
Schmerzen, ſelbſtbereitete III. 119.
Schmidt, Bürgermeiſter in Bremen III. 318. VIII. 138—141.
Schmidt, Arzt in Wien VIII. 341.
Schmiedeberg in Schleſien VII. 227. 228. — Schmiedeberger Thal IX. 8—11. 19. 20.
Scholz, Mathematiker IX. 118.
Schönlein X. 319.
Schopenhauer, Schriftſtellerin VI. 257.
Schreck, verzweiflungsvoller V. 209.
Schröder, Schauſpieler IV. 110—191. — Schauſpielerin IX. 335. 336.
Schröder in Upſala IX. 181.
v. Schubert in München VII. 14. 16. X. 329.
Schubert, Prediger IX. 133.
Schulprämien I. 48. 49. — Schulunterricht VIII. 282—287. — Schulweſen VIII. 303. 304. 307. 315. IX. 60. 62.
Schulz, Direktor der Ritterakademie in Brandenburg VIII. 86.
Schulz, Geh. R. V. 153. VII. 10. 25. 29. 204.
Schulz, David, Theolog VIII. 426.
Schulz, Kapellmeiſter II. 96. 97.
Schumacher, Aſtronom I. 20.
Schumacher, Mineralog I. 303. II. 193. 239.
v. Schütz VIII. 320—334. 341—411.
Schütz, Hofrath V. 115.
Schwächen bedeutender Männer III. 236.
Schwächliche Charaktere II. 250.
Schwarz, Chemiker IX. 150.
Schweden, Nahrungsmittel VIII. 395—397. — Trunkſucht der geringen Klaſſe IX. 131—133. — Ceremonielles Weſen 139. 140. 146. — Kirchliche Verhältniſſe 142—144. — Schauſpiel 149. — Sprache 150. — Schulweſen IX. 175. 176. — Franzöſiſcher Einfluß 178—180. vgl. Skandinavien.
Schwerin, Dompropſt IX. 141. 142. 145—149.
Schwermuth II. 324.
Schwindel I. 333—339.
Sebaſtiani, General VII. 360.
v. Sedlnitzki, Fürſt-Biſchof VII. 11. VIII. 433.
Seebeck, Phyſiker VI. 76. 238. VIII. 404. 405.
Seeland, Inſel I. 317—319. X. 358.
v. Segebart, Gen.-Poſtdirekt. IX. 44.
Segeberg, Gipsbruch V. 66. 68. 94.
Sehen in naturphiloſ. Bedeutung IV. 296—299.
Selbſtbiographie I. 316. VIII. 262. 264. 265. 278. 299. 300.
Selbſtgeſtändniß des Verbrechers II. 31—33.
Selbſtkritik VI. 34.
Selbſtmord II. 20. 323.
Selbſtſucht im Denken X. 5. 8.
Senf, Salinendirektor V. 70.
Sentimentalität VIII. 302, bei Behandlung der Verbrecher IX. 202.
Seſſa, Arzt VII. 23.
Seydelmann als Mephiſtopheles IX. 344.
Shakeſpeare III. 268. V. 199. VI. 114. Hamlet III. 209. Kent im König Lear VII. 304. — Verglichen mit Göthe III. 271. 272. — Jean Paul über ſeinen Witz IV. 310.

Siælland, ſ. Seeland.
Sibbern, Prof. in Königsberg VII. 113.
Sichere, in ſich abgeſchloſſene Naturen II. 245.
Siderismus V. 301—307.
Sieveking IV. 438. V. 310 ff. — Frau IV. 438. V. 74. 200. 315—319. VIII. 384.
— Amalie IV. 98. X. 431.
— Syndikus VI. 196. 197. 338. X. 355. 430.
Sieyes V. 318. 319.
Silfverſtolpe, Oberſtin IX. 170. 171.
Sillem, Jerome, Banquier V. 74. 75. 326. VI. 97.
Simeon, weſtphäl. Juſtizminiſter VI. 26.
Simoniſt I. 307. VIII. 244.
Simpliciſſimus IV. 434.
Sismondi, Geſchichtsforſcher VI. 256.
Sittliches Urtheil über Andere VI. 46. 54. 58—61. IX. 320.
Skandinavien im vorigen Jahrhundert ſehr unbekannt IV. 18. 19. — Bedeutung für die Deutſchen V. 241. — Reiſeart IX. 125—129. — Reiſebeſchreibung 133.
Skepticismus X. 1—6.
Skjött X. 418—421.
Sklavenhandel X. 450—452.
Snedorf, Geſchichtsforſcher II. 24. 25. 30.
Snorro Sturleſon I. 15. IX. 271. 272.
Solger VI. 236.
Solms, Fürſt VII. 357.
Somnambüle VIII. 337.
Spalding I. 258 ff.
Spaniens Eroberungen in Amerika VI. 129. — Aufſtand gegen die Franzoſen V. 332. **334**. VI. 153. 163. — Jetziger Zuſtand VI. 156. — Spaniſche Truppen in Hamburg V. 326—328. 331. 332.
Spee, Graf VII. 347.
Spengler, Direktor der Kunſtkammer in Kopenhagen I. 249—251.
Spengler, Mediziner V. 130.
Spießbürgerlichkeit VIII. 301. 302.
Spinoza's erſtes Ringen nach Wahrheit III. **279—282**. — Ueberblick ſeiner Lehre 286—289. — vgl. 327. 338. — Schellings Ausſpruch über ihn X. 7.
Spontini VIII. 116.
Sprache iſt Naturerzeugniß IV. 298. 299. — Mackenſen über ihren Urſprung III. 230 — Als Gegenſtand des Schulunterrichts VIII. 282—286. — Bedeutung des jetzigen Sprachſtudiums X. 458. 459. — Leichtigkeit in ihrer Erlernung VII. 256. 257. — vgl. I. 216. — Anekdote vom däniſchen Cajütenjungen III. 137. vergl. Monier.
Sprachenſtreit in Holſtein 1807 V. 238. 239, in Schleswig 239—242.
Sprengel, Botaniker IV. 176. 177.
Staat, Entwicklungsſtufen VI. 130. 132. 135. — Verhältniß zu den Einzelnen V. 177, zur Familie und Familienväter VIII. 216—228, — organiſche Entwickelung deſſelben 232—244. 249. 250, iſt monarchiſch 250—255. — Verhältniß zur Wiſſenſchaft 255—257, zur Religion 258—261. III. 322. 324. Idee des Staats nach einem geſchloſſenen Gedankenſyſtem VIII. 261. 262. — Verfall des Staats in der jetzigen Zeit VIII. 295. 296. 301—304, iſt ein geſchichtliches Moment IX. 99. 100. Hoffnung 100. — Staat darf keine Einrichtungen von außen machen wollen IX. 213. 226. 242.
Städteordnung, preußiſche VI. 285.
Staël, Frau v., V. 374. VI. 250. VIII. 144.

Stägemann VI. 284.
Stahl, Chemiker II. 212.
Stahl, Mathematiker VIII. 350—352: 356.
Stampe, Baronin X. 305—307. 309. 423.
Stände, ihr Verhältniß zu einander V. 301—303. VIII. 207—211. — Bedeutung derſelben VIII. 241—244. — Im Mittelalter VI. 128.
Steffens, Name in der Botanik V. 371.
v. Stein, Baron VI 282. 284. VII. 36. 109. **110.** Geſpräch mit Steffens über a priori 120 bis 124.
Steinpappe, Anwendung zu Oefen und Gebäuden III. 82. 83.
Stelzer, Präſident ꝛc. in Halberſtadt V. 80. 227. VI. 92. 120. 204. 219—221.
Stelzer, O. R. R., Bruder VI. 204. 308. VIII. 22.
Sternberg, Prof. VI. 151.
Stieglitz über Brown IV. 144.
Stieglitz, Frau des Dichters IX. 359—361.
v. Stockhauſen, General VIII. 433.
Stockholm IX. 135. 190. — Akademie 136. 179.
Stolberg, Brüder II. 103. III. 355. 358. V. 313. VII. 338. 341. — Friedrich St. VIII. 323—325. 381.
Stolberg, Miniſter IX. 26.
Stolberg, Conſtantin VIII. 338.
Stonsdorf in Schleſien IX. 11. 22.
Storhammer, frühere norwegiſche Stadt IX. 241.
Storthing, ſ. Norwegen.
Strauß, O.-Hofprediger V. 154. X. 366.
Strauß, Verfaſſer des Lebens Jeſu V. 316. IX. 144.
Streit, Polizei-Präſident in Breslau VII. 48. IX. 87. 109—112.
Streit, wiſſenſchaftlicher, führt nicht zur Verſtändigung X. 215. 216, vgl. auch VIII. 266.
Ström der Aeltere IX. 191. 192. 262.
— der Jüngere IX. 191. 262. 263.
Struenſee I. 279. 281.
Studentenleben, ſ. Jena. — Studentenverbindungen IX. 97—99, vgl. Arminia.
Stuhr, Geſchichtsforſcher VI. 187. 188. 196. 200—202.
v. Sturdza VIII. 401.
Suabediſſen, Philoſoph V. 374.
Subjektivität IX. 345. 346.
Suckow, drei Brüder, Theologen IX. 288. 289.
Suhm's Bibliothek I. 296. 297. II. 202—204.
Svanberg, Mathematiker IX. 183. 143.
Sverdrup, Prof. IX. 189.
Swedenborgianer X. 35.
Symbol V. 348.
Sympathieen VI. 60.

T.

Tagebuch, moraliſches, gefährlich III. 225—229.
Talent, Erkennungszeichen VII. 164. IX. 282.
Talleyrand II. **251**. IV. 311. V. 319. VIII. 144, verglichen mit Lafayette II. 252. 253. — Stolzes Benehmen VI. 214.
Talma, Schauſpieler VI. 167. VIII. 115.
v. Tarrach, Gräfin IX. 174.
Tegnér V. 28. IX. 135. 143. 188. Frithjofs Sage IX. 274.
Teleologie I. 255—258. VI. 30. X. 14.
Tennemann, Philoſoph VII. 321. 322.

Tetens, däniſcher Schriftſteller II. 140. 223.
v. Tettenborn VII. 120. 146.
Thaarup, Dichter II. 97.
Thaden, Gutsbeſitzer in Holſtein III. 318. V. 277. 278. 283.
Tharand, Sage vom verſchütteten Stollen IV. 424—427.
That, die einzelne im Verhältniß zur belebenden Abſicht VII. 119. 120. — Thätigkeit, Verhältniß zur That X. 4. — Iſt nothwendig zur geiſtigen Kraft 48. 49. — Beſchränkte Thätigk. IV. 224. VIII. 272. IX. 66.
Thatſache, ihr Begriff X. 460.
Thibaut, Juriſt VIII. 156. 157.
Thilemann, ſächſiſcher General IV. 217.
Thierwelt als Vorbild VIII. 212. 232. 233.
v. Thiele, Miniſter VII. 87, bei La Fere Champenoiſe VIII. 78. 79.
Thiele, lutheriſcher Prediger X. 136. 143. 228.
Thomas a Kempis VIII. 353.
Thomſon's Frühling II. 137.
Thorild, Philoſoph IX. 182.
Thorſing, kleine däniſche Inſel III. 350. 351.
Thorwaldſen II. 93. 95. IV. 118. IX. 136. X. 357. 358. 390. **391—400**. 423.
Thucydides VII. 151.
Thunberg, Botaniker IV. 73. IX. 171—173.
Tieck, Ludwig, I. 14. II. 65. III. 231. IV. 118. 152. 195. **196**. 310. 419. V. 81. 279. 335. VI. 102. 104. 240. VIII. 171. — Runenberg III. 23. — Schickſal ſeiner erſten Schriften IV. 124. — Volksmährchen IV. **125**. V. 353. — Zerbino IV. **129**—133. 254. — Geſtiefelte Kater, verkehrte Welt IV. 130. — Abdallah, William Lowell, Genoveva (390), blonde Ekbert IV. **268**. **269**. — Sternbald IV. 389. **391**. — Oktavian IV. **390**. — Cevennen VI. 54. 55. — Phantaſus VIII. 127. — Novellen IX. **349—351**. — Lieder, componirt von Luiſe Reichardt VI. 89. 90. — Weiſet auf die altdeutſche Dichtkunſt IV. 258. 259. **315**. VI. 78. 115. 118. — Einfluß auf die Kunſt IV. 389. 392. 396. IX. 279. — Verhältniß zum Theater IX. 323 bis 325. 335. 336. — Ueber Göthe's Fortſetzung des Fauſt IX. 341. 342. — Karikatur von Fr. Schlegel und Steffens IV. 303. — Ueber Sandgegenden VIII. 361. — Ueber Nürnberg VIII. 408. — In Dresden IV. **368—370**, führt allein ein Schauſpiel auf 372—379.
Tieck, Bildhauer VI. 230.
Tieftrunk, Philoſoph in Halle V. 136.
Tocqueville über Gefängniſſe IX. 198.
Tod des Hektikers II. 50—53. — Tod mit vollem Bewußtſein 54.
Toleranz X. 11. 83—85. 172. 173.
Tradition I. 302. — In der proteſtant. Kirche X. 126.
Trägheit der Nordländer III. 46.
Trauer V. 107. 108.
Trendelenburg, Juriſt III. 295. 296.
Treskow, Rektor in Helſingör I. 44—48. Profeſſor an der Univerſität in Kopenhagen V. 61.
Treue VIII. 194. 211. X. 264. 265.
Treviranus, Botaniker VIII. 424.
Trier VII. 305. 306.
Trollhätta-Kanal IX. 176.
Trommsdorf, Apotheker IV. 16.
Trondhiem, Domkirche I. 22.

v. Trothe, fuimus Troes VI. 231.

Turnanſtalten, Grund ihrer Stiftung VIII. 300—304, ſind die Conſequenz der damaligen Pädagogik IX. 63. — Ihre geſchichtliche Bedeutung VIII. 307. — Verdienſt und Schaden 309—311. 437—440. — Finden allgemeinen Anklang 313—315. — Man wagt nicht eine Unzufriedenheit darüber zu äußern IX. 36—38

Turner, biederes Weſen VIII. 304 bis 306. — Ihre Zahl 439. 440.

Turnſtreitigkeit VIII. 440—442. — Streitſchriften IX. 27. 28. 48—51. 51—53. 70—72. — Die Regierung ſucht einen Angriff gegen die Turnanſtalten zu vermeiden 29—31. — Steffens's Rath 41 bis 43. — Theilnahme der Turner am Wartburgfeſt 60—63. — Unweiſe Maßregeln der Regierung 64—66. 92, erregen ſelbſt die Beſorgniſſe der Beſſern 74. 75, vgl. Arminia und im Verzeichniß I. Turnſtreit.

Zweſten V. 143

Tycho Brahe I. 63. 331.

Tyranniſche Gewalt über das Gemüth Anderer II. 270—273.

U.

Ueberſättigung an Gegenſtänden und Kenntniſſen I. 100. 170. 226.

Ulrich, Oberförſter VII. 220. 223. 224.

Unglücksfälle im und außer dem Kriege verglichen VIII. 54. 55. — Allgemeine IX. 194. 195.

Union X. 106—112. 127—132. 145—148. 152. — Stürmiſche Einführung in Breslau 133—135. 137. — Actenmäßige Geſchichte 135. — Vgl. Lutheraner, Agende.

Univerſitäten im Anfange des Jahrhunderts III. 209 319. V. 158. VII. 25. 26. 37. — In der Gegenwart in Beziehung auf den Lehrgegenſtand VIII. 285. 286, mit Beziehung auf die Fakultäten und das Lehrerperſonal 288 bis 293. Univerſitätsbehörde 292. — Geſchichte derſelben wünſchenswerth VIII. 357—359. — U. in kleinen Städten III. 294, in Hauptſtädten VIII. 357. — Gefahren des freien U.-Leben IX. 74. 75, vgl. 66—68. — Vorurtheil gegen die U. X. 310. 314. — Deutſche und franzöſ. U. verglichen X. 299. 300.

Univerſitätslehrer muß ſich durch Schriften bekannt machen X. 319. — Seine Stellung III. 297.

Unordnung bei einem jungen däniſchen Gelehrten III. 245. 246.

Unterholzner, Juriſt VII. 20. VIII. 426. IX. 330. 331.

Unzelmann IV. 190—192.

Unzufriedenheit X. 1. 2. 9.

Upſala Dom VIII. 76. IX. 164. — Univerſität IX. 136. 180. 183. Promotion 160—167. Docenten 169. Studenten 162. 163. 169. 170. — Einige Profeſſoren namhaft gemacht 169—176. 181—183. — Gegenſatz gegen Stockholm 178—180. 183. — Gamla Upſala 184. 185.

Urſprüngliches will unſere Zeit nicht X. 9. 10, vgl. Abſtrakt.

V.

v. Vaerſt X. 326. 327.

Vahl, Botaniker I. 305. **308—313**. II. 221. 238. III. 41. 73. 89. 173. 187. 190. 243.

v. Varnhagen V. 150. 153. 203. 213. 218. VI. 209. VII. 136. IX. 355.

Vater, Orientaliſt V. 119—121.
Vaterland, Bedeutung des Namens VIII. 217.
Verbindungen gegen die Franzoſen, ſ. Geheime V.
Verdammungsſucht X. 83—85.
Vereine X. 463—468. 487—491.
Verfaſſerin von Godwie-Caſtle.
Vernehmen VIII. 283. IV. 298. 299.
Verſailles, Garten VIII. 126. 127.
Verſammlung der Naturforſcher VI. 277. X. 462.
Villers V. **374**. 375. VI. 162.
Vinci, Leonardo da, V. 341.
v. Vincke VII. 320.
Vohſt, Schauſpieler IV. 112.
Voigt, Geognoſt IV. 40—42.
Völkerrecht V. 285. VIII. 133. X. 453—458.
Volksauflauf, das Widerwärtige deſſelben II. 284. 285.
Volta IV. 89. **271**. **272**.
Voltaire VI. 248. 249.
Vorbild für ein ringendes Gemüth wichtig III. 266.
Voß, Philolog und Dichter II. 103. III. 355. 356. 358. IV. 195. V. 279—283. 313.
v. Voß, G. D. J. M. V. 153. 164.

W.

Waagen V. 72. 73. IX. 278. 279.
— Sohn IX. 277—**283**. X. 328.
Wachler, Geſchichtsforſcher VI. 14. VII. 20. 322. 331. VIII. 425. IX. 81.
Wackenroder IV. 289.
Wad, Mineralog III. 256.
Wagner, Naturphiloſoph VI. 72.
Wahl, Orientaliſt VI. 122.
Wahlenberg, Botaniker IX. 160. 173. 183—185.
Wahlrecht VIII. 249.
Wahnſinn, Entſtehungsart und Heilung II. 288. 289. — Scharfſinn der Wahnſinnigen IX. 362. — Langes Leben II. 185. 186. — (vgl. Blödſinn V. 291.) — Geſchichte dreier Wahnſinnigen II. 184. 187. 189 (38—40).
Wahrnehmen VIII. 283. IV. 297—299.
Wallerius, Mineralog III. 241.
Wallmoden, Graf V. 324.
Walter, Caroline, Schauſpielerin IX. 149.
Walther, Anatom VI. 270.
Wappäus, Geograph X. 302.
Warmbrunn in Schleſien IX. 17. 19.
Wartburgfeſt IX. 55—60, vgl. Turner.
Wartenburg, Elbübergang und Schlacht VII. 273—277.
Waſſiltſchikow, General VII. 288. 302—306.
Weber, Prof. der Staatswirthſchaft VII. 31. VIII. 426.
Weber, Botaniker III. 193. 207.
— Sohn III. 207. V. 300.
Weber, Handelsherr in Schleſien VIII. 161.
Webernoth, ſ. Schleſien.
Wedel-Jarlsberg V. 8. 9. IX. 189. 190. 260. X. 413—415.
Weibliches Geſchlecht im achtzehnten Jahrhundert III. 26. 27, im neunzehnten Jahrhund. II. 68. — Einfluß der Frauen auf Bildung IX. 355. 362. 363. — Frauen als Schriftſtellerinnen 363. 364, als Schauſpielerinnen 364—366. — Anſprüche 367. — Sicheres Urtheil über Andere VI. 60. — Geſchichte eines unglücklichen Mädchens III. 25—29.
Weihnachtsfeſt in Berlin I. 277.
Weimar, Herzog und Herzogin v., VI. **242**. 257.
Weiß, Mineralog VI. 269. 270. VIII. 405.

Weiſſagung ſtets dunkel V. 364. — Ihre Erfüllung darf nicht übereilt angeſtrebt werden 364. 365.
Werner, Mineralog IV. 41. **203** bis **213**. 227—229. VI. 262. Verhältniß zu Weiß 269. 270.
Werner, Zacharias VI. **250**. **251**. 252—258. 261. IX. 335.
Werther, Graf VII. 307 ff.
Weſſel, däniſcher Dichter II. 116—121.
Weſtphäliſche Orden VII. 313.
Wetter-Prophezeihung VI. 55—57. 61.
Wichern in Hamburg X. 297. 299. 431.
Wiedergeburt X. 122–125.
Wieland IV. 59.
Wien verglichen mit Berlin X. 336.
Wilberforce IX. 200. X. 453.
Wilbrand, Phyſiolog VII. 314. 315.
Wilhelm, Prinz von Preußen, Bruder des Königs VIII. 445—449. IX. 1—3. 6—8. 21—26.
Wilhelm, Prinz v. Preußen, Oheim des Königs, bei Groß-Görſchen VII. 157. 158. 167. 168. — Bei Bautzen 190. — Prinzeß IX. 9.
Wilhelm von Oranien VI. 130.
Willdenow, Botaniker VIII. 424.
v. Williſen, Gen.-Major VI. **187**. 196. 200. **202**. 206. **208**. **322**. **333—336**. VIII. 23. 431. 433—**435**. 447. IX. 311.
Wilſon, Sir Robert VII. 208. 209.
Windiſchmann IV. 367.
Winkelmann IV. 196.
v. Winterfeld, G. O. T. R. V. 153. VIII. 413. IX. 313. 318.
Wiſſenſchaft getrennt vom Glauben, führt zur Revolution VI. 131—135. — Verhältniß zum Staate VIII. 256—258. — Gedeihen derſelben IX. 56.
Witte, Juriſt IX. 319—323.
Witz verglichen mit Scharfſinn IV. 306—311.
v. Witzleben, Oberſt-Lieuten. VII. 186. 187.
Wolf, Fr. A. IV. 315. V. 14. **138**. 152. 161. 171. VI. 3. 49. 142, in Gall's Vorleſung VI. 51. 52.
Wolf, Schauſpieler VI. 265.
Wolfram, weſtphäl. Miniſter VI. 332.
Wrede, bayerſcher General VII. 318.
Württembergiſche Verfaſſung IX. 237.
Wüſte Gegenden VIII. 361—363.

Y.

v. York, General IX. **306—310**. Jugendzeit 297—304. Familie 304—306. — Kapitulation VII. 69. 70. 112. 127. — Bei Groß-Görſchen 156. 157. — Bei Wartenburg 276, bei Möckern **286**, vgl. über den Feldzug 296. VIII. 6. 7. 13. 14. 22. **23**. — Ueber die beſte Zeit, die Franzoſen anzugreifen VIII. 65. 66. — Spannung mit Gneiſenau VIII. 66. 67. — In Frankreich gefürchtet 137. 138.
— Sohn IX. 4. 306. 310—312.
Young's Nachtgedanken II. 137. III. 267.

Z.

Zelter IX. 317.
Zerſtörungsſucht VII. 236. 237. VIII. 40.
Zerſtreuender Geiſt iſt revolutionär IV. **62**.
Zeuthen, Prediger III. 350. V. 84. 85. IX. 274.
v. Ziethen IX. 108. 112. X. 217.
Zillerthaler, proteſtantiſche X. 327. 328.
Zorn verglichen mit Wahnſinn II. 287. — Stiller Zorn VI. 157.

Zuhörer zu beobachten, iſt wichtig VI. 49. 50.

Zukunft des Menſchengeſchlechts V. 360—364. IX. 100. X. 104. 272. 273.

Zuneigung, krankhafte VI. 260.

Zünfte VIII. 243. IX. 40. 41. Zukünftige Entwickelung derſelben VIII. 245—250.

Zuverſicht des innern Berufes I. 248. 249. II. 50. III. 340. — Z. oft neben dem tödtendſten Zweifel II. 20. — Zuverſichtlicher Lebensgenuß nicht tadelnswerth III. 206. 207.

Zweifel gelöſt in der Religion II. 227. 228. — Muß gelöſt, nicht unterdrückt werden X. 103.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS